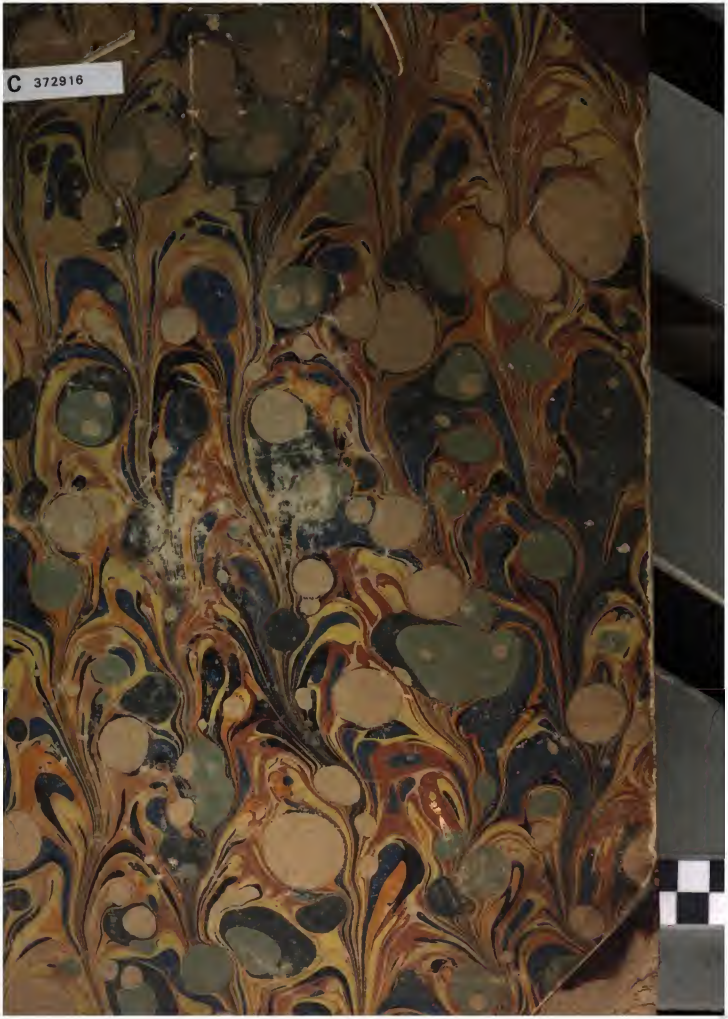
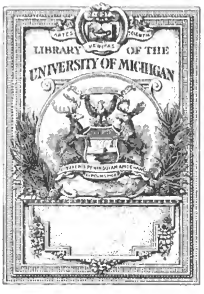
C 372916



304.



AP
30
.A93

804.

AP
30
.A93

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

1860.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1860.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1860.

A.

Abessinien, s. Afrika.
Acclimatisation, s. Zoologie.
Aderbau, s. Dampfpflug; neue -systeme in England: 501.
Aegypten, Beiträge zur -ischen und phönizischen Mythologie: 267; Brugsch's Geschichte des alten -: 361, 408, 427; Pflanzenausbeute von Alexandria und Cairo: 692; s. Archäologisches.
Afrika. Ein Ausflug nach Gt Gelea (Sahara): 17; eine neue west -nische Post: 24; ein Preis für -reisende: 46; das Fett und das Mercury; 67; mercantile und politische Bedeutung des Suezcanales: 83; Petherick's Reisen im äquatorialen -: 95; ein Tag bei dem Kupferhäuptling Sarrikki: 121; und Sansibar: 129; Mauvere: 164; die Westküste von -: 170, 219; Livingstone's Entdeckung des Nyassa-See's: 278; Reise nach Wara im westlichen -: 283; ein Besuch in Carthago: 305; eigenthümliche Christusverehrung in Algier: 359; Andersson's Reise an den Ngami: 384; Dr. Beke's Reise nach Malta zur Tricolle: 418; Duveyrier's Reise nach dem Lande der Tuareg; ein Ausflug nach Tenian: 493; Dr. Vivillot's Reisen im äquatorialen -: 495; die Produkte und Erzeugnisse der Cerealienfelder u. s. w.: 598; 2) Getreide, Hülsenfrüchte: 597; Mr. Reid über Mozambique: 601; Gen. Steb's Abenteuer im Somalilande: 625, 656; eine französische Expedition gegen Abdallah -: 697; Livingstone's letzte Entdeckungen an in und der Tsangmasi: 699; die Lage der Colonisten in Natal: 713; Burtons Entdeckungsreise ins Innere Ost -: 1) Von der Küste bis Ugogi: 721; 2) Ugogi und das Mondland: 755; 3) der Tanganyika See: 774; 4) Rückkehr nach der Heimath: 807; 5) Sitten und Gesittungen der Neger Ost -: 829; Mittheilungen des Missionars Pogharo: 840; Ladislaus Magyars Entdeckungen im westlichen Süd -: 841, 875; Krapfs Reise von Takisharra nach Schoa: 865, 895, 921, 942; die britischen Besitzungen am Cap: 907; Tod des Dr. Rescher: 912; Miani's Entdeckungen am weißen Nil: 1125; Speke's Reise nach dem weißen Nil: 1139; Nachrichten von Cap. Speke: 1224; Notiz über die Felaschas oder Juden in Abessinien: 1246.
Alcantara, s. Spanien.
Alexandria, s. Aegypten.
Algier, s. Afrika.
Almeisen, s. Zoologie.
Amerika, s. Nord -; Mittel -; Süd -; Verein. Staaten; das -nische Nordmeer: 72; Sir John Franklins Verdienste um die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt: 112; Mr. Clintock's arktische Fahrt und Auffindung von Franklins Schicksal: 278; eine Episode aus Kane's Polarreise: 520; eine neue arktische Expedition: 696.
Amur, s. Rußland.
Andaman, s. Indien.
Angora, s. Zoologie.
Anthropologie, über die Pirnatität der Menschenarten: 217; Ursprung und Verschiedenheit der Menschenracen: 391; über das Alter des Menschengeschlechtes: 1095
Apurimac, s. Südamerika.
Araber, die -schen Frauen: 1) vor dem Islam: 10; 2) seit dem Islam: 106; zur Geschichte der Wahabiten: 184; der historische Kern in Sindbads Reisen: 808; Streitereien im Yemen: 1225.
Archäologisches. Der Sechsmh im Alterthum: 9; Entzifferung eines assyrischen Cylinders: 96; der Spechtals heiliger Vogel: 166; der carthagisch-römische Handel: 241; die culturgeschichtliche Stellung des alten Persiens: 385, 411, 461, 496; die Nachtzucht in alter Dichtung: 457; Amiensfund in Armenien: 693; eiserne Gegenstände aus dem Theater des Herodes Atticus: 789; der Tiger im Alterthum; die Granate im Alterthum: 1037; der Purpur der Alten: 1054; die Arier und die asiatische Einwanderung in Indien: 1081; 1113; die indischen Veden: 1177, 1214, 1230; Ringgeln: 1189; über die Töpferkunst bei den alten Griechen: 1206; über die ägyptische Sothisperiode: 1224.
Arier, s. Archäologisches.
Armenien, s. Archäologisches.
Artesisch, s. Amerika.
Assyrien, s. Archäologie.
Astronomisches. Die Entdeckung des transmercurialen Planeten: 142, 216; Entdeckung von Planeten im Monde: 213; Meteore als Erzeuger des Sonnenlichts: 480; Herschels kosmopolitisches Lingenmaß: 514; über die Gestalt des Mondkörpers: 764; die Sonne ein verbrennender Körper: 872; die dreijährige Sonnenfinsterniß: 914.
Athen, s. Griechenland.
Atlasion, s. Rußland.
Atlantisch, s. Verein Staaten; Mr. Clinted's Sondirmaschine im - n Meer: 1152.
Australien, die Zukunft der Eingeborenen -s: 62; vom Edwards River nach Melbourne: 268, 293; Banyan der „König der -schen Schwarzen: 337; die -schen Goldfelder: 371; -sche Zustände: 560; Goldverzeugung der -schen Colonien: 840; das Wild im - n: 988, 1022; Reisen aus - und Neuseeland: 1093; Missions Acclimatisationsverfuche in -: 1128.
Automaten, die - des Hofrathe Berois: 349.
Ayan, s. Rußland.

B.

Bacon, Herausgabe unedirter Werke. Roger -s: 186.
Bali, s. Niederl. Indien.
Bangari, s. Australien.
Batjan, s. Niederl. Indien.
Batta, s. Niederl. Indien.
Beerdigung, s. Pfahlbautenfrage.
Beleuchtung, s. Naturwissenschaftliches.
Bengalen, s. Indien.
Bhuj, s. Indien.
Bibe, s. Afrika.
Birma, Reisen aus - : 1) Gleichgültigkeit gegen menschliches Leben: 2) Alligatoren: 382.
Botanisches. Heber über den Ursprung der Pflanzenarten: 255; Wellingtonia gigantea: 600;

der Wachsstrauch: 840; die Culturgeschichte des Zimmetbaumes: 853; Cultur und geogr. Verbreitung des Lebbaumes: 964; der Feigenbaum: 1238.

Brasilien, s. Südamerika.

Brennglas, s. Naturwissenschaften.

Briten, s. England.

Britisch-Assoziation, s. Naturwissenschaften.

Brodbacken, s. Technologie.

Bucharest: 528, 980.

Buddhismus, s. Indien.

Burton, s. Afrika.

C.

Calabar, s. Afrika.

Calico, s. Technologisches.

Californien, s. Verein. Staaten.

Calorisch, s. Technologie.

Canada, s. Nordamerika.

Canton, s. China.

Cap, s. Afrika.

Carey, s. Verein. Staaten.

Caroline, Seereisen Kotzebue's, eines Bewohners der -: 574.

Central-Amerika, Entdeckungen neuer Ruinen in Chiapas: 317; Besuch bei den Guajaquero-Indianern: 356, 368, 389, 420; Panama: 551, 568, 583; Santa Marta und die Sierra Nevada: 635; s. Geologie; Neu-Granada: 926; die Küsten von Neu-Granada: 1077, 1100, 1121; eine Fahrt auf dem Cauapiari: 1146; der Missionsconvent Orofi in Cosharico: 1180; 1269.

Ceylon, Notizen aus Sir Emerson Tennents -: 19, 33; Geschichte - s nach demselben: 1) bis zur Ankunft der Portugiesen: 266; 2) unter Portugiesen, Holländern, Briten: 226; die Wedahs auf Ceylon: 260; Klettersische und Landblutegel - s: 372.

Chatillon, s. Afrika.

Champlain, s. Westindien.

Chemisches, Silber im Ocean: 264; die u Bestandtheile der Luft: 984.

Chiapas, s. Central-Amerika.

Chica, s. Süd-Amerika.

China, Gesecht am Peiho zwischen Briten und - esen: 58; Grillenkampf in Canton: 94; der Peihofluß: 339; Scene aus dem Aufstande Taiconk: 290; Briten und - esen: 331; - esische Papierdrachen: 383; Lord Elgins Entdeckungsfahrt auf dem Yang-tse-kiang: 396; der Thee der - esen: 432; Streitgesichten der Engländer mit -: 544; Besuch der Insel Formosa: 612; Stellenkalk in -: 624; Rückkehr aus -: 641; geheime Denkschrift an den Kaiser von -: 689; Baron Gros' Gesandtschaftsreise nach -: 699; die - esen und ihr Charakter: 790, 802; Briefe aus der Ferne: 1) eine Promenade in Schanghai: 961; 2) eine Hinrichtung von Piraten in Tschusan; - esische Romane und Analyse eines solchen: 1044; Kriegswesen und Kriegsmacht der - esen: 1217.

Chinabaum, s. Nieder. Indien.

Choraffan, die russische Expedition nach -: 395; Coca, s. Südamerika.

Colorado, s. Verein. Staaten.

Columbia, s. Nordamerika.

Comoren, s. Afrika.

Costa Rica, s. Central-Amerika.

Crozet, Seemannsleben auf den - oder Desertinseln: 1, 27.

Curare, s. Malayen.

D.

Damascus, s. Kleinasien.

Dampfpflug, Versuche mit - en in Binnenmoos: 240.

Darwin, s. Naturwissenschaften.

Diamanten, Zur Geschichte der -: 64, 79.

Drusen, s. Kleinasien.

Dschurs, s. Technologie.

Dundonald, s. England.

E.

Edwards River, s. Australien.

Elektrisch, s. Naturwissenschaften.

England, Besuch einer Yorkshirer Kohlengrube: 56; die Londoner Gemüsegärten: 72; Gegensätze politischer Denkungsart zwischen Briten und Franzosen: 214; - s neue Tarifpolitik: 237; aus den Denkwürdigkeiten Lord Dundonalds (Cochrane): 673; zur Geschichte der artistokratischen Häuser Grossbritanniens: 684; Arbeiter-Koalitionsgeschichten in -: 763; der Dienst auf einem britischen Kauffahrer: 769, 796; die - ischen Postanstalten: 859; ein Communalister Bergwerk: 1032; Rückblicke auf die Chartist - s: 1234.

Epidemie, s. Naturwissenschaftliches.

Erdölquellen, s. Verein. Staaten.

Erfindungen, s. Technologisches.

Eva, das Grab der -: 576.

F.

Farben, s. Naturwissenschaften.

Feigenbaum, s. Botanisches.

Felschos, s. Afrika.

Felsengebirge, s. Verein. Staaten. s. Nordamerika.

Fische, s. Zoologie.

Flaschenreifen, s. Physik. Geogr.

Formosa, s. China.

Franklin, s. Amerika; Kriegsereignisse Sir John - s in der Malacostraße: 286.

Frankreich, Rückblicke auf die auswärtige Politik - s: 20; die neue Tarifpolitik -: 117; die Ludwigshafen-Bexbacher: 119; Seidenbau in -: 192; der Handelsvertrag mit England: 476; die Pariser Lumpensammler: 911.

Frik, s. Afrika.

G.

Gänsemast, s. Frankreich.

Gas, s. Technologie, s. Naturwissenschaften.

Geologisches, Kohlen und Kohlensäure: 241; Goldseifen und fossile Knochen in Neu-Seeland: 333; die Vulcane Central-Amerika's: 644, 666, 696; die Bewegung der Gletscher: 1093; die fossile Fauna Europa's: 1247.

Gletscher, s. Geologie.

Gold, s. Geologie, s. Australien, s. Rußland; über den Fall der Werthe einer Metalle: 886.

Gotea, s. Afrika.

Golfstrom, s. Physikal. Geographie.

Granate, s. Archäologisches.

Griechenland, die neuen Olympien in -: 124; theologische Zeitschrift in Athen: 216; das neue Athen: 643; die Lepra in -: 792; das neue Athen: 792; culturgeschichtliche Bilder aus -: 1196; Führer durch das neue Athen: 1200; verfeinerte Thiere in Griechenland: 1200.

Grillenkampf, s. China.

Grönland, Eisbildungen an der - ischen Küste: 612.

Guajaquero, s. Central-Amerika.

Guano, norwegischer Fisch-: 230; der -, seine Verbreitung und Anwendung: 948.

H.

Häring, s. Zoologie.

Haifisch, s. Zoologie.

Hauran, s. Kleinasien.

Hayti, s. Westindien.

Hessisch, die - e Fliege, s. Zoologisches.

Holz, künstliches -: 336.

Honig, Leichen in - conserviert: 359.

Hôtel, s. Verein. Staaten.

Howas, s. Madagascar.

I.

Jamaica, s. Westindien.

Japan, Briefe auf einer Reise von - nach Europa: 15; die Russen in Jeddo: 169; Lord Elgin und die Briten in -: 307, 322; Künste und Manufacturen - s: 383; - und die - esen: 595; eine - ische Gesandtschaft in Californien: 669.

Java, s. Nieder. Indien.

Jeddo, s. Japan.

Jerusalem, Stand der Dinge in -: 730.

Indianerstämme, s. Verein. Staaten.

Indien, Reiseskizze aus - von G. v. Liebig: 17) von Calcutta nach der Andamaninsel: 197; 18) die Andamaninseln: 226; 19) die Niederfassung daselbst: 364; Landwirthschaft in Bengalen: 234; Abenteuer eines bevortirten Sipahi auf den Andamaninseln: 473; Besuch bei der Rani von Bhuj: 479; Nachrichten von Haag aus dem westlichen -: 548; Polyandrie bei den Stämmen im Himalaya: 840; Antenthalt am Hofe Mir Ali Murads: 873; weiße Menschenstämme in -: 935; die - schen Elfenbeinen: 972; Wolfssiriene; Forschungen über den Buddhismus: 985, 1012; die Zeitgrechen in - und nach -: 1031; Arier, s. Archäologie; die Jagd auf Tamia Tepi: 1105; aus dem westlichen Ch -: 1157.

Indianer, Fragmente aus den Memoiren - s: 752, 724.

Irland, - ische Feste: 313; Beiträge zur Urgeschichte - s: 453; Beiträge zur ältern Geschichte der - ischen Sprache: 1090.

Italien, Bicenza die Heimath Palladio's: 286; Unterrichtswesen und allgemeine Bildung in -: 744; aus den Bergen der Bolsker: 798, 822, 847, 870.

K.

Kabu, s. Carolinen.

Kaffern, s. Afrika.

Kamtschatka, s. Rußland.

Karthago, s. Archäologie.

Kalchmir, Stillmerkmittel in -: 768.

Kiepert, neuer Handatlas - s: 192.

Kirgisen, s. Rußland.

Kleinasien, Briefe aus -: 38, 114, 133, 152, 253, 273; ein Tag in Nikosia: 522; Damascus und die Damascener: 742; die Religionslehre der Drusen: 762; die Maroniten: 883; Lebensgeschichte eines Drusen: 1070; der Hauran und die angrenzenden Gebiete: 1136; Titus Tobler's dritte Wanderung nach Palästina: 1169.

Klettersische, s. Ceylon.

Kohlen, s. Geologie; - verbrauch einer Dampfschiffahrtsgesellschaft: 1092.

Konstantinopel, s. Türkei.

Kukuk, der - in der Sage: 946.

Kunene, s. Afrika.

L.

Lachs, s. Zoologisches.

Lamaitisch, die - e Kirche und Hierarchie: 538.

Lanzenschlange, s. Zoologie.

Lappland, ein Winter in -: 1057.

Leuchtthürme, die -: 670.

Licht, s. Naturwissenschaften.

Liffabon, s. Portugal.

Livingstone, s. Afrika.

Salz Monte, f. Verein. Staaten.
Sedan, f. England.
Sett, f. Chemie.
Sand, f. Perſien.

M.

Mac Clintock, f. Amerika, f. Atlantiſch.
Madagaskar, en Beſuch in -: 49; die Bevölkerung - a: 1) die Howas: 84; 2) die unterworfenen Stämme: 101.
Madeira, die - reden: 703.
Magie, die - ſchen Vorſtellungen des Mittelalters: 525.
Magnetismus, f. Naturwiſſenſchaftliches.
Magnet, Ablenkung -: f. Afrika.
Malaien, Ueberzeugung des - ſchen Dolchgriffes (Creese): 44.
Malstrom, f. Phyſikal. Geographie.
Maori, f. Neu-Seeland.
Marokko, f. Afrika.
Marquesas, f. Südſee-Inſeln.
Marseille, f. Handel.
Marseillaise, die - : 391.
Martinique, f. Verein. Staaten.
Marmoreis, f. Verein. Staaten.
Mashonaland, f. Afrika.
Mahommedaner, Gebete der -: 192.
Maſchinenſäge, f. Naturwiſſenſchaft.

N.

Nachtigall, f. Archäologiſches.
Nauru, f. Rußland.
Nasenſkelettſtudien. Zur Phrenologie: 6; eine neue Lehre über die Schöpfungsgeſchichte der organiſchen Welt: 1) die Darwiniſche Theorie: 37. 2) Im Einzelnen dagegen: 134; die Epidemien des Mittelalters: 145; Beleuchtung unſerer Literatur: 261; Photographie unſichtbarer Schriftzüge: 288; Einfluß des Magnetismus auf rohes Eiſen: 288; über die Sterblichkeitsgrade in verſchiedenen Gegenden: 360; militairiſches Bauder: 403, 415; Wirkung des Lichts auf die Reben: 468; Leuchtgas aus Steinkohlentheer: 496; künſtliche Färbung und Perſtimmung von Blumen: 496; Fortſchritte in ſtenographiſcher Bezeichnung des Schalls: 501; die Rohdampmaſchinenkunſt der Neuzeit: 516; mechaniſche Zergliederung der Farben: 624; Naturphotographien: 648; das dreifarbige Maleing der Britiſh-Aſſociation: 765; Tod als Heilungsgrund: 880; Terreſtriſcher Magnetismus: 984; über die geſetzlichen Richtungen der Stimmliche weſtlichſter Inſtrumente: 1005; electriſcher Licht mit Dauerſilber erzeugt: 1032; großes Brennglas: 1056.
Nikiti, f. Rußland.
Neu-Caledonien: 969; die Waffen der - -: 1021.
Neu Granada, f. Central-Amerika.
Neu-Seeland, Mittheilungen aus - -: 87, 102; f. Geologie; Thomſens Geſchichte der Unterwerfung - -: 1) ältere Zuſtände bis zur Entdeckung: 444; 2) die erſte Bekanntſchaft mit den Europäern: 464; 3) der Aufſtand der Maori unter Heke: 485; die neue Aufſtand der Maori: 743; amtliche Ermittungen über das Aufſtreben der - -: 1125.
Neu-York, f. Verein. Staaten.
Niederländiſch Indien. Chriſtliche Frauen und Mädchen auf den Molukken: 89; Zunahme der Bevölkerung im Archipel von - -: 312; die Unruhen in - -: 336; über europäiſche Coloniſation in - -: 377; Urſachen der Bevölkerungszunahme: 394; Reiſe von Samarang nach Surabaya: 704; Cultur des Chinabaumes auf Java: 733; die Battas auf Sumatra: 745, 787; Jagdpartien auf der Inſel Batjan: 809; Gerichtsſtellen Leſinungen in - -: 1064; Barbierkünſte der Javanen: 1098; der Militairaufſtand auf Java: 1127; die deutſchen Soldaten in - -: 1240.
Nil, f. Afrika.
Niſibis, f. Kleinaſien.
Nord-Amerika, Paſſees Expedition im britiſchen - -: 186; Beſuch am Columbiafluß und der Bancouverinſel: 251; Entdeckungs- und Beſiedelungsgeſchichte - -s: 577, 605; canadiſches Bevölkerung: 1008.
Norcap, f. Amerika.
Nordweſtlich, - e Durchfahrt f. Amerika: 112.
Numismatiſch, Auffindung eines - en Schatzes: 936.
Nyaſſa, f. Afrika.

O.

Obſt, Kunſt das - zu zeichnen: 1008
Ocoyn, f. Süd-Amerika.
Oel, f. Naturwiſſenſchaften.
Oelbaum, f. Botanik.
Oeſterreich, Rückblick auf die auswärtige Politik - s: 40.
Ohio, f. Verein. Staaten.
Okefinocau, f. Verein. Staaten.
Opium, orientaliſche Viſionen eines - effers: 168.
Orient, Abenteuer des Dr. Joſeph Wolff im -: 1085, 1115.
Organiſch, f. Naturwiſſenſchaftliches
Oroſi, f. Central-Amerika.
Oſtindien, f. Indien; ein Vorfall an Bord eines - fahrers: 73.

P.

Paläſtina, f. Kleinaſien.
Panama, f. Central-Amerika.
Parfüm, Statiſtik der Fabrication von -n: 24.
Paris, f. Frankreich.
Patagonien, f. Süd-Amerika.
Pegboat, f. Afrika.
Peiho, f. China.
Pergamentpapier, f. Technologiſches.
Perlen, Erzeugung natürlicher und künſtlicher - : 568.
Perſien, f. Archäologiſches; Reiſe durch die Wüſte Luth: 688.
Peru, f. Süd-Amerika.
Petherit, f. Afrika.
Pflanzen, f. Botaniſches.
Philippinen, über die Bewohner der -: 344.
Phönizien, f. Aegypten.
Photographie, f. Naturwiſſenſchaften.
Phrenologie, f. Naturwiſſenſchaftliches.
Phyſikaliſche Geographie, der Golfſtrom und Muſtrom an den Küſten Nordcarogens: 143; Verminderung des Regens: 624; merkwürdige Seereiſe einer Flaſche: 672; Zeit der größten Tageswärme auf den tropiſchen Meeren: 968.
Phyſiologiſches, Curare als Heilmittel gegen Starrkrampf: 455; Verengung lebendiger: 554; Zuſammenhang des Fötus mit der Mutter: 1008, 1104.
Planeten, f. Himmelskörper.
Pluralität, f. Anthropologie.
Polarreiſe, f. Amerika.
Politik, Erörterungen über auswärtige -: 717, 969, 1054, 1102.
Polyandrie, f. Indien.
Pomoty, die - oder niedrigen Inſeln: 888.
Portugal, - ieſiſche Räuber: 978; Bericht eines Augenzeugen über das große Erdbeben von Liſſabon: 1140; die - ieſiſchen Weine: 1233.
Purpur, f. Muſchelzucht.

Q.

Quadronen, f. Verein. Staaten.
Quiſiman, f. Afrika.

R.

Racen, f. Anthropologie; Anerkennung von - unterſchieden an Bord europäiſcher Schiffe: 710.
Regen, f. Phyſikal. Geographie.
Reuntiere, f. Zoologie.
Ricinusraupe, f. Zoologie.
Ringgeln, f. Archäologie.
Rio Janeiro, f. Süd-Amerika.
Rocher, f. Afrika.
Rothes Meer, eine Schiffsfahrt im - n -: 973, 1001.
Rückblicke, f. Frankreich Rußland, England, Vereinigte Staaten, Oeſterreich.
Rumänen, die - en Dora d'Iſtria: 433.
Rußland, Rückblicke auf die auswärtige Politik - s: 68; Statiſtik der Schulen in -: 144; Schanwol in St. Petersburg: 155; die deutſchen Colonien in Neu -: 336, 354; Zuſtände in -: 423; die Emancipationsfrage: 504; - s Goldproduction: 528; die - iſche Niederlaſſung Apan in der Tataren: 552; der ſchwarze Boden in -: 714, 728; Mäßigkeitsvereine in -: 815; die - iſche Leibeigenſchaft: 860; Atkinſons Wanderungen am obern und untern Amur: 1) in den Steppen der mittlern oder großen Horde: 991; 2) der Amur und Aetau: 1015; 3) Dſchoſinen: 1048; Abenteuer eines Koſaken unter den Kirgiſen des Aetau: 1073; Schiffsreiſen in Kamtſchatka: 1042; die Narwiſche Reiſe: 1089; franzöſiſche Expedition nach dem Amur: 1224.

S.

Samarang, f. Niederl. Indien.
San Antonio, f. Verein. Staaten.
Sandbar, f. Afrika.
Santa Marta, f. Central-Amerika.
Saratpiqui, f. Central-Amerika.
Savannah, f. Verein. Staaten.
Savoyen, - und Nizza: 215; die Einverleibung - s: 834.
Schampl, f. Rußland.
Schanghai, f. China.
Schildkröten, f. Zoologie.
Schlangintweit, Adolf - s irriſche Ueberreſte: 696.
Schlangen, f. Zoologie.
Schnee, f. Naturwiſſenſchaften.
Schoa, f. Afrika.
Schweden, Volkswirthſchaftliches aus -: 1028.
Seehund, f. Archäologiſches.
Seide, f. Frankreich; - raupen, f. Zoologie und Technologie.
Siam, Englands Handel mit -: 526.
Silber, f. Geld; f. Chemie: f. Bäſſer.
Simancas, f. Spanien.
Sindbad, f. Arabien.
Sklaven, f. Verein. Staaten; Erlebniſſe an Bord eines - ſchiffes: 649.
Somali, f. Afrika.
Sonne, f. Aſtronomie.
Sothis, f. Archäologiſches.
Spanien, die Römerbrücke bei Alcantara: 302; Weinſchmeckerier in -: 525; eine unheimliche

Brüderschaft in –: 817; Simanows und seine Archive: 1166; die Andalusier: 1244.
Specht, f. Archäologie.
Spele, f. Afrika.
Spinnen, f. Zoologisches.
Spinnmaschinen, f. Technologisches.
Sprachenfamilien, Oppert über die Charaktere der –: 441.
Stahl, f. Technologie.
Sterblichkeit, f. Naturwissenschaften.
Süd-Amerika. Reise von Valparaiso nach Lima und über Panama: 109, 130, 148, 174; Zubereitung der peruanischen Chica: 120; Tschudi's Schilderung aus Südbrasilien: 262, 329; das Kloster Ocopa in Peru: 481; verunglückte Expedition in das Gebiet der Tschunchos: 505; brasilianische Ethnen: 1) im Waldesdickicht: 533; 2) Dampfschifffahrt: 621, 630; Ermordung der Mannschaft der patagonischen Missionsschiffes: 667; Ausflug nach den Inseln des Amazonas: 705; Jagdpartie und –nisches Faustleben: 819; Besuch eines deutschen Herzogs auf dem Sommersitze Uruguya's: 826, 851; Notizen über Dampfund Segelschiffe in den Vereinigten Staaten: 977; der Bettler von Rio Janeiro: 1110; Menschenfresserei in Brasilien: 1171; über die peruanische Coca: 1199.
Suez, f. Afrika.

T.

Tadschurra, f. Afrika.
Tahiti, die Chinesen auf –: 219.
Tantia Topy, f. Indien.
Tarantel, f. Zoologie.
Taschentücher, Geschichte der –: 249.
Taubenglocke, Fahrt in einer – bei Dover: 379.
Technologisches. Gasbrenner: 235; die Spinnmaschinen und ihre Erfinder: 256; Weine all zu machen: 456; Einfluß der Wissenschaft auf den Calicodruck: 503; Verwirrung des Pergamentpapiers: 504; unterseeische Kriegsmaschinen: 599; neue Erfindungen des letzten Jahres: 653; Lenoirs Gasmaschine: 863; Erasons seleroische Maschine: 903; zur Geschichte des Bleddockens: 903; Stickmaschinen als Angstschmitze: 984; über Diebstahl und Diebstahlsarbeit: 1007; die neue Aera der Stahlerzeugung: 1248.
Terminfest, f. Verein. Staaten.
Tetuan, f. Afrika.
Texas, f. Verein. Staaten.
Thee, f. China; der russische Karawanen –: 837.
Thiermelt, f. Zoologie.
Tiger, f. Archäologisches.
Tobler, f. Kleinasien.
Töpferkunst, f. Archäologisches.
Tonga, Gelegbuch der – inselaner: 3, 35.
Tripolis, f. Afrika.
Tropen, über Handelsvorbeute – fischer Pflanzen: 640.
Tschuntschen, f. Süd-Amerika.
Tschu-san, f. China.
Tuarek, f. Afrika.
Türkei, Finanzzustand der –: 47; Bilder aus Konstantinopel und Jerusalem: 832; der Teufel in Konstantinopel: 1127.

U.

Ungarn, neue Zukunft –s: 481; f. Zoologie.
Unterseeisch, f. Technologisches.
Urquiza, f. Süd-Amerika.

V.

Valparaiso, f. Süd-Amerika.
Vancouver, f. Nord Amerika.
Veden, f. Archäologie.
Vereinigte Staaten. Negermarkt zu Savannah: 32; die Presse in den – –: 48; die Staaten in den – –: 54; Bienenzucht in Californien: 90; über den Mineralreichthum Californiens: 125; Verbrechen am Boden amerikanischer Schiffe: 149; ein misslungener Mord, eine Erzählung: 188; Lola Montez in Californien und den östlichen – –: 193; Tecumseh der Shawanehäuptling: 201, 223; das Predigerthum im fernen Westen: 243; Mißhaltene Abenteuer in den Felsengebirgen: 289; die hessische Fliege und Weizenmücke, f. Zoologisches; die Beamten der – –: 352; Ohio: 369; die deutschen Flüchtlinge in Amerika: 409; die Absetzungen in den – –: 452; Reiseeindrücke auf amerikanischen Canälen: 479; der Corey'sche Gesetzlichkeitsfehler: 542; Parteien, Wahlen und Repräsentation in den – –: 571; aus der Statistik Californiens: 590; der Obstmorgen-Sumpf (Georgia): 656; reiche Silberfunde im Waldbergebiet: 671; Indianerstämme an der Westküste der – –: 678; das größte Haus der Welt: 696; Miracel des Mormonenheiligen Smith: 709; die neuen Silberfunde in Californien: 720; Briefe aus dem Westen von R. Schott. Die Cala Stanes am Ohio: 736, 748; Expressionen in der Umgegend von Columbus: 740; eine gemüthliche Hinrichtung: 816; Buchanan Mißhaltens Bericht über die Goldgewinnung des Colorado: 889; Bericht über den Zug durch das Hochland von Neu-Mexico: 949; eine Erzählung aus dem Westen der – –: 913; Californien 1849 und 1859: 932, 955; Einwanderung: 937; das Weinhandhaus in Savannah (Georgia): 957; der Markt in Savannah: 983; Erinnerungen aus dem Westen: 998, 1026, 1039; San Antonio de Bexar, Texas: 1069; Erdölquellen in den – –: 1080; Neu-Yorks im 17. Jahrhundert: 1080; der falsche Montezuma: 1129; atlantische Erinnerungen: 1142; unter den Indianern: 1153, 1192; über Californiens Legislatur: 1172; wechselnde Schicksale eines Colonisten und Goldgräbers in Californien und Australien: 1161; Rückblicke auf die Politik der – –: 1201.
Vicenza, f. Italien.
Vilmische Sitten: 1) die Kindtaufe: 814; 2) Tod und Begräbniß: 814; Verheerungen des Namens Maria im – n: 889.
Volsker, f. Italien.
Vulcane, f. Geologie.

W.

Wärme, f. Physik. Geographie.
Wahabiten, f. Afrika.
Walfisch, Resultate des – fanges 1859: 377.
Walfee, f. Verein. Staaten.
Waqa, f. Afrika.
Werdahd, f. Ceylon
Weihnachtsliteratur: 1222.
Wein, f. Liebe; f. Technologie; f. Frankreich.
Weizenmücke, f. Zoologisches
Wellingtonia, f. Botanik.
Weh-Afrika, f. Afrika.
Westen, f. Verein. Staaten.
Westindien. Champlains Reise nach – und Mexico: 74; Zustände im britischen – und in Central-Amerika: 156, 179; Liebesdrummer einer Mulattin auf Jamaica: 199; Geschichte Hayti's seit 1791: 918.
Wolff, f. Orient.

Y.

Yang-tse-kiang, f. China.
Yemen, f. Arabien.
Yorkshire, f. England.

Z.

Zimmetbaum, f. Botanik.
Zoologisches. Spinnen und Spinnweben: 25; Versuch den Lachs auf der südlichen Hemisphäre zu acclimatisiren: 48; Fische mit Zungen: 67; Fischsterben: 96; Staaterei im Ameisenhaat: 162; über Acclimatisation von Thieren: 265; Kletterfische, Landkrimpel, f. Ceylon; die hessische Fliege und die Weizenmücke: 319; die Angoraziege: 430; Bertheilung und Wanderung der Thiermelt: 433, 471; Charakterzüge aus der Thiermelt: 501; Beobachtung schottischer Haringzüge: 525; indische Schwanen: 566; die Lamazüchtung auf Martinique: 669; Bemerkungen über die Vögel Ungarns und Siebenbürgens: 693, 701; das Knaben der Krembiere: 711; die Reinwasserbewaare: 713; die Tarantel: 805; fingende Fische: 905; Geselligkeit eines Haifisches: 936; Notizen über –e Gärten: 1075; künstliche Schildkrötenzucht: 1247.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. Augsburg, 1 Januar 1860.

Seemannsleben auf den Crozett- oder Desert-Inseln.

Im Junius 1854 unternahm ich als Capitän eines großen Wallfischfängers eine Reise nach dem südlichen indischen Ocean, um die auf den daselbst liegenden Crozett-Inseln häufig anzutreffenden Seegeschöpfe, wie Robben, See-Elephanten und Seelöwen zu jagen und zu erlegen, worauf wir im indischen Ocean in der Gegend von Madagascar nach Spermaceti-Walfischen kreuzen sollten.

Am 8 Junius verließ ich die Tafel-Bay, mit einer Besatzung von 55 Mann und fünf neuen, schönen Walfischbooten versehen, vollständigen Proviant für zwei Jahre mitführend. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, denn das rauhe, stürmische Winterwetter des Caps der guten Hoffnung hatte schon angefangen, und da wir nach Südosten zu unsern Curs legten, so gelangten wir bald in ein eisiges Klima, wo dicke Kleider nöthig waren; natürlicherweise hatten wir davon einen guten Vorrath an Bord, und ich ließ davon der Mannschaft austheilen. Gegen Ende des Monats Junius waren wir so weit südlich vorgedrungen daß das Wasser an den Tauen gefror und das Verdeck mit Schnee bedeckt war. Das Wetter wurde dick und stürmisch, und oft war für 3—4 Tage die Sonne bei Tage und die Sterne bei Nacht verhüllt, so daß es unmöglich war Observationen zu nehmen, um unsere Lage zu bestimmen.

Am 2 Jul. bekamen wir des Morgens eine hohe Insel durch den dicken Nebel zu sehen, welche wir bald für die westlichste der Crozett-Gruppe erkannten, sie wird Pig-Island von den Engländern, isle-aux-cochons von Crozett, ihrem ersten französischen Entdecker, genannt und liegt zwischen dem 47sten und 48sten Grade südlicher Breite und 49° östlich von Greenwich. Die ganze Gruppe besteht aus fünf Inseln, welche in einiger Entfernung von einander liegen, von denen die drei größern Pig, Possession und East Island genannt werden, die beiden andern, die Apostel genannt, liegen etwas südlich von den Hauptinseln, sind nur unbedeutend, obwohl hoch und unannahbar; ihre Küsten sind noch nie von einem menschlichen Fuße betreten worden, und sind von drohenden, noch unbekannten Felsen umgeben, die jeden Versuch darauf zu landen verbieten.

Der Anblick der ganzen Gruppe, zumal der westlichen Seite derselben, welche den hier ewig herrschenden Stürmen ausgesetzt ist, ist drohend und schwarz; die hier vom Weststurme ungehindert auf die Küste losgetriebene wüthende See bedeckt mit ihrem Schaume die steilen Klippen zu einer ungeheuren Höhe, und erlaubt keiner Spur von Vegetation sich festzusetzen; ich habe nie etwas drohenderes und dennoch erhabeneres gesehen, wie diese den andrängenden Wogen des indischen Oceans sich entgegensetzenden unerschütterlichen Felsen. Die gegen die herrschenden Winde geschützte Ostseite der Inseln ist stellenweise mit hartem, hohem Grase bedeckt, doch von Bäumen und Sträuchern konnte ich auf keiner von ihnen eine Spur entdecken. Die niedrigen Theile sind sumpfig und die Wurzeln des Grases bilden eine dicke Lage von Torf, welcher jedoch allen unsern Versuchen, ihn als Brennmaterial anzuwenden, widerstand; zu diesem fanden wir nichts vor und mußten und deßhalb des Fettes getödteter Robben als Feuerung bedienen, welches in der That diesem Zwecke besser entspricht als man erwarten sollte. Possession ist die größte Insel der Gruppe und liegt ungefähr 40 Meilen östlich von Pig-Island; es gibt auf dieser Insel zwei kleine Buchten, in welchen ein Schiff zur Noth ankern kann, wenn es mit guten Ketten und Ankern versehen ist; die eine wird von den Robbenfängern amerikanische, die andere Schiff-Bay genannt, beide schwärmen von allerlei Fischen welche sich leicht mit der Leine fangen lassen und welche wir alle sehr wohlschmeckend fanden.

Im Julius, welches hier mitten im Winter ist, waren natürlicherweise alle Inseln hoch mit Schnee bedeckt, und des Nachts waren die kleinen, dem Andrange der See nicht ausgesetzten Buchten mit einer ziemlich starken Eisdecke überzogen, jedoch fand ich nie die Temperatur unter — 10° Reaumur, und an den den Sonnenstrahlen ausgesetzten Stellen thauete es in den Mittagsstunden und der geschmolzene Schnee bildete zahlreiche Cascaden, welche sich in die See ergossen.

Auf Possession finden sich mehrere heiße Quellen vor, deren Wasser einen starken Schwefelgeschmack an sich hat, sie entspringen

am Fuße eines merkwürdigen Hügels, dessen Oberfläche dicht mit ein bis zwei Zoll langen, durchsichtigen Bergkrystallen überdeckt ist, von prächtiger Klarheit in den Sonnenstrahlen alle prismatischen Farben spiegelnd. Die Krystalle wachsen in dichten Gruppen über den ganzen obern Gipfel des Hügels, und machen durch ihre scharfen Spitzen das Gehen sehr beschwerlich, der Anblick dieses Hügels ist in der Sonne blendend und höchst überraschend. Unmittelbar neben diesem Hügel, in einer Entfernung von ungefähr 300 Schritten, befindet sich ein anderer welcher anstatt mit weißen, durchsichtigen, mit glänzend schwarzen Krystallen überwachsen ist, die einzelnen Krystalle sind jedoch kleiner als die weißen, aber von derselben sechsseitiger Gestalt, in eine von sechs Dreiecken begränzten Pyramide endigend, und mit dem andern, weniger durchsichtigen Ende am Felsen festsitzend.

Pig-Island (isle-aux-cochons) hat seinen Namen von der großen Anzahl wilder Schweine erhalten, welche früher darauf in völliger Freiheit umherstreiften und von den Jungen der hier nistenden unzähligen Seevögel lebten; sie sind jedoch von den zuweilen anlaufenden Robbenjägern beinahe ausgerottet worden, so daß nur noch einige Heerden von ihnen sich zeigen, aber sehr scheu und schwer zu erlegen sind, und beim Anblick eines landenden Bootes sich in das Innere flüchten. Ihre Stelle wird jetzt von wilden Kaninchen eingenommen, welche vor ungefähr 20 Jahren von einem Robbenfänger hier zurückgelassen worden waren und sich dergestalt vermehrt haben, daß sie die rechten gelegenen Theile der Insel in allen Richtungen unterminirten und der Erdboden einem Wespennest gleicht. Sie dienen jetzt den Leuten welche während der milden Jahreszeit den Robbenfang betreiben, zur ausschließlichen Nahrung, und werden leicht von diesen in Schlingen gefangen. Es werden deßhalb die hier auf den Inseln zurückbleibenden Leute nie mit Fleisch von den Schiffen versorgt, sondern bloß mit Thee, Kaffee, Mehl, Zucker u. dgl.; denn außer den Kaninchen finden sich große Massen von jungen Seevögeln vor, welche sehr gut zu essen sind, wenn man sie fängt, ehe sie noch flügge geworden und Fische gefressen haben. Vorzüglich zogen wir die Albatrosse allen andern Arten vor, da sie größer und zarter sind und mehr Fleisch an sich haben; wir begnügten uns immer mit der Brust und den Schenkeln des jungen Vogels, welcher ungefähr von der Größe einer Gans ist, und auf dem Nest sitzend einen eigenthümlichen Anblick gewährt; in einiger Entfernung hält man sie leicht für kleine Schneehaufen, denn der junge Vogel ist mit langen, zarten und schneeweißen, nahe an sechs Zoll langen Daunen bedeckt, welche das Thier gegen Wind und Wetter schützen; das Nest des Albatrosses liegt nur wenige Zolle über der Oberfläche des Erdbodens erhaben, gewöhnlich am Abhang eines Hügels, und ist mit trockenem Seegrase ausgefüttert; nie habe ich mehr als ein Junges auf dem Nest gefunden, deßhalb legt der Albatroß wahrscheinlich nur ein Ei. Er ist der größte der antarktischen Vögel, und besitzt eine ungeheure Kraft und Ausdauer in seinen Flügeln, welche ausgespannt 10—12 Fuß messen. Mit seinem langen, messerscharfen Schnabel kann der Albatroß tiefe und gefährliche Wunden beibringen.

In kurzer Zeit errichteten wir auf allen Inseln an geschützten Orten Hütten von in der Form von Mauersteinen ausgeschnittenem Rasen, die Wände machten wir drei Fuß dick, damit sie dem Wind und Regen widerständen, das Dach wurde hoch gebaut und steil, damit sich nicht während des Winters zu viel Schnee darauf sammle, und das Innere wurde mit alten Segeln ausgeschlagen; der transportable Ofen kam in die Mitte und ringsherum wurden die Betten aufgestellt, welche die Gestalt von länglichen, viereckigen Kisten mit einer kleinen, auch noch durch einen Schieber verschließbaren Oeffnung hatten, in welchen sich ein Mann mit Bequemlichkeit ausstrecken und schlafen konnte, und vor der grimmigen Kälte geschützt war; so eingerichtet, bildete das Ganze ein ganz bewohnbares Obdach, worin die Leute im Winter behaglich trocken und warm sitzen konnten. Wir ließen zehn Mann auf jeder Insel zurück, mit einer Anzahl von Fässern, großen eisernen Kesseln um den Thran der getödteten Thiere auszuschmelzen, und hinreichenden Proviant auf ein Jahr.

Da die Zeit zur Erlegung der Thiere noch nicht gekommen war, obwohl wir Schaaren von ihnen an den Küsten umherliegen sahen, so war Zeit genug für die Leute vorhanden sich bequem einzurichten und alles zum Fange bereit zu machen. Flinten wurden gereinigt, Lanzen geschliffen, Keulen zugeschnitten und die Boote ausgerüstet, welche jede Partie bei sich hat, und deren sie sich bedienen um Expeditionen nach entfernt liegenden Theilen der Insel zu machen, und worin sie den abgezogenen Speck der getödteten Thiere nach ihrem Hauptplatze hinschaffen. Im Vordertheil jedes Bootes ist eine kleine, einpfündige Kanone befestigt, aus welcher bei schlechtem Wetter und heftiger Brandung eine Leine an Land geschossen wird, vermittelst welcher sodann von den am Land befindlichen Leuten das Boot schnell durch die mächtigen Wellen hoch auf das trockene Land gezogen wird, ohne welche Vorkehrung es oft für die Boote unmöglich seyn würde zu landen; denn obgleich sie vielleicht des Morgens bei schönem Wetter weggegangen sind, so ist hier doch daselbe so veränderlich, daß noch vor Mittag oft der heftigste Sturm weht.

Robben verschiedener Art gibt es das ganze Jahr hindurch auf diesen Inseln, doch während der milden Jahreszeit sind sie in größter Anzahl vorhanden, und viel fetter als im Winter. Die kleinern Arten werden mit Keulen erschlagen, die größern mit Lanzen oder Flinten erlegt, da sie den stärksten Schlägen widerstehen.

Die größte der hier vorkommenden Species von Robben ist der sogenannte See-Elephant oder Rüssel-Seehund (Phoca proboscidea), welcher oft die Länge von 23 bis 25 Fuß und eben so viel im Umfang erreicht. Er gleicht an Gestalt dem gemeinen Seehund, ist aber nicht so schlank wie dieser, und ausgewachsen von bräunlich-grauer Farbe, mit schwarzen Füßen; bis zum Alter von 2 bis 3 Jahren ist er silbergrau, und sein Haar hat einen feinen, seidenartigen Glanz, er selbst ist dann 8 bis 10 Fuß lang, und wurde von uns in diesem Alter getödtet, damit uns sein dann feiner Speck als Brennmaterial

diene. Das Thier bewegt sich nur höchst mühsam auf dem Lande fort, indem es sich auf den Füßen, welche sehr einer mit Schwimmhaut versehenen Hand gleichen, erhebt, sodann den ganzen Körper vorwärts wirft und die Füße nachzieht; durch Wiederholung dieser Bewegung gelingt es ihm sich langsam entlang zu ziehen. Das Hintertheil des Thieres gleicht dem des Seehundes, die Hinterfüße jedoch haben eine sonderbare Gestalt und stehen an der Stelle des Schwanzes; im Wasser gebraucht sie das Thier nach Art der Schraube bei Dampfschiffen, indem es ihnen eine kreisförmige Bewegung gibt, welche dem Körper mit Hülfe der Vorderfüße eine sehr schnelle Fahrt durch das Wasser gestattet. Die Nase ist bei den Männchen (Bullen genannt) sehr verlängert, und hängt ihnen in der Gestalt eines Rüssels zwei Fuß lang über das Maul herunter; werden sie gestört oder angegriffen, so richten sie diesen Anhängsel steif in die Höhe und stoßen einen starken trompetenartigen Ton aus, welcher in weiter Entfernung zu hören ist; überhaupt haben beide, Männchen sowohl wie auch Weibchen (Kühe), eine laute, brüllende Stimme, welche der des Löwen an Rauhheit und Tiefe sehr ähnlich ist; man hört das Gebrüll der sich gegenseitig bekämpfenden Männchen auf die Entfernung einer halben Meile bei ruhigem Wetter.

Der See-Elephant, wenn er in der Nähe des Wassers angegriffen wird, setzt sich tapfer zur Wehr und sucht seinen Gegner durch Daraufstürzen zu erdrücken, macht aber auch oft von seinen Zähnen Gebrauch, denn er ist mit diesen wohl versehen, und sie sind von solcher Härte, und die Kraft der Maulmuskeln des Thieres ist so groß, daß ich oft gesehen habe daß ein wüthender, verwundeter See-Elephant einen Stein von der Größe einer Mannsfaust mit den Zähnen ergriff und zermalmte. Durch sein ungeheures Gewicht und die Schnelligkeit seines Sturzes ist er im Stande einen ungeschickten Jäger augenblicklich zu erdrücken. Man bedient sich der Lanze, als das sicherste Mittel sie zu tödten, wenn sie nicht zu groß sind, in welchem Fall es zu lange dauert, und zugleich zu gefährlich ist sie damit anzugreifen; es wird sodann zum Gewehr Zuflucht genommen und dem mächtigen Thier eine Kugel durch den Kopf gejagt, welche es augenblicklich tödtet.

Die Lanze welche zum Erlegen dieser mächtigen Thiere angewandt wird, trägt eine sechs Zoll lange, lanzettförmige, sehr scharfe Stahlspitze an einem drei Fuß langen eisernen Stiel, in welchem wiederum ein vier Fuß langer Griff aus hartem Holze steckt; die Spitze schneidet nach allen Richtungen und der Jäger ist im Stande die Lebensorgane des Thieres damit leicht tödtlich zu verletzen, indem er ihm dieselbe zwischen den Vorderfüßen in die Brust stößt und schnell einigemal hin- und herbewegt; es gehört jedoch große Gewandtheit und Geistesgegenwart dazu sich vor dem Angriff des 7 bis 8 Fuß über dem Kopf des Jägers emporragenden Thieres zu schützen, welches sich mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts wirft, um seinen Feind zu erdrücken und mit seinen Zähnen zu ergreifen. Der Jäger ist genöthigt der fallenden Masse schnell auszuweichen, indem er die Lanze mit sich zurückzieht; im Fall er jedoch vermuthet ein Lebensorgan des Thieres getroffen zu haben, so springt er, die Lanze zurücklassend, schnell beiseite, und das Thier stößt sich in seiner Wuth durch wiederholtes Fallen die Lanze immer tiefer in die Brust und verendet in kurzer Zeit.

In den Monaten vom November bis Januar ziehen sie sich vom Wasser zurück und suchen hohe, trockene und den Sonnenstrahlen ausgesetzte Theile der Inseln, um ihr Haar abzuwerfen und neues zu bekommen; man findet sie sodann an so hohen Orten daß es unbegreiflich scheint auf welche Weise das unbehülfliche Thier hinaufgelangt ist, hinunter kommen sie sehr schnell, denn sie werfen sich von bedeutenden Erhöhungen ohne weitere Umstände senkrecht hinab, und leiden davon nicht den geringsten Schaden. Sie sind zur Zeit ihres Haarwechselns sehr träge, und man kann unter einer Heerde umhergehen, ohne daß diese die Flucht ergriffe oder den Störer anzugreifen drohte. Sie sind alsdann auch sehr empfindlich gegen Kälte und Regen, und verkriechen sich unter den Schutz von Felsen u. dgl. Ich habe Junge gesehen, welche, von der Wärme unserer Hütten angelockt, durch die Thür mitten unter uns hineinkrochen und mit der Zeit ganz zahm wurden.

Während der Paarzeit bekämpfen sich die Männchen unter einander, wobei die Weibchen die ruhigen Zuschauer spielen; die Wuth, mit der sich die erstern angreifen, ist unbeschreiblich: viele verenden, gänzlich in Stücke zerrissen, ihr Leben und die meisten tragen weite klaffende Wunden davon. Die aus der Schlacht siegreich hervorgehenden suchen sich jeder eine Heerde Weibchen aus und leben dann ohne weitere Streitigkeiten bei einander. Während ihrer Kämpfe ist ihnen leicht beizukommen, da sie zu dieser Zeit den sich nähernden Jägern keine Aufmerksamkeit schenken. Ein ausgewachsener See-Elephant gibt oft 80—100 Gallonen Oel von ausgezeichneter Güte, sein Fell ist jedoch von keinem erheblichen Nutzen, und im Vergleich weniger stark als das des Seehundes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesetzbuch der Tonga-Insulaner.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Völker Polynesiens.

Von Dr. Karl Scherzer.

Die Tonga- oder freundlichen Inseln, ein christliches Königthum im südwestlichen Theile des stillen Oceans, liefern das erfreuliche Beispiel auf welchen Grad von Civilisation

selbst ein wildes Volk durch den redlichen Eifer gebildeter Missionäre gebracht werden kann.

Der Tonga-Archipel, dessen Hauptinsel Tongatabu von Abel Jansen Tasman am 21 Januar 1643 zuerst entdeckt, und von ihm Amsterdam genannt wurde, zerfällt in drei verschiedene Gruppen: in die Tonga-, Haabai- und Vavaugruppe, welche zusammen von ungefähr 20,000 Seelen bevölkert sind. Die Regierungsform ist eine streng monarchische. Der gegenwärtige Herrscher, König Georg, wird als ein Mann von ungewöhnlicher Begabung geschildert, dennoch besitzen die einzelnen Häuptlinge noch viele Privilegien und Rechte, welche die Macht des Königs bedeutend schmälern sollen.

Der größte Theil der Bevölkerung bekennt sich zum evangelischen Glauben, und zwar zur Wesleyanischen Denomination, und König Georg selbst ist zugleich Missionär und Lehrer.

An 15,000 Einwohner besuchen regelmäßig am Sabbath die öffentlichen Bethäuser, von denen es im ganzen Archipel 105 gibt. Schulen bestehen 167, in welchen von 558 eingebornen Lehrern an 6844 Schüler täglich Unterricht ertheilt wird. Außerdem gibt es eine Anzahl Sonntagsschulen, welche von 1571 Schülern (Sunday-school-scholars) besucht werden. Fast der größte Theil der Bevölkerung ist des Lesens und Schreibens kundig. Auf der Insel Vavau wurde vor einigen Jahren ein Institut zur Heranbildung von eingebornen Lehrern und Missionären (Native College) gegründet, in welchem bereits 37 Zöglinge den Segen einer höheren Bildung genießen.

Auf der Insel Vavau (welche 5000 Seelen Bevölkerung zählt) befinden sich allein 72 Schulen mit 2100 Schülern und 230 eingebornen Lehrern. In einer Buchdruckerei, welche fortwährend in Thätigkeit ist, werden die sämmtlichen Arbeiten durch Eingeborne verrichtet, ohne irgendwelche Beihülfe eines Weißen. Dieses gegenwärtig so emsige christliche Völkchen scheint berufen einen großen Einfluß auf die geistige und moralische Entwicklung der benachbarten Nationen und namentlich der Fidschi-Insulaner auszuüben. Schon jetzt sind Eingeborne der Tonga-Gruppe als Missionäre unter den Fidschi-Stämmen thätig, und da König Georg überdieß das Herrscherrecht über den östlichen Theil des Fidschi-Archipels beansprucht, so ist es sogar nicht ganz unwahrscheinlich daß sich auch der politische Einfluß des Tonga-Volkes immer mehr nach dieser Richtung ausdehnt.

Das Gesetzbuch der Tougesen, welches wir beifolgend in deutscher Uebersetzung als eine interessante Probe ihres Culturzustandes liefern, zeigt allerdings deutliche Spuren des Einflusses der Missionäre; [1] allein es enthält gewisse Satzungen welche unzweifelhaft schon vor der Ankunft von Weißen auf den Tonga-Inseln bestanden haben. Vielleicht gibt diese Veröffentlichung Anlaß den Gesetzen uncultivirter Völker eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, indem dieselben für die Forschung gewiß nicht weniger Wichtigkeit und reellen Werth besitzen dürften, als Sagen und Traditionen, die schon ihrer Natur nach für Fälschungen mehr empfänglich sind, und selten rein und urthümlich spätern Generationen überliefert werden.

Die Gesetze des Königreichs Tonga, Haabai und Vavau.

1. Das Gesetz welches den König betrifft.

1. Der König ist die Wurzel alles Herrschens im Lande, und ernennt diejenigen welche dasselbe regieren.

2. Wenn der König in seinem Lande was immer zu unternehmen geneigt ist, so soll er seine Häuptlinge zusammenberufen, damit sie mit ihm darüber berathen.

3. Kein Regierender soll gegen diese Gesetze handeln, sondern er und seine Unterthanen strenge daran halten.

4. Der König ist der oberste Richter, und wenn ein Fall für die andern Richter zu schwierig ist, so soll er dem König zur Beurtheilung überlassen bleiben, und dessen Entscheidung den Ausschlag geben.

2. Das Gesetz über Steuern.

Der König kann verlangen was ihm beliebt, und was er verlangt, das muß das Volk seinem König geben.

3. Das Gesetz über die Beamten.

1. Der König soll in seinem Reiche Richter ernennen.

2. Und dieses ist die Pflicht des Richters:

Wenn jemand oder mehrere Personen ein Verbrechen anzeigen, so ist es des Richters Pflicht, sobald der Angeklagte vor Gericht gebracht wird, den Fall sowohl vom Kläger wie vom Beklagten anzuhören, und wenn derselbe untersucht worden und das Verbrechen sich bestätigt, dann soll der Richter dem Verurtheilten die Strafe, nach dem was in diesen Gesetzen darüber geschrieben steht, bekannt geben.

3. Die Entschädigung welche ein Richter und die Beamten vom König erhalten, soll darin bestehen daß die Verurtheilten unter ihnen vertheilt werden sollen, um auf ihren Grundstücken oder ihren Wohnsitzen zu arbeiten.

Einige Anleitungen. — Die Pflicht der Beamten.

1. Richter sollen gegen niemand vom Volke, der sich eines Vergehens schuldig gemacht hat, parteiisch seyn. Wenn ein Häuptling oder ein Vornehmer ein Vergehen oder ein Verbrechen begangen hat, so soll er gleichfalls nach diesen Gesetzen verurtheilt werden, denn es ist nicht gerecht einen Unterschied zu machen zwischen einem Häuptling und einem Mann aus dem Volke.

2. Richter dürfen keinerlei Bestechung von den Personen annehmen welche sie zu richten haben. Wenn es bekannt wird daß sie sich dieses Vergehens schuldig machen, so sollen sie von ihrem Amte mit Schande entfernt werden, denn sie haben ein großes Verbrechen begangen.

3. Richter sollen niemand verurtheilen ehe sie sich nicht von der Gewißheit seiner Schuld überzeugt haben.

---

[1] Dieses Gesetzbuch wurde aus dem Tongesischen Original zuerst von Hrn. A. Blade, Hawaiischem Consul in Vavau, in die englische Sprache übertragen.

4. Wenn der Tag der Untersuchung gekommen und die Richter alle versammelt sind, so soll der Angeklagte ihnen vorgeführt werden, nebst dem Kläger und den Zeugen. Dann soll der Richter das Verbrechen kund machen, um dessentwillen der Angeklagte gerichtet werden soll.

5. Hierauf soll der Richter den Angeklagten verhören ob er schuldig ist, oder nicht. Ist derselbe schuldig, so soll der Richter dessen Strafe bekannt machen, und wird er nicht schuldig erkannt, dann soll der Richter die Zeugen auffordern zu erklären was sie über den Vorfall wissen, und dem Angeklagten soll gestattet seyn, wenn er es wünscht, seine eigenen Zeugen vorzubringen, um die Falschheit der gegen ihn erhobenen Anklage zu beweisen.

Wenn der Angeklagte zu wissen wünscht was die Zeugen über ihn aussagten, so soll es ihm nicht gestattet seyn mit diesen direct zu verkehren, sondern er muß den Richtern die beabsichtigten Fragen mittheilen, und diese erst haben sie an die Zeugen zu stellen. Weder Sprechen noch Zanken ist erlaubt in Gegenwart der Richter. Und wenn irgendjemand gegen dieses Gesetz handelt, so haben die diensthuenden Beamten des Gerichtshofes die Ordnung herzustellen.

6. Irgendein großes Verbrechen, wie Mord, Canoe-Verbrennen, Schläge mit einer Keule u. s. w. soll, in dieser Weise behandelt werden. Wenn die Richter den Fall untersucht haben, und dieselben in Bezug auf die Strafe welche der Verbrecher verdient auch einstimmig der nämlichen Meinung sind, so soll derselbe gleichwohl noch nicht bestraft werden, sondern erst wenn die Richter mit dem König sich berathen haben. Und wenn es des Königs Ansicht ist die Strafe zu vermindern, so soll es also geschehen; eine Verschärfung darf nicht stattfinden.

4. Das Gesetz über Zeugen.

Wenn jemand gegen einen andern eine Klage erhebt die ein Zeuge für wahr erklärt, und vor Gericht verhandelt wird, und die Richter finden später daß der Kläger und seine Zeugen gelogen haben, so soll der Richter dieselbe Strafe welche der Angeklagte im Bestätigungsfall erhalten haben würde über den falschen Kläger und den falschen Zeugen verhängen. Und hat der Angeklagte in Folge des falschen Anklägers und seines Zeugen ungerechter Weise eine Arbeit als Strafe verrichten müssen, so soll der Richter den falschen Zeugen anhalten, dem Angeklagten einen Ersatz für diese verrichtete Arbeit zu leisten, und hierauf soll der falsche Zeuge im Verhältniß zur ungerechten Verurtheilung des Angeklagten bestraft werden.

5. Das Gesetz über die Häuptlinge und Vornehmen.

1. Die Häuptlinge und Vornehmen welche dieses Gesetz betrifft, sind diejenigen welche der König ernannt hat einen District und dessen Bevölkerung zu regieren, und keine andern Häuptlinge dürfen ein Volk regieren. Und ebenso ist es keiner andern Person erlaubt sich in die Regierung einzumischen, oder selbst ein Volk zu regieren.

2. Und angenommen, irgendjemand der kein großer Häuptling ist, würde dieses Gesetz brechen, [1] so soll er deßwegen gerichtlich verfolgt werden, und dem Volk im Verhältniß zur Arbeit bezahlen die es für ihn verrichtet hat.

3. Dieses ist der gerechte Dienst, welchen die regierenden Häuptlinge von ihrem Volk ansprechen mögen: „Was immer sie nothwendig halten.“ Die Häuptlinge sollen strenge die dem König zu leistende Arbeit überwachen, damit diese gut verrichtet werde, und wenn irgendein Häuptling nachlässig ist, so soll das Volk nur wenig für ihn arbeiten.

6. Das Gesetz über die Beamten.

1. Wenn ein geschehenes Verbrechen den Richtern angezeigt wird, so ist es die Pflicht der Beamten den Angeklagten am bestimmten Tage vor Gericht zu bringen.

2. Und wenn derselbe vor die Richter gebracht worden, so ist es die Pflicht der Beamten darüber zu wachen daß unter dem Volk und den Zeugen welche vorgeführt werden kein Lärm und Zank entstehe, und wenn irgendjemand laut sprechen oder rufen sollte, ist es ihre Pflicht wieder Ordnung herzustellen.

3. Und wenn der Angeklagte verhört und zu irgendeiner Strafe an Geld oder Arbeit verurtheilt worden ist, so hat der Beamte dafür zu sorgen daß die Begabung zur bestimmten Zeit geschehe, und die Gefangenen zu beaufsichtigen daß jeder seine Arbeit gut und zweckmäßig mache.

4. Der König bezahlt die Beamten nach ihrer Arbeit.

5. Die Pflicht eines Vornehmen irgendeines Districts besteht darin die Angeklagten vor Gericht zu führen.

7. Das Gesetz über Verheirathete.

1. Heirath ist ein Gelübde das ein Mann und ein Weib thun, unter gleichen Rechten zusammen zu wohnen bis zum Lebensende des einen oder des andern Theiles.

2. Heirathsmäßige Personen sind solche welche das 16te Jahr erreicht haben, unter diesem Alter ist es niemanden gestattet zu heirathen.

3. Vielweiberei ist nicht erlaubt, aber jedermann muß mit der Person zusammen wohnen die er geheirathet hat. Und wenn ein Mann oder ein Weib beziehungsweise zwei Weiber oder zwei Männer haben, so sollen dieselben vor Gericht gezogen und nach dem Gesetz über Ehebruch bestraft werden.

4. Und noch ein anderes Ding ist nicht für irgendeine Person erlaubt, nämlich eine Heirath zu verbindern. Wenn ein Mann ein Weib nehmen will, sollt ihr dieß nicht verbieten, es wäre denn ein außerordentlicher Fall. Und wer gegen dieses Gesetz handelt, den sollen die Richter nach ihrem Gutdünken bestrafen.

5. Und wenn ein Mann oder ein Weib verheirathe sind, soll die Herrschaft der Eltern über sie ein Ende haben

[1] „D. h. das Volk für sich arbeiten lassen, als wenn er ein großer Häuptling wäre.“

Sie sind frei, nach ihrem Belieben zu handeln, und die Eltern sollen nicht versuchen sie regieren zu wollen; geschieht dieses dennoch, so soll der Richter nach seinem Gutdünken strafen.

6. Und da die Ceremonien und Formalitäten welche bei Verheirathungen beobachtet werden unstatthaft sind, und häufig Verarmung herbeiführen, so sollen alle Geschenke welche die Verwandten dem jungen Paare zu spenden geneigt sind diesem als Eigenthum gehören, und nicht wieder vertheilt werden.

7. Und mögen es alle Männer wissen: daß es sich gebührt für ihre Weiber und Kinder zu arbeiten, und für deren Nahrung zu sorgen. Wenn sie reisen, ist es ihre Pflicht für den Unterhalt ihrer Frauen und Kinder Nahrung zurückzulassen, und derjenige welcher nicht diesem Gesetz gemäß handelt, den sollen die Richter nach ihrem Belieben bestrafen.

8. Dieses ist das Gesetz für Ehescheidung. Kein anderes Gesetz kann Mann und Weib trennen. Und wenn, außer in dem erwähnten Falle, ein Mann sein Weib, oder ein Weib ihren Mann verläßt, so soll der Richter dem Mann gebieten sein Weib oder dem Weibe ihrem Manne zu ernähren. Und wenn der Mann oder das Weib nicht geeignet sind dieß zu thun, so soll er oder sie so lange für den Staat arbeiten, bis sie wieder zusammen leben.

Und diejenigen welche getrennt sind, mögen sich nach den folgenden Bemerkungen richten:

1. Der Grund welcher Mann und Weib berechtigt sich von einander zu trennen, ist bereits erwähnt worden.

2. Aber was das beste, das ist daß sie einander vergeben und wieder zusammenleben, und es ist dann nicht erlaubt über das frühere Unrecht weiter zu sprechen.

3. Und wenn ein Mann oder ein Weib von den schlechten Thaten der andern Ehehälfte in Kenntniß ist, und sich nicht darum kümmert, sondern fortfährt mit dem andern Theil zusammen zu wohnen, so soll es nicht erlaubt seyn diesen Umstand zu einer Anklage zu machen, wenn später wirkliche Mißhelligkeiten unter ihnen entstehen.

4. Und was die Trennung von Mann und Weib betrifft, so mögen es alle bedenken daß dieß eine sehr schwierige Sache ist, denn Heirath ist ein von Gott eingesetzter Act. Das erste Ding ist durch den Geistlichen verheirathet zu seyn, und wenn Ehescheidung vor Gericht verlangt und für gerechtfertigt befunden wird, dann soll der Geistliche die beiden trennen im großen Hause des Gebetes, in Gegenwart alles Volkes, ganz so wie zur Zeit wo sie durch ihn verheirathet worden sind. Sodann soll eine schriftliche Ehescheidung dem redlichen Theil der beiden Gatten eingehändigt werden.

5. Und es möge allen zur Wissenschaft dienen daß verheirathete Personen, welche sich nicht nach den Vorschriften des Gesetzes getrennt haben, fortwährend als Mann und Weib betrachtet werden, und es ihnen nicht erlaubt ist vor dem Tode des einen oder andern Theiles eine neue eheliche Verbindung einzugehen.

6. Und wenn beide Theile eines verheiratheten Paares sich Vergehungen schuldig gemacht haben, und geschieden zu werden verlangen, so mögen sie geschieden werden, aber sie sollen vor dem Tode des einen Theiles nicht wieder verheirathet werden.

8. Das Gesetz über Ehebrecher und Ehebrecherinnen.

Wenn ein Mann oder ein Weib des Ehebruches angeklagt und schuldig befunden wird, so soll der Ehebrecher dem Manne dessen Weib er verführte drei fette Schweine und 60 Yams zahlen, und drei Monate lang arbeiten. Und die Strafe ist dieselbe für eine Ehebrecherin.

9. Das Gesetz über Unzucht.

Wenn jemand der Unzucht angeklagt und schuldig befunden worden ist, so soll er zwei Monate lang für den Staat arbeiten, und bei einer Wiederholung drei Monate u. s. w.

10. Das Gesetz über uneheliche Kinder.

Diene es allem Volke zur Wissenschaft: daß es keinem Verwandten erlaubt ist ein uneheliches Kind von seiner Mutter zu nehmen, ohne deren Einwilligung. Wenn jemand dieses Gesetz bricht, so soll der Richter befehlen daß das Kind seiner Mutter zurückgegeben werde.

(Schluß folgt.)

Zur Phrenologie.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Zwei Fundamentalsätze machen die ganze Lehre Galls aus; er brachte sie, in Gesellschaft seines vornehmsten Schülers, Spurzheims, im Jahr 1807 zum ersteumal in Frankreich in Anregung. Der erste Satz lautet dahin daß der Verstand seinen Sitz ausschließlich im Gehirn habe, was Jahrhunderte lang vor ihm zugegeben ward; der zweite besagt: jede besondere Kraft des Verstandes habe in dem Gehirn ein Organ, welches ihr eigen sey — dieß ist nicht wahr. In der Unterabtheilung der Gehirnlappen, die sich insgesammt auf diese verschiedenen Organe beziehen, und sich äußerlich durch eben so viele Vorsprünge offenbaren, besteht fast die ganze Erfindung Dr. Galls. Er hatte schon als Jüngling bemerkt daß mehrere seiner Mitschüler, die nur eine gewöhnliche Befähigung besaßen, ihn doch übertrafen, und daß sie dabei durch ein glückliches, einem starken Vorsprung der Augen entsprechendes, Gedächtniß unterstützt wurden. Er schloß aus diesem Vor-

sprung auf einen Vorsprung des Gehirns, der das Gedächtniß erzeuge, und hieraus auf andere Vorsprünge oder Hervorragungen des knochigen Behälters des Gehirns.

Er glaubte daher zu erkennen: an dem unteren und dem hinteren Theil des Schädels zehn Erhöhungen oder Höcker, darstellend zehn Naturtriebe, nämlich den Anhänglichkeit, die Vertheidigung seiner selbst oder den Muth, den Fleischfressertrieb, die List, den Erwerbstrieb, den Stolz, die Eitelkeit, die Vorsicht. An dem unter-vordern und seitlichen Theile der vordern Lappen fand er neun Organe, geistigere als die ersten, nämlich: diejenigen des Sach-, Orts-, Personen-, Wortsgedächtnisses, des Verstandes, der Sprache und des Worts, der Farben, der Musik, der Zahlen und der Mechanik oder der Künste. Am obern Theile des Gehirns endlich, vom mittlern Theil der Stirn bis zum oberen Theile des Hinterhaupts, nahm er eine Gruppe von acht noch geistigeren Fähigkeiten als die vorgenannten wahr: den vergleichenden Scharfsinn, den Sinn für Metaphysik, den Sinn für Satire, das Dichtertalent, das Wohlwollen, die Mimik oder den Nachahmungstrieb, die Theosophie oder den Glauben an Gott, die Festigkeit oder Hartnäckigkeit. Im Ganzen 27 Organe.

Spurzheim, der sich mit seinem Meister überwarf, modificirte die von diesem entworfene Karte, und machte dafür eine andere, auf der er 35 Abtheilungen, d. h. 35 Vorsprünge zählte. Hr. Vimont, der den Beweis lieferte daß Gall und Spurzheim nicht sehr viel von der Phrenologie verstünden, und daß sie Organe an Theilen des Kopfes aufzählten welche dem Gehirn nicht entsprechen, nimmt 42 Erhöhungen oder Organe an. Andere Schüler arbeiteten das Gall'sche System abermals um, und alle diese Umarbeitungen zusammengenommen könnte man wohl einen babylonischen Thurmbau nennen. Wir wollen unsere Leser auf einige Augenblicke in diesen Thurm einführen um ihnen die Leerheit dieser angeblichen Wissenschaft zu zeigen, welche nur eine Seite hat die würdig ist in Betracht gezogen zu werden, die komische. Wir wollen natürlich nicht alle die 27 von Gall aufgezählten Organe, die ebenso auf die Thiere wie auf das Menschengeschlecht Anwendung finden, näher ins Auge fassen.

Betrachten wir z. B. das Organ der Geschlechtsliebe. Vier Thatsachen werden, zum Beweis seines Daseyns, von der Phrenologie hervorgehoben. Bei den Affen, besonders bei den Weibchen, welche eine große Liebe zu ihren Jungen an den Tag legen, ist die hintere Extremität des Gehirns sehr hervorragend. Dieselbe Gestaltung zeigt sich bei den Frauen, in ihrer Eigenschaft als Mütter. Einen sehr großen Vorsprung dieses Organs haben die Neger, welche eine bis zur Anbetung gehende Liebe zu ihren Kindern besitzen sollen; endlich haben die Weibchen der Thiere diesen Vorsprung ausgesprochener als die Männchen. Diese vier Thatsachen nun sind falsch. Hr. Lélut hat den Vorsprung am menschlichen Schädel, an dem eines Pferds, eines Kaninchens, eines Schweins ausgesprochener gefunden als an dem eines Tschimpanse. Was den Vorsprung bei der Frau betrifft, so ist er dem Anschein nach nur stärker wegen des allgemeinen Unterschieds des Baues ihres Kopfes, der schmäler ist. Hr. Lélut hat den fraglichen Vorsprung an dem Kopf einer Frau mit dem von sechzig Diebsschädeln verglichen, den Schädeln von Leuten also welche wahrscheinlich keine Helden väterlicher Liebe waren, und an ungefähr der Hälfte dieser Schädel war der genannte Vorsprung eben so hervorragend wie der des weiblichen Schädels. Dasselbe Resultat ergab sich aus der Vergleichung des Schädels eines Negers mit den Köpfen von sechzig Dieben. Endlich hat die Prüfung der Köpfe von zwei Paaren Hahn und Henne, einem Paar Kaninchen, einem Paar Haasen, zwei Paaren Rehe, einem Paar Katzen, einem Paar Füchse, einem Paar Wölfe, einen unmerklichen Vortheil bald beim Männchen, bald beim Weibchen ergeben.

Nach Gall haben die Irrsinnigen welche glauben sie seyen Gott Vater, oder die h. Jungfrau, oder Könige oder Prinzen, ein ungemein entwickeltes Organ des Stolzes. Derselbe Fall ist es mit den Räuberhauptleuten. Und da dieses Organ auch dasjenige des Höhensinnes ist, so ist es hervorragend wahrnehmbar bei — den Schweizern, welche die Höhen des Erdballs bewohnen, obwohl sie in Wirklichkeit gern in den Thälern bleiben. Gall hat die Identität dieser beiden, durch ein einziges Organ vertretenen Sinne bezweifelt, und Spurzheim hat wirklich zwei Höcker für diese beiden Sinne gefunden. Allein trotz seines Zweifels ist Gall auf seiner Idee bestanden, und ihm zufolge ist bald das Organ des Stolzes nur mit dieser Gesinnung, bald, wie beim Falken, dem Adler, der Gemse mit dem Höhensinn verkünpft. Sie hätten sich seiner Ansicht nach bei Piron in einen verschmelzen sollen, da dieser, „als er den hochmüthigen Charakter Gustav Wasa's schildern wollte, maschinenmäßig auf eine Leiter stieg!"

Der Aussage Galls zufolge bemerkt man das Organ der Umsicht, welches den Schädel erweitert, besonders bei den Heerführern, den Schlangen und den Nerzten, den Melancholischen, der Nachteule und dem Ziegenmelker. Die Anatomen wissen daß diese Vögel die Erweiterung ihres Schädels der Breite ihres Schnabels und der Beschaffenheit ihrer Augen verdanken. Was die Melancholischen betrifft, deren Traurigkeit aus der Ueberwucherung der Umsichtshöcker herstammt, so ist bloß zu bemerken daß diese in der Jugend, welche gewiß nicht das Alter der Klugheit und der Melancholie ist, weit entwickelter sind.

Bei wem hat Gall das Organ des Sinns der Zahlenverhältnisse gefunden? Bei Franz Arago, glauben wir, und bei der Elster, welche bis auf Fünf zählt. Der Hund Munito, der seinen Gegner im Domino besiegte, bleibt außer Frage; allein Munito war vielleicht noch nicht auf der Welt als Dr. Gall diese Entdeckung machte.

Was das Organ des Sinns der Mechanik betrifft, welcher auch der der Malerei ist, so besitzen dieses Organ: Raffael, das wilde Kaninchen, und Lindner, ein geschickter Verfertiger mathematischer Instrumente.

Das Organ des Dichtertalents findet sich bei: Voltaire und dem Schuster François, dem Verfasser eines Gedichts über die Belagerung von Palmyra.

Gall hat das Organ der Güte an dem Schädel Duponts (von Nemours), welcher dem Tödten der Schwalben entgegen war, so wie an denen von indischen Schweinen und an dem des Sattelpferdes der Fürstin von Schwarzenberg gesehen.

Vergessen wir nicht Hrn. Vinonts, des Erfinders der 42 Organe, Erwähnung zu thun. Unter diesen Organen ist das des geometrischen Sinns aufgeführt, das er nicht an dem Kopf der großen Mathematiker, älterer oder zeitgenössischer, sondern an dem Schädel der wilden Enten gefunden hat, welche im Dreieck fliegen; an dem Kopfe ferner der Lemminge, welche bei ihrem Zug Schlachtordnung beobachten, und an dem der Häringe welche in ziemlich regelmäßigen Haufen schwimmen.

Die Phrenologen sind nie in Verlegenheit. Champollion d. j., der so leicht alle Sprachen entzifferte, hätte unfehlbar das Organ des philologischen Talents haben sollen, welches den Augapfel vorwärts und abwärts treibt, und ihn fast aus seiner knochigen Höhle herausstreten läßt. Er hatte aber tief in den Augenhöhlen liegende Augen; die Phrenologie anerkennt es, aber sie schreibt es der Ungeschicklichkeit des Schöpfers, oder der Krankheit zu welche die Augen dieses berühmten Mannes in eine so tiefe Höhlung gelegt habe. Allein die in seiner vollsten körperlichen Gesundheit gemalten Porträts Champollions strafen diese Erklärung Lügen. Folgendes ist noch seltsamer: die Gypsbüste Champollions zeigt den Vorsprung der Habitativität, d. h. das Organ welches macht daß man in dem Lande bleibt wo man geboren ist, das man bewohnt hat, und aus dem man sich nicht gern entfernt. Er war im Gegentheil viel und leidenschaftlich gereist. Die Phrenologie ist um einen Erklärungspunkt nicht verlegen. Sie läßt durch einen ihrer Adepten die Antwort ertheilen: „Der Grund liegt darin weil er ein kosmopolitischer Reisender war, d. h. weil alle Länder ihm gut dünkten, und er sich darin wie in seinem eigenen Vaterland fühlte.“

Gab es in der Welt ein Gehirn welches sichtlicher als das des jungen sicilianischen Hirten, Vito Mangianele, den Rechnungshöcker hätte zeigen sollen? Er fehlte ihm indeß gänzlich. Allein die Kraniostopen entschieden daß die Stirne Vito's noch nicht die volle Entwicklung erlangt deren sie fähig sey, und daß er für seine Gehirnorgane eine große Thätigkeitskraft nothwendig gehabt habe — eine Erklärung welche nichts erklärte, außer daß die Phrenologen für jeden ihrer Böcke einen Entschuldigungsgrund bereit hatten.

Ihre Böcke? Gibt es einen lustigern als den worüber die gelehrte Welt noch jetzt lacht? Eines Tags zeigte man dem Dr. Gall in Wien den Gypsabdruck eines Schädels, um seine Ansicht darüber zu hören. Gall erkennt daran eine ziemlich beträchtliche Entwicklung des Organs der physischen Liebe und desjenigen der Mimik (der Nachahmung). „Und wie finden Sie das Organ der Farben?“ — „Ich würde es nicht bemerkt haben, denn es ist nur mittelmäßig entwickelt.“

Der Fragesteller und die in lebhafteste Freude aus, indem er erklärte: diese Gypsbüste sey die Raffaels. Die Zuhörer waren von Bewunderung hingerissen; dieser Vorfall kam in aller Mund, und man zeichnete die Karte der Höcker des wundervollen Schädels, die sich alle auf den Charakter, das Temperament und den Genius des unsterblichen Künstlers bezogen. Zum Unglück war dieser Schädel, der so vielen Leuten die Köpfe verdreht hatte, nicht der Raffaels, sondern einfach der eines sehr lange nach dem berühmten Maler gestorbenen römischen Kanonikus, Namens Desiderio Adjutori. Gregor XVI setzte diesen, übrigens bereits anerkannten, Betrug vollends außer allen Zweifel. Er ließ im October 1833 mit großem Pomp in der Pantheonskirche das Grab Raffaels öffnen, dessen Skelett, den Kopf mit inbegriffen, vollständig vorgefunden wurde. Die Abgeordneten des Papstes nahmen einen Abdruck des Schädels, welcher von dem des unterschobenen Kanonikus ganz verschieden war.

Die englischen Phrenologen haben nicht ermangelt zu finden daß die englischen Köpfe im Durchschnitt voluminöser als die französischen, und die Engländer sonach ideenreicher seyen als ihre Continentalnachbarn. Antworten wir dem britischen Stolz daß Dr. Lélut, der auf den Einfall gerathen war den innern Perimeter des Huts seiner Instituts-Collegen, von der Section der Wissenschaften, zu messen, sich überzeugte daß sie kein entwickelteres Gehirn hatten als die Schädel der vulgärsten Individuen, und daß es also falsch ist daß die Weite des Gehirns in geradem Verhältniß stehe zur Entwicklung des Verstandes.

Napoleon I war unzweifelhaft mit reichen Fähigkeiten ausgestattet. Nach seinem Tode hatten die Einbildungskraft der Völker und die Phrenologie, die sich gegenseitig unterstützten, seinem Gehirn außerordentliche Proportionen beigelegt, und die Künstler hatten mit ihrem Meißel, ihrem Grabstichel, ihrem Pinsel diese poetische Uebertreibung angenommen. Antomarchi hat dieser Fiction den Garaus gemacht, indem er die Gesichtsform und einen Theil des Schädels des Kaisers nach Frankreich brachte. Dieser Kopf hatte, nach Antomarchi, 20 Zoll 10 Linien im Umfang; die mittlere Ziffer des großen Umfangs des Schädels bei den Männern aller Verstandesgrade ist nun aber, bis auf ungefähr zwei oder drei Linien, diejenige des großen Umfangs des Kopfes Napoleons. Und wir können beifügen daß man an dem nach der Natur aufgenommenen Gypsabdruck weder das Organ der Zerstörung, welches, der Phrenologie zufolge, das Kriegsgenie ist, noch dasjenige der Umsicht und List, noch das Organ der Liebe zum Eigenthum, von dem die Phrenologie sagt es sey das der Eroberer, noch diejenigen der Mechanik und der Berechnung, und auch nicht das Organ der Oertlichkeiten wahrnimmt, das man an dem Kopf eines so großen Taktikers sicherlich hätte entdecken müssen.

Schließen wir damit. Béranger schrieb im Jahr 1841 an einen seiner Freunde daß er die Phrenologie stets „als eine gefährliche Narretei“ betrachtet habe. Eine Narretei ist sie allerdings, gefährlich aber nicht. Die Idee daß der Mensch mit unwiderstehlichen, von dieser oder jener Entwicklung gewisser Theile des Gehirns herrührenden, Neigungen geboren werde, hat keine Fortschritte unter uns gemacht. Die Familienväter betasten die Höcker des Kopfes ihrer Kinder nicht ehe

sie ihnen eine Laufbahn anweisen; die Untersuchungsrichter und die Geschworenen suchen an dem Schädel der Verbrecher nicht nach Beweisen der Schuld oder Nichtschuld, und der Fatalismus wird unter uns keinen Boden gewinnen wenn er seine Vertheidiger nur unter den immer seltener werdenden Adepten der Schädellehre suchen muß.

Der Seehund im Alterthum.

Für ein rohes oder erst halb civilisirtes Seevolk ist die Robbe eines der merkwürdigsten und werthvollsten Geschöpfe, ja in den vegetationslosen Breiten der Eismeere ist sie für den Menschen so nützlich, daß der Grönländer im Robbenfang seine Lebensaufgabe erblickt. Ihr Fell gibt ihm warme Kleidung und Ueberzüge für seine Kähne, Schlitten und Wohnungen; aus den harten Knochen verfertigt er die mannichfachsten Geräthschaften. Sogar das Fell der ungebornen Seehunde wird zu Westen und Mützen verarbeitet, welche vortrefflich und sammtweich anzufühlen sind. Das Fleisch und Fett der Seehunde gibt dem Grönländer, wie den übrigen Anwohnern der Polarmeere, die fast einzige Nahrung und noch dazu Licht und Heizung; die Sehnen gebraucht man als Nähfaden, die Häute der Eingeweide statt der Fensterscheiben und als wasserdichte Hemden, Segel und Zeltdecken. Darum kann man von dem Grönländer wohl sagen daß das Meer sein Acker sey und der Robbenfang seine Ernte. Bekannt ist auch die Anekdote von jenem Missionär, der von diesen Heiden, als er ihnen einen Himmel ohne Seehunde verhieß, zur Antwort erhielt, daß sie sich dann lieber nicht taufen lassen wollen. Auch der Grieche hat eine Zeit gehabt, wo die Küsten seiner Meere von Seehundsheerden bevölkert waren. Aber die betriebsamen Hellenen und wohl auch die damals überallhin dringenden Phönicier erkannten gar bald den großen Nutzen der aus der Robbenjagd fließe und stellten den Thieren so eifrig nach, daß die einst bedeutende Zahl der Seehunde in den griechischen Meeren während der historischen Zeit auffallend herabgesunken war. Nur noch aus frühen Sagen und alten Gedichten können wir die einstige Verbreitung des Thieres ahnen. Es ist hier gerade so gekommen, wie in den britischen Meeren. Während es einem heutigen englischen Dichter nicht mehr von Ferne einfallen wird statt Meereswellen Seehundswogen zu sagen, hat der angelsächsische Sänger des Beowulf durchaus keinen Anstand an dieser Ausdrucksweise genommen: denn was heute höchst gesucht klingen würde, war damals ganz natürlich.

Uebrigens ist der Seehund, welchen die Alten gekannt und beschrieben haben, nicht, wie der Laie gewöhnlich annimmt, der gemeine arktische Seehund, sondern die Phoca pusilla, eine noch heute im adriatischen und in den levantischen Meeren häufige Robbenart, der kleine gehörte Seehund. Sein griechischer Name *φώκη* wird von der sanskritischen Wurzel sphâ, anschwellen, hergeleitet, und bedeutete also eigentlich das aufgedunsene Thier — eine Etymologie, welche besonders auch für das einer Cetaceenart eigenthümliche Wort *φύσαινα* recht gut passen würde. Aristoteles scheint das Thier vorzüglich in physiologischer Hinsicht vielfach zum Object seiner zoologischen Studien gemacht zu haben, jedenfalls hat er es genau gekannt. Ganz richtig schreibt er ihm eine Spur von Ohren und kurze Krallen zu: „das Thier stehe gleichsam in der Mitte zwischen den Land- und den Wasserthieren; es athme Luft, nicht Wasser; schlafe am Strand des Meers und gebäre auch auf demselben seine Jungen, die es an Zitzen säuge. Uebrigens liebe es das flüssige Element als Aufenthaltsort und gehe auch hier seiner Nahrung nach. Etwa am zwölften Tag führe es seine Jungen ins Meer. Gehen könne das Thier nicht, sondern nur kriechen, dafür aber um so rascher sich drehen und wenden. In der Stimme gleiche es einem Rinde.“ Diesem eigenthümlichen Brüllen verdankte der Seehund seinen lateinischen Namen vitulus marinus, jedenfalls aber nicht dem Labmagen, welchen ihm Plinius andichtet. Beide Naturforscher erwähnen die außerordentliche Lebenszähigkeit des Seehunds; Plinius behauptet, man müsse ihm den Hirnschädel zerschmettern, wenn er todt seyn solle.

Natürlich wurden einem so seltsamen und in vielen Beziehungen räthselhaften Geschöpfe auch allerlei erdichtete Eigenschaften beigemessen. Es gab furchtsame Leute, die sich Zelte aus Seehundsfell verfertigen ließen, weil sie dem Aberglauben huldigten, unter einem solchen Schirm vom Blitz verschont zu bleiben. Auch dem Kaiser Augustus, dessen Angst vor Gewitter fast sprüchwörtlich war, konnte man nachsagen daß er auf Schritt und Tritt statt eines Blitzableiters ein Seehundsfell bei sich trage und sich, sobald drohende Wolken am Horizonte aufsteigen, an ein sicheres Plätzchen flüchte. Noch ein anderer Aberglaube diente dazu, die Robbenfelle in der höheren römischen Gesellschaft in Mode zu bringen: man schrieb ihnen nämlich schlaferregende Kräfte zu, und rieth jedem der an Schlaflosigkeit litt, die rechte Flosse einer Robbe unter den Kopf zu legen.

Auch lebendig ist der Seehund schon im Alterthum häufig gezeigt worden; denn obgleich man sich nicht vorstellen darf daß schon damals ganze Menagerien herumgeführt worden seyen, so hat es doch auch arme Leute, Freigelassene u. dgl. gegeben, welche durch das Vorzeigen von Kamelen, Affen u. s. w. sich ein kärgliches Leben zu fristen suchten. Durch solche Gelegenheiten war bereits im Zeitalter des Perikles der Seehund in übeln Credit gekommen. Sein thraniger Geruch war dem ästhetischen Gefühl des Athenerś ein Gräuel, und wenn er den Mund recht voll nehmen wollte um etwas absolut garstiges zu bezeichnen, so durfte der Robbengestank nicht unerwähnt bleiben. Mehr Gerechtigkeit ist dem Thiere zu Rom

widerfahren, wo abgerichtete Exemplare mit Beifall gezeigt wurden. Plinius erzählt, daß er welche gesehen habe die das Publicum mit Schreien und Anblicken begrüßt, und wenn man sie beim Namen gerufen, durch Brummen geantwortet hätten.

Die Verbreitung der Phoca pusilla scheint einst einen ziemlich weitern Umfang gehabt zu haben als heutzutage. Aus dem pseudohomerischen Lobgesang auf Apollon den Delier zu schließen — denn nach Bernhardy, griech. Literaturgesch. 2, 1, 179, gehört die betreffende Stelle gerade in eine alterthümliche Partie des vielfach interpolirten Hymnus — waren zur Zeit der alten Epiker die Küsten des ägäischen Meers noch mit zahlreichen Heerden „schwarzfelliger Phoken" bevölkert. Dafür spricht auch der Name von Phokäa (Robbenstadt) in Aeolis, von welcher Stadt uralte Münzen ganz deutlich den Seehund zeigen. Auch der in die Odyssee verflochtene Mythus von Proteus, dem Hirten über die Seethierheerden des Poseidon und der Amphitrite, beweist sein häufiges Vorkommen in den hellenischen Meeren. Inmitten der Schaar sich sonnender Robben ruht nach Homer jener wunderliche Meergott, von den sengenden Strahlen des Mittags eingeschläfert. Wasser und Sonne liebt die Robbe; darum ist sie in der griechischen Religion nicht bloß dem Meergott, sondern auch dem Sonnengott eigen. Bald ist Poseidon, bald Phöbus Apollon ihr Herr und Beschützer (man vgl. außer obigem Hymn. Ovid. Met. 7, 389). Freilich wenn Apollon, wie z. B. Dunder behauptet, seinem eigentlichsten Wesen nach Gott der Reinheit wäre, wie könnte er dann die stinkende Robbe zum Attribute haben? Aber er ist eben ursprünglich der Gott der Sonnenhitze und nicht der Reinheit.

Noch eine andere Sage gibt davon Kunde, daß die zerklüfteten Küsten Griechenlands, gleich den heutigen Küsten Dalmatiens, einst von vielen Robbenheerden besucht waren. Ich meine den Mythus von Phokos, der freilich so viel mir bekannt ist, noch nie darauf gedeutet worden ist. Was kann denn Phokos anders bedeuten als den Herrn, den Repräsentanten der Seehunde, zumal wenn er Vater der Kallirhoe heißt? Daß man schlechte Witze über eine solche Deutung machen kann, weiß ich wohl; leider wird so oft der einfachen schlichten Wahrheit irgend ein barocker, wie man zu sagen pflegt, geistreicher Einfall vorgezogen. Ich bin überzeugt, wenn der böotische Localmythus erzählt daß Phokos einst erschlagen worden sey, so will er damit nichts anderes sagen als daß in jener mythischen Zeit die Ausrottung der Seehunde stattgefunden habe, die vormals auch Böotiens Strand bewohnten.

Außer dem mittelländischen Meer soll nach Diodor auch der persische Golf und das rothe Meer eine unbegreifliche Masse Robben beherbergt haben, von deren Jagd ganze Völkerstämme lebten. Da nun die Israeliten geraume Zeit mit dem rothen Meer in lebhaften Handelsbeziehungen standen, so konnten sie sich mit Leichtigkeit Robbenfelle verschaffen. Diese verwandten sie bekanntlich zur Tapezierung ihrer Stiftshütte, und es folgt daraus daß höchst wahrscheinlich überhaupt von den Nomadenvölkern des südlichen Vorderasiens die Seehundsbälge zu Zeltdecken u. dgl. benutzt worden sind. Auch die Skythen des Kaukasus, welche an den Mündungen des ins kaspische Meer sich ergießenden Araxes ein kümmerliches Fischerleben führten, pflegten sich in die Häute der Phoken zu kleiden.

Tübingen, 30 Nov. 1859.

Otto Keller.

Die arabischen Frauen.

1. Vor dem Islam.

Ein französischer Gelehrter in Algier, Dr. Perron, hat ein größeres geschichtliches Werk [1] verfaßt, worin er nachzuweisen sucht daß die arabischen Frauen seit dem Islam gesunken und entartet sind, indem er uns in zwei Abschnitten zeigt was sie in der Heidenzeit gewesen sind, und was aus ihnen nach Muhammeds Religionsstiftung wurde. Es ist hier nicht sowohl von einer sittlichen als vielmehr einer geistigen Entartung die Rede. In den Zeiten der heidnischen Unwissenheit haben sich die Frauen wie jetzt vor ihren Spiegeln geschmückt, die Augenbrauen gemalt, Augen und Hände gefärbt, sich gesalbt und parfümirt, allein es war dieß nicht ihre einzige Kunst und ihre einzige Beschäftigung, sondern sie verstanden und durften noch die Männer ihres Stammes zu Heldenthaten, und die Poeten zu hohen Dichtungen begeistern. Das Gesetz hat sie nicht besser gemacht, es hat ihnen nur die Freiheit geraubt, gerade so wie die Männer später und jetzt nicht den Genuß des Weines entsagten, sondern nur heimlich kosten was sie einst bei fröhlichem Gelage genießen durften. Ein Bild der häuslichen Zustände zu Zeiten des Propheten, wo die Frauen noch ihren alten Adel nicht verloren hatten, gewährt ein berühmtes Gespräch elf jemenitischer Frauen über ihre Männer in Gegenwart Aischahs, Muhammeds meistgeliebter Frau. Die Damen hatten geschworen, offen ihre Männer zu schildern, und die ersten drei begannen auch weidlich ihre Ehherrn zu lästern. Auf diese mißvergnügten folgten andere entzückte, bis endlich die eilfte begann: „Mein Mann ist Abu-Sar, der treffliche Abu-Sar! Er hat mir kostbares Geschmeide in das Ohr gehängt und mich mit herrlichen Armbändern geschmückt! Er ehrte mich durch den Namen Gemahlin und ich war glücklich darüber, denn ich war das Kind dürftiger Hirten, bei denen es knapp hergieng, Malik Abu-Sar aber brachte mich in ein Haus, wo allerwärts die

[1] Femmes arabes avant et depuis l'islamisme. Alger, Tissier, 8°.

Pferde wieherten, Kamele ächzten, Leibeigene lärmten, und sich die Stimmen von zwanzig Heerden unter das Geschrei von tausend Hausthieren mischten. Mit ihm durfte ich sprechen wie mirs uns Herz war, ohne daß er mich gescholten hätte." Als sie endlich am Schluß ihrer Lobpreisungen angelangt war, fuhr sie fort: „Da geschah es eines Tages daß Abu-Sar ausgieng und unterwegs einer Frau mit zwei Knaben begegnete. Es war in der That das Bild zweier Wolfszwillinge, die wohlgenährt und kräftig auf dem Schooße der Mutter schwebten und mit den Granaten-gleichen Brüsten spielten. Abu-Sar heirathete diese Frau und wurde in sie verliebt. Sie aber drang in ihn und brachte ihn so weit daß er mich verstieß. Auch ich heirathete wieder und einen Mann guter Herkunft, der viele Reitpferde und schöne Waffen besaß, der am Abend seine prächtigen Heerden musterte und mir je ein Paar von jeder Art zum Geschenk machte mit den Worten: Laß dirs schmecken Umm-Sar, sey vergnügt und glücklich, gib unsern Leuten und sättige sie alle." Und doch! hätte ich auch alles behalten, womit er mich überschüttete, ich könnte doch nicht den kleinsten Ziegel in Abu-Sars Küche damit füllen." Als nun Aischah diese Frauengespräche erzählte, fügte sie hinzu, der heilige Prophet habe ihr eines Tages gesagt: „Ich bin, liebe Aischah, immer gegen dich gewesen, wie Abu-Sar gegen Umm-Sar, nur hat er sie verstoßen und ich werde dich nie verstoßen."

Wie hoch in der alten Zeit die Araber das andere Geschlecht ehrten, ergibt sich aus der bekannten Gewohnheit daß die Häuptlinge bei zweifelhaften Entschlüssen ihre Kinder, namentlich aber die Mädchen um Rath fragten, weil sie glaubten daß naive Gemüther das richtige treffen würden. Statt wie die Hellenen sieben Weise zu zählen, preisen die Araber der Heidenzeit die Weisheit von vier Frauen, Sohr's der Tochter Lokman's, Amrah's der Tochter Amirs des Gerechten, Dschumah's der Tochter Dschabis', und Hind's der Tochter Khuß'. Amrah's Vater war Häuptling und Richter seines Clans, und so berühmt durch seine Sprüche daß man aus den entferntesten Gegenden Arabiens zweifelhafte Rechtsfälle vor ihn brachte. Als er aber älter wurde, trübte sich seine Einsicht, und eines Tages erklärte ihm seine Tochter Amrah welche hinter dem Zeltvorhang auf die Verhandlungen zu lauschen pflegte: „Vater, das Urtheil welches Ihr heute geschöpft habt, ist durch Irrthum befleckt." Nun wohl meine Tochter! erwiederte der Vater, wenn du künftig in meinen Urtheilen etwas unrechtes erkennst, so poche mit einem Stock auf den Boden. Seitdem pflegte Amir so oft er den Stock klopfen hörte, sich besser zu sammeln, sein Urtheil zu ändern und soll nie mehr fehlgegriffen haben. Sprüchwörtlich heißt es daher bei den Arabern wenn sie die goldene Vergangenheit beklagen: der Weise vernimmt nicht mehr das Pochen des Stabes! Von Hind erzählt man sich einige geistreiche Antworten die sie ihrem Vater gegeben. Auf die Frage was das beste Besitzthum sey, gab sie die ächtarabische Antwort: eine Dattelpalme auf dankbarem Boden. Der beste Mann war nach ihr derjenige, der mit Lust für andere sorge, wie auch unter den Lachen die tiefsten die besten sind und am längsten ihr Wasser behalten. Der schlechteste Mann aber sey der Bartlose, der Schwätzer, der Renommist, der immer rufe: haltet mich fest, laßt mich nicht jenem Clan begegnen, denn entweder erschlage ich sie alle, oder sie erschlagen mich. Auf die Frage, welches die beste Frau sey, erwiederte sie: diejenige welche einen Buben an der Brust trägt, einen Buben am Arm führt und einen dritten hinter sich drein gehen heißt. Und welches sey, lautete die letzte Frage, die Frau, welche am meisten mißfällt: diejenige welche schweigt wenn man sie reden, und redet wenn man sie schweigen heißt.

Für ihre Geschlechtslehre waren die Frauen der Beduinen weit empfindlicher als ihre Nachkommen. So hatte eine kurze Zeitlang Imlyk, der Königshäuptling der Tasmiden, sich das Recht der ersten Nacht bei den dschadisidischen Frauen angemaßt, und dieß zuletzt auch bei Ofayrah, der Tochter Ofars vor der Hochzeit ausgeübt. Die Geschändete aber verließ entstellt, mit Staub bedeckt, funkelnden Blickes und voller Verzweiflung das Zelt des Königs, und entflammte die Männer ihres Stammes, bis sie schworen an den Tasmiden sich zu rächen. Leider lösten sie aber das Gelöbniß nicht ehrlich und offen, sondern luden den König und sein Volk zu einem Bankett ein, wo sie auf ein gegebenes Zeichen über die Arglosen herfielen und sie ermordeten. Strenge Sitten darf man auch in der Heidenzeit nicht bei den Kindern der Wüste suchen. Die Prostitution war damals nicht geringer als gegenwärtig. Es gab in der Nähe der Lagerplätze so gut wie in den Städten Freudenmädchen. Diese luden den Reisenden ein, von seinem Gaul abzusitzen, oder sie ließen auf ihrem Zelt ein Fähnchen als Gewerbszeichen wehen. Daß Polyandrie geherrscht habe, erwähnt unser Autor zwar nicht, wird aber sonst allgemein behauptet. Dagegen gedenkt er der häufigen Scheidungen, welche zu großer Unsitte führten. Umm Charidschah, eine Frau aus dem jemenitischen Stamm der Beni Katham, hat sich in Folge dessen durch ihre Heirathswuth berühmt gemacht. Sie soll nach und nach in so viele Clans hineingeheirathet haben daß man zu ihrer Zeit behauptete, es sey schwierig für einen angesehenen Mann nicht mit ihr verwandt zu seyn. So oft man zu ihr gesagt habe: Verlobung, hätte sie geantwortet Hochzeit, und daher ist die Redensart geblieben, entschlossener wie Umm Charidscha zum Heirathen. Eines Tages als sie wieder geschieden war und mit ihrem Sohn zu ihrem Clan heimkehrte, bemerkte sie in der Wüste ganz fern einen Araber auf einem Kamel. Sogleich rief sie voller Entzücken: „Sieh, mein Sohn, dort kommt ein Araber, der mich zur Ehe begehren wird, zweifle nicht daran. Er wird mich alsbald bitten vom Kamel zu steigen und über die Bedingungen zu unterhandeln." Dieß war dem Sohn selbst zu viel, und er tadelte die Mutter heftig über ihre unersättliche Begierde.

Worauf die edlen Frauen in der Heidenzeit sahen, war vor allen ein adeliges Benehmen, wie sich aus folgendem Roman ergibt. Noman, König von Hira im Irak, ließ seine Tochter in einem einsamen Schloß beobachten, weil er von ihrer heißen Sinnlichkeit einen Fehltritt befürchtete. Das Schloß selbst war der Hut einer Ehrenwache übergeben, und jeden Abend wurde ein Gewand um den sandigen Boden im

Ring herumgeschleift und alles geebnet, damit man die Fußstapfen genau erkenne, wenn etwa jemand verstohlen aus- und eingegangen sey. Niemand außer Ibnet Ibschlan, der Kammerzofe der Prinzessin, hatte Erlaubniß das Schloß zu verlassen. Diese Zofe nun hatte das Herz des Poeten Muradisch des Jüngern erworben und seine Liebe genossen. Sie sprach von ihrem Glück vor ihrer Gebieterin, und diese bekam Lust den hochgepriesenen Mann zu sehen. Doch wollte sie im voraus gewiß seyn daß sie es mit einem Mann von guter Herkunft zu thun hätte. Sie rieth daher ihrer Zofe beim nächsten Besuche ihrem Liebhaber einen Zahnstocher [1] und ein Kohlenbecken mit Wohlgerüchen anzubieten, indem sie ihn nöthigen sollte das Becken selbst unter sein Gewand zu nehmen, um sich die Kleider wohlriechend zu machen. Wenn er nun eins von beiden anzunehmen sich weigere, oder wenn er den Zahnstocher nehme ohne vorher die Spitze neu zu schneiden und sie ein paarmal zu spalten, [2] oder mit dem Becken sich die Kleider beräuchern würde, so würde man daran einen Menschen von geringer Herkunft erkennen. Muradisch aber bestand die Probe vollkommen, er gebrauchte den Zahnstocher wie vornehme Araber es pflegten, er beräucherte sich auch nicht das Gewand, sondern nur Bart und Haar, kurz er erwies sich als ein Mann comme il faut, und die Zofe bekam Befehl ihren Liebhaber zur Prinzessin zu führen. Damit aber die Wachen nichts merken sollten, trug Ibnet Ibschlan ihren Poeten auf dem Rücken ins Schloß, und früh Morgens wieder hinaus, so daß die Inspectoren des Königs im Sand keine Fußstapfen fanden als die der Zofe, nur daß sie ungewöhnlich tief eingedrückt waren, was aber nicht beachtet wurde. Auf diese Art dauerte der Liebesverkehr etliche Zeit, bis Muradisch so großmüthig oder so schwach war einem Freund, der ihm sehr ähnlich sah, zu erlauben auf dem Rücken der Zofe statt seiner ins Schloß zur Prinzessin zu reiten. Allein Fatimah erkannte den Betrug noch rechtzeitig, und stieß den Untergeschobenen mit einem Fußtritt aus ihrem Gemach. Seitdem aber hatte Muradisch auch sein Glück verscherzt, sowohl bei der Gebieterin als bei ihrer Zofe.

Man fragt wohl scherzhaft heute in Frankreich bei einem Aufruhr einer Revolution, oder einem großen Bankerott: où est la femme? in der Meinung daß eine Frau nothwendig hinter jeder ungewöhnlichen Bewegung stecke. Der Islam hat aber, oder scheint wenigstens die Frauen für das bürgerliche, politische und nationale Leben völlig vernichtet zu haben. Dieß war in der Heidenzeit nicht der Fall, sondern Frauen erscheinen sehr oft als die Anstifter oder als die Ursache blutiger Fehden. Noch im Jahr 580 als Muhammed neun oder zehn Jahre alt war, brach eine blutige Schlächterei wegen Beleidigung einer Frau aus. Diese befand sich nämlich auf der großen Messe in Okaz und hatte durch ihren geputzten Anzug, durch ihre anmuthigen Bewegungen und andere Coketterien die Aufmerksamkeit von ein paar vorlauten Müßiggängern auf sich gezogen, die von ihr verlangten daß sie den Schleier heben und das Gesicht zeigen sollte, was sie mit geziemender Strenge verweigerte. Später als die Dame sich mit untergeschlagenen Beinen niedersetzte, schlich sich einer der Burschen hinter sie und steckte ihr mit einem Dorn den Zipfel ihres Gewandes an den Schultern fest, so daß, als die Arglose aufstand, sie entblößt von der Menge erblickt und mit einem Gelächter begrüßt wurde. Allein die Frau rief ihren Stamm zur Rache auf und der Schimpf wurde durch ein Blutbad abgewaschen. Um aber offen zu seyn, muß man doch hinzusetzen daß dieselben Beduinen welche es als eine Ritterpflicht betrachteten Frauen und Frauenehre zu beschützen, doch umgekehrt keine Scrupel kannten einer Karavane aufzulauern und schutzlose Frauen und Mädchen, je schönere, desto willkommener, hinwegzufangen um für ihre Freigebung eine Lösegeld zu erpressen.

Es suchten auch die Beduinen nicht bloß körperliche Schönheit bei den Frauen, sondern Witz und Verstand. Imriolkais, der größte Dichter der Heidenzeit, der größte Dichter vielleicht, den die Araber besaßen, den Muhammed den Fahnenträger zur Hölle nannte, weil er Becher und Wein gern zu besingen pflegte, hatte geschworen nur eine Frau zu heirathen, die ihm das Räthsel lösen könnte: was ist acht, vier und zwei? So zog er umher mit seinem Räthsel, aber immer erhielt er zur Antwort: vierzehn, und niemals fand er die Frau die er suchte. Endlich begegnete er auf der Reise in der Nacht einem Mann, der ein sehr junges und schönes Mädchen mit sich führte. Der Dichter konnte nicht widerstehen ihr sein Räthsel: was ist acht, vier, zwei? vorzulegen. Nach einigem Nachdenken sagte das Mädchen: „Acht ist die Zahl der Brüste der Hündin, vier die Zahl der Brüste des Kameles, und zwei die Zahl der Brüste des Weibes.“ Imriolkais begehrte auf der Stelle die kluge Dirne zur Frau, die zwar einwilligte, nachdem der Dichter einen hohen Kaufpreis geboten hatte, aber nur unter der Bedingung daß auch sie am Hochzeitstag drei Räthsel vorlegen würde. Kurz nachher schickte der Dichter seiner Verlobten einen Sklaven, der ihr einen Schlauch mit Honig, einen Schlauch mit Schmalz und einen gestreiften Mantel aus dem feinsten jemenischen Zeug überbringen sollte. Unterwegs rastete der Bote an einem Wasserbehälter. Er entfaltet den Mantel und wirft ihn über die Schulter, wobei das feine Zeug sich in seinem borstigen Haar verwickelt und zerreißt. Hierauf öffnet er dreist die beiden Schläuche und bewirthet damit die Leute welche bei der Cisterne lagern, so daß natürlich eine Lücke in den Gefäßen entsteht. Die Schöne merkt sogleich den Vorfall und sagt dem Sklaven: Paß auf und berichte deinem Herrn daß mein Vater gegangen sey etwas entferntes zu nähern und etwas nahes zu entfernen, daß meine Mutter sich hinwegbegeben habe um ein Leben in zwei Leben zu theilen, daß mein Bruder auf die Weiden gezogen sey um den Himmel anzuschauen, daß sein (des Dichters) Himmel zerspalten, und seine Gefäße schadhaft gewesen sind. Imriolkais errieth sogleich die Bedeutung der Räthselworte, [1] daß der Vater

[1] Die Zahnstocher der Araber waren und sind noch jetzt Stückchen wohlriechenden Holzes, welches nicht bloß zum Reinigen der Zähne, sondern auch zum Parfümiren des Mundes dienen soll.

[2] Der Zahnstocher soll nämlich wie ein Pinsel gestaltet seyn.

[1] Der Doppelsinn im Arabischen ist zum Theil unübersetzlich wegen der Wortspiele.

seiner Braut fortgezogen war um das Bündniß eines andern Stammes für seinen eigenen Stamm zu schließen, daß ihre Mutter als Hebamme zu einer Gebärenden geeilt, daß der Bruder auf die Weide gezogen sey um bei sinkender Sonne heimzukehren, endlich daß das übersendete Gewand beschädigt worden und der Inhalt der Schläuche verkürzt angekommen seyn müsse. So waren beide Theile am Feinheit sich ebenbürtig.

Daß die alten Araber wirklich dem Geiste ihrer Frauen und nicht den geschlechtlichen Reizen den Vorzug gaben, beweist auch folgende Anekdote. Ein Witzkopf, Namens Schamm, zog aus um sich eine Frau zu suchen die ihm geistig gewachsen wäre. Auf der Reise gesellte sich zu ihm ein Landsmann, beritten wie er. Nach einer Weile sprch Schamm zu ihm: „Willst du mich ertragen, oder soll ich dich ertragen?“ — Du bist ein Narr, entgegnete der andere Araber, denn wie könnte der eine den andern, da wir beide zu Pferde sind, ertragen? — Nach einer Weile, als man an einem reifen Saatfelde vorüberzog, sprach Schamm wieder: „Ob wohl diese Ernte schon verzehrt ist?“ — Trotz! wie kann die Frucht verzehrt seyn, wenn sie noch auf dem Halme ist? — Kurz nachher näherte man sich einem Dorfe und begegnete einem Leichenzug: „Ob es wohl, sprach Schamm wieder, mit dem dort im Sarge schon vorbei ist?“ — Niemals, entgegnete der andere, habe ich einen tolleren Menschen gesehen als dich, der noch fragt, wenn er jemand im Sarge sieht, ob er lebe oder gestorben sey! Am Abend erreichte man die Heimath des zweiten Arabers, und dieser erzählte im Zelte seiner Tochter, welchen verrückten Reisegesellen er mit sich gebracht habe. Das Mädchen lauschte und ließ sich die Fragen vorerzählen. Dann sprach sie: „Vater, der Mann ist nicht so thöricht als du meinst. Als er vom gegenseitigen Ertragen sprach, meinte er, ob nicht der eine dem andern die Reise erträglich machen wollte durch Erzählung einer Geschichte. Als er fragte ob die Ernte verzehrt sey, meinte er, ob der Besitzer sie nicht durch Schulden und Verpfändung im voraus verzehrt haben möge; endlich aber sollte heißen, ob es mit dem Todten vorbei sey, ob auch mit ihm Geschlecht und Name erlösche, oder diese noch in Nachkommen fortleben.“ Der Vater hörte erstaunt, begab sich aber sogleich hinweg zu seinem Reisegefährten und fragte ihn: „Soll ich dir jetzt deine frühern Fragen beantworten?“ Schamm bejahte, aber kaum hatte der Araber die Lösung gesagt, so erwiederte Schamm: „Freund, das ist nicht auf deinem Acker gewachsen. Bekenne, wer das gefunden hat.“ Als nun der Araber die Wahrheit gestand, begehrte und erhielt Schamm sogleich die Räthsellöserin zur Frau.

Umgekehrt suchten auch geistreiche Frauen nur witzige Männer. Die reiche und kluge Sadud heirathete Homran den Dschabiden, der um sie zu werben gekommen war und ihre Fragen alle ausweichend beantwortet hatte. Wer bist du? — Ein Mensch. — Wer ist aber dein Vater? — Der mich erzeugt hat, und mein Großvater war der Vater meines Vaters und hat vor meinem Tode gelebt. — Von welcher Familie bist du denn? — Von einer zahlreichen, deren Abstammung bekannt ist, wenn sie auch nicht weit hinaufreicht und die mit der Dauer aussterben wird. — Welches ist denn dein Stamm? — Mein Stamm sind diejenigen denen ich angehöre und unter denen ich geboren bin. — Hast du eine Frau? — Wenn ich *eine* hätte, würde ich eine andere nicht suchen. — Du kannst nur Homran seyn, der Sohn Akra's, der Dschabide. — So sagt man! Von diesen witzigen Wendungen entzückt, gab die Dame dem seltsamen Werber ihre Hand.

Vergleicht man mit diesen wahrhaften oder erfundenen Zügen, in welchen sich das damalige Leben spiegelt, die jetzige Lage der arabischen Frauen, die eingeschlossen im Harem wohnen, keinen Willen haben und keinen haben dürfen, an denen man nichts schätzt als das Geschlecht, so ist es offenbar daß die Frauen seit dem Islam gesunken sind. In der Heidenzeit genossen sie noch das Recht sich von ihren Männern zu scheiden, und zwar war die Art wie dieß geschah, eine höchst einfache. Die Frau brauchte nur den Eingang ihres Zeltes zu verlegen: wenn er früher nach Osten gerichtet war, ihn nach Westen drehen zu lassen, oder wenn er früher nach Jemen (Süden) führte, ihn nach Syrien (Norden) zu kehren. Wollte der Ehemann seine Frau besuchen, und fand er die Zeltöffnung nicht mehr an der rechten Stelle, so merkte er daran daß ihn die Frau verstoßen habe. Wir sind natürlich weit davon entfernt ein solches Recht der Frauen, welches zur Auflösung aller geselligen Bande der Menschen und zur Zertrümmerung der Ehe führt, als irgend etwas segensreiches zu preisen. Vielleicht hat man deßhalb den arabischen Frauen der Heidenzeit nachgesagt daß sie Polyandrie (Vielmännerei) getrieben haben, denn in der That unterscheidet sich auch ein so weit gehendes Recht auf Ehescheidung sittlich nur sehr wenig von der Polyandrie. Allein im Orient, wo der Mann das Recht besitzt die Frau ohne weiteres zu verstoßen, ist es wichtig daß diese einer ähnlichen Freiheit genieße. Uebrigens hat auch nach dem Islam die Frau noch ein Recht auf Ehescheidung sich bewahrt, und zwar die erste Frau; sobald der Ehemann ohne ihre Einwilligung zur zweiten Ehe schreitet. Thatsächlich aber ist dieses Recht nicht sehr wirksam, denn die Frau verliert nicht sehr viel wenn der Mann zur zweiten Ehe schreitet, sie gewinnt aber, da sich bei einer Vermehrung der Frauen nicht bloß die häuslichen Lasten theilen, sondern die frühere Frau über die spätere immer eine gewisse häusliche Oberherrlichkeit ausübt. Das Charakteristische der ältern Zustände bleibt immer, daß die Frau mehr galt und dem Mann gleichsam ebenbürtig war, während der Islam die Frau für das Leben außerhalb des Harems völlig vernichtete.

Daß in der ältern Zeit die Beduinenfrauen ein Bewußtseyn ihrer Würde besessen haben, wie sich davon auch jetzt nicht mehr ein letzter Schatten findet, beweist folgende Erzählung, die sich heute nicht mehr im Orient zutragen würde, ja nicht einmal von einem orientalischen Poeten mehr erfunden werden könnte. Harith, der Sohn Aüf's, war aus einer so edlen Familie entsprossen, daß er wohl einst fragen durfte ob es in ganz Arabien einen Vater geben möchte der ihm die Hand seiner Tochter verweigern würde. Sein aufrichtiger

Diener aber erklärte ihm, ein solcher Vater möchte sich doch wohl finden, es sey Aüs, der Sohn des Harithah, der Tayide. Harith wollte die Probe machen, und begab sich unverzüglich auf die Reise. Er fand Aüs in der Nähe seiner Behausung, wurde von ihm erkannt und willkommen geheißen. Ich komme, sprach Harith ohne Umschweife, dich um eine deiner Töchter zu bitten. Aüs war durch diesen formlosen Antrag verletzt, und gab ihm eine abschlägige Antwort, worauf Harith, ohne ein Wort der Gegenrede, sein Roß wandte und sich entfernte. Aüs, betroffen über solche Vorschheit, tritt ins Zelt und sucht seine Frau auf. Diese fragt nach dem Namen des Fremden und nach dem Vorfall. „Willst du, rief sie, nachdem sie alles erfahren, denn keine deiner Töchter verheirathen? — „Gewiß." — Aber wenn du sie dem vornehmsten Mann Arabiens verweigerst, wo willst du einen Schwiegersohn finden? Mach deinen Fehler wieder gut, brich auf! und suche den Fremden noch einzuholen." Nachdem Aüs sich von der klugen Frau eine Anrede hatte ausdenken lassen, womit er wieder bei Harith anknüpfen könnte, bestieg er sein Roß und setzte dem stolzen Araber nach. Er holte ihn ein, brachte seine Entschuldigungen an und kehrte mit ihm nach seinem Zelt zurück. Aüs hatte drei Töchter, und ließ daher die älteste kommen, um sie zu fragen ob sie Hariths Frau werden wollte. Allein die Dirne hatte andere Gedanken, und lehnte das Anerbieten unter dem Vorwand ab, sie sey nicht schön genug für einen solchen Bräutigam; auch sey sie nicht sehr sanft, und daher würde die Ehe rasch zur Scheidung führen, weßhalb es besser sey den Antrag ganz abzulehnen. Der Vater wandte sich jetzt an die zweite Tochter, aber auch sie war andern Sinnes, und äußerte die Befürchtung, da Harith einem so entfernten Stamm angehöre, werde er sie, weil ihm die Nähe von Verwandten keine Rücksichten auferlege, wahrscheinlich geringschätzend behandeln. Endlich erschien die dritte und letzte. Sie unterwarf sich dem väterlichen Wunsch ohne sich lange zu besinnen, auch glaubte sie schön, geschickt, sanft und klug genug zu seyn. So bekam Harith die jüngste, Namens Bohaßa, zur Frau, und noch an dem nämlichen Tag wurde alles zur Hochzeit gerüstet, für den Bräutigam selbst ein eigenes Zelt aufgeschlagen, die Braut geschmückt und ihrem Gatten zugeführt. Nach einer Weile kam Harith aus dem Zelt heraus und näherte sich seinem Diener Charidscha, der ihn begleitet hatte. Dieser frug seinen Herrn ob die Heirath vollzogen sey; aber Harith gestand, seine junge Frau habe sich geweigert, und gebeten die Sache zu verschieben, da sie die Nähe ihrer Schwestern und ihrer Mutter in Verlegenheit setze. Der junge Ehemann konnte dieses Schicklichkeitsgefühl nur billigen, und befahl daher augenblicklich zu satteln und aufzubrechen. Unterwegs nun sagte Harith zu seinem Diener: Reite voraus! und er selbst bog mit seiner Dame seitwärts ab. Nach etlicher Zeit stießen beide wieder mit dem Diener zusammen, und dieser fragte seinen Herrn: Ist die Ehe jetzt vollzogen? — Noch nicht, erwiederte Harith, denn sie hat mich mit flehentlicher, aber unwiderstehlicher Stimme gebeten: Nicht hier! denn sonst würdest du mich behandeln wie eine Sklavin, wie eine Kriegsgefangene. Du mußt erst Kamele für das Hochzeitfest opfern, Hammel schlachten und deine Freunde zum Schmause einladen, dann ist es Zeit, wenn alles geschehen ist, *was man einer Frau, wie mir, schuldig ist.* Das war, gestand Harith, ächte Würde und ächtes Zartgefühl, dem ich gehorchen mußte. So kam man denn nach Hause, das heißt zu Stamm und Zelt. Ein großer Schmaus wurde bergerichtet, und als alles Schickliche erfüllt war, begab sich Harith zu seiner Frau, um abermals nach kurzer Zeit wieder aus dem Zelte zu treten. Seinem Diener Charidscha mußte er noch einmal gestehen daß die Ehe nicht vollzogen sey. „Du behauptest, hatte die junge Frau gesagt, edlen Herzens zu seyn, aber mir fehlen die Proben. Denkst du doch nur auf ehelichen Genuß, während die Araber sich erwürgen in der entsetzlichen Fehde zwischen Absiden (zu denen ich gehöre) und Subianiden. Höre mich! Gehe zu den feindlichen Stämmen und vermittle den Frieden. Wenn dir das hochherzige Werk gelingt, dann kehre zurück und du sollst eine zärtliche Frau finden." Bei diesen Worten, gestand Harith seinem Diener, mußte ich ausrufen: das ist eine große Seele, das ist edel gesprochen! Harith brach daher an seinem dritten Hochzeitstage unverzüglich auf und begab sich zu den beiden Stämmen. Sie waren zwar geneigt zum Frieden, aber dieser schien nach dem alten Fehdebrauch kaum möglich, denn man zog nach dem Herkommen eine Bilanz zwischen den Opfern auf beiden Seiten, und es ergab sich dann noch ein passiver Rest, für welchen ein Wehrgeld entrichtet werden mußte, sollte sich der eine Stamm nicht durch den Friedensschluß erniedrigen. Dieses Wehrgeld belief sich aber auf die unerschwingliche Summe von 3000 Kamelen, die in drei jährlichen Raten zu bezahlen gewesen wären. Harith nahm diese Clausulub auf sich und schied als Friedensstifter bewundert und gesegnet von den ehemaligen Blutfeinden. Als er dießmal wiederkehrte, empfieng ihn sein Weib mit den Worten: „Jetzt, mein Geliebter, jetzt gehöre ich dir wirklich!" Die Ehe war eine äußerst glückliche nach arabischen Begriffen, nämlich reich gesegnet mit Kindern und zwar mit Söhnen.

Der Kindermord oder vielmehr der Mord der Töchter war in der arabischen Heidenzeit so alltäglich, wie noch kürzlich bei den Mahratten in Indien. Die Beduinen betrachteten das andere Geschlecht wie ein lästiges Reisegepäck welches die Zelte füllte und nur Beschwerden auferlegte. Daß dieser Gebrauch durch Muhammed abgeschafft wurde, ist ein wahrer und großer Fortschritt des Islam. Einst besuchte Kais, einer der ersten Häuptlinge, den Propheten im Zelte, als dieser gerade ein Töchterchen auf seinen Knieen liebkoste. Was ist das für ein Lamm, das du so streichelst? — Es ist mein Kind, erwiederte Muhammed — Bei Gott! rief Kais, ich habe auch so kleine Töchter gehabt und zahlreich, aber ich ließ sie alle lebendig begraben, ohne eine einzige davon zu küssen. — Unglücklicher! rief der Prophet, Gott hat dein Herz aller menschlichen Regungen beraubt, daß du nicht die süßeste Empfindung genossen hast, deren Menschen fähig sind! Der Koran verbot streng den Kindermord mit dem Spruche:

„Tödtet eure Kinder nicht aus Furcht vor Nahrungssorgen, ihnen und euch soll gegeben werden eure Nothdurft.“

Es läßt sich nicht läugnen daß der Islam noch vielfältig für die Frauen sorgte und sie in der Familie und in ihren Rechten gegenüber den Ehemännern schützte, allein ganz sicher ist es daß er sie selbst vernichtet, indem er die Ehe in eine Art von Haft der Frauen, das Haus oder Zelt in einen Kerker verwandelte. Die alte regellose, oft unsittliche Freiheit wich einer strengern Etikette, mit der Freiheit aber gieng jeder geistige Werth der Frauen verloren. Der Heirathslustige schickte eine kluge Unterhändlerin zu dem Wesen welches er zu seiner Frau machen wollte. Die Braut mußte sich untersuchen lassen, damit die Unterhändlerin einen technischen Bericht über ihre Reize abstatten könnte. Wohl behielten die Frauen noch einigen Einfluß auf die Thaten der Männer, aber es war ein erschlichener Einfluß, den sie als Haremsintrigue ausübten, nicht mehr wie früher, wo sie einzelne Stämme zur Rache für eine Schmach oder zur Abwerfung entehrender Knechtschaft begeisterten. Niemand fragte mehr ob die Frauen Geist und Witz besäßen, kein Mann dachte auch daran edle Gesinnungen in ihnen hoch zu ehren und ihnen solche Entsagungen zu gewähren wie Harith seiner Bohaisa. So ist es bestätigt daß die arabischen Frauen seit dem Islam sanken. Und wo die Frau sinkt, kann der Mann nicht steigen.

Briefe auf einer Reise von Japan nach Europa.

Nagasaki, Japan, 12 Dec. 1858.

Schon war ich im Begriffe mich in Schanghai für die Rückkehr nach Europa einzuschiffen, als sich mir nochmals eine bequeme Gelegenheit bot eine Tour nach Japan zu machen, und ich habe zu dem Zweck einen Monat aufgeopfert. Und wohl mag man es ein Opfer nennen, denn was kann der Reisende von einem flüchtigen Besuche berichten, als eben nur die Oberfläche von dem was er gesehen? Und was sieht er als eben nur das was ihm von andern gezeigt wird, entweder von den Eingebornen, die uns alles verschließen möchten, oder von den Holländern, die nicht wünschen daß wir mehr sehen als ihnen selber bis dahin vergönnt war? Wir sehen eine strenge Handhabung der Gesetze, aber wo sie in einem Falle ausgeführt werden, werden sie vielleicht zehnmal umgangen, und das wird uns nicht gezeigt.

Auch in China sind die Gesetze streng, aber nur auf dem Papier, wo jedes auch das geringste Vergehen mit Tod bestraft wird, und wo man doch keine große Anzahl von Executionen sieht, da muß man annehmen daß die Strenge eine bloße Form ist, die auf hundert verschiedene Weise umgangen wird. Wie alle Orientalen die Lüge als keine Sünde betrachten, vielleicht gar als eine Tugend, so ist ihre papierne Moral zu einer bloßen Lüge herabgesunken, und ich glaube kaum daß im allgemeinen die Japanesen eine Ausnahme machen. In manchen Dingen sind sie freilich von ihren Nachbarn verschieden; sie haben einen Trieb zum Lernen, der keine bloße Neugierde ist, während der Chinese keinen Antheil an irgend etwas nimmt was auf uns Fremde Bezug hat. Der Japanese sieht mit Staunen die Begierde der Fremden in ihr Land zu dringen; er calculirt sehr richtig, wenn er sagt daß wir des Gewinns wegen uns all den Unannehmlichkeiten unterwerfen, die er uns bei unserm Aufenthalt in seinem Lande auflegt. Wenn er uns jetzt zuläßt, so will er für sich den Vortheil daraus ziehen und uns zu seinen Zwecken benutzen. Er fängt damit an zu sagen daß er nichts gebraucht, und wollen wir von seinen Producten haben, so behauptet er keine davon abzulassen zu können. Doch sieht er den Nutzen vieler unserer Einrichtungen ein, namentlich des Dampfes, und die Regierung hat bereits mehrere Dampfschiffe gekauft, die ganz von Japanesen bemannt sind. Sie hat selbst Gießereien um die nöthigen Maschinerien herzustellen, um sich selbst in dieser Hinsicht vom Ausland allmählich frei zu machen.

Die Macht der Centralregierung steht natürlich auf sehr schwachen Füßen, sonst könnte sie sich nicht vor den Fremden so sehr fürchten; aber da wir einmal Fuß im Lande gefaßt haben, so kommt uns diese Schwäche vielleicht sehr zu statten, denn unter den vielen unabhängigen Fürsten des Reichs wird sich immer der eine oder andere finden, der seinen Vortheil aus dem Verkehr mit uns ziehen will. Im Grunde sind es immer schon die einzelnen Fürsten gewesen, die den Handel mit den Holländern betrieben, und da sie den Schwerpunkt der besitzenden Classe bilden, so ist es leicht für sie den Großhandel zu monopolisiren. Für kleine Leute scheint es kein Feld zu geben, kaum daß man ein Fahrzeug im Hafen sieht, während die continentalen Chinesen so zu sagen bald auf dem Wasser leben. Das Land producirt Baumwolle und Seide, und während der Hälfte des Jahres erfordert das Klima kaum eine Bekleidung, von welchem Umstande die Einwohner den ausgedehntesten Gebrauch machen, so daß der Consum von fabricirten Stoffen nicht groß seyn kann. Die vulcanische Beschaffenheit des Bodens erlaubt ihnen nicht andere als hölzerne Häuser zu bauen und das Land producirt Holz in Ueberfluß. Die genaue Beobachtung der buddhistischen Religion beschränkt die Nahrungsmittel auf Fisch und Feldfrüchte, und so lange das Reich einen geistlichen neben dem weltlichen Kaiser hat, wird die Kirche ihren Einfluß auszuüben nicht versäumen. In der That ist vielleicht der geistliche Kaiser mächtiger als sein Bruder, denn er hat den ganzen geistlichen Stand unter seiner Leitung, und verfäumt nichts um sich in seinem Amte zu behaupten und eine strenge Controle über den andern Kaiser zu führen. Es heißt sogar daß er dem letztern, der den ersten Tractat mit den Fremden abschloß, befahl sich den Bauch aufzuschlitzen, und der Mann

mußte dem Befehl Folge leisten, obgleich er nur dem Drange der Umstände nachgab. Aber mit europäischer Gewandtheit werden wir auch die Schwierigkeiten umgehen, die uns von geistlicher Seite gemacht werden; so haben wir es z. B. jetzt schon möglich gemacht Fleisch zu essen, indem wir selber die Ochsen schlachten, während früher der Artikel nicht geliefert wurde, als gegen die Gesetze des Landes. Allerdings konnte der Japanese das Thier nicht tödten, aber daraus folgte noch nicht daß wir kein Fleisch essen durften. Und doch ließen sich die Holländer solche Auslegung gefallen, oder vielmehr gaben sich keine Mühe diesen kleinen Uebelständen entgegen zu treten um den Frieden nicht zu stören. Die Chinesen, die hier auch einen kleinen Handel betreiben, sind noch viel gebundener, sie dürfen in ihrem Quartier mit niemand verkehren und ihre Dschunke ist beständig von Wache umgeben, damit keiner ohne Erlaubniß der Japanesen mit ihnen in Berührung komme. Aber diese Barrière wird auch bald durchbrochen, denn die Fremden werden die betriebsamen Chinesen mit sich bringen und keine Polizei ist ihrer Schlauheit gewachsen. Und die Polizei scheint keine kleine Macht in Japan zu seyn, denn wohin man sieht, findet man Männer und selbst Kinder mit ihren zwei Schwertern; wenn letztere sie auch nur von Holz tragen, des leichtern Gewichts und vielleicht der Billigkeit wegen, kommt es doch nur darauf an die Form zu beobachten.

Es gibt vielleicht keine zweite Bucht in der Welt, wie die an deren Ende Nagasaki gelegen ist. Drei bis vier deutsche Meilen von der Küste bildet sie eine ununterbrochene Reihe von den fruchtbarsten Hügeln, die bis an die Spitze mit den verschiedensten Feldfrüchten angebaut sind. Aber die Häuser sind klein und unansehnlich; ich habe kein einziges von Stein gesehen, obschon Granit im Ueberfluß vorhanden ist. Die Straßen sind alle mit schönen Quadern belegt und haben die Japanesen selbst die Mühe nicht gespart eine kleine Insel von Stein aufzubauen, die sie den Holländern zur Wohnung angewiesen, damit kein Fremder ihr Land betrete. Wenn man dieß Desima, wie es benannt ist, mit seiner holländischen Flagge sieht, wird man unwillkürlich an die Dutch-Folly erinnert, an das bekannte Fort im Cantonflusse, was ungefähr von derselben Größe ist. Die Häuser in diesem Quartier sind, wie alle, von Holz, mit Ausnahme der Zwischenwände der Zimmer, die von Papier sind. Nur das Dach ist mit Ziegeln bedeckt und beschützt das Gebäude hinlänglich, denn von Reparaturen ist selten die Rede. Weit von der Küste entfernt ist der Platz wenig dem Einfluß von Stürmen ausgesetzt, und die Nähe des Meeres mildert die sonst nicht geringe Strenge des Winters. Der Ofen ist aber dennoch ein willkommener Gesellschafter, und Holz und Kohlen gibt es die Menge zur Heizung. Die Japanesen wärmen sich an einem Becken mit Holzkohlen, was in der Mitte des Zimmers placirt ist, wobei sie sich zugleich die unvermeidliche Pfeife anzünden. Sie rauchen, wie die Chinesen, nur aus kleinen Köpfen, die ihnen zwei oder drei Züge erlauben, so daß sie häufig gefüllt werden müssen, und kauern dabei vergnüglich auf einer Strohmatte herum, womit der Fußboden bedeckt ist. Oder vielmehr es sind eine Menge von Matten, ungefähr sechs Fuß lang und drei Fuß breit, welche die Grundmasse für das Zimmer und selbst das Haus bilden; denn wenn man baut, so wird die Größe der Zimmer in so und so viel Stück Matten angegeben, und natürlich kann man ihnen keine andern Dimensionen geben als die sich durch die gegebene Größe der Matte dividiren lassen.

Von Stühlen und Tischen ist keine Rede, und um die Matte immer hübsch sauber zu halten, werden die Schuhe vor der Thüre abgelegt, eine Procedur die sehr bequem von statten geht, denn der Schuh ist nichts anderes als ein Strohpantoffel, in dem die große Zehe einen abgesonderten Platz findet und sich auf die Art leicht auf dem Fuß halten läßt. Doch können die Japanesen nicht so frei wie wir und andere besohlte Zweifüßler gehen, sondern sie schlurfen die Straße entlang und behalten denselben schiebenden Gang in den Häusern bei. Doch je höher die Stellung des Mannes, desto weniger zeigt er sich außerhalb des Hauses. Wie die Chinesen, so nehmen auch die Japanesen an daß alles was sich zu Fuß bewegt, der gemeinen Classe angehört. Ein Officier darf sich höchstens einmal in der Woche öffentlich sehen lassen, und der höchste Beamte nur einmal im Monat; dafür sind denn auch die Wohnungen der höheren Beamten so weitläufig und ausgedehnt daß sie kaum nöthig haben der bloßen Bewegung wegen sich in der Straße sehen zu lassen. Die Fürsten, die ihre Aufwartung alle Jahre bei Kaffee machen müssen, besitzen zu Jeddo Paläste von meilenweitem Umfang, d. h. eine Gruppe von Bretterbuden mit einem solchen Raum bedecken — der sogenannte kaiserliche Palast soll 15 engl. Meilen im Umfang seyn.

Die Straßen sind meistens breit und, soweit die hügelige Lage Nagasaki's es zuläßt, regelmäßig, aber an in die Augen fallenden Gebäuden fehlt es hier ebenso sehr wie in China. Es ist alles für den praktischen Gebrauch eingerichtet, und kein Monument erinnert an eine Vergangenheit. So leben die Leute nur für sich, unbekümmert was ihnen vorangieng und was ihnen folgt, dem Princip der Stabilität getreu, unter dem sie Jahrhunderte gelebt haben, ohne daß eine Revolution in einem oder dem andern Landestheile die alten Gebräuche erschüttern konnte. Die Tempel sind zahlreich, aber unansehnlich und ein häufiges Schlagen der Glocken, die, beiläufig gesagt, vom schönsten Metalle sind, erinnert daran daß nicht alles Ueberirdische vergessen ist. Sieht man aber die Menge von öffentlichen Localen, so käme man leicht zu der Ueberzeugung daß der Japanese nur Sinn für Vergnügungen hat; vielleicht ist er auch ein selbst größerer Sinnenmensch als der Chinese. Und die Badehäuser, wo man Männer, Frauen und Kinder gemeinschaftlich in der Wanne sieht, zeigen sie nicht daß den Japanesen neben der äußerlichen Reinlichkeit ein innerer Schmutz anhängt den kein fremder Einfluß so leicht abwaschen kann, denn wie viele Moralprediger gibt es unter den auswandernden Europäern? Wir finden vielmehr daß die letzteren eher die Laster der Eingebornen annehmen als ihre Tugenden auf die andern zu übertragen suchen, außer wenn sie ihnen articles de vertu verkaufen.

Durch Vermittlung des Capitäns der russischen Fregatte, die hier reparirt wird, hatte ich Gelegenheit mit einem der höhern Beamten bekannt zu werden. Er machte mir sogleich an Bord des Schiffes Besuch, und bedauerte mich nicht in seinem Hause empfangen zu können, was nur dem Gouverneur erlaubt ist. Ich erklärte ihm den Zweck meines Hierseyns, und um mir die gewünschte Auskunft über den Handel zu verschaffen, schickte er mir nächsten Tags die Beamten der Finanzkammer zu, durch deren Vermittlung die Hauptgeschäfte in Producten gemacht werden. Ich gab ihm einige fremde Münzen und bat ihn dagegen um japanische, die nicht ausgeführt werden dürfen, außer in einzelnen Exemplaren als Curiosum. Er behauptete daß solche sehr selten wären, doch nach Verlauf von einigen Tagen und nicht ohne mehrfache Versuche mir andere Sachen zu geben, erhielt ich endlich einige der berühmten Goldkobangs.

In ihrem Tauschhandel mit den Holländern und Chinesen haben sie immer ihre Producte zu so niedrigen Preisen angerechnet, daß die Fremden gern bereit waren die dagegen gelieferten Waaren, mit Ausnahme von Medicin und einigen andern unbedeutenden Sachen, selbst mit großem Verlust abzulassen. Jetzt also, wo wir die Producte mit baarem Gelde kaufen, erhalten wir sie billig genug, dagegen bieten uns aber die Japanesen die niedrigsten Preise für unsere Artikel, an deren Verkauf uns natürlich am meisten gelegen ist. Nur wenn durch Concurrenz unter uns die Preise der Producte steigen und die Japanesen dadurch in Besitz von größern Quantitäten von Silber gelangen, werden wir es möglich machen auch bessere Preise für unsere Importen zu erzielen, doch muß darüber eine lange Zeit verfließen. Selbst der Productenhandel wird sich nur langsam entwickeln, denn das Haupterforderniß für uns, die Zeit, hat für die Japanesen gar keinen Werth. Bis jetzt haben sie nur zwei oder drei kleine Ladungen alljährlich an die Holländer geliefert, und da wundern sie sich wenn wir dasselbe Quantum in einer Woche, oder selbst nur in einem Monat haben wollen. Das Wundern allein nimmt ihnen einen ganzen Tag weg, und nachher fehlt es an Transportmitteln und an Leuten um rasch zu handeln. Ueberall ist es auffallend wie leer die Bay von Booten und Schiffen ist, während man glauben sollte daß Inselbewohner meistens Seefahrer seyen. Auch in den Straßen sieht man nicht den regen Verkehr einer großen chinesischen Stadt, nur dann und wann sieht man einen mit Waaren bepackten Büffel.

Ein Ausflug nach El-Goléa (Sahara).

(Aus einem in den Nouv. Ann. des Voyages enthaltenen Schreiben H. Duveyriers, vom 20 Sept. 1859.)

Um die Mitte des letzten Monats hatte ich El-Goléa vollständig vergessen, und ich bereitete mich vor gleich nach Empfang meines Chronometers zu versuchen ob ich nicht ins Tuat eindringen könne, als mir ein Bote Briefe von Sidi-Hamfa überbrachte, in denen der heilige Marabu mir seinen Schutz auf dem ganzen Gebiet der Schaâmba, El-Goléa mit inbegriffen, zusagte, mich aber zugleich ermahnte nicht weiter zu gehen, weil ich möglicherweise durch „Muhammed-Ben-Abd-Allah den Verdorbenen, sowie durch die verdorbenen Menschen welche ihm folgten, gefährdet seyn könnte." Ich änderte sofort meine Plane, und beschloß die sich mir darbietende Gelegenheit zu benutzen, und eine Stadt zu besuchen die, wie man mir versicherte, weit schwerer zugänglich ist als Tuat. Um Ihnen zu zeigen wie sehr es dem Reisenden in Afrika erschwert ist frei nach eigenem Willen zu handeln, will ich bemerken daß siebzehn Tage vergiengen ehe ich Führer finden konnte. Niemand wollte die Verantwortlichkeit übernehmen einen „Christen" in diese von einer solchen Profanation noch unentweihte Stadt zu geleiten. Am 28 August reiste ich endlich von Metlily ab, allein ich hatte eine solche Eile mich unterwegs zu sehen, daß ich dem materiellen Theil meines Ausflugs nicht die ganze wünschenswerthe Aufmerksamkeit schenken konnte, und daher unterwegs mit sehr ärmlicher Kost vorlieb nehmen mußte. Meine Führer ließen mich die östliche, weniger besuchte, Straße einschlagen, um so viel als möglich jedes widerwärtige Zusammentreffen bis ans Ziel unserer Reise zu vermeiden. Das Land welches wir anfänglich durchwanderten, ist eine Fortsetzung der Hochebene der Beni-M'zab, und hier ergriff ich die Gelegenheit einen den besten Karten von Algerien (der von Mac-Carthy im $^1/_{6000000}$ 1858) gemeinschaftlichen Irrthum, wonach dieselben diese Hochebene ein wenig südlich von Metlily endigen lassen, zu berichtigen. Die Hochebene erstreckt sich im Gegentheil bis zum Oued-Zirâra, welcher die südliche Gränze derselben bildet, denn die Bruchstücke von gleicher Formation, die man noch bis zum Oued-El-Goléa trifft, dürfen nur als Fetzen betrachtet werden, und ermangeln heutzutage des Zusammenhangs, den sie vielleicht in einer frühern geologischen Epoche gehabt haben.

Von Metlily aus ist der Oued-Mzzek das erste wichtige Thal das man trifft; die Schaâmba säen dort ein wenig Gerste; auch haben sie daselbst, an einem Orte der den Namen Sebseb führt, einige Dattelbäume gepflanzt. Dieß ist daher ein inmitten dieses oden Landstrichs von der Natur vorzugsweise begünstigter Erdwinkel, und die Nomaden-Araber, welche daselbst noch Nahrung in Fülle für ihre Heerden finden, haben von diesem Thal einen hohen Begriff. Ein wenig weiter nach Süden findet man den Oued-El-Gaa, mit einem Brunnen, neben den man einen Palmbaum gepflanzt hat um dem Reisenden die Stelle anzuzeigen wo er Wasser

finden wird. Als wir an dem Brunnen anlangten, waren zwei Hirten im Begriff einige Kamele zu tränken; ihre Ziegenheerde hatte sich unter die Büsche einer Graminea (Arthratherum pungens) und einer Art Ginster (Retama duricei?) zerstreut, welche das sandige Bett des Wed bedecken.

Wir hatten einen Tag gebraucht um von Metkily an den Brunnen von El-Gaa zu gehen; wir brauchten deren zwei um von dort nach Berghâwi zu gelangen. Dieß ist ein Brunnen dessen Wasser einen sehr unangenehmen Geschmack hat, der aber einerseits ein wichtiger Punkt ist, weil er den Gebieten der Schaânba von Metkily, denen von El-Golêa und denen von Warglâ als gemeinschaftliche Gränze dient; die vier Stämme lassen in den Umgebungen ihre Heerden weiden. Wir waren Morgens an dem Brunnen angelangt, ich wartete bis die Sonne durch den Meridian gieng um die Breite des Orts zu bestimmen, und gab dann das Zeichen zur Abreise. Am Abend des folgenden Tags erreichten wir den berühmten Brunnen von Zirâra. Er liegt in der Mitte eines breiten, ebenen Thals, das nördlich von der Hochebene und südlich von den Sandmassen begränzt ist welche einen den Namen Erg-el-M'zrag führenden wahren Berg bilden. Dieser Brunnen ist, wie alle andern dieses Theils der Wüste, sehr gut gebaut, und die meisten sind sehr alt, so daß die Nomaden nur noch Legenden zu erzählen wissen wenn man sie fragt wer die Brunnen gegraben habe.

Nachdem wir Zirâra verlassen hatten, durchzogen wir eine sandige Gegend, und gelangten bald in eine sehr ausgedehnte, von Tiefgründen durchschnittene und da und dort mit einzelnstehenden Felsen besäete Ebene. Gegen Ende des zweiten Tags bemerkten wir endlich die lange steinige Kette welche das Ufer des Wed-El-Golea bildet, und kamen, nachdem wir lange Zeit längs desselben hingezogen, Nachts in der Stadt der Schaânba-El-Mahji an.

Obschon gleich nach meiner Ankunft meine Führer alles mögliche gethan hatten um die Anwesenheit eines Europäers geheim zu halten, so hatte mich doch die auffallende Beschaffenheit meines Gepäcks bald einigen zusammengelaufenen Neugierigen verrathen. Ich wurde mit meinen Reisegegenständen barsch auf den Platz der untern Stadt geführt; man ließ mich auf meinem Polster ausruhen, allein die Gespräche der mich Umgebenden ließen mir bis zum Morgen keine Ruhe. Nach Anbruch des Tages sah ich Schaânba auf dem Platze sich versammeln, und als man mir gesagt hatte dieß sey die „Dschemaa," setzte ich mich vor sie hin, und fragte: was sie mir gegenüber zu thun gedächten. Es würde zu umständlich seyn wenn ich Ihnen die Fragen aller Art mit denen man mich überhäufte, das Stillschweigen mit dem man die meinigen beantwortete, und die grimmigen Blicke dieser Menschen schildern wollte. Es genüge Ihnen zu sagen daß man mir anfündigte ich sey Gefangener, und es sey mir verboten den Platz zu verlassen bis daß man beschlossen habe was mit mir geschehen solle. Ich zog mich in mein Zelt zurück, und verbrachte einen nicht sehr angenehmen Tag. Trotz der Vorsichtsmaßregeln die ich getroffen hatte um die Neugierigen und Uebelwollenden fern zu halten, bekam ich doch eine Menge Besuche, die ich gern entbehrt hätte. Als ich astronomische Beobachtungen anstellen wollte, befahl man mir, jedoch glücklicherweise erst nach Beendigung derselben, diese „schwarze Kunst," bei Strafe erdrosselt zu werden, einzustellen. Letztere Drohung erzürnte mich in hohem Grade, und ich konnte nicht umhin den Schaânba-El-Mahji Vorwürfe zu machen über ihr ganzes Benehmen gegen mich, indem ich ihnen sagte wie wenig es im Einklang stehe mit dem was die Worte ihres geistlichen Oberhaupts, Sidi-Hamsa's, mich hätten hoffen lassen. Ich gewann dadurch ein wenig Ruhe, und gegen Abend kam die Entschließung der „Dschemaa" an. Sie lautete: „Trotz unserer Drohungen, ward von Allah geschrieben, ist Saad gekommen; wir werden ihn nicht tödten, wollen ihn aber auch nicht aufnehmen. Er ist eingetroffen in letzter Nacht; er muß abreisen in dieser Nacht." Als Aufmunterung fügte man dann noch bei daß, wenn ich bei Tagesanbruch noch in El-Golêa sey, man mich und meine Führer tödten werde. Ich wollte mich diesem Befehl nicht unterwerfen, ohne den Abendern desselben zu wissen zu thun daß ich gegen diese Behandlung Verwahrung einlege, und daß ich mir erlaube ihnen bemerklich zu machen: sie wüßten nicht was sie thäten. Allein ich mußte nachgeben, und so verließ ich denn, nachdem ich einen Theil der Nacht geschlafen, El-Golêa, begleitet von den Häuptlingen der Fraction der Ulad-Ben-Esch-Thech-Abu-Bekr, die minder feindselig als die andern gegen mich gewesen waren.

El-Golêa besteht aus zwei Theilen: die obere Stadt, El-Menâa, „die befestigte," liegt auf einem Hügel der oben erwähnten steinigen Höhenkette, und ist mit Mauern umgeben, welche mir ziemlich hoch schienen; für die Bewohner der Sahara ist dieß eine uneinnahmbare Veste, für europäische Soldaten aber ist sie nicht des Nehens werth. Südlich von dem Hügel befindet sich die untere Stadt, die wahrscheinlich noch weniger wichtig und noch minder ausgedehnt ist, weßhalb ich die Bevölkerung von El-Golêa wohl auf 1000 oder höchstens 1200 Seelen schätzen kann. In einiger Entfernung, gegen Süden hin, erhebt sich ein kleiner Hügel, auf welchem man wichtige Ruinen sieht: es ist die Kasbah, die alte Citadelle, welche der Mittelpunkt der Berber-Stadt gewesen seyn dürfte. Die Häuser von El-Golêa haben nur ein Erdgeschoß, und sind abscheuliche, aus Erdmauern bestehende und mit Palmzweigen bedeckte Bauwerke. Ein oder zwei Gemächer und ein daran stoßender kleiner Hof, sowie eine Thüre durch die man, indem man sich bückt, kaum selbander gehen kann — das ist die Eintheilung dieser Wohnungen, die augenscheinlich auf einen ganz afrikanischen Ursprung hindeuten. Auch die Brunnen, wenigstens diejenigen welche ich gesehen, sind verschieden von denen die ich im Norden getroffen. Es sind jene Brunnen mit hoher Ziehstange, wie man sie in den kleinen an der Straße nach dem Sudan liegenden Städten trifft. Was die Bevölkerung anlangt, so besteht sie aus Arabern und Zénâta, allein diese letztern haben ihre Muttersprache vergessen, und ihre Nationaltracht abgelegt um den Burnus anzunehmen und ihren Kopf mit dem Kamelhaarseil zu umgürten. Aus all' diesen vereinigten Zeugnissen ergibt sich daß, worauf bis

jetzt noch nicht hingewiesen worden, El-Golea seinem ganzen Wesen nach im Grund eine Berber-Stadt ist, welche ihren modernen Namen nur den Arabern, den Eroberern derselben, verdankt. Der Weg den wir bis nach Jirára einschlugen, war derselbe auf dem wir unsere Herreise gemacht hatten, dann aber wählten wir die östliche, vielleicht kürzeste Route.

Notizen aus Sir Emerson Tennents Ceylon.

Leoparden.

Der eigenthümliche Geruch welchen die Blattern verbreiten, hat eine starke Anziehungskraft für die Leoparden. Das Widerstreben der Eingebornen sich oder ihre Kinder der Impfung zu unterwerfen, gibt die Insel den furchtbaren Heimsuchungen dieser Krankheit preis, und in den Dörfern im Innern errichtet man bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich Hütten im Dschengel, die als zeitweilige Hospitäler dienen. Nach diesen nun zieht es die Leoparden unwiderstehlich hin, und die ärztlichen Beamten sind in Folge dessen genöthigt vermehrte Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Major Skinner, der mehr als vierzig Jahre lang Gelegenheit gehabt im Innern zu leben, und sich dabei mit Vermessungen und Straßenbau beschäftigte, neigt sich stark zu der Ansicht daß der Leopard gegen den Menschen im ganzen genommen friedlich gesinnt sey, und daß, wenn er auf einen Menschen stößt, sein Naturtrieb ihn bewege sein Heil in der Flucht zu suchen. Zur Erhärtung dieser Behauptung füge ich hier einen Auszug aus einem seiner Briefe bei, welcher ein diese angeborne Furchtsamkeit in hohem Grade kennzeichnendes Abenteuer schildert.

„Bei Gelegenheit eines meiner Besuche auf dem Adamspic zum Zweck militärischer Recognoscirungen der Gebirgszone, erzählt er, schlug ich auf einer kleinen Patena (d. h. Rasenplatz) inmitten eines umfangreichen und dichten Waldes in dem südlichen Abschnitt der Pic-Reihe, als einem günstigen Platze für Operationen, mein Lager auf. Es wäre, nachdem man von dem Kegel des Pic herabgestiegen, schwierig gewesen mitten in einer so umfangreichen Baumwildniß den Weg bis zu diesem Punkte zu finden, hätte nicht eine lange Erfahrung mich überzeugt daß sich gute dahin führende Wildspuren würden finden lassen, und auf einer derselben erreichte ich jene Stelle auch wirklich. Es war Nachmittags, gerade nach einem jener tropischen Sonnenschauer welche jeden Zweig und jedes Blatt mit ihren schwebenden funkelnden Tropfen zieren, und die kleine Patena war mit Wild überdeckt, das entweder durch das Träufeln der Blätter auf den offenen Raum getrieben oder durch die frische Weide dahin gelockt worden war: mehrere Paar Elenthiere waren daselbst, von denen das bärtige weibsprossige Männchen einen hübschen Gegensatz zu seiner Genossin bildete; auch andere Arten Wild zeigten sich dort in einer Fülle versammelt wie man es an keinem von Menschen besuchten Orte findet. Als ich am nächsten Morgen die Ebene verließ, benützte ich eine schöne weite Wildspur die in meiner Richtung lag, und war vielleicht eine halbe Meile vom Lager gegangen, als ich durch ein leichtes Geraschel im Rillu [1] zu meiner Rechten, und in einem andern Augenblick durch den Sprung eines prächtigen Leoparden erschreckt wurde, welcher sich, in einem Satz von acht Fuß Höhe über dem niedrigen Gestrüpp, auf achtzehn Fuß Entfernung von dem Platz auf dem ich stand niederließ, eine lauernde Stellung annahm, und seine glühenden Augen fest auf mich gerichtet hielt. Der Zustand war kein angenehmer. Ich hatte keine Waffe um mich zu vertheidigen, und mit einem Sprung oder Schlag seiner Tatze konnte mir die Bestie den Garaus machen. Mich von der Stelle zu rühren war, wie ich wußte, nur eine Aufmunterung mich anzugreifen. Zufällig fiel mir aber in diesem Augenblick ein daß ich von der Gewalt des menschlichen Auges über wilde Thiere gehört hatte, und demgemäß richtete ich meinen Blick, so durchdringend als die Aufregung eines solchen Moments mir gestattete, auf seine Augen: wir starrten einander einige Secunden lang an, dann machte die Bestie zu meiner unaussprechlichen Freude Kehrtum, und sprang den geraden offenen Pfad vor mir hinunter. Dieser Vorfall ereignete sich gerade zu derselben Morgenstunde in welcher die weidenden Thiere aus der offenen Patena in den kühlen Schatten des Waldes zurückkehrten; ohne Zweifel hatte der Leopard meine Annäherung für die eines Rothwilds, oder irgendeines andern Thiers, gehalten."

Obst.

Mit Ausnahme der Orange, haben die Obstsorten Ceylons einen Mangel, der, fürcht' ich, allen tropischen Ländern gemein ist. Es fehlt ihnen jenes Pikante das in nördlichen Klimaten den vollkommensten Früchten dieser Art, bei welchen der süße und aromatische Geschmack mit dem säuerlichen vermengt ist, zugeschrieben werden kann. Entweder ist die Säure so vorwiegend daß sie für den europäischen Gaumen abstoßend wird, oder der Zuckerstoff herrscht so vor daß er das fingalesische Obst widerwärtig und unschmackhaft macht. Dennoch werden alle andern Mängel durch die Kühle ersetzt von welcher es durchdrungen ist, und unter der Erschöpfung einer brennenden Sonne läßt sich kein höherer physischer Genuß denken als das kühle und schmackhafte Fleisch der Ananas, oder der reichliche Saft der Mango, welche, wenn man sie frisch pflückt, sich so kalt anfühlt wie Eiswasser. Allein die Frucht muß augenblicklich gegessen werden; selbst ein Zeitraum von nur wenigen Minuten nach dem Pflücken reicht hin den Reiz zu zerstören; denn einmal vom Stamm getrennt, gewinnt sie rasch die Temperatur der umgebenden Luft.

[1] Ein Gebüsch niedrigen Gestrüppe.

Man hat der wundervollen Kraft welche die Pflanzenwelt dadurch entwickelt daß sie, trotz der atmosphärischen Schwankungen, ihre eigene Temperatur regelt, wohl nicht die gebührige Bewunderung gezollt — einer Kraft in deren Kundthuung sie ein Gegengewicht gegen dasjenige zu bieten scheint welches die thierische Oekonomie in der Regelung ihrer Wärme zeigt. So gleichförmig ist die Ausübung der letztern Fähigkeit beim Menschen und bei den höhern Thieren, daß kaum ein Unterschied von drei Graden zwischen der Wärme des Körpers bei den äußersten ertragbaren Wärme- und Kältewechseln vorhanden ist, und die Pflanzen setzt eine gleiche Anordnung in den Stand im Winter eine etwas höhere Temperatur zu behalten als die der sie umgebenden Luft, im Sommer aber sie weit unter dieselbe zu mindern. Es möchte fast scheinen als ob Pflanzen eine Kraft zur Erzeugung von Kälte besäßen, die analog derjenigen ist welche die Thiere in Erzeugung von Wärme an den Tag legen, und dieser wohlthätigen Anordnung verdankt der Mensch den Genuß der üppigen Kühle des Obstes, womit von der Natur die Tropenländer so verschwenderisch gesegnet worden sind.

Die eigenthümliche Organisation durch welche dieses Ergebniß erlangt wird, ist noch nicht ganz aufgehellt, aller Wahrscheinlichkeit nach aber ist das Mittel zur Regelung der Pflanzentemperatur einfach von der Ausdünstung abhängig. Was die den Pflanzen innwohnende Kraft der Wärme-Erzeugung betrifft, so ist sie, obgleich ihr Vorhandenseyn erwiesen, in einem so unbedeutenden Grade da daß sie sich fast nicht in Anschlag bringen läßt, ausgenommen zur Keimungszeit, wo sie wahrscheinlich aus dem Verbrauch von Sauerstoff bei Erzeugung des kohlensauren Gases entsteht das alsdann entwickelt wird. Die Fähigkeit diese Wärme bei Nacht und zu andern Zeiten zurückzuhalten, dürfte daher hauptsächlich von dem Schließen der Poren und der daraus folgenden Verhinderung der Ausdünstung herrühren. Andererseits läßt sich die Fähigkeit eine Temperatur zu behaupten welche niedriger ist als die umgebende Luft, nur dadurch erklären daß man sie mit dem mechanischen Proceß der Auffangung eines beständigen Vorraths frischer Feuchtigkeit aus dem Boden, deren active Transpiration jedem Theil des Baumes und seiner Frucht Kälte mittheilt, in Verbindung bringt. Es ist ein umständliches Verfahren zur Hervorbringung des gewünschten Resultats erforderlich, und auf den Umfang zu welchem Ausdünstung die Temperatur der durch Auffangung erhaltenen Feuchtigkeit herabbringen kann, läßt sich aus der Thatsache schließen daß Dr. Hooker, als er im Ganges-Thal war, fand daß der frische milchige Saft der Mudar (Calotropis) nur 72° zeigte, während der feuchte Sand im Bett des Flusses, wo sie wuchs, zwischen 90 und 104° hatte.

Eine Schwierigkeit möchte, scheint es, sich auch bei der Frucht selbst zeigen, da deren Säfte eine chemische Veränderung erleiden, und man also muthmaßen sollte daß die Circulation derselben eine langsamere sey; und bei denen mit harten Häuten, wie z. B. beim Granatapfel, oder mit einer zähen ledernen Bekleidung, wie bei der Mango, sollte man meinen die Ausdünstung sey geringer als bei denen welche eine weiche und schwammige Textur haben. Alle jedoch nehmen in gleichem Maße Theil an der allgemeinen Kühle der Pflanze, solange der Säfteumlauf Flüssigkeit zur Verdunstung liefert, und in dem Augenblick in welchem diese Hülfsquelle durch die Trennung der Frucht von dem Baum abgeschnitten ist, und ein weiterer Zufluß von Feuchtigkeit fehlt, ist dem Abkühlungsproceß Einhalt gethan, und der Reiz der angenehmen Frische dahin.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

Frankreich.

Es kann jetzt als ermittelt gelten daß die Schlacht bei Magenta mit einer Niederlage für die Franzosen geendet haben müßte, wenn der österreichische Feldzeugmeister seine Truppen besser in der Hand gehabt, oder Mac Mahon nicht rechtzeitig Clam Gallas verdrängt hätte, gerade so wie der Tag von Marengo ohne Desaix eine Grube für den Siegeslauf Bonaparte's geworden wäre, und wie die Schlachten bei Kulm und bei Waterloo wirklich verloren wurden, weil rechtzeitig noch Kleist und Blücher den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe eilten. Wäre aber die Schlacht bei Magenta verloren worden, so könnte noch heutigen Tages die Lombardei zu Oesterreich gehören, es wäre wahrscheinlich am Rhein der Krieg oder in Paris die Revolution ausgebrochen, und vom Bonapartismus möglicherweise nichts übrig als eine Anzahl versprengter Prätendenten. Unberechenbare Begebenheiten nennen wir gern Glück oder Zufall, und da von ihnen der Erfolg abhängt, ist es wohl verständig und würdig, den Mann für groß zu halten dem Glück und Zufall bold gewesen sind?

Dennoch gibt es für Menschen keinen andern Maßstab als den Erfolg. Er ist der einzige historische Richter, so daß man immer sich sagen darf: es gehe nichts zu Grunde, ohne daß es werth sey zu Grunde zu gehen. Was uns als Glück oder Zufall erscheint, ist oft nichts geringeres als die geheime Ursache des Erfolges. Als im Jahr 1806 die preußische Monarchie in Einer Schlacht vernichtet wurde, sah man in dem Erfolg ein sittliches Gericht. Sieben Jahre später waren „Glück und Zufall" gegen das ehemalige Werkzeug der Vorsehung, und jedermann sah wieder in dem Erfolg das sichtbare Richteramt der Geschichte. Wir sind daher historisch berechtigt, den Erfolg allein über den Werth der Völker oder vielmehr ihrer politischen Zustände und Leistungen entscheiden zu lassen, aber nur in Bezug auf die nächste Vergangenheit der Besiegten, nicht auf die Zukunft der Sieger. Beinahe 20 Jahre

lang war der Erfolg auf Seite des großen Bonaparte und der Franzosen, und alle diese Herrlichkeit und diese Huld des Geschickes führte zu nichts, als zu einer langen Entkräftung der hochbegabten Nation. So unergründlich liegt auch jetzt die Zukunft Frankreichs vor uns, und es verräth eine große Dreistigkeit, sowie einen gänzlichen Mangel an historischer Kritik irgendetwas Segen oder Unheil, Größe oder Verfall aus der jetzigen Kaiserzeit für das künftige Frankreich voraussagen zu wollen. Man lerne aus einem bekannten Beispiele Lord Macaulay's, wie vorsichtig das politische Urtheil, wenn es auf den Beifall der Einsichtigen Werth legt, in solchen Fällen verfahren soll. Dem großen britischen Historiker war es aufgefallen daß gerade unter Philipp II die Spanier ihre höchsten militärischen Talente entfalteten und zugleich das Augusteische Zeitalter ihrer Kunst aufgegangen war, obgleich dieser Monarch bekanntlich die letzten Freiheiten der Nation schnöde vernichtete, und selbst die Inquisition, bis dahin nur ein Werkzeug des Fanatismus gegen die getauften Juden, zu einer politischen Folterkammer verfälschte. Aber der Glanz jener Zeiten war nicht Philipps Verdienst, sondern das seines Vaters und noch mehr seiner Urgroßeltern Ferdinand und Isabella. Ihre Saaten reiften unter ihren flandrischen Enkeln und Urenkeln; Philipp säete aber nichts, sondern er hinterließ ein geschwächtes und verarmendes Volk, das länger als zwei Jahrhunderte aus der europäischen Geschichte verschwindet, wo es kurz zuvor den ersten Rang eingenommen hat. Wie der jetzige Kaiser in Frankreich sein Reich hinterlassen wird, vermögen nur die Geschlechter zu erkennen, die nach uns kommen werden. Jeder Zeitabschnitt enthält die Kritik des vorhergehenden. Die Soldaten die bei Magenta und Solferino siegten, wurden unter den Orleans geboren und reiften nur im neuen Kaiserreiche. Aber die französische Nation selbst die sich in ihren jetzigen blanken und vergoldeten Ketten spiegelt, die sich zuerst durch die Erbärmlichkeiten des Börsenspiels hat schleppen lassen, die so geduldig, um nicht zu sagen vergnügt, eine Freiheit nach der andern sich entreißen, die Sicherheitsgesetze und die Hauspionage sich auferlegen ließ, die so geschickt verstand aus der Republik in das Paschathum hineinzuspringen, die sich liebedienerisch an den neuen Hof drängte, zu einer Zeit wo dieser nicht wie jetzt mit verdienstvollen Männern und Celebritäten, sondern mit einer catilinarischen Bande gefüllt war die nach dem zweiten December roch, dieselbe Nation welche gleichgültig blieb als der Staat eine Entvendung, einen Diebstahl, einen Raub begieng an dem bürgerlichen Eigenthum einer vertriebenen Königsfamilie — dieselbe Nation ist doch nur das Product der constitutionellen Zeiten des Julikönigthums. Wir machen natürlich nicht die Verfassungsform für die Servilität des heutigen Frankreichs haftbar, sondern wir wollen nur aussprechen daß die constitutionellen schließlich in kaiserliche Franzosen ausarten müssen. Die Zierden jener 18 lustigen Jahre, die dem Thron und dem Deputirtensaale Glanz verliehen, waren sie nicht sämmtlich beinahe die Kinder des ersten Kaiserreiches? Und war nicht wiederum die geistige und sittliche Oede des Kaiserreiches nur die Folge davon daß die Gluth der vorausgegangenen Revolution die nächstjüngere Schicht vollständig calcinirt hatte? So begreift man wohl daß es gefährlich sey, jetzt schon das Kaiserreich an seinen Früchten erkennen zu wollen. Unsere angeführten Beispiele zeigen vielmehr daß gerade unter schwerem Druck und steinerner Willkür die Natur des französischen Volkes am fruchtbarsten talentvolle Keime treibt, deren Blüthen chronologisch freilich in eine ganz andere Zeit hineinwachsen, wie die Kinder des ersten Kaiserreiches in das Bürgerkönigthum.

Wir müssen auch gerecht seyn gegen den Mann der seit etlichen Jahren unserm Welttheil seine Geschichte gibt. Es ist ein Glück daß endlich ein solcher Mann, ein Mann wieder in Europa auftritt, durch den Aergerniß in die Welt kommt. Wenn uns selbst, uns Deutschen noch gehofft werden kann, so ist er unser Helfer, nicht etwa ein absichtsvoller und noch weniger ein herbeigerufener Helfer — denn ein solcher schändlicher Gedanke liegt uns fern — sondern ein Gewaltiger, der Kummer und Elend über uns, über jeden und über die Nation bringen wird. Wir brauchen aber Elend wie eine Arznei! Wie klein, wie dürftig sind die ci-devant politischen Größen geworden, seit sie sich an einem wahrhaft großen Mann messen lassen. Galt doch ehemals sogar ein Nikolaus für einen großen Regenten! Machte sich nicht eine Zeitlang Lord Palmerston in Europa gefürchtet, er der sich jetzt keinem Neid mehr nähert wo die goldenen Bienen schwärmen? Wurde nicht auch Fürst Metternich einst — ach! und sogar Baron Manteuffel für einen Ausbund gehalten? Sie waren wie die Einäugigen, Könige unter den Blinden. Oder zweifelt irgend wer noch daß der Neffe ein großer Mann sey wie der Onkel, gefährlicher vielleicht noch als dieser?

Man hat in diesem Frühjahr immer behauptet, der dritte Bonaparte könne seinen Thron nur noch durch einen glücklichen Krieg retten, so wenig sey er der Nation Meister. Wir haben oft genug chronologisch widerlegt, daß die Orsinische Granaten nicht die sogenannte italienische Frage erzeugt, sondern ihre Reife nur beschleunigt haben, da Gavours Denkschrift gerade neun Monate älter ist als das Attentat bei der Oper. Kein politischer Zwang trieb den dritten Napoleon über die Alpen, sondern er selbst leitete die große Verschwörung in Mittelitalien, entfremdete Oesterreich allmählich seinen Verbündeten, gewann die Gemüther durch ein neues Credo der nationalen Berechtigung, und als endlich das Geschwür aufbrach, zog er über die Alpen und setzte sich an die Spitze seiner Soldaten. Deßhalb muß man eins an diesem Herrscher bewundern, seinen Muth. Er betrat mit verbrannten Schiffen einen gefährlichen Boden. Wenn er sich getäuscht hatte über die künftigen Schritte der europäischen Höfe oder über die unberechenbaren Stimmungen der Völker, so zog er sich einen Continental- und Seekrieg von den Dimensionen unserer Befreiungsjahre auf den Nacken. Jedes sogenannte Mißgeschick oder jeder sogenannte Zufall im Krieg, jeder Fehlgriff seiner Generale, jeder Rostfleck in der Armee konnte ihm den Thron kosten, und nicht bloß den Thron, sondern obendrein alles historische Verdienst einer zehnjährigen Regierung.

Sein ehemaliger Staatsstreich, der ihm aber- und abermals von seiner Nation vergeben worden ist, wäre den Menschen nicht mehr als ein Seitenstück zu Solferino, sondern als klägliche Fortsetzung von Straßburg und Boulogne erschienen, und der dritte Napoleon wäre zu den gemeinen Abenteurern geworfen worden, die eine Zeitlang die Welt blenden und wie die Feuerkugeln in völlige Finsterniß tauchen. Dieß alles setzte er auf das Spiel, um Frankreich, um sich selbst zu verherrlichen, um einer Idee willen, wie er es pathetisch ausgedrückt hat. Wohl haben wir ein Recht diesen Muth zu bewundern, weil er in unserer Zeit selten zu werden anfängt. Wo sind die Monarchen, die eine Provinz, geschweige den Thron selbst aufs Spiel setzen würden? Napoleon III erschien als erklärter Feind der Grundsätze von 1815, des monarchischen Besitzstandes und des dynastischen Erbrechtes. Er bedrohte damit etliche dreißig Throne und ebensoviel Monarchen in Europa. Für die „Idee" der Legitimität zog nur Franz Joseph den Degen, und er blieb allein. Dort sehen wir also einen Fürsten, gleichviel welchen Ursprungs, der sein Testament macht und alles wagt um etwas durchzusetzen was er ebenso gut hätte bleiben lassen können, und ihm gegenüber ein paar Dutzend Monarchen, die nichts oder nicht genug wagen, obgleich schon um das Princip, um die „Idee" ihres Besitzstandes gefechten wird.

Für Frankreich und für die Franzosen haben die Folgen dieses kurzen, glanzvollen und wohlfeilen Krieges eine Art von rückwirkender Kraft. Man versetze sich zurück in die Stimmungen die von 1849 bis 1851 in Europa herrschten, man erinnere sich noch welches Urtheil damals über das erste Ergebniß einer französischen Volkswahl allen Leuten geläufig war, sie mochten sich zu irgend welcher oder auch keiner Farbe bekennen. Louis Napoleon Bonaparte, nur gekannt durch seine beiden Staatsstreiche, galt kaum mehr als ein politischer Possenreißer und als ein Lückenbüßer zwischen Anarchie und Restauration. Das allgemeine Stimmrecht schien sich selbst durch eine solche Wahl auf alle Zeiten hin lächerlich gemacht zu haben. Wir unsererseits können uns nicht überreden, an ein unsinctartiges Erkennen der menschlichen Größe bei dem großen Wählerklumpen Frankreichs zu glauben, aber ganz sicherlich wird der glücklich gerathene erste Versuch das allgemeine Wahlrecht selbst zu Ehren bringen. Wie einmal die Menschen gewöhnt sind, werden die Siege in Italien auch dem „System" in der Heimath zu gute gerechnet werden, wie man umgekehrt gesagt hat daß bei Solferino das alte „System" in Oesterreich unterlegen sey, obwohl im Grunde doch dieses sogenannte „System" das nämliche noch ist welches unter Maria Theresia Thron und Reich gerettet hat. Die Franzosen werden sich überreden, daß sie die Auffrischung alter glanzvoller Zeiten ihrer Centralisation und der beinahe völligen Unbeschränktheit ihres Oberhauptes verdanken. Sie fangen daher an verächtlich von ihrer nächsten Vergangenheit, von den constitutionellen Zeiten zu denken, und schämen sich der 33 Jahre königlicher Regierung unter Bourbonen und Orleans, wo Frankreich allerdings Frieden, Freiheit und Obscurität genoß. Es ist natürlich daß sie einem Manne alles vergeben der sie wieder zur „großen Nation" gemacht hat, und daß daher die Ansichten aller antibonapartistischen Parteien der Legitimisten, Orleanisten und der Republicaner keinen Sou mehr werth sind, ja daß selbst im Kaiserreich an eine Ausbildung von verfassungsmäßigen Formen gar nicht mehr gedacht werden wird. Der glückliche Ausgang des italienischen Krieges muß alle Gemüther der Franzosen um so mehr gefangen nehmen, als von Anfang an die Mehrzahl der Departements sich gegen den Krieg erklärt hatte. Er kannte uns und unsere Fähigkeiten viel besser, als wir selbst, müssen sich die Franzosen gestehen, und sicherlich wird jenes Geständniß dem jetzigen Kaiser die nämlich beinahe fatalistische Anhänglichkeit der Massen sichern, wie sie einst der erste Napoleon besessen hat. Die Franzosen sind ihm jetzt so willig daß er sie noch einmal nach Rußland oder sonst wohin schleppen könnte. So gebiert der Erfolg die Vermuthung künftiger Erfolge, und diese Vermuthung wieder ist schon ein Theil von einem neuen Erfolge. Daß der Kaiser völlig Herr im eigenen Hause ist, beweist die Rücksichtslosigkeit, womit er den Clerus jetzt wie Fleisch den Mohren verabschiedet. Um Mangel an „internationalem" Stoff braucht jetzt niemand in Verlegenheit zu seyn. Noch verspricht die Türkei eine Saat neuer „Fragen," eben ist Italien in den Zustand versetzt worden wo die Wirrnisse erst recht beginnen werden, und schon dämmert in Ungarn eine neue Episode auf, Ungarn aber gränzt an Polen.

Immer haben große französische Staatsmänner, namentlich die beiden Cardinäle, deren Politik am meisten Aehnlichkeit mit der neukaiserlichen hat, die Schäden im politischen Organismus ihrer Nachbarn zur Vergrößerung Frankreichs auszubeuten gesucht. Wie man ehedem, obgleich man daheim die Hugenotten erbarmungslos hetzte, mit Protestanten, Schweden und Türken gegen Oesterreich sich verband, so sucht man sich jetzt Clienten in den unselbständig gewordenen Völkern. Frankreich ist auf dem Wege der Alleinherrschaft vornehmlich nur Einer Macht, der spanisch-österreichischen, zuletzt der lothringischen Hausmacht begegnet. Der erste Napoleon hatte es schon dahin gebracht, daß die ehemaligen Kaiser des römischen Reiches daran dachten ihre Wiener Hofburg zu verlassen, ihre Erblande als Provinzen zu erklären und in Ofen oder Buda als Könige und Nachfolger des heiligen Stephan ein orientalisches Reich zu begründen. Aber der Oheim versah es darin, daß er zugleich mit allen Mächten Europa's anband, mit England, Rußland, Preußen und Spanien. Es ist möglich daß der Neffe, der so viel gelernt und so viel vergessen hat, sich nur Einen Feind auserwählt, und diesen allein nach und nach aus einer Großmacht zu einer Halbmacht zu erniedrigen versucht. Man denke sich daß durch die jetzt entzündete Racenbewegung Oesterreich zur Lombardei noch Venedig, sowie Ungarn mit seinen Nebenländern verloren hätte, so wäre thatsächlich eine französische Alleinherrschaft auf dem Festland begründet. Oesterreich besäße dann nur noch den Umfang Preußens, es wäre bloß groß genug durch sein Widerstreben die Ausbreitung dieser jüngsten aller Großmächte zu verhindern. Rußland bliebe unberührt und „der schrecklichste der Schrecken" für die beiden ewig entzweiten und

schwachen Nachbarn. Alle die neugeschaffenen Reiche von mittlerm Durchmesser und mittlerer Volkszahl würden aus Furcht vor dem Anschwellen der moskowitischen Lawine die Clienten Frankreichs werden. Selbst Preußen und das verkürzte Oesterreich, das letztere umgeben von Staaten die auf seine Kosten entstanden wären, also auf Jahrhunderte argwöhnisch und feindselig bleiben müßten, würden gezwungen seyn nach französischem Schutz sich umzusehen. Wenn Oesterreich sinkt, ist Frankreich noch das einzige Gegengewicht gegen Rußland, besonders da England mehr und mehr aus den europäischen Händeln sich zurückzieht. Ein solches, im Sinne der Franzosen großartiges, Testament möchte Napoleon III einst seinen Nachfolgern hinterlassen. Bisher ist dieses Zerstückeln Oesterreichs vortrefflich vorwärts geschritten. Es hat sich gezeigt daß in England die bonapartistische Partei die Gunst der öffentlichen Meinung errang, nachdem das süße Pülverchen der Nacenbefreiung trefflich die Gemüther beuebelt hatte. Preußen war gelähmt durch den Schrecken eines Kriegs, wo seine Existenz als europäische Macht als Einsatz hätte gelten müssen, und das übrige Deutschland zeigte nur einen guten, aber thatenlosen Willen.

Wenn irgendetwas die staatsmännische Größe des dritten Napoleon bewies, so war es die vorsichtige Enthaltsamkeit beim letzten Friedensschlusse. Er konnte Frankreich um eine Grafschaft, um Savoyen vermehren. Jedermann fand es so natürlich daß sich Frankreich für das Blut seiner 50,000 Soldaten bezahlt mache, daß wohl von keinem Hof und von keinem Volk eine Einsprache erfolgt wäre. Savoyen, einmal mit Frankreich vereinigt, ist ein unverlierbares Besitzthum und wichtig, weil es auch einen künftigen Erwerb der französischen Schweiz vorbereitet. Für eine solche Mehrung des Reiches wären die Franzosen nicht unempfindlich gewesen, und gewiß hätte eine Dynastie tiefer Wurzel geschlagen, welcher die Nation ein neues Stück Frankreich verdankt hätte. Niemand hat ernsthaft an die Uneigennützigkeit eines Napoleon geglaubt, niemand hätte ihm auch übel genommen, wenn er gehandelt hätte wie Kaiser Nikolaus, der 1828 erklärte daß er keine Eroberungen beabsichtige und hinterdrein im Frieden von Adrianopel einige kleinasiatische Landstriche von der Türkei als „Kriegsentschädigung nicht als Eroberung" sich abtreten ließ. Auch geschah es schwerlich aus Großmuth, sondern aus höherer Berechnung, wenn Napoleon III mit einer solchen Bagatelle, wie der Stammsitz des savoyischen Königshauses sich nicht abfinden ließ. An diesem Benehmen kann man merken daß Napoleon III seinen guten Ruf noch auf wichtigere Gelegenheiten aufspart. Hätte er zugegriffen, so wäre keine ruhige Stunde mehr über die bisherigen neutralen Cabinette gekommen. England hätte gefürchtet Belgien möchte den Weg Savoyens gehen, Preußen hätte bei dem gereizten Länderappetit der Franzosen den Rhein für gefährdet halten müssen, Rußland wäre vor des Pudels Kern erschrocken und hätte jede Zerstückelung Oesterreichs um den Preis einer Vergrößerung Frankreichs zu kostspielig gefunden, kurz nicht bloß die hellen, sondern die blöden Augen hätten erkannt daß Frankreich nicht für eine Idee, sondern wie die Raubthiere für eine Beute gefochten habe. Savoyen wäre just groß genug gewesen um die alte Coalition wieder zu verkitten, so daß bei der nächsten „Idee" Napoleon eine Quadrupelallianz sich auf dem Nacken geladen hätte. Daher durfte er Savoyen nur dann einschieben, wenn er im Stillen seine europäische Laufbahn zu beschließen gedachte. Daß er den Spatzen verschmähte, beweist daher, wie gar manches er gegen das alte Europa noch im Schilde führt. Das war der Fehler des alten Napoleon daß er durch Eroberungen Frankreich groß zu machen suchte. Der Neffe geht sicherer zu Wege, er vertleinert nur seine Gegner und hat dabei immer auf den stillen Beifall von dreien unter vier Mächten zu rechnen. Es ist vorläufig nicht abzusehen, wie lange, wenn kein grober Fehler in Paris gemacht wird, dieses Spiel sich fortsetzen läßt. Vergebens sucht man in London, St. Petersburg, Wien oder Berlin nach einem Staatsmann, welcher fähig wäre ein Bündniß gegen den Bonapartismus mit kluger Hand zu schlingen. Die Männer denen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut war und gegenwärtig ist, möchten vielleicht ihr Glück gemacht haben in Zeiten wie der abgelaufene 40jährige Frieden war, aber ganz andere Kräfte sind erforderlich jetzt, wo die größte Militärmacht des Festlandes mit revolutionären Ideen und revolutionären Geistern Brüderschaft geschlossen hat. Die heutigen Staatsmänner in England und in den Reichen der heiligen Allianz haben ihr Handwerk unter der Herrschaft anderer Grundsätze erlernt. Nach dem Wiener Frieden wurde der Verkehr zwischen den Staaten durch eine stillschweigende Beobachtung gewisser Anstandsregeln erleichtert. Es besaß die Diplomatie einen großen Spielraum um schwierige Streitfragen sanft zu lösen, und es geriethen die alten kleinen Umtriebe und Verrätherein, die Ueberraschungen, die Theaterstreiche in Vergessenheit, indem sich jeder Hof scheute, illoyale Mittel gegen den andern geltend zu machen. Auf dieser bessern Gewohnheit beruhte noch bis im März des J. 1859 die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens, weil sich jedermann sagte und gesagt seyn ließ, daß eigentlich kein Grund für einen Krieg denkbar sey, kein solcher wenigstens, den die Diplomatie nicht zu beseitigen vermöchte, denn daran dachte niemand im 19ten Jahrhundert daß man vorsätzlich einen Krieg herbeiziehen und alle Dienste der Diplomatie durch Schlingen und Fallen vereiteln würde. Durch Napoleon III und Graf Cavour ist die alte wälsche Hinterlist, wie im 17ten und 18ten Jahrhundert wieder zum Styl des internationalen Verkehrs geworden, und es bedarf von neuem der durchtriebenen Politiker, die keinen Gewissenszwang kennen um Schritt zu halten mit den beiden Tonangebern.

Ein einziger Trost bei dieser Uebermacht des stark geeinigten und daher überlegenen Frankreichs und den hohen politischen Eigenschaften seines Kaisers, denn es weder an Kühnheit noch an Vorsicht fehlt, der sich geübt hat in allen Verschmitzungskünsten, der die Mittel kennt um seine Gegner immer zu entzweien, und eine Hausapotheke besitzt um dem eigenen und fremden Völkern ein Tränkchen einzuschenken, damit sich Schlaffsucht einstelle, oder der Patient die Gegenstände um sich dreben und tanzen sieht — eine einzige Hoffnung gegen die immer drohender werdenden Zeiten beruht

noch darauf, daß diese Zustände der Unruhe, dieses Gefühl vor einer nahen geschichtlichen Katastrophe bald unerträglich werden müssen. Sieben Jahre dauert schon dieses Alpdrücken, jedes Jahr verstärkt, jedes Jahr in lästigerem Grade. Es muß zuletzt der Augenblick eintreten wo man es satt wird immer am Rande des Kriegs zu leben, und wo man ein Ende mit Schrecken wieder dem Schrecken ohne Ende vorzieht. Dieser Zustand, wie er jetzt ist, wo an jeder Neujahrscour, bei jeder diplomatischen Conferenz, an jedem Werktag irgend ein entfernter Donnerschlag ein heraufziehendes Gewitter verkündigen kann, zehrt an der Ruhe aller europäischen Völker, die für die Franzosen leiden müssen, weil diese, wenn sie zu Hause still halten sollen, solcher Aufregungen bedürfen.

Weniger läßt sich auf einen sogenannten innern Verfall Frankreichs zählen. Lockerheit der Sitten hat beständig über dem Rhein geherrscht, und verrufen waren deßwegen die Franzosen schon im 16ten Jahrhundert. Wenn man aber von französischen Lastern spricht, so denkt man meistens an Erscheinungen, die unsern großen Städten eigen sind, weil sich in ihnen vorzugsweise die unsichern Existenzen sammeln und durch ihre Zahl auffallen. An Schmutz und Dreistigkeit ist aber London, an Umfang der Corruption Wien und Stockholm Paris weit überlegen. Was diese Stadt in ein besonders ungünstiges Licht stellt, ist nur daß eben die Gebrechen am hellen Tag sich zeigen dürfen, daß man von ihnen mehr wie anderwärts spricht, und daß sie einen Theil des öffentlichen Lebens bilden. Höchst gewagt ist es jedoch von solchen örtlichen Uebeln auf den ethischen Werth einer ganzen Nation zu schließen. Die statistischen Ziffern, soweit sie Aufschluß über die Sittsamkeit eines Volkes zu gewähren vermögen, lauten sogar für die Franzosen günstiger als in solchen deutschen Staaten die sich ihrer Ehrenhaftigkeit zu rühmen pflegen. Bedenklich ist nur in Frankreich die Abnahme der fruchtbaren Ehen, der Ehen selbst sowie der Geburten. Diese Tendenz, welche zu einer höchst beträchtlichen Verschlechterung und Verdünnung des ethnographischen Stoffes führen muß, war aber bereits vor dem zweiten Kaiserreich kenntlich, wenn sie auch in den letzten zehn Jahren wirksamer geworden ist. Ob die Zunahme der Verbrechen eine Abnahme der sittlichen Scheu oder eine Verschärfung der Entdeckungsmittel (Polizei) verkündige, läßt sich aus den kalten Ziffern nicht heraus verhören. Jedermann würde sich empören, wenn man in Bayern die Schwurgerichte als Sittenverderber anklagen wollte, weil sich seit ihrem Bestehen die Hinrichtungen vermehrt haben. Dagegen muß ein solcher Feldzug, wie in Italien, politisch die Nation außerordentlich gehoben haben. Der Anblick der heimkehrenden Krieger entzündet die Vaterlandsliebe in manchem Herzen und ruft allerwärts patriotischen Ehrgeiz hervor. Jedermann kann sich einbilden, er diene dem Vaterland, wenn er dem fähigsten Anführer gehorcht. So schaut ein ganzes Volk, wohl disciplinirt, im Siegesvertrauen und ruhmgierig auf den Mund, der das Losungswort sprechen soll. Beneidenswerthe Lage, wenn eine Nation sich geltend machen will! Beneidenswerthe Nation, die einig ist, sobald der Ruf erschallt: die Ehre des Vaterlandes ist verpfändet! Wehe dem Volk aber das diesen Gegner geringschätzt oder heradzuwürdigen sucht!

Miscellen.

Zur Statistik der Fabrication von Parfümen. Es dürfte unsere schönen Leserinnen vielleicht interessiren zu erfahren wo größtentheils die Blumen wachsen, deren süße Düfte man in den hübschen Flacons' auf ihren Putztischen findet. Die Hauptplätze ihres Wachsthums sind der Süden von Frankreich und Piemont, nämlich Montpellier, Grasse, Nimes, Cannes und Nizza; die beiden letztern besonders sind das Paradies der Veilchen, und liefern ein Jahreserträgniß von etwa 13,000 Pfd. Veilchenblüthen. Nizza erzeugt einen Ertrag von 100,000 Pfd. Orangeblüthen, Cannes ebensoviel, und noch dazu von feinerem Geruch. 500 Pfd. Orangeblüthen geben etwa 2 Pfd. reines Neroly-Oel. In Cannes gedeiht besonders die Akazie gut, und erzeugt jährlich etwa 9000 Pfd. Akazienblüthe. Eine große Parfümerie-Brennerei in Cannes braucht jährlich ungefähr 140,000 Pfd. Orangeblüthen, 20,000 Pfd. Akazienblüthen (Acacia Farnesiana), 140,000 Pfd. Rosenblätter, 32,000 Pfd. Jasminblüthen, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberosen, nebst einer großen Menge anderer süßen Kräuter. Die Ausziehung der ätherischen Oele, deren kleine Quantitäten in den Blumen mit so großen Mengen anderer Pflanzensäfte gemischt sind, daß ungefähr 600 Pfd. Rosenblätter erfordert werden um eine Unze Otto Rosen zu gewinnen, erheischt eine sehr sorgsame Behandlung. Die Franzosen, von ihrem Klima begünstigt, sind ungemein thätige, obgleich nicht immer sehr sorgfältige Parfüm-Bereiter. Die halbe Welt wird von ihnen mit diesem Zweig ihrer Industrie versorgt. (Athenäum.)

*

Eine neue westafrikanische Erforschungsreise. Hr. Castendyk, ein Bremer von Geburt, der die gehörigen Eigenschaften für die Aufgabe besitzt, hat eine Expedition angetreten, um jenen Theil von Afrika zu durchwandern welcher, da er westlich und nordwestlich (östlich und nordöstlich?) von Monrovia liegt, noch nie erforscht worden ist. Er hat sich an Sir Frederic Murchison gewandt und ihn gebeten ihm zur Erlangung von Empfehlungsschreiben an die britischen Agenten in Central- und Nordafrika behülflich zu seyn, und wie wir erfahren, hat ein an den Staatssecretär des Auswärtigen gerichtetes Gesuch das gewünschte Resultat gehabt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. Augsburg, 8 Januar 1860.

Spinnen und Spinnweben.

(Aus Chambers's Journal.)

Einem gewöhnlichen Menschen ohne krankhafte Nerven ist eine Spinne — eben eine Spinne, die zwar für den Anblick nichts besonders Bezauberndes hat, und unangenehm genug ist für das Gefühl wenn sie mit ihren acht langen haarigen Füßen über die Haut läuft; die aber sinnbildlich geworden ist ob ihrer Schlotterigkeit und die, wenn man sie in Hausgängen und Zimmerecken findet, auf eine Frau hinweist welche ebenso fahrlässig ist wie ihre Mägde und im Durchschnitt einen schlechten häuslichen Charakter besitzt. Für eine Fliege, eine Mücke, einen kleinen Käfer, eine winzige Motte, ja zuweilen sogar für Bienen und Wespen, sowie, in den fernen Tropenländern, für Kolibris und ähnliche Vögel, ist eine Spinne ein ausgemachter Mörder. Ihre Haken, Giftbeutel und Fänge, ihre grausamen Stricke, ihre Netze, ihre Saugapfen, ihre trichterartigen Gefängnisse, ihre abcopirten Labyrinthe, mit dem giftigen Vogelleim an den Gängen, ihre häßlichen Mäuler und ihre ausgedunsene Gestalt, sind insgesammt von entsetzlicher Kraft, und werden noch entsetzlicher in Anwendung gebracht.

Fassen wir nun zunächst das Gewebe ins Auge: es besteht aus generlei Arten von Fäden, und hat einen doppelten Zweck. Der eine Faden ist ein einfacher, aus vielen Strängen gemachter Seilwerk; der andere ein ebenfalls aus vielen Strängen gemachtes, aber mit Tropfen eines klebrigen Leims versehenes Tau. Diese letztere Art allein hat die Kraft ein unglückliches der Spinne in den Weg kommendes Geschöpf festzuhalten. In den Geweben der geometrischen oder Gartenspinnen sind die Festhaltungstaue und Radien aus den einfachen Fäden gemacht; die concentrischen oder spiralförmigen Kreise aus dem klebrigen, und diese allein halten die herumschwirrenden Fliegen, welche das Netz zufällig berühren, gefangen. Die webenden Hausspinnen haben keine klebrigen Fäden, sondern sie verwirren ihre Beute durch die gasartige Feinheit ihres Gewebes, in das die Klauen und Füße der Hausfliege eingreifen, und nicht mehr zurückgezogen werden können. Eingesperrt und gebunden, an die Stränge angeklebt, oder in ein Netz verwickelt und gänzlich hilflos, sieht die ihrem Schicksal anheimgefallene Fliege nun ein schreckliches Geschöpf schnell auf sich anrücken; aus seinem Kopfe ragen zwei, aus den Behältern gezogene, aufrecht stehende und schlagbereite ungeheure steife Einlegmesser hervor. Diese Einlegmesser, oder eigentlich Fangzähne, sind hohl und am Ende abgeschnitten, um der darin verborgenen giftigen Säure freien Durchgang zu gewähren. Ihr Streich ist tödlich; wenn sie aber durch irgendeinen seltenen Zufall keinen vitalen Theil erreichen, so würde das Gift ihre Stelle vollkommen ersetzen. Die Spinne stürzt, mit ausgestreckten Fangzähnen oder Einlegmessern, wüthend auf ihr Opfer los, und stößt ihm dieselben ohne viel Umstände mit einem abwärts geführten Streich, auf wahrhaft melodramatische Weise, in Kopf oder Brust, gießt dann ihr Gift aus, und alles ist geschehen. Daß dieses Gift eine Säure ist, beweist der Umstand daß sie Lackmuspapier, soweit sich die Durchbohrungen erstrecken, röthet; daß sie tödlich ist, davon können wir uns überzeugen wenn wir den ersten besten in Spinnweben vorkommenden Mord beobachten. Die Spinnen machen von diesen Waffen nicht gegen ihre Opfer oder ihre Beute allein Gebrauch, sondern sogar gegen einander selbst, wenn sie aus Wuth oder Eifersucht in Aufregung versetzt werden. Leeuwenhoek beobachtete eines Tags zwei große Spinnen welche einen erbitterten Kampf mit einander führten; sie stachen und schlugen sich so lange bis die eine todt niederfiel, und sich buchstäblich in dem aus ihres Feindes Wunden fließenden Blut badete — sie war so naß als ob Wasser über sie ausgegossen worden wäre. Der Naturforscher war in die Ursache des Streits natürlich nicht eingeweiht; allein so viel sah er, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war.

Die Klauen der Spinne sind kammartig und hornig, eng nebeneinanderstehend wie die Zinken eines Kamms; die Beine sind mit steifen Dornen bedeckt, welche, wenn etwa ein falscher Tritt gemacht wird, in die Fäden eingreifen und einen schweren Fall verhindern. Mit diesen kammartigen Klauen und dornigen Beinen leitet die Spinne die Fäden ihres Gewebes, indem sie dieselben in zwei Taue trennt, wenn sie sie entzwei getrennt haben möchte; oder indem sie dieselben in eines zu-

sammengeklebt hält, falls dieß einen Augenblick lang ihre Absicht seyn sollte. Von Spinnwerkzeugen sind drei eng nebeneinander gestellte Paar vorhanden, deren jedes unter dem Mikroskop so ziemlich wie der Deckel eines mit schwarzen Haaren bedeckten und mit einem Kreis steifer weißlicher Borsten besetzten Fasses (head of a barrel) aussieht. Die ganze flache Oberfläche dieses Faßdeckels innerhalb des Kreises ist mit winzig kleinen Hornröhren bedeckt, welche die Ausläße der Seidenrinnen sind. Diese schwanken bei einzelnen Spinnen in hohem Grade. Bei der Gartenspinne (Epeira) wurden über tausend solcher Rinnen gezählt; bei einer Clubiona nur dreihundert; die größte Verschiedenheit aber herscht unter diesen selben geometrischen oder Gartenspinnen, von deren Familie viele mehr oder weniger ungleiche Mitglieder vorhanden sind. Jeder Faden besteht aus eben so vielen Strängen als es dieser Art Faden gewidmete Spinnwerkzeuge gibt; denn wie wir gesehen, gibt es Faden-Varietäten, und Spinnwerkzeug-Varietäten sind a posteriori sich von selbst verstehende Dinge. Wenn der Faden anfänglich aus der Spinne herauskommt, so gleicht er einer Schnur von möglich dünnstem arabischen Gummi, die hart wird so wie sie herauskommt; die klebrigen Fäden dagegen, mit jenen kleinen Perlentropfen zähen Leims auf denselben, werden nie hart. Sie verderben indessen früher als die andern, und müssen oft erneuert werden. Sie sind sehr zahlreich; man hat deren 87,360 in dem Netz einer mittelgroßen Gartenspinne, 120,000 in einem großen 14—16 Zoll im Durchmesser haltenden Netze gezählt. Demnoch kann ein solches Netz in drei Viertelstunden gemacht werden, während die einzelnen Stellen welche ausgebessert, und die verdorbenen Fäden welche erneuert werden müssen, zahllos sind. Eine Art, Clubiona atrox, ist in dieser Hinsicht eine unendlich gute Haushälterin, und erneuert beständig einen Theil ihrer Wohnung und deren Außenwerke. Sie fängt ihre Beute nicht mittelst irgend einer Klebrigkeit an den Fäden, sondern, wie die Hausspinne, mittelst der ungemeinen Feinheit ihres Netzes, in das sich die Beine und Füße der neugierigen Geschöpfe verwickeln welche auf ihren Streifzügen dem Gebiet der Spinne allzu nahe kommen. Allein obgleich sie keinen Leimsaden hat, wie so viele andere, so hat sie doch eben so gut wie die übrigen ihre zwei Fadenarten: die eine ist der gewöhnliche Spinnenfaden, die andere ein blaßblauer Zickzackfaden von verwickelter Structur, der den mit ihren äußern Ungleichheiten in denselben sich verwickelnden Fliegen ungemein verderblich ist.

Wie die Spinnen verschiedene Arten von Geweben machen, so leben sie auch in allen Arten von Häusern; in der That herrscht eben so viel Verschiedenheit zwischen diesen wie zwischen einer gothischen Burg und einer italienischen Villa, zwischen einem schweizerischen Chalet (Käsehütte) und einem Wigwam in Tierra del Fuego (Feuerland). Einige, die Latebricolä, welche in Höhlen und Spalten wohnen, versehen ihre unterirdischen Baue mit einer seidenen Bekleidung, und verfertigen auch eine enganpassende Thür von cementirter Erde, welche sie mit demselben seidenen Teppich überziehen wie der um die Wände herumhängende, und die, durch ihr eigenes Gewicht herabfallend, mittelst starker Stützen und Taue fest geschlossen werden kann. In den brasilischen Wäldern kann man eine hübsche kleine zu dieser Gruppe (Mygale cementaria) gehörende Spinne finden, welche sich in der Mitte ihres Gewebes aufhängt und die bewundernswertheste Springthür die sich denken läßt daran befestigt. Andere derselben Art sind ungewiß große Geschöpfe: eine, die Mygale avicularia, ist wenigstens zwei Zoll lang, und besitzt Füße welche von Spitze zu Spitze des Stehplatzes einen vollen Schuh messen. Dieses enorme Geschöpf soll, wie einige Naturforscher sagen, Colibris fressen; andere dagegen behaupten daß dieß nicht der Fall sey, und daß, als man einen in ihre Höhle gebracht, sie weggelaufen sey und sich versteckt habe. Dann gibt es die Tubitelä, welche im Hintergrunde seidener Röhren leben, wo sie auf ihre Beute spähen, wenn diese zusammend nahe an der grausamen Höhlung vorbeikommt. Ferner haben wir die Cellicolä, die, wie Einsiedler, in kleinen Zellen hausen; die Cursores, welche, wie die Wolfspinne, laufen um ihre Beute zu fangen; die Lycosa, die sich unter Erdschollen versteckt, von dort mit der Wildheit und Geschwindigkeit ihres vierfüßigen Namensvetters (des Luchses) hervorstürzt, und ihr Opfer mit anwidernder Freßgier verschlingt; sodann die Saltatores, welche springen wenn sie ihre Beute erhaschen wollen, und die Laterigradä, welche seitwärts oder rückwärts — nur nicht geradaus — auf ihre Beute laufen oder gehen, und gelegentlich lange Fäden auswerfen um dieselbe unversehens zu fangen; ferner die Filitelä, welche lange schwebende Seidenfäden an den Orten ausbreiten wo sie herumschweifen; die Tapitelä, welche dicke, Häugmattenzeugen ähnliche, Gewebe spinnen; die Orbitelä, welche Gewebe von regelmäßiger und offener Textur weben, wie die Gartenspinnen; die Epeirä; die Retitelä, welche ein unregelmäßiges offenes Maschwerk machen, wie die Hausspinne, und endlich die Aquitelä, welche im Wasser schwimmen, und Seidensäden auswerfen um ihre Beute zu fangen. Wirklich sah man eine in den Mooren von Norfolk auf einem von ihr selbst verfertigten Floß. Dieser bestand aus einer Graskugel von etwa drei Zoll im Durchmesser, und wurde wahrscheinlich mittelst starker Seidenfäden zusammengehalten. Auf diesem Floß nun saß der nautische Rawhead und Bloody Bones dieses Sumpfs, der sich ins Wasser hinabstürzte so oft er ein ertrunkenes oder ertrinkendes Insect sah, und der dann den Leichnam auf seinen Floß heraufzog um ihn in Ruhe und Muße zu verzehren. Einige wickeln sich in Pflanzen- oder Blumenblätter ein; andere lauern hinter Steinen oder in Höhlungen und unter abgelösster Rinde; andere hinwieder verstecken sich in den Kelch abgestorbener Blumen und springen von dort aus auf die dahin kommenden honigsuchenden Fliegen; eine, die Aranea arundinacea, gräbt sich in die dicke Rispe eines Rietgrases ein, und faßt dann mit ihren Krallen alles was in ihren Bereich kommt. Eine weiße Species lebt in den Blüthen des Hagedorns oder auf einigen Pflanzen der Umbelliferen, und entgeht so, der Gleichheit der Farbe wegen, der Entdeckung, und in der That findet man sehr gewöhnlich

Spinnen welche genau die Farbe der Blumen besitzen in denen sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Alle diese Geschöpfe nun sind hinsichtlich ihrer Augen und ihres Sehvermögens, welche ihrem Gebrauch und ihrer Bestimmung entsprechen, verschieden gebildet. Ihre sechs oder acht Augen, wie feine Diamantkugeln in schwarzen Sammet eingefenzt, sind so geordnet, daß sie für die Gewohnheiten der Thierchen und ihren Wohnplatz passen. Bei denen welche in Höhlungen und Röhren leben, befinden sie sich insgesammt eng bei einander auf dem vordern Theil des Kopfes, wie es naturgemäß wäre bei trübsinnigen Räubern, die hinter Lichtlöchern und engen Spalten ewig auf der Spähe liegen. Die wandernden Sippen haben dieselben viel verbreiteter, und mit weiteren Bewegungen; während sie bei einigen, welche sehr deutlich und weit sehen müssen, auf leichten Erhöhungen sitzen, die ihnen eine noch freiere Achse geben. Die Nachtspinnen haben fein dunkles Pigment hinter dem Auge, wie alle übrigen es besitzen, sondern sind dafür mit einer Curtine versehen, die einen hellen metallischen Glanz gibt, und im Dunkeln wie die Augen von Katzen und Löwen leuchtet.

Aus den Spinnweben hat man bis jetzt noch keinen sonderlichen Nutzen gezogen; man hat, wie wir glauben, verschiedene Versuche angestellt um sie für Webezwecke nutzbar zu machen, aber ohne fruchtbringenden Erfolg. Man hat die Seide allzu dünn gefunden um für den Webstuhl geeignet zu seyn, obgleich ein Ballkleid aus ächter Spinnwebe gewiß den ganzen Abend hindurch die Ausmerksamkeit unserer putzliebenden Damen fesseln würde.

Obgleich die Spinnen eine so furchtbare Grausamkeit an den Tag legen, sind sie doch auch einiger, der beseelten Natur im allgemeinen gemeinschaftlichen „zärtlichen Gefühle“ fähig. Tödtlichste Feinde, sind sie auch die leidenschaftlichsten Mütter. Die Wolfspinne, häßlichen Angedenkens, wird sich eher Glied um Glied ausreißen lassen, als daß sie zahm den Eiersack aufgibt den sie hinter sich trägt; ja sie hat sogar den Schrecken des Ameiseulöwen getrotzt, und ist ruhiger Gefangener in seinem Bau geblieben, weil der ihr so theure Sack daselbst war, und sie ihre Embryonen der Gefahr von ihren unrechtmäßigen Besitzern gefressen zu werden ausgesetzt sah. Spinnen-Eier sind anfänglich flach und eiig, dann bilden sie sich an der Luft zu Kügelchen, fast ganz auf dieselbe Weise wie Quecksilber in Tropfen zusammenfließt. Das Ei-Nest ist eine aus Seide gemachte Halbkugel, die dann ovalförmig mit sorgfältig und methodisch geordneten Eiern angefüllt wird; über diesen wird die zweite Hälfte des Eier-Nestes gewoben, und damit ist das kugelförmige Nest vollendet — ein Monster-Ball, so groß wie eine Erbse, und mit einer Menge Kügelchen darin!

Seemannsleben auf den Crozett- oder Desert-Inseln.

(Schluß.)

See-Löwen und Pelz-Robben machen häufig ihr Erscheinen auf den Crozetts, doch nie in solcher Anzahl als die Elephanten, es wird ihnen sehr nachgestellt und sie sind deßhalb sehr schwer zu erreichen, der See-Löwe wehrt sich mit seinen Zähnen eben so stark wie der See-Elephant, und kommt diesem an Größe beinahe gleich.

Die Crozett-Inseln sind der Brüteplatz vieler Arten von Seevögeln, welche hier ruhig und ungestört ihre Jungen ausbringen können. Der Albatroß, dieser prächtige Sturmsegler, bedeckt hier ganze Flächen mit seinen Nestern, und der weiße Sturmvogel (snow-petrel) fliegt in Schaaren auf den Inseln umher und ist so zahm daß die Leute ihn oft mit Händen ergreifen können. Seeschwalben, Möwen und andere mir dem Namen nach unbekannte Seevögel bauen ihre Nester an den Abhängen der Berge, und ihre Jungen wurden eifrig von uns aufgesucht und gegessen. Von Pinguinen fand ich drei Gattungen vor, den großen Königspinguin (Aptenodytes patagonica), den Papagai oder Sprungpinguin (Aptenodytes chrysocoma), und den antarktischen (Aptenodytes antarctica), welcher letztere sehr dem gemeinen, capischen (Aptenodytes demersa) gleicht, nur ihn an Größe weit übertrifft. Der große Königspinguin ist in vollem Gefieder ein prächtiger Vogel, mit silbergrauem Rücken, schwarzem Kopfe und Halse, von einem glänzenden, gelben Bande durchzogen, weißem Unterleibe und schwarzen Unterrücken. Diese Thiere erreichen die Länge von nahe an vier Fuß, stehen stets aufrecht und man findet sie nur in Paaren beisammen, während sich die andern Gattungen in Schaaren zusammenhalten. Wir tödteten der schönen Halsbänte wegen viele von ihnen, und die Leute machten alle Arten von Decken und Zierrathen von denselben, wozu sich die prachtvollen Farben vorzüglich eignen.

Der Sprungpinguin ist mit seiner beweglichen Federkrone auf dem Kopfe ein hübscher, äußerst lebhafter Vogel, welcher im Wasser alle andern an Schnelligkeit übertrifft. Oft macht er die seltsamsten Luftsprünge über der Oberfläche des Wassers, vorzüglich wenn sich zwei feindlich gesinnte auf dem Fischfange begegnen, wo sie dann mit Blitesschnelle über und unter dem Wasser und in der Luft sich verfolgen. Seine Stimme gleicht der des gemeinen Pinguins, nämlich einem Eselgeschrei, weßhalb er von den Seeleuten Jackas (Esel) Pinguin genannt wird. Er erscheint im Winter mit dem antarktischen zusammen in ungeheuren Schaaren, und diese beiden vertreiben in kurzer Zeit alle andern Vögel von ihren Brüteplätzen, welches sie mit Hülfe ihrer scharfen Schnäbel bewerkstelligen.

Die kleine, dunkelbraune Sturmschwalbe (Procellaria pelagica), der unermüdliche Verfolger und Begleiter der Schiffe auf ihrer Bahn durch die weiten Wasseröden, bauet hier ohne Furcht in großer Anzahl, obwohl von vielen behauptet wird, des kleinen Seglers Nest sey noch nie entdeckt worden. Wir fanden an abgelegenen, felsigen Orten viele davon,

sie liegen stets in einer tiefen, dunklen Felsenspalte und sind mit den eigenen Federn des Vogels, welche er sich wahrscheinlich selbst auszupft, ausgefüttert. Seine Eier und Jungen werden von den Seeleuten und Robbenfängern nie gestört, denn der uralte Aberglauben daß ein dem kleinen Geschöpfe zugefügtes Leid schwer auf Schiff und Mannschaft zurückfalle, erhält sich noch bis auf jetzige Zeiten, und kein Preis würde einen ächten, alten Seemann bewegen, dem Thiere wehe zu thun, noch viel weniger auf den kleinen, schwarzen Begleiter seines Schiffes zu schießen. Er ist von der Größe einer Schwalbe, schwarzbraun, trägt über den untern Theil des Rückens und dem Schwanze eine gelbe Binde, und folgt den Schiffen tausende von Meilen, durch schönes und schlechtes Wetter, bald bei Windstille schnell über dem spiegelblanken Meere hinschwebend, bald beim Sturme auf den schaumbedeckten Kämmen der Wellen entlang laufend und sich darauf schaukelnd. Nie sieht man sie auf dem Wasser ruhen, sondern die Luft ist ihr stetes Element, auch erscheinen sie seltener bei schönem, als bei schlechtem Wetter. Wir fanden viele Walfische in diesen Gegenden vor, deren Verfolgung hier jedoch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, ja gewöhnlich unmöglich ist. Die Inseln sind nämlich mit großen Bänken schwimmenden Seegrases umgeben, in welche sich die verfolgten Thiere flüchten und wo es den Booten unmöglich ist sich mit der erforderlichen Schnelligkeit zu bewegen, ohne Gefahr zu laufen umgestürzt und untergezogen zu werden. Diese Seegrasfelder umgeben die Inseln zuweilen bis auf eine Strecke von drei Meilen und werden von den hier herrschenden starken Meeresströmungen und Stürmen hin und hergetrieben, sie sind oft von solcher Dicke daß sie ein Schiff vom frischen Winde segelnd aufhalten. Einige Walfischfänger haben versucht, die zum Fange eingerichteten Boote mit einem langen, scharfen, senkrecht stehenden Messer, welches weit über das Vordertheil desselben hervorragt, zu versehen, welches eine Bahn durch das Seegras für die an der Harpune befestigten Leine schneiden sollte, aber es gelang nur theilweise, da oft durch die wilden Bewegungen des getroffenen Fisches die Leine selbst über das Messer glitt und abgeschnitten wurde. Selten gelingt es deßhalb, dicht bei den Inseln eines Walfisches, welche hier meistentheils von der gewöhnlichen schwarzen Art sind, habhaft zu werden.

*

Da es noch keine genaue Karten über diese Inselgruppe gibt, so ist es natürlich daß die Navigation zwischen ihnen sehr gefährlich und die größte Vorsicht nöthig ist, um bei dem hier ewig stürmischen Wetter das Schiff vor Unglück zu bewahren; ich habe oft an Stellen, wo ich das tiefste Fahrwasser vermuthete, versunkene Felsen und blinde Klippen angetroffen, von denen wir nur mit der größten Anstrengung das Schiff klaren konnten. Zumal in der Winterzeit, wo ich die Gruppe besuchte, ist das Wetter stets dick und neblig, und erlaubt nicht Gefahren in einiger Entfernung gewahr werden zu lassen, wozu noch die starken, südöstlichen Strömungen, gegen welche keine noch so genaue Berechnung der Lage des Schiffes nützt, viel beitragen. Viele hier auflaufende, auf den Robbenfang ausgesandte Schiffe, sind auf diese unsichtbaren Felsen gerathen und mit Mann und Maus verloren gegangen. Im J. 1852 verließ die Brig Susan die Insel Possession, um nach East-Island zu segeln, es war schönes Wetter und frischer Wind und die auf der Insel zurückgebliebenen Leute beobachteten das Schiff, wie es sich schnell entfernte, plötzlich sahen sie es sich auf die Seite legen, die Masten brachen und vor ihren Augen verschwand es in der Tiefe, ehe sadt eine Seele an Bord die Zeit hatte sich zu retten. Das Schiff war auf einen unbekannten Felsen gerathen, hatte gefüllt, und war in weniger als zwei Minuten gesunken. Nie hat man eine Spur davon wieder aufgefunden.

Gegen das Ende des Monats Julius wurde das Wetter so stürmisch und kalt daß das Schiff in steter Gefahr war auf den Strand getrieben zu werden; wir hatten beinahe alle unsere Segel, vom fortwährenden Sturme weggeblasen, verloren, unser schönstes Walfischboot war durch eine überstürzende See zerschlagen worden und das ganze Schiff fieng an durch das Einlaufen vieles Wassers zu zeigen daß es litte und dem Wetter nicht mehr lange widerstehen könnte. Der Zweck, warum ich mich noch länger in solcher unwirthlichen Weltgegend aufhielt, war, Leute in einer kleinen, noch nie von Robbenfängern besuchten Bay auf der Insel Possession zu landen, Melbay genannt; sich derselben mit einem Schiffe zu nähern, wurde uns als gefährlich geschildert, und noch hatte sich kein Schiff hingewagt, von den drohenden Klippen und unbekannten Untiefen abgeschreckt; wem es zuerst gelingen werde zu landen, versprachen die hier umherliegenden Seethiere eine reiche Ausbeute. Endlich schien das Wetter am 23 Juli etwas mäßiger und heller zu werden, der Wind war stark nordöstlich und ich beschloß das Einlaufen zu versuchen. Bis dicht unter die hohe, steile Küste im Norden der Bay gelangten wir bald und glücklich, die See gieng sehr hoch, und die mächtigen Wellen spritzten ihren Schaum viele Klafter hoch gegen die Felsen. Doch mit einemmal schnitten uns die hohen Ufer der Küste, unter der wir uns nun dicht befanden, den Wind ab, und wir bekamen Windstille; das Schiff arbeitete heftig, von keinen Segeln gestützt, auf der schwer rollenden See, welche es langsam, aber sicher auf die steilen Felsen löstrieb und unsere Lage im höchsten Grade gefährlich machte. Plötzlich erblickten wir eine heftige Brandung auf unserer Seeseite, und bemerkten mit Schrecken daß das Schiff zwischen eine Kette von Klippen und die felsige Küste gerathen war; das Seitblei zeigte keinen Grund auf 40 Faden, so daß an Rettung durch Ankern nicht zu denken war; das Meer stieg in furchtbar hohen Bogen rings um uns, die Segel nützten in der Windstille zu nichts, und schlugen mit einem Geräusch wie Donnerschläge gegen die Masten, welche, die wilden Bewegungen des hin und hergeschleuderten Schiffes theilend, in großer Gefahr standen abzubrechen; die Boote hätten in einer solchen verwirrten See nicht schwimmen können, wäre es uns auch gelungen sie ins Wasser zu setzen; es blieb uns nichts übrig als uns und unser Schiff der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen, die oft des Seemanns alleinige Zuflucht ist, wenn sich die empörten Kräfte der Natur seinem Muth und seiner zerbrechlichen Nußschale gegenüber stellen und ihm seine Schwachheit

und ihre Stärke fühlen lassen. Schweigend erwarteten wir den ersten verhängnißvollen Stoß, welcher unser Schicksal entscheiden sollte, denn Rettung hatten wir alle aufgegeben; da fuhr ein plötzlicher Windstoß vom Lande her in die Segel, sie blähten sich und das Schiff gehorchte dem Steuerruder; wir waren unbemerkt bei den höchsten Felsen vorbeigetrieben, und durch eine Spalte im hohen Lande erreichte uns der Wind, welcher auf der andern Seite der Insel blies. Obgleich das Schiff wieder unter Commando war, so waren wir noch lange nicht gerettet; noch streckte sich die lange Kette von Klippen seewärts vor uns, und durch diese mußte das Schiff gegen die berghohe Brandung sich zwängen. Unser Schicksal Gott anvertrauend, befahl ich die Spitze des Schiffes gegen die Klippen zu richten; der Wind war stark, das Schiff trieb vorwärts, die See in Massen über den Bug einnehmend. Jetzt näherten wir uns dem Riffe; durch die Brandung erblickten wir hie und da die schwarze, schaumbedeckte Spitze eines Felsens augenblicklich, welche unter der nächsten rollenden Woge verschwand. Das arme Schiff stieg und fiel mit furchtbarer Gewalt über die entgegenkommende See, und vom frischen Wind getrieben war es im Augenblick in der Brandung. Wir standen alle in der Erwartung unserer letzten Stunde: das Schiff hob sich beinahe senkrecht in die Höhe, schwebte einen Moment regungslos, und von einem starken Windstoß getroffen sprang es vorwärts; die See brach in mächtigen Wellen von allen Seiten über uns, das Verdeck war überschwemmt, und nur unsere Todesangst gab uns die Kraft der über uns stürzenden Wassermasse zu widerstehen; ein anderer Sprung des Schiffes, und noch ein anderer — aber kein Stoß erfolgte; das Wasser lief vom Verdeck, das Schiff bewegte sich leichter — und die Klippen lagen eine Schiffslänge hinter uns; wir waren in offener See und gerettet, aber nie kam ein Dankgebet von aufrichtigeren Herzen als von den unsrigen.

Wir dachten nicht mehr daran in Westbay zu landen, sondern am nächsten Tag verließ ich diese unwirthbaren Felsen und steuerte nördlich, wodurch wir bald in gelinderes und schöneres Wetter gelangten, dessen wir alle so sehr bedurften. Wir fiengen nun auch an unser Schiff und Boote auf den wirklichen Walfischfang auszurüsten, da wir in kurzem vermutheten Fische anzutreffen, deren Lieblingsaufenthalt in dieser Jahreszeit am Südende von Madagascar ist. Unsere Jagd sollte, wie schon erwähnt, dem Riesen dieser Gewässer, dem mächtigen Cachelot oder Spermaceti-Walfisch gelten, dessen klares Oel und Wallrath von einem großen Werthe sind. Zum Fang dieses starken Fisches bedarf es leichter, flinker, aber dennoch stark gebauter Boote, welche sich schnell durch das Wasser bewegen und umdrehen lassen, zugleich aber auch hinreichende Schwimmkraft besitzen sich nicht zu leicht unter Wasser ziehen zu lassen, denn gewöhnlich fährt ein getroffener Fisch zu einer furchtbaren Tiefe senkrecht hinab, und reißt leicht bei dem geringsten Versehen der Mannschaft des Bootes dasselbe mit hinunter.

Die Boote sind gewöhnlich 25 bis 26 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit, an beiden Enden spitz zulaufend, so daß sie mit derselben Leichtigkeit vorwärts wie rückwärts bewegt werden können. Da es oft vorkommt daß sich das Boot schnell umwenden muß, selbst wenn es ohne Bewegung auf dem Wasser liegt, theils um den Angriffen des Fisches auszuweichen, theils um seinen Bewegungen zu folgen, so hat es kein Steuerruder, sondern wird durch einen langen Riemen oder Ruder, etwas länger als die zum Rudern des Bootes gebraucht werden, gelenkt, und ein geschickter Steuermann ist damit im Stande das Boot auf einer Stelle rund herum zu drehen. Zur Bemannung eines Bootes gehören sechs Mann, von denen fünf rudern und einer steuert, welcher letztere der Harpunier ist, der jedoch selbst die Harpune nicht wirft, sondern diesen Theil der Jagd dem am Vorderstien sitzenden Mann in dem Boot überläßt, denn das Schleudern des Eisens ist an und für sich nicht schwer und mit keinerlei Gefahr verbunden; die Geschicklichkeit liegt in dem sichern Steuern des Bootes während es auf den Fisch losrudert; erst nachdem die Harpune festsitzt und das Boot vom Fisch schnell entlang gezogen wird, wechseln der Harpunier und der Vordermann die Plätze; der erstere ergreift die Lanze, bereit den Fisch bei seinem Erscheinen zu tödten, der letztere steuert das Boot während dieses Theils des Fanges; die übrigen Leute sitzen stets still in dem Boot ohne sich umzusehen, ihre Ruder fertig in der Hand haltend. Im Boden des Bootes sind Löcher angebracht, in welche die Matrosen die Ruder stecken, so daß sie unter einem Winkel von 45 Graden in die Höhe stehen, und während des schnellen Laufes des vom getroffenen Fisch gezogenen Bootes das Wasser nicht berühren, sonst würden sie bald von der Gewalt der Bewegung abgebrochen werden und sonst noch viel Unheil anrichten. Die Harpune ist gewöhnlich 3 Fuß lang, mit zwei Widerhaken und einem langen, biegsamen Stiel versehen, und muß vom besten, weichsten Eisen verfertigt seyn, um den gewaltsamen Biegungen und Zerrungen zu widerstehen welche sie zu erleiden hat, ohne zu brechen. Am Ende des Stieles der Harpune ist eine Hülse, in welcher ein etwa 5 Fuß langer, starker Stock oder Pfahl von schwerem Holz befestigt ist, um dem Eisen mehr Gewicht und Gewalt beim Schleudern zu geben; ein guter Harpunier wirft oft in einer Entfernung von 15 bis 20 Schritten das Eisen bis an das Heft in den Fisch. Die Leine welche an der Harpune fest ist, besteht aus weißem Manillagarn, welches weicher und biegsamer und zu gleicher Zeit ebenso haltbar wie Hanf ist. Sie ist von der Dicke eines Fingers und wird mit der größten Sorgfalt von den Harpunieren selbst in Kübeln zusammengelegt, so daß bei noch so schnellem Auslaufen die Leine sich dennoch nicht verwickelt; sie ist gewöhnlich 200 Faden (1200 Fuß) lang, und jedes Boot führt zwei solcher Leinen, also 400 Faden mit sich, welche, im Fall der Fisch es erfordert, zusammengeknüpft werden. Es kommt vor daß ein wilder Fisch die Leinen von drei Booten mit wegführt, und man kann dadurch einen Begriff von der Stärke dieser Thiere erlangen, wenn man bedenkt welche Gewalt es erfordert eine 1200 Faden, oder 7200

Fuß, also über eine englische Meile lange, zolldicke Leine mit drei Booten am Ende noch reißend schnell durch das Wasser zu ziehen. Im Vordertheil des Bootes ist eine mit dickem Blei ausgeschlagene Rinne, durch welche die Leine läuft; das Blei verhütet das zu starke Erhitzen der Leine, welche über Holz laufend sich entzünden würde. Außerdem befinden sich noch im Vordertheil des Bootes eine zweite Harpune, drei bis vier Lanzen und ein kleines Beil zum Kappen der Leine bei gefährlichen Zufällen, wenn sie sich nämlich verwickelt oder zu kurz ist. Die Lanzen sind von Eisen, von der Stärke eines kleinen Fingers, gewöhnlich 4 Fuß lang und sehr weich und biegsam. An dem einen Ende sind sie mit einer harten stählernen, lanzettförmigen Spitze versehen, welche so scharf wie ein Rasirmesser gehalten wird, um leicht in das zähe Fleisch des Thieres einzudringen, und am andern Ende haben sie eine Hülse wie die Harpunen, worein ein langer, leichter Stab gesteckt wird, an dessen Ende eine dünne Leine befestigt ist, welche dazu dient das Instrument nach dem Wurfe wieder aus der Wunde zurückzuziehen, nachdem sie die Harpune aus voller Kraft nach einem Lebensorgan des Thieres geschleudert hat.

Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang wird von Matrosen Wache auf der höchsten Mastspitze gehalten, und der Horizont und die weite Meeresfläche beobachtet, um Spuren von Walfischen zu entdecken, deren Gegenwart sich bald durch das Aufblasen von Wasserstrahlen verräth. Schon an der Erscheinung eines Strahles kann der geübte Walfischjäger von weitem die Species des Walfisches unterscheiden; der gemeine Walfisch bläst zwei senkrechte Strahlen, der Cachelot nur einen, der sich wenig über der Meeresfläche erhebt und mit ihr einen spitzen Winkel bildet. Sobald Fische entdeckt werden, geht das Leben und die Regsamkeit auf dem Schiff los; die Boote, welche stets zur augenblicklichen Benutzung bereit hängen, werden leise in das Wasser gelassen, denn jedes Geräusch erschreckt die Thiere und macht sie scheu, die Mannschaften springen hinein und nun geht die Jagd los. Jedes Boot bestrebt sich vorauszueilen, und die Fische zuerst zu erreichen; alle Mannschaften wenden ihre größten Kräfte an, sich gegenseitig den Vorrang streitig zu machen. Jetzt nähern sie sich dem ruhig dahinschwimmenden Thiere, welches bisher seine Verfolger noch nicht gewahr worden ist; doch plötzlich entdeckt sein scharfes Gehör einen unvorsichtigen starken Ruderschlag, und in dem Augenblick wo sich das vorderste Boot seiner Beute gewiß denkt, erscheint ein mächtiger Fischschwanz über der Oberfläche des Meeres, und mit einem gewaltigen Schlag durch die Luft, welcher die See rings herum aufschäumen macht, steigt der Riese senkrecht in die Tiefe hinab. Alle Boote halten mit dem Rudern ein, denn sie sind durch das Verschwinden des Fisches keineswegs entmuthigt; ein jeder der eifrigen Jäger weiß daß das Wild in höchstens 15 Minuten wieder erscheinen muß um Luft zu schöpfen; geräuschlos vertheilen sie sich über eine ziemliche Fläche und erwarten mit erhobenen Rudern das Wiederauftauchen des Thieres. Da glättet sich die Oberfläche des Meeres nicht weit von einem der Boote, ein mächtiger Kopf erscheint, ein Wasserstrahl, und der lange glänzende Rücken des Fisches gleitet für einen Augenblick über die Oberfläche heraus. „Spring," heißt es nun im nächsten Boote, die Ruder fallen, und es steigt auf den Fisch los; dieser ist längere Zeit unter Wasser gewesen, und muß das Athmen wiederholen; zum zweitenmal erscheint der Wasserstrahl, doch jetzt ganz in der Nähe des Bootes; im Nu springt der Vordermann auf, das Eisen blitzt durch die Luft, und ist bis an das Heft im fetten Rücken des Thieres begraben. Dieses fühlt die Wunde, und fährt mit einem gewaltigen Schlage des Schwanzes in die Tiefe, während das Boot schnell aus dem gefährlichen Bereiche desselben gerudert wird; mit rasender Geschwindigkeit fliegt die Leine vom Fisch gezogen, aus, denn während des ersten Schreckens greift derselbe das Boot selten an, sondern sucht zu entfliehen. Nun beginnt aber der gefährliche Theil des Kampfes; der Harpunier nimmt den vordersten Platz im Boot ein und ergreift die Lanze; aller Augen sind auf das Wasser gerichtet, denn es ist gelungen, vermittelst der Leine das Niedertauchen des Fisches aufzuhalten; der Harpunier, die Lanze in der Hand, sieht aufrecht und auf den Angriff des Feindes gerüstet, jeder Mann hat sein Ruder in der Hand, um das Boot beim Auftauchen des Fisches aus dem Bereich des schrecklichen Schwanzes und Rachens zu halten; denn oft steigt der Fisch gerade unter dem Boot in die Höhe, und kaum berührt er dasselbe, so versetzt er ihm einen Schlag mit dem Schwanz daß Boot und Mannschaft hoch in die Luft fliegen, oder er faßt es mit seinen gewaltigen Zähnen und zermalmt es im Augenblick. Endlich wird die bisher straff gespannte Leine schlaff, der Fisch steigt und erscheint auf der Oberfläche; ist er keiner von den bösartigen, so flieht er, das Boot pfeilschnell nach sich ziehend; ist er jedoch einer von den sogenannten 40 Barrel Bullen, so steht ein Kampf bevor, denn diese sind junge Männchen und im vollen Besitz und Bewußtseyn ihrer Kraft; er entdeckt bald welches Boot ihn verwundet hat, dreht sich gegen dasselbe und stürzt darauf mit geöffnetem Rachen los; dieß ist der wichtige Augenblick wo der Harpunier und Steuermann ihrer Geistesgegenwart und ihres Muthes bedürfen; mit einem starken Schlage des Steuerruders bringt der letztere das Boot aus dem Weg des durch Wuth und Schmerz geblendeten Fisches, während der erstere demselben während seines Vorbeifahrens die scharfe Lanze tief in die Seite stößt; dieß Manöver wird so oft wiederholt, bis der Fisch Wasser mit Blut gemischt ausbläst, welches ein sicheres Zeichen ist daß seine Lebensorgane verwundet worden sind, worauf seine Bewegungen bald weniger lebhaft und schwerfälliger werden, und es dem Harpuniere leicht wird mit Sicherheit seine Lanze zu gebrauchen. Mit einem wilden Fische dauert der Kampf oft mehrere Stunden und ist sehr gefährlich, denn durch eine falsche Wendung des Bootes kann das größte Unglück geschehen. Der Cachelot greift immer lieber mit dem Rachen, welcher in der untern Kinnlade mit starken Zähnen bewaffnet ist, an, als mit dem Schwanz, welcher im Verhältniß kleiner und schwächer als beim gemeinen Walfische ist, und da er diesen Rachen mit Leichtigkeit weit genug öffnen kann, um ein Boot zu ergreifen und zu zermalmen, so kommt bei der Jagd alles darauf an, sich aus dessen Bereich zu halten. Nachdem er

seine Wuth an einem Boot ausgelassen hat, greift er die Menschen, welche sich durch in das Wasser springen aus den Trümmern gerettet haben, nicht weiter an, wohl aber wendet sich sein Zorn gegen das nächste Boot, oft sogar gegen das Schiff selbst, welchem er durch Stöße mit seinem mächtigen, viereckigen Kopfe vielen Schaden thun kann. Die in neuerer Zeit eingeführten Bombenlanzen erleichtern den Fang bedeutend, verkürzen denselben und beseitigen die Gefahr des Werfens der Lanze mit der Hand, wozu immer eine große Annäherung des Bootes an den wüthenden Fisch nöthig war. Es bestehen diese Bombenlanzen aus einem eisernen, hohlen, mit einer scharfen Spitze versehenen Cylinder, von 12—13 Zoll Länge und einem Zoll im Durchmesser, welcher mit feinem Schießpulver angefüllt, und dessen offenes, der Spitze entgegengesetztes Ende mit einer Masse verschlossen ist welche unter dem Wasser brennt, und welche mit dem Pulver in Verbindung steht. Einige Flügel von präparirtem Kautschuk sind nach Art der Federn bei Pfeilen angebracht, um der Waffe einen geraden Flug zu geben. Die Bombenlanze wird aus einer kurzen, aber stark gebauten Flinte geschossen, und trifft auf einer Entfernung von 50 Schritten sehr sicher. In der lederen Scheibe, welche als Pfropfen auf das zur Ladung der Flinte dienende Pulver gesetzt wird, befindet sich ein kleines Loch, durch welches sich die Flamme des Pulvers der Composition, welche das offene Ende der Bombenlanze verschließt, mittheilt; dieselbe brennt langsam während des Fluges der Lanze und fährt fort zu brennen, nachdem diese tief in das Innere des Fisches eingedrungen ist, bis seine Flamme das Pulver im Innern des eisernen Cylinders erreicht, dieses explodirt und die Eingeweide des Thieres zerschmettert, während die zersprungenen Eisenstücke es in allen Richtungen zerschneiden und augenblicklich tödten; die dabei entwickelten Gase tragen viel bei das Thier auf der Oberfläche zu erhalten, denn mit ihnen angefüllt kann der sonst schwere Körper nicht leicht sinken, welches sich häufig ereignet, wenn der Fisch auf die alte Weise getödtet worden ist. Die letzten Zuckungen und Krämpfe des sterbenden Thieres sind für die Boote die gefährlichsten; oft bewegt es sich mit reißender Schnelligkeit in einem kleinen Kreise umher, wo dann die Sicherheit des Bootes vom geschickten Steuern abhängt, indem es den Bewegungen folgen, zugleich aber auch den plötzlichen Angriffen des Thieres ausweichen muß. Beim Sterben legt sich der Cachelot auf eine Seite, und daselbe wird von den Booten mit lauten Hurrahs begrüßt; ich habe aber selbst gesehen daß dieser Freudenruf der Seeleute den sterbenden Riesen dermaßen erschreckte und wieder belebte, daß er das Boot, welches ihn harpunirt hatte, noch während einer Stunde spazieren führte, ehe es der Mannschaft desselben gelang ihm vollends mit der Lanze zu tödten.

Nachdem der todte Fisch nach dem Schiffe welches so nahe wie möglich den Bewegungen der Boote folgt, bugsirt und an demselben vermittelst starker Ketten befestigt worden ist, beginnt die schwerste und schmutzigste Arbeit des Walfischfängers, nämlich das Abziehen und Einwinden des Specks und das Ausschmelzen desselben. Das Abziehen beginnt beim Kopfe des Fisches, und ist mehr ein Abschälen zu nennen, da es nach der Art geschieht wie man einen Apfel in der Hand schält, indem man die Rinde in einem langen, zusammenhängenden Bande ablöst. Dicht am Kopfe wird ein Loch durch die Speckslage bis auf das Fleisch geschnitten, in welches ein starker, eiserner Haken gesteckt wird, welcher vermittelst mächtiger an den Mastspitzen befestigter Takel langsam empor gezogen wird, und den in 3—4 Fuß breiten Streifen abgelösten Speck mit aufwindet und auf das Verdeck bringt; der Körper des Fisches erhält durch den sich langsam ablösenden Speckstreifen eine rollende Bewegung wie der Apfel in der Hand. Ist nun alles Fett vom Körper auf diese Art abgeschält, so wird der Kopf abgeschnitten und entweder gänzlich auf das Verdeck gewunden oder so auf der Schiffsseite befestigt daß er sich nicht bewegen kann, worauf in dem obern Theile des Schädels eine Oeffnung gehauen wird, woraus das im Kopfe befindliche, kostbare Walrath vermittelst großer Schöpflöffel genommen wird. Dieses Walrath liegt in einer großen Kammer im Kopfe, und ist während des Ausschöpfens von der Consistenz dicken Oeles, wird jedoch an der Luft bald hart; alle knorpligen Theile des Kopfes enthalten Walrath und werden deßhalb ausgeschnitten und gekocht. Ein guter Fisch sollte von neunzig bis hundert Gallonen reinen Walrathes haben, welches den zehnfachen Werth irgend eines andern thierischen Oeles hat, es nimmt nach leichtem Erhitzen die Consistenz eines trocknen Talges an, welcher weder auf Holz noch auf Kleidern fettige Spuren zurücklässt. Wie bekannt, enthält der Rachen des Cachelot kein Fischbein, doch werden seine Zähne wie Elfenbein benutzt und übertreffen daselbe weit an Härte.

Der Speck wird nun vermittelst breiter, scharfer Messer oder eigens dazu eingerichteter Maschinen, welche den Häckselschneidemaschinen gleichen, in dünne Scheiben geschnitten, und diese in die beiden großen, auf dem Verdeck eingemauerten, eisernen Töpfe geworfen und darin ausgeschmolzen; das dadurch gewonnene Oel wird, nachdem es etwas abgekühlt ist, in Fässer welche schon im Schiffsraume bereit liegen, geleitet und so aufbewahrt; die ausgebratenen Speckscheiben dienen zur weiteren Feuerung und geben eine große Flamme, jedoch nur gerade Hitze genug das Oel auszuschmelzen, ohne es zu verbrennen, welches demselben eine dunkle Farbe mittheilt und dadurch seinen Werth im Preise herabsetzen würde; das gut ausgeschmolzene Oel sollte beinahe farblos oder höchstens eine helle Strohfarbe haben, um den höchsten Preis, d. h. 90 bis 100 Pfd. St. (600 bis 700 Rthlr.) die Tonne, zu bringen.

Dieses war die Arbeit welche wir jetzt vor uns hatten, und worauf wir uns vorbereiteten; ehe wir noch die Breite von Madagascar erreichten, war das Schiff und die Boote vollständig ausgerüstet und die Mannschaft im Bootsdienst eingeübt. Wir sahen sehr häufig Walfische, welche jedoch immer einer Species angehörten deren Fang nicht die Mühe lohnt; es waren gewöhnlich sogenannte Finnrücken (finnbacks) und Schwefelbäuche (sulphur-bottoms), unter welchen Namen die Walfischfänger den Finnfisch (Balaenoptera physalus), und eine andere Art von Walfisch mit schwefelgelbem Bauch, dessen systematischer Name mir jedoch unbekannt ist, verstehen. Der erstere, der Finnfisch, übertrifft

den gemeinen Walfisch oft an Länge, ist jedoch schlanker und nicht so groß im Umfang; der ihn umgebende Speck ist geringer an Dicke, und sein Fang ist sehr gefährlich, denn es ist dieß die wildeste und lebhafteste Species der Walfischgattung. Er ist leicht beim Auftauchen an seiner säbelförmigen Finne, welche 4 bis 5 Fuß hoch über seinen Rücken hervorragt, und an seinem starken, doppelten Wasserstrahl zu erkennen. Er bläst diesen höher als irgend ein anderer Fisch, und ist, von der Harpune getroffen, so unbändig, daß er das Boot oft in kurzer Zeit aus dem Horizont des Schiffes schleppt, und beim Lanzenwerfen so wüthend um sich schlägt, daß wenig Walfischfänger sich an ihn wagen; sein weniges Oel wiegt die Größe der Gefahr, der sich die Boote aussetzen, nicht auf, und dasselbe ist der Fall mit dem Schwefelbauch, welcher an Wildheit dem Finnfisch gleichkommt.

Der Negermarkt zu Savannah.

Jeden ersten Dienstag im Monat ist Negermarkt im Courthaus zu Savannah, wenn eben Neger vorhanden sind, und ihre Versteigerung geschieht dann öffentlich gegen gleich baare Bezahlung. Die Sklavenhändler bringen ihre Waare zu Markt, und die Preise der Neger lassen sich so ziemlich genau nach den Preisen der Baumwolle bestimmen. Im Jahr 1857 während der Geldkrisis in Amerika waren viele Plantagenbesitzer genöthigt ihre Sklaven theilweise zu verkaufen um baares Geld zu bekommen, welches damals selbst bei möglichst großer Sicherheit für den hohen Zins von 50 Procent nicht immer aufzutreiben war, und ich sah einen Plantagenbesitzer 100 Sklaven auf einmal zu Markte bringen, der später seine halbe Plantage mußte brach liegen lassen. Eines Tages gieng ich eben am Courthaus vorüber als eine Versteigerung ihren Anfang nahm, und da mich die Art und Weise sehr interessirte wie dieß geschehe, trat ich in den langen Hofraum ein, welcher mit hohen Mauern umgeben ist. Vor dem Gebäude hielten viele Wagen und Reitpferde der Käufer in buntem Gemisch. Im inneren Raum war ein niederer langer Tisch in der Mitte, hinter welchem die Sklaven aufgestellt waren, die mit einer Gleichgültigkeit der Sache zusahen als ob es sich um ganz gewöhnliche Dinge handle. Auf der entgegengesetzten Seite standen die Käufer und Verkäufer, und am oberen Ende des Tisches der gerichtlich aufgestellte Auctionär mit dem Hammer. Ein schon ziemlich bejahrter Neger von ohngefähr 40 Jahren machte den Anfang und kam zuerst auf den Tisch zu stehen, wo er von vielen genau untersucht, ungefähr sowie bei unserer Conscription, ob seine Gelenke noch in gutem Zustand seyen, die Hände und Zähne betrachtet, und gefragt wurde, was er gelernt habe? Nichts! war bei diesem wie bei allen übrigen, die später an die Reihe kamen, die Antwort, während der Besitzer erklärte daß er zur Feldarbeit und beim Baumwollenbau sehr geschickt und brauchbar sey. Den Kopf hatten alle während der Verhandlung auf die Brust gesenkt, ohne jemand anzublicken. Der Preis wurde für diesen Neger zu 500 Dollars aufgeworfen und erreichte bald die Höhe von 800 Dollars, um welche Summe er einem Kraker zugeschlagen wurde, der mit ihm abzog. Kraker heißen die kleineren Grundbesitzer, welche von Feldbau und Viehzucht leben. Ein schallendes Gelächter der übrigen Neger verhöhnte den Cameraden daß er einen so armen Herrn zugefallen sey. Da sie den Namen der Familie annehmen welcher sie angehören, so haben sie auch eine besondere Eitelkeit auf alle hervorragenden Eigenschaften derselben, und ich wurde zum Lachen genöthigt einmal zwei Negerjungen sich darum streiten zu hören welcher von ihren Herren am besten peitschen könne.

Der zweite kam auf den Tisch, ein junger kräftiger Bursche von 20—25 Jahren; dieser ward um die Summe von 800 Doll. feilgeboten und um 1200 Doll. losgeschlagen. Der Auctionär wiederholte das jedesmalige Gebot mit so unglaublicher Schnelligkeit und so lange fort, bis wieder ein höheres erfolgte, daß mir trotz der traurigen Handlung die Sache fast komisch vorkam. Sobald er seinem neuen Herrn übergeben war, wurde er von seinen Cameraden mit dem Namen seines neuen Herrn angeredet. So gieng es fort, und der Preis für junge kräftige Burschen schwankte, je nachdem sie etwas von einem Handwerk verstunden, von 12—1500 Doll., die für einen Burschen bezahlt wurden der etwas von der Schiffszimmerei verstund. Mädchen von 15—18 Jahren wurden von 600 bis 800 Doll. bezahlt, während ganz alte Negerinnen um 150 bis 200 Doll. verkauft wurden. Sie nahmen alle ihr neues Schicksal mit thierischer Gleichgültigkeit hin, und nur jene die früher Feldneger waren und nun zu Hausneger avancirten, schienen etwas vergnügter zu seyn, denn erstere werden zu viel härterer Arbeit als letztere verwendet. Der Neger ist ein Capital, das sich zu hohen Preisen rentirt, und es geschieht häufig daß Leute die keinen Grundbesitz haben, bloß Neger zum Vermiethen halten, für die monatlich hübsche Summen bezahlt werden. Die Sklavenhändler haben zum Aufbewahren ihrer Neger kleine Zwinger mit hohen Mauern eingefaßt, die oben dick mit zerbrochenen Bouteillen bespickt sind, um das Uebersteigen zu verhindern. Sie nähren sie gut, denn die Neger werden bei einiger Ruhe und hinreichender Nahrung bald fett, und sehen dann zum Verkauf viel besser aus. Schon dieß ist ein Beweis wie bei ihnen das Thierische vorherrscht. Der Sklavenhandel ist ein einträgliches Gewerbe, wird aber, ungeachtet man die Sklaverei in Schutz nimmt, und sich sonst wenig darum bekümmert mit was der Mensch sich sein Brod verdient, dennoch mit Verachtung betrachtet. Durch die hohen Procente angelockt, finden sich aber immer noch Menschen genug zu dieser schändlichen Beschäftigung. Die schlimmsten Herren der Sklaven sind durchschnittlich die von spanischer Abkunft, daher das Loos der Neger immer härter wird je weiter süd-

lich sie verpflanzt werden. Aus eben angeführten Thatsachen wird der Leser ersehen daß das Loos der Sklaven zwar ein hartes, aber im Verhältniß zu der Race kein so grausames ist wie man sich vorstellt, und ich habe mit sehr wenig Ausnahmen die Sklaven gut behandelt gefunden, wenn sie nicht ganz verdorbene Bursche waren, was, wenn auch die Humanität ganz außer Betracht bleibt, schon der eigene Vortheil jedes Besitzers erheischt. Ich würde allen eifrigen Gegnern der Sklaverei rathen sich die Sache auf längere Zeit an Ort und Stelle anzusehen, denn aus weiter Ferne läßt sich über solche Verhältnisse kein richtiges Urtheil fällen, und ich bin überzeugt daß die Mehrzahl ihr Urtheil mildern würde, wie es auch mir ergieng.

Notizen aus Sir Emerson Tennents Ceylon.

3. Edelsteine und Edelsteinhändler auf Ceylon.

Rubinen, sowohl krystallinische als amorphe, werden in einer besondern Dolomit-Schicht in Bullatotte und Badulla gefunden, in welcher es auch einen eigenthümlichen kupierfarbigen Glimmer mit metallischem Glanze gibt. Stern-Rubinen, die „Asteria" des Plinius (so genannt weil sie einen beweglichen sechsstrahligen Stern enthalten) sind in Ratnapura um sehr geringes Geld zu haben. Die blaue Färbung, welche den Werth des reinen Rubins, dessen Farbe dem „Taubenblut" gleichen sollte, vermindert, wird von den Singalesen dadurch entfernt daß sie den Stein in den Kalk einer calcinirten Muschel einhüllen und ihn einer großen Hitze aussetzen. Spinell von ungemein schönen Farben findet man im Bette des Mahawelliganga in Kandy, und dieser Oertlichkeit wegen hat man ihm den Namen Candit beigelegt.

Es ist auffallend daß, obgleich man den Saphir in diesem ganzen Landstrich in größerer Menge findet als den Rubin, er doch nie in dem ursprünglichen Muttergestein entdeckt ward, und die hin und wieder im Dolomit vorkommenden kleinen Bruchstücke zeigen daß es nur eine Ablagerung ist. Seiner ausgezeichnet schönen Farbe und der Größe wegen in der man ihn gewöhnlich findet, bildet er weitans den kostbarsten Edelstein der Insel. Ein Stück, das im Jahr 1853, einige (engl.) Meilen von Ratnapura entfernt, aus dem Alluvium ausgegraben ward, wurde von einem Mauren in Colombo gekauft, in dessen Händen man es auf mehr als viertausend Pfund Sterling schätzte.

Die ursprüngliche Lage des orientalischen Topases ist, wie die des Sapphirs, ebenfalls unbekannt. Die Singalesen glauben in vollem Ernst es sey einer und derselbe Stein, und nur in der Farbe verschieden; auch soll man Krystalle davon bekommen, deren einer Theil gelb, der andere blau ist.

Granaten von geringerer Beschaffenheit kommen gewöhnlich im Gneis vor, schönere aber findet man in den Hornblende-Felsen.

Zimmet-Stein (der eigentlich eine Granaten-Abart ist) kommt in so außerordentlich großer Fülle vor, daß mächtige ihn enthaltende Felsen an vielen Orten, besonders im Alluvium um Matura, in verschwenderischer Menge vorhanden sind, und in Belligam, einige Meilen östlich von Point-de-Galle, ist ein gewaltiges abgelöstes Felsstück in solchem Grad aus Zimmetsteinen zusammengesetzt, daß man ganze Klumpen desselben hinwegträgt um Edelsteine auszuziehen und zu schleifen.

Das „Katzenauge" ist einer der Edelsteine auf welche die Singalesen besonders stolz sind, weil sie glauben er werde nur auf ihrer Insel gefunden; allein hierin sind sie, fürcht' ich, falsch unterrichtet, da gleich treffliche Proben hievon aus Quilon und Cochin an der Südküste Hindustans gebracht worden sind. Das „Katzenauge" ist ein grünlicher, durchsichtiger Quarz, und zeigt, wenn man ihn en cabochon (rubinartig) schneidet, eine bewegliche innerliche Strahlenbrechung, die man dem Vorhandenseyn von Asbestfasern zuschreibt. Seine Vollkommenheit wird von den Eingebornen im Verhältniß zur Schmalheit und Schärfe des Strahls und zur Oliven-Färbung des Grundes geschätzt über welchem er spielt.

Amethyste findet man im Gneis, und einige entfärbte, obgleich schöne Muster im Syenit; sie sind zu gemein um hoch geschätzt zu werden. Die „Matura-Diamante," die bei den einheimischen Juwelieren in vielfachem Gebrauch sind, bestehen aus Zirkon, den man nicht nur in ungefärbtem, sondern auch rosenfarbigem und gelbem Syenit findet; erstere gelten für Rubinen.

Einer der hübschesten, obgleich gemeinsten, Edelsteine der Insel ist aber der „Mondstein," eine Abart perlenartiger Adularia, die, wenn man sie einfach schleift, schillernde Strahlen zeigt. Sie sind in solcher Fülle vorhanden, daß man die schönsten Muster um wenige Schillinge kaufen kann. Diese, sowie Aqua marina, eine schlechte Art Opal-Felskrystalls in ungemein großen Stücken, Turmalin und eine Anzahl anderer nicht sehr werthvoller bilden die Liste der einheimischen Edelsteine die man sich auf Ceylon verschaffen kann. [1] Diamanten, Emeralde, Achate, Carniole, Opale und Türkise sind, wenn sie von den Eingebornen ausgestellt werden, insgesammt aus Indien eingeführt worden.

Während der Dynastie der Kandyanischen Herrscher war das Recht der Edelsteingräberei ein mit Eifersucht bewachtes

[1] Caswini und einige der arabischen Geographen behaupten, man finde den Diamant auf dem Adams-Pic; allein dieß ist unwahrscheinlich, da es dort keine dem Cascalhao Brasiliens oder dem Diamant-Conglomerat von Golconda ähnelnde Formation gibt. Wenn zur Zeit der arabischen Seefahrer Diamanten in Ceylon zum Kauf ausgeboten wurden, so mußten sie aus Indien dorthin gebracht worden seyn. (Journ. As. Soc. Beng. XIII. 633.)

Regal für den König, und die Bewohner besonderer Dörfer wurden unter der Oberaufsicht erblicher Beamten, die den Rang eines „Mudianse“ hatten, zur Aufsuchung derselben verwendet. Von der brittischen Regierung ward das Monopol als Einkommensquelle schon in den ersten Zeiten ihrer Herrschaft aufgehoben, und die Juwelen-Jäger bedürfen keines Freischeins.

Eine Menge sittlich verkommene Menschen sind beständig in diesem aufregenden und prekären Gewerbe beschäftigt, und unter den Dorfbewohnern wird, durch die müßigen und liederlichen Abenteurer welche Saffragam besuchen, eine bedenkliche Entsittlichung erzeugt.

Die Erträgnisse ihrer Nachsuchungen verkaufen sie an die Mauren, welche aus dem Tiefland mit Tuch und Salz, zum Austausch gegen Edelsteine und Kaffee, nach Saffragam kommen. Bei dem jährlichen Buddhisten-Fest des Pera-para wird in Ratnapura ein Juwelenmarkt abgehalten, zu welchem die Käufer aus allen Theilen Ceylons zusammenströmen. In den letzten Jahren indeß hat sich die Lage des Volks in Saffragam so sehr gebessert, daß es schwierig geworden ist die schönsten Juwelen käuflich an sich zu bringen, indem die wohlhabenderen Eingebornen sie lieber für sich behalten: sie trennen sich nur mit Widerstreben von denselben, und bloß für Gold, das sie zum Verbergen ebenso passend finden. [1]

Die Steinschneider welche die Steine schneiden und schleifen, sind zumeist Mauren, allein ihre Werkzeuge sind noch so unvollkommen, und ihre Kunst so mangelhaft, daß ein Edelstein gemeiniglich an Werth verliert wenn er durch ihre Hände gegangen ist. Die geringeren Arten, als da sind Zimmetstein, Granaten und Turmaline, werden von gewöhnlichen Handwerkern in Kandy, Matura und Galla geschliffen; die erfahreneren Steinschneider dagegen, welche Rubinen und Saphire schneiden, wohnen zumeist in Caltura und Colombo.

Als allgemeine Regel kann gelten daß die selteneren Edelsteine in Europa minder theuer sind als in Colombo. In Paris und London genügen die aus allen Theilen der Welt gebrachten Quantitäten um einigermaßen eine Art Marktwerth herzustellen; in Ceylon dagegen ist der Vorrath so unsicher, daß der Preis stets im Moment durch den Rang und Reichthum des Käufers geregelt wird. In auffallender Weise nimmt man selbst unter den maurischen Kleinhändlern Unlust zum Verkauf der seltensten und feinsten Exemplare wahr; die Reichen suchen dieselben sorgfältig zurückzuhalten, und meist werden nur Steine von untergeordneterem Werth zum Verkauf ausgeboten. Ueberdieß weiß man von den Radschas und einheimischen Fürsten Indiens, unter welchen die Leidenschaft für Juwelen allgemein ist, daß sie so alles Maß überschreitende Preise zahlen, daß die besten Edelsteine von Ceylon aus stets ihnen zugesendet werden.

Aus den Zollhausregistern kann man unmöglich eine Berechnung über den Werth der Edelsteine machen welche aus der Insel ausgeführt werden. Nur ein Theil, selbst von den nach England gesandten, findet sich darin aufgeführt, der Rest wird von Privaten weggebracht. Von der Gesammtzahl der gefundenen Edelsteine wird wahrscheinlich ein Viertheil von den Eingebornen selbst gekauft, mehr als die Hälfte wird nach dem Festland von Indien gesendet, und der Rest repräsentirt die Ausfuhr nach Europa. Auf diese Weise berechnet, läßt sich der Werth der auf der Insel gefundenen Edelsteine auf jährlich 10,000 Pfd. St. schätzen.

[1] Die Sucht zur Schätze-Aufhäufung ist in diesen Bergen so groß, daß man häufig elf Rupien (22 Shilling) für einen Sovereign gibt.

4. Schneider-Vogel. — Weber-Vogel.

Wenn der Schneider-Vogel [1] sein Nest vollendet hat, näht er die Blätter dadurch zusammen daß er einen von ihm selbst gedrehten Baumwollenfaden durch dieselben zieht, und hüpft dann von Ast zu Ast um sein Glück mittelst eines klaren und muntern Gesangs an den Tag zu legen, und der indische Weber, [2] ein noch scharfsinnigerer Künstler, hängt seine Behausung, wenn er sie mit Gras, einigermaßen in der Form einer langhalsigen Flasche, gewoben hat, an einen hervorragenden Ast mit umgekehrtem Eingang auf, um herannahende Feinde, die Baumschlangen und andere Reptilien, dadurch irre zu führen. Die Eingebornen behaupten, der männliche Vogel trage Feuerfliegen in sein Nest und befestige sie mit ein wenig weichem Lehm an die Seiten desselben; Hr. Layard versichert mir daß, obgleich es ihm nie gelungen eine Feuerfliege zu finden, das Nest des männlichen Vogels (denn das Weibchen nimmt während der Brutzeit ein anderes ein) doch stets einen Lehmfleck auf jeder Seite des Ausflugzweigs besitze.

[1] Orthotomus longicauda, Gmel.

[2] Ploceus baya, Blyth; P. philippinus. Auct

5. Krähen.

Unter allen ceylonischen Vögeln dieser Ordnung ist der zutraulichste und bekannteste die kleine glänzende Krähe, deren funkelndes mit Blau durchschossenes Gefieder ihr den Namen Corvus splendens erworben hat. Diese Vögel kommen häufig schaarenweise in die Städte, und machen sich in euger Nachbarschaft jedes Hauses heimisch. Zur Erklärung der Vertraulichkeit und Keckheit welche sie in ihrem Verkehr mit Menschen zeigen, dürfte vielleicht der Umstand beigetragen haben daß die Holländer während ihrer Herrschaft auf Ceylon strenge Strafen gegen diejenigen verordneten welche Krähen tödteten; denn sie glaubten diese Vögel seyen der Verbreitung der Zimmetstaude förderlich, indem sie sich von der Frucht derselben nähren und so den unverdauten Samen da und dort ausstreuen. Die Eingebornen sind an die Anwesenheit und das Thun und Treiben der Krähen so gewöhnt, daß sie, wie die Griechen und Römer, die Bewegungen derselben zur Grundlage ihrer Weisjagungen gemacht haben, und es gibt kein Ende für die Wechsel guten und bösen Geschicks die nicht aus der Richtung des Fluges, den heisern oder milden Tönen des Gekrächzes dieser Krähen, den Baumarten auf denen sie sich niederlassen, und der Anzahl in der man sie sich versammeln sieht, vorhergesagt werden könnten. Den ganzen Tag sind sie

damit beschäftigt entweder den Abfall der Werkstätten oder die Zubereitung für Mahlzeiten im Speisezimmer zu bewachen, und sobald Thüren und Fenster geöffnet werden müssen um die Hitze zu mildern, ist nichts gewöhnlicher als daß man Krähen mitten ins Zimmer hereinkommen und im Flug irgend einen nicht gehörig bewachten Bissen von dem Speisetisch wegschnappen sehen kann. Der Inhalt von Damen-Arbeitsbeuteln, ziegenlederne Handschuhe, Taschentücher — alles verschwindet augenblicklich wenn es sich in der Nähe eines Fensters oder einer offenen Thür befindet. Sie öffnen Papierpäckchen um sich von dem Inhalt derselben zu überzeugen; sie lösen den Knoten einer Serviette auf wenn etwas eßbares darin ist; ja ich habe gesehen wie eine Krähe den Schließer aus dem Deckel eines Korbs herauszog, um das darin befindliche Futter sich anzueignen. Einmal wurde eine Amme, welche in einem an das Regimentsspeisezimmer anstoßenden Garten saß, dadurch erschreckt daß sie ein blutiges Taschenmesser aus der Luft vor ihre Füße herabfallen sah; das Geheimniß ward aber aufgeklärt als man erfuhr daß eine Krähe, welche ihr Augenmerk auf den das Fleisch zerschneidenden Koch gerichtet hatte, sich des Messers in dem Augenblick bemächtigte als der Koch den Kopf abwandte, und es dann mit fortnahm.

Eine dieser scharfsinnigen Diebinnen spazierte einmal lange vor einem an der Kette liegenden, träg ein Bein abnagenden Haushund auf und ab, und bemühte sich vergeblich dessen Aufmerksamkeit durch allerlei Kunststücke von dem Knochen abzulenken, wobei sie aber immer nach der ersehnten Beute schielte; endlich flog sie einen Augenblick hinweg, und kehrte mit einer Cameradin zurück, die sich einige Ellen hinter dem Hund auf einen Baumast setzte. Die Grimassen der Krähe nahmen nun von neuem ihren thätigen Anfang, jedoch mit keinem bessern Erfolg, bis endlich ihre Verbündete, die Flügel schwingend, mit größter Geschwindigkeit herabstieg und den Hund mit der ganzen Wucht ihres Schnabels auf den Rückgrat schlug. Die List war erfolgreich: der Hund sprang vor Erstaunen und Schmerz auf, allein nicht schnell genug um seinen Feind zu packen, während der Knochen den er abgenagt, verschwand sobald er den Kopf weggewandt hatte. Zwei gutbeglaubigte Beispiele ähnlicher Art kamen in Colombo zu meiner Kenntniß, und legen Zeugniß ab für den Scharfsinn so wie für die Mittheilungs- und Combinationskräfte welche diese schlauen und muthigen Vögel besitzen. Bei Anbruch des Abends versammeln sich die Krähen in lärmenden Schaaren längs dem Rande des Süßwasserses welcher Colombo auf der östlichen Seite umgibt; hier genießen sie eine oder zwei Stunden lang die Wonne des Badens, indem sie das Wasser über ihre glänzenden Rücken hinüberschleudern und ihr Gefieder dann aufs zierlichste ordnen, worauf sie sich zerstreuen, und jede ihr gewohntes Nachtlager aufsucht. [1]

[1] Eine ähnliche Gewohnheit hat man bei den Damast-Papageien Afrika's (Palaeornis fasciu) bemerkt, welche sich täglich zur gleichen Stunde an ihr gewohntes Wasser begeben um zu baden.

Das Gesetzbuch der Tonga-Insulaner.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Völker Polynesiens.

Von Dr. Karl Scherzer.

(Schluß.)

11. Das Gesetz über Tänze und alle heidnischen Gebräuche.

Diene es allem Volke zur Wissenschaft: daß alle Tänze und heidnischen Gebräuche streng verboten sind, und wenn es von einer Person bekannt wird daß sie diesem Gesetz nicht gehorcht, so soll sie vor Gericht gezogen, und im Fall der Schuld zu einem Monat Arbeit, und das zweitemal zu zwei Monaten Arbeit verurtheilt werden.

12. Das Gesetz über die Entweihung des Sabbaths.

Die Entweihung des Sabbaths ist eine große Sünde in den Augen des Herrn. Solche Beschäftigungen jedoch welche nicht ungesehen bleiben können, wie z. B. Nahrung für Kranke zu bereiten u. s. w., sind erlaubt. Aber Arbeiten, wie Hütten bauen, Canoes ausbessern, Feldarbeit, Fische suchen, lange Reisen sowie Zusammenkünfte in böser Absicht sind verboten. Wenn jemand dieß thut, soll er einen Monat arbeiten, und im Wiederholungsfalle zwei Monate.

13. Das Gesetz über Gewaltthätigkeit.

Diene es allen zur Wissenschaft: daß es streng verboten ist sich irgend eines Dinges mit Gewalt zu bemächtigen, eben so etwas von Verwandten zu nehmen. Daher ist es nicht erlaubt eine Sache ohne Einwilligung des Besitzers zu nehmen. Wer dieß thut, soll von den Richtern zurechtgewiesen werden, und die Dinge die er genommen hat, zurückstellen müssen. Begeht er dieses Vergehen ein zweitesmal, so soll er den Werth der genommenen Dinge bezahlen, und zwar zweimal an die Partei von der er die Dinge genommen, und zweimal an den König.

14. Das Gesetz über Schlägerei, Streitigkeiten und Ruhestörungen.

Wer immer rauft, heftig streitet, Ruhestörungen verursacht oder sonst Unheil anrichtet, soll drei Wochen arbeiten, und wenn alle Theile gleiche Schuld tragen, so soll auch ihre Strafe die gleiche seyn.

15. Das Gesetz über Mord.

Alle Mörder, wenn das Verbrechen in böser Absicht begangen worden, sollen gehängt werden.

16. Das Gesetz über unvorsätzlichen Todtschlag.

1. Unvorsätzlicher Todtschlag ist derjenige wo eine Person bei der Arbeit oder auf eine andere Weise von einem andern, ohne die Absicht dieß zu thun, getödtet wird.

2. Ereignet sich ein solcher Fall, so soll die angeklagte Person vor Gericht gezogen werden, um den Sachverhalt zu erfahren, und wenn es scheint daß der Todtschlag nicht in böser Absicht, sondern bloß zufällig geschehen ist, so hat der Angeklagte kein Verbrechen begangen, und soll entlassen werden.

Stellt sich dagegen bei der Untersuchung heraus daß der Angeklagte zankte, sich schlug, einen Stock ergriff, mit dem Gegner rang oder irgend sonst etwas that was den Tod desselben verursachte, wenngleich ohne die Absicht ihn zu tödten, so soll ersterer für ein Jahr arbeiten.

17. Das Gesetz über die Abtreibung der Leibesfrucht.

Der Gegenstand auf den sich dieses Gesetz bezieht, ist widrig und ekelhaft, und verdient bestraft zu werden. Wenn daher ein Weib ihre Leibesfrucht thätlich verletzt oder irgend einen Trank nimmt, oder etwas ißt oder sonst etwas thut, damit das Kind, mit dem sie schwanger ist, von ihr abgehe, so soll sie vor Gericht gestellt, und wenn schuldig befunden, verurtheilt werden zwölf Monate für den König zu arbeiten.

18. Das Gesetz über Brandlegung und Verbrennen von Canoes.

Wenn irgend jemand ein Haus in Brand steckt oder ein Canoe verbrennt, in der Absicht sie zu zerstören, und sein Verbrechen bewiesen ist, so soll er Entschädigung leisten im Verhältniß zur Größe des Hauses und der Dinge die sich darin befinden.

19. Das Gesetz über Diebstahl.

Wenn jemand etwas vom Hause eines andern stiehlt, oder von dessen Garten, oder von irgend einem andern Orte, so soll der Dieb viersach den Werth des gestohlenen Gutes bezahlen; zweimal der Person die er bestahl, und zweimal der Regierung. Wenn jemand einen kleinen Diebstahl begeht und die Richter bestrafen ihn, so soll dieß nach ihrem Gutdünken geschehen.

20. Das Gesetz über die Beschädigung oder Zerstörung eines Canoe's.

Wenn jemand das Canoe eines andern zerstört oder beschädigt, so soll er gerichtet werden, und die Richter sollen ihn verurtheilen, einen Zimmermann zu bezahlen, um das Canoe wieder in guten Zustand herzustellen, und sodann soll er für die Regierung arbeiten im Verhältniß zur Art und Weise der Beschädigung des Canoe's.

Dieses Gesetz gilt eben so für die Beschädigungen an einem Hause.

21. Das Gesetz über die Zerstörung von Umzäunungen.

Wenn ein Mann oder Weib die Umzäunung eines andern zerstört, so soll der Zerstörer gehalten seyn dieselbe wieder herzustellen und für die Regierung zu arbeiten im Verhältniß zur Größe der Uebelthat die er gethan. Zerstört das Thier eines andern (ein Hund, ein Schwein oder eine Ziege) die neue Umzäunung eines Nachbarn, so soll der Eigenthümer des Thieres dieselbe wieder herstellen müssen, und wenn er in Zukunft nicht dafür sorgt daß das Thier auf seinem eigenen Grundstück bleibt, sondern wiederholt die Umzäunung eines andern zerstört, so soll er sein Thier verwirken und an die Regierung geben müssen, und dieselbe soll darüber nach ihrem Belieben verfügen können.

22. Das Gesetz über Schweine und andere zerstörende Thiere.

Wenn jemandes Thier den Garten oder ein sonstiges Eigenthum eines andern zerstört, so soll dieß zuerst demjenigen zu wissen gemacht werden dem das Thier gehört, damit er dasselbe einschließen oder festmachen könne, und wenn das Thier ein zweitesmal etwas zerstört, so soll der Richter befehlen daß das Thier demjenigen übergeben werde dessen Eigenthum beschädigt wurde. Aber merkt wohl! wenn die Umzäunung die das Thier zerstörte schlecht und verfallen war, so soll die Person welcher dasselbe gehört im Verhältniß zum verursachten Schaden bezahlen, aber sie soll das erstemal noch nicht des Thieres an die Regierung verlustig werden.

23. Das Gesetz über verlorenes Eigenthum.

Wenn jemand etwas verloren hat und ein anderer es findet, und weiß wem der gefundene Gegenstand gehört, und zeigt es nicht an, so soll derselbe auf die nämliche Weise behandelt werden als ob er die Sache gestohlen hätte. Und wenn eine Sache gefunden wird, und man weiß nicht wem sie gehört, so soll sie dem gehören der sie gefunden hat. Verlange nicht eine Belohnung für das Finden und die Rückstellung des Eigenthums eines andern!

24. Das Gesetz über Personen welche ein beabsichtigtes Verbrechen anzeigen.

Wenn einige Menschen sich verschwören großes Unheil zu stiften, gleichwohl ob zwei, oder drei, oder zehn; wenn sie beschlossen haben eine böse That zu verüben, und einer unter ihnen sollte Reue empfinden und kundmachen was sie auszuführen beabsichtigten, so soll ihm verziehen seyn; aber die Mitschuldigen sollen bestraft werden im Verhältniß zur Größe des Uebels das sie verüben wollten, gerade so als ob dasselbe begangen worden wäre.

25. Das Gesetz über die Häuptlinge und das Volk welche Unheil im Lande stiften.

Wenn ein Häuptling bekannt ist oder das Volk welches sich dieses Vergehens schuldig macht, so soll der Häuptling oder das Volk von dem Land in dem sie wohnen nach einem andern Lande verbannt werden, und es soll ihnen nicht gestattet seyn wieder zurückzukehren ohne den Willen der Regierung.

26. Das Gesetz über die Reisen.

Wenn ein Häuptling mit seiner Dienerschaft reiset und in irgendeinem Land übles thut, so soll er bei seiner Rückkehr vor Gericht gezogen und nach Maßgabe des begangenen Unrechts bestraft werden.

Und es ist ferner keinem Reisenden erlaubt aus dem Land in welchem er reiset Eingeborne mitzunehmen ohne die Erlaubniß des Königs dieses Landes; nur im letzteren Fall ist es ihm gestattet fremdes Volk mitzubringen. Und wenn dennoch ein Häuptling irgendjemanden ohne Wissen des Königs des Landes mitnimmt, so soll er 10 Dollars bezahlen.

27. Das Gesetz über Nothzucht.

Wenn ein dieses Verbrechens Angeklagter schuldig befunden wird, so soll er dem Mädchen drei Schweine und 60 Yamswurzeln bezahlen, und drei Monate arbeiten.

28. Das Gesetz über Taga.

(D. h. des Nachts mit unsittlicher Absicht in Hütten eindringen wo Mädchen schlafen.) Der schuldig Befundene soll zwei Wochen arbeiten. Die gleiche Strafe für Zuwinken. Wenn er unter derselben Bettdecke schlief, drei Wochen Arbeit.

29. Das Gesetz über das Land.

Kein Häuptling noch das Volk von Tonga-Haabai und Vavau darf ein Stück Land an ein fremdes Volk verkaufen. Das Land ist Tabu. Und wenn jemand gegen dieses Gesetz handelt, so soll er schwer bestraft werden.

30. Das Gesetz über die Zimmerleute.

Die Zimmerleute sollen ihre Arbeit gut verrichten, und das Volk das sie beschäftigt soll sie bezahlen. Und wenn das Volk welches sie beschäftigt dieselben nicht bezahlt, so sollen die Richter das Volk anhalten den Zimmerleuten einen höheren Betrag als den bedungenen zu bezahlen.

31. Das Gesetz über das Anrufen von Canoeführern.

Es ist gestattet Canoeführer anzurufen, und wenn der Canoeführer der angerufen wurde nicht kommt, so soll er verpflichtet seyn Ein Schwein zu bezahlen. In einem andern dringenden Falle, und wenn der Rufende ein Häuptling ist, kann auch ein Canoe unter Segel angerufen werden.

32. Das Gesetz über die Wege im Lande.

Der Häuptling eines jeden Districtes ist verpflichtet die Wege reinigen und behauen zu lassen, und zwar ist die Bezahlung für das Hauen eines langen (?) Weges ein Schwein und 20 Yams, und für einen kurzen Weg 20 Yams.

33. Das Gesetz über Gräber.

Keiner andern Person als dem Todtengräber ist es gestattet diese Arbeit zu verrichten; nur in dem Fall als sich am Ort wo die Eingrabung stattfindet kein Todtengräber befindet, soll andern Personen erlaubt seyn diese Arbeit zu thun. Und es gebührt sich für die Person deren Verwandter begraben wird, dem Todtengräber einen seiner Mühe entsprechenden Lohn zu geben. Und wenn dieß nicht durch die betreffenden Personen geschieht, dann soll der Richter einschreiten und die Bezahlung des Todtengräbers gerichtlich erzwingen.

34. Das Gesetz über Leichenbestattungen.

Fünf Tage für einen Häuptling, vier Tage für einen Vornehmen, und drei Tage für das Volk; die heidnischen Gebräuche Tukuto, Toka und Lanu-Kili-Kili sind verboten. Und wenn die Familie des Verstorbenen arm ist, so sollen die Verwandten das Nöthige beitragen ihn zu begraben. Aber die rühmlichste Handlung für den Freund ist den Kranken, solange derselbe noch lebt, zu pflegen, ihn zu nähren, zu kleiden und zu tränken. Und soll es dem Volk überlassen bleiben in Bezug auf das Todtenmahl zu handeln nach seinem Belieben, und wenn der Leichnam heute begraben wird, so soll es morgen Speisen bereiten, aber bei einem Begräbniß soll es nicht hergehen wie bei einem Festmahl.

35. Das Gesetz über Schildkröten.

Wenn jemand eine Schildkröte fängt, so soll er die erste die er fängt der Regierung bringen, und die zweite für sich behalten, die dritte die er fängt, soll er neuerdings der Regierung bringen, und die vierte soll wieder sein Eigenthum seyn u. s. w.

36. Das Gesetz für die männliche Bevölkerung.

Ihr sollt arbeiten und beständig Sorge tragen euch und eure Familie zu ernähren, eurem Geschäfte nachgehen, und das Werk des Herrn unterstützen und die Behörden des Landes. Und jedermann soll sich ein Stück Land suchen um es zu bebauen. Und wer nicht arbeitet, dem sollt ihr auch nicht Nahrung geben, noch Beistand leisten, denn solche Menschen sind nutzlos dem Land und seiner Bevölkerung, und sind von keinem Nutzen für ihre Verwandten.

37. Das Gesetz für die weibliche Bevölkerung.

Die Weiber sollen arbeiten und beständig bemüht seyn ihre Männer und Kinder zu kleiden, und die unverheiratheten Frauenspersonen sollen arbeiten und nützlich seyn ihren Verwandten und ihren Eltern; und wenn irgendeine Frauensperson nicht arbeitet, so sollt ihr dieselbe nicht nähren, noch ihr beistehen, denn wenn wir müßige Menschen unterstützen, so fördern wir was übel ist.

38. Das Gesetz für Häuptlinge und Vornehme welche einen Distrikt regieren.

Es ist eure Pflicht diese Gesetze dem Volke bekannt zu machen welches ihr regieret, damit dasselbe nach seinen Gesetzen handle, oder nicht. Unterweiset das Volk darnach zu handeln, und wenn es diese Gesetze verletzt, dann macht es uns bekannt.

39. Das Gesetz über Verleumdung und üble Nachreden.

Wenn jemand den König und die Häuptlinge welche ein Volk regieren, sowie die Richter und Missionäre verleumdet oder von ihnen übel redet, und derselbe ist verhört und schuldig befunden worden, so sollen ihn die Richter im Verhältniß zum begangenen Vergehen verurtheilen.

40. Gesetz für Fremde.

Diene es jedem zur Wissenschaft: daß, wenn ein Fremder in diesem Königreich zu leben wünscht, er sich nach den bestehenden Gesetzen benehmen muß, und ebenso soll er durch das Gesetz des Landes geschützt werden. Und wenn ein Fremder die bestehenden Gesetze verletzt, so soll er ganz wie die Eingebornen behandelt werden. Und wenn ihm durch einen Eingebornen ein Leid widerfährt, und der Uebelthäter ist bekannt, so soll dieser im Verhältniß zum begangenen Verbrechen bestraft werden. Und alle fremden Ansiedler sollen, je nach der Stellung die sie einnehmen, einen jährlichen Tribut bezahlen, und es ist die Aufgabe der Richter diesen Tribut von den Fremden einzutreiben.

41. Das Gesetz über Kleidung.

Häuptlinge und Statthalter sowie das Volk sollen Kleidung tragen.

42. Das Gesetz über Fischfang.

Wer immer einen Fisch fängt der dem Häuptling gebührt, soll damit nicht nach seinem Belieben verfügen können. Schildkröten, „Conito und Albicore," sowie alle andern Arten von Fischen die einem Häuptling gebühren, sollen, wenn jemand davon ein Stück fängt, dem Häuptling gehören, und das zweite soll sein Eigenthum seyn u. s. w.

43. Das Gesetz über die Ungehorsamen.

Wer immer ungehorsam ist gegen den König und die Behörden, soll vor den Richter geführt und bestraft werden nach Verhältniß des Uebels das er gethan hat.

*

Hier schließt das Gesetzbuch der Touga-Insulaner soweit es mir bekannt geworden. Ich werde es wagen in ähnlicher Weise einige andere mir vorliegende Gesetze der polynesischen Völker zu übersetzen, darunter eine Constitution der Bewohner von Upolu, einer der bedeutendsten Inseln der Samoa-Gruppe. Obwohl diese Gesetze größtentheils unter fremdem Einfluß entstanden, sind sie doch höchst merkwürdige Documente, weil sie die großartigen Bemühungen englischer und nordamerikanischer Missionäre und ihre Erfolge in Polynesien zeigen.

Briefe aus Kleinasien.

II.

Kiutahia, 17 Oct.

Nachdem ich meinen letzten Brief Morgens in aller Frühe in Brussa geschrieben hatte, gieng ich um 8 Uhr in die Stadt; es war aber noch überall zu früh, die Post geschlossen, der Pascha noch nicht da; ich stieg also hinauf zur obern Stadt; die Verwüstungen welche das Erdbeben 1855 angerichtet hat, sind schrecklich, viel schlimmer als ich mir gedacht hatte; noch jetzt sind ganze Strecken in der Stadt, namentlich in der Oberstadt, Trümmerhaufen im eigentlichen Sinne des Worts. Von der Moschee des Sultans Orchan ist fast kein Stein auf dem andern geblieben, und sie scheint nicht wieder aufgebaut zu werden. An den Thoren der Oberstadt copirte ich einige Inschriften. Dann stieg ich wieder hinab und durchstrich die Bazare, die größtentheils wieder hergestellt sind, während sie an einzelnen Stellen noch in Reparatur und erst einzelne Buden wieder geöffnet sind. Ueberall aber sah ich eine große Thätigkeit und Rührigkeit, nicht geringer als in den belebtesten Theilen von Galata.[1] Das Grabmal des Sultans Otman I wird sehr prachtvoll wieder hergestellt; früher war es eine sehr alte und kleine griechische Capelle; statt derselben wird es jetzt sehr erweitert und ein wahrer Prachtbau, die eigentliche Grabcapelle jedoch wird in ihrer ursprünglichen Form und Kleinheit wieder hergestellt.

Nachdem ich zu meiner auf den folgenden Tag festgesetzten Abreise meine Pferde auf der Post bestellt hatte, gieng ich wieder zum Pascha, der mich sehr freundlich empfieng, sich nach der Angelegenheit der Verschwörung und dem Stand der italienischen Frage erkundigte, und mir ein Empfehlungsschreiben für die ihm untersthenden Districte gab. Auch versprach er mir einen Zabtie zur Begleitung; da aber sämmtliche berittene Zabties in diesem Augenblick auf dem Lande beschäftigt sind, so konnte er mir von hier aus nur einen Kawassen geben. Auf dem Rückweg besuchte ich Burarbaschi (Quellenhaupt); dieses Plätzchen ist noch ebenso reizend wie

[1] Galata ist bekanntlich die belebteste Vorstadt von Konstantinopel.

sonst; aber ich fand es verödet, das Kaffeehaus leer, den Märchenerzähler, eine allen Besuchern Brussa's wohlbekannte Figur, abwesend. Kurz vor Sonnenuntergang machte ich noch einen Spaziergang außerhalb der Stadt nach der Müradie, wo der Complex der Grabmäler von Sultanen, Prinzen und Prinzessinnen aus der ersten Zeit des osmanischen Reiches sich befindet. Das Plätzchen hat noch ganz seine frühere Schönheit.

Die Ulu Dschami (große Moschee, jener Prachtbau zweier Sultane Mürad I und Bajazid I Jilderim) ist ganz zerstört worden, aber das Innere ist schon wieder hergerichtet; man ist jetzt bei den Außenmauern, bei dem Portal und bei den Minarets, von denen der eine schon wieder aufgerichtet ist, während der andere noch in Trümmern liegt.

In Brussa sind alle Häuser numerirt und alle Straßen mit ihren Namen benannt; in der größern ist der Name mehrfach wiederholt, alles freilich nur in türkischer Sprache ohne französische Uebersetzung wie in Pera und Galata; aber die Uebersetzung würde hier nur geringen Nutzen gewähren.

Am 13 Oct. um 9½ Uhr fanden sich die bestellten Pferde und der versprochene Kawaß ein, und bald hatten wir das letzte Haus von Brussa im Rücken. Unser Tagesziel war Ainegöl. Bis 10 Uhr ritten wir durch die Wein- und Maulbeergärten von Brussa, um 11½ Uhr passirten wir Kestel, welches wir links ließen. Kestel liegt am Ende der Ebene von Brussa auf einer kleinen Anhöhe, und wenn ich recht gesehen habe, so befinden sich neben dem Dorfe die Ruinen eines Schlosses von byzantinischer Bauart, wovon der Name des Ortes herrühren mag. Von da an gieng der Weg über hügeliges Land, welches aber sehr gut cultivirt ist. Um 1 Uhr waren wir in Afsu, einem Dorfe von circa 150 Häusern, wo wir abstiegen, um etwas auszuruhen. Wir genossen einige schlechte Trauben und etwas elendes Brod, wozu wir einen erbärmlichen Kaffee tranken. Das Dorf lebt wie Brussa von Seidenzucht und Weinbau. Am Eingange steht eine Tafel mit der Aufschrift, Dorf Afsu, die Häuser sind ebenfalls numerirt und die Straßen benannt, und in dieser Beziehung sind also Brussa und Afsu weit vor Konstantinopel, wo nur die europäischen Vorstädte dieser Wohlthat theilhaftig sind, voraus. Unterwegs begegneten uns verschiedene Züge Zigeuner mit Weib und Kind, Eseln und Geräthschaften, sie ziehen überall im Lande umher, um bei der Ernte zu helfen. — Um 3¼ Uhr kamen wir in Ainegöl an.

Ich habe Ainegöl schon früher einmal gesehen, damals machte der Ort keinen angenehmen Eindruck auf mich, und dießmal gieng es mir um nichts besser, im Gegentheil der Schmutz und das Elend scheinen mir noch zugenommen zu haben. Der Müdir (Ortsvorsteher) wies mir ein Obdach bei einem Maxhum Aga an, wo wir abstiegen. Der Aga selbst war noch nicht zu Hause, aber ein paar andere Gäste empfiengen mich, unter diesen befand sich ein türkischer Handelsmann, ein Kawaß u. s. w. Die Diener machten mir einen Kaffee und bald kam auch der Aga. Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, aber das Thema ein solches wie es mir sonst noch nicht vorgekommen ist, nämlich über die Betrügereien welchen der Kaufmann ausgesetzt ist. Das Essen wurde gebracht und wir unterhielten uns noch bis gegen 9 Uhr. Dieuer brachten Betten, und mir wurde schließlich ein besonderes Zimmer angewiesen, wo ich allein schlief, — allein, d. h. andere menschliche Wesen waren nicht da, aber bestes mehr Flöhe, und ich stand wieder auf um gegen sie mein Vergiftungsverfahren in Anwendung zu bringen, worauf ich in Ruhe weiter schlafen konnte.

Bei Ainegöl werden Tabak, Reis, Maulbeeren und Weintrauben gepflanzt; die Krankheit der Seidenwürmer hat sich auch hier gezeigt, aber noch nicht in Bileschik, Lefte, Lezirchan u. s. w.

Nachdem ich meinen gestrigen Kawassen entlassen hatte, erhielt ich Morgens einen andern Zabtie, der mich bis Domanitsch zu begleiten hatte. Wir brachen um 8¼ Uhr auf und ritten über die traurige sumpfige Ebene von Ainegöl bis Hammambi, von hier bis Domanitsch aber ist die Gegend reich an bezaubernden Naturschönheiten, wie ich bis jetzt noch wenig ihres Gleichen gefunden habe. Schon vor 7 Jahren passirte ich diese Gegend. In Hammambi waren wir um 10 Uhr, um 11 Uhr in Muzal und von hier an bestiegen wir den Domanitsch. Leider ließ sich der Zabtie durch einige Bauern verführen statt der bequemen Fahrstraße einen nichtswürdigen Dorfweg einzuschlagen, der uns endlos ermüdete und herumzog, so daß wir erst um 3 Uhr den Gipfel des Domanitsch erreichten, und folglich etwa 1½ Stunden verloren hatten. Nach kurzer Pause ritten wir wieder abwärts und waren um 4½ Uhr am Fuße bei einer Mühle, um 5 Uhr kamen wir in das Dorf Domanitsch, d. h. eins der Dörfer des Domanitsch Complexes, nicht dasselbe wo ich vor sieben Jahren abgestiegen war, sondern in Assar Köi, wo der Müdir wohnt.

Der Müdir behielt mich bei sich und ließ mir sogleich Pfeife und Kaffee reichen, dann noch einen Kaffee, dann eine Melone, dann einen Raki, dann Trauben, dann wieder Raki. Er selbst trank auch, ebenso ein paar Effendi. Es war Abend und er verrichtete sein Gebet, wahrscheinlich etwas abgekürzt. Alle drei schienen mir etwas angetrunken, namentlich der eine von den beiden Effendis, aber alle drei sprachen vollkommen sachgemäß. Das Essen wurde dann gebracht und ich mußte noch 5—6 Tassen Kaffee trinken, die drei Herren machten noch Geschäfte ab, vielleicht nicht ganz nüchtern, aber jedenfalls, das muß ich sagen, mit aller Gewissenhaftigkeit und streng nach den Satzungen des Tanzimat. Ich unterbleibt mich übrigens sehr angenehm mit ihnen, und der Müdir gab die gemessensten Befehle für meine Weiterreise.

Domanitsch Assar köi hält 80—85 Häuser, die Seidenindustrie hört hier auf, dagegen fängt der Getreidebau an.

15 Oct. Um 7¼ Uhr wurde aufgebrochen, da wir die 11 Stunden bis Kjutahia noch heute zurücklegen wollten. Die erste Hälfte des Weges ist noch hügeliges Land, welches zuerst ziemlich baumleer, dann aber ganz bewaldet ist, jedoch besteht das Ganze aus Eichen, Fichten und Wachholder, und zwar lauter verkrüppeltes Zeug. Um 12 Uhr erreichten wir das Dorf Cerez oder Öredz, fünf Stunden von Domanitsch und sechs Stunden von Kjutahia. Hier machten wir Halt bis 1¼

Uhr. Die zweite Hälfte des Weges war ebener und kahler, aber sehr sorgfältig angebaut, wir passirten verschiedene Dörfer, deren Namen ich Ihnen erlasse. Wir erreichten Kjutahia als die Sonne schon untergegangen war. Der Zahtie und der Sürüdschi (Pferdeknecht) schienen zu glauben daß ich in einem Han absteigen würde, dieß war aber durchaus nicht meine Absicht, der Zahtie hatte bestimmten Befehl mir einen Konak zu verschaffen und ich bestand also darauf. Wir mußten also die Stadt der ganzen Länge nach durchschneiden, was im Dunkeln kein sehr angenehmer Ritt war; endlich erreichten wir den Palast des Pascha, der aber nicht zu Hause, sondern irgendwo zum Diner eingeladen war. Es wurde also ein Tschausch mit dem Bujuruldu zum Pascha geschickt, und ich verweilte im Palast, indem ich mich mit einigen Effendis, Officieren und dem Sohne des Pascha unterhielt. Es dauerte über eine Stunde ehe Nachricht kam, und der Sürüdschi ward ungeduldig und sprach wieder vom Han. Allein das war nun einmal nicht meine Lieblingspassion, da die Hane wahre Schweineställe sind. Endlich kam der Bote zurück mit dem Befehl des Pascha, mich in das Haus eines vornehmen griechischen Kaufmanns zu führen, dieser wohnte gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt, da wo wir hereingekommen waren, und wir mußten also den ganzen endlosen Weg durch abscheuliche Straßen und Bazare, über halsbrechendes Pflaster bei absoluter Dunkelheit reiten. Auch das wurde überstanden, und so kam ich endlich zur Ruhe; ich erhielt noch ein sehr gutes Abendessen, unterhielt mich lange und angenehm, und gieng endlich um 11 Uhr herzlich müde zu Bette. Die Griechen hier bewohnen etwa 500 Häuser und haben eine Kirche; die Armenier ebensalls etwa 500 Häuser mit zwei Kirchen; auch gibt es hier eine kleine Gemeinde katholischer Armenier; 7000 Häuser sind von Türken bewohnt. Die Griechen und Armenier sind Kaufleute und Handwerker, und besitzen keinen Ackergrund, doch fangen sie jetzt an darauf zu speculiren. Das Verhältniß zwischen Türken und Raja scheint hier sehr gut zu seyn; von allen Seiten aber sehnt man sich nach Einwanderern.

Heute, Sonntag, halte ich in Kjutahia Rast. Ich gieng früh aus um Inschriften zu copiren, und obgleich ich schon vor sieben Jahren eine gute Anzahl copirt hatte, so fand ich doch noch eine reiche Nachlese. Als ich gegen Mittag vom Castell herunterstieg um zum Pascha zu gehen, traf ich unterwegs zu meiner nicht geringen Ueberraschung und Freude Dr. P. und seine Frau in Begleitung ihres griechischen Wirthes, eines in Kjutahia etablirten preußischen Arztes und eines ungarischen Officiers. Die Ueberraschung, sich hier zu treffen, war für uns alle sehr groß; Dr. P. bereist Kleinasien um dessen warme Quellen zu untersuchen.

Dann besuchte ich den Pascha, welcher sehr freundlich gegen mich war; nach Erledigung dieser Ceremonie copirte ich noch einige Inschriften, und eilte dann nach Hause um diesen Brief zu schreiben, da ich mit Dr. P. verabredet habe den Abend bei ihm zuzubringen.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

4. Oesterreich.

Wenn die Folgen der Fehler sichtbar werden, ist es leicht zu kritisiren. Wir wissen jetzt genau auf welche Art die kaiserliche Regierung ihren Gegnern Frankreich und Piemont in die Hände gespielt hat. Wir erkennen es als einen groben Fehler daß, nachdem 1849 die Contrerevolution in Toscana den Großherzog nach Florenz zurückgerufen hatte, dieser, gestützt auf eine österreichische Intervention, die Verfassung umwarf; daß man viel zu spät einen Erzherzog als Statthalter nach Oberitalien schickte und diesem wieder die Hände band oder im stillen entgegenarbeitete; daß man im orientalischen Kriege entweder nicht die Principien der heiligen Allianz verletzen durfte, oder wenn sich dieß nicht umgehen ließ, mit eigener Kraft den Krieg zur Entscheidung bringen mußte. Im letzten Frühjahr aber wurde man offenbar von Napoleon und Cavour überlistet. Nachdem man einmal der britischen Freundschaft zu Liebe Zugeständnisse an Lord Cowley gemacht hatte, mußte man in diesem Sinne weiter gehen. Vermied Oesterreich den Krieg, so war Cavours Laufbahn zu Ende. Oesterreich hätte aber diesem Krieg ausweichen oder ihn mit weit mehr Aussicht beginnen können, wenn es vor der Einladung zum Congreß jene Armeecorps, die es erst im Mai und Juni heranzog, nach Italien geworfen hätte. Hätte man so viel Truppen, als bei Solferino fochten, im April schon am Po gesammelt, so wären die Alliirten genöthigt gewesen die Maske abzuwerfen, und in Folge dessen wäre das Toryministerium im Amte erhalten worden. Dieser Sturz aber wirkte zurück auf das schüchterne Preußen. Daß Oesterreich nicht gleich anfangs seine gesammte Macht nach Italien warf, geschah, wir wissen es nur zu gut, weil man erwartete, der Feldzug würde am Po und am Rhein zugleich beginnen. Oesterreich zählte auf die Stimmung in Deutschland, hat aber offenbar die Tragweite dieser Stimmung überschätzt, auch gab es dieser Stimmung nicht rechtzeitig den nöthigen Schwung durch das Protestantenedict, welches erlassen wurde als die beste Wirkung schon nicht mehr zu erzielen war. Wollte aber Oesterreich mit Deutschland, Preußen und England gemeinsam den Napoleonismus bekämpfen, so mußte es eben der unglückseligen Unentschlossenheit in Berlin sich fügen, es mußte geduldig ausdauern, es durfte nicht nach der Sendung des Erzherzogs Albrecht allein vorgehen, oder es blieb verlassen. Als dieß aber geschehen war, galt es durch zähe Ausdauer im Felde, der patriotischen Bewegung in Deutschland Zeit zu lassen, die zögernden Preußen in den Kampf zu tragen. Eine langwierige Vertheidigung des Festungsvierecks, welches ohne Verletzung der Bundesgränzen nicht wohl angegriffen werden konnte, war dazu die beste Gelegenheit. Statt dessen lieferte man die Schlacht bei Solferino. Wäre sie gewonnen worden, so war der Napoleonismus und die Cavourei, die russischen Intriguen, die preußische Unentschlossenheit, der Bonapartismus der englischen Whigs gründlich besiegt, und Oesterreich wäre die erste Macht des Festlandes geworden. Da aber der Verlust der

Schlacht weit weniger politische Nachtheile brachte als der Gewinn an Früchten verhieß, so war das Wagniß gewiß kein Fehler. Nun folgte aber der unglückselige Friede von Villafranca, der Oesterreich nur den Scheinbesitz Venedigs rettete, dafür aber das kostbarste was das Reich besitzt, nämlich die Armee, verbitterte. Wir wissen jetzt durch welche Mittel auf den Entschluß des Kaisers gewirkt wurde, und woher die Anklage gegen Preußen stamme, daß es den Waffenbrüder verrathen haben sollte. Mit dieser Anklage entfremdete man sich vollends einen zwar wunderlichen, um nicht zu sagen, traurigen Alliirten, aber den einzigen Alliirten, den man besaß, um sich in völliger Isolirung der Gnade eines rastlosen, immer auf neue Streiche sinnenden Gegners zu überlassen. An dem Tage aber, wo man auf die Lombardei verzichtete, mußte man für Ungarn zu fürchten beginnen.

Immer wenn die österreichische Hausmacht in Bedrängnissen schwebte, haben die Ungarn die Gelegenheit benutzt, um von ihrem „Könige" Zugeständnisse zu erpressen. Auch Maria Theresia mußte ihren „ritterlichen" Beschützern einen solchen Zoll an neuen Freiheiten entrichten, aber meisterlich verstand es die kluge Frau die Ungarn mit schmaler Kost zu sättigen und die gesättigten zu lenken. Zweimal gönnte sie den Magyaren den Genuß sich ihren Palatin zu wählen, aber bei der dritten Erledigung der Stelle wurde sie nicht wieder besetzt. Drei Landtage berief sie, zwei während, den dritten am Schluß der schlesischen Kriege, und dann — volle 16 Jahre — nie wieder. Ohne Landtag aber erließ sie ein Staatsgesetz ersten Ranges, das Urbarium, welches mit einem Federstrich die Robotlasten der Hinterfassen und die gutsherrlichen Pflichten genau feststellte. Die Reichseinheit, obgleich im Princip nicht ausgesprochen und äußerlich nicht sichtbar, bestand unter ihrer Herrschaft in Bezug auf Ungarn vollständig, während zu keiner Zeit die Ungarn besser österreichisch gewesen sind als unter Maria Theresia. Ihre Herrschaft darf man daher als Muster betrachten, wie Ungarn regiert werden soll. Sie kannte aber auch die Nation vortrefflich. Etwas was die Magyaren auszeichnet, ist ihre Anhänglichkeit an historische Formen, worin sie beinahe die Briten übertreffen. Es war nicht unwichtig daß Maria Theresia als gekrönter König von Ungarn regierte. Sie war zum Krönungshügel hinaufgeritten und hatte die Lust mit dem blanken Schwerte nach allen vier Himmelsgegenden gefuchtelt. Sie verlegte den Sitz des Königreichs aus dem deutschen Preßburg nach dem altmagyarischen Herrschersitze Buda. In der ungarischen Hofkanzlei oder dem Ministerrathe für das Königreich saß ein deutscher Beamter, gleichsam als Gendarm, daß keine illoyalen Beschlüsse gefaßt wurden. Maria Theresia zog unaufgefordert diese Stelle ein, und das that den Magyaren wohl. Es schmeichelte nicht weniger dem putzsüchtigen Volke daß eine ungarische Edelwache errichtet und den Gardecapitän als solchem Sitz in der Magnatentafel verliehen wurde. Nicht arglos zog die große Frau ungarische Cavaliere an ihren Hof, denn dort wurden Heirathen geschlossen mit Töchtern aus andern Provinzen. So knüpfte sie die großen Familien des Reiches an einander und schuf dadurch österreichische Gefühle. Sie mehrte auch das Reich. Das Temeser Banat, den Türken durch Eugen entrissen, wurde Ungarn ebenso wie Fiume einverleibt, und Siebenbürgen ihm administrativ genähert. Ungarn zu germanisiren, dazu fühlte sie weder Beruf noch Versuchung. Das einzige, was man vielleicht in diesem Sinne deuten könnte, war die Ansiedlung von „schwäbischen" das heißt katholischen deutschen Auswanderern im Banat, und die gewaltsame um nicht zu sagen brutale Bekehrung „sächsischer" das heißt protestantischer Unterthanen aus den Erbländen nach Siebenbürgen. Aber diese Maßregeln geschahen die eine aus staatswirthschaftlichen Gründen, die andere aus einer Art furor confessionalis, wie sich denn die Monarchin soweit vergaß, eine protestantische Waise aus einer vornehmen siebenbürgischen Familie mit Gewalt aufheben, nach den Erblanden bringen und dort zur katholischen Kirche „bekehren" zu lassen. Die Kaiserin regierte die Magyaren mit größerer absoluter Gewalt als irgend einer ihrer Nachfolger, aber sie regierte sie wie ein magyarischer König.

Joseph des zweiten Regierung ist ein Muster wie man die Ungarn nicht regieren soll. Er hat während seiner kurzen Lebenszeit mehr gethan die alten Bande der Reichstheile zu lockern als seine erlauchte Mutter sie verknüpfen konnte. Auch er regierte absolut und berief keine Landtage, aber seine Nachfolger mußten sie berufen, und seitdem bis zum Jahr 1848 hat sich Ungarn mehr und mehr der lothringischen Macht entfremdet bis im Jahr 1849 die Krone des heiligen Stephan einem Großfürsten feil geboten wurde. Joseph ließ sich nicht krönen, weil er den Königseid nicht schwören mochte, ein ungekrönter König war aber den Magyaren so gut wie ein Prätendent. Die Krone selbst wurde von Preßburg nach Wien geschleppt, ein schwerer Kummer für die Nation, welche auf das goldene Kleinod immer einen so großen Werth gelegt hat. Daß er die Gespane der Grafschaften, die sonst aller drei Jahre gewählt wurden, plötzlich als König ernannte, hätte man ihm vielleicht noch verziehen, wie man ja ebenso die vielen Eingriffe seiner erlauchten Mutter in die Freiheiten des Landes übersah. Als er aber auch verfügte daß alle Beamten binnen drei Jahren das Deutsche erlernen müßten, da traf er das Nationalgefühl am empfindlichsten Fleck. Die Folgen blieben nicht aus, und kurz vor seinem Tod mußte der Kaiser beinahe sämmtliche Neuerungen widerrufen.

Ungarn genoß nach Joseph II bis 1848 einer Art von Freiheit, wie sie ihres Gleichen nur in den Vereinigten Staaten hatte, denn im Grunde war jede Grafschaft so autonom wie die Staaten der amerikanischen Union, oder die Schweizer Kantone vor der letzten Revolution gegenüber der Tagsatzung. An Oesterreich nur durch eine Personalunion geknüpft, besaß Ungarn in der „ungarischen Kanzlei" eine gesonderte Regierung, getrennte Finanzen, eine eigene Zollgränze, besondere Recrutirungspflichten, und von allen Kronländern allein Verfassung und Landtage. Die Revolution hob zuletzt auch die Personalunion auf. So gut wie die Magyaren nichts mehr von dem Erbrecht des lothringischen Hauses wissen mochten, so gut konnten jetzt die Kaiser von Oesterreich vergessen was sie einst vor ihrer Krönung als Könige von Ungarn zu be-

schwören pflegten. Der Kaiser Franz Joseph hatte Recht Ungarn wie ein erobertes Land zu behandeln; in der Politik fragt man aber nicht nach Recht oder Unrecht, sondern nur nach den Wirkungen eines Systems, das neue System aber besaß alle Gebrechen des Josephinischen ohne die Vorzüge des Theresianischen.

Doch wir wollen nicht ungerecht seyn, denn es ist gewiß viel geschehen was politisch richtig berechnet war. Es kann in Wien nur Eine Politik bezüglich Ungarns geben, nämlich dieses Land österreichisch zu machen. Das war auch Marie Theresiens und Josephs Ziel; die Kaiserin verfolgte es, ohne ein Wort darüber zu verlieren, Joseph verkündigte laut seine Absichten. Die Reichseinheit durchzuführen, wird stets die Aufgabe aller österreichischen Staatsmänner seyn müssen, und die Cabinette von Schwarzenberg und Buol, die diese Aufgabe erkannten, sind, wenn sie auch fehlgriffen und manchen Schaden anrichteten, immer ehrenwerther als ihre Metternichischen Vorfahren, die eigentlich für gar nichts sorgten als daß der gekittete Henkel nicht vom Topf brach. Das viribus-unitis-Ministerium wollte Ungarn österreichisch machen und begann damit, oft eingestandenermeise, oft unwillkürlich, es zu germanisiren. Das war der Weg die Ungarn sich am meisten zu entfremden und sie noch magyarischer zu machen. Eine Versäumniß war es schon als die ungarische Krone aus dem Donauschiff ausgegraben worden war, daß keine Krönung vollzogen wurde. Sicherlich ließ sich im Jahr 1850 jeder Krönungseid umgehen. Mit oder ohne Eid, immer wäre Franz Joseph gekrönter König von Ungarn gewesen. Die Krönung selbst aber erschien damals in Wien wie eine Ketzerei gegen das Dogma der Reichseinheit, obgleich es sicherlich sehr klug gewesen wäre einer von Aeußerlichkeiten so befangenen Nation gegenüber an dem historischen Ceremoniell nichts fehlen zu lassen. So wenigstens hätte, wenn wir die große Monarchin richtig verstanden haben, Maria Theresia gehandelt. Daß die deutsche Sprache auf den höheren Schulen zwangsweise zum Unterrichtsgegenstand gemacht wurde, war gewiß ein Fehlgriff. Jede amtliche Einmischung in einen Sprachenkampf ist von Uebel, und wird nur einen Rückschlag herausfordern. Denn besteht in einer Nation Anhänglichkeit an die mütterliche Sprache, so wird jeder Druck den Patriotismus zu höherem Widerstand begeistern. Hat eine Sprache aber ihre Zeit überlebt, so wird sie langsam ohne äußerliches Zuthun von der überlegenen Sprache aufgezehrt, wie die slavischen Dialekte in Mitteldeutschland und im Osten der preußischen Monarchie. Wohl hat, wie wir später sehen werden, die deutsche Sprache in dem ungarischen Reich einige Berechtigung, aber doch nur eine beschränkte. Es gibt überhaupt nur ein einziges Mittel Ungarn zu germanisiren, ein erlaubtes Mittel gegen welches niemand etwas einzuwenden vermag, nämlich Freizügigkeit und unbeschränkte Freiheit zum Erwerb von Grundbesitz für den Meistbietenden.

Eine große Wohlthat ist Ungarn jedenfalls den österreichischen Ministern schuldig geworden. Als die Revolution den Robotpflichtigen von seinen Lehenslasten befreit, die kaiserliche Regierung diesen neuen Zustand als Recht bestätigt hatte hob sie in Ungarn zugleich alle Rechtswirkungen der Aviticität auf. Wie dieser verkrüppelte Name es dunkel andeutet, war die Aviticität eigentlich nichts anderes als die Unverjährbarkeit aller Ansprüche von Agnaten auf das von irgendeinem Vorfahren besessene unbewegliche Eigenthum. Die Aufhebung der Aviticitätsgesetze hatte die nämliche Wirkung wie die vor etlichen Jahren für Irland erlassene wohlthätige Encumbered Estates Acte. [1] Fortan sollte das Hypothekenbuch in Ungarn allein über Eigenthumsfragen entscheiden, während ehedem sich kein Käufer eines Herrschaftsbesitzes in Ungarn finden konnte, denn hatte er heute gekauft, so konnte morgen irgendein beliebiger Adeliger mit einer Urkunde aus den Zeiten der Hunyadi oder Sigismunds, oder eines Anjou auftreten, und ihn in seinem Besitz bedrohen. Der verschiedenen Rechtsmittel welche den Adeligen zum Gebrauch standen, gab es vier oder fünf. Kaum irgendwer besaß ein Stück Land unter einem Titel der nicht hätte angefochten werden können. Fremde natürlich waren viel schlimmer daran als Einheimische, für die eine Rechtsvermuthung besitzend und zu denen das Herz des Richters neigte. Seit diesen neugeregelten Zuständen haben auch fremde Capitale reichlich in Ungarn sich Grund und Boden verschafft. Ließe man nun diesen Proceß einer Verjüngung Ungarns Zeit zur Entwicklung, so könnte, wenn wirklich deutscher Fleiß, deutsche Sparsamkeit, deutsche Ausdauer und deutscher Sinn den Magyaren überlegen sind, der deutsche Besitz in Ungarn sich ausbreiten. Doch hoffe man nicht zu viel von einer solchen stillen und wirksamen Propaganda, denn wenn es auch den Deutschen an Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer nicht fehlt, so geht ihnen — Gott sey's geklagt — der deutsche Sinn ab. Man achte nur darauf wie viele deutsche Namen in der nationalen magyarischen Partei auftreten. Es sind in der Regel die Söhne, Enkel oder Urenkel eingewanderter Deutschen. Anstatt Ungarn zu germanisiren, sind sie selbst zu Magyaren geworden, ja es sind unzählige Beispiele bekannt daß eingewanderte Deutsche sich beeilt haben ihre arglosen Eltern namen, wie Müller, Schneider, Schlosser, Bäcker, oder deutsch-jüdische, wie Wolf, Hersch, Beer ꝛc., in die Adoptivsprache zu übersetzen, um ihre Abstammung wie etwas beschämendes verläugnen zu können. Der Magyar war dem Deutschen gegenüber stolz auf seine Nationalität; wenn der Deutsche neben ihm auf etwas stolz seyn und seinen Kopf hoch tragen wollte, mußte er sich als Ungar maskiren! So traurig, so demüthigend und erniedrigend für unsre sonst so herrliche Nation ist der Gang der Dinge in Ungarn gewesen. Mit Zähigkeit an Sitte und Sprache hienge nur die Bauerncolonien, die süddeutschen im Banat, die friesischen in Siebenbürgen fest. Die ursprünglich deutsche Städtebevölkerung ist zum größten Theil abtrünnig und hängt mehr oder weniger an den magyarischen Ideen, weil sie als Opposition immer die Gunst der Menge für sich haben.

Man hat nun oft behauptet, die Magyaren seyen eine Minderheit in Ungarn. Dieß ist unrichtig. Zuerst kennt die

[1] Siehe näheres darüber, Ausland 1858. S. 63.

amtliche Statistik 4,469,700 Magyaren unter 8,626,749 Einwohnern des Königreichs, also 5181 Magyaren unter je 10,000 Einwohnern. Ferner steht der ungarischen Nation ein einziger compacter Stamm, nämlich die Slovaken (1,804,710 Köpfe) oder je 2092 unter 10,000 Einwohnern gegenüber, während das letzte Viertel der Gesammtbevölkerung aus Deutschen, Walachen, Ruthenen, Juden und einem orientalischen Völkergemisch besteht. Die Slovaken bewohnen einen gänzlich abgesonderten Theil des Landes, nämlich die Karpathen im Norden der Donau und der Theiß. In den Ebenen aber, im eigentlichen Ungarlande, ist das magyarische Element örtlich überall in Mehrzahl, mit Ausnahme der wenigen an Niederösterreich und Steiermark angränzenden deutschen Grafschaften und der Kette deutscher Sprachinseln, die sich längs der Donau hinab-, bis nach Siebenbürgen hineinziehen. Wir müssen auch bekennen daß als die statistischen Ergebnisse veröffentlicht wurden, von Seite der nationalen Partei Zweifel erhoben worden sind daß alles mit rechten Dingen zugegangen sey, indem man unter anderm jeden, der einen deutschklingenden Namen besaß, in die deutschen Listen eintrug, obgleich er selbst und seine Eltern längst durch Metamorphose zu den Ungarn sich gerechnet hatten.

Nach diesen Erwägungen wird man wohl verstehen daß es ein großer Unterschied ist die Magyaren zu guten Oesterreichern, oder sie deutsch machen zu wollen. Man hätte sich beschränken sollen auf so heilsame Maßregeln, wie der Wegfall der Binnenzölle, die Entwicklung der Eisenbahnen, die Einführung des Landrechtes, einer bureaukratisch geordneten Verwaltung, mit einem Wort auf die administrative Gleichstellung Ungarns zu den andern Kronländern. Es haben die Magyaren sich ja auch von Maria Theresia die wichtigsten agrarischen Gesetze aufdringen lassen, und im Grunde wissen sie selbst zu gut, wenn sie es auch nicht gestehen, daß in Zeiten der Freiheit ihre Magnaten- und Ständetafel nie etwas brauchbares und gemeinsames für die materielle Wohlfahrt des Landes oder die politische Heranbildung der Nation geschaffen haben, sondern daß die Magyaren gerade so unfähig zur parlamentarischen Selbstregierung gewesen sind als die Polen. Unsrer Ansicht nach hat dieses vielangefeindete „System," dessen Sünden Hr. v. Bach auf sich nehmen mußte, es nur darin versehen daß es wie Joseph II zu viel auf einmal und irgend etwas mit Gewalt, statt wie Maria Theresia mit Geduld durchsetzen wollte. Den Magyaren ihre alten ständischen Gerechtsame und zugleich ihre Stammesliebhabereien zu rauben, war zu viel. Man mußte sie, wie Maria Theresia, als Magyaren entschädigen, wenn man ihnen das parlamentarische Spielzeug aus der Hand nahm. Wenn der Kaiser auf längere Zwischenzeiten in Ofen sein Hoflager aufgeschlagen, wenn er sich einen eigenen ungarischen Hofstaat und ungarische Hofämter geschaffen hätte, wenn er, so oft er seinen Fuß über die Leitha setzte, als Erbe der Arpaden aufgetreten wäre, sich so zu sagen zeitenweis magyarisirt hätte, seine Macht als ungarischer König wäre wohl völlig absolut gewesen.

Wir haben von den Verdiensten und den Irrthümern des sogenannten „gestürzten" Systems gesprochen, man glaube aber ja nicht daß wir darum die heutige Bewegung in Ungarn für vollständig berechtigt oder für weise halten. Das Haus Habsburg-Lothringen besitzt die ungarische Krone mit eben so guten Titeln als seine Erblande. Es gab kein Ungarn mehr nach der Schlacht bei Mohacs, sondern nur ein Paschalik in Buda. Oesterreichische und deutsche Waffen haben Ungarn von den Türken erbeutet, und wäre diese Hülfe nicht gekommen, wer weiß ob nicht der ungarische Adel so gut wie der serbische Adel in Bosnien zum Islam übergegangen wäre? Besteht doch eine nahe ethnographische Verwandtschaft zwischen Magyaren und Osmanen, eine nähere wenigstens als zwischen den serbischen Slaven und den Türken. Außerdem ist aber auch durch freie Wahl die ungarische Krone dem Haus Habsburg zuerkannt worden. Wollten die Ungarn wirklich nationale Selbständigkeit verlangen, so würde dieß doch überhaupt nur innerhalb sehr enger Gränzen sich ausführen lassen. Sie müßten verzichten auf die Slovakei, auf Syrmien und die Woiwodschaft, auf das Temeser Banat, auf Croatien und auf Fiume. Das wahre nationale Magyarenland ist nur zu finden südlich von den Karpathen, auf den Ebenen der Donau und der Theiß bis zum Einfluß der Maros. Dieß ist ein Gebiet von etwas über 5 Millionen Einwohnern, wo das magyarische Element allerdings ein erdrückendes Uebergewicht besitzt. Die andern Stämme gehören, wenn man sich einmal an das Dogma von der freien Absonderung der Nationalitäten halten will, nicht dazu, denn sie hassen den magyarischen Namen bis aufs Blut. Als Kossuth einst trunken vor Hochmuth ausrief: „Wo liegt Croatien? Wenn es dieses Ding findet, wird Ungarn es zum Frühstück verspeisen!" da beschwor er mit dem frevelhaften Wort gegen sich die Rache eines streitbaren Volkes, das ihm die Zeche für das Frühstücken theuer genug angekreidet hat. Die Ungarn dürfen nie vergessen daß in den östlichen Nebenländern der kaiserliche Adler als der Retter gilt vor dem asiatischen Hochmuth der Kinder Arpads, und daß auf ein Wort und einen Wink des Kaisers der schrecklichste Racenmord im ehemaligen Ungarreiche von neuem auflodern würde. Niemals wird es der nationalen Partei gelingen alle Bestandtheile Ungarns zu magyarisiren; denn daß der Versuch Kossuths an dem Widerstand der nichtmagyarischen Stämme scheiterte, ist die ernste Lehre der letzten Empörung gewesen. Man half sich ehemals damit daß man das Latein zur politischen Sprache erhob. Jetzt wo das Latein außer Uebung gekommen ist, gibt es eine einzige Sprache noch, welche allen Bewohnern Ungarns und seiner Nebenländer geläufig und verständlich wäre, nämlich das Deutsche. Will man aber nicht deutsch sprechen, so bleibt nichts übrig als die Gränzen Ungarns auf die Donau- und Theißebenen zu beschränken. Die kaiserliche Regierung hat dieß den Magyaren gezeigt, indem sie vollständig die sogenannte serbische Woiwodschaft und das Temeser Banat von Ungarn abtrennte. Mit gleichem Rechte würde man aber auch die Slovakei noch hinwegnehmen können, denn so gut wie die Magyaren auf nationale Selbständigkeit

Anspruch machen, verlangen auch die slavischen Stämme eine Ausscheidung von Ungarn.

Wie schwierig es für die kaiserliche Regierung ist Zugeständnisse zu bewilligen, hat das Edict über die protestantische Kirche bewiesen, da die ungarischen Protestanten, ohne die gesetzliche Wohlthat zu würdigen, den Anlaß nur zur Aeußerung ihres Widerwillens gegen jede Octroyirung mißbraucht haben. Wir können also auch nicht die Ansicht derjenigen theilen, welche in Wien zu einer Einberufung von Ständen rathen. So wie ein österreichischer Reichstag ausgeschrieben wäre, würden die Ungarn entweder gar nicht wählen, oder ihre Abgeordneten nur erscheinen um gegen den Reichstag Verwahrung einzulegen. Wollte man in Ungarn selbst aber einen Sonderlandtag eröffnen, so würde dieser immer nur Beschlüsse fassen, die auf einen völligen Rücktritt Ungarns aus dem Reichsverbande hinzielen würden. Der heutigen Bewegung hätte sicherlich die wahre Kraft gefehlt, wenn der Kaiser als ungarischer König gekrönt, durch eingeborne Beamte seine centralisirenden Staatsordnungen eingeführt, das nationale Leben aber mit Vorliebe und völlig unparteiisch gepflegt hätte. Jetzt da dieß nicht geschehen ist, läßt sich die Versäumniß schwer einholen, denn der Pfad der Zugeständnisse ist ein sehr schlüpfriger. Von manchen Seiten hört man oft behaupten, die österreichische Regierung solle in Ungarn wie in Galizien verfahren; die heutige Bewegung gehe von der ungarischen Aristokratie aus, von den sogenannten Altconservativen, die im Jahre 1848 von der Revolution, die sie erst gehätschelt hatten, rauh bei Seite geschoben wurden. Gegen sie, meint man, könne man das Laudvolk hetzen, und mit einem Bauernkrieg gegen die Edelhöfe wie in Galizien drohen. Wir gestehen offen daß wir zu wenig die Stimmung der ungarischen Bauern kennen um eine solche Politik für wirksam zu halten, aber zweierlei macht es unwahrscheinlich daß die Bauern einer Erhebung in diesem Sinne fähig sind. Die galizische Erhebung brach vor der Ablösung der Roboten aus. Der Bauer in Ungarn ist aber seit eilf Jahren frei, und wenn er gegen die Gutsherrschaft früher erbittert gewesen wäre, so ist jetzt jeder Grund zum Haß weggefallen. Zweitens nahm an der letzten Empörung unter Kossuth der Bauernstand Antheil, denn die Mehrzahl der Honved bestand aus Bauernsöhnen. Wenn sich also jetzt der Adel an die Spitze einer nationalen Bewegung stellt, wie würde es möglich seyn durch den Zwiespalt der Stände etwas zu erwirken? Uebrigens gibt es in Ungarn eine sehr zahlreiche Bevölkerung von kleinem Adel, oder vielmehr von ehemals freien Bauern, die in den Grafschaftsversammlungen den Ausschlag gaben und deren Abgott Kossuth gewesen ist. Schwerlich würde bei ihnen jenes Mittel verfangen.

Daß etwas geschehen müsse, sieht wohl das blödeste Auge. Die ungarischen Regimenter, mit einzelnen glänzenden Ausnahmen, wie z. B. der überall gegenwärtigen Haller-Husaren, haben sich sichtlich sehr lau geschlagen, und die meisten Gefangenen in den Händen der Franzosen gelassen. Das darf nicht zum zweitenmale geschehen, sonderu sie müssen umgestimmt werden, daß sie mit dem alten Feuer den österreichischen Fahnen folgen. Vor allem muß man die Nachwehen der italienischen Niederlagen vorüber gehen lassen. Nach Josephs II Tode, als die Revolution in den österreichischen Niederlanden ausbrach, schien Ungarn in Flammen zu stehen. Aber nachdem Leopold nach Ablegung des Verfassungseides sich hatte krönen lassen, legte sich in sehr kurzer Zeit die Bewegung. Auch jetzt noch kann man beschwichtigen, ohne den Grundsatz der Reichseinheit zu opfern. Diese Einheit, wie wir oft gesagt haben, braucht ja nur in der Einheit der auswärtigen Vertretung, des Heeres und der Finanzen zu bestehen, in allem übrigen kann man den nationalen Sondergeist gewähren lassen. Was Oesterreich jetzt am nöthigsten braucht, ist irgend ein öffentlicher Erfolg, welcher den Glauben an die zähe Lebensdauer des Reiches wieder auffrischt. Ein Erfolg dieser Art, ein erreichbarer, ein glänzender und zu dem man bereits den richtigen Pfad betreten hat, würde eine Ordnung des Staatshaushaltes, eine Wiederherstellung des Neunwerthes der Zahlungsmittel seyn. Wenn es nur auf Einem Gebiete wieder vorwärts und nicht immer abwärts geht, wird der gesunkene Muth sich wieder heben und das Vertrauen auf eine bessere Leitung zurückkehren.

Eine Erpressung des Geheimnisses von der Zubereitung des malayischen Dolchgiftes (Curare).

Nach dem Opiumkrieg, im Jahr 1844, wurde von der ostindischen Compagnie Sir Ralph G. [1] mit dem „Vampyr“ in die malayischen Gewässer geschickt, um sie rein von Piraten zu fegen. Der Officier erfüllte seine Aufgabe mit großem Geschick, aber auch mit einer mehr asiatischen als europäischen Grausamkeit. Wir wissen nicht ob er gestorben ist, aber im Besitz seiner Papiere befindet sich gegenwärtig eine Tante, die in Richmond lebt. Da sie manche Gräuelscenen enthalten, so fand sie, wie es scheint, keine Gelegenheit sie in England zu veröffentlichen, denn die Briten haben nicht Ursache auf solche Thaten stolz zu seyn. Die Besitzerin der Papiere hat sie deßhalb einem Pariser Journal der „Illustration“ angeboten, welche sie unter dem Titel: Lettres curieuses snr la Cochinchine en 1845 veröffentlicht hat. Sie enthalten Schilderungen der Umgegend von Turon und der Annamiten, die für die Franzosen augenblicklich mehr Interesse haben als für uns. Merkwürdig und sogar wissenschaftlich werthvoll ist aber folgende Episode.

[1] Man wird aus dem nachfolgenden erkennen, warum es rathsam für die Familie ist sich dieses Angehörigen nicht zu rühmen, sondern den Namen nur errathen zu lassen.

Der Vampyr hatte eine Praue mit malayiſchen Seeräubern bis zur Kap von Turon verfolgt, wo die verzweifelten Piraten ans Land gegangen waren und ſich den annamitiſchen Behörden zu Füßen geworfen hatten. Die Mandarinen in Turon ſchienen nicht abgeneigt die Seeräuber vor ihren grimmigen Feinden zu retten, und brauchten allerhand Ausflüchte um ihre Unzufriedenheit im Lande zu verläugnen. Sir Ralph war aber zu gut mit ſolchen aſiatiſchen Redensarten vertraut um ſich ihre führen zu laſſen. Der Vampyr legte ſich im Fluſſe den beiden Forts gegenüber und drohte ſie in Brand zu ſchießen, wenn die Malayen nicht binnen 24 Stunden ausgeliefert würden. In gewöhnlichen Zeiten werden die Forts nur von roſtigen Kanonen und von einem Thorſchließer bewacht, der die Vögel ruhig niſten läßt. Die Drohung war daher nicht zu verachten, weßhalb auch die Mandarinen einen Sturm auf das mitleidige Herz des Schiffscapitäns verſuchten. Sie ſtellten ihm vor daß, wenn das Kriegsſchiff ſich nicht entferne oder Verſperungen anrichte, dieß ihnen, den Mandarinen, zur Laſt geſchrieben würde. Dann käme vom Kaiſer der Annamiten für jeden von ihnen als Geſchenk eine ſehr dauerhafte Schnur mit der Gebrauchsanweiſung für jeden Beſchenkten. Sie hatten ſich aber bei Sir Ralph verrechnet, denn gerade weil er die Mandarinenhälfte in Gefahr wußte, beſtand er darauf ſeine Forderung erfüllt zu ſehen. So erſchienen denn am Abend 24 Malayen. „Ich hatte nur auf 19 und 20 gerechnet. Welche hübſche Guirlande für meine große Rae, wenn ſie alle baumeln würden! Ein prächtiges Autoda-Fe für Spitzbuben! Ich zweifle ob die heilige Inquiſition ſeligen und barmherzigen Angedenkens etwas ähnliches ſich geträumt hätte!“ Als man nun zu dieſer kleluſtigeuden Hinrichtung ſchreiten wollte, kam dem Capitän der Gedanke ob man nicht durch Verbeiſſung einer Begnadigung von den Piraten das Geheimniß der Zubereitung jenes furchtbaren Giftes, womit ſie ihre Pfeil- und Teldſchirzen benetzen, erpreſſen könnte, denn bisher war noch kein Malaye aus Java oder Borneo, wo dieſer Induſtriezweig betrieben wird, durch die höchſten Belohnungen zu einem Verrath zu bewegen geweſen, wahrſcheinlich weil abergläubiſche Strafen dem Unbedachtſamen drohen. Man bot das Leben jedem der 24 Galgenvögel an. Alle weigerten ſich ſtandhaft. Damit man nun höre wie bisweilen einzelne europäiſche Unthäter in Aſien auftreten, laſſen wir Sir Ralph weiter erzählen: „Gut, meine Lämmer, ſagte ich zu mir, wir werden ſehen. Man begann die Hinrichtung, aber Stück für Stück. So oft man einen Gehenkten herabnahm, ſteckte man ihm obendrein ſein eignes Glied in den Mund, welches die tiefſte Beſchimpfung für einen Muhammedaner iſt. Muhammedaner aber ſind alle Malayen. So ſtand ihnen doppelte Beſtrafung vor Augen, der Galgen und die Schändung, aber ich war entſchloſſen das Geheimniß zu erpreſſen, koſte es was es wolle. Man hieng den erſten, den zweiten, den dritten, den vierten, endlich war die Reihe an dem vierzehnten, der wie ein Höllengeiſt in der Luft tanzte. Der Anblick dieſer Hinrichtungen war, ich geſtehe es, eine Schauderſcene. Die Augen quollen aus ihren Höhlen, die Zunge ſtreckte ſich aufgedläht zum Mund heraus, aus dem ein bläulicher und zäher Schaum floß, während andern das Blut aus der Naſe tröpfelte. Um das Schauſpiel noch ſchrecklicher zu machen, ließ ich, ſobald der Delinquent die Schlinge um den Hals hatte, ihm die Hände und Füße losbinden, damit er am Strick noch lebhafter zappeln und zucken möge (!) Es war ein abſcheulicher Anblick, ich geſtehe es, aber er ſollte den Malayen zu denken geben.“

Der fünfzehnte unterlag der großen Kunſt des chriſtlichen Capitäns und ſchwor beim Propheten das Geheimniß zu verrathen. Drei andere folgten dem Beiſpiel, der Reſt blieb aber ſtandhaft und kam an die Rae, ſo daß am nächſten Morgen die Haifiſche unentgeltlich die Beſtattung von 20 Leichen zu beſorgen hatten. Der Vampyr begab ſich hierauf nach der Bucht von Kiquic, 80 Seemeilen von Turon, wo er im Schutze eines ſelſigen Eilandes Anker warf. Auf dieſer einſamen Inſel landete Sir Ralph mit 30 Mann Bedeckung und dem ſchlaueſten der begnadigten Malayen, einem Panglima oder Häuptling aus Tolo (Oſtküſte von Celebes), welcher zuerſt eine Probe von der Bereitung des Delchgiftes, Sung-fig in Hinterindien, Curare in Südamerika genannt, geben ſollte. Zu dieſem Geſchäfte verlangte der Pirat einen rothen Tuchlappen und ein Kriß oder einen Dolch. Letzterer wurde ihm verweigert, da ſonſt niemand ſeines Lebens ſicher geweſen wäre. Endlich ließ er ſich bewegen das Geſchäft auch mit dem Stiel einer zerbrochenen Säbelklinge zu verrichten. Es galt nämlich vor allem das Gift von Schlangen zu erbeuten. Gefolgt vom Capitän, dem zweiten Officier und dem Dolmetſcher ſuchte man morastige Stellen auf, wo ſich die Nattern und andere vertvandte Reptilien am liebſten aufhalten. Die erſte Beſtie auf die er ſtieß, war eine Spuckri-ſchlange mit blauen Seiten, eine höchſt giftige Schlange. Der Panglima warf ihr ſpielend den rothen Tuchlappen zu, in welchen ſie feſt hineinbiß. Ohne Furcht trat der Malaye jetzt näher und bob die Schlange am Lappen kerzengrad in die Höhe, wie einen Fiſch an der Schnur. Mit der linken Hand packte er ſie feſt an der Gurgel und, nachdem er den Lappen entfernt hatte, bot er ihr die Säbelklinge an. Das Thier biß heftig dreimal hinter einander auf den Stahl und jedesmal blieben je zwei Tropfen grünlich gelben Giftes auf der Klinge zurück. Als die Schlange ihre Schuldigkeit gethan hatte, riß ihr der Malaye mit den Zähnen den Kopf ab. Was thuſt du? rief Sir Ralph entſetzt. Der Malaye erklärte aber kaltblütig daß, da man ihm ein Meſſer verweigert habe und die Schlange ſich feſt um ſeinen Arm geſchlungen habe, er ſich des Thieres nicht wohl anders habe entledigen können, welches noch Gift genug beſeſſen habe um ihn zu tödten. Hundert Schritte weiter fand man eine Ularlymp, die gefährlichſte Schlange nach der Brillenſchlange. Es folgten dann noch etliche derſelben Art. Bei allen gelang das Mittel mit dem rothen Tuchlappen, als aber der Pirat auf eine Brillenſchlange ſtieß, bedurfte es größerer Vorſicht. Kaum hatte das Reptil ſeine Angreifer erſpäht, ſo erhob ſich ſein Kopf aus den Ringeln des Leibes, und der Leib ſelbſt ſtieg ſpiralförmig in die Höhe bis das Thier zuletzt nur noch auf den Schwanz ſich ſtützte. Dieß iſt der gefährlichſte Augenblick, denn die Schlange balancirt um ſich gegen ihren Feind zu ſchnellen. Sobald der Panglima dieß gewahrte, rief er den

Europäern zu sich schleunigst zu entfernen. Er selbst aber begann rasch um die Schlange zu kreisen, die ihm beständig mit dem Kopfe folgte, ohne daß sie einen Sprung auf den entschlüpfenden Feind gewagt hätte. Nach einem zwanzigmaligen Kreisen fiel die Schlange drehend geworden und erschöpft zusammen. Dann erst nahte sich ihr der Malaye, warf ihr den Tuchlappen zu und ergriff sie daran wie die übrigen. Um sie recht zu reizen und einen starken Giftergusz zu erzielen, kitzelte er sie mit einem Stäbchen an den Augen und an der Schnauze. Hierauf bot er ihr eine Säbelklinge, und es erfolgten sieben Bisse mit Hinterlassung von 14 Tropfen. Die letzten Tropfen waren freilich sehr klein, aber auch diese Dosis hätte hingereicht um ein Pferd in Zeit von zwanzig Minuten zu tödten. Jetzt meinte der Malaye habe man genug Vorrath, da die Ausbeute für 200 Dolchstiche ausreichen würde.

Der Giftmischer begann hierauf Pflanzen zu suchen. Zuerst zerschnitt er einen siebenschneidigen, kugelförmigen Cactus aus dessen Wunden reichlich eine schmuzige Milch in einer Tasse aufgefangen wurde. Gemischt wurde dieser tödtliche Schleim, mit dem Saft aus den Wunden der furchtbaren Upas (Antiaris toxicaria), den Superlativ der vegetabilischen Gifte aber lieferte ihm eine weißblühende, duftende Liane aus der Giftfamilie der Strychneen. Das Gift selbst wurde aus der Wurzel gewonnen und besitzt solche zerstörende Kräfte daß etliche Tropfen, die aus dem Absud eines Stückchens nicht größer als ein Federkiel erlangt werden, jeden thierischen Organismus zu tödten vermögen. Die Lianenwurzeln wurden von dem Malayen in Wasser gekocht, der Saft durch ein Tuch gepreßt und mit der Milch des Cactus und dem Upasschleim gemengt, wozu dann noch die Tröpfchen des Schlangengiftes gemengt wurden. Das Gemisch wurde der heißen Sonne ausgesetzt, bis eine leichte Gährung eintrat, worauf sich eine gallertartige Masse bildete und das Curare fertig war.

Sir Ralph wählte die gesündeste und kräftigste Kuh unter denen die er an Bord hatte aus, um an ihr die erste Probe zu machen. Nachdem er sein Kriß in den Syrup getaucht hatte, stieß er das Thier in den Schenkel. Die Kuh schien wenig von diesem Angriff zu spüren, und der Capitän zählte vergeblich die Minuten auf der Uhr, im stillen bereits sich für gesoppt haltend. In der zwölften Minute aber wurde die Kuh von Schauern geschüttelt, legte sich auf die Seite, versuchte, als die Krämpfe stärker wurden, sich wieder aufzurichten, brach aber zusammen; der Athem wurde hierauf langsamer und mit der vierzehnten Minute starb das Thier unter heftigen Zuckungen. Die Probe war zur Zufriedenheit ausgefallen, und der Malaye erhielt die Zusicherung daß man ihn bei dem nächsten Berührungspunkt Malaka's ans Land setzen würde. Bis dahin wurde er vorsichtshalber in einen Bambuskäfig eingesperrt. Auch die drei anderu Gefangenen, die man gleich nach ihrem Versprechen abgetrennt eingeschlossen hatte, damit sie sich nicht etwa unter einander über einen gemeinsamen Betrug verständigten, wurden jetzt einzeln herausgelassen um ihre Künste zu zeigen. Alle verfuhren auf die nämliche Art wie der Pauglima, nur ein einziger von ihnen gieng noch raffinirter zu Werke, indem er die Schlangen bedächtig auswählte, und zwar nach dem richtigen Grundsatz, daß die kleinsten Exemplare die giftigsten zu seyn pflegen. Etliche Tage später wurden verschiedene Versuche mit andern Thieren angestellt. Ein Hund, den man mit einem Federmesser nur leicht an der Gurgel ritzte, starb wie vom Blitz getroffen. Kraniche, Störche, Papagaien, Enten und Hühner, die am Schenkel verletzt wurden, starben in 75 Secunden. Einen gefangenen Affen stach man in den linken Schenkel, und ließ ihn dann entlaufen. Er hatte kaum 15 Schritte sich entfernt, so sank er zusammen und starb nach einem Kampfe von vier Minuten.

In neuerer Zeit hat man sehr interessante Versuche mit ächtem Curare, d. h. mit Pfeilgift amerikanischen Ursprungs angestellt. Die Eigenthümlichkeit besteht darin daß die zerstörenden Wirkungen nur dann eintreten, wenn sich das Gift in einer offenen Wunde dem Blute mittheilen kann. Sonst kann ohne jede Gefahr das Gift selbst durch die Ernährungswege in den thierischen Organismus eindringen, wie es ja bekannt ist daß gegen den Biß giftiger Schlangen nichts besser hilft als Aussaugen der Wunde. Die wilden Völkerstämme am Amazonas führen vergiftete Pfeile auf der Jagd mit sich. Diese sind kleine Bolzen mit einer scharfen Spitze, die nur ritzen soll. Ein Büffel, von einem solchen Pfeil getroffen, kann dem Jäger nicht entgehen: er stürzt auf die nächsten hundert Schritte. Sein Fleisch bleibt völlig genießbar, höchstens daß man ein angemessenes Stück rings um die Wunde ausschneidet. Wie Alex. v. Humboldt mittheilt, vergiften sich die Otomaken am Orinoko oft nur den Daumennagel, um ihren Feind durch Kratzen zu tödten. Die alten spanischen Schriftsteller haben sich vielfach mit dem Geheimniß des Pfeilgiftes beschäftigt, da ihre besten Truppen schaarenweise an den Küsten des caribischen Golfes solchen Stämmen unterlagen, welche ihre Waffen vergifteten. Sie erfuhren aber nichts mehr, als daß die schauerliche Pfeilsalbe aus giftigen Thieren, Schlangen, Kröten, Scorpionen und Pflanzensäften gemischt werde. Unser britischer Schiffscapitän behauptet, in Südamerika und Westindien, wo es keine Brillenschlangen gibt, bediene man sich des Giftes der Lanzeneisenschlange, die namentlich in St. Vincent so furchtbar haust. Was die Angabe der Pflanzengifte betrift, so fehlt leider die systematische Benennung der Schmarotzerart, welche der Malaye auswählte. Daß die Hauptwirkung einer Strychnee verdankt wird, war zu erwarten, denn in Guayana wird das furchtbare Curare hauptsächlich aus der Strychnos toxifera des Orinoco bereitet.

Zum Glück für die Menschheit kann man hinzusetzen daß, so furchtbar die Wirkungen des Dolchgiftes in frischem Zustande sind, so unschädlich die Salbe nach kurzer Zeit wird. Das Zubereiten selbst aber erfordert etliche Tage, und ist, wie man gesehen hat, für jeden Neuling namentlich, mit den höchsten Gefahren verbunden.

Guter Rath in großer Finanznoth von einem wohlgesinnten Türken.

Im Jahr der Hedschra 1063, am 19 Rebi ul achir, d. i. am 19 März 1653, hatten sich die Großwürdenträger des türkischen Reichs zu einer Rathsversammlung unter dem Vorsitz des Sultans, Muhammed IV, eingefunden. Hier hatte der Sultan folgende Ansprache gehalten: „Unter der Regierung meines seligen Vaters, wie auch früher, haben die Einnahmen zur Deckung der Ausgaben hingereicht, oder diese sogar überstiegen; meine Ausgaben sind nicht so groß wie die meines Vaters, und die Einnahmen ganz dieselben; was ist also die Ursache davon daß die Staatseinkünfte jetzt nicht mehr zur Deckung der Ausgaben hinreichen sollen, und woran liegt es daß ihr das Geld für die Flotte und andere wichtige Dinge nicht aufbringen könnt?“ Darauf hatte der Großvezir erwiedert: „Mein Padischah, die Ausgaben dieses hohen Reiches sind jetzt viel größer denn je, und darum reichen auch die Einnahmen nicht hin.“ Das Endergebniß der Berathung war aber der Beschluß, daß die Einnahme- und Ausgabeposten von einigen Jahren aus den Kanzleiregistern ausgezogen und dem Sultan vorgelegt werden sollten. Schon am nächsten Tage war dann vom Sultan an den Defterdar, den Finanzminister, der Befehl ergangen den Stand des Deficits zu untersuchen. Bei der von diesem hierauf berufenen Versammlung der Diwansräthe war nach vielem Hin- und Herreden das Endergebniß ein ähnlicher Beschluß gewesen, nämlich der, daß aus jedem Rechnungsbuche die Posten von zehn Jahren auszuziehen seyen. Die Secretäre thaten das, und der Defterdar übergab die ausgezogenen Verzeichnisse und Notizen dem Großvezir, von welchem dieselben dem Sultan vorgelegt wurden. Natürlich wurde dadurch nichts erzielt. Bei jener Verhandlung war ein junger Gehülfe der Finanzkammer, Namens Hadschi Chalfa, anwesend. Dieser setzte hierauf eine „Nichtschnur des Verfahrens zur Heilung des Schadens“ auf, worin er den Weg zur Erledigung der aufgeworfenen Lebensfrage vorzeichnete. Der Verfasser dieser Abhandlung verbarg sich selber nicht, daß seine Stimme nicht sofort würde gehört werden, aber hoffend sprach er aus: „Seiner Zeit wird ein Padischah auf meinen Plan aufmerksam werden und ihn zur Ausführung bringen, was ihm die besten Früchte tragen wird.“ Im Vorwort hat er zudem noch erklärt, daß er den Entschluß zur Abfassung dieser Abhandlung gefaßt habe, „damit, wenn dieses auch dem Anschein nach nur ein „„Schmieden kalten Eisens““ seyn und von den Staatsregierern aus Mangel an ernstem Willen unbeachtet und unbenutzt gelassen werden sollte, dieselben wenigstens am jüngsten Tag keine Entschuldigung haben.“ In der Einleitung dieser Abhandlung ist die Rede von den Perioden des Staatslebens; der erste Abschnitt handelt von dem Volk, der zweite von dem Heer, der dritte von dem Staatsschatz. Am Schluß folgt ein „Endergebniß über die Behandlung des abnormen Zustandes der Complexion des Staates und die Heilung des Uebels der Finanznoth,“ welches als das wichtigste wir hier, nach der treuen Uebersetzung Behrnauers im 11ten Band der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft im Auszug mittheilen. „Also,“ so läßt sich der ehrliche Türke vernehmen, „also: zur Regulirung des abnormen Zustandes der Complexion des Staates gibt es mehrere Mittel, die zur Zeit theils möglich, theils unmöglich scheinen.

„Das erste vor allen ist daß ein Mann des Schwertes auftrete, der die Menschen nöthige dem Rechtsgesetze Gehorsam zu leisten.

„Noch ein anderes Mittel ist folgendes, daß die hervorragenden und geschäftserfahrenen Männer des Heeres sich zur Uebung des Rechts vereinigen, und des Reiches, unter dessen Schutz sie ruhig leben, sich annehmen, mit Hülfe der Truppen die schlechten und ungetreuen Beamten ausrotten, und der Religion und dem Staat denselben Dienst leisten den sie ihnen schon früher zu wiederholtenmalen geleistet haben.

Endlich noch ein Mittel ist folgendes, daß die Staatsminister sich mit allem Ernste zur Uebung der Gerechtigkeit vereinigen, das Heer zum Werkzeuge der Beschränkung der Geldverschwendungen machen und mit Hülfe der unwiderstehlichen Militärmacht heilsame Maßregeln durchsetzen.

Aber diese letzten Möglichkeiten gehören zu den Dingen, die, an sich leicht, doch zur Zeit unausführbar sind; denn für das Wohl des Staates besorgte und an dem Rechte festhaltende Männer sind jetzt selten geworden, die meisten Menschen trachten im Gegentheil nur nach sinnlichen Genüssen. Es beruht daher die Lösung dieser Aufgabe auf einem Manne des Schwertes.

Das Deficit des Schatzes, die übergroße Kopfzahl des Heeres, das Uebermaß der Ausgaben und die Mittellosigkeit des Volkes, — alle diese Uebel so weit wie möglich abzustellen und zu heilen, dazu gibt es unter den obwaltenden Umständen folgende Mittel:

Da von dem Volke durchaus keine Staatsgelder mehr eingetrieben werden können, so lasse Se. Majestät der weltbeschützende Padischah, auf welche Weise es immer sey, so viel Geld, als die Staatseinnahmen eines Jahrs betragen, negociiren und in successiven Raten einheben, stelle es aber mit der Bestimmung, daß es von der künftigen Jahreseinnahme nach und nach abbezahlt werde, unter die verantwortliche Verwaltung eines zuverlässigen Staatsdieners. Wenn sich im Schatze so viel Geld vorfindet, als die Staatseinnahmen eines Jahrs betragen, so kann man schon ganz getrost seyn, denn das bietet eine financielle Grundlage für jede Operation.

Hierauf ist der zweite Uebelstand, die große Kopfzahl des Heeres, auf die oben angegebene Weise durch kluges Vorgehen mit Ersparungsmaßregeln abzustellen.

Das Uebermaß der Ausgaben abzubestellen, dazu ist das Mittel folgendes: nachdem man die Verschwendungen in den höchsten Staatsämtern, eine nach der andern, etwas beschränkt haben wird, nehme man für ein jedes dieser Aemter und für einige die Hauptzäule der Finanzverwaltung bildende Rechnungskammern einsichtsvolle, religiöse und uneigennützige Leute in Dienst.

Der Mittellosigkeit des Volkes ist auf folgende Weise abzuhelfen: nachdem man einige Auflagen, eine nach der andern, etwas ermäßigt und dem Volke dadurch Erleichterung verschafft haben wird, verkaufe man keine Stellen mehr für Geld, lasse erprobte und rechtschaffene Leute recht lange in ihren Aemtern, und belege die Volksbedrücker mit den verdienten Strafen.

Den Reichsgroßen und Staatswürdenträgern ist wohl bekannt daß in diesem hohen Reiche ein abnormer Zustand der Complexion jetzt nicht zum erstenmal eingetreten, jedoch durch richtige Behandlung mit Gottes Hülfe immer wieder ins Gleichgewicht gebracht worden ist. Wollte man im gegenwärtigen Falle gewisse schreckenerregende Declamationen, welche die vorstehend in dieser Abhandlung geschilderten Uebel als über alles furchtbar darstellen, Platz greifen lassen und blinder Furcht Gehör geben, darüber aber die Ergreifung zweckmäßiger Maßregeln verabsäumen, so würde das weder den Interessen der Religion und des Staates, noch den Forderungen der Ehre entsprechen. Sr. Majestät des weltbeschützenden Padischah erhabenes Lebensgestirn steht ja in der Stärke und im Glück. Sowie seine Minister sich einmüthig anschicken, Gott zu Liebe und zu Ehre der Religion und dem Staate zu dienen, und das heilige Gesetz zu ihrer Norm und Richtschnur machen, werden sie die Hülfe des Allerhöchsten und vollkommenen Sieg über die Feinde erlangen, und wenn sie, aller Untreue ledig, nach den Vorschriften des Gesetzes und der Vernunft gutes Regiment führen, so werden sie dieses hohe Reich, ungetreuer Verwaltung enthoben, mit dem Inhalte des Reichsgrundgesetzes in Uebereinstimmung bringen. Dazu gebe Gott Gelingen! Amen.

Wie man sieht, ist des berühmten Hadschi Chalfa Recept nach 200 Jahren noch nicht veraltet!

Miscellen.

Ein Versuch den Lachs auf der südlichen Halbkugel zu akklimatisiren. Naturforscher sowohl als Nationalökonomen interessiren sich für die, aus der Thatsache daß der Lachs den Aequator nicht überschreitet und in der südlichen Hemisphäre nicht angetroffen wird, entspringende Frage, und unsere Vettern bei den Gegenfüßlern wünschen daß ihre Flüsse, die bis jetzt noch von garstigen Abfällen der Städte und Fabriken unbefleckt sind, mit diesem Lieblingsfisch besetzt würden. Einige innerhalb der letzten paar Jahre mit der Versendung junger Lachse dahin gemachte Versuche sind fehlgeschlagen; sie sollen jetzt erneuert werden, da die Eigenthümer einiger schottischen Fischereien eingewilligt haben einen Vorrath von Eiern und Brut in der herannahenden Jahreszeit zu liefern, und da dieselben mit all den Vorsichtsmaßregeln welche die Erfahrung an die Hand gab abgesendet werden sollen, so ist gegründete Hoffnung auf ein glückliches Ergebniß des Unternehmens vorhanden. Die königl. Societät von Tasmanien bietet 500 Pfd. St. für fünf Paar ausgewachsene lebende Lachse; 2 Pfd. St. für je ein Paar Lachsjährlinge, und 1 Pfd. St. für je ein Paar Lachsbrut. Mittlerweile erfahren wir daß dreißig Karpfen und vier Duzend einer andern Fischart wohlbehalten in Südaustralien gelandet worden sind, wo sie sich unterdessen vielleicht behaglich naturalisirt haben. (Chambers' Journal.)

*

Ein Preis für Afrika-Reisende. Die Pariser geographische Gesellschaft hat einen Preis von 6000 Fr., der durch Subscription, welche im Local der Gesellschaft eröffnet bleibt, noch erhöht werden kann, demjenigen Reisenden angeboten welcher zuerst die Reise von Algerien nach der Colonie des Senegal, oder umgekehrt von der Colonie des Senegal nach Algerien, den Weg über Timbuktu nehmend, machen wird. Der Reisende hat hinsichtlich dieser Route genaue Notizen zu sammeln über die Karawanen welche den fraglichen Landstrich durchziehen, sowie über ihre Richtungen, ihre Wichtigkeit und die Zeiten in welchen sie ihre Reisen unternehmen. (Nouv. Ann. des Voyages.)

*

Die Presse in den Vereinigten Staaten. Nach einer neuen Statistik der nordamerikanischen Union belief sich die Zahl der dort erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften auf 2500, und zwar ist diese Ziffer wahrscheinlich eher unter als über der Wahrheit. Sämmtliche Zeitungen, selbst die größten, sind nur Localblätter, keine besitzt außerhalb ihres Erscheinungsortes eine beträchtliche Verbreitung. So werthvoll aber sind manche dieser Unternehmungen, daß kürzlich ein Miteigenthümer der New-York Tribune, der nur zum zehnten Theil bei dem Journal betheiligt war, seinen Antheil mit 33,000 Dollars oder um mehr als 80,000 fl. verkaufte. Er machte noch dazu kein sehr glänzendes Geschäft; denn vor dem Verkauf hatte die letzte Quartaldividende 56,000 Dollars oder mehr als 130,000 Dollars betragen. Der New-York Ledger, ein zweites Blatt in derselben Stadt, hat kürzlich mit Eduard Everett, einem angesehenen Schriftsteller, contractlich ausgemacht daß er jede Woche einen Artikel von 3—4 Spalten gegen ein jährliches Honorar von 50,000 Frcs., also von beinahe 1000 Frcs. für einen Artikel liefern sollte. Hr. Everett war aber noch großmüthiger, als die Zeitung, indem er dieses Honorar dem Fonds zum Rückkauf von Washingtons Erbgut überwies. Die amerikanischen Journale unterhalten gemeinschaftlich einen Dampfer, der auf der Höhe von Cap Race auf die aus Europa kommenden Dampfer lauert, ihnen ihre neuesten politischen Nachrichten abnimmt und sie nach dem nächsten Telegraphenamte Neufundlands befördert, von wo sie allen Journalen der Union schleunigst mitgetheilt werden. Die hauptsächlichen Einnahmen der amerikanischen Journale fließen ihnen aber aus dem üppig entwickelten Annoncenwesen. (L'Illustration).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. Augsburg, 15 Januar 1860.

Ein Besuch in Madagascar.[1]

Am 11 Aug. bekamen wir die Südspitze von Madagascar beim Vorgebirg St. Mary in Sicht, und da wir Holz zur Feuerung und Wasser, außerdem aber auch frische Lebensmittel für die Mannschaft nöthig hatten, so beschloß ich anzulaufen und mich damit zu versehen. An verschiedenen Orten versuchten wir anzulanden, und besuchten einige kleine Buchten, welche die Küste daselbst bildet, wurden jedoch bald durch die hohe Brandung, bald durch das feindselige Benehmen der Einwohner, welche sich mit den Waffen in der Hand dem Anlegen der Boote widersetzten, daran verhindert; ich wußte schon vorher daß die hier wohnenden Malagassen den Weißen feindlich gesinnt sind, welches sie in der Zerstörung der französischen Colonie von Fort Dauphin an der Südostspitze der Insel bewiesen; deßhalb faßte ich den Beschluß, obgleich das Schiff hinlänglich bemannt und bewaffnet war, eine Landung nicht zu erzwingen, sondern meinen Curs nach St. Augustinusbay zu richten, welche an der Südwestküste von Madagascar liegt, und wo Holz und Wasser mit Leichtigkeit zu erhalten sind. Von den dortigen freundlich gesinnten Einwohnern, wie auch in der Tullearbay,[2] ist man im Stand alle Arten frischer Lebensmittel gegen billige Güter und Kleinigkeiten einzutauschen, nachdem man den daselbst regierenden König oder Häuptling beschenkt und dadurch die Erlaubniß erhalten hat Tauschhandel zu treiben.

Am 16 Aug. kamen wir in St. Augustinsbay an und giengen recht vor einem auffallenden Felsen, Tentrock oder Zeltfelsen genannt, vor Anker. Die Bay ist von großer Ausdehnung und hängt mit der etwas weiter nördlich liegenden Bay von Tullear vermittelst eines durch Korallenriffe geschützten Canals zusammen; beide Bayen gewähren während des Südostmonsuns den Schiffen guten Schutz, sind jedoch bei Nordostwinden gefährlich. Ein ziemlich bedeutender Fluß, von den Einwohnern Onglahé, von den Weißen Dartmouthfluß genannt, ergießt sich in den östlichen Theil der Bay, ist jedoch zu flach um Schiffen das Einlaufen zu erlauben; vermittelst der Boote jedoch ist der Eingang leicht, und während der Ebbe ist sein Wasser für diesen Theil der Welt sehr gut. Die Ufer des Onglahé sind mit dichtem Gehölz bewachsen, welches sich sehr gut zum Brennen eignet, und wenige Mann sind fähig in kurzer Zeit einen Vorrath zu fällen, welcher sogleich von den Booten eingenommen und nach dem Schiff gebracht werden kann. Die Leute jedoch welche im Fluß Wasser füllen oder längs des Ufers Holz schlagen, haben die größte Vorsicht nöthig um sich vor den Alligatoren zu hüten, von denen der Fluß wimmelt, und welche sehr häufig unvorsichtige Personen ergreifen und in das Wasser ziehen. Ich schicke mit jeder Truppe einige Leute welche geladene Gewehre trugen, und während der Arbeit der andern Wacht hielten; dann und wann mußten sie ihre Gewehre abfeuern, deren Knall diese Unthiere auf eine weite Entfernung hält und sie verscheucht; dieser Vorsichtsmaßregel hatten wir es zu verdanken daß der Mannschaft während unseres Aufenthalts kein Unglück zustieß.

Die Eingebornen sind hier gegen Fremde ziemlich friedlich gesinnt, im ganzen aber sehr reizbar, und da sie stets bewaffnet umhergehen, ist es immer besser sie mit Güte zu behandeln und sich ihren eigenthümlichen, oft den Weißen anstößigen Sitten zu fügen, als sich ihnen feindlich gegenüberzustellen; viele von ihnen haben durch den häufigen Verkehr mit anlaufenden Schiffen einige Worte englisch gelernt, worauf sie sich nicht wenig einbilden und deren sie sich oft auf eine sonderbare und lachenerregende Weise bedienen. Der hier regierende Häuptling, welcher sich Prince Willie nennt, ist ein häßliches, altes, einäugiges Skelett von einem Mann, in der That die personificirte Häßlichkeit, der jedoch viel auf seinen Titel und seine Würde hält Da er jedes Schiff mit seinem Hofstaat besucht, welches freilich nur in der Absicht etwas zu erbetteln geschieht, so wurde uns während unseres Aufenthalts mehreremal die Ehre zu Theil ihn an Bord zu empfangen; er pflegte früh am Morgen einen seiner Vertrauten, die sich alle Prince nennen, vorauszuschicken um seinen Besuch anzumelden; nach kurzer Zeit erscheint er selbst in einem großen Canoe, in Begleitung von fünf bis sechs

[1] Von dem nämlichen Verf. wie das Seemannsleben auf den Crozet-Inseln.

[2] Tolisbay auf Ellis' Karte.

seiner Frauen, von denen er von jedem Alter zwischen 15 und 50 hat, und einem Schwarm kleiner Canoes die seinen Hofstaat und viele andere seiner Unterthanen enthalten, welche die Gelegenheit des königlichen Besuches wahrnehmen und mit an Bord schlüpfen, entweder um zu betteln oder zu stehlen, in welch letzterer Beschäftigung sie eine bewunderungswerthe Geschicklichkeit erlangt haben; kein Stückchen Eisen ist vor ihren diebischen Händen sicher, selbst wenn es gut befestigt ist, und eiserne Faßreifen haben eine solche Anziehungskraft auf sie daß sie ihr nicht widerstehen können, und oft Eimer oder kleine, eisenbeschlagene Fässer wegpracticiren, ohne daß es die Wache bemerkte. Sobald Prince Willie an Bord kommt, erwartet er mit Erfrischungen bedient zu werden, und ich lud ihn und seine liebenswürdigen sechs Gemahlinnen in die große Cajüte, wo in kurzem vor ihnen stand was das Schiff anbieten konnte. Vorzüglich schien ihnen allen der feine Schiffszwieback zu munden, den sie in ungemeinen Quantitäten wegzustopfen im Stand waren; den Damen, aus deren wohlgeöltem Haar in der schwülen Cajüte das Fett herunterlief, ließ ich Wein vorsetzen, Prince Willie aber rieb sich, nachdem er davon gekostet, mit den Worten: „manindsi, manindsi bé," die Hände, wodurch er sagen wollte daß die Witterung zum Weintrinken zu kalt sey; ich setzte ihm Rum vor, welcher ihm besser mundete und den er „mäseva bé" (sehr gut) nannte. Um ihn und seine Familie, welche das ganze Schiff überrannten, in möglichst kurzer Zeit los zu werden, ließ ich die ihm darzubringenden üblichen Geschenke herausbringen, welche gewöhnlich aus einer Muskete, einem Faß Pulver und einigen Stücken baumwollenen Zeuges bestehen; meine Hoffnung ward jedoch getäuscht, denn mit diesem Geschenk war er wohl zufrieden, seine Familie und deren Anhängsel mußten aber auch ein jeder eine Kleinigkeit erhalten, und es wurde Abend ehe ich mich ihrer entledigen konnte. Nachdem ich mit ihnen allen fertig war, erschien noch eine andere wichtige Person, die sich auch „bigman" und „kings purser" nannte, und forderte das übliche Geschenk, welches jeder Capitän an König Baba schicken muß, um die Erlaubniß zu erhalten freien Tauschhandel zu führen; wer aber eigentlich König Baba ist, weiß kein Mensch, und ich habe nie herausbekommen können was er für eine Rolle spielt, noch ihn je gesehen, weßhalb ich glaube daß er eine Art mythischer Person ist, dessen Name zum fernern Betteln und Erpressen von Geschenken gebraucht wird, das Geschenk für ihn muß das bedeutendste seyn und besteht aus Pulver, Zeug u. s w.

Sind endlich alle die hohen Herrschaften befriedigt und hat Baba mit seinem Geschenke sich befriedigt erklärt, so wird der Handel als eröffnet angesehen, und die Mannschaft mag ungestört aus Land gehen und Wasser und Holz holen, für einen billigen Preis können jedann Rinder, Schafe, Früchte aller Art und andere frische Lebensmittel eingetauscht werden, wofür Zeug, Pulver, Musketen, Glasperlen u. dgl. gegeben wird. Nur einem ihrer Gebräuche muß der Capitän sich fügen, um ihr vollständiges Vertrauen zu erlangen, er muß nämlich so vielen Mädchen oder Quänies an Bord zu kommen erlauben, als er Leute unter seiner Mannschaft hat, ohne welche Erlaubniß die Eingebornen nie mit dem Schiffe handeln und es nicht mit Lebensmitteln versorgen. Diese Mädchen bleiben so lange an Bord als das Schiff in der Bay verweilt, und es läßt sich denken welche Störung und welchen Unfug sie anrichten, selbst auf den best regulirten Schiffen, da sie trotz aller Befehle der Officiere doch die Mannschaft von ihrer Arbeit und Pflicht abhalten und unaufmerksam machen. Sie sind alle eher hübsch als häßlich zu nennen; wenn auch von gelber oder brauner Gesichtsfarbe, haben sie doch keine der groben, afrikanischen Züge, sondern ähneln den Malayen sehr; ihr Haar ist kraus aber lang, und sie flechten es auf eine künstliche Weise in zahlreiche, kleine Zöpfchen, mit einem Knoten am Ende; um es so gerade und glänzend als möglich zu machen, schmieren sie es reichlich mit Rindertalg ein, welcher in der Hitze flüssig wird, ihnen über den Hals und die Schultern herabträufelt und einen keineswegs zarten Parfüm verbreitet. Ihre Kleidung besteht aus einem um die Hüfte geschlagenen Stück Baumwollenzeuges, über welches sie ein langes und breites Stück selbst verfertigten Stoffes auf eine wirklich graziöse Art drapiren, welches sie Aszimbo nennen und das gewöhnlich aus den Fasern einer bannartigen Pflanze, Nasia genannt, mit aufgetrennten Baumwollfaden gemischt, gewoben ist. Sie behängen sich gern mit Schnüren von Glasperlen und kleinen glänzenden Muscheln, und tragen sich mit großem Anstande, wozu ihr schlanker, schöner Wuchs viel beiträgt. Nachdem sie etwas an Weise gewöhnt worden sind und mit ihnen in Berührung gekommen, erlernen sie bald etwas Civilisation und bilden für die sich in diesen Gegenden aufhaltenden Europäer die besten Haushälterinnen, weit allen andern farbigen Frauen vorzuziehen, da sie sehr häuslich, tuhig und außerordentlich arbeitsam sind; natürlich bleiben sie in moralischer Hinsicht stets dieselben, denn unter ihnen gerecht ein Verhältniß mit einem Manne keineswegs zur Schande, sondern im Gegentheil wird ein vierzehnjähriges Mädchen, welches noch mit keinem Manne lebt, geringgeschätzt und von den andern glücklichern verpottet; vorzüglich stolz macht sie die Bekanntschaft eines Weißen, und man kann sie ohne Furcht im Hause schalten und walten lassen; sie zeigen sich stets aufmerksam und ihrem einstweiligen Herrn ergeben. Die meisten Frauen die ich hier sah, waren mit Weben von Steffen beschäftigt, welches sie meisterhaft, wenn auch langsam, thun; ihr Gewebe befestigen sie mit vier kurzen Pflöcken an einem schattigen Platze auf der Erde, der Sitz der Weberin ist in einem Loche an der Seite des Gewebes und die ganze Arbeit wird mit den Händen vollführt. Vermittelst verschiedener aus dem Pflanzenreiche gezogener Färbestoffe geben sie sehr dauerhafte Farben, sowohl den weißen Baumwollen, als auch den Nasia-Fasern, und sind im Stande sehr gefällige Muster anzubringen. Sie verfertigen auch Strohgeflechte von solcher Feinheit daß sie sich derselben zum Wasserholen bedienen, wo sie ganz dem Zwecke eines Eimers entsprechen. Das Nasia scheint eine Art von Pandanus zu seyn, dessen Blattfasern weit die Baumwolle und Seide an Zähigkeit übertreffen, eine Faser von der Stärke eines gewöhnlichen Zwirnfadens widersteht der Kraft eines starken Mannes, und die daraus geweb-

ten Stoffe sind außerordentlich haltbar, zudem haben sie die Eigenschaft keine Feuchtigkeit oder Regen durchzulassen.

Die Männer von St. Augustinusbay sind ein schöner, hochgewachsener Menschenschlag, der bis jetzt allen Unterjochungsversuchen widerstanden hat; sie sind kriegerisch und verstehen sich gut auf den Gebrauch des Assagaies und der Muskete, welches ihre Lieblingswaffe ist; der glückliche Besitzer einer alten, mit mächtigem Feuerschloß versehenen Grenadier-Muskete nimmt sie in Acht wie eine Uhr, er verziert sie wo möglich mit allerlei Messingzierrathen, vorzüglich kleinen mit Messingköpfen versehenen Nägeln, auf deren Eintausch sie sehr erpicht sind. Seine Hauptbeschäftigung den ganzen Tag über ist das Putzen seines Gewehres, an welchem er keinen Staub, noch weniger einen Flecken leidet, und ihre Waffen würden an Aussehen die manches weißen Linienfeldaten übertreffen. Stets laden sie ihre Gewehre mit groben Kanonenpulver, von welchem sie behaupten daß es wegen seiner Größe auch mehr Kraft besitze als das feine Schießpulver, und zwei Kugeln. Mit dem Assagaie oder Wurfspieße sind sie sehr gewandt, und kleine Kinder sieht man allenthalben umherlaufen, sich im Werfen derselben übend, doch verschwindet bei ihnen schon der Gebrauch der Pfeile und des Bogens, dessen sich nur noch die ärmere Classe mit Geschicklichkeit bedient.

Die Stadt liegt ungefähr eine gute englische Meile oberhalb der Mündung des Onglahé und ist von ziemlicher Ausdehnung, die Häuser sind von den Blattstielen des Nasia auf eine künstliche Art erbaut und mit Schilf oder Palmblättern bedeckt, im Innern sind sie stets sehr reinlich und werden von den fleißigen Frauen in guter Ordnung erhalten; die Feuerplätze zum Kochen sind in der Mitte der Hütte auf der platten Erde und bestehen nur aus zwei bis drei großen Steinen, zwischen welchen das Feuer gemacht und der irdene Topf gekocht wird. Den Mittelpunkt der Stadt nimmt das geräumige Haus Prince Willie's ein, von den Hütten seiner zahlreichen Frauen umgeben und von einer hohen Dornenhecke eingeschlossen, vor seiner Thür stehen einige mächtig große Mangobäume; unter welchen der Prinz und seine Minister täglich ihr Palaver halten, d. h. Rath pflegen, wobei ein jeder zugegen seyn kann, jedoch nicht seine Meinung äußern darf; alle Weiber sind von diesen Rathsversammlungen ausgeschlossen, doch Fremde sieht Willie gern bei sich, und ich erhielt jedesmal bei meinem Besuche ein Geschenk von einem Huhn, einem Schaf oder von Früchten. Um mich ihm dankbar zu erzeigen, schenkte ich ihm zwei kleine, einpfündige Kanonen und einige Kugeln dazu, welche ihm ungemeine Freude machten und welche er versprach in seinem nächsten Kriege mit den Pirates, wie er die ihn oft beunruhigenden Nachbarstämme nennt, anzuwenden. Er schickte sogar, wie er oft zu thun pflegt, wenn er einem Capitän seine volle Gnade erweisen will, eine seiner jungen, nächsten weiblichen Verwandten an Bord, welche ich genöthigt war bis zur Abreise des Schiffes zu unterhalten, denn sie zurückzuschicken wäre für ihn die größte Beleidigung gewesen die man ihm hätte zufügen können.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Von Wilhelm Bischoff.)

Der gegenwärtige Pflanzer, dessen Existenz von der Sklavenarbeit abhängt, wird und muß seiner eigenen Erhaltung wegen mit amerikanischer Zähigkeit daran festhalten, und durch den nicht selten übertriebenen Eifer der Abolitionisten darin bisweilen bis zum Extrem gesteigert werden. Dadurch lassen sich manche Vorkommnisse erklären, die den fernstehenden Beobachter mit Abscheu erfüllen, und seine Ansicht über den allgemeinen Charakter der Sklavenhalter nothwendig verbittern.

Ich habe die Prosklavereimänner im allgemeinen nicht schlechter, verdorbener, rücksichtsloser und grausamer gefunden als manche andere Grundbesitzer, und die materielle Lage der meisten Sklaven nicht schlechter als diejenige vieler deutschen und europäischen Land- und Fabrikbevölkerungen. Ob aber der Neger geistig so sehr entwickelt ist daß er den moralischen Druck der Sklaverei zu fühlen und den Werth der Freiheit zu schätzen vermag, ist eine Frage, die sich nach meinen Erfahrungen im allgemeinen weder bejahen noch verneinen läßt. Ohne Zweifel ist die niedere Geistesbildung der Neger in den Vereinigten Staaten eine Folge des Druckes, der in jeder Beziehung auf ihnen lastet; wie weit aber die natürliche Befähigung der Negerrace reicht, ob sie dieselben befähigt jemals sich der kaukasischen Race ebenbürtig zur Seite zu stellen, ist ist eine Frage, deren Entscheidung mir nicht zusteht. Ich hatte mir während meines Aufenthalts in den Sklavenstaaten lediglich die Aufgabe gestellt die dortigen Zustände zu beobachten, und die Eindrücke und Notizen die ich dort sammelte, will ich einfach dem Leser vorlegen, vielleicht sind sie ihm werthvoller als alle Reflexionen.

Bekanntlich sind es vorzugsweise die südlichen Staaten von Nordamerika, welche das eigentliche Gebiet der Sklaverei bilden, in den nördlichen Staaten war sie theils niemals eingeführt, theils mußte sie allmählich der Concurrenz der freien Arbeit weichen, und theils mußte sie der kurzen Lebensdauer der Neger wegen, die das kalte Klima nicht ertragen konnten, wieder aufgegeben werden. In den ersteren ist auch das tropische Klima der gewichtigste Grund, denn nur die Neger vermögen in den mörderischen Sümpfen von Louisiana und Georgia, in den jährlich überschwemmten Niederungen des Mississippithales ꝛc. auszuhalten, und dem Boden die reichen Zucker-, Reis- und Baumwollenernten abzugewinnen, welche dem Lande jährlich Millionen von Dollars eintragen.

Der Aufschwung den diese Provinzen in dem jüngsten Jahrzehnt genommen haben, ist ganz enorm, und es ist augenscheinlich daß eine Erhaltung dieser Cultur unter den damaligen Verhältnissen nur mittelst der Sklaverei möglich ist, und bei einer plötzlichen Aufhebung derselben diese reichen Landstriche bald wieder der alten Wildniß anheimfallen würden. Wahrscheinlich werden noch viele Menschenalter vergehen, ehe sich in diesen Provinzen eine freie, einheimische Arbeitsbevölkerung gebildet hat, welche durch allmähliche Akkli-

matisirung im Stande ist diesem mörderischen Klima zu widerstehen, und bis dieses letztere selbst durch die fortschreitende Cultur einen großen Theil seiner gefährlichen Wirkungen verloren haben wird. Wo solche gewichtige Interessen mit einer bestehenden Institution verbunden sind, ist es leicht erklärlich daß nicht nur der reiche Besitzer, dessen ganzes Vermögen und Besitzthum davon abhängt, mit aller Entschiedenheit daran festhält, sondern daß das ganze Nationalgefühl sich derselben zugewendet hat, und mit der dem Amerikaner eigenthümlichen Entschlossenheit die Zumuthungen zurückweist, welche ihm von Berufenen und Unberufenen im Namen einer wohlgemeinten, aber nicht selten falsch verstandenen Humanität gemacht werden. Wollte der Amerikaner im Sinne der Freiheit, wie er sie versteht, unsern deutschen Regierungen die Befreiung von polizeilicher Bevormundung und bureaukratischer Vielregiererei, oder die Principien des einheitlichen Bundesstaates predigen, wahrlich es würde ihm von Seite unserer großen und kleinen Herren schwerlich viel besser ergehen als den Abolitionisten in den Sklavenstaaten.

Ich habe schon oben erwähnt daß fast jeder neue Ankömmling in den Sklavenstaaten nach einigem Aufenthalt in seinem Urtheil schwankend wird, ja bisweilen sogar in das Gegentheil seiner frühern Ansichten umschlägt. Ein gewichtiger Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt offenbar in der großen individuellen Verschiedenheit der Negerrace. Der geistige und moralische Unterschied zwischen einem Mann der höchsten Stände in Europa und dem ärmsten Taglöhner und Fabrikarbeiter ist nicht so groß wie zwischen einem ächten afrikanischen Wollkopf und einem begabten Negerabkömmling, in dessen Adern vielleicht zum größten Theil kaukasisches Blut rinnt, dessen Hautfarbe sich in nichts von vielen Europäern unterscheidet, und der nur noch durch die schmalen schwärzlichen Ringe an den Nägeln das letzte Zeichen einer schwarzen Groß- oder Urgroßmutter an sich trägt. Darin liegt der wahre Fluch und das Grausame der Sklaverei, daß sie mit gleicher Härte auf so verschiedenartigen Individuen lastet, und was für den einen nichts ist als ein fast heilsamer Zwang zur Arbeit, für den Begabteren zur unerträglichen moralischen Folter und zur Quelle der furchtbarsten Grausamkeit wird.

Hierin verdienen sowohl die Gesetzgebung als auch die Amerikaner selbst unsern gerechten Tadel. Erstere hat kein Mittel geschaffen dem Neger das Emporarbeiten zu einer bessern Stellung und die allmähliche Erwerbung der Freiheit zu erleichtern, sie drückt vielmehr mit verdoppelter Härte jeden solchen Versuch darnieder. Dieser Mangel der Gesetzgebung, weit entfernt die allmähliche Entwicklung der Neger gänzlich hindern zu können, führt nothwendig zu wiederholten einzelnen Ausbrüchen und größern Aufständen, die einen immer gefährlicheren Charakter annehmen und über kurz oder lang zu einer bedenklichen Krisis führen werden.

Denselben Tadel verdienen die Amerikaner im allgemeinen. Das Vorurtheil gegen die schwarze Race ist bei ihnen so allgemein und so eingewurzelt, daß sie mit gleicher Verachtung den ächten, fast noch thierähnlichen Neger wie den gebildeten Quarteron, der kaum mehr das letzte Zeichen seiner Abstammung an sich trägt, und in jeder europäischen Gesellschaft als ein vollkommener Gentleman betrachtet werden würde, behandeln, ja nicht selten den letztern absichtlich und mit raffinirter Bosheit immer wieder an seine Abstammung erinnern, um ihm ja den ihrer Meinung nach anklebenden Makel recht fühlen zu lassen, und in die niedere Stellung, die ihm ein eben so ungerechtes wie unvernünftiges Gesetz und Vorurtheil anweisen, zurückzudrängen.

Der ächte Wollkopf, wie er sich namentlich unter den Plantagen-Negern nicht selten findet, macht auf den Europäer, welcher an solchen Anblick nicht gewöhnt ist, einen äußerst widerlichen Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird daß in der Regel der Charakter dieser Menschen vollkommen ihrem häßlichen Aeußern entspricht. Europa und namentlich Deutschland hat schwerlich irgendwo einen Stamm aufzuweisen, der nur entfernt mit dieser Race verglichen werden könnte. Außer der Sprache und Gestalt haben diese Neger kaum ein Zeichen der Menschlichkeit an sich; alle ihre Bewegungen, ihr ganzes Benehmen erinnern mehr an das Thier, und sie scheinen jeder höhern Bildung total unfähig. Ihre Erlösung aus der Sklaverei würde nur der Beginn einer noch ärgern Barbarei seyn, und es würde mehrerer Generationen und einer sehr sorgfältigen und mitunter strengen Leitung bedürfen, um sie nur einigermaßen für europäische Gesittung und Civilisation vorzubereiten.

Die Lage dieser Classe als Sklaven ist nicht bedauernswerth; sie fühlen keinen moralischen Druck, und empfangen gegen den ihnen allerdings höchst lästigen Zwang zur Arbeit einen materiellen Zustand, der jedenfalls viel besser ist als sie bei völliger Freiheit sich selbst bereiten würden.

Zwischen diesen beiden Extremen aber finden sich zahllose Abstufungen, auf welchen allerdings die Sklaverei mit größerer oder niederer Schwere lastet. Die materielle Lage der meisten ist verhältnißmäßig gut, und Beispiele von directer Grausamkeit sind viel seltener, als man in Europa gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Ich hatte kurz vor meinem Eintritt in die Sklavenstaaten den Tendenzroman der Mrs. Stowe zum so und so vielten mal gelesen, kam daher voll Mitleid mit der gesammten Negerrace und einer sehr ausgesprochenen Erbitterung gegen ihre Unterdrücker an, und wartete mit Ungeduld darauf bei jeder Gelegenheit ähnliche Vorkommnisse zu finden und zu hören. Alleiu vergebens, und wenn ich auch manche Beispiele von Härte und Rohheit fand, so wollten sie doch immer meinen Erwartungen nicht genügen.

Ich gebe gerne zu daß alle in Mrs. Stowe's Buch aufgeführten Erzählungen Thatsachen sind, und sich wirklich einmal irgendwo zugetragen haben, allein so häufig wie man gewöhnlich glaubt sind solche Vorkommnisse nicht, und man muß schon einen größern Zeitraum und ein ausgedehntes Gebiet durchforschen, um ein ähnliches Sündenregister zu Stande zu bringen. Wollte jemand mit gleichem Talent und gleicher Darstellungsgabe eine ähnliche Zusammenstellung von Fällen polizeilicher Willkür, Unterdrückung und Verfolgungen aller Art in Europa machen, so würde dieselbe vielleicht auf den an

solche Verhältnisse ungewohnten Amerikaner einen ähnlichen Eindruck machen wie Uncle Toms Hütte auf den deutschen Leser, ohne daß es gerade nöthig wäre auf vergangene Jahrhunderte zurückzugreifen. Ich habe es für nöthig erachtet diese Bemerkungen vorauszuschicken, um nicht mißverstanden zu werden. Die Sklaverei ist meiner Ansicht nach ein furchtbares moralisches wie politisches Uebel, das schwer und gewitterdrohend auf den Vereinigten Staaten lastet. Sie ist aber für die südlichen Staaten eine gegebene politische Thatsache, eine traurige Erbschaft vergangener Jahrhunderte, die das lebende Geschlecht weder verschuldet hat noch abzuweisen vermag. (?)

Der Sklave ist, sein Leben ausgenommen, volles Eigenthum seines Herrn, der ihn zu jeder Dienstesleistung zwingen kann, sowie er ihn auch veräußern darf; dieß klingt freilich fürchterlich, wenn man aber bedenkt daß ein Sklave über 2000 fl. kostet, und selbst bei diesem hohen Preis nicht leicht zu haben ist, ferner daß die zum Verkauf kommenden Sklaven meist unverbesserliche Bursche sind, so läßt sich wohl einsehen daß niemand seinem Vermögen so leind seyn wird dem Sklaven etwas zuzumuthen was seine Lebensdauer beeinträchtigt. Er sucht ihn vielmehr durch gute Behandlung und Nahrung gesund und bei Kräften zu erhalten, und wird im Erkrankungsfall gewiß gleich um einen Arzt schicken, daß er bald seiner Beschäftigung wieder gegeben wird, während er oft bei seiner eigenen Familie mit diesem theuren Besuch lange zuwartet. Sklaven sind nur zu kaufen wenn ein Besitzer verarmt, und seine Neger auf dem Zwangsweg veräußert werden, wie dieß im Jahr 1857 und 1858 während der großen Geldkrisis öfters vorkam, oder bei Todesfällen, beim Vertheilen des Vermögens, wo sie an die Erben übergehen, und deßwegen manchmal verkauft werden, weil der Erbe nicht Grundbesitzer ist. Ferner um auswärts geschlossene Ehen zusammenzubringen, oder wenn ein Neger durch wiederholte unverbesserliche Streiche die Langmuth seines Herrn ermüdet.

Sonst bleiben sie immer Eigenthum in derselben Familie, und es wirft ein schlechtes Licht auf den Besitzer, welcher Sklaven verkauft. Sklavenhändler können daher sich nur durch die oben angeführten Fälle ihre Waare verschaffen, was im allgemeinen doch selten vorkommt. Ich habe während meines dortigen Aufenthalts mir zur besonderen Aufgabe gemacht mit Gewißheit zu erfahren ob noch wirklich Neger von Afrika's Küste herübergebracht werden, konnte aber keinen solchen Fall erfragen, und wenn es noch vorkommen sollte, so müssen diese Fälle sehr vereinzelt seyn, wohl aber hörte ich allenthalben die Klage daß großer Mangel an Negern herrsche, und daher die Cultur des Landes nicht so schnell vorwärts schreite, wie sonst wohl der Fall seyn würde.

Der größte Theil der Sklaven wird in Plantagen beschäftigt, und diese vertheilen sich in Reis-, Mais-, Zucker- und besonders Baumwollenbau, der übrige Theil fällt auf verschiedene ökonomische Beschäftigungen der Kleinbegüterten und auf häusliche Arbeiten. Auf den Plantagen befindet sich immer bei jeder Truppe Neger ein Aufseher, welcher die Arbeiten zu überwachen hat, und die saumseligen zur Arbeit treibt, wozu man häufig wieder Schwarze verwendet, die aber viel weniger nachsichtig gegen ihre Race sind als die Weißen, allein die Arbeiten in den Plantagen sind so geregelt und gleichförmig daß man genau weiß wie viel ein Mensch nach Maßgabe seines Alters und Geschlechts leisten kann und muß, daß jedem nach vollendeter Tagsarbeit noch freie Zeit bleibt um sein eigenes Grundstück zu bestellen. Es bekommt nämlich jeder vertheirathete Neger ein eigenes aus Brettern gezimmertes Häuschen mit einem entsprechend großen Grundstück, welches er zu Obst- und Gemüsgarten verwenden kann, ferner Baumwolle, Mais ꝛc, sowie er auch Hühner- und Schweinezucht zum Verkauf treibt und den Ertrag ungeschmälert ausbezahlt erhält, wenn er diese Gegenstände durch seinen Herrn verkaufen läßt, und nicht vorzieht es selbst zu thun.

Die Herren besorgen dieß sehr gerne für ihre Neger, weil letztere sonst häufig von herumziehenden Betrügern übervortheilt werden, worin leider die Deutschen in sehr üblem Rufe stehen. Diese verkaufen ihnen Branntwein der schlechtesten Art, und ist der Neger betrunken, so läßt sich alles mit ihm anfangen. Die schlechteste Waare wird so an den Mann gebracht, die Neger zum Stehlen aufgefordert, indem man gestohlene Sachen als Zahlungsstatt annimmt, und dadurch die ohnehin so lockeren Bursche noch mehr verdirbt. Um dieß nun zu vermeiden, übernehmen die Herren meistens das Handeln ihrer Neger selbst, sowie sie auch kleine Läden mit Negerbedürfnissen halten, in welchen Tabak, farbige Wollenzeuge ꝛc. verkauft werden, bloß um die Neger mehr zu Hause zu erhalten. Mit Schweine- und Hühnerzucht verdienen sie viel Geld, sowie auch mit einem dort häufig vorkommenden Baummoos, Tillandsia usneoides, das sie sammeln, einige Tage in die Erde eingraben, bis die Oberfläche weggefault ist, und dann den Rückstand, welcher den schönsten Roßhaaren gleich sieht, und auch so ziemlich dieselben Eigenschaften besitzt, in die Städte verkaufen. Mich hat ein Plantagenbesitzer versichert daß oft eine Negerfamilie sich ein Einkommen von 1000 Dollars in einem Jahr erwirbt.

Die ledigen Neger bewohnen gemeinschaftlich größere Wohnungen in welchen die Geschlechter getrennt sind. Auch diese bekommen Grundstücke. Da der Grund und Boden dort fast keinen Werth hat, und nur durch die Cultur solchen erhält, so ist auch jeder Besitzer gerne bereit ihnen so viel davon zu überlassen als sie in der ihnen freibleibenden Zeit bebauen können. Als Nahrung wird jedem Neger per Woche von seinem Herrn drei Pfund geräuchertes Schweinefleisch und ein Pek Welschkorn (ungefähr ein Viertel) verabreicht. In Reisplantagen erhalten sie ein entsprechendes Quantum Reis, und das übrige liefert ihr eigenes Grundstück. Die besseren Herren geben jährlich zwei vollständige Anzüge und alle drei Jahre eine wollene Decke, welche jedem Neger unentbehrlich ist, da sie das Bett ersetzt, und er sich in sie bei kaltem Wetter ganz einwickelt. Fällt Regen, so ist mit ihnen ohnehin nichts anzufangen, sie sind dann erstarrt wie ihre Schlangen, und wo Neger arbeiten, brennt immer Feuer. Die Ehe ist freiwillig, und oft kommt es vor daß ein Neger den Gegenstand seiner Neigung auf einer anderen Plantage sucht. Kann

der Herr durch Kauf oder Tausch die Familie nicht zusammenbringen, was oft daran scheitert daß ein Theil erklärt er will seinen Herrn nicht verlassen, so sind die Kinder Eigenthum des Herrn der Mutter. Der Mann hat Erlaubniß Samstag Abends seine Frau zu besuchen, und braucht erst Montag Morgens wieder zu Hause zu seyn. Meistens erhält er bei größerer Entfernung ein Pferd oder Maulthier für diesen Zweck. Ist die Negerin in gesegneten Umständen, so bekommt sie nur leichte Arbeiten, und säugt sie, so hat sie viermal des Tages Erlaubniß zu diesem Geschäft ihre Arbeit zu verlassen. Die Kinder selbst werden erst nach zurückgelegtem zwölften Jahre zur eigentlichen Plantagenarbeit angehalten, früher benutzt man sie zum Holz- und Reiserssammeln, wo sie unter der Aufsicht eines alten arbeitsunfähigen Neger stehen. Alle Sklaven müssen von ihren Herren bis zu ihrem Ende verpflegt werden, daher man sie auch selten als Bettler findet, ausgenommen für Tabak und Cigarren.

Ein gesunder kräftiger Neger liefert durchschnittlich zwei und einen halben, oft drei Ballen Baumwolle per Jahr, was im Gewicht von 1000—1500 Pfd. wechselt, je nachdem der Boden günstig ist. Das Pfund Baumwolle kostet an Ort und Stelle von 9—11 Cents (13 kr. 2 pf. bis 16 kr. 2 pf.), so daß man die Rente durchschnittlich auf 200 fl. per Mann in Anschlag bringen kann, und da er noch nebenbei zu Maisbau und anderen ökonomischen Beschäftigungen gebraucht wird, wo er die geringeren Unterhaltungskosten reichlich verdient, so sind diese 200 fl. reiner Gewinn. Um den Reichthum eines Plantagenbesitzers beiläufig zu taxiren, darf man nur die Neger zählen welche er ins Feld stellt. In Virginien lebt ein Plantagenbesitzer, der 1500 Neger besitzt, die allein ein Capital von drei Millionen Gulden repräsentiren.

Die Neger sind sehr fromm, und haben in den Städten ihre eigenen Negerkirchen und Negergeistliche, die ebenfalls Sklaven sind, und die ihre Ceremonien nach der treffenden Confession (da sie nicht alle einer Kirche angehören) mit einer Feierlichkeit abhalten, daß sich viele Weiße daran ein Muster nehmen könnten. Da die Form bei ihnen die Hauptsache ist, so wird diese auch von jedem gewissenhaft erfüllt. Während der Predigt herrscht eine Ruhe daß man jeden Athemzug hören kann, und wenn sich der Prediger den Spaß machen wollte irgendeinen Zeitungsartikel anstatt der Predigt vorzulesen, er würde mit derselben Andacht angehört werden. In den Städten herrscht unter ihnen Luxus im Anzug, der wie bei den Weißen in der Kirche zur Schau getragen wird. Sie ahmen nicht nur in Manieren, sondern auch im Anzug ihren Herren und Herrinnen alles nach, aber immer im übertriebenen Maßstab, und man muß schon längere Zeit an diesen Anblick gewöhnt seyn, um sich des Lachens zu erwehren. Die Männer tragen Hemdenkrägen welche den Kopf fast verdecken, und die zurückgeschlagenen Manschetten reichen bis zum Ellenbogen, dabei sind die Kleider immer von den grellsten Farben ohne Geschmack zusammengestellt. Die Weiber und Mädchen, wovon den letzteren in den Städten vielfeitig Gelegenheit geboten ist sich Geld zu verdienen, hängen alles an den Putz, und oft glaubt man eine reiche Dame in schwerem Seidenstoff, Crinoline und kostbarem Hut vor sich herschreiten zu sehen, und wird dann durch ein Affengesicht überrascht, wenn man näher kommt. Der Anzug einer solchen Person ist oft mehr werth als der ganze Erlös für sie betragen würde beim Verkauf. Ihre Lieblingsfarben sind himmelblau, weiß oder rosenroth, und siehen gar sonderbar von der schwarzen Hautfarbe ab. Sowie sie eine eigene Kirche haben, so haben sie auch ihren separaten Begräbnißplatz. Die Leiche wird unter großer Begleitung sämmtlicher in der Nähe sich befindender Neger zu Wagen und zu Pferde zur letzten Ruhe gebracht, und die elegantesten Chaisen stehen ihnen zu diesem Zwed von ihren Herren zu Diensten. Nur Sklaven armer Herren gehen zu Fuß. Die sehr feierliche Ceremonie macht großen Eindruck auf die Versammlung. Ihre Ansichten über das Jenseits, womit sie sich wenig befassen, gehen dahin daß sie glauben die Guten würden weiß und die Bösen schwarz werden. Eine große Rolle in ihrer Religion spielt der Teufel, vor dem sie solchen Respect haben daß sie seinen Namen nicht auszusprechen wagen, und ihn nur mit old boy (alter Junge) bezeichnen. Ebenso fürchten sie alle Gespenster, und sehr wenige haben den Muth in der Dunkelheit außer Haus zu gehen. Der Kamin ist ihnen in dieser Hinsicht besonders verdächtig, und es ist komisch sie des Abends um diesen herumschleichen zu sehen, immer mit dem Gesicht dahin gewandt.

An Sonn- und Feiertagen, wenn sie ihrer Kirche Genüge geleistet haben, überlassen sie sich der Fröhlichkeit, und diese ist bei diesem Volk zu Haus. Immer singend und zum Schwätzen aufgelegt, bilden sie einen merkwürdigen Contrast gegen ihre Herren, welche der Ernst selbst sind. Die jungen Burschc versammeln sich auf einer Wiese um ein eigenes Negerspiel (eine Art Cricket) zu treiben, wo der Hauptwitz darin besteht daß sie mit kurzen Stöcken gegen einander werfen, oder sie versammeln sich um eine Geige, wo recht toll getanzt wird, und wo sie das Instrument, um es noch lauter und schnurrender zu machen, im Geigenkasten mit den knöchernen Rattelu der Klapperschlange belegen, was den Lärmen, daher auch das Vergnügen erhöht. Von ihren vaterländischen Tänzen lebt wohl keiner mehr in ihrer Ueberlieferung, und wie sie alle sonstigen Gebräuche und Manieren der Weißen gewissenhaft nachzumachen suchen, so auch ihre Tänze. Treffen sich zwei Neger auf der Straße, so wird die Conversation immer durch ein tiefes Compliment eröffnet: jeder frägt den andern der Reihe nach um das Befinden aller einzelner Mitglieder der Familie, und zieht nicht eher weiter bis er vollkommen befriedigt wurde. Ueber ihre eigene Gesundheit haben sie immer zu klagen, wie sie dieß von ihren Herrschaften hören, und oft klagt eine solche schwarze Lady über Nervenanfälle, die es getrost in dieser Hinsicht mit jedem Gaul in ihrer Gesundheit aufnehmen könnte; dieß geschieht aber bloß, weil sie es für gute Lebensart halten. Ueber die allerunbedeutendsten Gegenstände können sich zwei Neger einen halben Tag sehr gut unterhalten, ohne daß der eine von dem anderen das geringste erfahren hat. Nachmittags wird Promenade gemacht, und diejenigen welche Geld haben besuchen den Pop Saloon. Dieß ist eine ganz schlechte Negerkneipe, worin gestopftes Bier oder doch

so eine ähnlich mussirende Brühe verkauft wird. Abends acht Uhr, wo es bereits dunkel ist, muß jeder Neger zu Hause seyn. Auf den Plantagen gibt es ohnehin keine Gelegenheiten dieß Gebot zu überschreiten, dort sitzen sie plaudernd um ihre Hütten und haben nur eine Woche im Jahr, die Weihnachtswoche, ganz frei, wo ihnen jeder Unfug erlaubt ist. Die Verläßigen können sich auf die ganze Dauer dieser Woche von ihren Plantagen entfernen, die übrigen müssen Abends zu Hause seyn. In dieser Zeit ist es namentlich das Feuerwerk was ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Alles Geld das sie sich erspart oder aus gestohlenen Gegenständen erobert haben, geht jetzt für Schwärmer hinaus, und niemand wehrt ihnen dieses in Städten so feuergefährliche Spiel. Auch geschehen öfters Unglücke mit Fuhrwerk oder beim Reiten, wo sie die Schwärmer unter die Pferde werfen, und wer nicht genöthigt ist in dieser Woche auszufahren oder zu reiten, vermeidet es. Dem Verbot nach 8 Uhr Abends nicht mehr auf der Straße zu erscheinen, unterliegen auch die freien Neger, und wer seinen Neger Abends außer Haus schickt, muß ihm einen Passierschein schreiben, auf welchem Ort und Zeit angegeben ist wohin er gesendet wurde, und nach 10 Uhr ist auch dieser nicht mehr gültig, sondern jeder ergriffene Neger wird ins Gefängniß (Jail) gebracht, wo er 25 Stockstreiche erhält, und nicht eher wieder frei gegeben wird, bis sein Herr die gesetzliche Strafe von fünf Dollars erlegt hat. Vor dem Jail haben alle Neger großen Respect, weil die dortigen Gerichtsdiener in besonderem Renommé stehen mit der Prügelstrafe gut umgehen zu können. Hat jemand einen Neger welchen er strafen lassen, und sich selbst diesen unangenehmen Act ersparen will, so schickt er ihn zur Jail, wo je 25 Stockstreiche einen Dollar kosten. Auf den Plantagen strafe zuweilen der Herr, meistens aber der Aufseher.

Neger dürfen nie ohne ihren Herrn die Gränzen des Staates überschreiten in dem sie leben, auch die Freien nicht, sonst werden sie auf Rechnung des Nachbarstaates verkauft und haben ihre Freiheit für immer verloren. Beim Abgang der Schiffe wird vorher genau nachgesehen ob sich kein Neger durchschmuggelt, und der Capitän ist im Betretungsfalle schwer verantwortlich. Es kommt öfters vor daß Neger ihrem Herrn entlaufen und sich monatelang in den Wäldern herumtreiben, wo sie von ihren Cameraden mit Lebensmitteln unterstützt werden, und man liest dann allenthalben Placate mit Namen und Beschreibung des Entsprungenen nebst einer Belohnung von ein paar hundert Gulden für denjenigen der ihn zurückbringt. Dieß gelingt nicht immer, und solche Burschе werden dann für die öffentliche Sicherheit gefährlich. Man hält eigene Bluthunde in den Jails um solche Burschе wieder einzufangen, was aber nur dann glückt wenn man den Hund auf die frische Spur setzen kann, oder Kleidungsstücke des Entsprungenen, die er kurz vorher getragen, ihm vorhält. Die Eingefangenen werden dann in dem Gefängniß gepeitscht und ihren Herren wieder zugesendet, eine solche Züchtigung aber ist ein wahres Freudenfest für die zuschauenden Neger. Ich mußte mich einmal über einen Negerjungen ärgern, welcher mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Diebstahl begieng, und diesen dann anzeigte, bloß um das Vergnügen zu haben ihn peitschen zu sehen. Er jauchzte laut vor Vergnügen als er diesen winseln hörte. Fast alle Neger sind Diebe und Lügner, daher auch gar kein Zeugniß eines Schwarzen Gültigkeit vor Gericht hat. Es ist vergebene Mühe ihnen dieses Unrecht begreiflich zu machen, weil sie das Wort Scham gar nicht kennen. Sie haben es im Stehlen zu einer Vollkommenheit gebracht daß man oft staunen muß, und ihr Ruhm steigt unter ihren Cameraden in dem Maße wie ihre Geschicklichkeit zunimmt. So mußte ich mich oft über die Geduld der Herren wundern, welche selbst empfindliche Verluste durch Untreue ihrer Neger mit Gleichgültigkeit hinnahmen, und bekam, wenn ich mein Befremden darüber aussprach, jedesmal zur Antwort, die Neger sind einmal so. Worte wie Schläge blieben bei ihnen ganz ohne Wirkung. Ihre Schädel sind auch so verschieden von anderen Menschenschädeln, und die Hirnschale wohl dreimal dicker wie bei anderen Menschen, so daß es fast zur Unmöglichkeit wird ihnen durch Hiebe auf den Kopf Schaden zuzufügen. Spricht man einen Neger wegen einer schlechten Handlung an oder macht ihm Vorwürfe, so erhält man häufig zur Antwort: für was bin ich denn ein schwarzer Neger wenn ich nicht schlecht seyn darf? Im Staate Georgia geht es ihnen wohl am besten unter den Sklavenstaaten, dort werden sie gut behandelt, beim Verkauf das Trennen der Ehen vermieden und Rücksicht darauf genommen daß die kleineren Kinder bei ihren Eltern bleiben; in Süd-Carolina ist ihr Loos schon viel härter, und der Grund hievon rührt von einer großen Negerverschwörung her, die nichts geringeres sich zur Aufgabe setzte als alle Weißen an einem Tage zu ermorden. Eine Sklavin, die Ursache hatte das Loos ihres Herrn zu bedauern, verrieth es diesem kurz vor dem Ausbruch, und nur durch den Telegraphen wurde es noch möglich die Miliz im Lande schnell aufzubieten, die Rädelsführer festzunehmen, und einige Hunderte aufzuknüpfen, sonst hätte Süd-Carolina dasselbe traurige Schicksal erlebt wie St. Domingo. Seit dieser Zeit ist man etwas schärfer mit ihnen geworden, läßt sie nicht mehr in größerer Zahl zusammen kommen, und erlaubt keinem mehr Lesen oder Schreiben zu lernen, verkauft sie auch ohne Rücksichten.

In den Städten kann man männliche und weibliche Sklaven monatlich miethen, und der Eigenthümer zieht auf diese Art den größten Nutzen von ihnen. Für einen kräftigen Mann werden 20 Dollars per Monat bezahlt, und der Pächter hat für Kost und Kleidung noch überdieß zu sorgen, für eine Negerin 10 bis 15 Dollars wenn sie kochen kann. Alte Negerinnen bei welchen der Eigenthümer zu bedürchten hat sie im Alter ohne Rente ernähren zu müssen, werden sehr billig verkauft, und man kann eine solche Person oft um 50 Dollars bekommen, die als Kindsmagd noch lange Dienste leistet, wozu sie sich besser eignen wie die weißen Dienstboten.

Manche Neger welche eine bestimmte Beschäftigung erlernt haben, wie z. B. Zimmerei, Maurerei, Fischen oder Jagen, pachten sich selbst ihrem Herrn für eine monatliche Summe von 20 bis 25 Dollars ab, und sind dann des Tages über vollkommen Herr ihrer Zeit, und verdienen sich so viel daß ihnen noch eine hübsche Summe übrig bleibt. Die Negerin-

nen waschen für fremde Leute oder sammeln Früchte, besonders Beeren in den Wäldern, die sie auf den Markt bringen, auch werden sie als Zwischenhändlerinnen beim Hausiren verwendet. Sie wissen aus allem Geld zu machen, und verlieren dadurch immer mehr die Eigenthümlichkeit ihrer Race, so daß man jetzt schon Neger mit fuchsrother Wolle trifft, was sonderbar aussieht. Im Alter werden sie bald weiß, und die Männer werden dann mit dem Namen Onkel angeredet, während die Jüngeren bis zu diesem Zeitpunkt Junge (boy) heißen. Die Weiber nennt man Madame (mam) und die Mädchen beim Taufnamen, oder wenn dieser unbekannt ist, Girl, sehr kleine heißen Sizzi. Man trifft unter diesen Negern oft recht gut gewachsene Männer und Weiber, und da wo schon viel fremdes Blut beigemischt ist, auch hübsche Gesichter. Eine Eigenthümlichkeit der Neger ist das Flechten der Zöpfe in ihrer Wolle, die kaum 2 Zoll lang ist, und in unregelmäßiger Form und großer Anzahl in allen Richtungen vom Kopfe abstehen, wodurch sie ein wahrhaft teuflisches Aussehen erhalten. Auch auf die Thiere dehnen sie diese Leidenschaft aus, und man hat bei Pferden und Hunden fortwährend zu wehren sie davon abzuhalten. Ihre Sinne sind sehr scharf, besonders Gesicht und Gehör, und was den Geruchsinn anbetrifft, beweisen sie allen übrigen Menschen daß Geruch bei ihnen nicht fehlt. Zur Arbeit sind sie kräftige, ausdauernde Leute, welche besonders die Hitze gut ertragen, und nur dann sich recht behaglich fühlen, wenn die Weißen längst nicht mehr arbeiten können, und dennoch sind ihre Leistungen viel geringer wie diejenigen welche in Europa von einem Menschen geleistet werden. Ihre Geschicklichkeit im Holzfällen ist besonders bewunderungswürdig, wozu sie nie Sägen anwenden, sondern mit breiten Holzhacken, welche eine äußerst schmale Oeffnung für den Stiel haben, so daß es nur die vortreffliche Eigenschaft des Hickory-Holzes möglich macht sie mit einem Stiele zu versehen, den Baum von mehreren Seiten anhauen. Die Hiebwunden werden mit diesen Hacken eng und tief geführt, und ein mehrere Schuh dicker Baum liegt in kurzer Zeit durch zwei Neger bearbeitet in viele kurze Stücke zum Abfahren bereit, wofür sie per Quarter (8 Schuh breit, 4 Schuh lang und 4 Schuh hoch) einen Dollar bekommen. Das Kleinmachen des Holzes kostet einen noch weiteren Dollar und das Heimfahren 2 bis 3 Dollars, wodurch das an und für sich werthlose Holz sehr theuer kommt. Hat ein Neger es einmal bis zum eigenen Maulthier gebracht, so ist sein Glück gemacht, denn er hat bei sehr wenig Unkosten für den Unterhalt desselben vielseitig Gelegenheit sich Geld damit zu verdienen. Namentlich sind es die Austern welche ihnen viel Geld eintragen, die allenthalben an der Küste in großer Anzahl gesammelt werden können, und wofür er ausgeschält 24 kr. per Maß auf dem Markt erhält.

Ueber die Weißen machen sie sich bei jeder Gelegenheit lustig und verspotten sie wenn sie arbeiten.

Ein Besuch in einer Yorkshirer Kohlengrube.

(Aus Chambers's Journal.)

Wir tappten eines Tags in den dunklen Gängen der Lund Hiller Kohlengrube umher. Wenn wir das Dach und die Seitenwände mit dem Finger berührten, konnten wir die von jener schrecklichen Explosion, welche am 19 Febr. 1857 so viel Unglück veranlaßte, herrührende Rußschicht fühlen. Viele der Leser dieser Blätter werden sich vielleicht erinnern daß an jenem Tage nicht weniger als hundert und fünfzig unglückliche Männer und Knaben in der eben genannten Kohlengrube ihr Leben verloren. Die Mündung der Grube befindet sich in der Nachbarschaft von Barnsley und bei der Wombwell-Station der Süd-Yorkshirer Eisenbahn. Die Leute arbeiten in drei „Schichten," d. h. in Abtheilungen, je acht Stunden, und von den zweihundert Menschen welche die „Schicht" bildeten die um 6 Uhr Morgens an dem in Rede stehenden Tage zu arbeiten begann, kam nicht ein Viertheil lebendig aus der Grube. Um die Mittagsstunde fühlten die oberhalb Befindlichen die Erde erbeben, und hörten einen dumpfen Ton, der nur zu gewiß Unheil verkündete. Die Weiber verließen ihre einfachen Mittagmahlgeschäfte, die Kinder ihre Spiele, und alles eilte der Mündung der Grube zu. Hier erfuhren sie bald daß in der Mine eine Explosion von so ungemeiner Heftigkeit stattgefunden hatte, daß die Ziehtaue hinweggerissen und der Apparat zum Auf- und Absteigen zerstört wurde. Gegen zwei Uhr drangen Rauchwolken aus dem Kamin des Lüftungsschachts heraus, und eine Stunde später schoß eine prachtvolle, aber schreckliche Flammengarbe daraus hervor, die auf eine Entzündung brennbarer Gase unten in der Grube hindeutete, und alle Zuschauer in den tiefsten Kummer versetzte, denn sie gedachten der Gatten und Väter, der Söhne und Brüder, die drunten in den feurigen Eingeweiden der Erde sich befanden. Es war eine furchtbare Krisis. Die Mine stand augenscheinlich in Brand, und niemand konnte hinunter um den armen Duldern Hülfe zu bringen. Die Verwalter fühlten den ganzen Umfang ihrer Verantwortlichkeit. Wenn sie sämmtliche Schächte und Grubenmündungen schlossen, gewann es den Anschein als weihten sie die armen Bergleute einem gewissen Tode, und doch, wenn sie's nicht thaten, schwebte man in Gefahr daß das Feuer sich verbreiten und mit solcher Heftigkeit fortbrennen würde daß dadurch der Einsturz des Kohlenlagers und der darauflliegenden Erde, und sonach der Einsturz der Schächte und der unabwendbare Verlust der Leichname der unten Befindlichen herbeigeführt werden könnte. Sie beriefen daher eiligst eine Versammlung von Kohlengrubenbesitzern und andern Personen in der Nachbarschaft, und erst nachdem sie die Gutheißung aller erlangt, beschlossen sie die Schächte zu sperren und so das Feuer zu dämpfen. Bevor dieß jedoch geschah, stiegen mehrere kühne Männer durch einen der Schächte hinab, retteten 19 Minenarbeiter, die sich ihr Leben dadurch erhalten hatten daß sie sich gerade an diesem Platz versammelten, und stellten dann, unter den furchtbarsten Umständen denen Menschen ausgesetzt seyn können,

zwei Stunden lang ihre Nachforschungen fort: todte Leiber, dichte Schwefelrauchwolken und grimmig flammende Kohlenmassen — das war es auf was sie in allen Haupt- und Nebengängen stießen. Als die Todten und die Lebendigen, soweit man sie finden konnte, herausgezogen waren, wurden die Schächte geschlossen und die Grube mit Wasser überschwemmt um die Flammen zu löschen. Es war eine traurige Scene, als man, nachdem die Wasser sich verlaufen, die verkohlten und verbrühten Leichname, einen nach dem andern, zu christlichem Begräbniß heraufzog.

Doch genug hievon. In Lund Hill beträgt die Tiefe ungefähr 500 Fuß, und wir wollen uns einbilden der Leser begleite uns beim Hinabsteigen. Alles um die Oberflächenwerke herum deutet auf Kohlen hin — Kohlenhaufen, Kohlen-Karren auf Eisenbahnen, Kohlensieben, Kohlenabwägen, Kohlen die aus klaffenden Gruben herausgezogen werden, Kohlenkarren die man dem Steinboden entlang rollt, Kohlenplattformen und Schiffe welche durch Dampfkraft getrieben werden, Kohlengrubenarbeiter die so schwarz wie Kaminkehrer herauskommen, Kohlengräberfrauen und Kinder — Aber nein, diese letztern sind nicht stets schwarz und schmutzig; die Weiber sind schicklich und bequem gekleidet, und die Kinder — zum großen Theil flachshaarige — sind frischer und rosenwangiger als man sie in dieser Kohlenregion zu finden erwarten konnte. Wenn wir diese Oberbodenwerke gehörig in Augenschein genommen, machen wir uns an jenes sehr leichte Manöver — das „Hinabfahren;“ wir treten auf eine eiserne Plattform, die zur Sicherung der Stätigkeit von einer eisernen Schiene oder Stange gehalten wird, und gehen hinab, das Tageslicht mit jeder Secunde mehr und mehr verlierend, bis nichts mehr davon übrig bleibt als rabenschwarze Dunkelheit. Gegen alte Zeiten ist hierin eine große Veränderung eingetreten. Damals gebrauchte man für das Auf- und Absteigen der beschäftigten Personen Leitern, selbst wenn eine Maschinerie vorhanden war um die mit Kohlen beladenen Karren heraufzuziehen. In einigen der Zinn- und Bleibergwerke von Cornwallis sind diese Leitern annoch im Gebrauch, und ebenso in einigen der seichten Kohlengruben; allein die Minenbesitzer gewöhnen sich mehr und mehr an die Anwendung der Dampfkraft um ihren Leuten diese erschreckliche Beinarbeit zu ersparen. Der Schacht ist im Schnitt zuweilen kreisförmig, zuweilen viereckig; im Lund Hill hat er die letztere Gestalt. Die erstere Plattform arbeitet in Falzen, welche an den Seiten des Schachts hinablaufen, und hängt in Ketten oder Tauen die von einer Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden; sie ist groß genug um zwei Kohlenkarren aufzunehmen, oder einen Karren und drei oder vier Männer, oder sechs oder acht Männer. Die Absahrt ist reißend schnell und regelmäßig, und ist hauptsächlich bemerkenswerth der eigenthümlichen Art und Weise wegen in welcher das Tageslicht abstirbt.

Ist die Plattform auf dem Boden unten angekommen, so treten wir herunter, und sind dann in einem Kohlenbergwerk. So sagt man uns wenigstens, denn wir können nichts sehen, mit Ausnahme einiger in die nächtliche Finsterniß gesetzten Lichtflecke, welche die Dunkelheit noch sichtbarer machen. Das Auge bedarf einige Zeit um sich an diesen Zustand der Dinge zu gewöhnen; allein wenn wir, nachdem man uns eine Kerze oder eine Lampe in die Hand gegeben, herumzutappen anfangen, finden wir uns in einer Gasse oder einem Gang, der in einen scheinbar „unendlichen Raum“ führt, und allmählich erkennen wir daß die Höhe dieser Gänge von der Dicke der Kohlenader abhängt. Die in Lund Hill jetzt in Bearbeitung befindliche Hauptader hat nicht ganz die Höhe eines gewöhnlichen Mannes, und ist ober- und unterhalb von einer Art Thonschiefer begränzt, der zu keinem besondern Zwecke gebraucht wird. Die Steinkohle selbst wird mit Bickeln und andern Werkzeugen ausgegraben, auf Karren geschaufelt und weggeführt. Dieses Graben aber ist ein Proceß bei welchem die Geschicklichkeit eines Aufsehers beständig vonnöthen ist. Nehmen wir einmal an, eine vier Fuß dicke Kohlenader erstrecke sich in der Grube über eine Geviertmeile (engl.); die gesammte Kohlenmasse ist gewinnenswerth; bekäme man aber wirklich alle, so würde der Druck der darüberliegenden Erdmasse das Dach der Grube zum Einsturz bringen. Deßhalb hat man den Plan angenommen die Grube in sechs oder acht Fuß weite Gänge zu schneiden, die einander wie die Felder eines Schachbretts kreuzen, und viereckige Blöcke zwischen den verschiedenen Gängen lassen. Diese viereckigen Blöcke bilden, mittelst da und dort angebrachter Balken, die Stütze des Daches. Man könnte die Blöcke beinahe alle wegnehmen, wenn das Balkenwerk zahlreich und stark und geschickt geordnet wäre. Es ist daher Sache der praktischen Erfahrung zu bestimmen wie viel Balkenwerk, wie viel Kohle gemacht werden soll, um diesen nothwendigen Dienst zu leisten. Einige Grubenbesitzer, habsüchtiger als klug, hauen viel Kohle weg, und setzen wenig Balkenwerk ein; dann kommt's zum Einsturz. Zuweilen ereignet es sich daß verlassene Kohlengruben einfallen, und den Bergleutshäusern auf dem freien Grund oben traurige Streiche spielen; dieß geschieht in Süd-Staffordshire, das durch Steinkohlen- und Eisenminen vollständig unterhöhlt ist.

Wenn wir eine oder zwei Stunden in diesen dunkeln Gängen umherwandern, so werden wir mit den zahlreichen eigenthümlichen Veranstaltungen zur Bearbeitung der Mine allgemach vertraut. Da ist der verticale, verschiedene Schichten durchschneidende und zwei oder drei Kohlenadern bloßlegende Schacht. Dort sind die in diese Adern eingehauenen und in verschiedenen Richtungen sich verzweigenden Gallerien oder Gänge; einige heißen bords, andere headways; einige sind horizontal, und andere folgen dem Streichen der Schichten; alle aber haben den Zweck: die Bearbeitung der Kohle und die Beförderung derselben zu dem Schachte, in welchem sie emporgehoben werden soll, zu erleichtern. Da ist eine Dampfmaschine zur Auspumpung des Wassers das sich allmählich in der Grube sammelt. Dort, auf dem Boden jedes Ganges, sieht man die Eisenbahn und die Karren welche sich darauf bewegen. Hier sind die umfangreichen und kostspieligen Veranstaltungen zur Lüftung — ein „niedergeschlagener“ (downcast) Schacht durch welchen reine Luft eingeführt werden kann; Gänge und Thüren um diese Luft durch jede Ritze und Spalte der Grube zu leiten; ein „aufgeschlagener“

(upcast) Schacht zur Hinausleitung der unreinen Luft, und ein großes Feuer das Tag und Nacht im Grunde dieses Schachtes brennt, um einen Luftzug zu schaffen und so die faule Luft aus allen Theilen der Mine nach diesem einen Orte hin zu pumpen. Dort sind die Grubenarbeiter mit ihren Lichtern, die Kohlen aus dem Bett herausschaffend in welchem sie seit unbekannten Menschenaltern eine Ruhestätte gehabt hatten; daneben ihre Gehülfen, die Karren mit Kohle ladend, und die Zieher — zuweilen Knaben, zuweilen Pferde, je nach der Größe der Gänge — welche diese Karren weiter befördern.

Der Leser glaube indeß nicht daß diese Dinge alle auf einmal vor Augen treten. Die Erforschung ist im wahren Sinne des Worts „ein Streben nach Kenntniß mit Schwierigkeiten." Die Gänge sind selten so hoch wie ein Mann, und darum muß die Wanderung in gebückter Stellung gemacht werden. Hier ist ein Balken über uns, und ein schmerzhafter Stoß an den Kopf gibt uns die Warnung uns tiefer zu bücken; dort ist ein Klumpen von irgendetwas unter dem Fuß, worüber wir straucheln; dort ist ein hohler Ton der da sagt daß „Dobbin" einen kleinen Kohlenzug schleppe, allein wir können ihn bei dem Schimmer der wenigen Lichter in der Dunkelheit nicht sehen, und wissen nicht ob er uns überfahren wird oder nicht; dort platscht es unter unsern Füßen, und gemahnt uns daß wir uns in einer noch nicht völlig ausgetrockneten Pfütze befinden. Der Geruch „der Erde ist erbig," modificirt durch den der Talglichter und Oellampen, und in dem Schall der wiederhallenden Fußtritte und wiederhallenden Handarbeiten ist ein Etwas das keine Aehnlichkeit mit dem hat was man über dem Boden trifft. Den Grad der Sehbarkeit anlangend so haben wir seine Beschaffenheit bereits angedeutet; die Seiten und Wände und der Boden jedes Ganges sind so schwarz, so düster schwarz, daß kaum irgendwelche Lichtstrahlen dem Auge reflectirt werden, und die da und dort flatternden Kerzen erscheinen wie helle Flecke in einer maßlosen Dunkelheit. Nicht so schlimm indeß stehen die Dinge an den entlegenen Enden der verschiedenen Gänge wo die Arbeit vor sich geht; hier erhöhen die Strahlen welche von den glänzenden bituminösen Steinkohlen zurückprallen die Helle des Kerzenlichts, und man kann sich überzeugen daß gute Steinkohlen wirklich den Namen „schwarze Diamante" verdienen. Wenn es Zeit zum Mittagmahl ist, kommen wir zu den Männern hinaus, die, mit sehr wenig Kleidung und sehr viel Staub auf ihrem Leib, auf Steinkohlenhaufen herumsitzen oder herumlehnen. Können wir aber auch ihr Geplauder nicht verstehen, so dürfen wir uns darob nicht wundern, denn sie sprechen die dem Yorkshirer Dialekt aufgepfropfte technische Sprache. Allein sie sind ein einfacher, ehrlicher, arbeitsamer Menschenschlag, der noch viel von den urväterlichen Sitten bewahrt hat. Sie arbeiten, wie wir gesagt, in „Schichten" von je acht Stunden, was, wie man sand, lange genug ist für harte Muskelarbeit in gebückter Stellung, fünfhundert Fuß vom Tageslicht entfernt.

Das Gefecht im Peiho zwischen Briten und Chinesen.

In seinem Decemberheft brachte Blackwoods Magazine den ersten Bericht eines Augenzeugen und Theilnehmers an der mißglückten Beschießung der chinesischen Forts am Peiho, voll der merkwürdigsten Enthüllungen über dieses verhängnißvolle Ereigniß. Ehe wir daraus das wichtigste benutzen, wollen wir nur dem Leser ins Gedächtniß rufen daß am 12 Julius 1858 von Lord Elgin in Tientsin am Peiho der bekannte Vertrag mit dem Hofe von Peking abgeschlossen wurde, laut welchem in Zukunft europäische Bevollmächtigte in Peking residiren und vom Kaiser selbst im Style der westlichen Völker empfangen, sowie daß am 26 Junius 1859 die Verträge selbst in Peking ausgewechselt werden sollten. Nach dem blauen Buche über die chinesischen Verhandlungen wurde die Regierung in der Heimath durch eine Depesche Lord Elgins vom 29 Dec. 1858, also völlig rechtzeitig, in Kenntniß gesetzt daß die Chinesen bereits wieder die Forts bei Taku am Peiho aufgebaut hätten, und sich auch anschickten alle Zugänge zur Hauptstadt zu befestigen. Der edle Lord erklärte ferner daß der Kaiser nur die Wahl habe „zwischen einem verzweifelten Widerstande oder einer thatenlosen Bewilligung dessen was er und seine Räthe als die schwerste Heimsuchung des Kaiserreichs bezeichnet hatten." Das auswärtige Amt, völlig in Unwissenheit über den Stand und das Volk mit dem es zu thun hatte, erwählte den Admiral Hope zum Begleiter der Gesandtschaft. Dieser Seemann war, wie sich später zeigte, einer der tapfersten britischen Officiere, allein es fehlte ihm für seinen Auftrag das Beste, nämlich jede Kenntniß China's und der Chinesen. Zur Entschuldigung der britischen Regierung muß hinzugesetzt werden daß man darauf rechnete das englische Geschwader werde von dem französischen unter Admiral Rigault de Genouilly unterstützt werden, welcher letztere jedoch durch den unbeugbaren cochinchinesischen Feldzug von jeder Mitwirkung abgehalten wurde. Ein anderer unberechneter Zwischenfall war es daß die damalige Besetzung von Canton dem Admiral die Unterstützung eines Bataillons königlicher Truppen entzog.

Am 11 Junius 1859 gieng Hope's Geschwader von Schanghai nach Petschili, und ihm folgten nach vier Tagen Hr. Bruce und Hr. v. Bourbollon, der britische und der französische Gesandte, die in Schanghai den chinesischen Commissär Kweiliang, nur „versehen mit Vorwänden, um sie von der Peihofahrt zurückzuhalten," gefunden hatten. Am 17 näherte sich das Geschwader der Peihomündung, und am nämlichen Tage noch setzten zwei Kanonenboote über die Barre des Flusses um die Ufer zu recognosciren. Sie fanden an der Stelle der vorjährigen zerstörten Befestigungen von Taku neue Erdwerke auffallend accurat und sauber aufgeworfen, auf denen jedoch nur wenige Kanonen sichtbar waren. Auch fehlten innerhalb Zahnen und Zelte, die doch sonst eine starke Besatzung zu verrathen pflegen. Der Fluß selbst war durch ein dreifaches Hinderniß gesperrt, und die chinesischen Wachen ließen den Officier, welcher ein Schreiben des Admirals überbringen sollte, nicht über das erste vordringen, sondern erklärten ihm der

Fluß sey „gegen die Piraten“ gesperrt worden, und die Gesandten möchten zehn Meilen nördlicher in einen Fluß laufen welches der ächte Peiho sey. Natürlich war alles erlogen, und es ist geradezu abgeschmackt gewesen wenn man von den Briten verlangt hat, sie hätten dem Beispiel des amerikanischen Botschafters folgen sollen, der von den Chinesen doch nur an der Nase geführt worden ist.

Der Peiho oder der Nordfluß entspringt in den Gebirgen der Mandschurei und fließt an Peking in einem Abstande von 12 engl. Meilen vorüber. Er besitzt seines starken Gefälles wegen große Geschwindigkeit, und konnte sich daher ein enges, aber tiefes Bett in die Ebenen reißen. Erst eine deutsche Meile vor seiner Mündung erreicht er ein Ufer land, das wenig oder gar nicht über die Meereshöhe bei Springfluthen erhaben ist. Der Fluß wird dort träg und verläßt sein Bett bei Fluthhöhe jedesmal um die anliegenden Gefilde unter Wasser zu setzen. An seiner Mündung hat er eine Barre aufgerichtet, die bei Fluthhöhe 11 Fuß, zur Ebbezeit nur 24 Zoll Wasser besitzt. Nur für kleine Fahrzeuge und Kanonenboote findet sich immerhalb der Barre auch zur Ebbezeit hinreichende Tiefe, aber an Stellen die nur 2000 Schritt (Yards) von den Befestigungen entfernt liegen, und für Mörser so wie für schwere Geschütze erreichbar sind, während jenseits der Barre kein Fahrzeug sie unterstützen und die Befestigungen beschießen könnte. Die Folge dieser natürlichen Hindernisse war sehr wichtig. Zur Zeit der Fluth durften die Engländer nicht angreifen, weil dann vom Wasser selbst ihre Fahrzeuge, und jeder Mann der über Bord fiel in das Feuer der Erdwerke hineingespült worden wäre. Richtig war es daher zur Ebbezeit flußaufwärts zu gehen, weil dann eine Bewegung nach rückwärts völlig in der Hand der Angreifer war. Einmal zur Ebbezeit im Flusse blieb jedoch das Geschwader durch die Barre eingerieglelt und dem Geschütz der Chinesen ausgesetzt. Bei Fluthhöhe sind die Ufer ränder nicht mehr zu erkennen, weil das Wasser sich nach beiden Seiten verbreitet, und es droht daher beständig die Gefahr des Auffahrens und Sitzenbleibens, da bei dem steil eingeschnittenen Ufer selbst der fleißigste Gebrauch des Lothes die Nähe von Untiefen nicht rechtzeitig anzeigen kann. Die Befestigungen liegen auf beiden Seiten des Flusses auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen von durchschnittlich zwölf Fuß. Wenn man den Fluß hinauffährt, hat man zur linken Hand drei „Cavaliere,“ Thürme von dreißig Fuß Höhe, mit Mauerwerk umkleidet, die nach drei Seiten geschlossen, nach innen aber geöffnet sind, wo eine doppelte steinerne Stiege zu einer Plattform hinaufführt, auf der je drei Kanonen an jeder Seite Platz zum Gefechte haben. Diese Geschütze beherrschen zu allen Fluthzeiten den Fluß, während sie selbst gegen jedes horizontale Feuer gesichert stehen. Vor und um diese Cavaliere herum lagerten sich massive Batterien, aus Lehm erbaut, von 22 Fuß Höhe, so daß jedes Breschschießen gegen ihre Basis zur Verschwendung geworden wäre. Die Geschütze dieser Batterien waren vollständig casemattirt und durch Courtinen zu einem großen Werke verbunden. Diese wie die Bastionen besaßen Einschnitte für casemattirte Kanonen, und waren gedeckt durch Flankenfeuer, sowie durch trockene und nasse Gräben. Die eben erwähnte große Batterie war für 50 Kanonen durchbohrt, und jede Schießscharte, mit Ausnahme derer auf den Cavalieren, besaß eine vortreffliche Blendung (mantelet). Ferner wurde dieses große Werk oberhalb und unterhalb durch ein flankirendes Fort mit einem Cavalier geschützt. Rechter Hand, aber etwas oberhalb, lag eine andere Reihe von Befestigungen, die mit eben so viel Sorgfalt, jedoch von etwas geringerer Stärke als die andern, ausgeführt waren. Auf dem Fluß selbst, da wo er am engsten und dem Feuer am meisten ausgesetzt war, hatte man drei Hindernisse geschaffen. Doch waren die Engländer von diesen Fortificationskünsten der Chinesen nicht sehr betroffen, denn sie waren ihnen noch nie sehr gefährlich geworden, weil beim Beginn des Artilleriegefechtes die chinesischen Kanoniere gewöhnlich ihre Geschütze im Stich ließen.

Am 18ten und 19ten hatten sich die kleinern Fahrzeuge innerhalb der Peihomündung gesammelt, außerhalb blieben das englische Linienschiff Magicienne und die kaiserliche Corvette Duchayla, ohne daß die Ankunft dieser Fahrzeuge irgend etwas an der scheinbar schlafrigen Physiognomie der Forts geändert hätte. Alles blieb so ruhig, wie es nur ein Bewunderer chinesischer Landschaften hätte wünschen können. Am Horizont war ein Mastenwald sichtbar, da sich um diese Zeit zahllose Dschunken in Tientsin versammeln; das Dorf Taku selbst lag versteckt hinter den südlichen Forts, über die nur ein kleiner Tempel herüberragte. Die Botschafter waren sechs Tage vor Ablauf des Auswechselungstermins am Peiho angelangt. Ließen sie die Zeit verstreichen, so hätten die Chinesen dieß sogleich als einen Bruch der Verabredungen behandelt, daher legten sowohl Hr. Bruce wie Hr. v. Bourbollon „die weitern Maßregeln in die Hände des Admirals,“ welcher den Chinesen wissen ließ daß, wenn bis zum 24 Juni die Versperrungen des Flusses nicht beseitigt wären, das Geschwader die Fahrt nach Tientsin erzwingen werde. Zu dieser Aufgabe besaßen innerhalb der Barre die Engländer zwei größere Kanonenboote, Nimrod und Cormorant, mit je 6 Kanonen, und neun kleinere, mit je 2 Kanonen, und 2 Haubitzen, bemannt zusammen, eingerechnet die Officiere, mit etwa 500 Mann. Außerdem aber waren noch 700 Mann Marinesoldaten in Gefechtbereitschaft auf Dschunken, die man innerhalb der Barre aufgestellt hatte, und welche Mannschaft unter Obrist Lemon zu einem Sturm verwendet werden durfte.

Niemand träumte von einem Widerstand, sondern jeder sagte sich daß die Hartnäckigkeit der Chinesen nur die Wirkung haben werde daß die Engländer anstatt der Chinesen die Hindernisse im Flusse wegräumen müßten. Diese letztern wurden am 24sten in der Nacht vor dem Gefecht durch drei Boote untersucht, und bestanden zunächst aus einer Reihe eiserner, mit Spitzen und Sporen versehener Pfähle, die auf 550 Schritt (Yards) Abstand von der Batterie quer über den Fluß liefen und bei Hochwasser nicht sichtbar, also den Schiffen ziemlich gefährlich waren. Um 450 Schritt oberhalb, und beinahe dem Centrum der Befestigungen gegenüber, war ein acht Zoll dickes Hanftau und zwei eiserne Ketten im Abstand von 12 Fuß, und verbunden durch quer gelegte Balken über

den Fluß gespannt. Das größte Hinderniß befand sich zwischen den Forts auf dem linken und rechten Ufer. Es waren zwei Flöße aus Holzblöcken, die in den Fluß hineintragten, so daß das Fahrzeug zwischen ihnen wie ein S gekrümmt war. Der Oeffnung dieses S gegenüber war das Fahrwasser abermals durch einen Kranz eiserner Pfähle eingeengt, so daß, selbst wenn ein Kanonenboot bis dorthin gedrungen wäre, es sich hätte auf diese Pfähle aufspießen müssen, da die Stelle wegen der starken Strömung nur zur Fluthzeit passirt werden konnte, und die Pfähle dann vom Wasser bedeckt waren. Bis dorthin ließen die chinesischen Schildwachen Cap. Willis bei seiner Recognoscirung in den Booten vordringen. Als er aber zur zweiten Barriere zurückgekehrt war, und dort durch explodirende Patronen eine Oeffnung, wie sie ein Kanonenboot brauchte, gesprengt hatte, fielen ein paar so wohlgezielte Kanonenschüsse, daß sich der Officier zum Geschwader zurückzog, wo die höchste Freude herrschte daß die Chinesen durch Eröffnung der Feindseligkeiten Neigung zum Fechten gezeigt hatten, wie denn nur die einzige Besorgniß waltete daß sie zu früh für britische Rausluft davonlaufen möchten.

Beim Hahnschrei am 25sten war alles lebendig, und um halb 3 Uhr wurde abgekocht. Noch schienen die chinesischen Forts in tiefer Ruhe zu liegen, nur ein paar schwarze Flaggen wehten unheilverkündend auf den Mauern, und die Oeffnungen, die bei der zweiten Flußbarriere gesprengt worden waren, erschienen als völlig ausgebessert. Die Fluth gieng stark und sollte bis 11½ Uhr ihre Höhe erreicht haben. Bis dahin gedachte man zum Angriff bereit zu seyn, aber erst nach Eintritt der Ebbe um 1 Uhr konnten die Boote ihre angewiesenen Stellungen einnehmen. Diese Versäumniß, welche dem Admiral als Fehler angerechnet wurde, rettete schließlich das Geschwader, welches nur der einbrechenden Nacht die Möglichkeit des Rückzuges verdankte. Zwei Kanonenboote, Banterer und Starling, waren jetzt schon auf Schlammbänke gerathen und lagen fest, jedoch in einer Stellung daß ihre Artillerie am Gefecht mit theilnehmen konnte. Um 2 Uhr erst erfolgte das Signal zur Durchbrechung der ersten Pfahlreihe mit Hülfe von Dampfkraft. In 30 Minuten war eine hinreichende Bresche vorhanden, und der Admiral auf der Plover, gefolgt vom Opossum, bewegte sich gegen die zweite Barriere. Eine athemlose Stille ruhte eine Zeitlang auf der Scene, und man frug sich neugierig ob die Batterien wohl fechten würden. Als die Spitze der Plover die zweite Barriere berührte, knallte ein Schuß, und dieser wurde zum Signal für 40—50 schwere Geschütze, die ihr Feuer gegen das kleine Fahrzeug richteten: der Admiral ließ das Signal „greift an," mit rothem Wimpel darunter, was so viel bedeutet als „nahes Gefecht," vom Mast wehen, und das Commando wurde durch lauten Zuruf beantwortet. Solange der Kampf dauerte, wehte das Signal am Mast, freilich nur zum Verderben der kleinen heldenhaften Schaar. Das Feuer des Feindes beherrschte vollständig den Raum zwischen der ersten und zweiten Barriere. Das Flaggenschiff selbst blieb der Lieblingszielpunkt der chinesischen Geschütze, und binnen 20 Minuten waren Plover und Opossum so zerschossen, und hatten so viel Verwundete, daß sie beinahe schon das Feuer nicht mehr erwiedern konnten.

Dieß wäre der Augenblick gewesen wo Admiral Hope sich hätte zurückziehen sollen. Man war auf einen Feind gestoßen der sich besser und hartnäckiger schlug als man erwartete, und auf Hindernisse die unbesieglich waren, sobald sie gut vertheidigt wurden. Sicherlich war es ein militärischer Fehler sich nicht zurückzuziehen, aber welcher Brite oder welcher europäische Officier hätte nicht gehandelt wie der Admiral? Vor Chinesen sich zurückziehen, die man bis dahin noch nie als Gegner hatte achten können, wäre eine schimpfliche That gewesen. Keiner von den Seeleuten, die an diesem Tag so übel zugerichtet wurden, hat auch nur einen leisen Vorwurf gegen den Admiral hören lassen, der sich persönlich mit einer Bravour schlug wie die größten Helden der britischen Armee. Die Plover, die von 40 Mann nur neun kampffähig besaß, mußte zurück, und die Commandeursflaggen wurden auf das Opossum verlegt. Ein wenig nach drei Uhr erhielt der Admiral, der an Bord der Plover schon verwundet worden war, eine zweite Verletzung. Das Opossum war überhaupt so übel zugerichtet, daß es wieder hinter die erste Barriere zurück und sich mit frischer Mannschaft versehen mußte. Ein gleiches that die Plover.

Ein Rückzug war vor einbrechender Nacht und rückkehrender Fluth nicht mehr möglich, denn die Boote saßen hinter der Barre im Feuer der Forts. Lee und Haughty, zwei andere Kanonenboote, traten jetzt ins Vordertreffen. Der Admiral ließ sich in einer Barke zu ihnen hinrudern um die Mannschaften anzufeuern, er selbst aber fiel mehrmals in Ohnmacht vor Blutverlust. Das Feuer der Chinesen war so genau wie das britische, und um 4 Uhr erhielt der Lee einen Leckschuß in die Flanke, der so groß war daß ein Mann durchkriechen konnte. Dieses Boot wie der Haughty war völlig durchlöchert, und manche Kugeln waren sogar durch und durch, und zwar auf der andern Seite unter dem Spiegel des Schiffes durchgegangen, weil die Chinesen von der Höhe herabschossen. Der Admiral wurde abermals ohnmächtig auf den Cormorant gebracht, während Lee und Haughty den Platz räumten. Noch dachte niemand an ein Einstellen des Gefechtes. Selbst die Pulverbuben, denen die Thränen von den Backen liefen, weil sie an ihre Mutter dachten, oder einer ihrer Cameraden neben ihnen niedergeschossen worden war, thaten nichtsdestoweniger ihren Dienst voller Grimm gegen den Feind hinter den Schanzen. „Gelt! sagte ein alter Seemann zu einem der schluchzenden Buben, der eifrig seine Aufgabe verrichtete, so eine Rauferei hast du in der Greenwichschule noch nicht gesehen?" Nein, Kanonier! antwortete der Bube, aber sorgt nur daß die Chinesen uns nicht Herr werden!

„Die Chinesen, oder wer immer unsre Feinde waren, fährt der Bericht fort, Mandschus oder Mongolen, Leute vom Amur oder, was weit wahrscheinlicher ist, Ueberläufer oder Deportirte aus den Grenzländern des russischen Sibiriens, sie fochten bewundernswerth und mit dem größten Geschick." Es ist überhaupt auffallend daß der mongolische Großfürst Sungolosin zwischen dem Juni 1858 und dem Juni 1859

so viel lernen und vergessen konnte, daß er in dieser Zeit Fortschritte machte um einen Fluß nach den Grundsätzen der classischen Militärs in Europa zu befestigen, daß zum erstenmal die Schießscharten so eingeschnitten waren um das Feuer auf einen Punkt concentriren zu können; daß sogar verbesserte Geschützbiendungen, wie sie bei der Belagerung Sebastopols in Gebrauch kamen, für jede casematirte Kanone vorhanden waren.[1] Die einzelnen Theile der Schießscharten (die cheeks und die soles) waren nach wissenschaftlichen Grundsätzen erbaut, um die Richtung des Feuers zu begünstigen; ferner war für Reservegeschütz gesorgt, so daß, wenn eine wohlgezielte Hohlkugel ein Geschütz umwarf, frische Geschütze und frische Leute sogleich bereit waren die Lücke zu füllen. Kurz alle die schon gegen Asiaten gefochten hatten, sagten übereinstimmend daß kein gewöhnlicher Kuhhirt hinter den Erdwerken befehligt haben müsse.

Je mehr die Ebbe sank, um so schräger und um so zerstörender wurde das chinesische Feuer, während umgekehrt die Kanonenboote nach aufwärts zielen mußten. Aber was halfen gegen Erdwerke alle Kugeln? Zuletzt schoß man nur noch den Schießscharten und zwar hauptsächlich nach denen der Cavaliere. Obgleich die Kugeln vortrefflich gezielt waren, brachte man doch nie auf längere Zeit die Feinde zum Schweigen. So kamen vom Cormorant hintereinander vier Kugeln, die drei Kanonen auf einem Cavalier demontirten. Das ganze Geschwader war Zeuge wie diese 68Pfünder die feindliche Artillerie zusammenschossen. Dennoch war kaum eine Viertelstunde verstrichen, so eröffneten neue Kanonen so kräftig wie zuvor das Feuer.

Um 4 Uhr 20 Minuten war der Admiral genöthigt auf den Befehl der Aerzte das Commando an Capitän Shadwell zu übertragen. Mannhaft dauerte die Kanonade auf beiden Seiten fort; bisweilen erfolgten Explosionen innerhalb der Erdwerke, aber kein Zeichen wurde wahrgenommen daß die Vertheidigung erschüttert sey. Noch wehten die schwarzen Banner, noch zeigte sich, obgleich die Mauerkrone zerschossen war, keine Neigung der Chinesen das Feuer einzustellen. Die Erwägung wurde auf britischer Seite zuerst sichtbar, und um 6 Uhr mußte man jede Hoffnung aufgeben die Durchfahrt zu erzwingen. Der „Restrel“ war gesunken, der „Lee“ auf den Schlamm gefahren, um das völlige Sinken zu verhindern, Sterling und Banterer saßen fest, andere Boote hatten Lecke, und wenn noch der Minred oder Cormorant auf den Grund gerathen wären, so hätten sie das Fahrwasser gesperrt, und das gesammte Geschwader wäre verloren gewesen. Alle ältern Officiere riethen zum Rückzug, allein dieser schien eben so schwierig als eine Fortsetzung des Gefechtes. Erst in zwei Stunden sollte die Dunkelheit eintreten, erst um Mitternacht die Fluthhöhe sich einstellen, welche allein die Rückfahrt über die Barre verstattete; es stand aber dann eine Nacht ohne Mondschein bevor, wo in der Dunkelheit die Boote in der Gefahr schwebten, auf die vom Wasser bedeckten Schlammufer zu gerathen. Bis dahin waren erst 25 Mann gefallen und 95 verwundet worden, auch hatte man noch 600 Mann[1] frische Landtruppen in Reserve, und die Mannschaft der festsitzenden Kanonenboote begehrte dringend zum Sturm verwendet zu werden.

So wurde also beschlossen die Werke durch einen Leiterangriff zu nehmen. Es geschah dieß theils um den Rückzug der Boote zu decken, theils in der Hoffnung auf einen Erfolg, denn das Feuer der chinesischen Batterien war wirklich matter geworden, und nur da oder dort noch setzten einzelne Geschütze das Gefecht fort. Die Mannschaft empfieng den Befehl unter Freudenruf. Aber die Chinesen waren nicht unvorbereitet, und kaum hatten die Boote die Mannschaft gelandet, so begann ein entsetzlicher Kugelregen in die Sturmcolonne zu schlagen. Zunächst mußten die Soldaten über einen Zipfel Land marschiren, welcher zu Fluthzeiten mit Wasser bedeckt ist. Sie sanken daher in den Schlamm ein. Fiel einer verwundet, so war er fast rettungslos verloren, denn die rückkehrende Fluth drohte ihn zu ertränken. Dennoch drangen die 600 Tapfern vor, und erreichten einen inselartigen Platz voll Röhricht, wo sie zuerst festes Land unter den Füßen fühlten. Schwer verwundet waren aber bereits die höhern Officiere, die Schiffscapitäne Shadwell, Vansittart, der Obrist Lemon gefallen. Der Gegner hielt noch muthig aus. Obgleich von den Kanonenbooten scharf beschossen, füllten sich die Brüstungen und Schießscharten mit Vertheidigern, welche ein mörderisches Musketenfeuer gegen die Angreifer richteten. Der erste Graben ward durchschritten und die vordere Schanze genommen. Um diese Zeit ereignete sich bei den Kanonenbooten folgender merkwürdige Zwischenfall. Ein amerikanisches Boot besuchte eines der englischen Schiffe, als aber die Officiere wieder zurückzudern wollten, waren alle ihre Matrosen entwicht. Nach längerer Zeit erst fanden sie sich ein, erhitzt und rauchgeschwärzt, als ob sie von einer Rauferei kämen. „Hollah, ihr Herren! rief sie der Officier mit erzwungener Strenge an, wißt ihr nicht daß wir neutral sind?“ — „Um Verzeihung, Sir! erwiederten die Bursche, es fehlte beim Geschütz am Bug an Händen, und da haben wir aus Cameradschaft geholfen.“ Im ganzen waren sie eine Stunde im Gefecht geblieben, angestellt von der Aufregung des ungleichen Gefechtes.

Die Sturmcolonne war hinter dem trockenen auf einen nassen Graben gestoßen, allein sie hatte bereits so viel Mannschaft auf dem Platze zurückgelassen, daß nur noch 250 Mann durch das Wasser wateten, wobei Gewehre und Munition

[1] Wir verstehen zu wenig Seekriegswesen um genau übersetzen zu können, und fügen daher für sachkundige Militärs die Worte des Originals bei: Had they (the mantlets) been fitted to the upper port or embrasure-sill, any accident to the lanyard would have caused them to fall down and block up the gun-port, so that they would have to be blown away to enable the gun to work; but placed as they were, by attaching the lanyards to the gun-carriage, as the piece recoiled it closed its own mantlet, and if the lines were shot away, the mantlet merely fell down, and left the gun to fight in an ordinary embrasure. Diese Erfindung sey so praktisch, meint der britische Officier, daß man sie bei der britischen Festungsartillerie rasch nachahmen möge.

[1] Früher war von 700 Mann die Rede.

durchnäßt wurden, und nur 50 von diesen gelangten bis zum Fuße der Werke, während die andern im Graben zurückblieben. Jeder Versuch Sturmleitern herbeizuschleppen mißlang. Die Chinesen ließen Leuchtkugeln steigen, um ihre Angreifer besser treffen zu können. So blieb nichts übrig als dem Befehlshaber auf dem Geschwader wissen zu lassen daß die Sturmcolonne zwar bis Tagesanbruch ihre Stellungen in den Gräben halten könne, daß aber ohne Verstärkungen ein Sturm nicht möglich sey. Auf diese Nachricht ergieng der Befehl zum Rückzug, nachdem von den 600 tapfern Streitern, die zum Sturm ausrückten, 64 getödtet und 252 verwundet worden waren.

Der Rückzug selbst war kein Kinderspiel, denn die feindliche Artillerie spie und spielte von allen Seiten. Um 1½ Uhr am 26sten waren die letzten Reste der Sturmcolonne eingeschifft. „Die Scene, fährt unser Erzähler fort, war großartig zum Entsetzen. Die Nacht finster, See und Land in Dunkelheit gehüllt, mit Ausnahme wo die Leuchtkugeln des Feindes und der Blitz seiner Kanonen die Forts und das zerschossene Geschwader scharf beleuchteten. Der schmutzige Strom, von gesunkenen Schiffen in seinem Laufe gehemmt, brauste ärgerlich an den Fahrzeugen vorüber, und schleppte auf seinem Rücken die Wracke des Gefechtes und die Leichen der Erschlagenen. Die Klagetöne der Verwundeten, die Rufe der Officiere und das häufige Klatschen der Ruder mischte sich mit dem Donner der Kanonen und dem Freudengeschrei der siegreichen Garnison." Die nächtliche Kriegsscene hatte also eine, wenn auch entfernte Aehnlichkeit mit dem grauenhaften Rückzug der Spanier unter Cortes aus Mexico in der Nacht der Trübsal. Am nächsten Tag konnte man das Inventar der blutigen Niederlage aufnehmen. Von allen Fahrzeugen waren nur Nimrod, Banterer, Forester, Opossum und Janus völlig gerettet, von den 11 Kanonenbooten waren 8 gesunken, 4 seeuntüchtig, 3 beschädigt, ein einziges unverletzt. Von 1100 Streitern waren 89 gefallen, 345 verwundet und 660 nur unverletzt. Unter den Todten befanden sich sieben britische Officiere. Das kleine französische Contingent, aus der Mannschaft der Corvette Duchayla bestehend, zählte nicht weniger als 4 Todte und 10 Verwundete.

Unser britischer Augenzeuge ist überall geneigt russisches Commando und russische Vertheidiger in den Forts von Taku zu vermuthen. Unter anderm bemerkt er daß das Kaliber, dessen sich die Chinesen bedienten, dasselbe war dem die Russen im allgemeinen den Vorzug geben. Man braucht deßwegen noch nicht zu denken daß die St. Petersburger Regierung selbst die Hand im Spiel gehabt habe, denn es können eben so gut russische Abenteurer in chinesische Dienste getreten seyn. Ein einziger Artillerieofficier reichte aus, den Bau der Forts, das Ausschneiden der Schießscharten, die Anwendung der Blendungen, die Sperrungen des Flusses zu überwachen, und die Chinesen über den Gebrauch der Kriegsmittel zu unterrichten. Daß diese es nicht auf Piraten, sondern auf das Gesandtschaftsgeschwader abgesehen hatten, ist völlig klar, denn die Briten wurden ja förmlich in den Hinterhalt gelockt. Hätten die Chinesen nicht verrätherisch zu Werke gehen wollen, so durften sie den recognoscirenden Booten gar nicht erlauben durch die erste und zweite bis zur dritten Barriere vorzudringen. Die erste Barriere war überhaupt nicht zur Abwehr da, sondern um den Kanonbooten, wenn sie einmal in den Bereich des concentrischen Feuers gelangt wären, den Rückzug zu erschweren. Deßhalb ließ man auch ungestört die Avantgarde durch die Pfahlreihe bis an die zweite Barriere vordringen. Der Scheintod der Garnison in den Tagen vor dem Gefecht war eine wohlerdachte Kriegslist und beruhte auf völliger Kenntniß des britischen Charakters, dem die Chinesenverachtung zum ersternal theuer heimgezahlt wurde. Merkwürdig und räthselhaft ist das Benehmen der Kanoniere in Taku, denn was halfen alle Fortificationen, wenn das Feuer des Feindes nicht kräftig und wohlgezielt erwidert wurde? Wir können uns denken daß einzelne Russen befehligt und geleitet haben, aber unmöglich konnten lauter russische Kanoniere in Taku gefochten haben. Das Ereigniß mag nun später aufgeklärt werden wie es will, es behält immer eine unabhebbare Tragweite. Entweder die einheimische Kriegskunst hat in Zeit von einem Jahr solche ungeheure Fortschritte gemacht daß sie der europäischen ebenbürtig geworden ist — was man billigerweise ein Wunder nennen müßte; oder die Chinesen haben ihren Stolz abgelegt, und sich des Rathes und des Unterrichtes von Europäern zu bedienen gelernt — was abermals an das Wunderbare streift. In beiden Fällen bleiben die Folgen unberechenbar, denn was hindert die Chinesen dann noch eine asiatische Großmacht zu werden? Haben die Mandschus einmal den Vortheil eingesehen die Weisheit der „Barbaren" auszubeuten, und ist ihnen dieser Fortschritt so gut bekommen, warum sollte dieses Exempel nicht das gesammte Reich anstecken?

Die Eingebornen Australiens und ihre Zukunft.

Das Athenäum bespricht in seiner Nummer vom 31 Dec. mehrere auf Australien bezügliche Schriften, darunter „Victoria. Report of the Select Committee of the Legislative Council on the Aborigines" (Bericht des besondern Ausschusses des gesetzgebenden Raths über die Ureinwohner), und bemerkt darüber: Der Gegenstand dieses Werkes ist eine praktische ethnologische Frage, die nämlich: „Sind wilde Stämme eines geistigen Aufschwungs fähig, oder ist es ein nothwendiges Gesetz, wenn auch nicht der Schöpfung, so doch unserer Gesittung, daß der rothe und kupferfarbige Mensch vor dem vorrückenden Weißen eben so zuverlässig verschwinden muß wie der Waldbaum vor der Art des Siedlers, oder wie das Dschengelgras unter seinem Fuße verwelkt?"

Es gibt indianische Dörfer längs des Huron, sagt man uns, wo die rothen Menschen schon lange ihren erblichen Hang

für die Kopfhaut ihres weißen Mitmenschen vergessen, sich zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht und ihre Kinder zu fähigen Dienern des Staats herangebildet haben. Im Nebraska-Territorium sucht die Regierung der Vereinigten Staaten, nicht ohne Erfolg, aus den Indianern Bauern und Manufacturisten zu machen. Auch der Kaffer, der Gäle der Tropenländer, hat seiner Liebe für das Nachbars Ochsen abgesagt, und wendet seine Aufmerksamkeit dem Gartenbau zu, und die Lage der eingebornen Stämme welche längs des Murray und Lachlan der Jagd und dem Fischfang nachgehen, oder Schutz unter den Baumästen oder Erdrasen in Westaustralien suchen, spricht dafür daß es manche intelligente und gute Menschen unter ihnen gibt. Eine sehr interessante Abhandlung über den Zustand und die Sitten dieses Volks las kürzlich Hr. M'Gombie in einer der Sitzungen der „Britischen Association," und hier haben wir einen Regierungsbericht aus Victoria, welcher Einzelheiten enthält die für den Missionär wie für den Ethnologen gleich anziehend sind. Eine historische Urkunde über die Geschichte der australischen Ureinwohner ist nicht vorhanden; ungleich den wilden Stämmen Asiens oder Amerika's, scheinen sie nur wenige Ueberlieferungen zu besitzen, und alles was hinsichtlich ihres Ursprungs bekannt ist, wird aus ihrem Aberglauben und ihren Sitten hergeleitet. Ihre Anbetung des Mondes und der Plejaden; ihre gewöhnlichen Corroborey's, oder Tänze, allmonatlich beim neuen Erscheinen des Mondes, und ihre größeren Feierlichkeiten im Frühling, beim Eintritt der zweiten Mondsphase; die sonderbaren Einweihungsgebräuche bei Erreichung des Mannbarkeitsalters; die wüthenden Gebärdungen der Männer bei den Corroborey's; die Sitte der Lubras das Opossum-Fell zusammenzulegen und es zu schlagen — alles dieß deutet auf einen östlichen Ursprung, und ähnelt den heidnischen Gebräuchen deren Vermeidung den Israeliten anbefohlen wurde. Hr. Hull, dessen Angaben besonders werthvoll sind, bemerkt daß der Mond bei einem Stamme den Namen Menivan führe, und daß die Plejaden Kinder des Mondes genannt werden — eine ungemein bedeutungsvolle Thatsache, wenn man sich erinnert daß die ersten Kinder Noahs Kinder des Monds hießen, und Minäi oder Minya genannt wurden. Die Sterne werden als himmlische schwarze Stammgenossen betrachtet. Sodann haben diese Ureinwohner auch einen unbestimmten Begriff von Seelenwanderung. Wenn die Stämme an der Seeküste die Wachteln sehen, sagen sie dieselben seyen die „dahingegangenen schwarzen Mitmenschen." Einer der Ureinwohner sagte zu Hrn. Hull: „Weißer Mitmensch kommt von Pindye; schwarzer Mitmensch, wenn er stirbt, geht nach Pindye einen Weg westlich, kommt dann wieder zurück östlich, und springt als weißer Mitmensch auf." Bei allen ihren Ceremonien tragen sie stets den Feuerbrand. Ihre rohen Miams, oder zeitweiligen Hütten, aus Aesten und Stöcken gemacht, haben eine Oeffnung nach Osten. Die Gebeine von Brüdern nehmen sie auf ihren Wanderungen gewöhnlich mit, und wir haben, vielleicht als ein Ueberbleibsel des Einbalsamirens, ein rührendes Beispiel von einer eingebornen Mutter gehört, welche ihr todtes Knäblein in Windeln wickelte, und Hülle auf Hülle fügte um den Verwesungsgeruch zurückzuhalten, bis der Bündel zum Tragen für sie zu schwer wurde, und sie ihn dann, wenn auch widerstrebend, zurückließ. Die Todten werden zuweilen in Baumhöhlen oder auf Baumäste gelegt, oder in sitzender Stellung beerdigt. Endlich ist die unter ihnen bestehende Regierungsweise eine rein patriarchalische, indem alten Männern fast göttliche Ehrfurcht gezollt wird.

Einige ihrer Gebräuche weisen klärlich auf semitischen Ursprung hin (!). Sie tragen ein Band um die Schläfe; einem neugebornen Kind wird ein Opossumstreifen um seinen Arm gebunden; der Glaube an das böse Auge ist allgemein; auch ist ein sonderbarer Aberglaube, Enkelbiorung genannt, bei ihnen gäng und gäbe, demzufolge gewisse Weiber das Angesicht gewisser Männer nicht zu schauen wagen, wie z. B. die Schwiegermutter sich nicht getraut das Angesicht ihres Schwiegersohns zu schauen bis er verheirathet ist. Grade der Blutsverwandtschaft werden ebensowohl beobachtet wie eine Art Kastenwesen. Bei der Geburt eines männlichen Kindes eines Häuptlings z. B. wird ein großer Corroborey, oder Kriegstanz, abgehalten; das Kind wird mit Emu-Oel oder Fett eingerieben, und dann mit rothem Ocher überstrichen; das Kind eines Untergeordneteren dagegen wird mit Holzkohlenstaub eingerieben. Bemerkenswerth sind die Altersunterscheidungen. Die sieben- oder achtjährigen Knaben heißen „Wankums," und müssen sich der Operation des Ausschlagens der Vorderzähne unterwerfen. Mehrere Speise-Arten sind ihnen in dieser Lebensstufe verboten. Ungefähr im sechzehnten Jahr werden die Jünglinge zu „Dschibbön" gemacht. Bei dieser Gelegenheit finden vielfache Ceremonien statt — man marschirt in Figuren, jauchzt und schlägt den Boden mit Aesten. Der „Dschibbön" darf bis zum zwanzigsten oder vierundzwanzigsten Jahr einige Speise-Arten nicht essen; erst dann ist ihm gestattet jeglicher Speise, ohne Unterschied, sich zu bedienen."

Die Heirath ist eine Sache des Uebereinkommens, oder des Handels, oder eines natürlichen Austausches — oder sie wird zuweilen vi et armis (mit Gewalt und Waffen) bewirkt, indem man einen Streit mit einem Ehemann vom Zaune bricht, und dann, im Fall des Siegs, das Weib desselben sich aneignet. Thatsächlich haben die Weiber keine Stimme dabei, indem deren Brüder oder Väter sie vergeben, und fünfzehnjährige Mädchen sogar werden sechzigjährigen Männern auf folgende Weise überliefert: „Das Mädchen wird von dem Vater herbeigebracht, der einen Speer in der einen, einen Tomahawk in der andern Hand hat; ihren Kopf niederhaltend, heulend und schreiend, wird sie ihrem künftigen Gatten mit Gewalt übergeben. Zeigt sie Widerstreben, so wird ihr vom Vater ein Schlag versetzt; schreit das Mädchen, so hört man auch die Mutter heulen. Ein zweiter Schlag folgt, worauf das Mädchen von den Gatten nach seinem Miam geschleppt wird. Nun aber hat man es mit einer Cabale im Lager zu thun, indem Monguins von einigen jungen Leuten herumfliegen, welche vielleicht um sie geworben hatten oder schon mit ihr verlobt gewesen waren. Der Gatte stürzt aus seinem Miam heraus um zu sehen wer seine Nebenbuhler seyen; ein allgemeiner Kampf folgt, und sehr oft erhält der Gatte eine Speerwunde. Die alten Männer, welche allein

eine Ruhestörung dämpfen können, übernehmen den Oberbefehl. Während dieser Unruhen kann man das Mädchen zu ihrer Mutter zurückkehren sehen, allein sie wird von ihrem Vater bald wieder an ihren Armen, oder am Haar ihres Kopfes nach dem Miam ihres Gatten geschleppt, und nach ein paar weiteru Schlägen, oder wenn sie auf ihrem Willen beharrt, sticht der Vater sie mit dem Speer in ihr Bein, um sie am Weggehen zu verhindern. Auf diese Weise wird das arme Geschöpf endlich bezwungen und, nach allem, oft ein sehr häusliches Weib oder eine Sklavin."

Polygamie ist üblich, im Durchschnitt aber nur bis zu drei Weibern, je nach dem Vorrath von Opossums und Kängurus. Scheidung wird nicht geduldet, obgleich Hr. Thomas ein merkwürdiges Beispiel erzählt: „Zwei einflußreiche Schwarze, den Ansiedlern am Goulburn und der Yarra wohlbekannt, hatten sich beide um eine schöne junge Lubra, Namens Elisa, beworben. Diese Bewerber waren Billy Hamilton, ein verständiger Schwarzer vom Goulburn-Stamm, und Gillibrand, der eines gleichen Rufs genoß. Der Vater (vom Teufelsfußstamm) gab das Mädchen dem Billy Hamilton. So oft die Stämme in Melbourne zusammentrafen, entlief sie zu Gillibrand, wurde aber eben so oft wieder eingefangen. Dieser Kampf dauerte zwei Jahre lang. Das arme Mädchen, unvermögend die Liebe zu Gillibrand zu besiegen, und zwischen Speer und Tomahawk ihres Vaters schwebend, war oft nahe daran getödtet zu werden. Endlich kam man überein die Sache, wenn die Yarra- und Westhafenstämme mit den andern Stämmen am Goulburn zusammenkämen, durch Einzelkampf angesichts der fünf Stämme beizulegen. Ich begleitete die Melbourn-Stämme, welche mit den andern auf einer schönen Anhöhe, bei Oberst Whyte's Station, am Sandy Creek, zusammentrafen. Sie kämpften verzweifelt. Gillibrand wurde als der Sieger anerkannt. Nächte lange große Corroborey's folgten, und Gillibrand brachte seinen Schatz nach Hause."

Die physische und die moralische Charakteristik dieser Volksstämme ist in vieler Hinsicht die der Neger. Das Haar ist schwarz und grob; sie haben dunkelbraune und große Augen, ein kupferfarbiges Gesicht, und ein eigenthümlicher Geruch durchdringt den Körper. Ihre Kleidung ist ein Opossum-Fell oder Teppich, ihre Nahrung sind Kängurus, Fische, Schlangen, mit einem Wort alles mit Ausnahme des Schweinefleisches; sie theilen die Zeit nach Hitze oder Kälte, nach der Scheerungszeit, oder „Nip-Nip," in einigen Stämmen nach den Blumen und selbst nach „Schläfen" ein. Die Berührung mit den Weißen hat sie, trotz der Sorge welche die Regierung ihnen angedeihen läßt, trunksüchtig, lasterhaft, krank gemacht, und ihre Anzahl ist in zwanzig Jahren von 6000 auf eben so viele Hundert zusammengeschwunden.

Zur Geschichte des Diamanten.

(Nach dem Englischen.)

Der Jesuit Thomas Nicols, welcher Anno Domini 1652 in Cambridge „A History of Precious Stones" erscheinen ließ, sagt: „Der ächte Diamant ist ein harter durchsichtiger Stein, der einem blitzenden Sterne gleicht. Er macht den Menschen der ihn besitzt reich, verleiht ihm Beredsamkeit, schützt vor Donner und Blitz, gibt gute Träume, macht die Männer keusch, schützt vor Hexerei und bösem Blick, und macht unsichtbar. Legt man einen ächten Diamanten auf das Haupt einer Frau, ohne daß sie es weiß, so verräth sie im Schlafe ob sie ihrem Manne zugethan ist oder nicht." So der erste Schriftsteller der es versucht die Welt in Bezug auf Edelsteine aufzuklären. Der Diamant galt bei den Alten für ein Amulet von wunderthätiger Kraft und Wirkung — die heutige Wissenschaft hat uns andere Begriffe beigebracht.

Das specifische Gewicht des orientalischen Diamanten ist 3.521, das des brasilianischen 3.444. Der erstere ist also der schwerere — er ist drei und ein halbmal schwerer als Wasser — und gilt auch für den härtesten, obwohl noch kein Mittel erfunden ist durch das man diese Annahme zur Gewißheit erheben könnte. Der Diamant besteht aus reinem Kohlenstoff und ist durch zersetzende Mittel nicht zu zerstören, aber er ist bei einem Hitzegrad von 5000 Fahrenheit ohne Rückstand verbrennbar, indem er sich dann in Kohlensäure verwandelt und verflüchtigt. Cosmos III, Großherzog von Toscana, lieferte durch Experimente den ersten Beweis für diese Thatsache, und nach ihm war es Boëtius de Boodt, welcher im Jahre 1607 die Möglichkeit der Verbrennung nachwies.

Obgleich nun aber die Chemie Mittel zur Vernichtung des Diamanten entdeckt hat, so ist es dennoch trotz aller Versuche bis heute nicht gelungen ächte Steine hervorzubringen. Alchymisten und Chemiker haben, außer auf die Goldmacherei, auf keine andere Aufgabe so viel Geld, Zeit und Studium verwendet wie auf diese, ohne ein befriedigendes Resultat zu erzielen. Es ist den unablässigen Bemühungen französischer Chemiker zwar gelungen Krystalle herzustellen die sie für ächte Diamanten hielten, aber diese waren zu winzig klein um sie untersuchen zu können. Auch Dr. Hare in Philadelphia producirte dergleichen mikroskopische Krystalle aus Mahagonibolzasche, und Professor Silliman gelang es sie aus Bleiasche hervorzubringen — dennoch sind alle diese Versuche erfolglose zu nennen.

Aber während die Wissenschaft sich vergebens bemüht den ächten Diamanten auf dem Grunde des Schmelztiegels zu finden, mehren sich täglich die Verfertiger falscher Steine, und ihre Producte sind so vortrefflich, und den ächten Diamanten in Gewicht, Aussehen, Farbenspiel ꝛc. so ähnlich, daß sie zuweilen selbst Kenner zu täuschen vermögen. Besonders schön hat man falsche Diamanten in gelblicher Färbung hervorgebracht.

Der berühmteste und geschickteste Künstler in diesem Fache ist Bourguignon in Paris. Seine Brillanten besitzen den

Glanz und das Farbenspiel und sogar den oft unregelmäßigen Schnitt der ächten Diamanten, aber leider nicht ihre Härte. Sie vermögen der zersetzenden Wirkung der Luft nicht zu widerstehen, und verlieren nach kurzem Gebrauch den Glanz und die Glätte der Oberfläche. Gefertigt werden die Pariser Diamanten aus einer Composition von Potasche, Borax, Mennige, Arsenik und weißer feiner Kieselerde, die man am besten auf Rhode Island findet, und zum Zweck der Diamantenverfertigung nach Paris bringt. Man wirft diese einzelnen Bestandtheile in den Schmelztiegel, setzt sie 24 Stunden, oder besser noch länger, einem sehr hohen Hitzegrad aus, und gewinnt auf diese Weise eine Masse die unter dem Namen „Straß“ bekannt ist, sich in Formen gießen, schneiden und poliren läßt wie Glas, und in Facetten geschliffen dem ächten Stein täuschend ähnlich ist. Nach den Pariser Diamanten verdienen noch Erwähnung die unter den Namen Bristolsteine, irische Diamanten, Cap-May-Diamanten und californische Diamanten bekannten, dem ächten Diamanten mehr oder weniger ähnlichen Steine. Es sind kunstvoll geschnittene Quarze, die zwar eine größere Härte besitzen als die nachgeahmten Steine, aber den Glanz derselben nicht erreichen. Alte Schriftsteller erwähnen eine Art nachgeahmter Diamanten, die man erhielt indem man Sapphire, Amethyste, Topase oder Chrysolithen ins Feuer brachte, wodurch die Steine farblos wurden. Diese Methode mag in jener Zeit auch ihr Gutes gehabt haben; seit der Erfindung des Straß bedarf man ihrer nicht mehr.

Der Kenner vermag zwar meist den falschen Stein von dem ächten ohne weitere Untersuchung zu unterscheiden, in Fällen wo diese Prüfung aber nicht hinreicht, sind die Feile und der Schmelztiegel die sicherste Probe. Erstere wird an dem ächten Diamanten nicht die leiseste Spur zurücklassen, während der unächte Stein ihr nicht zu widerstehen vermag; im Schmelztigel kann man, wenn nicht mit größter Vorsicht zu Werk gegangen wird, auch einen guten Stein verderben.

Der ächte Diamant fühlt sich kalt an, und unterscheidet sich von nachgeahmten Steinen besonders dadurch daß er, obgleich ganz klar und wasserhell, dennoch nicht durchsichtig ist. Wenn er aus den Minen oder den Demantwäschereien kommt, hat er das Ansehen von mattgeschliffenem Glas und oft einen grünlichen Schimmer, der seit den letzten Jahren für ein Zeichen besondern Werthes gilt. Die Form des Diamanten ist sehr verschieden; bald zeigt er sich als ein regelmäßiger Krystall, bald findet man ihn in runder, ovaler und verschobener Gestalt. Bis zum Jahre 1476, wo Louis van Berghem aus Brügge die Kunst entdeckte Diamanten zu schleifen, trug man die Edelsteine roh, und einige der berühmtesten und schönsten Steine der Welt befinden sich noch jetzt in diesem Zustande. Wir erinnern nur an die vier außerordentlich werthvollen Diamanten am Mantel Karls des Großen zu Paris. Nach der Entdeckung Berghems besaß Holland lange Zeit das Monopol der Diamantenschleiferei; dann bemächtigten sich die Engländer der neuen Kunst, und noch heute sind die englischen Steinschneider die berühmtesten, und man vertraut ihnen die größten Diamanten an.

Es gibt drei Formen in welchen man die Diamanten zu schleifen pflegt: als Brillant, Rosette oder Tafelstein, und gewöhnlich hängt die Wahl dieser Form von der Gestalt des Steines im rohen Zustande ab. Am werthvollsten ist der Brillant, dann folgt die Rosette und dann erst der Tafelstein. Es ist die Aufgabe des Steinschleifers zu beurtheilen auf welche Weise der rohe Stein zu schleifen ist, damit er die größte Oberfläche, den höchsten Glanz und die schönste Form gewinnt, und dabei so wenig als möglich an Größe und Gewicht verliert. Die Kunst des Steinschneiders besteht hauptsächlich in der geschickten Lösung dieser Frage, bei der er nicht durch gewisse Regeln, sondern nur durch Geschmack und Erfahrung geleitet wird, und wobei er, wenn es sich um große Steine handelt, ein ungeheures Risico übernimmt. Hat der Künstler entschieden welche Form der Stein bekommen soll, so fertigt er zunächst ein Modell aus Blei, welches, solange die Arbeit währt, als Muster vor ihm liegen bleibt. Dann wird der zu schleifende Diamant mit Kitt in einem Griff so befestigt, daß nur ein kleiner, für eine einzige Facette berechneter Theil sichtbar bleibt. In einer andern Handhabe wird ein zweiter Diamant in derselben Weise befestigt, und das Schleifen beginnt, indem man die beiden Steine aneinander reibt. Ist die erste Facette fertig, so wird der Stein im Griff so gedreht, daß nun die Fläche der zweiten Facette der Reibung ausgesetzt ist, und so fort. Die Arbeit ist so mühsam und geht so langsam von statten, daß der Künstler an einem Brillanten von 30 Karat oder $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser 6 bis 7 Monate zubringt. Nach dem Schleifen beginnt das Poliren der Diamanten, und dieses geschieht an einem in sehr rotirende Bewegung gesetzten eisernen Rad, das mit Diamantenstaub bestrichen ist. Man gewinnt diesen Staub beim Schleifen der Steine, und bringt ihn mit seinem Oel vermischt auf das Schleifrad.

Ueber den relativen Werth der geschliffenen und ungeschliffenen Steine läßt sich eigentlich nichts bestimmtes sagen. Gewöhnlich nimmt man an daß der geschliffene Stein einen dreimal größern Werth hat als der rohe. Man ist überhaupt erst seit etwa zweihundert Jahren im Stande bei der Schätzung von Diamanten mit einiger Sicherheit zu verfahren, obgleich die orientalischen Edelsteinhändler ohne Zweifel schon viel früher eine gewisse Norm festhielten. Sie bewahrten diese indessen als ihr Geheimniß, und auch in die jetzt gebräuchliche Methode der Diamantenschätzung waren vor hundert Jahren nur sehr wenige eingeweiht. Jefferies, welcher zu jener Zeit über diesen Gegenstand schrieb, sprach das Geheimniß zum erstenmal öffentlich aus, und der von ihm aufgestellte Maßstab der Schätzung ist, mit geringen Schwankungen, bis auf unsere Tage derselbe geblieben. In den letzten fünf Jahren stiegen die Diamanten bedeutend im Preis — ein Umstand der ebenso dem zunehmenden Wohlstande der Völker, wie dem augenblicklich herrschenden Geschmack zuzuschreiben ist. Die Mode hilft ohne Zweifel den Werth der Diamanten bestimmen.

Die Schätzung der Diamanten geschieht nach dem Gewicht, und zwar nach Karaten, und man verfährt dabei so daß man die Zahl der Karate mit sich selbst und das Ergebniß dann

nochmals mit dem Goldwerthe des Karats multiplicirt. Ist also ein Stein von 1 Karat Gewicht 40 Thaler werth, so gilt ein Diamant von 2 Karat 160 Thlr., von 3 Karat 360 Thlr. Bei zwei Karat gestaltet sich das Exempel wie folgt: 2 × 2 = 4, multiplicirt mit 40 gibt 160, bei drei Karat 3 × 3 = 9 × 40 = 360. Ein Diamant von 100 Karat würde also einen Werth von 400,000 Thlr. haben: 100 × 100 = 10,000 × 40 = 400,000. Natürlich kommt es bei der Schätzung von Diamanten hauptsächlich mit darauf an welche Form sie besitzen, und ob sie vollkommen frei von Rissen oder Flecken sind, sowie ob die etwaigen Fehler sich nahe der Oberfläche oder im Kerne des Steines befinden. Ein großer Theil der Kunst des Steinschleifers besteht darin diese Mängel am rohen Steine zu entdecken. Der orientalische Künstler stellt seine dahin zielende Untersuchung in tiefer Dunkelheit, beim Schein einer kleinen Lampe an, während der europäische Steinschleifer das hellste Tageslicht dazu am geeignetsten findet. Auch die Farbe des Diamanten trägt zur Bestimmung seines Werthes bei. Der vollkommen farblose wasserhelle Stein wird für den kostbarsten gehalten, obgleich auch Diamanten von selten vorkommender Färbung hoch im Preise stehen. Außer dem weißen findet man rothe, gelbe, blaue, braune und schwarze Diamanten. Der gelbe Stein besitzt den stärksten Glanz, und ist in der Türkei und in Persien der gesuchteste.

Empfängt der Steinschleifer einen rohen Diamanten, so pflegt er ihn in feines Oel, sogenanntes Canada-Balsam, zu legen, um die etwa an der Oberfläche nicht bemerklichen Risse zu entdecken. Das Oel dringt nämlich selbst in die feinsten Spalten ein, und macht sie sichtbar. Bemerkt man einen Fehler im Kerne des Steins, so sägt oder spaltet man ihn gewöhnlich, d. h. man macht zwei aus einen, wodurch, wenn es geschickt geschieht, der Werth des Juwels oft erhöht wird. Das Sägen des Diamanten geschieht vermittelst eines feinen Stahldrathes, den man, wie das Rad des Schleifers, mit Diamantstaub und Oel bestreicht. Zum Spalten der Steine bedient man sich eines Meißels und Hammers, aber die Arbeit fordert eine feste, geschickte Hand und ist mit großem Risico verbunden, denn ein einziger falscher Hammerschlag kann einen kostbaren Stein verderben.

Die bedeutendsten Diamantgruben oder Wäschereien der Welt befinden sich in Ostindien zwischen Cap Comorin und Bengalen, und in Brasilien, aber auch im Ural und an der westlichen Küste von Afrika wird der kostbare Stein, obwohl in geringerer Menge, gefunden. Von den ostindischen Minen sind jedenfalls die zu Raolconda, fünf Tagereisen von der Festung Golconda, die reichsten, dann erst kommen die auf der Insel Borneo und die in Saccadan in Bengalen und Soumelpur in Visapur. In Raolcouda findet man den Diamant in dem Sandboden den man mit spitzigen Hacken aus den Spalten zwischen Felsen und Gestein hervorgräbt, während er auf Borneo in einer weichen, zu Tage liegenden Lehmschichte gefunden wird. Man schaufelt diese Erde in Siebe, wäscht sie wiederholt und zerschlägt die harten zurückbleibenden Klumpen, in denen die Diamanten verborgen liegen, mit einem Hammer. Die Minenarbeiten werden sowohl von Männern als von Frauen und Kindern verrichtet, aber man benutzt dazu nur Sklaven, deren Leben und Schicksal ganz und gar von dem Willen ihrer Herren abhängig ist. Findet ein Sklave in den ostindischen Gruben einen Diamant von mehr als fünfzehn Karat Gewicht, so erhält er die Freiheit. Ein geschickter ostindischer Minenarbeiter fühlt den Diamant in der Erde ebenso gut mit den Zehen, wie er ihn mit den Händen fühlen würde.

Die Ueberwachung der Sklaven ist in den Diamantwäschereien sehr streng. Man läßt sie, um die Entwendung kostbarer Steine so viel als möglich zu verhüten, fast ganz nackt, nur mit einem Tuch um die Hüften arbeiten, und jeder Sklave ist der Aufpasser seines Cameraden, aber dennoch vermag man nicht zu verhindern daß die werthvollsten Diamanten gestohlen werden. Die Arbeiter verschlucken sie, verstecken sie unter den Augenliedern, in den Ohren, im Haar und bringen sich selbst schmerzhafte Wunden bei, um ihren Schatz zu verbergen, bis es ihnen gelingt denselben an einen der vielen zu dergleichen Geschäften stets bereiten Händler zu verkaufen. Ein allgemeiner Aberglaube der Minenarbeiter ist daß sie meinen, wenn man die beim Schleifen der Diamanten nothwendigen Abfälle wieder an dem Fundorte in die Erde brächte, bald neue Edelsteine daraus entstehen würden. Die Diamantminen von Raolconda wurden gegen das Jahr 1450 entdeckt, aber die östlichen ostindischen Provinzen waren schon lange vorher wegen ihres Reichthums an edeln Steinen berühmt, und die älteste Geschichte des Landes ist mit romantischen Erzählungen von Diamanten verwebt, die, obgleich sie den Stempel des Märchenhaften tragen, dennoch auf Wahrheit gegründet seyn dürften.

Nach der Meinung vieler Reisenden liegen ungeheure Schätze von Diamanten in vielen Theilen Indiens vergraben, aber die Eigenthümer haben lieber ihr Leben in den blutigen Kriegen gelassen, die das Land verheeren, ehe sie sich entschlossen die Juwelen herauszugeben, die für sie unschätzbar sind. Man wird dieß besser verstehen wenn man weiß daß der niedrigste wie edelste Inder den Diamanten übernatürliche Kräfte zuschreibt. Sie glaubten nicht allein was unsere Vorältern vor Jahrhunderten glaubten, daß der Diamant ein sicheres Mittel gegen Krankheit, Zauberei und Unglück sey, sie schreiben dem Stein auch die Blüthe oder den Untergang der Nationen, der Dynastien und der Familien zu, in deren Besitz die kostbaren Amulette sich befinden. Der Chef einer großen Familie würde lieber mit Weibern und Kindern in die Fremde ziehen, ehe er sich von seinen Familiendiamanten trennte. Die Aufforderung sie zu verkaufen würde für die größte Beleidigung gehalten werden, und wie der nordamerikanische Wilde seine Todten begräbt, und in die Ferne zieht wenn seine Familie zu Grunde gegangen ist, so thut der Inder mit seinen Diamanten. Steine die sich Jahrhunderte lang in Familien fortgeerbt haben, verlieren durch die Sitte daß jeder neue Eigenthümer ein Loch oder sonst ein Zeichen hineinbohrt oder gräbt bedeutend an reellem Werth, während sie in den Augen des Besitzers nur um so kostbarer erscheinen, je mehr Marken sie tragen. Der Familien-Diamant ist dem

Inder nicht nur eine wunderthätige Reliquie, er ist ihm zugleich das was dem Europäer sein Stammbaum ist. Die Geschichte aller großen indischen Diamanten ist eine blutige und romanhafte und ein redendes Zeugniß für die unbezwingliche Gier nach dem Besitz der kostbaren Steine.

(Schluß folgt.)

Fische mit Zungen und Schlangen mit Füßen.

Von Julius Kögel.

Wenn europäische Reisende die Fischmärkte oder auch nur einzelne Fischhändler auf manchen molukkischen Inseln besuchen, geschieht es nicht selten daß sie daselbst Fische zu sehen bekommen, über deren eigenthümliche Beschaffenheit sie vorher noch niemals sprechen gehört oder etwas darüber gelesen haben, wenigstens ergieng mir es so; denn wenn ich auch über ihre seltsame Gestalt hatte sprechen, oder aber die Farbenpracht ihrer Schuppen und den Wohlschmack vieler in der Nähe dieser Inseln eingefangener Fische hatte rühmen hören, auch meine Augen und meine Zunge mich von der Wahrheit des Erzählten gleich anfangs überzeugt hatten, fand ich später ganz unvermuthet und ohne vorher je auf irgendeine Art davon unterrichtet zu seyn — hier doch auch noch Fische, deren Genuß die Menschen berauscht, [1] alsdann wieder andere, deren Augen im Dunkel leuchten, [2] und endlich sah ich auf Ceram, den Kay- und den Banda-Inseln auch Fische die mit einer hohlen Zunge versehen waren.

Schon mehrmals hatte ich nämlich bemerkt daß einzelne von den zum Verkauf ausgebotenen Fischen, welche man Ikan meera (zu deutsch rother Fisch) nennt, etwas rundes in ihrem Maule und Schlunde trugen, was ich die erstenmale wenig beachtete, und mir dachte daß dieß ein kleiner Fisch sey, welchen der größere rothe Raubfisch gerade in dem Augenblick erbeutet und hatte verschlingen wollen, in welchem er selbst von einem Fischer getödtet ward. Allein da ich bemerkte daß namentlich die breiten Ikanmeera (es gibt nämlich verschiedene Gattungen solcher rothen Seefische, diejenigen welche ich mit einer Zunge versehen fand, waren ¾—1¼ Elle lang und in der Mitte 10—18 Zoll breit, sie hatten verhältnißmäßig größere Köpfe, gewöhnlich auch hochrothe Schuppen, und ihr Leib war breiter als die der andern Species der Ikanmeera, welche keine Zunge haben) öfters einen vermeintlichen kleinen Fisch im Maul hatten, schenkte ich derartigen großen rothen Fischen besondere Aufmerksamkeit, wobei ich denn gewahrte daß dieselben keinen Fisch, sondern eine runde aber hohle Zunge in ihrem Maul und Schlunde trugen.

Dergleichen Fischzungen sind aber keineswegs denen der Vögel oder Säugethiere, noch denen der Eidechsen und Schlangen ähnlich, sondern sie sind wie eine Fischblase geformt und 4—8 Zoll lang, sehen weiß und roth aus, sind aber nur an den Schlund angewachsen, inwendig sind sie hohl und leer, während die Haut oder das Fleisch, welches ihre trichterförmige Höhlung nach allen Seiten hin umgibt, etwa einen halben Zoll dick ist; das spitzige Ende der Zunge ist nach vorn gekehrt, und ihr runder ballartiger Theil befindet sich nahe bei der Kehle des Fisches.

So neu und überraschend mir die erwähnte eigenthümliche Beschaffenheit mancher Fische auf den molukkischen Inseln war, nicht minder befremdete es mich als ich zu Weltevreden auf Java eine Schlange (?) zu sehen bekam, welche vier Füße hatte, die sie aber nicht zum Laufen benutzte, indem sie meist gerade so wie jede andere Schlange kroch. Diese Schlange war reichlich einen Fuß lang, etwa einen Zoll dick und hatte eine aschgraue Farbe; ihre je mit drei Zehen versehenen Füße waren indeß höchstens ¾ Zoll lang und nicht wie die Beine einer Eidechse auf den Seiten unten am Bauch befindlich, sondern höher oben am Rücken angewachsen, weßhalb sie auch herabhiengen, und die Zehen beim Kriechen festen Boden nur wenig oder gar nicht berührten. Dieses Exemplar vierfüßiger Schlangen war das einzige welches mir vorgekommen ist, während Eingeborne mir versicherten daß man auf Java derartige Reptilien überhaupt nicht häufig antreffe, indeß gebe es hier aber doch auch Schlangen, welche nur mit zwei Vorderfüßen versehen seyen. Ferner sagte man mir daß, wenn die Füße solchen Schlangen beim Kriechen über harte Gegenstände auch keine Dienste leisteten und unthätig herabhiengen, sie ihren Inhabern beim Fortbewegen über und durch Schlamm oder Sand um so behülflicher wären, und alsdann lebhaft bewegt würden.

[1] S. Ausland 1859. Nr. 41.

[2] S. Ausl. 1857. Nr. 11. Fischfang und Fische in der Banda-See.

Das Frik und das Mermez.

(Aus dem Nouv. Annales des Voyages.)

Die Bewohner Afrika's betrachten die vor der Reife gesammelten Weizenkörner als einen Leckerbissen, und nennen sie Frik, nach einem arabischen Wort welches weich seyn, in klebrigem Zustand befindlich bedeutet. [1] Da diese Benennung die Sache nur unvollkommen bezeichnet, und da die Feinschmecker, welche es verschmähen die Cerealien in freiem Feld von dem von der Natur bezeichneten Zeitpunkt zu essen, auf Mittel gesonnen haben sie in diesem Zustand in ein regelmäßiges Nahrungsmittel zu verwandeln, so will ich

[1] In der Provinz Algier gibt man den Namen Frik den noch nicht ganz reifen Mandeln.

etwas ausführlicher über die Zubereitungsart sprechen. Der Gebrauch des Frik reicht tief ins Alterthum hinauf. Indessen führt der Geograph El-Bekri, der im 5ten Jahrhundert der Flucht schrieb, es, indem er von Sidschilmassu spricht, als eine Eigenthümlichkeit an. [1] Wenn man die noch grünen Aehren abgeschnitten hat, bringt man sie, in ein wenig trockenes Gras eingewickelt, über kleine Feuerflammen, so daß das Häutchen verbrennt und das Korn einigermaßen hart wird. Nachdem man sie wieder aus den Flammen herausgenommen, werden sie auf eine Tenne geworfen, und einer regelrechten Ausstampfung unterzogen. Sobald das Frik, welches noch eine leichte grünliche Färbung behält, vom Stroh getrennt ist, sammelt man es in großen Körben, die zur Hälfte in ein stehendes oder ein laufendes Wasser getaucht werden, damit der oben aufschwimmende Schmutz leichter weggenommen werden kann. Dann bringt man es auf eine Matte, breitet es aus, und bestreut es mit Salz. In diesem Zustand bleibt es einige Zeit den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis es trocknet und einen gewissen Grad von Festigkeit erlangt. Dann wird das Korn geworfelt und geputzt. Um es aber zur Nahrung tauglich zu machen, muß man es noch einer letzten Zubereitung unterziehen, die im Mahlen mittelst Handmühlen besteht. Die Grütze (Dscherisch), welche diese Operation ergibt, muß mittelst einer Halfa- (Stipa tenacissima) Wanne geworfelt, und dann auf ein Haarsieb gebracht werden. Das Mehl wird dem Gesiügel vorgesetzt, und die Klümpchen werden ungefähr wie Reis in der Küche verwendet. Die Bewohner der Städte, namentlich die von Constantine, machen daraus vortreffliche Suppen, indem sie es mit Ochsenfleisch und dürren Aprikosen (fermass) sieden lassen, thun aber ungemein viel Pfeffer daran. Sie bereiten es auch als Tammina zu. Weniger heikel als die Städter, sammeln die Männer des Duars (d. h. die Landbewohner) das aus dem Haarsieb herausgefallene Mehl, und machen mit frischer Milch eine Art Brei daraus, den sie Ruina nennen.

Das Mermez ist bei der Gerste das was Frik beim Weizen ist. Sobald es in der Flamme gewesen und von seiner Hülse abgelöst ist, bringt man es mit ein wenig Wasser in einen kupfernen Kessel, und läßt es auf schwachem Feuer kochen. Dieses Kochen erheischt aber einige Vorsichtsmaßregeln. Hierauf breitet man die Körner auf einer Matte an der Sonne aus, um das Wasser mit welchem sie gesättigt sind verdunsten zu lassen. Sind sie gut getrocknet, so röstet man sie wie die Kaffeebohnen in einer breiten irdenen Pfanne. Sie dürfen bloß eine röthliche Farbe bekommen. Ist dieß geschehen, so werden sie auf der Handmühle gemahlen. Einmal zermalmt, wird das Mermez gebeutelt, und das Mehl welches man daraus erhält, geht durch zwei Haarsiebe von verschiedener Grösse. Aus dem reinsten Theile macht man einen Teig, indem man ziemlich viel frische Butter und Honig damit vermengt. Die Schawias benützen, ohne Zweifel ihrer Armuth halber, auch das geringhaltigere Mehl zu ihrer Nahrung. Sie kneten es mit Datteln von der unter dem Namen M'ars oder Ghars bekannten Art, und machen daraus eine feste eßbare Masse, deren sich besonders die Colporteurs, die Hirten, die Schmitter und selbst die Pilger bedienen. Was die Grütze betrifft, so bereitet man sie mit Ochsenfleisch zu. Es gibt Familien in denen man mit dem Frik und dem Mermez Kuskuß macht.

[1] Beschreibung des nördlichen Afrika's; übersetzt von Slane, Journal Asiatique, April und Mai 1859. S. 402.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

3. Rußland.

Nach dem letzten Pariser Frieden verkündigte Rußland, denen die es hören sollten, daß es in Zurückgezogenheit ganz sich selbst leben werde. Dieß sagte es zum Aerger seiner ehemaligen deutschen Bundesgenossen, von denen es sich schuld im Stich gelassen fühlte, und denen es — wahrlich nicht ohne Grund — mit den Folgen einer Allianz der Westmächte und ihrer Ideen drohte. Rußland wollte seine Ferienruhe zur Entfaltung seiner innern Kräfte benutzen und namentlich vom Leibeigenschaftszwange sich befreien. Vier Jahre lang hat es von diesem Vorsatze gesprochen, ohne daß man der Lösung um ein Haarbreit näher gerückt wäre. Ganz still wurde es von der Bauernangelegenheit im letzten Frühjahr, wo Rußland mit einer feindlichen Aufstellung an den österreichischen Gränzen drohte. So bekommt für uns die beabsichtigte Umgestaltung mehr und mehr das Gesicht eines mißrathenen Anlaufes. Offenbar hatte Kaiser Alexander darauf gerechnet daß die Leibherren von der nothwendigen Aufhebung ihrer Herrschaft ebenso überzeugt wären als er selbst, er vergaß aber daß seine Bojaren sich völlig zu Grunde richten müßten, sobald sie aus Gehorsam, Weisheit oder Menschenliebe zu den kaiserlichen Forderungen Ja sagten. Mehr als 11 Mill. „Seelen" von den 23 Mill. Leibeigenen sind bei den Banken verpfändet, und zwar würde, von dem Augenblick an wo das „Pfand" nicht mehr ein Leibeigener auf Lebenszeit, sondern nur ein Robotpflichtiger auf 12 bis 15 Jahre wäre, der hypothekenfreie Rest dieser „Seele" keinen Rubel mehr werth seyn. Im Grunde hat also der größere Theil der Bojaren nach Aufhebung der Leibeigenschaft nichts mehr zu verlieren, so daß die Opposition für sie die einzige Rettung ist. Ueberall, mit spärlichen Ausnahmen, hat der Adel in den Statthaltereien sein Widerstreben gegen den großen Schritt zur Befreiung ausgedrückt. Dazu haben die Besorgnisse über die möglichen Folgen einer Freizügigkeit der Bauern den politischen Werth der humanen Absichten des Kaisers sehr geschwächt. Würden heute sämmtliche Russen als frei erklärt, so brächen sie bei ihrer Nomadenluft von ihren Wohnplätzen mit Roß und Vieh auf, um in dem großen

Reiche ihres „Väterchens“ neue Ansiedlungsplätze zu suchen. Der Bauer muß daher immer an die Scholle gefesselt bleiben, selbst wenn er frei wird, nur daß in Zukunft die Gemeinde statt der Leibherrschaft ihm den Wanderpaß ausstellt und für den Abgezogenen dem Staate haftet. Je länger man sich nun mit Programmen und Gutachten herumschlägt, um so mehr gewinnen die Bojaren Zeit und Muth zur Opposition, besonders da die Begeisterung für das neue Zeitalter des „russischen Trajans“ schon zu erkalten beginnt. Dem Kaiser stehen jetzt nur noch zwei Wege offen, einer mißlicher als der andere. Entweder die Bauern werden ohne Zustimmung der Mehrheit unter den Bojaren frei erklärt, unter der Bedingung daß sie noch 10—15 Jahre in Robotpflicht verharren sollen — dann rückt die Aufhebung der Leibeigenschaft in eine weite chronologische Perspective. In einer solchen Zeit kann sich allerlei zutragen, Kaiser Alexander selbst möchte den Tag der Befreiung nicht mehr erleben und sein Nachfolger anderen Zielen nachgehen. Dann verwandelte sich die erbliche Leibeigenschaft in erbliche Frohndpflicht ohne Freizügigkeit, womit man im Grunde nur den Namen des Uebels gewechselt hätte. Es könnte auch geschehen daß Rußland seine Abwesenheit aus den europäischen Händeln nicht länger zu ertragen und zu entschuldigen vermöchte, und daß es wieder als Kriegsmacht auftreten müßte. Kriegszeiten aber unterbrechen jede innere gesellschaftliche Entwicklung, sie werfen den Staat wieder von der erreichten Höhe des Wohlstandes und schaffen neue Lasten und Bedürfnisse. Oder der Kaiser kann den Weg der Staatsstreiche, in Rußland Ukase genannt und im voraus geheiligt, gegen den Adel betreten, und mit einigen großen Federzügen die Bauern am nächsten Georgstag frei erklären, wie an einem Georgstag ein Czar sie zu Leibeigenen erklärt hatte. Ein solches Wort vom „Väterchen“ wäre eine „große Medicin“ für den Mudschik im ganzen Reiche. Nichts vermöchte es je wieder ungesprochen zu machen. Wer aber bändigte dann diese zwar gutmüthigen, aber doch noch halb kindischen Millionen? Was würden sie ungezwungen thun und schaffen, wenn sie bisher nur dem Zwang gehorchten? Wer wird die Hypotheken dieser „Seelen“ zahlen? Woher, wenn er seinen Adel völlig zu Grunde gerichtet hat, will der Staat noch die hinreichende Anzahl, forgfältig oder forgfältiger erzogener Diener hernehmen um seine Reich- und Provinzämter, seine Militärstellen und seine Bureaux zu besetzen? Einen dritten Stand wie in Frankreich, Deutschland oder England gibt es nicht; der Adel, die Bojaren, ist bis jetzt die einzige politisch befähigte Classe. Wollte der Kaiser die Freiheit der Bauern durch Cabinetsbefehl erklären, so stellte er sich gleichsam als Oberhaupt an die Spitze einer Bauernbewegung gegen eine Classe seiner Unterthanen die er wegen ihrer Brauchbarkeit doch nicht entbehren kann. Man fühlt also die Schwierigkeiten in die der Kaiser gerathen ist, besonders da ihm nicht einmal der Rückweg mehr offen steht, denn der Bauer weiß und wartet daß er frei werden soll, aber der Ukas will von Jahr zu Jahr nicht erscheinen.

Die bisherigen verfehlten Schritte berechtigen uns zu zweifeln ob der Kaiser und die Diener seiner Wahl ihren Vorsätzen gewachsen gewesen sind, und ob sie die Größe der Aufgabe und den Vorrath ihrer Mittel genau von gleichem Gewicht fanden. Weit besser wäre es gewesen nach Art der Vorfahren das Erbstück des 17ten Jahrhunderts langsam zu untergraben. Die Mahregel daß der Kriegsdienst von der Leibeigenschaft befreie, war ein langsames Gegengift, welches aber doch die Zahl der Freien und Unfreien nach und nach auf 18 gegen 23 Mill. brachte. Eine Verkürzung der Militärdienstzeit hätte den Proceß beschleunigt. Dann konnte ein Ukas kommen, der mit einem Federzug alle Leibeigenen befreite, die seit drei Jahren als Dienstboten, als Fabrikarbeiter, oder in Bergwerken vermiethet worden waren, überhaupt solche deren Leibeigenschaft ihren agrarischen Charakter verloren hatte. Dieser Streich hätte die schlimmste Gattung der Leibherren, nämlich solche von geringem Vermögen, getroffen. Man hätte ihnen von anderer Seite die Strafe gegönnt, denn gerade durch sie hat die Leibherrschaft ihre patriarchalische Würde verloren, und ist zu einem schnöden Seelenhandel und zu einem Schacher mit Menschenarbeit herabgesunken. Diese Befehle hätten etwa zwei Millionen Leibeigener die Freiheit verschafft, gerade genug um die Zahl der Freien und der Unfreien gleich zu machen, denn man weiß recht gut daß, wenn die Wagschale der Freien zu sinken beginnt, an ein Aufhalten nicht mehr zu denken ist. Dann galt es das Loskaufsrecht des Leibeigenen gesetzlich festzustellen, der Gutsherrschaft zu nöthigen für eine gewisse Summe von Frohnden auch die Benutzung einer größeren Ackerfläche zu gewähren. Man mußte dem Mudschik die Möglichkeit verschaffen sich ein Peculium und mit dem Peculium sich oder seinen Kindern die Freiheit zu erwerben. Wenn man dann langsam eine neue Zeit vorbereitet hätte, konnte der Staatsstreich erfolgen, aber in milder Form. Wenn der Kaiser einen Ukas gab, mit den einfachen Worten: alle Kinder von Leibeigenen die vom nächsten Georgstag ab geboren werden, sind frei geboren, so konnte man das Absterben der Leibeigenschaft an den Fingern vorrechnen. Die Bojaren hätten nicht an einen Widerstand gedacht, denn die Streiche wären auf Einzelne gefallen, der letzte und der Hauptstreich aber wäre erst fühlbar geworden nach 16 oder 17 Jahren, und was besorgen Menschen von einem Verlust der in jener Zeit eintritt? Wie die Sache jetzt steht, hat man vier Jahre planlos verloren, und den Gegnern der neuen agrarischen Verfassung nur Muße gegönnt sich zu einigen und gemeinsam die drohende Zukunft abzuwehren.

Wie dieser gute Vorsatz des Kaisers bald zu denen gehören wird mit welchen die Hölle gepflastert ist, so gewährt auch die ausswärtige Politik der letzten Zeit kein erquickliches Capitel in der jüngsten Geschichte Rußlands. Wir begreifen vollständig den bittern Aerger der Russen gegen Oesterreich; sich ärgern ist aber schon ein politischer Fehler. Aechte Staatsmänner sind eben so rein von Nächstenliebe, d. h. Liebe für den Nachbar, wie von Haß gegen einen Staat. Wie kann man überhaupt etwas hassen was im Grunde keine Persönlichkeit ist? War es kein russisches oder kein dynastisches Interesse welches den Kaiser Nikolaus zur Unterdrückung des magyarischen Aufstandes bewog, so war es ein Fehler Paskewitsch

marschiren zu lassen, denn die Staatskräfte sollen nur den Staatsinteressen dienen. Von Oesterreich verlangen daß es für diesen Fehler dankbar seyn soll, ist eine allzu große Naivetät, denn dieser Staat mußte sich doch sagen daß, wenn es russisches Interesse gewesen wäre die Erhebung der Magyaren zu unterstützen, der „große“ Paskewitsch wahrscheinlich als Alliirter von Kossuth und Görgey aufgetreten wäre. Selbst wenn man aber menschlichen Empfindungen einen Einfluß auf die Politik verstatten wollte, so müßten doch die Russen sich sagen daß es allein Kaiser Franz Joseph war welcher 1849 die Russen über die Karpathen rief, und der sie 1854 über den Pruth gehen hieß. Gesetzt nun das Schicksal wollte daß der kaiserliche Thron in Oesterreich erledigt und von einem neuen Monarchen bestiegen würde, welches Recht zu Haß und Groll bliebe den Russen noch übrig? Müßten sie nicht am Tag der nächsten Thronerledigung bereuen daß sie 24 Stunden früher zur Zerstückelung Oesterreichs mitgeholfen, nicht aus politischen Motiven, sondern aus Haß gegen einen Monarchen? Wenn es ein russischer Gedanke ist Oesterreich als Großmacht zu vernichten, warum half man im Jahr 1849 nicht den Ungarn? Ist es aber ein russischer Gedanke daß eine solche Macht wie Oesterreich erhalten werde, warum opfert man Staatsinteressen für eine Stunde des Frohlockens, dem die Reue auf dem Fuße folgen muß? Durch Sättigung seiner Rache ist noch nie ein Staat groß geworden, wie denn die Befriedigung eines Kitzels niemals zu den staatsmännischen Aufgaben zählen wird. Der Monarch oder Minister der das Staatsinteresse aus den Augen verliert und einer Genugthuung für seine Leidenschaften nachläuft, der geräth, ohne daß er es merkt, in die Garne des kaltblütigen Dritten, der nicht Haß und Liebe kennt, sondern der alle guten oder schlechten Erregungen der Völker oder der Regierungen für seine Zwecke, der sie als Dünger für seinen Klee zu gebrauchen versteht. So ist es Rußland gegangen: es wollte dem Kaiser von Oesterreich einen Possen spielen, und es half wacker mit daß Frankreich aus einer europäischen Großmacht eine europäische Allmacht wurde.

Bis zum Jahre 1853 hatte Rußland in Europa eine ganz andere Maske getragen, denn überall erschien es als der Hort desjen was von Gottes Gnaden kam. Keine Macht in Europa hatte sich seit 1792 mehr vergrößert als Rußland, und zwar immer zum Schimpf des heutigen Dogma's von den Nationalitätsrechten. Gemeinsame Gefahr und gemeinsame Gewissenslast verknüpfte die drei Complicen der Theilung Polens unter dem frommen Titel der heiligen Allianz. Da nun jede dieser drei Mächte bemüht war die fremden Bestandtheile ihres Reiches den ursprünglichen zu assimiliren, so mußten jedes Ereigniß, welches diese Verbauung stören konnte, alle drei zu gleicher Zeit fühlen. Die Gefahren des einen trafen mittelbar auch den andern, und sammelten sich irgendwo falsche Wetter, so mußten alle drei besorgen daß die Explosion nicht auch die mediatisirten Völker entzünden möchte. Ueberall waren russische Botschafter geschäftig alle, auch die ungefährlichen, Entwicklungen in den Nachbarstaaten zu hintertreiben. Als im Jahre 1848 unter so vielen wanken-den oder umgestürzenen Thronen der russische allein unberührt blieb, da erschienen die Kosaken als die letzte Arznei gegen die verzauberten Wesen, und wirklich kamen sie auch im Jahre 1849 nach Ungarn, um die Vorschriften der heiligen Allianz zu verrichten. Schlecht zu diesen Satzungen paßte es freilich daß Rußland im osmanischen Reich die unterworfenen Stämme zum Aufruhr erzog und zuletzt den Sultan angriff, dessen Herrschaft über Rumänen und Slaven auf keinen schwächern Titeln beruht als die Herrschaft der Russen über Kirgisen, Kalmücken, Tschuden, Finnen, Deutschen und Polen. Nach dem mißlungenen Angriff gegen die Pforte verläßt und verläugnet Rußland plötzlich seine alten Grundsätze. Der Anfang ward mit den Donaufürstenthümern gemacht, deren Ansprüche von Rußland bereitwillig anerkannt und deren Ziele gefördert wurden. Dieß war ein sichtbarer Verzicht auf die Ziele Katharina's und ihrer Nachfolger; denn wenn die russischen Kaiser jemals noch bis nach Konstantinopel vorzudringen hofften, warum sollte man ihnen den Weg dorthin durch ein nationales Reich der Rumänen versperren? Man vergaß aber Katharina und Konstantinopel, um Oesterreich eine erste und ernste Verlegenheit zu schaffen. Ein Königreich der Rumänen zwischen der Türkei, Rußland und Oesterreich bleibt die größte Anomalie, denn höhern Anspruch auf Selbstständigkeit besitzen sowohl andere Stämme Rumeliens, als auch die Polen, und vor allen die Magyaren. Von dieser Rache noch nicht gesättigt, blies Rußland mit vollen Backen in den italienischen Brand. Der Petersburger Congreßvorschlag war es bekanntlich welcher Napoleon III aus dem diplomatischen Engpasse heraushalf in den er nach Lord Cowley's Sendung hineingerathen war, und der Congreß selbst wurde für Oesterreich nur deßhalb eine Qual, weil Rußland die Napoleonischen Ideen als eine Ruthe für seinen Gegner zu benutzen gedachte.

Diese vielbesprochenen „Ideen“ bestehen aber nicht bloß darin die Unterthanen fremder Reiche zum Abfall aufzuwiegeln, um durch die Schwächung der festländischen Militärmächte Frankreichs europäische Hegemonie auf die Clientel einer Anzahl neugeschaffener Halbstaaten zu gründen, die ohne fremden Schutz nicht fortbestehen können, sondern diese „Ideen“ beziehen sich auch auf die innere gesellschaftliche Gliederung der einzelnen Staaten. Ein Erbstück aus der großen Revolution ist unantastbar den Franzosen erhalten worden, nämlich die Gleichheit der Stände. Noch ist man sich nicht überall klar daß gleichzeitig mit dem Kampf um den Grundsatz für die Unabhängigkeit der unselbständig gewordenen Völker ein Feldzug gegen die letzten Reste des feudalen Europa's bevorsteht. In Frankreich hat jede Bevorzugung irgend einer Classe aufgehört, und nur Verdienst und Brauchbarkeit entscheiden über das Fortkommen. Allenthalben, selbst auf dem Thron, herrschen die fähigen Emporkömmlinge, und erbarmungslos wird das Unbrauchbare bei Seite geworfen. Jeder bleibt an seinem Platz, bis er ihn durch einen Fehler verliert, wie der erste bedenkliche Mißgriff durch dem Oberhaupt des Staates Amt und Brod kosten würde. Bei völliger Gleichheit folgt die Nation auch blindlings ihren Führern, so

lange der Glaube an ihre Fähigkeit fortdauert. Diesem plebejischen Europa steht das patricische noch immer als Gegensatz gegenüber. Ganz sichtbar waren diese Gegensätze in den französischen und in den österreichischen Heeren. Soldatischer schlugen sich die Franzosen, ritterlicher die Oesterreicher: es war ein Zweikampf zwischen Parvenus und Seigneurs, und die Parvenus haben gesiegt, weil der Franzose den Marschallstab im Tornister trägt, der österreichische Magnat den Marschallstab, oder wenigstens den gestickten Kragen, in der Wiege findet. Das haben die Italiener vielleicht nicht berechnet daß sie mit den rothen Hosen ganz eigenthümliche Ideen in ihr Land riefen. Der Botaniker Schleiden erzählt uns daß man den Marsch der Russen durch Deutschland nach Paris an der Verbreitung eines Unkrautes zu erkennen vermöge welches vorher in Deutschland nicht anzutreffen war. Aehnlich ist überall wo französische Truppen durchgezogen sind, etwas von ihrem Grundsatze der Standesgleichheit zurückgeblieben. Die Empörung in der Lombardei und in Toskana aber wurde von dem italienischen Adel ausgebrütet, der exclusiver ist als irgend ein anderer. Ueberall sehen wir jetzt noch die Nobili an der Spitze, denn das Landvolk in der Lombardei war der erklärte Anhänger der österreichischen Regierung, und ist noch heute ein Gegenstand der Besorgniß für die provisorischen Gewalthaber in den Herzogthümern. Der Adel in Italien hat keinen Rückhalt auf dem flachen Lande, wie dieß in Preußen der Fall ist, er hat aber auch keinen Anhang in den Städten wo der Geist Mazzini's weht. Das ist ganz gewiß: mag aus Italien werden was da will, die Nobili werden ihre Rechnung nicht finden. Auch scheinen sie selbst es zu fühlen, da so viele Aristokraten sich auf den Garibaldischen Listen hatten eintragen lassen, um sich Verdienste und Ansprüche neben den Plebejern zu erwerben. So wird Italien nach französischem Muster und aus demokratischen Elementen sich gestalten, mit denen es sich viel leichter regieren läßt als man glaubt.

Aber nicht bloß Italien wird dem Drucke der französischen Ideen sich beugen müssen, sondern selbst in Deutschland kann man schon eine andere Stimmung der Gemüther wahrnehmen. Niemand war ärger verhaßt als der Urheber des 2 December und der Verfasser der Sicherheitsgesetze. Es gieng durch ganz Deutschland das Gefühl einer innigen Befriedigung an den eigenen Zuständen, verglichen mit der Polizeilust die durch ganz Frankreich wehte. Seitdem aber dieser Unhold plötzlich als Anwalt aller im Jahre 1848 erdrückten fremden Empörungen aufgetreten ist, hat man ihm längst den meuchlerischen Weg zum Throne vergeben. Wo es eine zertretene und getretene Partei gibt, erwachen alte Leidenschaften und betrachten mit wachsendem Behagen wie nach einander die alten Obrigkeiten von einem Emporkömmling erniedrigt werden. Dazu gesellt sich noch die Bewunderung über die Geschicklichkeit seiner Schachzüge und die Unbehülflichkeit oder Verwirrung der Gegner. Ehemals hieng das Bild des ersten Napoleon fast in jeder dritten deutschen Schenke, und ebenso würden wir jetzt schon den Neffen am gleichen Ehrenplatz finden, wenn man sich nicht fürchtete allzusehr die politische Schamhaftigkeit zu verletzen; inzwischen achte man nur darauf wie sehr sich die Stimmen seiner Bewunderer unter uns vermehren, Bewunderung aber ist eine Kupplerin. Jetzt zumal wo Papst und Klerus an die Reihe kommen, ist er ein Gaudium aller Philister geworden. Und nicht mit Unrecht zählt die Demokratie aller Orten auf ihn, da er offen die Romagnolen, welche eine nationale Regierung besaßen — die einzige italienische mit einem Italiener als Oberhaupt — in ihrem Abfall, empörte Unterthanen gegen eine nationale Regierung begünstigt. Wo irgend eine Provinz oder ein Stamm seine abhängige Lage ändern will, wird er seine Blicke nach Paris richten, Abgeordnete zu dem Kaiser senden, von diesem Rathschläge erbitten, in der Heimath sich disciplinieren, der eigenen Obrigkeit Schwierigkeiten bereiten, ihre Geduld auf die Probe setzen und sie zu falschen Schritten hinzureißen suchen. Dieß ist etwa heute schon was in den Eingeweiden Europa's sich zuträgt. Montenegriner, Rumänen, Neugriechen, Nord- und Süditaliener und Magyaren erwarten Losungswort und Stunde von dem dritten Bonaparte. Vor dem Jahre 1848 hätte jedes Cabinet in Europa eine solche künstliche Revolutionszüchtung als ein illoyales Gewerbe verschmäht, jetzt versucht sich sogar Rußland in dieser Industrie. Läßt man nun dem Mann in den Tuilerien Zeit Italien und Ungarn ihren rechtmäßigen Monarchen zu entreißen, so wird die Reihe zuletzt auch an Polen kommen. Ein freies Italien, ein freies Ungarn, ein freies Polen, ein freies Rumänenland, ein dualistisches Deutschland, ein zurückgedrängtes Rußland — neben diesen Staaten und Mächten vor Unmächten ist Frankreich als Protector der Halbstaaten größer als das Reich Karls des Großen, welches der erste Napoleon so gern nachgeahmt hätte.

Während nun diese hohen Dinge im Werke sind, kennt Rußland keine würdigere Aufgabe als mit Hohn und Schadenfreude auf die Saaten der österreichischen Politik seit den letzten zehn Jahren herabzuschauen. Es hilft einer neuen Zeit und neuen bewältigenden Gedanken den Weg bahnen, den sie nothwendig bis an und bis über die Weichsel fortsetzen werden. Von einem sogenannten europäischen Gleichgewicht ist längst nicht mehr die Rede, denn Frankreich hat einen solchen Aufschwung genommen, daß nur noch eine Coalition ihm die Spitze bieten könnte. Aber niemand denkt daran dieses Bündniß zu schließen, sondern jede Macht sucht sich nur so lange als möglich neutral zu halten, oder rüstet sich wie England um in Zeiten der Noth allein stehen zu können. So verschwinden die Mächte scheu von dem europäischen Schauplatz, und gönnen Frankreich Zeit seine Anschläge leise nach einander auszuführen, ja die Hände im Petersburger Cabinet helfen ihm sogar bauen, denn sie haben redlich zur Gründung des rumänischen und neufardinischen Reiches beigetragen. In Belgrad, auf den Schwarzen Bergen, in Bucharest und Jassy, in Athen, in Konstantinopel, wo das russische Wort sonst den Ausschlag gab, wo russische Botschafter oder Consuln einst den nämlichen Platz einnahmen wie die sogenannten britischen Residenten an den Höfen der noch freien indischen Radschas, da haben überall die Moskowiter ihren Rang und ihre Geltung an Franzosen abtreten müssen. Dieß alles überschen die Russen

aus lauter Frohlocken über die Bedrängnisse Oesterreichs. Hätte, darf man wohl fragen, Katharina so gehandelt? Würde nicht Kaiser Nikolaus, wenn ihn der pontische Krieg nicht schon zur Grube gebracht hätte, dieses Erlöschen Rußlands in den europäischen Händeln überlebt haben?

Die Capitulation des Emir Schamyl bedeutet die vollständige Bewältigung des Kaukasus, denn die Russen werden nicht versäumen das östliche Gebirge mit Straßen zu durchschneiden und die Straßen durch Forts zu sichern. Es werden dann wohl hie und da noch einzelne unbedachtsame Empörungen auflackern und Waffenlärm die Thäler erfüllen, allein immer werden solche Bewegungen örtlich beschränkt bleiben und leicht erstickt werden können. Jetzt wo die Russen die Herrschaft über das schwarze Meer verloren und sich selbst in den Donaufürstenthümern einen neutralen Wall gegen die Pforte aufgebaut haben, können sie der Zähigkeit des kranken Mannes nicht anders beikommen als mit einem Marsch durch Anatolien. Die Sicherheit des Kaukasus kann ihnen für solche Fälle von großem Werth seyn. Dennoch weiß man nicht recht ob man der russischen Armee zu ihrem großen Fang Glück wünschen muß. Schamyl hat für die Ausbildung der russischen Truppen mehr gethan als die Gesammtheit der kaiserlichen Generalität. Der Kaukasus war eine treffliche Schule für das Abc, und Schamyl ein Schulmeister wie man ihn brauchte. Wie viel haben die Sieger bei Magenta und Solferino nicht auch dem halbverschollenen Abd el Kader zu danken gehabt! Es ist eine Freude daß man den Kaukasus genommen und den König der Müriden gefangen hat, aber noch besser wäre es man ließe den Emir reich belohnt wieder frei und fienge das Lied von vornen an, denn wer soll künftig noch die Söhne des „Väterchens“ Speere werfen lehren?

Was die vielbeschriebenen Erfolge der Russen in der Mandschurei betrifft, so urtheilt man in Europa noch immer nach Quadratmeilen, ohne jede Rücksichtnahme auf den physikalischen Werth. Die Russen mögen etwa jetzt 30 Dörfer oder Poststationen von der Mündung des Amur bis zur Mündung des Ussuri besitzen. Eine solche Poststation besteht aus zwei bis drei Hütten, und wenn man den Mund recht voll nimmt, so mögen vielleicht 2—3000 sibirische Russen gegenwärtig in die Mandschurei eingewandert seyn, d. h. in acht Jahren ungefähr so viel als in den fünfziger Jahren Californien, im vorigen Jahr British-Columbien in Einer Woche empfieng. Die Mandschurei selbst hat nach allen Beschreibungen anziehendes nur für den Bewohner Sibiriens, der Amur selbst aber ist ein trauriges durch Eis sieben Monate lang gesperrtes, der Bergfahrt äußerst beschwerliches Verkehrsmittel, welches jedenfalls nur eine dürftige Cultur tragen wird. So ist in unsern Augen die Besitzergreifung des Isthmus zwischen Amur und tatarischem Golf in der Mandschurei zwar ein Fortschritt der russischen Continentalausbreitung, der zu wichtigen Gestaltungen in der asiatischen Politik führen möchte, wenn man mit großartigen Mitteln und Nachdruck vordringen könnte, der aber bis jetzt nur die Landkartenpolitiker zu erhitzen vermag. Man vergesse nie daß die Bevölkerung Sibiriens nur drei Mill. Köpfe beträgt, die sich auf einem ungeheuren Raume bis zum Verschwinden verdünnen. Bei einem solchen Menschenmangel verbieten sich rasche Entwicklungen von selbst.

Miscellen.

Londoner Gemüse-Gärten. Ein großer Theil des Gemüses und Obstes das auf die Londoner Märkte kommt, wird in der unmittelbaren Umgebung der Stadt gebaut. Die Paris, ist London von Moorgärten umgeben, die einen Flächenraum von 4800 Hektaren haben und auf denen sich ungefähr 2000 Obstbäume erheben. Man kann nichts sorgfältigeres sehen als diese Gärten, welche jährlich vier oder fünf Ernten liefern. Man würde darin nicht nur vergeblich ein schlechtes Kraut suchen, sondern die Pflanzen werden überdieß mit der Lupe untersucht, um den Mehlthau und die schwammigen Auswüchse hinwegnehmen zu können; die Asseln werden von Hennen vertilgt, welche eigenthümlich beschuht sind um sie am Scharren zu hindern, und die andern schädlichen Insecten werden von Kröten verjagt, die man zu dieser Verwendung duzendweise um 6 Spilling kauft. Wie man versichert, sind mindestens 35,000 Personen mit dem Gemüsebau beschäftigt, ungerechnet diejenigen welche entweder in der Provinz oder auf dem Festland einzig zu dem Zwecke reisen London mit Obst und Gemüse zu verproviantiren; denn die Einfuhr dieser Waaren ist sehr beträchtlich, und man schätzt die Zahl der Gemüse- und Obsttonnen, welche von den sieben in London mündenden Eisenbahnlinien in die britische Metropole befördert werden, auf nicht weniger als 70,000. (Journ. pour Tous.)

*

Das amerikanische Nordcap. Unter den interessanten Thatsachen von Capitän M'Clintocks Expedition, deren Erzählung jetzt in den Händen Tausender von Lesern ist, befindet sich eine besonders beachtenswerthe, nämlich die Bestimmung der Lage des nördlichsten Punktes des amerikanischen Festlandes. Hinfort wird das antarktische Cap Horn seinen Pendant, so zu sagen, im arktischen Cap Murchison haben — ein Name der in der Wissenschaft der Geographie wie der Geologie einen gleich guten Klang hat. Capitän M'Clintock schreibt hierüber: „Unsere Arbeiten haben die genaue Lage des äußersten nördlichen Vorgebirges des amerikanisches Festlandes bestimmt; ich habe ihm den Namen Murchison beigelegt, nach dem ausgezeichneten Präsidenten der königlichen geographischen Gesellschaft — dem unverdrossenen Fürsprech dieser „weitern Aufsuchung“ („Further Search“), und dem fähigen Kämpen der Lady Franklin, als sie all der Unterstützung bedurfte welche Privatfreundschaft und öffentliche Theilnahme bieten konnten.“ (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. Augsburg, 22 Januar 1860.

Ein Vorfall an Bord eines Ostindienfahrers.

(Aus Chambers's Journal.)

Die erste Mittagmahlsglocke war eben verklungen, als sich der Ruf erhob: „Ein Schiff, ein Schiff!“ Wer das Festland nie aus dem Auge verloren, kann sich nur einen schwachen Begriff von der Aufregung machen den ein so anscheinend unbedeutender Vorfall wie das Zusammentreffen von Schiffen weit außen im Meere veranlaßt. Wir verließen insgesammt, ohne alle Ausnahme, unsere zeitweiligen Beschäftigungen, und eilten aufs Verdeck. Windwärts blickend, sahen wir ein großes einer Fregatte ähnliches Schiff, ungefähr hundert Ellen entfernt, das nach seiner Richtung hin segelte, sondern anscheinend beilag.. Der Nebel, wie ich anführen muß, hatte sich so eben ein wenig verzogen, sonst würden wir es nicht bemerkt haben. Indeß konnten wir es nur mit aller Anstrengung unserer Sehkraft wahrnehmen, da es bloß schwach sichtbar war, und ein wahrhaft gespenstisches Ansehen hatte. Man sah nichts lebendiges auf den Verdecken, und in wenigen Minuten senkte sich der Nebel wieder, und entzog uns, einem Vorhang gleich, den Anblick des Schiffs vollständig. „Das Schiff legt auf dem unrechten Bug bei,“ sagte Capitan P.; „der Orkan wird es sicher von hinten fassen, eh' der morgende Tag anbricht.“ — „Und dann?“ — „Nun, dann werden seine Eigenthümer nie wieder von ihm hören!“

Zu signalisiren, es vor der Gefahr zu warnen, war unmöglich, da man unsere Signale nicht hätte sehen können; zu wenden und den Versuch zu machen ihm näher zu kommen, war gefährlich. Es blieb uns also nichts übrig als unsere Fahrt fortzusetzen, und uns der Hoffnung hinzugeben das unbekannte Schiff werde vielleicht doch noch sich zu retten wissen. Indeß waren jetzt nur wenige unter uns welche nicht fühlten daß das Mittagsmahl — das große Ereigniß des Schiffslebens — seinen gewöhnlichen Reiz verloren habe, und die Tafelscherze fielen für diesen Tag sehr schwach und mager aus.

Die ganze Nacht heulte der Wind, und die Gewässer tobten mit unaufhörlicher Wuth. Am Morgen hatte sich, wie wir fanden, der Sturm merklich gelegt, und ehe die Frühstücksstunde herangelangt war, rollte der „Swift“ mit Ausspannung all seiner Segel lustig davon. Der Nebel war verschwunden, und die Sonne schien von einem so sanftblauen Himmel herab, daß wir uns nur mit Mühe noch die düstere Scene des gestrigen Tages ins Gedächtniß zu rufen vermochten. Der alte Ocean behauptete jedoch immer noch sein aufrührisches Aussehen. So weit das Auge reichen konnte, wälzten sich die Wogen in regelmäßigen Undulationen, Reihe über Reihe, gleich den Gebirgszügen einer Alpengegend, dahin. Der „Swift“ wankte hin und her, wogte auf und ab in dem schweren Wellenschwall, daß es schien als sollten wir unser Gleichgewicht, ja unsern Gleichmuth verlieren. Sobald aber der Tag anbrach, legte sich das Gewoge allmählich, und als um 4 Uhr Abends die willkommene Glocke erklang, glitten wir auf der glatten Oberfläche ungekräuselter Gewässer dahin.

Am selbigen Abend hatten wir uns eben zu einer ruhigen Whistpartie niedergesetzt, als der wachthabende Officier mit einem etwas ängstlichen und verlegenen Blick in den Salon trat, und den Capitän zögernd ersuchte aufs Verdeck zu kommen. Sein Ton und seine Manieren fesselten unsere Aufmerksamkeit, und Ahnungen mancher möglichen Unglücksfälle durchzuckten unsere Gemüther.

„Was gibt's?“ fragte der Capitän.

Der Maat erwiederte, er habe einen sonderbaren Ton auf dem Wasser gehört, der große Aehnlichkeit mit dem Ton eines Nebelhorns (fog-horn) habe. Der Mann am Rad und ein Passagier hätten ihn ebenfalls vernommen. Anfangs, sagte er, schien er von einem windwärts vor uns liegenden Punkte zu kommen; allein wie das Schiff vorrückte, ward der Lärm hinten wiederholt, gleich als ob wir an der Stelle von der er herrührte vorüber seyen.

Der Capitän warf seine Karten hin, und eilte aufs Verdeck, und wir folgten dem würdigen Patron. Gespannt horchend, vernahmen wir alle eine Wiederholung des beunruhigenden Tons. Der Capitän hielt ihn für den Ruf in Lebensgefahr befindlicher Menschen, und ein alter Colonist behauptete es sey ein entferntes „Ku-i!“ — der Ruf des australischen

Buschmanns — und ich meinerseits glaubte mich überzeugt den Seemanns Gruß „Schiff hollah!“ der schwach und wehmüthig über den dunklen Ocean herüberschalle, gehört zu haben.

Plötzlich stellte der Capitän das Steuerruder hinab, brafte die große Raae, und zündete ein blaues Licht an. Hell und lebhaft flackerte die Flamme über die Wellen, und als habe man es bemerkt, wiederholten sich die Rufe aber- und abermals, und stets von der nämlichen Seite. So sehr wir auch in der Erklärung der eigentlichen Beschaffenheit dieser Töne von einander abwichen, über die Richtung woher sie kamen waren wir alle einig. Dann riefen wir uns das Schiff ins Gedächtniß das wir am Tage zuvor beiliegend so undeutlich wahrgenommen, und nun hegte keiner von uns mehr einen Zweifel darüber daß sich einige arme Tröpfe ermüdet in einem Boot oder auf einem Floß inmitten des öden Oceans herumtrieben — öde im wahren Sinn des Worts in diesen Breiten, wo, mit Ausnahme derer die nach Australien bestimmt sind, nur wenige Schiffe segeln. Die Opfer von Feuer oder Schiffbruch waren an unserm Schiffe vorbeigeschwommen, scheinbar ungehört und unbemerkt in der dunklen Nacht. Wir schilderten sie uns selbst — hungrig und halbnackt, kalt, naß und müde — an einige zerbrechliche Bretter oder Balken sich anklammernd. Welche Hoffnung und Freude muß sich dieser Unglücklichen bemächtigt haben, als die schlagenden Wogen sie dem hohen Schiff entlang trugen, das sie ganz in ihrer Nähe sichtbar werden sahen! Wie hatten sie die letzten Reste ihrer schwindenden Kräfte angestrengt um sich hörbar zu machen! Wie mehr und mehr schwanden ihre Hoffnungen dahin, als sie hinter dem Schiff herfuhren ohne Antwort! Wie erfuhr, als die rauhen Gewässer sie hinter das Schiff trugen, ihre Erwartung! In unaussprechlicher Verzweiflung warfen sie sich längs des Gebälks des Flosses hin, überzeugt ihr Elend möchte sich verlängern, und Tod und Verderben müsse sie zuletzt doch unvermeidlich ereilen!

Während diese in rascher Folge auftauchenden Gedanken unsere Gemüther in Angst und Sorge versetzten, hatte der Capitän die nothwendigen Schritte gethan um den einsamen Seefahrern zu Hülfe zu kommen. Langsam, aber sicher, wandte das Schiff, und schlug den Rückweg ein um dieselben aufzusuchen. Blaue Lichter wurden beständig brennend erhalten, und Hr. Quain, der Hauptofficier, schrie mit Stentor-Stimme: „Boot hallo!“ Dann horchten wir in so tiefem Schweigen auf eine Antwort, daß wir deutlich das Schlagen unsers eigenen Herzens vernehmen konnten. Mittlerweile hatte sich die Nachricht durch das Schiff verbreitet, und die Mannschaft und sämmtliche Passagiere, jung und alt, waren heraufgeeilt um Zeuge des Erfolgs zu seyn. Kein Ton wurde unter diesen Leuten gehört, und doch belief sich ihre Anzahl auf hundert und vierzig Köpfe. Aller Athem schien ihnen ausgegangen, jede Zunge stumm, kurz, man hätte, wie man zu sagen pflegt, eine Feder hören können wenn sie aufs Verdeck gefallen wäre. Jetzt kam über die murmelnden Wellen ein schwacher Ton. „Die Antwort ist da!“ riefen wir alle. Es ist unmöglich vermittelst bloßer Worte die nun folgende Aufregung vollkommen zu schildern: eine der weiblichen Reisenden sank in gänzliche Ohnmacht; viele vergossen stille Thränen, und die Gesichter der kaltblütigsten und mindest empfindsamen Männer an Bord erbleichten vor Theilnahme und Angst.

Abermals rief die Kraftstimme des Hauptofficiers „Boot hallo!“ und abermals, diesmal jedoch näher und deutlicher, ward der antwortende Ruf vernommen. Fast in demselben Augenblick ertönte eine zweite Antwort von entgegengesetzter Seite. Guter Himmel! sollten denn zwei Boot- oder Floßladungen von Duldern da seyn? Das Schiff sputete sich um eine Antwort auf unsere peinlichen Gedanken zu suchen. Lichter wurden nun auf dem Vordercastell wie auf dem Stern angezündet. Mehr und mehr näherten wir uns den Tönen, die mit jedem Augenblick sich häufiger und deutlicher vernehmen ließen. Plötzlich schienen sie in nächster Nähe zu seyn, und wir schauten ängstlich in die Düsterheit hinaus, in der Hoffnung den Ort woher sie kamen zu entdecken. Vergeblich! Unsere Verwirrung — ich hätte fast gesagt unsere Bestürzung — läßt sich aber begreifen als man die Rufe gleichzeitig von allen Seiten hörte. Wir schienen inmitten eines Heers wehklagender Unglücklichen zu seyn, die nichtsdestoweniger unsichtbar waren. Was für ein Geheimniß war dieß?

Jetzt erfaßte ein Gedanke zuerst ein Gemüth, dann ein anderes, dann mehrere. Einige wagten ihn auszusprechen — sie wurden in ihrer Meinung kühner — sie bekehrten andere zu ihrem Glauben. Bald bemächtigte sich Ueberzeugung unser aller; der Maat wiederholte sie, der Capitän bestätigte sie. War es? — Ja, mit einem Wort: es waren die wilden Seevögel die einander zurufen wenn sie über dem Ocean schweben! „Es ist ihre Paarungszeit,“ sagte der Capitän ruhig. „Die großen Raaen aufgebraßt, das Schiff gewendet, Hr. Quain. Und nun, meine Herren, wollen wir unsere Whistpartie vollenden.“

Samuel Champlains Reise nach Westindien und Mexico mit der spanischen Silberflotte von 1599—1602.

Die Hakluyt-Gesellschaft [1] in London hat im verflossenen Jahre das handschriftlich vorhandene Tagebuch der ersten Reise des Entdeckers Champlain aus dem Französischen ins Englische übersetzen und, sammt einer biographischen Einleitung über den Verfasser, geziert mit sehr vielen Facsimilie der Handschrift in London drucken lassen. [2] Ein ganz eigen-

[1] Hakluyt war ein britischer Gelehrter der am Ende des 16ten Jahrhunderts lebte und in drei großen Quartbänden alle ältern Urkunden über Entdeckungen oder frühe Reisen sammelte und zum Theil ins Englische übersetzte. Die gelehrte Gesellschaft, die sich nach ihm benennt, setzt diese Ausgabe schon seit einer Reihe von Jahren fort, und ihre Veröffentlichungen bilden bereits eine kleine Bibliothek.

[2] A Voyage to the West Indies and Mexico in the years 1599 — 1602 by Samuel Champlain, translated by Alice Wilmere, edit. by Norton Shaw. London 1859.

thümlicher Reiz ruht auf solchen Beschreibungen, die uns in vergangene Zeiten so nahe zurückversetzen, als handelte es sich um Zustände die gestern oder vorgestern noch bei Kräften waren. Nichts belehrt uns auch besser wie vieles anders geworden sey, und warum es hat anders werden müssen. Champlain selbst erscheint hier noch in einer untergeordneten Rolle, und zwar in fremden Diensten, denn nachdem der Marschall Brissac 1598 seine Armee nach Unterwerfung der Bretagne aufgelöst hatte, gieng Champlain, der dadurch brodlos geworden war, nach Spanien um auf der westindischen Flotte zu dienen, und zwar mit dem naiven Gesuchniß, „um bei seiner Rückkehr einen getreuen Bericht über alle Vorkommnisse Sr. Maj. (Heinrich IV) zu erstatten" — also halb und halb als französischer Spion. Er wendete sich deßhalb nach Blavet in der Bretagne, damals noch in den Händen der Spanier, und empfahl sich dem Schutz eines Oheims, der unter dem Namen des „provençalischen Capitäns" auf der spanischen Flotte den hohen Rang eines Piloto general bekleidete. Während er sich nun mit diesem nach San Lucar de Barameda, dem äußern Hafen von Sevilla, begab, brachte dorthin eine Patache (Schooner) die Nachricht daß die Engländer die Insel Puertorico bedrohten. Sogleich wurde Befehl gegeben daß eine große Flotte von 20 Segeln und 2000 Mann an Bord der bedrängten Insel zu Hülfe eilen sollte. Ehe aber dieses Geschwader auslief, kam eine zweite Patache aus Westindien mit der Nachricht daß Puertorico bereits dem Feind in die Hände gefallen sey. Jetzt unterblieb die Absendung der großen Flotte, und es gieng nur wie gewöhnlich alle drei Jahre die Silberflotte nach Westindien, diesmal unter dem Befehl eines Malteserritters Don Francisco Colon. [1] Der provençalische Capitän übergab Champlain den Befehl über den San Julian, eine, wie es scheint, ihm zugehörige Barke, welche für eine Krone per Tonne und Monat für die Fahrt gemiethet worden war. Man lernt daraus wie hoch damals atlantische Frachten bezahlt wurden, doch war das Rhedergeschäft damals auch mit doppelten Gefahren von See und Seeräubern bedroht, und das Versicherungswesen nicht so wirksam als heutigen Tages. Anfangs Jan. 1599 stach die Silberflotte in die See, und erreichte in sechs Tagen die Canarien. Von dort durchschnitt man den „Damengoli," wie die Spanier die fast stürmelose, atlantische Strecke in der Nähe des Wendekreises nennen, und in 66 Tagen nach der Abfahrt von St. Lucar kam La Defeada in Sicht. Diese Insel erhielt den Namen der Erwünschten, weil seit Columbus' Zeit bis in unser Jahrhundert fast alle Westindienfahrer nicht bloß unter der Breite der Canarien das atlantische Meer zu kreuzen, sondern von allen kleinen Antillen an La Defeada vorbeisegelten suchten, um sich zu orientiren. Bei Guadalupe lief man an um frisches Wasser zu nehmen. Diese Insel ward damals noch nicht von europäischen Ansiedlern, sondern von Kariben bewohnt. Dieser herrliche Menschenschlag schien damals schon viel von seiner ehemaligen Streitfertigkeit verloren zu haben, denn Champlain berichtet daß die Wilden am Ufer mit der höchsten Schnellfüßigkeit vor den laudenden Matrosen entflohen seyen. Von Guadalupe näherte man sich dem Inselschwarm Las Virgines, [1] deren Zahl, meint der Verfasser, gar nicht ausgesprochen werden könnte, obgleich 800 schon für entdeckt galten, die damals sämmtlich noch verlassen und unbewohnt waren. Von den „Jungfrauen" gieng die Fahrt Südsüdwest nach der Insel Margarita. Champlain gibt uns keine Aufklärung über diese seltsame Veränderung des Curses, wir wissen aber daß die Silberflotte damals, gerade so wie der heutige Lloyd in der Levante, gewisse Stationen anlaufen mußte. Zu diesen gehörte auch der Hafen Margarita auf der Insel dieses Namens, die ihn ganz mit Unrecht führt, denn die Perlenfischereien lagen nicht, wie auch Champlain ungenau wiederholt, an der Küste von Margarita, sondern bei dem kleinen Nachbarinselchen Cubagua (auf modernen Karten in Cuagua corrumpirt). Zu A. v. Humboldts Zeiten waren die Bänke beinahe völlig erschöpft. Champlain dagegen erzählt uns daß täglich noch 300 (?) Barken aus Margarita auf den Perlenfang ausgelaufen seyen. Das Fischen wurde von Negersklaven auf Rechnung des Fiscus betrieben. Diese Mittheilung ist wichtig, denn ursprünglich wurden dazu Eingeborne gehalten, aber die milden Indianergesetze die seit Karl V zur Geltung kamen, erlösten sie von dieser gefährlichen Arbeit, freilich nur auf Kosten der schwarzen Race.

Von Margarita aus steuerte die Flotte nach S. Juan de Puerto Rico. Dieser Hafen besaß damals einen blühenden Handel, und schon 1595 hatte ein britisches Geschwader unter Drake und Hawkins einen Versuch gemacht die Stadt und ihre Citadelle zu überrumpeln. Dieß gelang erst 1598 George Clifford, Grafen von Cumberland, welcher seine Mannschaft heimlich landete, Stadt, Burg und Insel eroberte, die spanischen Ansiedler vertrieb und sich ausschidte Puertorico als eine britische Besitzung zu behaupten. Allein in kurzem brachen tropische Fieber unter der Garnison aus, und nachdem er drei Viertel seiner Mannschaft verloren hatte, hielt er es für rathsam sich wieder nach der Heimath einzuschiffen. Dieß geschah erst 14 Tage vor Ankunft der Silberflotte. Nach den Aussagen der zurückgebliebenen Bewohner hatte der spanische Statthalter die Citadelle auf die erste Drohung den Engländern übergeben und war mit diesen entflohen, weil er fürchten mußte in seiner Heimath zur Rechenschaft gezogen zu werden. Als die Eingebornen, [2] welche sich vor den Engländern in die Gebirge zurückgezogen hatten, diese abgezogen sahen, kamen sie wieder in die Stadt, und aus ihrem Munde ließ der Anführer der Silberflotte ein Protokoll über den Hergang des britischen Einfalls aufnehmen. Champlain beschreibt uns nun die Insel in dem naiven Kraut- und Rübenstyl der

[1] Colombe im Original, keinesfalls ein Nachkomme des Entdeckers von Amerika.

[1] Genauer Las onze mil virgines, nicht etwa wegen ihrer großen Anzahl, sondern weil sie am Tage der heiligen Märtyrinnen (21 October) zuerst gesehen wurden.

[2] Champlain spricht von Indianern, wir wissen jedoch ganz genau daß schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf Cuba und Haiti die Urbevölkerung erloschen war. Sollte der Proceß auf Puertorico länger gedauert haben?

damaligen Zeit: „Die beste Waare auf der Insel, heißt es unter anderm wörtlich, ist Zucker, Ingwer, Cañafistula (canifiste), Rohrhonig (?), Tabak, Ochsenhäute. Die Luft ist sehr heiß, und es gibt viele kleine Vögel die den Papagaien gleichen, aber Perriquitos genannt werden, nicht größer als die Spatzen, mit rundem Schwanz. Man richtet sie oft zum Sprechen ab, und sie sind sehr gemein auf der Insel." Cannafistula war damals ein beliebtes Apothekermittel von der Wirkung des Rhabarbers, ist aber außer Mode gekommen; merkwürdig ist es auch daß Champlain nicht mehr des Goldes unter den Landesproducten erwähnt, obgleich Puertorico, wie überhaupt die großen Antillen, am Anfange des 16ten Jahrhunderts einen californischen Weltruf genoß, wenn man so anachronistisch sprechen darf. Merkwürdig ist es ferner den Tabak bereits unter den Stapelartikeln aufgeführt zu hören, da der Gebrauch dieses Genußmittels erst in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts nach Europa gelangte, also bis zum Ende desselben eine sehr rasche Ausbreitung gewonnen haben muß.

Nachdem der Admiral in San Juan eine Garnison von 300 Mann mit 46 Stücken zurückgelassen hatte, theilte er sein Geschwader in drei Haufen. Vier Segel behielt er selbst bei sich, drei sendete er nach Porto bello (das heißt nach dem Hafen des Isthmus, wo die Ueberlandroute nach Panama gieng) und drei nach Neu-Spanien (Mexico). Während nun der Admiral nach der Tierra Firme (so hieß die Statthalterei an den Küsten des caribischen Golfes, das heutige Venezuela sammt dem Magdalenenthal) abgieng, gehörte der San Julian zu dem mexicanischen Geschwader. Dieses begab sich von Puerto Rico zunächst nach der Nordküste von Haiti, und zwar zum Puerto de la Plata, wo es anlief, um nachzufragen ob nicht etwa fremde Segel sich hätten blicken lassen. Um das zu verstehen, müssen wir uns in die Zeiten des dichten Monopolsystems zurückversetzen. Jedes Schiff welches sich den Colonien näherte und nicht zur spanischen Flotte gehörte, wurde wie ein Schmuggler oder Pirat betrachtet und behandelt. Auf der Insel galt ein königliches Bando, wonach jeder Neger der ein fremdes Segel erblickt und zuerst und rechtzeitig dem Statthalter Anzeige davon gemacht hatte, die Freiheit erhalten solle. Im Puerto de la Plata erfuhr man nun daß sich zwei französische Segel an der Küste hatten blicken lassen, und augenblicklich machte man Jagd auf sie. Bei dem Hafen Mançanilla hörte man weiter daß die beiden Schmuggler im Hafen Musquitos gegenüber der Schildkröteninsel (Tortuga) liegen sollten. Am nächsten Tage um 3 Uhr bekam man sie in Sicht. Eilig suchten sie in See zu stechen, als sie aber merkten daß ein Entrinnen nicht möglich sey, verließ die Mannschaft das eine Schiff im Boot um sich am Lande zu verstecken, während das andere Fahrzeug absichtlich gegen den Grund lief. Auf diesem fand man nur einen einzigen lahmen Seemann, der sich nicht wie die übrigen zu retten vermochte. Er berichtete daß die Schiffe aus dem weitland ersten französischen Seeplatze, nämlich aus Dieppe seyen, während dreizehn andere große französische, englische und flandrische Fahrzeuge zum Theil sogar bewaffnet in der Bay S. Nicolaus (Westspitze) lägen. Der spanische Commodore brach sogleich auf und warf um 3 Uhr am nächsten Morgen hart vor der Ausfahrt der Bay die Anker, voller Freude die dreizehn Schmuggler eingesperrt zu haben. Hierauf versammelte er seine höheren Officiere zu einem Kriegsrath. Die Capitäne und Piloten erklärten es für höchst unwahrscheinlich daß der Feind es wagen würde an den Kriegsschiffen vorüber die hohe See zu suchen, und daß das schlimmste was sich zutragen möchte eine Flucht der Schmuggler ans Land wäre, weßhalb man am besten 100 Mann aus Ufer setzen möchte um diesen Rückzug abzuschneiden. Als man nun nach diesen Rathschlägen handeln wollte, näherten sich plötzlich keck die Schmuggler dem Hafenausgang und entschlüpften mit solcher Geschwindigkeit, daß man auf dem Admiralschiff das Ankertau tappen mußte um ihnen nur folgen zu können. Auf hoher See zeigte sich bald daß die fremden Schiffe weit bessere Segler waren als die Spanier. Während dieser Jagd geschah es daß das spanische Geschwader eine Patache der Feinde erreichte, die mit vollen Segeln zu entrinnen suchte. Man rief ihr zu die Segel fallen zu lassen, und da sie nicht gehorchte, wurden etliche scharfe Kanonenkugeln auf sie abgefeuert, aber sichtbar ohne Eindruck zu machen. Der spanische Commodore ließ jetzt seine eigenen Patachen Jagd machen. Diese nahten sich dem feindlichen Fahrzeug auf dem keine Seele sich zeigte. Die Officiere hatten Mühe ihre Soldaten zum Entern zu bewegen, denn diese behaupteten der Teufel selbst steure den Schooner, und es sey nicht gerathen das unheimliche Fahrzeug zu betreten. Die Spanier nahmen die Segel von der Patache und überliefern den Rumpf seinem Schicksal. Ueber diesen Zwischenfall hatten die Feinde noch größern Vorsprung gewonnen und ihre Verfolgung mußte endlich eingestellt werden.

Haiti oder, wie es damals hieß, Española, trieb den nämlichen Handel wie Puertorico; von Goldproduction ist auch dort nicht mehr die Rede, obgleich am Anfang des Jahrhunderts die Goldwäschen in dem Gebirgsland Cibao eines solchen Rufes genossen, daß sie geradezu für das Salomonische Ophir erklärt wurden. „Es gibt, sagt unsere Quelle ausdrücklich, auf der Insel weder Gold- noch Silber-, sondern nur Kupferbergwerke." Champlain bemerkt ferner daß die Bevölkerung Haiti's aus spanischen Pflanzern und „Indianern" bestehe; ein gutmüthiges Völkchen, setzt er hinzu, welches besondere Zuneigung zu den Franzosen besitzt und gern mit ihnen Handel treibt, so oft es ohne Wissen der Spanier geschehen kann. Diese Angabe ist schwer verständlich, da schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf Haiti die Urbevölkerung bis auf 500 Personen zusammengeschmolzen war, wie uns gut unterrichtete und unverdächtige spanische Gelehrte versichern. Wahrscheinlich versteht der Franzose unter Indianern die Mulatten, Negersklaven und freien Neger.

Von Cap S. Nikolaus gieng das Geschwader nach der Küste von Cuba hinüber, von da nach den Caymans und durch die Meerenge zwischen Cuba und Yucatan hindurch in den Golf von Mexico, von wo aus in acht Tagen St. Jean de Luz (corrumpirt aus San Juan d'Ulua oder Ulloa) erreicht wurde. Von dort aus wurde das Silber Neu Spa-

niens (Mexico) auf die Galionen gebracht. San Juan war der Hafenplatz für die zweite Stadt der Colonie, nämlich Veracruz. San Juan selbst lag auf einer kleinen Insel, der Isla de los Sacrificios, wie sie die ersten spanischen Entdecker nannten, weil sie dort die Altäre und Spuren frischer Menschenopfer antrafen. Die Insel war damals befestigt und besaß eine Garnison von 200 Mann. Ihr gegenüber auf dem Festland lag ein gewerbsamer Platz, Namens Buteron, und vier Meilen binnenwärts die Stadt Vera Cruz. Champlain benutzte einen Urlaub, der ihm gewährt wurde um die Hauptstadt „Meschike“ (Mexico) zu besuchen. Er beschreibt uns voll Bewunderung den Reichthum der tropischen Wälder, die er durchkreuzen mußte, bis er das Stufenland ersteigt, und nun „über unabsehbare Ebenen reist, bedeckt mit zahllosen Heerden von Vieh und Pferden, Mauleseln, Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen.“ In diesen winterlosen Strecken, wo eine doppelte Regenzeit das Land erquickt, fehlt es niemals an Futter auf den Weiden. Wie rasch hatte sich aber der Anblick des Landes seit der Eroberung der Spanier geändert, denn bekanntlich wurden alle Hausthiere von ihnen erst in den neuen Welttheil eingeführt, während vorher an Heerden und Hirtenleben gar nicht zu denken war! Champlain bedauert daß der Weinbau dort vom König von Spanien verboten worden sey, denn er sah, wahrscheinlich in einem Klostergarten, einen Rebstock, der nur „zur Erlustigung“ dienen sollte, aber Beeren an den Trauben von der Größe der Pflaumen und besser als die spanischen trug. Bekanntlich geschah es im Geiste der alten monopolistischen Politik daß den überseeischen Colonien verboten wurde Wein zu bauen, damit der Wein aus dem Mutterland immer eine gesuchte Nimesse bleibe. Dieses engherzige Verbot war ganz überflüssig, denn jetzt, wo Mexico frei geworden ist, wird doch kein Weinbau im großen betrieben.

„Das Behagen, fährt Champlain fort, welches ich beim Anblick aller bisherigen Herrlichkeiten empfunden hatte, war doch gering im Vergleich zu den Eindrücken der prächtigen Stadt Mexico. So reich an Bauwerken, glänzenden Kirchen, Palästen und Prunkhäusern hatte ich mir sie nicht vorgestellt. Die Straßen sind regelmäßig erbaut und besitzen geräumige, sowie lockende Kaufläden, wohl versehen mit allen Arten kostbarer Waaren. So gut ich es zu schätzen vermag, wird die Stadt von 12—15,000 Spaniern und sechsmal so viel christlichen Indianern bewohnt, ungerechnet eine beträchtliche Anzahl von Negersklaven. Die Stadt ist beinahe überall eingeschlossen vom See, mit Ausnahme einer Strecke von 300 Schritten in der Länge, die aber durchstochen und befestigt werden könnte. Nur auf dieser Seite ist etwas zu befürchten, denn von allen übrigen ist das Seeufer eine Stunde entfernt.“ Diese letzte Bemerkung bedarf einer Erläuterung. Das spanische Mexico steht genau auf der Grundlage des mexicanischen; die Kathedrale selbst nimmt den Platz ein wo in der Heidenzeit der Tempel Huitzilopochtli's stand. Nun wissen wir aus der Geschichte der Conquista (Eroberung) daß das alte Mexico mitten im See von Tezcuco lag, und nur auf langen Dämmen erreichbar war, während das heutige mitten im trockenen Lande westlich vom See liegt. Champlain sah diese Dinge werden, denn zu seiner Zeit war die Stadt westlich schon mit dem Festlande verknüpft. Die Seen im Thal von Anahuac verlieren beständig an Wasser. In Cortes' Zeiten stand auch der südliche See von Xochimilco noch mit dem See von Tezcuco in Verbindung. Jetzt sind sie getrennt. Ebenso erweitert sich die Landzunge, welche den See von Xochimilco von dem Chalco-See trennt.

Champlain bemerkt, der König von Spanien habe die Silberbergwerke des Landes für 5 Millionen (Piaster) „verpachtet,“ und beziehe außerdem noch den Zehnt. Verpachtet sind aber die Bergwerke nie worden, sondern ihr Betrieb stand nur unter fiscalischer Aufsicht, damit nichts von dem königlichen Quint oder Fünftel veruntreut wurde. Ebenso ungenau, aber gerade deßwegen so außerordentlich bezeichnend, ist das folgende: „In diesem Lande, heißt es bei Champlain an einer andern Stelle, wird eine große Menge Cochenille gewonnen, welche auf dem Felde wächst wie anderwärts Erbsen. Man gewinnt sie aus einer Frucht von der Größe der Walnuß, die inwendig voller Samenkörner ist. Man läßt die Frucht reifen bis alle Samen dürr geworden sind, worauf diese wie Korn ausgedroschen und ein Theil des Ertrags zur künftigen Aussaat zurückbehalten wird. Die Cochenille wird nur auf Rechnung des Fiscus gebaut, von dessen Regiebeamten die Exporteure sie kaufen, und zwar sind die Preise so hoch daß die Waare den edlen Metallen gleich gehalten wird.“ Jedermann weiß heutzutage daß die Cochenille aus gerösteten Thierleibern einer Schildlaus (Coccus cacti), von denen 200,000 auf das Pfund gehen, und welche den Nopal (Cactus Opuntia) bewohnt, gewonnen wird. Wir zweifeln aber gar nicht daß die Mexicaner, welche Champlain das Märchen aufbanden, die Sache selbst nicht besser wußten, so gehein hielten und hüteten die Kronbeamten das Geheimniß der Nopalerien. Heutzutage würde das Mikroskop jede solche Lüge unmöglich gemacht haben. Daß Cacaobohnen in Mexico auf dem Markte als Scheidemünze umliefen wie in der Heidenzeit, mußte Champlain auffallen. Bekanntlich schwankt der Curs dieser Bohnen zeitenweis und örtlich in den Cacaoländern Mittelamerika's. Merkwürdig aber ist es daß zu Champlains Zeit der Curs der Bohnen, nämlich 60 Stück gleich einem Real, derselbe war wie durchschnittlich noch in den heutigen Tagen. Der Seemann beschreibt uns hierauf die Zubereitung der Chocolade genau so wie sie in der Hofküche Montezuma's gekocht zu werden pflegte, nämlich mit Honig und Gewürzen. Aus Champlains Worten ergibt sich aber deutlich daß er die Chocolade in Europa noch nicht kennen gelernt hatte, denn die Sache selbst war ihm noch völlig fremd, bis er nach Mexico kam. Als etwas ebenso neues beschreibt er uns auch eine Ackerfrucht, welche die Indianer unter dem Titel Mamaiz (Mais) bauen, deren rothe und gelbe Körner die Größe einer Erbse erreichten. Man hat oft, aber irrthümlich, behauptet daß der Mais, weil wir ihn Welschkorn oder türkischen Weizen nennen, aus der Levante nach Europa gekommen sey. Den ersten Entdeckern Amerika's war die Frucht völlig neu und unbekannt. Doch

wissen wir daß noch vor Ablauf des 15ten Jahrhunderts amerikanische Muster nach Spanien kamen und dort versuchsweise gefäet wurden. Champlain, der doch Frankreich und Spanien gesehen hatte, war aber mit der Frucht noch völlig unbekannt, ein Beweis daß ihr Bau am Ende des 16ten Jahrhunderts in Europa noch nicht im größern Maßstabe betrieben wurde.

Von den Eingebornen behauptet Champlain daß alle die noch nicht unter spanischer Zucht standen den Mond anbeteten. Wenn nun auch der Mond Gegenstand fast aller Culte der Eingebornen Mexico's gewesen ist, so war doch der Olymp der Heidenzeit viel zu sehr bevölkert, als daß diese Angabe als genau gelten könnte. Auch darin ist Champlain falsch unterrichtet daß er behauptet: die Inquisition gegen Indianer sey eingeführt gewesen, aber später abgeschafft worden. Die Inquisition wurde vielmehr nie eingeführt, denn die spanischen Theologen gelangten frühzeitig zu der Ansicht daß die Eingebornen keine Ketzer werden könnten, einfach aus Schwäche des Urtheils, wie man umgekehrt auch annahm daß sie nicht völlig katholisch zu werden vermöchten. Jede Estancia oder jedes Indianerdorf besaß damals einen Cura oder Pfarrer, welcher seine Schützlinge zum regelmäßigen Gottesdienst anhielt, indem er bei der Sonntagsmesse mit einer Liste in der Hand durch Namensaufruf seine Schafe zählte; fehlte eins davon, und konnte der Betreffende sein Wegbleiben nicht gültig entschuldigen, so wurden ihm Ruthenhiebe zuerkannt. Eine solche Scene wird uns denn auch durch eine Federzeichnung mit schwachen Kräften von Champlain nachgebildet. „Alle diese Indianer, sagt der Verfasser in seiner naiven Sprache aber trefflich, sind von melancholischer Gemüthsart, obgleich es ihnen an rascher Auffassung nicht fehlt, so daß sie geschwind begreifen was man sie lehrt, und sie nie ihre Geduld verlieren, mag man mit ihnen anfangen was, oder sie mißbrauchen wie man will.

Nach einem Ausflug von einem Monat kehrte Champlain nach S. Juan zurück, und erhielt den Befehl in einer Patache nach Portobello zu gehen. Dort fand er „eine große Veränderung im Anblick des Landes:“ statt der reichen Triften Mexico's ein wildes, tropisches Uferland. Portobello selbst sey der schlimmste und traurigste Aufenthalt der Welt. Es regne fast beständig, und wenn es aufhöre zu regnen, brüte eine solche Hitze, daß das Wasser faule und die Luft stinke, in Folge dessen auch der größere Theil der Garnisonen sterbe. Ganz wunderbar sey die ungeheure Anzahl von Affen in den Nadelwäldern, welche die nahen Berghöhen bedecken. Der prächtige Hafen war durch zwei Schlösser mit 300 Mann besetzt, denn dieser Küstenpunkt war für die spanische Regierung deßwegen von großer Wichtigkeit, weil von Panama her dorthin die Maulthiertarawanen mit peruanischem Silber über den Isthmus getrieben wurden. Von Portobello führe ein kleiner, für Kähne fahrbarer Fluß [1] bis auf vier Meilen von Panama. „Wenn man diese vier Meilen Land von Panama bis zu diesem Flusse durchstechen würde, so könnte man aus der Südsee in den Ocean gelangen und den Seeweg um mehr als 1500 Meilen verkürzen; zwischen Panama und der Magelhaensstraße würde dann eine Insel liegen, und von Panama nach Neufundland würde es eine zweite Insel geben, so daß ganz Amerika aus zwei Inseln bestände.“ Der Herausgeber möchte Champlain gern das Verdienst zuschreiben daß er der Erste gewesen sey welcher eine Canalisirung des Isthmus vorgeschlagen habe, allein die Spanier haben sich von der ersten Zeit an wo sie die Landenge besetzten, mit dem nämlichen Gedanken beschäftigt, der nur — wie Champlains Worte beweisen — zu den verschiedensten Zeiten immer aufs neue wiederholt worden ist. Portobello war das Thor für die Silberladungen aus Potosi, und Champlain bemerkt daß wenn man den Spaniern diesen Platz wegnähme, sie ihr peruanisches Silber gar nicht, oder auf ungeheuern Umwegen nur mit den größten Kosten beziehen könnten. Kurz zuvor hatte Drake einen Ueberfall gegen Portobello versucht, der aber so gänzlich mißlang, daß der Admiral aus Gram darüber starb (9 Jan. 1597), und sein Sarg seinem letzten Wunsch zufolge zwischen einer Insel an der Küste und Portobello versenkt wurde.

Von Portobello gieng Champlain wieder nach S. Juan de Ulua zurück, und 14 Tage später setzte sich das Geschwader nach Havana in Bewegung, welcher Hafen als Sammelplatz für alle Schiffe der Silberflotte zur Rückkehr nach Europa diente. Unterwegs überfiel das Geschwader ein Orkan, der es völlig zerstreute. Champlains Schiff war leck geworden, und die Pumpen mußten beständig in Thätigkeit erhalten werden. Glücklicherweise begegneten sie einer Patache, die ihnen den richtigen Weg zeigte, sonst wären sie an der Küste von Campeche zu Grunde gegangen. „Unser Pilot hatte alle Angaben über unsere Schiffahrt verloren, aber die gütige Vorsehung schickte uns jene Patache zur Rettung.“ Diese Bemerkungen gewähren uns ein Bild von den damaligen Mängeln der Schiffahrt. Die Piloten oder Steuerleute berechneten nämlich noch immer ihren Curs nach der Himmelsrichtung in der sie fuhren und nach der muthmaßlichen Geschwindigkeit des Schiffes, so weit sie sich durch das Log ermitteln ließ. Astronomische Beobachtungen waren höchst selten, galten auch nur der geographischen Breite, nie der Länge. Warfen nun Stürme das Schiff hin und her, so konnte der Pilot auf seiner Karte die zurückgelegten Strecken nicht mehr nachrechnen, und zuletzt wußte man nicht mehr wo man war. In einem solchen Fall konnte ein anderes Fahrzeug, welches seine Lage besser kannte, beim Begegnen als Wegweiser sehr nützlich werden.

Von Havana aus gieng Champlain nach Cartagena unter Segel, so daß er alle damals wichtigen westindischen Hafenplätze der Spanier sehen sollte. In Cartagena stationirten zwei große Kriegsschiffe (Galeen). Unser Seemann behauptet, die Spanier hätten damals sehr viel Silber aus der „Tierra firme“ (Venezuela) gezogen, allein er irrt sich darin. Vermuthlich kamen einzelne Karawanen mit Silber aus den peruanischen Anden durch das Magdalenenthal nach

[1] Er meint jedenfalls den Chagres, der jedoch nicht bei Portobello, sondern weiter westlich mündet.

Cartagena, und weil das Silber von dort verschifft wurde, hielt es Champlain für ein Landesproduct. Unter allen Hafenplätzen nahm aber unstreitig Havana den ersten Rang ein. Zwischen der engen Einfahrt in den Hafen war von Fort zu Fort eine Kette gezogen. Das eine derselben, welches bekanntlich an einem steilen Felsen liegt, hieß schon damals der Moro, das andere, wahrscheinlich weil es später erbaut worden war, das neue Fort. In diesem lagen 200, im Moro 400 Mann Besatzung. Cuba ließ sich in jener Zeit noch aus Spanien mit Mehl und Wein versorgen, welche Lebensmittel oft sehr theuer bezahlt werden mußten. Damals wurde hauptsächlich Viehzucht auf der Insel getrieben, und das Hornvieh war so zahlreich daß man den Ochsen oft nur die Haute abzog und das Fleisch verderben ließ.

Im Laufe von vier Monaten war die Silberflotte vollständig versammelt und trat die Rückkehr an. Der Curs war der classisch gewordene durch die Floridastraße bis zur Höhe und in Sicht von Bermudas, dann nach den Azoren (Terceira) und an Cap St. Vincent vorüber nach Sevilla. Die Abwesenheit hatte im ganzen drei Jahre und zwei Monate gedauert, denn öfter gab es damals keine Gelegenheit zum Verkehr mit der neuen Welt, da sich kein einzelnes Schiff der Seeräuber wegen über den Ocean wagte, und es aus fiscalischen Rücksichten gesetzlich Kauffahrern überhaupt nicht gestattet wurde anders als in Begleitung von königlichen Schiffen die Colonien zu besuchen.

Zur Geschichte des Diamanten.

(Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Die Diamantgruben zu Tejuco und Rio San Francisco in Brasilien wurden im Jahr 1728 durch einen Goldgräber entdeckt und blieben lange Zeit ziemlich unbeachtet. Endlich erregte die Ausgrabung vieler schönen Steine die Aufmerksamkeit der Händler, und 1775 fand sich das Gouvernement bewogen alle Diamantgruben, in welchen Händen sie auch seyn mochten, mit Beschlag zu belegen und sie für Staatseigenthum zu erklären. Man beschäftigte zu jener Zeit nicht weniger als 5000 Negersklaven in den Minen, eine Zahl die 1818 auf 1000 zusammengeschmolzen war, und jetzt wahrscheinlich noch kleiner geworden ist. Ueber die brasilianischen Diamantgruben oder Wäschereien und ihre Producte etwas bestimmtes zu sagen ist fast unmöglich, denn das Geheimniß wird sehr sorgfältig gehütet. Reisende erhalten sehr selten die Erlaubniß die Minen zu besuchen, und wenn sie dieselbe erhalten, so ist das was sie an Ort und Stelle über die Verhältnisse erfahren, sehr unzureichend. Mit Gewißheit ist nur zu sagen daß die Ausbeute jener Werke jährlich etwa 30,000 Karat Diamanten beträgt, wovon aber nur der achte Theil für Juweliere brauchbar ist. Der District Diamantina lieferte im Jahr 1849 für etwa 13 Millionen Thaler Diamanten.

Anfänglich verbreitete die Entdeckung der brasilianischen Minen unter den Diamantenhändlern der ganzen Welt großen Schreck. Sie versuchten die neuen Diamanten in Mißcredit zu bringen, nannten sie portugiesische Steine, und behaupteten daß sie sich mit den orientalischen Diamanten in keiner Weise messen könnten. Allein der brasilianische Diamant bestand alle Proben, und man mußte endlich seine Aechtheit anerkennen. Die Production muß zu jener Zeit größer gewesen seyn als die Nachfrage; die Waare fand keine Käufer, und gieng im Preise so herunter daß die Lissaboner und Londoner Kaufleute ihren Correspondenten verboten fernere Einkäufe für sie zu machen; dennoch, so versichert man, giengen im Jahr 1738 80 Pfund Diamanten von Brasilien nach Europa. Der Ueberfluß scheint indessen nur kurze Zeit auf den Preis gewirkt zu haben, denn schon nach wenigen Jahren hatten sie wieder den früheren Werth.

In mehreren brasilianischen Minen findet man die Diamanten in einer lockern, angeschwemmten Masse, welche aus Quarz, Sand und Eisenoxyd besteht, und Cascalhao genannt wird. Neben Diamanten werden in dieser Erdmasse auch Goldkörner und Topase von verschiedenen Farben gefunden. Die Schuppen für die Wäscher — einfache von Bambusstäben getragene, mit Gras belegte Dächer, welche die schwarzen Arbeiter vor der directen Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen schützen — sind an Stellen erbaut zu denen man das nöthige Wasser mit Leichtigkeit hinleiten kann. An der langen offenen Seite des Schuppens, dicht vor den waschenden Negern, sind in gewissen Zwischenräumen Aufseher aufgestellt. Sie sitzen auf hohen Stühlen, ohne Rücklehne, um zu verhindern daß sie der in tropischen Klimaten so nächtigen Neigung zum Schlaf nachgeben und einen Moment in ihrer Aufmerksamkeit nachlassen. In der Mitte des Schuppens befindet sich eine Reihe 12 Fuß langer und drei Fuß breiter Kästen, in welche die zu waschende Erdmasse geschüttet wird. Das Wasser tritt an einem Ende in die Kästen ein, und läuft am andern durch ein feines Sieb, welches nur den Sand durchläßt, wieder ab, und in jedem steht ein Neger, der den Schlamm mit den Händen durchknetet. Hat einer der Sklaven einen Diamanten gefunden, so richtet er sich aus seiner gewöhnlich gebückten Stellung auf, klatscht in die Hände und hält den Stein zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe. Auf dieses Signal kommt der Aufseher herbei, nimmt den Stein in die Hand, wiegt ihn in Gegenwart der übrigen Aufseher, schreibt das Gewicht und die Zeit des Auffindens in ein Buch, fügt die Beschreibung seiner Form bei und legt dann den Fund in die Gamella, eine Art Korb der in der Mitte des Schuppens unter dem Dach hängt.

Für die Auffindung eines Steines von mehr als gewöhnlicher Größe empfangen die Neger ein kleines Geschenk, ein Hemd oder ein anderes baumwollenes Kleidungsstück, und eine Verbesserung der Kost. Ist der aufgefundene Stein schwerer als 17 Karat, so erhält der Finder seine Freiheit — ein Ereigniß das mit großer Feierlichkeit begangen wird. Niemand arbeitet an diesem Tag, der glückliche Schwarze, der nun bald ein freier Mann ist, wird von seinen ehemaligen Cameraden

mit Blumen geschmückt, und unter Gesang und Vivatrufen in Procession auf den Schultern zu dem Administrator der Minen getragen, der ihm mit großen Ceremonien seine Freiheit verkündigt.

Wie in den orientalischen Minen wendet man auch in den brasilianischen die größte Vorsicht an um das Entwenden von Diamanten zu verhindern, dessenungeachtet kann man fast mit Gewißheit sagen daß ein Drittel aller brasilianischen Steine auf unrechtmäßige Weise in den Handel gekommen ist. Die Minen sind zwar im Umkreis von mehreren Meilen von einem Cordon von Wächtern umgeben, aber die List und Vorsicht der Schmuggler ist so groß, daß der Sklave dem es gelingt einen Stein zu verheimlichen, nicht die geringste Schwierigkeit hat einen Käufer dazu zu finden, vorausgesetzt daß er ihn für ein billiges hingeben will. Diese Schmuggler, deren Geschäft es ist gestohlene Diamanten zu kaufen, treiben indessen kein gefahrloses Geschäft; werden sie dabei betroffen, so verlieren sie nicht nur die Steine, sondern auch für ewige Zeit die Freiheit, und nach Befinden riskiren sie sogar ihr Leben. Mawe, der im Jahr 1804 die Minendistricte bereiste, war Zeuge als man einen mit großer Kühnheit geschmuggelten Transport Diamanten ausgrif. Ein von Serro de Frio kommender Maulthiertreiber war verdächtig. Man hielt ihn an, durchsuchte seine Effecten und fand im Laufe seiner Flinte sorgfältig verborgen für etwa 150,000 Thaler Diamanten. Der arme Bursche war offenbar überrascht und betheuerte seine Unschuld. Er hatte die Flinte in den Minen sehr billig gekauft, ohne zu wissen was sie enthielt. Man sperrte ihn ein, und lange Zeit vergieng ehe die Regierung sich von seiner Schuldlosigkeit überzeugte. Der Mann war offenbar das Werkzeug frecher Schmuggler, die ihm die Flinte verkauft hatten, in der Absicht ihn auf der Reise zu überwachen und ihm die kostbare Waffe wieder abzunehmen, wenn er sie glücklich bis Rio Janeiro gebracht hätte.

Die in den brasilianischen Minen gefundenen Diamanten sind nicht sehr groß; die bedeutendsten wiegen selten mehr als 20 Karat. Im Jahr 1791 fanden drei aus Rio Janeiro entsprungene Sträflinge in Rio de Abaite einen Stein von 138 Karat. Da sie nicht Gelegenheit hatten ihren Fund zu verwerthen, giengen sie zu einem Priester, vertrauten ihm unter dem Siegel der Beichte ihr Geheimniß und baten um seinen Rath; der Priester rieth ihnen nach Rio Janeiro zurückzukehren, sich der Gnade des Kaisers zu übergeben und ihr Juwel zu präsentiren. Sie thaten so und wurden begnadigt. Se. Maj. steckte dafür den Stein in die Tasche und gab den drei Burschen jedenfalls die Erlaubniß mehr dergleichen zu finden.

Mawe erzählt einen eigenthümlichen Vorfall, der sich während seines Aufenthalts in Rio Janeiro zutrug. Ein freier Neger von Villa do Principe ließ dem damaligen Regenten sagen, er habe in einem kleinen Strom einen Diamant gefunden, der mehr als ein Pfund wiege, und den er Sr. Maj. selbst zu überreichen wünsche. Ganz Rio gerieth bei dieser Nachricht in Aufregung. Man schickte dem glücklichen Neger eine Compagnie Soldaten entgegen, und seine Reise nach der Hauptstadt glich einem Triumphzug. Die Bevölkerung strömte auf die Straßen um einen Blick von dem Mann zu erhaschen, der sichern Ehren entgegengenging. Er kam zum Regenten und überreichte seinen Stein. Eine Todtenstille herrschte im Saal. Se. Maj. betrachtete das Kleinod einige Augenblicke, übergab es dann seinen Ministern und sprach zuerst einen Zweifel an der Aechtheit des Steines aus. Man sandte nach den competentesten Richtern, und nach kurzer Zeit befand sich der arme Neger mit seinem weißen Topas wieder auf dem Weg nach Villa do Principe, verfolgt von dem Spott der Menge, die wenige Stunden vorher sich vor dem aufgehenden Gestirn tief gebeugt hatte.

Außer in Ostindien und Brasilien werden, wie schon erwähnt, auch in Rußland und an der Westküste von Afrika einige Diamanten gefunden. Als Alex. v. Humboldt 1829 den Ural bereiste, erklärte er nach einigen vorgenommenen Untersuchungen daß man hier Diamanten finden würde. Man stellte auf diese Versicherung hin sogleich Nachsuchungen an, und fand in der That einige kleine Steine, aber nicht genug um das Geschäft zu einem lucrativen zu machen. Auch von einigen Gegenden der Vereinigten Staaten behauptete der große Reisende daß sie Diamanten enthielten, aber noch sind keine Nachforschungen angestellt worden welche die Richtigkeit dieser Ansicht begründen. Man hat allerdings in einigen Staaten, z. B. in Nord-Carolina, Connecticut und Kentucky, kleine Steine gefunden, aber nur einen einzigen Diamanten von einiger Bedeutung. Er wiegt 17 Karat und wurde 1855 in Virginien ausgegraben.

Der erste und größte Diamant der Welt ist der „Groß-Mogul.“ Im 14ten und 15ten Jahrhundert verbreiteten Reisende, besonders Kaufleute die aus Ostindien zurückkamen, die fabelhaftesten Beschreibungen von Diamanten, die sie dort mit eigenen Augen gesehen haben wollten. Sie erzählten von Diamanten in der Größe eines Straußeneies, von pfundschweren Rubinen, von Smaragden, so groß daß man Trinkgefäße daraus fertigte u. s. w. Der Osten war das Reich der Fabel, wo alles von Gold und Diamanten glänzte, der eifersüchtig bewachte Eingang zum Paradiese. Und wenigstens mit letzterm Umstande, nämlich mit der Bewachung des Wunderlandes, schien es seine vollkommene Richtigkeit zu haben, denn es gelang keinem der Erzähler jemals sich in Besitz eines der kostbaren Kleinode zu setzen; die Edelsteine die sie mit nach Hause brachten, blieben weit hinter ihren Beschreibungen zurück. Besonders war es ein Diamant im Besitz des Groß-Moguls, von dem man das wunderbarste und zugleich das verschiedenste erzählte. Eine genaue Beschreibung des Steines erhielt das staunende Europa aber erst im Jahr 1665 durch Tavernier, welcher in seinem Buche selbst eine Zeichnung des Kleinodes lieferte. „Der Diamant des Groß-Mogul ist der größte und schönste den ich je gesehen. Er ist als Rosette geschliffen, hat die Form eines halben Hühnereies und wiegt 319½ Ratis oder 279 Karat. Der Stein ist vom reinsten Wasser, nur an der Basis ist ein kleiner Sprung. Sein Werth wird auf 11,723,278 Francs geschätzt.“

Die Geschichte dieses Diamanten ist folgende. Er wurde

im Jahre 1550 in den Minen von Gani (Königreich Golconda) gefunden, und kam in die Hände des Königs. Bis zur Regierung des Schah Dschehan, Vater des großen Orangsib, blieb der Stein im rohen Zustand, und wog, wie man versichert, 793 Karat. Beim Schleifen verlor er durch die Ungeschicklichkeit des Künstlers über 500 Karat an Gewicht, dem Künstler kostete dieß das Leben. Orangsib starb im Jahr 1707. Von ihm vererbte sich das Kleinod auf Sohn, Enkel und Urenkel, aber jeder erfreute sich des Besitzes nur kurze Zeit. Als im Jahre 1739 das Reich des Groß-Mogul seine höchste Macht erreicht hatte, wurde es durch den persischen Eroberer Nadir Schah zerstört, der die Dynastie des Groß-Mogul von der Erde vertilgte, und ihre Schätze, unter diesen den großen Diamanten, mit sich fortschleppte.

Unter allen jetzt gekannten Diamanten ist der des Kaisers von Rußland unzweifelhaft der größte. Er wiegt 195 Karat, ist fast farblos, und hat die Gestalt eines halben Taubeneies, von 1¼ Zoll Durchmesser, und ist als Rosette geschliffen. Die Basis ist nicht ganz glatt geschliffen und zeigt an den Seiten einige Unregelmäßigkeiten. Die erste authentische Nachricht über den Stein ist daß er im Jahre 1775 von einem persischen Kaufmann nach Amsterdam gebracht, und dort an den Fürsten Gregory Orloff für die Summe von 740,000 Thalern und eine Leibrente von jährlich 30,000 Thalern verkauft wurde. Wie dieser Mann zu dem Stein gekommen ist, und woher dieser stammt, weiß niemand zu sagen. Aus dem Umstand daß der Verkäufer ein Perser war, hat man schließen wollen daß dieser Diamant mit dem des Groß-Mogul identisch sey, und daß er seinen Weg aus der Schatzkammer Nadir Schahs in die des Kaufmanns gefunden habe. Gewiß ist daß Franzosen und Engländer, die Persien vielfach bereisten um Diamanten einzuhandeln, nie den sogenannten Groß-Mogul dort gesehen haben. Nadir Schah wurde 1747 ermordet, und das Land war mehrere Jahre lang der Schauplatz blutiger Bürgerkriege. Die Krondiamanten fielen in die Hände der Afghanen, und es ist wohl möglich daß ein Häuptling derselben den jetzigen russischen Diamanten an den persischen Kaufmann verhandelte, der ihn nach Amsterdam brachte, und durch Fürst Orloff an Katharina II verkaufte. Diese Schlußfolgerung ist der einzige Beweis für die Identität des Groß-Mogul und des russischen Diamanten. Schreiber dieser Zeilen glaubt vielmehr Grund für die Annahme zu haben, daß der auf der Londoner Ausstellung vielbewunderte „Koh-i-nur“ und der Groß-Mogul ein und derselbe Stein ist, und wird diese Ansicht bei der Besprechung des Koh-i-nur weiter erörtern. Schließlich müssen wir noch eine den russischen Stein betreffende Sage beifügen, nach welcher der Diamant früher das Auge einer indischen Gottheit zu Sernigham gebildet hat, und von einem Franzosen, der sich zu diesem Zweck unter die Priester der Pagode aufnehmen ließ, entwendet wurde. Die hübsch erfundene Geschichte entbehrt indessen aller Begründung.

Der zweite größte Diamant der Welt ist der des Großherzogs von Toscana. Er wiegt 139 Karat, hat 1½ Zoll Durchmesser und einen Zoll Höhe, und ist in untadelhafter Form als Brillant geschliffen. In Bezug auf die Schönheit der Form und die Reinheit des Wassers findet er nicht seinesgleichen. Gegenwärtig befindet sich dieser prachtvolle Diamant im Besitz der Krone Oesterreichs. Von seiner frühern Geschichte weiß man nichts bestimmtes. Die Sage berichtet daß er in Florenz für wenige Pfennige als ein Stück Krystall gekauft worden seyn soll.

Der dritte in der Ordnung ist der „große Regent,“ oder der „Pitt Diamant,“ so genannt weil ihn Thomas Pitt, der Großvater William Pitts, im Jahre 1702 zu Malaka kaufte. Thomas Pitt war Gouverneur des Forts St. George zu Madras, und bekam den Stein von einem eingebornen Kaufmann für die Summe von 97,000 Thalern. Nachdem er durch mehrere Hände gegangen war, kaufte ihn Ludwig XV im Jahr 1748 für 675,000 Livres, von welcher Zeit an er bei den französischen Krondiamanten blieb. Es ist derselbe Diamant welchen Napoleon am Säbelgriffe trug. Er wiegt 136¾ Karat und hält 1¼ Zoll im Durchmesser und 1 Zoll in der Höhe. Als man in Jahr 1791 den Stein durch mehrere dazu berufene Juweliere taxiren ließ, schätzten ihn diese auf 12 Mill. Francs — ein übertriebener Preis den dieser Diamant nicht hat, obwohl er nach dem „Großherzog von Toscana“ der schönste aller bekannten Steine ist.

Der vierte Diamant ist dem Gewicht nach der „Stern des Südens,“ der im Jahr 1853 in Brasilien gefunden und von einem Juwelier in Paris gekauft wurde. Er wiegt 125½ Karat, ist eben geschliffen worden und war bei der großen Pariser Exposition ausgestellt. Die französische Akademie, welcher der Stein vorgelegt wurde, erklärte ihn für einen Diamanten reinsten Wassers und für vollkommen fehlerfrei.

Der fünfte ist der „Koh-i-nur“ oder „Ku-i-nor,“ jener berühmte „Berg des Lichtes,“ den man so viel besprochen, besungen und beschrieben hat. Er befindet sich jetzt bei den englischen Kronjuwelen, und war, als er 1850 nach England gebracht wurde, nach dem russischen Diamanten, der ihn nur um wenige Karat übertraf, der größte der Welt. Leider wurde der kostbare Stein im Jahre 1852 noch einmal geschliffen. Man machte aus der Rose einen Brillanten, und bei dieser Operation verlor er nicht weniger als 83¼ Karat. Sein ursprüngliches Gewicht wurde dadurch von 186 Karat auf 103 Karat reducirt. Vor diesem jetzigen unglücklichen Schliff [1] war der Diamant ziemlich 2 Zoll lang, 1 Zoll breit und ¾ Zoll dick. Die Farbe des Koh-i-nur ist gelblich.

Es ist kaum zu bezweifeln daß der Stein welchen Tavernier bei dem Großmogul gesehen hat, der Koh-i-nur gewesen ist. Daß der Koh-i-nur sich im Besitz dieses Herrschers befand, ist fast nicht zu bestreiten. Nach den Berichten die uns vorliegen, ist der Stein in den nördlichen Minen gefunden worden und in den Besitz des Radscha von Utschain übergegangen, in dessen Familie er Jahrhunderte lang blieb,

[1] Kenner versichern dagegen daß der Koh-i-nur durch das letzte Schleifen reichlich an Licht und Glanz gewonnen was er an Volumen verloren habe. Man kann aus einem Diamanten keinen Brillant schleifen, ohne sehr viel wegzuschneiden. D. R.

bis ihn Baber, der Stammvater der Mogul-Linie, durch Eroberung an sich brachte. Erst nach dem Falle dieser Dynastie, also im Jahre 1739, kam er in die Hände Nadir Schahs und wurde nach Persien gebracht. Der Diamant mußte also im Besitz des Großmoguls seyn, als Tavernier die Diamanten desselben besichtigte, und es wäre wunderbar daß er dieses kostbare Exemplar nicht erwähnte, während er alle andern schönen Steine beschrieb und abzeichnete. Der Umstand läßt sich nicht anders als durch die Identität des sogenannten „Groß-Mogul“ und des Koh-i-nur erklären. Sollte man mir entgegen halten daß die Zeichnung welche Tavernier vom „Groß-Mogul“ lieferte, nicht mit der Gestalt des Koh-i-nur übereinstimmt, so habe ich nur zu erwiedern daß Tavernier, der die Welt mit einem eben so schön geformten als großen Diamanten überraschen wollte, die Seitenansicht des Steines am schmalen Ende zeichnete. Er gewann so eine schöne eirunde Form und hatte nichts zu thun als die Größe zu übertreiben. Wenigstens gleicht diese schmale Seitenansicht des Koh-i-nur der Zeichnung vom „Groß-Mogul“ mehr als der russische Stein.

Von Nadir Schah läßt sich die Geschichte des Koh-i-nur bis zum heutigen Tage verfolgen. Der Perserfürst wurde von seinen rebellischen Unterthanen ermordet, weil er den Afghanen einen zu großen Einfluß in seinem Reiche gestattete und besonders alle Ehrenämter mit ihnen besetzte. Die Afghanen flohen nach dem Tod ihres Protectors nach allen Richtungen, aber Ahmed Schah, der Befehlshaber der afghanischen Reiterei in Nadirs Diensten, fand vor seiner Flucht noch Zeit sich des Schatzes zu bemächtigen, bei welchem sich auch der Koh-i-nur befand. Ahmed Schah kehrte mit der reichen Beute nach Afghanistan zurück, gründete ein Königreich und wurde ein großer Eroberer. Als er starb, hinterließ er seine Schätze seinem Sohn Timur Schah, welcher 1773 ebenfalls starb und Thron und Reichthümer auf seinen Sohn Schah Teman vererbte, einen jüngern Sohn, der bald von seinem ältern Bruder Mahmud vertrieben wurde. Teman versicherte sich vor seiner Flucht der Krondiamanten, nahm sie mit sich (unter ihnen den Koh-i-nur) und suchte eine Zufluchtsstätte bei seinem Freunde Aschit, der ihn jedoch gefangen setzte und an Mahmud verrieth. Im Gefängnisse grub Teman ein Loch in die Mauer und versteckte darin seine Juwelen. Als Mahmuds Boten den Gefangenen abholten, stachen sie ihm die Augen aus und schleppten ihn dann nach Cabul, wo er abermals ins Gefängniß geworfen wurde. Aber Mahmuds blutiges Regiment währte nur kurze Zeit. Eine Revolution stürzte ihn, und der siegreiche Führer der Rebellen setzte Schudschah, einen ältern Bruder Temans, auf den Thron. Die erste That des neuen Herrschers war die seinen gefangenen Bruder zu befreien und Aschit und seine ganze Familie vor Kanonenmündungen binden und erschießen zu lassen. Der Koh-i-nur wurde nun wieder aus der Höhlung in der Mauer genommen, in die ihn Teman versteckt hatte.

Hr. Elphinstone, der 1808 als britischer Gesandter nach Cabul gieng, spricht von diesem Diamanten. Indem er die Pracht der Juwelen beschreibt mit denen die Kleider des Königs Schudschah bei seinem Empfange bedeckt waren, sagt er: „In einem der Armbänder trug er den Koh-i-nur, einen der größten Diamanten der Welt.“ Wenige Jahre später wurde Cabul durch Randschit Singh erobert, und obgleich sich Schudschah hartnäckig weigerte seine Diamanten dem Sieger auszuliefern, mußte er sich doch endlich der Gewalt fügen. Als Randschit Singh in sein Reich zurückkehrte, nahm er den Koh-i-nur mit sich, und als später die Engländer das Land der Sikhs eroberten, wurde der kostbare Stein eine Beute der Sieger.

Als den sechsten Diamanten im Range wollen wir den Stein des Königs von Portugal betrachten, obgleich er, wenn das was man von ihm erzählt wahr ist, den Reigen anführen sollte. Der Stein befindet sich noch im rohen Zustande, und wiegt, wie man versichert, nicht weniger als 1680 Karat. Sein Werth wird auf 40,000,000 Thaler geschätzt. Zuverlässige Leute welche den Stein gesehen haben, sagen daß er größer ist als ein Ei, halten ihn aber nur für einen weißen Topas von geringem Werth. Er wurde in den Minen von Tejucas gefunden und 1808 von Johann VI aus Brasilien nach Portugal gebracht. Vielleicht ist es derselbe Topas dessen Geschichte wir weiter oben mitgetheilt haben.

Der siebente berühmte Stein ist der blaue Diamant, der sich in der Sammlung des Bankier Hope in Amsterdam befindet, wo er unter dem hochmüthig bescheidenen Namen „Kohlenstoff“ aufgeführt ist. Er ist besonders schön in Brillantform geschliffen, ist 1¼ Zoll lang, 1 Zoll breit und wiegt 77 Karat. Der Werth dieses Steines läßt sich, da er einzig in seiner Art ist, nicht bestimmen. Seine seltene Farbe, ein prachtvolles Blau, macht ihn unschätzbar.

Der achte Diamant befindet sich in den Händen des Pascha von Aegypten. Er ist in Brillantform geschliffen und wiegt 49 Karat. Merkwürdig ist daß dieser Monarch unter der ungeheuren Menge seiner Diamanten keinen größeren Stein als den erwähnten besitzen soll.

Der neunte Stein ist der „Piggott“ oder große „Lotterie-Diamant,“ so genannt weil ihn der Graf Piggott, Gouverneur in Indien, 1801 nach England brachte, wo er als Werthgegenstand von 200,000 Thalern in einer Lotterie ausgespielt wurde. Eine Dame gewann das Kleinod und verkaufte es an den Pascha von Aegypten, in dessen Besitz er sich gegenwärtig noch befindet. Sein Gewicht beträgt 47 Karat, er ist in Brillantform geschliffen und von sehr schönem Wasser.

Der nächste erwähnenswerthe Stein ist der „Sancy.“ Das erste was wir von diesem Diamant wissen, ist daß ihn Diana von Poitiers von Franz I zum Geschenk erhielt. Unter der Regierung Heinrichs IV von Frankreich war der Graf Nicolas de Sancy Besitzer des Steines, und da er Geld brauchte um seinen in Krieg verwickelten Gebieter zu unterstützen, sandte er das Kleinod durch einen treuen Boten nach Metz, um es bei einem dortigen Juden zu versetzen. Der Diener des Grafen wurde aber unterwegs von Räubern angefallen und ermordet. Man hielt den Stein für verloren. Lange Zeit nachher begab sich indessen der Graf nach dem Ort wo sein Diener ermordet war, ließ den Leichnam ausgraben und untersuchen, und fand den kostbaren Diamant,

den der treue Bote verschluckt hatte, in seinen Eingeweiden. Der Sancy von ovaler, birnenförmiger Gestalt, ist über 1 Zoll lang, ½ Zoll dick und wiegt 33 Karat. Gegenwärtig gehört er zu den französischen Krondiamanten.

Der elfte Diamant ist der „Polarstern," ein prachtvoll geschliffener Brillant von 1 Zoll Länge, von ½ Zoll Stärke und 32 Karat Gewicht. Auch dieser Stein befindet sich unter den französischen Krondiamanten.

Ein anderer großer Stein, „der Schah" befindet sich bei den russischen Kronjuwelen. Er ist von blauer Färbung, länglicher Gestalt, etwa 1½ Zoll lang und von unregelmäßigen Schnitt.

Im Besitz des Königs von Sachsen befindet sich ein grüner Diamant von außerordentlicher Schönheit. August der Starke kaufte ihn für 60,000 Thaler in Warschau. Die ostindische Compagnie besitzt einen Stein, den „Nassauc-Diamant," welchen sie in einem der indischen Kriege erwarb, und welcher 60 Karat wiegen soll. Auch unter den holländischen und portugiesischen Krondiamanten befinden sich sehr werthvolle Steine, von denen wir aber leider keine genauere Auskunft zu geben vermögen.

Von der ungeheuren Menge von Diamanten die sich im Besitz der verschiedenen europäischen Mächte befinden, gibt nachfolgendes Verzeichniß einen annähernden Begriff.

Die Krone von England besitzt 1700 Stück Diamanten. Der russische Schatz enthält unter andern die Krone Peters des Großen, die mit nicht weniger als 887 großen Diamanten geschmückt ist, ferner die Krone Iwans mit 841 Diamanten und die kaiserliche Krone mit 2500 großen Steinen. Die französische Krone zeigt 5352 Diamanten; ein Staatsschwert ist mit 1576 Brillanten verziert und ein anderes mit 1506 Diamant-Rosetten.

Alle diese Diamanten würden jedoch von dem Stein übertroffen seyn, der sich in der Raritätensammlung des Helmstädter Professor Beireis befand und von der Größe eines Hühnereies war, wenn dieser Stein wirklich, wie der Besitzer behauptete, ein Diamant gewesen wäre. Er wollte denselben vom Kaiser von China erhalten haben, gab sein Gewicht auf 6400 Karat an und erklärte ihn für ein ganz unschätzbares Kleinod. Sachverständigen hat er das Juwel niemals vorgelegt, und fabelhaft wie dessen Existenz ist auch sein Verschwinden. Vergebens hat man nach Beireis' Tode darnach gesucht, der Stein, den bei seinen Lebzeiten viele gesehen hatten, war und blieb verschwunden.

Die mercantile und politische Bedeutung des Suez-Canals.

Wir haben beständig, seit dem Jahr 1855 schon, [1] für die Behauptung gestritten daß niemals der Suez-Canal die Fahrt für Segelschiffe aus irgendeinem atlantischen Hafen nach Indien abzukürzen vermöge, in Folge dessen sich auch nicht die atlantischen Fahrten durch den Canal antiquiren lassen; daß, wenn dieß aber nicht geschieht, der Canal nur einem geringen localen, nämlich dem mediterraneischen, nicht dem Welthandel, dienen könne, und daß, wenn dieß nicht geschieht, der Canalbau als Actienunternehmung auf einen schimpflichen Humbug hinauskäuft. Diese Ansicht ist jetzt die siegreiche geworden. Erst kürzlich [1] brachten wir aus C. Andree's „Wanderungen" die Berechnung für Segelfahrten von Bremen nach Indien auf dem doppelten Wege, wonach der Suez-Canal neben einem Kostenverluste die Indienfahrer auch noch mit beträchtlichem Zeitverlust bedroht, während er doch die Fahrt abzukürzen versprach. Ein ähnliches und zwar amtliches Gutachten ist kürzlich in Havre durch eine Broschüre von Fr. de Coninck veröffentlicht worden. Die niederländische Regierung hatte nämlich einen Ausschuß niedergesetzt, der die nöthigen Thatsachen über die künftigen Wirkungen des Suez-Canals ermitteln sollte. Es ergab sich daß ein Segelschiff von 800 Tonnen und einer Mannschaft von 25 Paar Händen von Lizards Point bis zur Sundastraße durchschnittlich bedürfen wird:

Via Cap der guten Hoffnung	84	Tage,
„ Suez	90	„
Differenz	6	„
dagegen von der Sundastraße bis Lizards Point ums Cap	94	Tage,
über Suez	110	„
Differenz	14	„

Man sieht hier, worauf wir stets Nachdruck gelegt haben, daß der Suez-Canal für die Fahrten nach Europa noch ungünstiger ist als für die Fahrten nach Indien. Die ersteren sind aber wichtiger, weil die Frachten nach Europa zu den Frachten nach Indien sich verhalten wie die durchschnittlichen Frachtlöhne, oder wie 5 : 3. Ferner fand der niederländische Ausschuß daß ein Dampfer von 2400 Tonnen mit 200 Pferdekraft die Fahrt nach Indien und zurück um 30 Tage schneller durch den Canal als ein Segelschiff ums Cap zurücklegen könnte, allein die Frachtlöhne würden sich durch den Kohlenaufwand verdoppeln, man hätte außerdem den Suez-Zoll zu entrichten und eine höhere Versicherungsprämie zu zahlen, mit andern Worten daß diese kostspielige Verfrachtung nie für den Welthandel von Belang werden könne.

Selbst wenn alle indisch-europäischen und indisch-amerikanischen Frachten durch den Canal gegangen wären, ließ sich zweifeln ob die Actionäre auch nur fünf Proc. ihres Capitals als Zinsen würden erreicht haben. Jetzt aber wo es klar ist daß auch nicht der zehnte Theil der Frachten auf die Hr. v. Lesseps gerechnet hatte die neue Straße benutzen wird, ist es sehr fraglich ob die Zölle so viel abwerfen können um nur die Unterhaltungs-, Reinigungs- und Regiekosten des Canals zu tragen. Warum, wenn nun jedermann diese Er-

[1] Die Vierteljahrsschrift 1855, Juliheft. Die Handelsgeschichte des rothen Meeres mit Bezug auf das Problem der Durchstechung der Landenge von Suez.

[1] S. Ausland 1859. S. 1060.

gebnisse mit mathematischer Genauigkeit vor Augen hat, stemmt sich die englische Diplomatie gegen die Spatenstiche der ägyptischen Fellahs auf Kosten von rechtzeitig gewarnten, unverbesserlichen Börsenmarren? Eben weil das Unternehmen im mercantilen Sinne so nichtswürdig ist, muß ein politischer Zweck dahinter stecken. Man denke sich welches Recht die Franzosen, nachdem sie einmal 300 Millionen Frcs. für eine „Idee" in den Schlamm von Pelusium verschüttet haben, auf Einmischung in die ägyptischen Händel gewinnen! Mit Recht hat man gesagt daß der Canal Aegypten von der osmanischen Herrschaft abtrennen würde, da die Canalerbauer, nämlich die Franzosen, sich in Aegypten noch fester einnisten werden als die Erbauer der Eisenbahn von Alexandria nach Suez. Daß aber Hr. v. Lesseps ein politischer Agent und kein Agitator für eine wahrhaft fruchtbare mercantile Idee ist, zeigte sich im letzten Sommer, wo er sich in die italienische Empörung mischte zum Schaden der gefoppten Oesterreicher, die ihn einst in Triest setirt und auf seine Unsterblichkeit getrunken, dem britischen Eigennutz aber ein Pereat gebracht hatten.

Die Bevölkerung Madagascars.

1. Die Howas.

Die Einwohner von Madagascar sind unter sich in viele verschiedene Nationen eingetheilt, welche sich sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihren Sitten von einander unterscheiden. Alle scheinen sie jedoch malayischer Abkunft, mit Negerblut vermischt, zu seyn; viele Idiome ihrer Sprache sind augenscheinlich ebenfalls vom Malayischen abgeleitet, und dieß ist vorzüglich der Fall bei den Howas, dem mächtigsten Volke von Madagascar. Die Howas oder Ambolambos bewohnen eigentlich das Innere der Insel, haben sich aber durch Eroberungen bis zur Ost- und Westküste vorgedrängt, und breiten ihre Kriegsexpeditionen vom Süden bis nach Norden der ganzen Insel aus, während deren sie große Verheerungen unter den andern Stämmen anrichten, und alles Werthvolle und viele Gefangene als Sklaven mit sich fortführen. Sie sind in der Civilisation allen andern farbigen Stämmen dieser Welttheilen weit voraus, verstehen die Fabrication des Schießpulvers, haben sogar in neuerer Zeit einige Druckereien, in welchen Bücher in ihrer Landessprache gedruckt werden. Ihre großen Fortschritte haben sie dem verstorbenen König Radama zu verdanken, welcher ein großer Freund der Weißen und Missionäre war, die er sehr begünstigte und ihnen Freiheit verstattete das Christenthum auf alle mögliche Art auszubreiten. Er selbst wurde Christ, und viele seiner Unterthanen folgten seinem Beispiele; die Missionäre hatten Zutritt zu der Hauptstadt, und ein englischer Marine-Corporal exercirte seine ersten regelmäßigen Truppen ein, welche er später zu einer respectablen Armee ausdehnte; überall machte er sich geliebt und geachtet, und vergrößerte das Reich der Howas beträchtlich. Alle diese guten Anfänge giengen jedoch nach seinem Tode verloren, nach welchem seine erste Frau, die jetzige Königin Ranavalo, die Regierung antrat; diese, deren voller Name in der Howasprache Ranavalo-Manjanjaka (Königin Ranavalo) ist, gleicht durchaus ihrem verstorbenen Gemahle nicht, denn unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung verbot sie bei Todesstrafe das Christenthum, und alle die sich dazu Bekennenden mußten es abschwören und zum alten Götzendienst zurückkehren, oder sie wurden auf schreckliche Weise zu Tode gemartert; viele Tausende ließ sie hinrichten, viele verschworen ihren Glauben, andere verließen heimlich die Insel, um ihrem Schwure getreu zu bleiben und sich den Nachstellungen Ranavalo's zu entziehen. Allen Weißen wurde ohne besondere Erlaubniß der Zutritt in das Innere untersagt, und seitdem sind wenige welche bis zur Hauptstadt Tananarivo, im Mittelpunkte der Insel und dem Sitze der Regierung, vorgedrungen sind.

Der ganze Fortschritt und Handel von Madagascar ist durch ihre fanatische Regierung zum Stillstand gebracht worden, und es sind nur wenige Artikel, deren freie Ausfuhr sie erlaubt; die Inseln Bourbon und Mauritius, welche ihr sämmtliches Vieh und viele andere Bedürfnisse von Madagascar bezogen, haben nur gegen eine bedeutende Geldsumme die Erlaubniß erhalten Ochsen zu holen, und den sonst sehr bedeutenden Handel in Copal und Häuten, Eben- und Sandelholz hat sie beinahe ganz zum Monopol gemacht, so daß jetzt in den früher blühenden Handelsplätzen Tamatave an der Ostküste und Majungbai an der Westküste keine europäischen Kaufleute länger Geschäfte machen können, obwohl das Land einen großen Reichthum an Erzeugnissen besitzt. Trotz ihres Fanatismus hat sie jedoch nicht verhindern können daß ihr Sohn, der Thronerbe Raminitok[1], Christ geworden ist, und auf ihn stützt sich jetzt die Hoffnung der Howas. Raminitok zeigt einen braven, leutseligen Charakter, und scheut sich nicht oft den grausamen Absichten und Befehlen Ranavalo's mit seiner Autorität entgegen zu treten und ihre Ausführung zu verhindern: da er einen sehr starken Anhang unter den Howas hat, so steht die alte Königin in einer großen Furcht vor ihm, und viele geheime Christen haben ihr Leben nur dem festen Benehmen Raminitoks zu verdanken. Es steht zu hoffen daß er bald das Ander des Staates in Händen bekomme, denn die Königin ist sehr alt und gebrechlich und verläßt schon seit langer Zeit ihre Hauptstadt nicht mehr.

Die Insel ist von Norden nach Süden von einer Gebirgskette durchzogen, die Küsten sind jedoch flach und größtentheils sumpfig, was sie sehr ungesund und für Weiße kaum bewohnbar macht; das Klima im Innern ist gesund und nicht so heiß als man erwarten sollte, da sich die Passatwinde oder Monsune über die ganze Insel erstreken und die Atmosphäre abkühlen. Auf einer hügeligen Hochebene im Mittelpunkte der Insel liegt die Hauptstadt Tananarivo (bedeutend: tausend Städte, von Tanana, eine Stadt, und Arivo, tausend), welche allen Berichten nach sehr groß und von Bedeutung

[1] Bei Ellis wird er Ramonjah genannt.

seyn soll. Ich selbst hatte nie Gelegenheit sie zu besuchen, denn die Entfernung beträgt sechs Tagereisen von der Küste, von wohl unterrichteten und gebildeten Howas habe ich aber viel zuverlässiges über dieselbe und das Innere erfahren. Die ungeheure Pracht und die Reichthümer im Palaste der Königin erklärten sie als eine Fabel, dennoch ist das Gebäude für Madagascar sehr groß und enthält in der That ein Thronzimmer welches durch und durch mit Silberplatten (?) bedeckt und einen reich verzierten Thronsessel enthält, aber nur sehr wenigen Auserlesenen ist der Zutritt zu diesem Zimmer und zum Palaste überhaupt erlaubt, und sie wußten von keinem Weißen der es je betreten habe.[1] Der Palast ist mit geräumigen Vorhöfen, und diese wiederum mit hohen Mauern umgeben, welche seinen Anblick allen Augen entziehen, und denen sich das Volk von den niedern Graden nicht einmal nahen darf.

Die Nation der Howas theilt sich in dreizehn Grade oder Classen ein, welche jede von der andern streng unterschieden ist, und kein Howa darf ohne ausdrücklichen Befehl des regierenden Oberhauptes seinen Grad wechseln; nur Verdienst oder Hofgunst kann ihn erhöhen. Der König oder die Königin besitzen stets den höchsten, den 13ten Grad, und ihre Familie bildet den 12ten; den 9ten, 10ten und 11ten Graden, aus den andern Prinzen, Ministern, Generalen und Priestern bestehend, ist noch der Zutritt zum Innern des Palastes erlaubt; den 7ten und 8ten Grad bilden die Gerichtspersonen, und die den Generalen zunächst stehenden Officiere bis zum Capitän; diese dürfen bloß den innersten Vorhof des Palastes, das Innere desselben jedoch nicht betreten. Die nächsten drei Grade, der 4te, 5te und 6te, werden von der anständigern Classe der Bevölkerung, den Kaufleuten, Handwerkern u. s. w. gebildet, und ein Mitglied eines dieser Grade kann nie über den 6ten Grad avanciren, noch in den Vorhof des Palastes gelangen. Das Landvolk, die Soldaten und Sklaven gehören zu den niedrigsten, dem 1sten, 2ten und 3ten Grade, und werden niemals über ihren durch die Geburt bestimmten Grad erhoben; sie bilden natürlich den stärksten Theil der Bevölkerung, und aus ihnen werden die Armeen gezogen, welche von Zeit zu Zeit die Insel durchziehen, um den Schatz des Regenten von frischem zu füllen. Die Soldaten sind ziemlich gut einexercirt und verstehen sich vollkommen auf den Gebrauch der Flinte und des Bajonnetts; viele tragen eine Art selbstverfertigter Uniform, doch bei den meisten kommt es auf das Costüm so genau nicht an, und das allgemein getragene Aſſimbo oder große Tuch genügt. Unter den Officieren dagegen findet man die bei allen Farbigen zu findende Putzsucht, und die Liebe für glänzende Sachen und grelle Farben im hohen Grad ausgebildet, und jemehr Gold und Tressen sich ein Officier, den kein vorgeschriebenes Reglement davon abhält, anhängen und anmähen kann, desto mehr brüstet er sich damit; zumal habe ich dieß in den kleinen, an den Küsten gelegenen und von Howas besetzten Festungen gefunden, wo es durchaus nichts ungewöhnliches ist den Adjutanten des Gouverneurs an Bord kommen zu sehen, geschmückt mit dreieckigem Federhut, großen Epauletten auf einer gemeinen Soldatenjacke, statt der Beinkleider ein Tuch um die Lenden geschlagen und barfuß; oder ein anderer mag in einer mit reichlichen Tressen besetzten Marine-Uniform erscheinen, mit hohen, bespornten Stiefeln, rother baumwollener Schlafmütze, beständig über einen mächtigen Cürassierdegen stolpernd, der es darauf abgesehen zu haben scheint bei jedem Schritt des Kriegers zwischen seine Beine zu schlüpfen, oder sich mit den Sporen zu verwickeln. Auch bemerkte ich daß sich wenige mit dem uns unentbehrlichen Kleidungsstücke, dem Hemde beschäftigten, welches in ihrer Meinung ganz überflüssig ist; natürlich machen die Gouverneure und höhere Beamten davon eine lobenswerthe Ausnahme, welche ich stets sehr fein gekleidet, rein und ausnehmend freundlich und gebildet fand. Sie halten viel auf militärische Etikette, und erscheinen in der Gegenwart von ihren Vorgesetzten und von Fremden immer in voller Uniform; oft habe ich die armen Officiere von Herzen bedauert, wenn sie bei Festlichkeiten und Gastmählern, welche die meisten Gouverneure durchreisenden Fremden zu Ehren geben, und bei denen es keineswegs an Wein und Champagner fehlt, mit bis an das Kinn zugeknöpften Uniformen, welche ihnen durch ihre verzweifelnde Enge die Kehle zuschnürten und ihnen kaum eine leichte Bewegung der Arme gestatteten, kerzengerade bei 25 Grad Hitze im kühlsten Zimmer dasitzen mußten, und entweder zu ceremoniell waren sich den herabtriefenden Schweiß abzuwischen, oder daran durch ihre Zwangsjacken von Uniformen gehindert wurden. Ich habe vielen dieser Diners beigewohnt, und fand in den Theilnehmern stets höchst gebildete, anständige Leute, bei denen jedoch durch die Politur hin und wieder der Neger durchscheint, nicht sowohl in ihrer Unterhaltung als in ihrem Benehmen, in welchem sie so viel wie möglich den Europäern folgen wollen, was ihnen aber nicht immer gelingt, wie z. B. das Essen mit Messer und Gabel, welches ich viele habe versuchen, aber nie durchführen sehen, obwohl die Vornehmern diese Instrumente besitzen und zur Schau während der Mahlzeit auf den Tisch legen. Im Gespräch und in der Unterhaltung verrathen sie oft einen bedeutenden Theil von natürlichem Scharfsinn und Bildung, welcher auf große Ausbildungsfähigkeiten schließen läßt; alle an den Küsten wohnenden anständigen Leute verstehen entweder etwas englisch oder französisch, viele lernen diese beiden Sprachen sehr vollkommen.

Ich erinnere mich vorzüglich eines in Gesellschaft von gebildeten Howas verlebten Nachmittags während einer meiner spätern Besuche auf Madagascar. Es war in Mazanghar, oder wie es gewöhnlich genannt wird, Majunga, einem in der Bay von Bombatooka (?) gelegenen schönen Hafen, der von einem starken Fort beschützt wird, welches sich in der Gewalt der Howas befindet, und wo ein Gouverneur residirt. Kaum waren wir mit dem Schiff vor Anker gegangen und hatten höflicher Weise das Fort mit einigen Kanonenschüssen begrüßt, so bemerkten wir ein Boot vom Land abstoßen, in welchem eine in sehr bunten und lebhaften Farben gekleidete Gesellschaft auf uns zuruderte. In kurzer Zeit legte das Boot am

[1] Ellis war bekanntlich dort.

Schiff an, und es sprang daraus ein junger schön gewachsener Mann an Bord, der durch seinen merkwürdigen Anzug unser Lächeln erregte. Er trug einen mächtigen Federhut, der für seinen Kopf viel zu groß war, und welchen er durch verschiedene, auf der Seite eingestopfte Taschentücher in seiner richtigen Position zu erhalten suchte, was ihm aber nicht immer gelang, denn bei der geringsten Kopfbewegung schlüpfte ihm die gewaltige Maschine bis auf die Nase herab; ferner trug er einen altmodischen, für seine Person sichtbarlich nicht angefertigten blauen Frack, den er sich hatte weichlich mit Goldtressen besetzt lassen, weiße Beinkleider, aber weder Schuhe noch Strümpfe; ein ihm auf der Seite hängender, mit Perlmutter verzierter Theaterdegen vollendete sein Costüm, und so stellte er sich uns als erster Adjutant Sr. Excellenz des Gouverneurs von Mazangdar vor, welcher ihn an Bord geschickt hatte uns zu einem morgen stattfindenden Diner im Fort einzuladen. Mit großem Vergnügen nahmen wir die freundliche Einladung an, und nach einem Glas Wein gieng der Officier unter vielen gegenseitigen Verbeugungen wieder an das Land.

Am nächsten Tag um 12 Uhr erschien unser Freund mit dem großen Hut wieder an Bord um uns abzuholen, hatte sich aber diesmal in Gala geworfen und trug eine leibliche Uniform, aber stets barfuß und mit dem unvermeidlichen widerspänstigen großen Hut. Er nahm uns mit seinem Boot an das Land, und unter seiner Leitung erstiegen wir den steilen Hügel, auf dessen Gipfel das Fort liegt. Es führt nur ein einziger schmaler Weg im Zickzad hinauf, der überall von Kanonen bestrichen werden kann; von den andern Seiten aber ist der Hügel unersteigbar. In der furchtbarsten Mittagshitze leuchten wir den schattenlosen Pfad hinan, und gelangten endlich an das erste Festungsthor. Zwei Schildwachen versperrten uns mit gekreuztem Gewehr den Durchgang, bis der uns begleitende Officier das Paßwort gab; hierauf traten die beiden in ihrer Nationaltracht gekleideten Schildwachen zurück, ein Trommelwirbel erschallte und wir passirten durch das Thor. Dieselbe Ceremonie wiederholte sich beim zweiten und dritten Thor, durch welches wir endlich in den innern Hof des Forts gelangten, wo wir überall, so lange wir sichtbar waren, von Trommelwirbeln verfolgt wurden.

Der Gouverneur, ein stattlicher bejahrter Mann in eleganter europäischer Kleidung, mit modischen lackirten Stiefeln an den Füßen und schwerer goldener Uhrkette an seiner blendend weißen Weste, empfieng uns in einem mit vielem Geschmack ausmöblirten Zimmer mit ungemeiner Höflichkeit, und lud uns ein auf einem eleganten Sopha Platz zu nehmen; Absinth wurde hereingebracht und herumgereicht, und eine angenehme Unterhaltung entspann sich bis zur Stunde des Essens; während des Gespräches berührten wir die Möglichkeit einer Eroberung Madagascars durch die Franzosen, und ich erstaunte mit welcher natürlichen und offenbaren Klarheit der Gouverneur die wenn auch nicht gerade Unmöglichkeit, doch ungeheure Schwierigkeit dieses Unternehmens darstellte. Er beschrieb wie in solchem Fall seine Nation sich benehmen würde: nicht auf die Kraft und Masse ihrer Truppen würden sie sich verlassen, sondern auf ihren Verbündeten, den Todfeind der Europäer, das Madagascar- oder Sumpffieber, welches im Stand ist eine Armee, die sich in eine damit verpestete Gegend hat locken lassen, in kurzem aufzureiben; er führte uns das Beispiel von Nossibe an, der französischen Besitzung an der Nordwestküste, welches nicht einmal mit Madagascar zusammenhängt, sondern eine eigene Insel bildet, und wo trotzdem die Anfälle des Fiebers so häufig und plötzlich sind, daß wenige unberührt davonkommen, die meisten sogar sterben. Da ich selbst Nossibe gut kannte, mußte ich gestehen daß er recht hatte, denn ich bin in dieser Colonie selbst Zeuge gewesen daß in acht Tagen von hundert frisch von der Insel Bourbon angekommenen Soldaten kein einziger im Stande war seine Pflichten zu erfüllen, und über dreißig in der ersten Woche ihres Aufenthaltes starben. Trotzdem versicherte uns der Gouverneur, daß das Klima von Nossibe noch ein Paradies im Vergleich mit den meisten Küstenstrichen Madagascars sey; die Ostküste hält er für gesünder als die Westküste, und die Fieber auch für gelinder und heilbarer. Eine vom Sumpffieber ergriffene Person erholt sich nie wieder vollkommen von der Krankheit; sie entkräftet den Körper in solchem Grade, daß die geringste Anstrengung bald nach den ersten Anfällen unmöglich wird, und sie kehrt nach gewissen Perioden, oft nach Jahren, wieder zurück. Veränderung des Klima's ist das einzige sichere Hülfsmittel; aber selbst in gemäßigten Zonen weichen die zurückbleibenden Spuren des Fiebers nur langsam aus dem erschöpften Körper zurück, und viele Jahre mögen vergehen ehe die Kräfte wiederkehren.

Das Essen selbst war sehr gut und schmackhaft angerichtet und wurde in Fülle aufgetragen; für uns waren Messer und Gabeln vorhanden, deren sich jedoch der Gouverneur und seine Suite nicht bedienten, obgleich ein jeder ein Paar dieser für uns unentbehrlichen Instrumente bei sich liegen hatte, und der arme Mann beim Anfang der Mahlzeit mehrere mißlückende Versuche damit machte, sie aber bald uns verzweifelnd anblickend bei Seite legte und zu seinen angebornen fünf Fingern Zuflucht nahm. Weine aller Art waren vorhanden, und sogar ausgezeichnet; noch mehr, zum Schluß kam Champagner, den sie alle sehr lieben und mit großem Gusto schlürfen. Nach vollendeter Mahlzeit kam der Kaffee und der unausbleibliche Rum, Cognac und Genever auf den Tisch, und gieng fleißig in die Runde, so daß unter angenehmer Unterhaltung, bald in englisch, bald in französisch, die Zeit bis gegen Sonnenuntergang schnell verfloß. Kurz vor diesem Zeitpunkt deutete uns der Gouverneur auf eine sehr höfliche und zarte Weise an daß seine Pflicht ihm nicht erlaube Fremde nach Untergang der Sonne im Fort zu empfangen, und wir zogen uns deßhalb mit vielen gegenseitigen Complimenten und Freundschaftsbezeigungen zurück, in der That von solchem guten Benehmen und Tact überrascht. Der Großhutige führte uns wieder den Hügel hinunter bis nach dem Boot, und ließ uns an Bord setzen, uns höflich eine gute Verdauung der Mahlzeit wünschend. Am nächsten Tag wollten wir die Artigkeit des Gouverneurs erwiedern, und übersandten ihm eine Einladung zum Diner

an Bord; er entschuldigte sich jedoch und theilte uns mit daß keinem Gouverneur unter dem Befehl Ranavalo's erlaubt sey seinen Fuß an Bord irgend eines Schiffes zu setzen, und auch nur auf einen Augenblick den ihm anvertrauten Platz zu verlassen. Wir drangen daher nicht weiter auf die Annahme unserer Einladung, revanchirten uns aber an den Adjutanten und Officieren, welche wir an Bord regalirten.

Mittheilungen aus Neuseeland.

Gerade vier Monate hatte unsere von günstigem Wind beglückte Fahrt gewährt, seit wir London mit dem „Aequator" verlassen, als wir an schönem hellen Morgen den ersten Anblick unserer neuen Heimath genossen. Wie sich die Wolken unter den Strahlen der Sonne vertheilten, trat der 7750 Fuß hohe Berg Egmont (Haupapa) mit seinem silberweißen Schneegipfel hervor, und wie allmählich die Nebel sich senkten, so stellten auch die niedrigeren Gebirge eins nach dem andern sich dar, und erschienen uns, die wir in einer Entfernung von etwa sechs Meilen uns hatten vor Anker legen müssen, wie große auf einander gethürmte Terrassen, zu deren Füßen sich endlich das schöne grüne Land in weitem Bogen ausdehnte. Leider konnten wir mit dem Beswind, welcher jetzt aufsprang, in die Cookstraße nicht eintreten, und es war keine Hoffnung die Stadt Wellington, das Ziel unserer Reise, zu erreichen. So sehr wir uns auch nach dem Lande sehnten, so sehr dessen schöner Anblick unsere Ungeduld vermehrte, abwechselnd Windstille oder entgegenwehende Winde hielten uns fast eine Woche lang vor dem Eingang der Meerenge (der Cookstraße) gefesselt; denn da die letztere nur eng ist und viele Felsklippen in ihr auftragen, muß jedenfalls ein günstiger Wind abgewartet werden. Während wir so langsam an der Nordwestseite auf und nieder kreuzten, ohne dem Lande bedeutend näher zu gelangen, hatten wir Muße den Eindruck zu verarbeiten welchen dieser Theil der Insel auf uns machte. Sie erschien zwar wie eine völlige Wildniß, ohne Leben bei aller Farbenpracht; große Wälder wechselten mit wenigen Lichtungen ab, und die Gebirge im Hintergrund vollendeten den Eindruck des Starren und Leblosen. Aber gieng die Sonne unter und goß ihre Strahlen über den Schnee der Berge, röthete sie die aus den Wäldern aufsteigenden Dünste und vertiefte die dunklen Schatten der ihr abgewandten Felsmassen, dann wurde das Bild entzückend; ebenso während der Nächte, wo die Flammen der mächtigen Waldbrände, durch welche die Farmer ihr Land von Holz entblößen, aus der Ferne hoch über die Waldungen hervorschlugen und einen Theil derselben mit ihrer glühenden Röthe übergossen, die sich dann in schwächerem Maß an den Bergen wiederspiegelte. Indessen, so schön der Anblick des lang entbehrten Landes, so groß wurde unsere Ungeduld, bis endlich der günstige Augenblick sich einstellte, der Lootse an Bord kam, alle Passagiere sich beeilten beim Aufwinden der Anker sich behülflich zu zeigen und dann sofort dem Vordertheil des Schiffes zueilten, jeder mit dem Wunsch als der erste ans Land zu gelangen. Hin gieng es durch die enge Straße, wir umfuhren die letzte Biegung, und vor uns lag der Hafen. Port Nicholson an seinem Eingang grüßte und verschwand wie der Blitz, die Stadt Wellington öffnete sich, das östliche Ufer umrahmend, dem Blick, ihrerseits wieder von terrassenförmigen Bergen umgeben. Wenige Minuten, der Anker war zum letztenmal gefallen und wir standen am Lande, den gastlichen Höfen der Reisenden zusteuernd.

Wellington hat eine ganz vorzügliche Lage im Hintergrunde eines von allen Seiten geschützten, außerordentlich sicheren Hafens. Nachdem wir uns im Gasthause eingerichtet, besahen wir natürlich zunächst die Stadt, die sich in einer langen Reihe weit am Hafen hinzieht. Von den Gebäuden selbst ist wenig zu sagen, sie sind der häufigen Erdbeben wegen nur aus Balken und Brettern erbaut, niedrig und einstöckig. Deßhalb sind aber auch die Wohnungen sehr theuer, wie überhaupt die Preise für einen Europäer außerordentlich hoch erscheinen. Die Stadt macht gar nicht den Eindruck einer erst vor kurzer Zeit entstandenen; die zahlreiche Bevölkerung ist immer in lebhafter Beschäftigung, und in den Hôtels fanden sich manche den gebildeteren Classen zugehörige Einwanderer. Ich hatte gedacht daß sich für jeden gesunden und arbeitsamen Menschen, zumal wenn er Kaufmann sey und nicht ganz von Mitteln entblößt anlange, sehr schnell eine passende Beschäftigung bei hohem Lohne finden würde. Darin aber sah ich mich sofort getäuscht, alle bessern Stellen waren besetzt, und es blieb mir kaum etwas anderes übrig als ein Haus zu kaufen und ein eigenes Geschäft zu begründen. Um dieß aber mit Vortheil betreiben zu können, war es durchaus nothwendig die Verhältnisse um mich her näher kennen zu lernen, und so entschloß ich mich kurz mir diese einstweilen anzusehen, daneben aber auch Streifzüge in das Innere des Landes zu unternehmen, namentlich auch um die Eingebornen näher zu beobachten, da der Verkehr mit diesen einen großen Theil des Detailhandels, wie ich ihn bei eigenem Etablissement zunächst nur beabsichtigen konnte, umfaßt. Diese englische Colonie entwickelt sich außerordentlich schnell, und es wird hier sehr viel Geld verdient, jede Beschäftigung sehr gut bezahlt. Das Leben ist aber übermäßig theuer, alle guten Stellen werden immer schnell besetzt, und es ist wenigstens einem ganz mittelstoßen Menschen höheren Standes nicht zu rathen daß er auf gutes Glück sich dieher wendet. Besonders ist der Handel schon jetzt sehr stark vertreten, und wenn auch die hiessen Häuser großartige Geschäfte machen und gewiß bald zu Reichthümern gelangen, wird doch durch sie eine Concurrenz angebahnt gegen welche ein unbemittelter Anfänger sich nicht wohl halten kann. Dagegen aber fehlt es an Händen für die gewöhnliche grobe körperliche Arbeit, an Handwerksleuten und ähnlichen Kräften, und es würden Einwanderer dieser Art bei dem hohen Lohne, welcher auch für sie gezahlt wird, sich mit Sicherheit schnell eine wohlhabende Stellung erringen können.

Es geht der hiesigen, wie es auch den übrigen australischen Colonien anfänglich ergangen ist, daß es an arbeitenden Kräften im Gegensatz zu den Handeltreibenden fehlt, daß dadurch die Preise für Arbeit und tägliche Bedürfnisse sehr in die Höhe gehen und durch diese wieder der weniger wohlhabende, zur Haubarbeit geneigtere Einwanderer zurückgehalten wird. England pflegt in diesen Fällen sich gewöhnlich an die übrigen europäischen Staaten zu wenden, und zumal aus Deutschland unbemittelte Einwanderer heranzuziehen. Ein tüchtiger Handwerker verdient hier bei nur achtstündiger Arbeit wöchentlich 2 Pfund und gebraucht für seinen guten Unterhalt 1 Pfund, welches er durch Nebenarbeiten in Freistunden noch zu verdienen vermag. Gesucht sind namentlich Tischler, Zimmerleute, Schneider, Glaser, Maler, Schuster, Sattler, aber nicht Maurer und sonstige Steinarbeiter, und jene können bei ordentlichem und mäßigem Leben jährlich 5—600 Rthlr. zurücklegen. Tagelöhner erübrigen wöchentlich leicht 15—20 Shillinge (5—7 Rthlr.), verheirathete das Doppelte, wenn sie nicht vorziehen sich bei einem Farmer im Innern des Landes zu vermiethen, wo sie bei freier Station 50—60 Pfund zusammen erhalten. Die Reise aus Deutschland hieher kostet zwar 200 Thlr., aber wie leicht sind diese verdient! Die Beförderung von Seiten der „Einwanderungscommission der Provinz Wellington“ kostet für Erwachsene 20, für Kinder 10 Pfund (Kinder unter einem Jahr alt sind frei), und für den vierten Theil dieses Geldes erhalten die Einwanderer bei ihrer Ankunft Land, den Acre zu 10 Shillinge gerechnet.

Zu einem Ausflug ins Innere fand ich bald passende Begleiter; Pferde und einige Eingeborne als Führer waren schnell gemiethet, und eines schönen Morgens brachen wir, im Ganzen sieben Personen, tüchtig bewaffnet auf. Die Bewaffnung sollte nicht sowohl gegen feindliche Eingeborne schützen, denn diese sind durchweg friedlich gegen die Europäer gesinnt, als gegen etwa entspringene, in den Wäldern herumschweifende und jeden unbewaffneten Reisenden überfallende und ausplündernde Sträflinge. Es war etwa 4 Uhr Morgens als wir uns in die Sättel schwangen und in gestrecktem Galopp in die bei Wellington von Wald entblößte und cultivirte Ebene einritten. Farmer und Dörfer der Eingebornen (Maoris) lagen häufig seitwärts von der Straße, kleine Lichtungen um sie herum, welche zuweilen erst vor kurzer Zeit abgebrannt waren, dahinter der vom Feuer verschonte Busch mit prächtig grünem Laube, aus dem aber oft versengte Zweige und Stämme, schwarz gebrannt und blätterlos, hervorschauten. Wie bedauert man zuerst, bis man sich an den Anblick des Niederbrennens gewöhnt hat, die wunderschönen Bäume, diese im saftigsten Grün schwelgenden Laubhölzer mit den an ihnen hängenden und tausendfach verzweigten, herrlich blühenden Schlingpflanzen, diese wunderbar zarten und üppigen Farren darunter, in der verschiedensten Färbung, ebenfalls von Schlinggewächsen umrankt, das Ganze so dicht daß es für den Reisenden undurchdringlich wird und er sich nur mit der Art einen Weg hindurch bahnen kann. Der Reichthum dieser Wälder an den verschiedensten Arten von Farren, von dem niedrigen, kaum einen Fuß hohen bis zu der palmenähnliche Bäume bildenden Dicksonia; der Ueberfluß an Schlinggewächsen verschiedener Gattungen, theils mit kleinen weißen Blüthen, theils mit lilienartigen Kelchen, die im brennendsten Carmin glühen; die Tausende schön befiederter Vögel, deren einzelne recht gute Sänger sind, die mehrsten aber nur durch Farbenpracht sich auszeichnen, und unter diesen wieder am zahlreichsten vertreten ein grüner Papagai mit rother Kappe und blauen Flügeldecken — alles dieß charakterisirt diese Wälder und macht sie dem ungewohnten Auge doppelt interessant.

Hat man diese Wälder durchstreift, frei von europäischem Zwange in sausendem Galopp Meilen Weges zurück gelegt, die Mittagshitze dieser Sonne ertragen, so wundert man sich kaum noch, wenn man die Führer am Abend auf irgend einem behaglichen Platze Aufhalten zum Nachtquartier im Freien treffen sieht. Ein gut belaubter Baum ist bald gefunden und mit der Art schnell eine Art von Laube unter ihm ausgehauen. Indeß wir uns beschäftigen mit den abgeschlagenen Zweigen ein Feuer anzulegen, gehen die Führer mit unseren Flinten in den Wald hinein und kehren bald zurück mit einer saftigen Last, einem wilden Huhne oder einem fetten Truthahne, deren es hier sehr viele gibt, obwohl dem Europäer die Jagd auf sie manchen Schweißtropfen kostet, da sie sich bei dem geringsten Geräusche in das undurchdringliche Dickicht zurückziehen. An dem hellen Feuer gebraten gibt ein solcher Hahn einen wahren Leckerbissen und verschwindet denn auch bald bis auf die Knochen und die Federn. Nahe am Ufer des Hutt-Flusses gelagert, konnte uns ein schmackhafter Trunk nicht fehlen, das Feuer schützte vor den feuchten aus der Ebene aufsteigenden Dünsten und bald fand sich der Schlaf ein. — Das schöne, durch den ziemlich ansehnlichen Fluß bewässerte Thal ist ein wahrer Gewinn für die Stadt Wellington; in wenig mehr als einem Jahrzehent zum großen Theile cultivirt, liefert es ihr die nothwendigen Lebensbedürfnisse, und durch die Macht des Beispiels zwingt es die Eingebornen zur Cultur. Die Hütten und Dörfer der letzteren stehen häufig an der Straße und viele Leute beiderlei Geschlechts bemerkten wir auf unserer Reise. Diese waren jedoch schon alle halb civilisirt und boten dem Beobachter kaum etwas anderes bemerkenswerthes, als eine offene gutmüthige Gastfreundlichkeit, die uns überall mit Speise und Trank entgegen kam. Wir hatten aus Wellington einen hinlänglichen Vorrath an Speisesachen mitgebracht, welche uns zur Zahlung dienten, obwohl diese Menschen mit dem Werthe des Geldes hinlänglich vertraut sind.

Wellington und seine Umgebung, das Hutt-Thal, zeichnen sich nicht durch beständige Witterung aus, vielmehr soll in diesem Thale die kühlste und nasseste Temperatur herrschen. Für uns brach jedoch nach 10stündigem ununterbrochenen Schlafe ein heiterer Tag wieder an. Das Aufzäumen der in der Nähe weidenden Pferde dauerte nicht lange, da wir sie mit Seilen an die Bäume befestigt hatten, und bald saßen wir wieder im Sattel. Heute gieng es aber nicht in so schnellem Ritte wie gestern, theils weil das Terrain jetzt in sehr merkbarer Weise anstieg, theils auch weil die ungewohnte Bewegung sehr fühlbare Spuren an unseren Körpern zurückgelassen hatte. Indessen erreichten wir um etwa 10 Uhr Morgens

die Spitze des Gebirges und nahmen hier Gelegenheit den gestern zurückgelegten Weg aus der Vogelperspective zu überblicken. Unser Standpunkt lag etwa 4000 Fuß über dem Meere und erlaubte den Rückblick über die ganze Niederung des Hutt-Flusses mit ihren Lichtungen und Waldungen, bis über die Spitze hin, welche der Hafen von Wellington nördlich umgibt und auf welcher das Port Nicholson steht. Darüber weg das schöne spiegelglatte und himmelblaue Meer, mit der bergigen Insel Kapiti in seinem Schooße und im Hintergrunde eingerahmt von den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen der südlichen neuseeländischen Insel. Links hatten wir, sich lang an der Küste hindehnend und nach dem Innern der Insel hinein eine weite Hochebene bildend, das Gebirge selbst, welches Wellington gegenüber, die südlichste Spitze der Insel bildend, das Cap Kaukaua ins Meer vorschiebt. Rechts erhob sich, jetzt von der Sonne beschienen, das höhere Tarayna-Gebirge, in großen Terrassen aufsteigend und auf seinen höchsten Spitzen mit Schnee bedeckt. Die Scenerie selbst war nicht großartiger als man sie in Europa an manchen Stellen findet; was den Geist hier fesselt, ist auch nicht sowohl das Fremdartige der Umgebung, als eben der Umstand daß er dieß alles, was das Auge wahrnimmt, sofort mit dem Vordringen der Cultur in Verbindung bringt und sich schnell neben dem wirklichen Bilde dasjenige der Zukunft vorstellt. So wird der Geist hier zugleich lebhaft beschäftigt und gefesselt, und empfängt seine Eindrücke in doppelter Weise, genießend und vorempfindend.

Uns sollte dieß auch die Wirklichkeit bald zeigen. Wir hatten noch keinen sehr bedeutenden Weg zurückgelegt und waren eben in das Wairarapa-Gebiet eingetreten, als wir an einer umfangreichen Farm Halt machten, in welcher wir, durch die Freundlichkeit des Besitzers genöthigt, auch die folgende Nacht zubrachten. Unser Gastwirth hatte einen sehr großen Besitz, den er als einer der ersten Ansiedler auf der Insel für einen sehr billigen Preis von den Eingebornen selbst gekauft hatte. Ungeheure Heerden von halbverwildertem Rindvieh und Schafen weideten in demselben, und brachten ihm einen großen Ertrag. Die weiten unbewohnten Districte und der Mangel an kundigen Arbeitern gestatten noch keine andere Benutzung der Ländereien; aber der Ertrag aus der Viehzucht soll auch, wie uns gesagt wurde, ein verhältnißmäßig größerer seyn, da die Arbeit weit geringer ist als diejenige des Landbaues. Die Fruchtbarkeit der Schafheerden berechnet man hier auf mehr als 100 Procent und ihren Reinertrag auf 15 Procent des angelegten Capitals. Deßhalb vermehren sich auch die Heerden unausgesetzt, und gute Hirten und Aufseher finden bei freier Station und etwa 20 Pfd. St. jährlichen Lohns sehr leicht ein Unterkommen.

(Schluß folgt.)

Zur Gesittung der christlichen Frauen und Mädchen in den Hauptstädten auf den Molukken.

Von Julius Kögel.

Ungeachtet das hochmüthige und pflegmatische Betragen der auf den molukkischen Inseln wohnenden christlichen Eingebornen und Liplappen (Mischlinge) den daselbst ankommenden Europäern anfangs stets sehr mißfällt, gewahrt man, bei längerem Aufenthalt auf diesen Ländern, doch daß viele Sitten und Gebräuche der hiesigen Christen unserm Geschmack besser entsprechen wie manche Gewohnheiten der übrigens so gutmüthigen und fleißigen Javanen oder Maduresen. Gewöhnlich macht nun aber der Paru (europäischer Neuling) in Niederländisch-Indien nicht gern einen Unterschied zwischen getauften oder ungetauften braunen und gelben Leuten, während jene durch ihr Christenthum — welches bei vielen hierheimischen Christen freilich öfters in nichts anderem besteht als daß sie getauft sind — sich berechtigt glauben über alle erhaben sich zu dünken die keine Oran-Serani (Christen) sind, daher die Ungläubigen verachten, aber selbst ebenso wie vornehme Europäer geachtet und behandelt seyn wollen, wobei uns freilich curios vorkommen muß daß dieselben europäische Juden ebenfalls für Oran-Serani halten, obschon in der malayischen Bibel die Juden Oran Jehudi benannt werden. Wenn, wie gesagt, einerseits der sinkende Hochmuth, welcher namentlich die christlichen Frauen und Mädchen in Städten hier besitzen, den meisten Paru höchst lästig wird, ist für letztere andererseits wieder anziehend daß das hiesige schöne Geschlecht sich manche uns Europäern mißfällige Gebräuche nicht dermaßen angeeignet hat wie die braunen und gelben Damen auf den Sunda-Inseln oder auf dem südlichen Celebes. So z. B. rauchen die hiesigen Christinnen kein Opium, sie gebrauchen keinen Kalk beim Betel- oder Sirikauen, und sie beizen ihre Zähne nicht schwarz, obgleich viele derselben ihre Zähne noch ein wenig abschleifen lassen; diejenigen welche noch Tabak zu kauen pflegen, tragen ihr Tabakpriemchen ebenso wie die europäischen Seeleute zwischen ihren Backen und Backzähnen im Munde, während die tabakkauenden Eingebornen auf den Sunda-Inseln und auf Süd-Celebes ihr Primchen unter die Oberlippe stecken, so daß einige Fasern davon aus dem Munde hängen, was diesen Leuten ein affenähnliches Ansehen verleiht. Ferner hören die hiesigen getauften Damen lieber europäische als malayische oder chinesische Musikinstrumente spielen, sie lieben das Walzer- und Quadrilletanzen gar sehr und sind nicht bloß — wie auf den Sunda-Inseln üblich — nur mit Tanzen-Sehen zu befriedigen, sie trinken Genever so gut wie die beste Holländerin hier, und bestreichen mitunter ihr Brod auch mit europäischer — fast immer jahrealter — Butter, obschon sie weder an dem einen noch dem andern dieser beiden europäischen Artikel einen Wohlgeschmack finden; nichtsdestoweniger speisen sie auch öfters Kartoffeln, die hier gewöhnlich nicht sonderlich gut aber stets enorm theuer sind, jedoch man glaubt daß das Genießen von Butterbrod,

Genever und Kartoffeln zur Europäisirung gehört und deßhalb nicht unterlassen werden darf.

Die hiesigen christlichen Mädchen heirathen zwar sehr jung, jedoch nicht bevor sie mannbar sind, in Folge dessen altern sie nicht so schnell wie die Javaninnen und bleiben viele Jahre länger fruchtbar wie diese. Uebrigens ist auch das Concubinat in den christlichen Städten auf den Molukken bei weitem nicht so sehr im Gebrauch wie es auf den Sunda-Inseln der Fall ist, und diejenigen Christinnen welche in derartigen Verhältnissen leben, sind vom Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen. Indeß will ich hiermit keineswegs gesagt haben daß die hiesigen christlichen Damen treuer und inniger an ihrem Gemahl oder Geliebten hängen wie die Nichtchristinnen, oder sich weniger prostituiren wie diese, aber sie gehen mit entehrenden Streichen doch geheimer zu Werke.

Ueberhaupt erscheinen die hiesigen Christinnen uns in ihrem Umgange stets sentimentalisirt, so z. B. nehmen Mädchen schon übel wenn sie ein derselben nicht ganz genau bekannter Europäer [1] „Ati“ (zu deutsch: Leber) nennt, womit eine germanische Dame sich doch geschmeichelt (?) fühlen würde, und derjenige Paru welcher sich etwa beikommen ließe einer solchen getauften Dame ihre Wangen — wenn auch nur sanft — zu streichen, würde allgemein für einen Oran-onbeschoft (roher Mensch) gelten. Freilich muß man auch wissen daß die hiesigen Damen sich mit ein wenig Wada — ihrer Aussage nach um dadurch das Schwitzen zu verhindern — schminken, und durch, wenn auch nur sanftes, Fühlen oder Streichen mit Fingern diese weiße Schminke abgewischt und alsdann der dunklere Teint sichtbar wird. Durch ihre Sentimentalität ist es übrigens den meisten christlichen Ehefrauen dahier auch gelungen die Herrschaft im Hause zu erringen und ihre Gatten unter den Pantoffel zu bringen. Als merkwürdig ist aber zu erwähnen daß viele der hier heimischen getauften Damen wenn sie durch Worte sich beleidigt glaubten, auch durch Zerreißen ihrer eigenen Kleidungsstücke — und zwar derjenigen womit sie eben bekleidet sind — ihren Unwillen auszudrücken suchen.

In den drei verschiedenen Statthalterschaften der molukischen Inseln gewahrt man daß die Sitten und Gebräuche der in einer andern Residentie (Statthalterschaft) wohnenden Damen auch einigermaßen verschieden sind, denn während dieselben zu Ternate und Banda nur bunte Kleidungsstücke zu tragen pflegen, bekleiden sich die saparua'schen und amboina'schen Nonia (Frau) und Nona (Fräulein) fast nur mit schwarzen Kabaia (ein Gewand ähnlich einem Frauenhemd, das vorn offen, aber mit langen und weiten Aermeln versehen ist) und Kain (ein $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Ellen langes und 1—$1\frac{1}{2}$ Ellen breites Stück Kattun, womit Unterleib und Beine umhüllt werden), weßhalb wohl mancher Paru diese anfangs auch für Nonnen hält. Gelegenheitlich sey hierbei bemerkt daß die schwarzgekleideten Amboinesinnen gewöhnlich auch frömmer wie die buntgekleideten Ternatinnen und Bandanesinnen, aber keineswegs so hochmüthig wie diese sind, die letztern sind dagegen wieder meist mit einem angenehmern Aeußern begabt als die Amboin'schen Damen, bei welchen man sehr häufig semitische Gesichtsformen findet.

Ternatische Christinnen halten es für entehrend auf dem Basser selbst etwas ein- oder zu verkaufen, „das ist, sagen sie, Sklavenarbeit.“ Dieses zu thun schämen sich doch weder die amboin'schen noch die saparua'schen Schönen; ob sich nun die banda'schen Christinnen des Basserhandels schämen würden, kann ich nicht behaupten, denn auf den Banda-Inseln gibt es keinen solchen Markt. Für überzeugt halte ich mich aber daß die banda'schen Liplappen — was die meisten dort wohnenden getauften Leute sind — weniger moralisch leben als die Christen benachbarter Inseln; in Folge dessen finden die dortigen Damen sehr lächerlich daß der saparua'sche Bräutigam, wenn er sich von der unbefleckten Jungfernschaft seiner jungen Frau in der Brautnacht überzeugt hat, den Erzieherinnen derselben seinen Dank abstattet.

Weil vielen von Java nach den Molukken übersiedelnden europäischen Beamten und Militärs die Sitten der hiesigen Christen ihrem Geschmack doch besser entsprechen als die Gebräuche der Javanen, ist es etwas sehr gewöhnliches daß die europäischen Herren mit hiesigen Damen sich verehelichen und zu dem Ende ihre bis dahin treu gediente javanische Meid (Haushälterin und Concubine) verabschieden, denn ich muß bemerken daß sehr viele Europäer — wegen Mangel an weißen Frauen — in Niederländisch-Indien anfangs mit javanischen Meiden sich zu versehen genöthigt sind.

Schließlich erwähne ich noch daß die im Waisenhause zu Amboina erzogenen Waisenmädchen bis zu ihrer Verheirathung darin verbleiben, sie werden dort so zu sagen vornehm erzogen; wenn sie sich in die Kirche begeben, gehen Schirmträger hinter ihnen her welche die aufgespannten Peiong (Regen- und Sonnenschirme) ihnen über die Häupter halten, damit sie nicht von den Sonnenstrahlen oder den Regen belästigt werden, und es ist hier bekannt daß die Waisenmädchen sich geschmackvoller als andere Damen zu frisiren verstehen.

[1] Das Organ wofür die malayisch sprechenden Völker hilflich den Sitz aller sittlichen Eindrücke und Empfindungen legen, ist die Ati und nicht wie bei uns das Herz (Jantung). Jemanden welchem man wohlgeneigt ist, nennt man daher auch wohl panje (mein), Ati Sagt man Beta sakit Ati wörtlich: meine Leber ist krank, so bedeutet dieß bei den Malayen, ich bin ergrimmt; Beta tana Ati zu deutsch: meine Leber hat Sorgen, bedeutet dieses oder jenes macht mir Sorgen; die Christen auf den Molukken nennen eine Person die sie sehr lieben oft Jantung-Ati; ferner sagt man auch „Enka-Ati“ (die Leber wünscht) und meint, „mir ist der allem wünschenswerth“ u. dgl. m.

Ueber Viehzucht in Californien.

Wie reich auch Californiens Boden an unerschöpflichen mineralischen Schätzen, wie reich an Agricultur-Producten, [1] so bietet doch kein Land der Erde der Viehzucht größere Vortheile dar als dieser gesegnete Küstenstrich.

[1] Es wurden während der letzten zehn Jahre für ungefähr eine halbe Milliarde Gold und 197,8 0 Flaschen Quecksilber exportirt, und während Californien im Jahre 1853 noch für 15,828,660 Dollars Lebensmittel einführte, exportirte man derselben schon 1858 für 2,551,690 Dollars, 82 C. nachdem für den bedeutend vermehrten Consum des Landes gesorgt war.

Zur Zeit der spanischen Regierung war Californien eigentlich eine Terra incognita; erst im 17ten Jahrhundert wurden die ersten Niederlassungen in Form von Missionen, in der Halbinsel Unter-Californien (Baja-California) gegründet, welche der Padre Junipero im Anfang des 18ten Jahrhunderts auf Ober-Californien (Alta-California) — dem 1848 an die Vereinigten Staaten abgetretenen Theil — ausdehnte. Diese von San Diego bis Sonoma nach und nach (bis 1796) gegründeten Missionen öffneten indeß nur einzelne fruchtbare Landstrecken der Cultur, und Dank den aufopfernden Bemühungen der Jesuiten, wurde nicht nur der christliche Glaube den Indianern gepredigt, sondern mit dem Ackerbau führten dieselben auch unsere europäischen Hausthiere jenen so lange vernachlässigten Gegenden zu.

Nach dem Unabhängigkeitskriege von 1810 bis 1822 vernachlässigte die mexicanische Regierung diese fernen Colonien, aus denen sie keinen Nutzen zu ziehen wußte. Die Missionen waren bis dahin großentheils durch Schenkungen erhalten worden, und der durch dieselben gebildete sehr beträchtliche Schatz (fondo piadoso de las Californias) ward bei dem fortwährenden Geldmangel der Regierung mit Beschlag belegt — eine doppelte Ungerechtigkeit, da die Regierung den Missionen noch außerdem bedeutende Summen für Vorschüsse schuldete, welche dieselben den militärischen Niederlassungen gemacht hatten; ferner wurden die zum Schutze der Missionen errichteten Presidios in Strafcolonien verwandelt, die deportirten Verbrecher sowie einzelne Emigranten ließen sich in der Nähe der Missionen nieder und brachten Corruption unter die halbcivilisirten Indianer; bedeutende Landconcessionen wurden diesen Colonisten gewährt, welche nach Gründung einzelner Ortschaften, wie Los Angeles, Pueblo de San José und San Diego bald eine unabhängigere Stelle dem Mutterlande gegenüber einnahmen.

Dazu kam daß der häufige Regierungswechsel in der mexicanischen Republik auch Californien die verschiedensten Gouverneure brachte, deren Vollmachten oft schon widerrufen wurden ehe sie das Land ihrer Bestimmung erreichten, denn die Seereise von Acapulco, San Blas oder Mazatlan in kleinen Küstenfahrern war höchst beschwerlich, Monate lang mußten sie in diesen Häfen warten, bis sich ein Fahrzeug fand, oder die Douane die Mittel zu einer solchen Expedition aufbringen konnte. Die Folge war daß auch die Californier sich bald in Parteien theilten, die früher so blühenden Missionen wurden zum Theil veräußert, um den Truppen ihren rückständigen Lohn zu zahlen, die Felder wurden nicht mehr bestellt, die Heerden geraubt oder zerstreut.

Die bekehrten (sogenannten zahmen) Indianer, deren Hütten die Missionen umgaben, und deren Zahl sich in einigen derselben auf mehrere Tausende belief, kehrten in ihre Wälder zurück, als ihnen die väterliche Sorge der Geistlichen fehlte, von denen sie gekleidet und ernährt worden waren, und Ruinen bezeichneten die Stätten welche frühere Reisende als idyllisch bei den gastfreundlichen „Padres“ geschildert haben.

Zur Zeit der Blüthe der Missionen zählten deren viele von hundert bis zweihunderttausend Köpfe Hornvieh, welche einmal des Jahres mit dem Lazo zusammengetrieben und deren junger Nachwuchs gebrannt wurde, ein Fest welches alle Californier bei Spiel und Tanz vereinigte. Die Zahl der Schafe und Pferde war nicht mehr zu ermitteln, da sie — gleichsam als Gemeingut — nicht gemarkt wurden; so herrschte die Sitte daß der Reisende, im wilden Galopp die Ebene durcheilend, aus den Heerden die besten Pferde lazirte, und so recrutirt, seine ermüdeten Thiere zurückließ. Geld gab es nicht, Felle und Häute, sowie Talg waren die Tauschmittel. Von Zeit zu Zeit erschienen in Monterey (dem einzigen, fremdem Handel geöffneten Hafen) Handelsfahrzeuge verschiedener Nationen, um die mitgebrachten Waaren gegen obengenannte Producte zu vertauschen, deren Exportation durchschnittlich ungefähr 200,000 Häute und 30,000 Centner Talg per Jahr betrug.

Statistische Nachrichten von 1842 gaben den damaligen Viehbestand Californiens noch auf 1,200,000 Stück Hornvieh, 420,000 Schafe, 500,000 Pferde, 3000 Maulthiere, 3000 Ziegen und 2000 Schweine an. Seitdem scheint die Viehzucht sehr abgenommen zu haben, die Ausfuhr stockte in Folge der innern Unruhen, welche der Occupation der Amerikaner vorhergingen, und als endlich die Entdeckung von Gold alle Welt in die Minen-Regionen trieb, dachte niemand daran solch' verächtlicher Industrie nachzulaufen. Der Consum des Landes nahm bei vermehrter Bevölkerung zu, und einem Berichte vom Jahre 1852 zufolge, zählte man im Lande nur noch von Hornvieh 448,796 Stück, und von Schafen 82,867 Stück.

Der dadurch sehr gesteigerte Werth (von 5 bis auf 50 Dollars für Ochsen und Kühe, und von 50 C. auf 8 Doll. für Schafe) veranlaßte nicht nur eine bedeutende Importation von Mexico und den atlantischen Staaten, sondern auch größere Sorgfalt im Ueberwachen der Heerden, so daß deren Zahl sich rasch vermehrte, und im Jahre 1858 nach officiellen Berichten wie folgt herausstellt: Hornvieh 844,647 Stück, Schafe circa 550,000 Stück, Pferde 160,804 Stück, Maulthiere und Esel 20,506 Stück, Schweine circa 180,000 Stück, Ziegen circa 20,000 Stück; hierbei ist noch zu bemerken daß im Laufe des vorigen Jahres viele tausend Maulthiere nach den neuentdeckten Placeres im britischen Columbien geführt wurden, welche in obiger Zahl nicht figuriren; daß die Schweinezucht bis jetzt nur in der Nähe der Städte getrieben wird, obgleich man sie gewiß leicht an Eicheln gewöhnen könnte, und daß ungezählte Heerden von Ziegen auf einzelnen californischen Inseln die einzigen Herren bilden.

Seit 1854 haben hiesige Kaufleute sich denn auch mehr auf den Ankauf und Export von Häuten, Fellen, Hörnern und Wolle gelegt, und dadurch diesen so lange vernachlässigten Artikeln ihre alte Wichtigkeit für Californien wieder verliehen. Diese Ausfuhr, welche sich fast nur auf New-York beschränkt, erreichte während der letzten beiden Jahre die folgenden Zahlen:

	1857.	1858.
Ochsen- und Kuhhäute .	170,447 Stück.	168,933 St.
Verschiedene Felle . .	45,404 „	33,970 „
Hörner , ...	114,385 „	77,371 „
Wolle	1,100,000 Pfd.	1,428,351 Pf.
Talg	1068 Ball.	918 B.,

ja selbst andere Producte unserer Landwirthschaft befanden sich unter den Export-Artikeln der letzten Jahre, obgleich noch in sehr geringen Quantitäten, nämlich:

Butter 345 Fässer im Jahr 1857 — 537 Fässer im J. 1858,
Käse 563 „ „ „ — 1586 „ „ „
mit der Gewißheit fortwährender Steigerung.

Die Lage Californiens zwischen dem 32. und 42. Grade nördl. Breite, wie zwischen dem stillen Ocean und der Sierra Nevada, von dem schönen Küstengebirge zum Theil durchzogen, besitzt im ganzen ein herrliches gemäßigtes Klima, obgleich zwischen dem nördlichen und südlichen Theile, wie der Küste und dem Hochland ein bedeutender Temperaturunterschied besteht. Man kann indeß für die der Viehzucht besonders geeigneten Theile eine Durchschnittswärme (r) von + 16—24 Grad Réaumur annehmen, welche den Thieren erlaubt das ganze Jahr im Freien zuzubringen.

Dem Staatscataster von 1858 zufolge enthält dieser Flächenraum 99,463,680 Acker Landes (zu ungefähr 1½ Morgen per Acker), und von diesen sind:

Bewässertes Bergland . . .	52,000,000	Acker,
Trockenes, dürres Bergland .	19,000,000	„
Sumpfland (Ufer der Flüsse)	5,000,000	„
Agriculturland (sehr fruchtbar)	23,463,680	„

Der Werth dieser vortrefflichen Terrain-Verhältnisse wird noch dadurch erhöht daß alle Ländereien (mit Ausnahme von etwa 5,000,000 Acker, deren Titel der betreffenden Landcommission zur Bestätigung vorgelegt wurden) der Regierung gehören, und daß jeder Emigrant das Recht hat 160 Acker zu dem festgesetzten Werthe von 1 Dollar 25 C. per Acker — und in Terminen zahlbar — als „Preemption right" zu occupiren. Doch dieses Gesetz interessirt mehr den Ackerbauer; der Viehzüchter vermag zu billigen Preisen passendes Terrain von den großen Landbesitzern in beliebiger Ausdehnung oder bei den sechsmonatlichen Staats-Auctionen schon vermessener Ländereien zu erwerben; auch kann er zu niedriger Rente die Tausende von Acker pachten welche die Viehzucht im großartigen Maßstab erfordern würden.

Um den Nutzen zu zeigen welcher bisher aus dieser Industrie erwachsen, werde ich einige Berechnungen folgen lassen, bei denen ich für Sterblichkeit und andere Eventualitäten einen Verlust von 10 Procent angenommen habe, was mehr als der gewöhnliche Durchschnitt ist.

Ankauf von 100 Kühen .	à 30 Doll.	3000 Doll.
„ „ 100 Kälbern	„ 10 „	1000 „
	Capital	4000 „

Product des ersten Jahres 90 Kälber, des zweiten 140 Kälber, des dritten 180 Kälber, des vierten 250 Kälber, des fünften 370 Kälber.

Wovon folgender Theil zu verkaufen wäre:

Im zweiten Jahre	45	Stück	à 30 Doll.	1350 Doll.
„ dritten	„ 60	„	„	1800 „
„ vierten	„ 75	„	„	2200 „
„ fünften	„ 100	„	„	3000 „
			Zusammen	8400 „

Diese Summe, sowie das Product der Maierei an Butter und Käse (deren Preis zu 30 à 50 Cents per Pfund anzunehmen), würde nicht nur den Unterhalt und die Kosten für Hirten ꝛc. decken, sondern auch mehr als genügen um die Miethe oder selbst den Kaufpreis des Landes zu erschwingen.

Es würde demnach am Ende des fünften Jahres sich folgender Bestand herausstellen:

580 Kühe und Ochsen à 25 Doll.		14,500 Doll.
370 Kälber	5 „	1850 „
		16,350 „

und zwar bei Annahme eines verhältnißmäßig sehr niedrigen Preises, denn bei zunehmender Bevölkerung (von etwa 10 Procent per Jahr) ist ein Steigen des Preises wahrscheinlicher als ein Fallen. Ich habe bei dieser Auffstellung nur das einheimische californische Hornvieh im Auge gehabt, die amerikanischen, über die „Plains" gebrachten Ochsen und Kühe stehen im Preise viel höher, und würden sich wahrscheinlich noch vortheilhafter ziehen lassen.

Noch größer wäre der Nutzen welcher sich bei der Schafzucht herausstellt:

Ankauf von 1000 Schafen à 6 Doll. 6000 Doll.

Deren Vermehrung unter den allerungünstigsten Verhältnissen würde folgendes Resultat geben: [1]

Im ersten Jahre	500	Schafe	und	500 Hammel,
„ zweiten „	1000	„	„	500 „
„ dritten „	1500	„	„	500 „
„ vierten „	2000	„	„	500 „
„ fünften „	3000	„	„	500 „
Zum Verkauf im zweiten Jahre				500 Hammel,
„ „ „ dritten	„			1000 „
„ „ „ vierten	„			1500 „
„ „ „ fünften	„			2500 „
		Zusammen		5500 „

welche zum Preise von nur 5 Doll. per Stück 27,500 Doll. liefern würden, während die Bestände am Ende des fünften Jahres sich wie folgt herausstellen:

8000 Schafe und Hämmel à 2 Doll.		32,000 Doll.
3500 Lämmer . . .	„ 4 „	7000 „
	Zusammen	39,000 „

Auch hier habe ich einen geringeren Werth für den Verkauf angenommen, obgleich der Preis sich seit 12 Jahren progressiv gehoben und die Kreuzung mit fremden Racen die Qualität der Wolle sehr verbessert hat.

Der Werth der während dieser Zeit gewonnenen Wolle ist hiebei gar nicht in Anschlag gebracht, aber so bedeutend,

[1] Officiellen Berichten zufolge vermehren sich die Schafe in Californien durchschnittlich um 150 Procent im Jahr.

daß derselbe nebst obigen 27,500 Doll. mehr als hinreichend seyn würde um alle Kosten für Unterhalt und Land zu decken.

Ich habe hiebei zu bemerken daß die ursprüngliche californische Race fast gar nicht mehr rein gefunden wird, sie ist mit den verschiedensten Racen gekreuzt, und die Wolle in dem Maß verfeinert und begehrter geworden, daß sie von 1845 bis 1855 von 4 C. auf 8 C. per Pfund, und von 1855 bis jetzt auf durchschnittlich 10 à 14 C. gestiegen ist (feine Merino bis 25 C.) Dennoch kann man die verschiedenen Racen des Landes wie folgt classificiren:

1) Californische Race, sehr kräftig, und mit langer, weicher Wolle, man findet sie häufig mit 3—4 Hörnern.

2) Mexicanische Race, von noch feinerer Wolle, man unterscheidet die Race Chihuahua's von der kleineren Neu-Mexico's (jetzt zu den Vereinigten Staaten gehörig).

3) Chuelische Race, sehr kräftig und fruchtbar, aber mit gröberer Wolle; diese drei Racen werfen zweimal des Jahres Junge, und es gibt Beispiele, wo dieß dreimal geschehen.

4) Amerikanische Race, eine Abstammung von den englischen Racen; die Wolle, sowie das Fleisch sind von besonders guter Qualität.

5) Australische Race, von ausgezeichneter Wolle, da diese Race den ächten Merinoschafen entsprossen ist. Die ersten Schiffsladungen wurden mit 20—50 Doll. per Stück bezahlt, doch erhielten die letzten Zusendungen nur einen Preis von 10—12 Doll., da dieselben, zur Vermeidung der Unterhaltskosten, gleich in Auction kamen.

6) Rambouillet-Race, diese ächten Merinoschafe sind nur in sehr kleiner Quantität per Dampfboot und über Panama eingeführt worden, was deren Preis auf 2 à 300 D. brachte. Sie liefern durchschnittlich von 10 à 20 Pfund der feinsten Wolle per Schur. [1]

Das beste Terrain für Schafzucht ist an den Abhängen der Gebirge, wo man gute Weide und reichlich Wasser findet; obgleich der Californier die Schafe das ganze Jahr im Freien läßt, so würde ein einfaches Dach zum Schutz der Lämmer während der Regenzeit (von November bis März) doch wohl vorzuziehen seyn, da der Nutzen die unbedeutenden Kosten gewiß überwiegen würde.

Da diese Notizen vorzüglich den Emigranten nach Californien interessiren dürften, so werde ich noch eine Berechnung für den Landwirth hinzufügen, bei dem der Ackerbau und die Viehzucht Hand in Hand zu gehen pflegt.

Ein Capital von 1500 Dollars z. B. wäre folgendermaßen zu verwenden:

320 Acker (cir. 500 Morgen) Landes à 1 D. 25 C. 400 Doll.

Ein hölzernes Haus (Bretter und Balken à 15 bis 30 D. per 1000 Fuß)	300 Doll.
Einfassung des Gartens und 90 Acker Landes	200 —
Ackerbaugeräth, Kühe, Ochsen, Pferde u. Hühner	400 —
Lebensmittel und Saat	100 —
Für sonstige Ausgaben	100 —
Capital	1500 —

Bei Berechnung der zu erzielenden Ernten habe ich nur 25 Bushels (circa 1¼ Bushel = 1 Scheffel) per Acker angenommen, was unter dem Durchschnittsertrag des californischen Bodens ist, und den Preis zu 1 Dollar per Bushel, auf den er zwar in diesem Sommer in Folge der außerordentlich reichen Ernten gesunken, welcher aber bedeutend niedriger ist als der seit Jahren gewöhnliche Durchschnitt. [1]

Das Resultat würde demnach folgendes seyn:

Erstes Jahr: 90 Acker Landes zu 25 Bushel Weizen . . . . . 2254 B.

Abzüglich der für den Verbrauch nöthigen . . . . . 200 B.

2054 B. 1 D. 2050 Doll.

Product des Gartens an Gemüsen und Früchten	100 —
Zuwachs der Hausthiere 100 D.	
Zweites Jahr: 90 Acker Landes wie oben .	2050 —
Garten und Früchte . .	250 —
Zuwachs der Hausthiere 200 D.	
Drittes Jahr: 100 Acker à 25 D. wie oben	2500 —
Garten und Früchte . .	400 —
Zuwachs der Hausthiere 300 D.	
Viertes Jahr: 100 Acker wie oben . .	2500 —
Garten und Früchte . .	550 —
Zuwachs der Hausthiere 500 D.	
Fünftes Jahr: 100 Acker wie oben . .	2500 —
Garten und Früchte . .	700 —
Zuwachs der Hausthiere 800 D.	
Zusammen 1900 D.	13,600 —
Unterhalt der Familie . .	5000 —
	8600 —
Zuwachs der Hausthiere . .	1900 —
Vermehrter Werth des Landes: 320 Acker à 20 Doll.	6400 —
Total	16,900 —

Angenommen nun daß im Laufe der Jahre der jetzt bestehende Preis von Gemüsen und Obst sich nicht halten

[1] Auf dem Aromos-Rancho in der Nähe von San Juan (Monterey-Country) wurden in diesem Jahr einige dieser Schafe mit folgendem Resultat geschoren:

Widder:	Sampson,	4 Jahre alt,	Gewicht	242 Pfd.	gab	32¾	Pfd.	Wolle.
„	Bobby	2 „ „	„	211	„	24¼	„	
„	Emperor	2 „ „	„	233	„	19½	„	
„	Sultan	17 Monate „	„	195	„	22	„	
Schaf	Princeß	17 „ „	„	156	„	17¼	„	
„	Mattie	4 Jahre „	„	175	„	16	„	

[1] Die Fruchtbarkeit dieses jungfräulichen Bodens ist der Art daß 400fältige Ernten für Mais und 12fältige Ernten für Gerste und Weizen nicht selten sind. Ich kannte ein Feld, welches im ersten Jahre, gut bestellt, hundertfältige Ernte (Gerste) lieferte, und in den darauffolgenden vier Jahren ohne neue Aussaat, nur durch das bei der Ernte zerstreute Korn respective noch 50, 40, 30 und 20faches Korn gab.

Im Laufe dieses Jahres sind viele Schiffsladungen californischen Getreides nach Australien, Südamerika, Neu-Yorck und selbst nach England ausgeführt worden.

sollte, wie dieß kaum zu erwarten, so würde selbst der Ausfall der angeführten Summen noch ein sehr ansehnliches Resultat liefern und eine anspruchslose Familie rasch bereichern.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit noch daß die 1849 und 1850 angelegten Obstgärten den Eigenthümern zwei bis drei Jahre darauf 50 bis 80,000 Dollars Revenüe einbrachten; diese Verhältnisse haben sich indeß seitdem sehr verändert, und in diesem Jahre fanden die zu Markt gebrachten Quantitäten kaum Käufer, trotz des enormen Consums von San Francisco, welcher in diesem Jahre außer ungeheuren Quantitäten von Erdbeeren und Pfirsichen, von drei bis vier Millionen Pfund Weintrauben und eben so viel Aepfel und Birnen betrugen, von denen natürlich vieles in die Minengegenden versandt ward.

Ich unterlasse es über Pferde-, Schweine- und Hühnerzucht ꝛc. näheres anzugeben, da die vortheilhafte Ausbeutung dieser Industrie viel von Umständen abhängt. Der Preis der Pferde ist von einem fast nominellen Werth auf 100 bis 300 Dollars gestiegen, während der von Hühnern von 3 Doll. auf 1 Doll. per Stück, wie der von Eiern von 6 Doll. auf 60 Cents per Dutzend gefallen; ein nach europäischen Begriffen freilich noch hoher Preis.

Desgleichen ließe sich Bienenzucht hier auf das vortheilhafteste betreiben, da der Honig sehr gesucht ist (zu 75 C. per Pfund), und Wachs wie Honig in bedeutenden Quantitäten von Mexico eingeführt werden, um dem Consum zu genügen. Ein gewöhnlicher Bienenkorb liefert jährlich 50 bis 60 Pfd. Honig, und sein Werth — wenn voll — steigt selbst bis zu 125 Dollars.

Dieser Geschäftszweig war bisher in Händen von Leuten denen die Bienencultur fast unbekannt war; von den zu hohen Kosten eingeführten Schwärmen starben viele, andere kehrten von den blumenreichen Feldern nicht in ihre Körbe zurück, sie vermehrten sich rasch; die früher nicht einheimische Honigbiene wird daher jetzt in einigen Gegenden häufiger gefunden, und den sich mit ihrem Fang beschäftigenden Bienenjägern bis 100 Doll. per Schwarm bezahlt.

Diese Andeutungen mögen genügen um den Reichthum Californiens auch in diesen Punkten darzuthun, und wenn gleich diese Notizen wohl nur für den von Werth sind welcher sich in jenem gesegneten Himmelsstrich niederzulassen gedenkt, so mögen sie doch als Vervollständigung der Berichte dienen welche ich über Californiens Vegetation und Mineralreichthum geliefert.

San Francisco, Nov. 20, 1859.

W. S.

Ein Grillenkampf in Canton.

Geleitet von Whang, dessen langer schwarzer Zopf und dunkle Kleidung ihm das Aussehen eines ungeheuren Maulfrosches gaben, machten wir uns eines Abends nach Sonnenuntergang auf den Weg um eines der fashionabelsten der tausend-und-ein Spielhäuser zu besuchen mit denen Canton heimgesucht ist. Nach etwa fünfzehn Minuten langem mühseligen Gehen gelangten wir in einer dunklen engen Straße an eine niedrige enge Thür, in die wir uns gebückt hineindrängten, und traten dann, uns eng an den Zopf unsers Führers haltend, in ein kleines Zimmer ein, das von drei Laternen, so groß wie Regimentsdoppeltrommeln und von derselben Gestalt, und sieben oder acht abgeplatteten Sphäroiden beleuchtet war, die in den Händen der Spielwärter, sowie einiger der spielenden Herren selbst — so erpicht waren sie auf das Spiel — gar absonderliche Hin- und Herbewegungen machten. „Tseng tau ke!“ rief unser Führer, was verdolmetscht „Platz gemacht!“ bedeutet. Allein wir thaten seiner Unhöflichkeit Einhalt und erklärten: wir seyen nur als Besucher gekommen, und beabsichtigten keineswegs zu wetten.

In der Mitte des Zimmers stand ein an den Rändern mit einem reich geschnitzelten Elfenbeinsaum verzierter Tisch; in der Mitte dieses Tisches befand sich eine große Porcellan-Schale von sehr zarter weißer Farbe, geädert und sehr blaß purpurroth getrübt; um diese Schale herum waren etwa fünfzehn oder zwanzig chinesische Herren versammelt, offenbar in einem Zustande gespannter Erwartung und Ungeduld. An den entgegengesetzten Seiten der Schale standen zwei chinesische Diener, welche als Gehülfen (backers) der gegenseitigen Kämpfer fungirten, indem jeder mit einem Strohhalm ausgestattet war. Es wurde nun das Zeichen zum Anfang des Spiels gegeben.

Zwei andere Diener brachen sich sofort Bahn durch die Menge; jeder trug ein mit Schnitzwerk verziertes kleines Elfenbeinkästchen, das einen gleich einer aromatischen Riechbüchse durchbrochenen Golddeckel hatte. Aus diesen Kistchen wurden zwei große Grillen hervorgebracht. Diese Insecten werden durch eine Menge seltsamer Verfahrungsarten für die Kampfspiele abgerichtet. Sie sind von schwärzlicher Farbe, haben starke Beine und Schenkel, dicke Leiber und breite Ochsenköpfe, und besitzen Mäuler welche beißen wie die Vorderklaue einer kleinen Krabbe. Die Kämpfer wurden gleichzeitig auf die innere Fläche der Schale gesetzt, und giengen, rasch hinabgleitend, mit einem trockenen, knarrenden und knackenden Ton köpflings auf einander los. Augenblicklich aber zogen sie sich wieder zurück, und fiengen an mit ihren Vorderbeinen in der Luft zu manövriren. Angesichts dessen brach die ganze Gesellschaft in großen Jubel aus.

Die Spieler waren indeß dieser Entfaltung „der Wissenschaft“ bald allzu überdrüssig, und die Gehülfen erhielten Auftrag zu machen daß die Grillen „ans Werk giengen.“ Diese Herren streckten demgemäß ihre Strohhalme vor, störten die Thierchen auf, drehten sie um und stießen sie, bis die armen Geschöpfe über diese, wie sie glaubten, von ihrem Gegner herrührende Aufreizung so erbittert wurden, daß sie sich auf ihre Hinterbeine erhoben, und tanzten und bissen und mit ihren Vorderbeinen rangen, und stießen und kratzten und zerrten, und übereinander rollten, und auf und ab sprangen und unheerschlichen, und bluteten und am Maule

schäumten, bis Hautstücke und Beingelenke zitternd auf dem Boden der Schale umhergestreut lagen.

Die chinesischen Herren waren insgesammt im höchsten Grad aufgeregt; sie hüpften und schlissen, und sprangen auf und ab, und fließen und kratzten, und quiekten und schrien, und schäumten am Munde, während ihrer aller Augen wie glitzernde Knöpfe aussahen. Sie wetteten um Fliegenkuchen — Kuchen in welche kleine schwarze Fliegen statt der Korinthen eingebacken werden; allein dieser Spieleinsatz ist, da das Spielen um Geld dem Gesetz zuwider ist, nur ein nomineller. Die niedlichen Kuchen vertreten, einem gezähmten Einverständniß zufolge, Geld.

Ich gestehe, ich wurde endlich so bethört, daß ich im Verlaufe des Kampfs selber in Aufregung gerieth, und mehrere Wetten von je zehn Kuchen machte, wobei ich indeß zu verstehen gab daß unter meinen Kuchen Dollars gemeint seyen. Mein Freund, Capt. Bowling, hielt, um zu verhindern daß ich „abgethan“ würde, bei allen die Gegenwette. Ich gewirrte nicht im geringsten welche der Grillen den Sieg davontragen werde, denn die eine derselben hatte kein Atom von einem Flügel mehr, und kaum ein halbes Bein um darauf zu stehen, während die andere einen zerrissenen Flügel noch ganz an der Schulter und drei gute Schenkelstumpen hatte.

Meine Wetten waren mittlerweile bis auf hundert Dollars gediehen, und Capitän Bowling hatte sorgfältig für denselben Betrag mit verschiedenen spielenden Herren im Zimmer Gegenwette gehalten. Kaum indessen hatte ich meine letzte Zehnkuchenwette gemacht, so biß die Grille welche zu einem bloßen Kampf herausgebracht worden war, und gegen die ich natürlicher Weise gewettet hatte, ihrer Gegnerin den Kopf vollständig ab! Da lag nun die besiegte Grille, und da lag ihr Kopf, mitsammt dem aufgehenden Maule. Ich kann mir nicht im geringsten vorstellen wie dieß geschah. Es schien alles ziemlich redlich und, wie ich mit Scham über meine Theilnahme daran beifügen muß, ziemlich barbarisch, wie bei unsern Hahnenkämpfen, hergegangen zu seyn. Allein wie geschah es daß meine Grille verlor? Sicherlich hat irgend ein schwarzbeiniger Langzopf mit einer unsichtbaren Zange die That verübt. (Chamb. J.)

Eine Fahrt den weißen Nil aufwärts an den Aequator,

und Reisen in das Innere von Afrika in den Jahren 1857 bis 58, von J. Petherick, britischem Consul in Chartum.

(Aus den Verhandlungen der geogr. Gesellschaft in London.)

Der Verfasser begann seine Darstellung mit kurzen Bemerkungen über die Forschungen D'Arnauds, Brun-Rollets ꝛc. jenseits Beligmanis, an einer Reihe von Kataraften bis zu 3° 30′ nördlicher Breite, und verlas dann Auszüge aus dem Tagebuch seiner Expedition in den Jahren 1857 und 1858. Ein großer Theil der Nachrichten die er uns hiebei gibt, ist indeß das Ergebniß von fünf aufeinanderfolgenden Reisen welche er in einer gleichen Anzahl von Jahren unternahm. Auf seiner ersten Expedition im Jahre 1853 erreichte er die äußersten Gränzen des Bahr el Gazal, wo er auf Widerstand stieß, den er, der Furchtsamkeit und Feigheit seiner Leute wegen, nicht zu überwältigen vermochte; im nächsten Jahr dagegen bewirkte er eine Landung und errichtete eine Station unter dem Dschur- (Djour-) Stamme, so wie mehrere andere, an verschiedenen Oertlichkeiten auf seinem Wege, im Laufe der folgenden Jahre; durch dieses Mittel glaubt er wirklich bis an den Aequator vorgedrungen zu seyn. Von Chartum im December 1857 aufbrechend, erreichte er mit seinen Reisegenossen am 30 Gleis, die letzte ägyptische Niederlassung am weißen Nil. Er verließ diese sodann, und zog durch ein unbewohntes Land mit einem sandigen und ziemlich unfruchtbaren, aber gut mit Mimosa-Bäumen bestockten Boden; zwei Tage später kamen sie an Inseln vorbei, auf denen eine Menge Affen lebten, und auf deren einer etliche Schilluk-Fischer wohnten. Der Schilluk-Stamm, welcher große, aus gut gebauten konischen Hütten bestehende Dörfer auf dem östlichen Ufer bewohnt, und einen guten Markt besitzt, ist eine der größten Ufervolkerschaften an dem Flusse, die sich bis zum 2° s. Br. und eben so weit nördlich erstreckt; die Dinker, ein Nomaden-Stamm und ihre tödtlichen Feinde, wohnen auf dem westlichen Ufer. Die Mundart beider Stämme ist eine und dieselbe, und bei beiden herrscht auch die seltsame Gewohnheit des Ausziehens der untern Zahnreihe. Die große Insel Daenab ist der nächste Punkt an dem sie vorbeikamen.

In seiner Nachbarschaft ist das westliche Ufer des Flusses dicht bewohnt. Im Dorfe Gora hatte der Verfasser eine Zusammenkunft mit dem Häuptling Dud, dem Besitzer von fünfzehn Weibern und dem Vater von dreiundsiebenzig erwachsenen und noch vielen unerwachsenen Kindern. Den Weg durch einen ebenen und guthewaldeten Landstrich fortsetzend, gelangten sie auf die Höhe des an seiner Mündung ungefähr hundert Schritte breiten Sobat, welcher etwa 200 Meilen weit befahren ward, und wo man dann fand daß er sich in drei besondere Arme theile, deren einer, noch schiffbar, aus Nordosten kommt, und vermuthlich seine Quelle im Galla-Lande hat; die andern beiden Arme, aus dem Osten und Südosten, sind nur während der Ueberschwemmungen schiffbar, und haben ihren Ursprung muthmaßlich im Lande der Berri, eines dunklen und körperlich wohlgebildeten Volksstamms. Hierauf giengen sie über den Giraffe-Fluß, der aus Südosten herfließt, und kaum halb so groß ist als der Sobat. Der Fluß ist schiffbar, läßt das östliche Ufer trocken und ist ein Arm des weißen Flusses, von dem er sich im Gebiet des Bir-Stammes, ungefähr unter 5° nördl. Br., trennt. Ihre Fahrt westlich mit geringer nördlicher Wendung fortsetzend, kamen sie an ein großes Becken — in welches der weiße Fluß von Osten her einmündet — segelten mit einer Wendung von 40° nach Norden, und fuhren in den Canal des Bahr el Gazal ein, der sein Ueberwasser in den Nil entladet. Dieser See ist

ein Sammelplatz zahlloser Bäche und Ströme, die mit starkem Schilf überwachsen sind, und an Flußpferden einen solchen Ueberfluß haben, daß ein Durchweg zwischen ihnen fast unmöglich erscheint. Die Fahrt nach der Insel Keit (Shy) fortsetzend, besuchten sie des Verfassers Station in Dschur, und wurden von einer Anzahl Eingeborner geleitet welche herbeikamen um mit ihnen zusammenzutreffen, ihr Häuptling, oder Bing, begrüßte den Verfasser dadurch daß er ihm, als Zeichen der Herzlichkeit, ins Gesicht und auf die flache Hand spie. Auf ihrer weiteren Fahrt ins Innere litten sie Mangel an Lebensmitteln, wurden aber durch die zeitige Ankunft von Weibern, die einem mächtigen Stamm angehörten der den Verfasser bei einer frühern Gelegenheit feindlich behandelt hatte, aus ihrer Noth gerissen, indem sie Lebensmittel gegen Knöpfe eintauschten. Später indeß fand eine, charakteristisch geschilderte, Zusammenkunft zwischen der Reise-Gesellschaft des Verfassers und den Häuptlingen statt, welche glücklicherweise die Anknüpfung freundschaftlicher Verhältnisse zur Folge hatte.

Die Eingebornen mit denen sie bisher bekannt geworden, waren reine Hirtenstämme, jetzt aber kamen sie, wie der Verfasser bemerkt, in eine Gegend, seiner Berechnung nach unter ungefähr 8° nördl. Br., wo es eine Menge Tse-tse-Fliegen gibt, und wo sonach kein Vieh leben kann; der Dschur-Stamm sowohl als der südlichere treiben daher Ackerbau. Von da an setzte der Reisende seinen Weg inmitten zahlreicher Hindernisse und Gefahren, so wie angesichts eifersüchtiger und feindlich gesinnter Stämme fort, unter denen er stets ein wachsames Auge darauf zu richten hatte daß er nicht geplündert und ermordet wurde, und mit denen er einige ernste Conflicte hatte. Er berechnet daß, nachdem er fünfundzwanzig Tage lang von den Küsten des Sees marschirt war, und täglich durchschnittlich neunzehn Meilen (engl.) zurückgelegt hatte, der Aequator erreicht wurde. Der allgemeine Charakter des durchwanderten Landes spricht für ungemeine Fruchtbarkeit; an einigen Orten gedeihen Mais oder Hirse, treffliche Baumwolle, Garne ꝛc.; auch Eisenerz ist vorhanden, es wird von dem Dschur-Stamm in großem Maßstab bearbeitet. (Athenäum.)

Miscellen.

Fischnester. Wir haben uns vor einigen Monaten mit der seltsamen Industrie der Stechlinge beschäftigt. Hr. Valenciennes hat nun der Akademie neue Beispiele vorgelegt, welche beweisen dürften daß der Instinct der Meeresbewohner weniger beschränkt ist als man muthmaßt. Es sind dieß Fischnester, die in 60 Meter Tiefe bei Neufundland gesammelt worden sind. Diese Nester, durch die zum Stockfischfang bestimmten Angelhaken heraufgebracht, welchen hinsichtlich ihrer Größe sehr von einander ab: während die einen eine Oeffnung von 16 Centimetern bieten, haben andere kaum 2 Centimeter Durchmesser, alle aber bestehen aus Trümmern von Polypen und Seeproducten, die man nur sehr weit unter der Oberfläche des Wassers trifft. Uebrigens ist der Umstand daß sich die Fische Nester bauen, bereits bei einer großen Anzahl Seefische so wie bei einigen Arten Flußfische erwiesen worden. (Musée des Sciences.)

*

Entzifferung eines neuen assyrischen Cylinders. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft am 7 Jan. verlas Lord Strangford die Uebersetzung einer Inschrift Sennacherib's, die man auf einem Thon-Cylinder im britischen Museum gefunden hatte, und welche von den Museumsvorständen gedruckt worden war. Die Uebersetzung machte Hr. Fox Talbot, nach einer trefflichen von Bellini veranstalteten und von Grotefend veröffentlichten Copie der Inschrift. Diese Inschrift enthält die Geschichtserzählung der zwei ersten Regierungsjahre dieses Monarchen. Sie beginnt mit seinem Siege über Merodach-Baladan und dessen Verbündete von Edom und Susiana, und meldet dann die Einnahme Babylons, die Plünderung aller Schätze Merodachs, und die Ergreifung seiner Anhänger, seiner Gemahlin und seines Harems, welche als Beute vertheilt wurden. Sennacherib erzählt sodann die Einnahme und Zerstörung von 89 großen und 820 kleinen Städten in Chaldäa, worauf er den Belibus, einen seiner Anhänger, als König an die Stelle Merodach-Baladans einsetzte. Nach seiner Rückkehr von Babylon besiegte Sennacherib 17 Stämme, die alle genannt sind, und führte 208,000 männliche und weibliche Gefangene, nebst einer großen Beute an Pferden und Rindvieh, die insgesammt genau aufgezählt werden, nach Assyrien hinweg. Inmitten weiterer Einzelheiten über Zerstörungen und Plünderungen erfahren wir daß er eine Steintafel in seiner königlichen Stadt errichtete, mit einer seine Eroberungen schildernden Inschrift, und daß er von den fernen Medern, von welchen seine Vorgänger nie gehört hatten, Schoß empfieng. Er zählt ferner die Verbesserungen auf die er in seiner Hauptstadt Niniveh ins Werk setzte. Die Erbauung eines glänzenden Palastes wird vollständig geschildert; ebenso die Wiederherstellung der alten Canäle um die Stadt mit Wasser zu versorgen, „für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Bürger,“ und die Aufführung derjenigen neuen Werke welche zu diesem Zwecke nothwendig waren; auch die Erweiterung der Straßen und öffentlichen Plätze, die Errichtung von Thoren und andere Verschönerungen, bis die Stadt „so glänzend wurde wie die Sonne.“ Die Inschrift schließt damit daß sie die Segnungen auf den Wiederhersteller seines Palastes herabruft wenn die Zeit den Verfall desselben herbeigeführt haben werde. Ungleich vielen ähnlichen Denkmälern aber enthält die Inschrift keine Verwünschungen gegen diejenigen welche eine solche gebieterische Pflicht vernachlässigen würden. (Ath.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redacteur: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 5. Augsburg, 29 Januar 1860.

Eine neue Lehre über die Schöpfungsgeschichte der organischen Welt.

1. Die Darwin'sche Theorie.

Auf dem letzten Meeting der britischen Naturforscher kündigten Sir Charles Lyell und Hr. Owen, der größte Geolog und der größte Zoolog Englands, ein Buch von Charles Darwin, dem Naturforscher auf der berühmten Erdumseglungsreise des Beagle, an, welches die größten Aufschlüsse über die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten bringen werde. Dieses Buch [1] versucht den Schleier zu heben von den tiefsten Geheimnissen der Natur, und die Frage zu lösen ob für jede besondere Art der Pflanzen oder Thiere ein getrennter Schöpfungsact nöthig gewesen sey, oder nicht. Diese Frage wird verneint, und der Verfasser sucht uns zu überzeugen daß die Arten entstanden, nach gewissen Gesetzen sogar entstehen mußten; daß, wenn auch fortwährend ältere Arten zu Grunde gehen und aussterben, andere neue Arten unter unsern Augen entstehen. Eine solche Streitfrage ist seit langer Zeit schon besprochen und in letzter Zeit fast immer zu Gunsten der getrennten Schöpfungsacte für jede Art entschieden worden, so daß bis auf Darwins Buch die andere Meinung hoffnungslos, um nicht zu sagen lächerlich, erschien. Nun erwarte man nicht daß hier ein neues Gesetz entdeckt und erwiesen werden sey, sondern wir haben es nur mit einer Hypothese oder einer Theorie zu thun, die vielleicht nach 10 Jahren schon wieder als völlig aufgegeben gelten kann.

Man muß, um von Darwin sich überzeugen zu lassen, zuerst mit den Erscheinungen des Abartens oder den Variationen beginnen. Unser Autor ist der Ansicht daß Licht, Wärme, Feuchtigkeit, Nahrung ꝛc. außerordentlich geringen Einfluß besitzen, um Einzelwesen der organischen Welt zum Abarten zu bewegen. Licht und gewisse Nahrung mögen auf Färbung, reichliche Nahrung auf Wachsthum und Größe, und das Klima vielleicht auf die Dicke des Pelzes bei einigen Pelzthieren Einfluß üben, aber man sieht: die Summe dieser Wirkungen ist eine höchst schwache. Gewohnheiten bewirken auch manche Veränderung der Arten: bei der zahmen Ente wiegen in Beziehung zum ganzen Skelett die Flügelknochen weniger, die Schenkelknochen mehr als bei der wilden Ente, wahrscheinlich weil die erstere weniger fliegt und mehr wandert als ihre wilde Schwester. Die Euter der Kühe und Ziegen, in Ländern wo Milchwirthschaft vorherrscht, sind unendlich mehr entwickelt als in solchen Ländern wo Viehzucht mit Ausschluß der Milchwirthschaft getrieben wird. Kein Hausthier gibt es welches nicht in irgendeinem Land hängende Ohren besitzt, und zwar erklärt man sich dieß damit daß die Ohrmuskeln erschlaffen wenn die Thiere nicht mehr durch fortwährende Gefahren aufgeschreckt werden. Dieß sind freilich Bagatellen, doch erhalten sie einigen Werth durch ein Naturgesetz, welches Darwin die Wechselbeziehungen des Wachsthums (correlation of growth) nennt. Wir bemerken nämlich daß die Veränderung eines Organs die Veränderungen anderer Organe nach sich zieht, oder nach sich ziehen muß. Blauäugige Katzen sind immer taub; kahle Hunde haben unvollkommene Zähne; Hühner mit befiederten Schenkeln haben Häute zwischen den äußern Zehen; Tauben mit kurzen Schnäbeln haben kleine, solche mit langen Schnäbeln lange Füße.

Die Neigung der Hausthiere zum Abarten hat man früher für eine Eigenschaft der Species erklärt, indem man sagte: der Mensch habe überhaupt nur solche Thiere gezähmt, welche die Fähigkeiten zum Abarten und zu großer räumlicher Verbreitung besäßen. Diese Art zu urtheilen ist schwach und falsch, denn der Esel, das Guineahuhn, das Renuthier, das Kamel variiren nicht, oder besitzen einen beschränkten Verbreitungskreis, so daß auf sie jener Satz nicht paßt. Wie vermögen aber die Anhänger der fortgesetzten Schöpfungsacte das Entstehen der sogenannten Hunderacen zu erklären? Sagt man: sie seyen durch Kreuzungen entstanden, so müßten doch immer mindestens etliche Hunderacen ursprünglich geschaffen worden seyn, die Extreme wenigstens, bevor eine Kreuzung als möglich gedacht wird.

Den Schlüssel zu seiner Lehre fand Darwin in dem Taubenschlage. Taubenzucht gehört zu den Liebhabereien der

[1] Charles Darwin. On the origin of Species, London, Murray, 1859.

Engländer, und die Taubenzüchter in England haben einen eigenen Club gebildet. Für den Laien bleibt Taube Taube. Der Kenner aber unterscheidet und bezahlt mit oft unglaublichem Geld wenigstens ein Dutzend Racen, die in seinen Augen so wenig sich gleichen, wie ein Spitz einer Bulldogge. Bei den Taubenracen zeigen sich aber Unterschiede *selbst im Skelett*, insofern nämlich die Entwicklung der Gesichtsknochen in Länge, Breite und Wölbung verschieden ist. Würde man einem Ornithologisten, der noch keine Tauben gesehen hätte, die verschiedenen Racen, die englischen Carriers, die kurzköpfigen Tummler, den Runt, Barb, Pouter und Fächerschwanz (lauter Racennamen der Taubenart) vorlegen, er würde sie nicht einmal unter dieselbe Gattung einzureihen vermögen. Dennoch ist Darwin der Meinung daß alle diese Racen ursprünglich von der Felsentaube (Columba livia) abstammen; wäre dieß nicht der Fall, dann müßte man annehmen daß mindestens sieben oder acht Racen geschaffen worden seyen, denn durch Kreuzung bringt man nie eine neue Race, sondern nur ein Mittelding zwischen zweien Racen zu Wege. Was wir Racen nennen, halten Thierzüchter in der Regel für getrennte Arten. „Man frage, ruft Darwin aus, wie ich es gethan habe, einen berühmten Züchter von Herefordor Rindvieh, ob seine Producte von Langhörnern abstammen möchten, und er wird mit einem hellen Gelächter antworten. Nie bin ich mit einem Tauben-, Hühner-, Enten- oder Kaninchenzüchter zusammen gekommen der nicht seine Race für eine gesonderte Art gehalten hätte. Van Mons spricht in seinem Werk über Birnen und Aepfel die stärksten Zweifel aus daß je der Ribston-pippin und der Codlin-Apfel aus den Samen desselben Bannes haben aufgehen können.

Ausgezeichneten Züchtern ist es gelungen innerhalb Lebenszeit Schaf- und Rindviehracen beträchtlich umzugestalten. Es gelang ihnen dieß mit Hülfe der natürlichen Erblichkeit von Eigenthümlichkeiten der Einzelwesen. Nur das scharfe Auge eines guten Züchters vermag solche Eigenthümlichkeiten zu erspähen. Wird dann das ausgezeichnete Thier zur Zucht auserlesen, jede Vermischung abgewendet, werden unter den Nachkömmlingen immer wieder diejenigen für die Zucht abgesondert welche die eigenthümlichen Vorzüge der Eltern am stärksten besitzen, so kann man durch Anhäufung von Geschlecht auf Geschlecht mit Vorbedacht gewisse Racen erzielen. Diese Zuchtpolitik in Bezug auf Hausthiere ist keine moderne Erfindung. Nach England wurden in altersgrauer Zeit schon edle Hengste eingeführt, die Ausfuhr des besseren Blutes verboten, und von Zeit zu Zeit die Vertilgung von Thieren unter einem gewissen Maß befohlen. In alten chinesischen Handbüchern werden die nämlichen Grundsätze gelehrt; sie finden sich auch bei classischen Schriftstellern der Römer, und aus einzelnen Stellen der Genesis ist es klar daß man Mittel kannte auf die Farbe der Hausthiere einzuwirken. Bei Thieren geht der Proceß etwas langsamer als bei Gewächsen. Niemand erwartet ein Pracht-Stiefmütterchen oder eine königliche Dahlie aus dem Samen einer wilden Pflanze, niemand eine edle Birne aus dem Kern des wilden Birnbaums zu ziehen. Unser köstliches Obst ist keineswegs in der Natur vorhanden gewesen, sondern rein nur ein Product der Züchtung. Die Birne war zu Plinius' Zeiten eine Frucht von sehr geringem Werth, aber seitdem man immer die als bestgekannte Spielart cultivirte und die besten Individuen zur Fortpflanzung auswählte, gelang es die Früchte allmählich zu veredeln. Die tropischen Früchte könnten, wenn wirklich Gartenkunst auf sie verwendet würde, weit vollkommener werden, wie es die Ansicht aller Kenner ist. Die Caplande und Australien haben fast keine Pflanze geliefert die des Anbauens werth gefunden worden wäre. Dieß rühre, meint Darwin, durchaus nicht von der Armuth dieser Räume, sondern vielmehr daher daß die Wilden sich keine Mühe gegeben haben allmählich ihre vegetabilischen Schätze durch Cultur zu veredeln, so daß diese jetzt im Vergleich zu den Nutzgewächsen der Länder alter Civilisation wie verwahrlost erscheinen. Der Mensch kann aber durch seine Zuchtwahl immer nur solche Abarten steigern welche die Natur ihm selbst zuerst, wenn auch in höchst geringem Grad, angeboten hat. Nach einer Folge unzähliger Geschlechter gelingt es ihm aber zuletzt Race oder Abart zu befestigen.

Wo sind aber die Gränzen zwischen Spielart und Art, oder Varietät und Species? Bekanntlich gibt es keine allgemein gültige Erklärung dessen was man unter Art versteht. Darwins Lehre stößt den Unterschied zwischen Spielart und Art über den Haufen, denn für ihn ist die Spielart nur eine neue werdende Art, eine unreife Species, eine Species im Jugendzustande. Leichter noch mag man sich einigen über den Begriff der Spielart oder Varietät, worunter man die verschiedenen Formen organischer Wesen von einer nachweisbar gemeinsamen Herkunft versteht. In der Praxis aber streiten sich alle Gelehrten darüber, wo die Varietätenunterschiede aufhören und die Artenunterschiede beginnen. Ein britischer Botaniker H. C. Watson hat Darwin eine Liste von 182 einheimischen Gewächsen zusammengestellt, welche sämmtlich von einzelnen Botanikern als verschiedene Arten behandelt worden sind und jetzt allgemein als Varietäten gelten. „Keine scharfe Gränzlinie ist bis jetzt zu ziehen gewesen zwischen Arten und Unterarten, oder denjenigen Formen die nicht völlig den Rang von neuen Arten erreichen, oder wiederum zwischen Unterarten und wohlabgesonderten Spielarten, oder geringeren Spielarten und individuellen Verschiedenheiten. *Alle diese Verschiedenheiten fließen in unmerklichen Abstufungen ineinander, und hinterlassen dem Verstande die Vorstellung von Uebergängen.*" Dieß ist die Essenz von Darwins neuester Lehre, und von seinem Gesichtspunkt aus hat er ein Recht den Begriff der Species oder Art als einen willkürlichen zu bezeichnen, der sich nur auf gegenseitige Uebereinkunft der Gelehrten, nicht auf Thatsachen in der Natur gründe.

Darwin weist nach daß sogenannte dominirende Pflanzengattungen in ihren Heimathsländern, solche also die besonders reich an Arten und Individuen sind, am meisten Spielarten oder, in seiner Sprache, im Entstehen begriffene Arten aufweisen. Würde man die Arten als Producte unzähliger einzelner Schöpfungsacte betrachten, so müßte man sich höchlich

über diese Erscheinung wundern. Die Gattungen von spärlichen Arten und noch spärlichern Varietäten sind nämlich im Erlöschen begriffen. Ihre Zeit ist vorbei, sie sangen schon an altmodisch zu werden, während umgekehrt die dominirenden Gattungen ihre Herrschaft durch Vervielfältigung der Spielarten noch weiter auszubreiten drohen, nach und nach aber sich wieder in kleinere Gattungen zu gruppiren beginnen. So schreitet die Schöpfung fort, so ist es von je gewesen.

Niemand läugnet daß durch Zuchtwahl der Mensch Varietäten zu erzielen vermöge, die zuletzt für den Zoologen den Werth von Artunterschieden erreichen. Kann aber die Natur ohne solche sichtliche Hülfe verfahren wie der Mensch? Sie thut es allerdings, nur daß sie langsamer, aber um so sicherer verfährt. Die organische Welt ist beständig in einem Kampf um Leben und Tod begriffen. Bei den Thieren wird dieser Kampf oft genug zum Schauspiel der Menschen; still, aber verheerend, ist er im Reiche der Gewächse. Weit abliegende Inseln haben sich lange Zeit eine eigene Flora bewahrt, bis durch Seefahrer plötzlich fremde Arten gebracht wurden, welche in kurzer Zeit die eingebornen Gewächse verdrängten und ganze Arten zum Aussterben zwangen, genau so wie es die stärkern den schwächern Menschenracen thun. Bei diesem Kampf auf Tod und Leben wird jedes Abarten eines Einzelwesens, wenn es der Erhaltung der Art im geringsten günstig ist, zur Aufsparung dieses begünstigten Einzelwesens beitragen und dieses wieder seine Vorzüge vererben. Diese Erscheinung nennt Darwin die natürliche Zuchtwahl (natural selection). Die Natur hat die belebten Wesen mit ungeheuern Fortpflanzungskräften ausgestattet. Selbst der langsam sich mehrende Mensch hat in einem Welttheil innerhalb 25 Jahren sich verdoppelt, und gienge es in diesem Tempo fort, so böte die Erde in etlichen tausend Jahren nicht so viel Raum daß alle Nachkommen nur Platz zum Stehen hätten. Linné berechnete daß, wenn eine Blume nur zwei Samenkörner zur Reife brächte — und so unfruchtbare Pflanzen gibt es nicht — im nächsten Jahr die zwei neuen Pflanzen abermals je zwei Samen, u. s. f., dennoch in 20 Jahren eine Million Pflanzen vorhanden wäre. Der Elephant ist der phlegmatischeste Fortpflanzer unter allen Thieren, denn er wirft vom 30sten bis 90sten Jahre nur drei Paar Junge, und doch könnten am Ende des fünften Jahrhunderts von Einem Elephantenpaar 15 Mill. Abkömmlinge am Leben seyn. In den La-Platagegenden bedecken Pflanzen (Disteln z. B.) quadratmeilengroße Flächen mit Ausschluß beinahe aller andern Gewächse, und dennoch sind sie erst von Europäern dahin gebracht worden. Nach Hooker haben gewisse Pflanzen ganz Indien vom Cap Comorin bis zum Fuße des Himalaya überlaufen, obgleich sie aus Amerika erst nach der Entdeckung auf die Halbinsel gelangten! Der Fulmar Petrel legt nur Ein Ei auf einmal, dennoch ist es an Zahl der Einzelwesen der erste Vogel in der ganzen Welt! Jedes organische Wesen lebt mehr oder weniger auf Kosten seiner Nachbarn, es verhindert andere zu existiren, oder es zerstört und es ermordet sie geradezu. Es ist gut daß es so ist, denn was sollte zuletzt bei diesen Fortpflanzungskräften aus der Erde werden? Kälte und Trockenheit sind die beiden größten Arzneimittel der Natur gegen Uebervölkerung. Wenn bei uns Seuchen 10 Proc. der Einwohnerschaft nur einer Ortschaft, oder 2 Proc. eines Landes hinwegraffen, so muß die Pestilenz schon furchtbar wüthen, der kalte Winter von 1854/55 vernichtete aber in England nicht weniger als vier Fünftel der Vögel. Bisweilen hängt die Verbreitung einer Art von andern Thieren ab. In Paraguay sind Pferde, Hunde und Rindvieh nie verwildert, obgleich dieß südlich wie nördlich der Fall gewesen ist. Dieß kommt daher daß in Paraguay eine gewisse Art von Fliegen ihre Eier in die Nabel der neugebornen verwilderten Hausthiere legt und ihren Untergang dadurch veranlaßt. Der Vermehrung dieser Fliegen steuern aber insectenfressende Vögel, deren Anzahl wieder abhängt von der Verbreitung der Raubvögel. Nun überschaue man die Kette dieser Wirkungen. Vermindern sich die Raubvögel in Paraguay, so vermehren sich die Insectenfresser, die Zahl der Fliegen nimmt in Folge dessen ab, und das Vieh beginnt sich in wilden Heerden zu sammeln. Dennoch sind in der Natur die zerstörenden und erhaltenden Kräfte so fein ins Gleichgewicht gesetzt, daß wir höchlich betroffen werden wenn wir von dem Erlöschen einer Art etwas hören! Bisweilen sind sogar Pflanzen von den Thieren abhängig. Drohnen sind unentbehrlich zur Befruchtung der Stiefmütterchen (Viola tricolor), denn andere Bienen besuchen diese Blume nicht; ferner sind zur Befruchtung des Wiesenklees (Trifolium pratense) Bienen zwar nicht entbehrlich, aber im höchsten Grade förderlich; nur die Drohnen aber besuchen den Klee, weil andere Bienen mit ihrem Rüssel den Honig nicht zu erreichen vermögen. Mehr als zwei Drittel der Nester der Drohnen werden von den Feldmäusen zerstört, weßhalb in der Nähe der Dörfer, wo Katzen fleißig auf die Mäusejagd gehen, sich viel mehr Drohnennester finden als auf dem flachen Lande selbst. So kann die Fruchtbarkeit von Stiefmütterchen und Klee von der Anzahl der Katzen abhängen. Der Kampf um das Leben herrscht aber nicht bloß zwischen Art und Art, oder Gattung und Gattung, sondern er wird auch innerhalb der Art zwischen den Spielarten gesochten. Säet man mehrere Spielarten von Weizen auf dasselbe Feld, so wird die lebensfähigere Spielart die andern verdrängen und ausrotten. Schäfer haben bemerkt daß gewisse Gebirgsracen andere Racen völlig „auszufressen“ pflegen, so daß beide zusammen nicht in einer Heerde gehen können. Das gleiche gilt von gewissen Spielarten des Blutegels der Apotheker. Das berühmteste Beispiel eines Artenkampfes aber sind die Invasionen und die Verrilgung der verschiedenen Species von Ratten, z. B. der Kampf der normännischen und der sächsischen Ratte in England. (Merkwürdig ist dabei noch daß die Ratten die Verkehrsvorzeuge (Schiffe) der Menschen benutzt haben, um in sonst ihnen unzugängliche Räume vorzudringen.)

Die Natur prüft gleichsam täglich jede leiseste Varietät, welche größere Ausdauer in dem Kampf um das Leben verspricht. Wenn blätterfressende Insecten gewöhnlich grün,

rindenbohrende moderfarbig, der alpine Ptarmigan weiß und das Rebhuhn haidefarbig ist, so müssen wir uns sagen daß die Farbe der Bekleidung den Thieren nützlich gewesen seyn muß und sie erhalten hat. Es vermochten sich auch nur solche Arten und Spielarten zu erhalten die diese Vortheile besaßen. Gegen weiße Hühner werden manche Züchter in raubvögelreichen Gegenden gewarnt, weil die Habichte sie früher erspähen. So besteht für die Freunde von Darwins Lehre kein Zweifel, daß die Natur durch ihre unwillkürliche Zuchtwahl nur Thiere von solcher Färbung erhielt, die sich am besten der Gefahr entzogen und ihre Varietätenvorzüge vererbt hatten.

In der Natur waltet aber auch eine geschlechtliche Zuchtwahl. Von vornherein kann man behaupten daß die stärkeren Männchen früher zur Begattung gelangen, die schwächsten ledig bleiben. So ist schon für eine Verbesserung der Species gesorgt. Ein Hahn ohne Sporen würde sich schwerlich im Besitz eines Harems von Hennen behaupten können, ebenso kann der Hirsch ohne starkes Geweih keine Kuh sich erkämpfen. Alligatoren hat man oft fechten, heulen und springen sehen, wie die Indianer bei einem Kriegstanz, alles um den Besitz ihrer Weibchen; die Männchen der Lachse kämpfen oft einen ganzen Tag mit einander; männliche Hirschkäfer tragen oft Wunden vom Gebiß ihrer Nebenbuhler davon; bei den Vögeln ist es bekannt daß die Männchen durch süßen Gesang ihre Weibchen zu locken suchen, so daß hier der beste Tenor den bessern schlägt; gewisse andere Vögel in Guapana und die Paradiesvögel pflegen sich zur Begattungszeit zu versammeln; die Männchen entfalten dann ihr buntes Gefieder und versuchen sich in den seltsamsten Stellungen, bis die Weibchen als Zuschauer gewählt haben, so daß in Bezug auf Gefieder die geschlechtliche Zuchtwahl große Umgestaltungen hervorzubringen vermag. Natürlich treten solche Varietäten nicht alle Tage ein, und sie brauchen Zeit um sich zu steigern. Es handelt sich aber auch hier um ein Princip, wo es Hunderttausende von Geschlechtern bedarf um vielleicht nur ein Racenmerkmal dauernd zu befestigen. Erst durch fortgesetztes Variiren in verschiedenen Richtungen oder Abzweigungen vom Stammtypus können zuletzt Artenunterschiede zwischen den Spielarten derselben und anfänglich ungetheilten Arten eintreten. Kurz die nämlichen Grundsätze die Sir Charles Lyell in der Geologie zur Geltung gebracht, will Darwin auf die organische Schöpfung übertragen, nämlich daß durch Vererbung, Erhaltung und Anhäufung unendlich kleiner, aber ungähliger Abänderungen in der organischen Schöpfung die Formen des einen Zeitalters in die des andern übergegangen waren, und bei diesen Veränderungen die nämlichen Kräfte noch thätig sind und ähnliche Erscheinungen bewirken, wie sie immer thätig waren und immer bewirkt haben.

Daß die Vernichtung älterer organischer Formen hauptsächlich durch das Auftreten stärkerer, d. h. am Leben zäher festhaltender Formen, und viel weniger durch äußere physikalische Veränderungen erfolgt ist, schließt Darwin höchst scharfsinnig daraus daß auf Inseln die dem Andrang und der Invasion jüngerer und streitbarer Arten weniger ausgesetzt waren, ältere und veraltete Formen sich länger erhalten haben. So soll nach Oswald Heer die Pflanzenwelt Madeira's der erloschenen Tertiärflora Europa's gleichen. Die Süßwasserbecken nehmen im Vergleich zu den Continenten und den Oceanen einen höchst beschränkten, und, was Darwin nicht einmal geltend macht, gleichsam insularisch abgesonderten Raum ein. Hier kann der Kampf zwischen Art und Art, Spielart und Spielart nicht so heftig entbrennen, er wird, um das ominöse Wort zu gebrauchen, localisirt. In süßen Wassern finden sich aber sieben Arten der einst so vorherrschend gewesenen Gattung Ganoidenfische, ferner eine der absonderlichsten Formen der Schöpfung: das Schnabelthier (Ornithorhynchos) und der Lepidosiren, die man lebende Fossilien nennen darf, weil sie als Verbindungsglieder eines längst verklungenen organischen Zeitalters sich uns erhalten konnten.

Die Gesetze nach welchen Spielarten eintreten, sind uns völlig unbekannt. Einen geringen Einfluß nur darf man dem Klima und der Nahrung zuschreiben. So bemerkt Forbes: daß Muschelarten in der Nähe der südlichen Gränzen ihres Verbreitungskreises und in seichtem Wasser viel frischere Farben zeigen als weiter gegen Norden und in größern Tiefen. Gould behauptet daß Vögel derselben Art unter sonnigen Himmelsstrichen viel prächtiger gefiedert sind als wenn sie an der Küste oder auf Inseln wohnen. Die Nähe der See vermindert nach Wollaston auch die Farbenreize bei Insecten. Pelzthiere haben einen schöneren Pelz, je kälter die Räume sind die sie bewohnen. Doch hüte man sich aus diesem letzten Beispiel allzurasch einen Schluß zu ziehen. Hier kann die natürliche Zuchtwahl im Spiel seyn. Bei einem harten Winter werden nämlich die Thiere mit dünnerem Pelz viel früher erfrieren als die mit dichtem Pelz, und die überlebenden ihren größern Haarreichthum auf ihre Nachkommen vererben. Durch Uebung und Vernachlässigung kann sich manches an den organischen Formen ändern, denn der Gliederbau sehr vieler Thiere ist nur durch die Wirkung eines vernachlässigten Gebrauches zu erklären. Es gibt, hat Owen gesagt, keinen größern Widersinn als einen Vogel der nicht zu fliegen vermag, und deren kennen wir doch mehrere Arten! Da alle auf dem Erdboden sich nährenden Vögel nur bei einer Gefahr auffliegen, so kann recht wohl der Wegfall der Gefahr die Vernachlässigung der Flügel zur Folge gehabt haben. Der Strauß bewohnt allerdings Festlande wo er vielen Feinden ausgesetzt ist, denen er nur durch die Flucht zu entgehen vermag, wenn er sie nicht durch das Ausschlagen mit seinen furchtbaren Füßen abwehrt. Wir mögen uns also recht wohl vorstellen daß der Strauß ursprünglich der Trappe glich, daß er durch natürliche Zuchtwahl aber größer und schwerer wurde, und in Folge dessen seine Füße immer besser, seine Flügel immer weniger gebrauchen lernte, bis er das Fliegen zuletzt ganz aufgab. Wollaston hat die merkwürdige Entdeckung gemacht daß von den 550 Arten Käfern die Madeira bewohnen, 200 so schwache Flügel haben daß sie nicht fliegen können, und zwar ist dieß unter den 29 dort einheimischen Gattungen bei 23 der Fall! Die Mehrzahl der fliegenden Käfer wird nämlich von dem Landwind ins Meer geweht und kommt dann

klaglich um; diejenigen Käfer die aus Trägheit oder Flügelschwäche wenig flogen, waren weniger der Gefahr ausgesetzt, und überlebten ihre kühneren Cameraden, hatten daher die Gelegenheit ihre Eigenschaften den künftigen Geschlechtern zu vererben. So konnte nach Untergang von vielen Tausenden Geschlechtern die Flugunfähigkeit bei Käfern auf Madeira zur Regel werden. Diese Vermuthung bestätigt umgekehrt die Wahrnehmung daß auf Madeira andere Insecten die ihre Nahrung über dem Erdboden suchen, nämlich solche Käfer (Coleoptera) und Schmetterlinge (Lepidoptera), die nur durch Flug ihre Nahrung gewinnen, ihre Flugwerkzeuge nicht geschwächt, sondern beträchtlich verstärkt haben. Auch hier wirkte die natürliche Zuchtwahl. Bei dem Kampf mit dem Wind überlebten die starken Flügler die schwächeren, und jede neue Generation flog daher durchschnittlich etwas besser.

Daß vorhandene und anerkannt getrennte Arten, wie Pferd, Zebra, Esel, Quagga ꝛc. einen gemeinsamen Ursprung besitzen, macht uns Darwin durch einen merkwürdigen Umstand wahrscheinlich, nämlich durch eine Art Rückfall zur gemeinsamen Art (Reversion). Der Esel hat sehr deutliche Querstreifen an den Beinen, wie das Zebra, und zwar sind sie beim Füllen am deutlichsten. Das Koulan des Hrn. Pallas soll einen doppelten Schulterstreifen besitzen. Der Hemionus ist an den Beinen gestreift und schwach an der Schulter. Dem Quagga, welches sonst dem Zebra so nahe kommt, fehlen die Querstreifen der Füße. Die meisten Pferderacen, ganz vorzüglich aber die braunen, besitzen den Rückgratsstreifen, bei einzelnen europäischen Exemplaren hat man auch kurze Parallelstreifen an den Schultern gesehen. Dagegen ist im Nordwesten Indiens die Kattywar-Race so allgemein gestreift, daß ein Roß ohne dieses Wahrzeichen nicht für reines Blut angesehen wird. Das Rückgrat ist stets gestreift, die Füße besitzen allgemein Querstreifen; die Schulterstreifen, die oft doppelt und dreifach auftreten, sind gemein, am deutlichsten beim Fohlen und völlig unkenntlich bei alten Pferden. Das merkwürdigste aber ist daß der Maulesel, oder Abkömmling von Esel und Pferd, gewöhnlich Querstreifen an den Beinen hat, und Darwin sah selbst ein Exemplar, welches er deßhalb für einen Blendling vom Zebra zu halten geneigt war. Bei Kreuzungen zwischen Zebra und Esel bleiben die Querstreifen der Füße scharf, die andern Streifen ermatten. Lord Moreton's berühmter Bastard von einer schwarzbraunen Roßstute und einem Quaggahengst, ja das spätere Product der Stute, welches sie mit einem arabischen Rappen erzeugte,[1] besaßen beide Fußquerstreifen, und zwar schärfere als das reine Quagga. Endlich hat Dr. Gray einen Bastard abgebildet, der von einem Esel und einem Hemionus abstammte; obgleich nun der Esel nicht immer Streifen an den Füßen, der Hemionus keine, auch keine Schulterstreifen hat, so waren doch alle vier Füße des Hybriden gestreift, und auf der Schulter kamen drei kurze Streifen zum Vorschein. So sehen wir also durch einfache Variationen getrennte Arten der Pferdegattungen entweder an den Füßen gestreift wie ein Zebra, oder an der Schulter gestreift wie der Esel. Bei den Rossen kommt diese Neigung an den Tag so oft das Haar braun ist, weil diese Farbe bei den andern Arten der Gattung gewöhnlich ist. Ebenso kommen, so oft eine Taubenbrut mit bläulichem Gefieder ausschlüpft, ganz bestimmte schwarze Streifen und andere Merkmale, die der wilden Felsentaube eigen sind, mit zum Vorschein, wenn auch kein anderer Wechsel in den Racenmerkmalen eintritt. Daher schließt Darwin, daß es tausend und abertausend Geschlechter rückwärts ein Thier gegeben habe, gestreift wie das Zebra, aber vielleicht anders gebaut als dieses, von welchem nun alle Pferdearten abstammen: das Roß, das Zebra, der Esel, der Hemionus, das Quagga.

Dieß ist die neue und großartige Theorie Darwins. Sie scheint auf den ersten Anblick geradezu überwältigend und unendlich verführerisch. Sie wird sich jedoch schwer beweisen lassen, weil dazu eben eine fortgesetzte Beobachtung durch Jahrtausende nöthig wäre. Sie läßt sich auch nicht völlig widerlegen, weil dazu Hunderttausende von Jahren gehören würden. Es gibt aber innere Schwierigkeiten und Einwände gegen die Lehre, die uns das nächstemal beschäftigen werden.

[1] Dieß ist einer der Fälle auf welche Michelet in seinem berühmten Buch De l'amour so viel Gewicht legt, daß nämlich der Mann mit dem sich eine Frau zum erstenmal begattet, ihr selbst und ihren Kindern etwas von seinem Typus hinterläßt, so daß häufig Kinder einer Wittwe aus zweiter Ehe dem verstorbenen Ehegatten gleichen.

Die Bevölkerung Madagascars.

2. Die unterworfenen Stämme.

Außer den Howas gibt es auf Madagascar noch viele andere, gänzlich von einander sowohl in der Sprache als auch in den Gebräuchen verschiedene Nationen, von denen die bedeutendsten die Sakalavas, Betsimsarkas und Bataninena's sind, welche sämmtlich die westlichen und nördlichen Theile der Insel bewohnen; sie sind alle aus ihren angestammten Ländestrichen durch die ihnen an Bildung und Stärke weit überlegenen Howas verdrängt worden, und leben mit ihnen in steter Feindschaft. Die Sakalaven, welche den nordwestlichen Theil von Madagascar, vom Cap Amber bis Menabé unter dem 19ten südlichen Breitegrade bewohnen, sind die wildeste und ungähmbarste der malayischen Racen, und sind geschworene Feinde der Howas und der weißen Colonisten, weßhalb die kleine französische Colonie von Nossibé in fortwährender Furcht vor ihren plötzlichen Angriffen lebt; manchen hartnäckigen Kampf hatte die Handvoll Europäer noch vor ganz kurzer Zeit mit diesen Räubern zu bestehen, welche in großer Anzahl, oft von 10—20,000 stark, mit ihren Canoes von Ankify und Passandava aus die kleine kaum etwas flüchtig befestigte Stadt auf Nossibé angriffen, die sie bald hätten nehmen können, wären die Colonisten, ungefähr 160 Mann stark, nicht im Besitz einiger Artillerie und einer großen Masse von Munition gewesen, vermittelst deren sie ein furchtbares

Blutbad unter den wild auf die Festungswerke anstürzenden, ordnungslosen Sakalavas anrichteten; mir wurde noch von Augenzeugen, welche die große Schlacht im Jahre 1845 mitgemacht hatten, und wo die Sakalaven an zwanzigtausend Mann stark Nossibé angriffen, versichert daß sie ihre Rettung einzig und allein drei kleinen Haubitzen zu verdanken hatten, deren auf kurze Distanz unter die nackten Schwarzen gefeuerte Kartätschenlagen Hunderte von ihnen niederstreckten. Sieben Tage und Nächte dauerte dieser Angriff, und die erschöpften Belagerten, deren Anzahl sich auf höchstens 200 belief, gaben sich verloren, als das glückliche Erscheinen eines französischen Kriegsschiffes im Hafen die Sakalavas erschreckte und nach dem Festland von Madagascar zurückscheuchte. Selbst in gegenwärtiger Zeit wagt es selten ein Weißer den Boden von Madagascar in der Gegend von Nossibé zu betreten, außer in starker Gesellschaft; da in den Wäldern von Passandava die Jagd ausgezeichnet ist, so waren wir jedesmal, wenn wir dieselbe genießen wollten, gewöhnigt in starker Anzahl die Partie zu unternehmen, und entfernten uns selbst dann nie weit von unsern Booten. Einige Franzosen setzten sich unweit Nossibé in der kleinen, aber sehr sichern Bucht von Bavatubi, wo reiche Steinkohlengruben dicht an der Oberfläche des Bodens liegen, fest, und erbauten sich ein kleines hölzernes Fort; nach weniger Zeit wurden sie, während sie sich außerhalb des Forts befanden, von Sakalaven überfallen und ermordet, und die Reichthümer welche dieser Theil von Madagascar enthält, sind deßhalb noch den Weißen verschlossen.

Die kleine, aber niedliche Stadt, welche die Franzosen auf Nossibé angelegt haben, heißt Hellville, ist von drei Seiten befestigt und außerdem noch auf der Ostseite von tiefen Sümpfen umgeben, welche das Klima so gefährlich machen. Auf der andern Seite der Landzunge, auf welcher Hellville steht, liegt die Stadt der hier ansässigen Araber, Ambanuru, ein ziemlich bedeutender Ort, wo ein starker Handel in Reis, Fellen u. s. w. getrieben wird. Das Dorf der freundlichen Sakalaven, Diwani genannt, liegt außer Kanonenschußweite von der Stadt, und wird außerdem von einem neuerbauten Fort beherrscht und beschützt. Der Boden von Nossibé (bedeutet „große Insel") ist vulcanisch, an den höhern Stellen trocken und unfruchtbar, an den tiefern Gründen reich und gut bewässert, an welchen Stellen von den französischen Colonisten Zuckerrohr, Indigo, Reis u. dgl. gebaut wird; das erstere gedeiht sehr gut, und es sind in letzter Zeit einige Dampfzuckermühlen angelegt worden; da jedoch gewöhnlich ein Mangel an Arbeitern herrscht, und die eingebornen Malagassen nur mittelmäßige und unzuverlässige Diener abgeben, so heben sich die Pflanzungen zu keiner Bedeutung. Der Hafen von Hellville ist einer der schönsten der Welt und gewährt Schutz für die größte Flotte zu jeder Jahreszeit; Lebensmittel sind stets vorhanden und billig, das Wasser ist jedoch nicht sehr gut, und in Hellville selbst nur spärlich vorhanden. Seit der Erbauung der neuen, bombenfesten, ganz aus behauenen Quadersteinen aufgeführten Caserne hat sich der Gesundheitszustand der hier stationirten Truppen um vieles verbessert; auch ist das Hospital in lobenswerthem Zustande. Der hier befehligende Commandant steht unter der Leitung des Obercommandanten von Mayotta, einer der comorischen Inseln, welche im Besitz der Franzosen und nach Bourbon die Hauptcolonie derselben im indischen Ocean ist; von den Comoren werde ich später mehr zu sagen haben.

Außer Nossibé besitzen die Franzosen noch auf der Nordostküste eine andere kleine Colonie, St. Marie, ebenfalls eine Insel, von wo aus sie einen lebhaften Handel mit Rindvieh nach Bourbon und Mauritius treiben. Früher besaßen sie noch Tamatave und Port Dauphin, von welchen beiden Orten sie jedoch von den Howas verdrängt worden sind, welche den erstern Ort, Tamatave, jetzt sehr stark befestigt und europäischen Schiffen eröffnet haben.

Mittheilungen aus Neuseeland.

(Schluß.)

Außer den vorher schon beschriebenen Wäldern gibt es hier große Strecken, welche nur mit Leptospermum und dem neuseeländischen Flachs bedeckt sind, Gewächse welche zusammen „strauchartige" nur 6—10′ hohe Wälder bilden. Zwischen diesen Sträuchern erhebt sich dann vereinzelt der gegen 30′ hohe Cabbage-Tree (Cordyline australis), aus dessen Blättern die Maoris sehr dauerhafte Hüte flechten. Auch die erstgenannten Sträucher sind nützlich, indem das Leptospermum einen guten Thee liefert, den man aber aus Mangel an Händen hier nicht sammeln läßt. Man jagt, um sie für den Anwuchs des Grases zu beseitigen, das Vieh hinein und läßt sie von diesem niedertreten. Aus dem neuseeländischen Flachse, welcher auch schon in Deutschland Verbreitung gefunden hat und sie wegen seiner schönen 6—8′ langen und gegen 2″ breiten Blätter als Zierpflanze verdient, verfertigen die Eingebornen das meiste von dem was ihnen zur Bekleidung nothwendig ist. Auch Teller, Körbe u. dgl. Dinge flechten sie aus den sehr starken, aber harzigen (und deßhalb zum Gespinnst für civilisirtere Menschen nicht tauglichen) Fasern dieser Pflanze; dieselbe ist dem Maori neben der zum Geschlecht der Farren gehörigen Dicksonia von der größten Wichtigkeit; erstere liefert, wie erwähnt, Flechtwerke und Gespinnste aller Art, aus letzterer erbaut er seine Hütte, ein Gebäude der einfachsten Art. Die dicken Stäbe der Dicksonia werden neben einander in die Erde geschlagen oder gegraben, mit leichteren Stäben bedeckt und diese dann mit Baumrinde und Blättern überlegt. So entsteht ein gewöhnlich rundes Gemach, welches dasjenige vorstellt was wir mit dem Namen eines Hauses bezeichnen. Es bildet den Aufenthalt für die ganze Familie, mit Einschluß der Hunde und der zur Familie, wie es scheint, nothwendig gehörenden Schweine. Wenigstens besitzen alle Eingebornen von diesem ihrem Lieblingsthier einige Exemplare. Die Thüre der Hütte ist natürlich nur zum Einkriechen bestimmt, und neben ihr, beiläufig in der Mitte des Raumes, brennt

das Feuer, für dessen Rauch sie zum Ausgang dienen soll. Neben der etwas erhöhten Feuerstätte ist ein ungefähr einen Fuß tiefes Loch, und dabei liegen die Steine, welche, im Feuer glühend gemacht, zur Ausfütterung dieses Loches und zum Kochen der Speise dienen. Es geschieht das letztere in der bekannten Weise daß die Steine mit Blättern belegt, darauf die Nahrung geworfen, diese wieder mit Blättern und das Ganze endlich mit Erde bedeckt wird. Wir hatten im Laufe dieses und der folgenden Tage häufige Gelegenheit die Hütten der Maoris mit allem Inhalt, zu welchem auch eine Unzahl von Flöhen und Läusen gerechnet werden muß, kennen zu lernen. Erwähnt muß noch werden daß die Bewohner selbst, wenn es irgend die Witterung erlaubt, nicht das Innere der Hütten zu Schlafplätzen wählen; man sieht sie vielmehr bunt durch einander vor der Thüre herumliegen, bloß in eine wollene Decke eingehüllt, den Kopf im Grase, dessen Thau ihr langes Haar netzt. Unsere Weiterreise führte uns durch ein von Thälern und Hügeln malerisch gruppirtes, wildes, theils mit Waldungen, theils mit Sträuchern weithin bedecktes Terrain, in denen wir manche weidende Heerde, Rindvieh und Schafe, aber auch ganz vorzügliche Pferde, welche der Stolz ihrer Besitzer sind, antrafen.

Wir hatten in den letzten Tagen unsere nordöstliche mit einer nördlichen Richtung vertauscht, hielten uns jedoch immer im unteren Theile der Insel, da die Maoris hier am zugänglichsten sind und uns hinreichenden Stoff zu Beobachtungen boten. Das die obere Hälfte der Insel in ihrer Längsrichtung (SW. nach NO.) durchziehende Tarayna-Gebirge ist wegen seiner undurchdringlichen Waldungen wohl noch nie von einem Europäer durchreist, auch machen die feindseligen Eingebornen welche den nördlichen Abhang dieses Gebirges bewohnen und unter einander sowohl wie mit den übrigen Stämmen in fortwährendem, sehr blutigem Kampfe begriffen sind, eine solche Reise völlig unmöglich. Der Theil welchen wir besuchten, besitzt die herrlichsten üppigsten Flußthäler die man sich vorstellen kann. Die Flüsse sind zwar meistens nur kurz in ihrem Laufe und schmal in ihren Betten, aber sie genügen dennoch zur Hervorrufung einer reichen Vegetation. Sehr schön ist das Dörfchen Kaiwaravara in einem blühenden Thale, an welchem ein an heißen Quellen reicher See liegt. Von kaltem Wasser sind die Maoris keine Freunde, und wo sie nur dieses haben, sind Schmutz und Ungeziefer die unzertrennlichen Merkmale ihrer Personen und Wohnungen. Aber hier, wo die Natur ihnen das warme Wasser freiwillig spendet, machen sie einen sehr ausgedehnten Gebrauch von demselben, und an jedem Abend plätschern Männer, Frauen und Kinder, alle durcheinander, in ihm herum. Der warmen Seen gibt es übrigens mehrere, von denen der berühmteste der Tanya-See ist, zu dessen warmen Bädern die Eingebornen jährlich in Schaaren wallfahrten. Die heißen Quellen entspringen in dem See selbst, theilweise indem sie hohe Wasserstrahlen über die Oberfläche auswerfen. Der bedeutendste dieser Strahlen soll bei 10 Fuß Durchmesser eine Höhe von 60 Fuß erreichen. Auch ist das Wasser dieser Seen incrustirend, es ist siedend heiß, bildet kieselige Ueberzüge über die Gegenstände welche man zu diesen Zwecken hineinlegt, und soll auch schwefelhaltig seyn. Andere ähnliche berühmte Seen sind der Tarawara und der Boso-mahana, auch in der Provinz Auckland gibt es eine große Menge. Bisher war es sehr schwierig authentische Nachrichten über dieselben zu sammeln, da die Straße dahin für Europäer fast unwegsam war, jetzt läßt die Regierung einen gangbaren Weg anlegen, bereits hat aber auch Dr. Hochstetter, welcher von der Novara hier zurückgeblieben war, in Begleitung eines Photographen diese Seen untersucht, die Vegetation derselben classificirt und die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Umgebungen aufnehmen lassen.

Die Eingebornen welche in der Nähe von Wellington leben sind ziemlich civilisirt, meistens zur christlichen Religion bekehrt, und verstehen sich sehr gut in Sitten, Kleidung und Lebensweise der Europäer zu fügen. Die Bekehrten bekennen sich zum größten Theile zur protestantischen, ein kleiner Theil zur katholischen Kirche, und letztere wohnen vornehmlich nordöstlich von Wellington. Sie besitzen Kirchen mit theilweise eingebornen, in England oder Frankreich unterrichteten Predigern. Jene sind gute räumliche Gebäude, jedoch ohne Sitze, da die Maoris nur auf der bloßen Erde zu liegen pflegen. Bemalt sind sie aber gewöhnlich tüchtig, von Schildereien aller Art sind diese Menschen große Freunde, und die Bildnisse fürstlicher Personen, besonders der Königin Victoria, trifft man häufig in den Wohnungen. In der Kirche sind sie sehr aufmerksam und andächtig, und machen den Eindruck befriedigenden Verständnisses, wie sie überhaupt intelligent und verständig erscheinen. Früher waren sie Cannibalen, die nicht nur das Fleisch ihrer gefangenen und geschlachteten Feinde brieten und verzehrten, sondern auch das warme Blut derselben tranken. Auch ihre eigenen Sklaven schlachteten sie nicht selten zur Strafe für irgend ein geringes Vergehen. An Schlachtopfern mangelte es ihnen überhaupt zu keiner Zeit; denn da die einzelnen Stämme, deren jeder etwa 200 Angehörige zählt, welche unter der Herrschaft eines Häuptlings stehen, sich fortwährend unter einander betrogten, und da die Maoris, obwohl sonst von sanftem und heiterem Charakter, in diesen Kriegen die größte Grausamkeit zu entwickeln pflegten, so waren die Altäre auf welchen die Menschenschlachtereien abgehalten wurden, aufgesetzte Steinhaufen, immer genügend versehen. Als die Engländer dieses Volk unterwarfen, vereinigten sich viele Stämme zu gemeinschaftlichem Widerstand und wehrten sich tapfer. Noch sieht man große Haufen von Knochen, die an der Luft bleichen, selbst in der Nähe von Wellington liegen, und nicht ein geringer Theil von diesen stammt von den lebend in die Hände der Maoris gefallenen Engländern. Durch die Schlacht bei Otaki (1850), in welcher eine Menge der Eingebornen niedergemacht wurde, gewannen die Europäer ein entschiedenes Uebergewicht, welches sie denn auch wohl behalten werden, trotzdem daß viele Stämme noch immer sehr feindselig gesinnt sind. Vor kurzem machten sie noch Miene sich gegen die Engländer zu deren Vertreibung zu vereinigen, die Häfen sind jedoch gut armirt und die Kanonen von großem Kaliber, einige Uebungen mit den

Batterien der in den Häfen liegenden Schiffe reichten hin um die Maoris zur Vernunft zu bringen und ihren Kriegseifer zu dämpfen. Die den Städten nahe wohnenden sind überhaupt längst den Europäern günstig und gewöhnen sich an die Cultur; die ferner wohnenden sind zwar unentschieden, aber einem Kriege nicht geneigt; nur die fast noch wilden Eingebornen in der Nähe der Gebirge, und durch jene dichten Waldungen geschützt welche die Civilisation bisher noch nicht zu Asche gebrannt hat, nur diese sind einem Kriege zugeneigt. Sie entschädigen sich indessen durch fortwährenden Streit mit ihren Nachbarn, die wilden Stämme bekämpfen sich ohne Unterlaß, und machen dadurch eben sehr gegen ihren Willen dem Fortschreiten der Engländer Platz. Ihre Zahl soll sich in dem letzten Jahrzehnt außerordentlich vermindert haben, wozu dann noch beiträgt daß ihre Ehen nur wenig fruchtbar sind, und daß sie einen Theil der weiblichen Kinder zu tödten pflegen. Die Folge hiervon ist daß es weit mehr Männer als Frauen gibt, und daß letztere sehr ausschweifend leben, was dann natürlich auf die Bevölkerung nachtheilig zurückwirkt. Die Bekehrten haben den Segen des Christenthums empfangen daß sie keine Kinder mehr tödten, daß Menschenopfer unter ihnen nicht mehr stattfinden, und daß so der Krieg den schrecklichen Reiz für sie verloren hat, der sie früher zu ihm anregte.

Die Eingebornen sind ein schöner Menschenschlag, namentlich zeichnen sich die Männer durch vortreffliches Wuchs und körperliche sowohl wie geistige Gewandtheit aus. Unter den weiblichen Kindern findet man viele schöne Gestalten, ebenso unter den von Arbeit freieren Töchtern der Häuptlinge und anderen Wohlhabenderen. Die gewöhnlichen Weiber aber, welche schon mit dem 12ten oder 13ten Jahre heirathen und dann den größten Theil der häuslichen Arbeiten verrichten müssen, sind meistens häßlich und kommen gar nicht zu völliger Entwicklung. Im Alter sind die Weiber alle häßlich, wozu die große Unreinlichkeit und die unvermeidliche Thonpfeife im Munde das ihrige beitragen. Die älteren Männer sind durchweg, und zwar sehr geschmackvoll aber grell tättowirt, die jüngeren dem Christenthum angehörigen nicht. Einige tragen grobe europäische Tracht, zumal alle Häuptlinge, andere tragen eine aus dem hiesigen Flachs geflochtene schmutzig weiße Decke um den Hals, andere eine wollene Decke, und wieder manche zeigen sich, besonders im Innern der Hütten und wenn die Sonne brennt, ganz nackt. In den Ohren tragen sie Haifischzähne, manche Häuptlinge deren mehrere, die an einem seidenen Bande herabhängen. Die Frauen neigen sich besonders in und um Wellington der europäischen Tracht weit mehr zu als die Männer, man sieht sie in seidenen und baumwollenen Kleidern. Doch tragen die meisten sich noch in der gewohnten früheren Weise, eine wollene Decke von weißer oder rother Farbe bildet den ganzen Anzug. Aus Furcht daß ihre Lippen im Alter runzelig werden, macht man den Mädchen schon sehr jung Einschnitte in dieselben. Uebrigens werden die Weiber sehr schlecht behandelt, müssen selbst die schwersten Arbeiten im Felde verrichten und werden dadurch im Alter äußerst häßlich. Die civilisirteren Maori-Frauen haben den Gebrauch bei feierlichen Gelegenheiten ihren ganzen Vorrath von Kleidern anzulegen. Haben sie dasjenige welches gerade als Oberkleid prangte genug bewundern lassen, so ziehen sie sich zurück und entledigen sich desselben, um ihre Freunde und Freundinnen durch ein anderes zu überraschen — dieselbe Sitte welche sich bei den Farmer-Töchtern in den weniger bevölkerten Staaten der nordamerikanischen Union findet. Die Kinder sind entweder mit einem hemdartigen Ueberzuge bekleidet, oder gehen, was das häufigere ist, ganz nackend. Alle Maoris sind gute und leidenschaftliche Reiter, auch die Frauen der Wohlhabenderen sind viel zu Pferde, und tummeln dieselben in gestrecktem Galopp, wobei sie dann mit einem nach europäischem Schnitte gearbeiteten Reitkleid angethan sind. Man sieht sie in den Straßen Wellingtons nicht selten zu Pferde, in Begleitung der Männer ihrer Familien, denen auch wohl berittene Sklaven und Sklavinnen folgen, die immer zu Fuße nebenher laufen müssen. Wohlhabend sind viele von ihnen, und wer es kann, hält sich eins oder mehrere Pferde, die sich auf den schönen Weiden bald vermehren. Sehr ungern entäußert man sich ihrer, und die hohen Preise welche sie gewöhnlich für gute Pferde fordern, beweisen wie werth sie dieselben halten, für den Europäer so übermäßig werth daß ein Pferdehandel mit den Maoris eigentlich gar nicht statt findet.

Die einzelnen Stämme unter einem jedesmaligen Häuptlinge, deren es mehr als hundert geben mag, und die zusammen wieder unter einem selbst erwählten Könige (jetzt Te Wherowhero, d. i. der Rothe) stehen, halten sehr eng aneinander, und bilden gleichsam nur eine Familie. Findet irgendeine Versammlung oder eine Festlichkeit statt, wird ein Maori vors Gericht geladen oder ereignet sich sonst etwas außer dem Gang des gewöhnlichen Lebens liegendes, so kommt der ganze Stamm zusammen. Man lagert dann auf dem Rasen herum, hält sich wacker ans Essen und Trinken oder sieht der tanzenden Jugend zu, raucht und singt. Der Gesang, langsam und eintönig, ist ihre Musik; nach ihm wird getanzt, d. h. man begleitet ihn nach dem Tact mit Bewegungen der Arme und Füße, wobei man dann decenter Weise mit einer Decke oder einem Hemde bekleidet ist. Wichtiger ist die Mahlzeit, in der Nähe der Colonien ganz auf englische Weise gerüstet, mit Messern und Gabeln, die jedoch selbst den civilisirteren Häuptlingen stets beschwerlich sind, mit Senf-, Salz-, Pfefferbüchsen u. s. w. versehen. Da es sehr streng verboten ist spirituose Getränke an die Maoris zu verkaufen, so besteht das Getränk bei solchen Gelegenheiten immer nur aus Wasser, und es geht deßhalb ordentlich und anständig her, wenn auch im Eifer der Beschäftigung Messer und Gabel zur Seite gelegt und an ihrer Statt die Finger gebraucht werden. Wenn dagegen der ganze Stamm an einer Mahlzeit theilnimmt, so hält man weniger an den englischen Gebräuchen; statt des Tisches und der Bänke werden Bretter auf die Erde gelegt, und man lagert sich rings um dieselben, sich einzig der Finger und Teller, die aus neuseeländischem Flachs geflochten sind, bedienend. Die Speisen werden in kleinen Haufen mitten auf die Bretter gelegt, oder, wenn sie gekocht sind, auf größere geflochtene Teller, die sehr

hart und zäh sind. Fische ißt man sehr viel, besonders Aale in solchem Uebermaß daß durch sie nicht selten Krankheiten verursacht werden; dazu Brod und Kartoffeln. Fleisch ist allerdings beliebt, besonders scheint das Schweinefleisch ein Leibgericht zu seyn, doch wird es sehr mäßig gegessen, wie die Maoris überhaupt verhältnißmäßig enthaltsam in ihren Genüssen sind. Spirituosen sieht man auch hier niemals, das Verbot ist um so lobenswerther als die Eingebornen überhaupt nur sehr geringe Mengen derselben ertragen können und sehr leicht betrunken werden. Gesellig und heiter sind sie in hohem Grad harmlos; durch die Engländer, welche sie zu cultiviren wünschten, verhätschelt, machen sie zwar bei jeder Gelegenheit Anspruch auf eine Belohnung und thun durchaus nicht gern etwas umsonst, aber sie sind dann auch mit einer Kleinigkeit, einem Spielzeug u. dgl. zufrieden. Da sie den Engländern tapferen Widerstand geleistet hatten und der Besitz der Inseln noch keineswegs gesichert ist, sodann besonders auch in der löblichen Absicht die Eingebornen zu schonen und unnützes Kämpfen zu vermeiden, so haben sich die Engländer auf alle mögliche Weise bemüht sie sich zu guten Freunden zu machen, erhalten sie in ihren Besitzverhältnissen, unterstützen und belehren sie in der Cultur des Bodens, und ertheilen ihnen auch den Eifer anregende und die Freundschaft erhaltende Belohnungen. Die Maoris sind zwar verständig, durch jenes Thun der Engländer aber beinahe dahin gelangt daß sie sich für die klügsten Menschen auf der Welt halten. Es gibt deßhalb unter ihnen einzelne überaus unverschämte Exemplare, im ganzen jedoch ist ihr Dünkel um so unschädlicher, als sie durch das Zusammenleben die höhere Stellung der Europäer schnell erkennen lernen, und auch willig anerkennen; sie sind in diesem Fall eifrige Nachahmer ihrer Sitten und Gebräuche.

Daß sie die Pferdezucht in sehr guter Weise betreiben, ist schon erwähnt worden; ihre Weizenfelder und Kartoffelpflanzungen sind gleichfalls gut erhalten und besorgt. Nahe bei Wellington haben sie sich den europäischen ähnliche Wohnungen erbaut, um welche sie Pfirsichbäume oder Akazien gepflanzt haben, welche letztere zwar nur etwa 20 Fuß hoch, aber von einem unglaublichen Umfang werden. Weiterhin sind Mais oder Kartoffeln angepflanzt. Am weitesten ist aber die Cultur auf den kleinen Inseln vorgeschritten, welche in der Bay von Wellington zerstreut liegen. Freundliche, in Blumen vergrabene Wohnungen sieht man auf denselben, Bäume und Sträucher mit Blättern von dem entzückend schönen Grün, durch welches sich das Laub in Neuseeland überhaupt auszeichnet, eine klare glatte Meeresfläche, belebt von den Canoes der Maoris, die entweder den Verkehr mit der Stadt betreiben oder mit dem Fischfang beschäftigt sind. Die Bewohner dieser Inseln bringen einen sehr großen Theil der täglichen Lebensbedürfnisse auf den Markt. Ihre (man sagt bis 80 Fuß) langen Canoes, jedes aus einem einzigen Baumstamm verfertigt, wissen sie mit großer Schnelligkeit zu führen, und beladen sie sehr stark. Es können mehr als 50 Personen in den größern Platz finden, und die Länge derselben ist geeignet die Wellen um so sicherer zu durchschneiden, wenn der Wind sie für kleinere Fahrzeuge zu stark wälzt. In dem geschnitzten Vordertheil zeigt sich der Kunstsinn der Maoris, die wirklich ein interessantes Völkchen sind, von denen nur bedauert werden muß daß auch sie das Vordringen der Europäer wahrscheinlich allmählich spurlos vernichten wird. Ansiedler, welche sich allein unter ihnen niedergelassen, hatten sehr schnell ihre Art angenommen, und befanden sich sehr wohl unter diesen heitern Leuten, die den Fremden mit freundlichem „Tenagua" (guten Tag) empfangen, ihn ohne Umstände beim Kopf nehmen und durch das gegenseitige Aneinanderreiben der Nasen, was sie mit einem schnurrenden Ton begleiten, ihre Herzlichkeit zu erkennen geben. Diese närrische Begrüßungsweise amüsirt den Fremden außerordentlich, aber allmählich gewöhnt er sich daran und reibt sich herzhaft mit Alten und Jungen der Reihe nach herum. Je stärker dabei das Brummen oder Schnurren, desto größer die Höflichkeit und umgekehrt. Die Gebildeteren und Wohlhabenderen der jungen Generation begnügen sich jedoch jetzt mit dem von den Engländern und Deutschen erlernten Händeschütteln.

Es ist schon oben erwähnt worden daß die Engländer sich nur gewaltsam im Besitz der Colonien erhalten konnten, und daß ein für die Maoris sehr blutiger Kampf entstand. Nach der Besiegung dieser schlugen die Sieger den Weg friedlicher Colonisation ein, zogen einen Theil der verschiedenen Häuptlinge mit ihren Stämmen, die zunächst wohnenden durch Geschenke und die Gaben der Civilisation an sich, und hielten die übrigen, wenn sie unruhig wurden, durch Entsaltung ihrer Macht in den Schranken. Sie befolgten hiebei das System die Häuptlinge und ihre Stämme im Besitz ihres Landes zu lassen, wobei sie wohl hoffen mochten daß ein friedlicher Verkauf des letzteren an die Regierung sich leicht werde realisiren lassen. Hier aber traten die gegenseitigen Interessen bald in Conflict. Die Maoris gebrauchen für ihre Heerden sehr große Strecken Landes, welche die Engländer jetzt gern zum Verkauf in kleineren Theilen für die Einwanderer erwerben möchten. Sie boten deßhalb ersteren mehrmals die Gelegenheit zum Verkauf. Aber diese mögen theils den bequemen Erwerb aus der Viehzucht nicht aufgeben, theils erkennen sie sehr wohl daß ein Verkauf an die Fremden die Gelegenheit zu ihrem eigenen Zurückdrängen gibt, theils endlich lieben sie auch wirklich sehr das ihnen zugehörige Land, und lieben es jetzt umsomehr, als die von ihnen angenommene Cultur es ihnen werthvoller gemacht hat. Man erkennt den bestimmten Charakter der Maoris daran daß sich im Jahr 1853 zu Taiporohenni die Häuptlinge der um Wellington wohnenden Stämme versammelten, und auf die von Hand zu Hand gehende Streitaxt schwuren niemals ihr Land an die Engländer verkaufen zu wollen. Wer sich dennoch mit diesen in solche Verhandlungen einließ, wurde, wie es dem Häuptling Rawiri ergieng, unbedenklich getödtet. Das schreckte alle welche den Fremden geneigt waren umsomehr ab, als diesen die Macht fehlte jene vor der Axt oder der Kugel ihrer Landsleute im Inneren des Landes zu schützen, und sie sehr vorsichtig verfahren mußten, wenn sie nicht alle Stämme

sofort gegen sich in Waffen haben wollten. Das Land, welches die ersten Einwanderer um einen Penny für den Acre kaufen konnten, wurde aus diesen Ursachen mit der steigenden Einwanderung sehr theuer, und kostete zuletzt, und auch jetzt noch, 10 Shillinge (2½ Thlr.) für den Acre. Oftmals machte die Regierung Versuche den Widerstand der Maoris zu beseitigen, aber immer ohne Erfolg; es wurden dadurch vielmehr jedesmal bedenkliche Unruhen erregt, welche das ganze bisher befolgte Colonisationssystem über den Haufen zu werfen drohten. In der letzteren Zeit ist es nun gelungen die beiden Stämme der Patiks und der Waitotaras zum Verkauf ihres Landes zu bewegen, und es ist wirklich zum Abschluß des Handels gekommen. Es läßt sich hoffen daß die Eingebornen sich demselben nicht mit den Waffen widersetzen werden, und dann wird auch für diejenige Einwanderung deren Absicht der Ankauf von Grundbesitz ist, ein sehr günstiger Zeitpunkt beginnen. Der feststehende Preis für das aus der Hand der Regierung zu kaufende Land bleibt auf 10 Shillinge für den Acre gestellt, aus zweiter Hand ist es viel theurer, und ein kleiner Besitz in der Nähe der Stadt, welcher sich in guter Cultur befindet, wird gewiß 1—2 Pfd. für den Acre kosten. Wohlhabenderen, deren Vermögen den Ankauf eines solchen Besitzes erlaubt, ist die Einwanderung sehr zu empfehlen. Sie erreichen aus ihm eine Einnahme welche ihren Bedürfnissen völlig genügt, und gewinnen eine sehr ansehnliche Stellung in der Gesellschaft der Stadt, welche in ihrem größten Theile liebenswürdig und gebildet ist. Dieß, im Verein mit der schönen Natur und dem prächtigen Klima, ist wohl geeignet den Ansprüchen solcher, welche in Europa nur einen Rang niederen Grades auszufüllen vermögen, zu genügen. Wer in dieser Absicht hieher geht, muß ein Vermögen von 5—700 Pfund besitzen; für Leute vornehmeren Standes ohne Vermögen und ohne die Kraft zu körperlicher Arbeit ist dieses Land — wir wiederholen das schon früher Gesagte — durchaus nicht geeignet.

Die arabischen Frauen.

2. Seit dem Islam.

Der Prophet hat gesagt: das Paradies liegt zu den Füßen einer Mutter, womit er meinte daß Kinder durch Ehrfurcht vor ihren Müttern die höchste Glückseligkeit erwerben können. Muhammed, der die Mütter so hoch stellte, und dem andern Geschlechte so ergeben war daß er den Gläubigen verstattete je vier Frauen zu gleicher Zeit zu heirathen, während er als Prophet selbst ausnahmsweise nicht weniger als 17 Frauen sich — um einen Mormonenausdruck zu gebrauchen — ansiegelte, trägt doch großentheils die Schuld an der Versunkenheit des weiblichen Geschlechtes derjenigen Völker zu denen seine Lehre drang, und ganz besonders bei den Arabern. Die Frauen wurden wie Schmuck und Parfüms betrachtet, die man wohlverwahrt zu Hause hüten müsse. Der Besuch der Moscheen und Heiligthümer ist ihnen nicht ganz versagt, allein man gibt ihnen zu verstehen, es sey schicklicher wenn Frauen die Moscheen nicht besuchten, weil sie die Andacht der Gläubigen stören möchten. Ein solcher guter Rath ist aber im Orient ein Befehl. Aischah, die Frau welche der Prophet nicht sowohl am meisten liebte, sondern am höchsten stellte, hat ein Zwiegespräch mit Muhammed überliefert, worin dieser seine Ansichten über das andere Geschlecht offenbarte. Ihr Frauen, rief er, habt im Leiden keine Geduld und im Wohlergehen keine Dankbarkeit, denn bei euch sind Wohlthaten rasch vergessen; ihr sprudelt von Schimpfreden, euer Verstand ist leicht verblendet, eure Vernunft ist untergeordnet und die Verrichtung von religiösen Pflichten ist bei euch unvollständig. Diesen letzten Vorwurf gründete der Prophet auf die unfrem Gehör schon unerträgliche Behauptung: Gott nehme weder ihr Gebet noch ihr Fasten im Zustand der Unreinheit an. Nachdem er nun seiner Aischah alle Höllenstrafen ausgemalt, welche das Weib unfehlbar erreichen werden sobald sie die geringste Pflicht gegen ihren Gatten vernachlässigt, schließt er mit den Worten: „Aischah, der Gatte der durch eine Liebkosung mit der Hand seine Frau erfreut, wird zehn Gnaden von Gott erhalten. Der Mann welcher seine Frau in den Arm nimmt und an seine Brust zieht, wird zwanzig Gnaden erhalten. Der Mann aber der seine Frau umarmt, wird für jeden Kuß dreißig Gnaden erhalten. Ja! die erlaubten und reinen Zärtlichkeiten der Gatten werden durch die Gunst des Ewigen belohnt werden!“ Welche Gnadenbilanz haben die Gläubigen mit vier Frauen dann vor Augen!

Aus solchen Anschauungen wuchs die Verachtung des andern Geschlechtes. Eines Tages, lautet eine arabische Legende, begegnete Jesus der Sohn Mariens, dem Iblis (Teufel), der vier mit Waaren beladene Esel vor sich hertrieb. Welches ist die erste? fragte Jesus. — Es ist die Hartherzigkeit, antwortete der Iblis. — Wer kauft die? — Die Könige. — Und was ist die zweite deiner Waaren? — Die Eifersucht. — Wer kauft die? — Die Gelehrten. — Und die dritte Waare? — Der Betrug. — Wer kauft die? — die Kaufleute. — Woraus besteht aber die vierte Waare? — Aus Verschlagenheit. — Wer kauft die? — Die Frauen!

Mit dem Islam verschwindet die Frau vollständig hinter Gittern oder Zeltvorhängen. Zwar kennt die arabische Geschichte noch einige Frauen von großem öffentlichen Einfluß, aber sie werden seltener. Züge von treuer verschmachtender Liebe, die nicht selten bei den Arabern durch Ehescheidung endlich ihre Ziele erreicht, kommen noch vor, werden aber ersäumlich sparsam; selbst noch im Jahr 102 (720 n. Chr.) stirbt ein Chalif der Ommeyaden Jesid II aus Kummer über den Tod seiner Maitreise, einer öffentlichen Sängerin, die an einer unbedachtsam verschluckten Weinbeere gestorben war. Die Zeit aber wo der größte Umschwung eintrat, war die Herrschaft der Abbasiden und namentlich Harun al Raschids, der für die arabische Herrschaft ein ähnliches Zeitalter wie Ludwig XIV für Frankreich schuf. Unter ihm wurden die Frauen hoch gefeiert, aber nicht mehr die Ehefrauen, sondern die Sängerinnen und Dichterinnen, welche die ausgezeichnete

Classe unter den Sklaven bildeten, sorgfältig erzogen worden waren, litterarische Kenntnisse und poetischen Geschmack besaßen. Was die Musik betrifft, so hatte jeder Künstler seine eigene Melodie erfunden, die nach dem Gehör und im Gedächtniß fortvererbt wurde, denn vom Notenschreiben hat man im Orient noch heutigen Tages so wenig Ahnung daß, als Dr. Perron einem musikalischen Scheich in Cairo auseinandersetzte, er werde die Melodie welche er so eben gespielt habe, niederschreiben und sie nach Europa versenden, wo sie nach den Noten von jedem Musikkundigen wiederholt werden könne, gerieth der wackere Scheich in die größte Betroffenheit. Die Moral jener musikalischen Damen war nicht eben die sauberste, aber jedenfalls waren die freien Sängerinnen noch schlimmer als die Sklavinnen dieses Standes. Eine Verühmtheit der letzteren Art war Sallamah, die braune Sängerin, die Dschafar, Sohn Soleimans des Statthalters von Basra unter dem Abbasiden-Chalifen El Mansur, hinter dem Rücken seines sparsamen Vaters um 80,000 Drachmen gekauft hatte. Eines Tages überraschte aber Soleiman seinen Sohn mit diesem kostspieligen Schatz und brach in Verwünschungen über die Verschwendung aus. Sallamah fiel jedoch dem Zornigen um den Hals, und wußte ihn mit Zärtlichkeiten und Schmeicheleien so vollständig weich zu machen, daß er still wurde und nie wieder ein Wort des Vorwurfs über die Sängerin hören ließ. Eines Tages fiel es dem glücklichen Dschafar ein seine braune Geliebte zu fragen: „Hat von allen, die dich anbeten, keiner von dir eine heimliche Zusammenkunft oder nur einen Kuß erhalten?“ Diese Frage fiel der Dirne schwer auf das Gewissen, und aus Furcht daß Dschafar schon unterrichtet seyn möchte, gestand sie: Nur Jesid, der Sohn Aüfs, des Geldwechslers, habe einen einzigen Kuß von ihr erhalten, und zwar um den Preis zweier Perlen, die er im Munde ihr angeboten hatte, und die sie um 80,000 Drachmen später verkaufte. Seit diesem Geständniß ließ die Eifersucht Dschafar keine Ruhe mehr, und er stellte dem verschwenderischen Jesid so lange nach bis er ihn erschlagen konnte.

Diese lockern Personen spielten, wie man sieht, eine ähnliche Rolle wie die Hetären im alten Griechenland. Noch rettete der Hang der Araber zur Poesie sie vor einem gänzlichen Versinken in Sinnlichkeit, denn es war oft die dichterische Begabung welche die Männer an diese Gesellschaft fesselte. Gar oft waren zwei sich nicht genug, sondern der Chalif zog auch noch zu den nächtlichen Gelagen seinen Lieblingsdichter herbei. Daß dann reichlich gezecht wurde, allen Verboten des Koran zum Schimpf, wissen wir aus den Liedern des Abu Nuwas, des zweit größten Dichters der Araber zur Glanzzeit des Abbasidenhofes. Auch ihm wird ein großes Verdienst an der Sittenverschlechterung beigemessen. Er war nicht nur ausgelassen cynisch, sondern seine Verse galten auch der unerlaubten Liebe. Zu Zeiten der Abbasiden verschleierten sich die Sängerinnen noch nicht und theilten die Gesellschaft der Männer. Allmählich kam auch das außer Gebrauch, die Sängerinnen verschwanden im Harem und es blieb nur noch eine Stufe übrig um tiefer zu sinken, nämlich daß mit der stärker hervortretenden Frauenverachtung die Laster, welche wir die orientalischen nennen, immer mehr überhand nahmen.

Auch der Geschmack in der Sinnlichkeit ist nach und nach ausgeartet, und hat sich dem Unnatürlichen zugewendet. Die alten Araber waren große Kenner der Frauenreize; sie wußten recht gut Anmuth und Schönheit zu unterscheiden. Für die geringsten Einzelheiten der Glieder besaßen sie ihre Ausdrücke. Einen besondern Namen hatten sie für die kleine Vertiefung unter der Nase, die bisweilen die Oberlippe theilt, einen andern für das Grübchen im Kinn, einen dritten für das Grübchen am Daumen, einen andern für die Höhlung am Halse über dem Schlüsselbein. Der Großvater des Dichters Imriolkais schickte einst seine Vertraute zu einer Dirne die er heirathen wollte, und ließ sich von ihr berichten was sie gefunden hatte. Diese Beschreibung, die uns erhalten worden ist, kann als die Summe dessen gelten was die alten Araber für Schönheit erklärten. Vor allem preist die kundige Frau den reichen Haarwuchs, „der aufgelöst in spiegelnden Ketten dahinfließt, oder gekämmt und geflochten, den Trauben gleicht wenn sie nach einem sanften Regen glänzen,“ dann kommen zwei Augenbrauen stark gewölbt — dieß verlangte der nationale, wenn auch schwerlich reine Geschmack — und fein, wie mit einem Kohlenstift gezeichnet; hierauf eine weder zu kurze noch zu lange Nase, sanft gekrümmt wie ein Säbel an der Spitze, darunter ein lächelnder Mund der einen schönen Ring bildet mit blendenden Zähnen und einem Paar feuriger und feuchter Lippen. Diese Reize trägt ein Hals „weiß wie Silber,“ auf einer Brust wie die der schönsten Elfenbeinstatuen. Es folgen dann zwei Oberarme, drall und dick, und zwei Unterarme, wo man weder Knochen noch Adern fühlt, Hände mit feingegliederten Fingern, unsichtbare und glatte Knöchel. An der Brust ruht ein reicher Busen, „fest wie Granaten,“ der durch sein Vordrängen, das (vorn nicht geschlossene Gewand) etwas öffnet. Darunter ein sanft gezeichneter Unterleib, der sich beim Nabel in Falten legt, der selbst wieder „einer kleinen Dose zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen gleicht.“ Der Rücken ist anmuthig gezeichnet, bald breiter, bald schlanker, bis er auf stark entwickelten Hüften endigt. Darunter einige bescheiden beschriebene Herrlichkeiten, auf ein Paar geraden, runden Schenkeln und fleischigen Unterschenkeln. Die Füße selbst sein gearbeitet „wie saubere Lanzenspitzen.“ Im Fuß besteht bekanntlich die größte arabische Schönheit. Jeder Europäer, der sich wenn auch noch so gut verkleidet aber barfuß unter die Araber mischen wollte, würde sogleich an den Fußstapfen erkannt werden, so plump und verunstaltet sind durch ihre Bekleidung die Füße der Europäer geworden. Aus dieser Beschreibung sieht man so viel wenigstens daß die alten Araber, einige Sonderbarleiten abgerechnet, so ziemlich den nämlichen Geschmack wie die Abendländer besaßen. Später änderte sich dieß mehr und mehr, und der Begriff der Schönheit fiel zusammen mit dem Gewicht der Fleischmassen.

Die nämliche Schönheit, die uns hier beschrieben wird, erhielt vor dem Abschied aus dem elterlichen Hause von ihrer Mutter die zehn ehelichen Gebote für die Frauen empfohlen: 1) Suche immer dich in Harmonie mit dem Gatten zu setzen.

2) Uebe Nachgiebigkeit und Gehorſam. 3) Hüte dich daß dein Gatte etwas an dir wahrnimmt was Auge und Geruch verletzt. Der Kamm iſt die beſte Friſur und das Waſſer der vorzüglichſte Wohlgeruch. 4) Sey aufmerkſam bei Tiſch und ſtill bei Nacht. Denn die Ungeduld des Hungers iſt ein zehrendes Feuer, und eine Störung des Schlafes macht zornig. 5) Erhalte und überwache Haus und Habe. 6) Verrathe nie eines ſeiner Geheimniſſe. 7) Verweile es luſtig zu ſeyn wenn dein Gemahl traurig, oder traurig wenn er luſtig iſt. 8) Trachte ſtets darnach deinem Gatten höhern Ruhm zuzuwenden, damit er dich auch mit Achtung behandle. 9) Je mehr du dich ihm anpaßeſt, um ſo nachſichtiger wird er gegen dich ſeyn. 10) Endlich gewähre ihm nicht eher was du möchteſt, bevor du die Wünſche deines Gatten nicht mit deinen Wünſchen in Einklang geſetzt haſt. Alle dieſe Lebensregeln ſind vortrefflich und paſſen vollſtändig auch für unſere Welt, mit dem Unterſchied nur, daß es im Orient wohl Gebote für die Frauen, aber keine für den andern Theil gibt, denn der Mann wird nur als der befehlende und genießende Theil betrachtet.

Unter Harun al Raſchid überſchritt das Volk ſeinen Culminationspunkt, namentlich wurde ſeitdem orientaliſche Ueppigkeit und Verſchwendung zum Sprüchwort. Wie tief die Schmeichelei und Servilität der einſt ſo unabhängigen Araber geſunken war, mag man aus folgender Anekdote ermeſſen, welche Yakub, der Kadi der Kadis, der geprieſenſte aller arabiſchen Juriſten, erlebt und ſelbſt erzählt hat. Da der Koran die einzige Rechtsquelle für die Araber war, ſo fließt der Begriff eines Theologen und Juriſten bekanntlich bei ihnen ſehr in einander. Yakub wurde plötzlich des Nachts aus dem Schlafe geweckt und zum Chalifen beſchieden. Er kam zitternd, merkte aber bald daß der Herr es nicht ſchlimm mit ihm vorhatte. An der Seite des Gebieters ſtand Iſa, der unglückliche Eigenthümer einer Sklavin welche der Chalif zu beſitzen, d. h. entweder als Geſchenk oder als Waare gegen Kauf von dem Eigenthümer zu erhalten wünſchte. Dieſem lag an der Sklavin nichts, ſondern er war nur durch ein feierliches Gelöbniß verhindert ſie „weder verkaufen noch verſchenken“ zu wollen. Dem Chalifen blieb daher nichts übrig als den unglücklichen Iſa ermorden zu laſſen, um ſich den Gegenſtand ſeiner Begierden anzueignen; bevor aber dieſer „gerechte“ Monarch zu dieſem brutalen Mittel griff, wandte er ſich an den Rechtsgelehrten, ob er nicht Auskunft aus dieſer Verlegenheit wiſſe. Yakub ſprach ohne ſich zu beſinnen: Iſa braucht Dir ja nur die Hälfte der Sklavin zu ſchenken und die andere Hälfte zu verkaufen, dann hat er ſein Gelöbniß nicht gebrochen, denn man kann weder ſagen daß er Dir die Dirne geſchenkt, noch daß er ſie verkauft habe. Mit dieſem caſuiſtiſchen Hülfsmittel waren alle Parteien einverſtanden, und Iſa „ſchenkte“ die eine Hälfte der Sklavin dem Chalifen, und ließ ſich 100,000 Dinar für den Reſt bezahlen. Als nun die Sklavin gebracht wurde, ſtieg dem Chalifen ein anderes Bedenken auf. Dieſe Sklavin, ſprach er zu dem Rechtsgelehrten, war Iſa's Eigenthum, und in Folge deſſen verlangt das Geſetz daß ſie etliche Tage abwarten ſoll, bis man deutlich erkenne daß ſie nicht ſchwanger ſey, nun aber würde ich vor Ungeduld ſterben wenn ich ſie nicht heute Nacht beſitzen könnte. Wie iſt da zu helfen? — Der Helfer wußte auch hier wieder Rath. Schenke, ſprach er zum Chalifen, der Dirne die Freiheit und heirathe ſie dann, denn das Geſetz legt die Friſt den Sklavinnen auf und nicht den freien Perſonen. Der Chalif ſprach ſogleich die Emancipationsformel, und ließ ſich dann von Yakub ſogleich mit der Sklavin copuliren. So gelangte jedermann zur Erfüllung ſeiner Wünſche, der Juriſt aber zu einem königlichen Trinkgeld, dafür daß er auf frevelhafte Weiſe die Rechtswiſſenſchaft einem Appetit des Monarchen zu lieb zur Schändung der Geſetze oder vielmehr der religiöſen Gebote mißbraucht hatte.

Unter dem Chalifen Mamun übertraf die Verſchwendung des Hofes noch die Zeiten Haruns. Als ſich das Oberhaupt der Gläubigen mit der Tochter ſeines Weſirs Haſſan vermählte, wurden unter das Hofgeſinde Nüſſe mit Moſchus gefüllt ausgeworfen, und in jeder befand ſich eine ſchriftliche Schenkung, ſey es eines Landgutes oder eines Sklaven, oder eines werthvollen Laſtthieres. Unter das gemeine Volk wurden Gold- und Silberſtücke geſtreut und 19 Tage lang dieſer Jubel fortgeſetzt. Als Mamun das Brautgemach betrat, ließ er von der Großmutter der Neuvermählten einen goldenen Teller voller Perlen bringen, die er Buran, ſeiner neuen Gemahlin, in den Schooß ſchüttete. Es waren tauſend Stück, welche er den andern Hochzeitsgaben hinzufügte. Unter ihm hatten die „Ketzer,“ die Sunniten, ihre beſte Zeit, nach ihm verdunkelte ſich das geiſtige Leben der Araber und der meiſten orientaliſchen Völker. Bei Hofe herrſchten lockere Tage, wie zu Zeiten der Regentſchaft in Frankreich. Geſänge, Zechgelage und ſchöne Sklavinnen beſchäftigten die Monarchen. Jetzt hat ſich alles geändert. Orientaliſche Pracht iſt für uns zum Mythus geworden, die Geſänge ſind verklungen, die Kunſt gedeiht nicht mehr an den Höfen, die Künſtler ſtreichen auf der Straße umher und erluſtigen den Pöbel. Die Frauen ſind völlig aus dem öffentlichen Leben vertilgt. Der Wein wird nach wie vor getrunken, aber jetzt hinter Schloß und Riegel, und zwar nicht zur Zecherluſt, ſondern nur um ſich zu berauſchen. Selbſt die Sklavinnen ſind für nieuand mehr ſichtbar. Man hat auch ſie verſchleiert und im Harem eingeriegelt. Die Zahl der Frauen hat ſich nicht vermindert, und konnte ſich nicht vermindern, was aber den Arabern und beinahe allen muhammedaniſchen Völkern ſeit dem Islam mehr und mehr und jetzt gänzlich abhanden kam, iſt der weibliche Umgang!

Reise von Valparaiso nach Lima und über den Isthmus von Panama nach Europa.

(Bericht des Dr. Karl Scherzer an die kais. Akad. der Wissensch. in Wien.)

Die betrübenden Nachrichten welche wir bei unserer Ankunft in Valparaiso am 17 April l. J. über die dem Vaterland drohende Gefahr vorfanden, bestimmten bekanntlich Commodore v. Wüllerstorf alle weitern noch vorliegenden Plane zu Untersuchungen an der West- und Ostküste Südamerika's aufzugeben und direct die Heimfahrt anzutreten. Zwar führten wir, Dank der Weisheit jenes kaiserlichen Prinzen dessen Liebe für wissenschaftliche Forschung die Expedition ihr Daseyn verdankt, bereits seit dem Tage unserer Abfahrt von Triest Neutralitätserklärungen aller Großmächte Europa's mit uns, welche die Novara auch ohne die später bekannt gewordene französische Courtoisie vor jedem feindlichen Angriff geschützt haben würden; allein in einem so ernsten, welterschütternden Moment hielt es unser ritterlicher Befehlshaber für seine erste Pflicht, sich selbst und die ihm anvertrauten Kräfte dem Vaterland ohne weitere Rücksichten zur Verfügung zu stellen. Der Entschluß zur unverweilten Rückkehr wurde gefaßt, und am 11 Mai befand sich die „Novara" bereits unter Segel nach Europa. Manche schöne Hoffnung gieng allerdings damit zu Grabe. Doch blieb noch eine Aussicht übrig, die für die Rückfahrt der kaiserl. Fregatte nach Europa benöthigte Zeit, 80—100 Segeltage, für die von mir vertretene Richtung der Ethnographie und Statistik nicht ganz unfruchtbar zu machen, und ich suchte daher um die Erlaubniß nach, statt der langen einförmigen Seefahrt die Rückreise auf meine eigenen Kosten über den Isthmus von Panama und Westindien machen zu dürfen, um auf diese Weise die wichtigsten Punkte an der Westküste Südamerika's zwischen Valparaiso und Panama kennen zu lernen, neue Erfahrungen in jenen Gegenden zu sammeln, und dennoch ziemlich zur selben Zeit wie die kaiserliche Fregatte in Gibraltar einzutreffen. Der Befehlshaber der Expedition gab hiezu auf die zuvorkommendste Weise seine Zustimmung, und die Gnade und Munificenz Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Maximilian ließ mir sogar später die ziemlich bedeutenden Reisespesen ersetzen.

Bevor ich aber in den folgenden Blättern eine flüchtige Skizze über meine Ueberlandsreise bis zu meiner Wiedervereinigung mit der kais. Expedition in Gibraltar am 1 August 1859 nach einer Trennung von 82 inhaltsvollen Tagen gebe, möge mir gestattet seyn noch einige Bemerkungen über die letzte Zeit meines Aufenthaltes in Valparaiso vorauszuschicken.

Der Güte des Hrn. Dr. A. Ried, welcher seit mehr als zehn Jahren als Arzt und Pharmaceut in Valparaiso ansässig ist, verdanke ich, wie mir scheint, nicht unwichtige Mittheilungen über das schon seit vielen Jahren in der englischen Marine mit so großem Erfolg angewendete Chlorzink, welches in verdünnter Auflösung, theils in bestimmten Quantitäten in den Raum gegossen wird um das Kielwasser unschädlich zu machen, theils gegen andere üble Gerüche aller Art, gegen Ungeziefer, luftverpestende Ausleerungen der Patienten in gewissen Krankheitsfällen u. s. w. als absolutes Specificum gebraucht wird, in der deutschen Handelsmarine aber leider noch immer keinen Eingang gefunden, obschon sich dasselbe bei den verschiedensten Anlässen auf das glänzendste bewährt hat. Aus diesem Grunde möge man es mir nicht verübeln, wenn ich auf die Anwendung des Chlorzink auf Schiffen trotz der allgemeinen Bekanntheit des Mittels hier umständlicher eingehe.

Alle englischen Segelschiffe müssen, je nach ihrer Größe, von 42 bis 168 Pfund Chlorzink mit sich führen; Dampfschiffe erster Classe 112 Pfd., Dampfer zweiter Classe 84 Pfd., alle übrigen Dampfer 56 Pfund.

Als Hauptverwendung wird in dem von Director Senecal of the medical department of the navy veröffentlichten Circular angegeben:

1. Die Reinigung der Zwischendecke und unteren Räume eines Schiffes von übler Ausdünstung. Zu diesem Behufe sollen dicke Stücke Flanell mit der Auflösung (1% Chlorzink in 60% Wasser) durchnäßt und sodann in den verschiedenen Räumen theils eine Zeitlang in der Luft geschwungen, theils an mehrern Punkten aufgehängt oder in flachen Geschirren auf den Boden gestellt werden.

2. Um Kielwasser für die Gesundheit unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck sollen 20 Gallonen der Auflösung für jede 100 Tonnen Schiffsgehalt in einem Verhältniß von ein Theil Chlorzink zu 20 Theil Wasser mittelst der Schiffspumpen in die unteren Räume geleitet werden, und dieselben mindestens 24 Stunden darin verbleiben.

3. In Fällen von ansteckenden Krankheiten aller Art, oder in tödtlich endenden Fällen — gelben Fiebers, soll der Leichnam mit dieser Solution gewaschen, ebenso der Boden des Krankenzimmers sowie die Kleider des Verstorbenen mit der Auflösung (1 : 50) besprengt werden. Flanellstücke in die Solution getaucht, erweisen sich in solchen Fällen am zweckmäßigsten.

4. Um ferner auf einem Schiff alle Arten von Ungeziefer auszurotten, sollen die betreffenden Theile mittelst einer Bürste mit der erwähnten Chlorzink-Solution bestrichen werden; ja man soll sogar Auswüchse und Krankheiten an Pflanzen und Bäumen (canker and fungus) durch eine Anwendung dieser Solution (1 : 60) zerstören können.

Chlorzink wird auch in der englischen Marine zur Zubereitung der Schiffsbauhölzer verwendet, indem es dieselben gegen den Wurm und den sogenannten Brand vollständig schützen soll.

Eine weitere Aufgabe während meines Aufenthaltes in Valparaiso war es, Erkundigungen über die mögliche Acclimatisirung der Lamas und Alpacas in Oesterreich, und die muthmaßlichen Kosten eines solchen Versuches einzuziehen. Ich wußte nämlich daß von einem Handlungshause in Valparaiso das Unternehmen ausgegangen war, eine Anzahl dieser ungemein nützlichen Wollthiere Peru's und Boliviens nach Australien zu transportiren, und war sogar eben anwesend, als dieser Transport in Sydney anlangte.

Ich wandte mich daher an Hr. J. Waddington (Chef des Hauses Waddington u. Co.) in Valparaiso, dem das Verdienst gebührt den ersten Versuch gemacht zu haben lebende Lamas und Alpacas zur Verbesserung der Schafzucht in Australien einzuführen, und erhielt von diesem würdigen alten Kaufherrn folgende Auskünfte:

Hr. Waddington suchte vor allem die zur Ausfuhr bestimmten Thiere an trockenes Futter, namentlich Gerste, zu gewöhnen, und nachdem er diese vorbereitende Behandlung eine geraume Zeit fortgesetzt hatte, schiffte er dieselben in Caldera (Chili) ein. Das Schiff welches er zum Transport der Thiere nach Australien frachtete, hatte 800 Tonnen, und wurde für die Dauer der Reise für 6000 Dollars gemiethet. Jedes Thier erhielt außer einer bestimmten Quantität Gerste und 1ben 1 Quart Wasser täglich, und wurde von bolivianischen Indianern gepflegt, welche die Heerde bis nach Australien begleiteten. Die Seereise von Caldera nach Sydney währte 70 Tage. Von den eingeschifften und theils unterwegs gebornen 316 Wollthieren starben im ganzen 36, und diese hauptsächlich aus Unvorsichtigkeit der Wärter, welche ihnen zu junges Futter gereicht hatten. Die Einrichtung der Ställe am Bord zur gehörigen Unterbringung der Thiere kostete Hrn. Waddington 300 Dollars.

Der beste Einschiffungsort um Lamas nach Europa zu überführen, wäre Cobija (der einzige Seehafen Boliviens an der Westküste Südamerika's), indem das bolivianische Gouvernement keinerlei Schwierigkeit gegen den Export von Lamas erhebt, wie dieß in Peru und selbst in Chili noch der Fall ist. Hr. Waddington glaubt daß das Chartern eines guten Segelschiffes von 800 Tonnen Gehalt, um 3 bis 400 Lamas von Cobija nach Triest zu transportiren, ungefähr $2^1/_4$ Pfd. St. per Tonne oder 2000 Pf. St. kosten, und daß die Reise in 90 bis 100 Tagen zurückgelegt werden könnte.

Das wichtigste für das Gelingen des Versuches ist aber, wie schon gesagt, die Thiere früher an das Stalleben und trockenes Futter zu gewöhnen; wird dieß vernachläßigt, so ist kaum an ein günstiges Resultat zu denken, wie dieß das englische Schiff Charles Napier erfuhr, welches im Jahr 1852 an 500 Lamas von Chili nach England zu bringen versuchte, und in Folge der vernachläßigten vorbereitenden Behandlung nur mit drei lebenden Thieren daselbst ankam.

Nachdem die Einführung dieses Nutzthieres, von dem in Südamerika das Fleisch, die Wolle, das Fett und der Dünger verwendet werden, in Oesterreich, und namentlich in Dalmatien und Südtirol, mehrfache wesentliche Vortheile verspricht und das günstige Resultat in Sydney, wo von 316 Thieren, nach einer 70tägigen Fahrt 280 lebend und im guten Zustande ankamen, umsomehr zu einem Versuch in Oesterreich anreizt und ermuthigt, dessen einzelne Läudertheile sich weit besser als Neusüdwallis zu einer Acclimatisirung der ans Hochland gewöhnten Lamas zu eignen scheinen, so habe ich nicht unterlassen auch von anderer Seite Erkundigungen über diese Wollthiere und den muthmaßlichen Erfolg eines Versuches ihrer Einführung in Oesterreich einzuziehen. Die folgenden Bemerkungen hierüber verdanke ich Hrn. Dr. A. Ried in Valparaiso, welcher sieben Jahre lang in Bolivien lebte, und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Naturverhältnisse besitzt.

A. Klima. Die Heimath des Lamas ist das bolivianische und peruanische Hochgebirge. Es kann zwar große Hitze ertragen, aber das ihm zusagendste Klima ist ein kaltes, und die Berge in Dalmatien und Südtirol dürften in dieser Beziehung sich zu einem Acclimatisationsversuche am besten eignen.

B. Vorbereitungen. Das Resultat der vielen verunglückten Versuche welche mit diesen Thieren vorgenommen worden sind, ist, daß dieselben durch eine besondere, mindestens sechs Monate andauernde Behandlung auf die Seereise vorbereitet werden müssen.

Schifft man dieselben ohne weiteres ein, so gehen sie alle binnen wenigen Wochen zu Grunde. Die vorbereitende Behandlung besteht darin daß man die zur Verschiffung bestimmte Heerde Lamas und Alpacas aus dem Hochgebirg in die Nähe der Seeküste bringt und sie daselbst an trockenes Futter, besonders an Gerste gewöhnt, welche an Bord das bequemste Futter für dieselben ist. Da die Thiere außerdem sehr scheu sind, so müssen sie während der Probemonate an ihre Wärter, sowie daran gewöhnt werden in bequemen aber verschlossenen Räumen zu schlafen und auch den größten Theil des Tages in denselben zu verbleben.

C. Schiff. Dasselbe muß eigens für diesen Zweck gechartert werden, ein sehr geräumiges Zwischendeck haben und mit Verschlägen versehen seyn, von denen jeder einzelne acht bis zehn Thiere bequem aufnehmen kann.

D. Anzahl der Thiere. Um für alle Fälle gesichert zu seyn, sollte man mindestens 300 Stücke ankaufen, umsomehr als die Kosten des Thieres selbst höchstens 3—4 Doll. betragen, so daß bei der Unternehmung der Ankaufspreis der Thiere am wenigsten in Betracht kommt. Und da ferner das Schiff ohnedieß kein anderes commercielles Geschäft zur gleichen Zeit auszuführen im Stande ist, so würde der Transport von 100 Thieren gerade so theuer zu stehen kommen als wenn deren 300 oder 400 eingeführt würden. In Bezug auf die Wahl der Arten wäre es rathsam nicht bloß reine Racen auszuführen, indem mehrseitige Versuche und Erfahrungen bewiesen daß das aus der Kreuzung des Alpaca mit dem Lama entspringende Thier (Guarizo) die größte Ausdauer hat, und zugleich die meiste und beste Wolle liefert. Die jährliche Schur des Alpaca ist 9—11 Pfd., während der Guarizo 18—25 Pfd. liefert! Die Wolle ist fester und gibt weit mehr aus als dasselbe Gewicht unvermischter Wolle. Insofern sich aber das gekreuzte Thier nicht vermehrt, müßte man immerhin eine hinlängliche Anzahl Weibchen überdieß um die Vermehrung fortsetzen zu können.

E. Transport. Die beste Jahreszeit zur Verschiffung der Heerde ist Ende Januar, da sie sodann im Frühling in Europa anlangen. Eingeborne müssen dieselben als Wärter begleiten, und bei ihnen wenigstens noch eine Zeitlang nach ihrer Ankunft am Ort ihrer Bestimmung verbleiben. Der ganze Versuch könnte im Verlauf von 12 Monaten, incl. der vorbereitenden Behandlung ausgeführt werden.

F. Unkosten. Eine Heerde von 500 Stück Alpacas und Lamas kostet im Innern Boliviens Ankaufspreis (à 4 Doll. per Stück) . . . . . 2000 Doll.

Dazu monatliche Spesen:

10 Indianer à 10 Doll.	100	„
Kost für dieselben	150	„
Futter für 400 Thiere	500	„
Aufseher	100	„
mithin monatlich	850	„
oder für 6 Monate 5100 Doll.		
Fracht von Bolivien nach Europa etwa	10,000	„
Einrichtungen im Schiff, Einschiffungsspesen u. s. w.	1500	„
Futter für die Reise	2000	„
Somit wären	20,600 Doll.	

oder 41,200 fl. C.-M. hinreichend um eine Heerde von etwa 500 Alpacas und Lamas zu überführen, und auf das Eintreffen von mindestens 400 lebenden Thieren daselbst mit einiger Bestimmtheit rechnen zu können.

Auch über die Cultur der Chinabäume und die jährliche Ausbeute ihrer Rinde habe ich in Valparaiso sowohl wie später in Lima viele und interessante Data gesammelt, die ich gleichfalls hauptsächlich der warmen Theilnahme des Hrn. Dr. Rieb an den Zwecken der kaiserlichen Expedition verdanke. Dazu bewogen mich theilweise der Wunsch der kaiserl. Gesellschaft der Aerzte in Wien, über die Chinabäume, ihr Vorkommen, ihre Cultur und ihre Ausbeute möglichst genaue und umfassende Details zu erhalten, theils das Ansuchen der Regierung von Holländisch-Indien „während unseres Aufenthaltes in Südamerika Erkundigungen über jene Cinchona-Arten einzuziehen, welche diese kostbare Rinde liefern und deren Cultur von der holländischen Regierung auf Java mit einem so ungeheuren Kostenaufwand versucht wurde."

Die Naturforscher der Novara-Expedition fühlen sich gegen die Regierung von Holländisch-Indien und für die glänzende Aufnahme welche ihnen auf Java zu Theil ward, zu so großem Dank verpflichtet daß mir der erwähnte Umstand eine gar erwünschte Gelegenheit schien, der Regierung und den Männern der Wissenschaft auf Java dienstgefällig werden zu können.

Ich übersetzte daher die mir von Hrn. Dr. Junghuhn, Director der Chinapflanzungen auf Java in deutscher Sprache übergebenen Fragen und Desiderata in Betreff der Chinabäume ins Spanische, und sandte Copien davon an Fachmänner in Bolivien und Peru. Auch hier verdanke ich der Vermittlung des Hrn. Dr. Rieb daß eine Copie dieser Fragen an den Präsidenten Boliviens, Dr. Linares, gelangte, welcher, wie ich selber erfuhr, Auftrag gab daß sowohl Samen als lebende Pflanzen der Cinchona-Calisaya und C. Condaminea zu meiner Verfügung nach Valparaiso gesendet, und zugleich die an ihn gerichteten Fragen, soweit es thunlich, durch sachkundige Männer beantwortet werden sollen.

Da die Regierung von holländisch Indien namentlich großen Werth darauf legt frischen Samen und lebende Pflanzen der Cinchona-Arten nach Java gesandt zu erhalten, so habe ich Anstalt getroffen daß die mir vom Präsidenten Linares zugesicherte Sendung, sobald dieselbe in Valparaiso anlangt, durch Vermittlung des dortigen holländischen Consulates so schnell als möglich nach Java weiter befördert werde, und habe auch bereits über meine Bemühungen, den Wünschen der Regierung von holländisch Indien zu entsprechen, sowie über deren muthmaßlichen Erfolg, an Se. Excellenz den Hrn. General-Gouverneur von holländisch Indien, Hrn. de Pahud, sowie an Hrn. Dr. Junghuhn nach Java geschrieben und die Wege und Personen angedeutet, wodurch in Zukunft vielleicht eine gründliche Beantwortung sämmtlicher mit mitgegebenen Fragen erzielt werden könnte.

Am fünften Tage nach der Abfahrt S. M. Fregatte „Novara," am 15 Mai 1859, verließ ich gleichfalls Valparaiso und zwar am Bord des Dampfers „Callao" der Pacific Ocean Steam Navigation C^ny, welcher der Küste entlang nach Callao de Lima fuhr und mehrere Zwischenhäfen berührte. Ich kann nicht von dem gastlichen Valparaiso scheiden, ohne noch der herzlichen Theilnahme zu gedenken, mit welcher namentlich der österreichische General-Consul Hr. J. Flemmich und der Obercommandant der britischen Flotte im stillen Ocean, Rear-Admiral Baynes, mich und die Expedition, welcher ich anzugehören die Ehre habe, auszeichnete.

Bis am Bord des Dampfers begleitete mich ihre Sorgfalt und ihre Sympathie, denen sie noch schließlich durch die Uebermittlung von Empfehlungsbriefen an Autoritäten oder einflußreiche Freunde in den von mir besuchten Punkten Ausdruck gaben.

Obschon die zwischen Valparaiso, Lima und Panama verkehrenden Dampfer ziemlich groß, reinlich und elegant eingerichtet sind, so fühlt sich doch der Reisende in Folge der bedeutenden Frequenz der Zwischenhäfen häufig sehr unbehaglich und unbequem. Denn trotz des hohen Fahrpreises (95 Dollars oder 190 fl. zwischen Valparaiso und Lima, 1467 engl. Meilen) müssen in jeder Cabine vier Passagiere Platz finden, was bei der herrschenden großen Hitze zuweilen völlig unerträglich ist. Persönlich kann ich indeß über diesen großen Uebelstand nicht klagen, indem mich alle Capitäne, welchen meine Beziehungen zur Novara-Expedition bekannt waren, stets mit der größten Auszeichnung behandelten, mir eine besondere Cabine zu meiner alleinigen Benützung überließen, und so oft wir einen Hafen besuchten, ihr eigenes Boot während des Aufenthalts in demselben mir zur Verfügung stellten.

Am 18 Mai erreichten wir den Hafen von Caldera mit 2000 Seelen, von wo eine Eisenbahn nach der 70 engl. Meilen entfernten Bergstadt Copiapo (mit den reichsten Silberminen Chili's) führt. Caldera ist auf kleinen Sandhügeln erbaut und hat ein gar trauriges Aussehen. Keine Spur von Vegetation, kein Pflänzchen, kein Grashalm. So weit das Auge reicht, eine weite Sandwüste. Nur ganz besonders große pecuniäre Vortheile mochten die Bevölkerung veranlaßt haben sich in dieser sandigen Einöde, welcher sogar das erste Bedürfniß, Trinkwasser, fehlt, niederzulassen. Jeder Tropfen genieß-

baren Wassers muß gegenwärtig 90 Meilen weit aus dem Innern gebracht werden. Ein Barril oder Füßchen Trinkwasser (circa 30 Bouteillen) kostet 31 Cents (circa 62 kr. R. W.). Die Versorgung einer Anzahl von 90—100 Arbeitern mit Trinkwasser kostet wöchentlich circa 40 Dollars! Man ist gegenwärtig im Begriff in Caldera einen Destillir-Apparat aufzustellen um Trinkwasser im Orte selbst und billiger zu erzeugen. Ich sah später an mehreren Punkten der Küste, wo völliger Mangel an Trinkwasser herrscht, Destillirapparate in Verwendung, um diesem so empfindlichen Mangel abzuhelfen.

Ich besuchte die sogenannte „Copiapo-Smelting works“ welche einer englischen Actiengesellschaft gehören und jährlich 1800—2000 Tonnen fast reines Kupfer (94—96 Prec.) verschiffen. Das aus der Mine kommende Erz enthält nur 18 bis 36 Proc. und muß 6—7maligе Schmelzprocesse durchmachen, bis es jene Reinheit erlangt in der es nach Europa verschifft wird. Der Schmelzofen erzeugt täglich 7 Tonnen Kupfer und verbraucht dazu 60 Tonnen Kohlen, welche theils aus Swansea (12 Doll. per Tonne) theils aus Pennsylvanien (Anthracitkohle zu 15 Doll. per Tonne) kommen. Auch aus dem Süden Chili's können Kohlen erhalten werden, aber die Fracht ist noch zu theuer und die amerikanische und englische Kohle ist zugleich von besserer Qualität. Der Arbeitslohn beträgt in Caldera noch immer 2—3 Dollars täglich, und dieß ist Ursache daß die Unternehmung nicht so rentabel ist als es dieselbe unter billigeren Arbeitsverhältnissen wäre. In London kostet dermalen die Tonne Reinkupfer 115 Pf. St. Die Gesammtproduction der Kupfer- und Silberminen im Departement Copiapo beträgt jährlich einen Werth von ungefähr 14 Millionen Dollars. Dieselben beschäftigen 5—7000 Arbeiter oder ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung des ganzen Departements, welche 20,000 Seelen beträgt.

Die Kupfer- und Silberminen stehen durch eine Locomotiv-Eisenbahn mit den Häfen in Verbindung, deren Bau (circa 71 Meilen) einen Geldaufwand von 2½ Mill. Dollars in Anspruch nahm und 16 Proc. Gewinn trägt. Gegenwärtig wird die Eisenbahn bis nach Chanarcilla (92 Meilen) und Tres-Puntos (120 Meilen) weiter gebaut.

Am 20 Mai ankerten wir in Cobija, dem einzigen Hafen der Republik Bolivien an der Westküste Südamerika's mit circa 1000 Seelen. Die Hauptausfuhr besteht in Kupfer, Silber, etwas Gold und Schafwolle. Im Jahre 1857 sind an 300,000 Centner Kupfererz à 23 Real. per Centner ausgeführt worden. Bolivien liefert den schlagendsten Beweis, in welch engem Verhältniß der Aufschwung eines Landes zu seiner mehr oder minder großen Küstenentwicklung steht. Welcher Fortschritt, welches Gedeihen, welche Civilisation macht sich in Chili bemerkbar, einem verhältnißmäßig schmalen Streifen nicht einmal besonders fruchtbaren Landes, welcher sich längs der Küste hinzieht, und welche Armuth und Verkommenheit herrscht dagegen in dem an Naturproducten so überreichen Binnenstaate Bolivien, der nur durch einen einzigen kleinen Hafen mit der Küste und der europäischen Cultur zusammenhängt, welche Dürftigkeit gibt sich in seinen socialen Zuständen zu erkennen.

Am nämlichen Tag erreichten wir noch den Hafen von Iquique, der erste Hafen Peru's mit circa 4000 Seelen, und von großer Wichtigkeit wegen des in dessen Umgebung massenhaft vorkommenden Erdsalzes (Nitrate de Soda). Ueber 800,000 Ctr. Salpeter werden jährlich von hier ausgeführt, und zwar ist die Exportation, welche erst seit 1850 einige Bedeutung gewann, fortwährend in Zunahme begriffen. Während unseres Besuches lag im Hafen von Iquique ein französischer Kauffahrer, Victorine, aus Bordeaux mit 3000 T. Gehalt, welcher sich eben anschickte 60,000 Ctr. Salpeter zu laden. Der Centner Salpeter wird in Iquique, wo es bekanntlich niemals regnet, in einer Tiefe von ½ bis 6 Fuß in der Erde gefunden, in großen Gefäßen gekocht, um ihn von der Erde zu reinigen, und sodann in Kuchenform in Säcke gefüllt und in einem Gewicht von 250 Pfund per Schaf verschifft. Eine große Quantität dieses Erdsalzes geht nach Deutschland und den Vereinigten Staaten, wo daselbe angeblich als Dünger Verwendung finden soll.

Nach einer oberflächlichen Berechnung soll die Quantität Salpeter, welche sich in der Umgebung von Iquique vorfindet, an 60 Millionen Tonnen betragen, und auf Grund des jetzigen Consums für 1400 Jahre hinreichen! Die sogenannten Salpeterminen dehnen sich bis 30 Meilen ins Innere aus. In dem Zustande wie derselbe gefunden wird, enthält er 93—98 Proc. Salzheile und 7 Proc. Erde. Die Arbeiter in den Salpeterminen erhalten 2—3 Dollars täglichen Lohn. Auch Borax wird in einer den Kartoffeln nicht unähnlichen Form gleichzeitig mit Salpeter in der Erde gefunden.

Anfänglich verbot die peruanische Regierung die Ausfuhr desselben, weil sie sich vorerst über dessen Werth und Verwendung überzeugen wollte; dermalen ist jedoch die Borax-Ausfuhr frei und beträgt angeblich 10 bis 15,000 Centner jährlich, im Werth von 4—5 Dollars per Centner.

Auch in Iquique ist der Wassermangel so groß daß die Stadt mittelst eines Destillirapparats mit dem nöthigen Wasserbedarf versehen wird, welcher angeblich seinem Besitzer täglich an 600 Dollars für verkauftes Trinkwasser einträgt. Ein Maulthier mag für einen Real so viel Wasser trinken als es vertragen kann.

(Fortsetzung folgt.)

M' Clintock über Sir John Franklins Verdienst um die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt.

Ich habe, sagt Hr. M'Clintock in einem an das Athenäum gerichteten Schreiben d. d. Dublin, 11 Jan., zu einer ehrlichen Erörterung der Verdienste aufgefordert welche sich die verschiedenen Nordpol-Reisenden erworben haben, und benütze die Gelegenheit um das in Ihrer letzten Nummer erschienene

Schreiben eines Hrn. Johnson mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Hr. Johnson behauptet daß „Capt. M'Clintock und seine Reviewers absichtlich die Mannschaft vergaßen welche wirklich die nordwestliche Durchfahrt zurücklegten, obgleich nicht den ganzen Weg zu Schiff," und ferner daß „Sir R. M'Clure Anspruch auf die Ehre der einzigen wirklichen Annäherung an die Lösung des großen Problems, und es entweder Unwissenheit oder Sorglosigkeit der Reviewers zeigt daß sie den Capt. M'Clintock nicht daran erinnern."

Hr. Johnson legt über den Gegenstand den er aufzuklären versucht eine solche Unwissenheit an den Tag, daß ich keine Notiz davon genommen haben würde, wenn sein Schreiben nicht in einem Geist abgefaßt wäre aus dem hervorzugehen scheint als wolle er dem unsterblichen Franklin die erworbenen Lorbeeren schmälern, und als ob Sir R. M'Clure sich beleidigt fühlen würde oder könnte durch den Umstand daß die frühere Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt dem Sir John Franklin zugewiesen wird.

Ich bin mit Sir R. M'Clure zu genau bekannt, und achte ihn zu hoch, als daß ich annehmen könnte er sey eines so unedelmüthigen Gefühls gegen den berühmten Todten, oder einer so unfreundlichen Gesinnung gegen mich selbst fähig, weil ich den Beweis nach Hause gebracht daß die Bemannungen des Erebus und Terror „das letzte Glied der arktischen Entdeckung mit ihrem Leben schmiedeten;" auch wird er mich nicht für vergeßlich halten weil ich mich in der kurzen Schilderung meiner Reise nicht weitläufig über sein großes und allgemein anerkanntes Verdienst aussprach. Wenn sich Hr. Johnson nur die Mühe genommen hätte die Erzählungen Franklins und Dease's, so wie Simpsons arktische Entdeckungen zu lesen, so würde er erkannt haben daß von der Behring-Straße nach der Simpson-Straße eine schiffbare Durchfahrt besteht, und daß sie vor mehr als zwanzig Jahren schon von Booten durchschifft worden ist. Sir John Franklin wußte wohl daß, wenn er Parry's Entdeckungen im 74° nördl. Br. mit einem Canal verbinde welcher südwärts in diese „die Küste des Festlandes (America) bespülende Wasserlinie" führe, seine Aufgabe einer Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt vollendet seyn würde.

Seinen Verhaltungsbefehlen in Abschnitt 5 gemäß wandte sich Franklin südwärts von Parry's Weg in der Barrow-Straße, und Abschnitt 6 gibt den Grund an warum er den Befehl erhielt dieß zu thun, und wirklich segelte Franklin südwärts bis zum 70. Breitengrade, innerhalb etwa achtzig oder neunzig Meilen [1] vom nordwestlichen Ende der Simpson-Straße! Hienach ist es, wie einer der Reviewers bemerkt, höchst wahrscheinlich daß Franklin mit der tröstenden Gewißheit starb er habe die Entdeckung vollendet; Lieut. Gore's oder vielleicht irgendeine andere Schlitten-Partie mag [2] zeitig zu den Schiffen zurückgekehrt seyn um ihm diese große und erfreuliche Thatsache kund zu thun.

Allein wir wissen für gewiß daß im folgenden Jahr (1848) die Entdeckung vollendet ward, auf dieselbe Weise wie Sir R. M'Clure seine Entdeckung einer andern Durchfahrt nahezu 400 Meilen weiter nordwestlich im Jahr 1851 vollendete, nämlich dadurch daß er über das gefrorene Meer gieng. In der That, die öffentliche Meinung forderte nicht einmal daß man darüber gieng, sondern sprach mit Recht dem Sir R. M'Clure die am 26 Oct. 1850, als er Melville-Eiland zuerst sah, gemachte Entdeckung zu.

Hr. Johnson tadelt an der Note auf S. 316 meiner Erzählung daß sie „ziemlich unzusammenhängend" sey. Diese Note führt zur Erläuterung für den gewöhnlichen Leser einfach an daß „Franklins und Parry's Entdeckungen einander in Länge überdecken (overlap), und daß für die letzten dreißig Jahre oder mehr die Entdeckung der Nord-West-Durchfahrt sich auf die Entdeckung eines Gliedes zwischen beiden reducirt hat."

Franklins Entdeckungen auf der Festlandküste erstrecken sich ostwärts bis zum 108° w. L., während die Parry's, unter den arktischen Inseln, in einer beträchtlich höheren Breite, sich von Osten bis zu 113° oder 114° westlicher Länge ausdehnten. Wie läßt sich also zweifeln daß sie „einander in Länge überdecken?" Vor zwanzig Jahren setzten die HH. Dease und Simpson Franklins Entdeckung ostwärts durch die Simpson-Straße an die Boothische Landenge fort; immer noch aber fehlte ein Glied zur Vervollständigung der Entdeckungskette.

M'Clure ergänzte dieses Glied dadurch daß er die Entdeckungen Franklins und Parry's, zwischen 125° und 113° w. Länge im Jahr 1850 mit einander verband. Die Franklin'sche Expedition knüpfte auf dieselbe Weise im Jahr 1848 die Entdeckungen Parry's und Dease-Simpsons aneinander. Sicherlich ist ein Commentar hier unnöthig.

Die meisten Ihrer Leser wissen daß aller wirkliche Fortschritt in arktischen Entdeckungen dadurch zu Stande gebracht wurde daß man längs einer ununterbrochenen Küstenlinie langsam hinsegelte, wo Landwinde fast immer das Eis eine Strecke weit fern halten. Auf diese Weise ist die weite Ausdehnung der Küstenlinie zwischen der Behrings-Straße und dem Back-River erforscht worden, und auf diese Weise möchte, oder, wie ich glaube, würde die kurze übrig bleibende, bisher von Schiff oder Boot unerforschte Entfernung von Franklin vollständig entdeckt worden seyn, wenn er es versucht hätte — allein er suchte, aus dem in meiner Erzählung (S. 315) angeführten Grund, eine Durchfahrt durch die Victoria-Straße zu erzwingen.

[1] Also doch nicht vollständig. A. d. R. d. Ausl.

[2] Wo es sich um historische Verdienste handelt, fordert die Gerechtigkeit sich auf thatsächlich erwiesenes, nicht auf ein „möchte," „könnte," „hätte" zu berufen. Wenn sie die Durchfahrt entdeckt hatten, warum haben sie dann kein Wort davon in dem letzten Bericht über ihr Schicksal hinterlassen? A. d. R. d. Ausl.

Briefe aus Kleinasien.

III.

Kjutahia, 17 Oct.

Der Umstand daß ich gestern mit Dr. P. zusammen war, ist Ursache daß ich heute noch hier geblieben bin. Ich versäumte es nämlich gestern wegen der Pferde zu unterhandeln, und machte das Geschäft erst heute Vormittag ab; wie es aber in solchen Fällen zu gehen pflegt, es ward Mittag, und bei den kurzen Tagen hätte ich doch nur eine kleine Strecke reiten können. Im ganzen bereue ich den Aufenthalt nicht, denn 1) konnte ich mich von dem schrecklichen Weg über den Domanitsch noch besser erholen, 2) zog ich noch einige statistische Auskünfte über Kjutahia ein, 3) fand ich noch einige interessante Inschriften. Ueberdieß kam ich durch Zufall mit dem griechischen Bischof des Orts und mit dem griechischen Schullehrer zusammen, und brachte bei ihnen einige sehr angenehme Stunden zu. Der Bischof ist aus Amasia, also ein Landsmann Strabo's, der Schullehrer aus Ikonium. Sie zeigten mir einige Inschriften in der Kirchenmauer, die ich copirte, sowie die Copie einer sehr interessanten Inschrift aus einem Dorfe Kara agatsch bei Ikonium. Der Schullehrer hatte schon so viel von den Ruinen von Aezani gehört, daß er sie selbst einmal zu sehen wünschte, und da Aezani nur 9 Stunden von Kjutahia ist, so benutzte er diesen Anlaß um sich von dem Bischof die Erlaubniß zu erbitten, in den nächsten Ferien einmal selbst dahin zu gehen. „Mit Vergnügen," sagte der Bischof, „aber ich gehe dann selbst mit; sieh einmal, dieser Franke kommt so weit her um die Alterthümer unserer Nation zu sehen, und wir haben sie so nahe; es wäre eine Schande für uns sie nicht zu sehen." Der Ausdruck „unsere Nation" veranlaßte dann eine kleine Discussion, indem ich meinen beiden Interlocutoren die hellenische Nationalität absprach, den einen für einen Cappadocier, den andern für einen Lykaonier erklärte, und daß weder hier in Phrygien, noch in Lykaonien oder Galatien jemals Hellenen gewohnt haben; das schien ihnen sonderbar; ich erwähnte daß schon die Sprache dagegen wäre, indem überall, wo im Alterthum Hellenen gewohnt haben, auch noch heutigen Tages Hellenen wohnen und griechisch sprechen, z. B. in Morea, im Archipel, in Jonien, auf Kreta, Cypern u. s. w. Die Leute wurden irre, der Schullehrer aber versuchte noch ein Argument, indem er auf Aesop verwies, worauf ich erwiederte: daß selbst zugegeben, diese Fabeln rührten wirklich in ihrer jetzigen Fassung von Aesop her, dieß doch eben so wenig beweise wie die griechische Ursprache des Neuen Testaments, dessen Verfasser wie jedes Kind wisse, geborene Juden aus Palästina wären.

IV.

Siwri Hissar, 24 Oct.

Ich verließ Kjutahia am Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, nachdem ich noch einen verdrießlichen Aufenthalt dadurch gehabt hatte daß der mir gestern versprochene Zabtie mich im Stiche ließ und also ein anderer gesucht werden mußte; aber das dauerte sehr lange, da in Kjutahia eine Menge schwerer Gefangener sind, welche zu öffentlichen Arbeiten verwendet werden, meistens Mörder und Räuber, die mit schweren Ketten gefesselt und je zwei von einem Zabtie bewacht werden. Das Suchen dauerte also ziemlich lange, und erst um 9¼ Uhr ritten wir aus Kjutahia fort.

Wir schlugen die gerade Straße nach Seidi Gazi ein, und ich bin wohl der erste Europäer der sie betreten hat; ich habe sie daher etwas genauer aufgenommen. Kurz vor 11 Uhr kamen wir über die Brücke des Porud. Das Land ist hier fast eben und ziemlich entblößt von Bäumen, aber doch gut angebaut. Um 11¾ Uhr passirten wir Saka, ehemals ein türkisches Dorf, aber jetzt verödet; nur die Mauern der Moschee stehen noch, und ein einzelnes Anwesen ist noch im Betrieb. Dieses Dorf, oder vielmehr dessen Gemarkung, gehört jetzt zu einem Tschiftlik, welches ein reicher Türke von einem Geremian Oglu gekauft hat. Als ich diese Auskunft erhielt, wurde meine Neugier rege, denn nach dem Erlöschen der Seldschuken-Dynastie herrschte in Kjutahia die Dynastie der Geremian Oglu, welche noch zu Anfang der osmanischen Dynastie bestand und mit dieser verschwägert war. Sultan Murad I, Sohn des Sultans Orchan, hatte die Tochter eines Geremian Oglu geheirathet. Auf meine weitere Frage, ob noch jetzt Nachkommen dieser Dynastie vorhanden wären, antworteten meine beiden Begleiter einstimmig: „tschok!" (viele), und nannten mir mehrere Mitglieder derselben, z. B. Mehemed Aga, Jakub Tchelebi, beide Mitglieder der Municipalität (Medschlis) von Kjutahia. Für mich war dieß eine sehr interessante Entdeckung. Nachmittags kamen wir in ein hügeliges Land, welches überall mit Bäumen, meistens mit Fichten und Tannen bewachsen ist. Aber auch hier herrscht überall Thätigkeit; viele Fichten sind unten etwas geschält, damit dort das Fichtenharz ausschwitze, an andern Stellen sah ich brennende Kohlenmeiler, oder Bauern welche sich ihren Winterbedarf an Holz bereiteten, oder ihr Feld pflügten, oder Gerste und Weizen säeten. Um 2¾ Uhr erreichten wir Al Olak, ein neues Dorf, welches erst seit einigen Jahren entstanden ist; aber der Begräbnißplatz bewies mir daß schon früher zwei ganze Generationen hier gewohnt hatten, denn eine Strecke des Platzes enthält Säulenfragmente, Pilaster und andere Reste des Alterthums; eine andere Strecke dient als Ruheplatz für eine ältere muhammedanische Generation, welche wahrscheinlich ausgestorben oder ausgewandert ist; der Rest, der kleinste Theil des Platzes, enthält schon einige Gräber der neu angesiedelten Generation.

Um 5 Uhr erreichten wir Ekiz Olak (alle letzten Ortsnamen fehlen noch sämmtlich auf Kieperts Karte), 8 Stunden von Kjutahia, 6 von Seidi Gazi. Dieß ist ein Zurükdorf von fünf Häusern, alle erst neu gebaut. Die Bewohner gehören zum turkomanischen Stamm der Karemin, und führten bis jetzt das Nomadenleben; aber seit kurzem sind auch sie angewiesen sich feste Wohnplätze zu errichten, und so sind sie jetzt angesiedelt, d. h. sie sind Ackerbauer geworden, gehen aber doch den Sommer nach bestellter Aussaat auf die

Sommerweide (Jaila). Eiz Olak ist ein sehr armes Dorf; ich wurde aber doch satt, Kaffee hatten sie nicht, den mußte ich hergeben, aber ein treffliches Wasser, und daran habe ich mich recht erquickt. Ich schrieb Abends mein Tagebuch, umgeben von meinen Begleitern und sämmtlichen Hausvätern des Dorfes. Auch der weibliche Theil war keineswegs so abgeschlossen wie bei den Türken; Weiber und Mädchen giengen unverschleiert; die Frau meines Wirths kam in unser Zimmer und sprach sehr viel; seine beiden Töchter von 10 und 14 Jahren ließen sich dagegen zuweilen sehen und giengen in unserer Gegenwart ganz unbefangen ihren häuslichen Verrichtungen nach.

19 Oct. Ich stand schon um 4 Uhr auf und saß um 6 Uhr zu Pferde. Um 8 Uhr erreichten wir einen Bach, den wir mit geringen Unterbrechungen bis Seidi Gazi verfolgten. Wir erreichten ihn bei dem Zurückdorfe Agin, wo ehemals ein alter Ort gestanden haben muß, weil sowohl in den Dorfe als auf den Begräbnißplatz viele Säulen, Triglyphe und Friese vorhanden sind. Das Land wird von jetzt an einförmiger, weil der Baumwuchs abnimmt. Um 12½ Uhr traf ich in Seidi Gazi ein, und war wieder Gast des Mudir. Ich hatte mich kaum gesetzt, als ich sofort von mehreren Personen wieder erkannt wurde. Die Bewillkommnung war herzlich, und man erkundigte sich angelegentlich nach Dr. Barth. Als ich gefrühstückt hatte, trat ich meine Wanderung an, welche von dem reichsten Erfolg begleitet wurde. Ich stieg zuerst nach dem sogenannten Tekkie hinauf. Dieß ist ein Kloster der Hadschi-Bektasch-Mönche, deren vier bis fünf da sind, und enthält zugleich zwei Grabmäler. In dem einen sind zwei Gräber, das Grab des berühmten Seidi Gazi Battal, und das Grab einer angeblichen Prinzessin. Der Sarkophag des Seidi Gazi Battal ist ungefähr 20 Fuß lang, so daß er nicht nur moralisch, sondern auch physisch ein großer Held war; die Prinzessin, deren Sarkophag von gewöhnlicher Größe ist, war seine Geliebte. An einer andern Stelle des Tekkie ist das Grabmal des Tschoban baba, welcher später das Grab des Seidi Gazi wieder aufgefunden hat. Den Eingang des Tekkie bildet eine schräg aufsteigende Arkade, in welcher an einer Stelle in dem Marmor die Spuren der Zähne des Hadschi Bektasch gezeigt werden, der nach diesen Spuren zu urtheilen ein Gebiß von der Größe eines Schiffbauerbeils gehabt haben muß. An den marmornen Thürpfosten zeigt man die Eindrücke seines Daumens und Mittelfingers.

Wichtiger als diese Alfanzereien sind die Inschriften welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes eingemauert sind. Ich copirte im ganzen daselbst 11 Inschriften, 3 lateinische und 8 griechische; zwei griechische waren so undeutlich und verwittert daß nichts herauszubringen war. Von den drei lateinischen Inschriften ist eine zu Ehren des Kaisers Commodus, die andere zu Ehren des Kaisers Julian, die dritte eine Grabschrift. An andern Stellen von Seidi Gazi copirte ich noch einige griechische Inschriften. Aus allen diesen Inschriften geht aber unstreitig hervor daß Seidi Gazi das alte Nacolea ist, und nicht das alte Prymnessus, wie Franz in seiner Abhandlung, „fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien,“ [1] etwas voreilig aus einer einzigen Inschrift geschlossen hat.

Ein Theil der ausgewanderten Tschirkessen ist jetzt hier, sie sollen bei Barbakitschi, drei Stunden von hier, angesiedelt werden, wo ihnen Ländereien angewiesen sind. Die hiesigen Behörden haben ihre liebe Noth mit den Leuten, denen nichts recht zu machen ist. Sie stellen das etwas sonderbare Verlangen, daß die schon seit undenklichen Zeiten seßhaften Bewohner aus ihrem Besitz vertrieben und deren Ländereien ihnen angewiesen werden. Dagegen die herrenlosen Ländereien, deren es hier in der Umgegend eine große Menge gibt, wollen sie nicht. Hier in Seidi Gazi werden sie nun den ganzen Winter wahrscheinlich auf Kosten der Regierung herumliegen.

20 Oct. Heute früh brach ich um 7 Uhr auf und erreichte das drei Stunden entfernte Barbakitschi um 9½ Uhr. Der Weg dahin ist abscheulich und voller Steine. Barbakitschi ist ein ziemlich großes Dorf und hat seinen Namen von den Töpfereien, die hier einen lebhaften Betrieb haben. Die Einwohner scheinen die Nachbarschaft der Tschirkessen, welche in ihrer Nähe angesiedelt werden sollen, nicht gern zu sehen und wollen daher in corpore nach Kjutahja gehen, um dagegen zu suppliciren.

Nach einem leichten Frühstück ritten wir um 10½ Uhr weiter, anfangs über ein hügeliges, meistens mit Wachholder und Eichengestrüpp bewachsenes Land, dann aber gerade um 12 Uhr erreichten wir das holz- und baumlose Land. Um 1¼ Uhr passirten wir einen alten Begräbnißplatz und ritten dann auf ein Dorf zu, welches ich zwar nicht sehen konnte, das der Angabe nach aber nahe sein mußte. Um 2 Uhr trafen wir einen Bauern, welcher uns sagte daß dieß Dorf noch eine Stunde entfernt und von demselben bis Alikian noch vier Stunden wären, d. h. also daß wir bis 7 Uhr zu reiten hätten, wenn wir aber da, wo wir jetzt wären, abwärts ritten, so würden wir in drei Stunden Alikian erreichen. Meinen Begleitern schien dieß nicht recht zu seyn, denn sie hatten sich darauf eingerichtet in jenem Dorfe zu übernachten; weil ich aber dort nichts zu suchen hatte, so befahl ich querfeldein zu reiten, bald war auch der andere Weg erreicht, und von einer Anhöhe erblickten wir um 3½ Uhr Alikian, der Entfernung nach zu schließen konnten wir in 1½ Stunden da seyn, wir trieben die Pferde an, um noch etwas früher anzukommen, aber bald zog sich ein häßlicher Querstrich durch die Rechnung: Alikian ist fast rings von Sümpfen umgeben, und wir mußten einen gewaltigen Bogen um den Ort machen, ehe wir ihn fast von der entgegengesetzten Seite erreichten.

Der Ort, welcher eigentlich Alikian, gewöhnlich aber Alikel genannt wird, hat nur zwei Zugänge auf Dämmen welche durch den Sumpf geführt sind. Man sagte mir daß man sich

[1] Fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien. Eine Abhandlung topographischen Inhalts von J. Franz. Berlin 1840. Auch Kiepert adoptirt diese Annahme und verlegt Nacolea weiter nach Westen.

hier in früheren Zeiten aus Furcht vor Baschi Bozuks und anderm berittenen Raubgesindel angesiedelt habe. Die Bewohner, 170—180 Turkomanen-Familien, sind Nomaden, welche im Sommer auszuziehen, doch treiben sie auch etwas Feldbau, der sich freilich auf Gerste und Weizen beschränkt.

21 Oct. Mir war aufgetragen in Alikian eine ziemlich lange Inschrift zu copiren, ich fand jedoch weder Stein noch Inschrift, gar nichts, erfuhr aber daß das heutige Alikian auf der Sumpfinsel ein ganz neuer Ort ist, dessen Anlage erst seit wenigen Jahren datirt; das alte Alikian liege etwa eine Stunde entfernt, dort seyen auf dem Begräbnißplatze viele Inschriften, dort müsse ich auch in einer Mühle nach der fraglichen Inschrift suchen. Ich brach also heute Morgen nach der alten Dorfstätte auf und passirte zunächst den neuen Friedhof des neueren Ortes, wo ich gar nichts fand, dann kamen wir an eine Mühle, wo ich nach der Inschrift Constantins fragte, und zu meinem Aerger die Antwort erhielt, daß ein solcher Stein bei ihm nicht existire, vielleicht in einer andern Mühle. Also zur zweiten Mühle, aber wieder umsonst, ihr gegenüber, einen Steinwurf entfernt, aber wegen der Sümpfe erst nach 10 Minuten erreichbar, fand ich eine dritte Mühle, aber keine Inschrift. In der Nähe stand das alte Alikian und das noch ältere Orcisus, auf dessen Begräbnißplatze ich eine gute Anzahl griechischer Inschriften copirte, die wichtigste derselben welche den Namen *Ορκιστηνοι* enthält, lag halb unter der Erde, ich ließ sie ausgraben und hatte nunmehr das Vergnügen sie ganz zu lesen. Ebenso gieng es mir mit einer andern sehr interessanten Inschrift. Dann gieng es zur vierten Mühle, und wieder umsonst, kein Mensch wußte von einem solchen Stein, böser Wille war es nicht, denn ich konnte mich nicht nur überall selbst durch den Augenschein von der Nichtexistenz überzeugen, sondern auch die Müller selbst waren mir bei dem Ausgraben der oben erwähnten Steine behülflich, und ein Müller war es, der mir den Stein mit den *Ορκιστηνοι* zeigte. Nachdem ich also die sämmtlichen vorhandenen vier Mühlen durchsucht und alle möglichen Kreuz- und Querfragen angestellt hatte, mußte ich mich endlich um 12 Uhr entschließen diesen Platz zu verlassen, ohne meinen Zweck erreicht zu haben. Ich beschloß nach dem zwei Stunden entfernten Aktasch zu reiten, daselbst zu übernachten, und wo möglich von da aus noch einen letzten Versuch anzustellen. In Aktasch kamen wir um 2 Uhr an, aber das Dorf war wie ausgestorben; es wird von Jürük bewohnt, welche noch auf ihren Sommerweiden waren; im Dorf waren nur Weiber und einige Kinder. Wir fanden hier etwas Stroh für die Pferde und Kaffee, aber keine Mühle, die erst von einem Nachbarn entlehnt werden mußte, ferner etwas Brod und Jagurt. An ein Verbleiben in diesem Nest war nicht zu denken; um 3½ Uhr ritten wir also fort nach dem Dorf Keppen, welches zwei Stunden entfernt ist; in der Nähe des Dorfes erfuhren wir daß es auch entvölkert sey, und so entschloß ich mich kurz nach Sivri Hissar zu reiten; die Sonne neigte sich schon zum Untergang; aber die Pferde waren satt, wir ebenfalls, das Wetter schön, die Wege gut, und so traten wir wohlgemuth unsern Nachtmarsch an. Um 7 Uhr erreichten wir Sivri Hissar und suchten sogleich das Haus des Müdir auf. Dort angekommen, hörte ich schon auf der Straße Musik im Hause. Kaum trat ich in das Zimmer als der Müdir Hussein Bey mich sofort erkannte und ich nach Dr. Barth erkundigte. Außer mir waren noch zwei Effendis aus Angora als Gäste da, welche den Auftrag hatten in den Provinzen Angora, Jüzgad u. a. die Besitzurkunden über Aecker, Wiesen u. s. w. zu revidiren, fehlende zu ersetzen u. s. w. Das Zimmer war voll, die Musik im besten Zuge, und ein als Frauenzimmer verkleideter Tänzer zeigte seine Künste; die Belustigung dauerte etwa zwei Stunden, während welcher Zeit der Bey, sowie einige andere Bekannte sich nach dem Zweck meiner Reise erkundigten, und sehr erfreut waren daß ich diesmal etwas länger zu verweilen gedachte.

Früh am andern Tage suchte ich die Inschriften von Sivri Hissar auf. Voriges Jahr copirte ich eine, welche so anfängt:

ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος
Πινων Τολιοσβοιων
Πεσσινουντίων etc.

Hamilton und andere haben die Inschrift auch copirt, und Franz liest das erste Wort der zweiten Zeile *Σεβαστηνων*; dieß erfuhr ich erst später, und meine Copie *Πινων* blieb also zweifelhaft. Diese Inschrift suchte ich zuerst auf, und überzeugte mich daß es *Πινων* heißt und nichts anderes. Ich copirte sie noch einmal mit aller Sorgfalt, und gieng sodann auf den Begräbnißplatz, den ich voriges Jahr nicht besucht hatte; dafür hatte ich die Freude, nach einer fruchtlosen Untersuchung des türkischen Begräbnißplatzes, auf dem armenischen Friedhof daneben eine Anzahl äußerst interessanter Inschriften zu finden, vier Rescripte der Könige von Pergamus Eumenes und Attalus an die Priester des Heiligthums von Pessinus in ihrer ganzen Länge mit Eingang und Schluß, und zwar fast ganz erhalten. Groß war meine Ueberraschung und Freude. Um 11 Uhr war ich mit der vollständigen Copie fertig, worauf ich nach meinem Quartier zurückkehrte. Hier fand ich den Müdir, den Molla, die beiden Effendis und die Bauernvögte in voller Arbeit, draußen standen mehrere Bauerschaften, und je ein Bauer mußte eintreten um seine Hodschets registriren zu lassen. Ich wohnte dem viel Interesse bietenden Verfahren bei. Um 12 Uhr wurde Pause gemacht, um wieder ein Apicisches Mahl einzunehmen.

Um zwei Uhr stieg ich zu Pferd um nach Pessinunt zu reiten. Es ist drei Stunden entfernt, aber da ich mein Gepäck in Sivri Hissar zurücklieβ, so erreichten wir den Ort in 2½ Stunden gegen Sonnenuntergang. Pessinunt heißt jetzt Bala Hissar (das alte Schloß), man sagt aber gewöhnlich Balassar und selbst Balazar. Es ist ein ziemlich dürftiger Ort von 14—15 Häusern; ich verschob die Besichtigung der Alterthümer bis auf den andern Morgen, schrieb noch Abends bei dem Glanz eines der mitgenommenen Stearinlichter mein Tagebuch, und schwelgte neben einem Feuer von Tezek in dem Genuß des Gefühls daß ich den Sitz eines uralten geheimnißvollen Cultus erreicht habe, dessen Ruf schon in der Frühe selbst bis nach Rom gedrungen war.

Am folgenden Tage besuchte ich die Ruinen oder vielmehr die Reste der alten Stadt; denn stehende Ruinen gibt es nirgends. Nur die Grundlagen der öffentlichen Gebäude sind noch theilweise zu erkennen, so z. B. glaube ich mit Sicherheit annehmen zu können daß das berühmte Heiligthum der Muttererde auf einem kleinen Hügel nordwärts vom Dorf neben dem heutigen Begräbnißplatz war; auch erkannte ich ein Amphitheater und ein Stadium, mehr aber ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Ich fand nur sehr wenige Inschriften, sämmtlich griechische, darunter aber zwei sehr interessante. Die Bodenconfiguration zeugt von der Thätigkeit vulcanischer Kräfte in der Vorzeit, und mag zum Theil die dem Ort beigelegte Heiligkeit veranlaßt haben. Die jetzigen Bewohner sind ein ungeschliffenes, habsüchtiges Geschlecht; man führte mich zu einer Inschrift, die man des Morgens ausgegraben hatte, und das Wort „Bakschisch" ertönte von allen Seiten. Einer dieser Edlen äußerte, wenn ich ihm 50 Piaster Bakschisch gäbe, würde er mir noch eine Inschrift zeigen. Ich lachte ihm ins Gesicht und gieng allein auf das Suchen, wobei mir nur der Jabtie des Müdir von Sivri Hissar, ein sehr gefälliger Bursche, hülfreiche Hand leistete. Als wir endlich fertig waren, ohne die verheißene Inschrift gefunden zu haben, trat der Kerl wieder an uns heran und verlangte bloß ein Bakschisch, ohne dessen Größe näher zu bestimmen; ich sagte ihm, sein Bakschisch würde ihm nicht entgehen, er sollte nur den Stein zeigen; alles war umsonst, und erst auf die zornigen Drohungen meines Jabtie trat er einige Schritte seitswärts zur Moschee des Dorfes und drehte einen Stein um, auf welchem ein elendes verstümmeltes Basrelief war ohne einen einzigen Buchstaben, kaum das Ansehen werth. Der Würdige wußte wohl was er that, als er Vorausbezahlung verlangte. Auch die Bewirthung war miserabel, obgleich der Bey bestimmte Befehle in dieser Beziehung gegeben hatte.

Um 12½ Uhr war ich wieder in Sivri Hissar, wo ich nach kurzer Rast eine neue Wanderung durch die von mir noch nicht besuchten türkischen Friedhöfe antrat und das Vergnügen hatte noch eine Nachlese von griechischen Inschriften zu halten.

Pococke hat Sivri Hissar für das alte Abrostola gehalten, eine Ansicht welche später keinen Beifall fand; da mir hier die Mittel zur Verificirung fehlen, so muß ich die Sache auf sich beruhen lassen. Aber ein ganz neuer Ort, wie im Ritter steht, ist es auch nicht; zwar stammen alle jene Inschriften aus Pessinunt her, wie man mir überall sagte, aber ich fand mohammedanische Inschriften aus vorosmanischer Zeit. Außerdem erzählten mir der Müdir und einige achtbare Ortsbewohner, es habe hier früher eine Königin Ebrussia geherrscht, und von ihr stamme das Schloß her. Das ist natürlich eine bloße Sage, aber mir fiel bei dem Namen Ebrussia sogleich Abrostola ein, und ich werde bei meiner Zurückkunft die Sache noch einmal untersuchen. Sivri Hissar enthält nach Angabe des Müdir 1200 Häuser. Heute breche ich über Germa nach Angora auf und lasse diesen Brief hier auf der Post.

Die neue Tarifpolitik in Frankreich.

So gefürchtet sind die Danaergeschenke geworden daß fast alle Kritiker diesseits des Rheines und jenseits des Canals sich gefragt haben, welchen neuen Anschlag Napoleon III hinter der Ankündigung seiner guten Tarifvorsätze verberge. An Ueberraschungen gewöhnt, erscheint uns alles was von Paris kommt nur als Mittel für Zwecke, die so lange maskirt werden bis sich ihre Ausführung nicht mehr hindern läßt. So sind denn viele Gemüther geneigt die bevorstehende Aufhebung der Kohlen- und Eisenzölle mit den Verwicklungen der italienischen Verhältnisse in Zusammenhang zu bringen. Gewiß geht man dabei auch nicht weit fehl, denn ein so bedachtsamer und verschlagener Staatsmann, wie der dritte Napoleon, wird die Rückwirkung seines neuen ökonomischen Programmes auf manche auswärtige Beziehungen längst erwogen und die möglichen Früchte im voraus berechnet haben. Zu errathen aber welche Wendung er damit den italienischen Ländergestaltungen geben will, ist deßwegen so schwer, weil sich noch nicht ergründen läßt welche Wendung er ihnen zu geben wünscht. Höchst wahrscheinlich aber ist es daß sich seine Wünsche in letzter Zeit geändert haben mögen. Es war ganz klar, daß der Mann, der in Mailand sprach: Italien werde frei bis zum adriatischen Meere, eine andere Zukunft vor Augen hatte, als der Mann der bald darauf in Villafranca Frieden schloß und den Urheber des Kriegs, den schlauen Cavour, zum Landleben nöthigte. Wohl mochte damals im Augenblick gegenseitiger Annäherung den Kaiser der Gedanke gelockt haben, mit Oesterreich nach der Niederlage so enge Freundschaft zu schließen, wie mit Rußland nach dem Falle des Malakoff. Auch in Oesterreich schien man eine solche Wendung zu erwarten, sonst würde man nicht plötzlich eine so kalte und feindselige Sprache gegen Preußen geführt haben, denn warum sollte man diesen Staat abstoßen, wenn man von Frankreich abermals und abermals Bedrängnisse zu befürchten hatte? Diese kurzen Täuschungen waren aber schon vorüber, als man in Zürich zur Feststellung des Friedens schritt. Hatte Napoleon III jemals die Neigung gehabt sich Oesterreich zum Bundesgenossen zu erziehen, so mußte sie schon beim ersten Versuch schwinden. Die Oesterreicher haben den Kaiser nicht verstanden oder durften ihn nicht verstehen, so daß zwischen Waffenstillstand und Friedensschluß bereits eine zweite Entfremdung eingetreten war. Man kann aus dem Benehmen der Italiener mit ziemlicher Sicherheit auf den damaligen Stand der geheimsten Beziehungen schließen. Nach dem Waffenstillstand verschwand Napoleons Porträt aus den italienischen Schaualäden und kam Orsini hinter den Scheiben zum Vorschein. Aber kaum vergiengen wenige Wochen, so waren wie auf ein gut verbreitetes Losungswort die funkelnden Patrioten wieder so bonapartistisch als je. Hatte Napoleon III in Villafranca, Auge in Auge mit Franz Joseph, wirklich — wie wir nicht zweifeln — die Absicht gehabt die Herzoge wieder auf die Stühle zu setzen, so war die Neue über diese Zusage bereits eingetreten als jene Monitenrnote erschien, worin den Mittelitalienern die Herzoge empfohlen wurden, weil sonst Oesterreich

Venedig keine Verfassung geben möchte, mit dem Zusatze daß übrigens dem Willen der ausständischen Provinzen kein Zwang geschehen solle. Dieß war, wie wir gleich damals sagten, nur eine geheime Ermunterung für die Italiener im Abfall zu beharren, denn die Drohung enthielt bloß das was die Pessimisten wünschen. Noch klarer wurde die Reue über die Versprechungen von Villafranca nach dem Morde des Grafen Anviti. Die Revolution hatte sich in Parma bestecken, und einen bessern Vorwand um die Herzogthümer zu besetzen gab es nicht, wenn dieß in den Pariser Plauen lag. Aber es lag nicht darin, sondern es wurde dem Dictator Farini nur eine „rasche und exemplarische" Justiz gegen die Mörder von Paris aus anbefohlen. Noch heutigen Tages warten wir darauf, wie rasch und exemplarisch der Dictator in den Herzogthümern das tief verletzte Rechtsgefühl des Kaisers der Franzosen befriedigen soll; inzwischen bekennt die Stadt Parma frecher denn je ihre Theilnahme für die Mörder und ihren Abscheu gegen den Gemordeten. Nach dieser Episode kam der große Lärm gegen England, weil sich dieses gegen die Beschickung des Congresses zu sträuben schien. Welchen Dienst damals unbewußt die Briten dem stillen Gaste in den Tuilerien geleistet haben, wird wohl eine spätere Geschichtsforschung mit Behagen ermitteln. Es geschah gerade zu der nämlichen Zeit wo die Journale der beiden Seemächte das Vorspiel zu dem erwarteten „dritten Act" der europäischen Geschichte gaben, als der Kaiser und Mr. Cobden vergleichende Gewerbskunde studierten.

Was nun mittlerweile sich zugetragen haben mag, ist gegenwärtig noch undeutlich, aber klar ist aus der Haltung des Kaisers seit Mitte December, daß etwas vorgefallen seyn muß das ihn zu einer neuen Wendung seiner Politik bestimmte. Der Congreß ist bereits angesagt, ein Congreß der auf den Betrieb Frankreichs zu Stande kommen sollte. Plötzlich scheint es als werde der französischen Politik dieser Januarcongreß nicht günstig seyn. Weßhalb sich die Dinge unerwartet änderten, wissen wir bis jetzt noch nicht, aber aus dem Spiel Napoleons III läßt sich ganz deutlich erkennen daß er seine Anträge auf dem Congreß nicht durchzusetzen hoffte, denn deßhalb vereitelte er den Congreß überhaupt, indem er rechtzeitig die Broschüre ausspielte, von der er ganz gut wußte daß sie den Papst hindern müßte sich vertreten zu lassen. Die ehemaligen Helfer kommen jetzt wieder zu Ehren. Kaum hat man dem Legitimismus in der Person des heiligen Vaters abermals einen Tritt gegeben, so verläßt Cavour seinen obscuren Schlupfwinkel und lauscht auf neue Schmerzensschreie. Gleichzeitig erfolgt die Entlassung des Grafen Walewski, es wird der Handelsvertrag mit England abgeschlossen und den Handelsverboten in Frankreich der Untergang verkündigt. Daß der französische Handelsvertrag das Palmerston'sche Cabinet auf die Dauer einer Parlamentssession sichert, scheint ein wichtiges Element in den Pariser Berechnungen zu bilden, weßhalb die festländischen Cabinette auf der Hut seyn müssen, denn wenn Napoleon III die britische Allianz so nöthig hat um ihr Opfer zu bringen, dann möchte er Europa etwas bescheren wollen was weder Oesterreich, noch Preußen, noch Rußland erbaulich finden möchte. Das sichtbar enge Zusammenrücken der nordischen Höfe, von welchem die aufgestutzte Allianz der Westmächte das stärkste Symptom ist, läßt es Napoleon räthlich erscheinen Lord Palmerston sich zu sichern und dem Bonapartistenschweif in England selbst, der aus Cobden und Bright, Spinnerthum und Quäkerthum, aus Baumwolle und Augenverdrehen besteht, einen großen Triumph und einen guten Tag zu verschaffen, die Agitatoren für freiwillige Schützencorps aber tief zu beschämen.

Trotz allen diesen Erwägungen, denen wir uns gewiß nicht verschließen, besteht die letzte Freihandelsspitzel des Kaisers und der Vertrag mit England nicht aus purem Vogelleim. Warum soll der Mann der so viel Schlimmes angestiftet, nicht auch einmal der erfrischenden Anomalie wegen etwas Gutes thun um des Guten willen? Vergessen wir nicht daß er 1856, also in einer noch hintergedankenlosen Zeit, bereits den französischen Schutz- und Verbotzöllnern den Tag voraussagte wo Ilion fallen solle. Als er damals vor dem Grimm des Protectionistenaberglaubens seine Anträge auf fünf Jahre, also auf die griechischen Calenden zu vertagen schien, da durften wir wohl ausrufen: Wie mächtig ist dieser Despot im Erdrosseln von Freiheiten, und wie hohl ist im Grunde seine Macht, da er sich fürchtet der Nation eine wahre Wohlthat zu erweisen, weil ihm eine privilegirte Brüderschaft mit ihren Umtrieben gefährlich werden kann! Wie stark er sich jetzt fühlt, zeigt weit mehr noch sein Krieg gegen Protection und Aberglauben, als seine Fehde mit dem Papst und dem Clerus. Der Wahn von der Nützlichkeit der Schutzzölle steckt nicht bloß in den Köpfen der Fabricanten, die sich von diesem Aberglauben mästen, ihn in Fünffrankenstücke umzuwechseln und als Capital anzulegen verstehen, sondern er gehört zum Credo auch der unbestochenen Geister, wie z. B. Thiers und Dupin stets und immer zur protectionistischen Confession gehört haben. Louis Philippe sah und kannte diese Gemüthskrankheit seiner Bourgeoisie vortrefflich. Er wollte ihr auch einen Zollverein mit Belgien verordnen oder einen Freihandel in kleinen Dosen, allein als er sah daß der Unsinn siegen möchte, ließ er den guten Vorsatz fallen. Napoleon III hat sich immer zum Freihandel bekannt, und unter den ersten Senatorenernennungen fand sich der Name Michel Chevaliers, der gegenwärtig von den Schutz- und Verbotzöllnern als der größte Ketzer in ganz Frankreich betrachtet wird. Bekennt sich nun der Kaiser zu diesen gefährlichen Grundsätzen, und thut er den ersten Schritt der am meisten kostet, dann darf man diesem dämonischen Manne manche Sünde vergeben. Wenn er den Franzosen einen Geschmack vom Freihandel gibt, so kann es nur geschehen aus innerer Ueberzeugung und in der Absicht der Nation eine Wohlthat zu erweisen. Von diesem Schritt kann ihm persönlich kein und nicht einmal seinem Hause irgend ein großer Vortheil erwachsen, denn die Wohlthaten liberaler Tarife sind nur für den Fachmann kenntlich, sie gehen erst sehr spät in den Augen des Volkes auf. Gewiß also wird die Popularität des Kaisers durch seine Drohungen gegen die privilegirten Gewerbe nicht wachsen, denn die Zahl der Freihändler

in Frankreich ist ungefähr so groß als die eleganten Spaziergänger auf den Quais seiner vier großen Einfuhrhäfen: Havre, Nantes, Bordeaux und Marseille. Die Zahl seiner Feinde, und zwar rührtiger Feinde, die heimlich wühlen und dabei loyale Gesichter schneiden, wird beträchtlich zunehmen. Kommt irgend eine meteorologische Heimsuchung über Frankreich kurz nach der Eröffnung der neuen Aera, dann wird ganz sicher die Herabsetzung der Eisenzölle verantwortlich gemacht werden dafür daß es im Westen zu wenig geregnet hat. Kein Fabricant wird ferner noch, wenn er auch heutigen Tages schon reif gewesen wäre, seinen Bankerott erklären ohne hinzuzufügen er sey als ein Opfer gefallen daß man die „nationale Arbeit“ an England verkauft habe. Man denke sich nun vollends den Einbruch einer Handelskrisis, so wird natürlich der Kaiser, der Tarif, Hr. Baroche, Cobden und England allein als Ursache gelten müssen. Für nichts sind die Menschen und die Völker weniger dankbar als wenn man sie von ihrem Aberglauben reinigen will, denn Aberglauben und Schmutz halten warm. Um so mehr ist der Muth des Kaisers anzuerkennen, der hier offenbar zum erstenmal ohne Eigennutz handelt. Er hat aus seinen liberalen Ansichten über Tarifpolitik nie ein Hehl gemacht, er hat vor vier Jahren angekündigt was er beabsichtige; daß er nun diesen Trumpf gerade jetzt ausspielt wo die Tugend sogleich politisch belohnt wird, das gehört zu seinen diplomatischen Fertigkeiten.

Bis jetzt freilich hat er nur beim Anfang angefangen. Die Verbote fallen weg, werden aber durch verbietende Schutzzölle ersetzt, so daß der Freihandel zunächst nur aus freiem Kohlen-, Eisen-, Baumwollen- und Wollenhandel bestehen wird: das waren aber auch die gröbsten Sünden des alten Systems daß man den Gewerben den Rohstoff selbst vertheuerte. Von Aufhebung der Kornscala ist alles mäuschenstill, vielleicht weil sich mit den protectionistischen Bauern weniger spaßen läßt als mit den Fabrikherren. Die Engländer haben ein Vierteljahrhundert von Huskisson bis Peel, von 1822—1849 gebraucht, um vom dichten Schutzzoll bis zum sogenannten Freihandel überzugehen. Die Franzosen werden nicht in kürzerer Frist fertig werden, und die Engländer wären noch heute nicht fertig geworden, wenn sie ihre Entwicklung nicht früh nach Eintritt des vierzigjährigen Friedens begonnen und sie vollendet hätten in dem Moment wo die Frist auf die Neige gieng. Haben die Franzosen einen solchen Frieden vor der Thür? Bringt nicht jeder Krieg Stockung oder wohl gar Rückgang in solche Entwicklungen? Wie viel Stufen vom tiefsten Spiegel der Prohibitionen bis zum Gipfel der Freihandelsglorie wird der 54jährige Napoleon noch zurücklegen? Was aber wird sein Nachfolger thun oder zu thun vermögen? Wenn man sich diese Fragen beantwortet hat, wird man sich sagen daß leicht aus dem kleinen Anfang großer Dinge schließlich ein großer Anfang kleiner Dinge werden kann. Wirf die Katze, wie du willst, sie fällt immer auf die Füße in Frankreich hat eine große Neigung immer wieder auf seine Schutzzöllnerei zu fallen, und so kann man auch beim besten Willen vorläufig nichts anderes von dem Kaiser und seinen Freihandelsanstrengungen sagen, als: er hat wieder einmal die Katze geworfen!

Miscellen.

Die Straßburger Gänsemast. Die Gänselebern waren bei den alten Römern sehr geschätzt, und diesem zarten Geschmad verdankten jene stolzen Eroberer vielleicht die Rettung ihres Vaterlandes. Die Gänse retteten das Capitol, ohne Zweifel aus Erkenntlichkeit. Nach ihrem Tode gibt die Gans ihre Federn, ihr Fett, das vortrefflich ist, und ihr schwarzes und dustendes ungemein nahrhaftes Fleisch. Ehe die Gans zur Mästung gelangt, tritt sie auf dem Land ins Daseyn und lebt heerdenweise; sie hat Hirten wie die Schafe, und Gänsehirten machen weite Reisen. Ein Gänsehirt (Schramm) ist General geworden, wie ein Schafhirt (Sixtus V) Papst geworden ist. Die Gans wird von dem Bauer aufgezogen. Jeder Bauer besitzt ihrer ungefähr ein Dutzend. Allmorgentlich durchzieht der Hirt das Dorf, sammelt unterm Schall seiner Trompete die bestügelte Heerde um sich, und führt sie in Gesellschaft von Schweineheerden nach einer mit Sumpfwasser versehenen Gemeindeweide auf die Weide. Die Gans liebt insbesondere die mit hundertjährigen Eichen bepflanzten Orte. Abends führt der Hirt seine Heerde nach Hause zurück; kaum fünfhundert Schritte vom Dorf aber setzen sich sämmtliche Gänse in Flug, fliegen über die Dächer hinweg, und lassen sich bei ihren verschiedenen Eigenthümern nieder. Sie schlagen mit den Flügeln, kreuzen sich und stoßen zusammen, und lassen dabei ein scharfes Geschrei hören, welches an den Ton einer heisern Trompete erinnert. Der Anblick dieser Luftfahrt ist sehr ergötzlich. Gegen den Herbst trägt der Bauer die schönsten Gänse in die Stadt. Der Gänsemarkt ist beträchtlich: 150,000 Gänse kommen alljährlich auf den Markt von Straßburg. Die Mästerin kennt die Bauern bei welchen die Gans am besten gedeiht: sie betastet das Thier, um sich zu überzeugen ob der Leib desselben gut gebildet ist; sie untersucht den Fuß und den Schnabel, um Gewißheit zu erlangen ob es jung ist; sie macht hierauf ihren Preis und nimmt ihren neuen Pflegling mit nach Hause. Hier angekommen, bringt sie die Gans in einem abgesonderten Raum unter, und nährt sie mit Saubohnen. Sobald man glaubt daß das Thier sich wohl genug befinde um die Mästung ertragen zu können, schreitet man zu diesem Geschäfte. Das Thier kommt in eine höhere Classe, und wird mit in Salzwasser erwärmtem Mais genährt. Von diesem Augenblick an ist die Nahrung eine regelmäßige und gezwungene. Es wird heutzutag anerkannt daß die Gänse während der Mästungszeit frei in ihren Bewegungen seyn müssen; auch sperrt man sie in einer Anzahl von dreißig in einen Stall ein. Erst in den letzten acht Tagen der Mästung bringt man sie in einen oben offenen Verschlag; das Talent der Mästerin entscheidet in dieser letzten Periode über den Erfolg des Geschäfts. Es handelt sich nämlich darum daß man das Thier zur rechten Zeit tödtet, damit die Leber weiß und vorhaltend bleibt; Tag und Nacht muß man den günstigen Augenblick erspähen. Die Mästung geht folgendermaßen vor sich: die Mästerin nimmt die Gans, mit

zusammengehaltenen Flügeln und auswärts gerichteten Pfoten, zwischen ihre Kniee: mit der einen Hand hält sie den Schnabel offen, mit der andern bringt sie ihr die Maiskörner in den Schlund und drückt sie mit dem Zeigefinger hinunter. Dieses Geschäft wird täglich regelmäßig zweimal vorgenommen. Eine einzige Frau kann in einer Stunde nicht mehr als 12 Gänse stopfen; man denke sich daher die Arbeit, wenn es, wie dieß sehr häufig vorkommt, bei einem und demselben Mäster zweihundert Gänse gibt. Ist die Gans getödtet, entfedert und aufgeschlitzt, so hängt die Mästerin dieselbe an einem kühlen Ort auf, und erst nach Verfluß von 24 Stunden kann sie sich von dem Zustand ihres Schatzes überzeugen; sie nimmt dann das Thier vom Haken herab, und zieht sorgfältig die so sehr ersehnte Leber heraus, welche sogleich zum Pasteten-bäcker getragen wird, der die bekannten schmackhaften Gerichte daraus macht. Vor noch nicht sehr langer Zeit mästeten die Straßburger Hausfrauen die Gänse bloß des Fettes wegen, das theurer war als die Butter; die Leber wurde in jenen dunkeln Zeiten nur als eine Nebensache betrachtet. Endlich kam Malherbe ... Der Cardinal v. Rohan, Fürstbischof von Straßburg, hatte einen Koch, Namens Mathieu, welcher zuerst auf den Gedanken verfiel sich der Leber zu Pasteten zu bedienen. Der Erfolg krönte seine Kühnheit, und Mathieu schenkte Straßburg seinen leckersten Industriezweig. Von jenem Augenblick an ist die Gänsemästung ein wahres Gewerbe geworden. Durch die Gänsemästung ernährt die Frau des Arbeiters der im Winter feiern muß ihre Familie. Andere Frauen, welche ein kleines Capital besitzen, treiben die Mästung im großen. Sie haben fünfhundert, tausend, zweitausend solcher Pfleglinge, und ziehen aus diesem Erwerbszweig einen sehr hübschen Gewinn. Allein welche Sorgfalt und welche Thätigkeit erheischt er! Die Mästerin schläft nur, so zu sagen, mit einem Auge; sie muß des Nachts zwei- oder dreimal aufstehen, und die Runde in ihren Ställen machen, da die Gänse in der letzten Periode ihrer Mästung leicht Schlaganfällen unterworfen sind. Auch geht diese schreckliche Mästerin nur mit einem gut geschliffenen Messer in den Stall, um der ersten besten Gans welche zu wanken Miene macht den Hals abzuschneiden. Jede Gans die regelwidrig, d. h. zufällig stirbt, trägt ihrer Eigenthümerin einen baaren Verlust von 7 Fr. ein, ungerechnet die Arbeit und die Zeit welche die Pflege gekostet. Eine Gans kostet auf dem Markte 3 Fr. bis 3 Fr. 50 C.; sie frißt im Durchschnitt für 3 Fr. Türkischkorn. Unter guten Bedingungen getödtet, muß sie leer 6—7 Pfd. wiegen. Das Pfund kostet 65 Centimes; sie liefert außerdem ein Pfund Fett, zu 1 Fr. 15 C.; das Gekröse 30 C., die Federn und der Flaum 1 Fr. 50 C. Dieß macht eine Gesammtsumme von 6 Fr. 85 C. Der ganze Gewinn beruht daher auf der Leber, welche, je nach ihrer Größe und Beschaffenheit, um 3, 4, 5 und selbst 6 Fr. verkauft wird. Der Chef eines der ersten Handlungshäuser, wo nicht des ersten Hauses zu Straßburg, Hr. Louis Henry, hat mir gesagt daß die Beschaffenheit der Leber sehr von der Beschaffenheit des Wassers abhänge. Er behauptet daß aus diesem Grunde dieses und jenes Stadtviertel bessere Lebern liefere als ein anderes: dieselbe Erscheinung hat man übrigens auch bei dem Bierbrauen beobachtet. Die Gänsemästung hat auch eine Menge Enten ins Leben gerufen. Man hat von ausgestochenen Augen, von auf ein rothglühendes Eisenblech befestigten Pfoten, von lebendig in einem heißen Ofen eingesperrten Gänsen gesprochen, als wenn da das Thier nicht buchstäblich, Leber und Fett, geschmolzen wäre. All dieß ist dummes Zeug. Eine schlecht behandelte oder schlecht gepflegte Gans gedeiht nicht; auch pflegt man sie mit besonderer Sorgfalt. Der mindeste Druck, in dem Augenblick wo die Frau während des Stopfens die Gans zwischen den Beinen hält, würde eine Lebergeschwulst herbeiführen, und um den Schatz wäre es geschehen. Die Gänse tragen in großem Maße zum Wohlbefinden der Straßburger Arbeiterclasse bei. Der Gansleberpasteten-handel bringt alljährlich innerhalb der sechs Monate seines Betriebs mehr als 2 Millionen Franken in Umlauf. (Illustration.)

*

Zubereitung der peruanischen Chica. Eine Anzahl Männer und Weiber setzen sich im Kreis um einen Kessel, und wenn der Mais neben ihnen auf den Boden ausgestreut ist, fangen sie an ihn zu kauen und ihn aus ihrem Mund in den Kessel zu werfen. Auf diese Weise fahren sie fort bis sie die gewünschte Menge haben. Dann wird Wasser zugegossen, die Masse gesotten und der Gährung überlassen. Die Vorzüge welche die Sage dem solchergestalt verfertigten Branntwein beilegt, übertreffen weit die Erwartungen die wir uns etwa davon machen. Man sagt er sey nicht nur an Stärke, sondern auch an Wohlgeschmack vorzüglicher als der von den etwas civilisirteren, den Mais zwischen Steinen zerreibenden Eingebornen bereitete. Diese Bereitungsart der kostbaren Chica hat indeß auch ihre moralische Seite, welche, wenn sie nicht die Ursache der Beibehaltung des alten Bereitungsmittels gewesen, doch wenigstens geeignet ist unsere Einwendungen gegen das einigermaßen seltsame Verfahren zu mildern. Der auf diese Art zubereitete Branntwein wird nämlich, wie bekannt, so hoch geschätzt daß er gewissermaßen als Bürgschaft eines Bündnisses unter Familien, zuweilen sogar unter verschiedenen weit von einander entfernten und durch Gebirge getrennten Dorfschaften dient. Zu diesem Zweck findet, wenn Heirathen zwischen geachteten Familien eines und desselben Stammes oder verschiedener Völkerschaften abgeschlossen werden, ein Kau-Gelage unter den Familien und Verwandten des glücklichen Paars statt, und ein Fäßchen oder ein Krug der so zubereiteten Chica wird in den Boden eingegraben, und bis zur Geburt des ersten Kindes dort belassen. Wird das Fäßchen oder der Krug ausgegraben, so versammeln sich dieselben Leute welche das Kaugeschäft bei der Zubereitung besorgten von neuem, und setzen sich nieder und trinken bis alle in die freudigste Stimmung versetzt sind. (Hills Reisen in Peru und Mexico.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. Augsburg, 5 Februar 1860.

Ein Tag bei dem Kafferhäuptling Sandilli.

(Aus Chambers's Journal.)

Da ich Südafrika nicht gern verließ ohne Sandilli und Makomo gesehen zu haben, so nahm ich das freundliche Anerbieten Hrn. B's, des am Duhne-Posten wohnenden Kaffer-Commissärs, dankbar an, und früh Morgens am 29 Febr. 1856 machten wir uns zu Pferd nach dem Gaika-Hof auf den Weg. Der Morgen war warm und hell, als wir über die Gränze des der Krone vorbehaltenen Landstrichs ritten, und Sandilli's Gebiet betraten. Die Amatola-Berge hatten sich einige Meilen links in die Ebene abgedacht, und so waren keine markirten Höhen vorhanden welche der Aussicht einen eigenthümlichen Charakter hätten ertheilen können, obgleich das Land mit seinen schwellenden Erhöhungen und Vertiefungen und seiner bunten Oberfläche von Gebüsch und Rasengründen ungemein schön war. Da und dort sah man Stellen auf denen die Zwerg-Erythrina mit ihrer lebhaft scharlachrothen Blüthe wuchs, und welche wie Feuer im Sonnenlicht glühten; die großen rosenfarbenen Dolden der Candelabra-Lilie erglänzten auf allen Seiten inmitten ganzer Strecken tiefblauer Lobelien und purpurfarbiger Cinerarien, während Taue von gelbem Mesembrianthemum und dunkler karmesinfarbiger ungewöhnlich großer Ipomoea sich über unsern Weg hinzogen. Die dornigen Mimosa-Büsche waren mit den orangegelben Büscheln der Tecoma Capensis verflochten — einer Pflanze die in Caffraria ebenso gemein ist wie die Waldrebe (Clematis vitalba, L.) in einer Heckenreihe auf der Insel Wight; während das blasse Grau des Plumbago, auch eines höchst charakteristischen Gesträuchs, sich mit dem weißen Jasmin vermischt und die da und dort auftauchenden Dickichte in eine Art Halbtrauer versetzte, indem das von dem überall vorherrschenden Farbenglast gefättigte Auge dadurch einen angenehmen Ruhepunkt erhielt. Nach einem anderthalbstündigen Ritt kamen wir an eine Anzahl Hütten, welche wie riesige Bienenkörbe aussahen und auf der Hügelseite erbaut waren. Da wir Nachrichten über Sandilli zu erhalten hofften, so hielten wir vor der Palasthütte Xlo-Xlo's, des blutdürstigsten unter allen Kafferhäuptlingen, an. Er war jedoch nicht zu Hause, weßhalb wir seine Rückkehr abzuwarten beschlossen. Wir krochen durch den niedrigen dunklen Thürweg in die Hütte, setzten uns nieder, und sahen bald acht oder neun unheimlich aussehende, in Decken eingehüllte Wesen um uns versammelt, welche mit glühenden Augen und aufgeblasenen Nüstern jede unserer Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten.

Es dauerte indeß nicht lange, so wurden die Decken weggezogen, und die Eigenthümer derselben kamen in der ganzen Herrlichkeit von Knopfhalsbändern und Tigerzahngürteln aus den Falten zum Vorschein. Zwei Mädchen traten zunächst ein, und dann kroch eine zahnlose Haindan, nackt bis an die Hüften, eine schaudererregende Erscheinung, herein; hinter ihr ein schmieriger Bursch, der einen Korb voll saurer Milch und eine Kürbißschale trug, womit er die Versammlung zu bewirthen gedachte. Zum Glück war die Hütte so mit Menschen angefüllt, daß ich meinen Ekel an diesen Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit zu verbergen vermochte, und ein Streit der sich zwischen meinen Bewirther — welcher eine Haut voll Milch in einen mit einer nur schmalen Oeffnung versehenen Kürbiß gießen wollte — und der unter dem Thürweg kauerunden und das Licht abspertenden Haindan entspann, gab mir Gelegenheit einem zweiten Mundvoll auszuweichen. Es dauerte nicht lange, so wurde die Dame plötzlich mit Geschrei rückwärts gerissen, und ein schlanker kräftiger Mann, nackt wie er geboren war, kroch herein und schüttelte uns die Hände — es war Xlo-Xlo selbst, der Mann dessen Morde und Gräuelthaten seinen Namen selbst unter seinem eigenen Volk zu einem Gegenstand des Schreckens gemacht hatten.

Nach einer kurzen Besprechung gaben wir ihm unser Tabakgeschenk, und ritten dann, nachdem wir die angenehme Nachricht erhalten daß Sandilli über den Fluß gegangen um den Heirathsfeierlichkeiten eines nahen Verwandten beizuwohnen, in hoher Erwartung ab; als wir aber die Trift oder Furt erreichten, fanden wir das Wasser so hoch, daß wir genöthigt waren von unserm Weg abzulenken und unser Glück weiter unten zu versuchen. Indem wir dieß thaten, gelang es uns nicht nur den Fluß zu überschreiten, sondern wir hat-

ten auch noch das besondere Glück einer Zusammenkunft mit Sandilli's vornehmster Gemahlin, die in einer großen Hütte in tiefem Schlafe lag, und schnarchte wie ein Gemeinderath. Als sie unsere Annäherung hörte, sprang sie auf, und kam, von mehreren Mitgliedern seines Harems begleitet, zu unserer Begrüßung heraus. Nie sah ich eine hübschere Wilde als diese junge Häuptlingin, wie sie dastand spröde spielend mit ihrem Elfenbeinschmuck — ein Zeitvertreib den sie bin und wieder unterbrach um durch die Falten ihrer Kuhhaut-Kaross hindurch Jagd auf Flöhe zu machen. Die andern Weiber glichen wahren Scheusalen; sie waren von Kopf bis zu Fuß mit braunem Ocker und Kuhdünger überschmiert, allein sie gaben uns von freien Stücken nützliche Nachweisungen, liesen mit uns an die Furt hinab, und schrien laut auf als wir vorsichtig durch den angeschwollenen Strom ritten. Die Ilser waren freundlich geschmückt mit den scharlachrothen und gelben Köpfen der hübschen Clivia Nobilis, und die steifen Zweige eines ammuthlosen hohen baumartigen Farrenkrauts (Cyathea Dregeana) erhoben sich aus dem Wasser und bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der vollkommenen Schönheit eines Strichs Frauenhaar (Adiantum) unterhalb. Wir ritten den gegenüber liegenden Hügel, um welchen herum die Galonga fließt, hinauf, gewannen dadurch eine liebliche Aussicht ins Thal, und sahen bald einige ferne Kraale vor uns liegen, deren einer uns als der Schauplatz der Festlichkeit bezeichnet war.

Ehe wir diesen jedoch erreichten, hatten wir Gruppen von Eingebornen eingeholt die sich ebenfalls zu den Festen begeben wollten. An Männern in langen braunen Decken, den Assagai in der Hand, und an Weibern mit sonderbarem Kopfputz, die alle um Azali (Tabak) baten, kamen wir nun ununterbrochen vorbei, und endlich sagte uns ein dichter Schwarm dunkler Gestalten auf einem fernen Hügelabhang daß wir uns dem Festschauplatz näherten. Muthmaßungen über die Art und Weise der Festlichkeiten die dort vor sich giengen, beschäftigten meine Phantasie. Ich sah eine Menge Volks in und um den Kreis der Erdhütten welche den Kraal bildeten. Reihen schwarzer Wilden sprangen auf und ab, bald zusammen oder abwechselnd, bald zu zweien oder zu dreien, wie die Dämpfer eines Claviers wenn ein Kind die Tasten kennen lernt. Ein wirrer Lärm von Stimmen erfüllte die Luft, welche zuweilen irgendein gellender Ruf durchbrach, der in einem schwachen eintönigen Gesang verhallte, und dem wiederum ein wirrer Mißklang von Stimmen folgte. Ein Wald von Assagaien zitterte in der Luft, und verschwand ebenso plötzlich, und voll Schrecken und Verwunderung folgte ich dem Commissär durch die Gasse heulender Wilden, die sich vor uns öffnete um uns durchzulassen. Wir ritten in den innern Hüttenkreis hinein, stiegen dort ab und erwarteten die Ankunft des Gaika-Häuptlings.

Ein schlanker, schön aussehender Mann, mit einem halblahmen Bein und geringem Halt in seinem Gang, hatte sich aus der Menge erhoben, und kam, mit einem Gefolge von vier oder fünf andern langsam auf uns zu. Er berührte Vs Hand, und dann die meinige; darauf wurden einige Leopardenfelle auf einer mit frischem Kuhdünger bedeckten Stelle, um es uns ganz bequem zu machen, ausgebreitet, und wir setzten uns alle in einer besondern Gruppe nieder. Hier hatte ich nun während der Eröffnung des Begrüßungsduetts volle Muße das Gesicht Sandilli's, des Oberhaupts aller Gaikas, und seiner Räthe zu studieren.

Splitternackt, mit der einzigen Ausnahme daß ein Leopardenfell von ihren Schultern hieng, und daß sie einige Schmuckſachen an sich trugen, sowie daß sie von Kopf bis zu Fuß mit rothem Thon überschmiert waren, saßen oder vielmehr kauerten sie da in den häßlichsten und anmuthlosesten Stellungen, und ihre Decken hiengen in nachläſſigen Falten um sie herum. Wahre Neger an Gesichtszügen, mit den dicksten Lipven und dem wolligten Haar das ich je sah, hatten ihre Augen nicht das geistlose Gaffen des westindischen Niggers, oder den dummen Blick des Hottentotten am Vorgebirge der guten Hoffnung; einige von ihnen waren sogar hübsch, und viele hätten einem Bildhauer als Modelle dienen können. Sandilli war mit einem Halsband von großen Kauries geschmückt, und eine Schnur blauer Knöpfe in seinem rechten Ohr, so wie ein schweres Elfenbein-Armband oberhalb eines Ellbogens volleudeten seinen Anzug, der sich durch kein besonderes Zeichen eines höhern Rangs bemerklich machte, da viele seiner Unterthauen ihn an Zahl und Glanz des Schmucks übertrafen.

Neben ihm saß sein Bruder „Dundas“ und sein Neffe „Fyne,“ beide nach englischen Officieren so benannt — der erstere ein kleiner muskulöser, hellfarbiger Mann, mit weit mehr Haar in seinem Gesicht als die Kaffern im Durchschnitt besitzen — eine Eigenthümlichkeit welche Sandili ebenfalls theilt; der letztere, ein kräftig gebauter, gut aussehender junger Mann, mit einem freundlichen offenen Gesichtsausdruck. Von seinem Volke hoch geschätzt, war er damals eine wichtige Person am Gaika-Hofe. Diese Beobachtungen wurden indeß nicht alle auf einmal gemacht; denn lange Zeit war meine Aufmerksamkeit, nach dem ersten neugierigen Anschauen, gänzlich von der wundervollen Scene rings um mich her in Anspruch genommen, und gewiß begrüßte ein tolleres oder äußerlich wilderes Schauspiel nie einen Reisenden.

Wir saßen vor einem weiten Halbkreise von Hütten auf dem kahlen Hügelabhang; hinten und weit weg nach links schwärmten die dunklen Krieger des Kafferlandes, und bedeckten den Boden in der Zahl von etlichen Tausenden, die beständig zu dem mystischen Tanze hinströmten oder davon zurückkehrten. Unmittelbar vor uns kamen aus einer dicken Staub- und Dampfwolke, die sich von ihren erhitzten Körpern erhob, die kräftigen Gestalten der Tänzer zum Vorschein; wie Arm in Arm in einander hängend und eine lange vier Mann tiefe Reihe bildend, hüpften sie mit convulsivischen Sprüngen in die Luft, bald einen Schritt vor-, bald einen zurückgehend, während sie ihre Assagaien über ihre Köpfe schwangen, und ein tiefer, hohler und furchtbarer Ton — ein Ton der zwischen einem Athemzug und einem Schauer die Mitte hält — aus ihrer krampfhaft gehobenen Brust hervorbrach und Tact mit dem schwerfälligen Tritt der Springer hielt.

Hinten standen die Weiber, in reichen Pelzwerk-Karossen

und einen eigenthümlichen Federkopfputz gekleidet; sie bildeten eine Art wilden Orchesters, und ermuthigten die Tänzer durch einen sonderbaren eintönigen Gesang, welchen sie mit Händeklatschen und einer regelmäßigen schwebenden Bewegung von einer Seite auf die andere begleiteten. Aus dieser Gruppe trat eine Reihe Weiber, in einer einzigen Linie, mit langsamem und feierlichem Schritt heraus — ich kann nicht sagen daß sie giengen, so langsam war die Bewegung — um sich einem dichten Haufen ihrer Schwestern auf unserer rechten Seite anzuschließen, von wo dann eine andere Reihe hervortrat um die Plätze der ersten einzunehmen. Der wilde Ernst der Tänzerinnen brachte, in Verbindung mit dem rauhen monotonen Gesang, dem regelmäßigen Tritt der Tänzer und dem unheimlichen Ton, ein Gefühl des Schauders in mir hervor über das ich eine Zeit lang nicht Herr zu werden vermochte. Ein Zug von Dienern erschien nun: sie trugen Körbe saurer Milch, die sie vor uns hinstellten; allein da wir unsern Speisesack verlangt hatten, so war Sandilli nicht geneigt seinen Lebensmitteln besonders zuzusprechen, er widmete vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit unserm Kuchen — nicht aus einer kindischen Liebe für einen Leckerbissen, wie er uns später sagte, sondern weil, als er ihn das letztemal kostete, seine Lieblingsgemahlin ihn zwei Stunden später mit einem schönen Knaben beschenkt hatte, und da wenigstens zwei seiner Frauen in einer Lage waren um Nutzen aus seinem Gastmahl zu ziehen, so fühlte er daß er, um ihnen gerecht zu seyn, so viel Kuchen als möglich essen müsse. Nachdem er seinen Weibern durch Verzehrung meines Kuchenstücks sowohl als des seinigen Genüge geleistet, übergab er mir eine seltsam mit Zinn eingelegte Pfeife um sie zu füllen — ein Dienst den ich mit freudiger Bereitwilligkeit übernahm, da ich in allem Ernst gefürchtet hatte seine Absicht gehe dahin daß ich sie selbst rauchen solle. Hierauf erhob sich Sandilli, und machte mit einem zahlreichen Gefolge von Räthen und Myrmidonen, in rothem Ocker und Tigerfellen, eine Polonaise (a sort of follow-my-leader) zu den Tänzern, welche uns gegenüber noch immer in eifriger Arbeit begriffen waren. Diese Ceremonie, die vermuthlich die Bewegungen der verschiedenen wilden Thiere nachahmen sollte, war, der Gelähmtheit des Häuptlings wegen, anfänglich nicht sehr interessant; nach seiner Rückkehr aber um eine zweite Pfeife zu schmauchen, übernahm Dundas die Führerschaft, und begann, unter den geisterhaftesten Zuckungen, Mißtönen und Windungen die man sich denken kann, einen tollen und häßlichen Rundtanz um die Springer. Dabei verdrehten sie die Augen, hoben die Brust, zischten mit dem Mund und schwangen die Assagaien auf eine Art daß die ungezügeltste Einbildungskraft nichts entsetzlicheres malen kann, und als sich eine zweite, dann eine dritte Bande bildete, und der Boden mit schnaubenden und aufgeregten, heulenden, zischenden, kriechenden und springenden Wilden bedeckt war, schloß ich meine Augen, und wünschte ich könnte sie in Alt-England öffnen.

Das große Ereigniß des Tags sollte indeß noch kommen; es dauerte auch nicht lange, so hatte ein jubelnder Kreis von Kaffern die Pferde des Stammes zusammengetrieben, und war hinweggeeilt um das Rindvieh für das große Wettrennen zu sammeln, auf das alle mit der größten Aufregung ihre Blicke zu richten schienen. Zwei Stunden waren verflossen, und ich hatte so viele Pfeifen geraucht als ich im Stande gewesen, und der Tanz hatte nie einen Augenblick geruht, als eine plötzliche Bewegung unter der Volksmenge, indem aller Augen sich nach einem fernen Hügel wandten, mich veranlaßte ein gleiches zu thun. Man sah eine lange Reihe Reiter, denen dem Anschein nach eine ungeheure Meute Fuchshunde auf dem Fuß folgte, über einen fernen Hügelrücken im Thal dahertrotten. Als die Reiter näher und näher kamen, und die von unsern Gränzbauern so sehr gefürchtete schrille Kafferpfeife immer schriller und deutlicher sich hören ließ, löste sich die Meute in einen dichten Trieb tollgemachter Ochsen auf, die in voller Masse auf den Kraal zurannten. Die Männer erhoben sich, und eilten in aufgeregten Gruppen an die bezeichnete Rennplatzlinie, während die Weiber, Knäppel und Mimosazweige ergreifend, mit sonderbaren und grotesken Gebärden hin und her liefen, und ein durchdringendes ängstliches Geschrei erhoben. Sie kamen heran, die Reiter flogen vorbei, und die wüthenden Ochsen trabten hinter ihnen her, und plötzlich erhob sich ein ungestümes Geschrei aus der Volksmenge, der Haufe stäubte auseinander, und als ich umschaute, sah ich einen großen weißen Ochsen gesenkten Kopfs und aufgerichteten Schwanzes gerade auf uns losrennen, entschlossen einem von uns den Garaus zu machen. Dem allgemeinen Beispiel folgend, machte ich Kehrtum, wie man es nur vermag wenn die Bahn frei und ein toller Stier hinter einem ist. Sandilli stürzte wie ein Kaninchen in voller Hast in die nächste Hütte hinein; allein die Hütte war voll, und der Feind in nächster Nähe; ich folgte daher den fliehenden Räthen, sprang hinter eine andere Hütte und entkam unverletzt. Der arme B., den sein Hirtenanzug kenntlich machte, versuchte sich hinter einen kleinen Mimosabusch; der wüthende Ochse, der vergeblich in eine der Hütten einzudrechen versucht hatte, gewahrte seinen Kleider, drang auf ihn ein, und rollte in seiner tollen Wuth über Busch und B. dahin. Zu Hunderten stürzten die Kaffern hervor. B. ward aufgehoben, gequetscht zwar, aber sonst unverletzt. Der Ochse, der in dieser letzten großen Anstrengung alle seine Kräfte erschöpft hatte, verfiel in Stupidität, und wurde von einem kleinen Knaben schmachvoll weggetrieben. Ueber die Raschheit womit Sandilli floh, ward viel gescherzt; allein er deutete auf sein lahmes Bein, und lenkte mit großer Geistesgegenwart die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand, indem er die lustigen Männer aufforderte dem Schlachten des Ochsen, einem höchst wichtigen Ereigniß bei Festen der Kaffern, beizuwohnen. Freuet euch, ihr Milchmägde Britanniens, wenn ich euch kundthue daß es ein Land auf Erden gibt wo euer Beruf in solchen Ehren gehalten wird daß die Herren des Landes ihn mit Ausschluß des schwächern Geschlechts für sich allein in Anspruch nehmen; denn in Caffraria dürfen bloß die Männer Kühe melken, das Vieh pflegen, und werden, wenn die Todesstunde an sie herantritt, eines Begräbnisses im Viehkraal für würdig gehalten!

Gehorsam dieser Sitte, umringten die Krieger des Stammes die Einhägung, und nachdem durch einen geschickten Lasso-Wurf ein Opfer auserlesen worden, wurde dieses zu Boden geworfen, an den Füßen gefesselt, und ihm ein Assagai in den Bauch gestoßen, bis die Eingeweide durch eine Oeffnung herausdrangen, groß genug daß die Hand des Schlächters darin wühlen, nach einer großen Arterie suchen und sie entzwei schneiden konnte. Dieser Schlächter war ein ungeschickter Arbeiter, und das betrübende Schauspiel einen Menschen bis an den Ellbogen in den Eingeweiden eines lebenden Thiers wühlen zu sehen, dauerte volle fünf Minuten. Hierauf machten wir der Braut einen Besuch, welche allein in einer Hütte saß, und von einem trotzigen alten Mann bewacht wurde, der eine so charakteristische heimliche Pfeife schmauchte, daß ich überzeugt war ich würde ihresgleichen nie mehr treffen, und daher in deren Besitz zu gelangen suchte; nach lebhaftem Handeln machte ich sie mir um die Summe eines Shilling zu eigen. Mit dieser Summe verschaffte ich mir indessen zugleich den Anblick der Braut, die ziemlich hübsch war, und viel nervöse Schüchternheit affectirte, bis wir im Begriff standen uns zu entfernen, worauf sie um Azali bettelte, und vor Begier nach diesem Artikel ihre angenommene Schüchternheit ganz vergaß. Ihr Antheil an den Vorgängen des Tages war kein freudiger, indem sie in eine dunkle Hütte eingesperrt und von einem alten Manne bewacht wurde, dessen Geschäft es ist jedweden aus dem Stamme zu verhindern sie zu sehen bis die Lustbarkeiten zu Ende sind. Dann kommt ihr Ehegenosse mit großem Pomp heran und führt sie im Triumph hinweg.

Mittlerweile hatte sich unser Azali-Vorrath erschöpft, und da wir erkannten daß man, wenn wir blieben, von uns erwartete wir würden von all denjenigen Theilen des geschlachteten Thiers mitspeisen welche man anderwärts wegwirft, die aber im Kafferland für solche Gäste aufbewahrt werden die der Häuptling zu ehren beliebt, so trafen wir unsere Anstalten zur Abreise. Wir nahmen daher von Sandili, der mit seinen Räthen eben den zweiten Rundgang machte, händeschüttelnd Abschied, ritten, nachdem ich von ihm seine Pfeife zum Andenken erhalten, sehr vergnügt über alles was wir gesehen hinweg, und kamen bald nach Einbruch der Dunkelheit zu Hause an. Beinahe vier Jahre sind seitdem verflossen, und von Hungersnoth und Elend erdrückt, haben die Gaikas aufgehört als Nation zu bestehen. Es unterliegt wenig Zweifel daß Sandili zur Zeit meines Besuchs mit dem Plan der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten umgieng, und, um die Gaikas, Tambukies und andere Abtheilungen der an unserer Ostgränze wohnenden Kafferstämme in ausgedungerten Horden auf die Colonie zu drängen, einen tief angelegten Plan erdacht hatte, der jedoch zu seinem eigenen Verderben ausschlug.

Wie die Propheten das Volk zur Vernichtung ihres Viehs und zur Vernachlässigung ihrer Ländereien aufregten, ihm gränzenlosen Reichthum und gänzliche Ueberwältigung der Weißen versprachen, und wie geschickt Sir George Grey die Gefahr entgegentrat und die Waffen der Kaffern gegen sie selbst kehrte, gehört jetzt der Geschichte an. Was aus Sandili geworden, weiß ich nicht. Durch Hungersnoth gezwungen seine Häuptlingschaft in die Hände eines Mannes zu legen, der, wenn er gewollt, sein bester Freund geworden wäre, fand er eine Zufluchtsstätte in der Colonie, und arbeitet jetzt wahrscheinlich ums tägliche Brod, aus bitterer Erfahrung lernend wie hoffnungslos es ist dem Fortschritt der Herrschaft der Weißen Widerstand leisten zu wollen. Daß er sich selbst nicht unter die starke Hand des Gesetzes gebracht, scheint aus folgender Stelle des Cape Argus vom 20 Sept. fast mit Gewißheit hervorzugehen: „Neun Kafferhäuptlinge befinden sich jetzt in der Verbannung auf Robber-Eiland: sie sind die berühmten Macomo, Umbala, Dalimi, Matdschi, Umpffaga, Seyolo, Stock, Kenti und Klo-Klo.“

Die neuen Olympien in Griechenland.

In Nr. 49. des Auslandes vom Jahre 1858 berichteten wir über die durch den aufopfernden Patriotismus eines reichen Griechen für das Königreich Griechenland begründeten Olympien, die alle vier Jahre gefeiert werden, vorzüglich in einer den Ehrgeiz anregenden und auf Wettstreit hinauskommenden Ausstellung der Naturproducte, sowie der Erzeugnisse der Industrie und Kunst bestehen, zugleich aber auch mit gymnastischen Wettkämpfen verbunden seyn sollten. Diese Olympien haben nun im vergangenen Jahre im November zum ersteumale stattgefunden und wurden am 29 November mit einer besondern Feierlichkeit geschlossen, wobei der Professor der Botanik an der Universität Athen, Theodor Orphanidis, einer der für die Olympien erwählten *Ἑλλανοδίκαι* (Kampfrichter), eine Rede hielt, welche nicht nur die Wichtigkeit dieser Olympien für die materiellen Interessen Griechenlands im allgemeinen nachwies, sondern auch einiges Thatsächliche mittheilte, woraus man sich theils ein Bild von jener Ausstellung selbst, theils eine wenigstens oberflächliche Vorstellung von den gegenwärtigen Zuständen des Ackerbaus, der Schifffahrt und der Industrie in Griechenland machen konnte. Wir theilen einiges davon mit, weil es allgemeines Interesse darbietet. Die Ausstellung selbst war von zwölfhundert Ausstellern besucht gewesen, und unter den Ausstellungsgegenständen waren ein Fünftheil Gegenstände des Ackerbaus und der Schifffahrt, ein Beweis daß diese beiden die hauptsächlichste Quelle der Existenz und des Wohlstandes für die Griechen sind. An sonstigen Gegenständen, Naturproducten und Erzeugnissen der Industrie und Kunst waren dort ausgestellt: Seidenfabricate von Kumi auf der Insel Eubba, von Hydra und Kalamata (im Peloponnese), Leder aus den Gerbereien in Syra, Athen und Nauplia, Seide aus den Fabriken in Athen und Piräos, Andros und Kalamata, ferner Fes von Athen, verschiedene bunte und reiche Stickereien, Teppiche und Pelzwaaren aus einzelnen Theilen des Königreichs, endlich was

die schönen Künste betrifft, Büsten und andere Werke der Plastik und Malerei.

Von den erwähnten 1200 Ausstellern wurden 11 mit goldenen, 114 mit silbernen und 261 mit bronzenen Medaillen belohnt, außerdem aber 245 durch öffentliche Belobungen ausgezeichnet. Der genannte Redner erkannte es an, daß dasjenige was durch diese erste Ausstellung gewonnen und zu Tage gefördert worden, nur schwache Anfänge der materiellen, industriellen und künstlerischen Entwicklung des Landes nachweise und darstelle, daß es aber gleichwohl zu dem Anerkenntnisse berechtige und verpflichte: daß die Errichtung der neuen Olympien und die Einführung der mit ihnen wesentlich verbundenen Ausstellung eine Wohlthat für Griechenland sey, deren wahrer Nutzen und Segen erst von der Zukunft erwartet werden könne. Auf die Nothwendigkeit der Nacheiferung der griechischen Nation im Verhältniß zu den andern civilisirten Nationen der Gegenwart, sowie des rühmlichen Wetteifers der Griechen unter einander, der nach den Zeugnissen der Geschichte für die Entwicklung der Gymnastik, sowie der geistigen Interessen im alten Griechenland so Rühmliches gewirkt hat, wies auch der Minister des Innern, Aligas Palamidis, in derjenigen Rede hin womit er auf die des Prof. Orphanidis einiges erwiederte. Was im übrigen die gymnastischen Wettkämpfe anlangt, die mit jener ersten Feier der neuen Olympien in Athen nach dem Wunsch des Stifters selbst verbunden worden waren, so fanden dieselben für Laufen, mit den bei den alten Griechen üblichen Modificationen (*διαυλος, δόλιχος*), ferner für Werfen mit der Scheibe (*δίσκος*) und mit dem Wurfspieß, sowie für das Geradeverfen (*εὐθυβολία*), für Springen (*ἁλμαμίεναι*), verbunden mit dem *ἁλτικολιαμός* der Alten, und für Klettern (*ἱροινικοβασία*) statt. Auch die äußere Einrichtung der Rennbahn, sowie die theilweise Wahl der Kampfpreise hatte einen classischen Anstrich. Die Namen der Sieger in diesen Kampfspielen (*Ὀλυμπιονίκαι*) wurden durch die Zeitungen öffentlich bekannt gemacht.

Notizen über den Mineralreichthum Californiens, namentlich in Bezug auf Gold und Quecksilber.

Seit dem Tage daß die ersten Goldkörnchen im Jahre 1848 bei der Suttersmill am Zusammenflusse des Sacramento- und American-Rivers gefunden wurden, haben Hunderttausende sich der Gewinnung desselben, aber verhältnißmäßig sehr wenige wissenschaftlicher Exploirung der Minengegenden gewidmet. Die Legislatur des Staates Californien hat zwar zu verschiedenenmalen Staats-Geologen ernannt, und denselben bedeutende Summen für Berichte über die geologischen Verhältnisse des Landes bewilligt; allein die mit dieser Würde bekleideten Individuen waren solcher Aufgabe nicht gewachsen, und was an officiellen Aufsätzen der Art vorliegt, ist höchst oberflächlich abgefaßt.

Inzwischen durchstreiften einige europäische Naturforscher das Land, und publicirten zum Theil das Resultat ihrer Forschungen; die und da führte der Zufall zu interessanten Entdeckungen, und vor allem war es der unruhige Geist der Goldwäscher, welcher dazu beitrug nicht nur die enorme Ausdehnung unserer Goldgefilde darzuthun, sondern auch durch Beibringung interessanter Stufen die Aufmerksamkeit auf andere Fossile zu lenken.

Vor der Cession dieses Staates an die Vereinigten Staaten (durch den Frieden von Guadalupe Hidalgo im Jahre 1848) bearbeiteten die Mexicaner nur die Placeres (Goldwäschereien) von Nosario in der Nähe von Los Angeles; da sie dieselben indeß verhältnißmäßig arm fanden, so gieng man in diesem schwach bevölkerten Lande nicht auf weitere Entdeckungen aus, wie man denn überhaupt eine bessere Meinung von dem Metallreichthum der Halbinsel Baja California hegte.

Seitdem haben sich die sogenannten Goldhunters (Goldjäger) in ihren Prospecting-Touren von den reichen Goldwäschereien des American-River nach allen Himmelsgegenden ausgebreitet, und ihre Entdeckungen nach Osten in die Schneeregionen der Sierra Nevada, nach Westen an die Ufer des Pacific, nach Süden an den Rio Gila (mexicanischer Gränzfluß) und nach Norden über Californien hinaus durch Oregon und Washington Territory in die englischen Besitzungen am Frazer-River ausgedehnt. Auf dieser beträchtlichen Länderstrecke vom 32sten bis zum 52sten Grad nördlicher Breite findet sich der Goldstaub in mehr oder weniger großer Menge vertheilt, und es haben namentlich die südlichsten und nördlichsten Punkte seit einem Jahr — obgleich mit Unrecht — zu lebhafter Bewegung Anlaß gegeben. [1]

Das Hauptvorkommen des Goldes in Californien ist im Alluvialboden, meistens in Verbindung von sogenanntem schwarzen Sand (Protoxyd von Eisen) nebst Sulfureten und Oxyden anderer Metalle; auch finden sich in demselben Boden zuweilen Körnerchen metallischen Kupfers und Glimmers, welches den unerfahrenen „Miner" täuscht; ferner in den Minendistricten um Shasta auch Iridium, Platina, Rhodium und Osmium, kleine Diamanten und andere Edelsteine.

Dieser Goldstaub, welcher von kaum sichtbarer Größe bis zum Gewicht von mehrern hundert Ungen gefunden wird, ist das große Desideratum unserer Minenbevölkerung, von denen sich früher über 100,000 Seelen mit Wäscherei beschäftigten; diese Zahl ist indeß jetzt auf ungefähr die Hälfte eingeschmolzen, seit der durch das Waschen erzielte Taglohn von 10 und 20 Doll. auf 1 Doll. 50 C. bis 3 Doll. herabgesunken. Jetzt findet man die mexicanische Batea (eine flache Holzschüssel) nur noch in den Händen einzelner Sonderlinge, den primitiven „Rocker" und „Cradle" (wiegenartiger Kasten) nur noch bei Chinesen (welche sich ohnedieß mit den ver-

[1] Im vorigen Jahre wanderten gegen 30,000 Menschen von hier nach dem Frazer und Thompson-River in New-Columbia und Victoria auf Vancouvers-Island, so wie in diesem Frühjahre Tausende ihr Glück im Süden versuchten, angelockt durch falsche und übertriebene Berichte.

lassenen Districten begnügen müssen), während der Amerikaner in größern und kleinern Compagnien entweder durch Abdämmung der Flüsse oder durch große hydraulische Werke den Goldstaub im Großen zu gewinnen sucht. Letztere Arbeiten bestehen darin daß das Wasser, in Canälen über Berge weggeleitet, benutzt wird um durch Schläuche die goldhaltige Erde vom Felsen ab in ausgehöhlte Baumstämme (Canoas) zu spülen, die an einigen Orten eine Länge von mehrern englischen Meilen erreichen und mit Quecksilber versehene Vertiefungen haben, zum Auffangen der Goldkörner und Amalgamirung des feinern Staubes durch fortwährende Friction.

Der Goldstaub ist sehr verschieden in Form und Farbe,[1] je nach der Gegend wo er gefunden wird, meistens rund oder flach mit abgestumpften Ecken, durch tausendjähriges Reiben gegen das Gestein im Bette alter Flüsse, deren Quellen zum Theil längst versiegt sind. Meistens finden sich diese Goldkörner sehr rein, ohne fremde Beimischung (aber immer mit mehr oder weniger Silbergehalt), von bräunlicher bis hellgelber Farbe, an andern Orten in mit Quarz durchwachsenen Klumpen, an allen deutliche Spuren der Action des Wassers. Am interessantesten sind die durch Table Mountain getriebenen Stollen (zum Theil mehrere tausend Fuß lang), um den reichen Sand eines alten Flußbettes zu gewinnen, welches rings von festem Gestein eingeschlossen ist.

Die Feinheit des Goldes wird in den Vereinigten Staaten nicht nach Karaten, sondern nach Tausendstel berechnet, und die Proben des den verschiedenen Minendistricten entzogenen Placer- oder Waschgoldes lieferten folgendes Resultat: von New-Columbia (englische Besitzungen unter dem 49 bis 52sten Grad n. Br.) 840—860 Tausendstel, selten niedriger; von Port Orford (Oregon) 880 Tausendstel. Dieses Gold ist sehr feinkörnig und großentheils vermittelst Quecksilber aus dem schwarzen Sand am Meer gewonnen. Ein ähnliches Verhältniß findet sich bei dem Gold, welches weiter südlich an der Küste gefunden wird, bei Crescent-City, Trinity Bay und am sogenannten Gold-Bluff, einem Vorgebirg, an dessen Fuß man diesen goldreichen schwarzen Sand in ungeheurer Masse findet. Ein Hamburger Kaufmann schickte vor mehrern Jahren viele tausend Säcke nach San Francisco, mit dem Auftrag dieselben mit diesem kostbaren Sand zu füllen und als vortheilhafte Rimesse zu benutzen; allein die hohe Brandung erlaubt den Schiffen nicht sich der Küste in jenen Gegenden zu nähern. Durch ein Mikroskop gesehen bietet dieser schwarze Sand dem Auge die Schätze einer Feenwelt. Zwischen Quarz- und Eisenblöcken liegen glänzende Krystalle von Granaten, Amethysten, Berillen, Chrysolithen nebst Stangen und Klumpen schimmernden Goldes und glänzenden Platina's.

[1] Hr. Schmitz, der verstorbene Director der Mariposa-Mining-Association und vortrefflicher Mineralog, meint daß das Vorkommen von Quecksilber in verschiedenen Districten Ursache der dunklern Färbung sey, während andere die hellere Farbe nur auf einen größern Silbergehalt schieben. Für letzteres spricht daß der hellgelbe, glänzende Goldstaub nicht so fein an Gehalt ist als der dunkle.

Der an den Ufern des Klamath und Trinity gefundene Goldstaub ist nur um ein geringes weniger reich als der letztgenannte, sowie des Products der ganzen Gränzgegend zwischen Oregon und Californien. Dem Gebirg zu wird der Goldgehalt bedeutend feiner; bei Shasta und Weaverville 900 Tausendstel, am Feather-River 890, am North-Fork des Yuba-River sogar 920—950 Tausendstel. (Bei Downieville wurde ein Klumpen von Kopfsgröße gefunden, der sogar 990 Tausendstel Feinheit hatte.) Am South-Fork des Yuba ist der Durchschnitt 800—850, bei Auburn am American wiederum 900, bei Coloma und Placerville 870—890, bei Coon-Hollow sogar 940 Tausendstel. In den südlichen Minen-Districten am Estanislao und San Joaquin ist der Goldstaub meistens sehr reich, im Durchschnitt von 900—920, mit Ausnahme von Mariposa, wo er selten 850 Tausendstel übersteigt; dieß mag indeß auch daher kommen daß die dort vorzüglich ansässigen Franzosen den Goldstaub nicht so rein waschen als dieß sonst geschieht. Noch südlicher am Chowchilla und Oberen-San Joaquin fällt der Gehalt sogar auf 700—800 Tausendstel, während er am Kern-River fast dem griechischen Electrum und dem mexicanischen Sorohe (auch der Name von Schwefelkies, dessen Farbe er hat) — halb Silber, halb Gold — gleichkommt, denn die Proben ergaben nur 600—650 Tausendstel Feinheit. Dieser letztere Goldstaub erscheint meistentheils in feinen hellgelben Nadeln. Die geringen Quantitäten Goldstaub, welche im Laufe dieses Jahres vom Rio Gila und dem Colorado nach San Francisco kamen, lieferten einen Feingehalt von 900 bis 970 Tausendstel.

Aus obigem ergibt sich daß es nicht leicht ist nach dem bloßen Augenschein den Werth des Goldstaubes zu taxiren, und dennoch wurde bis vor kurzem fast alles Gold der Art von den Bankiers und ihren Agenten gekauft; man reinigte dasselbe nur oberflächlich, indem man mit einem starken Magnet darin hin und her fuhr, die sich anhaftenden Eisentheilchen entfernte und dann den Werth zu 15 bis 18[40] Dollars in Goldmünze hingabte. Dieses gab denn auch zu vielen Betrügereien Anlaß, welche so großartig betrieben wurden, daß das Bankierhaus Page Bacon u. Comp. die Expreß-Compagnie Adams u. Comp. vor Gericht anklagte, sie um 3—400,000 Dollar betrogen zu haben, indem sie den ihnen verkauften Goldstaub erst fabrikmäßig „docterten" (doctoring, Kunstausdruck für verfälschen). Der Beweis konnte indeß nicht geführt werden.

Seit der Abnahme in den Goldwäschereien Californiens haben sich Capitalisten der Bearbeitung inzwischen entdeckter Quarzminen zugewandt; anfangs gegen alle mineralogischen Kenntnisse wurden bedeutende Summen in dieser neuen Industrie verloren, doch durch Herbeiziehung von im Bergbau und der Amalgamation bewanderten Individuen und durch die gemachten Erfahrungen änderte sich rasch dieß Verhältniß; der Reichthum der californischen Goldgänge, welcher diejenigen der übrigen Welt bei weitem übertrifft, erlaubte den Grubenbesitzern selbst bei dem enormen Taglohn von 3—14 Doll. gute Geschäfte zu machen. Während man in Deutsch-

land Goldminen bearbeitet welche nur eine halbe Unze in 1000 Pfd. Erz enthalten (welches 1 Cent per Bucket [Eimer] gleich kommt), werden hier Erze von weniger als 4—5 C. per Bucket auf die Halde geworfen, um spätern Generationen zu gut zu kommen, und ein Gehalt von 50 Cents per Bucket ist durchaus nicht selten. Wer daher die Mittel besitzt die nöthigen Minenarbeiten zu unternehmen, wie Pochwerke und Amalgamationsapparate zu errichten, der ist eines enormen Nutzens fast gewiß, welcher oft in Jahresfrist das ausgelegte Capital zurückerstattet, zumal da der Arbeitslohn täglich billiger wird.

Wie bei den Placeres (engl. Diggings) ein jeder das Recht hat sich 25 Fuß im Quadrat als Claim abzustecken (wobei nur der Freunde einer monatlichen Taxe von 4 Doll. unterworfen), so hat der Entdecker eines Ganges (Quarz-Ader) auf fremdem Boden das Recht auf eine Strecke von 200 Varas (à 33 Zoll), oder auf Regierungs-Land für 160 Acker (250 Morgen) als Vorkäufer.

Die goldhaltigen Gänge Californiens findet man durchgängig nur in den primitiven Gebirgsarten, in Nestern und Quarzzügen im Terpentin, Porphyr, Grünstein, Trapp- und ähnlichen Felsarten, dagegen selten in secundären Formationen. Das Gold ist entweder in das Gestein eingesprengt, oder erscheint in Verbindung mit Schwefel und Kupferkies, Bleiglanz, Blende u. s. w., zuweilen in schönen Krystallen (Octaedern), am schätzenswerthesten dendritisch, indem unzählige kleine Krystalle sich zu einem Zweig vereinigen. Die Juweliere benutzen den von Gold durchsprengten reinen Quarz zu geschmackvollen Arbeiten, welche eine ausgezeichnete Politur annehmen, sie bezahlen dafür das volle Gewicht und mehr an Gold.

Der am Ausgehenden fast ganz verwitterte Quarz wird oft im Mörser oder Pochwerk ohne Zuthun des Quecksilbers, durch bloßes Stampfen und Waschen gewonnen, während bei dem regelmäßigen Betriebe die verschiedenartigsten Maschinerien angewandt werden, von dem horizontalen Rade (arrastra) der Mexicaner, zu den complicirtesten Poch- und Amalgamirwerken amerikanischer, deutscher und französischer Erfindung, auf welche schon Hunderte von Patenten genommen sind; auch die Freiberger Faßmethode ist hier häufig eingeführt und zwar mit sehr gutem Erfolg; dennoch ist der Goldverlust bei allen californischen Benefizmethoden ganz enorm im Vergleich zur europäischen Zugutmachung, und die californischen Flüsse entführen dem Meer viele Millionen, die bei richtigem Waschsystem großentheils zu retten wären. Namentlich machen die Sulfuretten unseren Bergleuten noch viel zu schaffen, da alle Versuche denselben bis jetzt nur den kleinsten Theil ihres wirklichen Goldgehalts zu entlocken vermochten.

Da das Austrocknen der Bäche im Sommer die Zugutmachung, und namentlich das Goldwaschen früher sehr erschwerte, so bildeten sich Compagnien um die sogenannten Drydiggings (auf den Plateaux) auch in der Trockenzeit mit Wasser zu versehen. In Folge dessen entstanden große Wasserbauten, und diese künstlichen Seen speisten ein Netz von Canälen, andere führten die Gewässer der Flüsse über Berg und Thal den Minenregionen zu, und das Total dieser dieselben durchkreuzenden Canäle ward nach statistischen Daten im Herbst 1858 schon auf 5726 engl. Meilen Länge angegeben, deren Anlage 13,575,400 Doll. gekostet hatte, ein Capital welches ungefähr zur Hälfte durch die Arbeit derjenigen der Ausführung Mitwirkenden repräsentirt wird. In jener Meilenzahl sind weder die noch in Arbeit befindlichen und neu projectirten Canäle, noch die ungefähr 1000 Meilen langen Gräben eingeschlossen, welche in den einzelnen Districten abgeleitet werden.

Diese Wasserbauten haben nicht wenig dazu beigetragen die Goldgewinnung seit Jahren auf einem sich ziemlich gleich bleibenden Fuße zu erhalten, und sollte — bei größerer Einwanderung und noch fernerer Reduction des Arbeitslohns — es lohnen auch ärmere Minendistricte auszubeuten, dann würde eher eine Zu- als Abnahme der Production zu erwarten seyn. Es klingt vielleicht fabelhaft, doch der californische Boden enthält fast überall Gold in größerer oder geringerer Menge, ja hier in San Francisco hat man ihn im Thon und Sand der Brunnen, im Thonschiefer, woraus unsere Höhen großentheils bestehen, und in den Steinen womit unsere Straßen gepflastert sind, gefunden, wie sich ein jeder überzeugen kann der sich die Mühe nimmt einen solchen Stein zu zerschlagen.

Die Masse des seit der Entdeckung gewonnenen Goldes läßt sich nur approximativ bestimmen, indem nur die Manifeste der Schiffe einigermaßen officielle Notizen liefern, diesen zufolge betrug die Exportation:

1848—1849	13,000,000	Doll.	C.
			(nur theilweise declarirt),
1850	27,676,346	„	— „
1851	43,856,820	„	— „
1852	46,586,134	„	— „
1853	57,331,024	„	— „
1854	51,429,098	„	— „
1855	45,182,631	„	— „
1856	51,142,268	„	50 „
1857	49,340,186	„	60 „
1858	47,724,999	„	10 „
Zusammen	433,269,507	„	10 „

laut den beschworenen Manifesten.

und während der ersten neun Monate von 1859 fernere 33,956,521 Doll. 15 Cents.

Wenn man nun berücksichtigt daß große Summen in Händen von Passagieren exportirt werden ohne declarirt zu seyn, daß der Consum unserer Juweliere sehr bedeutend ist, und daß die meisten Minenre ihre Ersparnisse vergraben, statt sie nach der Heimath zu senden, so kann man die Goldproduction Californiens seit 1848 auf wenigstens (?) 600,000,000 Doll. anschlagen, eine Summe welche die Annalen des Bergbaues in keinem andern Lande auch nur annähernd aufzuweisen haben.

In den Jahren 1849 und 1850 circulirte hier großentheils nur Goldstaub statt des Geldes als Zahlungsmittel; dann übernahmen verschiedene Privatanstalten das Prägen von Goldmünzen, und obgleich viele dieser Münzen den ihnen

beigelegten Werth nicht erreichten, so sah man sich doch allgemein gezwungen dieselben zu nehmen. Diese Valuten im Werth von 5—50 Doll.-Stücken (letztere in Octogonform) circulirten zu ihrem Nominalwerth bis zum Herbst 1854. Die Regierung der Vereinigten Staaten errichtete hier alsdann eine Zweigmünze, welche seitdem für 100,000,000 Doll. Goldmünzen und 900,000 Dollars Silbermünzen geprägt hat; die ungesetzlichen, sowie die von Europa eingeführten Münzen wurden der Circulation mit einem bedeutenden Verluste für den Besitzer entzogen, und jetzt besitzen wir hinlängliche Austauschmittel, obgleich keine Banknoten noch ähnliches Papiergeld hier Eingang gefunden; Dank einem Gesetz unserer Legislatur sind alle derartigen Versuche vereitelt worden.

Die oben erwähnten Baarrimessen bestehen jetzt größtentheils aus Goldbarren, von der Münze oder von Privatraffineurs eingeschmolzen und mit dem Feingehalt gestempelt, dieselben repräsentiren je nach ihrem Gewicht einen Werth von wenigen Hundert zu vielen tausend Dollars, und werden an Steamer-Tagen (alle 14 Tage) von ½ Procent Discont bis zu gleicher Prämie verkauft.

Nach dem Gold verdient Quecksilber die erste Erwähnung unter unseren Mineralproducten. Die erste Entdeckung dieses Metalles datirt sich schon von 1845, und im darauf folgenden Jahre bewilligte die mexicanische Regierung der betreffenden Compagnie nicht nur besondere Privilegien, sondern cedirte derselben auch mehrere Leguas Land, da nach mexicanischen Gesetzen alle unedlen Metalle dem Boden gehören, auf welchem sie gefunden werden, obgleich der Entdecker das Recht hat die Mine im nächstgelegenen Orte zu denuncciren.

Der entdeckte Gang war im Kiststengebirg drei engl. Meilen von Pueblo de San José und ungefähr 20 Stunden von hier gelegen, und bestand aus Zinnobererz von 35 Procent Quecksilbergehalt. Der hohe Preis, den dieser für die Amalgamation so wichtige Artikel in Folge des Rothschild'schen Monopols der spanischen Almadenminen erlangt, war die Hauptbeweggrund daß mexicanische Capitalisten über 300,000 Dollars zur Bearbeitung der Nuevo-Almadenminen zusammenschossen, und das Resultat ein so brillantes, daß der Quecksilberpreis bald um mehr als 50 Procent fiel, und den vortheilhaftesten Einfluß auf den Bergbau ganz Amerika's ausübte.

Den Büchern der hiesigen Douane zufolge betrug die Ausfuhr dieses Artikels folgende enorme Quantitäten:

1850	etwa	15,000	Flaschen	(nicht manifestirt),
1851	„	19,800	„	laut Schiffsmanifesten.
1852	„	21,470	„	
1853	„	18,800	„	
1854	„	20,963	„	
1855	„	28,165	„	
1856	„	23,000	„	
1857	„	25,400	„	
1858	„	23,212	„	

Total 195,810 Flaschen zu Netto 75 Pfd. Quecksilber alleiniges Product jener Mine, außer den bedeutenden Quantitäten, welche zur Consumtion im Lande dienten.

Der enorme Nutzen welchen dieß Geschäft abwarf, erregte indeß den Neid einiger amerikanischer Speculanten, welche, sich mit streitsüchtigen Advocaten vereinigend, nicht nur den Titel zu einer Landstrecke kauften welche jene Mine theilweise einschließt, sondern auch 20,000 Doll. einem früheren Beamten der Compagnie für gewisse Documente zahlten, welche den Beweis eines versuchten Betrugs des früheren Directors darthun, welcher sich 1850 antedatirte Documente von Mexico zu verschaffen wußte, in denen die Gränzen der früheren Cession genauer bezeichnet waren. Durch ihren Einfluß bewogen jene Speculanten den Staatsanwalt die Sache in die Hände zu nehmen, durch die betheiligten Advocaten ließen sie — auf jene Documente hin — den Versuch eines Betrugs darthun, und bewirkten im November 1858 einen Beschluß des Gerichtshofes: daß der Minenbetrieb eingestellt und eine Klage auf 10,000,000 Doll. Entschädigung gegen die Actionäre jener Compagnie eingeleitet wurde. Zur Vertheidigung ihrer Sache (welche bis jetzt nur in Beweisführung der Aechtheit ihres ersten Besitztitels besteht), mußten die Actionäre einige 30 Zeugen und die verschiedensten Documente von Mexico herbeischaffen, sowie die besten Jurisconsulten San Francisco's engagiren; der Proceß dauert nun schon ein Jahr zum großen Nachtheile der Industrie des Landes, und obgleich die Actionäre bereits eine halbe Million Dollars verausgabt haben, so sind sie einem entscheidenden Urtheile noch sehr fern.

Der in Folge dieser Suspension wieder von 50 Doll. auf 100 Doll. gestiegene Preis des Quecksilbers hat zur Bearbeitung anderer, obgleich nicht so reicher Quecksilbermineu im Lande geführt, von denen die hauptsächlichsten die „Guadalupe- und Enriquetaminen," beide in der Nähe von Nuevo-Almaden, sowie die etwas südlicher gelegene Nuevo-Adriamine, deren Bearbeitung durch den größeren Landtransport indeß beschwerlicher wird. Die Energie mit der man diese Bergwerke in Anbau genommen, ist denn auch die Ursache daß ihre Production nicht nur für den Bedarf Californiens genügte, sondern auch 2000 ea. Flaschen während dieses Jahres haben exportirt werden können. Von dem ausgeführten Quecksilber geht der größere Theil nach Mexico, der Rest nach Südamerika, Australien, China und New-York. Obgleich man in den südlichen Minen (die Gegend am San Joaquin-Fluß) die und da gediegenes Quecksilber gefunden, so bestehen die Gänge doch durchgängig nur aus reichhaltigem Zinnobererz.

Zunächst ist jetzt des Silbers zu erwähnen, obgleich dessen Ausbeute erst im Entstehen ist. Die im Arizona Territory gelegenen reichen Silber-Minen von „Arizona" und „Plancha de Plata," welche erst vor wenigen Jahren durch Kauf von Mexico an die Vereinigten Staaten kamen, waren schon zur spanischen Zeit weltberühmt, wurden von den Mexicanern in Folge der Revolution nur schwach bearbeitet, und sind jetzt von einer amerikanisch-deutschen Compagnie „The Arizona Mining Association" wieder aufgenommen worden. Sie sind südlich vom Gila-Fluß gelegen, und so reich daß es Rechnung hielt die Erze mit einem Kostenaufwande von 2—300 Doll. per Tonne (2000 Dollars) nach San Francisco zum Benefiz zu senden. — Weniger reich sind die Silber-Erze welche im

Küstengebirge in der Nähe von Santa Cruz gefunden werden, und alle Bearbeitungsversuche haben sich bis jetzt nur als Verlust bringend erwiesen, da es den Unternehmern durchaus an wissenschaftlich und praktisch gebildeten Bergleuten fehlte. — Von weit größerer Wichtigkeit für Californien verspreche indeß die in Carson-Valley, an der Gränze von Utah, neuerdings entdeckten Silber-Minen zu werden. Obgleich im Washoe-County, hoch im Gebirge gelegen, so sind doch schon viele tausend Pfund des gewonnenen Erzes zu Land und Wasser nach San Francisco gekommen; ein Theil desselben (im Werthe von 7000 Dollars) wird mit dem heutigen Steamer über New-York nach Paris gesandt, und die hier gemachten Proben gaben folgendes brillante Resultat: Stufen aus der Virginia-Ader lieferten im Verhältniß von 2875 Dollars Silber und 2000 Doll. Gold per Tonne von 2000 Pfd. — Natürlich können einzelne Stufen nicht als Norm für die Reichhaltigkeit eines Ganges dienen, allein die Meinung von Augenzeugen gibt den zu Tage geförderten Erzen einen wenig verschiedenen Werth, Proben größerer Partien gaben 3000 Dollars per Tonne.

Kupfer hat man wie am Lake Superior nicht nur metallisch, sondern auch in seinen gewöhnlichen Verbindungen mit Schwefel, Blei, Antimon ꝛc. in Massen gefunden.

Eine Zinn-Mine wurde kürzlich bei Temascal in der Nähe von Los Angeles entdeckt, und eine hier gemachte Probe ergab 32 Proc. Reingehalt.

Eisenstein findet man im ganzen Lande in den verschiedensten Verbindungen, doch dürften noch viele Jahre vergehen ehe an dessen Gewinnung zu denken ist; Magnet-Eisenstein ist das gewöhnlichste Vorkommen.

Steinkohlen, deren Consum hier auf dem Lande und auf dem Wasser ganz enorm (es werden jährlich über eine Million Centner importirt), hat man gleichfalls in verschiedenen Theilen des Landes gefunden, doch sind die Kohlenlager, so viel sie bis jetzt geöffnet, entweder zu schlechter Qualität, oder zu fern von der Küste befunden um den Abbau fürs erste zu erlauben. — Dagegen findet man in Washington-Territory und auf der englischen Insel Vancouver reiche Kohlenlager hart am Meere, und die uns von dort zugeführten Schiffsladungen finden, namentlich für den Familiengebrauch, raschen Absatz.

Mit Salz-Gewinnung hat man sich in der Nähe von Santa Barbara seit Jahren bedeutend beschäftigt, doch reichten die gewonnenen Quantitäten nicht für den Consum hin, noch vermochten diese Salzwerke mit denen der Baja California zu concurriren, deren unerschöpfliche Salzlager von San Quentin auf der Halbinsel und von der Insel Carmen von der See leicht zu erreichen sind; trotz eines Eingangszolls von 15 Proc. werden uns jährlich Tausende von Tonnen dieses vortrefflichen Salzes zugeführt, welches für die bedeutenden Fischereien dieser Küste vom größten Werthe ist.

Ferner gibt es bei San Luis Obispo nicht nur sehr beträchtliche Asphalt-Brüche, aus denen Schiffsladungen hieher geschafft und zum Straßenbau wie zur Bedachung verwendet werden, sondern auch Naphta-Quellen, deren Oel, in Fässer gefüllt, in dem benachbarten San Buena Ventura, durch die Brandung an Bord geflößt werden.

Der im Lande gefundene Alabaster und Marmor ist von besonders guter Qualität, wie denn auch Kalk in Menge gebrannt und großentheils exportirt wird. Der Marmor ist zum Theil ausgezeichnet schön gezeichnet, zum Theil von blendender Weiße feinkörnig, der höchsten Politur fähig; bedeutende Quantitäten desselben werden als Ballast nach Europa verladen, natürlich zu sehr billiger Fracht; im vorigen Jahre betrug das der Art verschiffte Quantum über 25,000 Dollars bei sehr mäßiger Werthannahme.

Borax hat man am Clear-Lake in großer Menge und fast rein gefunden, was den Goldschmelzern sehr zu gute kommt.

Daß es in einem an vulcanischen Producten so reichen Lande auch große Depositen Schwefel und Obsidian, Bimsstein, Basalt ꝛc. wie heiße Quellen gibt, ist begreiflich; die Thermen von Napa sind besonders berühmt, und mit dem Titel Geyser beehrt.

Ferner hat man Nickel, Cobalt, Bismuth, Arsenik, Salpeter, Soda, Porzellan-Erde, Meerschaum, Schiefer und vortrefflichen Granit in Menge gefunden. Man hat angefangen Jod aus den Tangarten unserer Küste zu bereiten, und für Millionen Hände gäbe es noch Beschäftigung diese verschiedenen Fossile auszubeuten. Ich erwähne nur noch daß in dem obengenannten Table-Mountain die verschiedenartigsten Erd- und Steinarten wie Metalle vorkommen, so daß dieser Berg allein dem Geologen eine unerschöpfliche Quelle des Sehenswürdigen darbietet; aus einer großen Liste des Vorkommens erwähne ich nur des Seifensteines, dessen sich die Bewohner der Umgegend ausschließlich zum Waschen bedienen.

San Francisco, 5 November 1859.

W. S.

Aus Sansibar.

Herr Rebmann, Missionär in Kisuludini im Wanikaland in Ostafrika schreibt unter dem 22 Sept. 1859 an Dr. Krapf folgendes:

„Hr. Dr. Roscher hat sich nach Kiloa gewendet um an den Niassa-See zu gehen, leidet aber gegenwärtig am Fieber, und konnte nach der letzten Nachricht noch nicht aufbrechen."

Ferner schreibt Rebmann daß die Insel Sansibar mit einer gefährlichen Revolution bedroht war, die aber noch zur rechten Zeit durch die Wachsamkeit und Energie der Engländer verhindert worden sey. Der verstorbene Imam oder Sultan Said-Said (dessen Namen ich in meinem Buch über Ostafrika öfters erwähnt habe), hatte nämlich mehrere Söhne, deren Mütter nicht Einem Volk angehören, und die daher nach ihres Vaters Tod sich entzweiten und einander zu stürzen suchten. Said Thuen stammt von einer Abessinierin ab und hält sich in Maskat auf. Ebenso stammt auch Said Bargasch

von einer Abessinierin her, lebt aber auf der Insel Sansibar. Nachdem Said-Said gestorben war, folgte ihm sein Sohn Said-Madscheb in der Regierung von Sansibar nach. Madscheb hat eine Tscherkessin zur Mutter. Said Bargasch hatte auf Sansibar selbst den reichen und mächtigen Araberstamm El Harthi auf seine Seite gebracht und im Bund mit diesem schon längst alles versucht um seinen Bruder Madscheb zu stürzen. Ja es hat sich unterdessen herausgestellt daß sie sich von Said Thuen in Maskat Geld geben ließen um eine Revolution zu Gunsten des Thuen zu veranstalten. Auf den Beistand dieser Leute rechnend, war es nun daß Said Thuen während des letzten Monsuns einen Angriff auf Sansibar machen wollte um sie dem Said Madscheb zu entreißen. Ein amerikanisches Schiff, das vor einiger Zeit von Maskat kam, brachte jedoch die frohe Kunde daß die Engländer von Bombay her den Sultan Said Thuen in Maskat gerade noch zu rechter Zeit an seinem Vorhaben gehindert hätten. Wäre er wirklich mit seinen wilden Arabern gekommen, so wären wir und alle Europäer auf der Insel in nicht geringer Gefahr gewesen, besonders da er auch einige hundert Sipahis in seinem Dienst gehabt haben soll.

Es war am 16 April als wir Sansibar verließen und nach Mombas segelten. Wir waren kaum hier (am 19ten) glücklich angelangt, als die Regenzeit in ihrer ganzen Stärke hereinbrach und einen ganzen Monat andauerte. Das Haus das wir früher in Mombas bewohnten, war in unserer Abwesenheit zwei Jahre lang von arabischen Soldaten besetzt gewesen und befand sich in einem jämmerlichen Zustand. Es war so voll von Unrath und so zerrissen an vielen Orten daß wir genöthigt waren unsere Zuflucht zunächst in eines Nachbars Hause zu nehmen, wo sich aber auch kaum ein trockenes Plätzchen zur Schlafstätte darbot. Kaum war die Herstellung unseres Hauses in Mombas vollendet, so wurden wir mit der Nachricht überrascht daß unser Haus in Kifuludini während der Regenzeit eingefallen sey. Von der Hütte die du und ich vor 13 Jahren in Rabbai Mpia mit unsern eigenen Händen aufrichteten, war kaum mehr eine Spur zu sehen, und der ganze Platz war wieder mit Gras und Gebüsch überwachsen. Der Colonisationsplan des Pastor H. in Port Natal in Südafrika wird nun unter dem Schutz der englischen Regierung glücklich zur Ausführung gebracht. Noch will ich dir die Nachricht mittheilen daß Said Madscheb kürzlich sechs der angesehensten und reichsten Männer des Harthi-Stammes in Fesseln gelegt hat. Der vornehmste derselben heißt Abdalla Ben Salim, der ein Schiff hatte, das ihm nun Said Thuen in Maskat weggenommen und confiscirt hat, weil er das Geld welches er ihm zur Anstiftung einer Revolution gesandt hatte, zu andern Zwecken verwendet habe. Da nun die Harthi-Araber selbst mit Said Thuen entzweit sind, so werden sie wohl nicht so leicht und bald wieder eine Störung in Sansibar verursachen.

Ich habe in Sansibar ein kleines nettes Wägelchen gekauft, das zwei Männer sehr leicht auf ebenem Boden ziehen können, auch wenn es beladen ist. Früher mußten alle Lasten auf den Köpfen meiner Leute von der Küste an nach Rabbai getragen werden, nun können sie das Wägelchen benützen, das 5—6 Lasten trägt. Einen dafür geeigneten Weg von der Küste bis an unser Haus (etwa $^3/_4$ Stunden weit) haben die Manika mit der größten Bereitwilligkeit für 40 Thaler gemacht, eine Summe für die wir kaum zwei Esel hätten kaufen können, da jetzt alles sehr theuer ist. Unsere Bootleute legten am Landungsplatz ihre Lasten auf das Wägelchen und zogen es sammt meiner Frau ganz stattlich von dannen. Man kann es leicht auseinander nehmen und wieder zusammensetzen. Es dient nun besonders meiner Frau statt eines Esels, wenn wir von Mombas nach Rabbai gehen oder von dort hieher kommen.

Reise von Valparaiso nach Lima und über den Isthmus von Panama nach Europa.

(Fortsetzung.)

Am 21 Mai kamen wir im Hafen von Arica an, einem kleinen aber niedlichen Seestädtchen von 4000 Seelen, das, obschon zu Peru gehörig, gleichwohl als ein Haupthafen des nördlichen Boliviens betrachtet werden muß, indem eine der bedeutendsten Handelsstädte Boliviens, nämlich Tacna mit 12,000 Einwohnern, nur 39 (engl.) Meilen, und La Paz, die Hauptstadt Boliviens mit 75,000 Seelen, ungefähr 288 Seemeilen von Arica entfernt ist.

Die politische Eintheilung Boliviens ist eine schreiende Ungerechtigkeit; der Aricahafen gehört naturgemäß zu Bolivien, nicht zu Peru, indem die Handelsinteressen und der Verkehr die Bewohner Arica's weit mehr mit dem nördlichen Bolivien als mit Peru verbinden. Die Hauptausfuhr Arica's besteht in Kupfer, Silber, Alpacawolle, Chinarinde, Chinchillafelle, Baumwolle und Zinn.

In der Umgebung von Arica befinden sich eine Anzahl Inka-Gräber. Da es niemals regnet, nur selten Thaufälle stattfinden und die Luft ungemein trocken ist, so verwesen hier todte Körper nicht, sondern trocknen völlig ein und werden gleichsam zu Mumien. Der Agent der Pacific Steam Navigation Company, Hr. George Taylor, so wie Hr. Colmann, der angesehenste deutsche Kaufmann in Arica, versprachen mir einige Mumien und Indianerschädel, wie solche häufig in den alten Gräbern der Umgebung gefunden werden, für das kaiserliche Museum in Wien nachzusenden. In Arica sind zwei Dampfmahlmühlen im Gang; das gemahlene Getreide kommt aus dem Innern Boliviens und Peru's.

Am 22 Mai trafen wir in Port d'Islay ein. Die kleine Ansiedlung von 1500 Einwohnern ist auf einem 150' hohen Felsen erbaut, welcher überall so schroff abfällt daß die Landung bloß an einem Molo möglich ist, von wo eine eiserne Stiege nach dem Städtchen führt. Graf Castelnau, welcher im Jahr 1848 diesen Hafen während einer wissenschaftlichen Reise durch Südamerika besuchte, prophezeite dem-

selben eine große Zukunft; allein ich glaube nicht daß sich der Verkehr seitdem bedeutend gehoben hat.

Die einzige Wichtigkeit von Port d'Islay besteht in seiner Nachbarschaft von Arequipa, welches in einer Entfernung von 90 (engl.) Meilen ungefähr 7500 Fuß über dem Meer gelegen ist, am Fuße des 10,500' hohen berühmten Frauenberges (18,000' vom Meer gerechnet).

Diese reizend situirte Stadt mit 40,000 Einwohnern und zahlreichen werthvollen Naturproducten ist durch eine 12 Leguas breite und 40 L. lange Sandwüste von dem Hafen von Islay getrennt. Diese öde Fläche wird fortwährend von Treibsand durchzogen, welcher durch beständige Verwehungen des Weges das Reisen über dieselbe sehr unsicher und zuweilen sogar gefährlich macht. Denn der Wanderer welcher sich in dieser Sandwüste verirrt, ist unrettbar verloren.

Die auffallendste Erscheinung sollen die durch das Spiel des Windes wandernden, halbmondförmigen sogenannten „Medanos" seyn. Sie werden durch den fast fortwährend wehenden Südostwind aus sich fortbewegendem Flugsand gebildet, und erst auf der zweiten Hälfte des Weges von Port d'Islay nach Arequipa (ungefähr 18 Meilen landeinwärts) angetroffen. Viele dieser wunderlichen Sandsiguren, welche das Auge des Wanderers so häufig in Erstaunen setzen, sind bis 50' hoch und haben 150' im Durchmesser, die meisten aber sind bloß 8—10' hoch und 20—60' breit.

23 Mai. Ankunft in Chala, eigentlich bloß eine Rhede, welche erst zu Ende des Jahres 1857 zu einem Hafen erhoben wurde, um den Verkehr mit der alten Inkastadt Cuzco zu fördern. Gegenwärtig leben daselbst in ungefähr 30 Holzhütten 280 Bewohner. Cuzco ist 240 (engl.) Meilen von Chala entfernt und durch einen Maulthierpfad mit letzterem Orte verbunden. Alles deutete an daß sich dieser kleine Hafenpunkt im Aufschwung befindet, und durch die Wichtigkeit Cuzco's, dessen nächster Hafenpunkt Chala ist, trotz der Ungunst seiner Lage ein bedeutender Handelsort zu werden verspricht.

Drei Leguas nördlich von Chala wird Kupfer und auch etwas Silber gefunden. Die Hauptausfuhr aber ist Schafwolle und Kupfer.

24 Mai. Morgens um 6 Uhr erreichten wir Pisco, gleichfalls eine Rhede, welche den Dampfbooten nicht gestattet in einer geringern Entfernung als 2—3 Meilen von der Stadt zu ankern. Die Hauptcultur von Pisco sind Früchte aller Art, namentlich aber wird die Weinrebe in großer Ausdehnung gebaut und ihrer Pflege viele Aufmerksamkeit zugewendet.

Ich habe niemals köstlichere Trauben gegessen wie in Pisco; dieselben werden hauptsächlich zur Wein- und Branntweinerzeugung verwendet. Von hier kommt der berühmte „Pisco," eine Art Aquardiente oder Branntwein, welcher an der ganzen Westküste das Lieblingsgetränk der Eingebornen bildet.

Pisco ist der erste Punkt der Küste seit Valparaiso, wo man die Aller mit grüner Vegetation bedeckt sieht. Die Stadt hat 3000 Seelen und zahlreiche Kirchen aufzuweisen, deren stattliche, hoch emporragende Thürme ihr ein residenzartiges Aussehen geben.

Fünfundvierzig (engl.) Meilen von Pisco liegt in fruchtbarer Gegend die Stadt Ica, mit welcher ein sehr bedeutender Verkehr besteht.

Alle in Pisco gewonnenen Früchte, wie Orangen, Ananas, Citronen, Bananen, Datteln, Mangas, Aepfel, Birnen, Trauben, Pfirsiche u. s. w. werden für den Lima-markt gezogen und finden dahin reichen Absatz. Zehn Meilen östlich von Pisco liegen die weltberühmten Chincha oder Guano-Inseln, und können trotz ihrer sehr unbedeutenden Höhe vom Hafen in Pisco aus sehr gut wahrgenommen werden. Nach ihnen ward jetzt unser Curs gerichtet. Es sind drei dicht nebeneinander liegende Inseln, von denen die nördlichste bereits am meisten ausgebeutet ist. Auf dieser letztern befindet sich auch die größte Ansiedlung von mehr als 100 Holzhütten mit einer Bevölkerung von 3—400 Seelen. Im Jahr 1858 lebten noch 2000 Einwohner auf den Inseln, und es lagen zuweilen 2 bis 300 Schiffe im Hafen vor Anker. Gegenwärtig hat die Ausbeute etwas abgenommen, und der Hafen war bei unserer Anwesenheit bloß von 10 Schiffen besucht.

Die Ansiedlerhütten sind auf den Guano gebaut. Dieser animalische Dünger, welcher zu so großen Verbesserungen in der Landwirthschaft Anlaß gab, ruht auf metamorphischen Felsen und unterwaschenen Höhlen in Schichten aufgehäuft, als würden die Seevögel denselben in gewissen Zwischenräumen daselbst deponirt haben. Die Guanolager wechseln in einer Dicke von 100 bis 120 Fuß, während keine der drei Inseln sich mehr als 200 bis 250 Fuß über das Meer erhebt.

In die Berechnung des auf den drei Inseln lagernden Guano's und der muthmaßlichen Dauer der Ausbeute desselben haben sich viele grobe Irrthümer eingeschlichen. So z. B. hat ein deutscher Naturforscher in seinem Werke über Peru die jährliche Ausbeute auf 25,000 Tonnen angenommen, und die Quantität des vorhandenen Guano's als für 2000 Jahre ausreichend dargestellt. Nun aber wurden in den letzten Jahren bis zu 500,000 Tonnen jährlich verschifft, und wohlunterrichtete Personen vermuthen daß der auf sämmtlichen drei Inseln noch vorhandene und brauchbare animalische Dünger (vorausgesetzt daß dessen Nachfrage im nämlichen Verhältniß wie bisher fortdauert), kaum für mehr als 15 Jahre hinreichen dürfte! Indeß gibt es in der Nähe der Chincha-Inseln noch eine Anzahl Inseln auf denen gleichfalls Guano, wenngleich von minder vorzüglicher Qualität gefunden werden soll.

Auch zur Ausbeute dieser Inseln hat man in frühern Jahren Chinesen verwendet. Ein peruanischer Menschenhändler, Namens Domingo Elias, hatte mit Genehmigung der Landesregierung auf seine Kosten mehrere hundert Chinesen eingeführt und von diesen die Guanolager bearbeiten lassen. Während ein freier Arbeiter in der Regel 1—1½ Dollars täglichen Lohn erhält, bezahlte Elias den armen Chinesen 5 Dollars monatlich sowie eine Reisration per

Tag, und erzielte dadurch einen ungeheuren Gewinn. Gegenwärtig leben auf den Chincha-Inseln 350 Seelen, nämlich 50 Fremde, meist Kaufleute, Speculanten, Wirthe ꝛc., 50 Chinesen, Arbeiter, à 5 Doll. monatlich, 250 Peruaner und Neger à 30 bis 45 Doll. monatlich.

Der Gesundheitszustand wurde mir als äußerst günstig geschildert. Das vorherrschende Uebel ist Leberleiden; dagegen sollen Lungenkranke im ersten Stadium sogar nach den Inseln kommen um daselbst Heilung zu suchen, und in der That nach einem längern Aufenthalt physisch wohler zurückkehren.

Lungenleidende, bei denen die Krankheit bereits das zweite Stadium erreicht, sollen indeß nicht nur keine Linderung finden, sondern sogar äußerst rasch hinweggerafft werden. Alle Bewohner der Insel sehen bestaubt, braun wie Lohgerber in deutschen Städten aus. Der üble Geruch des Guano wird bereits mehrere Meilen weit in See verspürt. Derselbe scheint jedoch keinerlei ungünstigen Einfluß auf die Arbeiter, die sich fortwährend mit demselben beschäftigen, zu üben.

Ein deutscher Arzt, Namens Middendorf aus Altenburg, welcher seit mehreren Jahren in Arica lebt, und häufig Gelegenheit hatte mit Guanoarbeitern zu verkehren, bemerkte mir, daß dieselben das geringste Contingent seiner Patienten stellen, woraus derselbe schließen zu dürfen glaubte, daß dieser getrocknete animalische Dünger, trotz seines häßlichen penetranten Geruches keine üblen Folgen auf den Gesundheitszustand derjenigen zu üben scheint welche dessen Gewinnung und Verschiffung besorgen. Nicht einmal Lungenkrankheiten treten unter den Guano-Arbeitern auf. Die Einathmung der mit Düngerstaub geschwängerten Luft ist zwar äußerst unangenehm, aber nicht schädlich.

Auf der dermalen ausgebeuteten, nördlichsten Insel befindet sich auch ein großes geräumiges Hôtel, welches unstreitig zugleich die stattlichste Baute der Insel ist. Kirche, Capelle oder Schulhaus habe ich dagegen nicht bemerkt. Alle Arten von Lebensmitteln, ja sogar Wasser, müssen von der zehn Seemeilen entfernten Stadt Pisco bezogen werden. Die Inseln liefern eben nichts als Guano, aber diesen in vorzüglicher Qualität.

Einer der Ansiedler, Namens Schröder, ein Schwede von Geburt, welcher als Krämer daselbst etablirt ist, sagte mir auf meine Erkundigung über die socialen Verhältnisse der Ansiedlung: „Wir leben auf den Chincha-Inseln so gut wie in irgend einem andern civilisirten Punkt der Erde, wir entbehren keinerlei Comfort und haben zuweilen selbst Musik und Tanz!“

Die mittlere Insel ist gleichfalls schon etwas ausgebeutet, aber die Ansiedlung wieder aufgegeben worden. Einige Holzhütten und sogenannte „Shoots“ zum leichteren Einschiffen des Guano stehen noch auf der Anhöhe derselben, aber gegenwärtig ist die Insel völlig unbewohnt.

Die südliche Insel ist noch ganz primitiv und unausgebeutet. Auch sah ich keine einzige Hütte auf derselben.

Noch in der nämlichen Nacht gegen 11 Uhr ankerten wir im Hafen von Callao.

25 Mai. Ich zählte diesen Morgen an 60 Schiffe verschiedener Größe welche in dem schönen, großen, gesicherten Hafen von Callao vor Anker lagen. Von hier führt eine Eisenbahn in einer halben Stunde nach dem nur 6 Meilen entfernten Lima, der Hauptstadt Peru's. Ich wurde hier am Eisenbahnhofe von Hrn. Brauns, dem Chef der Hauses Huth, Grüning u. Comp. empfangen und von demselben eingeladen mein Absteigequartier in seinem Hause zu nehmen, da die Hôtels in Lima noch sehr wenig Bequemlichkeit bieten. Ich nahm diese freundliche Einladung dankbar an, und wurde von Hrn. Brauns (der zugleich Hamburger Consul ist) während meines ganzen Aufenthalts in Lima auf die zuvorkommendste Weise behandelt.

Während ich von der Eisenbahn nach dem Wohnhause des Hrn. Brauns fuhr, bemerkte ich daß die Häuser in den verschiedenen Stadttheilen verschiedenfarbig angestrichen waren, und hörte daß einer neuesten Regierungsvorschrift zufolge die Bewohner jedes Stadtviertels ihren Häusern jene Farbe geben müssen welche mit dem officiellen colorirten Plane der Stadt übereinstimmt, und so sieht man in einem Stadtviertel die Häuser grün, in einem andern gelb, in einem dritten weiß, in einem vierten röthlich, in einem fünften gar blau angestrichen.

Lima macht trotz seinen meist niederen, dachlosen, unfertig aussehenden Häusern und seinen ziemlich engen Straßen einen angenehmen freundlichen Eindruck, und das Unsichne seiner Häuser wird einigermaßen ausgeglichen durch die Stattlichkeit seiner Kirchen, von denen Lima an 80 zählt. Die Stadt ist äußerst regelmäßig angelegt, die Straßen sind gerade, des Nachts spärlich mit Gas beleuchtet, und zahlreiche Kaufläden erinnern durch ihren Luxus und ihre Eleganz an europäisches Großstadtleben. Die der Erdbeben wegen meist nur einstöckigen Häuser haben sämmtlich anstatt Dächer eine flache Bedeckung aus Lehmziegel und Rohrgeflecht, von so schlechter unvollkommener Construction daß ein starker Regenguß dem heutigen Lima großen Schaden verursachen würde. Allein an der Küste Peru's sind Regengüsse unbekannte Erscheinungen und selbst heftige Thaufälle (Guaruas) ereignen sich nur wenigemale im Jahre. Darum lebt auch ein großer Theil des Volkes gleichsam auf der Straße, und die Wohnhäuser mit ihren zierlichen, innern, buntbemalten Hofräumen (patios) mit Blumen und Laubgehängen haben weit mehr das Ansehen luftiger, nur zeitweilig bewohnter Landhäuser, als solider Bauten, in denen Generationen ihr Leben zubringen.

Von den wenigen in Lima bestehenden wissenschaftlichen Instituten besuchte ich vor allem das Nationalmuseum, weil es mir darum zu thun war eine Verbindung mit demselben und dem zoologischen Hofcabinet in Wien anzuknüpfen. Die naturhistorische Abtheilung befindet sich aber in einem sehr verwahrlosten Zustande und bietet nur wenig Interesse. Dagegen besitzt das Museum eine ziemlich reiche, ethnographische und anthropologische Sammlung, und auf meinen Vorschlag erklärte sich der Museumsdirector Don Simon Irigoyen bereit von allen werthvollen naturhistorischen Gegenständen, von denen er Doubletten besitzt, die letzteren für das Wiener

Museum ablassen zu wollen, in der Voraussetzung daß die kais. Anstalt auch ihrerseits naturhistorische Desiderata dem Limamuseum im Austausch zusenden werde. Hr. Irigoyen händigte mir eine Liste aller Gegenstände ein, von welchen er Doubletten besitzt, sowie der besonderen Desiderata des Nationalmuseums, und versprach mir namentlich die Uebersendung einer vollständigen Sammlung peruanischer Geschirre u. s. w., sowie von Indianerschädeln und Mumien. Weil das Museum eine Regierungsanstalt ist, so mußte Hr. Irigoyen vorerst die Genehmigung des Cultusministers, unter dem das Museum steht, einholen, ehe mir derselbe diese Gegenstände überlassen könnte. Da mir aber ganz besonders um die Erlangung einiger höchst merkwürdiger riesiger Knochen eines vorweltlichen Thieres zu thun war, welche vor mehreren Jahren im Departement Juniu, nordöstlich von Lima, durch den bekannten, seither gestorbenen Geologen Don Mariano Rivero gefunden wurden, so wendete ich mich selbst an den Cultusminister, und benützte gleichzeitig ein Zusammentreffen mit dem Präsidenten der Republik, General Don Ramon Castilla, um meine Wünsche in Bezug auf einen Austausch naturhistorischer Gegenstände vorzubringen.

Ich erhielt vom Präsidenten sowohl wie vom Minister die Zusicherung, mein Ansuchen, soweit es nicht den Statuten des Nationalmuseums entgegen, gerne erfüllen und die nachgesuchten naturhistorischen Gegenstände durch die Vermittlung des Handlungshauses Huth, Grüning u. Comp. an das kais. Hofnaturaliencabinet gelangen lassen zu wollen.

Allein seitdem ich die Hauptstadt Peru's verließ, ist neuerdings eine jener Revolutionen eingetreten welche sich fast regelmäßiger als die Erdbeben in gewissen Zeiträumen in Lima wiederholen, und General Castilla ist in diesem Augenblick vermuthlich ebensowenig mehr Präsident als Señor Morales Cultusminister und Museumscurator. Diese fortwährenden inneren Revolutionen sind auch Ursache daß Peru trotz seiner natürlichen Reichthümer keinen Aufschwung nimmt, daß die Finanzen zerrüttet sind und der Handel darniederliegt. Dem General Castilla (einem Mestizen mit stark ausgesprochenem, braunem Indianergesicht, hervorstehenden Backenknochen, gebogener Nase, struppigen, kurzgeschnittenen grauen Haaren und energischen, aber rohen gemeinen Zügen, ohne geistigen Ausdruck) muß indeß jedesfalls das Verdienst zugesprochen werden, dem Lande mindestens einige Jahre lang die demselben so nöthige Ruhe erhalten und die Sicherheit der Person und des Eigenthums geboben zu haben. Aber es bleibt immer eine traurige, wenngleich höchst lehrreiche Wahrnehmung, ein Land, über welches einst spanische Granden und castilische Vicekönige herrichten, gegenwärtig von einem braunen Mestizen, der kaum nothdürftig lesen und schreiben kann, regiert zu sehen.

Die Escuela de Medicina hat mehrere recht hübsche Lehrsäle, ein Laboratorium, ein Museum und eine kleine Bibliothek, welche letztere, namentlich in Bezug auf die ältere Geschichte Peru's, viele werthvolle Werke und Handschriften enthält. Eine Gesellschaft junger Aerzte, welche ihre Studien meist in Deutschland und Frankreich gemacht haben, gibt eine Gaceta Medica de Lima heraus, von welcher alle 14 Tage eine Nummer erscheint und die viele interessante Notizen über die wichtigsten Krankheiten Peru's, sowie über die Krankheiten der Tropenländer im allgemeinen enthält. Ich habe nicht unterlassen mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der medicinischen Facultät in Lima Verbindungen anzuknüpfen, und dieselben einzuladen ihre Publicationen gegen die Veröffentlichungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien auszutauschen. Ich erhielt auch von Dr. Herredia, Rector der Universität, und Dr. Espina das Versprechen mir nachträglich einige Mittheilungen über die vegetabilen Gifte der Indianer Peru's und Neu-Granada's senden und diese mit den Giftstoffen selbst begleiten zu wollen. Namentlich ist dieß mit dem bekannten Pfeilgift der Fall, welches ein Hauptdesideratum der k. k. Gesellschaft der Aerzte ist, und von dem der leider eben verreist gewesene Professor Antonio Rainoldi eine größere Quantität besitzen soll. Einige Wochen später erhielt ich auch von Hrn. Dr. Kratochwil und Dr. Lebreton in Panama die Zusicherung, mir eine Quantität dieses merkwürdigen Giftstoffes besorgen zu wollen, welches die Indianer Neu-Granada's nicht selten aus dem Innern nach Panama bringen.

Das Spital von St. André, erst seit einem Jahr unter der Leitung von 50 barmherzigen Schwestern (meist Französinnen), hat schöne, leichte, große Räumlichkeiten und kann 600 Kranke aufnehmen. Gegenwärtig (Mitte Juni) waren 360 Betten besetzt.

Vaccination ist nicht durch ein Gesetz geboten, und daher richten Varicelli, besonders unter den Volksclassen, von denen die wenigsten geimpft sind, große Verheerungen an. Indeß werden Blattern, gelbes Fieber (das auch in Lima zuweilen sehr heftig auftritt), kurz alle Arten contagiöser Krankheiten in abgesonderten Sälen behandelt. Seltsamerweise traf ich unter den Soeurs de Charité auch eine Wienerin. Im ganzen gibt es in Lima fünf öffentliche Spitäler, nämlich:

1) Hospicio de San Andres (für Männer),
2) „ de Santa Ana (für Frauen),
3) „ Militar,
4) „ de Incurables (auch für syphilitische Krankheit),
5) „ de Locos (Irrsinnige).

Unstreitig aber ist das Hospicio de Sa. Ana mit seinen äußerst hohen, lichten, wohl ventilirten Krankensälen, welche 350 Kranke beherbergen können, das schönste und wohl eingerichtetste Spital Lima's.

Die Leiter der verschiedenen Spitäler beschenkten mich mit zahlreichen Druckschriften und Abhandlungen medicinischen Inhalts für die vaterländischen Institute, und mehrere Aerzte nahmen mit Freude den Vorschlag eines dauernden wissenschaftlichen Verkehrs auf, der gewiß für beide Theile nur vortheilhaft seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Kleinasien.

V.

Korfakü, 25 Oct.

Gestern früh 9½ verließ ich Sivri Hissar, nachdem ich mich dort einer sehr glänzenden und liebevollen Aufnahme erfreut hatte. Nach etwa einer Stunde verließen wir die gerade Straße nach Angora, weil ich Germa sehen wollte. Aber es schien als ob dieser Tag sehr unfruchtbar werden sollte. Zuerst kamen wir noch durch die Weingärten der Stadt Sivri Hissar, welche sich nach allen Seiten hin ausdehnen, aber dieß Jahr sehr wenig Trauben getragen haben. Um 11¼ Uhr erreichten wir den Fuß des Gebirges, wo in einer engen Schlucht das Winterdorf Kyzyldsche Mesche (röthliche Eiche) liegt, welches von seinen nomadischen Bewohnern noch nicht bezogen war. Dann stiegen wir über das Gebirge und erreichten um 1 Uhr am entgegengesetzten Fuße das ziemlich große Dorf Kodschasch, wo wir eine Stunde ausruhten. Von nun an ritten wir wieder in der baumlosen Ebene, die sich bis jenseits Angora und das Kyzyl Irmak mit geringen Unterbrechungen erstreckt, und welche trotz der erfreulichen Thätigkeit, die sich überall zeigt, doch den Geist des Reisenden sehr herabdrückt. Nach einer Stunde kamen wir in der Nähe einer warmen Quelle vorbei, worüber man ein Bad gebaut hat; da ich aber kein Balneolog bin, so wollte ich nicht einen Umweg machen um die Quellen zu untersuchen. Das dabei befindliche Dorf heißt Hammam Garizari. Nachdem wir mehrere Dörfer passirt hatten, erreichten wir um 4¼ Uhr das ziemlich große Dorf Koz Agatschi (Nußbaum) von circa 100 Häusern, Hauptort des Kaza Grünüz, an dessen Müdir ich von Sivri Hissar empfohlen war. Wir traten in das Haus des Müdir, welcher abwesend war; es wurde jemand geschickt um ihn zu benachrichtigen, und nach ¾ Stunden tödtlich langen Wartens kam die tröstliche Nachricht, der Müdir sey gar nicht im Orte, sondern in dem Dorfe Aivalü, eine halbe Stunde entfernt, und die Honoratioren erklärten, ohne ihn nichts thun zu können. Ohne diese Erklärung einer unnützen Discussion unterziehen zu wollen, konnte ich doch nicht umhin, meine Verwunderung darüber auszudrücken daß man in so außerordentlich kurzer Zeit diese Erkundigung eingezogen habe. Was half's! Der Marsch nach Aivalü wurde angetreten, und obgleich es schon kühl war und die Pferde lustig forttrabten, dauerte es eine volle Stunde ehe wir Aivalü erreicht hatten. Dieß ist wieder ein ziemlich großes Dorf von 80—90 Häusern, und man führte uns der ganzen Länge nach an das Haus eines Individuums, den man Hakim des Ortes nannte. Bei weiterer Nachfrage ergab es sich aber daß der Hakim eine vom Müdir verschiedene Person ist, und so mußten wir wieder zurück an das entgegengesetzte Ende des Dorfes, wo ich dann endlich meinen Mann traf.

Er saß mit einigen andern Agas gerade beim Essen, und ohne viele Umschweife mußte ich sofort auch zulangen. Der Aga ist ein ältlicher Mann mit weißem Barte, aber noch eine stattliche und kräftige Figur im scharlachrothen Mantel. Die Tischgenossen, deren außer ihm und mir noch zwei waren, hatten ebenfalls reichgestickte scharlachrothe Mäntel. Nach beendigter Mahlzeit und nach herumgereichten Pfeifen und Kaffee kam endlich das Wesentliche zum Vorschein, quis? quid? u. s. w., und als auch diese Angelegenheit sehr bald erledigt war, wurde der Rest des Abends in sehr angenehmer Unterhaltung verbracht. Ueber alles mögliche wurde gesprochen ohne Rückhalt und ohne Verstellung, selbst über Dinge welche zu den delicatesten gehören, über Religion, über Weiber ꝛc. Diese Offenheit habe ich in Seidi Gazi und in Sivri Hissar gefunden, wo ich bekannt war und mir das Vertrauen der Leute erworben hatte. Der Müdir hatte einen großen Theil der Türkei gesehen und war bis Ragusa und Belgrad gekommen. Er sprach sehr gut griechisch und war über europäische Verhältnisse leidlich unterrichtet.

Heute früh zeigte es sich nun daß Germa zu weit aus meinem Wege lag, dennoch hätte ich den Umweg nicht gescheut, trotz der mir gegebenen Versicherung daß in Germa keine Inschriften, sondern nur Ruinen wären; aber da hier weit und breit auf Tagereisen keine Postanstalt ist, und die Pferde der Privatleute jetzt zu den Feldarbeiten dringend nöthig sind, so hatte ich alle Ursache den Inhaber der gemietheten Pferde bei guter Laune zu erhalten, um so mehr da er eigentlich nicht weiter als bis Koz Agatschi verpflichtet war, für die Strecke bis Aivalü mußte ich schon zulegen. Auf vieles Zureden entschloß er sich mich heute noch bis Korfakü, fünf Stunden zu bringen.

Unser heutiger Weg führte uns zuerst durch Merdschan, das wie eine liebliche Oase in einer baumlosen Steppe liegt, mitten unter lauter sorgfältig gehaltenen und umzäunten Obstbäumen. Aber der weitere Weg führt wieder durch dieselbe baumlose Steppe; nach zwei Stunden erreichten wir den Sangarius bei einer Wächterhütte, wo wir einen Augenblick anhielten und dann über die Brücke ritten. Bis Korfakü sollten noch 2 bis 2½ Stunden seyn, aber was für eine Uhr dabei zu Grunde gelegt ist, mag der Himmel wissen. Ueber Hügel und Sümpfe, bei einer glühenden Hundstagstemperatur und bei wolkenlosem Himmel ritten wir 1½ Stunden bis an das Dorf Tschanadschy, in dessen Nähe ein altes (galatisches) Castell ist. Hier sollten noch 1½ Stunden bis Korfakü seyn, aber wir brauchten noch volle 2 Stunden, obgleich wir die Pferde stark anstrengten. Endlich um 2½ Uhr erreichten wir den Ort. Hier war die Mission des Zabtie und der Pferdecontract zu Ende, und in diesem Dorfe von 15 Häusern sollte ich nun einen neuen Zabtie engagiren und neue Pferde miethen. Dabei war ich von der Hitze des heutigen Tagemarsches so angegriffen daß ich mich zuerst auf das Lager warf, um etwa eine halbe Stunde auszuruhen. Darauf begannen die Verhandlungen, welche wie gewöhnlich eine geraume Zeit erforderten; endlich wurde ich mit meinem bisherigen Pferdeinhaber einig und schloß mit ihm einen Contract bis Angora ab.

Inzwischen rückte der Abend heran, und ich war von der heutigen Hitze zu sehr erschöpft als daß ich noch ins Ungewisse einen Ritt in dem öden Hamiaueh machen sollte.

Ich werde daher erst morgen abreisen und gedenke übermorgen in Angora einzutreffen.

Die Stearinlichter welche ich weislich mitgenommen habe, erregen überall Verwunderung, weil sie nicht geputzt zu werden brauchen. Am meisten aber verwundern sich überall die Leute, daß ich ohne alle Begleitung reise; daß ich keinen Dragoman nöthig habe, sehen sie sehr gut ein, aber daß ich ohne Diener reise, setzt sie ganz in Erstaunen. Die Erklärung daß ich auf meinen früheren Reisen so viel Unheil von diesen Dienern erlebt habe daß ich es diesmal vorgezogen hätte durchaus keine Dienerschaft mitzunehmen, gewinnt mir allgemeines Vertrauen, und in jedem Dorfe sagte man mir daß diese Diener wahre Schlingel sind, sie machen überall Streit und Zank, erheben unerhörte Prätensionen, stecken die von den Reisenden gegebenen Trinkgelder in ihre eigenen Taschen, betrügen ihre Herren und die Eingebornen, kurz sie verderben das Musafirlik (Musafirlik bozarlar). Dieß alles ist so wahr daß ich fest entschlossen bin auf keine Reise einen Diener mitzunehmen. Ich fahre so viel besser, die Offenheit mit welcher ich, der Wehrlose und Wildfremde, mich ohne Rückhalt der Ehrenhaftigkeit der Leute anvertraue, wird überall mit Vergnügen anerkannt, und jetzt, da ich schon 14 Tage auf diese Weise zugebracht habe, bin ich noch keine Minute in dem Falle gewesen dieses Vertrauen zu bereuen.

Eine neue Lehre über die Schöpfungsgeschichte der organischen Welt.

2. Die Einwände gegen die Darwin'sche Theorie.

Wenn Charles Darwin behauptet daß durch beständiges Variiren allmählich Spielarten, und durch die natürliche Zuchtwahl der Natur aus den Spielarten nach Anhäufung von abweichenden Einzelnheiten zuletzt neue Arten entstehen, die Natur aber beständig durch den Krieg der Arten, der Spielarten und der Einzelwesen die schwächeren Formen verdrängen, die siegreichen sich verbreiten läßt, so müssen, falls sich seine Lehre bewährt, die Zwischen- oder Uebergangsformen, die Stufen von Art zu Spielart, von Spielart zu neuer Species sich doch irgendwo finden. Wir suchen sie also zunächst in großer Anzahl eingeschlossen in den Schichtungen der Erdrinde. Dort aber, dieß gesteht unser Autor krank und frei, finden wir allerdings den Aufschluß nicht den wir erwarten. Doch ist dieß kein tödtlicher Einwand für seine Lehre, denn die geologischen Urkunden sind unglaublich lückenhaft. Die Erdrinde ist ein ungeheures Naturalien- oder vielmehr Fossilien-cabinet, aber die Sammlungen wurden nur in kurzen günstigen Momenten zwischen ungeheuren Pausen gemacht. Wir müßten von der Paläontologie fortlaufende Berichte verlangen, und sie gibt uns nur zerstreute Fragmente. Ferner lehrt uns die Geologie daß nicht immer die heutigen Festländer Ganze waren, sondern daß sie oft genug in Inseln zertheilt lagen, selbst in den spätern tertiären Zeiten, also in der modernen Geschichte der Erdrinde. Auf Inseln können sich dann leicht getrennte Arten entwickelt haben ohne daß sich noch Zwischenstufen erhalten konnten. Wenn auch die Entwicklung neuer Arten aus älteren Species hunderttausende von Geschlechtern erforderte, so ist doch dieser Uebergang gegenüber der Dauer befestigter Species wahrscheinlich viel kürzer, so daß also abermals die Uebergänge leichter verschwinden mochten. Der Mangel an Fossilien zur Bestätigung der Darwin'schen Theorie enthält also noch keinen sehr starken Gegenbeweis.

Darwin glaubt an eine Aenderung der Arten durch veränderte Gewohnheiten, und man hat ihm die Frage vorgehalten, wie er sich denn denke daß z. B. aus einem fleischfressenden Land- ein Wasserthier werden kann? Dieß setzt ihn in keine Verlegenheit, da Uebergangsformen der gewünschten Art vorhanden sind. Der Mink (Mustella vison), ein Wiesel, welches für eine Varietät des Nörz gehalten wird, besitzt Schwimmhäute, und gleicht der Otter durch seinen Pelz, seine kurzen Füße und seine Schwanzform. Im Sommer legt sich dieses Thier auf den Fischfang, im Winter jagt es, wie alle Polarkatzen, Mäuse und Landthiere. Andere Beispiele finden sich in der Natur daß Thiere wirklich ihre Lebensweise geändert haben, wenigstens darf man es schließen. Kein Thier ist besser ausgestattet um Bäume zu erklettern und aus den Ritzen der Baumrinde Insecten aufzuspicken als der Specht. Dennoch finden sich in Nordamerika Spechte die sich von Früchten nähren, und in den La-Plata-Staaten Spechte die Insecten im Flug haschen. Durch ihre rauhe Stimme und durch ihren wellenförmigen Flug verrathen sie deutlich ihre Familienabkunft, dennoch haben diese Spechte das Baumklettern völlig vergessen. Es ist gewiß ein großer Irrthum jedes Geschöpf der Natur für vollkommen zu halten. Die Geologie lehrt uns, wie alles nur eine Zeitlang vollkommen gewesen ist, wir kennen auch organische Formen, die veraltet sich dem Untergang zuneigen. Die einheimischen Organismen Neu Seelands sind vollkommen wenn man sie untereinander vergleicht, aber sie werden rasch ausgerottet von den Legionen der Gewächse und Thiere die man aus Europa eingeführt hat. Das vollkommenste was die Natur geschaffen hat, ist gewiß das menschliche Auge, und dennoch ist die Correction für die Aberration des Lichtes in diesem Organ nicht mathematisch genau. Können wir darin eine Vollkommenheit sehen daß die Biene und Wespe, wenn sie sticht um sich gegen einen Angreifer zu wehren, wegen der ungeschickten Befestigung des Stachels diesen und einen Theil ihrer Eingeweide zurücklassen muß? Ist Vollkommenheit darin daß Tausende von Drohnen erzeugt und von ihren dienenhaften Schwestern gemordet werden? Im Bienenstaat herrscht ein ähnliches Gesetz wie bei den Osmanen, wo alle fürstliche Abkunft männlichen Geschlechtes bis auf Einen erwürgt wird. Die Bienenkönigin tödtet die Bienenprinzessinnen, ihre Töchter, sobald sie ausschlüpfen. Ganz sicherlich ist bei den Osmanen und bei den Bienen das Gesetz zur Erhaltung des Staates sehr weise; dürfen wir aber deßwegen eine solche Gesellschaft für bewundernswerth halten?

Besser wär's und vollkommener jedenfalls, sie beständen ohne diese grausame Weisheit.

Solche merkwürdige Instincte sind ebenfalls eine Schwierigkeit für die Darwinsche Lehre. Wenn unsere Thierarten Abkömmlinge älterer Formen sind, haben sie von diesem Instincte geerbt, oder haben sich die Instincte erst gebildet? Instincte sind gewiß nur zu Gunsten der Species selbst vorhanden. Ein einziges Beispiel, wo (scheinbar) ein Thier dem andern eine Wohlthat erweist, ist folgendes. Blattläuse (Aphides) geben freiwillig ihre süßen Entleerungen den Ameisen. Darwin entfernte einmal von einem Dutzend Blattläusen sämmtliche Ameisen und hielt sie mehrere Stunden lang abgesondert. Durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, zeigte sich daß keine Laus ausschwitzte, obgleich sie doch hohes Bedürfniß danach fühlen mußten. Darwin kitzelte sie daher mit einem Haar gerade so wie es die Ameisen mit ihren Antennä thun. Aber keine Blattlaus war durch diese Liebkosungen zu bewegen von ihrem Honig zu geben. Endlich ließ unser Verfasser eine Ameise herein und diese begab sich mit großer Freßbegier von einer Laus zur andern. Sobald sie mit ihren Fühlern den Bauch der Laus berührte, sonderte diese einen Tropfen Süßigkeit ab, ja es thaten so auch aus Instinct die jungen Blattläuse, die mittlerweile geboren worden waren und noch nicht die Welt und die Ameisen kannten. Hier könnte es nun scheinen daß Blattläuse aus Liebe zu den Ameisen sich melken ließen, allein da der ausgeschiedene Saft sehr klebrig ist, so fühlt die Blattlaus wahrscheinlich durch die Dienste der Ameise eine Erleichterung. Daß Instincte aber erblich sind, davon liefern unsere Hunderacen das glänzendste Beispiel. Darwin selbst sah einmal einen jungen Hühnerhund, der das erstemal auf die Jagd genommen wurde, „stehen.“ Auch das Apportiren ist bisweilen bei Jagdhunden erblich, wie andererseits junge Schäferhunde ohne alle Dressur sogleich eine Heerde zu umkreisen beginnen statt unter sie zu fahren. Alle diese Hunde thun ihr Geschäft mit großem Eifer, obgleich der Hühnerhund so wenig aus Erfahrung oder sonstwie weiß, weßhalb er „steht,“ als der Schmetterling der seine Eier just auf die Kohlpflanze legt, wo die Raupen ihre Nahrung finden sollen. Bei Vermischungen verschiedener Racen werden Instincte vererbt: Blendlinge zwischen Bulldoggen und Windspielen sind feig, und eine einzige Vermischung mit einem Windspiel vererbte auf viele Geschlechter von Schäferhunden das Laster des Hasenanjagens. Ferner scheint der Instinct des Kukuks seine Eier in fremde Nester zu legen daher entstanden zu seyn, daß dieser Vogel seine Eier nicht täglich, sondern in Pausen von zwei bis drei Tagen nur legen kann. Während nun der Nestbau dauert, müßte das Kukuk-Weibchen die Eier ungebrütet lassen, und die Jungen würden schließlich zu sehr verschiedenen Zeiten ausschlüpfen. So geht es wenigstens dem amerikanischen Kukuk von dem man nur irrthümlich behauptet hat, er lege seine Eier zuweilen in fremde Nester. Sonst aber ist das Laster nicht bloß auf den Kukuk beschränkt, sondern gelegentlich thun es auch andere Vögel. Es ist jetzt recht wohl nach der Darwinschen Lehre erklärlich, wenn unser Kukuk anfangs die Lebensart seines amerikanischen Vetters beobachtete, einzelne Exemplare der alten Welt aber, durch die Unbequemlichkeit ihres Brutsystems veranlaßt, ihre Eier in fremde Nester legten, diese Eier aber viel besser gediehen als in dem mütterlichen Neste, daß dann solche Nachkömmlinge das Laster der Mutter erbten und zuletzt nur fremdgebrütete Kukuke übrig blieben, weil diese irgend einen Vortheil vor den mütterlich erzogenen voraus hatten. Von allen thierischen Instincten der wunderbarste und am schwierigsten durch die Darwinsche Lehre zu erklären, ist der architectonische der Bienen. Indessen hat das Wunderbare des Bienenbaues in neuester Zeit sehr viel an Reiz verloren, seitdem man erkannt hat daß das Geometrische dabei etwas sehr unwillkürliches ist, und die Bienen ganz von selbst dazu kommen mathematisch zu verfahren. Man hat gefunden daß die Bienen 15 Pfund Zuckerstoff verbrauchen, um daraus ein Pfund Wachs auszuscheiden. Während des Winters hängt das Schicksal eines Stockes von den reichlichen Honigvorräthen ab. Je mehr also die Bienen Wachs zu ihren Bauten verbrauchen, desto weniger Vorräthe bleiben übrig, desto mehr Bienen gehen während des Winters zu Grunde. Sind die Zellen aber sechsseitig geformt, so wird man finden daß zu jeder Zelle eigentlich nur drei Zellenwände gehören, während die drei andern von den Nachbarn geliefert werden. Die Tendenz des Honigbaues beruht also auf der höchsten Ersparniß von Wachs. Es kann daher gekommen seyn daß die ersten Bienen welche ihre Zellen zusammenrückten um Wachswände gemeinsam zu benutzen, um so besser gediehen und ihren Instinct auf ihre Nachkommen vererbten, bis endlich nach und nach der Zellenbau diejenige geometrische Form erhielt, wo bei dem geringsten Aufwand von Wachs der meiste Honig erspart wurde. Ein anderer schwieriger Fall findet sich bei den Ameisen. Es gibt Arten welche fruchtbare Männchen und fruchtbare Weibchen, endlich aber auch noch geschlechtslose Thiere hervorbringen. Ja diese geschlechtslosen unterscheiden sich wie zwei Arten, oder gar wie zwei Gattungen einer Familie. Bei Eciton z. B. gibt es zwei Kasten der Geschlechtslosen: die Arbeiter und Soldaten, beide durch Instincte und Kieferbau höchst verschieden; bei Cryptocerus tragen die Arbeitsameisen nur der einen Kaste einen wunderbaren Schild auf dem Kopfe, dessen Zweck man sich noch nicht hat erklären können; bei den mexicanischen Myrmecocystus verläßt die eine Arbeiterkaste nie das Nest und läßt sich von den Arbeitern einer andern Kaste füttern. Sie besitzt einen ungeheuern Bauch, welcher einen Honig ausscheidet der von den Herren des Nestes gefressen wird. Hier haben wir also Viehzucht in Form von Stallfütterung, Herren, Knechte und Vieh! Darwin nimmt auch hier an daß durch Abarten der Geschlechtslosen die erste Anomalie eintrat, daß diese Abartung den Ameisen selbst zum Vortheil gereichte, daher Ameisenmütter von denen die variirenden Exemplare der Geschlechtslosen stammten, ihre Eigenschaften vererbten und so fort bis zuletzt die verschiedenen Kasten der Geschlechtslosen eine wiederkehrende Erscheinung wurden.

Der Prüfstein der Lehre ist die entscheidende Frage, wie es denn komme daß alle Bastarde von scharf geschiedenen

Species nie unter einander, oder wenigstens nicht fortgesetzt sich fruchtbar vermehren können, daß solche Hybriden vielmehr entweder in den einen oder andern Typus zurückfallen, oder geradezu an Unfruchtbarkeit zu Grunde gehen. Daraus haben die Anhänger der Lehre von den getrennten Schöpfungsacten den ernsten Einwand geschöpft: daß die Natur mit Unfruchtbarkeit die Bastarde bestrafe, um den Typus aller Arten rein zu erhalten. Darwin hat darauf mit großem Scharfsinn erwidert: Wer behauptet daß der Artunterschied da beginnt wo die Fruchtbarkeit aufhört, mit dem ist gar nicht zu streiten. Beweist man ihm daß das was er für zwei Arten gehalten hat, sich fruchtbar kreuzt, so wird er sogleich erklären daß er nicht zwei Arten, sondern zwei Varietäten vor sich habe. Beweist man ihm umgekehrt daß das was er für zwei Varietäten erklärt nicht fruchtbar sich kreuze, so wird er sogleich die Varietät zum Range einer Art erheben. Nun ist Darwin allerdings auch der Ansicht, daß wenn man eine Gränzlinie zwischen Spielart und Art ziehen will, die Unfruchtbarkeit das beste Merkmal gewähre. Darwin unterscheidet nun zwischen Bastarden oder Hybriden, das heißt Abkömmlingen verschiedener Arten (Species) und zwischen Blendlingen (mongrels) oder Abkömmlingen verschiedener Racen oder Spielarten (Varietäten) derselben Species. Wenn wir nicht irren, so ist in unserer Sprache kein Unterschied zwischen Bastard und Blendling, der Klarheit wegen kann man jedoch in wissenschaftlichen Erörterungen mit dem ersten Ausdruck eine Artenmischung, mit dem zweiten eine Racenmischung bezeichnen. Darwins Beweis geht nun dahin daß zwar Bastarde scharf gesonderter Arten niemals auf die Dauer sich fruchtbar zu vermehren pflegen, daß jedoch ihre Unfruchtbarkeit sehr viele Stufen hat, endlich daß auch Blendlinge ein wenig an Sterilität leiden. In seiner Sprache beginnt die Sterilität mit dem Beginn des Abartens, und setzt sich allmählich fort, nicht bloß bis zu der Unfruchtbarkeit der Bastarde, sondern auch bis zur Unfruchtbarkeit jedes Begattungsactes zwischen Arten verschiedener Gattungen. Man hat verschiedenemale Primeln (primrose) und Schlüsselblumen (cowslip) zu kreuzen versucht, aber nur ein oder zweimal fruchtbare Samen erhalten, obgleich beide Pflanzen nur als Varietäten gelten; die rothe und die blaue Pimpernelle (Anagallis arvensis u. coerulea), welche die besten Botaniker als Spielarten betrachten, wurden als völlig unfruchtbar befunden. Gärtner, den Darwin unter die besten jetzt lebenden Beobachter zählt, hat von Pflanzenhybriden schon sechs-, ja sogar zehnfache Geschlechter erzogen, er bemerkte jedoch dabei daß die Fruchtbarkeit von Geschlecht zu Geschlecht abgenommen habe, und diese Erkenntniß würde genügen den Satz zu beweisen: daß die Natur keine Hybriden dulde. Darwin macht nun aufmerksam, daß man bei der Hybridenzucht bisher einen Umstand außer Acht gelassen habe. Der Pflanzenhybride wird es gewöhnlich überlassen sich mit ihrem eigenen Samenstaub zu befruchten. Dieß schadet schon beträchtlich ihrer Fruchtbarkeit, denn in der Natur sorgen die zahllosen Insecten, die Samenstaub von einer Blume zur andern tragen, daß beständig eine Kreuzung der Einzelwesen stattfindet. Es ergibt sich sogar aus Gärtners eigener Beobachtung, daß wenn man eine Pflanzenhybride mit dem Samenstaub einer andern Hybride befruchtete, die Fruchtbarkeit der ersten sich vermehrte. Manche Pflanzen werden sogar fruchtbarer wenn sie Samenstaub fremder Arten erhalten. Diese Erscheinung zeigt sich bei Crinum, Lobelia, am auffallendsten aber bei Hippeastrum aulicum. Eine solche Pflanze, die vier Blumen trug, wurde von Herbert mit hybridischem Samenstaub befruchtet. Die drei Blumen, denen man ihren eigenen Pollen gelassen, verwelkten, die vierte mit dem fremden Pollen trug lebenskräftige Samen. Der Versuch wurde dann fünf Jahre lang, jedesmal mit demselben Glück wiederholt. Bei Thieren scheint die Unfruchtbarkeit der Hybriden sich stärker geltend zu machen. Fruchtbare animalische Hybriden sind noch schwerer aufzufinden als vegetabilische. Man hat den Canarienvogel mit neun andern Arten Finken (Fringillidae) gekreuzt, aber die Bastarde nie fruchtbar gefunden. Indessen muß bemerkt werden daß jene neun Arten sämmtlich nur in der Freiheit brüten, so daß man von den Bastarden nicht verlangen darf daß sie in der Gefangenschaft es thun sollten. Ferner müßte man bei Thierhybriden, ehe man ihre Unfruchtbarkeit verkündigt, vorher Kreuzungen von Bastarden verschiedener Paare versuchen. Darwin glaubt dieß sey noch nie erschöpfend geschehen, doch gilt hier wohl das Beispiel der völligen Unfruchtbarkeit der Maulthiere. Für völlig fruchtbar hält Darwin die Bastarde von Cervulus vaginalis und Reevesii, von Phasianus colchicus mit P. Torquatus u. P. versicolor. Hr. Eyton hat in England Hybriden von der gemeinen mit der chinesischen Gans (A. cygnoides) erzogen; diese Hybriden, von verschiedenen Paaren stammend, haben dann sich fruchtbar vermehrt, und es sind von ihnen acht Hybridenjunge (Enkel) erzeugt worden. In Indien dagegen sind solche Bastarde so häufig, daß man sie in Heerden hält. Die verschiedenen Hunderacen sind fruchtbar, obgleich sie Darwin als Abkömmlinge verschiedener wilder Arten (from several wild stocks — der letzte Ausdruck scheint absichtlich dunkel gewählt) anzusehen sich berechtigt hält. Das höckerige Rind Hindostans und das europäische vermehren sich fruchtbar, obgleich man sonst völlig Ursache hat sie als getrennte Arten zu behandeln. Eine geheimnißvolle Erscheinung in der Pflanzenwelt wurde von Kolreuter beobachtet. Er befruchtete Mirabilis jalapa mit dem Samenstaub von M. longiflora, und die Hybriden zeigten sich genügend fruchtbar bei 200 Versuchen. Er bemühte sich dann acht Jahre hintereinander M. longiflora mit dem Samenstaub von M. jal. zu befruchten, und es mißlang jedesmal. Aehnliche Erscheinungen wie bei der Bastardzucht kommen beim Pfropfen vor. In der Regel, aber nicht immer, kann man Spielart auf Spielart, Art auf Artenverwandte pfropfen, aber bisweilen genügt die systematische Verwandtschaft nicht. Die Birne läßt sich auf einen Quittenstamm, aber nicht auf einen Apfelbaum pfropfen, obgleich die Quitte einer ganz andern Gattung (genus) angehört, der Apfel aber und die Birne als Arten der nämlichen Gattung angehören. Die Ursache von der Unfruchtbarkeit der Hybriden kann nach Darwin auf einer Veränderung der

Geschlechtsorgane beruhen, doch ist alles vorläufig in Dunkel gehüllt — was weiß man denn überhaupt über das Wesen der Befruchtung selbst? Vieles, nur das Beste nicht.

Im allgemeinen kann man wieder behaupten daß Blendlinge, oder die Nachkommen von verschiedenen Racen oder Spielarten sich fruchtbar mehren. Uebrigens sorgen die Systematiker am besten für diesen Grundsatz, denn kaum entdeckt man zwei Spielarten, die sich nicht fruchtbar mischen, so werden sie zum Rang von neuen Arten erhoben. Merkwürdig ist jedoch daß z. B. der deutsche Spitz sich ungleich leichter als irgendeine andere Hunderace mit dem Fuchs begattet, daß die einheimisch-südamerikanischen, zahmen Hunde außerordentlich schwer mit europäischen Racen sich begatten. Es gibt indessen noch mehr Fälle, wo Spielarten völlig unfruchtbar sich zeigen. Gärtner fand eine Zwergart Mais mit gelben Körnern unfähig sich mit einer hohen Maisrace mit rothen Körnern zu vermischen, obgleich der Mais getrennten Geschlechtes ist. Durch künstliche Befruchtung trug unter 23 Blumen nur eine Samen und nur fünf Körner, diese aber bewiesen sich als völlig fruchtbar. Noch merkwürdiger ist daß Gärtner, ein für die Darwin'sche Lehre im höchsten Grade feindseliger Zeuge, jahrelang bei neun Arten Wollkraut (Verbaseum) folgendes beobachtete: wurden gelbe mit weißen Varietäten derselben Art befruchtet, so trugen sie ungleich weniger Samen als wenn jede Blume sich mit ihrem eignen Pollen befruchtete. Kreuzte man jedoch gelbe und weiße Varietäten der einen Art mit gelben und weißen Varietäten einer getrennten Art, so erhielt man stets mehr Samen, wenn man gelbe Spielart, mit gelber, weiße Spielart mit weißer befruchtete, als wenn man die Farben mischte. Dennoch unterschieden sich diese Spielarten nur durch ihre Farbe, ja sie sind sich so nahe verwandt daß bisweilen die eine Spielart aus den Samen der andern aufgeht. Ferner zog Kolreuter fünf unbezweifelte Spielarten des gemeinen Tabaks, deren Blendlinge als völlig fruchtbar befunden wurden. Kreuzte man aber — als Vater wie als Mutter — diese fünf Spielarten mit einer andern Art Tabak, nämlich Nicotiana glutinosa, so fand sich daß vier Spielarten höchst sterile, eine einzige Spielart leidlich fruchtbare Hybriden erzeugte, folglich mußte das Fortpflanzungssystem dieser einen Spielart sich merklich von den andern Spielarten entfernt haben. Darwin hat also ziemlich gut bewiesen: erstens daß es bei Hybriden verschiedene Stufen von Unfruchtbarkeit gibt, und daß auch nicht immer die Blendlinge von Varietäten fruchtbar sind. Alles fließt in einander über, gerade so wie sich allmählich auch die Spielart bis zum Artenunterschied erhebt.

Zufolge der Theorie von der natürlichen Zuchtwahl sind alle Arten mit ihren Geschwisterarten derselben Gattung einst so verbunden gewesen, wie die jetzt lebendigen Spielarten derselben Species. Der Uebergang erforderte freilich ungeheure Zeiträume, allein diese sind reichlich vorhanden nach der Lyell'schen Lehre von der Bildung unsrer Erdrinde. In Großbritannien haben die palaözoischen Schichten eine Mächtigkeit von 57,154 Fuß, die secundären von 13,190 Fuß, die tertiären von 2240 Fuß, zusammen 72,584 Fuß. Manche Formationen die in England nur in dünnen Schichten auftreten, besitzen auf dem Festland eine Mächtigkeit in Tausenden von Fußen, endlich fehlen in England eine Menge Zwischenbildungen, so daß in der Reihenfolge ungeheure Lücken vorhanden sind. Was muß diese Anhäufung von Schichtungen für Zeit erfordert haben, wenn selbst der mächtige Mississippi örtlich nur 600 Fuß in 100,000 Jahren niederschlägt! An Zeit kann es also nicht fehlen. Um aber für die Darwin'sche Lehre paläontologische Zeugnisse zu finden, dazu sind unsere Sammlungen versteinerter Wesen viel zu lückenhaft. Manche verschwundene Thierart kennen wir nur durch das Fragment eines einzelnen Exemplars. Manche Thiere haben sich gar nicht in Versteinerungen zu erhalten vermocht. So z. B. bekleiden verschiedene Muschelarten der Chthamalina, einer Familie der Cirripedia, die Felsen der ganzen Welt. Sie bewohnen nur die Ufer, mit der einzigen Ausnahme einer mediterraneischen Species die tiefes Wasser sucht und fossil in Sicilien angetroffen worden ist. Von dieser weit verbreiteten Familie wird auch nicht ein Exemplar in tertiären Schichten angetroffen, obgleich wir ganz genau wissen daß Chthamalina in der Kreideperiode schon vorkamen. In den palaözoischen und secundären Zeiten vollends darf man gar keine Bestätigung für die Entstehungsgeschichte der organischen Welt suchen. So bruchstückartig sind bis jetzt unsre Sammlungen daß aus diesen ungeheuren Zeiträumen noch gar kein Landschalthier entdeckt worden ist, mit Ausnahme eines von Lyell in der Kohlformation Nordamerika's gefundenen Exemplares. Doch bleibt es immer eine Schwierigkeit, wenn wir in denselben Schichten nicht auf Varietäten der nämlichen Art stoßen. Aber freilich, wie will man bei Fossilien zwischen Art und Spielart unterscheiden? Gesetzt, es fänden sich B. und C. als getrennte Arten in einer Schicht, man würde aber in einer unterliegenden, also ältern Schicht A finden, eine Form die zwischen B. und C. mitten inne stände, also nach Darwin Stammvater der spätern B. und C. seyn sollte, so würden die Paläontologen nichtsdestoweniger drei verschiedene Species erkennen, ja B. und C. noch um so eher als solche von A sondern, weil sie in verschiedenen Schichten vorkommen. In der That sind denn auch die Unterschiede auf welche die Paläontologen ihre Species gegründet haben, mitunter außerordentlich geringfügige. Man denke sich nur daß unser Rindvieh, unsre Schafe, Hunde u. s. f. in fossilen Fragmenten von einem Gelehrten der fernen geologischen Zukunft gefunden würden, so möchte er wahrscheinlich ebenso viele Species erkennen als wir Racen zählen.

Unbequem für unsre Theorie aber ist es daß allerdings ganze Gruppen von Arten am Beginn geologischer Abschnitte plötzlich aufzutreten scheinen, während doch durch die natürliche Zuchtwahl nur unendlich langsam die Art in ihre Spielarten sich zerspalten kann. Darwin hilft sich auch hier wieder mit der Unvollständigkeit der geologischen Quellen, denn wenn auch ganze Gruppen plötzlich auftreten, wer sagt uns daß sie nicht vorher, ehe das einschließende Muttergestein geschichtet wurde, vorhanden waren? Noch vor wenigen Jahren wiederholten alle geologischen Handbücher daß die Säugethiere plötz-

lich in der tertiären Zeit aufgetreten sehen, während die reichste jetzt bekannte Anhäufung fossiler Säugethiere der mittleren Zeit der secundären Schichtenfolge angehört, und ein wahrhaftes Säugethier auch schon im neuen rothen Sandstein entdeckt worden ist. Cuvier legte großen Werth auf den Umstand daß kein fossiler Affe in einer tertiären Schicht vorkomme, jetzt aber sind erloschene Affenarten in Indien, Südamerika und Europa ziemlich weit zurück, nämlich in eocänen Schichten gefunden worden. Lange Zeit gab man viel darauf daß Wallfischknochen nicht in secundären Schichtungen getroffen werden, während Lyells Handbuch (1858) bereits Wallfischspuren im obern Grünsand, also vor Beschluß des secundären Zeitalters kennt.

Geht man aber zurück an die Schwelle des paläozoischen Zeitalters und fragt Darwin, wo denn nach seiner Theorie die Stammväter der ältesten Arten geblieben seyen, so kann er freilich darauf keine Antwort geben. In den präsilurischen Zeiten müßte nach Darwins Theorie die Welt auch von Organismen geschwärmt haben, aber die ältesten organischen Gebilde treten jedenfalls plötzlich auf. Zwar kennen wir das Innere der Erdrinde nur an wenigen Stellen, und es ist möglich daß Schichtungen entdeckt werden die noch älter sind als die welche jetzt die ältesten heißen, schwerlich aber wird man zu einem Anfang der Schöpfung, zu den Urtypen gelangen. Die Theorie kann uns außerordentlich vieles erklären, zuletzt stehen wir aber doch wieder vor einem Geheimniß, welches ebenso groß ist als die bereits gelösten Räthsel.

Es ist ganz ausgemacht daß eine organische Form die einmal verschwindet, nie wieder zurückkehrt. Nach der Darwinschen Entwicklungslehre kann es kaum anders seyn, denn die Art mußte austerben, weil sie im Kampf um das Leben von den concurrirenden Arten geschlagen wurde. Seitdem haben alle diese Arten ihre Waffen gleichsam verschärft, sie sind an einen härteren Kampf gewöhnt, wie könnte also jemals eine schwächere Form des organischen Alterthums noch aufkommen? Sie müßte gerade so wie Cäsar mit seinen Legionen vor einem Major und einem Bataillon unserer Infanterie davonlaufen! Die einzige Möglichkeit bei Kräften zu bleiben, besteht für die Arten darin daß sie fortfahren zu variiren, weil jede Spielart größere Lebensfähigkeit besitzt als der Urtypus, sonst wäre sie nicht entstanden. Eine Art welche die Fähigkeit verliert zu variiren, ist selbst verloren. Zuletzt trifft der Tod ganze Gattungen oder wohl auch Familien, vielleicht ist sogar die Armuth der Gattungen an Species ein Zeugniß ihres vorgerückten Alters, während Artenreichthum für die Jugend einer Gattung spricht. Wenig Ausnahmen gibt es daß sich Gattungen durch alle Zeitalter hindurch erhalten haben, eine davon ist das Muschelgenus Lingula, welches in ungestörter Folge von den untersten silurischen Schichten bis auf unsere Zeit herabreicht. Im allgemeinen wird aber das Aussterben der Arten viel mehr Zeit erfordert haben als die Neubildung derselben. In manchen Fällen, wie z. B. bei den Ammoniten am Schluß des secundären Zeitalters trat jedoch das Verschwinden wunderbar rasch ein.

Die merkwürdigste paläontologische Erkenntniß ist die, daß fast gleichzeitig in der ganzen Welt die organischen Formen sich geändert haben. Unsere sogenannte europäische „Kreideformation" kann in den verschiedensten Räumen der Welt und unter den verschiedensten Klimaten wieder erkannt werden, selbst wo auch nicht Körnchen mineralische Kreide dabei gefunden wird, als in Nordamerika, Südamerika, Feuerland, Caplande und Indien. In diesen weitabliegenden Räumen zeigen die in den Schichtungen eingeschlossenen Formen die überraschendste Aehnlichkeit mit denen in unsern sogenannten Kreidebildungen. Nicht daß die nämlichen Arten wiederkehrten, denn oft ist auch nicht eine Art gemeinsam, alle Arten aber gehören zu gemeinsamen Familien und Gattungen, und sind oft genug verschieden nur durch oberflächliche Sculpturen. Sonst aber fehlen über und unter der „Kreide" aller Orten die nämlichen Formen. Ein ähnlicher Parallelismus der Formen ist in den aufeinanderfolgenden paläozoischen Schichtungen Rußlands, Westeuropa's und Nordamerika's zu erkennen. Diese beinahe gleichzeitige Folge von organischen Formen erklärt sich sehr gut durch die Darwinische Lehre oder durch das Auftreten neuer durch vererbte Variationen nach und nach verbesserten Arten, denen die ältern unverbesserten nach und nach Platz machten. Es folgt dann von selbst daß auf Inseln oder andern unzugänglichen Räumen, welche vor der Invasion dieser neuaufgetretenden Arten geschützt waren, veraltete Formen sich so lange erhalten konnten. Da früher die organischen Formen sich viel näher standen als wie jetzt, wo durch gleichsam strahlenförmige Entfernung vom Urtypus größere Unterschiede zwischen Art, Genus, Familie, Ordnung und Classe entstanden sind, so verstehen wir auch die Thatsache daß fossile Formen die Lücken und Uebergänge ausfüllen, und daß die älteren Fossilien die am weitesten entfernten Gruppen zu vereinigen vermögen. Der große Streit ob in der organischen Welt ein Entwicklungsgang von sogenannten niedern zu sogenannten höheren Organismen wahrzunehmen sey, erhält hier eine freilich unerwartete Lösung. Auch Darwin gesteht daß er eigentlich nicht wisse, was man unter „niedern" oder „höheren" Organismen verstehen solle, da sich Qualitätsrang nicht recht feststellen läßt. Nach seiner Lehre aber folgten beständig stärkere den schwächeren Formen. Sie waren nicht höher organisirt, aber besser ausgestattet und bewaffnet den Kampf um die Existenz mit den übrigen Arten und Einzelwesen der organischen Schöpfung bestehen zu können, in der Art daß wenn es möglich wäre einen solchen Zweikampf irgendwo zu veranstalten, unsere heutige Pflanzenwelt ganz sicherlich die ecäne, die Thierwelt des geologischen Mittelalters (secundäre), die Thierwelt des geologischen Alterthums (paläozoische) schlagen, das heißt vom Erdboden verdrängen würde. Dieß geschieht im Kleinen in Neu-Seeland wo britische Gewächse die eingebornen Schritt für Schritt verjagen. Es ist dann aber recht leicht möglich daß gewisse Arten von Knochenthieren sogenannte höchstehende Mollusken verdrängen, in welchem Falle also der sogenannte niedere Organismus den höheren schlagen würde. Einzelne Exemplare solcher verdrängter Formen werden bisweilen durch günstigen

Zufall in den Schlamm von abgewaschenen Gebirgsarten gehüllt, der Schlamm bäckt zusammen und bildet eine neue Gebirgsschicht mit Einschluß des fossil gewordenen Thieres. Bei dieser Aufbewahrung früherer Organismen können die Uebergangsformen aber deßwegen verloren gegangen seyn, weil Fossilien doch nur dann erhalten werden wenn Länder rasch unter den Meeresspiegel sinken und neue Schlammniederschläge geschwind nachfolgen, mit einem Worte zur Zeit des Untersinkens vom Festland (subsidence). Mit diesem Untersinken wird sehr oft auch das Erlöschen von Arten erfolgt seyn, während umgekehrt die Bildung neuer Arten doch nur auf Festlanden zur Zeit ihrer Hebung oder ihrer Ruhe stattfinden konnte, so daß wir in den Fossilien eigentlich nur die Schlußresultate der organischen Veränderungen vor uns haben, die Figuren die auf der Bühne waren als der Vorhang beim Actschluß fiel.

Auch die geographische Verbreitung der Organismen erklärt sich gut durch die Darwin'sche Theorie. Dieselben klimatischen Verhältnisse finden sich irgendwo in Amerika und irgendwo in der Alten Welt, oder in Australien, Südafrika und Südamerika. In allen diesen Welttheilen wird es Räume von der nämlichen Temperatur, Feuchtigkeit und Elevation geben. Dennoch finden wir in den klimatischen Parallelräumen eine andere, nämlich eine nordamerikanische, eine europäische, eine südamerikanische, afrikanische, australische Fauna und Flora. Jede abgesonderte organische Welt trägt gleichsam den Typus des Welttheiles dem sie zugehört. Diese Verwandtschaft der Formen auf dem nämlichen geographisch gesonderten Schauplatz stammt nach Darwin von der Erblichkeit der organischen Formen her. Sie würde umgekehrt beweisen daß die Welttheile mit gesonderter organischer Schöpfung sehr lange Zeit getrennt gewesen seyn müssen. Dieß schließt gegenüber modernen Theorien, welche allzu hastig in vergleichsweise (geologisch gesprochen) jüngerer Zeit, einen Zusammenhang der Welten vermuthet haben, Darwin aus den Verschiedenheiten der Seethiere an den östlichen und westlichen Küsten der Continente, welche auf eine langdauernde Zertheilung der Wasser deutet, ferner aus der Unähnlichkeit selbst der tertiären Organismen verschiedener Festlande. Merkwürdig und schwierig zu erklären bleibt aber dann die Identität so vieler Alpenpflanzen und Alpenthiere. Die Gewächse auf den Höhen der Pyrenäen und der Alpen sind die nämlichen wie die in Norwegen oder überhaupt in den europäischen Nordpolarländern; die Pflanzen der Weißen Berge in Nordamerika sind die nämlichen wie die Labradors, ja diese wieder beinahe dieselben wie die an den höchsten Gipfeln Europa's. Die Anhänger einer fortgesetzten Schöpfungsthätigkeit können über diese Schwierigkeit nur lächeln. Darwin hilft sich aber hier sehr geschickt mit der geologischen Vermuthung daß es im tertiären Zeitabschnitt eine sogenannte Eisperiode gegeben habe, von welcher her die erratischen Blöcke, ferner die Moränen in warmen südeuropäischen Ländern stammen. Das bereingebrochene Polarklima hat nach seiner Meinung damals bis an den Südabhang der Pyrenäen und der Alpen geherrscht, in beiden Theilen Amerika's hat es die Temperatur beträchtlich erniedrigt, so daß an den dortigen äquatorialen Küsten eine so geringe Wärme geherrscht habe, wie jetzt etwa auf Gebirgen über 6 bis 7000 Fuß Erhebung. Natürlich mußten große von den Polen nach dem Aequator vordringende Eismassen alle organischen Formen der gemäßigten Breiten vor sich herjagen und zugleich an ihrem Saum die gemeinsame circumpolare Thier- und Pflanzenwelt nach Süden treiben. Als nun der Rückschlag eintrat und das Eis zu schmelzen begann, verkümmerten wieder die allgegenwärtig gewordenen Polarformen, wo sie nicht vor der unerträglichen Wärme nach den höchsten Gipfeln der Gebirge flüchten konnten, und diesen Ueberbleibseln verdankt man die Identität von örtlich so gewaltig getrennten Arten.

Beengt durch unsern Raum müssen wir hier abbrechen, obgleich noch ganz vortreffliche Sachen in den beiden letzten Capiteln über geographische Verbreitung und über Classification gesagt wird. Letztere ganz besonders wird nach einem Sieg der Darwin'schen Lehre nicht mehr einem sogenannten „Schöpfungsplan" nachjagen, sondern nur mit der Ermittlung von Genealogien in der Welt der organischen Formen sich beschäftigen. Da Darwin an eine gemeinsame Abkunft aller Thiere glaubt, indem er sich sogar vom fliegenden Eichhörnchen zur Fledermaus und von dieser zu den Vögeln eine Brücke baut, so waren für ihn die sogenannten anfänglichen (rudimentären) oder verkümmerten Gliedmaßen die sichtbaren Fingerzeige, daß die Natur nach seiner Lehre verfahren sey, während man bisher nichts mit ihnen anzufangen wußte. In den kritischen Berichten der englischen Blätter herrscht bisher nur die Eine Stimme, daß Darwins Buch wahrscheinlich eine so ungeheure Umwälzung in den naturgeschichtlichen Wissenschaften zur Folge haben werde, wie Sir Charles Lyells Auftreten für die Geologie hatte. Ganz merkwürdig ist es auch daß der Zoolog Wallace von den Philippinen eine Arbeit eingeschickt hat, die mit Darwins Anschauungen strict übereinstimmt, obgleich beide Gelehrte unabhängig von einander zu ihren Sätzen gelangt sind. Vielleicht wird man denn auch bald von einem Darwin'schen Naturgesetz reden, wie man es in Bezug auf die Lehrsätze Newtons, Keplers u. a. gethan hat.

Verbrechen an Bord amerikanischer Schiffe.

Wir haben, sagt der Economist, im letzten Herbst die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die furchtbaren Grausamkeiten gelenkt welche von Zeit zu Zeit an Bord der in England anlangenden amerikanischen Schiffe begangen werden, und die Ungestraftheit hervorgehoben derer die Verüber dieser Gräuelthaten sich annoch erfreuen. Leider müssen wir auf diesen Gegenstand zurückkommen, denn eine der furchtbarsten Tragödien die je sich ereignet, trug sich, wenn die Angaben der Zeugen verläßlich sind, kürzlich an Bord eines dieser Schiffe zu, und die bei diesem Trauerspiel vorzugsweise betheiligten

Personen werden, in Folge des mangelhaften Zustands der internationalen Rechtspflege, völlig ungestraft bleiben.

Der Vorgang welchen wir im Auge haben ist folgender. Zwei amerikanische Bürger (Unterthanen, sagt der Economist), Edmund Lane und Gordon Hires, der erste und der zweite Maate eines amerikanischen Barkschiffs Namens Anna, wurden vor einigen Tagen vor den Gerichtsbehörden der Insel Wight der Ermordung von nicht weniger als sechs schwarzen Matrosen angeklagt. Das Zeugniß der zwei andern schwarzen Matrosen, welche noch lebendig an Bord des Schiffs blieben, war hinsichtlich des Todes von vier derselben genau, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen daß man, wenn die Untersuchung, der Gesetzmängel wegen, nicht kurz abgeschnitten worden wäre, ein gleich specifisches Zeugniß auch rücksichtlich des Todes der beiden andern erlangt hätte. Die Umstände der erwähnten Mordthaten sind zu furchtbar als daß sie sich ohne Noth ausführlich erzählen ließen, wir werden sie daher nur andeuten. Am 3 Juli schlug Lane einen schwarzen Matrosen, Namens Armstrong, mit einem Hammer, und verletzte ihm sein linkes Auge. Der arme Mann scheint durch den Schlag betäubt worden und lange Zeit außer Stande gewesen zu seyn seine Arbeit wie gewöhnlich zu verrichten. Während er sich in diesem Zustande befand, sagt man uns, sandte ihn der zweite Maate auf die „Martingale“ (ein vor dem Eselshaupt des Bugspriets befestigter Streber), unter dem Bugspriet, um den „Ohrring“ zu reinigen. Er ergriff den Ohrring, konnte ihn aber nicht reinigen; er wurde von der Martingale hinweggespült, und am Ohrring, um welchen er seinen Arm gewickelt hatte, im Wasser fortgeschleppt. Abraham Rook kam ihm zu Hülfe. Der erste Maate war auf dem Klüverbaum, und als Rook im Begriff stand den Armstrong an Bord zu ziehen, sagte er: „Zieh den Neger nicht herein; schneid den Ohrring ab, und laß ihn gehen.“ Einige Minuten später ließ Armstrong seinen Halt los, und war verloren. Etliche Tage darauf war Hires unwillig über einen schwarzen Matrosen Namens Turtle, und stampfte mit den Füßen so heftig auf dem Kopfe desselben herum, daß der Neger in sehr wenigen Stunden starb. Fast noch bevor er todt war, packte, wenn wir der gerichtlichen Aussage Glauben beimessen können, Hires einen andern Mann mit Namen Johnson, und schlug ihn mit beiden Händen dergestalt daß Blut aus seinem Munde floß. Er starb noch an selbigen Tag, und wurde mit Turtle über Bord geworfen. Dieß könnte, scheint uns, genügen; dennoch aber müssen wir die Schilderung des letzten Mords mit den eigenen Worten des Zeugen geben: „Etwa sieben Tage vor unserer Ankunft in Cowes starb auch der Matrose Frank. Zwei oder drei Tage vor seinem Tode sah ich daß Lane, der erste Maate, ihn schlug. Zwischen sieben und acht Uhr Abends des nächsten Tags war Frank am Rade, und Lane, der hinter ihm stand, sagte: „„Wenn du auch nur einen Viertelspunkt vom Lauf abgehst, werd' ich dich ermorden.““ Unmittelbar darauf schlug er ihn mit einem Kovein-Nagel auf das Hinterthell seines Kopfes. Er fiel auf die Speichen des Rades, und hier setzte Lane sein Schlagen mit dem Kovein-Nagel fort. Lane rief dann den Matrosen Rock um am Rad Dienste zu leisten, und sandte Frank, blutend, an die Pumpe. Lane schlug ihn eine Stunde lang, ab und zu, indem er nach je drei oder vier Minuten wieder auf ihn losfiel. Frank schrie zweimal: „Mörder!“ Mehrmals ließ er den Schmerzenslaut hören: „O Gott!“ und einmal rief er nach dem Capitän. Frank blutete sehr stark, und schien seine Besinnung zu verlieren. Er schrie die ganze Nacht, und starb um 12 Uhr in der nächsten Nacht. Einen Tag nach seinem Tode wurde Frank über Bord geworfen, und etwa drei Stunden später sahen wir den Start Point.“

Es dürfte überflüssig seyn zu bemerken daß sich kaum jemals ein größeres Aergerniß an internationaler Rechtspflege zugetragen hat. Selbst bei der allergünstigsten Unterstellung, daß die Thatsachen übertrieben oder nicht wahr seyen, ist das Aergerniß ein sehr großes. Schauderhafte Beschuldigungen wurden gegen Personen, die einem gesittigten Land angehören bei dem Gerichtshof eines andern gesitigten Landes vorgebracht — Zeit und Ort an welchem man die Anklage stellte, waren für die Untersuchung der Wahrheit die allerbesten — alle erforderlichen Zeugen waren vorhanden — jedes mögliche Vertheidigungsmittel das die Angeklagten wünschen konnten stand zu ihrer Verfügung — keine unnöthige Verzögerung in Stellung der Anklage war eingetreten, denn sie wurde ein gebracht sobald das Schiff sich der ersten Küste genähert hatte — der Gerichtshof war wenigstens gut genug für Leute wie diese, denn es ist derselbe auf den wir hinsichtlich unserer eigenen täglichen Rechtspflege alle unser Vertrauen setzen; trotz dieser Anhäufung von Thatsachen aber mußte der Gerichtshof die Sache abweisen, weil ihm das Gesetz die Befugniß nicht ertheilte eine Untersuchung darüber anzustellen.

Zum Ruhm des amerikanischen Consuls muß indeß gesagt werden daß er, wie es scheint, alles was in seiner Macht stand zu thun wünschte um die angeklagten Personen vor Gericht zu bringen. Er forderte die Magistrate auf, die Leute auf das Schiff zurück zu senden, und ihm behülflich zu seyn sie dort in Haft zu halten bis er selbst eine genügende Untersuchung der Thatsachen werde vorgenommen haben.

Die Magistrate sahen sich jedoch genöthigt zu entscheiden daß das Gesetz mangelhaft sey; daß sie keine Befugniß besäßen seiner Forderung zuzustimmen; daß Lane und Hires einfach freie Menschen seyen, gegen welche nichts was das englische Gesetz strafen könne erwiesen ward; daß sie sonach hingehen könnten wohin sie wollten, und berechtigt seyen von dem englischen Gesetz Schutz zu verlangen gegen jeden der sie zu schädigen versuchen wolle. Selbst wenn man aber der Forderung des Consuls willfahrt und dieser die möglich vollständigke Untersuchung angestellt hätte, so würde, fürchten wir, all dieß vergebliche Mühe gewesen seyn. Wir haben zwar einen Auslieferungsvertrag mit den Vereinigten Staaten, in Folge dessen alle gewisser Verbrechen angeklagten Personen den amerikanischen Gerichtshöfen überantwortet werden müssen; allein ehe die Auslieferung stattfinden kann, muß eine vorläufige Untersuchung vor einem amerikanischen Gerichtshof competenter Jurisdiction vorgenommen worden seyn, und wir fürch-

ten daß ein Consul, der kein Gerichtsbeamter ist, die Befugniß eine solche Untersuchung anzustellen, wie das Gesetz jetzt steht, nicht hat.

Selbst wenn übrigens die Untersuchung des Consuls zureichend gewesen wäre, und wenn wir dem Auslieferungsvertrag gemäß die erwähnten Verbrecher in ihr Heimathland zurückgeschickt hätten, so würden wir kein Recht gehabt haben die Zeugen dahin zu schicken. Es wäre eine ungeheuerliche Grausamkeit Personen über das Weltmeer hinüberzujagen bloß darum weil sie die unschuldigen Zuschauer peinlicher Thatsachen gewesen waren. Der Natur des Falles daher sowohl als der Mängel des Gesetzes wegen hätte das Dazwischentreten des Consuls, obgleich es seiner Gesinnung zur Ehre gereicht, nothwendigerweise fruchtlos seyn müssen.

Die Wahrheit ist daß der einzige Platz für eine wirksame Untersuchung von irgend welchen an Bord eines Schiffes zur See stattfindenden Vorkommnissen der Hafen ist in dem ein solches Schiff landet. Eine Schiffsmannschaft und noch mehr die Passagiere eines Schiffs bestehen aus einer Anzahl Personen die sich für einen kurzen Zeitlauf zusammengefunden haben, und die sich dann zerstreuen. Wenn irgend eine nützliche Schlußfolgerung aus ihren Aussagen hergeleitet werden soll, so muß sie gemacht werden können *solange* sie noch alle bei einander sind, wo man sie sich einander gegenüberstellen kann, wo die größte Gelegenheit zur Untersuchung der bei der Sache vorgekommenen Einzelnheiten vorhanden ist. Wenn die gerichtliche Untersuchung nicht *sogleich* bei der Ankunft des Schiffs im Hafen vorgenommen wird, dürfte sie fruchtlos seyn — es wäre entweder ein unwirksamer Versuch zur Entdeckung eines Verbrechens, oder eine ungenügende Rechtfertigung der eines solchen ungerecht angeklagten Personen.

Wie wir glauben, sind Unterhandlungen mit der amerikanischen Regierung im Gang um diesem Uebel abzuhelfen, und wir hegen keinen Zweifel darüber welcher Art die Abhülfe seyn sollte. Wir glauben daß die Gerichtshöfe der beiden Länder — Englands und Amerika's — über die an Bord der Schiffe der beiden Nationen auf hoher See begangenen Verbrechen mit einer solchen Gerichtsbarkeit bekleidet seyn sollten, daß sie im Stande wären alles zu untersuchen was sich an Bord eines Schiffs zugetragen haben mag, und zwar gleich nach dessen Ankunft in dem einen oder dem andern der beiden Länder.

Die Entdeckung eines transmercurialen Planeten.

Die stattgefundene Entdeckung eines Planeten zwischen Mercur und Sonne ist mit so allerliebsten und romanhaft klingenden Nebenumständen verbunden gewesen, daß man geneigt wäre hinter den Vorgängen eine abgekartete Komödie zu argwöhnen, wenn nicht in unsrer Zeit die wissenschaftliche Kritik solchen Possen sogleich auf die Spur kommen und den Versuch durch vernichtendes Gelächter bestrafen würde. Bei der Sache steht übrigens Leverriers Ruf auf dem Spiel, und gewiß wird ein Mann der unter den Astronomen sich einen Rang wie Kepler oder Galilei gesichert hat, diesen Ruf nicht durch ein zweideutiges oder läppisches Betragen verscherzen wollen. Wir haben früher[1] angezeigt daß Leverrier am 12 Sept. v. J. der Pariser Akademie ankündigte: er habe nach Vergleich einer großen Reihe von beobachteten Durchgängen des Mercurs durch die Sonne gefunden daß dieser Planet eine Störung seiner Bahn erleide, welche in der seculären Bewegung seines Perihels eine Verzögerung von 38 Bogensecunden bewirke. Diese Störung müsse durch einen Planeten verursacht werden der zwischen Mercur und Sonne kreise, und welcher, wenn seine Bahn in der Mitte zwischen Sonne und Mercur liege, das ganze Volumen dieses Planeten besitzen müsse. Da ein solcher Körper aber bisher nicht beobachtet worden sey, so vermuthete er ferner daß die Störung nicht von einem, sondern von mehreren Planeten, vielleicht von einer zweiten Gruppe Asteroiden ausgehe, welche individuell zu klein seyen daß man sie selbst bei ihren Sonnendurchgängen nicht wahrnehmen, oder sie mit den vielen Punkten am Lichtantlitz der Sonne verwechseln konnte. Kaum hatte Leverrier diese Eröffnung gemacht, so kamen ihm von allen Seiten Mittheilungen zu daß Astronomen, diesen oder diese transmercurialen Planeten oder Asteroiden gesehen haben wollten. Leverrier legte auf diese ungebuldigen Entdeckungsanzeigen keinen Werth, bis er in der letzten Decemberwoche vorigen Jahres eine Mittheilung werthwürdigen Inhalts erhielt. Sie kam aus der Ortschaft Orgères (Dép. Eure et Loire) von einem Landarzt Namens Lescarbault, und enthielt folgendes: Am 26 März 1859 war der Himmel für den größten Theil Frankreichs bedeckt, während die Hochebene von Orgères sich heitern Wetters erfreute. In der Zwischenzeit zwischen zwei Krankenbesuchen beobachtete Dr. Lescarbault als astronomischer Dilettant die Sonne mit einem Fernrohr. Er gewahrte dabei auf der Sonnenscheibe einen kleinen schwarzen runden Körper, der sich von den gewöhnlichen Sonnenflecken merklich unterschied. Der Astronom war nun begierig zu beobachten ob dieser Körper eine eigene Bewegung habe. Nach kurzer Zeit wurde sein Fortrücken erkannt, und es blieb jetzt kein Zweifel übrig daß der Körper ein Planet sey. Lescarbault zeichnete genau die Zeit seines Austrittes aus der Sonnenscheibe auf und maß etliche Winkel. Er berechnete daß die Sehne welche der Planet auf der Sonne durchlaufen, 9 Minuten und 13 Bogensecunden betrage, oder mit andern Worten daß der Durchgang 4 Stunden 26 Minuten 48 Secunden Zeit erfordert habe. Nach Leverrier hat sich indessen Lescarbault geirrt, denn die Sehne muß 9 Bogenminuten und 17 Secunden lang gewesen seyn. Dieser geringe Fehler ist übrigens höchst verzeihlich bei den schwierigen Berechnungen. Man muß daraus auf eine annähernde Umlaufszeit des Planeten von 19 Tagen 17 Stunden schließen, und zwar würde er nie mehr als einen Abstand

[1] S. Ausland 1859. S. 1020.

von 7 Graden östlich oder westlich von der Sonne erreichen. Da nun der Mercur erst sichtbar wird wenn er sich seinen größten Sonnenabständen, nämlich auf 25 Bogengraden nähert, ja selbst dann nur bei außerordentlich dunstreinem Horizont gesehen werden kann, so hat Copernicus mit einem Seufzer, daß er ihn nie wahrgenommen habe, sterben müßte, so begreift sich daß der neue Planet, der beständig in die morgendliche oder abendliche Lichtkrone der Sonne eingetaucht bleibt, nur bei seinen Durchgängen auf der Sonnenscheibe gesehen werden kann. Die Neigung seiner Bahnebene zur Erdbahnebene (Ekliptik) beträgt 12 Grad. Lescarbault, der im Jahr 1845 den Durchgang des Mercurs durch die Sonne beobachtet hat, schätzt nach seinen Messungen den Durchmesser des neuen Planeten auf ein Viertel des mercurialen Durchmessers, oder auf ungefähr 360 Lienes (25 = 1°). Um diese Angabe besser vergleichen zu können, setzen wir, die Erde als 1 gedacht, die Längenwerthe der verschiedenen Durchmesser einiger Körper unseres Sonnensystems hieher:

Sonne	112,06.
Neuer Planet	0,100.
Mercur	0,391.
Venus	0,985.
Erde	1,000.
Mond	0,264.
Jupiter	11,225.

Der neue Planet hat also einen zehnmal kleineren Durchmesser als die Erde, und einen 2½mal kleineren als der Mond.

Die früher angeführten mathematischen Beobachtungen enthielt der Brief. Sie trugen in sich den Stempel der Wahrheit, denn Beobachtungen können nicht erfunden werden, oder die erfundenen sind leicht als gefälschte zu erkennen. Dennoch schien es Leverrier unerklärlich daß ein Astronom vor neun Monaten einen Planeten gefunden und so lange von seiner Entdeckung geschwiegen haben sollte. Zu Begleitung eines Freundes verließ er daher, ohne seine Ankunft zu melden, am 31 Dec. Paris, und begab sich incognito nach Orgères. Vorsichtig zog er zunächst Erkundigungen über Dr. Lescarbault ein. Die guten Leute nannten ihn einen rechtschaffenen Arzt, meinten aber er besitze doch ein Laster, nämlich er verschwende zu viel Zeit damit sich die Sterne anzusehen. Als nun die Reisenden bei dem Entdecker selbst anklopften, waren sie erstaunt eine wohleingerichtete Sternwarte mit einem Passageinstrument anzutreffen.

Ja merkwürdig genug, Lescarbault war nicht bloß Beobachter, sondern er hatte sich seine meisten Instrumente selbst verfertigt, nachdem er die und da die Gläser dazu aufgekauft. Diese Instrumente wurden geprüft und von befriedigender Genauigkeit gefunden. Dem astronomischen Robinson oder Robinson'schen Astronomen fehlte es an einem Chronometer, oder vielmehr an dem Geld dazu. Er hatte sich aber mit Eisenbeinkugeln, die er an Fäden aufhieng, ein gutes Instrument verfertigt um Zeitsecunden messen zu können. Leverrier verhörte ihn nun über seinen merkwürdigen Fund, und aus den Antworten ergab sich daß er es mit einem genialen Dilettanten zu thun hatte; auch beruhigten sich alle Zweifel des großen Astronomen vollständig. Aber nicht bloß genial war der obscure Planetenfinder von Orgères, sondern obendrein ein Original. Auf seiner Sternwarte fand sich weder Papier noch anderes Schreibmaterial, sondern der stillvergnügte Gelehrte schrieb alle seine Beobachtungen mit Kreide auf ein fichtenes Brett. War dieses mit algebraischen Zeichen angefüllt, so verschaffte sich der Astronom durch ein paar Hobelstriche wieder eine frische Fläche. Ein wahrer Glücksfall hat es so gefügt, daß Lescarbault noch zeitig genug von Leverriers Verkündigung eines transmercurialen Planeten etwas erfuhr und dadurch zur Mittheilung seiner Beobachtungen veranlaßt wurde, denn sonst hätte nächstens ein Streich mit dem Hobel die einzige Urkunde über den Durchgang des Planeten am 26 März 1859 verwischt. Als hohe Rarität für die Geschichte der Wissenschaft hat Leverrier dieses Brett mit der Kreideaufzeichnung nach Paris gebracht und der Akademie gezeigt. Armer Lescarbault! Er weiß nicht welchen Schatz er aus den Händen gegeben! Für dieses historische Brett würden auf Raritätenauctionen britische oder amerikanische Narren gewiß so viel Tausende geboten haben, daß der Astronom von Orgères sich dafür hätte eine Sternwarte erbauen und mit den trefflichsten Instrumenten ausstatten können! Vorläufig ist der Landarzt zum Ritter der Ehrenlegion aufgerückt. Nächsten März oder nächsten September aber, meint Leverrier, werde man einen zweiten Durchgang des neuen Planeten erwarten dürfen, und findet er sich dann wieder, so wird dem astronomischen Landarzt hoffentlich diejenige Belohnung zu Theil die er am meisten verdient, nämlich daß man ihm die Mittel gibt um das als Beruf fortzusetzen was er bisher als Allotria getrieben hatte.

X. Vibe über den Golfstrom und den Maelstrom an den Küsten Norwegens.

Ein Ergänzungsheft zu Petermanns geogr. Mittheilungen enthält eine größere Beschreibung der Küsten und des Meeres von Norwegen, aus dem wir den wichtigen Abschnitt über die Strömungen benutzen. Norwegen genießt bekanntlich im Verhältniß zu seinen Breiten ein außerordentlich begünstigtes Klima. Hardanger in Norwegen liegt unter gleicher Breite wie die Südspitze Grönlands, wie die Hudsonsbay und nördlicher als Ochotsk in Sibirien. Das Nordcap selbst correspondirt in Breite mit der Baffinsbay, mit dem südlichen Theile von Novaja Semlja und dem Polarmeere nördlich von der Behringsstraße. Dennoch beträgt die mittlere Temperatur in Hardanger + 6° R., in Trondhjem + 4° und beim Nordcap hält sie sich noch über Null. So genießt Norwegen unter allen Ländern relativ das mildeste Klima, und ein lauer Frühling ragt dort allein über den Polarkreis hinaus. Baut man doch Gerste noch unter 70°, Roggen bis 69°, Weizen bis 64° nördl. Br. Die Kiefer dringt noch über

den 70sten Grad, die Tanne über den arktischen Gürtel hinaus, ja bis zu diesen reicht noch die Cultur des Kirschbaumes, und feine Aepfel und Birnensorten werden noch im Stifte Trondhjem gezogen. Diese Vorzüge verdankt Norwegen nicht bloß einestheils, wie A. Bibe meint, sondern wohl größtentheils seiner Lage am westlichen Rand eines Continents, denn in Folge dessen empfängt es fortwährend die warmen Westwinde, welche aus südlichen Breiten und vom Meere her kommen. Ganz sicherlich aber trägt zur Erwärmung für die höchsten Breiten auch der Golfstrom merklich bei. Die Wirkung dieses Stromes beginnt unter 62° n. Br. bei dem Vorgebirge Stadt. Südlich von diesem Punkte nämlich herrschen an der Küste keine constanten Strömungen, sondern sie wechseln mit Ebbe und Fluth, sowie mit den Winden. Auch nordwärts von diesem Punkt ist zwar kein ununterbrochener Strom zu bemerken, doch ist der nördliche Strom immer stärker als der südliche; nordöstliche Strömungen sind vorherrschend, ja bisweilen unabhängig von Ebbe und Fluth, namentlich nördlich der Lofoten, wo auf dortigen Untiefen die Geschwindigkeit der Strömung bis auf vier Meilen in der Wache (vier Stunden) steigen kann. Dem Golfstrom ist nicht nur die größere Erwärmung der Küstenränder zu verdanken (denn binnenwärts vermindern sich merklich die klimatischen Begünstigungen), sondern er hält auch das Meer bis zum und bis über das Nordcap eisfrei, da sich höchstens in den innersten Vertiefungen der Fjorde feste Decken zu bilden vermögen. Die fortdauernde Bewegung des Meeres zwischen Ebbe und Fluth stört zwar wesentlich die Eisbildung, allein anderwärts unter gleichen Breiten friert das Meer trotzdem zu. Selten nähern sich Norwegen Eisberge, weil sie den Golfstrom nur schwierig überschreiten können, häufige Besuche von Eisbergen aber ernie-drigen bedeutend die Temperatur, wie denn, beiläufig bemerkt, auf Kosten des europäischen Mai's und Juni's die Eisberge aus der Davisstraße, die sich ins atlantische Meer südwärts vordrängen, weggeschmolzen werden müssen.

Daß der nordöstliche Strom, der an den nördlichen Küsten Norwegens vorbeiströmt, nur eine Verlängerung des im mexicanischen Golf gewärmten Golfstromes sey, bezeugen die Treibproducte welche er an die Küsten Norwegens wirft. Selbst ein Fischgeschlecht, die Chironectes, welche sich sonst nur in dem Sargasso-Meer oder den grünen Fucusbänken im atlantischen Ocean aufhalten, gelangen bis an die norwegischen Küsten, wahrscheinlich weil sie im Golfwasser bis dorthin vorzudringen vermögen. Bei der Insel Röst (Lofoten) findet man häufig Mahagonyſtämme, die aus der Bay von Honduras unentgeltlich von den floridanischen Strömungen nach Norwegen geflößt werden. In der Nähe von Tromsö, also bis beinahe zum 70°, hat man 60—80 Fuß lange Stämme von Campeschenholz antreiben sehen. Ferner bringt der Strom Hülsen von Cassia fistula, die nierenförmigen Wurzeln des Anacardium occidentale, die Früchte der Cocospalme. Vom Nordcap wendet sich der Strom nach Novaja Semlja, denn vor etlichen Jahren hat man dort an der Küste mit Kabeltau übersponnene Glaskugeln gefunden, wie sie allein nur von den Fischern auf den Lofoten gebraucht werden, um die Netze vor der Berührung des Meeresgrundes zu schützen. Das merkwürdigste Beweisstück von der Thätigkeit des Golfstromes war aber daß, als der General Sabine 1823 in Hammerfest sich aufhielt, Tonnen mit Palmöl aufgefischt wurden, welche nach den auf ihnen wohlerhaltenen Marken einem Handelsschiff angehörten das bei Cap Lopez (Westküste Afrika's) früher gescheitert war. Von der Westküste Afrika's geht nämlich eine äquatoriale Strömung durch die Antillen in den caribischen Golf, und von diesem in den mexicanischen Golf, der sich durch die Floridastraße und den Golfstrom entleert.

Was den Malstrom betrifft, so belehrt uns Bibe daß er am Ort selbst der Moskenstrom heißt, weil er zwischen den Lofoten-Inseln Moskenäsö und Mosken (67° 49 u. 67° 45') hindurchgeht. Ehemals habe ihn die Sage zu einem Naturungeheuer gemacht, in neuerer Zeit sey man in den andern Fehler gefallen, insofern man ihn gänzlich ins Fabelbuch schreiben möchte. Der Strom entsteht zunächst durch die sich örtlich mit großem Druck durch die Inselmeerenge drängende Bewegung von Ebbe und Fluth, die durch Winde noch gesteigert wird. Wenn die westlichen Winterstürme auf hohem Meer hausen fließt der Strom gegen Osten, bei Ebbe wie bei Fluthzeit. Nur wenn der Culminationspunkt für Ebbe oder Fluth eintritt, wird der Strom auf Augenblicke völlig ruhig. Vereinigt sich Westwind und Fluth, dann wird der Strom völlig unfahrbar, selbst für Dampfschiffe. Ereignet es sich aber gar daß die See vom Westwind bewegt wird, während an der norwegischen Küste Landwind weht, so stoßen die Wellen in entgegengesetzter Richtung zusammen, schäumen, branden und bilden Wasserwirbel, woher der Strom auch Malstrom oder Mahlstrom genannt wird, wegen der Aehnlichkeit der Wirbel mit umdrehenden Mühlrädern. Bei sommerlichen Windstillen ist der Strom abermals gefährlich, weil er dann die hülflosen Fahrzeuge an eine der vielen Scheeren oder auf die zahllosen Sandbänke zu treiben droht. Bei gelindem Wind im Sommer ist dagegen der Strom friedlich wie ein Fluß, und bisweilen völlig glatt.

Statistik der Schulen in Rußland. Aus amtlichen Angaben erfahren wir daß das ungeheure russische Reich im Jahr 1858 nicht mehr als 5432 Schulen mit 133,618 Schülern besaß, von denen 4982 auf die Universitäten, 300 auf die Lyceen, 22,270 auf die hohen Collegien, 28,358 auf die Provincialschulen, 53,654 auf die Pfarreischulen, 24,036 auf die Privatlehranstalten und 3538 auf die hebräischen Schulen fallen. Außer diesen gab es im Bezirk Warschau 76,059 Studierende und Jöglinge in 1451 Schulen, so daß sich die Gesammtsumme der Schüler in Rußland und Polen auf 210,030 in 3883 Schulen belänft. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. Augsburg, 12 Februar 1860.

Die Epidemien des Mittelalters.

Durch einen Auszug in Chambers's Journal, also auf einem großen Umweg, werden wir mit einem deutschen Buch [1] in englischer Uebersetzung bekannt. Der schwarze Tod, heißt es dort, hat seinen Namen von den auf eine faulige Säftezersetzung hindeutenden schwarzen Flecken, die auf der Haut zum Vorschein kamen, und daß diese Krankheit außerordentlich ansteckend war, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Sie wurde von den Kranken den Gesunden mitgetheilt „wie Feuer unter trockenem und öligem Brennstoff," und nicht nur Menschen, sondern auch Thiere giengen gleichzeitig daran zu Grunde, wenn sie nur das Geringste berührten was dem Todten gehört hatte. Boccaccio, selbst ein Arzt, erzählt daß er zwei Schweine auf den Lumpen einer Person welche an dieser Pest gestorben war, nach kurzem Taumeln todt niederfallen sah, als wenn sie Gift genommen hätten. Jeder Fleck welchen der Kranke berührt hatte verbreitete den Ansteckungsstoff, und selbst die Augen des Kranken wurden als gefahrbringend betrachtet, da sie „die Kraft hatten auf eine Entfernung hinzuwirken, sey es wegen ihres ungewohnten Glanzes, oder wegen der Verdrehung die sie bei einer Pest stets erleiden, oder in Gemäßheit eines alten Aberglaubens, dem zufolge das Gesicht als der Träger eines dämonischen Zaubers betrachtet wurde." Mächtiger in der That als irgendeine atmosphärische oder sonstige Ursache des „schwarzen Todes" („des großen Sterbens," wie die Italiener diese Krankheit nannten) war die Wirkung der Ansteckung welche sich von einem Volk zu dem andern über die Heerstraßen und aus den Häfen des Mittelmeers verbreitete. Aus ihren Hauptquartieren in China zog die einbrechende Seuche mit Karawanen und Schiffen in ganz Europa unher; Konstantinopel und die Häfen Kleinasiens waren die Herde, von wo aus sie ihre Strahlen in die entferntesten Seehäfen und Inseln ausstaubte. Cypern verlor fast alle seine Einwohner, und „Schiffe ohne Bemannungen sah man oft im Mittelmeer, wie später in der Nordsee, umhertreiben und die Seuche verbreiten wo immer sie das Land berührten." Lübeck, damals eine unermeßlich wichtige Stadt, wurde in eine solche Bestürzung versetzt, daß die Bürger sich, wie vom Wahnsinn befallen, selbst tödteten. „Kaufleute, deren Gewinnste und Besitzungen unbegränzt waren, verzichteten kaltblütig und gern auf ihre irdischen Güter. Sie trugen ihre Schätze in die Klöster und Kirchen, und legten sie am Fuße des Altars nieder; das Gold aber hatte keine Reize für die Mönche, denn es brachte ihnen den Tod. Sie schlossen ihre Thore, und dennoch ward es ihnen über die Klostermauern zugeworfen. Die Leute wollten kein Hinderniß mehr dulden für das letzte fromme Werk zu dem sie aus Verzweiflung getrieben wurden. Als die Pest aufgehört, glaubten die Menschen noch immer sie wandelten unter Todten, so abschreckend war, in Folge der Angst welche sie während der Dauer derselben ausgestanden, das bleifarbene Aussehen der Ueberlebenden."

In Paris starben im Hôtel-Dieu täglich 500 Menschen; der „schwarze Tod" hatte selbst keine Achtung vor dem königlichen Geblüte, denn die Königinnen von Navarra und von Frankreich fielen ihm zum Opfer. Venedig und London verloren jedes hunderttausend Menschen von ihrer Bevölkerung, und München fünfzigtausend, d. h. also fast seine ganze Einwohnerzahl. „Von den Schätzungen der Lebensverluste in Europa," sagt Professor Heder, „ist die wahrscheinlichste: daß im ganzen ein Viertheil der Einwohner weggerafft wurde. Es läßt sich daher ohne Uebertreibung annehmen daß Europa während des „schwarzen Todes fünfundzwanzig Millionen Menschen verlor." Dann aber kann man wohl fragen wie es sich so schnell wieder von einem derartigen Schlag erholte. Der Professor, der von männiglich als einer der gelehrtesten ärztlichen Geschichtschreiber in Deutschland anerkannt ist, hat eine ziemlich wunderbare Erklärung hiefür. „Nach dem Aufhören der schwarzen Pest wurde, sagt er, überall eine größere Fruchtbarkeit bei den Weibern bemerkbar — eine großartige Erscheinung, die, da sie nach jeder verheerenden Seuche vorkommt, überzeugender als irgend etwas das Walten einer höheren Macht rücksichtlich des allgemeinen

[1] *The Epidemics of the Middle Ages.* From the German of J. F. C. Hecker. M. D. Translated by B. C. Babington, M. D. Trubner and Comp. 1859.

organischen Lebens beweist. Die Ehen waren fast ohne Ausnahme fruchtbar, und Zwillings- und Drillingsgeburten häufiger als zu andern Zeiten."

Man hatte zur Beseitigung dieser fürchterlichen Krankheit damals zwei von dem nichtärztlichen Theil der europäischen Völkerfamilie mit besonderer Gunst aufgenommene wichtige Rathschläge ertheilt. Der eine war die Bildung der Gesellschaft der Flagellanten, welche, Edle und Unedle, Alte und Junge, mit nichts als einer Schärpe um ihre Lenden und einer Peitsche aus ledernen Riemen in ihren Händen durch die Straßen zogen. „Nicht nur während des Tags, sondern selbst bei Nacht und im strengsten Winter, durchzogen sie die Städte mit brennenden Fackeln und Fahnen, zu Tausenden und zu Zehntausenden, an ihrer Spitze die Priester, und warfen sich vor den Altären nieder. Sie begaben sich auf dieselbe Weise in die Dörfer, und Wälder und Berge wiederhallten von den Stimmen derer welche ihre Gebete zu Gott emporschickten. Der melancholische Gesang der Büßer war das einzige was man noch hörte."

Das zweite große Heilmittel war weit volksthümlicher, da kein Christenleib darunter litt — nämlich das allgemeine Verbrennen von Juden, und der Rath der Geistlichkeit wurde in dieser Angelegenheit mit weit größerer Bereitwilligkeit befolgt. Wir können uns das Entzücken eines guten Christen der damaligen Zeit denken, dem, wenn er für sich selbst die neunschwänzige Katze erwartete, der Rath gegeben wurde, statt dessen irgend eine andere Person, der er überdieß vielleicht Geld schuldig war, zu opfern, und wir fühlen vollkommen die Bedeutung der Worte welche Barham dem König von Spanien bei einer ähnlichen Gelegenheit, wenn auch nicht gerade mit den nämlichen Worten selbst, in den Mund legt: „Puh, Puh, Brenn 'nen Jud? Brenn ein Duzend — Brenn zwei.

Und in der That schien es besser hundert Juden zu verbrennen, als eben so viele Streiche mit einer ledernen Peitsche sich auf die nackten Schultern geben zu lassen. Bei jeder verheerenden Seuche hat das gemeine Volk die Sterblichkeit anfangs dem Gift zugeschrieben, und bei dieser wurden die Juden zugleich beschuldigt die Brunnen vergiftet und die Luft verpestet zu haben. In Deutschland überdaute man Brunnen und Quellen, so daß niemand daraus trinken konnte, und die Bewohner zahlreicher Städte nur Fluß- und Regenwasser gebrauchten. Die Stadtthore wurden bewacht, und wenn ein Fremder mit in seinem Besitz befindlichen Arzeneien — irgend einem Vademecum eines Arzneiistischens, wie die meisten Reisenden es wahrscheinlich bei sich hatten — ankam, so mußte er einen Theil derselben in Gegenwart der Behörden verschlingen. Sämmtliche Juden in Basel wurden in einem eigens zu diesem Zweck gebauten hölzernen Hause eingesperrt, und, auf die bloße gewaltthätige Aufforderung des Volks hin, ohne Verhör und Urtel insgesammt darin verbrannt. In Straßburg wurden zweitausend Juden auf ihrem Begräbnißplatze verbrannt; in Mainz zwölftausend. In Speyer und Eßlingen ahnte die ganze jüdische Gemeinde diese Aufmerksamkeiten und verbrannte sich selbst in ihren Synagogen. Kurz, „alle Thaten, zu deren Verübung Gottbetrübtheit, Geiz und Verzweiflung, in furchtbarer Verbindung mit einander, die Menschheit aufstacheln konnten, wurden im Jahr 1349 in Deutschland, Italien und Frankreich, ungestraft und vor den Augen der ganzen Welt, begangen." Und doch, sonderbar genug, werden gerade ungefähr in jene Zeit von vielen einfältigen Personen „die guten alten Zeiten" gesetzt. Selbst die Aerzte dieser Periode scheinen ziemlich eigenthümliche Ansichten von der Heilung und Ursache dieser furchtbaren Krankheit gehabt zu haben, da wir die medicinische Facultät in Paris amtlich beauftragt finden ihre Ansicht über die Sache abzugeben; sie empfahl: man solle nach dem Mittagessen ein wenig „feinen Theriak nehmen," und „fette Leute sollten sich keineswegs in den Sonnenschein setzen."

Kaum waren die Gräber der Millionen geschlossen welche durch den „schwarzen Tod" ihren Untergang gefunden hatten, so brach in Deutschland und den Niederlanden die „Tanzwuth" aus. Sie war nicht auf eine besondere Oertlichkeit beschränkt, sondern pflanzte sich gleich einer dämonischen Seuche durch den bloßen Anblick der davon Befallenen fort. Personen, welche mit diesem St. Johannistanz, wie man ihn nannte, behaftet waren, „erschienen mit Blumengewinden in ihrem Haar und ihre Hüften mit Tüchern umgürtet, damit sie, sobald der Paroxysmus vorüber, sofort Erleichterung erhalten könnten beim Anfall der Windwassersucht (tympany). Diese Tuchumgürtung wurde, durch Einschiebung eines Stocks, sachte fest zusammengedreht; viele erhielten indeß mehr Erleichterung von Fußtritten und Schlägen, zu deren Ertheilung sich eine Menge Leute bereit fanden .... Diese besessenen Personen schüchterten das Volk in einem solchen Grad ein, daß eine ausdrückliche Verordnung erlassen wurde des Inhalts, es solle niemand andere als stumpfe Schuhe machen, weil jene Fanatiker eine krankhafte Abneigung gegen die damals Mode gewordenen Spitzschuhe an den Tag gelegt hatten." So behielten diese krankhaften Jünger Terpsichorens in ihrer Tollheit — wie man es im Durchschnitt bei diesen Arten von Fanatikern findet — einen sehr beträchtlichen Sinn für das was ihnen wohlthun würde: sie konnten einige Fußtritte ertragen, allein sie mußten mit Stumpfschuhen ertheilt werden. Warum sie beim Anblick von etwas rothem so wüthend wurden, daß sie auf Leute welche Kleider von dieser Farbe trugen, losstürzten und ihnen dieselben zerrissen, ist weniger verständlich; allein in Folge dessen wurde ein zweites amtliches Verbot erlassen, welches das Tragen rother Kleider untersagte. Die Tänzer — die Billigkeit erheischt diese Bemerkung — zerrissen in ihrem Paroxysmus sowohl ihre eigenen Kleider wie die anderer Leute, und mißhandelten sich selbst in der That so sehr, daß die Vernünftigen vertraute Diener aufstellten um dieselben zu begleiten und geziemend zu überwachen. Man fand daß die Musik besondere Reize für diese armen Geschöpfe hatte, und deßwegen dingten die Obrigkeiten Musikanten um den Anfällen einen rascheren Verlauf zu verschaffen, und kräftige Männer wurden unter sie hineingesendet um ihre Erschöpfung zu beschleunigen, da sie ungemein eifersüchtig auf hohe Sprünge waren. Bei den Tarantula-

Tänzern — welcher Name dieser Manie in Italien beigelegt wurde, nach einer kleinen Spinne, die, wie man vermuthete, die Ursache von all dem sey — war Roth hingegen die beliebteste Farbe, so daß es kaum einen Kranken gab der nicht irgend einen Gegenstand von dieser Farbe besaß, an dem er seine Augen weidete, und nach dem er, wie ein Liebender nach der Geliebten, sehnsüchtige Blicke warf.

„Die Tanzanfälle eines gewissen Capuciner-Bruders in Tarent erregten so große Neugier, daß Cardinal Cajetano sich in das Kloster verfügte um mit eigenen Augen zu sehen was vorgehe. Sobald der Mönch, welcher mitten in seinem Tanze war, den in seine rothen Gewänder gekleideten Kirchenfürsten bemerkte, horchte er auf die Tarantella der Musikanten nicht mehr, sondern suchte sich mit sonderbaren Gebärden dem Cardinal zu nähern, gleich als ob er die Fäden der Scharlachrobe desselben zu zählen, und seine tiefe Sehnsucht durch seinen Geruch zu stillen wünschte." Als die Zuschauer ihn daran verhinderten, sank er augenblicklich in Ohnmacht, und kam erst dann wieder zu sich als der Cardinal ihm aus Mitleid sein Barett gab. „Augenblicklich ergriff er dieses mit dem größten Entzücken, und drückte es bald an seine Brust, bald an seine Stirn und seine Wangen, und fieng dann den Tanz wieder an, als wär' er von höchster Liebeswonne ergriffen."

Der Geschichtschreiber führt nicht an ob der Cardinal sein Barett zurückerhielt, oder nicht.

Wie weit krankhafte Sympathie unwissende und einfältige Menschen zu führen vermag, können diejenigen welche dieses Heckerʼsche Werk nicht gelesen haben kaum begreifen. Es wurde ursprünglich in England für die Sydenhamer Societät, als der Gedanke an die Cholera noch alle Gemüther beherrschte, und zwar hauptsächlich wegen seiner Schilderung des schwarzen Todes gedruckt; allein es ist nicht weniger interessant eben jetzt die Berichte über die „Tanzwuth" mit dem zu vergleichen was wir gegenwärtig in jeder Zeitung über die neueren „Revivals" lesen. Diese letztern indeß sind, scheint es, keinesweges etwas neues, außer soweit der Umfang der Hallucination dabei ins Spiel kommt. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts begann eine Revival-Bewegung in einer Methodisten-Capelle zu Redruth in Cornwallis, die in jeder Hinsicht der gegenwärtigen glich und, selbst mit Krämpfen, mehr als viertausend Personen ergriff. Vor etwa fünfzig Jahren gab es kaum einen Sonntag an dem sich nicht die gleiche religiöse Hysterie auf den Shetland-Inseln kundthat. Ein frommer und verständiger Geistlicher indeß, der sich bei seinem ersten Auftreten in diesem Lande durch die mit diesem Paroxysmus behafteten Leute unangenehm berührt fühlte, setzte seine Gemeinde in Kenntniß daß kein Heilmittel eine so vortreffliche Wirkung hervorbringe als das Eintauchen in kaltes Wasser — eine Behandlung für welche ein in der Nähe seiner Kirche befindlicher See besondere Vortheile biete. Dieser Rath that diesen unangenehmen Kundthuungen auf wirksame Weise Einhalt, obgleich immer noch einzelne Frauen außerhalb im Kirchenhof, wenn sie nicht unter den Augen des Predigers waren, ihre Augen verdrehten und um sich schlugen. Vor der Ankunft dieses hydropathischen Geistlichen indeß wurden bei gottesdienstlichen Feierlichkeiten oft sechzig Personen, um sich schlagend und brüllend, auf einmal aus der Kirche getragen. John Wesley war, wie man sich erinnern dürfte, vollkommen an derartige Darstellungen gewöhnt, und billigte sie, selbst bei dem zartern Geschlecht, keineswegs. „Ich kann deßhalb, bemerkte er einer dieser weiblichen Convulsionistinnen, nicht besser von Ihnen denken; worauf sie, wie man uns sagte, genas. So oft ein Mann in einen Paroxysmus verfiel, sagt er, ließ ich ihn hinaus bringen um sich nach Muße zu erholen."

Das religiöse Moment ist für die Darstellung dieser krankhaften Sympathie natürlicherweise nicht wesentlich.

„In einer Baumwollfabrik zu Hodden Bridge, in Lancashire, fieckte am 15 Febr. 1787 ein Mädchen eine Maus in den Busen eines andern Mädchens, das eine große Furcht vor Mäusen hatte. Das Mädchen verfiel alsbald in einen Paroxysmus, und blieb, unter den heftigsten Krämpfen, volle vierundzwanzig Stunden darin. Am folgenden Tage wurden drei weitere Mädchen auf dieselbe Weise befallen, und am 17ten abermals sechs. Die ganze Arbeit in der Fabrik, in welcher 200 oder 300 Menschen beschäftigt waren, gerieth jetzt ins Stocken, und es verbreitete sich das Gerücht: durch einen im Hause geöffneten Baumwollensack sey eine besondere Krankheit eingeschleppt worden. „Jetzt wurden vierundzwanzig befallen, unter denen sich einundzwanzig junge Frauen, zwei Mädchen von etwa zehn Jahren und ein Mann befanden, der durch Festhalten der Mädchen sehr ermattet worden war. Fünf davon lebten meilenweit entfernt in einer andern Fabrik, und wurden bloß vom Gerücht angesteckt, da sie die andern Kranken nicht gesehen, sondern, wie sie und das übrige Land, bloß von dem Gedanken die Pest sey mit der Baumwolle eingeschleppt worden tief ergriffen waren. Die Symptome waren Angst, Zusammenschnürung der Kehle und sehr starke Krämpfe, die so heftig wurden daß sie ununterbrochen von einer Viertelstunde bis zu vierundzwanzig Stunden dauerten, und vier oder fünf Personen erforderten um die Kranken zu verhindern sich die Haare auszuraufen und ihre Köpfe an Boden oder Wände zu schlagen."

Neu in der jetzigen Ausgabe von Dr. Heckers Buch — das jetzt zum erstenmal dem großen Lesepublicum zugänglich — ist die Schilderung der wunderbaren Kinderwallfahrten im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Ein Schäfersknabe in Vendôme begann die Hauptbewegung — deren es in verschiedenen Epochen mehrere gab — und bald sammelten sich um ihn etliche dreißigtausend junge Leute. Er verrichtete Wunder in St. Denis, und war für seine kleine Zeit der größte und letzte Heilige seines Tags; allein „jeden Tag erhoben sich neue acht- oder zehnjährige Propheten, welche predigten, Wunder wirkten und ganze Heere von Kindern begeisterten. Wenn jemand diese Kinder in Pilgerröcken fragte wohin sie giengen, so antworteten sie mit einem Munde: „zu Gott." Ihren gewöhnlichen Processionen voran wurden Oriflammen getragen; viele hatten Wachskerzen, Kreuze und Rauchfässer, und sie sangen mit inbrünstiger Andacht Loblieder .... Die

Bestürzung der Eltern war gränzenlos. Keine Ueberredung, selbst nicht die Verzweiflung und die Thränen der Mütter, war im Stande die Knaben zurückzuhalten. Legte man ihnen Hindernisse in den Weg, so weinten sie Tag und Nacht, grämten sich ab, und wurden von Gliederzittern befallen, so daß zuletzt keine andere Wahl blieb als sie gehen zu lassen. Die Bewegung hatte nicht lange gedauert, so war in Bendôme ein unzähliges Heer von Knaben versammelt, bewaffnet und unbewaffnet, viele zu Pferd, die meisten zu Fuß, und unter ihnen nicht wenige Mädchen in männlicher Kleidung. Die armen kleinen Bursche bildeten sich ein das Meer werde vor ihnen zurückweichen, und sie würden trockenen Fußes das heilige Land erreichen. Natürlich schloß sich bald ein Heer schurkischer Lagergenossen an sie an, von denen sie so elendiglich betrogen wurden, daß die meisten bald von öffentlicher Mildthätigkeit unterhalten werden mußten. Allein in Marseille, wohin sie bestimmt waren, erwartete sie das schlimmste. Zwei Kaufleute dieses Platzes, Hugo Ferreus und Wilhelm Porcus, ließen ihnen eine sehr liebevolle Aufnahme zu Theil werden, und versprachen ihnen sie allein um Gottes Segen über Meer zu nehmen; nachdem aber sieben große Schiffe mit denselben gefüllt waren — von denen zwei an St. Peters Eiland strandeten, wo dann zum Gedächtniß der dort zu Grunde gegangenen kleinen Pilger eine Kirche erbaut wurde — brachte man sie nach Alexandria und verkaufte sie an die Saracenen. Es verdient indeß bemerkt zu werden daß Ferreus und Porcus auf Befehl des Kaisers Friedrich II durch Henkershand am Galgen starben.

Reise von Valparaiso nach Lima und über den Isthmus von Panama nach Europa.

(Fortsetzung.)

Unter den Ausflügen welche ich während meines Aufenthaltes in Lima nach interessanten Punkten der Umgebung unternahm, erlaube ich mir besonders jener nach der Ruinenstätte Cajamarquilla und dem sogenannten vorinkaischen Sonnentempel von Pachacamac zu erwähnen.

Die Ruinen von Cajamarquilla sind ungefähr 9 (engl.) Meilen von der Hauptstadt entfernt. Bei dem Rufe der Unsicherheit, in welchem sogar die nächste Umgebung Lima's steht, werden dieselben nur äußerst selten von den Bewohnern der Hauptstadt, und noch weit seltener von Fremden besucht. Ja, die wenigsten in Lima lebenden Europäer kannten diese merkwürdigen Ruinen auch nur dem Namen nach. Es bedurfte geraume Zeit bis ich endlich zufällig mit jemanden zusammentraf welcher mir über diese Localität auch nur einigermaßen Bescheid zu geben vermochte. Mein gastlicher Hauswirth, der bald merkte wie sehr mir an einem Besuch dieser alten peruanischen Ruinenstätte gelegen war, bemühte sich eine kleine sogenannte „Party" zu veranstalten, welche mich nach derselben begleiten sollte. Der Wille war gut und die ganze Veranstaltung eine gar zarte Aufmerksamkeit; aber offen gestanden wäre ich im Interesse meines Zweckes weit lieber allein oder in Gesellschaft weniger Gleichgesinnter nach den Ruinen geritten, denn wissenschaftliche Zwecke vertragen sich nicht gut mit Vergnügungsparthien, und lassen sich nur schwer mit einander verbinden. Indeß die Partie kam zu Stande; es waren 20 Reiter, meist Engländer, auch einige Damen befanden sich darunter. Mehrere Maulthiere waren gemiethet worden, bloß um Eßwaaren und Getränke zu transportiren. Diese schwerfälligen Vorbereitungen lassen am besten auf die Absicht der Mehrzahl der Reiter bei ihrer endlichen Ankunft auf den Ruinen schließen, deren genauere Untersuchung wohl der letzte Gedanke war als sie sich aufs Pferd schwangen.

Der Weg nach den Ruinen von Cajamarquilla ist außerordentlich steinig und unwirthbar; man hat Bergwässer zu durchreiten wo das Pferd oft bis am Bauch ins Wasser sinkt, Felshügel zu übersteigen über die nur ein steiler schmaler Pfad führt.

Zuerst gelangt man nach einem ermüdenden Ritt über wüste Steinfelder nach der sogenannten Hacienda de Pedrero, einem einsamen Gehöft, wo wir, da eben Feiertag war, 12 bis 14 Arbeiter in süßem Nichtsthun an die Einfriedung des Bauernhofes gelehnt trafen. Kein einziges dieser Individuen gehörte derselben Race an; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen: Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Mulatten, Mestizen, Zambos u. s. w. Für den genauern Beobachter ist diese Erscheinung von tiefer Bedeutung, sie gestattet uns einen Einblick in die Ursachen welche den höhern socialen, geistigen und politischen Aufschwung Chili's im Vergleich zu dem niedern Culturzustand Peru's veranlassen. Wie in der Hacienda de Pedrero, so trifft man in Peru überhaupt eher fünfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man Einem Vollblut-Weißen begegnet. In Chili dagegen, und dieß ist der größte Vorzug den diese Republik vor Peru voraus hat, muß man tief ins Innere des Landes dringen, ehe man mit Indianerstämmen (den Araucanos) in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung gänzlich fehlt. In den Städten der Küste Chili's leben fast ausschließlich Weiße; sogar die dienende Classe ist durch Spanier, Engländer, Deutsche oder Amerikaner repräsentirt.

Von Pedrero aus erreicht man in einer halben Stunde die Hacienda Guachipa und die sogenannte Neveria de Don Pablo Sassio, wo man leicht einen Führer anwerben kann, welcher den Reisenden in weniger als einer halben Stunde nach dem Ort seines Verlangens führt. Cajamarquilla ist eine alte peruanische Ansiedlung, ein einstiges großes, ausgedehntes Dorf der Inkas im Rimakthale, in der Nähe des Rimakflusses, welcher das ganze Gebiet bewässert und fruchtbar macht.

Wir waren gegen 11 Uhr von Lima abgeritten und gegen 1 Uhr Nachmittags an Ort und Stelle gelangt. Die Reste der Häuserbauten die wir sahen, bestanden sämmtlich aus lufgetrockneten Lehmziegeln (adobes), und die Eintheilung der

einzelnen Gemächer war nur wenig von derjenigen verschieden wie gegenwärtig Indianerhütten gebaut werden. Die Ansiedlung muß ungemein groß gewesen seyn, wenn man berücksichtigt welch geringen Raum eine Indianerfamilie braucht, und daß mindestens 8 bis 10 Acres von den Ruinen eingenommen werden. Ich schätze die muthmaßliche Einwohnerzahl auf 30—40,000 Seelen. Ich sah keine einzige Baute von besonders grundlosen Dimensionen, oder solche welche zu einem religiösen Zweck bestimmt gewesen schienen. Es sind zum größten Theil nur die Grundvesten einfacher Lehmhütten, die sich höchstens durch den größern oder kleinern Raum unterscheiden den sie einnehmen. Nichts verräth das einstmalige Vorhandenseyn von Versammlungshallen, Götzentempeln, Opferaltären u. s. w., wie man sie in den mittelamerikanischen Ruinenstätten in Copan, Guirigua, Petén, Palenque ꝛc. antrifft. Man kann annehmen daß jede dieser Lehmhütten aus zwei Abtheilungen bestand (wie noch jetzt die meisten Indianerhütten) und ungefähr einen Flächenraum von 6—8 M. Klafter im Quadrat einnahm. Die größte dieser beiden Abtheilungen hatte beiläufig 5 Klafter, die kleinere 2 bis 3 Klafter in Breite und Tiefe. Nirgends bemerkte ich Spuren jenes eigenthümlichen Bubaues dem man so häufig in den Ansiedlungen der Indianerstämme im Hochland von Guatemala begegnet, und der gewöhnlich zur Bereitung eines Schwitz- und Dampfbades verwendet wird.

Ueber das muthmaßliche Alter dieser Ruinen ein Urtheil abzugeben, fällt doppelt schwer in einem Klima in dem es niemals regnet, und wo die Temperatur fast das ganze Jahr hindurch die nämliche ist, wo also die Bauten nicht wie in andern Ländern den verderblichen, zerstörenden Einflüssen der Nässe, der Sonnenhitze oder der Winterkälte preisgegeben sind. Selbst Erdbeben sind hier nicht so gefährlich wie bei solidern Stein- oder Ziegelbauten, indem lustgetrocknete Lehmmassen weit mehr Elasticität besitzen als hartes, kerniges Baumaterial, und daher auch den Zuckungen der Erdrinde leichter widerstehen. Andrerseits gibt allerdings dieses rohe Baumaterial Zeugniß von einer niedern Culturstufe, wenn schon die Benützung desselben in dem Umstande Entschuldigung und Erklärung finden mag, daß sich im weiten Umkreise kein besseres Baumaterial als poröser Sandstein findet, und daher die Erbauer wenigstens nicht wie jene der Baudenkmale am Montaguaflusse in Guatemala der Vorwurf trifft, bloß der leichtern Bearbeitung wegen schlechtes Material dem eben so reichlich vorhandenen bessern und edlern vorgezogen zu haben.

Die Lage von Cajamarquilla ist ungemein reizend, in einem großen Längenthal, von 8—10,000' hohen, fantastisch geformten Bergen coulissenförmig eingeschlossen. Bei unserm Besuche sahen Berge und Hügel kahl und traurig aus. Im Winter aber, nach den ersten starken Thaufällen sollen sich die meisten jetzt so vegetationslosen, dürren Berge mit lieblichem Grün bedecken, und dadurch die Gegend einen weit angenehmeren Eindruck auf den Besucher machen.

Von baumartigen Gewächsen sahen wir in der Ebene bloß Bambusstanden und einige Acacienarten, welche mehr breit als hoch sind, an sumpfigen Stellen oder am Saum von Bergwässern zum Vorschein kommen. Dicht bei der einstigen Ansiedlung befindet sich gegenwärtig eine große Hacienda mit schönen Kleefeldern und reicher Bewässerung vom benachbarten Rimacflusse. In einem dieser grünen Felder war es wo die heitere Reisegesellschaft sich niederließ, um sich mit den verschiedensten Leckerbissen und Erfrischungen zu laben und für den Rückritt zu stärken. Ich flüchtete mich nach den Ruinen, und blieb mitten unter diesen stummen Zeugen einer räthselhaften Vergangenheit, bis die ganze lustige Schaar wieder herangeplyppert kam und mich zur Heimkehr mahnte.

Einige der Berge der Umgebung haben beim ersten Anblick das Ansehen künstlicher Befestigungen, aber bei näherer Betrachtung entschwindet jede Vermuthung, als wäre Cajamarquilla jemals eine Festung oder ein Ort der Vertheidigung gewesen; vielmehr wage ich die Vermuthung auszusprechen, daß diese Ruinenstätte allem Anschein nach zur Zeit des ersten Eintreffens der Spanier in Peru, also vor ungefähr drei Jahrhunderten noch von Quichua-Indianern bewohnt gewesen sey, die erst später, entweder aus Furcht vor ihren Verfolgern freiwillig davonzogen, oder aus ihrem Wohnsitz vertrieben wurden. Keiner der heutigen Bewohner der Umgebung, die ich sprach, wußte mir eine nähere Auskunft über diese Ruinenstätte zu geben; doch hörte ich daß im Dorfe Guachipa ein Greis, Namens Pablo Platu, wohne, der sich noch einiger Traditionen über Cajamarquilla erinnert, die ihm von einer bereits dahingegangenen Generation mündlich überliefert worden seyn sollen. Ich hatte leider nicht so viel Zeit diesen alten, merkwürdigen Indianer aufzusuchen, sowie überhaupt mein Besuch dieser einstigen Ansiedlung in Folge allzu großer und allzu bunter Begleitung sich nicht so reich an Resultaten und an Ausbeute erwies, als er unter andern Umständen gewesen wäre.

Aber von dieser flüchtigen, oberflächlichen Recognoscirung der Localität habe ich jedenfalls die Ueberzeugung mitgenommen daß ein Naturforscher, der sich mit zwei oder drei tüchtigen, mit Schaufeln und Spaten versehenen Negern einige Tage lang bei den Ruinen aufhielte, sicher manchen interessanten Fund mit heimbringen würde. Nirgends bemerkte ich Spuren bereits angestellter gründlicher Forschungen und Grabversuche. Ein solches Unternehmen würde sich sicher lohnen.

Befriedigender und erfolgreicher als mein Besuch der Ruinenstätte von Cajamarquilla fiel ein Ausflug nach den Ruinen von Pachacamac im Lurinthale aus, den ich ebenfalls in Gesellschaft von einigen neu erworbenen Bekannten unternahm, wobei ich aber mit einem gleichgesinnten Officier der nordamerikanischen Fregatte Merrimack zurückblieb, während der Rest der Reisegesellschaft noch am selben Nachmittag nach Lima zurückkehrte.

Der Ausflug nach Pachacamac ist weniger beschwerlich als der nach Cajamarquilla, indem ein großer Theil des Weges nämlich bis Chorillos mittelst Eisenbahn zurückgelegt werden kann, und der Rest desselben nur insofern beschwerlich erscheint, als er über unabsehbare Sandflächen führt, welche

die Pferde sehr ermüden und nur ein schrittweises Vorwärtsgehen gestatten.

Wir ritten gegen 6½ Uhr früh von Chorillos ab und erreichten um 9½ Uhr die alte, am Meerufer gelegene Quichua-Ansiedlung Pachacamac (oder unsichtbare Gottheit), angeblich nach einem dem Sonnencultus geweihten Tempel so genannt, welcher schon in vorinkaischer Zeit hier gestanden haben soll und später von den Inkas zur Verehrung der unsichtbaren Gottheit verwendet wurde. Noch jetzt hörte man zuweilen die ganze Ansiedlung „el templo del Sol“ nennen. Diese Ruinenstätten sind von bei weitem älterem Datum als jene in Cajamarquilla. Die Bauten sind hier nur theilweise mit Lehmziegeln, größtentheils aber mit gehauenen und mit Mörtel zusammengefügten Steinen ausgeführt und tragen noch jetzt in ihrer Zerstörtheit den Charakter des Soliden und Dauerhaften an sich. Von den angeblich hier bestandenen vorinkaischen Tempel ist indeß gegenwärtig außer den Grundfesten des Gebäudes nicht die geringste Spur mehr vorhanden.

Ungefähr in der Mitte des sehr ausgedehnten Ansiedlungsortes befindet sich ein beinahe 200′ hoher Hügel mit künstlichen terrassenförmigen Abstufungen und festungsartigen Mauern umgeben. Hier soll einst der Sonnentempel gestanden haben; das wenige Gemäuer das gegenwärtig noch von der alten Baute übrig geblieben, läßt jedoch weit eher auf eine Art Castell schließen, in welcher allerdings auch ein peruanischer Götze aufgestellt gewesen seyn mag.

Jedenfalls sind die Nachrichten welche wir über diesen Tempel besitzen, sehr mangelhaft und ungenau, und selbst Prescott spricht in seinem classischen Geschichtswerke über Peru nur in sehr flüchtigen Umrissen von diesem vorinkaischen Tempel. Ganz in der Nähe der hart an der Küste gelegenen Ruinen steigt aus dem Meeresgrunde die Insel Pachacamac oder Morsofolar empor, welche ihrer schroffabfallenden Felsenufer wegen nur sehr schwer zugängig ist, und auf welcher sich kein einziges altes Baudenkmal befindet, wie von einigen Schriftstellern behauptet oder nacherzählt wird.

Vom Hügel aus genießt der Besucher einen wahrhaft überraschenden Blick auf das herrliche fruchtbare Thal von Lurin, und es kann sich kaum ein gefälligerer, wohlthuenderer Contrast dem Auge bieten, als die graubraune, sandige, öde, weit sich hinziehende Ruinenstätte und die saftig grüne Thalebene mit ihrem buntschattirten Pflanzenreichthum, die sie umgibt. Es bleibt überhaupt eine seltene Erscheinung, daß ganz dicht am Meeresrand eine so reiche Vegetation beginnt, und Zuckerrohr sowohl als Futtergräser in erstaunlicher Ueppigkeit gedeihen, während eine halbe Meile davon landeinwärts eine sandige unfruchtbare Ebene zum Vorschein kommt, die sich mehrere Meilen weit ausdehnt. Erst im eigentlichen Lurinthale beginnt wieder ein tropisches Pflanzenleben in herrlichster, freudigster Entfaltung!

Nach einer flüchtigen Recognoscirung der Localität brachten wir die Nacht in einer benachbarten Hacienda zu, einer großartigen Zuckerpflanzung und Zuckersiederei, welche an 180 Chinesen beschäftigte und sehr großen Gewinn abwerfen soll. Jeder chinesische Arbeiter erhält vier Dollars monatlich und eine Reisration täglich, und verpflichtet sich seinem Brodherrn acht Jahre hindurch um diesen Lohn zu dienen. Der Speculant jedoch, welcher die Chinesen aus den nördlichen Provinzen China's importirt, erhält von den Pflanzern 300 Doll. Prämie per Kopf. Die Chinesen, die wir in Lurin, sowie überhaupt in Peru zu Gesicht bekamen, sahen zwar sehr schmutzig und verwahrlost aus, scheinen aber gesund zu seyn und sich besser als in Bolivien und Westindien zu befinden. Man sagte mir daß zwei Chinesen nicht so viel arbeiten als ein Neger. Im ganzen leben gegenwärtig bereits über 10,000 Chinesen in Peru, welche in den letzten zehn Jahren durch Speculanten importirt wurden. Mehrere von ihnen sollen es sogar zu einem großen Vermögen gebracht haben, indem sie nach Ablauf der bedungenen acht Dienstjahre völlig frei sind und dann gewöhnlich sehr fleißig auf eigene Rechnung arbeiten. Auch in Peru, wie in Indien, auf Java u. s. w. halten die Chinesen sehr zusammen und unterstützen sich gegenseitig, wenn einer oder der andere in Noth oder Unglück geräth.

Die unfreiwillige Einfuhr von Chinesen nach den verschiedensten Ländern der Erde wird nicht ohne großen Einfluß auf die Entwicklung derselben bleiben, wenn schon sie nicht von jener gewaltigen Tragweite seyn dürfte, wie die gezwungene Importation der schwarzen Race aus Africa nach Nord- und Südamerika, nach Indien, dem malayischen Archipel und den Südsee-Inseln.

Am folgenden Morgen zeitig früh besuchten wir ein zweitesmal die Ruine von Pachacamac und nahmen eine Anzahl Neger mit Werkzeugen aus der Hacienda mit, um einige Grabversuche anzustellen. An mehreren Orten, namentlich in der Nähe des Hügels, auf dem muthmaßlich der Tempel stand, fanden wir mehrere hundert Todtenschädel umherliegen.

Die Mehrzahl der von uns untersuchten Crania war künstlich zusammengepreßt, und zwar waren sie nicht immer an derselben Stelle abgeplattet, was um so mehr den Beweis für eine künstliche Compression liefert. Viele Schädel, obwohl mehrere hundert Jahre in der Erde liegend, waren noch völlig mit Haaren bedeckt. Es unterliegt keinem Zweifel daß alle hier begrabenen Todten dem Indianerstamme angehörten, welcher diese Ansiedlung beim ersten Erscheinen der Spanier bewohnte. Denn nach der Eroberung und dem bekannten großartigen Taufacte wurde keiner der christlichen Indianer mehr in heidnischer, ungeweihter Erde bestattet.

Die peruanischen Indianerstämme (Quichuas) hatten die Sitte, die Leiber ihrer Todten mit groben Geweben zu umhüllen, in korbartige oder sackförmige Strohgeflechte zu legen und ihnen zugleich gewisse Gegenstände und Utensilien mitzugeben, deren sie sich im Leben bedient hatten.

Meistens standen diese in Beziehung zu ihrer Beschäftigung im Leben. So gab man Fischern Netze, Körbe u. s. w. mit ins Grab; Häuptlingen dagegen Waffen, Stöcke mit goldenen Knöpfen, Gefäße aus Holz und gebrannter Erde u. s. w. Der Kopf lag gewöhnlich auf einer polsterartigen Unterlage aus Gras oder Baumwolle. Ein solches Grab heißt Huaco, zuweilen nennt man auch einzelne Theile desselben: Huacos. Ich nahm von Pachacamac ein halb Dutzend höchst merkwür-

dig geformter Indianerschädel sowie einige mumificirte Körpertheile mit, welche die Neger in meiner Gegenwart ausgegraben hatten. Dieselben wurden in wunderbar conservirtem Zustande 3—4′ unter der Erde, theils in einfachen Gruben, theils in länglichen, ausgemauerten Gräbern gefunden, was auf eine gewisse Wohlhabenheit der begrabenen Individuen schließen läßt. Gewöhnlich findet man mehrere Skelette (wahrscheinlich Familienglieder) in einem und demselben Grabe. Auch Stoffe und Gewebe, vorzüglich erhalten, fand ich zwischen den Leichen.

Während sich die Neger mit weiteren Grabversuchen beschäftigten, erstieg ich noch einmal den Hügel auf dem einst der Sonnentempel gestanden haben soll, der aber von den heutigen Bewohnern der Gegend „Castillo del Sol“ genannt wird. An der Seite gegen das Meer zu erblickt man jetzt eine Anzahl von Stützpfeilern, welche offenbar auf eine frühere Festungsmauer deuten. Nichts erinnert an einen einstmaligen Opferaltar oder an religiöse Ceremonien die hier begangen wurden. An einigen Stellen war der Mauerantwurf mit rothem Anstrich übergogen, gerade als ob die Farbe erst gestern angelegt worden wäre. In mehreren stehen gebliebenen Mauern, die wir untersuchten, befanden sich Holzstücke zwischen dem Mörtel gelegt, welche bereits völlig vermodert waren. Auch bemerkten wir in vielen noch stehenden Wänden der früheren Indianerhütten nischenförmige Vertiefungen von 1′—6″ Höhe, 1′—6″ Tiefe und 1′—6″ Breite, deren ehemaliger Zweck völlig unbekannt und unverständlich bleibt. Während in Cajamarquilla sämmtliche Bauten nur aus lufttrockneten Lehmziegeln bestanden, scheinen die Bauwerke von Pachacamac zum großen Theil aus gebauenen, ziegelförmigen Steinen construirt gewesen zu seyn. Die noch vorhandenen Mauerreste sind fest und solid, und zeugen von größerer Geschicklichkeit und Wohlhabenheit der Erbauer im Vergleich zu jenen von Cajamarquilla. Nach allem dem was ich in Peru von älteren peruanischen Bauwerken zu sehen Gelegenheit hatte, ist es höchst wahrscheinlich daß Pachacamac noch zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier von Quichua-Indianern bewohnt gewesen und erst später von denselben verlassen worden ist. Der Sage nach erstreckten sich die Mauern und einstigen Bauten von Pachacamac bis Cuzco, der berühmten Inkastadt, im nördlichen Peru, ungefähr 240 Meilen weit im Innern.

Die einzige Pflanze welche ich auf der sandigen Ebene und zwischen den Ruinen wachsend bemerkte, ist eine kleine unansehnliche Fettpflanze, von den Eingebornen Achupeya genannt, welche in vielen Bergwerksdistricten, wo Mangel an Brennmaterial herrscht, zum Schmelzen des sogenannten Plata Piña (feinsten Silbers) verwendet wird. Der Verwalter der Zuckerpflanzung im Lurinthale erzählte mir, vor ungefähr zehn Jahren in der Nähe von Pachacamac Mumien ausgraben gesehen zu haben, welche Goldverzierungen im Mund trugen und denen verschiedene Gegenstände aus Gold, Idole aus Gold und Silber, Stöcke mit Goldknöpfen, irdene Töpfe mit Chicha und Früchten in die Grube mitgegeben worden waren, von welchen sich besonders die Chicha (ein gegohrenes Lieblingsgetränk der Indianer), sowie die Früchte noch in erstaunlich gutem Zustand befanden, gerade als ob man sie eben erst der Erde anvertraut hätte. In Cañete, einem Indianerstädtchen von 9000 Einwohnern, 60 engl. Meilen von Lurin, sollen sich gleichfalls zahlreiche peruanische Baudenkmäler und auch ein früherer Götzentempel befinden, welche überdieß noch niemals wissenschaftlich untersucht worden.

Bei meiner Rückkehr nach Lima wurde mir die Mumie eines neugebornen Kindes gezeigt, welche Don Juan Guiros, ein Deputirter der Provinz Cañete, aus seiner Heimath so eben mitgebracht hatte. Der Verwalter der Hacienda von S. Pedro de Lurin, Hr. P. Quiros, ein ziemlich unterrichteter und äußerst gefälliger Mann, ist Reisenden für allenfalls daselbst anzustellende Ausgrabungen sowie für Forschungen in Pachacamac und Cañete als ganz besonders brauchbar und nützlich zu empfehlen. Unter den verschiedenen Nutzpflanzen welche ich aus Peru mitbringe, erlaube ich mir besonders der Coca (Erythroxylon Coca) Erwähnung zu thun, welche bekanntlich im Haushalt der bolivianischen und peruanischen Volksstämme eine so wichtige Rolle spielt und wissenschaftlich noch so wenig untersucht worden ist. Die Quantität Coca welche ich mitnahm, und die hauptsächlich zu chemischen Analysen in den Laboratorien der Heimath bestimmt ist, an 50 Pfd. Gewicht, dürfte wohl die größte Quantität seyn welche jemals zu wissenschaftlichen Zwecken nach Europa gebracht worden ist. Die Coca besitzt eine wunderbar stimulirende Eigenschaft, so daß die Indianer Boliviens oft wochenlang die angestrengtesten Tagemärsche machen, ohne etwas anderes als ein Dugend Cocoblätter zu sich zu nehmen, die sie fortwährend kauen. Für die Aymaras ist die Coca eines der ersten Lebensbedürfnisse, ohne das sie nicht existiren könnten. Die Coca wird in Bolivien mit etwas Asche aus Chenopodium Quinua (?) und rohen Kartoffeln gemengt, in Nordyeru mit etwas gebranntem Kalk. Die Aymaras genießen selten Fleisch; ihre Hauptnahrung ist Chuno (eine Art gerösteter Kartoffel) und der Saft der Cocoblätter. Ein Kaufmann aus Tacna (in Bolivien), mit dem ich auf der Reise zusammentraf — Namens Campbell — erzählte mir, einmal mit einem Indianer gereist zu seyn welcher 30 Leguas täglich zu Fuß zurücklegte und während dieser Zeit nur wenige Körner gerösteten Mais gegessen, dagegen beständig Coca gekaut habe.

Als Hr. Campbell des Nachts in einer Station ankam, fühlte er sich von dem Ritt des Tages ungemein angegriffen und ermüdet, der Indianer dagegen ruhte nur kurze Zeit aus und trat dann wieder die Heimreise zu Fuß, wie er gekommen war — und ohne andere Nahrung als Cocoblätter — an. Am 1 April d. J. sandte Hr. Campbell einen Indianer von La-Paz nach Tacna, eine Entfernung von 83 Leguas oder 249 engl. Meilen), welche derselbe in vier Tagen zurücklegte und am 5 April in Tacna eintraf. Hier rastete der Indianer einen Tag und trat bereits am 7 April wieder die Rückreise an, die er in fünf Tagen ausführte. Auf dem Heimweg hatte er einen Berg von 13,000 Fuß zu übersteigen. Während dieser angestrengten Fußpartie nahm der indianische Bote nichts zu sich als etwas gerösteten Mais und Cocoblätter, die er in einem kleinen Sack bei sich führte. Hr. Camp-

bell, welcher seit 14 Jahren in Bolivien lebt, hat nicht bemerkt daß Cocakauen irgendeinen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit übt. Man trifft Cocakauer von 70, 80 und selbst 100 Jahren. Hr. Campbell kannte einen Cocakauer, welcher bereits im Aufstand von Tupac-Amaru im Jahr 1781 theilnahm und sich noch gegenwärtig (1859), obschon körperlich gebrechlich, im vollkommenen Gebrauch seiner Geisteskräfte befindet. Cocakauer sind in der Regel schlank, kräftig, muskulös; das Cocakauen übt nicht jenen entstellenden Effect auf den Mund und auf die Kauwerkzeuge wie der Betel. Indeß gibt der von den Lippen fließende, braune Saft dem kauenden Indianer ein schmutziges und ekelhaftes Aussehen. Den Cocakauern ist es fast ebenso schwer und unmöglich sich dieser Sitte zu entwöhnen, wie Opiumkauern oder Tabakrauchern. Selbst Europäer, welche viele Jahre unter den Indianern Boliviens und Peru's lebten, wurden endlich Sklaven dieser Sitte. Die Consumtion der getrockneten Cocablätter ist in Bolivien so groß, daß sich die von der Regierung auf die Cocapflanze erhobene Steuer an 300,000 Doll. jährlich belaufen soll. Die Gesammtproduction mag ungefähr 480,000 Cestos (oder Körbe à 25 Pfd.) ausmachen, die zu 8—10 Doll. per Cesto verkauft werden. Die bolivianische Regierung erhebt nämlich für jeden Cesto fünf Realen Steuer. Ich kaufte Coca zu 14 Doll. den Cesto, hörte aber daß große Quantitäten Coca zu 10—11 Doll. per Arroba (25 Pfund) am Bord des Schiffes gelegt werden könnten.

Ich glaube, umfassendere chemische Versuche mit den Cocablättern dürften so manche neue Eigenschaft derselben herausstellen und ihnen nicht bloß in der europäischen Pharmacopöe eine wichtige Stelle anweisen, sondern dieselben auch als stimulirendes Mittel überhaupt für verschiedene andere Zwecke dringend empfehlen. [1] Vielleicht würde manche Schlacht einen ganz anderen Ausgang nehmen, wenn die zuweilen durch angestrengte Tagemärsche erschöpften Truppen stimulirende Cocablätter mit sich führten. Bewährt sich die Cocapflanze auch in Europa als stimulirende und stärkende Substanz, so könnten Soldaten ebenso die getrockneten Blätter dieses merkwürdigen Kaumittels in einer kleinen Büchse verwahrt, gleich Tabak u. s. w. mit sich führen. Wie viele Gescheiterte gehen jährlich zu Grunde, weil sie nicht Nahrung genug besitzen um eine Zeitlang zur See auszuhalten, bis sie entweder eine benachbarte Küste erreichen oder von einem Schiff aufgenommen werden können. In Blechkistchen verschlossene Cocablätter, für besondere Unglücksfälle auf Schiffen verwahrt, dürften in dieser Beziehung wunderbare Dienste leisten.

Ich habe von den mitgebrachten Cocablättern die zu einer gründlichen Analyse nöthige Quantität vaterländischen Chemikern, sowie Hrn. Professor Wöhler in Göttingen gleich nach meiner Ankunft zukommen lassen, und werde die erzielten Resultate seiner Zeit mittheilen.

[1] Die interessanten Mittheilungen welche Hr. D. v. Tschudi kurz nach seiner Rückkehr aus Bolivien im Februar d. J. in einer Sitzung der naturhistorischen Classe d. k. A. d. W. über die Cocapflanze machte, dürften nur umsomehr zu dem vorgeschlagenen Versuch mit der von mir mitgebrachten Quantität Cocablätter einladen.

Auch Hr. Dr. Smith in Lima hat mir eine vegetabile Substanz mitgegeben, welche angeblich einen, der Cochenille ganz ähnlichen Färbestoff liefern soll und dabei weit billiger fabricirt werden kann. Ich werde diesen Färbestoff gleichfalls seiner Bestimmung zuführen.

Von sonstigen Geschenken erlaube ich mir als besonders werthvoll eine numismatische Sammlung peruanischer Gold- und Silbermünzen anzuführen, welche ich der Güte des Hrn. Theodor Müller (vom deutschen Handlungshause Müller und Comp. in Lima), und Hrn. Julius Pflücker (ehemaliger Münzdirector, jetzt ebenfalls Kaufmann in Lima) verdanke. Ich habe diese kleine Sammlung peruanischer Münzen, unter denen sich einige sehr seltene und werthvolle Stücke befinden, dem Wunsch der Geber gemäß, dem Director des kaiserl. Münz- und Antikencabinettes übergeben.

Was ich an statistischen Daten über die Silberausbeute Peru's und namentlich des weltberühmten Cerro de Pasco, sowie an handelspolitischen Notizen über Peru und dessen Handel mit Europa und Nordamerika erhalten, wird ein reiches Material für die Bearbeitung des allgemeinen Reisewerkes liefern, doch wage ich hier, der beschränkten Zeit wegen, kaum mehr als flüchtig darauf hinzudeuten. Endlich war ich gleichfalls so glücklich eine Anzahl Vocabularien von Idiomen zu erhalten, welche von den Indianern Boliviens, Peru's und Neu-Granada's gesprochen werden, und worunter sich mehrere Dialekte befinden welche niemals früher veröffentlicht worden sind.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Kleinasien.

VI.

Angora, 1 Nov.

Schon bin ich einige Tage in Angora, der Perle Kleinasiens, und habe trotz aller Bemühungen es erst so weit gebracht daß ich heute die Copie des Monumentum Ancyranum begonnen habe. Noch ehe ich diese Mühseligkeiten erzähle, will ich über den letzten Theil meiner Reise hierher berichten.

Der 26 Oct. war wieder ein sehr heißer Tag, obwohl nicht in dem Grade wie der vorhergehende, weil wir uns in etwas höheren Regionen aufhielten, auch ein erfrischender Luftzug die glühende Sonnenhitze bedeutend milderte. Da wir an diesem Tage keinen Regierungssitz, sondern nur Dörfer passirten, so wurde ich von Dorf zu Dorf escortirt wie ein Ehrengast. Von Korfallü gieng der Kiaja selbst mit, schnallte seinen Säbel um, bestieg sein Roß, und begleitete mich mit seinen beiden Windhunden nach dem Dorfe Schikalü, etwa 1½ Stunden entfernt. Hier wurde ich abgeliefert, und einer der Honoratioren des Ortes übernahm meine Weiterbeförderung bis Kösseler, zwei Stunden; in Kösseler machte ich 1½ Stunden Halt, weil ich mich heute nicht allzusehr der Hitze aussetzen wollte. Von Kösseler ritten wir noch drei Stunden

bis Uedschret. So weit das Auge reicht iſt in dieſem Haimaneh kein Baum zu ſehen, aber die Luft iſt ſehr rein, ſo durchſichtig, daß ich auf 1½ Stunden Entfernung jedes Thier unterſcheiden kann, ja wenn es ſeyn müßte die Zahl einer Heerde ermitteln würde. Auch der Boden iſt ſehr fruchtbar und das Klima vorzüglich. Uedschret iſt ein ziemlich hübſches Dorf, von Turkomanen bewohnt, welche ein ziemlich grobes Volk ſeyn ſollten. Da ich aber ſchon ſehr oft die Gaſtfreundſchaft der Turkomanen genoſſen und mich bisher bei ihnen ſehr wohl befunden habe, ſo hielt ich dieß bis auf weiteres für eine Verleumdung der etwas vornehmen Osmanen.

Nachdem wir unſern Bewillkommnungskaffee getrunken und die Friedenspfeife geraucht hatten, entließ ich meine letzte Escorte aus Köſeler. Sie baten mich um Beſcheinigung meiner glücklichen Ankunft, welche ich ihnen natürlich nicht verweigern konnte. Zum allgemeinen Erſtaunen der Bauern ſchrieb ich ſie türkiſch, und ſie konnten ſich gar nicht genug verwundern daß ich Müſſülmanbſche (muſelmänniſch) oder Islambſche (islamitiſch) ſchreiben konnte. Noch mehr aber ſetzte es ſie in Verwunderung daß ich dem Mann außer dieſer Beſcheinigung eine Kleinigkeit für die Armen ſeines Dorfes gab, woraus ich ſchließe daß die Reiſenden, oder vielmehr ihre betrügeriſchen Diener, dieß meiſtens unterlaſſen, ſo natürlich es ſonſt iſt, da man für die eigentliche Bewirthung und Escorte nichts zahlt.

Die Bewohner von Uedschret ſind Turkomanen, welche ein etwas grobes Türkiſch ſprechen, ſo z. B. ſagen ſie ukizen, dokusan ſtatt seksen, doksan (80, 90). Eins fiel mir auf, der Pferdeeigner erkundigte ſich nach dem Preiſe der Gerſte, er betrug 4 Piaſter, da dieß nicht für den Kilo ſeyn konnte, ſo fragte ich, wie dieſer Preis zu verſtehen ſey, und hörte es ſey für ein Schini, von denen acht auf ein Kilo giengen. Kilo iſt bekanntlich aus κοτλον entſtanden, ſollte nicht Schini aus χοινιξ entſtanden ſeyn?

Des Abends füllte ſich mein Zimmer mit Bauern, und einer ſpielte die Saz, d. h. die türkiſche Guitarre, wozu er mit herzzerreißender Stimme türkiſche Lieder ſang. Gegen 8 Uhr verlief ſich die Menge, und ich verabredete daß wir den andern Morgen um 12 Uhr alla turca (d. h. 5½ Uhr) aufbrechen wollten, um Angora gegen Mittag zu erreichen, damit ich die Angelegenheit meines Quartiers noch bei Zeiten reguliren könnte.

Ich ſtand am andern Morgen pünktlich um 5 Uhr auf, aber mein Sürüdſchi träumte noch, es gelang mir jedoch ihn in einer halben Stunde munter zu machen. Nun fieng er an die Pferde zu füttern und zur Tränke zu führen, dann wurde Kaffee getrunken, ein Zmbiß genommen, kurz es ward 7½ Uhr ehe wir aufbrachen. Dießmal übernahm ein Bauer meine Escorte bis Angora, obgleich wir noch 2—3 Dörfer zu paſſiren hatten. Ich trieb nun eifrig an und geſtattete keinen Aufenthalt, aber die Pferde waren ſchon ziemlich abgeritten, und als wir um 12 Uhr in dem Dorfe Kyppſchehr ankamen, fand ich es ſelbſt zweckmäßig den Thieren eine Pauſe zu gönnen. Der Weg führte immer über Berge, die, je mehr wir uns Angora näherten, etwas mehr Bäume hatten, aber immer nur iſolirt und verkrüppelt, von Gehölz iſt keine Rede, geſchweige denn von Wald.

Um 1 Uhr brachen wir wieder auf, und um 2½ Uhr ſtiegen wir in die Ebene hinab, wo wir die erſten Weingärten des noch eine Stunde entfernten Angora antrafen. Hier entließ ich meine Escorte und ritt zur Stadt hinein, geradenwegs zum Paſcha, der mich ſehr freundlich empfieng, und mir die erſte Nachricht davon gab daß Kali Paſcha abgedankt habe und Mehemed Kybrysli Paſcha Großvezir geworden ſey. Vom Paſcha ritt ich zum katholiſchen Biſchof, und übergab ihm ſeinen Brief, den er aber, weil es ſchon dunkel war, nicht mehr leſen konnte. Ich gieng ſodann in das nur 20 Schritt entfernte Haus des Chodſcha Vincenzo Anuhanian, wo ich aber zu meinem Schrecken erfuhr daß derſelbe Reiſende auf den Weg begleite und erſt ſpät zurückkehren werde. Nun war guter Rath theuer, indeſſen Gott verläßt keinen Deutſchen, man nahm wenigſtens mein Gepäck in Empfang, und ein alter Diener Namens Abraham führte mich durch verſchiedene Gaſſen in das Haus eines „Vartabed.“ Ich übergab meinen Empfehlungsbrief, und nun war ſogleich alles in Ordnung. Der Vartabed las den Brief flüchtig durch, und ſagte mir, man ſey ſchon von meiner bevorſtehenden Ankunft unterrichtet, habe mich aber erſt nach 5—6 Tagen erwartet. Die Geſellſchaft beſtand außer dem Vartabed aus 4—5 jüngern Armeniern, ebenſo vielen Frauen verſchiedenen Alters nebſt dem unvermeidlichen kleinen Nachwuchs. Der Vartabed ſpricht außer türkiſch und armeniſch recht gut griechiſch, italieniſch und franzöſiſch, und fragte mich ob ich meine Werke franzöſiſch geſchrieben habe. Er wußte nämlich ſchon daß ich Autor war, und bedauerte ſehr daß ich ſie nur deutſch geſchrieben hätte. Inzwiſchen war auch Chodſcha Vincenzo Anuhanian angekommen, und erklärte mir daß ich für die ganze Zeit meines hieſigen Aufenthalts ſein Gaſt ſeyn müßte, für den Abend aber war ich Gaſt des Vartabed. Nach Tiſch wurde Kaffee getrunken, geraucht und discurrirt de omni re scibili et de quibusdam aliis. Der Vartabed fragte mich nach der Etymologie des Wortes Haimaneh (ſo heißt bekanntlich der District zwiſchen Sivri Hiſſar und Angora). Ich erklärte keine Etymologie zu wiſſen, da der Name in den claſſiſchen Autoren nicht vorkomme, und weder im Griechiſchen noch im Türkiſchen eine Bedeutung habe. Da erhob ſich ein alter Armenier, der bisher ganz zuſammen gekauert in einem Winkel geſeſſen hatte, ſo daß ich ihn noch gar nicht bemerkt hatte, und ſagte, Haimaneh bedeute „die armeniſche Maria,“ Hai für Hait (Armenier), und Mana ſey, wie jedermann wiſſe, die vulgär armeniſche Abkürzung für Maria; die Sage erzähle, es habe dort früher eine Armenierin Namens Maria geherrſcht. Gegen 9 Uhr führte mich Chodſcha Anuhanian in ſein Haus, wo ich ein wahres Prachtbett in einem ſchönen Zimmer fand.

Das erſtemal ſeit 16 Tagen hatte ich am folgenden Tage (28 Oct.) das Glück mein Geſicht zu ſehen, denn in meinem Zimmer hiengen zwei Spiegel, ein in Anatolien ſeltener Luxus. Um 8 Uhr trat ich meine erſte Wanderung an. Da für das Monumentum Ancyranum ein Zabtie nöthig iſt, ſo gieng ich zuerſt in Begleitung meines Wirthes

zum Pascha, der aber noch im Harem war. Wir giengen also weiter, und besahen die Julianssäule (hier Valky Minaressi genannt), welche vor dem Palast des Pascha steht. Der sogenannte Palast ist eine Sammlung von Baulichkeiten, eine noch elender und verfallener als die andere. Hier münden die beiden Telegraphenlinien, die nach Konstantinopel und die nach Jüzgat; erstere ist schon in voller Thätigkeit, letztere so gut wie fertig. Von da gieng ich nach den Begräbnißplätzen der Raja, wo ich ein paar Duzend Inschriften copirte, wobei mir mein Wirth im Aufsuchen Hülfe leistete; während ich eine copirte, hatte er schon zwei bis drei neue aufgefunden, und es scheint beinahe als wachsen hier die Inschriften aus der Erde. Gegen 11½ Uhr kehrten wir nach Hause zurück, frühstückten und giengen dann wieder zum Pascha, der aber noch in der Moschee war. Der Kiaja erzählte uns es sey ein Ferman in Betreff der Tscherkessen angekommen; diese Angelegenheit werde wohl den Nachmittag in Anspruch nehmen, ich thäte also wohl bis zum Abend oder Morgen früh zu warten. Es befinden sich hier nämlich eine Menge Tscherkessen, die zum Frühjahr in der Haimanej untergebracht werden sollen. Ich musterte sodann die äußere Mauer des Schlosses, wo ich wieder ein paar Duzend Inschriften copirte. Endlich wurde der Sonnenstand zu ungünstig, und da Sonnenschein bei diesem Geschäft ein wesentliches Erforderniß ist, so kehrten wir zurück. Nachmittags besuchte ich den katholischen Bischof, mit dem ich mich eine halbe Stunde unterhielt, und der mir unter anderm mittheilte daß seine Gemeinde 11,000 Seelen zähle.

29 Oct. In der Früh gieng ich wieder nach den Begräbnißplätzen, theils um einige Inschriften zu revidiren, theils andere, die ich wegen ungünstigen Sonnenstandes am Tage vorher nicht lesen konnte, zu copiren, theils um neue aufzusuchen. Der Vormittag war ziemlich fruchtbar. Nach dem Frühstück gieng ich zum Pascha, aber dieser Weg war wieder vergeblich. Vor dem Palast, im Hof, auf den Treppen, in den Vorsälen, überall wimmelte es von Tscherkessen, und bei dem Pascha war großes Medschlis; ich entfernte mich also und gieng zum obern Schloß hinauf, wo ich wieder den Nachmittag zubrachte.

Die Tscherkessen machen viel böses Blut in der Stadt, und die Befürchtung ist nicht unbegründet daß es zwischen ihnen und den Einwohnern zu Schlägereien kommen wird, wenn man nicht durch kräftige Maßregeln vorbeugt.

Angora ist, so weit ich mich durch den Augenschein und durch Erkundigungen überzeugt habe, eine recht thätige Stadt. In einiger Entfernung ist sie nicht schön, da alle Häuser aus Lehmziegeln (ungebrannt, bloß an der Sonne getrocknet) gebaut sind. Im Innern ist sie ebenso wie alle türkischen Städte; aber die Einwohner sind thätig, und mit Ausnahme der augenblicklich hier weilenden Tscherkessen sieht man nirgends die sonst im Orient so häufigen Gruppen lungernder Tagediebe; da die Leute ihren Geschäften nachgehen, so gibt es auch verhältnißmäßig sehr wenig Kaffeehäuser. Dafür verdienen die Angoraner mit ihrem Fleiß auch ein tüchtiges Stück Geld; so z. B. exportiren sie jährlich 1½ Millionen Okka Tiftik (die Wolle der Angoraziege) à 40 Piaster die Okka, macht 60,000,000 P. (mehr als 6,000,000 fl.) bloß für einen einzigen Artikel. Dazu kommt noch Honig, Obst, Schali, Schaf- und Ziegenfelle und eine bedeutende Anzahl kleinerer Artikel. Wären die Bauern der Umgegend nicht so hartnäckig, so würden sie noch eine Menge anderer Producte erzeugen können, da der Boden sehr gut ist. Kartoffeln gedeihen hier zum Beispiel vorzüglich, und seit meiner Abreise aus Konstantinopel habe ich hier wieder das Vergnügen sie täglich zu essen. An Gemüse gibt es bloß Weißkohl, grüne und weiße Bohnen, Haubsch und Selleri, aber keine Artischocken, Blumenkohl, Erbsen u. s. w., die doch alle bei Konstantinopel sehr gut gedeihen und auch hier ohne alle Pflege fortkommen würden.

Angora hat wenig Wasser; im Umfang der beiden Citadellen ist weder Brunnen noch Cisterne; ihre so wie die Bewohner der westlichen Hälfte der untern Stadt behelfen sich mit einem einzigen Brunnen in der Nähe des Palastes; die Osthälfte hat ebenfalls nur einen oder zwei Brunnen, das ist alles, und doch reicht es für die 12,000 Häuser der Stadt aus. Wahrscheinlich haben die ehemaligen Bewohner der Stadt und ihre Herren niemals daran gedacht Wasserleitungen oder in ihren Häusern Cisternen anzulegen; jetzt ist das Fehlende schwer zu ersetzen, und daß die Häuser kein Wasser haben, wird den Angoranern sehr lästig. Aus dieser Ursache ist jede Familie genöthigt einen Esel zu halten, den sie etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang mit einem Diener oder Kind nach der Tscheschme schickt um Wasser zu holen; der Esel hat an jeder Seite eine Art Trog mit zwei bis drei Abtheilungen, in deren jeder ein Wassertrug steht. Diese füllt man und treibt dann den Esel langsam zurück. Die Wäsche wird an dem Fluß von Angora besorgt, wo den ganzen Tag Schaaren von Weibern damit beschäftigt sind; die Bäder versorgen sich ebenfalls aus dem Flusse. Ein Glück für die Stadt ist noch daß hier die Frauen arbeiten, selbst die der reichsten Kaufleute, und daß der Brauch von Smyrna und Konstantinopel hier noch nicht Platz gegriffen hat. Mein Wirth in Kjutahja, der reiche Kaufmann Tschulu Oglu, sagte mir, seine Söhne hätten sich aus Smyrna Frauen nehmen wollen, aber er habe es nicht gestattet, weil diese Geschöpfe gar nichts thäten. In Kjutahja sowohl wie in Angora arbeiteten die Frauen und Mütter meiner Wirthe, obgleich beide reiche Kaufleute sind; in jedem Hause fand ich nur ein einziges Individuum, dem ich anständigerweise beim Abschied ein Trinkgeld geben konnte.

Vorgestern, Sonntags, gieng ich zuerst in die Kirche und verfuchte dann zum Pascha zu kommen, aber wie am vorigen Tage die Tscherkessen, so waren diesmal die Redif da. Je mehr ich mich dem Palast näherte, desto dichter war das Gedränge; an der Pforte war endlich gar nicht durchzudringen; ein dicker Zabtie schlug von Zeit zu Zeit mit einer Keule drein um Platz zu machen. An ein Durchdringen durch diesen Menschenknäuel war gar nicht zu denken. Auf dem Hofe lieferten die Soldaten ihre Waffen ab, worauf sie entlassen wurden. In der Nähe des Palastes waren die Angehörigen

der Beurlaubten versammelt, und warteten bis ihr Bruder, Sohn, oder was er sonst war, herauskam, und hier war ich Zeuge mancher rührenden Auftritte. Hier begegnet ein Soldat seinem Vater, beide fallen sich um den Hals und küssen sich; dort hat einer seinen Vater gefunden, der ihm sein ganzes Gepäck abnimmt und allein trägt; hier sitzen einige Soldaten, wahrscheinlich alle aus demselben Orte, mit ihren Angehörigen zusammen und erquicken sich an den Erfrischungen welche diese mitgebracht haben; dort sieht eine Gruppe älterer Leute, welche die Übrigen noch nicht wieder gefunden haben und jeden vorbeigehenden Soldaten darnach fragen; an einer andern Stelle hat sich eine Anzahl von Soldaten versammelt, welche wahrscheinlich aus einem entfernteren District sind, und also hier noch nicht ihre Verwandten wieder sahen. Ich besah dann in der Nähe des Palastes einige Alterthümer, und beschäftigte mich in der Stadt, wo ich wieder allerlei fand. Nach dem Frühstück gieng ich wieder zum Pascha, den ich dießmal endlich fand; ich brachte ihm mein Anliegen wegen eines Zabtie vor, und wurde gnädig dahin beschieden daß dieß Sache des Medschlis sey, und ich also bis Dienstag warten müsse. Nun war es meinem schwachen Verstand etwas schwer zu begreifen was das Medschlis mit dieser Angelegenheit zu thun habe, aber da ich bis Dienstag andere Beschäftigung zur Genüge hatte, so beruhigte ich mich dabei.

Der gestrige Tag brachte wieder einiges Interessante. Des Morgens gieng ich aus um eine Inschrift auszugraben, die ich zwei Tage vorher gesehen hatte, die aber zu tief in der Erde steckte als daß ein Taschenmesser genügt hätte. Unterwegs kamen wir bei einer Moschee vorbei, in der ich einen Stein entdeckte und sogleich copirte. Mein Begleiter hatte inzwischen in derselben Moschee einen zweiten Stein gefunden, wo aber die Inschrift theilweise mit Kalk überschmiert war. Während mein Begleiter, jener früher erwähnte Apraham, mit seinem Instrument daran arbeitete, kam ein Maler hinzu, ziemlich lumpig gekleidet, welcher den Apraham kannte und ihm das Instrument abnahm um selbst daran zu arbeiten. Es sammelten sich einige Türken um uns herum und einer sagte: „schimdi altun tschykar.“ — Altun tschykmaz, amn akyl tschykar,“ [1] erwiederte der Maler, eine Antwort die mir sehr gefiel. Auch erwies sich der Maler trotz seines lumpigen Anzuges als ein sehr wißbegieriger Mensch, und führte mich zu mehreren interessanten Inschriften.

Nach dem Frühstück besuchte ich Dr. Rigas, einen griechischen Arzt, der hier seit 27 Jahren wohnt, auch einige Jahre in Wien zugebracht hat und noch recht gut deutsch spricht. Von ihm erhielt ich folgende statistische Auskunft über Angora.

Die Stadt zählt	2600	katholisch armenische	Häuser,
	300	alt- „	„
	800	griechische	„
	80	jüdische	„
	8220	türkische	„
im Ganzen	12,000	Häuser.	

[1] „Gleich kommt Gold heraus.“ — „Gold kommt nicht heraus, sondern Gelehrsamkeit.“

Europäer sind hier außer mir vier, nämlich Dr. Pietro Leonardi aus Palermo, Dr. Rigas aus Hellas, Dr. Bartolommeo Malfatti aus Udine und Dr. Duclos, ein Franzose.

Heute früh fand ich die Julians-Inschrift, die ich zweimal vergeblich gesucht hatte, nebst noch andern Inschriften. Nachmittags gieng ich zum Pascha ins Medschlis, wo man mir endlich nach Verlesung meines Firmans einen Zabtie gab.

Wenn ich Angora hinlänglich untersucht habe, so gedenke ich nördlich nach Sinope durch einen wenig bekannten Landstrich zu reisen. Vorher werde ich jedoch Gelegenheit haben Ihnen noch einmal von hier aus zu schreiben.

Schamyl in St. Petersburg.

(Aus der Revue de l'Orient.)

Bei dem Besuche Schamyls in Zarskoje-Selo machte der unerhörte Reichthum an orientalischen, ganz von Gold, Silber und Edelsteinen funkelnden Waffen (es sind mehr als 1500 vorhanden) augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf diesen berühmten Tscherkessen-Fürsten. Er untersuchte mit ungemeiner Aufmerksamkeit die bemerkenswerthesten Säbel, las laut ihre in Gold damascirten arabischen Inschriften, und schwang die Klinge um die Schwere derselben besser würdigen zu können. Im russischen Zimmer erkannte er seine beiden Gewehre und die mit Inschriften versehenen silbernen Plättchen mit denen er seine Raibs geziert, und die man auf dem Schlachtfeld ihren Leichnamen abgenommen hatte. Er schien sich geschmeichelt zu fühlen daß seine Insignien auf Befehl des verstorbenen Kaisers im Waffen-Museum untergebracht worden waren. Man zeigte ihm ein dem Namen nach wohl bekanntes Folterwerkzeug, das man aber, weil nur wenige Exemplare in Europa noch vorhanden sind, nur selten zu sehen bekommt — die Angstbirne; sie hat wirklich die Form und Größe einer verlängerten Birne, und ist aus sechs Rippen, wie die einer Melone, zusammengesetzt. Wenn man sie geschlossen in den Mund einführte, erweiterte sie sich daselbst mittelst einer Feder welche die Seiten zum Springen bringt, und erzeugte dann die Tortur der Angst, je nachdem man den dieser Marter unterworfenen Unglücklichen zum Schweigen oder zum Sprechen bringen wollte. Angesichts des Spiels dieser teuflischen Birne sagte Schamyl: „Ich bedaure dieses Instrument nicht früher gekannt zu haben.“ Und nun zeigte sich auf seinem Gesichte jenes unheimliche Lächeln das zuweilen, wenn gewisse Ideen sich seiner völlig bemächtigt haben, seine ausdrucksvolle Physiognomie auf eine unheimliche Weise erhellt.

Sein Besuch im Museum der Eremitage zeichnete sich durch einige Eigenthümlichkeiten aus, welche auf seine Kenntniß der orientalischen Sprachen schließen lassen. Er spricht nicht gern viel; man mußte das Mittel finden ihn auf natürliche Weise dazu zu bringen; man führte ihn deßhalb vor die Schaukästen in denen die reiche orientalische Sammlung des numismatischen Cabinets ausgestellt ist. Beim Anblick der

großen dicken Stücke und der mehrere Pfund schweren Goldplatten, welche der Schah von Persien aus seinem Schatz genommen hatte, um die Bezahlung der Kriegscontribution im Jahr 1828 zu bereinigen, fieng Schampl an die darauf befindlichen Inschriften zu lesen; er sprach mit lauter Stimme. Auf einigen dieser Platten ist die gewöhnliche Formel: „Es gibt keinen Gott als Allah! Mohammed ist der Abgesandte Allahs. Aly ist der Waly (der Auserwählte, der Abgeordnete, der Freund) Allahs!“ — „Schiitische Formel!“ sagte Schampl, indem er als Sunnit ein wenig den Kopf schüttelte. Als solcher interessirten ihn hauptsächlich die osmanischen Münzen, und er verlangte die des Padischah zu sehen, welche er mit so lebhaftem Interesse untersuchte, daß er fast die Stunde des dritten Tagesgebets vergessen hätte.

In einer Abendgesellschaft beim Generaladjutanten v. G., der eine sehr kleine Anzahl von Personen um sich versammelt hatte, konnten wir indeß den Gesichtsausdruck des Imam, das Spiel seiner Physiognomie und seine geistigen Fähigkeiten am besten und ungehindertsten kennen lernen. Es waren einige geübte Orientalisten anwesend. Man konnte ohne viele Umstände, mit Zartheit, Fragen an ihn stellen und eine Unterhaltung anknüpfen. Der Generaladjutant Baron v. L. zeigte ihm den Plan welchen er eben erst von Gunib, dem letzten Zufluchtsort der Macht Schamyls, gemacht hatte, und wo, wie er uns selbst sagte, er sich auf zwei Jahre sicher und gegen jeden Angriff geschützt glaubte. Als nun Schampl diesen Plan mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte, zeigte er die Stelle eines im Süden vergessenen, in gleicher Entfernung von Kol-su und dem Fuße des Gebirges liegenden Auls; er machte die Bemerkung: die Gestalt der Hochebene biete nach Osten hin eine allzugroße Verengerung, und indem er auf jene drei Felsenwände anspielte, sagte er: „Sie sind gestellt wie die drei Randleisten dieses Tisches,“ indem er auf diejenige wies welche unter seiner Hand war, vor dem Divan auf den er sich gesetzt hatte. Der Ausdruck seines Gesichts war in diesem Augenblick ein höchst bedeutungsvoller; man las tiefe Gedanken auf seiner Stirn, und solgte fast unwillkürlich der Bewegung längs seiner schönen Augenbraun-Bögen.

Als einmal auch der Name Abdel Kaders ausgesprochen wurde, fragte Schampl einen anwesenden hohen Fremden: wie viele Jahre derselbe gekämpft und wie zahlreich die Mannschaft gewesen die unter ihm in Waffen stand. Man sagte ihm: 16 Jahre und 16,000 Mann. Er lächelte hierauf, als ob er, der länger Widerstand geleistet und 50,000 Mann in unzugänglichen Orten vereinigt hatte, eine Vergleichung zu seinen Gunsten anstellen wollte. Derselbe Fremde hatte ihm gesagt: sein Name sey in Frankreich oft genannt worden, worauf er, gleichsam als wolle er diese Bemerkung mit Stillschweigen übergehen, antwortete: „Ja, aber jetzt?“ Jemand fügte bei: „Was groß ist, wird groß bleiben.“ Schampl warf dem Sprecher einen dankenden Blick zu, wandte darauf seine Augen nach seinem Sohn, und sagte zu diesem: „Dieß ist ein tröstender, zart ausgedrückter Gedanke.“ Er hatte seine Freude bezeugt daß er Tags zuvor (am Freitag) seine Gebete in einer Moschee zu verrichten im Stande gewesen, und fügte dann bei: das letztemal habe er das Freitagsgebet in seiner Moschee zu Gunib verrichtet. Derselbe Herr sagte hierauf in arabischer Sprache zu ihm: „Das Geschick hat gewollt daß, nachdem Sie Ihr Gebet in Gunib verrichtet hatten, Sie es dann in der Hauptstadt des Kaisers, und zwar in vollkommener Sicherheit verrichten sollten.“ — „Ja,“ antwortete er, „ich habe in aller Ruhe gebetet.“ Er spielte damit wahrscheinlich auf die Ruhe an, die er jetzt empfinde; denn bekanntlich hatte er in den ersten Stunden seiner Gefangenschaft fest geglaubt er sey bestimmt den Tod zu erleiden.

Er zeigte sich aufs liebenswürdigste bereit auf ein Blatt meines Notizenheftes seinen Namen arabisch einzuschreiben: „Schamuil [1] ben-Mohammed al-Kamrowi (Schamuil oder Schampl, d. h. Samuel, Sohn Mohammeds von Gimry)“ [2] — eine höchst einfache Benennung, ganz verschieden von dem prunkvollen Titel den er sich sonst beigelegt hatte: „Emir al Mumenin we imâm al Muttakin, Schamuil.“ (Der Fürst der Gläubigen und der Imam der Getreuen, Schampl.) Im Grunde seines Charakters zeigt dieser außerordentliche Mann eine Einfachheit und selbst eine Gutmüthigkeit wovon er uns mehr als einmal den Beweis geliefert, und die sich am auffallendsten zeigte als ihm der General v. G. seine Kinder vorstellte; er empfieng sie mit einem reizenden Lächeln und reichte ihnen die Hand. Man sagte ihm lachend: das jüngste Mädchen liebe ihn sehr. Im Augenblick schlang ihr junger Bruder die Arme um sie. Er antwortete sein: „Ich möchte sie auch sehr lieben, allein ich wage es nicht; es ist ein Eifersüchtiger da.“ Als ihm endlich der General seinen Sohn brachte, nahm ihn der Imam auf seine Knie, wo das Kind sich so vollkommen ruhig hielt, als säße es auf denen eines guten Priesters, als welcher Schamyl mit seiner weißen Tracht, und seinem großen Turban gelten konnte. Der Imam war augenscheinlich entzückt über das Kind, und betrachtete es mit einem heitern Gesicht, offenem und lachendem Mund, wie ein guter alter Großvater der seinen Enkel auf dem Schooße hat, und kindlich mit ihm plaudern will.

Zustände im britischen Westindien und in Central-Amerika.

Authony Trollope's mit Recht von der englischen Presse gepriesenes und in wenig Wochen zur zweiten Auflage gelangtes Buch [3] führt uns zuerst nach dem kränkelnden Jamaica, und im ersten Capitel schon werfen wir Anker vor Kingston — der Hauptstadt der Insel — wenn auch der Gouverneur und das Parlament ihren Sitz in der nahen, mit einer Eisen-

[1] Das y in dem Worte Schampl vertritt das harte i der russischen Sprache — eines Vocals dessen Aussprache Aehnlichkeit hat mit dem französischen Diphthong „oui.“

[2] Gimry im Daghestan ist der Geburtsort Schampls.

[3] The West Indies and the Spanish Main by Anthony Trollope, London, 2d edit. 1860. Chapman.

bahn verbundenen, sonnigen und menschenleeren Spanish Town haben. Was den Aufenthalt in Jamaica den Ungewohnten verleidet, ist die caribische Hitze. Die Morgenstunden bis 10 Uhr, wo eine Brise die Luft zu kühlen beginnt, sind höchst drückend, und die Abendstunden kann man wieder nicht genießen, weil es keinen Abend gibt, da die Nacht auf den Tag ohne Dämmerung folgt. Des Nachts endlich sind des britischen Kingstons Straßen stockfinster, während das spanische Havana wenigstens mit Oel, und das cubanische Städtchen Cien Fuegos (Nomen et omen! [1]) sogar mit Gas beleuchtet wird. In Kingston hat sich noch aus alten Zeiten ein patricischer Reichthum erhalten, aber die Stadt will nicht mehr gedeihen, sie leidet nicht bloß weil die Insel leidet, sondern man hat ihr auch durch Vorenthaltung des Regierungssitzes und durch Verlegung der Admiralität nach Port Royal das Gebührende entzogen. In Kingston heißen alle Gasthöfe „Hallen:“ Dattelhalle, Blundle'shalle, Barkly'shalle, und so hallt es weiter! Unser Verfasser stieg in Blundle's Hall ab, welches Hôtel einer Schwester von Mrs. Seacole gehörte. Wenige unsrer Leser werden wissen, wer diese Dame gewesen. Eine Farbige und eine Gasthofbesitzerin wie ihre Schwester, hat Mrs. Seacole vor zwei oder drei Jahren eine Art Selbstbiographie geschrieben, die für westindische Zustände sehr willkommene Aufschlüsse gewährte, und in London sehr günstig beurtheilt wurde. Die zweite unberühmte Seacole gestand unserem Verfasser naiv: „Meine Schwester wollte, wie Sie gewiß gehört haben, nach Indien gehen, aber Königin Victoria litt es nicht, weil ihr Leben zu kostbar sey.“ Eine starke Gabe Eitelkeit ist also auch den farbigen Frauen geworden. Was nun die Küche von Mrs. Seacole betrifft, so klagt der Reisende daß ihm statt aller tropischen Herrlichkeiten wieder nur seine englische Kost aufgetischt wurde, weil englische Gerichte in Westindien zu den Raritäten zählen: statt Schildkrotsuppe, die so wohlfeil gewesen wäre, Ochsenschweifsuppe, dann unabänderlich gerösteres Rindfleisch und Beefsteaks, Bier in sündlichen Quantitäten, Pickles natürlich, ach! und gar elende Kartoffeln statt der tropischen Gemüse. Wie man sieht, wird alles als Leckerbissen betrachtet was europäischer Kost gleicht. Die Dienerschaft ist natürlich schwarz. Solche Schwarze aber benehmen sich höchst zudringlich, „protegiren“ die Gäste, belästigen aber auch nicht um Trinkgelder, und danken kaum dem Geber. Uebrigens wissen sie sich vortrefflich eine gute Behandlung zu verschaffen. Als Trollope am ersten Morgen einen der Neger anrief: „Nun, alter Bursche, wie steht's mit meinem Bad?“ gab der Angeredete keine Antwort, sondern vertiefte sich nur tiefer in sein Geschäft des Stiefelwichsens. Trollope mußte mehrmals die Frage wiederholen, und ihm zuletzt gebieten die Stiefel wegzulegen: „Wen, sagte der beleidigte Wollkopf, rufen Sie hier „Bursche?“ Wenn Sie zu einem Herrn (gentleman) gebührlich reden werden, dann wird Ihr Bad gefüllt werden.“ — „James, verbesserte sich Hr. Trollope, darf ich Sie ersuchen, sich von diesen Stiefeln zu trennen, und nachzusehen daß mein Bad gefüllt wird?“ „Es, sir, antwortete der Neger, ich werde gleich gehen,“ und gieng vollständig befriedigt. Diese trollige Anekdote spricht doch für die Neger. Sie beginnen sich zu fühlen, und sie haben nicht Unrecht. Trollope fügt zu ihrem Ruhm hinzu daß Bedientenblödsähle bei den Schwarzen zu den unerhörten Dingen zählen. Freilich hat auch der Neger wenig Bedürfnisse, und daher ist die Versuchung für ihn nicht allzustark.

Jamaica hat im Innern hohe Gebirge mit Landschaften, die an Tirol und die Schweiz erinnern. Dort athmet der Nordländer auch wieder mit Behagen. Gasthäuser gibt es zwar nicht, wohl aber etwas besseres, nämlich höchst gastfreie Häuser der Gutsbesitzer, wo denen man sogar behauptet sie richteten sich oft durch Uebermaß an Liberalität zu Grunde. Das Pflanzerleben hat eben so viel Reize wie der Müßiggang. Das Tagewerk beginnt um 6 Uhr mit einer Tasse Kaffee, die jedoch, um Anstrengungen zu vermeiden, im Bett getrunken wird. Man zieht sich dann mit großer Besonnenheit an, denn man hat viel Zeit vor sich. Die frühen Morgenpartien nämlich, von denen so viel gesprochen wird, sind nur ein guter Wahn. Verabredete man sich auf 5 Uhr Morgens, so wurde um 7 Uhr aufgebrochen, und eine Bestellung auf 6 Uhr bedeutete eine auf halb 8 Uhr. Um halb 11 Uhr kommt das zweite Tagewerk an die Reihe, nämlich das fälschlich so verleumdete Frühstück. Dieß ist nämlich ein höchst episodenreiches Mahl von Fischen, Beefsteaks, einer Suite von Gemüsen und englischen Zinnbüchsengerichten. Dazu trinkt man Thee oder Chocolade, Bier, Wein oder Rum. Nach Bewältigung dieser Etappe zieht sich jeder in den kühlsten Winkel des Hauses zurück. Das die Frauen in dieser Zeit thun, ist ein Räthsel, jedenfalls fügen sie sich nicht durch übertriebene Anstrengungen irgend einen Schaden zu. Uebrigens kann man sich doch selbst um diese Tageszeit noch (es war freilich December und Januar) im Freien bewegen, oder vielmehr bewegen lassen, denn man geht nicht, sondern reitet. Bei Ausflügen hat man jedoch Obacht zu geben daß die Stunde der Rückkehr, 5 Uhr, nicht versäumt wird, denn um 6 Uhr steht das wahre Tagesmahl auf dem Tisch. Die Stunde zwischen fünf und sechs bedarf man aber zum Anzug, denn sogenanntes full dress, d. h. schwarzer Frack, dergl. Beinkleider und weißes Halstuch ist vorgeschrieben. Sonst ist jedermann bedacht sich als Zuave zu kleiden, und Kinder haben sich das Kleiden völlig abgewöhnt, aber als Gast oder Wirth, überhaupt in Gesellschaft ist der schwarze Frack Dogma auch unter den Tropen. Das Ankleiden hat seine eigenen Schwierigkeiten. Man muß sich Zeit lassen und, zwischen jedem Stück ausruhen, denn sonst würde man in Schweiß gerathen und mit halb vernichteter Wäsche im Salon erscheinen. Worin sich nun das Mittagsessen vom Frühstück unterscheide, läßt sich schwer sagen, jedenfalls fehlt die Chocolade und der Thee, aber dafür muß zuletzt Käse, vor dem Käse aber ein Schwarm von Schüsseln erscheinen. Vor Tisch reizt man den Appetit durch ein Glas bittern Schnaps, bei Tisch aber wird nur ein Glas Wein und, wenn die Damen aufgestanden, ein zweites getrunken. Kurz darauf findet man sich unter der Verandah bei Mond oder Sternenlicht wieder,

[1] Cien Fuegos, hundert Feuer! (Feuerstellen nämlich).

und damit man nicht von Kräften kommt, wird Kaffee servirt. Diese kurzen Nachtſtunden ſind die Krone des Tages, allein nach den vielen ausgeſtandenen Beſchwerden iſt es nicht zu verwundern wenn die Damen pünktlich nach 9 Uhr zu Bett gehen. Nur eins vermag ſie zur Abweichung von dieſer Lebensordnung zu bewegen, nämlich die Veranſtaltung eines Tanzes. Es ſind nicht bloß Fräulein und Herrlein die nach Walzern ſchmachten, ſondern reife Mütter auf der ſchattigen Seite der Vierzig, und Senatoren nicht aus dieſem Jahrhundert, welche die nämlichen Bedürfniſſe fühlen. Da kann man einen alten Schneepriester ſehen, der eine Dame in Turban und orangenem Slip um die vierte Polka bittet. Sie ſtudiert die Handſchrift, die an ihrem Gürtel hängt: „Bin ſchon bis zur fünften verſagt — aber vielleicht den zweiten Schottiſch“ (perhaps the second schottische. Sic! Tanz und Name ſind über England alſo nach Weſtindien gewandert. Daß die Engländer an etwas ſchottiſches dabei nicht denken, iſt verzeihlich, denn ſchottiſch würde ſtotſch geſprochen werden müſſen). — Ich boſſe, ſagte eine Dame zu unſerm Verfaſſer, Sie lieben die geſchwinden Tänze? Anfangs verſtand Trollope die Bedeutung dieſes techniſchen Ausdrucks nicht, aber es waren damit die Rundtänze im Gegenſatz zu den Quadrillen gemeint, welche bei den Creolen-Damen ſo geringgeſchätzt werden, daß ſie einem Herren das Gegentheil von einem Compliment machen, wenn ſie ihm einen ſolchen Tanz abgeben. Getanzt, d. h. gerast, wird oft bis zum Morgengrauen, und bei dieſer Luſt harren ſelbſt die zarteſten Dämchen aus, ohne zu zerfließen.

Jamaica iſt bekanntlich die Emancipationsinſel par excellence. Die Schwarzen und die Schwärzlichen ſpielen daher in unſerm Buch eine Hauptrolle. Dort ſtudieren und erfahren wir was nachher kommt, wenn das Joch der Sklaverei ſanft hinweggenommen wird wie der Deckel vom Topfe. Die Emancipation hat die Neger zwar frei gemacht, allein immer und ewig werden ſie nur Knechte und Dienſtboten bleiben. Sie haben keine rechte Heimath, denn die Creolenneger wiſſen nichts mehr von Afrika, als daß damit irgend ein Schimpf verbunden ſey. Die Neger beſitzen auch keine Sprache, denn die afrikaniſche Mundart ihrer Stammeltern wurde mit ihrer Ankunft in der neuen Welt vergeſſen. Engliſch ſprechen aber unter Tauſenden nur einige ſeltene Vögel, die übrigen verſtändigen ſich im Niggerengliſch einer afrikaniſirten Sprache, die etwa ſo klingt wie wenn kleine Kinder anfangen immer im Nominativ und Infinitiv zu reden. Sie haben auch keinen Racenſtolz, denn ihr ärgſtes Schimpfwort unter einander iſt Nigger. Doch regt ſich etwas Selbſtbewußtſeyn beim Creolenneger. Dieſer ſträubt ſich mit friſch eingeführten Afrikanern zu eſſen und zu trinken, ja er will nicht einmal mit ihnen arbeiten, ſo unendlich übertegen hält er ſich, weil die Cultur bereits ihn zu beleden angefangen hat. Dieſer Hochmuth iſt freilich völlig unberechtigt, aber daß der creoliſche Neger dieſes Hochmuths fähig iſt, beweist einen großen ſittlichen Schritt aus ſeinem afrikaniſchen Nichts.

Wer erwartet hatte daß nach der Emancipation die Neger gegen billigen Lohn ebenſoviel arbeiten würden, als vorher in der Sklaverei, daß Jamaica daher nach wie vor dieſelben Mengen Zucker zur Ausfuhr erzeugen werde, der hat ſich freilich verrechnet. „Nein, danki Maſſa, ich müde ſehr, ich Geld genug,“ oder „ich ſo ſchwach auf Beinen, ich heute nicht arbeiten,“ ſind die gewöhnlichen Sprüche der freien Neger womit ſie Arbeit und Arbeitslohn zurückweiſen. Lächerlich iſt freilich der philanthropiſche Fanatismus der den Neger in Baumwolle einwickeln und unter eine Glasglocke ſetzen möchte. Der Arbeitslohn in Jamaica iſt übertrieben hoch, weil der Neger nur ſo lange arbeitet, bis er ſein Bedürfniß ſich erworben hat. Da nun ſeine Bedürfniſſe gering ſind, ſo arbeitet er nur wenig, und weil er wenig arbeitet, iſt das Angebot von Arbeitskräften außerordentlich gering, ſo daß er für das wenige noch theurer bezahlt wird als wenn er ſchaffen müßte wie ohne Erbarmen in Europa unſere Arbeiter ſchaffen müſſen. Wenn man alſo durch Einfuhr fremder Arbeiter, namentlich durch Kulies, das Angebot von Arbeitskräften ſteigern würde, ſo müßte der Lohn fallen und der Neger länger arbeiten. Nun gibt es aber eine Schule politiſcher Quäker, welche ſich mit allen Kräften widerſetzt daß der Neger dieſer Concurrenz ausgeſetzt werde, die ihn „von ſeinem Herrn abhängiger als früher“ machen möchte. Der Neger und die Negerin kennen manche Bedürfniſſe, die ſie doch zur Arbeit zwingen. Vor allem gehört dahin ihre Putzſucht. In England ſelbſt haben längſt Stubenmädchen, ja ſogar Pächtermägde ſich an Crinoline, lange Schürtleiber und herabfließende Aermel gewöhnt, aber ſie ſind nicht recht daheim in dieſen Luxusbauten. Die Negerin dagegen beſitzt ein Talent ſich in europäiſchen Trachten zu bewegen, wozu ihr ein im allgemeinen tadelfreier Wuchs ſehr behülflich iſt. Sie lieben ſtets die Moden zu übertreiben, und ihre Röcke ſollen bei der heutigen Epidemie der Crinolinen ſo aufgeſpannt ſeyn, daß in Kingſton die Straßen zu eng werden, wenn ſie des Sonntags zu dritt neben einander gehen. Ihre Lieblingstracht wird aus weißem Muſſelin gefertigt, wozu farbige Gürtel getragen werden. Dazu gehören hellbraune Halbſtiefel, fleiſchfarbige Handſchuhe, ein Sonnenſchirm, ſowie ein breitrandiger Strohhut mit tiefem Schleier und blanken Schnallen. Hut und Schleier ſind Geſchmacksmißgriffe, und wenn die Negerinnen ihren Vortheil verſtänden, würden ſie das bunte Kopftuch nicht ablegen welches ſie ehemals trugen. Zum Berſten lächerlich ſind oft ihre Anſtrengungen ſich einen vornehmen Anſtrich zu geben. Eines Sonntags ritt Trollope mit einem Pflanzer ſpazieren, als ſie eine Negerin aus der Kirche heimkehren ſahen. Sie war in ſchneigen Muſſelin gehüllt, und mit Handſchuhen, Sonnenſchirm und Schnallen ausſtaffirt. Hinter dieſer würdigen Dame wandelte eine ſchwarze dienende Nymphe, welche ihrer „Herrſchaft“ das Geſangbuch nachtrug, und zwar auf dem Wolkopf, denn eine Negerin trägt nie etwas in der Hand, ſondern, groß oder klein, einen Waſſerkübel von 100 Pfund oder eine Arzneiflaſche, immer auf dem Schädel. Die Kirchengängerin machte mit ſehr viel Würde einen Knix, weil ſie ihren „Maſſa“ erkannte, die Joſe aber vollzog die gewöhnliche tiefere Kniebeugung. Der Pflanzer erklärte nun unſerm Verfaſſer daß

die schwarze Prinzessin und ihre Zofe Schwestern seyen, die auf seinen Besitzungen arbeiteten. Nächsten Sonntag, fügte er hinzu, werden die Rollen wechseln. Dann nimmt Polly Hut und Sonnenschirm, und Jenny wird ihr das Gesangbuch nachtragen. — Ein Neger wird in Handel und Wandel stets unverschämt, er spielt den Herrn der für sein Geld befiehlt, und bei der herrschenden Farbengleichheit spielt er den Herrn auch gegen den Weißen.

Für die Creolen, das heißt die Westindier reiner europäischer Abkunft, die Leute von blauem Blute wie die Spanier sagen, und die frisch eingewanderten Europäer ist in Westindien kein rechtes Bleiben mehr; der Sieg aber gehört den Farbigen oder Mischlingen, obgleich gegen sie die Europäer und die Schwarzen eine gleiche Abneigung fühlen. Seit der Emancipation sind sie aber überall voran, sie sitzen in dem Landtag, sie speisen an der Tafel des Statthalters, und bei öffentlichen Gelegenheiten kann man ihrer Gesellschaft nirgends ausweichen. Trollope bemerkt daß die Farbigen jetzt etwa den fünften Theil der Bevölkerung bilden. Man weiß nicht soll man dieß für viel oder für wenig halten. In neuerer Zeit hat man oft behauptet Mulatten (Mischlinge von Negern und Europäern) und Mestizen (Mischlinge von Indianern und Europäern) könnten sich wie animalische Hybriden auf die Dauer nicht fruchtbar vermehren, Sterilität sey namentlich die Regel bei Mulattentöchtern. Trollope scheint so etwas nicht vernommen zu haben, denn er spricht nichts darüber. Wäre aber die Thatsache richtig, dann könnten die Mulatten nirgends bleibend sich behaupten. Man sagt gewöhnlich der Mulatte habe die guten Eigenschaften des Europäers und des Negers verloren, und vereinige nur die Laster beider Farben. Trollope gibt dieß bis zu einem gewissen Grade zu, meint aber es übertreffe der Mulatte auch in vielen Stücken wiederum den Neger und den Europäer. Der Europäer kann unter den Tropen nicht arbeiten und sich rühren, er bleibt immer ein kränkelnder Fremdling. Der Mulatte dagegen arbeitet, wenn auch nicht so rüstig, wie der Neger auf Cuba, der in der Zuckerernte 16 Stunden des Tages schafft. Dem Neger ist er an Bildungsfähigkeit unendlich überlegen, während ihn das gelbe Fieber völlig verschont, welches den Europäer hinwegrafft. Die Werkstätten und die Krämergeschäfte Kingstons sind bereits in die Hände der Farbigen gerathen, während die Zahl der Europäer inzwischen zu schmelzen begonnt. Niemand sucht mehr in Jamaica sein Glück zu machen, sondern wer gehen darf, geht je eher je lieber. So stehen 70,000 Farbige 15,000 Europäern gegenüber. Je aufgeweckter die ersten werden, desto weniger sind sie geneigt sich den andern zu unterwerfen, denn Unterwürfigkeit liegt nicht in ihrem Blute. Der Neger dagegen verabscheut sie dermaßen, daß er nie als Dienstbote sich einem Mulatten verdingen wird, wenn er einen Creolen oder weißen Herrn findet. Die Farbigen haben sich auf Jamaica überall geltend gemacht. Sie sind Richter, Staatsanwälte, Premierminister, Leiter der parlamentarischen Opposition geworden: den Männern ist also geholfen, dagegen sind die Frauen noch nicht sehr obenauf. „Denken Sie sich, sagte einst eine racenstolze Dame zu dem Verfasser, das Volk (die Farbigen nämlich) fängt jetzt an zu heirathen! Ihre Mütter und Großmütter dachten niemals an einen Kirchensegen!“ Ehemals heiratheten sie nämlich nicht, wenn sie auch in ehelichen Verhältnissen lebten, denn uneheliche Geburt, sobald nur der Vater von hellerer Haut war, galt als kein Schimpf, sondern die Mulattin welche die Concubine eines Creolen war, bildete sich ein mehr zu seyn als die rechtmäßige Ehefrau eines Mulatten. Im allgemeinen, mit unendlich geringen Ausnahmen, kann man annehmen daß die gesammte farbige Bevölkerung Jamaica's außerehelichen Ursprungs sey. Die reichen Mulattentöchter werden jetzt häufig in englischen Instituten „nach der Mode“ erzogen. Sie lernen einige Bravourstücke auf dem Pianoforte, sie tanzen vortrefflich, und wissen von ihren britischen Cameradinnen alle die kleinen Schliche und Kniffe abzulauschen, aus denen zum Theil das besteht was man den guten Ton nennt.

Die Creolen dagegen schauen mißmuthig, aber unthätig zu, und ziehen sich mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Wenn sie auf Einer Bank mit einem Gelben sitzen sollen, lassen sie sich lieber nicht in den Landtag wählen. Ueberall sind die öffentlichen Aemter in die Hände der Mulatten, ja der Neger gerathen, Kirchenälteste und geschworene Todtenbeschauer sind Neger geworden. „Denken Sie sich unsere Lage, rief ein Pflanzer in komischer Verzweiflung; wir können uns nicht einmal mehr den Hals abschneiden, aus Furcht daß ein Neger die Leiche beschaue!“ In öffentlichen Angelegenheiten geschieht es regelmäßig daß bei Abstimmungen die Farbigen die Creolen schlagen. Dieß erbittert den Pflanzer noch mehr und bringt ihn tiefer in Nachtheil, weil die Steuern immer so vertheilt werden wie es der farbigen Mehrheit am vortheilhaftesten ist. So haben die Farbigen alles öffentliche Leben an sich gerissen. Ueberall dringen sie hin, selbst auf öffentliche Bälle und in halb gesellschaftliche Vereinigungen, aber noch nicht und vielleicht nie in die eigentliche Gesellschaft der Creolen, denn wenn die Pflanzer ihnen schon aus Abneigung aus dem Wege gehen, so hassen die Frauen mit blauem Blut sie offen und herzhaft.

Nirgends in der Welt sind trefflichere und bessere Gesellschafter anzutreffen als unter den Pflanzern auf Jamaica. Sie sind geschеidt, stets lustiger Dinge, aber zu wenig rührig. Hätten sie sich besser gewehrt, niemals wäre die Insel, oder vielmehr wären die Pflanzungen, in solchen Verfall gerathen. Auch reicht ihre Anhänglichkeit an Jamaica nicht sehr weit. Daheim (home) bedeutet auf allen britischen Antillen im Munde der Europäer und Creolen, ja selbst solcher die nie Amerika verlassen haben, England. Dieß ist ein Beweis wie fremd sich die Colonisten noch fühlen. Was nun das weltkundig gewordene materielle Elend Jamaica's betrifft, so beruht es bekanntlich auf dem Zuckerbau. Der Zuckerbau hat jedoch nicht bloß durch die Emancipation gelitten, sondern noch weit mehr durch die freihändlerische Beseitigung der Differentialzölle zu Gunsten des Colonialzuckers. Als die sogenannte Lehrlingszeit der befreiten Neger zu Ende gieng, behaupten die jamaicanischen Pflanzer, habe

Sir Robert Peel ihnen verbrochen daß ſie gegen die Mitbewerbung von Sklavenzucker durch hohe Schutzzölle vertheidigt werden ſollten, aber der große Wortbrecher habe auch dieſes Wort gebrochen. Darin verdient der Pflanzer nun freilich unſer Mitleid, aber wenn ſich ſein Gewerbe nicht mit dem Freihandel verträgt, ſo iſt ſeine Zeit abgelaufen. Auch der Handſtuhlweber war zu beklagen als die Kraftſtühle eingeführt wurden, ſoll man aber dem Handweber zu lieb etwa die mechaniſchen Fortſchritte aufhalten? Warum, fragt wohl jeder ungeduldig, warum aber geht der Pflanzer nicht vom Zuckerbau ab? Weil ihm nicht zu rathen und nicht zu helfen iſt. Zu dieſem Punkte verträgt der Creole auf Jamaica keinen, wenn auch noch ſo gutgemeinten Zuſpruch. Er wird hitzig und will nicht hören, denn der Zuckerbau iſt ſeine Leidenſchaft. Etwa die Hälfte der ehemaligen Zuckerpflanzungen iſt nach der Emancipation Dickicht geworden, und ein großer Theil der noch übrigen Plantagen gehört neuen Eigenthümern, welche Grund und Boden ſammt den Wirthſchaftsgebäuden etwa um den Werth kauften den das Kupfer der Keſſel in den Siedereien und die Maſchinen hatten, alſo um ein Spottgeld. Wenn man behauptet daß ſich Zucker nur mit Sklavenarbeit bauen laſſe, ſo iſt dieß eine Unwahrheit, denn Jamaica erzeugt noch anſtändige Maſſen Zucker, und alle mit freier Arbeit. Aber erſteres iſt kein oder kein großer Gewinn für den Pflanzer dabei, und zweitens kann man den Bau nicht großartig betreiben, weil man freie Arbeit nicht in beliebiger Menge ſich verſchaffen kann. Hier haben wir alſo ganz klar die Folgen der Emancipation vor uns. Die einzelnen Pflanzerfamilien, ſoweit ſie nicht entſchädigt worden ſind, mußten ihr Vermögen verlieren, denn ihre Beſitzungen waren keinen Batzen mehr werth ohne Sklavenarbeit. Die Zuckererzeugung hat auf Jamaica ſinken müſſen, weil bei einem britiſchen Freihandelstarif der Frei-Arbeits-Zucker Jamaica's gegen den cubaniſchen Sklavenzucker niemals den Markt wird behaupten können. Am meiſten gewannen die Farbigen, die ſich raſch zu einer induſtriellen und politiſchen Macht aufſchwangen und bereits ſogar in die creoliſche Geſellſchaft einzudringen drohen. Der Neger hat ſich hauptſächlich die Freiheit zu nutze gemacht um zu faullenzen. Hätte man den Neger ſo geſtellt daß er als freier Mann eben ſo viel hätte arbeiten müſſen wie als Sklave, er würde den Nutzen der Emancipation gar nicht begriffen haben. Den moraliſchen Schimpf der Sklaverei hat er nicht ſehr tief gefühlt, und die Emancipation löste ſich in ſeinem Hirn in den Begriff von Generalferien auf. Doch beginnt auch er ſich zu fühlen, und ein Funke von Selbſtachtung regt ſich auch bei ihm.

Am 22 Januar 1859 wurde Kingſton durch einen illuſtren Flüchtling beſucht. Es landete nämlich auf dem Dampfer „Melbourne“ Se. kaiſerl. Maj. Fauſtin I Soulouque ſammt Gemahlin, Tochter, Premierminiſter und einigen kohlſchwarzen Ehrendamen. Die Luft in Haiti war damals für Se. Maj. zu heiß geworden, und er fühlte ſich erſt auf britiſchem Grund und Boden in kühler Sicherheit. Allein auch hier erwarteten ihn eine Anzahl politiſcher Verbannter und Flüchtlinge, die er zuvor aus Haiti vertrieben hatte und die ſich durch Kundgebungen ihres Hohns an ihm rächten, auch zu Ehren der neuen Revolution eine Meſſe leſen ließen. Ferner begegneten die Farbigen, d. h. die Gelben, Sr. Maj. mit der höchſten Verachtung, denn von einem Negerkönig und von Negermajeſtät mögen die Mulatten nichts wiſſen. Fauſtin wünſchte in der „Dattelhalle“ abzuſteigen, allein Mrs. Seacole war nicht zur Aufnahme dieſes Gaſtes zu bewegen. „Ich halte, ſprach ſie vornehm, kein Haus für Neger. Ich müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich einem ſchwarzen König gehorchte. Königin Victoria iſt mein Monarch!“ Trollope hetzte ein wenig die gute Frau daß ſie auf ihren erhabenen Grundſätzen beharrte, und Fauſtin an eine andere „Halle“ klopfen ließ. Uebrigens brachte die Wirthin ein Opfer, denn der Kaiſer beſaß, wie jedermann wußte, 300,000 Pfd. St., die er ſich von ſeinem kaiſerlichen Taſchengeld erſpart hatte, in der Bank von England, und würde daher in der Dattelhalle eine tüchtige Zeche gezahlt haben; aber Schwarz und Gelb haßt ſich zu ſtark.

In Jamaica gibt es eine Regierung J. Maj., ein Oberhaus und ein Unterhaus mit allen Anhängſeln von dreifachen Geſetzleſungen, Vertagungen, Auszahlungen wie „dahein.“ Natürlich gehört dazu ein „verantwortliches Cabinet,“ beſtehend aus drei, bisweilen aus vier Häuptern, wovon eines dem Oberhaus, zwei oder drei dem Unterhaus angehören müſſen. Das Oberhaus führt den Titel Legislative Council und beſteht aus 17 Mitgliedern, die auf Lebenszeit vom Gouverneur ernannt werden und jedes Geſetz durch ihr Veto verhindern können. Das Unterhaus zählt 47 Köpfe, und beſitzt zwar nicht das Recht das Budget zu verweigern, wohl aber ein eigenes Budget aufzuſtellen und aufzudringen. Das Stimmrecht übt jeder der irgendeine (directe) Steuer oder einen Pacht bezahlt, allein nach einem neueſten Geſetze müſſen die Stimmzettel mit einem 10 Schillings- (6 Gulden) Stempel verſehen ſeyn. Keine üble Vorkehrung für die Plutokratie oder opferfähige Parteien! Dennoch iſt das „Parlament“ nicht geachtet, ſondern der Spott namentlich der Weißen, die am liebſten wie Trinidad regiert ſeyn wollen, nämlich von einem Gouverneur mit einem Colonialrath zur Seite. Das jamaicaniſche Parlament iſt gänzlich unthätig. Die Straßen im Lande ſind ungangbar, die Brücken verfallen, die Kaffeepflanzungen Buſchwerk, das Zuckerland ſo viel werth wie die Siedereikeſſel, Kingſton in trübſeligem Rückſchritt und Spaniſh Town noch trübſeliger als Kingſton! Das Grundübel beſteht aber darin daß in das Unterhaus keine achtungswürdigen Perſonen gelangen. Dadurch fehlt der Volksvertretung aller Respect, und jedermann ſpricht nur mit Geringſchätzung von dieſer Körperſchaft, ja die eigenen Mitglieder bedienen ſich ſchimpflicher Ausdrücke über die Inſtitution. Trollope wohnte einer der Sitzungen bei, und zwar mit der Cigarre im Mund. Allerdings iſt das Rauchen nicht offen erlaubt, aber der Verfaſſer wurde von einem Deputirten ſelbſt ermuntert ſich keinen Zwang anzuthun, und nur zu vermeiden daß der Sprecher das Feuer ſeiner Cigarre bemerke. Im Laufe der Sitzung ſelbſt begann eines der Mitglieder Schimpf und Schande über die Kammer zu rufen, und drohte zugleich höchſt unparlamentariſch ſein

Mandat niederzulegen. Unter den Deputirten saßen fünf bis sechs Farbige und zwei Neger. Diese letzteren gehörten zu den intelligenten Exemplaren, welche der äthiopischen Race nicht gänzlich fehlen, aber doch nur Ausnahmen bleiben.

Wir erfahren hier also daß sehr verschiedene Ursachen das materielle Elend herbeigeführt haben. Die Emancipation war eine, aber keineswegs die hauptsächliche Ursache; viel schlimmer wirkte die Aufhebung der Colonialzucker-Schutzzölle, aber selbst diese beiden Schickungen haben andere westindischen Colonien glücklich überstanden, und sich sogar gehoben. Dieß geschah jedoch unter einer bessern Regierung, und unter einer bessern versteht Trollope, und verstehen mit ihm die westindischen Pflanzer, eine unabhängige Gewalt der Gouverneure. Zu der schlechten Regierung kommt aber noch der Eigensinn und die Trägheit der Creolen, welche zu früh im Kampf gegen ihr Schicksal ermüdeten.

Unser Verfasser begab sich von Jamaica über Cuba längs der Kette der Inseln über dem Winde nach Guayana. Die kleinen Antillen erzeugen sämmtlich Zucker, wie St. Thomas, St. Christoph, St. Kitts und Nevis, wo die Production im Steigen begriffen ist. Diese Inseln sind nicht so reizend als die weiter gegen Südosten gelegenen. Antigua war die erste britische Colonie welche aus freien Stücken und ohne eine „Lehrlingsfrist" als Uebergangsperiode die Sklaverei abschaffte. Die nächsten Inseln in der Reihe sind das französische Guadalupe, das englische Dominica und das abermals französische Martinique. Diese sind an malerischen Schönheiten, namentlich an Farbenreizen der Vegetation, an Gestaltung der Höhen, weitaus die begünstigsten Inseln in ganz Westindien. Der Verfasser, der sie alle drei besuchte, gewann durch das zwischen zwei französischen Inseln gelegene britische Dominica einen scharfen Vergleich zwischen den Zuständen der Colonien beider Nationen. Wir sprechen oft gedankenlos nach daß die Franzosen das Colonisiren nicht verstehen, im Grund aber gelingt es ihnen ungleich besser als den Engländern, nur daß sie schwer zu dem Entschluß gebracht werden ihre Heimath zu verlassen. Der äußere Anblick wenigstens sprach sehr zu Gunsten von Guadalupe und Martinique. Die Hafenplätze sind sauber, reinlich, mit schattigen Alleen und vortrefflichen kleinen Dämmen zum Landen versehen. Auf Dominica fehlt jede Bequemlichkeit, man muß vom Boot durch das Wasser ans Land waten, die Hauptstadt ist verfallen und elend, und nirgends der ordnende Hauch der Polizei wahrzunehmen. Die Wohlthaten einer starken Verwaltung haben jedenfalls die französischen Inseln voraus, wenn aber ihre Zuckererzeugung beständig steigt und im Vergleich zur Größe der Inseln ganz Britisch-Westindien tief beschämt, so dürfen wir doch nicht vergessen daß der französische Colonialzucker Schutzzölle genießt, und daß die Regierung durch Einfuhr sogenannter schwarzer Emigranten den Arbeitsmarkt ihrer Antillen hinreichend versehen hat. Aber abgesehen von diesen Vortheilen hat der französische vor dem britischen Colonisten ein namhaftes Verdienst: er betrachtet Westindien als seine Heimath. Die Briten stehen nur mit einem Fuß auf der fremden Erde. Sie denken an nichts als so schnell wie möglich ein Vermögen zusammenzuraffen, um mit dem Geld wieder heimzukehren. Der französische Pflanzer dagegen hängt an der neuen Welt und hat die alte vergessen.

Sta. Lucia hat eine nach Sprache und Sitten völlig französische Bevölkerung, auch herrscht dort noch französisches Recht, verwaltet wird die Insel aber von einem britischen Gouverneur mit beinahe militärischen Vollmachten. Die Insel ist materiell besser daran als Dominica und beginnt sich allmählich zu heben. Granada ist abermals eine gefallene Größe, doch berühmt als tropischer Obstgarten, da die besten Mangos, Orangen und Ananas dort gedeihen und verschifft werden. Der Hauptplatz St. Georges ist sauber erbaut, aber das Leben ist entwichen oder noch nicht wieder zurückgekehrt.

Der Verfasser gelangt nun nach Guayana, und was er über diese britische Colonie sagt, gehört zu den größten Ueberraschungen in seinem Werk. „Wenn ich England verlassen sollte, so ist Guayana das Land meiner Wahl!" Demerara (die Hauptunterprovinz) sey das Elysium Westindiens, das Utopien der caribischen Gewässer, ein transatlantisches Eden. Die Männer in Demerara geriethen nie in Zorn und die Weiber nie ins Keifen. Das Leben fließe herrlich dahin wie der Champagner in den Kelch. Jeder habe genug und vollauf, an Mangel litten nur die Aerzte, deren Nahrungszweig das herrliche Klima nicht hold sey. Die Regierungsform sey ein Despotismus, gemildert durch Zuckerbau. Statt eines lärmenden Parlamentes habe man vergnügte Einwohner, einen Ueberschuß im öffentlichen Schatz und einen lebhaften Handel. In Demerara herrscht die Sitte daß, wenn ein Fremder z. B. in Georgetown ankommt, die wohlhabenden Familien eine Deputation zu ihm schicken, und ihn einladen während der Dauer seines Aufenthaltes zu wählen wo er als Gast zu Mittag speisen wolle. Zu diesem Glück fehlt nur eins: nämlich der Mangel an Droschken, da kein Weißer in Guayana anders als in der Kutsche sich bewegt, der Fremde aber ein solches Möbel für einen kurzen Aufenthalt sich nicht zu verschaffen vermag. Uebrigens darf man keine ländschaftlichen Schönheiten suchen. Das Land ist flach, durchschnitten von wasserreichen Strömen, die noch aus der Holländer Zeit her durch ein Netzwerk von Canälen ins Land treten. Alle Häuser in Georgetown sind aus Holz erbaut und müssen oft erneuert, sowie beständig frisch angestrichen werden. Sonst klagt der Verfasser aber nicht über große Hitze, die dadurch gemildert wird daß die Häuser nach allen Seiten durch große Fenster offen stehen, um jeden frischen Luftzug zu erhaschen. Das so furchtbar verrufene Klima preist unser Verfasser noch über das vielberühmte Capland. Einer der Pflanzer versicherte, er sey nun 30 Jahre in der Colonie und habe nicht einmal an Kopfweh gelitten; ein anderer war 55 Jahre in Guayana, und nur krank während eines Besuches in England. Als Trollope im Spital den Arzt nach den herrschenden Krankheiten fragte, erhielt er zur Antwort: „Wassersucht bei den Schwarzen und Schnaps bei den Europäern." Aber das gelbe Fieber? Das komme aller sechs oder sieben Jahre einmal, dann vielleicht auf 16 oder 18 Monate, doch sey es viel besser als sein Ruf, und führe sich in Guayana bescheiden auf. Wenn

man die Statistik der Abzehrung in England mit den Leistungen des gelben Fiebers vergleiche, so sorge das Klima von England viel stärker für den Kirchhof als das guayanische.

Auch in Guayana sind die Neger emancipirt. Sie haben sich für schwere Dollars sehr rasch Grundeigenthum erworben, und zwar gemeindenweise. Die Negerdörfer wollen aber nicht gedeihen, denn es ist kein materieller Zusammenhalt zwischen den Familien. Statt ihre Felder gemeinsam zu entwässern, den Boden gemeinsam zu bestellen und die Ernte gemeinsam zu vertheilen, zieht jeder Neger einen schlechten Graben um seine Hütte, der bei nassem Wetter sich mit Schlamm füllt, an den Bau von Wegen läßt er es fehlen, und die wenigen Pfade gleichen schlüpfrigen Morästen. „Man versuche sich Rechenschaft zu geben, sagt der Verfasser mit sehr viel gesundem Menschenverstand, warum man eigentlich erwartet daß Menschen arbeiten sollen, wenn sie ohne Arbeit von ihrem Eigenthum leben und alle ihre Bedürfnisse befriedigen können. Ebenso unverständlich ist es warum man über das Elend so mancher Menschen sich ereifert, die doch selbst nicht fühlen daß sie im Elend sind."

Der Stolz Guayana's ist es daß es jetzt durch seine Zuckerausfuhr alle britischen Colonien in Westindien übertrifft. In runden Zahlen werden nämlich 70,000 Orthoft verschifft, während Barbados, die zweitbeste Colonie, 50,000, Trinidad und Jamaica unter 40,000, die beiden französischen Inseln aber 120,000 Orthoft, nämlich Guadalupe über 50, Martinique beinahe 70,000 liefern. Ein Orthoft sollte durchschnittlich eine Tonne (20 Ctr.) liefern, doch erreicht das Gewicht in Wahrheit diese Höhe nicht. Vor etwa 12 Jahren betrug die gesammte Zuckerausfuhr des französischen und britischen Westindiens 275,000 Orthoft, gegenwärtig aber 310,000. Man sieht also daß der Rückschritt in Folge der Aufhebung der Sklaverei bereits überwunden ist, und sich die Colonien langsam zu heben beginnen. Dieß ist zum Theil durch das Surrogat für die Neger aus Afrika, nämlich durch die indischen und chinesischen Kulis, erreicht worden. Kommt ein Emigrantenschiff in Demerara an, so werden die Arbeiter von dem Gouverneur an die einzelnen Pflanzer nach Bedürfniß der Plantagen vertheilt. Da nun ein heißer Negerhandel nach dieser Waare am Platz ist, so hat der Gouverneur die Pflanzer in der Tasche, und genießt dadurch eine kleine despotische Gewalt, welche aber, da sie stets zum allgemeinen Besten geübt wird, der Colonie zu außerordentlichem Vortheil gereicht. Der Kuli verdingt sich auf fünf Jahre. Ehe er dem Pflanzer übergeben wird, muß dieser aber nachweisen können daß bereits Häuser zur Aufnahme gebaut sind; er muß für ein Spital sorgen und einen Arzt für regelmäßigen Besuch besolden. Nach Ablauf von drei Jahren darf der Kuli, wenn er will, den Herrn wechseln, in welchem Fall aber der neue Herr einen Theil der Kosten des Kuli tragen muß. Diese bestehen in der Vergütung der Passagierfrachten für den Hin- und Heimweg, welchen letztern der Kuli nach Ablauf von fünf Jahren mit seinen Lohnerspar nissen antreten darf. Seit den letzten Jahren strömen voll und regelmäßig frische Arbeiter aus Indien wie aus China zu. In Folge dessen haben sich die Herren Neger entschließen müssen auch regelmäßig und wohlfeil zu arbeiten, doch sind sie noch immer nicht weiter zu bringen als zu drei sechsstündlichen Tagesarbeiten in der Woche. Sonst glaubte Trollope bemerkt zu haben daß der Neger in Guayana aufgeweckter und verständiger sey als auf Jamaica. Mit Vorliebe bekennen sich die Schwarzen zu den Baptisten- oder zu den Wesleyanischen Gemeinden, weil in ihnen weit mehr als in der englischen Kirche das Bedürfniß nach Aufregungen, durch Singen, Schreien und sonstige religiöse Possen befriedigt wird. Ein anderes wichtiges Bevölkerungselement sind die aus Madeira ausgewanderten nahrungslosen Portugiesen, welche in Guayana wunderbar gedeihen, eine ausdauernde und betriebsame Classe bilden, sowie als wackere Bürger geachtet werden. Zur Blüthe der Colonie tragen aber die Pflanzer selbst das meiste bei. Dampfmaschinen und alle Arten Verbesserungen zum Räffiniren des Zuckers sind im Gange wie in keiner andern westindischen Niederlassung, selbst das blühende Barbados nicht ausgenommen. Während daher anderwärts in Westindien 200 Orthoft schon ein ansehnliches Erzeugniß Eines Pflanzers bilden, steigt in Guayana der Umsatz Einer Wirthschaft auf 800, 1000 und 1200 Orthoft.

(Schluß folgt.)

Sklaverei im Ameisenstaat.

(Aus Ch. Darwins „Origin of Species.")

P. Huber machte zuerst die Entdeckung daß die Formica sanguinea eine sklavenmachende Ameise sey. Man findet diese Art in den südlichen Theilen Englands, und ihre Gewohnheiten sind von Hrn. F. Smith, Mitglied des britischen Museums, beobachtet worden — einem Manne dem ich ob der Belehrung über diesen und andere Gegenstände zu hohem Dank verpflichtet bin. Obgleich ich den Angaben der HH. Huber und Smith vollen Glauben schenkte, so suchte ich, da ich noch immer Bedenklichkeiten hegte, mich näher von der Sache zu überzeugen. Und Zweifel an der Wahrheit eines so außerordentlichen und gehässigen Instinkts, wie der Sklavenmacherei, zu hegen, dürfte wohl Entschuldigung verdienen. Ich will daher mit einiger Ausführlichkeit die Beobachtungen schildern die ich selbst gemacht. Ich öffnete vierzehn Nester der Formica sanguinea, und fand in allen einige Sklaven. Männchen und Weibchen der Sklavenart werden nur in ihren eigenen besondern Gemeinwesen gefunden; man hat sie in den Nestern der F. sanguinea nie beobachtet. Die Sklaven sind schwarz und etwa halb so groß (mehr nicht) als ihre rothen Herren, so daß der Gegensatz in ihrem Aeußern ein sehr auffallender ist. Wird das Nest ein wenig beunruhigt, so kommen gelegentlich die Sklaven heraus, und sind wie ihre Herren sehr aufgeregt und vertheidigen dasselbe; wird das Nest stark beunruhigt, und sind die Larven und Puppen

gefährdet, so arbeiten die Sklaven im Verein mit ihren Herren mit aller Kraft um dieselben an einen sichern Platz hinwegzutragen. Es ist daher klar daß sich die Sklaven ganz zu Hause fühlen. Während der Monate Juni und Juli habe ich in drei aufeinanderfolgenden Jahren viele Stunden lang verschiedene Nester in Surrey und Sussex beobachtet, und nie sah ich einen Sklaven ein Nest verlassen oder betreten. Da während dieser Monate die Anzahl der Sklaven sehr gering ist, so glaubte ich sie würden sich vielleicht anders benehmen wenn sie zahlreicher sind; allein Hr. Smith sagt mir: er habe während der Monate Mai, Juni und August, sowohl in Surrey als in Hampshire, die Nester zu verschiedenen Stunden beobachtet, und nie gesehen daß die Sklaven, obgleich sie im Monat August in großer Anzahl vorhanden waren, ein Nest verließen oder betraten. Er hält sie daher für wahre Hausſklaven. Die Herren dagegen kann man unabläſſig Materialien für das Nest und Futter aller Arten herbeitragen sehen. Während des gegenwärtigen Jahrs indeß kam ich im Monat Juli über ein Ameisen-Gemeinwesen mit einem ungewöhnlich starken Sklavenstand, und ich bemerkte wie einige Sklaven inmitten ihrer Herren das Nest verließen und längs desſelben Wegs einem hohen, 25 Schritte entfernten, schottischen Fichtenbaum zuzingen, an demſelben hinaufkletterten, und wahrscheinlich Blattläuse oder Schildläuse suchten. Hrn. Huber zufolge, der vielfach Gelegenheit zur Beobachtung hatte, arbeiten in der Schweiz die Sklaven gewöhnlich mit ihren Herren an der Herstellung des Nestes, und sie allein öffnen und schließen Morgens und Abends die Thüren; ihr Hauptdienst aber ist, wie Huber ausdrücklich bemerkt, das Aufsuchen der Blattläuse. Dieser Unterschied in der gewöhnlichen Lebensweise der Herren und der Sklaven in den beiden Ländern rührt wahrscheinlich bloß daher daß in der Schweiz eine weit größere Anzahl Ameisen als in England zu Sklaven gemacht werden.

Eines Tags hatte ich zufälligerweise das Glück Zeuge einer Wanderung von einem Nest in ein anderes zu seyn, und es war ein höchst interessantes Schauspiel zu sehen mit welcher Sorgfalt die Herren, wie Huber es geschildert hat, ihre Sklaven im Maule trugen. An einem andern Tage wurde meine Aufmerksamkeit von etwa zwanzig Sklavenmachern, die einen und denſelben Platz augenscheinlich nicht des Futterholens wegen besuchten, in Anſpruch genommen; sie näherten sich, und wurden von einem unabhängigen Gemeinwesen der Sklavenart (F. fusca) kräftig zurückgewiesen; zuweilen klammerten sich sogar drei dieſer Ameisen an die Beine der sklavenmachenden Formica sanguinea an. Letztere tödteten unbarmherzig ihre kleinen Widersacher, und trugen deren Leichname als Nahrung in ihr neunundzwanzig Schritte entferntes Nest; allein an der Ergreifung von Puppen, um sie als Sklaven aufzuziehen, wurden sie verhindert. Ich grub dann eine kleine Parcelle der Puppen der F. fusca aus einem andern Nest auf, und legte sie in der Nähe des Kampfplatzes auf den Boden nieder; sie wurden rasch gepackt und von den Tyrannen hinweggetragen, welche sich vielleicht einbildeten sie seyen, trotz allem, in ihrem letzten Kampfe Sieger geblieben.

Zur selbigen Zeit legte ich an den gleichen Platz eine Parcelle der Puppen einer andern Art, F. flava, mit einigen jener kleinen gelben noch an den Fragmenten des Nests hängenden Ameisen. Diese Art wird, wie von Smith geschildert worden, zuweilen, obgleich selten, ebenfalls zu Sklaven gemacht. Wiewohl sie eine sehr kleine Art ist, besitzt sie doch großen Muth, und ich habe sie aufs unerschrockenste andere Ameisen angreifen gesehen. Einmal fand ich zu meinem Erstaunen ein unabhängiges Gemeinwesen von Formica flava unter einem Stein unterhalb eines Nestes der sklavenmachenden Formica sanguinea, und als ich zufällig beide Nester beunruhigt hatte, griffen die kleinen Ameisen ihre dicken Nachbarn mit überraschendem Muth an. Ich war nun neugierig kennen zu lernen ob F. sanguinea die Puppen der F. fusca welche sie gewöhnlich zu Sklaven macht, von denen der kleinen und wüthenden F. flava, die sie nur selten gefangen nimmt, unterscheiden könne, und es war augenscheinlich daß sie dieselben auf den ersten Blick erkannte: denn wir haben gesehen daß jene Ameisen begierig und augenblicklich die Puppen der F. fusca ergriffen, während sie in großen Schrecken geriethen wenn sie über die Puppen, oder selbst über die Erde aus dem Nest der F. flava kamen, und rasch davonliefen; nach etwa einer Viertelstunde aber, kurz nachdem sämmtliche kleine gelbe Ameisen weggekrochen waren, faßten sie Muth und trugen die Puppen fort.

Eines Abends besuchte ich ein anderes Gemeinwesen der F. sanguinea, und sah daß eine Anzahl dieſer Ameisen ihr Nest betrat, die todten Leiber von F. fusca und eine Menge Puppen tragend, was bewies daß es eine bloße Wanderung war. Ich folgte der Spur der mit Beute beladenen zurückkehrenden Reihe, etwa vierzig Schritt weit, bis zu einem dicken Klumpen Heidekraut, aus dem ich das letzte Individuum von F. sanguinea mit einer Puppe hervorkommen sah; allein ich konnte das verwüstete Nest in dem dicken Heidekraut nicht finden. Das Nest mußte indeß ganz in der Nähe gewesen seyn, denn zwei oder drei Individuen von F. fusca stürzten in der größten Aufregung umher, und eine sah bewegungslos mit ihrer eigenen Puppe im Maul auf einem Heidekrautzweig über ihrer verheerten Heimath.

Dieß sind, obgleich sie von mir keiner Bestätigung bedurften, die Thatsachen in Betreff des wundervollen Instinkts Sklaven zu machen. Man beobachte welchen Gegensatz die instinctiven Gewohnheiten der F. sanguinea zu denen der F. rufescens bieten! Die letztere baut sich nicht ihr eigenes Nest, bestimmt nicht ihre eigenen Wanderungen, sammelt nicht Nahrung für sich und ihre Jungen, und kann sich so gar nicht ernähren: sie ist unbedingt abhängig von ihren zahlreichen Sklaven. Formica sanguinea dagegen besitzt weit weniger, Anfangs des Sommers sogar äußerst wenig Sklaven. Die Herren bestimmen wann und wo ein neues Nest gebildet werden soll, und wenn sie wandern, tragen die Herren die Sklaven. Sowohl in der Schweiz als in England scheint den Sklaven die ausschließliche Pflege der Puppen obzuliegen, und die Herren gehen allein auf Sklavenmachungs-Expeditionen aus. In der Schweiz arbeiten die Herren und die Skla-

ven vereint miteinander, indem sie Materialien für das Nest machen und herbeitragen: beide, hauptsächlich aber die Sklaven, verfolgen und melken, wie man es nennen kann, ihre Blattläuse, und solchergestalt sammeln beide Nahrung für das Gemeinwesen. In England verlassen gewöhnlich die Herren allein das Nest um Baumaterialien und Futter für sich, ihre Sklaven und Larven zu sammeln, so daß die Herren in diesem Lande von ihren Sklaven weit weniger Dienstleistungen erhalten als in der Schweiz.

Marocco.

Der spanische Feldzug gegen Marocco wurde bisher in Deutschland mit ähnlichen Augen wie in England, das heißt er wurde nicht günstig angesehen. Dieß kommt daher, weil wir meinen es sey genug Unfrieden schon in der Welt, und weil die Spanier den Krieg recht absichtsvoll herbeigezogen haben. Noch verdächtiger aber wurde uns der Angriff, seit man zu entdecken glaubte daß Frankreich der Anstifter gewesen sey, ja sogar halb und halb zu secundiren sich anfangs die Miene gab. Wenn wir aber bei der jüngsten Geschichte um Rath fragen, werden wir uns bald überzeugen daß die Spanier nur gehandelt haben wie jede andere Nation an ihrer Stelle längst gehandelt hätte. Sie haben mit einer kaum zu rechtfertigenden Geduld das Maß voll werden lassen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit loszuschlagen. Die Marocccaner haben Anspruch weder auf Schonung, noch auf Theilnahme, sondern eine Züchtigung ist ihnen bestens zu gönnen. In dem Kaiserthum des Westens, im afrikanischen Maghrib, herrscht ein ärgerer Despotismus als in irgend einem andern muhammedanischen Reiche. Der Kaiser Sidi Muhammed, der 1790 im Alter von 81 Jahren starb, litt an dem schlimmsten Fehler der orientalischen Fürsten, nämlich an Habsucht, die ihn zu grausamer Gewalt verleitete. So wie er Reichthümer bei einem Unterthan witterte, ließ er den „Straßbaren" in den Kerker werfen, und quälte ihn so lange bis er die Habgier des Fürsten befriedigt hatte. Lemprière, der damals Marocco bereiste, erzählt von dem Kaiser daß, als ein reicher und angesehener Araber einst ein großes Fest am Hochzeitstage seines Sohnes veranstaltete, der Fürst sich als Plebejer verkleidete, in das festliche Haus schlich, um die Herrlichkeiten mit lüsternen Augen zu mustern. Der Herr des Hauses befahl dem ungebetenen Gaste sich zu entfernen, und warf ihn auf seine Weigerung mit Schlägen zur Thüre hinaus. Eine Zeit verstrich, ohne daß sich etwas ereignete, und der Araber hatte den Vorfall schon vergessen, als ihn der Kaiser vor sich bescheiden ließ, ihn an den Hochzeitstag erinnerte, und sich zu erkennen gab. Hierauf wurden dem Unglücklichen Hand und Fuß, womit er sich gegen den Monarchen vergangen hatte, abgehauen. Noch in seinen letzten Tagen wurde dem Kaiser sein Sohn Muley Jesid verdächtig, und er selbst stellte sich an die Spitze der Truppen um den Rebellen zu fahen. Unterwegs aber ereilte ihn der Tod, und Muley Jesid folgte ihm auf dem Thron, ohne auf Widerstand zu stoßen, und ohne daß es nöthig gewesen wäre Blut zu vergießen. Seltene Tage schienen für Marocco zu beginnen, denn der Monarch war entschlossen, klug, geschickt, tapfer und ein Verächter des Geldes, was im Orient so selten ist. Von seiner irischen Mutter aber hatte er das Laster der Trunkfucht geerbt, und nach zwei Jahren seiner Herrschaft schon war ein vollendetes Ungeheuer an Grausamkeit aus ihm geworden. So wendete sich das Volk von ihm ab, und ein Bruder fand als Prätendent großen Anhang. Jesid bekriegte ihn in Person und holte sich in der Schlacht tödtliche Wunden. Den geringen Rest seines Lebens benutzte er gewissenhaft zu Bluthaten. Zwei- bis dreitausend Bewohner der Stadt Marocco wurden, ohne Schonung für Alter und Geschlecht, auf seinen Befehl erwürgt, weil sie zu dem Anhange des Prätendenten gehörten; etliche davon ließ er lebendig an ihre Häuser nageln, und andern stieß er selbst mit den Sporen die Augen aus. Bereits war auch Befehl gegeben worden 60 Bewohnern Marocco's, worunter sich die angesehensten europäischen Kaufleute befanden, die Köpfe abzuschlagen, als der Kaiser noch zur rechten Zeit starb.

In Marocco herrscht deßwegen der grellste Despotismus, weil der Kaiser in seiner Person alle bürgerliche und geistliche Gewalt vereinigt. Die Christen, welche das Reich gründeten, rühmen sich directer Abkunft vom Propheten, und führen den Chalifentitel der Emir al Mumenin. In der Türkei bricht sich der Wille des Monarchen doch bisweilen an dem Divan oder an den Rathschlägen eines Wesirs; auch der Klerus besitzt eine Stimme, und in Handel und Wandel gilt der Kadi, oder achtet man den Koran. Nichts derartiges bändigt die Willkür der marocccanischen Kaiser. Das Gebot des Korans kann der Machtspruch des Prophetensprößlings, ein Wort des Emirs, abändern; einen türkischen Divan oder türkische Wesire sucht man aber vergeblich im Maghrib. In den Provinzen herrschen als Träger königlicher Gewalt Baschas. Sie drücken und saugen Land und Volk aus. Ist der Schwamm aber groß gesogen, so drückt ihn wieder der Kaiser. Unter den Baschas befehligen Städte und Landschaften die Alkalden und die Scheiks, die ersten bei seßhafter, die andern bei nomadischer Bevölkerung.

Fünf Castelle oder Presidios besitzen die Spanier an der Küste dieses Reiches, Christen an der Schwelle fanatischer Muhammedaner. Die Geschichte der Spanier, ihr glorreicher Theil wenigstens, endet mit Karl V, oder Don Carlos I, wie die Spanier zählen. Man vergesse nie daß die Spanier vom 8ten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts ihren Boden Zoll für Zoll den Arabern abgewinnen mußten. Die Kreuzzüge waren für Europa längst verschollen, da dauerte der Kreuzzug in Spanien noch immer fort. Die große Entwicklungszeit Osteuropa's zwischen den Kreuzzügen und der Reformation fehlt in der spanischen Geschichte vollständig; unmittelbar nach dem Fall Granada's beginnt für die Spanier das 16te Jahrhundert. So tragen sie den heißen christlichen Fanatismus in die neuesten Zeiten hinein, denn auch im

16ten Jahrhundert dauerten die Kämpfe mit den afrikanischen Muhammedanern fort, und sie haben, seit die Presidios den Spaniern gehören, nie aufgehört. Con los Moros plomo o plata! Mit den Moren (Arabern) kann man nur Blei oder Silber wechseln! Krieg oder Handel — sonst ist kein Verkehr denkbar. Jeden Morgen erschienen vor den Castellen die Eingeborenen des Rifflandes mit ihren Erzeugnissen, um Markt zu halten. Bis zu einer gewissen Stunde durften sich die Spanier getrost unter sie wagen und ihren Bedarf einkaufen. Ueberall herrschte Lachen und Scherz, und drehte sich ein lärmender Knäuel von Menschen und Bestien, Butter und Gemüsen, Honig und Obst. Die Verkäufer mißbrauchten ihre Lungen, um ihre Waaren an den Mann zu bringen und einen Real zu erhaschen. Dieß ist die silberne Seite des Verkehrs, und niemals ist es erhört worden daß der eine Theil das Vertrauen des andern verletzt hätte. Kaum aber gaben die Glocken das Zeichen einer gewissen Tageszeit, so hörte jeder Verkehr auf. Die Eingebornen packten zusammen, die Spanier kehrten nach der Citadelle zurück, deren Thore geschlossen wurden. Im Nu wurden die Maulthiere mit Körben und Ballen entfernt. Während man die Sorge für sie den Greisen überließ, sprangen die Burschen in das nächste Dickicht zurück, wo sie ihre Flinten abgelegt hatten, um ein Tirailleurfeuer gegen die Mauern der Castelle zu eröffnen. Dieß war der Scheibenstand für die schießlustige Jugend des Riff. Die Spanier blieben hinter den Brüstungen, und das Blei wurde von der andern Seite sündlich verschwendet, in der Hoffnung daß ein blindes Ungefähr doch manche Kugel zum Ziel lenken möchte. So oft sich fremde Gäste in den Presidios aufhielten, pflegten ihnen die spanischen Officiere seit undenklichen Zeiten folgenden Spaß zu machen. Um zu zeigen daß die Einsamkeit, die rings um die Castelle herrsche, nur eine trügerische sey, steckten sie einen Tschako auf einen Stock und bewegten ihn, wie wenn eine Wache über die Brüstung schauen wollte. Augenblicklich pfiffen dann etliche 20 Kugeln nach dem Ziel, auf welches die versteckten Schützen Tage lang gelauert hatten. Das war der Verkehr in Blei mit den „Moren."

Bei diesen Verhältnissen dienen die Presidios vortrefflich zu Zuchthäusern und Gefängnissen, da jeder entspringende Sträfling außerhalb den sichern Tod fände, er müßte sich denn zum Islam bekehren und beschneiden lassen. Thut er dieß, so läßt man ihn frei, mästet ihn mit Kuskusbrei, behängt ihn mit Ehrenkleidern, setzt ihn auf das beste Pferd und führt ihn im Triumph umher. Allein nach etlichen Tagen hat die Herrlichkeit ein Ende, niemand kümmert sich mehr um ihn, oder es geschieht nur mit Mißtrauen oder Verachtung — die beste Strafe für das Renegatenthum.

Die Spanier haben eine Unzahl Verträge mit den Marroccanern geschlossen, aber keiner ist gehalten worden, und keiner kann gehalten werden. Die Kaiser müssen nämlich fürchten, wenn sie den Unglaubigen etwas zugestehen, ihren Unterthanen verdächtig zu werden. Der letzte Sultan ganz besonders entschädigte sich durch Feindseligkeit gegen die Spanier, nachdem er durch die Flucht bei Isly für die guten Muhammedaner ein Gegenstand des Abscheues geworden war. Die englische Presse hat den Notenwechsel zwischen Marocco und Spanien vor Ausbruch des Krieges veröffentlicht, und aus diesem ergab sich eine scheinbar frivole und schuldbe Gegier der Spanier den Krieg zu beginnen, da sie auf alle Zugeständnisse des Kaisers immer mit neuen und dunkleren Forderungen antworteten. Allein sie wußten auch recht gut daß alle Versprechungen, selbst die ernsthaft gemeinten, nie erfüllt werden, weil die Kaiser sich vor ihren eigenen Unterthanen fürchten, und daher nach einer modernen Moral „durch die Logik der Thatsachen" entschuldigt werden wenn sie nicht Wort halten. Die Marroccaner besitzen ein doppeltes Heer, nämlich reguläre Soldaten und Milizen. Das erstere besteht durchschnittlich aus Negern der Guinea. Der Schöpfer dieser Truppen war Muley Ismael. Ehemals zählten sie wohl an 100,000 Streitbare, aber schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Ziffer auf 36,000 gesunken, und gegenwärtig soll die Negergarde nur aus 10,000 Reitern und eben so viel Infanteristen bestehen. In der Miliz dient jeder waffenfähige Mann, der sich diesem Dienste nicht entziehen kann oder will. Damit soll gesagt seyn daß in gewöhnlichen Zeiten die Gewalt der Kaiser sich nur auf die festhaste Bevölkerung arabischer Abkunft erstreckt, während die Nomaden, die berberischen Gebirgsstämme und die secrauberischen Bewohner des Riff sich der Oberherrlichkeit zu entziehen wissen und in Bezug auf sie die kaiserliche Gewalt rein nominell bleibt. In dem heutigen Krieg fällt aber jeder Unterschied zwischen Bürgern, Hirten und Räubern, Arabern und Berbern hinweg, denn der Kaiser hat die Fahne des Propheten zum Glaubenskrieg erhoben, so daß der Fanatismus die vorher mangelnde Disciplin herbeizaubern wird.

Aus ihren bisherigen Bewegungen ist schwer zu errathen welchen Punkt die Spanier als letztes Kriegsziel sich ausersehen haben. An eine Eroberung des Kaiserreichs denkt wohl niemand, denn was wollten die Spanier mit einer solchen Last anfangen? Marocco ist zwar ein fruchtbares und gesegnetes Land wie Algier, aber die Franzosen, die dreimal zahlreicher und dreizehnmal reicher sind als die Spanier, finden doch die algerische Fruchtbarkeit sammt ihrem Segen selbst für sie noch zu kostspielig. Wollte man der Macht der marroccanischen Kaiser zu Leibe, so hätte man viel besser gethan Sla oder Sala am atlantischen Meere hinwegzunehmen. Dieß ist nämlich der Hafenplatz für Fes, der reichsten Stadt des Maghrib, und nähme man ihr diesen Hafen, so müßten die Fessaner zahm werden, um das Brod aus der Hand zu essen. Der Marsch durch das Riffland und die Eroberung Tetuans bringt keine politischen oder militärischen Vortheile und vor allem keine Entscheidung. Es sieht aus als wolle man sich an der Züchtigung der Feinde genügen lassen, und als hoffe man die Marroccaner durch Schläge Mores zu lehren. Sonst aber war wohl der Krieg an sich ein Ziel der Spanier. Wie man der Gesundheit halber sich Bewegungen verordnet, so ist es gut für die Völker und noch besser für ihre Truppen, wenn sie sich zeitenweis an Unterbrechungen des Friedens und an den Waffengang gewöhnen. Spanien bedurfte mehr als irgend ein anderer Staat einer solchen Bewegung, wäre es auch

nur gewesen damit nach langwierigen Bürgerkriegen, nach Reactionen und Revolutionen, endlich der Ruf durch die Halbinsel erschallen konnte: Solo hay Españoles en España — nur Spanier gibt es noch in Spanien, vergessen sind alle Parteinungen!

Der Specht als heiliger Vogel.

Für die Stammverwandschaft der gewöhnlich unter dem Namen Pelasger zusammengefaßten Urbewohner Italiens und Griechenlands, deren Eigenthümlichkeiten sich am längsten in den Gebirgslandschaften beider Halbinseln erhalten haben, legt ein auf den ersten Anblick kleiner Umstand kein geringfügiges Zeugniß ab. Es ist nämlich nicht ganz richtig, wenn Niebuhr in seiner römischen Geschichte (1,532) behauptet, daß kein italisches Volk lebendige Orakel gehabt habe wie die Griechen. Vielmehr ganz analog dem ältesten griechischen Orakel, dem des pelasgischen Zeus zu Dodona, fand sich als ein Ueberrest aus grauer Vorzeit noch in den historischen Jahrhunderten ein Spechtorakel in demjenigen Winkel Italiens der vor den verheerenden Waffen gallischer Horden wie vor den zerfetzenden Einflüssen großgriechischer Civilisation am meisten gesichert war. Zu Tiora Matiena, einem stillen, in Waldeinsamkeit gelegenen Städtchen im Sabinerlande, dessen uralte cyclopische Mauerreste noch heute vom Monte Castora in das Thal der Himella niederblicken, saß einst weissagend auf hölzerner Säule der heilige Vogel des obersten Gottes aller mittelitalischen Völkerschaften, des Mars. Diese Nachricht stimmt sehr gut zu dem ganzen Bilde das wir aus Nachrichten und Vermuthungen über den culturhistorischen Standpunkt jener Volksstämme uns entwerfen müssen, denn die vertrauliche Annäherung an die Vogelwelt ist ein Zeugniß für das Kindesalter eines Volkes. Nur der uncivilisirte Naturmensch, der selber so vieles eben instinctmäßig thut, fühlt eine innigere Verwandtschaft mit den Thieren in sich, auf welche sein aufgeklärter Bruder hoch herabzusehen pflegt. Der natürliche Mensch, sey er unter welchem Himmelsstrich er wolle, sucht in der Natur außer ihm noch Vorzeichen für die Zukunft. Er ist sich eines gewissen eigenen Ahnungsvermögens in seiner Brust bewußt, und setzt das gleiche, ja noch ein bedeutenderes, im Thier voraus; denn seine Beobachtungen lehren ihn, wie vieles das Thier mittelst seines Instinctes länger und sicherer voraussieht als er selbst. Und da dem Landmann kaum etwas mehr am Herzen liegt als die Vorausbestimmung des Wetters, der Witterungswechsel aber gerade dasjenige ist was viele Thiere unbestreitbar vor dem Menschen merken, so ist es begreiflich daß er auch andere Dinge von ihnen im voraus erfahren zu können meint. In den vierfüßigen Thieren sieht er seine eigenen Schattenbilder oder Caricaturen, sie läßt er als die Helden der Thierfage figuriren; die Vögel dagegen leben eine Stufe höher als er selbst, und in der gleichsam geisterhaften Sphäre in welcher sie sich bewegen, werden sie mit höherem Wissen ausgestattet. Sie fliegen hin und her über dem Getriebe der Welt, und sehen so zu sagen den Menschen bei ihren Glücksspielen von oben her in die Karten. Kein irdisches Thun ist vor ihren Augen verborgen, und selbst die Geheimnisse der Himmlischen vermögen sie leicht zu erfahren. Sie sind die Mittler zwischen Göttern und Sterblichen, und die Botschaften der ersteru auszurichten ist ihres Amtes. Darum wer die Rathschlüsse der Götter erforschen will, muß auf die Vögel achten und ihre Zeichen deuten. Die hebräische und die christliche Sage bieten weissagende Tauben, die deutsche Mythologie die Raben, die altpersische Sage den Simurg; ferner kann man noch des Papagai's erwähnen, der die Märchen des Papagaienbuches erzählt, dann der Philomele in den Gesta Romanorum, und der gelehrten Elster im Buche von den sieben weisen Meistern.

War man somit überzeugt daß die Vögel gar vieles wissen was dem Menschen durch ein neidisches Verhängniß verborgen war, so mußte die nächste Folge das eifrige Bestreben seyn den leider sprachlosen Vögeln die Zeichen abzusehen und abzulauschen mit welchen sie die bevorstehenden Ereignisse andeuteten. Es zerfiel somit die Augurabdisciplin in die Beobachtung der Vögel mit dem Auge und in ihre Beobachtung mit dem Ohr; daher theilte auch die römische Augurabdisciplin nach Claudianus die Weissagevögel in Flugvögel und Schreivögel: alites und oscines. Der Specht aber zählte zu denjenigen Vögeln welche zu beiden Classen gerechnet wurden, und es gehörte also nicht bloß sein Geschrei, sondern auch sein Flug zu den Augurien. Die sehr bedeutende Rolle des Vogels in der altitalischen Augural-wissenschaft (Plin. hist. nat. 10, 18, 20) erklärt sich leicht aus dem eigenthümlichen und starken Eindruck den das ganze Aussehen und Gebahren des Spechts hervorbringt: seine martialische Figur mit dem gewaltigen, schwertgeraden Schnabel, die schönbunte und doch ernste Färbung seines Gefieders, sein unstätes, unheimliches Flattern von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm, endlich sein weithin vernehmbares Picken, das mit der Regelmäßigkeit einer Schwarzwälderuhr durch die Stille des Waldes dringt, und den einsamen Wanderer seltsamer berührt als das Schrillen der Elster oder der Schrei der Eule. Deßwegen ist der Specht auch bei den allerverschiedensten Völkern Europa's und Asiens Gegenstand abergläubischer Scheu geworden. Nicht bloß den Römern und Griechen (für die letztern ist z. B. Didymus apud schol. Aristoph. Av. 704 beweisend) galt er für ominös, sondern auch in Deutschland wird er von abergläubischen Leuten dafür angesehen so gut als im russischen Asien. Der deutsche Aberglaube sieht den Specht nach Montanus (deutsche Volksfeste II, 177) als Wetterpropheten, insbesondere als Verkündiger nahender Gewitter an; das Klopfen des Vogels erinnerte an den Hammer des Thor, und der Grünspecht wird provinciell von den Laubleuten Hammermann oder Zimmermann genannt; endlich nahmt uns noch der Name des Spessarts, der vormals Spechtesshart hieß (Grimm, deutsch. Myth. 1144), an die Verehrung des einst heiligen Vogels. Auch aus dem angelsächsischen Alterthum ist eine sichere Andeutung über den hohen Rang welchen der Specht bei den germanischen Stämmen früher einnahm, in den Namen des ge-

waltigen Helden und Drachentödters Beowulf erhalten, denn Beowulf heißt Bienenwolf, d. i. Specht.

Von den schwedischen Lappen führt Grimm in den Nachträgen zu seiner deutschen Mythologie S. 1222 an: daß sie für Specht und überhaupt die Weissagung nur ein einziges Wort haben, womit natürlich ihr Glaube an die Wahrsagekunst des Spechts gegeben ist.

Was seine Verehrung in Asien anlangt, so scheint er, nach einem Relief in der Villa Albani zu schließen, von den Kleinasiaten in nahe Beziehung zur großen Göttermutter Kybele gesetzt worden zu seyn.

Am auffallendsten verwandt mit dem römischen Aberglauben ist indessen die Verehrung des Spechts bei den Wodjaken, einem Volksstamm in der Nachbarschaft der Taschkiren. In Uebereinstimmung mit andern Reisenden berichtet nämlich Pallas in seiner Zoologia Russo-Asiatica, daß die Wodjaken dem Specht göttliche Ehren erweisen und Opfer darbringen. Der Unterschied ist nicht groß, wenn die Römer zwar nicht den Specht als Vogel, aber den ihm unterschobenen Picus als Gott verehrten. Ferner erzählt derselbe Naturforscher, wenn ein Specht bei den Wodjaken an einem Reisenden vorüberfliege, so werde dieß für ein schlimmes Vorzeichen gehalten. Man sollte faß glauben er habe bei dieser Notiz an Horaz gedacht, der Od. 3, 27, 15 sagt: „kein linker Specht möge dir die Reise wehren."

Wahrsagender Vogel war somit der Specht durchaus nicht in Italien allein, aber warum ist er denn gerade dem Mars heilig gewesen? War er doch ein so wesentliches Attribut dieses Gottes, daß dieser nicht nur die Wölfin, sondern auch den Specht zur Erhaltung seiner Söhnlein, des Romulus und Remus, aussandte: während die Wölfin den Zwillingen ihre Zitzen bietet, versieht der Specht das Geschäft des Aetzens und reicht den Kleinen Brocken. Auch in einer lateinischen Reimfabel des Mittelalters erscheint der Specht, wie in Latium, in besonders nahem Verhältniß zum Wolf, dem Hauptthier des Mars. In dieser Fabel neckt der Wolf den Specht daß er mit seiner unaufhörlichen Arbeit an den Bäumen doch nie etwas zu Stande bringe. Aber wir wollen uns zur Beantwortung jener Frage wenden: warum galt er für den heiligen Vogel des Mars? Gewiß ist daß er nicht wegen seines martialischen Aussehens dem Kriegsgott geweiht wurde — auch wäre wohl ein Adler oder Falke für den Gott der Schlachten schicklicher gewesen als ein Specht — vielmehr wurde er zunächst deßwegen dem Mars geheiligt, weil für den Gott wie für den Vogel der Frühling die Zeit ihres auffälligsten Wirkens ist, denn der Specht gehört zu denjenigen Vögeln die in den ersten Lenzmonaten bei weitem die stärkste Aufmerksamkeit auf sich ziehen; da sitzen die Männchen Tage lang auf den Aesten der Bäume, und bringen durch rasches Klopfen und Hämmern auf deren loser Rinde ein weithallendes Schnarren und Schmettern hervor. Mars aber, dessen oberste Eigenschaft die Befruchtung ist, war zunächst Frühlingsgott; ihm war der Monat März gewidmet, also die Zeit wo der Specht sein Lärmen im Wald und Haide beginnt, war die Zeit des Mars, und auch das Revier des Gottes war das des Vogels. Denn Mars mit dem Beinamen Sylvanus war der Herrscher der Wälder und Gehölze, wo der Specht lebt und webt; ihm waren allerlei Arten von Bäumen heilig, und namentlich für die herrliche Eiche sollte er eine große Vorliebe haben. Vielleicht könnte man daraus schließen daß jene Säule zu Tiora Matiena, die doch nicht umsonst gerade hölzern gewesen seyn wird, ursprünglich eine heilige Eiche war, an welche man den prophetischen Vogel angebunden hatte, ähnlich wie in Dodona der Sitz der weissagenden Tauben eine Eiche war. Ueber diese Dodonäische Eiche herrschte in Griechenland die sonderbare Meinung daß sie niemals zu Grunde gehen könne; in Tiora scheint der heilige Baum mit der Zeit abgestorben und von den Oraketpriestern durch jene hölzerne Säule ersetzt worden zu seyn. Ich denke: das wird die einfachste Deutung dieser Säule seyn; Specht und Baum gehören zusammen, und mit richtigem Gefühl haben die sabinischen Priester nach dem natürlichen Absterben des heiligen Baumes wenigstens das Andenken und die Idee gerettet. Schwach ist die Ansicht Pauls in Pauly's classischer Realencyklopädie V, 1612; derselbe sieht in der Säule sammt dem Specht eine Art roher Bildsäulen des Picus (!).

Ferner gehört der Vogel dem Mars als dem Jäger und Jägerpatron. Sein ganzes Tagwerk ist ein ewiges Jagdmachen auf die Kerbthiere, die unter der Rinde und in den Ritzen der Bäume stecken. Eben dieses ernsthafte, ruhelose Suchen, verbunden mit dem eigenthümlichen Colorit seines Gefieders konnte in der Phantasie müßiger Hirten, wie deren viele in den Waldthälern Italiens ihr Vieh weideten, leicht den Aberglauben an die einstige Menschheit und spätere Verwandlung des Vogels erwecken, und man erklärte sich das hastige Auf- und Niederflattern und das ewige Hämmern und Schnarren aus dem Aerger und der Wuth des Vogels über seine Verwandlung. So entstand die Fabel von dem verwünschten Prinzen Picus, den man sich bald mehr als Regenten, bald als Waidmann oder Augur vorstellte; daß er in den Zeiten seiner Menschengestalt das Amt eines Augurs versehen habe, dafür sprach besonders die Aehnlichkeit des Spechtschnabels mit dem Stab der Augurn. Das tragikomische Märchen von seiner Verwandlung in den Vogel ist nach Ovid kurz folgendes: Picus, ein König in mittleren Italien, war wegen seiner Schönheit und Ritterlichkeit von allen Nymphen der Quellen, Seen und Bäume geseiert; aber nur Eine durfte sich seiner Liebe freuen. Sie hieß Canens, die Singende; denn mit ihrer wundervollen Stimme rührte sie nicht bloß Menschen, sondern auch Steine und Flüsse, ja die reißenden Thiere des Waldes. Einst nun war Picus ins Laurentergefilde zur Eberjagd ausgeritten; da erblickte ihn Circe, welche Zauberkräuter suchend ebendorthin gekommen war. Entbrannt von Liebe zu dem reizenden Jüngling schafft sie das Traubild eines stattlichen Ebers, und lockt dadurch den Geliebten von seinen Begleitern ab in unwegsames Dickicht, und gesteht ihm hier unter vier Augen die Gefühle ihres Herzens. Doch Picus bleibt seiner Gattin treu und verschmäht die Anträge der göttlichen Frau. Rasend vor Schmerz und Verzweiflung will sie den Grausamen zur Strafe verderben; sie kehrt sich zweimal gen Abend und

zweimal gen Morgen, berührt ihn dreimal mit dem Stock und murmelt drei Zauberformeln: da ergreift den Picus unheimliches Bangen; er sieht, aber unterwegs wird sein Purpurmantel zu rothem Gefieder, die Spange an seinem Halse zu goldfarbigem Flaum; er wird zum Specht, und noch jetzt backt er aus Muth über sein unverdientes Unglück tiefe Ritzen in das Gesäße der Bäume.

Während der Vogel bei dieser Darstellung seiner einstigen Menschheit und Metamorphose, in Folge der hohen Achtung welche er bei den italischen Völkerschaften genoß, als unschuldig leidend erscheint, sucht ein norwegisches Märchen die Verwandlung des Spechts in einen Vogel als verdiente Strafe der Schlechtigkeit zu erweisen, die er während seines Menschenlebens an den Tag gelegt habe. In Norwegen erzählt man sich nämlich vom Gertrudsvogel — so heißt dort der rothhaubichte Schwarzspecht — folgendes Märchen (Grimm, deutsch. Myth. 639): Als unser Herrgott mit Petrus auf der Erde wandelte, kamen sie zu einer Frau, welche saß und but, sie hieß Gertrud und trug eine rothe Haube auf dem Kopf. Müde und hungrig von dem langen Weg, bat sie unser Herr um ein Stück Kuchen. Sie nahm ein wenig Teig und setzte ihn auf, er wuchs so hoch daß er die ganze Pfanne füllte. Da meinte sie, der Kuchen sey für ein Almosen zu groß, nahm weniger Teig und begann zu backen, doch auch dieser Kuchen erlangte dieselbe Größe, und sie weigerte ihn wiederum zu geben, nahm zum drittenmal noch weniger Teig, und da der Kuchen dennoch eben so groß aufschoß, sagte Gertrud: „Ihr müßt ohne Almosen gehen, all mein Gebäck wird zu groß für euch.“ Da zürnte unser Herr und sprach: „Weil du mir nichts gönnst, sollst du zur Strafe ein kleiner Vogel werden, dein dürres Futter zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter trinken als wenn es regnet.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so wandelte die Frau sich in den Gertrudsvogel und flog den Küchenschornstein hinaus, und noch heute sieht man sie mit ihrer rothen Haube, ganz schwarz am übrigen Leib, weil die Ofenröhre sie schwärzte; beständig backt sie in die Baumrinde nach Futter, und pfeift gegen das Regenwetter, denn sie dürstet immer und hofft zu trinken.

Orientalische Visionen eines Opiumessers.

(Zur Erinnerung an den eben verstorbenen Verfasser der Confessions of an Opium eater, Thomas de Quincey.)

Unter der doppelten conneren Bedingung einer tropischen Hitze und eines verticalen Lichts sammelte ich alle Geschöpfe, Vögel, vierfüßige Thiere, Gewürm, Bäume und sonstige Pflanzen, Gebräuche und Schauspiele, die man gemeiniglich in dem ganzen heißen Erdgürtel findet, und warf sie in China oder in Hindostan bunt untereinander. Durch ein ähnliches Gefühl bemächtigte ich mich Aegyptens und aller seiner Götter, und brachte sie unter ein und dasselbe Gesetz. Affen, Papagaien, Kakadus betrachteten mich mit festem Blick, zischten nach mir, schnitten Grimassen gegen mich, oder machten sich über mich lustig. Ich rettete mich in Pagoden, und war Jahrhunderte lang auf den Gipfel gebannt, oder in geheime Gemächer eingesperrt. Ich war der Götze; ich war der Priester; ich wurde angebetet; ich wurde geopfert; ich entfloh dem Zorn Brahma's durch alle Wälder Aliens; Wischnu haßte mich; Siwa stellte mir hinterhaltig nach. Ich fiel plötzlich bei Isis und Osiris nieder; ich hatte etwas gethan, sagte man, ich hatte ein Verbrechen begangen vor dem der Ibis und das Krokodil schauderten. Ich war ein Jahrtausend hindurch in Steingärgen bei Mumien und Sphinxen, in engen Zellen, inmitten der ewigen Pyramiden begraben. Ich ward von Krokodilen mit giftbauchenden Küssen geküßt, und lag, vermischt mit einer Menge unaussprechlicher und schleimiger Dinge, unter dem Schlamm und dem Schilf des Nils.

Ich gebe sonach dem Leser einen leichten Auszug aus meinen orientalischen Träumen, deren ungeheuerlicher Schauplatz mich stets mit einem solchen Erstaunen erfüllte, daß selbst das Entsetzen daran eine Zeitlang völlig in den Hintergrund trat. Früher oder später aber erzeugte sich Gefühlsebbe, bei welcher dann seinerseits das Erstaunen verschwand, und die mich nicht sowohl dem Schrecken als einer Art Haß und Abscheu, vor allem was ich sah, überlieferte. Ueber jedem Wesen, über jeder Gestalt, über jeder Drohung, Strafe, finstern Einkerkerung schwebte ein Gefühl der Ewigkeit und des Unendlichen, das mir Angst und die Unterdrückung des Wahngebildes verursachte. Nur in diesen Träumen, mit einer oder zwei unbedeutenden Ausnahmen, traten die Umstände des physischen Entsetzens ein. Meine Schreckmisse waren bisher nur sittliche und geistige gewesen. Hier aber waren die Hauptkräfte welche ins Spiel kamen häßliche Vögel, Schlangen oder Krokodile, vorzüglich die letzteren. Das verwünschte Krokodil wurde für mich der Gegenstand größeren Entsetzens als fast alle andern. Ich war zu meinem Leidwesen gezwungen (es war stets so in meinen Träumen) Jahrhunderte lang mit ihm zu leben. Ich entkam ihm zuweilen, und befand mich dann in chinesischen mit Schilfrohrtischen ausgestatteten Häusern. Alle Füße der Tische und Canapés schienen mit Leben begabt; der abscheuliche Kopf des Krokodils mit seinen kleinen schiefen Augen betrachtete mich überall, von allen Seiten, durch unzählige Wiederholungen vervielfältigt; und ich blieb da, voll Entsetzen und wie von einem Zauber gebannt. Dieses häßliche Gewürm störte so oft meinen Schlaf, daß oftmals ein und derselbe Traum auf eine und dieselbe Weise unterbrochen wurde: ich hörte sanfte Stimmen welche mit mir sprachen (ich höre alles, selbst wenn ich im tiefsten Schlafe bin), und erwachte sofort. Es war heller Tag, voller Mittag, und meine Kinder standen neben mir, Hand in Hand, an meinem Bette; sie zeigten mir ihre farbigen Schuhe, ihre neuen Kleider, und ließen mich ihre Toilette bewundern bevor sie einen Spaziergang antraten. Ich bestätige daß der Uebergang von dem verwünschten Krokodil und andern Ungethümen und unaussprechlichen Mißgeburten meiner Träume zu diesen unschuldigen Geschöpfen, zu dieser einfachen menschlichen Kindheit, ein so schrecklicher war, daß ich, bei der mächtigen und plötzlichen Ableitung meines Geistes, unwillkürlich weinte, und ihnen einen Kuß auf ihr Gesicht drückte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. Augsburg, 19 Februar 1860.

Die Russen unter Graf Putjatin in Jeddo.

Wir finden in Ermans Archiv die Berichte zweier russischen Officiere der Fregatte „Askold“, an Bord deren Graf Putjatin seine Gesandtschaftsreise nach Jeddo ausführte. Am 26 Juli 1858 ankerte die Fregatte bei Simoda, und fand dort die Nachricht bestätigt daß die Japanesen sich anschickten die Verträge mit den europäischen Völkern auszuführen. Simoda selbst besitzt so wenig nautischen und commerciellen Werth, daß dieser Platz, sobald die andern Häfen eröffnet worden sind, kaum mehr besucht werden wird. Die Mannschaft der gescheiterten Fregatte „Diana“ war noch nicht vergessen. Nach den Abwesenden erkundigten sich die Japanesen mit der lebhaftesten Theilnahme, erinnerten sich aller ihrer Namen, wiederholten mit großer Genugthuung alle Worte die sie von den Russen gelernt hatten, und suchten eifrig ihre Sprachkenntniß zu vervollkommnen. Russischerseits bemühte man sich die japanesischen Benennungen der verschiedenen Gegenstände zu erfahren, und mit Hülfe der Zeichensprache gieng die Unterhaltung zum nicht geringen Erstaunen beider Theile in allgemeinen ganz vortrefflich von statten. Von Simoda gieng die Fahrt in 8 bis 12 Stunden nach Kanagawa. Dieß ist eine Art von Vorstadt Jeddo's, denn man weiß nicht recht wo das erste aufhört und das andere beginnt. Weiter als Kanagawa können sich große Schiffe der geringen Meerestiefe wegen Jeddo nicht nähern. Vierzehn Tage dauerten die Verhandlungen mit den japanesischen Ministern, bis der neue Handelsvertrag fertig war. Putjatin sollte hierauf eine Audienz bei dem weltlichen Kaiser haben, der in neuerer Zeit nicht mehr den Titel Siogun, sondern Taikun, großer Monarch, führt. Die Hauptstadt ist kürzlich sehr stark befestigt worden durch sieben Batterien, welche auf künstlichen Inseln in der Bay erbaut worden sind. Die Holländer dienten dabei noch immer als Rathgeber und Lehrer. In Jeddo selbst blieben die Russen vom 12 bis 20 Aug., und die Audienz wurde in dieser Zeit ertheilt, nur daß der Kaiser nicht selbst, sondern der erwählte Thronfolger den Grafen empfing. Der Taikun war nämlich durch Krankheit (Wassersucht) daran verhindert, und ist auch bald nachher gestorben. „Die Residenz des Taikun, bemerkt der eine Bericht, liegt auf einer unbedeutenden Anhöhe in der Mitte der Hauptstadt, nimmt in der Breite und Länge einen sehr großen Raum ein und ist mit einer Mauer von Feldsteinen und einem breiten Graben umgeben, der mit Wasser angefüllt und an einigen Stellen mit Dämmen abgesperrt ist. Vor dem Palast des Taikun erheben sich noch sechs massive Wälle, die jedoch, wie es scheint, keine große Ausdehnung haben; auf dem zweiten befinden sich zweistöckige Thürme mit spitz zulaufenden Dächern. Die ersten drei von diesen Mauern sind in ansehnlicher Entfernung von einander gelegen; zwischen den letzten ist hingegen ein Raum von nicht mehr als hundert Schritten. Nachdem man diese Schranken vermittelst der in denselben angebrachten Thore passirt, gelangt man über eine Art von Terrasse zu dem Schlosse selbst. Es ist dieß ein hölzernes einstöckiges Gebäude von der gewöhnlichen japanesischen Architektur, aber ziemlich lang, mit beweglichen Rahmen, die mit Papier verklebt sind und Fenster und Thüren ersetzen. Die Paradetreppe ist gleichfalls sehr einfach; sie hat oben eine kleine goldene Verzierung in der Gestalt einer Krone, über der noch drei aus Holz geschnitzte Blätter befestigt sind, die das Wappen der japanesischen Monarchen bilden. Die Säle des Palastes sind groß, alle Gesimse von Gold, mit zierlichen und höchst lebhaften Malereien, welche Landschaften, Bäume, Blumen, Vögel und Thiere vorstellen. In diesen Gemächern, welche reihenweise angelegt sind und auf die inneren mit Bäumen bepflanzten Höfe hinaussehen, sind namentlich die Plafonds sehr schön. Die Japanesen wissen hier mit unnachahmlicher Kunst die natürlichen Schönheiten des Holzes durch einfache Bearbeitung hervorzuheben und zeigen sich als nicht geringere Meister in der Bildschnitzerei. Der Fußboden ist mit Matten belegt, Möbel sind aber gar nicht vorhanden, was übrigens mit der japanesischen Sitte ganz übereinstimmt; nur in dem Zimmer in welchem wir etwa eine Viertelstunde vor der Audienz warten mußten, standen Stühle von europäischer Form bereit, deren es, dem Anschein nach, in der ganzen Hauptstadt nur sechs gibt. Diese Stühle und Tische wurden daher im Nothfall aus unserem Quartier nach dem Schlosse gebracht und sogar mitunter für die Engländer ent-

lehnt, die mit Lord Elgin einige Tage nach uns in Jeddo eintrafen." Der Thronerbe saß in einer so finstern Ecke des Saales daß man von seinem Gesichte nichts erkennen konnte, und die Russen nur aus seiner Stimme schlossen daß er ungefähr 15 Jahre alt seyn möge.

Unsere Beobachter schätzen „ohne Gefahr einer Uebertreibung" die Bevölkerung der Hauptstadt auf 1½ Mill. Bekanntlich zerfällt die Residenz in die adelige und die bürgerliche Stadt. In der ersteren finden sich die schweigsamen Paläste der Reichsfürsten. Ueber ihren Thoren prangen aus Holz geschnitzt die Wappen der Eigenthümer, deren heraldische Abzeichen gewöhnlich sehr einfach sind, denselben Gegenstand aber dreifach wiederholen, z. B. drei Rosen, drei Zweige, drei Stäbchen. (Sollte die Pluralität des Gegenstandes nicht einen aristokratischen Rang andeuten, so daß z. B. ein dreifaches Wappenzeichen nur den Herzogen, ein zweifaches den Grafen u. s. f. gebühren würde?) Die leichte Bauart der Häuser hat ihren Grund in den immer wiederkehrenden Erdbeben. Vor zwei Jahren, als die „Diana" verunglückte, sollen in Jeddo nicht weniger als 40,000 Menschen in Folge des Erdbebens erschlagen worden seyn. „Man kann nicht sagen, bemerkt der zweite Berichterstatter, daß die Einwohner viel auf ihre Kleidung verwenden; manche tragen nur den Schamgürtel, andere kurze Hemden, auf deren Aermel und Rücken man die Zeichen des Amtes sieht, welches die Besitzer der Hemden verrichten. Noch andere erscheinen in Talaren. Die Weiber haben alle Talare, mit einer Schärpe umgürtet und hinten mit einer Art Kissen versehen, was ihnen das Ansehen gibt, als ob der Oberkörper vorne übergebengt wäre. Die Brüste sind entblößt und herabhängend, Hals und Gesicht mit weißer, die Lippen mit rother Schminke bemalt. Die verheiratheten Frauen schwärzen die Zähne; die Mädchen hingegen haben weiße, ebene Zähne und einen hübschen kleinen Mund. Die Männer schwärzen die Zähne nicht und halten sie sehr rein; schade nur daß die vordersten zu sehr hervorstehen und ein hauerartiges Ansehen haben. Die Japanesen sind augenscheinlich große Kinderfreunde; man bemerkt oft Männer mit Säuglingen in den Armen." Daß die Japanesen von ihrem anfänglichen Mißtrauen gegen die Europäer allmählich zurückkommen, dürfen wir aus der Bemerkung schließen daß die Russen bei längerm Aufenthalt die Waffenläden, die man früher verschlossen hielt, geöffnet fanden und Säbel kaufen durften. Die Amerikaner haben bei ihrer ersten und zweiten Reise vergeblich sich Waffen zu verschaffen gesucht. Nur wenn sie von Punsch beseligt waren, ließen sich japanesische Beamten herbei ihnen ihre Klingen entblößt zu zeigen. Die Stahlarbeit soll übrigens ganz vorzüglich seyn, doch erwähnen unsere Russen nichts darüber. Dafür preisen sie das feine Benehmen der Eingebornen: „Die Aufmerksamkeit der Japanesen gegen uns zeigte sich unter anderem auch in folgendem: aus den Erzählungen Golownin's über Rußland hatten sie erfahren daß die Russen das Bad lieben, und neben unseren Zimmern war daher ein Anbau mit abschüssigem Fußboden errichtet worden, wo beständig Zober mit heißem und kaltem Wasser und Wannen standen; selbst die Netzraden waren nach der Golownin'schen Zeichnung eingerichtet."

Beide Berichterstatter beschreiben einen Ausflug nach Oodsi oder Oño, einem äußerst lieblich gelegenen Ort 3—4 Stunden von Jeddo, wo ein von der vornehmen Welt der Residenz besuchter Vergnügungsort liegt, nämlich ein sogenannter Theegarten. „Am Ufer eines rasch fließenden Bächleins ist ein niedliches Häuschen gebaut, wohin sich die Mitglieder des Gorodsju und die feine Welt von Japan begeben, um von ihren Geschäften auszuruhen und frische Luft einzuathmen. Eine breite, offene Gallerie hängt über dem Bache, von einem kleinen Wasserfall belebt, der sich unter dem dichten Grün verbirgt und nur durch das Geräusch der sich Bahn brechenden Fluthen sein Daseyn verräth. Jenseits des Baches ist ein Gärtchen mit künstlichen Felsen, Zwergbäumen und anderen Spielereien angelegt, hinter welchem das Ufer schroff emporsteigt und mächtige Cedern den ganzen Abhang bedecken. Als wir diese Villegiatur betraten, kamen uns junge japanesische Dienerinnen mit lauten Begrüßungen entgegen und führten uns zur Gallerie, wo sie uns mit Thee, Früchten und einem vollständigen Mittagsmahl bewirtheten. Die japanesische Küche war allerdings nicht nach unserem Geschmack, aber wenigstens ist in ihr alles au naturel, während in der chinesischen die ganze Kunst darin besteht, die Ingredienzien, aus welchen die Speisen zubereitet sind, gleichsam zu maskiren, und man daher bei chinesischen Diners sehr vorsichtig seyn muß." Bei dem oben erwähnten Hause wohnen gegen 200 Mädchen von der freien Kaste, deren Lebensberuf es ist die Gäste zu unterhalten. Eine kakirte Treppe führt aus dem obern Stockwerk des Kiosk in das untere, in welchem Bäder eingerichtet sind wo heißes und kaltes Wasser aus zwei Springbrunnen in die Becken strömen. Da die Japanesen das Baden leidenschaftlich lieben, ist es nicht zu verwundern daß sich allenthalben dazu Gelegenheit findet.

Die Westküste von Afrika.

(Vom A. B.)

Neben dem Bonny sind die von den Handelsschiffen besuchten Ausflüsse der Niger, der Neu-Kalabar, der Braß und der Benin. Zwischen dem Nun und dem Benin lebt ein Piratenstamm, Jo genannt, der selbst mit Europäern bemannten Booten zuweilen gefährlich wurde. Die letzte und breiteste Mündung des Niger trägt den Namen von Benin, aber sonst nichts was an ihre berühmte Vergangenheit erinnert, in der nach den Sagen der Neger alles von Gold war, und man Eisen mit Gold erkaufte. Die umliegenden Völker bekannten sich als Vasallen des Königs von Benin, und leiteten ihre Stammherren von dort ab. So heißt es im Beginn der Geschichte von Accrah: Im alten Reich von Benin gab es keinen Krieg, Diebstahl kannte man nicht, die

Ernten waren reicher, es regnete zu rechter Zeit. Dann folgt ein Streit zweier Häuptlinge um eine gemeinsam geliebte Prinzessin. Aquamboe, der schwächere, flieht nach Accrah, wo er der Stammvater der Aquamboer wird, und bald darauf wird die Ankunft der Portugiesen, ihre Einführung des Eisens und Pulvers erwähnt, wodurch das Reich von Benin zerfiel. Wie Römer bemerkt, sollten Hieroglyphen in Benin gesehen worden seyn, was sich indeß wohl auf allegorische Zeichnungen beschränken wird, wie man sie vielfach in Congo und in Yoruba findet. Einige Districte zeichnen sich noch immer durch eine größere Industrie vor ihren Nachbarn aus, und die Jabvo-Neger bildeten lange Zeit einen bedeutenden Ausfuhrartikel für die Portugiesen nach Brasilien, wo sie die Sklaven damit bekleideten.

Der Entdecker des Benin war (1485) Affonso de Aveiro, der einen Gesandten des Königs mit nach Lissabon brachte. Auf dessen Ansuchen wurde Fernando Po ausgesandt, der nach der Entdeckung der nach ihm benannten Insel den Beninfluß hinauffuhr und in Gatto eine portugiesische Colonie stiftete, 40 Meilen unterhalb der Hauptstadt Benin. Die Portugiesen wurden damals in ihren Entdeckungen auf ein gespenstisches Phantom geleitet, das einem trügerischen Irrwische glich, vor ihnen herschwebte, und dem die Wissenschaft ähnliche Verpflichtungen schuldet wie später und in unsern Zeiten dem Golddurst der Pioniere. Mit den wunderbaren Nachrichten welche die mongolischen Gesandtschaften der Päpste und die Erzählungen der venetianischen Reisenden über die bisher unbekannten Ländermassen des mittlern Asiens enthüllten, war die Kunde von einem geheimnißvollen Priesterkönig, der dort als Vorkämpfer gegen Heiden und Muhamedaner über ein mächtiges und blühendes Reich herrschen sollte, nach Europa gedrungen, wo man schon im 12ten Jahrhundert durch armenische Legaten auf solche Sagen aufmerksam geworden war. Viel waren der Versuche ihn aufzufinden, ohne je von Erfolg gekrönt zu seyn, und auch heutzutage steht seine Identificirung nicht fest. Bald hat man die Bezeichnung Presbyter Johannes oder Prester Janni (in Ongehan oder Ungehan) auf den Han oder Chan der Mongolen bezogen, denen „nur Ein Gott im Himmel, nur Ein Chan auf Erden lebt," bald in Erinnerung der negerartigen Buddha-Bilder den Preste João mit dem Fo des äthiopischen Indiens, wohin ihn Plano de Carpini (als Rex Indorum Sacerdos) versetzt, zusammengestellt, bald in ihm einen nestorianischen Dalai-Lama gesehen. Wahrscheinlich hängt der Name mit dem Propheten der Johannes-Christen zusammen, dessen Grab noch Benjamin von Tudela in Susa sah, und wurde aufgefrischt durch die Taufe eines Chans der Keraiten durch Joan, den nestorianischen Patriarchen von Bagdad. Der von Johannes de Monte-Corvino in Peking angeblich zum Katholicismus bekehrte Nachkömmling des Priesters Johannes scheint dem Geschlecht des Ung-Chan-David, der vor Tschingis-Chan erlag, anzugehören. Die Tartaren nannten die christlichen Fürsten der nestorianischen Secte Vang-Chan, die eigenen Unterthanen aber Jovano, was de Barros von dem Propheten Jonas herleitet; andere erklären Prester Chan als Bethönig, Pristoa als einen tatarischen Fürstentitel, Prestejani aus dem Persischen, als apostolisch. Als sich die asiatischen Staaten einer nach dem andern den Kenntnissen der europäischen Gelehrten aufgeschlossen hatten, und dort kein Platz mehr blieb für enthusiastische Phantasiegebilde, setzte man den Preste Giani in den Mittelpunkt des afrikanischen Continents, wo er nach allen vier Weltgegenden Raum genug zu beherrschen hatte. Die portugiesischen Entdecker hatten schon seit ihren ersten Fahrten nach demselben ausgesehen, wurden zu systematischeren Nachforschungen aber besonders durch die Erzählungen des nach Lissabon gebrachten Jaloff-Fürsten, Bemoy, veranlaßt, der von einem mächtigen Staate jenseits Timbuktu erzählte, dessen Bewohner weder Mauren noch Heiden und deßhalb Christen seyn mußten. Mehrfache Expeditionen wurden ausgesandt um ihn aufzufinden. Von Arguin aus forschte man in Ludamar und unter den Bambarrern, die keine Auskunft geben konnten; der Gouverneur von El-Mina schickte an einen muhammedanischen Fürsten des Innern, der aber nur die vier Könige von Cairo, Alimaem, Baldac und Tucurat kannte und seine christlichen Botschafter annehmen wollte. Endlich indeß schien den Portugiesen sich ihr treues Hoffen belohnen zu wollen. Auf ihr Fragen in Benin hörten sie von einem mächtigen König, den das Volk wie einen Gott verehre, und dessen Wohnsitz nur wenige Tagreisen von der Küste entfernt sey. Dorthin zogen sie um dem heiligen Großpriester Johannes zu huldigen, und fanden einen nackten Neger vor seiner Hütte sitzen, der sich den König von Benin nannte, und die Kühnheit ihn anzublicken mit dem Tod bedrohte. Die portugiesischen Edlen hätten allerdings vor Scham in die Erde sinken mögen, aber man kam zu einem Verständniß, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Der große Herrscher von Benin war ehrlich genug einzugestehen, daß weiter im Laude ein noch größerer hinter ihm sitze, der einen prächtigen Hofstaat halte, und seine Vasallen längs der Westküste mit einem Kreuze belehne. Er nannte ihn Ougané. Wem diese neue Rolle zugedacht war, ist nie mit Sicherheit bekannt geworden. Einige rathen auf den Sultan von Khano, doch war es auch vielleicht nur der Obbah von Yoruba, oder irgend ein anderer dieser patriarchalischen Heroengötter, die unter dem Namen von Obdas, Addas und Attas (Vater und Gebieter) damals überall pilzartig aus dem noch uncultivirten Boden Afrika's hervorwuchsen. Ehe die Portugiesen sich würdig für eine Expedition ins Innere zu rüsten Zeit hatten, langte ein directer Gesandter des Prester João, den Pedro de Covilhã im Negus von Abessinien entdeckt hatte, in Lissabon an, und so zu seinem östlichen Ausgangspunkt zurückkehrend, schloß dieses prunkende Meteor seine dreihundertjährige Laufbahn ab. In spätern Berichten spukt noch hie und da ein Elephanten reitender Bel Gian am äquatorialen Centralsee, doch wird ihm jetzt bald auch diese letzte Zufluchtsstätte genommen seyn.

Die von Fernando Po in Gatto zurückgelassenen Missionäre erbauten dort eine Kirche, hatten aber besonders Erfolg in Averri, einem von Benin abhängigen Vasallenstaat. Der dortige Fürst erklärte sich zur Annahme der Taufe be-

reit, wenn man ihm eine weiße Gemahlin reinen europäiſchen Blutes verſchaffen würde, und nach, wie es heißt, nicht langem Suchen, fanden die Miſſionäre auf St. Thomas eine junge Portugieſin, die bereit war als Märtyrerin für ihren Glauben einem ſchwarzen Prinzen angetraut zu werden. Als Merolla auf ſeiner Durchreiſe das Land berührte (1644), fand er einen aus dieſer Ehe entſproſſenen Mulatten dort herrſchen. Die Klöſter verfielen ſpäter und die Miſſion gieng ein, doch wollen die Capitäne dort zuweilen noch ſchwarze Prieſter getroffen haben, die regelmäßig ordinirt zu ſeyn behaupteten. In Gatto ſtarb der Reiſende Belzoni, durch ſeine ägyptiſchen Forſchungen bekannt. Ende vorigen Jahrhunderts beſtand auf der Inſel Borodo für kurze Zeit eine franzöſiſche Niederlaſſung.

Um die unbedingte Macht des Königs über ſeine Unterthanen zu zeigen, heißt es, daß ihm jeder Neugeborne dargebracht wird, damit er ihm als Sklave ſein Siegel aufdrücken könne. So gibt es auch nur fremde Sklaven in Benin, da die Eingebornen, als Sklaven des Königs, keinem andern Herrſcher angehören dürfen. Niemand darf Gewänder tragen, bis er vom Könige bekleidet worden iſt, was gewöhnlich erſt mit der Mannbarkeit geſchieht. Um in den Adelſtand zu erheben, ſchenkt der König eine Schnur, die, wie bei den höheren Kaſten in Indien, nie wieder abgelegt werden darf. Der König iſt ſtets den Augen des Volks verborgen und erſcheint nur zweimal jährlich öffentlich, beim Korallenfeſt und beim Yamsfeſt. Er vergräbt dann eine dürre Yamswurzel in einem Gefäß und zieht ſie bald darauf in vollem Wachsthum begriffen wieder heraus, ein auch in China praktizirtes Kunſtſtück. An den Vollmondnächten oder wenn er es ſonſt für nöthig hält, geht zu ſchrecken und zu ſtrafen ſein maskirtes Geſpenſt um, das er ſich meiſtens aus den Nachbarländern verſchreibt, damit es um ſo rückſichtsloſer ſeine Befehle ausführe. Wenn der König ſeinen Tod herannahen fühlt, theilt er ſeinem Onagwa oder geheimen Rathe die Zeichen mit, wodurch er denjenigen ſeiner Söhne erkennen könne mit dem ſein Geiſt ſich wieder vereinigen würde. Dieſer, der früher alle ſeine Brüder, nach osmaniſcher Sitte, tödten zu laſſen pflegte, wurde einige Tage nach dem Tode proclamirt, aber nicht eher als bis die mit dem Könige lebendig Begrabenen geſtorben waren, und deßhalb auf die Frage, ob ſie den König gefunden hätten, keine Antwort mehr geben konnten. Von dem Schatten, den ſie Paſador oder Führer nannten, glaubten die Neger in Benin, daß er Zeugniß ablegen würde ob der Menſch gut oder ſchlecht gelebt habe, damit er je nachdem in der See, die für ſie das Jenſeits repräſentirt, zum Glück oder Elend gelange. Die Gottesgerichte zeigen auch hier eine ſonderbare Mannichfaltigkeit, und beſtanden darin eine Hahnenfeder durch die Zunge zu ſtechen, Hahnenfedern aus einem Erdklumpen zu ziehen, beißende Kräuter in die Augen zu ſpeien, glühendes Eiſen zu halten oder einen Fluß zu durchſchwimmen, der jeden Schuldigen in ſeine Wirbeln zertriſſe. Wenn reich genug, konnten Verurtheilte für ihre Beſtrafung einen Sklaven ſtellen, der bei der Hinrichtung die Knie deſſen, für den er eintrat, mit der Stirne berühren mußte. Der fünfte Tag wurde feſtlich gefeiert, und Arme, die nicht im Stande waren die geſetzlichen Opfer zu bringen, von den Reicheren unterſtützt, damit die Rechte der Gottheit nicht beeinträchtigt würden. Kaufleute die außerhalb ihrer Heimath ſtarben, wurden vor einem Feuer gedörrt und als Mumie zur Beſtattung dahin zurückgebracht. Bei Geburt von Zwillingen wurden öffentliche Freudenfeſte angeſtellt, eine erfreuliche Ausnahme mit den Nachbarländern, wo ein ſolcher Vorfall die Tödtung des einen oder beider Neugebornen zur Folge hatte. Jeder Hausherr in Benin hatte ſeinen Privatgottesdienſt, zog für Opfer aber gewöhnlich einen Fetiſchmann herbei, der dafür Anſpruch auf Bezahlung hatte. Im Januar glaubten ſie mit den Geiſtern ihrer Vorfahren zu communiciren. Die Titel der Staatsbeamten, als Are de Roes, Viadores odor Fiadores, Mercadores, Veilles u. ſ. w. zeigt die längere Dauer des portugieſiſchen Einfluſſes.

Das Dampfſchiff läuft nur in Ausnahmsfällen eine andere Mündung des Niger, außer dem Bonny, an, macht aber ſeine regelmäßige Station in Lagos, wo verſchiedene amerikaniſche Miſſionäre an Bord kamen, um ihre durch Fieber geſchwächte Geſundheit durch eine Seereiſe oder Rückkehr in die Heimath wieder herzuſtellen. Sie waren meiſtens in Abbeokouta und Ogbomaſcho ſtationirt geweſen, und da ich dieſe intereſſanten Orte wegen der Kürze unſeres Aufenthalts nicht ſelbſt beſuchen konnte, werde ich mittheilen, was ich als die Früchte mehrjähriger Beobachtungen aus ihrem Munde ſammelte, beſonders über die verſchiedenen Arten des Fetiſchdienſtes.

Ein Olumo oder Verſteckplatz genannter Porphyrfels am Fluſſe Ogun, einſt der Sitz des Rieſen Lisbabbeh, wo lange Räuberbanden gehauſt hatten, diente 1825, während der verheerenden Sklavenjagden der Dahomeer, einigen aus ihren verbrannten Städten vertriebenen Flüchtlingen zum Aufenthalt, wo ſie ſich bald durch neu hinzugekommene mehr und mehr vervielfachten, ſo daß in kurzer Zeit eine jetzt über 100,000 Einwohner zählende Stadt anwuchs, Abbeokouta oder der Unterſels, genannt. Ihre Bewohner gehören zum Egba-Stamme der Jorubaner, demſelben der lange Zeit hauptſächlich die Sklavenſchiffe bevölkerte, und der den bedeutendſten Theil der Freigelaſſenen in Sierra Leone bildet, die ſogenannten Akoo. Von dieſen waren einige, auf einer nach Badagry unternommenen Handelsſpeculation im Jahre 1839 in ihre alte Heimath zurückgekehrt, ſahen unter den Segnungen des Friedens die Ruinen ihrer Dörfer, aus deren brennenden Häuſern ſie als Sklaven fortgetrieben waren, ſich aufs neue erheben und das mächtige Abbeokouta ausblühen, als ein Schutz und Schirm gegen künftige Einfälle der wilden Dahomeer. Viele ließen ſich dort nieder, andere kamen nach, und bald folgten auch Miſſionäre, deren Gemeinde von Tag zu Tag wächſt.

Die Station iſt günſtig für Communicationen ins innere Afrika gelegen, zumal wenn ſie ſich ſpäter mit den an den Ufern des Niger beabſichtigten Niederlaſſungen in die Hände arbeiten wird. Der Götzendienſt in Abbeokouta iſt ein mannichfaltiger, ſchon weil ſo viele verſchiedene Städte und Dörfer ihr Contingent zu ſeiner Bewohnerſchaft geliefert haben,

doch stimmen die meisten in der Verehrung des Olorun (Herrn des Himmels) und seines Mittlers, des Orissa (Alawbawi) überein, welche Namen durch ganz Yoruba gehen. Früher hatte der König von Ojo, als Oberherr der kleinen Yoruba-Fürsten, eine theokratische Gewalt, die aber jetzt längst zu einem bloßen Schatten herabgesunken ist. Die Regierung Abbeokouta's ist eine aristokratische und in den Händen der Atpina oder Kriegshäuptlinge der verschiedenen Stadttheile, die einen Wahlkönig (Balagun oder Feldherrn) über sich setzen. Ist eine berathende Versammlung nothwendig, so proclamirt der König einen Oro-Tag, und weder Frau noch Sklave dürfen sich auf den Straßen sehen lassen, welche phantastische Masken unter dem Rufe Oro, Baba, durchlaufen. Jeder der, nachdem der Oro-Tag proclamirt ist, in Abbeokouta auf der Straße getroffen wird, ohne zu dem Bunde Oboni zu gehören, wird zum Eintritt in denselben gezwungen, sehr wider seinen Willen, da er vielleicht nie über die untersten Stufen hinausgelangt, wo alle Arbeit und Quälerei auf ihm lastet. Frauen werden bei der Begegnung gepeitscht, Sklaven getödtet. Beim Tode eines Mitgliedes der Gesellschaft kommt der größte Theil seines Vermögens dem Ganzen zu gut.

Jede Frau ist bei Todesstrafe zu glauben verbunden daß Oro (Orun oder die Sonne) die Personification der gesetzlichen Rache, ein schrecklicher Dämon ist und jeden Uebelthäter unfehlbar bestraft, welchen moralischen Bann der Einfluß der Missionäre gebrochen hat. Der Lärmen mit dem Oro in den Straßen erscheint, wird durch das Umherwirbeln aus hohlen Bambu-Rohrs hervorgebracht. Um häusliche Streitigkeiten zu schlichten, und die ihrem Mann ungehorsame Frau zu schrecken, erscheint der Egogun, der Knochen des Urahnen, ein phantastisch aufgeputzter Riese, der ein nacktes Schwert schwingt und in dumpfem Grabeston spricht. Der Ausdruck, einem Oro geben, meint figürlich, mit der Strafe des Gesetzes drohen.

Als der Stifter der Stadt Abbeokouta wird Schodekkah, ein von Ake dorthin gewanderter Häuptling, betrachtet, der viele siegreiche Kämpfe mit den Mohammedanern von Ilorin, mit den Verbündeten von Ijebu und Otta und mit Ibadan führte, sowie einen Vertrag mit Dahomey abschloß. Nach seinem Tod beschloß der König des letzten Landes sich einen Weg nach der Küste bis Badagry zu öffnen (1842), wurde aber zurückgetrieben, ebenso wie 1851, wo er mit Kofokkoh, dem König von Lagos, verbunden Abbeokouta zu stürmen suchte.

Die drei hervorragenden Secten in Abbeokouta sind die des Obbatalla, Schango und Ifa. Obbatalla bildete den menschlichen Körper, als Alamohrere oder der Eigner des guten Thons, konnte ihm aber kein Leben einhauchen, das von Gott allein kommt. Es war Gott selbst, der Himmel und Erde bildete, und eine monotheistische Secte bezieht auch die Erschaffung des Menschen direct auf ihn; der Name des ersten Manns nach ihrer Version war Okikischi (der Ruhm), und und Obbabinisch (der Herr der Sprache). Seine Frau hieß Iye oder Leben. Sie kamen vom Himmel und hatten eine Menge von Nachkommen. Mit dem Krieg begann die erste Sünde, das Schiff (Okkoh) gehört zu ihren heiligen Symbolen. Der eben erwähnte Obbatallah tritt dann als ein Nachkomme der alten Yoruba-Könige auf, und heißt Orischanlo (der große Orischa) oder Orischapopo (der Orischa des Thores), der am Eingang der Tempel sieht. Er ist androgynischer Natur, und wird bald als bewaffneter Krieger zu Pferd, bald als Frau, ein Kind säugend, dargestellt. Ein Schlangenkreis, Lingam und Yoni sind vielfach auf den Thüren seiner Tempel dargestellt, oft begleitet von einem Leoparden, einer Schildkröte und einem Fisch. Als Frau heißt Obbatalla Iyangba (die empfangende Mutter), die dann wieder für sich betrachtet die Gattin Obbatalla's genannt wird. Eine Frau mit einer Hand und einem Fuß, deren Haar in einen Knoten geschürzt ist, dient zur Herstellung der einen Hälfte Obbatalla's als der weiblichen Energie der Natur.

Schango oder Jakuta (der Steinwerfer) wird als Eisenstange dargestellt, mit dem die Priester seine Verehrer mesmerisiren und ihnen die Künste des Jupiter Elicius zeigen. Er ist der gefürchtete Gott des Unwetters, der die Bösen mit Donnerkeilen erschlägt und sie zur Hölle sendet. Gefundene Donnerkeile werden als werthvolle Reliquien von den Priestern bewahrt, wie bei den Khyens. In Rom wurde eine solche Stelle als Templum eingehegt. Seine Mutter (Schango) ist der Fluß Iyemonza, sein Vater Orrungan (der Mittag), sein Großvater Agungu (die Wüste oder die Himmelsfläche), sein Urahn Oltischi (der erste Mensch), sein älterer Bruder Dada (die Natur), sein jüngerer Bruder Ogun (das Symbol des Krieges und der Schmiede), seine Gattinnen Awpa (der Niger), Ossun und Obba, sein Gehörte Orischalo (der Schützer der Pflanzungen), sein Sklave Biri (Dunkelheit), und sein Priester Magba. Er war ein Sterblicher, zu Ifeh geboren, zu Ikoso herrschend, und wurde lebend in dem Himmel gehoben und der Unsterblichkeit theilhaftig. Er ist ein Jäger, Fischer und Krieger, der die Guten beschützt.

Da der Gott des Donners am meisten gefürchtet ist, so ist unter seinem Schutz gestelltes Eigenthum am sichersten. Es genügt einen Strohbüschel über die Thüre zu stecken, und wer verwegen seyn sollte dieses Zeichen nicht zu achten, dessen Haus wird Schango, oder wenigstens die Schaar seiner Anhänger, mit eben dem Strohbüschel anstecken; die Secte Schango ist eine unruhige und wegen ihrer Gewaltthätigkeiten gefürchtete. Den Platz, wo immer ein Donnerkeil niedergefallen ist oder niedergefallen seyn soll, nehmen sie als ihr Eigenthum in Anspruch, da Schango ihn als solches bezeichnet habe, und jedes vom Blitz getroffene Haus ist ihrer Plünderung verfallen, wenn sie zeitig genug herbeikommen, ehe es verbrannt ist. Nicht selten sollen sie selbst ein Haus anstecken um sich seine Plünderung zu verschaffen, und gewöhnlich practiciren sie dann vorher eine Art in dasselbe hinein, von der die wie zufällig herbeikommenden Zauberer erklären daß sie vom Himmel gefallen, und ein Zeichen sey daß Schango beim nächsten Gewitter seinen Blitzstrahl dorthin senden wolle. Um weiterer Verbreitung des Brandes vorzubeugen, bestehen dann die Nachbarn meistens auf der Zerstörung des dem göttlichen Zorne verfallenen Gebäudes, das den Priestern desselben zur Sühnung überlassen wird. In Abbeokanta steht dieser Gott in einem

Tempel in seiner schrecklichen Wandlung, unter der Form eines viereckigen Kopfes, neben dem die Streitaxt hängt, mit der er das Haupt seiner Feinde spaltet. Nach einigen war er ein alter König von Yoruba, der vom Volk wegen seinen Grausamkeiten gehaßt und gefürchtet war. Während des Gottesdienstes werden hölzerne Kugeln um das Götzenbild gerollt, um den Donner nachzuahmen.

Es bleibt in den mythologischen Anschauungen der jedesmaligen Ideenassociation überlassen ob man den Blitz von der Hand eines guten oder eines bösen Gottes geschleudert glaubt, zum Belohnen oder zum Strafen, vom nächtlichen Summanus oder vom Zeus Soter. Der Mongole, zu dem ein Blitz niederschlug, mußte sich als Gegenstand des göttlichen Zornes langen Reinigungen unterwerfen, alle seine Geräthe und alle seine Hausgenossen durch das Feuer jühnen, ein Litthauer dagegen, der vom Blitz erschlagen wurde, war künftiger Seligkeit gewiß. Verdorrte ein Baum, in dem der Blitz gezündet hatte, so meinten die Slaven daß der unter seinen Wurzeln liegende Dämon erschlagen sey, verdorrte er nicht, so war es dem bösen Geist gelungen sich vor dem Himmelsspeil zu retten. Erklärungen sind leicht gefunden. Aus seinem Seelenleben trägt sie der Mensch in die Naturerscheinungen hinein, und die Priester des Schango wissen sie ebenso verständig zu ihren Gunsten auszulegen, wie die übrigen Feitiçeros.

Jfa, der Gott der Palmnüsse, wird besonders in Krankheiten angerufen. Sein Beinamen sind: der Bewahrer der Geheimnisse, der Beschützer der Ehen, der Helfer im Kindbett. Sein Oberpriester wohnt unter einem sechzehnästigen Palmbaum am Berg Ado, und stellt seine Fragen durch das nur ihm bekannte Geheimniß der sechzehn Palmnüsse. Von ihm abhängige Tempel finden sich in allen Städten Yoruba's, und dort wenden sich die Verwandten eines Kranken an den Babbalawo oder Priester. Er beginnt seine Ceremonien, indem er Linien auf den Boden zieht, die Wand mit Hieroglyphenzeichen beschreibt, und vor diesen Figuren einige Kauris und Palmnüsse in ein Kalabasse schüttelt, damit der Gott in die Nüsse fahre. Nur die an ihren Löchern als vierjannig erkannten werden für diese Zwecke ausgewählt. Ein Schaf oder eine Ziege wird als Opfer gebracht, und mit dem Blut besprengt der Priester die Kalabasse und die Wand, dann streicht er damit über die Stirne des Patienten, um so das Leben des Thieres auf den Kranken zu übertragen; die Reste des Opferfleisches, nachdem der Priester mit seiner Familie davon gegessen, werden vor die Thür geworfen, und es gilt für ein gutes Zeichen wenn die Raubvögel eilig herabstoßen um sie aufzugreifen. Vor der Verheirathung begeben sich Braut und Bräutigam in den Tempel des Jfa, wo sie, jedes getrennt, Gebete verrichten, und von dem Priester geweiht werden; verbunden mit dieser Priesterschaft ist eine herumziehende Bande von Gauklern (Ebugugbubah), die mit Kauriemuscheln geschmückte Götzen mit sich führen. Die Anhänger des Schlangen-Cultus tragen einen messingenen oder eisernen Ring um das linke Handgelenk.

Das böse Princip ist repräsentirt durch Eschu, oder der Ausgestoßene, und um ihn zu versöhnen, wird Oel auf seinen Altar getröpfelt, ein rohes Steinconglomerat von Lehm und Kiesel, das durch eiserne Klammern zusammengehalten wird. Frauen wenden sich heimlich an die Priester für Amulette aus Kauries, die mit Blut besprenkelt sind. Wie bei dem bösen Geist Komallo, dem überall Umherwandelnden, wird oft auf einer in den Wäldern gelichteten Stelle angebetet, die im Himmel existirte, ehe sie auf Erden fiel (Jgwikalla).

(Schluß folgt.)

Reise von Valparaiso nach Lima und über den Jsthmus von Panama nach Europa.

(Schluß.)

Am 12 Juni schiffte ich mich in Callao am Bord des P. S. M. C's Dampfers „Valparaiso," Capitän Bloomfield, nach Panama ein. Die Entfernung von Callao nach Panama beträgt 1594 Meilen und wird in 9 bis 10 Tagen zurückgelegt. Am Bord lernte ich Hr. Campbell kennen, einen Engländer, der seit 14 Jahren in Tacna als Kaufmann angesiedelt ist, und mir erzählte daß man erst kürzlich zwischen Tarija, Cochabamba und La Paz in Bolivien am Abhange der Cordilleren eine Cinchona-Art in großer Menge aufgefunden habe, welche ganz dieselben Eigenschaften besitzt wie die Cinchona Calisaya und in unlimitirten Quantitäten bezogen werden könnte. Der Pfarrer von Tarija bot allein an 3000 Centner zum Verkaufe an.

Am 14 Juni früh erreichten wir Huanchaco, den Hauptsajen für Truxillo, der Hauptstadt des ehemaligen Jnkareiches, und nur 6 Meilen von Huanchaco landeinwärts entfernt. Ausfuhr: Silber, Schafwolle, Cochenille. Bezeichnend für die Zustände Peru's ist es daß sich z. B. die Cochenillecultur gegenwärtig in Peru nicht mehr rentirt, weil der Arbeitslohn zu theuer und die nöthigen Arbeitskräfte nicht immer vorhanden sind. Jch sprach einen Engländer, Namens Blackwood, welcher viele Jahre in Peru ansässig war und sich in der letzten Zeit ausschließlich mit Cochenillecultur beschäftigte und jetzt nach Oftindien übersiedelt, weil dort der Arbeitslohn billig und der Bedarf an diesem schönen Färbestoff sehr bedeutend ist. Auch andere Culturen sind aus gleicher Ursache in Peru in Abnahme begriffen.

Am 15 Juni erreichten wir Lambajeque in der Provinz Chota, eine offene, unsichere Rhede, wo, ähnlich wie in Madras, nur in Booten der Eingebornen, sogenannten Balsas, gelandet werden kann. Diese Balsas bestehen aus 10—12 dicken, großen, zusammengefügten Baumstämmen, unsern Flößen nicht unähnlich, die auch Segel führen können. Jch zählte an 76 Passagiere, die mit ihren ziemlich umfangreichen Gepäcksstücken in einer einzigen solchen Balsa dem Lande zusegelten.

Fünf Leguas von Lambajeque in nördlicher Richtung befindet das Judianerdorf Jtiug mit 5000 Einwohnern, welche

angeblich ein vom Quichua völlig verschiedenes Idiom sprechen. Dagegen lebt im Dorfe Monjefu, bloß eine halbe Legua von Itiug entfernt, ein anderer Indianerstamm, welcher, obschon nur durch einen Fluß von den Itiug-Indianern getrennt, nur spanisch spricht und daher von den letztern nicht verstanden wird. Itiug (auf deutsch: Ausruhe) soll im ganzen Departement der einzige Punkt seyn wo dieses eigenthümliche Idiom gesprochen wird. Ich habe Ausdicht ein Wörterverzeichniß der Sprache der Itiug-Indianer durch die Güte des Hrn. Odiaga, Deputirten der Provinz Chota, nachträglich zu erhalten.

Am 16 Juni gelangten wir nach Payta, einem sehr schönen Hafenstädtchen mit 3 bis 4000 Einwohnern und ziemlich bedeutendem Verkehr. Die Hauptausfuhrartikel sind Thierhäute (hauptsächlich Ziegenfelle), Baumwolle, Oel, Früchte, Orsilla-Moos und Strohhüte.

Fünfundvierzig Meilen von Payta landeinwärts liegt in fruchtbarer Gegend die Stadt Piura mit 10,000 Einwohnern, welche einen sehr ausgebreiteten Handel mit Genüssen und Früchten treibt, die bis nach Lima versendet werden.

Payta selbst ist äußerst arm an Wasser; allein dieses wichtige Bedürfniß wird von dem 18 (engl.) Meilen entfernten Flusse Chirar durch Indianer auf Maulthieren nach der Stadt gebracht, und zwar zu so billigem Preise daß die Errichtung eines Destillirapparats wie in andern Küstenpunkten sich hier durchaus nicht rentiren würde. Zwölf Gallonen (30 Maß österr.), die gewöhnliche Ladung eines Maulthiers, kosten 2 Realen oder 50 kr. Payta wird viel von Wallfischfängern besucht, welche hier frische Provisionen einnehmen und ihre Mannschaften daselbst ausruhen lassen. Zuweilen sollen 60 bis 70 Wallfischfänger jährlich diesen Hafen besuchen.

Strohhüte aus Palmenstroh werden jährlich von hier für einen Werth von 400,000 Dollars ausgeführt. Es sind aber nicht ganz feine Sorten, wie sie aus Guayaquil und Quito kommen, sondern minderer Qualität, zum Preise von 4—5 Dollars das Stück. Ein schöner Strohhut aus Guayaquil aber kostet 50—60 Dollars! Ziegenfelle werden an 1200 Cent. jährlich ausgeführt, oder da 1 Fell ungefähr 1 Pfd. wiegt, an 120,000 Stücke. Im Innern sollen Ziegen außerordentlich billig seyn und bilden die hauptsächliche Nahrung der Indianer.

Orsilla-Moos (wenn ich ich nicht irre, dieselbe Species, die wir schon auf Madeira trafen) wird gleichfalls im Innern in großer Menge an Felsen und auf Bäumen (namentlich auf einer Acacia-Art) gefunden, und es werden von diesem schönen Färbestoff an 1500—2000 Ctr. jährlich ausgeführt; gleichwohl könnte diese Quantität noch verzehnfacht werden. Auch eine Oelpreßmaschine ist in Payta im Gange, mit welcher aus der Ricinus- und der Pinonbohne Oel gewonnen wird. Der Eigenthümer dieser Fabrik erzeugt mit einer kleinen Dampfmaschine und einer eisernen Presse 85 Gallonen täglich (450 Halbmaß). Das von der Ricinus- oder Palma-Christi-Bohne gewonnene Oel wird größtentheils als Brennstoff und zur Seifenerzeugung verwendet. Die Pinonbohne enthält ein weit feineres, farb- und geruchloseres Oel, welches namentlich von den nordamerikanischen Staaten in großen Quantitäten versandt wird, ohne daß man hier Kenntniß hat wozu das Oel der Pinonbohne daselbst so große Verwendung findet.

Die Pinonpflanze kommt in der Umgebung von Payta in ungeheurer Menge vor. Sie bedarf großer Feuchtigkeit und schlammigen Bodens für ihr Gedeihen. Dieselbe dürfte in Oesterreich leicht gepflanzt werden können. Ich besitze einige Bohnen dieser Pflanze, welche, soweit mir bekannt, im Handel noch nicht vorkommt.

In Payta sah ich zugleich zuerst gepreßten Kohlenstaub in Kuchen- oder Ziegelform, wodurch selbst das Residuum der Kohle nutzbringend gemacht und zu ziemlich gleichem Preis wie die massive Kohle selbst verkauft werden kann.

Diese Kohlenziegel (Wolfs Patent Fuel) welche aus Cardiff in South Wales in England kommen, wiegen 4 bis 5 Pfund das Stück und kosten 10 bis 12 Sh. per Tonne in England, während sie an die peruanische Küste geliefert auf 40 bis 50 Sh. per Tonne zu stehen kommen. Ich sah diese Ziegel oder Kuchen später wiederholt im Gebrauch, doch hörte ich von einigen Schiffscapitänen den Einwand gegen ihre Verwendung machen, daß sie zwar leichter gekauft werden können als Kohle, aber in der Benützung derselben sich manche Uebelstände herausstellen, indem sie im Verbrauch unbequemer zu handhaben sind u. s. w. Alle Dampfer der P. S. N. Cy. und alle andern Dampfer welche an der Westküste Südamerika's verkehren, benützen diese Kohlenkuchen, dagegen hat sie die Royal-Mail-Steam-Paket-Comp., deren Dampfer zwischen Britisch Honduras, St. Thomas und Southampton so wie an der Ostküste Südamerika's fahren, wieder aufgegeben.

Am 20 Juni, gegen Sonnenuntergang, erreichten wir die Taboga-Islands, eine Gruppe kleiner niedlicher Inseln, 11 Meilen von Panama, wo sich die Magazine, Werkstätten und Kohlendepots der P. S. N. Comp. befinden. Die eigentliche Taboga-Insel ist 1½ Meilen lang und eine halbe Meile breit, in der Größe einer englischen Farm, mit dem gegenüberliegenden Inselchen Tabogilla (einem schwimmenden Blumenbeet nicht unähnlich) einen halbmondförmigen Hafen bildend, wo die Dampfer der erwähnten Gesellschaft, welche nicht beschäftigt sind, ruhig und sicher vor Anker liegen. Bis zum Jahre 1858 war Taboga von jeder Seuche verschont geblieben und gewissermaßen als eine Gesundheitsstation von Panama angesehen worden. Seither richtete das gelbe Fieber während der heißen und nassen Jahreszeit in Taboga furchtbare Verheerungen an. Hier kommt gleichfalls jener von Seefahrern so gefürchtete Wurm vor (Teredo navalis), dessen Zerstörung im Schiffskörper bekanntlich oft Ursache ist daß ein ganzes Schiff aufgegeben und verlassen werden muß.

Ich habe mehrere dieser Thiere nebst Holzstücken eines durch die Zerstörungen dieses Bohrwurmes verlassenen Schiffes mitgebracht, und beides einem der Zoologen der k. k. Expedition, Hrn. Georg Frauenfeld, zur weitern Untersuchung übergeben.

Am 21 Junius früh kamen wir endlich in Panama an.

Größere Schiffe können nur in einer Entfernung von 2—3 Meilen vom Lande ankern, weil zur Zeit der Ebbe ein großer Theil des felsigen Gestades bis weit hinaus ins Meer fast trocken liegt und zahlreiche Untiefen dann zum Vorschein kommen. Die Stadt Panama hat, vom Hafen aus gesehen, eine sehr freundliche, hübsche, heitere Lage. Mitten zwischen üppigstem Baumwuchs auf grünen Hügeln erbaut, gewährt sie dem Wanderer, der von der sterilen, dürren, öden Westküste Südamerikas kommt, eine doppelt wohlthuende, anheimelnde Augenweide, dagegen ist die Stadt selbst, mit ihren engen, dumpfen, schmutzigen, übelriechenden Straßen und ihrer betrügerischen Bevölkerung ein wahrhaft unausstehlicher Aufenthalt. Panama zählt 8—9000 Seelen, meistentheils Neger und nur 500 Weiße; der ganze Isthmus hat 100,000 Seelen, ebenfalls zumeist der äthiopischen Race angehörend, welche zuerst als Eisenbahnarbeiter, Handwerker, Diener u. s. w. aus Jamaica nach Panama kamen, und sich später am Isthmus völlig niederließen.

Die amerikanische Dampfschifffahrt-Gesellschaft hat in Bezug auf die Beförderung der Reisenden nach Californien musterhafte Einrichtungen getroffen.

Die Passagiere kommen mit den Dampfern aus New-York oder New-Orleans in Aspinwall (Colon) an, werden von dort unverweilt über den Isthmus mit einem Extrazug nach Panama befördert, wo die Eisenbahn dicht am Ufer mündet, so daß die Passagiere gewissermaßen gleich von den Waggons ins Dampfboot zu steigen vermögen, das eigens zu diesem Zwecke construirt ist um an den kleinen Molo anlegen zu können und die Passagiere nach dem großen Dampfer zu bringen, welcher gewöhnlich in Taboga Island die Ankunft der californischen Reisenden abwartet um bald darauf unter Segel zu gehen. Durch diese Einrichtung brauchen sich die Passagiere in dem den größten Theil des Jahres ungesunden Panama fast gar nicht aufzuhalten, keinen Cent auszugeben, sondern machen die ganze Isthmusreise vom Dampfer im caribischen Meere bis an Bord des Dampfers im stillen Ocean in weniger als fünf Stunden. Während meiner Anwesenheit kamen 730 Passagiere gegen 12 Uhr Mittags mit der Eisenbahn aus Aspinwall in Panama an und waren gegen 2 Uhr Nachmittags sämmtlich nebst ihren schwerfälligen Gepäckstücken an Bord des Dampfers befördert, der sofort unverweilt nach San Francisco abfuhr. Man kann annehmen daß der monatliche Passagierverkehr zwischen New-York und San Francisco und umgekehrt zusammen 3000 Passagiere oder 1500 von jeder Seite beträgt. Sechs bis siebenhundert Individuen kehren alle 14 Tage aus Californien nach den Vereinigten Staaten zurück, während die Zahl der Einwanderndern 8—900 beträgt.

Die Fahrt über den Isthmus von Panama wird auf der 47½ engl. Meilen langen Eisenbahn in 3—3½ Stunden zurückgelegt. Die Bahnstrecke hat nur ein Geleise, jeden Morgen geht ein Zug von Panama nach Aspinwall und ebenso in umgekehrter Richtung. Es gibt zahlreiche Stationen auf der ganzen Bahnstrecke, oft mitten im tropischen Urwalde, wo nur einige Arbeiterhütten stehen. Ich sah indeß nicht einen einzigen Passagier, der unterwegs bei einer oder den andern Zwischenstationen abgestiegen wäre und nicht die ganze Fahrt über den Isthmus mitgemacht hätte. Ueberhaupt ist der Verkehr außer den Tagen wo die verschiedenen Postdampfer die Reisenden aus Südamerika und Californien oder aus den Vereinigten Staaten und Europa bringen, sehr gering und unbedeutend. Dagegen belaufen sich die Einnahmen der Eisenbahngesellschaft zuweilen in einem einzigen Tage auf 30,000 Dollars, wenn die Reisenden aus Californien oder New-York eintreffen. Man berechnet daß die jährlichen Gesammteinnahmen der Gesellschaft 1,200,000 bis 1,500,000 Dollars, deren Auslagen 500,000 Dollars betragen. Bei diesem Anschlag ist die Zahl der jährlich in beiden Richtungen beförderten Passagiere auf circa 30—35,000 Passagiere und den Werth des transportirten Goldes und Silbers (Species) auf 30 Millionen Dollars angenommen.

Die ganze Eisenbahnstrecke über den Isthmus, welche im December 1850 begonnen und am 27 Januar 1855 in ihrer ganzen Ausdehnung eröffnet wurde, kostete nebst der Herstellung der nöthigen Magazine, Werkstätten, Bahnhöfe u. s. w. fünf Millionen Dollars. Die Gesellschaft hat von der Regierung von Neu-Granada ein Privilegium auf 20 Jahre, vont Tage der Eröffnung an gerechnet, erhalten. Nach Ablauf dieser Frist verpflichtet sich die Regierung der Gesellschaft die Bahn für 5 Mill. Doll. abzukaufen, oder das Privilegium auf die Dauer von weiteren 10 Jahren zu verlängern und dieselbe sodann für 4 Millionen Dollars einzulösen. Widrigenfalls soll das Privilegium neuerdings auf 10 Jahre ausgedehnt und hernach die Ablösungssumme auf 2 Mill. Dollars herabgesetzt werden. Die Fahrtaxe ist ungemein hoch. Es besteht nämlich nur eine einzige Classe, für welche (47½ Meilen) 25 Dollars (= 50 fl. C. M.) und außerdem für jedes Pfund Mehrgewicht als 30 Pfund 10 Cents bezahlt werden müssen. Ich sah Reisende welche für ihre Fahrkarte 25 Dollars und für ihr Gepäck 28 Doll. bezahlen mußten.

Der gegenwärtige Frachtentarif von 10 Cents (= 12 kr. C. M.) ist aber nicht der höchste welcher je in Wirksamkeit war, noch ist derselbe andererseits stets ein so hoher gewesen. Vor der Entdeckung der californischen Goldminen betrug die Fracht über den Isthmus von Panama 1½ Cents per Pfund, später 20, 40 und sogar 50 Cents per Pfund. Die Fracht über Cap Horn dagegen beträgt bloß 15—18 Doll. per Tonne (2140 Pfd.). Aus diesem Grunde wurden bisher nur solche Waaren über den Isthmus befördert welche werthvoll genug sind um eine Fracht ertragen zu können, die zehnfach höher ist als jene welche von Dampfern für die Beförderung von Waaren von England nach irgend einem Punkte der Westküste Südamerika's per Pfund berechnet wird. So z. B. beträgt die Fracht mittelst Postdampfer:

von Southampton nach Aspinwall			50 Doll. pr. T. (2140 Pf.)		
„ Panama	„	Payta	15	„	„
„ „	„	Guayaquil	22	„	„
„ „	„	Callao	18	„	„
„ „	„	Valparaiso	25	„	„
„ „	„	San Francisco	80	„	„

Ich kann nur mit den Gefühlen dankbarster Anerkennung von den zahlreichen Aufmerksamkeiten sprechen, mit denen mich der Director sowohl wie die Beamten der Panama-Eisenbahn-Gesellschaft auszeichneten. Kaum hatte der Director Hr. A. Center (welcher in Aspinwall lebt), von der Ankunft eines Mitgliedes der Novara-Expedition in Panama gehört, als er sogleich die Ordre gab mich durch einen der diensthuenden Beamten zur freien Benützung der Bahn (für meine Person sowohl wie für mein sehr volumindses Gepäck) einzuladen. In Aspinwall angekommen, empfieng mich Hr. Center am Bahnhof, führte mich in den verschiedenen Etablissements der Gesellschaft herum, beschenkte mich mit mehreren auf die Herstellung und den Betrieb der Bahn bezüglichen Berichten und Karten, lud mich in sein Haus ein und war mein beständiger Begleiter bis der Dampfer nach Cartagena und St. Thomas abfuhr. Ich glaubte daher nur eine Pflicht zu erfüllen, indem ich von St. Thomas dem Director der Eisenbahngesellschaft sowohl als den beiden Beamten derselben in Panama, den HH. Lewine und Dorsay, nochmals schriftlich meinen Dank für ihre vielen Artigkeiten gegen ein Mitglied der öster. Erdumseglungs-Expedition aussprach. Aber auch den HH. Bidwell, britischem Consul, Theodor de Sabla, nordamerikanischem Consul, Hrn. Power, Herausgeber des „Star and Herald," sowie den HH. Dr. Lebreton und Dr. Kratochwill (einem Oesterreicher), verdanke ich zahlreiche Freundlichkeiten und mehrere interessante Geschenke an naturhistorischen Gegenständen und Druckschriften.

Herr Dr. Kratochwill versprach schon in nächster Zeit mir einige Desiderata der kais. Gesellschaft der Aerzte in Wien für dieselbe zukommen zu lassen, und zugleich einen umständlichen Bericht über das gelbe Fieber in Panama beizuschließen. Auch mehrere interessante Pfeilgifte und Heilstoffe der wilden Indianerstämme Neu-Granada's hoffe ich durch die Güte und Theilnahme der HH. Dr. Kratochwill und Lebreton zu erlangen.

Am 23 Juni Nachts um 11 Uhr verließ das R. M. S. P. „Medway" den Hafen von Aspinwall (wie es von den Nordamerikanern, oder Colon, wie es von den spanischen Eingebornen genannt wird), und legten wir die Reise nach der 950 Seemeilen entfernten westindischen Insel St. Thomas auf diesem schmutzigen alten, unbequemen, mir schon von meinen früheren Reisen in Westindien her bekannten Schiff in sieben Tagen zurück. Unterwegs berührten wir nur einen einzigen Hafen, das altberühmte, aber gegenwärtig völlig herabgekommene, ruinenartige Cartajena (Cartagena) in Neu-Granada. Obschon für den gewöhnlichen Reisenden nichts weniger als besuchenswürdig, scheint mir gleichwohl Cartagena ein classischer Boden für den Naturforscher, namentlich für den Zoologen zu seyn. Von ein paar Eingebornen unterstützt, müßte sich hier binnen kurzer Zeit ein großartiges Material erwerben lassen. Eine schöne Anzahl von Vögeln, Affen, Seethieren der seltensten Art u. s. w. wurde an Bord gebracht und von den Eingebornen zu sehr niederen Preisen zum Verkauf ausgeboten. Was könnte erst durch persönliche Thätigkeit und Anleitung im Sammeln erhalten werden! Ich glaube daß sich durch den britischen Consul in Aspinwall, dem dienstgefälligen Hr. Cowan, leicht eine Verbindung einleiten ließe um durch dessen Vermittlung eine Anzahl werthvoller lebender Thiere aus Cartagena für den kaiserl. zoologischen Garten in Wien zu erlangen. In seiner Eigenschaft als britischer Consul und Agent der Postdampfschiffe könnte Hr. Cowan es leicht veranlassen daß diese Thiere unentgeltlich nach Southampton befördert und während der Fahrt sorgfältig gepflegt würden, wie dieß mit mehreren lebenden Thieren und Pflanzen der Fall war, welche sich für den zoologischen Garten in London und den botanischen Garten in Kew am Bord unseres Dampfers befanden. Allerdings aber würde der Aufenthalt eines Sammlers, wenn auch nur von einigen Monaten, ungleich vortheilhafter und resultatreicher seyn.

Am 30 Juni kamen wir in der schönen niedlichen Bay von St. Thomas an. Auch hier fand ich von Seite der englischen Kaufleute und daselbst ansässigen Deutschen, namentlich aber von den HH. August Schläger und R. W. Paulsen die freundlichste Aufnahme. Es ist überraschend und erhebend zu sehen welchen großen Einfluß der deutsche Handelsstand auch in St. Thomas wie an der ganzen Westküste Südamerika's ausübt. Ueberall sind deutsche Handlungshäuser die angesehensten, oder es stehen Deutsche an der Spitze fremder Firmen. Selbst die ersten und reichsten englischen Häuser haben deutsche Compagnons oder deutsche Commis; die Deutschen in Südamerika und Westindien zeigen alle warme Sympathien für Oesterreich, weil sie von dem österreichischen Kaiserstaate und seiner unter der Aegide eines erleuchteten Kaisers. Prinzen sich täglich herrlicher entwickelnden Kriegsmarine mehr wie von jeder anderen deutschen Macht die Hebung und den Schutz des deutschen Handels und der deutschen Industrie in allen Theilen der bewohnten Erde erwarten!

St. Thomas hatte sich seit meinem letzten Besuche im Jahr 1855 nur wenig verändert. Die Insel zählt nach dem neuesten Census 15,000 Seelen. Da kein Zollhaus besteht und keine officiellen Angaben der jährlichen Handelsbewegung veröffentlicht werden, so ist es ungemein schwierig auch nur annähernd richtige Daten zu erhalten. Nach Hrn. Paulsen, dem früheren preußischen Consul, beträgt die Zahl der verkehrenden fremden Schiffe aller Nationen 860 jährlich, jene der Küstenfahrer 3600. Der jährliche Waarenumsatz soll eine Summe von 5—6 Millionen Dollars ausmachen. Einige Häuser, wie z. B. Gruner u. Comp. (das angesehenste Handlungshaus der Insel, vor mehr als 100 Jahren von einem deutschen Herrnhuter gegründet, dessen gegenwärtiger Repräsentant Hr. August Schläger, ein Hannoveraner), verkaufen zum großen Theile deutsche Waaren. Es ist daher zu bedauern daß der österreichische Kaiserstaat auf diesem wichtigen Emporium des westindischen Handels gar nicht vertreten ist, da sowohl österreichische Kaufleute wie österreichische Unterthanen überhaupt in ihren Angelegenheiten bloß auf den guten Willen und das Wohlwollen fremder Consuln angewiesen bleiben.

Interessant ist der ungeheure Eisconsumo von St. Thomas und den Nachbarinseln. Das Eis wird aus den Vereinigten Staaten bezogen, und zwar kommen jährlich 10 Schiffe

mit zusammen 1000 Tonnen Eis (oder 100 Tonnen per Schiffsladung) nach St. Thomas; jede Tonne Eis werthet 80 Doll. oder 3½ Cents per Pfund. In den Vereinigten Staaten kostet den Schiffsrhedern die Tonne Eis 20 Doll. Auch nach Lima und nach Panama wird das Eis aus den Vereinigten Staaten gebracht. Am ganzen Isthmus werden jährlich an 360 Tonnen Eis consumirt oder ungefähr Eine Tonne per Tag, incl. des Verbrauches der in Aspinwall und Panama anlegenden Dampfer. Gegenwärtig kostet in Panama die Tonne 100—120 Doll. oder etwa fünf Cents per Pfd., wenn in großen Quantitäten verkauft. Im Detail kostet das Pfund 25 Cents. Als zuerst Eis aus den Vereinigten Staaten nach dem Isthmus kam und die californischen Dampfer sich daselbst mit Eis versorgten, kostete das Pfund 50 Cents!! Später 20 und 10 Cents! Jetzt wo die californischen Dampfer ihren Eisbedarf aus Sitka im russischen Amerika beziehen, wo sie das Pfund zu 1 Cent bezahlen, ist auch der Werth des Eises am Isthmus bedeutend gefallen. Aber im Ganzen hat die Eiszufuhr aus den Vereinigten Staaten nach Westindien und den wichtigsten Häfen der Westküste Südamerika's wesentlich zugenommen, und erstreckt sich von Westindien, Südamerika und China bis nach dem malayischen Archipel, Ostindien und Ceylon!! Welch seltsame Quelle lohnendsten Erwerbes, was für eine geniale Verwerthung einer Naturerscheinung, in der minder speculative Menschenkinder als die Yankees nur Kälte, Ungemach und Hemmniß des Verkehrs erblicken.

In St. Thomas lernte ich auch Hrn. A. H. Riise kennen, einen reichen Apotheker, der eine sehr hübsche Naturaliensammlung besitzt; seine Collection von Seesternen, Süßwasserfischen und Reptilien Westindiens, dürfte wohl die vollständigste seyn die jemals noch gemacht wurde; die Seesterne (von welchen mir Hr. Riise eine kleine Anzahl interessanter Exemplare für das k. k. Museum zukommen ließ, werden eben von Prof. Lütke in Kopenhagen beschrieben. Hr. Riise, der einen Theil seines bedeutenden Vermögens der Förderung wissenschaftlicher Zwecke und den schönen Künsten widmet, hat in zwei prachtvollen Salons die Modelle der berühmtesten Thorwald'schen Werke aufgestellt. Auch der Kaufmann Hr. Krebs und der Hafenmeister von St. Thomas, Hr. Kjaer besassen sich mit naturhistorischen Sammlungen, und namentlich soll letzterer eine schöne Petrefactensammlung besitzen.

Am 1 Juli um 6 Uhr Nachmittags reiste ich am Bord des alten, aber bequemen Raddampfers „Magdalena," Capitän Abbott, von St. Thomas nach Southampton, und legte die 3622 Seemeilen betragende Entfernung in 18 Tagen zurück. Auch während dieser Fahrt kann ich nicht genug die freundliche Zuvorkommenheit des Capitäns sowohl wie der Officiere des Schiffes rühmen. Obwohl sich an 170 Passagiere erster Classe (darunter eine große Anzahl Frauen und Kinder) am Bord befanden, so überließ man mir doch eine ganze Cabine zu meiner alleinigen Benützung.

Ein Zwischenfall verzögerte noch mehr unsere Reise; trotzdem daß wir an 1200 Tonnen Kohlen an Bord hatten, mußten wir dennoch in Falmouth einlaufen um Kohlen einzunehmen, nachdem wir bei einem täglichen Verbrauch von 70—75 Tonnen (bei 10—11 Meilen Fahrt) mit dem Vorhandenen nicht mehr bis Southampton ausgereicht haben würden.

Am 18 Juli gegen 12½ Uhr Nachmittags liefen wir in den schönen geschlossenen Hafen von Falmouth ein, und unser wenngleich nur sehr kurzer Aufenthalt daselbst bot mir doch Gelegenheit einen Ausflug zu Wagen in die Umgebung von Falmouth zu unternehmen, und das so reizend gelegene Fort zu besteigen. Um 11 Uhr Nachts (nachdem wir 100 Tonnen Kohlen eingenommen hatten), setzten wir wieder die Reise nach Southampton fort.

Am 19 Juli gegen 12 Uhr Mittags passirten wir die „Needles," und fuhren zwischen der Insel Wight und dem Festlande nach Southampton, wo wir um 2 Uhr Nachmittags ankamen. Die freundlichen Rücksichten welche auch hier die königl. Beamten für mich als Mitglied der Novara-Expedition hatten, machten es möglich daß ich trotz meines zahlreichen Reisegepäcks (welches nicht wie das der andern Reisenden einer genauen Untersuchung unterzogen wurde) schon mit dem nächsten Eisenbahnzug nach London weiter reisen konnte, und noch am selben Abend in der herrlichen, an industriellen Wundern so reichen Weltstadt an der Themse anlangte.

Da erst am 27 Juli wieder ein Dampfer nach Gibraltar abgieng, so benützte ich diese Zwischenzeit um in London alte Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen, und mich über die wichtigsten Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft in den letzten Jahren einigermaßen zu unterrichten.

Die angesehensten Gelehrten, die ich trotz der vorgerückten Saison noch in der Hauptstadt traf, wie Sir Roderick Murchison, General Edward Sabine, Sir Charles Lyell, Prof. Richard Owen, Prof. Maskelyne, Dr. Gray, Hr. Crawford, R. Dr. Ellis, bemühten sich meinen flüchtigen Aufenthalt so nützlich und vortheilhaft als möglich zu machen, und gaben die schmeichelhafteste Theilnahme für die Novara-Expedition und ihren Befehlshaber kund, dessen persönliche Bekanntschaft sie um so sehnlicher zu machen wünschten, seitdem Commodore Wüllerstorfs Arbeiten über die Vertheilung der Winde über die Erdoberfläche zu ihrer Kenntniß gelangt waren, welche nicht allein für die theoretische Wissenschaft, sondern auch für die praktische Schifffahrt von hoher Wichtigkeit und Bedeutung erscheinen.

Am 27 Juli um 2 Uhr Nachmittags verließ ich am Bord des Royal Mail Steamers Behar (Capitän Black) den Hafen von Southampton, und erreichte nach einer Fahrt von 4½ Tagen das 1150 Meilen entfernte Gibraltar, und zwar durch eine wunderbare Fügung genau zur selben Stunde als auch die Novara im stolzen Segelkleide im Hafen von Gibraltar einlief! Capitän Black, welcher mich aus Rücksicht meiner Beziehungen zur Novara-Expedition während der Reise äußerst zuvorkommend und auszeichnend behandelt hatte, erwies mir zugleich die Aufmerksamkeit, als wir die kaiserl. Fregatte zuerst wenige Meilen vor Gibraltar in See ansichtig wurden, derselben durch die bekannten Marryat'schen Signale meine Anwesenheit am Bord anzuzeigen.

Und es ergriff mich jetzt ein Gefühl tiefsinnigsten Dankes gegen ein gnädiges Geschick, das mich durch vielfache Gefahren hindurch, sichern und glücklichen Schrittes nach dem Ort der bestimmten Wiedervereinigung mit jener Expedition geführt, an die sich nicht bloß die seligsten Erinnerungen meines vieljährigen Wanderlebens knüpfen, sondern welche mir gleichzeitig die herrliche beneidenswerthe Aussicht öffnet, durch die dabei erworbenen großartigen Erfahrungen meinem Vaterland und meinen Mitmenschen nützlich werden zu können!

Zustände im britischen Westindien und in Central-Amerika.

(Schluß.)

Uns, deren Leben mit politischen, ästhetischen und literarischen Bewegungen gefüllt ist und von ihnen wechselnde Impulse empfängt, besonders in einer Zeit voll Aufregung wie die jetzige, wird es schwer sich eine kleine Welt vorzustellen, wo man jahraus und jahrein nichts erlebt und an nichts denkt außer an Zucker, an Zuckerbau, Zuckerernte, Zuckersieden, Zuckermarkt und Zuckerpreise. So geht es in den westindischen Colonien. Das Daseyn der Colonisten hängt völlig ab von den Verhältnissen der Erzeugung und des Verbrauches dieses einzigen Artikels, und für eine solche Insel oder ein solches Gebiet ist dann eine Jahresziffer der verschifften Zuckermengen vielleicht ebenso wichtig als uns die Schlacht bei Solferino gewesen ist. Für uns Deutsche haben diese Lebensverhältnisse nur ein mittelbares Interesse. Doch darf ihr politischer und geschichtlicher Werth gar nicht hoch genug geschätzt werden. Gelingt nämlich der Versuch der Negerbefreiung, oder muß er wenigstens als nicht mißlungen zuletzt betrachtet werden, so kann die Rückwirkung auf die Vereinigten Staaten nicht ausbleiben. Wir folgen daher aufmerksam von dem blühenden Guayana unserem Trollope nach Barbados. Diese Insel behauptet trotz ihrer winzigen Größe im Zuckerbau den Rang als zweite unter den westindischen Besitzungen der Briten. Dort hat sich vor wie nach der Emancipation in der Lage der Pflanzungen sehr wenig geändert. Die Neger müssen nämlich arbeiten, wenn auch nicht so hart wie früher, und gegen schweres Geld. Dieß kommt daher daß die Insel völlig urbar geworden ist. Jedes Fleckchen Erde hat seinen Herrn und nichts bleibt unbebaut. Während nun auf den andern Inseln die Neger Raum hatten um sich anzubauen und ein erbärmliches Squatterleben zu führen, zwingt sie in Barbados der Hunger zur Arbeit. Hier finden wir also ein Ideal von Zustanden emancipirter Racen. Der Neger ist kein Sklave und muß doch schaffen. Wo also die Emancipation gelingen soll, muß der Neger verhindert seyn eigenen Grund und Boden zu erwerben; dieß ist aber nur bei einer Uebervölkerung möglich wie sie Barbados besitzt, wo mehr Einwohner auf der Quadratmeile oder auf der Quadratklafter wohnen wie in China. Die dortigen Pflanzer, welche den Spitznamen Bim führen, sind ein nichts weniger als liebenswürdiger Menschenschlag. Sie sprechen nur von Barbados und den Barbadenos, schauen die andern Colonien über die Achsel an, können ganz besonders nicht vertragen wenn man die Colonisten von Guayana preist, sondern bejammern lieber das arme Jamaica, welches so weit dahinten geblieben ist. Dennoch ist die Blüthe der Insel kein Verdienst der industriellen Bims, denn der Zucker wird auf Barbados noch höchst altmodisch mit Hilfe von Windmühlen gepreßt. Uebrigens ist der Boden schon furchtbar erschöpft, und selbst eine starke Düngung mit Guano will nicht mehr die alten Dienste leisten. Wenn wir vorhin davon sprachen daß der Hunger die Neger zur Arbeit treibe, so muß dieß mit mehr als einem Korne Salz verstanden werden. Auch auf Barbados strengt sich der Afrikaner nicht sonderlich an. Auf einer Pflanzung mit 150 Familien kann der Herr etwa nur über 90 paar Hände fünf Tage in der Woche verfügen. Aber das ist genug. Die Neger lassen sich nicht schlecht bezahlen und sind ziemlich verschwenderisch. „Haben Sie schon bemerkt, sagte eine dortige Dame zu dem Verfasser, daß die Negerinnen und Farbigen die Kleid und Kleid vor dem Schmutz aufheben? Dieß geschieht deßwegen nicht, weil man fürchtet sparsam zu erscheinen, und es wie Geiz aussehen würde. Lieber verwüsten sie ein paar Ellen Musselin mehr!“ Die Mulatten haben sich der Handwerke bemächtigt, aber nirgends dürfen sie sich in die öffentliche Gesellschaft drängen, denn die Creolen haben noch die Macht vollkommen in den Händen. Sie verdienen es auch, denn sie halten fest zusammen. Das Wahlgesetz schließt die Mulatten zwar nicht von der Urne aus, aber Wähler sind nur die Inhaber von Grundbesitz, und kein Schwarzer oder Mulatte erwirbt Grundbesitz, weil bei Besitzwechsel die Pflanzer stets dafür sorgen daß das Eigenthum von weißer Hand in weiße Hand übergeht.

Von Barbados begeben wir uns nach Port of Spain, dem Hauptplatz auf Trinidad, der die schönste Stadt in Westindien zu werden verspricht, wenn die jetzt rechtwinkelig angelegten, stellenweise aber noch zerklüfteten Straßen mit Häusern gefüllt seyn werden, was bei dem regen Handel in kurzer Zeit sich erwarten läßt. Als Zuckerinsel gehört Trinidad nicht zu den Patienten, sondern übertrifft an Rührigkeit beinahe Guayana. Die Arznei, welche der Dreieinigkeitsinsel geholfen hat, sind gleichfalls die Kulies gewesen. Während der letzten 8—10 Jahre sind 10—12,000 Einwanderer, hauptsächlich aus Madras und Bengalen nach Trinidad gebracht worden, wo sie bereits den achten Theil der Gesammtbevölkerung bilden. In Folge dessen haben sich von 1855—1857 die Einfuhren um ein- die Ausfuhren um zwei Drittel vermehrt. Die Kulies haben es bekanntlich weit besser als daheim, und die Einwanderung ist erst recht stark geworden seitdem eine Anzahl dieser Leute mit ihren Lohnersparnissen — für Hindus ein Vermögen — nach Ablauf der Dienstzeit in die Heimath zurückgekehrt sind. Wohlüberdacht gibt es nichts was nützlicher und achtbarer wäre als die Kulieinwanderung. Dennoch hat die Antisslavery-Gesellschaft es sich nicht nehmen lassen, auch gegen dieses angebliche Surrogat der Sklaverei

zu wühlen. Trollope macht darüber folgende gesunde Bemerkung: Als in Großbritannien die Kornzölle abgeschafft waren, löste sich ungeheißen die Anti-Corn-Law-League auf. Wäre sie nach erreichtem Zweck noch beisammen geblieben, so hätte sie sich in allerhand Dinge mischen müssen, die nichts mit den Korngesetzen zu thun hatten. Die Antisslavery-Gesellschaft entstand zur Abschaffung der Sklaverei in den britischen Besitzungen. Die Sklaverei ist längst aufgehoben, aber die Gesellschaft hat sich nicht aufgelöst und mischt sich fortwährend in Dinge für die sie keinen Beruf hat. Eine britische Gesellschaft aber, die eigentlich jetzt nichts mehr wirken kann als fromme Wünsche zu verfassen daß die Sklaverei auch in andern Staaten abgeschafft werde, muß sich unwillkürlich in Dinge mengen die sie nichts kümmern sollen.

Als Trollope nach Trinidad (März) kam, hatte das gelbe Fieber gerade zu wüthen aufgehört, und zwar war es in den sogenannten Wintermonaten am stärksten ausgetreten. Das gelbe Fieber wie die Cholera binden sich daher an keine Jahreszeiten, wenn auch der Sommer ihr bester Gönner bleibt. Man sollte erwarten daß in Trinidad als einer britischen Besitzung die englische Sprache herrschen werde, da dieß aber nicht der Fall ist, möchte man zunächst auf die spanische Sprache rathen, weil die Insel in dieser Sprache getauft worden ist. Um so befremdender ist es daß das Französische in der Stadt und auf dem flachen Lande gesprochen wird, ein Französisch welches freilich ein Pariser nicht als legitim erkennen würde, das er aber doch als ächt westindisches Französisch gelten lassen müßte. Die herrschende Religion ist die römisch-katholische, auch hat ein katholischer Erzbischof seinen Sitz auf Trinidad. Der Verwaltung der Colonie fehlt jeder constitutionelle Apparat, insofern dem Gouverneur nur ein Colonialrath aus den obersten Beamten zur Seite steht. Trotzdem, oder wie Trollope will, gerade deßwegen geht es der Colonie so gut.

Eine Existenz für sich behauptet die Insel St. Thomas, welche wie Santa Cruz den Dänen gehört. St. Thomas ist ein großes Handelslager für Cigarren, leichte Kleidungsstücke, Stiefeln, Branntwein und kölnisches wie unkölnisches Wasser. Bewohnt wird die Insel von einer Hispano-Dano-Nigger-Jänkibudel-Bevölkerung. Spanisch ist die meist gehörte Sprache. Die Dänen machen saure Gesichter zu der ungebetenen fremden Einwanderung, der jedoch die Insel im Grunde alle ihre Bedeutung verdankt. Irgend ein Eigensinn hat es gewollt, daß St. Thomas zum Mittelpunkt aller westindischen Postdampfer erkoren worden ist. Nautische Gründe bestimmten die Wahl nicht, also verdankt St. Thomas seiner neutralen Flagge vielleicht diese Begünstigung. Wer nach St. Thomas geht, kann sich rasch ein Vermögen machen. Leute mit andern Wünschen kommen aber auch nicht nach St. Thomas, und Leute ohne Vermögen verlassen die Insel nicht, da die meisten Ankömmlinge fest auf der Insel bleiben, nämlich auf dem Kirchhofe, denn unter allen ungesunden Plätzen des ungesunden Westindiens nimmt St. Thomas den ersten Rang ein und besonders der Hafen — die Bucht selbst und nicht die Stadt — ist der Lieblingssitz des gelben Fiebers, dem namentlich die Seeleute am Bord der Schiffe erliegen. Die Stadt selbst vom Wasser aus gesehen ist malerisch an drei Hügeln emporgebaut, aber sobwie man einen Fuß hineinsetzt, verschwindet alle Schönheit.

Von den Antillen gieng der Verfasser über die Landenge nach Panama und dort benützte er den Abgang eines Kriegsschiffes „Vixen" nach Punta Arenas, um als Passagier nach diesem pacifischen Hafenplatz Costa Rica's abzugehen. In zwei heißen Tagen erreichte man Punta Arenas an der Nicoya Bay. Der Anblick des Landes ist keinesweg bewältigend, denn es fehlen die Anden oder andere mächtige Berge in der Nähe. Begleitet vom Capitän des Vixen machte sich Trollope auf den Weg nach San José, der Hauptstadt der Republik, oder besser des Cantons Costa Rica. Punta Arenas hat beträchtlichen Ausfuhrhandel, da von dort das Hauptlandesproduct, Kaffee, nach England verschifft wird. Costa Rica erfreut sich besserer politischer Zeiten als irgend ein Nachbarland. Dieß liegt zum Theil am Phlegma seiner Bewohner, zum Theil aber auch an der begünstigten Lage des Staates auf einer Ebene mehrere Tausende von Fußen über dem Meer. Das Reisen oder vielmehr die Zeche in den Wirthshäusern findet Trollope — ein Engländer — unerträglich theuer. „Wir erhielten, bemerkt er, reichliche und gut bereitete Portionen, aber die Preise sind sehr hoch, denn selbst die ärmeren Classen schätzen das kleine Geld nicht so wie bei uns. Es gibt kein Kupfergeld. Ein Medio (halber Real) oder neun Kreuzer ist das kleinste Stück im Umlauf. Eine Handvoll Realen reicht nicht weiter als bei uns eine Handvoll Groschen (Pence), und ein Dollar oder acht Realen wird für nicht höher angesehen als bei uns ein Schilling (36 fr.)." Auf der Straße nach San José begegnete man Zügen von Ochsenkarren, die auf Rädern giengen welche nichts anderes waren als vom Stamm abgesägte Scheiben. Die Karren bewegen sich von 4 Uhr bis 10 Uhr Morgens, rasten dann bis 3 oder 4 Uhr und gehen dann abermals 4 oder 5 Stunden. „Sie sind sämmtlich mit Kaffee beladen und erwecken die Vorstellung als müßten die Producte Costa Rica's für den Verbrauch der ganzen Welt genügen. Meilenlang folgten sich die Karren fast ohne Unterbrechung. Kaffee, Kaffee, Kaffee; Kaffee, Kaffee, Kaffee!" Der Kaffeebau Costa Rica's hat nur ein Hinderniß, es fehlt nämlich an einer Straße von dem Canton abwärts zum atlantischen Meer. Zwar ist der Pfad den die Karren nach Punta Arenas benutzen auch keine Straße im europäischen Sinn des Wortes, denn man benutzt nur was die Natur freiwillig gewährt hat, aber solche „freiwillige Gaben" fehlen auf dem atlantischen Abhange gänzlich, und so muß der costaricanische Kaffee den ungeheuren Umweg aus dem Stillen Meere um das amerikanische Horn nach England erdulden. Auch dem Zuckerrohr soll der Boden günstig seyn, aber es wird kein Oxhoft außer Landes geführt, sondern neben jeder Wirthschaft nur der eigene Bedarf erzeugt, außerdem aber auch noch raffinirter Zucker eingeführt, denn die Costaricaner sieden nur ein braunes Product in Klumpen unter dem süßen Titel Dulce. Aus diesem Dulce wird ein Wasser gebrannt, welches den Gattungsnamen Aguardiente führt. Wäre das

Rumbrennen gestattet, so würde auch der Zuckerbau einen großen Aufschwung nehmen. Nun befindet sich aber in Costa Rica ein gewisser Don Juan Mora, der Zuckerbau und Branntweinbrennerei betreibt. Es wurde nun ein Gesetz gemacht daß Don Juan Mora allein das Recht genießen solle den Dulce zu destilliren. Zufällig ist Don Juan Mora auch Präsident der Republik, und solange er es ist, wird sein Gesetz Kraft behalten, mögen die Costaricaner noch so laut oder so oft seufzen. Wie schädlich dieses Monopol wirke, darüber machten unterwegs die Reisenden eine Erfahrung. Sie begegneten nämlich einem speculirenden Yankee, welcher Costa Rica bereist hatte in der Absicht um Cacaopflanzungen anzulegen. Er äußerte offen: „Ich denke man könnte Cacao mit Nutzen erbauen. Wenn aber mein Versuch gelingt, wer bürgt mir dafür daß der Präsident nicht ebenso allen Cacaobau sich vorbehält wie die Schnapserzeugung!

In San José bezogen die Touristen ein deutsches Wirthshaus. „Wären wir in spanische Hände gefallen, wahrscheinlich hätten wir noch weniger gefunden als wir erwarteten. So aber fahen wir uns in einem behäbigen deutschen Wirthshaus zweiter Classe. Es war durch und durch deutsch. Der flachsblonde Wirth zeigte sich oft mit dem Viertrug in der Hand; die Wirthin war sauber, wenigstens ganz gewiß des Abends, wenn auch nicht immer Morgens; frühzeitig wurde es im Hause lebendig, und dann war Küche, Geträuk, und wie ich nicht verschweigen darf, auch die Zeche deutsch." Da das Thal von San José 4500′ über dem Meer liegt, so ist das Klima vortrefflich, und obgleich man sich nur 10 Grad von dem Aequator und im April befand, so war nur an einzelnen Tagen etwas wie tropische Hitze zu spüren, und zwar fanden selbst Bewohner von Panama diese Tage unerträglich. Ohne Düngung erhält man dort zwei Ernten Korn, Kaffee aber gedeiht vortrefflich und gibt sehr schwere Bohnen. Da der Boden aus vulcanischen Trümmern besteht, so hält man seine Fruchtbarkeit für unverwüstlich. Was nach dem Kaffee am besten gedeiht, sind die Deutschen, mögen sie nun Handel oder Ackerbau treiben. Die trefflichsten Kaffeepflanzungen sind in ihren Händen, ebenso wie die Zuckerländer, Sägmühlen und der Holzhandel. Die Arbeitskräfte sind außerordentlich begehrt und sehr kostspielig. In der Nähe von San José ist jede Tagarbeit einen Dollar (2 fl. 30 kr.) werth, und selbst für diesen Preis nicht immer zu haben. In allen Ländern, wo früher Sklaverei existirt hat, wird die Arbeit immer etwas erniedrigendes behalten, denn nach den Vorstellungen der Bewohner läßt sich Arbeit und Freiheit nicht recht vereinigen. Arbeitet aber jemand, so thut er es lieber auf eigenem Grund und Boden, mag er noch so winzig seyn als auf fremdem.

Von der Moral der Costaricaner will Trollope nicht viel gutes wissen. Es sey wahr daß sie nichts stehlen, wenigstens vernahm er nichts von auffallenden Diebstählen. Niemand wird auf der Landstraße angegriffen, oder hat eine Gewaltthat, oder einen Einbruch zu befürchten, ja die Börse die der Reisende auf dem Tisch vergessen hat, mag unversehrt liegen bleiben. Im Handel und Wandel aber wird das Gewissen der Costaricaner sehr elastisch, und sie prellen mit großer Virtuosität. Reines spanisches Blut gehört zu den seltensten Ausnahmen, ebenso wie reines Negerblut; die Bevölkerung besteht vielmehr aus einem Gemisch von spanischem und indianischem Blut. Schönheit gehört nicht zu den Dingen auf welche die Costaricaner besonders stolz seyn können, und merkwürdig ist es daß so wie Spanier sich aus ihrer Heimath entfernen, die Männer die männliche Würde, die Frauen ihre Anmuth verlieren, die sie in der Heimath so berühmt machen. Etliche hübsche Mädchen wurden wohl sichtbar, aber es waren Teufelsschönheiten, wie die Franzosen sagen, weil sie meinen daß selbst der Teufel in seiner Jugend hübsch gewesen sey. Die Frauen haben sich dem Laster der Crinoline völlig ergeben, und bilden namentlich in den Kirchen, wo sie statt zu knien auf den Boden kauern, sehr erbauliche Figuren. Die Landesreligion ist durchgängig die katholische, und zwar gehört weder die Freidenkerei noch der Fanatismus zu den nationalen Fehlern. Die Leute haben für nichts Sinn als sich ein kleines Vermögen zu erwerben. Ist dieses beisammen, so bauen sie sich ein Haus, groß oder klein, so weit die Summe reicht. Dieß befriedigt vollständig den Ehrgeiz der Costaricaner, und will sich ein Mann besonders belustigen, so besucht er die Hahnengefechte. Die Mädchen heirathen wenn ihre Väter ihnen eine Handvoll Unzen oder alte Doublonen (à 3 Pfd. St. 8 Sh., oder 41 fl.) mitgeben können. Dann kochen sie und kriegen Kinder. Verheirathen sie sich aber nicht, so kochen sie ebenfalls, kriegen aber keine Kinder. Dieß ist die Lebensregel in der Republik Costarica, an deren Spitze ein Präsident mit sechsjähriger Amtsdauer steht, heutzutage der früher erwähnte branntweinbrennende Don Juan Rafael Mora, der jedoch weder ein Don Juan noch ein Rafael ist, aber bereits zum drittenmal wiedergewählt wurde. Er bezieht ein Honorar von 3000 Dollars, welches in Aubetracht des geringen Werthes des Geldes und der großen Mühen sehr schäbig ist, auch werden ihm noch andere 6000 Doll. „Tafelgelder" zugebilligt, wofür der Präsident jährlich einmal eine Gesellschaft gibt. Uebrigens treibt er noch was er ehemals trieb, er hält nämlich seinen Kaufladen, wobei jedoch zu bemerken ist daß es im Lande keine Aristokratie gibt, außer der Ladenhalteraristokratie. Der Congreß ist eine reine Posse, denn der Präsident besitzt die Macht jedes Mitglied welches sich ungebührlich beträgt, nach Punta Arenas in die Fieberluft zu verbannen. Doch muß man anerkennen daß Costa Rica der am besten verwaltete „Staat" in Central-Amerika ist, sich auch wacker seiner Haut 1856 gegen Walker und seine Freischaaren gewehrt hat, und zwar unter dem Befehl des Don Juan Mora, eines Bruders von Don Juan Rafael. Der „Staat" zählt 200,000 Einwohner, also so viel wie ein Schweizerkanton, stellt aber nicht weniger als 6000 Milizen ins Feld, ja die sogenannte Soll-Ziffer der Armee beträgt sogar 9000 Köpfe. Abwechselnd sind davon 500 Mann beständig in den Casernen, oder vielmehr Baracken, unter den Waffen, in welcher Zeit sie 48 kr. Sold erhalten.

Von San José begab sich der Reisende nach Greytown

oder San Juan del Norte. Da zur Zeit der frühern Anwesenheit von Wagner und Scherzer schon versucht wurde in dieser Richtung eine Handelsstraße zu eröffnen, so haben Trollope's Beobachtungen großen Werth, besonders wenn man nicht vergißt daß ein Verkehrsmittel für die atlantische Verfrachtung des Kaffees die Lebensfrage für Costarica bleibt. Begleitet von dem Lieutenant eines amerikanischen Kriegsschiffs, welches vor Greytown lag, und mit Maulthieren und Führern versehen, brach Trollope von San José auf. Aredia, Barba und der Rancho Buena Vista, wo man Aussichten hatte die an Baden und Bayern erinnerten, waren die ersten Haltplätze. Eine Straße, die Präsident Mora vor etlichen Jahren hatte bauen lassen, reichte noch bis zum Rancho Desengaños (Enttäuschungen), wo der Sattel der Anden überschritten wird, und die Gewässer, die bisher nach dem stillen Meere flossen, in atlantischer Richtung sich ergießen. Weiter als bis zu diesem Platz hatten des Präsidenten Gelder nicht gereicht, und dort begannen die Schwierigkeiten des Abwärtssteigens. Der Pfad durch das Dickicht verengte sich dermaßen daß die Reiter sich wohl vorsehen mußten um nicht die Hüte zu verlieren, der Boden selbst wurde weicher und weicher, bis die Thiere knietief in den Schlamm sanken. Die Unterhaltung, welche bisher so flott gegangen war, stockte gänzlich, und die Ungeduld den nächsten Rancho zu erreichen äußerte sich in unbilligen Reden gegen den Führer. Bevor sie den Rancho erreichten, wurden sie von drei Männern mit schweren Lasten auf den Schultern eingeholt. Dieß war die Briefpost von San José nach Greytown. Einer der Träger schien von reinem indianischen Blut zu seyn. Alle drei waren sie acht Stunden später aus der Hauptstadt aufgebrochen als unsre Reisenden, hatten auch noch einen Umweg über ein Städtchen machen müssen um die dortige Post mitzunehmen, und hatten dennoch unsern Verfasser und seine Begleiter eingeholt. Es galt jetzt mit der Post Schritt zu halten, da man das nämliche Canoe auf dem Serapiqui benutzen mußte. Der Ritt auf dem Maulthier durch den Urwald bergab über schlüpfrigen Grund war mit großen Beschwerden verbunden, denn das Maulthier gibt nur Obacht daß es nicht selbst zu Schaden kommt, kümmert sich aber nicht um seinen Reiter, auch hätte es sehr wenig Ursache dazu. Deßhalb wird dieser bald gegen einen Stein oder Baumstamm gequetscht, bald gegen querstehende Aeste getragen. Das erste Rancho Careblanco soll seinen Namen einer Race Schweine mit hellfarbigen Köpfen verdanken, welche die dortigen Wälder bevölkert. Der Eigenthümer des Rancho war abwesend, hatte aber seine hübsche Frau zurückgelassen, mit welcher der amerikanische Lieutenant auf dem Weg nach San José sehr nahe Bekanntschaft geschlossen zu haben schien. Für ihren heißen Hunger fanden die Reisenden nicht viel in diesen Ranchos zu beißen. Doch gab es hartgesottene Eier und Hühner, letztere das Stück zu Einem Dollar! Die Landschaft war die großartigste, die Trollope in der neuen Welt gesehen. Der riesenhafte Urwald bekleidete die Wände der vulcanischen Berge, und wenn man auf eine freie Kante der Rücken hinausgelangte, konnte man unter sich im Waldesdunkel, verdünnt zu Silberfäden, Gebirgsbäche schäumen sehen. Der zweite Tag glich dem ersten: Wald, Schlamm und Ranchos, nur daß die Abhänge jetzt sanfter, die Luft dagegen immer tropischer wurde. Affen kamen jetzt zum Vorschein, Macaos flogen paarweise über die Lichtungen, wilde Schweine strichen durch die Wälder, und Unzen oder Punas, von den Eingebornen aber Löwen genannt, und von der Größe der Neufundländerhunde, sowie Jaguars oder „Tiger," sind ziemlich häufig. Menschen greifen diese Bestien nicht an, außer zur eigenen Vertheidigung und selbst dann sind sie nicht sehr furchtbar.

Am Abend des zweiten Tages kam man nach Pedregal (Steinwüste), einer Cacaopflanzung die einem Amerikaner gehörte. Dort hatte wenige Tage zuvor der amerikanische Lieutenant einem Engländer seine junge Frau begraben helfen, die wie unsere Reisenden den Weg von San José nach San Juan unternommen hatte, aber beim Einschiffen auf dem Serapiqui durch Umschlagen des Canoe's ertrunken war. Der Platz wo dieß geschehen war, heißt Muelle. Dort ist ein Wachthaus mit einer kleinen Garnison, um den Durchreisenden die Päße abzuwerlangen und, in Ermanglung solcher, sie des Weges den sie gekommen zurückzuweisen, wenn sie nicht das harte Herz des befehlenden Officiers durch ein Trinkgeld zu erweichen vermögen. Die Thalfahrt auf dem reißenden Serapiqui, eingepackt zwischen Postfelleisen und eigenem Reisegeräth, ist einförmig, aber nicht gefährlich, wenn der Steuermann nur gut Obacht gibt um den „Snags" auszuweichen, was in der Yankeesprache bekanntlich einen im Wasser versunkenen und von diesem halb verborgenen Baumstamm bedeutet. An den Ufern ist weder Haus noch Hütte zu sehen, dagegen werden die Wipfel von zahlreichen Affengesellschaften bewohnt, welche die Fremdlinge mit höchst ungastlichen Grimassen und erbostem Geschrei empfangen. Sonst beleben noch vorüberziehende Macaos die Scene, während die Indianer durch Eintauchen der Ruder die Unterhaltung vermehrten, sonst aber mit versiegelten Lippen ihr Geschäft verrichteten. Muskuitostiche verkündeten die Nähe der See schon bevor man in den San Juan, den Ausfluß des Nicaragua-Sees, einlief. Hier wurde die Landschaft belebter, und man machte über Mittag Halt bei einem Blockhause, welches einem festen schönen und schmutzigen deutschen Ansiedler gehörte, der sich das Waschen und Rasiren gänzlich abgewöhnt hatte. Das Obst welches er gab war gut, und noch besser die Absicht des Gebers, denn als Trollope ihm zur Erkenntlichkeit einen Dollar in die Hand drückte, warf er, zornig über die Beschämung ihm das Geld vor die Füße.

In Greytown fand man Obdach bei einem Kaufmann. Zu den merkwürdigen Gesichtern der Stadt gehörte ein alter schwedischer Seemann, der mehr von der Welt gesehen hatte als manche unserer gepriesenen Reisenden. Er war in Timbuktu gewesen, und hatte drei Jahre lang dort in Gefangenschaft geschmachtet, dann war er als Araber unter Arabern nach Mekka gezogen, und hatte den grünen Turban getragen wie die Abkömmlinge des Propheten. Seine seltsame Laufbahn, die er als Lieutenant auf der schwedischen Kriegsflotte begonnen hatte, gedachte er nun als armer Gärtner am San

Juan zu beschließen. Trollope gibt der Stadt Greytown den unbeneidenswerthen Ruhm daß sie von allen Orten die er betreten habe jedenfalls der trübseligste sey. Die zweitausend Bewohner bestehen aus Amerikanern, Engländern und Deutschen, welche dort der Allmacht des Dollars dienen, indem sie Magazine oder Schnapsläden halten. Von weiblicher Bevölkerung war außer einigen Negerweibern nichts wahrzunehmen. Die Eingebornen, nämlich die Mosquitoindianer, werden nur zur Marktzeit mit Hühnern, Eiern und Schildkröten in der Stadt geduldet, wo sie diese verkaufen und sich dann betrinken. Dieses heiße atlantische Paradies trägt seinen Namen Mosquitia in Ehren, denn nirgends sind die Sumpffliegen lästiger als dort.

Der Heimweg führte Trollope nach dem Hafen St. George in der Bermuda-Gruppe. Diese Inseln sind aus einem weißen Stein erbaut, der hauptsächlich aus mikroskopischen Muschelpanzern besteht, und so weich ist daß man ihn mit einer Handsäge zerschneiden könnte. Die Zahl der Inseln ist leicht zu merken, denn es gibt deren genau so viel als Tage im Jahr, sämmtliche aber füllen nur einen Raum von 20 engl. Meilen in der Länge und 3 in der Breite, welcher Raum von einem Riff eingeschlossen wird. Die größte dieser Inseln führt bei den Bewohnern nichtsdestoweniger den Titel des Continents, so daß also für die Bermudier noch ein sechster Welttheil auf Erden vorhanden ist. Die beiden kleinen Städte, St. George und Hamilton, und alle Häuser auf der Insel sehen aus als wären sie überschneit worden, denn die Einwohner tünchen Mauern und Dach beständig mit weißer Farbe, wovon das Auge des Ungewöhnten nicht wenig gepeinigt wird. Den Aufenthalt selbst fand Trollope im höchsten Grade traurig. Der Boden der Inseln ist zwar außerordentlich fruchtbar. Bei geringer Bearbeitung sind zwei Ernten gewöhnlicher und eine Ernte süßer Kartoffeln zu erzielen. Orangen, Citronen, Pfirsiche, Bananen gedeihen, und würden noch besser gedeihen wenn man sie pflegte. Ganz vorzüglich würde der Gemüsebau lohnen, da es der geographische Beruf der Bermudas zu seyn scheint für den New-Yorker Markt Frühbeetlecereien zu liefern. Pfeilwurz erreicht die höchste Vollkommenheit, erreicht, wie die Bermudier behaupten, nirgends anderswo diegleiche Vollkommenheit wie auf diesen Inseln, wird auch anderwärts nicht so hoch bezahlt. Trotzdem leben die Einwohner in Armuth und Elend. Citronen und Orangen gibt es jetzt nicht mehr, denn seit vor etlichen Jahren eine Seuche die Haine zerstörte, hat man keine Anstrengung gemacht sie wieder zu ersetzen. Kartoffeln und Zwiebeln sind allein in Fülle vorhanden, und mit ihnen sättigt sich das Volk. Kein eßbares Stück Fleisch ist aufzutreiben, es käme denn aus der Küche für die Sträflinge. Die Hühner sind mager, das Brod schlecht, die Butter nicht genießbar. Die Leute selbst, Schwarze wie Weiße, scheinen halb schlaftrunken, das Land aber wird nur oberflächlich bearbeitet, und mehr als die Hälfte davon liegt unbestellt. Die andere Hälfte ist mit niedern Cedern bewachsen, die zum Schiffsbau verwendet und gut bezahlt werden; daß die Inseln vor nicht langer Zeit völlig kahl waren und erst später mit Cedern besetzt wurden, scheint der Verfasser ganz zu ignoriren. Ueberhaupt verdankt er seine ungünstigen Eindrücke wohl zum Theil dem Druck eines körperlichen Unbehagens. Trollope fühlte sich nämlich so entkräftet und von einer solchen Schlafsucht befallen, daß er sich schon auf ein herannahendes Fieber gefaßt machte, wurde aber damit getröstet daß jedermann dieses Unbehagen theile. „Bei Südwind, hieß es, ist es immer so.“ Der Südwind scheine aber vorzuherrschen, entgegnete der Verfasser. Allerdings, antwortete man ihm, sey der Südwind herrschend, und Südwind blieb es auch vierzehn Tage hintereinander, solange der Aufenthalt des Verfassers währte. Das Wetter war nicht drückend, wenigstens nicht für jemand der aus Aspinwall und Greytown kam, wohl aber feucht und erschlaffend. Zweimal in den letzten acht Jahren hat das gelbe Fieber dort gehaust, merkwürdig genug hatten aber gegen alle Regel die Einheimischen darunter schlimmer gelitten als die Fremden. Die arbeitende Bevölkerung sind Schwarze, deren Tagelohn zwischen 2½ bis 3 Shill. schwankt, und ausnahmsweise sogar über 4 Sh. steigt. Die Einwohnerzahl aller Inseln beträgt nur 11,000, und zwar sind Schwarze und Farbige an Anzahl den Weißen wenig überlegen, dagegen übersteigen die Frauen, und zwar bei Farbigen wie bei Weißen, an Anzahl stark das männliche Geschlecht. Die Schwarzen sind höflicher, aber auch mürrischer als in Westindien, wo sie durch ihre Possen und Eulenspiegeleien eine Zeitlang viel zur Unterhaltung des Fremden beitragen.

Die Inseln sind auf eine eigensinnige Weise durch Sunde und Buchten zerrissen, so daß die Einwohner zu einem amphibischen Leben genöthigt werden. In dem klaren Seewasser und seinen mannichfaltigen Uferlinien besteht die Schönheit der Landschaft, aber die Reize kommen alle vom Wasser selbst, denn die Inseln sind flach und der Baumwuchs dürftig. Nur Eine vegetabilische Schönheit besitzen die Inseln, nämlich ihre Oleanderbüsche, welche in solcher Blüthenpracht standen daß ihr Farbenton die Landschaft beherrschte, und der Archipel beßwegen recht wohl den Namen der Oleander-Inseln verdiente. Auch hieher hat man den constitutionellen Hausrath des Mutterlandes geschleppt: Gouverneur, Oberhaus und Unterhaus. Das letztere besteht aus 36 Personen, da jedes der neun Kirchspiele je vier Deputirte schickt. Daß diese kleine parlamentarische Welt ans Läppische streifen muß, kann man schon daraus schließen daß von den 11,000 Einwohnern die größere Hälfte Weiber und von dem Rest die größere Hälfte wieder Farbige sind. Die Bermudas verlangen, da ihr Werth ein rein militärischer ist, mehr als andere Besitzungen eine unabhängige Verwaltung, aber die Schablone aus der Heimath wird auch auf die Oleander-Inseln angewendet.

Bekannter für die Briten als für uns sind die Bermudas wegen der sogenannten Strafanstalten für Verbrecher. In früherer Zeit hat England sich um den Auswurf der Gesellschaft wenig gekümmert, in neuerer Zeit dagegen werden in Folge nervöser Philanthropie die Verbrecher verzärtelt, und die Anstalten auf Bermuda sind wahre Caricaturen von Zuchthäusern. In den drei dortigen Strafhötels werden 1500

Sträflinge bewirthet, und zwar sind es gewöhnlich Gewohnheitsdiebe und andere hart gesottene Missethäter die es zu einer Versorgung auf den Bermudas bringen. Kurz vor Trollope's Ankunft war einer von ihnen bei einer Rauferei erschlagen worden, und kurz nachher wurde ein Complot zur Ermordung eines Beschließers entdeckt. Ehe der Verfasser aber sich einschiffte, kam es zu einer blutigen Rammelei zwischen Iren und Briten, oder Katholiken und Protestanten, wobei Ein Mann todt blieb und 25 schwer Verwundete in das Spital geschafft werden mußten. Das Einschmuggeln von Branntwein des Nachts durch die Fenster wird nicht verhindert, ferner verstattet man den Gefangenen sich mit ihren eigenen Messern zu rasiren, natürlich sind dann blutige Raufereien unvermeidlich, weil der Racenhaß und der große Proceß der Iren contra Briten auch im Zuchthause fortdauert. Wenn man die Leute in Großbritannien nach ihrer täglichen Nahrung classificirt, so folgen auf die kartoffelessenden Iren die englischen Taglöhner, die häufig Schinken und Käse zu Brod und Kartoffeln essen. Einen Rang höher stehen die Fabrikarbeiter mit einer beinahe täglichen Fleischkost. Nach etlichen Zwischenstufen endlich kommt der Sträfling in Bermuda an die Reihe. Ihm gebührt täglich 1 Pfd. Fleisch, und zwar besseres Fleisch als die Eingebornen, 1 Pfd. 3 Unzen Brod, welches freilich der arme Sträfling nicht zu bewältigen vermöchte, wenn er nicht den Ueberschuß gegen einen Schluck Branntwein verkaufte; es „gebührt“ ihm ferner 1 Pfd. Gemüse, ein Glas Grog — d. h. so viel als Matrosen auf Schiffen bewilligt wird — er bekommt Tabaksgeld, und hat die Erlaubniß Mittags und Abends zu rauchen. Des Morgens geht er zur Capelle und hört den Caplan ein Gebet lesen, um halb 8 Uhr beginnt er zu arbeiten, wenn es nicht regnet, in welchem Fall er das Aufhören des Regens abwartet. Die Arbeitszeit bei schönem Wetter beträgt acht Stunden, oder zwei Stunden weniger als bei den Arbeitern in der Heimath. Mit Schuhwerk wird er stets versehen, außerdem erhält er einen leichten Strohhut und Flanellhemden. Das einzige was er an seiner Kleidung etwa auszusetzen möchte, ist daß man ihm auf Beinkleid und Jacke das Wort Boaz (Name des Inselchens wo die Anstalten liegen) mit etwas großen Buchstaben gedruckt hat. Beim Abgang erhält der Sträfling seine aufgesparten Arbeitslöhne, nämlich das was er davon nicht in Extragrog und Extratabak im voraus verzehrt hatte, und welche sich auf 16, 18 und 20 Pfd. St. (192—240 fl.) zu belaufen pflegen. So sanft fließt das Sträflingsleben auf Bermuda dahin, vorausgesetzt daß der Betreffende nicht bei einer Parteirauferei erwürgt wird. Dieß ist ein sogenanntes Besserungssystem und eine sogenannte Strafanstalt. Die Moral dieser Politik aber beschämt es hinreichend daß die Soldaten der Garnison jedesmal, so oft sie sich zu beklagen haben, sich bitterlich auf die Bewirthung der Sträflinge berufen! Ein kleiner Trost für uns daß auch anderwärts durch sittliche Empfindelei und Verweichlichung die Begriffe von Verbrechen und Strafe vollständig abhanden gekommen sind!

Zur Geschichte der Wahhabiten.

Es ist bekannt daß Muhammed Ali, Aegyptens einstiger großer Vicekönig, sich an den Wahhabiten die Sporen errungen hat; denn er war es der im Jahre 1810 die Vernichtung ihrer politischen Macht herbeiführte. Bekannt ist auch daß die Wahhabiten ächte Söhne der Wüste sind. Weniger bekannt dagegen dürfte seyn daß sie die ächten, reinen Muhammedaner sind, die einzigen wohl welche Muhammed, so er wieder käme, als die Seinigen anerkennen würde. Daß dem also sey, bezeugen unter anderm Briefe aus den Jahren 1808 und 1809, welche von ihrem damaligen berühmten Oberhaupte Saud bin Abd al Aziz und einem Heerführer derselben, Ufsan al Dabibi, an den türkischen Statthalter von Damascus gerichtet worden sind, und deren Mittheilung in der deutschen morgenländischen Zeitschrift (1857 S. 427 ff.) wir dem großen Arabisten, Professor Fleischer in Leipzig, zu verdanken haben. Indem wir das besonders wichtige aus diesen Briefen ausziehen, überlassen wir es den geehrten Lesern die hier zwischen Islam und Christenthum zu ziehende Parallele selber zu ziehen, und wir zweifeln nicht daß manche derselben unsere muhammedanischen Puritaner und Reformer, welchen bei der dereinstigen Entwirrung der politischen Wirren des Orients und des Occidents vielleicht eine bedeutende Rolle vorbehalten ist, mit Freude und Achtung begrüßen werden.

In dem ersten Briefe Saud's vom Jahr d. H. 1223 (1808 der christl. Zeitrechnung) heißt es: „Unser Glaube, in dem wir stehen und den wir andern predigen, ist der daß man Gott allein, ohne ihm irgend etwas zuzugesellen, dienen muß und kein Wesen außer ihm anbeten darf. Wir predigen nichts als Gott allein, ihm allein schlachten wir das Wallfahrtsopfer, auf ihn allein hoffen, ihn allein fürchten, auf ihn allein vertrauen wir. Wir folgen dem Gesandten Gottes — Gott gebe ihm Segen und Heil! — wir verpflichten alle der Befolgung der Religionsgesetze Unterworfenen zum Gehorsam gegen ihn, wir nehmen seine maßgebenden Aussprüche und Handlungen zur Richtschnur, aber wir wandeln nur auf Gottes Heilswege, dienen nur Gott allein und trachten nur nach seiner Gnade durch Befolgung dessen was er durch seinen Gesandten — Segen und Heil über ihn! — den Menschen geoffenbart hat, nämlich der Gebote welche durch ausdrückliche Stellen des Korans und maßgebende Aussprüche und Handlungen des Propheten belegt sind. Das wesentliche Ergebniß dieser beiden religiösen Erkenntnißquellen aber ist das Doppelbekenntniß: „„Es ist kein Gott und kein der Anbetung würdiges Wesen als Allah, und Muhammed ist Allah's Gesandter.““ Wer also neben dem wahren Gott noch einen andern Gott anruft, oder zu einem Todten betet und ihn um Hülfe bittet daß er Wünsche erfüllen und aus Drangsalen befreien soll, der schafft sich dadurch neben dem Herrn des Himmels und der Erde einen andern Gott; desgleichen wer das Wallfahrtsopfer für einen andern als Gott schlachtet, oder sich vor einem andern niederwirft, oder ihn fürchtet wie man Gott fürchten soll, oder auf ihn vertraut, oder ihm dient; denn dieß alles kommt Gott allein zu. Wir lassen ferner

die ordentlichen Gebete, ein jedes zu seiner Zeit, verrichten, mit Beobachtung der dafür bestimmten Stellungen der Haupttheile des Körpers und Einhaltung der rechten Zeit für dieselben; hierzu verpflichten wir alle unsere Unterthanen, wir lassen sie ferner die Religionssteuer entrichten, und dieselbe zu den in der neunten Sure angegebenen gesetzlichen Zwecken verwenden; wir lassen sie endlich das Ramadan-Fasten halten und nach dem heiligen Hause der Kaaba wallfahrten. Wir halten die Menschen — was nicht unser, sondern Gottes Verdienst ist — zum Guten an und vom Bösen ab, wie von Unzucht, Diebstahl, Weintrinken, Haschisch-Genuß u. dgl., auch von widerrechtlicher Aneignung und Durchbringung fremden Guts. Wir verhelfen dem Schwachen wider den Starken und dem Bedrückten gegen den Bedrücker zu seinem Rechte. Wir untersagen alles Verwerfliche und stellen die mißbräuchlichen ketzerischen Neuerungen ab. In der Glaubenslehre halten wir fest an den Sätzen der frommen Alten, nämlich den Gefährten des Propheten und ihrer würdigen Nachfolger. Wir legen dem allerhöchsten Gott die Eigenschaften bei die er in seinem heiligen Buch und durch den Mund seines Gesandten sich selbst beigelegt hat; dieß thun wir, ohne etwas anderes als ihm ähnlich oder als ein Bild von ihm darzustellen, ohne die betreffenden Aussprüche zu verdrehen und ohne den Gottesbegriff seines wirklichen Inhalts zu entleeren. Wir sprechen demnach Gott alle Eigenschaften zu die er sich selbst beigelegt, und alle Aehnlichkeit mit den geschaffenen Wesen und Dingen ab. Wir erklären keinen Moslem wegen einer Sünde für einen Verläugner (Ungläubigen) und schließen niemand wegen irgend einer Handlung von der Gemeinschaft der Gläubigen aus; nur den erklären wir für einen Verläugner der Gott und seinen Gesandten verläugnet, z. B. Gott irgend etwas zugesellt und zu einem andern Wesen als Gott um Erfüllung seiner Wünsche, Befreiung aus Drangsalen und Hülfe in der Noth betet. Wir befehden nur die welche Gott zu befehden geboten hat, nämlich die Vielgötterer und die Uebertreter der Religionsgesetze."

In einem zweiten Schreiben aus demselben Jahr läßt sich Saud, nachdem er dieselben Lehren mit Anführung vieler Koransstellen auseinandergesetzt, also vernehmen: „Wir machen euch nichts zur Pflicht als was euch Gott selbst auferlegt hat und wovon ihr selbst bekennt daß es recht ist; ebenso mahnen wir auch von nichts ab, als was auch Gott selbst verboten hat, und wovon ihr selbst bekennt daß es schlecht ist. Ist euch aber die Sache noch nicht klar und verlangt ihr mit uns darüber zu disputiren, so wollen wir euch gern willfahren und ein Streitgespräch mit euch veranstalten; aber ihr werdet auch uns eure Willfährigkeit nicht schuldig bleiben, und zugeben daß das Streitgespräch bei uns gehalten werde."

Noch eingehender ist das Schreiben welches der wahhabitische Heerführer Ussan al Dabibi an denselben Statthalter von Damascus erlassen hat. Er ließ sich also vernehmen: „So zeigen wir dir denn an daß es sich mit den Moslemen, ansässigen sowohl als Beduinen, also verhält: sie richten sich durchaus nach dem Inhalt des geoffenbarten Buches Gottes und dem Gesetze Muhammeds, des Gottgesandten; sie verhelfen dem Schwachen zu seinem Rechte gegen den Starken, und halten die Menschen an das was verunziert zu lassen, dagegen das was da ziert zu thun. Bei ihnen gehen nicht solche Dinge im Schwange wie bei euch, d. h. Kleiderprunk und allerhand Gott mißfällige Neuerungen; dergleichen lassen sie unter sich nicht aufkommen." Wir sind [hat er mit edlem Selbstgefühl fortgefahren] Wüstenaraber, unser Prophet Muhammed — Gott gebe ihm Segen und Heil! — war auch ein Araber, und seine Gefährten — Gottes Gnade über sie alle! — waren dergleichen Araber. Im Anschluß an die Ermahnungen in Saud's Schreiben fordern auch wir euch auf keine Wesen außer Gott anzubeten, das Wallfahrtsopfer nur Gott darzubringen, keine Gebetsstände über den Gräbern zu bauen, und euer Vertrauen nicht auf Heilige, Propheten, Märtyrer, fromme Leute, Büßer, Fakire und Derwische (Bettel- und andere Mönche) zu setzen, was auch als ein Mittel die Fürsprache und Vermittlung dieser Personen bei Gott zu erlangen, uns aber als Vielgötterei gilt. Wir halten daran fest, jeden der Gott wohlgefällige Werke gethan hat und nach unzweifelhaften Zeugnissen ein frommer Mann gewesen ist, zu ehren und hochzuachten, aber weder seine Hülfe anzurufen, noch zu seinem Grabe zu wallfahrten. Was die offenbaren Sünden betrifft, wie Wein- und Biertrinken, Knabenschänderei, öffentliches Erscheinen der Weiber, Religionslästerung, Schwören bei anderem als bei Gott, Tabakrauchen aus gewöhnlichen und persischen Pfeifen, Mantala- (Bret-) und Kartenspielen, das Schwatzen in Kaffeehäusern, Tamburinschlagen, die Beschäftigung mit jedwedem Dinge, das von der Anbetung Gottes abzieht — alles das ist verwerflich und verwirkt Gottes Gnade. Ferner, Ungerechtigkeit gegen andere üben, sie placken und bedrücken, Bestechungsgeschenke annehmen und vor Gericht die Person ansehen, auch das sind sündliche, von den Moslemen verworfene Neuerungen."

Die Antwort des im sunnitisch-unionistischen Glauben stehenden türkischen Statthalters war eine scharf zurückweisende, mit Schmähungen und Verfluchungen um sich werfende. Die Wahhabiten werden darin genannt: „Menschen die im Irrglauben befangen sind, Menschen verhärteten Herzens, eine rebellische Rotte, die sich von dem Gottesdienste und Glauben der sunnitisch-unionistischen Moslemen, von diesen selbst und von dem Gehorsam gegen den Sultan losgesagt habe." „Wie könnt ihr euch," werden sie donnernd gefragt, „für Wissende ausgeben, ihr, die ihr nichts als Unwissende oder, besser gesagt, Abtrünnige oder Irrgläubige seyd, die nur Unfrieden stiften und die weltliche Macht durch List an sich zu reißen suchen. Aber schon manche Leute eurer Art sind spurlos hingeschwunden; kommt Zeit, kommt Rath — auch gegen euch. „Die Ungerechten sollen schon erfahren welches Ende sie nehmen und in welchen Abgrund sie stürzen werden." So wird schließlich noch mit einem Schriftwort (Sur. 26, 228) das Verdammungsurtheil stolz und frech über sie ausgesprochen.

In Beziehung auf die vorgeworfenen sündlichen Handlungen findet sich die merkwürdige Aeußerung: „was die gesetzwidrigen Handlungen und die Sünden betrifft, mit denen wir nach eurer Angabe behaftet sind, so ist das nicht die erste

zerbrochene Flasche im Islam (d. h. ein unbedeutender leicht zu verschmerzender oder zu ersetzender Schaden), und diese Sünden schließen uns nicht von der islamischen Gemeinschaft aus. Auch hat uns Gott durch unzählige Koranverse, in Uebereinstimmung mit den authentischen Aussprüchen des Propheten verheißen, daß jene Sünden durch anderes gesühnt und getilgt werden sollen; deßgleichen hat er uns wissen lassen daß sie nach seinem ewigen Rathschlusse eintreten müssen, ihre schädlichen Wirkungen aber in Schranken gehalten werden sollen. Gott sagt: „die guten Handlungen heben die bösen auf (Sur. 11, 116).“

Da die „verblendeten und hochmüthigen“ Wahhabiten ihren Standpunkt nicht verlassen wollten, wurde — Waffengewalt gegen sie angewendet.

Herausgabe unveröffentlichter Werke des Bruders Roger Bacon.

Roger Bacon darf nicht verwechselt werden mit Lord Francis Bacon, der um vier Jahrhunderte später auftrat. Beide Bacons haben sich mit Naturwissenschaften beschäftigt, und beide, sonderbar genug, bestanden darauf daß die Erfahrung, und namentlich die Erfahrung in mathematischer Form allein zu gesicherten Erkenntnissen führe. Roger gehörte zum Orden der mindern Brüder (Franciscaner), und war ein Zeitgenosse Brunetto Latini's. Sein Hauptwerk führt den Titel Opus majus, und wurde bereits 1733 von Dr. Jebb herausgegeben. Dr. J. S. Brewer hat jetzt den Rest von Bacons Schriften, nämlich das Opus Tertium, Opus Minus und Compendium Philosophiae in drei Bänden drucken lassen. Das Verdienst des Herausgebers wird man begreifen, wenn man Roger Bacon den Rang und Ruhm zuerkennt, daß er im 13ten Jahrhundert dasjenige gewesen ist was Alexander v. Humboldt seiner Zeit war. Während man in unserm Vaterland wohl noch dann und wann die Erfindung des Pulvers einem deutschen Mönch des 14ten Jahrhunderts zuzuschreiben wagt, finden wir bei Roger Bacon nicht bloß das Pulver schon deutlich beschrieben, sondern er gedenkt auch daß man seiner Zeit Feuerwerk aus Pulver zu verfertigen verstand, und dieses bereits ein Spielwerk für die Straßenjugend geworden war. Sehr zeitig beschäftigte er sich mit der Nordweisung der Magnetnadel, deren Gebrauch bei abendländischen Völkern jedoch schon im 12ten Jahrhundert nachgewiesen worden ist. Brunetto Latini, der Lehrer Dante's, erzählt uns daß er Bacon auf seiner Reise nach England antraf, und ihm der Mönch damals einen „häßlichen Stein“ gezeigt habe, der, zu einer Nadel umgeformt und schwebend gemacht, nach Norden gezeigt habe, in Nächten wo weder Mond noch Gestirne zu sehen gewesen waren. Merkwürdig und zwar originell waren Bacons optische Kenntnisse, von denen er spricht, als ob zu seiner Zeit das Fernrohr erfunden gewesen wäre. Er sammelte auch alle Nachrichten von geographischer Bedeutung. So finden wir bei ihm die wichtigsten Ergebnisse aus den Reisen der ersten europäischen Entdecker China's, nämlich der von Ludwig dem Heiligen als Friedensunterhändler, Missionäre und Spione an den Hof der goldenen Horde abgesendeten Mönche, die in Karakorum wichtige Nachrichten über Kathai (Nord-China) und seine Bewohner einsammelten, ein halbes Jahrhundert vor der Rückkehr Marco Polo's aus dem himmlischen Reiche. Es ist natürlich daß wir bei Bacon noch sehr viel verkehrte kosmogeographische Ansichten der alexandrinischen Schule, der die Araber andächtig nachgebetet haben, antreffen müssen. Unser guter Mönch steckt auch tief in dem alchymistischen Wahn, und an einer Stelle ruft er verklärt aus, daß die Heilkunde ohne astrologische Erkenntniß eine rohe Pfuscherei sey. Dieß sind indessen höchst verzeihliche Nebendinge wenn wir goldene Stellen lesen wie folgende — wohlgemerkt daß es ein Mönch des 13ten Jahrh. ist welcher schreibt: „Wenn jemand, der nie das Feuer gesehen hätte, aus hinreichenden Gründen schließen könnte daß das Feuer verbrennt, verletzt und vernichtet, so würde sich doch sein Verstand dabei nicht beruhigen, und er möchte auch dem Feuer nicht eher aus dem Wege gehen als bis er die Hand oder einen brennbaren Stoff ins Feuer gelegt hat, um durch Erfahrung zu erkennen was die Vernunft ihm gelehrt habe. Ist einmal die Erfahrung des Verbrennens gewonnen, so beruhigt sich das Gemüth, weil Schlüsse nicht ausreichen, sondern allein die Erfahrung.“ Uebrigens wäre er kein guter Mönch gewesen, wenn er nicht auch durch Wunder eine Erkenntniß für möglich gehalten hätte. Gratia fidei illuminat multum et divinae inspirationes, non solum in spiritualibus, *sed etiam in corporalibus et scientiis philosophiae* .... Wegen dieser letztern Behauptung würde ihn jede naturwissenschaftliche Zunft unserer Zeit für ausgeschlossen erklären. Seinem Jahrhundert aber war der Mönch noch viel zu keck und ergründungslustig. Er wurde in Paris eingesperrt und gezwungen seine Schriften zu widerrufen. Man schelte deßwegen nicht seine Zeit eine finstere, und suche bei ihr nichts als Nacht, Aberglauben und Fanatismus. Ein einziger Gesang bei Dante widerlegt solche antiquirte Vorstellungen vom Mittelalter, Dante aber ist noch halb und halb ein Zeitgenosse Bacons, der hoch betagt in Oxford 1294 starb.

Ein mißlungener Vorkauf.[1]

Eine Erzählung aus den westlichen Gränzansiedlungen.

Ich hatte meine ganze juristische Bibliothek, welche aus einigen Elementarbüchern und alten Proceßberichten bestand,

[1] In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben „wirkliche Ansiedler“ auf den sogenannten „Congreß-Ländereien,“ d. h. auf den Ländereien welche den Vereinigten Staaten gehören, das Recht des „Vorkaufs,“ welches darin besteht daß sie eine Viertelsection — 160 Acker — solchen Landes für sich in Anspruch nehmen dürfen und den Preis dafür — höchstens 1 Dollar 25 C. per Acker — vorausgesetzt daß sie das Land auch bebauen, erst ein Jahr nach der Zeit wo es zum Verkauf ausgeboten wird, zu entrichten brauchen.

wieder und wieder durchgelesen, und den Inhalt derselben am endlichen Ende so ziemlich meinem Gedächtniß eingeprägt.

Es war deßhalb auch kein Wunder daß ich dem Vorschlag meines Freundes Rimrod sofort beistimmte, als derselbe eines Morgens im Frühling des Jahres 18 — mit dem Antrag in mein Zimmer eintrat:

„Was hilft's dir daß du hier deine Zeit vertrödelst! Ich habe so eben von einem Viertel prachtvollen Landes, oben in Minnesota, in der Nähe einer herrlichen Prairie, gehört. Geh' mit mir, wir nehmen das Land, und ich gebe dir die Hälfte."

Ich überwies den verwickelten Casus, den ich seit einigen Tagen aus Cruise und Hillard herauszuklauben bemüht gewesen war, dem Vater der Lügen und der Advocaten, schüttelte meinem Freund Rimrod die Hand, zum Zeugen daß der Contract „unterschrieben, untersiegelt und ausgehändigt" worden sey, und machte mich sofort daran die nöthige Ausrüstung zu kaufen.

Schinken, Mehl, Kaffee, Zucker, Salz, ein Krug Whiskey (Klapperschlangen-Medicin), zwei Aexte und einige wenige andere unentbehrliche Werkzeuge und Geräthschaften wurden in den kleinstmöglichen Raum hineingepackt. Jeder mit einem Arkansas-„Zahnstocher" und einem Paar Revolvers bewaffnet, bestiegen wir unsere Pferde und brachen vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen auf.

Wir jagten dahin über die weite Steppe. Die hügelige Oberfläche der Prairie, bald in sanften Wellen auf- und niedersteigend, bald steil und abschüssig, und mit kleinen Waldinseln verziert; die unzähligen Färbungen des Grases, vom bleichen Gelb bis zum tiefsten Smaragd, untermischt mit den glänzenden Farben Tausender von bunten wilden Blumen, schimmernd in den Strahlen der Morgensonne, und darüber das tiefe Blau der Atmosphäre — es war eins jener großen Meisterstücke welche die göttliche Künstlerin mit verschwenderischer Hand über den nordamerikanischen Continent hingestreut hat. Das frohlockende Gefühl der Freiheit, die Spannkraft des Geistes, die unbekümmerte Rücksichtslosigkeit für die Welt und ihren ganzen Inhalt, welche man empfindet wenn man zu solchen Zeiten über die Prairie hingaloppirt, ruft fast den Entschluß hervor sich niemals wieder durch die geisttödtenden und herzerstickenden Bande des civilisirten Lebens fesseln zu lassen.

Wir beabsichtigten zum Uebernachten in der Hütte eines Squatters einzukehren, mit welchem Rimrod bereundet war. Die Sonne gieng unter, und noch zeigte sich die Hütte nicht, während alles auf ein heranziehendes Ungewitter hindeutete. Jede Minute war kostbar. Das verhängnißvolle Grollen des Donners und das unterdrückte Murren des Windes mahnte uns zu einem Obdach unsere Zuflucht zu nehmen. Aber wo sollten wir es suchen? Eine dichte schwarze Masse wälzte sich vom Nordwesten her mit furchtbarer Geschwindigkeit auf uns los, Rimrod wandte sich gegen mich hin, und rief aus:

„Der Vorhang wird sich in einem Augenblick heben! Wir werden die Gegenscene in Macbeth haben — Tollheit, Donner, Blitz, Regen und — ha, da kommt's schon!"

Leser, versetze dich auf den Vordertheil der Locomotive eines Schnellzuges, der 60 Meilen in der Stunde macht, und du wirst einen Begriff von der Gewalt des Windes haben. Versetze dich unter die Fälle des Niagara, und du kannst dir vielleicht vorstellen wie der Regen sich auf uns ergoß. Blind und halb erstickt, blieb uns nur ein einziges Mittel übrig, das wir ergreifen konnten — dem Unwetter den Rücken zuzudrehen, unsere Decken über die Köpfe zu ziehen, und, um in der classischen Sprache meines Freundes Rimrod zu reden, „es gehen zu lassen." Wir blieben in dieser Stellung lange genug um durch und durch eingeweicht zu werden, als plötzlich ein blendender Blitz hernieder fuhr, welchem in dem nämlichen Augenblick ein Knall folgte, gleich der Explosion von 400 Pulvermagazinen. Mein Pferd machte einen furchtbaren Satz — alle meine Effecten stürzten bunt durcheinander, und ich lag auf dem Rücken im nassen Grase. Als ich wieder auf die Füße sprang, erkannte ich mit einem Blick meine romantische Lage. Rimrod und die Pferde waren nicht zu sehen. Ich war allein — verloren in der Prairie — in einer undurchdringlichen Dunkelheit — während ein furchtbares Unwetter raste. Blitze durchzuckten ununterbrochen die Luft, bald zackig, bald strahlenförmig, bald flammenartig, bald in allen diesen Formen durcheinander. Die scharfen knatternden Donnerschläge, gefolgt von dem tiefen, dumpfrollenden Wiederhall, tönten rings um mich, kreuz und quer, oben und unten, und rüttelten und schüttelten den festen Boden wie ein Erdbeben. Es schien als ob die Götter und Titanen ihren Kampf von neuem begonnen hätten, und als ob irgendein titanischer Capitän Brag bei jeder Entladung „etwas mehr Kartätschen"[1] hineingesteckt hätte. Dichter und Romantiker mögen sich über die Großartigkeit und Schönheit eines Ungewitters in beredten Worten ergehen — fünf Minuten in meiner Lage würden hinreichen alle Poesie und alle Romantik aus ihnen herauszuwaschen!

Ich glaube, ich muß allmählich in Schlaf gefallen seyn und mit kurzen Zwischenräumen eine längere Zeit gejchlummert haben; denn ehe ich daran dachte, war der Sturm vorüber, und das heißersehnte Tageslicht war wieder erschienen. Zu meiner unaussprechlichen Freude gewahrte ich Rimrod, wie er mit den Pferden über die Prairie hingaloppirte und wie ein Besessener rief und schrie. Die Mittheilungen die wir uns zu machen hatten, waren gegenseitig befriedigend. Der Schaden war gering, und unter einem herzlichen Gelächter über unser Abenteuer setzten wir unsere Reise fort.

Die zweite Nacht überfiel uns wieder in der Prairie. Keine Hütte war zu sehen. Wir mußten uns entschließen im Freien zu campiren. Das Gras war unser Lager, eine wollene Decke unsere Hütte. Am nächsten Morgen war ich zuerst wach, und während ich nach Materialien suchte um ein Feuer anzumachen, entdeckte ich eine große Klapperschlange,

[1] „Etwas mehr Kartätschen, Capitän Brag!" ist eine amerikanische Redensart, die sich aus der Schlacht von Buena Vista her datirt. General Taylor rief in jener Schlacht dem Capitän Brag, der mit seiner Batterie die Mexicaner zusammenfeuerte, zu: „Geben Sie ihnen noch etwas mehr Kartätschen, Capitän Brag!"

die zusammengerollt und schlafend auf der Decke des nichts ahnenden Nimrod lag. Das war eine böse Situation. Die geringste Bewegung von Seiten meines Freundes würde unzweifelhaft seine letzte auf Erden gewesen seyn. Das Leben in der Prairie lehrt uns rasch und scharf zu denken, prompt zu handeln und das Rechte im rechten Augenblick zu thun. Ich sah eine Möglichkeit sein Leben zu retten. Vorsichtig schlich ich mich an seine Seite, packte ihn plötzlich und warf ihn mit fast übermenschlicher Kraft wenigstens (!) 10 Fuß weit von der Schlange fort. Ein gut gezielter Hieb mit meinem Arkansas-Zahnstocher — dann ein lautes Zischen, ein Klappern, und das Reptil war unschädlich gemacht. Nimrod fieng an über mich zu fluchen; als er aber das todte Ungethüm sah, verstummte er vor Schreck.

Bald darauf erreichten wir den Wald und fanden ohne große Schwierigkeit unsere Viertelsection. Sie war noch vacant, und so machten wir uns denn gleich daran unsere Hütte zu bauen. Besagte Hütte wurde gegen Sonnenuntergang fertig. Sie gehörte keinem bekannten Baustyl an, war kaum groß genug daß Nimrod und ich zugleich darin sitzen konnten, hatte weder Thür noch Fenster; die Ritzen waren nicht ausgeschmiert; wir brauchten nicht vor die Thür hinauszutreten um die Sterne zu sehen, und brauchten auch nicht besorgt zu seyn daß wir den Fußboden beschmutzten. Unser Mobiliar bestand aus zwei Sätteln, zwei Decken, einer Bratpfanne, einem Kaffeetopf und zwei zinnernen Bechern. Es war aber auch alles was wir für einen einmonatlichen Aufenthalt, welcher den Anforderungen des Vorkaufs-Gesetzes entsprach, bedurften. Da ich an Handarbeit nicht gewöhnt war, hatte ich als Trophäe meiner Tagesarbeit Blasen an Händen und Füßen, und war so lahm und wund daß ich nur mit der größten Mühe Nimrod bei der Bereitung des Abendessens zu helfen im Stande war. Wir waren beide ungeschickte Köche. Das Mehl und Wasser, als wir versuchten Zwieback zu machen, verbrannte zu Asche, und der Schinken fiel uns ins Feuer. Ich hatte das Unglück mich auf eine glühende Kohle zu setzen, und Nimrod wischte eine in seine Tasche hinein.

Am nächsten Morgen trafen wir Anstalten, um den erforderlichen halben Acker abzuholzen und eine oder zwei Ruthen Einzäunung zu bauen. Als Antwort auf eine von mir gestellte Frage sagte Nimrod:

„I, sey doch nicht so grün! Das Gesetz verlangt ein Haus. Da steht es! Ha! Ha! Einen halben Acker abgeholzt und umbrochen.“

„„Wie sollen wir denn aber das Umbrechen machen?““

„Dafür will ich schon sorgen! Zwei Aexte und kräftige Arme können diesen Torf schon umbrechen, und eine Ruthe Zaun geht in einer eidlichen Erklärung eben so weit wie eine Meile.“

„„Aber wie sollen wir um das Speculiren herum kommen? Wir müssen schwören daß wir wirkliche Ansiedler sind, und nicht die Absicht haben das Land aus Speculation zu verkaufen.““

„Kümmere du dich nicht darum; ich bin es der das Land beansprucht, und ich werde auch das Schwören besorgen.“

Wir arbeiteten die ganze Woche hindurch beständig an unserm Lande. Kein Neger auf einer Plantage erduldete je mehr Mühsale und Entbehrungen.

Eines Abends, nach dem Essen, während wir an das Dach unserer Hütte gelehnt uns an einer Pfeife Tabak erfreuten, näherte sich ein seltsames, wild aussehendes Wesen, und ließ sich mit den Worten: „Wie geht's euch, ihr Fremden?“ ganz vertraulich bei uns nieder. Die Erscheinung des Menschen war nicht besonders einnehmend: langes, wirres Haar und Bart von der Farbe des rostigen Eisens, ein Rand von Filz auf dem Kopf (ehemals ein Hut), ein zerlumptes, schmutziges — sehr schmutziges — Hemd nebst dito Ueberziehhosen, und ein Paar einst gewesener Stiefeln. Der Ausdruck seines Gesichts war, kurz gesagt, der eines Henkers, so daß ich unwillkürlich nach meinem Revolver griff.

„Macht einen Claim, nicht wahr, Jungens?“

„„Ja.““

„Gewaltig hübsches Stück Holz, das da, Werth fünfundzwanzig Dollars der Acker, wenn's erst einen Cent werth ist.“

„„Ja, Herr!““ erwiederte Nimrod.

„Ich verkaufe das Viertel das an eures gränzt. Habe ein Halbes gerade da oben und noch ein Viertel auf der andern Seite da.“

„„Ihr müßt tüchtig darauf los geschworen haben, Fremder.““

„Ihr könnt mich nicht an der Nase herumführen, wenn's auf Beweisen ankommt. Ich kenne einen Burschen, der da unten, noch an der Linie, zehn Vierzigackerstücke auf einmal bekommen hat. Der machte es pfiffig. Alles was Ihr zu thun habt, ist daß Ihr gerade durch schwört, und ich möchte sehen ob Euch jemand molestirte! Thät er's, dann sollt' er verdammt plötzlich abziehen müssen. Dieß Klima würde nicht für ihn passen! Aber das ist's nicht was ich Euch sagen wollte. Es wird Unheil für Euch gebraut, und ich dachte ich wollt' Euch ehrlich warnen. Es sind da oben etliche Burschen, die Euch euren Claim weggreifen wollen. Sind verdammt wilde Gesellen, und wenn Ihr nicht abzieht, werden sie schlecht mit Euch umgehen.“

„„Sagt den Burschen,““ bemerkte ihm Nimrod, „„sie sollten nur zugreifen sobald sie bereit wären. Ich habe diesen Claim gemacht und will ihn auch halten.““

„Schon recht,“ sagte der Fremde, „hab' meine Schuldigkeit gethan, hab' Euch 'ne ehrliche Warnung gegeben. Könnt geben oder dableiben; mich kümmert's nicht.“

Damit wurden wir von der Gegenwart des Fremden befreit.

„Der alte Spitzbube steckt hinter der ganzen Geschichte,“ sagte Nimrod; „wir müssen uns auf Schwierigkeiten gefaßt machen.“

---

[1] „Einen Claim machen,“ oder „claimen,“ heißt ein solches Stück Congreßland in Anspruch nehmen, wie es dem wirklichen Ansiedler zusteht.

Mit großer Sorgfalt befestigten wir unsere Pferde in der Nähe der Thür der Hütte, oder vielmehr der Stelle wo eine Thür hätte seyn können, und untersuchten die Schlösser und die Ladung unserer Revolver, bevor wir uns zur Ruhe begaben. Nichts fiel vor während der Nacht.

Am nächsten Morgen waren wir von der Hütte abwesend, um Holz für die Einzäunung zu schlagen. Bei der Rückkehr fanden wir daß die „Zugreifer“ ihre Operationen begonnen hatten. Sie hatten alle unsere Lebensmittel bis auf den letzten Brocken und all' unser Kochgeschirr gestohlen.

Wir conjugirten das Zeitwort Fluchen durch, und fügten noch verschiedene Zeiten und Modus hinzu, die man in keiner Grammatik findet; aber das half uns nichts, wir mußten uns nach Lebensmitteln umsehen. Ich wußte den Weg nicht, und erklärte ich würde doch nicht allein in der Hütte zurückbleiben. Wir giengen deßhalb zusammen. Als wir gegen Dunkelwerden zurückkehrten, war unsere Hütte eine Masse rauchender Asche. Um jeden Zweifel über die Urheber dieser Schandthat zu beseitigen, wurden wir, als wir vor den rauchenden Trümmern anhielten, von einem Haufen verborgener Schurken mit Gelächter und Gespött begrüßt.

„Es hilft Euch nichts, Fremde,“ schrie einer: „Ihr seyd zweimal ehrlich gewarnt worden. Die nächste Warnung wird ein Strick oder eine Bleipille seyn. Wollt Ihr jetzt abziehen?“

„„Eher will ich Euch verdammt sehen!““ rief Nimrod empört und zog seinen Revolver. Ich that dasselbe.

Krach! fiel ein Pistolenschuß, und die Kugel pfiff höchst unangenehm an unsern Köpfen vorbei. Wir ließen augenblicklich unsere Pferde in den Schatten der Bäume zurücktreten, da es uns jetzt klar wurde daß die Hallunken uns zu ermorden beabsichtigten.

„Es ist den Schuften Ernst,“ sagte Nimrod. „Wir werden es aufgeben müssen; es sind ihrer zu viele für uns.“

„„Gibt es hier kein Gesetz um uns zu schützen““ rief ich aus.

„Lynch-Gesetz — kein anderes“ — lautete die Antwort Nimrods, „und ich denke wir werden in wenigen Minuten einen Geschmack davon bekommen. Sieh her! Dort kommen sie. Nimm deinen Mann aufs Korn, und dann reite um dein Leben!“

Als die Vorderstenen von der Bande in das Licht der noch glimmenden Trümmer kamen, feuerten wir. Zwei stürzten. Unter einem Hagel von Kugeln, Flüchen und Verwünschungen jagten wir davon. Es war eine wilde, halsbrechende Jagd durch das Holz hindurch. Unverfehrt erreichten wir die Prairie, zogen aber nicht eher die Zügel an als bis wir an der Thür der Hütte des Squatters angekommen waren.

Capt. John Palliser's Expedition im britischen Nordamerika.

Im Jahre 1857 wurde eine Expedition unter Palliser, Sullivan, Dr. Hector und andern nach den westlichen Gebieten des britischen Amerika abgesendet, um in den Felsengebirgen nach einem bequemen Paß für eine Eisenbahn oder eine Fahrstraße zu suchen, da schon vor der Entdeckung der Goldselder am Fraser Flusse ein Verkehrsmittel zwischen den pacifischen und atlantischen Theilen des britischen Amerika mehr denn je zum dringenden Bedürfnisse geworden war. Ueber die Ergebnisse dieser Expedition bis zum Jahre 1859 bringen Petermanns Mittheilungen, nach den Papieren die dem Parlament vorgelegt wurden, sehr genaue Darstellungen. Die bereisten Räume dürfen nicht als ungekannte Länder gelten, wir wissen ja daß die Pelzjäger seit länger als Menschengedenken die Felsengebirge alljährlich kreuzen. Auch wissenschaftliche Reisende sind des Weges gezogen, doch sind so genau unter jener Breite nie die Felsengebirge und ihre angränzenden Stufenländer durchforscht worden. Von Pembina, einem amerikanischen Gränzdorf, berührten sie den Mouse River, der später den Assiniboine bilden hilft. Dort fanden sie ein zu Tage tretendes Kohlenlager in 4 Bändern von 9, 10, 8 und 6 Zoll Dicke. Dieser Fund ist wichtig weil es in der Red-River-Colonie sehr an Brennstoffen fehlt. Leider mangelt noch jede Angabe über die Güte der gefundenen Kohle. Später berührten sie die Qui-Appelle-Seen, wo die Hudsons-bay-Gesellschaft ihren äußersten westlichen Posten in jener Breite (50° 20′ Lat. 103° 46′ W. Green.) unterhält. Der Raum zwischen diesem Posten und den Felsengebirgen war bis dahin noch unbekanntes Land. Als sie sich von dort dem Saskatschewan näherten, kamen sie durch das Herz des Büffellandes. Der Büffel genießt daselbst noch, wahrscheinlich nur auf sehr kurze Zeit, die Ruhe eines neutralen Raumes. Die Gegend ist nämlich der Schauplatz der „Kriegspfade“ zwischen den beiden großen rothen Nationen, den Crees (Schlangen) und den Schwarzfüßen. Deßwegen wagt kein anderer Stamm dort zu jagen, und die Ebenen sind daher mit Büffelheerden von Hunderten und Tausenden bedeckt, das Gras aber von ihnen bis auf den Boden kahl abgefressen als ob Heuschrecken darüber gezogen wären.

Den Saskatschewan lernen wir durch Palliser als einen Strom ersten Ranges achten. Der südliche Saskatschewan wird an Herrlichkeit dem Missouri verglichen, und man fand ihn für große Fahrzeuge noch schiffbar, obgleich der niedrigste Wasserstand im Jahr eingetreten war. Fort Pitt und Fort Edmonton, die beiden großen Pelzmagazine auf der Straße nach den Felsengebirgen, liegen am nördlichen Saskatschewan sechs Tagereisen auseinander. Dieser andere Arm des Stromes besaß bei Edmonton, also in seinem obern Laufe, noch eine Breite von 200 Schritt (Yards) und hatte sich sein Bett 160 Fuß tief in das Land geschnitten, zugleich aber an seinen Uferbänken drei bis vier übereinander liegende Kohlenschichten, darunter eine von 4 — 6 Fuß Mächtigkeit, entblößt. Leider sind diese fossilen Reichthümer wegen der geringen

Qualität der Kohle nicht so groß als es den Anschein hat, doch wird die Kohle im Fort Edmonton zur Heizung benutzt. Noch weiter aufwärts bei Rocky Mountain-House, wo der Saskatschewan noch eine Breite von 150 Yards besitzt, ist abermals Kohle reichlich verhanden.

Im Sommer 1858 wurden die Forschungen im Saskatschewangebiet und an den Felsengebirgen fortgesetzt. Bei den Lizzard-See und Eagle Hills (52° 18′ Lat. 107° 28′ W. Green.) ist die westliche Gränze der zweiten Stufe des Prairienlandes, welche durchschnittlich 2125′ über dem Meer liegt. Diese Ebenen sind reichlich mit erratischen Blöcken jeder Größe übersäet, Fragmenten aus den Gesteinen des Granitgürtels der vom Obern See nordwestlich nach dem arktischen Ocean verläuft, und aus dem Magnesia-Kalkstein, sowie den lederfarbigen Quarzfelsen der silurischen Formation, welche längs der ganzen Westflanke jenes Gürtels zu Tage treten. Im Westen der Eagle Hills wird der Boden von Holz so vollständig entblößt, daß man sich genöthigt sah Büffelmist zur Feuerung zu benutzen. Noch weiter westlich (etwa 110° W. Green.) beim Battle River stieß man auf eine räthselhafte geologische Erscheinung. Man begegnete nämlich in einer Höhe von 4000′ über dem Meer einer merkwürdigen Gruppe von Granitblöcken, die auf den Sandsteinschichten der Hochebene ruhen, und von solcher Größe sind daß ihr Gewicht bis zu 250 Tonnen (5000 Centner) beträgt. Ihr Ursprung ist schwer zu errathen, denn im Osten der Felsengebirge wird kein Granit angetroffen, sollten sie aber von dem Granitgürtel im Osten des Winnipeg stammen, so müssen sie mindestens 400 bis 450 engl. Meilen weit gewandert seyn, und dieß letztere ist deßwegen nicht wahrscheinlich weil im allgemeinen die Blöcke gegen Westen an Größe abnehmen. Am Battle River selbst stieß man wieder auf fruchtbares Acker- und Weideland, und zum erstenmal auf Fichten, seit man den Saskatschewan verlassen hatte. Das Holz der Prairien besteht nämlich in der Regel nur aus Pappeln und Weiden. Dieß haben die Indianer zu verantworten, welche sorglos bei jeder kleinsten Veranlassung die Prairien anzünden und dadurch Waldbrände veranlassen. Wenn eine Kriegsbande heimkehrt, oder ein einzelner Jäger durch Rauchsignale seinen Lagerplatz anzeigen will, wird stets das Gras angezündet. Natürlich kommt dabei das werthvolle Holz um, und an seiner Stelle sprossen nur Weide und Pappeln auf. Am Red Deer River (113° w. L.), einem wermuthlich linken Seitengewässer des südlichen Saskatschewan, stieß Dr. Hector auf die kohlenführenden Schichten, die er schon nördlich bei Edmonton angetroffen hatte. Hier waren sie so stark daß in einer Schicht von 20 Fuß Mächtigkeit volle 12 Fuß mit reiner Kohle gefüllt waren! An einer Stelle stand die Kohle in Brand und glühte an einer 300 Yards langen Wand, da durch das beständige Herabgleiten der obern lockern Massen, immer neue Theile der Kohlenschichten der Luft ausgesetzt werden. So lange sich die Indianer erinnern, ist dieses Feuer nie erloschen, welches die Luft auf Meilen in die Runde mit einem starken Schwefel- und Kalkgeruch erfüllt.

Am 4 August traten Pallisjer und Sullivan die eigentliche Erforschung der Gebirgspässe an, und erreichten am 8ten den 49sten Parallel oder die Gränze der Vereinigten Staaten, kehrten aber dann wieder nach Norden zu dem Old-Bow-Fort zurück. Am 18 August wurde aufgebrochen um den „neuen" oder den Kananaski-Paß über die Felsengebirge zu untersuchen. Man folgte zunächst dem Old-Bow-River, setzte nach Süden über und erreichte durch eine Schlucht den Kananaski. Am 21sten passirte man zwei Seen von zwei Meilen (engl.) Länge und einer Meile Breite. Der Pfad windet sich durch eine Felsenschlucht zwischen schwindelhohen Bergen durch, doch stößt man auf keine anderen Hindernisse als umgestürzte Bäume. Diese Verwüstung der Wälder rührt von großen Bränden her, die vermuthlich meistens durch Blitzschläge entstehen. Am 22sten überschritt man die Paßhöhe, die 5985 Fuß beträgt, also nicht sehr hoch über der Prairie (durchschnittlich 4000′ absol. Erh.) am Rand der Felsengebirge liegt. Der Abfall auf der andern Seite war aber so steil, daß man zum erstenmal absteigen und die Pferde an der Hand über lockere und eckige Felsstücke einen 960′ hohen schrägen Abhang hinabführen mußte, wo man ein Seitengewässer des Kootanie, eines Nebenflusses des Columbia, erreichte. Mehrere Tage lang gieng der beschwerliche Marsch durch halb verwüstete Wälder, bis man am 27sten Columbia Portage erreichte. „Hier sah ich mich, erzählt Pallisjer, nach dem Columbia um, und nachdem ich mehrere Berge vergebens erstiegen hatte, fand ich mich plötzlich am Ufer des Sees aus dem der Columbia entspringt." Der Fluß kommt nämlich aus dem südlichen Columbia-See (50° 7′ Lat., 115° 50′ W. Green.), ehe er den nördlichen See durchströmt. Der Eingang des Passes liegt unter 51° 5′ nördl. Br. und die pacifische Mündung hat am 50sten Parallel. Die Richtung des Pfades geht von NNO. nach SSW., kreuzt also den Gebirgsstock in sehr spitzen Winkeln. Pallisjer kehrte nicht durch diesen, sondern durch einen südlicher gelegenen Paß, den wir sogleich näher kennen lernen werden, über das Gebirge zurück. Dieser Paß heißt nach einem dortigen columbischen Indianer-Stamm der Kootanie-Paß, allein die Kootanies benutzen ihn nie, weil sie weiter südlich, aber auf dem Unionsgebiet, einen viel bequemeren Paß kennen. Pallisjer bemerkt nur daß der höchste Rücken sehr beschwerlich zu besteigen und hinter ihm noch ein zweites Querjoch zu kreuzen war.

Dieser Paß ist ganz genau von Capitän Blakiston untersucht worden, der streng genommen nicht zu Pallisers Expedition gehörte. Er war mit vier Indianern am 12 August von Old Bow Fort aufgebrochen und am Rande der Felsengebirge gegen Süden gezogen. Auch er klagt über die Verwüstung der Wälder als das größte Hinderniß des Reisens. Der Kootanie-Paß wird durch den Belly-River geöffnet, dessen Bett am Gebirgsrande 4024′ über dem Meer liegt. Am 20 August erreichte man den Eingang des Kootanie-Passes 49° 34′ Lat. oder 40 engl. Meilen nördlich von der Gränze, und folgte dem linken Flußufer des Belly in westsüdwestlicher Richtung. Der Weg, der sich auf einer grasigen Uferbank hinzieht, ist bequem. Am nächsten Tag aber gieng es durch dichten Wald einen Seitenbach aufwärts, der zuletzt in einem

Wasserfall endigte. Von da ab stieg man rasch, bis man zwischen Zwergbäumen die Zone der Felsen und Alpenpflanzen erreichte. Wenige Schritte weiter befand man sich am Abhang nach dem Flathead-River, einem Nebenflusse des Columbia, hatte also die Wasserscheide nach dem stillen Meer überschritten. Nach dem Barometerstand hatte man nach fünfstündigem Steigen vom Lagerplatz (4100′ über dem Meer) eine Höhe von 5960 engl. Fuß (also nicht ganz 2000 Fuß) über den Prairien gewonnen, und mußte jetzt in das Thal des Flathead bis auf 4500′ hinabsteigen, wo man übernachtete. Am nächsten Tag gieng man den Flathead wieder aufwärts bis zu seinen Quellen. Der Pfad führt von dort im Zickzack einen messerähnlichen Rücken hinauf, auf dessen Höhe (6400 Fuß) man eine Uebersicht über das Gebirge genießt. Die Berge und Bergzüge besitzen sehr geringe Höhenunterschiede, und nur ein einziger Gipfel, von Blakiston Mount Gould genannt, erhob sich etwa 1000 Fuß über die Kammhöhe. Diese selbst schied zwei Seitengewässer des Columbia, und bestand aus demselben harten grauen Sandstein den man am Fuße der Felsengebirge im Osten überall antrifft. Granit kam nirgends zum Vorschein. Das Herabsteigen auf einem Pfad im Zickzack war anfangs sehr beschwerlich, wurde aber dann bequemer, und die Tagesreise endigte in einem columbischen Walde. Der Wechsel in dem Pflanzenwuchs verkündigte sich bei 5000 bis bei 3000′ Erhebung durch das Auftreten einer regelmäßig gewachsenen Ceder (Juniperus occidentalis), dann einer neuen Kiefernart, ferner Pinus Banksiana, Balsampappeln u. s. f. Dieser Paß mündet östlich 18 M. vom 49sten oder dem Gränzparallel, und seine Länge beträgt 47 engl. Meilen. Seine allgemeine Richtung geht von Nordost nach Südwest, er schneidet also die Achse des Gebirges fast rechtwinkelig. Was den Bau der Eisenbahn betrifft, so würde sie durch den Kootanie-Paß in der kürzesten Linie die pacifischen Besitzungen erreichen. Die Höhe der Ebenen am Fuße des Gebirges beträgt am westlichen Abhang 4000, am östlichen etwas mehr als 3000 Fuß, also hat die Eisenbahn 2000 Fuß zu steigen und 3000 Fuß zu fallen. Durch das Joch der Wasserscheide schlägt Blakiston vor einen 5 engl. M. langen Tunnel zu bohren, und sodann die Eisenbahn am Flathead hinauf mit einer Steigung von 1 : 150 bis zu einem Joch von 5100 Fuß Höhe zu führen. Dann aber hat die Bahn 1900 Fuß auf 10 nautische Meilen zu fallen, wo Blakiston stehende Maschinen sich angewendet denkt. Vom Obern-See bis zur Red-River-Colonie sind 320, von dort bis zum Kootanie-Paß 700; dieser Paß selbst 40, und von seinem Ausgang bis zum östlichen Ocean 300 nautische Meilen; die muthmaßliche Länge der Eisenbahn würde sich aber bis auf 2300 engl. Meilen ausdehnen! So verliert sich das Project noch in eine blaue Zukunft, denn bis jetzt wohnen auf dieser Strecke kaum etliche hundert Europäer. Hart über der Gränze (48° 55′ Lat.) liegt ein Platz der auf den Karten Fort Kootanie mit großen Buchstaben geschrieben steht. Es finden sich dort zwei winzige Blockhäuser und eine Capelle, welche erstere im Winter von Pelzhändlern bewohnt werden. Dort ist ein Lager der Kootanies, eines Stammes von erbärmlichem Ansehen, der ganz nackt einhergeht. Fast alle sind getaufte Katholiken, und halten eifrig ihre Gebetsstunden, zu denen sie mit einer Handglocke gerufen werden. Einer von ihnen beglückt dann die Gemeinde mit einer Predigt. Sie bauen ein wenig Erbsen und Weizen, welche letztere Getreideart 2500 F. über dem Meer gut gedeiht, und nähren sich außerdem von Beeren, einer süßen Wurzel, Kirschen und von dem Sasketoom der Crees, einer nicht näher beschriebenen köstlichen Frucht. Ihr Reichthum besteht in Pferden, deren sie eine größere Anzahl als irgend ein anderer Stamm besitzen. Die Ebenen am pacifischen Abhang sind ihr eigentliches Revier, doch ziehen sie im Frühjahr und Herbst auf die Büffeljagd über das Gebirge. Dazu benutzen sie einen südlich gelegenen Paß, welchen Blakiston den Boundary-Paß genannt hat, und nach dem er am 2 Sept. aufbrach. Das erste Nachtlager wurde auf 4070 F. Höhe aufgeschlagen. Bald nachher am andern Morgen stieg man über eine Reihe Terrassen in das Thal des Flathead hinab, den man 25 Meilen südlicher als auf dem Hinweg kreuzte. Dieser Theil des Passes liegt aber noch eine halbe Meile südlich von der Gränzlinie. Am 5 Sept. fiel Schnee, der die Berge in ein weißes Gewand hüllte. Am nächsten Tag erreichte man wieder britisches Gebiet, erstieg dann eine steile mit Schnee bedeckte Höhe, kletterte in eine dicht bewaldete Kluft hinab, und zog durch dichten Wald, und später durch tiefen Schnee nach der Wasserscheide hinauf. Der Kamm liegt 6030′ über dem Meer, und auf der andern Seite führt ein ganz schlechter Zickzackweg einen steilen Abhang hinab. Am 7 Sept. erreichte man wieder die Saskatschewan-Ebenen, und zwar 6 Meilen nördlich von dem Gränzparallel. Blakiston macht absichtlich keine genauern Angaben über diesen Paß, weil er erstens zum Theil auf amerikanischem Gebiet liegt, und zweitens weil er ihn zur Anlage einer Eisenbahn für ungünstiger hält als den Kootanie-Paß.

Einen dritten und allem Anschein nach den besten Uebergang fand Dr. Hector, der am 11 August von Old-Bow-Fort aufbrach. Dem Bow-River selbst folgte er 11 Meilen weit aufwärts. Diese erste Strecke des Thales, die mit einem See endigt, durchschneidet fünf parallele Bergketten rechtwinkelig. Die zweite Strecke endigt bei dem jähen Cascade-Berg (51° 9′ Lat.), der sich 4521′ über das Thal erhebt. Von dort durchschneidet das Flußthal die Sawbacklette abermals rechtwinkelig, und führt dann unter 51° 11′ zum Eingang des Vermillion-Passes. Am 20 Aug. setzte Dr. Hector über den Bow-River nach Süden und erstieg die nur 940 Fuß über dem Thal gelegene Wasserscheide. Oben stieß man auf einen See, der einen tobenden Bergstrom, den Anfang des Vermillionflusses, nach dem pacifischen Abhang sendete. Die Wasserscheide liegt im Sattel zwischen zwei Schneebergen unter 51° 9′ Lat. Der Vermillion fällt auf seinem 40 Meilen langen Laufe 1227 Fuß, so daß er bei seiner Vereinigung mit dem Columbia 383′ niedriger liegt als Old-Bow-Fort. Eine Fahrstraße durch sein Thal könnte ohne Schwierigkeit hergestellt werden, denn die Neigung beträgt durchschnittlich 40 Fuß auf die Meile (1 : 135) und die Abwesenheit steiler Strecken

auf dem atlantischen wie auf dem pacifischen Abhang empfiehlt diesen Paß ganz vorzüglich, der um 1000 Fuß niedriger liegt als die beiden südlicheren Uebergänge.

Die weiteren Untersuchungen des Dr. Hector, der zwischen den Hauptketten der Felsengebirge gegen Norden vordrang, führten ihn am Kicking Horse River hinauf bis zur Quelle des Bow-River, wo unter 51° 40′ eine Wasserscheide von 6347′ überschritten wurde. Sie trennt nur den Bow-Fluß von dem Little Fork, beides Seitengewässer des atlantischen Saskatschewan. Dieses Thal ist aber merkwürdig durch seine großartige Alpennatur, Gletscher, Eismeere und Gletscher-Seen, sowie zwei der höchsten Berge, Mount Murchison und Mount Balfour, die sich dort gegenüberstehen. Die Indianer erklärten den Murchison für den höchsten Berg der Felsengebirge. Dr. Hector fand ihn 15,789′ hoch, kann aber nicht entscheiden ob Mount Brown oder Mount Hocker der Felsengebirge nicht höher sind. Sonst ist übrigens Mangel an auffallenden Berggipfeln im ganzen Gebirge. Das Thal des Little Fork öffnet sich nach den Quellen des nördlichen Saskatschewan, durch welches Dr. Hector seinen Rückweg antrat.

Miscellen.

H. Kieperts neuer Handatlas. Das verflossene Jahr hat den schönen Atlas bis zur 8ten und 9ten, also bis zur vorletzten Lieferung gefördert. Diese beiden Hefte enthalten meistens Detailkarten, nämlich: Deutschland, nordwestliches Deutschland; Pommern und Preußen; südwestliches Deutschland; Böhmen, Mähren, Oesterreich; Galizien, Ungarn und die Nebenländer; östliche Alpenländer. Es fehlt diesen Blättern nicht an topographischem Detail, sondern sie sind geradezu damit bedeckt, weil das topographische Detail bei solchen Specialkarten unbedingt gefordert werden muß. Die Schrift ist trotzdem klar geblieben und strengt das Auge selbst bei längerem Gebrauch nicht an. Besonders gelungen ist das Blatt des südwestlichen Deutschlands, dagegen beinahe verwaschen und schwer leserlich die Karte von Böhmen, Mähren und Oesterreich. Als höchst instructiv läßt sich die Darstellung der österreichischen Ostprovinzen als ein Ganzes bezeichnen. Hier ist auch die neuere Eintheilung Ungarns in fünf Verwaltungsbezirke und die Woiwodschaft angegeben, die alten Comitatsgränzen aber nicht vergessen worden. Die Terrainzeichnung der „östlichen Alpenländer" ist ein Seitenstück zu der gelungenen Karte der Schweiz. Endlich folgt noch eine Karte von Südamerika. Dieser Continent ist etwas stiefmütterlich in dem Kartenwerk behandelt, im Vergleich zu seinem nördlichen Bruder, der freilich weit wichtiger ist. Mit der zehnten Lieferung wird der neue Handatlas vollendet seyn, der unbedingt mit sehr wenigen Ausnahmen die Zwecke, denen er dienen will, befriedigt, ein Muster an Geschmack und Sauberkeit ist, und durch die glückliche Anwendung neuer graphischer Hülfsmittel einen Fortschritt in der darstellenden Länderkunde bezeichnet.

*

Zur Statistik des Seidenbaues in Frankreich. Vor dem Jahr 1789 erzeugte Frankreich alljährlich 6,500,000 Kilogramme Seiden-Cocons; während der Revolution sank das Erzeugniß auf 3,600,000 Kilogr., unter dem Consulat erhob es sich wieder auf 4,200,000 Kilogr., unter dem Kaiserreich stieg es auf 5,200,000 Kilogr., und wuchs fortan bis 1853. Im Jahr 1830 belief sich das Erzeugniß auf 11 Millionen Kilogr.; im Jahr 1840 auf 15 Millionen Kilogr. Von 1846 bis 1853 schwankte es zwischen weniger und mehr als 20 Millionen; endlich im Jahr 1853 erreichte das Erzeugniß seine größte Höhe mit 26 Millionen Kilogr. Von dieser Zeit an gieng es (der Seidenwürmer-Seuche wegen) rasch abwärts, und es sank im Jahr 1855 auf 7,500,000 Kilogr. Im Laufe der letzten Jahre betrug der Mittelpreis für das Kilogramm Cocons 8 Francs, während er vor der Revolution 2 Fr. 50 C. gewesen war. Die Zahl der Webstühle belief sich im Jahr 1780 auf 15,000: während der Revolution auf nur 3000; im Jahr 1805 auf 8000; 1811 auf 11,000; 1820 auf 22,000; 1846 auf 47,000, und endlich 1855 auf 72,000. (Athenäum.)

*

Muhammedanische Gebete. Beim Gebrauch der Zahnbürste wird gesprochen: „Mein Gott, wie ich nun meine Zähne reinige, reinige mich gnädigst von meinen Fehlern. O Herr, möge die Reinheit meiner Zähne für mich ein Pfand der Weiße[1] meines Gesichts am großen Gerichtstage seyn!"

Beim Ausspülen des Mundes. „Mein Gott, schenke deine Huld dem Muhammed und seiner Familie. Mein Gott, schenke mir deine Gnade bei dem Lesen des Korans, beim Aussprechen deines Lobes. Hilf mir daß ich immer meinen Dank für deine Wohlthaten möge kund werden lassen, und leite du selber meine Anbetung."

Beim Waschen der Nasenlöcher. „Mein Gott, dufte mich ein in den Wohlgeruch, in den guten Geruch des Paradieses, wenn du mit mir zufrieden bist."

Beim Waschen des Kopfes. „Mein Gott, bedecke mich mit deiner Barmherzigkeit, und rette mich aus der dem Gottlosen bestimmten Qual. Breite über mich aus deine Segnungen und laß mich unter dem Schatten deines Thrones ruhen."

(Aus le Coran, par Savary, Paris 1829), ebenso auch die zwei folgenden Gebete.

Beim Waschen der Ohren. „Mein Gott, nimm mich auf unter diejenigen welche dein Wort hören und ihm treulich folgen. Mein Gott, laß mich eines Tags die Einladung zum Eintritt ins Paradies vernehmen."

Beim Waschen des Halses. „Mein Gott, befreie meinen Hals vom Feuer! Mein Gott, erlöse mich aus den Ketten und Banden!"

[1] Die welche verworfen werden denkt sich der Muhammedaner schwarzen Gesichts.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. Augsburg, 26 Februar 1860.

Lola Montez in Californien und den östlichen Vereins-Staaten.

Unter den vielen Künstlern und Künstlerinnen welche Californien, dieses neue Eldorado, anzog, befand sich auch Lola Montez. Ihr vorangegangen war Henri Herz, Katharina Hayes, Anna Bishop und andere Notabilitäten, und hatten eine goldene Ernte davongetragen; doch während die Entree zu der ersteren Concerten 10 Dollars per Billet war, fand Lola schon den Preis auf 2 Doll. fürs Parterre und 3 Doll. fürs Parquet reducirt, sowie ein in Terpsichore's Kunst durch die Monplaisirs, Thierrys und Ravels verwöhntes Publicum. [1]

Nach ächter Yankeemanier ward Lola's Erscheinen auf californischem Boden durch ein Werk poussirt (puffed), welches ihr Leben und Treiben in München auf groteske Weise porträtirte, und die schnell in Tausenden von Exemplaren vergriffene Ausgabe brachte einen der Schauspieldirectoren San Francisco's auf die Idee dieß Opus dramatisiren und diese „Lionne" in ihrer eigenen Rolle auftreten zu lassen. Obgleich dieß in wenigen Tagen fabricirte und ebenso rasch einstudierte Drama auf keinen dichterischen Werth Anspruch machen konnte, so gieng es doch mit ungeheurem Applaus über die Bühne; Lola erschien als Befreierin Bayerns vom ultramontanischen Joche, König und Königin umarmten ihren Schutzgeist, und umhiengen sie mit den identischen Diamanten, welche Ludwig I der Gräfin Landsfeld seiner Zeit verehrt hatte. Adel und einige sehr carikirte deutsche Barone und Grafen — welche ihren historischen Namen behielten — erschienen als abgewiesene Liebhaber, und die Münchner Studenten lieferten den Stoff zu einem tragischen Schlusse mit großer Scenerie des brennenden Hauses, aus welchem Lola flüchten mußte.

Auch als „Lady Teazle" in Sheridans „Lästerschule" und ähnlichen Charakteren bewahrte Lola Montez ihr wirklich dramatisches Talent, welches sie später auch in spanischen und italienischen Nationaltänzen leuchten lassen wollte. In diesem Fach vermochte sie aber nicht sich gleiche Loorbeeren zu erwerben, ihr berühmter Spider-Dance (Tarantela), worin sie ihr Röckchen lüftend mit dem Parterre coketirte, ward mit schallendem Gelächter aufgenommen, worauf sie erbost aus Proscenium trat, und jeden aufforderte das Haus zu verlassen welcher nicht mit ihrer Tanzart zufrieden sey. [1] Dem

[1] Katharine Hayes ließ sogar die besten Plätze in ihren Concerten unter den Hammer bringen, wodurch ihren Anbetern (oder auch wohl auf Renommé bedachten Hut- und Schmuckern) Gelegenheit geboten wurde, ihren Namen mit dem Kaufpreis des Billets von 300—500 Doll. in den Zeitungen figuriren zu sehen; gleich dem Nero-Hexler Hutmacher, welcher zu Jenny Linds Concert sogar 1150 Doll. für ein solches Billet (Orchester seat) zahlte. Nachdem diese Künstler San Francisco ausgebeutet hatten, zogen dieselben meistens auf eine Kunstreise ins Innere, wo außer Sacramento noch kein Ort ein Theater besaß. Das Orchester ward von San Francisco mitgenommen, eine Scheune passend eingerichtet, an deren Eingang der Agent mit der Goldwage Platz nahm, den als Entree gehobenen Goldstaub abwägend, denn Scheidemünze war damals noch sehr selten. Anschaulich erzieng es Anna Bishop im Innern Mexico's, wo Stückchen Seife das gewöhnliche Tauschmittel waren, und ihr am nächsten Morgen ein ganzer Sack dieser originellen Münze vom Schatzmeister zugestellt wurde als Ergebniß eines Concerts. So erhielten Künstler welche von San Francisco weiter nach Australien reisten, und auf einzelnen Inseln des stillen Oceans ihre Talente leuchten ließen, Körbe voll von Früchten, Muscheln und hölzernem Schnitzwerk, jedenfalls annehmlichere Gaben als — Eeise.

[1] Mlle Hauser, der ungarische Violinist, welcher damals seine Concerte in San Francisco gab, schilderte diese Scene in seinen „Wanderungen eines Künstlers" auf eine pikantere, aber leider nicht wahre Weise, indem er sie — im Lola Montez Styl — mit der Reitgerte dem unbandbaren Parterre drohen läßt. Bei Hausers Matinées Musicales (wo er sich bei Kunstkennern als guter Quartettspieler größere Anerkennung erwarb als durch seine Nachahmung Paganini's, des Zweitschernys der Vögel ꝛc.), hatte ich mehreremale Gelegenheit Lola zu sprechen, und folgte mit vielem Vergnügen ihrer interessanten Conversation, welche sie mit gleicher Leichtigkeit in englischer, französischer, deutscher und spanischer Sprache führte. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch einer Anekdote Hausers erwähnen, welche sich zu einem trefflichen Bilde für Münchens Künstler eignen würde. Als derselbe nämlich auf Tahiti vor der Königin Pomare und ihrem tättowirten Ministerium seine schönsten Laute ertönen ließ, ohne auch nur ein Beifallslächeln erringen zu können, versuchte er einen théâtre-coup, den er im Schweiß seines Angesichts ausführte, und welcher denn auch den besten Erfolg hatte: er ließ während des Spieles nämlich drei seiner Violinsaiten springen, stimmte dann auf der G-Saite das Kreischen der Papageien, sowie das Grunzen der Schweine nach, und erfreute dadurch das Königliche Herz. Ein neuer Beweis, wie oft geringe Mittel die größten Resultate erzielen!

ihr im Ganzen geschenkten Beifall begegnete sie durch extemporirte Reden voll Witz und Geist, auch durch Benefizvorstellungen zu Gunsten der Spritzencompagnien, welche durch San Francisco's „fashionable" Jugend repräsentirt werden, und deren tausend Mitglieder sie in den Himmel erhoben; desgleichen wußte Lola — zur Einweihung verschiedener neuer Locale eingeladen — den Queue im Billard zu schwingen und die erste Kugel auf einer Kegelbahn zu werfen, eine Goldgrube für sie und die Entrepreneurs. Von den besseren deutschen und englischen Familien ausgeschlossen, fand Lola indeß nur in den mexicanischen Häusern als „Spanierin" Aufnahme, während ihr Hofstaat aus Junggesellen aller Nationen bestand. Alle diese Huldigungen scheinen übrigens keinen großen Eindruck auf sie gemacht zu haben, bis Lola — vielleicht durch den kräftigen Haarwuchs bestochen — einem langbärtigen amerikanischen Redacteur am Altar die Hand reichte, welcher bei seiner Ankunft in Californien geschworen, ihn solle kein Rasiermesser berühren bis er sein Glück gemacht habe.

Mit der Kunst ganz abschließend, verließ Lola San Francisco, um in der rauhen Minengegend die süßen Flitterwochen zu verleben. In Nevada, am Fuß der Sierra, baute sie ihre Hütte, ein zahmer Bär war ihr Beschützer, ein niedlicher Blumengarten ihr kleines Paradies. Dort weilte sie mehrere Jahre, doch nur kurze Zeit mit ihrem Angetrauten, welcher den Laufpaß erhielt. [1] Ein deutscher Arzt, adeliger Abkunft, obgleich nicht adeliger Gesinnung, ward mit Lola's Liebe beglückt, und als eine fürchterliche Feuersbrunst ihr Haus mit der ganzen Stadt einäscherte, ließ sie dasselbe von neuem und schöner wieder aufbauen als ob sie ewig dort weilen wolle. Ihr Gemahl, ein leidenschaftlicher Jäger, in dessen Gesellschaft Lola manchen Hirsch, Antilopen, ja Bären erlegt haben soll, hatte das Unglück sich auf einer dieser Jagden zu erschießen, und mit seinem Tod scheint eine ernstere Stimmung über sie gekommen zu seyn; Lola verließ die ihr jetzt verlebte Stätte, gab eine letzte Umarmung ihrem „Grisly" (Name des grauen californischen Bärs) und kehrte nach San Francisco zurück, wo sie für 10,000 Dollars ihre Diamanten in Auction verkaufen ließ, und sich nach New-York einschiffte.

Alle ihr dort gemachten Offerte zu Engagements zurückweisend, widmete Lola in New-York ihre Talente einem neuen Felde, für welches seit Jahren sowohl in England wie in den Vereinigten Staaten eine wahre Manie herrscht — den Vorlesungen. Die Ansprüche welche dort an einen „Lecturer" gemacht werden, sind sehr groß: ein schönes Organ, ein interessantes Thema, eine gedrungene, geistvolle Behandlung des Gegenstandes, und vor allem eine gewisse Lebendigkeit des Vortrags, die den Zuhörer hinzureißen vermag, sind die Haupterforderniße eines Vorlesers. Alles dieß wußte Lola Montez zu vereinigen, und obgleich ihr Publicum wohl ein anderes als das von Dickens, Thackeray, Bayard Taylor ꝛc., fo errang sie nicht nur in New-York, sondern auch später in England ungetheilten Beifall. — Ob sie nun den Stoff selbst behandelt, oder ob einer ihrer vielen Anbeter (unter denen Schriftsteller den ersten Rang einnahmen) diese Sorge übernommen, lasse ich dahin gestellt seyn; die Macht der Presse kennend, begünstigte Lola besonders die Zeitungs-Redacteure, und durfte dann wohl auf Reciprocität rechnen. — Jedenfalls kann ich nicht umhin ein paar dieser Vorlesungen im Auszuge mitzutheilen — ein Versuch welcher der Wirkung eines geistvollen Vortrags natürlich sehr nachstehen muß, allein doch hinreichen dürfte eine Idee ihrer Behandlungsart des gewählten Gegenstandes zu geben. Ich wähle zu diesem Zwecke zuerst eine Vorlesung über „Galanterie," ein Feld auf welchem Lola Montez anerkanntermaßen die tiefsten Studien zu machen Gelegenheit hatte.

Ihre Vorlesung begann damit daß dieses Thema — die Geschichte der Galanterie — uns zurückführen muß in die Tage der Schöpfung, denn ihrer Meinung nach konnte der erste Mann nichts beßeres thun als seiner Frau den Hof machen, zumal da sie die einzige ihrer Art war. So war in der griechischen Mythologie das Leben des großen Zupiter fast nur eine Geschichte seiner Liebes-Abenteuer, welche ihn bald die Form eines Hirten, bald die eines Stieres oder Schwanes annehmen und als goldener Regen erscheinen ließen. Seitdem zählt Zeus Millionen seiner Schüler, unter den Sterblichen, Heiden wie Christen. — Im Leben der größten Philosophen und Generale — Alcibiades, Demosthenes, Cicero, Alexander und Napoleon — spielt „Galanterie" eine bedeutende Rolle. Das achte und neunte Jahrhundert war die Periode des Ritterthums und der wahren Liebeskunst, wo die Tapferen schworen die Frauenrechte zu vertheidigen und zu sorgen „daß den Wittwen kein Unrecht geschehe." (Applaus.) Wer damals eine Lanze brechen konnte ohne eine Schöne zu gewinnen, galt nur für einen halben Mann. Frauen-Verehrung ward in jenen Tagen mit lächerlichem Ernst getrieben, und Flatterhaftigkeit würde als Impietät verdammt worden seyn. Es war in jenen Zeiten daß eine Dame von ihrem Ritter sagte, als er auf dem Turnier seine Ehre überlebte: „Ich würde ihn todt inniger geliebt haben als lebendig;" während eine andere auf eine Aeußerung daß ihr Ritter häßlich sey, bemerkte: „Er war so tapfer, so edel, so brav, daß ich nie Zeit hatte ihm ins Gesicht zu sehen." (Applaus.) Die Geschichte jener Zeit mit ihrer noblen, aufopfernden Liebe illustrirte die schöne Leserin durch Citate aus den Erzählungen und Liedern der Minnesänger, dem traurigen Schicksale von Cabestra und Margarita, der Geschichte von Madame de Tourais, sowie Perez Regels Zuneigung zur schönen Emilie Garde, der Tochter des Wiscount Emmeric.

Sie bezeichnete darauf die Dichtkunst unter Charles II von England als den Verfall des wahren Ritterthums und der Galanterie, indem sie aus Sir Thomas Carew's Dichtungen die folgende Zeile citirte:

---

[1] Ein Ehescheidungsproceß ist in den Vereinigten Staaten rasch beendigt; kalte Füße, rheumatischer Husten und ähnliche Uebel haben oft hingereicht dieß Ziel zu erreichen, zumal wenn die schöne Hälfte der klagende Theil ist, und unwiderstehlich, wenn pecuniäre Mittel die Klage unterstützen. Obiger Redacteur scheint übrigens sein Schicksal mit Gleichmuth ertragen zu haben, denn mit gefüllter Börse schiffte er sich in San Francisco nach dem Osten ein.

„In her fair cheeks the dimples lie,“ Lola schildert darauf Louis XIV als einen „Galant“ und zwar als den galantesten Monarchen der je gelebt, indem sie die Namen der hervorragendsten Damen seines Hofes citirte. — Sie sagte ferner daß nur noch in Spanien ein Schatten wahrer Ritterlichkeit und Galanterie fortbestände, indem sie die Studenten à la Raleigh ihre Mäntel auf den Boden werfen sah, um den Damen ihres Herzens als Teppich zu dienen. Weder in England noch in Frankreich könnte man jetzt eine Spur wahrer Galanterie entdecken. In Frankreich wäre dieselbe zu flatterhaft, unbeständig und unaufrichtig, während sie in England in „Flirtation“ (Coquetterie) ausgeartet sey. Sie glaubt John Bull sey plötzlich erwacht zu dem Bewußtseyn daß „Geldmachen“ (money making), wie es an dieser Seite des atlantischen Meeres so leicht ist, ein edlerer Beruf sey, und wenig fehlte, so würde er ein verschimpfter (shrewd), sparsamer, rastlos zusammenscharrender Yankee werden.“ (Allgemeines Gelächter.) „Ein Geschäfts-Volk (business-people) hat keine Zeit zur Galanterie; es baut Eisenbahnen, Telegraphen-Linien, Dampfschiffe und lebt nur in Finanz-Problemen! — Und dennoch hat es eine Art des Courmachens, welche indeß nur den Namen „Coquetterie“ verdient; die Liebeserklärungen der Männer solchen Volkes sind fade, flatterhaft und unaufrichtig. (Beifall.) Der moderne „Galant“ fliegt, um den geringsten Wunsch seiner Dulcinea zu erfüllen, er wird es gleich ausfinden wenn ihr Anzug sie kleidet, er wird den Stoff und den Schnitt bewundern, ihr zuflüsternd daß alle Damen sie beneiden. (Gelächter.) Sollte die Dame nicht charakterfest (strong-minded) seyn oder die Arglist der Welt, wenigstens die Künste der Männerwelt kennen, dann können solche Listen leicht Früchte tragen.“ (Allgemeines Gelächter, namentlich von Seiten der Herren.) „Doch ihr Geschlecht möge als Entschuldigung dienen, zumal wenn sie gelehrt worden daß Schönheit das einzige Capital ist womit sie ins Leben zu treten hat.“ „Ich weiß, fuhr sie fort, „daß das allsehende Auge mit Mitleiden herabblicken wird auf die Scenen der Täuschung und Verführung welche diese Art von Galanterie auf den Pfad armer thörichter Weiber legt. Selbst Lord Chesterfield hat schamloser und impertinenter Weise einst geschrieben: „Ich gestehe dir im Geheimen daß meine Eitelkeit mich oft verführt hat, und mich die größte Mühe nehmen ließ Frauen den Hof zu machen, und um ihre Liebe zu werben, für deren Person ich nicht eine Prise Tabak gegeben haben würde.“ (Gelächter.) „Aber dieß ist ein Spiel wenn nicht eine Kunst, worin Frauen vielleicht noch mehr bewandert sind als Männer.“ (Allgemeines Gelächter und Applaus.) „Ich kenne manche Männer,“ sagte sie, „welche sich einbildeten eine Schönheit erobert zu haben, welche in Wahrheit keine Prise Tabak für drei Aker solcher Männer geben würde. Diese modernen Liebhaber werden schwören, sie lieben zum Rasendwerden, ja den Boden, welchen der Fuß der Schönen betreten, daß sie Nachts von ihrer Herzensdame träumen und Tags an sie denken, daß ihre Augen die Sterne ihres Himmels, ihre Liebe der einzige Trost ihres Lebens sey. Nun dieß ist recht hübsch, meine Damen, allein es ist eine abominable Lüge! — Es ist eine Falle, um Thörinnen zu fangen!“ (Gelächter.) „Kein Mann der wirklich liebt wird sich so gebärden; wahre Liebe ist schüchtern, sie gebiert natürliche Bescheidenheit, Zurückhaltung und Achtung, sie wird nie der breiten, unverschämten Sprache der Schmeichelei den Ausdruck leihen.“ (Beifall.) „Die Damen brauchen nicht zu fürchten daß ein Mann welcher auf jene Weise den Hof machte, sich das geringste zu leid thun, oder eine Kugel durch den Kopf jagen werde.“ (Beifall und Gelächter.) „In Polen ist man zwar so galant daß ein Damenschuh bei Tische die Runde macht, damit die Herren daraus trinken, aber sie wählen sicher nur den einer Dame mit kleinem Fuße. Ferner erinnere ich mich daß dort eine Gesellschaft Herren zwei Stunden während eines Sturmes ritten, damit ihre ausgebreiteten Mäntel einer Dame Schutz gewähren möchten. Ich hoffe die Zeit wird nicht fern seyn wo Polen sein Recht werden wird, denn wenn Gottes Gericht nicht von der Erde geschieden, so muß dieß unglückliche und unterdrückte Volk einst seinen Platz wieder einnehmen unter den Nationen der Erde.“

Auch von Kaiser Nikolaus und seiner Frau sprach sie, seine Liebe zu ihr lobend, und bemerkend daß sie, trotz seiner bekannten Galanterien, weise genug war ihn nie mit Eifersüchteleien und Vorwürfen zu verfolgen. Am längsten sprach sie von König Ludwig von Bayern, seine Verehrung der Künste und platonische Liebe rühmend, indem sie bemerkte daß Naturen welche zu roh gebildet seyen um letztere zu empfinden, auch nicht zu begreifen im Stande wären wie andere Gefühl dafür haben könnten. Auch erwähnte sie seiner Nachlässigkeit im Anzuge, bemerkend, in Betreff alter Röcke könne er mit einem berühmten amerikanischen Schriftsteller wetteifern. [1] (Gelächter.) „Er verehrte Schönheit, wie einer der alten Troubadoure,“ fügte sie hinzu.

„Die amerikanischen Bürger,“ meinte sie, „sind eine zu praktische Nation um den wahren Geist der Galanterie zu kennen; dieser erfordert mehr Muße. Ich will hiemit nicht sagen daß es hier kein Courmachen gäbe, aber Liebe ist und bleibt in den Vereinigten Staaten eine Geschäftssache. Die Männer machen den Hof wie wenn sie ein Geschäft betrieben“ (Gelächter). „Sie belagern das Herz ihrer Schönen, und operiren mit derselben Schlauheit als wäre es eine Börsenangelegenheit, und die Krisis (panic) welche sie auf dem speciellen Markt beschworen, überbietet oft die „Stockschwankungen welche die Geschäftsregion bezeichnen.“ (Vermehrtes Gelächter). Ich halte den Amerikaner für einen armen Tropf (dull fellow), welcher nicht vor dem Frühstück das Herz einer Dame gewinnen, tausend Dollars verdienen und eine Bank von einer Million Capital gründen könne. (Uebermäßiger Beifall und Gelächter). „Aber trotzdem findet man hier viel wahrhafte und ehrliche Liebe zum Weibe; unsere Liebhaber vermögen tiefer zu tauchen und trockener wieder zu erscheinen als irgend ein anderer Mann in der Welt.“ (Gelächter).

[1] Lola vergaß hinzuzusetzen, daß wo es galt seinem Volke edle und herrliche Denkmale zu hinterlassen, dieser König im alten Rocke Millionen opferte. D. R.

Sie erwähnte darauf die Antwort, welche Franklin an Madame Helvetius gab, als sie ihn ersuchte seine Reise um ihretwillen zu verschieben, daß er „seinen Eingang ins Paradies von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags verschieben würde für die Gunst einer Stunde in Gesellschaft solcher Dame," und bemerkte daß dieß keine Extravaganz zu nennen sey, denn in der Liebe gäbe es deren nicht; ja sie hätte noch nie einen Franzosen gesehen, welcher nicht jeden Gedanken an das Paradies um eines hübschen Weibes willen — hintansetzen würde.

Dieser Auszug möge genügen. Der außerordentliche Erfolg dieser Vorlesungen vermochte einen philanthropischen Geistlichen New-Yorks — Lola um einen Vortrag zum Benefiz einer zu errichtenden Kirche zu bitten, welches sie denn auch bereitwillig sagte. Allein andere Geistliche schienen etwas unpassendes in der Annahme milder Gaben von einer Lola Montez — selbst zu wohlthätigen Zwecken — zu finden, und der Eifer — wenn nicht die Eifersucht — dieser Zeloten gieng so weit darüber von der Kanzel herab zu wüthen. [1] Einen bessern Stoff schien sich nun die schöne Vorleserin gar nicht wünschen zu können als diese Intoleranz im geistlichen Gewande; — und so möge denn folgender Auszug dieser in ihrer Art wirklich ausgezeichneten Vorlesung den Schluß zu diesen Zeilen bilden.

„Dem Protestantismus," bemerkte sie, „verdanken wir die fünf großen Facta unserer Zeit: Dampfboote, Eisenbahnen, Telegraphen, Preßfreiheit und die amerikanische Republik." (Beifall). „Meine Herren und Damen," fuhr sie nach näherer Erläuterung des Gesagten fort: „Sie sind durch die Annoncen unterrichtet daß der Ertrag dieser Vorlesung Sr. Ehrwürden, Pastor Ralph Hoyt übergeben werden soll, um ihm bei Erbauung seiner Freikirche [2] für die Armen zu helfen. Sie werden ferner durch die Zeitungen unterrichtet seyn daß einige der Geistlichkeit den sehr werthen Rector getadelt haben, weil er sich bereit zeigte das Resultat Ihres Patronats dieser Vorlesung entgegen zu nehmen. Dieß ist zweifelsohne ein Extrem der Bigotterie, der Intoleranz und der Grausamkeit gegen die Armen, wie mir kein ähnliches Beispiel selbst in den illiberalsten katholischen Ländern der Welt vorgekommen ist. (Lauter Beifall.) Wer sind diese Männer, welche Sie, meine Zuhörer, und mich verhindern wollen eine gute Handlung zu vollbringen? Sie würden lieber den Armen und Verlassenen die Thore des Trostes und des Unterrichts verschließen, als daß sie diesen Segen einer Hand verdanken welche sich auf ihr Geheiß nicht rühren würde. Wie viele Kirchen würden erbaut, wie viele Arme getröstet, gekleidet und genährt werden durch das Geld welches aus solcher Quelle fließen kann?" (Beifall). — Eine Stimme: „Nicht einer in Tausend." (Erneuter Applaus).

„So ist es mir denn vorbehalten, demüthig wie ich bin, diesen blinden Frömmlern eine Predigt zu halten, und ihnen zu sagen daß sie nicht Christen, sondern Pharisäer sind." (Lauter Beifall). „Ich glaube sie gehören zu derselben Classe von Heuchlern welche den Heiland verdammten, weil er mit Zöllnern und Sündern aß und trank." (Beifall und Gelächter). „Und sie scheinen mir eben so sehr von dem halsstarrigen Teufel der Intoleranz (headstrong devil of intolerance) besessen zu seyn, wie es jene in früheren Zeiten waren. Diese Teufel müssen wirklich sehr unverschämter und dreister Art seyn, um sich in die Brust der Bekenner des Christenthums (professing christians) zu schleichen, und dieß in einem so freien und aufgeklärten Lande wie Amerika. Sie werden mit mir der Meinung seyn daß solch frömmelnde Intoleranz in Timbuctu oder auf den Fidschi-Inseln schlimm genug seyn würde, aber in Amerika erscheint sie wie ein fauler schmutziger Fleck auf hellem Sonnenlicht." (Beifall).

„Ich gehe jetzt nach Europa," so schloß sie ihren Vortrag, „und zwar in wenigen Tagen und für längere Zeit — aber wenn ich zurückkehre, was sicherlich der Fall seyn soll — dann will ich einen Cyclus von Vorlesungen halten, deren Zweck seyn soll die Mittel zu schaffen um Missionäre zur Christianisirung dieser geistlichen Pharisäer auszusenden" (großer Applaus und Gelächter) — „dieser Pharisäer, meine Herren und Damen, welche lieber wollen daß den Armen und Verlassenen nicht das Evangelium gepredigt werde, oder daß man freundlich zu ihnen rede als daß Ihre unterthänige Dienerin ihr Scherflein dazu beitrüge. Daher ersuche und bitte ich Sie alle, richten Sie Ihre Gebete zum Höchsten, damit diesen Dunkelmännern und elenden Sündern die himmlische Gnade zu Theil werde." [1] (Lärmender und anhaltender Beifall).

Diese Vorlesung ward in der Hoffnungs-Capelle vor einer zahlreichen Versammlung gehalten, und die Folge war daß dem Rev. Ralph Hoyt die Annahme des betreffenden Beitandes von seinen Vorgesetzten untersagt wurde. Mehrere achtungswerthe (!) Geistliche befanden sich unter den Zuhörern dieses Vortrags.

Mögen nun obige Zeilen als ein kleiner Beitrag gelten zu dem vielen was über diese in mancher Hinsicht so interessante Persönlichkeit schon geschrieben worden; der Tribut, welchen man in allen Theilen der Welt der Schönheit und Grazie, [2] sowie dem Talent und Verstande der Lola Montez gezollt, ist wohl nicht nach dem Geschmack derer welche die Schattenseiten des Menschen auf Kosten seiner guten Eigenschaften hervorzuheben suchen, allein es gibt auch viele welche

[1] Uns scheint als hätten diese „Zeloten" nicht so ganz Unrecht, wenn sie gegen eine fromme Stiftung so frivolen Ursprungs protestirten. D. R.

[2] Für den welcher mit den amerikanischen Kircheneinrichtungen nicht bekannt ist, erwähne ich, daß die meisten Capellen und Kirchen aller Confessionen in den Vereinigten Staaten auf Subscription gebaut werden; die Kirchenstühle werden dann in Auction den Höchstbietenden zugeschlagen, und der Erlös zur ferneren Ausschmückung des Gebäudes oder zur Abtragung von Schulden verwandt; daher haben Unbemittelte nur Stehplätze.

[1] Gut gebrüllt Löwe. D. R.

[2] Ich erwähne bei dieser Gelegenheit noch daß eine in San Francisco ansässige Französin, deren über der Nase zusammentretende schwarze Augenbrauen, sowie der gelinde Anflug zum Bart ihr eine gewisse Aehnlichkeit mit Lola geben — sich bis zur Stunde „die falsche Lola" nennen läßt; doch soll sie sonst der ächten Lola in fast keinem Punkte gleichen.

ihr die gebührende Anerkennung nicht versagen, und wenn das Gesagte auch nicht im Stand ist Lola Montez in der Achtung ersterer zu heben, so könnte es doch dazu beitragen einige Vorurtheile (?) gegen sie zu beseitigen. Obgleich sie noch keine Betschwester geworden, so scheint ihr jetziger Lebenswandel doch diesem Schlußstein ihrer Laufbahn entgegenzuarbeiten, wie denn fast immer eine stürmische Vergangenheit für diese Richtung empfänglich macht! Les extrêmes se touchent! W. S.

Reisebriefe aus Indien.

Von Dr. G. v. Liebig.

17. Von Calcutta nach den Andaman-Inseln.

Im Frühjahr 1858 war man der im Mai 1857 ausgebrochenen indischen Revolution so weit Herr geworden, daß der Bestand des Reiches nicht länger unmittelbar gefährdet erschien. Im Verlaufe des Kampfes hatte sich an verschiedenen Orten eine große Menge Gefangener angehäuft, deren Bewachung viele Unbequemlichkeit mit sich führte. Es waren solche Gefangene theils Rebellen, theils andere Verbrecher, deren Schuld groß genug war um eine vieljährige Strafhaft zu bedingen. Um diese Leute auf eine menschliche Weise unschädlich zu machen, verfiel man auf den Gedanken, die lange vergessenen Andaman-Inseln auf der Ostseite des bengalischen Meerbusens mit ihrer Hülfe zu colonisiren. Für die Hindus der rebellischen Provinzen war die Seefahrt allein schon eine bedeutende Strafe, indem sie in Folge derselben nach ihrer Rückkehr in die Heimath der Ausstoßung aus der Kaste verfallen seyn würden. Um so mehr hoffte man daß sie sich in einer Colonie heimisch fühlen würden, wenn man ihnen einen sorgenfreien Erwerb eröffnete, und sie zur Heranziehung ihrer Familien bewegen konnte. Schon im November 1857 hatte eine Commission die Inseln umschifft, um einen geeigneten Platz zur Ansiedelung ausfindig zu machen. Im März 1858 sollte das erste Schiff, ein Kriegsdampfer der E.-J.-Company, mit 200 Gefangenen dorthin abgehen. Für diejenigen welche ihre Pflicht berief an dieser Expedition theilzunehmen, war die Erwartung der Dinge die man sehen würde, aufs höchste erregt. Die Inseln waren so gut als unbekannt, seit etwa 60 Jahren nicht mehr besucht worden. In den Erzählungen der Schiffer war ihre Bevölkerung als dem Landenden höchst feindselig verschrien, und stand im Verdacht des Cannibalismus oder der Menschenfresserei, ganz im Gegensatz zu der Bevölkerung der im Süden benachbarten nikobarischen Inseln, wo Schiffe häufig anlegen um sich mit Wasser und frischem Vorrath zu versehen. Dort besteht die Küstenbevölkerung aus Abkömmlingen der malayischen Race.

Am 4 März war das Schiff segelfertig, und die Gefangenen kamen an Bord. Es waren 200 meist große Männer, an Händen und Füßen geschlossen, jedoch so daß sie sich ihrer Glieder zum Nothwendigsten bedienen konnten. Den Schwachen und Kranken wurden die Fesseln abgenommen. Diese wurden zu beiden Seiten des Hinterdecks gelagert, wo sie die von den Kanonen gebildeten Abtheilungen ausfüllten. Da blieben sie während der sechstägigen Ueberfahrt liegen, durch ein Sonnendach von Segeltuch geschützt. Die meisten trugen den Ausdruck verzweiflungsvoller Ergebenheit in ihr Schicksal.

Es waren zu ihrer Bewachung eine Anzahl Matrosen angeworben worden, welche die Bestimmung hatten nach der Ankunft vorläufig die erste Besatzung der Inseln zu bilden. Diese waren vor der Aufnahme der Gefangenen gemustert, und in einer kurzen und kräftigen Anrede von dem Capitän mit ihren Pflichten bekannt gemacht worden, besonders auch für den Fall daß ein Versuch zum Aufstande gemacht werden sollte. Die Wachehabenden wurden mit Revolvern und Säbeln bewaffnet. Es war eine merkwürdige Garde, diese „Naval Brigade," alt und jung, groß und klein durcheinander, so wie sie zugelaufen kamen, wenn sie sich nur kräftig und diensttauglich erwiesen. Die hingestreckten braunen Hindostaner wurden anfangs von ihnen betrachtet wie man etwa ein unbekanntes Thier ansehen mag, mit dem man gezwungen ist zusammen zu seyn, und dem man, obgleich gebunden, doch nicht traut. Bald aber gewöhnten sich beide an einander, und die Gefangenen hatten so viel Freiheit als es die Umstände zuließen. Diese, nachdem die ersten Versuche zu unzeitgemäßem Widerspruch mit einem Dutzend schweigend hingenommenen Stockstreichen bestraft worden waren, benahmen sich so ruhig und geduldig, wie es nur Indier können. Wenn einer etwas zu klagen oder zu erbitten hatte, trug er es dem Arzt oder dem Regierungs-Commissär vor, einem Mann von vieler Erfahrung in der Behandlung eingeborner Sträflinge, der als Gouverneur der neuen Colonie mitfuhr, und die Leute täglich besuchte um ihr Zutrauen zu gewinnen. Er beantwortete ihre Fragen, und suchte ihnen Furcht und Besorgniß vor der Zukunft zu benehmen. Es ließ sich jedoch nicht verkennen daß ein tiefes Mißtrauen die Gemüther der Gefangenen durchdrungen hatte, eine Folge lange dauernder Bearbeitung, welche der Rebellion vorhergegangen war. Sie sahen in uns nur ihre Henker, die sie einem unbekannten und grauenvollen Schicksal entgegenführten, und trauten keinen Versicherungen, obgleich sie sich den Anschein gaben.

Obwohl sämmtliche Officiere mit Revolvern aus der Rüstkammer bewaffnet waren, hatte man doch die ersten beiden Nächte ein etwas unbehagliches Gefühl, welches sich aber bei dem ruhigen Benehmen der Gefangenen später verlor.

Am 4 und 5 März befanden wir uns noch im Flusse Hoogly (Hugli), dem schiffbaren Arme des Ganges, an dessen Ufer Calcutta erbaut ist. Wegen der ungünstigen Fluth mußten wir des Nachts vor Anker gehen. Am Morgen des 6 März endlich verließen wir das gelbe schlammige Wasser des Flusses und gelangten zuerst in das grüne Gewässer der Küste, und dann auch bald in das blaue offene Meer.

Im März fängt es in Indien an heiß zu werden und der Himmel ist noch nicht bewölkt, man war daher auf gutes Wetter gefaßt. Nur in der Nähe der Küste noch erfrischte uns die gewöhnliche Seebrise, und Wellen bewegten die Wasserfläche. Weiter hinaus wurde es fast ganz windstill, und die kreisrunde Meeresfläche, glatt und glänzend, strahlte das Bild der Sonne zurück. Sachte und brennend tauchte diese am Morgen im Osten über die Wölbung des Meeres hervor, und versank nach Vollendung ihres Bogens Abends hinter der niedrigen Dunstschicht auf dem Wasser, durch welche hindurchgesehen ihre Scheibe roth und in die Breite gezogen erschien. Die Nächte, obgleich wolkenlos, brachten kaum eine Kühlung und die freien Plätze des Hinterdecks waren zum Schlafen sehr gesucht.

Das Hinbringen der Zeit auf einem Schiffe während solcher Tage, solange der Dienst einen nicht in Anspruch nimmt, ist eine schwere Aufgabe. Die am meisten erfrischende Stunde ist kurz vor oder nach Sonnenaufgang, und man genießt sie am besten auf Deck nach einem kühlen Brausebade. Zu den heißen Tagesstunden ist der Aufenthalt in der Cajüte (28°—31° C.) noch am angenehmsten, weil man dann den Sonnenstrahlen entgeht. Zu andern Zeiten lehnt man an der Brüstung und beobachtet den Wellenschweif welchen das Schiff hinter sich herzieht, nachdem es die in der Sonne brütende Wasserfläche aufgewühlt hat, deren oberste Schicht bei ruhiger See noch wärmer wird als die Luft, oder man betrachtet den Regenbogen in den stäubenden Tropfen hinter den Rädern. Auch das Auffahren von Schwärmen kleiner fliegender Fische, die sich erheben und einen kurzen Bogen fliegen, um dann wie glitzernde Punkte wieder ins Wasser zu fallen, gewährt einige Unterhaltung, oder das Spähen mit dem Fernrohre nach Segeln am Horizonte, vom Mastkorb angekündigt. Ein Vogel der das Schiff begleitet um nach Abfall zu haschen ist ebenfalls ein willkommener Gegenstand, man trifft sie oft noch einige hundert Meilen vom Lande entfernt. Wenn sich im Westen eine Wolke zu bilden scheint, oder Abends der Himmel in einer Weltgegend ein schwüles und drohendes Ansehen annimmt, so gibt das Anlaß zu manchen Vermuthungen und weisen Vorhersagungen der Wetterkundigen. Auch wird genau auf jeden Anschein von Grundwellen (Swell, Groundswell) auf der gewölbten Meeresfläche geachtet, und auf die Richtung woher sie kommen, denn sie sind das Zeichen einer bewegten Wassermasse, an deren Gränzen man ankommt. Die Grundwellen sind große Wogen welche in langen Linien einander parallel sich fortwälzen und deren Wellenberge und Thäler den ganzen Gesichtskreis durchmessen, wie Ackerfurchen ein ungeheures Feld. Ihre Höhe und Breite ist verschieden, je nach der Größe und Tiefe der bewegten Wassermasse. Sie sind die Wirkung eines Windes der längere Zeit in derselben Richtung geweht hat, und man muß sie von den gewöhnlichen unregelmäßig schlagenden Wellen unterscheiden, welche die unmittelbare Wirkung des Windstoßes auf die bewegliche Oberfläche sind; diese treiben bei bewegtem Meere schäumend und spritzend auf dem Rücken der größeren ihr Spiel.

Des Nachts zieht entweder der Mond herauf und fordert zum Vergleiche auf zwischen seiner Scheibe und dem sie wiederstrahlenden sichtbaren Kugelabschnitte der Erde, oder Sternbilder entfalten sich und fünden dem der sie zu deuten weiß, den veränderten Ort des Schiffes. Schaut man hinab auf das schwarze Gewässer, so beobachtet man träge leuchtende Klumpen, die zurückbleibend an dem Schiffe vorüberzufahren scheinen. Erfaßt sie das Rad, so theilen sie sich in kleine leuchtende Sterne, die dem Wasser Glanz verleihen. Aber läßt man den Eimer hinab und will sie heraufziehen, so faßt man nichts oder höchstens einen kleinen leuchtenden Punkt, wie eine Nadelspitze, welche der greifenden Hand entschlüpft.

Inzwischen geht der Schiffsdienst seinen geregelten Gang fort. Immer arbeitet die Maschine, schweigend blickt der Mann am Steuer auf den Compaß und richtet das Rad. Rastlos durchschneidet das Schiff die Entfernungen, während der wachehabende kleine Midshipman gähnt, und von Stunde zu Stunde mißt das geworfene Log die Geschwindigkeit mit welcher die Bahn durchlaufen wird. So findet man sich endlich an der neuen Küste, weit entrückt bekannten Gegenden, während man in träger Ruhe die Zeit hingebracht zu haben schien.

Am Morgen des 9 März begegneten wir einem treibenden ungeheuren Wurzelstock, und bald wurde am Horizonte im Osten das Land der nördlichen Spitze der großen Andaman-Insel entdeckt. Zuerst sah man in der Entfernung eine blaue Höhenlinie, dann näher kommend kleine flache vorliegende Inselnen und Zungen, welche in einer ununterbrochenen Linie aneinandergereiht einen immer größeren Durchmesser des Gesichtskreises ausfüllten. Sie zeigten hohen Baumwuchs, und ein schmaler weißer Streifen dicht am Wasserspiegel deutete auf ein sandiges Ufer.

Als der höchste Theil in der Ferne ragte deutlich die sattelförmige Gestalt eines Berges hervor. Wir umschifften das nördliche Ende nach Osten hin und befanden uns bei sinkender Sonne schon auf der Ostseite, gegenüber einer großen unregelmäßigen Bucht, Port Cornwallis, mit schmälerem Eingang, deren Ufer bis zum Wasser bewaldet war. Im Hintergrund erhob sich das Land, indem immer höhere waldige Massen dicht auf einander folgten. Das Bild war zur Linken abgeschlossen durch die Umrisse eines nahen höheren Berges, der wegen seiner Form Sattelberg genannt wird. Er ist der höchste Punkt auf den Inseln und wird auf etwa 2500 Fuß geschätzt. Auf einer kleinen Insel inmitten dieses Hafens finden sich noch Mauerreste der früheren, im Jahr 1796 verlassenen englischen Niederlassung.

Während der Nacht fuhren wir unter Segel der Ostküste entlang nach Süden, und fanden uns am andern Morgen vor den ersten kleinen Inseln und Felsen des Andaman-Archipels, gegenüber dem mittleren Theile der großen Andaman. Das östliche Ufer ist mit Ausnahme der südlichen Hälfte dieses mittleren Theiles durchweg erhöht. Vom Sattelberg aus zieht sich auf der Ostseite der Insel ein Gebirgsstock von Norden nach Süden bis zur Mitte ihrer Länge, wo er unterbrochen ist, um im südlichen Drittheile wieder aufzutreten. An diesen lehnen sich von Osten quere Ausläufer, welche niedriger werdend als

schmale Rücken bis zum Ufer reichen, wo sie 80—100 Fuß hoch sind und ziemlich steil abfallen. Ueberall sind sie bewaldet. Zwischen ihnen blickt man beim Vorüberfahren bisweilen in eine kleine waldige Thalrinne. Auf dem schmalen Streifen flachen Ufers, der zwischen den Abhängen und dem Wasser noch übrig bleibt, entdeckten wir gelegentlich unter hohen Bäumen verlassene Laubhütten oder ein Canoe. Ein- oder zweimal sah man von einer der Inseln des Archipels eine dünne Rauchsäule aufsteigen.

Weiter fahrend zwischen den Inseln wurde unsere Aufmerksamkeit rege durch ein kleines Segel dicht am Ufer, welches hinter einem Vorsprung auftauchte. Näher kommend, erkannten wir eine malayische Prau mit Segeln von Palmblättern, die nebst einem begleitenden kleinen Segelkahne, von einem leichten Lüftchen getragen, ruhig in der Nähe des Ufers einherschwamm. Es war ein sehr kleines Fahrzeug, und erregte unsere Neugierde aufs höchste. Alle malten sich schon den Fang eines malayischen Piraten aus reizendste aus, der hier an der Küste Jagd auf Eingeborne machte, um sie dann in Hinter-Indien und den Sunda-Inseln mit reichem Profit als Sklaven zu verkaufen. Auch kleine Kanonen glaubte man mit dem Fernrohr zu entdecken. Indessen unser Capitän hatte keine Aufträge auf muthmaßliche Piraten zu fahnden, und so steuerte unser Schiff ruhig an dem fremden Fahrzeug vorüber, was wir aufs höchste bedauerten, ohne zu ahnen daß wir später seine nähere Bekanntschaft machen sollten.

An demselben Morgen um 10 Uhr erreichten wir den Hafen Port Blair, den Ort unserer Bestimmung, der fast ebenso nahe an der Südspitze der großen Andaman liegt, als der am vorigen Abend besuchte Port Cornwallis an dem Nordende.

Mit schmalen Eingängen zu beiden Seiten einer dem Hafen quer vorliegenden Insel von etwa drei Viertelmeilen (engl.) Länge, Ross's Island, von denen nur der nördliche für große Schiffe zugänglich ist, buchtet sich ein schöner Wasserspiegel zwischen waldigen Hügeln von 80—300 Fuß Höhe ins Land hinein. Vor der schiffbaren Einfahrt angelangt, wurden wir von einer kleinen Survey-Brig der E. J. Company empfangen, welche zur Aufnahme der Küste seit einiger Zeit in der Gegend sich aufhielt. Ihr Officier kam an Bord und bewillkommnete uns. Die erste Nachricht welche er uns mittheilte, war die Kunde von der Ermordung zweier seiner englischen Bootsleute, zwei Tage vorher, durch die Eingebornen. Dieselben hatten mit einer Bootsmannschaft indischer Laskars oder Matrosen eine Insel des Archipels besucht, um Vorbereitungen zur Vermessung zu treffen. Als sie eine kurze Strecke ins Land gegangen waren, sahen sie sich von einer Ueberzahl von Eingebornen angegriffen, die sie mit Pfeilschüssen und Geschrei, und drohend geschwungenen Speeren empfiengen. Die beiden Europäer, von denen einer eine Flinte hatte, nebst einem der Laskars, wollten Stand halten und wurden getödtet; die übrigen gewannen mit Noth ihr Boot wieder, welches die Wilden Miene machten abzuschneiden, und entkamen mit Verlust des Ankertaues. Als man am nächsten Morgen den Platz besuchte, fand man die Leichen, von denen die eine dadurch verstümmelt war daß die Wilden das Stück des Brustkorbes, welches von dem tödtlichen Pfeil getroffen war, herausgeschnitten hatten, um die Spitze wieder zu gewinnen; dem andern hatte man ein Stück aus dem einen Arm geschnitten. Sonst fehlte keinem ein Glied — ein Umstand, den wir in dem Zustand der Erregung in welchen uns die Geschichte versetzt hatte, fast bedauerten, da wir uns sicher eingebildet hatten Cannibalen zu finden.

In der Mitte des Hafens angelangt, warfen wir Anker gegenüber einer kleinen Insel, Chatham Island, etwa 600 Yards lang und 150 breit (1 Yard = 3 Fuß) wo die Niederlassung den ersten Fuß fassen sollte.

Liebeskummer einer Mulattin auf Jamaica.

(Aus A. Trollope's: The Westindies and the Spanish Main.)

Port Antonio war dereinst eine glückliche Stadt, und der Boden ringsherum, die Pfarrei Portland, ist so fruchtbar als irgend ein Landstrich auf der Insel. Jetzt aber gibt es in der ganzen Pfarrei kaum noch eine Zuckerpflanzung. Man hat den Zuckerbau aufgegeben um dafür Yams, Cocosbäume und Pisange zu pflanzen. Die Stadt ist ein Ort geworden wo sich die Neger mit Lebensmitteln versorgen, und ihre Glanzzeit ist natürlich vorüber. Dessenungeachtet gab es in Port Antonio ein anständiges kleines Wirthshaus, das mir wegen des Liebeskummers eines jungen Mädchens, welches ich zufällig dort traf, stets im Gedächtniß bleiben wird. Dieses Zusammentreffen geschah auf folgende Weise: Ich saß nach dem Mittagsmahl im Sprechzimmer des Wirthshauses, als eine ganz in Weiß gekleidete junge Dame hereintrat. Sie war gut gekleidet, und nicht ohne den gewöhnlichen Schmuck von Crinoline und Bändern. Sie gehörte zu den farbigen Leuten, und ihr pechschwarzes, krauses, aber wallendes Haar war in schicklicher Weise zurückgebürstet. Von wannen sie kam oder wer sie war, wußte ich nicht, und erfuhr es auch nie. Daß sie im Hause sehr bekannt war, schloß ich aus dem Umstand daß sie die Bücher und kleinen Verzierungen auf dem Tisch wegsetzte, und die Becher und Tassen auf einen Sims stellte. „Ach!" rief sie aus, als ich sie ungefähr eine Minute lang beobachtet hatte. Ich wußte kaum wie ich sie anreden sollte, denn ich mochte das Wort Miß ohne Beifügung eines Namens nicht gern gebrauchen, und doch mußte ich sie anreden: „Ach, ach!" wiederholte sie. Es war leicht wahrzunehmen daß sie etwas drücke.

„Lady," sagte ich — ich fühlte daß die Anrede einigermaßen hinkte, in Ermanglung eines andern Anknüpfungspunktes aber wußte ich nicht wie ich anders beginnen sollte — „Lady, ich fürchte, es drückt Sie ein Kummer?" — „Kummer genug!" sagte sie. „Ich bin im tiefsten Kummer. Weh mir! Nun, die Welt wird eines Tags ein Ende nehmen," und damit wandte sie mir ihr volles Gesicht zu, und legte ihre Hände übereinander. Ich saß auf einem Sofa,

und ſie kam und ſetzte ſich neben mich, legte ihre Hände kreuzweis auf ihren Schooß, und richtete ihre Augen hinweg an die gegenüberſtehende Wand. Ich bin kein ſehr junger Mann, und meine Freunde haben mir geſagt daß ich ſtark jenes thätige Ausſehen eines Ehemanns und Familienvaters zur Schau trage, das ſo ſehr geeignet iſt jungfräulicher Schüchternheit Vertrauen einzuflößen.

„Es wird eines Tags mit uns allen ein Ende nehmen, erwiederte ich. Allein was Sie betrifft, ſo hat es bis jetzt kaum ſeinen Anfang.“ — „Es iſt eine ſehr ſchlimme Welt, und je bälder vorüber, deſto beſſer. So behandelt zu werden, iſt genug um eines Mädchens Herz zu brechen; es iſt, mein Herz iſt rein gebrochen; ich weiß das.“ Und als ſie ihre beiden langen, dünnen ſchwarzen Hände in ihre Seite legte, ſah ich daß ſie ihre Ringe nicht vergeſſen hatte. „Iſt es denn Liebe was Ihnen Kummer verurſacht?“ — „Nein!“ Sie ſagte dieß ſehr ſcharf, indem ſie ſich voll nach mir umwandte, und ihre großen ſchwarzen Augen feſt auf die meinigen richtete. „Nein, ich liebe ihn nicht im geringſten; nicht jetzt, und nimmer wieder. Nein, nicht wenn er auf den Knieen vor mir läge und bettelte.“ Und ſie ſtampfte mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden als hätte ſie wirklich den Nacken von irgend jemandem unter ihren Ferſen.

„Aber Sie liebten ihn?“ — „Ja!“ Sie ſprach jetzt ſehr weich, und ſchüttelte ſanft ihren Kopf. „Ich liebte ihn — oh, ſo ſehr! Er war ſo hübſch, ſo niedlich! Ich werde nie mehr einen ſolchen Mann ſehen: ſolche Augen! einen ſolchen Mund! und dann ſeine Naſe! Er war ein Jude, Sie wiſſen.“ Ich hatte es zuvor nicht gemuthmaßt, und vernahm die Kunde vielleicht mit einer kleinen Anwandlung von Erſtaunen. „Geſchah mir recht; nicht wahr? Und ich bin eine Baptiſtin, Sie wiſſen. Man würde mich „hinausgeleſen“ haben, ich wußte das. Aber ich ſchien es damals nicht zu achten.“ Und dann ſchlug ſie ſanft mit der einen Hand in die andere, und lächelte mich dabei lieblich an. Dieß iſt ein bei den farbigen Frauen in Weſtindien gewöhnlicher Kunſtgriff, wenn ſie ſich mit jemand in ein vertrauliches, angenehmes Geplauder eingelaſſen haben. Auch fühlte ich mich jetzt vertraut genug mit ihr um ſie nach ihrem Namen zu fragen.

„Joſephine; dieß iſt mein Name. Gefällt Ihnen dieſer Name?“ — „Er iſt ſo hübſch wie ſeine Beſitzerin — nahezu.“ — Hübſch! nein, ich bin nicht hübſch. Wenn ich hübſch wäre, hätte er mich nicht ſo verlaſſen. Er nannte mich gewöhnlich Finy.“ — „Wie! der Jud hat ...“ Ich glaubte es dürfte gut ſeyn das Verdienſt des verlorenen Bewunderers zu mindern. „Ein Mädchen wie Sie ſollte einen chriſtlichen Geliebten haben.“ — „Das ſagen ſie alle.“ — „Mit vollem Recht: Sie ſollten froh ſeyn daß es vorüber iſt.“ — „Ich bin es doch nicht; nicht im geringſten; obgleich ich ihn ſo ſehr haſſe. Oh, ich haſſe ihn; ich haſſe ihn! Ich haſſe ihn ärger als Gift.“ Und abermals fieng ſie mit ihrem kleinen Fuß zu arbeiten an. Ich muß geſtehen daß es ein hübſcher Fuß war, und was ihre Taille betrifft, ſo ſah ich nie eine beſſer gebildete oder angemeſſener gefleidete. Ihr kleiner Fuß arbeitete auf dem Boden fort, und dann ballte ſie ihre kleine rechte Hand, und hielt ſie mir vor mein Geſicht, als wollte ſie mir zeigen daß ſie wiſſe wie man drohe. Ich nahm ihre Hand in die meinige, und ſagte ihr daß dieſe Finger nicht für Drohungen gemacht ſeyen. „Sie ſind eine Chriſtin,“ fügte ich bei, und müſſen verzeihen.“ — „Ich bin eine Baptiſtin,“ entgegnete ſie, „und ich muß ihm daher verzeihen: ich verzeihe ihm; aber —! Er wird elend ſeyn in dieſem Leben, ich weiß es, und ſie — ſie wird noch elender ſeyn, und wenn er ſtirbt — oh-h-h-h!“

In dieſem gebehnten Ausdruck lag eine Verwünſchung ſo ſtark als man ſie nur machen konnte. Ach! ſolcher Art iſt die Verzeihung nur allzuvieler Chriſten!

„Was mich betrifft, würd' ich mich nicht erniedrigen auch nur den Saum ihres Kleides zu berühren! Armer Menſch! Welch ein Leben wird er haben; denn ſie iſt eine „Virgo“ in ihrer Rache.“ Ich erſtaunte über dieſe Aeußerung; allein dem ganzen Inhalt der Rede dieſer Dame nach war ich überzeugt daß keine ſatiriſche Anſpielung beabſichtigt war. In der Haſt ihrer hin- und herfliegenden Gedanken hatte ſie bloß den Buchſtaben vergeſſen — ſie wollte virago, ein Mannweib, ſagen. Sie ſetzte Zweifel in das Temperament, nicht in die Tugend ihrer Nebenbuhlerin.

„Gedenkt denn der Jude ſie zu heirathen?“ — „Er ſagte ihr ſo; aber vielleicht wird er auch ihr wortbrüchig werden, Sie wiſſen.“ Ich konnte leicht erkennen daß dieſer Gedanke ihr kein unangenehmer war. — „Und dann wird er zu Ihnen zurückkommen?“ — „Ja, ja; und ich werd' ihn anfreien.“ In der Aufgeregtheit in der ſie ſich befand, verrichtete ſie dieſe Operation wirklich. „Ich wünſche er käme; ich würde ſo ſitzen, und ihm zuhören;“ und ſie legte ihre Hände übereinander und nahm eine Miene würdevoller Ruhe an, welche ihr gut anſtand. „Ich würd' auf jedes Wort horchen das er ſagt; gerade ſo. Auf jedes Wort, bis er zu Ende wäre; und ich würde lächeln“ — und ſie lächelte — „und dann wenn er mir ſeine Hand anbietet“ — und ſie ſtreckte ihre eigene aus — „würd' ich ihn anſpeien, und ihn ſo verlaſſen.“ Majeſtätiſch erhob ſie ſich hierauf von ihrem Sitz, und ſchritt aus dem Zimmer hinaus.

Als die Thüre vollſtändig hinter ihr geſchloſſen war, glaubte ich die Unterhaltung ſey vorüber, und ich würde meine ſchöne Freundin nie mehr ſehen; allein ich hatte mich geirrt. Die Thüre ward bald wieder geöffnet, und ſie ſetzte ſich abermals neben mich auf den Sofa.

„Ihr Herz würde Ihnen erlauben dieß zu thun?“ ſagte ich; „und er mit einer ſo ſchönen Naſe!“ — „Ja, es würde. Ich verachtete mich ſelbſt jetzt ihn zu nehmen, wenn er auch noch ſo ſchön wäre. Aber deſſen bin ich gewiß, ich werde nie einen andern Mann lieben — nie mehr. Er tanzte ſo ſchön.“ — „Eine Baptiſtin tanzen!“ rief ich aus. — „Ja wohl; es war nicht eigentlich das, oder doch? Ich wußte, ich würde „hinausgeleſen“ werden; oh, es war ſo nett! Ich werde jetzt nimmer tanzen. Ich habe nun ſo eben, Sie wiſſen, eine Claſſe übernommen, ſeit er fort iſt.“ — „Eine Claſſe übernommen?“ — „Ja; ich lehre die Neger-Kinder,

und ich habe eine Karte für den Geistlichen. Ich bekam letzte Woche vier Dollars, und Sie müssen mir auch etwas geben."

Nun ich hasse die Baptisten — wie sie ihren Geliebten haßte — wie Gift; und selbst unter einem Druck wie diesem konnt' ich es nicht über mich bringen ihr eine Unterstützung zu gewähren. „Sie sind ein sehr flüziger Mann! Kaspar Isaaks" — ihr verlorner Liebhaber — „gab mir einen Dollar." — „Aber vielleicht gaben Sie ihm einen Kuß." — „Vielleicht that ich's," sagte sie. „Allein Sie können sich ganz darauf verlassen, ganz, ich werd' ihm nie einen zweiten geben." Und wieder schlug sie die eine Hand über die andere, und preßte ihre Lippen zusammen, und schüttelte sanft ihren Kopf, als sie diese Erklärung machte. „Ich werd' ihm nie einen zweiten Kuß geben — das ist so gewiß als das Schicksal."

Ich hatte nichts weiter zu sagen, und fieng an zu fühlen daß ich die Dame nicht länger aufhalten dürfe. Wir saßen indeß eine Weile schweigend neben einander, dann erhob sie sich, und sprach stehend mit mir. „Ich bin jetzt in einiger Verlegenheit, und es ist eben recht daß ich Sie fragen kann." — „Wohl, Josephine, alles was ich zu thun vermag Ihnen zu helfen" — „Es ist nicht viel; ich verlange nur Ihren Rath. Ich gehe nach Kingston, sehen Sie." — „Ah, Sie werden dort einen andern Liebhaber finden." — „Nicht deßhalb, denn ich brauch' keinen; aber ich gehe dahin, weil ich dort lebe." — „Sie leben in Kingston?" — „Natürlich. Und ich will nicht anders dahin gehen als im Droger" — die westindischen Küstenfahrzeuge werden so genannt. — „Gehen Sie gern im Droger?" fragte ich. — „O ja; ich geh' ziemlich gern." — „Sind Sie seekrank?" — „Nein!" — „Was haben Sie dann am Droger auszusetzen?" — „Nun, sehen Sie" — und sie wandte ihr Gesicht weg und schaute nach dem Fenster — „nun sehen Sie, Isaals ist der Capitän desselben, und es wird so sonderbarlich seyn." — „Sie können möglicherweise keine bessere Gelegenheit haben alles Verlorene wieder zu gewinnen." — „Glauben Sie das?" — „Gewiß!" — „Dann wissen Sie nichts davon. Ich will nie mehr etwas von ihm, nie. Bah! Aber ich sage Ihnen was ich thun will. Ich will ihm mein Pfund für meine Ueberfahrt zahlen, und dann wird es ein reines Handelsgeschäft seyn."

Hierin stimmte ich mit ihr überein, und sie reichte mir nun ihre Hand um mir Lebewohl zu sagen. „Adieu, Josephine," sagte ich; „vielleicht werden Sie mit einem christlichen Gatten glücklicher seyn." — „Vielleicht werd' ich's; vielleicht besser mit gar keinem. Ich glaube aber ich werde nie mehr glücklich seyn. Es ist so trübselig: Adieu!" Wär' ich ein Mädchen, es stünde sehr dahin ob ich nicht lieber mit einem Juden tanzen als mit einem Baptisten beten möchte.

„Adieu, Josephine!" Ich drückte ihr die Hand, und so gieng sie, und ich sah und hörte nichts mehr von ihr.

Meine Josephine war nicht so pathetisch wie Sterne's Maria, und ich kann meine Geschichte nicht erzählen wie er die seinige. Allein Josephine war, glaub' ich, in ihrem Kummer der menschlichen Natur treuer als Maria. Es ist vielleicht möglich daß Sterne seine Thatsachen in ein schöneres Licht gestellt hat. Ich für meine Person habe dieß jedenfalls nicht gethan.

Tecumseh, der Shawnee-Häuptling.

Tecumseh, einer der hervorragendsten Häuptlinge der Indianer des nordwestlichen Amerika's, gehörte dem Stamm der Shawnees an, während er durch seine Mutter auch mit dem Stamm der Creeks verwandt war. Er soll im Jahr 1770, angeblich als Drilling, geboren worden seyn. Die Namen seiner Drillingsbrüder sind Elskwatawa und Kumshaka. Von dem letzteren meldet die Geschichte nichts weiter. Der erstere hingegen, der auch Ollivavyhila oder Ollivachaca genannt wird, hat unter dem Namen „der Prophet" eine große Rolle unter den Indianern gespielt.

Der Vater Tecumseh's, ein tapferer Krieger des Shawnee-Stammes, kam in der großen Schlacht bei Point Pleasant ums Leben. Als Tecumseh kaum das Mannesalter erreicht hatte, hatte er sich schon einen großen Ruf als kühner und weiser Krieger erworben. Mehrere Jahre, bevor die Macht der Indianer durch General Wayne gebrochen wurde, spielte er eine hervorragende Rolle bei den Angriffen auf die westlichen Ansiedlungen, und nachdem der zu Greenville abgeschlossene Friede dieser seiner Thätigkeit ein Ende gemacht hatte, stellte er sich die große Aufgabe, alle nordamerikanischen Indianer zu einem großen Bunde zu vereinigen um den Weißen gemeinschaftlich Widerstand zu leisten, ihrem weiteren Vordringen ein Ziel zu setzen und ihnen wo möglich das ganze Mississippithal wieder zu entreißen. Die erste Idee zu dieser Aufgabe, welcher er fortan sein ganzes Leben widmete, soll ihm von Red Jacket, dem berühmten Häuptling der Seneca-Indianer, eingeflößt worden seyn.

Tecumseh war zu einem so großartigen Unternehmen mehr als irgendein anderer Mann seines Volksstammes geeignet. J. F. Headley, Verfasser mehrerer historischen Werke, spricht sich in seinem Buch: „der zweite Krieg mit England," in folgender Weise über ihn aus: „Er hegte eine bittere, unauslöschliche Feindschaft gegen die Amerikaner. Tapfer, mäßig, ein Feind der Lüge, verachtete er das Beutemachen im Krieg und kämpfte nur für die Wiedereinsetzung seiner Race in ihre alten Rechte und ihre alte Macht. Durch seinen eingebornen Genius über die Laster der Wilden hinweggehoben, legte er zugleich eine Geistesgröße und eine Erhabenheit des Charakters an den Tag, welche ihn im civilisirten Leben zu den höchsten Stufen des Ruhmes geführt haben würden."

In seinem Bemühen die Indianerstämme zu einem großen Bunde zu vereinigen und im gemeinsamen Kampfe gegen die Weißen aufzureizen, gieng mit ihm Hand in Hand sein Bruder Elskwatawa, der „Prophet," ein finsterer, fanatischer Schwärmer. Mit der eindringlichsten Beredsamkeit wußte er seinen rothen Brüdern die Uebergriffe der Weißen, und die daraus

hervorgegangenen Schmälerungen und Beeinträchtigungen der Rechte und Besitzthümer des rothen Mannes zu schildern, mit glühenden Farben die Gefährlichkeit des „Feuerwassers“ und die Nothwendigkeit auszumalen dem Genusse desselben ganz zu entsagen. Er gab vor daß er von dem „Großen Geist“ den ausdrücklichen Auftrag erhalten habe die Vernichtung der weißen Eindringlinge vorbereitungen und durch seine Bemühungen zu beschleunigen, und dadurch daß er häufig an die Eitelkeit, den Aberglauben und den Rachedurst seiner Zuhörer appellirte, gelang es ihm, sich einen starken und dauernden Einfluß zu sichern. Alle Häuptlinge welche sich ihm entgegenstellten, oder ihn lächerlich zu machen suchten, klagte er als Hexenmeister oder Zauberer an, und da er seine Anklagen durch Beweise, welche für die geringe Bildungsstufe der Indianer genügend waren, zu unterstützen wußte, mußten viele seiner Gegner am Pfahl ihr Leben endigen, so daß ihm am Ende ein vollkommenes freies Feld blieb.

Indeß war das große Unternehmen Tecumsehs und seines Bruders nicht allein ein sehr schwieriges und gefährliches, sondern auch ein äußerst langwieriges. Eine ganze Reihe von Jahren gieng darüber hin, ehe es ihnen gelang nur einmal erst die nordwestlichen Indianer für den großen Bund zu gewinnen. Bedeutend erschwert wurde das Unternehmen nicht allein durch die Feindseligkeit vieler Stämme unter einander, sondern namentlich auch durch die große Zahl dieser Stämme. Ueber die Art und Weise seines Wirkens lassen wir wieder den oben angeführten Geschichtschreiber sprechen: „Er verachtete die kleinlichen Eifersüchteleien der Stämme und Häuptlinge, und gieng ganz in der großen Idee auf, alle Indianerstämme zu einem großen Verzweiflungskampf mit den Weißen um die Herrschaft zu vereinigen. Es gelang ihm, seinen Plan im Norden und Westen bis zu einem bedeutenden Umfang auszuführen. Von hoch aufgerichteter, athletischer Gestalt, von edlem, gebieterischem Ausseben, mit der Miene eines Königs und der Beredsamkeit eines Demosthenes, als derselbe die Griechen gegen König Philipp zu den Waffen rief, gieng er von Stamm zu Stamm, entzündete alle durch seine Aufrufe und trieb sie zur Raserei durch seine feurigen Anklagen gegen ihre Unterdrücker. Wenn er sich erhob vor seinen wilden Zuhörern, rief seine imponirende Haltung ein Gefühl der Scheu und der Ehrfurcht hervor. Sobald er von seinem großen Gegenstand entflammt wurde, erschien er wie inspirirt. Sein Auge sprühte Feuer, seine dunkelbraune Brust hob sich höher und höher vor der im Innern kochenden Leidenschaft, seine ganze Gestalt dehnte sich aus durch seine tiefe Erregung, und seine starke, fesselnde Seele ergoß sich in Beredsamkeit, wild, ungestüm und unwiderstehlich, wie ein Bergstrom. Gedanken und Bilder flossen von seinen Lippen mit solchem Feuer und solcher Lebendigkeit, daß die stoische Ruhe des Indianers davor verschwand und sein statuenartiges Gesicht von Leidenschaft erglühte. Das Volk riß er stets mit sich fort; aber die Häuptlinge, welche seine Gewalt über ihre Anhänger fürchteten, durchkreuzten oft seine Plane. Wenn er nicht zu den Stämmen sprach, war er zurückhaltend, kalt und stolz. Sein beißender Sarkasmus als der englische General Proctor den Rückzug von Malden vorschlug, und seine Antwort an den Dolmetscher, welcher ihm in Gegenwart des General Harrison mit den Worten: „Dein Vater wünscht daß du dich setzest,“ einen Stuhl anbot — „mein Vater?! Die Sonne ist mein Vater und die Erde meine Mutter!“ worauf er sich stolz auf den Boden setzte — enthüllen eine Natur die sich ihrer Größe bewußt ist, und die Unterscheidungen welche der weiße Mann sich anmaßt, mit Verachtung von sich weist.“

So weit Headley. Um das Charakterbild Tecumsehs zu vervollständigen, führe ich gleich an dieser Stelle noch an was Capitän James Knaggs, einer der thätigsten und nützlichsten amerikanischen Parteigänger während der Feldzüge von 1812 und 1813 an der nordwestlichen Gränze, der häufig Tecumseh gegenüber stand und manche Gelegenheit hatte seine Eigenschaften und seine Thaten näher kennen zu lernen, und der noch jetzt in Monroe, im Staat Michigan lebt, von ihm erzählt:

„Während der Feind im vollständigen Besitze des Landes war,“ sagt Capitän Knaggs, „kam Tecumseh mit einem Trupp seiner Krieger nach dem Raisin-Fluß. Die Ansiedler längs des Ufers waren fast aller Mittel zum Unterhalt beraubt. Ein alter Herr, Namens Rivard, der lahm und unfähig war durch Arbeit den Unterhalt für sich und seine Familie zu erwerben, wies seinen Sohn an, ein Paar Ochsen, womit derselbe ein dürftiges Auskommen für die Familie zu erzielen vermochte, aus dem Gesichtsbereich der Wilden zu halten. Trotzdem aber trug es sich zu daß Tecumseh, der von Malden herübergekommen war, dem Sohn mit seinen Ochsen begegnete. Er trat zu ihm heran und sagte: „„Mein Freund, diese Ochsen muß ich haben. Meine jungen Männer sind sehr hungrig und haben nichts zu essen.““ Der junge Rivard machte Einwendungen und setzte dem Häuptling auseinander daß wenn er ihm die Ochsen nehmen würde, sein Vater vor Hunger und Noth umkommen müsse. „„Gut,““ sagte Tecumseh, „„wir sind die Stärkern, und alles was wir verlangen, gehört uns. Ich muß die Ochsen haben, mein Volk darf nicht umkommen. Doch ich will nicht so niedrig gesinnt seyn sie dir zu rauben; ich will dir 100 Dollars dafür geben, das ist mehr als sie werth sind.““ Tecumseh ließ hierauf durch einen Weißen eine Zahlungsanweisung an den englisch-indianischen Agenten, Oberst Elliot schreiben, welcher in einiger Entfernung vom Fluß, weiter unterhalb, wohnte. Die Ochsen wurden dann geschlachtet, das Fleisch ward an großen Feuern zubereitet, und die indianischen Krieger ließen es sich wohl schmecken. Der junge Rivard gieng mittlerweile mit seiner Anweisung zum Oberst Elliot, wurde aber von diesem mit den Worten: „„Wir sind zu unserem Unterhalt von dem durch uns besiegten Lande berechtigt, deßhalb werde ich die Anweisung nicht bezahlen,““ ohne weiteres abgewiesen. Mit schwerem Herzen kehrte der junge Mann zu Tecumseh zurück und klagte ihm sein Leid. „„Wie, er will nicht zahlen?““ sagte Tecumseh. „„Bleibe über Nacht hier, morgen wollen wir gehen und nachsehen.““ Am nächsten Morgen gieng er mit dem jungen Rivard zum Oberst Elliot und fragte ihn: „„Du verweigerst die Zahlung für die Ochsen die ich gekauft habe?““ Der Oberst bejahte die Frage und setzte seine Gründe

auseinander. „„Ich kaufte die Ochsen,““ entgegnete ihm der Häuptling, „„für meine jungen Männer, die hungrig waren. Ich versprach Bezahlung dafür, und sie werden bezahlt werden. Ich habe immer gehört daß die weißen Männer kamen um unter einander Krieg zu führen, und nicht mit friedlichem Wesen, und daß sie nicht die armen Leute beraubten und plünderten. Das will ich nicht.““ „Mag seyn,“ sagte der Oberst, „doch ich zahle nichts.“ „„Das kannst du halten wie du willst,““ erwiederte Tecumseh, „„aber ehe Tecumseh und seine Krieger kamen die Schlachten des großen Königs zu fechten, hatten sie genug zu essen, und dafür nur dem großen Herrn des Lebens und ihren guten Büchsen zu danken. Ihre Jagdgründe versorgen sie hinlänglich mit Nahrung; sie können dahin zurückkehren.““ Diese Drohung bewirkte einen plötzlichen Sinneswechsel beim Obersten. Der Abzug des großen Häuptlings würde, wie er wohl wußte, unmittelbar alle Stämme der Rothhäute aus dem englischen Dienste fortgezogen haben, und ohne sie würde die Gränze ganz preisgegeben seyn. „Gut,“ sagte also der Oberst, „wenn ich zahlen muß, werde ich.“ „„Gib mir klingende Münze,““ bemerkte ihm Tecumseh, „„nicht Lumpengeld.““ (Armee-Anweisungen). Der Oberst zählte 100 Dollars in Münze auf und gab sie ihm. Der Häuptling bändigte das Geld dem jungen Rivard ein und sagte dann zum Oberst: „Gib mir noch einen Dollar.“ Nachdem er ihn erhalten, gab er ihn ebenfalls an Rivard, mit den Worten: „„Nimm das, es wird dich für die Zeit bezahlt machen die du verloren hast um das Geld zu bekommen.““ Wie viele weiße Krieger, fügt der Erzähler hinzu, haben wohl solche Begriffe von Gerechtigkeit?“

Weiter erzählt Capitän Knaggs: „Um diese Zeit näherte sich Oberst Dudley dem Fort Meigs, um es von der Belagerung zu entsetzen. Er griff die Belagerer an, brachte ihnen eine Niederlage bei und drang in ihre Verschanzungen ein. Seine Truppen benahmen sich mit der furchtlosesten Tapferkeit und trieben alles vor sich her. Aber nach Art der Milizen lösten sich im Augenblick des Sieges die Reihen auf, und die Leute schlenderten herum, um das anzustaunen was sie vorher noch nie gesehen hatten, nämlich ein feindliches Lager und ein Schlachtfeld. Die Engländer und Indianer sammelten ihre Streitkräfte und kehrten zurück. Als sie unsere Soldaten zerstreut fanden, überwältigten sie sie leicht und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Nachdem aller Widerstand aufgehört hatte, fiengen die Indianer an die wehrlosen Gefangenen zu ermorden. Oberst M'Kee, der unter den Indianern focht, brüllte wie ein Stier (wie ein Augenzeuge sich ausdrückt), indem er befahl einzuhalten, doch man achtete nicht auf ihn. Da stürzte Tecumseh unter sie und befahl mit dem Gemetzel aufzuhören; allein die blutdürstigen Sieger, welche viele Leute verloren hatten, waren rasend und schlugen alles nieder was ihnen in den Weg kam. Tecumseh war tief ergrimmt über die zwecklose Opferung von Menschenleben und die ehrlose Ermordung von Gefangenen. Er stürzte sich unter seine eigenen Krieger, trieb seinen Tomahawk bis an den Griff in den Schädel des einen, so daß dieser todt zu seinen Füßen niederfiel, und erklärte mit einem grimmigen Schrei, daß er alle auf dieselbe Weise behandeln würde die es wagen sollten noch ferner seinen Befehlen ungehorsam zu seyn. Diese Erklärung wirkte, es wurde kein Gefangener mehr getödtet.“

Denselben Vorfall beschreibt ein anderer Augenzeuge mit folgenden Worten: „Obgleich sich die Amerikaner selbst als Kriegsgefangene ergeben hatten, so verletzte der unmenschliche General Proctor dennoch die Gebräuche des Kriegsrechts und schützte sie nicht im geringsten, noch versuchte er es sie vor dem Tomahawk der Indianer zu beschirmen. Während diese blutdürstige Schlächterei tobte, hörte man in dem Tosen eine donnernde Stimme in indianischer Mundart, und als ich mich umwandte, sah ich Tecumseh, wie er in aller Hast, womit ihn sein Pferd nur tragen konnte, angesprengt kam, bis er den Ort erreichte wo eben zwei Indianer einen Amerikaner zu tödten im Begriff waren. Er sprang vom Pferde, ergriff den einen an der Kehle, den andern an der Brust und riß sie zu Boden, zog seinen Tomahawk und sein Skalpirmesser, drängte sich zwischen den Amerikaner und die Indianer, schleuderte ihn mit der Wuth eines Wahnsinnigen fort, und bot allen den Hunderten die ihn umgaben, Trotz, wenn einer es wagen sollte noch einen Amerikaner zu morden. Alle schienen bestürzt und standen sofort davon ab. Sein Gemüth schien von Mitleiden übermannt, und fast mit Thränen in den Augen rief er aus: „O, was wird aus meinen Indianern werden?“ Dann verlangte er in befehlendem Tone zu wissen wo Proctor sey, und indem er in geringer Entfernung seine Augen auf ihn warf, fragte er ernst, weßhalb er nichts daran gesetzt habe ein so unmenschliches Gemetzel zu verhindern? „Sir,“ sagte Proctor, „Eure Indianer hören auf kein Commando.“ „„Packt Euch,““ erwiederte Tecumseh mit der größten Verachtung. „„Ihr seyd unfähig zu befehlen, geht und zieht einen Unterrock an!““

„Der Charakter Tecumseh's,“ sagt Knaggs, „war der eines tapfern und furchtlosen Kriegers, sowie der eines ehrbaren und ehrenwerthen Mannes. Sein Andenken wird von all unsern alten Bürgern, die ihn kannten, geachtet.“

Im Jahre 1807 zog die Bewegung unter den westlichen Indianern zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten auf sich, und General Harrison, damals Gouverneur des Territoriums Indiana, erließ eine Botschaft an die Häuptlinge des Shawnee-Stammes, worin er ihnen Vorhaltungen über ihr verwegenes Beginnen machte und sie vor den Folgen desselben warnte. Der „Prophet“ ließ zur Erwiederung darauf einen Brief schreiben, in welchem er die Richtigkeit der Anklagen bestritt und mit großer Dreistigkeit behauptete daß nichts seinen Gedanken ferner liege als irgend eine Absicht, eine Störung des Friedens hervorzurufen. In dem Sommer des folgenden Jahres setzte sich dieser gewandte Intrigant am Tippecanoe-Fluß, einem Nebenfluß des Wabash, in dem nördlichen Theil des heutigen Staates Indiana, fest, und sammelte eine größere Schaar seiner treuesten Verehrer und Anhänger um sich. Von dort aus begab er sich kurz darauf nach Vincennes, wo er längere Unterhandlungen mit General Harrison führte, lediglich um dessen Argwohn zu zer-

streuen. Er bestand darauf daß der ganze Zweck seiner Agitation unter den Indianern darin bestehe sie zum Aufgeben ihrer Laster und zur Führung eines nüchternen, mäßigen und friedfertigen Lebens zu bewegen. In diesem Sinne hielt er dann auch in Gegenwart von Beamten der Vereinigten Staaten häufig Reden an seine Anhänger.

Tecumseh betrieb mittlerweile unermüdlich seine Agitation unter den zahlreichen Stämmen des Nordens und des Westens, in dem jetzigen Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa, Minnesota und Missouri. Näheres darüber hat die Geschichte nicht aufgezeichnet. Wir wissen nur daß er mit rastloser Energie und nie ermüdender Ausdauer von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr sein Ziel verfolgte. Während er auf seinen Reisen begriffen war, im September des Jahres 1809, schloß Gouverneur Harrison mit den Indianerstämmen der Miamis, Delawares, Pottawatomies und Kickapoos einen Vertrag ab, wodurch diese Stämme, gegen gewisse Jahreslieferungen in Geld und Gütern, einen großen Landstrich am untern Wabash an die Vereinigten Staaten abtraten. Als Tecumseh im folgenden Jahre von einer längern Reise, die er mit seinem Bruder, dem „Propheten," unternommen hatte, zurückkehrte und von diesem Vertrage erfuhr, remonstrirte er aufs heftigste dagegen und erklärte in einer Zusammenkunft, die er kurz darauf mit Gouverneur Harrison hatte, offen und unverhohlen: es sey seine Absicht einen allgemeinen Bund aller indianischen Stämme zu bilden um dem weitern Fortschreiten der Weißen nach dem Westen hin Einhalt zu thun, und einer der ersten Grundsätze dieses Bundes sey der daß es keinem einzelnen Stamme zustehe von dem Lande welches nur allein den rothen Männern gehöre, das geringste ohne Zustimmung des ganzen Bundes zu verschenken, zu verkaufen oder abzutreten; die Kickapoos, die Delawares und andere Stämme hätten nicht mehr Recht ihr Land wegzugeben, als die glänzenden Strahlen der Sonne zu verdunkeln. Als General Harrison in seiner Antwort dieß bestritt, gerieth Tecumseh so in Zorn daß er seinen Tomahawk ergriff und aufsprang. Seine Begleiter folgten seinem Beispiel, und es würde wahrscheinlich zu einem blutigen Gemetzel gekommen seyn, wenn der Anblick der um das Haus herum postirten Soldaten Tecumseh nicht bei Zeiten an das Thörichte seines Beginnens gemahnt und seine Hitze abgekühlt hätte.

Zwei Tage nach dieser Zusammenkunft brach Tecumseh, in Begleitung einiger wenigen Krieger, nach dem Süden auf, um den Geist der Unzufriedenheit unter den Chicasaws, Choctaws, Cherokees, Creeks, Seminoles und andern Stämmen zu verbreiten und sie ebenfalls zum Anschluß an den großen Indianerbund zu bewegen. Diese Reise des großen Häuptlings durch Tausende von Meilen der undurchdringlichsten Wildniß, die Besprechung seines tief angelegten Planes beim nächtlichen Lagerfeuer, seine glänzenden Träume von dem mächtigen Indianerreich, das unter seiner Hand emporwachsen sollte, und von der Größe und Macht, zu welcher er seine verachtete Race wieder zu erheben gedachte, würden einen herrlichen Stoff zu einem Epos abgeben. Pfadlose Gebirge und düstere Sümpfe wurden überschritten, tiefe Flüsse durchschwommen, und Mühen und Anstrengungen sondergleichen erduldet, nur um einer einzigen großen Idee willen. Um diese Zeit war bereits ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten wahrscheinlich, und es scheint daß Tecumseh seine damalige Agitation unter den südlichen Stämmen, wenn nicht im offenen Einverständniß mit den Engländern, doch jedenfalls mit der Ueberzeugung betrieben hat daß er bei der Ausführung seines großen Planes mit den Engländern Hand in Hand gehen würde. Er dachte sich daß während die Engländer die Vereinigten Staaten hauptsächlich von der Seeküste her angreifen und beschäftigen sollten, er mit den vereinigten Indianerstämmen vom Superior- und Michigan-See bis nach Florida in einem ungeheuern Halbkreis einen gleichzeitigen concentrischen Angriff führen würde.

Ohne Wissen und gegen den ausdrücklichen Willen Tecumseh's fieng im J. 1811 die am Tippecanoe von seinem Bruder, dem „Propheten," zusammengezogene Bande an durch Raub- und Plünderungszüge und Ermordung einzelner Weißen die Feindseligkeiten zu eröffnen. Berichte, die hierüber nach Washington gemacht wurden, hatten zur Folge daß die Bundesregierung ein Infanterieregiment unter Oberst Boyd von Pittsburg nach Vincennes schickte, und dem General Harrison zur Verwendung gegen die Indianer zur Verfügung stellte. Nachdem Harrison mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte durch Vermittlung der den Vereinigten Staaten befreundeten Delaware- und Miami-Häuptlinge eine Unterhandlung zuwege zu bringen, durch welche er die Wiedererstattung des geraubten Eigenthums und die Auslieferung der Mörder erzielen wollte, marschirte er am 28 Oct. mit dem Infanterieregiment und einigen Milizen und Freiwilligen von Fort Harrison am Wabash gegen die Stadt des „Propheten." Am 5 Nov. war er bis auf neun Meilen herangekommen. Während er am nächsten Tag weiter gegen die Stadt vorrückte, machte er verschiedene Versuche Unterhandlungen zu eröffnen, die jedoch nur mit Drohungen und Beleidigungen erwidert wurden. Ehe indeß die Truppen bis an den Ort kamen, trafen Boten von Elsthwatawa ein, welche einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft für den nächsten Tag vorschlugen. General Harrison gieng auf den Vorschlag ein, traf jedoch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln um seine kleine Armee gegen einen verrätherischen Ueberfall während der Nacht zu schützen.

Die Erfahrung lehrte daß seine Vorsicht wohl begründet war. Gegen 4 Uhr am nächsten Morgen schlichen sich die verrätherischen Indianer an die amerikanischen Schildwachen heran, um sie in aller Stille zu ermorden und dann das Lager unvorbereitet zu überfallen. Eine der Schildwachen entdeckte jedoch glücklicherweise einen herankriechenden Indianer und feuerte auf ihn. Dem Schuß folgte sofort ein wildes Kriegsgeheul, und die Indianer warfen sich auf die linke Flanke des Lagers. Ihre Zahl betrug zwischen 500 und 1000. Sie standen unter Führung von „Weiß-Lymme," „Steinesser" und eines verrätherischen Pottawatomie-Häuptlings, Namens Winnemac. Der „Prophet" hielt sich selbst vom Kampfe fern. Der Angriff war ungewöhnlich wüthend und hartnäckig. Nachdem der Kampf bis Tagesanbruch gedauert hatte, wurden die In-

dianer zurück geschlagen und auseinandergesprengt. Ihre Stadt, welche sie im Stich ließen, wurde von den Truppen des Generals Harrison zerstört. Mit dem Einfluß des „Propheten" war es seit dieser Niederlage vorbei.

Der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten, welcher schon jahrelang vorauszusehen war, kam endlich im J. 1812 zum Ausbruch. Am 18 Juni erließ der Congreß eine feierliche Kriegserklärung. Ungefähr um dieselbe Zeit muß Tecumseh von seiner großen Reise nach dem Süden zurückgekehrt seyn. Er sammelte die Indianer des Nordens und Nordwestens unter die Fahnen der Engländer, und war ihnen ein eben so treuer als werthvoller Bundesgenosse. Keiner von allen diesen indianischen Stämmen focht während dieses Krieges auf der Seite der Amerikaner, während die Streitkräfte der Engländer oft mehr als zur Hälfte aus ihren indianischen Bundesgenossen bestanden. Die Feindseligkeiten wurden von Seiten der Vereinigten Staaten längs der nördlichen Gränze gegen Canada eröffnet. Der ganze erste Feldzug bestand in einer Reihe von Unglücksfällen. General Hull, Gouverneur von Michigan, welches damals auch das jetzige Wisconsin in sich schloß, hatte das Commando über die Streitkräfte des linken Flügels erhalten. Hull hatte als Officier im Unabhängigkeitskrieg unter Washington gedient und seinen Posten damals mit Ehren ausgefüllt. In seiner Function als General und Commandant eines selbständigen Truppenkörpers bewies er sich so total unfähig und kopflos daß er selbst die österreichischen Generale, welche 1796 in Italien gegen Napoleon commandirten, noch bei weitem übertraf. Sein Feldzug gehört zu dem jammervollsten was die Kriegsgeschichte aller Völker und aller Zeiten aufzuweisen hat. Da wir es hier nur mit der Person Tecumseh's zu thun haben, können wir die Ereignisse des Krieges, bei denen er nicht persönlich betheiligt war, so interessant sie auch seyn mögen, nur ganz oberflächlich und nur in so weit berühren als es für das Verständniß des Ganzen nothwendig ist.

General Hull brach am 1 Juni mit einem Theil des ersten Infanterieregiments, drei Compagnien des ersten Artillerieregiments, einer Schaar Freiwilliger von Ohio, einer Militzabtheilung von Michigan und einer Compagnie Rangers von Dayton, in Ohio, gegen Detroit auf. Bei Urbana stieß noch der Oberst Miller mit dem 300 Mann zählenden vierten Infanterieregiment zu ihm. Ende Juni erreichte das Corps Maumee, und erst am 2 Juli erhielt General Hull dort die Nachricht von der Kriegserklärung. Nachlässigkeit von Seiten des unfähigen Kriegsministers war schuld daran. Der Commandant der nächsten britischen Garnison in Malden hatte die Nachricht schon zwei Tage früher erhalten. Aehnlich gieng es damit auf der ganzen Gränzlinie, und was das seltsamste dabei ist, die britischen Commandanten bekamen ihre Benachrichtigung unter der Francatur des amerikanischen Finanzministers. General Hull erlitt durch die verspätete Benachrichtigung den schweren Nachtheil daß seine Bagage, sein Hospitalgeräth, sein Schanzzeug, so wie die Instructionen der Regierung, die Armeeberichte und eine Bedeckung von 60 Mann ihm verloren giengen. Er hatte sie, da er von der Kriegserklärung noch nichts wußte, von Maumee zu Wasser nach Detroit abgesandt, und als das Convoi bei Fort Malden passiren wollte, wurde es von dem britischen Commandanten angehalten und gefangen genommen. In Detroit angekommen, blieb General Hull, anstatt sofort gegen Malden zu marschiren und den Platz zu nehmen, was ein leichtes gewesen wäre, ruhig bis zum 12 Juli dort stehen, überschritt dann endlich den Detroit-Fluß, und rückte bis Sandwich, 18 Meilen von Malden, vor, wo er wieder unschlüssig stehen blieb und die Zeit mit einer Proclamation an die Bewohner Canada's vertrödelte. Am 16 schickte er die Obersten Caß und Miller mit 280 Mann gegen Malden zu. Sie drangen bis zum Canards-Fluß vor, vertrieben ein dort stehendes britisches Picket, besetzten die Brücke und meldeten dem General Hull daß sie noch 4 Meilen von Malden ständen, und entweder die ganze Armee oder doch Verstärkungen erwarteten. Statt darauf einzugehen, befahl ihnen General Hull sofort zurückzukehren. Da sie jedoch dagegen remonstirten, gestattete er ihnen den Posten auf ihre eigene Verantwortlichkeit und ohne Aussicht auf irgendeine Verstärkung zu behaupten. Das Fort war in sehr schlechtem Zustand und hatte nur 700 Mann Besatzung, worunter 100 reguläre Soldaten. Bei der Annäherung von Caß und Miller wurden alle Vorbereitungen zum Abzug getroffen. Statt alle diese Umstände zu benutzen, brachte General Hull wieder einige Wochen damit zu sich einen Belagerungspark, bestehend aus zwei 24Pfündern und drei Haubitzen, herzurichten und denselben auf eine schwimmende Batterie zu setzen. Nachdem er dieses Kunststück fertig gebracht, marschirte er plötzlich, statt zur Belagerung des Forts zu schreiten, mit seiner ganzen Armee nach Detroit zurück. Die Ankunft britischer Verstärkungen und die Ansammlung von Indianerbanden hatten ihm sein bischen Muth wieder genommen. Den letzten Rest verlor er vollends durch die Nachricht daß das Fort Mackinaw sich an die Briten ergeben habe. Der dort commandirende Officier, Lieutenant Hanks, hatte gar keine Nachricht von der Erklärung des Krieges erhalten. Die erste Mittheilung gieng ihm durch den britischen Oberst Roberts zu, welcher mit 200 Briten und Canadiern und 400 Indianern vor Mackinaw erschien, und die 60 Mann starke Besatzung zur Uebergabe aufforderte. Lieutenant Hanks mußte sich in das Unvermeidliche fügen, da er an Widerstand gar nicht denken konnte. Mackinaw wurde von jetzt an der Sammelpunkt der Indianer, die in großen Schaaren herbeiströmten.

Eine neue Verlegenheit bereitete sich für den unglückseligen Hull, als General Proctor, der mit Verstärkungen in Malden angekommen war, ein kleines Detachement über den Fluß nach Brownstown warf, um alle Lebensmittel, die von Ohio her der Armee zugeführt werden möchten, abzuschneiden. Capitän Brush, der mit Mehl und Ochsen für die Armee unterwegs war, mußte beim Raisin-Fluß stehen bleiben. Um die unterbrochene Verbindung wieder herzustellen, wurde der Major Van Horne mit 200 Freiwilligen und Militzen abgeschickt. Da er, im Gegensatz zu seinem Chef, dem General Hull, nicht die nöthige Vorsicht beobachtete, fiel er während

des Marsches in einen Hinterhalt und wurde vollständig geschlagen. Etwa die Hälfte seiner Leute gieng verloren, während die andere Hälfte sich nach und nach wieder bei der Armee einfand. General Hull, der wenigstens so viel einsah daß seine Armee ohne Lebensmittel nicht leben könne, schickte jetzt den Oberst Miller mit 400 Mann ab, um die Straße nach dem Raisin-Fluß zu öffnen. Er marschirte am 8 Aug. von Detroit ab und stieß am 9ten in der Nähe von Brownstown auf den Feind. Es war schon spät am Nachmittag als der Kampf begann. Der Feind stand hinter einem Verhau von Baumstämmen und Zweigen, und hatte seine rechte Flanke durch den Detroit-Fluß, die linke durch Sümpfe und Dickichte geschützt. Die Briten standen unter dem Commando des Oberst Muir, die Indianer unter dem Commando Tecumsehs. Capitän Snelling, welcher die Avantgarde der Amerikaner führte, kam bis auf halbe Musketenschußweite heran, bevor er den Feind erblickte. Ein furchtbares, vernichtendes Feuer wurde plötzlich auf ihn eröffnet. Er hielt es standhaft aus, bis Oberst Miller zu seiner Unterstützung heranrückte. Der Oberst, als er die verderbliche Wirkung des feindlichen Feuers und dagegen die Wirkungslosigkeit seines eigenen sah, welches fast ganz in dem Verhau stecken blieb, entschloß sich augenblicklich zum Bajonnetangriff zu schreiten. Der Befehl dazu wurde mit lautem Hurrah entgegengenommen, und im nächsten Augenblick hatten die Amerikaner schon das Verhau erklettert und jagten die fliehenden Briten und Canadier vor sich her. Tecumseh jedoch stand fest auf seinem Posten, und Major Van Horne, welcher den rechten Flügel der Amerikaner commandirte, schickte an Oberst Miller um Verstärkungen, ohne die er den hartnäckigen Widerstand der Indianer nicht überwältigen zu können glaubte. Oberst Miller, der in einer heftigen Verfolgung der geschlagenen Briten begriffen war, ließ augenblicklich halten und eilte dem Major Van Horne zu Hülfe. Als er dort ankam, fand er daß die Indianer ebenfalls in voller Flucht waren. Tecumseh hatte seinen Zweck erreicht; er hatte die Engländer vor gänzlicher Vernichtung geschützt. Als Oberst Miller sich wieder zu ihrer Verfolgung wandte, hatten sie sich bereits eingeschifft und schwammen außerhalb seines Bereichs auf dem Wasser.

Miller schickte darauf den Capitän Snelling mit der Siegesnachricht nach Detroit und ließ den General Hull ersuchen ihm Verstärkungen, Lebensmittel und Boote zur Fortschaffung der Verwundeten zu schicken. Oberst M'Arthur wurde mit 100 Mann, mit einigen Booten und mit Lebensmitteln für eine einzige Mahlzeit abgeschickt. Da Miller nicht wagte mit einer so geringen Verstärkung und einem so dürftigen Vorrath von Lebensmitteln die Strecke von 20 Meilen nach dem Raisin-Fluß zurückzulegen, blieb er auf dem Schlachtfeld stehen und schickte nochmals einen Boten an General Hull mit dem Ersuchen, er möge ihm noch etwas mehr Verstärkung und etwas mehr Lebensmittel schicken, damit er die Verbindung endlich vollständig herstellen könne. Die Antwort Hulls bestand in einem ganz bestimmten Befehl daß er auf der Stelle nach Detroit zurückkehren solle. Oberst Miller, anstatt die Verbindung mit Capitän Brush herzustellen, der selbst ein Detachement von 150 Mann zu seiner Verfügung hatte, gehorchte diesem Befehl, der entweder nur ein Product des offenbarsten Verraths oder des bedauernswerthesten Blödsinns seyn konnte. Zwei Tage später schickte General Hull die Obersten Mr. Arthur und Cass mit 400 Mann aus, um dieselbe Verbindung mit Capitän Brush, welche Oberst Miller auf geradem Weg geöffnet hatte, auf versteckten, kaum aufzufindenden und fast unpassirbaren Waldpfaden wieder herzustellen.

Unterdessen war der Commandant der britischen Streitkräfte, General Brook, von Detroit, auf dem andern Ufer des Flusses erschienen, und hatte eine Batterie zum Schutz seiner Armee und zur Deckung des Uebergangs über den Fluß errichtet. Kein Schuß wurde von Seiten der Amerikaner abgefeuert, um ihn in seinen Unternehmungen zu stören, kein Versuch wurde gemacht um seine Schiffe, die er zum Uebersetzen gesammelt hatte, zu vernichten oder fortzunehmen. Oberst Dalibo erbot sich den Feind vom jenseitigen Ufer zu vertreiben. General Hull erwiederte darauf: „Ich will ein Uebereinkommen mit dem Feind treffen daß wenn er nicht auf mich, ich auch nicht auf ihn feuern will." Major Jessup bat um die Erlaubniß den Fluß überschreiten und die Kanonen des Feindes vernageln zu dürfen. General Hull erklärte das für ein gar zu verzweifeltes Unternehmen. Kurz, jeder Vorschlag der ihm gemacht wurde den Feind zurückzutreiben, zu stören, zu beeinträchtigen, wurde ohne weiteres von General Hull verworfen, und selbst seine 24Pfünder und seine Haubitzen blieben ruhig auf ihren Rädern liegen, ohne nur einen einzigen Schuß zu thun.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Insel Ceylon nach Sir Emerson Tennent.

1. Bis zur Ankunft der Portugiesen.

In frühern Zeiten muß die Insel Ceylon wunderbar dicht bevohnt gewesen seyn. Dieß kann man aus der großen Zahl verlassener Tanks (Wasserbecken) schließen, denn zu jedem Tank gehörte ein Dorf, so daß, wenn einheimische Quellen behaupten es habe um 1301 unter Prakrama III das Königreich Pihiti 450,000, Rohuna 770,000 und Maya 250,000 Dörfer gezählt, man, abgesehen von den herkömmlichen Uebertreibungen, wie sie allen orientalischen Berichten anhaften, doch damals den Höhenpunkt der materiellen Civilisation suchen muß. Auch waren die Wasserbauten so riesenhaft angelegt und erforderten eine so emsige Unterhaltung, daß sie überhaupt nur in dicht bewohnten Ländern vorkommen können. So wie eine Dorfgemeinde in Verfall gerieth und die Wasserbauten vernachlässigt wurden, führte der Untergang des Tanks zum Erlöschen des Dorfes, denn ohne Tank kein Wasser, ohne Wasser keine Ernte. Bis zur Ankunft Vidschayo's oder der bengalischen Einwanderung scheint unter den Eingebornen

eine Kasteneintheilung unbekannt gewesen zu seyn. Die Kasten erhielten sich aber auch nach Einführung des Buddhismus als nationale Institution wahrscheinlich in Folge des Verkehrs mit den kasteneifrigen Malabaren. Doch ist die indische Eintheilung in Bramanen, Kschatriyas und Waisyas nicht bekannt, denn an der Spitze der singalesischen Gesellschaft stehen die Wellalas, wörtlich: die Bauer des Landes, und zu unterst die Tschandalas, welche das Todtengräbergeschäft besorgen. Sklaverei hat auf der Insel von Alters her bis zum Jahre 1845 geherrscht, wo sie auf Befehl der britischen Regierung aufhören mußte. Als stärkster Beweis aber für die allgemeine Milde dieses Dienstverhältnisses muß man es erkennen, daß auch nicht ein einziger Eigenthümer daran dachte eine Entschädigung zu begehren.

Vor der Einwanderung aus Bengalen (543 v. Chr.) war der Ackerbau etwas unbekanntes. Die Yakkos (Eingebornen) lebten von Früchten, von Honig und von dem Ertrag der Jagd auf Elenthiere und Eber, zu deren Fang Hunde abgerichtet wurden, während uralte (504 v. Chr.) großmüthige Jagdgesetze verboten ein Wild anders als auf der Flucht zu schießen. Der Reisbau, später und jetzt so wichtig für Ceylon, kann erst ziemlich spät Raum gewonnen haben, denn wir wissen daß noch im 3ten Jahrhundert v. Chr. Reis von der Coromandelküste eingeführt wurde. Erst die Nachfolger Widschaya's lehrten die Singalesen den Bau des Reises mit Hülfe künstlicher Bewässerungen, und 504 v. Chr. wurde der erste Tank erbaut. Entscheidend für die Nahrungsweise der Bevölkerung wurde der Buddhismus durch sein Verbot der thierischen Nahrung. Mit dem Reisbau und seinen künstlichen Vorbereitungen entstand auch die patriarchalische Dorfverfassung mit einem Rath der Aeltesten an der Spitze, welcher die gemeinsame Dorfarbeit leitete und ordnete. Auch Tempelgüter waren häufig anzutreffen, so daß manche Dörfer den Tempeln robotpflichtig waren, andere Tempelgüter dagegen von Sklaven bestellt wurden. Der Bau der Cocosnußpalme als Fruchtbaum scheint der neuen Zeit anzugehören, denn nicht früher als 1153 n. Chr. werden ihre Früchte unter den Nahrungsmitteln aufgezählt. Da alle andern Arten dieser Palmengattung der neuen Welt angehören, so hat man vermuthet daß die Cocospalme nach Indien eingeführt worden sey. Dieß müßte indessen außerordentlich früh geschehen seyn, denn erwähnt wird die Cocosnuß schon 161 v. Chr., und bei Galle ist ein Königsbild in den Felsen gehauen, welches nach der einheimischen Ueberlieferung den Radscha Kuttia vorstellen soll, der die Singalesen zuerst die Cocospalme bauen lehrte. Schon im 5ten Jahrhundert v. Chr. schickt eine Prinzessin ihrem Liebhaber Betelblätter zum Geschenk, so daß der Bau dieser Pflanze weit ins Alterthum hinaufreicht. Sir Emerson macht dabei die verständige Bemerkung daß das widerliche Betelkauen mit dem Verbot der Fleischnahrung zusammenhängen möge und sich damit entschuldigen lasse. Handel wurde zu allen Zeiten von den Singalesen gering geschätzt, und Seefahrten werden nur erwähnt wo es gilt Missionen zur Ausbreitung des Buddhismus auszuführen oder Prinzessinnen aus Indien als Königsbräute abzuholen. Abneigung gegen das Matrosenhandwerk kann man noch heutigen Tages wahrnehmen, auch sind sämmtliche singalesische Fahrzeuge nur Copien fremder Modelle. Eine Eigenthümlichkeit jedoch besitzen die ceylonesischen Schiffsbauten, daß nämlich kein eiserner Nagel bei ihnen angewendet werden darf, sondern die Planken mit Koir, das heißt mit Garn aus Cocosnußfasern, zusammengenäht werden. Dieses Verfahren, welches einen technischen oder ökonomischen Grund hatte, erschuf in der Fabelgeographie der Araber die Sage vom Magnetberg, der die Nägel aus dem Schiffe zöge, welcher Gefahr die ceylonesischen Fahrzeuge freilich nicht ausgesetzt waren. Eine andere Eigenthümlichkeit war es auch an beiden Enden der Schiffe Schnäbel angebracht waren, welcher Umstand schon zu Strabo's Kenntniß gelangte. Griechen, Römer, Araber, Hindu und Chinesen holten von Ceylon aromatische Kräuter, Edelsteine, Perlen und Muscheln. Zimmet dagegen wird in den heiligen Büchern nicht als Ausfuhrartikel genannt. Eingeführt wurden aus Indien Sklaven, Pferde, Weihrauch, Goldbrocat, Sandelholz; Seide und Zimmober kam aus China, während mit dem buddhistischen Kaschmir ein frühzeitiger Verkehr in wollenen Tüchern und Teppichen bestand, wie umgekehrt singalesische Ingenieure als Baumeister nach Kaschmir giengen. Zu den nationalen Gewerben gehörte die Verfertigung von Koir oder Schiffstauen aus Cocoshanf. Die Kleidung des niedern Volkes bestand bloß aus einem Tuch, welches um die Lenden geschlungen wurde. Nur die Reichen trugen fließende Gewänder. Zeuge wurden schon vor Widschaya's Ankunft gewebt, und der Leinwand gedenkt eine Quelle aus dem 2ten Jahrhundert v. Chr. Auch auf Bleichen und Färben verstand man sich, dagegen sollen die ersten Juweliere, Schmiede, Glockengießer, Zimmerleute und Steinmetzen aus Madura im Gefolge einer Prinzessin, der Braut Widschaya's, nach Ceylon gekommen seyn. Töpfer werden erst 262 n. Chr. erwähnt, und um dieselbe Zeit reden die Quellen auch von einem Glasspiegel, während gewöhnliche Glasarbeiten noch in ein höheres Alterthum hinaufreichen. Ihre chemischen Kenntnisse bewährten die Singalesen bei der Erzeugung von Kampher, wohlriechender Oele, anderer Wohlgerüche und der Pflanzenfarbstoffe. Zucker gewann man aus der Palmyra- und Kittulpalme, aber auch aus dem Rohr, welches auf Ceylon wie in Indien heimisch war. Eine Zuckermühle wird schon im 1ten Jahrhundert v. Chr. erwähnt. Eiserne Werkzeuge waren früh im Gebrauch und dienten beim Behauen der Steine. Auch war die Stadt Widschittapura im 3ten Jahrhundert mit einem „eisernen Thore" gesichert. Die Bereitung des Wutzstahles, aus dem die ächten Damascenerklingen später gefertigt wurden, lernten die Singalesen frühzeitig von den Erfindern, nämlich den Hindus. Kupfer war stark begehrt, wird aber nirgends als einheimisch erwähnt, sondern mußte wie Gold und Silber eingeführt werden. Quellen des 2ten Jahrhunderts v. Chr. sprechen auch von ankommenden Schiffen, beladen mit Goldgeschmeiden, denn an Ringen und Spangen hieng und hängt das Herz der Singalesen so mächtig wie das der Hindu. Ringe wurden im Ohr, in der Nase, an

den Fingern und Zehen; Spangen am Arm und an den Knöcheln der Hand und des Fußes getragen. Obgleich die Singalesen den Gebrauch der Münzen von Alterswher kannten, auch die Namen von Münzen in den heiligen Schriften erwähnt werden, so ist doch die älteste bis jetzt aufgefundene Münze erst vom Jahr 1070 n. Chr., während die Chinesen des 15ten Jahrhunderts mit Bewunderung von den auf Ceylon geprägten Goldmünzen reden. Da man vielfach Silberdraht in Form von Fischangeln gebogen auf Ceylon ausgrub, so hielt man dieses „Hakengeld" längere Zeit für ein nationales Zahlungsmittel, bis später die Heimath dieser Münzen an ihren Inschriften als persisch erkannt wurde, und zwar stammten sie aus Larisian, und waren erst von den Portugiesen in Curs gesetzt worden.

Die Krone von allen Gewerben der Singalesen war ihre Wasserbaukunst. Bedenkt man daß die Erde zu den Dämmen in Körben auf dem Kopfe herbeigetragen, die Steine aber mit Aexten aus den Brüchen gelöst werden mußten, und zum Fortbewegen großer Lasten keine Maschinen angewendet wurden als Seile und Walzen, so muß man staunen daß sie so bewältigende Werke zu Stande brachten. Ihre Festungsbauten dagegen scheinen nicht viel bedeutet zu haben, doch lieferte ihnen die Natur selbst ein prächtiges Fortificationsmittel; wie man nämlich in Mittelamerika Cactus anpflanzt, so wurden ähnlich von den Singalesen durch Dornenhecken Städte in verschiedenen Ringen eingeschlossen. Die ältesten Brücken, von denen sich Spuren erhalten haben, gehören erst dem 13ten Jahrhundert u. Chr. an und selbst diese waren nur aus Holz.

Alle musikalischen Kenntnisse verdankte man den Hindus. Uebrigens herrschte nach asiatischem Geschmack eine Vorliebe für Trommeln und Muschelltrompeten, wenn auch gelegentlich schon 161 v. Chr. eines Instrumentes wie der Harfe gedacht wird. Die Malerei diente nur zur Ausschmückung der Tempel und zur Darstellung von Heiligenbildern, namentlich abgemagerter Selbstpeiniger, verklärter Blödsinniger, oder Märtyrer unter Foltern, die mit peinlicher Treue wiedergegeben werden. Daß Van Eyk nicht der Erfinder der Oelmalerei gewesen sey, wird wohl allgemein angenommen, denn im 6ten Jahrhundert wird die Benutzung der Oelfarben von Aetius in Diarbekr erwähnt, während eine noch frühere Stelle bei Dioscorides, also aus dem Augusteischen Zeitalter, bisher als die älteste gegolten hat, die auf Oelmalerei gedeutet werden kann. Es findet sich jetzt aber daß man auf Ceylon schon im 2ten Jahrhundert v. Chr. eine „Zinnoberfarbe mit Oel gemischt" anwendete. Dieß ist vorläufig die älteste Urkunde über Oelmalerei. Die singalesischen Bildhauer übten sich fast ausschließlich durch Darstellungen des Buddha in seinen drei orthodoxen Stellungen, nämlich in tiefem Selbstbeschauen sitzend, oder stehend und predigend, oder zurückgelehnt im Genuß buddhistischer Seligkeit, im Nirwana, das heißt der Auflösung in das Nichts. Wenn die heiligen Schriften ganz genau alle Einzelnheiten der Darstellung, die Länge der Ohren, Arme, Finger und Zehen, sowie die Zahl der Locken vorschreiben, einheimische Quellen aber erzählen daß ein einziger König 72,000 Buddhafiguren errichten ließ, so kann man sich, wenn man auch zwei Nullen von der letzten Ziffer tilgen wollte, vorstellen daß zuletzt die Uebung den Meister machte, die singalesischen Buddhafiguren die buddhistischen Chinesen in Entzücken versetzen mußten, und ceylonesische Prophetenbilder von allen benachbarten Reichen wie Kleinodien gesucht wurden. Bisweilen wurden Gold oder Vergoldung, Incrustirung von Edelsteinen, selbst Diamanten angewendet. Elfenbein, Sandelholz, Kupfer und Bronze dienten den Künstlern als Material, aber der gewöhnlichste Stoff blieb Granit. Auch die Baukunst diente fast nur zur Verherrlichung der Religion. Die Priesterschaft verbot sogar dem Volk seine Wohnung anders als aus getrocknetem Lehm zu erbauen. Mit unsäglicher Verschwendung von Arbeit wurden einst 1600 Pfeiler mit Aexten aus den Steinbrüchen gehauen und dienten als Säulengang zu dem ehernen Palast, einem Kloster in Anaradschapura. Die Mehrzahl ist mit Sculpturen geschmückt und von so überraschend graciöser griffelartiger Gestalt, daß sie ohne Zögern zu Geschmack antiken Formen im Range gleichgestellt werden dürfen. Weniger gefällig sind die Dagobas oder heiligen Stätten der Singalesen. Sie bauten sie stets glockenförmig, ließen sie oben in einem Würfel endigen und setzten darauf noch eine Thurmspitze Yi in Birma, Thi auf Ceylon genannt. Unter ihrem Schnitzwerk ist eine besonders beliebte Gestalt die Gans, welche ihnen, wie den Römern, heilig war. Trollope macht zugleich die Bemerkung daß das Stammwort für Gans eine höchst bedeutungsvolle Verbreitung habe. Im Pali heißt sie hansa, im Birmanischen hensa, im Malayischen gangsa, im Griechischen χήν, im Lateinischen anser, im Portugiesischen gansa, im Schwedischen gas, im Englischen gander. Die in Indien gebräuchlichen Höhlentempel waren nicht sehr nach dem Geschmack der Ceylonesen, denn höchstens sprengten sie eine kleine Celle in den Felsen und ließen sie durch eine Säulenverandah tragen.

Anaradschapura war die Hauptstadt des alten Ceylon und besaß im Jahre 437 v. Chr. schon eine sorgsame Stadtpolizei. Dort standen die Tempel der verschiedenen Religionen, die Königspaläste, öffentlichen Gärten, Bäder, Hallen zum Tanzen, Karawanserais, Armenhäuser und Spitäler. Eine Beschreibung aus dem 7ten Jahrhundert n. Chr. gedenkt „der Tempel und Paläste deren goldene Zinnen im Lichte glitzern, der Bögen die über die Straßen gespannt und mit Fahnen geziert waren, der mit schwarzen Sand bestreuten Wege für Fußgänger, an deren Seiten Gefäße mit Blumen und in Nischen lampentragende Steinbilder standen." Die Hauptstraßen waren die Mondstraße, die große Königsstraße, Hinguruwack- und Mahawellistraße, wovon die erste angeblich 11,000 Häuser gezählt haben soll und unter diesen viele mit einem zweiten Stockwerk. Stühle, Fußschemel, erhöhte Sitze und metallene Lampen, waren den Hindus, nicht aber den Singalesen unbekannte Dinge, wahrscheinlich weil diese solchen Hausrath durch die Chinesen hatten schätzen lernen. Auch wollene Teppiche, reiche Betten und andere Luxusmöbel waren frühzeitig im Gebrauch, wobei das Elfenbein nicht geschont wurde.

Die Regierungsform war ein schrankenloser Despotismus. Die Könige hatten wohl Wesire, diese aber waren nur die willenlosen Vollstrecker ihrer Befehle. Zum Soldatenhandwerk hat der Singalese nie Lust und Geschick bewiesen, die Könige hielten sich daher zu ihrem spätern Verderben malabarische Soldtruppen. Ein Kriegsheer bestand aus vier Waffengattungen: aus der Elephantenreiterei, der gewöhnlichen Cavallerie, den Streitwagen und der Infanterie. Die Kriegswaffen, fünf an der Zahl, waren: Schwerter, Speere, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, sowie endlich lassoähnliche Schlingen. Die Bogenschützen bildeten die eigentliche „Linie," und zwar kam es bisweilen vor, daß die Malabaren ihre Pfeilspitzen mit Schlangengift benetzten, um jede Wunde tödlich zu machen. Die Kunst des Schreibens blieb ein Monopol der Priesterschaft, und höchstens Personen von königlichem Blut erwarben diese wichtige Fertigkeit. Quellen des 13ten Jahrhunderts sprechen von 18 Wissenschaften die ein Fürst besitzen sollte, darunter aber wird auch neben Grammatik, Geschichte und Jurisprudenz das Bogenschießen und Elephantenreiten aufgeführt. Die Heilkunde, und zwar für Menschen und Thiere, wurde frühzeitig ausgebildet, und einem Monarchen aus dem 2ten Jahrhundert v. Chr. wird nachgerühmt daß er an 18 verschiedenen Orten Spitäler gründete und sie mit Arzneien und Nahrungsmitteln versorgte. Budschas-Radscha, der 339 n. Chr. König wurde, hat sogar ein Werk über Chirurgie geschrieben, welches noch heutigen Tages in Ansehen steht. Die Singalesen besaßen vortreffliche botanische Kenntnisse, und beschrieben die Pflanzen der Insel sehr correct, doch kam ihnen nie der Gedanke sie nach einem System zu ordnen. Will man recht liberal seyn, so kann man den Singalesen noch zugestehen daß sie die ersten Blitzableiter verfertigten. Wir hören nämlich daß zwischen 137—119 v. Chr. die Thurmspitze auf der großen Dagoba der Hauptstadt völlig aus Glas gefertigt wurde; dieß wiederholte an einem andern Tempel ein König in der Zeit von 234—246 n. Chr., und zwar sagen die Quellen: „auch er ließ einen gläsernen Schirm an der Spitze anbringen, um als Schutz gegen den Blitz zu dienen." Dieses Mittel nun war eher dazu angethan die Gefahr des Einschlagens zu steigern als den Blitz abzuwehren, dennoch möchte Sir Emerson Tennent auch diesen verkehrten Versuch als eine Ahnung von den Gesetzen der elektrischen Erscheinungen gelten lassen. Im Grunde war aber hier wohl nur Zufall und Aberglaube bei den gläsernen Blitzableitern im Spiel.

Die Bücher der Singalesen wurden in den ältesten Zeiten wie heutigen Tages aus den jungen und hellfarbigen Blättern der Talipatpalme gefertigt, welche zuvor in Milch weich gemacht, dann glatt gepreßt, endlich in 2—3 Zoll breite und 1—3 Fuß lange Streifen getheilt, an den Enden zusammengeheftet und mit Deckeln versehen wurden. In solche Bücher wird mit einem eisernen Griffel geschrieben, den man in der Hand hält, wie ein Buchbinder das Messer, womit er die Pappe zerschneidet; die Furche welche der Griffel hinterläßt, wird erst sichtbar wenn Kohlenpulver aufgestrichen wird, das mit wohlriechendem Oel gemengt wurde, welchem letztern Umstande allein die Erhaltung der heiligen Schriften zu verdanken ist, da nur der starke Geruch sie vor der Gefräßigkeit der weißen Ameisen und anderer Insecten schützte. Reli giöse Schriften wurden hauptsächlich in Pali verfaßt, aber nicht mit Nagari (altindisch), sondern mit ceylonesischen Buchstaben geschrieben. Abhandlungen über Astronomie, Mathematik und Naturwissenschaften sind fast ausschließlich in Sanskrit abgefaßt, während die allgemeine Litteratur besonders alles Moderne in Elu, d. h. der heutigen singalesischen Schriftsprache, geschrieben wurde. Diese letztern Werke enthalten eine Menge Erzählungen, Unterhaltungslectüre, Poesien, ganz besonders Balladen, die fleißig auswendig gelernt werden, gewähren aber auch die besten Zeugnisse, wie sehr im Vergleich zu den antiken Ceylonesen das heutige Geschlecht geistig gesunken ist. Im Pali sind nicht blos eine Menge buddhistischer Legenden von den 550 Geburten und Lebensläufen Buddha's vorhanden, sondern auch das Mahawanso, das größte Geschichtswerk Südasiens, welches kritisch so hoch steht wie die Annalen China's oder Kaschmirs. Erst George Turnour, ein ceylonesischer Civildeamter, machte 1826 das gelehrte Europa mit diesem Schatz bekannt, der früher vernachlässigt und verschmäht worden war. Das Mahawanso ist ein Epos in Versen, zu deren Erklärung jedoch von den Verfassern selbst eine Tika oder Glosse beigefügt worden ist, und welches annalistisch die Geschichte der Insel von 543 v. Chr. bis auf 1758 n. Chr. behandelt. Das Mahawanso, oder „die Genealogien der Großen" besteht aus verschiedenen Theilen. Der älteste davon, der die Schicksale der großen Dynastie von 543 v. Chr. bis 301 n. Chr. nach einheimischen Quellen enthält, wurde von einem Prinzen in der Zeit 459—477 n. Chr. ausgearbeitet. Der zweite Theil wurde auf Befehl des berühmten Königs Prakrama Bahu, etwa 1266 geschrieben, und dann bruchstückweis fortgesetzt bis 1758, und zwar wurde das letzte Capitel auf Befehl Kirti-Sri's, des Radscha von Kandy, verfaßt. Priester waren es die diese Jahrbücher schrieben und die Quellen sammelten. Sie hatten zwar für nichts Sinn was sich nicht auf den Buddhismus beziehen ließ, gleichwohl verstatten die Annalen doch eine chronologisch geordnete Geschichte ohne Lücken vom Jahr 543 v. Chr. bis zur britischen Eroberung, oder während der Regierungsdauer von 165 Königen zusammenzustellen. Etwas derartiges suchen wir vergeblich in Indien selbst, dessen sonstige Civilisation doch unendlich viel höher steht. Auch ist das Mahawanso nicht die einzige Geschichtsquelle, wenn auch die einzige für das Alterthum. Eine Bestätigung aber ihres kritischen Werthes liegt darin daß sie den König der Prasier, oder der Bewohner Magadhas in Bengalen den berühmten Tschandragupta erwähnt, den Sandracottus der Griechen, bei dem Magasthenes 323 v. Chr. als Botschafter des Seleucus Nicator beglaubigt wurde.

Von den Ureinwohnern Ceylons haben sich weder Denkmäler noch schriftliche Erinnerungen erhalten. Ehemals hat man wohl geglaubt daß sie der weit auf den Inseln der südlichen Oceane verbreiteten malayischen Familie angehörten, allein die vergleichende Sprachkunde hat ermittelt daß das Singalesische im Bau Verwandtschaft mit dem Tamulischen, Telingu und Malayalim, also mit den Sprachen der Küsten-

völker Südindiens nicht-arischer Abkunft zeige. Obgleich sagenhaft ein früheres Erscheinen Buddha's auf der Insel erwähnt wird, so war doch keine Spur seiner Religion mehr vorhanden als im Jahr 543 Widschajo, der verstoßene Sohn eines Radscha des Gangesthales, mit einer Handvoll Abenteurer aus Bengalen bei dem heutigen Putlam landete und einen Herrschersitz bei Tamana Neuera (nahe an der Westküste 8° n. Br.) gründete. Das Volk welches er sich unterwarf, wird in den Quellen verächtlich als „Teufel" oder als „Schlangen," Yakkos oder Nagas, von den buddhistischen Geschichtschreibern bezeichnet, die damit andeuten wollen daß die Eingebornen Teufels- und Schlangenanbeter gewesen seyen. Widschajo behandelte diese Unterthanen mit Nachsicht. Anfangs hatte er die Tochter eines eingebornen Häuptlings geheirathet, hinterdrein aber, obgleich Nachkommenschaft bereits vorhanden war, verstieß er sie, um sich aus einem Coromandelstaat eine rechtgläubige brahmanische Prinzessin als Gemahl kommen zu lassen. Ihm folgte ein Neffe, dessen Brüder eine Menge kleiner Königreiche stifteten. Seit jener Zeit stammt die Eintheilung der Insel in drei Theile: Pihiti oder Radscha-Ratta, die Nordspitze; Rohano, die Oststüte und Südspitze; Maja-Ratta, Westküste und Kern der Insel. Mit diesen Ankömmlingen aus Bengalen begann für Ceylon eine neue Zeit, denn sie führten den Reisbau ein, der nur durch großartige künstliche Wasserbauten betrieben werden konnte. Die Einwanderung aus Bengalen wurde ermuntert und dauerte fort. Inzwischen genossen die alten abgöttischen Religionen nicht bloß Duldung, sondern es fanden auch öffentliche Opfer für die Dämonen statt, und das Mahawanso erwähnt nicht eines einzigen Tempels, der zu Ehren Buddha's errichtet worden wäre. Dieß änderte sich erst mit dem Jahr 307 v. Chr. unter Tissa's Regierung, wo ein Nachkomme Tschandraguptа's, Namens Mahindo, ein Fürst aus dem bengalischen Magadha, der Wiege des Buddhismus, „nach einer Fahrt durch die Luft" auf einem Zaubermantel an dem höchsten Gipfel des Mihintalaberges landete, und als Apostel die Insel zum Buddhismus bekehrte, dessen feste Burg sie seitdem geblieben ist. Ebenso wichtig war es daß im J. 289 aus Magadha ein Zweig des heiligen Bobaumes, der Pipala der Hindus, der heiligen Feige der Buddhisten (Ficus religiosa — F. indica oder der Banianbaum ist bekanntlich den Brahmanen heilig) nach Anarадschapura gelangte und von Tissa eigenhändig gepflanzt wurde. Dieser nämliche Baum steht noch heute kräftig, ein Gegenstand religiöser Verehrung seit mehr als zwei Jahrtausenden. Seit dieser Zeit begann auch der Bau der zahlreichen Heiligthümer oder Dagobas, wörtlich Reliquienschreine, welche irgend ein Ueberbleibsel von den Gebeinen des Religionsstifters einschließen. Sie bestehen aus Massen von Mauerwerk in Glockenform aufgebaut, weil diese Form am besten den Verwitterungskräften der Tropen zu widerstehen vermag, und von einem Volumen, daß sie mit den Pyramiden bei Memphis verglichen werden dürfen. Die erste in Anarадschapura errichtete Dagoba steht noch heutigen Tages. Sie enthält Buddha's Schlüsselbein, und ist, da sie vor Ablauf des 3ten Jahrhunderts v. Chr. vollendet wurde, das älteste Baudenkmal Indiens. Mit den Heiligthümern begann auch die Stiftung von Mönchsorden. Diese frommen Leute wohnten als Einsiedler, und ihre Behausungen hießen Pansalas oder „Blätterwohnungen." Wenn man auch später die Zellen dieser Selbstbeschauer zu geräumigen Klöstern zusammenrückte, so hat sich auf Ceylon doch niemals Neigung gezeigt die vorgeschriebene Einfachheit zu verlassen, wie auch das Gelübde der „Bettlerarmuth" niemals von ihnen gebrochen worden ist. Königliche Gnade versah sie mit Lebensmitteln, und oft gaben die Monarchen ihren Unterthanen ein Beispiel wie die fromme Brüderschaft mit Reis gefüttert werden solle.

Die früher erwähnte Unlust der Singalesen für das Waffenhandwerk führte zur Bildung von Heeren aus malabarischen Söldnern im Dienste der Könige von Anarадschapura. Schon im Jahre 237 v. Chr. geschah es aber daß zwei malabarische Anführer Sena und Gottika ihren Herrn den König Suratissa ermordeten und 20 Jahre lang sich der Herrschaft bemächtigten. Nach ihnen kam ein anderer malabarischer Seebeld Elala, eroberte die Hauptstadt und regierte die Insel 40 Jahre lang mit großer Gerechtigkeit. Endlich gelang es einem Sprößling der alten Dynastie Dutugaimunu nach einem heißen Kampfe (161 v. Chr.) sich des Erbes seiner Väter wieder zu bemächtigen. So ritterlich romantisch war die damalige Zeit und so hoch in Ehren stand Elala selbst bei seinen Gegnern, daß Dutugaimunu an der Stelle wo der malabarische Usurpator gefallen war, ein Denkmal erbauen ließ, welches noch jetzt erhalten und Gegenstand der Andacht und Verehrung geblieben ist. Dutugaimunu selbst aber wird von den priesterlichen Geschichtschreibern als Glaubenshelb und als Erbauer der Ruanwelle-Dagoba, so wie des ehernen Palastes, eines mit Messingplatten gedeckten Klosterbaues gepriesen, auch starb er wie ein guter Buddhist nach seinen eigenen Worten als „Knecht der Kleriſei." Die reinen Nachkommen Widschajo's regierten noch bis zum Jahre 310 n. Chr., von den 51 Monarchen aber welche die sogenannte hohe Dynastie bilden, wurden zwei vom Volke entsetzt und neunzehn von ihren Nachfolgern erschlagen. Beim Tode Dutugaimunu's (119 v. Chr.) wollte der Klerus einem jüngern Sohn auf den Thron verhelfen, den sich der ältere erst mit dem Schwert erobern mußte. Von dieser Zeit an entstanden zwei feindliche Linien, die jeden Anlaß benutzten um sich den Thron streitig zu machen. Gewöhnlich gab die Priesterschaft durch ihren Einfluß den Ausschlag, bis die königliche Gewalt mehr und mehr von der Hierarchie überschattet wurde. Schon 104 v. Chr. geschah es daß ein thronflüchtiger König während eines malabarischen Einfalles zur Sicherung des Lebensunterhaltes der Mönche den Klöstern Stiftungen in liegenden Gütern verlieh. Dieß Beispiel wurde seit Beginn unserer Zeitrechnung eifrig nachgeahmt und nach und nach fiel mehr und mehr Land den Tempeln zu. Diese Besitzungen in todter Hand haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und sich nur deßwegen verringert, weil überhaupt der Ackerbau in Verfall geraten und urbares Land zu Dickicht geworden ist. Die Ausdehnung dieser Besitzungen

läßt sich nicht genau ermitteln, doch weiß man so viel daß etwa ein Drittel des fruchtbaren Landes der Kirche gehört. Beiläufig bemerkt begünstigte der Buddhismus nicht bloß den Reisbau, sondern auch die Blumenzucht, da wohlriechende Blumen als Opfer ganz besonders willkommen waren, und einmal wurde die große Dagoba Anaradschapura's vom Fuß bis zur Spitze festlich in Blumen eingehüllt daß sie einem ungeheuerlichen Strauße glich. Langsam aber stetig arbeitete der Buddhismus an der Assimilirung der Ureinwohner. So fest gewurzelt war jedoch der „Teufels-“ und „Schlangendienst“ daß von Zeit zu Zeit immer noch aus dem königlichen Schatze Weihgeschenke für die Dämonen flossen. Die alten Yakkohäuptlinge blieben in Ehren, man wies ihnen Paläste in den Vorstädten Anaradschapura's an, und bei großen Festen saßen sie auf Thronen von gleicher Höhe wie der König. Da aber die ersten Einwanderer aus Bengalen sich tamulische Frauen von der gegenüberliegenden Küste Indiens zu holen pflegten und erst später ein Connubium mit den Ureinwohnern stattfand, die Mischung aber stets sehr zähe blieb, so kann man noch heutigen Tages in dem Weddah einen Ueberrest der ungebändigten Urbewohner erkennen. Spuren von Schlangendienst sind noch bis auf unsere Zeit wahrzunehmen, ja die Buddhisten selbst benutzen noch bisweilen die Beschwörungen der Teufelstänzer; ein Singalese wird auch nie eine Brillenschlange tödten, sondern sie höchstens in einem Korb eingeschlossen in den Strom setzen, ja noch ganz kürzlich wurde der Göttin Naga Tambiran eine Capelle gebaut, wo Schlangen auf Kosten der Andächtigen gefüttert werden.

Von den spätern Regenten der hohen Dynastie sind nur zwei zu erwähnen, nämlich die Königin Anula, die erst ihren Gemahl, dann ihren Sohn vergiftet hatte um sich auf den Thron zu setzen, zu dem sie, eine ceylonesische Messalina, den Thürhüter des Palastes als Gemahl hinaufzog, um ihn abermals zu vergiften, und einen Zimmermann zu befördern, dem eine ganze Reihe Liebhaber folgte, bis endlich ein Prinz die Mörderin erschlug und in seiner Person die alte Dynastie zu Ehren brachte. Diese erlosch mit Maha Sen dem Abtrünnigen, ein Beiname den ihm der orthodoxe Klerus gegeben, weil er sich zu Gunsten einer schon mehrmals bekämpften und vertriebenen Secte bekannt und das Bildniß Buddha's nach ihrem Ritus hatte anbeten lassen. Aber die Rechtgläubigen bedrohten ihn durch eine Empörung. Der Abtrünnige widerrief, er baute die Heiligthümer wieder auf die er zerstört hatte, er mühte sich ab um die erzürnte Priesterschaft zu versöhnen, aber dennoch gaben ihm die geistlichen Geschichtschreiber den Beinamen, und das Mahawanso fügt zweideutig hinzu: „Sein Loos nach seinem Tod sey seinen Werken entsprechend gewesen.“

Nach ihm kamen Könige an die Reihe, in deren Adern das Blut Widschaya's nicht mehr rein floß. Von 62 Königen die von Maha Sen bis Prakrama Bahu (301—1153 n. Chr.) regierten, wurden neun von Verwandten oder vom Volk ermordet, zwei starben im Exil, einer ward von den Malabaren erschlagen und vier endigten durch Selbstmord. Während aus Ceylon unter Kaiser Claudius und später unter Kaiser Julian Botschafter nach dem Abendland geschickt wurden, lernen wir aus chinesischen Annalen daß im Jahr 400 Gesandte nach China kamen und eine Statue des Fo (Buddha) überbrachten. Solche Botschafter giengen 428, 529, 670, 742 nach China mit Geschenken, oder in der officiellen Sprache des himmlischen Reiches mit Tribut. Um das Jahr 413 besuchte auch der chinesische Buddhistenpilger Fa-hian (bekanntlich ist seine Schilderung von Klaproth edirt worden) die Insel Ceylon. Seine Angaben daß gerade kurz zuvor eine Dagoba zur Aufbewahrung von Buddha's Zahn erbaut worden sey, bestätigt und bewährt abermals die Chronologie der singalesischen Annalen. Bei seinem Besuch herrschten die traurigsten Zeiten für Ceylon, nämlich die Heimsuchungen durch die Malabaren. Unter diesen letztern dürfen wir uns nicht die Einwohner des heutigen Malabars allein denken, sondern überhaupt Bewohner der Küsten vom Süden Dekkans. Sie werden in den Palischriften Damilos (Tamulen) genannt, und kamen vorzugsweise aus dem alten Königreiche Pandya, also von der Südspitze Indiens, diesseits wie jenseits Cap Komorin. Sie dienten als Söldner und Matrosen den singalesischen Königen, und mischten sich in oder benutzten die innern Händel der Dynastien. Die meisten Einfälle der Malabaren waren aber nur gelegentliche Raubzüge. So landeten 103 v. Chr. sieben malayische Häuptlinge, bemächtigten sich der Hauptstadt und blieben dort 15 Jahre; dann kam 110 n. Chr. ein malabarischer König und schleppte 12,000 Singalesen in die Gefangenschaft; 433 fiel die Hauptstadt abermals in die Hände von Abenteurern. Zwar erhob sich ein kräftiger König Dhatu Sena, warf die Fremdlinge von der Insel, errichtete Burgen, vertilgte alle Damilos im Lande, und erniedrigte alle Singalesen, die sich mit Damilos durch Heirathen verschwägert hatten, aber seine Bemühungen hatten keinen dauernden Erfolg. Das Königshaus befleckte sich fortwährend durch Verwandtenmord, die Malabaren kehrten wieder, die Gewerbe stockten, Auswanderer flüchteten, und Anarchie sowie Verfall herrschte allenthalben. Der Buddhistenpilger Hiuen-Thsang (herausgegeben von Stan. Julien) traf viele ceylonesische Flüchtlinge in Indien, welche den Bürgerkriegen entronnen waren. Die Malabaren hatten die Hände in allen Staatsämtern, sie stiegen sogar zu Großwesiren auf, bis endlich die Könige, um sich ihrem Einfluß zu entziehen, die Residenz nach Pollanarrua verlegten und dort sich herrliche Paläste bauten. Während eine große Zeit für Ceylon mit der Einwanderung der Bengalen begonnen hatte, thaten die Malabaren nichts zur Vervollkommnung der Zustände, sondern sie brachten nur Zerstörung und Verfall. Durch Heirathen oder durch Tribute suchten die Könige von Ceylon die Trübsale des Reiches zu mildern, bis im Jahr 1023 das Elend seinen Gipfel erreichte. Die Tscholiamer[1] überfielen Ceylon, schleppten den König gefangen auf das Festland und setzten einen malabarischen Vicekönig über die Insel, der sich 30 Jahre behaupten konnte, während ihrer Prinzen und Brüder aus der alten Dynastie den Königstitel annah-

[1] Das Reich Tschola an der Koromandelküste entspricht etwa dem heutigen Maisor.

men und sich um die Reste des noch nicht eroberten Landes stritten. Da trat 1071 Widschayo Bahu, ein königlicher Sprößling, auf und eroberte die alten Hauptstädte wieder. Als er aber ohne Nachkommen gestorben war, drohte ein Erbfolgekrieg das Reich von neuem zu zerreißen, hätte nicht Prakrama, der Sohn eines der erwähnten vier Brüder, rasch alle Prätendenten besiegt. Auf Reisen und durch Studium war er in Besitz großer Gelehrsamkeit gekommen, das „Roll" (wahrscheinlich der Klerus) war für ihn, und ein kurzer Bürgerkrieg machte ihn zum Herrn von Ceylon. 1153 wurde er als König von Pihiti in Pollanarrua und später noch einmal als König von Lanka (Ceylon) gekrönt. Prakrama ist für Ceylon gewesen was Karl der Große für das Abendland war. Er stellte den Buddhismus in seiner Reinheit, und die buddhistische Geistlichkeit in voller Macht wieder her. So versprengt war nämlich der Klerus daß man nach Arracan schicken mußte, um Bischöfe (Tirunansis) zur Ertheilung von Weihen herbeizuholen, weil in ganz Ceylon nicht mehr fünf Prälaten aufzutreiben waren. Nun wurden vor allem neue Tempel gebaut und die verfallenen wieder hergestellt. Sich selbst vergaß der König nicht, denn er baute sich in Pollanarrua einen Palast mit 4000 Gemächern. Bezeichnend ist es jedoch daß er zu diesen Bauten tamulische Handwerker von der Koromandelküste kommen lassen mußte. Wichtiger als diese Luxusbauten war es daß er 1470 neue Tanks erbaute, darunter drei welche wegen ihrer Größe den Namen der „Seen Prakrama's" erhielten. Außerdem baute er 534 neue Canäle und Wasserleitungen, und besserte 3621 alte aus. So groß war die Ruhe und Sicherheit zu seinen Zeiten daß man sprüchwörtlich sagte, selbst eine Frau dürfe durch die Insel gehen mit einem kostbaren Kleinod, ohne daß jemand wagen würde zu fragen was sie hätte. Seine kriegerische Macht war so beträchtlich daß er eine Flotte nach Cambodscha und Arracan abschickte, welche den dortigen Radscha zwang Genugthuung für eine Verletzung der ceylonesischen Flagge zu geben. Er machte sich an der Koromandelküste die Reiche Pandya und Tschola, aus denen die „malabarischen" Plagegeister zu kommen pflegten, tributpflichtig, gründete sogar eine Stadt auf dem Festland und schlug die ersten Münzen. „Als er starb, sagt der Verfasser des Radschawali, entlog er nach einem Silberfelsen in den Einöden des Himalaya, wo 84,000 Berge von Gold stehen, und wo seine Herrschaft dauern wird bis die Welt ein Ende nimmt."

Auf diesen Glanz folgte abermals Nacht. Schon 1201 während das Königshaus durch Zwiste entzweit war, landete Magha, ein Abenteurer, mit 24,000 Malabaren und eroberte abermals die Insel. Diese Malabaren stammten weder aus Tschola noch aus Pandya, sondern aus Kalinga oder dem Lande welches der Godaveri bewässert. Dießmal traten die Eroberer mit großer Grausamkeit auf, drohten dem Buddhismus mit Ausrottung und erstreckten ihre Züge bis zu dem sonst immer verschont gebliebenen Süden. Widschayo Bahu III (1235) und nach ihm Prakrama Bahu III (1267) vertrieben zwar die Fremdlinge, allein die Malabaren ließen sich im Norden, wo heutigen Tages noch ihre Sprache, das Tamulische vorherrscht, nicht mehr vertilgen. Um ihren Angriffen zu entgehen, war die Hauptstadt von Pollanarrua nach Dambedenia (1235) verlegt worden; als auch dieser Platz unsicher schien, nach Yapahu, dann nach Kornegalle, damals Hastisailapura genannt, endlich nach Parakrama in der Nähe von Kandy, zuletzt (1410) nach Dschaya-wardana-pura, dem heutigen Cotta. In dieser Zeit des Verfalls ist nichts merkwürdig außer dem kriegerischen Verkehr mit China. Ein berühmter chinesischer Feldherr des Kaisers Jung-lo aus der Mingdynastie, Namens Tschingho, wäre auf einer Pilgerfahrt nach der heiligen Stätte in Ceylon beinahe in einen Hinterhalt gerathen, den ihm Widschayo Bahu VI hatte stellen lassen. Um diesen Verrath zu rächen, erschien eine chinesische Flotte mit einem starken Heer, welches die Hauptstadt eroberte und den König gefangen nach China schleppte. Der nächste König erhielt von dort die Investitur, so wie die Insel von 1434—1448 China tributpflichtig blieb. So geschah es auch zu einer Zeit des tiefsten Verfalls und der Erschöpfung unter Dharma Prakarma IX daß die Portugiesen (1505) nach Ceylon kamen. „Der König, heißt es im Radschawali, erhielt die Botschaft daß im Hafen von Colombo ein Schiff des Königs von Portugal läge, mit Leuten eines weißen und schönen Menschenschlages, welche Schuhe und Hüte von Eisen trügen, und niemals an einem Orte ihre Wohnsitze aufzuschlagen pflegten. Sie äßen eine Art von weißem Stein und tränken Blut, für einen Fisch aber gäben sie zwei oder drei Riré in Gold; außerdem besäßen sie Kanonen welche lauter knallten als der Donner, eine daraus abgeschossene Kugel aber möge eine Meile weit fliegen und dann ein Schloß von Marmelstein zerbrechen!"

Die Chinesen auf Tahiti.

Sehr wenige Europäer haben auf der Insel Tahiti große und ernste Colonisationsversuche unternommen, und es ist möglich daß daselbst, wie auf so vielen andern Punkten Oceaniens, diese Rolle den Chinesen vorbehalten ist. Die Insel hatte bis 1856, in welchem Jahr ein Schiff eine ganze Ladung brachte, nur erst ausnahmsweise gelbe Gesichter, wie man diese Asiaten dort nennt, gesehen. Sie bestanden aus einem Haufen Bergleute und kleinen Handwerkern, welche das Elend und die schlechte Behandlung aus den Städten und Placeres Australiens vertrieben hatte; sie schifften sich nach Californien ein mit der fast gewissen Aussicht dort weder glücklicher zu seyn noch eine bessere Aufnahme zu finden. Vor Papeiti angekommen, ließen sie den Statthalter um die Ermächtigung ersuchen sich daselbst als Dienstboten und Lastträger niederlassen zu dürfen. Seinerseits schätzte sich der amerikanische Capitän, welcher während der ersten Hälfte seiner Ueberfahrt große Mühe gehabt den Ausbruch von Händeln zwischen seiner Schiffsmannschaft und diesen gefährlichen Gästen zu verhindern, sehr glücklich sie loszuwerden. Auf

diese Art sind etwa hundert dieser Männer der Kernstock einer kleinen chinesischen Colonie geworden, die an Zahl unablässig wächst. In Papeiti bewohnen sie ein abgesondertes Stadtviertel, von wo sie sich allmorgendlich, schon mit Tagesanbruch, in der Stadt und über die ganze Insel zerstreuen, um alle Arten Gewerbe auszuüben und die Eingebornen auszubeuten. Die Annäherung dieser beiden so verschiedenen Menschenarten, der Chinesen und der oceanischen Eingebornen, bildet einen sehr eigenthümlichen Gegensatz, wie man ihn fast nur auf Tahiti und den Sandwich-Inseln beobachten kann, weil bloß dort sich die Eingebornen, in den Städten, mit den Fremden vermischen. Neben dem Polynesier der Sandwich-Inseln und Tahiti's, der groß und stark ist, regelmäßige und ein wenig wilde, einen bald trotzigen, bald naiven Ausdruck bietende Züge besitzt, und in seinem Gang eben so wohl eine gewisse Nachlässigkeit als Stolz zeigt, macht der Chinese mit seinem nackten Schädel und langen Zopf, seinen hervorragenden Backenknochen und seinem schiefen Blick eine traurige Figur. Vor seiner Zelttüre kauernd oder unter dem Gewicht seiner Last niedergebeugt, hat er in seinem Gesicht etwas furchtsames, gleichzeitig aber verschmitztes und spöttisches. Dem Blicke womit er den seiner Person nach so braven, aber so sorglosen und so wenig betriebsamen Wilden betrachtet, sieht man es an daß er ihn für eine gute Beute hält. Kaum auf der Insel niedergelassen, hatte einer dieser Chinesen die Gunst wahrgenommen in welcher die Bibeln bei den Eingebornen stehen. Anglicanische Missionäre hatten nämlich den Tahitiern den ersten Unterricht in der christlichen Religion ertheilt, und die Einführung des Katholicismus mit der französischen Herrschaft hat in der ursprünglichen religiösen Richtung der Eingebornen keine Aenderung hervorgebracht: die ins Kanakische übersetzte Bibel ist fortwährend ihr Lieblingsbuch. Unser Chinese, der mit allerhand Flitter, Glaswaaren, Toilette-Gegenständen versehen war, fieng nun an die Insel zu durchwandern, und viele Tahitier und Tahitierinnen erlagen in dem Kampfe zwischen ihrer Prunkliebe und ihrem religiösen Glauben den weltlichen Versuchungen.

Der Anhänger Fo's brachte auf diese Art eine ziemlich große Anzahl Exemplare des christlichen Buches zusammen, und monopolisirte den Verkauf desselben mit sehr bedeutendem Gewinn für sich, indem er bei den zur Frömmigkeit geneigten Personen seine religiöse Waare in einer Sprache anrühmte, in welcher sich Englisch, Kanakisch und Chinesisch aufs buntieste mischte. Ein anderer hatte den Hang der tahitischen Mädchen zum Vergnügen sich nutzbar zu machen versucht, indem er zu seinem Vortheil eine regelmäßige Prostitution organisirte. Die Verwaltung hatte indeß seinen ersten Versuchen Einhalt gethan, und ohne Zweifel sah er nicht ohne ein lebhaftes Gefühl des Bedauerns und der Begehrlichkeit Abends der Broom-Road (Besenstraße) entlang Schwärme leichtfertiger Tahitierinnen dahinziehen. Leider sind dieß vielleicht die Männer denen auf dieser glücklichen Insel die Zukunft gehört! Sie bringen Thätigkeit und Arbeit mit sich; allein wo ist der wahre Fortschritt, wenn diese Eigenschaften nur die Werkzeuge niedriger und gemeiner Leidenschaften sind? Wenn eines Tags der Seefahrer dort einige Tausend Juden des Orients findet, die in immer wachsender Anzahl Schätze aufhäufen, wird er dann nicht die Zeit bedauern in welcher die trägen, wohlwollenden und friedlichen Eingebornen Neu-Cythera's in ihren Pirogen den Schiffen Cooks entgegenfuhren? (Revue des deux Mondes.)

Entdeckung angeblicher Wälder auf dem Mond.

Schleiden in seinen „Studien" hat über den vielen Spuk gespottet, den der Volksaberglaube den Mond „hier unter dem Mond" anrichten läßt. Namentlich der Einfluß auf das Wetter galt lange als sehr bestritten, und man konnte wohl sagen daß, da die Laien immer nur den Mond sahen wenn schönes Wetter war, sie daher Mondschein und Himmelsreinheit als ungetrennliche Dinge betrachteten. Nachdem man dem Mondlicht die Wärme, dem Mond eine Atmosphäre, folglich auch Wasser, folglich auch Pflanzenwuchs und überhaupt organische Gestaltungen abgesprochen hatte, ist endlich Neue und Rückschlag eingetreten. Die HH. Knox und Melloni bewiesen durch äußerst zarte Beobachtungen daß das Mondlicht auch erwärme, und Hr. Zantedeschi ermittelte sogar daß die Mimosen Eindrücke von der Mondwärme empfinden. Endlich hat ein englischer Naturforscher entdeckt daß der Wärmezustand der Erde vor dem ersten Viertel des Mondes durchschnittlich niedriger sey als am zweiten Tage dieses Viertels. Man braucht wohl niemand zu warnen ähnliche Entdeckungen schon früher selbst gemacht haben zu wollen, denn die Differenzen können sich überhaupt nur nach einer langen Jahresreihe ergeben, und selbst dann nur mit Hülfe eines so empfindlichen Instrumentes wie das Thermometer erkannt werden. Der Mond übt auf unsern Pflanzenwuchs einen merklichen Einfluß. Die chemische Thätigkeit des Lichtes ist der Pflanze unentbehrlich für ihre organischen Verrichtungen. Zur Zeit des Neumondes tritt auf der finstern Halbkugel der Erde der Pflanzenschlaf ein, während bei Mondschein die Pflanzen ihren wachen Zustand und ihre Tagesverrichtungen fortsetzen, d. h. Kohlensäure einsaugen, anstatt welche auszuscheiden. Die Zeit des Vollmondes beschleunigt daher ihr Wachsthum. Wenn die Gemüsegärtner in der Nähe von Rom ihre Pflanzen bei Vollmond säen, so handeln sie nach einem guten empirischen Grundsatz. Bei Neumond gesäet würden die Samen bei Vollmondzeit aufgehen, und in diesem zarten Zustand von den doppelten Vegetationszeiten zu sehr erschöpft werden. Bei Vollmond gesäet und bei Neumond aufgegangen, hat das Pflänzchen aber Zeit zu Kräften zu kommen. Auch die Mondgläubigen behalten Recht in Bezug auf die Wetterereignisse. Das erkannten schon Sir John Herschel, Arago, Whewell an, daß das Mondlicht ein wenig Kraft besitze die Dünste aufzurollen. Die Matrosen nehmen das Maul voller und sagen: der Mond frißt Wolken. Meteorologen haben auf dem letzten Meeting der British Association bewiesen daß der Charakter

des Wetters nach dem Durchschnitt sehr großer Zeiträume allerdings ein wenig — ein ganz klein wenig — von den Mondphasen abhänge, jetzt hat auch der Director der Brüsseler Sternwarte Hr. Quetelet gefunden daß ungefähr zwischen dem ersten und letzten Viertel des Mondes mehr — nicht weniger! — Regen falle als in der entgegengesetzten Periode, wobei wir aber bemerken müssen daß sogenanntes schönes Wetter und größere Regenmenge sich keineswegs ausschließen.

Endlich hat Hr. Webb nach Vergleichung der äußerst genauen Mondzeichnungen die Mädler vor etlichen zwanzig Jahren anfertigte, wahrnehmen wollen daß merkliche Veränderungen an der Oberfläche des Satelliten stattgefunden haben. Kleine Mondkrater zeigen heute nicht mehr dieselbe Gestalt wie früher. Er lebt also, der Mond, den wir so lange nur für eine schöne Leiche hielten. Ohne Wasser kann sich aber an dem Bau der Mondoberfläche doch nichts geändert haben, also müßte auch Wasser und eine Atmosphäre vorhanden seyn. Der Pater Secchi, Director der römischen Sternwarten, glaubt nach Vergleichung von Lichtbildern verschiedener Theile der Mondscheibe schließen zu müssen daß die hohen und vortretenden Gebirgsgipfel mit Schnee oder Gletschern bedeckt seyn möchten. Endlich um uns noch heimischer und heimlicher auf dem Mond zu machen, hat de la Rive, der Besitzer der Sternwarte von Cramford bei London, behauptet daß das was in der Selenographie als „Meere" bezeichnet und später für trockene Ebenen erklärt wurde, große Wälder seyen. Endlich kommt eine gewaltige astronomische Autorität, Schwabe (der Entdecker der Sonnenfleckenperioden), und beweist uns das nämliche. Abgesehen von den Theilen der Mondoberfläche, von graulicher Farbe und ohne bemerkliche Erhöhungen welche man die Meere genannt hat, gibt es nämlich eine Anzahl Furchen deren Beschaffenheit nicht erkannt worden war und deren man etwa 100 zählt. Ihre Länge schwankt zwischen 3—35 Meilen, und ihre größte Breite beträgt 5000 Fuß, doch erreichen die meisten eine solche Ausdehnung nicht. Ihre Ränder laufen parallel und straff. Etliche erstrecken sich in geraden Linien, andere sind sanft gekrümmt; gewöhnlich verlaufen sie einsam, bisweilen aber kreuzen sie sich, oft setzen sie über Krater hinweg, bisweilen endigen sie an deren Rändern. Sie sind überall sichtbar mit Ausnahme auf den hohen Bergketten.

Diese Furchen hat Schwabe zu verschiedenen Zeiten mit großer Genauigkeit beobachtet. Er fand daß sie aus sehr feinen, parallelen dunklen Linien bestanden, die durch helle Streifen getrennt waren. Etliche Monate nachher waren Linien und Streifen verschwunden, doch nicht für immer. Sie erneuerten sich um abermals zu verschwinden. In diesem periodischen Wechsel glaubt Schwabe die Erscheinung von Pflanzenwuchs zu erkennen. Die dunkeln Linien würden durch Reihen belaubter Bäume gebildet, die hellen Zwischenräume wären kahle Stellen, denen der Gegensatz der dunklen Bäume Lichtwirkungen verleiht. Die dunklen wie die hellen Linien verschwinden sobald die Bäume ihr Laub verlieren. Nichts liegt überhaupt näher als die dunkeln Flecken im Mond für Wälder zu halten, doch wo sollte ohne Atmosphäre Pflanzenwuchs entstehen? Die regelmäßige Ordnung der Bäume in Linien würde auch noch unerklärt bleiben. Ueberhaupt darf man die letzten Behauptungen nur als Hypothesen hinnehmen. Mit Hülfe der Photographie, welche uns fortlaufende Bilder des Mondes gewähren wird und die wir künftigen Beobachtern als kostbares Erbe hinterlassen werden, wird sich die Frage einfach lösen: ob etwas und was auf der Oberfläche des Mondes vor sich geht. Vor sehr wenigen Jahren aber noch würde jeder der den Mond als Träger einer organischen Welt betrachtet hätte, auf Hohn und Verdruß gestoßen seyn. Jetzt hat umgekehrt die andere Theorie von der Leb- und Luftlosigkeit des Mondes einen Stoß erhalten.

Gegensätze politischer Denkungsart bei Briten und Franzosen.

Ueber nichts vielleicht kann sich die große Masse der Franzosen und Engländer schwerer mit einander verständigen als über den Begriff einer Staatsregierung. Wenn ihr heute, sagt mit Recht eine kürzlich gegründete englische Vierteljahrsschrift, mit einem Franzosen über die gute Wirkung einer Parlamentsverhandlung sprecht, so wird seine Antwort lauten: „Sie schwatzen nur, sie sind nur Schwätzer;" oder wenn ihr auf eine freie politische Presse anspielt, so sagen sie: „Das geht die Herren von der Presse an." Dr. Moore gibt in seinem „Blick auf Gesellschaft und Sitten in Frankreich" eine ergötzliche Darstellung des großen Unterschiedes französischer und englischer Denkungsart hierüber, die heute noch ganz dieselbe ist wie vor der großen französischen Revolution: „Ich habe, sagt er, gehört wie ein Engländer einem Kreise französischer Bürgersleute die Vortheile der britischen Verfassung aufzählte, und ihnen erklärte in welcher Weise Leute ihres Lebenskreises gegen die Unverschämtheit der Höflinge und der Edelleute geschützt seyen; der ärmste Krämer und niedrigste Handwerker in England könne augenblickliche Genugthuung erlangen für irgendwelche ihm von dem höchsten Edelmann im Königreich angethane Unbill. Welchen Eindruck aber glaubt ihr daß diese Worte auf die französischen Zuhörer gemacht haben? Ihr werdet euch natürlich einbilden sie hätten eine solche Verfassung bewundert und dieselbe auch in Frankreich gewünscht. Keineswegs. Sie sympathisirten mit den Großen: sie schienen deren Mangel an Wichtigkeit zu bedauern. Einer bemerkte: „Es ist etwas armseliges ein Edelmann bei euch zu seyn," und ein anderer schüttelte den Kopf und sagte: „Dieß alles ist nicht natürlich." Als man die Bemerkung machte: der König von Großbritannien könne aus eigener Vollmacht keine Steuer auflegen; die Zustimmung des Parlaments, besonders des Hauses der Gemeinen sey nothwendig, und in diese Versammlung würden Leute ihres Lebenskreises zugelassen, so sagten sie mit einiger Befriedigung: „das ist doch ziemlich schön." Als aber der englische Patriot, ihre vollständige Billigung erwartend, sie weiter unterrichtete daß der König

selbst nicht die Macht habe die Freiheit des gemeinsten seiner Unterthanen anzutasten; daß, wenn er oder der Minister es thun, sie gerichtlich zur Schadloshaltung gezwungen würden, ertönte ein lautes und langgedehntes „Diable!“ aus jedem Munde. Sie vergaßen ihre eigene Lage und die Sicherheit des Volks, und fühlten nur noch Theilnahme für den König, der, wie sie alle zu glauben schienen, der unterdrückteste und getrauteste unter allen Menschen seyn müsse. Einer derselben wandte sich endlich an den englischen Politiker mit den Worten: „Alles was ich Ihnen sagen kann, mein Herr, ist daß Ihr armer König sehr zu beklagen ist.“ (Westminster-Review.)

Savoyen und Nizza.

Würden nicht so viele Anzeichen für das Gegentheil sprechen, so wären wir geneigt an einer Absicht des Kaisers Napoleon, das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza Frankreich einzuverleiben, selbst jetzt noch zu zweifeln. Man sagt daß eine Abtretung dieser Menschen und Räume schon in einem geheimen Vertrage vor Ausbruch des letzten Krieges festgestellt worden sey. Geheime Verträge spielen immer bei politischen Erfindungen eine große Rolle, aber wie könnte man ohne einen Vertrag den Inhalt eines geheimen Vertrages kennen, um den höchstens nur drei Personen, Napoleon, Victor Emanuel und Cavour, wissen konnten? Hätte ein solcher Vertrag bestanden, wie schlüpfrig wäre es gewesen daß der Kaiser in der Mailänder Proclamation mit Pathos versicherte, Frankreich denke nicht an Gebietserweiterungen, mit dem Zusatz, er selbst — Napoleon III — würde seine Zeit schlecht kennen wenn er für solche Zwecke noch zu den Waffen griffe, sowie daß später stolz hinzugefügt wurde, Frankreich allein führe noch Kriege für eine Idee. Wenn man es vermeiden kann, setzt man die eigenen Phrasen gewiß nicht der Gefahr aus zu höhnischen Stichworten zu werden, obgleich in dieser Beziehung der Autor des L'empire c'est la paix schon sehr große Gelassenheit bewiesen und viele Erfahrungen gesammelt hat. Trotz jenen Betheuerungen erwartete man schon früher und zwar in der Zeit zwischen Villafranca und Zürich eine Einverleibung Savoyens. Damals wäre eine solche That mit großer Leichtigkeit gelungen. Europa war betäubt von der raschen Beendigung des Feldzuges, Oesterreich war auf Preußen erbittert, Rußland noch nicht über Frankreich verstimmt, in England gieng die Parlamentssession zu Ende und stand eine bonapartistische Regierung an der Spitze. Die Gelegenheit selbst war eine außerordentlich schickliche. Der Kaiser Napoleon hatte die Lombardei an Sardinen abgetreten, und dieses war ihm eine Summe für vorgestreckte Kriegsgeräthe schuldig geworden. Wie glücklich ließ sich damals eine Abtretung rechtfertigen? Freilich würde sich Piemont gesträubt haben, aber was half dieses Sträuben gegen eine ernste Drohung aus Paris? Seitdem ist der Friede in Zürich geschlossen worden, und jetzt die Einverleibung vornehmen, alle ehemaligen Betheuerungen zu trivialen Lügen umstempeln, Savoyen oder Nizza als die hohe Idee enthüllen für welche Frankreich gefochten hat, in einer Zeit wo Oesterreich anfängt aus seiner Isolirung sich herauszuarbeiten, wo man niemand zur Seite hat als England, welches für Ideen, namentlich für bonapartistische Ideen, zu fechten keine Lust zeigt, wo sogar der Beifall des britischen Volkes zu der neuen geographischen Idee höchst zweifelhaft ist — jetzt endlich, wo in den Augen der Franzosen die nachträgliche Einca[illegible]irung des Herzogthums und der Grafschaft wie die Eingebung eines esprit d'escalier aussehen würde, sollte man am wenigsten auf solche Anschläge in Paris gefaßt seyn.

Wären nicht die Eröffnungen Lord John Russels im Unterhaus vorhanden und klängen nicht die neuesten amtlichen Aeußerungen aus Paris über die Einverleibung so ächt Napoleonisch und so höchst verdächtig, wir hätten noch immer die größte Lust an diesen Absichten zu zweifeln. Die Wegnahme Savoyens wäre der erste große diplomatische Fehler Napoleons. So wie er den Franzosen einmal wieder das Gift der Eroberung kosten läßt, wird er ihre Raserei nicht mehr bändigen können. Dann ist er weniger denn je der Gebieter über seine Zukunft. Die Geschicke tragen ihn weiter, er treibt in dem Strome auf dem sein Onkel getrieben. Die Franzosen werden ihn drängen. Jetzt oder nie, wird es wie aus einem Munde lauten. Wenn wir jetzt, wo wir wieder die große Nation sind und abermals eine große Armee besitzen, ohne daß eine Coalition uns gegenübersteht — wenn wir jetzt nicht die natürlichen Gränzen gewinnen, so geschieht es nie. Freilich selbst bei dem vorsichtigen und geduldigen Napoleon III hat man eine geringe Bürgschaft darin daß er einem ungewissen Schicksal aus dem Wege gehen würde. Mehr als einmal hat er die Gefahr aufgesucht und zu den Würfeln gegriffen; die Gefahr allein und das Fatum von St. Helena werden ihn nicht abhalten etwas auszuführen wozu ihn sein Geschick drängt. Aber sicherlich ist Savoyen und Nizza keine ausreichende Entschädigung für die moralischen Verluste Frankreichs. Solange Frankreich sein Uebergewicht in Europa nur dazu benutzte eine der großen Mächte nach der andern zu schmälern, durfte es immer auf den frechen oder auf den stillen Beifall der drei mächtigen Zuschauer rechnen. Wenn Napoleon III morgen an England den Krieg erklärte, wie würde ihm in Oesterreich, in Rußland, von sehr vielen Deutschen, von allen Tendenzkatholiken zugejauchzt werden, und doch wäre diese Lustigkeit so thöricht wie die Schadenfreude der Russen über den Kummer, den Napoleon III über Oesterreich verhängte, oder der heutige Nopopery-Jubel der britischen Protestanten über die Bedrängnisse des Papstes, der ältesten Obrigkeit in der christlichen Welt. Auf dem Festlande würde zu Englands Unterstützung gegen einen französischen Angriff kein Säbel in der Scheide locker werden, obgleich man doch Rhein und Po eben so gut durch eine Diversion zu Gunsten Englands als an Ort und Stelle vertheidigen könnte. So wie aber der Kaiser zu der ersten Gebietserweiterung schreitet, wird sich die Stimmung ändern,

nicht bloß bei den festländischen Cabinetten, sondern auch beim britischen Volk. Die Maske die man ihm schon im Frühjahr vom Gesicht zu reißen versuchte, würde der schlaue Mann dann selbst abnehmen, und ganz Europa müßte erkennen daß in Paris seit zehn Jahren allerdings nichts anderes als der leibhaftige Bonapartische Imperialismus auf dem Thron sitze, der nichts gelernt und vergessen habe. Bisher bestand der große Erfolg der Napoleonischen Politik immer darin daß er seine heftigsten Aufläger als Verleumder beschämte, immer durch die Ereignisse ihre Verdächtigungen widerlegte. So wie Frankreich auf Beute ausgeht, werden überall alle Geguer des Bonapartismus glänzend gerechtfertigt: in England müssen die Tories und die antibonapartistischen Whigs unter den Lords zu Ehren kommen, die herrschenden Whigs als übertölpelt erscheinen; in Preußen würde man die Politik des Hrn. v. Schleinitz und der Anglimänner des letzten Sommers als starre Blödheit erkennen, und sich an die bessern Stimmen aus der Kreuzzeitungspartei wenden müssen; in Rußland wäre Fürst Gortschakoff wegen seiner Napoleonischen Sympathien verdächtig und unbrauchbar geworden, während alle Sympathien Oesterreich zufliegen müßten, welches den Schalk am frühesten witterte, und unerschrocken seine Schuldigkeit unter den größten Gefahren that.

Dieß alles um ein solches Gericht Linsen und Erbsen, um Savoyen und Nizza! Wenn er die Maske abzieht, dann hält er sich entweder für so mächtig daß er auch den guten Schein, die glatten Worte und die Betheuerungen nicht mehr bedarf; oder er verdirgt hinter diesen savoyischen Forderungen noch einen tiefer angelegten Plan. Wie? wenn diese neue Streitfrage nur aufgesucht worden wäre um einen neuen Kriegsfall zu gewinnen? Oder wenn die Beute verweigert würde, den Hunger des französischen Volkes noch mehr zu reizen und es für einen großen Festlandskrieg zu stimmen? Jedenfalls ist der Gegenstand der Pariser Bemühungen zu armselig, der politische Fehler auf Seiten des dritten Bonaparte zu handgreiflich, als daß die Einverleibung nicht vielleicht zum Mittel oder zur Einleitung anderer Absichten dienen sollte.

Miscellen.

Theologische Zeitschrift in Athen. Zu den bisher schon in Athen erschienenen, auch den einzelnen Fächern der Facultätswissenschaften gewidmeten Zeitschriften ist im vorigen Jahre unter dem Titel: *Ἑρμουπόλεων*, herausgegeben von Alex. Lykurgos und Ant. Moschatos, eine neue theologische Zeitschrift gekommen, die für die theologische Wissenschaft und die orientalische Kirche in dem nämlichen Grade einflußreich werden kann, als sie bereits gleich nach ihrem ersten Erscheinen hat Anfechtungen erfahren müssen. Ihr Hauptzweck ist auf die Förderung und Weiterentwicklung der theologischen Wissenschaft und auf die hieraus hervorgehende Belebung des Glaubens und der Frömmigkeit in der orientalischen Kirche gerichtet, und dieser Zweck findet eben so in dem Zustande der vernachlässigten theologischen Wissenschaft und des geschwächten Glaubenslebens dieser Kirche, als in den wohlverstandenen Vorschriften des Evangeliums seine volle Begründung. Sagte doch der Verfasser der vielsach belehrenden „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (Basel, 1857), Prof. Vischer in Basel, der im Jahre 1853 in Griechenland war, über diesen Gegenstand geradezu und offen heraus: „das Wesen der heutigen orientalischen Kirche ist ein unbedingtes Festhalten am Ueberlieferten, wo auch der bloße Gedanke an einen Zweifel als verderblich und sündlich betrachtet wird; sie ist verknöchert und zu einem bloßen Formenwesen geworden. Diese Starrheit ist nach dem Gange der Geschichte begreiflich; aber wie sich jetzt überhaupt in den Völkern des Orients neues Leben regt, so wird auch die Kirche davon nicht unberührt bleiben, wenn auch ohne Zweifel Besserungen nur langsam sich Bahn brechen werden. Die protestantische (!) Kirche allein ist fähig die erstarrte orientalische Kirche zu neuem Leben zu wecken, d. h. durch Berührung mit der protestantischen Wissenschaft kann in der griechischen Kirche ein freierer evangelischer Geist angeregt werden, und dadurch werden Verbesserungen von innen heraus möglich." Es ist nun auch kein Zweifel daß jene neue theologische Zeitschrift als eine Folge der Berührung ihrer, auf einigen Universitäten des protestantischen Deutschlands gebildeten beiden Herausgeber mit der protestantischen Wissenschaft angesehen werden muß; aber eben darum ist es auch kein Wunder daß man dagegen von gewissen Seiten nicht bloß Mißtrauen und Widerstand gezeigt, sondern sogar die Herausgeber als Irrgläubige denuncirt hat. Wir lesen sogar im ersten Hefte der Zeitschrift die Mittheilung, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts in Athen den Beschluß gefaßt habe die Theologie studierenden Stipendiaten der griechischen Regierung künftig nicht auf protestantische Universitäten in Deutschland, sondern nach Rußland zu schicken!.

*

Der intermercuriale Planet. In der Sitzung der astronomischen Gesellschaft in London am 13 Jan. wurden die Entdeckung des neuen, von Le Verrier bereits vermutheten, Planeten zwischen Mercur und Sonne durch Dr. Lescarbault und die großen Verdienste dieses Astronomen besprochen. Die nächsten wahrscheinlichen Durchgänge des Planeten sollen zwischen 25 März bis 10 April, und vom 27 September bis 14 October d. J. eintreten. Da alle Sternwarten nicht bloß in Europa, sondern auch in Amerika, in Indien, ja vielleicht sogar in Australien, von dem Vorgange benachrichtigt werden konnten, so wird weder ungünstiges Wetter noch irgend eine Tagesstunde verhindern daß nicht irgendwo, wenn er überhaupt stattfindet, der Durchgang beobachtet werde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. Augsburg, 4 März 1860.

Ueber die Pluralität der Menschenarten.

Bereits im Jahre 1841 habe ich in den Schilderungen aus Oftindiens Archipel die Ansicht ausgesprochen daß die Schöpfung des Menschen an vielen Punkten der Erde und in vielen Individuen zu gleicher Zeit stattgefunden habe, daß zwar die Natur nach einem Grundtypus die Menschheit schuf, welcher das Genus homo darstellt, daß aber die Einheit des Menschengeschlechts gerade in der Mannichfaltigkeit der Individuen begründet ist, daß die Racen nicht in einander übergehen, eine aus der andern sich entwickeln können,[1] sondern daß die Racenbildung stabil ist, und durch äußere Einflüsse, wie Boden, Klima, Lebensweise, nicht aufgehoben wird.

Selbst die Gründe welche die Bekenner von einem Urpaar zur Befestigung ihrer Hypothese anführen, sind nur dazu geeignet dieselbe zu widerlegen. Besonders in sprachlicher Hinsicht hat man die Lehre von einem Urpaar zu retten geglaubt, aber nicht bedacht daß gleiche Organisation der Stimmorgane auch gleiche phonetische Ausdrücke zur Folge haben konnten.

Wenn man annimmt daß Cultur und Civilisation die Physiognomie des Menschen veredeln, so sollte man bedenken daß gerade in alter Zeit, als noch die Menschheit in der Kindheit ihrer Ausbildung war, weit schönere Menschen gefunden wurden als heutzutage. Abgeschmackt ist mir stets die Behauptung vorgekommen, als stammten die Bewohner Central-Amerika's von Aegyptiern, Phöniciern oder Chinesen, weil sich in ihren Sitten, in ihren Kunsterzeugnissen Aehnlichkeiten mit denen genannter Völker gefunden haben; ja paradox kam mir selbst die Ansicht vor: Amerika sey von Asien aus bevölkert worden. Es gehört kein großer Scharfsinn dazu um zu entdecken daß die amerikanische Race eine von der mongolischen und von der indo-europäischen Race grundverschiedene sey. Daß einzelne Individuen aus der alten Welt in die neue sich verirrt haben mögen, gebe ich gerne zu, daß aber von diesen die amerikanische Race abstamme, halte ich für absurd, glaube vielmehr daß die amerikanische Race eine ursprüngliche ist.

Man wirft ferner ein, die Bildungsfähigkeit des menschlichen Körpers zeige selbst bei Individuen einer und derselben Race alle Uebergänge in die verschiedenen Racen. Das mag seyn, aber niemand kann beweisen daß, wo solche Uebergänge wahrgenommen werden, nicht zuvor eine Kreuzung bei der Zeugung stattgefunden habe. So erinnere ich mich eines Professors an unserm Gymnasium, der deutliche Attribute einer Negerabstammung an sich trug, obgleich weder er noch seine Familie von einer solchen Abstammung etwas wissen wollten. Zu D. fiel mir die mongolische Physiognomie einiger Familien auf. Wer kann wissen ob nicht bei den Völkerwanderungen hier eine mongolische Vermischung stattgefunden hatte? — Aber ein Neger ist selbst in seinen reinen Urenkeln niemals ein Germane — und ein Germane niemals ein Lappe geworden. Die Race ist geblieben. Selbst die Juden sind Juden geblieben in den verschiedensten Klimaten und Ländern.

Zwar die Veränderungen welche Boden, Klima und Lebensweise in dem Körperbau des Menschen hervorbringen können, gebe ich zu, habe ich doch selbst wahrgenommen wie die Pflanzen ausarten. Die Thiere welche aus einem gemäßigten in ein heißes Klima kommen arten aus, die Schafe verlieren ihre Wolle und bekommen Haare, die Kühe verlieren ihre Milch, die Hunde bellen nicht mehr wie früher, aber sie gehen eher zu Grund, und sterben aus als daß sie wirklich ein anderes Genus bildeten.

Wo die Pflanzen- und Thierwelt am kräftigsten sich entwickelt, zeigt sich der Mensch nicht in seiner höchsten Vollendung, sondern in einer Hinneigung zur Thierform, nämlich zwischen den Wendekreisen — und gerade dort trifft man jene Thierform die sich der menschlichen Gestalt am meisten nähert, zwar nicht zum Ebenbild, wohl aber zum Zerrbild des Menschen wird, nämlich den Affen: der am höchsten stehende Affe, der Tschimpanje, Simia troglodytes, und der Orang utan, Simia satyrus, sind aber in ihrer körperlichen Organisation und in ihren geistigen Fähigkeiten noch unendlich verschieden von den Menschen — und die Aehnlichkeit ihrer Organisation

[1] Die entgegengesetzte Ansicht ist bekanntlich von Darwin erst kürzlich begründet worden. D. R.

reicht nicht so weit daß eine Bastardbildung möglich wäre. Zwar an dem Orgasmus venereus scheint es bei vielen Affenarten beim Anblick des Menschen, wenn der Affe (mascul.) ein Männchen, und der Mensch (semin.) ein Weib — oder umgekehrt ist — nicht zu fehlen, im Gegentheil ist die Geilheit mancher Affen in dieser Beziehung sprüchwörtlich geworden. Aber zur Bastardbildung ist es noch nicht gekommen, ungeachtet manche Völker von Affen abzustammen behaupten. Gerade bei dem höchststehenden Affen, dem Orang utan, zeigt sich in dieser Hinsicht ein weniger energisch ausgesprochener Geschlechtstrieb als bei den tiefer stehenden, besonders dem Pavian. Der Orang utan, id est ein Waldmensch, nicht Orang utang, id est ein Schuldner, ist ein träges melancholisches Thier, dessen Organisation ihn zum Vierhänder stempelt der auf Bäumen lebt — und zum Klettern, nicht zum Aufrechtgehen bestimmt ist. Zwar auch malayische, äthiopische und Negriten-Völker bedienen sich der Zehen ihrer Füße zum Aufheben von Gegenständen, aber die große Zehe ist niemals ein gegenüberstehender Finger wie der Daumen, sondern eine wirkliche Zehe, und der Fuß zum aufrechten Gang eingerichtet, wenn sie auch zum Klettern mehr Geschicklichkeit haben als wir, und beim Ersteigen hoher Bäume den Schwindel nicht zu kennen scheinen.

Noch nicht genau untersucht ist die Hautausdünstung und der eigenthümliche Geruch verschiedener Racen; der Geruch von Negern und Juden ist bekannt und eigenthümlich. Die Chemie hat uns aber noch keine Aufklärung darüber gegeben worin der Unterschied ihrer Hautausdünstung vor der von Menschen anderer Racen eigentlich besteht.

Daß Neger weniger Anlage zu den endemischen Fiebern haben als andere Racen, beobachtete auch ich an Orten in Indien, wo Malaria herrschte. Dagegen zeigten sie auf den Inseln des Archipels Neigung zur Tuberculose und giengen an Brustkrankheiten zu Grunde, wie bei uns die tropischen Katzenarten, offenbar weil die Temperatur eine geringere ist als die in ihrer Heimath. Der Mensch besitzt auch keineswegs die Fähigkeit alle Klimate gleich gut zu ertragen. Der Bewohner der Polarzone geht in den Tropen zu Grunde, und der Bewohner der Tropen stirbt in der Polarzone, aber auch der Bewohner gemäßigter Klimate geht in der heißen Zone zu Grunde. Es gelingt keine Acclimatisation nicht in der Art daß sein Geschlecht dort fortdauern und bleibend der Bodencultur sich widmen könnte.

Wie bereits bemerkt fiel mir in Indien nicht nur die Raceneigenthümlichkeit des Malayen, des Negriten oder Papua, des Indo-Europäers und Mongolen auf an vielen Tausenden von lebenden Individuen, sondern man findet auch dort an den Sculpturen alter Tempel Menschen verschiedener Racen abgebildet, und die Raceneigenthümlichkeit genau aufgefaßt und ausgeprägt, also dasselbe was in ägyptischen Alterthümern wahrgenommen wurde, wo der Typus der verschiedenen Menschenracen in naturgetreuen Abbildungen Jahrtausende weit sich zurückführen läßt. Statt also in den Alterthum ein Verschmelzen der verschiedenen Formen wahrzunehmen, finden wir die Merkmale der Stammesunterschiede bestimmter und schärfer ausgeprägt als heutzutage, wo hier und da schon Kreuzung stattgefunden haben mag, wovon an jenen alten Documenten des Raceunterschiedes noch keine Spur. Es ist bekannt daß die Hindu-Einwanderer im indischen Archipel eine Menschenrace antrafen die sie Rekšas nannten, welche in ihrem Habitus der Negritenrace entsprach. Diese Ureinwohner findet man abgebildet als sogenannte Tempel- oder Palastwächter mit einem Krauskopf, dem platten Gesichtsausdruck und mit sogenannten Hundszähnen, um anzudeuten daß sie Cannibalen waren, während jene Hindu die schönsten kaukasischen Physiognomien zeigen, die heute dort nicht mehr angetroffen werden und ausgestorben zu seyn scheinen, wenigstens in jenen Gegenden.

Der Mischling zweier Racen stirbt, wenn er sich bloß mit Mischlingen gattet, bald aus. Der Maulesel und das Maulthier sollen zuweilen noch zeugungsfähig sich zeigen, aber schon in der dritten Generation sollen keine Spermatozoen im Samen derselben sich finden; beim Menschen nimmt man dieses in der vierten und fünften Generation wahr. Wie sehr bei solchen Mischlingen die geistigen und körperlichen Fähigkeiten abnehmen, bemerkt man im indischen Archipel an den sogenannten Portugiesen und bei einem Lippappengeschlechtern.

Man verlegt die Schöpfung des Menschen in jene Zeit als das Diluvium abgelagert wurde. Man läßt Millionen von Jahren vergehen bevor der Erdball so weit in seiner Entwicklung vorangeschritten war, daß das genus homo auf ihm existiren konnte, man nimmt an daß etwa 50,000 Jahre vergangen seyn mögen seit der Mensch das Licht dieser Welt erblickt habe; die geschichtlichen Nachrichten welche wir besitzen, steigen aber mit einiger Sicherheit nur 2000 Jahre v. Chr. hinauf; eine allerdings sehr kurze Zeit im Verhältniß zu dem Alter der Menschheit, wie es uns die Spuren im Diluvium des Nil und Mississippi andeuten. Dürfen wir einen Schluß ziehen vom Alter des Menschen auf das eines Volkes, vom Alter eines Volkes auf das Alter der Menschheit, ja von dem Alter der Menschheit auf die mögliche Fortdauer unsres Planeten, so befinden wir uns jedenfalls noch in der Jugendzeit der Menschheit, und dürfen noch viele Entwicklungsperioden für sie voraussetzen. Dessenungeachtet leben wir bereits in einer Zeit wo es uns nicht mehr genügt uns einen Deus ex machina hinter dem Menschen zu denken, der ihm über alle Schwierigkeiten seiner Entwicklung hinweghilft, und ihn gleich mit einer Sprache und Schrift zur Aufzeichnung seiner Geschichte beschenkt hat. Wenn wir uns die Geschichte seiner Entwicklung als auf natürlichem Weg vor sich gegangen denken, können wir begreifen ein wie großer Zeitraum vorübergegangen seyn muß, bevor er jenen Standpunkt der Bildung erreichte auf dem wir uns heute befinden. Es bleiben uns noch Räthsel genug zu lösen, die Ursachen aufzufinden welche nach dem Erlöschen so vieler Thier- und Pflanzengeschlechter seine Schöpfung bedingten, die Schöpfung organischer Wesen überhaupt zu erklären, und nachzuweisen warum diese Schöpfung nicht mehr in jener Weise fortdauert, warum sie mit Erschaffung des Menschen aufgehört hat.

Wenn auch das Wann und Wie der Schöpfung des Menschen niemals nachgewiesen werden kann, so gibt doch die

Wissenschaft vielleicht einmal Mittel an die Hand um zur Evidenz zu erweisen wo diese Schöpfung vor sich gegangen ist — und wie vielfältig sie war, bevor es dem Menschen gelang auch ohne Genesis spontanea auf der Erde sich fortzupflanzen und fortzudauern.

So weit ist die Wissenschaft bereits fortgeschritten, so genau kennen wir unsern Planeten und die Gesetze welche auf demselben herrschen und das organische Leben bedingen, daß wir mit Sicherheit einzusehen beginnen diese Schöpfung habe an allen jenen Punkten des Erdkreises stattgefunden wo die Bedingungen zur Existenz des Menschen gegeben waren. Gleichwie demnach im Frühling das Gras allenthalben zu sprossen beginnt, wo Luft, Licht, Wärme, Feuchtigkeit ist und fruchtbare Damunerde sich findet, gleichwie ein Baum der Früchte tragen will, nicht mit einer, sondern mit unzähligen Blüthen sich bedeckt, so mag auch die Genesis spontanea des Menschen an allen jenen Punkten der Erde stattgefunden haben welche den Bedingungen seiner Existenz günstig waren. Klima und Bodenbeschaffenheit legten schon im werdenden Keim des Menschen jene Verschiedenheit nieder wodurch sich heute die Menschenracen unterscheiden. Jener Typus welchen wir den kaukasischen oder indoeuropäischen nennen, scheint auf Gebirgen die sich eines gemäßigten Klima's erfreuten zur Ausbildung gekommen zu seyn, während die heiße Niederung den Negertypus hervorbrachte, der auch der Sumpf- und Moraftluft, welche in diesen Niederungen vorherrschte, eine größere Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen vermag, wie denn noch heute der Neger gegen das Sumpfmiasma, die Malaria, weniger empfänglich sich zeigt als der Indoeuropäer.

Auch in dem indischen Archipel hat die doppelte Schöpfung der Bergrace und der Negritorace stattgefunden. Die erstere treffen wir noch auf allen Sunda-Inseln, ja bis nach Polynesien an, wie auf Sumatra die Battas, auf Borneo die Dajak, auf Celebes und in den Molukken die Alfuren (Haraforas) — Volksstämme welche alle durch Schönheit und Bildungsfähigkeit sich auszeichnen, einen mehr indoeuropäischen Typus an sich tragen und selbst vor den Malayen Vorzüge besitzen. Die Negritos dagegen, besonders die Papuas, stehen geistig und körperlich auf einer niedrigern Stufe. Ihr mißtrauischer Blick, ihre hinterlistige rachsüchtige Gemüthsart ist vielleicht die Folge jenes alten Hasses, der aus tausendjähriger Unterdrückung und Verfolgung entsprang, die sie sowohl von genannten Bergvölkern als auch von den von der See her andringenden malayischen Stämmen erdulden mußten. Die Negriten sind ursprünglich ebenso wenig Bergvölker wie die Neger in Afrika, wohl aber die Alfuren, Dajak und Battas. Wie es kommt daß diese Volksstämme überall im Innern der großen Inseln des Archipels im Hochlande sich erhalten haben, ist noch ein Geheimniß. Sie gehören offenbar zu einer Race, und vielleicht sind sie die durch Hebung und Senkung eines frühern Continents als Fragmente eines einst großen zusammengehörigen Volksstammes stehen gebliebenen Reste. Die Malayen und die zu ihnen gehörigen Javanen sind der dritte große Volksstamm in diesem Archipel: Den Malayen, welche als Eindringlinge in dem Archipel erobernd auftraten, ist es gelungen ihre Sprache zur Lingua franca dieser Weltgegend zu machen. Daß häßliche Völker durch Einwanderung aus einem rauhen Klima in ein mildes sich zu schönen umwandeln können, wie bei Türken und Ungarn geschehen seyn soll, ist unrichtig. Wenn beide Völker bei der Einwanderung in die Türkei und Ungarn häßlich gewesen sind, sind sie in ihren reinen und unvermischten Sprossen auch heute noch häßlich. Sind sie aber schön, so haben sie die Schönheit nicht der Veränderung des Aufenthaltsortes, dem veränderten Klima, zu danken, sondern der Vermischung und Kreuzung mit schöner und edler gebildeten Völkern. Es ist auch Thatsache daß die Ungarn, welche erobernd in Pannonien einfielen, sich der Weiber des unterjochten Volkes bemächtigt haben; ebenso die Türken, die noch bis auf den heutigen Tag durch schöner gebildete Frauen aus andern Nationen ihre Race zu veredeln suchen. Die Vielweiberei erleichterte ihnen die Kreuzung mit Frauen fremder Race, und die öftere Wiederholung dieser Kreuzung veränderte den ursprünglichen Typus ihrer Physiognomie.

Wir suchen den Unterschied der Racen nicht im Bau des Schädels allein, oder des Knochengerüstes, oder in der Farbe der Haut und in specifischen Se- und Excretionen, sondern in der Organisation des ganzen Körpers, in seinen physischen und psychischen Eigenschaften, worüber uns nur ein sorgfältiges genaues Studium der vergleichenden Anatomie und Physiologie des Menschen in Exemplaren der verschiedenen Racen Aufschluß geben kann. Nur nach vielseitigen exacten Forschungen und Beobachtungen auf diese Weise wird es uns gelingen die Frage über den Ursprung des Menschengeschlechts befriedigend zu lösen.

Die Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

(Schluß.)

Die speciellere Form der religiösen Andacht kann jeden Gegenstand aus den drei Naturreichen zum Object der Anbetung wählen, sowie auch Werke von Menschenhand. Der Handwerker verehrt sein Werkzeug, der Fischer sein Canoe, der Reisende seinen Fuß, ehe er sich auf den Weg macht, ein jeder seine tägliche Speise und Trank. Die Anbetung, die den Hügeln der Bugbugs oder Ameisen gezollt wird und die sich (nach d'Urville) auch in einigen Theilen Neu-Guinea's findet, bezieht sich häufig auf die abgeschiedenen Geister vornehmer Häuptlinge, die in solchen Nestern begraben werden, damit die als Reliquien zu bewahrenden Knochen möglichst rasch und vollkommen vom Fleische gelöst werden. Jeder hat seine Privatgötzen, und selbst die auf den Pflanzungen arbeitenden Sklaven besitzen alle ihre kleinen Altäre, gewöhnlich von unbehauenem Stein dargestellt, wo sie opfern und beten nach

ihrer Art. In den meisten Häusern ist ein viereckiger Raum abgetheilt, in dem mit Wasser gefüllte Töpfe um einen heiligen Baum stehen. Das Gesicht der Kinder wird bei Wiederholung der Ceremonie des Namengebens häufig damit besprengt. In den freien Plätzen Abbeokonta's finden sich vielfach offene Verandahs ohne eine Hinterwand, in denen man die Leute beten sieht, indem sie sich an eine Person wenden, die phantastisch gekleidet aus einer Seitenthür hervortritt und die vorgelegten Fragen beantwortet. Von den Seelen der Kinder wird geglaubt, daß sie von dem Geiste eines ihrer Ahnen bewohnt und beeinflußt werden. Bei der Geburt eines Kindes wird nach dem Priester geschickt und bei der Lieblingsgottheit der Familie angefragt welcher der verstorbenen Vorfahren die Absicht habe in dem Kinde zu wohnen, um ihm darnach seinen Namen zu geben. Sie begrüßen seine Zurückkunft dann mit dem Worte Whohbodu (du bist angekommen), als einen chubilghanischen Wiedergeborenen. In den Bestimmungen Manu's wird die Mutter mit der Entbindung Diapa, weil ihr Mann in der Form des Fötus ein neues Leben angetreten hat, und nach dem alten Reichsgesetze Tahiti's trat der König mit der Geburt des Kronprinzen in den Privatstand zurück, da sein bester Theil jetzt in jenen übergegangen war. Auch Beduinen glauben an eine mystische Inspiration, die sich in der Familie ihres Agyd, vom Vater auf den Sohn fortpflanzt. Eine complicirtere Seelenverwandtschaft, die an die rabbinischen Unterscheidungen zwischen Nephesch, Ruach und Neschama erinnert, findet sich bei den Ewoern, worüber ich dem ausführlichen Bericht eines leider kürzlich verstorbenen deutschen Missionärs einiges entnehme. Wird nach ihrer Lehre ein Mensch geboren, so gibt ihm Mawu von der Seelenheimath des Menschen in Nodsie einen Dsogbe, den zur Beseelung eines lebendigen Menschen bestimmten Geist, der am Geburtstage in ihn eingeht. Nach der Geburt erhält der Dsogbe den Namen Luwo, Seele der Schatten. Es gibt männliche und weibliche Dsogbe, gute und böse, so daß der Mensch keine Verantwortung für seine Handlungen fühlen kann. Stirbt der Mensch, so verläßt ihn sein Dsogbe wieder und geht nach Nodsie, weßhalb solche die früher schon da waren, behaupten dieses oder jenes Verstorbenen Seele (Noali) dort gesehen zu haben. War das Dsogbe männlich, so hat er sein weibliches Gemahl am Geisterorte und umgekehrt, deßhalb wird in jedem Hause einem Paar geschnitzter Holzfiguren, männlicher und weiblicher Gestalt, Verehrung gezollt, die aber eigentlich dem Atlama, dem beständigen Begleiter des Dsogbe gilt, als dem Schutzgeiste des Menschen. Wohin der Mensch geht, ist er von seinem Atlama, wie von seinem Schatten begleitet, und dieser als guter Geist erbittet Wohlthaten für ihn, von den Göttern wie von Mawu selbst. Weicht der Schutzgeist vom Menschen, so vergeht auch sein Schatten, sein Dsogbe verläßt ihn und der Mensch stirbt. So glaubt man von unheilbaren Kranken daß der Schutzgeist sie verlassen hat, weßhalb sie in eine abgelegene Hütte zum Sterben gebracht werden. Die Zauberer kennen die Künste vermittelst welcher die Seele den Geist verlassen kann, um geisterartig umherzufahren und beliebig Schaden anzustiften. Nach dem Tode wird sein Dsogbe, das, wenn es Fleisch geworden ist, Luwo heißt, zum Noali oder Gespenst. Das des Bösen gefallt sich zu den Dämonen und fährt mit diesen in den Wirbelwinden umher, wogegen die andern wieder Thiere oder Menschen, besonders die derselben Familie, beseelen.

In Joruba wird das Saffaholz mit abergläubischer Verehrung betrachtet, als einen besonderer Dämon enthaltend, da Thüren und Tische die daraus gemacht sind, vielfach ein eigenthümliches Krachen hören lassen, besonders Nachts. Wenn jemand seinen Feind durch einen schrecklichen Fluch zu zerstören wünscht, so nimmt er, während er ihn äußert, von der giftigen Rinde des Iggin la-Baumes in den Mund. Ein neues Haus wird nicht eher bezogen als bis der Zauber der bösen Geister Akalascho dadurch gebrochen ist, daß zwei Sklaven in demselben eine Nacht geschlafen haben, dann wird ein hufeisenförmiges Eisen über der Thür befestigt, damit nicht neue darin einziehen können. In Zeiten anhaltender Dürre wird ein Sklave festlich bekränzt, zum Flusse geführt und, um die Wassergöttin zu versöhnen, in ihr Element geworfen, wo ihn rasch die Krokodile verzehren. Am fünften Tage, der festlich begangen wird, als der Dsetag, oder Tag des Stillschweigens, pflegen die Priester und Priesterinnen Wasser von den heiligen Quellen für ihre Götter zu holen, das während der Woche im Tempel aufbewahrt und nach der Weihe in Krankheiten gegeben wird.

Besonders berühmt ist das im Tempel der Naturgöttin, die als schwangere Frau dargestellt wird, aufbewahrte gegen weibliche Unfruchtbarkeit und schwere Geburt. In Abbeokouta wird von den unfruchtbaren Frauen auch zu der hermaphroditischen Form des Obatallah gebetet, die aus einer nackten Frau und einem bekleideten Mann zusammengesetzt ist. Wenn die Priesterinnen mit den gefüllten Krügen des heiligen Wassers nach dem Tempel zurückkehren, so erwiedern sie keinen Gruß, sondern schlagen nur, zum Zeichen der Erkennung, mit den Fingern auf die Handfläche. Die Verehrer der Flüsse und Seen tragen, als Sectenzeichen, weiße Halsbänder.

Die Leichen der Verstorbenen werden in Yoruba meistens unter die Schwelle des Hauses, in sitzender Stellung, beigesetzt. Kinderleichen werden gewöhnlich fortgeworfen, da sie durch die Wirkung eines bösen Dämon gestorben seyn können. Die Wahrzeichen des Jägers und Soldaten werden auf die Landstraße außerhalb des Thores gelegt, damit der abgeschiedene Geist nicht in die Stadt zurückkommen und die Ruhe des Volkes stören möchte. Aber selbst bei ruhigen Bürgern findet man es zweckdienlich eine Bannung am siebenten Tage vorzunehmen. Ihre Freunde gehen dann bei Einbruch der Nacht abseitens der Heerstraße, rufen den Todten bei dem Namen den er im Leben führte, und stellen ihm vor daß er sich jetzt, als für immer mit der Welt gebrochen, betrachten müsse, und nicht daran denken möchte zurückzukommen und spukend umzugehen. Zu bestimmten Zeiten wird ein Todtenopfer gebracht, wobei der Hausvater einen Widder schlachtet und das Blut in eine Grube in die Erde fließen läßt. Ist die Familienmahlzeit beendet, so wird einer der Knochen angekleidet, am liebsten in dem Anzuge eines weißen Mannes, und dann durch die Stadt umhergetragen, als der Knochen

des Vorfahrens indem Frauen vorausgehen die sein Lob singen.

In Dgbomascho unterscheiden sich die drei Secten des Schango, Orischa (der also hier mit Obbatalla zusammenfällt) und Ifa; die Priester leben in ihren Privatwohnungen und werden in denselben von ihren Anhängern consultirt; die Secte des Orischa ist die zahlreichste: die Häuptlinge finden es meistens vortheilhaft allen drei Göttern ihre Verehrung zu zollen, um keine Popularität zu verlieren. Das Zeichen des Schango ist hier ein gegabelter Stock, der als Schutz des Eigenthums aufgesteckt wird. Seine Priester tragen einen eisernen Ring über dem Ellbogen, das Zeichen des Orischa ist ein Grasbündel (wie das des Schango in Abbeokouta), und die Priester tragen ein Perlenband um das Handgelenk. Wenn die Frauen Orischa verehren, haben sie das Haar zurückgekämmt, und die Stirne mit einem weißen Flecken bezeichnet als Tika; die Priester des Ifa besorgen auch hier hauptsächlich das Orakelgeschäft; die Stadt Dgbomascho wird gewöhnlich zweimal jährlich der Gewalt des Oro übergeben; der Lärmen beginnt, nachdem den Frauen die entsprechende Warnung zugekommen ist, in kleinen Hütten die abseitens außerhalb der Stadtmauer stehen, oder zu denen kein Zutritt ist als durch die Gebäulichkeiten des Stadtoberste. Während der ganzen Nacht geht dann der Geist der Vorfahren mit einer mächtigen Bambupeitsche umher, in einer Begleitung sonstiger Masken, die mehr oder weniger stereotyp sind oder werden. Auf den Straßen sieht man häufig Frauen Kunststücke mit Schlangen treiben, die um ihre Arme gewunden sind und denen das Volk Cauries darbringt. Die Leichen werden in Dgbomaſcho ebenfalls unter der Thürhalle begraben. In die offene Grube legt man in einiger Entfernung vom Boden Zweige und Aeste, den in Tücher gewickelten Knochen darauf und über ihn andere Holzstücke, bedeckt dann das Ganze mit Thon und stampft es fest, so daß die Leiche in einem trockenen Raum sich lange Zeit conservirt, ohne daß doch Ausdünstungen in das Haus eindringen. Der beistehende Priester wird mit Palmöl und Cauries belohnt, sowie mit einem Zicklein, das er schlachten muß. Er gießt etwas von dem Blut auf die Thonbedeckung des Grabes, dem er mit seinem Finger ein Zeichen aufdrückt, und legt einige Cauries nebst etwas Palmöl neben die Leiche; alles übrige gehört ihm. Das Blut eines vom Hausherrn geschlachteten Schafes wird auf die hölzerne Unterlage gesprenkelt. Das Begräbniß selbst wird im geheimen vorgenommen, und um die Frauen zu entfernen, läßt man eine, gleich dem Todten ausgekleidete, Matte von zwei Männern durch die Stadt führen unter der Begleitung aller seiner weiblichen Verwandten, die sein Lob singen müssen. Man beeilt sich mit der Beerdigung vor ihrer Zurückkunft fertig zu seyn, und die Träger des falschen Todten verrammeln rasch die Thür um die Matte zu entkleiden, als ob sie dann erst die Beerdigung vornähmen.

Ifeh gilt als die eigentliche Heimath des ganzen Götzendienstes, und dort werden Messingbilder der Sonne und des Mondes verehrt, neben einer messingenen Kette, die vom Himmel fiel. Es ist der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, für deren Bequemlichkeit dort ein Markt eingerichtet, der Markt der Todten (Duga Attebah) genannt, wo die Todten ein- und verkaufen. Dort ist es den Verwandten möglich durch die Vermittlung der Priester eine Zusammenkunft mit kürzlich Verstorbenen zu haben, aber es würde ihr Tod seyn wenn sie selbst zu sprechen wagen sollten.

Odua (Gott) schuf einen Mann und eine Frau, und setzte sie auf einen hohen Hügel, wo später Ifeh gegründet wurde. Eine Göttin, Twoh genannt, erzwang religiöse Verehrung, und verlangte daß ihr Bildniß als Gegenstand der Anbetung aufgestellt würde. Dasselbe ist fähig zu sehen und zu hören, aber nicht zu bewegen oder zu sprechen, und wird bei festlichen Gelegenheiten um den Tempel umhergezogen. Das erste Menschenpaar hatte sechs Kinder, die von ihren Eltern ausgesandt wurden eine Stadt für sich selbst zu gründen, und zum König von Aboo kamen, dem sie unterworfen blieben. Dieser führte seine Erschaffung ebenfalls auf Odua zurück, und hatte einen älteren Bruder, Deibo (der weiße Mann) genannt. Odua überließ ihnen die Wahl ihres künftigen Schicksals, Deibo entschied sich für das Wasser, worauf er einen Trog mit goldenen Rudern erhielt und darin hinab ins Meer fuhr. Duba-oyo (der König der Aboo) erklärte daß er still sitzen und für Odua kämpfen wolle.

Irawaw ist der Hauptsitz des Orischako, der durch eine eiserne Stange vorgestellt, und wegen des Kostspieligen seines Dienstes nur von den Reichen und Adeligen verehrt wird. Kein Bewohner Igbehins darf Irawaw betreten, und man erzählt als Grund daß in den alten Zeiten als noch die sechsfingrigen Riesen von Sierra Leone im Land lebten, einer derselben, der in Igbehin wohnte, während einer Eidesleistung im Tempel des Orischako von Wahnsinn erfaßt worden sey und die Priester getödtet habe. In Awaye am Ogunflusse werden Fische als Orischa verehrt. Am Niger verbindet sich der Dienst des Orina vielfach mit dem des früher erwähnten Tschuku, dem Tschuku-Okeke, oder Gott dem Höchsten. In Abo herrscht der Glaube daß Gute nach dem Tod zu Orina gehen, und dort mit ihm wohnen, oder wenn ihnen beliebt, zum Besuche der Erde zurückkommen können, wogegen Schlechte beim Otomo oder Feuergeist verweilen müssen. Vornehme in Abo halten den untern Kinnbacken eines Schweines als heiligen Juju, oder bis sie sich einen solchen verschaffen können, ein in dieser Form gebildetes Stück Holz als Ofum (mein Bild), oder Agba Gahi (Schweinskinnbacken) oder Tschuku of Agba (oder Schweinsgott). Er wird sorgsam in den Hütten bewahrt und bei den von den Priestern bestimmten Festen vorgebracht, um mit Blut und Palmwein besprengt und mit Kolanüssen gerieben zu werden. An geeigneten Stellen werden Jujubäume gepflanzt, am liebsten nahe den Hütten, die man als Tschukum (einen Gott) anruft oder mit Zeugfetzen behängt. Andere schnitzen sich kleine Holzbilder als Oso Tschuku (Gottbilder), zu denen sie sprechen und beten. Ein alter, weitschattender Jujubaum galt früher in Abo als ein öffentliches Heiligthum, dem jeder, außer dem ihm speciell gehörenden Baum, opfert.

Ueber ihren Ursprung laufen unter den Jorubanern, welche die Muhammedaner des Soudan von den Kanaanitern

ableiten, verschiedene Sagen um, die sich nicht übereinstimmend vereinigen lassen. Im allgemeinen betrachten sie Ifeh als ihren und der Menschheit Ursprung, aber nicht das jetzt in Joruba bekannte, sondern ein an der Seeküste gelegenes, von dem sie erst in das Binnenland gewandert seyen. Die Jorubah-Stämme (Ketuh, Egba, Jebuh, Ifeh, Ibini oder Benin und Jorubah) entsprangen von sechs Brüdern, die Söhne einer Mutter die noch jetzt in Ifeh und Abbeokanta verehrt wird, als Jyommobeh oder die Mutter der Kinder des Jägers. Joruba, der jüngste, beherrschte seine Brüder, aber allmählich entzogen sich diese seiner Herrschaft, so daß nur Dahomey und Popoe ihm unterworfen blieben. Die Hauptstadt wurde von Ifeh nach Igbobo verlegt. Nach einer andern Tradition, eine Localsage der Ifeh-Secte, leiteten sich die Jorubas von sechzehn Stammherren ab, die ausgesandt waren eine Colonie zu stiften. Ihr Führer nahm eine Henne mit sich und ein weißes Tuch, worin eine Palmnuß und etwas trockene Erde angeknotet war. Lange Zeit wateten sie durch das Wasser, dann aber knüpfte der Führer das Tuch auf und streute die Erde heraus, die sich sogleich zu einem festen Ufer gestaltete, auf dem ein Palmbaum mit sechzehn Aesten emporwuchs. Die Henne flog auf den Boden und trabte die Erde nach allen Richtungen, so daß das Wasser austrocknete. Die Colonie gründete Ifeh, von wo sie sich über das Land weiter verbreitete. Damit stimmt eine andere Sage, nach welcher die Jorubaner bei einer Ueberschwemmung des Nigers, an dessen Ufern sie früher gelebt hatten, auswanderten.

Die Sagen verderblicher Fluthen, die in der Vorgeschichte so vieler Völker wiederkehren, möchte man einfach erklären können als durch das Zurückgehen auf allgemeine Naturrevolutionen, wodurch wir aus unserer geologischen Epoche heraustreten. Wanderten die Völker gemäßigter Zonen nach den Tropenländern, so mußten sie nothwendig durch die ihnen unbekannte Heftigkeit der Regenzeit überrascht und erschreckt werden, und konnten sehr wohl, wenn sie auf die Spitzen der Berge flohen, die Welt als untergegangen betrachten, oder nach der Rückkehr der Sonne sich als die allein Geretteten ansehen. Die Wanderungen der Arier nach Indien würden so mit ihren weiten Zügen diese Sagen durch die Welt getragen haben, was um so schlagender daraus hervorgeht, weil sich in ihrer ursprünglichen Heimath, dem kalten Hochplateau Asiens, eine den dortigen klimatischen Verhältnissen angemessene Modification findet. Dort befiehlt Ahuramazda dem Yima vorsorglich Samen zu sammeln, und beschreibt ihm den gebäudeartig umzäunten Garten genau nach allen Dimensionen seiner Winkel, in dem er sich, als in einer heiligen Arche, vor dem Einbruch des ahrimanischen Winters schützen solle. Das unerwartete und unbegreifliche Ansteigen der Flüsse mußte ebenfalls mit seinen Verheerungen das Andenken eines verderblichen Naturereignisses bewahren, und die Macedonier verdankten es auf dem Indus nur ihren bessern Schiffen daß diese der Zerstörung entgiengen, die leichte Canoes nothwendig hätte treffen müssen. Nach den mexicanischen Sagen war der Gründer von Cholula allein aus der allgemeinen Sündfluth entkommen, einer Sündfluth, die, wie sich aus andern Berichten schließen läßt, das Ansteigen des Tabasco meint, wodurch die von Quetzalcoatl gestifteten Dörfer überschwemmt und zerstört wurden. Aehnliche Verhältnisse mögen in dem babylonischen Zweistüsseland, dessen Vorzeit die semitischen Völker mit den unsern verknüpften, stattgefunden haben, indem man dort noch jetzt die Hälfte des Jahres auf den Ebenen zu Schiffe hinfährt, welche während der andern Hälfte in der Sonne verbrennen. Noch im Juli konnte ich Akkerkuf von Bagdad aus zu Schiffe besuchen. In der deucalionischen Fluth ist die rein locale Färbung schon häufig nachgewiesen. Solche Mythen waren nützlich, um heilsame Furcht zu erregen. Ein Kassenti-Neger erzählte dem Missionär Oldendorp, daß wenn er als Knabe unartig gewesen wäre, seine Mutter ihn mit einer großen Wasserfluth geschreckt hätte, in der er ertrinken würde, und die Priester zu Hierapolis hielten die abgeschlossenen Fluthen des Diluviums in einem sichern Verschlusse unter dem Altar ihres Tempels, woraus sie aber dieselben jeden Augenblick wieder über die sündige Welt entlassen konnten. Vom Tilsiten im Kölner Dom bestand im Mittelalter eine ähnliche Sage, und eben so von Eben Schatja, auf den David beim Tempelbau stieß, vom Mundus der Römer u. s. w.

Die Gerichtsverfahren in Joruba sind zweierlei Art, und werden entweder von dem Fürsten der Stadt und seinem Rathe nach Recht und Zeugniß abgehalten, oder vor der Oboni-Loge, ein geheimes Institut, das auf der einen Seite mit der Regierung, auf der andern mit der Religion des Landes verknüpft ist. Das Oboni-Haus enthält drei Höfe, und den innersten derselben zu betreten ist für jeden nicht Eingeweihten sicherer Tod. Der in den Orden aufzunehmende Candidat muß auf den Boden niederknien und aus einem Loch in demselben eine Mischung von Blut und Wasser trinken. Gesetze werden in jeder Stadt von dem Häuptling und seinen Räthen erlassen, zuweilen aber wird eine Versammlung des Volkes berufen, um erst die allgemeine Ansicht zu hören. Der Fürst kann nichts ohne Zustimmung seines Rathes thun, und Fürst und Rath zusammen würden nicht mächtig genug seyn die alten traditionellen Gebräuche des Landes verletzen zu dürfen. Die Zeitrechnung wird nach Mondmonaten geführt. Nach dem kosmischen System der Jorubaer ruht die Erde mit dem Land im Mittelpunkt, auf den Wassern.

Die eigenthümliche Glasfabrication Central-Afrika's, die immer ein tiefes Geheimniß geblieben ist, soll jetzt nur noch auf drei Städte in Nufe beschränkt seyn. An der Goldküste gräbt man die Agree-Perlen in die Erde ein, damit sie wachsen können.

Die Rhede von Lagos ist allen Winden offen und für die Landung sehr gefährlich. Die Mail wird oft in eine Tonne eingepackt ans Land befördert, da schon zu häufig das Leben von Officieren und Seeleuten geopfert worden ist. Bei unserer Anwesenheit lagen daselbst einige Hamburger Schiffe, um Palmöl einzunehmen, was indeß dort mit größern Schwierigkeiten verknüpft ist als an dem Flusse. Auch

können die gedrohten Angriffe der Dahomeer, denen man damals mit Aengstlichkeit entgegensah, leicht jeden Verkehr unterbrechen.

In Accrah bietet die Küste einen freundlichen Anblick, in weite, fruchtbare Ebenen, die in der Ferne Hügelreihen durchziehen. In der Stadt erhebt sich das englische Fort, und außerhalb derselben das holländische. Weiter entfernt ist Dänisch-Accrah, ohne einen Antheil an der Stadt, die sich nur in das englische und holländische Viertel theilt. Die Landung ist schwierig, da man in der Brandung den richtigen Moment abwarten muß, um mit den Wellen hineingespült zu werden. Gelingt es nicht mit dem vollen Wogenschwall in ruhiges Wasser zu kommen, so würde das Canoe unfehlbar augenblicklich umstürzen und seine Ladung für die Haie ausleeren. Die von Lehm oft aus mehrern Stockwerken gebauten Häuser stehen zuweilen auf einem steinernen Fundament, an engen oder verhältnißmäßig reinen Gassen. Der englische und holländische Theil ist durch Gärten verbunden, zwischen denen man Cactushecken hinsieht, wie solche überall in der Ebene hervortreten. Niedrige Fetischhütten finden sich vielfach auf den Straßen, meistens verhangen. In den Umzäunungen einiger wurden Ziegen gehalten. Mein Führer war sehr ängstlich nicht zu lange bei ihnen stehen zu bleiben, da Fälle genug bekannt wären, wo der über jede Neugier erzürnte Fetisch sich mit Gift gerächt habe. Die Thüren der Häuser waren vielfach durch eine mit Kalk bestrichene Thonpyramide bewacht, dem Fetisch von Otutu. Wir besichtigten die Werkstätten einiger Goldschmiede, durch die Accrah berühmt ist, und die zierliche Schmucksachen aus dem von Akim gebrachten Goldstaub bearbeiten. Die Frauen tragen unter den Kleidern ein Polster über ihren Hüften, um diese scheinbar hervorstehen zu machen, und das Haar in eine hohe Frisur aufgebunden, die beweglich auf dem Kopf umherschwankt. Ein lange an der afrikanischen Küste ansässiger Kaufmann, Hanson, hat sich ein palastartiges Gebäude im europäischen Styl in Accrah gebaut, das aber trotz des massiven Materials schon jetzt, nur wenige Jahre nach seinem Tode, den Eindruck einer Ruine macht. Von seinem glatten Dach genoß man einen weiten Umblick über die fruchtbare Ebene und den nahe gelegenen See. Auf den Straßen war ein lebhafter Verkehr, und verschiedene der Verkäufer hatten in der Schaustellung oder dem Aushängen ihrer Waaren schon europäische Läden nachgeahmt. Eine französische Factorei in Accrah war vor wenigen Tagen, nachdem längere Mißhelligkeiten vorausgegangen waren, von den Negern geplündert und zerstört worden; da sie aber halbwegs zwischen dem englischen und holländischen Fort lag, so war es zweifelhaft welcher der beiden Regierungen die Ahndung dieser Gewaltthat zukommen würde. Im englischen Fort (James Fort) sahen wir indeß Vorbereitungen treffen in Erwartung weiterer Verstärkungen, die von Cap-Coast-Castle erwartet wurden.

Tecumseh, der Shawnee-Häuptling.

(Schluß.)

Am 15 August hatte General Brook die Dreistigkeit die sofortige Uebergabe der Stadt und des Forts Detroit zu verlangen. General Hull gab darauf eine entschieden abschlägliche Antwort. Der britische Commandant ließ dann von einer neuerrichteten Batterie ein heftiges Feuer gegen die Stadt eröffnen, welches bis 10 Uhr Abends fortgesetzt wurde, und den Erfolg hatte daß einige Schornsteine einstürzten und einige wenige Soldaten verwundet wurden. Am nächsten Morgen wurde das Feuer fortgesetzt, und General Brook, der seine Gegner genau zu kennen schien, hatte die Unverschämtheit unter dem Schutz dieses harmlosen Feuers am hellen lichten Tage über den 3000 Fuß breiten Fluß zu setzen. Er wurde bei diesem ewig denkwürdigen Uebergang nicht im allergeringsten belästigt, und verlor auch nicht einen einzigen Mann; dann formirte er seine Truppen in einer Entfernung von 500 Pards vom Fort in Colonnen, und marschirte dreist auf das Fort los. Er selbst ritt an der Spitze der Colonnen, fünf leichte Geschütze neben sich. An Zahl war seine Mannschaft der Besatzung ungefähr gewachsen, während dagegen die letztere durch ihre Stellung einen unberechenbaren Vortheil hatte. Das Fort war sehr stark gebaut. Es war stark verpallisadirt und hatte einen tiefen und breiten Graben. Zwei 24Pfünder standen auf dem Wall. Die Besatzung zählte 400 Mann; andere 400 Mann standen hinter einer hohen Pallisadirung, welche das Fort flankirte, und 300 Mann hielten die Stadt besetzt. Die ganze Besatzung war begierig auf den Kampf, und niemand dachte anders als daß die leichtsinnige Angriffscolonne einem sichern Untergang entgegen gieng. Da, plötzlich wurde eine weiße Flagge aufgezogen und an alle Truppentheile der Befehl geschickt sich von ihren Posten zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung folgte diesem Befehl, ein Schrei wie ihn vielleicht nie sonst die Ohren eines militärischen Führers gehört haben. Ein Artillerielieutenant, Namens Anderson, zerbrach seinen Säbel auf einer seiner Kanonen und brach in Thränen aus. Aber die schmachvolle That war geschehen, und die einzelnen Soldaten und Officiere konnten nichts mehr dagegen machen. General Hull war in seiner kopflosen Angst sogar so weit gegangen daß er das Detachement der Obersten Mc. Arthur und Caß, und den Lebensmittel-Transport unter Capitän Brush mit in die Capitulation eingeschlossen hatte. Mc. Arthur und Caß standen in den Augenblick als die Schmach vollbracht wurde, nur anderthalb Meilen vom Fort, und würden im Stand gewesen seyn durch einen Angriff in Flanke und Rücken die Niederlage der ganzen britischen Streitmacht zu einer vollständig vernichtenden zu machen.

Ueber General Hull wurde ein Kriegsgericht gehalten, welches ihn wegen Feigheit zum Tod verurtheilte. Der Präsident jedoch, in Anbetracht seines hohen Alters und seiner Verdienste im Revolutionskriege, begnadigte ihn.

Gleich nach dieser berüchtigten Capitulation von Detroit

trat Tecumseh eine zweite Reise nach dem Süden an. Bei der ersten war es ihm gelungen die Chicasaws und Choctaws, welche zusammen an 30,000 Menschen zählten, für seine Plane zu gewinnen. Jetzt handelte es sich darum auch die Creeks, deren Anzahl 25,000 betrug, und die Seminoles in den großen Indianerbund hineinzuziehen. Mit dem Stamm der Creeks war er von mütterlicher Seite her verwandt; derselbe hatte seine Wohnsitze in den schönsten und reichsten Landstrichen von der südlichen Gränze des Staates Tennessee bis hinunter nach Florida. Manche Mitglieder dieses Stammes hatten die Künste der Civilisation gelernt und seither stets eine freundliche Gesinnung gegen die Weißen an den Tag gelegt. Zum Glück für Tecumseh hatten jedoch die Spanier und Engländer ihm bereits vorgearbeitet. Sie hatten nach allen Richtungen hin Boten ausgeschickt, und den Indianern Waffen und Geschenke anbieten lassen, wenn sie die Gränzansiedlungen angreifen wollten. Als nun Tecumseh kam und mit seiner glühenden, alles hinreißenden Beredsamkeit das vielfache Unrecht und die Demüthigungen schilderte welche die rothen Männer hätten erleiden müssen, und mit glänzenden Farben die Siege ausmalte die er bereits im Norden gewonnen, und die große Zukunft welche den rothen Männern bevorstehe wenn sie alle gemeinschaftlich für dasselbe Ziel arbeiteten, gewann er wenigstens die ganze Jugend für sich. Die Alten und mehr friedlich Gesinnten, welche in wohlgebauten Städten wohnten, mit Schulen, zahlreichen Heerden und Farmen rings um sich, waren nicht für die kriegerischen Plane des großen Häuptlings zu begeistern. Sie liebten zu sehr die Ruhe und fürchteten daß durch einen Krieg ihre Besitzungen wieder verwüstet und sie von neuem in den Zustand der Barbarei versetzt werden würden.

Nachdem Tecumseh alles bei den Creeks erreicht hatte was er dort erreichen konnte, kehrte er nach dem Norden zurück. Ehe wir ihn dahin begleiten, wollen wir mit wenigen Worten eine der Folgen schildern welche seine Agitation unter den Creeks herbeiführte. Unter den weißen Ansiedlern längs der Gränzen verbreitete sich lebhafte Angst und Besorgniß, und die einzeln wohnenden Familien suchten Schutz in den nächsten Forts. So hatten sich 24 Familien im Fort Mimuns, einem bloßen Blockhaus, das am Alabama-Fluß, in der Nähe der Einmündung des Tombigbee liegt, zusammen gefunden. Die Besatzung, unter Führung des Major Beasely, bestand aus 150 Mann, vollkommen genug um das Fort energisch zu vertheidigen. Aber der Commandant wollte den Gerüchten über die Absichten der Indianer keinen Glauben schenken und vernachlässigte selbst die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln. Ein Neger, welcher meldete daß er die Indianer in der Nähe des Forts gesehen habe, wurde wegen Verbreitung falscher Nachrichten mit Peitschenhieben gezüchtigt. In der Nacht vor dem Angriff bellten und heulten alle Hunde im Fort, ein Zeichen daß sie die Indianer witterten. Aber der Commandant des Forts wollte auf alles das nicht achten. Plötzlich erschienen am hellen Mittag 700 Indianer vor dem Fort. Sie wurden erst gesehen als sie bereits dicht vor dem offenen Thore standen. Mit wildem Geheul drangen sie in die äußere Umfassung und trieben die Soldaten in die Gebäude hinein; dann steckten sie dieselben in Brand und schossen jeden nieder der daraus zu entfliehen versuchte. Als die Soldaten ihr unvermeidliches Schicksal vor Augen sahen, kämpften sie mit dem Muth der Verzweiflung. Sie tödteten 60 Indianer, bevor sie ganz überwältigt wurden. Endlich erscholl ein wildes Triumphgeschrei, welches das Knistern der Flammen und das Einstürzen der Balken übertönte. Dann folgte eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt, ein grausiges barbarisches Morden und Schlachten wehrloser Gefangenen, sowie schwacher und hülfloser Frauen und Kinder. Nicht eher rasteten die blutdürstigen rothen Teufel, bis 300 verstümmelte Leichen den Boden bedeckten.

Als Tecumseh wieder im britischen Lager ankam, stand die amerikanische Nordwest-Armee bei Fort Meigs. Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das was sich seit seiner zweiten Reise nach dem Süden zugetragen hatte. Als die Nachricht von der schmachvollen Capitulation des Generals Hull die Staaten erreichte, schickten die Staaten Kentucky, Ohio, Pennsylvania und Virginia Massen von Freiwilligen nach dem Kriegsschauplatz ab, welche vor Begierde brannten die Ehre des Landes wieder rein zu waschen. Mehrere Congreßmitglieder von Kentucky traten als gemeine Soldaten ein, darunter als einer der Eifrigsten der junge Clay. In unglaublich kurzer Zeit waren 10,000 Mann auf den Beinen, welche sämmtlich unter Befehl des Generals Harrison gestellt wurden. Dazu kamen noch Theile des 17ten und 19ten regulären Infanterieregiments und zwei Milizregimenter von Kentucky und Ohio. 4000 Mann Cavallerie, welche auf besondern Befehl des Gouverneurs Shelby von Kentucky ausgehoben worden waren, wurden unter Commando des Milizgenerals Hopkins gestellt und dazu bestimmt, in Verbindung mit drei Infanterieregimentern die General Harrison schon nach Vincennes abgeschickt hatte, die Gränzen von Indiana und Illinois zu vertheidigen. Am 10 Oct. kam dieses Corps bei Fort Harrison an, welches Capitän Taylor mit nur 30 Mann aufs, tapferste gegen 4—500 Indianer vertheidigt hatte, und marschirte am 14ten auf die Indianerdörfer am Illinois- und Wabash-Fluß los. Aber das Marschiren und Bivouakiren geriel diesen Herrschaften so schlecht, daß eine offene Meuterei unter ihnen ausbrach. Ein Major ritt an General Hopkins heran und befahl ihm das ganze Corps Kehrt machen zu lassen. Der General wollte nicht darauf eingehen, aber das Corps machte ohne ihn Kehrt, und es blieb ihm nichts anderes übrig als die Arrieregarde zu bilden.

General Harrison war mittlerweile am 12 Sept. mit 2500 Mann bei Fort Deposit angekommen und hatte die nur 70 Mann zählende Besatzung, welche sich mit großer Tapferkeit gegen die Angriffe zahlreicher Indianerhorden gewehrt hatte, entsetzt. Am 18ten begab er sich nach Fort Wayne und nahm dort 2000 Mann Verstärkungen von Ohio und Kentucky in Empfang. Dann marschirte er auf Fort Defiance, welches er gegen Ende des Septembers erreichte. Hier verließ er seine Truppen und begab sich zurück nach den Ansiedlungen, um die Organisation und Absendung weiterer Verstärkungen zu leiten und alle nöthigen Vorkehrungen zu einem Winter-

feldzug zu treffen. Früher Operationen zu beginnen, war ihm nicht möglich, weil der Feind im Beſitz der Waſſerſtraßen war, und der Transport des Geſchützes, der Munition und des Gepäcks zu Lande während der naſſen Herbſtzeit vollſtändig unmöglich erſchien.

Nachdem der rechte Flügel dieſer neuen Nordweſt-Armee, angeblich 10,000 Mann ſtark, mit einem Artilleriepark, bei Sandusky formirt worden war, ertheilte General Harriſon Befehl daß alle drei Diviſionen, die eine von Sandusky, die andere, welche er perſönlich commandirte, vom Fort Mc. Arthur und die dritte vom Fort Defiance, gegen die Stromſchnellen des Maumee aufbrechen, dort ſich vereinigen, ihre Artillerie, Munition und Lebensmittel in Empfang nehmen und dann ſofort gegen Malden marſchiren ſollten, um dieſen Ort zu erobern. Harriſon ſelbſt brach am 31 December auf, General Winchester, welcher die Diviſion des linken Flügels bei Defiance commandirte, erſt am 8 Januar. Seine Diviſion zählte nur 1000 Mann, größtentheils Kentuckier. Nach einem äußerſt mühſeligen Marſch erreichte er die Stromſchnellen des Maumee, wo er Befehl hatte ſich zu verſchanzen und den Reſt der Armee abzuwarten. Durch wiederholte dringende Vorſtellungen der Bewohner des Ortes Frenchtown und das Zureden ſeiner eigenen Officiere ließ er ſich bewegen den beſtimmten Befehlen des Generals Harriſon ungehorſam zu werden, um die Bewohner von Frenchtown mit ſeiner Diviſion gegen einen Angriff von Seiten der Indianer zu ſchützen. Der Ort lag 40 Meilen von ſeiner Stellung am Maumee entfernt, am Raiſin-Fluß. Am 20 Januar ſchickte Winchester den Oberſt Lewis mit 500 Mann nach der Inſel Presque (?) ab, wo er die Ankunft des Hauptcorps abwarten ſollte. Da Lewis hörte daß bereits eine Avantgarde der Engländer und Indianer in Frenchtown eingedrungen ſey, ſetzte er ebenſo, wie ſein General, die ihm ertheilten Befehle beiſeite und beeilte ſich, den Ort zu erreichen. Am folgenden Nachmittag kam er am Ufer des Fluſſes, dem Dorf gegenüber, vor. Der Fluß war zugefroren. Oberſt Lewis ließ Sturmmarſch ſchlagen und drang unter dem beſtigſten Feuer der britiſchen Truppen über das Eis ins Dorf ein. Die Engländer und Indianer flohen in den Wald, und die Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende.

Zwei Tage ſpäter kam General Winchester mit 250 Mann nach. Er hatte dem General Harriſon, der am untern Sandusky ſtand, ſeinen Zug nach Frenchtown gemeldet, und ihn um Verſtärkung gebeten. Gleich nach Empfang der Meldung ſchickte Harriſon 300 Mann Verſtärkung ab und folgte dann ſelbſt mit 360 Mann. Dieſe Hülfe kam jedoch zu ſpät, weil ſchon vor ihrem Abmarſch das Schickſal des Generals Winchester beſiegelt war.

Als General Proctor, der in Malden, welches nur 18 Meilen von Frenchtown liegt, commandirte, von dem Einrücken des Oberſten Lewis in den letzten Ort Meldung erhielt, brach er ſofort mit 1500 Mann und ſechs Kanonen auf, um ihn anzugreifen. Die Hauptmacht der Amerikaner war ſehr gut hinter Palliſaden, in Form eines Halbkreiſes, poſtirt; die zuletzt gekommenen 250 Mann waren aber merkwürdigerweiſe links davon, in einer Entfernung von 400 Yards, ohne alle Deckung aufgeſtellt. Bei Anbruch des Tages rückte General Proctor gegen die Stellung der Amerikaner vor. Der Angriff in Front mißlang vollſtändig. Die Kentuckier Büchſen räumten derartig unter ſeinen Leuten auf daß ſie einen panicher Schrecken bekamen und in großer Verwirrung davonliefen. Dagegen war der Angriff auf dem bloßgeſtellten linken Flügel, welcher von den Indianern geführt wurde, erfolgreich. Als General Winchester und Oberſt Lewis das Unglück ſahen, nahm jeder von ihnen 50 Mann und eilte dem bedrängten Detachement zu Hülfe. Allein es war zu ſpät. Die Mannſchaften wurden niedergehauen von den Indianern und die Officiere wurden als Gefangene zum General Proctor geführt. Einen neuen Angriff auf die Palliſadirung hatte Proctor nicht gewagt, weil der erſte ihm ein Viertel ſeiner regulären Soldaten gekoſtet hatte. Er wußte aber den General Winchester zu beſchwatzen daß derſelbe in eine Capitulation der noch hinter den Palliſaden ſtehenden 400 Mann welche der Major Madiſon commandirte, willigte, und dieſem einen deßfallſigen Befehl zuſandte. Major Madiſon erwiederte, ein ſolcher Befehl von ſeinem gefangenen Vorgeſetzten gehe ihn nichts an, und er werde ſich nur unter der Bedingung ergeben daß die Officiere in Amhertsburg ihre Degen wieder erhielten, daß die Verwundeten augenblicklich und ſicher nach demſelben Ort hingeſchafft, und daß ihnen genügende Schutzwachen zugetheilt werden ſollten. Proctor verwarf anfangs dieſe Bedingungen, nahm ſie aber endlich an. Kaum hatte ſich jedoch die amerikaniſche Garniſon ergeben, als Proctor, unter directer Verletzung der Capitulations-Bedingungen, den Soldaten und Indianern völlig freie Hand ließ, worauf die letztern die Todten und Verwundeten ſkalpirten und verſtümmelten. Aus Furcht daß ihm der General Harriſon über den Hals kommen möchte, beeilte ſich Proctor jedoch ſeinen Rückzug anzutreten. Die Todten, 200 an der Zahl, ließ er unbeerdigt liegen, und 60 Verwundete, die zu ſchwach waren zu marſchiren, ließ er unbeſchützt in Frenchtown zurück. Er hatte zwar verſprochen am nächſten Tage Schlitten zu ſchicken um ſie nach Malden zu transportiren. Statt der Schlitten kam aber eine Indianerbande, welche einen Theil der Verwundeten mit dem Tomahawk erſchlug und die übrigen mit den Häuſern, in welchen ſie lagen, verbrannte. Viele von den ſo Ermordeten gehörten den erſten Familien Kentucky's an, unter ihnen Capitän Hart, ein Verwandter Henry Clay's, und ein Congreß-Mitglied. Proctor mit den Gefangenen erreichte am nächſten Abend Amhertsburg, wo dieſelben des Nachts über in einem engen und ſchmutzigen Holzhof, ohne Zelte und ohne Decken, einem eiſig kalten Regen ausgeſetzt, eingeſperrt wurden.

Tecumſeh war bei dieſer empörenden, verrätheriſchen Metzelei nicht zugegen. In ſeiner Gegenwart hätte eine ſolche beſtialiſche Schlächterei nicht begangen werden können.

General Harriſon erfuhr die unglückliche Niederlage Winchesters, als er an den Stromſchnellen ankam. Das erſte Detachement von 300 Mann, welches eine Anzahl Geſchütze mit ſich führte, war mittlerweile ſchon um einen Tagemarſch voraus. Nachdem es ſich unter den furchtbarſten Anſtrengungen durch Urwald, Schnee, Moraſt und Sümpfe, ohne Weg und

Steg, zwei Tage lang durchgearbeitet hatte, wurde es von Harrison zurückberufen. Die Strapazen welche diese Abtheilung zu erdulden hatte — und ähnliche kamen während desselben Feldzuges häufig vor — geben denen welche die Franzosen gleichzeitig in Rußland erlitten, gar nichts nach. Durch die aufreibenden Märsche und die Berichte über die verhängnißvolle Niederlage des Generals Winchester hatte Harrison auch so weit den Muth verloren daß er nicht mehr an Verfolgen und Angreifen dachte, sondern sich nach dem beinahe an der Mündung des Maumee in den Erie-See errichteten Fort Meigs zurückzog. Er blieb bis gegen die letzte Hälfte des April ruhig dort stehen und verwandte seine Muße dazu, sich Verstärkungen von Ohio und Kentucky zu verschaffen. Die Besatzung des Forts bestand aus etwa 1000 Mann.

Mittlerweile hatte General Proctor, im Verein mit dem aus dem Süden zurückgekehrten Tecumseh, eine bedeutende Streitmacht für die Eroberung des Forts organisirt.

Am 23 April meldeten die Schildwachen des Forts daß eine große Anzahl feindlicher Boote in die Mündung des Flusses eindringe. Es waren die Engländer und Indianer unter Proctor und Tecumseh. Da sie die Befestigung zu stark fanden um sie im Sturm zu nehmen, wurde eine regelmäßige Belagerung beschlossen. Die leichten Truppen und die Indianer wurden auf das rechte Ufer des Flusses geworfen, während auf dem linken schwere Batterien errichtet wurden. Das Feuer vom Fort aus war so wohl gerichtet daß die Belagerungsarbeiten nur während der Nacht ausgeführt werden konnten. Mangel an Wasser war der einzige Uebelstand, an welchem die Besatzung des Forts zu leiden hatte. Der Brunnen war ausgetrocknet, und alles Wasser mußte vom Flusse her geholt werden. Dieß war eins der schwierigsten Unternehmen, indem die Indianer sich bis auf Schußweite an die Wasserholenden heranzuschleichen und dann aus einem sichern Versteck heraus sie wegzuknallen wußten.

Am 1 Mai waren die Belagerungsbatterien vollendet und eröffneten ihr Feuer. Eine Aufforderung zur Uebergabe wies General Harrison mit Verachtung zurück. Nachdem er vier Tage lang das Feuer der Batterien ausgehalten hatte, empfieng er die höchst willkommene Nachricht, daß 1200 Kentuckier, unter Führung des Generals Clay, begierig die niederträchtige Abschlachtung ihrer Landsleute in Frenchtown blutig zu rächen, ganz in der Nähe ständen. Harrison sandte ihm den Befehl zu 800 Mann auf das linke Ufer überzusetzen, die Batterien zu stürmen und die Kanonen zu vernageln, und mit den andern 400 Mann gegen die Batterien des rechten Ufers zu marschiren, gegen die er gleichzeitig vom Fort aus einen Ausfall machen wollte. Die für das linke Ufer bestimmten 800 Mann setzten unter Befehl des Obersten Dudley in schönster Ordnung über den Fluß, marschirten kühn auf die Batterien los und nahmen sie. Anstatt aber nun die Geschütze zu vernageln und in geschlossener Ordnung beieinander zu bleiben, ließen sie die Geschütze ruhig stehen und lösten sich vollständig auf; ein Theil setzte dem geschlagenen Feinde nach. General Proctor, welcher mit seinen Reserven anderthalb Meilen weiter rückwärts stand, rückte mit denselben vor und sammelte die Flüchtigen. Tecumseh schloß sich mit einem großen Haufen Indianer ihm an. So drangen sie mit frischen Kräften auf die zerstreuten Kentuckier ein und trieben sie bis an das Ufer des Flusses zurück. Nicht mehr als 150 von den ursprünglichen 800 erreichten das jenseitige Ufer wieder; die übrigen wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Oberst Dudley war unter den Todten.

Hier war es wo Tecumseh durch sein energisches Einschreiten der Niedermetzelung wehrloser Gefangener ein Ende machte.

Auf dem rechten Ufer griff Oberst Miller vom 19ten Infanterie-Regiment mit 350 Mann die Belagerungsbatterien an, eroberte sie und vernagelte die Geschütze und kehrte mit 42 Gefangenen in das Fort zurück. An den beiden nächsten Tagen fiel nichts vor. Da aber die Indianer — aus welchem Grunde erfahren wir nicht — in Schaaren sich entfernten, hob Proctor die Belagerung auf und schiffte sein Material und seine Truppen in großer Hast und Unordnung wieder ein.

General Harrison übertrug das Commando im Fort an General Clay, und begab sich selbst nach Franklinton, dem Rendezvous der in Ohio und Kentucky neuerrichteten Regimenter. Nach Harrisons Abreise erschien Proctor noch einmal vor Fort Meigs, versuchte aber keinen Angriff, weil er es zu wohl bewacht fand. Mit 500 Regulären und 700 Indianern wandte er sich dann plötzlich gegen Fort Stephenson, welches nur von 160 Mann unter Commando des Majors Croghan, eines jungen Mannes von erst 21 Jahren, besetzt war. Die Verschanzungen waren hastig aufgeworfen und hatten wenig Haltbarkeit; die ganze Artillerie bestand aus einem Sechspfünder. Nachdem Proctor den Platz eingeschlossen hatte, ließ er Croghan auffordern sich sofort zu ergeben, widrigenfalls die ganze Besatzung werde massakrirt werden. Die Antwort des jungen Helden lautete, wenn das Fort je erobert werden sollte, so werde niemand mehr darin seyn der massakrirt werden könne. Nachdem Proctor das Fort 24 Stunden lang hatte beschießen lassen, schritt er zum Sturm. Die Sturmcolonne stand unter Führung des Obersten Short und zählte 500 Mann. Als sie auf Flintenschußweite herankam, wurde sie von einem heftigen und wohlgezielten Feuer empfangen, welches sie zum Schwanken brachte. Oberst Short stellte jedoch die Ordnung wieder her und eilte an der Spitze der Colonne auf das Fort los. Rings um dasselbe lief ein 6 Fuß tiefer und 9 Fuß breiter Graben. Mit den Worten: „Gebt den verdammten Yankees keinen Pardon!“ sprang Oberst Short zuerst in den Graben hinein. Major Croghan hatte seinen mit Kartätschen geladenen Sechspfünder so placirt, daß er diesen Graben der Länge nach bestreichen konnte, und als der Graben nun ganz mit rothen Uniformen gefüllt war, wurde der Sechspfünder zum erstenmal abgefeuert. Der Erfolg war über alle Erwartung groß. Ein furchtbarer Schrei erschallte, und als sich der Rauch verzogen hatte, sah man den ganzen Theil der Colonne, welcher in den Graben hineingesprungen war, darunter auch den

Anführer, auf dem Boden liegen. Der Rest der Colonne wurde von einem panischen Schrecken befallen, ließ sich aber doch noch ein zweitesmal vorführen. Der Erfolg war derselbe wie bei dem ersten Versuch: alles was den verhängnißvollen Graben betreten hatte, wurde zu Boden geschmettert. Alle Anstrengungen sie zu einem dritten Angriff zu sammeln waren vergeblich. Sie flohen erst in den Wald und dann in die Boote. Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch waren alle Angreifer verschwunden. Proctor zog sich mit den Indianern nach Detroit zurück.

Am 10 Sept. wurde die berühmte Schlacht auf dem Erie-See geschlagen, in welcher die amerikanische Flotte unter Commodore Perry die englische vollständig vernichtete. Perry bot nach diesem Siege dem General Harrison seine Schiffe zur Benutzung für seine Operationen an. Schon am 13ten schiffte Harrison seine ganze Armee nach Malden ein, mit Ausnahme von 1000 Mann Cavallerie, die er zu Lande nach Detroit schickte. Als General Proctor, der in Malden commandirte, davon hörte, sprengte er das ganze Fort in die Luft, steckte den Schiffsbauhof, die Baracken und Vorrathshäuser in Brand und floh in der größten Hast nach dem Thames-Fluß zu. Die Amerikaner setzten ihnen so schnell als möglich nach, allen voran die rachedurstigen Kentuckier, bei denen sich der zweiundsechzigjährige, grauköpfige Gouverneur Shelby als Freiwilliger befand. Commodore Perry und Oberst Caß machten ebenfalls die Expedition mit. Am 30sten schickte Harrison ein Detachement über den Fluß, um die feindlichen Indianer von Detroit zu vertreiben, und sah bei der Gelegenheit zu seiner großen Freude, wie seine Cavallerie-Colonne, unter Führung des Oberst Johnson, auf dem andern Ufer vorrückte. Nach einem Ruhetage wurde am 2 Oct. die Verfolgung fortgesetzt. Verlassene Kanonen, Kugeln und Granaten, zerstörte Brücken, brennende Häuser und Schiffe deuteten die Richtung an welche der fliehende Feind genommen, und die Hast mit welcher er seine Flucht bewerkstelligt hatte.

Nachdem Proctor den Thames-Fluß erreichte, marschirte er längs desselben aufwärts, um zu den britischen Posten am obern Ende des Ontario-Sees zu kommen. Aber Harrison saß ihm so dicht auf den Fersen daß es ihn bald einleuchtete er könne einer Schlacht nicht mehr aus dem Wege gehen. Am 5 Oct. schon stieß Oberst Johnson, welcher mit seinen berittenen Kentuckiern der Armee um zwei bis drei Meilen vorausmarschirte, auf den Feind, welcher sich am Ufer der Thames, in der Nähe der mährischen Ansiedlung, in Schlachtordnung aufgestellt hatte. Seine Stellung war eine sehr vortheilhafte. Die regulären Truppen, 800 Mann stark, hatten ein günstig gelegenes, trockenes Terrain eingenommen, welches links vom Fluß und rechts von einem Sumpf gedeckt war. Tecumseh mit 2000 Indianern stand am östlichen Rand des Sumpfes. Die amerikanischen Truppen, welche von den anstrengenden Märschen sehr ermattet waren, bivouakirten im Angesicht des Feindes. Nach Einbruch der Nacht recognoscirten Proctor und Tecumseh das amerikanische Lager. Tecumseh schlug einen nächtlichen Angriff vor, wogegen Proctor sich entschieden für die Fortsetzung des Rückzugs erklärte. Mit dem bittersten Hohn und der tiefsten Verachtung wies der stolze Indianer die Idee des Rückzugs von der Hand, und der britische General sah sich genöthigt die unvermeidliche Schlacht auf dem Platze, wo er eben stand, anzunehmen. Da er nur auf den Rückzug bedacht gewesen war, hatte er keinerlei Vertheidigungsanstalten gegen die Cavallerie getroffen. Eine leichte Brustwehr, ein Graben, ein Verhau oder eine Pallisadenreihe würde seine Stellung bedeutend verstärkt haben. So aber war seine Infanterie, die er noch überdieß in Linie aufstellte, einem Angriff der amerikanischen Reiterei völlig preisgegeben. Oberst Johnson, der dieß richtig erkannte, bat sich von General Harrison die Ehre aus, mit seinen 1000 Reitern — die keine eigentlichen Cavalleristen, sondern berittene Büchsenschützen waren — den Angriff eröffnen zu dürfen. Harrison willigte ein, und Johnson theilte sein Corps in zwei Hälften. Die eine, unter Führung seines Bruders, des Oberstlieutenants Johnson, machte den Angriff auf die Engländer, während die andere, von ihm selbst befehligt, sich gegen die Indianer wandte. Die erste Abtheilung stürzte sich muthig auf die Stellung der Briten los, schwankte zwar einen Augenblick als sie von einem lebhaften Feuer empfangen wurde und eine Anzahl der ihrigen stürzte, sammelte sich aber rasch wieder und jagte wie ein Wirbelwind durch die Reihen der erschrockenen Engländer. Dann erst feuerten sie ihre Büchsen ab, und das Schicksal der Engländer war damit entschieden. Was fliehen konnte floh, die andern baten um Pardon. Proctor mit 40 Mann und einigen berittenen Indianern hatte zuerst das Schlachtfeld verlassen. Das Bewußtseyn seiner Schandthaten am Raisin-Fluß und die Furcht vor der Rache der Kentuckier hatte ihn zur hastigsten Flucht getrieben. In wenigen Minuten war dieser Theil des Gefechts entschieden. Die zweite Abtheilung, unter Oberst Johnson, konnte in dem sumpfigen Terrain, auf welches sie stieß, nicht gegen die Indianer vordringen, und sah sich zum Rückzug genöthigt. Tecumseh gieng nun seinerseits zum Angriff über. Als die Reiterei Johnson's wieder festen Fuß gefaßt hatte, ließ er Halt machen und feuern. Nachdem dieses Feuer einige Minuten gewährt hatte, stürzte Oberst Johnson plötzlich, von drei Kugeln getroffen, unter seinem Pferd zusammen. Fast gleichzeitig stießen die Indianer ein wildes Geheul aus und flohen, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, vom Schlachtfeld. Tecumseh war gefallen. Eine Kugel hatte sein tapferes Herz durchbohrt. Er lag auf dem Gesicht, den Tomahawk fest in der Faust, gerade dem Oberst Johnson gegenüber und 15 bis 20 Fuß von ihm entfernt. Johnson lag auf der Seite, unter seinem Pferde, ein abgeschossenes Pistol in der Hand. Ob Tecumseh von seiner Hand gefallen, er wußte es selbst nicht mit Bestimmtheit; wahrscheinlich ist es jedoch.

So starb einer der bravsten, edelsten und tüchtigsten der eingebornen Söhne des amerikanischen Urwaldes. Weil er ein „Wilder" war, hat uns die Geschichte nur wenig von ihm aufbewahrt. Unter einem civilisirten Volk würde er eine hervorragende Stellung als Feldherr, als Redner und Staatsmann eingenommen haben.

Mit dem Tode Tecumseh's zerfiel seine ganze Schöpfung wieder in nichts. Von dem großen Bund der Indianerstämme war keine Rede mehr, und selbst ihre Betheiligung an dem Krieg der Engländer gegen die Amerikaner hörte nach und nach ganz auf.

Geschichte der Insel Ceylon nach Sir Emerson Tennent.

2. Unter den Portugiesen, Holländern und Briten.

Die erste Kunde von der Insel Ceylon gelangte nicht früher als mit Alexanders indischem Feldzug nach dem Abendlande, aber so gering war noch lange Zeit der erste geographische Schimmer daß Strabo unsicher scheint, ob er Taprobane für eine Insel erklären solle. Diesen Namen der Insel hatten die Griechen aus Sanskritnachrichten entlehnt, und die Inder nannten die Insel so, weil bei Tampabani, einer Ortschaft der Westküste, Widschayo gelandet war, wie sie später Ceylon auch nach der Stadt Lanka benannten. Aehnlich thaten die Araber, denen Rum (Rom) das christliche Abendland bedeutete, und auch wir thun das nämliche, wenn wir die Insel Hayti St. Domingo nennen. Megasthenes, der 20 Jahre nach des macedonischen Alexanders Tode als Gesandter an dem Hof des Tschandragupta, des buddhistischen Königs der Prasier oder Magadhas lebte, hat keinen Theil Indiens südwärts vom Thal des Ganges gesehen, und war vermuthlich der erste Europäer welcher diesen heiligen Strom erblickte. Er nennt die Einwohner Ceylons Paldogoni, was eine hellenisirte Form für Pali-Putra ist und die Nachkommen der Pali bedeutet. Nach der Eroberung Aegyptens durch Augustus begannen die regelmäßigen Fahrten griechischer Fahrzeuge aus dem rothen Meer mit Hülfe des Monsuns nach Indien. Diese Schifffahrt soll bekanntlich Hippalus eröffnet haben, mit dessen Namen dann später die Monsune benannt worden seyen — eine Behauptung, die Sir Emerson gelten läßt, obgleich sie von jeher kritisch verdächtigt worden ist. Plinius hatte Gelegenheit Eingeborne Ceylons, die als Botschafter wahrscheinlich des Tschanda-Mucha-Siwa (44—52 n. Chr.) nach Rom kamen, zu sprechen, und daher ist er auch viel besser unterrichtet als seine geographischen Vorgänger. Er erwähnt bereits daß mit den Ureinwohnern ein sogenannter stummer Handel getrieben werde, indem sie ihre Tauschwaaren an einen gewissen Ort legen, wo sie die Kaufleute abholen um andere Waaren zum Tausch hinzulegen, wie dieß noch bis auf den heutigen Tag mit den Weddahs in Ceylon getrieben wird. Ptolemäus besaß in Alexandrien noch häufiger Gelegenheit bei Indienfahrern sich über Ceylon zu unterrichten. Wenn er bemerkt daß die Eingebornen ihr Haar so lang wachsen ließen daß sie davon ein frauenhaftes Ansehen bekämen, so läßt sich noch heutigen Tags die Genauigkeit des Wahrgenommenen bestätigen. Die Beschreibung Taprobane's bei Ptolemäus, versichert Sir Emerson, beweise daß die Insel völlig umschifft wurde. Die Seeleute, welche den alexandrinischen Geographen unterrichteten, seyen nicht ins Innere gedrungen, denn die Namen bei Ptolemäus welche sich auf dieses beziehen, sind nur Namen von Stämmen. In Bezug auf die Küste waren jedoch ihre Angaben genau, und Ptolemäus im Stande Buchten, Flüsse, Häfen und Vorgebirge der Reihe nach zu nennen. Neuere Nachrichten fließen erst im 6ten Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers Justinian durch Kosmas mit dem Beinamen Indicopleustes (der Indienfahrer). Sir Emerson nimmt an daß der berüchtigte Kosmas zwischen 545 bis 550 geschrieben habe. Er selbst war nicht in Ceylon, sondern er benutzte nur die Berichte des Sopater, welcher zwischen 515—524 auf einem persischen Indienfahrer die Insel besuchte. Damals giengen noch chinesische Dschunken nach der Malabarseite. Im 5ten Jahrhundert waren sie sogar bis nach Hira am Euphrat, später nur bis Syraf (Farsistan), endlich bloß nach den eigentlichen Malabarküsten gegangen. Die Insel Ceylon selbst war damals durch Bürgerkriege erschöpft worden, und die Herrschaft befand sich in den Händen der gefunkenen Nachfolger Widschayo's. Wenn Kosmas die Größe und Breite der Insel auf 300 Gaudias oder 900 Meilen angibt, so bemerkt Sir Emerson daß die Singalesen noch heutigen Tags nach Gaou als Längenmaß rechnen. Die Christen, die Sopater auf der Insel antraf, waren Nestorianer, deren Katholikos zuerst in Ctesiphon und später in Mosul seinen Sitz hatte. Auch das entgieng dem Griechen nicht daß die Könige der Insel anderer Abkunft wie das Volk waren.

Die bramanischen Hindu waren über die Insel schlechter unterrichtet als die Griechen, wie es denn recht bezeichnend auch in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck für Erdkunde gibt, während die Araber durch den Namen Dschagrafya deutlich bekennen daß sie den Alexandrinern ihren geographischen Unterricht verdanken. Ceylon oder Lanka, wie die Hindu die Insel nannten, galt ihnen als der Sitz unheimlicher Gespenster, und ihre Fahrzeuge vermeiden noch heutigen Tages sich den verbexten Ufern zu nähern, weil sie die Insel von Affen und Dämonen bewohnt halten. Als Alexandrien und Seleucia mit dem Fall des römischen Reiches sanken, Basra und Bagdad die Welthandelsplätze wurden, besuchte unter Chosroes (Kaiser) Nuschirwan im Beginn des 6ten Jahrhunderts ein persisches Geschwader Ceylon um den Beschwerden der auf der Insel angesiedelten persischen Kaufleute Nachdruck zu geben.

Zu den ältesten Bewohnern Ceylons zählen die Araber. Wann sie dahin gekommen sind, ist ein geschichtliches Geheimniß, jedenfalls war der Seehandel nach Indien zwei Jahrhunderte v. Chr. schon in ihren Händen, wie denn auch Marc Antonius' Flotte in der Schlacht bei Actium mit arabischen Matrosen bemannt war. Der unbekannte Autor des „Periplus“ (d. h. des Periplus des erythräischen Meeres in den Geogr. minores gr.) fand Araber im ersten, Kosmas sie im 6ten Jahrhundert auf der Insel. Araber hatten im 8ten Jahrhundert höchst volkreiche Gemeinden in China. Sie haben sich frühzeitig nach den malavischen Inseln, sie haben sich längs der Ostküste Afrika's bis nach Sofala verbreitet. Nir-

gends waren sie aber mächtiger als in allen großen Handelsplätzen auf der Malabarseite Indiens und auf Ceylon, wo man noch heute ihre zahlreichen, rührigen und betriebsamen Gemeinden findet. Vom 8ten Jahrhundert bis zur Ankunft der Portugiesen spielten sie in Handel und Seeverkehr die nämliche Rolle wie später die Europäer. Ihre geographischen Nachrichten aber stehen an wissenschaftlichem Werth den griechischen nicht nach. Die ältesten darunter sind die von Abu Zeyd aus Basra im 9ten Jahrhundert gesammelten Berichte (edirt von Reinaud) über China, die Sunda-Inseln und Indien. Diese köstlichen Nachrichten enthalten leider sehr schwierige geographische Benennungen, die von Dulaurier und Reinaud nicht immer übereinstimmend gedeutet worden sind. Ob die arabischen und chinesischen Schiffe von der Südspitze Indiens, wenn sie nach den Sunda-Inseln wollten, quer über den Meerbusen von Bengalen oder an den Küsten hinfuhren, ist nicht recht ersichtlich, Sir Emerson bemerkt aber scharfsinnig daß die chinesischen Dschunken, an deren Bord 500 und 1000 Personen bisweilen sich befanden, gar nicht durch die Untiefen der Manaarstraße bringen konnten, sondern jedenfalls um die Südspitze Ceylons giengen und dann auf hoher See ihren Weg nach den Sunda-Inseln nahmen. So weit kann man Sir Emerson Recht geben. Nun sprechen aber die Araber von einem großen Emporium, Namens Kalah, dem Brennpunkte des Handels in Aloe, Kampfer, Sandelholz, Elfenbein und Blei. Dieses Kalah hält Sir Emerson für Point de Galle auf Ceylon, einen Hafen vom höchsten nautischen Rang und der von Alters her besucht worden ist. Allein Galle mit Kalah zusammen zu werfen ist doch etwas gewagt. Abu Zeyd berichtet nämlich gleichzeitig daß der Maharadscha [1] der Sabedsch (Zabedj) oder der Javanen, dessen Herrschaft sich über Malaka, Sumatra, Java und Borneo erstreckte, sich auch den König von Comar (nach Sir Emerson Comorin), so wie Kalah, also das würde heißen die Südspitze Indiens und Point de Galle auf Ceylon unterwarf. Allein die singalesischen Annalen wissen nichts von einem solchen Ereigniß, was zwar Sir Emerson aufrichtig eingesteht, wobei er sich aber nicht beruhigt. Bekennen wir offen daß das Kalah der arabischen Berichte noch nicht sicher ermittelt worden, und daß es höchst gefährlich ist von der Lautähnlichkeit mit Galle sich verlocken zu lassen.

Die Reisen des Seefahrers Sindbad, die in den Erzählungen von 1001 Nacht aufgenommen worden sind, geben über Ceylon ganz correcte Nachrichten. Als der Seefahrer landet, wird er von Malabaren (Tamulen) empfangen, die damit beschäftigt waren Reisland aus einem Tank zu bewässern und von denen einer arabisch verstand. Edrisi benutzt nur ältere Quellen, dagegen scheint Kaswini (13ten Jahrhundert) von brahmanischer Seite allein über Ceylon unterrichtet worden zu seyn, weil er von Wittwenverbrennung auf der Insel spricht. Dieß paßt auch vortrefflich zur Zeit worin er schrieb, weil damals (1219) Ceylon dem Malabarenhäuptling Magha in die Hände gefallen war.

Bei uns hat lange Zeit Ceylon die Zimmetinsel geheißen. Allein weder die griechischen noch die ältern arabischen Autoren, noch die heiligen Schriften der Singalesen erwähnen des Zimmet in Verbindung mit Ceylon. Sir Emerson bekennt sich zu der Ansicht des gelehrten Cooley, welcher die Heimath der sogenannten indischen Gewürze, die Regio cinnamomifera der Alten am Ostborn Afrika's, im Somallande sucht, und bewiesen hat daß der Name des Vorgebirges Dschardhafun zusammengesetzt sey aus dem Somaliwort Dschard Hafen und dem Arabischen athaoni, einem allgemeinen Ausdruck für Gewürze. Diese Erklärung hat bekanntlich den Mißstand daß wir nicht wissen, wie dann der Ausdruck cin-amomum, wörtlich Chinesenwürz dann erklärt werden könnte. Wie dem auch sey, Zimmetbau und Zimmethandel waren noch zu Marco Polo's und Bruder Jordanus' Zeit für Ceylon keine Specialität. Der erste arabische Autor der von ceylonesischem Zimmet spricht, ist der Reisende Ibn Batuta (Mitte des 14ten Jahrhunderts), der erste europäische Autor aber der Reisende Nicolo Conti (Mitte des 15ten Jahrhunderts). Barthema aus Bologna (1506) und Andrea Corsali (1515) gedenken dann gleichfalls der Zimmeterzeugung. Selbst nach Ankunft der Europäer war die Ernte noch sehr spärlich. Die Zimmetbäume fanden sich mitten in unzugänglichen Wäldern, und eine eigene Kaste, die Tschalias, welche um die nämliche Zeit etwa wie die Portugiesen nach der Insel kamen und ursprünglich Weber gewesen sind, bemächtigten sich der Zimmetjägerei. Aber sie vermochten nur alle drei Jahre den Portugiesen eine volle Ladung zu liefern. In alten singalesischen Büchern ist vergeblich nach dem Namen für Zimmet gesucht worden, doch soll er in dem medicinischen Werke des Königs Budschas Radscha (4tes Jahrh. n. Chr.) angetroffen werden. Botanische Autoritäten versichern daß der Zimmetlorbeer bis 3000 Fuß Erhebung in den innern Bergen wild wachse, und ebenso in den sandigen Küstenfluren bei Batticaloa, allein massenhaft gebaut wird er nur im Südwesten, also gerade auf dem Theile der Insel welcher von jeher von Schiffen besucht wurde. Verstehen wir Sir Emerson richtig, [2] so will er beweisen daß der Zimmet auf Ceylon zwar heimisch, den Alten dagegen zunächst aus Ostafrika bekannt, im Mittelalter vorzüglich von der Malabarküste geholt, dann auch auf Ceylon erbeutet, als Nutzpflanze dort aber erst seit einem Jahrhundert angebaut wurde.

Während Ibn Batuta's Anwesenheit (1347) war die Insel in den Händen der Malabaren, und der singalesische König Ganga-sri-pura (Kaukar oder Ganga bei Araber)

[1] Sir Emerson nennt ihn the sovereign of a singular kingdom of which little is known. Kein Orientalist unsers Wissens hat noch bezweifelt daß das Volk Sabedsch der alten arabischen Geographen die Javanen bedeute, deren Geschichte seit unserer Zeitrechnung aus dem Dunkel ziemlich klar sich abzulösen beginnt.

[2] Sein Buch, welches die englische Presse in den höchsten Himmel erhoben, ist in seinem historischen Theil wenigstens ein höchst mangelhaftes Machwerk. Druckfehler, dreifache Wiederholungen, widersprüchliches Durcheinanderwerfen des Stoffes, Unklarheiten und beständige Widersprüche peinigen fortdauernd den Leser. Dennoch hat das Buch bereits eine dritte Auflage erlebt!

hatte seinen Sitz südlich nach Gampola verlegt. Auf seiner Pilgerfahrt nach dem Adamspic sieht der Reisende bärtige Affen (Presbyter ursinus und P. cephalopterus), er klagt über die Landblutegel welche den Wanderer anspringen, und er beschreibt die rothen Rosen, d. h. die Rhododendren der höchsten Gebirge. Was er dagegen von dem Zimmethandel sagt, ist schwer verständlich, denn er läßt Zimmetbäume von Gebirgsströmen nach der Küste geschwemmt werden.

Im 3ten Jahrhundert beginnen in der chinesischen Literatur Nachrichten von buddhistischen Pilgern über Ceylon zu fließen, und Sir Emerson Tennent erhielt von britischen Missionären in China nicht weniger als 24 Schilderungen chinesischer Reisender vom 5ten—18ten Jahrhundert. Merkwürdig ist daß die Chinesen gerade so wie die Griechen die Insel an Raum ausblasen, und daß sie sie für breiter angeben als länger. Die Insel führt bei ihnen verschiedene Namen, einen fremdartiger wie den andern. Sinhala, den Sanskritnamen, verdarben sie zu Seng-kia-lo, oder übersetzten ihn richtig Sze-tseu-kwo, was Sinhala oder Löwenland bedeutet. Lanka wird Langkea oder Lang-ya-seu bei ihnen. Wenn sie die Insel aber Tschi-tu oder das Rothe Land nennen, so übersetzen sie nur den Sinn des Pali-Namens Tambapanni. Paoutschu, Edelsteininsel, ist ebenfalls eine Uebersetzung des sanskritischen Ratna-dwipa, während Tsih-elan, Seihlan und Selung nur chinesische Verunstaltungen europäischer Namen sind. Von den ehemaligen Ceylonfahrern der Chinesen hat eine Insel in der Straße von Malaka einen Namen bekommen, nämlich Salang im Norden von Pinang, oder wie sie populär bei den Malayen heißt, Adschung-Selan oder Dschunk-Ceylon. Dschunk bedeutet nämlich lange Fahrt im Malayischen. Die Chinesen besuchten den Hafen Salang auch wegen der dortigen Zinnminen. Der Hafen auf Ceylon dagegen, wo die Dschunken anliefen, hieß Lo-le (Galle). Außer dem Reis nennen die chinesischen Quellen als vegetabilische Landeserzeugnisse: Aloeholz, Sandelholz, Ebenholz; Kampfer, Arecanüsse, Bohnen, Sesamum, Coconüsse, Pfeffer, Zuckerrohr, Myrrhen, Weihrauch, Oel und Droguen. Der Edelsteinhandel dagegen war so vollständig in den Händen der Araber, daß ceylonesische Juwelen bei den Chinesen muhammedanische Steine heißen. Daß die chinesischen Annalisten nur übertreiben, wenn sie im 6ten Jahrhundert Ceylon ein tributpflichtiges Land nennen, weil Botschafter mit Geschenken erschienen, haben wir schon früher bemerkt; wenn dagegen Karl Ritter behauptet hat, Ibn Batuta sey die letzte Quelle welche von einem Erscheinen chinesischer Schiffe westlich vom Cap Comorin spreche, und die chinesischen Dschunken schienen seitdem (Mitte des 14ten Jahrhunderts) nicht mehr die Südspitze Indiens umschifft zu haben, so wird diese Behauptung schon dadurch widerlegt daß chinesische Dschunken um die Mitte des 15ten Jahrhunderts Aden besuchen. Aus Tennents Buch lernen wir ferner die große indische Expedition der Chinesen näher kennen, von welcher, aber freilich sehr ungenau, die portugiesischen Geschichtschreiber sprechen. Es geschah am Anfang des 15ten Jahrhunderts unter dem Mingkaiser Tschingtsu, daß der Admiral Tschingho mit einer gewaltigen Flotte Cochinchina, Sumatra, Java, Cambodja und Siam besuchte, und überall Tribut erzwang, von welcher Fahrt er 1407 heimkehrte. Im nächsten und übernächsten Jahr besuchte er Ceylon, eroberte die Hauptstadt und schleppte den König als Gefangenen hinweg, worauf der Hof in Peking einem Prinzen des Königshauses Pu-la-ko-ma Ba-sae Ladscha [1] 1410 die Investitur ertheilte, welcher König denn auch getreulich bis zum Jahr 1459 Tribut nach China schickte.

Der älteste Europäer der über Ceylon spricht, ist der Venetianer Marco Polo. Wenn er den König der Insel Sender-naz nennt, so kann Sir Emerson dieß nur mit Tschandrabanu (!) erklären, wie ein malayischer Häuptling hieß, der zweimal die Insel während der Herrschaft des Prakrama Bahu III überfiel. Classisch ist aber folgende Stelle bei Marco Polo: „Das Volk ist dem Kriegshandwerk abgeneigt, unterwürfig und verzagt. So oft sie Soldaten brauchen, werben sie welche aus andern Ländern in der Nachbarschaft der Muhammedaner.“ Die gesammte ältere Geschichte der Insel dient als Beweis für diese Behauptung, wenn man nur die streitbaren und unabhängig gesinnten Bewohner des Gebirgslandes Kandy von der Bevölkerung des Flachlandes, welche Marco Polo sah, unterscheidet. Odorico aus Portenau im Friaul (1318) besuchte Ceylon und den Adamspic; auch er klagt über die Plage der Landblutegel; wenn er aber „Vögel mit zwei Köpfen“ sah, so muß man an die Hornvögel (Buceros Pica) denken. Sein Nachfolger der Dominicaner Jordanus (1323) führte den Titel eines Bischofs von Colombo (Columbensis). Dieses Colombo ist schon emsig gesucht worden, Sir Emerson selbst aber gesteht daß er nicht wisse ob er an die ceylonesische Stadt jenes Namens oder an das Coulam (Quilon) der Malabarküste denken solle. Bevor die Portugiesen erschienen, wurde Ceylon noch geschildert von Johannes Hesse (1398), besucht von Nicolo Conti (1444), der zuerst den Zimmetbaum und zwar ganz vortrefflich beschreibt, und — gleichzeitig (1506) mit den Portugiesen — von Ludwig Barthema aus Bologna.

Ueber die Geschichte der Portugiesen in Indien fließen natürlich reichliche Quellen, denn außer den europäischen und singalesischen sind auch arabische vorhanden, die freilich den Eroberern außerordentlich feindselig sind. Das Auftreten der Portugiesen war allerdings kein sanftes. Sir Emerson stellt ihre Thaten aber mit Vorliebe für das Grauenhafte dar. Dabei vergißt er nur daß man die Empfindsamkeit des 19ten nicht an die Begebenheiten früherer Jahrhunderte anlegen darf, und daß die Engländer seit ihren Blutthaten nach dem Sipahiaufstand, welche alle Sentimentalität des 19ten Jahrhunderts nicht verhindern konnte, die letzten sind von denen wir moralische Entrüstung über asiatische Politik vertragen können. Die Portugiesen waren blutig und grausam, sie waren aber nicht blutiger und nicht grausamer als die Engländer im Jahre 1857 in Indien gewesen sind, und jede andere europäische Nation an ihrer Stelle gewesen wäre.

[1] Dieser Name ist eine chinesische Corruption von Sri Prakrama Bahu Rodscha VI. Es fehlt den Chinesen bekanntlich das R, welches sie durch L zu ersetzen suchen.

Als die Portugiesen Ceylon zum erstenmal besuchten, waren die Zustände der Insel höchst kläglich. Der Norden mit der Hauptstadt Jaffna-patam war in den Händen der Malabaren (Tamulen), der Kern der Insel gehorchte einer Anzahl Wanipa's, kleiner Häuptlinge, die sich Vasallen des Königs nannten, im Grund aber unabhängig waren. Im Süden herrschte dem Namen nach ein Abkömmling der alten Dynastie, Dharma Prakrama Bahu IX, der seine Residenz bei Cotta in der Nähe von Colombo hielt, während kleine Radschas in Badulla, Gampola, Peradenia, Kandy und Madagam kleine Höfe hielten und beständig die Ruhe sich und andern störten. An Bewässerungsbauten wurde längst nicht mehr gedacht, und so weit war das materielle Elend gediehen daß man schon seit dem 14ten Jahrhundert Reis aus dem Dekkan einführte.

Die Portugiesen dachten nicht daran Indien zu erobern. Sie besetzten nur die nautisch oder commerciell wichtigen Punkte, ließen keinen Kauffahrer ohne einen portugiesischen Licenzschein passiren, und fingen alle Schiffe der Araber ab welche indische und hinterindische Gewürze durch das rothe Meer nach Alexandrien, dem großen orientalischen Marktplatz, wo sich die italienischen Handelsvölker versahen, befördern wollten. Die Araber pflegten vorher der Malabarküste Indiens entlang zu segeln, als ihnen aber diese Fahrstraße durch die portugiesischen Kreuzer versperrt wurde, wählten sie, wenn sie von Malaka oder Sumatra kamen, den Umweg um die Südspitze Ceylons, nach den Maldiven, um von dort quer durch den indischen Ocean nach dem rothen Meer zu laufen. Um sie auf dieser Fahrstraße abzuschneiden, schickte Almeida seinen Sohn Lorenzo mit einem kleinen Geschwader 1505 nach dem Süden, und die Strömungen trugen ihn nach dem Hafen von Galle (Südspitze Ceylons). Die dortigen Bewohner, auf Anstiften arabischer Exporteure, suchten die Portugiesen zu täuschen. Ein Singalese verkleidete sich als König, versprach den Portugiesen einen Handelsvertrag, gab ihnen die Erlaubniß eine bewaffnete Factorei zu errichten, und beschenkte sie mit 400 Bahars (Centner) Zimmet. Dom Lorenzo durchschaute den Betrug, that aber als ob er nichts merkte, sondern pflanzte bloß bevor er abjegelte ein steinernes Kreuz auf einer Anhöhe, welcher Act nach damaligem Völkerrecht den juristischen Werth einer Besitzergreifung besaß. Erst im Jahre 1517 erschien Lope Soarez mit 17 Segeln vor Colombo und verlangte die Erlaubniß zum Bau einer Factorei, das heißt eines Forts. Als der singalesische Hof erfuhr daß diese Burg mit Kanonen bewaffnet werden und 700 Mann Besatzung erhalten sollte, wurde er unruhig, und ertheilte nur zögernd auf die Ansicherung daß die Portugiesen ihn stützen und seine Schatzkammern durch den Handel sich füllen würden, seine Einwilligung. Die Portugiesen begannen nun zu bauen, aber kaum war der nächste Monsun eingetreten, während dessen sechsmonatlicher Dauer keine Verstärkung eintreffen konnte, so begannen auf Anstiften des Königs die Araber die Portugiesen zu bedrängen. Beim nächsten Monsunwechsel aber kam Verstärkung, die mißlungene Belagerung mußte aufgegeben werden, und der König sich als portugiesischer Vasall bekennen, so wie zu einem jährlichen Tribut in Landeserzeugnissen verstehen, welcher Vertrag auf Goldblech geschrieben von dem heimsegelnden Soarez mitgenommen wurde. Bis zum Jahre 1520 bestand die Factorei nur aus Erd- und Pfahlwerken. Damals aber kamen 400 Mann frische Soldaten und Handwerker welche aus Steinen eine neue Burg aufbauten, wobei sie sich der an dem Strande liegenden großen Haufen von Perlausterschalen bedienten um Kalk zu brennen. Immer aber — dieß erkannten auch die portugiesischen Geschichtschreiber — blieb Ceylon ein unsicherer Besitz, welcher an den Einkünften des indischen Schatzes zehrte, da die dortigen Niederlassungen mehr kosteten als andere Factoreien zusammen. Die Könige in Cotta, welche freilich noch im Bereich der portugiesischen Geschütze sich befanden, und andererseits von ihren empörten Vasallen bedrängt wurden, begünstigten die Festsetzung der Fremdlinge. Gegen diese aber erhoben sich die Gebirgsbewohner von Kandy, die streitbarsten Stämme der Insel. De Couto (bekannt als Fortsetzer von De Barros' großem Geschichtswerk Da Asia Portugueza) bemerkt über die kriegerische Thätigkeit dieser Singalesen: „Zur Zeit unserer Ankunft gab es auf der ganzen Insel nicht ein Feuergewehr, als wir aber uns niederließen, wurden in den beständigen Gefechten die Eingeborenen so gute Feuerschützen, wie sie es heutigen Tages (zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts) sind; sie gossen auch viel bessere, ja die schönsten Geschütze auf der ganzen Welt, versertigten herrliche Musketen, besser als die unsrigen, und zwar gibt es deren schon mehr als 20,000 Stücke in ihren Händen." An die Spitze eines Aufstandes stellte sich Maaya Dunnai, der Enkel jenes Königs welcher den Portugiesen die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben hatte, nachdem zuvor auf seinen Befehl der König selbst ermordet, und der Thronerbe Bhuwaneka Bahu VII als Monarch ausgerufen worden war (1534). Als auch dieser statt dem Aufstand sich anzuschließen den Portugiesen dienstbar blieb, begann Maaya Dunnai, unterstützt von den beiden größten Feinden der Portugiesen, nämlich von den in Indien sitzenden Arabern, und vom Samorin von Calicut, dem Malabarenkaiser, auf eigene Faust das portugiesische Fort anzugreifen. Der Wechsel des Monsuns brachte den Europäern zwar Erlösung, allein 1538 schon erneuerte Maaya Dunnai die Feindseligkeiten, unterhandelte dann abermals um 1540 wiederum Cotta zu belagern, bis er zum drittenmal um Frieden bitten, und diesen verrätherischerweise mit den Köpfen seiner arabischen Bundesgenossen erkaufen mußte. So völlig gesunken war Bhuwaneka VII, daß, um die Nachfolge seines Enkels zu sichern, er dessen Bildniß aus Gold angefertigt nach Lissabon schickte, wo 1541 die Krönung in Effigie vollzogen, und der Thronerbe zu seinen singalesischen Namen noch den des Königs Dom Joao empfieng. Der alte König aber wurde bald darauf 1542 durch Unvorsichtigkeit eines Portugiesen erschossen, gerade als er gegen den abermals in Aufruhr begriffenen Maaya Dunnai zu Felde zog. Ihm folgte der „goldene" Enkel, welcher sich sammt einer Anzahl seines Hofadels taufen ließ. Da die Neubekehrten zu ihren einheimischen auch noch portugiesische

Namen empfingen, so begegnet man heutigen Tages ihren Abkömmlingen in vielen hochstehenden singalesischen Familien der Küstenstriche mit solchen zwiefachen Namen. Seit dieser Zeit dauerte der Bürgerkrieg noch 20 Jahre unter Maaya Dunnai fort. Bei ungünstigem Monsun wurde Cotta, so wie die andern Factoreien der Portugiesen in Belagerungszustand versetzt, während nach Eröffnung der Schifffahrt die Offensive dann wieder den Portugiesen gehörte. Der gealterte Maaya Dunnai sollte aber noch durch seinen jüngsten Sohn verdunkelt werden, der wegen seiner Heldenthaten Radscha Singha, der Löwenkönig, geheißen wurde. Er begann damit 1563 Colombo zu belagern, und griff dann Cotta mit solchem Nachdruck an, daß der portugiesische Befehlshaber alle während eines Sturmes Erschlagenen einsalzen ließ, damit ihr Fleisch als Zuflucht gegen eine äußerste Hungersnoth dienen möchte. Nach Eintritt des Monsuns 1564 entschlossen sich die Portugiesen, gewarnt durch die überstandene Gefahr, die Befestigungen von Cotta gänzlich zu schleifen und sich auf Colombo zu beschränken, wohin sie den König von Ceylon mitschleppten.

Das Gebirgsland Kandy besaß schon längst seine eigenen unabhängigen Herrscher. Zweimal, 1548 und 1550, waren von den dortigen Königen katholische Missionäre zur Heidenbekehrung eingeladen worden, und in Begleitung einer militärischen Bedeckung nach den Gebirgen abgegangen, um beidemale verrätherischer Weise in einem Hinterhalt aufgerieben zu werden. Als aber nach Maaya Dunnai's Tode (1571) Radscha Singha Kandy besetzte, floh der dortige König mit seiner Frau zu den Portugiesen, wo sie als Don Philipp und Doña Katharina sich taufen ließen. Radscha Singha wandte sich nach etlicher Zeit gegen Colombo, zu dessen Belagerung er 50,000 Streiter, ebensoviel Schanzarbeiter, 2000 Elephanten und ein Geschwader herbeiführte (1586), wofür sich die Portugiesen, nachdem sie der Monsunwechsel gerettet, durch einen Verwüstungskrieg rächten. 1587 erneuerte Radscha Singha nochmals seine Anstrengungen, aber wieder vergeblich. Sein Gestirn war im Verlöschen, und er starb bald nachher 1592 hochbetagt, nachdem er eine Schlacht gegen Don Juan den getauften singalesischen König von Kandy verloren und jede ärztliche Hülfe für seine Verwundung von sich getwiesen hatte. Don Juan bestieg unter dem Titel Wimala Dharma den Thron von Kandy, schwor aber sogleich den Christenglauben wieder ab und begann einen erbitterten Kampf gegen die Portugiesen. Er zeigte zur Steigerung des Fanatismus einen Zahn, den er für das Dalada oder die bekannte heilige Reliquie Buddha's ausgab. Der ächte oder wenigstens ein sehr alter Buddhazahn hatte sich aber im Besitz des Radscha von Jaffna auf Ceylon befunden, und fiel den Portugiesen als sie unter Dom Constantin de Braganza 1560 diese Stadt tapfer, aber mit großem Verlust gestürmt hatten, in die Hände. Der König von Pegu bot ein Lösegeld von 400,000 Cruzados (Ducaten) für die Reliquie, aber der Erzbischof von Goa verschmähte dieses Sündengeld. Der Zahn wurde öffentlich und unter großem Gepränge in Goa vom Erzbischof in einem Mörser zu Pulver gestoßen, dieses verbrannt und die Asche ins Meer geworfen. Freilich war damit nichts geholfen, denn kaum hatte man die ächte Reliquie vertilgt, so kamen sogleich zwei falsche zum Vorschein. Während der Kampf mit dem König in Kandy fortdauerte, starb in Colombo Don Juan Dharmapala, der letzte legitime Abkömmling der alten Dynastie im Jahr 1597 und hinterließ testamentarisch die Insel Ceylon dem König Philipp II, so daß Portugal nur noch einen unabhängigen Radscha in Jaffna und Doña Katharina als Königin von Kandy anerkannte. Allein der Besitz der Insel blieb über die Maßen kostspielig. Die Portugiesen mußten 20,000 Mann in zwei befestigten Lagern beständig unter Gewehr halten, weil die Kandier bei jeder erspähten Gelegenheit ihre Raubzüge nach dem flachen Lande veranstalteten. Der Handel blieb Regierungsmonopol. Jedes Jahr wurde der Zimmet, welcher zu den Taxen nicht abgesetzt werden konnte, verbrannt. Colombo wuchs zu einem Platz ersten Ranges. Auf seinen steinernen Wällen drohten 200 Kanonen, und um 1656 lebten in der Stadt 900 edle und 1500 bürgerliche Familien.

Im Jahr 1595 war das erste Geschwader der niederländischen Compagnie unter Cornelius Houtman um das Cap gesegelt, und am 30 Mai 1602 kam das erste holländische Fahrzeug La Brebis unter Admiral Spilberg in Sicht von Ceylon und landete im Hafen Batticaloa. Anfangs behandelte Wimala Dharma, der mittlerweile sich Kaiser von Ceylon hatte nennen lassen, die Fremdlinge mit Argwohn, dann folgte aber eine Unterredung in Kandy zwischen Spilberg und dem Kaiser. An dem singalesischen Hofe von Kandy trafen die Holländer viele Portugiesen an, denen aber die Ohren fehlten, „zum Zeichen daß sie in den königlichen Dienst aufgenommen worden waren." Der „Kaiser" gab den Holländern die Erlaubniß ein Fort zu erbauen, und so großes Gewicht legte man auf die Gunst dieses Monarchen, daß als 1603 die Ceylonesen die Mannschaft eines holländischen Bootes ermordeten, dennoch die Generalstaaten es für gerathener fanden diesen Vorfall zu ignoriren. Nach dem Tod Wimala's schloß seine Gemahlin Doña Katharina oder ihr zweiter Mann Senaratena 1609 einen neuen Vertrag mit den Niederlanden, worin diesen das Monopol in Zimmet und Perlen, und der Bau eines Forts bei Cottiar (Bucht von Trincomalie) zugesichert wurde. Dieses Fort überraschten und zerstörten aber die Portugiesen durch einen Ueberlandmarsch im Jahr 1612, und seitdem hielten sich die Holländer längere Zeit fern. Inzwischen gelang es Senaratena den portugiesischen Statthalter Dom Constantin de Saa durch Vorspiegelung eines Aufruhrs zum Marsch nach Kandy zu locken (August 1630). Als er aber eine verabredete Stelle erreicht hatte, verließen ihn seine singalesischen Hülfsvölker, und sämmtliche Europäer, 1500 an der Zahl, sowie die halbblütigen Soldaten in gleicher Anzahl wurden erbarmungslos niedergemegelt. Bald nachher starb Senaratena (1632). Sein Sohn Radscha Singha II rief 1638 aus Batavia wieder die Holländer zu Hülfe, welche im nämlichen Jahre den Portugiesen noch Batticaloa, später Trincomalie, Negombo und Galle entrissen. Der damalige Aufstand der Portugiesen gegen die spanische Herrschaft führte aber zu einem zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Portugal

und den Niederlanden, der erst 1652 wieder gekündigt wurde. Während 1655 die Portugiesen in Colombo gegen den Statthalter sich im Zustand des Aufruhrs befanden, erschienen die Holländer vor diesem Platz, der am 12 Mai 1656 sich ergeben mußte, womit die Herrschaft der Portugiesen auf Ceylon beendigt war.

Waren die Portugiesen gewaltsam und schonungslos aufgetreten, so bestreckten sich die Holländer zwar nicht mit Blut, es fehlte ihnen aber jede ritterliche Gesinnung, denn sie ertrugen den Schimpf und die Beleidigungen der singalesischen Könige mit unermüdlicher Geduld und suchten den Zorn der Gekürchteten durch Geschenke zu besänftigen. Radscha Singha II, ein Ungeheuer im orientalischen Style, trieb seine Unterthanen in Kandy durch Härte zu einem Aufruhr (1664). Der König flüchtete und sein 12jähriger Sohn wurde an seiner Stelle ausgerufen. Der Knabe floh aber entsetzt zu seinem Vater, der ihn als vorsichtiger Mann sogleich zu vergiften befahl. Die Rebellen, auf diese Wendung nicht gefaßt, zerstoben und der Tyrann behielt wieder die Oberhand. Obgleich der Zimmet von Negombo als der beste in der Welt, die ceylonesische Erzeugung als die reichlichste gepriesen wurde, so erforderte das Monopol doch einen solchen militärischen Aufwand, daß es schwerlich den Holländern eine reine Rente abwerfen konnte. Elfenbein und Arecanüsse waren die nächsten beiden wichtigen Ausfuhrartikel. Bei den Einfuhren herrschte das wunderlichste Tarifsystem, insofern die Zölle verdoppelt wurden, wenn der Importeur ein Muhammedaner war. Das Arecamonopol, anfangs steril, wurde im Jahr 1664 bereits höchst einträglich. Kaffee, der nach Sir Emerson seit undenklichen Zeiten auf der Insel wuchs, durfte nicht gebaut werden, weil man der Statthalterei Java durch Concurrenz zu schaden fürchtete. Im Grund blieb der Besitz der Insel immer kostspielig für die Holländer, allein sie war ihnen militärisch als Zwischenplatz zwischen Java und Malabar, den Sunda-Inseln und dem Cap von unersetzlichem Werth.

Nach Ausbruch des Krieges zwischen den Generalstaaten und Frankreich erschien 1672 ein französisches Geschwader und nahm Trincomalie hinweg, verschwand aber so rasch als es gekommen war. Auf Radscha Singha II folgte dann 1687 sein Enkel Kundsala, und mit diesem erlosch abermals eine jüngere königliche Linie. Es folgten jetzt mehrere Herrscher malabarischer Abkunft, die sich vergeblich bemühten das Joch der Holländer abzuschütteln. Diese drangen vielmehr 1766 unter Falk bis nach Kandy vor und zwangen ihre Feinde zu einem sehr nachtheiligen Frieden. Drei Jahre zuvor hatte der englische Statthalter in Madras die ersten Unterhandlungen mit den „Kaisern“ von Ceylon anzuknüpfen gesucht. Diese waren aber damals klug genug von den beiden Uebeln, der Freundschaft der Briten und der Feindschaft der Holländer, die letztere als das kleinere zu erwählen. Als jedoch 1795 der Krieg zwischen der Republik und Großbritannien ausgebrochen war, und am 1 Aug. ein Geschwader unter Oberst James Stuart erschien, welches Trincomalie und Jaffna wegnahm, später auch Negombo und endlich (16 Febr. 1796) Colombo zur Uebergabe zwang, schickte der Hof in Kandy Unterhändler. Die Herrschaft der Holländer hinterließ bei ihrem Untergang nur ein bürgerliches, römisch-niederländisches Gesetzbuch, welches noch heutigen Tages auf der Insel gilt; dagegen sind sowohl die holländische Sprache als die reformirten Gemeinden, mit Ausnahme einer erlöschenden in Colombo, völlig verschwunden, während doch aus der Portugiesenzeit her die katholische Religion fast in jedem Weiler ihre Altäre noch besitzt. Der erste Versuch der britischen Verwaltung auf Ceylon schlug gänzlich fehl. Zölle und andere Staatseinkünite wurden an Araber und Parsis verpachtet, und die einheimischen Erheber der Grundsteuer durch Malabaren ersetzt. Das Volk wurde durch dieses Gesindel so gedrückt und beraubt, daß 1797 ein Aufstand voller Erbitterung ausbrach, der nur mit herbem Verlust gedämpft werden konnte. Seitdem wurde die Insel, die bisher der ostindischen Compagnie gehörte, als Kronland erklärt und 1802 im Frieden von Amiens Großbritannien einverleibt.

Im Jahre 1798 war in Kandy der König Radschadhi Radscha Singha ohne Nachkommen gestorben, und der Adigar oder Großwesir Pilame Talawe ernannte nach altem Brauche Wikrema Radscha Singha, einen 18jährigen Neffen der Königin, zum Monarchen — zum letzten Monarchen von Kandy. Allein der Adigar gedachte seine Creatur völlig zu verderben, indem er sie zu Grausamkeiten und Feindseligkeiten gegen die Briten zu verlocken suchte. Dieser saubere Schurke stand dabei in Correspondenz mit dem britischen Statthalter North, der mit asiatischer Hinterlist diesen Verrath begünstigte. Der König vermied lange Zeit diese Fallstricke, er weindete selbst den Besuch einer britischen Gesandtschaft in Begleitung von 1000 Mann ab; als aber 1802 eine Karawane von Briten und Arabern durch die Kandianer geplündert worden war, rückte General Mac Dowall mit 3000 Maun nach Kandy. Der König floh, und der Adigar ernannte einen andern Prinzen, sein Werkzeug, zum Monarchen, während er selbst unter dem Titel Großfürst die Gewalt in den Händen behielt, denn der neue Scheinkönig wurde von seinen Unterthanen, weil er früher wegen einer Missethat abgestraft worden war, herzlich verachtet. Von den in Kandy zurückgebliebenen britischen Truppen lag sehr bald alles bis auf eine Handvoll in den Spitälern und nur etwa 400 Malayen und Lascaren waren noch streitbar. Plötzlich am 24 Jun. 1803 wurde die Stadt von Tausenden der Eingebornen überfallen. Der Adigar verbürgte sich für freien Abzug der Engländer, unterwegs wurden diese aber aufgehalten, nach Kandy zurückgewiesen und endlich meuchlerisch ermordet. Nur ein einziger entkam um das Schicksal der übrigen zu berichten. Die Briten sahen sich plötzlich auf allen Punkten der Insel angegriffen, hielten aber wacker Stand, und der König Wikrema Radscha, der sich mit dem Adigar wieder ausgesöhnt hatte, schloß endlich aus Ermüdung Frieden. Im Jahre 1812 wurde Pilame Talawe wegen eines Anschlages gegen das Leben des Königs enthauptet und an seiner Stelle sein Neffe Eheylapola zum Adigar erwählt. Aber auch dieser, der alle Falschheit des Oheims geerbt, wurde auf einer Verschwörung ertappt und zur Flucht nach Colombo gezwungen. Der König kühlte seine

Rache an dem Weib und den Kindern des Ministers. Ihre beiden Knaben, 9 und 11 Jahre alt, wurden vor ihren Augen enthauptet, die Köpfe in einen Reismörser geworfen und die Mutter gezwungen sie zu zerstampfen, bis endlich diese Qualen ihr Ende damit erreichten daß man die unglückliche Frau in einem Tank ertränkte. In der Stadt Kandy legte man Trauer an und fastete wegen dieser entsetzlichen Grausamkeiten. Die Engländer benutzten die Gelegenheit der allgemeinen Mißstimmung, erklärten im Januar 1815 den Krieg, marschirten in wenig Wochen nach Kandy, nahmen den Radscha gefangen, und schafften ihn später auf die Festung Vellore, wo er am 30 Januar 1832 gestorben ist. Eheylapola, der sich die Krone erwartet hatte, verschmähte den hohen Posten den man ihm antrug, und kaum waren zwei Jahre verstrichen, so erhob sich das Bergvolk wie Ein Mann gegen die Briten. Ein höchst aufreibender Guerillakrieg entspann sich, und erst nachdem man (Ende 1818) auf englischer Seite schon daran dachte das Bergland Kandy aufzugeben, stellten sich Merkmale der Unterwerfung bei den Gegnern ein. Verschiedene Häuptlinge wurden gefangen, der (falsche) Buddhazahn gerieth wieder in die Hände der Briten, und der Aufstand erstarb allmählich. Dieß ist überhaupt der letzte gewesen, denn die Briten sicherten ihre Herrschaft über Kandy und das Bergland, also über die ganze Insel, durch eine großartige militärische Straße, indem sie Felsen sprengten und Thäler überbrückten. Seitdem (1820) ist jeder Aufstand unmöglich geworden, weil er sogleich zertheilt und abgeschnitten werden würde. Außerdem aber sind noch verschiedene Straßen durch die Insel angelegt worden, und da der kriegerische Zauber der ceylonesischen Clanshäuptlinge nur auf dem Besitz ihrer Berge beruhte, so ist die englische Herrschaft auf alle Zeiten gesichert. Daran haben weder die Portugiesen, noch die Holländer gedacht, und der Gedanke lag doch so nahe!

Landwirthschaft in Bengalen.

Von dem Verfasser des Buches „Anglo-Indian Domestic Life“ ist unter dem Titel „Rural Life in Bengal“ ein neues Werk erschienen, welches vom Athenäum, dem wir die unten folgenden Auszüge entnehmen, besprochen wird. Der Verfasser, welcher zugleich Künstler ist, datirt die Einleitung aus Malnath, wohin er sich am 10 Januar (1855?) übler Gesundheit wegen begeben hatte, und wo er „in dem köstlichen Wohnsitz eines Freundes Aufnahme fand.“ Malnath ist der palastartige Wohnsitz eines Pflanzerfürsten, welcher einundzwanzig Factoreien und einen umfangreichen Bezirk mit einer Bevölkerung von 273,931 Moslimen und Hindus unter sich hat. Ein solcher Mann hat Schulen, Spitäler und eigene Anstalten aller Art unter seiner Obhut, und sein Einfluß im Guten wie im Bösen auf das Volk ist unbegränzt. Wie unser Verfasser wahr bemerkt: „Der einzige große Mann mit welchem die armen Leute hier auf freundlichem Fuße leben, ist der Sahib der Nil-Kuthi-„Indigo-Factorei;“ der, mitten unter ihnen lebend, zugänglich für sie ist, der sie sieht, mit ihnen spricht, sie in keiner Weise drückt und ihnen keine gerichtlichen Processe an den Hals hängt.“ Man kann sich daher denken wie wünschenswerth es wäre viele solche Ansiedler in Indien zu haben wie der Eigenthümer von Malnath einer ist. Unglücklicherweise sind die am Landbesitz haftenden Beschränkungen und das lästige englische Gerichtsverfahren mächtige Hindernisse für die Erwerbung von Gütern durch solche Männer. Der Verfasser des vorliegenden Werks macht eine sehr lebhafte Schilderung hievon; er sagt: „Der Landbesitz bringt indeß viele, die Sicherheit des Capitals berührende, Nachtheile mit sich. So z. B. macht vor allen andern die Regierung Anspruch auf den Boden; ihr wird eine vierteljährliche Grundsteuer bezahlt, und beobachtet man hiebei nicht die strengste Pünktlichkeit, so werden mit dem Steuerpflichtigen wenig oder keine Umstände gemacht; das Eigenthum wird in der Regierungs-Zeitung ausgeschrieben, und an den Höchstbietenden verkauft. Bloße Nachlässigkeit von Seiten eines Agenten (und in den meisten Fällen müssen Agenten da seyn) in Bezahlung der Regierungsabgaben kann einen großen Grundeigner um Hab und Gut bringen, und ihm, wie rechtmäßig auch sein Besitz ist, jeglichen Anspruch darauf verwirken. Ferner wird das Land von der Regierung gemeiniglich in so großen Parcellen verpachtet, daß wahrscheinlich wenige Europäer einzeln die Mittel oder die Lust haben Grundeigner zu werden. Daher sind wahrscheinlicher Associationen von Kaufleuten oder Pflanzern Besitzer, und die eben geschilderte Gefahr zeigt sich hier, in Folge der Unsicherheit und des Wagnisses welches mit der Bezahlung des Pachts verbunden ist, für jeden derselben individuell. Dem hindusischen Erbschaftsgesetz gemäß wird eines Mannes Eigenthum zu gleichen Theilen unter seine Kinder vertheilt. Sind also deren viele vorhanden, so würden sich die amtlichen Geschäfte bei einem solchen Gut in entsprechendem Grade vervielfältigen. Theils deßhalb, theils auch, wie ich höre, einiger scharfsinnigen Gesetzesumgehungen wegen die vorgekommen, weigert sich die Regierung jetzt fast ständig eine sogenannte Bhutwara, d. h. eine Theilung des Grundbesitzes, zu bewilligen, indem sie die Verantwortlichkeit der verschiedenen Theilhaber auf einen Antheil des Grundeigenthums ausdehnt welchen sie selten besitzen, so daß bei derartigen gemischten Gütern, wenn irgendein vierteljährliches Regierungsausgebot heranaht, die daran Betheiligten in Sorge gerathen ob auch sämmtliche Mittheilhaber im Stande seyen ihre Abgaben zu bezahlen. Denn falls nur irgend einer dieß zu thun unterläßt, wird das ganze Eigenthum in der Zeitung ausgeschrieben, und die andern Theilhaber, von denen einer auf den andern sich verläßt, können solchergestalt überhaupt keine, oder nur eine ungenügende, Warnung erhalten, und sehen sich dadurch außer Stand gesetzt ihr Land zu retten. Häufig erfährt man daher daß diese oder jene, um eine etwaige Zahlungsunterlassung von Seiten ihrer Mittheilhaber auszugleichen, eine beträchtlich höhere Geldsumme eingesendet haben als diejenige welche sie schuldig sind, für deren Wiedererlangung sie natürlicherweise Glückschancen — oder vielleicht auch die Tröstungen des Gesetzes haben! Verhehlte oder gefälschte Trusts, oder

Verkäufe, können sodann eine weitere erfreuliche Quelle der Gefahr, des Streits, des Processes — und verlorner Arbeit seyn. Abgesehen davon daß es gewagt ist Land inne zu haben, ist es auch schwer Land zu erlangen, da es, in Folge des europäischen Unternehmungsgeistes, in den Indigobezirken im Werthe so sehr stieg, daß es nur sehr selten verkäuflich wird, oder daß es, wenn es zum Verkauf kommt, einen Preis erlangt der den europäischen Speculanten oder Pflanzer vom Ankauf abschreckt. Anders stellt sich die Sache bei dem einheimischen Capitalisten. Nicht nur ist die Ehre und der Ruhm ein Zemindar oder Gutsbesitzer zu seyn gesucht und geschätzt, da sie ihm Stellung, Bedeutung und Achtung in den Augen seiner Landsleute gibt, sondern der Zemindar ist auch ein Landhändler, und muß als solcher, bei seiner Erfahrung und Vertrautheit mit seinen Landsleuten, in seinem Handelsgeschäft Vortheile haben welche möglicherweise kein Europäer besitzen könnte. Der letztere ist im Gegentheil kein Landhändler, denn um die Ehre und den Ruhm der Zemindarschaft kümmert er sich nicht im geringsten; sie macht aus ihm weder einen Grafschaftsritter noch einen Pfarrei-Büttel. Er will den Boden bebauen, und verlangt Arbeiter um ihn zu pflügen und zu besäen. Allein nicht jede Art Boden paßt zu seinen Zwecken, daher muß er auf einem großen Landstrich Grundstücke auswählen, welche ihrer Natur nach für seinen Anbau passen. Aus diesem Grund, und des Umstandes halber daß ein und dasselbe Grundstück nicht unaufhörlich mit der nämlichen Frucht besäet werden darf, kann es weder ihm noch dem Reiot (dem cultivirenden Bauer) nützen einen ganzen Landstrich zu kaufen oder zu pachten, um ein Feld hier und ein Feld dort zu erlangen welches in einigen Jahren schon einen Wechsel im Anbau erheischte. Trotz der vielfachen Schwierigkeiten und Nachtheile die damit verbunden sind Land unmittelbar von der Regierung zu erhalten, gibt es doch viele europäische Gutsbesitzer welche sich darauf einlassen, weit mehr aber solche welche Land in kleineren Parcellen von dem Zemindar pachten und unter ihm im Besitz haben."

Wir glauben indeß zuversichtlich daß diese Schwierigkeiten allgemach schwinden werden. Vieles bleibt, ohne Zweifel, noch zurück von der Ueberlieferung jener Compagnie-Politik durch welche man europäische Ansiedler auszuschließen suchte. Allein man hat jetzt wenigstens anerkannt daß diese Politik ein Fehlgriff war, und mit dieser Erkenntniß wird auch eine neue Richtung eingeschlagen werden. Wenn man in der That nach Beweisen suchte für die Segnungen welche dem europäischen Pflanzer auf dem Fuße folgen, man könnte sie in diesem Buch in Fülle finden. Der ganze Indigohandel spricht zu Gunsten des Pflanzers, denn er besteht erst seit dieser in Indien auftrat. Der Unternehmungsgeist und die Thatkraft des Europäers haben den Nutzen und Werth des Bodens erhöht. Weite Landstriche, welche, wenn er nicht gewesen, die Schlupfwinkel des Büffels, des Tigers oder des Bären geblieben wären, sind nutzbar gemacht und angebaut, und angebaute Strecken sorgfältiger bearbeitet worden. Für die Eingebornen ist die europäische Führerschaft eine unbedingte Nothwendigkeit wenn sie sich aus ihrer geistigen Trägheit erheben sollen. Wir lesen in unserm Buch manche auffallende Beispiele über diese Geistesträgheit; wir führen davon folgendes an: „Mein Freund, Hr. F., erzählte mir ein wahrhaft wunderbares Beispiel von der Unwissenheit und dem Fatalismus welche bei diesem armen, verblendeten Volke herrschen. Als er eines Morgens am Flußufer dahinritt, hörte er ein schweres Platschen, und sofort sah er auch einen Fischersmann auftauchen, während ein getäuschter Alligator, der einen Sprung nach ihm gemacht, aber seine Beute verfehlt hatte, sich zurückzog. Mit der allergrößten Kaltblütigkeit gieng der Mann nicht mehr als hundert Schritt weiter flußabwärts, sprang dann wieder bis um die Mitte seines Leibes ins Wasser, und nahm seine Beschäftigung von neuem auf, als wäre nichts geschehen! Hr. F. fragte die umherstehenden Leute tadelnd: warum sie dem Manne gestatteten dieß zu thun? Sie erwiederten ihm mit der ergötzlichsten und aufgeräumtesten Kaltblütigkeit: „O Herr, sie (die Alligatoren) werden keinen Fischer verschlingen!" Bei Gelegenheit eines andern derartigen Vorfalls, der aber ein trauriges Ende nahm, stand ein armes Weib mehrere Fuß weit vom Rande des Wassers entfernt, und handelte mit einem Fischer um seinen Fisch, als sich heimlicherweise ein Alligator dem Ufer näherte, und mit einer plötzlichen Drehung seines Leibes mit seinem Schwanze das Weib vom Land wegriß, es augenblicklich packte und verschwand! Ich streifte eben selbst am Ufer des Flusses herum, und als ich nach Hause kam und hörte was vorgefallen war, begab ich mich an Ort und Stelle, wo ich einen Diener fand der mit einer Vogelflinte nach dem Thiere schoß. Es war ein ungeheures Thier, und schien mir, wie es so unter dem Ufer an dem ich stand herumschwamm, über den Rücken herüber eine Breite von mehr als drei Fuß zu haben! Anfangs schwamm es mit dem unglücklichen Weib in seinem ungeheuren Rachen herum; der erste Schuß aber der es traf, veranlaßte das Thier seine unglückliche Beute fahren zu lassen — allein es war natürlich zu spät, das arme Geschöpf war bereits todt."

Derselbe Fatalismus macht den bengalischen Bauer zufrieden mit seiner Armuth und den abgeschmackten Werkzeugen welche von seinen Vorfahren auf ihn vererbt wurden, mit dem elenden Pfluge, der lächerlichen Egge, die er bei Tagesschluß beide mit Leichtigkeit auf seine Schultern nimmt und nach Hause trägt. Wer wissen möchte wie hülflos der indische Reiot ist, und wie nützlich er unter europäischer Leitung werden könnte, sollte unsers Verfassers Buch über „das landwirthschaftliche Leben in Bengalen" in die Hand nehmen.

Gasuhren.

(Aus dem Musée des Sciences.)

Das Gas gefriert: wenn ihr daran zweifelt, so könnt ihr euch davon überzeugen; der Thermometer des Ingenieurs Chevalier hat den ganzen Tag mehrere Grad unter Null gezeigt. Ihr tretet Abends in einen Tabakladen oder in ein

Kaffeehaus, und findet dort, statt des blendenden Glanzes mehrerer Gasröhren nur das von einer schlechten Lampe oder von einigen erbärmlichen, über den außerordentlichen Dienst zu welchem sie bestimmt sind erstaunten Kerzen. Fragt ihr den Herrn des Orts um die Ursache, so wird er euch fast stets antworten: das Gas ist gefroren, was abgeschmackt und vollständig sinnlos ist; oder aber er sagt euch: das Wasser der Gasuhr ist gefroren, was nicht abgeschmackt, sondern wahr ist. Allein dieß ist keine genügende Erklärung, wenn man den Mechanismus der Gasuhr nicht kennt. Wir wollen daher versuchen dem Leser eine Anschauung von diesem Mechanismus zu geben, um ihm den eigentlichen Sinn der beiden eben erwähnten Antworten begreiflich zu machen.

Männiglich weiß wie die Vertheilung des Gases in den Städten gewöhnlich geschieht. Ist das Gas einmal erzeugt und gereinigt, so wird es in der Werkstätte in einem Behälter gesammelt der den Namen Gasometer führt. Dieser Behälter besteht aus einer weiten überfirnißten Eisenblechglocke, deren Fuß in einem mit Wasser gefüllten Becken steht. Diese Glocke, unter welche das Gas mittelst einer gußeisernen Röhre gelangt deren Oeffnung oberhalb der Wasserfläche liegt, hängt an einer über zwei Rollen gehenden und an ihrem Ende ein Gegengewicht tragenden Kette. Nachdem das Innere der Glocke gefüllt ist, so erleidet, wenn man das Gegengewicht wegnimmt, das Gas unter der Glocke einen Druck, der es in die zur Beförderung an die Verbrauchsorte bestimmten Vertheilungsröhren treibt. Auf diese Art durch eine besondere Leitung an die Thüre jedes Verbrauchers geführt, könnte es seinen Weg ungehindert fortsetzen und unmittelbar zu den Brennern (becs d'éclairage) gelangen. Um indessen an jedem Ort treu die Gas-Masse zu zeigen die ihm gebührt, muß die Werkstätte wissen was sie an Gas geliefert hat, und zu diesem Zweck ist die besondere Leitung jedes Consumenten an ihrem Beginn durch einen Apparat abgesperrt der das Gas nur durchziehen läßt, beim Durchgang aber die verbrauchte Menge mißt und registrirt: dieß ist die Gasuhr oder der Zähler.

Die Gasuhr verrichtet daher zwei Geschäfte: sie mißt ab und registrirt. Es fragt sich also wie der Mechanismus beschaffen ist der diese doppelte Verrichtung ausführt. Nothwendigerweise sind, seit man Gas macht, verschiedene Modelle angefertigt worden; allein die im Gebrauch befindlichen ruhen alle auf einem und demselben Princip. Um uns dem Leser besser begreiflich zu machen, wollen wir uns begnügen nur von einem einzigen Modell zu sprechen, von demjenigen das wir für das einfachste halten. Dabei wollen wir uns überdieß auf eine von allen Nebendingen, welche unsere Auseinandersetzung nur verwickelu könnten, freie Darstellung beschränken. Der Mechanismus des Zählers, wie er einem doppelten Zweck entspricht, besteht aus zwei durch einen Punkt verbundenen, aber vollständig von einander getrennten Theilen. Der erste Theil hat den Zweck die den Apparat durchziehende Gasmenge zu messen. Wohl jedermann hat schon einen Zähler gesehen, und weiß was er für eine Form hat: er sieht aus wie eine Art Trommel oder ein verkehrter Cylinder. Diese Trommel, welche von Metall ist, ist hermetisch verschlossen. Nach dem Mittelpunkt einer der Facen zu, welche, anstatt flach zu seyn, leicht convex sind, wird die Wandung von einer zur Herbeiführung des Gases in den Apparat bestimmten Röhre durchzogen; am obern Theil gewährt eine andere Röhre dem Gas einen Ausweg, und führt es zu den Brennern. Was aber geht zwischen den Mündungen dieser beiden Röhren vor?

Die Trommel enthält Wasser, und der Spiegel dieses Wassers wird oberhalb der Achse des cylindrischen Umkreises und ein wenig unterhalb der Mündung der Eingangsröhre erhalten, welche in einer rechtwinkeligen Biegung dergestalt endigt daß sie sich senkrecht im Innern erhebt. Die Achse ihrerseits trägt perpendiculär an sich selbst vier Ausläufer (tiges), welche sie mit einer zweiten, im Innern enthaltenen, ebenfalls metallischen Cylindertrommel verbinden, die ihr concentrisch, in ihrem mittleren Theil aber ausgeschweift ist und eine Art dicken hohlen Rades bildet, das sich im Apparat drehen kann. Die Höhlung dieser Trommel ist durch Scheidewände, welche mit den andern Wänden Arten von gebogenen Parallelepipeden bilden, deren jedes zwei spitze Winkel hat, in vier gleiche Kammern getheilt. Auf der innern Oberfläche dieser Trommel endlich, d. h. auf der der Umdrehungsachse nächsten, hat jede der vier Kammern eine mit dieser Achse und längs der Scheidewand, nach dem spitzen Winkel zu, parallellaufende Oeffnung; auf der äußern Oberfläche hat jede Kammer ebenfalls eine mit der vorhergehenden und längs der Scheidewand, nach dem dem vorhergehenden gegenüberliegenden spitzen Winkel zu, parallellaufende Oeffnung. Mittelst dieser Oeffnungen erhält das Wasser freien Umlauf in der Höhlung dieser innern Trommel, und der Höhestand der Flüssigkeit ist der gleiche im ganzen Apparat. Dieser Höhestand, entsprechend den Bedingungen die wir bereits oben angedeutet, muß überdieß ein solcher seyn daß die innere Oberfläche der innern Trommel, bei einer vollständigen Umdrehung um ihre Achse, stets nur eine einzige ihrer vier Oeffnungen außerhalb der Flüssigkeit haben kann. So wie eine Oeffnung unter Wasser ist, muß die folgende daraus hervortreten.

Was ferner die äußere Oberfläche dieser selben Trommel betrifft, so muß jede Kammer ihre Oeffnung so lange unter Wasser haben bis die innere Oeffnung, welche sich am gegenüberliegenden Winkel, in der nämlichen Kammer, befindet, vollständig daraus zurückgetreten ist: dieß ist der Neigungsgrad der Scheidewände auf den beiden cylindrischen Oberflächen, der in dem Bau des Apparats die Bestimmung hat diese letztere Bedingung zu realisiren.

Untersuchen wir jetzt was vorgeht wenn das Gas unter dem Drud des Gasometers in den Zähler gelangt. Es ist noch an der Mündung der Eingangsröhre in den Apparat: zuvörderst verbreitet es sich in dem leeren Raume der sich zwischen der Oberfläche des Wassers und einem Theil der innern Oberfläche der innern Trommel befindet; allein dieser Theil der Oberfläche bietet ihm, wie wir bereits gesagt, eine

Oeffnung welche ihm gestattet in eine der oben beschriebenen vier Kammern einzudringen, und so lange diese Kammer ihm geöffnet bleibt, kann es, einmal dort hineingetreten, nicht weiter strömen: die äußere Oeffnung ist noch unter dem Wasser. Da indeß der Gasometer seinen Druck auf stätige Weise ausübt, so wird das Gas in diesem ausgangslosen Raume zusammengepreßt. Was geschieht alsdann? Das Wasser welches diese Sackgasse bildet kann nicht zurückgetrieben werden: daher wird die Kammer selbst in umgekehrter Richtung der Eingangsbewegung des Gases zurückgestoßen; nichts setzt sich dem entgegen, weil sie einen Theil eines um seine Achse vollkommen beweglichen hohlen Cylinders bildet, dem das Wasser, in welchem die Drehung sich erzeugen muß, wie bereits bemerkt, kein Hinderniß entgegenstellen könnte. Dieß findet denn auch wirklich statt.

Wenn dann eine Viertelsumdrehung vollbracht ist, tritt die innere Oeffnung, d. h. der Eingang in die erste Kammer, zur gleichen Zeit unter Wasser sowie der Eingang in die zweite daraus hervorkommt. Dieser Vorgang erneuert sich sofort wieder. Uebrigens gelangt die äußere Oeffnung der ersten Kammer bald über das Wasser, und verschafft dem Gas einen Ausweg, das, solchergestalt an den obern Theil des Apparats geführt, ganz naturgemäß in die Röhre eindringt von der wir bereits gesprochen haben, und die es zu den Brennern leitet. Aus dem Vorstehenden ersieht man daß der Zähler wenn er vom Gas durchströmt wird, es in einer ununterbrochenen Reihenfolge von gleichen Volumen dem Consumenten übermittelt, den Volumen welche nach einander in den vier Kammern aufgenommen werden, und die man bei Herstellung des Apparats zum voraus bestimmt hat: wenn daher das in eine Kammer aufgenommene Gas gleich ist dem vierten Theil eines Litre z. B., so weiß man daß jede vollständige Drehung des Apparats dem Consumenten einen Litre Gas liefert. Demnach wird die Menge verbrauchten Gases bereits vom Zähler gemessen, und es übrigt nur noch die Registrirung dieser Menge. Diesen Zweck hat der zweite Theil des Mechanismus zu erfüllen.

Englands neue Tarifpolitik.

Hr. Gladstone will mit Huskisson und Peel unbedingt der dritte im Bunde der Freihandelsapostel seyn. Naiv ist nur daß, nachdem man so lange von Freihandel gesprochen und ihn fremden Völkern angepriesen hat, jetzt noch immer 419 Tarifsätze bis auf 48 abgeschafft werden können, und eingestandenermaßen diese 371 verbliebenen Ansätze schutzzöllnerischer Natur gewesen sind. Die erste Sorge bei solchen gewaltigen materiellen Umgestaltungen muß immer der Gunst des Zeitpunktes gelten, und da muß man gestehen daß die Gelegenheit selbst höchst verführerisch ist. Nie hat der britische Handel eine ähnliche Höhe erreicht wie im letzten Jahre. Es betrug nämlich der declarirte Werth der Ausfuhren

1857	122,066,107	Pf. St.
1858	116,608,756	„
1859	130,440,427	„

Wenn wir daran erinnern daß vor Aufhebung der Kornzölle die günstigste Ziffer nur 60 Mill. (1846) betrug, daß sie aber 1815 schon 51½ Mill. erreicht und sich in 40 Jahren sehr wenig entwickelt hatte, so wird man über den Siebenmeilenschritt der letzten zehn Jahre erstaunen. Nach den Ausfuhrgebieten gesondert betrug der britische Export

	1857. Pfd. St.	1858. Pfd. St.	1859. Pfd. St.
Nach dem Ausland	84,910,893	76,386,299	84,315,381
Nach den Colonien mit			
Ausschluß Indiens	25,488,500	23,440,071	26,292,347
Nach Indien	11,666,714	16,782,386	19,832,699
	122,066,107	116,608,756	130,440,427

Der Handel nach den Colonien, der Handel nach Indien ganz besonders hat in den letzten zwei Jahren neue Sprossen getrieben. Unter den auswärtigen Staaten dagegen nimmt die amerikanische Union wieder den ersten Rang ein, denn dorthin betrug die Ausfuhr

1856	21,918,105	Pf. St.
1857	18,985,939	„
1858	14,510,616	„
1859	22,611,283	„

Die vorjährige Ausfuhr übertrifft also noch die Ausfuhr von 1856, die mit der Handelskrisis von 1857 in Folge einer Marktverstopfung (over-trading) endigte, welche dann, wie ein verdorbener Magen, durch die Handelsdiät von 1858 geheilt werden mußte. Höchst werthvoll sind die Ziffern des chinesischen Handels, denn es findet sich daß nach dem himmlischen Reiche 2,526,036 Pf. St. britische Manufacturen abgesetzt wurden, während die Summe im letzten Jahre auf 1,730,782 lautete, und das bisher günstigste Jahr (1852) es nicht höher als auf 1,918,244 Pf. St. gebracht hatte. Die Handelswerthe an sich sind der Generalziffer gegenüber freilich unbedeutend, bedeutungsvoll ist nur das Tempo des Zahlenwachsthums, denn der Absatz britischer Manufacturen in China ist deßwegen so wichtig, weil es bisher keine andere Rimesse nach China gab als indisches Opium, und der damit noch nicht gedeckte Rest für Thee und Seide in baarem Gelde den Chinesen gezahlt werden mußte.

Es ist gar keine Frage daß die Zeit für Tarifänderungen höchst günstig ist, denn in England herrscht gegenwärtig eine nie gekannte Steigerung des Wohlstandes. Dieß ist aber die wichtigste Vorbedingung zum Gelingen des neuen Versuches. Die Engländer haben in der Zeit ihrer großen Handelsreformen nach und nach Zölle abgeschafft die zusammen dem Schatze 12 Mill. eintrugen. Die Cassen haben nichtsdestoweniger einen Ausfall nicht erlitten. Je niedriger man die Zölle stellte oder ihre Zahl verminderte, desto mehr wurde eingeführt, und das Wachsthum des Verbrauches ersetzte vollständig den Ausfall an Zollgebühren an dem einzelnen Stück oder dem einzelnen Centner. Pitt machte

den ersten Versuch dieser Art mit französischen Weinen. Er setzte die Zölle herab, und der Verbrauch stieg ins unglaubliche, nämlich

	Verbrauch vor der Herabsetzung.			Nach der Herabsetzung.	
1781	79,569	Gallon	1787	969,856	Gallon
1782	95,929	„	1788	731,227	„
1783	77,728	„	1789	646,334	„
1784	80,993	„	1790	652,590	„
1785	82,296	„	1791	644,000	„
1786	fehlen Angaben		1792	723,820	„

Nach und nach ist es in England zu einem finanziellen Glaubenssatz geworden daß man, um die Staatscassen zu füllen, Steuern erniedrigen oder abschaffen müsse. Aber ganz gewiß: was in Großbritannien so leicht gelingt, möchte nicht überall die nämlichen Erfolge haben. Damit der Staatsschatz seine Rechnung dabei finde, muß der Wohlstand eines Volkes im Wachsthum begriffen seyn, sonst möchte der Versuch wahrscheinlich sehr fehlbar bezahlt werden müssen. Was würde es Rußland helfen die Weinzölle stark herabzusetzen? oder bei uns die ohnehin geringen Zuckerzölle noch mehr zu verringern? Der Wohlstand muß wachsen und mit ihm der Verbrauch gleichen Schritt halten. Auf das Wachsthum des ersteren kommt alles an, dieses aber wird nicht durch Tarifminderungen hervorgerufen, sondern nur ein wenig von ihnen begünstigt, es hängt bei England zumal von dem Befinden des Welthandels ab, und dieser ist geborgen vor allen Anschlägen eines britischen Finanzministers.

Handelspolitisch und finanziell betrachtet ist also Gladstone's Plan ganz vortrefflich. Er enthält aber eine politische Seite von der tiefsten Bedeutung und von der, seltsam genug, nirgends, unseres Wissens auch nicht in der britischen Presse bisher die Rede gewesen ist. Gladstone ersetzt den Ausfall der Zölle durch eine Befestigung und Erhöhung der Einkommensteuer. Dieß ist nicht bloß ein finanzielles Manöver, sondern eine, wenn auch geringe, sociale Umgestaltung. Der Mann welcher den Handelsvertrag abgeschlossen hat, Hr. Cobden, ist seinem politischen Bekenntniß nach Philister und Bonapartist, ein Heiliger der Manchesterglaubigen, nebenbei, wie wir erfahren haben, ein gestrandeter, durch öffentliche Almosen aber wieder flott gemachter Speculant in amerikanischen Papieren. Wer aber noch lebhafter den Vertrag, Hrn. Gladstone und die Einkommensteuer begrüßte, ist Hr. Bright, Quäker, Bonapartist, Baumwollenspinner, Vorsechter für die arbeitenden Classen und socialer Reformator. Nun erinnere man sich daß dieser Hr. Bright im vorigen Herbst eine Geschäftsreise in Reformagitation machte, und daß er die Massen durch folgendes Lockmittel in Fluß zu bringen suchte. Er behauptete: nur ein reformirtes Parlament, d. h. in seiner Sprache ein Parlament wo die arbeitenden Classen den Ausschlag geben werden, möchte es dahin bringen daß alle Zölle abgeschafft und diese durch eine Capitalsteuer ersetzt würden. Das Wort Capitalsteuer war eine Brandfackel, die aber dießmal glücklicherweise auf nasses Pulver fiel, weil es den Arbeitern viel zu wohl geht als daß sie sich politisch mißbrauchen ließen. Nun hat Hr. Gladstone zwar nicht alle Zölle, namentlich keine Finanzzölle abgeschafft, mit Ausnahme der Herabwinderung des Tarifsatzes auf französischen Wein und Branntwein; er hat auch keine Capitalsteuer, sondern nur eine erhöhte Einkommensteuer beantragt — im Grund hat er aber doch nur gethan was Hr. Bright beabsichtigte, der nur den Mund recht voll nahm um wenigstens sicher etwas zu erreichen, bis vom Tropfenfall der Stein ausgehöhlt wird. So radical ist selbst der radicale Bright nicht, daß er sich einbildet bei seinem besonnenen Volke mit Einem Schlag das letzte Ziel zu erreichen; es genügt ihm schon wenn man sich nur in der gehoffen Richtung vorwärts bewegt. Die neue Einkommensteuer ist progressiv, denn sie trifft Einkünfte unter 150 Pfd. St. (1800 fl.) nur mit 7 Pence ($2^{11}/_{12}$ p. Ct.), die höheren aber mit 10 Pence im Pfund ($4^1/_6$ p. Ct.). Hr. Bright und Hr. Cobden, überhaupt alle Radicalen, möchten schon längst die Einkommensteuer weiter entwickeln, und dafür mehr von den Eingangszöllen abschaffen. Dieß heißt nichts anderes als die gesammte Steuerlast von den Arbeitern ausschließlich auf die Schultern der wohlhabenden Classen wälzen. Schon jetzt ist es zweifelhaft ob in England bei der Besteuerung eine gerechte Symmetrie zwischen den verschiedenen Schichten des Volkes herrsche. Früher bildete man sich ein daß der Haupttrag der Zölle auf Zucker, Thee, Kaffee, Spirituosen, Tabak ꝛc. aus den Taschen der unteren Classen fließe. Als man aber statistische Untersuchungen vornahm, ergab sich daß die unteren Classen nur 40 Proc., die mittleren und höheren aber 60 Proc. der Zollerträgnisse dem Staat liefern. Der progressive Charakter der neuen Einkommensteuer ist ein weiterer Druck auf die wohlhabenden Classen, und zwar wird ihnen diese Abgabe auferlegt, damit eine neue allen gemeinsame Steuererleichterung eintrete. Unter letzteren ist ganz besonders wichtig der Wegfall der Papiersteuer. Ihre Aufhebung wird und muß den größten Einfluß auf die wohlfeilen Groschenblätter (penny-papers), die wahren Organe für die Volksmassen, üben. In England hofft man jetzt daß im allgemeinen das höhere Einkommen dieser Zeitungen, in Folge des Wegfalles der Papiersteuer, und weil eine Preisherniedrigung unter einem Penny nicht als möglich gedacht werden kann, künftig dazu dienen werde, ihren Inhalt zu veredeln, so daß das Volk für sein Geld eine bessere geistige Nahrung empfängt. Bei uns würde eine solche Maßregel höchst bedrohlich, mindestens sehr zweifelhaft erscheinen, denn die wohlfeile Presse ist die wahrhaft gefährliche, und ihre Hülfsmittel steigern, heißt die Gefahr vergrößern. Die Engländer sind indessen nüchtern, phlegmatisch und an Preßfreiheit so lange Zeit gewöhnt, daß vieles Bedenkliche von vornherein schwindet.

Augenscheinlich ist das Budget nach dem Geschmack der gewerblichen Classen, wie sie durch Cobden und Bright vertreten werden, entworfen, und Hr. Gladstone hat offenbar einen Druck der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten auf das Parlament voraus berechnet und sich nicht getäuscht. Dieselben Leute auf die Hr. Gladstone seine Hoffnungen gesetzt hatte, nämlich jener Menschenschlag der sich nur durch den burschikosen Ausdruck der Philister bezeichnen läßt, beherrschen

auch die Richtungen der auswärtigen Politik. Den Frieden um jeden Preis, England vor allen continentalen Verwicklungen zu bewahren, das ist ihr heißester Wunsch. Dazu taugt ihnen trefflich die sogenannte Allianz mit Frankreich, welche freilich im Grunde nur darin besteht dem Kaiser freies Spiel zu lassen. Die Philister in England, wie bei uns die Juden und alles was an Judenthum und Pfiepmeierei streift, dienen daher eifrig dem Bonapartismus, besonders jetzt in Italien, seitdem er gegen den Papismus zu Felde zieht, und ein Mäschen nach dem Geschmack des Liberalismus, oder, wie man im Jahre 1848 euphemistisch sich ausdrückte, der „Gesinnungstüchtigkeit" trägt. Die Folgen für die künftigen europäischen Machtstellungen kümmern diese vergnügten Leutchen sehr wenig, denn sie wollen ja nicht einmal daß England irgend eine thätige Rolle mitspiele, aus Furcht die Sache möchte zu kostspielig werden. Das einzige Tröstliche dabei ist für uns daß der philisterhafte Sinn nicht allein bei uns gedeiht, sondern beinahe eine europäische Erscheinung geworden ist. Das Gladstone'sche Budget ist aber ganz dazu geeignet, ohne daß es der Urheber vielleicht beabsichtigte, als Arzneimittel gegen den britischen Bonapartismus zu dienen. Bekanntlich drücken sogenannte directe Steuern viel schlimmer als die indirecten, weil der Druck bei den ersten sichtbar ist und auf gewisse Termine fällt, während die indirecten Steuern sanft, unmerklich und allmählich dem Steuerzahler das Geld aus der Tasche locken. Die Einkommensteuer werden die Engländer aber nicht wieder los, solange ihr Kriegsbudget, das heißt das Friedensbudget für die Armee und Flotte, 30 Mill. Pf. St. beträgt, und dieses Budget wird sich nicht mindern, solange dem Bonapartismus die „Ideen" nicht ausgehen. Darin ist Humor daß den Briten die Schlacht bei Solferino „zehn Pence im Pfund" die nächsten Jahre kosten wird. Vielleicht reißt endlich auch dem Philister die Geduld: ein besseres Mittel, wenigstens als eine hohe Einkommensteuer ließe sich nicht erdenken.

Der Peiho-Fluß.

Ein chinesischer Correspondent, sagt das Athenäum, ersucht uns ihm ein paar Worte gegen eine Behauptung Sir John Bowrings zu gestatten — eine Gunst die wir einem so gebildeten und höflichen Manne nicht verweigern können. Sein Schreiben ist vom 15 Februar datirt, und lautet: „Es ist ein ziemlich eigenthümlicher Umstand daß, während man im Hause der Gemeinen die Vorgänge bespricht welche an der Mündung des Peiho stattfanden, sich eine andere Debatte erhoben hat, die nämlich ob es wirklich einen Peiho gebe. Sir John Bowring läugnete, wie ich vernahm, in der Aberdeener Versammlung der britischen Association die Existenz dieses Flusses, und in einem Artikel über die Chinesen, den man ihm ebenfalls zuschreibt, wird die gleiche Behauptung unumwunden aufrecht erhalten. Peiho, wird gesagt (ich kann die Worte nicht ganz genau anführen, da ich die betreffende Zeitschrift nicht in Händen habe), bedeutet bloß der „nördliche Fluß," und diese Benennung wird von den Chinesen jedem Flusse beigelegt der von dem Ort des Sprechers nördlich gelegen ist. In Bristol würde man also, wenn die Bristoler chinesisch sprächen, den Mersey ebenfalls Peiho nennen, in London den Trent oder den Tweed. Der Fluß an dessen Mündung die Taku-Forts liegen, heißt der Tientsin-Fluß, von der Stadt Tientsin, wo der Vertrag zwischen England und China unterzeichnet wurde. So weit Sir John Bowring; allein trotz aller schuldigen Achtung vor seiner doppelten Eigenschaft als ausgezeichneter Sprachkundiger und langjähriger Bewohner China's, muß ich bemerken daß er in einen ernsten Irrthum verfallen zu seyn scheint — einen Irrthum der um so mehr berichtigt zu werden verdient als Bowrings Name geeignet seyn könnte ihm weitern Eingang zu verschaffen. Es gibt ein chinesisches Wort Pe, welches „Norden" bedeutet, und das einen Theil des Namens Peking, „die nördliche Hauptstadt," bildet, im Gegensatz zu Nanking, „der südlichen Hauptstadt." Allein es gibt auch ein anderes chinesisches Wort, Pei oder Pih, welches „weiß" bedeutet, und der Peiho ist in der That „der weiße Fluß," im Gegensatz vermuthlich zu dem wohlbekannten Hoangho oder Hwangho, „dem gelben Fluß." Die Wörter Pe und Pei sind, wenn man sie mit römischen Buchstaben schreibt, nur wenig von einander verschieden, im Chinesischen aber werden sie von zwei gesonderten Buchstaben vertreten, die himmelweit von einander abweichen. Ich glau'e nicht daß dem Drucker des Athenäums chinesische Typen zu Gebot stehen, und muß daher, um den augenfälligen Unterschied darzuthun, auf das „Chinesische Repositorium," eine vortreffliche periodische Zeitschrift, verweisen, die in Canton gedruckt wird, und von der sich eine Reihe Bände im Britischen Museum befinden. Es sind im „Repositorium" eine Anzahl Aufsätze über die Topographie der chinesischen Provinzen abgedruckt, in welchen die Namen von Orten sowohl in chinesischen als in römischen Buchstaben gegeben sind. Auf S. 444, Bd. XI, finden wir: „der Pe ho, oder weiße Fluß, gewöhnlich der Pei ho genannt," und auf derselben Seite werden zwei Flüsse erwähnt die „in den See Tungting westlich von Tientsin fließen — einem Platz bei welchem sie sich mit dem Pe ho vereinigen, und mit ihm in das Meer fallen." Auf S. 433, Bd. II, desselben Werks wird in einer trefflichen Schilderung Pekings gesagt: „Der Pei ho, im Norden jenseits der großen Mauer entspringend, fließt innerhalb zwölf Meilen von der Stadt im Osten, und geht dann in südöstlicher Richtung abwärts bei Tientsin in das Meer." Ich kenne Sir John Bowrings Gewährsmann für seine Ansicht in dieser Sache nicht. Der Aufsatz über die Topographie der Provinz Tschihli, welchem die obige Stelle über den weißen Fluß entnommen ist, rührt von Dr. E. C. Bridgman, dem Herausgeber der „Chinesischen Chrestomathie," her, und seine Kenntniß in Betreff der chinesischen Buchstaben hat er sich natürlich bei eingebornen Autoritäten erworben. Bis ich von Sir Johns Widerspruch hörte, hatte ich stets geglaubt es sey eine ebenso ausgemachte Sache daß der Peiho der

„weiße Fluß," als Peking die „nördliche Hauptstadt" sey. Ich bin ꝛc. „Heaou-Han Wan Teih."

Miscellen.

Ueber den norwegischen Fisch-Guano. Bereits im Jahr 1855 vereinigten sich mehrere intelligente Männer in Norwegen zur Begründung einer Gesellschaft unter dem Namen: „Det norske Fisk-Guano-Selskab" mit einem Capital von 100,000 norwegischen Species (1 Species = 1½ Rthlr.), um auf Anregung des Hofraths und Professors Dr. A. Stöckhardt in Tharand und anderer anerkannter Chemiker die großen Massen bisher nicht benutzter Abfälle, die beim Fang und bei der Zubereitung des Stockfisches sich ergeben, im allseitigen Interesse nutzbar zu machen. Die durch ihre großartigen Fischereien berühmten Lofoten-Inseln, etwa 300 Meilen nördlich von Christiania gelegen, boten die beste Gelegenheit hiezu dar. Die dort alljährlich gefangenen Millionen von Fischen liefern durch die sich bildenden Abfälle der Dorsche oder Stockfische, namentlich die Köpfe und Rücken, und durch die Wrockfische, Hunderttausende von Centnern, die bisher wieder ins Wasser geworfen wurden, und so verloren giengen. Wie groß die Masse dieses Materials ist, wird aus der Angabe erhellen daß die Zahl der jährlich zu verarbeitenden Fischköpfe, Rücken u. s. w. bis auf 20 Millionen steigt und das Quantum des daraus zu gewinnenden Guano's auf 50,000 Ctr. geschätzt wird. Es ist indessen die Absicht der Gesellschaft später directen Fischfang für die Fabrik zu betreiben, um die ungeheuren Massen von andern Fischen, welche dort mit größter Leichtigkeit gefangen werden können und bisher zu keinem andern Zwecke verwendet werden konnten, nutzbar zu machen, so daß dadurch später noch viel größere Quantitäten von Düngpräparaten dieser Art geliefert werden können. Nachdem der Plan der Ausbeutung dieses Materials einmal gefaßt war, galt es zuerst Menschen zu diesem Behuf für das ganze Jahr auf jenen unwirthlichen Inseln anzusiedeln, und zwar in der dazu am geeignetsten Lage. Demnächst mußten Maschinen erfunden, gebaut und eingerichtet werden welche das zähe Material mit dem man es zu thun hat, nachdem es durch den fortwährend dort herrschenden Sturm getrocknet worden, in geeigneter Weise und mit möglichster Schnelligkeit verarbeiten; die Fischer mußten ins Interesse gezogen werden, um von ihrer alten hergebrachten Gewohnheit zu lassen und die Abfälle zu sammeln; Wasserkräfte mußten nutzbar gemacht, Fabrik- und andere Gebäude und Anlagen erbaut, ein tüchtiger Dirigent gefunden, Zu- und Abfuhr in gehöriger Weise organisirt und noch viele andere Schwierigkeiten überwunden werden. Doch dieß alles schreckte die Gesellschaft nicht zurück, sie bewährte eine rühmliche Ausdauer, scheute keine Opfer an Zeit und Geld, und erreichte dadurch endlich im vergangenen Jahre das lang ersehnte Ziel — ein gleichförmiges Product zu billigen Preisen herzustellen und regelmäßig große Massen liefern zu können. Ueber die Wirkung des norwegischen Fisch-Guano's geben die im „chemischen Ackersmann" 1857, S. 151 bis 169 mitgetheilten, in Sachsen, Preußen, Mecklenburg, Holstein und Bayern angestellten gemeinschaftlichen Culturversuche specielle Auskunft. Aus der Durchschnitts-Berechnung der hiebei erzielten Mehrerträge ergaben sich, im Vergleich mit den durch guten Peru-Guano erlangten Mehrerträgen, folgende Verhältnisse. Es wurden im ersten Sommer producirt: durch 1 Pfd. Fisch-Guano bei Cerealien (Sommerweizen, Gerste, Hafer) im Mittel von 25 Versuchen 6,1 Pfd. Trockenmasse. Durch 1 Pfd. Peru-Guano bei Cerealien im Mittel von 23 Versuchen 6,3 Pfd. Trockenmasse. Durch 1 Pfd. Fisch-Guano bei Hackfrüchten (Kartoffeln und Runkelrüben) im Mittel von 17 Versuchen 15,6 Pfd. frische Wurzeln und Knollen. Durch 1 Pfd. Peru-Guano bei Hackfrüchten im Mittel von 17 Versuchen 17,3 Pfd. frische Wurzeln und Knollen. Die gesammten Zahlen aller Versuche wurden als dafür sprechend angesehen: daß die praktische Leistung des norwegischen Fisch-Guano's als Frühjahrsdünger der des Peru-Guano's bei gleichem Gewicht gleich zu setzen sey. (Polyt. Journal)

*

Versuche mit Dampfpflügen auf der kaiserlichen Musterwirthschaft bei Vincennes. Am 1 Febr. d. J. begab sich der Kaiser Napoleon nach der Musterwirthschaft von Vincennes, um neuen Versuchen mit Dampfpflügen beizuwohnen. Die Pflüge waren nach dem System von Fowler erbaut, welches schon auf dem letzten Meeting der britischen Ackerbaugesellschaft mit einer Prämie von 250 Pfd. St. belohnt worden war. Der Fowler'sche Pflug,[1] der bereits als brauchbar und als eine landwirthschaftliche Ersparniß in England erkannt wurde, ist aber mittlerweile von Vicomte de Baulny ganz wesentlich verbessert worden. Die Versuche mit diesem neuen Ackerwerkzeug gelangen überraschend. Der Pflug zog eine schnurgerade Furche, und mit einer Geschwindigkeit daß ihm die Beobachter nur im Laufschritt zu folgen vermochten. Während der anderthalbstündigen Gegenwart des Kaisers wurde weder ein Mangel an der Maschine noch an der Arbeit bemerkt. Mit ihrer Hülfe lassen sich in langen Tagen fünf Hectaren Land pflügen, eggen und rollen. Auch ist Aussicht vorhanden eine Säemaschine mit dem Apparat zu verbinden. Dieser besteht aus einer Art Locomotive und einem an Ankern befestigten Karren. Locomotive und Karren stehen an beiden Enden des Feldes und bewegen sich nach jedem gezogenen Furchenpaar parallel vorwärts. Die Furchen zieht ein Pflug der an einer Kette vom Karren zur Locomotive und von dieser zum Karren sich bewegt. Die Musterwirthschaft bei Vincennes ist außerordentlich günstig für solche Versuche gelegen, weil der Boden eine glatte Ebene bildet. Mechanisch ist das Problem des Ackerbaues durch Dampf also gelöst, es fragt sich jetzt nur noch ob die Arbeit durch Dampfkräfte wohlfeiler sich herstellen läßt als durch animalische.

[1] Siehe Näheres darüber, Ausland 1859. S. 1122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. Augsburg, 11 März 1860.

Kohlen und Kohlenflöze.

Jedes Kohlenflöz von der Fläche eines englischen Acre und von 4 Fuß Mächtigkeit bringt 5000 Tonnen (à 20 Ctr.) Kohlen. Rechnen wir das Jahr zu 300 Arbeitstagen und die Dauer der Arbeitszeit eines Menschen auf 20 Jahre, so würden, wenn jene 5000 Tonnen durch Heizung von Maschinen in mechanische Kraft umgewandelt würden, diese den nämlichen Effect ausüben, wie die mechanische Anstrengung von 1600 Männern bei harter Arbeit während ihrer Lebenszeit. Hier sind im Ganzen 6000 Arbeitstage auf jeden Menschen gerechnet und seine Körperkraft während dieser Zeitdauer hat als Aequivalent drei Tonnen oder 60 Ctr. Steinkohlen! Ein Kohlenflöz obiger Art in der Ausdehnung einer deutschen Quadratmeile würde 60 Mill. Tonnen liefern, die ein Aequivalent für die 20jährige Arbeit von 20 Mill. Menschen gewähren würden. In dem neuesten Edinburgh Review findet sich nun aus Rogers' Werk über die Kohlenformation folgende Statistik der wichtigsten Kohlengebiete in englischen Quadratmeilen, von denen 22 auf die geographische Quadratmeile gehen.

Vereinigte Staaten	196,650	200,000
Britisch N. Amerika	7,530	
Großbritannien	5,400	8,964
Frankreich	984	
Belgien	510	
Rheinpreußen	960	
Westphalen	380	
Böhmen	400	
Sachsen	30	
Spanien „	200 (?)	
Rußland	100	

Auf diesen Kohlengebieten liegen nach allgemeiner Schätzung folgende Mengen Kohlen eingeschlossen.

	Vermuthete Mächtigkeit der Schichten.	Millionen Tonnen.
Belgien	60 Fuß	36,000
Frankreich	60 „	59,000
Großbritannien	35 „	190,000
Pennsylvanien	25 „	316,000
Große Appalachische Felder	25 „	1,387,500
Indiania, Illinois, westl. Kentuchy	25 „	1,277,500
Missouri und Arkansasbecken	10 „	739,000
In Nordamerika überhaupt durchschnittlich	20 „	4,000,000

Nimmt man den Vorrath Belgiens von 36,000 Mill. Tonnen als Einheit an, so folgen die Länder nach ihrem Reichthum sich in nachstehender Ordnung

Belgien	1
Frankreich noch nicht	2
Großbritannien etwas über	5
Pennsylvanien etwas weniger als	9
Appalachische Felder	38½
Illinois, Indiana, westl. Kentuchy	35½
Missouri und Arkansas	20½
Ganz Nordamerika	111
Ganz Europa	8¾

In England bilden die Berge der Kohlenformation die lieblichsten Thäler und die größten landschaftlichen Schönheiten. Die Kohlenschichten selbst liegen in dünnen Blättern übereinander und zwischen jeder ist wieder Gestein geschichtet. Ohne Zwischenraum auf einander gelegt würden sie eine Mächtigkeit von 47 F. 9 Zoll erreichen, gleichwohl ist das Verhältniß ihrer Mächtigkeit zu der des Muttergesteines nur wie 15:38. Keine dieser einzelnen Schichten übersteigt 6 Fuß an Mächtigkeit, viele sind nur ebensoviel Zoll dick.

Früher hat man aus dem häufigen Vorkommen riesenhafter Gewächse in der Kohlenzeit geschlossen, daß zur Zeit der Kohlenbildung auf der Erde ein gleichmäßigeres, wärmeres und feuchteres Klima als jetzt geherrscht haben müsse. Das Vorwalten von Farnkräutern spricht allerdings für ein äußerst feuchtes Klima und für Abwesenheit strenger Kälte, da solche Pflanzen heute den Tropenländern und namentlich den oceanischen Inseln angehören. In neuerer Zeit hat man aber an

der Streuge dieser Schlüsse gezweifelt und sich im Sinn der neuen Richtung, welche die Geologie durch Sir Charles Lyell bekommen hat, dahin geäußert daß man nicht berechtigt sey die damaligen atmosphärischen Einflüsse sich sehr verschieden von den jetzigen zu denken. Wenn man unter hohen Breiten in Kohlenschichten riesenhafte Stämme, angeblich von baumartigen Farn antrifft, so wird darauf erwiedert daß noch jetzt in den Torfmooren Dänemarks und Schwedens viel stärkere Baumstämme vorkommen, daß aber ächte Baumfarn (Caulopteris) äußerst selten in Kohlenschichten sind, und daß die heutigen Temperaturunterschiede leicht von der Abholung unserer Culturländer herrühren können, durch welche zwar die mittleren Temperaturen nicht, wohl aber die Abstände der Extreme verändert, d. h. die Sommer heißer und die Winter kälter gemacht werden. Die Größe dieser Abstände aber beherrscht das Pflanzenwachsthum, da die Gewächse weniger geringe mittlere, als eintretende äußerst niedrige Temperaturen scheuen. Auf kohlenführenden Schichten in Amerika sieht man Spuren von Regen und Hagel, sowie Spalten im Boden welche die austrockende Kraft der Sonne aufgerissen hatte, so daß damals die nämlichen meteorologischen Erscheinungen wie jetzt sich zeigten. In Kohlenschichten, die kaum so dick sind wie ein zwölftel Zoll, will man Beweise von einem alljährlichen Niederfallen und Aufhäufen von Pflanzenresten finden, wie es jetzt noch bei Torfmooren sich beobachten läßt, und in der bituminösen Kohle von Ohio ist das jährliche Wachsthum durch $1/12$ Zoll mächtige Schichten sehr kenntlich. Man hat aber berechnet daß zur Bildung einer Kohlenschicht von einem Acre Ausdehnung und 3 Fuß Mächtigkeit so viel Holzbestandtheile nöthig waren als jährlich in einem Wald von 1940 Acres gebildet werden. Man kann also umgekehrt sagen daß jene drei Fuß Kohlen ein 1940jähriges Wachsthum, oder wenn man selbst ein tropisches Tempo annimmt, doch immer noch ein tausendjähriges erfordert haben. Die Bildung der 36 Yards Kohlen in dem Mid-Lothian Felde müßte mindestens 36,000 Jahre gedauert haben, und diese Mächtigkeit ist wieder nichts im Vergleich zu den Kohlengebieten von Saarbuik, wo 130 Schichten über einander liegen, ungerechnet sehr vieler von weniger als 1 Fuß Mächtigkeit. Alle Wälder Amerika's rasirt und zusammengepreßt würden noch nicht so viel Kohle liefern als die einzige Grube bei Pittsburg. Bevor die pennsylvanischen Flöhe durch Druck verdichtet ihres Wasser- und Sauerstoffes, überhaupt der flüchtigen Bestandtheile beraubt wurden, hätten sie, gleichzeitig aufgehäuft, eine Mächtigkeit von 2—300 Fuß besitzen müssen. Wenn man also in einem Kohlenschacht aufahrt, kann man in Zeit von fünf Minuten die Producte geologischer Zeiten durchstreichen, gegen welche die Ziffern der historischen Chronologie geradezu verschwinden. Die Pflanzen welche die Kohlenfelder bildeten, waren Sigillarien, deren Wurzeln man äußerst häufig in den Kalkstein antrifft, über welchen das Kohlenfeld sich bildete; auch binsenartige Gewächse, wie Calamites und Lepidodendra kommen häufig vor, während Nadelhölzer keinen entscheidenden Bestandtheil der Kohlenmassen gebildet haben. Ueber die Art wie die Bildungen vor sich giengen, gibt es jetzt zwei Anschauungen, die man als Torf- und als Trifftheorie bezeichnen kann. Nach der einen Ansicht wuchsen Wald und Dickicht in den Räumen der Kohlenfelder, verfaulten zu Torfmooren, senkten sich mit dem übrigen Land und wurden zu See oder Aestuarien, in welche große Ströme Schlamm und Sand hineinführten, aus welchen Schutt dann nach und nach die zwischenliegenden Sandsteine und andere Sedimente sich schichteten, während gleichzeitig die so begrabenen Pflanzenstoffe bitumenisirt und fossil wurden. Später hob sich die nämliche Fläche wieder über das Wasser, diente von neuem zum Schauplatz eines üppigen Wachsthums, um abermals wieder bedeckt und mit Schlamm überfüllt zu werden, so daß jede Kohlenschicht zu ihrer Bildung ein Untersinken und ein Auftauchen der fraglichen Räume erfordert haben mußte. Die andere Ansicht läßt die Kohlenschichten entstehen durch Stromtriften an Seen und Aestuarien, wie heutigen Tages der Mississippi in großartigem Maßstab dieses Metier betreibt. Gegen die erste Theorie läßt sich einwenden daß die Betten von Sandstein zwischen den einzelnen Schichten des Kohlenflötzes viel zu jahrlreich sind als daß jede durch Auftauchen und Untertauchen der Kohlengebiete entstanden seyn könnte, denn daß jene Zwischenlager von Sandstein wirklich unter dem Wasser gebildet wurden, dafür sprechen die darin auftretenden fossilen Fische und Muscheln. Die Trifttheorie dagegen ist deßwegen unhaltbar, weil man dann nicht die Ebenheit und Regelmäßigkeit, vor allem aber nicht die Reinheit der Kohlen von Beimischungen zu erklären vermöchte. Die Kohlen selbst treten in inselartigen Gebieten meist von elliptischer Gestalt auf, und nur ihre Ränder ragen bisweilen an den Tag, weßhalb man sie treffend Kohlenbecken geheißen hat. Diese Gestalt der Lagerung ist für das menschliche Geschlecht außerordentlich günstig gewesen. Würden die Kohlenbetten in normaler Tiefe liegen, wäre der Kohlenteppich durch Hebungen von unten nie zerrissen und gestört, seine Ränder nie an den Tag gerückt worden, sondern läge er noch in seiner normalen geologischen Tiefe und hätte sich darüber eine Schichtenfolge von Gesteinen abgelagert, so wären die Kohlen der menschlichen Benutzung entrückt. Würden sie aber nur wenige Fuß unter der Erde in einem ungestörten Bett liegen, so würde eine sündliche Verwüstung diese Naturschätze längst schon erschöpft haben. Dadurch daß bei vorrückender Ausbeute die Förderung der Fossilien immer schwieriger wird, hat die Natur dafür gesorgt daß die Menschen bei Zeiten anfangen haushälterisch zu werden. Da die Kohle eines der wesentlichen Elemente für beinahe sämmtliche große Gewerbe geworden ist, diese sich wohl bewegen können, die Kohle aber nie den Ort verändert, so lassen sich mit verständigem Blick auf die geologische Karte jetzt schon in den Vereinigten Staaten, wie in jedem dünn bevölkerten Lande die Punkte bezeichnen die einst der Sitz dichter Gewerbsthätde werden müssen, wie man in England ebenfalls neue Orte durch die Anziehungskraft der Kohlengruben hat entstehen sehen.

Jetzt wo man die Ausdehnung der Kohlenreviere, ihre Mächtigkeit und ihren Cubikinhalt annähernd kennt, droht die bange Frage, wie lange jbei anhaltendem oder gar wachsen-

dem Verbrauche diese Vorräthe noch reichen werden. Die Prophezeiungen lauten sehr verschieden: im J. 1792 sprach in Bezug auf das große britische Kohlenlager bei Durham und den damaligen britischen Verbrauch Dr. M'Rab von 375 Jahren; 1801 Dr. Bailey nur von 200 Jahren; 1830 aber Dr. Buckland von 400, Prof. Thomson von 1000, und Hr. Hugh Taylor von 1700 Jahren. Das große Becken von Northumberland und Durham lieferte 1854 schon 16,221,001 Tonnen, und nach sehr zuverlässigen Berechnungen wird bei gleicher Ausbeute dieses Lager nicht länger als 331 Jahre vorhalten. Das jährliche Gesammterzeugniß der 3000 britischen Kohlengruben erreicht die Summe von 68 Millionen Tonnen, wovon jedoch 18,819,511 Tonnen verschifft, und 22,547,343 Tonnen nur in den Eisengewerben verbraucht werden. Wir sahen früher daß England 190,000,000,000 Tonnen Kohlen besitzt. Das ist eine große Ziffer mit vielen Nullen, aber bei einem jährlichen Verbrauch von 68 Mill. Tonnen sieht man doch schon ein Ende voraus. Um so viel Tonnen Kohlen jährlich zu fördern, müßte eine Galerie von 12 Fuß Weite und 6 Fuß Höhe 5128 englische Meilen weit geführt werden, weit länger wie der Erdhalbmesser. Denkt man sich diese geförderten Kohlen zu einer Kugel gedreht, so müßte ihr Durchmesser 1550 Fuß lang seyn, oder man könnte auch eine vierseitige Pyramide von 3357 Fuß Höhe, oder Dreiviertel der Höhe des Rigi vom Luzerner See, daraus bauen.

Wenn nun auch die britischen Kohlen wie alle guten Dinge endlich ein Ende nehmen müssen, so tröstet uns doch zu Gunsten des vierten Jahrtausends unserer Zeitrechnung der amerikanische Vorrath, der sich zu dem britischen wie 111 : 5, zu dem europäischen wie 111 : 8¾ verhält, mit einem angeblichen Volumen von 4,000,000 Mill. Tonnen, und dabei sind die Kohlen im fernen Westen, in der Nähe der Felsengebirge, deren Reichthum erst kürzlich in diesen Blättern erwähnt wurde, gar noch nicht berechnet. Vorläufig aber beziehen selfsamerweise die Vereinigten Staaten Kohlen noch aus England, und zwar 284,869 Tonnen in den letzten Jahren. Ein Theil davon ist sogenannte Camuel (Candle, Kerzen-) Kohle aus Lancashire, welche mit einer hellen Flamme (daher der Name) verbrennt, aber auch in New-York und Boston mit 4 Pf. St. die Tonne (2 fl. 24 kr. der Centner) bezahlt werden muß und zu den höchsten Luxusartikeln gehört, denn es ist ganz glaublich wenn uns versichert wird daß die Ausgabe einer Haushaltung für Kohlen 50 Pf. St. (600 fl.) im Jahr beträgt, besonders wenn man weiß wie verschwenderisch die britisch-amerikanische Kaminfeuerung ist, und daß eine englische Familie ein ganzes Haus für sich allein heizt.

Das Predigerthum im fernen Westen.

Nach der Revue de deux Mondes.

Die rasche Ausbreitung des amerikanischen Volkes ist eine der bemerkenswerthesten Thatsachen der Geschichte der Neuzeit. Daß die Barbaren über das abendländische Kaiserreich einbrachen, angelockt durch die reichen und fruchtbaren Länderstriche Galliens, Italiens und Spaniens, ist leicht zu begreifen; es handelte sich darum ihre Hütten gegen Paläste, ihre Armuth gegen die Schätze der alten Weltgebieter zu vertauschen. Alle Wunder, alle Lockungen einer höhern Gesittung vereinigten sich ihre Habgier zu entflammen. Die Vereinigten Staaten dagegen bieten seit bald einem Jahrhundert das Schauspiel einer entgegengesetzten Bewegung dar. Ein unwiderstehlicher Trieb reißt ein junges kräftiges Volk fort, weit von den Meeresufern, weit von den Mittelpunkten des Handels- und des geistigen Verkehrs; die Städte werden verlassen um in die Wälder, die Civilisation um in die Einöde zu ziehen. Gegenwärtig ist der Weg gebahnt, und die Volksströme die überfluthend sich gegen Westen wälzen, haben das Beispiel und den Erfolg zweier Menschenalter vor Augen. Und dennoch welche Hemmnisse, welche Gefahren die den Einwanderern entgegenstehen! Je weiter sie sich vom Meeresstrande entfernen, je dünner bevölkert sind die Gegenden welche sie durchziehen, je rauher und unsicherer die Wege, je seltener die Hülfsmittel und der Beistand den sie hoffen dürfen. Sobald der Auswanderer sich in gänzlicher Einöde befindet, darf er nur auf sich selber zählen für seinen Unterhalt und seine Sicherheit; er muß alles durch seiner Hände Arbeit erringen, er muß Ackerbauer, Handwerker und Kriegsmann zugleich seyn. In der Stunde der Gefahr, wenn Krankheit, Hunger oder Feinde an seine Thüre pochen, ist er zu weit entfernt als daß seine Stimme vernommen werden könnte; unterliegt er, niemand weiß es, und nur der Zufall vielleicht führt auf die Spur des Unglücks oder des Verbrechens.

Wenn in unsern Tagen kein Jahr vergeht ohne irgend eine Katastrophe, kann man sich die Fährlichkeiten der Auswanderung zu Ende des vorigen Jahrhunderts leichtlich denken. Es fehlte nirgend an Boden; Pennsylvanien, Maryland und Virginien hatten, als Ohio und Kentucky ihre ersten Ansiedler erhielten, nicht das Viertheil der gegenwärtigen Bevölkerung; unbewohnte Strecken, mit culturfähigem Boden, welche noch in Ausdehnung in diesen Staaten vorhanden sind, riefen von allen Seiten Arbeitskräfte herbei, welche in völliger Sicherheit den Lohn ihres Schaffens genießen konnten. Dennoch übten schon die fernen Regionen des Westens ihre Anreizungen auf die Gemüther so stark aus daß Tausende von Familien sich entschlossen ihren heimathlichen Herd zu verlassen, und allem zu trotzen um in das Mississippi-Thal zu ziehen. Die ganze Kette der Alleghanies mußte überschritten, undurchdringliche Wälder, der Aufenthalt der Wilden, durchzogen werden. Kentucky rechtfertigte nur allzuwohl seinen indianischen Namen des „blutigen Bodens," der keinem bestimmten Stamm angehörte, sondern von den Wilden an

den Ufern des Ohio und Tennessee als neutraler Grund angesehen wurde, ein ungeheures Jagdgebiet wo sie dem Wilde nachstreiften, und von welchem jeder Fremdling abgehalten werden mußte. Auch kämpften sie mit Erbitterung gegen die Uebergriffe der Amerikaner. Es gab noch keine Wege in diesen Wäldern, nur schmale Pfade auf denen kein Fuhrwerk gebraucht werden konnte. Die Auswanderer führten ihre Habseligkeiten zu Pferde mit sich. Keine Familie wagte sich vereinzelt auszuziehen; man vereinte sich zu Karawanen mit einer Schutzwache von jungen kräftigen Leuten welche die Wege kannten und Schießwaffen führten. Es war unmöglich einen Tagemarsch zurückzulegen ohne auf skalpirte Leichen zu stoßen, und da und dort eine Oertlichkeit mit unheilvollem Namen zu finden, die auf irgendein Blutbad hindeutete.

Als der Vater von Peter Cartwright 1790 Virginien verließ, um nach Kentucky zu ziehen, schloß er sich an eine Karawane von zweihundert Familien an wo jeder Mann ein Schießgewehr trug, ungeachtet einer Escorte von hundert Bewaffneten. Dennoch wurden die Auswanderer längs des ganzen Weges von den Wilden gehetzt. Nach mehrern Tagmärschen wurden sie sieben Meilen von Crab Orchard, der ersten amerikanischen Niederlassung die ein Fort besaß, von der Nacht überfallen. Man beschloß weiter zu ziehen und erst unter dem Schutz des Forts auszuruhen. Sieben Familien von Müdigkeit überwältigt oder durch diese Nachbarschaft beruhigt, zogen es vor anzuhalten und zu campiren. Sie wurden während der Nacht überfallen und alle getödtet mit Ausnahme eines einzigen, der halb entkleidet flob und die Schreckenskunde nach dem Fort brachte. Freiwillige zogen alsbald zu Pferde aus und legten sich an der Indianerfurt am Ohio in den Hinterhalt, wo es ihnen gelang die größte Zahl der Rothhäute niederzumachen und ihnen die Beute der ermordeten Auswanderer abzunehmen.

Indeß waren die fortgesetzten Feindseligkeiten der Indianer nicht die einzige Gefahr welche man zu fürchten hatte. Nicht alle Ansiedler wurden gegen Westen gezogen durch den Reichthum eines fruchtbaren Bodens und die Wohlfeilheit der Grundstücke; es gab auch manche jener heißblütigen Abenteurer darunter welche keinen Zügel dulden können und in der Einöde die Befreiung von jeglicher Ueberwachung, jeder gesellschaftlichen Verbindlichkeit suchen. Ein Augenzeuge berichtet über jene Zustände: „Als mein Vater sich in der Grafschaft Logan, in Kentucky, niederließ, wurde sie die „Zuflucht der Spitzbuben" genannt. Manche hatten sich aus allen Punkten der Union dorthin geflüchtet um der Gerechtigkeit und der Strafe zu entgehen. Es bestanden wohl Gesetze, aber sie konnten nicht in Vollzug gesetzt werden, und deßhalb war der gesellschaftliche Zustand ein verzweifelter. Mörder, Pferdediebe, Straßenräuber, Fälscher hatten dort ein Unterkommen gesucht, sich verbunden und bildeten zu jener Zeit die Uebermacht. Ehrliche Leute die sich dem Gesetze unterwarfen, klagten wohl diese elenden Banditen vor dem Gerichte an, aber diese halfen sich gegenseitig durch falsche Zeugenschaft. Sie kamen so weit jedes Recht zu verhöhnen, und gaben sich so vielen Ausschweifungen und Gewaltthaten hin, daß die ehrsamen Bürger sich zusammen zu thun veranlaßt fanden, und sich unter der Benennung „Regulatoren" der Mühe unterzogen dem Gesetze Achtung zu verschaffen.

Nachdem die Regulatoren sich verbunden und ihre Satzungen aufgestellt hatten, geschah es in einiger Zeit daß beide Parteien sich zu Russellville an einem Assisentage gegenüber standen. Bald entspann sich ein Streit, der in ein allgemeines Handgemenge zwischen Regulatoren und Spitzbuben endete. Man bekämpfte sich mit Flinten, Pistolen, Dolchen, Messern und Knütteln. Es gab mehrere Todte und viele Verwundete: die Spitzbuben hatten die Obmacht, blieben Meister auf dem Platz und verjagten die Regulatoren aus der Stadt. Diese sammelten sich wieder und setzten den Spitzbuben nach, unterwarfen sie dem Lynchgesetz, und tödteten deren eine große Zahl, so daß viele sich aus dem Staube machten und entflohen, man weiß nicht wohin. Es gab viele Todte auf beiden Seiten."

Die Existenz dieser ersten Ansiedler des Westens, wie die der heutigen Auswanderer, war eine Reihenfolge von Entbehrungen. Das Wild war ihre Hauptnahrung, und oft waren sie gezwungen wie die Rothhäute es halb abgezogen auf den Kohlen zu rösten; ihr Getreide wurde im Mörser zerstoßen, und als Getränk diente ihnen Aufgüsse von Salbei, Sassafras und andern Würzkräutern, welche sie mit Ahornsaft versüßten. Sie pflanzten Lein, rösteten und brachen ihn selbst; die Baumwolle welche sie ernteten, wurde mit der Hand gereinigt; die Frauen kämmten, spannen und webten Flachs und Baumwolle, aus deren rohem Stoff sie die Kleidung der Männer verfertigten. Was die tausend Ueberflüssigkeiten betrifft welche zu den nöthigsten Bedürfnissen civilisirter Völker gehören, so mußte man sich ihrer zu entwöhnen lernen.

Den Sorgen und Anforderungen des materiellen Lebens gegenüber fanden natürlich die geistigen und sittlichen Bedürfnisse gar keine Befriedigung. Es gab nur wenige unter den Einwanderern welche Bücher besaßen; aber keine Zeit zu deren Benützung übrig hatten; aus Mangel an Anregung mochte der Geist sich nicht mehr anstrengen. Selbst die religiösen Gefühle, ungeachtet sie so tief im Menschen wurzeln, stumpften sich bald ab und erloschen im Schooße dieser Wälder, wo das göttliche Wort nur selten sich vernehmen ließ. Oft wurden die Todten ohne Segen und Trost für die Zurückgebliebenen in das Grab gelegt. Jahre giengen hin ehe die Kinder getauft wurden, und sie wuchsen heran ohne andere Lehren als die ihnen ihre unwissenden beschränkten Eltern geben konnten, deren Geist sich niemals von den irdischen Dingen losgemacht, und von der Gottheit nur unvollkommene Begriffe hatte.

In Neu-England hatte die puritanische Kirche ihren Geist der Belehrung eingebüßt, und mühte sich umsonst ab durch ohnmächtige Bestrebungen eine künstliche Einheit zu bewahren. In Virginien und den südlichen Colonien führte die anglicanische Geistlichkeit, reichlich versorgt, durch die Freigebigkeit der ersten Ansiedler ein Leben des Genusses im Umgang mit den großen Güterbesitzern, und kümmerte sich so wenig um

die „kleinen Weißen," welche alljährlich die Meeresufer verließen, um über die Alleghanies in die Wüsten des Westens zu ziehen. Aller Unterricht in Religion und Moral, alle geistliche Hülfe, aller Gottesdienst hätten die Bevölkerung des Mississippi-Thales vielleicht noch lange entbehren müssen, wenn nicht im selben Augenblick auf der Auswanderungstrieb erwachte, im Schoofe des englischen Protestantismus eine Umwandlung sich vollbracht hätte.

Der puritanische Fanatismus, der England so tief erschütterte, konnte den Mangel an Verfolgung nicht überleben, und hatte alle Schnellkraft eingebüßt. Die anglicanische Geistlichkeit, welche weder die Controverse noch die Gefahr des Kampfes mehr anfeuerte, beschäftigte sich mit Politik und Litteratur, weit mehr als mit der Gottesgelahrtheit, und kümmerte sich wenig um das Heil der Seelen. Mit guten Pfründen ausgestattet, weltlich und philosophisch gesinnt, folgte sie der Strömung der Zeit, während alles dem Unglauben zufiel, die höhern Classen durch Unsittlichkeit, die Mittelclassen durch schlechtes Beispiel, und das Volk, indem es sich selbst überlassen war, aus Unwissenheit und Mangel an aller Belehrung. Bei diesem Zustand der Gemüther unternahm ein Reformator, John Wesley, Heilung zu bringen. Er machte sich zeitig bekannt durch seinen Glaubenseifer und seine Sittenstrenge. Schon als Studierender zu Oxford bildete er mit einigen seiner Genossen eine kleine Gemeinschaft, in der man sich erbaute, gute Werke ausübte und sich auferlegte täglich zu gewissen Stunden sich dem Gebet hinzugeben; zugleich wurde dem Tanz und allen weltlichen Vergnügungen entsagt, worüber sie spottweise von den übrigen Studenten „Methodisten" genannt wurden. Bei seinem Abgang von der Universität glaubte sich John Wesley berufen das Evangelium unter den Wilden zu verkünden, und schiffte nach Amerika; nach Verlauf von zwei Jahren kam er jedoch nach England zurück, und entschloß sich mitten unter seinen Landsleuten das Apostelamt auszuüben.

Es handelte sich bei ihm nicht um das Dogma. Im Schooß der anglicanischen Kirche erzogen, nahm er wenigstens im Anfang alle ihre Lehrsätze unbedingt an. Nur war er schmerzlich betroffen über die allgemeine Sittenverderbniß, über die Lauheit welche über die Seelen gekommen, und die Gleichgültigkeit und Ohnmacht des Klerus. Wie alle Neuerer wendete sich Wesley vor allem den alten Zeiten zu; er wollte zu dem Urchristenthum zurückkehren. Nach seiner Ansicht hatten zweierlei Predigtweisen zu der raschen Glaubensverbreitung beigetragen: die der Apostel welche der göttlichen Einsetzung theilhaft geworden waren; und der Evangelisten, d. h. solcher Christen, welche sich berufen gefühlt das Wort des Herrn zu verkünden, deren Eifer sie in Vorläufer und Helfer der Apostel verwandelt hatte; dadurch daß nun dem Klerus allein das Recht zum Predigtamt zustand, hatte man die Kirche verstümmelt und eine Quelle des Glaubens versiegen lassen. Die Reform beschränkte sich daher die anglicanische Kirche in allen ihren Lehrsätzen unangetastet zu lassen, und sie dadurch zu vervollkommnen daß die Belehrung der Geistlichkeit durch die Predigten der Laien angeeifert und unterstützt wurde.

Die Fortschritte des Methodismus in England giengen sehr rasch vor sich, aber mitten in seinen Erfolgen verlor Wesley niemals Amerika aus dem Gesicht. Selbst da als die Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterland begannen, im Augenblick als die ersten Auswanderer sich nach Kentucky und Ohio wagten, schickte er einige Prediger nach seiner Wahl über den atlantischen Ocean. Indeß konnte der Methodismus nicht übersiedeln, ohne einige Umgestaltung zu erleiden; Wesley hatte seinen Jüngern ausdrücklich anbefohlen sich nur als die Stütze der Geistlichkeit anzusehen, sich auf das Predigen zu beschränken und aller priesterlichen Handlungen sich zu enthalten. Sie sollten nur im äußersten Falle die Nothtaufe vornehmen, und wegen aller kirchlichen Verrichtungen und Austheilung der Sacramente sich an die Geistlichkeit wenden. So leicht dieß in England geschehen konnte, so schwierig war es in den Colonien, wo der anglikanische Klerus, wenig zahlreich, nur in bevölkerten Gegenden sich fand, während im Inneren des Landes dieß Gebot durchaus nicht auszuführen war. Gerade diesen, aller geistlichen Hülfe beraubten Bevölkerungen, war es nöthig Gottes Wort zu verkünden. Als die Methodistenprediger, geführt durch ihren Eifer und die Gewißheit des Erfolgs, unter diesen auftraten, gab es alltäglich Todte nach dem Grab zu geleiten, Kinder zu taufen, Ehen einzusegnen, ohne daß es möglich gewesen wäre die Vermittlung eines Geistlichen anzusprechen.

Der Befreiungskrieg zog eine neue Schranke zwischen dem englischen Methodismus und seinen Jüngern in Amerika. Die von Wesley Ausgesendeten waren Engländer, und darum zum voraus den insurgirten Colonisten verdächtig. Da diese überdieß die Ansichten ihres Meisters theilten, waren sie im allgemeinen der Unabhängigkeit feind, und weigerten sich den neuen Institutionen Gehorsam zu schwören, indem sie ein gleiches zu thun andere ermuthigten. Dieß reichte hin um die Volksrache auf sie zu ziehen, welche durch die Eifersucht und die Angebereien des amerikanischen Klerus hervorgerufen und stimulirt wurde. Viele wurden eingekerkert, andere mit Geldstrafen belegt; manche auch mußten sich flüchten und in den Wäldern verbergen. Diese Verfolgung, von kurzer Dauer, gab den meisten Gelegenheit einen Bekehrungseifer, einen Muth und Tugenden zu zeigen welche dem Methodismus zahlreiche Anhänger verschafften. Als der Aufstand gesiegt und das Mutterland die Unabhängigkeit der Colonien anerkannt hatte, blieb der Widersetzlichkeit der Missionäre kein Grund zum weitern Bestehen. Die meisten unter ihnen kehrten nach England zurück, nach dem Beispiel der Geistlichen der anglikanischen Kirche. Diese dörfte auf in Amerika Staatsreligion zu seyn; sie besaß keine rechtlich anerkannte Hierarchie mehr, noch auch andere Einkünfte als die freiwilligen Beiträge der Gläubigen. Den Methodismus dem Loos einer Kirche zu verbünden welche die Macht der Verhältnisse zum Erlöschen verdammten, ein jugendliches Volk das mißtrauisch und eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit war, zu zwingen einem fernen Lande, entfremdet und feindlich, seine kirchlichen Einrichtungen, seine Geistlichkeit und seine Lehre zu entlehnen; um religiöse Bande die politischen überdauern zu machen, hieß

augenscheinlich dem entstehenden Werke den Todesstreich versetzen. Wesley erkannte dieß von Anfang an, und indem er auf die Leitung der amerikanischen Methodisten verzichtete, ließ er geschehen daß sie sich in eine unabhängige Kirche constituirten. Er sandte 1784 um dieser Aufgabe vorzusiehen, Dr. Coke nach den Vereinigten Staaten, einen der Männer welchen er sein ganzes Vertrauen schenkte, und bezeichnete demselben als Adjuncten den Dr. Asbury, den populärsten der in Amerika zurückgebliebenen Prediger. Eine Predigerversammlung wurde zu Baltimore am Weihnachtstag abgehalten, welche die Bestimmungen des Reformators annahm, und Coke und Asbury gemeinsam als Oberaufseher oder Bischöfe einsetzte, und dann aus ihrem Schooß nach der Stimmenmehrheit 12 Prediger erwählte, welche „Aelteste“ (eldera) genannt wurden. Die Versammlung nahm als Symbol die Religionsartikel an, welche 25 an der Zahl Wesley abgefaßt hatte, die ein Auszug aus den 39 der anglikanischen Kirche waren. Die Einsetzung des neuen Klerus, die Kirchenherrschaft, Feststellung der Lehre, alles ruhte fortan auf der Wahl und hatte die allgemeine Abstimmung zur Basis, indem die religiöse Gemeinschaft ganz nach der politischen eingerichtet wurde.

In der Organisation der methodistischen Kirche bilden, sobald sich die Zahl von 10 oder 12 ihrer Anhänger an demselben Orte befindet, diese eine Classe, welche einen Führer (leader) an der Spitze hat. Die Classe soll sich mindestens einmal die Woche zu gemeinsamem Gebet vereinigen, und es liegt dem Führer ob, ebenso oft jedes Glied seiner Gemeinde zu besuchen, um den Zustand seiner Seele zu erforschen und in dem Glauben zu erhalten. Die Zahl der Mitglieder einer Classe darf nie über 20 steigen, in welchem Fall Unterabtheilungen errichtet werden. Wenn mehrere Classen sich an demselben Orte oder in einem nahen Umkreis befinden, suchen sie eine Gemeinschaft zu bilden und in den Besitz eines Bethauses zu gelangen, wo sie die Sonntagsfeier abhalten können. Die Leitung des Gottesdienstes und des Predigtamtes wird fast immer einem angesessenen Prediger anvertraut, welcher durch den Classenführer unter den dazu geeigneten Gläubigen ausgewählt und regelmäßig eingesetzt wird, ohne eine Pfründe zu erhalten. Wenn kein Prediger vorhanden ist, tritt an seine Stelle derjenige der Gläubigen welcher den Beruf und die Rednergabe in sich fühlt, unter dem Namen eines „Ermahners“ (exhorter). Nur gehört die Verkündigung des göttlichen Wortes, und dieß ist das charakteristische des amerikanischen Methodismus, ganz besonders in das Bereich des Missionärs oder Wanderpredigers (travelling preacher), welchem auferlegt ist daselbe in einem gewissen Bezirke (circuit), zu predigen, während der Ortsgeistliche nur sein Stellvertreter wird. Er setzt auch die Führer der Classen ein und gibt den Exhorters die Erlaubniß zu predigen; wo er sich befindet, leitet er den Gottesdienst und verleiht den Gläubigen, deren Bekehrung durch ein christliches Leben sich darthut, den Titel als Mitglieder der Kirche. Der Wanderprediger weiht sich allein nur der Seelsorge, und sein Unterhalt wird von den Gläubigen des Bezirks beschafft. Er kann anfänglich auch nur Laie seyn; nach zweijährigem Predigtamt, gewissen Lesungen und Studien wird er zum Diaconat zugelassen. Zwei weitere Jahre des Predigens und Studierens machen ihn fähig „Aeltester“ zu werden. Der Diacon, dessen Diplom durch einen Bischof unterzeichnet seyn muß, hat die Macht nicht nur zu predigen, sondern auch zu taufen, Ehen einzusegnen, und bei Austheilung des Abendmahls den Aeltesten, die allein dasselbe zu reichen befugt sind, zur Seite zu stehen.

Mehrere Bezirke bilden einen District, an dessen Spitze ein Vorsteher (presiding elder) sich befindet; dieser muß jeden Bezirk mindestens alle drei Monate besuchen um dort zu predigen, und die Sacramente auszutheilen. Bei derselben Gelegenheit werden die Wanderprediger und Ortsgeistlichen versammelt, um mit ihnen die geistlichen Bedürfnisse des Bezirks zu besprechen, den neuen Predigern Licenzen zu ertheilen welche durch die Gemeinschaften vorgestellt werden, und die Klagen gegen die anzuhören welche im Amt sind. Mehrere Districte machen eine Conferenz aus, deren Oberaufsicht ein Bischof hat; dieser muß beständig seinen Sprengel bereisen, und steht alljährlich einer Versammlung vor, welche aus allen Vorstehern und Aeltesten desselben und zwei Predigern aus jedem District zusammengesetzt ist. Diese Conferenz übt Disciplinargewalt über alle Glieder des Sprengels aus, und bestimmt die Districtsvorsteher, weist den Predigern ihre Bezirke an, welche nicht mehr als zwei Jahre denselben Zuhörern predigen dürfen. Die Bischöfe und die Abgeordneten welche durch die Conferenz gewählt werden, bilden die Generalversammlung, welche alle vier Jahre stattfindet und die höchste Gewalt ist, weil sie die Bischöfe wählt und controlirt, in letzter Instanz über Disciplinarfragen entscheidet, und selbst, jedoch mit einiger Beschränkung, die Lehre, die Einrichtungen und Satzungen der Kirche modificiren kann.

Getreu dem Princip des Wesley aufgestellt, sucht der amerikanische Methodismus den individuellen Glaubenseifer mit dem regelmäßigen Wirken des Klerus zu vereinbaren, der überdieß durch die beständige Oberaufsicht der Vorsteher und Bischöfe in Athem gehalten wird. Seine schmiegsame Organisation gestattet ihm einem Gesellschaftsverband, dessen Ausbreitung nicht stehen bleibt, in seinen raschesten Fortschritten zu folgen. Je weiter die Civilisation in die Einöde vorrückt, sobald der Wirkungskreis sich ausdehnt, verwandelt sich der Methodistenbezirk in einen District, der District in die Conferenz, daß nie die Prediger sich überlastet finden, und die Controle immer wirksam bleibt. Die Einrichtung der Classen gibt zugleich das Mittel an die Hand den Auswanderern bis in das Dickicht der Wälder zu folgen. Das Eigenthümliche des Methodismus das ihn so fruchtbringend gemacht, besteht darin, niemals den Christen ohne geistliche Hülfe sich selber zu überlassen. Wie seine weislich abgestufte Hierarchie ihm gestattet bis an die äußersten Gränzen der Gesittung zu dringen, so umfaßt er, was nicht alle amerikanischen Secten thun, alle bis zu den letzten Schichten der menschlichen Gesellschaft, indem er auch die Neger nicht außerhalb des Christenthums wissen will, und sogar die Indianer in den Kreis seiner Missionen einschließt.

Der Methodismus ist deßhalb vorzugsweise die Kirche des fernen Westens. Obgleich auch die übrigen Secten gegen den Mississippi vorgerückt sind sobald eine gewisse Zahl ihrer Anhänger sich mit dem Strom der Auswanderer vermischte, so hat er doch allein bedeutenden Einfluß auf ihre Massen ausgeübt, und ihm verdanken sie gegenwärtig ihre Belehrung und ihren Glauben. Die ersten Methodistenprediger zeigten jenen Eifer, jene Wärme, jene Macht über die Gemüther, welche die Mitgaben der Sectengründer zu seyn scheinen, und aus Uneigennützigkeit und Ueberzeugung hervorgehen. Asbbury, Lee, M'Kendree mußten durch ihre wahrhaft evangelischen Arbeiten, durch die ungeheure Ausdauer, ihre Armuth und ihr Dulden, ihren Zeitgenossen als würdige Nachfolger der Apostel erscheinen.

Francis Asbbury, der wahrhafte Gründer des amerikanischen Methodismus, war zu Handsworth bei Birmingham 1745 geboren. Von ernstem Wesen bekehrte er sich mit 13 Jahren zu dem Methodismus, und war mit sechzehn schon Erhorter. Mit zweiundzwanzig wurde er Wanderprediger, und vier Jahre später sandte ihn Wesley, der eine hohe Meinung von ihm hatte, nach Amerika, von wo er nie zurückkehrte, seine alte Mutter aber fortwährend unterstützte. Die übrigen Missionäre hatten sich darauf beschränkt in den Städten an der Küste zu predigen; er wandte sich auf das Land, um Gottes Wort zu verkünden, mit solchem Erfolge, wie er ihn nie gehofft hatte. Auch wollte er selbst in dem heftig entbrannten Unabhängigkeitskriege Amerika nicht verlassen, und als er sich bedroht und verfolgt sah durch die republicanischen Behörden, flüchtete er sich zu einem Bekehrten, der ihn verborgen hielt, bis er seinen Beruf wieder aufnahm. Er stand der Conferenz von Baltimore vor, wo die Institutionen der neuen Kirche ausgearbeitet wurden, und erhielt den Auftrag sie als Bischof in Vollzug zu setzen. Er war ein Mann voll Würde, mit liebevollem Wesen, der die Disciplin strenge beobachtete und allen mit seinem Eifer und seiner Thätigkeit vorangieng. Ungeachtet der Abnahme seiner Kräfte und seiner Gesundheit wollte er niemals nur eine seiner Obliegenheiten auf einen andern übertragen, er starb mit einundsiebzig Jahren, in der Ausübung seines bischöflichen Amtes. Während der fünfundvierzig Jahre die er in Amerika zubrachte, hatte er 224 Conferenzen vorgestanden, 16,425 Predigten abgehalten, und in seinen Wanderungen 90,000 Meilen zurückgelegt.

Asbbury's Predigten waren fruchtbringend gewesen, allein sein Wort schöpfte seine größte Gewalt aus seinem Charakter. Seine Einbildungskraft war gering, ein organisirender und praktischer Geist, von einer Verständigkeit und einem Scharfsinn ohne Gleichen, hatte er die Gabe des Regierens. Dagegen war bei M'Kendree die Beredsamkeit in seiner Natur begründet. In Virginien geboren, hatte er den Freiheitskrieg mitgemacht und den Grad eines Adjutanten erhalten. Nach dem Friedensschlusse fühlte er sich mit einemmale zum Prediger berufen, und verließ alles um die geistliche Weihe zu erhalten. Er wandte sich nach den entlegensten Bezirken des Westens und gewann bald einen großen Einfluß über die Gemeinden. Sein hoher Wuchs, seine schöne Gestalt, seine wohlklingende Stimme, das Ausdrucksvolle seines Blickes und seiner Gebärden, alles unterstützte die Wirkung seiner Rede zu rauhen und rohen Menschen. Man drängte sich auf seinem Wege, und M'Kendree gefiel sich darin die Volksmenge um sich zu versammeln. Er war es der die Camp-Meetings einführte, welche einer der seltsamsten Gebräuche des Westens waren, von denen sich eben so viel Gutes als Schlimmes sagen läßt. M'Kendree hielt Zusammenkünfte für einen ganzen Bezirk mitten im Walde; da es keine Gotteshäuser gab, wäre es unmöglich gewesen anders als unter freiem Himmel eine zahlreiche Versammlung zu veranstalten. Auf zwanzig Stunden im Umkreise kam alles herbei, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, jeder brachte Mundvorrath für mehrere Tage mit. Ein rohes Gerüste wurde als Kanzel für den Prediger aufgeschlagen. Ein Schauer ergriff M'Kendree wenn er diese schweigende Volksmenge um sich versammelt sah, er schien in sich zusammenzusinken, seine Sprache stockte, dann, plötzlich wie von einem göttlichen Funken berührt, erhob er sich, seine Rede überfloß von Feuer und Ausdruck, seine Stimme füllte die Unermeßlichkeit der Wälder, und die Sünder welche sein Wort niederschmetterte, warfen sich zu seinen Füßen und schrien um Gnade.

Zwölf Jahre waren verflossen seit M'Kendree durch seine Rede die Völker des Westens anregte, als Asbbury 1800 das Mississippithal zu einem District erhob und ihn als Vorsteher einsetzte. Dieser District umfaßte die gegenwärtigen Staaten Ohio, Kentucky und Texas, einen Theil von Virginien und Illinois, und enthielt ein Gebiet von 1500 Quadratmeilen, M'Kendree mußte alle vier Monate ihn in seiner ganzen Ausdehnung durchziehen, oft allein und unter den größten Mühsalen. Nach acht Jahren wurde er Asbury als Adjunct in dem Episkopat beigegeben, und übte seine Würde 27 Jahre lang aus; allein seine letzte Lebenszeit mußte er unter grausamen Leiden hinbringen, in Folge der Gebrechlichkeiten die er sich durch sein Wandern und die fortgesetzten Entbehrungen zugezogen hatte.

Das Musterbild eines Predigers des Westens ist Peter Cartwright, oder wie man ihn im ganzen Mississippithal nennt, Onkel Cartwright, der auf vieles Drängen nach 55jährigem Apostolat seine Autobiographie herausgegeben hat, welche in den Vereinigten Staaten einunddreißig Auflagen und vielleicht ebenso viele in England erlebte. In der ersten Zeit seines geistlichen Berufes schrieb Cartwright ein Tagebuch seiner Wanderungen, um über die Fortschritte des Methodismus zu berichten; aber da mehrere seiner Mitbrüder dasselbe thaten, glaubte er es sey zu viel des Geschriebenen und überließ sein Manuscript den Motten und Mäusen, ohne weiter etwas aufzuzeichnen. Das Tagebuch wäre jedenfalls seinem letzten Buche vorzuziehen gewesen, das mehr der Erbauung gewidmet ist, als es Züge aus seinem Leben enthält. Er tritt soviel er kann in den Hintergrund, einzig bemüht seinen Gott und seine Kirche zu verherrlichen. Er ist mit wahrhaft kindlicher Liebe dem Methodistenwesen zugethan, welches sein jugendliches Herz dem Heilsgedanken aufgeschlossen, und aus

einem armen Waldläufer das Werkzeug so vieler Bekehrungen geschaffen hat. Er erfreut sich aller Erfolge die seine Kirche gewinnt, betrübt sich über die Zerwürfnisse welche in ihr entstehen, über alle Lücken welche sie schwächen. Er zeichnet von Jahr zu Jahr die Anhänger auf welche die Heerde des Herrn vergrößern, gibt umständlichen Bericht über Conferenzen und ihre Verhandlungen, und wenn man ihn hört, könnte man glauben das Weltgeschick hänge von den Stürmen ab, von denen eine amerikanische Secte bewegt wird. Dann denkt er auch an die Erbauung des Lesers, und die Anekdoten häufen sich unter seiner Feder; da gibt es hartgesottene Sünder welche sich unvermuthet bekehren, Heilige welche straucheln, und Büßer, sündige Menschen, durch ein Gottesgericht getroffen, entlarvte Heuchler, Ketzer und überführte Atheisten.

Peter Cartwright wurde 1785 an den Ufern des Jamesriver in Virginien geboren. Seine Eltern waren arm, und sein Vater, der im Freiheitskrieg die Waffen getragen, entschloß sich nach dem Friedensschluß mit seiner ganzen Familie nach Kentucky auszuwandern.

Nachdem er eine Weile in der Grafschaft Lincoln ansässig gewesen, zog er weiter, und ließ sich 1793 in der Grafschaft Logan, an der äußersten Gränze europäischer Ansiedlungen gegen Tennessee, nieder.

Peter Cartwright taunte daher keinen andern Lebensberuf als den des Pioniers; er wuchs mitten in den Wäldern auf, und als erste Erziehung lernte er nothdürftig lesen und schreiben. Er gab sich allen Zerstreuungen hin welche unter den Auswanderern beliebt sind, und sein Vater machte ihn sehr glücklich als er ihm ein Rennpferd und ein Spiel Karten schenkte. Seine Mutter, eine streng fromme Frau, die sich in Virginien zum Methodismus bekehrt hatte, betrübte sich tief über diese Neigungen. Die mütterlichen Ermahnungen stürzten den jungen Menschen in Verwirrung, und er fand sich mehrere Monate in großer Betrübniß als eine religiöse Versammlung in der Nähe der Wohnung seines Vaters stattfatte. Er kam mit der Menge hin welche von dem Rufe eines berühmten Methodistenpredigers, des J. Page, angezogen wurde, der seinen Zweifeln ein Ende machte. Er ließ sich mit sechzehn Jahren in die Gemeinschaft aufnehmen. Die Heftigkeit seines Wesens wandte sich augenblicklich der Religion zu; in den frommen Versammlungen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen das Wort zu ergreifen; sein Gebet, seine Rede wirkten mit ihrem leidenschaftlichen Ton auf alle Anwesenden. Einige Monate später bei der Frühjahrsvereinigung 1802 kam der Geistliche gerade auf ihn zu und übergab ihm zu seinem großen Erstaunen ein Patent als Exhorter. Vergebens versuchte er dasselbe auszuschlagen; der Prediger war überzeugt von seiner Berufung und machte es ihm zur Gewissenssache in den geistlichen Stand einzutreten. Im Herbst desselben Jahres überließ Cartwrights Vater seine Niederlassung einem andern und zog nach dem Fluß Cumberland, in eine Gegend die man erst urbar zu machen begann. Obgleich Peters Aufenthalt mehr als dreißig Stunden von dem Weg der Missionäre ablag, suchte er dennoch den Vorsteher des Districts John Page auf, um ein Certificat der Verbrüderung für sich und mehrere Glieder seiner Familie zu erhalten. Dieser stellte ihm sogleich eine Beglaubigung aus, die ihm das Recht gab das Land das er bewohnen sollte zu durchreisen, Versammlungen abzuhalten, Classen zu bilden, mit einem Wort, die ihm, der kaum achtzehn Jahre zählte, alle Verrichtungen eines regelmäßig eingesetzten Predigers übertrug. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Schule zu Lexington, der seine ganze Lehrzeit ausmachte, kehrte er zurück um sich zu seiner Sendung vorzubereiten. Indeß darf man nicht glauben daß er ohne Gelehrsamkeit gewesen; er verwendete jeden freien Augenblick auf das Studium, ließ sich durch die Districtsvorsteher anweisen was er auf der Reise oder während des Winters lesen sollte, und studierte so für sich allein außer den todten Sprachen und der Theologie Rechtswissenschaft, Physik und Mathematik.

Wie dieser Sohn des Waldes seine Aufgabe gelöst hat, läßt sich aus der Zusammenstellung beurtheilen welche er selber von seinem Wirken gegeben hat:

„Ich habe acht Bezirke und zwölf Districte bereist, und in die methodistische Episkopalkirche nach Prüfung und durch Bruderzeugniß 10,000 Personen aufgenommen; ich habe 8000 Kinder und 4000 Erwachsene getauft, und bei 500 Leichenbegängnissen gepredigt. Wie oft ich gepredigt habe, davon gab mein Verzechniß auf der Reise Zeugniß; es geschah oft des Tages zwei- und dreimal. Zu jener Zeit hatten wir selten einen Tag in der Woche zum Ausruhen, und ich glaube annehmen zu dürfen daß ich 400mal in einem Jahr predigte. Die letzten dreiundvreißig Jahre geschah es im Durchschnitt viermal die Woche, so daß ich im Ganzen wohl 14,600 Predigten abgehalten habe."

Diese energische entschlossene Natur, welche auch aus den ungünstigsten Verhältnissen Nutzen zu ziehen verstand, mußte der unstäten Bevölkerung des Westens, bei der sittliche oder physische Kraft als ein sicheres Anzeichen von Ueberlegenheit gilt, ganz besonders gefallen. Die Leichtigkeit mit welcher Cartwright vom Ernst zum Scherz übergieng, seine Fruchtbarkeit an Erzählungen und Parabeln, seine sarkastische Laune und seine Heftigkeit, selbst seine Uebertreibungen, alles contrastirte mit der feierlichen Gemessenheit der gewöhnlichen Prediger, alles entzückte und überwältigte die Menge. Einst wurde eine Generalconferenz zu Boston abgehalten, und die Methodisten, welche von den übrigen Secten als eine zusammengelaufene Rotte von Unwissenden und Unfähigen verkleinert wurden, suchten besonders in dieser Stadt, dem Athen von Amerika, sich hervorzuthun. Sie bestimmten in den Kirchen von Boston nur die ausgesuchtesten ihrer Redner predigen zu lassen, und zählten vorzüglich auf Cartwright; diesem war sehr angelegen den eigenen aber besonders auch den Ruhm seiner Kirche zu unterstützen und die Leute des Westens in Ehren zu bringen; er gab sich die äußerste Mühe zwei Predigten auszuarbeiten. Die Bostoner fanden daß er predige wie jedermann; durch dieses Mißgeschick geärgert, enthielt er sich aller Vorbereitung und ließ beim drittenmal sich vollkommen gehen, wie mitten in den Wäldern; der Erfolg war ein ungeheurer.

Nachdem er die schönen Tage des Methodismus gesehen, hat der alte Prediger lange genug gelebt um auch den Beginn seines Zerfalls zu schauen. Er beklagt daß die Campmeetings, der Schauplatz seiner Erfolge, in Abgang gekommen sind. Auch weitere Aenderungen werden noch geschehen, und sind wie diese die natürliche Folge der Umwandlung welche in den Vereinigten Staaten vor sich geht. Eine dichtere, an die Annehmlichkeiten der Civilisation gewöhnte Bevölkerung hat andere Bedürfnisse als eine zerstreute und halb wilde. Wozu in der Wildniß eine Predigt aufsuchen, die jeder in seiner Nähe finden kann? Warum sollte eine zahlreiche und wohlhabende Gemeinschaft das Eintreffen eines Missionärs abwarten, um ihre Kinder taufen, ihre Ehen einsegnen und die Sacramente austheilen zu lassen, wenn sie mit geringen Kosten eine Kirche errichten und einen ihr bekannten Seelenhirten dabei anstellen kann? Das Mississippithal ist gegenwärtig mit großen Städten besetzt, deren einige mehr als 100,000 Einwohner haben; mit diesen volkreichen Mittelpunkten haben sich neue Bedürfnisse entwickelt, denen der Methodismus genügen soll; diese Kirche, ehedem in den Wäldern zerstreut, zählt gegenwärtig in den Städten eine große Menge ihrer Anhänger. Eine sedentäre Bevölkerung zieht nothwendig eine ansässige Geistlichkeit nach sich. Durch diese Aenderung hat die Umwandlung des amerikanischen Methodismus begonnen, die täglich sichtbarer wird. Während die sedentären Einrichtungen dieser Kirche zunehmen, ihr Klerus aufgeklärter wird, ihre Anstalten aller Art sich vermehren und bereichern, muß das Apostolat nothwendig zurücktreten, und wie in den übrigen Kirchen in zweiter Reihe stehen.

Indeß verfolgt die Auswanderung ihren Weg gegen das stille Weltmeer, und die Gefahren und die Bedürfnisse sind nicht minder geworden. Nur zeigt sich schon auf ihrer Spur der katholische Missionär. Seitdem die katholische Kirche in Folge der irländischen Emigration in den Vereinigten Staaten Fuß gefaßt hat, macht sie im Westen wunderbare Fortschritte. Sie hat ihren regulären Klerus für die Städte, die religiösen Orden für die bewegliche und zerstreute Bevölkerung, und Dank dieser doppelten Miliz, welche sich beständig aus beiden Welten recrutirt, wird sie vielleicht in den Mississippithal Erbe seyn der Aufgabe welche der Methodismus während eines Jahrhunderts auf sich genommen hat.

Zur Geschichte der Taschentücher.

(Aus dem Musée des Sciences.)

„Stehlen wir hier den Platz für eine Erzählung: Ein „französischer Edelmann schneuzte sich stets mit seiner Hand, „und trat damit unserm Gebrauch sehr feindlich gegenüber. „Als er sein Thun vertheidigte (und er war seiner guten „Einfälle wegen berühmt), fragte er mich: welches Vorrecht „dieses schmutzige Excrement denn habe daß wir ihm zur Auf„nahme ein Stück schönen Leinenzeugs widmeten, und dieses „dann noch überdieß sorgfältig in die Tasche steckten und an „uns schlössen; dieß sollte dem Herzen weher thun als wenn „wir den Unrath wo immer hin werfen sähen, wie wir es „mit dem andern machten. Ich fand daß er keineswegs ohne „Grund sprach, und mir hatte die Gewohnheit die Wahrneh„mung dieser Seltsamkeit entzogen, die wir doch so garstig „finden wenn sie von einem andern Land erzählt wird."

Dieser wunderliche Einfall Montaigne's ist seitdem oft erneuert worden, und jedermann erinnert sich noch der zeitgenössischen Caricaturen über diesen selben Gegenstand. Es fehlt ihm nicht an Wahrscheinlichkeit, und es ist gewiß daß, wenn man sich auch stets geschneuzt, man wenigstens doch nicht immer ein Taschentuch dazu gehabt hat. Die Alten machten davon keinen Gebrauch; sie hatten indeß eine Art Leib-Linnen zur Abtrocknung des Gesichts, oder nur des Mundes, das sie Sudarium oder Orarium nannten, allein sie besaßen nichts besonderes für die Nase. Und doch forderte auch damals die Schicklichkeit ihre Rechte; ausspeien und schneuzen waren unehrerbietige Acte, die man sich in feierlichen Umständen nicht gestatten konnte. Die Redner auf der Tribüne waren diesem Zwang unterworfen, und der Kaiser Nero selbst getraute sich nicht davon abzuweichen als er auf dem Theater um den Preis des Gesangs und der Dichtkunst warb. Es scheint übrigens daß eine Art Makel an den Leuten haftete die sich viel schneuzen. In einem Lustspiel des Plautus sagt einer der Zwischenredner: „Ich speie nicht aus, ich habe keine feuchte Nase . . . geht mir eine Frau mit trockner Nase," und Juvenal läßt gar einen Mann, der sich von seiner Frau scheiden will, sagen: „Du fängst an mir lästig zu werden, du schneuzest dich zu oft; pade dich von hinnen; es wird eine andere kommen die eine trockene Nase hat." [1]

Man glaube aber nicht daß dieser ungezogene Ehemann dadurch die Waschlosen vermeiden wollte, denn man schneuzte sich damals noch wie der erste Mensch sich schneuzen mußte, oder wenigstens mit einem Schoß seiner Toga oder seiner Tunica. Es gab, wie wir gesagt, viele oft sehr theure Linnenstoffe (sie tragen verschiedene Namen welche nur die Alterthumsforscher interessiren), und es gehörte zum guten Ton sie stets bei der Hand zu haben. Allein man brauchte sie nur zur Abtrocknung des Gesichts, und wahrscheinlich bedienten sich die männlichen und weiblichen Zierlinge der damaligen Zeit des Anstands halber solcher Stoffe, wie man heuttzutage die Handschuhe, das spanische Rohr oder den Fächer gebraucht.

Wann aber ist das Taschentuch zum erstenmal zum Vorschein gekommen, und welche kranke Nase hat seinen nützlichen Gebrauch zuerst in Anspruch genommen? Hier fehlen uns die geschichtlichen Urkunden vollständig, und alle Nachforschungen führen uns nur auf mehr oder weniger wahrscheinliche Muthmaßungen. Darf man glauben daß die durch ihr langes Haar nur schlecht gegen den Schnupfen geschützten Völker welche das römische Reich überzogen, von jeher dieses verhängnißvolle Nebenkleidungsstück gebrauchten? Oder wollten sie

[1] Jam gravis es nobis, et saepe emungeris; exi
Ocius et propera; veniet sicco altera naso. Sat. VI.

vielleicht durch diese Neuerung auf eine Lücke in dieser übermüthigen römischen Gesittung, von der sie als Barbaren behandelt wurden, hinweisen und sie ausfüllen? Sey dem wie ihm wolle, das Wort Taschentuch (mouchoir) findet sich bei unsern ältesten Schriftstellern; so liest man in Jehan de Meurs' „Belagerung von Troja:"

»De ault des turres, Hélène se bailloit à veoir,
Vuidant moult plors, et moliant son mouchoir.«

Europa allein scheint diesen Gebrauch in seiner ganzen Reinheit angenommen zu haben. Afrika steht in diesem Punkte noch, treu seiner Ueberlieferung, im goldenen Zeitalter; Asien hat, scheint es, zwischen Europa und Afrika eine Art Mittelstellung, ein gemischtes Verfahren sich angeeignet, das von dem einen wie von dem andern etwas hat, und wobei die Finger als Vermittler zwischen Nase und Taschentuch dienen, und zwar geschieht dieß — man beachte es wohl — in jenen Ländern nicht etwa bloß von der Hefe des Volks, sondern von vielen Männern höchsten Rangs.

Erst zur Zeit des Christoph Columbus indeß faßte die Herrschaft des Taschentuchs festen Fuß in Europa — fast ausschließliches Leibgeding der Großen und Reichen, hatte es bis dahin das Bürgerrecht bei der Gemeinde der Martyrer noch nicht gewonnen. Es bedurfte eines großen Ereignisses um es nothwendig zu machen. Dieses Ereigniß war die Entdeckung Amerika's. Ohne es zu wissen, belastete der berühmte Genuese, indem er uns unter den Reichthümern der neuen Welt den Tabak gab, das Budget unserer Kleiderschränke unwiederbringlich mit einem weitern Artikel. Der Tabak, der von Jean Nicot, seinem botanischen Taufpathen, nach Frankreich gebracht und von Katharinen v. Medicis warm empfohlen wurde, gewann bald große Gunst; man sah darin anfänglich ein Heilmittel gegen alle Uebel, und der Gebrauch desselben ward allgemein unter dem Namen „Kraut für die Königin," „Gesundheitskraut." Man rieth Karl IX den Gebrauch desselben gegen die Kopfschmerzen denen er unterworfen war, und die ihm bedauernswerthe Wahnsinnsanfälle verursachten. Unglücklicherweise hatte das Heilmittel keinen vollständigen Erfolg, die Anfälle zeigten sich wieder, und während eines derselben wurde die St. Bartholomäusnacht beschlossen.

Trotz dieser Erfolglosigkeit war einmal der Anstoß gegeben, und der Schnupftabak, begünstigt von unserm feuchten Klima, machte seitdem den Gebrauch des Taschentuchs unumgänglich. Man ersieht aus dem Auszug der „Essais" mit dem wir diese Abhandlung eingeleitet daß der Gebrauch des Schnupftabaks zu Montaigne's Zeit schon so festen Fuß gefaßt hatte, daß ihm „die Wahrnehmung dieser Sonderbarkeit" entgangen war.

Der Hof Ludwigs XIV bewahrte diese Ueberlieferung; allmorgendlich überreichte man dem großen König bei seinem Aufstehen drei Taschentücher auf einem eigenen Präsentirteller. Diese Taschentücher waren von asiatischer Pracht. Man weiß wie sehr sich der Gebrauch derselben zu unsern Tagen ausgebreitet hat. Er ist allgemein geworden: neben dem Luxustaschentuch sieht man das gewöhnliche, für hygienische Zwecke bestimmte, ausgestellt. Das Luxustaschentuch ist besonders das Attribut des schönen Geschlechts; es ist unter allen Gesichtspunkten ein Gegenstand des Luxus; vergeblich fordert die Natur den Gebrauch desselben, es entbindet seinen Besitzer in keiner Weise die Zusucht zu einem guten und wahrhaften, der Tasche eines benachbarten Freundes entlehnten Sacktuch zu nehmen. Und dann hieße es einen Mord begehen, wollte man einen so kostspieligen [1] und überdieß allzu durchsichtig gestickten Gegenstand besudeln. Es dient fast nur zur Abtrocknung des Gesichts, wie die Sudoria der römischen Damen. Auch hüten sich unsere Damen im Durchschnitt genommen sehr der Versuchung einer Tabaksdose nachzugeben; die Mode erzielt hierin mehr als tausend Gründe thun würden.

Die Luxustaschentücher können, sozusagen, von Steffen aller Art gemacht seyn, wenn sie nur dem Auge gefallen. Die der Römer waren aus Seide oder feiner Amorgos'scher oder ägyptischer Leinwand; die unserer Damen sind bekannt genug. Was die ernsthaften Taschentücher betrifft, so müssen sie aus Hanf- oder Flachsgarn gefertigt und wenigstens vor dem Gebrauch mehrmals gewaschen seyn, um leicht biegsam zu werden. Die leinenen reizen, wenn sie zu neu sind, die Nasenhaut, und machen sie zu Entzündungen und mehr oder minder schmerzhaften Hautaufreibungen geneigt. Allgemein anerkannt ist daß die Baumwolle ebensalls die Haut reizt, wenigstens solange der Stoff durch den Gebrauch noch nicht halb abgenützt ist. Was die seidenen Foulards betrifft, so sind sie biegsam, weich und nehmen wenig Raum in der Tasche ein; allein sie haben eine Unzukömmlichkeit: sie saugen die Producte der Nasenausscheidungen schwerer ein, und säubern weniger die Oberflächen. Die Farbe des Taschentuches ist gleichgültig, vorausgesetzt daß sie solid ist und auf der Nase nicht abfärbt, was nicht selten zu geschehen pflegt bei denen welche gewisse Kräuner auf den öffentlichen Wegen verkaufen. Die Zeichnungen die man darauf anbringt gehen ins unendliche: Dominospiele, dramatische Scenen, geschichtliche Gegenstände, mit einem Wort, alles wird auf die Taschentücher angebracht. Ein berühmter Wundarzt der Heere der Revolution und des Kaiserreichs ist eines Tags auf den launigen Einfall gerathen eine Nationalitätsfrage daraus zu machen. „Die Engländer," schrieb er unter der Restauration, „haben seit einigen Jahren auf dem Continent eine ungeheure Menge baumwollener Taschentücher verbreitet, auf denen ihre Siege abgebildet sind, die sie uns sonach unablässig unter die Nase halten. Man sieht auf den einen die Schlacht von Quessant, auf andern die von Trafalgar, auf wieder andern die Einnahme von Seringapatam ꝛc. Was würde uns, die wir ebensals zu siegen und Taschentücher zu versertigen wissen, hindern unserserseits das gleiche zu thun? Allein nicht der zu schnupfigem Gebrauch bestimmten Musseline vertrauen wir die Sorge für unsern

[1] Die erlauchte Gemahlin eines berühmten Eroberers hatte Taschentücher welche nicht weniger als 80,000 Franken das Stück kosteten. — „Sie sollten eines davon wöchentlich entwenden," sagte ihr Gemahl zu der Dohame welche ihm diese vertraute Mittheilung machte, „Sie würden dadurch Ihren Gehalt ansehnlich verbessern."

kriegerischen Ruhm an: dauerhaftere und unser würdigere Denkmäler sind die edlen und ewigen Bewahrer desselben." (Percy.) Und all dieß aus Anlaß der Nase! Wer hätte vermuthen sollen daß ein so feuchter Gegenstand solche Proportionen annehmen könnte? Doch zurück zu unserm Taschentuch, über das wir der Gesundheitsrücksichten halber noch einige Worte zu sagen haben.

Wie alle Gewebe kann auch das Taschentuch entweder giftige oder miasmatische Stoffe aufnehmen, und dadurch zur Fortpflanzung der Krankheiten beitragen. Daher die, oft allzuwenig beobachtete, Vorschrift die Verwechselung derselben mit fremden zu vermeiden. Die unreinen Taschentücher, selbst wenn keine Miasmen oder Giftstoffe daran haften, können doch als Reizmittel wirken, und Entzündungen und Rothlauf der Nase und des Gesichts herbeiführen. Die Gerüche womit man die Taschentücher schwängert, haben alle, besonders wenn sie durchdringend sind, mindestens die Unzukömmlichkeit daß sie allgemach die Feinheit des Geruchssinns abstumpfen, abgesehen davon daß sie den Lästermäulern stets das alte lateinische Sprüchwort ins Gedächtniß rufen: „Non bene olet, qui bene semper olet, d. h. man riecht schlecht wenn man immer gut riecht." Uebrigens wollen wir nur daran erinnern daß die parfümirten Taschentücher, von der Zeit Heinrichs III und Heinrichs IV an, eines der gewöhnlichsten Mittel gewesen sind deren sich die Giftmischer bedient haben; sie benutzten dieselben um ihren Opfern Opiate und giftige Blumensträuße nahe zu bringen; ja man sagt, die Mutter Heinrichs IV sey von der Ausdünstung ihrer Handschuhe getödtet worden. Indeß bedürfen diese Geschichten authentischerer wissenschaftlicher Beweise als die Berichte der Chronisten jener Zeit sie uns an die Hand geben. Trotz alledem aber dürfen wir schließlich behaupten: das Taschentuch ist ein Fortschritt, und man sollte den Gebrauch desselben fördern.

Ein Besuch am Columbia-Fluß und auf der Vancouver-Insel.

Ein ungenannter Reisender in Blackwoods Magazine beschreibt uns eine Jagdpartie, die er von Fort Vancouver aus mit zwei Begleitern und drei Bootsleuten vom Stamme der Kri (Crees) wie es scheint schon vor Entdeckung der Goldfelder in dem Frasergebiete, den Columbia aufwärts unternahm. Die Nacht am ersten Ankerplatze verlief höchst unruhig, der Reisende konnte nicht schlafen vor einem infernalischen Lärmen und vor gellendem Geschrei in der Nähe. Endlich hielt er es nicht länger aus, stand auf und stahl sich hinweg in der Richtung eines am Abend zuvor wahrgenommenen indianischen Dorfes. Vom Rande eines Hügels bemerkte er daß irgend ein Fest gefeiert werden müßte. Auf einem offenen Raume brannte ein großes Feuer, an dessen einer Seite in regelmäßigen Reihen etwa hundert Indianer hockten, befiedert und bemalt mit den grellsten Farben. Auf der andern Seite führten zwölf andere einen merkwürdigen Tanz, wie sich später ergab, den Pfeifentanz aus. Ihre Gewänder, deren Faltenwurf je nach den Wendungen des Tanzes sich veränderte, waren mit seltsamen Figuren durch aufgenähte bunte Federn geschmückt. Außerdem hielt und schwang aber jeder eine Pfeife, mit phantastisch geschnittenem Kopfe und einem Rohre voll Perlen und Federn. Der Verfasser zog sich nach einer Weile vorsichtig zurück und erfuhr von seinen Kri-Begleitern, welche wachend auf seine Rückkunft warteten, daß das Dorf den Tschinuck, einem Stamme der Flachköpfe gehörte. Die Verunstaltung ihres Kopfes in frühester Kindheit durch Einschnüren zwischen Brettern um ihm eine Haselnußform zu geben, ist weder der Gesundheit noch dem Verstande schädlich, denn unser Beobachter bestätigt, was Paul Kane in den Wanderings of a Artist among the Indians of North America [1] schon bemerkte, daß die Flachköpfe einer der verschlagensten Stämme seyen und verhältnißmäßig weniger von Krankheiten zu leiden hätten als ihre Nachbarn mit natürlichen Schädeln. Ihre Häuser sind aus Holz gebaut und mit Dächern die beinahe den Boden erreichen. Vierzig Personen des schmutzigsten Menschenschlages der Welt hocken dort zusammen, in Gesellschaft von Schweinen und unter den Vorräthen von getrockneten Fischen und Wurzeln. Obgleich ihre Kleidung sehr ökonomisch zugemessen ist, sind sie doch höchst empfindlich gegen die Kälte und kriechen nicht eher aus ihren warmen Löchern als bis der Hunger sie dazu treibt. Auszehrung ist die gewöhnliche Krankheit welche sie bei dieser Lebensweise früh dahin rafft. Am andern Morgen wurde man dem „König" der Ortschaft feierlich vorgestellt. Der habgierige und schlaue Indianer fragte sogleich, ob die Herren wie die andern fremden Besucher Volksspiele zu sehen wünschten, und er setzte, als diese bejahten, sogleich hinzu, daß ein Wettrennen veranstaltet werden solle, wozu die Gäste die Preise liefern möchten, und zwar bezeichnete der König eine wahrgenommene, buntseidene Börse des Verfassers als wünschenswerthen Gegenstand für den erwähnten Zweck. Die Engländer, welche nicht darauf gefaßt waren die Zeche bezahlen zu sollen, mußten gleichwohl gute Miene machen. Fünfzig Reiter warteten schon der Anordnung. Ihre Thiere waren klein und von boshaftem Ansehen, auch ergiengen sie sich beständig in allerhand Unarten, Boden, Ausschlagen und plötzlichen Sprüngen. Als das Signal gegeben worden war, begann unter den indianischen Zuschauern das Wetten mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie sonst kaum bei britischen Rennen herrscht. Sie setzen oft alles, selbst ihre Frauen aufs Spiel, und wenn sie gänzlich an den Bettelstab kommen, so helfen sie sich durch Selbstmord, denn sie betrachten das Aufhängen als ein sehr glückliches Hülfsmittel für alle schwierigen Fälle.

Die landschaftlichen Schönheiten des breiten und sanften Columbia machten die Fahrt anfangs sehr genußreich. Der Strom wird aber immer reißender und bei den Stromschnellen mußte das Boot in der sengenden Sonne aufwärts gezogen

[1] S. Ausland 1859. S. 841.

werden. Als man etwa bis hundert engl. Meilen vom Fort hinaufgedrungen war, machten die Kris Anstalt das Boot zur Rückfahrt in den reißenden Strom zu stoßen. Die Engländer protestirten, und ein lauter Streit entspann sich in Sprachen die keine der andern Parteien verstand. „Wir schauten uns gegenseitig voll Bangigkeit an und versuchten eine letzte Ermahnung, als ich plötzlich von einem der Kris in die Höhe gehoben und trotz Schelten und Fauststößen in das Boot getragen wurde, während meine Begleiter eine ähnliche Gewaltthat erdulden mußten. Kaum saßen wir, so schoß das Boot in den siedenden Strom hinein, während die Kris ein teuflisches Geschrei ausstießen, wobei sie von unsern Gesichtern auf das finstere Wasser zeigten. Fort gieng es, die kleine Nußschale flog wie ein Pfeil dahin, bald mit Eisenbahngeschwindigkeit eine Strömung hinab, bald in den Trichter eines Strudels hinein, daß ich bei der raschen Drehung schwindelig wurde und meine Augen schloß, in der Erwartung als Ertrinkender sie zu öffnen. Unsere Rettungen schienen durch Wunder bewirkt, während die Kris, völlig unempfindlich gegen die Gefahren, ausgelassen wie die Tollhäusler sich betrugen." Bei der Rückkehr lachte der Gouverneur sie von Herzen für die ausgestandene Furcht aus, da diese Art des Reisens die gebräuchliche ist.

Die Vancouver-Insel wird uns dann voller landschaftlichen Reize geschildert. Der Anblick der Ufer wechselt von Meile zu Meile. Bäche durchziehen schattiges Buschwerk, oder stürzen sich über Felswände herab, Blumen und Gebüsche zieren das saftige Grün welches am Meer von einem schneeweißen Saum Korallensandes begränzt wird. Die Berge der Insel aber tragen die schönen Formen eines vulcanischen Ursprungs. So fand der Verfasser alle Beschreibungen von Vancouver durch ihre wirklichen Reize noch übertroffen, und fühlte sich oft an Pyrenäenlandschaften erinnert, nur daß hier noch alle Herrlichkeit des Meeres hinzukam. Um eine Aussicht zu gewinnen, beschloß man einen aufragenden Berg zu ersteigen. Er war völlig bekleidet mit Nadelholz, dessen gewaltige Stämme bis zu 50 Fuß Höhe von keinem Ast unterbrochen wurden, und deren Wipfel so dicht zusammen schlossen daß nur hie und da das Licht durch sternengroße Lücken eindrang, um die Dämmerung des Waldesdunkels zu erhellen. Da wo die Bäume jüngern Wuchses waren, und ihre Aeste sich dem Boden mehr näherten, hatten sich Kletterpflanzen um sie geringelt, und hiengen in dicken Festons von einem Zweig zum andern. An sonnigen Stellen erhob der Baumfarn sein gefiedertes Haupt, und bildete mit seinem hellgrünen duftigen Laub einen entzückenden Gegensatz zur Schwärze der Tannen. Der baumartige Farn, welcher an den pacifischen Ufern bis zu hohen Breitegraden hinauf reicht, scheint oft auf dem blanken Felsen noch zu wurzeln, und sein anmuthig gebogenes Gefieder beschattet und beschirmt sorgsam den Raum seines Gedeihens. Die Aussicht abwärts war auserlesen. Ueber den dunkelgrünen Fichtengrund, die und da durch purpurne oder graue Klippen unterbrochen, die stets mit Farrenwuchs sich zierten, eilte der Blick hinweg auf die tiefe blaßgrüne Ebene, besetzt mit einzelnen Baumgruppen, und eingesäumt vom Korallensand, hinter welchem der tiefblaue Ocean mit ewigen Pulsschlägen rollte. Plötzlich raschelte es in den Zweigen, ein paar braune Augen und ein paar prächtige Geweihe wurden sichtbar. Der Reisende hob instinctartig das Gewehr, der Hirsch sprang vorwärts gefolgt von zwei Hindinnen, und lag im nächsten Augenblick am Boden. So unbekannt waren die Thiere noch mit Waidmannstücke, daß die Kühe stehen blieben, um den Leib ihres Herrn und Gemahls wandelten, und seine Wunde unter Klagelauten zu lecken begannen. Anfangs beschloß der Verfasser diese rührende Scene nicht mit neuem Blut zu beflecken, als aber bei einer Bewegung mit der Büchse die beiden Kühe aufsprangen, regte sich die Mordlust von neuem, und er sendete einer Hindin die zweite Kugel nach, um das arme Thier nur zu verwunden, nicht zu tödten.

Bei der weitern Rundfahrt traf das Boot im Winkel einer lieblichen Bucht voll Blumen und Sonnenschein ein indianisches Dorf. Kaum war die Ankunft des Fahrzeuges entdeckt worden, so lief alle Welt ans Wasser, ja viele schwammen den Reisenden entgegen. Unter den Indianern kam aber auch ein französischer Ansiedler, der seit fünf Jahren unter dem Völkchen lebte, bedeutenden Einfluß gewonnen hatte, und die Gäste sogleich dem „König" vorstellte. Se. Majestät bewohnte eine Hütte, die vollständig der Bude eines Schacherjuden glich, so behangen war sie mit europäischen Lumpen und Trödel. Der König selbst trug einige auffallende Kleidungsstücke von französischem Schnitt und auf dem Kopf zwei Pariser Hüte, indem er den größern bis zur Hälfte etwa auf den kleinern gestülpt hatte. Die Reisenden konnten sich über diese classische Figur des Lachens nicht erwehren, so gutmüthig waren aber die Indianer daß sie jedesmal in diese Ausbrüche von Heiterkeit mit einstimmten. Man konnte indeß bei diesen lustigen Leutchen nicht lange verweilen, denn es war den Spazierfahrenden ein Bote zu Land nachgesendet worden, um sie zu benachrichtigen daß Feindseligkeiten auf der Insel ausgebrochen seyen. Als man die kleine Niederlassung von San Juan erreichte, herrschte unter den dortigen Ansiedlern die größte Aufregung, weil man nichts anderes als einen allgemeinen Aufstand der Eingebornen befürchtete. Bei der Ueberfahrt von San Juan nach dem Kriegsschiff, zu dem der Verfasser und seine Begleiter gehörten, hatte das Boot die ersten Fährlichkeiten zu bestehen, denn die Indianer am Ufer schossen fortwährend ihre Flinten dahin ab. Da sie aber um ein vielfaches entfernt standen, so hatten die Angreifer offenbar die irrige Meinung daß die tödtliche Wirkung ihrer Gewehre auf dem Knall beruhe.

Die Ursache dieses Streites war der plötzliche Tod eines Indianers gewesen, welcher dem bösen Zauber eines benachbarten europäischen Ansiedlers zugeschrieben wurde. Nach dem herrschenden Gesetz der Blutrache erschlug der nächste Verwandte des Verstorbenen diesen Colonisten, den Vater einer zahlreichen Familie. Der Gouverneur verlangte die Auslieferung des Mörders, und da diese verweigert wurde, begannen die Feindseligkeiten. Das Kriegsschiff landete jetzt etliche Leute, die dem Gouverneur als Bedeckung dienen sollten nach

dem Dorf des feindlichen Stammes, mit dessen Häuptling verfönliche Unterhandlungen versucht werden sollten. Das Dorf lag fünf engl. Meilen binnenwärts, und die Partei rückte vorsichtig ins Land, beständig einen Angriff mit vergifteten Pfeilen befürchtend. Doch wurden sie ruhig erwartet, und von dem König, sowie den Kriegern, beschedert und bemalt, mit großer Feierlichkeit empfangen. Der Gouverneur hielt ihnen eine moralische Rede, an deren Schluß er die Auslieferung des Missethäters begehrte. So wenig begriffen sie aber die Rechtmäßigkeit der Forderung, daß sie vor Erstaunen in Gelächter ausbrachen. Erst als man ihnen Geschenke in Aussicht stellte, versprachen sie am nächsten Tage zu unterhandeln. Wirklich wurde man auch einig, und der unglückliche Bursche, den die Seinigen, durch die Vorspiegelung es solle der Kampf erneuert werden, sicher gemacht hatten, den Engländern ausgeliefert, vom Gouverneur aber zum Tod verurtheilt, welchen Spruch er stoisch hinnahm, indem er nur bemerkte, es sey alles „gut." Als der Schelm hieng, entstand eine drohende Bewegung unter den Eingebornen, die aber durch den Anblick der Geschenke sich rasch wieder beschwichtigte. Zwei Tage lang ankerte das Kriegsschiff noch in der Nähe, gieng aber, da alles ruhig blieb, dann unter Segel.

Briefe aus Kleinasien.

VII.

Inebeli, 22 Nov.

Da sich wider Erwarten mein Aufenthalt in Angora verzögerte, so beschloß ich einen kleinen Ausflug auf einige umliegende Dörfer zu machen, da derselbe dem Fortgang meiner Unterhandlungen nicht hinderlich seyn konnte. Vielmehr hoffte ich daß in der Zwischenzeit die betreffende Angelegenheit eine günstigere Wendung nehmen würde. Ich unternahm meine Excursion mit dem Vorsatz, wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen sollte, nach meiner Rückkehr sofort den Heimweg anzutreten. Ehe ich diesen Ausflug beschreibe, muß ich noch einer sonderbaren Gewohnheit der Angoraner Erwähnung thun; wie nämlich anderswo der Mensch um sich in seinen müßigen Stunden zu beschäftigen, verschiedene Erfindungen gemacht hat, z. B. in Nordamerika das Holzschnitzen, in andern Ländern die Rosenkränze, so pflegen die Bewohner von Angora Melonenkerne zu kauen; geht einer aus, so steckt er sich die Taschen voll von dieser sonderbaren Näscherei. In Gesellschaft glaubt man von lauter Mäusen umringt zu seyn; jedem Gaste werden zwei Untertassen vorgesetzt, eine mit Melonenkernen, die andere für die Hülsen der ausgeknackten Kerne. Für einen der noch nicht daran gewöhnt ist, ist diese Sitte sehr unangenehm.

Um 6 Uhr war mein Pferd und der Zabtie bestellt; um 7 Uhr kam das Pferd glücklich an und wurde gesattelt und gezäumt, während ich meine Reisetasche fertig machte. Um 8 Uhr war noch kein Zabtie zu sehen; ich gieng also zum Pascha, der an der Pforte seines Serai saß und sein Nargileh rauchte. Dieser befahl sogleich dem Zabtie Agassi einen andern Zabtie zu schicken, um den Kerl aufzusuchen. Endlich wurde er gefunden, und so war es 10 Uhr (8 Nov.) als ich Angora verließ, um einige Dörfer in der Murtad Owassi zu besuchen.

Der Weg führte beständig über Hügel, so daß es ein ewiges Auf- und Absteigen war; die Hügel selbst sind baumlos, aber in den Thälern ist etwas Baumwuchs, was indeß nicht genügt um den Texel unentbehrlich zu machen. Nach 4½-stündigem Auf- und Absteigen erreichten wir das erste Dorf der Mulad owassi, nämlich Miranos, welches auch Biranos heißt. Es war mir als ein Ort bezeichnet, welcher einige Alterthümer enthält, aber wie gewöhnlich war nichts davon zu finden. Der Ort besteht aus etwa 40 bis 50 Häusern, welche aber ziemlich gut und solid aus behauenen Quadern von rothem Sandstein, meistens zweistöckig, aufgeführt sind, wodurch das Dorf ein eigenthümliches Ansehen erhält. Man sagte mir, in der Nähe des Ortes habe ehemals eine große Stadt gestanden und noch jetzt befinde sich in der Nähe des Dorfes ein Brunnen, den die Dschenewiz erbaut hätten. Die Quelle des Brunnens habe man bis jetzt nicht ausfinden können. Im Sommer versiege sie. Als ich nachher den Brunnen sah, überzeugte ich mich bald daß er nicht von den jetzigen Einwohnern gebaut sey, aber von Dschenewiz (mögen dieß nun Genien oder Genuesen bedeuten) eben so wenig; bei dem ersten Anblick erkannte ich daß der Brunnen von Armeniern gebaut sey, welche in früherer Zeit diese Ebene bewohnten, jetzt aber alle nach Angora ausgewandert sind; auf dem Brunnen fand ich einige armenische Buchstaben ausgehauen. Neben dem Brunnen sieht man noch die Stellen wo die Häuser der angeblich großen Stadt, d. h. der frühern Armenier, gestanden haben. Die jetzigen Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Matten, wozu sie das Schilf aus einem See neben dem Dorf Emir Gazi holen.

Das Dorf Emir Gazi liegt eine Stunde westnordwestlich von Miranos; ich machte noch den kurzen Ritt dahin und sah den See, d. h. nur das Schilf, denn sein Wasser ist gegenwärtig nach langer Dürre so gut wie ausgetrocknet. Emir Gazi ist ein ziemlich großes Dorf und hat eine hübsche Moschee, theils aus Quadern, theils aus Ziegeln erbaut. Auch sind hier einige Steine mit Inschriften. Die Murtad Owassi hält 32 Dörfer, wovon aber mehrere menschenleer sind, und bildet ein Kaza (Gerichtsbarkeit) für sich. Der Hauptort ist Girindos, wohin ich mich am folgenden Tage begeben wollte. Ich fragte die Leute, wem zu Ehren ihr Dorf Emir Gazi heiße, aber davon wußten sie nichts; sie erklärten bloß daß dieser Name schon uralt sey, was wohl nichts weiter heißt als daß er seit der mohammedanischen Herrschaft diesen Name führe. Nachdem ich mein Tagebuch beendigt hatte, entspann sich noch eine interessante Unterhaltung. Durch mein längeres Verweilen in Angora und durch einige Landleute welche mich dort gesehen hatten, namentlich durch

ein paar wandernde armenische Handwerker aus Istanos, die mich in Angora auf meinen antiquarischen Wanderungen begleitet hatten, und die ich wieder in Emir Gazi traf, war meine Hauptbeschäftigung jedermann bekannt geworden. Einige konnten den Nutzen dieser Arbeit begreifen, andere aber, und diese waren die Mehrzahl, meinten durchaus, unter den Steinen wäre Gold verborgen, welches mir, sobald ich die Copie der Inschrift in meinem Taschenbuche hätte, überall nachfolge. Diese Ansicht wurde von der Mehrzahl der Anwesenden verfochten, die Minorität dagegen stützte sich auf die geistige Ueberlegenheit der Franken: sie wiesen auf die Dampfschiffe, Telegraphen u. s. w. hin, und meinten, Leute die so etwas zu Tage förderten, sögen ihre Weisheit nicht aus den Fingern, sondern wären genöthigt sich um die schon gefundenen Wahrheiten zu bekümmern um durch das gemeinschaftliche Wirken von Jahrhunderten und Jahrtausenden neues hervorzubringen.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr ritt ich nach Girindos, eine starke Stunde südwestlich von Emir Gazi, ich fand in der Mauer der Ortsmoschee eine Inschrift von 52 Zeilen, theils griechisch, theils lateinisch, aber in einem kläglichen Zustande, mehr als die Hälfte zerstört, und die übrige Hälfte wegen der sehr kleinen Buchstaben und wegen des ungünstigen Sonnenstandes so gut wie unleserlich. Ich copirte was ich konnte, d. h. ungefähr ein Viertel; um sie gut zu copiren muß man im hohen Sommer Morgens früh an die Arbeit gehen.

Von Girindos hatte ich sieben Stunden bis Angora, und es war schon 6 Uhr türkisch, also bis Sonnenuntergang noch sechs Stunden. Ich trieb die Pferde etwas an, machte in Oimatsch zehn Minuten Halt, um eine Tasse Kaffee zu trinken, und erreichte, da der heutige Weg etwas weniger hügelig war, schon in fünf Stunden Angora. Unterwegs sah ich eine Ladung grüner Steine, man sagte mir diese Steine kämen aus Juva ($2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden von Angora auf unserm Wege), und man brenne Kalk daraus.

Bei meiner Rückkehr in Angora erkannte ich daß ich nichts ersprießliches mehr ausznrichten vermöchte, und rüstete mich daher für den 10 Nov. zur Abreise. Den Vormittag dieses Tags verwendete ich zu verschiedenen Vorbereitungen, als Abschiednehmen von den Freunden und Bekannten, Sorge für Pferde und Zahtie, Vertheilung von Trinkgeldern u. s. w.

Nach einem Abschiedsfrühstück bestiegen ich und der Zahtie die Pferde, das Pferd welches ich für mein Gepäck gemiethet, hatte sich in einen Esel verwandelt, aber das war nicht meine, sondern des Vermiethers Sache. Eine kleine Strecke ritten wir noch durch die Gärten der Stadt, von da an führte der Weg einförmig und öde über baumlose Hügel und Berge, und ich war froh daß meine Begleiter damit zufrieden waren bis Hassan Oglan, sechs Stunden von Angora, zu reiten. Zwar liegt ein kleines Dorf vier Stunden von Angora, aber seitwärts, und so ritten wir nach Sonnenuntergang noch $1\frac{1}{4}$ Stunde einen ziemlich hohen Berg hinab; es war Mondlicht, und für meine Zwecke gab es nichts zu sehen. Nach 5stündigem Ritte erreichten wir das Dorf Hassan Oglan, und etwa $\frac{3}{4}$ Stunden später kam auch der Esel mit meinem Gepäck. Hassan Oglan ist ein großes Dorf von 160 Häusern, und ich erwartete daher eine ziemlich gute Aufnahme, aber dießmal fand ich mich arg getäuscht. Das Gastzimmer saß voller Bauern, die mich kaum grüßten. Man wies mir neben einem offenen Fenster ein Plätzchen an, und Feuer war fast gar nicht im Kamin. Eine Tasse Kaffee wurde mir gereicht, aber fast niemand sprach mit mir; sprach ich ein Wort, so antwortete man mir nicht. Wäre es nicht später Abend und bis Kalaidschik ein einziges Dorf gewesen, so wäre ich noch aufgestanden und dahin geritten. Aber ich mußte mich in Geduld fügen; nach einer weitern Stunde brachte man Essen für mich, den Zahtie und noch einen andern Gast, der ebenso schlecht behandelt wurde, obgleich er wie der Zahtie Muselmann war. Das Essen bestand aus drei kleinen Broden, einer Schüssel mit Pelmes und einer Schüssel mit Käse, die stark nach Knoblauch roch. Das war alles und reichte nicht für uns aus. Der Pferdevermiether war in einem andern Hause abgestiegen. Nach dem Essen reichte man uns nichts weiter, nicht einmal eine Tasse Kaffee. Die Kerle verrichteten dann quasi re bene gesta ihr Abendgebet und giengen davon, indem sie uns drei Gäste allein ließen. Wir legten uns schlafen, und schliefen so viel als die Flöhe erlaubten.

Am andern Morgen (11 Nov.) um 4 Uhr kam der Sürüdschi und holte das Gepäck ab, weil er vorausgehen wollte. Ich war damit zufrieden, und noch mehr, als auch der Zahtie aufstand und Kaffee machte. Wir tranken und brachen um $5\frac{1}{2}$ Uhr auf, von den Dorfbewohnern ließ sich niemand sehen, und in Betracht der schlechten Behandlung ließ ich dießmal kein Bakschisch zurück.

Die erste Hälfte des Wegs war ungefähr wie am vorigen Tage, jedoch bestiegen wir einen sehr hohen Berg, Tekir Beli genannt, auf dessen Gipfel, genau in der Mitte des Weges zwischen Hassan Oglan und Kalaidschik, ein Derbend (Wächterhütte) ist, wo wir einen Kaffee tranken. Dann ritten wir zwei Stunden auf dem Kamme des Berges, der vielfach vulcanische Spuren zeigt und für den Geologen höchst interessant sein muß. Die letzte Stunde gieng es abwärts, und noch vor Mittag erreichten wir Kalaidschik.

Kalaidschik ist ein kleines Städtchen von etwa 600 Häusern (worunter circa 60 armenische), die rings um einen Hügel liegen, oben auf dem Gipfel ist ein altes Kastell, wovon der Ort seinen Namen hat; das Kastell ist doppelt, ein äußeres und ein inneres, die eigentliche Citadelle. Ich fand beim Müdir Gastfreundschaft, und nach einem kräftigen Frühstück, das mich für den gestrigen Abend entschädigte, besah ich den Ort etwas. Er lebt bloß von seinen ländlichen Producten, die aber sehr reichlich sind, vorzüglich Weintrauben, Obst (Birnen und Quitten vorzüglich schön), Seide, Tiftik, etwas Baumwolle, Gerste und Weizen. Die Gärten der Stadt liegen ringsherum, besonders am Halys; die Stadt hat zwei Moscheen und eine kleine armenische Kirche. Der Müdir sagte mir, der Ort sey sehr im Verfall, und sie könnten nichts besseres thun als nach Konstantinopel auswandern. Ich fragte nach der Ursache, und es war die alte Klage, Höhe der Abgaben und Mangel an Absatzwegen. Nach dem Meere führe keine

bequeme Straße, und der Halys sey nicht schiffbar wegen der großen Vernachläßigung dieses herrlichen Flusses. Ihr Hafen sey Angora, d. h. alle ihre Producte giengen nach Angora, nur von Samsun und Bafra komme etwas Tabak. Als Sage erzählte man mir, der Ort sey zu den Zeiten des Seidi Gazi Battal erobert worden.

Im Castell fand ich durchaus nichts altes, ausgenommen einen in Felsen gehauenen Weg, der zum Fluß führte; die Mauern des Castells sind aus türkischer Zeit, die meisten Häuser in demselben verfallen. Auf dem armenischen Begräbnißplatz fand ich einige Inschriften, unter andern eine vom Kaiser Hadrian; auch mehrere große steinerne Löwen, das Wappen der Gallograken, liegen daselbst, ferner eine Menge achteckiger Säulentrümmer mit christlichen Sculpturen.

12 Nov. In Kalaidschik hatte es etwas Schwierigkeit einen berittenen Zabtie zu finden, indessen gelang es doch dem Müdir die Requisiten dazu von verschiedenen Seiten zusammenzubringen, nämlich den Zabtie von einer und das Pferd von einer andern Seite. Wie gewöhnlich aus einer Stadt, kam ich von hier nicht sehr früh weg; um 8 Uhr holte der Pferde-Eigner mein Gepäck ab, da er aber noch andere Güter nach Tschangri zu bringen hatte, so brach er später auf als wir. Ich frühstückte noch, und als endlich der Zabtie erschien, bestiegen wir um 9 Uhr die Pferde, und waren um 12¼ Uhr in Tschandyr, einem ziemlich hoch gelegenen Dorfe, wo wir abermals frühstückten, und zwar sehr gut. Der Weg bis hieher war hügelig und baumlos, aber im Verhältniß zum gestrigen Wege sehr gut.

Von Tschandyr bis Tönei (dreisylbig zu sprechen, auf der Kiepert'schen Karte heißt der Ort Tunai) sind 2½ Stunden, wir ritten diese Strecke in 2 Stunden, meist über eine baum- und wasserlose Ebene. Tönei ist ein elendes Dorf am Fuß eines mit Eichengestrüpp bewachsenen Hügels; schon vorher sahen wir einen bewachsenen Hügel als erstes Anzeichen unserer Annäherung an die Waldgebirge des Pontus; Tönei gegenüber im Norden liegt ein mächtiger Bergkoloß, den mein Zabtie Alchas nannte. Zwischen ihm und Tönei fließt der Terme, ein lieblicher, mit Pappeln und Weiden besetzter Fluß, der sich in den Halys ergießt.

Mein erster Eindruck von den Bewohnern Tönei's war sehr ungünstig, und er täuschte mich nicht. Die Leute hatten den besten Willen sowohl mich und meinen Begleiter als einen andern Reisenden, einen Imam, ebenso zu behandeln wie die von Hassan Oglan, aber mein Zabtie verstand das Ding anders; er nahm meine Peitsche, und indem er sie in die Höhe hob, commandirte er Feuer, Gerste, Kaffee u. s. w., und seinen Befehlen wurde gehorcht. Der Pferde-Eigner, welcher außer meinem Pferd noch vier Esel hatte, fand daß man ihm zu wenig Stroh und Gerste gereicht hatte; er verlangte noch mehr, und wollte es bezahlen, aber der Zabtie commandirte, und es wurde gebracht.

13 Nov. Schon früh um 5 Uhr brach mein Gepäck auf, wir andern um 6 Uhr. Da von den Bauern sich noch niemand gezeigt hatte, wollte ich das Bakschisch zurücklassen, aber der Zabtie meinte, ich thäte besser mein Geld zu behalten, ein Rath den zu befolgen ich keinen Anstand nahm. Nach 1½stündigem Ritt, während dessen es etwas regnete, erreichten wir das Dorf Avren, indem wir Jnandyk links liegen ließen. In Avren machten wir Halt um Kaffee zu trinken und zu frühstücken. Als wir den Berg überstiegen hatten, an dessen südlichem Abhang Avren liegt, kamen wir in ein langes Thal, welches anfangs sehr öde war, allmählich aber schöner ward. Von Avren bis Tschangri sind über Stunden; da der von Zeit zu Zeit eintretende feine Regen den Boden schlüpfrig gemacht hatte, so kamen die Thiere etwas schwer fort; sie glitten häufig aus, und der thonhaltige Schlamm ballte sich beständig an ihren Hufen zusammen; trotzdem kamen wir in vier Stunden an. Die Umgegend von Tschangri kam mir sehr schön vor, der Baumwuchs war häufig und die Gegend abwechselnd. Ueberall war man in Folge des Regens mit Pflügen beschäftigt; theilweise war die Wintersaat aufgeschossen und erfreute durch ihr frisches Grün das Auge.

Tschangri liegt sehr hübsch am Abhang eines Berges und hat 2200 Häuser, worunter nur etwa 100 von Raja bewohnt sind; oben auf dem Berg ist ein Castell, welches ich aber nicht besucht habe. Der Hauptverwerb des Ortes besteht in dem Tiftik, wovon jährlich 100,000 Oken ausgeführt werden. Alterthümer schienen mir nicht da zu seyn; vielleicht gibt es welche, aber um sie zu suchen hätte ich noch einen Tag dableiben müssen, wozu ich keine große Lust verspürte. Ich gieng zum Kaimakam, der mich freundlich empfieng und Befehle gab mir einen Konak anzuweisen. Ich wurde bei einem vornehmen Türken, Said Effendi, einquartiert. Als ich vom Serai dahin ritt, goß der Regen in Strömen, so daß ich gehörig durchnäßt ankam. Bald darauf kam auch mein Gepäck. Said Effendi, ein ältlicher Mann, nahm mich sehr freundlich auf. Zum Ausgehen hatte ich aber bei der naßkalten Witterung keine Lust.

(Schluß folgt.)

Dr. Hooker über den Ursprung der Pflanzenarten.

(Aus Chambers's Journal.)

Unmittelbar nach Hrn. Darwins Buch erscheint ein Quartband von Dr. J. D. Hooker, von den königl. Gärten in Kew, über „die Flora Australiens, ihren Ursprung, ihre Verwandtschaften und Vertheilung (The Flora of Australia, its Origin, Affinities, and Distribution)," welcher ein meisterhaftes, des Namens des Verfassers vollkommen würdiges Werk ist. Dieser Versuch will für die Botanik das thun was Hrn. Darwins Werk für die Zoologie geleistet hat: nämlich zeigen daß die Arten nicht geschaffen und unveränderlich, sondern abgeleitet und veränderlich sind, und Dr. Hooker nimmt diese Unterlage für den Grund „daß, welche Ansichten auch ein Naturforscher sich rücksichtlich des Ursprungs und der Veränderung der Arten sich eigen gemacht haben möge, doch jeder aufrichtige Forscher zugestehen müsse daß die

Thatſachen und Beweisgründe auf welche er ſeine Ueberzeugungen ſtützte, eine Reviſion erheiſchen ſeit die Linnäiſche Geſellſchaft die ſcharfſinnigen und originellen Raiſonnements und Theorien der HH. Darwin und Wallace herausgegeben habe."

Die Frage behandelnd daß Pflanzen eine Centripetalkraft, eine Neigung „zum wilden Typus zurückzukehren," beſitzen, führt Dr. Hooker einige erläuternde, mit Beweisgründen belegte, Beiſpiele an, welche eine große Fähigkeit zur Veränderung und nur eine geringe zur Rückkehr zeigen. „Zwörderſt," bemerkt er, „zeigt die Mehrzahl der angebauten Küchengewächſe und Getreidearten, wie z. B. der Kohl und ſeine zahlreiche Sippſchaft, und die verſchiedenen Sorten Spalierobſt, wenn man ſie vernachläſſigt, keine Neigung die Merkmale der wilden Zuſtände dieſer Pflanzen anzunehmen; ſie arten unzweifelhaft aus, und ſterben ſelbſt ab, wenn die Natur die Bedingungen nicht ergänzt welche der Menſch (dadurch daß er den Verrichtungen der Natur zuvorkam, oder auf ſonſtige Weiſe) vorgeſehen hat; ſie verbutten, werden bart und holzig, und gleichen ihren wilden Stammvätern in ſo weit wie alle verbutteten Pflanzen wilden Pflanzen von ähnlichem Habitus; allein dieß iſt keine Rückkehr zum urſprünglichen Typus, denn die meiſten dieſer angebauten Pflanzenfamilien ſind nicht bloß urtypiſche Formen des wilden Stammvaters. In vernachläſſigten Feldern und Gärten ſehen wir daß Pflanzen von ſchottiſchem und von Brüſſeler Kohl, oder Kohlrabi, ihrer gemeinſchaftlichen Stammmutter, der wilden Brassica oleracea, ganz eben ſo unähnlich ſind, wie einer andern Pflanze; ſo arten ferner die meiſten unſerer feineren Aepfelarten, wenn man ſie aus Samen zieht, aus, und werden Holzäpfel; indem ſie dieß aber thun, werden ſie Holzäpfelarten von den Spielarten zu welchen ſie gehören, und kehren nicht zu dem urſprünglichen wilden Holzapfel zurück."

Dann geht die Beweisführung auf die Wirkung der Umſtände über — Kälte, Hitze, Näſſe, Trockniß, und Klima überhaupt; die Mittel der Pflanzenwanderung längs der Gipfel von Bergrücken, und wie überall eine ungeheure Anzahl Pflanzen ins Daſeyn drängt damit eine geringere Anzahl leben kann. Die Gattungen müſſen erhalten werden; auf dieſem Punkt verharrt die Natur; „allein ſtets gibt es eine morphologiſche Veränderung, wenn die Veränderung der Bedingungen eine plötzliche, oder wo ſie im Verlauf der Zeit eine äußerſte wird. Die neue Form iſt nothwendig die beſtpaſſende für die veränderte Lage, und wie ihre Nachkommenſchaft hinfort die Zahl der Feinde der alten vermehrt, ſo wird ſie am Ende auch darnach ſtreben die Stelle ihrer elterlichen Form an derſelben Oertlichkeit einzunehmen. Ferner wird alljährlich von der alten Pflanze eine größere Maſſe Samen und Abkömmlinge zerſtört werden als von der jungen, und die aufkommenden Pflanzen der alten werden, da ſie für die Oertlichkeit nun weniger geeignet ſind, auch weniger Samen liefern, und daher weniger Nachkommen haben."

Dr. Hooker unterſucht und erläutert die Frage an Beiſpielen aus der foſſilen Botanik, und hat, in Gemeinſchaft mit andern Naturforſchern, zu beklagen daß der geologiſche Beweis noch zu viele und zu weite Lücken hat, um es möglich zu machen ein vollſtändiges Syſtem der Pflanzen-Paläontologie herzuſtellen. Das Problem der Vertheilung der Pflanzen, und ihrer Dauer, iſt noch immer nicht gelöst; wir können nur muthmaßen daß einige Pflanzen maßloſe geologiſche Zeitläufte und ſelbſt die langſame Ueberſchwemmung von Continenten überlebt haben. Auf dieſe Bemerkung folgt in Hookers Buch eine Stelle mit welcher wir für jetzt von dieſem anziehenden Gegenſtand Abſchied nehmen. „Für meinen Geiſt," bemerkt der Verfaſſer, „iſt die Fortſchrittsdoctrin, wenn man ſie in Verbindung mit der Hypothese betrachtet daß der Urſprung der Arten durch Veränderung geſchieht, bei weitem die tiefſte von allen die je naturhiſtoriſche Schulen in Aufregung verſetzt haben, und ich glaube nicht daß ſie bis jetzt ſo vorurtheilslos behandelt worden iſt wie ſie es verlangt. Die Elemente für das Studium derſelben ſind die umfaſſendſten und verwickeltſten denen der Naturforſcher ſein Nachdenken widmen kann, und beruhen auf dem Verſtändniß der wechſelſeitigen Wirkung der ſogenannten unorganiſchen auf die organiſche Welt."

Die Spinnmaſchinen und ihre Erfinder.

Das Bedürfniß iſt die Mutter aller Erfindungen, auch der Maſchinenſpinnerei geweſen. Das Bedürfniß nach einer vermehrten Garnerzeugung konnte ſich aber nur dann einſtellen, nachdem die Weberei die erſten mechaniſchen Fortſchritte hinter ſich hatte. John Kay aus Bury in Lancaſhire, der ſich durch die Erzeugung trefflicher Webertämme einen Namen gemacht hatte, erfand das fliegende Schiffchen. Ein Zügel mit einem Griff, den der Weber erfaßte, war ſo aufgeknüpft daß man mit einer Hand das Schiffchen durch einen Zug hin und durch einen Zug wieder zurückſchleudern konnte, während man früher beide Hände in Thätigkeit erhalten mußte. Mit Hülfe dieſer Verbeſſerung konnte ein Weber weit mehr als das Doppelte wie ehemals leiſten. Die Weber von Colchester und Spitalfields, zu deren Glück dieſe Erfindung gemacht wurde, aus welcher eine Steigerung ihres Wohlſtandes hervorgehen ſollte, widerſetzten ſich nichtsdeſtoweniger der Einführung des neuen Stuhles, der jedoch von Leeds raſch adoptirt wurde. Der arme Kay zog aber wenig Nutzen von ſeiner Erfindung, obgleich er ſich ein Patent hatte geben laſſen, denn die ſämmtlichen Webermeiſter in Yorkſhire ſchloſſen einen Bund, „den Schiffchen-Club," um ſich gegenſeitig vor Gericht auszuhelfen. Kay begann zwar mehrere Proceſſe gegen unbefugten Gebrauch des Stuhles, und gewann ſie wohl auch, aber die Proceßkoſten ſchreckten ihn von weiteren Rechtsverfolgungen ab. Kay ſoll auch den erſten Kraftſtuhl gebaut haben, aber ein Tumult der Weber, die in ſein Haus drangen (1753) und alles zerſtörten, zwang ihn zur Flucht nach Paris, wo er bald darauf in großer Dürftigkeit ſtarb. Seit der Verbeſſerung der Webſtühle konnten die Spinner den Webern nicht mehr nach. Dieſe

mußten halbe Tage und halbe Wochen feiern, weil keine Garnvorräthe vorhanden waren, und als 1770 der berühmte Staatswirth Arthur Young nach Manchester kam, hörte er die Fabrikanten mit Behagen über die Theuerung sprechen, „weil durch sie die Leute zum Fleiße genöthigt würden.“ Um dem Bedürfniß nach größern Garnmengen abzuhelfen, sannen viele Köpfe gleichzeitig nach. So ist denn das Verdienst der Erfindung von Garnstühlen dem Sir Richard Arkwright neuerdings von Hrn. Guest bestritten worden, der einem Thomas Highs es zuwendet, während Hr. Baines, der ebenfalls wie Guest eine Geschichte der Baumwollenspinnerei geschrieben, einen John Wyat als Erfinder ausgibt, bis in ganz neuester Zeit dargethan worden ist daß weder Arkwright, noch Highs, noch Wyat, sondern Lewis Paul aus London der erste Erfinder gewesen sey. Seine Ansprüche waren nach einem Essayisten im Quarterly Review folgende.

Paul, der aus einer bemittelten Familie stammte, nahm 1738 ein Patent auf die Erfindung Wolle und Baumwolle durch eine neue Maschine zu spinnen. Nach seiner Beschreibung sollten die Cottonflechten „zwischen zwei Rollen durchgehen, die, durch mechanische Kraft gedreht, den Rohstoff an sich zögen, während andere Rollen indem sie sich rascher und rascher drehten, den Faden immer dünner zögen.“ Es ist gar keinem Zweifel unterworfen daß in dieser Beschreibung der wichtigste Grundsatz der neuen Spinnerei ausgesprochen liegt. Paul fiel aber noch ehe er seine Maschine vollendet hatte, in Armuth, aus der er sich jedoch emporarbeitete, da er nach und nach viele Patentlicenzen an Spinner verkaufen konnte, so daß er im Jahr 1759 in Wohlstand gestorben ist. Es scheint jedoch daß Pauls Maschinen weder ein wohlfeileres noch ein besseres Garn lieferten als vom Spinnrade kam, denn die Erfindung und der Erfinder waren bald verschollen. Minder gut gekannt ist der Erfinder der Jennyspindeln, doch scheint die Ehre einem Weber aus Standhill, James Hargreaves zu gebühren, der sich durch verbesserte Maschinen zum Krempeln der Baumwolle als Erfinder schon früher ausgezeichnet hatte. Die Sage will daß als er eines Tages aus Mangel an Garn müßig gelegen und seiner Frau am Spinnrade zugeschaut habe, ihm der Gedanke gekommen sey daß, wenn man mehrere aufrechtstehende Spindeln neben einander in Bewegung setzte, mehrere Fäden gleichzeitig gesponnen werden möchten. Im Jahr 1767 hatte er einen Apparat erfunden, der aus acht Spindeln bestand, nach welchen acht Flechten Baumwolle liefen. Die Spindeln wurden mit der rechten Hand durch ein wagrechtes Rad in Bewegung gesetzt, während der Spinner mit der Linken die Flechten nach den Spindeln zog. Dieß war die erste Jenny, wie man behauptet, so von Hargreaves nach dem Namen seiner Frau oder seiner Tochter genannt. Auch sein Haus ward vom Gewerbspöbel gestürmt und seine Maschine zerstört, später schlossen obendrein die Fabrikanten von Lancashire ein Bündniß gegen ihn, so daß bei seinen Lebzeiten die neue Erfindung nie in Schwung kommen konnte. Highs dagegen, ein Weberkammbauer aus Leeds, von dem man ebenfalls behauptet er habe eine Frau oder Tochter, Namens Jenny besessen, verfertigte eine Maschine mit zwei Spindelreihen, welche von einer Trommel in Bewegung gesetzt wurden. Highs war aber ein Vagabund, er verfolgte seine Erfindung nicht weiter, und er hätte Hungers sterben müssen, wenn ihn seine Kinder nicht bis zu seinem Tod (1790) erhalten hätten.

Auf diese Vorgänger, die mehr oder weniger durch ihre eigenen Erfindungen ins Elend gerathen waren, folgte Richard Arkwright, seines Zeichens ein armer Barbier, Friseur und — was damals etwas sagen wollte, Perückenmacher, der sich mit Rasiren „reinlich um einen Groschen“ wie es vor seinem Laden geschrieben stand, durch Haarschneiden und durch Handel mit Haaren, namentlich weiblicher Dienstboten, bis zu seinem 30. Jahre sein Brod erwarb, bis ihn, der voller Einfälle war, der Gedanke quälte ein Perpetuum mobile zu bauen, welche mechanische Studien ihn später zu den Spinnstühlen führten. Arkwright war vor lauter guten Gedanken an den Bettelstab gekommen, aber er hatte Freunde bei denen sein Genius Credit fand und die ihn über dem Wasser erhielten. Auch er wurde in Preston von einem Pöbelhaufen zur Flucht getrieben, rettete jedoch seine Maschine. Diese befand sich damals noch in einem rohen Zustande, allein 1769 konnte er schon sein Patent auf eine Spinnmaschine mit Rollen nehmen. Merkwürdig ist es daß um die nämliche Zeit Hargreaves seine Jenny erfunden hatte und patentiren ließ (1770), während James Watt ein Jahr früher seine neuerfundene Dampfmaschine hatte patentiren lassen. Es dauerte lange, ehe Arkwright und seine Gesellschafter Nutzen von ihrer Erfindung zogen. Die erste von Pferden getriebene Spinnmaschine wurde in Nottingham, die nächste größere mit Wasserkräften bei Cromford (Derbyshire) errichtet. 20,000 Pfd. St. waren bereits ausgegeben worden, und fünf Jahre verstrichen noch bis Arkwrights Freunde für das Zutrauen in die Fähigkeiten des ehemaligen Barbiers ihre Belohnung fanden und mit dem Erfinder reich wurden. Die Arkwright'schen Maschinen beruhten zwar auf dem nämlichen Gedanken wie die von Lewis Paul, doch sind die mechanischen Einzelnheiten so völlig verschieden daß man zweifeln darf ob Arkwright jemals ein Paul'sches Modell gesehen habe. Dadurch daß er die Baumwollenflechten über zwei Paar Rollen laufen ließ, wovon das vordere Paar sich rascher bewegte, konnte die Flechte selbst bis zu jeder beliebigen Länge gestreckt werden, denn damit wurde genau die Thätigkeit des Spinners am Rocken nachgeahmt, der mit dem Daumen und Mittelfinger die Fasern aus dem Rocken zog. Der Apparat wurde dann verbunden mit dem Tretrad und der Spindel am gewöhnlichen Spinnstuhl. Da hier also wie bei den meisten Maschinen eine Nachahmung der Handarbeit oder, wenn man so sagen darf, der Natur vorliegt, so konnten recht wohl verschiedene Personen gleichzeitig auf denselben Gedanken fallen. Arkwrights erste Spinnmaschinen wurden durch Wasserkraft getrieben, und daher hieß lange Zeit das von ihnen gesponnene Garn Wasserzwist im Gegensatz zum Handgarn. Das neue Gewerbe ward bald so verlockend, daß viele Bauern und Pächter ihre Landwirthschaft aufgaben und zur Garnerzeugung übergingen. Dieß that unter andern die Familie Peel, welche ihre ganze Habe und ihren Credit in dieses neue Gewerbe steckte oder

dafür anstrengte, bald aber auch ein großes Vermögen sich erwarb. Obgleich die Nachfrage rascher stieg als die Erzeugung, so fuhren die Spinner doch fort gegen die Maschinen Gewalt zu brauchen. Bei den Maschinentumulten im Jahre 1779 wurden die Peel'schen Maschinen bei Alton ins Wasser geworfen, und der Chef des Hauses entschlüpfte nur handbreit dem Todtschlag. Der Pöbelhaß gegen die Maschinen war aber nicht bloß bei den Arbeitern selbst, sondern in den mittleren und höheren Classen anzutreffen, denn Aberglaube und Blödsinn ist kein Monopol der untern Stände allein. Die Behörden an der Spitze der bewaffneten Macht schauten oft den Tumulten gemüthsruhig, ja mit Billigung zu, und Geistliche welche von der Kanzel gegen diese Barbarei eifern wollten, wurden geschmäht und bedroht. Dieß geschah in Zeiten wo die Nachfrage nach Arbeit in Lancashire und damit das Wohlbehagen der untern Classen beständig stieg, wo Manchester, welches am Anfang des Jahrhunderts noch ein armseliges und schmutziges Dorf gewesen war, schon 1785 bis zu einer blanken Stadt von 50,000 Einwohnern aufwachsen konnte.

Nach Arkwright hat die höchsten Verdienste um die neue Erfindung der arme Samuel Crompton, der einer Bauernfamilie angehörte, frühzeitig schon am Webstuhl sich sein Brod erwerben mußte, doch aber dabei in einer sogenannten Nachtschule Unterricht in Algebra und Trigonometrie genossen hatte. Musselin war damals noch ein köstlicher Zeug für die vornehme Damenwelt, das Garn, welches aber von Hargreaves' Jenny oder Arkwrights Wassermaschine kam, war viel zu rauh und uneben für seine Gewebe. Crompton, der gern freie Zeit für seine Liebhaberei des Geigenbauens und Geigenspielens gewonnen hätte, sann darüber nach ob er nicht durch Maschinenverbesserung einen glatteren Faden erzielen könnte. Mit seinem 21sten Jahr begann er seine Arbeiten, und nachdem er fünf Jahre jede freie Stunde benutzt hatte, vollendete er 1779 seine Mulejenny, ein Werkzeug welches die Spinnerei mehr gefördert hat als alle frühern Erfindungen zusammengenommen. Da das bisherige Garn unvollkommen gezwirnt und voller weichen Knoten war, so dachte Crompton daß, wenn er das Ausdehnen der Flechten, nachdem sie durch die Rollen gelaufen waren, noch fortsetzen und dann die eigentliche Spinnerbewegung beginnen würde, die Mängel verschwinden müßten. Auch er bediente sich der Rollen mit gesteigerten Drehungsgeschwindigkeiten. Er versah aber auch die Rollen zuerst mit einer Kerbe, indem er Messingzähne einfügte. Seine Hauptersindung war indeß daß er die Spinnstühle auf Räder setzte. Zog der Spinner den Spindelwagen au sich heran, so wurden die weichen Baumwollenflechten abgerollt, aber zugleich noch einmal fester angezogen ehe die Spindeln sich zu drehen begannen und nach den Rollen sich wieder bewegten. Cromptons Garn erhielt rasch den größten Ruf wegen seiner Güte; man bezahlte ihm 14 Shilling für das Pfund Nr. 40, und 42 Shill. für Nr. 80, was man jetzt in beliebigen Mengen um 2 Shill. geliefert erhält. Die neue Erfindung war jetzt fertig, wenn auch noch großer Vervollkommnungen fähig, dafür begannen aber Cromptons Mißgeschicke. Seine Concurrenten boten alles auf um das Geheimniß zu erlauschen, sie bohrten sogar Löcher durch die Decke um in seine Werkstatt hinab zu schauen. Dem guten Crompton fehlte es aber so gänzlich an dem Verstand der Weltkinder daß er auf Anrathen „eines guten Freundes" nicht seine Maschine patentiren ließ, sondern den Spinnfabricanten freiwillig das Geheimniß überließ, wogegen 85 Häuser eine Subscription eröffneten die dem Erfinder — 60 Pfd. Sterl. eintrug. Unter diesen Großmüthigen befanden sich auch die Peels. Vielleicht hatten sie die höchste Summe gezeichnet, aber selbst die höchste betrug nur eine Guinee (12 fl. 36 kr.). Crompton hat später oft geäußert: der alte Peel (Vater des Premiers Sir Robert) habe ihm sein Geheimniß gestohlen, doch muß man billig erwähnen daß die Peels ihr Vermögen mehr ihren Druckereien als ihren Spinnereien verdanken, und der alte Peel Crompton eine fette Commissielle anbot, die dieser mürrische Mann aber ausschlug. Bis zum J. 1792 wurden die Stühle noch von den Arbeitern in Bewegung gesetzt, damals aber am Clyde zum erstenmal Wasserkraft und gleich hinterdrein Watt'sche Dampfmaschinen angewendet. Auch stieg die Spindelzahl der Stühle schon bis auf 800, und im Jahre 1811 die Generalziffer der Mulespindeln in England bereits auf 4,209,570, oder doppelt soviel als heutigen Tages im Zollverein, während es gegenwärtig in Großbritannien deren 30 Mill. gibt.

Crompton, von der Dürftigkeit verfolgt, mußte wieder zum Webstuhl zurückkehren. Die Musselinweber waren übrigens damals üppige Herren; sie duldeten nicht daß „gemeine" Arbeiter dieselben Wirthshäuser wie sie besuchten, sie hielten sich für Gentlemen, spazierten mit dem Rohr, rauchten nur „Churchwarden" (Kirchenvorsteher-) Tabak, trugen Stulpenstiefel und Busenstreifen, pflegten auch eine Fünfpfundnote hoffärtig unter das Hutband zu stecken, und fuhren bisweilen in Wagen zur Werkstatt. Vier Guineen (50 fl. 24 kr.) wurde für ein Stück Sechsviertel breiten Musselin von 24 Yards (etwa 72 Fuß) Länge bezahlt. Aber im Jahr 1803 kam durch die Handelskrisis das Gewerbe in solches Elend, daß Crompton, der wie die übrigen getroffen wurde, nur durch eine milde Sammlung in Manchester, die 400 Pfund Sterling trug, gerettet werden konnte. Im J. 1811 bewarb er sich um eine Nationalbelohnung, für die Sir Robert Peel besonders rührig auftrat. Schon hatte der damalige Schatzkanzler Perceval die Antragsteller im Parlament vertraulich gefragt, ob Crompton mit einer Summe von 20,000 Pf. Sterl. zufrieden seyn möchte, als noch am nämlichen Tag Perceval von Bellingham meuchlerisch erschossen wurde. Ein Jahr verfloß bis der Antrag beim Parlament erneuert wurde, diesmal aber nur auf 10,000 Pf. St. lautete, welche Summe das Unterhaus noch auf 5000 Pf. St. ermäßigte, obgleich Crompton nachweisen konnte, daß schon damals durch seine Erfindung der Staatsschatz jährlich 300,000 Pf. St. gewann. Er befand sich jedoch in so großer Dürftigkeit, daß er den demüthigenden Lohn nicht ausschlagen durfte. Unglück und Ungeschick verfolgten ihn von neuem, und er lebte zuletzt von einem durch Subscription aufgebrachten Jahresgeld. Halb gemüths-

krank wich er jedem Fremden aus, weil er immer glaubte man wolle ihm seine Erfindungen stehlen, bis ihn endlich 1827 im Alter von 74 Jahren der Tod erlöste. Bis dahin war seine Mule Jenny zwar durch fortgesetzte einzelne Verbesserungen sehr verschiedener Personen bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden, doch konnte Crompton mit Recht behaupten daß kein neuer Grundsatz in dem Mechanismus durchgeführt worden sey, wenn auch durch die technischen Vervollkommnungen der Spinnerlohn allmählich von 2 Guineen auf 2 Shilling für das Pfund sich verringert hatte.

Wie anfangs die Fortschritte der Weberei zu den ersten Erfindungen beschleunigter Garnerzeugung nöthigten, so hatte jetzt die Spinnerei wieder die Weberei weit hinter sich gelassen, und es trat der Fall ein daß Garn auf das Festland gieng um dort verwoben und als Webewaare wieder eingeführt zu werden, da die englischen Erzeuger wegen der hohen Arbeitslöhne diesen Mitbewerb nicht abzuwehren vermochten. Da begann Dr. Cartwright aus Buxton über Anfertigung von Kraftstühlen nachzusinnen (1787). Er opferte den Versuchen ein Vermögen von 30,000 Pf. St., welches ihm später durch eine Nationalprämie von 10,000 Pf. St. nur zum Theil wieder ersetzt wurde. Sein erster Apparat war nicht sehr tauglich, er wurde es erst durch Zusatz einer Anzahl kleinerer Erfindungen, die wie immer von den Handwerkern selbst erdacht wurden, allein Cartwright's Stuhl blieb doch der Ausgangspunkt aller nachherigen Fortschritte, und ihm sowie den Spinnereierfindern dankt es England daß es im Jahr 1858 einen Werth von 33,421,843 Pf. Sterl. oder 400 Mill. fl. Baumwollengewebe, und einen Werth von 9,579,479 Pf. St. (116 Mill. fl.) in Baumwollengarn ausführen konnte. Mit welchen Schritten die Erzeugung zunahm, ergibt sich aus der Thatsache daß eine einzige Firma in Lancashire, Platt, Brothers von Oldham, nicht weniger als 500,000 „Spindeln" (d. h. Spinnstühle mit dieser Spindelzahl) jährlich zu erbauen pflegt, und daß es in Manchester und Salford nicht weniger als 103 Maschinenfabriken und 103 Garnmühlen gibt.

Eine neuere große Vervollkommnung der Spindelstühle wurde 1825 in Folge einer Arbeitseinstellung der Spinner erfunden. Bisher nämlich mußte der Spinner den Spindelwagen hin- und herschieben, wozu Manneskraft erforderlich war. Damals (1825) nun wurden die Wagen mit einem automatischen Apparat versehen, so daß sie sich selbst (durch Anwendung lebloser Kräfte) hin- und herschoben, und Buben oder Frauen hinter ihnen hergiengen um die zerrissenen Fäden wieder zu verknüpfen. Der Erfinder dieser Selfacting oder automatischen Stühle war, bezeichnend genug, ein Arbeiter Roberts aus Manchester, dessen ursprünglicher Apparat jetzt freilich längst durch Verbesserungen verdunkelt worden ist. Die letzte große Erfindung stammt dagegen von einem französischen Deutschen aus Mülhausen, Josua Heilmann. Er war hauptsächlich durch Heirath in den Besitz eines Vermögens von 500,000 Fr. gekommen, als ihm einfiel sich um den Preis von 5000 Fr. für eine verbesserte Baumwollenkamm-Maschine zu bewerben. Er verbrauchte sein ganzes Vermögen, gewann den Preis nicht, verließ die Heimath, und gieng mit seinem Sohn nach Manchester. Dort eines Abends soll er beim Anblick seiner Tochter die sich ihr langes Haar kämmten und die Flechten mit den Fingern lösten, auf den Gedanken gekommen seyn daß, wenn eine Maschine diese Thätigkeit nachahmen könnte, das vielgesuchte Problem gelöst wäre. Es bedurfte noch etlicher Jahre bis er seine Maschine vollendete, die ein technisches Meisterwerk ist. Ein scheinbar einfacher, aber doch außerordentlich sinnreicher Apparat, kämmt die Baumwollenflocken an beiden Enden, legt die Baumwollenfasern parallel neben einander, trennt die langen und die kurzen, vereinigt die langen zu einer Flechte und die kurzen zu einer andern. Der Vortheil dieses Verfahrens besteht darin daß man auch gemeine, kurze, 6Shilling-Baumwolle zu feinen Nummern verspinnen kann. Sechs Häuser bezahlten dem Erfinder für den Genuß der Maschine 30,000 Pf. St., die Wollspinnereien eine gleiche Summe, und die Marshalls aus Leeds für Flachsspinnerei 20,000 Pf. St. — zusammen 2 Mill. Frcs. Aber seltsam genug, auch dieser Erfinder sollte nicht die Früchte seiner Anstrengungen genießen; er starb bald nachher, und es folgte ihm rasch sein Sohn, der allen Kummer und alle Mühen des Vaters getheilt hatte. Es ist trübselig daß die besten Wohlthäter der Menschen von ihrem Genius nur den Fluch zu tragen haben! Auch hören wir nur von den Leiden der glücklichen Erfinder, welche das Gelingen ihrer Erfindungen noch erlebten, und deren Namen berühmt, deren Schicksale bekannt wurden, aber wie viele mögen sich abquälen und Opfer bringen, die der Tod ereilt, oder denen die Lebensverhältnisse die Fortsetzung ihrer Arbeiten gerade dann verbieten wo sie im Begriff standen ihr Glück zu machen. So lange der Abeyt nur Modelle baut und Geld für seine Plane ausgibt, ist er nur zu oft ein Gegenstand des nachbarlichen Spottes, oder er begegnet wohl gar den vorwurfsvollen Blicken in der eigenen Familie, welche befürchtet das Vermögen für eine Chimäre verzehrt zu sehen. Eiserne Ausdauer und Charakter sind daher die Haupterfordernisse der Erfinder. Ihre Leiden und Entbehrungen, ihre Enttäuschungen und sonstigen Kümmernisse müssen aber doch reichlich aufgewogen werden durch die Aufregungen ihrer Liebhaberei, durch die kleinen theilweisen Erfolge die sie den Ziele näher bringen und durch den Tag des Sieges selbst. Vortrefflich nannte ehemals das Volk in England diese seltsame Classe von stillen Leuten voll Alchymisten-Fanatismus Beschwörer (conjuror), da für den gemeinen Verstand immer etwas unheimliches mit diesen Versuchen verknüpft war.

England dankt nächst seinen Eisen- und Kohlenschätzen diesen Heerumeistern seinen heutigen Reichthum. Nicht bloß Manchester ist durch sie die dritte Stadt des Reiches, sondern das moderne Liverpool der erste Hafen geworden. Im Jahre 1858 zählte die Marine Liverpools 4,441,943 Tonnen; ein Jahrhundert früher waren aber bloß 3 Mill. Pfd. Baumwolle nach England eingeführt worden, jetzt nahe an tausend Millionen, und zwar mit geringen Ausnahmen sämmtlich über Liverpool, welches dem Baumwollenhandel all seinen nautischen und commerciellen Rang verdankt. Aber nicht bloß Handel und Gewerbe, sondern auch die Landwirthschaft hat sich in fabel-

hafter Art gehoben. In Lancashire ſind kürzlich für eine Beſitzung von 100 Acres, die vor 200 Jahren 120 Pf. St. werth war, 10,000 Pf. St. bezahlt worden, und man rechnet daß ſeit 1700 etwa die Landbeſitzungen in Lancashire um das 35ſache, der Werth des Grundes und Bodens in Gewerbs- und Handelsplätzen aber um das 70ſache geſtiegen ſey.

Eine Scene aus dem letzten Aufſtande Cantons.

(Aus Charles Dickens' All the Year round.)

Es war ein gutes Glück für mich daß ich an dieſem Abend, wie Capitän Caſtella vorausgeſagt hatte, Hrn. Osmond Cleverley traf. Er allein war im vorletzten Jahre dem Blutbad an Bord der „Queen" entgangen, und als wir auf dem Balcon ſaßen und der Ausſicht auf die Bucht genoſſen, gab er mir folgende Einzelheiten über jene Kataſtrophe: Er verließ Hongkong an einem ſchönen Februar-Morgen im Jahr 1857 in der „Queen" mit einer gemiſchten Bemannung und Reiſenden, Engländern, Portugieſen und Chineſen — die letzteren waren die zahlreichſten. Die europäiſchen Reiſenden hatten ſich, wie gewöhnlich, auf der Höhe von Lantao zum Mittageſſen im Salon niedergeſetzt, als die auf Verdeck und ums Boot gelaſſenen Chineſen, auf eine im voraus verabredete Bewegung hin, plötzlich den Maat und den am Rade befindlichen Mann auf den Kopf ſchlugen, ſie über Bord warfen, ſich der Waffenkiſte welche an der Brücke war, mit ihren Hirſchfängern und ſchußfertig geladenen Gewehren bemächtigten, und auf die Reiſenden herabzufeuern begannen. Der Capitän (Wynn) und Hr. Cleverley ergriffen ihre Drehpiſtolen und eilten die Leiter hinauf. Der erſtere ward niedergehauen als er das Deck erreichte, und da er auf die Leiter fiel, ſo ſtürzten ſie beide in die Caſſüte zurück, und die Luken wurden augenblicklich von den oben Befindlichen geſchloſſen, deren einer in Folge eines Schuſſes aus Hrn. Cleverley's Drehpiſtole todt in die Caſſüte herunter fiel.

Solchergeſtalt wie in einer Falle eingeſchloſſen, ſahen ſie nichts vor ſich als getödtet zu werden wie wilde Thiere. Der Capitän war von einem Säbelhieb auf ſeinen Kopf faſt bewußtlos; der Ingenieur entkleidete ſich raſch um über Bord zu ſpringen, und die Reiſenden und die Bemannung waren von ſolchem Schrecken ergriffen, daß ſie ſich zu allem unfähig fühlten. Da Hr. Cleverley wußte daß die Chineſen, wenn ſie ihre Gewehre abgefeuert hatten, keine Mittel mehr beſaßen um ſie wieder zu laden, ſo ſtieg er mit einer friſchen Drehpiſtole allein die Leiter hinauf, ſprengte die Caſſütenthür mit Gewalt auf, und trat ſeinen Angreifern entgegen. Eine Gewehrſalve empfieng ihn, allein er ſchoß drei der Gegner todt. Sie wichen zurück; und er, kühn gemacht durch ſeinen Erfolg, gieng vor, als eine Flintenkugel durch ſeinen Schenkel drang und den Knochen zerſchmetterte. Er fiel wieder in die Caſſüte hinunter, und der Capitän, der dieß ſah, ſagte: „Nun iſt alles vorbei! Hier, nehmen Sie meine Drehpiſtole, und Gott ſegne Sie! Wir werden uns nimmer ſehen." Er ſchleppte ſich mühſam nach der Hinterpforte, und ſtürzte ſich in das Meer; der Ingenieur folgte ſeinem Beiſpiel. Die Chineſen feuerten nach ihnen, und ſie wurden nimmer geſehen.

Hr. Cleverley verband nun, ſo gut es gieng, ſein zerbrochenes Bein, und hinkte nach der Hintercaſüte, worauf ihm eine zweite Salve vom Verdeck nachgeſandt wurde, und die Chineſen, als ſie auf den Salon losſtürzten, ein Siegesgeſchrei erhoben. Jetzt ſchien ihm alle Ausſicht auf Rettung abgeſchnitten, er ergriff einen der in China gewöhnlichen Rattan-Stühle, und ſchleppte ihn und ſich nach den Thüröffnungen, warf ihn in das Waſſer und ſprang darauf hinab. Glücklicherweiſe wurde er nicht bemerkt; der Dampfer, an deſſen Maſchinen niemand mehr war, fuhr ſeines Wegs weiter, und er war bald hinter ihm, ſchwimmend, aber allein auf dem Meere!

In großer Pein, da die Meereswogen ſeinem gebrochenen Bein keine Ruhe geſtatteten, ſchwamm er mit Hülfe ſeines Seſſels nahezu eine Stunde lang. Einmal entgleitete dieſer ſeiner Hand, und als er ſich wandte um desſelben wieder habhaft zu werden, entdeckte er, da er auf eine an Höhe die gewöhnlichen überragende Welle emporſtieg, eine windwärts arbeitende Lorcha, und ſeine nautiſchen Kenntniſſe ſagten ihm daß, da er nicht an der Luſſeite liege, ihn ſein wahrer Lauf ihr ſo nahe bringen werde daß er ſich durch Rufen bemerkbar machen könne. So geſchah es denn auch: die Lorcha kam näher und näher, bis ſie in den Bereich ſeiner Stimme gelangte, und gerade eine Stunde nachdem er den Dampfer verlaſſen, wurde er an Bord der Lorcha aufgenommen. Die unglückliche Queen aber ſah man, bereits nur noch mit halber Kraft, langſam nordwärts fahren.

Die Lorcha nahm ihn nach Macao mit, jedoch erſt nachdem er der Bemannung eine gewiſſe Summe Geldes verſprochen.

Alle an Bord der Queen befindlichen Europäer wurden ermordet, und das Schiff ward den Flammen preisgegeben. Der ganze Plan wurde von den teufliſchen ungläubigen Yeh ausgeheckt und ausgeführt — ein zweites Glied in der Kette ſeiner ſcheußlichen Grauſamkeiten. Hr. Cleverley erklärte daß, wenn ihm ein paar Leute beigeſtanden wären, er das Boot wieder hätte nehmen können.

Die Weddahs auf Ceylon.

Auf Ceylon gibt es noch Reſte der Urbevölkerung vor der Ankunft der bengaliſchen Einwanderer unter Widſchayo 543 v. Chr., welche das Dſchengalland bewohnen und bisher der Civiliſation aus dem Wege giengen. Auf der indiſchen Halbinſel führt die Urbevölkerung verſchiedene Namen: im Gudſcherat heißt man ſie Kulies, in Malwa Bhils, in Kuttack Puttoas, in Gondwana Gonds, in Maiſor Bedas, auf Ceylon Weddahs. Die alten ſingaleſiſchen Annalen beſchreiben getreu ihre Gewohnheiten, wie ſie noch heutigen Tages beobachtet werden können, dagegen geben ſie ihnen den Namen

der Nattos oder Teufelsanbeter, während Palladius in der Abhandlung de morbus Brachmanorum einen sehr ähnlich lautenden Namen kennt. [1] Sie werden auch als Gebirgs-, Strand- und Dorf-Weddahs unterschieden. Nur die letzteren bauen Hütten und etwas Korn, sonst sind sämmtliche Weddahs nicht heikel in der Nahrung. Sie essen Aas und UnGeziefer, Vögel und Fledermäuse, Krähen, Eulen, Falken, nur Bären-, Büffel- und Elephantenfleisch verschmähen sie, während die Iguanaechse und gebratene Affen zu den Leckerbissen zählen. Stets wird das Fleisch gebraten genossen. Sie sammeln sich zu Clanschaften um Häuptlinge, deren ganze Autorität aber nur in der Vertheilung der Honigbeute besteht. Rehfleisch, Elephantenzähne und Bienenwachs bringen sie den arabischen Kaufleuten an den Gränzen ihrer Jagdgebiete zum Tausch. Sie legen Nachts ihre Waare an einen wohlbekannten Platz und hinterlassen einige Zeichen was sie dagegen einzutauschen wünschen: Cocosnüsse, Salz, Beile, Eisen, Pfeilspitzen, buntes Zeug oder Kochgeschirr. Die arabischen Kaufleute legen das Gewünschte an den Platz, wo es der Weddah in der nächsten Nacht abholt. In Folge dieses stummen Handels hat sich unter den Singalesen die Sage verbreitet daß die Weddahs sich nur durch Gebärden und halb thierische Laute verständigten, doch ist die Sprache der Weddahs ein altes, von Pali- und Sanskritwörtern noch nicht verunreinigtes Singalesisch. Sie wissen nichts von einer Hochzeitsfeier, doch beobachten sie alle ehelichen und Familienpflichten, während ihre Armuth sie vor der Verirrung zur Polygamie geschützt hat. Außer dem Teufelsdienst und der Zauberheilkunde hat man bei ihnen keine religiösen Gebräuche wahrgenommen. Sie beerdigen nicht einmal die Todten, sondern werfen sie nur in die Dschengel. Seltsam ist es daß die Singalesen die Weddahs hoch im Kastenrang stellen, und die Legende sich erzählen daß ein Weddah, von einer Bestie verfolgt, auf einen Baum geflüchtet sey und Blumen auf seinen Angreifer herabgeworfen habe, worauf er am Morgen unter dem Baum ein Götzenbild gefunden, welches ihm sehr höflich erklärte daß zum Dank für dieses nächtliche Blumenopfer die Weddahs die höchste Stufe unter den Wellalas oder Ackerbauern künftig einnehmen sollen. Die Weddahs lächeln zwar über diese Geschichte, zeigen aber doch so viel Kastenstolz daß sie keine Nahrung berühren welche ein Kandianer niederer Kaste bereitet hat. Die Dorf-Weddahs haben durch Vermischung mit der Hauptbevölkerung ein paar tamulische Worte aufgenommen, ihre Bekleidung ist auch um einen Finger breit reichlicher als die ihrer Brüder im Dschengel, zählen können aber auch sie nicht über Fünf, wie auch sonst noch etwas von der alten Nomadenlust ihnen im Blute steckt. Die Gesammtzahl der Weddahs wird, wahrscheinlich übertrieben, auf 8000 Köpfe angegeben.

Sonst sind sie, wenn auch sittlichen Empfindungen unzugänglich, ein gutartiger Menschenschlag, und Verbrechen bei ihnen selten. Auf Diebstahl und Mädchenraub folgt im Fall der Entdeckung Rückgabe des Gegenstandes, bei Ehebruch wird der Verführer durchgeprügelt, und Mord durch eine Art Wergeld gebüßt. Im Jahr 1838 unternahmen Missionäre die Erziehung von Gebirgs-Weddahs. Es wurde diesen Reisland angewiesen, Brunnen gegraben, Kokospalmen gepflanzt, Hütten erbaut, eine Schule errichtet, die Zöglinge mit allen Ackerwerkzeugen versehen und in ihrem Gebrauch unterrichtet. Die Leitung gerieth aber in schlechte Hände und erweckte den Neid der singalesischen Nachbarn, bis zuletzt die Weddahsgemeinde auseinander stob. Wie fruchtbar aber der Versuch gewesen sey, zeigte sich darin daß die Zöglinge nicht mehr zu ihren Höhlen und alten Gewohnheiten zurückkehrten, sondern jeder sich eine Hütte baute und Ackerland cultivirte. Spätere Missions- und Ansiedelungsversuche sind auch bei den Strand-Weddahs geglückt.

Bei Bintenne (auf dem Wege von Batticaloa nach Kandy) sah Sir Emerson Tennent zahlreiche Haufen von Weddahs: traurige Gestalten, von athletischem, aber mißgeformten Gliedern, großen Köpfen, langen, schwarzen Haaren und ungekämmten niederwallenden Bärten, mit dem schmalsten Stückchen Zeug bekleidet, und sonst nur mit einer eisernen Axt und einem Bogen mit befiederten Pfeilen versehen. Ihre Bogen spannen sie bisweilen auf der Erde liegend mit den Zehen indem sie mit beiden Händen den Pfeil anziehen. Es waren aber schlechte Schützen, denn nur je der dritte Pfeil traf den Bucket eines aufgestellten Schildes, auch verdanken sie ihre Beute auf der Jagd mehr den Ueberraschungen, als ihrem sichern Schießen. Elephanten erlegen sie durch einen Schuß in die Fußsohle, worauf sie dem verwundeten Thiere folgen bis es zusammenbricht.

[1] Lib. III. cap. VIII, Κλαι δε και οι Βεδδάες ενθουσιάσαι. Zwischen Bisades und Weddahs ist indessen immer noch ein großer Abstand der Laute.

Beleuchtung innerer Körpertheile.

(Aus der Illustration.)

Zur Herstellung der Diagnose einer großen Anzahl krankhafter Affectionen sollte der praktische Arzt nothwendig die Beschaffenheit der Alterationen, welche sich an der Oberfläche der angegriffenen Organe kund thun, aufmerksamer untersuchen können. Haben diese Alterationen ihren Sitz an der Peripherie des Körpers, so kann man die Optik zu Hülfe nehmen, und es gelingt dem Mikrographen fast immer den Zustand des kranken Theils sicher zu erkennen. Wenn aber der innere Theil einer Höhlung angegriffen ist, wenn es sich z. B. um den Hintergrund des Mundes oder auch um die genito-urinären Organe der Frau handelt, so wird es sehr schwer die Punkte zu beleuchten die man unumgänglich genau sehen sollte. Dieselbe Schwierigkeit zeigt sich wenn man das Eisen oder irgendein heftiges kaustisches Mittel an einem dieser Punkte in Anwendung bringen muß. Man bedient sich dabei gewöhnlich eines Lichts, dessen Strahlen man mittelst eines Reflectors leitet, allein

man sieht schlecht, und es geht daraus zuweilen eine gewisse Unzuverlässigkeit über die Beschaffenheit der Affection oder über ihren örtlichen Sitz hervor.

Hr. Fonssagrives, Oberarzt der Marine in Cherbourg, hat den Entschluß gefaßt diesen ernsten Uebelständen abzuhelfen. Bekanntlich war die Lösung dieses Problems schon seit langer Zeit ein allgemein gehegter Wunsch, und die Forschungen des Hrn. Desormeaux, um dazu zu gelangen, beweisen die ganze Wichtigkeit welche die Aerzte dieser Sache beigelegt haben. Die Bedingungen die man zu erfüllen hatte um eine solche Lösung zu erzielen, waren ziemlich verwickelter Natur. Es war erstens erforderlich daß man die Lichtquelle in Röhren von sehr beschränktem Durchmesser einschließen könne, um im Stande zu seyn dieselben in diese ziemlich engen Höhlen einzuführen; zweitens daß diese Lichtquelle die Röhre nicht merklich erwärme; drittens endlich daß dieses Licht sehr weiß sey, um dem Auge die eigentliche Farbe der dadurch zu erhellenden Organe nicht zu verändern. Anfangs hatte Hr. Fonssagrives an die Anwendung des durch die galvanische Säule gelieferten elektrischen Lichts gedacht, allein die vorerwähnten Bedingungen konnten durch dieses Mittel nicht befriedigt werden. Der gelehrte Arzt wandte sich dann an Hrn. Th. Du Moncel, dessen Name mit vielen nützlichen Anwendungen der Elektricität verknüpft ist. Nachdem er bemerkt daß die Gaisler'schen leeren Röhren, ohne daß Wärme-Entwicklung dabei vorkommt, ein Licht erzeugen das um so mehr Glanz entfaltet, je enger die vom Licht durchzogene Röhre ist, so dachte Hr. Du Moncel daß, wenn er einen Apparat dieser Art nähme, in welchem die Communicationsröhre zwischen den beiden Endkugeln fast so dünn wie Haar und nach Art der elektromagnetischen Multiplicatoren schraubenartig auf sich selbst zurückgebogen wäre, er nicht nur einen Lichtcylinder bekäme den man mittelst eines seiner Enden in ziemlich enge Höhlungen einführen könnte, sondern daß er sogar eine Art elektrischen Lichtherdes erhielte, auf dem man das Licht in gewissen Punkten zu concentriren vermöchte. Auf diese Art fanden sich die zwei ersten Bedingungen des Problems gelöst. Was die dritte, die Farbe des Lichts in diesen Röhren betrifft, so hatte Hr. Du Moncel, da sie wesentlich auf der Beschaffenheit der Gase beruht auf welchen der luftleere Raum gemacht worden, und da sie weiß ist bei Kohlensäure, kohlensaurem Wasserstoff und Salzsäure, in seinen Apparat vor der Herstellung des luftleeren Raums nur vorsorglich eines oder das andere dieser Gase hineinzuleiten um das Problem vollständig zu lösen.

Die Herstellung dieser Röhren ist Hrn. Ruhmkorff anvertraut worden, und Dank der Mitwirkung dieses geschickten Künstlers konnten die genannten Herren sehr befriedigende, in Experimenten welche in der Pitié von Hrn. A. Becquerel gemacht wurden constatirte, und kürzlich der Akademie der Wissenschaften von Hrn. Despretz vorgelegte Resultate liefern.

Lallemants Schilderungen aus Südbrasilien.

I.

Der Verfasser des obengenannten Werkes, welches in zwei Bänden [1] kürzlich erschienen ist, Dr. Robert Ave Lallemant, war 13 Jahre lang Fremdenarzt in Rio de Janeiro, und eben nach seiner Heimath Lübeck zurückgekehrt, als die Vorbereitungen zur Weltumseglung der Novara seine Reiselust neu entzündeten. Durch A. v. Humboldt dem Erzherzog Ferdinand Max empfohlen, erhielt Lallemant eine Stelle auf der österreichischen Fregatte, wo er sich aber so unbehaglich fühlte daß er schon eine Stunde bevor die Novara Madeira verließ, sein Entlassungsgesuch einreichte, jedoch erst vier Tage vor der Abfahrt von Rio aus dem kaiserlichen Dienst wirklich verabschiedet wurde. Anfangs erhielt er seinen alten Posten als Fremdenarzt in Rio wieder, da er sich aber bald darauf dem Kaiser von Brasilien vorstellte, gewährte ihm dieser den Auftrag und die Mittel zu einer Forschungsreise in die Südprovinzen. Von Rio aus gieng die Fahrt mit einem Dampfer der Küste entlang. Unterwegs wurde bei der Stadt Rio Grande angelegt, zu der man durch ein Haff oder eine Lagune gelangt; die Scenerie dieser Einfahrt schildert der Verfasser höchst lebhaft: „Gerade aus lag die weit ausgedehnte Lagoa dos Patos, „Entensee," und wohl mit Recht so genannt. Denn wie sehr auch das Auge des Beschauenden angezogen wird vom lustigen Treiben der Schiffe, welche kommen und gehen, und den mannichfachen kleinen Segelbooten, die im frischen Morgenwind hin und her flankiren: am meisten und mit verwundertem Erstaunen haftet der Blick auf der Menge von Vögeln, die in ganzen Armeen die Ufer bedecken.

Man hat wirklich nicht leicht einen Begriff von dieser ungeheuren Menge. Soviel ich mit meinem Fernrohr erkennen konnte, waren es Mycterien, Reiher (garças), Schwäne, Gänse und Enten, deren Geschwader einzelne Küstenstriche förmlich colorirten. Während leichte Möven sich in ewiger Bewegung durch die Luft werfen, stehen jene langbeinigen Mycterien und Reiher in unverwüstlicher Ruhe im Wasser, umgeben von einer Menge kleiner, schneeweißer Garças. Manchmal hört der eine oder andere den Schnabel schnell ins Wasser, um nachher desto gravitätischer dazustehen. Kommt etwas in ihre Nähe was sie stört, so fängt der lange Zug an zu wandeln, aber ebenfalls mit großer Ruhe, und vielleicht mit vollem Recht zu solcher Ruhe, denn es schien sich niemand, namentlich kein Jäger um die Schaaren zu bekümmern. In einiger Entfernung von ihnen landeinwärts sah ich ein einzelnes Exemplar einer Mycterie, ganz unser Storch, aber viel größer, mit gröberm Schnabel und nackterm Kopf, gesondert stehen; wahrscheinlich eine ausgestellte Schildwache. Kam ein Boot allzu nahe in ihre Gegend, so flogen in staubartigem Gewimmel ganze Massen auf, um sich bald in einiger Entfernung wieder hinzusetzen. Am anziehendsten aber sind immer die großen weißen Capororocas, deren lange Ketten langsam dahin schwimmen mit stattlicher Haltung des Kopfes und dem ganzen

[1] Leipzig, Brockhaus 1859.

Habitus unserer Schwäne. Einzelne hellrothe Federzeichnungen in weitern Fernen mochten wohl Flamingos und Löffelgänsen gehören."

Südlicher an der Küste von Porto Alegre aus benutzte Lallemant einen zweimal wöchentlich gehenden Dampfer um die deutsche Colonie San Leopoldo zu besuchen, die er in Wohlstand antraf und deren häusliches Leben er uns mit norddeutscher, süßlicher Dorfgeschichten-Empfindelei erzählt, die unserm Geschmack täglich mehr zuwider wird. Im Anfang hatten die Ansiedler von San Leopoldo schwer zu leiden von den wilden Nachbarn, die einmal sogar die Ortschaften grausam verheerten. Außer dem Flecken San Leopoldo bestehen nämlich noch zwei geschwisterliche Gemeinden, die „Walachei" und das „Jammerthal" genannt. „Die Bugres, oder wilden Indianer, denen das Wort Bugre, bemerkt der Reisende, bezeichnet keinen Stamm, sondern einen Zustand der Wildheit, hatten, als San Leopoldo gegründet ward, auf dem rechten Ufer des Rio-dos-Sinos, auf dem Camp vor dem Hamburger Berg ihr Wesen getrieben. Zwar zogen sie sich von dort aus zurück in die Gebirge, überfielen aber seitdem die einzelnen Picaden und Colonien. Da sind denn blutige Zusammentreffen vorgekommen. Bei einem solchen Ueberfall sind einmal 11 Menschen erschlagen worden. Die Bugres haben einzelne Frauen aus den Pflanzungen weggeschleppt, Frauen und Kinder, und erst nach einem Jahr hat man sie wieder zurückerobert. Ja, einer jungen schwangern Frau haben sie, als das Kind, das sie unter ihnen gebar, gleich laut aufschrie, dasselbe vor ihren Augen mit dem Kopf gegen einen Baumstamm geschleudert und so zerschmettert, weil sie keine schreienden Kinder unter sich leiden wollen, die ihre Waldschlupfwinkel verrathen könnten. Mit den eigenen Kindern sollen sie es oft ebenso gemacht haben. So haben mir Leute in den Picaden erzählt. Bei solchen Vorkommnissen fand denn auch kein Wechselverkehr zwischen den Ansiedlern und den Bugres statt. Wo sich ein nackter Wilder sehen ließ — denn sie gehen alle völlig nackt, und so mußten auch ihre Gefangenen, selbst Frauen, unter ihnen umhergehen — da schoß man ihn ohne weiteres die Kugel in das Fleisch. Und diese ultima rerum ratio hat denn auch angeschlagen: seit drei Jahren ist nichts mehr von Bugres in der Colonie gehört worden." San Leopoldo (29° 46′ Lat. 51° 11′ W. Greenw.) ist ein gewerblicher Flecken von 1200 Einwohnern, und die Geschichte dieser Colonie steigt hin auf bis zum Jahr 1824.

Eine andere deutsche Colonie, Santa Cruz, die der Reisende ebenfalls in gedeihlichem Zustand antraf, besuchte er von Porto Alegre aus mit einem Dampfer, welcher nach Rio Pardo am Jacuhy hinauffährt, und zwar zuerst durch Inseln und das Netzwerk des Stromes, der sich bald in Waldeinsamkeit hüllt. „Diese Flußscenerien werden freilich von Menschen wenig belebt. Hie und da biegt eine Jacht um die Waldsecke oder ein größeres Canot rudert den Strom hinab. Oder am Ufer ist ein Holzplatz, an welchem das Dampfboot neuen Brennvorrath einnimmt. Hier sind dann Menschen in der Nähe; man entdeckt auch einzelne höher gelegene Weideplätze und manche hübsche Estancias, Landsitze; aber nur zu bald geht alles wieder in Wald und Gebüsch über, theils unmittelbar am Wasserspiegel oder aus demselben sich erhebend, theils auf einem festern, 12—20 Fuß hohen Ufer emporwuchernd, an dessen streifenreicher Färbung manche Ueberschwemmung ihre Geschichte aufgeschrieben hat. Hunderte von Stämmen sind dann wohl an solchen Stellen unterspült worden vom Strom, und bei seinem Fallen und Zurücktreten in das alte Bett hineingestürzt. So sieht man sie reihenweis hernieder-hängen am Hochufer. Oder sie trieben mit dem Wasser fort und strandeten an Untiefen, um dort als zahlreiche und gefährliche Hindernisse für die Schifffahrt auf viele Jahre unverweslich liegen zu bleiben. Ja, wo sie in einiger Menge sich anhäufen, fangen sie den von der Fluth aufgewühlten und fortgeführten Sand auf, bilden Bänke, Dämme und selbst Inseln, die immer mehr anwachsen und den Strom nöthigen sich nach links und rechts hin sein Bett weiter zu wühlen."

Ganz andere Art ist die „Staffage" der Campsnatur in der Provinz Rio Grande, und für uns deßwegen interessant weil dort aller Orten sich deutsche Colonisten befinden. „In diesen gewaltigen Ausdehnungen trifft man prächtige Thiergruppen, glatte Kühe mit kleinen Kälbern, die im vollen Genuß ihres Naturrechts an der Mutter saugen soviel sie nur wollen, und dicht an dieselbe sich andrücken wenn man ihnen nahe kommt! Nicht weit von ihnen steht ein gedrungener Stier, mit rauher Brust und trotziger Miene, aber imposantem Betragen. Muntere Fohlen traben neben schlanken Stuten als ob sie von ihnen das rechte Laufen lernen sollten. Oder es kommt im vollsten Galopp ein Trupp wiehernder Hengste den glatten Grashügel herabgesprengt, weil sie in der Ferne den Peao, den berittenen Hirten, mit dem Lazo erblickten, und sich nicht dem Sattel und Zaum unterwerfen wollen. Da ist denn alles Leben, Flucht und Feuer bei den springenden Thieren, wenn auch die Rasse selbst keineswegs schön genannt werden kann. Faul und indifferent, und fast lächerlich aussehend neben diesen frischen Bewegungen weiden hie und da einige Eselheugste, etwas gesondert von der Heerde, gehaßt und verachtet von den Pferden, besonders von den Stuten. Förmlich eingegraben müssen letztere werden, wenn sie den fremdartigen Hengst dulden sollen, und besonders sollen die jungen Stuten heftig erregt scheinen, wenn ihrem schlanken Leibe zum erstenmal solche Unnatur geschieht."

Eine eigenthümliche Physiognomie gaben der Hügelebene nun auch eine Menge Vögel. Ununterbrochen schreit der Queruquero, paarweis oder in ganzen Schwärmen, längs der Fläche, besonders an nassen Stellen umher, unerhört dreist, ja förmlich frech dem Durchreitenden kaum aus dem Wege gehend. In dem Geschrei liegt eine sonderbare Unverschämtheit. Alle Augenblicke schwirren Rebhühner in der nächsten Nähe auf, um nach kurzem raschen Flug sich gleich wieder niederzuwerfen. Ein nur halb geschickter Jäger müßte an einem Morgen eine glänzende Beute davontragen. Es scheint aber als ob hier niemals eine Flinte abgefeuert würde."

Kehren wir jetzt mit dem Verfasser wieder in den tropischen Wald zurück, wo ihm der Reichthum der Schmarotzerpflanzen zu botanischen Betrachtungen Anlaß gibt. Als Arzt

fühlt er sich geneigt, die Schmarotzer als Krankheitssymptome aufzufassen: „Wo solche Loranthaceen sich einmal hingehängt haben, da umwuchern sie bald ganze Bäume, ja selbst ganze Waldpartien, und mancher gesunde Baum ist schon von ihnen ausgesogen worden, wie sie ja denn in den Orangengärten als Herva de Passarinho gefürchtete Gäste sind und die besten Bäume tödten. Oder ist es auch hier, wie so häufig in der Natur, daß der Parasit Folge der Krankheit, nicht ihre Ursache ist? Haftet das vegetabilische Ungeziefer auf den Bäumen, weil diese bereits erkrankt sind und einen gleichsam schon zersetzten, von verfallenden Pflanzenstoffen fruchtbar gemachten Boden dem Parasitismus darbieten? Das ist gewiß daß man neben einzelnen vom Pflanzenparasitismus vollkommen bedeckten Bäumen andere vollkommen gesund und ohne die geringste fremde Vegetation antrifft, wenn auch beide in dichtester Nachbarschaft ihre Aeste durcheinander schlingen und selbst zu einer und derselben Species gehören bei gleicher Altersentwicklung des Baumes. Eine Uebertragung des Parasiten findet hier nicht statt, solange der noch nicht befallene Baum sein gesundes, festes Ansehen bewahrt."

Seine Streifzüge bringen unsern Landsmann nach dem Städtchen Santa Maria, wo abermals deutsche Ansiedler eine eigene Gasse füllen und die reichsten Kaufleute zu ihnen zählen. Namentlich der Handel soll in deutschen Händen gedeihen, und die Deutschen beinahe schon zu einem unentbehrlichen Möbel für die brasilianischen Landstädte geworden seyn. Der Verfasser, der Verwandte in Rio besitzt, der immer freundlich in Brasilien aufgenommen wurde, der auch selbst nichts vom Klima zu leiden hatte, sieht das Loos unserer Auswanderer als sehr rosenfarben an: „So viel hat man in Deutschland hin und her disputirt, ob deutsche Einwanderer in Brasilien fortkommen könnten. Zu Tausenden fand ich sie gedeihen im Gebirg und hier in Santa Maria da Boca do Monte, von dem man in Deutschland kaum je den Namen gehört hat, sind sie seit Jahren reiche angesehene Leute geworden und haben längst das ganz klar und deutlich beantwortet, warum man sich noch immer ängstlich kümmert und quält im deutschen Norden."

Die Jesuiten, einst halbe Souveräne in den Povos- oder indianischen Missionsgemeinden, dann vertrieben, in neuester Zeit wieder geduldet, haben Ruinen großartiger kirchlicher Architektur in der tropischen Wildniß hinterlassen müssen. Hier ist die ergreifende Schilderung einer dieser vielen Stätten im südlichen Brasilien, nämlich der Ruinen von San Miguel: „Tritt man heraus aus diesen herrlichen Tempeltrümmern und durchsucht man die Wildniß des ehemaligen Parks, so stößt man überall auf ungemessene Mauerwerke aus behauenem Sandstein, wirkliche pelasgische Mauern, denn die sie erbauten, kamen über Meer und zogen wieder fort über Meer mit Hinterlassung der gewaltigen Baumonumente. Geht man diesen Mauern, so weit das möglich ist im Gewirr der Bäume, einigermaßen nach, so entdeckt man daß sie ein weites regelmäßiges Viereck bilden, eine sorgfältig angelegte Citadelle darstellten und eine wirkliche Festung formirten, die selbst in unsern Zeiten nur mittelst Artillerie einzunehmen gewesen wäre.

Wohl überkam mich eine tiefe Wehmuth als ich die weite Ruine, ein geistliches Heidelberger Schloß, durchforscht hatte. Der Charfreitag, die Waldesruhe, die Nachmittagsstunde des klaren Tages, der Vogelruf überall aus dem verfallenen Gesicin, und die liebliche von allen Gesimsen aufwuchernde Pflanzenwelt erhöhten in wunderzarter Weise die tiefen Mollaccorde, die an meine Seele schlugen.

Keine Menschenspur zeigte sich anfangs. Bald aber entdeckte ich zwei seltsame Figuren: eine alte Indianerin, die einen Rest der Ruine bewohnt, und einen offenbar nicht ganz verstandesklaren, aber ordentlich erzogenen Portugiesen mit grauen Haaren, der sich seit einigen Wochen in der Ruine befand um die „verborgenen Schätze der Jesuiten" auszugraben. Große Gruben hatte er schon gemacht, Steine abgehoben, Säulen weggewälzt, immer in fieberhafter Erwartung von Schätzen, immer in bitterer Enttäuschung. So gräbt und gräbt der alte Mensch, der bei unserm Kommen in eine sichtliche Angst gerieth, wir möchten auch nach Schätzen graben wollen, und gräbt sich weiter nichts als sein eigenes Grab — ein widerliches Bild menschlicher Habsucht am heiligen Freitag der stillen Woche!"

Der Verfasser nähert sich nun dem Uruguay und der Gegend von weiland Bonplands selbstgewählter Heimath. Da wir diese Räume erst kürzlich mit den Amerikanern der Wales Witch besucht haben, so verlassen wir den Verfasser um mit ihm im zweiten Bande uns nach der Provinz Santa Catharina zu wenden.

Silber im Ocean. Die Versuche welche man vor einiger Zeit angestellt, und auf die auch wir die Aufmerksamkeit unserer Leser gelenkt, nämlich das Vorhandenseyn von Kupfer und Silber im Meerwasser zu bestimmen, sind von Chemikern in verschiedenen Theilen der Welt geprüft und bestätigt worden. Ein Amerikaner berechnet, nach seinen Untersuchungen, daß der Ocean zwei Millionen Tonnen Silber enthalte. Diese Thatsache, wenn es eine Thatsache ist, welche für die Theorie spricht daß man der Thätigkeit des Wassers metallhaltige Ablagerungen verdankt, hat Hr. Blekerode von Delft von einem andern Gesichtspunkt aus untersucht: die Schiffe der holländischen Flotte sind mit „Gelb-Metall," einer in England verfertigten Mischung von Kupfer und Zink, beschlagen, und der Verbrauch davon in Holland beträgt jährlich 300,000 Kilogramme. Der Beschlag dauert gewöhnlich sechs Jahre, und Hrn. Blekerode zufolge nimmt er in dieser Zeit aus dem Meerwasser neunzig Kilogramme Silber auf, das man beim Wiederschmelzen des Metalls vor der Auflollung in neue Beschlagplatten ausscheiden könnte. Man füge dieser Berechnung die Flotten Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten bei, und die Masse des aus Schiffsboden abgelagerten Silbers wird sich in sechs Jahren auf neun Tonnen belaufen. (Chambers's Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. Augsburg, 18 März 1860.

Ueber Acclimatisation von Thieren.

Die alte Welt hat die neue mit beinahe sämmtlichen Hausthieren beschenkt: mit dem Pferd, dem Esel, dem Hornvieh, dem Schweine, den Schafe, den Ziegen, den Katzen, den gewöhnlichen Arten Hühnern, als Insectenvertilger mit dem Sperling, aber auch als unberechnete Zugabe mit dem Floh. Die neue Welt hat uns bis jetzt nichts geliefert als den Truthahn und das Lama, wenn dieses mit Hülfe der französischen Acclimatisations-Gesellschaft völlig heimisch auf unsern Alpen geworden seyn wird. Es ist jetzt Zeit daß umgekehrt die alte Welt sich umsieht ob sie sich nicht von dem animalischen Hausrath anderer Räume etwas brauchbares oder schönes aneignen möchte. In Frankreich wird dieses Geschäft von einer „kaiserlichen" Gesellschaft betrieben, zu deren Mitgliedern nicht weniger als 14 Souveräne zählen, und die sich bereits das Verdienst erworben hat das Yak, zwei neue Seidenraupen und einen fruchtbaren Bastard dieser zwei Arten in Europa heimisch gemacht zu haben, nicht zu gedenken der Einführung der Igname und des Sorgho. Sie ist aber auch im Genuß großer Mittel, und im Bois de Boulogne sind ihr nicht weniger als vierzig Acker Landes in guter Lage zur Benützung überlassen worden. In England dagegen, über dessen Thätigkeit ein Essayist im Edinburgh Review sich verbreitete, haben nur Privatleute oder Privatgesellschaften die Pflege und Züchtung fremder Thiere als Liebhaberei betrieben, und zwar ist der Zoological-Garden in England hauptsächlich der Schauplatz dieser Versuche gewesen. Die klimatischen Verschiedenheiten sind dem Fortkommen fremder Thiere weniger ungünstig als man in der Regel meint. Die polynesische Gans von den Sandwichinseln, die australische Schwanengans, der südafrikanische Schildrabe, die ost- und westafrikanischen Spornflügel, die südamerikanischen Chloephagä, die nordamerikanische Sommerente und der chinesische Mandarin leben neben einander im zoologischen Garten und brüten auch meistens. Ebenso gedeihen dort sämmtliche Straußenarten, und nicht bloß Vögel, sondern auch Vierfüßer: das südamerikanische Nabelschwein, das nubische Leucoryx, die südafrikanischen Elands, der große Wapitihirsch aus Canada. Bei guter Pflege kommt überhaupt in den gemäßigten Ländern der größere Theil der Wiederkäuer, der Hühnerarten und der Wasservögel fort. Der asiatische Hirsch ist ein stattliches Thier, besitzt einen längeren Schädel, ein schwereres Geweih und eine weißere Brust wie die europäische Art. Die ersten Exemplare dieses Thieres brachte Sir John M'Neil mit großen Kosten 1841 aus Persien, sie giengen aber im Jahre 1849 zu Grunde. Während des Kriegs in der Krim merkte man aber daß diese Hirschart sich auch in den pontischen Wäldern aufhalte. Aus Georgien und aus Cilicien sind daher Exemplare nach England gegangen und haben in dem Thiergarten bei Bristol bereits sich fortgepflanzt. In Nipal und in Assam trifft man den goldenen Barasingha-Hirsch (Cervus Duvaucelli), der jetzt bereits neben dem canadischen Wapiti und dem Hungul im Regentspark gehegt wird und sich fortpflanzt, ja von den 42 Hirscharten ist vielleicht nur das kleine Mousedeer des tropischen Indiens das einzige welches sich in England nicht heimisch machen läßt.

In Südafrika sind die Antilopen und unter diesen das Canna oder Eland das Wildpret par excellence, auch sind alle Jäger einstimmig daß das Fleisch dieser Thiere unübertrefflich sey. Diese Antilopenart wird aber bald die englischen Jagdgründe bevölkern. Am 29 April 1859 zählte man schon nicht weniger als 20 Elandkälber, und wenn nicht drei Stück ausgeführt worden wären, hätte sich die Heerde auf 29 Köpfe belaufen müssen. Lord Hill, der acht Stück davon unter seiner Pflege hat, schlachtete vergangenen Januar einen 6jährigen Bock. Ein Schmaus für Kenner wurde veranstaltet und alle, die von dem Braten genossen, bis auf eine Autorität, erklärten sich für die Trefflichkeit des Gerichtes. Jedenfalls werden die englischen Parklandschaften durch Verbreitung der Antilopen um einen Reiz gewinnen. Die zarte Farbe dieser Geschöpfe und ihre Anmuth stellt sie als ornamentale Thiere noch höher als die Rehe. Ihre saubern, schmalen Füße voller Kraft tragen sie über Thal und Hügel mit wunderbarer Geschwindigkeit, und wo sie einem Hindernisse begegnen, springen sie bis zu einer für ihre Körpermasse unglaublichen Höhe. Noch begehrenswürdiger aber wäre das Heimischwerden des Springbocks, einer lieblichen Antilopenart von der

Größe eines Rehes, und unübertroffen an Anmuth, die zu Tausenden Südafrika bevölkert und deren Fleisch als hoher Leckerbissen gilt. Das Ebenmaß des Körperbaues gibt dem Springbock unbedingt den Rang des elegantesten Thieres der Antilopengruppe. Der Gegensatz zwischen dem feurigen Zimmetbraun des Rückens zu dem schneeweißen Bauche, erhöht durch tiefe nußbraune Streifen in den Hüften, das glänzend schwarze Auge voll von Lammessanftmuth machen das Thier zu einem der gelungensten Stücke der Natur. Im Thiergarten von Knowsley gab es auch eine Heerde kleiner indischer Antilopen, welche freilich keinen Anspruch als Wildpret haben, als Ziergeschöpfe aber selbst dem Springbock gleichkommen. Wurde die Heerde ins Gehege gelassen, so führte sie der alte Bock an, der behutsam erst die Seinigen umkreiste und dann bedächtig sich vorwärts bewegte, bis er irgend einen Zweig oder ein Büschel getrocknetes Gras wahrnahm, welches sein Mißtrauen erregte und über welches er mit einem Sprunge setzte, welcher für die höchste Einfriedung ausgereicht haben würde. Die Heerde folgte Stück für Stück, und jedes Thier bis zu dem einwöchentlichen Kalb herab führte nach Möglichkeit die Kraftübung an der nämlichen Stelle aus. Dann folgte ein allgemeiner Galopp, ein Rasen im Kreise herum, bis irgend ein anderer Einfall dem Bock durch den Kopf fuhr und er plötzlich angewurzelt stand wie eine Bildsäule.

Der Thiergarten von Knowsley Hall gehörte dem Grafen Derby, dem Vater des jetzigen torystischen Parteihauptes. Er verwendete sein Vermögen darauf eine Familie von 1500 Vögeln und andern Bestien zu füttern und zu acclimatisiren. Nach seinem Tode kam, im October 1851, der ganze Bettel unter den Hammer und wurde um 6000 Pfd. Sterl. losgeschlagen. Mehr als 100 Acres Land wurden dieser Liebhaberei geopfert, abgesehen von unzähligen Behausungen für die Zwecke der Thierpflege. Lord Derby war der zoologischen Gesellschaft oft voraus. Früher als diese besaß er den großen Ameisenfresser, viele Hirsch-, Antilopen- und Hornvieharten. In seinem Auftrag reisten Leute bis nach Singapur, zum Cap, in die Felsengebirge, nach Centralamerika, Tunis, Lappland. Die Gesellschaft welche den zoologischen Garten in London gründete, genoß anfangs die größten Erfolge. Eintrittsbillets gehörten zu den gesuchtesten Gegenständen, und waren für manche Tage nur durch besondere Gunst zu erlangen. Dieß währte einige Zeit bis die Modeliebhaberei erkaltete, die Beiträge nicht mehr bezahlt wurden, viele sich zurückzogen, und durch schlechte Verwaltung zwischen 1840 und 1847 das Einkommen auf die Hälfte sank, die Sammlung immer lückenhafter wurde, und der Ruin hereinzubrechen drohte. Da endlich im Frühling 1850 bekam der Garten wieder neue glänzende Tage, seit der britische Consul in Kairo, Charles Murray, ein junges Flußpferd nach England schickte, das erste welches in Europa lebend gezeigt wurde, seit Kaiser Commodus fünf dieser Bestien in dem Flavianischen Amphitheater hatte schlachten lassen.

Der britische Zoological Garden oder vielmehr seine Thiere hatten, wenigstens war es so vor wenigen Jahren, sehr viel vor denen im Jardin des Plantes voraus. Erstens hält man in London darauf mehrere Exemplare, oft ganze Familien derselben Art gleichzeitig zu zeigen. Will man aber überhaupt Junge von den gefangenen Thieren erzielen, so muß man verschiedene Paare haben, denn auch bei den Thieren führt die Kreuzung von Blutsverwandten zu krankhaften, dem Erlöschen geweihten Nachkommen. In solchen Fällen schiebt man gern dem Klima die Schuld zu, während es ganz sicher ist, was auch Darwin in seinem berühmten Buch nachgewiesen hat, daß Unfruchtbarkeit oder Krankhaftigkeit der Nachkommen bei Pflanzen wie bei Thieren sehr oft durch Begattung mit verwandtem Blute veranlaßt wird. Im Zoological Garden werden die Thiere viel blanker und reinlicher gehalten, sehen daher auch frischer und gesünder aus wie in Paris. Nur mit einer Thierfamilie hat auch die Londoner zoologische Gesellschaft kein Glück, nämlich mit den großen, den sogenannten menschenähnlichen Affen. Drei Jahre ist die längste Zeit welche noch ein Orangutan oder Tschimpansi dort gelebt hat. Sie sterben meistens an der Auszehrung, doch könnte man ihnen wohl künstlich das Klima schaffen welches sie begehren, eben so gut wie man auch tropische Pflanzen unter dem Schutz geheizter Glashäuser zu ziehen vermag. Der Affe lebt aber in seinem Vaterland höchst gesellig in Familien. Er verlangt eine „Aussprache“ um populär zu reden, sonst verliert er seine gute Laune, und gute Laune ist die halbe Gesundheit. Einsamkeit kann der Affe so wenig vertragen als ein Mensch die Einzelnhaft. Der kürzlich verstorbene Schriftführer der zoologischen Gesellschaft in London, Hr. Mitchell, erzählt, wie au einem feuchten Novembertahend just vor dem Dunkelwerden ein französischer Reisender vom Senegal mit einem in einen Burnuß gehüllten Begleiter im Wagen vor der Pforte des Gartens gehalten habe, und er (Mitchell) zu ihm gerufen worden sey. Der Fremde bot seinen vermummten Begleiter, einen Tschimpansi, zum Verkauf an, ehe er ihn in Paris anzubringen versuchte. Man trug ihn im Burnuß in das Affenhaus, wo ein paar bisher ledige tschimpanesische Fräuleins sich befanden, die an jenem Abend, wenig gesagt auf einen Herrenbesuch, im Begriff waren nach ihrem Souper sich zu Bett zu begeben. Als der junge Herr vom Senegal sie gewahr wurde, näherte er sich ihrer Loge höflich als wollte er ihnen das Neueste aus Afrika mittheilen. Beide Tschimpansellas brachen in einen Ruf des Erstaunens aus als sie den Vetter erkannten, und sogleich ergoß sich von den beweglichen Zungen dieser noch unverdorbenen und bisher noch immer so spröden und mürrischen jungen Damen eine Redesluth im reinsten Tschimpanesisch, belebt durch Gebärdenspiel, Ausrufungen und Geschrei womit der Landsmann beglückwünscht wurde. Hr. v. Tschim warf jetzt den Burnuß ab und schlüpfte anmuthig in ein angränzendes Gemach, wo er durch das Gitter nähere Bekanntschaft mit den Damen machen konnte. Als sich die spröde Schüchternheit von Juliana und Paquita ein wenig gelegt hatte, begann Sir Tschim einen Tanz, der wie die Reminiscenz einer Menuett aussah, und mit kräftigem Aufstampfen der Füße endigte. Die Damen waren hingerissen und schlossen sogleich dide Freundschaft; auf Befragen aber erklärte der Reisende vom Senegal,

daß der Tanz ein Ballett nachahmen sollte welches seine Negersklaven jeden Abend im Hofraum aufzuführen pflegten, und welches Sir Tschim ungeheißen ihnen abgelauscht hatte. Die Tschimpanfis besitzen die größte Fertigkeit in ihrem Metier, nämlich im Nachäffen. Ein solches Thier in einer englischen Familie, welches das Hausföhnchen in sein Herz geschlossen hatte, pflegte gern wenn ihm dieses Gesichter schnitt, in gleicher Münze heimzuzahlen, woraus sich ein Duett von Grimassen entspann, welches schließlich seinen Gipfel erreichte, wenn der Tschimpanfi von dem Knaben angeblasen wurde, worauf jener seine Lippen in eine Trompetenform brachte daß er frappant aussah wie die Teufelsgesichter auf den Bildern altdeutscher Meister.

Zu den frühesten Erfolgen der zoologischen Gesellschaft gehört die Einfuhr von Giraffen (1836), welche seitdem, nur ein wenig mit frischem Blut ergänzt, neun Kälber geliefert haben. Diese Thiere können sich vom 20 Juni bis 20 September in England, in Südeuropa das ganze Jahr im Freien aufhalten, und es bedarf nur eines Liebhabers um einen Park mit diesen stattlichen Thieren zu versehen, die ihre vogelähnlichen Köpfe in die Wipfel der Bäume zu stecken pflegen. Minder glücklich gieng es mit dem Auerochsen, Bison urus, einem Zeitgenossen des Mammuths, der aus einer paläontologischen Vergangenheit in das moderne Europa hereinragt, und von welchem im kaiserlichen Gehege bei Bielowitz noch 1000 Stück gefüttert und durch das strengste Gesetz geschützt werden, denn das Schlachten eines solchen Thieres soll — sagt man, notabene — mit dem Tod bestraft werden. Auf Ansuchen seines Freundes Sir Roderik Murchison ließ sich Kaiser Nikolaus in einem Anfall von Freigebigkeit 1849 bewegen, der zoologischen Gesellschaft ein Paar dieser Thiere zu verehren, allein bald darauf starben beide an der damaligen Rindviehseuche, der Lungenentzündung. Ein amerikanischer Bison fiel gleichfalls als Opfer der Pestilenz, aber man darf deßwegen nicht denken daß das Klima der Ausbreitung dieser Hornvieharten hinderlich sey, denn die amerikanischen Bisone, die Lord Breadalbane in Taymouth (Schottland) zieht, haben sich prächtig erhalten.

Zu den interessantesten Thieren des zoologischen Gartens gehören die Talegallahühner (Philippinen), welche aus Pflanzenabfällen kleine Hügel zu erbauen pflegen, worein die Henne ihre Eier legt, worauf diese von der durch die Zersetzung der organischen Stoffe erzeugten Wärme ausgebrütet werden. Ein solches Huhn, ein Londoner Kind, ist jetzt im zoologischen Garten zu sehen, neben Vater und Großvater, so daß die Thiere sehenfalls das englische Klima vertragen. Ihr eigenthümliches Brütsystem aber könnten sie nur dann anwenden, wenn sie den Hügel unter einer Glasbedeckung erbauen wollten, damit er — das einzige was noth thut — vor Regen geschützt sey. Uebrigens können die Eier in jeder Brütmaschine zum Ausschlüpfen gebracht werden, der Vogel selbst erbaut sich ja nichts anderes als eine Brütmaschine. Das Huhn legt zehn Eier und liefert einen ausgesuchten Braten, so daß die Talegallazucht möglicherweise sich wirthschaftlich empfehlen läßt. Der Hahn ist ein eigenthümlicher Gesell, aber ein trefflicher Hausvater. Jedes Stückchen taugliche Material zum Bauen des Eierhügels wird von ihm mit dem Fuß in einen zum Bau bestimmten Winkel gescharrt. Hat der Haufen die genügende Größe erreicht und nimmt seine Temperatur zu, so gibt der Vogel dem Gipfel die rechte Form zur Aufnahme der Eier. Jeden Morgen hat er dann nicht eher Ruhe als bis das Ei in die Höhlung gelegt ist: immer scheucht er die Henne nach dem Haufen zurück, aus Furcht sie möchte ihre Schuldigkeit nicht thun oder das Ei verstrenen. Einen Monat nach dem Legen ist das Junge reif. Es kommt aus der Schale wie die Tochter des Zeus, bewaffnet mit Gefieder und zum Flug fertig, doch verläßt es den Haufen noch nicht, sondern bleibt in der Wärme sitzen, oft besucht vom alten Hahn, der es zudeckt als ob es noch nicht ausgebrütet sey. Am dritten Tage fliegt es schon wie ein Rebhuhn. Es ist überhaupt merkwürdig wie wenige Arten aus der reichen Familie der Gallinaceen der Mensch wirthschaftlich ausgenützt hat. Prinz Karl Bonaparte zählt in seinem Katalog nicht weniger als 346 Arten Hühner auf, wovon 230 wenigstens in Europa sich aufziehen ließen, von diesen aber sind bis jetzt nur acht unser Hausvolk geworden, nämlich: 1) das Haushuhn, 2) der Pfau, 3) das Perlhuhn, 4) der Fasan, 5) der Goldfasan, 6) der Silberfasan, 7) der Ringelhalsfasan — sämmtlich Arten der alten Welt, 8) der Truthahn, das einzige bezähmte Product der neuen Welt. Von diesen Arten kannten die Alten die ersten vier, so daß sich seit 2000 Jahren ihre Zahl nur verdoppelt hat! Unser Fasan ist zwar ein geputztes Thier, allein der grüne Fasan Japans, der chinesische mit Halsring und gelben Seiten, beide in England schon gezogen, der mongolische mit Halsring und rothen Seiten, der japanesische Kupferfasan, und der langschwänzige von Cochinchina übertreffen an Farbenglorie weitaus unsern Fasan. Im Himalaya aber gibt es eine ganze Reihe herrlichen Federviehes, vor allen zu nennen die reizend gezeichneten Schneehühner, die ohne Ausnahme sämmtlich unser Klima vertragen könnten.

Die Schwäne sind Weltbürger, denn ihr Verbreitungsgebiet reicht vom Gürtel der Pelzthiere bis zum Cap Horn, von Spitzbergen bis Australien. Die australische Natur, die so gern die verkehrte Welt vorstellt, hat auch schwarze Schwäne hervorgebracht, die fruchtbarste Art ihrer Gattung. Ein Liebhaber in Carlshalton hat binnen 12 Monaten drei Bruten schwarzer Schwäne von demselben Paar gezogen, und da ein Paar junger Schwäne 10 Pfd. St. werth ist, so warf das Geschäft ein schönes Geld ab. Noch anziehender ist aber der südamerikanische Schwan mit schwarzem Rücken, den die zoologische Gesellschaft bereits acclimatisirt hat. In Irland erzählt man sich folgenden Roman von den schwarzen Schwänen. Einer der Earls von Shannon setzte ein Paar solcher Australier auf einen Teich, den schon vorher ein Paar plebejische Schwäne bewohnten. Die beiden Familien führten ein widerwärtiges Leben. Die Damen waren „gespannt“ mit einander, die Männer sahen sich herausfordernd an, doch kam es zu keinem Skandal, bis eines schönen Morgens die australische Dame aus einer noch nicht ermittelten Ursache plötzlich verblich. Dieß brachte bei ihrem Herrn die Schale des Zornes zum

Ueberlaufen. Stracks segelte er auf seinen weißen Gegner los, und es begann ein erbitterter Kampf. Der Kummer und die Nachsucht hatten offenbar die Kräfte des kleineren schwarzen Schwanes geschärft, denn zuletzt lag der Gegner erschlagen im Wasser, und es war nur der australische schwarze Schwan und die weiße irische Wittwe noch übrig. Sie ergriffen den vernünftigsten Ausweg, denn nach einer decenten Trauerpause erfolgte eine Allianz, und nach Jahr und Tag schwammen halb schwarz, halb weiße Schwänchen im Teich.

Die Amsterdamer Menagerie und, wie wir kürzlich aus französischen Blättern sahen, der Jardin des Plantes besitzen Exemplare von Sieboldia Maxima, einem gewaltigen Salamander, den man in den Lavapfützen Nyphons entdeckte und der die größte Kälte ohne Beschwerden vertragen kann, zum Spott der fabelhaften Zoologie der Alten, welche ihren Salamander in reiner Flamme leben ließen.

Es ist ganz gewiß daß durch Bezähmung und Zucht den Thieren Farbe und Gestalt, und man möchte sagen ein modischer Schnitt gegeben werden kann. Seit 6000 Jahren betreibt nun der Mensch die Acclimatisation, dennoch ist aber diese Kunst noch in größter Kindheit, denn bis jetzt hat der Mensch seine Zuchtmittel nur an der kleinen Anzahl Thiere versucht, die wir, weil sie bezähmt worden sind, Hausthiere nennen, deren Artenzahl aber unendlich gering ist gegenüber der Artenzahl sogenannter wilder Thiere.

Vom Edward's River nach Melbourne.

Bei dem schlechtesten Wetter kamen wir an den Edward's, und die zu beiden Ufern liegende kleine Stadt Deniliqnin, von den Colonisten gewöhnlich „the sandhills" genannt, ein passender Name für den Ort und die nächste Umgebung, da überall, wohin man blickt, wellenförmige Sandhügel von unbedeutender Höhe dem Auge des Reisenden begegnen. Unsere Reise war hier eigentlich zu Ende; ich hatte eine große Schafheerde von Morcton-Bay hieher begleitet, und die Hälfte derselben, 10,000, sollte hier abgeliefert werden. Da ich kein Engagement während der Reise hatte, so konnte ich hier die mit der anderen Hälfte der Heerde noch weiter nach dem Murray gehende Gesellschaft verlassen, was zu thun mich auch gar keinen Entschluß kostete, denn 18 Wochen überlandreisen fühlt jedem Wanderschüchtern die Reiselust, wenigstens für eine Zeitlang. Endlich war ich mein eigener Herr, und ich hatte über den Weg, den ich nach Melbourne einschlagen wollte, nur mich selbst zu berathen.

Deniliqnin ist, obgleich klein, ein bedeutender Inlandort, da alle Schaf- und Rinderheerden, die von den nördlicheren Theilen von Neu-Süd-Wales nach Victoria getrieben werden, hier den Edward's River zu passiren haben, was mittelst eines in vorzüglichem Zustand befindlichen „Punt's" oder Fähre geschieht, auf welcher 600 Schafe auf einmal über den Fluß gebracht werden können.

Der Ort hat ein paar Kirchen, zwei sehr gute und geräumige Krankenhäuser, eine Bank, mehrere Gasthäuser, eine Freimaurerloge, ein Postamt, Kaufläden und Waarenhäuser, und — ein Telegraphenbureau. Sie wundern sich vielleicht daß in einem kleinen Ort, von beiläufig 600—700 Einwohnern, und weit im Inland Australiens (350 Meilen von Sydney und 200 von Melbourne) eine Bank ist, dieß ist jedoch nicht zu verwundern, da hier beinahe alle Geschäfte und Zahlungen durch Banken gemacht werden. Es gibt kaum eine kleine Stadt, weder in Victoria noch in New-South-Wales, in der sich nicht eine oder zwei Banken befinden; diese Banken sind Zweighäuser von den großen Banken, die ihren Hauptsitz in Melbourne, Sydney oder London haben. Die „Australian joint-stock bank" ist jedoch diejenige welche am ersten hinlänglich Vertrauen hat um Zweiggeschäfte in den kleineren Städten zu etabliren. Wenn Sie aber erstaunen daß hier ein Telegraphenamt ist, so ist dieß nur natürlich, und hätte ich nicht schon vor meiner Reise aus den Zeitungen ersehen daß Deniliqnin sich einer Telegraphenverbindung mit Melbourne und Sydney erfreut, so würde mich nichts mehr überrascht haben. Deniliqnin liegt nicht in der vom Staat angelegten Telegraphenlinie.

Die Deniliqniner haben zwar zur Zeit der Aufstellung der Linie gleich von Anfang die Bedeutung ihres Ortes hervorgehoben, konnten aber die unbarmherzigen Ingenieure nicht dazu bringen den Draht durch ihre Stadt gehen zu lassen. Hier, nur 50 Meilen von Murray, mithin von der Gränze der Colonie Victoria, haben die Leute schon etwas von dem „Go-a-Head"-Charakter der jungen und blühenden Nachbarcolonie, sie nahmen deßhalb die Sache in ihre eigene Hand, und bauten auf eigene Kosten eine Zweiglinie her. Wie wohlthätig und wie wichtig eine Telegraphenverbindung mit Deniliqnin ist, davon kann Ihnen das was uns selbst begegnete, einen Begriff geben, und außerdem zeigt es Ihnen zugleich wie große Geschäfte im Viehhandel hier abgemacht werden. Ich will der Sache nur mit wenigen Worten Erwähnung thun, da sie, Ihrem Geschäftsleben so ferne liegend, Ihnen vielleicht von sehr geringem Interesse seyn dürfte. Ein Geschäftsmann kauft in eigener Person oder durch Agenten auf verschiedenen Stationen 20—30,000 oder mehr Schafe. Je nach dem Uebereinkommen läßt er sie selbst abholen, oder sie werden vom Verkäufer am Edward's oder am Murray abgeliefert. Die Hälfte unserer Schafe sollte nun hier abgeliefert werden, das war der Contract. Mein Freund, der Superintendent, erhielt in Deniliqnin die erwarteten Briefe von Sydney, die ihn instruirten, die Schafe gegen Vorweis einer Ordre an ein genanntes Sydneyhaus abzugeben. Der Herr, der uns die Schafe abnehmen sollte, war allerdings hier, und hatte seine Vollmachten; sie stimmten jedoch nicht mit den zuletzt von Sydney erhaltenen Instructionen überein, und da in allen australischen Colonien im Geschäftsleben „sharp practice" die Regel ist, so konnte und wollte der Superintendent die Schafe nicht überliefern. Wäre nun kein Telegraph da, so würde eine Correspondenz mit Sydney nöthig seyn, und diese nimmt hin und her unter den günstigsten Witterungsverhältnissen

6—7 Tage in Anspruch. Was sollte der Mann unterdessen mit 20,000 Schafen anfangen? Weiden kann er sie nicht lassen, denn er ist nach den Gesetzen nur zur Benützung einer Strecke von einer Viertelmeile zu beiden Seiten der Straße berechtigt, und auch da muß er sogar im schlechtesten Wetter avanciren; dafür aber daß er seine Gränzen nicht überschreitet, sorgen die Pächter (Squatters) der anliegenden Stationen, und in manchen Gegenden sind sie so scharf daß sie Leute ausschicken um eine durchziehende Heerde für die ganze Strecke, welche durch ihren Weidegrund (Run) geht, zu beaufsichtigen. Das sind Verhältnisse im Inneren Australiens, wo vor 20 Jahren ein Europäer noch kaum zu sehen war, wo der Name „Straße" auch jetzt nur einen befahrenen Weg bedeutet, wo nur in Entfernungen von Hunderten von Meilen die Anlage einer Stadt oder eines Dorfes sichtbar ist, und wo die Civilisation außer wenigen Hütten und einigem eingezäunten Lande noch keine Spur zeigte. Seit kurzem geht nun über den noch jungfräulichen Boden, über fruchtbare und wüste Ebenen, durch offene und dichte Wälder, über Berg und Thal die dem ungebildeten Colonisten geheimnißvolle Drathlinie, ein Sprung der Civilisation, den wohl kaum ein anderes Land aufweisen kann, eine Telegraphenlinie durch Land welches vor 25—30 Jahren ausschließliches Besitzthum der armen Wilden war, und welches heute noch beinahe ausschließlich als Weideland betrachtet werden muß.

Ein junger Gentleman, der die ganze Reise mit mir gekommen war, und ich wollten nun zusammen nach Melbourne reisen. Wir hatten verschiedene Reiseplane zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen uns vorgelegt. Der fürsterliche Zustand des Weges und die Unmöglichkeit unsere Effecten auf eine andere Art fortzubringen, ließ uns für das letztere entscheiden.

Wir erfuhren auch bald daß jeden zweiten Tag ein Postwagen von Deniliqnin nach Melbourne geht, und da die Reise mit demselben nicht nur die billigste, sondern auch die schnellste seyn mußte die wir machen konnten, so entschlossen wir uns sogleich diese Reisegelegenheit zu benützen.

Der Postwagen nimmt den kürzesten Weg, er geht die ganze Strecke der Telegraphenlinie entlang, die ziemlich in einer geraden Linie fortläuft, und braucht nicht mehr als 27 Stunden um diese Strecke von 200 Meilen zurückzulegen; man bezahlt für den Platz 5 Dollars, ein gewiß sehr mäßiger Preis für die Entfernung und die Dauer der Reise. Von dem Umstand daß diese Post ihren Weg der Telegraphenlinie entlang nimmt, heißt sie auf ganz passend „The telegraph line of mail coaches." Sie ist aber, wie alle Posten hier, in Privathänden, und steht mit der Regierung nur für Brief- und einen äußerst beschränkten Paket-Transport in Contract.

Lassen Sie uns nun während der kurzen Zeit, die mir zwischen meinem Entschluß und der Abfahrtszeit des Postwagens übrig bleibt, diese Inlandstadt ein wenig ansehen. Wenn man in einem der bevölkertsten Länder Europa's nur 50 — 60 englische Meilen durchreist, so trifft das Auge auch des oberflächlichsten Reisenden so viel neues daß er beim Durchreisen kaum Zeit hat das Gesehene in sich aufzunehmen. Durchreist man 400 — 500 Meilen, so kann man schon verschiedenen Nationalitäten begegnen, man kommt durch verschiedene Königreiche, Fürstenthümer ꝛc., man sieht fremde Trachten, man hört verschiedene Sprachen, es fällt uns die Verschiedenheit der Bauarten auf, wir finden in Kaufläden Artikel fremder Manufactur, es ist alles fremd und neu für uns. Dieß fällt hier alles weg. Kämen Sie auch bis von den letzten, nördlichsten und neuesten Ansiedlungen, von Port Curtis im 24sten Gr. südlicher Breite bis herunter nach Victoria, so würden Sie in der Nähe der Städte wenigstens immer dieselbe Landschaft, dieselben Bäume, und in den Orten selbst dieselben Häuser finden. Die Sprache der Bewohner ist überall dieselbe, so die Kleidung, so die Art des Bauens, so ihre Sitten und ihr ganzes Wesen. Dort wie hier und den ganzen Weg entlang finden Sie die angelegten Städte und Dörfer an einem Fluß oder Creek. Dort wie hier finden Sie Gummibäume, zu deren Lebensbedingungen die Nähe von permanentem Wasser gehört, und deren charakteristische Unterschiede das Auge des Laien vergeblich festzustellen sucht, obgleich die Wissenschaft bereits eine Masse von Arten dieser interessanten Pflanzengattung bestimmt hat. Dort wie hier finden Sie dieselben Zeichen der Gasthäuser, dieselben übertriebenen Bezeichnungen für einen gewöhnlichen Kaufladen, dieselben, immer und überall, auch im fernsten Busch äußerst reinlich gekleideten Herren, mit derselben stolzen, abstoßenden Miene für jeden Unbekannten, angelegt zum Imponiren, als wenn die guten Leute von jedem Fremden etwas zu fürchten hätten. Sie finden endlich dieselbe Arbeiterclasse, den fleißigen, nüchternen Theil sowohl als die dem Trunk ergebene lumpige und schmutzige Gesellschaft, die ganz so aussieht wie ihre Bruderschaft in England und Irland, die Sie wenigstens aus Illustrationen hinlänglich kennen. Da frägt es sich freilich: „was kann man im Inlande Australiens überhaupt neues sehen?" Man reist Hunderte von Meilen bis man an ein Städtchen oder Dorf kommt, und dann sieht ein Ort aus wie der andere. Während näher an der Hauptstraße durch New-South-Wales die schon viel frühere Aufnahme und Benützung des Landes, größerer Verkehr, früher ausgeführte Verbrecherarbeit an den Straßen, und für eine Zeit lang reiche Goldfelder ganz nette Städte von 2000 — 4000 Einwohnern hervorgerufen haben, sind die jüngeren Städteanlagen auf eine geringe Zahl von Hülfsquellen beschränkt. Der Durchgang einer Poststraße, vielmehr eines Postweges, die Kreuzung von Straßen nach den größeren Schaf- und Rinderstationen, die mehr oder minder centrale Lage einer Ansiedlung (settlement) zwischen solchen Stationen eines Landestheiles, der Weg den der Transport von Waaren und Provisionen von den Seestädten her, und der Producte von den Stationen dahin zurück nimmt, endlich der Transport von Rinder- und Schafheerden, und in wenigen Fällen Stellen oder Strecken von angebautem Culturlande sind meines Wissens gegenwärtig die einzigen Ursachen die an einem gelegenen Platz erst ein paar Hütten erstehen lassen, wo dann in der Folge mehr und mehr Menschen sich niederlassen und zu einer Gemeinde werden. Ein Schuhmacher, ein Hufschmied, ein Kaufladen, meistens aber ein Wirthshaus oder ein Accom-

modationshaus (accommodation-house, ein Haus wo man Speisen und Nachtlager, aber wenigstens gesetzmäßig, keinerlei geistige oder gegohrene Getränke haben kann) sind in der Regel der Anfang eines Ortes. Etwas anderes ist es wo, wie häufig in Victoria, ein reiches Goldfeld eine lebhafte Stadt mit dem regen und bewegten Geschäftsleben — sprüchwörtlich in Colonien — so zu sagen hervorgezaubert hat. Hier, im Pastorallande, ausschließlich als Weideland für Pferde, Rinder und Schafe benützt, sind die Verhältnisse viel einfacher, deßhalb für Colonisation im allgemeinen natürlicher. Da ist nichts gezwungenes, nichts überstürzendes. Es ist die allmähliche, langsame und friedliche Eroberung und Ansiedlung eines neuen Landes. Jede neue Hütte ist eine Zugabe, ein Fortschritt, jeder neue Ansiedler (settler) ist willkommen, und trägt oder soll zum Gedeihen des neuen Platzes beitragen.

Solche Plätze sind gewöhnlich von den Landesvermessern als geeignet für die Anlage einer Stadt oder eines Dorfes, je nachdem, auf den Karten bezeichnet, und dann ist die Regierung die eigentliche Urheberin. Dieß muß aber nicht seyn, es kann sich an irgendeinen Punkte ein Ort frei entwickeln, ob eine weise Regierung den Prospect derselben vorausgesehen hat oder nicht, und ich weiß daß solche von den Vermessern als für die Anlage eines Ortes günstig bezeichnete Punkte noch heute unbewohnt sind, während Colonisten mit oder ohne besondere Absichten, unter günstigen Bedingungen an einem gar nicht vermutheten Orte die Anlegung einer Stadt veranlaßten.

Da liegt nun Deniliquin am Edward's River. Noch sind wir auf der nördlichen Seite vom Fluß, dessen Nähe die reichere Vegetation, das üppigere Laubwerk der Bäume nicht verkennen lassen. Für uns sind die schweren, senkrecht getheilten und herabfallenden Massen von Grün, zwischen welche sich die schimmernden weißen oder grauen Aeste dringen, immer anziehend. Wir sind auf flachem Lande, aber vor uns schwillt der saftige Boden zu sanften unbedeutenden Hügeln an, deren lebhaft röthliche Färbung sich recht hübsch von dem beinahe ununterbrochenen Grün im Hintergrunde abhebt. Wir sehen einige bescheidene Hütten, aber auch gute, theils vollendete, theils noch im Bau begriffene Stein- und Ziegelbauten, offenbar für die größeren Bedürfnisse einer großen Zukunft berechnet, und im Vorgefühl derselben angelegt.

Die hervorragenden Gebäude sind ein Hospital, das Telegraphenamt, ein Hôtel und ein paar Privathäuser. Eine halbe Meile weiter kommen wir an den Fluß, in dessen Bett zur Zeit eine impotirende Wassermasse dahinrollt, obschon er zur trockenen Jahreszeit ein äußerst bescheidener, harmloser und träger Nachbar seyn soll. Der bedeutendere Theil der Stadt liegt auf der südlichen Seite des Flusses, und würde für einen Ankömmling von Europa gewiß eine fremdartige, auffallende Ansicht seyn. Einige größere Gebäude aus Backsteinen zeigen daß der Ort bereits zur permanenten Ansiedlung geworden ist. Zwischen und neben diesen sind lange, einstöckige Gebäude aus Holz, mit breiten Verandahs, Gasthöfe, wie wir sie durch das ganze Land treffen, Waarenhäuser und Kaufläden. Außerdem sehen wir kleinere, meistens zierliche Holzbauten, Privatwohnungen, und eine Masse von Zelthäusern (leichte, in Häuserform aufgestellte Gerüste, die mit Segeltuch oder auch nur mit Calicot überzogen sind). Neben dieser letzteren sehen hübsch, und namentlich nach Regen sehr reinlich, aber doch armselig aus. Was an diesen kleinen provisorischen Wohnstätten besonders auffällt, sind die an ihnen angebrachten Kamine von Backstein, nett und reinlich aufgeführt, mehr noch die über dem Dachrande oder an der Fronte befestigten Namensbretter mit enormen Buchstaben und ganz und gar übertriebenen Bezeichnungen für so bescheidene Dinge wie eine Krämerei, eine Schmiede, eine Schneider- oder Schuhmachewerkstätte. Auch zeigen sich Kaufleute und Handwerker, wie hier in Melbourne als von London kommend, dort als von Melbourne kommend an. Melbourne scheint demnach, obgleich Deniliquin zu New-South-Wales gehört, als der Centralpunkt colonialer Industrie zu gelten. Das Bett des Flusses ist, wie das von anderen nördlich gelegenen Flüssen die ich passirt habe, gleichsam in die Ebene eingesenkt, da ist kein Flußthal und keine natürliche Wasserabdachung zu sehen, und obgleich das südliche Ufer auch jetzt bei ziemlich hohem Wasserstand das Niveau des Flusses um 30 Fuß oder mehr überragt, so sollen die guten Einwohner doch schon mehrmals Ursache gehabt haben für ihre junge Stadt vor Ueberschwemmung in großer Angst zu seyn. Es ist zu bedauern daß dieser Platz in Bezug auf Landescultur oder Gärten sich gar keine Hoffnung machen kann. Keine Gemüseart ist noch mit Erfolg angebaut worden. Kartoffeln, Mais, Hafer (natürlich auch jedes Pfund Mehl das hier verbraucht wird) kommt alles von Melbourne oder von anderen gesegneten Districten.

Und nun zur Reise. Postgeschäfte werden hier sehr einfach abgemacht. Kein Conducteur begleitet den Wagen, doch streckenweise hatte der Kutscher einen seiner Kameraden zur Begleitung, wie man mir sagte zum Schutze des Postsiegels. Was die Wagen betrifft, so stehen sie in Bequemlichkeit und Reinlichkeit weit hinter unseren Eilwägen. Die Außenseite ist allerdings lackirt und glänzt mit langen goldenen Aufschriften, wenn nicht der Schmutz mehrerer Tage alles bedeckt. Das Innere fand ich sehr unbequem. Der Boden war schmutzig und feucht, so die schmalen mit gerader Rückenlehne versehenen Sitze, alles geeignet während einer längern Fahrt das unbehagliche Gefühl in uns hervorzurufen. Auch sind diese Wagen von den Seiten auswärts ganz offen auf allen Seiten, das Gehäuse besteht nämlich nur aus einem so leicht und so stark als möglich gearbeitetem Gestell, über dessen Raum man bei schlechtem Wetter Wachstuch zieht. Diese Wagen sind amerikanischer Bauart und erfunnlich gut gebaut, sonst würde keiner derselben nur eine einzige Reise durchmachen. Auch viele der Kutscher sind Amerikaner, die in der Führung dieser Wagen, sowie im vierspännigen Fahren überhaupt, hier einen besonders guten Ruf genießen. Alle diese Wagen sind nämlich mit vier Pferden bespannt; die Relais sind häufig gewöhnlich 10—12 Meilen von einander entfernt, nur zwei Strecken waren sehr lang, die eine von 18 die andere von 25 Meilen, in Gegenden wo Relais nicht leicht, oder nur

unter bedeutenden Kosten angelegt werden könnten. Der Pferdewechsel gieng überall in diesen einsamen wilden Gegenden so schnell und pünktlich vor sich, als man es sich im civilisirtesten und bevölkertsten Land der Erde nur wünschen könnte. Ueberall standen die frischen Pferde mit wollenen Decken bedeckt und in vollem Geschirre fertig, und wir hielten nur 3—5 Minuten. Dieß sind Kleinigkeiten, aber ich führe sie an, weil sie Ihnen am besten zeigen zu welcher Vollkommenheit diese Colonie ihre Postregulationen und ihren Passagierverkehr, und das unter den ungünstigsten Verhältnissen, nämlich ohne eine Straße für die bei weitem längere Strecke der Reise, gebracht hat.

Wir hatten anfangs ziemlich guten Weg, nur stellenweise gieng es durch seichtes Wasser, und die hohen Telegraphenstangen huschten in schneller Reihenfolge lustig an uns vorüber. Allmählich wurde der Boden weicher, größere Stellen waren mit Wasser bedeckt, und der Wagen schwankte bald rechts bald links, und neigte sich bald vor bald rückwärts. Mir kam dieß schon stark genug vor, es war aber nichts im Vergleich zu dem was kommen sollte. Gegen Abend verzogen sich die Wolken, die Sonne gieng prachtvoll unter, und warme milde Farbentöne legten sich über die weite flache Landschaft und die westliche Himmelsgegend. Bald waren sie verschwunden, die Luft wurde kühler, und endlich war es Nacht und empfindlich kalt. Kurz vor Nachtanbruch bekamen wir noch einen Passagier, einen jungen „Gentleman," der sich, wie dieß hier ganz gewöhnlich, mit — Ochsentreiben beschäftigt. Ich erkannte in ihm sogleich den ächten Buschmann, kurze Stiefel, knapp über die enge anliegenden Beinkleider angezogen, einen Poncho-Mantel (ein ganz ausgezeichnetes Kleidungsstück für den australischen Busch) und einen Palmblatthut. „Ich fahre mit Ihnen bis zum Murray, sagte er zu unserm Kutscher, denn der Weg ist zu verdammt schlecht zum Reiten." Lieber Gott, dachte ich, wenn dem der Weg zum Reiten zu schlecht ist, was wird er für uns zum Fahren seyn! Denn diese Leute scheuen sich in der Regel weder vor irgend einem Pferde, Wetter, Weg oder irgend einer Strecke. Sie bringen Rinderheerden von einem Platz zum andern, nach Stationen oder nach Städten, hier meistens nach dem Murray, oder weiter hinab nach den Goldfeldern und nach Melbourne. Diese Beschäftigung ist eine der wildesten die ich kenne. Aber trotz der vielen Entbehrungen und Strapazen, der fortwährend in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit, der langen und unter allen Witterungsverhältnissen nothwendigen Nachtwachen, und trotz der tagtäglichen Lebensgefahr, hat dieses freie, natürliche Leben für manchen so viel anziehendes, daß er, einmal dabei, sich besser und glücklicher fühlt, als in dem früher gewohnten, bequemen, verweichlichenden Stadtleben. Mancher denkt freilich anders und wünscht sich zurück in das bequeme Leben und in die nur so sehr vermißten Gesellschaftscirkel seines väterlichen Hauses.

Ich habe manche Nacht neben oder auf einem Lagerplatz mit diesen Ochsentreibern zugebracht. Am Beginn einer Reise mit Rindern ist diese Beschäftigung namentlich anstrengend und erschöpfend, bis nämlich die Rinder sich an ihr neues, wechselvolles und ihnen deßhalb unbehagliches Leben gewöhnt haben. Da heißt es nichts als wachen und wachen, und wieder wachen. Kaum daß man auf dem Lagerplatz angekommen, und die Heerde mehrmals umritten und dichter zusammengebracht ist, hat man ringsum große Feuer anzumachen, eine Aufgabe die unter Umständen eine sehr schwierige ist, und da gilt es die Heerde die ganze Nacht uneingeschlossen zu bewachen und ruhig zu halten.

Die Wachehabenden sind fortwährend auf den Beinen, während der ersten Zeit der Reise stets zu Pferde, mit brennenden Holzstücken oder Aesten Feuerräder machend und auf und abgehend; wenn ein oder das andere Thier sich entfernen will, schleudern sie ihm den Feuerstock zu, worauf es in der Regel sich sogleich wieder zur Heerde macht. Nicht immer lassen sich die Rinder mit diesen harmlosen Feuerfiguren einschüchtern, namentlich wenn sie nicht um zu weiden (wo sie ruhig und sachte davonschleichen) den Lagerplatz verlassen, sondern von irgend etwas aufgeschreckt werden, wozu der geringfügigste Umstand Anlaß geben kann, wie das Rascheln im Laubwerk nahe stehender Bäume, das Herabfallen eines todten Astes, das Aufstiegen eines in seiner Nachtruhe gestörten Vogels, oder was am häufigsten ist, das Aufspringen eines kleineren Thieres in der Nähe des Lagerplatzes, das nicht zeitig genug seine sonst friedliche und jetzt schwer belagerte Erdwohnung verlassen hat; da heißt es, sogleich bei der Hand zu seyn, und alles zu thun um die scheuen am Lagerplatz so leicht zu erschreckenden Thiere zusammenzuhalten; gelingt es nicht, und laufen Haufen von Rindern von der Heerde weg, so gehen sicher einige davon, manchmal aber hundert und mehr Stücke auf immer verloren, denn einmal im Hinwegrennen aus Schrecken, halten sie nicht für die nächsten 15 oder 20 Meilen an ihrer Flucht inne. Bei solchen Ereignissen ist es wo die Tüchtigkeit des Heerdenreiters geprüft wird. Im Nu schwingt er sich auf sein verläßliches, seiner Aufgabe bewußtes Pferd, und dann geht es, so schnell als die Rinder laufen, diesen nach, durch Busch und Wald, über Gräben und Sümpfe, über Hügel und Ebene, in der wildesten Nacht, und daß hiebei auch der beste Reiter durch einen Fall mit dem Pferd, durch das so gefährliche Aufrennen an einen Baumstamm, oder durch andere üble Zufälle sein Leben verlieren oder sich bedeutenden Schaden zufügen kann, wird niemand bezweifeln. Aber diese Burschen kennen keine Gefahr, fort gehts im gleichen Schritt mit den vom Schrecken gejagten Thieren, bald ist er links, bald rechts von ihnen, im Dunkel der Nacht verliert er sie bei einer plötzlichen Wendung aus dem Gesicht, fort gehts, schneller als zuvor, in der Richtung, die ihm das Gerüsch der Hufschläge anzudeuten scheint, bis er, glücklichen Falles, sie wieder hat, und vielleicht nach einem fürchterlichen Ritt von drei oder mehr Stunden die Thiere von dem langen Jagen erschöpft worden, wo er sie alsdann durch fortwährendes Umreiten ruhig machen und zusammenhalten kann bis zum Morgen. So ein Mann ist Abends, vielleicht erst nach Sonnenuntergang mit der Heerde auf dem Lagerplatz angekommen; die Gegend ist ihm wahrscheinlich für Hunderte von Meilen zurück gänzlich unbekannt,

er verläßt Nachts ohne einen Anhaltspunkt, ohne nur Zeit zu haben, sich über die Richtung ins Klare zu bringen, den Ort, und kommt, meistens ohne große Schwierigkeit, am Morgen mit den Rindern zurück. Der Ortssinn dieser Leute wird durch die lange und stete Uebung so ausgebildet, daß es einem Ankömmling aus Europa erstaunlich ist wie sie manchmal ihren Weg finden, er wird gleichsam zum Instinct, zur zweiten Natur.

Gar bald fühlte ich die Wahrheit von den Worten des Ochsentreibers, der weiche Grund senkte sich unter den durchschneidenden Rädern bald auf dieser bald auf jener Seite, das Wasser platschte oft für Minuten lang am Wagen empor, und hinausspähend konnte ich manchmal nur eine große ununterbrochene Strecke Wassers sehen. In der That, bemerkte ich zu meinem neuen Reisegefährten, das ist sehr schlimm, wenn es so fort geht für die Nacht. O, sagte er, das ist noch gar nichts, warten Sie bis wir zum Wald kommen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Ceylon, nach Emerson Tennent.

1. Kletterfische.

Die Classe von Fischen welche die Fähigkeit zu klettern besitzen, besteht hauptsächlich aus solchen mit labyrinthförmigen, pharyngialen Knochen, die in Platten und Zellen so geordnet sind daß sie einen Vorrath von Feuchtigkeit zurückbehalten, der, während der Fisch ans Land kriecht, allmählich dergestalt ausschwitzt daß die Kiemen feucht bleiben. Derjenige Fisch welchen man in Ceylon am häufigsten auf solchen Ausflügen sieht, ist ein Barsch, von den Singalesen Kawapa oder Kawhy-pa, von den Tamulen Panneiseri oder Sennal genannt. Er ist eng verwandt, wo nicht identisch, mit dem Anabas scandens Cuviers, der Perca scandens Daldorfs. Er wird etwa sechs Zoll lang, der Kopf ist rund und mit Schuppen bedeckt, und die Ränder der Kiemendeckel sind scharf ausgezackt. Mittelst des Apparats an seinem Kopf geht dieses kleine Geschöpf kühn aus seinen heimischen Teichen, und begibt sich gemeiniglich bei Nacht, oder früh Morgens wenn das Gras noch thauseucht ist, auf seinen mühsamen Marsch; allein hin und wieder zwingt es die Noth auch bei Tage zu wandern, und Hr. E. L. Lavard begegnete einmal einer Anzahl derselben die während der Mittagshitze über einen heißen und sandigen Weg dahinzogen.

In Bezug auf den Anabas scandens sagt Hr. Hamilton Buchanan: unter allen Fischen mit denen ich bekannt geworden, besitzen diese das zäheste Leben; er habe am Ganges Fährleute kennen gelernt welche dieselben fünf oder sechs Tage lang in einem irdenen Topf ohne alles Wasser bewahrten, ihr tägliches Bedürfniß davon befriedigten, und stets fanden daß sie noch ebenso lebendig und frisch waren wie zur Zeit als sie gefangen wurden. Zwei in Trankebar wohnende dänische Naturforscher verbürgten sich mit ihrem Namen für die Thatsache daß dieser Fisch an der Küste von Koromandel Bäume erkletere, und deßhalb den Namen Perca scandens erhalten habe. Daldorf, welcher Lieutenant im Dienste der dänisch-ostindischen Compagnie war, theilte Hrn. Joseph Banks mit daß er im Jahr 1791 diesen Fisch aus einer feuchten Höhle im Stamm einer Palmyra-Palme genommen habe, welche in der Nähe eines Sees stand. Er sah ihn als er bereits fünf Fuß über dem Boden gelangt war, und noch höher hinaufzusteigen sich abmühte; sich an seine Kiemendeckel hängend und seinen Schwanz nach links biegend, befestigte er seine Analflosse in der Höhle der Rinde, und suchte sich durch Ausdehnung seines Körpers aufwärts zu treiben. Sein Marsch wurde nur durch die Hand aufgehalten welche sich seiner bemächtigte.

Ueber die Geschichte dieses Kletterns herrscht, obgleich sie auch von Hrn. John bestätigt wird, noch ziemlich viel Dunkel. Ein Beweggrund für dieses Unternehmen des Fisches ist nicht ersichtlich, denn da er Wasser genug um sich hatte, so konnte er nicht der in den Baumritzen enthaltenen Feuchtigkeit wegen dahingegangen seyn; auch konnte er daselbst keine Nahrung suchen, da er nicht von Früchten, sondern von Wasser-Insecten lebt. Zudem ist das Herabsteigen eine schwierige Frage. Die Stellung seiner Finnen und die Gräte auf seinen Kiemendeckeln dürften seine Wanderung aufwärts erleichtern, allein eben dieser Apparat würde sich als durchaus kein Erleichterungsmittel erweisen wenn er wieder herunterstiegen wollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat daher Hr. Buchanan Recht, wenn er muthmaßt: daß das Hinaufsteigen, dessen Augenzeuge Daldorf war, nur ein zufälliges gewesen ist, und nicht als Charakterzug des Thiers betrachtet werden darf. Ich habe in Ceylon nie davon gehört daß der Barsch Bäume erkletere; dagegen steht die Thatsache fest daß sowohl er als die pullats (eine Species von Polyacanthus) und andere im Stande sind lange Wanderungen auf ebenem Boden zu machen.

2. Landblutegel.

Von allen Plagen welche den Reisenden auf den ansteigenden Gründen Ceylons heimsuchen, sind die lästigste und widerwärtigste die Landblutegel. In den Ebenen, welche zu heiß und zu trocken für dieselben sind, findet man sie nicht häufig; allein unter der starken Vegetation in den niedrigeren Reihen des Hügellandes, das durch häufige Regenschauer feucht erhalten wird, werden sie in peinigender Fülle angetroffen. Sie sind reine Landblutegel, und begeben sich nie in Sümpfe oder Flüsse. Ihre Länge beträgt etwa einen Zoll, und sie sind so dünn wie eine gewöhnliche Stricknadel, können aber dergestalt aufschwellen daß sie an Dicke einem Federkiel gleichkommen und eine Länge von ungefähr zwei Zoll erreichen. Ihr Körperbau ist so biegsam daß sie sich durch die Maschen des feinsten Strumpfes durchwinden, und nicht nur Füße und Knöchel anpacken, sondern auch an Rücken und Hals hinaufsteigen und sich an den zartesten Theilen des Körpers festsetzen können. Die Kaffeepflanzer, welche mitten unter diesen Plagegeistern leben, sind, um sie von sich abzu-

halten, genöthigt ihre Beine in, aus eng gewobenem Tuch gemachte, „Blutegel-Gamaschen“ einzuwickeln. Die Eingeborenen schmieren ihren Leib mit Oel, Tabakasche oder Limonensaft ein; letzterer dient nicht nur dazu den Blutfluß zu stillen, sondern auch die Heilung der Wunden zu befördern. Bei der Art und Weise der Bewegung der Landblutegel betrifft, so besitzen sie die Fähigkeit das eine Ende ihres Körpers fest auf der Erde aufzustellen und das andere senkrecht in die Höhe zu richten, um auf ihre Opfer zu lauern. Ihre Wachsamkeit und ihr Instinct sind so groß, daß man sie, wenn ein Verdächtergehender sich dem Platze nähert wo sie ihre Schlupfwinkel haben, unter dem Gras und dem gefallenen Laub eines Weges ganz aufrecht stehen und sich zum Angriff auf Mann und Pferd rüsten sehen kann. Bei Erspähung ihrer Beute gehen sie in halbkreisförmigen Schritten rasch voran, stellen das eine Ende ihres Körpers fest auf und biegen das andere vorwärts, bis sie dem Fuß des Wanderers allmählich so nahe kommen, daß sie denselben packen können, worauf sie sich dann vom Boden loslassen, und an den Kleidern hinaufkriechen um eine Oeffnung zum Hineinschlüpfen zu suchen. Bei diesen Bewegungen geht es denen welche hinter einer Abtheilung Reisender im Dschengel einhermarschiren am schlimmsten, da die Blutegel, einmal auf ihre Annäherung aufmerksam gemacht, sich mit ungemeiner Geschwindigkeit sammeln. Ihre Größe ist so unbedeutend, und die Wunde welche sie machen so geschickt angebracht, daß man den Anfall des Thierchens sowohl als die Wunde gemeiniglich erst dann gewahr wird wenn das Blut herabträufelt, oder wenn man, nachdem der Blutegel sich festgesetzt hat und durch seine Blutmahlzeit allmählich größer geworden ist, eine gewisse Kälte an der betreffenden Stelle empfindet. Pferde gerathen dadurch in Wuth, und stampfen auf den Boden um sie von ihren Schenkeln, an denen sie in blutigen Troddeln hängen, abzuschütteln. Die nackten Beine der Palankinträger und Kulis sind für sie ein Lieblingsort, und da die Hände dieser Leute zu sehr beschäftigt sind als daß sie sich damit der Thierchen entledigen könnten, so hängen diese wie Traubenbüschel an ihren Knöcheln, und ich habe den Schuh eines Europäers von ihren unzähligen Bissen buchstäblich von Blut überfließen gesehen. Bei gesunden Körperconstitutionen heilen die Wunden, wenn sie nicht gereizt werden, gewöhnlich, und veranlassen keine andere Unzukömmlichkeit als eine geringe Entzündung und ein Jucken; bei denen dagegen mit schlechtem Körperzustand arten die Stiche, wenn man sie reibt, leicht in Geschwüre aus, und können den Verlust des Gliedes oder des Lebens herbeiführen. Marshall sowohl als Davy erwähnen daß während der Truppenmärsche in den Gebirgen, zur Zeit der Rebellion der Kandyer, im J. 1818, die Soldaten, und besonders die Madrafer Sipahis, sowie die Pioniere und Kulis, dieser Ursache wegen so schwer litten daß viele derselben zu Grunde giengen.

Ein Umstand bezüglich dieser Landblutegel ist bemerkenswerth und noch unerklärt; sie sind hülflos ohne Feuchtigkeit, und auf den Bergen, wo sie zu allen andern Zeiten in Menge vorhanden sind, verschwinden sie während der Trockenheit gänzlich — jedoch kommen sie augenblicklich wieder zum Vorschein sobald nur der erste Regen gefallen ist, und zwar an Plätzen die ganz ausgetrocknet waren, und an denen eine Stunde zuvor nicht einer sich gezeigt hatte; ein einziger Regenschauer genügt, um sie zu Tausenden wieder herbeizuschaffen: sie lauern dann unter verfaulendem Laub oder eilen rasch über den Sandboden hinweg. Woher kommen sie wieder? Machen sie einen Sommerschlaf wie die Reptillen, Mollusken und Taufische, oder trocknen sie, wie die Rotifera, aus, und werden eine unbestimmte Zeit lang erhalten, indem ihre Lebensthätigkeit beim ersten Verspüren der Feuchtigkeit wieder erwacht?

Außer dem zu ärztlichen Zwecken zu brauchenden Blutegel, von dem man auf Ceylon eine Art findet die nahezu doppelt so groß ist als die europäische und eine wunderbare Fähigkeit zur Blutentziehung besitzt, gibt es noch eine andere Plage im Tiefland, die dem Landmann sehr lästig ist, und ihm oft große Verluste verursacht. Es ist dieß der Vieh-Blutegel, welcher in stagnirenden Sümpfen, hauptsächlich in den Alluviallänbereien um den Fuß der Gebirgszone herum, wohin das Vieh bei Tag und die wilden Thiere bei Nacht sich begeben um ihren Durst zu stillen und zu baden, zahlreich vorkommt. Lauernd unter dem dichten Pflanzenwuchs welcher diese tiefen Sümpfe umsäumt, und verborgen durch das breite Laub, oder versteckt unter dem mit Stängeln und Wurzeln bedeckten Wasser, harrt eine Unzahl dieser Plagegeister des Augenblicks um die ihnen sich nähernden Thiere anzufallen. Ihre natürliche Nahrung besteht aus den Säften der Lumbrici und anderer Wirbelloser; aber gewöhnlich benützen sie die durch das Eintauchen der Schnauzen der Thiere in das Wasser sich ihnen darbietende Gelegenheit um sich an die Nüstern derselben anzuhängen, und allgemach sich den Weg in die tieferen Theile der Nasengänge, die schleimigen Membranen der Kehle und des Schlundes zu bahnen. Ein ganzes Dutzend derselben fand man an der Epiglottis und Pharynx eines Stiers hängen, welche eine solche Reizung und einen solchen Schleimerguß erzeugen, daß am Ende der Tod eintritt. Dabei haben die Blutegel ein so zähes Leben, daß sie selbst nach dem Tod ihres Opfers noch stundenlang an der einmal eingenommenen Stelle hängen bleiben.

Briefe aus Kleinasien.

VII.

(Schluß.)

14 Nov. Ich gedachte eigentlich an diesem Tage bis Kotschhissar zu kommen, aber des Schicksals Mächte in Gestalt der Redif und der Schneefloden verfügten anders. Der Kaimakam von Tschangri hatte versprochen mir Pferde zu verschaffen, was in der That nicht leicht war, da gerade Tags vorher eine Abtheilung Redif eingetroffen war, für

welche Pferde nach Iskilib, Tschorum, Marsivan u. s. w. anzuschaffen waren. Am Morgen kam zuerst mein bisheriger Katyrdschi und klagte mir, man habe ihm gewaltsam sein Pferd genommen, um nach Tschorum Redif zu bringen, ich möchte doch dagegen Einsprache thun. Da aber unser Contract zu Ende war, so hatte ich weiter keine Ansprüche auf das Pferd, und wäre also mit meiner Einsprache schmählich zurückgewiesen worden. Um 7 Uhr schickte mein Wirth Said Effendi zum Kaimakam um sich wegen meines Zabtie und meiner Pferde zu erkundigen, und bekam den Bescheid, sie würden in einer Stunde kommen. Aber es dauerte bis 11 Uhr. Endlich kamen zwei elende Gäule an, allein was war zu machen? Beide waren auf dem Rücken verwundet, und die Kerle weigerten sich meinen Sattel aufzulegen, obgleich er unten eben so beschaffen war wie ihre türkischen Sättel, und bisher kein Mensch etwas gegen meinen Sattel einzuwenden hatte. Um nur fortzukommen willigte ich ein den türkischen Sattel zu besteigen, falls man mir meine Steigbügel daran machte. Sie willigten ein und nach einiger Zeit hieß es: bujurun; ich gieng hinaus und sah zu meinem Entsetzen daß man mir ein Gestell zurecht gemacht hatte, worauf kaum ein Seiltänzer sich gewagt hätte. Auf den hohen Sattel hatte man meine Heibe (Quersack) gelegt, und darauf sollte ich sitzen. Statt der Steigbügel hatte man zwei Stricke in Schleifen gedreht und ungefähr in der Höhe der Heibe angebracht. Wie ich damit reiten sollte, war mir unbegreiflich, die Leute hatten sich vermuthlich eingebildet daß die Franken mit dem Kopf zur Erde und mit den Füßen gen Himmel gestreckt reiten. Ich weigerte mich entschieden und verlangte mein Geld zurück. Das letztere Argument wirkte, und nun wurde mein Pferd fränkisch gesattelt. Nachdem wir Tschangri verlassen hatten, ritten wir den ganzen Tag in dem Thalbett eines Flusses, der von Kotschhissar kommt und den wir schon am vorigen Tage eine Strecke aufwärts verfolgt hatten. Die Gegend ist sehr schön, der Baumwuchs reichlich, man sieht viele Angoraziegen und fast alle Viertelsstunde eine Mühle; die Dörfer sind alle sehr groß und haben ein freundliches Aussehen, da sie mit Ziegeln gedeckt sind. Aber der Weg war schmählich, das Wetter schneidend kalt und die Pferde miserabel, es war also wenig Aussicht vorhanden daß wir die acht starke Stunden betragende Strecke würden zurücklegen können. Ich trieb indessen mein Pferd tüchtig an, und nach vier Stunden waren wir in einem Dorfe welches sechs Stunden von Tschangri entfernt liegt. Hier wollten der Zabtie und der Katyrdschi übernachten, aber ich weigerte mich entschieden, es gab einen kleinen Wortwechsel, aber endlich ritten wir weiter um die noch übrigen 2½ Stunden bis Kotschhissar wo möglich vor Sonnenuntergang zurückzulegen. Aber nun fieng es an zu schneien, was ich schon den ganzen Tag befürchtet hatte, da wir aufwärts stiegen und der schneidend kalte Nordwind ein Schneegestöber erwarten ließ. Auch das hätte mich wenig angefochten, wenn nicht unsere Pferde entschieden abgeritten gewesen wären, ich erfuhr jetzt daß sie schon gestern einen tüchtigen Marsch gemacht und überdieß weder gestern Abend noch heute Morgen zu fressen bekommen hatten. Die Pferde schleppten sich nur mühselig im Schneegestöber fort, und mit unerhörter Anstrengung der Peitsche und des Zurufens erreichten wir endlich das Dorf Aktasch, sieben Stunden von Tschangri und 1½ Stunde von Kotschhissar. Wir kamen eine Stunde vor Sonnenuntergang hier an, und ich sah die augenscheinliche Unmöglichkeit weiter zu kommen. Es war noch sehr gut daß wir bei scheußlichen Wegen, schlechtem Wetter, ausgehungerten, abgeritttenen und verwundeten Pferden sieben Stunden Wegs in 5 Stunden gemacht hatten, selbst wenn wir die Pferde des Morgens 3 Stunden früher erhalten hätten, wären wir doch nicht weiter mit ihnen als bis Aktasch gekommen. Ich beruhigte mich also und schlug für diese Nacht mein Quartier in Aktasch auf. Die Bauern dieses ziemlich großen Dorfes waren wieder sehr unfreundlich, aber der Zabtie sorgte dafür daß es uns an nichts gebrach.

In der Nacht schneite es tüchtig und es kostete am andern Tage große Mühe mit den elenden Pferden in die Ebene hinabzusteigen, das Thal war sehr eng, der Weg schmal und abscheulich, dazu in der Höhe verschneit, unten schlüpfrig. Ich überzeugte mich daß es gestern Abend in der Dunkelheit ein lebensgefährliches Unternehmen gewesen wäre, selbst wenn die Pferde es hätten aushalten können. In einer Stunde hatten wir das Flußbett des Oewerek tschai erreicht, und nach weiteren drei Viertelstunden war ich in Kotschhissar.

In Kotsch Hissar war für mich nichts zu thun, um so weniger, da ich schon vor drei Jahren durchgereist war. Es handelte sich für mich bloß um andere Pferde, um einen Zabtie und etwas kleine Münze einzuwechseln. Der Müdir war glücklicherweise abwesend auf den Dörfern, und in seinem Zimmer saß ein Individuum welches sich mit nichts befassen zu können erklärte. Zu meinem weiteren Glück erfuhr ich daß alle disponiblen Pferde des Ortes nach Tschangri geschickt waren um Redif zu transportiren. Nicht einmal ein Goldstück konnte eingewechselt werden.

Nach verschiedenen Aufforderungen des bisherigen Zabtie kam endlich einer der Honoratioren des Orts, und ein englisches Pfund war sofort eingewechselt. Während ich noch das Geld nachzählte, kam auch der Müdir, und dieser verschaffte mir bald ein paar Pferde, die ich sofort bis Kastamuni (14 Stunden) mietete. Auch der Zabtie kam und ich wollte nun weiter gehen, aber der Müdir ließ mir noch erst ein Frühstück geben. Als ich endlich zu Pferde stieg, war es 7¾ Uhr, und wir schlugen nun den Weg nach Kastamuni ein, indem wir bald das Thal des Amnias betraten. Dieß ist ziemlich schmal und erinnerte mich in seiner Beschaffenheit ganz an das Thal welches von Baindir und Samail nach Safranboli führt. Der Weg geht im Thal, die Dörfer liegen rechts und links auf den Anhöhen, die Gegend ist sehr schön, das Thal fruchtbar und gut angebaut, die Berge sind bis auf die Gipfel mit Eichen und Nadelholz bewachsen, häufig sieht man ganze Heerden der lieblichen Angoraziegen. Das Thal ist auch gut bevölkert, wie sich aus folgender Liste der von uns passirten Dörfer entnehmen läßt:

7	Uhr	50	Min.:	Kisseköi	links
8	„	18	„	Kalea	„
8	„	28	„	Doppeldorf Meidan	„
8	„	38	„		
8	„	50	„	Mussuköi	„
9	„	—	„	Onatsch	„
9	„	30	„	Jalaidschyk	rechts
9	„	40	„	Bozan	„

Leider überzeugte ich mich daß meine dießmaligen Pferde nicht viel besser waren als die gestrigen. Nach etwa zwei Stunden war es nicht möglich sie zu etwas mehr als zu einem Schneckenschritt zu bringen. Auf nähere Nachfrage erfuhr ich denn daß die Pferde schon gestern und den ganzen Vormittag gearbeitet, und dabei weder gestern Abend noch heute Morgen etwas zu fressen bekommen hätten. Ich hielt dem Katyrdschi eine Predigt über seine gewissenlose Gewinnsucht, die es nicht erlaubte daß die armen Thiere, die ihm so viel Geld einbrächten, ihr Recht erhielten. Aber was half es? Von meiner Predigt wurden die Pferde nicht satt, und die Peitsche anzuwenden konnte ich mich nicht entschließen. Ich gieng also eine Strecke zu Fuß und bestieg dann wieder mein Pferd, mit welchem ich kurz vor 11 Uhr türkisch (12 Uhr — Sonnenuntergang) das Dorf Tschomar erreichte, 3½ Stunden von Kotschhissar, 10½ Stunden von Kastamuni, bestehend aus 8—10 Häusern und einer Sägemühle, bei deren Eigenthümer ich Gast war. Dem Katyrdschi redete ich ins Gewissen daß er heute Abend seinen Pferden zu fressen gebe, und ich sagte es auch meinem Wirthe, damit er ebenfalls dafür sorge. Denn ich war fest entschlossen am folgenden Abend in Kastamboli zu seyn.

In Tschomar sah ich nur alte Leute, bloß zwei junge Burschen, die mich beide interessirten und einem Romanschreiber vielleicht einen Stoff geliefert hätten. Der eine zeichnete sich durch seine schöne Gestalt aus und hatte namentlich wunderschöne Augen. Der andere sah elend aus, halbnackt, die Haut saß lose auf den Knieen und Armen ohne Muskeln, er klagte, er habe weder Vater noch Mutter und werde hier so herumgestoßen. Er machte sich dienstfertig im Zimmer und schien sehr vergnügt als ich seine Dienste gebrauchen konnte. Unter anderm reichte er mir etwas Trinkwasser, und als ich getrunken hatte, sagte er, wie es üblich ist: „Afiet olsun (wohl bekomm's!)“ indem er sein temenna machte. Ich erwiederte wie üblich mit dem temenna worauf er die Augen zum Himmel gerichtet für sich sagte: „Allah, schükr (Gott, ich danke dir)“, als ob seit langer Zeit niemand ihn einer solchen Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Er schien etwas blödsinnig zu seyn, galt vielleicht als divane (verrückt), sprach aber, soviel ich entnehmen konnte, ganz sachgemäß.

16 Nov. Morgens 4 Uhr weckte ich meine Begleiter, der Zabtie war bereit, aber der Bursche des Kiradschi schien noch erst recht schlafen zu wollen. Als er endlich zu sich selbst kam, setzte er sich gemüthlich an das Feuer, um sich daran zu wärmen, da ich ihn aber zu diesem Zwecke nicht geweckt und nicht gemiethet hatte, redete ich aus einem andern Tone mit ihm, und hieß ihn seine ausgehungerten Pferde füttern, damit sie den heutigen Marsch aushalten könnten. Um 6 Uhr waren wir endlich zum Aufbruch fertig und nun wurde auch sofort die Reise angetreten, ohne das geringste, nicht einmal Kaffee genossen zu haben.

Das erste Drittel des Weges war ein fürchterlich hoher Berg; es war zwar nicht die gerade Straße, vielmehr ein Umweg und noch dazu wegen Straßenraub in üblem Rufe. Aber die gerade Straße war in einem solchen Zustande daß platterdings weder Thiere noch Menschen hier passiren konnten, ohne im Schlamm den Erstickungstod zu finden. Wir stiegen also hinauf, das Absteigen war ebenso schrecklich, nämlich eine beständige Abwechslung zwischen Schnee, Koth und Steinen. Nach drei Stunden erreichten wir wieder die Hauptstraße in dem vorhin beschriebenen Flußbett des Amnias, ungefähr dem Dorf Bostan gegenüber, welches 7½ Stunden von Kotschhissar und acht Stunden von Kastamboli liegt, auf Kieperts Karte also ganz falsch eingetragen ist. Da das Dorf sehr weit von der Landstraße und noch dazu sehr hoch liegt, so hätten wir zum mindesten zwei Stunden verloren, wenn wir dort hätten frühstücken wollen, und zwei Stunden hatten wir nicht zu verlieren. Wir ritten also weiter. Das zweite Drittel des Weges war eine beständige Abwechslung von Wasser, Koth und Steinen, und zwar ebenso abscheulich wie das erste Drittel; auf dieser ganzen vier Stunden langen Strecke gibt es nicht 10 Minuten etwas das einigermaßen ein Weg genannt werden könnte; dazu ist jede menschliche Wohnung weit entfernt. Am Ende dieser Strecke passirten wir einen Complex von leeren Baulichkeiten, ein Wohnhaus, einen Schmelzofen, Vorrathshäuser u. s. w. Ein Franke hatte hier Minen ausbeuten wollen und diese Baulichkeiten angelegt; da aber der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, so verließ er alles, und so steht es noch jetzt da. Auch die angebrochenen Minen sah ich. Etwa 15 Minuten weiter kamen wir endlich zu den sogenannten Besch Degirmen (fünf Mühlen), welcher Ort seinen Namen davon hat daß hier eine einzige Mühle und sonst weiter nichts vorhanden ist. Hier, sagte man mir, würde man etwas essen und trinken können. Also abgestiegen. Der Kiradschi fütterte seine Pferde, und ich gieng mit dem Zabtie in die Mühle. Auf unsere Frage ob sie etwas zu essen hätten, erfolgte ein erfreuliches jok (Nein)! und auf unsere weitere Frage ob sie Kaffee hätten, erfolgte dasselbe einsylbige erfreuliche jok! Da nun jede menschliche Wohnung sehr weit entfernt ist, und der Müller und seine Leute doch nicht von Stroh und Steinen leben, so war das wohl nur eine abweisende Antwort, und ich wiederholte daher die Frage mit dem Zusatz daß ich es bezahlen wollte. Aber diese Paphlagonier ließen sich auf nichts ein; sie schienen vielmehr zu befürchten daß ich und der Zabtie gekommen seyen um hier zu stehlen; denn wir waren beständig von 3—6 Leuten umringt, die uns nicht aus den Augen verloren und alle unsere Bewegungen verfolgten. Vergebens bedeutete ich ihnen daß wir durchaus nicht die Absicht hätten etwas zu stehlen. Um keine Zeit mit diesen Würdigen zu verlieren, ritten wir weiter. Wir verließen nun das Thal des Amnias, welches wir zur Rechten behielten und erreichten wieder die Höhe.

Das letzte Drittel des Weges war eine beständige Abwechslung zwischen Koth und Steinen, aber bevölkerter; ich zählte in einem Moment an 12 Dörfer, die ich zugleich sehen konnte, und alle hatten, wenigstens aus der Ferne, ein ziemlich freundliches Aussehen. Aber wir kümmerten uns um nichts mehr, sondern ritten weiter und erreichten wider alle Erwartung Kastamuni eine Stunde vor Sonnenuntergang.

Wir stiegen in einem Han ab, und ich trat in das dazu gehörige Kaffeehaus, um eine Tasse Kaffee, die erste des heutigen Tages, zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Nach Sonnenuntergang kam auch etwas zu essen, das ich bestellt hatte. Aber mein Muth war gebrochen; ich beabsichtigte über Taschköpri nach Sinope zu reisen um mich dort einzuschiffen, aber der viertägige Kampf mit den schlechten Pferden, dem schlechten Wetter und den schlechten Wegen hatte mich moralisch aufgerieben. Ich beschloß also nach dem nächsten Hafen Ineboli zu reisen um mich dort einzuschiffen.

17 Nov. Um sechs Uhr früh entließ ich meine bisherigen Begleiter, und entschloß mich, um jeden Zeitverlust zu vermeiden, den Sicherheitsapparat von Zabtie aufzugeben. Um sieben Uhr saß plötzlich neben mir, wie aus dem Boden gestiegen, ein Paphlagonier, der sich für einen Kiradschi ausgab, und sich bereit erklärte mich und meine Bagage, die neben mir lag, nach Ineboli zu bringen. Nach kurzer Verhandlung wurden wir einig, und ich gab ihm fünf Piaster Handgeld. Auf meine Frage wann er bereit wäre, sagte er: nach zwei Stunden, er habe nichts weiter zu thun als seine vorige Fracht einzucassiren. Da ich schon vor drei Jahren die Alterthümer der Stadt besichtigt hatte, so blieb ich ruhig im Kaffeehause um meinen Kiradschi zu erwarten. Aus alter Erfahrung erwartete ich ihn nicht vor 11 Uhr, und selbst um 12 Uhr war meine Geduld noch nicht zu Ende, aber um 1 Uhr war es der Fall; ich gieng also die Treppe hinab und sah meinen Paphlagonier ruhig auf der Straße stehen; als er mich erblickte, gieng er auf mich zu, und fragte „ob ich ihn suche. „Allerdings suche ich dich," erwiederte ich, „um dich zu fragen wann wir aufbrechen." — „Ich gehe jetzt meine Fracht einzucassiren, und morgen brechen wir auf." — „Aber das ist gegen unsere Verabredung, und du hast deinen Contract gebrochen; ich gehe zum Pascha." Ich holte nun meinen Ferman und gieng zum Pascha; der Kiaja las den Ferman und rief sogleich einen Tschausch, der mich begleiten sollte um die Sache in Ordnung zu bringen. Als wir wieder im Kaffeehaus waren, hatte sich mein Kiradschi unsichtbar gemacht, aber einige von seinen Landsleuten suchten mich zu bewegen daß ich der Sache keine Folge gebe und bis morgen bliebe. Aber hätte ich nachgegeben, so hätte morgen wahrscheinlich dieselbe Geschichte gespielt, und ich hielt es für meine Pflicht im Interesse der nach mir kommenden Reisenden ein Exempel zu statuiren. Endlich kam der Mensch und wurde nun beordert sogleich aufzupacken und zu satteln. Das geschah denn auch, und um drei Uhr war alles fertig.

Nun begann für mich eine neue Schicksalsprobe. Der Kiradschi wollte durchaus meinen Sattel nicht auflegen, und hatte mir einen Semer, d. h. einen der wohlbekannten himmelhohen Packsättel aufgelegt und ein paar Steigbügel aus Stricken gemacht. Hätte ich mich geweigert, so hätte ich wieder zum mindesten eine Stunde, vielleicht einen Tag verloren, und da man lernen muß solange man lebt, so beschloß ich denn auch auf einem Semer reiten zu lernen. Zwei Menschen mußten mich heben um hinaufzukommen, und als ich endlich saß, war der eine Steigbügel einen halben Fuß höher als der andere, der letztere ungefähr auf der Höhe des Pferdenackens; ich hatte die Aussicht dieß 18 Stunden aushalten zu müssen! Allah Kerim!

Wir ritten zur Stadt hinaus, ohne daß ich vom Pferd fiel; um fünf Uhr wurde es dunkel und um sechs Uhr hatten wir eine Anhöhe zu ersteigen, ungefähr eine Stunde lang. Aber jetzt, nachdem ich drei Stunden im Semer ausgehalten hatte, war die Kraft meiner Schenkel und Kniee zu Ende, und da ich nicht wußte was für Wege auf dem Berge seyn würden, so stieg ich ab, oder vielmehr, ich wurde abgestiegen, denn ich war in meinen untern Extremitäten ganz erlahmt; nachdem ich fünf Minuten zu Fuß gegangen war, war ich vollkommen restaurirt.

Den Aufstieg machte ich mit meinem Begleiter zu Fuß in der größten Dunkelheit; denn zu der Abwesenheit der Sonne und des Mondes gesellte sich noch ein ziemlich dichter Nebel, aber der Kiradschi und sein Packpferd wußten den Weg wie der Mönch sein Paternoster, und ich folgte ihnen blindlings im eigentlichsten Sinne des Worts, da ich nichts besseres zu thun hatte. Aber auf dem Berg erreichten wir ein Bek, d. h. Wachthaus, wo ich den Rest der Nacht zubrachte; zu essen gab es freilich nichts, nur Kaffee. Die Wachtmannschaft bestand aus einem ehemaligen Baschi Bozuk, der mit zwei Medaillen vom Donau- und Krimfeldzug geziert war, und einem andern Paphlagonier.

Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang waren wir zur Weiterreise bereit, und ich bestieg meinen Semer, diesmal ohne Hülfe; wir ritten zwei Stunden bis Devrikan, zuerst den Berg hinab, dann auf schlechten Wegen, lauter fußtief erweichter Humus; der Boden ist hier ungemein gut und fruchtbar, und die Umgegend von Devrikan mit Dörfern wie besäet. Devrikan ist gewissermaßen der Marktflecken für die Umgegend, aber wir hielten uns hier nicht auf, da das Dorf des Kiradschi, Boz Kodsche nur noch eine Stunde entfernt war. Daselbst hielten wir 1½ Stunden und frühstückten etwas im Hause des Kiradschi, nämlich Kaffee, Eier und Brod, und saure Milch; letztere war weder Jagurt noch Buttermilch, und ich glaube daß es Kumiß, d. h. saure Pferdemilch war. Der Kiradschi sattelte nun wieder, aber, o Schrecken! das Packpferd hatte außer meinem Gepäck noch zwei ungeheure Säcke mit Stroh und Gerste zu tragen, und auf meine Frage was das heißen solle, erklärte er, von hier bis Ineboli und zurück fände er kein Pferdefutter, er müsse es also für diese Strecke mitnehmen. Auch gut, dachte ich, und bestieg wieder meinen Semer, auf dem ich mir wie ein Großmogul auf einem Elephantenthurm vorkam. Den Vormittag hatte ich meine drei Stunden tüchtig ausgehalten und war beim Absteigen bloß etwas steif. Aber nun begann wieder eine fürchterliche

Strecke, himmelhohe Berge, scheußliche Wege, dichter Nebel und schwer beladene Pferde. Ich hielt tapfer aus, und als ich einmal vom Pferd stieg, vermochte ich es ohne Hülfe, stieg auch ohne Hülfe wieder auf. Aber die abscheulichen Wege, welche wirklich halsbrechend waren, erlaubten kein schnelles Fortschreiten; obgleich bis Küre nur noch fünf Stunden waren, wurde es doch dunkel ehe wir es erreichten; und ich zog es vor von meinem Thron herabzusteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang, also in sieben statt in fünf Stunden, erreichten wir Küre oder Bahyr Küresi.

Am Sonnabend den 19 Nov. brachen wir früh auf um die sechsstündige Strecke bis Ineboli möglichst bei Tag zurückzulegen; sechs Stunden ist freilich bei guten Pferden, gutem Wetter und guten Wegen eine Kleinigkeit, aber man hatte mir bereits so viel schreckhaftes von dieser Straße erzählt, daß ich nach dem bisher Gesehenen auf das äußerste gefaßt seyn mußte. In der That hatte das Gerücht diesmal nicht gelogen. Ich glaubte von Tschomar bis hier das schlimmste überstanden zu haben, aber die Wirklichkeit übertraf alles was die lebhafteste Phantasie sich vorstellen konnte. Zuerst bergauf bergab auf fürchterlichen Wegen voller Steine, Koth und Wasser; je weiter wir vorrückten — und das gieng langsam genug — desto mehr nahm Koth und Wasser zu; nach den reichen Ueberbleibseln zu schließen, muß hier in den vorhergehenden Tagen eine wahre Sündfluth stattgefunden haben. Endlich nach 3½ — 4 Stunden hatten wir eine Strecke von 2½ Stunden Weges zurückgelegt, und wir machten einige Minuten Halt um eine Tasse Kaffee zu trinken. Inzwischen fieng es auch an zu regnen, so daß das Fortschreiten noch mehr erschwert wurde. Dazu bedeckte ein dichter Nebel die ganze Gegend, so daß man höchstens auf 2 — 300 Schritte sehen konnte. Als wir unsern Marsch von neuem antraten, versteift sich auf noch viel schlechteren Wegen, machten wir so langsame Fortschritte, daß ich einsah wir würden erst spät Abends eintreffen; es war nahe an Mittag und wir hatten noch vier Stunden Wegs; da verlor ich die Geduld; ich sprang vom Sonnen, übernahm selbst die Functionen meines Sürüdschi, und indem ich mich weder rechts noch links umschaute, gelang es mir die Pferde in einen rascheren Tact zu bringen, während der Kiradschi einmal über das anderemal um Einhalt bat; ich trieb tüchtig an, und nach zwei Stunden erreichten wir eine Stelle in der Nähe eines Dorfes, wo die Bauern mit Wegräumung des tiefsten Schmutzes arbeiteten. Neugierig zu erfahren welchen Gewinn ich von meiner Anstrengung erzielt hätte, fragte ich die Bauern wie weit es noch bis Ineboli wäre? „Vier Stunden!" rief mir ein alter schneeweißbärtiger Sünder zu. Das war doch zu arg, und selbst den andern Bauern schien diese Lüge zu plump; mit Entrüstung riefen sie ihm und mir zu, es wären keine zwei Stunden mehr. Bald darauf erreichten wir einen Han, wo mein Kiradschi wieder eine Pause zu machen gedachte, aber ich ließ mich auf nichts ein und trieb weiter; als wir nach einer weiteren Viertelstunde ein Dorf erreichten, erfuhr ich daß wir nur noch eine Stunde von Ineboli entfernt wären. Die letzte Strecke die wir noch im Gebirge zu machen hatten, eine halbe Stunde, war die allerschlimmste; ich versank stellenweise bis an die Knie in Koth, aber ich achtete auf nichts; endlich gegen 2½ Uhr erreichten wir das Thalbett des Flusses von Ineboli. Nun belebte ich wieder meinen Semer, und ich hatte bald darauf die Freude den Lloyddampfer „Progresso" auf der Rhede zu erblicken. Nun trieb ich mit der äußersten Anstrengung Mann und Pferd an, und hoffte das Dampfschiff beleiben zu können ohne in Ineboli einen Fuß auf die Erde zu setzen. Wir ritten bis zur Agentur, und hier kam mir der Agent mit der trostlosen Nachricht entgegen, der Zustand des Meeres und der Brandung erlaube keine Einschiffung. Aus war es mit meinen Hoffnungen! Ich war wie in einer Mausefalle gefangen und konnte weder vorwärts noch rückwärts; 16 Stunden verharrte der „Progresso" auf der Rhede in der Erwartung eines günstigen Moments zur Ein- und Ausschiffung der Passagiere; die ganze Nacht wachten der Agent und der Consul, aber umsonst; der „Progresso" lichtete die Anker und dampfte weiter. Allah kerim.

Da saß ich nun in Ineboli und warte bis jetzt vergebens auf ein Boot um mich einzuschiffen, es möge kommen woher es komme. Denn selbst wenn es ein Boot von Konstantinopel ist, fahre ich mit bis Sinope, wo ich wenigstens die Gewißheit habe mich jedenfalls einschiffen zu können. Aber alles umsonst. Heute ist Dienstag und noch kein Dampfer erschienen; gestern wurde ein französisches von Konstantinopel erwartet, ist aber bis jetzt noch nicht einmal in Sicht; morgen wird ein französisches von Trapezunt, und übermorgen ein österreichisches erwartet, eines derselben wird mich schon aufnehmen können.

Indessen bin ich lange nicht der einzige; gegen 200 Passagiere aus der Umgegend lagern hier schon seit fast 14 Tagen und warten vergebens auf Reisegelegenheit; auch sind sie zum Theil, da ihre Mittel erschöpft sind, wieder zurückgekehrt, während andere wieder kommen. Der Bruder des Consuls, österreichischer Consul in Sinope, welcher auf drei Tage zum Besuch hier war, wartet nun schon 13 Tage vergebens auf eine Gelegenheit um auf seinen Posten zurückzukehren. Für uns alle gibt es nur eine Devise: Geduld.

Ich faullenze denn nun hier herum. Ineboli ist im Sommer theilweise abgebrannt, und die Passagiere finden daher nur mit Mühe ein elendes Unterkommen in den drei bis vier provisorischen Kaffeehäusern, wo sie wie Häringe zusammengepökelt Tag und Nacht sitzen. Neues gibt es hier nicht viel; der Ort ist nur unbedeutend, könnte aber reich seyn; aber wer vermag die Indolenz der Eingebornen zu brechen? da ist der alte Molo noch theilweise vorhanden; würde man ihn restauriren und etwas verlängern, so würde man viel zur Verbesserung der Rhede beitragen; aber niemand denkt daran. Vor drei Jahren fand ich hier noch Seiler in Thätigkeit; aber auch diese Industrie hat aufgehört, weil das Rohmaterial, der Hanf, zu theuer ist. So erfuhr ich daß die Minen von Küre wieder in Thätigkeit sind; der jetzige Pächter, ein Armenier, ist zufolge seines Contracts verpflichtet jährlich 36,000 Okken Kupfer zum Preise von 13 Piastern

für eine Okke an die Regierung zu liefern; den Rest des Ertrages kann er verkaufen an wen und so theuer er will. Das benutzt er denn auch und verkauft sein Kupfer zu 60 Piastern für eine Okke; aber niemand kauft es ihm zu diesem Preise ab, und die Unnatur der hiesigen Verhältnisse hat sich in Folge dessen zu dem Grade gesteigert, daß die Kupferschmiede von Kastamuni sich besser dabei stehen ihr Kupfer in Konstantinopel von den Europäern einzukaufen, es nach Kastamuni zu transportiren und dort zu verarbeiten. Das Kupfer von Küre ist übrigens besser als das von Tokat, indem es weniger spröde ist. Inebolu hat auch am Strande westwärts vom Flusse ein kleines Fort mit zwei Kanonen. Oberhalb desselben, etwas weiter westlich, liegt eine kleine Ruine, vermuthlich eine byzantinische Capelle.

Nachschrift vom 25 Nov. Endlich hat die Stunde der Erlösung geschlagen; ein französischer Dampfer hat so eben Anker geworfen, und Wind und Wogen begünstigen die Einschiffung. Morgen bin ich in Konstantinopel, Inschallah, und werde daselbst diesen Brief, den letzten von meiner dießjährigen, an wissenschaftlichen Ergebnissen ungewöhnlich reichen kleinasiatischen Reise auf die Post geben.

Entdeckung des Nyassa-See's durch David Livingstone.

Das Athenäum enthält folgendes Schreiben David Livingstone's von Scheir-Fluß (Shire), 1 November 1859: „Seit unserer Abreise aus England, sagt der berühmte Reisende, haben wir noch von keinem unserer Freunde ein beglückendes Wort erhalten, allein wir hören daß sich eine Post für uns in Senna befindet, so wie auch ein Pack Zeitungen. Ich bereite mich daher auf den Festgenuß vor an meine Freunde zu schreiben. Wir haben so eben diesen Fluß bis an seine Quelle im Nyassa-See verfolgt, und eine lange Wanderung von 250 (engl.) Meilen zu Fuß durch ein sehr schönes, gutbewässertes, gebirgiges Land gehabt, und da unsere Reise in die heiße Jahreszeit fiel, so marschirten wir täglich nur so weit als Europäer zu ertragen vermögen. Wir konnten den Nyassa nicht erforschen, da wir das Dampfboot in einem sinkenden Zustand zurückgelassen hatten. Der Nyassa-See ist breit, wenn man nach dem Anschwellen bei Windstille urtheilen kann, und der Scheir hat einen beständigen Abfluß aus demselben, ohne daß dadurch die Höhe des Flusses eine Aenderung erleidet. Der Scheir ist zwischen 80 und 150 Yards breit, 10 bis 12 Fuß tief, hat drittehalb Knoten Strömung, und seine Wassermasse ist in der trockenen Jahreszeit bloß um zwei oder drei Fuß niedriger als in der nassen. Es gibt nur 33 Meilen Katarakten in demselben, und man könnte, wenn man sie hinter sich hat, ohne Schwierigkeit eine gewöhnliche Wasserstraße herstellen. Das Land jenseits ist hoch, und liegt in drei Terrassen von beziehentlich 1200, 2000 und 3000 Fuß Höhe vor unsern Blicken. Auf der letzten Terrasse erhebt sich der hohe Berg Zomba, den wir bestiegen; wir fanden ihn 7000 bis 8000 Fuß hoch, und auf dem Gipfel angebaut. Das Land eignet sich gut für Baumwolle, und ist nun ziemlich ausgedehnt bewachsen; die Terrassen haben viele fließende Bächlein mit köstlich kühlem Wasser, und sie zeigen klimatische Veränderungen innerhalb weniger Meilen von einander. Auf der dritten Terrasse herrscht selbst in der heißesten Periode des Jahrs die lieblichste Kühle, und an dem Zomba war es kalt. Eine auffallend weiße Flechte mag diejenigen getäuscht haben welche im Norden einige weiße Felsen sahen. Wie ich glaube, haben wir hier, in den von den Seen bewässerten Ländern, ein Baumwollenland von unbegränzter Ausdehnung. Wir haben keine Fröste welche die Ernte zerstören könnten, und eine Aussaat von fremdem Samen dient für drei Jahre; die Eingebornen haben sie selbst eingeführt. Die Seen liegen parallel mit einigen der bekanntesten Sklavenhäfen an der Ostküste, und die Sklavenhändler müssen den Gebirgsstrich der sie davon trennt überschreiten, wenn sie aus dem Innern dahin kommen. Gesetzlicher Handel und Missionen würden hier im Verlauf der Zeit unermeßlich viel gutes stiften können.

M'Clintocks arktische Fahrt und Enthüllung von Franklins Schicksal.

M'Clintocks Fahrt in dem Dampfer „Fox" beschließt für immer die große Epoche der arktischen Entdeckungen, die sich an Sir John Franklins Katastrophe knüpfen. Wir setzen als bekannt voraus daß dieses Fahrzeug auf Kosten Lady Franklins ausgerüstet wurde, und die noch nicht erforschten arktischen Gewässer zwischen Lancasterjund und dem großen Fischriver durchsuchen sollte. Die Fahrt begann im Sommer 1857, erstreckte sich aber nicht weiter als bis zur Melvillebucht (76° lat.) der Westküste Grönlands. Von dort hatte M'Clintock gehofft freies Wasser zur Ueberfahrt über die Baffins Bay zu finden. Das Vorwalten von Südwinden aber hielt die Eismassen der Baffinsbay fest und ließ sie nicht durch die Davisstraße in das atlantische Meer hinaustreten. In Folge dessen blieb der Fox beständig in der Nähe jener Melvillebucht. Schon am 19 August ahnte der Capitän, aber lange noch nicht die Mannschaft, daß man auf hoher See vom Eis überrascht und eingeschlossen werden möchte. Unter Zagen und Hoffen verstrich der September, bis endlich allen die Lage des Schiffes klar geworden war. Das Packeis oder das alte Eis hielt das Fahrzeug eingeklemmt. Schmale Wasserstreifen öffneten sich zwar beständig, wurden aber durch junges Eis rasch ausgefüllt. So saß also das Schiff auf einer am Lande nicht befestigten sondern beweglichen Scholle vielleicht von der Größe eines Herzogthums auf der Baffinsbay fest gefroren. Die gewöhnlichen Erlebnisse eines arktischen Winters: Weihnachtsschmaus, Neujahrsfest, Bärenjagden, Robbenfang verliefen, wie sie schon so oft beschrieben worden sind. Unter den Naturbeobachtungen lesen wir unter andern daß man Haifischen nachstellte welche Fleisch aus einem Netze im Wasser sich an-

geeignet hatten, vermuthlich nicht ohne Lebensgefahr, denn gesalzenes Fleisch ist wenigstens der Tod der Eskimohunde und anderer Thiere. Wir ersahren dabei gelegentlich daß der Haifischfang seit etlichen Jahren in Grönland als Gewerbe betrieben wird. Die Leber des Haifisches liefert nämlich eine bedeutende Menge Thran, welcher denselben Dienst für Brustleiden, wie der Stockfischlebertyran leisten soll. Die Eskimos versichern daß die Haifische sast unempfindlich gegen Schmerz sind, der Dollmetscher Petersen behauptete sogar er habe einmal einem Haifisch mehrere Messerstiche nach einander versetzt und das Thier damit doch nicht abgehalten von einem weißen Wallfisch, der ins Netz gegangen war, zu fressen, abermals eine Bestätigung von der Ungenauigkeit des übrigens sonst trefflichen Sittenspruches:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz.

Das Eisfeld in welchem der „Fox“ eingebettet lag, erlitt beständige Veränderungen. Es bildeten sich Sprünge unter einem Krachen, welches Kane sehr glücklich „Eisgeschützdonner“ genannt hat. Das Fahrzeug selbst lag an einer sehr alten und starken Bank und war vergleichsweise ausser Gefahr. Merkwürdig war es daß mitten auf dem Eisfeld weiße und blaue Füchse sich zahlreich zeigten. Wovon diese Thiere sich nähren, ist ein Räthsel. Die Vögel sind nur Sommergäste, und alle Thiere ziehen fort bis auf den arktischen Hasen, aber Hasen waren ausserordentlich selten. Auch darf man fragen, wenn die Füchse von Hasen leben, wovon leben dann die Hasen? Der Grönländer Petersen meinte die Füchse sammelten sich in der guten Jahreszeit Vorräthe die sie in Höhlen und Spalten aufbewahrten, wenigstens beobachtete er einst einen Fuchs der aus dem Neste einer Eidergans ein Ei in der Schnauze davontrug, und kurze Zeit darauf war das ganze Nest ausgeplündert; ein anderesmal sah er, wie ein Fuchs im Schnee ein tiefes Loch aufgrub welches zu einem Behälter voll Eier führte. Ein kleines Abenteuer hatte M'Clintock selbst Mitte Februar zu bestehen gehabt: „Das rückkehrende Tageslicht zeigte uns welche starke Bewegungen im Eisfelde während der dunklen Monate vor sich gegangen waren, wo wir alles so still und ruhig hielten. Jetzt erst erkannten wir wie sehr wir begünstigt gewesen sind und welchen zerstörenden Ursachen wir unbewußt entgiengen. Vor etlichen Tagen klaffte das Eis zehn Schritt vom Schiff auseinander und erschütterte es dermaßen daß jedermann mit staunenswerther Behendigkeit auf dem Deck stand. Eine andere derartige plötzliche Klüftung trat ein, als ich gerade von der Besteigung eines nachbarlichen Eisberges nach dem Schiff zurückkehrte um die Zeit als die Sonne sank. Wäre ich auf dem anderen Ufer gewesen, so würde der Blick auf den schwarzen lebendigen Wasserstreifen mir ein Labsal gewesen seyn, so aber fand ich, nachdem ich eine Meile vergeblich nach einem Uebergange gesucht hatte, mich der drohenden Gefahr gegenüber genöthigt 25 nächtliche Stunden auf dem Eise spazieren zu gehen. Endlich erreichte ich die Stelle wo die zerrissenen Ränder des Spaltes zusammenschlossen und gelangte noch unversehrt an Bord.“ Gegen Ende März begannen sich große Wasserstreifen zu öffnen und das Eisfeld in Bewegung zu gerathen. Der „Fox“ gieng mit diesen Massen, zuerst im Zickzack lavirend, dann als er etwa die Achsenlinie der Baffinsbay erreicht hatte nach Süden durch die Davisstraße, also von 75° 30 bis jenseits des 64 Breitegrades! Am 12 April überschritt das Fahrzeug mit dieser unrühmlichen Locomotion den Polarkreis, und erst am 24. wurde der Dampfer aus der Eisgefangenschaft entlassen.

Wie M'Clintock an einer andern Stelle bemerkt, besteht die Gefahr des Ueberwinterns auf offener See hauptsächlich darin, geschickt zwischen die noch lockern Eiskolosse der großen Felder hineinzukommen. Sowie sich die Massen schließen, ist das Spiel halb gewonnen. Die andere gefährlichere Hälfte beginnt, wenn das Packeis sich löst und das Schiff wieder aus den Schollen und Blöcken heraus in das offene Fahrwasser der Küste einen Weg finden soll. Schon am 18ten brach die Eisbank, an welcher man fest gelegen war, aber während der Nacht schlossen sich die Massen wieder. Seltsam war es mitten in der See noch Bären zu treffen, die M'Clintock wegen dieser Wanderung gar nicht mehr zu den Landthieren zählen möchte. Sie halten sich noch auf den Schollen auf, wenn diese schon mit einer Geschwindigkeit von 3—3½ geogr. Meilen nach dem atlantischen Ocean hinausziehen. Die Bären sind aber amphibische Geschöpfe und treffliche Schwimmer. Da sie immer gegen den Wind oder quer mit dem Wind ihrer Beute nachgehen, die Schollen aber mit dem Wind ziehen, so kommen sie schließlich immer wieder an die Küste. Bei einem der geschossenen Bären fiel es auf daß seine Vorderpfoten ganz kahl abgeschliffen waren. Petersen erklärte diesen Umstand aus der Art, wie Bären die Seehunde zu jagen pflegen. Sie drücken sich nämlich fest auf das Eis, ziehen ihre Vorderfüße an den Bauch zurück, und rutschen, mit den Hinterfüßen sich fortschiebend geräuschlos an das unbedachtsame Opfer heran, welches sie im Wasser oder auf dem Eis durch einen letzten Sprung erhaschen. Grönländische Bären fallen Menschen nicht an, wenn sie nicht vorher gereizt oder verwundet worden sind. Auch die Eskimogräber lassen sie unberührt, obgleich sie sonst Vorrathsgruben mit Seehundsfleisch auszuräumen nie versäumen. Ein Bewohner von Upernivik erhielt eines Tages, als er einen gefangenen Seehund aus den Netzen lösen wollte, plötzlich einen Schlag auf seinen Rücken, den er anfangs für den Gruß eines Cameraden hielt, bis ein zweiter kräftigerer nachfolgte. Er blickte um sich und sah einen grimmigen alten Bären hinter sich, der, nachdem er ihn beiseite geschoben, sich nicht weiter um ihn kümmerte, sondern den Seehund zu verschmausen begann, während der Robbenfischer nicht abwartete bis Meister Braun sein Mahl beendet hatte.

Sonntag Nachts (24 April) begann das Eis sich zu lösen, und in kurzer Zeit war es in Schollen zerstückt, nicht größer, ja gewöhnlich nur halb so groß, als das Schiffsverdeck. Der Wind war günstig, und mit der Beihülfe von Dampfkraft wurde die gefährliche Flucht aus dem Packeis angetreten. Am Rande der Schollenmasse war die See gewaltig aufgeregt, und um acht Uhr erreichten die Wogenkämme eine Höhe von zehn

Fuß über der Wellenfohle. Das Anprallen der Eisklumpen erschütterte das Fahrzeug in allen Fugen. Oft hatten sich die Massen so zusammengestaut, daß man kaum hindurch konnte; zerstreut umher lagen einzelne Eisberge sowie massive Schollenkämme, und ein einziger Puff oder eine Quetschung von solchen Körpern würde das Schiff unerbittlich zerstört haben. Endlich gegen fünf Uhr Nachmittags wurde die See klarer, und obgleich in dem Getümmel noch mancher Ellbogenstoß empfangen wurde, besaß man doch Freiheit sich zu wenden und zu steuern, bis man endlich um acht Uhr so klares Wasser erreichte, daß die Maschinen außer Gang gesetzt werden durften, nachdem der einzige Maschinenmeister am Bord 18 Stunden lang ohne Rast an der Arbeit gewesen war. Den ganzen Tag über zitterte der Capitän für sein Ruder und seine Schraube, denn wäre das eine oder die andere zerstört worden, so mußte das Schiff in Zeit von einer halben Stunde sinken, denn nur dadurch daß man es immer senkrecht gegen den Wogenschwall hielt, konnte es gerettet werden. Der Bug des Schiffes besaß einen Eisenpanzer, der den Stößen trefflichen Widerstand leistete, außerdem aber war der Schnabel des Schiffes wunderbar zugeschärft, und dadurch geschah es daß, wenn die Eismassen vorn anprallten, sie seitlich parirt wurden und nur gegen die Flanken des Fox polterten, freilich mit solcher Gewalt daß die Schiffsglocken dröhnten und die Leute auf dem Deck sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochten. Bisweilen wurde die Schraube von Eismassen am Umdrehen gehindert, einmal stand sie etliche Minuten still — Minuten voll Todesgefahr!

Nachdem man bei Godhavn (Disko-Insel, Grönland) sich erholt, das Schiff ausgebessert und Kohlenvorräthe eingenommen, versuchte man in Begleitung einer Wallfischjägerflotte wiederum an der Westküste Grönlands hinaufzudringen, um die Baffins-Bay unter hohen Breiten (Lat. 75) zu kreuzen. Am 14 Juli fuhr man am Ausgang des Jones' Sundes vorüber, der allen Anzeichen nach schon geöffnet war, dagegen versicherten Eskimos die an das Schiff kamen: daß der südlicher gelegene Lancaster-Sund noch völlig zugefroren sey. Am 27 Juli endlich erreichte man Button-Point am Eingang der Pondsbay. Diese Bucht am Ostrande der Baffins-See soll, wie man vermuthet, durch einen großen Sund, den Ecclipse-Sound, mit dem Golf von Boothia in Verbindung stehen. Im Innern der Pondsbay liegt Kaparoktolik, ein Eskimodorf, welches M'Clintock mit einem Matrosen und dem Dolmetscher Petersen besuchte. Die dortige Landschaft hatte einen südlichen Anstrich, Berge von 7—800 Fuß Höhe waren an der Sonnenseite mit reichem Graswuchs bedeckt, und die arktische Blumenwelt stand in vollem Flor. Die Straße verengt sich nach und nach auf 7—8 engl. Meilen. Steile Gneiswände schließen sie zu beiden Seiten ein, und hinter einer Felsenklippe von 8—900 Fuß Höhe öffnete sich ein Thal oder ein Schlund wo sieben Zelte, die Sommerwohnungen der Kaparoktolik standen, im ganzen 25 Personen, darunter neun Männer. Ihre Behausungen lagen auf einem kaum 300 Schritt (Yard) breiten Streifen Landes, denn dahinter war der Thalspalt mit einem 150—200 Fuß hohen, 3—400 Schritt breiten Gletscher gefüllt. Obgleich Anfangs August, war die Bucht noch zugefroren, das Dorf selbst aber nur zu Wasser, im Boot oder auf dem Schlitten zu erreichen. Da selbst die Eskimos bemerken daß der Gletscher jährlich wachse und vorwärts dränge, so sehen sie die Zeit kommen wo sie, völlig in die Bucht gedrängt, ihr Dorf werden aufgeben müssen. Diese Leute erschienen übrigens gesünder, reinlicher und kräftiger als die grönländischen Eskimos, und die Männer maßen fast gleichmäßig 5 Fuß 5 Zoll (engl.). Vergeblich aber fragte man bei ihnen nach Sir John Franklins Schicksal oder nach verunglückten Schiffen. Sie erzählten wohl von einzelnen Wracks, die sie gesehen hatten, aber es waren Fahrzeuge, die nach ihrer Beschreibung nicht für den Erebus oder Terror gehalten werden konnten.

Am 6 Aug. Abends endlich befand sich der Fox wieder unter Segel nach dem innerarktischen Sunden. Vielleicht staunt mancher über dieses Datum, und darüber daß M'Clintock scheinbar so spät sich dem wahren Ziele seiner Fahrt zu nähern beginnt. Doch wird man bald erfahren daß er noch immer zu früh kam. Die arktischen Jahreszeiten folgen nicht wie in unserem Kalender. Man kann annehmen daß bei uns der Winter zu Ende Januars seinen Gipfel erreicht, wie der Sommer zu Ende Juli's Vortrefflich sagt auch ein alter Kalenderspruch:

Wenn die Tage anfangen zu langen,
Da kommt die Kälte gegangen.

Kane bemerkt daß für die hohen Breiten Grönlands (Lat. 79°) der März weitaus der kälteste Monat im Jahr sey. Kaum darf man es auch anders vermuthen. Die Kälte muß in den arktischen Räumen zunehmen, wenn südlicher schon der Tag länger zu werden beginnt. Steigt die Sonne dann über den Horizont, so braucht sie lange Zeit um die Erde wieder zu erwärmen. Erst die gesammelten Wirkungen der nie untergehenden Juni- und Julisonne erzeugen den arktischen Sommer für August. Dieser ist der wärmste Monat, und dann folgen noch zwei Septemberwochen, die günstiger sind als die Juliwochen. Bis Mitte Septembers dauert die Eisentleerung fort, dann erst erhält der Winter wieder die Oberhand. Am 11 Aug. 1858 erst erreichte der „Fox" im Lancaster-Sund die Beechey-Insel, Franklins ersten Winterplatz sowie das spätere Stelldichein und den Brennpunkt der Franklinfahrer. Dort an passender Stelle errichtete M'Clintock einen Marmorgedenkstein, welchen Lady Franklin schon 1855 nach den Polar-Inseln geschickt hatte, der aber in Godhavn liegen geblieben war, und das Gedächtniß Sir Johns und der vielen Helden, die mit ihm und die zu seiner Rettung gefallen waren, ehren sollte.

Die Barrowstraße war merkwürdig eisleer, und am 16, 17 und 18 Aug. gelangte man über sie hinweg nach dem Peelsund, einer schmalen Wasserstraße zwischen Prince of Wales-Land und North-Somerset, die stracks nach Süden, also nach der Nordküste des Festlandes führt. Aber kaum war man 5 Meilen in dieser Wasserenge vorgedrungen, als man die Straße durch querliegende Eisfelder versperrt fand. Es war zwar junges einjähriges Eis und sehr mürbe, doch hielt

es M'Clintock für gerathen nicht auf gut Glück die Eröffnung abzuwarten, sondern kehrte um nach Prince-Regent-Inlet, einem östlicher gelegenen parallelen Sund. Diesen fand er frei, und gelangte am 21 Aug. südlich bis Lat. 72° in die Brentsord-Bay. Das Gelingen der zweiten arktischen Reise mußte sich jetzt entscheiden. Prince-Regent-Inlet sollte durch eine Querstraße mit dem Peelsund in Verbindung stehen. Diese Querstraße, Bellotstraße genannt, war nur durch Schlittenfahrer entdeckt, aber noch nicht befahren worden. Gab es also wirklich ein solches Verbindungsmittel? In der That bestätigte sich die Angabe. Die Bellotstraße gleicht genau einem grönländischen Fjord, mißt etwa 20 engl. Meilen in der Länge und eine engl. Meile an der engsten Stelle in der Breite. Die Granitwände der Ufer sind kühn und hoch, etliche Rücken steigen bis zu 15—1600 Fuß über die See, und waren mit einem nach arktischen Begriffen reichen Pflanzenwuchs bedeckt. Aber auch diese Straße war gegen Westen zu verstopft, und der Fox genöthigt zu warten ob nicht Oswinde diese letzte Schranke hinwegfegen wollten. Diesen Stillstand benutzte M'Clintock zu einem Ausflug ins Land, der ihn durch ein sanftes Thal, an einem kleineren und einem größeren, nur halb von seiner Eisdecke entblößten Landsee vorüberführte, umgeben von großartigen Felsenpartien, deren geschlitzte Höhlungen völlig mit Grün ausgefüllt waren, und die ein erquickendes Landschaftsbild gewährten, während zahlreiche Fußspuren von Rothwild und Wassergeflügel die Gegenwart einer belebenden Thierwelt anzeigten. Am 25 Aug. erneuerte man die Versuche nach Westen vorzudringen, aber nachdem man etliche Meilen zurückgelegt, verbot das Packeis jeden weitern Versuch. Die Straße westwärts und die See ostwärts, so weit sie von den Bergspitzen sich überschauen ließ, war eisfrei, während gerade gegen Westen alles noch verstopft lag, und nutzlose Westwinde, statt der reinigenden Ostwinde, sich einstellten.

So verstrich der August, und am 6 Sept. machte man den fünften Versuch durch die Bellotstraße vorzudringen, gelangte aber nur bis Cap Bird am westlichen Ausgang, während dort noch immer der Peel-Sund (jetzt Franklins Channel genannt) nicht schiffbar war. Zwar hatten die Eismassen schon wieder an Zusammenhang verloren. Sie waren locker geworden und klammerten sich nur noch an Inseln fest, so daß jeder günstige Wind sie hinwegeblasen hätte. So hoffte man von einem Tag zum andern! Zu den kleinen Erlebnissen gehörte die Erbeutung etlicher zugewanderten Falken, deren Braten Petersen für das beste „Rindfleisch" seiner arktischen Heimath erklärte, und deren Junge so zart und weiß wie Hühner seyn sollen. Ferner entdeckte man eine lebende kleine, aber ziemlich betagte Maus bei Oeffnung einer Zwiebackstonne. Dieses starke wasserdichte Gefäß war im Juni 1857 in Aberdeen geschlossen worden und seitdem unerösnet geblieben, auch suchte man vergeblich nach einem Loch durch welches die Maus hätte einschlüpfen können, die schwerlich, als sie eingesperrt wurde, im Sinn hatte an der letzten Fahrt zur Aufsuchung Sir John Franklins sich zu betheiligen. Schiffszwieback ist freilich eine sehr trockene Kost für 18 Monate, mußte aber, nach den Leibeszuständen der Maus zu schließen, ganz nahrhaft seyn. Seit dem 13 Sept. beobachtete man einen Kometen, den Donatischen Kometen, der aber wohl bei den langen arktischen Tagen den Seeleuten schwerlich den unverwischlichen Genuß wie uns bereitet haben möchte. Ostwärts war der letzte Brocken Eis verschwunden, und gegen Westen der Eisgürtel bis auf 4 engl. Meilen zusammengeschwunden. „Es ist noch jetzt, schreibt M'Clintock, am 19 September nicht zu spät." Am 25sten wehten grimmige Norder und dann Südwester, aber der Eiswall wich nicht, und drei Tage später „gab man alle Hoffnung auf" durch den Peelsund nach dem Festland vorzudringen.

Seinen zweiten arktischen Winter brachte der Fox in Port Kennedy, einer Seitenbucht der Bellotstraße, zu. Der Gesundheitszustand blieb fortwährend sehr günstig. Ein einziger alter Matrose, James Pitcher, bekam einen kleinen Anfall von Scorbut; es ergab sich aber daß er aus Ekel nie etwas von dem frischen Zinnbüchsenfleisch genossen, sondern sich immer nur an Salzfleisch und getrockneten Gemüsen gesättigt hatte. Die mittlere Temperatur im Januar und Februar war genau die gleiche gewesen, nämlich — 36° R. Erst im März begannen die Schlittenfahrten in der Richtung nach Süden. Dort stieß man in der Nähe des magnetischen Poles (70° 5' Westküste von Boothia Felix) auf vier Eskimos, die ersten seit man Ponds-Bay verlassen hatte. Sie waren willig die Reisenden nach ihrem Lagerplatz zu führen, und als es Nacht wurde, erbauten sie in Zeit einer Stunde eine Schneehütte, wofür sie Mann für Mann als Honorar eine Nähnadel bekamen, so daß jene Hütte jedenfalls eines der wohlfeilsten Häuser gewesen ist. Sehr vorsichtig fragte man sie nach Schiffstrümmern aus, und ein Matrosenknopf an einer ihrer Kleidungen gab Gelegenheit die ersten Fragen anzuknüpfen. Der Knopf, hieß es, stamme von weißen Leuten, die auf einer Insel wo es Lachse gibt (d. h. in einem Fluß) umgekommen seyen, eben daher stamme auch das Eisen an ihren Messern. Am nächsten Morgen traf man die gesammte Dorfbevölkerung, zusammen 45 Köpfe, in deren Besitz sich allerhand Reliquien der Franklinschiffe befanden, die man um Kleinigkeiten von ihnen erhandelte. Niemand von ihnen hatte die weißen Leute selbst gesehen, doch brachte man von einem heraus daß ein Schiff in der Nähe der Küste von King Williams Land untergegangen sey, nachdem die Mannschaft vorher gelandet war, aber auch er wußte diese Sache nur vom Hörensagen. Die Männer waren kräftige und muntere Bursche, die Frauen flinke Diebe, dabei aber beide Geschlechter lustiger Dinge und zutraulich. Die Frauen hatten hübsche Augen und Zähne, sehr kleine Hände, und die jungen Dirnen außerdem Rosenwangen, die bei olivenbrauner Gesichtsfarbe etwas seltenes sind. Die Mütter trugen ihre Kleinen in Pelzjäcken auf den Rücken, und eine von ihnen, emsig bedacht auf Nähnadeln oder Messer, zog ihr eigenes Kind völlig nackt bei einer Temperatur von 40 Grad R. Kälte aus der Kapuze und bot es feil. Nach 25 Tagen, während welchen man eine durchschnittliche Temperatur von 28 Gr. R. hatte ertragen müssen, kehrte M'Clintock zum Fox vorläufig zurück, zufrieden mit dem ersten Ausflug, welcher wenigstens über das Schicksal des einen

Franklin-Schiffes Gewißheit verschafft hatte. Auf dieser arktischen Wanderung lehrte ihn ein wahrer Eskimo-Hunger gefrornen Wallfischthran zu essen, ja sogar aus Wohlgeschmack ihn dem gefrornen Schweinsfleisch vorzuziehen.

Die zweite größere Schlittenreise wurde am 2 April 1859 angetreten. M'Clintock hat kein Tagebuch darüber geführt, denn erst am 24 Juni setzt er sich nieder um seine Erlebnisse aufzuschreiben, da, wie er sich entschuldigt, das arktische Leben gegen schriftliche Beschäftigungen große Abneigung erzeuge. Bei dieser Fahrt klagten die Reisenden besonders über Augenentzündungen von dem beständig blendenden Schnee, obgleich sie sämmtlich Schneebrillen trugen. Am 20 April (Lat. 70½ Grad) traf man zwei Eskimofamilien vom Cap Victoria, die zu dem früher besuchten Stamm gehörten. Von einem jungen Mann, der noch nicht so verschlagen wie die übrigen war, brachte man heraus daß nicht ein, sondern zwei Schiffe bei King Williams Land gesehen worden seyen, wovon das eine gesunken, das andere aber gestrandet sey. Das Wrack des letzteren liege bei Ut-lu-lik, und sey vielleicht noch jetzt zu bemerken. Auf dem Wrack habe man die Leiche eines großen Mannes gefunden, wie man ihm, der damals noch ein Kind war, erzählt habe, denn er selbst sah die Schiffe nicht. Die andern Eskimos, welche gern den Reisenden das Daseyn eines Wracks verheimlicht hätten, da dieses für sie eine Goldgrube gewesen war, bestätigten jetzt, wo das Geheimniß verrathen war, die Angaben. Die Schiffe seyen im August oder September zu Grund gegangen, die Mannschaft aber mit einem Boot oder mit Booten nach einem großen Fluß aufgebrochen, und ihre Gebeine nächsten Winter dort entdeckt worden.

Am 28 April erreichten die Schlitten Cap Victoria (69° 50' Boothia Felix). Dort trennte sich M'Clintock von Lieutenant Hobson, der straks nach King Williamsland und längs der Westküste dieser Insel hinzog, während M'Clintock an der Ostküste hinab nach der Montreal-Insel im Aestuarium des großen Fischriver aufbrach. Halben Weges borthin stieß er auf 10—12 Hütten und etwa 40 Eskimos, die noch nie weiße Leute gesehen hatten, bei denen man aber sechs mit den Franklin'schen Wappen gezierte silberne Geschirre fand. Sie erklärten daß das Wrack fünf Tagereisen entfernt liege, aber nur noch wenige Reste davon vorhanden seyen. Eine alte Frau und ein Knabe, die man den Forschenden zeigte, waren die letzten gewesen welche die Trümmer besucht hatten, nach ihren Aeußerungen im Winter von 1857 auf 1858. Auch diese Eskimos erklärten: die weißen Leute seyen auf dem Wege nach dem großen Flusse „umgesunken." Zwar begegnete ihnen niemand, aber man fand ihre Leichen im nächsten Winter. So viel vermochte der Dolmetscher von diesen Leuten herauszubringen, deren Mundart ihm, beiläufig bemerkt, etliche Schwierigkeiten bereitete. Die Montreal-Insel wurde rings abgesucht um einen „Cairn" (Steinhaufen) oder ein sonstiges übliches Denkmal zu finden. Die Gegend lag im winterlichen Kleide, und sah wahrscheinlich gerade so aus wie vor zehn Jahren beim Rückzuge der unglücklichen Polarfahrer. Besonders unheimlich war die völlige Abwesenheit von Eingebornen, so daß gerade jene Räume zu den ödesten des arktischen Archipels zu gehören scheinen. Am 19 Mai gieng es heimwärts, und am 25 Mai fand man das erste Skelett, wahrscheinlich eines Officiersdieners, an der Südwestküste von King Williamsland. Das Skelett muß den Eskimos, die diese Küste wahrscheinlich nicht besuchen, entgangen seyn, denn sonst hätten sie sich die Habseligkeiten des Todten angeeignet. Merkwürdig war es daß man nicht bloß einen Hornkamm, sondern auch eine Kleiderbürste bei dem Skelett fand, letzteres ein lebensgefährliches Möbel, wo die Rettung davon abhieng so wenig Gepäck als möglich zu führen. Unter einem „Cairn" an der Küste fand man Nachrichten von Lieutenant Hobson, der mittlerweile an der Nordwestküste von King Williamsland den bereits bekannten [1] Bericht über die letzten Schicksale des Erebus und Terror aufgefunden hatte. Etwas weiter an der Küste entdeckte M'Clintock das Boot mit den zwei Skeletten, wovon ebenfalls früher schon berichtet wurde. Es ist möglich daß die beiden Seeleute, welche offenbar von den Cameraden zurückgelassen wurden, aus Hunger umgekommen sind, denn eine Zinnbüchse mit Pemmikan (gepreßtes Fleisch), die 22 Pfd. enthalten konnte, war ausgeleert und sonst nichts zu finden als etwas Tabak, wenig Thee und 40 Pfund Chocolade, welche letztere aber M'Clintock als ein für das arktische Klima ungureichendes Nahrungsmittel erklärt. Vor Frost können die beiden Seeleute nicht umgekommen seyn, denn eine kurze Strecke entfernt lag ein angetriebener Fichtenstamm völlig gesunden Holzes, anscheinend schon eine Reihe von Jahren, außerdem aber hätten die Erfrierenden gewiß vorher die Ruder und sonstiges Holzwerk im Boote verbrannt.

M'Clintock ist bekanntlich der Ansicht, Sir John Franklin habe im Winter von 1846 auf 1847 durch Eisschlittenfahrten erkundet daß zwischen seinen Schiffen, die damals Lat. 70° und 101° westl. Greenw. lagen, bis zu der damals schon gekannten Nordküste des Festlandes sich ein Sund (jetzt Victoriastraße genannt) erstrecke. Darüber wird es vorläufig noch erlaubt seyn zu zweifeln, was man auch zu Gunsten des jetzt herrschenden Franklincultus sagen mag. „Was nun, behauptet M'Clintock, die Schiffbarkeit dieser nordwestlichen Durchfahrt betrifft, so halte ich mich überzeugt, nach dem was ich später von dem Eis in der Franklinstraße sah, daß wir sehr viel Aussicht hatten Cap. Herschel (der Nordküste des Festlandes hart gegenüber) an der Südküste von King Williams-Land zu erreichen, wenn wir diese Insel nur an der östlichen Seite umschifft haben würden. Von der Bellotstraße bis Cap Victoria fanden wir ein Gemisch von altem und jungem Eis, so daß wir deutlich die Gränzen des Pack [2] und des vor Winters Anbruch noch beweglichen Wassers unterscheiden konnten. Die Eingebornen versicherten uns daß das Eis jedes Jahr weggehe und eine reine See hinterlasse. Da nach unseren Entdeckungen die Victoriastraße wenig mehr als 20 engl. Meilen breit ist, so möchte das durch eine so enge Straße von Norden eindringende Eis uns

[1] S. Ausland 1859. S. 974.

[2] Altes, mehrjähriges Eis.

schwerlich verhindert haben nach Victoria-Land und zur Cambridgebay zu kreuzen, welche letztere bekanntlich vom stillen Meer durch die Behringsstraße Collinson erreicht hatte."

Bei seiner Rückkehr zum „Fox" erfuhr M'Clintock den Tod des Matrosen Thomas Blackwell, der dem Scorbut erlegen war. Ein solcher Fall ist an Bord eines Polarfahrers immer ein verhängnißvolles Ereigniß, denn er wirkt auf die Gemüther, und nichts fördert die Verbreitung der Krankheit mehr als Kleinmuth. Doch tröstete man sich daß der Gestorbene hartnäckig kein ungesalzenes eingemachtes Fleisch habe essen wollen, daß er sogar, wenn er nicht beaufsichtigt wurde, aus Widerwillen die eingemachten Kartoffeln stehen ließ und seine Wäsche nicht reinlich hielt. Umgekehrt weckte und schärfte es die Geister daß M'Clintock die Nachricht von der Auffindung des letzten Berichtes über Sir John Franklin mitbrachte, das Ziel so vieler Anstrengungen also erreicht worden war. Ende Juni kehrten alle übrigen Schlittenreisenden zurück, und da dieser Monat ungewöhnlich warm gewesen war (durchschnittliche Temperatur + 1½,· etwa wie ein normaler Februar unserer Breiten), so war man schon Mitte Juli's reisefertig. Doch verstrich der Juli und die erste Woche des August ohne Aussicht auf eisfreies Wasser. Die Lage des Schiffsvolkes fieng an kritisch zu werden, denn es hieng vom Eigensinn des Wetters, der Winde namentlich in den entscheidenden Momenten ab, ob die Straße durch die man gekommen war wieder eisfrei werden würde, oder nicht. Die Vorräthe waren so weit aufgezehrt daß, wenn man genöthigt gewesen einen zweiten Winter im Eis zuzubringen, die Rationen des gesalzenen und frischen Fleisches auf ¾ Pfund hätten herabgesetzt werden müssen. Außerdem war man in eine wildarme Gegend gerathen, denn die sämmtliche Jagdbeute in den 11 Monaten bei Port Kennedy belief sich auf zwei Bären, acht Rehe, 19 Füchse, 82 Ptarmigans, 98 Stück Federvieh und 18 Seehunde. Am 3 Aug. wurden, eine seltene Polarerscheinung, zwei Donnerschläge vernommen, und am 10ten konnte man endlich, nachdem ein Südwester am Tag zuvor das Eis hinweggefegt hatte, aus der Bellotstraße in das Prince-Regent-Inlet hinausdampfen. Dort aber wurde man von dem Eis, welches Ostwinde herbeigetrieben hatten, abermals bis zum 15 Aug. wieder festgehalten. Dann endlich gieng es vorwärts, am 16ten erreichte man Port Leopold und den Lancaster-Sund, der völlig eisfrei war. Am Südrande dieser Straße fuhr man in die Baffins-See hinaus bis zur Höhe von Pondsbay, und am 21sten war man außer Sicht des Landes, und kreuzte nach Grönland (Godhavn) hinüber. Bei dieser Ueberfahrt stieß man auf kein Packeis, sondern sah nur vereinzelte Eisberge. Am 29sten endlich erreichte man die Disko-Insel, wo Briefe, sehnsüchtig erwartete Briefe, bereit lagen.

Reise nach Waya im westlichen Afrika.

September 1859.

Nach einer beschwerlichen Reise durch viel Wasser und Koth kamen wir gestern Morgen hier an, und ich halte es für angemessen Ihnen einige Nachricht über das Land und Volk das ich zum erstenmal sah, hiemit zu geben. Sie wissen daß man mich für einen warmen Freund der Afrikaner hält, und Sie werden sich daher nicht wundern wenn ich bereits in der Wirklichkeit, oder in wohlbegründeter Anschauung der Zukunft, ein wenig mehr erblickte als Wasser und Koth, und wilde, lästige Anglaleute welche sich über jedes göttliche und menschliche Recht erheben denken, weil sie eines Hauptes länger sind denn alles übrige Volk. Obwohl die Mündung des Volta-Flusses mit den Lagunen auf beiden Seiten nicht gerade einladend erscheinen mag, so sehe ich doch dort bereits die Keime zur Entwicklung einer großen Zukunft. Von Ada bis Adafia erstreckt sich nur eine niedrige und schmale Landenge zwischen dem Meer und der Lagune, und auf dieser Erdenge liegen mehr als ein Dutzend kleine Seestädte, welche wegen der Gruppen von Kokospalmen meist verborgen sind. Jede dieser Städte hat außer der Verbindung mit dem Meer eine Wasserverbindung mit der Küste der Lagune gegen 200 bis 300 (englische) Meilen weit mit dem Fluß Volta und dem kleineren Todsi, so wie mit vielen tausend Leuten einwärts. Die Seeküste hat allerdings manches schwierige in Rücksicht auf die Communication, allein die Lagune bringt in das Land hinein in jeder Richtung, und das Land erzeugt Kokosnüsse, Bodennüsse, Baumwolle und Fächerpalmen in großer Quantität. Sie werden mich vielleicht fragen: was haben die Fächerpalmen mit den Artikeln des Ausfuhrhandels zu thun? Ich hörte in Keta daß Balken der Fächerpalmen in Europa gut bezahlt und zu Spazierstöcken und anderem kleinen Hausgeräth verwendet werden. Ich verwunderte mich darüber daß noch niemand nach der Baumwollenproduction dieser Küste auch nur gefragt, oder es bekannt gemacht hat daß Baumwolle ohne Anstand ausgeführt werden kann. Die kleine Landenge läßt sich leicht mit Canälen durchschneiden welche für Baumkähne schiffbar sind, und so würde der Verkehr sehr erleichtert werden. In dieser Beziehung haben nicht nur unsere Freunde, die deutschen Missionarien aus Bremen, durch ihr Vorbild bereits etwas geleistet, sondern auch die Eingebornen von Dschebukofi unter der Anleitung des Hrn. Tei, eines eingeborenen Kaufmannes. Sie haben von der Lagune bis Keta und Dschebukofi Canäle gegraben, je 2000 Fuß lang. Beim Graben dieser Canäle hatte man bei jedem etwa 40,000 Kubikfuß Boden wegzuräumen.

Die Lagune — besonders gegenwärtig wo sie voll ist — ist nicht, wie man etwa denken möchte, eine stinkende Lache, sondern sie ist, da sie aus Salzwasser besteht und in beständiger Bewegung ist, vergleichungsweise der Gesundheit zuträglich, und sie kann als Verbindungsmittel wohl angewendet werden.

Die Missionsstation bei der Stadt Anyako ist eine sehr schön gelegene Landstation. Die Stadt liegt auf einer kleinen Insel der Lagune welche den Seewind genießt und den Kranz der Angla-Seestädte im Anblick hat. Keta bildet den Mittelpunkt derselben.

Die Anglas sind sehr mächtige Leute, welche große Dinge ausführen werden wenn man einmal ihre Zuneigung

gewonnen hat. Ihre Sprache (die Ewe) ist eng verwandt mit der Ga- und Adangme-Sprache im Südwesten, sie erstreckt sich in nordöstlicher Richtung über Dahomey bis zu dem Joruba-Sprachgebiet und dem Niger in der Nähe seines Zusammenflusses mit dem Benuwe, ihre nordöstliche Schwesterſprache ist das Nufi (oder Nifi), hauptsächlich der Nufu-Dialekt des Nufi, welcher in dem nördlichen Angla des Kwora (Niger)-Benuwe-Flusses gesprochen wird. Die Ewe- und Ga-Leute sollen aus ein und demselben Land, im Nordosten, von einer Gegend die Ngotschie heißt, gekommen seyn, von wo sie vor einigen hundert Jahren in Folge des tyrannischen Wesens ihres Königs auswanderten, und wohin sie hie und da in Zeiten eines allgemeinen oder besondern Unglücks Botschaften senden mit Opfern u. s. w. [1].

Der Mutterstamm beider Nationen soll noch daselbst vorhanden seyn. Man spricht auch viel von einer großen Stadt, Namens Agbatame, wo drei Sprachen gesprochen werden und drei verschiedene Könige herrschen, wo ein großer Markt gehalten wird, auf dem Sklaven, Pferde, Esel und Vieh zu haben sind. Die Stadt soll 15 Tagreisen nordöstlich von hier, und mehrere Tagreisen von Abome, der Hauptstadt von Dahomey, liegen. Es scheint daß sie zu gleicher Zeit und aus gleicher Veranlassung wie Abeokuta gegründet wurde. Ich hoffe daß unsere Brüder aus Bremen uns mehr über diese Dinge, und über ihr Missionsfeld das sie auf ihren häufigen Reisen kennen gelernt haben, Aufschluß geben werden. Sie haben ihre Reisen nordöstlich bis zum Agu, im Norden bis zum obern Volktasluß und den Gränzen von Aschanti ausgedehnt.

Von Anyako giengen wir in nordwestlicher Richtung nach Waya, wo wir erst am dritten Tag ankamen in Folge des vielen Regenwassers, Kothes und schlechten Weges. Das Land ist beinahe ganz eben, dünn bewohnt und hat genau den Charakter der großen afrikanischen Ebenen am Nil, Niger und Benuwe. Die eigenthümlichen Bäume sind die Fächerpalmen, welche hie und da mit Massen von wilden Dattelpalmen bunt durcheinander stehen, die verschiedenen Arten von Mimosen oder Akazien, und der Baobab oder Affenbrodbaum (der Wietſho, Amitſhrobutſho, Yoitſho und Shatſho in der Ga-Sprache). Wo ein Bach das Land durchschneidet, da nimmt Gebüsch die Stelle des hohen Grases, und die Oelpalme die Stelle der Fächerpalme ein. Dort liegen gewöhnlich auch die Dörfer. Je weiter man in das Innere kommt, je weniger sind die Leute verdorben und wild, die Städte und Dörfer sind reinlicher, und die Briebſamkeit der Eingebornen, besonders das Anpflanzen, Spinnen und Weben der Baumwolle und Matten-Verfertigung zeigt sich dem Beobachter. Der allgemeine Baustyl ist noch der ächte afrikanische: viereckige Hütten mit einem Hof und kegelförmigen Strohdach. Die ungeheure Masse von Fächerpalmen gewährt gutes Bauholz, Gras hat es überall im Ueberfluß, und die Mauern werden aus Gerten gemacht. Ich verwunderte mich über die sonderbare Gestalt der Ameisenhaufen, welche viel höher sind als ich sie zuvor gesehen habe, 15—20 Fuß hoch und nur etwa 3 Fuß im Durchmesser an ihrer Basis. Wegen ihrer schwarzen Farbe haben sie mehr die Aehnlichkeit von verfaulten Stämmen großer Bäume, als von Ameisenhaufen.

Es ist eine auffallende Thatsache daß die Hamiten eine große Vorliebe für die spitzkäulige oder pyramidalische Bau-Art haben — von den ägyptischen Pyramiden und den afrikanischen Moſcheen der muhammedanischen Städte in Centralafrika (z. B. in Timbuktu, Ghadames u. s. w. nach Dr. Barth) bis zu der conischen Hütte der Eingebornen von Mittelafrika hinab. Es ist möglich daß die alten Pharaonen die heiligen Zahlen drei und vier in der Form ihrer Pyramiden verkörpern wollten, und daß diese dann ihre Religion symbolisirten; es ist ferner wahrscheinlich daß die Pyramiden auch ökonomischen Zwecken dienen, namentlich daß sie einen Wasservorrath für das Land enthalten, und endlich daß sie die Grabmonumente der Pharaonen in sich aufnehmen sollten. Gerade in letzterer Beziehung sehen wir eine sonderbare Aehnlichkeit zwischen einem Ameisenhaufen mit der Königin, welche in der Mitte desselben in einem Sarkophag von Erde eingekäſtelt ist, und der ägyptischen Pyramide welche einen Sarkophag von Stein mit dem königlichen Körper enthält.

Als wir uns dem Todſiſluß näherten, wurde das Land mehr fruchtbar und die seierliche Einsamkeit der Fächerpalme hörte auf. Bei Waya mußten wir den Fluß in einem Kahn passiren. Es ist gegenwärtig ein herrlicher Strom, der, wenn er gehörig gesäubert wäre, für Kähne und Flöße auf eine weite Entfernung hin schiffbar seyn würde (vom Agotime bis an die Küste etwa 100 engl. Meilen) die ganze Regenzeit hindurch. Die ungeheuren Massen von Fächerpalmen — Bauholz, die Sheabutter, die Baumwolle, das Palmöl, der Indigo, die Ochſenhäute und das Elfenbein u. s. w. sind große Schätze, welche jetzt beinahe todt daliegen. Der Todſi überfluthet das Land auf eine beträchtliche Entfernung, aber diese Ueberfluthungen könnten wie die des Nil benützt werden, denn sie sind regelmäßig und kurz.

Die Missionsstation Waya liegt nur 5—10 Minuten vom Todſi entfernt, südlich von dem Dorf das denselben Namen trägt und das etwa 12 Meilen südöstlich von dem majestätischen Adakluberg entfernt ist, zu dessen Bevölkerung es gehört. Der Berg hat die gleiche Gestalt wie der Krobo oder Noya, nur ist er höher als jener, sehr fruchtbar und wasserreich.

Die Gebäude der Station sind, wie die von Anyako, nett und landesartig, umgeben von Fruchtbäumen, Gärten und Plantagen, angepflanzt von den Missionären, aber das Land ist niedrig, eben und sumpfig, und deßhalb ist die Station ungesund. Zwei Missionsgräber bezeichnen die Stelle. In dem Dorf gewahrt man manche Verbeſserung, die offenbar von der Missionsniederlassung ausgegangen ist. Die Leute sind friedlich und gut gesinnt. Eine Versetzung der Station,

[1] Es ist merkwürdig daß auch in Oſtafrika viele Völkerwanderungen vorkommen welche sich auf einige Jahrhunderte zurückdatiren, und daß die ausgewanderten Küstenstämme hie und da Boten und Opfer in ihre ursprüngliche Heimath senden, um den dort wohnenden Geist gleichsam zu versöhnen.

die man beabsichtigt, würde ein sehr bedauerlicher Schritt seyn, wiewohl man sagen muß daß die Gegend dünn bevölkert und sehr ungesund ist. Ein Bad in dem Todsi war eine große Erfrischung für uns.

Eine Anzahl Schulknaben, zum Theil von Peki, worunter die meisten getauft sind, und einige erwachsene Christen sind gegenwärtig der Grundstod der Gemeinde. In der Schule wird Ewe und Englisch gelehrt. Die Station hat die nöthigen Gebäude für einen verheiratheten Missionär, ein Schulhaus und ein Magazin u. s. w. Nicht weit von hier, etwa 2 Meilen östlich, ist die Hochstraße von der Goldküste nach Dahomey und den andern Ewe-Stämmen, sowie auch zu einigen Ga-Stämmen. Bis an den Volta (Mlamfi) ist es etwa 30 engl. Meilen.

Vicenza die Heimath des Palladio.

Von Gustav Reisewitz.

In Italien hat fast jede nur einigermaßen bedeutende Ortschaft auch einen Mann hervorgebracht auf welchen die später Geborenen stolz seyn dürfen, und wahrlich dieses Land ist dreimal glücklich zu preisen, weil namentlich die Kunst, die Verschönerin des Lebens, hier so reiche Blüthen trug.

Und nicht sind es in Erz oder Marmor gemeißelte Züge, welche von dem einstigen Daseyn dieser Großen Zeugniß ablegen, sondern fast immer nur ihre Werke. Tritt du nun durch Porta Castello in Vicenza ein, so wirst du dich nicht wundern über die große Anzahl seiner Paläste und deren edles Antlitz, welches an die Antike erinnert; denn Palladio dichtete ja hier in Stein, derselbe große Meister welcher dir so viel Bewunderung einflößte auf der Giudecca zu Venedig, da du vor S. Redentore standest.

„Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Daseyn uns bezaubert."

Goethe bezieht diese letztangeführten Worte auf die herrliche Verschmelzung der Antike mit dem Modernen, auf die äußerst schwierige, aber geschickte Anwendung der alten Säulenordnungen bei bürgerlichen Bauten.

So schmückte Palladio den Palast Barbarano, so barbarisch er klingt, mit den schönsten Säulen corinthischer und jonischer Ordnung, gab dem Palazzo Chieregati einen dorischen Portikus, und führte noch eine Anzahl anderer Prachtbauten auf in gemischtem Styl, die jetzt zum Theil in Verfall gerathen, und unter denen wir noch die Casa del Diavolo und den Trissino in Cricoli vor dem Thore des heil. Bartolomeo nennen wollen. Halb und halb gehört unserem genialen Architekten auch die Basilica oder das Rathhaus zu, ein mächtiges Oblongum, mit Säulen corinthischen Capitäls und gewölbter Kupferbedachung, die stark oxydirt ist; denn er restaurirte dasselbe.

Nun können aber die reichen Säulenordnungen einen gewissen schwerfälligen Stempel, der düster und drückend auf dem Ganzen lastet, nicht verwischen, und erinnerten uns wenigstens mehr an eine feudale als an eine municipale Bestimmung.

Darum wirkt auch ein castellartiger Nebenbau sammt dem 300′ hohen und nur 20′ breiten Campanile gar nicht so disharmonisch, während der Palazzo Prefettizio, der an seiner Ostseite einen römischen Triumphbogen trägt und ganz in der Nachbarschaft der letztgenannten Monumente an der Piazza del Signori sich erhebt, dieß allerdings zu unserer Freude thut, denn grandioseres und einfacheres zugleich kann man schwerlich schauen.

Ein kleiner zerlumpter Facchin mit dunkel glühenden Augen, der, wie man in Italien oft sieht, auf seinen schwarzen Locken eine phrygische Mütze trug, war unser Wegweiser nach dem olympischen Theater, welches Palladio's Sohn nach dem Plane des Vaters errichtete.

Wir drangen in elende schmutzige Gäßchen ein, um dorthin zu gelangen, und fast beführteten wir mißverstanden, und auf dem Wege zu Göttinnen eines anderen Olymp zu seyn, als auf des Knaben Pochen an einem verfallenen Thore ein sirenenhaftes, blasses, zerknittertes Mädchen durch eine zerschlagene Fensterscheibe nach unserem Begehren frug. Als wir dieß vorgetragen, antwortete sie: „subito, Signore!" und kam schnell zu öffnen.

Das Theater ist ein artiges Spielzeug, vergegenwärtigt indeß gut genug ein solches der Alten. Es ist ganz aus Holz, die Sitzreihen erheben sich amphitheatralisch, zahlreiche Statuen, wie aus Pappe anzusehen, zieren, wenn der Ausdruck gestattet ist, den oberen Rand dieses Kraters. Man hat zu Ende des 16ten Jahrhunderts daselbst classische Dramen der Hellenen zur Aufführung gebracht, heute ist es eben nur Reliquie.

Und noch zwei Reliquien und Erinnerungen an Palladio wirst du in Vicenza aufsuchen; es ist die eine sein Wohnhaus, so schlicht und einfach wie das eines Bürgers nur seyn kann, und recht des vortrefflichen Baumeisters einfache Lebensart und Gesinnung bekundend. Seine Statue und die seiner Tochter, in Stein gehauen, stehen im Hofe, die letztere ein kräftiges italisches Weib, der Vater selbst in diesem Abbilde fast charakterlos zu nennen.

Glücklicherweise jedoch besitzt des Palladio Heimath in der zweiten eben erwähnten Reliquie eine vortreffliche übergüldete Büste, die in einem der oberen Säle der Bertolianischen Bibliothek nebst mehreren eigenhändigen Plänen gezeigt wird.

Seine Stirn gleicht am meisten der des Ariost, und es liegt viel Ritterliches in der ganzen Erscheinung, aber auch viel Menschenfreundliches.

Dieselbe Bibliothek birgt auch mehrere Kunstsammlungen, numismatische, geologische und auch Gemälde. Bist du nun ein Verehrer üppiger Weibergestalten mit weichem rosigen Fleischton, so denke ich wird ein „bagno di Diana" von Pietro Liberi, eine gleichfalls badende Bathseba von Luca Giordano und ein „judicio di Paride" desselben Meisters,

auf welch letzterem Bilde Pallas und nicht Aphrodite den Apfel verdient, beine Aufmerkſamkeit lange genug feſſeln.

Um eine Parallele zu ziehen zwiſchen der Auffaſſung eines und deſſelben Sujets verſchiedener Künſtler, betrachte endlich des Venetianers Tizian „büßende Magdalena," die ihre Hände über ein Buch faltet und aufrichtige Reue in den ſchönen Augen, denen man gleichwohl das Sündhafte anſieht, zeigt. Ich bin der Anſicht, du wirſt ſie zwiſchen die Magdalena des Antonio Allegri, genannt Correggio und die des Battoni ſtellen. Palladio's engere Heimath iſt ſeine in der Nähe der Stadt gelegene Villa, in der Regel „Rotonda Palladiana" genannt, woſelbſt er lebte in heiterer Arbeitsſamkeit und Muße.

Ob nun der Kleine mit der phrygiſchen Mütze mein cimmeriſches Italieniſch nicht verſtand oder ihm der Weg zu weit war, genug, er führte mich ſtatt nach jener Villa auf den Berſichen Hügel, der die Kirche Madonna di Monte Berico trägt, wofür ich ihn dankbar mit einem Lire belohnte, weil er mir dadurch den Genuß der herrlichſten Ausſicht auf Stadt und Alpen und den eines Bildes des Paul von Verona bereitete.

Es befindet ſich dieß Bild im Refectorium des Kloſters und ſtellt dar Chriſtum, der als Pilger an der Tafel des Pontifex Maximus Gregor geſpeiſt wird. Alle Geſtalten prangen in glänzendem Colorit, und der Art treten ſie plaſtiſch aus dem Rahmen daß, wenn die Mönche beim Schein der Lichter ihre Mahlzeit halten, man leicht getäuſcht zwei Tafelreihen lebendiger Figuren zu ſehen glaubt. Da ich lange oben im Chor der Kirche, woſelbſt düſterroth die ewigen Lampen brennen, mit einem Abbate ſprach, war beim Heraustreten ins Freie ſchon der thaufeuchte Abend hereingebrochen, und bald ſchimmerten die Strahlenkränze der Sterne vom Himmel. Namentlich hell leuchtete das Haupthaar der Berenike; die Alpen aber, dieſe ewigen Wächter zwiſchen italiſchen und deutſchen Landen, verſanken in immer tieferes Dunkel.

So wanderte ich erſt in der Frühe des andern Tages nach der Rotunde des Palladio, die ich von Monte Berico zu meinen Füßen geſehen, unter lauter Guirlanden von Rebenlaub.

Der Fluß Bacchiglione ſtrömt auf dieſer Wallfahrt zur Linken, rheingrünfarben, waſſerarm und nachenleer; an ſeinem Ufer ſteht großblätteriger Lattich und manchmal beugen Trauerweiden die hängenden Zweige zum Wellenſpiegel. Aus Scherz und auch um uns an das Idiom der Landleute zu gewöhnen, fragen wir öfters hübſche Mädchen aus der Campagna, wo die Villa des Palladio liege, trotzdem ſie doch auf einer kleinen Anhöhe gerade vor uns ſich erhebt.

Die ſchönen braunen Kinder ſehen uns denn mit den ſchwarzen Augen unter dem Strohhut hervor erſtaunt an, und viele antworten ſchelmiſch, aber jedes artig.

Verläßt man die breitere Straße und ſteigt einen Hügelweg zur Rechten hinan, ſo hat man bald die ſteinerne Umfaſſungsmauer der die Villa umgürtenden Gärten zur Seite. Die Mauerkrone trägt fabelhafte Figuren, ſeltſame Thiere und zwerghaft gebildete Menſchen, in ihrem Ungeſchmack an die Villa des Prinzen Pallagonia bei Palermo erinnernd.

Hiefür entſchädigt indeß reichlich das ſchöne Gebäude ſelbſt.

Sechs joniſche Säulen, nicht corinthiſche, wie Goethe irrthümlich behauptet, bilden an vier Seiten je einen Porticus und umſchließen einen kuppelübergewölbten Saal.

Zu den Veſtibulen führen breite Freitreppen und jede Seite gewährt den Anblick eines Tempels.

Die Giebel ſind mit Statuen geſchmückt und tragen von der dem Eintretenden zugekehrten Front nach rechts herumgehend die Inſchrift:

Marcus Capra, Gabrielis filius
qui aedes has
artissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Ob noch jetzt die Familie des Marcheſe Capra im Beſitz iſt, konnten wir nicht erfahren.

Das Innere bildet einen großen Saal, mit mythologiſchen Fresken gemalt, auch führt eine Galerie um die Rotunde und der Raum zwiſchen den Veſtibulen iſt zu kleineren Zimmern benutzt.

Hier nun erſann Palladio manches ſeiner uns noch entzückenden Werke; heute — es iſt bald nach der Schlacht von Solferino — campiren daſelbſt Artilleriſten des Kaiſers von Oeſterreich, deren im Sonnenlicht funkelnde Kanonen draußen im Garten ſtehen und die ſelbſt die Zeit damit tödten, den Figuren im Inneren, gleichgültig ob Gott oder Göttin, Schnurrbärte anzumalen.

In kaum erträglicher Mittagshitze wanderte ich wieder Vicenza zu. Die Heuſchrecken auf den Bäumen, von denen die Campagnolen behaupten ſie ſchrieen ſich todt, weil ſie, wenn ihre Zeit vorüber, in der That wie leere Hülſen von den Zweigen fallen, muſicirten als wollten ſie uns das Trommelfell ſprengen; um die Mauern flimmerte die Hitze, wie wenn Millionen Mücken ihren auf- und niedertwogenden Tanz hielten, und öfters lief eine leichtfüßige, grün und golden gefärbte Eidechſe über den Weg.

Kriegsereigniſſe Sir John Franklins in der Malacca-Straße.

(Aus einer Denkſchrift H. Barlow's, im Athenäum mitgetheilt.)

Die Flotte der oſtindiſchen Compagnie beſtand aus ſechzehn engliſchen und zwölf oſtindiſchen Schiffen, und der Werth des auf dem Spiele ſtehenden Eigenthums wurde von den Supercargos auf acht Millionen geſchätzt. Als die Flotte ſich geſammelt hatte, gieng ſie, wiſſend daß der Feind in der Nähe war, vorſichtig in zwei Linien vor: die leitenden Schiffe waren der Royal George, Capt. Timins, und der Alfred, Capt. Farquharſon. Der Warley ſollte die Schlachtlinie führen, und da man erwartete daß die Franzoſen ſie einholen würden, ſo deckte letzteres Schiff in der Segelordnung den Rücken, ſo daß

bei der Annäherung des Feindes, wenn die Schiffe wandten, der furchtbare Warley ihn gehörig empfangen konnte. Am Dienstag, 14 Febr. 1804, wurde bei Tagesanbruch die Insel Pulo Auro in westsüdwestlicher Richtung bemerkt, und um 9 Uhr sah man fünf fremde Segel im Südwesten, worauf der Commodore, Capt. Nathaniel Dance, im Camden, vier Schiffen seiner Flotte die Signale gab Jagd auf dieselben zu machen. Sie thaten es, und die Fremden, nachdem sie anscheinend mit einander sich benommen, segelten davon. Als der Commodore dieß sah, gab er den jagdmachenden Schiffen das Zeichen der Rückkehr zur Flotte, und da zugleich Windstöße eintraten, so konnte man von beiden nichts mehr sehen. Nachmittags heiterte sich das Wetter auf, und man bemerkte daß die jagdmachenden Schiffe ihren Weg zur Flotte wieder zu gewinnen suchten, und ihrerseits nun von den Fremden gejagt wurden. Es unterlag keinem Zweifel wer diese Fremden waren, weßhalb Anstalten getroffen wurden um ihnen einen warmen Empfang zu bereiten. Das Tagebuch spricht sich hier wörtlich folgendermaßen aus: „Um halb 3 Uhr Nachmittags, in Folge Signals, die Segel aufgespannt, vorgerückt, eine Schlachtlinie gebildet, und lavirt (hove-to). Die ganze Nacht hindurch vorn in Schlachtlinie beiliegend; unsere Leute auf ihren Posten. Die indischen Schiffe alle außer der Linie luwwärts zu. Bei Tagesanbruch sah man die Fremden luwwärts zu von uns, in einer Schlachtlinie; man erkannte bald daß es ein 80 Kanonenschiff, zwei große Fregatten und eine Brigg waren, alle beiliegend." Dieses Urtheil war vollkommen richtig; die französischen Schiffe waren: Marengo, Admiral Linois, 84 Kanonen und 800 Mann Besatzung; die Belle Poule, 44 Kanonen; die Semillante, 36 Kanonen; die Pensee, 30 Kanonen, und L'Aventura, 18 Kanonen. „Gegen 7 Uhr Morgens hißte Commodore Dance seine Farben auf, und die Flotte die ihrigen: bald darauf zogen die Fremden französische Farben auf. Eine Brigg welche wir in der Flotte hatten, kam unter unsern Stern, und sagte uns, der Commodore wünsche daß wir die Schlachtlinie führten, was wir thaten, so daß wir unsere Buge südsüdöstlich hatten. Gegen acht Uhr setzte der Feind mehr Segel bei, rückte gegen uns herab, wir blieben unter leichten Segel, und die indischen Schiffe spannten vorn Segel auf, leewärts zu. Um halb 11 Uhr ward das Zeichen gegeben mehr Segel beizusetzen. Der Feind fuhr mit voller Kraft auf uns heran, wir drehten bei, nahmen die Cajüten ab, leerten Wasserfässer auf das Kanonendeck aus, und warfen die Fässer mit einigem andern Zimmerholz über Bord. Nach einiger Zeit legten der Royal George und der Ganges um (tacked, d. h. drehten das Schiff so herum daß das Vordertheil desselben einmal dem Winde zudreht), worauf auch der Commodore das Zeichen zum Umlegen gab: es geschah, wir standen vor dem Feind, und die Schiffe jauchzten uns zu als wir an ihnen vorbeifuhren. Um halb 12 Uhr eröffnete der Feind sein Feuer, welches der Royal George augenblicklich erwiederte, und der Ganges bald nachher. Ehe wir noch im Stande gewesen die Kanonenschußfertig zu machen, trieb die „Hope" auf uns an, zerriß einen Theil der obern Werke um den Scherbalken, nahm einen unserer Backbords hinweg, zerschlitzte das Fockſegel, und richtete noch einigen andern unbedeutenden Schaden an; auch verlor sie ihren eigenen Klüverbaum, ihre Sprietsegelraae sowie den Delphin-Schlager, und beschädigte ihren Schaft. In etwa einer Viertelstunde waren wir wieder los von einander, segelten dem Commodore zu, und lavirten immer in halber Kanonenschußweite vom Feind." So wurde der Warley in seiner Hoffnung auf den Ehrenposten getäuscht. Capitän Timins legte um bevor er Befehl erhalten hatte, und der Ganges folgte, so daß die Schiffe theilweise in Verwirrung geriethen. Capitän Timins war in der königl. Flotte gewesen, und machte, kampflustig wie er war, dem Commodore das Anſinnen er solle das Zeichen zum Umlegen geben; worauf letzterer erwiederte: „Werden Sie umlegen?" was der Capitän Timins sogleich that; daher die Unordnung. „Der Royal George und der Ganges," sagt das Tagebuch, fuhren fort zu feuern; bald darauf begann der Commodore, und ungefähr um halb 1 Uhr, nachdem wir unsere Kanonen schußfertig gemacht, schlossen wir uns ihnen an. Etwa um 1 Uhr nahm der Feind mit vollen Segeln Reißaus; sogleich vierten wir ab (wore), setzten Segel bei, und machten mit der übrigen Flotte Jagd auf ihn. Während wir abvierten, sandte ihm der „Alfred" noch eine volle Lage nach." Dieß war Prahlerei, nicht Tapferkeit mehr; da jedoch der tapfere Commodore weislich glaubte der bessere Theil des Muthes sey Besonnenheit, so gab er, als um halb 4 Uhr seine Schiffe die feindlichen erreichten, das Zeichen zum Umlegen, was sie thaten — die vordersten Schiffe sandten, während sie im Wenden begriffen waren, den Franzosen noch eine volle Lage nach. So endete der Seekampf der auf der Heimkehr befindlichen Flotte der ostindischen Compagnie mit dem Geschwader französischer Kriegsschiffe in der Straße von Malacca am 15 Febr. 1804. Am nächsten Morgen hißte der Royal George seine Farben halbmasthoch, und die Flotte that das gleiche, indem sie voraussetzte es geschehe wegen der im vortägigen Treffen Gefallenen. Der Royal George hatte einen Todten und einen Verwundeten — und dieß war alles. Prisengeld und Medaillen und öffentliche Mahlzeiten, Ritterwürde und das Geschenk eines Säbels an den Commodore erwarteten die handelsmännischen Sieger."

Miscellen.

Beiträge zur ägyptischen und phönicischen Mythologie. In der Sitzung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft am 14 Febr. legte Hr. Bonomi die Zeichnung eines ägyptischen Leichentäfelchens vor, das unter der Regierung des Königs Ramses II im Jahr 1250 vor Christi Geburt gestochen worden war. In der Mitte dieses Täfelchens war eine rohgezeichnete weibliche fremde Gottheit, Chium, welche in ihrer rechten Hand die wohlbekannte ägyptische Gottheit Khem trägt, der sie einen Strauß von Lotosblumen, das Sinnbild von Leben und Lebensluft, darreicht; auf ihrer linken Hand befindet sich eine selten vorkommende Gottheit, ebenfalls frem-

den Ursprungs, welcher sie zwei Schlangen, Sinnbilder des Schmerzes und des Todes, übergibt. Hr. Bonomi zeigte daß diese Gestalten identisch seyen mit dem vom Propheten Amos erwähnten Götzen Chiun, und mit Remphan, für den die Septuaginta Chiun setzte, und dessen Bild und Eigenschaft von den Commentatoren bisher noch nicht bestimmt worden war. Aus der beziehentlichen Stellung dieser fremden Gottheiten, so wie aus ihrer Zugesellung zu Khem, folgerte man daß Remphan eine bloße Personification des Attributs von Chiuns linker Hand, oder des Todes, sey. Hr. Bonomi bewies daß Chium von der Septuaginta darum durch Remphan ersetzt worden sey weil das Attribut dieser Gottheit ein im ausgedehntesten Sinn verfohnendes war, und da es in engster Verbindung mit den einzelnen abergläubischen Bräuchen der Juden in der von Amos bezeichneten Zeit stand. — Hr. Sharpe machte die Mittheilung daß er auf den Mumien-Särgen im britischen Museum die Gestalten phönicischer Götter, der Cabeiri, entdeckt habe, welche in Memphis angebetet wurden. Sie hielten in ihren Händen Schwerter, Schlangen und Eidechsen, als Marterwerkzeuge für die Gottlosen nach dem Tode. Ihr Name in koptischer Sprache bedeutet die „Bestrafer," und aus derselben Wurzel ist der Name des Höllenhundes Cerberus abgeleitet, welcher auf den ursprünglichen Gemälden ein Flußpferd ist, und das Amt eines Anklägers der Verstorbenen vor dem Richter Osiris bekleidet. Neben den Gestalten der Cabeiri wird gewöhnlich der Feuerfee, in den die Gottlosen geworfen wurden, und der Zwerggott Pthah, welchen Herodot als den Vater der Cabeiri schildert, abgebildet. Zuweilen befindet sich ein Fisch bei ihnen, welcher der Dagon der Phönicier seyn dürfte, der seinen Namen von dem koptischen Tako, zerstören, hat. Die Mutter der Cabeiri ist, scheint es, die ebenfalls von Herodot erwähnte „fremde Venus" von Memphis. Auf andern Täfelchen wird sie Chium, von dem koptischen Koun, „Scham," genannt. Bei den Cabeiri ist auch der Geier, Thmei, Gerechtigkeit, genannt, woraus die Griechen den Namen Themis, Göttin der Gerechtigkeit, machten. (Athenäum.)

*

Photographie unsichtbarer Schriftzüge. Unter der Ueberschrift: „Photographie de l'Invisible" befindet sich in Moigno's Kosmos vom 4 Nov. 1859 eine höchst interessante Entdeckung des Dr. Gladstone mitgetheilt. Nach ihm liefert eine Schrift auf weißem Papier, welche mit einer in Wasser oder Weingeist bereiteten Auflösung fluorescirender Substanzen geschrieben ist, und die dem Auge unsichtbar erscheint, dennoch in wenigen Secunden auf einer mit Collodium-Silbersalz präparirten Platte in der Camera obscura einen deutlichen Abdruck der Schrift. Dr. Gladstone wendete dazu Lösungen von schwefelsaurem Chinin und von Chlorophyll, aus Theeblättern hergestellt, an. In dem genannten Journal vom 11 Nov. v. J. ist von Dr. Gladstone und G. Wilson eine Erklärung für diese eben so eigenthümliche als wissenschaftlich interessante Erscheinung angegeben, wonach der Mangel an chemischer Wirkung der fluorescirenden Substanzen es ist, welcher das Bild hervorbringt. Wir wurden veranlaßt diese neue Entdeckung zu prüfen und ihren Werth für die Technik festzustellen. Wir fanden daß nicht allein mit fluorescirenden Stoffen überzogene Gegenstände wenig chemisch wirkendes Licht reflectiren, sondern daß sie auch wenig chemisch wirkende Lichtstrahlen hindurchlassen. Papier, worauf sich mit fluorescirenden Substanzen ausgeführte Schrift befindet, zeigt auf einem untergelegten empfindlichen, mit Silbersalz präparirten Papier nach längerer Lichterposition die Schrift ausgespart. Ebenso haben damit getränkte Stoffe eine geringe Lichtwirkung, wie z. B. hellblau gefärbte Bänder und dergl. Es stand daher zu erwarten daß damit getränkte Stoffe ihre auch noch so empfindliche Farbe im Lichte nicht verändern würden, was auch Versuche bestätigten. Ein mit Chlorsilber getränktes und gut ausgewaschenes Papier wurde zur Hälfte mit einer Weingeistlösung, in welcher nur $^1/_{400}$ fluorescirender Substanz gelöst war, bestrichen, und nach dem Trocknen dem zerstreuten Tageslicht ausgesetzt. Sofort trat ein Dunkelwerden des nicht bestrichenen Theils des Papiers ein, und erst nach länger als 15 Minuten fieng sich die bestrichene Seite dem Auge bemerkbar zu färben an. Eine große Zahl höchst interessanter Erscheinungen beobachteten wir durch Abänderung der Versuche, und gewannen daraus die Ueberzeugung daß Farbstoffe organischer oder unorganischer Natur, welche leicht durchs Licht verändert werden, durch Tränkung oder Ueberzug mit fluorescirenden Substanzen lichtbeständig gemacht werden können. Maler, Färber, Photographen und dergl. dürften hieraus einen wesentlichen Nutzen ziehen. (Polyt. Intelligenzblatt.)

*

Einfluß des Magnetismus auf das weiche Eisen. Hr. Ruhmkorff hat bei Anfertigung von Stahlmagneten folgende interessante Thatsache beobachtet: Wenn man einen der Pole eines Stahlmagneten zwischen einem Bügel von weichem Eisen einklemmt, so findet man daß dieses weiche Eisen Härte erlangt, es wird schwieriger zu feilen; nimmt man den Bügel weg, so verliert er seine Härte und nimmt wieder die Eigenschaften des weichen Eisens an. (Comptes rendus, Januar 1860, Nr. 3.) Diese Erscheinung zeigte sich in auffallender Weise, als der Versuch folgendermaßen wiederholt wurde: Ein Anker von weichem Eisen wurde, seine Bahn nach unten gerichtet, theilweise in einen Schraubstock eingespannt; als nun unter dem vorstehenden Ende dieses Ankers ein Pol eines kräftigen Stahlmagneten applicirt wurde, griff die Feile das weiche Eisen (den oberen schmalen Theil des Ankers) verhältnißmäßig viel weniger an als vorher. Dabei wurde auch die Beobachtung gemacht daß derjenige Theil von der Fläche der Feile welcher auf das mit einem Magnetpol verbundene weiche Eisen gewirkt hatte, jedesmal ein dunkelschwarzes Ansehen zeigte, offenbar in Folge der Anordnung der magnetisch gewordenen Feilspäne, welche sich mittelst der Loupe erkennen ließ. (Polyt. Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. Augsburg, 25 März 1860.

Balduin Möllhauſens Abenteuer in den Felſengebirgen.

(Aus Charles Dickens' All the Year round.)

Spät im Herbſt des Jahres 1851 hatte Hr. Balduin Möllhauſen, ein preußiſcher Reiſender, [1] bei der Verfolgung ſeiner Forſchungen in Nordamerika Gelegenheit eine Rückreiſe über die Felſengebirge an den Miſſouri zu machen. Er trat ſie mit nur einem Begleiter an, und hatte drei Pferde und ein Maulthier zum Reiten und zur Tragung des Gepäcks bei ſich. Spärliches Futter, Verrätherei der Indianer und die furchtbare Kälte jener Schneeregionen erzeugten die erſten Unfälle der Reiſenden, indem ſie der Dienſte aller vier Thiere beraubt wurden. Ihr letztes Pferd fiel an dem ſogenannten Sandy Hill Creek einem eiſigen Winde, dem es ausgeſetzt war, zum Opfer, und ſie ſahen ſich daher, nach dem Verluſt ihres letzten Mittels vorwärts zu kommen, genöthigt in einer Jahreszeit Halt zu machen in welcher ſie erwarten konnten daß jeder folgende Tag die Schrecken der Kälte und die Ausſichten auf einen faſt unvermeidlichen Hungertod in den Prairiewüſten vermehren würde.

Sie hatten ein kleines indianiſches Zelt bei ſich, und ſtellten es zu ihrem Schutz auf. Auch beſaßen ſie einen kleinen Vorrath ſchlechten Büffelfleiſches, Reis und indianiſches Korn. Hievon nährten ſie ſich einige Tage hindurch kümmerlich, bis die Poſt von Fort Kearney nach dem Flat River zufälligerweiſe bei ihnen vorbeikam.

Trotz alles guten Willens beide Reiſende zu retten, ſah ſich die Poſt doch außer Stande dieß zu thun. Es war den Perſonen die ſie bei ſich hatte — da ihr eigenes Leben davon abhieng daß ſie raſch vorankamen und mit ihren Lebensmitteln haushälteriſch umgiengen — bloß möglich für einen Mann Platz zu machen in ihrem von ſechs Maulthieren gezogenen Fuhrwerk. Dem andern blieb dann nichts übrig als allein bei den Waaren in der Wildniß zurückzubleiben, und ſich, wo möglich, in dieſer furchtbaren Lage ſo lange am Leben zu erhalten bis die Poſt Pferde für ihn von der, achtzig oder hundert (engl.) Meilen entfernten, katholiſchen Miſſion aus zurückſenden konnte.

In dieſer Bedrängniß, in der es ſich um Leben oder Tod handelte, entſchloſſen ſich die Reiſenden das Loos entſcheiden zu laſſen wer von ihnen gerettet werden und wer zurückbleiben ſolle. Das Loos zurückzubleiben fiel auf Hrn. Möllhauſen. Die Poſt ſetzte ihre Reiſe mit dem in das kleine Fuhrwerk hineingepreßten geretteten Reiſenden ſogleich wieder fort. Hr. Möllhauſen ſah dem fortfahrenden Wagen nach bis er ihn aus dem Geſichte verlor, und er ſich nun allein ſah, das einzige lebendige Weſen, in der weiten Wildniß ringsumher. Er hatte drei Wechſelfälle, nicht des Lebens, ſondern des Todes vor ſich: Tod durch Kälte, Tod durch die mörderiſche Verrätherei von Wilden, Tod durch die Zähne der bei Nacht die Wildniß durchſtreifenden Wölfe. Allein er war ein muthvoller Mann, und ſah den ihn bedrohenden Gefahren und ſeinem furchtbaren Alleinſeyn unerſchrocken ins Auge.

Mit Waffen und Schießbedarf war er reichlich verſehen, und das erſte was er that als die Poſt ihn verlaſſen hatte, war daß er ſich nach dieſen Dingen umſchaute. Sein nächſter Schritt beſtand dann darin daß er den Schnee auf der Erde benützte um den Schnee vom Himmel abzuhalten, indem er rings um ſein kleines Zelt eine weiße Mauer aufführte und ſie mit ſeinen Füßen feſt trat. Hierauf ſchleppte er von dem nahegelegenen Fluß einen Vorrath Holz herbei, und beugte es vor ſeiner Thür auf. Seine Feuerſtelle war eine Vertiefung im Boden vor ſeinem aus Wolldecken und Büffelfellen beſtehenden Bette. Die, Speiſen die er daran kochte beſtanden aus Büffelfleiſch und Reis. Auch beſaß er einigen Kaffee. Dieſe Lebensmittel, auf denen ſeine ſchwache Ausſicht auf Erhaltung des Lebens beruhte, theilte er ſorgfältig in vierzehn Tagsrationen, indem er anfangs berechnete daß er in ſpäteſtens vierzehn Tagen Hülfe von der Miſſion erhalten werde. Die Summe ſeiner Vorbereitungen war nun vollſtändig. Er nährte ſein Feuer, ſetzte Speiſe bei zum Kochen, und kroch in ſeine Decken um die kommende Nacht zu erwarten — die erſte Nacht die er allein in der Wildniß zubrachte.

[1] Es iſt der berühmte Entdeckungsreiſende, der auf A. v. Humboldts Empfehlung eine Anſtellung in Potsdam erhalten hatte.

Nach einiger Zeit drückte die Stille und Einsamkeit so schwer auf ihn, daß er eine Art Trost und Gesellschaft darin suchte mit sich selbst zu sprechen; allein in dieser verlassenen Lage machte ihn selbst der Schall seiner eigenen Stimme schaudern. Die Sonne senkte sich zum Untergang hinter Schneewolken, und ihre letzten Strahlen warfen einen zitternden röthlichen Schimmer über die schneebedeckte Wildniß: da schallte das Geheul der Wölfe, von einem eisigen Winde getragen, ihm entgegen. Die Bestien versammelten sich in einer Schlucht, wo einige Tage zuvor das letzte Pferd der Reisenden gefallen war. Nichts ward übrig gelassen von dem Thier als die glatt abgenagten Knochen und die Ringe seines Schirrzeugs, und über diesen unnützen Ueberbleibseln ihrer Mahlzeit haderten und heulten sie die ganze Nacht hindurch. Der in seinem Zelt ihnen zuhörende verlassene Mann suchte den unaussprechlichen Druck der dunklen Stunden dadurch zu verscheuchen daß er die Anzahl dieser Bestien, die ihm bald größer bald kleiner dünkte, nach dem Geheul berechnete das an seine Ohren drang. Von Erschöpfung überwältigt, sank er, während er sich diesem traurigen Geschäft hingab, in einen tiefen Schlaf, der andauerte bis der Hunger ihn am folgenden Tag, als die Sonne schon wieder hoch am Himmel stand, erweckte.

Er machte einen Einschnitt in den Pfahl seines Zeltes, um zu bezeichnen daß ein Tag verflossen war. Es war der 16 oder 18 November, und am Christag hoffte er, wie er eitel wähnte, wohlbehalten in der Mission zu seyn. Dieser zweite Tag war sehr beschwerlich, und seine Kraft schwand bereits dahin. Als er Holz und Wasser an sein Zelt herauf schleppte, wurden seine Füße lahm, und er taumelte wie ein trunkener Mann.

Hoffnungslos und hungrig setzte er sich nieder auf sein Bett, füllte seine Pfeife mit Weidenlaub, dem besten Ersatzmittel des Tabaks das er besaß, und rauchte in der Wärme seines Feuers, die Augen auf den siedenden Kessel gerichtet, in welchen er ein wenig Mais geworfen hatte. Noch war er auf diese Weise beschäftigt, als die traurige Aussicht die er durch die Oeffnung seines Zelts hatte sich durch das Erscheinen lebendiger Wesen plötzlich änderte. Einige Reiter näherten sich ihm, beladene Pferde vor sich hertreibend. Seine Waffen waren zur Hand, und so erwartete er geruhig ihr Herankommen. Als sie näher kamen, sah er daß es Indianer von einem befreundeten Stamme waren, welche von einer Biberjagd heimkehrten. Innerhalb Flintenschußweite machten sie Halt, und einer von ihnen redete ihn in englischer Sprache an. Auf seine Einladung traten sie ins Zelt, setzten sich neben ihn nieder, und baten ihn lang und ernst die Waaren preiszugeben, die eitle Hoffnung auf Hülfe von der Mission fahren zu lassen, und sein Leben dadurch zu retten daß er seinen Antheil zu dem ihrigen würfe.

„Die Wölfe," sagte der Mann welcher zuerst Englisch gesprochen — ein Delaware-Indianer — die Wölfe werden Euch weder Tag noch Nacht Ruhe lassen, und wenn die Männer des Pani-Stamms Euch ausfindig machen, so werdet Ihr beraubt, ermordet, scalpirt. Ihr habt keine Hoffnung der Rettung. Schlechte Pferde könnten nicht lebendig zu Euch kommen, und die Weißen der Mission werden gute Pferde und ihr eigenes Leben nicht aufs Spiel setzen um einen Mann zu retten den sie für verloren geben werden. Kommt mit uns." Allein Hr. Möllhausen setzte, zum Unglück für sich, Vertrauen auf die Mission. Er war überdieß braver und ehrenhafter Weise besorgt die Waaren unversehrt zu erhalten, von denen eben nur der kleinere Theil sein Eigenthum war. Fest überzeugt daß seine weißen Mitmenschen ihn nicht verlassen, und daß sie ihm leichtere, seinem kraftlosen Zustand angemessenere Reisemittel bringen würden als diejenigen welche die Delawares ihm bieten konnten, verharrte er immer noch auf seinem ersten Entschluß, und sagte „Nein."

Die Indianer erhoben sich um ihn zu verlassen. „Das Wort eines Weißen, sagte der Wilde, gilt Euch mehr als der Wille und die That einer Rothhaut. Ihr habt Eure Wahl gehabt — mögt Ihr Euch nicht täuschen!"

Mit diesen Worten schüttelte er Hrn. Möllhausen die Hand, und brach mit seinen Gefährten auf. Sie schauten auch nicht einmal mehr nach dem Reisenden oder seinem Zelt zurück, und setzten ihren Weg rasch südwärts fort.

Während der nächsten acht Tage wütheten ununterbrochen Schneestürme, und drohten ihn lebendig in seinem Zelte zu begraben. Obgleich er bis jetzt von den Qualen des Hungers verschont geblieben war (die freundlichen Indianer hatten seinen kleinen Lebensmittelvorrath mit einem Antilopenfuß vermehrt), so waren doch seine anderweitigen Leiden unbeschreiblich. Er war so lahm, daß er auf Händen und Füßen kriechen mußte wenn er seinen Wasservorrath holte; der Kopf schwindelte, sein Gedächtniß versagte ihm, und bei Nacht getraute er sich aus Furcht vor den Wölfen nicht die Augen zu schließen. Von Hunger gequält, kamen diese Bestien näher und näher zu ihm heran. Heulend und schreiend kreisten sie am Schlusse jedes Tages immer enger um sein Zelt. Eines Nachts hörte er außerhalb den Schnee unter ihren Füßen krachen; in der nächsten sah er die Zähne eines von ihnen durch die Lederwand seines Zelts zum Vorschein kommen. Er konnte sie nur dadurch verscheuchen daß er in der Dunkelheit nach ihnen feuerte; allein binnen wenigen Stunden kehrten sie zum Angriff zurück, und ließen ihm keine Hoffnung auf Schlaf als bis der Tag anbrach und sie in ihre Lagerstätten zurückkehrten.

Am neunten Tage war er gerade noch stark genug einen Einschnitt in seinen Zeltpfahl zu machen. Am zehnten war er kraftlos. Sein Muth schwand, und zum erstenmal verzweifelte er an Rettung. Er hatte ein Arzneikästchen bei sich, von dem er bereits Gebrauch gemacht, und das ein Fläschchen Laudanum und ein Schächtelchen Chinin enthielt. Ohne einen bestimmten Entschluß zu fassen und ohne eigentlich zu wissen was er that, setzte er das Laudanum-Fläschchen an seine Lippen, und trank es fast ganz aus. Eine tiefe Ohnmacht folgte dem Trunk: er erinnerte sich daß er getrunken, sonst nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, war es rabenschwarze Nacht, und seine Zeltpfähle wurden vom Winde hin und hergestoßen. Durst und, in nicht geringerm Grade, Hunger stellten sich ein. Den Durst stillte er mit halb geschmolzenem Schnee,

den Hunger mit rohem Büffelfleisch. Als sein Feuer, das nur noch schwach glomm, wieder angezündet war, briet er sein Fleisch, und verzehrte eine dreitägige Ration auf einmal. Am Morgen war er, theils in Folge des Laudanum-Genusses, theils in Folge seiner reichlicheren Mahlzeit, in so weit besser, daß die Erhaltung seines Lebens wieder ein Gegenstand des Interesse's für ihn wurde. Er wankte hinaus, auf sein Gewehr gelehnt, um sich einige Bewegung zu machen. In wenigen Tagen vermochte er bis auf den Gipfel eines niedrigen Hügels zu gehen, auf dem er eine Rundsicht über die einsame Wildniß genoß in der er sich befand.

Mittlerweile waren seine Lebensmittel zu Ende gegangen, und in seinem Gemüth war die letzte schwache Hoffnung auf Rettung von der Mission aus erstorben. Es handelte sich jetzt darum ob die Wölfe eine Beute des Menschen, oder der Mensch eine Beute der Wölfe werden sollte. Der Mensch hatte seine Büchse, seinen Schießbedarf und seinen festen Entschluß bis aufs äußerste den Kampf mit der Einsamkeit, der Kälte und dem Hungertod zu bestehen — und die Wölfe fielen unter seinen Kugeln, und nährten ihn mit ihrem trockenen, sehnigen Fleisch. Er nahm nur den besten Theil davon und ließ das übrige liegen. An jedem Morgen wurde das bei Nacht preisgegebene Gerippe vernißt. Die lebenden Wölfe verzehrten die Todten bis auf den letzten Bissen.

Allmählich gewöhnte er sich an diese elende, seinem Gefühl widerstrebende Nahrung, so wie an jegliche Mühsal seiner trostlosen Lage — mit Ausnahme der Einsamkeit derselben. Der unaussprechliche Druck den sie auf ihn ausübte, wurde mit jedem Tag beschwerlicher. Eine unheimliche Scheu einem lebenden menschlichen Wesen zu begegnen erfaßte sein Gemüth. Es gab Augenblicke in denen er der furchtbarsten aller Prüfungen — dem Irrsinn — nahe war. In solchen Momenten sang und pfiff er dann, dehnte seine Spaziergänge so weit aus als seine Kräfte es ihm erlaubten, und hielt dadurch seine wankende Vernunft aufrecht.

So verfloß die Schmerzenszeit — die traurigen, einsamen, hoffnungslosen Stunden — bis er seinen sechzehnten Einschnitt in den Zeltpfahl gemacht hatte. Dieser Tag aber war ein merkwürdiger in der Geschichte Möllhausens.

Er hatte sich auf den Gipfel des kleinen Hügels begeben um das Sinken der Sonne an dem winterlichen Westhimmel zu beobachten, und schaute trübsinnig um sich her, wie gewöhnlich, als er zwei menschliche Gestalten, noch wie Punkte in der Ferne, von Norden her sich nähern sah. Die Warnung des Delaware-Indianers fiel ihm ein, und erinnerte ihn daß jene zwei Männer von dem Lande der nordgierigen Pänis herkamen. Er überlegte einen Augenblick, und entschloß sich dann die Ankunft dieser Fremden in einem Versteck abzuwarten das ihm eine volle Aussicht auf sein Zelt ließ. Waren sie wirklich Pänis, so wußte er daß die Zeit gekommen wo er oder sie sterben mußten. Er gieng zum Zelt zurück, waffnete sich mit so vielen Gewehren als er tragen konnte, nahm von den übrigen die Percussionshütchen weg, und verbarg sie unter das Bett. Dann legte er Holz auf das Feuer, damit der Rauch durch die Dachöffnung frei sich in die Luft erhebe, und die Fremden in dem Glauben bestärke daß ein lebendiger Mensch sich innen befinde. Hierauf verschloß er die als Thür dienende zweite Oeffnung, und zog sich dann an den gefrornen Sandy Hill Creek, etwa 150 Schritte davon, zurück; dabei gieng er rückwärts, als ob seine Fußstapfen zu dem Zelt, nicht von demselben hinweg führten. Auf dem durch die Winde ganz schneefrei gewordenen Eise angekommen, zog er seine Schuhe aus, weil er fürchtete die Nägel in denselben könnten ihn, durch die Spuren welche sie auf der glatten Eismasse zurückließen, verrathen; dann folgte er dem Strom über das Eis bis er die Krümmung erreicht hatte welche dessen Lauf seinen Zelt am nächsten brachte. Er kletterte auf das Ufer zwischen zwei Schneehaufen, und verbarg sich unter einigen verwelkten Büschen, an einer Stelle wo deren Zweige und Stämme ihm die Aussicht auf das Zelt gestatteten, und gerade noch Raum genug ließen zum Gebrauche seiner Waffen.

In dieser Lage beobachtete und horchte er. Obgleich die Kälte so heftig war daß ihm der Athem an den Bart gefror, und seine linke Hand so zu sagen an den Lauf seiner Büchse gefesselt war, so fühlte er doch, in der fieberhaften Geistesspannung in der er sich befand, die Kälte nicht.

Die Zeit während welcher er hier auf der Lauer lag, dünkte ihm eine Ewigkeit. Endlich kamen die Köpfe der beiden Männer über den Gipfel eines benachbarten Hügels zum Vorschein. Noch eine Minute, und sie waren ganz sichtbar. Alle Zweifel hörten nun auf — der letzte Tag in dieser Welt für ihn oder für sie war da — die Männer waren Pänis.

Nachdem sie auf dem Hügel mit einander berathschlagt, warfen die Wilden ihre Büffelhäute hinter sich, zogen ihre vollen Köcher vor sich und spannten ihre Bogen. Der eine schritt auf den Gipfel des Hügels zu, von welchem aus der verlassene Reisende sie zuerst erblickt hatte, um die Richtung der Fußstapfen zu verfolgen; der andere untersuchte die Spur zwischen dem Wasser und dem Zelt. Beide schienen mit ihren Forschungen befriedigt; beide trafen wieder vor dem Zelt zusammen, und besprachen sich durch Gebärden mit einander, welche die Ueberzeugung ausdrückten daß das Opfer drinnen neben dem Feuer im tiefen Schlafe liege. Eine zweite Bewegung galt ihren Bogensehnen, welche so gestellt wurden daß die Pfeile sich in rechten Winkeln im Zelt treffen sollten.

Der Mann dem die Wilden nach dem Leben trachteten, fühlte daß dieses Leben ihm nie so theuer war als in dem Augenblick da er sah daß sie fünf Pfeile in seine Schlafstelle abschossen. Noch beobachtete und wartete er; denn sein Leben hieng von seiner Schlauheit und Geduld und von dem Umstand ab daß er sich nicht um einen Moment in der Zeit zu feuern verrechne. Er sah die Wilden pausiren und horchen ehe sie sich in das Zelt wagten. Der eine ließ seinen Bogen fallen, ergriff seinen Tomahak, und kroch kniend unter die verhängnißvolle Oeffnung; der andere stand mit seinem Pfeil in der Sehne schußbereit neben ihm. In dieser Stellung wurde der Schädel des knieenden Indianers in die Gesichtslinie des Weißen gebracht — er spannte seine Büchse. So

ſchwach auch der Knack war, ſo hatte er doch, wie er bemerkte, ihre Ohren getroffen — denn beide ſtutzten und drehten ſich um. Da er aus dieſer Bewegung bemerkte daß ihm der kniende minder wahrſcheinlich entwiſchen konnte, ſo änderte er den Zielpunkt, und ſchoß auf die nackte Bruſt des Mannes mit dem Bogen. Das ſcharfe Auge des Wilden entdeckte den verborgenen Feind im ſelben Augenblick, und er ſprang beiſeite. Allein es war zu ſpät — er war getroffen, und fiel mit einem Schrei zu Boden der Hrn. Möllhauſen durch Mark und Bein gieng. Der andere Wilde ſprang auf ſeine Füße, aber die Waffe des Weißen war ſchneller: er fiel, in Geſicht und Hals getroffen, todt neben ſeinen Cameraden, der noch ſeufzte.

Obgleich er wußte daß er in berechtigter Selbſtvertheidigung die beiden Wilden erſchoſſen hatte, und obgleich nicht der geringſte Zweifel beſtehen konnte daß, wenn einer derſelben entwiſchen würde, am nächſten Tage ſich der ganze Päni-Stamm vor ſeinem Zelt befände, ſo machte doch die That ſelbſt und der Gedanke an die Nothwendigkeit ſie den Augen der Welt entziehen zu müſſen, einen höchſt niederſchlagenden Eindruck auf ihn. Mit einem Gefühl unausſprechlicher Verzweiflung lud er ſeine Büchſe wieder, und näherte ſich dem Platze. Die Seufzer des in die Bruſt geſchoſſenen Indianers erregten ſein Mitleid ſo ſehr, daß ſie ihn an ſich ſelbſt zu erinnern ſchienen. Er drehte zuerſt den todten Indianer um, um den entſetzlichen Anblick des zerfetzten Geſichts ſeinen Augen zu verbergen; dann wandte er ſich zu dem verwundeten Feinde, und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen daß er ihm verzeihen, ihm helfen, ihn mit Büffelfellen bedecken, in ſein Zelt nehmen, und dort alles thun wolle was in ſeiner Macht ſtehe um ihm das Leben zu erhalten und ſein Wohlwollen zu gewinnen.

Der Wilde krümmte ſich krampfhaft in ſeinem Blute, fletſchte die Zähne, und ſeine Augen ſprühten tödtlichen Haß durch das lange ſchwarze Haar, das ſein Geſicht faſt ganz bedeckte. Nach einer Weile jedoch nahm Hr. Möllhauſen wahr daß ſeine Gebärden verſtanden wurden. Ein Gefühl des Troſtes, ja der Freude durchdrang ſein Herz bei der Ausſicht den Indianer zu retten, und ſich einen Gefährten in ſeiner furchtbaren Einſamkeit zu ſichern. Der Verwundete gab ihm ein Zeichen er ſolle ſich ihm nähern, und deutete mit der linken Hand auf ſeine rechte und ſeinen Arm, welcher verdreht unter ihm lag. Ohne den geringſten Argwohn kniete Hr. Möllhauſen über ihn um den Arm in eine leichtere Stellung zu bringen. In demſelben Augenblick aber zog der Elende die mit einem Meſſer bewaffnete rechte Hand unter ihm hervor und ſtieß zweimal nach der unbeſchützten Bruſt des Mannes der ihn zu retten ſuchte. Hr. Möllhauſen parirte die Stöße mit ſeinem rechten Arm, entriß ihm das Meſſer mit der Linken, und gab dem rachſüchtigen Wilden den zweimal verdienten Tod. Wiederum nun ſah der unglückliche Reiſende ſich allein — allein in der gefrornen Wildniß, bei den Leichnamen zweier todten Männer.

Die Nacht brach herein — ſie war da — eine Nacht die nie vergeſſen, nie in einer ſterblichen Sprache geſchildert werden kann, und mit dem Eintritt der Dunkelheit ſammelten ſich auch die Wölfe wieder, und kreiſten und heulten rings um die beiden Leichname vor ſeinem Zelt. Die ganze furchtbare Nacht hindurch hörte er im tiefſten Dunkel ihrem Geheul zu, bald ſich den verwundeten Arm mit Schnee kühlend, bald eine Piſtole abfeuernd um die Wölfe von ihrer menſchlichen Beute zu verſcheuchen. Beim erſten Schimmer des Tageslichts erhob er ſich, um, ehe wieder wandernde Indianer dem Platze nahe kämen und die Wölfe ſich aufs neue ſammelten, ſich von der entſetzlichen Geſellſchaft der Leichname und von all dem zu befreien was das Schickſal derſelben verrathen könnte. Der Hunger trieb ihn mit der Wegnahme ihres Vorraths getrockneten Büffelfleiſches den Anfang zu machen; dann rollte er die Ueberreſte der Wilden in ihre Büffelgewänder, band ſie zuſammen, ſchleppte ſie, einen nach dem andern, an die Oeffnung des Eiſes wo er ſein Waſſer holte, und warf ſie hinein, um ſie von der Strömung des Fluſſes fortttragen zu laſſen. Damit aber waren die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln noch nicht zu Ende: er mußte noch, an der Stelle wo die Wilden gefallen waren, ein großes Feuer anzünden, um alle Spuren zu vertilgen und ſelbſt den geringſten Blutgeruch vor den Wölfen, wenn ſie ſich wieder ſammelten, zu zerſtören. Als das Feuer zu einem großen Aſchenhaufen zuſammengeſchwunden war, vertilgte ein neuer Schneeſturm alle Anzeichen davon, und am nächſten Morgen konnte nichts mehr den Tod der Indianer verrathen — es blieb von dem ganzen denkwürdigen 16ten Tage nichts mehr übrig als die ſchreckliche Erinnerung.

Kein weiteres ſchmerzliches Ereigniß unterbrach nunmehr bis zum Chriſttage die Eintönigkeit dieſer Wildniß. Noch lebte er an dieſem heiligen Tage; allein eine ſtumpfe Gleichgültigkeit vor der Zukunft hatte ſich ſeines Geiſtes bemächtigt, und wenn er in ſeinen Gedanken auch mit einer gewiſſen Traurigkeit bei den Weihnachtsbäumen verweilte die in ſeinem Vaterland, in Deutſchland, dieſen Tag zu einem Feſttag für Alt und Jung machen, ſo war er doch ſchon zu ſehr geſchwächt als daß ein Gefühl tiefen Kummers oder bittern Verzweiflungsſchmerzes in ihm Platz greifen konnte, und ſo feierte er den Weihnachtstag damit, daß er eine Pfeifevoll trockener Weidenblätter rauchte.

Das alte Jahr endete, und das neue kam heran. Seine Lebenskraft erſchlaffte mehr und mehr, und ſein Ende war nicht fern. Eines Morgens, in den erſten Tagen des Januars, ruhte er unter ſeinen Decken — er ſchlief nicht, und wachte nicht. Plötzlich drang der Schall von annähernden Fußtritten durch die ſtille Luft an ſein Ohr. Es war kein Traum — ein Gruß in indianiſcher Sprache tönte ihm einen Augenblick ſpäter entgegen. Er erhob ſich, und ergriff ſeine Büchſe. Mehr Worte noch wurden geſprochen, ehe er aus dem Zelt gelangen konnte. Es war dießmal die engliſche Sprache. „Ihr ſeyd hier ſchlecht daran, Freund!“ ſagte eine freundliche Stimme. Hatten die weißen Menſchen der Poſt und der Miſſion ſich endlich an ihn erinnert? Nein. Als die Zeltdecke gehoben wurde, trat ein Indianer mit ſeiner fünf Fuß langen Büchſe hinein — ein wild ausſehender Mann, mit

fünf wilden Cameraden. Hr. Möllhausen trat ihm mit seiner eigenen geladenen Büchse entgegen. Glücklicherweise irrte er sich dießmal.

Der Mann welcher Englisch gesprochen hatte, war ein Halbblut-Indianer — ein freiwilliger Renegat der Civilisation. Seine Gefährten gehörten, wie er selbst, zu dem befreundeten Stamm der Ottoe-Indianer. Sie hatten mit ihren Weibern einen Jagdzug gemacht, und den Rauch des verlornen Reisenden auf zwei Meilen Entfernung gesehen. „Ihr seyd hungrig," sagten sie zu ihm, und legten ihm ihre eigenen Speisen vor — „esset. Ihr seyd dem Untergang nahe — kommt mit uns. Ihr seyd krank — wir werden Euch pflegen und kleiden." Dieß waren die Worte von Rothhäuten, und die darin enthaltenen freundlichen Versprechungen erfüllten sie buchstäblich.

Am nächsten Tage versammelte sich die ganze Jagdgesellschaft, mit Einschluß der Weiber und Knaben, am Zelte, um den verlassenen Mann und alles was ihm gehörte in ihr Lager mitzunehmen. Die Waaren, für deren Erhaltung er sein Leben aufs Spiel gesetzt, wurden eingepackt; der von seinem Reisegenossen und ihm selbst preisgegebene Wagen aus dem Schnee ausgegraben und wieder in brauchbaren Stand gesetzt, und selbst das Zelt ward nicht zurückgelassen. Da es zu fest in den Boden hineingefroren war, so schnitt man es gerade über dem Schnee ab, und warf es zu dem übrigen Gepäck. Als die Indianer den Wagen aufgepackt hatten, spannten sich ihre Weiber und Knaben daran, und schleppten ihn sorglich in ihr Lager. Hr. Möllhausen und die ältern Krieger folgten. Ehe aber der preußische Reisende von dannen gieng, warf er noch einen letzten Blick auf den einsamen Schauplatz seiner Leiden und Gefahren. Der Ort wo sein Zelt gestanden, war noch kennbar in dieser Schneewüste durch die Asche seiner verglimmenden Feuer. Sein Auge ruhte lang darauf, dann wanderte er nach dem kleinen Hügel von dem aus er die Gegend zu überschauen pflegte — nach dem Ufer des Flusses wo er der Pänis wegen im Versteck gelegen — an die Oeffnung in dem Eise in die er die Leichname gestürzt hatte. Er schauderte bei der Erinnerung an diese furchtbare Scene. Endlich stieg er den Hügel hinab und folgte seinen indianischen Freunden — einen Augenblick später hatte er seine Heimath in der Wüste auf immer verlassen.

In nicht ganz fünf Wochen darauf war er, Dank den Ottoe-Indianern, mit seinem güterbeladenen Wagen in Sicherheit in der Pelzhandelsstation am Missouri-Fluß, und er aß nun wieder gutes Brod und trank Whiskey-Punsch in Gesellschaft weißer Mitmenschen.

Vom Edward's River nach Melbourne.

(Schluß.)

Im Westen war noch ein kleiner Bogen dämmernden Lichtes übrig, die Nacht war schon weit über den Osten heraufgezogen, und entfaltete die volle silberglänzende Pracht ihres Sternenheeres. Aengstlich bewachte ich den Rest des untergehenden Tages, endlich war auch er verschwunden, aber es blieb ziemlich helle, lange noch nachdem die Nacht vollends eingetreten war.

Ich hatte dieß nie so auffallend gefunden, oder aber, es gieng mir die Zeit bei dem halsbrecherischen Fahren so langsam vorüber. Es war eine prachtvolle, sternenhelle Nacht, dazu waren wir noch auf einer weiten freien Ebene, und der Kutscher fuhr weiter und weiter, ohne aufzuzünden, mehr dem Licht der Nacht, wenn ich so sagen darf, als dem Schein seiner Lampen vertrauend. Die erst seit einer Stunde gewechselten Pferde wurden müde von der harten Arbeit, und entlockten unserem Amerikaner bald freundlich-flüsternde Zusprüche, bald einen gellenden Pfiff, oder eine noch derbere Aufforderung zur Pflicht mit der Peitsche. Endlich hielt der Wagen, und wir waren am Saum des Waldes, durch welchen wir noch sechs Meilen zu machen hatten. Der Kutscher zündete seine Lampenlichter an mit großer Ruhe, aber mit der ernsten Miene eines Mannes der ein hartes und verwegenes Stück Arbeit vor sich hat. Die Lampen, drei an der Zahl, über dem vorderen Rande des Wagendaches befestigt, warfen ein prächtiges Licht auf die nächste Strecke vor uns, und nun gieng es frisch darauf los. Da ist keine Straße, kaum ein Weg oder Track, der Grund ist von Denilignin bis Kilmore (40 Meilen von Melbourne) im ursprünglichen Zustand. Niemand hat je einen im Weg liegenden Baumstamm hinweggeräumt, niemand die den Weg überall unterbrechenden Vertiefungen und Löcher ausgefüllt. Hie Rhodus hie saltal ist der hohnlächelnde brutale Gruß des Weges für Kutscher, Pferde und Wagen; aber der Kutscher würdigt den schlechten Fahrgrund nicht einmal seines Fluches, sondern fährt mit kalter Verachtung darüber hinweg, er weiß was seine Geschicklichkeit, seine immer gespannte Aufmerksamkeit, seine langjährige Uebung und sein nicht zu brechender Muth thun können. So geht's fort unter dem Krachen des Wagens, dem Schnauben der müden, aber ihrer Arbeit bewußten Pferde, sie wissen daß sie in einer Stunde in Moama seyn müssen.

Pitsch, pitsch, pitsch, macht das Wasser, das oft über die Hälfte der Räder geht, und uns ein Vorgefühl von Schwimmen gibt; track, track brechen sich in den Weg hereinhängende Aeste und Zweige an der Kutsche; hop geht es über einen todten Holzstumpf, hop über einen anderen, hop, dießmal müssen wir umwerfen, aber ein greller Pfiff vom Kutscher zu den Pferden beruhigt uns wieder, und so geht es fort von einem Wasserloch ins andere, von einem Stumpf über den andern, von einem See zum andern, im selben schnellen Trab — mit der königlichen Post von Edward's River nach Melbourne. Nach langem Stillschweigen sagt der Ochsentreiber: „Wir werden sogleich in Moama seyn," und im sicheren Vertrauen auf den erstaunlichen Ortssinn und Distanzen-Schätzung dieser Leute, athmete ich leichter, denn es sollte eine halbe Stunde Ruhe mit Abendessen und Thee vor Beginn des zweiten längeren Aktes kommen. Bald erschienen Lichter in der Ferne, ein Zelt, mehrere Zelthäuser, dann Hütten, Straßenlampen, der Kutscher athmete tief auf und räusperte sich, die Pferde

ließen ein wenig nach — und wir waren in Moama am Murray.

Dieß ist ein noch sehr junger Ort, der seine Entstehung seiner natürlichen Lage verdankt, an einem bedeutenden Flusse mit häufigem Viehtransport und Geschäften im Rinder- und Schafhandel, und an der Gränze beider Colonien drüben über dem Murray beginnt Victoria.

In Australien findet man auch im kleinsten Orte, weit im Innern, einen guten Gasthof. Es ist hier nicht wie in Deutschland, wo man auch im frequentesten Dorfe beinahe immer nur die schlichte Dorfschenke trifft, mit den schwerfälligen Tischen mit buchenen Platten, die allerdings so reinlich gehalten werden daß sie jedem einladend erscheinen, wo aber doch im Schenkzimmer zugleich der Hackstock zum Fleischtheilen und Wurstmachen steht, und das Nebenstübchen höchstens sich durch angestrichene Tische und Stühle und den Schmuck einiger „Weißenburger“ Lithographien auszeichnet. Hier wird dann alles in besserem Styl geführt. Die Wände des häufig hölzernen Hauses sind mit Tapeten überzogen, über den polirten Kaminsimsen steht ein großer in reichen Goldrahmen gefaßter Spiegel; Sophas, Sessel und Stühle sind so gut wie irgendwo, und auf den schweren polirten „Sideboards“ ist eine Masse von geschliffenem Glaswerk und Silberzeug aufgestellt. Statt des naturwüchsigen, einfachen Bauernmädchens, das uns dort bedient, sind es hier in seidenen Kleidern vom neuesten Schnitt gehende Mädchen, die unsern Tisch besorgen, und denen man auf den ersten Blick ansieht daß sie London oder sonst einen großen Platz gesehen haben, und daß sie aus Stadtleben gewöhnt sind. Dieß ist alles einfach und natürlich genug, aber denken Sie an den Contrast den dieses Bild von Comfort, von civilisirtem Leben mit der jüngsten Vergangenheit bildet. Wo vor wenigen Jahren der Wilde allein herrschte, da ist jetzt Civilisation, da sind jetzt Quellen der Reichthümer und Gelegenheit zu Erwerb für Massen, damit Geldumlauf und Geschäftsverkehr, und wo die sind, finden sich Leute von selbst die möglichst für unsere Bedürfnisse zu sorgen sich angelegen seyn lassen.

Aber die ruhige halbe Stunde war bald vorüber, und die Antwort unseres neuen Kutschers, auf die Frage wie der Weg sey, war nichts weniger als befriedigend. Wir stiegen ein, und es war uns eine angenehme Ueberraschung einen ausschließlich für den Nachtdienst bestimmten Wagen zu finden mit vollkommenem Verschluß, Fenstern und viel bequemeren und geräumigeren Sitzen. Während unser mit den vier Pferden bespannter Wagen auf dem „Punt“ über den Fluß gesetzt wurde, stiegen wir ab. Die breite, sanft fließende, leise rauschende Wasserfläche des Murray bot einen wohlthuenden Anblick. Wenige Schritte von uns spannte sich eine leichte Brücke (nur für Fußgänger, Schafe und Pferde bestimmt) über den Fluß, in welchem sich die wenigen Lichter der Stadt und die Tausende von schimmernden Sternen abspiegelten, und dessen schwimmendes Wasser die dunkeln abgerundeten Massen der zu beiden Ufern dicht stehenden Bäume vom tiefblauen, sternebesetzten Himmel abgrenzten. Nachdem ich so viele Flüsse und Flüßchen Australiens passirt und gesehen hatte, that es mir leid diesen letzten und größten der australischen Flüsse nicht bei Tage sehen zu können. Aber fort, fort. Wir haben bis morgen früh sechs Uhr 60 Meilen zu fahren, und schon ist's 8½ Uhr des Abends.

Es war nicht lange, so fühlten wir daß, obgleich wir Kutscher, Pferde und Wagen gewechselt hatten, der Weg derselbe war, nur mit dem Unterschied daß wir vor dem nächsten Wald eine Ebene von 18 Meilen zu passiren hatten. Aber wir hatten uns an die unbehagliche und gefährliche Fahrt bereits gewöhnt, unsere Resignation war vollkommen, und unser Vertrauen auf den Kutscher nicht zu erschüttern, denn diese Wagenlenker sind gesuchte und tüchtige Leute. Sie haben ziemlich guten Lohn, nämlich 1 Pf. St. jeden Tag, und außerdem werden sie in der Regel auf den Stationen, zwischen welchen sie fahren, unentgeltlich unterhalten. Von Trinkgeldern aber ist beim Postdienst in Australien keine Rede.

Wir hatten jene Nacht noch manche abscheuliche Stelle, noch manchen tiefen Morast, manche überschwemmte Ebene zu passiren. Der Kutscher, den wir um Mitternacht wechselten, brachte noch vier Lampen am Wagen an, die mit den drei andern die Vorderseite des Wagens mit einem strahlenden Halbkreis begränzten und ein prachtvolles Licht auf die Pferde und den Weg warfen. Aber nur desto dunkler sah uns der lange finstere Wald an, und die weißen Stämme der Bäume taumelten wie riesenhafte Gespenster an uns vorüber. Endlich fühlten wir daß wir auf hartem, festigem Boden waren, über welchen der Wagen krachend und polternd dahin rasselte, während die Hufschläge der Pferde Haufen von Funken aus den Steinen brachten. Ich schaute zum Wagen hinaus, und durch die erfarrend frische Morgenluft glänzte mir vom reinsten Himmel über eine kahle Anhöhe Venus entgegen. Unser Wagen fährt lustig über eine Strecke macadamisirter Straße; die Pferde frischen auf als wenn sie eben angespannt wären; da ist ein Zelt, wieder eins, eine Straßenlampe, Hütten, Zelthäuser, und bald halten wir an der Post von Heathcote, einer kleinen Stadt an den Mac Ivor Diggings, wo wir eine halbe Stunde vertweilen um Frühstück zu nehmen.

Dieß waren die ersten Diggings die ich sah: sie nehmen ein beiläufig 1½ — 2 Meilen breites und mehrere Meilen langes Thal ein, gehören zu den berühmten Sandhurst- oder Bendigo-Gold-District, und hatten seiner Zeit einen goldenen Namen.

Jetzt soll es dort ziemlich still seyn. Der erste Eindruck eines solchen Ortes ist ein sehr fremdartiger. Wir fuhren erst durch das Städtchen, das ein von den Diggings nicht zu trennender Theil ist, und dann noch lange, lange zwischen Reihen von Hütten und Leinwandhäusern von allen möglichen Formen und Größenverhältnissen. Zu beiden Seiten der Straße sind die das Thal begränzenden Anhöhen bewohnt und bearbeitet, jedoch mehr die eine, rechte Seite, während die andere bald steiler und rauher wird und von dichter Waldung besetzt ist. Die Sonne war kaum aufgegangen, und wir konnten so frühe mitten im Winter nicht erwarten viel Leben dort zu sehen. In der That sah ich nur ein paar Männer die mit

Picken und Theekesseln versehen sich nach ihren „claims“ begaben. Aber aus Tausenden von Hütten und Zelthäusern stieg bereits der Frühstücksrauch empor, der sich wie ein blauer Schleier gleichmäßig über das Thal ausbreitete, und durch den die Morgensonne auf die großen weißen Felder der Zelte und Leinwandbächer und auf den röthlichen Grund darüber und dazwischen eine ganz eigenthümliche Beleuchtung warf. Das seltsame Colorit führte meine Erinnerung bald an ein Bild zurück das ich vor vielen Jahren gesehen hatte, eine Skizze von Timbuctu in Afrika, mit ähnlichen weißen Feldern von Stein- oder Lehmgebäuden, in über einander liegenden Reihen an einer Anhöhe mit ähnlicher röthlicher Bodenfarbe. Wie sehr auch die zwei von einander verschieden seyn mögen, der Anblick des einen kann kaum fremdartiger seyn als der des andern.

Von Mac Ivor bis Kilmore ist die Landschaft mild, hügelig, und außer der Anlage von kleinen Orten, einigen einzeln stehenden Farmen und einigen Stellen an denen die über gebrechenes Terrain führende Straße gebuet und macadamisirt wird, ist nicht viel zu sehen.

Etwas nach Mittag langten wir in Kilmore an, einer schon ziemlich bedeutenden Stadt, und das Centrum eines größeren Agricultur-Districtes. Auch dieser Ort hat ein so eigenthümliches Ansehen, daß man sich bei Ihnen kaum eine Vorstellung davon machen kann. Dieß liegt in dem Contrast den die unvollendete, mit dem Maßstabe der Zukunft angelegte Stadt zu der theilweise noch wilden Natur bildet. Die Straßen sind angelegt, aber die Lücken sind größer als die Häuserreihen, die Stadt bedeckt eine Masse Landes, aber es wird zu gleicher Zeit auf allen Enden und Ecken gebaut, die zukünftige Stadt soll eine volkreiche werden, zählt aber noch verhältnißmäßig nur wenige und sehr zerstreut wohnende Menschen. Wir passiren in der Hauptstraße eine Häuserreihe, die für Hunderte von Fußen noch kein anderes vis-à-vis hat, als die schwerfälligen, blasenähnlich gerundeten Hügel der Umgebung. Diese Hügel sind theilweise bebaut, und der aufgepflügte, schwarze, humusreiche Boden, ohne Bäume, überall unsern Gesichtskreis eng begränzend, bildet ungefällige, dunkle Massen. Aber mit welch üppigem Grün wird der Frühling diese bebauten Hügel bekleiden, und wie gut wird das Kleid der grünen Kornfelder der jungen Stadt anstehen! Da stehen endlich ein paar Holzhäuser auf der anderen Seite der Straße, aber so nahe sie einander sind, trennt sie doch wieder ein Stück wilden Grundes. Dort geht eine Straße hinaus, aber zwei oder drei Hütten sind bis jetzt die einzigen Wegmarken; hier sind mitten in der Stadt große Stücke eingehegten Landes, theils bebaut, theils noch mit den ursprünglichen Bäumen und Sträuchern besetzt. Wir glauben schon lange die Stadt verlassen zu haben, so treffen wir noch große aus dunkelgrauem Stein erbaute Waarenhäuser, auch sie müssen noch zur Stadt gehören, da die Seitenmauern offenbar für künftige anstoßende Gebäude beschaffen sind. Es ist natürlich ein Kern der Stadt vorhanden, aber auch hier fehlt es noch an Zusammenhang. Erst wußten wir nicht ob wir uns wirklich einer Stadt näherten, in einer so ausgedehnten Linie stauden die einzelnen Häuser; jetzt nachdem wir in der Stadt waren, wissen wir nicht wann wir aus derselben hinauskommen werden, denn wir fahren wie verrückt, und es ist noch immer Kilmore. Wir passiren einen Meilenstein, zwei, drei, da sind immer noch Häuser, Gasthöfe, Provisions-stores, Bäcker, Specereihändler. Endlich, wenn ich mich recht erinnere, nach 3 bis 4 Meilen vom Gasthofe, wo wir zu Mittag angehalten hatten, haben wir Kilmore passirt. Die Stadt hat und wird diese Ausdehnung natürlich nie haben, ich meine nur, man findet keine eigentliche Gränze zwischen der eigentlichen, lückenhaften Stadt und diesen Auskäufern, da verschiedene Geschäfte, die sich sonst in einer Stadt concentriren, sich hier auch auf einer langen Strecke außerhalb derselben etablirt haben. Ich muß hier noch ein paar Worte über unsern amerikanischen Kutscher sagen. Wir wissen wohl daß zu Hause die Leibkutscher von Königen und Fürsten sich nie herabwürdigen irgend etwas an der Equipage zu besorgen. Sie nehmen die Zügel in die Hand, und sobald das Fahren vorüber ist, ist ihre Arbeit gethan. Außerdem ist der Stand eines Kutschers ein ziemlich bescheidener in Deutschland. Nicht so mit den Amerikanern hier. Sie sind ächte „Gentlemen“ im „tap room“ (Schenkstube), und sehen mit einem gewissen Stolz und großem Selbstbewußtseyn auf den Rest der Menschheit herab. Was aber das Fahren anbelangt, so wird man ihnen wegen ihrer Tüchtigkeit gern ein bischen Hochmuth nachsehen. Kurz nachdem wir in Kilmore angelangt waren, kam die einspännige Post von Melbourne, und der Kutscher, ebenfalls Amerikaner, umfuhr in vollem Galopp und in einem kühnen Bogen unsere in der Straße stehende Kutsche. „Stop“ und die vier galoppirenden Pferde hielten, wie vom Schlage gerührt. Unser Kutscher, ein ächter Yankee, wie man aus allem seinem Thun, vorzüglich aber aus der dem Yankee eigenthümlichen singenden und näselnden Sprachweise mit stereotypen Schlagwörtern erkennen konnte, die den Bürgern der großen Republik eigen sind, stand vornehm zusehend und den Stallbieuern Befehle gebend, neben den nun anzuspannenden Pferden. Als alles in Ordnung, alle Passagiere auf ihren Plätzen waren (diese Wagen sind für zwölf Passagiere berechnet, und halten diese auch bequem), wurden ihm die Zügel gereicht, und nachdem er mit seiner hohen, heiseren, näselnden Stimme uns „all right“ gefragt hatte, schrie er zu den Pferden „dart“ (wörtlich: schießt los), und die vier Pferde rannten davon als wenn sie Maschinen wären die unfehlbar einer bewegenden Kraft gehorchen.

Seit wir Kilmore verlassen haben, befinden wir uns auf einer breiten, etwas erhabenen, schnurgeraden und ausgezeichnet macadamisirten Straße. Der Wagen rasselt darüber hin daß es eine wahre Lust ist, und die Pferde werden in sehr kurzen Zwischenräumen gewechselt. Wir passiren viele kleine Ansiedlungen an der Straße, und mehrere in der Entfernung, von denen man bei Nachtrage kaum die Namen erfahren kann. Allmählich wird die Straße lebhafter mit Karren, Fuhrwerken (ähnlich unseren Frachtwagen, jedoch nicht so hoch bepackt, hier unter dem Namen American waggons bekannt), mit Reitern und Fußgängern, und noch viele Meilen von

Melbourne entfernt, ſtoßen wir ſchon auf die Vorpoſten der großen, volkreichen Stadt.

Dieß iſt eine intereſſante Erſcheinung. Wir fahren meiſtens zwiſchen eingehegtem Lande, auf derſelben vorzüglichen Straße, und unſere Aufmerkſamkeit wird fortwährend in Anſpruch genommen von den ſchnell nach einander an uns vorübergleitenden Häuſern, Häuschen und Zelten, die beinahe alle an der linken Seite der Straße eine nur auf wenige Minuten unterbrochene Linie bilden. Darunter fand ich die beſcheidenſten und ärmſten Menſchenwohnungen die ich je geſehen, ſo kleine Zelte daß ſie einem Menſchen gerade ein bißchen Schutz für ſein Nachtlager gewähren.

Dieß ſind wohl meiſtens die Wohn- oder vielmehr Schlafſtätten der an der Straße mit Steinklopfen und anderen Handwerken beſchäftigten Arbeiter. Man findet aber in dieſer meilenweiten langen Reihe einzelner Häuſer alle gewöhnlichen Handwerke vertreten, Bäcker- und Specereiläden, Bisquitbäcker, Schuhmacher, Hufſchmiede, Landagenten, Veterinärärzte, und viele Wirths- und Accommodations- oder Logirhäuſer. In einer Entfernung von 6 — 7 Meilen von Melbourne liegt bereits das undeutliche, aber nicht zu verkennende Bild einer großen Stadt vor unſern Augen, mit dem lichtblauen Hintergrunde der öſtlichen Gebirgszüge und mit dem ſchimmernden Waſſer der Port-Phillips-Bay. Die Häuſer mehren ſich, nehmen eine beſſere Geſtalt an, wir begegnen zierlichen Holzhäuſern mit Gärten, größeren Gebäuden aus Stein oder Backſtein, einfach, aber von gefälligem, einladendem Styl.

Bald haben wir Brunswick, eine der nördlichen Vorſtädte, paſſirt. Da liegt die große junge Stadt vor uns. Ein Meer von Häuſern, zwiſchen denen Kirchthürme und viele maſſenhafte Bauten hervorragen, bedeckt unſern weiteſten Geſichtskreis. Zur Linken kommen wir an einem großen, feſtungsartigen Gebäude mit Thurm und Zinnen vorüber, eine hohe Mauer umgibt den viereckigen dazu gehörigen Raum; dieß iſt das Gefängniß, oder „gaol.“ Daneben, innerhalb der Mauer, ſteht eine hübſche Kirche von ſehr origineller Zeichnung (im Styl dem gothiſchen ähnlich). Beide ſind in dem hier ſo häufig gebrauchten dunkelgrauen Stein ausgeführt, ein vorzüglicher Bauſtein, und beſonders für große Bauten ſehr geeignet. Darauf paſſiren wir den neuen Friedhof, dann die Univerſität, im mittelalterlichen Bauſtyl, noch nicht vollendet, und nun geht es durch einen Theil der lebhaften Elijabethſtraße, welche die eigentliche Stadt in eine öſtliche und weſtliche Hälfte theilt, zum Abſteigplatz. Es iſt halb 5 Uhr Abends. Wir haben ſomit die vierzig Meilen Weges von Kilmore bis Melbourne in dritthalb Stunden durchfahren.

Reiſebriefe aus Indien.

Von Dr. G. v. Liebig.

18. Die Andaman-Inſeln.

Sogleich nach unſerer Ankunft in Port Blair wurden erſt die Gefangenen und dann die Vorräthe auf der kleinen Chatham-Inſel gelandet. Die ans Land geſetzten Gefangenen waren unter dem Beiſtand der Schiffsſchmiede eifrig beſchäftigt ſich ihrer Feſſeln zu entledigen und leiſteten dann ſogleich hülfreiche Hand. Schon längere Zeit vor unſerer Ankunft war eine Abtheilung Sträflinge aus Maulmain [1] (Molmän), einer den Inſeln gegenüber an der Birmaniſchen Küſte gelegenen Station, einige Wochen thätig geweſen um auf dem kleinen Eiland einen ebenen Platz des dichten Unterholzes zu entledigen, ſo daß ein ſchattiger Raum zum Aufenthalt bereits gewonnen war. Auch einen ſchmalen Fußweg um die Inſel hatten ſie gemacht, und eine kleine Lände, deren erſte Anlage noch von der früheren Niederlaſſung her vorhanden war, aus Korallenblöcken und Steinen zuſammengefügt. Als die Nacht herabſank, zogen die Europäer ſich auf die Schiffe zurück und überließen die Verbannten ſich ſelbſt. Dieſe ſammelten ſich um mehrere Feuer und bereiteten ihr Mahl, welches ſie nicht ohne Sorge für den kommenden Tag verzehrten, trotz der neuen Freiheit, denn ſie argwöhnten daß nun die Schiffe die Inſel verlaſſen und ſie ſelbſt preisgeben würden. Zu manchen Planen wurde an dieſem Abend der Keim gelegt, die noch vielen derer welche ſie erſannen zum eigenen Verderben gereichen ſollten.

Am folgenden Morgen wurde der erſte Tag der neuen Colonie durch eine Naturerſcheinung ausgezeichnet, die in dieſen Breiten gewiß nicht häufig iſt. Um 10 Uhr 55 Min. erſchien ein großer farbiger Kreis um die Sonne als Mittelpunkt von 22 Grad Halbmeſſer. Er ſchien in einer ſchleierartig getrübten aber noch durchſichtigen Schicht der Atmoſphäre ſeinen Sitz zu haben, oberhalb welcher man noch einzelne höhere, geballte Wolken bemerken konnte. Die Farben waren ſehr glänzend, inwendig Purpur, dann folgte Orange, Gelb, Grün, blau. Von Orange bis Blau betrug die Breite des Ringes 20 Minuten eines Grades. Die Sonne ſelbſt war von einem glänzend weißen Schein umgeben. Sie ſtand um 11 Uhr 20 Min. 72 Grad über dem Horizont. Von dieſer Zeit an wurden die Farben ſchwächer, und um 11 Uhr 55 Minuten, alſo nach einſtündiger Dauer, waren die letzten Spuren verſchwunden. Der Wind hatte oben eine ſüdliche Richtung, wie man aus dem höheren Wolkenzug erkennen konnte, unten wehte ein ſchwacher Nordoſt. Die häufigſten Wolkenformen waren die gewöhnlich bei oberem Süd oder Südweſt beobachteten Streifen und Schäfchen, und die Trübung in welcher der Ring erſchien hatte höchſt wahrſcheinlich an der Gränze der beiden Strömungen ihren Sitz.

[1] Auf manchen Karten ſteht Maulmain nicht. Es liegt gegenüber Martaban am Fluſſe Salween (Salwien).

An diesem Tage begaben sich der Regierungscommissär und die Schutzmannschaft von 50 Mann an Bord der Brig und wir schifften nach Osten, um von Maulmain neue Vorräthe und Handwerker zum Bau eines Hauses, nebst einer Anzahl birmanischer Sträflinge zu holen, welche anstelliger und geschickter sind als die Indier.

Nach unserer Rückkehr blieben wir längere Zeit in Port Blair und benutzten die Zeit um den Hafen und seine Umgebung kennen zu lernen. Leider war dieses mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da man nie ohne Begleitung und nie unbewaffnet landen durfte, aus Furcht vor den Wilden, die sich in dem dichten Walde leicht verborgen halten konnten. Schon früher hatte ein deutscher Botaniker in Birma als Forstbeamter angestellt bei einer solchen Gelegenheit den Tod erlitten.

Unser Hafen erstreckt sich von dem bereits beschriebenen Eingang aus in gerader Linie etwas mehr als drei engl. Meilen [1] landeinwärts oder westlich, und wechselt in Breite durch Aus- und Einbuchtungen an verschiedenen Stellen von ¾ bis 1½ Meilen, nachdem er nur auf eine sehr kurze Strecke am Eingang zwei Meilen Breite besessen hat. Bis etwa 2½ Meilen vom Eingang findet man genügende Tiefe für große Schiffe. An dem westlichen Umfang macht die Wasserfläche eine starke Biegung und wendet sich, seichter werdend, nach Südwesten, der Südspitze der Insel zugekehrt, etwa mit derselben Breite als vorher und 3 — 4 Meilen Länge, wo er zuletzt in einem Moraste endigt. Die kleine Chatham-Insel liegt ungefähr zwei Meilen vom Eingang an dem südlichen Ufer. Dieser gegenüber, in der Mitte des Wasserspiegels, lag unser Schiff vor Anker, in einer Tiefe von 9 bis 10 Faden.

Die nördliche Seite des Hafens ist von steilen bis 300 Fuß hohen Hügeln besetzt, die sich gegenüber auf der Südseite niedriger wiederholen. Beide Seiten haben felsige Ufer. Auch Rob's Insel, die den Eingang schützt, trägt ihrer ganzen Länge nach (von N. nach S.) einen Rücken von etwa 60 Fuß Höhe, und die kleine Chatham-Insel hat ebenfalls zwei kleine Hügel. Alle diese Theile sind mit hohen Bäumen von vielerlei Gattungen bewachsen, verschieden von den Wäldern der gemäßigten Zone, die meist aus einer oder wenigen Arten bestehen. Mehrere Arten, übereinstimmend mit denen der birmanischen und indischen Küsten, liefern sehr brauchbares Bau- und Werkholz. Man findet neben vielen von gewöhnlicher Größe auch einzelne Stämme von außerordentlicher Größe und Dicke. Zwischen den festen Stämmen kommen dünnere Arten von kriechenden und rankenden stacheligen Palmen vor — ähnlich dem bekannten spanischen Rohre. Ihre Stämme lehnen sich nicht unmittelbar an die dickeren an, sondern werden auf andere Weise gehalten. Sie sind nämlich mit sehr langen Fangranken, wie Peitschenschnüre, besetzt, die mit den gefiederten Blättern abwechseln und Blattstielen ohne Federblättchen entsprechen. Diese tragen in regelmäßigen Abständen widerhakenartige Dornen und schlingen sich mit Hülfe derselben an die zunächst stehenden Bäume und Aeste. Auf diese Art tragen sie ihren halb liegenden Stamm, der zu schwach seyn würde um bei seiner Länge sich selbst aufrecht zu erhalten, wenn er einmal eine gewisse Größe erreicht hat. Solange die Pflanzen noch jung und von geringer Höhe sind, stehen sie aufrecht. Ihre meist stacheligen Stämme erreichen eine Dicke von ½ bis zu 3 Zoll etwa. Um die Blüthe einer solchen Palme zu erlangen, wird es oft nöthig mehrere andere Stämme zu fällen an welche sie angehakt ist. Das Unterholz besteht an vielen Orten größtentheils aus solchen stacheligen Palmen, so daß es unmöglich wird an solchen Stellen ohne Werkzeuge durchzudringen. In der Umgebung des Hafens fanden wir etwa zwölf verschiedene Palmenarten, worunter übrigens auch einige freistehende, wie der schöne Pandanbaum, eingeschlossen sind. Gerade dieser macht eine Ausnahme von der Regel des gemischten Waldwuchses, indem er bisweilen in größeren Gruppen vorkommt. Kokospalmen habe ich nicht in der Nähe des Hafens gesehen, was wahrscheinlich mit der felsigen Beschaffenheit des Ufers zusammenhängt. Farne und Parasiten, worunter auch einige Orchideen, fehlen hier eben so wenig wie in anderen tropischen Wäldern, deren allgemeine Beschaffenheit aus vielen Beschreibungen schon bekannt ist.

Wo das Ufer steil und der Boden felsig ist, da geht der beschriebene Baumwuchs bis nahe ans Wasser. Anders ist es wo das Ufer flach und schlammig wird, wie auf der westlichen Seite zum Theil und an dem entfernteren sumpfigen Ende der Bucht.

Wenn man sich einem solchen flachen Ufer vom Wasser aus nähert, so macht sich vor dem Hochwald eine vorspringende Einfassung von hellerem Grün bemerklich, kaum bis zur halben Höhe der dahinter stehenden Stämme reichend, und überall abgerundete Linien und gewölbte Oberflächen darbietend. Dieses ist eine sogenannte Sunderbundvegetation, in den Sunderbunds oder Canal durchzogenen Flächen zwischen den Mündungen des Ganges zu Hause, welche hauptsächlich aus Mangrovebäumen besteht, die mit den Wurzeln im salzigen Schlamm fußen. Kommt man näher, so unterscheidet man aneinandergereihte Kronen, mit breitlanzettförmigen 4 — 6 Zoll langen, fettig glänzenden Blättern über nicht sehr hohen und verhältnißmäßig dicken Stämmen ein Dach bildend. Unten, 2 — 3 Fuß hoch vom Boden, theilt sich jeder Stamm in viele Fortsätze, die sich nach allen Seiten hin in den Schlamm einsenken, so daß der Stamm gleichsam von einem Gewölbe von astartigen Wurzeln getragen wird, welche zur Fluthzeit von Wasser umspült werden, und während der Ebbe frei im Schlamm stehen. Von der vordersten Reihe, die nach dem Wasser etwas überhängt, fallen die zapfenförmigen etwa handlangen Früchte in den Schlamm, wo sie wieder aufgehen und eine neue vorschreitende Reihe bilden. Der Standort dieser merkwürdigen Bäume ist genau auf jene Fläche beschränkt welche zwischen den Fluthmarken liegt, und ihnen ist für den Anfaß von neuem Land ein sehr wichtiges Geschäft zugetheilt. Wo das Ufer auf eine lange Strecke flach und

[1] 60 = 1°.

der Fluth zugänglich ist, überziehen sie weite Flächen, deren Nähe als höchst ungesund und fieberbrütend gefürchtet ist.

In das geschlossene Ende und auf der westlichen Seite der Bucht münden mehrere ziemlich breite Canäle, welche man im Englischen Creeks (Kriek) nennt. Sie sind mit Seewasser gefüllt, und der Ebbe und Fluth unterworfen. Wenn man einen solchen im Boote verfolgt, was meilenweit geschehen kann, so entdeckt man andere große und kleine, die wieder in ihn einmünden, und die zuletzt von der entgegengesetzten Seite der Insel her mit Wasser gespeist zu werden scheinen. Wahrscheinlich wird dieß, wenn man weiß daß die ganze Breite der Insel bei Port Blair nicht mehr als 10 — 12 Meilen beträgt, und daß gegenüber auf der Westseite eine ebenfalls etwa drei Meilen tiefe Einbuchtung, Port Mouat sich befindet, die im November 1857 entdeckt wurde. Das zwischen dieser und dem südwestlichen geschlossenen Ende von Port Blair befindliche Land kann nicht mehr als zwei bis drei Meilen Breite haben. Auf einer Untersuchungsreise befanden wir uns in einem Canal der enger wurde, wenigstens sechs Meilen von der Ostküste entfernt, welcher aber mit viel weiteren, von Westen kommenden in Verbindung stand. Auch zwischen den Hügeln der Ostseite winden sich solche Fluthcanäle durch, in welche man von der See aus einfahren kann.

Bei dem Befahren dieser Kriek's oder Fluthcanäle läßt sich sehr leicht der Einfluß der Mangrovebäume erkennen; wo die Ufer etwas flach sind, werden sie von ihnen eingefaßt. Beim Landen muß man dann eine Strecke über die Wasserwurzeln und den Schlamm steigen, bis man auf festes Land kommt. Dort aber hören die Mangrovebäume auf wie abgeschnitten und es fängt sogleich der Hochwald an. Man sieht daß die Wasserwurzeln dazu dienen eine Schutzwehr zu bilden, hinter welcher sich die von höheren Theilen herabgeführte Erde und Gestein versammeln kann; sobald der Boden hierdurch eine genügende Höhe erreicht hat, schieben sich augenblicklich die Pflanzen des Hochwaldes vor, und die Mangroves sterben aus. Auf der Wasserseite des Mangrovegürtels dagegen strecken diese immer neue Wurzeln vor und streben sich auszubreiten. Auf diese Art gewinnen sie allmählich dem Wasser den Raum ab und der Canal wird verengert. Wir verfolgten einen solchen der sich jenseits der östlichen Hügelkette nach dem Innern in nordwestlicher Richtung erstreckte, bis er so eng wurde daß das Boot kaum noch Platz hatte, und bis er zuletzt durch quer übergefallene Bäume ganz versperrt war. Dort hatten die Mangrovebäume schon lange aufgehört, und es erhob sich auf trockenem Boden ein dichter Bambuswald, der seine Garben ausbreitete und nur wenig Sonne hereinließ. Auch das Bambusrohr steht in Gruppen zusammen, und wuchert so stark wo es sich findet daß es andere Pflanzen leicht verdrängt. Die nähere Kenntniß der Umgebung von Port Blair erlaubt einen Schluß auf die innere Bodenbeschaffenheit der Insel, wenn man die bereits bekannten geographischen und hydrographischen Verhältnisse, und die Erfahrungen der Umschiffung von 1857 zu Hülfe nimmt.

Die Längenachse der großen Andamau, zwischen 11° und 14° nördl. Br. schneidet den 93° östl. L. von Greenwich so, daß das Nordende sehr wenig nach Osten, das Südende sehr wenig nach Westen davon abweicht. Ihre Länge beträgt nach Lieutenant Blair's Küstenaufnahme von 1789 und 1790 124 Meilen, wovon 60 auf einen Grad gehen, und zählt man die dicht an der Südspitze gelegene kleine Rutland-Insel dazu, 132 Meilen. Ihre Breite wechselt meist zwischen 12 und 16 Meilen, und wenige Stellen zeigen einen geringeren Durchmesser als 10 Meilen. Die Insel verengt sich etwas an zwei Stellen, wo durch natürliche Canäle eine Verbindung des Meeres beider Küsten hergestellt ist. Die Insel wird dadurch in drei fast gleiche lang Abtheilungen geschieden, wozu als vierte die kleine Rutland-Insel sich anreiht. Diese Abtheilungen werden Nord-, Mittel- und Süd-Andaman genannt. Von den Canälen heißt der nördliche die Andaman-Straße, der südliche die mittlere Straße, und die kleine Meerenge welche an der Südspitze die große Andaman-Insel von der Rutland-Insel trennt, die Macphersons-Straße. Die sogenannte kleine Andaman-Insel, welche nicht in den Kreis unserer Betrachtung gehört, beginnt erst 29 Meilen südlich von der Rutland-Insel.

Von den erwähnten Straßen ist die nördliche nur zum Theil schiffbar, indem ihre mittlere Verbindung durch flache Fluthcanäle, wie sie bereits beschrieben wurden, gebildet wird, die beiden andern Straßen sind schiffbar (die mittlere ½ — ¾ Meilen breit) aber nur für kleinere Fahrzeuge wegen der theils flacheren, theils schwierigen Eingänge. Die Untersuchungscommission von 1857 befuhr dieselbe mit dem kleinen Dampfschiff welches sie trug.

Sämmtliche drei Abtheilungen der großen Andaman sind, wie bereits beschrieben, entlang der Ostküste mit Erhebungen besetzt, die immer an ihrem nördlichen Ende die höchste Spitze haben und nach Süden niedriger werden. Die einzige ganz flache Küste auf der Ostseite besitzt die südliche Hälfte der mittleren Abtheilung, welche dafür im Osten den aus drei bis vier größern und vielen kleinern Inselchen bestehenden hügeligen Andaman-Archipel gegenüber hat. Derselbe bietet von Nord nach Süd eine mit der Andaman-Küste gleich laufende Linie von 25 Meilen Länge und seine östlichsten Punkte sind etwa 15 Meilen von derselben entfernt. Die Breite der Meeresfläche, welche die größten Inselchen von der Küste trennt, wechselt zwischen 6 und 10 Meilen.

Sämmtliche größere Häfen, auf der Ost- und Westseite vertheilt, sowie die beiden Wasserstraßen, zeigen die Einmündungen vieler Fluthcanäle wie sie bei Port Blair beschrieben wurden, welche überall von schlammigem Erdreich und von Mangrovebäumen begleitet werden, also den Charakter der Sunderbunds an sich tragen. Die ganze Westküste ist flach, und ist mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles ebenfalls mit Mangrovebäumen besetzt.

Die einzelnen Hügel um Port Blair, für sich betrachtet, sind meist nach allen Seiten steil, und an ihrer Basis nur von einem schmalen Band ebenen Ufers umgeben, und da wo sie nicht durch Fluthcanäle oder Sümpfe getrennt sind, laufen sie meist zu engen Rinnen zusammen, ohne breitere Thäler

zu bilden. Die größeren, mit der Kette zusammenhängenden Hügel scheinen sich sanft nach Westen abzuflachen. Für Zwecke der Colonisation wäre ein größerer und ununterbrochen fester Landstrich im Innern der Inseln, dicht an der westlichen Abdachung der Höhenzüge, zu suchen, wo auch die Trinkwasser liefernde Fläche größer seyn würde. Gegen die schädliche Wirkung der Mangrovesümpfe von Westen könnte man vielleicht einen schützenden Waldgürtel stehen lassen. Die Endtheile der drei Abtheilungen der Insel scheinen wegen der Fluthcanäle und Sümpfe weniger zur Colonisation geeignet. Man gieng aber von dem Gedanken aus, diese in der Nachbarschaft von Port Blair, als dem gesündesten Hafen, abzudämmen und in Reisland zu verwandeln, und sich von dort aus weiter zu verbreiten.

Betrachtet man die Andaman-Insel als einen zusammenhängenden Gebirgszug, so hat man eine Kette vor sich, mit steilem Abfall nach Osten und sanfter Abflachung nach Westen, die größte Höhe auf dem nördlichen Ende der Kettenglieder. Diese Gebirgskette muß man sich bis gerade über die niedersten Pässe, durch die drei Wasserstraßen dargestellt, unter Wasser versenkt, vorstellen. Ebenso sind die tieferen, kesselartigen Thäler in dieser Höhe, welchen die zur Breite der Insel unverhältnißmäßig großen Häfen entsprechen, mit Wasser gefüllt. Auch einige der tieferen queren Thalrinnen zwischen den zusammengedrängten Gipfeln sind noch als Fluthcanäle unter Wasser. Das Verhältniß der Länge zur größten Breite dieser Gebirgskette (16 Meilen) ist in der Höhe der Pässe, wenn man von dem Andaman-Archipel absieht, etwa wie 8 : 1. Ein anderes Bild dieses Verhältnisses würde man gewinnen wenn man die Basis unter der Meeresfläche aufsuchen könnte. Eine kleine Strecke weit läßt sich die Fortsetzung des Bodens unter dem Wasser durch Sondirungen verfolgen; diese entsprechen auf der Ostseite dem steilen Abhang, indem man schon in 2—5 Meilen Abstand von der Küste eine Tiefe von 100 Faden oder 600 Fuß findet; darüber hinaus scheint aber die Tiefe nach einigen Messungen viel schneller zuzunehmen. Auf der Westseite erhält man Sondirungen von 100 Faden erst in einer Entfernung von 15—24 Meilen von der Küste. Die Tiefen nehmen anfangs sehr langsam, zuletzt aber viel schneller zu, indem die Zunahme von 50 auf 100 Faden erst innerhalb der äußersten 6—1 Meilen geschieht.

Die Tiefe von 100 Faden als Basis angenommen, würde das Verhältniß der Länge zur Breite etwa wie 8 zu 2¼ seyn. Da sich aber die Erhebung wahrscheinlich in der kleinen Andaman-Insel noch weiter gegen Süden forsetzt, so sind diese Verhältnisse nicht maßgebend.

Die anfangs allmähliche und zuletzt plötzliche Zunahme der Tiefe auf der Westseite der Insel erklärt sich zum Theil aus der Anwesenheit mehrerer großen Korallenbänke, die entlang dem inneren Umfange der bezeichneten Tiefenlinie einander folgen. Sie nähern sich bisweilen auf wenige Faden der Oberfläche des Wassers, und an ihrer Außenseite erfolgt die Zunahme der Tiefe auf 100 Faden fast ohne Uebergang. Innerhalb derselben werden nur an wenigen Stellen 50 Faden erreichende Sondirungen angegeben, keine darüber. Eine genauere Untersuchung wird ergeben ob diese Bänke unter die Zahl der Daumriffe einzureihen sind, welche da wo sie vorkommen die Küsten in einiger Entfernung gürtelförmig einschließen, und bekanntlich dem Weiterbauen der Korallen nach oben beim Sinken der Unterlage ihren Ursprung verdanken. Verglichen mit der letzten Aufnahme vor 70 Jahren hat sich bis jetzt noch keine Veränderung herausgestellt welche auf ein Sinken der Inseln könnte schließen lassen. Neben diesen Korallenbänken ist die ganze Küste auf beiden Seiten der Insel mit dicht an das Ufer anschließenden Küstenriffen eingefaßt. Bei ruhiger See lassen sie sich auf mehrere Faden Tiefe erkennen, und dicht am Lande reichen sie bis nahe an die Oberfläche des Wassers.

Das Vorkommen dieser Korallenbänke mußte natürlich die Ergebnisse der Sondirungen in etwas beeinflussen, indem ohne dieselben die Zunahme der Tiefe ohne Zweifel gleichmäßiger erfolgt seyn würde. Die wahre Basis des Gebirges liegt, nach dem Verhältniß der Höhe der Pässe zu den höchsten Gipfeln zu schließen, jedenfalls tiefer als 100 Faden.

Würden durch irgendeine Ursache die Inseln bis zu ihrer Basis erhoben, so möchte man die Gebirgskette in einer gewissen Höhe mit einem an mehreren Stellen vielleicht durchbrochenen Ringe von Kalkmassen umgeben finden, an welche sich weiter unten thonige und salzhaltige Schichten anlagern würden; dieses dürfte genau das Verhalten seyn welches die Aravallikette im Nordwesten Indiens darbietet, welche ich in einem früheren Briefe beschrieben habe. Dort umgeben Lager von körnigem Kalk das Gebirge in wenig geringerer Höhe als die Pässe, darauf folgen thonige und sandige Schichten, welche salzhaltig sind. Hiebei muß natürlich die Umwandlung von Korallenkalk in körnigen Kalk ohne Wirkung der Hitze vorausgesetzt werden.

Das Gestein, welches die Andaman-Inseln zusammensetzt und dessen nähere Bestimmung eine genauere Vergleichung erst ergeben muß, scheint der Classe der älteren vulcanischen Bildungen anzugehören. Es ist geschichtet, was besonders am Strand deutlich hervortritt, wo eine fast in Spaltung übergehende Schichtung an den hervorstehenden Köpfen kenntlich wird. Das Gestein in der Umgebung von Port Blair ist im allgemeinen dicht, von feinkörniger und aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzter Grundmasse, welche eine dunkelgraue ins Bräunliche und noch öfter Grünliche übergehende Farbe besitzt. Bisweilen ist die Beschaffenheit der Gesteinsmasse mehr erdig, mit abfärbender Oberfläche, und zwar vorzugsweise thonig. Quarz findet sich in keiner Form in der Nähe des Hafens. An einem Orte fand ich die hervorragenden Enden einiger Schichten in der Dicke von einem halben bis zwei Fußen von conglomeratartiger Beschaffenheit, feinerdige rundliche Stücke und kleine Bach- oder Strandgeschiebe, nebst Bruchstücken von Feldspathkrystallen einschließend. Der Uebergang in das dichte Gestein geschieht sehr schnell und ist an demselben Handstück zu verfolgen. An anderen Stellen enthält das Gestein neben größeren Einschlüssen von feiner eigenen Art eine große Menge von Augitkrystallen von 1—1½ Linien Länge in eine grüne Grundmasse eingestreut, und

besonders leicht an verwitternden Flächen loszulösen. Sprünge sind bisweilen von abgesetztem Kalkspath ausgefüllt. Am Fuße der Hügel findet sich ein thoniges Erdreich, unter dem man in geringer Tiefe schon auf süßes Wasser stößt. Die Schichten fallen oft sehr steil ein, auf Roß's Insel mit 60°. Die Commission von 1857 fand an verschiedenen Orten der Insel auch Winkel von 15° und 25°. Ein gleich bleibendes Streichen ließ sich an der Küste nicht erkennen, und ebenso wechselt die Gegend des Einfallens. Auf Roß's Insel z. B. streichen die Schichten nördlich und südlich, dann drehen sie sich dicht unter der Oberfläche des Wassers von der Südspitze der Insel aus nach der Küste der Andaman-Insel, wo sie auf der Südseite des Hafens hernach östlich und westlich fortlaufen. Aehnliches fand man in Port Cornwallis.

Eine Vergleichung meiner Handstücke mit denen der Commission von 1857, welche mir, nebst einzelnen dazu gehörigen Notizen von Dr. Playfairs zu Calcutta, freundlichst zur Einsicht gestattet wurden, zeigte daß das Gestein der ganzen Insel entlang den Küsten derselben Gattung angehört. In dem Bericht der Commission, der mir ebenfalls gütigst mitgetheilt wurde, wird die Felsart bisweilen als Trapp bezeichnet, allein sie hat mit dem Trapp der westlichen Ghats keine Aehnlichkeit. Von geschichteten Gesteinen im gewöhnlichen Sinn fanden sich keine Handstücke vor.

Von Interesse ist das Vorkommen von anders beschaffenen, und, wie es scheint, zum Theil älteren Gesteinen feurigflüssigen Ursprungs an zwei der von der Commission besuchten Punkte entlang der Ostküste, wie aus den Handstücken ersichtlich ist. Von Sound-Island am östlichen Ausgange der Andamanstraße finden sich Stücke einer talkhaltigen grünlichen Felsart, von anderen jaspisähnlichen Stücken begleitet, neben dem gewöhnlichen Andamangestein. Ferner von der größten der Cinque Islands, dicht bei und südöstlich von der Rutland-Insel, Handstücke von einem ähnlichen, aber mehr serpentinartigen Gestein nebst Stücken, die Feldspath und Talk neben einander zeigen, neben neuerer Lava und Bimsstein. Die letztere Insel wird in den Notizen als ein erloschener Vulcan bezeichnet. Ein thätiger Vulcan, die Barren-Insel, befindet sich nur 36 Meilen östlich vom Andaman-Archipel und ein erloschener, Narkondam-Insel, etwa 50 Meilen östlich vom Nordende der großen Andaman-Insel. An mehreren Punkten der gegenüber liegenden, etwa 300 Meilen entfernten Küste von Hinter-Indien findet sich Granit und Gneiß.

Ueber die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben.

Die Engländer sind die größten Ziffernarren der Welt, und kein Volk der Erde kann eine größere Portion von statistischem Stoff genießen als sie. Sie haben aber nicht Unrecht, denn beinahe alle unsere Erkenntnisse lassen sich aus Zahlen am sichersten gewinnen und durch Zahlen, durch mittlere Werthe am schärfsten ausdrücken. Sehr werthvolle Enthüllungen solcher Art bot uns im letzten Edinburgh Review ein Statistiker in Bezug auf die gesundheitsschädlichen Gewerbe, deren Reigen die Schleifer in Sheffield eröffnen. Das Schleifen hat seinen Comparativ und Superlativ der Schädlichkeit, und wird eingetheilt in trockenes, nasses und gemischtes Schleifen. Das trockene Schleifen ist das allergefährlichste. Ein Duzend Rasirmesser wenn sie vom Messerschmied kommen, wiegen 2 Pfd. 4 Unzen, verlieren aber durch Trockenschleifen 5 Unzen, während gleichzeitig der siebenzöllige Schleifstein einen Zoll von seinem Durchmesser einbüßt. Jene 5 Unzen Stahl vermischen sich mit dem Abfall des Schleifsteines in den feinsten Staub, den der Schleifer während seiner Arbeit in die Lunge zieht. Das Gabelnschleifen soll von allen trockenen Schleifarbeiten das schlimmste seyn, und nicht weniger als 500 Buben und Männer sind beständig in diesem tödtlichen Gewerbe beschäftigt. Solche Trockenschleifer erreichen nur ein durchschnittliches Alter von 29 Jahren, und mit Recht konnte einst ein Schleifer zu seinem Arzt sagen: „Nächsten Monat werde ich 36 Jahre und dann bin ich, wie Sie wissen, ein steinalter Mann als Schleifer.“ Die Naßschleifer haben es schon besser, denn dort steigt die mittlere Lebensdauer auf 35—40 Jahre. Wer auf seine Gesundheit Acht gibt und namentlich seine Augen lieb hat, trägt Brillen aus Fensterglas um die Funken aufzufangen, die nichts sind als kleine Stahltheilchen in Rothglühhitze. Wie nöthig dieß ist, ergibt sich daraus daß nach etlicher Zeit die Brille bedeckt ist mit solchem Stahlstaub, der durch seine Rothglühhitze in das Glas eindringt und darin eingebettet bleibt. In diesem Gewerbe sterben die Leute an der Schleiferfäule, einer Krankheit der Lunge, welche letztere bei der Section ausſieht als sey sie in Tinte getaucht worden. Das Trockenschleifen wird hauptsächlich angewendet um den Rasirmessern und Scheeren einen runden Rücken zu geben. Würde die Mode scharfe Rücken oder dreiseitige Scheerenklingen verlangen, so hörte das Trockenschleifen auf. In der Scala der Sterblichkeit stehen aber obenan die Schleifer von Gabeln mit 29 Jahren, von Rasirmessern mit 31 Jahren, von Scheeren aller Sorten mit 32 Jahren, von Taschenmessern mit 34 Jahren, Tafelmessern und Feilen mit 35 Jahren, Sägen und Sicheln mit 38 Jahren durchschnittlicher Lebensdauer. Die Lebensaussichten der Schleifer wachsen also genau in dem Verhältniß als bei Anfertigung der Schneidwaaren mehr nasses als trockenes Schleifen angewendet wird.

Solche statistische Ermittlungen haben einen unschätzbaren Werth, weil das Uebel nur öffentlich bekannt und gefühlt zu werden braucht um Abhülfe und Gegenmittel herbeizuführen. Namentlich ist das Parlament gern bereit mit dem Zwang eines Gesetzes der arbeitenden Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Bisweilen ist es jedoch nöthig die Arbeiter selbst zum Schutz ihrer Gesundheit anzuhalten. So wurde vor wenig Jahren eine Vorrichtung erfunden um alle Nachtheile des Trockenschleifens zu beseitigen. Sie bestand in einem Fächer, der nach Art der Maschinen zum Getreideschwingen den Schleif- und Stahlstaub vom Stein hinweg in eine Art Rauchfang blies, welcher mit dem Kamin in Verbindung stand. Wie sich

mancher Zeitungsleser erinnern wird, widersetzten sich damals die Arbeiter selbst dieser vorbeugenden Einrichtung, weil sie durch ihre Einführung ein Sinken des Taglohnes befürchteten, welches bei der Schleiferarbeit eben wegen ihrer Lebensgefährlichkeit besonders hoch steht. Aus dem Edinburgh Review erfahren wir nachträglich daß deßhalb heutigen Tages der Staubfächer nur theilweis sich Eingang hat verschaffen können. Der Schleifer selbst kann sich aber mit einem abwehrenden, höchst einfachen und sehr wirksamen Apparat versehen — er braucht sich nämlich nur einen Schnauzbart wachsen zu lassen. Die Natur selbst scheint dem männlichen Geschlecht einen Respirator in dem Bart angewiesen zu haben, da aber Bärte in England als unreinlich angesehen werden, so widersetzt sich wiederum die Mode diesem nützlichen und wohlfeilen Schutzmittel!

Nach dem Schleiferhandwerk folgt in Bezug auf Lebensgefährlichkeit der Bergbau, der in Großbritannien nicht weniger als 300,000 Personen beschäftigt. Sträfliche Fahrlässigkeit vermehrt die Menschenverluste. Nicht weniger als 10,000 Unfälle ereignen sich jährlich in den britischen Gruben und verursachen den Tod von 1500 Menschen. Daß hier die Gefahr durch Mangel an Aufsicht entsteht, ergibt sich aus einer statistischen Vergleichung mit andern Ländern, denn von je 1000 Grubenarbeitern werden getödtet: in Preußen 1.9, in Belgien 2.8, in England 4.5, in Staffordshire 7.3. Abgesehen von den Gefahren der Bräude, der schlechten Wetter und des Wassers in den Gruben leidet der Bergmann in den Kohlengruben durch Einathmung des Kohlenstaubes. Die Kohlenarbeiter bekommen bisweilen den sogenannten schwarzen Auswurf, welcher letztere unter dem Mikroskop als ein mit Kohlentheilchen angefüllter Speichel erkannt wird. Nicht besser sondern eher schlechter daran sind die Arbeiter in den Zinn-, in den Kupfer- und den Bleigruben. Bei letztern betragen die jährlichen Todesfälle 2037 unter 100,000 Bergleuten, während ihre Weiber und Schwestern, die nicht in den Gruben leben, nur eine Ziffer von 1711 Fällen aufweisen, so daß also die Männer um 18 Procent sich schlechter stehen. Daß die Steinmetzen Lungenleiden ausgesetzt sind und zwar in höherem Grade als die Maurer, wird jedermann gern glauben wollen, unerwartet wird es aber vielen seyn zu hören daß die Friseure, namentlich die Perückenmacher ganz ungewöhnlich zu leiden haben von dem Staub und Gestank der fremden Haare. In ähnlicher Lage sind die Arbeiter, die Kinder ganz besonders in den Flachsspinnereien und vorzüglich wer bei den Hechelmaschinen verwendet wird, weil die Luft dort überladen ist mit feinen Pflanzenfasern.

Daß das Bleichen und die Färbereien nicht besonders förderlich für die Gesundheit sind, wird sich jeder selbst sagen, überraschend aber ist die Thatsache daß die Gassenkehrer und Lumpensammler, obgleich sie vom Staub und von den Abfällen leben, zu der gesündesten Classe der Arbeiter zählen. Sie verrichten aber ihre Arbeiten im Freien, so daß sie wenigstens immer frische Luft einathmen. Das nämliche gilt von den Grubenräumern. Obgleich sie beständig in den Nestern der Fieberluft herumwühren, werden sie doch gerade von Fiebern sichtbar gemieden. Man hat sogar bemerkt daß diese Arbeit den Appetit besonders schärfe, und ein englischer Arzt, der eine große Praxis bei diesen Leuten genossen zu haben scheint, erzählt uns daß ein Grubenräumer einst vom Fieber befallen worden sey, nachdem er oder weil er drei Wochen lang ohne Arbeit gewesen war. Die Lufténderung hatte hier zur Beförderung der Krankheit gedient. Die Metzger sind privilegirt gegen Brust- und scrophulöse Leiden, so daß junge Leute, die Neigung zur Auszehrung haben, von den besorgten Eltern gern zum Metzgerhandwerk genöthigt werden. Dennoch, obgleich man bei den Herren der Fleischbänke die frischesten Hautfarben findet, sind die Metzger doch kurzlebige Menschen, weil sie zu entzündlichen Krankheiten sehr geneigt, selten krank, aber einmal befallen schwer zu retten sind. Daß Berührung der Haut mit animalischen Stoffen ein wirksames Mittel gegen Auszehrung sey, läßt sich auch daraus schließen daß Gerber höchst selten an dieser Krankheit leiden, und das nämliche gilt von denjenigen Arbeitern der Tuchfabriken, die beständig mit Oel zu handthieren haben. Bei hundert jungen Leuten die ein englischer Arzt, Hr. Thompson aus Perth, beobachtete, ergab sich daß sie seit Eintritt in die Fabrik um 575 Pfund, oder je 5¾ Pfd. im Laufe von drei Monaten an Leibesgewicht zunahmen, acht darunter um je 17 Pfund.

Zu den gefährlichsten Beschäftigungen gehört die Anfertigung von Zündhölzchen, die in eine Phosphormischung getaucht werden. Das Einathmen von Phosphordämpfen bewirkt quälende Schmerzen in den Kieferknochen, namentlich in dem unteren, dann stellen sich Geschwüre und endlich Knochenfraß ein. Besonders geneigt zu diesem Leiden sind scrophulöse Personen. Vergolder, die mit Quecksilberamalgamen, und Spiegelfabricanten die ebenfalls mit Quecksilber arbeiten, schürfen in den Quecksilberdämpfen eines der tödtlichsten Gifte ein, gerade so wie die Maler und die Tapetenfabricanten, wenn sie mit jenem prächtigen Apfelgrün arbeiten welches aus arsenigsaurem Kupfer bereitet wird. Tapeten von jener Farbe sind so gesundheitsschädlich daß in manchen Staaten ihre Anfertigung polizeilich verboten ist, und zwar kann man ihre Wirkung selbst dann spüren wenn man sich nur wenige Stunden in Zimmern mit solchen Tapeten aufhält, indem man regelmäßig selbst im Sommer einen Schnupfen sich zuziehen wird.

Auszehrung ist das gewöhnliche Loos der Schneider, Bäcker und der Näherinnen. Mangel an Lüftung scheint aber die hauptsächliche Ursache dieser Krankheit zu seyn. In dem Zoological Garden wurden einmal sechzig gesunde Affen, darunter mehrere welche schon etliche englische Winter überstanden hatten, aus ihrem alten in ein neues Haus versetzt, welches mit Wasserheizung versehen war, und wo man der bessern Erwärmung zuliebe jeden Luftzutritt sorgsam abgewehrt hatte, in der irrigen Meinung daß die ausgeathmete kohlensaure Luft, weil sie schwerer sey, durch den Boden entweichen werde, wo allerdings Ventilationsöffnungen vorhanden waren. Nach einem Monat waren fünfzig Affen gestorben und die übrigen sterbenskrank, sämmtlich an der Auszehrung. Somit liegt hier ein Beweis vor daß sich Lungen-

leiden willkürlich erzeugen lassen können. Was in dem Affenhause sich zutrug, geschieht täglich in den Werkstätten der Schneider und der Näherinnen, wo bei einer Temperatur von beinahe 28—30 Grad keine Anstalten zur Lüftung vorhanden sind, außer den natürlichen durch Wand und Fenster, wie wir sie durch Pettenkofer kennen gelernt haben. Auch in unsern Nähwerkstätten herrscht eine Pestluft, doch lange nicht so schlimm als in England. Die Franzosen, die Briten, die Belgier sind sehr empfindlich gegen Zugluft, wie es süddeutsche, an starke Lüftung gewöhnte Reisende in jenen Ländern schmerzlich empfinden, wenn selbst bei sommerlichem Wetter die Scheiben der Eisenbahnwagen geschlossen bleiben müssen. Bei den Schneidern kommt der Zimmerstaub von Fädchen und Fäserchen, und endlich wohl gar noch die Gasbeleuchtung hinzu, so daß man sich nicht wundert wenn nach der englischen Krankenstatistik von 100 Schneidern 31 Blut speien. Bei den britischen Näherinnen ist besonders die zeitenweise Ueberanstrengung jugendlicher Personen, die in den vier Monaten der Saison von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht auf Einem Fleck sitzen müssen, ja bisweilen vier Tage und vier Nächte hindurch gearbeitet haben sollen, Ursache der großen Sterblichkeit. Nach Neisons Lebensstatistik hat in Großbritannien ein Mann folgende Aussicht auf Lebensdauer,

	bei Zimmerarbeit, bei geringer, bei starker Anstrengung.		Arbeit im Freien, bei geringer, bei starker Anstrengung.	
	Jahre	Jahre	Jahre	Jahre.
Im Alter von				
20	41.8	42.0	37.8	43.4
30	35.1	34.3	30.1	36.6
40	27.9	27.8	23.0	29.1
50	20.3	21.2	17.3	22.0
60	14.0	15.1	11.0	15.6
70	8.6	10.4	4.6	9.3

Die höchsten Aussichten haben also Leute wie Gärtner, Feldarbeiter, Maurer, Zimmerleute ꝛc., die im Freien hart arbeiten müssen. Ihnen ganz gleich stehen die Arbeiter in geschlossenen Räumen bei großer Anstrengung, wie Schlosser, Schreiner, Brauer ꝛc. Um ein Jahr geringer im Durchschnitt der Altersstufen sind die Aussichten der Zimmerarbeiter mit geringer Anstrengung, der Buchbinder, Schriftsetzer, Schuster ꝛc.; am schlimmsten aber fahren Leute die sich im Freien mit geringer Beschäftigung aufhalten, wie Kutscher, Constabler ꝛc.

Nun sollte man meinen daß die höhern unbeschäftigten Classen die höchsten Lebensaussichten genössen, aber merkwürdig ist es daß je mehr Genüsse sich jemand gönnen kann, desto geringer seine Lebensaussichten sind. Die Thoren, welche sich aus dem Geschäftsleben zurückziehen „um den Rest ihrer Tage in Ruhe zu genießen," ergreifen die sicherste Methode zur Abkürzung ihres Lebens. Wollte man jemand unvorbereitet fragen wer durchschnittlich am längsten lebe: der Geistliche, der Arzt oder der Jurist, so würde er sicherlich auf den Mann des Gesetzes rathen, der weder eine Kanzel zu besteigen noch in Spitalatmosphären zu leben hat, und dennoch sind gerade die Juristen viel kurzlebiger als die beiden andern gelehrten Stände. Die Geistlichen sind die größten Virtuosen in Bezug auf Langlebigkeit, denn sämmtliche Geistliche die das 50ste Lebensjahr erreichen, haben eine statistische Aussicht auf noch weitere 24 Jahre und 12 Tage, während die nächstbeste Classe, nämlich die Aerzte, nur noch 22 Jahre 11½ Monate vor sich haben. Von den höhern Classen sind die „Landjunker" fast so hoch gestellt wie die Geistlichen. Dafür wohnen sie gut, nähren sich noch besser, rühren sich tüchtig im Freien, und führen, wie man billig hinzusetzen muß, ein musterhaftes und genügsames Leben. Seeofficiere leben durchschnittlich ein Jahr länger als Landofficiere. Der hohe Adel, d. h. die Mitglieder des Oberhauses, bleiben um ein volles Jahr hinter den Aerzten zurück, und Mitglieder der königlichen Häuser leben wieder drei Jahre weniger als die Lords im Oberhause. Die Monarchen selbst stehen noch niedriger in der Scala, denn wenn sie das 55ste Jahr hinter sich haben, betragen ihre Lebensaussichten nur noch 14 Jahre, oder 10 Jahr weniger als die der Geistlichen. So geht es in den höchsten Ständen in Bezug auf Lebensdauer wieder abwärts.

Restauration der Römerbrücke von Alcantara.

Alcantara, eine kleine malerische, aber in der reichen Provinz Estremadura wie verlorene Stadt, ist, aus Anlaß der Einweihung seiner schönen Brücke, so eben Zeuge eines reizenden Festes gewesen. Diese spanische Stadt liegt auf einem hohen unfruchtbaren Berg, und ist von einem andern nicht minder oden durch eine breite und tiefe Schlucht getrennt, in deren Grunde der Tajo fließt, ein Bach im Sommer, ein Wildstrom im Frühling zur Zeit des Schmelzens der Schneemassen. Ueber Schlucht und Strom haben die Römer, diese großen Baumeister, auf sechs wundervoll kühnen Bögen, von denen der Bogen der beiden Hauptpfeiler nicht weniger als 94 Fuß Oeffnung hat, eine Granitbrücke geschlagen, deren Wegbreite 27½ Fuß beträgt, und die in der unglaublichen Höhe von 211 Fuß 10 Zoll spanischen Maßes über dem Abgrund schwebt. Der Architekt Cajus Lucius Lacer krönte sein Werk dadurch daß er auf der Mitte der Brücke einen granitenen Triumphbogen von 48 Fuß Höhe errichtete, über welchen der Adler der Legionen seine Flügel ausbreitete; sodann baute er sich, als hätt' er nur mit Leidwesen sich von einem Bauwerk mit dem sein Name verknüpft war trennen können, ein Grab ganz in der Nähe derselben. Der kleine Leichentempel, aufgeführt aus denselben Materialien wie die Brücke, trägt heutzutage den Namen des h. Julius; ein Altar steht jetzt an der Stelle der Urne worin die von den ersten Christen in den Wind gestreute Asche des Erbauers aufbewahrt worden war, und dort hat man auch die Messe gefeiert welche

der Einweihung der Brücke vorangieng. Die Ueberreste des großen Baumeisters sind verschwunden, sein Tempel aber ist stehen geblieben. Fluß und Zeit haben die Brücke geachtet, die Menschen hingegen scheinen sich gegen sie verschworen zu haben. Die Mauren brachen, um sich zu vertheidigen, den kleinsten Bogen ab. Im 16ten Jahrhundert von Kaiser Karl V wieder errichtet, wurde er von den Portugiesen nach dem Utrechter Frieden abermals umgestürzt, und sodann von König Karl III neu aufgebaut. Später wandten die Franzosen und die Engländer abwechslungsweise die Mine und die Sappe an; ein Bogen wurde durch die Explosion hinweggerissen, und ein Theil des Triumphbogens stürzte ein, aber der Rest des Denkmals blieb unerschütterlich. Man vergaß es während der Bürgerkriege lange Zeit. Endlich aber dachte die Regierung an die Wiederherstellung desselben, und legte die Ausführung in die Hände Alexander Milan's. Der Schlußstein ward erst vor einigen Tagen gelegt, und wir haben die alterthümliche Brücke, die mit Fahnen geschmückt war und deren Triumphbogen stolz über ihr sich erhob, in ihrer ganzen Herrlichkeit gesehen; das Vordertheil derselben ziert statt des Adlers der Cäsaren der castilische Löwe. Es ist dem Auge des Beschauers fast unmöglich die Arbeit des spanischen Architekten von der des römischen Baumeisters zu unterscheiden. Hr. Milan hat sie mit einem so glänzenden Erfolg ausgeführt, daß wir ihm Glück dazu wünschen.

(Illustration.)

Ein Besuch in Quilliman im Jahre 1858.

Gegen einen stark wehenden südlichen Wind waren wir mit dem schlanken Schooner „Aguia" in vier Tagen von Mozambique bis auf die Breite der Mündungen des Zambesi-Flusses gekreuzt, und steuerten gegen Abend des fünften Tages auf die Küste los, um auf der großen Schlammbank welche der enorme Erdmassen mit sich führende Strom hier gebildet hat, über Nacht zu ankern. Mit Sonnenuntergang bekamen wir die niedrige, eintönige Küste zu sehen, deren Nähe sich schon vor ihrem Anblicke durch mächtige, aufsteigende Rauchsäulen kund gab, welche von dem Grase herrührten welches die Neger zur Cultivation des Bodens in Brand gesteckt hatten. Obgleich noch 4—5 Meilen von dem Lande entfernt, mußten wir schon, der Seichtheit des Wassers wegen, ankern, und verbrachten eine sehr unangenehme Nacht, das leichte Schiff rollte und schlängerte in der bewegten See auf eine solche Weise daß es das Wasser von beiden Seiten übernahm, und wir befürchteten die Masten zu verlieren. Doch jede Unannehmlichkeit hat ihr Ende, und so vergieng auch diese Nacht. Am nächsten Morgen musterten wir das Aussehen der Küste und bemerkten bald eine weite Oeffnung in derselben, auf der einen Seite von einem kleinen Hügel, auf der andern von einem Klumpen Bäume begränzt, es war die Einfahrt in den mächtigen Fluß, an dem, 20 engl. Meilen oberhalb seiner Mündung, die Stadt Quilliman liegt, und welcher bis jetzt für einen Arm des großen Zambesi gehalten worden ist, bis Dr. Livingstone den Irrthum dieser Annahme feststellte und ausfand daß beides besondere Gewässer sind und durch eine Landstrecke eine Tagereise in Breite von einander getrennt sind.

Es war am dritten Tage nach dem Neumonde, also dem Tage der stärksten Ebbe und Fluth und zum Einlaufen in diesen gefährlichen Fluß der günstigste Tag, da an diesem Tage das Wasser auf der seine Mündung verschliefenden Barre oder Schlamubank am höchsten ist; an diesem Tage beträgt die Tiefe des Wassers an einer Stelle 18 Fuß, doch ist diese Rinne nur schmal und ohne Lootsen oder genaue Bekanntschaft mit der Oertlichkeit derselben kann kein Schiff das Wagniß unternehmen die Bank zu passiren. Unser Pilot war ein alter, in diesen Gewässern erfahrener Seemann und wir setzten unser volles Vertrauen auf seine Kenntnisse. Gegen Mittag lichteten wir Anker, der Wind war frisch, und wir konnten mit Gemächlichkeit um 3 Uhr, der Zeit des hohen Wassers, an der Barre seyn; vorsichtig und unter kleinen Segeln näherten wir uns dem Lande und bald wurden die beiden Landspitzen zu beiden Seiten des Flusses deutlicher, rechts die dicht bewaldete Tangalane, links die etwas höhere Hippopotamusspitze, in kurzer Zeit erblickten wir den Flaggstock mit seiner portugiesischen Flagge auf Tangalane, der Marke nach welcher man die Barre übersegeln muß. Die hohle, rollende, schaumbedeckte See auf derselben erschien jetzt klarer und ihr furchtbares Brausen drang bis zu unsern Ohren, es schien unmöglich durch dieses Wassergewirre eine Passage zu finden, doch die Zeit des hohen Wassers nahete, und wir mußten die Einfahrt wagen, wenn wir nicht gezwungen seyn wollten außen auf das nächste hohe Wasser zu warten.

Jetzt wehte die Flagge an Flaggstocke im Nordwesten von uns, es war die Richtung der Rinne welche in 18 Fuß Tiefe über die Bank führt, herum schwang das Schiff, alle Segel wurden gesetzt und es flog auf die schäumende Brandung los. Bald erfaßte es der erste der langen, weißbekränzten Roller, wie ein Blitz flog der Schooner über den Wasserberg, mit einer Schnelligkeit daß trotz des starken Windes die Segel flatterten, einen Augenblick stand er still, in allen Planken und Rippen erbebend, dann erfaßte ihn, sich hoch über sein Hintertheil aufbäumend, die zweite Woge; er hatte schon wieder etwas Fahrt bekommen, und leicht wie eine Möwe hob er sich mit ihr, ohne einen Tropfen Wasser überzunehmen; die dritte Welle rollte heran, der Kamm derselben wusch von beiden Seiten an Bord, aber der Schooner bewegte sich und flog mit ihr in das stillere, tiefere Wasser des Flusses selbst; die Barre mit ihrem Wassergewühl lag hinter uns, und vor uns breitete sich die breite Fläche des Stromes aus, nur leicht vom Winde gekräuselt. Ich konnte nicht umhin freier aufzuathmen, denn berührt beim Uebersegeln der Barre, wenn sie so böse ist, wie sie es an dem Tage war, das Schiff nur leicht den Grund, so dreht es sich und die See, über seine breite Seite waschend, zertrümmert es in wenigen Augen-

blicken, die Beispiele vom Verluste von Schiffen sind hier nur allzu häufig.

Doch jetzt waren wir geborgen, uns drohten nur noch die zahlreichen Sandbänke im Bette des Flusses, aber unser Pilot kannte sie genau, glücklich segelten wir an ihnen vorüber, passirten die kleine Insel Pequena, welche mitten im Flusse liegt, und ließen gegen Abend unsere Anker recht vor der Kirche in Quilliman fallen.

Die Ufer des Flusses sind niedrig, an vielen Stellen sumpfig und dicht bewaldet, von der Stadt Quilliman selbst war von Bord aus nur wenig zu sehen, und bis auf einige, zwischen hohen Palmen verborgene Häuser zeugte nichts von dem Daseyn einer Stadt. Das erste was mir in die Augen fiel, war ein hoher, aber nur unsicher befestigter Flaggenstock, recht vor der Kirche, an dessen Spitze die portugiesische Flagge wehte, neben ihm stand ein Gebäude, vor dem eine ziemliche Anzahl von halbzerlumpten Soldaten von allen Farben umherschlenderte, dessen eine Seite aber, vom Flusse unterwaschen, in Trümmer gesunken war, ohne daß man Anstalt zu machen schien den Rest zu retten. Eine hölzerne, defecte Landungstreppe erstreckte sich einige Entfernung von dem schlammigen Ufer in das Wasser, dicht mit Portugiesen, Negern, Banianen und Mitgliedern anderer Nationen besetzt, welche die Ankunft des Schooner erwarteten; das unvermeidliche Boot der Alfandega (Zollhauses) kam mit wehender Flagge an Bord gerudert, der Beamte prüfte unsere Papiere und Ladung, und ließ zwei seiner Untergebenen zurück, um zu wachen daß wir die Revenüen des Königs von Portugal nicht durch Schmuggeln um einen Real betrügen. Es war zu spät am Abend, noch an Land zu gehen, und ich sparte mir das Vergnügen einer nähern Kenntniß Quillimans bis zum nächsten Tage auf; da wir wenigstens 3—4 Wochen hier zu bleiben gezwungen waren, um das Elfenbein aus dem Innern zu erwarten, so hatte ich vollkommen Muße es gründlich kennen zu lernen.

Quilliman ist ein nur unbedeutender Ort, dessen Häuser ohne Zusammenhang und Regelmäßigkeit gebaut, und von großen Gehöften und Gärten umgeben sind; Straßen gibt es im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, denn die Plätze zwischen den einzelnen Häusern sind Grasflächen von Cocospalmen, Orangen- und andern Bäumen überwachsen. Da die ganze Stadt tiefer als das Bett des Flusses liegt und von ihm aus durch das etwas höhere Ufer getrennt ist, so ziehen sich zahlreiche Sümpfe und feuchte Stellen zwischen die Häuser durch, deren Wasser durch Gräben, welche allenthalben die Straßen oder vielmehr Wege durchschneiden, nach dem Fluß abgeleitet wird; die Uebergänge über diese Gräben werden durch höchst gefährlich zu passirende Brücken bewerkstelligt, welche oft nur aus einem oder zwei etwas abgeplatteten Stämmen von Cocospalmen bestehen. Was für eine Unzahl von Moskitos und andern peinigenden Insecten diese Sümpfe während der Sonnenhitze ausbrüten, ist leicht denkbar, und die Fieberluft und die Miasmen welche aus ihnen aufsteigen und fortwährend die Atmosphäre verpesten, haben den gefährlichsten Einfluß auf die Gesundheit der Einwohner.

Die Häuser sind größtentheils aus Backsteinen, welche hier selbst fabricirt werden, erbaut und entweder mit Ziegeln oder dickem Schilf bedeckt. Da zu den Einwohnern von Quilliman die reichsten Leute der ganzen Küste gehören, so ist die Einrichtung des Innern derselben gewöhnlich sehr elegant und bequem, und es fehlt keineswegs an Luxusgegenständen, welche man nur in den Salons europäischer Städte zu finden hofft. Wenige nur haben zwei Stockwerke, sie sind eher lang als hoch gebaut; die Stuben jedoch sind stets von bedeutender Höhe, und geräumig, was die Hitze des Klima's in denselben erträglicher macht. Der Reinlichkeit wegen sind die Flüren derselben selten mit Planken, sondern mit einem Ueberzug von Chunam (Kalk) bedeckt, in welchem sich keine Insecten verbergen können und der auch die Feuchtigkeit des Erdbodens nicht durchläßt. Glasfenster sind nicht viel, der Wärme des Klima's wegen, angewandt; einfache Läden oder Jalousien vertreten die Stelle derselben, wie in den meisten Städten der Tropen.

Die Alfandega (Zollamt) ist ein langes, niedriges Gebäude dicht bei der Kirche, und enthielt zu meiner Zeit, außer einem großen Vorrath von Pulver und Baumwollenzeug, keine Waaren. Nur zur Zeit wenn das Elfenbein aus dem Innern nach Quilliman kommt, herrscht hierin reges Leben; da liegen dann die Zähne in langen Reihen, nach ihren Größen und Gewichten sortirt, am Boden umher, von den Kaufsluftigen betrachtet und geschätzt; auf jeden verkauften Zahn wird vermittelst eines kleinen Meißels und Hammers der Name des Käufers und die fortlaufende Nummer eingegraben, und das Gewicht desselben mit schwarzer Farbe angezeichnet; die Zahl der jährlich hier controlirten Zähne ist ungeheuer, und in günstigen Jahren passiren zwischen 8—10,000 Stück von verschiedener Größe durch diese Alfandega.

Ein weitläufiges, niederes Gebäude, in der Mitte der Hauptstraße, dient den hier stationirten Soldaten als Quartier- und Hauptwache. Diese miserabeln, schäbig gekleideten Vaterlandsvertheidiger, welche hier meistentheils aus Negern oder Bastarden derselben bestehen, führen ein elendes Leben; schlechte Nahrung und Kleidung, ungesundes Klima und selten einen Real Bezahlung, bilden die Annehmlichkeiten ihres Daseyns; freilich haben sie auch wenig oder gar nichts zu thun, denn da Quilliman nicht, wie die meisten dieser Besitzungen, ein Fort oder Befestigungen irgendeiner Art besitzt, so haben sie, außer dem Beziehen einiger Posten, nichts in der Welt zu thun, werden von ihren Officieren auch nur höchst selten mit Exercitien gequält; dennoch ist der größte Theil derselben fortwährend krank im Hospital, entweder am Fieber oder noch andern schredlichern, hier sehr herrschenden Krankheiten leidend. Nur eine sehr kleine Anzahl der Soldaten ist mit Schuhen, Strümpfen und Hemden versehen; die meisten, vorzüglich die der Negerrace angehörigen, tragen ihre grobe, zerrissene Uniform auf dem bloßen Leibe und gehen barfuß. Ihre Waffen bestehen aus der uralten abgenützten Feuerschloßmuskete und dem Bajonnett; ich habe persönlich nie ihren Schießübungen zugesehen, weiß aber aus Erfahrung wie unbeholfen der Neger mit Gewehren umgeht, und kann daraus schließen von welcher Wirkung das Feuern dieser Soldaten seyn kann.

Der größte Theil der Sklaven, außer denen welche den Dienst in den Häusern ihrer Herren versehen, wohnen in einem aus Rohrhütten erbauten Dorfe außerhalb der Stadt, von wo aus sie jeden Morgen zur Arbeit auf die Pflanzungen ziehen. Ihre Nahrung aus Reis, Bohnen, Manioc ꝛc. besteht, wird ihnen Abends von ihren Herren ausgetheilt und von ihnen selbst in ihren einfachen Behausungen zubereitet. Diese Sklaven führen keineswegs ein so elendes unerträgliches Leben, wie man sich gewöhnlich in Europa vorstellt, wo der Zustand derselben nur aus romantisch geschriebenen Büchern bekannt ist, welche von der Sklaverei einen übertriebenen Begriff erwecken. Der Neger, in seinem Urzustand hier, ist von Natur nur darauf bedacht sich ein Leben frei von Nahrungs- und andern Leidessorgen zu verschaffen; in seiner Freiheit ist er gezwungen für seine Lebensbedürfnisse selbst zu sorgen und sie dem, wenn auch noch so reich hervorbringendem Boden durch Arbeit abzugewinnen, deßhalb muß er immer für die Zukunft sorgen, was er als Sklave nicht braucht; da ist es die Pflicht seines Herrn, ihn zu kleiden und ihn zu nähren, wofür er ihn mit seiner Arbeit bezahlt, die verhältnißmäßig sehr gering ist. Natürlich ist er nicht mehr sein freier Herr, und darf weder thun und lassen was er will, noch hingehen wo er will; aber daraus macht er sich wenig, und alles dieß wird durch den Gedanken aufgewogen, nicht für den morgenden Tag sorgen zu brauchen. Ohne Ursache wird er nie bestraft, ja er kann sich durch sein gutes Betragen so in Gunst setzen, daß er sich Genusse zu bereiten vermag die er in seiner Freiheit mit dem besten Fleiße nicht zu erschwingen im Stande war. Selten widersetzt er sich den Befehlen seines Herrn, dessen zahlreiche Mittel und Wege ihn zu bestrafen und dessen Ueberlegenheit er recht gut kennt; stets sieht er auf den öffentlichen Plätzen der Stadt den verhängnißvollen Pfahl, mit den starken eisernen Ringen vor sich, an welchen ihn sein Ungehorsam unwiderruflich bringen würde, um seinen Rücken von schmerzhaften Peitschenhieben gezüchtigt zu haben; er weiß daß ihn sein Herr jeden Tag verkaufen und dadurch der schlimmern Behandlung eines strengern Meisters aussetzen kann; alles dieses sieht der Neger recht gut ein, erträgt deßhalb sein Schicksal mit Ruhe und Ergebenheit, und entzieht sich desselben nur in höchst seltenen Fällen durch die Flucht; überhaupt fand ich die Sklaven in allen diesen Gegenden von fröhlichem, sorglosem Charakter, sehr verschieden von denen Amerikas', wo sie von ihren Herren zu größern Anstrengungen angehalten werden, und wo ihre Bedürfnisse durch ihre innigere Berührung mit den Weißen schon viel anspruchsvollerer Natur sind.

Obgleich fremd in Quilliman, so wurde ich doch mit der größten Gastfreundlichkeit von den Portugiesen empfangen, und die HH. Azevedo, Isidore, Nunez und Generoso boten mir alle sogleich den freien Gebrauch ihrer Wohnungen an, doch ich zog vor von dem Anerbieten eines Zimmers in dem Hause eines zur Zeit sich daselbst aufhaltenden Agenten eines amerikanischen Handlungshauses Gebrauch zu machen, und schlug daselbst mein Quartier auf. Das tägliche Leben in Quilliman gleicht dem in allen Tropenländern. Mit Tagesanbruch schon wird das Bett verlassen und in der frischen Morgenluft der Kaffee, von einer Cigarre gefolgt, unter der Veranda geschlürft; über Baden, Ankleiden und einer kurzen Morgenpromenade rückt die Zeit zum Frühstück, 9 Uhr, heran; dieses besteht gewöhnlich aus Hühnern, gebraten oder im Curry zubereitet, Reis, Fisch, Bataten oder dergleichen, und nach ihm wird abermals Kaffee genossen. Sodann folgt ein Gang nach der Alfandega (Zollhause), welches den Platz unserer Börse vertritt und wo alle Geschäfte verhandelt und abgeschlossen werden. Hier versammeln sich um diese Zeit alle Kaufleute der Stadt, die Banianen, Eingeborne welche Producte zu Markte bringen; mit der größten Ruhe und Behaglichkeit, die unvermeidliche Canudo (Blattcigarre) im Munde; auf den Ballen, Fässern oder Kisten umhersitzend, werden die Käufe und Verkäufe abgeschlossen; nirgends sieht man die geschäftige Eile und den Eifer welcher unsern Börsen und Kaufleuten eigen ist, sondern jeder sucht mit so wenig persönlicher Anstrengung wie nur möglich den Handel zu betreiben.

Während der heißen Mittagsstunden ruhen beinahe alle Geschäfte, und man genießt im kühlen Hause einer behaglichen Siesta, welche bis zur Zeit des Mittagßessens dauert. Dieses ist immer reichlich, und besteht aus leichten aber sehr stark gewürzten und gepfefferten Gerichten, unter welchen der nie zu vermeidende Curry einen Hauptplatz einnimmt; an Wein, Bier und andern Getränken fehlt es bei den Wohlhabenderen nie, und eine Tasse guten, schwarzen Kaffees beschließt auch diese Mahlzeit. Die Gluth der Sonne ist dann vorüber, und die angenehme Kühle der Luft lockt alle Einwohner ins Freie; Besuche werden abgestattet, Spaziergänge in der Umgebung der Stadt gemacht, und die Landungsbrücke ist mit Lustwandelnden bedeckt, welche langsam auf- und abgehend, die Canudo im Munde, sich über die Neuigkeiten des Tages unterhalten.

Doch kurz ist auch nur dieses Vergnügen; denn die untergehende Sonne lockt nicht bloß die Bewohner der Häuser, sondern auch die unzähligen Bewohner der Sümpfe, die Muskitos, hervor, die bald in Myriaden den Spaziergänger umschwärmen, und ihm mit Begierde das Blut aus allen entblößten Stellen seines Körpers ziehen; ja selbst die weißen, leichten Beinkleider und Strümpfe gewähren keinen Schutz gegen diese Peiniger, sondern sind in kurzer Zeit dicht mit ihnen bedeckt, und die Einführung unzähliger Saugrüssel durch die feinen Oeffnungen der Kleidungsstücke wird bald auf der Haut fühlbar. Nie in meinem ganzen Leben habe ich solche Wolken von Muskitos gesehen, wie hier nach Sonnenuntergang den Spaziergänger umschwärmten; er mag wollen oder nicht, in kurzem treiben sie ihn in seine Behausung, in welcher er sich durch dicht verschlossene Fenster und Thüren gegen sie verwahren muß. Doch sind diese Moskitos nicht die gefährlichsten Insecten, deren Angriff sich der des Landes Fremde aussetzt; unvorsichtigerweise wandelt er vielleicht durch das üppige hohe Gras, unei ngedenk daß die Halme und Blätter desselben einer Unzahl von unbedeutendern Insecten zur Wohnung dienen; bald bemerkt er einen eigenthümlichen, jucdenden Schmerz an seinen Beinen, und sieht bei genauer Betrachtung zahlreiche, kleine, röthliche Punkte

auf der Haut, welche kein Reiben oder Kratzen entfernen kann; es sind dieß die hier unter dem Namen Carapatos bekannten dem bloßen Auge kaum bemerkbaren Sandflöhe, welche sich mit großer Gewalt in der Haut festbeißen, mit der Zeit eiternde Wunden, Fieber und noch schlimmere Folgen hervorbringen; viele Neger und Sklaven, ihren Angriffen wegen der Blöße ihrer Körper ausgesetzt, unterliegen denselben oder bleiben zeitlebens siech und krank; nur ein Mittel gegen diese Folgen wird für probat gehalten: es sind die getrockneten und innerlich genossenen Körper der Insecten selbst, ein so zu sagen homöopathisches Heilmittel unter den Wilden, nach dem ihnen wohl unbekannten Wahlspruche: „Gift curirt Gift."

Die Abende werden in den Familienkreisen oder bei Freunden zugebracht, bis sich jeder gegen 10 oder 11 Uhr in sein dicht mit Moskitonetzen umhangenes Bett zurückzieht. Dann beginnt aber erst recht das Leben unter der schwarzen Bevölkerung; aus allen Gegenden tönt der Klang der Gomah (Holztrommel), von dem eintönigen Gesange des Schlägers oder dem vollen Chore der Zuhörer begleitet; Neger, eigenthümliche, klimpernde Instrumente spielend, durchziehen die Straßen und eilen zu den allgemeinen Tanzplätzen, wo sie, um ein gewaltiges Feuer tanzend, die Zeit bis Mitternacht und noch später verbringen, wenn gewöhnlich Erschöpfung sie zwingt abzulassen und die zur morgenden Arbeit nöthigen Kräfte durch Schlaf zu suchen.

Mir selbst sagte ein solches träges Leben, ein solches ewiges Einerlei wenig zu, und ich machte, die Flinte auf der Schulter, öfters Ausflüge in die Umgebung. Mein größtes Vergnügen war eine Jagd längs der Ufer des Flusses, welche zahlreiches Wild aller Art darboten, dem man von einem Boot aus leicht beikommen konnte. Mehreremal gelang es auf unsern Jagdpartien eins der hier sehr häufig vorkommenden Flußpferde (cavalho marino, hippopotamus) zu erlegen, und ein solches Wild ist schon einiger Anstrengung werth. Gewöhnlich fanden wir dieselben in den Morgenstunden am Ufer entlang trabend, oder sich auf den flachen Sandbänken im Bett des Flusses sonnend; vorsichtig läßt man das Boot, von einem Neger gelenkt, mit der Strömung dicht an das Thier herantreiben und sucht ihm in den großen unförmlichen Kopf eine Kugel beizubringen, welche seinem Leben schnell ein Ende macht. Wasservögel aller Art, Enten, Pelikane, Reiher und viele mir dem Namen nach unbekannte Vögel bedecken zu jeder Zeit die durch die Ebbe bloßgelegten Sandbänke, und gewährten eine schöne Jagd.

Während meiner Anwesenheit herrschte eine große Aufregung unter den Einwohnern von Quilliman, verursacht durch einen Krieg in welchen die Regierung mit den zwischen diesem Orte und Senna ansässigen Negern verwickelt wurde und dessen Ursache folgende ist. Zwei Halbkasten, Namens Paul und Mariano, hatten sich eine Uebertretung der Steuergesetze des Landes zu Schulden kommen lassen; diese beiden hatten bedeutende Besitzungen zwischen Quilliman und Senna, und hatten sich einen ungemeinen Anhang unter den Negern zu erwerben gewußt, auf welchen gestützt sie der Regierung trotzen zu können glaubten. Auf irgend eine Weise war diese der beiden habhaft geworden, und hatte sie in die Festung zu Mozambique bringen lassen, um ihnen den Proceß zu machen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Gefangennahme Pauls und Mariano's unter den Negern; die eigenen Sklaven beschlossen die Besitzungen ihrer Herren zu vertheidigen, und bemächtigten sich zu dem Zweck des großen Vorraths von Pulver und Musketen, welcher daselbst vorhanden war; bald theilte sich die Empörung den benachbarten Negern mit, und in kurzer Zeit stand die Gegend in den vollen Flammen des Aufruhrs, so daß den Rebellen eine Stärke von 6000 Mann zugeschrieben wurde. Alle Zufuhren von Lebensmitteln, Elfenbein und andern Producten von Senna und Tete wurden von diesen angehalten, und der Handel und die Bevölkerung von Quilliman, auf diese Quellen angewiesen, fieng bald an Mangel zu fühlen, während die Preise zu einer enormen Höhe getrieben wurden.

Die Neger, die Schwäche der Regierung wohl kennend, wurden immer ausartender, und Banden streiften bis in die Nähe der Stadt Quilliman; die wenigen anwesenden Soldaten konnten nur schwachen Widerstand leisten, und die Regierung schickte noch hundert Mann Truppen zum Beistand, von denen die meisten in kurzer Zeit den Angriffen des Klima's nicht zu widerstehen im Stande, und unfähig waren sich an dem Feldzug zu betheiligen. Die angesehensten Einwohner der Stadt wurden sodann vom Gouverneur aufgefordert ihm zur Unterdrückung der Rebellion mit ihren eigenen treuen und bewaffneten Sklaven beizustehen, wozu sie sich auch gern erboten. Nachdem man in der Eile die Alfandega durch einige Redouten und Gräben geschützt, und diese mit einigen leichten Geschützen bepflanzt hatte, um sie gegen einen plötzlichen Ueberfall der Neger zu schützen, zog der größte Theil der Ansässigen, jeder von einem starken Trupp bewaffneter Sklaven begleitet, unter der Anführung des Obersten Nunes zu Felde, während die übrigen sich in der Bewachung der Stadt ablösten.

In der That gelang es auch dieser bedeutenden Macht bald die Neger zusammenzutreiben, viele derselben zu tödten und auf ein kleines Gebiet zu beschränken, in welchem die Rebellen sich jedoch so festsetzten, daß sie im Stande waren öftern Angriffen der vereinzelten Macht, der Freiwilligen und Soldaten zu widerstehen, und es ist unmöglich zu wissen wie lange Zeit der Krieg noch gedauert haben würde, wenn er nicht glücklich durch die Bemühungen eines Dritten wäre beigelegt worden.

Schon vor einiger Zeit nämlich hatten wir erfahren daß Dr. Livingstone unter dem Titel eines englischen Consuls von Quilliman und Tete im Luaboflusse, eine kurze Strecke südlich von dieser Stadt, angelangt war, und Vorrichtungen traf mit seinem eigens dazu mitgebrachten kleinen Dampfer, der „Marobert," den Fluß in die Höhe zu steigen und auf diesem Wege Tete zu erreichen. Seine Ankunft hatte eine allgemeine Freude verursacht, denn der würdige Mann war allen von seinem frühern Besuche her bekannt, als er nämlich von seiner großen Tour von Angola durch das Innere die Ostküste in Quilliman erreichte, und von da

mit dem englischen Kriegsschiff „Frolic“ abgeholt worden war. Nicht bloß von den Portugiesen, sondern auch von den ärmsten Negern hörte ich immer seinen Namen mit Liebe und Achtung ausgesprochen, und alle erwarteten von seiner Anwesenheit die besten Resultate.

Sobald Livingstone in Luabo von dem Kriege hörte, machte er sich, ohne uns in Quilliman zu besuchen, auf den Weg nach dem Schauplatze, wo er von seinen alten Freunden, dem Oberst Nunes und Major Tito, mit offenen Armen empfangen wurde; von diesem Augenblick an waren die Nachrichten welche wir in Quilliman vom Kriegsschauplatz empfiengen, beruhigender Natur, und in kurzer Zeit war die ganze Sache ohne weiteres Blutvergießen beigelegt, Dank den Bemühungen Dr. Livingstone's, dessen Ansehen unter den Negern mehr vermochte als die Musketen der bewaffneten Macht; trotz aller Zureden kehrte er nicht mit seinen Freunden nach Quilliman zurück, sondern begab sich wieder nach dem Luabo, um die Zusammensetzung seines kleinen Fahrzeuges zu vollenden.

Sobald die Zwistigkeiten beseitigt waren, trafen bald starke Transporte von Elfenbein, Wachs, Reis u. s. w. in Quilliman ein, und in kurzer Zeit war der Schooner mit einer kostbaren Ladung befrachtet, und fertig zur See zu gehen. So wildbewegt und brausend die Barre bei unserm Einsegeln gewesen, so still und glatt war sie jetzt, keine Spur verrieth ihr Daseyn, einige lange, niedrige Wellen abgerechnet welche sich langsam über die flachsten Stellen wälzten, jedoch ohne zu brechen. Am Abende des Vollmondes, gerade als dieser leuchtend sich aus dem Ocean erhob, übersegelten wir mit einem leichten Landwinde die Barre, waren in kurzer Zeit außerhalb und setzten unsere Reise, von dem schönsten Wetter begleitet, nach Mozambique fort. W. Schmidt.

Lord Elgin und die Briten in Japan.

Lord Elgin hatte bekanntlich den Reiseschriftsteller Oliphant als litterarischen Begleiter auf seine Geschandtschaftsreise nach China und Japan mitgenommen, und noch vor Schluß des letzten Jahres erschien in glänzender Ausstattung ein zweibändiges Werk [1] von diesem Autor über die Erlebnisse jener denkwürdigen Botschafterfendung. Erst der Anfang des zweiten Bandes jedoch bringt uns in Sicht von Japan (2 Aug. 1858), wo die erste Beobachtung der Briten sogleich den Japanesen sehr günstig war. Sowie sich nämlich das Geschwader Nagasaki näherte, wurde es von der Höhe eines Berges mit Flaggen signalisirt, ein Zeichen von Civilisation wie man es vergeblich bei den hochgepriesenen Chinesen suchen würde. Bei der Einfahrt in den Hafen kam man an verschiedenen Batterien vorüber, darunter aber befanden sich auch etliche die nur von bemalter Leinwand angefertigt waren. Ob diese Decorationen nur als Schreckmittel oder zur Maskirung von Geschützen dienen sollten, konnte man nicht errathen. Nagasaki selbst steigerte die ersten günstigen Eindrücke. Im Gegensatz zu chinesischem Schmutz und Gestank fand man die Straßen sauber und reinlich. Die Häuser waren durch und durch geöffnet, so daß man das innere Treiben ungehindert beobachten konnte, denn die leichten Holzschirme welche statt der Mauern denen und die in Falzen sich bewegen lassen, werden nur des Nachts vorgeschoben. So kann man im Hause selbst auf den Mattentypichen die halb entkleideten Bewohner und die ganz unbekleidete Jugend beschäftigt oder faullenzend gewahren, und dahinter schaut man noch in das kühle Buschwerk des Hausgartens. Nagasaki war ehedem der Hauptsitz der japanischen Christengemeinden. Das Evangelium wurde bekanntlich dorthin durch den großen Apostel Franz Xavier gebracht, und sicherlich empfiengen die Japanesen mit ganz andrer Innigkeit wie etwa die Neuseeländer oder die skeptischen Chinesen die neue Lehre. Einmal von Hunderttausenden ergriffen, ließ sich die christliche Religion nicht durch die ersten Verfolgungen hinwegwaschen. Bei der Einfahrt nach Nagasaki kam man an Pappenberg vorüber, einer einsamen sichtengekrönten Felsenkuppe, die aus dem Meer aufsteigt und von deren Wänden Tausende von japanesischen Christen einst herabgestürzt worden sind. Höchst bezeichnend ist es daß die Neubekehrten vor den ersten Aposteln sich der Lehre widersetzten, als müßten alle die nicht dem wahren Gott gedient hatten nie erlöschender Höllenpein verfallen. „Wenn, riefen sie, das fleischgewordene Wort für alle starb, sollte nicht sein Tod jedem nützen? Wenn er alle zu ewiger Strafe verurtheilt die sein Gesetz nicht beobachtet haben, warum hat er länger als 1500 Jahre gezögert um uns seine Lehre zu verkündigen?“ Auch fanden sie daß diese Lehre sich nicht vereinigen lasse mit der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes. Die Bonzen benützten geschickt diese Zweifel und bemerkten schlau: was taugten die christlichen Priester, wenn sie keine Seele aus der Hölle zu erlösen vermöchten? Entweder müsse der Christengott sehr grausam seyn wenn er in solchen Bestrafungen schwelge, oder sehr ohnmächtig, wenn er vielleicht beim besten Willen die Verdammten nicht erlösen könnte. Die mythologische Geschichte Japans reicht rückwärts in einen bescheidenen Raum von 2,342,467 Jahren, die chronologische Geschichte dagegen bis 660 v. Chr., wo das Reich schon unter der Herrschaft eines geistlichen Souveräns des Mikado gestanden haben soll. Die Errichtung der Würde eines weltlichen Kaisers beginnt erst um die Mitte des 12ten Jahrhunderts n. Chr. Das Reich bestand nämlich aus kleinen Gauherrschaften mit feudalen Oberhäuptern. Um dem Zerfall in Particularsouveränetäten vorzubeugen, ernannte der Mikado damals einen Siogun oder Reichs-Generalissimus. Die Siogune suchten in der Folge nach und nach die Hoheit des Mikado auf das geistliche Feld einzuschränken, bis auch sie wiederum in ganz neuester Zeit sanft durch einen Staatsrath mediatisirt worden sind, welcher thatsächlich die Staatsgeschäfte an sich genommen hat

[1] Narrative of the Earl of Elgin's Mission to China and Japan by Lawrence Oliphant. Edinburgh. Blackwood.

Der geistliche Herrscher, oder der japanesische Papst, wird bisweilen auch Dairi (Palast) genannt, eine Abkürzung für Dairi-Sama, Herr des Palastes. Nur in Kriegszeiten führt der weltliche Kaiser den Titel Siogun, in Friedenszeiten heißt er Taikun oder Kobu. Unter dem Siogun Nobanunga († 1582) genossen die ersten Missionäre die größte Freiheit. Als sich die Bonzen der Ausbreitung des Christenthums widersetzen wollten, beschied sie der Kaiser vor sich und legte ihnen die Frage vor: wieviel verschiedene Religionssecten es im Reiche gebe. Antwort: Fünfunddreißig. „Also, sprach der tolerante Monarch, sehe ich nicht ein warum wir nicht auch bei einer sechsunddreißigsten zu existiren vermöchten. Man lasse die Fremden gewähren.“ Ein gemeiner Holzhauer, den er nach und nach zum Oberfeldherrn seiner Truppen erhoben hatte, Taiko-Sama, bemächtigte sich nach Nobanunga's Ermordung des Thrones. In Zeit von zehn Jahren hatte er sich alle rebellischen Lehensträger gehorsam gemacht, unter ihm begannen auch die Christenverfolgungen. Von dem Kaiser selbst besitzen wir einen Brief an den portugiesischen Statthalter in Goa, worin er seine Gründe gegen Einführung des Christenthums hören läßt. Sie sind rein politischer Natur. Auf den alten japanischen Lehren beruhe die Gliederung der Gesellschaft, nach Einführung des Christenthums möchte aber der Sklave nicht mehr seinen Herrn, der Bauer nicht mehr den Baron, der Baron nicht mehr den Kaiser anerkennen. Unter seinem Nachfolger, Ogosho-Sama, kamen anfangs wieder bessere Zeiten für Portugiesen und Holländer. Die Goldausfuhr aus dem metallreichen Lande soll sich damals auf 150,000 Kobans (250,000 Pf. St.) belaufen haben, für jene Zeiten eine ganz gewaltige Summe. Doch waren es sicherlich nicht nationalökonomische Bedenken welche schließlich zur Austreibung von Spaniern und Portugiesen führten. Ueber die wahre Veranlassung herrscht noch ein Dunkel. Die Holländer behaupten daß die katholischen Missionäre eine politische Verschwörung angezettelt, die Katholiken daß die Holländer den Kaiser durch gefälschte Briefe gegen die Portugiesen aufgehetzt hätten. Jedenfalls war das Benehmen der Holländer, die später auf den Wunsch der Japanesen eine christliche Rebellenschaar zusammenschießen halfen, höchst zweideutig, wie denn ihre Kriecherei und Niederträchtigkeit gegenüber orientalischen Despoten allenthalben im Morgenland und auch in Japan den europäischen Namen befleckt hat. Seitdem (1636) blieb Japan allen Völkern bis auf die Holländer verschlossen, welche auf der Insel Desima sich einsperren ließen und alle Arten Schimpf geduldig ertrugen.

Die Engländer unter Lord Elgin waren geradezu berauscht über das herrliche Land und über die hohe Gesittung der Bewohner. „Nicht eine einzige Widerwärtigkeit, bemerkt Oliphant, beschattet unsere Erinnerungen an dieses reizvolle Land.“ Daß die Japanesen lernbegierig sind wissen wir schon längst, neu aber war es zu erfahren daß in Nagasaki ganz vortreffliche Fernröhren, Uhren, Vergrößerungsspiegel und allerhand Glaswaaren nach europäischen Mustern angefertigt werden. Um solche Curiositäten zu erwerben, mußte aber jedermann in ein Gebäude mitten in dem Viereck des Bazars sich begeben. Dort im ersten Stock, zu dem man über eine scrupulös reinliche Stiege gelangte, saßen zwei japanesische Bankbeamte, die mit der Ruhe von Croupiers an deutschen Spielbanken Dollars und Guineen gegen einheimische Währung, nämlich gestempeltes Papiergeld, einwechselten. Kein japanesischer Verkäufer überläßt eine Waare gegen fremde Geldstücke, mag ihre Größe noch so verführerisch seyn, sondern nur das Papiergeld hat Umlauf, und zwar ist der Curs jetzt auf 4 Taels 7 Mace in Papier für den mexicanischen Piaster festgesetzt. Durch diesen einfachen, für die Fremden aber lästigen Mechanismus behält die japanesische Regierung den Handel mit den Europäern vollständig in ihren Händen. Sie kann ihn durch einen hohen Curs nach Belieben einschränken oder unvermerkt mit hohen Zöllen belasten.

Der kurze Aufenthalt in Nagasaki wurde zum Besuch eines Theegartens benutzt. Diese Vergnügungsorte liegen an auserwählt schönen landschaftlichen Punkten, gewöhnlich wie die Tempel auf Vorsprüngen der Thalwände. Der Japanese ist nicht bloß ein leidenschaftlicher Liebhaber von Naturschönheiten, sondern in der Anlage von Gärten nach dem Urtheil selbst der Engländer allen Völkern an Geschmack überlegen. Die Theehäuser haben aber wiederum die schönsten Gärten als Lockmittel für die Besucher. Diese finden dort eine Menge von Speisen bereit, und wenn die Engländer mit dem gastronomischen Verständniß der Japanesen hätten zugreifen können, so würden sie geschwelgt haben als ob sie bei den Frères provençaux für 50 Francs das Couvert befeilt hätten. So aber bielten sie sich an eine Schüssel Reis, und giengen den andern gefährlichen Delicatessen eines unkenntlichen animalischen Ursprungs aus dem Wege. Als die Briten in Nagasaki waren, befand sich dort noch die Navigationsschule, welche kürzlich aber nach Jeddo verlegt worden ist, und zwar nachdem man die Ausbildung der Mannschaften und Officiere so weit gebracht hatte, daß sie ganz allein ohne Begleitung und Aufsicht von einem Europäer mit einem Schraubendampfer von Nagasaki bis Japan gefahren war. Der Soldatenstand genießt in Japan hohe Achtung, denn ihm gebührt die vierte Rangclasse. Die kaiserlichen Truppen sollen aus 100,000 Mann Infanterie und 20,000 Reitern bestehen, doch will Oliphant für die Genauigkeit der Ziffern nicht bürgen. Außer dieser regulären Armee gibt es noch ein Lehnsaufgebot, welches die Barone in Kriegszeiten dem Kaiser zuführen.

Die vielen Secten, die in Japan geduldet werden, scheinen nur verschiedene Spielarten des Buddhismus und Sintuismus zu seyn. Der erstere kam erst 552 n. Chr. nach Japan und schlug nach etlichen Kämpfen am Ende jenes Jahrhunderts Wurzeln. Beide Religionen fordern einen hohen Grad von Sittlichkeit; Reinheit des Herzens und des Wandels ist das Ziel des Sintuismus, der nebenbei körperliche Reinlichkeit durch strenge Vorschriften auferlegt. Der Buddhismus bietet den Gläubigen in seinem Nirvana oder dem Zerschmelzen in das Nichts kein Aequivalent für das Paradies des

Sintuglaubens. Dafür aber kennt er wiederum statt der Sintuhölle nur eine Folge von Wiedergeburten. Die Sintugeistlichkeit ist insofern besser gestellt wie die buddhistische, als ihr nicht, wie dieser, der Cölibat auferlegt wird. Der Mikado selbst, das Oberhaupt der Kirche, ist verheirathet. Noch eine dritte Religion, das Sotu oder der Weg des Lebens, ist weitverbreitet, sichtlich aber nur eine Schattirung von Confutse's Lehre, die obuebieß zu breit und elastisch ist daß sie sich mit jeder Religion verschmelzen läßt. Streng genommen erkennt sie weder einen Gott noch verstattet sie Tempel und Gottesdienst, sondern vermuthet nur einen alles durchdringenden Geist, läugnet künftige Zustände der Belohnung oder Bestrafung, indem sie annimmt daß innere Glückseligkeit nur durch einen rechtschaffenen Lebenswandel und Beobachtung der fünf Cardinaltugenden erreicht werden könne.

Für die Gesandtschaftsmitglieder war Japan das wohlfeilste Land. Niemand nahm ihre Münzen an, sey es aus gewissenhaftem Gehorsam oder aus Furcht vor der Regierung. So geschah es daß man bald mit Tabak, bald mit Thee sich bewirthen, bald auf Fähren übersetzen ließ, kurz auf alle mögliche Art sich verschuldete, ohne bezahlen zu können, da die Eingebornen immer nur höflich ablehnten, höchstens kleine Geschenke nahmen, überhaupt die Briten wie Gäste des Reiches behandelten. Lord Elgin war indessen entschlossen nach Jeddo zu segeln, unter dem Vorwand er müsse eine Yacht welche die Königin dem Kaiser zum Geschenk sendete, diesem im Hafen seiner Hauptstadt übergeben. Die Beamten welche ihn aufsuchten, erhoben Einwendungen auf Einwendungen, um die man sich aber nicht kümmerte. Der letzte Sturm auf den Entschluß des Botschafters wurde in Kanagawa versucht. Die russischen Berichte behaupten, Kanagawa sey eine Vorstadt von Jeddo, und die Gränze zwischen Vorstadt und Residenz nicht zu erkennen. Durch Oliphant erfahren wir aber daß Kanagawa noch 18 Meilen oder 4 deutsche Meilen von Jeddo entfernt liegt. Die Russen behaupten daß das Wasser im Innern der Bay zu seicht für große Fahrzeuge werde — eine Behauptung, womit die japanesischen Beamten sich den Besuch der Europäer vom Leibe haben halten wollen. Mit dem Loth in der Hand, dampfte aber das Botschaftsgeschwader tapfer auf die Hauptstadt los. Als man den Hafen sich näherte, gewahrte man zum größten Verdruß europäisch aufgetakelte Schiffe im innern Hafen. So schien der Ruhm das erste europäische Geschwader vor die Hauptstadt Japans geführt zu haben, im Augenblick des Erringens wieder entrückt zu werden; als man jedoch näher kam, erkannte man an den Masten der fernen Fahrzeuge die weiße Flagge mit der rothen Kugel, so daß also jene Schiffe zur kaiserlich japanesischen Marine gehörten, und, wie sich später ergab, nach dem Muster alter holländischer Schiffe aus vergangenen Jahrhunderten kürzlich auf einheimischen Werften erbaut worden waren. Weiter als 3 engl. Meilen vom Ufer und 5 von dem Landungsplatz selbst vermochte jedoch das Geschwader in den seichten Wasser nicht vorzudringen. Gegenüber hatte man die Vorstadt Sinagawa, während die Aussicht nach der Stadt selbst durch fünf neu erbaute Forts im Wasser versperrt wurde. Im Hintergrund ragte in aller Herrlichkeit der 14,000 Fuß hohe Schneevulcan Fusi-yama empor, von dessen Daseyn unser Hr. Oliphant, wie er selbst naiv gesteht, erst etwas erfuhr als er in Sicht kam. Man mag daraus schließen welche Vorbereitung ein solcher britischer Tourist auf so wichtige Reisen mitnimmt, denn er kann nicht einmal die letzten amerikanischen Berichte über Japan oder sonst etwas über die Hauptstadt gelesen haben, weil Jeddo und der Fusi-yama zusammen gehören, wie Neapel und der Vesuv. Das Geschwader wurde sogleich, Berlinerisch zu sprechen, von den verschiedenen „Spitzen" der Behörden besucht. Jedes solche Wunderthier brachte ein zahlreiches Gefolge mit, darunter Leute welche jedes gesprochene Wort zu Papier brachten; ja man ertappte sogar einen Künstler welcher das Porträt Sr. Excellenz eiligst aufnahm. Dann kamen auch Leute die nichts niederschrieben. Bei näherer Einsicht ergab sich daß diese Spione waren, welche aufhorchten was die „Spitzen" sprachen. Die guten Japanesen konnten, an diese heilsame Aufsicht gewöhnt, nicht begreifen daß an Bord der Flotte sich nur eine Hauptperson befinden sollte, denn in Japan schickt man stets zwei, damit der eine als Spion des andern diene. Als sich endlich der britische Minister einmal Elgin and Kincardine unterzeichnet hatte, waren sie glücklich das Geheimniß errathen zu haben, daß der unsichtbare Kincardine der horchende Schatten Elgins sey, und es kostete einige Mühe ihnen begreiflich zu machen daß beide Namen nur Einer Person gebührten. Jede „Spitze" suchte Lord Elgin zu überreden nach Kanagawa wieder zurückzukehren, doch schien dieß bloß zu geschehen, damit die Spione nicht sagen könnten, die „Spitze" habe ihre Pflicht versäumt, denn sobald der Botschafter seinen entschiedenen Willen hatte vernehmen lassen, warf sich der pflichtgetreue Beamte mit Eifer über die Gansleberpasteten und den Champagner an der Schiffstafel.

Einem Farbendrucke nach zu schließen haben die Forts, welche vor dem innersten Hafen liegen, einen völlig europäischen Anstrich. Sie sind zuerst vertheidigt durch ein Pfahlwerk, hinter welchem aus dem Wasser eine massive Steinquadermauer aufsteigt, über die sich grüne Erdwerke erheben, bewaffnet mit Geschützen des schwersten Kalibers. Diese Bauten würden der japanesischen Kriegswissenschaft die höchste Ehre machen, wenn man nicht wüßte daß die Holländer die Lehrer gewesen wären. Das Wasser in der Hingegend der Werke ist sehr seicht, so daß nicht einmal Boote nahe herankommen können. Die Mannschaft auf den Staatsgondeln war recht ehrbar bekleidet, was man nicht von den Matrosen der Handelsschiffe sagen dürfte. Ein europäisches Taschentuch würde für einen vollständigen Anzug mehr als hingereicht haben, denn der Japanese würde es in zwei Hälften geschnitten, die eine sich um die Lenden gegürtet, die andere quer über die Nase gebunden haben, und zwar das letztere nicht etwa aus schamhaftem Eigensinn, sondern in der Meinung Körpertheile die besonders gegen die Kälte empfindlich sind damit zu bedecken. Des Nachmittags wurden die Schiffe von Gondeln umschwärmt, die auch mit Damen gefüllt waren, welche gewöhnlich sehr unmäßig auf Kosten der Europäer zu lachen pflegten. Zu den täglichen Besuchern auf dem Verdeck gehörte aber Higono-

kami, ein Beamter dem in Aussicht gestellt worden war die künftige japanesische Gesandtschaft nach Europa zu begleiten. Er führte stets eine Reihe von Fächern mit, auf denen er sich ein englisches Wortverzeichniß aufschrieb. Die Japanesen sind an sich schon große Liebhaber im Erlernen fremder Sprachen, der Fleiß dieses Mannes aber gieng so weit, daß er über seine Studien nichts sah und hörte, dafür aber auch jeden Morgen die Lection vom vorigen Tag ohne Fehler wiederholen konnte.

Am 17 August wurde die Landung in den Booten unter allerlei Festlichkeiten und unter dem Klange von Rule Britannia vollzogen. Der Landungsplatz an der Staatstreppe liegt zwischen grünen Batterien, hinter denen herrliche Baumwipfel dunkeln, so daß man eher einen Park als die Schwelle einer Weltstadt zu betreten glaubt. Norimons (Palankine) und Pferde standen für die Mitglieder der Gesandtschaft bereit. Die einheimischen Pferde werden nicht beschlagen, sondern man zieht ihnen einen Strohschuh über die Hufe. Natürlich werden die Schuhe bald durchgetreten und müssen durch neue ersetzt werden, und zwar so oft daß die Japanesen Wegentfernungen nicht nach Meilen, sondern nach der Zahl der verbrauchten Roßschuhe berechnen. Natürlich gerieth Jeddo beim Durchzug der Botschaft in höchsten Aufruhr. Alt und Jung stürzte auf die Straße um das merkwürdige Volk zu sehen, doch gibt es in Jeddo gegen die Pöbelneugier einen prächtigen polizeilichen Apparat. An den Kreuzpunkten der großen Straßen sind nämlich gerade so wie bei unsern Eisenbahnkreuzungen Gatterthüren und Querbalken angebracht, neben denen Straßenwächter stehen. So oft die Cavalcade einen solchen Punkt passirt hatte, wurde die Straße geschlossen und die Neugierigen abgesperrt. Der erste Eindruck von den Residenzfrauen war kein günstiger. Wenn sie sich nicht Gesicht und Busen gespensterhaft schminken, die Augenbrauen ausziehen und ihre Zähne schwarz färben würden, so müßte man ihnen unter den orientalischen Schönheiten eine hohe Stufe einräumen, sie unbedingt wenigstens über die Chinesinnen stellen müssen. Seltsam ist es daß sie sich erst zu verunstalten beginnen nachdem sie einen Ehemann gefunden haben. Vielleicht geschieht es um die eheliche Treue von Seiten der Frau zu sichern, denn jedenfalls kann sie nach diesen Verhäßlichungsanstalten höchstens noch dem Gemahl gefallen. Dieser indessen füllt das Haus mit weiblichen Dienstboten, die ihre Augenbrauen und Zähne in Frieden lassen, und auf diese Art geht es ganz natürlich zu daß japanesische Frauen wegen ihrer Tugend, und japanesische Ehemänner wegen ihres schlüpfrigen Lebenswandels berühmt werden. Ehebruch einer Frau wird mit dem Tod an beiden Theilen des sträflichen Paares gesühnt. Vielweiberei wird nicht geduldet, und die japanesischen Frauen stehen in Bezug auf sociale Freiheiten unter allen Orientalinnen den abendländischen Damen am nächsten. Sie werden nicht eingesperrt und verschleiert, gehen ins Theater, zu Gasterein, in öffentliche Gärten, nehmen Theil an Gondelfahrten und spielen selbst Guitarre, so daß also mit dem Schwärzen der Zähne nicht jeder Funken von Sentimentalität erlischt. Getanzt wird nur von den Frauen untereinander, denn die Männer sind so vorsichtig daß sie sich, da man ihnen freiwillig vortanzt, nicht selbst in Bewegung setzen.

Die Engländer wurden in der Nähe eines Tempels in einem stillen Viertel einquartiert, und genossen neben ihrem Hause einen schattigen Garten. Die untern Räume ihres Hauses waren nur durch verschiebbare Tapetenwände abgetheilt, die Möbel aber in größter Geschwindigkeit nach europäischen Mustern angefertigt worden. Der Boden war bedeckt mit saubern gepolsterten Matten, die man sich anfangs mit den Stiefeln zu betreten scheute, wie denn eine wahrhaft holländische körperliche und häusliche Reinlichkeit die beiter Zier des japanesischen Volkes bildet. Einzelne Mitglieder der Expedition wurden in einem Nachbarhaus untergebracht, wo das Erdgeschoß durch Tapetenwände zwischen ihnen und den Eigenthümern getheilt wurde. Eines Morgens beim Anziehen wurden die Engländer durch ein Rascheln an der Wand aufmerksam, und entdeckten ein paar schwarze glänzende Augen, die durch kleine Löcher in der Tapete hereinschauten. Offenbar war die Morgentoilette eines englischen Herrn ein sehr anziehender Gegenstand für die jungen Damen der Nebengemächer gewesen.

Das aristokratische Viertel der Hauptstadt hat eine von den andern Quartieren höchst verschiedene Physiognomie. Die Straßen waren überall wie gefehrt, und die Polizei fand es dort nicht für nöthig die Neugierigen von den Fremden abzuperren. Die Straßen sind dreißig Schritt breit und in der Mitte mit einem gemauerten Canal voll fließenden Wassers versehen. Die Paläste selbst standen hinter 20 Fuß hohen und weiß getünchten Steinmauern, hie und da von Fenstern unterbrochen, hinter deren Gitter neugierige Frauen sich zeigten. Da die Fronten oft 200—300 Schritt (Yards) maßen, so gab es in einer ganzen Straßenlänge nur 4 oder 5 solcher Wohnungen. Hinter den Mauern müssen beneidenswerthe Gärten liegen, wie man aus den edlen Bäumen schloß, deren Wipfel sichtbar wurden. Eintritt in das Innere war jedoch nicht zu erlangen, denn die Besitzer dieser Paläste sind gerade das den Fremden feindselige Element, weil sie fürchten daß ihre gesellschaftlichen Rechte unter den Neuerungen leiden möchten. Erst kurz zuvor war Bizuno-kami, der freisinnige Staatskanzler, welcher den ersten Vertrag mit den Briten geschlossen hatte, von der altaristokratischen Partei wegen einer Angelegenheit in Bezug auf die Fremden aus dem Amte verdrängt worden. Zur Schande für europäische Hoffärtigkeit müssen wir hinzufügen daß unsere Völker viel zu ungesittet sind, um nicht der fremdenfeindlichen Partei in Japan die besten Waffen zu liefern. Die Zeitungen haben kürzlich Nachricht gebracht daß die Europäer durch ihre schlechte Aufführung den Japanesen Anlaß zu Aergerniß gegeben haben, und daß die Consuln selbst gegen die Ungebühr ihrer Landsleute Protest einlegen mußten. Die Daily Preß in Hongkong vom 21 April 1859 gedenkt bereits ähnlicher Skandale. Matrosen europäischer Schiffe waren bewaffnet ans Land gegangen, hatten sich betrunken, und waren dann in die Wälder entwichen, wo sie von der Landespolizei aufgegriffen und an Bord ihrer Schiffe zurückgebracht werden

mußten. Da die japanesische Polizei keine öffentlichen Unarten von dem einheimischen Pöbel duldet, so mögen die Bewohner Jeddo's einen sehr schlechten Begriff von europäischer Aufführung bekommen, wenn sie unsere Civilisation nur an den Bestialitäten des Matrosenpöbels zu studieren Gelegenheit haben. Die öffentliche Meinung muß daher dem fremdenfeindlichen Adel nur Recht geben, wenn er jede Berührung mit Europäern zu hintertreiben sucht.

Ehemals war Japan in 68 getrennte fürstliche Gauen eingetheilt. Im Interesse der monarchischen Centralisation waren jedoch später diese Gebiete in 360 kleinere Lehen zersprengt worden. Jeder Fürst oder Lehensträger ist gezwungen sechs Monate in Jeddo zu wohnen, und dort sein Weib und seine Familie als Geiseln zurückzulassen, wenn er sich auf seine Herrschaft begibt. Außerdem zählt man noch 300 kleinere Lehen, im ganzen also mehr als 600. Die ursprünglichen 68 Stammhäupter waren Vasallen des Mikado, wenige darunter die des Taikun oder weltlichen Kaisers, während die kleineren Barone wieder nur ein Afterlehen unter den größeren Fürsten besaßen. Von diesen mögen etliche wohl so gut wie unabhängig in ihren Herrschaften seyn, und selbst dem Staatsrath oder der Signoria Trotz zu bieten vermögen. Der vornehmste dieser Herzoge ist Kangono-kami, der nächste Satzuma, der Schwiegervater des Kaisers, er besitzt nicht weniger als neun Stadthäuser in Jeddo und erscheint in der Residenz mit einem kleinen Heer als Gefolge. Atschino-kami ist der dritte der großen Magnaten. Was nun die innere politische Verfassung des Reiches betrifft, so beschränken sich Oliphants Angaben nur auf das Verständniß aus den gelegentlichen Aeußerungen der Japanesen, welche ein Geheimniß aus ihren innern Angelegenheiten zu machen versuchten. Wer am besten unterrichtet seyn möchte, sind die Holländer, aber Verschwiegenheit ist auch ihre Staatsmaxime in Bezug auf alle ihre überseeischen Beziehungen. Was wir hier erfahren, besteht also in der Summe dessen was zur Kenntniß der britischen Gesandtschaft gelangte. Der Mikado oder der japanesische Papst wird nur der Form wegen über weltliche Dinge befragt. Bloß gelegentlich erhält er einen Huldigungsbesuch vom Taikun, doch wird angenommen daß er den Staatsbeschlüssen seine Genehmigung ertheile. Der Taikun selbst aber ist nur ein hoher Staatsgefangener der in einer prächtigen Festung eingeschlossen wird, und der Gedanke ihn mit einer Yacht zu beschenken, war daher ebenso lächerlich als wenn es einem orientalischen Sultan einfallen würde dem christlichen Papste etliche weibliche Haremsschönheiten zu übersenden. Der weltliche Kaiser ertheilt zwar Audienzen, und seine Einwilligung ist zu jedem Beschluß der Signoria erforderlich, doch wird auch er beständig von Spionen überwacht. Das Angeberwesen trug in Japan bisher wenigstens gute Früchte, denn gewiß ist es daß dadurch der Bestechlichkeit der Beamten völlig vorgebeugt wurde. Dem Anschein nach ein Despotismus mit feudaler Gliederung, ist doch das japanesische Reich in Wahrheit eine Oligarchie, denn der wahre Souverän, welcher alle Kleinen und Großen, selbst die Magnaten wieder unter der Aufsicht seiner Spione hält, ist die Signoria oder der Staatsrath, den der Taikun aus fünf Personen des höchsten Adels erwählt, und unter dem wieder ein kleinerer Rath aus acht der Titularfürsten steht. Die Kami's oder die Lords halten wiederum die Signoria, wenn diese gegen das Standesinteresse handeln wollte, einigermaßen im Schach. Eine andere Körperschaft von Gewicht sind die Prinzen von Geblüt, von denen drei eine Art höchstes Tribunal bilden. Bei Meinungszwiespalt in ernsten Dingen zwischen der Signoria und dem Taikun wird der Fall vor dieses Tribunal gebracht. Entscheidet es sich für die Ansicht der Signoria, so muß der Taikun schleunigst zu Gunsten des nächsten Thronerben abdanken. Entscheidet aber, wenn es durch eine entschiedene öffentliche Meinung nicht gezwungen wird, das Tribunal zu Gunsten des Kaisers und gegen den Staatsrath, so verlangt die Reichsgewohnheit daß sich die Mitglieder des letztern sogleich ins ewige Leben befördern. Die bekannte Art des Selbstmordes in Japan, nämlich eigenhändiges Aufschlitzen des Bauches, wird in neuerer Zeit unter gemilderten Formen vollzogen. Die Japanesen zeigten ein Messer welches für den Selbstmord nach altem Styl vortrefflich geeignet war. Jetzt versammelt der Betreffende seine Familie, damit sie Zeuge sey wie ein Held stirbt, bringt sich aber nur einen kleinen Schnitt in der classischen Körpergegend bei. Sein bester Freund harrt inzwischen hinter ihm und schlägt ihm beim Beginn des symbolischen Selbstmordes mit einem Schwert den Kopf ab. Uebrigens gehören solche Freundschaftsproben doch zu den Seltenheiten, wenigstens trug sich während der Anwesenheit der Briten kein derartiger lehrreicher Fall zu. Mit dem Selbstmord rettet der Betreffende die Ehre der Familie, und sicherlich erhalten wir einen hohen Begriff von der Stärke der sittlichen Gefühle bei den Japanesen, wenn sie zur Rettung der Familienehre so hoher Opfer fähig sind. Wird irgendein adeliges Oberhaupt durch seinen Einfluß und seinen Reichthum der Regierung verdächtig, so besitzt diese ein sanftes Mittel um ihn unschädlich zu machen. Sie gibt ihm ein Staatsamt in Miako, welches zwar sehr ehrenvoll ist, aber, wie die Bürgermeisterei in London, auf die Dauer das größte Vermögen zerrüttet. Sollte dieß nicht rasch genug eintreten, so muß der Taikun den Glücklichen durch einen Besuch beehren, worauf das gewünschte Ziel jedesmal erreicht wird. Der Titel Kami umfaßt so verschiedene gesellschaftliche Grade wie der Titel Lord in England, der allen Edelleuten vom Baron aufwärts bis zum Marquis gebührt. Doch führen in Japan vielleicht auch hohe Beamte den Titel Kami. Die Saimios sind eine niedere Adelsclasse, auf welche dann die Priester, nach ihnen die unteren Beamten, und die Soldaten, endlich die Erwerbtreibenden und die Bauern folgen. Außer diesen gesellschaftlichen Stufen gibt es noch gewisse verachtete Kasten, zu denen unter anderen die Gerber gehören.

Es fehlt in Japan an Borstenvieh und Schafen. Geflügel, Wildpret und Fische liefern die einzige Fleischnahrung, deren sich überdieß eine Mehrzahl von Secten gänzlich enthält. Saki, welcher aus Reis gebraunt wird, eine blasse Madeirafarbe besitzt, und heiß genossen stark berauscht, ist das einzige geistige Getränk des Landes. Kamen die Japanesen als Güste

an Bord des Geschwaders, so war der englische Schinken gewöhnlich unter allen Leckerbissen derjenige der ihnen am besten mundete, den Champagner aber schätzten sie noch höher als den Saki. Fleißig benutzten die Briten die Gelegenheit sich in Jeddo umzusehen. Der Pöbel rief ihnen gewöhnlich nach: Schaut die Chinesen, denn die Chinesen sind in Japan das einzige bekannte fremde Volk. Dieser Nachruf war höflicher als der in China, wo man auf der Straße den Briten nachschrie: Da gehen die fremden Teufel! Die öffentlichen Badehäuser in Jeddo sind etwas anständiger als die in Nagasaki, denn es baden oder vielmehr waschen sich nicht beide Geschlechter in der Hauptstadt unter einander und gegenseitig, sondern der Raum für die Damen ist durch eine vier Fuß hohe Brüstung abgeschieden. Von Badegewändern ist natürlich keine Rede, sondern das einzige Feigenblatt für beide Geschlechter muß die Seife oder das japanesische Surrogat dieses Reinigungsmittels liefern. In den Magazinen der Seidenhändler fand man verführerische Waaren. Die Seide soll zwar von geringerer Güte als die chinesische seyn, aber die Stoffe sind so schwer daß sie jede Crinoline entbehrlich machen würden; die Stickereien dagegen, die an die Gobelins erinnern, stehen weit über den chinesischen Producten. Die Muster und die Farbenzusammenstellungen zeugen von außerordentlichem Geschmack, den die Japanesen auch sonst bei allen Toilettegegenständen und sonstigem Putz bewähren, indem sie jedes auffallende Muster und alle schreienden Farben vermeiden. Was die städtische Polizei betrifft, so ist sie musterhaft eingerichtet. An der Spitze der Gemeinde steht ein Bürgermeister, sonst aber hat jede Straße ihren Magistrat, welcher Streitigkeiten schlichtet, für die Ruhe seiner Nachbarn bürgt, die statistischen Listen führt und einen Schwarm von Spionen zu seinen Diensten hat. Dieser Beamte wird von den Bewohnern der Straße selbst ernannt, welche unter seinem Befehl reihum durch Patrouilliren für die nächtliche Sicherheit sorgen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Zunahme der Bevölkerung im indischen Archipel.

Dr. Friedmann sagt in Nr. 34 des Ausl. 1856, über die Zunahme der javanischen Bevölkerung und die Glückseligkeit, welche der Javanese unter holländischer Herrschaft genießt:

„Was hindert den Javanen, den Sumatraner oder den Bewohner von Celebes seine Strohmatte nebst den wenigen Geräthschaften, die ersterer für den Reisbau bedarf, mit sich zu nehmen, und sich entweder ins Innere eines Landes zu entfernen wohin die niederländischen Besatzungen und Beamten noch nicht gedrungen sind, oder sich auf einem der zahlreichen kleinen Schiffe und „Prauen," welche allenthalben an den Küsten sich befinden, nach einem der vielen Eilande zu begeben, welche die größern Länder wie einen Gürtel umgeben, und die entweder unbewohnt oder nur spärlich bevölkert sind? u. s. w."

Wir sagen einfach, was den Eingebornen hindert auszuwandern, ist 1) seine Armuth, 2) die Liebe zu seinem Geburtslande, in welchem er lieber Knechtschaft ertragen als in ein fremdes Land ziehen will, 3) das sociale Band als Mitglied einer frohndpflichtigen Gemeinde, 4) das Polizei- und Spioniersystem des indobatavischen Besturns.

1) Seine Armuth, woher soll er sich verproviantiren für die Reise, woher den Reis nehmen für die Aussaat in seiner neuen Ansiedlung, woher die Lebensmittel bis zur nächsten Ernte nehmen? Cocosnüsse, Pisangs, Ananas u. s. w. findet man nur hinreichend wo Menschen wohnen, und diese werden nicht zugeben daß sie der Einwanderer ihnen vor der Nase wegnimmt, und das Schiffchen oder die Prau, welche ihn entführt, soll er wahrscheinlich stehlen?

2) Die Liebe zu seinem Geburtslande ist so stark daß javanische, nach fremden Etablissements bestimmte Verbannte und Kuli lieber durch Amok ihr Leben zuweilen endigen als sich von der Heimath entführen lassen.

3) Der Gemeindeverband. Der mannbare Eingeborne ist als Mitglied einer Gemeinde frohnpflichtig, und aus diesem Grund an so mannichfaltige Verpflichtungen gebunden daß er nicht so leicht auswandern kann.

4) Das Polizei- und Spionniersystem seines Besturs; läßt er sich einfallen auf eigene Faust auszuwandern, so läuft er Gefahr sowohl in seiner Heimath während der Abreise oder zur See, oder in seinem neuen Schlupfwinkel als Vagabund aufgegriffen und als Banneling zu den Travaux forcés exilirt zu werden, die er mehr fürchtet als Knechtschaft, Unterdrückung und Tod.

Die einfache Ursache warum die Bevölkerung von Niederländisch-Indien, besonders von Java so außerordentlich zugenommen hat, ist der Friede. Seit diese Länder unter einem Scepter stehen, seit Sicherheit der Person und des Eigenthums in allen jenen Gegenden herrschen, wo früher Raub, Mord, Brand, feindliche Ueberfälle und Sklaverei an der Tagesordnung waren, wie heute noch in jenen Ländern die unter eigener Herrschaft stehen, hat sich der Eingeborne ungehindert der Cultur des Landes, der Ausrodung wüster Gründe, dem Anbau des Bodens widmen können. Bei vermehrter Production vermehrten sich die Heirathen, es wurden mehr Kinder erzeugt, die Bevölkerung nahm rasch zu, indem die große Fruchtbarkeit des Landes Existenzmittel genug darbot.

Uebrigens ist nicht außer Acht zu lassen daß früher die Volkszählungen sehr ungenau waren, indem es im Interesse der Häuptlinge, denen diese Zählungen überlassen waren, lag die Volkszahl zu verheimlichen, und geringer anzugeben als sie wirklich war.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. Augsburg, 1 April 1860.

Irische Feste.

Von Baron Reinsberg-Düringsfeld.

Je mehr die alten Festlichkeiten und Gebräuche der verschiedenen Völker Europa's von Jahr zu Jahr verschwinden, um so nothwendiger wird es zu sammeln was sich davon noch erhalten oder als früher üblich nachweisen läßt.

Als ein kleiner Beitrag zu dieser großen Aufgabe mögen die folgenden Mittheilungen über einige irische Feste dienen.

In Dublin wird kein Tag des Jahres von Hoch und Niedrig freudiger begrüßt als der Festtag des heiligen Patrick, des Schutzheiligen von Irland (17 März).

Schon mit Tagesanbruch wehen Fahnen von allen Thürmen, sämmtliche Glocken der Stadt läuten ohne Unterbrechung bis Mitternacht, der Reiche beschenkt den Armen und dieser ruft dafür die Segnungen des Himmels auf den Geber, auf sich selbst und auf den hl. Patrick herab. Spiele aller Art, Tanz und heitere Unterhaltungen währen bis zum Abend und oft die ganze Nacht hindurch, und überall hört man die an diesem Tag üblichen Volkslieder.

In dem Residenzschloß des Lordlieutenants findet jedesmal ein glänzender Ball zu Ehren des Festes statt, in den höhern Privatfamilien werden Diners und Abendgesellschaften veranstaltet, in den niedern Ständen bilden die Schenken und Schnapsläden die Vereinigungspunkte des Tages. Man nimmt einen Morgentrunk um sich zum Fest vorzubereiten, hört dann die Hochmesse an und kehrt aus der Kirche in die Tavernen zurück, um den übrigen Tag mit Trinken und Tanzen zu verbringen.

Auf den Straßen ziehen Pfeifer und Harfenisten von Haus zu Haus, um vor jeder Thür die Melodie des Tages „Patricks day in the morning“ zu spielen, und von allen Seiten hört man alte Weiber mit Massen von Klee aus vollem Halse schreien: „Buy my shamrocks, green shamrocks!“ (Kaufet Klee, grünen Klee!), denn jeder Irländer schmückt an diesem Tag seinen Hut mit einem Kleezweig, dem nationalen Kennzeichen des Landes. Die Legende erzählt nämlich, der hl. Patrick habe, als er im Jahr 433 bei Wicklow gelandet um die Iren zu bekehren und diese den frommen Missionär steinigen wollten, geboten ihn nur vorher noch anzuhören, und als er nun geprediget und seine Zuhörer die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes nicht verstanden, so habe er ein Kleeblatt gepflückt, dieses als Symbol der Dreieinigkeit dargestellt und dadurch die Iren von der Wahrheit seiner Worte überzeugt.

Kinder stecken sich an diesem Tag sogenannte „Patricks crosses,“ Patrickskreuze an die Aermel. Es sind dieß kleine Bilder, welche entweder nur ein Kreuz, oder den Heiligen vorstellen, wie er Schlangen mit seinem Fuß zertritt.

Denn nach dem Volksglauben hat der hl. Patrick nicht nur ganz Irland von allen giftigen Thieren befreit, sondern selbst dem irischen Holz Kraft gegen Ungeziefer verliehen, so daß einem aus diesem Holz erbauten Hause nicht einmal Spinnen nahen konnten. Daher wird auch der Croagh Patrick, ein hoher Berg in der Grafschaft Mayo, von welchem aus der Heilige alles giftige Gewürm ins Meer verbannt haben soll, noch alle Jahre am St. Patrick's Day von unzähligen Pilgern besucht, die sich durch diese Wallfahrt Verzeihung für ihre Missethaten oder Milderung der für ihre Sünden verdienten Strafen zu erwirken hoffen.

Da jedoch St. Patrick, der Tradition gemäß, kurz vor seinem Tod von seinen trauernden und weinenden Freunden ausdrücklich verlangte sie sollten sich über seinen Hingang freuen und jeder sollte einen Schluck trinken, so nehmen auch die Pilger an seinem Gedächtnißtag so lange kleine „crathur“ (Schnäpschen), bis sie sich zuletzt alle trüben Erinnerungen vertrunken haben.

Auf dem Lande und in den kleineren Städten und Flecken von Irland wird der Festtag des hl. Patrick mit nicht geringerer Freude gefeiert als in Dublin. Wo nur ein Wirthshaus ist, steht es allen Gästen offen, und noch vor wenigen Jahren erhielt jeder Eintretende vom Wirth unentgeltlich ein Stück Haferbrod und Fisch nebst einem Krug Bier, dem sogenannten „Patricks pot,“ welchem jedoch in der letzten Zeit ein Glas Whiskey vorgezogen wurde. Doch sind es meist nur junge Leute welche im Wirthshaus Unterhaltung suchen. Denn wer Familie hat, bleibt in seiner Hütte und thut sich am Torffeuer gütlich. In manchen Dörfern, besonders in

denen wo kein Wirthshaus iſt, ſucht man die größte Hütte aus, legt über Böcke Stangen horizontal von einem Ende des Raumes bis zum andern, und darüber die Thüren, welche man in dieſer und der benachbarten Hütte ausbeht. Dann verſammelt ſich alles um dieſe improviſirte Tafel, jedes ißt ſein mitgebrachtes Haferbrod und ſeinen Fiſch, und trinkt während des Abends ſeinen „Patricks pot,“ und wenn man lange genug beiſammen geweſen iſt, trennt man ſich ruhig und zufrieden, um ſich nach Hauſe zu begeben.

Weniger ſtill geht es an den vielen Orten zu, wo am Patricks Day Kirchweih oder „fair,‘ gehalten wird. Der iriſche „fair day,“ der „patron,“ oder wie es gewöhnlich ausgeſprochen wird, „pattern“ oder „patten,“ iſt eigentlich nur eine feſtliche Vereinigung zu Ehren des Gedächtnißtages eines Schutzheiligen der Kirche, wird aber als eine Art ländlichen Feſtes mit Trinken, Tanzen und Prügeln begangen. Denn der „shillelagh,“ der berüchtigte Knüttel, fehlt, ſo gefährlich er iſt, nie in der Hand eines Iren an einem „pattern,“ und ſollte der „pattern“ auf den Feſttag des heiligen Patrick fallen.

Am Tage nach dem St. Patricks Day wird in Irland allgemein der ſogenannte „Sheelahs day,“ Sheelahs-Tag, zu Ehren Sheelahs gefeiert, obgleich nur wenige ſich darum kümmern wer dieſe Sheelah eigentlich geweſen iſt. Einige machen ſie zur Frau des hl. Patrick, andere zu ſeiner Mutter; alle ſtimmen aber darin überein daß ihr Andenken durch Whiskey geehrt werden müſſe.

Der Kleezweig, den man am Patricks Day getragen, wird auch am Sheelah-Feſt am Hut gelaſſen und erſt in ſpäter Nacht ins letzte Glas geworfen, das man trinkt. Hat man jedoch, wie es nicht ſelten geſchieht, dieß ſchon am Tag vorher gethan, ſo wird am Morgen ein friſcher Kleezweig genommen, dem dann am Abend daſſelbe Schickſal zu Theil wird.

Da das iriſche Wort „sheelah“ ein altes liederliches Weib bedeutet, ſteht der Name dieſes Feſtes wahrſcheinlich in gar keiner Beziehung zu dem des hl. Patrick. Vielleicht iſt die Gewohnheit daß die Frauen, wie behauptet wird, an dieſem Tage ihren Männern die Exceſſe vom Tage zuvor entgelten laſſen, die nächſte Veranlaſſung zur Benennung dieſes Feſtes.

Vielleicht war auch Sheelah Day urſprünglich nur eine Nachfeier des Patricks Day, welche, wie es bei engliſchen Feſtlichkeiten häufig vorkommt, vorzugsweiſe den Frauen zuſtand, und da der hl. Patrick, wenigſtens durch die Art der Opfer die man ihm bringt, gewiſſermaßen als chriſtlicher Bacchus verehrt wird, ſo ſteht Sheelah als Name ſeiner Gattin nicht allzufern, obgleich der Heilige im Leben nie verheirathet geweſen iſt.

Am Charfreitag pflegen die Weiber der unterſten Schichten der Bevölkerung Irlands zum Gedächtniß der Leiden Chriſti mit aufgelöſten Haaren, bloßen Füßen und in den ſchlechteſten Kleidern oft ſtundenweit betend und pſalmodirend von einem Marktflecken zum andern zu laufen, um an dieſem Tag mehrere Kirchen beſucht zu haben.

Auch iſt es in den mittlern Diſtricten, wie der Provinz Connaught u. a., unter den niedern Claſſen der Katholiken allgemein üblich den Kindern, ſelbſt denen an der Bruſt, von Mitternacht vor bis Mitternacht nach dem Charfreitag jede Nahrung zu verſagen. Die Eltern ſelbſt nehmen die ganzen 24 Stunden hindurch nichts als ein kleines Stück trockenes Brod und einige Schluck Waſſer zu ſich.

Dagegen werden am folgenden Tag, dem Holy Saturday, große Vorbereitungen getroffen, um ſich für die Faſtenzeit zu entſchädigen. So manche fette Henne, ſo manches leckere Stück Schinken wird ſelbſt vom Weib des Häuslers gegen 8 oder 9 Uhr Abends in den Topf geſteckt, aber wehe dem der vor dem erſten Hahnenſchrei etwas davon anrühren wollte! Mit dem Schlag der Mitternacht hört man unter ſchallendem Händeklatſchen und lautem Jauchzen von allen Seiten den Ruf: „Shidth or mogh or corries!“ (es iſt aus mit den Faſten!) und einige Stunden hindurch iſt nichts als Freude und Jubel. Dann zieht man ſich zurück, um gegen 4 Uhr Morgens wieder aufzuſtehen und die Sonne tanzen zu ſehen. Denn nicht bloß im Bauernſtande, ſondern ſelbſt in den anſehnlichſten und wohlhabendſten Familien iſt in Irland der Glaube herrſchend, daß die Sonne am Oſtermorgen zu Ehren der Auferſtehung des Herrn tanze, und man beobachtet dieſe Erſcheinung, welche die Engländer „lamb-playing,“ Lammſpiel, nennen, in einem Quell oder klaren Waſſer.

Der Vorabend und Tag des erſten Mai heißt auf Iriſch „neen“ und „la na Beal tina,“ Abend und Tag des Bealsfeuers, weßhalb auch der Monat Mai von den Irländern „mi na Beal-tina“ oder „Bealtuinmi“ Bealsfeuersmonat, genannt wird.

Der Maiabend gilt als beſonders gefährlich. Die Unterirdiſchen (good people) haben alsdann die Macht und Neigung Schaden aller Art anzuſtiften; das böſe Auge (evil eye) iſt aufgeweckter und boshafter als gewöhnlich, und eine Mutter oder Wärterin, die an dieſem Tage mit ihrem Kind auf dem Arme ſpazieren gienge, würde gerabezu als ein Ungeheuer verſchrien werden. Ueberhaupt ſieht man am Maiabend ſelten eine Frau draußen. Denn obgleich Jugend und Schönheit größerer Gefahr ausgeſetzt ſind, ſo iſt doch weder die Wange einer Frau mit grauem Haar, noch die abgearbeitete Hand einer Bäuerin vor dem „blast“ ſicher. So nennt man nämlich eine große runde Geſchwulſt, die ganz plötzlich entſteht und von dem giftigen Athem herrühren ſoll womit einer der Unterirdiſchen in einem Augenblick des Muthwillens oder der Rachſucht den betreffenden Körpertheil angehaucht hat.

Um die Milch vor den Diebereien des good people zu ſchützen, läßt man am Maiabend die Kühe über angezündetes Stroh oder Reiſig ſpringen.

Eine andere an dieſem Tag übliche Sitte iſt das Stechen mit Brennneſſeln. In den Städten, beſonders in den ſüdlichen Provinzen Irlands, halten ſich nämlich die Schuljungen am Maiabend für befugt mit einem Bündel von Brennneſſeln in den Straßen auf- und abzulaufen, und ihre Cameraden oder auch andere Perſonen denen ſie begegnen, und von denen ſie glauben keine Beſtrafung befürchten zu dürfen, damit ins Geſicht und auf die Hände zu ſtreichen.

Am Maitag ziehen in Irland die den englischen Morrice-Dancers ähnlichen „Mummers“ herum. Es sind dieß größere oder kleinere Trupps von Mädchen und Burschen aus irgend einem Dorfe, die sich durch ihr hübsches Aeußere und ihre Gewandtheit — die Mädchen im Tanzen, die Burschen im Ballspiel und in Kraftübungen — auszeichnen. Sie gehen stets zu zwei und zweien und in drei Abtheilungen hinter einander: vorn und hinten die Burschen in weißen oder hellfarbigen Jacken oder Westen, mit Bändern und Schleifen am Hut und Aermeln, und in der Mitte die Mädchen, ebenfalls in helle Farben gekleidet und mit Bändern geschmückt. Zwei der Mädchen tragen jede einen Stechpalmenstrauch, der mit einer wahren Verschwendung von langen Bändern oder buntfarbigen Papierstreifen aufgeputzt ist, und an dessen Zweigen mehrere neue Bälle hängen, die von den Mädchen zu Geschenken für die männliche Jugend der verschiedenen Ortschaften bestimmt sind. Jedem Zuge geht Musik voran, mitunter bloß ein Dudelsack, meist aber eine Pfeife und Trommel oder Tambourin. Ein Spaßmacher darf ebenfalls nie fehlen. Er trägt eine abscheuliche Maske und in der Hand eine lange Stange, an deren Ende Tuchlappen festgenagelt sind, welche er in jeden Pfuhl und jede Pfütze tunkt, um damit, zum großen Jubel der nachlaufenden Straßenjugend, alle diejenigen zu bespritzen welche sich zu nahe an seine Gefährten herandrängen.

In jedem Dorfe, vor jedem Herrensitz führen die Mummers ihre Tänze auf und erhalten Geld dafür, was des Abends im Wirthshaus gemeinschaftlich vertrunken wird.

In Dublin und der Umgegend gehen junge Männer und Knaben am Maitagmorgen ganz früh oft einige Meilen weit, um den „May-bush,“ einen 4 bis 5 Fuß hohen Weißdornstrauch, zu holen, welchen sie in der Mitte der Straße oder des Platzes wo sie wohnen in die Erde pflanzen. Dann wandern sie von Haus zu Haus um Geld einzusammeln, um Lichter, Torf und, reichen die Fonds aus, alte Theertonnen kaufen zu können. Die Lichter werden an den einzelnen Zweigen des Strauches befestigt, Torf und Theertonne dienen um ein recht großes Feuer zu machen. Früher gehörten, sollte das Feuer für regelrecht gelten, auch Knochen und namentlich ein Pferdekopf dazu, und die Knaben pflegten in den Lohgerbereien von Kilmainham, in einer der Vorstädte von Dublin, eine wahre Niederlage von solchen Knochen aufzuspeichern, um am ersten Maimorgen ganze Bürden voll von dort holen und nach den verschiedenen Bestimmungsorten hintragen zu können. Die noch übrige sprüchwörtliche Redensart: „I will drag you like a horse's head to the bonfire“ verdankt dieser Sitte ihren Ursprung.

In der Dämmerung wird der May-bush aufgeputzt, das zum Feuer herbeigeschaffte Brennmaterial zurechtgelegt, und, sobald die Lichter alle angezündet sind, unter dreimaligem Hurrah um den Strauch herumgetanzt und gesprungen. Sind die Geldbeiträge reichlich genug ausgefallen, wird ein Topf Porterbier gekauft um die allgemeine Fröhlichkeit noch zu erhöhen.

Nach einer Stunde ungefähr wird auch das Feuer in Brand gesteckt, und der Strauch, wenn alle Lichter abgebrannt sind, in die Flammen geworfen. Ist das Feuer aus, kehrt jedes nach Haus zurück und die Maitagsfeier ist beendet.

Im Dorfe Finglas, 2 oder 3 Meilen nördlich von Dublin, wird statt des Maibusches eine hohe Stange genommen, kunstvoll mit Blumenkränzen, Laubgewinden und Bändern ausgeschmückt, und um sie herumgetanzt. Zahlreiche Landbewohner aus verschiedenen Districten des Landes strömen herzu, um an diesem Tanze theilzunehmen; der beste Tänzer und die gewandteste Tänzerin werden zum König und zur Königin des Festes erwählt, auf Stühle gesetzt, und wenn das Tanzen aufgehört hat, von einigen der Anwesenden nach einem naheliegenden Wirthshaus getragen, wo sie mit Schinken, Rindsbraten, Whiskeypunsch, Porter, Kuchen und Ale tractirt werden. Nach dem Essen wird gewöhnlich noch in der Stube getanzt, ehe man sich trennt.

In den untern Classen der irischen Bevölkerung ist allgemein der Glaube verbreitet, daß am ersten Mai wie am ersten Januar den ganzen Tag über Feuer im Hause brennen muß, wenn das Glück nicht aus ihm weichen soll.

Zu Pfingsten nahmen die Irländer früher nur Milchspeisen zu sich, und ihr Frühstück bestand aus Brod, Kuchen und einem Getränk aus heißem Wasser und Weizenkleie.

Am Vorabend des Johannistages, in manchen Gegenden schon am 21 Juni, werden um Mitternacht auf allen Höhen Feuer angezündet, um welche man herumtanzt, und durch welche zuletzt Menschen und Hausthiere hindurch müssen, sollen sie das Jahr über vor Unglück verschont bleiben. Auch pflegt man Rohr in Bündeln fest zusammenzubinden, anzuzünden und damit herumzulaufen.

Eine eigenthümliche Ceremonie findet an diesem Tag in Stoole bei Downpatrid im nördlichen Irland statt.

In der Ebene nämlich, welche den dem heiligen Patrick geweihten Berg umgibt, befinden sich drei Quellen, denen außerordentliche Kräfte zugeschrieben werden, und mehrere Steinhaufen, die hie und da zerstreut umherliegen. Mit dem Schlag der Mitternacht nun laufen Hunderte von Leuten so schnell als möglich um einige dieser Haufen herum, an andern knieen Schaaren von Andächtigen mit bloßen Füßen und Beinen. Männer ohne Rock, und anstatt des Hutes mit einem Schnupftuch um den Kopf, gehen siebenmal um jeden Steinhaufen herum, küssen den Boden, bekreuzigen sich und begeben sich dann nach dem Berg, um auf einem steilen und holperigen Wege, auf welchem man nicht ohne Anstrengung hinaufsteigen kann, mit bloßen Knieen die Höhe hinaufzurutschen. Viele halten dabei ihre Hände auf dem Rücken verschränkt, andere legen sich noch große Steine auf den Kopf. Haben sie diese Ceremonie siebenmal wiederholt, so gehen sie zum sogenannten Patrickstuhl, wie sie zwei mächtige aufrecht stehende flache Steine oben auf dem Gipfel des Berges nennen, treten, nachdem sie sich bekreuzigt, zwischen die Steine, und werden dort, während sie ihre Gebete murmeln, von einem alten Mann, der eigens dazu oben sitzt und dafür bezahlt wird, dreimal auf ihren Füßen herumge-

dreht. Dann gehen sie zum Schluß ihrer Bußübungen nach einem Steinhaufen, welcher der Altar genannt wird.

In derselben Zeit drängen sich die in großer Anzahl vorhandenen Lahmen, Krüppel und Blinden nach den drei Quellen, um in dem vom heiligen Patrick geweihten Wasser ihre körperlichen Gebrechen abzuwaschen.

Obgleich diese Feier das ächte Gepräge des Heidenthums an sich trägt, begehen sich doch noch alle Jahre Tausende von Andächtigen aus den entlegensten Theilen des Landes nach Stoole, um dort in der Johannisnacht die üblichen Abwaschungen und Bußübungen vorzunehmen.

Zu einer ähnlichen sonderbaren Feier gibt in Ardmore in Irland das Fest des heiligen Declan, des Schutzheiligen und ersten Bischofs dieser Stadt, Anlaß.

St. Declan war in der Grafschaft Waterford, in welcher Ardmore liegt, geboren, stammte aus der Familie Desii und gieng zu seiner Ausbildung nach Rom, von wo er gegen 402, vom Papst zum Bischof geweiht, in sein Vaterland zurückkehrte. Hier wurde er ein Freund und Genosse des heiligen Patrick, und stiftete das Bisthum von Ardmore, als dessen erster Bischof er in sehr hohem Alter starb. Ein Stein, ein Quell und ein Grab auf dem Kirchhof tragen noch den Namen des Heiligen, dessen Gedächtnißtag (24 Juli) jedes Jahr zahlreiche Pilger herbeizieht.

Schon ganz früh Morgens ist der ausgedehnte Strand, welcher die Westseite der Bay von Ardmore bildet, wie bedeckt mit Menschen. Zelte und Buden zum Verkauf von Lebensmitteln, Getränken und Kramwaaren stehen in parallelen Reihen längs der Küste hin, und über jedem Zelt weht ein mächtiger grüner Zweig oder eine Fahne mit einem patriotischen Motto.

Schaaren von Andächtigen, die Männer in weiten Hosen und Hemden oder bloß in Hemden, die Frauen in Unterröcken, die über den Knieen festgesteckt sind oder auch in bloßen Hemden, knieen ohne Unterschied durcheinander um den Stein des Heiligen herum und kriechen dann eines nach dem andern der Länge lang auf dem Boden liegend durch das in diesem Stein befindliche enge Loch, [1] dessen Durchgang noch durch die scharfen Kanten der Seitenwände erschwert wird. Einige machen diesen Weg selbst mehreremale, denn der „Holy rod“ gilt als äußerst wunderthätig: der Sage nach ist er zur Zeit, als der heilige Declan in Ardmore eine Kirche baute, von Rom angeschwommen gekommen, um auf seinem Rücken eine große Glocke für den neuen Kirchthum und geistliche Gewänder für den Heiligen zu bringen. Unfern von ihm, auf einer Klippe die über das Meer hinausragt, befindet sich der Quell des Heiligen, zu welchem sich alles drängt sobald die Ceremonien am „heiligen Fels“ beendet sind. Haben die Pilger reichlich Wasser daraus getrunken, so waschen sie sich Füße und Beine in dem Bach welchen der Quell bildet, und besprengen sich und ihre Nachbarn unter Gebeten mit dem Wasser desselben. Der Besuch des Grabes oder „Dormitory of St. Declan“ schließt die religiöse Feier des Tages.

Dieses Grab ist ein kleines niedriges Bauwerk und bereits vier Fuß tief unter dem Boden von Erde leer, so viel ist schon von den Gläubigen handvollweis hinweggetragen worden; denn eine Frau, die bis an der Brust in der Grube steht, kann kaum allen Forderungen derer genügen welche Erde aus dem Grabe des Heiligen verlangen. Von jedem dem sie etwas Erde herausgibt, empfängt sie einen Penny oder Halfpenny „aus Liebe für den Heiligen.“

Ein menschlicher Schädel von bedeutender Größe, der am oberen Ende des Grabes liegt, wird für den Schädel des Heiligen gehalten, und niemand wird ihn ansehen, ohne sich ehrfurchtsvoll vor ihm zu verneigen.

Nach diesem Besuch des Grabes wird die übrige Zeit des Tages und meist auch die ganze Nacht unter lautem Jubel in den Zelten und im Freien mit Trinken hingebracht.

Der letzte October oder Tag vor Allerheiligen wird von den Iren „Oidhche Shamhna,“ Nacht vor Samain, genannt. Auf dem Lande ziehen an diesem Tag die Bauern mit Knütteln und Stöcken von Haus zu Haus, um sich Geldbeiträge, Brodkuchen, Käse, Butter, Eier und dgl. zum Fest zu erbitten, indem sie darauf bezügliche Lieder singen, im Namen des „St. Columb Kill,“ wie sie sagen, zu Vorbereitungen für das Fest auffordern und zugleich die Mahnung aussprechen, man möge das gemästete Kalb bei Seite stellen und das fetteste schwarze Schaf aussuchen.

Jede Hauswirthin ist damit beschäftigt Kuchen zu backen und Lichter zu ziehen. Die letzteren schickt man sich wechselseitig als Geschenke zu, um sie am nächsten Tage anzuzünden, und während sie brennen, für die abgeschiedenen Seelen der Familie des Gebers zu beten.

Bei dem Festessen sind in jedem Hause die besten Fleischspeisen, die man hat bekommen können, im Ueberfluß vorhanden, und Aepfel und Nüsse werden wahrhaft massenhaft vertilgt. Einen Hauptbestandtheil der Mahlzeit bildet die sogenannte „Lamb's-wool“ oder Lammswolle. Sie besteht aus zerquetschten Bratäpfeln, Ale und mitunter Milch oder Weißwein. Der Name soll aus „la mas ubhal,“ Tag der Aepfelfrucht, welches lamasool ausgesprochen wird, herrühren, sich auf die heidnische Zeit beziehen, wo der jetzige erste November dem Geist des Obstes und der Saaten geweiht war und von den Engländern in lamb's-wool verstümmelt worden seyn. Nüsse sind die nothwendige Zugabe zur Lammswolle und gehören zu den Unterhaltungsmitteln dieses Abends. Junge Leute verbrennen sie paarweis auf dem Rost oder in der glühenden Asche und weissagen aus ihrem Brennen die Beständigkeit und Liebe des Gegenstandes ihrer Herzensneigung. Ueberhaupt gilt in Irland der Abend vor Allerheiligen oder der „heilige Abend“ für die günstigste Zeit um die Zukunft zu erforschen, und die Mädchen suchen deßhalb auf die mannichfachste Weise das Schicksal zu befragen.

Einige reißen Kohlstrünke aus, um aus ihrer Größe und ihrem Wuchs auf die Gestalt ihres zukünftigen Mannes schlie-

[1] St. Declan's stone ist nämlich ebenso wie St. Patricks chair ein altkeltischer Altar, gleich dem „Tolmin“ der Bretagne, und besteht aus einer großen Felsplatte, die wenig über dem Boden erhaben auf zwei andern Steinen ruht.

ßen zu können. Andere säen Hanfsamen und glauben dabei den ihnen bestimmten Mann hinter sich zu erblicken.

Noch andere hoffen ihn zu sehen wenn sie einen Knäuel Garn zum Fenster hinaus werfen, es in der Stube auf einer Weife aufweifen, indem fie dabei wiederholt das Vaterunfer verkehrt fprechen, und dann zum Fenfter hinausgucken, oder wenn fie ihr Hemd umgedreht ans Feuer hängen und die Nacht über in einer Ecke des Zimmers fitzen, weil dann die gewünschte Erscheinung zum Schornstein herunterkommen und das Hemd wieder umdrehen soll.

In ähnlicher Absicht läßt in Irland die Hausfrau zu Fastnacht ihren Trauring in den Teig des ersten großen Pfannkuchens gleiten, den sie bäckt. Dieser Kuchen wird dann Abends in so viel Stücke zerschnitten als Personen anwesend sind, und wer in seinem Theil den Ring findet, legt ihn die Nacht über unter sein Kopfkissen, fest überzeugt er werde nicht nur vom zukünftigen Gegenstand seiner Liebe träumen, sondern der Traum müsse auch vor nächster Fastnacht noch in Erfüllung gehen.

Am Abend vor Allerseelen wird ein kleiner Tisch in die Mitte des Wohnzimmers gestellt, mit einem blendendweißen Tuche bedeckt und darauf zwischen zwei brennenden Lichtern ein großer Rosenkranz gelegt. Dicht vor diesem Tisch kniet dann der Familienvater nieder, ein Gebetbuch in der Hand, aus welchem er das Offiz für die Todten vorliest und um ihn herum knieen Frau und Kinder welche in die Antworten einfallen. Zuerst wird für die Seelenruhe aller verstorbenen Gläubigen gebetet, ohne diese letzteren näher zu bezeichnen, hierauf folgen Gebete für die dahingegangenen Verwandten, Freunde und Nachbarn, ohne sie jedoch bei Namen zu nennen, und zuletzt, nach einer kleinen Pause, schließt jedesmal die Formel: „Und wir flehen demüthig den Thron der Gnade an, er möge um der Verdienste unsers Herrn und Heilands willen und auf Fürsprache der gebenedeiten Mutter und der Heiligen im Himmel, der Seele unsers todeserblichenen Nachbars N. N. die ewige Ruhe gewähren — laßt uns beten — Gnade und Erlösung für ihn! Möge er in Frieden ruhen!“ worauf im Chor „Amen“ gesagt wird. Dann steht man auf, die Lichter aber bleiben angezündet, damit jeder, der noch vor der Schlafensstunde das Haus betritt, an dem Tische niederknieen und beten könne.

Zum Schlusse dieser Mittheilung irischer Feste möge noch ein seltsamer Gebrauch Erwähnung finden, welcher am Dreikönigstag oder der zwölften Nacht (twelfth night) üblich ist. Des Abends wirft nämlich jedes Mitglied der Familie der Reihe nach einen Laib Brod an die Thür der Wohnung, während bei jedem Wurf die herkömmliche Strophe:

In Gottes Namen verbannen wir den Hunger aus diesem Hause,
heute Nacht und jede Nacht bis zur selben Nacht übers Jahr!

im Chor wiederholt wird. Sobald jedes geworfen hat, wird die Thür geöffnet und die draußenstehenden Bettler, welche schon immer die Schläge zählen um zu wissen wie viel Brode sie bekommen werden, stürzen herein, um sich aller an die Thür geworfenen Brode als der ihnen zufallenden Beute zu bemächtigen.

Entdeckung neuer Ruinen in Chiapas durch Pontelli.

(Aus der Illustration.)

Nachdem ich einen großen Theil Afrika's und Asiens durchwandert und Südamerika in seiner ganzen Ausdehnung besucht hatte, führten mich meine wissenschaftlichen Forschungen nach Mittelamerika, wo ich drei aufeinanderfolgende Jahre zubrachte. Von der Landenge von Panama bis nach Tehuantepec habe ich alles in den Bereich meiner Forschungen gezogen, und so habe ich das gute Glück gehabt ein in der Geographie ganz unbekanntes Land zu entdecken. Wenn vor mir kein anderer Reisender dahin vordringen konnte, so liegt der Grund darin daß die diese Gegend bewohnenden Völkerschaften schon seit der Eroberung einen tödtlichen Haß gegen die Weißen und insbesondere gegen die Spanier hegen; daß sie zu gewissen Zeiten die Städte des Küstengebiets, von Yucatan, von Vera Paz, von Tabasco und Chiapas, verheeren, alles in Brand stecken, und jeden der ihnen in den Weg kommt niedermetzeln.

Der interessanteste Theil des Landes liegt an einer der Gränzen des mexicanischen Gebiets des Staats Chiapas: er nimmt eine sehr ausgedehnte Bodenfläche im südlichen Theile Mexico's und am stillen Meer ein, und umfaßt ungefähr 19,000 Quadratlieues. Bewässert von einer Menge von Flüssen und raschfließenden mäandrischen Canälen, erinnerte mich dieses von hohen Bergen durchschnittene Land so lebhaft an die Schweiz, wo ich den größten Theil meiner Jugend zugebracht hatte, daß ich ihm sofort den Namen „amerikanische Schweiz“ beilegte.

Die zahlreichen Ruinen mit denen der Boden bedeckt ist, interessirten mich in hohem Grade. Die geographischen Gesellschaften von New-York und Paris haben bereits von Copanaquista und Ostuta gesprochen, auf die ich zuerst sie hingewiesen hatte; allein abgesehen von den herrlichen Ueberresten einer sehr vorgeschrittenen Gesittung, welche das Gebiet dieser beiden Städte bedecken, könnte ich noch der Namen von sieben oder acht andern Städten Erwähnung thun. Die zahlreichen Teocali [1] oder Gräber der alten Krieger und ihrer Familien tragen annoch hieroglyphische Spuren, und sind mit alterthümlichen Bildwerken bedeckt. Man stößt mit Erstaunen und Bewunderung auf Gräber von Königen, auf Sarkophage, Thürme, Trümmer von Palästen, schöne Mosaiken, gut erhaltene, aber zum Theil unter den Boden begrabene Wasserleitungen, viereckige Porphyr- und Jaspisthürme aus einem einzigen Block. Die Schönheit dieser Ruinen übertrifft alles was man sich denken kann.

Kein Reisender der nicht genau mit den Mundarten dieser verschiedenen und alten Völkerstämme, sowie mit den Maya-, den zapotekischen oder chiapanesischen Hieroglyphen vertraut ist, vermöchte in diesen reichen Trümmern etwas aufzufinden. Ich bleibe besonders bei den chiapanesischen Zeichen

[1] Teocalli und nicht Teocali bedeutet wörtlich im Nahuatl Gotteshaus oder Tempel, die Bezeichnung ist daher oben sehr ungenau.
D. Red.

stehen, weil sie mich mit einer Menge Götzen bekannt gemacht haben die den Gegenstand der Gottesverehrung bilden, so z. B. mit den Göttern Amida, Toranga, Xantai, Xaca, Canu, dem Gift Natsicha und der großen Schlange, welche die Steine umgibt auf denen die Opfer dargebracht wurden.

Die Mayas-, Sapoteker- und Lacandoner-Indianer, kriegerische Völker, wohnen im Innern; will man zu ihnen gelangen, so muß man nothwendig ihre Sprachen kennen, genaue Kenntnisse im Kriegswesen, in der Reitkunst, der Botanik und Mineralogie besitzen, um bei den Häuptlingen und Aeltesten Werthschätzung und Hochachtung zu erwerben, und um im Stande zu seyn die zahlreichen Geheimnisse der Pflanzen zu sammeln und Erkundigungen über den Reichthum des Bodens einzuziehen.

Der Indianer dieser Himmelsstriche ist ein vortrefflicher Beobachter, nichts entgeht seinem scharfen Blicke. Ein Feind der Schmeichelei, ehrt er einen Fremden wenn er in ihm höhere Eigenschaften erkennt; stößt er aber auf Menschen welche ihre Race über die seinige setzen, und sich zu Beherrschern aufwerfen wollen, so ist er unbarmherzig, und behandelt sie wie die Seinigen dereinst den Obersten Galindo, zwei belgische Naturforscher und drei spanische Dominicaner behandelten, welche eine unzeitige Ueberhebung mit dem Leben büßten.

Um gefahrlos mitten unter diese Völkerschaften dringen zu können, bedarf es eines einfachen Aeußern, Nüchternheit und Mäßigung im Benehmen, gleichzeitig aber eines energischen Charakters, der nicht nur Achtung, sondern auch Vertrauen gebietet — eine Achtung und ein Vertrauen die der Indianer übrigens erst dann gewährt wenn der Fremde sich *vielfach erprobt hat*. Sehr kurz angebunden, spricht der Indianer häufig durch Zeichen. Der erste welcher mich anredete, fragte mich was ich in diesem Lande thun wolle; sodann brachte er mir, um mich auf die Probe zu stellen, ein wildes Pferd, das ich zähmen mußte. Er lud mich zur Jagd auf reißende Thiere ein, und zeigte mir später metallhaltigen Quarz und Früchte: wehe mir wenn ich diese verschiedenen Proben nicht siegreich hätte bestehen können! Verachtung und Ausweisung wären sofort die geringste Strafe für meine Unwissenheit gewesen. Das Mittel welches die Indianer anwenden, um eine Nachricht von Stamm zu Stamm gelangen zu lassen, ist sehr einfach: sie blasen in ein Horn, das durch eigenthümliche Töne diese oder jene Nachricht kundthut. Wenn ein Fremder auf ihrem Gebiet erscheint, so ist seine Anwesenheit in weniger als einer Stunde schon 25 Lieues weit bekannt. Ist es ein Feind, so stellt man ihm auf Tritt und Schritt nach, und er fällt bald unter ihren Händen.

Die Bevölkerung ist nüchtern und äußerst sittenstreng. Wenn irgendeiner des Stamms sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, versammelt sich augenblicklich der Rath der Aeltesten, und hält Gericht über ihn; nicht nur der Schuldige wird seinem Verbrechen gemäß gezüchtigt, sondern die Verwandten, bis zum entferntesten Grad, sind genöthigt mit ihm das Land zu verlassen — es gibt keinen Platz mehr für sie in der Völkerschaft.

In einem nächsten Artikel werde ich auf die unerschöpfliche Fundgrube von Merkwürdigkeiten und Beobachtungen zurückkommen welche dieses unbekannte Land enthält, von dem ich heute nur einen allgemeinen Abriß gebe.

Die Ruinen von Ostuta (der Stadt des großen Häuptlings) liegen an einem der malerischesten Orte. Diese Stadt, ehedem der Wohnsitz der Häuptlinge, erstreckte sich längs dem Ufer des heutzutage el Dorado genannten Flusses, in einem herrlichen von Bergen umschlossenen Thale. Auf dem einen der Gipfel sieht man die Ruinen eines alten Palastes, von welchem aus man das ganze Thal beherrscht und überschaut. Am Fuße dieser Anhöhe sieht man einen andern Palast, mit einer Menge Figuren und eingemeißelten Hieroglyphen, Bruchstücken von Säulen und herabgeworfenen Capitälen. Ich zweifle nicht daß die Wissenschaft unter diesen Alterthümern eine Menge Entdeckungen machen und unendliche Reichthümer auffinden kann. Augenscheinlich stehen diese Orte mit geschichtlichen Erinnerungen in Verbindung welche hohe Achtung einflößen; der Beweis dafür liegt in dem Brauche welcher den Indianern die Pflicht auferlegt dem Eingang in diese Ruinen, unter wechselseitiger Ablösung, zu bewachen — ein Brauch der auch hinsichtlich der Grotten, des Aufenthalts ihrer Gottheiten, beobachtet wird.

Der schlangenumflochtene Opferstein im Walde nahm das Blut der Opfer auf. Auf das Fußgestell sind hieroglyphische Zeichen eingeschrieben. Ein Bächlein das aus einiger Entfernung kommt, verliert sich am Fuß dieses Altars in der Erde. Einer noch erhaltenen Sage zufolge riß der Opferpriester dem Opfer das Herz aus, zeigte es zuvor dem Volk und weihte es dann der Gottheit.

Der Häuptling Bach-na-Jblt (der Löwe der Anden) ist das Oberhaupt der Lacandoner-Jndianer; seine Kriegstracht besteht in Köcher und Bogen, einer Flinte und zwei Pistolen im Gürtel. Auf dem Haupte trägt er einen eigenthümlich gefornten breiten Federbusch. Er allein besitzt das Recht sich den Kopf mit dem Löwenfell zu bedecken. Bach-na-Jblt ist ein Mann von ungemeiner Gewandtheit. Er reitet mit seltener Kühnheit wilde Pferde, setzt über Abgründe hinüber und erlegt mit dem Pfeil einen Vogel im Fluge (!) Sein Häuptlingstitel ist nicht erblich. Wenn er im Verlaufe mehrerer Jahre oder Monate an Siegen oder an Gewandtheit, oder an Naturkenntnissen übertroffen wird, so versammelt sich der Rath der Aeltesten um ihm einen Nachfolger zu wählen. Der Häuptling tritt dann in den Rath der Aeltesten über. Auch eine Frau welche die Hand eines Bach-na-Jblt erhalten will muß ihre Proben ablegen. Man kann nichts seltsameres sehen als die Einsetzung eines Bach-na-Jblt oder Anden-Löwen. Sein Leib ist mit zugerichteten Tapirfellen bekleidet; ein Band von drei Reihen menschlicher Backenzähne umgibt seinen Hals — es sind dieß seine Ehrenzeichen, welche eben so viele Siege über seine Feinde darstellen.

Wenden wir uns nun zum Jnnern einer heiligen Grotte, so sehen wir hier die Gottheit in der Mitte einer Perlmutter-, Silber- und Goldsonne kauern, mit der rechten Hand nach der Sonne deutend, in der linken einen Degen

haltend. Im Hintergrund der Hieroglyphen, ſo wie auf dem Stein welcher die Gottheit trägt, iſt dieſes Heiligthum beſtändig von einem mit wohlriechenden Eſſenzen unterhaltenen Feuer beleuchtet, und mit einem Muſivpflaſter geziert, auf welchem Blumen aller Art abgebildet ſind.

Eines Tags wurde ich von dem Bach-na-Jblt zu einer Leoparden-Jagd eingeladen. Wir brachen früh Morgens auf, und gelangten an eine Lichtung mitten im Walde, wo ſich ein Leoparden-Verſteck, das er kannte, befand. Am Ort angelangt, gab der Häuptling das Zeichen zum Angriff mit dem Rufe: Jach! Jach! was „aufgemerkt“ bedeutet. Wir waren alle mit einem Dolch und einem Carabiner bewaffnet. Ich griff das Männchen, das als Schildwache auf einem Baum hockte, gerade in dem Augenblick an als es ſich bereit machte auf mich herabzuſtürzen. Ich ſchoß ihm eine Kugel in den Kopf; es fiel todt herab, während der Häuptling das Weibchen mit einem Dolchſtoß ins Herz tödtete; wir nahmen die beiden Jungen, die ſich auseinander gedrückt hatten, hinweg.

Das Weib Bach-na-Jblts, zubenannt die Roſe der Anden, iſt reizend und hat ein ſtattliches Ausſehen; der indianiſche Typus iſt bei ihr durch einen intelligenten Geſichtsausdruck auffallend gemildert; ihre gewöhnliche Tracht iſt ein langes hemdartiges Gewand mit einem Gürtel um den Leib. Sie iſt die einzige Frau des Stammes welche das Vorrecht beſitzt auf ihren Schultern ein Löwenfell zu tragen. Die „Roſe der Anden“ begleitet ihren Gatten ſtets in den Krieg, ſowie auf die großen Jagden, bereitet auf dieſen Ausflügen die Nahrungsmittel Bach-na-Jblts, reitet wie er wilde Pferde und ſchlägt ſich an ſeiner Seite. Wenn ſie von einem ſiegreichen Kriegszug in die Mitte ihrer Völkerſchaft zurückkehren, ſo werden ſie mit Luſtbarkeiten und Freudengeſchrei empfangen — einer merkwürdigen Miſchung des ſonderbarſten und unharmoniſchſten Gelärms. Einige ahmen das Brüllen der reißenden Thiere nach, andere das Geſchrei der Raubvögel, während eine gewiſſe Anzahl mit eigenthümlichen Inſtrumenten eine geräuſchvolle Muſik ausführt.

Der Häuptling und ſein Rath der Aelteſten haben ihren Wohnſitz in Bachajou oben auf dem Berge; Schildwachen überwachen beſtändig das Land; die Wohnungen ſind ſtets aus Bambu aufgeführt; das Haus des Häuptlings iſt das einzige welches um ein Stockwerk erhöht und mit ſymmetriſch gepflanzten Palmbäumen umgeben iſt.

Nichts iſt maleriſcher als die Chinampas oder die ſchwimmenden Gärten, welche wie Boote auf dem See einherfahren. Man baut Häuſer darauf. Dieſe Gärten liefern Gemüſe und Blumen aller Art, und auf ihnen werden auch die Feſte gefeiert. Man treibt daſelbſt Tag und Nacht Fiſchfang.

Was endlich die Gräber im Wald anbelangt, ſo ſteht zu jeder Seite des Mittelgrabes ein Krieger mit einem Siegeszeichen in der Hand; dieſe Geſtalten ſind ziemlich gut erhalten. Auf jeder Vorderſeite ſtehen Zeichen und hieroglyphiſche Buchſtaben. Dieſe Gräber ſind ausgehöhlt, und man könnte in dieſelben hinabſteigen wenn der Eingang nicht mit Steinen verſperrt wäre. Beſucht man dieſes Todtenfeld, ſo folgt der als Vorwächter aufgeſtellte Indianer mit großer Behutſamkeit den Schritten der Beſucher. Man glaubt allein zu ſeyn, befindet ſich aber unter der Oberaufſicht dieſes unſichtbaren Wächters, der alle Bewegungen erſpäht, die man innerhalb der Ruinen heimlicherweiſe etwa macht. Man dürfte ſich nicht unterſtehen in dieſen Gräbern Nachgrabungen vorzunehmen, denn beim mindeſten Geräuſch, bei der mindeſten Gebärde welche eine ſolche Entheiligung verrieth, würde ein hinter einem Baum abgeſchoſſener Pfeil oder ein Dolchſtoß dieſe gottesläſterliche Verletzung des Heiligthums beſtrafen.

Die heſſiſche Fliege und die Weizenmücke.

(Aus John Klippart, Jahresbericht über die Verhandlungen ꝛc. der Ackerbaugeſellſchaften in Ohio 1858.)

In den letzten Jahren brachten öffentliche Blätter wiederholt die Anzeigen daß die Weizenfelder mehrerer deutſchen Staaten von Inſecten heimgeſucht würden, welche arge Verwüſtungen anrichteten, und mehrmals wurde bei dieſer Gelegenheit auf die hier genannten, in Amerika ſo ſehr nachtheilig auftretenden Inſecten hingewieſen, auch die Befürchtung ausgeſprochen daß bei der jetzt ſo ſehr erleichterten Communication mit jenem Erdtheil die Einſchleppung dieſer Thiere nach Europa ſehr wahrſcheinlich ſeyn möge. Man hat dabei nun freilich überſehen daß dieſelben gerade erſt aus Europa, wo ſie namentlich auch in England, Frankreich und Deutſchland längſt zu Hauſe waren, nach Amerika hinübergebracht worden ſind. Indeſſen haben doch die großartigen Verwüſtungen der Ernten in dem letzteren Lande den Naturforſchern erſt Gelegenheit gegeben, die Lebensweiſe dieſer Inſecten genauer zu beobachten und aus ihr darauf zu ſchließen wie die Cerealien vor ihnen zu ſchützen ſeyen, und ſomit wird es nicht ohne Intereſſe ſeyn, wenn wir hier eine Zuſammenſtellung derjenigen Berichte geben welche von den amerikaniſchen Entomologen abgeſtattet wurden. Dabei wird zu bemerken ſeyn daß dieſe Berichte größtentheils officiell ſind. Denn wie Amerika uns in ſo manchen Dingen voraus iſt, ſo ſind auch in den bevölkerteren Staaten der Union beſoldete Entomologen angeſtellt, welche den Auftrag haben, die Lebensweiſe der ſchädlichen Inſecten genauer zu erforſchen um dadurch auf Mittel zu ihrer Vertilgung hinzuleiten. Der Staat New-York zeichnet ſich in dieſer Hinſicht vor allen übrigen aus, und hat in der Perſon des Dr. Aſa Fitch einen ſehr emſigen und kundigen Berichterſtatter, deſſen Forſchungen wir hier auszugsweiſe übertragen. Wir beſchränken uns heute auf die beiden Arten, welche vorzüglich ſchädlich um ſich gegriffen haben, weiſen aber darauf hin daß die Entwicklung dieſer Thiere von der Zeit ihrer Einſchleppung bis jetzt ſo allmählich und doch ſo energiſch vor ſich gegangen iſt, daß man alle Urſache hat ihrem Auftreten bei uns mit wahrnehmbaren Verwüſtungen kräftig und ſofort entgegenzuſchreiten. Was wird der Landwirth dazu ſagen daß 1857 im Staat Ohio ſehr ernſtlich die Frage entſtanden und berathen worden iſt, ob man den Weizen-

bau fortſetzen oder aufgeben ſolle, und daß dieſe Frage durchaus nur in Folge der durch dieſe Inſecten angerichteten Verwüſtungen ſich den Landwirthen zur Erwägung aufgedrängt hat? Es mögen Zahlen reden: 1853 wurden nach amtlichen Berichten im Staat Ohio durch Inſectenverheerung 3½ Millionen, 1854 ſogar 8 (nach anderen 10) Millionen Bushels Weizen vernichtet. 1855 verſchonten dieſe Thiere den Staat faſt gänzlich, richteten aber in Canada eine mindeſtens ebenſo große Verwüſtung an. 1856 traten ſie wieder in Ohio auf und wurde der durch ſie angerichtete Schaden auf ſechs Mill. Bushels Weizen veranſchlagt. Die ganze Weizenernte Ohio's betrug in den Jahren 1850—1857 durchſchnittlich jährlich 20—22 Mill. Bushels Weizen, ſo daß die Einbuße bis über 25 Proc. geſtiegen iſt. Kein Wunder daß die Ackerbaugeſellſchaften der Vereinigten Staaten auf Mittel zu kräftiger Beſeitigung dieſer Plagen denken, zu welchem Zweck auf ihren Antrieb der Unterricht in der Inſectenkunde in die Volksſchulen eingedrungen iſt. Manche Farmer haben auch ſchon ihre Weizenfelder zur Weide niedergelegt, beſonders in den weſtlichen Gegenden, und in Ohio hat ſich beiſpielsweiſe das mit Weizen bebaute Areal im Jahr 1857 um mehr als 200,000 Acres gegen das Jahr 1850 vermindert, welche Zahlen man nur dann richtig erwägen wird, wenn man die gerade in dieſem Zeitraum ſo großartige Einwanderung berückſichtigt, die eine ſehr bedeutende Ausbreitung der Cultur überhaupt zur Folge hatte. Der Weizen war aber bisher in dem gedachten Staat die wichtigſte von allen Feldfrüchten.

Die heſſiſche Fliege (Cecidomyia destructor), ſo genannt weil ſie in dem von den heſſiſchen Alliirten der britiſchen Truppen gebrauchten Stroh nach Amerika gebracht ſeyn ſoll, erſchien zuerſt im Jahr 1776 auf Long-Island und wanderte von hier landeinwärts, im Verhältniß von jährlich 20 Meilen, bis ſie jetzt weſtlich ſo weit gelangt iſt als Weizen gebaut wird, d. h. bis Jowa und Minneſota. Ihre Verheerungen geſchehen immer diſtrictweiſe, aber wo ſie einfallen, gründlich. Nie hat ſie das ganze Land zugleich verwüſtet, hält ſich auch an jedem Ort nur zwei oder drei Jahre lang auf, um dann auf eine Zeitlang faſt gänzlich zu verſchwinden.

Kopf und Bruſt des weiblichen Inſectes ſind — nach den Beſchreibungen des Dr. Harris und Dr. Fitch — ſchwarz, die Fühlhörner halb ſo lang wie der Körper, ſechzehngliedrig, jedes Glied cylindriſch oval, doppelt ſo lang wie breit und mit Haaren bekleidet, die es wie ein Quirl umgeben. Durchſcheinende Fäſerchen, etwa ein Drittheil ſo lang wie ſie ſelbſt, trennen die einzelnen Glieder. Die ſchwarze Bruſt iſt oval, die Balancirer dunkel, der Hinterleib oben dunkel, in den Gelenken mit braungelben und braunrothen Linien markirt und mit vielen ſchwarzen Härchen beſetzt. Der Ovipoſitor iſt roſenroth, die Flügel wenig dunkel, die ſechs glatten Beine blaßbraun, die Füße ſchwarz. Die gleich langen Beinpaare ſind ausgeſtreckt ½″ lang, wovon dem Fuß die Hälfte zukommt. Das Baſisgelenk iſt kurz und nicht deutlich. Die Länge des Thieres beträgt etwa 1¾ Linien.

Das Männchen iſt etwas kleiner, die Fühlhörner haben drei Viertheile der Körperlänge. Der Hinterleib beſteht aus ſieben Gliedern, außer dem transversovalen Endgliede, welches zwei ſtarke, am Rande mit einwärts gekrümmten Haken bewaffnete Fortſätze hat. Der Hinterleib iſt bräunlich-ſchwarz, an den Näthen mit blaſſen braunrothen oder rauchgrauen Linien gezeichnet. In allen übrigen Punkten ſtimmt es mit dem Weibchen überein, iſt jedoch nur wenig über 1½ Linien lang.

Die Weibchen legen jährlich zweimal, im Mai und September, ihre Eier auf die kleinen Runzeln der jungen Weizenblätter. Die Eier erſcheinen wie kleine röthliche und cylinderförmige Flecken, etwa 2 Linien lang und ⅟₂₀ Linie breit. Bei warmer Witterung kommen dieſelben in einer, bei kalter in zwei bis drei Wochen aus: es entſtehen weiße Maden, welche bei der Herbſtbrut zwiſchen der Scheide des Blattes und dem Stengel hinabgehen, bis ſie das unterſte Gelenk des Stengels erreichen. Hier bleiben ſie mit abwärts gekehrtem Kopf ſitzen, bis ſie in die Puppenform übergehen. Die Maden der Frühlingsbrut hängen ſich an das zweite oder dritte Glied des Halmes. Solche von Maden angegriffene Halme welken ſtets ab, weil ihnen durch jene wahrſcheinlich Nahrungsſaft entzogen wird; das höhere, von der Frühlingsbrut ergriffene Halmglied widerſteht aber dem Welken beſſer als das niedrigere, an welches ſich die Herbſtbrut ſetzt, weßhalb die letztere weit gefährlicher iſt. Die Maden dringen nie in den Halm, erzeugen auch nur ſelten eine Anſchwellung des Stengels dort wo ſie ſitzen, werden deßhalb wohl durch Auffaugen des Pflanzennahrungsſaftes allein ſchädlich.

An ihrem bisherigen Orte ſelbſt verwandelt ſich die Made zur Larve und bleibt dort, von der aus ihrer Madenhaut gebildeten Hülle umgeben, allem Wechſel der Temperatur widerſtehend, bis zum Eintritt des Frühlings ſitzen. Jetzt wird ſie zur Puppe, aus welcher nach 10—12 Tagen das vollkommene Inſect hervorkommt, zur Zeit der erſten Frühlingsblüthen. Im Mai legt dasſelbe wieder ſeine Eier, welche die oben geſchilderte Verwandlung durchlaufen, um in den letzten Tagen des Juli oder zu Anfang Auguſt zur vollkommenen Fliege ausgebildet zu ſeyn, die nun ihrerſeits wieder im September ihre Eier ablegt.

Die von dieſem Inſect angegriffenen Halme trocknen an der beſchädigten Stelle aus, und werden alsdann durch Regen und Winde abgebrochen. Ein ſtark befallenes Feld ſieht aus als wäre eine Heerde Rindvieh durch dasſelbe gelaufen. Leider gibt es gegen dieß ſchädliche Thier nur Vorbeugungsmittel, nämlich das Abbrennen der Weizenſtoppel, Anbau einer ſich ſtark beſtockenden Spielart mit ſtark kieſelhaltigem Halm und — wo thunlich — ſpätes Säen im Herbſt. Letzteres iſt faſt ein Radicalmittel, denn da die heſſiſche Fliege nur als Made verwüſtend wird, und vornehmlich bei der Herbſtſaat, ſo gebt ſie zu Grunde, wenn zu der Zeit wo ſie ſich zu ſolcher geſtaltet, alſo Anfangs bis Mitte September, der Weizen noch nicht aufgelaufen iſt.

Die heſſiſche Fliege iſt von zahlreichen kleinen Paraſiten heimgeſucht, vornehmlich von dem Ceraphron destructor (Say) und einem kleinen vierflügeligen Platygaſter, welche ihre Eier durchſtechen und in dieſelben ihre eigene Brut niederlegen. Dieſe entwickelt ſich mit erſteren zur Made, lebt

als solche von ihnen und tödtet sie, ohne daß der Halm des Kornes darunter leidet. Wo die Fliege sich in großer Menge zeigt, erscheinen sofort Myriaden dieser Schmarotzerthierchen, die jedoch vornehmlich die Frühjahrsbrut heimsuchen. Dr. Fitch meint, daß kaum ein Zehntheil aller Brut von ihnen verschont bleibe, und er scheint auch in diesem Umstande den Grund dafür zu suchen daß die Fliege sich von einem Orte zum andern begibt, wenigstens sich nicht ohne Unterbrechung, nicht in jedem Jahre an dem Orte zeigt wo sie eben zwei bis drei Jahre lang in großen Mengen aufgetreten war.

Die Weizenmücke (Cecidomyia tritici) gehört derselben Gattung an, wie die hessische Fliege, ist aber eine durchaus verschiedene Art und wirkt fast noch zerstörender als jene. Im Staate Maine verursachte sie in einem Jahre für mehr als eine Million Dollars Schaden, und auch jene Verwüstungen in Ohio, von denen wir oben sagten, schreibt man vorzugsweise der Mücke zu. Schon im Jahre 1771 wurde sie von Gallet als einer der schlimmsten Feinde des Weizenbaues in England beschrieben, in Frankreich richtete sie während der letzten Jahre ausgedehnte Zerstörungen an, in Deutschland hat sie sich bisher vereinzelter gezeigt, doch beobachtete man namentlich in den Jahren 1858 und 1859 ein vermehrtes Auftreten. Es leidet kaum einen Zweifel daß diese Mücke nach allen Seiten hin im Vordringen begriffen ist, und wird es deßhalb um so nothwendiger daß man ihre Lebensweise kennen lerne.

Die Mücke ist sechsfüßig, mit rauhen Beinen, nicht ganz eine Linie lang, das Weibchen etwas größer als das Männchen. Erstere ist an der Brust und dem Hinterleibe citronengelb, bisweilen orangegelb, hat große schwarze Augen welche mehr als zwei Drittheile des Kopfes einnehmen und durch eine gelbliche Linie getrennt sind. Der Ovipositor ist so lang wie der Körper, zurückziehbar und gewöhnlich nicht sichtbar. Die lange Klaue ist gelblich. Die Fühlhörner bestehen aus (das Verbindungsgelenk abgerechnet) zwölf länglichen Gliedern, die wie eine Kügelchenreihe an sehr feinem Verbindungsfaden hängen. Die einzelnen Glieder sind abgeflacht, fast von der Gestalt eines Stundenglases, und mit langen Haaren besetzt. Die Flügel sind durchscheinend, an den Rändern wimperförmig. Bazin behauptet daß die Thiere welche er in Frankreich untersucht habe, außer den längsrichtigen Sehnen auch eine transverse Sehne besitzen, welche die hintere Rippensehne mit der Seite verbinde, und daß diese transverse Sehne besonders deutlich beim Männchen hervortrete.

Dieß findet sich seltener als das Weibchen, und zeigt eine weniger intensive Farbe. Brust und Hinterleib sind gelbbraun, die Flügel schwärzlich, die Fühlhörner bestehen aus 13 Gliedern, welche eine sphäroidale Gestalt haben. (Das erste Glied des weiblichen Fühlhorns scheint aus zweien zusammengewachsen zu seyn).

Um die Mitte des Juni kommen die Thiere zum Vorschein und verschwinden um die Mitte des Juli. Sie sind Nachtinsecten, welche während des Tages an den unteren Theilen der Weizenhalme sitzen, gegen Abend hervorkommen, kurz vor dem Aufblühen der Frucht ihre Eier in die Weizenbälge legen und dann sterben. Das Ablegen der Eier dauert jedoch die ganze Nacht hindurch, und oft findet man auf einer Weizenähre mehrere Thiere bei dieser Beschäftigung. Mit dem Ovipositor legen sie die Eier an dieselbe Stelle der Aehre, an welcher das Weizenkorn entstehen soll. Die Maden gehen nun hervor, wenn das junge Korn sich entwickelt, nähren sich von der Milch desselben und entziehen jenem dadurch das Mittel zu seiner völligen Ausbildung. Ein so angegriffenes Korn, an dem zuweilen sechs Maden sitzen, wird schwarzgelb gefleckt und welk, erscheint wegen mangelnder Feuchtigkeit frühreif und fällt vor der Reife der guten Körner aus. Darin liegt der Schaden welchen diese Mücken anrichten.

Ist der Milchsaft dem Korne entzogen oder hat sich derselbe verhärtet, so findet die in den Larvenzustand übergegangenen Maden keine Nahrung mehr; sie ziehen sich nun in einen Bogen zusammen, gleich den Käsemaden, und springen aus der Aehre fort, so daß sie auf den Boden niederfallen. Dieß geschieht kurz vor der Erntezeit. Sie wühlen sich in geringe Tiefe in dem Boden ein und bleiben dort bis zum nächsten Frühlinge, wo sie sich alsdann verpuppen und um die Mitte des Juni als vollkommene Insecten hervorgehen.

Die von ihnen angegriffenen Felder haben ein durchaus brandiges Ansehen, die Halme sind leicht und leer. Zur Vertilgung ist es sehr gut, wenn man die Weizenfelder gleich nach der Ernte pflügt und mehrmals eggt, nach jedem Eggen aber mit einer dünnen Lage Mineraldüngers überstreut. Auch kann man die Stoppeln mit Erfolg abbrennen, wobei eine Menge von Larven zerstört werden. Man muß diese Verhütungsmittel aber in jedem Jahre anwenden, denn gleich der hessischen Fliege zeigt sich auch dieß Insect gewöhnlich nur zwei Jahre lang an demselben Orte, im zweiten Jahre viel weniger schädlich als im ersten. Man schreibt dieß dem Umstande zu daß sich an solchen angegriffenen Orten bald nach dem Auftreten der Mücken eine zahllose Menge von Parasiten einstellt, welche deren Brut so weit vertilgen, daß sie wieder einiger Jahre bedarf um sich zu neuem bedeutenderen Zerstörungsgeschäfte zu vermehren.

Dr. Sichel erwähnt zweier solcher in Frankreich beobachteter Parasiten, Hymenopteren aus der Familie der Oxyures, Latr. Es sind dieß der Platygaster punctiger, Nees v. Esenbeck, und Platygaster scutellaris, derselben. Diese etwas über eine Linie langen Parasiten zerstören die Eier der Mücke, indem sie mit ihrem langen lanzenförmigen Ovipositor die Bälge des Korns durchstechen und ihre Eier in die ersteren ablegen, wodurch zwar das Korn nicht gerettet, aber doch die Mückenbrut vertilgt wird. Die Platygaster sind Taginsecten, ganz schwarz und mit vier farbigen Beinen; das Weibchen des Plat. punctiger ist von Curtis als eigene Art betrachtet und Plat. inserans genannt worden. Die Trennung dieser Thiere von den schädlichen Cecidomyien ist sehr wichtig, da man bisher vielfach die ersteren ebenfalls als Weizenfeinde betrachtet und als solche zu vertilgen gesucht hat.

Lord Elgin und die Briten in Japan.

(Schluß.)

Die Straßen in Jeddo sind mit Hunden bevölkert, nicht etwa wie Konstantinopel von einem kläglichen Hundeproletariat, sondern mit wohlgenährten glatten und dreisten Bestien, welche keinem Herrn angehören, mit aufgerichtetem Schweif umherstreichen, und denen man einzeln und ohne Waffe nicht gern in einer Seitenstraße begegnet. Diesen Thieren widmet die Bevölkerung einen wahren Cultus, und hält es für ein todeswürdiges Verbrechen eines davon zu tödten, im Gegentheil werden Patienten in eigenen Hundespitälern verpflegt. Von der einheimischen Race in Japan soll der berühmte Wachtelhund König Karls abstammen, und in der That gleichen die Hunde Jeddo's diesem Exemplar in Gestalt, Größe und Farbe, nur die Ohren sind nicht so lang und seidenartig, auch geht die Nase in das Mopsartige über. Sonst ist ihr Bestienantlitz nichts weniger als anziehend. Die Augen quellen hervor, die Nase tritt nicht heraus, und der Unterkiefer kann wegen der vorstehenden Zunge nicht geschlossen werden.

Die Japanesen tragen eine Tonsur auf dem Oberhaupt, saumeln dann das Haar des Hinterhauptes zu einem kleinen Würstchen zusammen und befestigen es mit Gummi, so daß es über die Glatze hinweg bis auf die Stirn herabreicht. Ihre Kleidung ist höchst einfach, und seltsam nur sind ihre Beinkleider bei Audienzen vor dem Taikun. Sie sind nämlich viel länger als der Fuß, so daß der Betreffende auf dem Beinkleid selbst geht. Diese Mode soll den Eindruck machen als rutschten die Hosleute auf ihren Knieen. Man will also diese Art von Huldigung der Majestät symbolisch darbringen, findet es aber bequemer es in der angegebenen Form zu verrichten.

Der Kaiser war damals erkrankt, wie wir schon aus den Berichten über Putiatine's Gesandtschaft erfuhren. Kurz zuvor hatte er einen Sohn adoptirt, weil er kinderlos war, und zwar den Gesetzen entsprechend einen der Söhne der sechs Prinzen von Geblüt. Hätte der Kaiser nach dieser Handlung noch einen Erben erzielt, so würde gleichwohl der Adoptivsohn den Thron geerbt haben. Der andere Fall ist indessen nicht eingetreten, denn der Taikun starb bald darauf, oder war vielmehr, wie wir sogleich erfahren sollen, schon gestorben. Die Unterhandlungen mit den japanesischen Bevollmächtigten wurden sehr jovial betrieben, und der Champagner spielte dabei eine Hauptrolle. Die Japanesen waren beständig guter Dinge, voller Witz und Wortspiele, allein aalglatt wo es sich um politische Zugeständnisse handelte. Während der Verhandlungen nahm der Zeichner der Expedition Zimmer und Personen auf, aber unvermerkt schlich sich ein einheimischer Künstler hinter ihn, welcher den Maler sehr glücklich carikirte und sein Werk sogleich vorlegte, so daß jedermann in die größte Heiterkeit versetzt wurde.

Ausflüge aus der Stadt gehörten zu den angenehmsten Erholungen. Oliphant preist uns die Wohnungen der Vorstädte wegen ihrer Zierlichkeit und wegen der lieblichen Gärten in denen sie liegen. In der ganzen Welt seyen nicht mehr solche elegante „Hütten" zu sehen. Die japanesischen Gartenkünste verirren sich aber auch zu kindischen Spielereien. Sie schneiden die Zuhbäume in abenteuerliche Formen oder sie ziehen Zwerggewächse. Die Holländer behaupten daß sie in einem Kästchen von 3 Zoll Länge und 2 Zoll Breite einen Fichtenbaum, einen Bambu und einen Pflaumenbaum, letztern in voller Blüthe, gesehen hätten, welche Bagatelle um 1200 Dollars verkauft wurde. Sonst wirft sich die blumistische Raserei in Japan auf die Zucht von Gras, von Moosen und von Farn. Die Theehäuser liegen gewöhnlich an einem Wasser, welches durch künstliche Felsgruppen zu malerischen Bewegungen genöthigt wird. Diese Vergnügungsorte werden sehr oft von vornehmen Japanesen mit ihren Familien besucht. In solchen Fällen benachrichtigt man den Eigenthümer des Theehauses daß er Sorge trägt seine Besitzung für andere Gäste zu sperren. Der Thee Japans ist nach Oliphants Versicherung weit feiner und hat mehr Blume als der chinesische. Siebold behauptet, man dünge die Theepflanzungen mit gedörrten Anchowies und einem Saft der aus Senfkörnern gepreßt werde. Die Japanesen bereiten das Getränk anders als wir. Sie werfen so viel Blätter als sie durchschnittlich brauchen in ihre Geschirre und lassen den Aufguß den ganzen Tag über sieden. Wenigstens ist dieß die Praxis bei den an den Straßen liegenden Schenkhäusern. Theepflanzungen selbst waren nirgends sichtbar, weil der Strauch nach Angabe der Japanesen nur an abgelegenen Stellen gebaut wird, damit ihm der Rauch und die Ausdünstungen der großen Städte nicht schaden sollen. Ihren Sinn für landschaftliche Schönheiten — und welches Volk außer den Europäern hat noch solchen Sinn? — zeigen sie durch ihre Malereien, denn während bei den Chinesen die Landschaft nur Staffage und Beiwerk bleibt, stellen die Japanesen malerische Dörfer, Felsenabhänge und Wasserfälle um ihrer selbstwillen dar. Auf keiner Darstellung aus dem Stillleben fehlt aber im Hintergrund der prächtige Schneevulcan Fusi-yama. Oliphants Werk enthält eine reiche Auswahl von Facsimiles japanischer Holzschnitte und Malereien. Aus diesen ergibt sich daß die Japanesen die Gesetze der Perspective zu beobachten wissen. Zwar ist vieles nicht correct, und das Colorit, vielleicht aus Mangel an Farben, fehlerhaft, überall ist aber ein Streben nach Naturwahrheit und nach Lebendigkeit sichtbar. Eine Gruppe springender Pferde und eine Gruppe gymnastischer Künstler sind im höchsten Grade durch ihren Ausdruck merkwürdig, und wir zweifeln nicht daß die Japanesen schon auf der nämlichen Stufe der Kunst wie unsre altdeutschen Meister stehen.

Unter die Besucher im Gesandtschaftshôtel gehörte eine Persönlichkeit die zur Orientirung den Spitznamen „Hallunke," außer diesem nom de guerre aber den Namen Moripama führte. Der Kerl sprach Englisch ohne einen falschen Accent. Man argwöhnte daß er einige Jahre in den Vereinigten Staaten sich herumgetrieben habe, denn seine Sprache war streng genommen nicht englisch, sondern amerikanisch. Er behauptete jedoch hartnäckig Japan nie verlassen, sondern sein Englisch bei einem einheimischen Professor gelernt zu haben. Dieß klang höchst unwahrscheinlich, wenn es auch ganz sicher ist daß es in Jeddo und in Nagasaki Schulen gibt wo das

Holländische gelehrt wird. Die Bevollmächtigten drangen von selbst darauf englisch zu verkehren. In fünf Jahren fagten sie, werden wir mit Euch leicht englisch correspondiren können, wie lange aber würde es dauern ehe Ihr eine Depesche japanesisch schreiben möchtet! Wie ganz anders klingt dieß gegenüber dem Hochmuth der Chinesen, die von Fremden und fremder Sprache nichts wissen wollen, und alles was nicht national ist tief verachten. Sie bilden sich ein alles besser zu wissen und früher gewußt zu haben als wir. Man schildere ihnen eine Eisenbahn, und sie werden sogleich sagen: „Eisenbahnen haben wir bei Peking längst, nur daß auf ihnen noch einmal so rasch gefahren wird.“ Der Japanese ist dagegen lernbegierig, er untersucht jedes Neue gewissenhaft, stellt eine Menge Fragen und schreibt sogleich die Antworten nieder. Lesen und Schreiben sind Fertigkeiten, die selbst der geringste Bauer inne hat, und oft giengen die Briten hinter der Schuljugend Jeddo's her und hörten, wie die Kinder ihre Aufgaben unterwegs halblaut vor sich hersagten. Bücher und namentlich Landkarten waren noch immer nicht verkäuflich, und so oft sich die Briten einem Buchladen näherten, wurden die Waaren schleunigst beiseite geschafft.

Da die Japanesen Liebhaber vom Briefschreiben sind, so ist die Post vollauf beschäftigt. Diese wird durch Briefboten besorgt welche zwischen den verschiedenen Stationen hin und her eilen. Auf den Hauptlinien gehen immer je zwei Boten, damit wenn dem einen ein Unglück widerfährt, das Postfelleisen weder verloren geht noch sich verspätigt. Die Japanesen schreiben wie die Chinesen von oben nach unten, in Form von Säulen die von rechts nach links rücken. Die Lautzeichen sind nicht so phantastisch und scheinen fließender als die chinesischen. Die Sprache des Japanesen ist auch viel- und nicht einsylbig wie die chinesische. Oliphant vermuthet daß das japanische Volk überhaupt zwischen dem chinesischen und dem malayisch-pacifischen Menschenschlag mitten inne ständ, nur hat diese interessante Bemerkung, da ihr die wissenschaftliche Begründung fehlt, freilich nur einen sehr geringen Werth. Aeußerlich unterscheiden sich die Japanesen daß ihre Nasen nicht so platt und breit, ihre Augen nicht so schief gestellt und tief liegend wie bei den Chinesen sind. Obgleich beide Sprachen sich völlig fremd sind, so sieht man doch viele Kaufschilder in chinesischer Sprache, und die gebildeten Leute in Japan lesen chinesisch, aber freilich mit einer abenteuerlichen Aussprache. Jeder Japanese trägt an einer Schnur ein gut verschlossenes Schreibzeug, Tinte, Feder (Pinsel) und Papier in Form einer Brieftasche mit sich herum. Die englischen Brieftaschen mit Metallstiften waren stets ein Gegenstand der Neugier und des Neides, auch schätzte man die Dienste von Gummi sehr anerkennend. Um unser Papier dagegen brauchen uns die Japanesen nicht zu beneiden, denn das ihrige aus der Rinde des Maulbeerbaumes gefertigt ist viel vorzüglicher. Es dient aber auch zu den verschiedenartigsten Zwecken. Die Tapetenwände der Häuser, die Fächer, die Taschentücher, Hüte mit Lack überzogen, selbst Schnuren und Bänder werden aus Papier verfertigt, welches in allen Stärken, bis zur Dicke der Pappe und wunderbar durchsichtig, immer aber von der höchsten Dauerhaftigkeit fabricirt wird. In Streifen geschnitten und zusammengerollt kann man es ganz gut als Schnuren verwenden. Sicherlich hatten die Japanesen vieles bei den Europäern anzustaunen, aber was ihre Gewerbe und ihre sinnreichen sowie originellen Erfindungen betrifft, waren die Japanesen bei Vergleichen meistens im Vortheil. Und dieß ist ein Volk welchem nicht wie uns eine immense Erbschaft an Cultur aus Aegypten, Griechenland, überhaupt aus dem Alterthum und an orientalischem Wissen durch die Araber zugefallen ist, sondern das sich mit Abrechnung dessen was es China verdankt, abgesperrt von beinahe der ganzen Welt, seine materielle Civilisation selbst schaffen mußte! Es ist auffallend daß die Japanesen, welche in Glasbläfereien namentlich von Flaschenformen es so weit gebracht haben, dennoch keine Glasspiegel erzeugen. Ihre Spiegel sind runde Stücke Stahl, so blank polirt daß sie die Dienste unserer Spiegel vollständig verrichten. Die Männer tragen weder Zier noch Schmuck, mit einziger Ausnahme der Degengriffe aus Gold oder einer Goldlegirung mit plastischer Arbeit, einen Vogel oder sonst ein Thier vorstellend. Kostbarer noch als der Griff ist aber die Klinge. Anfangs war der Verkauf solcher Waffen an Europäer streng verboten, jetzt ist er polizeilich frei gegeben. Oliphant kaufte ein paar Klingen um 30 Dollars, die so scharf waren wie ein Rasirmesser, allein Meisterstücke der Schwertfegerei sind um diesen Preis nicht zu haben. Klingen die einen europäischen Säbel durchhauen ohne Schärfe zu verlieren, werden mit fabelhaften Summen bezahlt, und nur der französische Botschafter Baron Gros soll sich etliche Prachtklingen aus Jeddo verschafft haben. Die Kunst des Stahlhärtens ist übrigens alt in Japan. Struys versichert schon daß er mit einem japanesischen Degen durch einen eisernen einen halben Zoll starken Bolzen geschlagen habe ohne daß die mindeste Beschädigung an der Schneide der Klinge wahrzunehmen gewesen sey. In Elfenbein- und Holzschnitzereien sind die Japanesen Meister, und sie zeigen in ihren Gruppen nicht bloß ein Streben nach Naturwahrheit, sondern auch viel Humor. Schnitzereien werden auch an ihren Tabakspfeifen angewendet. Diese gehören zu der Spielart der türkischen Pfeifen, nur daß der Kopf so eng und klein ist daß kaum eine erbsengroße Tabakskugel hineingebt, die nur wenige Züge liefert, so daß ein gewissenhafter Raucher leicht ein halbes hundert Pfeifen in einem Morgen verbrauchen kann. Der Tabak selbst, den die Portugiesen erst im 16ten Jahrhundert nach Japan brachten, ist dem türkischen ähnlich, nur daß er viel feiner geschnitten wird und gewürziger riecht. Zu den industriellen Merkwürdigkeiten gehören auch die Kriegsfächer, die, halb Waffe halb Kühlungsmittel, aus eisernen Gliedern bestehen, so daß der Soldat, wenn ihn der Feind überrascht, den Fächer gleich als Keule benutzen kann. Ob man durch Bewegung eines solchen schweren Fächers sich abkühlen kann, ist im höchsten Grade fraglich.

Bei einer öffentlichen Gelegenheit wurde Lord Elgin eine Botschaft brieflich überreicht. Eingeschlossen in den Brief war ein Stück gesalzener Fisch. Dieses Postscriptum, welches jedem feierlichen Schreiben beigegeben wird, soll so viel heißen, als

erinnere dich daß wir Japanesen ursprünglich Fischersleute waren, weßwegen wir nicht üppig und weichlich werden, sondern Genügsamkeit beständig üben sollten. Und in der That herrscht auch allenthalben die größte Frugalität. Selbst der Adel soll grundsätzlich höchst sparsam leben, und nur Geld ausgeben wo es Etiketteypflichten zu erfüllen gibt. Alle Beobachter preisen die Japanesen glücklich wegen der politischen Zustände die sie genießen, und die sie auch zu genießen verdienen. Sie erfreuen sich nicht bloß einer strengen und unparteiischen Rechtspflege, sondern sie sind frei von allen Steuern im engern Sinne, da der Staat seine Bedürfnisse nur aus dem Ertrage der Domänen bestreitet. Schwere Verbrechen scheinen sehr selten zu seyn, Diebstähle etwas eben so ungewöhnliches, denn man kennt Riegel und Schlösser nicht. Dennoch, obgleich die britische Gesandtschaft eine Menge höchst verführerischer Dinge der öffentlichen Ehrlichkeit anvertrauen mußte, hatte niemand über eine Entwendung zu klagen. Solange man in der Stadt wohnte, hörte man nie ein Weib keifen, sah man nie ein Kind züchtigen. Nach den ältern Beobachtern soll aber auch die Liebe, der Gehorsam und die Ehrerbietung der Kinder gegen ihre Eltern gränzenlos seyn, wie umgekehrt das Vertrauen der Eltern auf die Kinder auch ein blindes ist. Häufig kommt daher der Fall vor daß betagte Väter ihr Grundeigenthum den Söhnen überlassen und als Auszügler darauf leben, während ein Mißbrauch solches Vertrauens (bei uns so häufig, örtlich beinahe die Regel) dort unerhört ist. Kämpfer schildert uns den Charakter des Volkes in den höchsten Ausdrücken: „Einträchtig und friedlich, gottesfürchtig und gehorsam den Gesetzen, ergeben ihren Obrigkeiten, theilnehmend gegen Nachbarn, höflich, verbindlich, sittsam, in Künsten und Gewerben allen andern Völkern weit voran, genießen sie den Segen des Friedens und der Ruhe.“ Noch wichtiger ist das Zeugniß des edlen und großen Apostels Xavier: „So weit ich zu urtheilen vermag, übertreffen die Japanesen an Sittlichkeit und Rechtschaffenheit alle andern Völker der Erde. Sie sind gutartig und den Bösheiten abgeneigt, nur begierig nach Auszeichnungen, die sie über alles schätzen. Armuth ist sehr häufig bei ihnen, aber kein Vorwurf damit verbunden, wenn gleich sie davon sich gedrückt fühlen.“ Und so wie man im 16ten und 17ten Jahrhunderte das Volk beschrieb, erschien es jetzt den Briten. Nur Eins paßt nicht zu diesem Gemälde, nämlich ihre geschlechtliche Lockerheit. Daß beide Geschlechter in nächster Berührung baden, daß sie an obscönen Schildereien großen Geschmack finden und sie öffentlich verkaufen, mag man noch als bloße Wirkungen großer Sinnlichkeit und schmutziger Phantasie hingehen lassen, allein daneben wird auch Prostitution in einem großen Styl getrieben. Sinagawa, die Vorstadt von Jeddo, eine Stadt für sich, wird nur von Freudenmädchen bewohnt. Haus drängt sich an Haus, jedes ist ein Bordell, und Tausende von Dirnen wurden sichtbar als die Gesandtschaft einst durch dieses Quartier zog. Und in Sinagawa ist nur der Sitz der eleganten gewerblichen Venus, am andern Ende der Residenz liegt ein andres Viertel, wo das schlechter zahlende Publicum bedient wird.

Diese Prostitution genießt nicht bloß eine vollständige Toleranz, sondern sogar einen Cultus. Die hübschesten und geschmackvollsten Häuser sind die von Sinagawa. Kein socialer Schimpf und Flecken ist mit dem Gewerbe verknüpft, und es geschehe auch mit Unrecht, denn die Bordellwirthe, welche letztre jedoch verachtet werden, kaufen die Mädchen im zartesten Alter von armen Eltern, und lassen sie dann in Wissenschaften und Künsten unterrichten, so daß selbst genug die Hetären in Japan die gebildetsten Damen sind. Es gehört zum guten Ton daß Männer in Begleitung ihrer Familie solche Häuser besuchen, nur geschieht es von Vornehmen incognito, d. h. ohne standesgemäßes Gefolge. Ehe wir die Japanesen jedoch verurtheilen, müssen wir eins bedenken. Uns gilt als schändlich und als lasterhaft (abgesehen von religiösen Geboten und Vorschriften), doch nur dasjenige was unsocial, was zerstörend auf das gesellschaftliche Band wirkt. Nur das bestrafen unsre Gesetze oder verhindern unsre öffentlichen Gewalten. Die japanesische Prostitution hat aber keine Nachtheile für die Familie, denn einmal sind die öffentlichen Dirnen sehr geschaft als Frauen und leben später in der Ehe völlig vorwurfsvoll, dann aber scheinen die Ehefrauen selbst nicht zu leiden von den Ausschweifungen ihrer Männer, die es an Zärtlichkeiten und an liebevoller Behandlung nicht fehlen lassen. So mindert sich höchst beträchtlich dieser Flecken der japanesischen Zustände, doch verletzt es immer stark daß die Regierung selbst eine Einnahmsquelle aus der Prostitution sich geschaffen hat. Der Dienst der öffentlichen Dirnen währt vom 14ten bis 24sten Jahr, und hat bis dahin das Mädchen keinen Ehemann gefunden der sie dem Bordellwirth abkauft, so wird sie ihren Eltern oder Verwandten mit einer Aussteuer zurückgegeben.

Die Bevölkerung Jeddo's läßt sich schwer abschätzen. Zwei Stunden lang ritten einst die britischen Herren in einer Richtung beständig durch dicht bewohnte Stadttheile, und kurz zuvor hatten sie ebenso lang gebraucht in entgegengesetzter Richtung, ehe sie das andere Ende der Stadt erreichten. Manche Quartiere sind dichter bevölkert als abendländische Hauptstädte, während das aristokratische Viertel dagegen nur wenig Einwohner besitzt. Oliphant schätzt die Zahl der Einwohner auf zwei Millionen, freilich nur nach dem Augenmaß. Zu den Stadtmerkwürdigkeiten gehört Nipon Bas, eine Pfahlbrücke von enormer Länge über den Fluß Todagawa. Wie der Winkel von Hyde-Park ist die Brücke berühmt, weil von ihr aus alle Meilensteine durch das ganze Reich gezählt werden. Unter den Merkwürdigkeiten der Umgebung dagegen steht obenan der Liebling der Japanesen, der Fusi-yama, oder unbefleckte Berg. Ein sehr beliebter Act der Frömmigkeit ist es, eine Wallfahrt nach dem Gipfel des Berges zu unternehmen, der jetzt bald und oft auch von Europäern bestiegen werden wird. Seine Wände werden von einem Priesterorden, den Dschemmabos, bewohnt, deren Töchter die schönsten Frauen des Reiches sind, leider aber auch mit ihren Reizen Gewerbe treiben. Die japanesischen Maler stellen den Berg Fusi bald mit Schnee bedeckt, bald in vollem Feuerausbruch dar. Die letzte Eruption begann am 23 Nov. 1707 und wiederholte sich am 25sten und 26sten desselben Monats. Ueber Jeddo

ſtil die Riche etliche Zoll dick. Seitdem ruht der „Unbefleckte“ ſcheinbar aus.

Für die Geſandtſchaftsmitglieder kamen vom Kaiſer Geſchenke in buntgemuſterten Seidenzeugen. Dieſe werden von den politiſchen Sträflingen auf der Inſel Fatſiſio angefertigt, wohin aber nur Adelige verbannt werden. Nur Perſonen von gewiſſem Rang iſt es erlaubt ſolche Seidenzeuge zu tragen oder nur im Hauſe zu beſitzen, weßhalb ſie auch nicht in den öffentlichen Waarenlagern verkauft werden. Für die von der Expedition erworbenen Gegenſtände war der 26 Auguſt zum Zahltag ausermählt. Jeder Käufer hatte nämlich nur ſeinen Namen zu nennen gebraucht, worauf das Geſchäft notirt wurde. An jenem Tage kamen die kaiſerlichen Schatzbeamten mit Wage, Gewicht, Tinte, Feder und Papier. Die Liſten wurden eröffnet, die Dollars gewogen, und von den Schatzbeamten eingeſtrichen, die Kaufleute aber in Itzibu bezahlt. Die einheimiſchen Zahlungsmittel beſtehen in den (unſichtbaren) Obangs, einer Goldplatte von 6 Zoll Länge und 3 Zoll Breite, welche einen Werth von 20 Pfd. St. (240 fl.) beſitzen ſoll. Dann in Geldeskangs von 2½ Zoll Länge und 1¼ Zoll Breite, aber ſo dünn daß der Werth nur 1½ Pfd. St. (18 fl.) beträgt. Ferner in Goldſtibus, einer kleinen länglichen Münze etwa 7½ Sh. (4½ fl.) werth. Nach dem Handelsvertrag wird das fremde Geld gewogen in der Art daß ein Pfd. Sovereigns ſo viel gilt als ein Pfd. Gold Itzibus. Da der Feingehalt der japaneſiſchen Münzen größer iſt, ſo gewinnen die Fremden dabei. Der Silberitzibu, der gegen Dollars vertwogen wurde, iſt etwa 1 Sſill. werth (36 kr.). Es gibt endlich auch halbe und viertel Itzibus, ſowie Scheidemünzen aus Kupfer und Eiſen. Die meiſten dieſer Münzen tragen Schrift oder eine Blume aufgeprägt. Oliphant behauptet daß die Werthrelation zwiſchen Silber und Gold die nämliche wie in England ſey, doch verſäumt er uns mathematiſch genau die Verhältniſſe anzugeben. Bisher vernahm man immer daß Gold, wie überhaupt im Morgenland, auch in Japan niedrig ſtände. Die eingeſchandelten Dollars ſchmelzen die Japaneſen in Landesmünzung um. Zwar wurde in dem neuen Vertrage ſtipulirt daß europäiſche Münzen ohne Vermittlung der Regierung nach ihrem Silbergewicht in Handel und Wandel wie die einheimiſchen Münzen curſiren ſollten, die Regierung indeſſen umgieng dieſes wichtige Verſprechen. Sie prägte nämlich eine neue Münze, nach der allein gerechnet werden darf, und meinte, der Vertrag beziehe ſich auf die ältern, nicht auf dieſe neue Münzſorte. Darin ſind die Japaneſen vollſtändig Aſiaten daß ſie die Lüge nicht bloß für erlaubt, ſondern Aufrichtigkeit als ein Zeichen der Schwäche halten. Während ſie beſtändig von des Kaiſers Befinden ſprachen, bisweilen ſogar erklärten die Beſſerung ſeiner Geſundheit nehme derartig zu daß er vielleicht den Botſchafter noch empfangen könne, war Se. Maj. der Taikun, wie man ſpäter erfuhr, längſt ſchon geſtorben, oder wie man flüſterte, „eigenhändig geſtorben worden.“ Die Reichsſitte verlangt nämlich daß der Tod des Monarchen ſechs Wochen geheim gehalten werde, bis ſein Nachfolger ſeſt auf dem Thron ſitze.

Bei der Unterzeichnung des Vertrages erregte der britiſche Apparat zum Unterſiegeln die größte Neugierde der Japaneſen, denen Siegelwachs und Petſchaft noch unbekannte Inſtitutionen ſind. Bei der Uebergabe der Yacht, welche am nämlichen Tage (26 Aug.) ſtattfand, geſchah es gum erſtenmal daß die Forts von Jeddo eine fremde Flagge mit Einundzwanzig ſalutirten. Das Feuer der Batterien wurde raſch und regelmäßig abgegeben. Als die britiſche Flagge auf der Yacht ſank und die kaiſerliche ſtieg, ſetzte ſich der Dampfer ſogleich in Bewegung. Obgleich die Maſchinen eine völlig neue Conſtruction beſaßen, ſo war doch an Bord kein europäiſcher Seemann thätig, ſondern nur Japaneſen, die mit dem Fahrzeug ohne Schwierigkeiten umzugehen verſtanden; ſo raſch hatten ſie in kurzer Zeit den Unterricht der Engländer ſich zu nutze gemacht.

Man darf ſich bei allen Vorzügen des Volkes doch nicht einbilden, daß die Japaneſen, welche uns ſonſt ſo nahe ſtehen, loyal und liberal mit den Europäern verkehren werden. Ihre Herzlichkeit gegen die britiſche Geſandtſchaft war nur eine Maske um die Furcht zu verbergen daß das Schickſal, welches Indien betroffen hat, jetzt auch an ihre Thore poche. Daß man Verſprechungen und Verträge erfüllen und halten müſſe, auch wenn man ihnen ſich entziehen könnte, ſehen ſie nicht ein. Die Holländer haben viel verſchuldet durch die ehemalige Niederträchtigkeit im Verkehr mit den weltlichen Kaiſern. Zu Kämpfers Zeiten rutſchte der niederländiſche Botſchafter auf den Knieen zum Thronſitz und berührte den Boden vor dem Taikun mit der Stirn. Sicherlich iſt das die verkehrte Art wie man mit morgenländiſchen Deſpoten umgehen ſoll, denen man die Zähne zeigen muß, wenn man nicht verachtet werden will. Die Früchte des Vertrages für den Handel werden nicht ſehr groß ſeyn, denn die Japaneſen bedürfen bis jetzt ſo gut wie nichts von europäiſchen Waaren. Zunächſt jedoch wird den Europäern der chineſiſch-japaneſiſche Handel zufallen, der bisher jährlich auf 10 Dſchunken beſchränkt war, die von Tſchappu bei Schanghai ausliefen. Japaneſiſche Fahrzeuge machen nie Seereiſen, denn ihre Bauart verſtattet ihnen nur die Küſtenfahrt, nicht etwa weil das Volk Abneigung gegen den Ocean hätte, da wir doch wiſſen daß japaneſiſche Taikuns mit ihren Geſchwadern Korea ſich einſt unterwarfen, ſondern weil bisher geſetzlich der Bau für Schiffe zu langer Fahrt verboten war, um das Volk vom Ausland abzuſperren. Die chineſiſchen Dſchunken brachten Zucker, Gewürze, Farbwaaren und Droguen, wofür ſie eliches Kupfer, Lackwaaren, getrocknete Fiſche, Waltrath ꝛc. mitnahmen. Auch Ginſengwurzeln, die häufig in Japan wachſen, in den chineſiſchen Baſaren aber um ſchweres Geld verkauft werden, eßbare Meerſchnecken und Haifiſchflinnen, eiguen ſich zur Ausfuhr aus Japan nach China. An Kimeſpen nach Japan fehlt es vorläufig. Wichtig wäre es, wenn ſich dort ein ſtarker Gebrauch von Zucker einſtellen wurde. Am meiſten Ausſicht hat noch der Abſatz von Wollenwaaren, da Schafzucht in Japan ganz fehlt und in der kalten Jahreszeit die Japaneſen dicke, mit Baumwolle oder Flockſeide wattirte Gewänder tragen müſſen. Die Ausfuhr von Reis und Weizen, von Gold- und Silbermünzen ſowie von Kupferbarren iſt verboten, ſonſt aber wird ein Ausfuhrzoll von 5 Proc. erhoben.

Zu den wichtigsten Stapelartikeln zählt Seide, Kampfer, Pflanzenöl und Pflanzenwachs. Von letzterem gibt es Arten sehr verschiedener Güte. Die besten besitzen alle Eigenschaften des Bienenwachses, sind sogar weicher und fetter als dieses und schmelzen bei 40 bis 42° C., doch ist die chinesische Zusammensetzung ein wenig verschieden, wie man denn ehemals irrthümlich geglaubt hat, die Bienen sammelten das Wachs von den Blumen, während man jetzt weiß daß sie nur Zuckerstoff sammeln, diesen aber theilweis in Wachs umwandeln und ausscheiden. Die mineralischen Schätze Japans sind es indessen welche für den auswärtigen Handel die höchste Bedeutung haben. Das Kupfer, ein Regierungsmonopol, muß außerordentlich häufig seyn, weil es im Haushalt oft die Dienste des Eisens vertreten muß. Nach den Mustern einheimischer Eisenarbeiten müssen sich aber auch Eisenerze von hoher Güte finden, und endlich, um den Werth dieser Gaben zu steigern, sind auch Kohlen vorhanden. Die Muster die man sah, waren zwar von geringer Güte, man bekam aber auch nur Kohlen von zu Tage tretenden Schichten zu Gesicht.

Die deutschen Colonien in Neu-Rußland.

Mittheilungen aus authentischen Quellen und eigener Anschauung.

Zwar ist es bekannt daß in Rußland eine Menge von Deutschen angesiedelt lebt, allein die Ausdehnung in der dieß stattfindet, die Verhältnisse und näheren Zustände der Colonisten sind bis jetzt, trotz vortrefflicher Berichte über einzelne Gegenden, noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt, wie es ohne Zweifel wünschenswerth ist. Namentlich fehlt es an speciellen Angaben über die Lage der deutsch-russischen Colonien in der Gegenwart. Ueber das ganze ungeheure Reich, von Archangel am weißen Meere an bis herab nach Astrachan am Kaspisee und tief hinein den Kaukasus, in Grusien, leben überall Deutsche, mehr oder weniger zerstreut, gewöhnlich jedoch in eigenen Dörfern beisammen. Das Talent des Germanen, sich allerorts einzuleben, ist höchst merkwürdig, und kein anderes Volk besitzt es in gleichem Grad. Ich will aus vielen nur ein Beispiel anführen, welches zugleich bestätigen mag daß an Seltsamkeit der Lebensläufe kein anderer Völkerstamm mit uns sich messen kann. Eines Tages fuhr ich mit meinem Tartaren Tscheremet auf der Steppe dahin zwischen Nowo Morskowsk und Constantinograd. Menschen und Thiere waren der Erfrischung bedürftig und höchst willkommen daher das schon aus der Ferne winkende Wahrzeichen der Stange eines Traktyrs. Ganz einsam, meilenweit von jeder andern Ansiedlung, erhob sich das, wie es schien, eben erst vollendete Gebäude mit seinem großen Sarai (von Schuppen umgebener Hof, zum Uebernachten der Fuhrwerke), wie aus dem Boden gewachsen. Als wir hielten, trat daraus hervor ein Mann in einer Kleidung, deren Nachlässigkeit gar keine Beschreibung zuläßt, warf einen Blick auf mich und sagte: „Guten Morgen!“ Da ich ihm vor Verwunderung nicht antwortete, wandte er sich an meinen Kutscher in dem geläufigsten Tartarisch. Nach meinem Eintritt in die Schenke wurden wir rasch bekannt. „Das hat nicht über meiner Wiege gestanden,“ sagte er zu mir mit einem heiseren Pathos, „daß ich dermaleinst hier eine Fuhrmannswirthschaft führen würde. Wir waren Künstler und oft hab' ich an einem Abend Tausende gewonnen, jetzt ist man froh, wenn man das liebe Leben durchbringt.“ „Amalia,“ rief er, „komm doch heraus, du brauchst dich nicht zu geniren, hier ist ein Landsmann!“ — Amalia, die Gattin, genirte sich auch nicht und kam aus dem Nebenzimmer, bekleidet bloß mit zwei Stücken, die noch überdieß sehr lose um ihren Körper hiengen. Sie bewillkommnete den Landsmann ganz freundlich und er ward eingeladen den Thee mit ihnen zu trinken. Das Zimmer hatte durchaus den russischen Anstrich, in der Ecke die mit Blumen umkränzten Heiligenbilder, das Lämpchen davor, an den Wänden grellbunte Spruchbilder, das allereinfachste Geräthe nach inländischer Art. Von deutschen Erinnerungen bemerkte man nichts, wenn man dahin nicht sieben Stück Violinen rechnen wollte, die seltsamer Weise neben einander hiengen. Der würdige Wirth heißt Blumenkranz und stammt aus holländisch Preußen, seine Frau aus Kreuznach. Beide hatten hier den Hafen gefunden nach einem wilden Abenteurerleben, ihre Künstlerschaft hatte sie mit einem Panorama nach Rußland geführt, dann gieng der Mann zu dem höheren Fach eines Jongleurs über und ward zuletzt Kunstreiterdirector. Nach seiner Versicherung gewann er als solcher sehr viel, mußte das meiste davon aber wieder zusetzen bei den großen Wanderungen welche von einem Einnahmeplatz zum andern nöthig waren. Er sprach so ziemlich alle Sprachen Europa's, das Russische vollkommen. Nachdem die älteste Tochter des wandelnden Hauses mit dem Bajazzo und einem Theil der Casse einen Ausflug nach Amerika unternommen hatte, beschloß der getränkte Vater sich in die Stille des Privatlebens zurückzuziehen und errichtete mit dem Rest seiner Habe die einsame Steppenschenke. „Es geht mir gut,“ sagte er, „denn ich weiß die Leute zu behandeln, jeden nach seiner Art, wer Grobheit will, bekommt sie und Höflichkeit kostet nichts. Aber ich wollte doch, ich wäre wieder in Deutschland, in Kreuznach, wo meine Frau Antheil an zweien Häusern besitzt. Aber man kommt aus diesem Lande nicht mehr fort,“ seufzte er. Das ist auch der ewige Refrain aller Deutschen, die noch nicht Wurzel geschlagen haben, deren Vaterlandswahl noch schwankend ist.

Mit Fleiß habe ich meiner Mittheilung das Bild eines Einzelansiedlers auf eigene Faust, eines zur Ruhe gesetzten Umherzüglers vorausgeschickt, wie deren Deutschland genug liefert, um auch andere Länder damit zu versorgen. Es ist ein Stück der deutschen Romantik. Durchaus fern stehen dieser die wirklichen deutschen Colonisten in Rußland, die in geordneten Verhältnissen begonnen und fortgearbeitet haben. Der größte Theil von ihnen befindet sich wohl und lebt in angenehmen Verhältnissen; von Heimweh und sentimentaler Sehnsucht nach dem alten Vaterlande ist nirgends eine Spur zu finden; aufrichtig gesagt, die Mehrzahl von ihnen weiß

nichts mehr von Deutschland, will aber auch nichts mehr davon wissen; ihre Gedanken, ihre Vorstellungen, ihre Zukunftsträume, alles ist russisch, wenn sie auch deutsch denken und reden. Zum Theil ist es auch schon die zweite Generation, die den Stamm der Colonisten bildet. Viele wollen die Bemerkung gemacht haben daß dieselbe in sittlicher Hinsicht der ersten schon bedeutend nachstehe; ich erlaube mir darüber kein Urtheil, aber die Berichte der Schulzenämter verneinen es mit Zahlen in der Hand, und denen muß man glauben.

Deutsche Colonien finden sich im ganzen südlichen Rußland, theils zerstreut, theils in Gemeinden zusammen vereinigt. Im Osten folgen sie dem Lauf der Wolga, und sind besonders in der Umgegend von Sarepta zahlreich, im Süden erstrecken sie sich bis Tiflis. Ich beschränke mich hier jedoch darauf nur die bevölkertsten deutschen Coloniedistricte in Neurußland, also im Gouvernement Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslaw und Taurien in das Bereich meiner Mittheilungen zu ziehen.

Nach der Zählung am Ende des Jahres 1858 betrug die christliche Bevölkerung der deutschen Colonien in den genannten Gouvernements 136,823 Seelen, darunter 69,598 männliche und 67,225 weibliche; hierunter sind aber einbegriffen acht vereinzelte Bulgarencolonien unter der gleichen Verwaltung mit 10,715 Einwohnern, 5563 Männern, 5152 Weibern. Die Zahl der Gemeinden beträgt 214, und zwar im Gouvernement Cherson 46, in Jekaterinoslaw 53, in Taurien 90, in Bessarabien 25. In letzterem Landstrich finden sich außerdem noch 43 Bulgarencolonien mit 49,080 Einwohnern. Diese gehören der orthodoxen griechischen Religion an, stehen also unter der Staatskirche. Die deutschen Colonien besitzen hingegen ihre eigenen Kirchenverwaltungen. Der römisch-katholischen Religion gehören 40 Colonien an mit 13 Kirchspielen. Die evangelisch-lutherischen Bekenner bilden die Mehrzahl in 93 Colonien, dieselben zerfallen in zwei Propstbezirke, Cherson mit Bessarabien, Taurien mit Jekaterinoslaw, der erstere mit 13, der letztere mit 6 Kirchspielen. Die Evangelisch-Reformirten bilden nur 2 Gemeinden, Odessa und Chabag in Bessarabien. Besonders zahlreich sind dingegen die Mennoniten, 74 Colonien in 4 Kirchspielen und außerdem mit Seelsorgerätleten, zu ihnen zählen auch die Hutter'schen Brüder, die im Einzelnen von der Lehre des Menno Simonis abweichen. Endlich gibt es auch noch 5 Colonien Separatisten, eine in Cherson, vier in Taurien, mit eigenen Seelsorgern. Diese letzteren sind gegründet worden von Württembergern, einem kleinen Theil des großen Auswanderzugs, der im Jahr 1817 aus Süddeutschland nach Südrußland zog. Er bestand aus 1400 Familien, größtentheils aus der Umgegend von Stuttgart, Eßlingen, Freudenstadt u. s. w. Sie gehörten fast alle zu der mystischen Secte der Zioniten, welche die Apokalypse deuteten und das tausendjährige Reich erwarteten. Von jenen 1400 kamen etwa nur 500 Familien im Land ihrer Bestimmung an; viele hatten sich unterwegs zerstreut, noch mehr waren den Strapazen der Reise erlegen; die meisten starben in der Quarantäne vor Ismail an einer bösartigen Seuche, der 1200 Menschen binnen 14 Tagen zum Opfer fielen. Von den Angekommenen wandten sich 400 Familien, vereint mit 100 Familien älterer Colonisten, über den Kaukasus nach Grusien und gründeten hier die Colonien Neu-Tiflis, Alexanderdorf, Petersdorf, Helenendorf u. s. w.; ungefähr 100 Familien setzten sich im Cherson'schen und bildeten die Colonie Hoffnungsthal; aus ihr giengen die vier Filiale in Taurien hervor.

Neben den christlichen Colonisten gibt es aber auch noch deutsche Hebräercolonien in den Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw, deren Anzahl im ersteren 20, im letzteren 11 beträgt. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf 25,933 Einwohner, darunter 14,218 männlichen und 11,725 weiblichen Geschlechts; das Mißverhältniß der Geschlechter ist hier besonders auffallend. Die gesammte Colonenbevölkerung des bezeichneten Gebiets beträgt demnach 211,836 Einwohner. Die am stärksten bevölkerte Gemeinde ist Großliebenthal im Cherson'er Gouvernement, Odessaer-Kreis, Liebenthaler-Gebiet mit 2574 Einwohnern, 1300 Männern, 1274 Weibern. Die kleinste Gemeinde ist Herzenberg, im Gouvernement Taurien, Melitopolischer Kreis, Zürichthaler Gebiet mit 22 Einwohnern, 9 männlichen, 13 weiblichen.

An Areal besitzen die Colonien zusammen 1,820,976 Dessätinen oder 4,331,904 preußische Morgen, davon fallen mit Ausschluß der Bulgaren und Hebräercolonien auf die Gouvernements Cherson 247,588 Dessätinen, Jekaterinoslaw 104,142, Taurien 194,856, Bessarabien 135,137, zusammen 681,723 Dessätinen; auf die bessarabischen Bulgarencolonien 284,302, auf die Hebräercolonien 116,951 Dessätinen. Auffallend ist hiebei die Landesquantität der bulgarischen Colonien, welche sämmtlich vorzugsweise mehr Viehzucht treiben. So besitzt Großbujalik im Cherson'er Bulgarengebiet 17,707 Dessätinen auf 2212 Einwohner, wonach 8 Dessätinen auf den Kopf kommen. Im Durchschnitt fallen auf den Kopf der Colonistenbevölkerung $5_{/11}$ Dessätinen oder 20 Morgen. Die Anzahl der Häuser in sämmtlichen Colonien beträgt 25,112; davon fallen auf Cherson 6340, Jekaterinoslaw 2750, Taurien 7570, Bessarabien 6143, die Hebräercolonien 2309. Es kommt demnach ein Haus auf $8_{/13}$ Köpfe. Die Schulkinderzahl beträgt 25,165; im Durchschnitt also fast genau auf jedes Haus ein Kind, welches die Schule besucht. Das Verhältniß ist aber in den einzelnen Bezirken ein sehr verschiedenes: Cherson zählt 7489, Jekaterinoslaw 4215, Taurien 11,998, das Hebräergebiet 1013, das Bulgarengebiet nur 450 Schulkinder (in 20 Schulen!). Die Deutschen stehen in dieser Hinsicht voran, bei den Bulgaren kommen auf 6143 Häuser und 49,080 Einwohner nur 450 Kinder zur Schule; in den Hebräercolonien fällt auf zwei Häuser noch nicht ganz ein Schulkind. Nach den Einzelnbezirken stellt sich das Verhältniß folgendermaßen: in Taurien kommen auf das Haus $1_{,58}$, in Jekaterinoslaw $1_{,53}$, in Cherson $1_{/18}$, in den Hebräercolonien $0_{,43}$, im Bulgarengebiet $0_{,073}$ Schulkinder.

Die Mehrzahl der deutschen Colonisten stammt aus dem südlichen Deutschland, aus Württemberg und Baden, sodann aus Bayern, Hessen, Sachsen; letzteres hat nur ein geringes

Contingent gestellt; ein größeres Ost- und Westpreußen, aus Pommern kamen die sogenannten Schweden. Die Elsässer haben die einzigen Colonien mit französischen Namen gegründet (Fère-Champenoise I und II, Arcis, Brienne). Eine Anzahl von Schweizern hat sich im Zürichthalergebiet angesiedelt. Die Mennoniten der Molotschna stammen aus der Danziger Niederung. In viele Colonien sind von der Regierung deutsche Polen und Leibeigene angesiedelt worden. Die Bulgaren sind sämmtlich ausgewanderte oder als Gefangene nach Rußland versetzte türkische Rajahs. Die Juden stammen aus Ungarn, Galizien, hauptsächlich aber aus deutsch-polnischen Provinzen. Die ältesten Colonien sind die sogenannten schwedischen Alt-Danzig und Schwedendorf, sie wurden im Jahr 1787 gegründet. Die drei nächst alten Colonien Jamburg, Josephsthal und Rudalsk datiren aus dem Jahr 1789. Der Einwanderung besonders günstig waren die Jahre 1804, 1809, 1815, 1816 und 1817. Die jüngste Colonie ist Klein-Neudorf, Glückstha lergebiet, Tiraspoler-Kreis, gegründet im Jahr 1855 von 29 älteren deutschen Wirthen, welche sich daselbst mit erworbenem Vermögen 1200 Dessätinen eigenes Land angekauft haben. Mehrere jüngere Colonien datiren vom Jahr 1852. Die ältesten Hebräercolonien stammen aus dem Jahr 1807, die jüngsten aus 1848 bis 50.

Wie in Nordamerika, so findet man auch im südlichen Rußland wieder die Städtenamen der alten Heimath auf die jungen Ansiedlungen übertragen. Es ist dieß eine gute und schöne Sitte, die gewiß nicht lächerlich gemacht zu werden verdient, wie es zuweilen geschieht. Von deutschen Heimathnamen finden wir: Landau, Speyer, zwei Karlsruhe, Worms, Rastatt, München, Kassel, zwei Darmstadt, Stuttgart, Mannheim, Nassau, Durlach, Heidelberg, Hochheim, Teplitz, Leipzig; man weiß da gleich weß Landes Kinder die Ansiedler gewesen sind. Wenn aber auch die Namen Straßburg, Selz, Kandel, Baden, Mannheim, Elsaß (sämmtlich im Kutschuganergebiet, Cherson) ganz deutlich auf die Herkunft innerhalb gewisser Gränzen schließen lassen, so ist es doch nicht bei allen der Fall; wir finden z. B. die deutschen Colonie-Namen Waterloo, Borodino, Beresina, Paris — als Denkmale des deutsch-patriotischen Stolzes aus den Befreiungskriegen. Jedenfalls sind alle diese Ortsnamen besser und bedeutender als die vielen selbsterfundenen mit Thal und Dorf, wie Liebenthal, Rosenthal, Glücksthal, Lustdorf, Neudorf u. s. w. Diese zeugen von keiner besondern Erfindungsgabe; andere, mit dem Namen der russischen Fürstenfamilie gebildet, sehen aus wie Schmeichelei oder Empfehlung. Die Hebräercolonien haben alle russische oder polnische Namen, trotzdem die Mehrzahl ihrer Bewohner deutsch ist. Ganz ohne Namen sind noch verschiedene kleine deutsche Ansiedlungen und einige Bulgarencolonien in Bessarabien.

Die innere Verwaltung der deutschen Colonien ist eine ganz vortreffliche geregelte, und läßt dem Selfgovernument mehr Spielraum als es noch in vielen Gemeinden Deutschlands besitzt. Jedes Gebiet wird vertraltet von einem Schulzenamt; dieses besteht aus dem Oberschulz, den Amtsbeisitzern (ein oder zwei), dem Schriftführer und nach Bedürfniß noch einigen Schulzenamtsmitgliedern. Sitz und Stimme bei ihren Berathungen hat auch der Vorsitzende des landwirthschaftlichen Vereins, der in keinem Gebiete fehlt. Die Geistlichen haben mit der Gemeindeverwaltung nicht das geringste zu thun, selbst die Schule ist ihrem speciellen Einfluß entzogen; doch weiß sich dieser geltend zu machen, und zwar öfters in einer Weise daß Conflicte zwischen ihnen und dem Schulzenamt entstanden sind. Das letztere stellt die Schullehrer an, die von der Gemeinde besoldet werden und in keiner einzigen fehlen (in den Bulgarengemeinden sind die Geistlichen auch zugleich Schullehrer). Die Colonisten genossen und genießen große Begünstigungen; außer dem ihnen eingeräumten Land wird bei der Ansiedlung eine zehnjährige Steuerfreiheit bewilligt, die Abgaben sind außerdem sehr gering, die Leistungen für die Krone und die Verwaltung ebenfalls nicht bedeutend.

Schon beim ersten Anblick zeichnen sich die deutschen Colonien vor allen übrigen bewohnten Orten des Landes sehr vortheilhaft aus. Die Dörfer sind geschlossen, obwohl jedes Haus vom andern hinreichend getrennt ist; meistens haben die Gebäude die Form und das Ansehen der alten Heimath beibehalten. Ein gleiches gilt von den Geräthen und der Tracht, an letzterer bleibt der Deutsche mit einer Art von zähem Stolz hangen, trotz dem Klima, der Landessitte und der verhältnißmäßig größern Kostbarkeit der Stoffe. Nur den russischen Schafpelz hat er sich ziemlich allgemein angeeignet. Anders ist es mit der Lebensweise, mit Speise und Trank, diese sind, wie kaum anders möglich, zum großen Theil russisch geworden. Der Colone baut Wassermelonen und Mais, weiß die Zwiebeln und den Quaß zu schätzen wie der ächte Russe, und den Branntwein leider manchmal fast noch besser wie dieser. Die deutschen Vornamen werden mit ängstlicher Treue beibehalten, ebenso auch der Dialekt der frühern Heimath, der sich so wenig verwischt hat daß sich sofort daraus die Abstammungsgegend errathen läßt; inzwischen mengen sich doch, namentlich bei der jüngern Generation, russische Worte und Wendungen in die Sprache, aber nie in solchem Maß und Mißklang wie bei dem Englischdeutsch der nordamerikanischen Ansiedler. Russisch sprechen fast alle, die jüngern durchgängig, freilich nicht mit besonderer Reinheit, was daher kommen mag daß niemand dankbarer dafür ist wenn man sich bestrebt seine Sprache mit ihm zu reden wie der Russe. Allerdings gibt es auch noch eine Anzahl alter Colonisten, denen es seit dreißig und mehr Jahren durchaus nicht hat gelingen wollen sich die Sprache ihrer neuen Heimath anzueignen. Man kann sagen: es geht den deutschen Colonisten in Südrußland durchschnittlich gut, viel besser jedenfalls als es ihnen in der Heimath gegangen wäre; das Loos eines deutschen Kleinbauern ist dem ihrigen gegenüber ein armseliges, fast die Hälfte von ihnen kann man wohlhabend nennen; viele darunter sind reich, manche sogar sehr reich. Schon Harthausen hat darüber berichtet und den Millionär Cornieß als Beispiel angeführt; ein weit größeres, ein fürstliches Vermögen besitzt aber der Colonist Friedrich Fein in der Molotschna, der aus Chemnitz in Sachsen stammt; sein Landesbesitz ist größer wie manches

Herzogthum, und auf seinen Steppen weiden nicht weniger als 300,000 hochfeine Schafe.

(Schluß folgt.)

Lallemants Reise in Südbrasilien.

II.

Der zweite Theil der südbrasilianischen Schilderungen bewegt sich in den Küstenprovinzen Santa Catharina, Parana und S. Paulo, und ist meist angefüllt mit Darstellungen des Colonistenlebens und der Colonistenschicksale, sowie mit den persönlichen Beschwerden und Erlebnissen des Wanderers. Die Provinz Sta. Catharina, ein schmaler Küstenstreifen, gewährte von der See aus einen lockenden Anblick: „Kaum hat man Abschied genommen von dem öden Strande, auf dem Sand auf Sand sich aufbäuft, Brandung an Brandung sich bricht und eine schmutzig-graue Meeresfarbe den Dahinsegelnden lange begleitet, so tauchen aus dem plötzlich klar seegrün oder tiefblau gewordenen Element in reinen scharfen Umrissen prachtvolle Höhenketten heraus, schroff, hoch und gewaltig und dennoch bedeckt mit dem dichtesten Laubdach schattigen Urwaldes. Ein wirkliches Gebirge scheint aus dem Meer aufgestiegen zu seyn, ohne ein flaches Vorland von einiger Ausdehnung zwischen sich und dem flüssigen Element gelassen zu haben, ein Gebirge dessen einzelne Stränge in den dichtesten Verflechtungen ineinander gewebt sind oder nebeneinander verlaufen.“ Sta. Catharina heißt auch eine Insel der Küste, oder vielmehr die Provinz heißt nach dieser Insel. Auch dort, wie überall wohin der Reisende seinen Fuß setzte, oder vielleicht weil er dorthin allein ihn setzte, finden sich Deutsche, Deutsche, Deutsche als Ansiedler, als Urwaldmauerbrecher, als — Populationsdünger, wie man in den Vereinigten Staaten sagt. Die Insel Sta. Catharina besitzt einen Blumenflor um den wir sie aufrichtig beneiden dürfen: „Ueppig blühten auch viele Agaven. Solche Blüthenschäfte, wie oft man sie auch schon gesehen haben mag, imponiren immer von neuem wieder. In vier Wochen entwickelt sich solch ein Schaft zur Höhe von 30 Fuß, mit einer Menge von Nebenästen, an denen dann die Blüthen glockenartig herabhängen. Die Amaryllideenblüthe der Agave ist ja bekannt genug. Drei äußere schmale, drei innere breite grünweißliche Deckblätter hüllen die Geschlechtsorgane ein. Sechs Staubfäden bilden in ihrer Mitte eine dicke fleischige Anschwellung, womit sie das dreigetheilte obere Ende des Fruchtknotens umfassen, so daß drei Staubfäden abwechselnd an der innern Fläche der fleischigen Anschwellung noch eine hervorspringende Leiste haben, welche sie in die Zwischenräume des Fruchtknotens hineinlegen. Die Blüthen haben einen höchst angenehmen Veilchenduft.“

Eine eigenthümliche Erfahrung stand Lallemant in Lages bevor. Dort nämlich verabschiedete er seinen Führer, der ihn nach dem Uruguay hin- und zurückgebracht, und neben dem er unzählige Nächte im Walde geschlafen hatte. Der Bursche empfieng seinen Lohn, und vermehrte ihn noch durch ein „Darlehen“ von seinem Herrn bis auf 58 Milreis (46 pr. Thlr.). In der folgenden Nacht verspielte der Trops alles, ja obendrein noch drei Pferde und einen Maulesel, die ihm nicht angehörten, sondern ihm nur anvertraut worden waren. Als diese Aufführung ruchbar wurde, zeigte ein Bekannter Lallemants den Taugenichts beim Delegaten an, der ihn vor sich beschied, und dem er, auf die Frage weßhalb er aus seiner Heimath entwichen, unerwarteterweise gestand daß er dort einen Mann ermordet habe, und deßhalb geflohen sey. Der Kerl wurde sogleich eingesperrt und nach S. Antonio da Patrulha, dem Schauplatz seiner Missethaten, gebracht, wo er sieben Monate später vor das Schwurgericht gestellt werden sollte. Zu den widerwärtigen Erlebnissen gehörte auch die Erbentung eines Stinkthieres, welches der Verfasser sonderbarerweise einen „humoristischen Jagdartikel“ nennt, obgleich man nach Humor sich in der nachfolgenden Beschreibung vergeblich umsieht: „Das Bellen eines kleinen Dachshundes und noch vielmehr ein horrender Gestank brachte uns vor den Bau eines Soriiho oder Stinkthiers (Mephitis suffocans, wie ich glaube). Vergebens hetzten wir den Hund hinein; sowie er in die Nähe des Thieres kam, brauchte dieses seinen stinkenden Urin gegen den Hund, und im Nu kam er heulend zum Vorschein und wälzte sich verzweifelt im Gras umher. Ein vor dem Bau angestecktes Feuer, welches wir dann hineinschoben, brachte den Feind ebenso wenig zum Vorschein; dagegen vertrieb er uns auf Minuten durch seinen Gestank von dem Eingang zur Höhle. Jetzt verrammelten wir diesen und gruben den Gang der Höhle auf, bis wir mit einem spitzen Stock das Thier fühlen konnten und es durch eine kleine Oeffnung erblickten. Nach einem Schuß war es todt. Es war ein ausgewachsenes feistes Thier, mit sehr spitzer Schnauze, $^6/_8$ Schneidezähnen, wodurch es sich als Raubthier charakterisirt, rauhem, grobem Fell von schwarzer Farbe mit zwei weißen Streifen an der Seite vom Rücken und einem kurzen Schwanz. Aber seine Nähe wurde unleidlich. Mir ward so übel daß ich mich fast erbrechen mußte.“ Dennoch verschmähten drei Urus (Aasgeier) selbst diesen Braten nicht. Den durchdringenden Wanzengeruch vom Stinkthier kann man nur loswerden, wenn man die angesteckten Glieder und Kleider der Hitze und dem Rauch eines Grasfeuers aussetzt. Dann verschwindet der Geruch wenigstens für die Sinne, aber eine Erinnerung an das Stinkthier erzeugte nach der Jagd noch lange dem Verfasser Uebelkeiten.

Der deutschen Colonie Donna Francisca bei San Francisco wird ein ganzes Capitel gewidmet. Wer landwirthschaftliche Schönheiten in der neuen Welt sucht, wird an der dortigen Küste volle Befriedigung finden. Donna Francisca heißt die Colonie nach der Frau Prinzessin v. Joinville, Schwester des Kaisers von Brasilien, und Joinville heißt die Stadt oder Niederlassung in diesem deutschen Ansiedlungsgebiete, wo vor nicht 15 Jahren noch blutgierige Bugres hausten. Obgleich der Verfasser vor der europäischen Emigrantenverderei warnt, deren Thätigkeit der Colonie nichts

genützt, aber viel geschadet hat, schildert er doch die Lage der Uebergesiedelten als höchst verführerisch. Anfangs freilich räumte das Sumpffieber redlich unter den Anbauern auf, als aber das Todtenopfer einmal gefallen war, und das Land sonnig und urbar ward, gieng's besser. Wenn nur der Verf. selbst die Sprache der „Emigrantenwerber" vermieden hätte. So preist er uns aber das goldene Zeitalter von Donna Francisca mit den Worten: „Ein Stück blauen Himmels, eine Axt, einige Morgen Urwald, und der Colonist ist schon geborgen, sowie nur die ersten Bäume zusammenkrachen!" Solche Versicherungen können viel Schaden anrichten! Hübsch ist dagegen folgende Skizze aus der Pflanzenwelt. Die Bäume werden nämlich dort von einer Araceenschlingpflanze, einem Philodendron, umklettert: „Wer zuerst, bemerkt der Verfasser, solche Araceenstricke sieht, weiß wirklich nicht was er von ihnen denken soll. Vom Umfang einer dünnen Darmsaite bis zur Dicke eines starken Daumens sind sie so zu Tausenden, wie schon gesagt, schnurgerade ausgespannt, die dickern immer stark genug um einen Menschen zu tragen, weßwegen ihr Herunterreißen oft Mühe macht. Dieser Aroideenstrick ist nun das Factotum im Urzustandsleben. Mit dem Cipo bindet der Fischer sein Canot fest, aus ihm macht der Küstenfahrer seine Takelagenstricke. Das Pferd des Colonisten wird mit dem Cipo gehalten, die Kuh daran nach Hause gezogen. Mit dem Cipo spannt man Einfriedigungen um kleine Plätze; auf dem Cipo trocknet die Colonistenfrau ihre Wäsche und bindet ihre Reifer damit zu einem tüchtigen Besen zusammen, oder braucht auch wohl ein Ende Cipo, um ihren widerspenstigen Rangen den Buckel abzuprügeln. Und mit dem Cipo der Araceen baut der Colonist vor allem sein Haus. Am liebsten nimmt man dazu kräftige Cipos, die der ganzen Länge nach aufgespalten sind. Sie sind beim Knotenschlagen weniger brüchig und trocknen fester in sich zusammen. Ueberall nun wo wir Gegenstände zusammennageln, bindet der Colonist sie zusammen, und so bindet er auch die Palmenstämme, welche die Seitenwände seines Häuschens bilden, fest mit Cipos zusammen, und sie halten zusammen, fester als wenn sie angenagelt wären."

Da Hr. Lallemant deutsche Auswanderer nach Donna Francisca verweist, und versichert dieß sey der Ort seiner Wahl wenn er überfiedeln sollte, so wollen wir hören was jene fremde Welt bietet: „Kaum irgend eine Pflanze möchte in dem sonnigen, feuchten Unterland von Sta. Catharina das Gedeihen versagen. Kaffee, Zucker, Tabak, Reis, europäische Früchte, Orangen und Pisange wetteifern unter einander in Schönheit und Fülle des Ertrags, und harren ungeduldig der vielen noch fehlenden Hände, um ihren Anbau zur höchsten Segensfülle zu bringen. Nordische Fichtennatur, Nachtreife und selbst Eisscherben charakterisiren dagegen das Oberland. Ungeheure Pinheirowaldungen geben den mächtigen Bergwellen einen mit Worten nicht zu schildernden Charakter. So rauschen auch die Uruguay-Zuströmungen besondere Weisen. Aus Fichtenwaldungen heraus, in Fichtenwaldungen hinein stürmen und brausen der Pelotas, der Lavatudo. Im Schlunde eines Pinhals stürzt der gewaltige Caveiras wie ein norwegischer Strom hinunter, und bildet um seinen Wasserfall ein naßkaltes Ungewitter, fast einen Novembersturm des Nordens. Aber ungeheure Papagaienschwärme führen den vom Norden träumenden Reisenden immer wieder in die Südwelt zurück. Ungeschlachte Farrenkrautstämme geben dieser felsigen Natur einen noch europafremdern Charakter." Uebrigens erinnert Lallemant gewissenhaft auch an das Mal-da-Terra, eine Art Bleichsucht, von der auch die Männer nicht verschont werden, und die überall auftritt wo der jungfräuliche Boden aufgebrochen wird. Schlechte unregelmäßige Kost, Barfußgehen und das Schlafen auf dem Boden steigern das Uebel, welches tödtlich werden kann. Hier ist das Programm das solchen Patienten bevorsteht: „Sie fühlen sich unbehaglich, faul, müde, weniger warm, obgleich sie leicht transpiriren, werden blässer, zuletzt leichenblaß und bekommen Herzklopfen. Vorausgehend oder nachfolgend kann ein wirklich intermittirendes Fieber dabei seyn. Geht es vorauf, so ist es meistens die Tertianform; kommt es später zum Vorschein, so ist es täglich da, und ist dann wohl weniger intermittirend, sondern remittirend und symptomatisch. Thut man nichts dazu, so geht die begleitende Herzneurose in eine wirkliche Atrophie mit Dilatation über. Es tritt Durchfall ein, Fußödem und Wassersucht, und gar manche junge Anbauer starben schon am Mal-da-Terra. Doch sind die Fälle häufig wo ohne alles Zuthun von Seiten der Kunst, ja ohne alle hygienische Rücksicht, das Uebel sich von selbst wieder verzog, und die blassen jungen Männer und Mädchen tüchtige und handveste Anbauer wurden. Es war ein Acclimatisationsproceß mit ihnen vorgegangen."

Von Joinville gieng der Verfasser wieder tiefer ins Innere. Die Küstenprovinz Sta Catharina wird von der Binnenprovinz Parana durch einen Gebirgszug, die Serra Geral, geschieden. Den Weg durch die waldigen Einöden, wo noch Botocuden hausen, muß sich der Wanderer oder vielmehr die Karawane an vielen Stellen selbst hauen. Eigenthümlich ist aber die Art wie im Urwald übernachtet wird: „Das Gepäck wird weggestreckt, um es provisorisch vor Näße zu schützen. Und nun klingt ringsher die Axt. Es kommt darauf an möglichst viel Blätter von der Euterpe edulis, der Kohlpalme, zu gewinnen. Ringsher stehen viele dieser edlen, schlanken Palmen. Nach acht bis zehn wohlgeführten Streichen bewegt sich der Stamm; Achtung! schreit der Waldhauer, und wie in einem Jammerruf stürzt die liebliche Waldkönigin zur Seite; krachend stürzt ein ganzes Chaos von Baumästen, von jungen Bäumen unter ihrem Fall zusammen; oft zerschlägt sich der Stamm in drei bis vier Stücke beim Aufschlagen auf festere Stämme oder auf den Boden. Ist dann das sausende Ungewitter des Umstürzens vorbei, so haut man die großen zweizeiligen Blätter ab und schleppt sie zum Bivouac. Und auf diese Weise werden acht bis zwölf Palmen zu einem einzigen Rancho für eine einzige Nacht umgehauen. Dort haben andere Waldhauer unterdeß ein schräges Dachgerüst in einem Winkel von etwa fünfzig Graden aufgerichtet, vorn etwa 7 Fuß hoch und 30 Fuß lang. Dieses wird jetzt mit Palmenblättern belegt, deren Foliolen

mit vielem Geschick und großer Schnelligkeit sich in einander schieben lassen. Ist so eine drei- bis viersache Blattschicht aufgelegt, so ist das Dach ziemlich dicht selbst gegen starken Regen; die vorn über das Gerüst hinausragenden Blattenden werden umgeknickt und bilden ein Vordach; auf den Boden des Rancho werden nun Palmblätter in genauer Ordnung hingelegt, so daß ein Blatt das andere halb deckt; zwischen jede Blattrippe wird ein Mann gelagert, und man hat ein tief dunkelgrünes, glänzendes Waldhüttchen und ein Lager à la Paul et Virginie, über welches alle die solch Ding sehen in jubelnde Freude ausbrechen möchten, nur nicht die welche darin die Nacht zubringen sollen; denn der Boden ist naß, das Lager ist naß, die Luft ist naß, und die Temperatur ist naßkalt." Schwerlich wird irgend einer unserer Leser schon die Provinz Paraná auf der Karte finden, denn erst kurz zuvor, als Vallemant sie betrat, war der südwestliche Theil der Provinz S. Paulo aus dieser Provinz, die 15—16,000 geogr. Meilen mit 600,000 Einwohnern umfaßte, ausgeschieden worden, und hatte von dem westlichen Gränzstrom den Namen Paraná erhalten. Die neue Provinz zählt etwa 80,000 Bewohner, wovon 5000 der Provinzialhauptstadt Curityba gehören, welche letztere aber starke Spuren von Verfall zeigte. Wie überall, auch dort deutsche Colonien oder Ansiedlungen zum Empfang neuer Einwanderer in Gegenden wo die wilden Bugres mit Mord und Menschenraub drohen. Um jedermann zu warnen, fügen wir sogleich hinzu was Vallemant in Bezug auf die Viehzucht sagt: „Mittelmäßig und schlecht sind überhaupt sämmtliche Thiere in der Provinz, seyen es Rinder, seyen es Pferde. Die Race ist ausgeartet und dürftig, die Behandlung des Viehes höchst unvollkommen. Im Sommer laufen die Thiere auf dem Campo umher, und erhalten sich mittelst des groben Grases. Im sogenannten Winter aber ist alles verdorrt und vom Nachtreif zerstört, und jegliches Vieh fällt bis zu skelettartiger Magerkeit ab. Es ist ein Erbarmen Rinder und Pferde dann zu sehen. Daraus entstehen nun sonderbare Vorkommnisse. In der Hauptstadt Curityba, deren Provinz wegen der Viehzucht berühmt (!) ist, habe ich durchweg alte und selbst ranzige Butter bekommen, und zwar aus England. Der Käse den ich sah, war aus Holland. Milch ist zu Zeiten ein theurer Artikel; Eier sind manchmal gar nicht zu bekommen, selbst Fleisch ist theuer. Will man ein Pferd miethen oder kaufen, so hängt dieß von sehr glücklichen Verhältnissen ab, wenn man zum Kauf oder zur Miethe kommt, wobei die Uebervortheilung meistens ganz schnöde ist. Dabei soll viel falsches Geld circuliren, und man muß sich an allen Enden und Ecken vor Betrug hüten. Alle Augenblicke ärgerte mich die Insolidität irgendeines Menschen, irgendeines Unternehmens, irgeneeines Handelns und Thuns. An allen Enden und Ecken sieht man es daß den Leuten die Concurrenz des Fleißes, der Arbeit, des streng rechtlichen Handelns fehlt; es geht ihnen zu gut, sie sind zu übermüthig und wollen daß es ihnen auf unsolliden Wegen noch besser gehe."

Offen gestanden, hatten wir den Verfasser lange Zeit im Verdacht er suche durch sein Buch zur Auswanderung nach Brasilien zu ermuntern, bis wir seine beredsame Darstellung von der Schändlichkeit des sogenannten Parceriesystems lasen, welches er offen und unumwunden eine „Pestbeule" und ein „schwarzes Blatt in der Geschichte Brasiliens" nennt. Nach dem Parceriecontract liefert der Pflanzer dem Eingewanderten eine Kaffeeplantage, die dieser im Stand halten muß. Die Kaffeernte wird dann zwischen dem Eigenthümer und den Hintersassen getheilt. So weit wäre alles gut. Allein der Pflanzer hat die Ueberfahrtskosten für den Eingewanderten und seine Familie bestritten, etwa 1600 Thlr. in einem vorliegenden Falle. Diese müssen mit 12 Procent, der Werth der Lebensmittel, welche anfangs der Eigenthümer zum Unterhalt der Familie lieferte, mit 6 Procent verzinst werden. Bei den Zinsen und den Cursberechnungen kommen außerdem Uebervortheilungen vor, die ganze Familie bleibt solidarisch haftbar, und Brasilianer entscheiden die Streitigkeiten zwischen beiden Parteien. So muß der Einwanderer und seine Familie immer in Schuldhaft und Sklaverei verharren. Diese Schändlichkeiten schrieen zuletzt so laut, daß die Regierung einschritt, „weil die Ungerechtigkeiten dahin führten daß das Zuströmen neuer Colonisten, deren der brasilianische Ackerbau so sehr bedarf, verhindert wurde." Lasse sich also jeder abermals gewarnt seyn!

Briten und Chinesen.

In All the year round werden gewisse Leute nie müde einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Schandthaten, welche von Chinesen an Engländern verübt worden, hervorzuheben um die alten Ammenmärchen vom chinesischen Barbarismus und englischer Civilisation wieder aufzufrischen. Glücklicherweise hat seit dem Jahr 1857 sich auch eine Stimme für China in England verlauten lassen können, und die anglo-chinesische Politik hat schon einmal Lord Palmerston über den Haufen geworfen, und würde es vielleicht in diesem Augenblick wieder, wenn das Parlament nicht mit andern, näher liegenden Dingen beschäftigt wäre.

Wir geben gerne zu daß die Chinesen grausam sind, daß sie so gut morden können wie Italiener, französische Giftmischer oder englische Straßenräuber. Wir finden aber vielleicht keinen einzigen Fall wo der Chinese es wagte Hand an den Fremden zu legen aus purer Mordlust oder Raublust, und wenn solche Fälle im Jahr 1857 vorsallen konnten, so war es lediglich die eigene Schuld der Fremden, die sehr wohl wußten wie gerecht die Aufregung der Chinesen gegen uns war, und gegen die wir daher nicht mit der gewöhnlichen, sondern mit verdoppelter Umsicht auf unsrer Hut seyn mußten. Aber unsere Geringschätzung des Feindes hat uns gar manchen Streich gespielt; wir verloren dadurch nicht allein manch kostbares Einzelleben, sondern letzthin auch drei schöne Kriegsschiffe der unbesiegbaren englischen Flotte. Wenn dann ein

so unerwartetes Resultat eintritt, so wird aller Geifer über den Feind ausgespieen, alle erdenklichen Schlechtigkeiten über ihn ausposaunt, mit Verrath, Perfidie und Teufeleien herumgeworfen, gleichsam als könne kein englisches Kriegsschiff anders als auf solche Weise verloren gehen. Als man sich Kronstadt und andern Plätzen im Jahr 1855 mit großer Vorsicht näherte und sorgfältig alle unterseeischen Zerstörungsapparate aufsischte, da fiel es doch niemand ein die Russen mit faulen Nebensarten zu verunglimpfen, daß sie sich so gut wehrten wie sie konnten.

Da die Engländer meistens mit der Uebermacht kämpfen, so bleibt den Chinesen keine andre Waffe als die List — wir kämpfen also mit ungleichen Waffen, und dessen sind wir uns vollkommen bewußt. Wir vertrauen aber so fest auf unsere Ueberlegenheit, daß wir die Stärke des Feindes nicht immer sehen, und das Verdienst des Feindes wird dadurch etwas geschmälert, wenn es ihm gelingt uns zu überlisten; aber wir können ihm die Berechtigung zu seiner Art der Kampfführung nicht absprechen, und müssen zugeben daß er uns „auf seine Weise" geschlagen hat. So waren die Chinesen zu jeder einzelnen That berechtigt, die sie an uns im Jahr 1857 verübten, nachdem die Engländer so schmählich alles Recht verhöhnten, indem sie ihren Angriff auf Canton machten. So war die Vergiftung des Brodes in Hongkong nicht allein eine den Chinesen verzeihliche (!), sondern eine unter englischem Gesetz verübte That, wenn auch nicht vom letztern sanctionirt, so doch nicht von ihm bestraft. Ich selber litt darunter, aber nie fiel es mir ein dafür den Chinesen zu verunglimpfen, der von seinem Standpunkt aus vollkommen berechtigt war uns zu vernichten zu suchen. Wohl könnte man aber die englische Regierung verantwortlich halten daß sie solche Schandthaten ungestraft hingehen läßt, und wenn ich ein Engländer wäre, so gienge ich noch weiter, und hielte sie verantwortlich für Mangel an Schutz im eigenen Lande, den zu suchen man gerade dahin gegangen war.

Zehn Jahre hatte ich unter chinesischem Schutze gewohnt, d. h. unter gar keinem — denn die Chinesen geben dem Fremden keinen, und unsere deutschen Regierungen uns Deutschen auch nicht — und nie ist mir ein Haar gekrümmt worden. Dann mußte ich fort, und weil mich die Umstände zwangen, nach Hongkong, wo jeder unter englischem Schutz sich sicher wähnte. Da ergriff die Regierung mit einemmale die Angst, es überfiel sie ein moralischer Katzenjammer; sie fand daß sie, trotz ihrer Behörden und 500 Rothjacken, doch noch in den Händen der Chinesen sey — daß die 70,000 Chinesen die 2000 Europäer erdrücken könnten, wenn wir sie mit unserm moralischen Uebergewicht nicht länger in Zügel halten könnten. Und da die Regierung sich ihrer Schuld bewußt war und Zeichen der Aengstlichkeit an den Tag legte, da brachte sie indirect einen frechen Gesellen auf den Gedanken Gebrauch von dieser Macht zu machen, und er that es aus eigenem Antrieb und versuchte uns zu vergiften. Es ist ein Zeichen von Patriotismus selbst welcher ihn zu der That veranlaßte, verbunden mit einer Geringschätzung der englischen Macht, unter der er augenblicklich stand und von der er so wenig zu fürchten hatte. Und so war auch die Tragödie an Bord der Queen unzweifelhaft das Werk von Privatleuten, von Patrioten, die nicht besser und nicht anders sich an den Feinden des Landes zu rächen wußten. Kein Yeh hätte je Privatleute zu zwingen vermocht eine solche That auszuführen — es liegt nicht im Charakter der Chinesen sich solcher Mittel zu bedienen, noch liegt es in ihrem Charakter sich zu solchen Mitteln herzugeben, solch willige Diener einzelner Beamten zu seyn.

Yeh könnte wohl seine Untergebenen dazu angestellt haben, aber eine so kleinliche Rache würde unter seiner Würde gewesen seyn. Er griff die Engländer immer offen an, wo er nur konnte, nicht vereinzelte Privatleute, sondern die Kriegsschiffe. War er auch Thor genug zu glauben daß seine Unmacht hinreichte einen Kampf mit Amstrong-Kanonen auszuhalten, so machte er doch den Versuch, und mehrmals ist in damaliger Zeit von nächtlichen Ueberfällen die Rede gewesen (natürlich immer verrätherisch, heimtückisch, weil sie den Feind in seinem Schlafe störten, oder auch weil er mit Amstrong-Kanonen nicht angreifen konnte), die, weil sie eben resultatlos blieben, auch nachher nur belächelt wurden.

Wie kann man annehmen daß ein Mann von solcher Energie, wie Yeh sie an den Tag legte, der nie durch englische Drohungen — selbst nicht durch englische Kanonen — sich einschüchtern ließ, sich zu einer so kleinlichen Rache hergeben sollte, um das Privateigenthum eines Portugiesen — also von einer ganz neutralen Person — zu zerstören und unbetheiligte Personen das Leben zu nehmen! Immer sind die Fremden geneigt die Chinesen nach sich selber zu beurtheilen. Weil die Engländer jede erbärmliche Privatangelegenheit benutzten um daraus einen casus belli zu machen, darum glauben sie auch daß Yeh, weil sie ihm den Krieg gemacht sich an jeder unschuldigen Privatperson rächen würde. Man wird mir freilich erwiedern: setzte er nicht einen Preis auf den Kopf eines jeden Europäers, ob todt oder lebendig? Steckteer nicht die Factoreien an, die auch Privateigenthum waren? Darauf kann ich nur antworten auf Yankeemanier, d. i. mit einer andern Frage: Schossen die Engländer nicht jeden Chinesen nieder der ihnen in den Weg kam? Wie kann sich der Chinese, der den Engländern keine bewaffnete Macht entgegenstellen konnte, anders vertheidigen als durch Erklärung des Standrechts auf seine Art? Aber weil diese Repressalie ergriffen war, weil sie die Engländer veranlaßte auf ihrer Hut zu seyn — während sie erwarteten daß sie in Feindesland mit offenen Armen empfangen würden — deßhalb wurde die Maßregel wieder als eine barbarische und teuflische verschrien. Yeh konnte sich nicht anders vertheidigen, und da hätte er nach der modernen englischen Theorie, um ihnen in seiner Art der Vertheidigung keinen Anstoß und keine Unbequemlichkeit zu verursachen, die Waffen strecken müssen und sich das Fell über die Ohren ziehen lassen, wie es heute Louis Napoleon nicht schwer wird zu thun. — Und wer stedte die Factoreien zu Canton in Brand? Ohne Zweifel geschah es

durch Yeh, aber da sie meistens chinesisches Eigenthum waren, so war das nicht der Engländer Sache — auch war es noch nicht der halbe, nicht der zehnte Theil von den was Tags vorher durch die Engländer zerstört worden war, und namentlich war es eine Demonstration gegen den Admiral Seymour, der da gedroht hatte den Yeh aus seinem Nest „herauszupfeffern," und der da renommirte daß er sich selber vertheidigen könne — da zeigte ihm Yeh daß das Herauspfeffern auch umgekehrt werden könne, und daß ein paar Kanonen und Rothjacken nicht genügen einen Platz zu vertheidigen. Vielleicht ungern machte der Admiral derzeit den Angriff — habe ich ihn doch selber die Worte äußern hören: „Und ich muß Zeuge seyn wie man in einen Haufen so wehrloser Geschöpfe hineinschießt." Aber er folgte damals leider andern Einflüsterungen, und sah seinen Fehler erst ein, als er schon den ersten Schritt gethan hatte und nicht wieder umkehren zu können glaubte.

Jedenfalls scheint er später eine ganz andere Politik verfolgen gewollt zu haben, noch friedlicher als die eines Lord Elgin.

Yeh wird von uns verschrien — von uns? d. h. von den Engländern, und wir beten ihnen nach. Und sie verschreien ihn doch wohl nur, weil er sich nicht durch ihre leeren Drohungen einschüchtern ließ, und weil er einen passiven Widerstand leistete, der allen Armstrongkanonen widerstand und ihren diplomatischen Verstand vollständig in die Enge trieb. Weil er nicht ihren schmählichen Forderungen nachgab, weil er lieber seine Stadt opferte — und wenn letzteres so schmählich war, weßhalb zerstörten die Engländer sie denn so schmählich? — so war er verstockt. Weil er Ordnung in seiner Provinz hielt, wenn vielleicht auch durch grausame Mittel, während die Hälfte des übrigen Reiches in Anarchie versinkt, so wurde er von den ihm ewig feindlichen Engländern ein Barbar genannt. Und bei alle dem war Yeh in der Stadt Canton selbst beliebt — er wurde in seinem Widerstand gegen die Engländer kräftig von der Bevölkerung unterstützt, und er hatte sich ihre oft ausgesprochene Dankbarkeit dadurch erworben daß er im Jahr 1854 durch seine rastlose Thätigkeit und große Energie einen Ueberfall von Piraten abwandte, die unter dem Deckmantel der Rebellion und nicht ohne Einfluß seitens der Fremden stritten.

J. Reiche.

Goldfelder und fossile Knochen in Neu-Seeland.

Der rühmlich bekannte deutsche Gelehrte Dr. Hochstetter, welcher als Geolog die Forschungsreise der österreichischen Fregatte Novara mitgemacht hatte, hielt im December v. J., während seines Aufenthalts auf Neu-Seeland, in Nelson auch eine Vorlesung über die Mineralproducte dieser Provinz. Dem Athenäum zufolge, welches einen allgemeinen Umriß dieser Vorlesung mittheilt, bemerkte er darin unter anderm: daß der ganze Landstrich der östlichen Seite des Aorere-Thals, der sich von dem Flußbett nach den steilen Abhängen der Gebirge zu, in einer Neigung von ungefähr 8 Graden, erhebe, und vom Clarke-River an nach Süden hin bis zum Parapara im Norden eine Oberflächen-Ausdehnung von ungefähr 40 englischen Meilen einnehme, ein Goldfeld sey. Durch diesen ganzen Bezirk finden wir am Fuße der Gebirgsreihe über den Schieferfelsen ein Conglomerat abgelagert das an einigen Stellen eine Dicke von 20 Fuß erreicht. Stücke von Triftholz, in Braunkohle verwandelt, deuten auf ein wahrscheinliches Tertiäralter dieser Conglomerat-Formation. Wo ein eisenhaltiger Cement das Gerölle und den Kies verbunden hat, ist dieses Conglomerat compact; an andern Stellen liegt nur feiner Sand zwischen den größeren Steinen. Quarz und Thonschiefer-Gerölle trifft man am gewöhnlichsten an. Diese Conglomeratformation ist nicht nur von den tiefen Bodenaushöhlungen der größeren Ströme durchschnitten, sondern an einigen Stellen auch von der mehr oberflächlichen Thätigkeit zufälligen Wassers abgewaschen, und so in parallele und abgerundete Höhenrücken getheilt, von denen jener Theil des Bezirks welcher den Namen Quarz-Reihe führt ein charakteristisches Beispiel ist. Diese Conglomeratformation muß als das wirkliche Goldfeld betrachtet werden, das von der Hand der Natur, aus dem Felsengerölle der Berge, in riesenhafter Weise für die detaillirteren und winzigeren Operationen des Menschen bereitet worden ist. Während die minder ausgedehnten, im Durchschnitt aber reicheren, Fluß-Gruben dem einzelnen Goldgräber eine bessere Aussicht auf Gewinn bieten, werden die trockenen Gruben im Conglomerat für Associationen Einzelner, welche mit gemeinsamer Kraft und gemeinsamem Capital arbeiten wollen, lohnender seyn. Der einfachste und thatkräftige Goldgräber Washbourn ist der erste welcher den Werth der trockenen Gruben in den Quarz-Reihen bewiesen, und dargethan hat daß in dem Conglomerat lohnende Quantitäten Gold vorhanden sind. Ich verdanke, sagt Dr. Hochstetter, dem Hrn. Washbourn folgende interessante Einzelheiten. Er schreibt mir wie folgt: „In den Conglomerat-Schichtungen der Quarz-Gebirge beträgt die durchschnittliche Dicke gewaschenen Schlamms etwa zwei Fuß von dem festigen Untergrund, und das aus einem Cubik-Yard solcher Erde gewonnene Gold dürfte, meiner genauesten Berechnung nach, zwanzig bis dreißig Schillinge werth seyn. Dieses schließt großes Gerölle in sich, so daß ein Cubik-Yard Erde, wie er durch die Schleuße geht, natürlicherweise mehr werth ist, da das Gerölle einen großen Theil des Ganzen bildet. Wo die Erde von der Oberfläche bis auf das Gestein abgewaschen ist, ist der Werth für je einen Cubik-Yard viel geringer, und sinkt vielleicht auf nicht mehr als drei bis sechs Schillinge per Yard herab, würde sich aber damit im allgemeinen sehr gut bezahlen." Mit diesen Daten läßt sich folgende Berechnung anstellen. Wir wollen die Oberflächen-Ausdehnung der

Aorere- und Parapara-Goldfelder auf dreißig englische Geviertmeilen, die durchschnittliche Dicke des goldhaltigen Conglomerats sehr gering auf einen Yard, und den Goldwerth in einem Cubik-Yard auf fünf Schillinge anschlagen. Bei diesen Daten beträgt der Werth des Aorere-Goldfeldes 22,500,000 Pfd. St. oder 750,000 Pfd. St. für eine Geviertmeile.

Dr. Hochstetter ist so glücklich gewesen mehrere ausgezeichnete Musterstücke von Moa-Knochen, mit Einschluß eines Moa-Schädels, des vollkommensten den man bis jetzt in Neu-Seeland gefunden, zu erhalten. Man fand sie in Höhlen im Aorere-Thal. „Die Aufregung der Moa-Gräber," sagt er, „war groß, und nahm noch zu; denn je tiefer sie unter die den Boden bedeckenden Stalagmitkrusten hinabgiengen, desto größer wurden die Knochen welche sie fanden, und ganze Beine, vom Hüftknochen bis zu den Klauen der Zehen, wurden zu Tage gefördert. Sie gruben und wuschen drei Tage und drei Nächte, und am vierten Tag kehrten sie mit zwei mit Moa-Knochen beladenen Packochsen nach Collingwood zurück. Ich muß gestehen daß dadurch nicht bloß die Collingwooder in große Aufregung versetzt wurden, sondern daß bei mir, als man uns die riesenhaften Knochen vor Augen legte, die gleiche Wirkung eintrat. Ein Maori, der mir zwei lebendige Kiwis vom Nodye River brachte, gab uns Gelegenheit die Ueberreste der ausgestorbenen Art der Familie mit dem lebendigen Apteryx zu vergleichen. Es macht mir große Freude den Eifer und die Anstrengungen meines Landsmanns und Freundes Haast anzuerkennen, der die Sammlungen der Novara-Expedition mit so schätzbaren Musterstücken vermehrte. Die Beobachtungen Hrn. Haasts, die er während dieser Nachgrabungen machte, werfen ein neues Licht auf diese große Familie ausgestorbener Vögel. Er fand daß mit der Tiefe auch die Größe der Ueberreste zunahm, und bewies sonach daß, je höher das Alterthum, desto größer auch die Arten. Die Knochen des Dinornis grassus und ingens (eines Vogels der siebend neun Fuß hoch ist) fand man stets tiefer unter dem Boden als die Knochen des Dinornis didiformis (Owen), der nur eine Höhe von vier Fuß hat. Ich habe das Vergnügen Ihnen hier ein Bein von Dinornis grassus zu zeigen. Meine Knochen-Sammlungen sind seitdem durch verschiedene Beiträge der HH. Wells, Hayced und Ogg, sowie durch ein nahezu vollkommenes Exemplar von Dinornis ingens vermehrt worden, das dem kaiserlichen geologischen Institut in Wien von dem Nelsoner Museum zum Geschenk gemacht wurde. Diese riesenhaften Vögel gehören einer Aera die älter ist als das Auftreten des Menschengeschlechts auf der Erde, nämlich einer posttertiären Periode an. Es ist überhaupt eine merkwürdige unbegreifliche Thatsache der Geschichte daß, während gerade zu derselben Periode in der alten Welt Elephanten, Rhinoceroße, Flußpferde, in Südamerika riesenhafte Faulthiere und Armadillos, in Australien riesenhafte Kängurus, Wombats und Dasyuren lebten, die kolossalen Formen thierischen Lebens in Neu-Seeland durch riesenhafte Vögel vertreten waren, die an den damals von dem Fuß eines Vierfüßers unbetretenen Küsten herumwandelten."

Dr. Hochstetter fügt bei, er glaube zuversichtlich daß der Mineralreichthum Nelsons ungeheuer sey, und daß umfangreiche Gold-, Kupfer- und Steinkohlenminen in den Gebirgen vorkommen.

Die Einverleibung Savoyens.

Savoyen und Nizza bedeuten 600,000 statistische Seelen und 10,000 Mann Musketiere mehr in der französischen Armee. Das französische Reich selbst vergrößert sich um nicht ganz 2 Procent seines bisheriger Völkerbestandes, und gewinnt im Südosten eine stark vertheidigte, oder auch eine stark offensive Gränze. Diese guten Dinge erkauft man jedoch mit etlichen Opfern. Jedermann, selbst dem „Völkchen welches den Teufel nie spürt, und wenn er es beim Kragen hätte," gehen jetzt die Augen über. Die guten Schweizer vom vorigen Sommer waren sehr principientapfer in dem Kampf für Nationalitäten. Sie schworen noch auf den Edelmuth der Pariser „Ideen" zu einer Zeit, wo bereits Savoyen im Familienpact verschachert worden war. Offen gestanden gehörten auch wir zu denjenigen die es nicht für möglich hielten daß man Eroberungen sich ausbedungen hätte, im Augenblick wo man in der Mailänder Proclamation jeden derartigen Gedanken als eine schnöde Verleumdung derer erklärte die den altnapoleonischen Haß gegen das wiedergeborne Kaiserreich erwecken wollten. Solche courage de la honte war seit länger als vierzig Jahren ohne Beispiel, und daher mag man sich gern unter die Getäuschten rechnen. Nach einer trivialen Redensart ist Ehrlichkeit die größte Spitzbüberei, womit gesagt seyn soll daß Lüge und Täuschung dem schaden der sie anwendet. Da nun immer der dritte Napoleon als ein kluger und verschlagener Mann galt, so war man, wenn man auch für möglich hielt daß er Lügen könnte, doch betroffen darüber daß er sich so leicht würde ertappen lassen. Einen stillen und boshaften Feind hat sich Se. einverleibende Maj. mehr erworben, und rathsam wäre es nicht ihn zu verachten. Als Lord John Russell im Jahre 1854 von den Wiener Conferenzen sich beschämt nach Hause stehlen mußte, ward er allen seinen Groll auf Oesterreich, welches nicht gewollt hatte wie er „wohl wollte." Lord John hat seinen Aerger im Jahre 1859 und 1860 Oesterreich heimgezahlt, denn der Schaden den die Feindschaft dieses Staatsmannes angestiftet, ist doch ziemlich ansehnlich gewesen. Bei den savoyischen Verhandlungen ist aber Lord John noch viel lächerlicher geworden, und in blanker Unfähigkeit vor Parlament und Nation erschienen. Der giftige Kleine wird aber beißen wenn seine Stunde gekommen ist, gerade so wie er Oesterreich gebissen hat. Wirklich hatte man auch Grund der Mailänder Proclamation nicht zu mißtrauen, denn die Einverleibung Savoyens ist unbedingt der erste grobe politische Fehltritt des Kaisers. Bisher beherrschte er Europa fast unbedingt. So viel Haß, Neid und Zwietracht hatte sich in den letzten zwanzig Jahren

zwischen Oesterreich und Rußland, Rußland und England, Preußen und Oesterreich gesammelt, daß noch jetzt im Angesicht der höchsten Gefahr nicht eine dieser Mächte der andern das Salz zum Brode gönnt. Ein wahrer diplomatischer Herenmeister hätte dazu gehört um diese Ruthen in Ein Bündel zu vereinigen. Geschah dieß nicht, so übte Frankreich fort und fort die Hegemonie auf dem Festlande, das Schiedsrichteramt in allen sogenannten Fragen, und diese hohe Rolle, sollte man meinen, hätte Frankreich und den Franzosen mehr Reize gewähren müssen als das Vaterland der Murmelthiere.

Damit — mit der Hegemonie wenigstens ist es vorbei. Wenn auch jetzt noch keine Coalition besteht, so warte man nur bis die Einverleibung vollzogen ist. Der Eindruck verkündiger und der Eindruck vollzogener Thatsachen ist ein unberechenbar verschiedener. Niemand kennt zum voraus die Stimmungen, welche nach einem Ereigniß herrschen werden. Wie wunderlich und lehrreich ist es zum Beispiel mit Oesterreich ergangen. Als es sich im Frühjahr gegen die erste Drohung waffnete, jubelte ihm alles zu; als es bei Villafranca den Waffenstillstand schloß, hätte sich gern jeder vor Scham ins Dunkle verkrochen, und jetzt sieht es wieder bewundert und beneidet da, daß es in ganz Europa die einzige Macht gewesen ist welche das Schwert gegen den Umsturz aller internationalen Rechtsverhältnisse gezogen hat. Die Rolle welche Oesterreich jetzt zu spielen scheint und in Zukunft spielen wird, ist die Rolle nach 1809. Von der Macht die es wagte das Napoleonische Frankreich und Piemont anzugreifen ohne Verbündete, kann man sicher erwarten daß sie im entscheidenden Moment losschlagen wird, in einem Moment vielleicht wo man am meisten an ihrem Entschlusse zweifeln möchte, gerade wie 1813. Vorsicht, Vorsicht, Vorsicht muß jetzt die Losung in Wien seyn. Wer von seinen natürlichen Bundesgenossen keine Hülfe gefunden hat, der darf sich nicht mehr rasch prononciren. Er muß zuwarten bis diese Bundesgenossen nicht mehr rückwärts können, dann kommt seine Stunde, dann wird er losschlagen. So, stellen wir uns vor, denkt man jetzt in Wien.

Und doppelt vorsichtig muß Oesterreich seyn, denn mehr und mehr erkennt man jetzt den hinterlistigen Plan daß die Franzosen vor den Etschfestungen Halt machten und Frieden schlossen. Blatt um Blatt mußte die Artischocke verspeist werden. Wenn man Venedig für die Piemontesen das letztemal schon eroberte, ei! welchen Preis hätte man für eine piemontesische Diversion gegen Oesterreich zu bieten gehabt, wenn man, an andern Orten beschäftigt, das nächstemal Oesterreich zu lähmen suchen mußte? Wahrscheinlich wäre es für Oesterreich besser gewesen nach der Schlacht bei Solferino den Krieg bis zur höchsten Erschöpfung fortzusetzen, selbst wenn man zuletzt auch noch Venedig verloren hätte, vorausgesetzt nur daß die Armee Gelegenheit fand durch fortgesetzten heldenmüthigen Widerstand ihr Selbstvertrauen wieder zu stärken. Solange Oesterreich Venedig behält, so lange bleiben die Italiener französisch, während man bei den bekannten Charaktervorzügen des italienischen Volkes sicherlich erwarten darf daß an dem Tage wo sie die Oesterreicher nicht mehr fürchten, sie ihren sogenannten Wohlthäter zu hassen beginnen werden. Es mußte in Italien noch schlechter für Oesterreich kommen ehe es besser werden konnte, gerade so wie man innerlich eine pessimistische Schadenfreude empfinden kann über die Einverleibung Savoyens, ja vielleicht sogar über einen künftigen Verlust der Rheinlande. Es geht uns immer noch nicht übel genug als daß eine Besserung eintreten könnte. Solange wir noch viel zu verlieren haben, verlieren wir mehr und mehr, wie auch der Sieg erst auf die Seite der Preußen sich neigte als der Feind schon nach Schlesien einbrach.

Wer weiß ob zunächst etwas für die Rheinlande zu besorgen ist. Wenn der Cyclop in Paris versprißen hat Preußen zuletzt zu verspeisen, so wird er Wort halten. Viel näher droht die Gefahr Belgien und der französischen Schweiz. Belgien ist ja halb und halb französisch, ist eine französische Schöpfung, läßt sich viel leichter bearbeiten. Auch könnte man seine Einverleibung hinterdrein durch die Posse des allgemeinen Stimmrechtes sanctioniren lassen. Was aber mehr als alles Belgien zum Ziel empfehlen möchte, ist die Möglichkeit den Krieg wieder zu „localisiren." Man frage die HH. Bright und Cobden ob England wegen Belgiens das Schwert ziehen solle? Man versammle preußische Landwehrmänner und Familienväter, Runkelrüben-Fabricanten, Eisenbahnactionäre und Bandjuden, und frage sie ob das „lanzenkundige Volk" für Belgien satteln und reiten solle. Belgien ist nicht Preußen, Belgien ist noch nicht der Rhein, den sie nicht haben sollen. Und so lange England und Preußen nicht sich regen, so lange sie nicht den Krieg erklärt haben, wird und muß Oesterreich vorsichtig still bleiben. Wer schützt also Belgien? Daß Kriegsursachen nicht vonnöthen sind, wissen wir längst. Sie lassen sich so prächtig erfinden und auf Bestellung in Scene setzen, daß dieser Mangel Belgien sicherlich nicht retten wird. Hat aber Frankreich Belgien, ist es damit zu einer Nation von mehr als 40 Millionen geworden, dann sind die natürlichen Gränzen um vieles leichter zu erwerben. Jede neue Vergrößerung begünstigt ja die künftigen. In Italien wiederum bewirkt jede Vergrößerung Piemonts die Vergrößerung eines französischen Allirten, welcher Oesterreich durch eine künftige Diversion lähmen soll. Die Erhaltung des Papstes auf seinem Thron und das Freibleiben Neapels von innern Umwälzungen sind daher Dinge, welche uns jetzt sehr nahe am Herzen liegen müssen. Wenn Oesterreich das ganze neue italienische Reich auf dem Halse hat, wird es weniger nachdrücklich am Oberrhein operiren können, nur wenn Piemont wieder durch andere italienische Mächte im Schach gehalten wird, möchte seine Diversion weniger Schaden stiften.

Doch wollen wir nicht weiter in solchen Conjecturennebel dringen, scheinen sich doch jetzt wo die Einverleibung Savoyens vollzogen wird, die Dinge besser gestalten zu wollen. Die Karten sind gemischt und ein frisches Spiel wird ausgegeben. Wer Freund und Feind ist, wer mit und wer gegen den andern spielt, wird sich jetzt zeigen. Einen Gewinn jedenfalls scheint der neue Tag von Damascus gebracht zu haben,

daß man in England vollständig erkennt zu welchem erbärmlichen historischen Nihilismus die politische Moral der HH. Bright und Cobden führt. Das Philistertum, die Philanthropen und die Apostel des lächerlich gewordenen Weltfriedens werden jetzt auf etliche Zeit das Wort verlieren, sobald die Engländer erkennen wie schlecht sich die Würde und die Geltung eines Volks mit dem Schachergeiste in den Welthändeln verträgt. Die Errichtung der freiwilligen Schützencorps, welche der Nation ein solches kriegerisches Selbstvertrauen gegeben hat, gewöhnt sie täglich mehr und mehr an den Gedanken des Dreinschlagens. Mehr noch als diese Wirkung auf die britischen Gefühle ist es wichtig für uns, wenn das Festland sich überzeugt daß ohne einen Weltkrieg der französische Imperialismus nicht los zu werden ist. Die Einverleibung Savoyens war die beste Vorbereitung der Gemüther auf das Unvermeidliche, und wenn diese Stimmung nicht vergänglich ist, war das einverleibte Herzogthum ein wohlfeiler Preis dafür.

Miscellen.

Künstliches Holz. Vielen Orten beklagt man sich was man mit den Sägespänen anfangen soll. In holzreichen Gegenden liegen ganze Berge davon aufgehäuft, verfaulen zum Theil, beengen aber auch oft den Platz. Solchen Gegenden dürfte vielleicht die Mittheilung einer Methode von Nutzen seyn das Sägemehl in Scheiben künstlichen Holzes zu verwandeln. Mit Hülfe einer einfachen Siebeinrichtung trennt man nämlich die groben Späne von den feineren. Erstere werden zu stärkeren Scheiben bestimmt, man nimmt nun Harzpulver $\frac{1}{8}$ des Gewichts der zu verwendenden Sägespäne und vermischt dasselbe innig mit letzteren. Auf eine untere gußeiserne Platte legt man dann einen Bogen Papier oder ein Stück Zeug; darüber einen Rahmen so dick als das künstliche Brett werden soll, und füllt den inneren Raum des Rahmens mit der Harz- und Sägemehlmengung an. Man hebt nun den Rahmen wieder ab, legt einen zweiten Bogen Papier oder ein Stück Zeug oben auf, und darauf wieder eine heiße Eisenplatte, und fährt so fort bis ein ziemlicher Stoß von Holzharzplatten aufgepackt ist, der dann dem Druck einer kräftigen Presse entsprechend lange Zeit ausgesetzt wird. Es ist leicht einzusehen daß durch Zumischung von Farbe oder durch Zusammengeben von Holzharzmasse verschiedener Farbe zu einer Platte, durch Verwendung von Sägemehl von verschiedenfarbigen Hölzern, durch Schleifen und Poliren, ja sogar durch Benutzung vertiefter Musterplatten, bunte, marmorirte, gemaserte und Holzschnittwerk ähnliche Platten hervorgebracht werden können. Es handelt sich nur um gute praktische Handgriffe die innige Holz- und Harzmengung vollkommen zu bewerkstelligen. (Deutsche Gewerbezeitung.)

*

Die Unruhen in Niederl. Indien. Nach einem Privatbrief aus Batavia vom 13 Jan. 1860 hat auf Banjer Massing wieder einmal der Fanatismus der eingebornen Malayen eine Katastrophe unter den Holländern herbeigeführt, die eben so traurig an und für sich ist, als sie entsetzlich in ihren Folgen seyn kann. Der kleine eiserne Kriegsdampfer Onrust hatte auf dem Baritoflusse eine Recognoscirung unternommen, und war in einem kleinen Nebenflusse vor Anker gegangen. Die umwohnende Bevölkerung blieb scheinbar ruhig und friedliebend gegen die Holländer, und einige Häuptlinge hatten sogar mit dem Commandanten des Schiffes eine Zusammenkunft auf letzterem gehabt. Das dadurch auf Seiten des Commandanten erregte Vertrauen scheint so groß gewesen zu seyn, daß man es an der nöthigen Vorsicht hatte fehlen lassen, und allerdings hatte man bisher in der Meinung gestanden daß ein Kriegsschiff, namentlich ein Dampfer, von Anfällen der Eingebornen nichts zu fürchten habe. Allein dieser Zauber ward bei jener Gelegenheit gewaltsam vernichtet, und leider zeigte sich dabei neben der Unerschrockenheit der Meuterer zugleich eine so auffallende Geringschätzung der holländischen Kriegsmittel, daß für die Zukunft der dortigen holländischen Niederlassungen alles zu fürchten ist. Ganz unerwartet wurde nämlich die Equipage jenes Schiffes von einer großen Menge kleiner Prauen so plötzlich überfallen, daß man gegen sie nur einen einzigen Schuß mit dem Dreißigpfünder hatte thun können; in einem Augenblick war das Schiff mit den Meuterern angefüllt, und die ganze Equipage, über 60 Köpfe, unter denen acht Officiere sich befanden, ward bis auf den letzten Mann ermordet. Im allgemeinen zeichnen sich auf Seiten der Aufständischen die mohammedanischen Priester durch gränzenlose Tollkühnheit und fanatische Todesverachtung aus. So hatten vor einiger Zeit zwei Priester bei Ueberreichung eines Briefes an Bord eines Dampfers Amock machen (d. h. sie hatten in einem durch übermäßigen Genuß von Opium absichtlich herbeigeführten Zustande der Betäubung an den Europäern sich vergreifen) wollen; aber sie wurden in Folge der Wachsamkeit eines Steuermanns augenblicklich niedergesäbelt. Zu verschiedenenmalen sind bereits Haufen von 10—12 Mann in die holländischen Vertheidigungswerke eingedrungen, und noch kürzlich ward ein kleines Carré von einem um zwei Drittel schwächeren Haufen Priester unerwartet mit einem solchen Ungestüm angefallen, daß sich letztere sogar einer Haubitze hatten bemächtigen können. Ein Sergent der Sappeure warf sich zuerst auf den Feind, um das Stück wieder zu erobern, aber in dem nämlichen Augenblick, da man ihm zu Hülfe kam, sank er, von Lanzen durchbohrt, nieder. Die elenden Fanatiker morden die Europäer feigherzig mit Frau und Kindern wo sie können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. Augsburg, 8 April 1860.

Bangari, König der australischen Schwarzen.

(Aus Charles Dickens' All The Year Round.)

Es gibt nur wenige alte australische Colonisten denen der Name Bangari (Bungaree, nach englischer Schreibweise) nicht bekannt ist; allein es ist, meines Erachtens, recht und billig daß die ganze Welt von diesem hingeschiedenen Monarchen, von seinen Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten etwas erfahre. Beehrt mit seiner Gunst, und höflich von ihm begrüßt wenn ich Se. Majestät in den Straßen Sydney's begegnete; geschmeichelt, wie ich war, wenn er mich gelegentlich einlud ihn in seinem Boot zum Fischfang zu begleiten, glaube ich alle Eigenschaften zu besitzen um meinerseits eben so gut sein Biograph zu werden, wie Dr. Boswell das Leben Dr. Johnsons, oder Lord John Russell das des Thomas Morus schrieb.

König Bangari und ich waren Zeitgenossen, obwohl wir in unserm Alter weit auseinander standen. Als ich ihn zum erstenmal sah und kennen lernte, war er ein mehr als sechzig Jahre alter Mann, und ich ein zwölfjähriger Knabe. Es wäre nicht der Wahrheit gemäß, wenn ich sagen wollte daß ich mir die große Zuneigung nicht erklären könne welche der König stets für mich hegte: sie rührte daher daß ich ihm kleine Geldsummen, Brod und Fleisch, und häufig auch ein Glas Rum zu „leihen" pflegte. Gar häufig habe ich heimlicherweise die Speisekammer besucht, um die Bedürfnisse des Monarchen an Speise und Trank zu befriedigen. Ich gebrauchte das Wort „leihen," weil der König nie sagte „geben." Stets hieß es: „leiht mir einen halben Dump" (7½ Pence), „leiht mir ein Glas Grog," „leiht mir einen Laib Brod," „leiht mir ein altes Hemd." Es ist vielleicht unnöthig anzuführen daß, obgleich das Gedächtniß König Bangari's in einigen Beziehungen eben so außerordentlich war wie das weiland Königs Georg III, er den Umfang seiner Verbindlichkeiten, so weit die Rückzahlung dabei ins Spiel kam, doch gänzlich vergaß.

Was die Persönlichkeit König Bangari's betrifft, so war er etwa 5 Fuß 8 Zoll hoch, nicht sehr beleibt und nicht sehr mager, ausgenommen an seinen Beinen, welche bloße Spindeln waren. Sein Gesicht war im höchsten Grade wohlwollend, und in seinem Auge lag (besonders wenn der Branntwein seine Wirkung gethan) ein freundliches und gutlauniges Funkeln, welches, das mindeste gesagt, sehr heiter anzuschauen war.

König Bangari's Kleidung bestand aus dem Stülphut und dem vollen Staatsrock eines Generalofficiers oder Obersten, einem alten Hemd, und — das war alles. Ich sah ihn nie in Pantalons, oder Schuhen, oder Strümpfen. Einmal nur trug er, so viel ich mich erinnere, einen gewobenen Socken an seinem linken Fuß, allein bloß deßhalb weil er sich durch die Scherben einer zerbrochenen Flasche, auf die er trat, verwundet hatte.

Da die Gewohnheiten des Königs ungeregelt waren, so schlief er eben so wohl in seinen Kleidern wie er darin fischte, und seine Schneidersrechnung würde ungeheuer groß gewesen seyn, wenn er einen Schneider gehabt hätte; allein da er seine Uniform eben so gut wie sein Geld, sein Brod und seinen Rum „borgte," so waren seine Finanzverhältnisse nie in Zerrüttung. Jeder neue Statthalter, vom Governor Macquarie bis herab zum Governor Gipps (während dessen Verwaltung Bangari starb), versah ihn mit einem alten Stülphut und einem vollen Staatsrock, und fast jeder Regimentscommandant willfahrte augenblicklich wenn Se. Majestät die Worte aussprach: „Leiht mir 'nen Stülphut," — „leiht mir 'nen Rock," — „leiht mir ein alt Hemd." Um seinen Hals trug er eine messingne Kette und eine Messingplatte. In diese Platte, welche halbmondförmig gestaltet, waren mit großen Buchstaben die Worte eingegraben: „Bangari, König der Schwarzen." Auch das Wappen der Colonie Neu-Südwales — ein Emu und ein Känguru — war in diese Platte eingestochen.

An Verstand und natürlicher Befähigung fehlte es dem König Bangari durchaus nicht. Er war, in Wahrheit, ein gewandter Mann, und verstand nicht nur alles was man in englischer Sprache zu ihm sagte, sondern er sprach das Englische auch so daß man ihn vollkommen verstehen konnte, ausgenommen wenn seine Articulation durch allzu reichlichen Genuß hitziger Getränke, oder anderer gegohrener Flüssigkeiten, abgeschwächt war.

Hieraus werden unsere Leser erkannt haben daß Mäßigkeit nicht zu den Tugenden des Königs Bangari gehörte. Aufrichtigkeit zwingt mich indeß zu sagen daß er, was die Beschaffenheit seines Getränks betrifft, keineswegs wählerisch war. Die einzige Flüssigkeit gegen die er, wie es scheint, einigen Widerwillen hatte, war reines Wasser. Rum, Gin, Branntwein, Wein, Bier, Chili-Essig, Champignon-Brühe, oder „Bull," [1] nahm er gern in jeglicher Quantität, und von jedermann der veranlaßt werden konnte sie ihm zu „leihen," unglücklicherweise wurde aber das Begehren des Königs, um Sr. Majestät loszuwerden, in vielen Fällen augenblicklich erfüllt, und man sah ihn nur zu oft, der vollen Länge nach ausgestreckt, auf einem Kehrichthaufen in der Nähe der Werften, von Myriaden von Fliegen bedeckt, in festem Schlafe liegen, wobei sein Stülphut die Stelle eines Kopfkissens versah. Die Leidenschaft dieses Monarchen zum Trunk war so groß, daß ich die volle Ueberzeugung hege, er würde in jedem Augenblick seiner Souveränetät entsagt haben, wenn man ihm nur Zucker genug gegeben hätte um daraus „Bull" zu machen, obgleich er nie auf sein Recht zu dem Titel „König der Schwarzen," oder auf jene Messingplatte, welche er als sein „Patent" betrachtete, verzichtet haben würde.

Mit den Staatssorgen beheligte sich Bangari nie. Seine Souveränetät war in jeder Hinsicht ein leerer Schall und eine bloße Formsache. Seine Unterthanen behandelten ihn nie mit Achtung oder Gehorsam. Seine Tyrannis, in der streng classischen Bedeutung des Worts, beschränkte sich einfach auf seine Königinnen, fünf an der Zahl. Diese Damen waren alle viel jünger als der König, und führten respective die Namen „Onion" (Zwiebel), „Boatman" (Bootsmann), „Broomstick" (Besenstiel), „Askabout" (Fragherum) und „Pincher" (Qualgeist). Diese Namen wurden ihnen natürlich nicht bei ihrer Taufe, oder wie man den bei solchen Gelegenheiten üblichen Ritus der Unreinwohner nennen mag) gegeben, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach dictirt von der Laune irgend eines der europäischen Rathgeber des Königs Bangari, bei den verschiedenen Gelegenheiten in welchen er diese zu Rathe zog, und irgend etwas, dessen er benöthigt zu seyn glaubte, von ihnen „borgte." Ob die Königinnen große Anhänglichkeit an den Monarchen hegten, oder der Monarch an sie, getraue ich mir nicht zu sagen; auch weiß ich nicht ob sie dem König bei seinen Saufereien aus Courtoisie, oder aus dem natürlichen Wunsch ebenfalls zu trinken, Gesellschaft leisteten; das aber kann ich, mit der Bestimmtheit eines Biographen der seine Sachkenntniß an der Quelle selbst geschöpft hat, anführen: daß ich Ihre Majestäten (die Königinnen) nie nüchtern sah, wenn Se. Maj. König Bangari betrunken war. Die Kleidung dieser königlichen Damen war ungemein grotesk. Mit Ausnahme eines fadenscheinigen Atlasstreifens, eines alten Schlafrocks oder eines flanellenen Unterrocks war die Schönheit der Königinnen Bangari's, wie groß sie auch seyn mochte, in jedem Sinn des Worts „am geschmücktesten" in ihrer Ungeschmücktheit. Die einzige „fremde Schmuckzuthat," zu der selbst „Onion," die wählerischeste derselben hinsichtlich des persönlichen Aussehens, stets ihre Zuflucht nahm, war eine kurze Thonpfeife, mit ihrem Haar umflochten, das, was Farbe und Feinheit anbelangt, eine große Aehnlichkeit mit dem Schweif oder der Mähne eines ungebrochenen, unbeschälten Braunfüllens hatte.

Ich habe erwähnt daß ich als Knabe zuweilen die Einladungen König Bangari's annahm, mit ihm in seinem Boot zum Fischfang zu gehen. Es war ein sehr altes Boot, ein „Darlehn" vom Statthalter Macquarie, welcher Bangari's Bekanntschaft, wenn nicht Bangari selbst, pflegte. Bei allen diesen Gelegenheiten lenkten die Königinnen das zerbrechliche Fahrzeug, während der König im Hintertheil saß, und steuerte. Die Königinnen führten nicht nur abwechslungsweise die Ruder (nur zwei) des Boots, sondern befestigten, wenn der Anker — ein großes an ein altes Tau gebundenes Steinstück — ausgeworfen werden sollte, den Köder an die Angelhaken, warfen die Leinen über, und fiengen die Brassen und Gelbschwänze deren es damals im Hafen eine Menge gab. Mittlerweile saß Bangari ruhig da, rauchte seine Pfeife, nickte gelegentlich mit dem Kopf, oder sprach ein freundliches Wort zu dem Weibe welches den fettesten Fisch gefangelt hatte. Wenn König Bangari — während Sir Richard Bourke's Verwaltung — mit seinem Boot auswärts war, hatte er eine stärkere Aehnlichkeit mit Karl II als mit irgend einem andern Monarchen von welchem ich in der Geschichte gelesen habe. Er war heiter, lustig, scherzhaft, galant (nur ruderte und fischte er nicht) und verliebt, ohne jedoch in seinen Ausbrüchen der Zärtlichkeit die Regeln des Anstandes sehr zu verletzen. Fische bildeten König Bangari's Münze. Der Hafen von Port Jackson war seine Schatzkiste. Wenn er eine hinlängliche Anzahl gefangen hatte um einen oder zwei Laibe Brod zu kaufen, und braunen Zucker genug um einen Eimervoll „Bull" zu machen, so ward der Anker gelichtet, und das Boot ruderte an die Küste. Frische Fische fanden gegen Thee auf dem Markte stets Absatz, und die Königinnen hatten keinerlei Schwierigkeit sie in öffentlichen oder in Privathäusern anzubringen: sie erhielten dagegen alle Artikel deren sie benöthigt waren um ihre eigenen und des Königs unmittelbare Bedürfnisse zu befriedigen.

Ich muß hier einer kleinen Anekdote von König Bangari Erwähnung thun. Als die britischen Schiffe Warspite und Success (Fregatte) und irgend ein kleineres Fahrzeug in Sydney vor Anker lagen, begab sich Bangari an Bord aller dieser Schiffe um die verschiedenen Befehlshaber in seinen Besitzungen willkommen zu heißen. Da der Commodore Sir James Brisbane vom König Bangari gehört hatte und von seiner Ankunft benachrichtigt wurde, so gab er Befehl: man solle ihn mit allen Ehrenbezeugungen und aller Förmlichkeit empfangen welche Personen königlichen Geblüts gebührten, mit Ausnahme des Abfeuerns einer Begrüßungssalve, und der Bemannung der Raaen. Die Officiere, welche in den Scherz einzigengen, waren alle auf dem Quarterdeck versammelt: der erste Lieutenant stand am Laufgang; der Commo-

[1] Grober brauner Zucker in Wasser aufgelöst. Er berauscht die Eingebornen eben so wirksam wie Alkohol.

dore, in seiner vollen Staatsuniform und mit Stülphut, hatte seinen Platz am Kabestan; der Hochbootsmann pfiff in den schrillsten ohrzerreißenden Tönen, und die Trommler und Pfeifer machten Musik nach der Melodie des „God save the king!“ In dem Augenblick in welchem König Bangari seinen Fuß auf die Planken des Marspite setzte, entblößte der Commodore sein ehrwürdiges Haupt, gieng, seinen Stülphut unter den linken Arm nehmend, mit bewundernswerth gespielter Demuth auf Bangari zu, und bot ihm seine rechte Hand. Der König, welcher damals seinen bis an den Hals à la Sir Ralph Darling zugeknöpften Rock trug, nahm die Huldigung die ihm der Commodore sollte gerade mit soviel Theilnahme entgegen, als der Commodore selbst gezeigt haben würde wenn er auf solche Weise begrüßt worden wäre. Nachdem er sich ziemlich steif gegen jeden der Officiere auf dem Quarterdeck verbeugt, und einen billigenden, obgleich kalten Blick auf die Kanonen, die Hängmatten, das Tafelwerk geworfen hatte, ließ sich König Bangari herab nach des Commodore Namen zu fragen. „Mein Name ist Brisbane,“ sagte der Commodore demüthig. Bangari maß mindestens zwei Minuten lang den Commodore, mit verächtlichem Gesichtsausdruck, von Kopf bis zu Fuß. Er hatte einen Brisbane (Sir Thomas) gekannt, welcher erst kurz zuvor die Colonie, die er fünf Jahre lang regiert, verlassen hatte. Daß es zwei Brisbane geben konnte — daß die Welt groß genug war um zwei zu tragen — konnte König Bangari nicht glauben. Endlich sprach Se. Maj. ungefähr wie folgt: „Was meint Ihr, Sa (Sir)? Ihr Brisbane, Sa? Wie könnt Ihr dem König Bangari eine so dicke Lüge sagen, Sa? Ich kenne Brisbane, Sa. Er mein großer Freund, Sa. Er lieh mir diesen Stülphut, Sa — diesen Rock, Sa — dieses Hemd, Sa. Nein, Sa; nicht dieses Hemd, Sa. König Bangari sagt nie eine Lüge, Sa.“ Capitän Crotty war kein sehr großer Mann, und der Rock, auf welchen Bangari anspielte, reichte kaum bis zu des Monarchen Knieen. „Nein, Sa? Ihr seyd nicht Governor Brisbane, Sa. Ich zeige diesen Gentlemen Governor Brisbane, Sa.“ Sich absichtlich der Mienen und Manieren Sir Ralph Darlings entkleidend, nahm Bangari die von Sir Thomas Brisbane an, gieng auf dem Verdeck umher, sprach mit mehreren der Officiere, nahm ein Fernrohr aus der Hand des Signal-Midshipman des Tags, schaute durch dasselbe gen Himmel, und rief aus: „Ah!“ Sir Thomas Brisbane war ein großer Astronom, und während seines Aufenthalts in Neu-Südwales beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Sternguckerei. Der Commodore war über König Bangari's Nachahmung seines Vetters so betroffen, daß er wie versteinert dastand, während die Officiere, außer Stand ihren Ernst länger beizubehalten in ein herzliches Gelächter ausbrachen.

„Nein, Sa,“ redete Bangari den Commodore wieder an, „Ihr nicht Brisbane. Aber Ihr sehr guter Mann. Ich verzeih' Euch. Ich bin nun sehr durstig. Leiht mir ein Glas Grog.“ Mehrere Gläser Schiffsrum, aber wohl verdünnt mit Wasser, wurden Sr. Maj. „geliehen,“ und auch mehrere Pfeifen Tabak. Nachdem Bangari ungefähr eine Stunde an Bord des Warspite geblieben, entfernte er sich, und nahm „Anleihen“ im Betrag von fünf alten Hemden, ein Sacktuch voll Zwieback und einen kalten Schöpsenschlegel mit sich. Ein Marineofficier erbot sich ihm einen alten Rock zu „leihen;“ allein nachdem Bangari das Anleihen näher besichtigt, und entdeckt hatte daß es keinem Officier angehörte der zu zwei Epauletten berechtigt war, schüttelte er seinen Kopf und bemerkte: „es werde sich's nicht thun.“ Auf dem Laufgang aber warf er den Rock in sein Boot hinab, in welchem seine Königinnen saßen. Dunon hob den alten rothen Rock auf, zog ihn, da es gerade ziemlich kalt war, an und trug ihn dann gewöhnlich in den Straßen Sydney's.

Ich war nach siebenjähriger Abwesenheit in England noch nicht mehr als drei Tage in Sydney gewesen, als ich zu meiner großen Freude in einiger Entfernung den Stülphut und den rothen Rock des armen alten Königs Bangari erspähte. Er kam die George-Street herauf. Sein Gang war sehr schlotternd, aber es war doch noch immer Bangari's Gang. Als ich ihm nahe kam, nahm ich meinen Hut ab, und grüßte ihn. Er schaute mir einige Secunden lang ins Gesicht, bot mir dann, sich meiner erinnernd, die Hand, schüttelte sie ziemlich kalt und sagte rasch: „Nun? was kann ich für Euch thun? Ich habe jetzt viele Geschäfte; keine Zeit zu versäumen; an einem andern Tag mit Euch sprechen; ja, ja, guten Morgen.“ Diese Veränderung in Bangari, die ich mir für den Augenblick nicht erklären konnte, schmerzte mich. Ich dachte daß, trotz aller Veränderung die man nach jeder Richtung hin wahrnehmen konnte, Bangari wenigstens der alte geblieben seyn würde. Indeß ungeachtet der Bemerkung Sr. Maj. daß er meiner los zu seyn wünsche, ließ er sich in eine Unterhaltung mit mir ein, und sagte sogleich in seiner alten zutraulichen Weise: „Leiht mir 'nen Sixpence.“ Ich willfahrte, forderte ihn zu baldigem Besuch im Hause meiner Mutter auf, und bot ihm „guten Tag.“ Er war damals allein. Keine seiner Königinnen war bei ihm; allein ich hatte keine Zeit viele Fragen an ihn zu stellen, denn ich war auf dem Weg nach dem Regierungsgebäude, um Sir George Gipps zu begrüßen, und ihm ein Paket, das meiner Obhut anvertraut worden war, abzuliefern. Ob Se. Excellenz nicht auf meine Karte geschaut, oder ob er mich für jemand andern gehalten, weiß ich nicht; allein ich hatte kaum eine Verbeugung gemacht, als ich mit den Worten begrüßt wurde: „Nun? was kann ich für Euch thun? Ich habe jetzt gerade sehr viele Geschäfte, habe nicht einen einzigen Augenblick zu versäumen; an einem andern Tag mit Euch sprechen. Ja, ja; ich bin im Begriff in die Rathsversammlung zu gehen. Guten Morgen.“

Ich hatte den Sir George nie zuvor gesehen, allein jetzt war mir augenblicklich die bei König Bangari eingetretene Veränderung klar. Diese Anekdote kam einige Wochen später durch eine Dame Sir George zu Ohren, der sich nicht wenig darüber erlustigte.

Am folgenden Tag, Vormittags 10 Uhr, wurde mir König Bangari angemeldet. Ich empfieng ihn im Hinterhof; denn meine Mutter wollte ihm den Zutritt ins Haus nie erlauben.

Er war dießmal von zweien seiner Königinnen begleitet, „Broomstick“ und „Pincher.“ Nachdem ich dem König und jeder der Königinnen ein Glas Rum „geliehen,“ stellte ich meine Fragen an ihn.

„Nun, König Bangari, sagte ich, wo ist Union, und wo sind die andern Königinnen, „Boatman“ und „Askabout?“ — „Union ist todt,“ versetzte er. „Zwei trunkene auswandernde Männer tödteten sie mit Backsteinstücken auf dem Gipfel von Felsen. Boatman brach ein Bein und kann nicht gehen, und Askabout ist bei ihr an der Nordküste, um sie mit Brod und Wasser zu versehen.“ — „Wer hat Euch diesen Rock geliehen?“ — „Ein Oberst in Barrack-Square.“

Als ich noch ein Knabe war, war Bangari ein Gegenstand bloßer Belustigung für mich gewesen. Zum Manne herangereift aber wurde er ein Gegenstand des Interesses für mich. Er erinnerte sich noch genau der ersten großen Schiffe welche in den Hafen von Sydney einliefen, als die Strafniederlassung gegründet wurde; der Gefühle des Stammes zu welchem er (damals ein Knabe) gehörte, als die Wilden diese Schiffe erblickten, und des Schreckens der sie befiel als sie zum erstenmal das Angesicht und die bekleidete Gestalt des weißen Mannes sahen. Er hatte mit mir oft von diesen und andern derartigen Dingen gesprochen. Allein ich war damals zu jung um in seinen Reden mich für irgendetwas anderes zu interessiren als das was sich auf die besten Buchten für den Fischfang oder die Oertlichkeiten bezog auf denen diese oder jene Früchte am besten und reichlichsten gediehen. Was die Fische betrifft, so hätte ich jetzt, selbst wenn ich den Wunsch gehegt dem Fang derselben nachzugehen, diesen Wunsch in einer der Buchten des Hafens von Sydney nicht mehr befriedigen können. Wie das Känguru und das Emu, haben sie sich aus den Gränzen der Civilisation und Geschäftigkeit zurückgezogen. Sie wären jetzt nur noch in abgelegenern Buchten zu fangen. Und was die eintheimischen Früchte betrifft die mich in meiner Jugend interessirten, so zweifle ich ob ich jetzt, selbst wenn ich fünf Guineen dafür geboten, auch nur einige wenige hätte bekommen können.

Nachdem König Bangari ein zweites „Darlehen“ verschlungen hatte, sagte er, als Antwort auf meine Fragen: Als der Stamm zu welchem ich gehöre die ersten großen Schiffe erblickte, glaubten einige, es seyen See-Ungeheuer; andere meinten, es seyen riesenhafte Vögel, und die Segel seyen ihre Flügel; und wieder andere behaupteten, es sey eine Mischung von riesenhaftem Fisch und riesenhaftem Vogel, und die hinten nachgeschleppten Boote seyen die Jungen. Bangari erhöhte seine Schilderung dadurch daß er die Bestürzung des Stammes bei dieser Gelegenheit durch Gebärdenspiel zu verdeutlichen suchte. Er fügte bei: sie seyen allzu sehr erschreckt gewesen als daß sie an feindselige Demonstrationen hätten denken können, und sie hätten, als sie zum erstenmal den Knall eines Gewehrs und einer Schiffskanone gehört, sich eingebildet diese Waffen seyen lebendige Diener des weißen Mannes; da wo Sydney liege, habe es früher Kängurus in Fülle gegeben; man habe auf diese Thiere selten mit dem Speere Jagd gemacht; Fische und Austern seyen ihre Hauptnahrungsartikel gewesen, und die Thiere — das Känguru und Opossum — nur getödtet worden zur Ergänzung der wenigen Kleidungsstücke die sie damals nöthig gehabt; der Gebrauch des Angelhakens und der Leine sey ihnen bis zur Gründung der Colonie unbekannt gewesen; mit dem Speer allein hätten sie in den seichten Gewässern der Buchten die Fische gefangen. Die Tiefsee-Fische — der „Schnapper,“ der „Königsfisch,“ der „Grounder“ und der Fels-Stockfisch seyen ihnen unerreichbar geblieben. Barbe, Weißling und Makrele, die auf großen Sandbänken in den Bereich ihres Speers kamen, seyen die einzigen Arten welche sie verspeist hätten. Zuweilen sey ein Haifisch, der kleinere Fische in das seichte Wasser verfolgte und mit seinen Finnen oberhalb des Wasserspiegels schwamm, ihrem Speer zur Beute gefallen.

Selten bestand ein Stamm aus mehr als fünfzig oder sechzig Köpfen, und Häuptling war von Rechtswegen der älteste Mann in demselben. Wenn sie sich vermehrten, und diese Mitgliederzahl überschritten wurde, so bildete man einen neuen Stamm, und wies ihm einen besondern Landstrich an, auf den er sich beschränken mußte. Dieser Landstrich hatte selten mehr als vierzig Meilen im Umfang. Auffallen dist daß die Stämme jenseits Parramatta die Sprache des Sydney-Stammes (der Wukumulu) nicht verstanden. Die Stämme an der Nordküste hatten keinen Verkehr mit den Stämmen an der Südküste, ausgenommen wenn sie einen Einfall dahin machten — was selten vorkam — und einander Schlachten lieferten. Bei solchen Gelegenheiten durchschwammen sie den Hafen, und trugen ihre Speere, Waddies (Keulen), Bumerangs und Schilde auf ihren Köpfen. Der Zweck dieser Einfälle war Weiberraub. König Bangari behauptete, sie seyen keine Menschenfresser gewesen, gab aber zu daß sie die in der Schlacht getödteten Feinde gebraten und verspeist hätten. Die Keulen und Speere der verschiedenen Stämme waren nicht genau gleich gearbeitet, nur die Bumerange waren bei allen dieselben, und ich weiß, aus meiner eigenen später erlangten Erfahrung, daß unter sämmtlichen wilden Stämmen Neu-Hollands der Gebrauch des Bumerang allgemein ist. Sir Thomas Mitchell, weiland Smveyorgeneral von Australien, ein sehr tüchtiger Mathematiker, rief, als er zum erstenmal den Flug eines Bumerang sah und die Waffe untersuchte, aus: „Der Wilde welcher dieß, wann immer, erfunden hat, war von dem Schöpfer mit einer Kenntniß begabt welche er den civilisirten Menschen vorenthielt.“ Und in seiner Beschreibung des Bumerang sagt Sir Thomas: „Daß eine rotirende Bewegung einem als eine Schraube wirkenden Instrument mitgetheilt werden kann, so daß es sich in der Luft erhält, ohne dieses Fluidum zum Abweichen zu veranlassen, ist an die Hand gegeben durch den Flug des Bumerang, eines Wurfgeschosses dessen Gebrauch wenige unserer Landsleute gesehen haben dürften. Der Bumerang ist eine dünne flache Waffe, einigermaßen neumondartig gestaltet, nur an den Hörnern nicht so zugespitzt, und in der Mitte mehr einem Ellbogen als einem wirklichen Bogen gleichend; er ist ungefähr zwei Fuß lang, zwei Zoll breit, selten mehr, eher weniger, als einen Viertelszoll dick, und aus hartem, schwerem Holz verfertigt. Die Eingebornen von Australien

werfen denſelben auf große Entfernungen und ſehr hoch in die Luft hinauf, indem ſie ihm zweierlei Bewegungen mittheilen, eine directe und eine rotirende, durch welch letztere das Geſchoß ſich um ſeinen Schwerpunkt herumdreht, der in deſſen Ebene ein ſehr feines Schraubengewinde bildet. Der Wirkung dieſer faſt unwahrnehmbaren Schraube auf die Luft werden ſich alle erinnern welche Zeugen beim Flug eines Bumerang geweſen. Denen welche dieß nicht geweſen, können wir nur ſagen daß die rotirende Bewegung den directen Anſtoß, mit welchem die Waffe zum Aufſteigen gebracht wird, überdauert, ſo daß ſie durch ihre Schraubenbewegung auf die Stelle zurückkehrt, von wo aus ſie geworfen wurde; die bloße Schwerkraft vermag alſo die ganze Wirkung des Arms des Werfers wieder aufzuheben."

Die Kinder der Eingebornen, Knaben und Mädchen, lehrte man dadurch ſchwimmen daß man ſie bald nach ihrer Geburt in tiefes Waſſer ſtellte. Als Schwimmer und Taucher ſind zwar, wie ich glaube, die Schwarzen von Neu-Südwales den Arabern in Aden, oder den Singaleſen in Ceylon, nicht überlegen, allein ſie kamen ihnen gewiß gleich. Einem Schiffscapitän fiel einmal im Hafen von Port Jackſon eine Claretkiſte über Bord: eine Sechsbuzendkiſte. Das Schiff hatte in acht Faden Waſſer Anker geworfen. Vier Schwarze tauchten nieder und brachten ſie heraus, indem jeder einzelne Mann eine Ecke der Kiſte auf der Fläche ſeiner linken Hand hielt. Sie waren, ſo unglaublich es ſcheinen mag, mehr als drei Minuten lang unter der Oberfläche des Stroms geweſen. Ich ſelbſt erinnere mich daß ich, als ich eines Tags mit König Bangari in ſeinem Boot beim Fiſchfang war, ein Federmeſſer verlor, mit welchem ich auf dem Schandpeck den Köder geſchnitten hatte. Königin Onion rief aus: „Ich hole es!" Geſagt, gethan, ſprang ſie vom Bug in ihrem Gewand ins Waſſer, hob ihre Hände in die Höhe und gieng wie ein Stein oder ein Schuß hinunter. Nachdem wir ſie wenigſtens eine Minute lang aus dem Geſicht verloren hatten, kam ſie, gleich einem Bündel alter Kleider, mit dem Federmeſſer im Munde herauf. Wir fiſchten damals auf der Höhe von Garden Island, wo das Waſſer ſehr tief iſt. Ich zweifle ob es weniger als fünfzehn Faden unter unſerm Kiel waren.

Die Befugniß „des Jagens" (tracking) war dem alten König Bangari und ſeinem Stamme noch geblieben, allein ſie machten ſelten oder nie davon Gebrauch. Ihre wilden und einfachen Naturen waren durch ihre civiliſirteren Mitmenſchen verunreinigt und verdorben worden, und ihr ganzes Denken und Sinnen ſchien nur darauf gerichtet zu ſeyn wie ſie ſich am ſchnellſten betrinken und dann die Wirkungen verſchlafen könnten. Brod und Rum, ſagte Bangari, waren anfänglich meinem Gaumen zuwider, nach einiger Zeit aber „liebte ich ſie ſehr, und kümmerte mich um nichts anderes mehr." König Bangari war der einzige *alte* Ureingeborne den ich je in der Umgebung Sydney's ſah. Die Trunkſucht und ihre Wirkungen rieben die Mehrheit beider Geſchlechter auf, lange bevor ſie die Blüthe ihres Lebens erreicht hatten. Wie die Race ſich innerhalb fünfzig Meilen von Sydney noch fortwährend fortpflanzen konnte, war mehr als ich verſtehen kann. In dem entfernteren Innern war es indeß anders. In einigen der wilden Stämme in den dortigen Bezirken (wo Rum und Tabak zu koſtbar waren als daß man ſie, ſey's aus Laune oder falſchem Edelmuth, den Schwarzen gab) fanden ſich Muſterbilder menſchlicher Geſtalt wie irgend ein Bildhauer ſie als Modelle wünſchen könnte. Neben der Eleganz ihrer Formen waren ihre Augen glänzend und lebhaft, ihre Zähne weiß wie Schnee, ihre Behendigkeit faſt übermenſchlich und ihre Liebe zu unſchuldigem Scherz wahrhaft kindlich.

Der karthagiſch-römiſche Handel.

Die bedeutendſte Handelsmacht im Alterthum iſt unſtreitig Karthago geweſen; denn die beiden großen Reiche, die an Macht den Puniern überlegen waren, Rom und das Perſerreich, haben ſich zu allem eher berufen geglaubt als zur Seeherrſchaft. Niemals iſt die Seepolizei erbärmlicher im Mittelmeer geübt worden, als nachdem ſich Rom rings die Uferſtaaten unterworfen und aus kurzſichtiger Eiferſucht und Aengſtlichkeit ihrem Flottenweſen den Todesſtoß verſetzt hatte: war es doch vor der Abſendung des Pompejus zum Seeräubertrieg mit der Piraterie ſo weit gekommen daß die Kaufleute, ja die nach dem Oſten beſtimmten römiſchen Truppenabtheilungen anfiengen ihre Fahrten vorwiegend in die ungünſtige Jahreszeit zu verlegen, weil man immer noch eher hoffen konnte den Stürmen als den Kaperſchiffen der Corſaren zu entgehen. Der Großkönig dagegen ſah in richtigem Takte ein, daß ſein Reich aus tauſend Gründen berufen ſey eine Landmacht zu ſeyn, daß er aber zur Sicherung dieſer Stellung ſchon genug erreicht habe, wenn er die Phönicier unter dem Joch halte. So wurden die Phönicier zwar reich und ſtanden auch an Tüchtigkeit zur See den Karthagern nicht nach; aber da ſie gelnechtet waren, waren ſie politiſch ohne Bedeutung. Freilich zahlten auch die Karthager bis in die Zeiten ihrer Blüthe Grundzins an die Maxytaner, und erkannten die Oberhoheit des Großkönigs von Perſien an (Mommſen, R. Geſch. 1, 312); allein ihre Stellung war doch eigentlich eine unabhängige; und den Selbſtherrſcher in Babylon brauchten ſie ſich wenig oder nichts zu kümmern, und ihren libyſchen Nachbarn zahlten ſie nicht aus Furcht, ſondern nur um des lieben Friedens willen jenen Tribut. Bei ihren Stammverwandten in Syrien dagegen ſtanden die Dinge ganz anders: ſie hatten ſchon wegen ihrer geographiſchen Lage, die ſie nicht minder als die kleinaſiatiſchen Hellenen zu faſt ununterbrochener Knechtſchaft verdammte, keine andere Wahl als den Herrſchern von Aſſyrien oder Aegypten Steuern zu zahlen ſo viel dieſe verlangten, und Schiffe und Mannſchaft zu ſtellen ſo oft in Suſa oder am Nil die Kriegsfackel erhoben ward. Nebenbei mochten ſich die Phönicier als gute Kaufleute damit tröſten, daß ſie ja durch jede Inſurrection nur verlieren könnten, indem deren erſte und unausbleibliche Folge, die Sperrung der Karawanenſtraßen nach dem Oſten

oder der ägyptischen Häfen am mittelländischen und rothen Meer ihnen weit schwerern Schaden bringen mußte als der schwerste Tribut.

Karthago besaß schon zur Zeit der römischen Könige trotz seinen Rivalen, Massalia und Etrurien, die entschiedene Herrschaft im ganzen westlichen Mittelmeer, über dessen Bezirk aber seine Schiffe ost- und westwärts weit hinausgiengen. Mit welcher Eifersucht sie ihr Monopol des Welthandels den aufkeimenden italischen Seestaaten gegenüber festhielten, zeigt ein merkwürdiger Handelstractat Kathago's mit Rom (Polyb. 3, 22) aus den frühesten Zeiten der Republik, nämlich aus dem Consulat des Junius Brutus und Marcus Hortensius datirend. Die Urkunde selbst trägt den Stempel der Aechtheit auf der Stirn, und ist auch von den extremsten Skeptikern unter den neueren Bearbeitern der römischen Geschichte unangefochten gelassen worden. Die Römer verpflichten sich darin nicht ostwärts vom schönen Vorgebirge (j. Cap Bay) fahren zu wollen, während die Karthager versprechen, das latinische Gebiet in keiner Weise schädigen und keine Eroberungen darin machen zu wollen, insbesondere gegen die Einwohner von Ardea, Antium, Laurentum, Circeji und Tarracina keinerlei Feindseligkeiten oder Uebergriffe sich erlauben zu wollen.

Dieser erste aber nicht einzige Handelsvertrag zwischen Karthago und Rom wirft ein Licht auf einen Punkt, den die übrige historische Tradition in vollständigem Schatten gelassen hat, auf den regen Verkehr, der schon in so früher Zeit zwischen Italien und dem karthagischen Gebiet bestanden. Wir haben nun zwar keine statistischen Tabellen über die Waaren welche die punischen Schiffe nach Italien importirt, und welche sie von dort geholt haben; aber nach allgemeinen staatswirthschaftlichen Grundsätzen und nach manchen zufälligen Notizen aus späterer Zeit sind wir doch im Stande, uns ein ziemlich vollständiges Bild von dem damaligen Handelsverkehr zu machen. Schon die Straußeneier, deren Bruchstücke in sehr alten italischen Gräbern gefunden worden sind, und der Name der Granate: punischer Apfel, geben auch dem oberflächlichsten Historiker einen deutlichen Fingerzeig, daß besonders Luxuswaaren aus der punischen Stadt nach dem Norden exportirt wurden. Dieser Hauptcharakter des punisch-latinischen Handelsverkehrs erklärt es auch, warum er gerade in der Epoche der Tarquinier, jener Zeit der religiösen und politischen Aufklärung, sich einer außergewöhnlichen Blüthe erfreute (Schwegler, R. Gesch. 1, 792).

Unter den Ausfuhrartikeln nach Latium stehen in erster Linie die punischen Felle und Manufacturwaaren; Häute und Pelzwerk aller Art erhielten die Karthager in reichem Vorrath zunächst aus dem Atlasgebirge und den angränzenden Steppen. Der Handel mit Thierfellen war ein Haupterwerbszweig für die jagdlustigen libyschen Nomaden, die auf ihren windschnellen Berberhengsten Löwen und Hyänen aus ihren Wüstenlagern aufscheuchten, um von den karthagischen Händlern den magern Lohn ihrer Tapferkeit zu erhalten. Bei dem ungemeinen Reichthum Libyens an edeln reißenden Thieren mit kostbaren Bälgen ward dieser Pelzhandel sehr schwunghaft betrieben, und erstreckte sich so weit ins Aethiopenland hinein als die Karawanenstraßen reichten. Die Häute der Elephanten, Büffel, Gazellen u. s. w., die aus dem Negerlande nach Karthago kamen, wurden in den dortigen Gerbereien aufs allerfeinste zubereitet und nach allen Weltgegenden verführt. Außerdem mochten die Punier nicht wenig seltenere Rauchwaaren in nördlichen Gegenden geholt haben, um sie zu Hause zu verarbeiten und dann wieder um theures Geld in den Städten Italiens und Griechenlands feilzubieten; für die Kassiteriden oder Sorlingischen Inseln bezeugt es wenigstens Strabon (3, p. 175), daß die Punier hier Rauchwaren geholt haben; von Britannien und Irland ist es ohnedieß bekannt, und von dem Pelzwaarenexport der Karthager aus der Insel Kerne spricht Skylax (p. 54).

Nicht weniger als die Felle waren die punischen Webereien aus Ziegen- und Schafwolle sehr geschätzt, namentlich weil die karthagischen Fabricanten ihnen eine ausgezeichnete Purpurfarbe mitzutheilen verstanden. Die Rohstoffe erhielten sie zunächst aus Numidien, Mauretanien, Kyrene, Aethiopien und aus dem karthagischen Gebiet selbst; aber auch in Spanien, Sardinien und Sicilien konnten sie sich trefflich mit Schaf- und Ziegenwolle versorgen.

Außer den weichen Fellen und den feinen Geweben kamen noch mancherlei Luxusgegenstände auf karthagischen Schiffen nach Rom, als da sind: Elephantenzähne, elfenbeinerne Schnitzereien aller Art, Straußeneier, kostbare Federn, Goldwaaren, Edelsteine aus Arabien und Aethiopien, Marmor, der im karthagischen und numidischen Gebiet in trefflicher Qualität brach (Sen. ep. 86, p. 290, 115, p. 467, 114, 410. Cato ap. Fest. p. 242), Glaswaaren, Bernstein, Zinn, Stahl u. s. w. Dieß dürften die wichtigeren Handelsgegenstände aus dem Thierreich und dem Mineralreich seyn, welche die punischen Kaufleute zur Zeit von Karthago's Größe in Rom und den übrigen italischen Städten feilzubieten pflegten. Daß der Import von Berberrossen in die Tiberstadt von so frühem Datum sey, ist mir wenigstens zweifelhaft. Um so bedeutender war freilich dieser Einfuhrartikel in der Blüthezeit der circensischen Wettrennen. Wie durch die pythischen Wagenrennen die afrikanischen Rosse schon zu Pindars Zeit in Griechenland allseitiges Lob geerntet hatten (Pind. Pyth. 4, 7, 9, 127), so rühmt eine ganze Reihe späterer römischer Schriftsteller die Tugenden der hyrenäischen, afrikanischen, mauretanischen, numidischen Pferde. Immer lag die Stärke der karthagischen Landarmee in ihrer leichten Cavallerie, welche fast bloß aus den Contingenten der nomadischen Libyer zu beiden Seiten ihres Gebiets bestand. Diese den Kosaken vergleichbaren Horden hatten sich von jeher, wie noch heute, auf vortreffliche Pferdezucht gelegt. Wie gut es die Karthager selbst begriffen daß sie mit ihrer Cavallerie standen und fielen, zeigen die Stallungen die sie in der Citadelle der Hauptstadt für nicht weniger als 4000 Pferde eingerichtet hatten.

Auch die Einfuhr vegetabilischer Producte nach Latium durch die Punier beschränkte sich, wie es scheint, auf feinere Waaren. Zunächst das phönikische feine Weizenmehl hatte

einen guten Ruf in Italien wie in Griechenland. Außerdem brachten die punischen Schiffe Granaten, die in Italien lange gar nicht gepflanzt wurden, ferner die edelsten Feigen; die eine Sorte hieß die kyrenäische, die andere die numidische; überhaupt kamen über Karthago her alle Arten von Südfrüchten, Datteln, Pomeranzen, Citronen u. s. w.

Ganz besonders glänzende Geschäfte machten aber die punischen Kauffahrer in den Wohlgerüchen Arabiens und Aethiopiens, welches letztere in der von den sogenannten Troglodyten bewohnten Partie dem glücklichen Arabien an Menge und Trefflichkeit seiner Parfümerieplanzen nichts nachgegeben haben soll.

Außerdem hatten die Karthager den Gewürzhandel nach Italien eigentlich für sich monopolisirt und zogen aus ihm ungeheuren Gewinn; die einzelnen Gewürze, wie Pfeffer, Silphion u. s. w., die sie auf die occidentalischen Märkte brachten, kann ich natürlich hier nicht aufzählen. Endlich kamen auch kostbare Holzarten, z. B. Ebenholz und Citronenholz auf punischen Schiffen nach Italien, um die Villen und Paläste der römischen Großen durch eleganten Hausrath zu zieren.

Dieß ungefähr sind die Producte welche die Karthager in Italien theils nachweislich, theils höchst wahrscheinlich feilgeboten haben. Weit werthvoller als diese Luxuswaaren von größtentheils eingebildetem Werth waren die Naturalien, welche die Karthager dort holten. Freilich muß der Boden von Karthago's nächster Umgebung und überhaupt auf der ganzen afrikanischen Nordküste von Tripolis bis Marokko sehr üppig gewesen seyn: nennt doch schon Pindar (Pyth. 9, 53) Afrika das fruchtereichte Land und einen Garten des Zeus, und Pomponius Mela schreibt, von der Meerenge von Gades bis zum Gebiet von Kyrene sey das Erdreich so überaus fruchtbar daß nicht bloß die Saat hundertfältige Frucht trage, sondern oft sogar ungesäet die Halme aufsprießen. Aber für die Epoche von Karthago's Seeherrschaft gilt nicht das gleiche, wie für die Tage Varro's, wo Afrika eine der Hauptkornkammern Roms gewesen ist; vielmehr war damals einerseits das spätere Plantagensystem in Afrika noch weniger entwickelt, andrerseits die Bevölkerung so zahlreich daß die Karthager trotz der Fruchtbarkeit ihres Gebiets innerhalb seiner Gränzen lange nicht das zum Lebensunterhalt nothwendige Korn zu erzeugen vermochten. Sie müssen daher eine Masse Getreide nicht bloß aus ihren Provinzen Sicilien (Pind. Pyth. 1, 30. schol. Pind. Pyth. 6, 1. Solin. polyh. c. 11), Sardinien (Polyb. 1, 79. Varr. R. R. 2. p. 155 und sonst), Korsika (Diod. 5, 72), den Balearen (Plin. h. n 18, 67), Spanien (Plin. 37, 203; 3, 7. Strabo 3, 136), sondern auch aus Italien ausgeführt haben. Jedenfalls konnten sie diesen Artikel wohl kaum anderswo so spottwohlfeil erhalten als hier; denn zu jener Zeit war nach Plinius Ausdruck (h. n. 18, 3, 15) die Billigkeit des Getreides ganz unglaublich. Natürlich zählte also der Einkauf von Cerealien unter die Hauptzwecke, weßhalb die karthagischen Kauffahrer in die Häfen Latiums einliefen; denn damals wird das latinische Getreide auch an Güte weder dem etrurischen noch dem campanischen nachgestanden seyn, und der Bau der Cerealien wurde in solcher Vielseitigkeit betrieben daß alle Arten derselben auf den Schrannenplätzen von Rom, Ostia, Laurentum u. s. w. vertreten seyn mußten.

Außer den Cerealien mochten die Karthager wohl latinisches Obst mit in die Heimath nehmen; denn der Obstreichthum des Landes ist auch schon für das frühe Alterthum sehr hoch anzuschlagen (Cat. R. R. 133. Strab. 5, 239. Stat. silv. 1, 3, 81. Mart. 10, 94 u. s. w.); von Aepfeln, Birnen, Nüssen u. dgl. hatte es vorzügliche Sorten aufzuweisen. Bedeutend kann indeß der Import italischen Obstes nach Afrika nicht gewesen seyn, da das Land selber mit Fruchtbäumen sehr gesegnet war (Diod. Sic. 20, 8.)

Um vieles wichtiger war der Import von Pökelfleisch, Schinken, gesalzenen Fischen; dieser Zweig des Handels war geradezu eine Lebensfrage für den übervölkerten Landstrich in dem Karthago lag, und wie klar sich namentlich die karthagische Regierung selbst über diesen Punkt war, beweist das Ausfuhrverbot, welches sie über das Salzfleisch zu verhängen für nöthig gefunden hatte. In Italien, Sardinien und Spanien war der Handel der küstenbewohnenden Fischervölker mit den Puniern außerordentlich lebhaft; der Thunfischfang, der an allen drei genannten Orten, vorzüglich an der campanischen Küste, sehr schwunghaft betrieben wurde, war anfangs fast das einzige Moment das die Interessen der Karthager an Spanien knüpfte, und man vermuthet, in Erinnerung an bekannte Thatsachen aus der neueren Geschichte, vielleicht nicht mit Unrecht daß die Reibereien der Thunfischfänger an dem zum Theil von den Massalioten colonisirten östlichen Littoral von Spanien die nächste Veranlassung zu den endlosen Fehden und Kriegen zwischen Massalia und Karthago gegeben haben möchten. [1]

Schlachtvieh aller Art, wovon der Bedarf Karthago's zu groß war um von seinen nomadischen Nachbarn gedeckt zu werden, konnten die Punier in ganz Italien und namentlich in Latium wohlfeil aufkaufen; die Landschaft selbst zeichnete sich in allen Zweigen der Viehzucht aus; ihre Pferde, Esel, Maulthiere, Ziegen und Schafe genossen des besten Rufs, und die Rinderzucht wird auch nicht zurückgeblieben seyn. Im gleichen Ansehen stand die Viehzucht der anstoßenden Landschaften, ja die sabinische übertraf sogar die latinische entschieden an Renommée. Die Hirtenstämme des bergigen Binnenlandes trieben ihr Vieh gewöhnlich auf die Marktplätze der latinischen Küstenstädte, um hier, wo die ausländischen Händler die Preise steigerten, zugleich einen möglichst großen Erlös zu erzielen und eines ihrer wichtigsten Bedürfnisse, das Seesalz, dafür einzutauschen.

Von animalischen Producten dürfte noch des Honigs und des Wachses zu gedenken seyn, von welchen Artikeln es aber (cf. Plin. 21, 14, 83) durchaus nicht ausgemacht, sondern höchstens wahrscheinlich ist daß sie in alter Zeit aus Latium nach Karthago importirt worden sind; der Import dieser Artikel von Korsika nach Karthago ist jedenfalls constatirt.

[1] Vgl. H. Wiskemann, die antike Landw. u. s. w. S. 93.

Weit wichtiger mußten aber drei vegetabilische Exportgegenstände Italiens für Karthago seyn: nämlich Oel, Wein und Schiffbauholz. Obgleich nämlich Afrika selbst viel Olivenbau trieb, stand doch nach den Zeugnissen der Alten das afrikanische Oel dem italischen an Güte nach. Da nun die punischen Händler in den lateinischen Häfen die vorzüglichsten Oelsorten (Varr. R. R., Plin. h. n. 2, 83, 199; 17, 25, 245; 15, 3, 13. Strab. 5, 228) einkaufen konnten, wer möchte da zweifeln, daß in jener Epoche der Uebervölkerung des karthaginiensischen Gebiets auch gutes italienisches Oel aus den latinischen Hafenplätzen in die punische Weltstadt verschifft wurde?

Jedenfalls aber bildeten die italischen „Weine" den vorzüglichsten, nächst dem gesalzenen Fleische und den Cerealien sicher den ersten Ausfuhrartikel nach Afrika. Erzeugte doch die karthagische Feldmark so wenigen und untergeordneten Wein, daß die punischen Matrosen sich in einem wahren Paradiese des Bacchus vorkommen mußten, wenn sie in Ostia oder Antium vor Anker lagen und ihnen Setiner, Signiner, Sulmonenser, Fundaner, Cäcuber, Albaner zu Spottpreisen angeboten wurden; zu geschweigen von den außerlatinischen, den umbrischen, marsischen, sabinischen, tuskischen und gar den campanischen Sorten. Wie manches Punierschiff, das mit einer traurigen Sklavenladung eingelaufen war, wird mit den lustigen latinischen Weinen der südlichen Heimath zugesteuert seyn! Kostete doch hier nach Polybius' Zeugniß damals die Amphora Wein bloß einen einzigen Obolos.

Kaum mindern Werth als auf den Rebensaft der latinischen Hügel werden die Karthager auf das italische Bauholz gelegt haben, dessen vorzügliche Qualität und Quantität sogar zu griechischen Ohren gedrungen war (Thucyd. 6, 90. Theophr. hist. pl. 4, 5, 5. Plin. h. n. 3, 5, 41). Sicher haben Latiums einst so stattliche Forste nicht den schwächsten Anziehungspunkt für die punischen Kauffahrer gebildet.

Das war der Stand des Handels zwischen Karthago und Rom, solange die punischen Segel auf dem Mittelmeer dominirten. Was die Punier aus Italien holten, hatte wirklichen Werth, was sie brachten, hatte jedenfalls viel wenigeren als sie verlangten und erhielten. Später haben sich die Römer für diese Ausnützung sattsam an den Afrikanern gerächt; sie nahmen ihnen alles was sie hatten, und ließen ihnen nichts als ein Leben, das kein Leben war. Im Schweiß seines Angesichts mußte der afrikanische Provinciale sein Feld bauen, um trotz des üppigsten Wachsthums nichts zu ernten als kaum den allernothdürftigsten Unterhalt und Plackereien der empörendsten Art; indeß die Blutegel, die sein Lebensmark aussaugten, jene italischen Zöllner und Wucherer, sich mästeten an dem Reichthum des Landes und durch den Arm der ungerechtesten Gesetze geschützt die Arbeit der unglücklichen Einwohner in Saus und Braus verschlemmten.

O. Keller.

Einige Mittheilungen über die Bewohner der Philippinen.

Von Dr. Karl Scherzer.

Da mir auf frühern Reisen ein großer Theil des spanischen Amerika's, sowie die spanischen Besitzungen in Westindien: Porto Rico und Cuba, bekannt geworden waren, so schien es mir eine besonders glückliche Fügung, nun auch einen Theil des philippinischen Archipels kennen zu lernen. Es sollte mir dadurch Gelegenheit geboten werden einen Vergleich anstellen zu können über den Einfluß des weltlichen und geistlichen Regime's Spaniens auf die Völkerschaften zweier Welttheile, auf ihre sittliche Entwicklung und auf ihr materielles Wohlbefinden. Von den ungeheuern Ländermassen welche Spaniens Scepter noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beherrschte, sind ihm dermalen außerhalb Europa gewissermaßen nur mehr der philippinische Archipel und die beiden westindischen Inseln übrig geblieben. Das scheinbar so reiche und mächtige Spanien ist zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken. Ich sage scheinbar, denn Spanien war selbst unter den vortheilhaftesten Verhältnissen arm geblieben, weil der Charakter seines Volkes von jeher zu Ahnenstolz und wirthschaftlicher Trägheit incliuirte.[1] Der große Reichthum Spaniens unter Ferdinand und Isabella, sowie in der frühern Zeit Carls V war aber nur eine fable convenue: in den zwanziger Jahren hatte Spanien seine herrlichsten Colonien in einer Nacht ohne Schwertstreich verloren, was ihm davon noch blieb, konnte jeden Augenblick gleichfalls gegen das Mutterland treulos werden. Die Verhandlungen des Cabinets zu Washington wegen der käuflichen Abtretung der „Perle der Antillen" waren ein lautes Geheimniß. Daniel Webster, den ich das Glück hatte noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1852 in der Capitolstadt persönlich kennen zu lernen, gestand ganz offen, „man habe für die Insel Cuba 200 Millionen Dollars geboten." Es hätte damals nur eines weniger skrupulösen Ministeriums in Spanien, oder einer noch größern, drückendern Geldklemme daselbst bedurft, um Cuba und die Cubaner an die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu verkaufen. Und diese Maßregel verliert fast ihren verletzenden Charakter, wenn man die Lostrennungsgelüste der Cubaner und die Annegrationsideen der Nordamerikaner in Berücksichtigung zieht, wodurch diese schöne Insel des Antillenmeeres leicht ein- oder das anderemal für die castilianische Krone selbst ohne Entschädigung verloren gehen könnte! Der Archipel der Philippinen war die einzige außereuropäische Colonie Spaniens welche bisher mit unveränderlicher Treue am Mutterlande hieng, und der Beiname „la siempre real," den die Hauptstadt Manila führt, ist daher ein wohlverdienter. Ein Besuch dieser ältesten europäischen Ansiedlung

[1] Nach 1781 mußte die Akademie zu Madrid eine Preisaufgabe stellen: „daß die nützlichen Gewerbe nichts ehrenkränkiges haben." Schon Carl V pflegte zu sagen: „Frankreich hat an allem Ueberfluß, und Spanien Mangel an allem."

in Oſtaſien ſollte mir nun Anlaß geben als Augenzeuge beurtheilen zu können ob Spanien aus dem Schickſale ſeiner amerikaniſchen Colonien eine Lehre gezogen, ob es dieſen an Naturſchätzen ſo reichen und fruchtbaren Archipel beſſer zu ſeinem Vortheile auszubeuten und zugleich die Sympathien ſeiner Bewohner dauernder zu feſſeln verſtehe?

Wie bei allen ſpaniſchen Eroberungen, ſo hatten auch hier fromme Mönche den größten Antheil an den endlichen Siegen. Sie leiſteten bei der Eroberung weſentlichere Dienſte als die Soldaten. Noch jetzt nennt die Geſchichte den Namen Andrea de Urdaneta's mit Bewunderung, jenen Mann welcher bei einer frühern Expedition nach den Philippinen ein Schiff commandirt hatte, ſpäter in den Orden der Auguſtiner getreten war, und dem kühnen Legaſpi ſo wacker zur Seite ſtand, als derſelbe am 27 April 1565 auf der Inſel Zebu landete und dieſe im Namen der ſpaniſchen Majeſtät in Beſitz nahm. Dieſer Einfluß des Mönchthums hat ſich noch bis zur Stunde auf den Philippinen erhalten und äußert ſich ſogar in den rein politiſchen Maßregeln der weltlichen Regierung. So z. B. iſt die Aufſicht über die Preſſe einem Cenſoren-Collegium anvertraut, welches zur Hälfte aus einer Anzahl vom Erzbiſchof von Manila ernannten Mönchen, zur Hälfte aus Regierungsbeamten beſteht. Die Leitung der Univerſität von St. Thomas iſt ausſchließlich den Dominicaner-Mönchen anvertraut. Zwei Drittheile des Grundbeſitzes der innern Stadt ſind Eigenthum der verſchiedenen Mönchsorden. Während im Mutterlande die ſämmtlichen Klöſter aufgehoben ſind und Altſpanien ſich in dieſer Beziehung nichts weniger als dankbar gegen geiſtliche Orden beweiſt, welche einſt ſo viel zum Ruhme und zur Verherrlichung des ſpaniſchen Namens beitrugen, ziehen ſich die verbannten, heimathloſen Mönche nach den Colonien zurück, bis wohin der conſtitutionelle Arm Spaniens nicht reicht, und wo eben die Ohnmacht des Mutterlandes die Macht des Mönchthums conſtituirt. „Man duldet uns hier" ſagte ein Mönch zu mir in Manila, „weil man weiß daß ohne uns die ſpaniſche Regierung hier nicht geduldet werden würde." Dieſes Wort iſt von Bedeutung, weil es die Beziehung der geiſtlichen zur weltlichen Regierung auf Luzon ausdrückt, weil es, keineswegs vereinzelt daſtehend, die Mißſtimmung andeutet welche zwiſchen dieſen beiden wichtigſten Factoren der Volkswohlfahrt beſteht. Die Mönche auf Luzon ſtellen gewiſſermaßen die Partei der Malcontenten vor, ſie denken mit Wehmuth an das Glück vergangener Zeiten, und glauben in ihrer Einfalt daß nur die gegenwärtige Regierung von Spanien daran Schuld ſey, wenn dieſe Zeiten nicht wiederkehrten. Selbſt die Geburt eines männlichen Erben der ſpaniſchen Krone, mit dem vielverheißenden Namen Alfonſo, konnte nicht beitragen den Alp der Unzufriedenheit zu verſcheuchen welcher bleiſchwer auf der Bruſt der Mönche zu Manila zu laſten ſcheint. Sie ſuchen den Generator Spaniens und des ſpaniſchen Mönchthums nicht in einem neugebornen Kinde, ſondern in einem erwachſenen, thatfähigen Prätendenten. Welche große Schwierigkeiten aus einem ſolchen Verhältniß für die Regierung, für die Entwicklung des Landes und ſeiner Bewohner hervorgehen, muß jedem einleuchten, der die Schwäche des wirklichen Regime's auf Luzon und die Intriguenſtärke des ſpaniſchen Charakters kennt.

Niemand wird läugnen daß die ſpaniſchen Mönche große Verdienſte um die Chriſtianiſirung der Eingebornen von Luzon und die Hebung ihrer ſittlichen Zuſtände haben. Ja ſelbſt das wenige geiſtige Leben welches gegenwärtig auf Manila bemerkbar iſt, verdankt die Wiſſenſchaft geiſtlichen Einfluß. Das einzige botaniſche Werk welches über die Philippinen exiſtirt, hat einen Auguſtiner, den Padre Fray Manuel Blanco zum Verfaſſer; einer der unterrichtetſten Spanier in Manila iſt der Dominicaner Fray Joaquin Fonſeca, über deſſen neueſtes Gedicht, „die Tagalen," mir Gelegenheit werden dürfte an einer andern Stelle zu ſprechen.

Im allgemeinen aber ruht auf dem ſpaniſchen Mönchthum nicht mehr die geiſtige Weihe früherer Jahrhunderte, vergebens ſucht man in der Geſchichte der philippiniſchen Inſeln nach einem Las Caſas, Fuentes, Herrera, Gomara, Ximenez, vergebens forſcht unſer Blick in den Kloſterbibliotheken Manila's nach Geſchichtswerken, von geiſtlicher Hand geſchrieben, welche unſere Kenntniß über den Archipel und ſeine Bewohner bereichern würden.

Am meiſten iſt noch in ſprachlicher Beziehung geſchehen, weil, um die Eingebornen zu Chriſten machen zu können, man ihre Sprache erſt erlernen mußte. Aber auch hier macht der Sprachforſcher die bemerkenswerthe für die gegenwärtigen Zuſtände ſo bezeichnende Wahrnehmung: daß die meiſten der hieſigen Wörterbücher und Grammatiken bereits im vorigen Jahrhundert und ſogar noch früher verfaßt worden ſind und ſeither nur ſehr wenige Verbeſſerungen erfahren haben. Es ſind zum größten Theil nur neue Ausgaben älterer Autoren. Ueber die Sprache, die Sitten und Gebräuche der in den Bergen lebenden Halbwilden, erſt in neuerer Zeit zugänglicher gewordenen Stämme auf Luzon und den übrigen Inſeln des Archipels iſt noch ſo viel wie gar nichts bekannt. Ein kurzes ſehr mangelhaftes Vocabularium der Sprache der Igorrotes im Norden von Luzon, welches ich der Güte des Hrn. Wood in Manila verdanke, wurde mir als beſonders werthvoll übergeben, indem es die einzige Sammlung von Wörtern iſt welche in der Sprache dieſes noch völlig uncivilisirten Volksſtammes aufgezeichnet worden ſind. Daſſelbe datirt vom Jahre 1817. Ueber den merkwürdigen Stamm der Negritos, ſeine Herkunft und ſeine Sprache herrſcht noch ein vollſtändiges Dunkel. Nur von den verbreitetſten Idiomen ſind Wörterbücher und Anleitungen (Artes) dieſelben zu erlernen abgefaßt worden. Während meines Aufenthaltes in Manila war ich ſo glücklich die folgenden Wörterbücher und Grammatiken theils käuflich zu erwerben, theils zum Geſchenk zu erhalten, und dieſelben mögen als eine ziemlich vollſtändige Sammlung der linguiſtiſchen Literatur der Philippinen angeſehen werden.

1. Vocabulario de la lingua Tagala. Primera y segunda parte. En la primera se pone primero el Castellano, y despues el Tagalo. Y en la segunda al contrario, que son las raices simples con sus acentos. Compuesto por nuestro hermano Fray Domingo de los Santos, Exdefinitor de la Santa Provincia de San Gre-

gorio de Religiosos Menores Descalzos de la regular observancia de nuestro Serafico Padre San Francisco en estas Filipinas. Y dedicado a la misma Provincia. Reimpreso en la Imprenta nueva de D. José Maria Dayot por Tomas Oliva. Año de 1835. 4º. 857 pag.

2. Diccionario Bisaya-Español, formado por el P. fray Juan Felis de la Encarnacion, Provincial de Augustinos Descalzos, de la Provincia de S. Nicolás de Tolentino de Filipinas. Manila. Imprenta de los Amigos del País, á cargo de M. Sanchez 1851. 4º. 572. pag.

3. Vocabulario de la lengua Ilocana, trabajado por varios Religiosos de M. P. S. Agustin, coordinado por E. M. R. P. Predicador fray Andreas Carro, y ultimamente añadido y puesto en mejor orden alfabetico por dos Religiosos del mismo orden. Manila 1849. Establecimento tipografico del Colegio de Santo Tomas. 4º. 356. p.

4. Diccionario Ibanác-Espaſol. Compuesto en lo Antiguo por el R. P. fr. José Bugarin, reducido a mejor forma por el R. P. fray Antonio Lobato de S. Tomás; compendiado por el R. P. fray Julian Vetinchon, vicario provincial; reducido a método mas claro, con un suplemento, y dado a luz por el R. P. fray Ramon Rodriguez, antiguo Ministro en Cagayan y actual Procurador General de la Provincia del Santissimo Rosario. De orden de N. M. R. P. Provincial fr. Antonio Carrillo. Manila. Imprenta de los Amigos del País, á cargo de D. Miguel Sanchez 1854. 4º. 352 pag.

5. Arte de la lengua Bicól para la Enseanza de este Idioma en la Provincia de Camerines. Dispuesto y ordenado por Nuestro Hermano fray Andres de San Agustin, Predicador, Guardian del Convento de San Filipe y Santiago del Pueblo de Minalabag y Comisario Provincial que fué de dicha Provincia. Segunda vez reimpresso con las licensias necesarias en el Convento de nuestra Señora de Loreto del Pueblo de Sampalo por el Hermano Pedro Arguelles de la Concepcion A o de 1795. 8º. 167 pag.

6. Compendio y Método de la suma de las reglas del Arte del Ydioma Yocano; que a los principios del Siglo pasado, compuso el M. R. P. fray Francisco Lopez, del Sagrado Orden de N. G. P. S. Agustin. Y a los ultimos de este Siglo apuntó otro Religioso de la misma orden: el M. R. P. Predicador fray Fernando Rey, Examinador Synodal de este Obispado y Cura. En propiadad del Pueblo de Batac, para alivio, y menos embarazo de los Religiosos, que empiezan a aprender el Idioma para sus Ministros. Con las licencias necesarias en la Imprenta de N. S. de Loreto del Pueblo de Sampaloc. Por el hermano Balthasar Mariño. Año de 1792. 8º 494 pag.

7. Arte de la lengua Pampanga. Compuesto por el P. Lector f. Diego Bergano de el orden de los hermisaos de nuestro Padre San Agustino, Examinador Synodal de este Arzobispado de Manila, y Prior de el Convento de Bacolor. Dedicale al M. R. P. P. fray Francesco Zenzano, examinador Synodal de el dicho Arzopispado, Provincial de esta provincia de el Santissimo Nombre de Jesus, de estas islas Philippinas. Con las licencias necesarias en la Imprenta de la Compania de Jesus, por Don Sebastian Lopez de Sabino Año de 1729. 364. pag. 8º.

8. Arte de la lengua Bisaya, Hiliguayna de la isla de Panay. Compuesto por Fr. Alonso de Mentrida de la orden de San Agustin. Impreso en Manila en la Imprenta de don Manuel Memije por Don Anastasio Gonzaga. Año de 1818. 8º. 248 pag.

9. Arte de la lengua Tagala, y Manual Tagalóg, para la administracion de los Santos Sacramentos, que de Orden de sus Superiores compuse fray Sebastian de Totanes, hijo de la Apostolica y Serafica Provincia de San Gregorio Magno, de Religiosos Descalzos de la Regular y muy estrecha observancia de nuestro Serafico Padre San Francisco de la islas filipinas, para alivio de los Religiosos de la misma Santa Provincia que de nuevo se dedican á aprender este idioma y son principiantes en la administracion espiritual de las almas. Manila 1850. Establecimiento tipografico del Colegio de Sto Tomas, 8º. 139 pag.

10. Arte nuevo de la lengua Ybanác. Compuesto por el R. P. fray José Maria Fausto de Cuevas, vicario de Pueblo de San Pablo Apostol de Cabagan. 2d. Edicion embellecida con un índice, y unas tablas-mapas de los derivados de los nombres y verbos de Ybanag. Manila 1854.

Außerdem habe ich noch einige Manuscripte erworben, und zwar ausschließlich durch die Güte des Hrn. Werd, eines hier seit 30 Jahren ansässigen Nordamerikaners, welcher, wie er sagte, nur eine Schuld abtrug für die vielen Aufmerksamkeiten die ihm während eines neuerlichen Aufenthaltes in Wien von mehreren Männern der Wissenschaft, namentlich aber von den Mitgliedern des k. k. Hof-Mineralien-Cabinettes zu Theil geworden sind.

Diese Manuscripte führen die folgenden Titel.

1. Vocabulario Tagalog, nach Gallatins System aufgezeichnet.

2. Vocabulario en lengua Ygorrota, segun se ha podido sacar de los, que continuamente bajan en este pueblo de Cavagan, año de 1817.

3. Vocabulario de los Ylongotes de la Provincia de Nueva Exija en el Norte de Luzon.

4. Diccionario Español y Mariano con una breve explicacion del modo como se deben pronunciar las palabras (23 eng geschriebene Folioboqen).

5. Las islas Marianas en el Archipélago de San Lázaro, descubiertas por el célebre Magallánes el aso de 1520. Se hallan à 467 leguas al Este de Manila, comprendidas entre los paralélos 13° 13′ 58″ y 20° 34′ Norte, y entre los Meridianos 150° 37′ 37″ y 152° 59′ Orientales de Cadiz. Se cuentan hasta 15 islas, pues

que aunque hay mayor número, no se mencionan en razon á que por su pequeñez se miran como islotes de las cuales solo dos éstan pobládas con 6, 358 habitantes. (Dieses, 48 eng geschriebene Quartseiten umfassende Manuscript ist von einem Mönch verfaßt, welcher einige Zeit auf den Marianen als Missionär lebte).

Der ganze philippinische Archipel, 16 Breite- und neun Längegrade umfassend, und einen Flächenraum von angeblich 200,000 geogr. Quadratmeilen einnehmend, ist nur von ungefähr fünf Millionen Menschen bewohnt, also kaum die Hälfte der Bevölkerung der einzigen Insel Java in holländisch Indien. Die Bewohner des philippinischen Archipels zerfallen in zwei völlig von einander verschiedene Menschenracen, in Malayen und Negritos. Die erstern bilden die große Masse der Bevölkerung des Archipels, während die letzteren kaum mehr als 25,000 Seelen betragen und bloß auf fünf Inseln, nämlich Luzon, Negros, Panay, Mindoro und Mindano angetroffen werden.

Die Malayen sind von mittlerer Statur, mit breitem Kopf, flacher, breiter Nase, dicken Lippen und struppigem, straffem, schwarzem Haar. Ihr Bart ist sehr spärlich, ihre Gesichtsfarbe olivenbraun.

Die Negritos oder Negrillos (kleine Neger), auch Aeta, Aigta, Ita, Inagta, Igolete genannt, sind in Bezug auf ihre physischen Formen kleiner als ihre afrikanischen Stammverwandten, die Negerzüge sind bei ihnen minder deutlich ausgedrückt, ihre Haut- und Gesichtsfarbe ist weniger schwarz. Aeltere spanische Autoren nennen sie „menos negro y menos feo.“ Wegen ihrer diminutiven Statur, welche durchschnittlich nicht über 4 Fuß 8 Zoll betragen soll, wurde ihnen der Name Negritos beigelegt. Sie werden von spanischen Schriftstellern über die Philippinen als ein auf der niedersten Stufe der Menschheit stehender Volksstamm, ohne feste Wohnsitze, ohne bestimmten Erwerb geschildert, bloß von Wurzeln, Früchten und Wild lebend, das ihnen Bogen und Pfeile, ihre einzige Waffe, liefern. Von der Gesammtbevölkerung der Negritos befinden sich bis zu einem gewissen Grade der Civilisation näher gebracht und unter spanischer Herrschaft lebend:

auf der Insel Luzon	. . .	8300 Köpfe,
„ „ „ Negros	. . .	3470 „
„ „ „ Panay	. . .	4900 „

Ueber die auf den Inseln Mindoro und Mindano lebenden Negritos fehlen nähere statistische Angaben.

Als die Spanier zuerst nach den Philippinen kamen, fanden sie die Eingebornen in kleine unabhängige, oft einander feindlich gegenüber stehende Stämme und Horden getheilt, meistens von den Aeltesten ihres Stammes regiert. Nirgends bestand ein Staat oder Fürstenthum von einiger Ausdehnung, wie es die Portugiesen und die Holländer auf den Inseln des malayischen Archipels antrafen. Das Volk war gemeiniglich in drei Classen eingetheilt: in Vornehme, freie Arbeiter und Sklaven.

Das geheimnißvolle Dunkel, welches über den Ursprung der Eingebornen der Philippinen herrscht, vermochte noch immer nicht gehoben zu werden, obschon verschiedene geistliche Schriftsteller auf Borneo und andern Inseln des malayischen Archipels eine Spur ihrer Abstammung zu erblicken glaubten. Jedenfalls ist den Eingebornen der Philippinen ein großer Theil ihrer Civilisation durch ihren langen Verkehr mit den verschiedenen Nationen der malayischen Inseln überkommen. Dieß bezeugt am deutlichsten die auffallend große Anzahl malayischer und javanesischer Wörter selbst in ihren cultivirtesten Sprachen und Dialekten. So z. B. sind die Namen der meisten Culturpflanzen, wie Reis, Zuckerrohr, Hauswurzel, Cocospalme, Indigo u. s. w. malayischen Ursprungs, während die Banane in ihren verschiedenen Varietäten, die Batate (süße Kartoffel), die Brodfrucht und die Baumwollenpflanze einheimische Namen führen. Ebenso sind ohne Ausnahme die Benennungen aller Hausthiere, wie Hund, Schwein, Ziege, Huhn, Ente, Büffalo, und unter den Metallen Silber, Kupfer und Zinn mit malayischen Worten bezeichnet, indeß Eisen und Gold mit einheimischen Worten benannt werden. Unter den technischen Ausdrücken, und solchen welche irgendeine mechanische Kunst oder ein Handwerk bezeichnen, sind bloß ein Drittheil malayischen, andere, wie Spinnen, Weben, Zwirn, Weberschiffslein, Gewebe, Kleidung u. s. w. sind einheimischen Ursprungs. Die Namen der Werkzeuge zu verschiedenen Arbeiten, wie z. B. Hammer, Meißel, Säge, Amboß sind malayisch. Von den commerciellen Ausdrücken ist wieder die Mehrzahl malayisch, wie kaufen, Handeln, Gewinn, Preis, Schuld, Wohlfeil, Theuer, Pfand, Rechnung, Kaufmann, Waare, Arbeitslohn, ebenso wie die Bezeichnungen für Maße und Gewichte, und die Artikel des europäischen Handels, wie Perlen, Perlmutter, Indigo, Pfeffer, Gewürznelken u. s. w. Auch die Zahlen, wenn gleich corrumpirt, deuten auf malayischen Ursprung. Von den Termini welche sich auf Kriegsführung beziehen, sind nur einige, wie Festung, Waffen, Bogen, Pfeil, Schwert malayisch; das letztere Wort ist eigentlich nur eine Corruption des Malayischen für Dolch, Kris. Auch der Kalender der Bewohner der Philippinen, so weit derselbe ausgebildet ist, scheint vom Malayischen genommen zu seyn, wie die Worte Monat, Jahr u. s. w. andeuten. Von litterarischen Ausdrücken gehören die Worte Schreiben, Lesen, Geschichte, Sprache dem malayischen Idiom an. Der Cultus der Philippiner, wie ihn die spanischen Mönche bei ihrer ersten Landung am Archipel vorfanden, war ein äußerst roher, oberflächlicher Hinduismus, mit allerhand localen Superstitionen, augenscheinlich direct von den benachbarten malayischen Nationen entlehnt. Die Worte für Gottheit, Verehrung, Tempel, Glück, alle malayischen Ursprungs beweisen dieß deutlich. Die Namen ihrer Priester und Astrologen, ihrer localen Gottheiten und des Wortes Beschneidung werden dagegen durch einheimische Ausdrücke bezeichnet.

Die civilisirten Eingeborenen von Luzon, welche zum Christenthum bekehrt sind und die Küsten, Ebenen und Thäler bewohnen, bestehen aus sechs Nationen, welche verschiedene Idiome sprechen, nämlich die Tagalas, Ilocos, Pampangas, Pangasinans (gleichbedeutend mit Iloganos), die Cagayas (gleichbedeutend mit Ybanacs) und Bicols. Die uncivilisirten malayischen Stämme, welche größtentheils in den Bergen im Norden der Insel leben, zerfallen gleichfalls

in verschiedene Völkerschaften, von denen die Plongotes und Igorrotes allein einigen Verkehr mit der Civilisation unterhalten.

Die Sprachen der Eingebornen werden gegenwärtig ausschließlich mit römischen Buchstaben geschrieben und gedruckt. Es ist mir weder ein Buch noch ein Manuscript zu Gesicht gekommen, welches in den antiken Schriftzeichen abgefaßt gewesen wäre. Ich glaube nicht daß sich in irgend einer Bibliothek in Manila ein mit der alten Schrift geschriebenes Manuscript vorfindet, noch daß es eine Person gibt welche dieselbe gegenwärtig zu lesen vermag. Pickering erzählt (Races of Man p. 123) während eines Ausfluges nach dem Orte Majayjay, an den Ufern der Laguna de Bay, in der Umgebung von Manila, von Padre Romano y Arauda mit einer seltenen Ausgabe einer Tagala-Grammatik beschenkt worden zu seyn, welche im Jahre 1610 in Manila gedruckt wurde, und einige Proben des einheimischen Alphabets enthielt, das seither die römischen Buchstaben völlig verdrängten. Auch Pater Romano gab der Vermuthung Raum daß die malayische Bevölkerung von Luzon aus Borneo eingewandert sey, und bemerkte, wie noch fortwährend die Sage circulire, die Spanier hätten bei ihrer ersten Ankunft im Archipel Beaute aus Borneo daselbst getroffen, welche für dortige Rajahs Steuer und Tribute einhoben.

Obschon die sämmtlichen civilisirten Bewohner der Insel Luzon zum Christenthum bekehrt sind, so ist doch die spanische Sprache unter dem Volk bei weitem nicht so weit verbreitet, als man durch die Schriften spanischer Autoren anzunehmen veranlaßt wird. Bloß in der Hauptstadt und ihrer Umgebung wird das kastilianische Idiom gesprochen, sobald man aber nur einige Meilen weit den Pasigfluß hinauffährt oder sonst ins Innere des Landes vorrückt, hört man bloß tagalisch sprechen. Die Eingebornen sind hier in dieser Beziehung weit weniger spanisirt wie in den Staaten Mittelamerika's, wo ich z. B. im Staate San Salvador und Nicaragua ganze Indianerstämme traf, welche ihre Muttersprache völlig vergessen hatten und bloß das Idiom ihrer Eroberer redeten. Um das Heidenthum mit der Wurzel auszurotten, gieng man in Mexico und Mittelamerika so weit, den Mönchen und Missionären das Studium der indianischen Sprache förmlich zu verbieten. Man hielt es für gerathener und zweckmäßiger daß die Eingebornen die Sprache ihrer Besieger erlernten, und ihre ganze unchristliche Vergangenheit selbst bis auf die Sprache ihrer Väter vergessen möchten, als daß spanische Mönche viel Zeit und Mühe auf das Studium eines heidnischen Idioms verwenden sollten. Ich lernte in Central-Amerika während eines 1½jährigen Aufenthalts nur drei katholische Priester kennen, welche einige Kenntniß von indianischen Sprachen hatten, und einen einzigen, den edlen Padre Vicente Hernandez in Sta. Catalina Istlavacan in den Altos von Guatemala, welcher Quiché, Poconchi und Sutujil mit großer Fertigkeit sprach und schrieb.

In Manila sowie überhaupt auf Luzon spricht fast jeder Mönch eine oder die andere Sprache der Eingebornen, unter denen er seinen Sitz hat, namentlich Tagala, Bisaya, Ybanac (Cogayan) und Pangasinano (Mocano), und es scheint mir in mehr als einer Beziehung unrichtig, wenn einige Schriftsteller behaupten, Luzon sey eigentlich nur eine Provinz Spaniens ... Nach dem was ich vom Volk (freilich während eines nur sehr flüchtigen Aufenthalts) gesehen und erfahren, ist es weit weniger spanisirt, weit weniger spanisch gesinnt als die Bewohner Mexico's und Mittalamerika's es vor ihrer Lostrennung vom Mutterlande im Jahre 1822 waren.

Spanien hat zwar auf den Philippinen wenig von einer fremden Invasion zu befürchten. Der philippinische Archipel wird wahrscheinlich noch eine spanische Colonie seyn, wenn alle seine andern außereuropäischen Besitzungen für die Krone Castiliens längst verloren gegangen seyn werden. Nicht als ob die Eingebornen der Philippinen keine Emancipationsgelüste, keine zeitweiligen Unabhängigkeitsregungen hätten, aber sie sind viel zu unwissend und furchtsam, viel zu sehr denk- und arbeitsfaul als daß jemals ein solcher Gedanke ohne besondern Anstoß von außen in der Brust der Eingebornen zum Entschluß, zur That reifen könnte! Wie lange aber der Philippinen-Archipel ein Glied des schon so gewaltig verstümmelten spanischen Staatskörpers bleiben wird, das hängt weit weniger von seiner weltlichen Regierung, als, ich möchte fast sagen, von dem guten Willen der Mönchsorden ab, denen in der Leitung der wichtigsten Angelegenheiten des Volkes ein so hervorragender Antheil eingeräumt ist. Vielleicht erhebt der nächste spanische Prätendent hier sein Haupt, vielleicht wird zwischen den Klostermauern zu Manila der Grundstein zu einem neuen spanischen Herrscherhaus gelegt. In der Intriguenkunst und dem Parteigewebe thut's kein anderes Volk den Spaniern zuvor.

Die vier Mönchsorden, in deren Händen gegenwärtig das geistliche und ein wesentlicher Theil des weltlichen, materiellen Wohles der Bewohner der Philippinen gelegt ist, sind: 1) die Augustiner, 2) die Franziskaner, 3) die Dominikaner, 4) die reformirten Augustiner.

Aus den jährlichen Ausweisen, welche diese vier Orden über ihre Thätigkeit veröffentlichen, ergeben sich die folgenden interessanten Thatsachen:

Die Wirksamkeit der Augustiner erstreckt sich über 14 Provinzen des Archipels und 152 Ortschaften, in welchen 143 Ordensbrüder 1,615,051 Seelen mit geistlichem Beistand versehen. Von diesen waren im Jahr 1857 an 373,569 tributpflichtig. Im selben Zeitraum wurden getauft 85,629, getraut 16,768, kirchlich begraben 43,999 Köpfe.

Die Franziskaner haben in 14 Provinzen des Archipels 16 Missionen, welche von 184 Ordensbrüdern, 74 Pfarrern und 43 Interimsgeistlichen versehen werden. Die Zahl der ihrer geistlichen Hülfe anvertrauten Seelen beträgt in 139 Dörfern 749,894, von denen 188,509 tributpflichtig waren. Im Jahr 1857 ergaben sich 31,285 Geburten, 21,020 Todesfälle, 5713 Trauungen.

Die geistliche Jurisdiction der Dominikaner umfaßt 8 Provinzen des Archipels, und zwar 76 Dörfer mit 427,593 Seelen, von denen 98,117 tributpflichtig sind. Im J. 1857

wurden durch 76 Dominikaner, denen die Verwaltung dieser Provinzen obliegt, 4604 Kinder getauft, 4512 Paare getraut und 12,022 Personen begraben.

Die Recolectos oder reformirten Augustiner endlich versehen 567,416 Eingeborne des Archipels mit den Segnungen der christkatholischen Religion. Davon waren im Jahr 1857 an 117,544 tributpflichtig. Die Zahl der Missionäre betrug 127. Im selben Zeitraum ergaben sich 23,227 Geburten, 4830 Trauungen, 15,617 Begräbnisse.

Nicht nur der kirchliche Zehent, sondern auch der Tribut an die Regierung wird durch die Kirche eingehoben und durch diese erst an die Staatsverwaltung abgeführt. Das spanische Gouvernement wird große Concessionen machen müssen um die Mißstimmung, welche gegenwärtig innerhalb der Klostermauern zu Manila herrscht, zu ihren Gunsten zu kehren. Spanische Mönche — das lehrt uns die Geschichte bis auf die neueste Zeit — verabscheuen zuweilen selbst nicht zu minder heiligen Waffen als jene zu greifen, welche ihnen die katholische Religion in die Hand gibt um ihre Interessen und ihr vermeintliches Recht zu verfechten. Noch immer schwebt mir die stattliche, imposante Gestalt des Padre Viteri vor Augen, wie dieser kühne Mann mit umgürtetem Schwert in der Kathedrale zu Granada von der Kanzel herab Haß gegen die bestehende Regierung predigte! Und siehe, Pater Viteri ward später Bischof von Nicaragua! Die klerikalen Zustände auf den Philippinen haben so manche Aehnlichkeit mit jenen Mittelamerika's vor seiner Lostrennung vom Mutterlande! Ein kluger, herrschsüchtiger Mann könnte aus diesen Umständen leicht Vortheil zu ziehen suchen. Ich habe in den Klöstern von Manila weit öfter den Namen Don Carlos, Cabrera und Montemolin nennen hören als den von Isabel Segunda, oder des Principe de Asturia!

Die Automaten des Hofraths Beireis.

(Aus: Nachrichten über G. C. Beireis, Professor zu Helmstedt von 1759 bis 1808, gesammelt von Karl v. Heister. Berlin 1869. Nicolaische Verlagshandlung. C. Parthey.)

„Helmstedt ist glücklich einen Mann zu besitzen, der nicht nur solche Schätze hat, sondern auch damit andern zu nützen bereit ist; und wer Zutritt zu ihm hat, sich lange genug dort aufhält und wißbegierig ist, lernt da mehr als wenn er halb Europa durchstrichen hätte." So lesen wir in Fabri's Magazin vom J. 1782. Professor Meiners zu Halle machte 1790 im Collegium auf die Beireis'schen Seltenheiten aufmerksam.

Wir betreten die Sammlungen und wenden uns zunächst zu den Automaten.

Millionen und aber Millionen Menschen wandern auf unserem Planeten einher, ohne sich entfernt ihrer wunderkünstlichen Organisation bewußt zu werden, welche sie zu den mannichfachst zusammengesetzten Bewegungen befähigt. Wie hoch erhaben steht der gotterschaffene Organismus über dem allein menschmöglichen Mechanismus! Jener zieht sich selbst auf, regelt, speist, heilt, erneut sich; dieser besteht nicht ohne Uhrschlüssel und Oelfläschchen. Der dem Menschen zu seinem Heil innewohnende Nachahmungstrieb veranlaßte nicht alle Zeit Versuche das Lebendige nachzubilden; schwerlich hat man im grauen Alterthum Feder, Kette, Rad verwendet. Waren doch in Homerischer Zeit dreibeinige Tischchen auf Rollfüßen beim Gastmahl des Jarchas, τρίποδες αὐτόματοι, so wunderbar daß sie nur Vulcan angefertigt haben konnte. Die Kunstwerke des Dädalus mußten angebunden werden, sonst liefen sie auf und davon. Aristoteles glaubt an Füllung mit Quecksilber, Kallistratus, angeblich Lehrer des Demosthenes, an Verwendung mechanischer Kraft. Dädalus ist die Personification eines ungeheuren Kunstfortschritts. Der ägyptische Steinblock, der einen Menschen vorstellte, schlug die Augen auf, die Arme hoben sich frei vom Körper ab, die Finger sonderten sich, die Statue stand auf. Die Hellenen riefen: „Bald wird sie gehen." So meint nicht ein Neuerer, sondern Diodor von Sicilien.

Im Jahr 400 v. Chr. construirte Archytas von Tarent eine fliegende Taube, wohl ein ärostatisches Werk, da Gellius meint, jene habe zwar fliegen, aber sich nach dem Niederfallen nicht wieder erheben gekonnt.[1] Wirkliche Automaten waren die mechanischen Kunstwerke des Boëthius, deren Cassiodor gedenkt. Dann im Mittelalter der von Albertus Magnus innerhalb 30 Jahre angefertigte Kopf, der sich bewegen und reden konnte, und vor dem Thomas Aquinus gewaltig erschrak. Auch Roger Bacon construirte Automaten, und durch alle Zeit waren die Nürnberger Mechaniker berühmt. Als der Kaiser Maximilian I seinen Einzug hielt, flog ihm ein Adler entgegen, den Johann Molitor aus Königsberg gefertigt hatte; es ist von einer Fliege aus Metall desselben Künstlers die Rede. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts erregten die männlichen und weiblichen Figuren des Hans Bullmann allgemeine Bewunderung: sie giengen, durch ein Uhrwerk getrieben, einher und schlugen nach dem Tact die Laute oder Pauke. Strada berichtet von dem Jamellus Turrianus aus Cremona, welcher Karl V damit unterhielt, Figürchen von Menschen und Thieren auf dem Tisch herumspazieren zu lassen, welche Instrumente spielten; ebenso flogen künstliche Sperlinge umher: es war zu St. Just. Der französische General de Gènes, welcher 1688 rühmlichst St. Christoph gegen die Engländer vertheidigte, ist der Verfertiger eines Pfaues, der sich bewegte, der fraß und verdaute.

Hoch voran stehen Vaucanson und die beiden Droz, Vater und Sohn, diese aus La Chaux de Fonds. Der erstgenannte Künstler übergab 1738 der Pariser Akademie drei Kunstwerke. Eine Ente zeichnete sich durch die Bewegung von Hals und Flügeln aus, und bewundernswerth war das Sträuben der Federn; sie schnatterte, tauchte unter, fraß Körner, trank Wasser und verdaute. Ihr dem zugleich über-

[1] Es wäre eine Preisaufgabe, irgendeinen Gegenstand des Alterthums zu finden, über den noch keine Dissertation vorhanden. Der Helmstedter Professor J. J. Schmidt schrieb 1683 de Archyta.

reichten Mémoire heißt es: L'aliment y est digéré comme dans les vrais animaux par dissolution et non par trituration, comme prétendent plusieurs physiciens. Er wolle damit nicht sagen daß diese Verdauung eine solche sey, welche ein Thier ernähre, aber doch werde das Mechanische nachgeahmt, d'avaler le grain, de le macérer, cuire ou dissoudre, de la faire sortir dans un changement sensible. Friedrich Nicolai beschuldigt den Franzosen der Windbeutelei. Am unteren Theile des Körpers sey ein Blasebalg angebracht, dessen Luftsauger durch eine Röhre bis in den Hals der Ente gehe und hier die Futterkörner in den Schnabel ziehe, während im Hintertheil eine vorher bereitete Masse liege. [1]

Ein bei weitem größeres Kunstwerk ist der Flötenspieler. Die 5½′ hohe Figur von Holz, welche dem Faun von Coysevax nachgebildet ist, sitzt auf einem Felsen; das Piedestal ist 4½′ hoch und 3½′ breit. Die Mechanik verdient die höchste Bewunderung, nicht sowohl wegen der Bewegungen der Finger und des Kopfes, als wegen der ungemein künstlichen von Zunge und Lippen. Die Töne der drei Octaven erfordern einen überaus verschiedenen Luftdruck, daß hohe c mittelst 56 Pfd. Gewicht, das tiefe e mit nur 2 Loth. Der Flötenspieler trug 12, allerdings sehr einfache Stücke vor.

Der dritte Automat ist ein Pfeifer aus der Provence, ebenfalls in sitzender Stellung, welcher mit der Linken eine Pfeife (flageolet provençal mit drei Löchern) an den Mund hält und mit der Rechten eine lange Trommel (tambour de Basque) schlägt, und zwar mit einfachem und doppeltem Schlag und der der Musik entsprechenden Stärke. Der Pfeifer spielte 20 Arien, Tänze und rigaudons oder rigodons (nach dem Erfinder Rigaud); diese letztern sind heitere Arien mit Tanz in zwei Theilen.

In dem angeführten Memoire meint Baucanson, er begreife, dem spielenden Flötenbläser gegenüber, manchmal gar nicht wie er so etwas habe zu Stande bringen können. Wir erkennen willig den Scharfsinn an, welcher dergleichen Werke hervorruft; allein er führte nur zu einem Spiel. Heute leistet die Mechanik bewundernswürdigeres, besonders seitdem sie mit der Physik und Chemie Hand in Hand geht. Wir erhalten ja fast ohne Zuthun durch die Maschine alles was wir an Stoffen, Geräthen, Werkzeugen bedürfen, wir werden durch den Raum mit der Schnelligkeit des Windes befördert, unsere Gedanken mit der des Blitzes.

Die Kunstwerke wurden in Paris zur Schau gestellt, dann von Baucanson an eine Gesellschaft Lyoner Kaufleute verkauft, für deren Rechnung der Goldarbeiter und Mechaniker Du Moulin damit Frankreich, England und Deutschland durchzog. In den Jahren 1752 und 1753 waren die Automaten in Nürnberg zu sehen, im folgenden wurden sie dem Markgrafen von Anspach-Baireuth für 12,000 fl. zum Kauf angeboten, 1755 aber in dem Pfluger'schen Comptoir in Verfall gegeben, indem dieses Handelshaus Du Moulin Vorschuß geleistet hatte. Dieser letztere gieng nach Petersburg, um dort den Verkauf der Kunstwerke zu bewirken, ließ aber nie wieder etwas von sich hören, und soll 1765 in Moskau, wo er als Mechaniker arbeitete, gestorben seyn. Nach einem vieljährigen Prozeß erwarb das Pflugersche Haus den vollen Besitz. Im Jahr 1781 sah Friedrich Nicolai die Automaten in Kisten, deren Deckel geöffnet werden konnte, auf einem Boden, wo sie 28 Jahre gestanden hatten. Er meint, es werde sie hoffentlich ein Fürst wieder auferstehen lassen. Danach möchte auf das obige Urtheil, in Bezug des Mechanism der Ente, ein allzu großer Werth nicht zu legen seyn. Die Besitzer nahmen vom wirklichen Werth Abstand, und waren sehr bereit die Automaten für 3000 fl., als den Betrag von Auslagen und Prozeßkosten abzulassen.

Damit tritt Beireis in Scene, und wir knüpfen mit einem Geschichtchen an. Die Kunstwerke hatten auf den Knaben einen tiefen Eindruck gemacht, der sich dem Greise also einprägte, daß er beim Anblick jener ausgerufen: „die Automaten muß ich besitzen!" Der Vater habe ihm wegen der Vermessenheit gezüchtigt, allein er sey dabei geblieben: „Ich werde sie besitzen!" Bei Buching findet sich das Geschichtchen dahin variirt, daß der Vater beifällig gelächelt, als der Sohn gemeint: „Wenn ich doch so viel lernte daß ich sie mir erwerben könnte!"

Du Moulin hatte die Schlüssel zum Aufziehen der Werke mitgenommen und die Ketten ausgehängt, so daß Beireis die beiden berühmten Nürnberger Mechaniker, Gebrüder Bischof [1] mit nach Helmstedt kommen ließ. Sie brauchten fünf Monate um die Automaten in Gang zu bringen, erhielten täglich 1¼ Thaler Diäten und außerdem 2000 Thaler. Der Flötenspieler bekam eine neue Walze von Mahagony mit der Lieblingsarie der Mara: Mi paventi il figlio indegno aus der Oper Britannico von Graun. Ob dieses ebenfalls durch jene Mechaniker geschah steht dahin; eine vorgefundene Rechnung ergibt aber die Kosten auf 1100 fl. [2]

Die Kunstwerke erhielten ihren Platz in einem feuchten Gartenpavillon (1785) [3], welcher neuerer Zeit abgerissen worden ist; man hatte von da eine Aussicht über den Stadtwall. Jene wurden selten aufgezogen und geriethen bald durch Staub und Rost in Verfall. Ein geschickter Mechaniker war nicht in der Nähe, und ein Franzose, welcher sich behufs Reparatur längere Zeit in Helmstedt aufhielt und sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube machte, mag das seinige zur Zerstörung beigetragen haben. Hier können wir wiederum nachweisen wie die Geschichtchen entstanden welche Beireis zugeschrieben werden. Gefragt was der Franzose bei ihm schaffte, entgegnete er: der Flötenspieler erhalte eine Einrichtung daß er jedes ihm vorgelegte Stück vom Blatt spielen könne. Auf die Erkundigung nach dem Flüchtling blieb er

[1] Gegenwärtig wird mittelst einer Lampe eine Wachsmischung geschmolzen, welche rechtzeitig zum Vorschein kommt.

[1] Böttiger nennt sie Döllner.

[2] Nicolai warnt vor der Schwierigkeit neue Walzen in künstliche Flötenwerke einzusetzen.

[3] Im Besitz des Bibliothekars Dr. Bethmann zu Wolfenbüttel befindet sich die Platte eines Kupferstichs, wo ein offener Tempel dargestellt ist, in dem die drei Automaten, die Ente in der Mitte, stehen.

bei dem Scherz: der Franzose hole jetzt die Noten. Da liest man denn, Beireis habe den letzteren ausdrücklich zu jenem unsinnigen Zweck kommen lassen, und in dem Werk eines sehr ehrenwerthen holländischen Gelehrten, des Hrn. van Meermann, steht: „der Flötenbläser spielt jedes ihm vorgelegte Stück.“ (!!!)

Bei dem Besuch von Goethe (1805) traf die Ente zwar noch Hafer, verdaute aber nicht mehr; der Flötenspieler war verstummt. Als Grund gibt jener an daß die einfachen Stückchen nicht genügt hätten und eine von einem Orgelkünstler entnommene Walze unvollendet geblieben sey. „Beireis zeigte aber alle diese Dinge mit demselben Behagen und wichtigen Ausdruck, als wenn die Mechanik inzwischen nichts „bedeutenderes hervorgebracht hätte.“ Sowohl der Flötenspieler als auch der Pfeifer hatten Gewänder von Gold- und Silberstoff, deren Werth von dem Besitzer sehr herausgestrichen wurde.

Nach dem Tode des Hofraths standen die Automaten noch lange in Helmstedt, man hatte sie ohne Erfolg der Regierung zum Kauf angeboten. Endlich wurden sie für den Metallwerth an Geheimrath von Harlem nach Berlin verkauft; wenn auf einem Auctionskatalog ein Kriegsrath Blücher aus Berlin als Käufer genannt ist, so mag dieses derjenige gewesen seyn der die Kunstwerke abholte. Der Geheimerath gerieth über sie in einen Proceß mit einem Mechanicus Dörfel zu Berlin, in Folge dessen sich die Automaten eine Zeitlang in gerichtlichem Gewahrsam befanden. Die Ente durchzieht auf das neue die Welt, hat den Schmuck von Federn, der in Helmstedt verloren gegangen war, wiederum erhalten und erregt durch deren Sträuben und Niederlegen die Bewunderung. Was aus Flötist und Pfeifer geworden, ließ sich nicht ermitteln. Das Instrument des ersteren, im Besitz des Dr. Bethmann, ist eine Flöte von gewöhnlichem Holz, ohne Klappe, und nur mit der Eigenthümlichkeit daß die sechs Löcher durch eine horizontale Fläche unter sich verbunden sind. Uebrigens reicht dieses Instrument aus um die oben angegebene, sehr einfache Arie aus Britannico zu spielen.

Der Technologe Beckmann zu Göttingen sah 1764 ganz dieselben drei Automaten zu Jarskoselo, sie sollten ebenfalls von Vaucanson herrühren, welcher erst im November 1782 in Paris starb. Daß sie du Moulin verfertigt habe, ist nicht wahrscheinlich. In dem Werke über die Erfindungen des Göttinger Professors folgen sich 1) Seife, 2) Färberröthe, 3) Taschenspieler, 4) Nachtwächter und 5) Kalender; die Automaten sub 3.

*

Zur Unterhaltung der Besucher trug vorzüglich die Zauberuhr bei, sie wurde von Peter Jacques-Droz angefertigt. Die große Tafeluhr von Ebenholz ist reich vergoldet, eine Göttin schlägt die Stunden auf einem Schild. In Beckerlins Chronologen findet sich eine Beschreibung, welche aber mangelhaft ist. Sie hat vier Werke, von denen zwei, für das Schlagen und ein Flötenspiel bestimmt, mittelst Magnetäquiliber durch die leiseste Bewegung in Gang gebracht werden können. Mit einem Stäbchen, woran ein Mohrenkopf von Metall, wurde, in einer Entfernung von 2 Fuß auf eine bestimmte Stelle der Uhr hingewiesen, welche so lange schlug und spielte als das Stäbchen in dieser Richtung blieb. Es scheint das Ausheben der Werke dadurch bewirkt worden zu seyn daß eine Magnetnadel aus ihrer Richtung gebracht wurde. Man glaubte an eine Communication durch den Fußboden um so mehr, da das Tischchen, auf welchem die Uhr steht, sehr feine Beine hat. Bucking stellte die letztere auf einen hereingeholten Tisch, aber der Erfolg blieb derselbe, auch ob Beireis zugegen war oder nicht. Der mehr erwähnte Landprediger findet den Anlaß in der Bewegung der Luft, allein das Stäbchen wurde ja nur einmal gegen die Uhr gerichtet. Eben so wenig kann allein das Hinweisen mit dem Finger von Erfolg gewesen seyn.

Hier geht die Tradition über das mögliche hinaus: der Fremde brauchte sich die Anzahl der Schläge nur zu denken. Ein anonymer Reisebericht bei Fabri hat eine Aeußerung von Beireis, er sähe den Leuten ihren Willen am Gesicht an, wonach er selbst auf das Schlagen eingewirkt haben müßte. Wir erkennen auch hier die mystificirende Schelmerei. Einem Mann, der von 1775 bis 77 in Helmstedt studierte, sagte er, es verliere die Uhr alles Interesse, wenn er sage worauf es ankomme. Da das ungemein seine Werk leicht Schaden nehmen konnte, so wurde das Experiment selten vorgenommen; vor Prinz Heinrich von Preußen fand es statt. Im Katalog steht: durch langen Nichtgebrauch verrostet, und die Uhr spielte nicht mehr, als Sybel 1798 in Helmstedt war. Beireis mochte sich schämen Goethe gegenüber eine solche Unordnung einzugestehen und erfand folgende Schnurre. Ein Officier, den man wegen seiner Erzählung von der Uhr Lügen gestraft, habe den Beleidiger gefordert und sey im Duell erstochen worden. Seitdem habe er sich fest vorgenommen den Bewunderer nie wieder solcher Gefahr auszusetzen, noch den Ungläubigen zu solcher übereilten Gräuelthat zu veranlassen.

Der Mechaniker Dekolme hatte die Uhr nebst ähnlichen Kunstwerken aus der Schweiz nach Braunschweig gebracht. Das Geschäft gieng schlecht, und Beireis kaufte jene aus dem Verlaß für 200 Thaler. Sie geht noch heute vortrefflich, hat aber längst alle Zauberei aufgegeben.

*

Die astronomische Uhr ist nach der Angabe von Johann Baptist Homann durch Zacharias Landteck aus Nürnberg eben so einfach als solid angefertigt. Sie befindet sich in einem Gehäuse mit geschliffenen Glasthüren zwischen Pfosten von Messing. Das Zifferblatt hat 9″ im Durchmesser. Sie zeigt Stunde, Datum, Mondwechsel, dann mittelst eines in 24 Stunden um die schwebende Erdkugel gehenden Sonnenzeigers Auf- und Untergang der Sonne, die Länge von Tag und Nacht, die Zeit an allen Orten der Erde. Eine Abbildung befindet sich im Atlas von Homann.

*

Die Rechenmaschine ist vom Pfarrer Hahn erfunden, von dem württembergischen Mechaniker Staudt gefertigt, von

jenem verbessert. Sie rechnet die vier Species von 1 bis zu 10 Millionen und löste in Gegenwart von Goethe einige schwierige Exempel.

Die Beamten in den Vereinigten Staaten.

(Aus der Illustration.)

Keiner der Beamten der Vereinigten Staaten richtet sich in seinem Amte zu Grunde; einige wußten darin ihr Glück zu machen und sich die Zukunft zu sichern, indem sie sich das traurige Loos eines Harrison, Monroe, Jefferson und etlicher andern ersparten. Madison, der nach Jefferson die Präsidentschaft bekleidete, hinterließ seiner Familie einige ansehnliche Besitzungen, und seine Wittwe verkaufte die Manuscripte ihres Ehegemahls um 30,000 Dollars an den Congreß. Quincy Adams, Präsident von 1825 bis 1829, hinterließ ein auf 200,000 Dollars (1 Million Franken) geschätztes Vermögen. Van Buren hatte ein kolossales Vermögen, welches er nicht angriff, selbst nicht um die Kosten seiner Wahl zu bestreiten. Er überließ es gerabezu seinen Freunden diese Kosten zu bezahlen. Polk, der bereits 150,000 Dollars besaß, „sann Mittel, wie meine statistische Quelle sagt, um während der vier Jahre seiner Präsidentschaft 50,000 Dollars beiseite zu legen.“ Es ist, eben dieser Bemerkung wegen, nicht unwichtig anzuführen daß der Jahresgehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten nur 125,000 Fr. beträgt. „John Tyler, sagt meine Quelle wörtlich, besitzt 50,000 Dollars. Ehe er Präsident wurde, hatte er Bankerott gemacht. Er vergrößerte sein Vermögen und machte eine reiche Heirath.“ Millard Fillmore „hat ein großes Vermögen, das ihn über die Unqunst der Politik tröstet. Man sagt er halte es sorgfältig und hermetisch in einem soliden Koffer verschlossen.“ Franklin Pierce „hat während seiner Präsidentschaft 50,000 Dollars erspart. Man hat ihn, sey's mit Recht oder Unrecht, angeklagt er habe die erste Beamtenstelle der Republik sich zu Nutzen gemacht.“ Ich wiederhole daß ich meine Quelle buchstäblich citire. Der General Taylor hat ein Vermögen von nahezu einer Million Dollars hinterlassen. „Daniel Webster hat in seinem Leben Millionen verbraucht. Er hat seinen Kindern 20,000 Dollars in Grundeigenthum, und seinen Freunden 250,000 Dollars Schulden hinterlassen.“ Henry Clay hat mehr als 500,000 Fr. vererbt. Der General Caß, gegenwärtig seit dem Präsidentschaftsantritt Hrn. Buchanans Staatssecretär, besitzt im Staat Michigan ein Vermögen das man auf vier oder fünf Millionen Dollars (20 oder 25 Millionen Franken) schätzt. Hr. Caß hat sich bereichert wie alle ehemaligen Bewohner des Westens welche in diesem Theil der Union zu einer Zeit Ländereien gekauft hatten wo man sie um den bloßen Nominalpreis bekommen konnte. General Caß schwang sich aus eigenen Kräften zu der hohen Stellung auf welche er im Land einnimmt, und wo er die verdienteste Achtung genießt. Trotz seiner achtzig Jahre und einer schwachen Gesundheit ist er einer der arbeitsamsten Menschen die man kennt, und hat, ungeachtet seines unermeßlichen Vermögens, stets ein einfaches und bescheidenes Leben geführt.

Die unglaubliche Aemtersucht der Amerikaner ist fast unerklärlich, denn die Aemter werden, wie man nach der Ziffer schließen kann die ich hinsichtlich des Präsidentengehalts angeführt, sehr schlecht belohnt, und sind ferner von kurzer Dauer, da sie oft der Laune der Wahlen, welche im höchsten Durchschnitt alle vier Jahre erneuert werden, unterworfen sind. Allein der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten gegenüber ist jeder Beamte ein kluger Mann wenn er diesen kurzen Zeitraum zu benützen weiß, um sein Glück zu machen. Es gibt offene Erpressungen, augenscheinliche Diebstähle, welche das Publicum vollkommen genau kennt, auf deren Unterdrückung aber niemand ernstlich dringt, indem sich jeder sagt: „In einigen Jahren kommt vielleicht die Reihe an mich; hüten wir uns wohl das Handwerk zu verderben.“ Das Uebel liegt also in dem System nach welchem die öffentlichen Aemter in den Vereinigten Staaten vergeben werden; in ihrer kurzen Dauer, in ihrem Unbestand, in der Entblößung welcher sich der wahrhaft rechtschaffene Beamte bei der Kärglichkeit des Gehalts und dem Mangel an allen und jeden Pensionen, sey's für sich oder seine Familie, aussetzen würde. Es scheint ganz natürlich daß man bei den winzigen Besoldungen von jährlich 750 Fr., auf welche der Staat Maine den Gehalt der Repräsentanten und Senatoren der Legislatur herabgesetzt hat, eine Schadloshaltung sucht. Um diesen Preis können sie eine Session so kurz oder so lang dauern lassen als ihnen beliebt. Es wäre gewiß noch zu viel wenn man von den Gesetzgebern Maine's sagen könnte was kürzlich ein Philadelphier Blatt über die von Pennsylvanien äußerte. Ich lasse das Blatt selbst sprechen: „Die Philadelphier Repräsentanten in der Legislatur, sagt es, sind während der letzten zehn Jahre meistens Männer gewesen welche außer Stande waren auch nur ein aus vier Buchstaben bestehendes Wort zu buchstabiren. Man sagt sogar eines der Mitglieder der letzten Session habe nicht einmal seinen Namen schreiben können, und sey kaum erst seit einigen Monaten amerikanischer Bürger gewesen. Die übrigen sind ein wie vom Zufall zusammengewürfelter Haufen Menschen, Lastträger, Köche, proceßlose Advocaten, junge Leute von höchstens 21 Jahren, die zu leichtsinnig sind um sich irgendeiner ernsten Arbeit zu unterziehen, und von denen man weiß wie sie leben.“

Sicherlich würden 750 Fr. jährlich für solche Gesetzgeber, ich wiederhole es, viel zu viel seyn. Allein es unterliegt keinem Zweifel daß die Kärglichkeit des Gehalts, neben andern dem moralischen Charakter der öffentlichen Aemter schadenden Ursachen, die Erpressungen, deren sich die Beamten aller Grade schuldig machen, vorzugsweise begünstigt. Sie verwirklichen jene unverschämte Antwort welche eine Kammerjungfer, auf die Frage was sie für einen Lohn verlange, einer Dame erteilte: „Ich weiß daß ich die Gewohnheit habe zu gewinnen; Madam gebe mir daher was sie mir geben will; das übrige will ich schon machen.“ Einen thatsächlichen Beleg zu dieser

Antwort gibt folgende in der Zeitung von Evanville, Staat Indiana, enthaltene Angabe: „Man hat so eben die Entdeckung gemacht, sagt dieses Blatt, daß der Auditor (Gemeinderaths-Cassier) Mittel gefunden habe mit einem zwischen 350 Dollars (1750 Fr.) und 700 Dollars (3500 Fr.) schwankenten jährlichen Gehalt, nicht nur eine zahlreiche Familie zu ernähren, sondern auch noch ein Vermögen von 20,000 Dollars (100,000 Fr.) zu *ersparen*. Dieß beweist daß kleine gut verwaltete Stellen gewissen Beamten, wenn sie den Schlüssel zu dem Gemeindeschatz haben, reißend schnell zu Vermögen helfen können.

Das Publicum hat eine andere Art diese Fresser zu bestrafen: es legt eine vollständige Ehrerbietungslosigkeit gegen alle Beamten an den Tag. Diese Ehrerbietungslosigkeit geht bis zur Geringschätzung und zuweilen sogar bis zur Verachtung, nicht gegen diesen oder jenen einzelnen unter den Beamten (man specificirt nie, aus Furcht sich zu täuschen), sondern gegen die Masse, damit die öffentliche Meinung nicht fehlgreife. Dieser die Ehrerbietungslosigkeit kennzeichnenden Gesinnung liegt vorzugsweise der Stolz des Gleichheitsgefühls zu Grunde, das, selbst von Seite derer welche die Aemter als eine Ehrenstelle vertheilen, nicht gestattet daß diese Aemter einen Mann über andere erheben. Jeder Beamte ist, der Natur seiner Functionen gemäß, allen möglichen Beschimpfungen ausgesetzt, einzig darum weil er Beamter ist. Die Ausübung der einfachsten Pflichten irgend einer Stelle ist ein Titel welcher den Inhaber dieses Amtes den Verhöhnungen der einen, dem Dolch der andern empfiehlt, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Ich könnte tausend Beispiele als Beleg für diese Bemerkung anführen. Da sie, sey's dem Grund oder der Form nach, alle einander gleichen, so greife ich aufs Gerathewohl eins davon heraus, das gleichzeitig einen Begriff von gewissen amerikanischen Sitten geben wird. Die Sache trug sich in einer Stadt des Westens, in Saint-Louis, Staat Missouri, zu, und wird von einem dortigen öffentlichen Blatte folgendermaßen erzählt: „Robert Mac O'Blenis, der sich in Saint-Louis als gesichteter Handhaber des Bowie-Messers und des Revolvers einen Namen gemacht, tödtete vor einiger Zeit den Stellvertreter des Grafschaftsmarschalls, Benjamin F. Brand. Dieses Drama wurde in der Trinkstube des Hôtel des Planteurs zwischen Mittag und 1 Uhr ausgeführt. Aus den Zeugenaussagen geht hervor daß beide, Mac O'Blenis sowohl als Brand, ziemlich angetrunken waren. Als Brand mit O'Blenis über eine Geldbuße sprach welche er ihm in seiner Eigenschaft als Marschall ausgelegt hatte, antwortete ihm O'Blenis mit groben Worten. Es kam zum Wortwechsel; O'Blenis gieng plötzlich hinaus, kehrte aber zurück und sagte zu Brand daß, da er einen Streit abzumachen habe, so würden sie am besten thun ihn sogleich abzumachen. „Es sey," entgegnete Brand; allein ehe er noch Zeit gehabt seine Drehpistole aus der Tasche zu ziehen, hatte er bereits drei Kugeln seines Gegners im Leibe, die eine in der Hand, die andere im Arm, die dritte in der Brust. Brand fiel mit dem Ausruf: „Ich bin todt!" Wirklich hauchte er einige Minuten darauf seinen Geist aus."

So traf also diesen Unglücklichen der Tod, weil er die Absicht an den Tag gelegt hatte seine Pflicht als Marschall zu erfüllen, und in gewissem Grad auch darum weil er ein Wirthshaus gewählt hatte um dort sein Mandat kund zu thun. Allein man darf dabei nicht vergessen daß es in gewissen Theilen der Vereinigten Staaten ziemlich allgemeiner Brauch ist die ernstesten Angelegenheiten an der Schranke einer Trinkstube zu verhandeln, und daß selbst die öffentlichen Beamten höchsten Rangs sich dessen nicht enthalten. Man bereitet dort die Wahlen vor, man organisirt dort die Parteimanöver, man schließt dort die wichtigsten Handelsgeschäfte ab.

Als einen ziemlich charakteristischen Sittenzug andeutend, darf ich jedoch bei der Streitsache der HH. Brand und O'Blenis nicht verabsäumen des weitern Verlaufs derselben Erwähnung zu thun. Nach der Wirthshaus Tragödie begann die gerichtliche Komödie, und hierüber lasse ich abermals das amerikanische Blatt sprechen. „O'Blenis, sagt es, hatte die Güte sich vor einen Friedensrichter, Hrn. Mann Butler, führen zu lassen, welcher die Zeugenaussagen entgegennahm. Der Tumult und die Unordnung waren in dem Gerichtssaale so groß, daß O'Blenis mehrmals fort gieng um sich in der Trinkstube welche der Schauplatz des Mords gewesen war zu *erfrischen*. Der Gerichtsbeamte, der von einem öffentlichen Blatt getadelt wurde dem Gefangenen so große Freiheiten gestattet zu haben, entschuldigte sich damit daß er sagte: all dieß sey ohne sein Wissen vorgekommen. Wer würde übrigens wagen den Phantasien eines O'Blenis entgegen zu treten? Weiß man nicht daß er mit einem Faustschlag dem ganzen Friedensgericht, Advocaten und Constables mit eingreifen, den Hals brechen könnte? Man schreibt ihm ein während der Debatte geäußertes charakteristisches Wort zu. Nachdem er das Abendblatt gelesen hatte welches seine That in nicht sehr abgemessenen Worten erzählte, sagte er: er werde dem Redacteur den Hals abschneiden. Wenn er's gesagt hat, wird er's thun.

„Wenn das Volk, oder vielmehr jener Theil des amerikanischen Volks welcher nichts achtet, die Gelegenheit nicht findet gewisse der Erfüllung ihrer Pflichten schuldige Beamte zu ermorden, so legt es ihnen auf andere Weise seine Unzufriedenheit und seinen Zorn an den Tag. So ist z. B. vor nicht langer Zeit der Gouverneur von New-York in einer kleinen Stadt des Staats im Bildniß gehenkt worden. „Alle Bewohner," sagte das dort erscheinende Tagblatt, „ohne Unterschied der Parteien, haben an der Vollziehung dieses Acts der Gerechtigkeit theilgenommen." Der Gouverneur hatte sich die öffentliche Ungnade dadurch zugezogen daß er die Strafe eines von dem Schwurgericht zum Tode verurtheilten Menschen umänderte. Einem in New-York sehr bekannten Richter widerfuhr dasselbe Schicksal, weil er dem Gouverneur zu diesem Gnadenact gerathen hatte. Die beiden Bildnisse wurden neben einander an den Galgen gehängt, und dann ins Feuer geworfen.

Die deutſchen Colonien in Neu-Rußland.

(Schluß.)

Die Coloniſten haben das unberechenbar große Verdienſt, zuerſt die Grundſätze eines tüchtigen Ackerbaues nach dem ſüdlichen Rußland verpflanzt zu haben. Vor ihnen war der Getreidebau gänzlich verwahrloſt, und es herrſchte die reine Steppenwirthſchaft, die ihr Gewicht in der Viehproduction hat, damit den Boden aber nur auf das kläglichſte zu verwerthen vermochte. Mit richtigem Blick warfen ſie daher ihre ganze Kraft auf die Bodenbeſtellung; ſie führten das Dreifelderſyſtem ein, gehen aber neuerdings nach dem Vorgang der Mennoniten, die überhaupt die tüchtigſten und wohlhabendſten Wirthe ſind, nach und nach zu einer Vierfelderwirthſchaft mit Schwarzbrache über, wozu die immer engere Eingränzung des jungfräulichen Steppenbodens zwingt. Dieſe Fruchtfolge lautet gewöhnlich: 1) Brache, 2) Weizen, 3) Gerſte und Haſer; oder 1) Brache, 2) Gerſte oder Hanf, Hirſe, Kartoffeln, 3) Weizen, 4) Roggen und Haſer. Die Düngung der Felder iſt bis jetzt allgemein nur unter den Mennoniten und in der Krim üblich; mit Vorliebe und Berechtigung verwendet man dazu Aſche, und befindet ſich ſehr wohl dabei. Bewäſſerte Wieſen gibt es nirgends, mit dem Anbau der Futterkräuter hat man bis jetzt nur Verſuche gemacht; Tabak wird gebaut in der Krim, in Beſſarabien und ſonſt an einzelnen Stellen. Es hat ſich in der letzten Zeit eine bedeutende Abnahme dieſes Betriebszweiges gezeigt, im Jahr 1854 beſchäftigten ſich damit 1020 Familien, im Jahr 1857 bloß 715. Der Weinbau iſt am bedeutendſten in Beſſarabien; hier zählte man im J. 1856 9,707,885, in Cherſon 4,579,606, in Taurien 857,772 Weinſtöcke der Coloniſten; höher als zu 1 Rubel der Eimer kann der Wein ſelten verwerthet werden. Den beſten erzeugt die von Waadtländern gegründete Colonie Chabag in Beſſarabien, wo der Coloniſt Tardent ſich vorzugsweiſe um die Cultur verdient gemacht hat. Gartenbau wird nur zum Bedarf, höchſtens in der Nähe von Odeſſa auch für den Markt betrieben. Der früher kräftig in die Hand genommene Obſtbau geht von Jahr zu Jahr zurück, beſonders in Folge des nicht zu bewältigenden Ungeziefers. Waldanlagen gibt es bis jetzt ungefähr 280, alle nur in kleinerem Maßſtabe; der lockere Boden, die ſengende Sonnenhitze und die furchtbaren Schneeſtürme des Winters ſtellen den Baumpflanzungen große Schwierigkeiten in den Weg.

Die Viehzucht der Coloniſten iſt nicht unbedeutend, aber bei ihrer hauptſächlichen Ackerwirthſchaft doch gering gegenüber derjenigen der ruſſiſchen Großgüter in den Steppen. Im Jahr 1856 war folgender Viehbeſtand vorhanden: Pferde 97,836, Ochſen 63,133, Kühe 96,249, Schafe 929,965 (unter den letztern ſind die Heerden des Fein und anderer Coloniſten, die auf eigenem, nicht von der Regierung verliehenem Land geweidet werden, nicht einbegriffen); Zuchtbeugſte gab es 275, Zuchtſtiere 803. Der Erlös der Viehzucht war im Jahr 1855: 634,654 Rubel; mehr wie im vorhergehenden 72,917 R. Davon fielen auf den Verkauf von Vieh 336,322 R., von Butter und Käſe 98,684 R., von Wolle 200,000 R. Beträchtlichen Schaden hat der Viehzucht der Coloniſten der Krimkrieg gebracht, der überhaupt auf die ganzen Verhältniſſe Südrußlands von außerordentlichem Einfluß geweſen iſt. Während die einen unter ſeiner Geißel litten, gewannen andere durch Speculationen und Lieferungen ungeheuere Summen. Unter den letztern iſt namentlich der ſchon erwähnte Coloniſt Fein zu nennen, ein Glückskind, das die ruſſiſchen Bauern im Bunde mit dem Teufel glauben. Der Fouragemangel war groß bei der ruſſiſchen Armee, niemand glaubte an Einſtellung der Feindſeligkeiten, und das Heu ſtand in ſo ungeheurem Preis, daß Fein, ſelbſt auf die Gefahr hin ſeine Schafe nicht durchwintern zu können, ſeine ganzen Heuvorräthe an die Krone verkaufte. Kaum war dieß geſchehen, ſo trat der Frieden ein, die Vorräthe wurden wieder losgeſchlagen, er kaufte ſein noch nicht von den Stirken hinweggebrachtes Heu zu einem Spottpreis wieder zurück, und verdiente bei dieſem Handel ohne jegliche Mühe 90 Proc. Da er über 300 Stirken, jede zu circa 80 Fuder Heu gewonnen hatte und das Pud gegen einen Rubel galt, ſo kann man ausrechnen wie hoch ſein Verdienſt geweſen ſeyn mag. Während des Krieges zeichneten ſich die deutſchen Coloniſten durch Opferwilligkeit und große Anhänglichkeit an die Regierung auf das vortheilhafteſte aus, und gewannen damit viel Lob und Anerkennung. Nach Beendigung desſelben erhielten 60 bis 80 Schulzen und Coloniſten von dem Kaiſer Medaillen und goldene Uhren zur Belohnung ihrer Dienſte. Zur Krönung desſelben nach Moskau wurden ihre Vertreter, Oberſchulz Kraus aus Großliebenthal und Fries aus der Molotſchna ſpeciell eingeladen und dabei mit Ehren überhäuft.

Nach dieſer Abſchweifung zur landwirthſchaftlichen Production der Colonien zurückkehrend, ſey vorerſt der Seidenbau erwähnt. Leider wird derſelbe bis jetzt noch nicht in der Ausdehnung und Vollkommenheit betrieben wie dieß dem Klima und den ganzen Verhältniſſen nach zu erwarten wäre. Die Mennoniten ſtehen auch hier voran und gewinnen am meiſten Seide, beſonders im Jekaterinoslaw'ſchen und nördlichen Taurien. In Beſſarabien treiben die Bulgaren Seidenbau, im ganzen Gouvernement Cherſon wird er nur in einer einzigen Bulgarencolonie gefunden. Verkauft wurde im Jahr 1855 für 34,363 Rubel Seide. Auch die Bienenzucht, eine Lieblingsbeſchäftigung der ruſſiſchen Bauern, ſteht unter den Coloniſten nicht beſonders im Flor, woran allerdings zum großen Theil der Mangel der Bienenweide in ihren Gegenden Schuld ſeyn mag.

Die Verhältniſſe von Ausſaat und Ernte waren im Jahr 1855 folgende: mit Winterfrucht beſtellt wurden 65,010 Deſſätinen, Ausſaat 39,060 Tſchetwert, mit Sommerfrucht 275,531 Deſſ., Ausſaat 213,574 Tſchetw. Davon geerntet wurden Winterfrucht 79,990 Tſchetw., Sommerfrucht 382,476 Tſchetw. Es iſt zu bemerken daß das Jahr 1855 ein vollkommenes Mißjahr geweſen iſt; es gab daher gegen das Vorjahr eine Ernte, die um 683,207 Tſchetwert weniger betrug,

obgleich auch das Vorjahr kein gutes war. Während sonst die Winterfrucht durchschnittlich 5- bis 8fältig, die Sommerfrucht 4- bis 7fältig trägt, ergab sie in diesem Jahr nur 2fältig und $1^3/_4$fältig. Sehr merkwürdig sind manchmal diese Verhältnisse; in dem gleichen Jahr trug im Bujaliker Bulgarendezirk die Winterfrucht 8fältig, die Sommerfrucht nicht die Saat; im Glückstheler Gebiet war der umgekehrte Fall eingetreten. Stroh wurde gewonnen 8,345,262 Pud, um 6,697,905 Pud weniger als im vergangenen Jahr; Heu 11,268,280 Pud, um 879,088 Pud mehr wie im Vorjahr. Die Preise des Getreides waren äußerst verschieden, während der Weizen, die Hauptfrucht der Colonisten, im Glückstheler Bezirk mit 3 Rubel 10 Cop. das Tschetwert zu haben war, kostete er in der Krim'schen Halbinsel bis 18 R. Kartoffeln wurden im ganzen angebaut 7742 Dess., worauf nicht mehr geerntet wurden als 76,844 Tschetw.; der Boden ist für den Kartoffelbau wenig geeignet, die Krankheit stellt sich alljährlich ein, und man hat nach und nach gelernt die Kartoffel zu entbehren, von welcher der russische Bauer nichts weiß. Eine große Landplage für die Colonien sind die Heuschrecken, die Weizenkäfer und die Erdhasen oder Zieselmäuse. Hagelschlag ist nicht selten, bleibt aber gewöhnlich auf enge Bezirke eingezränzt. Die Rinderpest fordert alljährlich ihren Tribut, in den bessarabischen Bulgarencolonien eines einzigen Kreises fielen im Jahr 1855 gegen 12,000 Stück Vieh.

Das Handwerkerthum blüht in allen Colonien, am meisten jedoch in denjenigen der Mennoniten der Molotschna, deren Handwerker weit und breit gesucht und berühmt sind. Die Zahl der Handwerksmeister in den Colonien beträgt 4898; davon sind Maurer 385, Zimmerleute 447, Schmiede 680, Drechsler 43, Stellmacher 333, Böttcher 249, Weber 18, Schuhmacher 665, Schneider 581, Sattler 48, Schlosser 62, Tischler 319, Zinngießer 7, Buchbinder 4, Färber 100, Müller 247, Töpfer 30, Gerber 115, Kupferschmiede 8, verschiedene andere 493. Man veranschlagt den von ihnen erzeugten Productenwerth auf 332,000 R. jährlich. Es bestehen in den Colonien 46 Fabriken, außerdem 342 Manufacturwerkstätten. Die meisten davon befinden sich wiederum im Mennonitengebiet, außerdem aber in den bessarabischen Bulgarencolonien Belgrad und Kamrat. In jener Zahl sind einbegriffen Tuchfabriken 5, Walkmühlen 35, Färbereien 41, Käsefabriken 1, Branntweinbrennereien 2, Bierbrauereien 10, Essigfabriken 10, Seifensiedereien 8, Lichterfabriken 11, Oelmühlen 90, Grützmühlen 76, Ziegelbrennereien 61, Dachziegelbrennereien 16, Kalköfen 12, Töpferwaarenfabriken 10, außerdem Seidehaspeln 154; der Productionsbetrag dieser Anstalten beläuft sich auf 600,000 Rubel jährlich. In dem russischen Bericht, dem wir diese Angaben entnehmen, ist wörtlich gesagt: „In Bezug auf die Güte der Fabrik- und Handarbeit gehört der Vorzug unter dem Bauernstande Südrußlands unstreitig den Colonisten, und unter diesen wieder den Mennoniten."

Jährlich finden in den Colonien 9 Jahrmärkte und 362 gewöhnliche Märkte statt, deren Umsatz durchschnittlich 300,000 R. beträgt. Beschickt werden dieselben hauptsächlich mit Pferden, Rindvieh, Wolle, Speck, Getreide, Wein, Leder, Töpferwaaren, Ackerbaugeräthen, Leinwand, Schnittwaaren und Specereien. Zur Gilde gehören 58 Colonisten, darunter 43 bessarabische Bulgaren, bloße Handelsconcession besaßen 127, worunter 80 Bulgaren. Gasthöfe gab es in den Colonien 1855 nur 25, und überdieß 6 Traktire.

Der landwirthschaftliche Verein, welcher alle Colonien mit einander verbindet, ist im Jahr 1851 gegründet worden, und hat bis jetzt im ganzen eine ziemlich erfreuliche Wirksamkeit entfaltet, wenn es gleich hier auch geht wie im alten Vaterland, wo es die Mehrzahl immer den wenigen energischen Männern des wirklichen Fortschritts überläßt, das Fahrzeug vorwärts zu bringen so gut es gehen will. Das Organ des Vereins ist das Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im südlichen Rußland, das von Collegienrath Schwanberg, dem Inspector des ersten Bezirks im Gouvernement Cherson, herausgegeben wird. Freilich muß dasselbe noch vielen Stoff aus deutschen Blättern schöpfen, doch hat es auch ganz tüchtige Mitarbeiter unter den Colonisten, und es zeichnen sich besonders die Vorsteher der Hebräercolonien als gemüthliche und gewöhnlich auch poetische Schriftsteller aus. Das Blatt ist unter den Colonisten sehr verbreitet, wie auch der jährlich als Beilage dazu erscheinende Wirthschaftskalender.

Der Einfluß der Colonien auf ihre Umwohner ist sehr bedeutend und erstreckt sich viel weiter als man glauben sollte. Der russische Bauer hängt so zäh am Alten wie nur irgend einer, ist er aber einmal für das Bessere gewonnen, so hat dieses auch keinen fanatischeren Anhänger. Deutsche Geräthe, besonders Wagen und Pflüge, verbreiteten sich zuerst, allerdings nur bei den intelligenteren Gutsbesitzern; dann gewann die deutsche Art des Handwerks Boden, wie denn auch überall in ganz Rußland die vorzüglichsten Handwerker der Mehrzahl nach Deutsche sind, namentlich die Bäcker; was mir besonders aufgefallen ist, jede noch so kleine russische Stadt weist sicherlich ihren deutschen Bäcker auf. Alsdann verdankt Südrußland den Colonisten richtige Ansichten über die Productionskraft seines Bodens und deren Verwendung; sie gaben das erste Beispiel der Beschränkung der übermäßigen, unproductiven Viehzucht, der Ausbreitung der Schafzucht, an die Stelle der uneinträglichen Zucht von Pferden und Rindern; sie giengen voran mit der Begründung eines tüchtigen Ackerbaues, lehrten ihre Nachbarn bessere Bodenbestellung, wie sie auch deren Lehrmeister bleiben werden, wenn in spätern Zeiten die bis jetzt noch für unverliegbar gehaltene Fruchtbarkeit des Tschernosem aufhört und ein neues System der Landwirthschaft verlangt. Man kann ohne Uebertreibung sagen, erst seitdem die deutschen Colonien in Südrußland gegründet worden sind, ist dieses mächtige Gebiet in die Reihe der productiven Länder der Welt eingetreten. Diese Wahrheit wird aber von den Russen nur ungern oder gar nicht anerkannt.

Die russischen Colonien bilden einen besondern Zweig in der Administration des Staats. Die Colonialverwaltung wird geleitet durch die im Jahr 1800 gegründeten Fürsorge-

Comités für die ausländischen Ansiedler im südlichen Rußland, sie stehen unmittelbar unter dem Ministerium der Reichsdomänen und sind der Gewalt des Generalgouvernements nicht unterthan. Es sind deren zwei, wovon das eine, welches den in meinem Bericht genannten Bezirk Neurußland umfaßt, seinen Sitz in Odessa hat; das zweite Colonialamt ist in Saratow, und verwaltet die Colonien längs der Wolga am Kaspi-See und in Kaukasien. An der Spitze des Fürsorge-Comité's steht ein Präsident; in Odessa gegenwärtig Staatsrath Alexander von Hamm, deutscher Abkunft, ein Mann, dessen Lob ich aus besondern Gründen dem Munde unparteiischer Zeugen überlassen muß. Das Comité bildet vier Abtheilungen: die erste für die Oekonomie, die zweite für die Controle, die dritte für die Hebräercolonien, die vierte zur Schätzung der Ländereien, Colonien und Gewerbe nach den Katasterregeln. Unter besonderer Verwaltung stehen die transdanubischen Ansiedler der bessarabischen Bulgarencolonien, der letztern sind es 43; ebenso besteht ein besonderes Fürsorgeamt für die Hebräercolonien. Außer den Verwaltungsbeamten ist noch eine Anzahl Beamte für besondere Aufträge angestellt, Topographen, Feldmesser, Architekten, Uebersetzer; ferner Aerzte. Das Fürsorge-Comité hat zugleich auch das Oberkirchenvorsteheramt in der Verwaltung der ökonomischen Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Colonialkirchen im südlichen Rußland, deren einer Probst zu diesem Zweck gerichtlicher Besitzer ist. Die Eintheilung der Colonialbezirke ist die folgende: I. Gouvernement, A. Kreis. 1. Gebiet, a) Gemeinde, also z. B. die Gemeinde Lustdorf im Liebenthaler Gebiet, des Odessaer Kreises, im Gouvernement Cherson. Außerdem aber sind die Gemeinden wiederum in besondere Verwaltungsbezirke eingetheilt. Ein jeder solcher Bezirk umfaßt je nach der Größe, Lage, den kirchlichen und andern Verhältnissen entweder nur ein Gebiet, vielleicht mit einzelnen Colonien daneben, oder auch mehrere Gebiete, wie gewöhnlich. So gehören zu dem ersten Bezirk im Chersoner Gouvernement die Gebiete Liebenthal und Kutschurgan, und die einzelne Colonie Chabag in Bessarabien, im ganzen 18 Colonien. Der größte Verwaltungsbezirk ist derjenige der Molotschna mit 76 Colonien. Für jeden Bezirk ist ein besonderer Inspector installirt, welcher die Zustände der Colonisten persönlich zu überwachen und die Vermittlung zwischen ihnen und dem Fürsorge-Comité zu leiten hat.

An das letztere hat das Schulzenamt eines jeden Gebiets alljährlich einen genauen, sorgfältigen Bericht über die ganze Lage der Colonien abzustatten.

Ein Besuch bei den Guajiquero-Indianern.

Es war am Abend eines schönen Maitages, als wir in Comayagua, der Hauptstadt der Provinz Honduras, ankamen und durch die Vermittlung unseres Freundes Don Leon in dem damals unbewohnten bischöflichen Palast — einem schönen am Hauptplatze der Stadt liegenden Gebäude — einquartiert wurden. Es war zu Anfang der Regenzeit. Ein Morgenschauer hatte die Luft erfrischt, den Staub gelöscht und die Häuser abgekühlt, so daß uns Comayagua als die hübscheste und sauberste Stadt erschien, die wir bis dahin in Central-Amerika gesehen hatten. Sie liegt in einer weiten Ebene, zweitausend Fuß über der Meeresfläche, ist von einem Gürtel hoher Berge umgeben, und bietet bei schöner und gesunder Lage zugleich alle Vortheile der tropischen und gemäßigten Zone. Tannen und Palmen wachsen neben einander, und während man im Schatten von Orangen- und Citronenbäumen sitzt, kann man das Wogen der Weizenfelder an den nachbarlichen Bergabhängen beobachten.

Auch die Stadt selbst ist nicht ohne Interesse. Die Kathedrale ist eins der schönen, alten Gebäude in halb maurischem Styl, die man durch ganz Central-Amerika findet. Die Façade ist mit Symbolen des katholischen Glaubens decorirt, und Heilige und Apostel schauen aus mehreren Reihen reichverzierter Nischen herab auf die Gläubigen und die Ketzer. Das Innere der Kirche ist an und für sich ziemlich imposant, aber der Effect wird durch den bunten Plunder bedeutend geschmälert, womit die Wände und die das Dach tragenden Säulen bekleidet sind. Einige der Altäre zeigen vortreffliche Holzschnitzereien, und an den Wänden hängen Bilder, aber sie sind durch das Alter fast schwarz geworden, und die Kirche selbst ist so dunkel daß sich über ihren Werth oder ihre Unbedeutendheit nicht urtheilen läßt.

Außer der Kathedrale ist noch erwähnenswerth die Kirche La Merced, ein ziemlich umfangreiches Gebäude, an dessen rechter Seite sich das Grabmal eines ehemaligen berühmten Bischofes befindet. Vor der Kirche erhebt sich in hübschen Verhältnissen ein Monument, das zur Zeit der spanischen Herrschaft zu Ehren irgend eines Monarchen errichtet wurde. Nach der Unabhängigkeitserklärung verwischte man die Inschrift, sowie die royalistischen Symbole und erklärte die Säule zu einem Denkmale der Freiheit. Außerdem diente das Monument früher zum Richtplatze. Man stellte die zum Tode verurtheilten Verbrecher am Fuße desselben auf, und noch jetzt sind zahlreiche Spuren von Kugeln sichtbar, die dem Delinquenten den Tod gaben.

Der Tag nach unserer Ankunft war kein Sonntag aber eine Fiesta, Festtag. Ich erinnere mich nicht mehr welches Fest man feierte, aber es war eins von denen die für die Indianer der Umgegend eine besondere Bedeutung haben. Die indianische Bevölkerung strömt an diesen Tagen massenhaft nach der Hauptstadt und feiert das Fest durch eine Menge eigenthümlicher Ceremonien, an denen die weiße Classe der Bevölkerung nicht theilnimmt. Die Indianer begannen schon am Donnerstag Nachmittag sich zu versammeln, und wir begegneten auf unserem Wege zahlreichen nach der Hauptstadt wandernden Trupps. Alle trugen kleine Bündel mit Lebensmitteln und eine Kürbißflasche mit Chicha (aus Zuckerrohr bereiteter Rum). Wie alle Indianer in Central-Amerika tra-

ten sie bei unserer Annäherung bei Seite, und entblößten das Haupt während wir paſsirten — ein Zeichen der Achtung, das die Spanier mit Strenge forderten, so lange sich das Land unter der Herrschaft der Krone befand. Es war damals den Indianern selbst nicht gestattet in Gegenwart eines weißen Mannes ein Pferd oder ein Maulthier zu reiten, oder sich niederzusetzen. Während der Nacht füllte sich die Stadt mehr und mehr mit dunkeln Gestalten. Sie campirten friedlich auf den öffentlichen Plätzen und in den breiten Straßen, und ihre Lager boten beim Scheine der angezündeten Feuer den eigenthümlichsten Anblick dessen ich mich erinnere. Das Betragen der Leute war untadelhaft. Sie saßen in Gruppen zusammen auf der Erde oder wanderten zwischen den Lagerfeuern hin und her ohne ein Wort zu sprechen. Selbst wenn sie angeredet wurden, gaben sie nur sehr einsylbige Antworten. Ich hielt die Gelegenheit für günstig mein indianisches Vocabular zu vervollständigen, und bat deßhalb Padre B— mich zu den Lagern zu begleiten, aber unsere Bemühungen hatten nicht den gewünschten Erfolg. Man setzte unsern Fragen gewöhnlich ein respectvolles aber unverbrüchliches Schweigen entgegen. Wir hätten uns uns eben so gut mit Statuen von Bronze unterhalten können. Ein Kopfschütteln oder was gleichbedeutend ist ein langsames Vor- und Rückwärtsbewegen des rechten Zeigefingers war die ganze Antwort, die wir auf unsere Fragen nach den Namen von Männern und Frauen und den Benennungen von Erde und Himmel, Feuer und Wasser in ihrer Muttersprache erhielten.

Die Nacht vergieng ruhig, aber am Morgen wurden wir früh geweckt durch das Abbrennen von Bombas — kleine Raketen, die sehr viel Lärm machen — durch das Läuten der Glocken, und eine Musik die sich mit nichts bis dahin Gehörtem vergleichen ließ. Wir öffneten die Läden unsres Palacio — so wurde die Residenz des Bischofes genannt — und wir sahen im grauen Lichte des Morgens daß die Plaza mit Menschen gefüllt war, und auf den Stufen der Kathedrale eine Menge Indianer standen welche auf den eigenthümlichsten Instrumenten die wunderlichste Musik hervorbrachten. Diese Tonkünstler kommen, wie wir erfuhren, nur aus der Stadt Aiuterique, und sie allein haben das Recht bei festlichen Gelegenheiten Musik zu machen. Auf meine Frage nach dem Grunde dieses Privilegiums wurde mir nur erwiedert daß es immer so gewesen sey. Die Instrumente der Musiker sind von der ursprünglichsten Einfachheit. Ich bemerkte darunter besonders die einfache Pfeife mit vier Löchern, die doppelte Flöte oder Chirimapa und die Syrinx oder Pans-Pfeife. Ein Flaschenkürbiß mit einer kleinen Oeffnung am engen Ende, in welches einer der Musiker von Zeit zu Zeit bläst, dient dazu den Tact anzugeben. Ein anderes eigenthümliches Instrument besteht aus einem runden, irdenen Gefäß, über dessen Oeffnung ein Stück Leder gleich einem Trommelfell gespannt ist. In der Mitte des Leders ist eine Schnur befestigt, die durch eine kleine Oeffnung im Boden des Gefäßes geht, und an der man von Zeit zu Zeit zieht, während man das Gefäß unter dem linken Arme hält. Man bringt auf diese Weise einen dumpfen eigenthümlichen Klang hervor, welcher der ganzen Musik einen düstern, beinahe unheimlichen Charakter gibt. Aber das bemerkenswertheste Instrument ist die Marimba, die ich hier zum erstenmale sah. Sie ist ganz aus Holz gefertigt und besteht aus einer Reihe von Pfeifen oder Röhren von verschiedener Länge und Weite, die aus den Schalen von Flaschenkürbissen gefertigt und in einem leichten Holzrahmen aufgehangen sind. Ueber der Oeffnung jeder dieser Röhren ist ein dünnes Häutchen, aus den Eingeweiden irgend eines Thieres, ausgespannt, und über jeder liegt in horizontaler Richtung ein Stückchen hartes, sonores Holz, das oben und unten durch eine straff gespannte Schnur befestigt ist. Der Ton wird auf diesen Instrumenten hervorgebracht indem man auf diese horizontalen Stückchen Holz mit zwei Rohrstäbchen schlägt, an deren oberem Ende kleine Klumpen von Gummi angebracht sind. Einige der Marimbas, die ich sah, hatten zweiundzwanzig Röhren oder Pfeifen, die drei Octaven, jedoch ohne helle Töne, bildeten.

Die Musik erschallte ohne Unterbrechung bis die Thüren der Kirche geöffnet wurden, was genau im Momente des Sonnenaufgangs geschah, dann verfügten sich die Musikanten an der Spitze der dunkelfarbigen Menge in das Innere. Der Gottesdienst bestand, so viel ich beurtheilen konnte, nur in einer einfachen Messe im Ritus der römisch-katholischen Kirche, aber kaum war dieser vorüber als sich eine Procession formirte, an deren Spitze sich eine Anzahl als Teufel verkleideter Knaben zeigte. Hinter ihnen kamen die Musiker, dann einige als Engel, in weiße Gewänder gekleidete kleine Mädchen, und diesen schlossen sich in regellosem Zuge die übrigen Indianer an. Nachdem sie rings um den Hauptplatz gezogen waren, begaben sie sich nach der Kirche San Juan, in deren Centrum sich auf gemauerter, halb zerfallener Basis ein altes Kreuz erhebt, welches, wie man sagt, zu Ehren Alonzo de Caceres, errichtet ist, der das Land der spanischen Herrschaft unterwarf und im Jahre 1540 Comayagua gründete.

Als die Procession dieß Kreuz erreicht hatte, beugte jeder der im Zuge Gehenden die Kniee, und die kleinen Mädchen schmückten es mit Blumen. Dann gieng der Zug weiter, verließ die Stadt und nahm seine Richtung durch die Ebene nach der Furt des Humuya River, auf der Straße die nach Villa de la Paz führt. Mein Gefährte und ich folgten. Nachdem wir etwa 1½ englische Meile von der Stadt entfernt waren, verließen die Musiker plötzlich die gebahnte Straße und bogen in einen schmalen, holperigen Fußweg ein, der uns nach wenigen Minuten nach einem offenen Platze führte, in dessen Mitte wir die Trümmer einer zerstörten Kirche erblickten. Die Stufen des ehemaligen Gotteshauses, sowie die Basen der Säulen welche den gewölbten Eingang getragen hatten, waren noch gut erhalten. Innerhalb der Umfassungsmauern, die nur noch andeutungsweise vorhanden waren, befand sich ein gemauertes Grabmal, mit einer Marmorplatte bedeckt, deren Inschrift sich nicht mehr entziffern ließ. An der Seite des verfallenen Portales befand sich ein verwittertes, mit grünem Moos bewachsenes Weihwasserbecken, in welches jeder der Vorübergehenden die Hand eintauchte,

als wäre es noch mit dem geweihten Wasser gefüllt, und sich dann bekreuzte. Hier angekommen schwieg die Musik, und die weißgekleideten Kinder bestreuten das Grab mit Blumen. Es ist die Ruhestätte des einzigen Bischofs von indianischer Abkunft, und seine Stammesgenossen halten sein Angedenken in hohen Ehren.

Nachdem die Ceremonie am Grab des Bischofs zu Ende war, begab sich die Procession nach einem zerstörten indianischen Dorfe, das zur Zeit der Eroberung, und noch etwas später, bewohnt war, in Folge der Bedrückung der Spanier aber verlassen wurde. Es liegen im Umkreis von zwei Meilen um Comayagua nicht weniger als fünf dieser alten indianischen Wohnplätze: Mejicapa, Naborillos, Caiugla, Santa Lucia und Jeto, und wahrscheinlich ist es die Ehrfurcht für die zerstörte Heimath und die Gräber ihrer Voreltern, welche die Indianer der Umgegend zu der alljährlichen Wallfahrt nach diesen Orten veranlaßt.

Wir folgten der Procession nicht zu allen diesen Stationen, sondern kehrten nach unserm Palacio zurück um ein Mittagessen einzunehmen und eine Siesta zu halten, aber gegen fünf Uhr erschien der Padre, unser Freund, um uns zu der Schlußfeierlichkeit des Tages, einer Art pantomimischer Aufführung (baile) abzuholen, zu der sich die Indianer in der Vorstadt bei der zerstörten Kirche San Sebastian versammelt hatten. Wir verloren keine Zeit uns nach dem bezeichneten Orte zu begeben, einem freien mit Gras bewachsenen Platze, der ringsum amphitheatralisch erhöht ist. Hier hatte man den zur Bühne bestimmten Raum durch in die Erde gepflanzte Palmenzweige abgesteckt. In die Mitte war ein kleiner Baum poſtirt, und an den zwei entgegengesetzten Seiten befanden sich Pfähle von welchen der eine mit dem Kopf eines Hirsches geschmückt war, während der andre den Kopf eines Tigers (ocelot) trug. Beide Embleme waren mit mächtigen Federbüschen geziert, in denen man besonders die langen, grünen Federn das Quetzal bemerkte.

Die meisten der Indianer hatten sich auf den kleinen Erhöhungen rings um den Platz versammelt. Sie schienen mit Ungeduld der Dinge zu warten die da kommen sollten, und waren im Gegensatz zu ihrer frühern Schweigsamkeit in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen. Sobald die nothwendigen Vorbereitungen beendigt waren, nahm die Musik ihren Platz in der Nähe des abgesteckten Raumes ein, und begann eine eigenthümlich wilde und zugleich eintönige Weise zu spielen, der die noch ebenso lebhafte Versammlung in tiefem Schweigen und mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte.

Plötzlich erschienen zwei Haufen phantastisch geschmückter und bemalter junger Indianer an den beiden entgegengesetzten Seiten der verfallenen Kirche, hinter der sie sich bis dahin versteckt gehalten hatten, und begaben sich in einer Art langsamem aber nicht ungraziösem Tanze nach dem die Bühne vorstellenden Raum, wo sie sich unter ihren Insignien, dem Hirsch und dem Tiger, aufstellten. Und nun begann eine eigenthümliche Art von Aufführung oder Spiel, das ohne Zweifel irgendeinen berühmten Moment der indianischen Tradition repräsentirte.

Zuerst trat ein anscheinend vom Alter gebeugter Mann aus den Reihen des Trupps welcher den Kopf des Hirsches als Standarte führte, und tanzte in grotesken Sprüngen rings um den Schauplatz, offenbar sich selbst überbietend um die Lachlust der Zuschauer zu erregen, die denn auch nicht ermangelten seine tours de force kräftig zu beklatschen. Endlich näherte sich der Tänzer der Partei des Tigers, welche jetzt einen der ihrigen ausſandte um mit ihm zu rivalisiren und ihn wo möglich in grotesken Sprüngen zu überbieten. Nach vielen Touren und Gegentouren traten die Tänzer endlich in die Reihen der übrigen zurück, und nun begann die pantomimische Darstellung einer Conferenz, die in Frieden beginnt, dann zu Differenzen führt, und endlich mit einem offenen Ausbruche der Feindseligkeiten schließt. Die verschiedenen Meinungen und Leidenschaften wurden sehr gut dargestellt und waren nicht mißzuverstehen. Die beiden ersten Tänzer repräsentirten die Gesandten oder Botschafter der Parteien, die, während sie zwischen den feindlichen Trupps hin und her eilen, pantomimisch den Inhalt ihrer Aufträge darstellten, der sie in große Aufregung zu versetzen schien, denn er endigte auf beiden Seiten mit einem vehementen Tanz auf- und abwärts, rück- und vorwärts, und rings um den Schauplatz, wobei sie sorgfältig eine Begegnung vermieden, bis sie bei den lautesten und wildesten Tönen der Musik plötzlich einander im Centrum des Platzes unter dem kleinen Baume gegenüber standen, der, wie ich vermuthe, einen großen Wald vorstellte. Jetzt schwieg die Musik, und aus jedem der beiden Schaaren trat ein junger Mann hervor, dessen höherer Federkopfputz ihn als einen der Häuptlinge kennzeichnete. Beide begannen eine Art recitirenden Gesang in indianischer Sprache, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Ruhm und die Macht beider Stämme verherrlichte. Beide Parteien ermuthigten und belohnten ihre Sprecher mit dem lautesten Beifall, und manifestirten ebenso lebhaft ihr Mißtrauen und ihre Abneigung gegen den Repräsentanten der feindlichen Macht. Endlich als die Aufregung beider Parteien den höchsten Grad erreicht hatte, wurde der Dialog plötzlich abgebrochen, die Musik fiel wieder ein, beide Trupps stürzten mit wildem Geschrei auf einander zu, und führten einen mimischen Kampf aus, bei dem kurze Rohrstöcke die Stelle der Waffen vertraten. Sie griffen einander an und trennten sich wieder, drangen vor und zogen sich zurück, kurz die Scene unterschied sich nicht besonders von den Schlachten die wir auf unsern Bühnen schlagen sehen. Endlich mußte die Partei des Tigers, nachdem sie ihre Standarte verloren hatte, die Flucht ergreifen und zog sich mit vieler Geschwindigkeit hinter die Ruinen der Kirche zurück, während die Partei des Hirsches im Besitz des Kampfplatzes blieb. Anfänglich feierten die Sieger ihren Triumph durch lustige Tänze, aber bald, als sie sich besannen wie theuer sie den Sieg erkauft hatten, folgten dem Freudengeschrei Jammer und Wehklagen und alle Zeichen der tiefsten Betrübniß. Sie setzten sich auf die Erde und verbargen ihre Gesichter auf ihren Knieen, und endlich stand einer von ihnen auf um einen Gesang zu beginnen, der dem schon oben beschriebenen glich, nur daß er die Verdienste, den Werth und den Ruhm der Todten ver-

herrlichte, während jener die Lebenden pries; dann wurde mimisch das Todtenopfer dargestellt. Man verbrannte wohlriechendes Harz in irdenen Gefäßen und goß Chicha nach den vier Himmelsgegenden hin auf den Boden — heidnische Gebräuche, die meiner Meinung nach von ernsterer Bedeutung waren als alle übrigen Ceremonien. Ich sah meinen Freund, den Padre, fragend an, aber er beguügte sich die Achseln zu zucken und sich eine neue Cigarre anzuzünden.

Während dieser Ceremonien kam die besiegte Partei wieder aus dem Schatten der Kirche hervor, aber nicht wie früher mit stolzem kriegerischem Muth, sondern mit hängenden Köpfen und in demüthiger Haltung. Jeder trug einen Theil des Tributs, welchen er zu den Füßen des siegreichen Häuptlings niederlegte, der sie mit kurzen gebieterischen Worten empfieng. Das Ende dieser Ceremonie war das Signal zum Ausbruch eines allgemeinen Beifallssturmes aus den Reihen der Zuschauer, und damit war die Vorstellung vorüber, die, wie schon erwähnt, irgendeinen wichtigen Act aus der Geschichte der Indianer verherrlichte, der sich durch Traditionen von Mund auf Kindeskind vererbt hatte. Meine Versuche etwas genaueres über den Inhalt der Gesänge zu erfahren, blieben ohne Erfolg; die wenigen welche es wußten, schienen das Geheimniß bewahren zu wollen und wichen meinen Fragen geschickt aus. [1]

Nach dieser ganz originellen halb heidnischen Komödie folgte eine der biblischen Geschichte entnommene Aufführung, in welcher der biblische Text sich freilich mancherlei Veränderung hatte gefallen lassen müssen. Das Stück begann mit der Gefangennehmung Christi durch die Juden, welche indessen, während sie den Erlöser zum Kreuz schleppten, ihrerseits von den Spaniern überfallen wurden. Christus war gerettet und fuhr darauf gen Himmel. Diese eigenthümliche Veränderung der Schrift rührt wohl von den ersten Missionären her, die es bedenklich fanden ihren Gott als sterblich darzustellen, während die meisten heidnischen Gottheiten für unsterblich gelten.

Als diese christliche Komödie zu Ende gieng, war es bereits finster geworden. Man brannte nun mächtige Feuer an und steckte rings um den Schauplatz Kienfacheln in die Erde, worauf bis spät in die Nacht Tänze aufgeführt wurden, die nur durch die Leistungen der wirklich unermüdlichen Musicos eine Unterbrechung erfuhren. Die Kraft und Energie der Menge wurden durch reichlichen Genuß von Chicha aufrecht erhalten, und als wir um Mitternacht den Schauplatz verließen, waren alle in der wildesten Aufregung. Trotz alledem verlief das Fest friedlich und ohne die geringste Störung — wie viel dazu die Reihe Soldaten beitrug die an der Kirche aufgestellt waren und deren Bajonnette im rothen Schein der Fackeln drohend glänzten, vermag ich freilich nicht zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Hr. Brasseur de Bourbourg, Pfarrer der indianischen Stadt Rabinal in Vera Paz war glücklicher in seinen Bemühungen. Für einige Mexicanische die er einem indianischen Häuptlinge verabreichte, theilte ihm dieser eine der dramatischen Dichtungen mit. Von der Länge desselben mag man sich einen Begriff aus dem Umstand bilden daß Hr. Brasseur zwölf Tage brauchte um es zu Papier zu bringen. Später übersetzte er es mit der Absicht es zu veröffentlichen. Er selbst sagt in einem Brief darüber: „Ich kann wohl annehmen daß ich der einzige Besitzer eines amerikanischen Originaldrama's bin. Es ist ein wirkliches Drama, das sich in Bezug auf Inhalt und Styl den besten deutschen Dichtungen des Mittelalters vergleichen läßt, mit denen es überhaupt große Aehnlichkeit besitzt. Der Schauplatz der Handlung ist Rabinal, die handelnden Personen sind die Heroen der Quiche- und Rabinal-Indianer; das Stück spielt zu Anfang des 12ten Jahrhunderts."

Miscellen.

Eigenthümliche Art einer Christusverehrung in Algier. Ueber eine solche gibt Dr. T. Tobler, welcher vorigen Herbst eine Erholungsreise nach Algier gemacht hat, vorläufigen kurzen Bericht in folgenden Worten: „Nachdem ich diese Moschee Elkebir am Freitag während des Gottesdienstes, den ich außerordentlich feierlich fand und der einen tiefen Eindruck auf mich zurückließ, besucht hatte, wohnte ich einem Feste der Esaui bei, welche, glühendes Eisen ableckend, dornige Cactusblätter verkauend, Feuer speiend, unter dem Gepolter mehrerer Tamburine Christus lobpreisen und verehren." So gibt es also wie in Palästina und Syrien, in Aegypten und Indien, auch in Algier Christen, die vor den Augen der Muhamedaner alles thun, um dem Namen des Christenthums Unehre zu machen.

*

Leichen in Honig conservirt. Zur Aufbewahrung todter Körper hat das Alterthum hauptsächlich von zwei Mitteln Gebrauch gemacht, und zwar von zwei ganz entgegengesetzten, nämlich vom Salz und vom Honig. Noch zu Varro's Zeit wurde zu Lavinium von den Priestern der eingesalzene Körper der Sau gezeigt, die sammt ihren 30 Ferkeln bei der Landung der Trojaner dem Aeneas ein so günstiges Omen gewesen war. Das gleiche Schicksal der Einbalsamirung durch Salzwasser betraf etliche Mißgeburten, angeblich Hippocentauren, die in der wundersüchtigen Kaiserzeit zu verschiedenenmalen auftauchten. Besonders war es Alexandria, wo man sich vorzüglich auf die Herstellung solcher Präparate verstand. Auser den eingesalzenen Hippocentauren, die regelmäßig aus dieser Fabrik kamen, hören wir auch von einem eingesalzenen Nilpferd, welches Columna von dort her sich schicken ließ. Einem Orangutan, welchen die Bewohner Hindostans dem Kaiser Constantius zusandten, widerfuhr nach seinem baldigen Tod im Abendland die Ehre in Salz gelegt und als großes Curiosum in Konstantinopel ausgestellt zu werden. Das Gegenstück dieser Salzbalsamirung, die Conservirung der Leichen in Honig, taucht schon bei den alten Assyrern auf. Später wurde sie in Griechenland und von da in den hellenistischen Reichen für königliche Leichname nicht selten. So berichtet es z. B. Diodor von dem spartanischen König Agesilaos. Auch die Leiche des Kaisers Justinus II ward in eine Mischung von Honig und Specereien gelegt. Der Lacedämonier Kleomenes setzte den Kopf seines treulos ermordeten Freundes in

ein Gefäß mit Honig, und theilte ihm vor jeder wichtigen Handlung sein Vorhaben mit; auf diese Weise meinte er seinen Schwur zu halten, alles vorher mit dem Kopf des Freundes berathen zu wollen. Aus der Sitte der Honigbalsamirung erklärt sich ganz einfach jener sonderbare Ausspruch Demokrits, man solle die Todten lieber in Honig legen als verbrennen. So weit dieses Honigbestreichen Verstorbenen widerfuhr, mochte man sich die Sitte noch gefallen lassen, aber es scheint auch Fälle gegeben zu haben wo Lebendige einer solchen Cur unterworfen wurden. Nach romanhaften Erzählungen zu schließen — denn die eigentlichen historischen Quellen fließen in diesem Gebiet der Geschichte zu schwächlich und trübe — ist es vorgekommen daß asiatische Tyrannen die unseligen Opfer ihrer Sultanslaunen lebendig mit Honig bestreichen, und dem gräßlichsten Tod durch Mückenstiche und Sonnengluth preisgeben ließen. Außer Menschenleichen pflegte man andere animalische Gegenstände, die man stets frisch zu haben wünschte, in Honig zu conserviren. So berichtet Plinius daß man gewisse officinelle Würmer zum medicinischen Gebrauch in Honigtöpfen aufbewahre. Noch älter war der phönikische und persische Gebrauch, über den Purpursaft Honig zu gießen, wodurch er ganz frisch erhalten blieb. Plutarch erzählt im Leben Alexanders des Großen, dieser habe im königlichen Schatze zu Susa 5000 Pfund auf diese Weise schon seit 200 Jahren vollkommen conservirten Purpurs vorgefunden. Außerdem brauchten die Alten den Honig ganz stereotyp, wie wir heute den Zucker, zum Einmachen von Früchten aller Art, Pflaumen, Pfirsichen u. s. w., worüber uns die Recepte bei Apicius belehren. Namentlich pflegte man auch, um die feinen griechischen Weine ohne Schaden über die See zu transportiren, attischen Honig ins Faß zu gießen.

*

Ohio. Der Flächenraum dieses Staates beträgt incl. der Seen 42,500 engl. (= 2024 deutsche), exclusive der Seen 39,964 engl. (= 1903 deutsche) Quadratmeilen. Die Einwohnerzahl betrug 1854 auf die engl. Quadratmeile 50 Personen oder im Ganzen 1,980,408 Menschen, 1856 auf die engl. Quadratmeile 58 Personen oder im Ganzen 2,317,912 Menschen, was in zwei Jahren einer Vermehrung um 17 Procent gleich kommt. Das gesammte Land des Staates umfaßt 25,576,960 Acres, geschätzt zum Werth von 400 Mill. Dollars. Davon waren Anfangs 1858 in Cultur 12,000,000 Acres, worunter Pflugland 6,800,000 Acres und Wiesen 3,710,000 Acres. Das übrige vertheilt sich auf die Städte, Gärten, Wohnplätze u. s. w. Der Waldbestand betrug im Ganzen 13,500,000 Acres. Mit Weizen waren von 1850 bis 1857 incl. durchschnittlich jährlich besäet 1,568,365 Acres, deren durchschnittlicher Ertrag betrug 20,500,000 Bushels oder per Acre durchschnittlich 13,5 Bushels. Der Anbau von Mais umfaßte 1850—1857 incl. durchschnittlich 2,035,750 Acres, deren jährlicher Durchschnittsertrag 71,000,000 Bushels oder per Acre 35,5 Bushels ergab. Mit Sorgho (Zuckerrohr) waren 1858 im Ganzen über 20,000 Acres bestellt, hauptsächlich zum Zweck der Zuckerbereitung aus den Stengeln, seltener zur Fütterung für das Rindvieh. Der Weinbau umfaßte 1857 ungefähr 3000 Acres. Der Werth der Pferde in diesem Staat betrug

		Doll.		Doll.
	1846	15,005,263	1857	39,409,890
der Kühe	1846	7,572,123	1857	21,662,223
der Schafe	1846	1,758,433	1857	5,357,275
der Schweine	1846	2,238,876	1857	6,772,470
der Maulthiere	1846	57,562	1857	485,622.

Die mittlere jährliche Wärme betrug nach officiellen Berichten zu

Portsmouth	38° 45′ Br.	82° 56′ L.	540′ hoch,	„
Oberlin	41° 20′ „	82° 15′ „	800′ „	„
Cincinnati	39° 06′ „	84° 29′ „	543′ „	„
Hillsborough	39° 15′ „	83° 30′ „	1131′ „	„
Marietta	39° 25′ „	81° 31′ „	630′ „	„
Germatown	39° 30′ „	84° 10′ „	720′ „	„
Steubenville	40° 25′ „	80° 41′ „	670′ „	„
Hudson	41° 15′ „	82° 28′ „	1131′ „	„
Perrysburg	41° 35′ „	83° 36′ „	610′ „	„
Cleveland	41° 31′ „	81° 46′ „	650′ „	„

nach Beobacht. von	1824—46	durchschnittlich	55° 0 F.
„	1850—57	„	49° 8 „
„	1835—55	„	53° 8 „
„	1836—50	„	50° 7 „
„	1847—56	„	52° 3 „
„	1851—55	„	51° 4 „
„	1831—57	„	51° 7 „
„	1838—44	„	49° 1 „
„	1854—55	„	50° 4 „
„	1856—57	„	46° 7 „

Die Höhe der verschiedenen Ortslagen ist Meereshöhe. Die gesammten atmosphärischen Niederschläge betrugen von 1850 bis 1856 incl., schwankend in den verschiedenen Grafschaften, durchschnittlich jährlich zwischen 31 (Logan O') bis 48 Zoll engl. (Warren und Hamilton C°). In der nördlichen Hälfte des Landes fielen 31—42 Zoll, in der südlichen 38—48 Zoll, in der östlichen 38—46, in der westlichen 31—48 Zoll. In den vom Ohio-Flusse begränzten Grafschaften finden die stärksten und meisten atmosphärischen Niederschläge statt, in den am und südwestlich vom Erie-See gelegenen die wenigsten. Nach den verschiedenen Jahreszeiten betragen die Niederschläge im Ganzen:

Frühling 6—13 Zoll, die meisten im südlichen Theile des Staates,
Sommer 9—16 Zoll, die meisten im nordwestlichen Theile des Staates,
Herbst 8—13 Zoll, die meisten im westlichen und nordwestlichen Theile des Staates,
Winter 5—12 Zoll, die meisten im südwestlichen und nordöstlichen Theile des Staates.

(Aus Journ. of Agric. 1858).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. Augsburg, 15 April 1860.

Brugsch's Geschichte des alten Aegypten. [1]

Der Verfasser, der erst kürzlich die zwei Bände seiner alten Geographie Aegyptens vollendet hat, tritt alsbald mit seiner Geschichte Aegyptens von der ersten Zeit bis auf unsere Tage hervor. Der Vicekönig von Aegypten, Mohammed Said Pascha, hatte ihm dem Vernehmen nach dazu 20,000 Fr. ausgesetzt, und so hat er sich beeilt ihm diesen ersten Theil: „Aegypten unter den einheimischen Königen" mit einer sehr unterthänigen Widmung zu Füßen zu legen. Ein noch junger Mann, hat er offenbar noch keine Zeit gehabt sich mit den vielfachen Forschungen über alle, auch die innern Verhältnisse dieses alten Landes bekannt zu machen, und so erhalten wir denn auch nur die Ergebnisse seiner Forschungen nebst Mittheilung der neuesten Forschungen von Champollion, Birch, Rougé, Mariette, Chabas u. a. ganz oder in Auszügen, ohne vielen gelehrten Apparat und ohne alle gelehrten Citate. Es ist angenehm seine Ansichten und die gelehrten Arbeiten dieser Männer in Kürze zu übersehen, da das αὐτὸς ἔφα in diesen Dingen aber nicht gilt, so wollen wir seine Ansichten einer kurzen Prüfung unterziehen. Er will übrigens „nur die Geschichte der Könige," der Fürsten und der königl. Familie geben, die seit 5000 Jahren in Aegypten regiert haben, von Menes bis zu dem edlen Fürsten Muhammed Said Pascha, sous l'heureux règne duquel l'Égypte de nos jours se réjouit d'une prospérité et d'une activité, qui rappelle les temps les plus florissants de ce pays!!

Er beginnt sein Werk gleich mit einem Paradoxon. Die armen, elenden, unterdrückten Fellahs sollen trotz der Länge der Zeit und der vielfachen Einfälle mehrerer Eroberer noch ihren Gesichtszügen, Sitten und Gebräuchen noch ganz die alten Aegypter der Denkmäler seyn. Es hätten zwar allerdings vielfache Einwanderungen und Mischungen stattgefunden, aber nach einem eigenen Gesetze der Natur begünstigt der ägyptische Boden solche Mischungen nicht, und überdaure der fremde Bestandtheil nur einige Generationen (?). Die jetzigen Aegypter sehen daher keine gemischte und entartete Race, sondern die wahren Nachkommen der alten Aegypter! Er beruft sich auf Dr. Clot-Bey und die den Monumenten ähnlichen Gesichtszüge, die er auf seinen Reisen bemerkt habe. Dieß genügt aber kaum, zumal er die alten Aegypter nicht, wie sie selbst zu seyn glauben, für Autochthonen hält, sondern sie aus Asien einwandern läßt. Diese Annahme ist freilich wieder sehr problematisch. Sie stützt sich auf die angebliche anatomische Verwandtschaft und Aehnlichkeit der ägyptischen Race mit der kaukasischen, und den frappanten Analogien mit der indogermanischen und semitischen Sprache. Wir haben, was die Sprache betrifft, unsere abweichende Ansicht schon in den Münchner Gelehrten Anzeigen 1858, Nr. 19 dargelegt, und auch Renan kann eine solche nicht annehmen. Was die Physiognomie und den Körperbau betrifft, so haben Morton und Nott und Gliddon diesen Punkt ausführlich erörtert. Auch sie betrachten die Aegypter als eine kaukasische Race; doch scheinen die griechischen Kaufcontracte und manche andere Data, auch die Monumente und Mumien auf verschiedene Racen in Aegypten hinzuweisen. Die Herleitung der ägyptischen Cultur aus Aethiopien, die z. B. Heeren noch annahm, wird vom Verfasser wie auch von Lepsius mit Recht verworfen. Die Aegypter unterscheiden sich als eine besondere Race, Rud oder Lud, jedenfalls von ihren Nachbarn in Asien, den Aamu — er meint Ammoniter — den Nahas oder Nahasi, oder Negern im Sudan im Süden und den Tamah oder Libiern in Nordafrika; auf die vier Völker bezieht Brugsch nämlich mit Mure (Annal. d. archäologischen Instituts 1836) die vier Menschenstämme in Sethis Grab, während Champollion und Rosellini die Asiaten, Afrikaner und Europäer neben den Aegyptern dargestellt glaubten. Ihr Land nannten sie Chemi, d. i. das schwarze, im Gegensatz von Phönicien, dem rothen (dessen), jedes nach der Bodenfarbe benannt. Den urägyptischen Namen Aegypten deutet er Ha-ki-ptah: „Land des Cultus des Ptah," was wohl sehr zweifelhaft ist. Es fällt natürlich in das Delta im Norden und Oberägypten im Süden, und er erklärt daraus natürlich den gewöhnlichen Titel der Pharaonen „Herren der beiden Länder," während früher mehrere aus

[1] Histoire de l'Égypte dès les premiers temps de son existence jusqu'à nos jours par Dr. Henr. *Brugsch* P. I. l'Égypte sous les rois indigènes. Leipzig 1859. 4°.

dem Titel mit Unrecht auf das ursprüngliche frühere Bestehen mehrerer Reiche in Aegypten haben schließen wollen. Er wiederholt aus seiner Geographie S. 8 die hieroglyphischen Namen der 22 Nomen Ober- und der 22 Unterägyptens, mit Hinzufügung der Namen bei den griechischen Autoren, der Districte, denen sie jetzt entsprechen und der Localgottheit, welche in jedem verehrt wurde. Doch will er S. 10 unpassend die Liste der ägyptischen Könige bei Manetho aus dem feindlichen Auftreten der Nomen gegen einander, deren Häupter sich der Gewalt zu bemächtigen gesucht hätten, erklären. Wenn erst bei den spätern Römern von religiösen Streitigkeiten der verschiedenen Nomen mit einander die Rede ist, wird an eine Erstrebung der Herrschaft über Aegypten dabei nie gedacht.

Brugsch spricht dabei von einer Zeit vor Menes. Wenn er aber selbst sagt daß über die Form der ältesten Regierung Aegyptens es gar keine historische Tradition gebe, so ist nicht einzusehen warum man ihm glauben soll daß ursprünglich eine Priesterherrschaft bestanden habe. Ohne historische Nachrichten sollen nun die Priester (?) die Götterdynastien zu Anfang der Dynastien Manethos erfunden haben. Er unterscheidet, wie Lepsius, eine Liste von Theben und eine von Memphis. Die Fragmente des Turiner Papyrus sollen (S. 13) noch eine abweichendere ergeben.

Ueber Menes sagt er mehr als man geschichtlich eigentlich sagen kann. Er deutet den Namen le stable; es soll dasselbe Wort seyn mit dem des Stier Mnevis. Er soll Memphis erbaut haben, d. i. nach Brugsch Men-nefer, den guten Platz. Man sieht jetzt noch kaum Spuren davon, während der arabische Arzt Abdel-Latief im Mittelalter noch von bedeutenden Ruinen spricht. Der Riesenkönig läßt jetzt durch Mariette an Ort und Stelle Nachgrabungen vornehmen.

Wir haben schon angedeutet daß Brugsch, wie Bunsen und Lepsius, Manetho's Dynastien nicht als rein successiv betrachtet, obwohl er auf Eratosthenes Lateculus ebenso wenig als wir und Lepsius etwas gibt, den er daher gar nicht anzieht, sondern mehrere gleichzeitig setzt, uns aber auch schon in den Münchner Gelehrten Anzeigen 1858 Nr. 64 und früher in einer eigenen Abhandlung dagegen erklärt. Man sieht hier recht wie durchaus keine feste Grundlage ist, wenn man einmal willkürlich neben einander bestehende Dynastien annimmt. Bunsen nimmt die zweite und dritte Dynastie als gleichzeitig an, während Lepsius früher die erste und zweite als solche betrachtete. Brugsch läßt die erste bis fünfte ohne Nebendynastie hinter einander fortlaufen, wie Lepsius jetzt im Königsbuch (S. 15 n. fg.). Es genügen ihm aber die 43 Könige Manetho's (S. 19) noch nicht, sondern er will aus den Turiner Fragmenten bis Unas 54 Könige herauslesen. Wenn er durch Schuld der Abschreiber bei Manetho bloß eine ungenaue Angabe der Namen und verschriebene Zahlen annähme, so ließe sich das hören; aber Manetho soll absichtlich die Namen von unbedeutenderen Pharaonen ausgelassen, und damit die Zeit doch herausbäume, die Regierungsjahre von 2 bis 3 Königen dem einen beigelegt haben! Wir müssen gestehen, bei einem solchen Verfahren verlöre Manetho alle Glaubwürdigkeit. Brugsch Behauptung ist aber nichts weniger als begründet. Diese Turiner Fragmente enthalten nur Bruchstücke von Namen, oft nur leere Namenschilder. Die Angaben der Regierungsdauer ist auch nichts weniger als vollständig. Die des 8ten und 9ten ohne Namen und Regierungsdauer soll nun zusammen dem Thamphthis des Manetho mit 9 Jahren, der 11te, 12te und 13te mit 4, 2 und 7 Jahren, dem Sephres des Manetho mit 13 Jahren, der 14te mit 12 Jahren und der 15te, auf den eine Totalsumme folgt, dem Nephercheres mit 20 Jahren entsprechen! Es scheint uns diese Annahme nicht zu genügen Manetho so zu beschuldigen, zumal es lauter Fragmente sind, die man erst künstlich zusammensetzen muß. Im Fragment Nr. 20 will er in den Resten von drei Namen (8) ... Baou (9) ... Ka und (10) ... Ne Ter ... Manethos Boëthos, Kaiechos und Binothris der Dynastie 2 erkannt haben; in Nr. 15 Fragmente des Namen Usaphaes (D. 1. 41). Aber er gesteht selbst daß die Fragmente der Namen 14 bis 19 des Turiner Papyrus weder in Namen noch in Zahren eine Aehnlichkeit mit Manetho zeigen. Man muß also bezweifeln daß diese Zusammenstellung richtig sey. Mencheres Name wird nur vermuthet, und wir möchten daher über die Dauer seiner Regierung nicht streiten. Wir bemerken nur noch, daß er Menes Regierung (p. 287), um die angebliche biblische Chronologie wenig bekümmert, 4455—4402 v. Chr. setzt. Die angebliche Summe Manetho's von 3555 Jahren, auf welche Lepsius und Bunsen so große Stücke geben, muß ihm ebenso wenig der Beachtung werth scheinen als uns, da er sie gar nicht erwähnt.

Erquicklicher als diese dürren chronologischen Untersuchungen ist, was er S. 24 über die hohe Civilisation zu Anfang des 5ten Jahrtausends v. Chr. nach den Scenen des Privat- und öffentlichen Lebens auf den Wänden der Grabkammern von Memphis mittheilt. Die Söhne und Enkel der Könige bekleideten hohe Aemter- und Priesterstellen, hießen Hierogrammaten, Vorsteher der königlichen Bauten, befehligten die Truppen und verwalteten die Nomen und Städte. Geringer waren die Stellen der Intendanten der Kornmagazine, des königl. Hauses und der Gräber; dann gab es noch eine Unzahl niederer Domestiken und Schreiber. Die Pyramiden und Gräber dieser Zeit zeigen die Ausübung der Architektur, Sculptur und der Malerei, Tischler, Zimmerleute, Töpfer, Glaser, vor allem Landbauern und Hirten, und dieselben Ackergeräthe wie noch jetzt. Das Pferd wurde erst unter der 18ten Dynastie aus Syrien eingeführt. Das Kamel erscheint noch gar nicht auf den Denkmälern. Den Nil befuhren Segelschiffe jeder Art. Die Großen ergötzten sich am Gesang zur Flöte und Harfe, an den Tänzen von Männern und Frauen, und an gewissen Gesellschaftsspielen. Die Frauen waren geehrter als im jetzigen Aegypten; es herrschte Monogamie und Erstgeburtsrecht und eine bestimmte strenge Moral; man glaubte an eine ewige Gottheit, eine Fortdauer, Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen. Unter den Göttern steht oben an der Gott Ptah (Hephaistos) in Memphis und der Schutzgott der Mumien Anubis, an dessen Stelle

später Osiris trat; unter den Göttinnen die Hathor von Heliopolis und die Neit von Saïs, dann der Stier Apis. Priester aus den vornehmsten, selbst aus der königlichen Familie bedienten die Götter, Priesterinnen die Göttinnen.

Astronomische Tableaux aus dieser Zeit hat man noch nicht gefunden, aber die Namen der Feste lassen uns den astronomischen und bürgerlichen Kalender der Aegypter wiederherstellen, und sie zeigen daß die alten Aegypter damals schon astronomische Kenntnisse besaßen. Jahre von nur vier Monaten, die er den ältesten Aegyptern beilegt, waren aber wohl kein Beweis dafür; indeß gründet er seine Behauptung bloß darauf daß die Aegypter später drei Jahreszeiten von je vier Monaten annahmen, und das Zeichen für Ter, beides das Jahr und die Jahreszeit bezeichnet, was doch wohl nicht genügend ist. Die erste Jahreszeit nennt er die der Ueberschwemmung (Champollion die der Vegetation), die zweite die des Winters (Champollion die der Ernte), die dritte die der Hitze (Champollion die der Ueberschwemmung). Jeder Monat hatte 30 Tage, am Ende des 12ten Monats wurden fünf hinzugefügt. So ergaben sich 365 Tage für das bürgerliche Jahr, während das astronomische einen Vierteltag mehr hatte. Nach 1460 Jahren machte das ein Jahr mehr und ergab die Sothische Periode, die er schon bis in diese Zeit hinaufreichen läßt. Der Monat begann mit dem Neumonde und bestand aus drei Wochen von je zehn Tagen. Das einzige literarische Denkmal aus dieser Zeit — zu deren Bauwerken die drei mächtigsten Pyramiden gehören — ist ein Papyrus von 19 Seiten Text, den Hr. Prisse in Theben fand, und der jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris sich befindet. Er gibt Auszüge daraus (S. 29—32) nach der Uebersetzung des Hrn. Chabas. Es sind moralische Fragmente und Aphorismen aus dem alten Reiche. Die beiden ersten Blätter nur das Ende eines Werkes, dessen Anfang fehlt. Der Verfasser war „Stadtgouverneur zur Zeit Sr. Heiligkeit des Königs Snefru“ (43) und seines Vorgängers. Die zweite vollständige Schrift ist von Ptahhotep, dem ältesten Sohn des Königs Assa. Man sieht schon in dieser alten Zeit eine Größe von Gedanken und einen Reichthum der Sprache in diesen wenigen Ueberresten des hohen Alterthums! Wir fügen noch hinzu daß nach Manetho (?) schon Tosorthros über Anatomie geschrieben haben soll und auch die Schrift vervollkommnete, desgleichen den Bau aus gebauenen Steinen erfand. Die wenigen übrigen Notizen welche Manethos Listen noch enthalten, stellt er schließlich noch zusammen. Da man jüngst 50—70 Pyramiden entdeckt hat und jede das Grab eines Königs war, muß man wenigstens ebenso viele Könige im alten Reiche annehmen. Jede führte den Namen ihres königlichen Erbauers und mitunter noch einen besondern Namen, so die des Königs Menephes den von Cochome, er meint, Kakem (Ort des schwarzen Stieres), so hieß der Platz des Serapeum, beim Dorfe Abusir, und eine der Pyramiden beim Serapeum wäre demnach die des Königs Menephes. Etwas ausführlicher verbreitet er sich S. 34 über die Erbauer der drei großen Pyramiden Schufu (Cheops 20), Safra (Cephren 21) und Menkara (Mycerinos 25). Er nimmt nämlich (S. 23) zwischen beiden nach dem Turiner Papyrus wenigstens noch zwei oder drei Könige an. Das Fragment 32, was er verzieht, enthält aber nur leere Schilder. Die Vorarbeiten der ersten großen Pyramide dauerten 10 Jahre, der Bau selbst noch zwanzig. Von den Inschriften, die Herodot gesehen haben will, sieht man jetzt keine Spur mehr. Die historischen Tableaux auf den Felsen von Wadi Maghara, in der Halbinsel des Sinai, zeigen daß Schufu schon ägyptische Colonisten dorthin sandte, um die dortigen Kupferminen auszubeuten. Er erscheint dort auch als Besieger der asiatischen Feinde. Die drei kleinen Pyramiden im O. der großen, sind die seiner Frauen und Töchter. Sein Nachfolger, der Erbauer der zweiten Pyramide, Safra oder Schafra baute auch mehrere Städte. Beide heißen Verächter der Götter, welche die Tempel schlossen. Menkhara, der Erbauer der dritten Pyramide, öffnete wieder die Tempel, ausgezeichnet durch seine Gerechtigkeit wurde er nach seinem Tode göttlich (?) verehrt, wie der Deckel seines Sarkophages dieß beurkundet. Während Herodot und Diodor die Pyramiden-Erbauer auffallend spät setzten — dieser Schufu 1000 Jahre vor seinem Besuche Aegyptens, also erst 1087 v. Chr. — hat sich doch eine andere Angabe bei Diodor erhalten, wonach die Erbauer der ersten Pyramide 3400 Jahre vor ihm, also 3487 v. Chr. angesetzt wurden. Brugsch setzt Schufu's Regierung noch 200 Jahre früher (3682—3619). Der dreißigste König des Turiner Papyrus Userfa scheint ihm der Useréres. Sein Nachfolger Sephres oder wie er liest Sechres der Sahura der Denkmäler, der Aphchis oder Saphchis Herodots und Diodors. Bunsen bezog den letzten auf den König der dritten Dynastie Mares Seforéres II, Rougé aber auf den Sefostris der D. 12. Man sieht alle diese Beziehungen beruhen nur auf schwachen Namens-Aehnlichkeiten, und zu dem Ende werden die Namen auch noch willkürlich verändert. Bei dieser Gelegenheit sagt Brugsch etwas über die astronomischen Kenntnisse der alten Aegypter, die er nur für sehr empirisch hält, ohne mathematische, scharfe Beobachtung. Außer Sonne und Mond unterschieden sie die fünf Planeten, die sie schon die Wandelsterne nannten, im Gegensatz der Fixsterne. Die astronomischen Tableaux waren aber nach Rougé mehr astrologisch-religiöser Art. Die Anfänge der wissenschaftlichen Astronomie sind nach ihm (S. 40) daher nicht in Aegypten, sondern in Mesopotamien bei den Chaldäern zu suchen. Der Thierkreis ist Aegypten ganz fremd, und wurde erst in der Alexandrinischen Epoche durch die Griechen eingeführt. Brugsch stellt die Namen der 30—40sten Könige mit denen Manethos zusammen. Es stimmen aber nur die ersten allenfalls und die drei oder vier letzten. In diesem (41) Unas sieht er den Anysis Herodots. Sein Grab, glaubt er, im „s. g. „Pharaonssitz“ bei Sakara zu finden. Mariette, der das lange Gebäude öffnete, fand auf einem Stein am Eingange die Reste des Namens von Unas. Die Könige der ersten Dynastien hatten bereits die fünf Namen oder Titel bis auf den Familiennamen, den Dadkara zuerst neben diesen seinen officiellen Namen mitführt; sein Familienname ist Assa.

Die D. 6 hat nach Manetho sechs Könige oder Köni-

ginnen mit 203 Jahren. Brugsch will aus den Fragmenten 43 und 61 des Turiner Papyrus ihre Zahl auf zehn vermehren und die leeren Namensschilder aus den Denkmälern ergänzen. Er vergleicht auch Othoes mit dem Atj der Denkmäler, findet den zweiten König Phios, nachdem er ihn in Thios verändert hat, im Teta der Denkmäler und den dritten Metusuphis Manethos im Imhotp der Denkmäler. Phiops oder Pepi der vierte König hat eine neue Stadt in Mittel-Aegypten gebaut. Man findet seinen Namen unter andern auf den Pyramiden welche er sich errichtete. Pepi's Name erscheint auch auf den Felsen des Thales von Hamamat, von wo die Steine zu den großen Bauten geholt wurden und mit dem von Teta auf den Felsen des Berges El-tah; die Gemälde von Wadi Maghara, die Pepi einen semitischen Feind tödtend darstellen, weisen auf kriegerische Expeditionen in der Sinaihalbinsel hin, wo auch die Kupferminen unter ihm ausgebeutet wurden. Brugsch nimmt mit Rougé an, daß die Nitokris sich der Pyramide des Mencheres bemächtigte und sich da mit einbettete, was wohl sehr unwahrscheinlich ist.

Der Turiner Codex zeigt eine Summe von 17 Königen und nach zwei Linien eine kleine von nur sechs Königen. Daraus schließt Brugsch (S. 47) daß er von der siebenten bis zum Schlusse der D. 11 nur 23 Könige zählte. Da nun Manetho statt dessen zwei memphitische Dynastien, zwei heracleopolitische und eine diospolitische hat, so nimmt er an daß die Dynastie 9 und 10 Heracleopolitanische Dynastie in Unter-Aegypten [1] 100 und 185, also zusammen 285 Jahre neben den andern, den Memphiten, D. 8 146 Jahre, und D. 11 43 Jahre, zusammen 189 Jahre regiert haben. Er nimmt an daß der Turiner Papyrus also nur die Dynastie von Memphis enthalte. Die Tafel von Abydos, [2] die wieder eine andere Reihe von Namen habe, soll dann (S. 48) eine andere Familie von Pharaonen in Ober-Aegypten enthalten. Die eilfte soll den sechs Königen des Papyrus entsprechen. Zu dem Ende muß aber die Zahl der sechzehn Könige in sechs verändert werden, und ebenso die Zahl der Dynastie 8: 27, dem Papyrus zu lieb, in 17, die Dynastie 7 mit fünf Königen in 70 (oder 75) Tagen oder Jahren nous les mettons hors de notre calcul, vu que le canon hiératique n'en a fait aucune mention! es seyen wahrscheinlich Fürsten gewesen, die in Zeiten der Unruhen zu Ende der Dynastie 6 sich den königlichen Namen angeeignet hätten. Das sind aber alles bloße Einfälle und wir können in dieser Art undenkliche oder sich widersprechende chronologische Data zu vereinigen, keine sichere geschichtliche Grundlage entdecken. Bunsen sah bekanntlich auch in Dynastie 9 und 10 Nebendynastien von Dynastie 7, 8 und 11, dem Brugsch sich also anschließt, während Lepsius (Königsbuch S. 21 und 50) Dynastie 9 und 10 als zweite Nebendynastien von 7 und 8, wie Dynastie 6 als erste von Dynastie 5 und 7 annimmt.

[1] Brugsch widerspricht sich aber, indem er einmal S. 48 zu Anfange sie eine unterägyptische, unten aber auf derselben Seite und S. 50 eine oberägyptische Dynastie nennt.

[2] Wie verschieden die Tafel von Abydos gedeutet worden ist, haben wir kürz. Münchener Gel. Anz. 1858 Nr. 67 S. 542 fgg. angedeutet.

Von D. 7, 8, den Memphiten, ist bei Manetho gar kein Name und von D. 9 auch nur einer Achthoes oder Ochoes (D. 9, 1) erhalten. Diesen Namen findet er aber nicht im Papyrus, sondern nur zwei andere und dann erst den ersten König der D. 12 oder eigentlich den letzten der D. 11 Ammenemes. Da die heracleopolitanischen Dynastien 9 und 10 aber 4 und 19 Könige von 100 und 185 Jahren, also zusammen 285 Jahren enthalten, Ammenemes aber das ganze Reich wieder vereint haben soll, so reichen sie 96 Jahre über den Anfang der 7ten und 8ten memphitischen, also bis in die 6te D., bis zur Regierung des Phiops hinauf! Er gibt die Namen aus der Tafel von Abydos (80—93) und ergänzt dann die 6 fehlenden durch 8, die in den Denkmälern die Namen Antef I—IV und Mentu hotep I—IV tragen, mit beiden Namen wechselnd. Von Antef I und II sind die Mumien und die hölzernen Sarkophage gefunden. Die geringere Arbeit soll beweisen daß es nur kleine Fürsten waren! (S. 51). Mentu hotep II wird auf dem Felsen der Insel Konosso bei Philä dargestellt, wo auch der III vorkomme. Sie beuteten die Steingruben Thales von Hamamat aus.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Indien.

Von Dr. G. v. Liebig.

19. Die Niederlassung auf den Andaman-Inseln.

Am 10 März 1858 betraten die indischen Sträflinge zuerst den Boden der zu ihrem Aufenthalt bestimmt war. Sie wurden in Abtheilungen von 25 unter einem aus ihrer Zahl genommenen Vorsteher an verschiedenen Orten der Umgebung des Hafens vertheilt. Roß's Insel erhielt 50; das südliche Ufer des Hafens eine größere Anzahl, die übrigen blieben auf der Chatham-Insel. Die Entfernteren erhielten größere Vorräthe an Nahrungsmitteln, so daß sie einige Tage auskommen konnten. Aexte, Hacken, Sägen und andere Werkzeuge bekamen sie zugetheilt so viel als nöthig war. Auf der kleinen Chatham-Insel war die Hauptstation, wo das Zelt des Commissärs, zwei Zelte für die Vorräthe und das Krankenzelt aufgeschlagen wurden. Als wir am 18 März von unserm Besuche in Maulmain wieder zurückkamen, fanden wir bereits die verschiedenen Abtheilungen an der Arbeit des Baumfällens; Brunnen waren gegraben und Hütten gebaut, und die Leute hatten den Anschein als wenn sie sich in das Unvermeidliche mit Geduld ergeben hätten. Uebrigens ging den meisten, an Arbeit nicht gewöhnt, das Werk nur langsam von statten. Einige Unzufriedene hatten ein oder zweimal Züchtigung nothwendig gemacht, und einer hatte wegen Meuterei erschossen werden müssen. Die übrigen verhielten sich ruhig, und einige sogar gaben ihre Zufriedenheit und Ergebenheit auf eine so auffallende Weise zu erkennen, daß man ihren Aeußerungen kaum Vertrauen schenken konnte. Es

zeigte sich auch bald daß die Ruhe nur auf der Oberfläche war. Eines Morgens fehlten mehr als 12 von einer Station, welche in das Innere geflüchtet waren. Auf Roß's Insel hatte sich einer erhängt, und um den 22 März entflohen abermals 21 vermittelst eines Floßes von Roß's Insel auf die große Andaman-Insel. Man erfuhr später, daß sie glaubten die Insel hänge mit dem Festland von Birma zusammen und die Absicht hatten bei dem Fürsten daselbst Hülfe zu suchen. Unterdessen gaben die von Maulmain herübergebrachten Arbeiter, eine viel weniger schöne Menschenrace als die Indier, den andern ein Beispiel heiterer Thätigkeit, ohne übrigens die Hindostaner zur Nachahmung anzuregen. Wenn sie ihr Tagewerk vollbracht hatten, versammelten sie sich auf dem freien Platz der Chatham-Insel, und vergnügten sich mit Ringen und Ballspiel und anderer scherzhafter Kurzweil. Den Ball, aus Holz oder Cocosnuß in durchbrochener Arbeit in Form einer Hohlkugel geschnitzt und sehr elastisch, etwa 3 Zoll im Durchmesser, schlugen sie mit dem Fuß, und zwar so daß er die Erde nicht berühren durfte, indem ihn der nächste sogleich mit dem Fußgelenk wieder auffieng und gerade in die Höhe schnellte. Diesen Spielen schauten Officiere und Matrosen, und selbst die Hindostaner mit Vergnügen zu.

Eines Morgens, als ein Boot mit Vorräthen nach Roß's Insel am Hafeneingang gerudert war, entdeckten die Matrosen außerhalb zwei Segel, die den schon früher getroffenen malayischen Fahrzeugen anzugehören schienen. Sogleich wurden drei Schiffsboote bemannt und zum Fang ausgeschickt. Sie fanden nicht den geringsten Widerstand, und brachten die beiden kleinen Fahrzeuge, von denen das eine nur ein Boot war, bald zurück. Wie es sich herausstellte, war das größte welches wir vorher gesehen hatten, nicht dabei, gehörte aber zur Gesellschaft. Da man die Leute, Malayen, im Verdacht hatte auf dem Sklavenfang zu seyn, wurden die Fahrzeuge untersucht, sämmtliche Waffen mit Beschlag belegt und jedes Mannes Kiste geöffnet. Die Handwaffen waren theils malayische Krise, mit gebogenem Handgriff, theils kurze schwere Waldmesser, die am Ende breiter wurden. Außerdem hatten sie alte portugiesische und englische Feuerwaffen aus dem vorigen Jahrhundert, mit trichterförmiger Mündung und zum Theil Luntenschlössern. Sie hatten zur Vertheidigung etwa 1½ Fuß im Durchmesser haltende runde Schilde aus starker Büffelhaut, mit Metallbuckeln. In ihren kleinen verschlossenen Kisten fand sich neben Betel, Silber, Tabak und andern Gebrauchsartikeln eine Anzahl indianischer Vogelnester und Trepang, eine Art von Holothurien, die getrocknet als Nahrungsmittel dienen und einen Handelsartikel bilden. Obwohl keiner von uns die Sprache der Leute reden konnte, so verständigte man sich doch mit Hülfe von Birmanisch, welches einer von ihnen verstand, so weit daß einige von ihnen als Geiseln bleiben und die andern in dem einen Fahrzeug auslaufen sollten um ihr Hauptschiff zu holen, von welchem man weitere Aufklärung erwartete. Die Geiseln zeichneten sich durch gute Laune und Humor aus. Besonders ein alter Mann, der Odysseus der Gesellschaft, erregte unser Interesse. Aber erst nachdem ein Officier, der Artilleriecapitän M., in einem Schiff mit Vorräthen aus Maulmain angekommen war, der die malayische Sprache verstand, lernte ich seinen wahren Werth schätzen. Durch jene Vermittlung erfuhren wir daß die Schiffe, deren Papiere in Ordnung waren, von Penang an der Malakkaküste, 550—600 Meilen in gerader Linie entfernt, gekommen waren um Vogelnester zu suchen und Trepang zu fischen, beides zum Verkauf nach chinesischen und andern Märkten.

Die sehr regelmäßig wechselnden Winde in dieser Breite befähigen selbst solche kleine und gebrechliche Fahrzeuge, wie die welche wir vor uns hatten, ähnliche Reisen zu unternehmen. In dem größten hatten neben der sehr beschränkten kleinen Cajüte höchstens 12 bis 16 Ruderer auf dem Verdeck Platz. Der Alte war schon auf der zwölften Andamanfahrt begriffen und zeigte drei Narben, die er von den Speeren und Pfeilen der Eingebornen erhalten hatte. Auf den kleinen Ausflügen welche ich mit Capitän M. in der Umgebung des Hafens machte, bewies unser Malaye sich sehr geschickt im Fällen von Bäumen mit seinem schweren Handmesser, und war von unermüdlicher Vorsicht im Walde im Ausschauen nach etwa verborgenen Wilden, deren List er aus Erfahrung kannte. Er hatte einen Namen für jeden Baum und wußte von vielen Pflanzen einen Nutzen anzugeben. Vom Sklavenfang wollte er nichts wissen, allein es ist bekannt daß sich auf Sumatra Eingeborne der Andaman-Inseln als Sklaven befinden, und auch an Orten der Küste von Hinterindien hat man vereinzelte Beispiele gekannt. Es ist also wohl möglich daß eine alte Gewohnheit der Vogelnestsucher besteht, hie und da ein Kind wegzuschnappen, denn für größere Mitfahrer waren die Schiffe welche wir sahen zu klein. Auch würden sich diese nicht so leicht fangen lassen. Zum Theil ließe sich die Feindseligkeit der Eingebornen hieraus wohl herleiten. Die Bewaffnung der malayischen Schiffe war jedenfalls zum Schutz gegen die Wilden geboten. Bei der Ankunft des größern Fahrzeugs, dessen Taue aus spanischem Rohr, dessen Segel aus Blätter und dessen Seiten aus einer Art Ratan bestanden, zeigte uns der Alte mit großer Befriedigung noch zwei lange Geschütze, wie Wallflinten, die einer aus dem Raum hervorholte. Sie paßten auf drehbare Gestelle auf dem Verdeck. Wir trennten uns zuletzt unter Bezeigung gegenseitiger Zufriedenheit und nach Austausch einiger Vogelnester gegen Rupien. Von unsern Waffen flößten ihnen die Drehpistolen große Theilnahme ein, während wir an ihren Messern und Schilden zu loben fanden. Die Dichtheit der letztern hielt einen mit aller Kraft geführten Messerstoß sehr gut aus.

Von den Eingebornen sahen wir im ganzen wenig. Kurz vor unserer Ankunft noch hatten die Wilden die Mannschaft der kleinen Brig in Angst versetzt, indem sie rings um den Hafen an mehreren Stellen des Ufers Feuer anmachten und Geheul ausstießen, von drohenden Gebärden begleitet, so daß der Commandirende einen Angriff in Canoes (Kanuhs) auf sein Schiff befürchtete. Allein seit unserer Ankunft wurden nur hie und da einige von weitem erblickt, so daß man nur das Bewußtseyn ihrer Anwesenheit hatte, ohne mit ihnen

in nähere Berührung gekommen zu seyn, was uns erst einige Zeit nach unserer Ankunft bevorstand. Häufige Spuren ihrer Anwesenheit fanden sich an mehrern Stellen. Gelegentlich der Untersuchung eines Fluthcanals stießen wir einige Meilen vom Hafen entfernt auf ein verlassenes und fast ganz abgebranntes, noch rauchendes Lager zwischen Bambusrohr, aus höchst einfachen Hütten bestehend. Ein Blätterdach ruhte auf vier Stangen, von denen die beiden hintern etwas niedriger als die vordern waren. Die Wände waren ebenfalls aus zusammengebundenen Blättern gebildet. Es fanden sich geflochtene Körbe, zerbrochene oder weggeworfene Bogen und Stücke von kleinen Netzen. Innerhalb der Hütten fand man öfters eine Anzahl von Schweinsschädeln, die an Stricken aufgereiht und sämmtlich mit schief darüber gezogenen Streifen von rother Farbe verziert waren. Auch einzelne Schildkrötenschädel wurden gefunden. In der Asche einer Hütte lag unter anderm der Oberschenkelknochen eines etwa sechzehnjährigen Knaben.

Das einzige feindliche Zusammentreffen mit den Wilden fand bei Gelegenheit der Erforschung eines Fluthcanals statt, von dem wir vermutheten daß er das südwestliche Ende des Hafens mit dem östlichen Meer verbinde. Doch auch hierbei kamen sie niemanden zu Gesicht. Zwei Boote sollten den Canal verfolgen, das eine von der See, das andere vom Hafen aus. Das letztere war an eine Stelle gelangt, wo wegen Hindernissen der Arm in welchen es eingelaufen war, nicht weiter verfolgt werden konnte, und ein Theil der Officiere und Mannschaft hatte sich über Mangrowewurzeln und Schlamm ans Ufer begeben, um dem weitern Laufe nachzugehen. Sie waren noch nicht weit vom Boot entfernt, als plötzlich einer von der Mannschaft einen Schrei und Hülferuf hören ließ. Ein Pfeil steckte ihm im dicken Fleisch dicht hinter dem Gelenkkopf des Oberschenkels, und machte ihm das Gehen unmöglich. Gleich darauf wurde ein anderer am Arm verwundet, und die Gesellschaft zog sich schleunigst nach dem Boot zurück, während die ganze Mannschaft mit Revolvern und Enfielbüchsen auf den unsichtbaren Feind in den Wald hinein feuerte. Aus einem darauf vernommenen Geheul schloß man daß ein Wilder verwundet seyn müsse, zu Gesicht bekam man keinen. Zwei Wunden und mehrere Pfeile waren die Ausbeute dieser Expedition. Der Pfeil welcher den Matrosen verwundet hatte, war etwas länger als drei Fuß, seine Spitze war aus einer alten englischen Messerklinge verfertigt und mit einem Widerhaken versehen. Von dem vordern Ende bis zum Widerhaken betrug die Länge der Spitze etwas über 5½ Zoll bayr.; dieselbe mußte durch Vergrößerung der Wunde entfernt werden, da sie bis über den Haken eingedrungen war.

Das andere Boot war nach Süden der Küste hinab gesegelt bis an den ersten Fluthcanal, ein paar Meilen von Rob's Insel entfernt. Wir fuhren eine Strecke in den Canal hinein, bis wir durch einen großen Baumstamm am Vordringen verhindert wurden, der durch keine Anstrengung zu umgehen oder wegzuschaffen war. An diesem Stamm, der täglich zweimal von der Fluth bedeckt und wieder frei wurde, ließ sich der Ursprung des widerlichen Geruches deutlich erkennen, der unter ähnlichen Umständen verwesenden Pflanzentheilen zugeschrieben wird. So oft bei unsern Versuchen, den Stamm zu bewegen, eine morsche Stelle zerbrückt wurde, verbreitete sich ein höchst ekelhafter Gestank, nicht ganz derselbe wie von faulenden thierischen Stoffen, aber eben so unangenehm.

Nachdem wir noch eine Strecke weit zu Fuß gemacht hatten, giengen wir zurück und durchforschten die Küste, während ein Theil der Matrosen mit dem Abschälen von Austern von den Felsen sich unterhielt. Wir trafen dicht am Meer auf der Nordseite des Canals auf zwei verlassene Hütten von der schon erwähnten einfachen Bauart, um welche herum einige Nautilusschalen und mehrere große und schöne weiße Muschelschalen lagen, die wahrscheinlich als Gefäße gedient hatten. Fußspuren konnte man erkennen, die der Küste entlang sich zogen und den Fluthcanal überschritten, und welche wir einigen, wenige Tage zuvor entwischten Gefangenen zuschrieben.

Wir waren auf den ganzen Tag ausgerüstet, und weil es noch früh und der Wind günstig war, beschlossen wir die Fahrt nach dem südlichen Ende der Insel, der Küste entlang, fortzusetzen. Die Hitze war durch den frischen Nordost gemildert und ein Sonnendach schützte uns gegen die Strahlen, so daß wir uns ganz dem Genuß des glänzenden Tages hingeben konnten. Auf- und abgetragen glitt das Boot stetig über die Wogen. Wir hielten uns in einiger Entfernung vom Land um die Felsen zu vermeiden, über denen hie und da schäumend sich die Wellen brachen; darüber hinaus verliefen sie dann ruhiger nach dem Strand hin. Die Küste, mit den Höhen der Rutland-Insel im ferneren und bleibenden Hintergrund, bot mit ihrem fruchtbaren Wachsthum und ihrer wechselnden Gestaltung dem Auge immer neue Ansichten. Auf der andern Seite schweifte der Blick über die bewegte Meeresfläche, wo eine Grundwelle die andere drängte, im Großen den Anblick einer sanften fortschreitenden Bewegung darbietend, die aber im Boot weniger ebenmäßig empfunden wurde. Eben noch mit dem Spähen nach den Mastspitzen eines Schiffes beschäftigt, das, auf dem Weg nach Chiua begriffen, mit seinen obersten Segeln über die Wölbung in unsern Gesichtskreis hereinragte, wurde unsere Aufmerksamkeit durch den Ausruf eines Matrosen wieder auf die Küste gelenkt. Dort konnte man laufende menschliche Gestalten erkennen, welche, bald hinter Wald oder Felsen verborgen, bald wieder auf den freien Strand gelangend, sich in einer Richtung mit uns fortzubewegen und uns ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden schienen. Näher steuernd, erkannten wir bald daß es entlaufene Sträflinge seyn mußten. Mit dieser Gewißheit wurden sogleich die Leidenschaften rege. Einigen unter den Schiffsgenossen waren theure Angehörige in der Rebellion ermordet worden, und die Verfolgung von Rebellen schien Pflicht und Verdienst. Den Matrosen, obgleich sie keine Stimme im Rath hatten, war die erlaubte Gelegenheit einem thierischen Triebe Raum zu geben offenbar willkommen. So wurde denn durch das Gewicht der maßgebenden Stimmen die Verfolgung beschlossen,

obwohl wir keinen Beruf haben konnten nackte, wehrlose Menschen zu jagen, von denen wir wußten daß sie mit Elend und Hunger zu kämpfen hatten. Nur die Unsicherheit des Schusses hielt jetzt schon vom Feuern ab. Die Flüchtlinge, die uns wahrscheinlich für ein fremdes Boot hielten, von dem sie Rettung hofften, konnten es unserem Segeln an Schnelligkeit nicht gleichthun und blieben etwas zurück; so war denn unser Plan bald gefaßt. Hinter einer verbergenden Landspitze sprang ein Theil der Mannschaft über die Felsen ans Land, der andere feuerte im Boot zurück um die Flüchtigen im Rücken zu fassen. Auf diese Art gelang es den armen Menschen einen Sack voll abgekochten Reises abzujagen, wahrscheinlich den letzten des mitgenommenen Mundvorrathes, allein sie entkamen in den Wald, wie vorauszusehen war, und gefangen wurde keiner. Auch ein abgefeuerter Schuß traf nicht: ein Erfolg, welcher schließlich auch für die eifrigsten Verfolger befriedigend war, indem er den Vorwurf unnütz vollzogener Grausamkeit verhütete.

Spät Abends erst gelangten wir zum Schiff zurück, wo wir das dem andern Boot zugestoßene Unglück erfuhren.

Von dem Elend welches die Flüchtlinge auszustehen hatten, erhielten wir einen Begriff, als einer zurückkam und davon erzählte. In der Umgebung des Hafens war nur eine Quelle mit gutem Trinkwasser, in einer Bucht auf der Nordseite, und dorthin fuhr täglich ein Boot. Eines Nachmittags hatte man die Fässer gefüllt und war zur Rückfahr bereit, als man in der Ferne am Strand einen nackten Menschen erkannte, der sich langsam näherte und durch seine Gebärden der Unterwürfigkeit und des Flehens bald den Argwohn entwaffnete. Sein Kopftuch nahm er ab und legte es vor sich hin, beugte knieend sein Haupt zur Erde und erhob bittend die Hände. Man brachte einen gänzlich abgemagerten und fast erschöpften Menschen zurück, der etwa drei Wochen zuvor entflohen war. Er war mit seiner Gesellschaft nach mehrtägigem Umherirren von den Wilden angefallen worden, welche ihn umzubringen drohten. Mit Beeren seinen Hunger und Durst stillend, folgte er dem Schall der Abendkanone von dem Schiff, der ihn nach vielem Wandern auf Abwegen endlich zurückführte. Sein Körper war von Milben zerbissen, die sich an verschiedenen Theilen, besonders in den Ohrmuscheln, festgesaugt hatten. Der Empfang, welcher diesem Menschen, mit dem die Matrosen Mitleid hatten, von einigen seiner Genossen zu Theil wurde, war empörend. Als er auf der Chatham-Insel ans Land gesetzt wurde um ins Hospitalzelt gebracht zu werden, eilten sie herbei ihn zu beschauen. Einige Redensarten des Spottes, die ich hörte, lassen sich schwer übersetzen. „Von woher beehrt uns dieser Gast?“ rief ihm einer zu: „Du bist ja bald wieder zurückgekommen!“ ein zweiter, und: „Seht wie fett er geworden ist!“ ein dritter. Der letzte schielte, hatte röthliches Haar und eine hellere Hautfarbe, und war selbst nicht mager. Der Zustand dieses und noch eines zweiten zurückgekehrten Flüchtlings hielt andere nicht ab den Versuch zu wiederholen.

Während einer abermaligen Fahrt unseres Schiffes nach Maulmain war noch ein Schiff voll von Sträflingen von Kurrachee (Karrátschi), dem Hafen des Indus, angekommen, so daß ihre Anzahl bei unserer Rückkehr gegen Ende April etwa 750 betrug. Der Hafen bot jetzt schon ein belebteres Bild dar als bei unserer ersten Ankunft. Außer dem unsrigen lag ein Transport-Dampfer der ostindischen Compagnie vor Anker, der dem Commissär und dem bei der Ansiedlung dienstthuenden Arzte vorläufig zur Wohnung diente. Ferner lagen zwei Segelschiffe im Hafen, von denen das eine Gefangene und das andere Vorräthe gebracht, und außerdem noch die kleine Brig, welche unterdessen auch einige Ausflüge gemacht hatte. Den Gefangenen, die jetzt schon in weiterer Entfernung von Chatam-Insel beschäftigt wurden, hatte man Gewehre zur Vertheidigung gegen die Wilden gegeben.

Den Morgen vor unserer Abreise nach Calcutta benutzten wir noch zu einem Ausflug nach Rob's Insel. Pfade waren dort jetzt schon vorhanden und man konnte ohne Schwierigkeit den Hügelrücken übersteigen, welcher die Aussicht vom Hafen nach der offenen See verhinderte. Durch einen Pandanusbain gelangten wir hinab ans Ufer, welches wir über die Felsen und den Kies des Strandes nach der Südspitze der Insel hin verfolgten. Wo man diese umgeht, ist der Boden weniger abschüssig und der Wald wird lichter. An ebenmäßiger Abstufung verbreitet sich kleinerer Pflanzenwuchs bis nahe ans Wasser. Das Meer steht nach drei Seiten hin offen und mit Vergnügen wendet sich der Blick von dem schattigen Walde auf die in der Sonne sich wiegende Wasserfläche. Ueber graue Felsen schickt die Fluth eine gebrochene Woge nach der andern herein, welche sanft ansteigend im muschelreichen Sande versiegen, ohne das Grüne zu erreichen. Dort vorbeiziehend eröffnete sich unserem Auge ein felsamer Anblick. Von der Morgensonne bestrichen, zwischen saftigem Grün und blühenden Sträuchern, hieng da ein Gerippe vor dem dunklern Hintergrunde des Waldes. Es hatte dem Unglücklichen angehört welcher kurz nach unserer Ankunft seinem Heimweh ein Ende gemacht hatte. An einem gebogenen Aste, nicht sehr hoch über dem Boden, hatte er sich aufgehängt. Die Augenhöhlen waren dem Meere und dem Himmel zugekehrt. Von den weichen Theilen war nur die Haut noch erhalten, aber von den Knochen abgelöst, hieng sie wie ein zerfetzter Ueberwurf über den Schädel und das Gerüste der Arme und des Oberkörpers herunter. Die Beine waren verschwunden und nicht zu finden, aber da wo man sie auf dem Boden hätte vermuthen sollen, wühlten ein halbes Dutzend große räuberische Krabben in einem braunen Flecke durchtränkter und aufgelockerter Erde. Aufgestört bei unserer Annäherung zogen sich diese ihrer Gewohnheit gemäß seitlings gegend zurück.

Dieses ist der einzige Fall von Selbstmord, welcher überhaupt bis jetzt auf der Niederlassung vorgekommen ist.

Auf der Rückfahrt nach dem Schiffe bemerkten wir schwimmende, zum Floße aneinandergebundene Stämme, die von der Chatham-Insel her auf uns zutrieben und welche auf einen abermaligen Fluchtversuch deuteten. Bei der Rückkunft stellte sich auch heraus daß während der Nacht 17 Sträflinge von der Insel und 81 von dem südlichen Ufer des Hafens entflohen waren; vier Musketen und Mundvorrath auf drei Tage

hatten sie mitgenommen. Von diesen wurde der größere Theil später mit dem Tode bestraft, als sie mit einem Anschlage auf das Leben des Commissärs und der schwachen europäischen Mannschaft, der verrathen ward, sich wieder einstellten. Außer diesen entflohen im ganzen während der ersten Monate 140, von welchen nur zwei nach einem Aufenthalte von einem Jahre unter den Wilden, die aus unbekannten Gründen ihr Leben geschont hatten, freiwillig zurückkamen. Ihren Aussagen verdanken wir eine genauere Kenntniß von der Lebensweise der Wilden, worauf ich noch zurückkommen werde. Die übrigen kamen wahrscheinlich ums Leben, theils durch die Wilden, theils an Erschöpfung. In späterer Zeit sollen keine mehr entlaufen seyn.

Die Sterblichkeit der ganzen seit März 1858 gelandeten Anzahl betrug bis Ende 1859, mit Einrechnung der Flüchtigen und mit dem Tode Bestraften 37 Procent. An Krankheiten allein starben nicht mehr als sich den Umständen nach erwarten ließ. Die niedergedrückte Stimmung, die Beschwerden langer Seereisen, und die schon vor der Abreise unter allen Gefangenen herrschende Krankheitsanlage für Wechselfieber und eine Art von Ruhr mußten die Anzahl der Opfer anfangs begreiflicherweise bedeutend steigern. Neuerdings soll der Gesundheitszustand ein ganz befriedigender seyn.

Im Januar 1860 befanden sich 1832 Sträflinge in der Niederlassung, und unter diesen 996 auf Lebenszeit verurtheilte. Zum Schutz der Ansiedlung wurden später auch indische Truppen verwandt, und jetzt soll, nach indischen Zeitungsnachrichten, aus den Sträflingen selbst eine Anzahl für den Polizei- und Sicherheitsdienst bewaffnet werden, mit dem gewöhnlichen Truppensold und Freiheit nach fünf Jahren. Die innere Einrichtung der Ansiedlung, wie sie später eingeführt wurde, ist folgende. Vier Abtheilungen zu 25 Mann, unter einem aus ihrer Zahl genommenen Obmann, von denen jede auf gemeinschaftliche Rechnung arbeitet, bilden eine Subdivision, die unter einem ebenfalls aus der Zahl der Sträflinge ernannten Aufseher und dann einem freien Aufseher steht, und einen ihr zugetheilten indischen ärztlichen Gehülfen besitzt. In vier solchen Abtheilungen, also je 400 Mann, gehört ein von einem Sträfling geführter Verkaufsladen für Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse. Der Kaufmann erhält die Vorräthe von der Regierung und verkauft sie mit einem kleinen Nutzen. Jeder einzelne erhält einen bestimmten täglichen Lohn, den er durch fleißige Arbeit in der Urbarmachung des Bodens vermehren kann. Faullenzer werden, einer alten indischen Einrichtung folgend, durch ein sogenanntes Punchayat (Pandschaiat), eine Art Schwurgericht, verurtheilt. Sind die Subdivisionen fleißig, so erhalten die Aufseher eine Zulage. Ein Hospital für Kranke ist ebenfalls vorhanden; Arzneien und Behandlung sind umsonst, und für die Nahrungsmittel erhalten die Kranken eine tägliche Unterstützung, da man die Leute wegen der Kastenvorurtheile nicht aus einer Küche speisen kann.

Fünfundzwanzig Sträflinge für Lebenszeit wurden mit Mühe bewogen ihre Familien kommen zu lassen. Diese erhalten vorläufig Unterstützung und später Land zu eigen, unter sehr günstigen Bedingungen. Als ein günstiges Zeichen für die Zukunft der Niederlassung erscheint der Umstand daß die birmanischen und malayischen freien Handwerker ebenfalls den Wunsch ausgedrückt haben sich mit ihren Familien auf den Inseln niederlassen zu dürfen.

Ein Besuch bei den Guajiquero-Indianern.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen, lange ehe wir unser Lager verließen, hatten sich die Indianer nach ihrer Heimath auf den Weg gemacht. Nur ein halbes Dutzend sehr betrübt aussehende arme Schächer mit verbundenen Köpfen waren zurückgeblieben. Und da die Indianer jeden Fremden für einen Arzt halten, kamen sie zu uns und baten uns dringend ihnen ein Mittel gegen ihre Krankheit zu geben. Mein Freund H. befragte sie sehr sorgfältig nach den Symptomen ihres Uebels, und erklärte dann daß sie Bienen im Kopfe hätten, eine Krankheit, die, wie er ihnen zum Troste sagte, in seinem eigenen Vaterlande gar nicht selten sey und an der er selbst bereits mehr als einmal gelitten habe. Als das beste Mittel dagegen wäre ihm Sodawasser bekannt, meinte er, und gab jedem der Patienten eine Dosis Seidlitzpulver — maltiöser Weise aber so daß sie zuerst das Salz und dann erst die Säure verschluckten. Die Empfindungen die sich auf ihren Gesichtern ausdrückten, lassen sich sicherlich „besser fühlen als beschreiben," aber nachdem ihnen mein Freund erklärt hatte, daß die Bienen unschädlich gemacht würden wenn man sie aus dem Kopf in den Magen triebe, waren sie zufrieden gestellt und vollkommen beruhigt. Sie setzten sich im Schatten der Kathedrale nieder und blieben dort, geduldig die Wirkung des Mittels erwartend, regungslos wie Mumien sitzen bis zum Abend. Dann verschwanden sie, wie ihre Cameraden.

Das Interesse welches durch die originellen Aufführungen und Darstellungen für die Indianer der Umgegend wach gerufen war, wurde noch erhöht durch die Berichte meines Freundes, des Padre, und einiger andern. Man erzählte mir daß die indianischen Gemeinden in den Bergen von St. Juan, am südwestlichen Rande der Ebene von Comayagua ihre Städte und Wohnplätze an versteckten, schwer zugänglichen Orten anzulegen pflegten, daß sie allen ihren ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten gewissenhaft treu geblieben wären, und daß selbst ihre Sprache im Laufe der Zeiten kaum eine Veränderung erlitten hätte. Der Padre hatte bei Ausübung seines Amtes einige der Städte besucht, aber das war schon mehrere Jahre her und er selbst schien keine Lust zur Wiederholung des Besuchs zu haben, obwohl er mich zu einer Expedition in jene Gegenden ermunterte. Er rieth uns zunächst nach Guajiquero zu gehen, weil dieser Ort am leichtesten zu erreichen war, und dem Paß von Guajoca am nächsten lag, den wir im Interesse der projectirten Eisenbahn untersuchen

sollten. Andere suchten mich von der Reise abzuhalten, indem sie Feindseligkeiten seitens der Indianer befürchteten, und von den Gefahren und Schwierigkeiten des Weges haarsträubende Schilderungen entwarfen. Der Padre behauptete der Weg wäre hier und da gut, hier und da schlecht, im ganzen sey die Straße „regular" — eine Bezeichnung die, wie ich bald erfahren sollte, für jede mit großen Schwierigkeiten verbundene Sache gebraucht wird.

Unsere Vorbereitungen waren bald getroffen, und wenige Tage nach der oben beschriebenen Fiesta traten wir unsere Reise an. Der Padre wollte uns bis zu der Stadt Tembla begleiten und uns unterwegs die Ruinen von Yarumela und die Gebeine eines antediluvianischen Ungeheuers in der Nähe des Dorfes Cane zeigen. — Padre B. war der Typus der Priesterschaft von Honduras, die sich nicht den Anschein ascetischer Tugend aus den Zeiten des Las Casas anmaßt und starke Zweifel in die Gottgefälligkeit der Abtödtung alles Fleisches setzt.

Die Ebene von Comayagua besitzt außer der prächtigen Aussicht auf die Berge, die sie umrahmen und sich bei jeder Tagesbeleuchtung und in jeder Jahreszeit in voller Schönheit zeigen, noch mannichfache andere Reize. Zwischen den zahlreichen Gewässern die den Grund durchschneiden, ziehen sich immergrüne Streifen von Wald hin, und Massen von Lianen, wilden Weinreben und Orchideen hängen von den Zweigen und winden sich in Festons von Stamm zu Stamm, so daß es oft schwierig ist das Laubwerk des Baumes zwischen dem Gewebe der Schlingpflanzen zu unterscheiden die es umhüllen. Die Orchideen bemerkten wir in außerordentlicher Verschiedenheit. Einige zeigten Ranken, dünn und zart wie Seidenfaden, andere waren hart und stark im Holze, alle aber zeigten das dieser Pflanzengattung eigenthümliche, wachsartige Aussehen, und viele waren mit sonderbar gestalteten Blüthen in den brillantesten Farben bedeckt. Dann wechseln auf der Ebene Gruppen von Gummiarabicum-Sträuchern und Akazien mit breitblättrigen Bananen und graziös gefiederten Palmenarten, mit dem dichten Grün des Kaffeebaumes und dem eigenthümlich geformten Laubwerk des Papaya, unter welchem Büschel von goldenen Früchten prangen. Und zwischen den Gewässern, welche die Ebene wie ein Netz durchziehen, und jenen mächtigen Bouquets von Laubwerk und Blüthen dehnen sich weite Strecken der Savannah mit dichtem Grasgrund aus, der hier und da von Cactusbüschen der verschiedensten Art unterbrochen ist. Einige der großblättrigen Species erheben sich baumartig zwanzig bis dreißig Fuß hoch, und ihre breiten, fleischigen Blätter sind mit wilden Cochenilleninsecten bedeckt, die sich hier in großer Menge vorfinden und ohne jede Pflege gedeihen. Eine andere eben so gewöhnliche Cactusart erhebt sich in hohen, geraden Säulen, die in der Abenddämmerung der Landschaft ein fast gespenstiges Ansehen geben, während andere weniger prätensiöse Species von kugelförmiger Gestalt den Boden bedecken. Sie sind mit Blüthen und Früchten von eigenthümlicher Form und prächtiger Färbung geschmückt, aber ihre scharfen, spitzigen Stacheln warnen Menschen und Thiere vor jeder Annäherung. Hier und da winden sich Cactusse wie Schlangen über den Boden, verflechten sich zu dicken Knoten, umschlingen gefallene Baumstämme und drängen sich in die Ritzen des Gesteins — dann zeigen sich Agaven mit dunkelgrünen an beiden Seiten ausgezackten Blättern, aus deren Schooße riesige Blüthenschäfte aufschießen, um Tausende von Blumenbolden auf einmal zu entfalten und dann zu verwelken.

In einer Entfernung von etwa 3 Leagues von Comayagua setzten wir über den Fluß Chiquinguare und erreichten das Territorium der Stadt Yarumela. Wir ritten zwischen hübschen Gehölzen und einigen angebauten Feldern hin, und fanden die Gegend mit einer Menge kleiner Hügel von verschiedener Größe überstreut, die zum Theil aus Erde, zum Theil aus Gemäuer bestanden, und auf denen wir viele Ueberreste irdener Geschirre und andere Fragmente indianischen Ursprungs bemerkten. Die Hügel waren zu zahlreich und zu weit verstreut, um sie in einem Tag mit der gehörigen Aufmerksamkeit untersuchen zu können, aber leider gestattete unsre Zeit keinen längeren Aufenthalt. Trotzdem besuchte und bestieg ich einige der größten Erhöhungen. Sie sind meist von regelmäßiger, rechteckiger Form und mit den vier Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. An einigen der Trümmerhaufen fand ich Spuren von terrassenartiger Form, und unterschied in der Mitte jeder Seite Merkmale von Stufen die hinaufführten — an einigen sind noch Mauerüberreste von behauenen Steinen sichtbar, aber im allgemeinen schienen Menschenhände der Zeit bei der Zerstörung behülflich gewesen zu seyn um sie vollständig zu machen. Der Raum über welchen die Ruinen verstreut sind, beweist daß wir auf den Trümmern eines großen, volkreichen Ortes stehen, der aber, nach den vorhandenen Traditionen, schon zur Zeit der spanischen Eroberung verlassen und zerstört war. Eine genaue Untersuchung der Ruinen nur würde die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Annahme darzuthun vermögen.

Ein oder zwei Meilen jenseits der Ruinen liegt Yarumela, ein weitläufig und unregelmäßig angelegter, von wenigen Hunderten Einwohnern bevölkerter Ort, der auf einer terrassenförmig aufsteigenden Höhe liegt, rings umgeben von weiten Flächen des besten Bottomlandes, das sich bis zum Humuya-Flusse erstreckt, und reiche Mais-, Zuckerrohr-, Reis- und Baumwollenfelder zeigt. Der Padre hatte mir gesagt daß sich in der kleinen Kirche des Ortes mehrere indianische Reliquien befänden, die in einer hinter dem Altar angebrachten Nische aufbewahrt werden. Ich bat ihn, uns die Erlaubniß zur Besichtigung der Alterthümer zu verschaffen; es gelang ihm nach einigen Schwierigkeiten, und bald waren die Schätze, auf die ich sehr begierig war, ans Licht gezogen. Sie bestanden aus einem halben Dutzend irdener Vasen von hübscher Zeichnung und Form, und einigen Steinen in welche ein Phantasiemuster eingegraben war. Ich hatte die größte Lust einen oder den andern dieser interessanten Gegenstände an mich zu bringen, aber es war mit Bestimmtheit vorauszusehen daß alle Unterhandlungen fruchtlos seyn würden, und ein heimliches Entführen hatte bei der Größe der Gefäße und den

scharfen, argwöhnischen Blicken der uns umgebenden Menschenmenge — meiß Indianer — seine Schwierigkeiten.

Trotz alledem gelang es mir die kleinste und interessanteste der Vasen in meine Tasche zu schieben, während meine Begleiter die Aufmerksamkeit unsrer Escorte auf sich zu lenken wußten. Die Form des Gefäßes ist außerordentlich graziös, und doppelt interessant ist es, da die Verzierungen zugleich in Farben und in vertiefter Arbeit ausgeführt sind. Das hauptsächlichste der eingegrabenen Bilder stellt eine fliegende Gottheit dar, und ist besonders bemerkenswerth wegen der Identität mit der Figur auf einer in Dresden aufbewahrten, sogenannten mexicanischen Vase, welche indessen ohne Zweifel central-amerikanischen Ursprungs ist.

Die Entfernung von Yarumela bis Las Piedras, oder wie die Stadt zuweilen genannt wird, Villa de la Paz, beträgt nicht mehr als zwei Leagues. Der Weg führt über prächtiges Savannenland. Nächst der Hauptstadt ist Las Piedras der größte Ort der Ebene. Er zählt 5—6000 Einwohner und liegt am Fuß der Monticellos-Gebirge. Helle Bergströme durchschneiden die Stadt, die überhaupt ein für Spanisch-Amerika ganz ungewöhnliches Ansehen von Behaglichkeit und Lebendigkeit hat. Obgleich es noch früh am Tag war, beschlossen wir dennoch hier zu übernachten, und die Stunden welche uns noch blieben zum Besuch einer Höhle zu verwenden, die sich in der Umgegend befindet und von der man Wunderdinge berichtete. Man sagt daß es noch keinem Sterblichen gelungen sey in die innern Gänge und Hallen der Höhle einzudringen, und daß die wenigen welche es versuchten durch die furchtbarsten Erscheinungen und Töne zurückgetrieben wurden, und froh waren mit dem Leben davon zu kommen. Der Padre war nicht disponirt sich an unsrem Unternehmen zu betheiligen, und so ließen wir ihn zurück, engagirten einen der Alguazils des Ortes als Führer und machten uns auf den Weg. Der Eingang zur Höhle befindet sich etwa zwei engl. Meilen von der Stadt entfernt am Fuß eines Kalksteinfelsens, und nachdem wir die mitgebrachten Fackeln angezündet hatten, traten wir in die dunkle Pforte. Der Eingang ist etwa 20 Fuß breit und 4 Fuß hoch, und führt zunächst in eine lustige mit prächtigen Stalaktiten geschmückte Halle von etwa 50 Fuß Breite und 100 Fuß Länge. Der daran stoßende nur fünf oder sechs Fuß lange Gang mag wohl Veranlassung zu den Fabeln gegeben haben, welche über die Höhle im Umlauf sind, denn sicherlich war es hier, wo die Eingebornen bei ihren zaghaften Versuchen weiter einzudringen durch die Dämonios aufgehalten wurden. Indem wir diese Passage betraten, wurden beinahe alle unsre Fackeln durch den Flügelschlag großer Vögel verlöscht, die wie ein Sturmwind an uns vorüberschossen, und Myriaden von Fledermäusen, deren häßliche Leiber uns ins Gesicht fuhren und klatschend gegen die Felswände prallten, verursachten auch uns ein höchst unbehagliches aus Ekel und Aufregung gemischtes Gefühl. Dazu kam daß die Luft mit Ammoniakdünsten überfüllt und der Boden mit einer dicken Schicht von Vogelmist bedeckt war. Ich begriff vollkommen den grauenhaften Eindruck den dieß alles auf die abergläubische Bevölkerung des Landes gemacht haben mußte. Endlich erweiterte sich der enge Gang zu einer Halle von etwa 50 Fuß Durchmesser, deren Gewölbe, wie das der ersten, mit Stalaktiten bedeckt war, die im Schein unsrer wieder angezündeten Fackeln blitzten und schimmerten. Aber hier war auch unsre Entdeckungsreise zu Ende. Es öffneten sich zwar Gänge nach verschiedenen Richtungen vor uns, aber sie waren sämmtlich zu eng um einen Mann hindurch zu lassen.

Es war dunkel als wir Las Piedras wieder erreichten, und wir waren sehr froh zu finden daß der Pater ein Haus, das freilich nur ein einziges miserables Zimmer enthielt, für unser Nachtquartier acquirirt hatte. Die Hängematten waren in der einladendsten Weise aufgehangen, und der Duft frisch bereiteten Kaffees drang vom Vorplatz herein, wo Jose, unser Diener, das Abendbrod bereitete, welches zugleich unser Mittagessen ausmachte, denn der Reisende gewöhnt sich in tropischen Ländern sehr schnell daran täglich nur zwei Mahlzeiten einzunehmen. Der Pater schien indessen sehr unruhig; er schaute viel zur Thür hinaus nach den Sternen, und nach dem Souper beschäftigte er sich sehr angelegentlich mit zwei großen Krügen, die in einer entfernten Ecke des Zimmers standen. Auch die brillante Beleuchtung fiel mir auf, und ich erwartete neugierig die Dinge die da kommen sollten. Ich durfte nicht lange in der Erwartung bleiben. Der Eintritt von einem halben Dutzend Burschen in unidealhaft weißen Hemden und Pantalons, mit scharlachrothen Schärpen umgürtet, deren jeder eine Geige oder eine Guitarre trug, und an deren Spitze der Alcalde mit seinem mit einem grossen goldenen Knopf versehenen Stab einherschritt, ließen keinen Zweifel übrig daß wir mit einem Obsequio erfreut werden sollten. Dieß wurde uns auch noch officiell durch den Alcalde angekündigt, der sich nach der Weise aller Municipal-Behörden „außerordentlich freute so berühmte Reisende in seiner armen Stadt bewillkommnen zu dürfen.“ Wir machten in aller Eile eine Anstrengung auch unser Aeußeres der uns zugedachten Ehre würdiger erscheinen zu lassen, aber wir kamen bald zu der Ueberzeugung daß sich aus leinenen Blousen und Beinkleidern von Segeltuch kein Staatsanzug herstellen ließ. Unsere Bemühungen waren also nicht von besonderem Erfolg gekrönt, und kaum hatten wir die improvisirte Toilette beendigt, als sich auch die Festgeber bereits versammelten. Sie kamen einzeln und in Gesellschaften, in denen die Zahl der Damen entschieden überwiegend war; alle rauchten Cigaritos, und schienen den besten Willen mitgebracht zu haben sich und uns zu amüsiren. Der Pater machte die Honneurs. Er hatte ein freundliches Wort für jeden, und jedes hübsche Mädchen wurde noch extra in die Wange gekniffen. Zu verlegenen Pausen ließ er der Gesellschaft nicht Zeit, denn nachdem er den Musikern einen Trunk verabreicht, und ihnen gesagt hatte daß der Ruf ihrer Stadt von ihren heutigen Leistungen abhängen würde, führte er selber den Tanz an, und bald war alles in Bewegung.

Las Piedras ist seiner schönen Frauen wegen berühmt, und unserer Tertulia nach zu urtheilen, mit vollem Recht. Die Frauen von reinem spanischen Blut sind in diesen kühlen

Gebirgsregionen oft sehr schön, ihre Züge sind regelmäßiger, und sie erfreuen sich eines geringeren Embonpoint als die Frauen der Tierras Calientes. Manche haben blaue Augen und blondes Haar. Der Anzug ist — außer in den großen Städten wo die europäischen Moden Zugang gefunden haben — sehr leicht und lustig und läßt Hals und Arme frei. Die bevorzugte Farbe ist weiß, und Atlaßpantoffeln, eine purpurne Schärpe, lose um die Hüften geschlungen, ein Rosenkranz, an welchem ein kleines goldenes Kreuz befestigt ist, und ein schmales, goldenes Band oder eine Perlenschnur, welche die Stirn umschließt und die Haare zusammenhält, vervollständigen das eben so graziöse wie malerische Costüm. Viele der Frauen von Las Piedras sind indessen von gemischtem Blut und zeigen eine Racenabstufung aller Grade, von den Saracenen bis zu den Negern und Indianern. Wie der Geschmack verschieden ist, so mag es auch die Meinung seyn ob die Schönheit der Mädchen größer ist welche einerseits von den Caziken, andrerseits von den Grauben von Andalusien abstammen, oder ob die schmachtendere Schönheit der Frauen den Preis verdient, deren weißer, meist wachsbleicher Teint die reinere Race verräth. Wir hatten jedenfalls die beste Gelegenheit Studien dieser Art zu machen, denn wir sahen Proben jedes Typus, den rein indianischen nicht ausgenommen, und alle bewegten sich im Bewußtseyn ihrer vollkommenen Gleichheit ohne die mindeste Befangenheit. Den Preis tadelloser Schönheit ertheilten wir einer jungen Dame von gemischtem Blute, „die Juana" genannt. Freund H. skizzirte sie später als „Freiheit," eine Apotheose in welche sie für die Summe von 20 Realen willigte. Wir sahen das Goldstück das sie empfieng bald darauf an ihrem Halse glänzen, und eine Büste schmücken welche die der Venus von Medicis weit hinter sich ließ. Die Lustbarkeit verlängerte sich bis in die Nacht, und es gelang dem Alcalde nur durch energische Anwendung des Rohrstockes einige der eifrigsten von unsern neuen Freunden aus der verführerischen Nähe von des Vaters großen Krügen zu vertreiben und uns einige Stunden Schlaf zu ermöglichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die australischen Goldfelder.

Wer hätte gewagt vor zehn Jahren daran zu glauben daß nicht allein die californische Golderzeugung zu 50 Mill. Dollars im Jahr steigen und zehn Jahre sich in dieser Höhe behaupten könne, sondern daß zu der californischen noch die australische Erzeugung sich gesellen würde und ihre vereinigten Wirkungen dennoch nicht den Goldcurs beträchtlich erschüttern sollten? Zwar die californischen Erträgnisse scheinen bereits den Gipfel überschritten zu haben, die australischen dagegen sind noch in der Entwicklung begriffen, und nach dem was wir aus einer interessanten Arbeit des Quarterly Review erfahren, ist gar nicht abzusehen wann die Zeiten einer Erschöpfung eintreten sollen. Einen Zuwachs, wenn auch von bescheidener Ausdehnung, hat Dr. Hochstetter in Neu-Seeland entdeckt, als sollten sich alle unbekannten Räume, kaum daß sie von dem Finger der Sachkundigen berührt werden, in goldtragendes Land verwandeln. Das Gold selbst ist eine noch minder werthvolle Erscheinung als wie das zauberhafte Aufgehen neuer Staaten. Im Jahr 1792 gab es in Neu-Süd-Wales nur 67 freiwillige Ansiedler, die 3400 Acres Land inne, davon aber nur 400 wirklich angebaut und 100 erst „geklärt" hatten. Lange Zeit gab es in den kleinen Städten nichts als sehr bildungslose Bewohner, keine würdige Kirche, Schulen bloß für reiche Kinder, und nur Sträflinge als Schullehrer. Im Jahr 1830 erschien ein „Schreiben aus Sydney" von einer heutigen Berühmtheit der Colonie, Hrn. Edward Gibbon Wakefield, worin der Verfasser die Enttäuschungen eines Ansiedlers aus Liebhaberei uns schildert. Er hatte 20,000 Acres um einen Spottpreis erworben, und bildete sich ein eine Grafschaft gekauft zu haben. Die Bäume allein auf diesem Gebiet wären in England 150,000 Pfd. St. (1,800,000 fl.) werth gewesen. In Australien aber hätte man sie ausroden sollen, wenn nicht das Zerstören allein 15,000 Pfd. St. gekostet haben würde. Der „Colonist" war ein reicher Mann. Er hatte sich vorgenommen den hübschesten Theil seiner Besitzungen für sich zur Anlage von Parks, Landhäusern und als Jagdgrund zu behalten, den übrigen Theil aber zu verpachten. Allein zu dem Traum fehlte das Beste, nämlich Pächter um den Pachtschilling zu bezahlen, ja der einzige Diener, den der Verfasser mitgebracht hatte, verließ ihn kurz nachher, um mit seinen Lohnersparnissen sich selbst Güter anzukaufen. Weit besser gieng es einem schottischen Ansiedler aus alter Familie. Dieser brachte das beste Capital mit, nämlich 12 Kinder, wenn auch nur die Hälfte davon erwachsen war. Anfangs freilich lebte die Familie unter einem Zelt von ein paar Fässern Haferme hl und etwas Zwieback. Bevor aber diese Vorräthe verzehrt waren, gab es Hühnervieh und Kartoffeln in Fülle. Die Arbeit kostete nichts, das Holz nichts, die Rente nichts und die Anstandsbedürfnisse nichts. Zuerst wurden ein paar Geißen, dann eine Kuh erworben. Bald sah man eine Heerde um sich, Butter und Gemüse wurden in die nächste Stadt verkauft, die Söhne wurden, wie sie heranwuchsen waren, unabhängige Herren, und die Töchter machten die besten Partien. So ist die Moral aller Colonisationen: das erste Geschlecht darbt und arbeitet hart, das nachfolgende aber hat es um desto besser.

Erst mit der Entdeckung der Goldfelder kam aber eine selbstzahlende Einwanderung nach Australien. Man sagt daß jeder Goldgräber mindestens drei Menschen Beschäftigung gebe, die ihn nähren und bekleiden. Im Jahr 1788 wurde die erste britische Flagge bei Sydney aufgezogen, und die ursprüngliche Colonie bestand nur aus 1030 Köpfen. Jetzt beträgt sie 310,000. Nach den letzten statistischen Erhebungen gibt es in Neu-Süd-Wales nicht weniger als 168,929 Pferde, 2,023,418 Stück Hornvieh, 7,736,323 Schafe und 105,998 Schweine. Seit 1848 haben sich die Einfuhren nach Sydney von 1,² Mill. auf 6,² Mill., die Ausfuhren von 1,² auf 4 Mill.

gehoben. Neu-Süd-Wales ist aber längst in Schatten gesunken, seit das goldene Zeitalter für Victoria aufgegangen ist. Im Jahr 1835 war Melbourne nur noch ein Lagerplatz, und selbst bis zum Jahr 1851 noch so unbedeutend daß der Name der Niederlassung in Europa kaum gekannt war. Schon im Jahr 1804 wurde dort Gold gesehen. Das Kriegsschiff „Calcutta" hielt sich nämlich im Port Philipp als Station auf, und Lieutenant Tucker, der die Reise-Erlebnisse beschrieb, erzählt uns daß, als die Schiffsmannschaft bei einem Besuch am Land einen Strom entdeckte, die Matrosen in große Aufregung geriethen als sie im Sand glänzende Körnchen sahen, die sie für Gold hielten, „welche aber natürlich, fügt der kritische Verfasser hinzu, nur aus Glimmer bestanden." Schon im Jahr 1851 stieg die Bevölkerung der Colonie auf 77,345 Köpfe, wovon 28,143 in Melbourne sich aufhielten. Im März 1857 waren diese Ziffern auf 410,766 und 99,345 angewachsen, im Juni 1858 die Bevölkerung der Colonie auf 477,345 gestiegen, und jetzt hat sie längst die halbe Million überschritten. So schnell reiten mitunter auch die Lebendigen. Im Jahr 1851 hatten die Einfuhren nur eine Million, 1857 schon 17¼ Mill. und in den sieben Jahren von 1851—1857 zusammen an 82½ Mill. Pfd. St. betragen. Diese Colonie liefert jährlich mehr als 10 Millionen Pfd. St. Gold für die Märkte Europa's, und diese Sendungen haben dem Gewerbsfleiß der alten Welt einen solchen Antrieb gegeben, wie er historisch seit der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien gar nicht da gewesen ist.

Lange Zeit galt in der Wissenschaft Australien als der jüngste Erdtheil, bei näherer Untersuchung aber fand sich daß gerade Australien das älteste Stück trockenen Erdbodens sey. Die Goldlager Australiens liegen in einem Gürtel großer granitischer, porphyrischer und metamorphischer Gebirge, die an manchen Stellen nadelförmig aufsteigen und dort der Landschaft den Ausdruck der Wildheit geben, wie sie anderseits schwer zu überschreiten sind. Vom Mount Kosciusko, dem höchsten Punkte der australischen Alpen, überschaut man eine Fläche von 300 geogr. Quadratmeilen, und das ganze innere Flachland war sicherlich einmals nur Meeresboden, umgeben von einem Archipel, bis sich allmählich das Land hob, der innere Continent entstand und aus den Inseln Berggipfel wurden. Der Goldschutt Victoria's besteht aus mindestens drei verschiedenen Goldschichtungen, die sich in Folge dreimaliger Hebung und Depression gebildet haben. So findet der Goldgräber eine erste, zweite und dritte Schicht in der Tiefenfolge, die letzte auf dem noch unangetasteten paläozoischen Gestein, von welchem alles Gold stammt. Der Reichthum einzelner Stellen auf diesem Goldland übersteigt alle Begriffe. Eine berühmte Grube dieser Art hat mit Recht den Namen „Goldschmieds-Laden" empfangen. Anfangs war sie bekannt als des „Grobschmieds Antheil," da ein solcher Handwerker sie begann. Der Grobschmied arbeitete mit acht Personen, die sämmtlich vom Bergbau nichts verstanden. Der Schacht den sie anlegten war höchst mangelhaft und lebensgefährlich. Als sie unten den Felsen erreicht hatten, theilten sie 12,800 Pfd. St. (153,600 fl.) oder 1600 Pf. St. per Kopf und boten den „Antheil" zum Verkauf aus, weil sie nicht verstanden einen Stollen zu treiben. Endlich fand sich eine Partei die für Grube und Geräth 77 Pf. St. zahlte. Sie begann ihre Arbeit an einem Samstag und vertheilte noch am nämlichen Abend 200 Pf. St. auf den Kopf, zusammen 2000 Pf. St. Sie setzte die Arbeit abtheilungsweise Tag und Nacht fort bis sie am Montag eine Dividende von 800 Pf. St. oder 14,000 Pf. St. im ganzen vertheilen konnte. Hierauf verkaufte sie die Grube für eine Woche, nach Ablauf welcher sie wieder in den Besitz treten wollte. Das Hinabsteigen in die Grube erforderte etliches Muth. Sand und Steine rollten nach und plätscherten unten im Wasser. Die Miether für eine Woche gewannen in den ersten drei Tagen schon 1200 Pf. St. per Kopf oder — es waren 12 — 14,400 Pf. St. zusammen. Dann kam die frühere Partei wieder an die Reihe, und nachdem sie in einer Woche durch einfache Tagesarbeit abermals 900 Pf. St. per Kopf, 9000 zusammen, gewonnen hatte, verkaufte sie die Grube um 100 Pf. St. an einen Marketender. Dieser schickte eine Bande Goldjäger unter Prämienbedingung in die Grube, die nach 14 Tagen 500 Pf. St. per Kopf, zusammen 5000 Pf. St. vertheilen konnten. Unter diesen Arbeitern befand sich aber ein alter Fuchs, welcher am Feierabend des Samstags in den Seitengallerien die Stützen wegzog. Als der Montag kam, war alles eingesunken. Der Schlaue aber hatte eilig an der Oberfläche, wo er durch das Einsinken die richtige Stelle erkennen konnte, einen „Claim," das heißt einen Grubentheil abgesteckt und die Licenz gelöst, worauf er schleunigst von dort wieder in die Tiefe hinabgieng. Aus den ersten vier Eimern Erde die heraufkamen sollen nicht weniger als 40 Pfund Gewicht Gold in groben Körnern gewaschen worden seyn, acht andere Eimer gaben noch 20 Pfund. So wurden aus diesem neuen Schacht nach und nach 55,200 Pf. St. (660,000 fl.) gewonnen, und zwar von einer Grundfläche die nur 24 Fuß ins Gevierte hielt, ein Glücksfall der vor wie nach nicht seines Gleichen gehabt hat.

Aus dieser Schilderung schon kann man sehen daß zwischen den Goldablagerungen Australiens und Californiens ein großer geologischer Unterschied besteht. Das californische Gold liegt mitten in den Gebirgen zwischen spitzen Gipfeln, rauhen Kämmen, aufgeblähten und beunruhigten Schichtungen, also über einer sehr bewegten Stelle des Erdballes, hat aber nicht als Ruhepunkt die sanften Ebenen oder schrägen Seiten der Berge gewählt, sondern sich, von den Wildwässern zu immer feinerem Pulver zerrieben, in Staubflocken längs der Bäche oder im Bett der großen Flüsse angesetzt. Die californischen Goldgräber brauchen also nicht wie die australischen unter die Erde zu steigen, sondern finden die goldenen Schichten im Untergrunde unmittelbar unter der Oberfläche, mit dem Untergrund vermischt oder in den Löchern und „Taschen" der ausgewaschenen Felsen. Selten gehen sie tiefer als ein paar Fuß, und stets bleiben sie am Rande der Gewässer, während bei Ballarat und den andern großen Goldfeldern Australiens das Metall auf den Pfeifenthonschichten über das Flachland sich ausbreitet oder angehäuft in Höhlungen tief unter den

Hügelwellen ruht, zu denen der Bergmann nur gelangt wenn er seinen Schacht 50 und 300 Fuß tief getrieben hat. Daraus darf man schließen daß der australische Schutt aus viel früheren Zeiten, der californische dagegen aus den jetzt sichtbaren Gebirgsketten, demnach viel später, gebildet worden ist, also auch viel früher sich erschöpfen wird. Das Waschgold Victoria's und von Neusüd-Wales ist aber nicht bloß auf einzelne Schichteustreifen beschränkt, sondern auf Hunderten, vielleicht Tausenden (englischer) Quadratmeilen ist Sand, Lehm und Erde mit Gold gefüllt, welches sich ohne Ausnahme mit Nutzen waschen läßt. In dem Bezirk von Goulburn allein liegt eine Goldfläche von solcher Ausdehnung, daß sie nicht in einem halben Jahrhundert durchgewaschen werden kann. In den Goldfeldern des Turonthales soll das Gold, wenn auch nicht besonders reich, doch so regelmäßig vertheilt seyn, daß ein Arbeiter so sicher ist 10 Schilling im Tage mit Goldwaschen zu verdienen wie wenn er sich um diesen Lohn verdungen hätte, und zwar würden 5000 Goldgräber im Vergleich zur Flächenausdehnung des Feldes gar wenig zur Bewältigung der Schätze ausrichten.

Früher herrschte die irrige wissenschaftliche Ansicht, daß die Goldadern im Quarzgestein nur bis zu gewisser Tiefe reichten und mit der Tiefe der Goldgehalt abnehme. Die australischen Erfahrungen haben diesen Irrthum völlig beseitigt. Die Glücksfälle beim Quarzbohren sind wo möglich noch größer als beim Auswaschen von Schuttland. So gieng es unter anderm beim „Johnston Reef," einer Quarzgrube die nach ihrem ursprünglichen Besitzer hieß. Dieser hatte 120 Fuß tief gebohrt, ohne Aussicht Metall zu finden und dann den Schacht verlassen. Da kam ein Fleischer, Namens Dawborn, welcher seine Ersparnisse daran setzte um noch einmal in der Grube sein Glück zu suchen. Er bildete eine kleine Gesellschaft, der er die nöthigen Fonds vorstreckte; als man aber 145 Fuß Tiefe erreicht hatte ohne ein Körnchen Gold zu finden, da beschloß man den Schacht wieder zu verlassen. Die Quarzbergleute pflegen in Australien jeden Abend ihre Minen abzufeuern, damit der Pulverdampf über Nacht sich zerstreuen kann, während er am Tag die Leute von der Arbeit vertreiben würde. An letzten Abend wurden denn auch als Abschiedssalve die Minen abgebrannt. Dawborn begab sich darauf in ein Wirthshaus und bot seinen Viertelsantheil an der Grube um 15 Pfd. St. feil, wurde aber nur mit einem Gelächter verhöhnt. Am andern Morgen fuhr er allein in den Schacht um die zurückgelassenen Geräthe zu holen und einen letzten Blick auf das Grab seiner Habe zu werfen. Aber ein entzückender Anblick harrte seiner. Die erste Stampfprobe von 6 Tonnen (120 Ctr.) Quarz lieferte 370 Unzen (à 450 fl. circa) oder 1480 Pf. St., und seitdem mehrte sich die Ausbeute so rasch, daß bald der Viertelsantheil, 10,000 statt 15 Pfd. St. werth war.

Dicht neben Dawborn wurde auch gebohrt und mit noch größerem Erfolg. Einer der Besitzer bot seinen Zwölftelsantheil thöricht genug um 500 Pfd. St. feil, aber schon die nächsten drei Quarzvermahlungen machten den Käufer der Actie vollständig für die Auslagen bezahlt. Auch die größte und reichste Grube in der Bendigo-Niederung gab erst Metall als der Schacht längst das wissenschaftliche Maximum überschritten hatte. Der arme Tropf welcher die Grube gemuthet hatte, verlor den Verstand als er am Morgen nach dem erfolgreichen Minenschuß in den Schacht fuhr, und ihm unten allenthalben die Goldstufen entgegenstarrten. Bei Tarrengower soll ein Deutscher, Namens Weisenhaaren, bei einer Tiefe von 300 Fuß, aus seiner Grube im Laufe einer Woche 4 Ctr. — vier Centner Gewicht! — an Gold, mehr als 200,000 fl.! gewonnen haben. Das plötzliche Reichwerden einzelner Personen aus den niedersten Ständen führte zu den seltsamsten Erscheinungen. Einen der merkwürdigsten Fälle dieser Art erlebte Hr. William Kelly, Verfasser des Life in Victoria, welcher Besitzer einer Quarzmühle zur Zeit des Goldfiebers gewesen war. Eines Tages erschienen ein paar Buben mit Säcken auf dem Rücken, die um sein Zelt schlichen, nicht aus Neugierde, sondern in der Absicht um bemerkt zu werden. Als sie Kelly nach ihren Wünschen frug, baten sie darum einen der Mörser und Mörserkeulen, wie man sie zu Quarzproben braucht, benutzen zu dürfen. Obgleich ihnen die Erlaubniß ertheilt wurde, machten sie doch vorläufig keinen Gebrauch, sondern warteten erst bis die Arbeiter sich um die Essensstunde hinweggegeben hatten. Jetzt machten sie sich an die Arbeit, und als die Quarzsteine, die sie in ihren Säcken mitgebracht hatten, sich reichhaltig erwiesen, gestanden sie dem Quarzmüller, daß sie gestern beim Spielen eine kleine Quarzader mit Gold entdeckt hätten und sie jetzt prüfen wollten. Damit ihre Eltern aber nichts merken möchten, hatten sie ihren Weg durch einen Bach genommen, so daß man ihre Fußklapfen nicht verfolgen könne. Beide Knaben hatten in ihren Säcken etwas über zwanzig, sicherlich nicht ganz dreißig Pfund Quarz. Als aber das Pulver gewaschen wurde, ergab sich eine Beute von 13 Pfd. (Gewicht) reines Gold, so daß die beiden Buben ein Vermögen von 624 Pf. St. (7500 fl.) mit heim nahmen. Zehn Tage verstrichen ohne daß sich das Paar wieder sehen ließ. Endlich kamen sie begleitet von einem ältern Burschen und mit einem Wägelchen voll Quarz. Als sie ihre Säcke öffneten, rissen alle Anwesenden die Augen auf, denn der Inhalt sah aus wie goldener Honig, durchwachsen mit Quarz und Eisentheilen. Ein reicher Quarzbergmann aus Sandhurst, ein Kenner wie irgend einer, bot den Dreien eine Anweisung von 1200 Pfd. St. für ihren Quarz an, und er war ein Mann der viel lieber zu wenig als zu viel gab. So verstrichen wieder etliche Wochen, als die Buben erschienen und bei dem Quarzmüller einen bestimmten Vertrag über die Pulverisirung von sieben Tonnen (140 Ctr.) Quarz, die sie nach und nach zu bringen gedachten, einzugehen suchten. Das Gestein welches sie brachten sah aber nicht sehr preiswürdig aus, und als die Vermahlung begann, rieth einer der Arbeiter Hrn. Kelly nicht eher fortfahren zu lassen, als bis die Buben den Mahlschatz gezahlt hätten, der 8 Pf. St. per Tonne betrug. Doch ergab sich schließlich beim Ausfuchen der Rückstände und beim Verwaschen ein Ertrag von 17 Pfund und etlichen Unzen Gold. „Diese Erfahrung, sagt unser Quarzmüller, machte mich für

die Zukunft vorsichtig gegen oberflächliche Besichtigung von Quarzgesteinen, denn bei jenen Mustern war äußerlich nicht ein Körnchen Gold im Quarz zu erkennen, und wie viel goldhaltiger Quarz mag nicht schon aus ähnlichem Irrthum zum Chausseebau weggeworfen worden seyn, daß man wirklich sagen kann, die Landstraßen Victoria's seyen mit Gold gepflastert worden." Da bei den jetzigen Vorrichtungen, wie wir eben hörten, 8 Pfd. St. die Vermahlung des Quarzes kostet, so muß das Gestein schon mehr als 2 Unzen Gold in der Tonne enthalten, wenn sich nur die Vermahlung und das dabei stattfindende Waschen bezahlen soll. Beim Reed Creek, etwa 11 deutsche Meilen von Melbourne, werden reiche Quarzadern bearbeitet, die 16, ja sogar bis 31 Unzen in der Tonne liefern. Dort hat man auch einen Goldklumpen von 730, und später noch einen von 1230 Unzen gefunden, das größte compacte Stück Gold welches Australien bis jetzt geliefert hat, das aber immer noch keinen Vergleich zu den größten sibirischen Goldklumpen verträgt. Auch dort wird Quarz, welcher nur 1½ Unzen in der Tonne liefert, weggeworfen und zum Bau von Straßen verwendet. So haben dann die Räder der Wagen bisweilen durch Zermalmen der Kieselsteine manche Goldstufe schon zu Licht gebracht, namentlich zwischen Castelmaine und Sandhurst, wo die Straße aus goldführendem Quarz erbaut worden ist.

Uebrigens ist die Bearbeitung des Quarzes ein Merkmal, daß die leicht erreichbaren Schätze Australiens bereits ausgebeutet worden sind, weil man sonst unmöglich den mühsameren und kostspieligeren Weg betreten würde. Das Erträgniß dieses Jahres ist uns noch nicht bekannt geworden. Der Economist vom 10 März (p. 259) gibt freilich folgende Ziffern an: 1857: 148,126 Unzen; 1858: 255,535 Unzen; 1859: 293,574 Unzen; — allein er hat offenbar etwas verwechselt, nämlich entweder ist jener Ertrag nur derjenige der Decembermonate, oder der von Neu-Süd-Wales, nicht der von Victoria, welcher letztere allein nach dem Quarterly Review betrug:

		Pf. St.
1851	145,137 Unzen	438,777
1852	1,998,526 „	6,135,728
1853	2,497,723 „	8,644,529
1854	2,144,699 „	8,255,550
1855	2,751,535 „	10,904,150
1856	2,985,991 „	11,943,458
1857	2,762,460 „	10,987,591
1858 bis 30 Jun.	1,279,767 „	5,119,069

Eine andere Zusammenstellung des Goldertrags der beiden Provinzen Victoria und Neusüd-Wales wiederholen wir hier nach dem Ausland (1859 S. 369). Dort wurde die Goldausbeute angegeben mit:

1851	126,000 Unzen.
1852	1,750,000 „
1853	2,475,000 „
1854	2,360,000 „
1855	3,230,000 „
1856	3,613,000 Unzen.
1857	3,033,000 „
1858	2,811,000 „
	19,398,000 Unzen.

Die Widersprüche, namentlich stark in den Anfangsjahren, rühren daher daß bei der spätern Angabe nur die declarirten Verschiffungen mit Zuschlag von 10 Proc. zur Ausgleichung für die nicht declarirten Verschiffungen und für die zurückgebliebenen Werthe als Gesammtertrag angenommen wurden. Nach dem Quarterly Review sind 17,023,413 Unzen oder 64,122,360 Pf. St. von 1851 bis Ende 1857 verschifft worden, was mit unsern eigenen Angaben übereinstimmt. Nimmt man an daß im Jahre 1859 wieder 12 Mill. Pf. St. und in Californien 50 Mill. Dollars oder 10 Mill. Pf. St. erbeutet worden sind, so würde also seit 1848 und respective 1851 bis Ende 1859 die Ausbeute Californiens genau 100 Mill., die Australiens 86 Mill. Pf. St., zusammen also 186 Mill. Pf. St., oder 2232 Mill. Gulden oder 4650 Mill. Frc. betragen haben. Dennoch, wie gesagt, hat bis jetzt ein beträchtliches Sinken des Goldwerthes in Beziehung zum Werthe des Silbers sich nicht erkennen lassen. Man erklärt diese Erscheinung damit daß das Gold der pacifischen Länder in Amerika und in Frankreich die alte Silbercirculation verdrängt und diese ausgeströmen Zahlungsmittel nach Südasien, das heißt nach Indien und China zur Ausgleichung ungünstiger Handelsbilanzen verschifft worden seyn. Dieß halten wir auch für völlig richtig, doch ist dieser Abfluß des edlen Metalles den höchsten Schwankungen unterworfen. So betrugen nach dem Economist (1860, Nr. 863) die Sendungen edler Metalle nach dem Morgenlande:

	Aus britischen		Aus Mittelmeerhäfen.	
	Gold	Silber	Gold	Silber
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
1851	102,280	1,716,100		
1852	921,739	2,630,238		
1853	880,202	4,710,655	93,528	848,362
1854	1,174,299	3,132,003	48,456	1,451,014
1855	948,272	6,409,889	243,239	1,524,240
1856	404,749	12,118,985	74.039	1,989,916
1857	269,275	16,795,235	259,986	3,350,689
1858	166,246	4,415,315	165,230	911,043
	4,867,062	51,928,427	884,478	10,075,264
		Zusammen	67,755,231 Pf. St.	

Im Jahre 1858 also, wo 22 Mill. Pf. St. an Gold allein in Australien und Californien gewonnen wurden, giengen in Folge der nachwirkenden Handelskrisis und der chinesischen Feindseligkeiten nur 6 Mill. nach dem Morgenlande, während der Rest von 16 Mill. die Zahlungsmittel in den christlichen Staaten der Welt vermehrte. Lange darf die Ausbeute in gleicher Stärke nicht mehr fortdauern, ohne zuletzt eine Minderung im Werthe der edlen oder eines der edlen Metalle fühlbar zu machen.

Wir haben eine Reihe merkwürdiger Glücksfälle im australischen Bergbaubetrieb angeführt, darum ist es auch billig daß wir der Unglücksfälle gedenken, die freilich ganz beson-

ders charakteristisch seyn müssen um nicht vergessen zu werden. So zeigt man in den Minen von Victoria ein Grab welches von allen Goldgräbern mit religiöser Scheu betrachtet wird. Der unglückliche Todte war nämlich mit Freunden und Schulcameraden aus sehr guten Familien nach Australien gekommen und die Brüderschaft hatte zusammen auf Gold gegraben. Ihre Glücksaussichten waren sehr gering, dennoch zeigten sie immer unverdrossene Gesichter. Als ihre Baarschaft aufgezehrt war, verkauften sie was sie noch an werthvollem Schmuck und Kleinodien mitgebracht hatten. An einem Tage nun wo der Unglückliche in der Grube arbeitete, seine Genossen aber oben die Waschherde heraufzogen, rief er hinauf: „Zieht, zieht! meine Bursche, die Stunde hat endlich geschlagen!“ Die Cameraden zogen fröhlig, obgleich die Last ziemlich schwer war, aber Entsetzen ergriff sie als statt des Erdeimers die Leiche ihres Freundes am Strick in die Höhe kam. Der Unglückliche hatte nämlich, wie sich später ergab, unten in der Grube den harten Felsen erreicht, wo alle Hoffnungen aufhören mußten, und dann aus Verzweiflung die Schlinge des Stricks sich um den Hals gelegt, um seinem Leben ein Ende zu machen. Die Brüderschaft stand wegen ihrer Mäßigkeit und ihres Fleißes bei allen Goldgräbern in höchster Achtung, so daß, wenn sie nicht zu stolz gewesen wären ihr Mißgeschick einzugestehen, augenblicklich Summen aufgebracht worden wären, daß sie ihr Glück hätten von neuem versuchen können. Nach dem tragischen Vorfall verschwanden die Cameraden und wurden bei den Minen nicht wieder gesehen.

Besser gieng es zwei cornischen Bergleuten, die der oben erwähnte Kelly kennen lernte. Sie hatten einen eigenen „Claim“ erworben, und ihre erste Quarzprobe lieferte ihnen 30 Pfd. Gold auf die Tonne (also $\frac{1}{68}$). Kelly wollte anfangs diesen Angaben nicht trauen, aber die offenherzigen Bergleute führten ihn in das Zelt, wo die junge Frau des einen gastlich für ein Frühstück sorgte, und dort zog der Ehemann unter seinem Bett einen Goldkuchen nach dem andern hervor, so daß Kelly anfangs meinte er werde durch ein Taschenspielerstückchen geneckt. Kelly sand es sehr unvorsichtig solche Schätze so schlecht zu hüten, aber der Bergmann war unbesorgt, denn nach war ihm nichts schlimmes widerfahren. Daß die Goldgräber aus höchst gefährlichen Elementen bestehen und Verbrechen nicht zu den Seltenheiten gehörten, kann man nicht anders erwarten bei einem Gemisch von Abenteurern aller Nationen: Briten, Iren, Franzosen, Deutschen — und die schlimmsten aller Schlimmen, von Californiern. Dennoch sind die Zustände Australiens im Vergleich zu den californischen ziemlich ehrbar gewesen, woran wohl der Colonialpolizei das meiste Verdienst gebührt. Das nützlichste und friedlichste Element der Einwanderung waren jedenfalls die Chinesen, deren Zahl sich nach der letzten Ermittlung auf 50,000 Köpfe belief. Gegen diesen Zudrang aus dem himmlischen Reich machten aber aus Brodneid die andern Einwanderer Front, obgleich die Chinesen nicht daran denken zu bleiben, da sie bekanntlich ihre Frauen in der Heimath lassen müssen. Doch soll es ihnen gelingen bei irischen Weibern ihr Glück zu machen. Offenbar sind die Australier ungerecht gegen die Chinesen, da sie ihnen den größten Goldfund der neuesten Zeit verdanken. Chinesen nämlich waren es, die, um der Einwanderungstaxe zu entgehen, in der Gurchen-Bay (Südaustralien) landeten, dann über die Grampian-Gebirge giengen und dort erst die Gränze von Victoria betraten. Auf diesem Weg nun beim Berg Ararat stießen sie auf wunderbare Reichthümer in dem berühmt gewordenen „Chinesenloch,“ wo die erste Arbeit in wenigen Stunden 3000 Unzen lieferte. Dieß bewirkte den größten „Rutsch“ in der Geschichte Victoria's. Nachrichten von ungewöhnlichen Entdeckungen verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und dann konnte es geschehen daß 20 und 30,000 Goldgräber wie auf ein Signal aufbrachen, neue bisher öde Räume bevölkerten und eben erst bevölkerte veröden ließen. In wenig Wochen lagerten beim Ararat 60,000 Personen. Eine ungeheure Stadt wurde systematisch abgesteckt. Magazine, Gasthäuser und Schenken wuchsen wie auf magisches Geheiß aus dem Boden, es gab Billardzimmer, eine tägliche Postverbindung und eine täglich erscheinende Zeitung.

Merkwürdig ist es daß Victoria auch als kornerzeugendes Land nicht bloß Südaustralien und Neu-Süd-Wales, sondern selbst Californien übertrifft, wie uns folgende Tabelle zeigt. Es wurden nämlich geerntet:

	Bushels per Acre.		
	Weizen.	Gerste.	Hafer.
Victoria 1855—1857	23.1	20.3	29,3
Tasmania 1850	16.5	24.2	23.7
Süd-Australien 1857	12.0	22.0	25.0
Neu-Süd-Wales, Durchschnitt von drei Jahren	15.4	16.7	16.7
New-York	14.0	16.0	26.0
Californien	20.0	31.5	20.2

Nicht wenig überraschend ist es daß Neu-Süd-Wales bereits 1128 Acres Land mit Weincultur besitzt und etwa 110 bis 130,000 Gallonen Wein im Jahre erzeugt. Proben dieses Gewächses, welche zur Pariser Ausstellung gesendet wurden, sollen von den Preisrichtern für vorzüglicher als irgend ein Muster von Rheinwein erklärt worden seyn. Die australischen Reben jedoch, auf welche man die größten Hoffnungen setzt, liefern einen Wein, der weit mehr dem spanischen als dem deutschen gleicht. Die anfänglich unsäglich hohen Preise für Nahrungsmittel haben den Ackerbau so rasch auf seine jetzige Höhe gebracht. Es wurde aber auch in der schlimmsten Zeit die Tonne Heu mit 50 Pf. St., der Centner also mit 30 Gulden bezahlt, so daß damals die jährlichen Unterhaltungskosten eines Pferdes auf 415 Pf. St. (5000 fl.) sich beliefen, wovon die Hälfte auf Heu, Hafer und Stroh traf! Daß sich der Viehbestand der Colonie so rasch heben konnte, darf uns nicht wundern. Man rechnet daß sich eine Heerde in zwei Jahren verdoppelt, in vier Jahren vervierfacht, in sechs Jahren verachtfacht, in acht Jahren versechzehnfacht u. s. f. Das Hirtengeschäft war und ist wohl noch ein Gegenstand vielseitiger Bewerbung. Oftmals aber drängen sich Leute herbei, die keine Ahnung von ihrer Aufgabe haben. Ein Unternehmer, der geschwind reich werden wollte, kaufte 10,000 Schafe, vergaß aber zugleich einen Hund sich

zu verschaffen, und mußte seine Heerde sogleich mit ungeheurem Verlust wieder loschlagen. Besser gieng es einem Baccalaureus, der, durch Familienmißgeschick genöthigt, nach Australien wanderte, nach und nach aber eine Heerde von 3000 Schafen um sich sammelte. Er schlachtet und kocht sich sein Hammelfleisch selbst, und liest bei einer Unschlittkerze die alten Classiker, oder Briefe und Zeitungen, welche ihm dann und wann die Post bringt. Das sogenannte „Ueberländergeschäft," welches darin bestand von den Weideplätzen im Innern die Heerden nach der Küste zu treiben, überhaupt neue bequeme Wege für den Viehtransport auszufinden, hat gar manches Kind aus guter Familie und manchen jungen Gelehrten gefesselt. Dieses Leben soll für abenteuersüchtige Gemüther die höchsten Reize haben, wozu sich noch der Umstand gesellt daß dabei alles gewonnen oder alles verloren werden kann, denn oft wandern Heerden von Schafen, Hornvieh und Pferden im Werth von 20,000 Pfd. monatelang in pfadlosen Einöden umher, unsicher von Tag zu Tag Nahrung und Wasser zu finden. Wurde aber das Reiseziel einmal erreicht, so ist der Gewinn enorm, und der kühne „Ueberländer" mit seiner Heerde wird von der Bevölkerung empfangen wie ein Messias an Palmarum.

Süd-Australien ist zwar vorzugsweise ein ackerbautreibendes Land, hat aber von der Natur als Mitgift in Metall reiche Kupfererze empfangen. Die Burraburragruben sind wegen ihrer Ergiebigkeit soviel werth wie der Goldquarz Victoria's, und alle nördlichsten Districte der Colonie strotzen auf Hunderte englischer Meilen von Kupfer in höchster Reinheit, so daß es nur an Händen und Capital fehlt um ein halbes Dutzend neuer Burra-Burras zu öffnen. Würde sich die Bevölkerung auch verzehnfachen, es gäbe noch für alle Hände zu thun um diese Schätze zu heben. Bereits sind in Australien die bewohnten Gebiete zu einem Flächenraum aufgeschwollen wie Großbritannien, Irland und Frankreich zusammen genommen. Im Süden, also im volkreichsten Theil, herrscht ein ebenmäßiges Klima wie in Südeuropa, und seit in den Umgebungen der Städte die Einöden und Sandflächen cultivirt werden, haben auch die heißen Winde und Sandwirbel von Jahr zu Jahr abgenommen. Auch die landschaftliche Natur bekommt seit der Besiedelung einen freundlicheren, man möchte sagen einen menschlicheren Anblick. Die meisten australischen Bäume sind häßlich an Gestalt, eintönig und zottig was Form und Farbe des Laubwerkes betrifft, während alle die herrlichen Gewächse der alten Welt lustig gedeihen.

Zu dem colonialen Sittengemälde gehört auch die große Anzahl der Bankerotte. In Victoria zählte man von 1854 bis 1857 durchschnittlich 200 solcher Fälle, und in den drei ersten Quartalen von 1858 sogar 434. Die Gesammtsumme der Schuldmassen betrug durchschnittlich im Jahr ⅔ Mill. Pf. St. wovon nur etwa ⅓ gedeckt werden konnten. Schon im Jahre 1816 gab es in Sydney eine Bank mit einem Vermögen von 20,000 Pf. St., jetzt aber zählt man in Australien nicht weniger als neun Banken mit einem Actiencapital von 5,898,835 Pf. St. In der Provinz Victoria sind die Depositeneinlagen so gewaltig daß sich durchschnittlich auf den Kopf 12¾ Pf. St. (147 fl.) berechnen, so daß in gleichem Verhältnisse das Königreich Bayern z. B. 600 Mill. Gulden baar hinterlegte Depositengelder besitzen müßte. Verschiedene dieser Banken zahlen 20 Proc. Dividende, manche brachten es bis auf 40 Proc. Es geschah dieß zur Zeit wo man den Goldgräbern für die Unze Goldstaub nur 2 Pf. St. bezahlte, obgleich diese Unze ein paar Monat später bei der englischen Bank um 3 Pf. St. 17 Sh. 6 P. verkauft wurde. Jetzt aber bezahlt man die Unze Goldstaub nicht bloß mit 3 Pf. St. 17 Sh. 6 P., sondern man gibt auch noch 2 Sh. Agio. Wie die Banken ein solches Geschenk machen können, ist noch ein Räthsel, man vermuthet indessen daß die Banken alles Gold deßwegen so hoch auftaufen, damit die Importeure genöthigt sind Rimessen zu kaufen, deren Preis dann in Folge gegenseitigen Uebereinkommens um so höher gestellt wird. Was die Australier sonst nicht vortheilhaft auszeichnet, ist ihr Brodneid und ihre Monopolssucht. Am liebsten sperrten sie die Thüre ganz zu und ließen keine Einwanderer mehr ins Land. Die Arbeiter haben durch Strikes ihre Arbeitszeit auf acht Stunden herabgesetzt, unter dem Vorwande daß längere Anstrengungen mit dem Klima sich nicht vertrügen. Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf und acht Stunden Erholung ist ein beliebtes Demagogenschlagwort. Gleichzeitig haben die Arbeiter eine Petition abgefaßt, daß alle für Einwanderungszwecke bewilligten Gelder eine andere Bestimmung erhalten sollten, weil sonst aus England alles Proletariat und alle arbeitslosen Handwerker wie Heuschrecken in das gelobte Land fallen möchten.

Im Jahr 1850 wurde bekanntlich Victoria als selbständige Colonie von Neu-Süd-Wales abgetrennt, mit einer Verfassung beschenkt, und 1857 sogar das allgemeine Stimmrecht (manhood suffrage) eingeführt, mit einzigem Ausschluß der analphabeten Personen, solcher die nicht lesen und schreiben können, so daß von 512,000 Bewohnern nicht weniger als 160,000 auf die Stimmlisten eingetragen wurden. Die Abstimmung ist geheim, so daß Victoria also die am meisten demokratische Verfassung hier unter den wechselnden Monde besitzt. Sehr ermunternd sind vorläufig die constitutionellen Experimente Victoria's noch nicht. In Zeit von drei Monaten folgten sich vier Cabinette auf einander, und das einzige was sich zu Gunsten der Colonie sagen läßt, besteht darin daß in Südaustralien die Dinge noch schlimmer gehen. Als dort die neue Verfassung ertheilt wurde, blieb die alte Verwaltung am Platz. Nach Eröffnung der ersten Versammlung stürzte aber die Opposition das Cabinet, und am 21 Aug. wurde den Siegern die Bildung einer neuen Regierung übertragen. Am 25 Aug. nahmen die neuen Minister ihre Plätze ein, erhielten aber schon in den ersten Stunden ein Mißtrauensvotum, und im Lauf von 24 Stunden waren sie genöthigt abzutreten. Jetzt wurde die alte Verwaltung wieder berufen und am 1 Sept. beeidigt. Aber auch dieser Versuch hatte keine Dauer und eine neue Opposition stürzte diese Verwaltung. Das nachfolgende Ministerium versprach eine längere Lebensfrist, doch sind wir über seine Schicksale nicht unterrichtet. Es ist

zu hoffen daß die Bevölkerung an diesen constitutionellen Possen keinen Geschmack findet, und der Ekel zuletzt eine Reaction herbeiführt. Die Briten preisen es als Zeichen der loyalen Gesinnung ihrer Colonien, daß die Sammlungen für Stiftungen zu Gunsten der Invaliden des Krimfeldzuges so glänzend ausfielen, allein ähnliche Zeichen von Anhänglichkeit gaben auch die Vereinigten Staaten noch kurz vor der Unabhängigkeitserklärung. Auffallend ist uns gewesen schon hie und da auf laute Regungen australischen Heimathsgefühles zu stoßen, so daß früher oder später auch bei den Antipoden der Gedanke völliger Selbständigkeit zur Reife kommen wird.

Die Resultate des Wallfischfanges in der Spätjahr-Saison 1859.

Der bekanntlich jetzt vorzugsweise im Pacific oder stillen Ocean betriebene Wallfischfang hat nach übereinstimmenden Nachrichten aus den verschiedenen Häfen Ihrer Hawaiianischen Majestät, wie die Amerikaner gewöhnlich die Häfen auf den Sandwichsinseln zu bezeichnen pflegen, in welchen die im nördlichen Pacific jagenden Wallfischfänger anlegen, im Spätjahr 1859 ein nichts weniger als günstiges Resultat geliefert. Es waren in diesen verschiedenen Häfen während des letzten Spätjahres nicht weniger als 197 Wallfischfänger angelaufen, worunter 176 unter amerikanischer Flagge und diese fast alle aus dem Staate Massachusetts, 8 unter hawaiianischer Flagge, 7 unter französischer, 4 unter russischer und 2 unter Bremer und Oldenburger Flagge. Unter diesen waren fünf Spermacetifänger, d. h. solche welche ausschließlich den schwarzköpfigen Wallfisch (Physeter macrocephalus) oder Pottfisch jagen, der den vorzüglichsten Wallrath liefert. Diese Pottfischjäger brachten als Jagdresultat vom Herbst 1859 auf 1500 Tonnen Wallrath. Die andern 192 Schiffe waren gewöhnliche Wallfischfänger, ihr Jagdgewinn war 1450 Tonnen Wallrath, 102,980 Tonnen gewöhnlicher Wallfischthran und 1,312,700 Pfund Fischbein. Der Durchschnittsertrag auf ein Schiff in dieser Herbstjagd war also 535 Tonnen Thran und 6802 Pfund Fischbein. Ein viel geringerer Ertrag als der in den letzten sechs Jahren, während welcher ohnedieß eine bedeutende und von Jahr zu Jahr immer stärker werdende Abnahme des Ertrages sowohl beim Thran als beim Fischbein beobachtet wurde. Es fragt sich nun, ist diese seit sechs Jahren dauernde Ertragsabnahme nur eine vorübergehende oder nachhaltige; ist Hoffnung vorhanden daß man wieder zu den Erträgen von 1851, 52 und 53 komme? In den Häfen des stillen Oceans sind die Geschäftsleute und Seefahrer welche dafür gelten daß sie etwas von der Sache verstehen, der Ansicht, die Abnahme sey eine nachhaltige, und die Thiere welche gefangen werden, werden wie an Zahl so auch an Größe sich immer mehr verringern; dieß gelte insbesondere auch von den berühmtesten Jagdgründen, den sogenannten Kodiak- und Ochotsk-Gründen, wo insbesondere im Herbst 1859 im ersteren die Fische sehr selten, im letzteren sehr kleine waren. Uebrigens beschränkt sich diese Abnahme nicht allein auf die im Norden des stillen Oceans gelegenen ebengenannten Jagdgründe; auch die älteren Plätze der Wallfischfänger im südlichen Theil des Pacific um Neu-Seeland u. s. w. ergeben eine immer geringere Jagd. Es kommt jetzt überhaupt nicht mehr die Hälfte Thranes im Durchschnitt auf ein Schiff, wie vor 20 Jahren. Dieses Spätjahr war auch noch der Umstand dazu gekommen, daß im Norden des stillen Oceans die Eisregion ziemlich weiter gegen Süden vorgerückt war als in früheren Jahren. Einige der Schiffer behaupten sie hätten inmitten der eigentlichen Eisgründe, welche aber die schlechtesten Punkte zum Ausüben der Jagd sind, eine große Anzahl Thiere beobachtet, denen aber sowohl wegen des Eises als wegen des dortigen sonstigen schlechten Wetters nicht beizukommen gewesen sey. Diese Thiere scheinen also wirklich, was schon zur Zeit als noch im Biscayischen Meerbusen Wallfische gejagt wurden, beobachtet werden wollte, die sicheren und die für sie gefährlichen Gewässer immer mehr zu unterscheiden, und sich nach ersteren zurückzuziehen, weßhalb immer mehr nur kleinere weniger vorsichtige Thiere gefangen werden. Es wird allgemein behauptet die Wallfischflotte von 1860 werde viel weniger Segel zählen als die von 1859 und früher.

Ueber europäische Colonisation im indischen Archipel.

Die Frage der Colonisation von Europäern im indischen Archipel ist selbst in den holländischen General-Staaten erörtert worden, obgleich Niederland eine europäische Colonisation dort nicht begünstigt und die liberal klingenden Aeußerungen in den holländischen Kammern von dem Landverkauf an Privatlente nur Spiegelfechtereien sind, wodurch die Antragsteller oder deren Auftraggeber ihre Privatzwecke durchzusetzen und vortheilhafte Contracte zu erhalten suchen.

Eine Colonisation bei welcher der Einwanderer als Herr, der Einheimische als Knecht gelten soll, muß zur Gewaltherrschaft führen, und wäre weder natur- noch zeitgemäß. Die Schwierigkeiten welche der Ansiedlung von Europäern in Indien in den Weg gelegt werden, sind bekannt und in dem Monopol- und Prohibitivsystem begründet. Solang die Colonie zu dem unsittlichen Zweck der Ausbeutung mißbraucht wird, ist die europäische Colonisation unmöglich, wenn aber die Schranken fallen die das Absperrungssystem bis heute noch aufrecht zu erhalten sucht, werden die Länder des indischen Archipels zu niegesehenem Flor sich erheben, und gerade durch die europäische Einwanderung für den allgemeinen Weltverkehr von einer unermeßlichen Bedeutung werden.

Bei der drohenden Lage der Gegenwart, bei dem Ausbruch eines allgemeinen Krieges kann Niederland seine Colonien durch eigene Kräfte nicht behaupten, die Anwerbung von Negern ist ihm erschwert, geborne Holländer lassen sich nicht

in hinreichender Anzahl finden, und selbst Deutsche werden zu solcher Zeit schwerlich zu dem Zwecke vorhanden seyn.

Zwar hat man neuerdings zur auswärtigen Werbung seine Zuflucht genommen und auch Mannschaften deutscher Zunge unter dem Namen Schweizer dorthin geschickt, aber die Berichte von ihnen lauten nicht sehr tröstlich. Niederland muß daher bei einem ausbrechenden Continentalkrieg nach einem zuverlässigen Bundesgenossen sich umsehen, an den es sich anlehnen und der es schützen kann: und ein solcher kann nur der stammverwandte Deutsche seyn. Jeder Deutsche hat das Vorgefühl daß der nächste Krieg ihm die Einheit bringen wird welche er so lange ersehnt und erstrebt hat — und Einheit macht Macht. Nur in dem Anschluß von Niederland an Deutschland liegt die einzige Möglichkeit einer deutschen Marine — und eine deutsche Flotte, welche die holländische in sich aufgenommen, welche die Häfen Niederlands zu ihrer Disposition hat, kann die überseeischen Besitzungen schützen, und wird es kühn mit jeder fremden Seemacht aufnehmen können. Der Anschluß Niederlands an Deutschland ist durch die Nothwendigkeit geboten und wird für beide Länder gleich vortheilhaft seyn. Dann wird der Zeitpunkt für die Colonisation der Länder des indischen Archipels gekommen seyn: und daß diese möglich ist, wollen wir hier zu schildern suchen.

Als Colonist kann der Europäer in einem Tropenlande, das sich nur wenig über die Meeresfläche erhebt, nicht auftreten. Zahlreiche mißlungene Colonisationsversuche beweisen dieses. An der Küste von Guinea bleibt nicht eine europäische Frau am Leben; in Bengalen sterben fast alle europäischen Neugebornen. Europäische Kinder gehen in dem tropischen Flachlande meistens an Encephalitis zu Grunde, und der weibliche Organismus widersteht den klimatischen Einflüssen weniger energisch als der männliche, weßhalb weibliche Schönheit rasch verschwindet, bleiche Hautfarbe, Schleimflüsse, Ausfallen der Haare und Zähne bald erfolgen.

Wenn daher das tropische Klima die europäischen Colonisten in dem Flachland aufreibt, so muß der Europäer darauf bedacht seyn durch Erhebung über die Meeresfläche einen Aufenthaltsort zu suchen, der ein seiner Constitution mehr zusagendes Klima besitzt. Die Länder des indischen Archipels werden nicht so gewaltig erhitzt, wie das Festland Asiens und Afrika's. Selten steigt die Temperatur über 90° F. (26° R.) im Schatten des Tieflandes, und im Gebirge nimmt die Temperatur bei der Erhebung von einigen Tausend Fuß über die Meeresfläche rasch ab, so daß bei einer Höhe von 3000 Fuß schon ein gemäßigtes Klima herrscht, in welchem der Bewohner eines solchen Hochlandes gleichsam einen beständigen Frühling genießt.

Die Colonisation von Europäern in überseeischen Ländern ist immer eine schwierige und kostspielige Sache. Sie kann anfangs nur im Kleinen und versuchsweise gelingen. Obgleich die Binnenländer aller größern Inseln dieses Archipels fast allenthalben Hochplateaux bilden, welche ein für europäische Colonisation günstiges Verhältniß darbieten, so habe ich doch bereits zu Anfang der vierziger Jahre den Vorschlag gemacht, die Ansiedlung von Europäern zuerst auf Java und zwar an drei Punkten zu versuchen, weil dort die einheimische Bevölkerung für die erste Festigung alle Hülfe und Beistand leisten könnte welche das Gelingen der Colonisation gewährleisten würde, nämlich auf dem Djeng, Tenger und Ibdieng.

Auf dem Djeng hat schon in grauer Vorzeit eine Hindu-Colonie bestanden, und die kunstreichen Alterthümer, welche dort in prachtvollen Tempelruinen heute noch vorhanden sind, beweisen daß diese Colonie sehr blühend war. Erst seit einem Menschenalter hat man dieses zur Wildniß gewordene Land wieder aufgeräumt; vor dem Beil des eindringenden Javanen sind die Urwälder gefallen, und ist der Boden wieder der Cultur zugänglich geworden, der heute zwar nur europäische Gemüse und vortreffliche Kartoffeln liefert, der aber bei weiterem Anbau in seiner ausgezeichneten Fruchtbarkeit Tausende fleißiger Colonisten nähren könnte, wo heute nur wenige armselige Javanen hausen. Ich habe schon damals diesen Punkt zur Anlage von Chinawäldern vorgeschlagen, und vernehme mit Vergnügen daß die Anlage von Chinabäumen unter der Aufsicht meines wackern Freundes und Collegen, Dr. Junghuhn, auf Java sich ausbreitet. Aber auch zur Viehzucht eignen diese Hochflächen sich trefflich, das Rindvieh ist hier gut genährt, gibt gute Milch und besseres Fleisch als das in dem platten Lande Java's. Selbst die räudigen Hunde der indischen sogenannten Schakalrace erhalten hier ein besseres Ansehen und ein langes seidenweiches Haar. Wegen dieses Umstands sollte man die Zucht jener Thiere hier einführen, welche durch seine Wolle und seidenartiges Haar sich auszeichnen, wie den Yack oder das tibetanische Rind, die Angoraziege, das Lama, Vicuña, Guanaco und Alpaka. Die warmen Heilquellen auf diesen Höhen empfehlen sich auch zur Anlage von Curorten, und die reine Bergluft ist das beste Heilmittel für die im heißen Tiesland erkrankten, ausgemergelten Europäer.

Der Ibdieng ist das in Europa unter dem von Leschenault verhunzten falschen Namen Taschem bekannte Vulcansystem des Rahwidjeng in der Landschaft Banjuwangi, welches ich in den Schilderungen aus Ostindiens Archipel beschrieben und mit einer natürlichen Festung verglichen habe, das um seiner Lage und Bodenbeschaffenheit willen ganz besonders zu einer Militärcolonie sich eignete, wo Holland seine Sträflinge unterbringen könnte, die hier in dem Anbau des fruchtbaren Bodens die ihren Vergehen entsprechende Strafe finden, und einer glücklichern Generation das Daseyn geben könnten. Dieses Vulcansystem ist nämlich durch aufeinanderfolgende Bergkegel und durch den halbkreisförmigen Verbindungsrücken G. Keutang wie mit Wall und Graben umschlossen, und das von diesen Höhen umringte Plateau hat nur den einen Zugang bei Ungop-Ungop und den schmalen Ausgang des Kalipahit oder Puti, des berühmten schwefelsauren Baches. Eben wie der Djeng liegt dieses Hochland fast 6000 Fuß über den Meer. Seine Fruchtbarkeit hat die heidnische Bevölkerung des frühern Reiches von Blambangan angelockt sich hier zu festigen und zu Gentingwalu einen Wohnsitz zu gründen. Aber heute rauscht dort nur der Wind durch die Tjamaranabeln der Casuarienwälder, und jagt der

Tiger oder ein einsamer Jäger den Hirsch, der hier in Rudeln auf den Alangalangflächen lebt. Eine geringe militärische Wache an den Päſſen würde hinreichen das Entlaufen der Sträflinge aus dieſem hohen Bivouarin zu verbüten, und die ſpätern Coloniſten würden dieſes ihr Heimathland ohnedieß nicht gern verlaſſen.

Einige Aſſiſtentreſidenten von Banjuwangi hatten hier mit gutem Erfolg Gemüſegärten angelegt und den Zugang von der Reſidenz bis nach Ungop-ungop durch einen guten Weg erleichtert.

Der Tenger iſt bekannt durch den Vulcan Bromo und durch den Ueberreſt heidniſcher Javanen, welche eine verſprengte Colonie von Madjapahit ſeyn ſollen. Surabaja erhält von dort her ſeine Kartoffeln und europäiſchen Gemüſe.

Wie dieſe drei Punkte, befinden ſich noch mehrere andere Stellen auf Java welche zu europäiſcher Coloniſation geeignet ſind, wie in dem Hochland der Preanger-Regentſchaften, im Tagalbjeng (Karang Kobar), auf dem Merapi zu Selo, dem Yang im Oſten von Java. Dieſe alle ſind aber unbedeutend im Vergleich zu den Hochländern von Sumatra, Borneo und Neu-Guinea, von Celebes und Ceram, denn dort könnten nicht einige Tauſende, ſondern mehrere Millionen fleißiger Coloniſten ein Unterkommen und Beſtehen finden. Sie würden ſich nicht den Vorwurf zuziehen daß durch ihr Erſcheinen die Eingebornen verdrängt und vernichtet würden; im Gegentheil würde durch Kreuzung und Vermiſchung mit jenen Eingebornen der ſchönſte, bildungsfähigſte (!) Menſchenſchlag hervorgebracht werden, welcher Cultur und Civiliſation in dieſe ſo ſehr vernachläſſigten Länder bringen würde.

Die weiten entwölkerten Hochländer von Nordſumatra, wo heute die rohen, menſchenfreſſeriſchen, aber gutmüthigen und bildungsfähigen Batta hauſen, könnten ſtatt einhundertauſend Seelen auf einigen tauſend Quadratmeilen mehrere Millionen Einwohner ernähren. Dieſe Batta gehören, wie die Dajak von Borneo und die Alfuren von Celebes und Ceram, zu den ſchönſten Menſchen des Archipels. Die Frauen ihrer verſprengten Emigrantencolonien auf Pulo Nias, Pulo Batu und Engano ſind wegen ihrer Schönheit berühmt, und geben als Mütter einer ganz andern Generation das Daſeyn, als die verdorbenen Blendlinge von Malayen, Javanen und Chineſen, oder gar von Negriten. Wie aus Böhmen die Elbe, ſo entſpringt aus Ober-Biela ein herrlicher Strom, der in langem Laufe nach der Oſtküſte von Sumatra ſich ergießt. Hier 3000 bis 4000 Fuß über dem Meer herrſcht ein herrliches Klima. Die edelſten Erzeugniſſe, der Kampfer, das Benzoe, Gold, Diamanten, Elfenbein, Zibeth und Moſchus könnten ausgeführt werden. Alle Erzeugniſſe unſerer Zone würden dort gedeihen. Keine corrumpirte Religion hat noch das Herz vergiftet; die Einwohner würden für die Segnungen eines erleuchteten Chriſtenthums empfänglich ſeyn, die Europäer könnten dort als Wohlthäter der Menſchheit auftreten.

Dr. Epp.

Probefahrt in einer Taucherglocke bei Dover.

(Aus Charles Dickens' All The Year Round.)

Ich legte ein blaues Jerſey-Fiſcherhemd an, ein Paar lange, dunkle, rauhe, graue Bein-Säcke — ich kann ſie nicht Strümpfe nennen — die mir ein Ausſehen gaben als ob ich mehr Affe als Menſch ſey, und darüber zog ich ein Paar loſe braune Fries-Hoſen. Es wurde mir dabei ganz unbehaglich, das Blut drang mir zum Kopf, das Geſicht ward aufgedunſen, ich konnte mich nur mit Mühe bücken, und mußte Hülfe herbeirufen um in meine waſſerdichten Siebenmeilenſtiefel hineinzukommen. Als dieſe Schutztoilette, dieſe menſchliche Fortification, mit einer waſſerdichten Südweſter-Mütze vollendet war, ſtand ich als vollkommener Meermann auf. Meine Verſuche zu gehen waren ſchwerfällig, voll Würde und langſam. Es war keine Federkraft, keine Tanzmeiſter-Elaſticität in mir. Mein gebrechlicher, aber einſt thätiger Leib glich einer in viele feſte Falten eingeſchachtelten Mumie, und bei jedem Schritt den ich that, fühlte ich eine Widerſtandskraft als ob ich durch einen dicken Sumpf watete. Nach einigen Schritten außer der Hütte und die Gaſſe nach dem Meer hinauf befand ich mich unter meinen Meermannsgenoſſen. Einige wanderten der Küſte zu, da ſie ihr Tagwerk vollendet hatten, während andere auf den von der See beſpülten Steintreppen ſaßen welche das Ende des Dammes bildeten, und auf die Glocke warteten die ſie hinunter nehmen ſollte. Sie waren faſt ebenſo gekleidet wie ich, ausgenommen daß meine Kleider die eigenthümliche Dilettanten-Eigenſchaft beſaßen vollkommen neu zu ſeyn.

Jenſeits dieſer erſten, ſchlammigen, eiſengebundenen Treppen-Pyramide, die ſich in geringe Entfernung in das Meer hinaus erſtreckte, war ein ſchwerfälliges feſtes Gerüſte, das ſehr weit über unſere Köpfe hinauf reichte, und das auf ſtarken mehr als zur Hälfte im Waſſer ſtehenden Pfählen ruhte. Dieſe Pfähle, deren jeder ungefähr fünfzig Pfd. St. koſtet, und die im Sturm oft wie Stroh hinweggeſchwemmt werden, ſind fait mit Eiſen beſchlagen. Der Theil derſelben welcher unmittelbar über dem Waſſer erſcheint, iſt mit reichem braunem Seegras bekängt, über dem ein ziemlich tiefer Rand grünen Mooſes angewachſen iſt. Auf einigen der Steinblöcke, welche bereits über der Oberfläche des Waſſers innerhalb dieſes Gerüſtes zum Vorſchein zu kommen begannen, ſtanden mehrere meiner Meermannsgenoſſen die wie artiſche Reiſende inmitten von Eismaſſen ausſahen.

Endlich erhob meine Taucherglocke (eine der ſechs bei dieſen Werken, vier beſchäftigt und zwei unbeſchäftigt) ihr leicht gewölbtes Eiſenhaupt über die Wogen, da ſie durch mehrere mittelſt Windmaſchinen am Gerüſte in Bewegung geſetzte feſte Ketten herausgezogen wurde. Langſam ſtieg ſie empor wie eine viereckige roſtige Eiſenſäule, wie ein dem Meere ausgeriſſener Zahn, bis ihr unterer Rand ganz über das Waſſer hervortrat, und ſie nun ausſah wie ein ungeheures träufelndes Gewicht. Als ſie ſich ungefähr drei Fuß über dem Waſſerſpiegel befand, ruderte ein Boot unter dieſelbe,

und dann ließ sich ein Siebenmeilenstiefel, dem ein zweiter Siebenmeilenstiefel und noch zwei weitere Siebenmeilenstiefel folgten, langsam ins Boot hinab: sie sahen, in Verbindung mit der Taucherglocke aus der sie kamen, wie die Beine einer Schildkröte aus, wenn dieses Thier einmal sich herbeiläßt sie herauszustrecken. Die Täuschung wurde augenblicklich dadurch zerstört daß man die beiden Meermänner welche in der Glocke an der Arbeit gewesen, ihren Beinen folgen und sich in das Boot herablassen sah, um nach der nassen und schlammigen Treppen-Pyramide gerudert zu werden. Sie waren für die zweite fünfstündige Periode ihrer beiden täglichen Tauchungen (ihre Tagesarbeit unter Wasser betrug ungefähr zehn Stunden) unten gewesen, sahen schlammig, naß, schwerfällig und ermüdet aus, und ihr Gesicht war röthlich olivenbraun gefärbt. Sie gehen paarweise an ihre Tagesarbeit, und ihre Löhne sind ein wenig höher als diejenigen welche sie bekommen würden wenn sie am Land arbeiteten — sie belaufen sich auf ungefähr 100 Pfd. St. jährlich.

Die Taucherglocken die man bei diesen Werken gebraucht, scheinen die gewöhnlichen Maschinen-Glocken, oder Kisten, zu seyn, welche Hr. Smeaton bei Ausbesserung der Fundamente der Horham-Brücke im Jahr 1779 und später im Jahr 1788 anwendete, als er mit der Herstellung des Ramsgater Hafens beschäftigt war. Bei diesen Taucherglocken wird die Luft durch eine meerealähnliche Röhre aus dem oberhalb befindlichen Gerüst hinabgepumpt; eine zweite Röhre läuft nach derselben Maschine herauf, eine endlose Kette enthaltend, mittelst welcher irgendetwas in die Glocke, während sie unter dem Wasser ist, gezogen werden kann; eine dritte Röhre ist in der gleichen Stellung angebracht, durch die der unten befindliche Taucher den Leuten oberhalb das Zeichen geben kann die Glocke von Platz zu Platz zu rücken; endlich hängt der ganze Bau an starken Ketten, welche im Gipfel der Glocke an genuteten Ringen befestigt sind. Die Röhren sind elastisch, und dem Schließen derselben ist durch ein Metallrahmwerk, das inwendig hinausläuft, vorgebeugt.

Ich gieng unbehülflich die Treppen-Pyramide nach meinem Boot hinab, trat mit meinen schweren Stiefeln in das Wasser das über das Gestein herüberschlug, und stützte meine Hände auf das schlammige gebleichte Seegras, das am Mauerwerk hieng und wie Maccaroni aussah. Bei stürmischem Wetter werden die Meermänner, wie sie mir sagten, zuweilen von den Treppen hinweggespült; allein da ich an einem für schön geltenden Tag hinabstieg, so wurde ich auf denselben bloß benetzt.

Mit Hülfe des Fährmanns der Taucher befand ich mich nach wenigen Minuten unter dem träufelnden Dom der mir zugewiesenen Taucherglocke. Ich ergriff einen am Dache der Glocke hängenden großen eisernen Ring, zog mich selbst in die Kammer hinauf, stellte meinen Fuß auf ein schmutziges schmales Brett, das quer von der einen nach der andern Seite übergelegt war und auf zwei schmalen Leisten ruhte, und setzte mich auf ein anderes, in ähnlicher Weise gestütztes Brett das über ein Ende der Glocke gieng wie ein Sitz in einem vierrädrigen Cab. Mein Gefährte — ein regelmäßiger Taucher, welcher meine Bewegungen geleitet hatte — folgte mir, und nahm auf der entgegenstehenden Seite Platz. Das Boot gleitete hinweg, und wir schwebten frei über dem Wasser.

Unser Gemach glich in gewisser Beziehung einer Babemaschine, in anderer einer Gefängniß-Zelle in Newgate, in wieder anderer einer Kohlengrube, und sogar auch der Hütte Robinson Crusoe's. Es war etwa vier und einen halben Fuß hoch, vier Fuß breit, und sechs Fuß lang. Seine Wände bestanden aus ungefähr sechs Zoll dickem Gußeisen, und sein Dach war im Innern leicht concav, enthielt sechs dicke kreisförmige „Ochsenaugen"-Fenster, etwa in der Größe einer Theetasse, welche, da sie außerhalb mit vier gekreuzten und wieder gekreuzten dünnen Eisenstangen zum Schutz gegen herabfallende Steine bedeckt waren, das Ansehen von durchbrochenen Törtchen hatten. Auf der einen Seite der Glocke hieng eine schwere Spitzhaue, eine dicke Schaufel und andere Werkzeuge, alle gut gearbeitet, sowie ein Bündel schmutzigen Tauwerks, das wie eine Puppe aussah. Auf der andern Seite der Glocke war ein kurzes Stück Eisenwurfwerk, das mich sehr lebhaft an Jack Shepherd in der stärksten Celle von Newgate, an Frhrn. v. Trenck im Gefängniß, oder an die niedrigste Keuche eines Burgverließes erinnerte. Diese Kette, denn eine Kette war's, wurde herbeigebracht um an einen starken genuteten Ring im Dach der Glocke gebunden zu werden, und fiel mit einem Haken an ihrem andern Ende ins Wasser: dieser Haken hob oder bewegte, wenn befestigt an den Ring oberhalb eines jeden durch Maschinerie auf den Grund des Meeres herabgelassenen Steinblocks, den Stein durch die einfache Hebung und Bewegung der Glocke. Dieß war im wesentlichen die ganze schwere Arbeit die mit der Taucherglocke-Maschinerie verrichtet wurde; die Taucher giengen hinab um die Ketten zu befestigen und loszumachen, — die Blöcke zu placiren dadurch daß sie die Bewegungen der Glocke durch Signale leiteten die sie den Männern oberhalb gaben, — und die Fundamente unter den See-Auenuonen an der Basis auszugraben.

Wir wurden, beinahe unmerklich, durch zwei Männer an der Winden-Maschinerie hinabgelassen. Zwei Grundprincipien in der Handhabung der Taucherglocken sind: daß sie dergestalt hinabsinken daß die vier Seiten ihres untern Randes das Wasser flach und gleichzeitig berühren, und daß die Hinabfahrt durch das Wasser allmählich und langsam vor sich gehe, denn ein gegentheiliges Verfahren würde den in der Glocke Befindlichen, die sich dann mit Wasser füllte, augenblicklichen Tod bringen. Gegen diesen Unfall ist durch eine Hemm-Maschine (Crab, d. h. Krebs, genannt) von sehr verwickelter Structur, die aber auf einfache Weise selbst operirt und erforderlichen Falls augenblicklich in Gebrauch kommt, Vorsorge getroffen.

Allgemach scheint sich der viereckige Fleck dicken milchigen Fluidums unterhalb unserer Füße gegen uns zu erheben, und wir erfahren durch ein flügelschlagähnliches, saugendes Getöse und das Anschwellen des Wassers an die schmale Planke über dem Centrum, nahe dem Boden auf welchem unsere Siebenmeilenstiefel ruhen, daß die Glocke das Meer angefaßt hat. Jetzt vernehme ich das abgemessene Schlagen

der Lufteintreibungspumpe, welche einen Schall erregt gleich dem dumpfen Ton eines schweren Fußtritts im obern Stockwerk eines mäßig großen Hauses; ihm folgt ein leichtes Schnauben, gleich dem Athemholen eines Pferdes, das von dem gewaltsamen Eindringen der Luft durch die Klappe am Fuße der meeraalähnlichen Röhre herrührt. Diese Klappe ist im Mittelpunkt des Daches der Taucherglocke, und geht die Männer in der Zelle nichts an. Wenn das Schlagen der Pumpe aufhört, oder wenn man das Schnauben nicht mehr vernimmt, ist es Pflicht des Tauchers das Hebungssignal zu geben, da keine Lebensluft mehr einströmt, und fünf oder sechs Minuten den vorhandenen Luftvorrath erschöpfen können.

Unser Bestimmungsort ist sechzig Fuß unter dem Wasserspiegel, oder in einer Tiefe die zweimal so groß ist als die Höhe wenn man von einem gewöhnlichen Haus in die Straße hinunter sieht; und unsere Fahrt, bis wir sie erreichen, ist eine sehr langsame. Das dicke Wasser unter uns ist nun stationär, und wir haben keinen andern Leitfaden an dem wir unser Weiterkommen messen könnten als die verschiedenen Abstufungen des Lichts. Ich wußte erst daß die ganze Glocke unter Wasser sey als meine Aufmerksamkeit, durch meinen Meermannsgenossen, der eine Kappe trägt und wie Robinson Crusoe aussieht, auf ein wenig Sand gelenkt ward, der oben an den Fensterchen weggespült wurde. Es herrscht jetzt ruhige Stille, die nur unterbrochen wird durch das Klappen einer Kette gegen die Außenseite der Glocke; das glitzernde Sonnenlicht, gemildert durch das dicke Glas, ändert sich sofort in ein hellgrünes Zwielicht, und das Wasser verliert seine milchige Dicke, und sieht aus wie grünes Lampenöl. Diese grüne Farbe wurde durch den immer noch mit dem blauen Wasser sich mischenden Sand herbeigeführt, da wir noch nicht weit genug vom Lande weg waren um in die tiefe blaue See zu gelangen. In diesem Augenblick fühlte ich einen stechenden Schmerz durch meinen Kopf schießen, der, wissenschaftlich gesprochen, durch den Druck der condensirten Luft in der Glocke verursacht wurde, der aber, populär erläutert — um die Worte eines alten Schriftstellers über den Gegenstand zu gebrauchen — von der Art war als habe man ein paar scharfe Federkiele mit Gewalt in jedes Ohr gestoßen.

„Wascht sie mit ein wenig Seewasser aus," sagte Robinson Crusoe, der mir gegenüber saß, und dessen Gesicht mit jedem Fuß den wir tiefer hinabkamen schwärzer wurde. „Es that mir gut als ich vor einigen Jahren zum erstenmal hinabging." Ich folgte Robinson Crusoe's Rath, patschte mit meinen Händen in dem Wasser zwischen meinen Beinen, und steckte meine nassen Zeigefinger in meine Ohren; allein ich kann das Heilmittel als kein ganz probates empfehlen.

Als wir einige Fuß weiter hinab kamen (wir sanken etwa zwei Fuß in der Minute), wurde das Zwielicht tiefer, und als ich aufwärts durch die grünen Fensterchen in die See über uns schaute, machte der Anblick denselben Eindruck auf mich wie wenn ich einen weiten mit undurchdringlichem Nebel umhüllten Flächenraum durch ein sehr kleines Fenster beobachtete. Robinson Crusoe begann nun für etwaige Zufälligkeiten Sorge zu tragen, indem er mittelst der endlosen Kette eine Kerze hereinzog. Als sie endlich durch das Wasser auf den Boden der Glocke kam — ein Bote des Lichts von oben — so war es eine kleine zusammengesetzte gezogene Talgkerze, die durch ihre Fahrt die Röhre herab nicht sehr beschädigt schien.

Einige Fuß tiefer wurde das Wasser klarer — es glich mehr dem Glas und weniger grünem Lampenöl — während der Schmerz in meinen Ohren sich, wie Robinson es vorausgesagt, in hohem Grade steigerte. Das Zwielicht in der Glockenkammer wurde tiefer, und das Wasser unter uns selbst klarer, bis wir endlich unser gelobtes Land — den Meeresgrund — erblickten. Da das Wasser ruhig war, so hatten wir keine Veranlassung unsere Kerze anzuzünden (ein Licht ist eine sehr gewöhnliche Nothwendigkeit), und wir sahen die Kreide- und Kieselklumpen neben einander liegen wie Atome welche in einem starken Mikroskop vergrößert wurden. Das Meer war so klar wie dreimal rassinirter Spiritus, und es wogte zu und ab über sein steiniges Bett wie ein Teich flüssigen Quecksilbers.

Noch einen Fuß tiefer, und wir gleiteten über unsere schmutzigen Sitze hinab um frei auf dem Meeresboden zu stehen. Hier hatte denn Robinson die Freundlichkeit mir eine Menge Vorrichtungen zu zeigen, um mir das Thun und Treiben der Maurer bei ihren unterseeischen Bauten zu erläutern. Er nahm das lose Brett auf welchem ich gesessen, und lehnte es an die andere Planke, auf welcher er gesessen, in einer horizontalen, aber aufrechten Stellung; sodann holte er ein Paar Keile von einer kleinen Leiste an der Seite, mit denen er seinen Bau fest machte, bis dieser in einen vollkommenen Trog umgewandelt war. Hierauf nahm er die Spitzhaue, und grub einige Steine im Meeresgrund aus, welche er in diesen Trog schaufelte, und dann stellten wir uns auf das niedrigere Mittelbrett, während er denen droben das Zeichen gab uns in Bewegung zu setzen. „Nun," sagte er, indem er den Signal-Handgriff zog, „nun werden wir an die Schlammkiste gehen."

In wenigen Secunden waren wir, mit einem leichten Bransen beim Verlassen des Bodens, gleich einem schweren Luftballon in der Erhebung begriffen. Das Kreide- und Kieselgestein wurde, nachdem es in dem flüssigen glasigen Mikroskop eine kurze Zeit gleichsam hin- und hergeschwankt hatte, allmählich verschwommener und verschwand endlich ganz.

„Nun," sagte Robinson, indem er eine zweite verabredete Anzahl Züge am Signal-Griff machte, „werden wir anhalten," und in wenigen Minuten war die Glocke bewegungslos.

„Jetzt," sagte Robinson, indem er that wie zuvor, nur daß die Anzahl der Züge die er machte eine andere war, „werden wir nach Frankreich gehen," und in wenigen Secunden bewegten wir uns vorwärts, von der englischen Küste hinweg. Einige Schritte brachten uns an die Stelle wo, wie Crusoe wußte, die Schlammkiste war; er signalisirte von neuem, die Glocke machte Halt, und nahm ihre Richtung ab-

wärts an. Als ich einen Blick in das Waſſer warf, ſah ich bald die matten Umriſſe eines länglichen Körpers, welche ſich allmählich in einen langen, offenen Eiſenſarg entwickelten, der mit ſchweren dicht über ſeine Oberfläche gezogenen und in der Mitte an einen großen eiſernen Ring befeſtigten Ketten verſehen war. Nach einigen weiteren Secunden Hinabſteigens, während welcher dieſe Waſſerkiſte ſich langſam gegen uns zu heben ſchien, ſah ich daß ſie voller Kieſel- und Kreidegeſtein war. Der Trog in unſerer Glocke war durch Herausnahme der Seitenkeile bald in Stücke zerlegt, und der Schutt welchen er enthielt wurde in die Schlammkiſte hinabgekehrt. Wenn dieſe Kiſte voll iſt, wird ſie an Ketten befeſtigt welche mit der oben befindlichen Maſchinerie in Verbindung ſtehen, und dann in die von der vorzunehmenden Arbeit bedingte Stellung hinaufgezogen. In der Regel wird ſie voll an der Ramsgater Seite des Hafendammes hinaufgezogen, und geleert auf der Folkeſtoner Seite als ein Schutzdamm gegen die beſtändige Abſpülung des Meeres.

Die obenerwähnten Operationen des Blockhebens und Blockplacirens bilden die Hauptarbeit Robinſon Cruſoe's und aller ſeiner Cameraden. Zur Erſparung von Zeit werden gelegentlich mit dem Schutz des Taucherhelms, unter dem Rand der Glocke, Ausflüge in die tiefe See hinaus gemacht. Dem Arbeiter unter dem Waſſer wird dann die Luft aus der Kammer der Glocke mittelſt einer Röhre geliefert, und wenn er in ſchwer wiegenden Holzſchuhen — um ihn feſt und unten zu erhalten — auf dem kieſeligen unebenen Fußpfad herumwandelt, ſieht er aus wie irgendein ſeltſames halbmenſchliches Ungethüm, das ſich mit dem Rauchen einer rieſenhaften Tubak (Tabakspfeife) beſchäftigte, deren Kopf die Glocke und deren Rohr die elaſtiſche Communicationsröhre iſt.

Nachdem Robinſon die Glocke alle Bewegungen hatte machen laſſen deren ſie fähig iſt, Heben und Fallen, nach rückwärts und vorwärts, nach rechts und nach links, gab er endlich meinem Wunſche gemäß das Zeichen daß wir wiederum in die obere Welt emporgehoben würden, und fünf Mann ſetzten nun, wie er mir ſagte, die Windenmaſchine, welche zwei Männer in Aufſchwung genommen hatte um uns hinabzulaſſen, in Bewegung.

Wir ſtiegen wegen des drückenden Waſſergewichts über unſern Köpfen ſelbſt noch langſamer und unmerkbarer, als wir hinabgelaſſen worden, wieder in die Höhe; das Licht veränderte ſich vom ſchwarzen Zwielicht des Bodens, durch den grünen Nebel der Mitte, bis zum gelben Sonnenlicht noch höher oben. Das Waſſer über den Fenſterchen ward dünner und dünner, bis es wie geſchmolzenes Silber rückwärts und vorwärts ſchlug. Das Geſicht Robinſons (der mir, nachdem der Schlammutrog abgebrochen und wieder in die beiden Sitze verwandelt worden war, gegenüber ſaß) nahm an allen den Lichtveränderungen Theil, bis es aus einem dunkeln Schatten in ein helles, offenes Antlitz von der Farbe eines kupfernen Theekeſſels übergieng. Ein dünner weißer Nebel oder Dampf hatte ſich während unſerer ganzen Fahrt aufwärts zwiſchen uns gelagert, welcher, wie uns die Gelehrten einigermaßen dunkel ſagen, dadurch erzeugt wird daß das Waſſer, in Folge eines geringen Schwankens der Glocke während unſers Aufenthalts auf dem Meeresgrund, einen Theil der Luft verdrängt hat. Kein praktiſcher Meer- oder Landmann kann irgendeine gemeinverſtändliche Erklärung dieſes geheimnißvollen Dampfes geben.

Das Waſſer wurde dicker und dicker als wir der Oberfläche nahe kamen, bis es den Anſchein einer dünnen weißen Farbe annahm, und den ganzen Weg hinauf war in meinen Ohren ein reißendes, ſummendes Geloſe, als ob ein Paar Bienen von meinem Gehirne Beſitz ergriffen hätten.

Endlich ſah ich das ſilbrige Waſſer von den Fenſterchen herabfallen, und in wenigen Minuten waren wir über dem Meeresſpiegel; das Boot fuhr wieder unter uns, mit einem andern Meermann, der meinen Platz einnehmen ſollte, und der mit einer zinnernen Flaſche voll Thee (der Haupterfriſchung welche die Taucher mit hinunter nehmen dürfen) verſehen war. Ich wünſchte meinem Robinſon guten Tag und gieng ans Land unter einen Haufen Meermänner, die noch immer geduldig auf der Treppen-Pyramide ſaßen, und die Ankunft der langſamen und ſchweren Fahrzeuge erwarteten, welche ſie zu ihrem Bau auf dem Grunde des Oceans aufnehmen ſollten.

Notizen über Birma.

(Aus W. H. Marshall's Four Years in Burmah.)

1. Gleichgültigkeit gegen menſchliches Leben.

Die Lehre von der Seelenwanderung, ſagt Hr. Marſhall, bildet einen integrirenden Beſtandtheil des buddhiſtiſchen Glaubens, und eine Folge dieſes ſonderbaren Aberglaubens iſt daß ſeine Bekenner eine auffallende Gleichgültigkeit zeigen gegen die Vernichtung menſchlichen Lebens, ſelbſt in Fällen bei denen ſie perſönlich betheiligt ſind. Es erregte mir bei Gelegenheit meines Beſuchs in Birma ziemlich viel Beluſtigung (obſchon es mich gleichzeitig ein wenig in Schrecken ſetzte), als ich, während des Verlaufs einer Scene die ihrer Natur nach den meiſten mehr ſchrecklich als beluſtigend vorkommen dürfte, ein Beiſpiel ihrer unzerſtörlichen Kaltblütigkeit ſah. Eine große Anzahl von Handwerkern (Birmanen) war mit der Vergoldung der hohen Kuppel der Pagode beſchäftigt; zu dieſem Zweck hatten ſie eine etwa dreißig Fuß breite und ungefähr hundertundfünfzig Fuß hohe, ſehr loſe gebaute und nicht als Gerüſt befeſtigte Bambu-Leiter erſtiegen, deren Obertheil an der Pagodenkuppel, und deren Fuß auf dem Boden an der Baſis des Gebäudes ruhte. Es waren meines Dafürhaltens wenigſtens hundert Arbeiter gleichzeitig auf der Leiter, emſig beſchäftigt mit ihrer Aufgabe, und anſcheinend voller Vertrauen in die Sicherheit des Bambu ſetzend dem ſie ihre Perſonen anvertraut hatten. Kurz zuvor hatte es jedoch geregnet, und der Boden unter ihnen war von der Näſſe ſchlüpferig geworden. Plötzlich ſah

man die Füße der verrätherischen Leiter aus ihrer ursprünglichen Stellung zurückweichen, und die darauf befindlichen Arbeiter schienen unabänderlich mit dem Tode bedroht. Langsam gleitete die gebrechliche Stütze ab, und die armen Tröpfe darauf mußten sicherlich gefühlt haben daß sie ihrem Untergang entgegen giengen. Die Welt glitt ihnen im buchstäblichen Sinne des Worts unter dem Fuße hinweg. Hunderte ihrer Landsleute standen unten, sahen dem allmählichen Sinken der Leiter zu, und warteten auf das anscheinend unvermeidliche Resultat, nicht in athemloser Stille und Angst, sondern mit allen Anzeichen innerster Freude. Sie lachten, lachten wirklich aus vollem Halse, als der Fuß der Leiter sich einem Abhang näherte welcher noch schlüpfriger war als der ebene Boden um die Pagode, und nicht einer rührte sich um ihren Fall aufzuhalten, obgleich nur eine geringe Anstrengung vonnöthen gewesen wäre um das, wie es schien, unvermeidliche Opfer so vieler Menschenleben abzuwenden. Wäre nicht eine Anzahl Artilleristen da gewesen welche von ferne die Sache beobachtet hatten, und die gerade noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle gelangten um Hülfe zu leisten, so wäre es um alle diese auf der Leiter befindlichen unglücklichen Menschen geschehen gewesen, und die sie umstehenden Landsleute hätten noch über den Scherz gelacht. Ein andermal, als ich mit einem Freunde in Kemmendine einen Morgenritt am Seegestade machte, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen Lärm erregt der von der entgegengesetzten Küste herkam. Wir sahen einen Mann im Wasser sich abkämpfen, und eine Anzahl Birmanen (Männer und Weiber) dabei stehen und, scheinbar ohne ein anderes Gefühl als das der Neugier, zuschauen. Nicht einer war, nach der Haltung dieser Leute zu urtheilen, auf den Gedanken gekommen daß es sich um etwas ernstes handle, denn der Wind führte Töne zu uns über das Wasser herüber welche einem Gelächter glichen. Es dünkte indeß meinem Freunde, der Mann im Wasser könnte möglicherweise in einiger Gefahr seyn, besonders da er in beträchtlicher Entfernung von der Küste zu seyn schien. Wir gaben daher unsern Pferden augenblicklich die Sporen, und erreichten bald den Platz wo die Zuschauer sich versammelt hatten. Die Sache verhielt sich wie wir gemuthmaßt. Der arme Mensch bot alle seine Kräfte auf um das feste Land zu erreichen, allein seine Anstrengungen blieben fruchtlos, und er versank, erschöpft, unmittelbar vor unserer Ankunft. Mein Freund, ein guter Schwimmer, zog augenblicklich seinen Rock aus, stürzte in den See, schwamm der Stelle zu wo der Unglückliche verschwunden war, und machte mehrere Versuche ihn zu finden. Leider gelang es ihm nicht, denn das Wasser war so trüb, daß er seinen Zweck unmöglich erreichen konnte. Diese ganze Zeit hindurch schauten die Leute am Ufer zu, und legten ihre Freude an den verschiedenen Zwischenfällen des Schauspiels in unzweideutigen Heiterkeitsausbrüchen wiederholentlich an den Tag. Mein Freund, ein Mitglied der Pegu-Commission, warf ihnen ihr unschickliches Benehmen in ziemlich starken Worten vor; sie wurden indeß augenscheinlich nur wenig davon berührt, obgleich sie seine Vorwürfe mit einer der Obrigkeit gebührenden Achtung entgegennahmen. Nachdem dieser letzte Act der ergötzlichen kleinen Komödie zu Ende war, zerstreuten sie sich sehr bald.

2. Alligatoren.

Als die „Nemesis“ uns unserer Bestimmung entgegenführte, wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen ungeheuer langen Alligator gelenkt, welcher mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit gegen die (hier sehr starke) Fluth dahin schwamm. Ich sah nie ein solches Ungeheuer. Er kam in sehr geringer Entfernung an uns vorüber, sein Kopf und die Hälfte seines Leibes waren außer Wasser. Er konnte, meines Dafürhaltens, vom Kopfe bis ans Schwanzende gemessen, nicht weniger als 45 Fuß lang gewesen seyn, und ich glaube zuversichtlich daß er mit einer Schnelligkeit von mindestens dreißig (engl.) Meilen in der Stunde sich fortbewegte. Dieser Fluß und seine zahlreichen Creeks sind voll von diesen Thieren, und das Baden wäre daher, sollte man meinen, ein sehr gefährlicher Zeitvertreib; dessenungeachtet wagen sich die Birmanen beständig in diese Ströme, und es ist wirklich zum Verwundern wie wenige derselben von den Alligatoren hinweggeschleppt werden. Verhängnißvolle Unfälle sind Europäern und Eurasiern beim Baden im Salwin und Irawaddy, sowie in deren Creeks, häufig zugestoßen, und erst kurz vor meinem Besuch verlor ein Schiffsjunge sein Leben während er in der Nähe der Rangun-Kaien herumschwamm; die Birmanen dagegen fallen ihrer Verwegenheit selten zum Opfer.

Miscellen.

Proben der Künste und Manufacturen Japans. Prof. Danyon legte der asiatischen Gesellschaft in ihrer Versammlung am 17 März Proben der Künste und Manufacturen Japans vor. Capt. Creagh, vom 86. Regt., hatte sie aus Jeddo gebracht, und der Gesellschaft freundlichst zur Ansicht vorgelegt. Diese Artikel erregten großes Interesse, nicht bloß wegen ihrer Vortrefflichkeit und Neuheit, sondern auch der erstaunlich niedrigen Preise willen um welche sie angekauft worden waren. Capt. Creagh, einer der ersten welche Jeddo besuchten, machte seine Einkäufe um so ziemlich den wahren Preis, ehe dieser durch Nachfrage und Unwissenheit von Fremden ungebührlich in die Höhe gegangen. Unter den ausgestellten Gegenständen befand sich ein schön mit verschiedenen Holzarten ausgelegtes Schränkchen; ein sehr gutes Fernrohr, welches ungefähr 1 Pf. St. 6 Sh. kostete; eine sehr nette kleine Uhr, die durch ein Gewicht getrieben wird, und deren Zeiger ein kleiner Stift ist, welcher beim Heruntergehen auf einer die Vorderseite der Uhr bildenden Schale die Zeit bezeichnet. Da die Länge der japanesischen Stunde in verschiedenen Jahreszeiten verschieden ist, so ist die Uhr mit einer Reihe von Schalen oder Zifferblättern versehen, um sie diesen Veränderungen anzupassen. Diese Uhr kostete 9 Schillinge. Auch

mehrere Exemplare illustrirter Bücher waren da, deren Holzschnitte ziemlich niedlich ausgeführt waren, und gute Kenntnisse in der Perspective und der Zeichnung verriethen; desgleichen eine große Anzahl Farbendrucke, etwas roh, aber geistreich ausgeführt. Diese werden um einen äußerst niedrigen Preis verkauft, und zeigen daß man den Farbendruck in Japan genau kennt. Das zu Taschentüchern gebrauchte Papier, sowie verschiedene andere Papierarten erregten ihrer Feinheit und ungemeinen Faserzähigkeit wegen große Beachtung. Ein weiterer Gegenstand war ein sehr prächtiges Gewebe, dessen Einschlag von Seide und dessen Kette von vergoldetem und farbigem Papier ist, und das ein vortreffliches Material zur Ausschmückung von Zimmern, Zelten ꝛc. bildet. (Athenäum.)

*

Chinesische Drachen. In der Kunst der Papierdrachen sind die Chinesen allen Völkern überlegen. Man sieht aber auch ältere Personen der höheren Stände oft ernsthaft beschäftigt solche Spielwerke steigen zu lassen. Manche haben die Gestalt von Raubvögeln, und durch die geschickte Führung der Schnur wird das Schweben einer Mannenweihe oder das Niederstürzen eines Sperbers vortrefflich nachgeahmt. Hr. Scarth erzählt in seinem eben veröffentlichten Twelve Years in China by a British Resident, daß als er den ersten Drachen in Schanghai sah, er nach ihm schießen wollte. Als man ihm erwiederte es sey nur ein Kite, was im Englischen einen Sperber und einen Papierdrachen bedeutet, verstand er anfangs nicht daß es kein wahrer Vogel sey. Mit diesen Drachen verbunden sind die sogenannten „Booten," welche an der Schnur des Drachen sich in die Luft hinauf „spinnen." Gewöhnlich sind es hübsch gemalte Riesenschmetterlinge mit ausgebreiteten Schwingen, auf deren Rücken eine Vorrichtung angebracht ist daß sie zusammenfallen, wenn der Schmetterling den Drachen berührt. Sobald sie zusammenschlagen, senkt sich der Schmetterling an der Schnur wieder abwärts, um sogleich für eine neue Luftfahrt wieder hergerichtet zu werden. So hoch steht die chinesische Cultur der Papierdrachen über der unsrigen, und zu wundern ist es nur daß nicht schon täuglt Exemplare solcher Spielwerke zum Ergötzen für die europäischen unerwachsenen und erwachsenen Kinder zu uns gelangt sind.

*

Andersson's Reise nach dem Kunene. Ein Brief des Missionär Rath, d. d. Otjimbingue, 4 October 1859, dessen Einsicht wir der Güte des Hrn. Inspectors Fabri zu Barmen verdanken, enthält nämlich folgendes: „Von Hrn. Andersson ist endlich auch Nachricht eingelaufen. Sein Knecht Pereira kam hier an. Er hatte Andersson im Beginn des August verlassen und traf nach Mitte September hier ein, um Hrn. Green einen Brief zu überbringen. Dieser ist darauf vorige Woche mit dem Manne abgereist, um Andersson zu Hülfe zu kommen. Seinen Wunsch, den Kunene zu erreichen, konnte letzterer nicht ausführen und seine fast zweijährige Reise ist so zu sagen ein vergebliches Unternehmen. Nach seinen Beobachtungen befindet er sich ungefähr in 16½° s. Br. und 18° östl. L. (wahrscheinlich von Greenwich? A. P.). Schon zehn Tage, nachdem Pereira Hrn. Andersson verlassen hatte, kam er in unsere Wagenspur. Er konnte mir den Damra-Namen nicht sagen, nach der Beschreibung aber muß es wohl ein Platz seyn, den die Damra „Omeva ondju" nennen. Es ist so ziemlich der östlichste Punkt den wir berühren. Sie sind an einen Fluß gekommen, der von Nordwesten nach Südosten läuft und wahrscheinlich der Tioge ist. Bis dahin fanden sie niemand als einzelne Namaqua-Buschmänner. Der Stamm soll „Ovakunangari" heißen. Die Mambari kommen dahin um zu handeln, und heißen bei den Leuten „Ovimbari." (Otjimbari ist der Damra-Name für Gewehr; Ovikunangara ist eine Damra-Bezeichnung für arme Leute.) Früher sollen sie Rindvieh besessen haben, sind aber von den Makalolo ausgeplündert worden, und wohnen nun längs des Flusses, wo sie auf der Flußbank Gärten anlegen und die gewöhnlichen südafrikanischen Bodenproducte erzeugen. Der Mann sagte daß sie alle 1 bis 3 engl. Meilen ein Dorf fanden: das größte Dorf welches sie gesehen, schlug er zu 30 bis 40 Häusern an. Sie kamen ungefähr in der Mitte zu des Häuptlings Dorf; weiter den Fluß hinauf soll sich ihr Stamm drei Tagereisen weit von da erstrecken, den Fluß hinab vier Tagereisen, wonach man etwa 8- bis 10,000 Menschen annehmen könnte. Fruchtbäume haben sie sehr wenige; Palmen haben die Reisenden außer da, wo wir sie auch gesehen, nicht weiter angetroffen. Außerhalb der Flußbank besteht der Boden aus weißem Flugsand. Der Weg ist nicht schlecht für Wagen, aber entsetzlich bewachsen. An einer Stelle arbeiteten sie drei Tage auf einer Strecke, die sie in drei Viertelstunden mit dem Wagen zurücklegten. Etwas davon muß man wohl auch auf den nicht sehr großen Fleiß und die nicht sonderlich scharfen Beile schreiben. Die Buschmänner scheinen gar keinen Verkehr mit diesem Stamm zu haben, sie konnten auch keinen bewegen mit ihnen zu gehen — das Gegentheil von den Ovambo, mit denen die Buschmänner viel Verkehr haben. Das Volk wohnt auf der Nordseite des Flusses. Für Glasperlen konnten die Reisenden Lebensmittel kaufen, aber kein Elfenbein, dafür wollte man Kauris haben. Sie fanden freundliche Aufnahme, auch wurde ihrer Weiterreise nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt, da aber kam das Fieber und legte sie alle. Zwei Damras sind daran gestorben, so daß Hr. Andersson nun suchen mußte so gut es gieng vom Fluß wegzukommen. „Etwa 40 engl. Meilen diesseits schlug er sein Lager auf. Möglich daß er Ende des Jahres wieder hier ankommt. Die Damras, sagt der Mann, konnten sich nur sehr schwer den Leuten verständlich machen, daß aber die Sprache verwandt ist, darüber habe ich keinen Zweifel. Er sagt daß er viele portugiesische Worte unter ihnen hörte, selbst solche Dinge wie Mehl benannten sie portugiesisch." (Peterm. geogr. Mitth.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. Augsburg, 22 April 1860.

Die culturgeschichtliche Stellung des alten Persiens.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

I.

Schon mehrfach haben wir Gelegenheit gehabt in diesen Blättern die Bereicherungen zu erwähnen, welche die älteste Geschichte der Reiche am Euphrat und Tigris durch Ausgrabungen und anderweitige Forschungen erfahren hat. Es ist jedoch nicht das äußere Material allein welches jene Forschungen uns zuführen, was sie uns wichtig macht und die Urgeschichte, welche man sonst auf wenig Seiten abzuthun suchte, zu einem schwierigen und großen Gebiet des Wissens erweitert, sondern es sind durch sie auch die innern Beziehungen jener alten Völker zu einander theils in ein klareres Licht gestellt, manche alte Ansicht aber, die man lange als gewiß angenommen hatte, ist wieder beseitigt worden. Am deutlichsten sehen wir jetzt schon, wie dieß in der Natur der Sache liegt, die Zustände des jüngsten der drei Weltreiche am Euphrat und Tigris, des persischen, aus dem Dunkel hervortreten, in welchem dasselbe, was das Volksleben und das innere Leben überhaupt betrifft, bis jetzt noch verborgen war.

Die meiste Anziehungskraft hat für die Forscher jene Periode gehabt, welche man nur als die Vorgeschichte des persischen, oder, wie man besser sagen wird, des eranischen Volkes betrachten kann. Es ist dieß die Zeit als Inder und Eranier noch als ein einziges Volk beisammen wohnten, als diese jüngsten Glieder des indogermanischen Volksstammes, welche allein in Asien zurückblieben, sich noch nicht in zwei Völker geschieden hatten. Wir besitzen natürlich kein Buch mehr aus jener so alten Zeit, das uns die Verhältnisse schildern könnte; wir können uns daher auch keineswegs eine vollständige Vorstellung von ihr machen, durch Zusammenstellung des Gleichartigen in den Vedas und im Avesta können wir aber wenigstens ihre allgemeinen Umrisse zeichnen. Wir finden da ein noch auf der ersten Stufe der Cultur stehendes, unentwickeltes, aber entwicklungsfähiges Volk, das auf den verschiedenen Wissensgebieten, auf welchen später seine Nachkommen glänzen sollten, wenigstens die ersten Schritte schon gethan hatte. Dieses Volk war schon aus dem Zustand der Wildheit herausgetreten, es hatte ein Familienleben begründet, ja es hatte sich schon nach Stämmen gegliedert. Seinen vornehmsten Reichthum bildeten die Heerden, und obwohl es nicht bloß ans Nomaden bestand, sondern auch schon mit den Anfängen des Ackerbaues bekannt war, so widmete es doch seine vorzügliche Aufmerksamkeit der Viehzucht. Die ersten Anfänge des Rechts, die Sitte der Gottesurtheile, scheinen auch schon in jene frühe Zeit zu gehören, ebenso reicht auch die Götterverehrung bis in jene früheste Zeit zurück, die sich bei den Indern und Persern wie bei allen indogermanischen Völkern namentlich als ein Cultus des Lichtes zeigt; nur treten eben bei diesen beiden jüngsten Völkern unseres Sprachstammes mehr Göttergestalten und selbst Heldensagen schon deutlich hervor, und gehören den beiden Glaubenskreisen gleichmäßig an.

Jene ferne Vorzeit kann jedoch nur im Vorübergehen von uns erwähnt werden, denn die eigentliche Geschichte des eranischen Volkes beginnt begreiflicherweise erst dann, als es aufhörte mit den Indern einen einzigen Stamm auszumachen. Wann nun dieses geschehen sey, wo und aus welchen Gründen die Trennung vor sich gieng, ist bis jetzt noch nicht ermittelt, und dürfte wohl auch nicht mehr ermittelt werden. Am gleichgültigsten ist die Frage nach der Zeit; M. von Niebuhr glaubt, daß die Eranier erst kurz in ihr Land eingewandert gewesen seyen, als Achämenes für sein Geschlecht die Oberherrschaft über den Stamm der Perser erhielt; dieß wäre also nur wenige Generationen vor Darius, doch ist gar kein Grund vorhanden dieser Ansicht beizupflichten; es läßt sich eben bloß sagen daß die Einwanderung vor dem Anfang unserer beglaubigten Geschichte stattgefunden hat, das Jahrhundert läßt sich nicht mehr bestimmen. Schwerlich ist auch das ganze eranische Ländergebiet auf einmal in Besitz genommen worden, es haben wahrscheinlich allmählich immer neue Colonien sich festgesetzt. Auch von welcher Seite aus die Einwanderung erfolgte ist noch nicht sicher. Es ist zwar die gewöhnliche Annahme, der Urſitz der Indogermanen sey im hohen Norden, in der Umgegend des Belurtagh gewesen, und sie seyen von da ebenso in die fruchtbareren Ebenen

herabgestiegen, wie später die Mongolen und andere Schaaren aus jenen Hochlanden herabkamen. Es kann nicht geläugnet werden daß diese Ansicht manches für sich hat, doch sprechen auch hier nicht so sichere Gründe für sie, daß wir sie geradezu als erwiesen betrachten dürfen. Man glaubte zwar längere Zeit einen sichern Bericht über die Einwanderung der Eranier in dem Völkerverzeichnisse zu besitzen, welches das erste Capitel des Vendidad enthält; allein diese Ansicht Rhodes muß aufgegeben werden, denn in der ganzen Urkunde steht weder von Wanderung noch von Einwanderung nur ein Wort. Den Berichten einiger orientalischen Quellen, daß eben Eran selbst die Wiege der Menschheit gewesen sey, ist ein besonderes Gewicht auch nicht beizulegen. Nicht besser bestellt ist es mit der Frage nach den Gründen, warum denn eigentlich Inder und Eranier sich in zwei Völker schieden. Wir können hier die nicht unwahrscheinliche Vermuthung wagen daß es religiöse Zerwürfnisse waren welche den Bruch zwischen den beiden Völkerschaften herbeiführten. Diese Annahme beruht auf der Thatsache, daß die Eranier mehrere mythologische Persönlichkeiten, die sie mit den Indern gemein haben und die von diesen hoch verehrt werden, in die Hölle versetzen. Aber wir brauchen nur an unser eigenes altes Heidenthum zu denken, und wie die früher verehrten Gottheiten durch die Macht des Christenthums in Dämonen und böse Geister verwandelt wurden, und wir begreifen daß man sich die Entstehung dieser Thatsache auch anders erklären kann. So ist denn über die Trennung dieser beiden Urvölker ein dichter Schleier gebreitet; lange Zeit hindurch erhielt sich aber bei ihnen das Andenken an ihre gemeinschaftliche Herkunft noch durch einen gemeinschaftlichen Namen: Inder wie Eranier nannten sich beide Arier.

Es wäre auch sehr wünschenswerth zu wissen wie denn das Land eigentlich ausgesehen habe, als die neuen Ankömmlinge dasselbe in Besitz nahmen, ob sie Völker eines andern Stammes — cultivirte oder uncultivirte — bereits dort vorfanden, oder ob das Land ganz unbewohnt war. Wie dem auch sey, wenn wirklich andere Völker früher das Land schon besetzt hatten, so können sie weder sehr zahlreich noch sehr gebildet gewesen seyn, sonst wäre es kaum möglich daß sie so vollkommen in die Eranier aufgehen konnten. Nirgends zeigen die eranischen Sprachen Spuren von solchen Einflüssen, die man den frühern Urbewohnern des Landes zuschreiben könnte und wie sie im Sanskrit häufig genug sind, nirgends findet man eine fremde Bevölkerung mitten unter der eranischen, die man für Reste der ehemaligen Einwohner halten müßte. Eine Ausnahme ist jedoch hier zu erwähnen. Im Südosten des eranischen Ländergebietes findet sich ein Volksstamm, die Brahui, die schon durch ihr Aussehen von der übrigen Bevölkerung des Landes sich unterscheiden. Sie wohnen mitten unter den Beludschen, und werden uns als ein ganz eigenthümliches und von diesen verschiedenes Volk geschildert. Sie haben eine schlanke Gestalt, kurze dicke Knochen, runde Gesichter und flache Lineamente, viele haben braune Haare und Bärte. Ihre Sprache ist ganz eigenthümlich und ebensowenig mit den eranischen als den nordindischen Sprachen verwandt; trotz der vielen diesen Sprachen abgeborgten Wörter ist der Bau der Brahui-Sprache dennoch ein verschiedener. Dagegen glaubt Lassen bedeutende Anklänge an die südindischen Sprachen in ihr entdeckt zu haben. Trotz dieser Verschiedenheit der Sprache halten sich die Brahuis doch für die Urbewohner ihres Landes, und da sie sehr tapfer sind, so dürften sie allerdings aus den ihnen zukommenden gebirgigen Landstrichen nicht zu vertreiben gewesen seyn und sich da von alter Zeit her unvermischt erhalten haben. Der fremdartige Charakter der Brahuisprache ist nun geeignet die Frage entstehen zu lassen, ob nicht doch einst im Süden Erans ein fremder Volksstamm gewohnt hat, und ob nicht vielleicht der südindische Sprachstamm früher in diesem Ländergebiet weiter verbreitet war als jetzt. Diese Frage gewinnt dadurch an Bedeutung, weil wir vermuthen müssen daß in der ältern Zeit auch im Westen von Eran ein solcher fremder Stamm wohnte, welcher bis nach Susiana hereinreichte. Diese noch so räthselhafte Völkerschicht fängt an eine immer größere Bedeutung für die Geschichte zu gewinnen, und wir werden deßwegen etwas ausführlicher über sie reden müssen.

Das älteste sichere Denkmal für die Ethnographie des alten Eran sind die Inschriften des Darius und Xerxes. Sie sind in drei Sprachen vorhanden, in einer eranischen — der Sprache des Landes — einer höchst wahrscheinlich semitischen und in einer dritten, die weder zu den indogermanischen noch zu den semitischen Sprachen gehört, und die man früher die medische, später die scythische Sprache genannt hat. Außer in diesen dreisprachigen Inschriften findet sich dieselbe Sprache noch in einigen Inschriften von Xerxes und Artaxerxes II allein angewandt, ebenso in Inschriften einiger anderen Könige die nicht zu den Achämeniden gehören und uns nicht bekannt sind, in Susiana. Wenn man schon hierdurch geneigt wird anzunehmen daß diese Sprache in Susiana zu Hause gewesen seyn könne, so tritt noch ein anderer Umstand hinzu um diese Annahme zu verstärken. Die zahlreichen Namen unterworfener Völker, die in den Inschriften des Darius vorkommen, geben auch diese Inschrift immer so wieder wie sie Darius in seiner Sprache schrieb, nur der Name für Susiana ist ein ganz abweichender, es wird dort für den altpersischen (Uwaja) ein anderer vorgezogen welchen die Entzifferer Asarti lesen wollen. Man hat nun behauptet, dieser Name sey deßwegen geändert weil eben mit dem Ausdrucke Asarti das betreffende Volk selbst sich genannt, und man es vorgezogen habe dasselbe so zu benennen wie es sich selbst nannte, nicht aber mit dem Namen mit dem es Fremde belegten. Man ist noch weiter gegangen, man hat diesen Namen Asarti mit dem von den Alten überlieferten Amardi verglichen, welche uns als ein Volk an den Gränzen Susiana's genannt werden. Wenn nun schon diese Gründe darauf hinweisen daß in Susiana eine fremde Bevölkerung früher ihren Wohnsitz hatte, so werden sie noch durch mehrere Stellen der Alten verstärkt welche aufs bestimmteste behaupten daß auch in den südlichen Niederungen des Euphrat- und Tigrisgebietes früher ein fremder Stamm, weder von semitischer noch von indogermanischer Herkunft,

seinen Sitz hatte. Auf das nämliche Resultat führen auch die Entzifferungen der verwickelteren Arten der Keilschrift.

Es wäre Unrecht diesen Gründen das gebührende Gewicht abzusprechen, und so sehen wir uns denn genöthigt im Südwesten der eranischen Ländermasse ebenso wie im Südosten eine ganz fremde Völkerschaft als Bewohner zu denken. Nicht erwiesen ist aber hierdurch daß diese Bewohner wirklich gerade dasjenige Volk waren welchem die Sprache der sogenannten skythischen Inschriften eigen war. Die oben für diese Behauptung angeführten Gründe sind eben doch nur bloße Wahrscheinlichkeitsgründe welche die Sache nicht definitiv begründen. Wir können von jener Sprache nur so viel mit Gewißheit sagen daß sie irgendwo im Gebiete des Achämenidenreiches gesprochen worden seyn muß, näher läßt sich ihr Vaterland jetzt noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Der Religion nach unterschied sich dieses Volk bestimmt von seinen Beherrschern, sonst würde nicht nach dem Namen Ormazds in diesen Inschriften die Bemerkung eingeschaltet werden daß dieß der Gott der Arier sey. Man muß sich diese fremden Völkerschaften auch durchaus nicht allzu zahlreich vorstellen, es wäre sonst unmöglich daß sie so spurlos verschwunden wären, und es ist gewiß ein Mißgriff, wenn M. v. Niebuhr in seinem übrigens verdienstlichen Buche über die alte Geschichte von Assyrien und Babylonien überall Tataren sieht. Aber auch die Ansicht daß diese fremde Bevölkerung tatarischen Ursprungs war, ist so ausgemacht noch nicht, es lassen sich verschiedene andere Möglichkeiten denken. Ein großer Theil der Forscher neigt sich der Ansicht zu daß diese Bevölkerung kuschitischen Ursprungs war, d. h. daß sie die Aegypter oder überhaupt die afrikanischen Sprachstämme zu Verwandten hat, und auch für diese Ansicht spricht vieles, da ja der Zusammenhang zwischen Nimive und Aegypten nicht geläugnet werden kann.

Diese uns noch so räthselhaft dastehende Bevölkerung engte also gegen Westen und Osten den eranischen Länderbesitz ein. Sie mag sich auch noch ziemlich weit westlich in das assyrische und babylonische Gebiet erstreckt haben, aber in welchem Verhältnisse sie zur Bevölkerungszahl der Reiche von Nimive und Babylon stand, das wissen wir jetzt nicht mehr. Der Hauptbestandtheil der Bevölkerung gegen Westen muß aus Semiten bestanden haben welche von jeher Bewohner von Ebenen sind, und nach dieser Seite hin hört die eranische Bevölkerung überall auf, wo die Gebirge in die Ebenen auslaufen. Es fragt sich aber, ob ursprünglich nicht die Zustände dort von den heutigen insofern verschieden gewesen seyn könnten, daß die Semiten auch in die Gebirge hinein noch wohnten. Auch diese Annahme ist nicht ganz zu verwerfen, und Kiepert hat sie neuerdings in Bezug auf Medien mit nicht unbedeutenden Gründen zu erhärten gesucht.

Wenn nun auf diese Art einleuchtend geworden ist daß die eranische Bevölkerung gegen Westen und Süden mit den Gebirgen endete, und daß die fremde Bevölkerung sogar in die Gebirge hinein geragt haben mag, so brauchen wir nur noch hinzuzufügen daß gegen Norden ohne Frage die tatarischen Völkerschaften bis hart an die Gränzen Erans wohnten und durch ihre stete Bereitwilligkeit dahin einzufallen sich als eine Plage der dort wohnenden Stämme auswiesen, auf der andern Seite aber auch nicht wenig dazu beitrugen diesen ihre kriegerische Tüchtigkeit zu erhalten. Im Osten endlich saßen die Inder, auch hier ragte die ausländische Bevölkerung bis nach Kabul herein. Trotz dieser Einengung von allen Seiten hat sich der Strom der eranischen Völkerschaften nicht auf Eran allein beschränkt, sondern zog im Nordwesten weiter und eignete sich namentlich die Gebirge zu. Es ist durch die neuere Sprachforschung zur zweifellosen Thatsache geworden daß auch die Armenier zum eranischen Sprachstamme gehören, obwohl dieser Stamm ihnen bald entfremdet und andern Einflüssen ausgesetzt war, die wohl zum großen Theile dem nördlich angränzenden kesgbischen Sprachstamme zugeschrieben werden müssen. Von Armenien aus zogen sich die Ausläufer dieses Stammes noch weiter nach Kleinasien hinein. Die Phryger müssen nach den bestimmten Zeugnissen der Alten zu den Armeniern gestigt werden, und auch die Thraker und Bithynier gehörten nach unverdächtigen Aussagen zu demselben Stamme. In dieser weiten Verzweigung nimmt also der eranische Sprachstamm immerhin ein großes Gebiet ein.

Denken wir uns also nun die eranischen Völkerschaften in ihr heutiges Land eingewandert. Sie waren nicht so zahlreich wie später, sie nannten sich alle noch mit dem Namen Arier, wie dieß noch Herodot weiß. Aber es bestand schon damals unter ihnen eine fest gegliederte Stammeseintheilung mit besondern Namen für die Unterabtheilungen, auch jede Familie führte ihren eigenen Namen. Was aber anfangs eine Familie war, das erwuchs im Laufe der Zeiten zu einem Stamme, der Stamm dehnte sich zu einem Volke aus und auf diese Art erhielten die Sondernamen einzelner Stämme und Familien bald das Uebergewicht über den alten gemeinschaftlichen Namen. Die Vorliebe für die Viehzucht machte den Besitz weiter Landstrecken wünschenswerth, jeder Stamm suchte sich ein möglichst ausgedehntes Land zur Weide für sein Vieh zu sichern, und so entfernten sich die einzelnen Stämme immer weiter von einander. Das eingenommene Land war für die Entwicklung der Cultur nicht ungünstig, es war fruchtbar, doch nicht in dem Grade daß es den Bevohnern ohne Mühe den nöthigen Lebensunterhalt gegeben hätte, sie mußten ihre Kräfte und Fähigkeiten anstrengen um dem Boden das abzugewinnen was sie bedurften. Fragen wir nach den Wegen auf welchen auswärtige Cultur auf Eran einwirken konnte, so ergeben sich diese klar durch die oben schon ausführlicher erörterten Verhältnisse der angränzenden Völker. Von den früher befreundeten Indern wurden die Eranier immer weiter getrennt, nicht bloß weil sie selbst immer mehr gegen Westen zogen, sondern auch vornehmlich, weil sich der Sitz indischer Cultur immer mehr und mehr gegen Osten verlegte. Der Indus war nur in der frühesten Zeit des indischen Geisteslebens, in der vedischen Periode, der Sitz der indischen Cultur, bald zogen die Inder weiter und am Indus blieben bloß Reste von ihnen zurück, die selbst ohne sonderliche Bildung waren, also auch keine geben konnten. Der eigentliche Schauplatz indischer Cultur war durch Wüsten von Eran getrennt und scheint den Eraniern ziemlich unbekannt geblieben zu seyn,

obwohl sie während der Blüthe ihres Reiches am Indus herrschten. Was gegen Süden von einheimischer Bevölkerung saß, war gewiß ungebildet, die Steppen des Nordens aber waren von jeher für Bildung wenig zugänglich. Nur von Westen konnte demnach fremde Bildung nach Eran eindringen, und dieß ist auch der Weg auf welchem sie in der historischen Zeit eingedrungen ist. Ob dieß aber auch schon in der ältesten Zeit geschehen sey, oder ob sich die Eranier damals selbständig ausgebildet und die erlangte Cultur nach Westen mitgetheilt haben, dieß ist gegenwärtig streitiger als je, seitdem die Entzifferung der Keilinschriften begonnen hat. Um uns nun einen Ueberblick über den Stand der Frage zu verschaffen, müssen wir etwas genauer auf die Verhältnisse des Westens eingehen.

Daß am Euphrat und Tigris zwei große Reiche bestanden, die Träger einer bedeutenden Cultur waren und an Alter den medisch-persischen Reichen vorausgiengen, das gilt mit Recht als ausgemacht. Die Völkerverhältnisse dieser beiden Reiche sind aus dem vorhergehenden ersichtlich: jene Gegenden waren überwiegend von Semiten bewohnt, es wohnte aber unter ihnen auch noch ein fremder Stamm, den wir der Kürze wegen den kuschitischen nennen wollen. Es fragt sich nun, welcher Theil der Bevölkerung war der eigentliche Träger der Cultur, die Semiten oder die Kuschiten? Hier nun theilen sich die Ansichten. Die Entzifferer der Keilinschriften behaupten, die älteste Anwendung der Keilschrift rühret nicht von einem semitischen, sondern von einem kuschitischen oder tatarischen Volke her, in diesem Volk glauben sie nun die ursprünglichen Träger der Bildung zu erkennen. Am weitesten in dieser Hinsicht geht Rawlinson in seiner Uebersicht über die Cultur des alten Babylonien, Semiten und Arier sind ihm gleichmäßig nur die Nachbeter jenes Urvolkes. Diese übertriebenen Ansichten können jetzt schon zurückgewiesen werden, das eigentliche Maß des Einflusses den dieses Urvolk möglicherweise geübt hat, ist schwer zu bestimmen, und nicht eher zu ermitteln als bis wir die Zustände von Ninive und Babylon noch besser kennen gelernt haben. Andere, unter ihnen E. Renan, der scharfsinnige Geschichtschreiber der semitischen Sprachen, wenden sich zwar gänzlich von dieser Ansicht ab, glauben aber darum doch nicht daß die Semiten, die Träger der assyrisch-babylonischen Cultur seyen. Sie berufen sich dabei auf das Wesen der semitischen Cultur überhaupt, das man in Ninive und Babylon nicht zu erkennen vermöge. Weder die Tataren hätten es je vermocht solche starke Reiche mit fester Centralisation zu gründen, sie hätten bloß die Welt durchlaufen ohne etwas Dauerndes zu stiften, noch auch die Semiten, welche sich zu sehr auf die religiöse Seite zu beschränken pflegten, und deren höchste Idee ein ausgedehntes Proselytenthum sey wie im Islam. Nur die Indogermanen seyen fähig gewesen solche Reiche zu schaffen, die Indogermanen, die Eranier insbesondere, seyen also die Stifter jener Reiche gewesen. Daß die Hauptbevölkerung des Landes semitisch war, wird nicht geläugnet, aber die Dynastie soll eranisch gewesen seyn, die Dynastie habe die Bildung ihres Mutterlandes nach Ninive und Babylon übertragen, und dort weiter fortgebildet. Diese Dynastie sollen nun die sogenannten Chaldäer gebildet haben, die als der bevorzugte Stamm zu Babylon auch die priesterlichen Verrichtungen zu besorgen hatten. Die Chaldäer sollen dieselben seyn wie die Karduchen Xenophons und die neuern Kurden. Wenn diese Ansicht die richtige wäre, so würden wir in den Reichen von Ninive und Babylon die erste Aeußerung des indogermanischen Geistes sehen müssen. Es scheint uns jedoch noch viel daran zu fehlen bis diese Ansicht erwiesen ist. Sie stützt sich hauptsächlich auf die uns erhaltenen assyrisch-babylonischen Eigennamen, mehrere unter diesen sind unzweifelhaft semitisch, für die übrigen noch unerklärten ist aber der eranische Ursprung nicht mit Sicherheit nachzuweisen, so weit sie aus uiverdächtigen Quellen herrühren. Auch die Ansicht daß die Chaldäer Indogermanen waren, ist mehr als zweifelhaft geworden, seit Chwolsohn aus den arabischen Uebersetzungen babylonischer Werke (von denen wir schon früher in diesen Blättern gesprochen haben) ganz unzweideutige Zeugnisse beigebracht hat, welche aussagen daß die kasdanische, d. h. chaldäische Sprache die altsyrische, also eine semitische Sprache war. Die Centralisation in den assyrisch-babylonischen Reichen können wir uns nicht als einen besondern Grund für den indogermanischen Ursprung dieser Reiche vorführen lassen, weil eben eine solche Centralisation gar nicht existirte. Nirgends sieht zu lesen daß die Assyrer oder Babylonier ein festes Reich mit einheitlicher Verwaltung gegründet haben, im Gegentheil die einheimischen Könige, welche sich einmal unterworfen hatten, konnten fortfahren ruhig ihre Länder zu regieren, so lange sie den bedungenen Tribut zahlten; dieser mag nun oft unerschwinglich genug gewesen seyn, weil er eben willkürlich, ohne Rücksicht auf die Hülfsquellen eines Landes aufgelegt wurde, darum hauptsächlich lauerten stets alle diese unterworfenen Könige auf eine günstige Gelegenheit zum Abfall und die assyrisch-babylonischen Reiche; weit entfernt fest centralisirt zu seyn, konnten sie stets nur mit Mühe zusammengehalten werden. Das wenige was wir von der Geschichte jener Länder aus den Keilinschriften lernen können, zeigt uns hinlänglich, wie selten es einem König von Ninive vergönnt war auch nur ein Jahr in Frieden zu leben, und daß immer wieder eine neue Empörung ausbrach, ehe er die vorhergehende gedämpft hatte. Wir glauben darum die Ansicht festhalten zu müssen daß die Träger der assyrisch-babylonischen Cultur Semiten waren, und die Bedeutung der Eranier erst mit dem Auftreten Mediens beginnt, doch geben wir gerne zu daß die Beimischung eines fremden Volkes diesen Semiten in Babylon und Ninive eine Geistesrichtung verliehen hatte, welche von der gewöhnlichen semitischen verschieden war. Auch ob die assyrisch-babylonische Cultur, die offenbar enge zusammenhängt, eine in Babylon oder Ninive ursprünglich entstandene oder vielmehr vom Westen herübergekommene ist, kann noch zweifelhaft seyn, uns aber berührt hier diese Frage nicht weiter.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei den Guajiquero-Indianern.

(Fortsetzung.)

Die Morgendämmerung fand uns bereits wieder im Sattel und zur Frühstückszeit erreichten wir Tembla, einen aus etwa 10—15 Hütten bestehenden Ort. Als Beweis, wie wenig das Innere des Landes noch von Geographen gekannt ist, mag der Umstand dienen daß man Tembla auf den meisten Karten angegeben findet, während das viel bedeutendere Las Piedras nirgend bemerkt ist.

Die Huesos Grandes oder „großen Knochen," von denen wir gehört hatten, liegen etwa eine Meile von Tembla in Sandstein und bestehen aus einer großen Menge fossiler Gebeine des Mastodon. Es sind nicht die Ueberreste eines einzigen Skelettes, sondern die mehrerer, und wären wohl einer genauern Untersuchung durch Naturforscher werth. Wir konnten nur einen einzigen Zahn als Trophäe mit uns nehmen, und bedauerten nur daß unsere beschränkten Transportmittel nicht erlaubten für die Naturaliencabinette unsers Vaterlandes interessante Beiträge zu gewinnen.

Nachdem wir die Huesos Grandes verlassen, war unsere Reise nach Guajiquero nur noch ein beschwerliches Erklimmen von Bergen, die sich terrassenförmig übereinander erheben, so daß man jedesmal wenn ein steiler Felsen von drei- oder vierhundert Fuß Höhe erklettert ist, ein ebenes Bergplateau erreicht. Die Größe dieser Plateaux variirt von 400 Fuß bis zu einer Meile. Gewöhnlich sind es offene Savanas, die mit hohem, gelbem Gras oder mit Pinienwäldern bestanden sind, in deren Schatten sich ein reicher Teppich von braunem Moos ausbreitet. Die Temperatur wurde auf jedem Absatze den wir erstiegen merklich kühler, und nach und nach zeigen sich Eichen und andere Bäume höherer Regionen, und die kleinen Hütten oder Tambos, die zur Bequemlichkeit der Reisenden erbaut sind, verwandeln sich aus offenen Schuppen in festere Gebäude, die Schutz bieten gegen die rauhen Bergwinde.

Wir hatten auf unserem Wege an vielen Punkten Ueberreste verlassener Ansiedelungen und alter Cultur bemerkt, waren aber dennoch erstaunt in einer Höhe von 3600 Fuß, in der Mitte einer breiten Terrasse eine große Menge Ruinen zu finden, ähnlich denen von Yarumela, aber besser erhalten. Es sind die Ruinen von Calamula. Das Plateau auf dem sie liegen, ist mit Gras bewachsen und Gruppen von Pinien, die hier und da verstreut sind, gaben ihm das Ansehen eines Parks. Der untere Theil des Terrains wird von einem klaren Flusse durchschnitten, den die Quellen des Gebirges speisen. An einem Punkte macht der Fluß einen Bogen und bildet eine Halbinsel von der Form eines Hufeisens, die etwa zwölf Morgen des besten Ackerlandes enthält, und auf dieser Halbinsel, dem Mittelpunkte eines großen natürlichen Amphitheaters, liegen die Ruinen. Sie bestehen aus zwei großen und einer Anzahl kleinerer Trümmerhaufen von rechtwinkliger Form. Der größte derselben ist gegen 100 Fuß lang, erhebt sich in zwei Stockwerken, und zeigt an der westlichen Seite eine steinerne jetzt fast völlig zerstörte Treppe. Wir erblickten hier, wie an den übrigen Ruinen, die Ueberbleibsel der Außenwände von sorgfältig in einander gepaßten, unbehauenen Steinen, denen es zu danken ist daß sich die äußern Umrisse der Gebäude so deutlich erhalten haben. Die zweite größere Ruine war von geringerem Umfange, aber bedeutend höher als die erste. Mehrere der kleinern, aus rechtwinkligen Terrassen bestehenden Ruinen zeigten an einer Seite Trümmerhaufen von conischer Form, die anscheinend runde Räume enthielten und vielleicht zur Aufstellung eines Altars oder eines Götzenbildes dienten. Auch bemerkten wir mehrere Steinhaufen, die nicht Ruinen von Gebäuden zu seyn schienen, sondern mehr regelles über einander gehäuften Steinmassen glichen. Wahrscheinlich bedecken sie die Gräber von Priestern oder Häuptlingen. Der Sage nach befinden sich unterirdische Gewölbe unter diesen rohen Monumenten, aber es ist nicht der geringste Grund vorhanden an diese Voraussetzung zu glauben.

Während wir noch beschäftigt waren die Ruinen zu betrachten und auszumessen, zog ein Trupp Indianer vorüber, und der finstere Ausdruck ihrer Gesichter zeigte deutlich daß sie unser Thun nicht eben mit günstigen Augen betrachteten. Wir redeten sie an, um vielleicht einige Auskunft über die zerstörte Stadt von ihnen zu empfangen, aber sie beantworteten alle unsere Fragen nur durch das schon beschriebene, verneinende Zeichen mit dem Finger.

Eine halbe Meile hinter Calamula ist die Terrasse zu Ende und der Pfad windet sich nun über Felsenstaffeln empor, die von hier aus gesehen den Kamm des Gebirges zu bilden scheinen. Ungeheure Felsblöcke liegen ringsum zerstreut, die Vegetation verschwindet mehr und mehr, und nur hier und da zeigt sich noch eine vereinzelte mit grauem Moose bedeckte Tanne. Unsere Maulthiere kletterten geduldig vorwärts, aber wenn wir mit ungeheurer Anstrengung eine Höhe erreicht hatten, die wir für den Gipfel des Gebirges hielten, thürmten sich nur höhere, wildere Gebirgspartien vor uns auf. Mehr als einmal passirten wir Wege, auf denen sich zwei Maulthiere nicht auszuweichen vermochten, und an einigen Stellen hatte man, um die Passage überhaupt möglich zu machen, stufenartige Vertiefungen in die platten Felsenkanten hauen müssen. Hier zögerten unsere Thiere weiter zu gehen, und als sie es dennoch thaten, streckten sie die Ohren vor und berührten mit den Nasen fast den Boden, wie um sich bei jedem Schritte von der Sicherheit des Pfades zu überzeugen. Zu beiden Seiten fallen glatte, baumlose Abhänge jäh in die unermeßlichen Abgründe, aus deren Tiefe das Brausen verborgener Bergströme heraustönt, und hier und da verrathen aufsteigende Nebelwolken das Daseyn unsichtbarer Wasserfälle. Der Kamm dieses Auslänfers der Cordilleras scheidet die Wasser des Festlandes. Die Quellen der rechten Abdachung fließen dem atlantischen Ocean zu, während die linke ihre Fluthen nach dem stillen Meere sendet. Der Paß gehört zu einem der Portillos Terribles, von denen wir gehört hatten, und nachdem ich den Weg zweimal zurückgelegt, muß ich gestehen daß das was man von den Schwierigkeiten und Gefahren desselben erzählt, durchaus nicht übertrieben ist. Bei starkem Nordwinde vermögen weder Menschen noch Thiere den

Paß zu überschreiten, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen in die Schlünde hinabgeweht zu werden, die sich zu beiden Seiten öffnen. Die Guajiqueros haben ihren Wohnsitz ohne Zweifel in Rücksicht auf die leichte Vertheidigung dieses Passes gewählt, welchen ein Dutzend entschlossene Männer gegen jedes feindliche Heer zu schützen vermögen.

Nachdem wir den gefährlichen Felsengrat überschritten hatten, wandte sich der schmale Pfad über zerklüftetes Gestein, mit hier und da eingehauenen Stufen, zuweilen führte er über tiefe Schluchten und brausende Bergströme, die mit gebrechlichen Brücken überspannt waren. Sie bestanden aus rohen, runden Pfählen welche mit Ranken von Schlingpflanzen zusammengebunden waren, und letztere allein hinderten es daß die Pfähle nicht unter den Hufen unserer Thiere wichen und Roß und Reiter in der gähnenden Tiefe verschwinden ließen.

Nachdem wir etwa eine Stunde geklettert seyn mochten, erreichten wir eine Hochebene von mehreren tausend Fuß Umfang, die mit Eichen und Gras bestanden war, beide üppiger und frischer als auf den untern Terrassen. Wir befanden uns jetzt in einer Höhe von 7200 Fuß über der Meeresfläche, also nur wenig niedriger als auf dem Hospiz des St. Bernhard, dennoch erhoben sich zu unserer Rechten 1000—2000 Fuß höhere Pics, so daß die höchste Spitze des Guajiquero-Berges etwa 9000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen mag. Dann und wann gewannen wir, als wir weiter ritten, zwischen den Bäumen prächtige Fernsichten über das Land. Wir erblickten die mehr denn 70 Meilen entfernte Bay von Fonseca, den Vulcan San Miguel, über dessen Gipfel ewig eine weiße Rauchwolke schwebt, und am fernen Horizonte schimmerten als silberner Streifen die Wasser des stillen Oceans.

Der Boden der Hochebene besteht fast ganz aus Ockerarten von den brillantesten Farben, roth, orange, weiß und gelb, und man fände hier Stoff genug um die ganze Welt mit einem Ueberzug von Farbe zu versehen. Wir fanden mehrere Plätze, wo die Indianer Ockergruben angelegt hatten. Sie benutzen den Farbenstoff um die Erdwände ihrer Hütten zu verzieren und ihre Töpferwaaren zu bemalen.

Ein Ritt von etwa 20 Minuten brachte uns an die Kante des Plateau, von wo aus wir in einer Entfernung von 3—4 Meilen zum erstenmal Guajiquero erblickten. Es lag jenseits einer tiefen, scheinbar unwegsamen Schlucht im Schutz einer mächtigen, jäh aufsteigenden Bergwand, die unsern Standpunkt weit überragte. Der Boden ringsum war geklärt, und an den Abhängen, die wir übersehen konnten, wogten goldene Weizenfelder im Abendsonnenschein, der die Guajiquero schützende Felswand mit blendendem Licht übergoß, während die angränzenden Abhänge bereits in tiefem Schatten lagen, der durch die aus den Schluchten aufsteigenden Nebel noch dunkler erschien. Der Anblick war wundervoll, und unwillkürlich hielten wir unsre Thiere an um ihn ungestört und in Muße genießen zu können. Dann und wann zog eine leichte Wolke über den Ort, der dann für einige Momente unsichtbar wurde, um, wenn der Schatten vorüber war, nur um so glänzender im Licht wieder aufzutauchen. Die kleine Kirche mit ihren weißen Mauern schimmerte wie ein silberner Punkt im Sonnenschein.

Das Hinabsteigen in die Schlucht, die zwischen uns und der Stadt lag, hatte weniger Schwierigkeiten als wir anfänglich glaubten. Der Pfad war, obgleich sehr schmal, dennoch gebahnter und in besserm Stand als die früher zurückgelegten, und wand sich in Zickzack am Berg hinab. Wir überschritten mehr denn hundert sprudelnde Quellen und Bäche, und ihr anmuthiges Plätschern zwischen bemoosten Steinen bildete ein harmonisches Accompagnement zu dem wilden Tosen der größern Gewässer, die sich, aus einem dunkeln Kessel in den andern stürzend, in den Klüften zu unsrer Linken verloren. Auf dem Grund der Schlucht fanden wir einen ziemlich bedeutenden Strom, der seine schäumenden Wasser in einem felsigen, zerrissenen Bette, zwischen Felsblöcken und gefallenen Baumstämmen hinwälzte. Der Strom ist nur an einer Stelle, da wo der Pfad ihn kreuzt, zu überschreiten. Eine schmale Brücke von Pfählen verbindet die beiden Ufer, und einige Streiche mit der Axt würden genügen diesen leichten Verkehrsweg zu zerstören und die Annäherung von dieser Seite unmöglich zu machen.

Wir hielten einen Moment an der Brücke um die Vorsicht der Indianer und ihre Geschicklichkeit in der Auswahl ihrer Wohnplätze zu bewundern, aber plötzlich, ehe wir unsre Betrachtungen beendigt hatten, wurden wir durch das Erscheinen eines Indianers auf dem Pfad vor uns überrascht. Er faßte uns einen Moment fest ins Auge, aber als wir ihn anriefen, verschwand er mit der Schnelligkeit eines Hirsches auf dem Weg zur Stadt. Wir folgten ihm, aber, wie ich gefürchtet, nicht ohne daß unbehagliche Gefühl daß unser unangemeldeter Besuch den Bergbewohnern fatal seyn und in verdrießlicher Weise endigen könnte.

Bei weiterem Vordringen fanden wir den Wald weniger dicht, und hie und da von Lichtungen unterbrochen, auf denen Maulthiere, Rinder und Ziegen weideten. Ein Ueberfluß mit Früchten beladener Heidelbeerbüsche waren ein untrügliches Kennzeichen für die Höhe und Temperatur des Landstriches. Ein wenig weiterhin verschwand der Wald gänzlich; wir fanden Plantagen von Aepfel- und Birnenbäumen und Felder mit süßen Kartoffeln, Weizen und Gerste, und zugleich kamen uns eine Anzahl von Frauen und Knaben zu Gesicht, die jedenfalls durch unsre Annäherung allarmirt, in größter Eile der Stadt zuliefen. Wir suchten die Flüchtlinge einzuholen um sie unsrer friedlichen und freundschaftlichen Gesinnung zu versichern, aber sie entkamen auf Seitenpfaden zwischen den Felsen und ließen uns in noch größern Zweifeln über die Natur des uns erwartenden Empfanges zurück.

Endlich bogen wir im rechten Winkel um eine gewaltige Felsengruppe, und befanden uns plötzlich in der Stadt Guajiquero, die inmitten einer mit Gras bedeckten Ebene liegt und aus etwa 150 Erdhütten besteht. Das etwa eine halbe Meile lange und eine Viertelmeile breite Plateau ist auf drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben und außer auf dem uns bekannten Wege nur noch auf einem steilen Bergpfad erreichbar, der indessen doch nicht schwierig genug ist um die Guajiqueros

vom Anbau der benachbarten jonnigen Abhänge zurückzuschrecken. Inmitten des Ortes liegt eine kleine, malerische Kirche, das einzige mit Ziegeln gedeckte Gebäude. Zwei Glocken sind über dem Eingang in einem hölzernen Gerüste aufgehangen. Auf einem kleinen Hügel, neben der Kirche, steht das Cabildo oder Rathhaus, nach dem wir zunächst unsre Schritte lenkten.

Es war kein Zweifel daß sich der Ort in großer Aufregung befand. Die dunkeln Gestalten seiner Bewohner schlüpften von einer Hütte zur andern, sorgsam die Thüren hinter sich schließend, und so wie wir einen Versuch machten die Nähe des Cabildo zu verlassen, war kein lebendes Wesen zu sehen. Wir waren einigermaßen bestürzt, stiegen aber nichtsdestoweniger ab, öffneten die Thür des Cabildo und traten ein. Das Haus oder vielmehr die Hütte war von Rohr aufgeführt, mit einem Fußboden von festgestaupftem Lehm versehen und sah ziemlich reinlich aus, besaß aber keine Fenster und überhaupt außer der Thür keine Oeffnung. Unter dem Dachgebälk war eine Quantität Weizen, noch in den Aehren aufgestapelt, und in einer Ecke lagen zwei ungeheure Säcke voll gedroschenen Getreides — die gewöhnlichen für etwaige Hungersnoth reservirten Vorräthe. In der Nähe der Thür stand eine sehr ursprünglich construirte Trommel, eine rohe, über das Ende eines Stück ausgehöhlten Baumstammes ausgespannte Haut, welche dazu diente die Obersten der Gemeinde zu nöthigen Berathungen zusammenzurufen. Die Trommel hat in Honduras, wo das Cabildo stets zugleich als Hôtel dient und für Fremde immer offen ist, aber noch einen andern Zweck: der Schall der Trommel ruft die Alguazils herbei, welche verpflichtet sind die Wünsche der Fremden zu hören und sie mit allem zu versehen was ihnen nothwendig ist und was die Stadt zu bieten vermag.

Auch wir nahmen jetzt unsre Zuflucht zu der Trommel, und hatten nicht nöthig lange auf das Resultat zu warten, denn kaum war eine Minute verflossen, als drei junge Männer in hübscher Kleidung von weißer Baumwolle, weiße Stäbe in der Hand tragend, auf uns zukamen. Als sie näher kamen, nahmen sie ihre Hüte ab, verbeugten sich tief und fragten in spanischer Sprache: was die Caballeros ihren gehorsamen Dienern zu befehlen hätten? Wir fragten dagegen: ob wir willkommene Gäste seyen, und ob wir im Cabildo übernachten dürften? Auf beide Fragen antwortete der Sprecher mit erstaunter Miene: „Como no?“ (Warum nicht?)

Nun baten wir zunächst um Futter für unsre Maulthiere, um ein gutes Feuer, und um Tortillas und Frijoles [1] für uns selbst, welchen Wünschen H. noch die Bitte um Huevos (Eier) beifügte, und damit einen bedeutenden Theil seines spanischen Sprachschatzes erschöpfte. Die Alguazils hielten eine kurze Berathung, und dann eilte jeder davon um seinen Theil der Aufgabe zu lösen. Sie klopften an die Thüren verschiedener Hütten, gaben den Bewohnern kurze Befehle und eilten dann weiter. Der Effect war ein fast magischer. Der eben noch so stille Ort belebte sich plötzlich, und eine Menge neugieriger Kinder kroch und sprang aus den nun geöffneten Thüren und näherte sich den Fremden. Nicht lange darauf sahen wir einen Mann mit einem großen Bündel Holz auf uns zueilen, ihm folgte ein Knabe, der einen Feuerbrand trug, und bald knisterte eine lustige Flamme vor der Thür des Cabildo. Einige Minuten später näherte sich ein anderer Indianer, der eine Kanne voll kalten Wassers und einige schneeweiße Calabassen herbeibrachte, die uns als Trinkgeschirr dienen sollten, und vor Ablauf einer halben Stunde waren unsere Maulthiere angebunden, reichlich mit grünen Maisblättern versehen, unsre Hängematten waren in dem Cabildo befestigt und der Tisch der Municipalität mit Bestandtheilen der einfachen, aber nahrhaften Mahlzeit bedeckt, die wir bestellt hatten. Ein Dutzend Eier welche die Alguazils als ein unentbehrliches Nahrungsmittel für Künstler zu betrachten schienen, fehlten nicht. Wir wurden auf das ausmerksamste bedient, und die Alguazils zeigten einen solchen Eifer José behülflich zu seyn, daß Freund H. einem derselben auf die Schulter klopfte und ihn bestem Englisch versicherte, er würde gern einen Monat hier bleiben, vorausgesetzt daß die Eier zureichten. „Como no?“ antwortete der Judianer als man ihm den Sinn dieser Rede klar gemacht hatte.

(Schluß folgt.)

[1] Torrillos, eine Art harter Kuchen, Frijoles, Bohnen.

Ursprung und Verschiedenheit der Menschenracen.

Man konnte wohl keinen unglücklicheren Zeitpunkt wählen das alte dunkle Räthsel über den Ursprung des menschlichen Geschlechtes zu lösen, als in der kürzlichen Vergangenheit; denn eben jetzt sind durch die bereits berühmt gewordene Darwin'sche Lehre vom Ursprung der Arten durch die Zuchtwahl der Natur ganz neue Ansichten zur Geltung gekommen, so daß die Anhänger der Pluralität oder der Einheit entweder im Darwin'schen Sinn ihre Lieblingsansicht lösen, oder die Darwin'sche Lehre völlig widerlegen müssen. Für die Einheit spricht zunächst der Text der heiligen Schrift, und wer die heilige Schrift als Quelle für naturwissenschaftliche Erkenntnisse betrachtet, der hat ein Recht jede andere Meinung als nicht orthodox zu verwerfen. Die wissenschaftliche Forschung hört freilich dann auf, und vielen frommen, aber beschränkten Gemüthern ist eine solche Schlichtung des Streites ganz willkommen. Es waltet dabei immer die Besorgniß als könnte die heilige Schrift für die Gläubigen irgend an Ansehen verlieren. Was aber hat, fragen wir, das Christenthum gelitten durch die Lehren des Copernikus, Galilei, Newton, Laplace? Was hat es gelitten durch die Erkenntnisse Werners, Leopold v. Buchs, Sir Charles Lyell's? Es ist schändlich die wissenschaftliche Erkenntniß als Waffe und Streitwerkzeug zu mißbrauchen, um die Glaubensruhe der Gemüther zu stören; es ist aber ebenso einfältig und gefährlich die Wissenschaft anzufeinden, wenn ihre Erkenntnisse gegen die orthodoxen Vorstellungen verstoßen, zumal die Geschichte der Wissenschaften lehrt daß bald die eine, bald die andere Hypo-

these den Sieg davon trägt, während das Bibelwort immer stehen bleibt, ja in sehr vielen Fällen durch die neueren Entdeckungen einen tiefern Sinn gewonnen hat. Morton, Nott und Gliddon sahen sich in ihrem gemeinschaftlichen Werk über die Menschenracen in der Verlegenheit, entweder gegen die biblische Schöpfungsgeschichte zu verstoßen oder ihr eigenes Schauen zu verläugnen. Behutsam giengen sie beiden Klippen aus dem Weg, indem sie behaupteten die Bibel spreche eben nur von den biblischen Völkern, und für diese allein passe die Darstellung, nicht für die Bevölkerungen jenseits der Oceane. Ob diese Rettung der heiligen Schrift eine sehr würdige war, mögen die Theologen entscheiden. Besser gefällt uns die Art wie Dr. P. Sagot, ein Arzt der französischen Marine, der längere Zeit in Guayana gelebt hat, kürzlich [1] die selbstgestellte Aufgabe löste, „die Ueberlieferung von einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts mit den Anforderungen der Wissenschaft zu versöhnen.“ Er findet nämlich in der heiligen Schrift selbst eine Andeutung, wie die Verschiedenheit des Menschengeschlechts entstand. Bis zum Thurmbau zu Babel war das Geschlecht noch eins und die Sprache noch dieselbe (Erat autem terra labii unius et sermonum eorundem), bis der Herr sprach: er wolle ihre Sprachen verwirren und sie in alle Welt ausstreuen (confundamus .... linguam eorum ut non audiat unusquisque vocem proximi sui. Atque ita divisit eos Dominus ex illo loco in universas terras.) Wären diese Worte nicht ausreichend, so wird später noch hinzugesetzt, der Herr habe sie zerstreut über die Oberfläche aller Erdräume (super faciem cunctarum regionum). Aus diesen Stellen ergibt sich klar daß die Bibel ganz genau eine ursprüngliche Einheit und eine Zerstreuung in Menschenracen kennt, ja Ursache und Zeitpunkt dieses Ereignisses angibt. Dieser Klarheit gegenüber kann man also nicht entschlüpfen wie die gelehrten Amerikaner, vielmehr müssen alle diejenigen welche die heilige Schrift als eine höchste Quelle auch der profanen Erkenntnisse ansehen, die Wissenschaft, welche anders lehrt, als auf einem Irrweg oder auf einem Umweg zur Wahrheit halten. Zur Versöhnung der Wissenschaft hat freilich Dr. Sagot nichts beigetragen, denn abgesehen von weitschweifigen und irrelevanten Erörterungen lehrt er uns nichts neues als daß das Ueberfließen der Racen, ihrer Schattirungen und ihrer Zwischenglieder die Feststellungen getrennter Menschenarten verhindere, und daß doch sämmtliche Menschengeschlechter Ein Band vereinige, nämlich die Fähigkeit durch die Sprache ihre Gedanken auszudrücken. Freilich ist auch dieß nicht relevant, denn die Sprachbegabung kann ebenso gut ein Merkmal der Menschengattung (Genus) als der Menschenart (Species) seyn. Eine Widerlegung der Entdeckung menschlicher Handwerkszeuge etliche dreißig Fuß tief unter dem Nilschlamm, welche die ägyptische Cultur auf mindestens 17 Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung hinaufrückt, die Auffindung menschlicher Werkzeuge in Schuttbetten der tertiären Zeit zwischen Resten ausgestorbener Thierarten, wie sie durch Sir Charles Lyell bestätigt worden ist, scheint der Verfasser nicht gekannt zu haben.

Wirklich wissenschaftlich ist die Frage im vorigen Jahr in einem gediegenen Buch [1] von Dr. Perty behandelt worden. Er zählt uns die großen Forscher auf welche sich für die Einheit der Menschenart erklärten, aber eine gleichzeitige Schöpfung mehrerer Urpaare annahmen. Was die Abstammung von Einem Elternpaar betrifft (nicht zu verwechseln mit der Frage über die Einheit der Menschenart), so giengen bis auf Charles Darwin die Ansichten der unbefangenen Forscher dahin daß sich weder die Abstammung von Einem Paar noch das Gegentheil wissenschaftlich erweisen lasse. Gegen die Abstammung von Einem Menschenpaar macht Dr. Perty den Einwand geltend daß die erste Mutter möglicherweise lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, daß aber jedenfalls ihre Nachkommen, um sich fortzupflanzen, eine blutschänderische Ehe, Brüder mit Schwestern, vollziehen mußten, wovor die Natur ein Grauen hat. Dieß ist wohl das einzige was die Wissenschaft einwenden kann, der Gläubige wird dann aber seinerseits erwiedern daß, wo eine Schöpferhand den Menschen bildete, dieselbe Hand auch die grauenhaften Folgen der Blutschande abwenden konnte. Dr. Perty legt noch großes Gewicht auf das alte Axiom: „Alle Menschen auf der Erde gehören zu einer Art (Species), weil sie alle mit einander fruchtbare Kinder zeugen.“ Schon Karl Vogt hat in seiner Schrift, „Köhlerglauben und Wissenschaft“, deren polemische Tendenzen wir sonst für frivol und unwissenschaftlich erklären müssen, mit großem Scharfsinn und einer Menge Beobachtungen nachgewiesen daß man fruchtbare Fortpflanzung nicht als Merkmal der Arteneinheit betrachten dürfe. Das schlimmste aber ist daß gerade jenes Axiom gegen die Einheit des Menschengeschlechtes spricht. Die Fruchtbarkeit aller Blendlinge ist eine geringe. In Westindien gelten die Mulatinnen und Mestizen in der Regel als unfruchtbar. Zwar ist im spanischen Amerika wenig reines Blut, und zwar weder blaues (europäisches) noch indianisches zu finden; dort haben sich also die Mischlinge fortgepflanzt, allein es geschah nicht ohne zu dem einen Typus, dem indianischen, zurückzukehren. Reine Mulatten mit reinen Mulatten sollen nach und nach alle Fruchtbarkeit verlieren. So wenigstens behaupten amerikanische Autoritäten, denen freilich als Prosklavereimännern die Lehre von der Pluralität des Menschengeschlechtes außerordentlich willkommen ist.

Charles Darwin in seinem berühmten Buche über den Ursprung der Arten schweigt in Bezug auf unser Problem, allein die Tendenz seiner Lehre läßt über seine Ansichten keinen Zweifel. Er der es für möglich hält daß Säugethiere und Vögel von einer Urart abstammen können, wird das Menschengeschlecht nur als ein Product der natürlichen Zuchtwahl betrachten können. In seinem Sinne werden die Menschenracen nichts anderes seyn als Spielarten, die aber wo

[1] Sur l'origine et la nature des races humaines. Nouv. Annales des Voyages. 1860. März.

[1] Grundzüge der Ethnographie von Dr. Maximilian Perty, Professor an der Universität zu Bern. Leipzig und Heidelberg 1859.

sich Symptome von Unfruchtbarkeit bei den Blendlingen zeigen, im Begriff stehen zu wirklichen Arten sich zu trennen.

Alle Arten versuchen fortwährend zu variiren, überhaupt sind die Formen der Species nur vergängliche Erscheinungen, wenn auch die Bildung völlig neuer Arten viele Jahrtausende erfordern mag. Nur solche Spielarten vermögen sich aber zu befestigen welche vor der gemeinen Art Vorzüge besitzen, die sie lebensfähiger machen, gestählter für den beständigen Kampf um Licht, Leben und Nahrung, den sie andern Arten, andern Spielarten und andern Individuen gegenüber beständig ausgesetzt sind, denn die Natur ist ein beständiges Schlachtfeld, wo das Einzelwesen fortwährend mordet oder unterdrückt, um sich selbst zu erhalten. Der Gang ist dann ein solcher daß sich allmählich die Spielarten von der Urart nach verschiedenen Richtungen weiter entfernen. Gewöhnlich geschieht es dann daß die Urart, bisher noch Zwischenschattirung zwischen den Extremen der Varietäten, ausstirbt, ja wie kürzlich der große Botaniker Hooker sich erklärt hat, entstehen die Arten als gesonderte Ganze erst durch das Aussterben der Zwischenglieder.

Wenden wir diese Lehre auf die Menschenart an, so werden wir uns den Urtypus nicht negerartig, aber auch nicht kaukasisch vorzustellen haben, sondern wenn wir uns das gesammte Menschengeschlecht von einem Urtypus abgeleitet denken zwischen weiß und schwarz, als braune oder gelbe Species. Dieser Urtypus variirte dann nach so vielen Richtungen als man Menschenracen anzunehmen beliebt, und die beiden Extreme dieser Spielarten waren die Menschen mit weißer und mit schwarzer Haut, sogenannte Kaukasier und Neger Von allen Racen besitzen die Neger und die Weißen die höchsten Lebensaussichten, die einen innerhalb der Tropen, die andern in der gemäßigten Zone. Der Neger ist durch sein eigenthümliches Geschick zum Bevölkerer auch der neuen Welt geworden, wenn auch nur im Zustande der Sklaverei. In der heißen Zone dagegen schlägt er durch seine Fruchtbarkeit und Körpereigenschaften alle übrigen Spielarten des Menschengeschlechtes, seine Race ist die siegreiche Specialität für den heißen Erdgürtel. Ganz anders ist es mit den sogenannten Kaukasiern und unter ihnen mit den Europäern. Ihnen verstattet ihre höhere Intelligenz eine vollständige Ausbreitung über alle Räume der gemäßigten Zone, und die Lebensaussichten dieser kräftigsten aller Spielarten sind, soweit schwache menschliche Voraussicht reicht, ganz unbegränzt. Ihnen und den Negern gehört die Zukunft, während die gelbe Spielart, die sich in Ostasien befestigt hat, ihren Höhenpunkt überschritten zu haben scheint.

Vor dem Neger und vor dem Europäer verschwinden unheimlicher Weise eine Menge Völker, oder in der Darwin'schen Sprache, Varietäten der Menschenart. Man hat einst die Spanier der Härte und Grausamkeit angeklagt daß 50 Jahre nach der Entdeckung die Eingebornen der Antillen und der Bahamagruppe ausgestorben waren, und daß die Bevölkerung von Montezuma's Reich innerhalb eines Menschenlebens fast bis auf den zehnten Theil zusammenschrumpfte. Abgesehen von einzelnen Blutthaten, wie sie später Franzosen in Florida, fromme Puritaner in Virginien begiengen, wie sie noch heutigen Tages von europäischen Pionieren, Pelzhändlern und Skalpjägern an den Rothhäuten diesseits und noch schauloser jenseits der Felsengebirge verübt werden, waren die Spanier so unschuldig an dem Racentod als es Franzosen, Engländer und Amerikaner sind, daß seit den letzten 50 Jahren die Eingebornen der Sandwich-, der Gesellschafts-, der Freundschafts- und der Fidschi-Inseln, der gesammten pacifischen Welt, Australien selbst und Neuseeland nicht zu vergessen, so rasch verschwinden, daß sicherlich vor Ende des Jahrhunderts, einzelne versprengte Reste noch ausgenommen, der gesammte Menschenschlag des stillen Meeres ausgestorben seyn wird. Wie dieß zugeht, wissen wir alle, als hätten wir es selbst erlebt. Vor allem bringt der Europäer einen Würgengel in die neuen Welten, nämlich die Blattern und mit diesen noch ein ganzes Gefolge anderer Krankheiten, an welche die weiße Race bereits gewöhnt ist und welche Indianer bei schlechtem Obdach und regelloser Diät nicht zu überstehen vermögen. Dann kommt als anderer Würgengel der Schnaps, dem alle farbigen Menschen mit Ausnahme der Neger als Opfer fallen. So große Dinge aber Blattern und Alkohol ausrichten, sie könnten doch nicht ganzen Racen zu Leibe, wenn nicht mit dem Erscheinen der Europäer sich plötzlich der Eingebornen eine Art von Lebensüberdruß bemächtigte, der sich durch Vernachlässigung der Geschlechtsfortpflanzung äußert. Nicht die Krankheiten lichten die oceanische Bevölkerung, sondern die fortschreitende Abnahme in der absoluten Zahl der Geburten. Im alten Mexico waren, wie Zurita berichtet, ganze Gemeinden verschworen keine Kinder mehr aufkommen zu lassen. Die Männer entsagten jedem fruchtbaren Umgange mit ihren Frauen, und wo sich etwa doch eine Schwangerschaft zeigte, half man, wie es vorher und nachher immer, nur nicht im gleichen Grade, wie es jetzt noch mit größter Gedankenlosigkeit in allen Tropenländern geschieht, mit Abtreibungsmitteln, die jedermann dort bekannt sind, nach denen man nur die Hand auszustrecken braucht und die dem eingebornen Patienten seltsamer Weise nichts an der Gesundheit schaden.

Dieß ist der historische Verlauf. Betrachten wir ihn nun mit den Augen des Geologen, und zwar eines Geologen welcher sich zu der Darwin'schen Lehre bekennt, so müssen wir uns sagen daß dieses Aussterben ein natürlicher Proceß sey, wie das Aussterben der secundären Thier- und Pflanzenformen beim Beginn der tertiären Zeitfolgen, wie das Aussterben so vieler tertiären Formen, vor dem Auftreten des Menschen. Von den noch vorhandenen Arten oder Spielarten des Menschengeschlechtes sind die rothe des andern Continentes und die olivenfarbige Polynesiens nicht mehr zu retten, ihre Zeit war gekommen, sowie sich ein weißes Gesicht zeigte. Aehnlich geht es den Pflanzen auf abgelegenen Inseln. Madeira und St. Helena z. B. hatten ihre eigene Flora. Als aber mit den Europäern auch europäische Pflanzenarten landeten, breiteten sich diese rasch aus, vertrieben und erwürgten die eingebornen Arten; dasselbe geschieht in Neu-Seelaud, und wenn man nicht etliche Exemplare in botanische Erziehung gibt, werden die eigenthümlich insularischen Arten völlig vernichtet werden. Wie uns schon Darwin belehrte, erhalten sich

auf Inseln, auf den Spitzen längst untergetauchter Continente, geschützt vor dem Andrang später entstandener Arten, ältere Arten die einem verstrichenen geologischen Zeitalter angehören, am längsten. Die jüngere Art ist nämlich immer die kräftigste, weil sie ja nichts ist als eine überlebende kräftigere Spielart eines älteren Urtypus. Sie ist lebensfähiger, sonst hätte sie die ältere Urform nicht überlebt.

Da es den Menschenarten und Spielarten ähnlich ergeht, ist uns ein wichtiger Schluß erlaubt. Weil überall die neuen organischen Formen die kräftigen und siegreichen sind, müssen die unterliegenden die älteren seyn. Die ältesten Formen des Menschentypus sind die Polynesier und die Rothhäute, die jüngsten Formen die Kaukasier und die Neger. Mitten inne aber stehen die gelben Völker Ostasiens. Sowie sich die Darwin'sche Lehre befestigt, kann kein Streit mehr herrschen über die Einheit des Menschengeschlechtes, da wir überhaupt eine ganz andere Vorstellung vom Wesen der Arten bekommen. Sinn hatte die Frage nur so lange als man die Arten für feststehende unveränderliche Typen hielt. Daß aber Darwin's Theorie für die nächste Zeit in der Wissenschaft sich siegreich behaupten wird, kann man jetzt als entschieden ansehen. Nicht bloß daß der Zoolog Wallace aus den Philippinen eine Arbeit einschickte, die fast die nämliche Theorie wie die Darwin'sche entwickelte, sondern es hat sich auch Sir Charles Lyell, der größte Geolog, und Owen, der größte Zoolog und vergleichende Anatom, endlich, wie wir gelegentlich näher berichten werden, Hooker, der größte Botaniker, den England besitzt, für Darwin's Lehre erklärt. Nach dieser Lehre aber sind Racen und Spielarten nur Anfänge von Bildungen neuer Arten, und es ist unendlich schwer zu bestimmen, wo die Spielart aufhört und die neue Art beginnt, weil die eine unmerklich bis zur andern anwächst.

Die Bevölkerungszunahme auf dem indischen Archipel und ihre Ursachen.

(Von Dr. Friedmann.)

Meine Angaben über die auffallende Zunahme der Bevölkerung auf dem indischen Archipel und insbesondere auf Java in Nr. 34, Jahrgang 1856 dieser Zeitschrift, mußte schon zweimal einen — glücklicherweise unschwer abzuwendenden Angriff erfahren. Das erstemal wurde das Factum überhaupt in Abrede gestellt, obgleich dasselbe aus authentischen und officiellen Berichten nachgewiesen werden kann und keinem Zweifel unterliegt. In Nr. 13 dieses Jahrgangs aber wird von einem Ungenannten zwar die Bevölkerungszunahme an sich nicht geläugnet, aber der holländischen Regierung das Verdienst abgesprochen daß die Zweckmäßigkeit ihrer Verwaltung daran schuld sey, vielmehr laste ein „Polizei- und Spionirsystem" schwer auf den Einwohnern. Was die geringe Auswanderung der Javanen anbelange die ich als Zeichen aufstellte daß sie mit den Einrichtungen und Verhältnissen ihres Vaterlandes zufrieden seyen, so wird als Ursache derselben die Armuth des Javanen, seine Vaterlandsliebe, der Gemeindeverband und die genannten Polizeimänner und Spione angegeben. Es gehört indessen nur wenig Kenntniß von Java, seiner Ueppigkeit und seinem Reichthum an Culturvegetation, sowie endlich der Mäßigkeit und den geringen Bedürfnissen seiner Bewohner dazu, um zu wissen daß ein Javane von einem Ende seiner Insel zum andern ohne einen Duit bei sich zu haben reisen kann, und daß die Gastfreundschaft seiner Landsleute ihm allenthalben etwas Reis und Früchte anbietet und des Nachts ihm ihre Bambushütte zur Verfügung stellt. Am Strand aber kann jeder „Tambangan," jeder Fischerkahn ihn zur nächsten Insel führen, wo wir ihn getrost seinem Schicksal überlassen können. Er wird nicht hungern, denn Cocospalmen finden sich allenthalben, und das milde Klima und sein Fleiß werden ihn bald in den Stand setzen ebenso bequem als in der Heimath leben zu können. Daß die holländische Regierung der Auswanderung im allgemeinen keine Hindernisse in den Weg legt, sehen wir am deutlichsten an den mit jedem Jahr sich mehrenden Wallfahrten nach Mekka, die vor dem Jahr 1853 zwar jedem erlaubt, aber einer Besteuerung unterworfen waren, von jener Zeit an aber auch dieser Beschränkung überhoben wurden. „Die Regierung," heißt es in dem betreffenden Berichte des General-Gouverneurs vom Jahr 1853, „hält es nicht für rathsam Recognitionsgelder zu erheben von den nach Mekka pilgernden Personen, da eine solche Steuer den Verdacht erwecken könnte als wollte man dem Muhammedaner hinderlich seyn in der Ausübung einer seiner heiligsten Pflichten, welche Handlungsweise im Widerspruch wäre mit dem angenommenen Princip, die traditionellen Einrichtungen der Inländer, so weit sie sich mit unsrer fortschreitenden Cultur vertragen, nicht zu stören." Dennoch aber wären wohl zu beachtende Gründe vorhanden diese Wallfahrten nach Mekka so viel als möglich zu beschränken, und würde jede andere Regierung, die sich weniger stark und sicher fühlte als die niederländische, es an solchen einschränkenden Verordnungen gegen die Mekkafahrten gewiß nicht fehlen lassen. Denn zu Mekka werden den Ankömmlingen am wenigsten die Grundsätze der Toleranz und Liebe für die „Ungläubigen" eingeflößt, im Gegentheil findet der Glaubensfanatismus und der Haß gegen die Fremdenherrschaft dort reichliche Nahrung, und der als „Hadschi" zurückkehrende Pilger zeigt nicht selten Lust zur Anzettelung von Verschwörungen. Daß die Wallfahrten im Jahr 1856, wo der gewaltige und vielverzweigte Aufstand in Bengalen gegen die englische Herrschaft in vollen Flammen loderte, und vielleicht in der Stadt des Propheten ausgebeutet wurde, weit bedenklicher als zu einer andern Zeit waren, kann nicht bezweifelt werden. Aber die Regierung setzte im Bewußtseyn ihrer klugen und billigen Handlungsweise, welche den Völkern jeden Grund zur Unzufriedenheit benahm, so viel Vertrauen in die Bevölkerung daß sie auch zu jener Zeit die Pilgerfahrten nicht im mindesten beschränkte. Es reisten von Java allein in jenem Jahr 2642 Pilger nach Mekka.

Daß das Verwaltungssystem der Holländer keine so gar schlechten Früchte in seinem Gefolge hatte, gesteht Verfasser selbst zu, indem er als Ursache der außerordentlichen Vermehrung der Bevölkerung in Niederländisch-Indien „den Frieden," „die Sicherheit der Person und des Eigenthums" in allen jenen Gegenden angibt, wo früher Willkürherrschaft, gegenseitige Befehdung der einzelnen kleinen Reiche an der Tagesordnung waren. Die Bewohner des indischen Archipels müßten aber sonderbare Leute seyn wenn sie so theure und kostbare Güter, wie Friede, Sicherheit der Person und des Eigenthums, also Recht und Gesetz an die Stelle der frühern Gewalt, die Grundlage und nothwendige Bedingung jedes Bürgerglücks und der Culturentwicklung, nicht mit Freude und Dank aufnehmen, sondern sich solches Glück nur durch Polizeimänner und Spione aufdringen ließen. In Wahrheit aber besteht ein solches „Spionirsystem" nirgends, und findet man namentlich in den Centraltheilen von Java und Sumatra oft in einem ausgedehnten Districte nur einen einzigen europäischen Beamten dem einige javanische Unterbeamte zur Seite stehen, und dem nicht einmal die Polizeigewalt anvertraut ist, sondern welcher vorzüglich die Cultur des Bodens überwacht, und den Vermittler zwischen den javanischen Behörden und dem Residenten der Provinz bildet. Daß die Ruhe des Landes nicht durch heimliche Agenten und Spionen erhalten wird, geht unter andern auch aus der geringen Summe hervor welche bei dem jährlichen Budget für das Polizeiwesen von ganz Niederländisch-Indien ausgesetzt ist. In dem Voranschlag der Ausgaben für 1857, deren Gesammtsumme — ohne die in Niederland für die Colonien verursachten Ausgaben — 63,470,438 fl. beträgt, werden für das Polizeiwesen, abgerechnet die Gehalte der öffentlichen Beamten, nur 105,883 fl. angesetzt. Mit einer solchen Summe läßt sich aber in den ausgestreckten Ländern des indischen Archipels kaum ein wirksames Spionirsystem unterhalten. Bekannt ist ferner daß die Zahl der Europäer in Niederländisch-Indien ohne das Militär 20,000 Individuen nicht übersteigt. Angenommen demnach daß die ganze europäische Bevölkerung aus lauter Spionen bestünde, so müßte doch jedem einzelnen ein District von ungefähr einer Quadratmeile zugewiesen werden. Inländern aber werden die vorsichtigen und klugen Holländer kaum ein Amt anvertrauen bei welchem die Untreue eher als erlaubt betrachtet werden kann, als die strenge Wahrnehmung eines wenig ehrenvollen Dienstes. Wo ferner ein Spionirsystem ein Land in seinen Garnen umstrickt, da werden auch zahlreiche Verhaftungen und Verurtheilungen an der Tagesordnung seyn. Aber die Zahl der im ganzen indischen Archipel von den Behörden wegen größerer Vergehen und Verbrechen Verurtheilten betrug

im Jahr	1854	10,320,
„ „	1855	11,229,
„ „	1856	11,536,

welche Zahlen bei einer Bevölkerung von 16½ Millionen Seelen, die der unmittelbaren Herrschaft der Niederländer unterworfen sind, gewiß als sehr gering betrachtet werden müssen.

Die geehrte Redaction möge mir bei dieser Gelegenheit zu bemerken gestatten daß ähnliche Versuche, die Bemühungen der holländischen Regierung in verschiedenen Zweigen in ein schiefes Licht zu stellen oder lächerlich zu machen, vorzüglich von manchen englischen Journalen ausgehen. So berichtete vor kurzem der London and China Telegraph und nach ihm die Allgemeine Zeitung vom 26 März d. J., daß die Sprachkundigen der holländischen Regierung den Auftrag erhalten haben ein javanisch-holländisches Wörterbuch zu verfertigen, daß sie nach 17jähriger Arbeit mit fünf Buchstaben fertig geworden, und für diese Arbeit die Summe von 816,000 fl. verwendet worden sey. Die Wahrheit der Sache ist daß unter den vielerlei im Auftrag oder unter dem Schutz der Regierung verfaßten Werken im Gebiet der Naturforschung, der Länder- und Völkerkunde, sowie der Sprach- und Alterthumsforschung auch die HH. Winter und Wilkens im Jahr 1853 den Auftrag erhielten, zur Verfertigung eines javanisch-niederdeutschen Wörterbuches und einer javanischen Grammatik, und daß beide Werke im Jahr 1859 zur Vollendung kamen. Die beiden Autoren genießen, so viel mir bekannt ist, einen monatlichen Gehalt von 6—700 fl., sowie ihre Werke auf Regierungskosten gedruckt werden, ohne daß andere Kosten auf die letztern verwendet worden.

Ergebnisse der russischen Expedition nach Chorassan.

(Aus den Annales des Voyages.)

Unsere Leser werden sich erinnern daß die kais. russische geogr. Gesellschaft eine Commission, an deren Spitze sich Hr. Khanikoff befand, mit der Erforschung der persischen Provinz Chorassan beauftragt hatte. Der Schriftführer dieser Gesellschaft theilt uns nun folgenden Umriß der Ergebnisse mit welche Hr. Lentz, der als Meterolog zur wissenschaftlichen Abtheilung der Commission gehörte, erlangt hat.

Die Expedition kam in den ersten Tagen des Aprils 1858 in Astrabad, das in der Provinz gleichen Namens liegt, an. Da Hr. Khanikoff, dem die Leitung der Expedition anvertraut war, sich nach Teheran begeben mußte, so benützte Hr. Lentz dessen Abwesenheit um den Gang der Chronometer zu beobachten und die absolute Länge der Stadt Astrabad zu berechnen. Er konnte außerdem an diesem Orte, sowie in Siared, die drei magnetischen Elemente bestimmen, die Höhe einiger Gipfel der Gebirgskette des Elbrus schätzen, und sich noch mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen.

Um die Mitte des Monats Mai verließ die Expedition Astrabad, und machte, nachdem sie den Elbrus überschritten, in Schachrud Halt. Dort, wie überall wo sie sich aufhielt, beobachtete Hr. Lentz den Gang der Chronometer und bestimmte überdieß die drei magnetischen Elemente, sowie die Höhe einer großen Anzahl Piks des Elbrus.

Am 1 Jun. kam Hr. Khanikoff zurück, worauf die Expedition die Reise nach Mesched, der gegenwärtigen Hauptstadt

von Chorassan, antrat. Unterwegs wandte Hr. Lentz all seine Sorgfalt auf die Bestimmung der größtmöglichen Anzahl geographischer Punkte sowie der Elemente des Erdmagnetismus; die fünf Wochen seines Aufenthalts in Mesched wurden Arbeiten derselben Art gewidmet, und ward überdieß ein Ausflug in die Umgegend unternommen zur Bewerkstelligung von astronomischen und barometrischen Beobachtungen.

Die Expedition verließ Mesched im Anfang Augusts, und erreichte in den ersten Tagen Septembers Herat; man hatte bereits eine beträchtliche Anzahl geographischer Punkte bestimmt, deren Lage bisher noch unbekannt war. Die Hauptbeschäftigung des Hrn. Lentz in Chorassan bestand in der genauest möglichen Bestimmung der absoluten Länge des östlichsten Punktes des Reisewegs der Expedition. Von Herat aus setzte Hr. Lentz seine Wanderung bis nach Tebbes, das sich auf der Ostgränze der Salzwüste Chorassans befindet, und bis nach Birdja-Sand fort; es gelang ihm über diesen fast ganz unbekannten Landstrich reiche Materialien für die Wissenschaft zu sammeln.

Im Monat Februar 1859 verließ die Expedition Chorassan, um sich nach Lasch, einer befestigten Stadt und Hauptort des gleichnamigen kleinen Staats, zu begeben. Die in dieser Gegend veranstalteten barometrischen Beobachtungen bieten ein ganz besonderes Interesse, indem sie die progressive Erhöhung der Erdoberfläche von Herat bis zum Paß Senhighó-Sia bei der Stadt Sabsor (Königreich Herat) anzeigen, wo diese Erhöhung 5000 englische Fuß erreicht; von diesem Punkt an senkt sich der Boden allmählich wieder bis zum See, dessen Gewässer sich noch in einer Höhe von ungefähr 1200 Fuß befinden.

Auf ihrem weiteren Zuge machte die Expedition Halt an den Gestaden des Saré-Sees, gerade an dem Ort wo, am nordwestlichen Theil des Sees, der Fluß Charud (Schachrud) oder Abraskau ausmündet. Hr. Lentz bestimmte die absolute Höhe und die geographische Lage dieses Punkts. Der Anblick und die Dimensionen des Sees ändern sich unaufhörlich; bald ist der nördliche Theil desselben trocken, und der südliche Theil besteht allein; oft zeigt sich die entgegengesetzte Erscheinung, je nach der Wassermenge welche die in denselben sich ergießenden drei Hauptflüsse liefern: diese Flüsse sind der Charud und der Ferrarud im Norden, und der Chilmend im Süden, der nicht weit von Kandahar fließt. Zuweilen geschieht es auch daß die Gewässer des Sees sich in zwei Theile sondern — nach Norden und nach Süden hin — und daß sie dann durch einen vollkommen trockenen Landstreifen, wie dieß zur Zeit der Reise der Expedition stattfand, getrennt sind; so wenigstens erzählten die persischen Reisenden welche kürzlich das Ostufer des Sees verlassen hatten, und welche behaupteten daß sie auf dieser Landzunge über den See gegangen seyen.

Jenseits des Dorfes Nech gelangte die Expedition an eine 250 Werst im Umfang haltende Wüste; sie durchzog dieselbe da wo sie am schmälsten war, zwischen den Dörfern Serri-Tschach und Dechi-Seif, an einem Orte wo man auf einer Strecke von 200 Werst kein Wasser trifft; hierauf erreichte sie in vier Etappen die Stadt Kirman.

Dieser Ort konnte bis auf diesen Augenblick als völlig unbekannt betrachtet werden. Aus den dort angestellten barometrischen Beobachtungen geht hervor daß die Erdoberfläche vom Saré-See (1200 Fuß) bis zu den Dörfern Nech und Serri-Tschach (4000 und 5000 Fuß Höhe) ansteigt, daß sie sich sodann allmählich bis zum niedrigsten Punkt, der sich in der Wüste findet, nämlich bis zu dem den Namen Schachri-Lût führenden Orte, senkt, um sofort wieder bis nach Chibbis, das in einer Höhe von 1500 Schuh am Fuße der Gebirge liegt, zu steigen, ihre Maximalhöhe (8000—9000 Fuß) auf dem Gipfel dieser Gebirge zu erreichen, und dann von neuem bis nach Kirman abzufallen, das noch etwa 5500 englische Fuß hoch liegt.

Auf dem ganzen Flächenraum der sich von Süd nach Jspahan erstreckt — wohin die Expedition nun ihren Weg einschlug — und jenseits bis nach Teheran, liegen die Landstriche, welche südlich und westlich an die große Salzwüste gränzen, in einer Höhe von 3—4000 Fuß; der gleiche Fall ist es mit denen welche, an der Nordseite der Wüste sich hinziehend, Schachrud von Mesched trennen; nur an zwei Orten trifft man beträchtlichere Höhen.

Von Jspahan, den Weg über Serghendé, 10 Werst von Teheran, durch das Dorf Firusta einschlagend, erreichte die Expedition die Provinzen Masanderan und Astrabad wieder, und folgte dem Laufe des Flusses Talar, der sich in das kaspische Meer ergießt.

Im Verlauf seiner Reise in Persien und Afghanistan hat Hr. Lentz ungefähr hundert geographische Punkte bestimmt; an 28 Punkten konnte er ebenfalls die drei magnetischen Elemente — Spannkraft, Declination und Inclination — bestimmen; an 29 andern nur zwei dieser Elemente. Er schätzte mittelst trigonometrischer Berechnungen die Höhe von ungefähr 200 Berggipfeln, und 400 andere wurden von ihm und seinen Reisegefährten mittelst des Barometers gemessen, wodurch es möglich wird das Profil des ganzen von der Expedition besuchten Landstrichs zu zeichnen. Man kann bereits auch einige interessante Resultate voraussehen welche die von Hrn. Lentz während der Dauer seiner Reise gemachten meteorologischen Beobachtungen liefern werden.

Lord Elgins Entdeckungsfahrt auf dem Yang-tse-kiang.

Wir haben bereits aus dem zweiten Theil von Oliphants Werk[1] allen Stoff über Japan benützt, und tragen hier nach was sich noch von anderweitigen Beobachtungen in beiden Theilen befindet, die übrigens fast nur mit der Veranlassung des und den Vorfällen bei dem Bombardement Cantons, sowie der nachfolgenden Gefangennehmung Yehs sich beschäftigten. Dinge die ihrerzeit von den britischen Zeitungen nicht anders

[1] Lord Elgins Mission to China and Japan.

berichtet worden sind und keiner Wiederholung bedürfen. Auf der Fahrt nach Hongkong wurde Dschohor (Südspitze von Malaka), der Sitz eines malayischen Sultans, berührt. Man fand dort nur ein elendes Dorf mit kaum tausend Einwohnern. Um seine geschichtliche Ignoranz zu bescheinigen, bemerkt Oliphant: „Keine historischen Erinnerungen von Belang sind mit Dschohor verknüpft.“ Er ahnt also nicht daß von diesem insularen Schlupfwinkel aus die Malayen, nachdem der große Albuquerque 1511 Malaka erobert hatte, länger als ein Menschenalter einen erbitterten Kampf gegen die Portugiesen führten, der auf beiden Seiten durch kühne Kriegsthaten verherrlicht worden ist. Dschohor war die letzte Burg der malayischen Herrschaft, und mit dem Fall dieses Platzes war ihr Loos entschieden. Vierzehn Fürsten hatten von 1512—1810 über Dschohor geherrscht, als in jenem Jahr der letzte Fürst bei seinem Tod zwei Söhne hinterließ welche um die Nachfolge stritten. Die Briten nahmen sich damals des einen, die Holländer des andern an, dem einen wurde dann Singapur, dem andern Bintang abgetreten. Beide jedoch sind nur Pensionäre der zwei europäischen Regierungen und ihre Souveränetäten längst erloschen.

Bekanntlich mußte Lord Elgin 1857 bei seiner Ankunft in Canton wegen des Aufstandes der Sipahi eiligst wieder nach Indien zurückkehren. Während seines zweiten Aufenthaltes in Canton benutzte Oliphant die dargebotene Gelegenheit, um im Furious (Capitän Osborn) einen Ausflug nach Manilla zu unternehmen. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, die wie alle spanischen Colonialplätze in großartigem Styl aufgeführt ist, gehörte eine Cigarrenfabrik, da die Manilla-Cigarren in der ganzen Welt berühmt sind. Das Gehen in den Straßen wird sehr angenehm erleichtert, da von den vorspringenden verschlossenen Galerien der Häuser blau und weiße Kattunvorhänge bis auf das Pflaster herabhängen, damit die Spaziergänger beständig im Zeltschatten gehen können. Diese Vorhänge müssen auf Befehl der Gemeinde-Obrigkeiten hergestellt werden, und geben, wenn sie neu sind, den Straßen einen heitern gepußten Anstrich. Die Fabrik bestand aus einer endlosen Reihe Säle, und es herrschte darin ein gewerbsamer Lärm wie in einer Garnmühle Manchesters. Das Wickeln der Cigarren selbst ist zwar einfach, aber ziemlich geräuschvoll. Je 12—14 Weiber sitzen um Tafeln, die nur einen Fuß über den Boden ragen. Jede von ihnen hat einen Hammer, womit sie das Blatt vor dem Rollen glatt schlägt. Sie nimmt dann von einem Haufen Tabaksabfälle vor ihr eine Handvoll, streut sie auf das Blatt und rollt dieses zusammen. Die Manilla-Cigarre, im britischen Indien Tschirut (Cheeroot) genannt, ist an ihrer eigenthümlichen Posaunenform kenntlich, allein in Manilla selbst werden nur noch wenige Cigarren dieser Form gedreht, sondern die meisten in Havannahfaçon, seitdem die spanische Regierung erlaubt hat daß der philippinische Tabak mit dem cubanischen in Concurrenz treten dürfe. Die besten Blätter werden in Havannahform versponnen, kosten aber auch an Ort und Stelle schon ansehnliche Summen. Imperiales, Riesencigarren, die keine Tabaksabfälle enthalten dürfen, sondern aus einem einzigen Blatt aufgewickelt werden, kosten 30 Dollars (75 fl.) das Tausend; Cortados, ordinäre Tschirut-Cigarren, dagegen nur 8 Dollars. Da der Tabak ein Regierungsmonopol ist, so werden die Preise willkürlich festgesetzt, es gibt aber auch nur eine Preisabstufung für Imperiales und für Cortados. Die Cigarrenspinnerinnen werden nach der Stückzahl, die sie fertigen, bezahlt, und erwerben sich 6—10 Dollars im Monat. In England und auf unserem Festland hat sich die Sage verbreitet, die Manilla-Cigarren der Tschirutform würden mit Opium getränkt, Oliphant kann uns jedoch darüber vollständig beruhigen, denn die ächten Manilla-Cigarren sind viel zu wohlfeil, als daß man das kostspielige Gift bei ihnen verwendet haben könnte. Ein anderer berühmter Gewerbsartikel Manilla's ist das Piñatuch, eine Art Musselin aus Ananasfasern gewoben, aber so theuer daß nur reiche Leute es tragen können. Die erste Fabrik welche die britischen Touristen besuchten, lag in einem großartigen Palaste, wo sie von der Besitzerin mit einer Imperiales-Cigarre im Mund empfangen wurden. Die Dame selbst trug nichts als ein Hemd von diesem bis zur Undecenz durchsichtigen Stoffe, einen schmutzigen Unterrock und ein Paar fahle Pantoffeln an den nackten Füßen. Die Piña dient nur solchen Leuten die etwas halbbareres tragen wollen als Gaze, ein hübsch gestichtes Gewand dieser Art kostet aber 300 Pfd. St. (3600 fl.) und mehr. Die Chinesen sind in Manilla nicht so zahlreich als früher behauptet worden ist, denn nicht 30,000, wie man gesagt hat, sondern nur 6000 leben in der Hauptstadt der Philippinnen; diese 6000 aber müssen der Regierung als Kopfgeld 100,000 Dollars im Jahr zahlen, während alle übrigen philippinischen Unterthanen, drei Millionen an der Zahl, dem Staatsschatz nur das achtfache der Chinesensteuer eintragen.

Bei einem Ausflug in das Innere besuchte Oliphant die Insel Socolme im großen Lago de Bay. Diese Insel enthält abermals eine Lagune, vermuthlich einen Krater-See, denn rings umher ist alles vulcanisch, und diese Lagune ist berüchtigt geworden durch De la Gironière's Aventures d'un Gentilhomme Breton. Der lügenhafte Franzos erzählt nämlich Schaudergeschichten von Alligatoren, die in diesem See herumschwimmen wie Fettaugen auf der Fleischbrühe, und jeden angreifen der sich mit einem Kahn auf ihr Wasser wagen sollte. Der See hat viele landschaftliche Schönheiten, seine Ufer strotzen von tropischer Vegetation, allein die Alligatoren hatten sich seit De la Gironière's Besuche vollständig beurlaubt, und statt ihrer waren nur große Banden fliegender Füchse zu sehen, die reihenweise sich aufgehängt hatten, daß die Aeste sich niederbogen.

Zu den Merkwürdigkeiten die uns Oliphant bei seiner Rückkehr nach Hong-kong mittheilt, gehört ein aufgefangenes chinesisches Actenstück vom Jahre 1851, welches einen Bericht einer Unterredung des Kaisers Hien-fung mit Ki-schu-pan, ehemaligem Richter von Kwang-tung, enthält. Darin finden sich folgende denkwürdige Stellen. Frage: Wie könnt ihr erfahren was in andern Ländern vorgeht? Antwort: In auswärtigen Ländern gibt es Zeitungen, darinnen alles erwähnt wird was irgend eine Nation betrifft. Solche Zeitungen können wir uns leicht verschaffen, und da die Barbaren

beim Erlernen der Sprache uns nöthig brauchen, so wissen Seu und Yeh immer es auszustellen daß die fremden Beamten sie jeden Monat von allen Neuigkeiten unterrichten. Frage: Wie geschieht es daß fremde Beamte sich willig finden sie zu benachrichtigen? Antwort: Das kostet nur ein paar hundert Dollars im Jahr, dafür sind sie unsere gehorsamen Diener. — In der That fanden auch, wie wir schon früher [1] mittheilten und Oliphant neuerdings berichtet, die Briten in Canton über den Aufstand der Sipahis einen chinesischen Bericht, der wahrscheinlich von bestochenen Zeitungsübersetzern ihnen mitgetheilt worden war. Später fügt der Berichterstatter hinzu daß man die wichtigsten politischen Nachrichten einem Exporteur in Canton Namens Wu Sung-Pan verdanke, der mit amerikanischen Häusern große Geschäfte mache. „Jede Bewegung der englischen Barbaren, heißt es weiter, wird vertraulich dem Hause Wu durch die Amerikaner mitgetheilt, worauf Wu Sung-pan einen besondern Bericht an Seu und Yeh absaßt, die ihre Vorkehrungen danach treffen. So erfuhren wir letztes Jahr in Folge einer Anzeige der Amerikaner daß ein englisches Kriegsschiff nach Tientsin abgeschickt worden sey. Deßwegen darf man aber nicht an eine wahre Freundschaft der Amerikaner glauben, ihre Gewinnsucht ist nur so außerordentlich daß sie fürchteten ihr Geschäft möchte durch eine solche Bewegung der Briten leiden."

Nach dem Friedensschluß in Tientsin benutzte Lord Elgin sein vertragsmäßiges Recht und ließ mit der Retribution, Furious, Cruizer und zwei Kanonenbooten Dove und Lee den Yang-tse-kiang hinauf. Dieß kann man zum Theil als eine Entdeckungsfahrt betrachten, da europäische Schiffe viel weiter als bis Nanking nie den großen Fluß aufwärts gegangen sind. Die Admiralitätskarten für das Delta waren völlig unbrauchbar geworden, so sehr hatte der Fluß seit 1842 sein Bett verändert. Am 9 October setzte sich das Geschwader in Bewegung, und am 16 näherte man sich dem ehemaligen Tschinkiang. Die Ufer gestalteten sich höchst malerisch. Hohe Felsen stiegen steil aus dem Wasser auf und hinter ihnen bildeten Berge mit regellosen Spitzen ein Amphitheater. Am linken Ufer erblickte man Wälder und dicht bewohnte Fluren. Bauern waren am Wasser geschäftig und sahen staunend die Schiffe gegen Wind und Strömung aufwärts fahren. Hinter einer Felsennase kam zuerst die Silber-Insel mit ihren seltsamen Tempeln zwischen herbstlichem Laub zum Vorschein, und hinter der Silber-Insel die Gold-Insel, eine schroffe Klippe, die eine himmelaufsteigende Pagode krönt. Einstimmig bedauerte man schon an diesen ungenossenen Herrlichkeiten vorüberdampfen zu müssen, als die Retribution festrannte und man dadurch Aussicht auf einen längern Aufenthalt erhielt. Die Goldinsel wurde sogleich besucht und bestiegen, denn sie ist nichts anderes als ein aus dem Fluß etwa 200 Fuß aufragender Hügel, der von seiner Spitze aus eine Aussicht auf die reichbebauten Gefilde im Norden gewährt. Sir John Davis konnte noch schreiben: „Die berühmte Kinsban oder goldene Insel mit ihrer Pagode und den verzierten Dächern der Tempel und anderer Gebäude stieg wie eine Feenschöpfung aus den Wassern, auch wird dieser malerische Punkt in ganz China gefeiert." Mittlerweile haben aber die Insurgenten die goldene Insel heimgesucht, und mit Ausnahme der geplünderten Pagode keinen Stein aufdem andern gelassen. Noch unheimlicher erschienen ihre Thaten als man am nächsten Tage Tschinkiang auf dem rechten Ufer besuchte. Man hätte sich in eine verschüttete und wieder aufgedeckte Stadt versetzt glauben dürfen. Die Straßen waren ausgekehrt, die Häuser dachlos, leergebrannte Stätten, die Thore von Trümmern verschüttet und von den ehemaligen 500,000 Einwohnern keine 500 mehr in einigen abgelegenen Gassen übrig geblieben. Die Rebellen nahmen diese Stadt fast ohne Widerstand am 8 April 1853 und hielten sie hartnäckig gegen die kaiserlichen Belagerer bis Anfang 1857, wo sie den Platz wegen Mangels an Mundvorräthen aufgeben mußten.

Am nämlichen Tage wurde die Retribution wieder flott und man konnte die Fahrt auf dem Yang-tse-kiang fortsetzen, oder vielmehr auf dem Ta-kiang, wörtlich dem großen Fluß, welchen Namen er bei den Eingebornen oberhalb der Silberinsel ausschließlich annimmt. Oliphant benachrichtigt uns daß seine sinologischen Autoritäten sich dagegen wehrten als bedeute Yang-tse-kiang der Sohn des Oceans, sondern nur der Sohn der sich ausbreitet. Hinter der Goldinsel erreicht man Kwa-tschow die Kürbisinsel, und dieß ist der Punkt wo der große Canal in den Takiang mündet. Auf dieser Stromstelle drängten sich einst die Kauffahrteidschunken, jetzt ist alles verödet. Die Rebellen besetzten die Insel an dem nämlichen Tage wo sie Tschin-kiang eroberten, und hielten sie gegen die Kaiserlichen bis zum Ende des Jahres 1857. Man hat in Europa gesagt daß wenn die Rebellen den Eingang zum Kaisercanal beherrschten, auf welchem angeblich das Getreide der Südprovinzen nach der Hauptstadt verfrachtet würde, Peking ausgehungert werden könnte. Lord Elgin sagt aber in seinem amtlichen Reisebericht an das Cabinet: „Ew. Lordschaften werden sich vielleicht erinnern daß, als ich vergangenen April den Kaiser durch eine Fahrt den Peiho aufwärts bis Tientsin nachgiebig zu machen vorschlug, man dagegen einwendete, wir hätten lieber wie im Opiumkriege den Eingang des großen Canals in den Yang-tse sperren sollen. Dieß hielt ich aber seiner Zeit für einen Anachronismus, und was ich auf dem jetzigen Ausfluge gesehen habe, bestätigt diese Ansicht. Schwerlich hätten wir mehr ausrichten können als die Rebellen, welche die größten Leiden über die Bevölkerung verhängen und diese Provinzen für die Regierung gänzlich unproductiv machten. Dennoch haben alle diese Mittel den Hof in Peking nicht gebeugt." Der Canal und der Yang-tse waren gänzlich verödet, und wenn Peking ehemals die südlichen Früchte nicht entbehren konnte, muß es sich jetzt aus andern Richtungen Zufuhren verschafft haben.

Da man sich jetzt Nanking näherte und zwischen den kriegführenden Rebellen und Kaiserlichen hindurchfahren mußte, so ertheilte Lord Elgin den Kanonenbooten als Vorbut den schriftlichen Befehl, wenn auf sie geschossen werden sollte,

[1] S. Ausland 1859. S. 992.

eine Parlamentärsflagge aufzuziehen und Versuche zur Unterhandlung anzuknüpfen; sollte aber auch auf die Parlamentärsflagge geschossen werden, nach dem Geschwader umzukehren, überhaupt in keinem Falle außer nach vorher signalisirtem Befehl zu feuern. Der Lee gieng an der Spitze und dampfte an den ersten Batterien vorüber, während das andere Geschwader an der kaiserlichen Flotte ebenso unbeachtet vorbei gelangte. Dort beobachteten alle Mannschaften voller Spannung die Dinge die kommen sollten. Der Lee erreichte beinahe die letzten Befestigungen, als an sämmtlichen Batterien die rothe Flagge aufgezogen und eine Kugel nach dem Lee abgefeuert wurde. Dieser zeigte augenblicklich seine Parlamentärsflagge, aber ohne mit ihr den geringsten Eindruck zu machen, denn Kugel folgte jetzt auf Kugel. Da ließ Lord Elgin das Signal „greift an" aufziehen, die Schiffe giengen so nahe an die Batterien wie möglich und warfen Kugeln und Bomben in die feindlichen Werke. Der Strom ist dort nur 1000 Schritt breit, und da sich auf beiden Seiten Schanzen befinden aus denen das Feuer scharf erwidert wurde, so hatten alle Geschütze zu thun. Sämmtliche Fahrzeuge wurden ein wenig beschädigt, auf der Nelribution sogar ein Mann getödtet und zwei verwundet, nach 35 Minuten aber um 5½ Uhr war das Gefecht dadurch beendigt daß das Geschwader jetzt oberhalb der Batterien lag. Doch wurde am Abend beschlossen den Rebellen für ihre Dreistigkeit am andern Tage eine derbe Züchtigung zu Theil werden zu lassen. Dieß geschah denn auch am 21 October. Man legte sich bis auf 50 Schritt ohne Schuß zu thun vor die Batterien, überschüttete sie aber dann mit einem solchen Regen von Vollkugeln, Bomben, Kartätschen und Raketen, daß das Artilleriegefecht vom vorigen Tage ein Kinderspiel gegen dieses Fortissimo erscheinen mußte. Die Rebellen erwiederten das Feuer spärlich und in großen Zwischenräumen. Sie leisteten überhaupt so geringen Widerstand daß sie nicht den mindesten Unfall an Bord des Geschwaders anrichteten. Man hatte anfangs beabsichtigt zu landen und die Kanonen zu vernageln, als man jedoch gewahrte daß die kaiserliche Flotte diesen Zeitpunkt zu benützen suchte und sich Nanking näherte, hob man, um diese Bewegung nicht zu unterstützen, sondern völlig neutral zu bleiben, das Gefecht auf, während die Kaiserlichen auf 3 (engl.) Meilen Entfernung zu feuern begannen, worauf die Rebellen herzhaft erwiederten. Auf diese Art könnte die Schlacht noch bis auf den heutigen Tag dauern, wenn nicht die eine Partei wahrscheinlich hungrig oder des Schießens überdrüssig geworden wäre. Man hatte von Schanghai einen Mandarin mitgenommen, welcher als Unterhändler dienen und überall verkündigen sollte daß die Briten zur Schifffahrt auf dem Yang-tse durch ihre Verträge ermächtigt seyen. Dieser Herr und seine Familie zeigten während der Action die größte Unruhe, versteckten sich auch später, als man sich innerhalb der Gränzen der Insurrection bewegte, und leisteten keine andern Dienste als daß sie von den Schiffsvorräthen zehrten.

Die Kaiserlichen besitzen nur eine einzige Verschanzung, Hea-san-schan, auf dem südlichen Ufer des großen Stromes. Von dort 60 (engl.) Meilen aufwärts beherrschten die Rebellen vollständig den Fluß. Ho-tschau, Hauptstadt eines gleichnamigen Departements, ist von den Aufständischen besetzt, und betrieb ehemals einen blühenden Handel, die englische Gesandtschaft unter Lord Elgin sah aber nicht eine Dschunke mehr auf dem prächtigen Fluß am Tage nach der Absahrt von Nanking. Dieser Tag schloß noch mit einer kleinen Rauferei. Bei der Umschiffung eines Vorgebirges sah man sich unerwartet vor einem Städtchen mit ein paar Redouten, welche sich unter Anführung eines berittenen Officiers mit Mannschaften der Rebellen füllten. Der kühne Reiter schwenkte drohend seine Luntenflinte und feuerte sie nach den Schiffen ab. Da seinem Beispiel die Garnison folgte, so ließ man sie zwei oder dreimal den Spaß wiederholen. Dann erst schoß man ihnen eine Vollkugel über die Köpfe, und als diese Warnung nichts fruchtete, warf man eine Bombe mitten in das Fort, welche alles um sich herum zertrümmerte. Was noch lebendig war von den Vertheidigern, der Officier dießmal zu Fuß voran, kletterte über Hals und Kopf die Höhen aufwärts zum Ergötzen der britischen Schiffsmannschaften.

Da sich der Strom in mehrere Arme theilte, so begleitete Oliphant den Dolmetscher, der am Lande Erkundigungen einziehen sollte, wo man das tiefste Wasser finden möchte. Man näherte sich einer Fischerhütte, und entdeckte dort nach etlichem Suchen ein altes Ehepaar. Der Mann hatte langes Haar, welches nur halb seinen Zopf verbarg, woraus man schließen konnte daß der Besitzer dieses Abzeichens neutral gesinnt war. Auf die Frage ob er zu den Rebellen gehöre, antwortete er: wie könnte es anders seyn? womit er sagen wollte daß er unter Wölfen heulen müsse, sonst aber nannte er die Insurgenten eine „Pest des Landfriedens." Die Taipings schneiden sich bekanntlich den Zopf ab und lassen wachsen was wachsen will, weßhalb man sie auch die langhaarigen Leute nennt. Als vorsichtige Hausväter behalten aber manche Chinesen ihren Zopf unter dem Haare versteckt, um für einen Sieg der Kaiserlichen dieses Loyalitätszeichen bereit zu halten. Die Kaiserlichen sollen übrigens nach der Länge des Haares genau die alten und die jungen, die wahren und die gezwungenen Rebellen zu unterscheiden vermögen. Mittlerweile kam an Bord des Geschwaders ein Schreiben an die „fremden Excellenzen" von Hiung-Kwang-Ming, „ihrem jüngern Bruder und jüngern Tien-tien der Marine." Dieser College Admiral bat Lord Elgin ihm, dem kaiserlichen Befehlshaber der Kriegsflotte, zur Vernichtung der „Dämonen" (Rebellen) behülflich zu seyn, in welchem Fall er ihre Verdienste gebührend nach Hof berichten wollte. Die Kunde von der Züchtigung der Rebellen in Nanking hatte sich nämlich rasch verbreitet, und die Kaiserlichen schmeichelten sich — wiewohl ohne alle Ursache — die britischen Barbaren als Alliirte begrüßen zu können. Am 22 Oct. kam man unbelästigt an Taiping-fu vorüber. Dieser Platz fiel am 7 März 1853 in die Hände der Rebellen, und ist seitdem einer ihrer besten Stützen geblieben. Damals sollten 7 bis 8000 Mann in der Stadt liegen. Man hatte Gelegenheit mit ihnen zu sprechen, und sie erklärten den Angriff der Batterien Nankings aus einem Mißverständniß, ver-

sicherten auch daß man nicht mehr auf die fremden Schiffe feuern werde, mit dem Zusatz daß man Waffen und Kriegsvorräthe, ganz besonders aber Zündkapseln mit großer Dankbarkeit annehmen werde. Die Wirkung des Bombardements von Nanking war eine sehr heilsame gewesen. Gerade jetzt am 22sten fuhr man an dem Gibraltar des großen Stromes vorüber. Der Yang-tse bricht nämlich 14 engl. Meilen oberhalb Taiping durch eine mächtige Gebirgsschranke zwischen steilen Ufermänden hervor, deren rauhe Flanken mit Zickzackpfaden oder Treppenstiegen zugänglich gemacht und deren Vorsprünge zu Batterien benützt worden sind. Diese enge Felsengurgel ist kaum eine englische Meile breit und wird von dem Se-leang-schan und Tung-leang-schan, dem östlichen und dem westlichen Pfeiler gebildet, heißt auch nicht unpassend Tin-mun, die himmlische Pforte. Die Felsen selbst werden auf 500' Höhe geschätzt, und der Flußpaß, uneinnehmbar in den Händen europäischer Soldaten, dient den Rebellen als Schlüssel für die Schifffahrt auf dem großen Strom, so daß sich zwischen Wu-hu und Nanking auch nicht eine kaiserliche Dschunke blicken lassen darf. Wu-hu, welches noch am Nachmittag erreicht wurde, ist der äußerste Punkt bis zu welchem ein fremdes Fahrzeug (die amerikanische Fregatte Susquehanna) aufwärts gedrungen war, denn Lord Amherst's Ambassade benutzte einheimische Transportmittel. Hier trat man in Verkehr mit den Rebellen, um von ihnen etliche Bedürfnisse einzutauschen. Als Unterhändler diente ein Mandarin Hau, der die Eigenschaften eines Commandanten, Richters und Hohenpriesters in seiner Person vereinigte. Es fiel den Engländern auf daß dieser Mann, trotz aller Anstrengungen sich Würde zu geben, einen Pöbelhaufen nicht abhalten konnte in das Amtszimmer zu dringen und die Fremden durch Neugierde zu belästigen. Dieses Benehmen ist so völlig unchinesisch, daß die Obrigkeiten der Rebellen schon alles Ansehen verloren haben müssen, wenn sie Hrn. Hau gleichen. Die Officiere der Garnison — denn man befand sich nicht in Wu-hu selbst, sondern nur in einem Vorwerk — waren aus Kanton und schienen Leute der schlimmsten Sorte zu seyn, die dem Laster des Trinkens und Opiumrauchens, obgleich letzteres im Gesetzbuch Taipings als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet wird, sehr ergeben waren. Bei der Rückfahrt erhielt Lord Elgin durch den Befehlshaber von Wu-hu ein Schreiben, angeblich des Kaisers der Rebellen, auf gelber Seide mit rothen Buchstaben geschrieben und gerichtet „an den Juwelenglanz Sr. Excellenz des Grafen Lai, kaiserl. Bevollmächtigten von Großbritannien." Dieses Aktenstück, eine Art Proclamation an die Fremden, wovon eine sorgfame Uebersetzung Oliphants Werk beigegeben ist, enthält unter vielem unverständlichen Wortschwall folgende merkwürdige Stellen oder Strophen: „Der himmlische Vater Schang-ti, der kaiserliche Schang-ti ist der heilige Vater eines jeden und aller welche der Himmel überdeckt. Unser leiblicher Bruder ist Jesus. Unser leiblicher jüngerer Bruder ist Sintfung. Im 3ten Monat des Jahres Mo-schin (1848) stieg Schang-Ti herab und befahl dem König des Ostens Fleisch zu werden. Im 9ten Monat dieses Jahres stieg der Erlöser herab und befahl dem Könige des Westens seine göttliche Gewalt zu offenbaren ..... Der Vater verlieh uns ein Buch mit Worten der Wahrheit, ermahnte es uns zu lesen und als Beweis zu betrachten wie man den Vater erkennen soll und ihm treu bleiben. Der Vater befahl auch dem ältern Bruder uns zu unterrichten, wie man es lesen solle.... Die Worte von des Vaters heiligem Gebete wurden alle erfüllt, der ältere Bruder gab sein Leben zur Erlösung von Sündern und vertrat Myriaden von Myriaden von Tausenden der Menschenkinder ...." Nach diesem Credo, welches beinahe lautet wie die Sprache eines verwahrlosenen Christenthums, ermahnt der Briefschreiber die Empfänger: „Fremdlinge und jüngere Brüder vom westlichen Ocean hört unsere Worte. Vereinigt Euch mit uns zum Dienste des Vaters und ältern Bruders, und helft uns das sinkende Geziefer (die Kaiserlichen) verderben ..... Wir haben vernommen von der Ankunft der Brüder in der himmlischen Hauptstadt (Nanking), wir haben unsern Beamten befohlen Euch mit Höflichkeit zu begegnen, als Brüder einer einträchtigen Gemeinde; darum legt ab Euer Mißtrauen. Aus Furcht daß die Brüder nicht unsere Gesinnungen gegen Euch kennen möchten, haben wir diese Ansprache erlassen, um unsere Zuneigung zu Euch zu offenbaren."

Am 24 Oct. wurde man Zeuge eines sehr harmlosen Spectakelstückes, nämlich einer Schlacht zwischen Kaiserlichen und Rebellen, harmlos aber deßwegen weil diese chinesischen Gefechte nach dem Grundsatz, viel Geschrei und wenig Wolle, geführt werden. Die Plänkler geben nämlich vorsichtig nie so weit daß die Kugeln des Feindes sie, also folglich ihre Kugeln auch nicht den Feind erreichen können, knallen ihre Luntenstinten ab und ziehen sich unter Bannerwehen wieder zurück. Denkt man sich dazu eine warme Herbstbeleuchtung der Ufer, Zelte und phantastisch bunte Anzüge auf beiden Seiten, so durfte das Gemälde mit Recht von Oliphant sehr anziehend gefunden werden. Sehr viele Bestandtheile der Insurgententruppen sind Rebellen wider Willen, Bauern die man in ihren Höfen überfallen und gepreßt hat. Als Kanonenfutter werden sie in die vordersten Reihen gestellt und zur Vereitlung verrätherischer Manöver mit den Gewändern zusammengebunden. Am nächsten Tag kam der wegen seiner enormen Bambus berühmte Kiu-hwa-schan, ein Berg von 4 bis 5000 Fuß Höhe, welcher als Vorgebirge einer großen Kette an den Fluß herantritt, in Sicht. Am nämlichen Morgen wurde ein wildes Schwein am Ufer geschossen. Solches Wild würde man nicht am Großen Strom suchen, solange man noch von der falschen Vorstellung beherrscht wird, als seyen seine Gestade überall so dicht bevölkert daß nirgends Raum für Wald und Wild bliebe. Man hatte unterwegs einen Piloten mitgenommen, der sich aber als völlig unbrauchbar erwies, indem sich alle seine Wissenschaft darauf belief, sobald irgend eines der Fahrzeuge festgerannt war, den Engländern anzuzeigen daß an der betreffenden Stelle das Wasser sehr seicht sey. Die Uferlandschaften blieben immer sehr unterhaltend. Es fehlte nirgends an Bergen so wie an Seen parallel dem Stromlauf. Ueberall wurden Dörfer und friedliche Behausun-

gen sichtbar, so daß man nicht für möglich hielt sich mitten in einem bluttriefenden Bürgerkrieg zu befinden, hätten sich nicht in der Ferne, an der Mündung eines Seitenflusses, kaiserliche Kriegsdschunken gezeigt. Es waren 50 Segel, gefüllt mit Streitern in grellen Uniformen und geschmückt mit Flaggen wie ein Hebeaum. Manche von ihnen führten 6 bis 8 eherne Kanonen und wurden von Rudern bewegt. Am nächsten Tag (26 Oct.) näherte man sich Ngan-king, der Hauptstadt von Ngan-hwui und von weither kenntlich an einer Pagode von acht Stockwerken. Gegen diesen vorgeschobenen Posten der Rebellen, welcher von kaiserlichen Truppen belagert wurde, gedachten diese einen Handstreich auszuführen. Die Nachricht von der Züchtigung Nankings hatte sich noch nicht bis dorthin verbreitet, als daher der Lee als Vorhut an den Batterien vorüberfuhr, wurde er mit einer wohlgezielten, sonst aber harmlosen Kugel von den Rebellen begrüßt. Augenblicklich gieng das Signal zum Angriff in die Höhe, und sogleich spien alle Schiffe ihr Eisen gegen die Batterien der Stadt. Die Rebellen harrten wacker aus, um dreimal das Feuer zu erwiedern, dann aber stoben sie von ihren Kanonen hinweg wie die Ratten. Alle diese Dinge hatten die Kaiserlichen kommen sehen, und deßhalb begonnen gegen die Stadt sich zu bewegen um ihren Angriff mit dem Bombardement der Briten zu vereinigen. Die Rebellen „fochten“ aber in der früher beschriebenen Weise standhaft gegen ihre Angreifer zu Lande. Nach einem Artilleriefeuer von 10 Minuten stellten die Briten die Feindseligkeiten ein, und überließen die beiden Heere ihren Mordgelüsten. Manche englische Kugel schlug in die berühmte Pagode, doch hofft man daß das merkwürdige Gebäude nicht gelitten hat. Das tiefe Wasser des Stromes führte nur 50—60 Schritt (Yard) von den letzten Batterien vorüber, so daß man in die Kanonenläufe hineinschauen konnte. Aber alle diese Werke waren glücklicherweise von Vertheidigern entblößt, und nur am äußersten Ende wurden noch, dreist genug, zwei Schüsse abgefeuert. Allein ein solcher Hagel von Geschossen wurde augenblicklich auf diesen Punkt concentrirt, daß die chinesischen Kanoniere ihr Glück nicht zum drittenmal versuchten. Ngan-king ist der letzte Posten der Rebellen am obern Lauf des Großen Stromes. Dort und bei Nang-king, also auf dem rechten und linken Flügel, haben die Kaiserlichen ihre meisten Kräfte gesammelt. Fällt Ngan-king, so werden sich die Rebellen gar nicht mehr auf dem linken Ufer des Yang-tse zu halten vermögen. Gleich hinter der Stadt begegneten die Briten schon wieder Kauffahrerdschunken, den ersten Friedensboten nach dem Bürgerkrieg.

Der Morgen des 28 Oct. war herbstlich kalt; dafür entschädigte die Landschaft durch die höchsten Schönheiten. Man kam nämlich wieder durch einen Paß, welcher von zwei Felsenhörnern, den Seaou-ku-scha oder kleinen Waisen-Stein, und gegenüber von den Tschin-tze-han oder Spiegelberg gebildet, und wo der Fluß bei 15—16 Faden Tiefe bis auf ¼ engl. Meile zusammengedrängt wird. Dieser Paß ist das Thor zwischen den Provinzen Ngan-hwui und Kiangsi. Die letztere, welche man jetzt betrat, zählt auf einem Flächenraum von der Größe Virginiens nach einer einheimischen Statistik 23 Mill. Einwohner. Eine schlimme Stelle auf dem Fluß, wenn auch nicht für Dampfer, ist die Mündung des Poyang-Sees, welcher alle Wasser von Kiangsi sammelt und in den großen Strom mit solcher Gewalt schüttet, daß sich Strudel und Wirbel bilden. Bis dahin hatte der Yangtse oder Takiang sein Seitengewässer von Bedeutung aufgenommen, oberhalb der Poyang-Mündung aber wird der Fluß beträchtlich schmäler. Die Landleute am Ufer behaupteten, der Takiang steige in der Regenzeit auf 100 Fuß, allein nach den sichtbaren Hochwasserzeichen zu schließen beträgt das Wachsthum nur 50 Fuß. Bei diesem Austreten hinterläßt er hinter den Uferseilen Seen und Moräste, deren Rückstände allenthalben in der Sonne blinkend wahrgenommen wurden. Auf der ganzen Fahrt behielt das Thal des Yang-tse oder Takiang einen gleichen Charakter. Die Breite schwankte höchst beträchtlich und betrug durchschnittlich zwischen 5—10 engl. Meilen. Der Fluß bespülte beständig gegen Süden ein fortlaufendes Gebirge, welches sich selten auf mehr als 4—5 engl. Meilen vom Fluß entfernte, während sich gegen Norden waren häufig nur Ebenen und Seen sichtbar, noch öfter aber begränzten, näher rückend oder ferner, Höhenzüge den Horizont.

Am 30 Oct. erreichte man die erste kaiserliche „Fu“ (Departementalhaupt-) Stadt, nämlich Kiu-kiang-fu, von der aber nach fünfjähriger Occupation durch die Rebellen nichts als eine Straße übrig geblieben war, obgleich die frühere Stadt 4—5 Meilen im Umkreis gemessen hatte. Am nächsten Tag mußten die Schiffe über eine Untiefe hüpfen mit nur drei Zoll Wasser unter dem Kiel. Gegen Norden und Süden waren wieder Seen sichtbar, und diese bedeckt mit den weißen Segeln geschäftiger Kaufahrer. Der Ma-tze-schan oder das Pferderückengebirge von 1500—2000 Fuß Höhe trat dicht an den Strom heran und gab der Landschaft wieder Berge. Die nächste Stadt von Bedeutung Ke-Tschau war abermals voll militärischen Lebens. Augeblich sollten in der Nähe 10,000 Mann Cavallerie angekommen seyn gegen Rebellen die dort ihr Unwesen trieben, aber nicht gegen die Taipings, sondern gegen eine andre obscurere Sorte Insurgenten, nämlich die Nie-sei Leute. Der Fluß, noch immer eine engl. Meile breit, war gleichwohl an diesen und den nächsten Tagen mit Dschunken bedeckt. Die Fahrt aufwärts wurde wegen abnehmender Wassertiefe und der Schmalheit des guten Fahrwassers immer peinlicher, je mehr man sich Hupeh, der Kornkammer des himmlischen Reiches, näherte, wo auf einer Fläche von der Größe des eigentlichen Englands ohne Wales 27 Millionen Menschen leben. Der Name Hupeh bedeutet nichts andres als (im) Norden der (großen) Seen. Einmal im October hatte man schon Frost gehabt, Anfangs November hagelte es, und die Morgen wurden empfindlich kalt. Doch hatte man dafür am 6ten auch das letzte Ziel, die dreinamige Stadt Hankow, die Handelsstadt des obern Yang-tse erreicht, der dort den Han aufnimmt. Hankow selbst liegt zwischen beiden Flüssen auf einem spitzen Landgipfel. Gegenüber am andern Ufer des Yang-tse befindet sich die Provinzialstadt und Residenz des

Statthalters Wo-tschang, auf der andern Seite des Han aber Han-yang. Der Han selbst mißt nur 150—200 Schritt bei seiner Mündung, und ist kein ansehnlicher Strom im Vergleich zum Yang-tse, der 600 (engl.) Meilen vom Meer noch immer eine Breite von ¾ (engl.) Meilen besaß, und wo das Geschwader bei 13 Faden Tiefe vor Anker gehen konnte! Hankow selbst, welches Oliphant an Nischnei Nowgorod erinnerte, enttäuschte die Erwartungen der Briten, wenn auch, wie sich später zeigte, sehr mit Unrecht. Am Landungsplatz waren Tausende von Menschen versammelt, die aber den Fremden, wie ans Furcht, überall eine Gasse machten, so daß diese, eine Handvoll Leute, den Hunderttausenden beständig zurufen mußten: Habt keine Angst! Die Straßen waren gut gepflastert und halb mit Matten überdeckt, die Kaufläden aber viel hübscher und großartiger ausgestattet als in Canton, auch wurden die Fremden immer gefragt was sie zu verkaufen hätten. Wo-tschang über dem großen Strom verdiente den Namen Königin des Yang-tse. Ihre Hügel sind bedeckt mit Prachtbauten und Pagoden, eine doppelte Mauer mit Thürmen, Thoren und Bastionen verleiht ihr dazu einen imponirenden Anstrich. Leider aber schaute man nur in verödete Straßen, dachlose Häuser, einstürzende Mauern und grasbedeckte Höfe, die traurige Hinterlassenschaft einer Besetzung durch die Rebellen. Pater Huc, den Oliphant als einen höchst leichtfertigen Berichterstatter uns darzustellen sucht, schätzt die Einwohnerzahl der drei Städte Wo-tschang, Hang-yang und Han-kow auf acht Millionen, welche Angabe die Briten nach dem Augenmaß auf eine Million ermäßigen zu müssen glauben. Ein Hauptgegenstand der Neugierde waren die einheimischen Manufacturen. Unter diesen erregte zunächst die höchste Aufmerksamkeit die Anfertigung von 63völligen Bambutauen, weil sie auf seltsamen hohen, wachtthurmähnlichen Gerüsten gedreht werden. Bei einem Indigofärber entdeckte man mit großer Befriedigung Baumwollengewebe aus Manchester. Sie kosteten ihm 700 Cash das Tschang, [1] und der Aufwand für Färben betrug 200 Cash, so daß das blaue Zeug auf 900 Cash zu stehen kam. Chinesische Waare, die nur ein drittel Breite wie die englische hat, wurde um 200 Cash verkauft, war also um 33 Proc. noch wohlfeiler. Die Farbe bestand aus Indigo, der in der Nachbarschaft in ausgedehnter Weise gebaut wird. Insectenwachs, dem Wallrath ähnlich, wurde in Form großer Käse verkauft und auf eine sehr sinnreiche Art von den Lichterziehern benutzt. Der vegetabilische Talg, woraus man die landesüblichen Kerzen anfertigt, schmilzt nämlich bei solchen niedrigen Temperaturen, daß das Fett augenblicklich an der Kerze herunterlaufen würde, wenn man ihm nicht einen Mantel von hartem Wachs gäbe. Das Insect welches das Wachs liefert, wird künstlich gezogen, und diese Industrie ist so groß, daß ein bedeutender Handel mit Insecteneiern aus Sze-tschuen betrieben wird. Das Insect selbst soll 1 Zoll Länge und eine hellgraue Farbe haben, sich von einem Baum Namens Pehlah-schuh nähren und zur Erntezeit eine Unze Wachs liefern. Das Picul Wachs kostete 40 Dollars oder 1¼ Sh. (45 kr.) das Pfund. Wie großartig aber die commercielle Wichtigkeit Han-kows ist, konnte man aus den kaum glaublichen Versicherungen ermessen, daß erst vor zwei Jahren und vier Monaten die Stadt von den Rebellen ausgeplündert, buchstäblich der Erde gleich gemacht worden, seitdem aber wie durch Zauber wieder aufgewachsen war. Gegen die „Laughaarigen," wie die Taipings heißen, wollte man bei den Eingebornen große Abneigung wahrnehmen, indessen blieben ihre Aeußerungen höchst vorsichtig, damit nicht, wenn die Rebellen zurückkämen, sie ihre Vorcilligkeit etwa zu büßen hätten.

Von den Bewohnern wurden die Fremdlinge mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme empfangen, was der Regierung sehr wenig erwünscht kam, denn sie verbot nach kurzer Zeit allen Handelsleuten irgendetwas den Engländern zu verkaufen. Auch wurden Mitglieder der Gesandtschaft welche Wo-tschang besuchen wollten, von den Thorwachen barsch abgewiesen. Dennoch ließ sich der Generalstatthalter der Provinz herab, Lord Elgins Besuch anzunehmen. Die Feierlichkeit wurde auf den 10 Dec. Nachmittags zwei Uhr anberaumt. Das Geschwader leitete die Staatsaction mit einer Salve ein, und Lord Elgin fuhr mit einer glänzenden Suite nach Wo-tschang. Der Generalstatthalter empfieng seine Gäste im Hof des Palastes umgeben von seinen Beamten in höchster Gala. Derartige Höflichkeit war etwas neues im Verkehr der Barbaren mit den Himmlischen. Kwan, der Generalstatthalter von Hupeh und Hunan, ist ein Tatar und sieht nicht mit Unrecht hoch in kaiserlicher Gnade, weil seiner Energie die Säuberung der genannten Provinzen von den Rebellen zu verdanken ist. Da er früher in der Garnison Cantons gedient hatte, so war er mit Europäern und europäischen Gebräuchen sehr vertraut. Als Gastronom hatte er es sich zur Aufgabe gemacht den Gästen ein Diner ersten Ranges auftragen und die Tafel mit vielem Geschmack putzen zu lassen. Nach der Abfütterung, an welcher im Hof auch die Ehrenwache des Botschafters betheiligt worden war, begleitete der höfliche Tatar die fremde Excellenz bis zur Sänfte. Am nächsten Tage besuchte der Generalgouverneur den Furious, und wurde ganz besonders entzückt durch eine Photographie die man von ihm und seinem Gefolge aufnahm. Dringend bat er noch beim Abschied daß man ihm noch weitere Abzüge aus Schanghai nachschicke. Dann erregten die Midshipmen seine Theilnahme, denn die Chinesen sind solche Kinderfreunde daß sie nicht begreifen wie man Knaben den Gefahren der Kriegsmarine aussetzen könne. Bei dieser Gelegenheit konnte man auch chinesische Truppen im Paradeanzug mustern. Sie haben ein sehr unschädliches, fast hanswurstartiges Aussehen für europäische Augen. Neu und sonderbar war eine Compagnie Tapferer, die von weitem völlig ausssahen als wären sie ganz nackt und nur mit einem Schild bekleidet. Bei näherer Untersuchung ergab sich jedoch daß sie nur in fleischfarbiges festanschließendes Zeug gekleidet waren. Da sie sonst keine Waffen führten, so können sie ihren Gegnern nur durch die Wirkungen ihres Costüms schädlich werden. Doch spotte man nicht voreilig, denn es ist „Methode in dieser Narrheit." Den Mandschu liegt daran die Chinesen unkrie-

[1] 1 Tschang = 4 Yards, etwa 3⅔ Meters; 288 Cash = 1 Shil. oder 36 kr.

gerisch zu erhalten, und daher erfinden sie solchen läppischen Putz für die Milizen.

Sechs Tage waren seit der Ankunft in Han-kow, sechs Wochen seit dem Abgang aus Schanghai verflossen, als man die Rückkehr am 12 Dec. antrat. Allein mittlerweile war der Fluß um 5 Fuß gefallen. Die ersten Schlammbarren passirte der Furious glücklich, man kam sogar, wenn auch mit Hindernissen, bis in die Nähe des Poyang-Sees. Bei gelegentlichen Ausflügen am Ufer, wo man das Landvolk immer freundlich gesinnt fand, erregte die Hütte eines Dorfes durch eine angeheftete Tafel die Neugierde Lord Elgins. Es stand darauf geschrieben daß ein Mitglied der Familie und Bruder des Eigenthümers ein großes Staatsexamen glücklich bestanden habe und zu hohen bureaukratischen Würden gelangt sey. Der Bruder war auch früher auf der „Universität" gewesen, und hatte sich sein Candidatendiplom ein Capital von 8 Taels kosten lassen, war aber in den nächsten Prüfungen so vollständig durchgefallen, daß er nach den Landesgesetzen erst mit dem 60sten Jahr wieder zum Examen sich melden konnte. Wie bezeichnend für chinesische Zustände! Am 19ten stieß man auf eine Schwelle mit nur 11 Fuß Wasser, und da der Furious 15 Fuß brauchte, so sah sich Lord Elgin genöthigt dieses Schiff und den Cruizer zurückzulassen und mit den Kanonenbooten Dove und Lee allein den Heimweg anzutreten. Der Christtag wurde unter Schneestürmen sehr trübe zugebracht; der kleine Lee erwies sich aber als ein treffliches Schiff, wie er denn sieben Monate später glorreich, nachdem 17 der geringen Mannschaft getödtet oder verwundet worden waren, vor den Peihoforts versinken sollte. Als man Ngan-king erreichte, war man besorgt wegen der Kanonade zur Zeit der Bergfahrt. Lord Elgin schickte einen Officier ans Land, und ließ kurzweg die Festung bedrohen, wenn sie wagen sollte seinen Nußschalen ein Leids zu thun. Die Rebellen entschuldigten sehr kleinmüthig den frühern Vorfall, und erboten sich sogar die Schiffe mit Fleisch zu versehen, was man jedoch ablehnte. Bei Wu-hu stieß man wieder mit der Retribution zusammen, die bei der Bergfahrt dort hatte zurückgelassen werden müssen. Ihr Befehlshaber erhielt von den Rebellen unbegehrt die Versicherungen daß die Feindseligkeiten in Taiping nur aus Mißverständniß stattgefunden hätten, und der schuldige Officier wegen dieses Fehlgriffes von Hung-siu-tsuen, dem Rebellenkaiser, zum Tode verurtheilt worden sey. Als man Nanking wieder erreichte, wurde Otiphant mit etlichen Officieren ans Land geschickt, um Le, dem Befehlshaber des Platzes, einen Besuch abzustatten. Dieser Rebellenhäuptling entschuldigte zwar auch die „Mißverständnisse" welche zu dem Bombardement geführt hätten, er war aber nicht so kriechend höflich wie die andern Commandanten. Er sprach viel von seinen „brüderlichen Gefühlen," da die Briten zur „großen Familie der Christen" gehörten, lehnte es aber ab die Fremdlinge dem Gottesdienst der Rebellen beiwohnen zu lassen. Er gestand daß Yang, der östliche König im Himmel (d. h. in einem Volksaufruhr umgebracht worden) sey, und sein Sohn jetzt seine Stelle einnehme. Ob Hung-siu-tsuen noch lebe oder ob nur in seinem Namen regiert werde, ließ sich nicht ermitteln. Le, wie es schien, war Generalstatthalter von Kiang-nan, was aber schon früher so aufgefallen war, wiederholte sich auch bei ihm. Es drängten sich andere Chinesen in das Amtszimmer, und benahmen sich dem Mandarin gegenüber so zwanglos als wäre er ihresgleichen. Beim Heimweg, der 6 engl. Meilen betrug, erkundigte man sich bei dem mitgegebenen Wegweiser nach dem Stand der Dinge unter den Rebellen. Er schilderte ihre Lage, namentlich wegen Mangels an Zufuhr, als sehr kritisch, gestand ferner daß das Opiumlaster, wenn auch nur heimlich, sehr grassire und Polygamie die Regel sey; der himmlische König allein halte sich 300 Weiber. Gebetet und gepredigt werde bisweilen, aber niemand verstehe die Worte der Priester. In Nanking lägen 10—12,000 Mann, während die Kaiserlichen dreimal so stark seyen. Drei Officiere und 20 Mann sollten bei dem Bombardement des britischen Geschwaders gefallen seyn. Der Führer wäre gern an Bord der britischen Fahrzeuge nach Schanghai entschlüpft, aber man mußte seine dahin zielenden Bitten rund abschlagen. Groß war in diesem Hafenplatz bei Lord Elgins Rückkehr die Befriedigung über die glücklichen Ergebnisse seiner Schifffahrt, welche so viel bewies daß der Yang-tse zu allen Jahreszeiten wenigstens für Schiffe von 8 Fuß Tiefgang 600 engl. Meilen weit fahrbar ist. Noch mehr erhöhte sich aber die Freude, als ganz unerwartet acht Tage später auch der Furious und Cruizer sichtbar wurden, die einen ergiebigen Regenfall benutzt hatten und glücklich über die Untiefen gedampft waren.

Mikroskopische Wunder.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

Vor einigen Jahren wurde ein winziges Stückchen von irgend einem Ding, das mehr einem Fragment eines alten Rüssels als etwas anderm gleich sah, einem ausgezeichneten Mikroskopisten zugesendet um zu bestimmen was es sey. Der Mikroskopist legte es in das „Feld," und that den Ausspruch: es sey ein Stückchen menschlicher Haut — der Haut eines schönen Mannes — bedeckt mit den Haaren welche auf den nackten Theilen des Körpers wüchsen. Dieses Fragment nun war unter einem Nagel an einer alten Kirchenthür in Yorkshire hervorgenommen worden, wo man, gerade tausend Jahre zuvor, die Haut eines dänischen Räubers, der ein Sacrilegium begangen und dieses Verbrechens halber geschunden worden war, als Warnung für andere Uebelthäter angenagelt hatte. Zeit und Wetter hatten längst alle Spuren dieses dänischen Marsyas zerstört; allein die Sage blieb in voller Kraft, und so fiel es jemandem, der ängstlicher war als die übrigen, ein einen Theil der Thür unterhalb eines der Nägel abzuschaben

und dieses Abschabsel dem Mikroskopisten zu übersenden, der denn obiges Ergebniß durch den Druck bekannt machte.

Ein andermal spielte das Mikroskop selbst eine noch wichtigere Rolle, als Zeuge. Bei einem jüngst vorgefallenen Mordproceß — der Mörder hatte seinem Opfer den Hals durch Hemd und Halstuch hindurch abgeschnitten — suchte der Gefangene das Vorhandenseyn von Blut auf einem Messer, das man als das Mordinstrument annahm, durch allerlei Angaben zu erklären, indem er unter anderm sagte; er habe mit dem Messer rohes Ochsenfleisch geschnitten und nachher vergessen es abzuwischen. Das Messer, mitsammt dem Blut auf Klinge und Heft, wurde einem Mikroskopisten gesendet, und folgendes war die Kette von Thatsachen die dieser daraus ableitete:

1. Der Flecken war Blut.

2. Es war nicht das Blut von todtem Fleisch, sondern von einem lebendigen Leibe, denn es war an der Stelle geronnen wo es gefunden wurde.

3. Es war nicht das Blut eines Ochsen, eines Schafs oder eines Schweins.

4. Es war menschliches Blut.

5. Unter das Blut hatten sich gewisse vegetabilische Fasern gemischt.

6. Diese Fasern waren Baumwollfasern, und stimmten mit denen von des Ermordeten Hemd und Halstuch überein, die beide durchschnitten worden waren.

7. Es waren auch zahlreiche gewürfelte epitheliale Zellen vorhanden.

Das heißt, die Zellen der schleimigen Membrane (Epithelialzellen genannt) waren gewürfelt, oder gleich den Steinen eines gepflasterten Bodens geordnet, was bewies daß sie von der Bedeckung des Halses herrührten. Denn die schleimige den Hals bedeckende Membrane ist aus gewürfelten Zellen zusammengesetzt; diejenige welche die Wurzel der Zunge bedeckt, aus Columnarzellen, oder Zellen die in großen Kegeln oder Cylindern geordnet sind; und diejenige welche die Eingeweide umhüllt, ist gewimpert, oder trägt kleine wogende Haare an den Enden. Solchergestalt enthüllte das Mikroskop aufs unbezweifelbarste daß dieses Messer den Hals eines lebendigen menschlichen Leibes abgeschnitten hatte — einen Hals welcher durch einen gewissen Baumwollenzeug geschützt gewesen war. Diese Aussage entsprach so genau dem wirklichen und gemuthmaßten Stand der Dinge, daß man sie für conclusiv hielt, und den Mörder zum Strang verurtheilte.

Das menschliche Haar ist ein ungemein schöner Gegenstand wenn man es unter dem Mikroskop betrachtet. Es ist aus aufeinander folgenden Schichten oder übereinander greifenden Zellen gemacht, die allmählich in eine Spitze wie der dünnste und aufs unendlichste zusammengedrehte Papierkegel auslaufen. Die Ränder sind zackig mit kleinen sägeartigen Zähnen; es ist vollkommen durchsichtig, und mit einer großen Menge äußerst unregelmäßiger und gekrümmter Querlinien versehen. Schweinsborsten gleichen den menschlichen Haaren mehr als denen irgend eines andern Thieres, allein die Bogenlinien sind feiner und geschlossener, und an den Rändern sind kleine Zähne sichtbar. Das feinere Haar des Pferdes und des Esels hat die übereinandergreifenden Platten ungefähr eben so genau wie im menschlichen Haar ist aber in der Anordnung der Medulla oder des Marks auffallend verschieden.

Gehen wir indeß mit Hrn. Gosse und seinem köstlichen Buche, „Abende beim Mikroskop," zum Wollsammeln (buchstäblich, nicht bildlich), denn wir sind ihm für einen großen Theil dieser Abhandlung zu Dank verpflichtet. „Schafwolle, sagt er, ist verhältnißmäßig mit viel wenigeren Imbricationen versehen als die des menschlichen Haars," d. h. die Schichten oder Rollen unsers zusammengedrehten Papierkegels sind hinaus gezogener, was sie einzeln weiter macht, während gleichzeitig der Kegel sehr verkleinert ist. Diese Imbricationen sind von unendlicher Wichtigkeit, denn von ihnen hängt die Filzungs-Eigenschaft der Wolle ab, durch welche wir in Stand gesetzt werden Flanell und Tuch, Teppiche für unsere Häuser, Strümpfe für unsere Füße, weiche Stoffe zu Damenkleidern, dicke Zeuge für Altweiber-Unterröcke, Fenstervorhänge und Decken, Putzlumpen und Kaschmir-Shawls zu verfertigen. Je mehr Imbricationen auf einen Zoll in der Wollenfaser, desto besser, geschlossener und stärker ist das bearbeitete Material. Bei den ersten mikroskopischen Untersuchungen fand man daß eine Merino-Faser zehntausend vierhundert Einschnitte auf den Zoll hatte; eine Faser sächsischer Wolle, welche feiner ist und eine größere Filzungskraft besitzt, hatte zweitausend siebenhundert und zwanzig; Southdown, die beiden nachstehe, gab zweitausend und achtzig, und Leicestershire-Wolle, bekanntlich geringer als alle andern, hatte nur tausend achthundert und fünfzig.

Das hübscheste Haar von allen ist das der Fledermaus. Es gleicht einer unermeßlichen Anzahl trompetenartiger Blumen, deren eine innerhalb der andern sich befindet — einer lebendigen Kette ausgebreiteter, aufs schönste anzuschauender Glocken. Das Haar der indischen Fledermaus ist sogar blumenartiger und zierlicher als das ihres englischen Vetters, da die Ränder der „Blumen" enger beisammen, zugespitzter und im Wachsthum federiger sind. Sie ist der englischen Fledermaus gegenüber das was eine doppelte Blume gegenüber einer einfachen, oder eine Gartenblume gegenüber einer wilden ist.

Korbbienen haben dünner gespitzte Haare auf dem Kopf, und jedes Haar ist mit einer Anzahl untergeordneter in Schneckenlinien angebrachter kurzer Haare besetzt: am Beine kommen gelbe Haare, welche wir mit unbewaffnetem Auge sehen können, zum Vorschein, um als starf gebogene hornartige Dorne zu dienen, schief eingeschnitten wie ein Metzgerfahrt, und als Kämme gebraucht zum Einsammeln, Aufbewahren und Abschaben des Pollens. Außer diesen Kämmen trägt die Biene zwei Körbe in ihren Schenkeln — Körbe welche die vollkommensten derartigen Werkzeuge sind; sie sind inwendig glatt,

von untadelhafter Form und mit starken Dornen versehen: kurz das wahrhafte Ideal von solchen Körben wie wir sie brauchen würden zur Aufnahme des Pollens oder Blumenstaubs. Allein diese Bemerkung sey hier nur nebenbei gemacht. Vogelfedern sind im wesentlichen nur Haare von sehr verwickelter Structur; sie haben zwar dem äußern Ansehen nach keine große Aehnlichkeit mit den Haaren, sind aber dem Gebrauch und der Analogie nach nichts mehr und nichts weniger. Jedes Bärtchen des Flügels besteht aus einer Reihenfolge untergeordneterer Bärtchen, die alle aufs eugste an einander schließen. Dieß ist der Grund warum der Flügel so schwer zu trennen ist, und warum er mit so großer Kraft zurückschnellt wenn man ihn einen Augenblick auseinander reißt. Der ganze Flügel besteht aus diesen Bärten und Bärtchen, deren eine Seite mit Haken, deren andere mit Oeffnungen versehen ist, und so schließen sie mit einer Stärke an einander welche nichts als große Gewalt überwinden kann.

Von den Haaren zu den Schuppen ist nur ein Schritt; denn Schuppen sind Fischhaare, wie Federn Vogelhaare, und alle drei entsprechen denselben Zwecken im Haushalt der Thierwelt. Die Schuppen eines Fisches greifen übereinander wie die Ziegel eines Hauses, so daß das Wasser stets von denselben abfließt, und unmöglich dazwischen hineindringen kann; gerade wie Luft und Wasser nicht aufwärts dringen können durch das Gefieder eines Vogels, sondern ab und niederwärts fließen müssen. Verschiedene Fische haben verschiedentlich gestaltete Schuppen. Die Schuppen des Barschs haben ihre freien Seiten mit feinen krystallinischen, in aufeinanderfolgenden Reihen geordneten und übereinandergreifenden Punkten besetzt; Gold- und Silberfische haben keine krystallinischen Punkte an ihren freien Rändern, sondern jede Schuppe ist überdeckt mit einer Lage zarten Pigments, einer hellen funkelnden, goldenen oder silbernen Substanz, je nach der Farbe des Fisches. Dieses Pigment theilt sich wieder in zwei Substanzen, von denen die eine Farbe, die andere metallischen Glanz gibt. Die erstere ist einfach eine Lage loser membranischer Zellen, orange- oder weißgefärbt, wie eben der Fall seyn mag; die letztere sind flache Specula oder Krystalle, oblonge Prismen mit Angularrändern. Diese Krystalle sind ganz durchsichtig, und überhaupt, wenn sie durch fortgepflanztes Licht gesehen werden, kaum sichtbar; bei reflectirtem Licht werfen sie einen glänzenden Schein zurück, wie Stahlplatten. Sie sind stets zitternd, funkensprühend, vibrirend, und vielleicht die Ursache jenes wundervollen Perlenlichtspiels, das an diesen Geschöpfen so unbeschreiblich lieblich ist. Viele andere Fische haben diese Specula innerhalb ihrer Schuppen, allein keine so glänzend wie diejenigen der Gold- und Silberfische.

Als der Mikroskopist das Blut an dem Messer des Mörders untersuchte, was sah er? Eine unendliche Anzahl kleiner runder Körper einer klaren gelblichen Farbe, Blutkügelchen oder Blutscheiben genannt, welche man, wenn das Blut frisch und lebendig ist, in einer farblosen Flüssigkeit schwimmen sieht, die sich aber, wenn das Blut todt oder geronnen ist, wie Geldrollen zusammenhäufen und ganz stationär sind. Nur wenn sie so zusammengehäuft sind, kann man ihre reiche rothe Farbe sehen; nur wenn das Licht eine Anzahl derselben, in Haufen angesammelt, durchdringt, ist ihre Farbe bestimmbar. In Vereinzelung sind sie einfach von einer hell gelblichen Färbung, in Masse dagegen tief hellscharlachfarben. Diese Scheiben sind es welche dem Blut seine „blutrothe" Farbe geben; denn Blut ist blaß oder hochgefärbt je nach der kleinern oder größern Anzahl derselben welche es enthält. Alles Wirbelblut enthält diese Scheiben, die bei den Säugethieren kreisrund, oder fast kreisrund, oder an beiden Oberflächen leicht concav, bei den Vögeln, Fischen oder Reptilien dagegen elliptisch, und flach, oder leicht convex an der Oberfläche, sind. Bei Menschen, Affen, Seehunden, Wallfischen, Elephanten und Kängurus haben sie ungefähr eine und dieselbe Größe; bei allen andern Thieren sind sie viel kleiner, am kleinsten findet man sie bei den Wiederkäuern. Das kleine javanische Bisamthier hat Scheiben die nur ein Viertheil so groß sind wie die menschlichen. Allein diese sind die kleinsten bekannten unter den Säugethieren, und ganz außer der gewöhnlichen Regel. Bei Ochsen sind sie etwa drei Viertel, und bei Schafen wenig mehr denn halb so groß als durchschnittlich die menschlichen. Allgemein gesprochen, sind sie bei Fischen und Vögeln nahezu gleich groß, aber von mehr verlängerter Ellipse bei den Vögeln als bei den Fischen; verglichen mit den menschlichen Blutscheiben haben sie durchschnittlich ungefähr denselben Durchmesser, allein sie sind, was hinwieder ihre Länge betrifft, eher mehr als halb so lang. Die größten von allen findet man bei Reptilien, besonders bei den nacktäutigen Fröschen und Molchen. Bei einer großen amerikanischen Art — der Sirena lacertina — haben sie die außerordentliche Größe von $^1/_{400}$ Zoll Länge und $^1/_{800}$ Zoll Breite, oder sind achtmal so groß als die des Menschen. Die unsrer eigenen gemeinen Molche, obgleich sie die größten unter uns bekannten besitzen, sind nicht halb so groß wie die der eben genannten Art.

Eines der interessantesten mikroskopischen Experimente ist der Blutumlauf in dem Fuß eines lebendigen Frosches. Es ist, wegen der ungemeinen Feinheit und Dünnheit der Membrane welche die Zehen verbindet, ein leicht zu machendes Experiment, und in jeder Hinsicht genußreich, nur vielleicht für den Frosch selbst nicht. Wir wollen es mit Hrn. Gosse's eigenen Worten geben: „Es ist eine Fläche klaren farblosen das Feld füllenden Gewebes vorhanden, das über und über mit zarten Angularlinien, die einigermaßen Schuppen gleichen, bezeichnet ist; dieß ist das gewürfelte Epithelium der Oberfläche. Unsere Aufmerksamkeit wird von einer Anzahl schwarzer Flecke in Anspruch genommen, die oft phantastische Formen annehmen, im allgemeinen aber sternähnlich sind: dieß sind Pigmentzellen, von welchen die Hautfarbe des Thiers abhängt; allein der hervorragendste Charakterzug ist das Blut. Weite Flüsse, mit gekrümmtem Laufe, rollen über die Fläche dahin, mit vielen kleineren Strömen, die sich in mäandrischen Windungen unter derselben dahin ziehen: einige folgen einem unabhängigen Lauf unterhalb der Schicht, und andere zweigen sich ab, oder schließen sich in verschiedenen Winkeln an. Die größern Flüsse haben eine tief orange-rothe Farbe, die kleine

ren sind schwach röthlich-gelb gefärbt. In einigen der Canäle fließt der Strom mit majestätischer Ruhe, in andern schießt er mit überstürzendem Ungestüm dahin, und wieder in andern steht er fast, oder selbst ganz, still. Bei aufmerksamer Betrachtung sehen wir daß der Strom in allen Fällen aus einer Menge dünner röthlicher Scheiben besteht, welche genau dieselben Dimensionen und dasselbe Aussehen haben wie diejenigen die wir eben noch im Blute des Frosches sahen, nur daß wir hier, da sie in Bewegung sind, sehr deutlich sehen wie sie sich übereinander wälzen, daß es Scheiben und nicht Kügelchen sind, denn sie gemahnen uns an Rechenpfennige wie man sie beim Spiel braucht, vorausgesetzt daß sie aus blaßrothem Glas gemacht wären."

Blutscheiben sind nicht stets roth gefärbt. Bei einigen wirbellosen Thieren sind sie ganz blaß und farblos, und können in der That überhaupt kaum Blutscheiben genannt werden, außer durch Analogie, da sie augenscheinlich zu der Flüssigkeit gehören welche zur Erhaltung des Lebens des Geschöpfes dienen. Wir sind genöthigt uns in vielen andern die niedrigern Organismen betreffenden Dingen mit Analogie zu begnügen, und nennen dieß ein Herz, dieß Lungen, dieß ein Gehirn und jenes einen Nerven — Gegenstände die ihren Antitypen in der Menschheit eben so unähnlich sind wie ein Tintenfisch einem Menschen.

(Schluß folgt.)

Brugsch's Geschichte des alten Aegypten.

(Fortsetzung.)

Die Dynastie 12 hat Lepsius in einer besondern Abhandlung behandelt (Berlin 1853. 4°), der auch Bunsen (Bd. II) folgte. Ihm schließt auch Brugsch sich an (p. 53 fgg.), und theilt mit was er über die einzelnen durch die Denkmäler erfuhren. Wir können in die Einzelheiten nicht eingehen, und heben nur hervor von Usertesen I die Inschrift auf dem Obelisk zu Matarieh (Heliopolis) und in dem Grabe zu Beni-Hassan, die uns mit seiner Unternehmung in Aethiopien bekannt macht; über Amenemha II eine andere eben da, die er schon in seinen Monuments de l'Égypte übersetzt hat, gibt S. 60 fgg. eine Uebersicht der Darstellungen aus dem Leben und den Gewerben der Aegypter in jenem Grabe aus Champollions Lettres écrites de l'Égypte et de la Nubie en 1828 et 1829; von der Scene einer semitischen Familie, der Aam oder Ammoniter, die in Aegypten einwanderte, gibt er zu S. 63 auch eine Abbildung nach den Zeichnungen der preußischen Expedition. Amenemha's II Nachfolger Usertesen III unternahm während seiner 38jährigen Regierung Feldzüge gegen die Neger in (?) Nubien und gründete Städte und die Festungen Semne und Kumme beim 2ten Katarakt, südlich von Wadihalfa. Eine Inschrift in Hamamat zeigt daß auch unter ihm die dortigen Steinbrüche ausgebeutet wurden. Sein Nachfolger war Amenemha III. Aus seiner Zeit haben wir Angaben über die Höhe des Nils. Er floß damals im Mittel 7, 30 Mètres, zu höchst 8, 17 Mètres über seiner jetzigen Höhe. Von ihm stammt der See Möris, im jetzigen Fayum. Brugsch schließt sich hier Linant und Lepsius an, dem auch später Bunsen folgte.

Das folgende Cap. behandelt D. 13—18. Kann man die früheren Dynastien, wenn auch nicht ohne einige Ungewißheit, wiederherstellen, sagt Brugsch (S. 71), so zeigen sich hier nichts als Schwierigkeiten aller Art. Er nimmt hier wieder gleichseitige Dynastien an, in Ober-Aegypten die 13te, die diospolitische, von 60 Königen in 453 Jahren, und daneben in Unter-Aegypten die D. 14, die Xoitische, 76 Könige, 484 Jahre. Der ersten sollen die vielen Namen im Turiner Papyrus in der 7ten, 8ten und 9ten Columne entsprechen. Man kann das leicht sagen, da Manetho hier wieder keine Namen hat. Die Denkmäler erwähnen nur wenige. Der Einfall der Hykſos könne in dieser Zeit noch nicht stattgefunden haben, da ein ägyptischer König noch Schiffe nach (?) Arabien (Punt) segeln lasse, um Edelsteine zu holen, welche die phönizischen Scheiths (Haqs) aus dem Lande Deser auf ihren Reisen bei den fremden Nationen gesammelt hatten. Die Königsreihe von Karnac (Nr. 186—201) soll nach Brugsch (S. 75) auf der rechten Wand die meisten Pharaonen der D. 13 enthalten. Die verschiedene Art wie man diese früher einzureihen versucht hat, haben wir in den Münchner Gel. Anz. 1858 Nr. 67 S. 542 kurz angegeben. Die folgenden Dynastien bis zur 18ten zu restauriren fehlten die Mittel, da der Turiner Papyrus zu fragmentarisch sey.

Neben der 15ten diospolitanischen Dynastie von 250 Jahren, der 16ten Thebäischen von 5 Königen in 190 Jahren und einem Theile der 18ten diospolitanischen Dynastie bis Taudmes III, 102 Jahre, setzt er zwei Hykſos-Dynastien (Dynastie 17), die erste von sechs Königen in 260 Jahren und die zweite von 251 Jahren, bis zu ihrer Vertreibung unter Taudmes III, was wieder zu Manetho, wie er vorliegt, wenig stimmt. Die Hykſos betreffend, geht Brugsch mit Recht von der Stelle des Manetho bei Josephus aus. Dieser deutet das Wort bekanntlich „gefangene Hirten." Haq heißt Gefangener, Brugsch will es aber lieber von einer andern Wurzel Haq, „Könige der Saju," Hirten, nach ihm der Name der Araber herleiten. Der Einfall dieser Araber möge durch das Umsichgreifen der Assyrer in Asien, welche die Araber (?) vorwärts drängten, veranlaßt seyen; die Xoitische Dynastie im Delta werde ihnen nun nicht haben widerstehen können. Leider sind dieß bloß Phantasien! Brugsch hatte schon früher die Hykſos im Papyrus Sallier entdeckt. (Zeitschr. der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1855. Bd. IX. Heft 1. S. 200 u. fgg.), sieht aber jetzt mit Lepsius ein (S. 68) daß der dort erwähnte Apepi nicht der Hirtenkönig Apophis der D. 15 seyn kann, wie er und Salvolini wollten, sondern ein Apophis II der 2ten Hykſos D. — von dessen Existenz wir aber sonst nichts wissen — seyn müsse. Der Nasequenen, der neben ihm als Haq von Ober-Aegypten genannt werde, soll der Vorgänger von Aahmes und der letzte König der D. 16 gewesen seyn; sein Name kommt

in den Denkmälern ein paarmal vor, so in der Inschrift des Grabes von Aahmes.

Diese Hirtenkönige nahmen nach ihm ägyptische Sitten und Gebräuche an, und er will auch ihre Namen (S. 79) aus dem Aegyptischen deuten, während Ewald aus dem Semitischen. Daß der Name Apophis ägyptisch seyn könnte, haben wir schon l. c. S. 138 bemerkt. In die Zeit der Hirtenkönige versetzt er dann, wie auch Ewald, die Einwanderung Josephs, wofür auch wir uns schon aussprachen (ib. S. 140), und rechnet, wie jener, die Dauer des Aufenthalts der Kinder Israels in Aegypten nach Exodus 12, 40, 430 Jahre, nicht bloß 90 oder 100 Jahre, wie Lepsius oder gar 1434 Jahre, wie Bunsen (l. c. S. 141 fgg.). Wenn er die Dauer der Hykfos-Herrschaft in Aegypten auf 511 Jahre annimmt, so stimmen wir, wie auch Lepsius, Ewald, Lenormant, Lefeur u. a. mit ihm darin ziemlich überein (l. c. S. 139), und verwerfen mit Lepsius (Königsbuch S. 25) Bunsens und Gumpachs Annahme von einer 955jährigen Herrschaft derselben in Aegypten.

Mit der 18ten Dynastie beginnt die glorreiche Epoche der ägyptischen Geschichte. Es wird lichter; doch fehlt viel daß Manetho's Listen mit den Denkmälern stimmen. Brugsch schließt sich hier ziemlich Lepsius und Bunsens Annahmen an. Statt der 14 Könige Manetho's hat er nur 10, und zwischen dem 9ten und 10ten vier illegitime, die Manetho's 10—13 entsprechen sollen, und es stimmen nur eigentlich der letzte und erste, und etwa der 7te, 8te und 9te überein. Allerlei Annahmen von mitherrschenden Frauen oder Schwestern sollen die übrigen Abweichungen erklären: Brugsch stellt fleißig zusammen was die Denkmäler über die einzelnen Könige enthalten. Wir können aber hier in die Einzelheiten nicht eingehen. Die langen Inschriften wiederholen oft nur dieselben Formen, hyperbolischen Ausdrücke und dieselben Ideen. Die Könige machten Feldzüge nach Süden (Nubien) und Asien, von wo die Kriegswagen und Pferde der Zeit in Aegypten eingeführt wurden. Aus der Regierung Tothmosis III (1625 bis 1577 v. Chr.) theilt er unter andern S. 95—104 eine Geschichte seiner Feldzüge mit statistischen Angaben aus Karnak nach der von ihm verbesserten Uebersetzung von Birch mit. Die Flotten beschifften schon das große (Mittel-) Meer, und die Bewohner der Insel Kefa (Cypern) und ihre Tribute werden geschildert. Er gibt zu S. 106 die Abbildungen einer Scene aus Theben, wo Gefangene den Tempel des Ammon bauen müssen, nach den Zeichnungen der preußischen Expedition. Der König baute viele Tempel und verschönerte Theben, aber auch Memphis und Heliopolis. Sein Nachfolger Amenophis II wirrt in demselben Geiste fort. Aus der Zeit von dessen Nachfolger, Tothmosis IV, stammt die große Sphinx von Gizeh. Im alten Reiche kommt keine Sphinx vor, und Brugsch (S. 112) meint daher, erst durch die Kriege und den Handel mit Asien sey dieses Emblem der Gottheit nach den Ideen der assyrischen Priester in Aegypten eingeführt worden. Aus der Zeit des Amenophis III (1546—29 v. Chr.) stammt die sogenannte Memnons-Säule, die damals aber noch nicht tönte. Auch die Sinai-Halbinsel enthält ein Andenken an ihn. Er erwähnt dann nach Lepsius des religiösen Reformators Amenhotep IV (1509—1497 v. Chr.), der den alten ausschließlichen Sonnencult Ra-Atens (Adonis) wiederherstellen wollte (S. 118), welches Unternehmen aber nur während seiner Regierung Bestand hatte. Die Physiognomien des Königs und seines ganzen Hofes sind so abweichend von den gewöhnlichen ägyptischen Physiognomien, und so abschreckend häßlich, daß Brugsch (S. 120) fragt ob es etwa eine fremde Race war die den Sonnencult einzuführen suchte. Er scheint keinen Sohn hinterlassen zu haben, und es folgen zunächst mehrere Usurpatoren. Einem von ihnen bringen Assyrer und auch Neger Geschenke. Die Regierung dieser vier illigitimen Könige soll 33 Jahre gedauert haben, nach welcher Zeit Horus (1476 bis 1464 v. Chr.) folgt, der den alten Cult wiederherstellte. Lepsius' Spaltung der 18ten afrikanischen Dynastie in drei Dynastien (Königsbuch S. 31—42) nimmt auch Brugsch nicht an.

Zu Ende der 18ten Dynastie war die ägyptische Macht etwas verfallen, es hatten sich Conföderationen gegen dasselbe gebildet, an deren Spitze die Cheta, die Hetiter der Bibel, standen. Der erste König der Dynastie 19, Ramses I, hieng, wie Brugsch meint, durch seine Heirath mit einer königlichen Erbtochter mit der vorigen Dynastie zusammen. Seine Herrschaft dauerte aber nur kurz (1464—1458 v. Chr.), und die Denkmäler erwähnen ihn nur wenig. Sein Grab in Biban el Moluk war bei seinem Tode noch nicht vollendet. Es folgte die glorreiche Regierung seines Sohnes Setos I (1458—1407 v. Chr.). Brugsch S. 128 wiederholt die Uebersicht der kriegerischen Scenen aus seinen Feldzügen im großen Saale des Ammon-Tempels zu Karnac aus seinen Reiseberichten aus Aegypten. Er griff die Sasu an und endete mit dem Einfall in Mesopotamien; besonders tritt der Kampf mit den Cheta (den Hetitern) hervor. Der starke Verkehr mit diesen asiatischen Völkern soll nicht ohne Einfluß auf die Sitten, Gewohnheiten und die Religion der Aegypter geblieben seyn. Der Cult des Baal (der Sonne) und der Astarot (Astarte) oder des Mondes drang in Aegypten ein, ueben dem der Anta, der Bellona, dem einer Localgottheit, der Kedes und dem eines andern unbekannten Gottes. Nach der Beendigung des Krieges verschönerte der König Aegypten durch viele Denkmäler. Brugsch schildert nach Rouge das Wiederaufblühen der ägyptischen Kunst damals. Sein Sohn Ramses II d. Gr. (1407—1341) hat uns die meisten Denkmäler hinterlassen. Aus seinem Volksbeinamen Sesetsu oder Sesu, mit dem Zusatz Ra, die Sonne, ist der Name Sesoosis oder Sesostris — wie die Griechen ihn nennen — entstanden. Er muß jung den Thron bestiegen haben. Seinen ersten Feldzug gegen die aufständigen Aethiopier, die er wieder unterwarf, vergegenwärtigen uns die Gemälde die er in Ibsambul ausführen ließ. In Asien bildete sich eine große Conföderation gegen ihn, an deren Spitze der König der Cheta stand. Scenen aus diesem Kriege vergegenwärtigen die Darstellungen in den Tempeln von Luqsor, Ibsambul, Beit-el-Walli und das Rameseum. Aber das wichtigste und interessanteste Document darüber ist der hieratische Papyrus

von Sallier Nr. 3, jetzt im britischen Museum. Es enthält den größten Theil eines Gedichtes von Pentaur, einem Hierogrammaten von Ramses, das auch auf der Südwand des Tempels von Karnac eingegraben ist. Rougé hat es übersetzt, und Brugsch wiederholt seine Uebersetzung (S. 138 bis 145 vgl. seine Reiseberichte S. 149—159). Der König eroberte die Veste von Kedes, später die von Salem (Jerusalem) u. a.; darunter Askalon (Asqaluna). Zuletzt in seinem 21sten Jahr kam ein Friedensvertrag mit Schetasier, dem König der Hetiter, zu Stande, der S. 146—148 in einer, obschon lückenhaften, Uebersetzung mitgetheilt wird. Eine Heirath zwischen Ramses und der Tochter des Königs der Hetiter befestigte den Bund. Zu Ibsambul bezieht sich ein Gemälde darauf, und die ägyptischen Felsensculpturen zu Nahr-el-Kelb bei Beyrut und zu Ablun beim alten Tyrus, so verstümmelt sie sind, bestätigen seine Kriege mit den Kananitern, wie die Kriegsscenen im Tempel zu Beit-el-Walli seine spätern Kriege mit den Aethiopern. Eine Stele mit 38 Zeilen Hieroglyphen, die in Dakkeh in Nubien gefunden worden, unterrichtet uns von der Goldausbeutung der Aegypter unter Ramses in Aethiopien. Birch hat sie übersetzt, und Brugsch reproducirt seine Uebersetzung (S. 150 fg.). Zur Ausbeutung fehlte den Aethiopern das Wasser, und sie baten ihn einen Brunnen graben zu lassen. Die Griechen, namentlich Herodot und Diodor, haben auch nach Brugsch die Thaten Ramses II übertrieben, indem sie die von Setos I, Tothmosis III und Ujertesen III auf ihn mit übertrugen. Brugsch nimmt also nicht wie Bunsen (II. S. 309) den Sesortesen II der Dynastie 12 für den großen Eroberer Sesostris, der (3. S. 99) auch Sethos I, nicht seinen Sohn Ramses — der lange dafür galt — für den Helden dieser Zeit hält. Die Kriegsgefangenen mußten wieder öffentliche Werke aufführen; in Nubien ließ er drei Städte bauen, nach Diodor auch eine befestigte Linie gegen Syrien und Arabien, von Pelusium bis Heliopolis, von 1500 Stadien Länge. Die Papyrus sprechen auch von zwei Städten am Canal von Wadi-Tumilat. Dieß sind Pithom und Raamses, welche die Juden nach der Bibel bauen mußten; es ist daher kein Zweifel daß dieser Ramses II der Pharao des Exodus ist, der die Juden so drückte (p. 156). Die Auswanderung derselben fand indeß erst unter seinem Nachfolger Merneptah-Hotephermaa zwischen 1327 und 21 statt; Lepsius setzt sie 1314 v. Chr. und ebenso zuletzt Bunsen (Bd. IV p. 9). Der Name Moses, meint Brugsch (S. 157), sey ganz ägyptisch: Mes oder Mesu, das Kind (?). Er erwähnt zuletzt noch der vielen Denkmäler die er aufführte. Die kolossalen Verhältnisse der Natur des Osymandyas bei Hecatäus bestätigen die Reste seiner Statue zu Syene, und der große Bibliothekssaal im Grabe desselben nach Diodor sey wohl die Kammer mit dem großen astronomischen Gemälde. Er hatte nach einem Gemälde im Tempel zu Sebua 111 Söhne (Prinzen) und 59 Töchter. Wir kennen drei seiner Frauen und 39 seiner Prinzen mit Namen. Die ausführlichste Nachricht hat vom 4ten Mariette im Serapeum zu Memphis gefunden. Brugsch p. 166 gibt die Notiz desselben über ihn. Das Grab des Königs in Biban-el-Moluk scheint unvollendet und ist seiner wenig würdig.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Wirkung des Lichts auf die Weine. Wenn man Wein, sagt Hr. Niepce aus Saint-Victor in den Comptes rendus, in einem Gefäß aus weißem Glase besonnt welches mit demselben angefüllt und luftdicht verschlossen ist, so wird man nach zwei bis drei Tagen diesen Wein süßer finden als eine Probe welche derselben Temperatur, aber im Dunkeln aufgesetzt war. Das Licht kann auf gewisse Weine sehr günstig wirken, nämlich denselben den Charakter eines alten Weins ertheilen, vorausgesetzt daß das Licht hinreichend, aber nicht zu lange auf sie eingewirkt hat, denn im letztern Falle bekommt der Wein oft einen unangenehmen Nachgeschmack.

Leuchtgas aus Steinkohlentheer. Ohne im geringsten das Verfahren selbst zu beschreiben, theilt Hr. Moigno in seinem Cosmos vom 9 März 1860 über diese Erfindung folgendes mit: „Die HH. Jfoard in Paris erzeugen mittelst Steinkohlentheers und überhitzten Wasserdampfs zu außerordentlich niedrigem Preise und mit beliebiger Schnelligkeit Massen von sehr gutem Leuchtgas. Man zweifelte daß das durch den überhitzten Wasserdampf erzeugte Gas viel ölbildendes Gas enthält, oder vermuthete wenigstens daß dasselbe nur vorübergehend gekohlt sey, so daß nach dem Passiren sehr langer Leitungen seine Leuchtkraft bedeutend vermindert seyn würde; überdieß befürchtete man daß das neue Gas zu viel Kohlenoxyd enthalten wird. Wir veranlaßten daher Hrn. Emil Monier genaue Analysen des Jfoard'schen Gases anzustellen; als Mittel mehrerer Analysen fand derselbe folgende Zahlen:

freier Sauerstoff	1,8
Kohlensäure	5,8
Kohlenoxyd	3,0
ölbildendes Gas	17,8
leichter Kohlenwasserstoff . .	71,9
	100,3

Im Vergleich mit dem gewöhnlichen Leuchtgas enthält also dieses Gas fast um die Hälfte weniger Kohlenoxyd und die doppelte Menge ölbildendes Gas, daher sein eigentlicher Werth fast zweimal so groß ist. Ueberdieß beweisen diese Zahlen daß dasselbe ein Gemisch von großer Beständigkeit ist, welches auf seinem Wege durch lange Leitungen sich nicht theilweise condensiren kann; in Flaschen aufbewahrtes Jfoard'sches Gas erwies sich auch wirklich nach fünf Monaten ganz unverändert und hatte gar nichts abgesetzt. Uebrigens dürfte in kurzer Zeit ein Generator in Betrieb gesetzt seyn, welcher im Stande ist in vier Stunden das zur Beleuchtung einer Stadt von 30,000 Seelen oder zur Speisung von 3000 Brennern erforderliche Gas zu liefern. (Polyt. Journ.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. Augsburg, 29 April 1860.

Die deutschen Flüchtlinge in Amerika.

Zu den literarischen Curiositäten der andern Welt die bisweilen über das „dicke Wasser" sich nach Deutschland verirren, gehört die Broschüre einer jetzt halb verschollenen demagogischen Berühmtheit, K. Heinzens, „die Deutschen und die Amerikaner, Boston 1860. Selbstverlag des Verfassers." Es ist diese Schrift das Product des Heimwehes und des Geständnisses daß die Flüchtlinge „bisher in Amerika nur existirt, in Deutschland aber eigentlich gelebt haben." Es sind zwölf Jahre verstrichen, seitdem Hr. Heinzen seine Heimath verlassen mußte. Er würde, wenn er jetzt wieder käme, wenig äußerlich verändert finden. Der Rhein fließt noch immer ruhig, der Rolandsbogen ist noch nicht eingestürzt, der Epheu umwuchert noch immer das Heidelberger Schloß, auch die Paulskirche könnte noch heute eine zweite Nationalversammlung fassen. Die großen Veränderungen sind aber in den Gemüthern vorgegangen. Die jetzige Jugend weiß kaum, oder nur dunkel, wer K. Heinzen war, und es würde ihr auch schwer werden Hrn. Heinzen für einen gefährlichen Mann zu halten, da die Demagogie in unserm sorgenschweren Vaterlande jetzt eine brodlose Kunst geworden ist. Eine furchtbare politische Strafe trifft alle Landesflüchtigen, sie trifft die Emigrés die nach Koblenz wandern, sie trifft den Fürsten der den Thron aufgibt, sie trifft Legitimisten und Revolutionäre, sie hat Kossuth getroffen und Mazzini nicht verschont, die beide mehr waren als K. Heinzen, der all sein Wissen von Baruch Börne ableitet. Diese Strafe ist das Vergessenwerden bei lebendigem Leibe. Wenn K. Heinzen daher noch immer hofft „den Tag der Rache für Tyrannei und Verrath auf heimathlichem Boden mitfeiern zu können," so klingt dieß geradezu erheiternd. Käme auch ein Dies irae wieder, wer würde nach K. Heinzen jetzt noch fragen? Deutschland würde seinen Spiegelberg nicht mehr kennen. Die Emigranten, ihre thörichten Hoffnungen und ihre Ungeduld hat Lord Macaulay vortrefflich geschildert, und unser Demagog voll Heimweh mag als neue Auflage des alten Typus gelten.

Nur die Lauen, sagt Heinzen, haben die Heimath in den Vereinigten Staaten vergessen, aber „der Patriotismus, der sich bloß durch die neue Versorgung bildet, ist nichts als die Dankbarkeit des Bedienten oder das Attachement des Hausthieres." Ganz besonders aufgebracht ist der Wackere daß den deutschen Flüchtlingen gerathen wird sich zu amerikanisiren und die cisatlantischen Modellmenschen wie Hrn. Banks und Hrn. Gardner, Hrn. Gardner und Hrn. Banks sich zum Muster zu nehmen. Dieß ist nun Hrn. Heinzen unmöglich, und er offenbart es uns in einem warmen Erguß. „Steigt herab von den Alpen und erhebt den Blick zu den Allegbanies; vergeßt den mittelalterlichen Rhein (welche feudale Anwandlung, Hr. Heinzen!), damit ihr den modernen Hudson bewundern könnt; streicht Berlin (warum nicht?) wie Heidelberg aus eurem Gedächtniß aus, und verliebt euch in New-York und Cambridge; werft Goethe und Schiller in den Ofen und lest dafür die Bibel (das könnte Hrn. Heinzen nicht sehr viel Schaden thun) und Miles Standish (wer ist Miles Standish?), begrabt den Hutten und den Börne (der ist schon begraben, buchstablich und moralisch), und verehrt dafür den Webster und den Everett; wendet euch ab von den Münstern und Mausoleen (der gelehrte Thebaner will sagen Basiliken), und erbaut euren Geschmack an feurigen „Brickhäusern" und dem eklektischen Styl steinerner Quodlibets" . . . und so weiter noch zehn Zeilen lang. Nicht angeheimelt fühlt sich Heinzen von den transatlantischen Fleischtöpfen, er sehnt sich zurück nach „derber deutscher Kost," das heißt mit Respect zu sagen nach Knödeln, Sauerkraut und den andern schwarzroth-goldenen Leibschüsseln. Ganz besonders zuwider ist ihm der „heilige Thee, den die schwarzen Zöpfe produciren und die rothhaarigen Zöpfe trinken," der schrecklichste der Schrecken das ist aber der sterbenslange Sabbath, und sicherlich, wenn Hr. Heinzen einst das Maß seiner Sünden in der Hölle abbüßen muß, wird über ihn ein ewiger amerikanischer Sonntag verhängt werden müssen. Zwölf Jahre Nachdenkens sehr fern von Madrid erzeugen die wunderlichsten Gedanken, z. B. folgenden: „Es ist eine leere Phantasie einen Menschen ohne nationale Eigenthümlichkeit vorauszusetzen. Ein Mensch „an sich," ein Mensch ohne bestimmte Färbung und unterscheidende Natur ist eine reine Unmöglichkeit." Nachbarin, ihr Fläschchen! Er redet irre — wie ein Reactionär, soll das heißen!

Wer Hrn. Heinzen im Jahre 1848 seine eigene Weisheit von Anno 1860 vorgelesen hätte, lieber hätte er das Papier verschluckt als eingestanden daß er selbst, der nicht Deutsche, Franzosen, Italiener, der nur Revolutionäre und Reactionäre, Demokraten und Aristokraten, Tyrannen, verthierte Söldlinge u. s. w. kannte, „einen solchen Unsinn" geschrieben haben könnte. O! wie wirksam ist die Strafe von 12 Jahren Besserungshaus auf der andern Seite des atlantischen Thales.

Hr. Heinzen vergleicht nun „die deutsche Bummlernatur" mit dem amerikanischen Wesen. Hier müssen wir sprachlich etwas erinnern. Es hätte nämlich Hr. Heinzen besser gesagt: die Natur der deutschen Bummler, welche er sehr gründlich studiert hat, statt deutscher Bummlernatur, denn das Bummeln ist nichts deutsches; im Gegentheil, hätte Heinzen das undeutsche Bummeln bleiben lassen, er könnte noch heute am „mittelalterlichen Rhein" sitzen. Müßiggänger, denn Bummler ist nur eine Art Euphemismus für das ältere Wort, müssen sich ganz besonders unbehaglich in Amerika fühlen, während sie in der „geknechteten" Heimath doch mit mehr Toleranz gelitten werden. „Was als Deutscher ein Träumer wird, sagt Heinzen gut, das wird als Amerikaner ein Loafer; was als Deutscher ein Ecksteher wird, das wird als Amerikaner ein Rowdy; was als Deutscher ein Vagabunde wird, das wird als Amerikaner ein Filibustier." Also wenn wir Heinzen recht verstehen, ist bei uns die absichtslose und süße, drüben die tendentiöse und gefalzene Tagdieberei zu Hause. „Der Amerikaner bummelt nur sitzend, aber selbst in diesem Zustand kann er die That nicht ganz unterlassen, er zieht entweder den Zahnstocher, oder er schnitzelt mit dem Federmesser." Der Amerikaner ißt wenig und verdaut noch schlechter; er ißt aber lieber noch weniger, als daß er sich an frischer Wäsche oder am Genuß von Zeitungen abbricht, auch kann man die amerikanischen Tagdiebe der „Völlerei" nicht beschuldigen. Höchst scharfsinnig bemerkt Heinzen: „In der Phantasie des Amerikaners spielen die Lebensmittel keine Rolle, er ißt nicht in Gedanken, er macht aus dem Essen kein Fest." Dieß ist ein Nationalfehler der Deutschen, der weder an den Franzosen noch an den Briten haftet. Der Deutsche hat ein ungeheuer langes Gedächtniß für Dinge die er irgendwo einmal gegessen hat. Erhabene oder liebliche Eindrücke verknüpfen sich bei ihm oft genug mit frischem Lachs oder Spargeln, und unverwischlich sind ihm die Trüffeln in seiner Hochzeitssuppe. Dafür versteht er allein zu „gehen," der Amerikaner dagegen stürmt nach dem Schnapsladen und trinkt — er trinkt nicht einmal mehr — den „Geist," nach Heinzens Bemerkung „bloß der Wirkung wegen."

Neu und parodox war es uns zu lesen daß es dem Amerikaner am moralischen Muth fehlen solle seine Ueberzeugung offen zu bekennen. „Wie der Deutsche den Muth und Entschluß in der Kritik und der Bummelei [1] abschwächt, so hebt ihn der Yankee auf durch das Rechnen und macht die Heuchelei zur Geschäftspraxis. Der Amerikaner scheut sich keineswegs Geld herzugeben für die Sache seiner Ueberzeugung, und das ist seine noble Seite, aber scheut wie das Feuer die Gefahr, um seiner Ueberzeugung willen kein Geld mehr machen zu können, und das ist seine schwächste Seite. Er gibt lieber 1000 baare Dollars für die Freiheit her als daß er sich durch Bloßstellung für die Freiheit die Gelegenheit rauben läßt 100 zweifelhafte Dollars zu „machen." Nicht der Geiz macht ihn zum Feigling, sondern die Habgier; nicht sowohl der Besitz als vielmehr der Erwerbstrieb." Diese Beobachtung stimmt mit andern Schilderungen überein, insofern der Amerikaner äußerst vorsichtig in seinen Aeußerungen gegen Fremde ist. „Entschiedenheit gegen Sklaverei wie gegen Pfafferei bildet auch in den freisten Unionsstaaten noch einen Gegenstand gefürchteter Denunciation, und sowie jeder Politiker vor dem Vorwurf zittert er sey ein Abolitionist, so verkriecht sich jeder Geschäftsmann und Literat vor dem Verdacht, er sey ein Ungläubiger." Um kräftig auszudrücken daß der Amerikaner für nichts Sinn hat als für Compteirgeschäfte, bemerkt Heinzen: „Wo der Deutsche eine Phantasie hat, da hat der Amerikaner eine Speculation; wo jener eine Idee hat, da hat dieser eine Zahl; wo jener ein Princip hat, da hat dieser ein Geschäft." Dieß mag richtig seyn, zweifelhafter aber ist folgender Vorwurf: „Die Amerikaner haben bei all ihrem Talent und all ihrer freien Gesinnung keinen Begriff von dem was wir Deutschen (er will sagen, wir deutschen Bummler) unter Radicalismus verstehen, von jener selbstherrlichen Stellung des menschlichen Geistes in der Natur, von jener kosmischen Allseitigkeit, von jener stolzen Rücksichtslosigkeit bei der Blosslegung der Wurzeln aller Erkenntniß." Offen gestanden, geht es uns wie den Amerikanern, auch wir haben von diesem Radicalismus keinen Begriff, wir können uns auch nicht vorstellen was eine „selbstherrliche Stellung des menschlichen Geistes in der Natur ist," und vergeblich forschen wir in der Geschichte der Wissenschaft, wo der Radicalismus von der Schule Heinzens, irgendeine „Wurzel der Erkenntniß bloßgelegt" hat, im Gegentheil haben wir immer gefunden daß der Radicalismus mit sehr wenig Wissen und Erkennen, aber mit großer Süffisance als Weisheit ausgegeben, was er aus Baruch Börne oder aus den eigenen Fingern gesogen hatte.

Es ist ganz gewiß daß der Frauencharakter für die historische Rolle einer Nation entscheidend ist. Der Heroismus ist die letzte Tugend einer deutschen Hausfrau, ihr Blick ist vollständig abgekehrt von den öffentlichen Dingen, die gemüthliche Seite waltet vor und mit ihr philisterhafte, beschränkte und kleinliche Ansichten. Dieß wirkt auf die Männer zurück, und daher stammt das politische Phlegma und die Mattherzigkeit in Deutschland. Die Amerikanerinnen sind völlig reif zur Emancipation, zu der ihnen überhaupt nur noch die Verleihung des Stimmrechtes fehlt. „Wie viel Frauen hat Deutschland aufzuweisen, die als Schriftstellerinnen (bis zum Ueberdruß genug!) und Rednerinnen, ja nur als Präsidentinnen und Secretärinnen in öffentlichen Versammlungen sich hervorwagen könnten? In Amerika finden sie sich ohne Uebertreibung zu Hunderten." Wir gratuliren ihnen dazu von Herzen.

[1] Kritiker und Bummler sind Hrn. Heinzen gleichbedeutend mit dem deutschen Volk.

„Wir Deutschen haben, wo es gilt uns zu amüsiren, unsre Frauen überall bei uns, und darin geben wir den Amerikanern voran; aber bei unsern geistigen und politischen Bestrebungen lassen sie uns gewöhnlich allein, und darin bleiben wir hinter den Amerikanern zurück." Um den deutschen Frauen ein Lob zu sagen, setzt Heinzen hinzu daß die wenigen welche sich aus ihrer Sphäre herauswagten, „allerdings in der Regel auf der radicalen Seite waren," was in unsrer Sprache freilich so viel heißt als daß sie „allerdings in der Regel" eben durch ihren Radicalismus bewiesen wie unreif und wie seicht ihr Verstand gewesen ist. „Kommt es in Amerika zu einem revolutionären Conflict, so werden die amerikanischen Frauen dabei eine hervorragende Rolle spielen, und wenn der rechnende Yankee zaudert die Muskete zu ergreifen, wird sicher sein Weib sie ihm in die Hand drücken." Auch Madame Herwegh war in diesem Sinn eine Amerikanerin, wenigstens herzhafter als der Dichter, welcher sang: „Reißt die Kreuze aus der Erden!" Die Amerikanerinnen sehen bei der Wahl ihrer Männer sehr vernünftig, d. h. sie erkundigen sich genau nach dem künftigen häuslichen Budget und bringen es bei ungünstigen Ziffern im Entsagen sehr weit. „Wo die Weiber, entschuldigt Heinzen sie vortrefflich, ihre Ideale unter Rechnern zu suchen haben, da ist es kein Wunder wenn ihr Herz ein wenig nachrechnen lernt und die Weiber mitunter das Hauptbuch statt des Buches der Liebe studieren." Dagegen glaubt Hr. Heinzen im Interesse seiner gefährdeten Manneswürde dagegen protestiren zu müssen daß nach amerikanischer Sitte die Damen die Herren zuerst grüßen. Hätte Hr. Heinzen etwas mehr gelesen als Baruch Börne, so würde er wissen daß diese keine amerikanische, sondern eine ursprünglich britische Sitte ist, und die Damen vor Zudringlichkeiten des andern Geschlechts schützen soll. Mit der Manneswürde hat aber die ganze Sache möglichst wenig zu schaffen.

Und damit wollen wir Act genommen haben von der belehrenden Erscheinung daß Hr. Heinzen im Land der reinsten Demotratie und unbegränzter politischer Freiheit Heimweh empfindet nach dem „mittelalterlichen, verrotteten, von seinen Fürsten geknechteten" Deutschland. Wer hieß ihn auch das Vaterland verlassen? Die römischen Legionäre fielen auf ihrem Schild, warum ist Heinzen für seine Principien — davongelaufen?

Die culturgeschichtliche Stellung des alten Persiens.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

I.

(Schluß.)

Fassen wir die Resultate dieser Untersuchungen nun kurz zusammen, so finden wir die Eranier bald nach ihrer Einwanderung in Bezug auf die umwohnenden Völker ebenso gestellt wie später in der geschichtlichen Zeit. Gegen Osten und Süden waren sie vor äußern Berührungen geschützt, im Norden galt es gegen rohe Feinde auf der Hut zu seyn, die zwar der Zahl nach überlegen waren, aber an geistigen Anlagen wie an wirklicher Bildung unter den Eraniern standen. Nur gegen Westen hatte man ein an Bildung überlegenes, auch mit kriegerischen Tugenden begabtes Volk. In der ältesten Geschichte tritt nun aber die Bedeutung des Nordens weit mehr hervor als die des Westens. Als älteste Geschichte glauben wir aber einen Theil der Sagen betrachten zu dürfen, welche der älteste Theil des Königsbuches von Firdosi umfaßt. Vieles was uns in diesem Buche von den ältesten Königen Erans erzählt wird, ist Mythus und nicht Sage, aber doch nicht alles. Hier finden wir die eranischen Könige mit ihrer schwierigen Aufgabe beschäftigt die nördlichen Völker im Zaume zu halten, was ihnen meistens, jedoch nicht immer gelingt. Einigemal finden wir, daß die Heerschaaren von Eran geschlagen und das ganze Land von den Turaniern überschwemmt wird, solchen Erinnerungen dürfte etwas wahres zu Grunde liegen. Dieser alte Theil des Schahname endigt mit der Regierung Gustasp's, oder besser mit dem Auftreten Zoroasters, denn dieses ist das Ziel auf welches diese ganze ältere Geschichte hinsteuert. An die Erzählung von Gustasp ist dann mit einigen ungeschickten Nähten sogleich die Geschichte Alexanders des Großen angeheftet, so wie sie in den Alexanderromanen erzählt wird, bloß mit einigen durch die Nationaleitelkeit gebotenen Abänderungen. Hier, zwischen Gustasp und Alexander, ist eine Lücke, in welche die Geschichte der Achämeniden eingeschaltet werden sollte, wie dieß auch bessere unhammedanische Geschichtschreiber noch ahnen. Wenn in diesen ältesten Theilen der eranischen Geschichte die Bedeutung des Nordens so sehr hervortritt, so ist daran zum Theil der Umstand Schuld daß eben diese Sagen im Nordosten Erans gesammelt wurden. Aber auch die Keilinschriften bestätigen daß die mächtigsten Könige Assyriens ihre Eroberungen im Westen machten, und erst Sanherib daran dachte sich Medien zu unterwerfen. Die Gründe sind uns unbekannt, vielleicht daß man das kriegerische Gebirgsvolk nicht anzugreifen wagte.

Wir haben schwerlich viel dabei verloren daß uns über die Fehden der Eranier mit den Turaniern in jener frühen Zeit nur sagenhafte Berichte geblieben sind. Aber eine culturhistorisch sehr wichtige Persönlichkeit tritt uns zuerst in dieser frühen Zeit entgegen, über die wir gern näheres erfahren möchten. In jene Zeit vor aller Geschichte gehört Zoroaster nicht bloß nach den Berichten der orientalischen Sage, sondern auch nach den griechischen Schriftstellern. Aber das Alterthum wußte von Zoroaster wenig mehr als seinen Namen, und auch die nähere Erforschung der orientalischen Berichte hat zu keinem andern Resultat geführt als zu der Ueberzeugung, daß wir von ihm nur noch Legenden besitzen. Nicht einmal seine Heimath kann ganz sicher ermittelt werden. Nach der überwiegenden Anzahl orientalischer Zeugnisse, denen auch einige griechische beigefügt werden können, war Zoroaster in Westeran zu Hause, entweder in der Gegend

am Urmia-See, oder in der medischen Stadt Raghes; für letztere scheint das Avesta selbst zu sprechen. Aber gewöhnlich geben ihm die abendländischen Quellen einen verschiedenen Ursprung; sie setzen ihn noch weiter gegen Westen, die einen nach Babylon, andere nach Pamphylien u. s. w., so daß man sich schon früh veranlaßt sah mehrere Zoroaster anzunehmen. Das Wahrscheinlichste jedoch ist, daß diese alte Persönlichkeit schon sehr bald in ein mythisches Dunkel gehüllt wurde, so daß man über seinen Ursprung ungewiß war. Die orientalische Sage berichtet, Zoroaster sey unter einem baktrischen König Vištasp oder Gustasp aufgetreten, und Ammianus Marcellinus berichtet, er habe unter dem Vater des Darius gelebt, so daß man längere Zeit glaubte durch diese Nachricht das Alter Zoroasters bestimmen zu können. Allein Agathias sagt ausdrücklich, es gehe aus den Berichten der Perser nicht hervor daß dieses Hystaspes, der Vater des Darius gewesen sey. Das Avesta und das Schahname machen diesen Vištasp zu einem Sohn des Aurvatasp a oder Lohrasp; Ammianus hat also wahrscheinlich bloß durch den Namen verführt jenen Vištasp für den Vater des Darius angesehen. Auf die Nachrichten hin, daß Zoroaster in Babylon gelebt habe, ist von Rawlinson u. a. behauptet worden, er sey gar kein Eranier gewesen, sondern aus dem semitischen Westen zu Hause, eine Ansicht die sich wenigstens nicht sicher widerlegen läßt. Vielleicht daß die Frage nach dem Alter des Zoroaster uns klarer würde, wenn wir wüßten was er gelehrt hat. Allein auch hierüber sind wir vollkommen im Unklaren. Fragen wir freilich die heutigen Anhänger Zoroasters, die Parsen, so verweisen sie uns auf das Avesta, weil in diesem Buche er selbst seine Lehren niedergelegt habe. Allein die Kritik kann sich bei dieser Behauptung nicht beruhigen, es sprechen innere wie äußere Gründe dagegen daß das Avesta in seiner jetzigen Gestalt von Zoroaster selbst herrühre. Nicht bloß er selbst, auch seine Söhne erscheinen dort in durchaus mythischer Gestalt; die drei letztern werden als die Urväter und Begründer der drei Stände: der Priester, Krieger und Ackerbauer angesehen, also die ganze Gesittung auf Zoroaster und seine Familie zurückgeführt. Dazu bekennen die Parsen selbst ganz offen, daß ihre ganze heilige Literatur nur aus Bruchstücken bestehe, deren Aufzeichnung gar nicht aus der Zeit des Zoroaster herrühre. Sie kennen die Namen einer bedeutenden Anzahl seiner Schriften, aber sie behaupten, diese seyen alle während der Stürme, die der Eroberung Alexanders des Großen folgten, zu Grunde gegangen, was davon noch vorhanden sey, das sey später von alten Priestern aus dem Gedächtnisse wieder hergestellt worden. Es scheint überhaupt auch aus dem Avesta selbst hervorzugehen, daß dasselbe vorzugsweise mündlich überliefert worden sey, und es läßt sich auch sonst im Orient nachweisen, daß man für religiöse Schriften die mündliche Ueberlieferung vorzog, wenn auch längst geschriebene Bücher vorhanden waren. Die späte Aufzeichnung des Buches muß aber das Bedenken hervorrufen, es möchte sich bei dem unkritischen Geist des Orients auch manches Unächte mit dem wirklich Alten vermengt haben. Wenn man nun also auch nicht läugnen will daß wirklich manche Theile des Buches von Zoroaster herrühren können, so fragt sich doch noch, wie man diese frühern Stücke von den spätern scheiden soll; einen Weg, auf dem man diese Scheidung wenigstens theilweise vollziehen kann, werden wir später finden.

So wenig tröstlich diese verschwommenen Nachrichten auch sind, so haben sie doch einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Sie haben die Annahme erschüttert daß Zoroaster ein Baktrier gewesen sey, welche schon fast zum Dogma zu werden drohte; sie haben gezeigt daß gerade diese Ueberlieferung am wenigsten für sich hat, sondern daß selbst diejenigen Orientalen welche die Verkündigung der Lehre Zoroasters nach Baktrien setzen, gleichwohl die Herkunft des Religionsstifters aus dem Westen festhalten. Hiermit ist aber die Möglichkeit einer Entwicklung des gebildeten Westens auf die Religion Ostrans gegeben, während man früher eine ganz eigenthümliche Cultur annehmen mußte, die sich in Baktrien selbst entwickelt habe, und für die es nicht nur gar keine Beweise gibt, sondern gegen welche sogar mehrere Stellen der Alten sprechen. Es ist jetzt ferner eine Thatsache daß die Persönlichkeit des Zoroaster viel zu mythisch ist, als daß man ihn ohne weiteres als den Stifter der eranischen Religion, so wie wir sie jetzt kennen, betrachten dürfte. Gewöhnlich hat man angenommen die Eranier hätten in einem mit dem indischen ziemlich identischen religiösen Zustande so lange verharrt, bis Zoroaster mit seinem System auftrat und sie sich zu demselben bekehrten. Für die Annahme eines so plötzlich eingetretenen Umschwungs der Dinge mangelt es uns an einem genügenden Grunde, denn die orientalische Legende vom Leben Zoroasters können wir als einen solchen nicht ansehen. Wahrscheinlich ist es wohl in diesem Falle gegangen wie in vielen andern, in dem einen Namen Zoroaster sind die Arbeiten von Jahrhunderten und verschiedene Entwicklungsstufen zusammengefaßt, welche die eranische Religion gewiß auch durchlaufen hat, durch die wir sie aber jetzt nicht mehr verfolgen können.

Kehren wir nun aber zur Betrachtung der politischen Zustände zurück, so finden wir daß die Eranier, nachdem sie einmal ihr Land besetzt hatten, sich in verschiedene Stämme theilten, deren Namen uns sowohl Darius als auch die Alten aufbewahrt haben. Die Perser, Meder, Parther, die Bewohner von Margiana und Baktrien und wie die Stämme alle hießen, hatten alle ihr gesondertes Gebiet und jeder Stamm seine genau gegliederte Einrichtung, durch die er von den andern Stämmen geschieden wurde. Dieser letztere Umstand ist äußerst wichtig, und muß künftighin bei Forschungen über die eranische Geschichte viel schärfer betont werden als bisher geschehen ist. Die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung war nicht stark genug um Fehden unter den verschiedenen Stämmen, ja selbst zwischen einzelnen Abtheilungen desselben Stammes, zu verhindern. Die Kämpfe waren ungemein häufig, und es fehlte an einem festen Bande das die einzelnen Stämme zu einem Volke verbunden hätte. Die planlosen Einfälle der nördlichen Völker, deren Züge nur auf augenblickliche Plünderung berechnet waren, machten das Bedürfniß nach einer festeren Einigung nicht so fühlbar als die drohende Gefahr

einer andauernden Unterjochung im Westen, nachdem einmal die Könige von Assyrien ihre Augen auf Eran gerichtet hatten. Das am westlichsten gelegene Medien fühlte das fremde Joch zuerst, und empfand es um so schmerzlicher, je ungewohnter dasselbe und je näher der Mittelpunkt der assyrischen Macht war. Es gelang glücklich die Fremdherrschaft abzuschütteln, denn das assyrische Reich eilte schon damals seinem Untergange entgegen, aber man fühlte daß zur Bewahrung der kaum wiedergewonnenen Freiheit eine größere Einheit noth thue. Man gieng jedoch nicht so weit eine Vereinigung aller eranischen Stämme anzubahnen, der medische Stamm suchte sich nur allein durch Wahl eines Oberherrn über die vielen Feudalherren fester zu gliedern. So erfolgte die Wahl des Dejokes zum Oberkönige von Medien, über deren Hergang im einzelnen wir früher in diesen Blättern berichtet haben. Die feste Gliederung schon des medischen Stammes allein genügte um den vielbeschäftigten Assyrern gegenüber die medische Freiheit zu erhalten, um so mehr als auch die andern Völker das von den Medern gegebene Beispiel der Empörung nachahmten. Die zunehmende Schwäche des assyrischen Reiches gab dem Nachfolger des Dejokes, dem Phraortes oder Fravartis den ehrgeizigen Gedanken ein: ein neues Reich zu stiften, das Medien als Mittelpunkt haben sollte. Bei der Stiftung dieses Reiches war offenbar das assyrische zum Muster genommen, man verlangte Anerkennung und Tribut von verwandten wie von nichtverwandten Völkern, ohne sich weiter um die inneren Angelegenheiten derselben zu kümmern. Die Perser wurden unterjocht, Parthien und Hyrcanien und wohl auch noch andere Theile Erans schlossen sich an die Meder an, bald aber sehen wir die Blicke der Meder, wie die ihrer Vorgänger in der Herrschaft, nach Westen gerichtet. Aber nicht bloß ihre Eroberungen, auch ihre Bildung scheinen die Meder im Westen gesucht zu haben, nach den wenigen Andeutungen zu schließen die uns über medische Cultur noch erhalten sind. Wir wissen daß die Mauern der Königsburg zu Ekbatana auf ganz ähnliche Art mit Farben bemalt waren wie der Belustempel von Babylon; wir wissen daß die Bemalung der Mauern einen religiösen Grund hatte und auf Gestirndienst hindeutete. Eine nahe Verwandtschaft zwischen der babylonischen und medischen Religion müssen wir schon deßwegen annehmen, weil bei beiden Völkern die Magier als Priester genannt werden, und da, wie oben angedeutet wurde, die medische Bevölkerung schwerlich rein eranisch war, so liegt die Vermuthung nahe daß die Mischung der Völkerstämme auch eine Mischung der Culte zur Folge gehabt habe. In welcher Art freilich sich die verschiedenen Religionen zu einem Ganzen vereinigt hatten, darüber können wir, solange wir keine medischen Denkmale besitzen, nicht einmal Vermuthungen äußern.

Mit der Thronbesteigung des Astyages endeten die Eroberungen des medischen Königshauses, und, wie es im Orient meiß zu gehen pflegt, der Mangel eines kräftigen, Achtung gebietenden Herrschers hatte den Verfall des Reiches zur Folge. Die Perser ertrugen die medische Herrschaft nicht weniger ungeduldig als früher die Meder die assyrische ertragen hatten. Sie erscheinen damals als ein tapferes noch ziemlich wildes Volk mit einer sehr freien Stammverfassung, die neben den Häuptlingen auch der Volksversammlung noch eine große Macht einräumte; wir sehen daher auch daß Kyrus diese befragte, ehe er seine ehrgeizigen Plane ins Werk setzte, deren Erreichung bei der Schwäche des medischen Reiches keine großen Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint. Die Persönlichkeit des Kyrus ist gewiß historisch, aber fabelhaftes ist mit dem Geschichtlichen vermischt worden, wie man dieß schon lange eingesehen hat. Der Name für Kyrus, Kuru im Altpersischen, ist gewiß schon ein sehr alter, auch die Inder kennen ihn, und die Kurus sind bei ihnen ein altes Königsgeschlecht. Ein solcher fabelhafter Kuru scheint nun auch in der altpersischen Heldensage vorhanden gewesen zu seyn, und die Berichte von ihm sich mit denen von dem historischen Kyrus vermischt zu haben. Vollkommen historisch ist, wie ich überzeugt bin, und wie auch die Nachrichten der Keilinschriften, des Herodot und Xenophon darthun, daß Kyrus der Sohn eines persischen Häuptlings war, denn er gehörte zu den Achämeniden. Daß Astyages seine Tochter einem Mann aus der persischen Königsfamilie zur Frau gibt, ist nicht im mindesten auffallend, denn diese Familie war der feinigen vollkommen ebenbürtig. Ein Recht auf die Nachfolge in Medien oder gar in dem ganzen großen Reiche, war aber nach den Regeln der eranischen Stammverfassung durch diese Heirath nicht im entferntesten gegeben, selbst wenn Astyages ohne andre Nachkommen starb, würden die entfernteren Seitenverwandten aus demselben Stamm größere Anrechte auf die Erbfolge gehabt haben als ein Fremder. Wäre nicht Kyrus der Sohn eines persischen Häuptlings, wäre er der Sohn eines gewöhnlichen Meders gewesen, wie manche Berichte uns glauben machen wollen, so hätte sich derselbe nimmermehr zu solchem Ansehen unter den Persern emporschwingen können, die Geburt wäre ein unübersteigliches Hinderniß gewesen. Man sieht es den Berichten welche die Herkunft des Kyrus zu verdächtigen suchen, deutlich genug an daß sie von medischer Seite ausgehen, und diese Verkleinerungen mögen nun auch wieder die Perser angesponnen haben ihren nationalen Helden mit allen Tugenden so auszuschmücken, daß er kaum 80 Jahre nach seinem Tod eine halb mythische Persönlichkeit war. Der Begründer der nationalen Größe in Persien gieng übrigens ebenso zu Werke wie seine Vorgänger in Medien: er unterwarf sich die einzelnen Völkerschaften und machte sich dieselben zinspflichtig. Unter den verschiedenen Berichten über seine Erfolge ist ohne Frage derjenige vorzuziehen welcher uns erzählt, er habe alle einzelnen Völker von neuem unterwerfen müssen. Es läßt sich kaum denken daß die Völker ihm von selbst zugefallen seyen, wie andre berichten, jedes derselben wird für sich allein die Unabhängigkeit angestrebt haben, wie dieß früher auch der Fall war. Die Richtung gegen Westen hatte schon Kyrus eingeschlagen, sein kraftvoller Sohn Kambyses setzte die Eroberungszüge dorthin fort, bis durch seinen frühen Tod ihnen ein Ziel gesetzt wurde.

Die Entfernung des Kambyses von seinem Reich und sein in der Fremde erfolgter Tod hatten den Medern den Muth gegeben einen Versuch zur Wiedererlangung der Hegemonie

in dem großen perſiſchen Reiche zu wagen. Die Magier, ein mediſcher Stamm, hatten auch in Perſien die prieſterlichen Verrichtungen, und waren demnach überall hin verbreitet. Einer von dieſen Magern, Gumata, benutzte ſeine Aehnlichkeit mit dem ohne Wiſſen des Volkes hingerichteten Bruder des Kambyſes, Bardiya oder Smerdes, um ſich für dieſen auszugeben und die Herrſchaft an ſich zu reißen. Der Verſuch mißlang, und die Regierung gieng mit dem Ausſterben der Nachkommen des Kyrus auf eine Seitenlinie über. Unter Darius ſtand das perſiſche Reich auf dem Gipfel ſeiner Macht, alle Verſuche der Unterworfenen die Unabhängigkeit zu erlangen wurden vereitelt, und zu den alten Eroberungen noch neue gefügt. Aber erſt jetzt begegnet uns zum erſtenmal der Verſuch ein centraliſirtes Reich zu ſtiften und dadurch die Eroberungen auch für die Zukunft dauerhaft zu machen. Es gebührt dem Darius das Verdienſt zuerſt zu der Ueberzeugung gekommen zu ſeyn, daß ein Herrſcher eines großen Reiches auf feſte Einnahmen rechnen müſſe, und ſich weder mit freiwilligen Geſchenken begnügen könne, noch mit Tributen die jeden Augenblick aufhören konnten, wenn die unterworfenen Könige die Gelegenheit für günſtig zum Abfall erachteten. Eine feſte geregelte Verwaltung des ganzen Reiches that noth, und ſo entſtand die Einrichtung der Satrapen, deren Hauptaufgabe es war für die Eintreibung der Steuern zu ſorgen. Dieſe Einrichtung, ſowie die Einführung einer gleichen Münze waren ein großer Fortſchritt in der Staatsverwaltung, aber eben doch nur ein Anfang, bei dem man nicht hätte ſtehen bleiben ſollen. Nicht als ob den Darius ſelbſt ein Vorwurf träfe daß er nicht weiter gieng, ein raſcheres Vorgehen war gewiß nicht rathſam. Bei den eigenen Stammesgenoſſen des Königs war die Einrichtung durchaus nicht beliebt, und auch bei den andern eraniſchen Stämmen mußte man dafür ſorgen daß die neue Einrichtung die althergebrachte Stammverfaſſung nicht beeinträchtigte, ſonſt konnte leicht ein Sturm entſtehen, den auch Darius nicht beſchwören konnte. Die neue Einrichtung ſtand alſo noch ganz unvermittelt neben den alten Sitten; wären aber die Nachfolger des Darius von demſelben Geiſte beſeelt geweſen wie er, und hätten ſie die Umbildung der gegebenen Stammesverfaſſung in einen einheitlichen Staat fortgeſetzt, ſo wäre die Macht des perſiſchen Reiches länger erhalten geblieben. Aber den ſchwachen Nachfolgern fehlte die richtige Einſicht, und ſo zeigte es ſich bald daß man durch die Satrapen allein noch ſehr wenig gewonnen hatte. Wenn ein ſolcher Satrap nicht eine verhaßte und lächerliche Perſon zugleich ſeyn ſollte, ſo mußte man ihn in die Lage ſetzen ſeinen Forderungen Nachdruck geben zu können, man mußte ihm alſo Truppen zur Verfügung ſtellen; beſtanden dieſe aber aus den Einwohnern des Landes, ſo waren ſie begreiflicherweiſe nicht ſehr zuverläſſig, weil ſie mit den übrigen Einwohnern gleiche Intereſſen hatten. So war denn mit den Satrapen eigentlich ſchon geboten fremde Truppen in Sold zu nehmen; die Miethstruppen verſchafften nun freilich dem Satrapen die Macht gegen die ihm untergebenen Völkerſchaften mit dem erforderlichen Nachdruck aufzutreten, aber die in ſeine Hände gelegte Gewalt war bedeutend, und konnte ihn unter günſtigen Umſtänden ebenſo leicht zur Auflehnung gegen ſeinen Oberherrn verführen wie die tributpflichtigen Könige der unterworfenen Völker. Die Miethstruppen begriffen bald ihre große Wichtigkeit, und da ſie am Lande ſelbſt kein Intereſſe hatten, ſo waren ſie ſtets für den Meiſtbietenden zu haben. Dieſer Umſtand hat weſentlich zum Verfall des Achämenidenreiches beigetragen.

Die Reſte von Baudenkmalen, welche aus den guten Zeiten der Achämenidenherrſchaft, von Darius und Xerxes, noch vorhanden ſind, zeigen wieder klar nach dem Weſten hin, und beweiſen daß auch unter den Achämeniden die Bildung von dieſer Seite nach Eran kam. Der innige Zuſammenhang des perſiſchen Bauſtyles mit dem niniviti[illegible]babyloniſchen iſt längſt anerkannt. Die nächſte Religionsgemeinſchaft hatten die Perſer ohne Frage mit den Medern, denn die Magier werden auch in den perſiſchen Keilinſchriften überall genannt, und Herodot ſagt uns daß die Perſer ohne einen Magier ihre Opfer nicht verrichten durften, die Magier aber waren ein mediſcher Stamm. Ob die Prieſter im öſtlichen Eran zu dieſem Stamm gehörten, läßt ſich jetzt nicht ermitteln, unmöglich iſt es nicht, da uns an einigen Stellen berichtet wird daß dieſelben ein wanderndes Leben führten. Die Inſchriften des Darius und Xerxes, verbunden mit dem Berichte Herodots, geben uns ein beſtimmtes Zeugniß von der Beſchaffenheit der perſiſchen Religion in jenen Zeiten. Sie beweiſen uns daß Ormazd damals ſchon die oberſte Gottheit war, daß er für den Schöpfer des Himmels und der Erde, für den Verleiher des Glücks und Wohlſtandes galt, für alle die ihn verehrten. Neben ihm gab es noch andere Götter (bagâ), die mit Namen nicht genannt, ſondern höchſtens noch von Darius als „Elangötter“ bezeichnet werden, aber ſchon die Inſchriften des Xerxes kennen ſie nur noch als Götter ſchlechtweg. Vor der Lüge legt Darius den größten Abſcheu an den Tag, wie auch Herodot erzählt daß den Perſern das Lügen für das Schändlichſte gelte. Wir haben mithin die ſichere Kunde daß ſchon zur Zeit des Darius Ormazd der oberſte Gott war, daß ſchon damals die eraniſche Religion die Richtung auf das Ethiſche hatte, welche ſie ſpäter auszeichnete. Herodot hilft uns das Bild noch ergänzen; wenn er uns ſagt daß die Perſer dem Mond, der Sonne, dem Waſſer, den Winden und dem Mithra opfern, ſo nennt er lauter Genien, die auch dem Aveſta bekannt ſind. Wenn er ferner ſagt daß das Fleiſch der Thiere den Göttern nur dargebracht, dann aber weggenommen und nach Belieben verwendet werde, ſo läßt ſich auch dieſe Sitte leicht mit dem Aveſta und den heutigen Gebräuchen in Einklang ſetzen. Die Sitte die Leichname den wilden Thieren auszuſetzen, kennt Herodot wenigſtens bei den Magiern. Von großer Wichtigkeit würde es nun ſeyn wenn wir ähnliche unzweideutige Zeugniſſe auch für die andere Seite der perſiſchen Religion, für die böſen Weſen, erhalten würden, damit wir ſicher zu erkennen vermöchten ob damals ſchon derſelbe dualiſtiſche Gegenſatz vorhanden geweſen ſey wie ſpäter. Leider fehlen uns aber hierüber die Andeutungen gänzlich; Herodot äußert ſich über die Mächte der Finſterniß gar nicht, Darius nennt

einige, von denen wir nur eine einzige Gattung im Avesta bestimmt nachweisen können. Es bleiben also immer noch Zweifel ob die Religion der Perser trotz aller Verwandtschaft genau dieselbe gewesen sey wie sie uns im Avesta vorliegt; dazu kommen manche Andeutungen daß innerhalb Erans doch verschiedene religiöse Parteien bestanden haben mögen. Eine — freilich nicht ganz sicher erklärte — Stelle der großen Inschrift des Darius scheint anzudeuten daß der Meder Gaumata in Persien mehrere Tempel zerstört habe. Man darf wohl annehmen daß die oberste Gottheit bei Medern und Persern dieselbe war, es könnten aber möglicherweise über die oben genannten Clangottheiten verschiedene Ansichten gewaltet haben. Andere Andeutungen nöthigen gleichfalls zur Voraussetzung daß in jener Zeit die Religion von den Vorschriften des Avesta etwas verschieden gewesen seyn müsse. Daß die Sitte die Todten zu begraben keine ungewöhnliche war, sieht man daraus daß Darius selbst begraben wurde, und mit ihm sein vornehmster Hofbeamter.

Wir finden bei den Alten öfter Todesstrafen erwähnt, wie Verbannung, Lebendigbegraben u. s. w., die mit den Lehren des Avesta durchaus im Widerspruche stehen. Auch nennt das Avesta an einigen Stellen Eranś selbst ungläubige Bewohner welche die Todten verbrennen oder sie begraben. Den Aerzten wird geboten ihre Kunst zuerst an Ungläubigen zu versuchen, und erst wenn sie erprobt ist, sich mit der Heilung der Gläubigen zu befassen, es müssen also damals Gläubige und Ungläubige beisammen gewohnt haben. Aus allen diesen Spuren darf man wohl schließen daß zwar die Grundanschauungen des Avesta bei den Eraniern sehr alt sind und schon in die vorgeschichtliche Zeit zurückgehen, daß aber die Religion im einzelnen im Laufe der Zeiten fortgebildet worden ist. Fassen wir dieß alles zusammen, so stellt sich heraus daß schon in alter Zeit die Eranier für fremde Cultur nicht unempfänglich waren, daß diese ihnen aus dem Westen zukam, auf ihre Staatsverhältnisse, Baukunst und auch wohl auf ihre Religion einen großen Einfluß geübt hat. Aber die Einwirkung fremder Cultur war nicht so stark um das Wesen und die alten Einrichtungen der Eranier zu ändern, namentlich blieb ihre alte Stammesverfassung bestehen. Dieser Punkt ist wohl im Auge zu behalten wenn man die Wirkungen begreifen will welche Alexanders Zug auf die Verhältnisse von Eran geübt hat.

Mikroskopische Wunder.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

(Schluß.)

Das Mikroskop zeigt uns einige sehr hübsche Erscheinungen bei dem Tintenfisch, hauptsächlich was das Bein, oder die Schale, desselben betrifft. Zuvörderst ist zu bemerken daß dieses Bein, oder diese Schale, das Thier nicht einschließt, wie der normale Zustand von Schuppen und ihren Fischen ist, sondern es ist davon umschlossen, „da es innerhalb einer Höhle in der Substanz des fleischigen Mantels enthalten ist.“ Man schneide den Mantel ab, und die Schale fällt heraus. Der Tintenfisch ist ein rascher Schwimmer in offener See, weßhalb er eine zugleich leichte und starke, ihn oben haltende und schützende Schale braucht. Eine feste Kalksteinschale würde ihn wie einen Stein auf den Meeresgrund lassen. Demgemäß finden wir daß dieses Bein, oder diese Schale, nicht nur leicht, sondern auch sowohl an Gestalt wie an Substanz ein wirklicher Schwimmapparat ist, der wie ein Kork schwimmt wenn man ihn auf das Wasser wirft. Das Mikroskop zeigt uns warum. Unter einer starken mikroskopischen Kraft enthüllt sich uns ein kleiner aus der „Kralle“ (pounce) ausgeschnittener Kegel als eine Sammlung der wundervollst schönen, stufenweise geordneten Stalaktiten — undgreiflich dünne Krystall-Lamina, die in Säulen und Seitenplatten gruppirt sind und auf geriefelten Kalksteinböden ruhen. Es ist eine seenhafte Höhle von in unendlicher Aufeinanderfolge übereinander gereihten Stalaktiten, und begaubernd durch die Schönheit ihrer Form und Farbe. Da alle Zwischenräume dieses lieblichsten Krystallsäulendomes mit Luft gefüllt sind, so haben wir eine Vereinigung von Kraft und Leichtigkeit die eben so wundervoll als in ihrem Resultat schön ist. Das Mikroskop ist nie so begaubernd als wenn es die winzige Meßkunst der Natur, ihren lebendigen Mechanismus zeigt und den mechanischen Scharfsinn des Menschen gleichsam prophetisch andeutet. Man nehme z. B. die Schnirkelschnecke: erwartete wohl jemand daß man einen Mäher, einen irischen Schnitter oder eine Patent-Schneidmaschine in ihr fände? Und doch thut sie bei den Conferven genau dasselbe was die Schneidmaschine bei Gras und Getreide, und mit nicht so sehr verschiedenen Mitteln. Die Zunge der Schnirkelschnecke gleicht einem durchsichtigen Bande mit einer Anzahl aus ihrer innern Oberfläche hervorragender und sich abwärts biegender Haken. Die gebogene Spitze jedes Zahns ist in fünf Zähnchen geschnitten, und mit dieser Bandzunge, welche die Schnirkelschnecke wie ein endloses Band, oder eine Uhrfeder, gebraucht, raspelt und mäht unsere Freundin ihre Conferven-Ernte ab, wobei sie ihr Instrument auf eine sehr kunstmäßige und schützbare Weise gebraucht, und auf ihren Weiden Merkmale zurücklässt die ganz den Merkmalen gleichen welche ein Schnitter von seiner Sichel zurücklässt. Andere Mollusken thun dasselbe: wir nehmen die Schnirkelschnecke als den Typus ihrer Classe, die Hanthierungsunterschiede zwischen ihr und ihren Mitgenossen sind zu gering für eine besondere Erwähnung. Die Augen der Mollusken sind eben so merkwürdig wie ihre Zungen, und viel schöner. Die Schnirkelschnecke trägt das ihrige am Ende weicher, schwarz und weiß gestreifter Zebra-Bänder; wogegen die kleine Kammmuschel eine Reihe Juwelen — Rubinen, Emeralde, Sapphire, Diamanten und Opale — an der Basis der wogenden Fühlfaden hat, welche sie zwischen ihren Schalen herausstößt. Da sind sie, von allen Farben, und glänzend wie die glänzendsten Juwelen, an die losen Sammet-Enden

angesetzt welche zwischen den Schalen hervorhängen. Die Augen der Kammmuschel gehören zu den lieblichsten Dingen der ganzen lieblichen Meerwelt. Cochenille-Schnecken haben helle schwarze Augen an den Spitzen ihrer „Hörner;“ Wegschnecken haben Ohren — sonderbare Dinge, nicht sehr gleich den gewöhnlichen Ohren eines Menschen oder Affen. Tief im weichen Fleische des Halses sitzt ein Paar durchsichtiger Kügelchen, oder Blasen, mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt, in der sich mehrere winzige Körper in allen Richtungen herumschwingen, aber nie die Seiten der sie einschließenden Capsel berühren. Dieß sind die Otolithen, oder Ohrsteine, und das Mittel durch welches das Geschöpf hört. Wenn sie bersten, geschieht es mit einer gewissen Freimachung von Gas, weßhalb man gesagt hat: diese kleinen mikroskopischen Otolithen seyen aus kohlensaurem Kalk gebildet.

Unter den hübschen Körbchen aus getrocknetem Seegras welche uns einmal alte Weiber und Kinder brachten, befanden sich einige Dinge die nicht ganz der „Schilf“ waren, dessen Aussehen sie hatten. Jene vollendeten Carmesinblätter, dünner als das dünnste und feinste Seidenpapier, mit festen Rippen und gekrümmten Rändern, waren wirklich Schilf; ebenso jene grosen, regelmäßig geschnittenen, dunkelrothen Federn — jener Büschel von Purpurfäden so fein wie der Faden eines Seidenwurms — jene breite, unregelmäßige Fläche reichsten Emeraldgrüns, zerknittert und gefaltet, aber glänzend als ob sie gefirnißt wäre — dieß waren lauter Algen, oder eigentliches Seegras. Unter ihnen aber, obgleich als Pflanzen classificirt, sind einige Dinge welche Thiere, keine Pflanzen sind: so z. B. jene blaßbraunen, graulichen, oder schneeweiß abgeplatteten Blätter, die in breite unregelmäßige Lappen getheilt sind, welche von Leuten der alten Schule breite Rindenkoralle, oder belaubte See-Matte, von Naturforschern der neuern Schule aber Flustra foliacea, von der Classe der Polyzoa, genannt werden. Unsere belaubte Seematte gewährt einen merkwürdigen Anblick. Durch das Mikroskop gesehen, scheint sie ganz aus Weiden-Wiegen, mit Kissen und vollständigen Bettdecken, gemacht, während am Ende einiger der Wiegen ein zartes weißes Kügelchen bei einer verschlossenen gelben Thüre sitzt.

Hr. Gosse soll uns sagen was er in den Wiegen sah: „Nehmt also an, eine Decke von durchsichtiger Haut sey über jede Wiege ausgebreitet, stehe rings herum ein wenig vom Rand ab, und lasse eine Queröffnung gerade an dem rechten Platze, nämlich über dem Kissen, und ihr habt genau was hier vorhanden ist. Ein halbmondförmiger Schlitz befindet sich in der Membrane des obern Theils der Zelle, von welchem der halbkreisförmige Rand oder die Lippe zurückweichen kann wenn ein Stoß von innen erfolgt. Nehmt jetzt wieder an daß in jeder Wiege ein Knäbchen liegt, das seine Kniee an das Kinn hinaufgezogen hat, in jener Zickzack-Art wie Kinder, klein und groß, oft gern im Bette liegen. Aber halt, da ist ein sich bewegendes Kind! Sachte! Es stößt den halbkreisförmigen Schlitz in der Bettdecke langsam auf, und wir sehen es allmählich seinen Kopf und seine Schultern in gerader Stellung hervor bringen und gleichzeitig seine Kniee strecken. Es ist halb aus dem Bett erhoben, da, ach! zeigt sich sein Kopf ganz frei, und wird eine Fühlfäden-Glocke! Das Knäbchen ist der Pächter-Polyp!“

Der Korallen-Vogelskopf ist eine andere sonderbare Bildung derselben Classe. In jeder Hauptzelle ist ein anerkannter Polyp, wie es passend und natürlich ist, allein außer dem eigentlichen Polypen liegt in andern und untergeordneteren Zellen ein Geschöpf gleich dem Kopf eines Raubvogels, mit einem gekrümmten Schnabel und zwei Kinnbacken, die sich ungeheuer weit aufthun und gleichsam beständig schnappen. Diese Vogelsköpfe fangen für den Polypen die Beute, die fest gehalten wird durch irgendein niedliches Annelid oder eine ekelhafte Schnecke, und dieses arme Thierchen, das in dem unbarmherzigen Griff des gekrümmten Schnabels sein Leben aushaucht, lockt ganze Haufen Infusorien an. Diese Infusorien dienen dem Polypen zur Nahrung. So wenigstens lautet die heutige Hypothese; eine andere dürfte vielleicht morgen aufgestellt werden. Die wunderlichen weißen Körbchen mit geschlossenen gelben Thüren, die hinter den Wiegen des Knäbchen-Polypen befindlichen Kügelchen, entsprechen demselben Zweck. Jedes ist von einer merkwürdigen Art Geschöpf in Besitz genommen, das für seinen Polypen-Herrn die Rolle eines Jägers oder Schakals spielt, ein Geschöpf mit der wunderlichsten Mischung von Abhängigkeit und Individualität, die möglich ist: es fängt Nahrung die es nicht genießt, und handelt als ob es einen unabhängigen freien Willen hätte, während es sich doch kein Haarbreit von seinem Platze bewegen kann.

Dieser Satz führt naturgemäß auf die Idee der Locomotion oder der freien Bewegung von Ort zu Ort. Nichts ist mannichfaltiger in der Natur als die verschiedenen Fortbewegungsmittel. Wir haben zwei Füße, andere belebte Wesen haben vier; zwei von diesen werden Flügel bei dem Vogel, alle derselben verwandeln sich in Flosfedern bei dem Fische. Bei den wirbellosen Thieren aber finden wir die größte Verschiedenheit. „Die Pulpe (ein achtarmiger Polyp) „flattert“ schwerfällig, aber kräftig dahin durch die abwechslungsweis erfolgenden Zusammenziehungen und Ausbreitungen des seine Arme verbindenden Gewebes; die Schnecke gleitet über Gras und Steine hinweg mittelst ihrer Muskelscheibe; die Kammmuschel hüpft herum durch Stöße die sie mit dem Druck ihrer Lippen dem Wasser gibt; der Hummer schießt mehrere Ellen weit in einer Secunde mittelst eines Schlags seines Schwanzes auf das Wasser; die Altweibersommer-Spinne schwimmt in einem Ballon von eigenem Machwerk; der Hundertfuß windet sich langsam auf Hunderten von Fußpaaren dahin; der Käfer schießt wie ein Pfeil auf dreien fort; der Schmetterling segelt auf gemalten Flügeln, die man auch Luftlienen genannt hat, und die Hausfliege macht sechshundert Flügelschläge in jeder Secunde, ja sie kann, wenn sie in Unruhe versetzt wird, dreißig bis fünfundreißig Fuß weit in derselben Zeit gehen.“ Der Flug der „Wasserjungfer“ ist sogar noch geschwinder und kräftiger. Auf eine von Leeuwenhoek beobachtete machte eine Schwalbe in einer Menagerie hundert Fuß weit Jagd. Die „Wasserjungfer“ gewann der Schwalbe den Vorsprung ab,

und siegte endlich über sie. Eine „Wasserjungfer“ flog einmal an Bord eines Schiffs das wenigstens 500 (engl.) Meilen vom nächsten Landpunkt hinweg war, ohne, so weit man sehen konnte, anzuhalten um auszuruhen, obgleich ihr, wie man denken sollte, einige Ruhe nöthig gewesen wäre. Von dem Hundertfuß bis zur Wasserjungfer, vom wilden Pferd bis zum Faulthier kommen wir durch eine ziemlich umfassende Reihe von Verschiedenheiten.

Die Flügel der Insecten sind sehr interessante Gegenstände, sey's daß man sie mit unbewaffnetem Auge oder mit dem Mikroskop betrachtet. Die Flügel der Hausfliege sind, wie man findet, mit winzig kleinen steifen kurzen Haaren bedeckt; das schwarze Linien-Netzwerk das wir in denselben sehen, sind elastische hornartige Röhren, über welche die Membrane wie der Seidenzeug eines Sonnenschirms über seine Rippen ausgebreitet ist. Bienen haben, in Gestalt von Haken und entsprechenden Kissen an den Rändern ihrer Flügel, einen eigenthümlichen Apparat zur Verstärkung ihres Flugs und zur Ausgespannterhaltung ihrer Flügel. Hinsichtlich der Füße der Fliegen hat man alle Arten von Theorien auf das Tapet gebracht. Zuerst waren sie Sauger, und ihre Bewegung gieng mittelst Exhaustion und atmosphärischen Drucks von statten; endlich waren sie festhaltende Eisen, und sie hakten sich an mikroskopische Unebenheiten mittelst unsichtbarer Haken an; dann waren sie glebrige Pfoten und schwitzten ein natürliches Gummi aus, durch welches das Insect bei jedem Tritt angeklebt wurde; jetzt sind, wie wir glauben, alle diese drei Theorien anzunehmen: Klauen, oder Dorne, um zu haken; Polster oder Kissen, um sie vor Abreibung zu bewahren (diese Polster waren die ursprünglichen Sauger); endlich die Saugscheiben, welche eine gewisse Feuchtigkeit ausschwitzen — alle diese Hypothesen sind als wahr befunden worden, wie es stets in Fällen geschieht, in denen die volle Wahrheit nur stückweise sich Bahn bricht.

Die Schalen auf den Flügeln der Insecten sind eine Welt in sich selbst. Der kleine Borstenschwanz, welcher, wenn auch noch so schwach berührt, auf eurem Finger einen dicken Staub zurücklässt, setzt gleichzeitig in diesem Staub eine Masse metallischer Schalen von allen Formen ab. Oval, herzartig, rund, elliptisch, lang und schmal, schaufelartig liegen sie unter dem Mikroskop wie eine Sammlung seenhafter, insgesammt aus Edelsteinen verfertigter Spielereien. Die Zuckerlaus hat ovale oder schaufelartige Schalen, die an einem Stiel angebracht und wie ein Fächer geordnet sind. Bei dem Fünffeder-Nachtfalter der Sommerwiesen sind sie weidenblattartig gestaltet, zuweilen einzeln zugespitzt, im allgemeinen aber mit zwei, drei oder vier Einschnitten versehen; bei dem herrlichen Kaiser-Schmetterling sind sie dreieckig, bei andern gefranzt, birnartig ꝛc. Der Diamantkäfer ist ein sehr glänzendes Insect. Er hat eine Reihe kostbarer Steine in seinen Schalen welche über das ganze Feld ihre herrlichen Strahlen verbreiten. Diese köstlichen Steine sitzen auf breiten Streifen schwarzen Sammets, und Sammet und Juwelen wechseln streifenweis ab auf die bezaubernste Weise. Wenige Gegenstände sind so schön wie die Schalen des Diamantenkäfers.

Dann welch schöne wissenschaftliche Zeichnungen finden wir! Wir haben bereits von der in der Mollusken-Zunge vorgebildeten Mäherskunst gesprochen; wir kommen jetzt zu den Luftröhren der Insecten. Da dieselben wunderbar dünn sind, so sind sie natürlich in hohem Grade der Beschädigung unterworfen, und deßhalb, wie wir es bei unsern Gasröhren thun, mit einem zarten Knäuel von Springfedern überzogen, welche innerhalb in engen Spiralen sich hinziehen, die Röhre ausgespannt erhalten und ihr Stärke und Schutz verleihen. Dieser Knäuel hat die sonderbare Eigenschaft daß er nicht ununterbrochen, sondern bald da bald dort mit einem andern Stück verbunden ist. Die Verbindungsstellen sind unter dem Mikroskop vollkommen sichtbar; allein bis jetzt ist, so viel wir wissen, noch keine Theorie aufgestellt worden um diese eigenthümliche Laune der Natur zu erklären. Alle kleinen Insecten haben diese Uhrfeder, oder Gasröhrenbekleidung, an ihren Luftröhren; allein sie hängen nicht gänzlich von diesen Luftröhren ab. Sie haben ebensowohl Athmungsöffnungen oder Luftlöcher über ihrem ganzen Körper — ovale in kleine Gruben eingesenkte Scheiben — schwarz, mit einem weißen Mittelpunkt. Der Eingang zu den Luftlöchern ist verschiedentlich geschützt. Einige öffnen sich mit einer Fallthüre, andere sind mit einem feinen gazeartigen Netz bedeckt; einige sind durch ein Sieb geschützt, wie bei der Hausfliege, andere durch einen Seiher, wie bei den Tätti-Langbeinen (daddy-longlegs), andere wieder sind wahre Siebe, wie bei dem Engerling des Maikäfers; alle aber haben ihre Luftlöcher oder Athmungshöhlen, und alle sind durch irgend eine Vorrichtung gegen Staub und Schmutz geschützt.

Wenn aber alles an ihnen nur so harmlos wäre wie Flügel und Athmungshöhlen! Leider muß unsere Bewunderung oft eine traurige Wendung nehmen! Noch voller Entzücken über die juwelenartigen Schalen und den kunstvollen Mechanismus wenden wir uns zu andern Organen, welche aber nichts weniger als Freude erregen. Der Stachel der Biene z. B. ist nichts sehr reizend anzuschauendes, besonders wenn man Aussicht hat selbst damit Bekanntschaft zu machen. Dieser Stachel besteht aus einem Paar Lanzetten, die in ihrer Scheide bleiben bis sie gebraucht werden, und die sägeartig gezahnt sind. Wenn sie daher in irgend etwas eindringen, so sind sie nicht so leicht wieder herauszuziehen, da die Zähne sich rückwärts zuspitzen. An der Basis dieser Lanzetten ist der ungeheure Giftsack, der dem Stich sein Gift gibt, und das Hauptunheil anrichtet. Die Roßfliege, mit den glänzenden metallischen Farben, roth, blau und scharlach, die in breiten Streifen um ihre großen Augen gemalt sind, hat eine furchtbare Reihe von Lanzetten; Mücken mit ihren Augen, welche großen Kugeln von schwarzem mit goldenen Knöpfen besetztem Sammet gleichen, haben sechs Lanzetten von verschiedenen Formen, 1/8 Zoll lang, und mit einer giftigen Flüssigkeit versehen um ihre Kraft zu erhöhen; der Beißapparat der abscheulichen Wanze ist ein langer Spieß, an dem sie jede kleine ihr beliebige Beute tragen kann; der Floh hat eine Menge winziger, aber schrecklich scharfer Bohr- und Schneidinstrumente, und der Blutegel hat einen Mund voller Höhlen, der wie ein ungeheures Schröpfglas wirkt, und eine Reihe scharfer Zähne,

die sich schaukelnd ihren Weg durch die ausgespannte Haut bahnen. Selbst die Gallenfliege kann ihre Eier nicht in Frieden und Liebe mit der Welt legen, sondern muß einiges Gift an ihnen herabträufeln lassen, wodurch selbst das Wesen und die Natur der Eiche verändert und die starre alte Holzfaser für einige wenige kriechende Maden in Brei verwandelt wird. Der Tagfalter ist dem Menschen unschädlich, nicht ganz so aber der Natur. Sein schöner Rüssel ist ein flaches aus mehreren Knäueln bestehendes Spiralband, das wie eine Saugpumpe wirkt und mit einer großen Anzahl Haken versehen ist, mittelst deren die Ränder nach Gutdünken vereinigt werden können. Diesen zierlichen Knäuel taucht er in die Nektarröhren der Blumen, und saugt mit gieriger Gefräßigkeit allen Saft aus denselben heraus. Wir wagen zu sagen daß der Dichter der von Schmetterlingen sprach welche die süßen Lippen der Blumen küssen, nie durch ein Mikroskop schaute, und nie diese den Blumen so gefährliche Zunge sah.

Wilhelm Heine's Sommerreise nach Malta und Tripolis.

Der Maler Wilhem Heine, welcher die denkwürdige Weltumseglungsexpedition der Amerikaner unter Perry begleitete, und durch seine Skizzen und Schilderungen aus Japan der deutschen Lesewelt bekannt geworden ist, erhielt von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag das Capitol in Washington mit Schlachtgemälden aus dem Kriege der Amerikaner gegen die Berberstaaten (1801—5) zu schmücken. Er begab sich daher im vorigen Sommer über Deutschland an den Schauplatz jener Thaten, und dieser vorbereitenden Reise verdanken wir eine Schilderung hauptsächlich von Malta und Tripolis.[1] La Valetta wurde spät Abends erreicht, und die rechtwinkeligen, mit Stufen versehenen, von Lord Byron schon verwünschten Straßen Malta's zuerst bei spärlicher Beleuchtung in Augenschein genommen, wobei eine Anzahl Schläfer, die sich ohne weiteres auf die Steine hingestreckt hatten, an die Freundlichkeit südlicher Nächte mahnte. Kirchen, Gemälde, Bibliothek, Rüststammer und plastische Reliquien werden zur Belehrung künftiger Besucher aufmerksam beschrieben, und dann ein Ausflug nach den Küsten angetreten. Malta ist der bevölkertste Winkel in der ganzen Welt, denn es zählt bei 13 geogr. Meilen Umfang 180,000 Einwohner, oder 10 Proc. auf der Quadratmeile mehr als die am meisten gefüllten Provinzen China's. „Selten, bemerkt Heine, kann man eine solche fast ununterbrochene Reihe menschlicher Wohnungen wahrnehmen als im östlichen Theile dieser Insel. Es ist in der That nicht leicht auszufinden wo eine Stadt oder ein Dorf aufhört und das nächste beginnt, denn die Ausläufer von beiden vermischen sich mit einander." Malta ist ein unfruchtbarer Felsen, dem nur der Malteser das tägliche Brod abzugewinnen vermag. Jedes Stückchen Land muß erst durch gemauerte Brüstung erbaut und die Erde hineingeschafft werden. Der Boden trägt dann zwei, und wenn der Regen reichlich fällt, drei Ernten Mais, Weizen, Gerste oder Gartenfrüchte. Trotz der sonstigen Ungunst der Inselnatur fällt es den Malteser nicht ein nach dem benachbarten und verödeten Sicilien auszuwandern, wo man Boden im Ueberfluß hat und jede Arbeit sich vielfältig belohnt. Abgesehen von der Heimathsliebe, ist dieses Verharren der Malteser ein Verdienst den günstigen bürgerlichen Zustände unter britischer Herrschaft, denn die starke Zunahme der Einwohner hat erst von der Zeit begonnen wo England sich die Insel einverleibte. Die Art der Bodencultur hat aber für einen Freund genußbietender Landschaften sehr geringe Vortheile. Vom Dach der Kathedrale in Citta Vecchia öffnet sich eine weite Uebersicht über die Insel. Die terrassenförmige Anlage der Felder aber bietet dem Auge nichts als Mauern und Steine, denn selbst die grünen Saaten werden durch Scheidewände verdeckt, über welche hinaus die niedrigen Orangen, Myrten, Oliven und Feigen kaum ihre Spitzen strecken. „Noch nie, ruft Heine aus, habe ich ein Land gesehen, das so sehr ausöhet als sey es in der Karlsbader Sprudelquelle übertieselt worden." Doch hat die Insel zwei grüne Thäler, in deren Falten Buschwerk sich zeigen und an niederrauschenden Bächen sich laben kann. Dafür hat sich denn auch die Wirthshauscultur dieser lachenden Winkel bemächtigt, während Müssiggänger von Beruf und Erholungsbedürftige fleißig dorthin ihre Picnics verlegen. Trotz allem guten Willen erzeugt aber Malta nur ein Drittel seiner Mundbedürfnisse, der Rest wird hauptsächlich aus Sicilien zugeführt. Gleichwohl sind die Lebensmittel wohlfeil und die Arbeitslöhne sehr niedrig (36 kr. — 1 fl. 12½kr.). Das Geheimniß mit so wenig Geld auszukommen besteht in der Frugalität der Malteser, die sich auch auf die Kleidung erstreckt. Ein grobes Hemd, eine Hose gleicher Qualität und eine gewirkte wollene Mütze, die in einem herabhängenden Sack endigt, in welchem die stündlichen Bedürfnisse, wie Tabak und Karten, wohl auch das Geld, aufbewahrt werden, bilden mit der Schärpe um die Hüften den ganzen Anzug der Männer, den an Feiertagen unter günstigen Umständen eine seidene Weste mit silbernen Knöpfen verherrlicht. Die Kleidung der Frauen hat etwas nonnenhaftes, theils wegen der schwarzen Farbe, theils wegen eines eigenthümlichen schleierartigen Kopftuches, welches um den linken Arm gewickelt wird, während die rechte Hand einen Zipfel des Tuches faßt, und durch Verschieben desselben Gesicht und Hals entweder frei läßt oder gänzlich verhüllt. Diese Tracht liebt den Malteserinnen sehr gut, weil sie Talent besitzen sie graziös zu tragen. Man bedient sich allgemein eines wohlfeilen und sehr dauerhaften Schuhwerkes, insofern man früh Morgens Schuh und Stiefel schonend stehen läßt, und sie nur für Schalttage aufspart. Daher wird die Anekdote von zwei Gevaterinnen sehr glaubwürdig, die sich beim Gang nach der Stadt über die Chronologie ihres Schuhwerkes unterhielten, wobei sich ergab daß die Schuhe der einen zur Zeit der Pest

[1] Eine Sommerreise nach Tripolis. Berlin 1860. Besser.

(1813), die der andern aber zur Zeit der Blokade durch die Franzosen neu geschafft worden waren. Ein paar Schuhe überdauern also mehr als ein Menschenalter.

Malta und seine Städte sind immer noch ein erträglicher Aufenthalt gegen das berberische Tripolis. Die Stadt, ein Parallelogramm, wird durch unregelmäßige Straßen in ungleiche Stücke zerlegt. Oeffentliche Plätze gibt es kaum, man müßte denn Erweiterungen der 6 bis 8 Fuß breiten Gassen auf 15 bis 20 Fuß und auf Strecken von 30 bis 40 Fuß so nennen. Das unbauerhafte Baumaterial aus kleinen verwitternden Steinen, mit Mörtel ausgegossen, verlangt daß die Mauern in Zwischenräumen von 20 bis 30 Fuß sich gegenseitig mit über die Straße gespannten Bogen schützen, so daß man beständig unter Bogengängen wandelt. Pflaster, Straßenbeleuchtung und Entwässerungsanstalten kennt man nicht. Die Straßenpolizei ist sehr mild, so daß man Ursache hat viel eher vom öffentlichen Schmutz als von der öffentlichen Reinlichkeit zu sprechen. Die Umgegend liefert kein Bauholz, denn Palmenstämme können seine Dienste nicht ersetzen. Die Häuser und selbst die Moscheen werden deßhalb auf eine sehr naive Weise erbaut, indem man aus Brettern zuerst die äußere Form des Mauerwerkes bildet, dann eine Lage von Tuffsteingeröll darüber führt und diese mit Mörtel ausgießt. Die Sonne bäckt diesen Teig fest zusammen, die Winterregen erweichen ihn aber oft bis zum Einsturz, und deßhalb liegt auch stets ein Theil der Häuser in Trümmern. Tripolis' Lebensfaden hat die Antisklavereicaprice der Engländer zerschnitten, denn ehemals war dort der Hauptmarkt für die aus dem afrikanischen Sudan eintreffende Waare. Jetzt biegen die Karawanen seitwärts ab nach Aegypten oder Marocco. Eine hübsche Staffage gewähren die landesüblichen Mühlen. Der Stein wird nämlich von einem blinden oder blind verbundenen Kamel an einem Hebel im Kreis herumgetrieben, während der Müller, um seinem Thiere die lange Weile zu vertreiben, auf der Pfeife bläst. Frauen und Mädchen, mit Körbchen voll Weizen oder Gerste, warten auf der Straße bis die Reihe sie trifft. Der Müller schüttet die Frucht auf den Stein, und das Mehl wird in dem unter dem Stein aufgestellten Körbchen aufgefangen, worauf nach geschehener Arbeit der Müller seine herkömmliche Quote Mehl abzieht. Von der Stadt bis zum Vorgebirge Tadschura zieht sich ein Palmenhain von 1 bis 2 (engl.) Meilen Breite hin. Dieß ist der einzige Boden der etwas trägt, denn hinter seinem Saume brennt, nur von spärlichen Oasen unterbrochen, der gelbe libysche Sand. Weder Bach noch Fluß tränkt den Boden, doch findet sich bei 15 bis 20 Fuß Tiefe allenthalben Wasser, welches, durch Menschen- oder Thierkräfte geschöpft, die Palmen ernähren muß. Es sind Dattelpalmen natürlich, die hauptsächlich ihrer Früchte wegen gebaut werden, sonst entzieht man auch der Krone durch Abschneiden der Blätter und Verwundung der Triebe einen Saft der rasch in geistige Gährung übergeht, in Folge welcher Operation der Baum aber drei Jahre lang keine Früchte trägt. Auch aus dem edlen Mastixbarz bereiten die Araber einen Branntwein, eine sündliche Industrie in den Augen eines Malers wie Hr. Heine, da der gesammten malenden Christenheit der Firniß dadurch vertheuert wird. Die Wüste soll, so behaupten die Einwohner, immer mehr und mehr die Cultur zurückdrängen. Vielleicht drücken sie sich aber nur falsch aus, denn viel wahrscheinlicher ist es daß nur die Cultur aufhört die Wüste zu verdrängen. Hr. Heine beschreibt uns noch den Genuß eines morgenländischen Bades, und zwar nicht allzu verführerisch, denn der Genius der Oertlichkeit, ein häßlicher Schwarzer, trieb seine Mission so gewissenhaft, daß er ganze Stücke Haut beim Reiben mit der Bürste dem Badeslustigen vom Leibe riß.

In Tripolis zog Heine pflichtschuldigst Nachrichten über den unglücklichen Dr. Vogel bei Hrn. R. Warington ein. Man theilte dort die Ueberzeugung daß der vortreffliche junge Mann als Opfer für die Wissenschaft geblutet habe, denn wenn auch Dr. Barth zwei Jahre lang ebenfalls als todt ausgegeben wurde, und zuletzt doch unversehrt heimkehrte, so ist doch seit den letzten Nachrichten von Vogel eine viel längere Zeit verstrichen. In neuester Zeit hat man abermals Hoffnungen bestimmte Mittheilungen zu erhalten. „In Folge gewisser Mißhelligkeiten mit dem Sultan von Wadai, der zu verschiedenen Zeiten Güter welche Kaufleuten der Provinz Tripolis gehörten geraubt hatte, ward vor etwa fünf Jahren in Ben Ghazi eine demselben zugehörige Karawane mit Beschlag belegt. Im Monat December des vergangenen Jahres langte in Murzuk eine Gesandtschaft des Sultans mit Briefen und Geschenken an den Pascha von Tripolis an, um sowohl eine Schadloshaltung für die Wegnahme der Karawanen zu erhalten, als auch einen Vertrag für den künftigen Verkehr zwischen beiden Ländern zu negociiren. Da es Obrist Hermann gelungen war auch den Pascha für Dr. Vogels Schicksal zu interessiren, so wurde der Kaimakan von Murzuk sowie der britische Vice-Consul Hr. Fremeaux instruirt, von dieser Gesandtschaft auf verschiedene Weise Auskunft über Dr. Vogel zu verlangen. Leider führten diese mit großer Geduld, Tact und Geschicklichkeit geleiteten Verhandlungen nicht zu dem gewünschten Resultat, denn vom Beginn bis zu Ende läugneten die Gesandten jede Kenntniß ab daß Dr. Vogel oder irgend ein Christ jemals in Wadai gesehen worden sey. Man schlug nun einen andern Weg ein um zum Ziel zu gelangen. Die Gesandten wurden mit Geschenken entlassen, in einem Brief aber an den Sultan erklärte sich der Pascha bereit auf seine Vorschläge einzugehen. Ehe jedoch an weitere Verhandlungen zu denken sey, müsse man genaue Auskunft über Dr. Vogels Schicksal erlangen, und das hohe Interesse, welches nicht nur die Regierung von Tripolis, sondern die ganze civilisirte Welt für den Vermißten fühle, ward auf die nachdrücklichste Weise geschildert." Gleichzeitig sendete Hr. de Freneaux zwei zuverlässige Araber nach Wadai mit den nöthigen Instructionen. Diese Personen verließen Ende Junius 1859 Murzuk, und über ihre Erfolge kann man also jetzt in Europa noch nicht unterrichtet seyn. Wir knüpfen hier nach Petermanns geogr. Mittheilungen an was seitdem der englischen Regierung amtlich bekannt wurde. Vogel sey allerdings glücklich nach Wara gekommen, aber gleich bei der ersten Begrüßung vom

Sultan ermordet und ſeine Briefe verbrannt worden. Daß Richard v. Neimans auf dem Weg nach Wadai in Cairo einer Krankheit erlag, wurde ſeinerzeit gemeldet, aber auch der andere Reiſende, welcher nach Wadai gieng um über Vogels Schickſal Aufklärung zu bringen, Dr. Cuny, ſoll nach den letzten Nachrichten, als er ſchon bis nach Tendelty in Darfur vorgedrungen war, dort von dem fanatiſchen Pöbel erſchlagen worden ſeyn.

Ein Beſuch bei den Guajiquero-Indianern.

(Schluß.)

Es war völlig dunkel als wir unſere Mahlzeit begannen. Die Indianer ſteckten eine Menge Kienſpäne in die Mauern, und unſer Quartier nahm ſich bei dieſer Beleuchtung gar nicht übel aus. Während wir uns noch Glück wünſchten daß unſer Unternehmen einen ſo guten Ausgang verſprach, trat einer der Alguazils ein und meldete den officiellen Beſuch des Alkalde und der übrigen Magiſtratsperſonen. Einen Moment ſpäter trat der Würdenträger ein. Er war ein Mann von reiferm Alter und rein indianiſcher Abſtammung. In den Händen trug er das Zeichen der höchſten Gewalt, einen Stab mit goldenem Knopf. Sein Anzug war aus einem rohen Wollenſtoff eigener Fabrik gefertigt. Das Haar trug er über der Stirn in gerader Linie verſchnitten, während es an den Ohren und vom Hinterkopf lang auf die Schulter fiel — eine Haartracht, die nur den Würdenträgern der Gemeinde geſtattet iſt, während die übrigen männlichen Mitglieder derſelben das Haar vorn lang, am Hinterhaupt aber geſchoren tragen.

Der Alkalde ſprach nur ſehr gebrochen ſpaniſch, und wir waren genöthigt nach dem Schreiber der Behörde — dem einzigen Mann der Stadt welcher ſchreiben und leſen konnte — zu ſchicken um ihn als Dolmetſcher zu brauchen. Große Mühe koſtete es uns den Alkalde zum Niederſetzen zu bewegen, und nur als wir ſelbſt aufſtanden, beſtimmten wir ihn auf einem der bochlehnigen, mit rohen Fellen bezogenen Stühlen Platz zu nehmen, die ſich in jedem Cabildo vorfinden. Ich hielt die Gelegenheit für günſtig einiges über den Dialekt des Ortes zu erfahren, und hatte eine Menge von Fragen vorbereitet ehe der Sabio ankam. Dieſer Sabio war ein junger Mann mit blitzenden, forſchenden Augen, den ein Lehrcurſus in Comayagua durchaus nicht von dem natürlichen Mißtrauen und Argwohn ſeiner Race befreit hatte. Mit ihm kamen eine Menge junger und alter Indianer beider Geſchlechter, die meiſt in lange Serapen gehüllt waren, oder in dicke, wollene, ſonderbar verzierte Decken, die in dieſer ſcharfen Bergluft gar nicht unzweckmäßig erſchienen.

Die Aufgabe, den Indianern einige Worte ihrer Sprache zu entlocken, iſt nichts weniger als eine leichte; denn erſtens iſt der braune Mann geneigt hinter jeder Frage eine verrätheriſche Abſicht zu vermuthen, und ſucht deßhalb jeder directen Antwort auszuweichen; zweitens iſt es außerordentlich ſchwierig ihm die wirkliche Bedeutung der Frage klar zu machen. Letzterem Umſtand iſt es beſonders zuzuſchreiben daß die meiſten der durch Reiſende geſammelten Vocabuläre unbrauchbar ſind. Ein Beiſpiel wird genügen.

Ich hatte mir vorgenommen von meinem Alkalde das Wort für Weib zu erfragen, aber es war vergebens.

Wie nennt ihr das Weib in eurer Sprache? fragte ich.

„Zuweilen Maria, zuweilen Concepcion, zuweilen Doloreš,“ war die Antwort, die ich nach einigem Beſinnen erhielt.

„Ich will ihre Namen nicht wiſſen; ich meine wie ihr die Frauen zur Unterſcheidung von den Männern nennt?“

„Nun, wenn ſie meine Frau iſt nenne ich ſie meine Frau — iſt ſie meine Schweſter, ſo nenne ich ſie meine Schweſter.“

„Das iſt nicht was ich wiſſen will. Wie unterſcheidet ihr Frauen von Männern?“

„Sie ſind anders angezogen.“

„Ich meine wenn ihr von ihnen ſprecht — in eurer Sprache?“

„Das habe ich ſchon geſagt. Zuweilen nennen wir ſie Maria —“

„Nein, mein Freund, ich will wiſſen wie ihr einfach ſagt Frau, zum Unterſchied von Mann.

„Ah!“ ſagte er, indem ihm ein plötzliches Licht aufzugehen ſchien. „Ihr meint eine, die nicht verheirathet iſt. Die heißt Soltera (der ſpaniſche Ausdruck für altes Mädchen), in unſerer Sprache hat ſie keinen Namen.“

Hier gab ich es auf das Wort für Weib zu erfahren, und gieng zu den Fragen nach dem Worte Mann über, aber eben ſo vergeblich. Ich konnte meine Phraſe geſtalten wie ich wollte, es gelang mir nicht dem Alkalde den Sinn begreiflich zu machen. Glücklicherweiſe fielen meine Verſuche in Bezug auf andere Worte nicht immer ſo ungünſtig aus, und ich war ſo glücklich eine hübſche Sammlung verzeichnen zu können.

Während des ganzen Abends war das Cabildo mit Eingebornen gefüllt, die geräuſchlos ab- und zugiengen, niemals ein Wort ſprachen, aber alles was vorgieng mit der größten Aufmerkſamkeit beobachteten. Aber als ſich der Alkalde endlich erhob, giengen auch die übrigen. In der Thür blieben alle ſtehen und machten eine tiefe Verbeugung, dann waren wir allein. Wir waren nachgerade müde geworden und ſäumten keinen Augenblick uns in unſere Hängematten zu verfügen. Um gegen die Kälte geſchützter zu ſeyn, behielten wir unſere Kleider an, aber dieſe Vorſicht hatte nicht den erwünſchten Erfolg. Ein wenig nach Mitternacht erwachte ich vom Froſt geſchüttelt und war unfähig wieder einzuſchlafen, denn die Kälte war im Contraſt mit der in der Ebene erduldeten Hitze nur um ſo empfindlicher. Bald machte ich die Bemerkung daß meine Gefährten litten wie ich. Jeder fürchtete ſeinen Nachbar zu wecken, aber ich hörte wie jeder zähne-

klappernd die Decke um sich zusammenzog, um sich besser zu schützen.

Endlich brach H. das Schweigen. „José!“ rief er im Flüsterton. Keine Antwort. „José!“ wiederholte er lauter. Eine Bewegung in dem Strohhaufen, in welchen José sich eingewühlt hatte, gab Zeugniß daß der Angerufene erwacht war, und auf das dritte „José!“ antwortete er mit einem fragenden „Señor?“ — H. schwieg einen Moment, um seine spanischen Vocabeln zu mustern, aber es gelang ihm nur die Worte: „Mucho frio! (Es ist sehr kalt) hervorzubringen. — „Si Señor!“ (Ja wohl Herr) entgegnete José. Es war H. allem Anschein nach nicht gelungen auszusprechen was er beabsichtigte. Er wollte mehr sagen und war nicht der Mann der so leicht etwas aufgab. Nach einer Pause, in der er sein Spanisch wahrscheinlich noch einmal in Gedanken durchgieng, begann er von neuem: „José!“ — „Señor?“ — „Mucho frio!“ — „Si Señor!“ Schon glaubte ich daß damit die Unterhaltung abermals abgebrochen wäre, aber ein energisches: „Potito blankito! Zum Teufel versteht ihr das!“ belehrte mich daß wo meinem Freunde die spanischen Worte fehlten, seine Donnerstimme ihm Mangel ersetzte. José verstand wirklich — er breitete die nicht allzu weichen Decken der Maulthiere über den Frierenden, und dieser gieng bald wieder hinüber in das Land der Träume, indem er zwischen den Zähnen etwas über Menschen murmelte, „die mitten in einem tropischen Lande vor Kälte umkommen müßten, und alles das um einiger elenden indianischen Worte willen, die doch kein Mensch verstände u. s. w.“

Endlich kam der Morgen, aber nur um uns sehen zu lassen daß wir in einen dichten Nebel eingehüllt waren, den man, wie mein Begleiter äußerte, „für Milch hätte halten können, wenn er nicht so kalt gewesen wäre.“ Es war nicht möglich drei Schritte weit zu sehen. Mit erstarrten Fingern rührten wir die Trommel, und unsre Alguazils kamen dicht in ihre warmen Serapen gehüllt herbei um uns ein Feuer anzuzünden, um das wir uns vom Frost geschüttelt gruppirten. Warm wurden wir nicht eher bis eine Calebasse voll heißen starken Kaffees unser Blut wieder in Wallung brachte. Der Nebel hüllte die Berge bis 10 Uhr in seinen undurchdringlichen Schleier. Dann sprang eine leichte Brise auf und jagte die Wolken vor sich her der Ebene zu. Bis dahin konnten wir nicht das geringste vornehmen, und unser einziges Amusement bestand darin, den Barometer und Thermometer alle 10 Minuten zu beobachten. Um sechs Uhr stand der Thermometer auf 46 Grad Fahrenheit. Unser Standpunkt lag 6120 Fuß über der Meeresfläche.

Die Aussicht von Guajiquero aus zeigte sich, als der Nebel verschwunden war, als eine der weitesten, wechselvollsten und schönsten des Gebirges. In voller Klarheit lagen vor uns die conischen Spitzen der vulcanischen Bergkette, die den stillen Ocean umsäumt, mit dem nahen San Miguel beginnt und mit der blauen Kuppe des El Viejo in Nicaragua endigt. Wir erblickten die hohen Inseln der Bay von Fonseca umgeben von glänzenden schimmernden Wellen, während das Thal des Goascoran River mit seinen breiten silbernen Wassern sich fast vor unsern Füßen aufzuthun schien. Und wohin sonst unser Auge sich wandte, erblickten wir über einander aufgethürmte Kuppen, mächtige Bergwände, durchschnitten von tiefen Schluchten, durch welche sich der Nebel langsam herabwälzte, hier in leichten, durchsichtigen Schleiern, dort in dichten, dunkeln, rauchartigen Massen. Und nicht nur durch das Auge, auch durch das Ohr spricht hier die Natur zum Menschen. Die Stimmen von tausend kleinen Bächen und Quellen, von Strömen und Wasserfällen drängen von fern und nah zu uns herauf und herüber — und im Gras zu unsern Füßen spiegelt sich die Sonne in Millionen Thautropfen.

Es war Sonntag. Die kleine Kirche stand offen und der Klang einer wilden Musik ließ sich vernehmen; davon angezogen, überließen wir es José unsre Abreise vorzubereiten und traten in das unscheinbare Gotteshaus. Es war niedrig und finster. Im Vordergrund befand sich ein Altar, welcher aus einem Flechtwerk bestand, zu dem vorzugsweise die ungeheuren gelben Blumen der Coyolpalme, vermischt mit rothen Orchideen und Lorbeerzweigen, verwendet waren. Vor diesem Altar knieten auf dem Fußboden, den die nackte Erde bildete, etwa hundert Eingeborne, größtentheils Frauen und Kinder, die ihre Stimmen zu einer Hymne vereinigten. Der Gesang wurde von einigen Musikern geleitet, die auf einer kleinen hölzernen Galerie über dem Eingang postirt waren. Er war jedenfalls indianischen Ursprungs und erhob sich bald zu einer stoßweisen, erschreckenden Heftigkeit und Energie, bald gieng er in langgezogene klagende Töne über, die wirklich herz- und nervenerschütternd wirkten. Ein Priester befand sich nicht in der Kirche, ebenso wenig bemerkte ich eine der beim christlichen Gottesdienst gebräuchlichen Ceremonien, und ich glaube annehmen zu dürfen daß der religiöse Ritus der Guajiqueros heute noch derselbe ist, wie vor dem Eindringen der spanischen Eroberer, nur mit dem Unterschied daß er in eine mit den christlichen Symbolen geschmückte Kirche verlegt ist. Die Wände des kleinen Gotteshauses sind mit einer gelben und rothen Malerei verziert, die in Zeichnung und Ausführung vollkommen den alten heidnischen Bildwerken der Zudianer und den Verzierungen ihrer Gefäße gleichen.

Es war fast Mittag als wir von den freundlichen Guajiqueros Abschied nahmen, und uns, nicht ohne Reue über unser früheres Mißtrauen zu empfinden, auf den Rückweg machten. Der Alkalde gab uns einen Führer mit, der uns den Pfad zeigte, welcher über zerbrechliche Brücken und steile gefahrvolle Bergkämme nach den Ruinen von Calamulla und nach dem Paß von Guajoca führte. Bei den Ruinen angekommen, stand der Führer plötzlich still, zeigte mit dem Ausruf „Guajoca!“ nach einer engen Schlucht, die sich zu unsrer Rechten öffnete, und machte sich ohne ein weiteres Wort auf den Rückweg. Vergebens riefen wir ihn und hielten ein Silberstück in die Höhe, er antwortete nur durch die bekannte verneinende Fingerbewegung, und war unsern Blicken bald entschwunden.

Wir fiengen nun an denselben Berg, den wir gestern mit so viel Anstrengung erklettert hatten, hinabzusteigen, aber in andrer Richtung. Auf den Plateaux, über die unser Weg

führte, hatte man kürzlich das alte Gras abgebrannt, das junge Grün sproßte frisch empor und gab diesen Bergwiesen das Ansehen junger Saatfelder — aber das Feuer hatte auch vielfach die schwachen Spuren des Pfades verwischt, und nachdem wir ihn etwa eine Meile weit mit Anstrengung verfolgt, verloren wir ihn gänzlich und waren — wie Freund H. bemerkte — genöthigt unsern Weg nach „allgemeinen Grundsätzen und Regeln“ weiter zu suchen. Eine zerrissene, schwarze Bergwand, auf die wir dann und wann einen Blick durch die Bäume erhaschten, war unser einziger Leitstern, denn wir wußten daß unter ihren überhängenden Klippen der Paß lag den wir suchten. Ein wenig nach sechs Uhr erreichten wir eine Art Hochebene, auf der wir eine Menge weidende Rinder erblickten, bald darauf hörten wir das Krähen eines Hahnes und das Bellen eines Hundes, sichere Anzeigen daß wir uns der berühmten Hacienda von Guajoca näherten. Unsre Thiere spitzten die Ohren, setzten sich in Trab und brachten uns in wenigen Minuten an einem großen Corral oder Viehhof vorüber, nach dem Hauptgebäude der Hacienda — einem großen, offenen, mit Gras gedeckten Schuppen, in welchem ein mit Stangen eingezäunter Raum dem doppelten Zwecke eines Wohn- und Schlafzimmers für Männer, Frauen und Kinder diente. Zwischen den Pfosten und Pfeilern des Schuppens befanden sich gerade unter der Dachtraufe ausgehöhlte Baumstämme, welche aussahen wie Canoës und mit breiten Brettern zugedeckt waren. Es waren die Behälter, in denen man die Milch der Kühe aufbewahrt bis man sie in Käse, das Hauptprodukt dieser Haciendas, verwandelt. Die Vaqueros oder Arbeiter der Hacienda schlafen auf den Brettern mit denen diese Reservoirs bedeckt sind; die Schweine wühlen sich dicht dabei in den Boden und das Federvieh übernachtet auf den Dachbalken, unter denen die fertigen Käse in Säcken aufgehangen sind. An einem Ende der innern Abtheilung befindet sich ein von Stämmen errichteter Feuerherd und auf einer Art Rahmen liegen die Steine, zwischen welchen die Frauen den Mais zu den ewigen Tortillas zerreiben. In den Ecken sind einige grobe Hängematten ausgespannt, und ein großer Tisch steht in der Mitte des Zimmers, wenn dieser Raum verdient Zimmer genannt zu werden.

Die Frauen und Arbeiter waren abwesend, und wir fanden nur einen Mann daheim; der allem Anschein nach der Eigenthümer des Etablissements war. Er wiegte sich bequem in einer Hängematte; ein Bündel reife Bananen waren an den Dachbalken über ihm so aufgehangen, daß er sie leicht zu erreichen vermochte, und am untern Ende dieses Bündels hieng ein rothes Tuch, in dem sich ein Packet Cigarren befand. Auf einem Baumstumpf stand eine Kanne mit Wasser, die der Mann mit seiner Rechten erreichen konnte und deren Oeffnung mit einer Jicara (Trinkschale) bedeckt war, während links ein Feuer brannte, in welches der Mann ohne Mühe die Klötze mit dem Fuße schob.

Bei unserer Annäherung drehte sich der Insasse der Hängematte nachlässig um, ohne indessen einen Versuch zu machen sich zu erheben. Unsern Gruß erwiederte er mit einem schläfrigen: „Guten Tag;“ und als wir fragten ob wir in seinem Hause übernachten könnten, bekamen wir ein eben so schläfriges: „Warum nicht?“ zur Antwort. Wir stiegen also ab, befreiten unsere Thiere von den Sätteln, trugen diese in den Schuppen und überließen es unsern Maulthieren sich in dem üppigen Grase ringsum gütlich zu thun. Während dieß geschah, legte ich mich in eine leere Hängematte und beobachtete unsern Wirth, dessen philosophische Lebensansichten mir beneidenswerth erschienen.

Er seinestheils würdigte uns nicht der geringsten Aufmerksamkeit, sondern wiegte sich ruhig fort, sorgfältig jede heftigere Bewegung vermeidend. Endlich lag er einen Moment wie überlegend still, pflückte dann eine der reifen über ihn hängenden Früchte, faßte sie mit den Zehen seines linken Fußes, legte sie sorgsam in die heiße Asche und schob mit demselben Fuß die Brände zurecht. Von Zeit zu Zeit sah er mit einem flüchtigen Blick nach ob die Frucht genug geröstet wäre, und zog sie dann mit einem geschickten Ruck aus dem Feuer. Nachdem sie gehörig abgekühlt war, nahm er sie abermals ohne seine Stellung zu verändern mit dem Fuße vom Boden auf, brachte sie in das Bereich seiner Hand, verspeiste sie mit anscheinend großem Appetit, spuckte die Schalen mit eben so großer Nonchalance von sich, griff dann zu den Trinkgefäßen und spülte die Mahlzeit mit einem kräftigen Zug hinunter. Die nächste Bewegung des Mannes bestand nun darin daß er eine Cigarre aus dem rothen Tuch nahm, diese zwischen seine Zehen brachte, am Feuer anzündete und endlich mit der Hand zum Munde führte. Als sie gehörig brannte, rückte er sich selbst sorgfältig wieder in der Hängematte zurecht, und fieng von neuem an sich zu schaukeln, indem er den Rauch der Cigarre durch die Nase von sich blies. Wir beobachteten unsern Wirth mit stummer Bewunderung, und mußten uns gestehen daß uns ein solches Bild der Zufriedenheit und des ungetrübtesten harmlosesten Genusses noch nicht vorgekommen war.

Da der selbstzufriedene Mann kein Bedürfniß nach Mittheilung zu haben schien, so machte ich den Versuch ein Gespräch über seine persönlichen Interessen in Gang zu bringen. Das Grasdach des Schuppens war an mehrern Stellen defect, der blaue Himmel schaute durch viele Spalten herein, und dieser Umstand sollte mir Stoff zur Unterhaltung bieten. „Amigo!“ (Freund!) begann ich. — „Señor!“ erwiederte er. — „Warum bessert Ihr euer Dach nicht aus?“ — „Warum sollte ich das?“ fragte er, indem er die Augen mit einiger Anstrengung nach oben richtete. — „Weil es hereinregnen wird.“ Er gab einen kurzen Nasenlaut von sich, der etwa sagen mochte: welcher Narr ihr seyd, dann that er einen langen Zug an seiner Cigarre und antwortete: „Es sind noch sechs Wochen bis zum Eintritt der Regenzeit.“ — „Ganz recht,“ sagte H., „warum sollte er sich jetzt schon des Regens wegen quälen. Es steht geschrieben: es ist genug daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe! und der Mann ist ein eben so guter Christ wie gründlicher Philosoph.“

José, der während der Zeit seine Hauptaufgabe, uns ein Diner zu verschaffen, nicht aus den Augen gelassen, hatte die Vorräthe des Etablissements einer genauern Prüfung unter-

worfen, und diese war zur vollständigen Zufriedenheit ausgefallen. Er sagte, daß gute saure Milch vorhanden wäre, Geflügel im Ueberfluß, Eier zu Hunderten, und daß wir für Geld wahrscheinlich auch ein Lamm oder dergleichen an uns bringen könnten. Die Frauen, fügte er hinzu, wären nicht weit von der Hacienda mit Waschen beschäftigt. Auf diese letztere Nachricht hin überließen wir unsern Wirth dem ungestörten Genuß seiner Ruhe, und schlenderten nach der Richtung hin, aus der das Rauschen eines Flusses zu uns herüber tönte, und wo, wie wir ganz richtig vermutheten, die Wäscherinnen sich befinden mußten.

Das Schauspiel das sich vor uns aufthat, war keinem von uns neu, aber dennoch macht es auf den Fremden immer wieder einen eigenthümlichen Eindruck. In einem halb natürlichen, halb künstlich hergestellten Teiche standen die alten und jungen Ladies der Hacienda bis an die Knie im Wasser, und tauchten die Stücke Wäsche, mit deren Reinigung sie eben beschäftigt waren, bald ins Wasser, bald legten sie dieselben auf breite Felsblöcke und bearbeiteten sie mit runden Steinen — eine Procedur, die wie ich aus Erfahrung weiß, leinenen Hemdenknöpfen durchaus nicht zuträglich ist. Die ältern Frauen trugen bei dieser Gelegenheit ein Tuch, das um die Taille geschlungen bis ziemlich auf die Knie herab fiel, die jüngern dagegen waren mit nichts bekleidet als „mit ihrer Schamhaftigkeit." Sie geriethen zwar ein wenig in Aufregung als sie uns erblickten, aber sie machten dennoch nicht den mindesten Versuch sich zu verbergen oder zu fliehen. „Es nada!" (es schadet nichts!) sagten sie, als wir unsere Indiscretion zu entschuldigen suchten.

Wir folgten nun noch eine Weile dem Laufe des Flusses welcher im Zickzack vom Berge hinab dem Passe zuströmt, um zu ergründen ob er sich schließlich dem atlantischen oder dem stillen Ocean zuwendet, aber plötzlich wurden wir durch eine tiefe Barranca aufgehalten, in welche sich der Strom 147 Fuß tief hinabstürzt und einen außerordentlich malerischen Fall bildet. Die Wasser breiten sich aus wie ein durchsichtiger, weißer Schleier und stürzen sich zerschellend und brausend von Klippe zu Klippe ehe sie den Boden erreichen.

Als wir nach der Hacienda zurückkehrten, waren die Vaqueros mit den Kühen heimgekehrt und man trieb letztere in die Hürde, um sie zu melken. Die Hürde (corral) ist ein großer Raum, umgeben von starken, hohen Pallisaden welche man in die Erde getrieben hat. Im Innern des Raumes, der durch zwei gut verwahrte Thore zugänglich ist, befinden sich eine Menge in die Erde geschlagene Pfähle, an welche man widerspänstige und halb wilde Thiere vermittelst eines um ihre Hörner geschlungenen Lasso's befestigt.

In diese Corrals werden alljährlich einmal alle Rinder des Etablissements gebracht, um ihnen das Zeichen (hierro) des Besitzers einzubrennen. Verkauft der Eigenthümer eins der Thiere, so wird eine Marke beigefügt, die das frühere Zeichen annullirt, eine Maßregel ohne welche der Kauf ungültig seyn würde. Die Verfälschung dieser Zeichen wird eben so streng bestraft wie die Fälschung von Banknoten.

Nachdem die Kühe eines Theiles ihrer Milch beraubt waren, ließ man die Kälber, welche inzwischen in einen anstoßenden Verschlage ihre jugendlichen Stimmen zu einem mißtönenden Concerte vereinigt hatten, wieder zu ihren Müttern, und nun folgte eine Scene voll Entzückens und stürmischer Freude, die H. mit tiefem Interesse beobachtete, weil sie ihm, wie er sagte, eine höhere Meinung von dem menschlichen Gefühl des Rindviehes beibrachte.

Eine Nacht in einer Hacienda ist nicht ohne Interesse für den Fremden. Die rothe Flamme von zwei bis drei mit Tannenholz genährten Feuern beleuchtet den Raum und seine Bewohner. Hier und da in Gruppen zusammenhockend oder bequem in ihren Hängematten ausgestreckt, rauchen Männer, Frauen und Kinder ihre Cigarren, und diese Beschäftigung nimmt sie so ausschließlich in Anspruch daß es selten zu einer lebhaften Unterhaltung kommt. Das letzte, was der Fremde erblickt, ehe ihm die Müdigkeit die Augen zudrückt, ist das glühwurmartige Licht von ein Dutzend Cigarren, die bei jedem Zuge höher aufleuchten. Zu Central-Amerika raucht der wohnbekränzte Gott der Alten eine Cigarre.

Russische Zustände.

Die Gräfin Dora d'Istria, eine rumänische Fürstin, welche unter diesem Namen französisch schreibt, [1] hat in der Schweiz, wo sie sich diesen Winter aufhielt, ein Werk in zwei Bänden über die Frauen im Morgenlande [2] erscheinen lassen. Für uns war darin am meisten anziehend was die Fürstin über russische Zustände bemerkt, denn wenn auch das Buch von den Frauen vorzugsweise handelt, so schildert sie doch beide Geschlechter und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. In einem Lande wo das salische Gesetz nicht gilt, werden die Frauen immer zeitenweis eine große Rolle spielen, und nirgends ist dieß mehr geschehen als in Rußland. Es sind dieß aber nur die Frauen der exclusiven Gesellschaft. Lächerlich findet es die Fürstin wenn französische Journale von einer „Sündfluth russischer Fürsten" im Ausland sprechen. Der Fürstentitel ist in Rußland nicht so spottwohlfeil wie in Neapel, sondern ein russischer Fürst ist im Gegentheil ein seltener Vogel, da nur 72 Häuser in Rußland fürstliche Würden genießen oder je eins etwa auf 1 Mill. Einwohner. Von diesen, behauptet die Verfasserin, zählen 41 zu den Abkömmlingen des normannischen Rurik (862—879). Wir erlauben uns diese letzte Versicherung sehr stark zu bezweifeln. Normännische Namen aus jener Zeit können sich in dieser Anzahl wohl erhalten haben, nicht aber geradlinige Abkömmlinge, da es in England nur noch 4 oder 5 Häuser gibt die ihre directe Abkunft von den Baronen Wilhelm des Eroberers abzuleiten vermögen, so

[1] Eine Uebersicht über die bisherige literarische Thätigkeit dieser Dame wird in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift folgen.

[2] Les Femmes en Orient, par Mme. la Ctesse Dora d'Istria. 2 vols. Zürich. Meyer 1860.

daß es seltsam wäre wenn sich in Rußland so viele Häuser rein zu halten vermocht hätten. Die drei ersten Familien sind die Fürsten Obojewsky nach der Stadt Odoieff (Tula) geheißen, die Fürsten Kolzoff-Massalsky, nach Massalsk (Kaluga) genannt, und die Fürsten Gortschakoff. Außer diesen 41 „normännischen" gibt es noch 11 fürstliche Häuser fremden Ursprungs: bekannt darunter sind die Namen Woronesky, Czartoryzky, Bagration, Jussupoff. Peter der Große war der hohen Aristokratie nicht sehr hold, und daher gab er die Fürstenwürde an Emporkömmlinge niederer Herkunft. So wurden die Nachkommen eines moskowitischen Pastetenbäckers Alexander Menschikoff auf diese Art zu dem Range von Knäsen emporgehoben. Kaiser Nikolaus verlieh die Fürstenwürde der Baronin von Lieven, Ivan Paskewitsch, einem Kleinrussen gemeiner Herkunft, dem Grafen Woronzoff, dessen Familie erst unter Elisabeth Petrowna genannt wird, und den Grafen Orloff, welche Peter der Große aus gemeinen Streltzen in den Adelstand erhob. Nur Fürsten und Grafentitel haben in Rußland einigen Werth, während mit dem Ausdruck „russischer Baron" etwas lächerliches sich verbindet, weil man allzufreigebig mit dem Baronsdiplome an Hofbankiers und dergleichen Notabilitäten gewesen ist. Was für die venetianischen Patricier das goldene Buch, das ist für den russischen Adel das sammtne Buch, welches hinaufsteigt bis zum Czar Iwan III. Dort finden sich neben den jetzigen fürstlichen Häusern noch sehr viele Familien eingeschrieben welche niedrigere Adelstitel führen.

Die Fürstin versichert uns daß die russischen Edelbamen durch Wahrheitsliebe, durch treue Erfüllung ihres Wortes, durch Zartheit in Geldgeschäften und durch politische Unabhängigkeit sich auszeichnen, mehr denken als die Männer, weniger kriechen wie diese und Neigung zum Heroismus zeigen. Allein auf den nächsten Blättern erzählt sie uns Dinge, die sich mit den vorstehenden schwer vereinigen lassen, nämlich Beispiele exemplarischer, körperlicher Züchtigungen vornehmer Frauen durch ihre Ehemänner, unter denen auch ein Dragonerofficier genannt wird, „von angenehmem Aeußern und Manieren, der gut sprechen und gut schreiben konnte." Eheliche Prügel und Frauenhochherzigkeit vertragen sich nach den Begriffen die man im Abendlande hat, kaum mit einander. Während unter Alexander die Krüdener ihre höchst zweifelhafte Rolle gespielt hatte, war unter Nikolaus ein Fraueneinfluß nirgends bei Hofe wahrzunehmen. Die berühmteste Frau der damaligen Zeit, eine Schwiegertochter des Grafen Rostopschin, des großen moskowitischen Brandstifters, lebte in Moskau als Verbannte. In die Verschwörung beim Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus war auch der ehemalige Gardeoberst Murawieff entfernt verwickelt gewesen und wurde schonungslos nach Sibirien verwiesen. Seine Frau und zwei Schwägerinnen begleiteten ihn, und erst als sie ihr transuralisches Exil erreicht hatten, begannen die drei Damen das Russische zu erlernen, da sie vorher nichts als Französisch gesprochen hatten. Dieß ist eine wichtige Mittheilung, weil sie auf das Unrussische der sogenannten altrussischen Aristokratie eine grelle Beleuchtung wirft.

Neben dem erblichen Geburtsadel gibt es einen persönlichen Adel, welchen jeder erhält der irgendeine der 14 Stufen des Tschin- oder Beamtenstandes erreicht hat. Während in Frankreich der alte, in seinen Vermögensverhältnissen geschwächte Adel sehr zurückgezogen leben muß, weil er sich den Luxus weder der Börsenpläße noch der reich bezahlten Staatsbeamten zu gönnen vermag, leidet der russische Adel am allerwenigsten an Nahrungssorgen. Dagegen plagt ihn und beschäftigt ihn fortwährend die Gunst bei Hofe. Der einzige Gedanke und einzige Stolz der aristokratischen Damen besteht darin durch ihren Putz es so weit zu bringen daß im Abendkreis der Kaiserin von ihnen gesprochen wird. Da nun in Rußland die Hoffähigkeit sich nicht nach den Ahnen, sondern nach dem Grad im „Tschin" richtet, so sieht sich der russische Adel sehr oft obscuren Beamten gegenüber zurückgesetzt, weil die Monarchen aus Berechnung die Eitelkeit der Aristokratie auf die Probe stellen, damit sie sich um Staatsdienste bewerben. Im Sommer residirt der Hof in Czarskoe-Selo, und dorthin zieht ihm die hoffähige Gesellschaft nach. Die Bankiersdamen und solche Adelige welche trotz ihrer Vornehmheit keinen Zutritt bei Hofe haben, bewohnen dagegen die Newa-Inseln und suchen einen Kreis angesehener Fremden um sich zu fesseln. Ueber diese sommerlichen „Vergnügungen" bemerkt Graf Sollohub kaustisch: „In Paulowsky unterhält man sich über die Gesellschaften auf den Inseln, auf den Inseln über die in Petrowsky und in Petrowsky über die in Paulowsky. Die Wahrheit aber ist daß man sich überall gründlich langweilt." Unter den „Inseln" meint man diejenigen welche die Newa bildet, nachdem sie sich unterhalb der beiden Dörfer Ochta in drei Arme getheilt hat. Im ganzen zählt man sechs Inseln voll von Landhäusern und Lustgärten, wohin die St. Petersburger Naturpilger hinzuströmen pflegen.

Moskau ist noch immer der Sitz des unabhängigen Landadels geblieben, wo die Ueberlieferungen des alten Slavismus sich am frischesten erhalten haben, und die Orthodoxie des alten Rußlands noch eine gewisse Cruditat besitzt. In Moskau herrscht eine übertriebene Frömmigkeit. Unsre Fürstin, sonst eine gute griechische Katholikin, ist doch betroffen darüber, mit welcher Verachtung von Sammt und Seide die elegantesten Damen in den Kirchen ihre Niederwerfungen verrichten. Uebrigens hat diese Frömmigkeit etwas widerliches für uns, wenn die Verfasserin uns erzählt, es komme häufig vor daß geputzte Officiere, nachdem sie kurz zuvor einen Voltairischen oder Heinrich Heine'schen Witz auf der Zunge gehabt hätten, sich niederstürzten und betreuzigten um die Wette mit dem geringsten Mudschik. In den Kirchen herrscht, wie sich's gebührt, vollständige Gleichheit; der Leibeigene drückt seinen Ellbogen an den Fürsten; die Bettlerin, die Dienstmagd, die reiche Kaufmannsfrau und die große Dame stehen durcheinander, denn es gibt weder feste Plätze noch Stühle, sondern alles bildet ein buntes Gemisch, und der Edelmann hat keinen Schritt vor dem Plebejer voraus, was unsre Fürstin einen étrange scandale nennt.

Das Leben der adeligen Herrschaften auf dem Lande, welches uns Dora d'Istria aus eigener Erfahrung schildert,

ist traurig eintönig. In Rußland liegen die Besitzungen so weit auseinander daß jeder gesellige Verkehr äußerst erschwert ist. Die Damen bleiben bis Mittag im Morgenanzug, der nicht immer sehr sauber ist. Die Kinder werden nur auf Augenblicke von ihren Gouvernanten vorgeführt, ausgescholten und wieder hinweg geschickt. Um die Mittagszeit wird die Crinoline angelegt und das Haar nach der neuesten Mode frisirt, worauf ein kurzer Spaziergang im Garten folgt. Bei der Rückkehr setzt sich der Gemahl mit seiner Dame und etlichen eingeladenen Tschinowniks (Beamten) zum Kartenspiel, welches um zwei Uhr durch die Mittagstafel unterbrochen wird, um sogleich nach aufgehobenem Tischtuch fortgesetzt zu werden. Um sechs Uhr wird ein Spaziergang nach dem benachbarten Gehölz angetreten, und um sieben Uhr die Kinder von der Mama nach stattgefundenen Bekreuzigungen ins Bett geschickt. Um acht Uhr treten die Karten abermals auf und es wird bis tief in die Nacht fortgespielt. So wenig wie um ihre Kinder kümmern sich die Hausfrauen um ihr Haus. Der Mann muß überall seyn, im Stall, im Keller, im Garten, in der Küche, ja er überwacht sogar das Geschäft der Wäsche. Die einzige geistige Erquickung dieses Landlebens besteht im Verlästern seiner Nächsten. Die Leute in der Provinz, namentlich die Frommen, haben überall Neigung zur Klatschsucht, um wie viel mehr in Rußland, wo man sich weder um die Litteratur wie in Deutschland, noch um die Politik wie in England, noch um die Künste wie in Italien bekümmert. Im Lästern aber besitzen die Russen ein großes Talent und wuchern redlich mit ihrem Pfund.

Was die Verfasserin über den „Tschin“ oder Beamtenstand sagt, beschränkt sich auf die bekannten Darstellungen moderner russischer Dramatiker und Romanschreiber, [1] deren Schilderungen als besonders treu und belehrend uns bezeichnet werden. Ein anderes Capitel ist dem Bürgerstand oder vielmehr der Abwesenheit des Bürgerstandes gewidmet, denn es gibt in Rußland nur Leibeigene oder Kronbauern, Adelige und Tschinowniks (Beamte). Selbst der Kaufmannstand, der in drei Gildeclassen vertheilt ist, kann nicht einmal recht als Keim eines künftigen Bürgerthums betrachtet werden. Unter 40,000 Kaufleuten gibt es noch immer 5000 Leibeigene, von welchen manche etliche Millionen besitzen. Selbst die freien Kaufleute in der dritten Classe sind noch der Prügelstrafe unterworfen. Im Handelsstand wird noch die altrussische Tracht und der Bart lang getragen. Die Kaufmannsfrauen zeichnen sich durch auffallende Fleischmassen und eine blendend weiße Haut aus; beide Körpervorzüge sind eine Folge ihrer üppigen Lebensweise. Der Kaufmann hängt an seine Frau viel köstliches Pelzwerk und reiches Geschmeide, sein Tisch ist aber so einfach und frugal wie der des Mudschik. Aller Ehrgeiz des Kaufmanns ist darauf gerichtet einen adeligen Schwiegersohn ins Haus zu bekommen, in Ermanglung dessen er sich auch mit einem Tschinownik zufrieden gibt.

Das russische Volk muß man daher weder bei dem französisch redenden Adel, noch in den Städten, sondern unter der Landbevölkerung suchen. Man thut ferner gut zwischen den 34 bis 36 Mill. Großrussen und den 6 Mill. Kleinrussen zu unterscheiden, deren Physiognomien schon beträchtlich von einander abweichen. Der Kleinrusse ist still, langsam, träumerisch und zum Trübsinn geneigt, der Großrusse dagegen ein aufgeweckter, flatterhafter Spötter. Die großrussischen Frauen sind ebenfalls zum Fettwerden geneigt und zeigen wenig anmuthige Formen, die Männer sind dagegen gut gebaut, was man von den Weißrussen nicht sagen kann, die den Eindruck eines verkümmerten Bastardvolkes machen, und deren Frauen klein, schwach und wenig fruchtbar sind. „In Deutschland, bemerkt die Fürstin, habe ich fast eben so viel Volkstrachten als Landschaften gefunden. In Großrußland, welches ein paarmal so groß ist wie Deutschland, bleibt die Tracht der Männer mit kaum merklichen Abweichungen des Haarschnitts allerorten dieselbe.“ Den Frauen der Mudschiks (Bauern) fehlen die Schönheiten der meisten slavischen Völker. Nur sporadisch stößt man auf hübsche Gesichter, oder wie in Jaroslaw auf goldenes Haar, blaßblaue Augen, rosige und durchsichtige Haut; im allgemeinen raubt den russischen Frauen der strenge Winter, die Dampfbäder sowie die unbequeme und häßliche Tracht die gewöhnlichsten Reize. Sie tragen nämlich die Röcke über den Brüsten unter der Achsel zusammengebunden, so daß von einer Taille nicht die Rede seyn kann und der Körper, selbst bei den jüngsten schon, rasch entstellt wird. Wie erniedrigt ihre sittliche Lage aber sey, kann man aus dem Umstand ermessen daß eine Leibeigene auf Befehl des Herrn, mag sie nun Jungfrau, verheirathet, ja selbst schwanger seyn, geschlagen werden kann! „In der That, bemerkt die Verfasserin, findet man bei den russischen Bäuerinnen nicht jenes Gefühl von Frauenwürde, welches mit Recht an den Südslaven bewundert wird. Man darf sie nur am Tage vor einer Hochzeit in ihren Badstuben sehen, wie sie essen, Branntwein trinken, singen und sich gegenseitig mit Ruthen peitschen, alles im Zustande der Nacktheit, wie sie den Wilden Ehre machen könnte.“ Es scheint fast als fühlte das russische Weib ein Bedürfniß nach Schlägen, denn im Volkslied sagt die Schwiegermutter zum Schwiegersohn: „Was bist mir für ein Kind? welches Familienhaupt soll aus dir werden, der du eine junge Frau hast und sie niemals schlägst?“ Die Männer kümmern sich wenig um Feld und Frau, sie kennen nur zwei Leidenschaften: das Branntweintrinken und den Tanz, die vereinigt bis zur bacchischen Raserei sich steigern können. Der Aberglaube auf dem Lande geht so weit daß die Mudschik jeden Nichtrussen für einen Heiden halten; selbst die Frau Fürstin, trotz ihrem gewissenhaften orthodoxen Gottesdienst, wurde wie nicht recht gehener angesehen, jedes Mißgeschick aber welches die Ortschaft traf, ihren Kammerfrauen, „den deutschen Heiden,“ zur Last geschoben, obgleich diese keine Deutschen, sonst aber gute griechische Katholiken waren. Dem Russen bleibt aber jeder Fremde ein Deutscher, und ein Deutscher ist ihm gleichbedeutend mit Heide. Da das Volk vor Aberglauben starrt, ist

[1] S. Ausland 1858. S. 977.

es nicht zu verwundern daß das Seelenwesen auf schauerliche Abwege führt. Das höchste leistet darin die Genossenschaft der Skoptschy, die sich am Ostertag zu einer grauenhaften Verherrlichung der Muttergottes vereinigen. Eine Jungfrau wird in eine Badewanne gesetzt und ihr in die linke Hand das Bild des heiligen Geistes gegeben, während etliche alte Weiber ihr die linke Brust abschneiden, welche als Opferspeise unter die Anwesenden vertheilt wird. Die Feier endigt dann mit einer schmutzigen Orgie, welche die Frauen ohne Regung der Scham mitfeiern. Die Heldin des Tages wird fortan wie eine Heilige verehrt, büßt aber durch einen in der Regel rasch nachfolgenden Tod für den schauerlichen Wahn ihrer Glaubensgenossenschaft.

Künstliche Färbung und Parfümirung lebendiger Blumen.

Man hat in neuester Zeit viel von einem geheim gehaltenen Verfahren gesprochen die Blumen zu färben und zu parfümiren, und ihnen eine Farbe und einen Geruch zu geben welche sie von Natur nicht besitzen. Ein gelehrter Botaniker, Hr. Karl Morren, erinnert nun daran daß das Verfahren die Blumen zu färben und zu parfümiren schon seit lange bekannt ist. Schwarz, Grün und Blau sind drei bei den Blumen besonders selten vorkommende Farben, welche viele denselben gern mittheilen möchten. Dieses Resultat zu erzielen ist nicht schwer. Folgendes ist das Mittel welches Hr. Morren, alten Schriftstellern gemäß, hiezu vorschreibt. Um den Stoff der den Blumen mitzutheilenden schwarzen Farbe zu erhalten, sammelt man die kleinen Früchte welche auf den Erlen wachsen; wenn sie gut getrocknet sind, zerreibt man sie zu Pulver. Der Saft einer getrockneten Raute dient zur Erlangung der grünen Farbe, und die blaue gewinnt man aus den blauen Kornblumen wie sie überall im Getreide wachsen. Hat man diese beiden Stoffe gut getrocknet, so zerreibt man sie zu feinem Staube um sie zur Erzeugung der grünen oder der blauen Farbe zu gebrauchen. Hr. Morren empfiehlt, um den Blumen eine der drei genannten Farben mitzutheilen, folgendes Verfahren: Man nimmt, sagt unser Botaniker, die Farbe welche man einer Pflanze einprägen will, und mischt sie mit Schafdünger, einer Pinte Essig und ein wenig Salz. In der Composition muß sich ein Drittheil von der Farbe befinden. Man legt diesen Stoff, der so dick seyn muß wie Teig, auf die Wurzel einer Pflanze deren Blumen weiß sind; man begießt sie mit ein wenig von der nämlichen Farbe gefärbtem Wasser, und behandelt sie übrigens wie gewöhnlich; bald hat man das Vergnügen zu sehen daß die sonst weißen Nelken schwarz werden. Für Grün und Blau wendet man dieselbe Methode an. Um bessern Erfolg zu haben, bereitet man die Erde vor. Man muß leichte und sehr fette wählen, sie an der Sonne trocknen, zu Staub zerreiben und sieben. Man füllt einen Blumentopf damit, und thut in die Mitte eine weiße Levkoje oder eine weiße Nelke, denn die weiße Farbe allein besitzt die Empfänglichkeit diese Art Veränderung zu erleiden. Es ist nicht nöthig daß der Regen oder der Thau der Nacht die Pflanze benetzen. Den Tag über muß man sie der Sonne aussetzen. Wenn man will daß diese weiße Blume sich tyruspurpurn färbe, bedient man sich des Brasilienholzes zum Teig und zur Färbung des Begießungswassers. Man kann hiedurch reizende Lilien bekommen. Begießt man den Teig mit den drei oder vier Farben, an drei oder vier verschiedenen Stellen, so erzielt man buntfarbige Lilien. Ein Holländer, ein großer Tulpenliebhaber, weichte die Zwiebeln dieser Blume in präparirten Flüssigkeiten ein, deren Farbe sie dann annahmen. Andere schnitten diese Zwiebeln ein wenig aus, und brachten trockene Farben in die Einschnitte.

Folgendes ist die Ergänzung dieses merkwürdigen Verfahrens, d. h. die Art und Weise einer jeden Pflanze, selbst denen welche einen unerträglichen Geruch ausdauchen, auf künstlichem Weg einen lieblichen Geruch mitzutheilen. Man kann, sagt Hr. Morren, den schlechten Geruch einer Pflanze schon vor ihrem Entstehen, d. h. beim Säen des Korns, wenn sie aus einem Samenkorn entsteht, beseitigen. Man rührt Schafmist in Essig um, den man mit ein wenig Muskatnuß, Schnittlauch oder gepulverter Ambra mischt. In dieser Flüssigkeit läßt man die Körner, oder selbst die Zwiebeln einige Tage lang aufweichen. Die Blumen welche dann entstehen, werden einen sehr süßen und angenehmen Duft verbreiten. Der größeren Sicherheit wegen muß man die keimenden Pflanzen mit der Mischung begießen in welcher man die Samenkörner eingeweicht hatte. Der Pater Ferrari sagte daß einer seiner Freunde, ein Schöngeist und großer Philosoph, sich der Aufgabe unterzog der afrikanischen Ringelblume ihren so abstoßenden Geruch zu benehmen, und daß er seinen Zweck erreicht habe. Er weichte zwei Tage lang ihre Samenkörner in Rosenwasser ein, in das er ein wenig Muskatnuß gelegt hatte, ließ sie dann ziemlich trocken werden, und säete sie hierauf. Die Blumen wurden zwar nicht ganz von ihrem schlechten Geruch befreit, allein man verspürte doch aus diesem ursprünglichen Geruch hervor, „gewisse kleine fremde, liebliche, schmeichelnde Geister," sagt Pater Ferrari, „welche jenen natürlichen Fehler erträglich machten." Von diesen, schon einigermaßen verbesserten, Pflanzen säete er den Samen mit der nämlichen, oben geschilderten Zubereitung. Es entstanden daraus Blumen welche an Wohlgeruch mit dem Jasmin und den Veilchen wetteifern konnten. Sonach machte er aus einer Blume, die früher zwar eine Augenweide, aber eine Geißel für den Geruch war, ein Wunder das beiden Sinnen gleich wohl behagte.

Bei Pflanzen welche aus einer Wurzel, einem Steckreis, einem Ableger entstehen, wird die Operation, wie hinsichtlich der Farben, am Fuße derselben vorgenommen. (Musée des Sciences.)

Brugsch's Geschichte des alten Aegypten.

(Schluß.)

Auf Ramses folgte sein Sohn Menephthes I (1341—1321). Er führte auch mehrere Kriege. An seinem Hofe war der Oberpriester Roj eine wichtige Person. Sonst finden wir wenige Denkmäler von ihm, Brugsch meint in Folge politischer Wirren, die mit dem Auszug der Israeliten endeten. Bemerkenswerth ist seine Verehrung des fremden Gottes Sutech von Avaris. Brugsch benutzt ein Fragment des Manetho und läßt ihn 13 Jahre nach Aethiopien vor den Unreinen sich zurückziehen, welche die Saïu aus Palästina zurückgerufen hatten. Moses' Thaten setzt er 1334—21, und rechnet den Einzug Josephs 430 Jahre rückwärts, also 1750, unter dem Hirtenkönig Apepi in Unter-Aegypten. Lepsius (Königsbuch) setzt den Einzug 1414, den Auszug 1314 v. Chr., Bunsen diesen auch 1314, aber den Einzug 2748 v. Chr.!! —

Im folgenden stimmt Manetho's Liste wieder wenig mit den Denkmälern. Er hat nur noch Amunenemes und dann Thuoris. Die Denkmäler erfordern mehrere. Bunsen verwandelte den Thuoris in einen Phuoris, d. i. den Nil. Brugsch meint, die Königin Ta-user (179), die Frau von Si-ptah (1295—88 v. Chr.) stecke in dem Namen; wenig energisch werde ihr Mann ihr die Regierung überlassen haben. So hilft man sich.

Ramses III, das Haupt der Dynastie 20, verherrlichte noch einmal durch seine Siege Aegypten; aber das war auch das letztemal daß die alten eingebornen Pharaonen den frühern es gleich thaten. Die Oberpriester des Ammon bemächtigten sich nach Brugsch der Gewalt, verdrängten die Könige vom Thron, und ihre auswärtigen Eroberungen giengen verloren. Manetho rechnet 12 Diospoliten, die 179 Jahre geherrscht haben sollen auf die D. 20 (1288—1110 v. Chr.), nennt aber keine Namen. Ihre Folge den Denkmälern nach ist noch zum Theil zweifelhaft. Brugsch folgt Lepsius in seinem Königsbuche, fügt zu dessen 11 Königen aber noch einen Tum-merj. Er glaubt daß der Stifter ein Nachkomme Ramses II gewesen sey. Sein Namen-Schild unterscheidet ihn aber von diesen durch den Zusatz: Hag-an, „Fürst von Heliopolis." Seine Thaten sind im Tempel von Medinet-abu aufgezeichnet. Er kriegte zu Wasser und zu Lande gegen die verbündeten Völker in Libyen, Syrien und den Inseln des Mittelmeers. Brugsch p. 184—190 schildert seine Thaten nach den Gemälden in Medinet-abu, namentlich nach einer großen Inschrift, die Greene entdeckt und Rougé erläutert hat, und nach der Beschreibung der Gemälde im zweiten Hof von Champollion. Die Deutung der fremden Völkernamen ist freilich zum Theil dunkel oder ungewiß, und überhaupt hätte eine streng philologische Erklärung aller dieser Urkunden vorhergehen sollen. Nach diesen siegreichen Feldzügen verewigte er sein Andenken durch den Bau von Tempeln, namentlich dem großen zu Medinet-abu. Eins der Gemälde in diesem führt uns 10 seiner Kinder vor. Sie waren Anführer, Priester und Basilikogrammaten. Dann entdeckte Greene auch einen Festkalender, der die Hauptfeste vom Monat Pachon bis zum Monat Toby enthält. Brugsch gibt die Uebersetzung p. 193 fgg. Besonders verehrt wurde der Gott Min- (Chem)-ti, d. h. Pan. Auf Ramses III folgten vier seiner Söhne. Sein Nachfolger Ramses IV legte eine Straße von Coptos nach Berenice am rothen Meere an, wie eine Stelle im Thale von Hamamat zeigt, so daß also nicht Ptolemäus Philadelphos zuerst dieß unternahm. Er regierte aber nur 2 Jahre und 9 Monate. Sein Nachfolger Ramses V scheint nach Rougé ein Verwandter des königlichen Hauses gewesen zu seyn, der etwa während der Minderjährigkeit des Thronfolgers die Herrschaft usurpirte. Dessen Nachfolger Ramses VI, der zweite Sohn von Ramses III, ließ daher seine Namensschilde überstreichen. Sein Grab ist in Biban-el-moluk. Es enthält Tafeln über den Aufgang der Gestirne, die Biot auf das Jahr 1240 berechnete, Lepsius aber, der weniger darauf gibt, auf 1194. Eine Felseninschrift des Berges Anibe in Nubien zeigt die Huldigungen, die der Fürst von Aethiopien ihm darbringt. Jetzt ist die Gegend verödet. Von seinen Nachfolgern, dem VII. bis XIII. Ramses haben wir wenige oder keine Denkmäler. Sie regierten alle wohl nur kurze Zeit. Zwischen den 8ten und 9ten setzt Brugsch den Tum-merj. Unter den 3 letzten scheinen ihm die Oberpriester des Ammon das Uebergewicht über das Königthum erlangt zu haben. Er gibt S. 205 die Namen von 6 Oberpriestern vom ersten Roj, dem Zeitgenossen des Menephthes I, bis Herhor, dem unter Ramses XIII. Aus der Zeit Ramses XII ist eine Stele, die Birch und Rougé übersetzt haben, deren Uebersetzung er S. 206—209 mittheilt. Der König regierte darnach 32 Jahr, 5 Monate und 15 Tage, und behauptete noch die alten Eroberungen in Asien (Mesopotamien). Er war aber auch der letzte König der dieß vermochte. Das Land Buchten, das Rougé auf den Berg Bagistan bezog, deutet Brugsch auf die Stadt Ebatana. Man hascht nach Namensähnlichkeiten! Der Gott Chon-fu, der Sohn Ammons und der Mut, der damals besonders verehrt wurde, mußte auf den Wunsch des Königs von Buchten dorthin eine Reise unternehmen und kehrte mit reichen Geschenken heim.

Ramses XIII war wahrscheinlich der letzte der Pharaonen dieses Hauses. Ihn verdrängte nach Brugsch der Oberpriester des Ammon Herhor. Wir wissen aber nicht ob es nicht eine willkürliche Annahme von Brugsch ist (S. 213), daß neben den Nachfolgern von Ramses III die Oberpriester des Ammon eine zweite Reihe, und die Taniten Manetho's D. 21 eine dritte Reihe gebildet haben sollen. Smendes, der Stifter dieser, soll Nes-ba-n-ded, d. h. „geweiht dem Bock von Ded" (Mendes) bedeuten. Die Deutung von solchen unbekannten Namen, deren Rechtschreibung nicht einmal feststeht, wie er sie auch bei den folgenden Namen Manetho's versucht, scheint uns immer gewagt. Seine Annahme, daß die Ammonspriester damals den Thron usurpirt haben, beruht darauf daß im Tempel von Chon-su, der einzigen Quelle für die Reconstruction der Geschichte dieser Zeit, der erste den Königstitel führt. Brugsch meint aber selber S. 215, wenn es da heiße daß er durch seine Siege über die Feinde das Reich erweitert habe, und die Häupter der Retennu nach Aegypten gekom-

men sepen ihm Respect zu erweisen, so sey das wenig wahrscheinlich und dieß nur monumentale Phrasen ohne geschichtlichen Werth! Seine Söhne sollen theils semitische, theils ägyptische Namen führen. Sein Sohn und Nachfolger Pai-auch habe nicht gewagt den königlichen Titel zu führen ꝛc. Es scheint uns diese angebliche thebäische Nebendynastie nach allem diesem sehr zweifelhaft, und weit sicherer ist offenbar die Existenz der Manethonischen Dynastie der Taniten, da wir aus der Bibel wissen daß Salomo die Tochter eines Königs von Tanis — Brugsch meint eines der beiden Psu-sennes (Pse-bencha) — zur Frau begehrte.

Es folgte die Dynastie 22 von Bubastus, nach Manetho von 9 Königen 116 oder 120 Jahre über. Er nennt nur die Namen von dreien. Die Denkmäler haben auch nur 3 Namen Sa-sang (Se-son-cho-sis), Ua-sor-kan (Usorthon) und Te-ke-lot (Ta-ke-lo-tis), wovon ersterer sich viermal, die andern je zweimal wiederholen, und noch den des 8ten Pachi. Ihrem Namen vorher geht immer der Titel Amen-mer, nur beim letzten Sasang IV steht hinten Mer-amen, der Ammon liebt. Nach diesem Beispiel dürfen wir offenbar die Könige der D. 20 nicht alle Ramses III—XIII nennen, wie Bunsen, Lepsius und Brugsch thun; dieß ist nur der gemeinsame Titel aller. Ihr unterscheidender Name folgt erst dahinter. Auffallend ist daß die gleichnamigen Könige dieser D. 22 ihren Namen durch nichts unterschieden haben sollen, während wieder der zweite Namenschild von Nr. 307, 310 und 311 bei verschiedenen Namen gleich ist. Der Stifter der Dynastie soll der Nachkomme eines Priesters gewesen seyn. Ihre Namen sepen bis auf einen vielleicht nicht ägyptisch. Der Vater des Stifters, welcher Namurot, d. i. (?) Nimrod, wie der Stifter des babylonischen Reichs hieß, führe offenbar einen chaldäischen Namen, sowie auch der eines seiner Vorgänger Nebonesar an Nebucadnezar anlaute, von Nebo, Merkur. Lepsius erklärte dieß schon daraus daß seit der D. 18, und vielleicht schon seit der der Hyksos, Unterägypten, besonders im Osten, von einer gemischten Bevölkerung bewohnt war, so daß semitische Familien sich mit ägyptischen verbinden und zu Ehren und Aemtern gelangen konnten. Der Stifter dieser Dynastie Sesonchis, der Sisaq der Bibel (980—959 v. Chr.) führt schon einen fremden Namen. Es heißt, er sey „gekrönter König, um zu vereinigen die beiden Welten" (se-cha-sin suten er sam tati); darnach meinte schon Rougé, er habe die Ansprüche der thebanischen Dynastie mit der der Taniten vereinigt. Man findet eine Stele mit seinem Namen in den Steinbrüchen zu Silsilis. Er ließ auch den Ammon-Tempel in Karnac erweitern. Zwischen 980—959 v. Chr. nahm er Jerusalem ein. Gewöhnlich setzt man die Einnahme zwischen 980 und 970; Brugsch (p. 225) meint aber erst gegen Ende seiner Regierung. Das Gemälde zu Karnac erläutert gut seinen Zug gegen Palästina. Brugsch wiederholt aus seiner Geographie die Namen der Oerter, die er eingenommen haben soll. Wenn aber Champollion im 29sten die Worte Jehuda malek, hebräisch der König der Juden, zu finden glaubte, so irrt er nach Brugsch (S. 227), Jud-ha-malok bezeichne nur eine unbekannte Stadt Palästina's. Sein Sohn und Nachfolger Osorkon I (959—44 v. Chr.) führe wieder einen fremden Namen, der (?) an den assyrischen Könignamen Sargon erinnere. Es könne aber nicht der Serach der Bibel seyn, der an der Spitze der Aethioper (Kuschiten) und Libyer (Lubim) einfiel. Hier werde zuerst ein äthiopisches Königreich erwähnt. Der 3te König, zwischen den Manetho aber 3 nicht genannte 25 Jahre regieren läßt, Takelotis führe wieder einen fremden Namen und erinnere an den assyrischen König Tiglat Pileser. Wir wissen aber nicht ob auf diese Namensähnlichkeiten nicht zuviel gegeben wird. Man habe von ihm kein Denkmal; dieß erklärt Brugsch (S. 229) daher daß unter seiner Regierung (944 v. Chr.) der Aethioper Serach durch Aegypten mit einem zahlreichen Heere gegen Juda zog; dieß ist aber nur seine Hypothese. Dann folgt nach ihm Osorkon II (940 fgg.), der wenigstens 23 Jahre regiert haben muß, da in diesem seinem Regierungsjahre nach Mariette ein Apis beerdigt wurde. Der Apiscult kommt schon seit der 18ten Dynastie vor; der Apis (Hapi) galt für eine Manifestation von Ptah Sokari Osiris, und er heißt daher „der wiederauflebende Osiris." Nach seinem Tod trauerte man um ihn 70 Tage und suchte dann einen neuen, dessen Wiedererscheinen mit großen Festlichkeiten verherrlicht wurde. Ueber Osorkon I, Sohn und Nachfolger Sesonchis II, sagen die Denkmäler nichts. Dessen Nachfolger Takelotis II war nach einem Gemälde in Karnac Enkel von Osorkon II, und Sohn des Oberpriester Nimrod; aber in den Inschriften sind allerlei Widersprüche (S. 231), so daß wir diese ganze Königsfolge noch bezweifeln müssen. Lepsius meinte, er sey der Sohn von Sesonchis II gewesen, Brugsch meint von Osorchis II, den er neben seinem Sohn Sesonchis II, dann mit Takelotis II und auch noch mit Sesonchis III regieren läßt, was sehr unwahrscheinlich ist. Dieser Sesonchis III muß wenigstens 28 Jahre regiert haben, in welchem Jahr nach Mariette ein Apis geboren wurde, der im 2ten Jahre von Pachi, seinem angeblichen Nachfolger, starb. Den letzten König dieser Dynastie Sesonchis IV (810 v. Chr.) kennt man auch nur aus den Serapeum bei Memphis. Er muß nach diesem 36 Jahre geherrscht haben. Die manethonischen Listen stimmen mit allem sehr wenig.

Nach Sesonchis III soll die Tanitische Familie D. 21 wieder zur Herrschaft gelangt seyn; daß es dieselbe Familie sey, ist aber wieder bloß Hypothese. Manetho rechnet vier Könige in 89 Jahren. Die Namen der drei ersten hat man auf den Denkmälern, ganz so wie er sie hat, gefunden. Den Namen der ersten Pet-sa-bast (Petubastes) deutet Brugsch „das Geschenk des Sohnes der Bast," der Göttin von Bubastos. Ich weiß nicht ob er den Namen recht liest. Der Name des 2ten Osorkon lautet ganz wie der in D. 22. Ich weiß aber nicht ob daraus eine Verwandtschaft folgt. Der 3te Psa-mut (Psamus) bedeutet „der Sohn, eigentlich das Kind der Mut oder Mutter."

Den Namen des einzigen Königs der D. 24, der, als Bunsen schrieb, noch nicht aufgefunden war, hat man jetzt im Serapeum von Memphis gefunden. Er lautet da Bek-n-renf (Nr. 316). Manetho gibt ihm 44 Jahre, Brugsch (S. 243) sagt irrig, Manetho lege ihm nur 6 Jahre bei; sein 6tes

Jahr fand Mariette erwähnt. Die Alten rühmen seine Gerechtigkeit. Der Aethioper Sabako fiel in Aegypten ein und verbrannte ihn lebendig.

Es folgt nun die äthiopische Dynastie 25. Manetho hat nur drei Könige mit 40 oder 44 Jahren. Brugsch setzt sie 715—665. Ihre Namen Sabaka (Sabako), Sabataka (Sebichos) und Tahaka (Tarkos), genauer bei Strabo Tearko seyen fremd, nur ihre Titel ägyptisch. Der 2te heißt in der Bibel Seva. Der König von Israel suchte bei ihm Hülfe gegen Salmanasar, König von Assyrien. Den 3ten — die Bibel nennt ihn Thirhaqah — rief der König von Juda gegen den Assyrier Sanherib zu Hülfe. Es kam aber nicht zur Schlacht zwischen den Assyriern und Aegyptern. Die Juden sagen: der Engel des Herrn erschlug in einer Nacht 185,000 Assyrier. Nach Herodot retteten die Feldmäuse, welche das Lederwerk der Assyrer zernagten, das Heer von Sethos, wie er statt Tarkos hat. Nach dem Tod dieses beschränkten sich seine Nachkommen auf Aethiopien.

Die drei ersten Saiten, die Vorgänger von Psammetichs, D. 26, deren Namen noch nicht auf Denkmälern gefunden worden, hält er für eine Seitenlinie, u. dgl. möge es in verschiedenen Theilen Aegyptens noch mehr gegeben haben, woher die Dodekarchie Herodots entstand. Es könnte seyn daß neben diesen noch ein Aethioper einen Theil von Aegypten inne gehabt habe, denn der Manetho des Eusebius setzt vor oder wohl richtiger neben den ersten Saiten: Ameris den Aethiopen und läßt ihn 12 (die armenische Uebersetzung 18) Jahre regieren. Herodot läßt Psammetichs Vater durch den Aethioper (!) Nechao tödten und Lepsius will einen 4ten Aethiopen Amenirites in den Denkmälern gefunden haben. Brugsch übergeht diesen Ameris ganz, wohl weil Mariette im Serapeum fand daß ein Apis im 20sten Jahre von Psammetich, dem Könige von Ober- und Unter-Aegypten, starb, der im 26sten Jahre von Tarkos, dem Könige von Ober-Aegypten, geboren ward. Manetho bei Eusebius gibt Tarkos nur 20 Jahre (bei Afrikan. 18). Die äthiopische Dynastie müsse also statt 40 Jahre 50 regiert haben, und 50 Jahre blieb nach Herodot Sabako (d. h. die äthiopische Dynastie) Herr von Aegypten, und der blinde König, der nach ihm während der Zeit sich auf der Insel Elbo barg, werde die eingeborne Seitenlinie bezeichnen. Wenn Psammetichs Vorgänger so 21 Jahre neben den Aethiopen regierte, lebte er nur 29 Jahre später als Bocchoris. Doch stammte er nach Brugsch p. 248 mit Lepsius nicht von diesem ab, sondern war (?) libyschen Stammes, nur durch seine Frau mit der Familie des Bocchoris verbunden. Herodots Erzählung, daß Psammetich mit Hülfe von jonischen und carischen Söldtruppen seine elf Nebenbuhler besiegt habe, soll nach Brugsch (S. 249) durch eine griechische Inschrift in archaistischen griechischen Charakteren auf dem Felsen von Abusimbal bestätigt werden. Da er 665—611 v. Chr. regierte, ist dieß wohl eine der ältesten Inschriften. Die fremde Macht, durch die er zur Herrschaft gelangt war, ließ ihn an große auswärtige Unternehmungen wohl nicht denken, er schmückte übrigens die Tempel. Manetho gibt ihm 54 Jahre. Diese Zahl bestätigt Mariette's Entdeckung im Serapeum, nach welcher ein Apis in seinem 52. Jahre starb.

Sein Sohn Nechao (611—595) versuchte nach Herodot das rothe Meer mit dem Nil durch einen Canal zu verbinden, gab den Plan aber später auf. Auch die unter ihm von Phöniciern unternommene Umschiffung Afrika's kennen wir nur durch ihn. Aus der Bibel wissen wir von seinem Zuge gegen die Assyrier, wo der König von Juda sich ihm widersetzte und fiel. Er setzte einen neuen König in Juda ein und das Land mußte büßen. Später von Nabuchodonosor geschlagen, verlor er aber Syrien wieder. Die Denkmäler berichten uns fast nichts von ihm, weil die von Saïs, der damaligen Hauptstadt, auf dem ungünstigen Boden und bei den vielen feindlichen Einfällen alle zerstört sind. Durch Mariette's Entdeckung im Serapeum wissen wir daß er 16 Jahre, nicht 6 Jahre, wie unser Text des Manetho es hat, regiert haben muß. Herodot gibt ihm auch 16 Jahre. Die südlich babyloniſchen Gleichzeitigkeiten verlangen auch dasselbe, und aus einer Grabsäule im ägyptischen Museum zu Florenz deducirte schon dasselbe Bunsen (III, 142). Sein Sohn Psammetich II, Psamuthis bei Manetho, Psamis bei Herodot, unternahm während seiner kurzen Regierung (595—590) einen Feldzug gegen die Aethiopier, die bis südlich von der Insel Elephantine damals herrschten. Sein Name auf dem dortigen Felsen bestätigt dieß. Afrikanus hat die richtige Zahl, Eusebius fälschlich 17. Sein Nachfolger Uah-het-[pi] ra, bei Manetho Naphres, bei den Griechen Apries, bei den Juden Hophrah (590—571 v. Chr.) unternahm nach den Griechen Feldzüge gegen Phönicien und Cypern. Der König von Juda empörte sich und die Chaldäer mußten die Belagerung Jerusalems aufgeben, da der Pharao ihnen zu Hülfe kam; aber 588 nahmen die Chaldäer Jerusalem, ohne daß Apries es hindern konnte, worauf viele Juden auswanderten. Er wollte sich nun an den Cyrenäern erholen. Sein Heer wurde aber geschlagen, empörte sich er und verlor den Thron bekanntlich an Amasis. Wir wissen das nur von den Griechen. Die Denkmäler erwähnen eben nur seinen Namen. Die Apisgräber in Memphis, die sein 12tes Jahr erwähnen, sind nur für die Chronologie wichtig. Er regierte 19 Jahre, wie Afrikanus hat, nicht 25 wie Eusebius.

Aah-mes (Amosis), der Usurpator (571—527) unternahm mehrere Bauten. Im Berge von Hamamat liest man die Namen und Genealogie seines ersten Architekten (Brugsch p. 259 fgg.), dessen Familie von 959—432 v. Chr. durch 14 Generationen dieses Amt oder das Gewerbe vererbt hatte. Die Apisgräber geben mehrere Daten aus seiner Regierung und passen zu Afrikanus Zahl 44, während Eusebius nur 42 hat. Zu Ende seiner Regierung zog er sich den Zorn Cambyses bekanntlich zu, dem sein Sohn Psammetich III (527) erlag.

Aegypten wurde nun eine persische Provinz; 527 nach Brugsch (p. 266), nicht 525, wie man gewöhnlich nach Bunsen annimmt. Er stützt sich auf die Inschriften des Serapeum. Interessant ist die Inschrift einer ägyptischen Statue, die Brugsch (S. 267—69) nach Rougé mittheilt. Der König

Cambyses ließ sich nach dieser zu Anfang seiner Regierung in die Mysterien der Neit einweihen, that alles für ihren Tempel und Cult, und machte sämmtliche Ceremonien mit. Sein unglücklicher Zug gegen Aethiopien ist bekannt, sowie die Folgen und sein Ende; doch nur nach griechischen Nachrichten. Seines Nachfolgers Ntarius (Darius) [521—486] erwähnt dieselbe hieroglyphische Inschrift. Uzahrpentres, den die Statue darstellt, verwaltete unter ihm das Land, und die alten ägyptischen Beamten erhielten ihre Stellen wieder. Unter seiner Regierung geschahen drei Apis, der letzte in seinem 31sten Jahr. Wir erfahren aber nichts weiteres über ihn und seinen Nachfolger Xerxes (486 — 465) durch die Denkmäler. Er heißt Chesir (Nr. 337). Seines Nachfolgers Artacheseses (Artaxerxes) [465—424], Schild (Nr. 338) hat nicht den Titel Sohn der Sonne über sich, sondern den, den sonst der 2te Schild führt. Von den letzten drei einheimischen Dynastien 28—30 haben wir auch nur einige Namensschilder, den von Naif-aan-reb (Nr. 341) [Nepherites], Hakar (Acharis) 393 bis 380 v. Chr. [Nr. 342], und den von Necht-hor-heb Anhor-mer-sa-eset (Nr. 343), d. i. Nectanebes (378—360) keinen von Teos (360—358 v. Chr.), Brugsch vermuthet daß der Name ägyptisch Zethe, Zebo, lautete (Nr. 344). Der letzte König war Necht-nebef (Nr. 345) [Nectanebus II] 358—340 v. Chr.

Die Angora-Ziege.

Die zoologische Gesellschaft in Frankfurt a. M. gibt seit Beginn d. J. ein eigenes Journal, „der zoologische Garten," heraus, dessen erste Hefte außerordentlich viel versprechen. Besonders werthvoll ist darin eine naturgeschichtliche Beschreibung der Angora-Ziege und der bisherigen Acclimatisationsversuche mit derselben. Daß sich die Klimate der meisten südeuropäischen Länder völlig für die Zucht dieses wolltragenden Thiers eignen, ergibt sich daraus daß die Umgebung von Angora nichts weniger als unter einem milden Himmel liegt. Im Winter sinkt die Temperatur bis auf 20° C. unter Null, und erst bei 10 Grad unter Null wird den Thieren ein Obdach in schlechten Ställen geboten. Die Winde sind häufig und heftig, so daß die Ziegen in ihrer Heimath nicht selten Brustkrankheiten erliegen. Die Wolle ist wunderbar fein bei den einjährigen Thieren, und man bezahlt ein Kilogramm mit 11 Franken; schon im zweiten Jahr wird sie geringer, vom vierten Jahr aber wird sie grob und sinkt im Werth bis auf 6 Franken, im sechsten Jahre wird sie so schlecht daß man das Thier dann schlachtet, obgleich es außerdem noch bis ins 8te oder 10te Jahr zu leben pflegt. Die feine Wolle ist gekräuselt und verwandelt sich nach jeder Schur in längere wellenförmige Locken. Das Gewicht eines Vließes schwankt von 1,25 bis 2,5 Kilogr., so daß also der Wollertrag sich durchschnittlich auf 12 Fr. per Haupt belaufen kann. Angora soll 1 Million Kilogr. Ziegenwolle ausführen, so daß, da nur wenig im Lande bleibt, der Heerdenbestand, wie auch P. v. Tschichatscheff es angibt, aus 500,000 Häuptern bestehen wird. Bezahlt am Ursprungsort wird das Kilogramm Wolle mit 5 Francs. Böcke, von denen einer für 100 Geißen ausreicht, gelten 50, Geißen 40 Francs. Die Mütter gehen fünf Monate trächtig und werfen ein, selten zwei Junge.

Schon oft ist die Angora-Ziege in Europa und anderwärts gezüchtet worden. Ferdinand VII von Spanien ließ hundert Stück nach dem Park El Retiro versetzen, wo sie sich so rasch vermehrten daß sie in die Berge des Escurial getrieben werden mußten; die Heerde hatte sich nämlich in der zweiten Generation schon verdoppelt, und existirte noch 1849. Im nämlichen Jahr verpflanzte ein Dr. J. B. Davis 6 Ziegen und 2 Böcke glücklich nach Südcarolina, wo er bis 1855 schon 50 Köpfe zählte. In Frankreich sind die Versuche seit 1854 durch die kaiserl. Acclimatisationsgesellschaft erneuert worden. In Wesserling (Elsaß) wurden ein Böckchen und zwei Ziegen angesiedelt. Die Ziegen gaben ¼ Litre täglich, also nur wenig, aber eine sehr fette Milch. Sie zogen Heu der grünen Nahrung vor, fraßen begierig Stroh und selbst die trockensten Tannenzweige. Einmal des Tages erhielt jedes Thier 250 Gramm Kleie mit ein wenig Wasser und Salz angerührt. Nach diesen Angaben fragt es sich einfach, ob die Aufzucht der Ziegen sich rentire. Bei Stallfütterung erhalten wir folgenden Anschlag:

Verbrauch per Kopf.					
730 Kilogr. Heu (à 6 Frcs. 100 K.)			43	Frcs.	80 C.
4 „	Salz à 10 Cts.				80 C.
200 „	Stroh		10	„	
	Stallung und Hirten		5	„	40 C.
	Zusammen		60	„	— „
	Producte.				
2 Kilogr. Wolle, 6 Frcs.			12	Frcs.	— C.
45 Litres Milch			6	„	75 „
1200 Kilogr. Dünger			60	„	— „
1 Junges			5	„	— „
	Zusammen		83	„	75 C.

Wie man sieht, wird hier nur ein sehr discreter Reinertrag von 23¾ Francs berechnet. Die Ziegen sollen übrigens einen sehr feinen Braten liefern, so daß ihr Fleisch 30 Francs, das Fell aber mindestens eben so viel werth ist. Diese 60 Francs auf 6 Jahre vertheilt, würden den Nutzen auf etliche 30 Francs erhöhen. Bei dieser Berechnung spielt aber, wie man sieht, der Dünger die Hauptrolle, so daß alles übrige nur wie Nebenproducte erscheint. Dieß ist ein Versuch mit Stallfütterung. Sollte aber diese wirthschaftliche Berechnung einen technischen Werth haben, so müßten genaue Vergleiche mit der Schafzucht vorliegen. Wir können uns nicht erwehren die Verpflanzung der Angora-Ziege nach Europa für einen Anachronismus zu halten. Sehr richtig hat W. Roscher in der „Nationalökonomik der Landwirthschaft" nachgewiesen daß das Schaf der Cultur weichen müsse. Was von den Schafen gilt, läßt sich auf wolltragende Thiere, also auch auf die Angora-Ziegen ausdehnen. Wollproduction ist passend für dünn bevölkerte Gebiete, wie einige Gegenden Spaniens, wie Ungarn, die Türkei und schädliche Gebiete Südrußlands. Die krankhafte Sucht alles im Lande zu pro-

duciren, scheint vornehmlich in Frankreich zur Acclimatisirung von Angora-Ziegen verführt zu haben, weil die Franzosen bisher Angora-Garn aus England beziehen mußten, während durch die Angorazucht „dieses Geld dem Land erhalten werden soll," wie man sich in der Protectionssprache auszudrücken pflegt.

Ungarns neue Zukunft.

Die neuen Entschließungen in Wien über die künftige Gestaltung Ungarns erwecken Empfindungen beinahe tragischer Natur, weil hier der erste Schritt zur Verzichtleistung auf eine Durchführung der politischen Einheit des Reiches geschieht. Die eilf Jahre der viribus unitis-Tendenzen erscheinen beinahe wie eine Episode, und es tritt eine Wendung ein wie in der letzten Hälfte von Josephs II Regierung. Niemand wird sagen dürfen daß die Einheitsbestrebungen nicht eine dringende Aufgabe, eine Daseinsfrage für die kaiserliche Regierung gewesen waren, und für jede österreichische Regierung seyn sollten. Auch wird es immer höchst zweifelhaft bleiben ob die strenge Centralisation die man versuchte, nicht hätte durchgeführt werden können wenn in Frankreich constitutionelle Friedfeligkeit, wie unter den Orleans, fortbestanden hätte, anstatt daß ein Eroberungskaiser die Waffe der Aufwiegelung und der Aufreizung von Nationalitätsgefühlen gebraucht hätte, oder endlich wenn die Schlacht bei Solferino gewonnen statt verloren worden wäre. Daß man in Wien zu dem harten Entschluß den Muth besaß, kann nur tröstlich seyn für die wahren Freunde Oesterreichs. Ungarn muß zufrieden gestellt, muß wieder royalistisch gesinnt werden, oder Oesterreich verliert mehr als die Hälfte seiner Kräfte. Nicht wenig trug es zu den Mißgeschicken des letzten italienischen Feldzuges bei daß die ungarischen Truppen so lau ins Feuer und so bereitwillig in die Gefangenschaft giengen. Eine ungarische Insurrection war die schlimme Karte die Napoleon III auszuspielen hatte als er vor Verona anlangte, und seine Flotte angeblich Venedig bedrohte, aber an den Küstenländern Ungarns lag um etwaigen Erhebungen Schritt zum einzuflößen, wie auch aus den Rücksichten auf die zweifelhafte Stimmung der Ungarn allein sich der verhängnißvolle Friedensschluß in Villafranca erklären und rechtfertigen läßt. Ungarn muß zufrieden seyn wenn Oesterreich in den europäischen Händeln mit Nachdruck fernerhin auftreten will. Es hatte aber seit etwa zwölf Monaten die Aufwiegelei in Ungarn einen viel bösartigeren Charakter angenommen als jemals in den Zeiten der stürmischen Landtage vor 1848. Demokraten und Demagogen sind im Grunde viel weniger gefährlich als vornehme Verschwörer. Es fehlte den Leuten wie Kossuth und Mazzini an Fähigkeiten, auch blieben sie immer nur ein Spielwerk auf dem schaukelnden Elemente der Volksgunst. Die Rolle solcher Revolutionsgeister ist gewöhnlich rasch ausgespielt, denn Reaction muß auf Revolution folgen, wie das letzte Viertel auf den Vollmond, wie ein Cäsar auf die Jacobiner. Wo der Adel dagegen — dieß haben die jüngsten Erfahrungen in Italien schmerzlich genug offenbart — sich an die Spitze des aufgewiegelten Volkes stellt, kommt mehr Methode, Berechnung, Beherrschung und Disciplin in die Bewegungen. Die Massen befinden sich in kundigen und fähigen Händen, die Leiter überschätzen nicht mehr die Kraft ihrer Mittel und halten mit ihnen besser Haus, haben einen Blick gehetzet auf auswärtige Allianzen, suchen besser den Schein der Gesetzmäßigkeit zu bewahren, versetzen ihre Gegner ins Unrecht, und verstehen es von den Fehlern der Regierung Nutzen zu ziehen. Mit welchen Sammetpfoten die altmagyarische Partei jetzt ihre slavischen Brüder streichelt, konnte man jüngst wahrnehmen an den Sammlungen für das nothleidende Croatien. Die Empörung Kossuths war an dem Widerstand der Südslaven und Siebenbürgens gescheitert, und zwar waren es Nationalitätsregungen gegen die magyarische Unterdrückung welche die Croaten, Serben und Sachsen um die schwarzgelbe Fahne schaarten. Die damaligen so starken österreichischen Sympathien in den südslavischen Ländern müssen aber jetzt erkaltet seyn. Was die ehemalige Regierung unter Hrn. v. Bach für Fehler diesen Völkern gegenüber gemacht hat, wissen wir nicht, ganz sicher läßt sich aber aus dem neulichen Empfang der magyarischen Deputation in Agram, mag die Begeisterung auch theilweise künstlich oder erkünstelt gewesen seyn, schließen daß der alte Gegensatz zwischen Südslaven und Magyaren jetzt zum Schweigen gebracht worden ist. Vor 10 Jahren kannte der Croate keinen ärgeren Feind als den Magyaren, jetzt beklatscht er ihn als Wohlthäter, um nicht zu sagen als Alliirten. Auch in jenen Ländern ist der Adel das Element der Opposition, und zwar ein Adel halbungarischer Abkunft, so daß man die Bewegung gern für eine rein aristokratische halten möchte, wäre nicht Agram vorher der Sitz des ausgeprägten Croatenthums gewesen, welches hauptsächlich unter dem Bürgerstand seine Stütze fand, den nämlichen Bürgerstand welcher jetzt den adeligen Almosenspendern so geräuschvoll huldigte.

Die erste Regel in der Politik ist es seine Gegner in Nachtheil zu versetzen. Napoleon III verstand das meisterlich, und er benutzte alle Schwächen des österreichischen Staates und alle Fehler der letzten Regierung um das Kaiserreich beim Beginn des letzten Krieges völlig zu vereinzeln, und alle alten Antipathien gegen das Habsburgische Haus in seine Allianz zu ziehen. Das Wiener Cabinet befindet sich jetzt den Ungarn gegenüber in gleicher Lage. Sowie die dortige Opposition sich jetzt nicht zufrieden gibt, wird sie überall in Europa unpopulär werden, gerade so wie über dem Eigensinn der ungarischen Protestanten alle Theilnahme für die evangelische Kirche erkaltet ist. An ein selbständiges Ungarn glaubt kein gesunder Kopf diesseits der Leitha. Frankreich und England haben beide das größte Interesse Oesterreich im Besitz gerade seiner Ostländer zu erhalten, denn ein Oesterreich ohne Ungarn und ein Ungarn ohne Oesterreich würde die Russen nicht mehr hindern nach Konstantinopel zu marschiren. Selbst der große Napoleon ließ nach der Schlacht bei Wagram dem Haus Habsburg noch Stärke genug für seinen östlichen Beruf. Weiter als bis zur Beunruhigung und Lähmung Oesterreichs hätte daher auch Napoleon III sein Spiel mit den Hzg. Klapka,

Kossuth und Consorten nicht wohl getrieben. So wie also jetzt der ungarische Adel seine Mätzchen nicht aufgibt, wird er rasch der allgemeinen Mißbilligung verfallen.

Die neuen Entschließungen in Wien enthalten vor allen Dingen die Wiederherstellung des Königreichs Ungarn als ein ganzes Verwaltungsgebiet. Die fünf großen Districte in welche man das Reich zu zerlegen gedachte, fallen wieder hinweg, und es treten die früheren Graf- oder Gespanschaften wieder in ihre alte Rolle. Das kaiserliche Handschreiben an den F.-Z.-M. v. Benedek verheißt ferner Comitatscongregationen und einen Landtag. So könnte es scheinen als würde das vormärzliche Ungarn noch in diesem Jahre wieder auferstehen. Aber es scheint auch nur so. In den Comitatscongregationen hatten ehemals nur die adeligen Bauern, d. h. die freien Leute und die städtischen Bevölkerungen, Stimme. Jetzt wo in Ungarn der Unterschied zwischen Freien und Robotpflichtigen weggefallen ist, können politische Standesvorrechte nicht mehr gelten. So ist es denn ganz gewiß daß ein Ungarn nach dem Geschmack der altconservativen Magnaten sich nicht mehr wieder erwecken läßt. Die Standesvorrechte müssen beseitigt bleiben, und die österreichische Regierung wird ungezwungen gerade an der Bevölkerung des flachen Landes, an den frei gewordenen Ungarn, eine Stütze gegen die oppositionellen Magnaten finden. Was sich ferner nicht erneuern läßt, sind die alten Eigenthumsgesetze, die schlimme Aviticität. In den letzten 11 Jahren haben so zahlreiche Besitzwechsel auf Grund der neuen Gesetzgebung stattgefunden, daß diese sich ebenfalls nicht mehr hinwegwischen läßt. Jeder der etwas in dieser Hinsicht zu verlieren hat, wird kaiserlich gesinnt werden, sobald die altmagyarische Reaction dem Land über den Kopf wachsen will. Endlich kann man den Comitatscongregationen nicht schicklich die alten Vorrechte wieder einräumen, denn ehemals waren die Grafschaften beinahe so souverän gegenüber den beiden Tafeln, wie die Schweizer Kantone gegenüber der Tagsatzung, oder die Unionsstaaten gegenüber dem Congreß in Washington. Diese Autonomie der Grafschaften war das Krebsübel des alten ungarischen Reiches, die Ursache weshalb so wenig Gesetze sich durchführen ließen, Ungarn aber materiell und geistig so weit hinter den andern europäischen Ländern zurückblieb. Die Comitatscongregationen können in diesem Sinn auch wie ein Gegengift gegen den Landtag wirken. Welche Befugnisse aber dieser künftigen Körperschaft eingeräumt werden sollen, läßt sich jetzt noch nicht erkennen. Jedenfalls wird man den Landtag nicht mehr bloß aus Adeligen und etlichen städtischen Deputirten, sondern nach einem modernen Wahlgesetz bilden müssen. Aber hier droht die Gefahr: gibt man zu wenig, so zieht man sich den Fluch der halben Zugeständnisse zu, und gibt man alles, so sinkt Ungarn wieder zurück in jene lockere Personalunion, wo der Kaiser von Oesterreich als magyarischer König bei auswärtigen Kriegen um eine „Insurrection," um die Bewilligung einer Recrutenaushebung bitten mußte. So brandet das Wasser überall über tückischen Klippen, und den Freunden Oesterreichs bleibt nur als Trost daß das Haus Habsburg, gerade in den Zeiten wo seine Geschicke am meisten sich umnachteten, plötzlich wieder in frischer Glorie durch wunderbare Rettung erstand.

Miscellen.

Rattenfang in Indien. Die Inder haben eine scharfsinnige Methode zum Fangen der Ratten. An den Orten wo diese Thiere sehr zahlreich sind und große Verheerung anrichten, was in Häusern welche Reis oder Getreide enthalten sehr häufig geschieht, befestigt man an die Oeffnung eines leeren Sacks eine Schlinge. Getreide oder Mehl wird in die Oeffnung des Sacks gelegt um das Thier zum Hineingehen zu veranlassen. Ist alles vorbereitet, so stellt sich der Laurer dergestalt auf daß er die Sacköffnung vollkommen überschauen kann, hält das Schlingenseil in der Hand, und wartet. Ist eine Ratte in den Sack geschlüpft, so folgen ihr bald fünf oder sechs andere. Sobald der Inder glaubt, er werde einen guten Fang machen, zieht er das Seil an, der Sack schließt sich, und die Ratten sind gefangen. Auf diese Weise fängt man viele, und reinigt so das Land von einem Geschmeiß das sich in Menge in demselben befindet. (Globe.)

*

Der Thee der Chinesen. Von allen Sorten gebrauchen die Chinesen am meisten den in der Provinz Yünnan bereiteten und auch als Arznei hochgeschätzten „Kraftthee." Er gleicht dem schwarzen Thee und wird mittelst Gummi in kleine Kugeln geformt, sein Geschmack ist etwas bitter. Den Geschmack des Aftenthees aber ziehen sie dem jeder andern Sorte vor, daher auch seine enorm hohen Preise. Dieser Thee liebt mehr hochgelegene und trockene Orte, woher es kommt daß auch seine Einernting schwierig und gefahrvoll ist. Menschen könnten manche Berghöhen, auf denen er wächst, gar nicht erklimmen, ein einziger Fehltritt würde sie in tiefe Abgründe stürzen lassen oder doch die jungen Pflanzen beschädigen. Man richtet also Affen ab, die Höhen hinanzuklettern und die Blätter einzusammeln. Kommen sie mit den gesammelten Blättern zurück, so gibt man ihnen einige Leckereien, nach denen sie lüstern sind.[1] Die Chinesen, das vorzugsweise theetrinkende Volk, bereiten den Thee einfach, indem sie einige Finger voll Blätter in ein Gefäß werfen, darüber siedendes Wasser gießen und das Gefäß zudecken. Man nimmt dann davon nach Laune und Belieben, und kann später noch einen zweiten Aufguß machen. In Häusern, die viele Besuche erhalten, und in den Kaufläden steht auf einem Tisch eine Theekanne von hübscher Form und umgeben von zahlreichen Tassen. Regenwasser wird am liebsten zur Theebereitung gebraucht. Man nimmt ihn ohne Milch und Zucker.

[1] Das ist natürlich nur ein Märchen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. Augsburg, 6 Mai 1860.

Vertheilung und Wanderungen der Thierwelt.

Die Thiere sind nicht durch Zufall auf dem Erdball verbreitet; das Vorhandenseyn einer jeglichen Gattung in einer bestimmten Gegend hängt von Bedingungen ab welche eng mit der Organisation und der Lebensweise derselben verknüpft sind. Alle Wesen sind auffallend abhängig von der Natur, in deren Schooß sie erzeugt werden und sich entwickeln, und diese Abhängigkeit wird um so größer, je häufiger die Bedürfnisse des Thieres sind, und je empfindlicher sein Organismus gegen die Einflüsse des Mediums ist in welchem es sich bewegt. Daher ist die Vertheilung der Gattungen sehr ungleich; jene welche leicht die genügenden Bedingungen zu ihrer Erhaltung finden, sind weit mehr verbreitet als die Thiere deren Gewohnheiten und Nahrung von besondern Umständen abhängen. Deßhalb darf man sich nicht darüber verwundern daß die Linien welche auf Karten das Wohngebiet der Thiergattungen bezeichnen, oft ungeheure Ungleichheiten und Anomalien darbieten.

Während gewisse Thiere über ein Drittheil oder die Hälfte des Erdballs verbreitet sind, gibt es andere, auf eine Oberfläche beschränkt die nicht mehr als drei oder vier Quadratmeilen ausmacht. Uebrigens sind diese Gebiete auf welche jegliche Art oder Gattung angewiesen ist, nicht so deutlich abgegränzt wie unsere europäischen Staaten. Das Thier ist seiner Natur nach ein wanderndes Geschöpf; auch ist es genöthigt weiter zu streifen, wenn die Gegenden wo es seine Nahrung sucht dieselbe nicht mehr darbieten. Es lebt wie die Nomadenvölker, stets ein neues Obdach suchend, zu dem gewohnten zurückkehrend, nach der Jahreszeit wechselnd, indem es die Geschöpfe verfolgt die seine Nahrung ausmachen. Daher die Wanderungen welche bei einigen Gattungen den Charakter periodischer weiter Reisen annehmen, denn die Bedürfnisse der Reproduction führen die Thiere, besonders Vögel und Fische, in die Regionen welche dem Brüten und Ausschlüpfen ihrer Eier am günstigsten sind. Der gezähmte oder halbgezähmte Zustand, indem er dem Thier Schutz und Nahrung sichert, benimmt ihm diese Wanderlust, und fesselt es an das Land wo der Mensch ihm zu Hülfe kommt. Die Nachbarschaft der Städte oder Dörfer zieht gewisse Gattungen an und fixirt dieselben; die Anhäufung der Hausthiere verschafft ihnen Hülfsmittel, welche sie da und dort in wilden Gegenden hätten aufsuchen müssen. Verschiedene Thierarten, nachdem sie ein Land verlassen haben, kehren plötzlich dahin zurück, weil die Ursachen welche sie zur Auswanderung gezwungen verschwunden sind. Der schwedische Naturkundige, Nilson, hat in seinem Vaterland 1825 das Erscheinen der Fledermaus, Vespertilio Noctula, angezeigt, welcher weder Linné noch irgend ein anderer Forscher in Schweden begegnet hatte, während bei der Wiederherstellung der Kathedrale von Lund in den Mauern derselben zahlreiche Gerippe dieser Vespertilionen zu Tage kamen, und bewiesen daß sieben Jahrhunderte früher diese Thiere in dem Süden der skandinavischen Halbinsel sehr häufig gewesen sind. Auch die Motacilla alba (Bachstelze) verschwand aus Schweden seit ungefähr dreißig Jahren. Die zoologische Karte muß daher Wechseln unterworfen seyn, und es läßt sich die relative Ausdehnung, die jeder Gattung angewiesen ist, nur ungefähr angeben. Indeß können mit wenig Ausnahmen die Wanderungen der Thiere gewisse äußerste Gränzen, jenseits deren es ihnen an allen Lebensbedingungen fehlen würde, nicht überschreiten.

Das Thier ist erschaffen um zu leben und sich wieder zu erzeugen; so ausgedehnt auch die Region seyn mag welche es bewohnt, so wird es sich doch nur an den Orten festsetzen welche die Nahrung enthalten deren es bedarf, und ihm den Schutz oder das Obdach bieten für welche es organisirt ist. Jede Gattung hat daher einen Punkt des Erdballs welcher gleichfalls ihre Wiege ist, von der sie nach allen Seiten sich ausbreitet, bis an die Stelle wo ihre Lebensbedingungen aufhören. Selbst diese Gränzen erreicht sie nicht immer, wenn Hindernisse durch Erhebung oder sonstige Beschaffenheit des Bodens sich ihr entgegensetzen. So finden sich die Thiere des westlichen Cordillerenabhanges gewöhnlich nicht auf dem östlichen, da die Gipfel der Anden eine Schranke bilden welche sie nicht zu überschreiten vermöchten. In den zahlreichen Inselgruppen des stillen Meeres findet man nur wenige Schlangen, obgleich der große indische Archipel von denselben wimmelt; diese Reptilien konnten die Meeresarme

nicht überschreiten, welche Polynesien von den Malayen trennen.

Nur in seltenen Fällen, durch Hunger getrieben, sieht man plötzlich Gattungen in Gegenden erscheinen die ihnen fremd waren. So haben sich Wolken von geflügelten und selbst flügellosen Insecten bisweilen auf ein Land geworfen das durch mächtige Schranken von der Region getrennt ist die sie bewohnten. Heuschrecken haben in Myriaden den Canal von Mozambique durchschnitten, um sich auf Madagascar zu werfen; andere Schwärme sind über das Mittelmeer aus der Berberei in Italien eingefallen; wahre Bänke von Raupen haben Flußübergänge versucht; Schmetterlinge sind zu Tausenden an gewissen Küsten erschienen, wohin sie über Meer kamen. Indeß sind diese Fälle selten, und können als Störungen in den Gesetzen der zoologischen Verbreitung angesehen werden. Gewöhnlich wechseln die Thiere ihren Aufenthalt nicht so plötzlich, sondern dringen vor oder ziehen sich zurück, nach den atmosphärischen Wechseln. Darum findet sich eine Thierwelt welche in den nördlichen Regionen die Ebenen bewohnt, wieder auf den Gebirgen der südlichsten Gegenden. Der schöne Schmetterling Parnassius Apollo lebt in Schweden auf den Ebenen und an den Hügeln, während er in den Alpen, Pyrenäen, dem Himalaja sich in großer Höhe aufhält, denn er findet dort die Temperatur der Ebene in Schweden. [1] Ein anderes Insect, Carabus auratus, das in unsern Niederungen umherfliegt, findet sich in Italien nur auf den höchsten Bergen. Der Wohnplatz jeglicher Thiergattung hängt hauptsächlich von den klimatischen Bedingungen ab mit denen ihre Alimentation und Vermehrung verbunden ist, und erweitert oder verengt sich nach den Temperatur- und Vegetationswechseln. Neue Culturen vermögen gewisse Thiere aus einem Lande zu vertreiben und andere herbeizuziehen. Das Austrocknen von Teichen oder die Veränderung der Wasserläuse wird deren ichthyologische Bevölkerung stören. Die Ankunft oder das Entfernen gewisser Arten wird das Erscheinen oder Verschwinden der fleischfressenden Thiere bestimmen, denen sie als Beute dienen. Seit man in dem Becken von Paris die Fichtenpflanzungen vervielfältigt hat, findet man daselbst die Lamia aedilis, ein Insect aus dem nördlichen Europa, welches früher in diesem Lande niemals gesehen wurde. Audubon, der große Ornithologe, hat bemerkt daß die Ausbreitung der Culturen und die Umwälzungen welche dieselben in der neuen Welt hervorbringen, die Wanderzüge gewisser Vögel geändert und sie häufiger und ausgedehnter gemacht haben; Gänse, Enten, Pelikane suchen gegenwärtig in dem Norden die Orte wo sie ihre Jungen aufziehen können, während sie früher in minder kalten Gegenden verweilten, welche der Mensch noch nicht unbewohnbar für sie gemacht hatte. Dieses alles, was gleichsam unter unsern Augen vorgeht, wird endlich eine, wenn auch nicht neue, doch mindestens von frühern Jahrhunderten sehr verschiedene Vertheilung der Thiergeschlechter herbeiführen.

Von Thieren deren Organisation schmiegsam ist, die sich mit jeder Nahrung begnügen, ist es schwer die eigentliche Heimath zu bestimmen; der Kosmopolitismus ist so sehr in ihrer Natur, daß sich nicht sagen ließe welches Land zu ihrer Entwicklung am geeignetsten wäre. Bei den Gattungen dagegen deren Wohnplatz eng begränzt ist wird dieses leicht, auch sind sie sehr geeignet die verschiedenen zoologischen Zonen zu charakterisiren. Während der Wanderfalke seinen kühnen Flug über alle Länder ausdehnt, während Delphine und Tummler auf der Oberfläche jedes Meeres sich umhertreiben, und die Vanessa cardui, ein Schmetterling, sich zumal im südlichen Europa, in der Berberei, Chili und Australien findet, verläßt der Condor und das Lama niemals die Höhen der Anden; der Ornithorinx, das seltsamste aller Thiere, bleibt auf Australien beschränkt; auch eine große Anzahl Reptilien haben äußerst eng begränzte Wohnplätze.

Da die Seethiere weniger Einflüssen unterworfen sind als die Landthiere, wegen des Mediums das sie bewohnen, so ist ihre Vertheilung natürlich weit einfacher, und bietet nur selten Anomalien dar, wie sie oft auf der Karte die Regelmäßigkeit der Fauna stören.

Wenn man die Typen aus denen das Thierreich besteht im ganzen betrachtet, erkennt man daß sie sich in zwei Classen, die tropische und subpolare, eintheilen lassen. Die heiße Zone und die gemäßigte kalte bieten sich daher wie die beiden Pole der Fauna der Erde dar, und das was sie charakteristisches erzeugen wiegt abwechselnd in jedem Lande vor, je nach seiner speciellen Temperatur. Indeß muß man nicht glauben daß die Geschlechter und Gattungen sich stets in so scharfen Umrissen erhalten, um ihren tropischen oder subpolaren Ursprung deutlich erkennen zu lassen. Die Thiere der intermediären Regionen bieten auch ihre besondere Charakteristik dar, und mehrere Arten finden sich nur noch in dieser oder jener mittleren Region.

Dieß kommt daher daß die Typen sich vermischen und verändern, sobald sie sich von den Orten entfernen für die sie gleichsam geschaffen sind. Die tropischen Gattungen degeneriren wenn sie sich dem Nord- oder Südpol nähern, ebenso die aus den Polargegenden wenn sie den Tropen nahe kommen.

Die Variationen welchen die zoologischen Typen unterworfen sind wenn sie sich von dem Ort ihres Ursprungs entfernen, bestimmen auch das Erscheinen der Zwischengattungen, welche sich beständig nach den besondern Bedingungen worin sie sich entwickeln umgestalten. Auch bieten benachbarte Gegenden niemals eine ganz verschiedene Fauna dar, die nur in allmählichen Uebergängen sich verändert.

Die Himmelsstriche zeigen schärfer abgeschnittene Differenzen den Breitegraden nach, als wenn man den Längengraden folgt; über den Aequator hinaus finden sich nicht immer in den Australzonen dieselben Arten, und ebensowenig dieselben Gattungen, wie unter denselben entsprechenden Borealzonen, wenn auch im ganzen der zoologische Charakter derselbe zu

[1] Hängt wohl mit der Verbreitung der Saxifragineen- und Sedumarten zusammen, welche der Raupe ihre Nahrung geben. Im Jura und der schwäbischen Alp findet er sich schon 120'—2000' über dem Meer.
Anm. d. Bearbeiters.

seyn scheint. Die Analogien der Arten und Gattungen sind weit auffallender wenn man die Isothermal-Längen verfolgt; dann sind es nicht nur annähernde oder identische Arten welchen man begegnet, sondern absolut die gleichen Gattungen. Wollte man auch eine große Anzahl von Mittelpunkten der Schöpfung annehmen, so ist die Fauna des Erdballs nicht immer dieselbe gewesen wie heutzutage. Die Paläontologie lehrt uns daß es nicht nur Thiergattungen gibt welche seit Hunderten, ja seit Tausenden von Jahren verloren gegangen und erloschen sind, sondern daß die Vertheilung der Arten und Gattungen welche man heute findet in frühern Zeiten eine ganz andere gewesen ist. Nachdem die Geologen den Gedanken daß diese Thiere durch ungeheure Umwälzungen und Naturereignisse zerstört worden, und andere an deren Stelle getreten sind, aufgegeben haben, nehmen sie an daß in langen Zeiträumen stufenweise Veränderungen in der Vertheilung der Continente und Meere und der Beschaffenheit des localen Klima's vorgegangen sind. Die Thiere einer Epoche welche den langsamen Zerstörungsursachen der vorhergehenden entronnen waren, haben fortgelebt wie zuvor, allein sie vertheilten sich anders. Ohne Zweifel haben sich bei Annäherung der gegenwärtigen Epoche die Bewegungen des Bodens vermindert und vereinfacht; dessenungeachtet sind tiefeingreifende Veränderungen vorgegangen. Daher eine ununterbrochene Reihenfolge von Wanderungen und Ortsveränderungen welche die zeitweilige Ordnung herbeigeführt haben, die weit davon entfernt ist eine permanente zu bleiben.

Um uns Rechenschaft zu geben über die gegenwärtige Vertheilung der Thiergattungen, müssen wir in frühere Zeitalter zurückgehen, und besonders in die quaternäre und tertiäre Periode, welche der jüngsten unmittelbar vorangegangen sind. Erstere, auch uneigentlich die diluviale Periode genannt, hat an verschiedenen Punkten der Erdoberfläche zahlreiche Anschwemmungen abgesetzt, welche ihre Existenz und ihre Dauer beweisen. Während dieser Periode hat sich das Niveau der Meere gehoben, und dieselben haben sich theilweise zurückgezogen.

Die Schwankungen des Niveau des Oceans und des festen Landes haben atmosphärische Umwälzungen herbeigeführt. Der ehemaligen heißen und ziemlich gleichförmigen Temperatur des Erdballs folgten Abwechslungen zwischen Kälte und Wärme. Ungeheure Gletscher erzeugten sich und schoben erratische Blöcke vor sich her. Das Schmelzen des Eises hatte ungeheure Ueberfluthungen zur Folge; riesenhafte Eisbänke schwammen mit losgerissenen Felsstücken dahin. Große Flüsse gruben sich ein Bett und führten Geschiebe mit sich, die es am Ende ausfüllten. Wie hätte der zoologische Zustand der Erde solchen Phänomenen gegenüber ein bleibender seyn können? Die Umrisse der Continente waren sehr verschieden von dem was seit der historischen Epoche beobachtet worden ist. J. B. in Europa war nichts dem ähnlich was heute besteht. England hieng mit Irland zu einem Ganzen zusammen; und war mit Deutschland durch weite Ebenen verbunden, der Meeresarm von La Manche hatte sich noch keinen Durchgang gebrochen, er entstand durch successive Einsenkungen, in dem Maß als entgegengesetzte Bewegungen die Nordsee verkleinerten, welche sich anfänglich bis nach den Alpen und dem Ural erstreckte, und selbst einen Theil der britischen Inseln bedeckte. So war Sicilien ohne Zweifel damals mit Afrika verbunden. Eine solche Configuration, sehr verschieden von der gegenwärtigen, hat natürlich auch eine andere Vertheilung der Thiere zur Folge gehabt. Die Paläontologie constatirt wirklich daß während der quaternären Periode sich Tausende von aufeinanderfolgenden Generationen von Säugethieren entwickelt haben; es gab auch eine Fauna von Land- und Süßwassermollusken, deren fragilste Gattungen sich bis auf unsere Zeit ungeschärt in derselben geographischen Verbreitung fortgepflanzt haben. Von 57 Gattungen welche in den ältesten quaternären Lagerungen erscheinen, leben deren noch 54.

Man verdankt Hrn. Lartet interessante Nachforschungen über die Wanderung, welche ehedem die Säugethiere in Europa vollbracht haben müssen. Dieser Gelehrte constatirt das Daseyn von zwei sehr verschiedenen Faunen während der quaternären Epoche. In der einen treten auf der afrikanische Elephant, das zweihörnige Rhinoceros vom Cap, zwei Hippopotamusarten, der Löwe, der Panther, der Schakal, die gestreifte Hyäne und die Hyäne vom Cap, die Ginetkatze, das Stachelschwein, das Wildschwein und die Antilope. Diese Thiere bewohnten unsere Gegenden; allein die Veränderungen welche allmählich dort vorgiengen, trieben sie beinahe alle nach Afrika, wo man sie noch findet. Einige dieser tropischen Thierarten blieben jedoch in den südlichen Theilen ihres ehemaligen Vaterlandes zurück; der Affe, welcher noch in der Umgebung von Gibraltar sich aufhält, die Ginetkatze und die Mangusta in Spanien sind wie verlorne Posten des großen Heeres, welches bis nach Südafrika vorgedrungen ist. Es ist wahrscheinlich daß das Stachelschwein, das Wildschwein, das Murmelthier, das Schaf und die Ziege auch Ueberreste der alten europäischen Fauna sind. Diese Wanderung ist dem Meridian gefolgt, und die Entfernung zwischen den äußersten Punkten des alten Wohnplatzes gewisser Gattungen und ihrem neuen Aufenthalt beträgt nicht weniger als 80 Breitegrade.

In der zweiten von Lartet aufgestellten Abtheilung schildert er die Fauna, welche auf die tropische in Europa folgte, und welche großentheils unsere gegenwärtigen Säugethiere hervorgebracht hat. Die Temperatur unserer Regionen hatte sich damals außerordentlich erniedrigt, deßhalb drangen die Thiere welche während der vorhergegangenen Periode Sibirien bevölkerten, bis zu dem Mittelpunkt von Europa vor, indem sie sich auf einem Raum von 70 Längengraden ausbreiteten. Während in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und England die ungeheuern Rüsselnachbarmen allmählich verschwanden welche seit der tertiären Periode dort heimisch waren, erschien ein Elephant, Elephus primigenius, der dem nördlichen Himmelsstrich eigen war, und verbreitete sich über diese Regionen, wo man seine Ueberreste in Diluviallagern findet. Lange zuvor waren andere Rüsselthiere verschwunden welche man nach der Miocen-Periode nicht mehr findet, nämlich das Dinotherium und die Mastodonten, die mehrere Arten zählen. Mit dem sibirischen Elephanten lebte ein anderer Dickhäuter unter demselben Klima, das Rhinoceros

tichorinus und andere boreale Thierarten, der Moschusochse, das Rennthier, der Vielfraß, der Lemming. Nachdem diese Thiere bis in das Herz von Europa vorgedrungen waren, haben sie, sobald die Temperatur sich erwärmte, sich in höhere Breiten zurückgezogen; allein die größeren Arten scheinen durch dieses Rückschreiten dem Untergange, der ihnen durch die höhere Temperatur drohte, nicht haben entrinnen zu können: sie kamen um, und nur ihre Knochenreste bezeugen ihr ehemaliges Daseyn. Unter diese Zahl gehören Elephas primigenius, Rhinoceros tichorinus, Cervus giganteus, Bos primigenius und Ursus spelaeus. Obgleich getrennt durch scharfsabgeschnittene Kennzeichen, haben diese beiden Bevölkerungen Europa's, die eine tropisch, die andere subarktisch, während einiger Zeit in den angränzenden Landstrichen sich zugleich finden müssen.

Der Theil der Welt welchen wir bewohnen war extremen Temperaturen ausgesetzt, welche den Individuen von sehr verschiedenen Faunen neben einander zu leben gestatteten. Man findet oft in quaternären Lagerungen Reste von tropischen mit denen von nordischen Thieren vermischt. Das Flußgeschiebe von Grays in England hat Knochen eines Hippopotamus und eines Makiaffen geliefert, welche an den Ufern der Themse gelebt haben müssen zu einer Zeit wo ein intensives Erkalten der borealen Hemisphäre schon die arktischen Seemuscheln gezwungen hatte bis in die Meere von Centraleuropa vorzurücken. Später, nach der ersten Eis-Phase, konnte sich der Moschusochse, der Lemming, das Rennthier, Arten die wieder ausschließend subarktisch geworden waren, in Mitteleuropa mit dem afrikanischen Elephanten und Rhinoceros zusammen finden.

Man sieht daraus daß unsere europäische Fauna ein Gemisch von frühern Thierwelten ist, und der Rückschlag von Ortsveränderungen welche vor sich gegangen sind. Solche bereiten sich aufs neue vor, denn die Ordnung der Dinge ist ungefähr noch dieselbe wie vor Myriaden von Jahren. Thierarten sind verschwunden oder haben ihren Aufenthalt verlassen beinahe vor unsern Augen. Der Dodo, dieser seltsame Vogel der Maskarenen, hat seit einigen Jahrhunderten zu existiren aufgehört; der Auerochse, welcher zu Cäsars Zeiten in Deutschlands Wäldern umherirrte, verschwand in dem Maße als die Waldungen sich lichteten; das Elenthier, von den Alten beschrieben, bewohnt Mitteleuropa nicht mehr; vergeblich würde man den Biber in Frankreich und England suchen, an deren Wassern er sonst häufig war; der Luchs ist in den Alpen sehr selten geworden und hat die Pyrenäen gänzlich verlassen, wo er noch im 15ten Jahrhundert gejagt wurde; der Panther, der Kleinasien zur Römerzeit verwüstete, hat sich weit weg geflüchtet; der Löwe, so gefürchtet von den Völkern Assyriens, gehört dem Bassin des Euphrat nicht mehr an. Es ist der Mensch der die Haupturſache des Verschwindens dieser Thiere war, indem er die einen vertilgte, andere sich zu entfernen zwang; er wird noch manche wilde Arten ausrotten, denn der civilisirte Mensch zerstört alles was er sich nicht anzueignen vermag; er verfährt gegen die wilden Thiere wie gegen die Barbarenstämme, welche er austilgt wenn es ihm nicht gelingt sie seiner Lebensweise zu unterwerfen.

Darum läßt sich annehmen daß verschiedene ausgestorbene Thierarten ehedem mit unserm Geschlecht gelebt haben, und man darf sich nicht wundern wenn man Knochen von Menschen oder Werke ihrer Hände zugleich mit den Fossilien von Säugethieren findet welche nicht mehr existiren. Die Mastodonten, deren eine Art, der Mastodont vom Ohio, Amerika mit zwei Elephantenarten in der quaternären Periode bewohnte, konnten Zeitgenossen seyn von den ersten Stämmen welche die neue Welt bevölkerten. Diese Thiere waren merkwürdig zahlreich; zu Big-Bone-Lick in Kentuck hat man die Ueberreste von etwa hundert Mastodonten und etlichen zwanzig Mammuths, Elephas primigenius americanus, entdeckt, mit andern Fossilien vermengt, als denen des Meyolonyx, des Hirsches, Pferdes und Bisons. Die Ueberlieferungen der Schäni-Indianer erzählen daß die riesigen Dickhäuter ehedem in ihren Wäldern gelebt haben, und durch den Zorn des Himmels vertilgt worden sind. Auch in Sibirien konnte der Elephas primigenius und Rhinoceros tichorinus zu gleicher Zeit mit dem Menschen existirt haben. Der sibirische Bubal, den man nur in fossilen Zustande findet, erinnert sehr viel an den kafferischen, welcher noch auf dem Cap lebt, er ist beinahe derselbe mit dem Bubalus moschatus oder Moschusochsen, den man lebend auf der Melville- und Beringinsel getroffen hat.

(Schluß folgt.)

Die Rumänin Dora d'Istria.

Nicht nur die Rumänen überhaupt haben in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht; auch die eben genannte Rumänin ist in den letzten Jahren vielfach in die Oeffentlichkeit getreten, besonders nachdem es ihr während eines längeren Aufenthaltes in der Schweiz im Sommer 1855 gelungen war den Nachbar der Jungfrau, den Mönch, nicht ohne Gefahr und mit Ueberwindung mancher Hindernisse und Schwierigkeiten glücklich zu ersteigen. Zeitungen und Journale in der Schweiz, Frankreich und Deutschland waren damals voll von ihrem Lobe, und voll Anerkennung der Kühnheit womit die Gräfin Dora d'Istria jenes Unternehmen ausgeführt hatte, und Pariser und Leipziger Illustrationen brachten Schilderungen dieses Unternehmens, die der Wahrheit freilich selbst nicht immer ganz entsprachen.

Hinter dem Namen Gräfin Dora d'Istria verbirgt sich die rumänische Fürstin Helene Ghika, aus dem Geschlecht der Fürsten Ghika, die seit der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in der Geschichte der Moldau und Walachei eine hervorragende Rolle gespielt haben. Dieses Geschlecht der Ghika stammt aus dem Lande welches unter dem Namen Macedonien, Epirus und Albanien der Welt die Besieger Asiens gegeben hat, jene tapferen Krieger welche das Glück

Roms eine Zeitlang in Frage stellten, sowie die Helden welche den Einfall der Türken nach der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 längere Zeit muthig zurückwarfen. Es vermischt sich in diesem Geschlecht das Blut der alten Römer mit dem der Krieger Alexanders des Großen, des Pyrrhus und Skanderbegs. Ja, wenn wir die neuesten Forschungen der Ethnographen hören und annehmen wollen, wären die Albanesen, von denen jenes Geschlecht der Ghika abstammt, sogar sprach- und stammverwandte Ueberreste, und gleichsam unmittelbare Nachkommen jener Urbevölkerung, die schon vor den Hellenen in Epirus, Macedonien und Illyrien wohnte, also unmittelbare Vorgänger der Hellenen selbst. Indeß wissen wir nicht, wie zunächst das Geschlecht der Ghika selbst hierüber denken mag. In den Donaufürstenthümern brachten sie es jedoch bald zu einer gewissen Geltung und besondern Anerkennung, indem mehrere von ihnen nicht nur das Amt der von der Pforte auf bestimmte Zeit gewählten Hospodare, die Fürsten, in beiden verwalteten, sondern auch dabei um das Land und Volk, um die Entwicklung des alten Rumäniens in materieller, moralischer und politischer Hinsicht sich in hohem Grade verdient machten, und auf diese Weise eine Wiedergeburt Rumäniens wenigstens vorbereiteten. Manche dieser Hospodare zeichneten sich in früheren Jahrhunderten durch Züge einer weisen und erleuchteten Staatsverwaltung aus, wie man sie selbst heutzutage in den sogenannten civilisirten Staaten Europa's nicht immer und nicht überall findet, indem sie z. B. in der Ueberzeugung daß man dem rückschreitenden Geiste der Geistlichkeit heilsame Schranken setzen, den Klerus im Zaum halten und die Religionsfreiheit begründen und schützen müsse, den sächsischen und magyarischen Protestanten gestatteten in Bucharest, in der Hauptstadt der Walachei selbst, eine Kirche zu bauen. Dieß that aus dem Geschlecht der Ghika der Fürst Gregor II, welcher 1748—1752 zum zweitenmal Hospodar der Walachei war. Nach der ersten Besitznahme der Walachei durch die Russen (1808—1812) wurde Gregor IV aus dem Geschlecht der Ghika (1822—1828) als Hospodar der Walachei Wiederhersteller des walachischen Throns, und namentlich war er für die Wiedergeburt der rumänischen Literatur eifrig bemüht. Allein Rußland wollte eine Wiedergeburt Rumäniens überhaupt ebensowenig als Oesterreich, und auch im Inneren verhinderten die Bojaren, der Adel des Landes, die Entwicklung der rumänischen Nationalität. Auch der jüngere Bruder jenes Gregor IV, Alexander oder Aleko X, welcher von 1834—1842 Hospodar der Walachei war, zeigte sich als einen volksthümlich und vaterländisch gesinnten Fürsten voll Energie und Uneigennützigkeit, der, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückte, „die osmanische Pforte in einer solchen Weise vertrat, wie die abendländischen Mächte es nur wünschen konnten;" allein der Divan opferte ihn nach schwachem Widerstand auf. Auch andere Glieder der Familie der Ghika, theils Hospodare der Walachei und Moldau, theils in anderen untergeordneten Stellungen, haben sich in früherer Zeit und später ebenso durch ihre politischen Grundsätze als durch wissenschaftlichen Sinn und durch Liberalität der Gesinnung, sowie durch Festigkeit des Charakters ausgezeichnet und als Patrioten bewährt. Als im vorigen Jahrhundert die Pforte die Bukowina, welche einen Theil Rumäniens gebildet hatte, an Oesterreich überließ, und Gregor Ghika V Hospodar der Moldau war, weigerte er sich den Vertrag, der sein Vaterland einer schönen Provinz berauben sollte, zu unterzeichnen. Er wurde in Folge dessen „der Märtyrer der Nationalunabhängigkeit." Denn kurze Zeit nachher ward von der türkischen Regierung ein Kapidschi-Baschi mit geheimen Befehlen nach Jassy gesendet. Er überraschte den Fürsten und erdolchte ihn; sein Kopf ward einbalsamirt und nach Konstantinopel geschickt, wo er auf den Mauern des Serails aufgesteckt wurde. Dieß geschah im Jahr 1777.

Die Familie der Ghika erlangte, dadurch daß einzelne derselben die Würde eines Hospodars der Moldau und Walachei bekleideten, den Charakter und den Titel eines fürstlichen Geschlechts. Aus dieser Familie stammt Helene Ghika. Ihr Vater war Michael Ghika und Minister des Inneren am Hof seines Bruders, des Hospodars Gregor IV, und sie ward am 22 Jan. 1829 in Bucharest geboren. Der Metropolit der Walachei selbst taufte sie, und der Fürst Gregor Ghika war ihr Pathe. Ihre erste Jugend verlebte sie in der Nähe von Cortea Veque bei Bucharest, wo einer der Helden Rumäniens, Mircea der Alte, sich einen Palast erbaut hatte. Als sie sieben Jahre alt war, empfieng sie den ersten Unterricht; ihr Lehrer war ein gelehrter Grieche, G. G. Pappadopulos, der noch gegenwärtig in Athen lebt und daselbst ein Privat-Erziehungsinstitut leitet. Er wußte mit Geschick und den glücklichsten Erfolgen die außerordentlichen Naturgaben der Fürstin Helene zu entwickeln, und diese erhielt damals Unterricht im Alt- und Neugriechischen, im Lateinischen und im Französischen. Später erlernte sie auch die deutsche, englische und französische Sprache. An diese Bildung des Geistes schlossen sich auch körperliche Uebungen, und namentlich that sie es in der Fertigkeit des Schwimmens sogar ihren Brüdern zuvor, eine Fertigkeit die ihr später einmal die Gelegenheit gab in einer dunkeln Nacht die Erzieherin ihrer Schwester, die in der Nähe von Moskau in einen Teich gestürzt war, einem gewissen Tode zu entreißen.

Im Jahr 1840 verließ ihr Vater Bucharest und wandte sich mit seiner Familie nach Dresden, wo auch die Fürstin Helene hinreichenden Anlaß fand nicht nur ihrer Leidenschaft für die Wissenschaften durch eifrige Studien zu genügen, sondern auch mit den Künsten, namentlich mit der Musik und der Malerei, sich ernstlich zu beschäftigen. Die deutsche Sprache und Literatur trieb sie damals mit einer solchen Leidenschaft daß sie sogar die Iliade ins Deutsche übersetzte, um vollständig in den Geist einer Sprache zu dringen, welche an und für sich den Völkern romanischen Ursprungs so bedeutende Schwierigkeiten darbietet.

Nachdem die Familie Ghika Dresden verlassen und einen Winter in Wien zugebracht hatte, wandte sich Helenens Vater nach Venedig. Wie für Wissenschaften und Künste, so hatte sie auch das lebhafteste Interesse für die Geschicke der Völker, und ihr rumänischer Patriotismus, der in der Kenntniß der Geschichte ihres Vaterlandes vielfachen Anlaß zu den tiefsten

und schmerzlichsten Kränkungen finden mußte, schärfte ihren Blick auch für die Leiden anderer, zumal verwandter Nationen. Die junge Rumänin konnte nicht vergessen daß ihre Nation aus dem schönen Lande stammte, welches sie unter verschiedenem Druck seufzen sah, und daß Oesterreich nicht nur in der Lombardei und in Venedig herrschte, sondern daß es auch Siebenbürgen und die Bukowina an sich gerissen hatte (!).

Im Jahr 1849 kehrte die Familie Ghika nach Bucharest zurück, und am 5 Februar vermählte sich die Prinzessin Helene mit einem russischen Fürsten aus einem der ältesten Geschlechter des Reichs. Aber der Patriotismus der rumänischen Prinzessin Ghika war zu aufrichtig und selbst zu leidenschaftlich als daß ihre Uebersiedelung nach Rußland, wo sie mehrere Jahre in Petersburg lebte, die Lebendigkeit und Innigkeit ihrer Ansichten hätte schwächen können. Sie widmete ihre ganze Kraft ihrem unglücklichen Vaterlande, und auch während der Entfernung von ihm fand ihre patriotische Seele in dem innigsten Mitgefühl mit seinem Leiden Nahrung und die nächtigste Veranlassung, auf jede mögliche Weise ihren Landsleuten zu nützen. Gerade zu der Zeit als Rumänien endlich wieder aufzuleben schien, reiste die Fürstin in die deutsche Schweiz, wo sie länger verweilte und wo sie im Juni 1855 den Mönch von Grindelwald aus beschieg.

Durch dieses kühne Unternehmen wurde sie damals in Frankreich und Deutschland in weitern Kreisen bekannt; namentlich das Journal des Débats und die Pariser Illustration enthielten darüber genaue Berichte. Sie selbst erzählte dieses Unternehmen, als sie später „die deutsche Schweiz" herausgab, die uns mit dem Namen der Gräfin Dora d'Istria und mit dem Zusatz: „verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe" in drei Bänden (Zürich, 1858) vorliegt. In dieser Ausgabe finden wir zunächst biographische und literarische Notizen über die Verfasserin der „deutschen Schweiz," die wir bei vorstehender Skizze wesentlich benutzt haben, deren Verfasser sich jedoch eben so wenig genannt hat, als auch aus dem Buche selbst nicht hervorgeht, von wem jene „verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe" herrührt. Dann folgt eine Widmung des Buches von der Gräfin Dora d'Istria: „An meine Brüder, die Rumänen," datirt aus Lugano im März 1856. In der italienischen Schweiz, im Kanton Tessin, hatte nämlich die erstere den Winter 1855 bis August 1856 zugebracht, und sie hatte dort an den reizenden Ufern des Luganer-Sees ein Asyl gefunden, wo, wie damals ein öffentliches Blatt sich ausdrückte, „ihre schöne Seele mitten in den Stürmen der Zeit im philanthropischen Paradies des Friedens sich ergehen ließ," und wo ihr das Volk sich das größte Wohlwollen und die aufrichtigste Herzlichkeit bezeugte. Allein während sie in diesem Paradiese lebte, und durch ein leutseliges Benehmen und durch ihre gemeinnützige Wohlthätigkeit, die ein Bedürfniß ihrer Seele ist und welche sie schon früher in Petersburg durch ihre Theilnahme an dortigen Wohlthätigkeitsanstalten bewundert hatte, die Herzen der Bevölkerung für sich gewann, widmete sie sich zugleich mit dem bewunderungswürdigsten Eifer wissenschaftlichen Studien, so wie der Abfassung ihrer Werke, namentlich des über die Schweiz, und einer besondern literarischen Thätigkeit, indem sie in die italienischen Zeitungen, z. B. in die liberale Turiner Zeitung, Il Diritto, auch in die Luganer Zeitung, Il Popolo (!), viele Artikel politischen und kirchlich-religiösen Inhalts über Italien und die Italiener, über Oesterreich und das Papstthum lieferte. Diese literarische Thätigkeit zog ihr freilich auf der andern Seite vielfach religiösen und politischen Haß zu, und störten ihr den paradiesischen Frieden der schönen Natur, in der sie weilte; aber sie selbst ließ sich dadurch in dem Gleichmuth ihrer Seele und ihres Charakters nicht stören. Bereits vor ihrer zweiten Reise nach der Schweiz hatte sie eine eben so interessante als zeitgemäße Schrift über „das Mönchsleben in der orientalischen Kirche" (La vie monastique dans l'église orientale, Paris et Genève, 1855) drucken lassen.

Die Fürstin Ghika hatte sich in ihrem Buche über das Mönchsleben nicht damit allein begnügt die Klöster ihrer Kirche zu schildern, sondern sie untersuchte zugleich die Grundlage ihres Ursprungs, und beurtheilte sie mit unparteiischer Strenge. Nach ihrer Ansicht läßt sich diese Grundlage weder mit den Lehren des Evangeliums, noch mit den rechtmäßigen Bestrebungen der Völker, noch der Gerechtigkeit und Freiheit (?) vereinigen; man ist vielmehr nur mit Hülfe gezwungener Auslegungen des neutestamentlichen Textes dazu gelangt das Mönchswesen als eine christliche Einrichtung darzustellen, während sein wahrer Ursprung in dem Brahmanismus, und vorzüglich in dem Buddhaismus zu suchen ist.[1] Selbst die conservative Presse Frankreichs (!!) und der Schweiz nahm das Werk mit Wohlwollen und mit besonderer Anerkennung auf. Es ward als eine „edle, originelle, oft beredte Beurtheilung der Anmaßungen der Mönche und ihrer Geschichte" bezeichnet, und von der Verfasserin ward bemerkt daß man „eine aufrichtige Bewunderung empfinde, wenn man eine Frau aus den höchsten Ständen sieht, welche zugleich den Homer, Corneille, Goethe, Dante und Shakespeare versteht," und die „biblische Gelehrsamkeit (!) der Verfasserin allein wäre hinreichend um die Aufmerksamkeit auf ihr Werk zu lenken."

Eine gleiche Aufmerksamkeit erlangten auch ihre vielfachen Artikel in den tessinischen und sardinischen Zeitungen, und zwar um so mehr da der Fanatismus der niedrigsten Menschen und eine gehässige Polemik die Menge gegen sie aufzureizen bemüht war. Man ließ auch von dieser Seite dem literarischen Talent der Gräfin Dora d'Istria Gerechtigkeit widerfahren, aber man warf ihr vor daß sie „eine Feindin der Madonna" sey. Man verbreitete geheime Flugschriften gegen sie und regte den Fanatismus der Menge gegen sie auf. Sie selbst antwortete auf dieses schlechte Verfahren mit einem würdevollen Stillschweigen. Dagegen sprach sie in den Artikeln, welche sie damals unter der Ueberschrift:

[1] Die gute Fürstin hätte wohlgethan die alte goldene Regel: Mulier tacet in ecclesia zu beachten, wollte sie aber durchaus den Luther spielen, so hätte sie lieber vor der Thüre ihrer eigenen, von Aberglauben tiefst verunreinigten Kirche fegen sollen. D. Red.

„die Rumänen und das Papstthum," in der Turiner Zeitung, Il Diritto, drucken ließ, ihre Ansichten und Grundsätze offen aus, indem sie den Italienern bewies daß der größte Theil ihrer Leiden von ihrer Unterwerfung unter eine despotische, kindische und dem Fortschritt feindselige Gewalt herrühre, und indem sie zugleich, nicht damit zufrieden die religiösen Freiheiten ihres eigenen Vaterlandes zu vertheidigen, den Feind auf seinem eigenen Boden angriff und die päpstliche Herrschaft mit Strenge und mit entschiedener Consequenz tadelte. In einigen andern Artikeln „ein fremder Fürst in der Moldau und Walachei," und „die österreichisch-römische Propaganda," zeigte die Gräfin Dora d'Istria den Italienern daß sie und die Rumänen die nämlichen Feinde haben, und unter der Aufschrift: „Ueber die Verbindung der lateinischen Völker," und „Rom," setzte sie die nothwendigen Mittel zur Rettung Italiens auseinander. Unter andern Mitteln zur Wiedergeburt der lateinischen Völker von der doppelten Sklaverei, in der sie leben, machte sie besonders auf die Nothwendigkeit der Wiederbelebung des kriegerischen Geistes aufmerksam. Zu diesem Zweck erzählte sie ihnen „die Thaten der Helden Rumäniens." Konnte sie auch den großen Dichtern und Künstlern Italiens nichts entgegensetzen, so wollte sie doch wenigstens beweisen daß zu einer Zeit wo die Italiener schon Sklaven waren, die Rumänen der Donau mit einem unbezwinglichen (?) Heldenmuth für die Erhaltung ihrer Freiheiten und der Volksunabhängigkeit kämpften (!). Sie that dieß mit einem gerechten patriotischen Stolz.

In ihrem Werk über „die deutsche Schweiz" ist zunächst die oberwähnte Widmung „an die Rumänen" von besonderem Interesse, denn sie ist für die Verfasserin in hohem Grade charakteristisch, weil sie den Beweis liefert daß die letztere dem vaterländischen Gedanken treu geblieben ist, der ihr ganzes Leben beherrscht, und daß ihr eigenes Vaterland sie zu der Schrift selbst begeistert hat. „Alle meine Träume," ruft sie dort ihren Brüdern, den Rumänen, zu, „waren für mein Geburtsland, alle Kämpfe die ich begonnen, alle Leiden denen ich widerstanden, haben eine einzige Quelle gehabt: die glühendste Vaterlandsliebe, der ich nur mit dem Leben entsagen werde. Für mein Vaterland zu kämpfen war mir eben so süß als den ersten Märtyrern für die heilige Sache des Evangeliums zu sterben."

Als die Gräfin Dora d'Istria die deutsche Schweiz bereiste, geschah es weniger um herrliche Aussichten, großartige Landschaften, erhabene und prächtige Anschauungen in der Natur zu suchen, als um die Luft jener Berge und Seen einzuathmen, in welchen und in deren Nähe die politische und religiöse Freiheit entstand, und um über die heldenmüthigen Kämpfe zu sinnen, deren Erinnerung diese Thäler und diese Schluchten belebt. Nicht die Schweiz sah sie in der Schweiz, sondern ihr eigenes Vaterland, und wenn um ihre Stimme die schweizerische Freiheit preist, so ruft ihr Herz nach der Freiheit der Rumänen. Diese patriotische Wärme und Begeisterung theilt sich auch ihren Naturschilderungen mit, und sie gibt ihrer Darstellung ein eigenthümliches Leben, welches die Erzählung in eine Rede, und die Beschreibung in ein Gedicht verwandelt. Aber gleichwohl ist ihr Werk über „die deutsche Schweiz" die Frucht gewissenhafter Forschungen, und die Uebersicht von dem Zustande der Eidgenossenschaft welche es enthält, das Gemälde der politischen Verfassung, der Sitten und der Geschichte des schweizerischen Volks, welches die Verfasserin zeichnet, erregt nicht nur durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts und durch die Gründlichkeit der Kenntniße der letztern ein hohes Interesse, sondern ihr Werk zieht namentlich auch durch die ebenso edle als tiefe Auschauung der religiösen und politischen Anschauungen der Verfasserin in einem hohen Grade an. Von durchaus liberalen Ideen beseelt, hat sie sich vornehmlich bemüht nicht nur die Begebenheiten zu erzählen welche die Umgestaltung der Verhältnisse der Schweiz herbeigeführt haben, sondern auch die einflußreichsten Folgen derselben zum Verständniß zu bringen. Keines von den Elementen, welche das sittliche und politische Leben der Schweiz bilden, ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen.

Besonders sind es die religiösen Fragen welche die Verfasserin sehr beschäftigen und mit allem Recht. Denn, wie ein französischer Schriftsteller sagt, „das gründliche Studium der Geschichte zeigt daß die Größe oder die Schwäche der Nationen von den religiösen Ideen abhängt, und daß der gesellschaftliche Zustand, die Gesetzgebung, die Kunst und die Philosophie aus ihnen hervorgehen, wie die Blüthe aus dem Stengel." Die kirchlich-religiösen Kämpfe welche die Schweiz fortwährend bewegen, mußten der Gräfin Dora d'Istria um so gewisser jene religiösen Fragen und Ideen nahe rücken, je mehr sie, gerade als Glied der morgenländischen Kirche, an sich schon für diese Fragen und Ideen ein warmes und lebendiges Interesse hat, und die Meinung äußert daß sie „in der Wiedergeburt des Orients eine so wichtige Rolle spielen, daß ich alle Gelegenheiten mit Begierde ergreifen mußte den Glauben und die Politik der Religionen zu studieren welche das Abendland spalten." Die Stellung welche die Gräfin Dora d'Istria zur römisch-katholischen Kirche einnimmt, ist ihr durch die innige Liebe zu ihrer eigenen Kirche vorgezeichnet, die sie beseelt, und sie begreift diese Stellung eben so vollkommen, wie das feindselige Verhältniß in dem das römische Papstthum zum evangelischen Christenthum und zu den andern christlichen Kirchen, nämlich zur morgenländischen und protestantischen, steht. Wie groß übrigens auch die Vorliebe und die Anhänglichkeit der Rumänin für ihre Kirche seyn mag, so ist sie doch unbefangen genug „die Unbeweglichkeit und Erstarrung der morgenländischen Kirche" zuzugestehen, auch die gegenwärtigen theologischen Grundsätze derselben zu tadeln und gewisse Uebertreibungen in ihr und einen Mißbrauch der Bilder und Symbole einzuräumen, und sie erkennt daher auch die Nothwendigkeit einer Reformation der morgenländischen Kirche offen an. Aber sie verlangt eine solche auf ihrer wesentlichen Grundlage. „Die orientalische Kirche," sagt sie, „wird durch die freie Wahl der verderblichen (?) Unbeweglichkeit des Römerthums entgehen," und zugleich setzt sie mit Ueberzeugung hin, daß „die von der öffentlichen Meinung geforderten Reformen in unserer Kirche ohne Erschütterung und

Revolution bewerkstelligt werden können." „Denn," erklärt sie weiter, „da die Stimmen sich auf diejenigen Priester vereinigen werden welche am fähigsten sind deren ausgeklärte Werkzeuge zu seyn, so werden sie in den Bischöfen einen heilsamen Geist des Lebens und des Fortschritts hervorrufen."

Es kann hier nicht darauf ankommen auf eine auch nur oberflächliche Schilderung des Wesens der morgenländischen Kirche eingehen zu wollen, obgleich diese letztere selbst unter uns viel zu wenig gekannt ist und man sie eigentlich nur nach dem beurtheilt und ungünstig über sie urtheilt, was ihr mangelt, eben weil wir selbst sie fast gar nicht kennen.

Nur auf zweierlei wollen wir hier hinweisen, weil uns auch dazu die Gräfin Dora d'Istria die äußere Veranlassung darbietet. Das erste ist die Duldsamkeit der orientalischen Kirche, von der sie sagt, daß sie „eine der schönsten Perlen in ihrer göttlichen Krone" sey. Diese Duldsamkeit ist so thatsächlich daß, wie sie weiter bemerkt, selbst in Rußland, wo die Gewalt des Czars unbeschränkt ist, Alexander II seinen katholischen Unterthanen die freie Ausübung ihrer Religion gewährt, ihre Kirchen unterhält und ihre Geistlichkeit bezahlt, [1] während in Madrid, in Florenz, in Rom u. s. w. jedem Mitgliede der orientalischen Kirche untersagt ist in einem Tempel seines Ritus zu beten." Freilich ist es wohl auch nicht zu allen Zeiten mit jener Duldsamkeit der morgenländischen Kirche, z. B. in Rußland, so gehalten worden, wie jetzt; allein so viel ist gewiß, daß die Unduldsamkeit grundsätzlich nicht in dem Wesen der morgenländischen Kirche liegt, wie dieß in der römisch-katholischen Kirche der Fall ist, und wie leider auch in der reformirten und in der lutherischen Kirche der blinde Eifer und ein dogmatischer Zelotismus sich so weit hat verirren können das Gebot der christlichen Liebe offen mit Füßen zu treten.

In dieser Hinsicht ist die Stellung der Geistlichkeit in der orientalischen Kirche eine ganz andere als in der römisch-katholischen, und der Charakter einer unkirchlichen und unchristlichen Herrschsucht ist ihr grundsätzlich durchaus fremd. Und dieß ist der andere Punkt, auf welchen wir hier noch in Ansehung der morgenländischen Kirche aufmerksam machen wollten. Die Geistlichkeit in derselben, sagt die Gräfin Dora d'Istria, bleibt viel lieber im Kreise ihres geistlichen Amtes. Sie läßt den Familienvätern eine vollkommene Unabhängigkeit in der Leitung der häuslichen Angelegenheiten. Ebenso wenig denkt sie daran mit der Hand, welche den Hirtenstab trägt, den Scepter der weltlichen Fürsten zu ergreifen. Auch werden die Priester niemals Zeitungsschreiber und betreten niemals den aufgeregten Kampfplatz der Politik und der Parteien. In den Augen der Mitglieder unserer Kirche erscheint die Religion fortwährend als ein Gedanke, der über den irdischen Interessen erhaben ist, als ein neutraler Boden, auf welchem sich die Besiegten von gestern und die Sieger von morgen ohne Bitterkeit begegnen können — als eine Friedensstadt, in der das Klirren der Schwerter niemals erschallen darf — als eine sichere Zuflucht für die Schmerzen und Täuschungen der bekümmerten Menschheit.

Also spricht die Gräfin Dora d'Istria über ihre, die morgenländische Kirche. Im Interesse des Christenthums wollen wir aufrichtig wünschen daß dasjenige wahr sey und sich bewähren möge, was Dora d'Istria an einem anderen Orte über ihre Kirche sagt: „Die Erstarrung, deren man sie anklagt, läßt wenigstens ihre Kräfte unversehrt, und an dem Tage an welchem sie an die Spitze der zahllosen Völker treten wird, welche von den Ufern der Donau bis zu den Wüsten des alten Aegyptens und von dem Strande der Ostsee bis zu den Ufern des schwarzen Meeres ihre Gesetze anerkennen, wird sie ihre Kraft nicht in unfruchtbaren Kämpfen gegen die Vernunft und das menschliche Bewußtseyn verschwendet haben."

Die Gräfin Dora d'Istria hat in ihrem Werke über „die deutsche Schweiz" vielfach Gelegenheit auf diesen letztern Gegenstand zurückzukommen, und sie benutzt diese Gelegenheit im Sinne und im Interesse (?) der protestantischen Kirche. Es ist ihr darum zu thun in das Verständniß der Schweiz und des schweizerischen Volkes, sowie seiner Geschichte einzuführen, und zu diesem Zwecke vertieft sie sich in das geistige Leben der Oertlichkeiten die sie besucht, und sie stellt das schweizerische Volk nach seiner allseitigen Entwicklung und nach seinen gegenwärtigen Zuständen in einer Reihe von trefflichen, durch die Anschauung des Landes hervorgerufenen Gemälden mit männlichem Talente und mit festem und entschiedenem Geiste, mit Geschmack und mit Begeisterung dar.

Das Werk ist von hoher Bedeutung, ebenso für die Schweiz wie für die Verfasserin. Diese selbst tritt uns aus demselben in plastischer Gestalt entgegen, und zwar als eine Natur von höchster Begabung, als ein christlich-frommes Gemüth mit tiefem poetischen, aber ebenso feinem und zartem Gefühle, als ein männlich starker Geist voll Tiefe und Erhabenheit der Gedanken, hochgebildet durch einen seltenen Reichthum wissenschaftlicher Kenntnisse der verschiedensten Art, voll des lebendigsten Interesse an dem Schönen und Großen in der Natur und voll warmer Begeisterung für alles Edle und Erhabene in der Menschenwelt und in der Geschichte der Nationen — als ein entschiedener Charakter voll fester Willens- und Thatkraft und durchdrungen von innigstem, selbstbewußtem Patriotismus. Aber dieser Patriotismus macht sie nicht ungerecht: nur das Unrecht, das ihrem Vaterland widerfahren ist, haßt sie mit den Gefühlen feindseligster Bitterkeit. Für Deutschland, für den „stolzen" germanischen Volksstamm mit seiner „bewunderungswürdigen Welt von Krieg, Wissenschaft und Poesie," mit seinen erhabenen Erinnerungen hat sie ein tiefes, an Begeisterung gränzendes Interesse. Von den bescheidenen Dächern von Klein-Basel verirrt sich, da sie im Begriff steht die Schweiz selbst zu verlassen, ihr Blick nach dem „unermeßlichen Gebiete des germanischen Volksstammes, der sich von Polen bis in das Herz Helvetiens und von den Ufern der Nord- und der Ostsee bis in die gränzenlosen Ebenen ausdehnt, in denen sich die slavischen Reiter verlieren." Nachdem ihr Blick die Vergangenheit überschaut hat, ergründet er die Tiefen der Zukunft, und sie schließt hierauf ihre diesfallsigen Betrachtungen voll war-

[1] Dieß gränzt an dreiste Ironie. D. R.

mer Anerkennung und edlen Mitgefühls mit den wahren tiefempfundenen Worten: „Möge Deutschland nie vergessen daß die erste Stelle in der Geschichte der Menschheit nicht den Verehrern der erhabenen Ideen, sondern denen gebührt welche zu handeln und zu kämpfen verstehen.“

J. Oppert über die unterscheidenden Charaktere der verschiedenen Sprachenfamilien.

(Nach der Revue de l'Orient.)

Man nennt das Sanskrit (Sanskrita) die heilige Sprache des alten Indiens, und doch sollte man es, um ganz genau zu seyn, die heilige Sprache des brahmanischen Indiens nennen; denn ein anderes, vom Sanskrit abgeleitetes und bereits entstelltes Idiom ist dasjenige in welchem die Bücher der großen buddhistischen Reformation abgefaßt sind. Dieses Idiom, oder vielmehr diese Mundart, heißt Pali, und ist die Volkssprache des Magadha, wo der Verfasser der großen Protestation gegen das Brahmanenthum, Gâutama Sakhyamuni, genannt der Buddha, lebte.

Das Sanskrit, die heilige Sprache der Brahmanen, ist in zwei von einander ziemlich verschiedenen Sprachen erhalten. Die eine ist das Idiom der Vedas, welches für uns und sogar für die Brahmanen selbst weniger verständlich ist als die Sprache in der alle andern Bücher der alten indischen Literatur abgefaßt sind. Es ist, in Wahrheit, die eigentliche Sanskritsprache, die vollkommene Sprache, oder, wenn man will, die künstliche Sprache, das Idiom welches eine grammatikalische Cultur empfangen hat. Albrecht Weber will sogar der moderneren Sprache allein die Benennung Sanskrit vorbehalten, und er unterscheidet in seinen Vorlesungen über Literatur, welche von der gewandten Hand Hrn. Sadou's, Professors am Lyceum zu Versailles, übersetzt worden sind, die vedische Literatur und die Sanskrit-Literatur. Ohne all das bestreiten zu wollen was diese Unterscheidung zwischen Vedisch und Sanskrit zu ihren Gunsten geltend machen kann, wär' es doch vielleicht gefährlich wenn man sie in den Unterricht und in den literarischen Gebrauch einführen wollte, der das Wort Sanskrit als Collectivbezeichnung aller, überdieß sehr gleichartigen, Formen des Idioms des brahmanischen Indiens geheiligt hat. Ich werde mich daher der Gefahr auf Widerspruch zu stoßen weniger aussetzen, wenn ich den Ausdruck Sanskrit in seinem ganzen Umfang aufrecht halte, und an die schlagende Analogie denke welche die beiden Formen des indischen Idioms mit denen des Lateinischen der Columna rostrata und der Cicero's bieten. Niemand hat bis jetzt noch, so viel ich weiß, verschiedene Ausdrücke für diese beiden ziemlich unähnlichen Formen einer und derselben Sprache wählen wollen.

Was den Namen Indien betrifft, so ist dieß Benennung von den Persern auf uns gekommen. Der Name Hindus kommt vor in den Inschriften des Darius, Sohns des Hystaspes, und das zendische Hapta Hindu, das man im ersten Fargard des Vendidad liest, ist in der Sprache Zoroasters gleichbedeutend mit dem vedischen Sapta Sindhu, den Sieben Flüssen, dem Heptapotamien, und entspricht dem Pendschab oder dem Fünfstromland. Das Gränzland der baktrischen Provinzen hat der unermeßlichen Halbinsel diesseits des Ganges den Namen gegeben. Von den Persern ist der Name Indien zu den Griechen gekommen, unter welchen Aeschylus der erste gewesen ist der diesen Ausdruck in den „Flehenden“ gebraucht hat. Von den Persern kam dieser Name auch zu den Juden, denn das hebräische Wort im Buch Esther, heutzutage Hoddu ausgesprochen, ist nur eine Abschwächung des Worts Hindu. Und wie die Alt-Perser Europa mit dem Wort Indien beschenkt haben, so haben ihre Enkel, die Neu-Perser, dem Lande selbst das Wort Hindu und die ganz neupersische Benennung Hindustan beigelegt.

Man kann sagen daß die Wörter „Indien und Hindustan“ die einzigen Bezeichnungen der großen eisgangetischen Halbinsel sind. Wie der Name Arabien von den dem Lande Judäa benachbarten Stämmen über die ursprünglichen Gränzen hinaus ausgedehnt worden ist, so zwar daß er heutzutage den großen Complex des Hedschas, des Jemen, des Hadramaut, des Nedschd und des Oman umfaßt, so ist der Name Indien der einzige welcher dem vom Himalaya bis an das Vorgebirge Komorin sich erstreckenden Lande beigelegt werden könnte. Die Brahmanen bezeichnen ihr Land mit dem Namen Aryavarta, Wohnsitz der Arya, Brahmavarta, Wohnsitz Brahma's, Tschambudwipa, Insel des Baumes Dschambu; allein selbst dieses letztere Wort bezeichnet, wie die andern, nur den nördlichen Theil Indiens, das zur Südgränze das Vindhya-Gebirge hat. Das durch das fragliche Gebirge und die Küsten von Malabar und Koromandel gebildete Dreieck ist unter dem Namen des Südens, Dakchina, oder Dakchinapatham, bekannt, woraus der veränderte Name des gegenwärtigen Dekan gebildet ist. Denn niemals wurde dieses große Gebiet von den Brahmanen als ein brahmanisches Land betrachtet; es war daher ehedem, und ist noch jetzt, von ureingebornen Bevölkerungen bewohnt, die mit den brahmanischen Ariern nichts gemein haben, weil sie zu der großen Familie der Turanier gehören. Die Invasion der von Norden gekommenen Arier trennte durch die Eroberung Aryavarta's die Bewohner von ihren turanischen Verbündeten, und die Scheidung der Racen war so groß, daß sie ihren Ausdruck in der Einführung der Kasten, oder, wie die Hindus sagen, der Farben fand — einer Eintheilung welche auf wahrhaft nationalen Verschiedenheiten beruht.

Der Süden Indiens ist der Sitz einer großen Anzahl Idiome, die mit dem Sanskrit nichts gemein haben; die Gesammtmasse dieser Idiome, welche das Karnataka, Telinga, Telugu, Tamuli umfaßt, wird mit dem aus dem Sanskrit. wort dravida gebildeten Namen „Dravidisch“ bezeichnet. Sie gehören durch ihre Bildung zu der großen Familie der turanischen Sprachen: ihr Wörterbuch enthält eigenthümliche Elemente, von denen viele in das classische Sanskrit, eine größere Anzahl aber noch in die prakritischen Sprachen und

die neueren arischen Idiome Indiens übergegangen sind. Andererseits haben sich diese dravidischen Sprachen auch viele Sanskrit-Ausdrücke angeeignet.

Allein abgesehen von diesen Entlehnungen, bieten diese Idiome nichts was sie mit dem Sanskrit und den indisch-europäischen Sprachen in Verbindung bringen konnte. Die vergleichende Philologie verbietet uns die Zulassung jedes andern Bandes als des so eben angedeuteten. Diese neue Wissenschaft, deren Ursprung fast noch in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts fällt, hat zum Zweck die Sprachen in ihrem Organismus zu vergleichen, sie nach ihrer Gleichartigkeit oder Unähnlichkeit zu classificiren, und die phonetischen Veränderungsgesetze, welche die Buchstaben selbst in den verschiedenen Sprachen erleiden, festzustellen. Ohne diese Feststellung ist keine ernste Philologie mehr möglich. Man weiß daß diese selbe Wissenschaft die Principien aufstellt nach welchen man die bisher noch unbekannten Sprachen entziffert, und ohne von diesen Principien durchdrungen zu seyn konnte man den Fortschritt der Kenntnisse auf diesem Wege nicht fördern, die Arbeiten anderer nicht beurtheilen.

Diese indisch-europäischen Sprachen unterscheiden sich von allen andern durch ein und dasselbe Wörterbuch, dessen Wörter sich nach den phonetischen Gesetzen verändern, und durch gewisse Charaktere einer allen Ursprachtypen gemeinschaftlichen Bildung. Dieß sind die einsylbigen Verbalwurzeln, mit denen sich die verschiedenen Endungen dergestalt verbinden, daß sie nur einen untheilbaren Körper bilden. Sämmtliche Declinationen und Conjugationen werden durch Suffixe oder postpositive (dem Wurzelwort hinten angehangte) Sylben gebildet, und diese Suffixe zeigen in den Sprachen ursprünglicher Bildung, oder den Muttersprachen, eine sehr große Aehnlichkeit und einen gemeinschaftlichen Ursprung. Einige Abschattungen werden durch Präfixe hervorgebracht, und was überdieß alle Muttersprachen dieser Familie auszeichnet, das ist die Fähigkeit Präpositionen, zur Modificirung des Sinns, vor die Verbalwurzeln zu setzen.

Es gibt drei Genera und drei Numeri. Eine negative Eigenthümlichkeit ist der Mangel an Pronominal-Suffixen. [1] Die Sprachen secundärer Bildung verfahren alle auf dieselbe Weise — sie analysiren und gebrauchen Hülfszeitwörter.

Eine Familie die eine gewisse Analogie mit den indisch-europäischen Idiomen hat, ist diejenige welche man mit dem ganz allgemeinen Namen turanischer Sprachen bezeichnet — ein Name der die finnisch-tatarischen Sprachen umfaßt; sie haben sich über den ganzen Norden Asiens ausgebreitet, indem sie sich einerseits bis nach Japan erstrecken und selbst nach Indien hineingreifen, denn zu dieser Familie gehören die dravidischen Sprachen.

Der unterscheidende Charakter dieser Sprachen, welche eine neue und fruchtbare Evolution der Wissenschaft vielleicht mit den indisch-europäischen Idiomen, als aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entstanden, in Verbindung bringen wird, ist die Juxtaposition der Formativsylben, d. h. die Anhängung dieser letztern auf eine Weise daß sie leicht abgesondert werden können. Die verschiedenen Kategorien sind leichter zu trennen; es gibt z. B. keine besondern Endungen für die Declination des Plural; sodann sind in der Conjugation die Personen-Endungen gewöhnlich allen Zeiten gemeinschaftlich. Die Verbal-Nuancen und die abgeleiteten Verba werden durch Sylben gebildet welche sich mit Consonanten endigen, und die dann genau wie die einfachen Zeitwörter conjugirt werden. Keine Zeitwortzusammensetzungen, keine Hauptwortzusammensetzungen, wie wir sie in hohem Grade bei den indisch-europäischen Sprachen finden. Das Türkische kennt eine große Menge verbaler Formen; das Finnische hat vierzehn Beugefälle, welche alle möglichen Kategorien anzeigen, dagegen aber nur ein Genus.

Eine große distinctive Eigenthümlichkeit aller dieser Sprachen ist die sogenannte Vocalharmonie, d. h. die Schwere oder die Abschwächung der Vocale der Endungen ist der Beschaffenheit der Wurzelvocale untergeordnet. Man bildet z. B. im Türkischen aus dur, durdum, aus düch, düchdüm. [1]

[1] Die wenigen Ausnahmen von dieser Regel, z. B. diejenige welche das Persische liefert, sind nur scheinbar.

[1] Einige Vergleichungen werden den Unterschied anschaulich machen. In den arischen Sprachen hat z. B. jeder Beugefall, sey's Singular oder Plural, seine besondere Endung; so sagt man im Sanskrit, im Lateinischen und im Gothischen:

	Singular.		
	Sanskrit.	Lateinisch.	Gothisch.
Nominativ.	Náma	Nomen	Namo
Accusativ.	Náma	Nomen	Namo
Instrumental.	Námná		
Dativ.	Námné	Nomini	Namin
Ablativ.	Námnas	Nomine	
Genitiv.	Námnas	Nominis	Namins
Locativ.	Námani.		
	Plural.		
	Sanskrit.	Lateinisch.	Gothisch.
Nominativ.	Námáni	Nomina	Namona
Accusativ.	Námáni	Nomina	Namona
Instrumental.	Námabhis		Namona
Dativ.	Námabhyas	Nominibus	
Ablativ.	Námabhyas	Nominibus	
Genitiv.	Námánám	Nominum	Namon
Locativ.	Námasu.		

In den turanischen Sprachen hingegen sind die Endungen der Beugefälle im Singular und im Plural die gleichen, allein man schaltet eine Sylbe ein welche die Mehrheit anzeigt; sodann sind die Beugefälle zahlreicher. Wählen wir das türkische Wort ev, Haus.

	Singular.		Plural.	
Nominativ	Ev	das Haus	Ev-ler	die Häuser
Genitiv	Ev-yn	des — ses	Ev-ler-yn	der —
Dativ	Ev-eh	dem — se	Ev-ler-eh	den — n
Accusativ	Ev-y	das — e	Ev-ler-y	die —
Ablativ	Ev-den	v. d. — se	Ev-ler-den	v. d. — n
Locativ	Ev-dch	im — se	Ev-ler-dch	in den — n
Comitativ	Ev-ileh	mit d. — se	Ev-ler-ileh	mit den — n
Caritiv	Ev-siz	ohne d. — o	Nicht logisch nothwendig	
Qualitativ	Ev-guebi,	wie das Haus.	Av-ler-guebi,	wie —
	Ev-itchyn,	für —	Ev-ler-itchyn	für —

Das mit Postfixe Suffixen vermehrte Hauptwort wird auf dieselbe Weise flectirt, z. B. ev-im, mein Haus, ev-ler-im, meine Häuser, ev-im-deh, in meinem Hause, ev-ler-im-deh, in meinen Häusern u. s. f. — Im Finnischen, in welchem es fünfzehn Beugefälle gibt, im Magyarischen, im Mongolischen findet man das nämliche Princip.

Ein anderer, ganz ebenso wichtiger, Zweig wie die Familie der Arier ist unter dem Namen „semitische Familie“ bekannt. Sie umfaßt die Sprachen der Juden, Araber, Aethiopier, Chaldäer, Syrer, so wie die ausgestorbenen Sprachen der Lydier, Elymäer, Assyrier und Babylonier. Der großen Wichtigkeit der Völkerschaften wegen welche sie gesprochen haben, oder welche sie noch sprechen, verdienen die semitischen Sprachen dabei vorzüglich verweilt, wäre es auch nur um die Kluft zu zeigen die sie, vom sprachlichen Gesichtspunkt aus, von der indisch-europäischen Familie und den turanischen Idiomen trennt. Wenn man, in Betreff dieser letztern, noch einige Analogien der Thatsachen selbst, welche vom Gesichtspunkt eines gemeinschaftlichen Ursprungs aus auffallen, begreifen kann, so ist dieß bei den semitischen Sprachen nicht der Fall. Wir wollen uns nicht bei der Frage aufhalten welches die Idiome dieses Sprachstamms ehedem seyn konnten, wir nehmen sie wie sie sich seit Jahrtausenden, nicht verändert, nicht entstellt, uns zeigen. Diese Idiome zeigen einen ganz besondern Organismus; die Wurzelwörter bestehen, dem Princip nach, stets aus drei Consonanten, obgleich diese Consonanten auch Halbvocale (y, v) seyn können, die sich in Vocale verwandeln. Dieses Princip der Triliteralität der Wurzeln (ich entlehne den Namen dem gelehrten Historiker der semitischen Sprachen, Hrn. Renan) wird aufrechterhalten durch den gleichförmigen Gebrauch der Vocale, um diese oder jene Kategorie anzuzeigen; die Vocalisation dieser drei Consonanten gibt dem Zeitwort, dem Hauptwort die Schattirung welche das Wort in diesem oder jenem Fall haben muß. [1]

Die verbalen Personen werden überall durch dieselben Suffixe oder Präfixe gebildet — eine in den arischen und turanischen Sprachen unbekannte Sache. Die possessiven Fürwörter werden durch Suffixe gebildet — eine Eigenthümlichkeit die sich in den nichtsemitischen Sprachen, von denen wir gesprochen, nicht findet — die Feminina der dritten wie der zweiten Person haben besondere Formen.

Diese eigenthümliche, ganz exceptionelle Organisation hat die semitischen Sprachen vor dem Verfall bewahrt; sie hat ihnen einen unveränderlichen Charakter, und dem Charakter der Völker welche sie sprechen einen conforme Unbeweglichkeit gegeben. Hr. Renan hat mit Recht bemerkt daß es keine neu-semitischen Sprachen gibt, während daß man in den arischen Sprachen einen beständigen Fortschritt von der Synthese zur Analyse beobachtet. Aus dem Sanskrit ist, nach denselben Principien welche aus dem Lateinischen das Französische und das Spanische gemacht haben, ein Hindustani geworden; nichts von all dem ist bei den semitischen Sprachen geschehen, die sich zwar, wenn man sich so ausdrücken kann, abzustumpfen vermochten, von denen aber keine ihre ursprüngliche Form verloren hat. Man macht heutzutage ganz eben so gut wie bei den Juden oder den Assyriern die erste Person in a, die zweite männliche in t, die zweite weibliche gleichfalls, indem man ein i beifügt u. s. f.

[1] Z. B. dabar, das Wort, dibber, er hat gesprochen, dabber, er spricht u. s. w.

Aus dem oben Gesagten wird man sehen wie eitel und unfruchtbar jeder Versuch ist die semitischen Sprachen mit irgend einem der europäischen Idiome zu vergleichen. Man kann schlechte Wortspiele machen, nie wird man ernste Etymologie machen, wenn man nicht eine Methode entdeckt welche auf wissenschaftliche Weise die Principien des arischen Organismus mit dem der semitischen Idiome verknüpft. Wir ziehen nicht in Abrede daß ein solcher Einbeitzug eines Tags vielleicht aufgefunden wird, allein bis jetzt ist die Wissenschaft noch nicht so vorgerückt daß wir den Schleier dieses Geheimnisses lüften könnten.

Ich weiß wohl daß es Leute gibt welche alles aus dem Hebräischen ableiten wollen. Ihr Irrthum ist so entschuldbar als reell. Selbst wenn man eine Sprache als Mutter aller der verschiedenen Idiome annähme — die uns aber ewig verborgen bleiben wird — so ist es nicht vernünftig anzunehmen daß diese Sprache das Hebräische, die Sprache Mosis und der Juden aus dem XV. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung sey. Es fehlt nicht an Leuten welche diejenigen die sich mit Sanskrit beschäftigen der Gottlosigkeit anklagen, und man hat erst vor wenigen Wochen noch geschrieben daß man das Sanskrit in den Vordergrund dränge um die Hindus und die Vedas an die Stelle der Juden und der Bibel zu setzen. Dieß kann nicht unser Gedanke seyn. Betrachten wir diese wissenschaftlichen Fragen von der einzigen Seite von der aus man sie ins Auge fassen muß; das Sanskrit ist nicht einmal die Muttersprache der europäischen Idiome; höchstens könnten die indischen die Ehre beanspruchen von der Sprache der Vedas abzustammen. Das Hebräische welches Moses und die Juden in einer vergleichsweise sehr neueren Zeit sprachen, hat das Vorrecht gehabt die Originalsprache der israelitischen Gesetzbücher zu seyn, weil die Israeliten eine andere Sprache nicht verstanden hätten. Dieses zufälligen Umstands halber mit dem Hebräischen das Niederbretonische oder die polysynthetischen Sprachen der Basken in Verbindung zu bringen, seine Zeit mit Aufstellung von eingebildeten Aehnlichkeiten zwischen den amerikanischen Sprachen und dem Idiom der Juden zu verlieren, beweist eine sehr schwache Kenntniß des gegenwärtigen Zustands der Wissenschaft, und wir halten es für unsere Pflicht das Gefährliche und Kindische dieser Bemühungen zu zeigen.

Diese Strebungen treten oft bei Leuten zu Tage welche numerisch nicht sehr ansehnlichen Völkern angehören; ja es gibt Männer welche das Niederbretonische oder Baskische als Ursprache betrachten. Diese letztere Sprache, ein Ueberbleibsel einer alten europäischen Urbevölkerung, steht durch den Polysynthetismus, d. h. dadurch daß die Worte im Satze geändert werden müssen, so daß sie höchstens nur eine oder zwei Sylben behalten, mit den amerikanischen Idiomen in Verbindung. Von diesem Gesichtspunkt aus könnte man sagen daß jeder Satz nur ein besonderes Wort ist, so zwar daß man diese Idiome holophrastische genannt hat — ein technischer Ausdruck der auf diese Eigenthümlichkeit hinweist.

Ein anderer Bau zeichnet die einsylbigen Sprachen aus, deren Hauptvertreter das Chinesische ist. Wenn man den

Organismus dieses Idioms auch nur ein wenig kennen gelernt hat, wird man ſich denen nicht beigeſellen welche darin die Quelle der andern Sprachen finden, und welche, geleitet durch eine ſeltene, zufällige und trügeriſche Aehnlichkeit, mit Aufbietung aller Kräfte zu beweiſen ſuchen daß unſere europäiſchen Sprachen chineſiſchen Urſprungs ſind. China, dieſe Welt für ſich, zeigt uns in allen ſeinen Staatseinrichtungen und ſeiner Geſittung, wie in ſeiner Sprache, eine ganz beſondere Organiſation, und dieſe radicale Verſchiedenheit iſt der Grund welcher die Occidentalen hindert ſich dieſen, der Mannichfaltigkeit der chineſiſchen Literatur wegen ſehr belehrenden, und um des Reichthums der Urkunden willen die ſie enthält ſelbſt für die Induſtrie nützlichen, Studien zu widmen. Wenn es wirklich etwas gibt was Staunen erregen könnte, ſo iſt es die geringe Anzahl ausgezeichneter Sinologen in Europa; der Grund hiefür iſt aber in etwas ganz anderm zu ſuchen als in der wirklichen Schwierigkeit die das Studium der chineſiſchen Sprache bietet. Dieſer Umſtand iſt keine genügende Erklärung für die Abneigung welche unſere den Forſchritten der Wiſſenſchaft ſo ergebenen Gelehrten von dem Studium eines Idioms abhält das unter allen die größte numeriſche Verbreitung hat. Zwar konnte die vollſtändige Abſonderung in der ſich das Reich der Mitte von der übrigen Welt hielt, einigermaßen zu jener Abneigung beitragen; allein andererſeits hätte gerade dieſe freiwillige Abſchließung die Wißbegierde der europäiſchen Gelehrten reizen ſollen. Der Hauptgrund bleibt immer die radicale Verſchiedenheit welche zwiſchen dem Organismus aller Sprachen einerſeits und dem des Chineſiſchen andererſeits beſteht; dieſe Divergenz hindert uns die chineſiſchen Namen genau wiederzugeben, wie ſie auch die aus andern Sprachen entnommenen und im Chineſiſchen gebrauchten Wörter unkenntlich gemacht hat; ſo zwar daß es einer wahren wiſſenſchaftlichen Entdeckung, der des Hrn. Stanislaus Julien, bedurfte, um errathen zu können welche ſanſkritiſche Namen und Wörter unter der Maſſe fremdartiger Ausdrücke in den chineſiſchen Schriften verborgen ſeyn könnten.

Die verſchiedenen Sprachenclaſſen von denen wir geſprochen, ſind indeß weitaus nicht die einzigen; man darf weder die Mannichfaltigkeit und die eigenthümliche Bildung der afrikaniſchen Sprachen, deren einige eine beſtändige Veränderung zeigen, noch die ſo vielfachen Idiome der malayiſchen Gebiete und Oceaniens außer Acht laſſen, welche der Gründer unſerer Wiſſenſchaft, Franz Bopp, vergeblich mit den indiſch-europäiſchen Sprachen in Verbindung zu bringen verſucht hat.

Alle dieſe verſchiedenen Organiſationen der menſchlichen Sprache gleichen ſich nur darin daß ſie alle anders ſind, und laſſen uns das Unnütze aller wiſſenſchaftlichen Forſchung erkennen, welche die Idiome nicht nach den verſchiedenen, ihnen eben einhauchenden Organiſationen claſſificirt. Das Studium des Sanſkrit iſt es aus dem man zum erſtenmal die Kenntniß dieſes großen Princips der Etymologie ſchöpfte; das für ſich allein den Ausgangspunkt einer ganz neuen Wiſſenſchaft, der vergleichenden Philologie bildet, und das, von geſchickten Geiſtern auf die noch vollſtändig getrennten ſemitiſchen Idiome, turaniſch und polyſyntbetiſch, übergetragen, die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit jedem Tage mehr aufklärt. Da wo die geſchriebenen Urkunden uns im Stiche laſſen, trägt der Funke, trotz der Geringfügigkeit ſeines Lichts, ſein Scherflein bei zur Zerſtreuung der Finſterniß.

Arthur Thomſons Geſchichte der Unterwerfung von Neu-Seeland.

1. Aeltere Zuſtände bis zur Entdeckung.

Von Hrn. Arthur S. Thomſon, einem britiſchen Militärarzt, erſchien am Schluß vorigen Jahres ein gutes Buch über die Geſchichte der drei neuſeeländiſchen Inſeln und der Unterwerfung ihrer hochgeſinnten und ſtreitbaren Einwohner. Der Verfaſſer war aber nicht bloß auf den Schauplätzen ſeiner geſchichtlichen Erzählungen, ſondern er hat ſich auch die Mühe koſten laſſen 90 Quellenſchriften und „ein paar Centner“ parlamentariſche Urkunden (blaue Bücher) durchzuſtudieren, ſo daß ſein Werk [1] für Neu-Seeland etwa das leiſten möchte was Prescott, freilich in größerem Style, für Mexico und Peru gethan hatte.

Die drei Inſeln, die nördliche, mittlere und die ſüdliche (Stewarts-Inſel), welche letztere erſt 1808 entdeckt wurde, weil ſie irrthümlich von Cook und ſeit Cook für eine Fortſetzung der mittleren Inſel galt, werden von hohen Gebirgen durchzogen, die auf der Stewarts-Inſel freilich nur bis zu 3000 Fuß aufſteigen. Ruapahu, der höchſte Berg der Nordinſel, mißt dagegen 9000 Fuß, und einer ſeiner geringern Gipfel, der Tongariro, der ſich auf 6000 Fuß erhebt, iſt ein thätiger Vulcan. Jungfräuliche Wälder umkleiden überall die Bergketten von der Sohle bis zum Scheitel. Süßwaſſerſeen, gefüllt mit lecteren Fiſchen, verſchönern die nördliche Inſel, in deren Inneres bis vor kurzem noch nie der Fuß eines Menſchen gedrungen war, und wo die Schöpfung noch unberührt der erſten Annäherung harrte. Aber auch Erdbeben beunruhigen dieſe maleriſchen Erdenwinkel, und ſchon Capt. Cook ſpürte eine Erſchütterung als er 1769 in Königin Charlotte Sund lag. Die Landſchaften ſind indeſſen nicht lieblich und heiter, ſondern großartig und ernſt durch die dunkelgrüne Farbe des Pflanzenwachsthums, welches für europäiſche Augen keine auffallenden Geſtalten bietet mit Ausnahme der Baumfarn, die nur leider ſich gern dem Auge des Beobachters entziehen, weil ſie einſame, ſchattige Plätze und unbewegte Luftſchichten aufſuchen. Dennoch iſt der Anblick dieſer Wälder höchſt genußreich, weil man dort Geſchlechter edler Baumgeſtalten verwittern ſieht, über deren moosbedeckten Leibern ein jüngeres Patriarchengeſchlecht heranreift. Thierſtimmen werden nur vörbar am äußeren Saume des Waldes, drinnen herrſcht heilige Stille, ſelten unterbrochen durch den Fall von Aſt und

[1] The Story of New Zealand, savage and civilized. 2 vols. London 1859. Murray.

Stamm oder den grellen Ruf eines Papagaien. Kein vierfüßiges Thier war heimisch auf den Inseln, bevor die ersten Einwanderer die polynesische Ratte und den pacifischen Hund einführten. Beide Arten sind aber jetzt im Erlöschen, denn die normännische Ratte, welche mit den Briten landete und welche alle Rattenarten der alten Welt betrieat und vertilgt hat, duldete auch in Neu-Seeland nicht die schwächere polynesische Brut. Seitdem die Schweine nach den Inseln kamen, hat man aufgehört Hunde zu züchten und zu mästen, in Folge dessen diese beinahe gänzlich ausgestorben sind. In dem alten Neu-Seeland ersetzten flügellose Riesenvögel die fehlenden Säugethiere. Diese neuseeländische Straußenfamilie wurde von den Eingebornen Moa genannt. Die größte Art, die elephantenfüßige, wird aber nur noch fossil angetroffen. Ein einziges Exemplar der kleinsten Moa-Art (Notornis) wurde 1850 von Wallfischfängern lebendig gefangen. Die größten Moas erreichten eine Höhe von 13 Fuß, und ihre Eier maßen 9 Zoll im Durchmesser. Die Moas starben aus nach Ankunft der Eingebornen, welche sie um ihres Fleisches, ihrer Knochen und ihrer Federn willen tödteten. Das Klima von Neu Seeland ist oft unverständig gepriesen worden, und verträgt aus verschiedenen Gründen nicht den Vergleich mit Italien. Die Wechsel sind auf allen Inseln sehr heftig, so daß im Laufe von 24 Stunden die Temperatur von 40 auf 70 F. (+ 3 1/9° R. + 17° R.) steigt, weßhalb man sich nicht wundern darf, wenn Brustkrankheiten jetzt und sonst unter den älteren Bewohnern herrschten. Schnee bleibt selten in der Nähe der Ufer an der Nordinsel und nicht oft an denen der mittleren liegen, dagegen streckt der Ruapahu das ganze Jahr seinen Gipfel in den ewigen Schnee. Was das Klima noch ungünstiger macht, ist eine unablässige starke Luftbewegung, Winde hören fast nie auf zu wehen.

Die ersten Bewohner der Inseln, die heutigen sogenannten Eingebornen, waren die Maori. Dieß ist kein Eigenname, sondern bedeutet nur Einheimische im Gegensatz zu den Fremden. Die Maori sind ein Stamm der Polynesier, wenn man mit diesem Ausdruck den streng ethnographischen Begriff der pacifischen Race von brauner Haut und schwarzem glatten Haar verbindet, zur Unterscheidung von den Melanesiern, oder Australnegern von schwarzer Haut und gekräuseltem Haare welche von Neu-Guinea bis zur Fidschigruppe sich ausbreiten. Bekanntlich gehören die Polynesier zu einer und derselben großen Familie wie die Malayen, die sich von der Osterinsel im Osten bis nach Madagascar im Westen über den stillen und den indischen Ocean verbreitet haben. Unser Verfasser folgt der Ansicht daß zu Schiff auswandernde Malayen zunächst Samoa oder die Schifferinseln bevölkerten. Die Malayen sind immer mit der See vertraut gewesen, sie haben zu allen Zeiten ihre Fahrten nach dem australischen Festland ausgedehnt, und noch jetzt sollen jährlich 200 Prauen die Fischereiere der Nordküste besuchen. Zwar weht über dem stillen Meere im allgemeinen Ostwind, vom October bis April herrscht aber ein Nordwest in der Zone vom Aequator bis 15° s. Br. Ein Missionär, Hr. Williams, segelte 1600 engl. Meilen weit genau gen Osten und in wenigen Tagen bis zu den Schifferinseln. Wenn also Malayen aus ihrer Heimath auf Sumatra ausliefen, so kann es ihnen nicht an den Mitteln gefehlt haben von Insel zu Insel über den ganzen Ocean sich zu verbreiten. Wenn man Werth darauf legt daß sich einige Schatten von jüdischen Gebräuchen und von Hindusmus bei den Polynesiern, dagegen keine Spuren einer Berührung mit dem Islam finden, so muß die malayische Wanderung im stillen Meer nach dem ersten Verkehr mit den Juden und vor der Verbreitung des Islam nach den Sunda-Inseln, also kurz nach dem Beginn der christlichen Zeitrechnung und jedenfalls vor 1278 stattgefunden haben. Physische, sprachliche und sittliche Verwandtschaft zwischen den Maori und den Malayen sind noch heute zu erkennen, wiewohl die lange Trennung viel davon verwischt hat. Die Maori selbst behaupten von Hawaiki gekommen zu seyn, welches in ihrer Sprache der „Samen der Nahrung“ bedeutet. Thomson glaubt dieses Hawaiki in der Insel Savii (Sewai) der Schiffer-Inseln (Samoa) zu finden, denn nach einer Ueberlieferung der Neuseeländer lagen Waerota, Narotonga, Waeroti, Parima und Manono in der Nähe von Hawaiki. Die heutigen Maori, welche diese Ueberlieferung verfagen, haben keine Ahnung von der geographischen Lage dieser Inseln. Parima und Manono aber sind die einheimischen Namen zweier Inseln des Samoa-Archipels, Narotonga dagegen ist die Haupt-Insel von Harvey's Gruppe (Cooks-Archipel). Auch die alte neuseeländische Ratte, welche die Maori mitbrachten, gleicht der Art auf den Schiffer-Inseln und auf Narotonga. Thomson nimmt daher an daß die Maori von den Samoa-Inseln zunächst nach Narotonga giengen, und zwar bekamten die Narotonganer auch ihre Voreltern seyen von Hawaiki gekommen, und zwar vor 29 Menschenaltern, während die Besiedlung Neuseelands nicht ganz so weit zurückreicht. Innere Fehden, so lautet die Ueberlieferung, sollen einen Häuptling Namens Ngahue zur Flucht aus Hawaiki genöthigt haben. Später sey er noch einmal heimgekehrt, habe Muster neuseeländischer Producte, namentlich Moaknochen, vorgezeigt und durch seine verlockenden Beschreibungen Schaaren von Auswanderern bewogen ihm nach Süden zu folgen.

Die Auswanderer schiften sich an Bord von großen Doppelpiroguen ein. Aehnlich wie in dem Homerischen Epos haben sich noch bis heutigen Tages die Namen von sieben dieser Schiffe, sowie der Häuptlinge die sie führten, erhalten, die Namen andrer Fahrzeuge sind dagegen verloren gegangen. Die Flotte von Hawaiki erreichte Neuseeland als die Pohutukaua- und Ratabäume blühten, also zur Sommerzeit. Um den Geist des Landes über ihren Eintritt zu besänftigen, stimmtensie folgen den feierlichen Hymnus an: „Ich fühle eine fremde Erde unter meinem Fuß, ich gelange unter einen neuen Himmel, ich betrete dieses Land als einen Ruheplatz. O Geist dieser Erde! Der Fremdling bietet dir demüthig sein Herz zur Speise.“ Da die Mannschaften der Fahrzeuge an verschiedenen Plätzen landeten und von ihnen die spätern Maori-Clans abstammen, so haben die alten Legenden auch verschiedene Wendungen.

Die alten Doppelkähne waren vortreffliche Seeschiffe, und wenn die Auswanderer auf Narotonga anfangs rasteten, der

Weg um ein gutes Theil kürzer, obgleich Neuseeland immer noch 3000 engl. Meilen entfernt, und was das schlimmste in Bezug auf den Wind war, gegen Südwesten lag. Ein Beispiel von weiten Seereisen der Polynesier erzählt Capitän Beechey. Als nämlich der alte König Pomare von Tahiti 1824 gestorben war, wollten die Eingebornen von Anaa, einer Insel 300 Meilen östlich, dem neuen Thronfolger huldigen. Sie rüsteten dazu drei große Doppelkähne, in welche sich je fünfzig Personen mit Lebensmitteln auf drei Wochen einschifften. Ein Sturm zerstreute das Geschwader, und eins der Fahrzeuge suchte Zuflucht bei Barrow Island, wo man 13 Monate zubrachte um das Fahrzeug anzubessern und Fische zur Fortsetzung der Reise zu trocknen. Als man in westlicher Richtung aber die Byam Martin-Insel erreichte, mußte man abermals landen und die Schiffe neu ausbessern. Damit war man abermals acht Monate beschäftigt gewesen als Capitän Beechey die Seefahrer dort antraf, welche bereits acht der Ihrigen seit der Abfahrt verloren und nichts mehr von den beiden andern Fahrzeugen gesehen hatten. Dieß mag als Beispiel dienen, wie man sich polynesische Seefahrten vorzustellen hat. Die Ankunft der Maori auf Neuseeland ist nicht sicher zu ermitteln. Ihre Priester allein führen eine Art von Annalen, indem sie Stäbe aufbewahren in welche eine Kerbe geschnitten wird, so oft ein Häuptling stirbt. Die Namen dieser Verstorbenen werden der Zeitfolge nach bei feierlichen Gelegenheiten von ihnen recitirt, und zwar kennen die Priester etwa 20 Geschlechter von Häuptlingen seit Ankunft der ersten Ansiedler aus Hawaiki. Rechnet man nach der durchschnittlichen Regierungszeit englischer Monarchen seit Wilhelm dem Eroberer je 22 Jahre auf jeden Häuptling, so würden 440 Jahre seit der Einwanderung verflossen seyn, und diese auf das Jahr 1419 fallen. Alle diese Umstände erfuhr man nur durch den günstigen Zufall daß unlängst zwei Clans in der Bay of Plenty über den Besitz der Insel Motiti vor dem englischen Richter Proceß führten, und dabei zwei solcher Stammbäume mit den nöthigen Erläuterungen vorlegten. Thomson rechnet daß die erste Flotte, je 50 Personen in einem Fahrzeug, zusammen aber 800 Mann, bei Neuseeland ans Land setzte, und er meint daß, wenn sich alle 55 Jahre diese Bevölkerung verdoppelte, zu Cook's Zeiten schon 100,000 Köpfe, wie Forster sie schätzt, vorhanden seyn könnten. Allein erstens würden nach dieser Rechnung im Jahr 1749 immer erst 51,200 Köpfe zu zählen gewesen seyn, dann aber ist die Annahme einer beständigen Verdoppelung in 55 Jahren, wie sie sich nur in Europa findet, für ein halbwildes anthropophages und in ewigen Fehden begriffenes Volk viel zu stark. Entweder also fand die Einwanderung um Jahrhunderte früher statt, oder es kamen fortwährend frische Zuzüge von den Samoa-Inseln nach.

Die Neuseeländer sind an Körperhöhe wenig verschieden von den Engländern, nur sind ihre Vorderarme etwas länger, die Schienbeinknochen aber 1½ Zoll kürzer, und dieß gibt ihrer Gestalt ein solches auffallendes Merkmal, daß auch in europäischen Kleidern jedes Auge sogleich den Maori erkennen wird. Ihre untern Extremitäten sind im Gegensatz zu so vielen farbigen Stämmen stark gebaut. Das grobe Haupthaar erhält unter dem Oel und der Bürste Glanz und Farbe des Nabengefieders. Der Barthuchs kommt, seitdem man ihn nicht mehr ausreißt, reichlich zum Vorschein, am übrigen Körper sind die Haare aber nur sehr dünn. Die Nase ist kurz, doch sind bisweilen auch heroische Nasen, und in einer Landschaft Nasen im jüdischen Styl wahrzunehmen. Zwar bleiben die Frauen hinter den Männern an physischen Vorzügen zurück, ihre langen Augenwimpern und das milde, fast klagende Pathos ihrer Stimme verleihen ihrer Erscheinung aber große Sanftmuth. Die Körperstärke der Neuseeländer ist geringer als die der Briten, denn während diese durchschnittlich 422 Pfund einen Zoll hoch vom Boden heben konnten, belief sich die Kraft der Neuseeländer nur auf 367 Pfund. Jeder Neuseeländer wird den englischen Ansiedler im Wettlauf besiegen, wenn das Ziel ein paar hundert Yards, jeder Engländer aber den Maori, wenn es eine Meile entfernt ist.

Das Tättowiren sollen sich die Maori erst nach ihrer Ankunft auf Neu-Seeland angewöhnt haben, und dieß wird glaubhaft, insofern man auf Narotonga sowie auf sehr vielen andern polynesischen Inseln diesen Gebrauch nicht kennt. Elegant zu tättowiren ist eine schwierige Kunst, und große Künstler genießen in Neu-Seeland einen Ruf wie bei uns die Porträtmaler. Auch lassen sie sich hohe Honorare zahlen, so daß nur reiche Leute sich geschmackvoll die Haut malen lassen können. Der Gebrauch hat nur den Zweck den Feinden Schrecken einzuflößen, als Putz zu dienen, endlich aber das Vorrücken des Alters zu maskiren. Dieß letztere geschieht so gründlich, daß die alten Leute immer jung aussehen, weil die Jungen von vornherein sich all damit machen. Die Malereien an den Hüften sind Zeichen von Rang, und wenn man auch den Sklaven nicht verbietet sich wie die Häuptlinge zu malen, so würde doch jeder Sklave der es wagte der allgemeinen Verspottung erliegen. Das ehemalige Ausraufen der Barthaare hieng damit zusammen daß Bart und Gesichtsmalerei sich nicht vertragen, und dann weil der Sittenspruch galt, „feine Frau für den bärtigen Mann.“ Das Maorialphabet besteht aus folgenden 14 Buchstaben, A, C, H, I, K, M, N, O, P, R, T, U, W, Ng, dagegen fehlen B, C, D, F, G, L, Q, S, V, X, Y, Z. Sieben verschiedene Mundarten lassen sich hinreichend unterscheiden, neben welchen aber die Priester noch eine besondere heilige, dem Volk unverständliche Sprache reden sollen. Thomson spricht viel von Sanskritwurzeln in der Maorisprache, wie sich denn auch im Malayischen ähnliches findet; die Beispiele jedoch die uns überzeugen sollen sind sehr matt, und das beste und auffallendste darunter, das Wort Atua (Dewa im Sanskrit) für die Gottheit. Die stark entwickelte Einbildungskraft der Maori hat ihnen eine Menge, in diesen Blättern nach Shortland prodenweise mitgetheilter Sagen und Legenden [1] geschaffen, dagegen fehlt es ihnen an allen dramatischen Dichtungen. Ein merkwürdiger Umstand ist es daß in der Sprache der Maori ein gesonderter Ausdruck für Blau sich nicht

[1] S. Ausland 1857. S. 752.

findet. Ueberhaupt unterscheiden sie die Farben mit großer Schwierigkeit, so daß man wohl bei ihnen eine theilweise Farbenblindheit vermuthen darf. Die Kunst des Nachahmens, namentlich durch Miene und Gebärde, wird stark ausgebildet und verursacht ihnen sehr viel Kurzweil. Sonst ist der Neuseeländer ehrlich gegen fremdes Eigenthum und hält sein Wort; es quält ihn mehr Eitelkeit als Stolz, auch ist er schmutzig, träg, und wird von der Rachsucht als stärkster Leidenschaft beherrscht, so daß sie sich oft von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Ein zehnjähriger Maori ist unendlich reifer und verständiger als ein englischer Knabe von gleichem Alter, aber ein erwachsener Neuseeländer ist nicht viel verständiger und reifer, als er schon im 10ten Jahre gewesen war.

Die Anführer der Doppelfähne, die aus Hawaiki kamen, wurden in Neu-Seeland die Oberhäupter der Maori-„Nationen," deren man achtzehn zählt. Ganz im Norden der Nordinsel wohnt die Rarewa-Nation, jetzt etwa 2300 Köpfe, mit Kaitaia als der wichtigsten Dorfgemeinschaft. Ihre Nachbarn, die Ngapuhi, sind die mächtigste aller Nationen. Nicht nur daß sie 5400 Personen umfaßt, sondern sie war auch die erste welche sich Feuergewehre zu verschaffen wußte, und mit ihrer Hülfe von 1810 bis 1840 eine Reihe sehr glücklicher Kriege führte. Zahlreich sind die vereinigten Nationen der Waikato und Ngatimaniopoto, zusammen 9800 Köpfe, sowie die Ngatipawa und Ngatimaru, die auf 5000 Köpfe geschätzt werden. Jede „Nation" zerfällt wieder in Clanschaften, und zwar zählt ein kleiner Stamm, wie die Ngatikahungunu, unter 3704 Köpfen nicht weniger als 45 Clans verschiedenen Namens, so daß auf jeden durchschnittlich 82 Personen treffen. Fast alle diese Namen beginnen mit dem Worte Ngati, welches so viel Werth hat wie das irische O, das schottische Mac, oder das Beni der Araber, da alle drei voraufgeschickten Worte soviel bedeuten wie Sohn oder Söhne (des Stammvaters). In jeder Nation unterscheidet man sechs Classen von Personen: 1) den Ariki, das priesterliche und fürstliche Oberhaupt, 2) die Tana oder Personen von fürstlichem Geblüt, 3) die Rangatira oder Häuptlinge, 4) die Tutua oder Mittelclassen, 5) die Ware oder niedern Classen, 6) die Taurakareka oder Sklaven. Die gesellschaftlichen Merkmale sind indessen so geringfügig und die Classen fließen so in einander, daß nur Eingeweihte die Stände zu unterscheiden vermögen. Bei den fürstlichen Häusern gilt Erstgeburt und Vorzug des männlichen Geschlechtes: erst wenn sämmtliche männliche Nachkommen erloschen sind, geht die Würde auf die weiblichen Linien über. Talentvolle Redner oder glückliche Krieger aus der gewöhnlichen Classe der Freien verdunkeln aber sehr oft die gesetzlichen Oberhäupter. Als man aus Hawaiki kam, nahmen die Häuptlinge und ihre Stämme von Grund und Boden Besitz, der allen freien Männern und Frauen gemeinsam gehörte, während dem Häuptling nur die größte Portion vorbehalten wurde. Grundstücke vererbten nach dem Erstgeburtsrecht mit Vorzug des männlichen Geschlechtes. Grundeigenthum aber erwarb jeder welcher Urwaldstrecken urbar machte und anbaute. Das Fischrecht in Flüssen und Seen gehörte den Eigenthümern der angränzenden Ufer. Die politischen Entscheidungen trafen die Stämme in ihren Volksversammlungen, wie es denn höchst bedeutungsvoll ist daß, während allen asiatischen Sprachen ein Wort für Republik fehlt, die Maori zwei derartige Ausdrücke besitzen. Wie überall bei allen ächten Clanverfassungen, wurde die Verletzung des Einzelnen als eine Verletzung des Stammes betrachtet, die nach dem Grundsatz „Auge um Auge und Zahn um Zahn," gesühnt werden mußte.

Allen Polynesiern eigenthumlich ist das Tabu-Wesen, welches Wort Hr. Thomson unglücklich aus dem Malayischen und dann sogar aus dem Sanskrit ableiten will. Tabu oder Tapu bedeutet unantastbar = heilig. Tabu waren für immer die Personen der Häuptlinge und der Priester, tabu das Menschenfleisch, Leichname oder wer Leichen berührte, die erste süße Kartoffel welche ausgegraben, der erste Fisch welcher am Beginn der Saison gefangen wurde, weil diese den Göttern gehörten, endlich auch die Streiter, wenn sie in den Krieg zogen. Priester und Häuptlinge konnten ohne weitere Förmlichkeit das Tabu auferlegen, während die Ausweihung eine gewisse Feierlichkeit in manchen Fällen verlangte. Mit dem Tabu behaftete Personen durften Nahrung nicht mit ihrem Finger berühren, daher sich Häuptlinge von Sklaven füttern ließen, während derjenige der keine Sklaven besaß, seine Nahrung wie ein Hund zu sich nehmen mußte, weßhalb das Tabuerklären zu den empfindlichsten Strafen gehören konnte. Da tabuirte Personen jedes Haus, welches sie betraten, auch tabu, also unbewohnbar machten, so lebten Priester und Häuptlinge abgesondert von ihren Gemeinden. Eine Verletzung des Tabu zog den Grimm der Götter und die Strafe der Menschen nach sich, welche letztere in Verlust des Lebens oder der Habe und Ausstoßung aus der Gesellschaft bestehen konnte. Europäer die unwissend das Tabu brachen, büßten dafür mit dem Leben, wie Marion du Fresne in Neu-Seeland, Capitän Cook auf den Sandwich-Inseln. Noch jetzt haben sich Spuren des Tabuwesens, und zwar hauptsächlich in Bezug auf die Berührung von Leichen, erhalten.

Die Neuseeländer haben ihre eigene Schöpfungsgeschichte mit Anklängen an die Mosaische. Dann haben sie ein Götter-Urpaar, dessen Kinder sich gegen ihre Eltern empörten u. dgl. Keine der vielen Gottheiten wurde in Gestalt von Bildwerken verehrt, auch fehlt jeder Ausdruck für den Begriff eines Götzen. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und einen Aufenthalt der Abgeschiedenen im Himmel oder in einer Unterwelt, zu der man durch eine Höhle in einer Klippe bei Cap Maria Van Diemen sich den Weg zeigte. Deßhalb aber suchte man nicht den Gedanken einer Belohnung oder Bestrafung an diese beiden Orte des künftigen Daseyns zu knüpfen. Die Abgeschiedenen zogen dorthin wo ihre Vorfahren versammelt waren, sie nahmen sogar ihr Gesinde mit hinüber, weßhalb man nicht versäumte am Grab eines Häuptlings Sklaven zu opfern. Während des Schlafes, glaubte man, verlasse die Seele den Körper, und die Träume seyen Bilder, die sie auf ihren Wanderungen wahrnehme. Die

Neu-Seeländer glaubten nicht daran daß ihre Götter die Erde besuchten, wohl aber daß dieß von den Verstorbenen geschehe. Daher herrschte eine allgemeine Kinderfurcht vor dem Nachtdunkel oder vor den Nebelgestaltungen im Zwielicht. Am allermeisten scheute man sich vor Eidechsen, weil in dieser Verwandlung allermeist die Verstorbenen die Ihrigen heimzusuchen pflegten. Krieger schauderten schon beim Nennen des Namens und flohen entsetzt beim Anblick einer Eidechse. Die Priester wurden nur aus den edlen Familien gewählt. Sie waren die Rathgeber in Krieg und Frieden, die Verkündiger der Zukunft aus dem Vogelflug oder dem Fallen von Meteoren. Man sorgte für ihre Ernährung, um ihnen körperliche Arbeit zu ersparen. Es waren auch diese Priester durchaus keine Betrüger, sondern glaubten an ihren Beruf wie der Klerus allercorten. Aeußerlich unterschieden sie sich aber weder durch Tracht noch Zeichen von den Laien. Eine eigenthümliche Feierlichkeit, Irrirri, wurde von den Priestern an den Kindern der Häuptlinge im zehnten Jahre vollzogen. Sie bestand in einer feierlichen Besprengung mit Wasser, hatte aber sonst nichts gemein mit unserer Taufe.

Die Ursachen ihrer Kriege waren seltener Besitzstreitigkeiten als Beschimpfungen. Die großen Kriege deren die Eingebornen sich noch zu erinnern wissen, reichen in der Zeit nicht über ein Jahrhundert hinauf, und bis zum Jahr 1840 oder bis zur Einführung von Feuerwaffen waren die Inseln ein beständiges Schlachtfeld. Scheinbar hatte jede Fehde ihren gerechten Grund. Doch schauderte jede Partei den ersten Streich zu führen. Vermittler wurden, solange nicht Blut geflossen war, gern angenommen, und die Waffenentscheidung so lange wie möglich vermieden, da diese Kriege die Vernichtung des Gegners, nicht Eroberung zum Ziel hatten. Es waren nichts als Duelle zwischen zwei Clanschaften. Die erblichen Häuptlinge wurden gewöhnlich, wenn auch nicht immer, zu Anführern gewählt. Von ihrem Anführer forderten die Maori aber Unerschrockenheit im Gefecht selbst, denn sie wollten weniger gut geführt als durch Beispiel ermuthigt werden. Zum Fechten erhitzte man sich durch den Kriegstanz. Hatte auf beiden Seiten die Wuth ihren Gipfel erreicht, so warfen die Krieger alle Kleidung ab und nannten vor um Gegner bei Namen zum Zweikampf zu fordern. Schmähreden wurden dann gewechselt, genau wie Homer es treu geschildert hat. Die Köpfe gefallener Häuptlinge wurden sorgsam aufbewahrt, getrocknet und geräuchert, damit sie sich auf Pfähle spießen ließen, wo sie jahrelang gegen Wind und Wetter sich halten und die Spottreden ihrer Besieger anhören mußten. Die größte militärische Fertigkeit der Maori bestand im Bau, im Angriff und in der Vertheidigung von Pfahlwerken. Die Belagerer bauten sich in der Nähe der feindlichen Festung selbst eine Burg, so daß die Fehden sich oft jahrelang hinzogen. Günstige Uferstellen oder Ränder von Seen, Vorgebirge im Meer, Berge oder unzugängliche Wälder wurden zum Bau der Festungen auserwählt, immer aber auf das Vorhandenseyn von Wasser gesehen. Ein solches Pa oder eine Maoriburg bestand aus zwei Pfahlwerken, von denen das innere 20—30 Fuß hoch aus fest eingerammten und verflochtenen Stämmen, das äußere nur 6—8 Fuß hoch aus leichteren Pfählen bestand. Zwischen beiden Pfahlwänden zog sich ein trockener Graben hin. Die Pfahlwerke waren verziert mit fratzenhaften Holzbildern, und hinter der inneren Wand hieng auf hohem Gerüst eine hölzerne, kanoeartige große Trommel, deren Ton, wenn sie mit einem hölzernen Hammer geschlagen wurde, angeblich 20 (?) engl. Meilen in die Runde bei stillem Wetter gehört wurde. Seit der Einführung der Schießgewehre haben diese Befestigungen sich etwas geändert. Die Gräben sind nur fünf Fuß tief und sollen den Schützen wie eine Trauchee dienen, ferner werden die Pfahlwerke durch vordringende Winkel flankirt, und die hölzernen Trommeln sind durch Glocken ersetzt worden. So vorsichtig waren die Neuseeländer im Krieg, daß sie nie daran dachten ein Pa zu stürmen. Man versuchte dagegen Minenarbeiten, Kriegslisten und Ueberraschungen, bis entweder der Zufall, Verrath, noch gewöhnlicher aber der Hunger, die Festung zum Fall brachte, oder die Belagerer die Unternehmung aufgeben mußten. Nächtliche Angriffe wurden aus Gespensterfurcht nicht unternommen, sondern Ueberfälle gern auf die Morgendämmerung verlegt. Um den Feind zu beschädigen, ließ man sich keine Mühe verdrießen. So wurde vor 30 Jahren der Awaroafluß von einer Kriegspartei abgedämmt, damit die Gegner nicht das Wasser zum Transport ihrer Kähne benutzen sollten. Die Seekriegsfahrzeuge waren 80 Fuß lang, 4 Fuß breit und 4 Fuß tief. Fünfzig Anderer saßen an jeder Seite, und drei Schiffsofficiere standen im Mittelpunkt des Canoes. Die Schnäbel des Schiffes waren zierlich mit Schnitzwerk versehen, oft 15 Fuß hoch, und mit Federn und andern Kostbarkeiten geschmückt. Jedes solche Kriegsschiff hatte wie bei uns einen Eigennamen. Bei stürmischem Wetter bewährten sich diese Galeeren vorzüglich, und die Gewandtheit der Officiere und der Ruderer war dem Element völlig gewachsen. Solche Kriegsschiffe dienten fast nur zum Transport von Streitern und nicht zu eigentlichen Seegefechten, welche äußerst selten vorkamen. Die Bewegung der Ruder wurde durch Gesänge von verschiedenen Metren regiert, je nachdem scharf oder langsamer gefahren werden sollte.

Erst nach Ermüdung beider Parteien, oder wenn die Bilanz der Erschlagenen auf beiden Seiten sich ausglich, wurde an den Frieden gedacht und dieser von Herolden vermittelt, die als Merkmal ihrer Sendung einen grünen Zweig trugen. Vor Einführung der Feuergewehre besaßen die Maori keine mörderischen Waffen für das entfernte Gefecht. Sie bedienten sich des Pere, einer peitschenförmigen Schleuder, um Wurfspieße etliche hundert Ellen weit mit ziemlicher Sicherheit und Kraft zu werfen. Die Speere waren 4—14 Fuß lang, an beiden Enden gespitzt, und wurden nur aus kurzen Entfernungen geschleudert. Bogen und Pfeile waren zwar bekannt, wurden aber nicht für Kriegszwecke verwendet. Im Handgemenge bediente man sich des Meri, einer sechspfündigen Keule von der Gestalt einer plattgedrückten Sodawasserflasche, die mit einer Schnur um die Faust gebunden wurde. Dieses Mordwerkzeug, wie die Klingen der Aexte, wurde meist aus Talkſteinen (Nephrit) oder Jaspis gefertigt. Endlich waren noch fünf Arten großer Keulen aus hartem Holz und reich

geschnitzt im Gebrauch. Schutzwaffen kannte man nicht, nur die Häuptlinge trugen eine Art Panzerhemd, aus Flachs verfertigt. Eng verbunden mit ihrer Kriegsgeschichte war die Sitte, das Fleisch der gefallenen Feinde zu essen. Thomson behauptet dieses Laster gehöre der malayischen Völkerfamilie an, und sey unter den Polynesiern weit verbreitet. Aus den Sagen der Maori darf man schließen daß Rache den ersten Anlaß zur Menschenfresserei gegeben habe. Einer von Tasmans Matrosen wurde von den Maori verzehrt (1642), und dieses Schicksal wiederholte sich an einer Bootsmannschaft Capitän Cooks (1774). Der letzte beglaubigte Fall dieser Art trug sich 1840 zu. Thomson, der (1852) kurz nach einem Gefecht ein Schlachtfeld besuchte, überzeugte sich daß die gefallenen Feinde beerdigt worden waren. Gering war die Anzahl der jährlich verzehrten Menschen ehemals nicht. Hongi's Heer fraß 1822 300 Personen, und während des Notornakrieges 1836 wurden 60 Menschen im Laufe zweier Tage gebraten und verzehrt. Nur politische Gründe aber veranlaßten es daß bisweilen in Friedenszeiten Sklaven geschlachtet und von den Häuptlingen gegessen wurden. Den Frauen war der Genuß von Menschenfleisch verboten, und nur die Erbtöchter einer Häuptlingswürde machten eine Ausnahme. Daß Rache ein Hauptmotiv gewesen sey, ergibt sich daraus daß der Maori keinen höheren Schimpf gegen jemand aussprechen kann als daß er ihm droht er werde noch gegessen werden. Einem Neuseeländer andeuten daß sein Vater gefressen worden sey, ist eine Beleidigung für welche europäische Sprachen kein Aequivalent besitzen. Die Ansicht des Zoologen Owen daß die Maori, nachdem die Riesenmoa's ausgerottet worden waren, aus Mangel an Fleischnahrung sich der Anthropophagie ergeben hätten, hält Thomson für völlig irrig, denn der Hunger allein hat noch nie einen Neuseeländer zum Menschenfresser gemacht. Sonst übrigens gestehen die Neuseeländer ein daß Menschenfleisch ein Lekkerbissen sey. Was nach einem Sieg vom Tod verschont wurde, fiel in die Sklaverei, ja oft wurde diese über ganze Stämme, wenn auch nur dem Namen nach, verhängt. Die Kinder von Sklavenellern und alle ferneren Nachkömmlinge waren wieder Sklaven, die Kinder einer freien Frau mit einem Sklaven waren jedoch frei, nicht so die Kinder eines Freien mit einer Sklavin, so daß das Kind der Mutter in Bezug auf seinen Rechtsstand folgte. Obgleich der Herr des Sklaven Recht über Leben und Tod hatte und flüchtige Sklaven stets erschlagen wurden, war doch die sonstige Behandlung der Sklaven sehr mild, und waren diese nur zu gewissen Frohnden für ihre Herren verbunden.

Vor Ankunft des Capt. Cook bestand die Nahrung der Maori aus Fleisch- und Pflanzenkost. Nicht bloß Fische und Vögel, sondern auch Fledermäuse wurden verzehrt, und die einheimischen Ratten, denen mit Schlingen und Fallen nachgestellt wurde, als große Lekkerbissen betrachtet. Die normännische Ratte, welche die einheimische vertilgt hat, wird dagegen nicht gegessen. Die polynesischen Hunde wurden gemästet, ja oft zur Erzielung größerer Fleischmassen castrirt, und das Schlachten eines solchen werthvollen Thieres war ein großes Fest für jedes Dorf. Europäische Hunde werden jetzt nur selten gegessen. Die Wurzel des ebbaren Farns (Pteris esculenta) ersetzte die Dienste wie anderwärts die Brodfrucht, und bildet die Hauptnahrung des Archipels. Besondere Pflege wurde den süßen Kartoffeln gewidmet, deren Pflanzung mit religiösen Feierlichkeiten verknüpft war. Wenn die Arbeiter das Feld verließen, wuschen sie die Hände und hielten sie über ein tabu gemachtes Feuer. Die Saaten selbst wurden tabuirt, und zur Warnung ward auf jedem Feld ein mit rothem Ocher beschmiertes Holzbild aufgestellt, denn Roth war die Tabu-Farbe. Die Pflanzungen wurden von allem Unkraut gesäubert, und es ward als eine Pflicht von jedermann betrachtet alljährlich ein Stück Feld mit süßen Kartoffeln zu bestellen. Außer diesen Knollengewächs wurde auch noch Taroowurzel (Caladium esculentum) gebaut. Capt. Cook verfaß den Archipel durch Einführung der Schweine mit einem ergiebigen Nahrungsmittel. Diese Thiere bevölkern jetzt in verwildertem Zustande sämmtliche Inseln. Die Schafe welche Cook zurückließ, sind jedoch nach und nach wieder umgekommen, und erst ein späterer Versuch (1815) mit ihrer Einführung ist geglückt. Hornvieh wurde von frühern Seefahrern, Geißen schon von Cook zurückgelassen. Auch die Hühner welche dieser Seemann brachte werden zahm und wild überall gefunden, ebenso Gänse, Truthühner und Perlhühner gezogen. Seit 1840 hat man auch Honigbienen angesiedelt, und sie haben sich im Norden schon mächtig ausgebreitet. Kartoffeln verdrängen jetzt mehr und mehr die alten Bodenfrüchte. Mais aber, der seit 1793 auf den Inseln wächst, wird von den Maori in verfaultem Zustande gegessen, wo er zwar den Geruch von Excrementen, aber auch den Geschmack von Parmesankäse besitzt. Die einheimische Kochkunst war die nämliche wie bei den andern Polynesiern. Man briet das Fleisch in Gruben auf heißen Steinen. Da man keine feuerfesten Gefäße besaß, so mußte man, um Wasser zum Sieden zu bringen, Steine glühend machen und in die hölzernen Wassergefäße werfen. Auch die heißen Quellen der Insel wurden von den Anwohnern fleißig zum Kochen benützt. Jetzt haben Kessel, Pfannen und Töpfe die alte Küchen-Civilisation fast vollständig beseitigt. Die Neuseeländer können lange Hunger vertragen, essen aber dafür auch wie die Wölfe. Der Anblick von Nahrung versetzt sie in Aufregung wie die Bestien. Sechzig Pfund frisches Schweinefleisch sollen schon von Einer Person im Laufe von 24 Stunden verzehrt worden seyn. Ehemals wurden die Speisen in kleinen Flachskörben aufgetragen, gegessen aber mit den Fingern, und zwar der rechten, nie der linken Hand. Zucker war das einzige fremde Gewürz für welches die Maori Geschmack zeigten. Salz, Pfeffer, Essig, Senf war ihnen zuwider, wie Wein und Branntwein. Erst in ganz neuester Zeit hat sich Geschmack an geistigen Getränken — gewiß zum Verderben der unglücklichen Eingebornen — eingestellt.

Die Poesien der Maori sind selten epischen oder dramatischen, sondern meist nur lyrischen Inhalts. Der Reim war ihnen unbekannt, und es wurde nur ein Metrum beobachtet. Ihre besten Erzeugnisse sind Klagelieder, und seltsam genug gibt es darunter viele erotischen Inhalts, die nicht viel anders lauten als die unserer Poeten aus der sentimentalen Schule.

Das Klagelied eines Mädchens, die an einen andern Mann als an ihren Geliebten verlobt wurde, iſt in dieſer Richtung bezeichnend. Liebeslieder waren ſtets ſehr ſinnlich, und wurden beim Vortrag noch überdieß mit unanſtändigen Gebärden begleitet. An Erzählungen, Märchen und Sinnſprüchen iſt kein Mangel, letztere fallen ganz beſonders durch die hausbackene Moral eines arbeitſamen Volkes auf, die ſie enthalten.

Die Ehe war unter den Maori eine rein bürgerliche Handlung und Eheſcheidungen ſehr gewöhnlich. In der Regel nahmen die Maori nur die Töchter ihres Stammes, denn wollte ein Maori in eine fremde Nation heirathen, ſo mußten beide Nationen, die des Bräutigams und die der Braut, einwilligen. Verletzungen dieſes Bewilligungsrechtes führten dann oft zu Kriegen. Wie ſchon oben an einem Beiſpiele gezeigt wurde, hob das vornehmere Weib den Mann zu ihrem Range empor, nicht aber der Mann das niedrigere Weib zu dem ſeinigen. Erotiſche Zuneigungen wirkten oft eheſtiftend, wie es umgekehrt vorgekommen iſt daß Maoriſrauen durch Selbſtmord ſich geholfen haben, um einer ihnen widerwärtigen Verbindung zu entgehen. Solange die Mädchen nicht in Ehe lebten, war ihnen geſchlechtlicher Umgang mit vielen oder wenigen verſtattet, ja je mehr Liebhaber eine junge Dame beſaß, deſto mehr wurde ſie geachtet, wie es ähnlich bei uns mit den Courmachern der Fall iſt. Merkwürdig iſt es daß unverheirathete Perſonen im gegenſeitigen Verkehr forgſam unzarte Ausdrücke vermeiden, während das Volk im allgemeinen bei Tänzen und Geſängen die ſtärkſten Zoten liebt. Die Frauen werden ſorgſamer unter Verſchluß gehalten. Bei guter Behandlung und bei fruchtbaren Ehen iſt Untreue, in andern Fällen dagegen die Tugend etwas ſeltenes. Sowie der Mann Untreue begieng, entſchädigte ſich die Frau; ließ ſich dieſe dagegen den erſten Fehltritt zu Schulden kommen, ſo konnte Eheſcheidung, oder Züchtigungen oder gar Todtſchlag die Folge ſeyn. Die Männer ſchieden ſich von ihren Frauen dadurch daß ſie ſie aus dem Hauſe warfen, worauf beide Theile zu andern Ehen ſchreiten durften. Wittwen war die zweite Ehe erſt erlaubt, wenn die Ueberreſte des Gemahls ihren letzten Ruheplatz erreicht hatten, Häuptlingswittwen behielten den Rang ihres verſtorbenen Gatten, und die Weiber des Vaters und des Bruders erbten bei Todesfällen auf die überlebenden Söhne oder Brüder. Häuptlinge und Freie konnten mehrere Frauen halten, in welchem Fall jede eine getrennte Hütte bewohnte, die Mutter des erſtgebornen Kindes aber die oberſte Frau, die andern nur ihre Mägde waren.

Schon Capitän Cook klagte daß er nichts über die Begräbniſſe der Neuſeeländer erfahren konnte. Wirklich iſt es erſt in neuerer Zeit gelungen das Geheimniß vollſtändig zu ergründen. Sklavenleichen wurden in Klüfte oder in die See geworfen. Die größten Feierlichkeiten traten aber bei der Beſtattung von Häuptlingen ein. Seit der Einführung der Feuergewehre ſpielen dabei die Ehrenſalven eine große Rolle. Der Leichnam wurde gewaſchen, von den Prieſtern angezogen und in einer ſitzenden Stellung unter Blumenſchmuck ausgeſetzt, bis die Verweſung ſich einſtellte, worauf man ihn in einen kahnartigen Sarg legte und dieſen auf Gerüſte ſtellte, oder in der Nähe der Dörfer in die Baumwipfel hieng. Dort blieb er ein Jahr lang, worauf die Gebeine herausgenommen, rein geputzt, in Kaſten oder Matten verſchloſſen und den Prieſtern übergeben wurden, die ſie heimlich in Gruben auf Bergſpitzen oder in Höhlen verſcharrten, damit nicht die Gräber entweiht würden, was man als ein ſchweres Unglück für den Stamm betrachtete. Als Zeichen der Trauer trugen die Angehörigen einen Kopfputz aus dunklen Federn. Zu den fröhlichen Feſtlichkeiten gehörten die Bankette, welche man beſreundeten Stämmen gab. Die Maori darbten gern Monate lang um bei ſolchen Gelegenheiten ihren Gäſten den höchſten Ueberfluß bieten zu können. Zu den neuern Genußmitteln zählt auch der Tabak. Das Rauchen muß mit den erſten europäiſchen Anſiedlern nach Neuſeeland gekommen ſeyn, wenigſtens war 1840 ſchon der Gebrauch faſt allgemein unter den Maoris. Sie rauchen nicht viel auf einmal, zünden aber ihre Pfeifen deſto öfter an. Zur Muſik zeigen ſie große Neigung, und ſorgen dafür daß ihre alten nationalen Melodien in größter Reinheit ſich erhalten. Ihr einziges Muſikinſtrument iſt eine Flöte mit fünf Löchern von 3 Zoll bis 2 Fuß lang und an beiden Enden offen. Dieſes Inſtrument gibt nur fünf Töne und wurde ehemals aus den hohlen Knochen von Mördern, jetzt nur aus Holz verfertigt. Man bedient ſich zwar auch noch hölzerner Poſaunen von 7 Fuß Länge die zwei Töne geben, allein nur zu Kriegszwecken. Bei geſelligen Unterhaltungen zwiſchen beiden Geſchlechtern ſind Räthſel, gewöhnlich mit obſcönen Anſpielungen, ſehr beliebt. Sie haben übrigens geringen Werth, weil ſie nur auf Verdrehungen des Sinnes oder der Ausſprache von Wörtern hinauslaufen. Mit zwei Bällen die an Schnüren gehalten werden, verſtehen die Maori mit großer Kunſtfertigkeit zu ſpielen, und beſonders anmuthig wird der Zeitvertreib, wenn im Tact dazu geſungen wird. Dieſes und überhaupt die meiſten andern Spiele werden ſitzend getrieben. Die Neuſeeländer kennen auch ein Spiel, welches dem italieniſchen Morro oder Fingerſpiel ſehr ähnlich iſt. Seit Aufunft der Europäer verbreitet ſich auch das Kartenſpiel, und im Damenziehen ſollen die Maori ſchon große Uebung zeigen.

Ihre Zeiteintheilung iſt noch ziemlich unvollkommen, doch iſt es ſchon ein genialer Zug daß ſie ihre Monate nach dem Frühaufgang gewiſſer Sterne, nach dem Erſcheinen gewiſſer Zugvögel, oder dem Blühen gewiſſer Bäume benennen. Ihr Jahr iſt ein Mondjahr und jeder Monat zerfällt in 29 Nächte, von denen jede einen beſondern Namen nach der Mondgeſtalt führt. Nun ſollten ſie auch von Zeit zu Zeit einen Mond einſchalten, allein dieß unterbleibt, wahrſcheinlich weil weder religiöſe noch bürgerliche Bedürfniſſe eine ſtrenge Ordnung des Kalenders verlangen. Nur beim Wiederſehen naheſtehender Perſonen, nicht beim Abſchied äußern die Neuſeeländer Zeichen innerer Bewegung, und zwar grüßt man bekanntlich durch gegenſeitiges Reiben der Naſen, während das Küſſen mit dem Mund völlig unbekannt iſt. Seit der Beſiedlung kommt das Naſenreiben immer mehr aus; das Händeſchütteln, welches jedenfalls appetitlicher iſt, mehr in die Mode.

Die höchsten Kunstproducte welche die Maori lieferten, waren die Heitiki, kleine geschnitzte Menschengestalten, fratzenhaft wie die indischen Götzen, von der Größe eines Groschens oder einer Schüssel, aus Talk geschnitten und an Schnüren befestigt, um sie am Hals zu tragen. Sie erbten von Vater auf den Sohn und vertraten die Dienste von Metall und Juwelen. Auch in den Ohren wurde Geschmeide getragen, welches aber mehr aus Andenken als aus Kunstwerken bestand. Der schönste Hauptschmuck der Frauen war ihr reiches Haar, welches sie aber erst in der Ehe wachsen ließen, denn die Mädchen trugen es geschoren bis zu gleicher Höhe wie die Augenbrauen, während die Männer nach Art der alten Germanen einen Knoten auf dem Scheitel schürzten. Da sie ihre Fische nicht bloß mit Speeren, Angelhaken und Körben, sondern auch in Netzen fingen, so besaßen sie ziemliches Geschick im Knüpfen dieses Geräthes, da man Netze von 1000 Yards (Ellen) Länge bei ihnen gesehen hat, zu deren Handhabung 500 Personen erforderlich waren. Den harten Talk schliffen sie mit Sand und Kieselsteinen, sinnreich war aber die Art wie sie Löcher in die steinernen Aexte bohrten um Stiele hineinzustecken. Sie nahmen dazu ein sehr hartes Stück Holz von 10 Zoll Länge, in dessen Mitte, um ihm größere Schwere zu geben, zwei Steine befestigt wurden. Diesen Bohrer setzte man durch zwei Stricke in Bewegung die hin und hergezogen wurden. Beim Bau von Fahrzeugen mußte das Feuer durch Aushöhlen die wichtigsten Dienste leisten. Die Aexte halfen nur nach und die Schnitzereien am Schnabel, meist obscöner Natur, die mit Knochen und scharfen Steinen verfertigt wurden, kamen gewöhnlich von den Priestern, denen überhaupt die schwierigsten Leistungen von den Maoris anvertraut wurden. Das Anfertigen von Matten lag ausschließlich den Frauen ob, und zwar kennt man zwölf verschiedene Mattenzeuge, sämmtlich aus Flachs verfertigt, die sich entweder durch Varietäten des Stoffes oder durch Färbungen unterschieden. Wie in Schottland jeder Clan ehemals sein eigenes gewürfeltes Plaidmuster besaß und verfertigte, so zeichnet sich jede Maori-Nation durch eine besondere Art des Zeuges aus, den sie allein am besten zu liefern versteht. Aus Flachsmatten, seltener aus Hundsfellen oder aus Federn bestand die Kleidung der Neuseeländer, die bei beiden Geschlechtern so ähnlich war daß Neulinge schwer die Männer von den Frauen zu unterscheiden vermochten. Man trug um die Hüften einen Leibschurz ganz nach Art des schottischen Kilt, und darüber selbbindenartig ein Obergewand, welches bei den Männern die rechte, bei den Frauen die linke Seite der Brust unbedeckt ließ. Jetzt freilich verdrängen englische Moden sowie die Zeuge von Leeds und Manchester die alte Tracht und Manufactur, wie es denn auch längst zu spät ist wenn jemand nach Neuseeland gehen wollte um Völker noch unbekleckt von der Cultur beobachten zu wollen. Als Maße bedienten sich die Neuseeländer der natürlichen und allgemein uranfänglichen. Ihre Elle glich dem römischen Cubitus und wurde gemessen von der Wurzel des Armes bis zur Mittelfingerspitze, ihre Klafter aber war so lang als ein Mensch mit ausgestreckten Armen reichen kann. Im Zahlenwesen waren sie nicht völlig unbewandert. Ihre Ziffern gehen bis zehn, und sie sagen dann statt 22 „zwei Zehner und Zwei." Ihre Zahlen steigen bis hundert und bis tausend, aber nicht höher. Ihr Zahlensystem ist sprachlich so genau das nämliche wie das malayische, daß auf dieser Uebereinstimmung der stärkste Beweis von der Verwandtschaft dieser beiden ethnographischen Elemente beruht.

Wer sich einbildet der sogenannte Naturmensch sey ein Ausbund von Gesundheit, der kann sich durch die Neuseeländer bekehren lassen. Fieber sind dreimal häufiger unter den Eingebornen als unter den englischen Ansiedlern. Dieß rührt her von der ungenügenden Ernährung, der schlechten Vertheidigung und dumpfigen Behausung der ersteren; denn eine neuseeländische Hütte ist nur 15 Fuß lang, 13 Fuß breit, 6 Fuß hoch bis zum Dach und 4 Fuß hoch an den Seitenwänden. Die Thüren sind nur Löcher von 2 Fuß ins Gevierte und die Fenster so groß wie die Thüren. Blattern sind noch nicht ausgebrochen, vorsorglich aber zwei Drittel der Maoris bereits geimpft worden. Die Masern haben 1854 nicht weniger als 4000 Personen das Leben gekostet, und seit 1854 zeigt sich auch der Scharlach. Lungenleiden, und zwar Auszehrungen, sind viel häufiger bei den Maori als bei den britischen Ansiedlern. Gehirnkrankheiten dagegen verschonen die ersteren gänzlich, wie auch das Kopfweh der Culturvölker etwas völlig unbekanntes bei ihnen ist. Das venerische Uebel ist erst von den frühen Entdeckern ins Land geschleppt worden, doch tritt es mild auf und läßt sich mit Reinlichkeit und Arzneien leicht vertreiben. Der Fluch Neu-Seelands sind die Scropheln, an denen in manchen Strichen 20, in andern 10 Proc. der Bevölkerung leiden, und die im Mannesalter zu Abzehrung oder Rückenmarksleiden führen. Da zu Cooks Zeiten Merkmale dieser Krankheit sich nicht zeigten, so glaubt man daß sie durch die Einführung der Kartoffeln veranlaßt worden sey, indem nach und nach der Genuß dieser Frucht sich derart gesteigert hat daß sie 300 Tage im Jahr die hauptsächliche Nahrung des Maori bildet. Wie bei allen wilden Völkern sind die Geburten leicht und schmerzlos, so daß es keine „Wöchnerinnen" gibt, sondern die Frauen 24 Stunden nach der Niederkunft, ja oft unmittelbar nach dieser sich wieder an die Arbeit begeben. Da in alten Zeiten die Priester das Amt des Arztes verrichteten, sich aber darauf beschränkten durch Hokuspokus den Genius der Krankheit zu vertreiben, so haben die europäischen Aerzte leichte Mühe gehabt sich Achtung und Dankbarkeit zu erwerben. Die Maori haben keine Neigung zur Homöopathie, sondern schlucken gern viele Arznei, und je widerlicher und stinkender, um desto willkommener ist diese, weil sie meinen daß die Krankheitsgeister vor dem schlechten Geruch und Geschmack am frühesten aus ihrem Körper fahren.

Die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten.

Bei unserer Schilderung der großen politischen Parteien in dem Gebiete der Union erwähnten wir, daß die Bewegungen für oder wider die Sklaverei mit den rein politischen Parteibewegungen ursprünglich außer Zusammenhang stehen. Indem aber die Sklavenfrage eine immer größere Bedeutung gewinnt, tritt auch die Parteinahme in derselben mehr und mehr als eine politische hervor, und es kann nicht ausbleiben daß, wenn sie einmal zu ernster und dringender Erwägung gelangt, sie die mehrsten Parteifragen sofort in den Hintergrund stellt. Im allgemeinen beschränken sich die abolitionistischen Bewegungen auf den Norden des Landes, wo besonders die Whigs ihnen zustimmen, während die Whigs in den südlichen Staaten in ihren Ansichten hinsichtlich der Sklavenfrage getheilt sind, ihre Beseitigung zwar wohl ziemlich alle wünschen, aber doch der ganzen Sachlage gemäß den extremen, abolitionistischen Bestrebungen nicht zugethan sind. Mit der demokratischen Partei verhält es sich umgekehrt; sie ist zwar im ganzen der Sklaverei nicht eben günstig gesinnt, aber in ihrem Streben das Selbstbestimmungsrecht der Einzelnstaaten zu erhalten, und bei neu auftauchenden, durch die Verfassung nicht vorgesehenen Fragen zu erweitern, ist gerade sie immer die Hauptstütze für die Sklavenhalter gewesen. Deßhalb sind die wenigen wirklichen Freunde der Sklaverei, gleich wie diejenigen welche den Status quo bewahrt wissen wollen, die Hauptgegner des Abolitionismus, Anhänger der südlichen Demokratie, während sich im Norden selbst Abolitionisten in ihrer Mitte befinden, und zwar gehen diese hauptsächlich aus der Zahl der erst seit kürzerer Zeit Eingewanderten hervor, welche in den mehrsten Fällen die größten Gegner der Sklaverei sind. Auch diejenigen welche letztere zwar beseitigt wissen wollen, dabei jedoch den Weg ruhiger Entwicklung unter Beiwirkung sowohl der Gesetzgebung in den Sklavenstaaten wie von Seiten des Congresses einhalten möchten, vertheilen sich unter den verschiedenen politischen Parteien, indem sie ihre Hauptstütze unter den Republikanern besitzen. So finden wir rücksichtlich der Sklavenfrage eine dreifache Schattirung: 1) diejenige der Abolitionisten, welche jene um jeden Preis beseitigt wissen wollen, hauptsächlich unter den nördlichen Whigs (Abolition-Whigs) vertreten; 2) diejenige der Sklavenhalter, welche die bestehenden Verhältnisse nicht ohne Zustimmung der einzelnen Staaten des Südens geändert wissen wollen, eine desfallsige Bestimmung des Congresses aber durchaus von der Hand weisen, der Mehrzahl nach Demokraten; 3) die gemäßigten Abolitionisten, welche ohne Zweifel die mehrsten Anhänger zählen, aber auch, weil sie heftigere Mittel nicht wollen, die augenblicklich schwächsten sind.

Die Demokraten haben durch ihr Verhalten der Sklaverei seit fünfzig Jahren einen großen Vorschub geleistet, und werden dieß thun solange sie unter den politischen Parteien die stärkste bilden; denn daß von Seiten der Sklavenstaaten selbst eine wesentliche Aenderung eintreten sollte, ist nicht zu erwarten, wie auch in diesem Blatt schon gründlich nachgewiesen worden. Das materielle Interesse der Sklavenhalter zwingt sie das Princip der Selbstbestimmung der Einzelstaaten ebenso festzuhalten, wie die Demokraten es in schroffster Weise aufgestellt haben, unter anderm durch den demokratischen National-Convent vom Jahr 1852. Das sonderbare Phänomen, daß sich auf diese Weise das Streben nach Freiheit und Sklaverei die Hand reichen, sollte die Demokraten schon darauf hinweisen, daß sie sich auf einem nicht nicht nur ihren Grundsätzen widersprechenden, sondern auch ihrer Parteistellung gefährlichen Standpunkt befinden. Das letztere ist in der That der Fall, und es erklärt sich aus dem Gesagten weßhalb diese Partei, welche wir oft für die der Constitution der Vereinigten Staaten angemessenste halten, in den letzten Jahren nicht eben an äußerer Stärke gewonnen hat. Sie hat sich besonders durch die ihrer Zeit viel besprochene Kansas- und Nebraska-Bill geschadet; denn indem sie an dem Grundsatz der Selbstbestimmung auch für diese Territorien festhielt und den Act dieser Selbstbestimmung bis zur staatlichen Bildung derselben aufschob, verlängerte sie nicht nur den Zwist der Gegenwart für das ganze Gebiet, welches der Sklaverei schon fast entzogen war, sondern machte auch seine Zukunft sehr unsicher. Für die beiden Staatsgebiete liegt nämlich die Schwierigkeit darin, daß sie zum großen Theil gerade auf beiden Seiten der Gränzlinie zwischen Sklaven- und Freistaaten liegen. Diese Linie bildet etwa der 39ste Grad nördl. Br. Zwar haben die Sklavenstaaten schon wiederholt den Vorschlag gemacht, die Scheidelinie auf den 36sten Grad zu verlegen, wodurch allerdings das Freistaatengebiet für den Augenblick wesentlich vergrößert würde; aber da es für jeden Amerikaner ausgemachte Sache ist, daß die Union sich auf Kosten Mexico's allmählich weiter nach Süden verbreiten und sich noch ungeheure Ländermassen einverleiben wird, so würden alle diese den Sklavenstaaten zufallen und letztere ein großes Uebergewicht gewinnen, wenn der Norden eine feste Gränzlinie annähme, an welcher er nicht rücken dürfte. Ueberhaupt würden die westlichen Länder nördlich vom 36sten Grad den Freistaaten schon gehören, da die Sklavenarbeit hier neben der freien nicht bestehen kann, wenn nicht jene Entschließung der demokratischen Partei das Kansas-Nebraska-Gebiet als unbestimmt festgestellt hätte. Darin liegt der Fehler dieser Entschließung, daß auf längere Zeit noch es wie ein Zugeständniß der Sklavenstaaten erscheinen muß (während es ein solches nicht ist) wenn sie den 36sten Grad als die Scheidelinie anbieten, und daß während dieser ganzen Zeit eine Einwirkung des Nordens auf die südlich von jener Linie gelegenen Staaten um so schwieriger seyn muß.

Der hier dargelegte Fehler ist um so größer, als er einerseits ein Zugeständniß an die Sklavenstaaten ist, während man andrerseits mit Rücksicht auf die Verfassung in der Emancipationsfrage nicht activ vorgehen kann. Die extremen Abolitionisten setzen zwar alle Rücksicht auf politische Rathsamkeit bei Seite und streben nach einem sofortigen Aufheben der Sklaverei, indem sie dieselbe allein vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachten. Allein daß diese eine

einseitige Art ist um eine Angelegenheit zu erledigen, und eine gefährliche Art obendrein, liegt auf der Hand. Die jüngste Vergangenheit hat erst wieder deutlich gezeigt, wohin extremer Abolitionismus führen kann; es vermag derselbe für seinen Zweck eben keine andern Waffen zu gewinnen als diejenigen der Gewalt. Die moralischen Gründe welche für Aufhebung der Sklaverei sprechen, läugnet im ganzen Bezirk der Union so leicht kein Mensch, und wer andere Gesinnungen hegt, offenbart sie wenigstens nicht; zur Erledigung der Frage kommt es also hauptsächlich auf die politischen und materiellen Rücksichten an. Während aber die Sklavenhalter mit ihrem Anhang an der Thatsache der Sklaverei festhalten und sich weigern für ihren Theil Aenderungen zu treffen (oft weil sie aus diesen persönliche Gefahr oder materiellen Nachtheil fürchten), dringen die gemäßigten Abolitionisten darauf daß man Schritte thue um die immer näher kommende Dringlichkeit und die immer möglicher werdende Gefährlichkeit der Lage zu beseitigen, daß man einen Anfang mit den hiezu tauglichen Mitteln mache. Man mag nun aber die Sache betrachten wie man wolle, es ist unbestreitbar daß die Sklaverei eine innere Angelegenheit jedes Staates der Union ist. Dieß ist sie sowohl nach dem Wortlaut der Verfassung, wie nach dem Vorgang der Freistaaten selbst, welche die Sklaverei aus eigenem Antrieb aufhoben, ohne sich mit den übrigen Staaten deßhalb berathen zu haben. Die Union, und namentlich die Freistaaten, darf man also nicht, wie es so oft geschieht, dafür verantwortlich machen daß in einzelnen Staaten das Institut der Sklaverei fortbestehet. Man darf ebensowenig verlangen, daß der Congreß zu ihrer Abschaffung irgend welche Schritte thue. Denn es würde sich in diesem Falle der Congreß eine Macht anmaßen welche er nicht besitzt, und die Folge hievon wäre unzweifelhaft daß die Sklavenstaaten ihm nicht gehorchen würden. Das wäre der erste Schritt zur Trennung der Union und damit zum Fortbestande des Institutes welches man beseitigen will, in den südlichen Staaten. Aber diese Frage welche man aus Unkenntniß der Verhältnisse in Europa oft debattirt, ist in der That an Ort und Stelle noch niemals ernstlich von anderen besprochen als von den extremsten Abolitionisten.

Die Sklavenhalter wissen dieß sehr gut, und alle oft übereilten Schritte der Abolitionisten haben doch weiter nichts gefruchtet als daß die Bande der Sklaverei fester gezogen, die Selbstbestimmung der einzelnen Staaten schroffer hervorgehoben und die Geneigtheit zur milderen Stellung der Sklaven in den südlichen Staaten unterdrückt wurde. Wenn man bedenkt daß ein guter Sklave in Louisiana augenblicklich 2000, und wenn er ein Handwerk versteht, 3000 Dollars, eine junge Sklavin 1000 Dollars und mehr kosten, und daß Pflanzungen mit 2—300 Negern nicht selten sind, so muß man auch erkennen daß eine augenblickliche Emancipation, wie solche die Abolitionisten fordern, sich mit den materiellen Interessen nicht vereinigen läßt, wenn sie aber gewaltsam geschehen soll, geradezu ein Angriff auf das Leben ist.

In den südlichen Staaten der Union huldigen viele dem gemäßigten Abolitionismus und möchten gern das Loos der Sklaven erleichtern, aber mit Aussicht auf Erfolg kann dieß nur von innen heraus, durch Unterricht u. s. w. geschehen. Viele Pflanzer hatten für ihre Sklavenkinder Schulen errichtet die ganz erfreuliche Früchte brachten; die Mehrzahl von diesen ist wahrscheinlich wieder eingegangen, mehr aber weil es gerade in den südlichen Staaten so sehr schwer ist Lehrer für farbige Kinder zu erhalten, als aus eigennützigen Gründen. Hier und auf diesem Wege muß der Anfang zur Lösung des Sklaverei-Problems gemacht werden, sie ist aber nur langsam möglich. Man wird dadurch allmählich zu freien schwarzen Arbeitern gelangen, aber die Neger, wie sie im allgemeinen jetzt sind, zu freier Arbeit zu emancipiren, wäre durchaus ein Unsinn. Männer wie Clay und Webster, deren Namen guten Klang haben, strebten dem Abolitionismus gegenüber mit aller Kraft dahin, das gegenwärtige System aufrecht zu erhalten, und hatten keine anderen Wünsche als der Emancipation allmählich den Boden zu gewinnen. Möchten dieß unsere auswandernden Landsleute bedenken, welche sich meistens, kaum in Amerika angelangt, den Abolitionisten in die Arme werfen und gewöhnlich zu tüchtigen Schreiern ihrer Partei sich emporarbeiten.

Beiträge zur Urgeschichte von Irland.

Von Dr. Julius Rodenberg.

Das Celtenthum, vornehmlich von Irland, ist lange das Räthsel unserer Wissenschaft gewesen, und sie hat es noch immer nicht ganz gelöst. Seiner Sprache zwar haben sich mehrere unserer besten Köpfe zugewandt, und ihren vergleichenden Forschungen verdanken wir das feststehende Resultat, daß die Celten im strengen Sinne des Begriffs Indo-Europäer sind. Dieß Ergebniß der Philologie von hoher Wichtigkeit für die Geschichte der Celten insgemein, ist es besonders für die der irischen Celten, indem es mit einemmal all jenen gedankenlosen wiederholten Hypothesen von nationalen Bezügen zu Phöniciern, Aegyptern u. s. w., deren phantastischer Anhänger noch Vallancey im vorigen Jahrhundert war, ein Ende machte. Allein die Geschichtsforschung welche sich so bereitwillig zeigte am Gewinn der Sprachforschung zu participiren, hat bis jetzt noch nicht Miene gemacht auch ihre Arbeit treulich zu theilen. Sie konnte es vielleicht auch noch nicht, da sie aus den Händen der Philologie erst ihr Material erwartet. Ist es ja doch der hochverdiente Grammatiker O'Donovan, welcher die „Annalen der vier Meister“ in classischer Weise edirt hat, und jetzt damit beschäftigt ist die „Brehon-Laws“ herauszugeben, von deren Vollendung sich die Antiquare für irische Rechtsgeschichte, Sprache und Alterthumskunde Großes versprechen. Wenn ich es nun trotz des Mangels aller zuverlässigen Vorarbeiten versuchen will der chaotischen Masse der Urgeschichte von Irland einige klare Züge abzugewinnen, so bescheide ich mich gern, daß nicht

sowohl der von mir gelieferte Stoff, als vielmehr dessen Anordnung neu ist. Mein Gegenstand, als ich nach Irland gieng, war das Culturleben, das Märchen und der Volksgesang. Nun fanden sich in letzterem, der sog. finnischen Dichtung (so genannt nach ihrem Hauptheiden, Finn Mac Cul), häufige Anspielungen auf drei Völkerschaften, welche nach einander in Irland eingewandert seyen, und von welchen die zuletzt eingewanderte als die vorzügliche geschildert wird. Zu ihr gehören auch die Helden jener Dichtung. Da ich immer der Meinung war daß die großen und entscheidenden Thatsachen der Urgeschichte sich als Kern der Volksdichtung conservirt haben, zu welchem man nur durch die poetische Verkleidung und oft durch die harte Schale späterer Mißdeutungen dringen muß, um zugleich die Kenntniß jener zu gewinnen, so interessirte mich's höchlich, mit jenen poetischen Andeutungen das zu vergleichen was sich etwa anderswo über diesen Punkt noch finden ließ.

Wenn wir nun das Material zusammentragen welches uns die irischen Traditionen selbst und die fremden Geschichtsquellen: die römischen Schriftsteller, die walisischen Triaden nebst den britischen und altenglischen Chronisten liefern, so werden wir, nach Beseitigung der Widersprüche in den einzelnen Mittheilungen und Vereinigung des Zusammengehörigen was sich hier und da zerstreut findet, zu dem übereinstimmenden Resultat geführt, daß Irland zwar von dem großen Stamme der Celten (welchen die Römer, Gallier, die Griechen Galater, vielleicht auch Kymbern und Kymmerier genannt haben), aber nicht auf einmal, sondern in der That, wie es die finnische Dichtung lehrt, in mehreren auseinander folgenden Einwanderungen bevölkert worden sey, deren Zahl allerdings die „vier Meister" auf sechs angeben, die sich aber — wenn man sie genauer betrachtet — dennoch auf drei reduciren.

Als Urbewohner Irlands werden von den walisischen Triaden die Picten genannt, eine Völkerschaft welche nicht zum celtischen Stamme gehört habe, und von den ersten Einwandern dieses Stammes nach Albanacht, dem Lande der Alpen, der hohen Gebirge, d. i. nach dem heutigen Schottland verdrängt worden sey. Die finnische Dichtung nennt diese ersten Einwanderer Tuatha de Danan, ein Name welcher an den von den englischen Chronisten gebrauchten der „Damnier" und „Damnonier" anklingt, und schildert sie als ein verkommenes Volk, welches in Höhlen lebe und Zauberkünste treibe. Das Christenthum bediente sich dieser Vorstellung um den von ihm gestürzten Druidendienst mit diesen Höhlenbewohnern in eine geheimnißvolle und gefürchtete Verbindung zu bringen, wie denn Keating (in seiner Geschichte von Irland) das „Tuatha de" auch als „Volk der Götter" erklärt; und die Feenlehre unserer Tage sagt von den Schiffras und Schioggs, den Feen von Irland, daß sie die Abkömmlinge derselben seyen.

Diese erste Einwanderung, welche in eine für uns historisch nicht zu berechnende Zeit fällt, wie denn die Urgeschichte dieses wie jedes Landes so zu sagen im Dunkeln spielt, scheint von Britannien aus geschehen zu seyn, und zwar dadurch veranlaßt daß die bis hierher geschobenen Vorposten des celtischen Stammes durch eine nachfolgende Einwanderung gleichfalls celtischen Stammes nach Irland weiter gedrängt worden sind. (s. Walter, das alte Wales p. 68). Mit dieser historischen Annahme läßt sich sehr gut vereinen was die irische Sage über die erste Ansiedlung in Irland erzählt. „Dreihundert Jahre nach Noah," so heißt es, „zweiundzwanzig Jahre vor Abraham, am 14 Mai, kam der Japhetit Partolan, ein Flüchtling aus Griechenland, wo er im Streite um eine Krone Vater und Mutter erschlagen hatte, mit seinen Söhnen, seinen Hunden und seinen Ochsen nach Irland (s. Lindan, Geschichte Irlands, p. 17). Wenn man sich nun daran erinnern will, wie die Walisier von ihrem großen Ahnherrn und Stammvater Brutus gleichfalls erzählen, daß er die ersten Einwanderer von Griechenland aus als Flüchtling, da er seinen Vater erschlagen habe, über Gallien nach Britannien geführt habe, so wird dadurch der Ausgangspunkt beider celtischen Völkerschaften und die Richtung ihrer Wanderung von Osten nach Westen angedeutet. Dieser Ureinwanderung in Britannien rückte, sie zum Theil nach dem Norden, zum Theil nach Island verdrängend, eine weitere über Belgien nach, „um Beute zu machen und Krieg anzufangen." (Caesar, de bello Gallico, V. 12). Es erklärt sich daß jene ersten Einwanderer ihnen zum Theil wichen, „nachdem sie dort Krieg begannen, blieben und den Acker zu bauen anfiengen." (Caesar, ib.) Hiermit stimmt denn auch der englische Chronist zusammen: „Um diese Zeit (beiläufig das Jahr 3650 seit Erschaffung der Welt!) wanderten die Britten welche von den Belgen vertrieben wurden nach Irland, bildeten daselbst eine Ansiedlung und wurden von der Zeit an Scoten genannt." (Ricardus Corinensis, Lib. II, cap. I, 9.). Eine weitere Ausführung finden wir in demselben Schriftsteller (Lib. I, cap. VIII, 17), wo er sagt: „Ich kann nicht unterlassen zu erwähnen daß die Damnier, Volumier, Brigantер und Cangianer Völkerschaften von britischem Ursprung sind, welche — da sie entweder von benachbarten Feinden belästigt wurden oder unfähig waren den ihnen auferlegten Tribut zu bezahlen — nach und nach in dieses Land (Irland) hinübergiengen um neue Wohnplätze zu suchen." Und an einer dritten Stelle (Lib. I, c. VIII, 9) tadelt er Beda, daß dieser annehme, die Scoten seyen ein „fremdes" Volk. Er sagt noch einmal, daß sie von Britannien hinübergewandert seyen, und führt als letzten Beweisgrund die irische Sprache an, welche der alten britischen und gallischen Zunge gleiche, wie jedermann wisse der in beiden Sprachen bewandert sey.

Dieser ersten Einwanderung celtischer Stämme von Britannien aus nach Irland scheint nun die zweite Einwanderung jener Belgen selbst gefolgt zu seyn, entweder auch aus Britannien oder dem Lande welches sie ursprünglich inne hatten, dem heutigen Belgien und den Niederlanden. Darauf bezieht sich der zweite Theil jener irischen Tradition, der dießmal buchstäblich auf unsre Annahme paßt: „die dritte Ansiedlung (das schon oben angedeutete Nachrücken verwandter Stämme aus Britannien wird als zweite aufgefaßt) gründete der Stamm der Firbolg, welchen man auch Belgen nennt, deren Anfüh-

rer die Insel in fünf ziemlich gleiche Gebiete getheilt haben sollen." (Lindau, p 18). Das stimmt auch mit der Angabe der finnischen Gesänge; und der Name, den sie den neuen Ansiedlern geben, ist gleichfalls der der Firbolg.

Als die dritte und bedeutendste Einwanderung betrachtet die irische Sage und Dichtung diejenige welche von Spanien aus erfolgte, die Einwanderung der Gadhelianer, Milesier oder Scoten, welchen letzteren Namen sie, als die Herrschenden, später auf das ganze Volk und die ganze Insel übertrugen. Von dieser Einwanderung datiren die Irländer ihre Königsgeschlechter; sie nennen die milesische die vornehmste Race von Irland, und sagen daß die Milesier die wahren Schotten gewesen. Ja, noch heute führen die alten, vornehmen Familien von Irland ihren Stammbaum auf diese milesischen Vorfahren zurück, und behaupten z. B. das Geschlecht der O'Donnels sey in seinen heutigen Repräsentanten 115, das der O'Conor Don's 118, das der Marquis von Thomand 117, das der O'Donovans 115 Generationen von denselben entfernt (s. John O'Donovans Grammar of the Irish Language, Introduction); und unter den Fischweibern des Marktes von Galway will man an den Gesichtszügen, an der Bildung der Nase und der Farbe des Haares noch diejenigen erkennen welche von den Firbolgs, und diejenigen welche von den Milesiern abstammen. So viel dürfte als historisch zuverlässig seyn daß eine celtische Einwanderung aus oder über Spanien den beiden vorher geschilderten gefolgt sey oder sie begleitet habe; aber bei dem Hang der Celten zum Wunderbaren und ihrer Sehnsucht aus dem Entfernten, Weiten und Unbekannten ist es erklärlich daß die Tradition der Iren gerade bei dieser letzten Einwanderung mit Vorliebe verweilte und sie mit allen möglichen Erfindungen der Einbildungskraft ausschmückte. Hören wir nun zuerst was Nennius, dessen „Historia Britonum" in ihrer heutigen Gestalt allerdings kaum älter seyn wird als das 9te Jahrhundert, dann aber doch immer noch in die Zeit des sprachlichen Zusammenhangs zwischen Iren und Briten fällt, darüber sagt (l. c. §. 13): „Lange darnach (d. h. nachdem die Picten aus Irland nach Schottland, von Nennius „Alba" genannt, verdrängt worden waren), kamen die Scoten aus Spanien nach Irland. Der erste welcher kam, war Partholomus" — vielleicht: der erste welcher überhaupt kam, und die Picten vertrieb. Dann würde dieser Partholomus des Nennius mit dem „Japhetiten Partholan" der irischen Tradition übereinstimmen. „Der zweite war Nimech . . . . Nach diesen kamen drei Söhne eines Soldaten aus Spanien mit dreißig Schiffen, von welchen jedes 30 Weiber enthielt (dieses also würde die eigentlich milesische Einwanderung repräsentiren); und nachdem sie daselbst ein Jahr geblieben, erschien ihnen inmitten der See ein Thurm von Glas, dessen Spitze mit Männern bedeckt zu seyn schien, welche sie zum öftern ansprachen, ohne aber eine Antwort von ihnen zu bekommen. Endlich beschlossen sie den Thurm zu belagern; und nachdem sie sich ein Jahr lang vorbereitet hatten, rückten sie gegen denselben vor mit der ganzen Anzahl ihrer Schiffe und Weiber, ein einziges Schiff ausgenommen, welches gescheitert war und welches 30 Männer und ebenso viele Frauen enthielt. Aber als sich alle an der Küste welche den Thurm umgab, ausgeschifft hatten, da öffnete sich die See und verschlang sie. Irland jedoch ward, bis auf unsre Tage, von der Familie bevölkert welche in dem gescheiterten Schiffe geblieben war.

Noch weiter in die Fabelzeit führen die irischen Traditionen den Ursprung der Milesier zurück. Feniuß Farsaidh, so erzählen sie, König von Scythia, der Urenkel Japheths, des Sohnes Noah (also rechnen doch auch sie übereinstimmend mit der Ueberlieferung vom „Japhetiten Partholan" und den neuesten Resultaten der Wissenschaft, die Iren und Celten insgemein zur japhetitischen Völkerfamilie), hatte eine Schule auf der Ebene zu Schenaar errichtet, 250 Jahre nach der Sündfluth; und nachdem er 20 Jahre lang diese Schule geleitet hatte, kehrte er in sein Königreich zurück, wo er noch 22 Jahre regierte. Er hatte zwei Söhne, Nenual und Niul, von welchen er dem älteren sein Königreich und dem jüngeren seine Gelehrsamkeit vererbte. Darauf lehrte Niul in den öffentlichen Schulen Scythia's, und da sein Ruf sich außerordentlich ausbreitete, so lud ihn Pharao Cingeris nach Aegypten, um auch allda Schulen einzurichten. Niul folgte der Einladung, und sein Wirken war von so großem Erfolg begleitet und Pharao gewann ihn so lieb daß er ihm das Land am rothen Meer und seine Tochter Scota gab, nach welcher die milesischen Iren hernach Scoten genannt wurden. Niul indessen wirkte segensreich fort, und zwar um dieselbe Zeit wo Moses die Kinder Israel aus Aegypten führte, 797 Jahre nach der Sündfluth. Scota schenkte Niul einen Sohn, den er Gaodhal nannte, und nach ihm nannten sich seine Nachkommen Gaoidhil und ihre Sprache Gaoidhelg. Diese Nachkommen (Gäles oder Scoten) kamen nach verschiedenen Wanderungen und Schicksalen nach Spanien, und von Spanien endlich nach Irland." (S. O'Donovan, Grammar etc. Introd. I—XLIV.)

Der historische Kern dieses Mythus ist die Einwanderung von Spaniern; auch Lappenberg (Ersch und Gruber, II, 24, p. 47) vertheidigt sie als „aus sprachlichen Gründen nicht unwahrscheinlich." Er fügt hinzu: „der Name, den sie sich selbst geben, ist Gaedhal, [1] und ihrer Sprache Gaoidhleag (Gaelen). Die Namen Ἰερνη und Hibernia haben die von Westen heranfegelnden Fremden von dem im Südwesten Irlands am Flusse Iernas und dem in und bei der Stadt Iwernis wohnenden Stamm auf die ganze Insel übertragen." (Ricardus Corinensis kennt, beiläufig, nur einen Fluß Iberus im Süden, und eine Stadt Ibernia im Innern, §. L. I, VIII, 12 u. 16); „der Name Iren und Irland ist von den Angelsachsen gebildet." Den Namen Erin (Eirin, Eire) erklärt Macpherson von „ear," oder „iar" u. „in (is)" als Westinsel. Das ganze Mittelalter hindurch jedoch war der Name der Insel Scotia; noch in einer Urkunde des Kaisers Sigis-

[1] Die Waliser nennen Iren und Hochländer Gaydhill; das irische Wort, mit welchem die heutigen Irländer sich bezeichnen, ist Gaedhil, das „dh" darin wird nicht ausgesprochen, so daß das Wort „Gael" (unser Gael) lautet. J. R.

mund wird sie so genannt, und die von Irländern in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden gegründeten sogenannten „Schottenklöster“ haben das Andenken jenes Namens bis in die Gegenwart getragen.

Es ist bekannt und gehört schon der historischen, durch Zahlen zu bestimmenden Zeit an, daß die Scoten Colonien aus der Insel, welche Ricardus Corinensis „das wahre Land der Scoten“ nennt, d. h. aus dem heutigen Irland nach dem heutigen Schottland hinüberführten, welches — nachdem mehrere Jahrhunderte lang der Unterschied von Scotia major und Scotia minor gemacht wurde, endlich den Namen der Scoten ausschließlich und für alle Zukunft behalten sollte. Hier nun trafen die irischen Scoten sofort wieder auf jene, früher schon aus Irland verdrängten Picten, welche zunächst vor ihnen wichen, zuletzt aber, indem die Zahl der vorschreitenden Scoten immer ansehnlicher wurde und ihre räumliche Ausdehnung wuchs, ganz in ihnen aufgegangen zu seyn scheinen. Noch ist der Weg, den diese irisch-schottische Colonisation (seit dem dritten Jahrhundert n. Chr.) nahm, dadurch angedeutet daß ein Strich der Nordküste von Ulster und der gegenüberliegenden von Schottland, Dalraida (anglisirt: the Ronte) heißt, nach dem Führer Reuda (oder Rieda), dessen Ansiedlung die erste von Umfang und Bestand gewesen seyn soll (s. Palgrave, Hist. of England, p. 28). Die nahe Verwandtschaft der Iren und gaelischen (Hoch-) Schotten drückt sich noch heute in der Sprache derselben aus, ja sie war bis zum 16ten Jahrhundert übereinstimmend, oder der Unterschied zwischen ihnen war unerheblich. Bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts bedienten sich die Hochländer sogar der irischen Lettern, die erst seit jener Zeit durch die römischen ersetzt wurden, wie denn überhaupt erst durch die Reformation und die protestantische Colonisation von Ulster (Anfang des 17ten Jahrhunderts) die Verbindung zwischen Irland und den schottischen Hochlanden aufgehoben wurde. Seitdem haben diese beiden Zweige der celtischen Race sich weiter und weiter von einander getrennt; aber die beiden gemeinsame Heldendichtung hat Züge der Familienähnlichkeit bewahrt, welche bis jetzt, sowohl im Interesse der Volkspoesie überhaupt als auch zum Zweck culturhistorischer Forschung, bei weitem noch nicht genügend ausgebeutet worden sind.

Miscellen.

Duveyrier's Reise nach dem Lande der Tuareg und Nachrichten über Hadj Sklander (Baron Krafft). Die letzten von Hrn. Duveyrier uns zugekommenen Nachrichten datiren aus Biskra vom 12 Januar d. J. Er war dort hauptsächlich mit Beobachtungen über den Wassergehalt der Luft beschäftigt, wollte aber in etwa drei Wochen, also zu Anfang des Februar, wieder nach Süden aufbrechen. „Ich werde zuerst einen Ausflug nach Nefta und Tozer im südlichen Tunesien machen und dann versuchen über Wargla ins Land der Tuareg einzudringen. Daß ich die physikalische Geographie dieses Gebirgslandes näher zu ergründen beabsichtige, brauche ich Ihnen kaum zu sagen. Ganz neuerdings sind einige Räuber aus Tunesien von Sfi Ali Bey, dem Kaid von Tugurt, geschlagen worden, und es wurden fünf Köpfe hieher gesandt. Mein Freund, Colonel Serda, fürchtet daß diese Unruhen mich hindern im Djerid einzudringen; darüber werde ich jedoch erst in El-Wad Gewißheit erlangen. Zwischen Biskra und Wad Sfuf denke ich theilweis einer neuen Route zu folgen. Hoffentlich werde ich bis zur Sonnenfinsterniß im Juli in eine nördliche Station zurückgekommen seyn, wo ich dieses Phänomen mit Nutzen beobachten kann. Ich denke wohl an Ghadames, aber es ist die Frage ob ich zu rechter Zeit dort eintreffen kann. Wie ich glaube, werde ich für diese Expedition besser ausgerüstet seyn als für die vorige, auch erwarte ich vor meiner Abreise das zum zweitenmal ausgebesserte Chronometer von Paris zurück.“ Unsere Leser werden sich erinnern daß Hr. Baron Krafft unter dem Namen Hadj Slander im October 1858 von Tripoli über Tanat nach Timbuktu reisen und uns von Zeit zu Zeit Nachrichten geben wollte, daß wir aber trotz unserer Erkundigungen bei den Behörden in Tripoli nichts über sein Verbleiben erfahren konnten. Hr. Duveyrier schreibt uns nun in dem oben erwähnten Brief: „Als ich in Baghdat war, wurde mir von einem Manne aus Tripoli gesagt daß er Hadj Slander gekannt habe, und ich hörte daß dieser Reisende, nachdem er sich Kamele und ein Boot angeschafft hatte um über Ghadames nach Timbuktu zu gehen, plötzlich nach Konstantinopel abgereist sey. Dieses theile ich Ihnen nur als ein Gerücht mit.“ (Petermanns Geogr. Mitth.)

Weine alt zu machen. In Moigno's Kosmos vom 2 März werden zwei Methoden mitgetheilt, um Weine schnell alt zu machen, welche Hr. Bayen an einem anderen Orte beschrieben hat. 1) Ein Stückfaß mit Wein setzt man in einem reinen Zuber einige Tage dem Frost aus, und entfernt täglich das auf der Oberfläche gebildete Eis. Das geschmolzene Eis liefert einen guten Nachwein. Die ausgefrorne zurückbleibende Flüssigkeit hingegen bietet einen vorzüglichen Wein dar, welcher auf Tonnen gefüllt wird und den man durch Zusatz eines Liters Himbeersaft oder durch in Wein gelöste Veilchenwurzel die Blume verleiht, und dann auf Flaschen zieht. 2) Im März und April wird mit Heu vom zweiten Schnitt (Grummet) ein Lager von 7½ Zoll Dicke gemacht und darauf die verkorkten und verpichten Flaschen gelegt. Man bringt obenauf eine zweite Heu- und Flaschenschicht und fährt so beliebig fort mit der Aufschichtung. Das Ganze wird dann mit gewöhnlichem Wasser begossen, um das Heu zur Gährung und Fäulniß zu bringen. In drei bis vier Monaten soll der so behandelte Wein denselben Geschmack haben, wie ein seit drei Jahren auf Flaschen gezogener. (Polyt. Journ.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. Augsburg, 13 Mai 1860.

Die Nachtigall in alter Dichtung.

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen!:
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen!
Laß dein
Stimmlein
Laut erschallen,
Dann vor allen
Kunstin loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

(Aus einem Volkslied des 17ten Jahrhunderts, Bibliothek des lit. Vereins in Stuttg. XXXIII, S. 60.)

Es gibt keinen poetischeren Vogel als die Nachtigall. Wer lauscht nicht mit gehobener Brust, wenn in stiller Sonnernacht aus dem einsamen Vorholze die rührenden Melodien dieses Vogels dringen, deren innige und seelenvolle Klänge selbst ein verhärtetes Menschenherz ergreifen müßten? Und wie unbedeutend, wie unscheinbar ist dieser mächtige Zauberer der Töne: ein kleines, schmächtiges Vögelein, mißfarbiger und trübseliger gefiedert als alle seine Kameraden. Es gehört wahrlich ein stumpfes und armes Gemüth dazu, um ungerührt und gleichgültig die Melodien dieser Waldsänger an sich vorübergehen zu lassen, und den Griechen wenigstens kann man diesen Vorwurf nicht machen. Für Musik und Rhythmik fast schwärmerisch begeistert, schwelgten sie im Genusse jener Concerte, welche die Insassen der hellenischen Haine mit jedem jungen Jahr wieder erneuerten. Wer möchte bestreiten daß Sophokles in seinem Lieblingswäldchen bei Kolonos, dessen Nachtigallenlang er in seinem Oedipus auf Kolonos rühmt, wohl manchen Abend sinnend und dichtend den Liedern Philomelens gelauscht hat, deren er auch in andern Dramen (z. B. in der Elektra und den Trachinierinnen) mit so sichtlicher Vorliebe gedenkt? Noch heute, schreibt L. Roß von jenem Eumenidenhaine, noch heute grünen hier, wie zu Sophokles Zeit, Weinstock, Lorbeer und Olive, und im schattigen Gebüsch, das des Kephisses immer wache Quellen bewässern, singt noch die dicht gefiederte Nachtigall ihre helltönenden, herrlichen Weisen. Freilich beruhte dieser Naturgenuß bei den Griechen mehr auf einer Stimulation der Phantasie, während der Deutsche darin mehr eine gemüthliche Befriedigung sucht, weßwegen auch auf dieser Seite mehr Innerlichkeit und Tiefe zu finden ist als auf jener. So wenig man darum den Griechen allen Sinn für Schönheit des Vogelgesangs, und insbesondere des Nachtigallenschlags absprechen darf, so wenig darf man jene kindliche Liebe zu den Sängern des Waldes bei ihnen suchen, wie sie bei unsern Vorfahren uns entgegentritt. Sehr schön sagt hierüber L. Uhland (in Pfeiffers Germania 3, 129) ungefähr folgendes: Als die Forste noch vom vollen Gesang der ungestört nistenden Vögel wiederhallten und zugleich die Besucher des Waldes wenig von ausgebildeter Tonkunst gekostet hatten, da war Ohr und Herz noch gänzlich offen für die schlichten und doch ergreifenden Weisen der Sänger auf den Zweigen (waltsinger). Den belebtesten Gehölzen gab man an vielen Orten kurzweg den Namen Vogelsang, herkömmlich gieng man in den grünen Wald um die Vögel singen zu hören, und dieser Genuß ward neben dem Farbenglanz und Duft der Blumen zu den weltlichen Hauptfreuden gezählt. Gelegentlich mußte auch das Belauschen des Vogelgesangs zu einem guten Vorwand für verliebte Abend- und Waldgänge dienen. So sagt in einem dänischen Liede Jungfrau Mette:

Da bin ich gebunden die Nacht so lang,
und hört' auf der Nachtigall süßen Sang.

Hr. Peder aber antwortet:

Du horchest nicht auf der Vögel Sang,
Doch auf Dinse vergälteten Hornes Klang.

Vor allen andern Vögeln ist es die Nachtigall, die wie schon im Minnegesang, so auch in unsern Volksliedern hoch gehalten wird; bald wird sie innig und zutraulich die liebe, viel liebe Nachtigall geheißen; bald erhält sie den Ehrennamen Frau Nachtigall und wird mit Ihr angeredet. Ihre Stimme dringt ja am tiefsten ins Gemüth; und je schmächtiger und mißfarbiger nun so seelenhafter erscheint die Sängerin, deren mächtige Töne die zarte Brust zu sprengen drohen, wenn ihr zauberhafter und ahnungsvoller Gesang die Dämmerung des Morgens oder die Stille der Mitternacht durchbricht.

Manche der Volks- und Minnelieder, aus denen die Vorliebe unserer Ahnen für Nachtigallenschlag und Vogelsang spricht, stammen nicht eben aus den Zeiten des Glückes, sondern aus den trüben Tagen des Faustrechts und des Jammers. Ebenso war auch in Hellas, als schon längst die Sonne, die über dem classischen Griechenland gestrahlt hatte, untergegangen war, doch der Sinn für solche Naturgenüsse keineswegs erstorben. Ist es ja doch gerade eines der Symptome einer überfeinerten und übercivilisirten Zeit, wenn warm- und edelfühlende Herzen sich ganz abkehren von dem Getriebe der Leute, um in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit durch den reinen Umgang mit der Natur diejenige Ruhe und Befriedigung zu erringen, welche die Menschenwelt mit ihrem zerfahrenen und chamäleonischen Treiben nimmer zu geben vermag. Wie malt sich nicht der stadtmüde Wucherer bei Horaz (Epod. 2) das Landleben so schön aus:

Jetzt liegt behaglich unter alten Eichen er,
Jetzt auf dem dichten Rasenbett;
Im hohen Ufer rauschet unterdeß der Bach,
Im Walde klagt der Vögel Chor,
Die Quelle plätschern neben ihm im Wellentanz
und ladet ein zum sanften Schlaf.

Zwar will ich nicht fest behaupten daß Herodes Atticus zu dieser Classe gehöre, dessen prachtvolle Villa am Kephisos bei Athen (A. Gell. N. A. 1, 2) unter tausend andern Reizen auch den des herrlichsten Vogelconcerts bot. Aber Marc Aurel gehört jedenfalls zu jenen Menschenfeinden und Naturfreunden, wie aus vielen Stellen der Schrift dieses Kaisers „An sich selber" hervorgeht; auch seine Vorliebe für das Waidwerk, die Capitolinus (M. Aurel. 4.) bezeugt, steht hiemit im besten Einklang. Ganz besonders aber tritt diese eigenthümliche Gemüthsrichtung in den nachclassischen Dichtern zu Tage, von denen ich nur Longus (Pastor 2, 6 u. sonst) und Agathias (epigr. XXV. neuue), zwei warme und geschmackvolle Lobpreiser des idyllischen Landlebens und seines Vogelconcerts.

Die nächste praktische Folge dieses Enthusiasmus für die Singvögel und ihre Königin, die Nachtigall, war die Schonung des Vogels. Bei den deutschen Minnesängern heißt sie oft bezeichnend die freie Nachtigall. Noch im Jahr 1532 wird (Aufseß, Anzeig. 2, 10) ihre Freiheit zu Bamberg obrigkeitlich anerkannt: „Gebot der Nachtigall halb: soll nicht gefangen werden." In den Zwiegesprächen will man ihr das helle Singen bald untersagen, bald gebieten oder ablernen und zum Dank ihr Gefieder mit Gold bekleiden; aber sie verschmäht das glänzende Zeichen der Dienstbarkeit (Germania 3, S. 144). Gegen diese deutsche Gutmüthigkeit stellt sich Rom in einen widerwärtigen Gegensatz; diese Stadt, die einst die raffinirteste Ueppigkeit in ihren Schooße ausgebrütet hat, konnte auch Nachtigallenesser unter ihren Bürgern aufweisen (Hor. sat. 2, 3, 245). In Griechenland war so etwas nie vorgekommen; wenn kein ausdrückliches Gesetz die Tödtung des Vogels verbot, so hat doch selbst auf den raffinirtesten Küchenzetteln der athenienſischen Feinschmecker die Nachtigall nie figurirt. Der allgemein humane Sinn, der den Hellenen in seiner guten Zeit niemals verlassen hat, machte es ihm zur Unmöglichkeit, um eines eingebildeten Genüßchens willen etwas wahrhaft ideales zu vernichten. Amseln und Lerchen, Finken und Rebhühner, Enten und Holztauben, Staaren, Wachteln, Krammetsvögel u. s. w. (Aristoph. Athen. Poll.) mußten auf die Tafel des attischen Gourmands wandern; die Nachtigall saß sicher in ihrem Busch und flötete ungestört vom Untergang der Sonne bis zum Erwachen der Morgenröthe ihre rührenden Melodien.

Aber die Bewunderung welche der Nachtigall und ihrer Kunst von den Menschen zu Theil ward, hatte für den Vogel auch ihre Schattenseiten. In Rom war die Nachtigall im Anfang der Kaiserzeit der gesuchteste Stubenvogel, und ihre leidenschaftlichsten Liebhaber zählten zu den höchsten Cirkeln. Man rühmte (Plin. h. n. 10, 29) die wunderbare Stärke ihrer Stimme, die fabelhafte Dauer ihres Athems; ihr Gesang schien auf tiefe musikalische Kenntniß gegründet, und Enthusiasten behaupteten, in ihrer Kehle sey alles vereinigt was die menschliche Kunst erfunden und auf viele Instrumente vertheilt habe. Als Beweis für ihre angebliche wissenschaftliche Bildung pflegte man die an sich ganz richtige Bemerkung anzuführen, daß jede Nachtigall ihren eigenthümlichen, sehr bestimmt von den übrigen verschiedenen Gesang habe; auch die Behauptung von ihrem Wettsingen, und wie dabei oft die eine plötzlich todt umfalle, mochte sich auf sichere Beobachtung stützen. Ins Alberne aber wird die Sache ausgemalt, wenn Plinius sagt, die besiegte Nachtigall sterbe oft, schweige jedoch erst mit dem letzten Athemzug; die jüngeren studiren und üben die gehörten Melodien ein; die Schülerin höre mit gespannter Aufmerksamkeit zu, singe dann und schweige wieder, man bemerke wie die Meisterin tadle und die Schülerin sich corrigire; solche verschrobene Ansichten eines Naturforschers zeigen schon an daß man zu seiner Zeit nicht das Natürliche an der Nachtigall bewunderte, sondern das Unnatürliche und Carrikirte. Die Dressur des Vogels erreichte damals nicht selten eine ungeahnte Höhe. Traf sich vollends bei einer gelehrigen Nachtigall irgend eine Bizarrerie im Aeußern, etwa in der Färbung des Gefieders, so stieg ihr Preis ins abenteuerliche. Eine weiße, für die Kaiserin Agrippina, die Gemahlin des Claudius, bestimmte Nachtigall wurde für 600 Gulden verkauft. Besonders groß war der Triumph des Abrichters, wenn er es dahin brachte daß mehrere auf Befehl einen Wechselgesang hielten. Ja Plinius versichert sogar daß die kaiserlichen Prinzen eben, während er die Notiz niederschreibe, Staaren und Nachtigallen besäßen, die von Tag zu Tag vollkommener lateinisch und griechisch sprechen lernten (Plin. h. n. 10, 41), und dem ungelehrten Pöbel wenigstens war es kaum zu verübeln, wenn er solche Wunderkünstlerin aus dem Munde des nächsten besten kaiserlichen Lakaien gläubig aufnahm; that doch der römische Hof durch allerhand seltsames und bizarres Handeln und Scheinen sein möglichstes, um dem gemeinen Mann die Kluft zwischen den göttlichen Cäsaren und dem profanen Haufen recht handgreiflich zu machen.

So hatte die Nachtigall in Italien manches zu leiden,

was ihr auf hellenischem Boden erspart blieb; hier war es die natürliche Folge jenes Schonungssystems, daß überall, auf dem europäischen Festland wie auf dem asiatischen, auf den Inseln des ägäischen Meers (vgl. Sappho, Alkäos, Longus) wie auf Sicilien (Theocr. idyll. 1, 136, 5, 136, 8, 38, 12, 6. 7. 15, 120—122. epigr. 1, 4, 11. 12. Mosch. 3, 9—12. 44. 45.) in Lacedämon (Plut. Lycurg. 20.) wie in Attika (Sophokl., Euripid., Aristoph., Simonides), in Megaris (Theogn.), Böotien (Hesiodos), Phokis (Sophokl.) und wo es überhaupt Wälder und Haine gab, mit jedem erstehenden Frühling auch der prächtigste Nachtigallenschlag sich einstellte. Fast mehr noch als das frische Blumenkleid der Erde galt die Ankunft der Sängerin dem Griechen für das Zeichen des Lenzes. Darum hat er sie auch in der alten Mythe von Philomele und Prokne mit der Schwalbe als deren leibliche Schwester zusammengestellt. Was heute der Storch ist, war den Hellenen die Schwalbe. Wenn sie über das Meer her kam aus ihrem libyschen oder abessinischen Winterquartier, sangen die Kinder in Griechenland ganz ähnliche Liedlein auf den Vogel, wie sie heutzutage die Gassenjugend an den Storch Storch Schnibelschnabel abzuleiern pflegt (Athen. 8, c. 60.); ja die Analogie zwischen der heutigen und der damaligen Knabenwelt geht noch weiter: man sollte fast meinen, die bekannten Bräuche am Dreikönigstage gehen auf jene Zeiten zurück, wo am Schwalbenliedchensfest auf Rhodos die Buben alljährlich singend herumzogen und für die Schwalben eine Gabe einsammelten (Wachsmuth, Hell. Alterth. 2, 583. Hermann, Gottesd. Alterth. §. 67). Kein Wunder daß ihre Ankunft so gefeiert ward; denn wie bei uns auf jedem Kirchthurm sein Storchennest gehört, so fehlte am griechischen Wohnhaus nur selten das Schwalbennest (Babr. fab. 118). Unter einem Dache mit dem Menschen suchte sie Schutz vor dem Thau der Nacht und vor der Hitze des Mittags (Babr. fab. 12.). So gewöhnlich war der Vogel in den hellenischen Städten daß es unter die Merkzeichen, woran sich die Pythagoreer gegenseitig erkannten, gehörte, seine Schwalben an seinem Dache nisten zu lassen (Diogen. Laert. 8, 17). Somit war denn die Wiederkunft dieses Zugvogels für den Städter das augenfälligste Zeichen des Frühlings, und die Schwalbe ward als die herrliche Botin des lieblichduftenden Lenzes (Simonid. 74.) und dgl. (Arist. Av. 714.) schon seit Hesiod (Werke und Tage 568 ff.) von den Poeten gepriesen. Daneben galt die Nachtigall als die vornehmste Botin des Frühlings, und die alten Lyriker Griechenlands wetteifern im Lobe des Frühlingsvogels (Simonid. 73.), der reizendstimmigen Botin des Lenzes (Sapph. fr. 39.), der vielgeschwätzigen (Simonid. 73.), schmetternden Sängerin (Babr. 12, 3). Auch ihr Aeußeres verfehlten sie nicht zu beschreiben: sie heißt die fahle (Hom. Odyss. 19, 518.), fahlrückige (Simonid. 73.), ihren Hals nennt Aristophanes (Av. 744.) blond, Hesiod hatte dessen wechselnde Farbe besungen (W. und T. 203.). Doch weitaus die vorzüglichste und gerühmteste Tugend des Vogels ist die Helle und Klarheit seiner Stimme: hellrednerisch, hellstimmig, hellseufzend, hellsingend (Arist. Av. 1388. und schol., Theogn. 939.) sind seine gewöhnlichen Prädicate. Daher sahen die älteren griechischen Dichter die Nachtigall gleichsam als den heiligen Vogel der Poesie an, wie die jüngeren Dichter den Schwan. Schon in der ältesten griechischen Fabel, die sich bei Hesiod (W. und T. 203 ff.) findet, repräsentirt sie den Dichter, während der Habicht, der sie zwischen den Klauen hält, die Fürsten vorstellt, deren Gewalt und Launen die ältern höfischen Sänger oft völlig preisgegeben waren. Von dem Meliker Stesichoros aus Himera erzählte eine anmuthige Sage, als er noch ein kleines Kind gewesen, habe sich einmal eine Nachtigall auf seinen Mund gesetzt und in hellen Tönen gesungen zum Anstaunen daß einst noch wonnevolle Lieder dem Munde des Knäbleins entquellen sollten.

Von des alten thrakischen Sängers und Leierspielers Orpheus Heiligthum zu Antissa auf Lesbos behauptete man, daß hier die Nachtigallen weit schöner schlugen als gewöhnlich (Preller, Gr. Myth. 2, 341.). — Der zweite mythische Schutzheilige der Musik im Alterthum war der ebenfalls thrakische Sänger Thamyras, ihn und Orpheus verbunden hatte Polygnot in der berühmten Lesche zu Delphi gemalt. Auch zu Thamyras hat die Phantasie der Hellenen unsern Vogel in Beziehung gesetzt. Plato erzählt (De rep. 10, 620) einen Mythos, nach welchem sich die Seele des Thamyras das Leben einer Nachtigall gewählt habe.

Natürlich stand auch mit dem Gotte des Gesangs und der Musik, mit Apollon, die Nachtigall, bis sie vom Schwan verdrängt ward, in enger Verbindung. In einem Hymnus auf Apollon schildert Alkäos den Gott durch die Laute fahrend auf einem Schwanenwagen mit goldener Mitra und Leier: Nachtigallen, Schwalben und Cicaden singen in der Sommergluth feurige Lieder zum Spiele des Gottes (Himerius or. XIV, 10). Das nahe Verhältniß des Sängergottes zur Königin der Waldsänger spricht auch Aristophanes aus in jenem schönen Liede des Wiedehopfs an die Nachtigall (Av. 209—221):

> Auf, traute Gefährtin, beende den Schlaf,
> Laß strömen der heiligen Hymnen Gesang
> Wehklagend aus deinem gefälligen Mund,
> Wenn um Itys du weinst, unser Schmerzensfund,
> Anwirbelnd in thränenbenetztem Gesang
> Deine bräunliche Brust.
> Rein schwingt sich der Schall durch der Erle Gezweig
> Rachhallend empor zu dem Throne des Zeus,
> Wo der goldengelockte Apollon ihm lauscht
> Und die elfenbeinerne Harfe anschlägt,
> Zu erwidern dem Klaggesang.

Bei solcher Vorliebe der Dichter für die Nachtigall wäre es zu verwundern wenn nicht schon sehr frühe im plastischen Geiste der Hellenen das bescheidene Vögelein sich in eine liebliche Maid verwandelt hätte, deren melancholischer Gesang früheres Unglück verrieth. Im Norden hat das Volk ebenfalls in der Nachtigall eine weheklagende Jungfrau zu finden geglaubt. Gleichwie Philomele um Itys Klagelieder anstimmt, so singt in einem Volkslied aus der Bretagne (M. Hartmann, bret. Volksl. 377) nächtlicherweile am Brunnen die Nachtigall eine traurige Weise: „Glückselig wer in der Jugend stirbt,

um den der Tod im Frühling wirbt," und volksmäßige Reigen aus der Normandie (Beaurepaire, étude sur la poésie popul. en Norm 41) singen von der Nachtigall, die im Buschwerk Tag und Nacht ihre klagenden Lieder anstimmt für die Mädchen die keinen Geliebten haben. Aber nicht bloß als die klagende Sängerin tritt die Nachtigall in der nördlichen Dichtung auf; im deutschen Volksliede hat sie alle möglichen Geschäfte und Aemter der Menschen zu versehen; hier erscheint sie als Seelbotin, dort als Wahrsagerin, dann wieder als sehnsuchtige Zeugin und Anklägerin verborgener Schuld. Ihre Hochzeit mit dem Gimpel wird von allem Gefluge des Walds und der Lüfte gefeiert. Von der größten Bedeutung aber ist der Rath der Nachtigall: von ihren Mahnungen, ihrem Rathe, dem weisen und dem bethörenden, handelt eine Reihe sinniger, weithin anhauchender Lieder, die sich meist in lebendiger Wechselrede bewegen. Um vieles greifbarer und plastischer ist aber die Figur der Nachtigall in den griechischen Mythen, deren sich mehrere in vielerlei Variationen über die frühere Menschheit und Metamorphose der Nachtigall verbreiten. Die Grundlage von allen bildet der flötende Gesang des Vogels, den man in die Worte Itys Itys übersetzte, und als ein Klaglied um Itys oder um ihr Ityslein, um Itylos auslegte. Nach der wahrscheinlich ältesten bei Homer (Odyss. 19, 518 ff.) und Pherekydes (Fr. p. 137) sich findenden Erzählung war Aedon (d. h. Nachtigall) die Gemahlin des Königs Zethos, dem sie den Itylos gebar. Neidisch auf die Fruchtbarkeit ihrer Schwägerin Niobe wollte sie deren ältesten Sohn ermorden, traf aber aus Mißverständniß ihr eigenes Kind und erhielt auf ihre verzweifelten Bitten von Zeus die Gnade, in Vogelgestalt künftig auf Itylos Klagelieder singen zu dürfen. In späterer Zeit taucht eine ganz verschiedene Version der Sage von Aedon auf. Der unter den Antoninen lebende Mythograph Antoninus Liberalis hat aus der Ornithogonie des Boios folgende Gestalt der Sage aufbewahrt: Aedon, die Gattin eines Tischlers Polytechnos in der lydischen Stadt Kolophon, lebte lange mit ihrem Mann in vergnügter Ehe, bis sie einmal das vermessene Wort hinwarfen, sie hätten einander noch lieber als Zeus und Hera. Da faudte die empfindliche Himmelskönigin, aufs tiefste verwundet, Erie unter das liebende Paar, und die Göttin des Zwistes regte unter den beiden Gatten einen Wettstreit an, der unselig enden sollte, der verlierende Theil mußte dem andern eine Sklavin geben. Als Aedon gewann, reiste Polytechnos zu seinem Schwiegervater nach Ephesos und begehrte von ihm dessen andere Tochter Chelidonis (Schwälblein) unter dem Vorgeben, seine Frau wünsche ihre Schwester zu sehen. Arglos vertraute ihm Pandareos seine Tochter an, und Polytechnos ließ nun auf der Heimreise seinen Aerger über den Sieg Aedons an deren Schwester in vollstem Maß aus. Er entehrte die wehrlose, schor ihr das Haar ab, legte ihr Sklaventracht an, nahm ihr unter Androhung des Todes das Versprechen des Stillschweigens ab und brachte sie seiner Frau als Sklavin. Als aber einst Aedon ihre Schwester, die sich allein glaubte, ihr Leid klagen hörte und so die Schandthat ihres Gatten erfuhr, verschworen sich beide gegen Polytechnos. Aedon schlachtete ihren Sohn Itys und setzte ihn zum Mittagessen ihrem Gatten vor. Darauf entflohen Aedon und Chelidonis zu ihrem Vater nach Ephesos, und Polytechnos, welcher bald über die gräßliche Mahlzeit aufgeklärt worden war, eilte ihnen in blinder Wuth bis ins Haus seines Schwiegervaters nach. Da ließ ihn Pandareos binden, mit Honig bestreichen und zum qualvollsten Tod der Sonnengluth und den Fliegen preisgeben. Jetzt erwachte wieder in Aedon die alte Liebe, sie setzte sich neben den Unglückseligen und scheuchte die Fliegen von ihm fort. Aber ihre Verwandten warfen um deßwillen einen grimmigen Haß auf Aedon und trachteten ihr nach dem Leben. Da erbarmte sich Zeus der Jammersamilie und verwandelte Polytechnos in einen Pelikan, Aedons Bruder in einen Wiedehopf, den Pandareos in einen See-Adler, sie selber in eine Nachtigall und die Chelidonis in eine Schwalbe. Diese Version des Mythos von Aedon war eine Vermittlung zwischen den asiatischen Localsagen über die Nachtigall und den europäischen. Die letzteren, die Sagen von Philomele, Tereus und Prokne, werden den meisten Lesern der Hauptsache nach bekannt sein und ihre Variationen dürften wenigen interessant vorkommen. Es ist ziemlich einerlei ob Philomele ihr eigenes oder ihrer Schwester Kind betrauert. Aber einige Züge der Sage möchte ich in kurzem beleuchten. Einer der eigenthümlichsten und bei andern Völkern nicht vorkommenden ist die enge Verwandtschaft Philomelens mit der Schwalbe; sie beruht auf manchen Berührungspunkten, in welchen die beiden Vögel nach der Anschauung des Alterthums zusammentrafen. Das Hauptmoment ist freilich, wie schon ausgeführt, ihre Verkündigung des Frühlings; aber auch in der Redseligkeit schien keiner dem andern etwas nachgeben zu wollen, weßhalb beide das Prädicat geschwätzig oder vielgeschwätzig erhielten. Ferner galten nach allgemein menschlicher Ansicht die Töne der Schwalbe für kläglich. So sagt ein serbisches Volkslied: „winseln wie die Schwalbe;" im Gebet Hiskias (Jesai. 38, 14) heißt es: „ich winselte wie ein Kranich und Schwalbe" (von den Tagen seiner schweren Krankheit); und nach süddeutschem Aberglauben (Grimm, d. Myth.) trauern die Schwalben für den lieben Herrgott; und endlich gibt schon Hesiod in den Werken und Tagen (570) dem Vogel das Prädicat frühjeufzend. Auch darin glichen sie einander daß beide dem Schlaf abhold zu seyn schienen; während die Nachtigall die ganzen Nächte singend durchwache, sollte die Schwalbe wenigstens die Hälfte ihres Schlafes verloren haben (Hesiod. fr. Eoe. ap. Ael. V. H. 12, 20); daher heißt sie die frühplaudernde (Anthol. VI, 247), frühjeufzende und diente überhiegenen Epitern der Kaiserzeit, wie dem Julius Montanus (Sen. ep. 122) als sentimentales Ingredienz zu pomphaften Schilderungen des anbrechenden Morgens. Selbst hinsichtlich der Färbung des Gefieders konnte man die Merkmale einer Urverwandtschaft entdecken; blond (ξουθός) heißt die Kehle der Nachtigall bei Aristophanes (Av. 744), ebenso die Schwalbe bei Babrios (118, 1). Auch im Aufenthaltsort trafen beide Vögel nicht selten zusammen. Dieß sagt ganz klar Moschos (3, 38—40), und noch heute bewohnt in Italien und Griechenland die Hirundo urbica gerne gleich der Nachtigall felsige Oerter (Kaup, Thierreich II,

115). Ein zweiter seltsamer Zug ist es daß der Nachtigall die Zunge ausgerissen wird; dieß geschieht deßwegen, weil sie nicht immer singt, sondern in Gesang und Schweigen ihre Zeit theilt. Weil endlich nach der Ueberzeugung antiker Naturforscher (Aelian. h. a. 2, 3. schol. Soph. El. 149) der Wiedehopf die Nachtigall und die Schwalbe verfolgt, so wurde der Prokne ein Gatte Tereus gegeben, der sie nebst ihrer Schwester zu der Grausamkeit gegen das Kind brachte, und darauf in den Wiedehopf verwandelt ward. Der Name dieses Gatten, dessen stattlicher Federbusch und Schnabel den Gedanken an einen Barbarenfürsten nahe legte, ist aus geschichtlicher Sage genommen (Welcker, griech. Trag. 1, 374 ff. Preller, griech. Myth.). So fein und tief sind, wenn man näher forscht, die Märchen, die der Hellene über den trefflichsten Elegiker unter den befiederten Sängern gedichtet hat, und auch hierin zeigt sich, wie wahrhaft griechisch jenes Entzücken des Peisthetairos (Aristoph. Av 253, 254) über den Nachtigallenschlag ist, wenn er ausruft:

O himmlischer Zeus, welch eine Stimme des Vögleins!
Wie überthaut's den ganzen Hain mit Honigseim!

Die culturgeschichtliche Stellung des älteren Persiens.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

II.

Wir haben uns bemüht die Culturzustände Persiens während der Achämenidenherrschaft wesentlich nach gleichzeitigen Quellen zu zeichnen. Die Inschriften des Darius und Xerxes, sowie die Nachrichten der älteren Griechen, jedoch mit Ausschluß des so wenig zuverlässigen Ktesias, sind unsere Führer gewesen. Eine so strenge Scheidung zwischen älteren und neueren Quellen mag vielleicht manchem übertrieben erscheinen, uns scheint sie aber gerade bei dem jetzigen Zustand der Wissenschaft geboten. Es soll durchaus nicht gesagt seyn daß dieses dürftige Bild, welches gleichzeitige Quellen uns zu entwerfen gestatten, nicht durch Herbeiziehung späterer Quellen in manchen Einzelnheiten ergänzt werden könne und selbst ergänzt werden müsse. Welches aber nun diese einzelnen Züge sind, die aus späteren Quellen in die ältere Periode hinübergenommen werden müssen, das bedarf erst noch genauer Untersuchung. Fürs erste scheint uns geboten alle Verwirrung zu beseitigen, klar zu zeigen was wir noch mit Sicherheit aus gleichzeitigen Schriftstellern wissen können. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Zeit in der Herodot und in der ein Byzantiner schrieb, und wenn wir jedem der beiden Schriftsteller glauben dürfen daß er die Lage der Dinge zu seiner Zeit recht berichtete, so folgt daraus noch nicht daß es erlaubt sey die Berichte beider zu einem Gesammtbild zu vereinigen. Was hier von den occidentalischen Quellen gesagt ist, das gilt natürlich auch von den orientalischen, auch sie stammen aus sehr verschiedenen Zeiten. Darum begnügen wir uns vorderhand mit bloßen Umrissen, und wollen die Vervollständigung des Bildes einer künftigen Zeit überlassen.

Es kann nicht geläugnet werden daß die Einwirkung welche der Zug Alexanders des Großen auf Eran übte, eine epochemachende und weit nachhaltiger war als die Wirkung irgendeiner anderen Eroberung, sey sie von einem der nördlichen Nomadenvölker ausgegangen oder von einem Culturvolke wie die Assyrer. Der Grund war daß Alexander nicht bloß ein Reich gegründet hatte wie des Darius und seiner Vorfahren, dessen Provinzen unter einander keine Verbindung hatten, sondern daß er durch griechische Colonien seiner Herrschaft Dauer zu verleihen, durch Gründung von Städten den Handel und den inneren Verkehr des Reiches zu heben suchte. Wie seine Eroberungen, so erstreckten sich auch seine Colonien bis nach Indien, und auch innerhalb des ehemaligen persischen Reiches befanden sich deren mehrere. Daß diese Colonien an Zahl und Bedeutung schwächer waren, je weiter sie sich von ihrem eigentlichen Mittelpunkte entfernten, ist natürlich, wir dürfen darum auch nicht glauben daß ihre Wirkung in Eran ebenso groß war wie weiter gegen Westen, aber ganz spurlos sind sie auch dort nicht vorübergegangen. Die Griechen übten durch ihre überlegene Bildung nicht bloß auf die Politik ihren Einfluß aus, sie wirkten auch auf die Gemüther der Orientalen, bei denen sich nach und nach griechische und einheimische Cultur zu einem neuen Ganzen zu verschmelzen anfieng. Daß diese Einwirkung auf Eran selbst nicht sehr stark war, ändert nicht viel an der Sache, sie war um so stärker in den Ländern am Euphrat und Tigris, die, wie wir wissen, mit dem westlichen Eran in engem geistigen Verkehr standen.

Die nächste Folge des Andringens an die persische Monarchie war gewesen daß sich diese in ihre Bestandtheile auflöste, in die einzelnen Provinzen aus denen sie zusammengesetzt war. Wir haben gesehen daß es verabsäumt worden war diese Provinzen durch ein Band einander innerlich näher zu bringen, sie standen unter sich in geringem Zusammenhange, und waren nur einig in ihrem Hasse gegen die persische Herrschaft als eine fremde, aufgedrungene, und selbst den besseren Achämeniden wurde bloß mit Widerstreben gehorcht. Es läßt sich voraussetzen, wenn auch nähere Nachrichten darüber fehlen, daß unter den schwächeren Herrschern dieses Band immer loser geworden, daß namentlich die Unterthänigkeit der entlegeneren Völker nur dem Namen nach vorhanden war, bisweilen vielleicht nicht einmal so weit. Es war zu erwarten daß ein solches Reich bei dem kräftigen Andrange der Griechen zerfiel, und die Beherrscher der einzelnen Provinzen sich bequemen dem neuen Eroberer denselben unwilligen Gehorsam zu geloben wie früher den Achämeniden, in der Erwartung bei künftigen schwächeren Regierungen die Unabhängigkeit wieder gewinnen zu können. Allein obgleich Alexanders Reich unerwartet schnell in Trümmer gieng, so sollten jetzt die Orientalen den Unterschied der neuen Zustände von den alten kennen lernen. In den griechischen Colonien verwerfen denen Länder, die großentheils aus macedonischem Kriegsvolke bestanden, hatten die Nachfolger Alexanders einen festen materiellen Haltpunkt für ihre Zwecke, den zu zerstören um so unmög-

licher erscheinen mußte als eben die Fremden den Eingeborenen an geistiger Bildung überlegen waren. So blieb denn den Eraniern nichts übrig als für erste, wie die übrigen unterworfenen Völker des Orients, allen ehrgeizigen politischen Planen zu entsagen und sich auf sich selbst zurückzuziehen. An den inneren Verhältnissen der Stämme hatten auch die Griechen nicht gerüttelt, wie wir aus mehreren Anzeichen sehen. Die Perser, die Meder, die Elymäer, die Gordyener, die Armenier u. s. w. finden wir alle unter eigenen Häuptlingen stehend, und mit den tonangebenden Mächten dieser Zeit bald im freundlichen bald im feindlichen Verkehre. Wenn also orientalische Schriftsteller in dieser Zeit bis auf die Sasaniden gar keine großen Reiche anerkennen, sondern sie die Zeit der Stammeskönige nennen, so sieht man leicht von welchem Standpunkt aus sie die Sachlage betrachten. Sie erkennen die Fremdherrschaft gar nicht als zu Recht bestehend an, und betrachten die einzelnen kleinen Könige innerhalb ihrer Stammlande als unabhängig.

Das innere Leben der Stämme gieng also in der Zeit die zwischen Alexander und den Sasaniden liegt, ziemlich seinen gewohnten Gang fort, ungestört von den politischen Umwälzungen. Je weniger der einzelne Stamm aber politisch zu bedeuten hatte, desto mehr regte sich der persönliche Unternehmungsgeist des einzelnen in Handel und Wissenschaft. Es ist bekannt daß Alexander bei seinen Städtegründungen auf die Handelsverhältnisse Rücksicht genommen hat, das Aufblühen der Städte, sowie die größere Mischung der Völker zu der Alexander durch seinen Zug die Veranlassung gegeben hatte, beförderte Handel und Reichthum; der Luxus steigerte sich, ausländische Producte wurden mehr als je gesucht. Die Augen wandten sich vorzüglich auf Indien mit seinem Reichthum an Edelsteinen und andern köstlichen Erzeugnissen. Der Seehandel stand damals noch weit hinter dem Landhandel zurück, die vorzüglichsten Handelsstraßen aber nach Indien und nach dem Osten überhaupt führten durch Eran. Aus Kabul führte eine Straße nach dem heutigen Kandahar, von da nach Herat und Hekatompylon, der Hauptstadt der Parther, von dort durch die kaspischen Thore nach Ekbatana und durch den Zagros nach Chala, dem spätern Holvan. Von da ab theilte sie sich in verschiedenen Richtungen, südlich gieng man nach Susa, südwestlich nach Babylon, nördlich nach Assyrien, Armenien und Kleinasien. Die Einwirkung, welche der Handel auf das Leben und die Sitten der Völker ausüben kann, wurde somit in diesem Zeitraum den Bewohnern Erans in reichem Maß zu Theil. Der Gegensatz zwischen West- und Osteran war nach der Auflösung des Achämenidenreiches nicht geschwunden, sondern zunächst eher stärker geworden. Die Gegenden am Euphrat und Tigris waren auch jetzt die Sitze großer Städte, dort befanden sich die Hauptstädte der seleucidischen Herrscher, dort war an die Stelle der assyrisch-babylonischen jetzt die griechische Cultur getreten. Für den Handel waren die neuen Städte mindestens ebenso wichtig als die alten, und so blieben denn die Beziehungen dieser Gegenden zu ihren östlichen Nachbarn ziemlich die alten. Dagegen war in Osteran die Lage der Dinge etwas verändert worden. Die griechische Cultur, die nun auch jenen Völkern näher gerückt war, hat zwar wohl unmittelbar einen sehr großen Einfluß nicht ausgeübt, aber, wie ich überzeugt bin, mittelbar einen um so stärkern. Die acht oder nach andern Nachrichten gar zwölf Städte, die Alexander in Baktrien und Sogdiana gründete, haben ganz gewiß dazu beigetragen die dortigen Lebensverhältnisse zu ändern, es mußten den Bewohnern neue Erfindungen und neue Bedürfnisse kund werden, die ihnen von da an blieben. Wichtiger und nachhaltiger aber war um diese Zeit der indische Einfluß auf Osteran. Es war nämlich jetzt Indien aus seiner frühern Abgeschiedenheit herausgetreten, und ließ seine Cultur auch auf die angränzenden Völker wirken, denn der Buddhismus hatte seine religiösen Missionen begonnen. Aus unscheinbaren Anfängen hatte er sich nach und nach in Indien selbst zu einer bedeutenden Macht erhoben, und nun strebte er, durch die Verhältnisse begünstigt, darnach eine Weltreligion zu werden. In die Indusgegenden, nach Kabul und Baktrien vorzudringen, zeigte sich aber bald eine sehr günstige Gelegenheit, wie wir sogleich sehen werden, wenn wir den Verlauf der politischen Ereignisse etwas näher ins Auge fassen.

Die Beschreibung der Züge Alexanders und seiner Nachfolger hat uns mit den Namen einer großen Menge von eranischen Völkerschaften bekannt gemacht, aber freilich wird ihrer meist blos gelegentlich gedacht, wir erfahren selten näheres über ihre Stärke, über ihre Wohnsitze drücken sich unsere Quellen meist ungenau aus, in mehreren Fällen widersprechen sie sogar einander. So wünschenswerth es nun auch wäre allen diesen Völkerschaften genau ihren Platz in dem eranischen Lande anweisen zu können, so liegt doch nicht so viel daran als man denken könnte. Die Stammesverhältnisse blieben im Ganzen dieselben wie im alten Reiche: Meder, Perser, Parther und wie die Stämme alle heißen, führen fort ihre alten Wohnsitze zu behaupten. Jeder dieser Stämme aber zerfiel wieder in Genossenschaften, die Genossenschaften in Clane, die Clane in Familien. Jede dieser Unterabtheilungen hatte ihren eigenen Namen. Verschiedene Ereignisse konnten es mit sich bringen daß die eine oder andere Unterabtheilung mehr hervortrat und oft genannt wurde, Fremde mit den eranischen Stammesverhältnissen weniger Vertraute bielten sie dann alsbald für einen besondern Stamm, was sie aber selbst in der That nicht zu seyn glaubten. Wenn ein und derselbe Stamm in verschiedenen Gegenden genannt wird, so folgt daraus allein noch nicht daß der eine oder andere Berichterstatter falsch erzählt habe, es kann wirklich derselbe Name bei den Abtheilungen verschiedener Stämme sich wiederholt haben. Aus diesem Völkergewirre treten uns zuerst die Baktrer wieder mit einer gewissen culturhistorischen Bedeutung entgegen. Dort hatte sich schon gegen 250 v. Chr. Diodotus unabhängig gemacht und das griechisch-baktrische Königreich begründet. Nur wenige Notizen haben sich über dieses Reich bei abendländischen Schriftstellern erhalten, da es ihrer Beobachtung ferner lag, aber die besonders in Kabul und den umliegenden Ländern gefundenen Münzen dieser Könige geben uns die Möglichkeit die Geschichte des Reiches wenigstens in Umrissen zu zeichnen, und nachzuweisen daß sich dasselbe ziemlich lange erhalten hat.

Diesem Reiche war nun vorzüglich die Aufgabe zugefallen den Norden von Eran gegen das Andringen der nördlichen Völker zu vertheidigen, und diese Aufgabe war nun ungleich wichtiger und schwieriger geworden als früher, denn die nördlichen Grenzvölker, von andern nachrückenden Völkerschaften gedrängt, suchten mehr als jemals die Grenzen des eranischen Landes zu überschreiten und dort feste Wohnsitze zu erhalten. Es war das Bewußtseyn dieser Aufgabe, welches den baktrischen König Euthydemus an Antiochus den Großen, nachdem ihn derselbe besiegt hatte, das Ansinnen stellen ließ, er möge ihn in seinem Reiche belassen, da er durch sein Abwehren der nördlichen Barbaren ihm den größten Dienst leiste, und Antiochus, in richtiger Würdigung dieser Verdienste, gewährte ihm auch seine Bitte. Die kraftvolleren unter den baktrischen Herrschern waren nun diese Zeit jedoch von den Angelegenheiten des Nordens noch nicht so ausschließlich in Anspruch genommen, daß sie nicht auch Zeit zu Eroberungen gefunden hätten. So sehen wir denn von dem Regierungsantritt des Demetrius an, (etwa 205 vor u. Z.) griechische Könige auch am Indus herrschen und ihr Reich dort länger dauern als in Baktrien selbst. Das baktrische Reich konnte auf die Länge dem immer stärkern Andringen der nordischen Völker nicht widerstehen, und die nördlichen Gebiete Erans mußten in den letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mehrere der nördlichen Völkerstämme in sich aufnehmen. Parthien ist zwar eine alte, schon in den Keilinschriften genannte Provinz, aber es ist nicht zweifelhaft daß sie eine starke turanische Beimischung erhielt, zu der auch die Könige gehörten. Doch scheinen diese turanischen Herrscher bald in das eranische Element aufgegangen zu seyn und sich nur ungern ihres fremden Ursprungs erinnert zu haben, da wir bemerkt finden daß sie ihre Abkunft auf Artaxerxes II zurückzuleiten suchten. Auch Kabul und Baktrien wurde eine Beute der nördlichen Völker, die sich bis in die Indusgegenden verbreiteten. Diese Völker waren roh und uncultivirt, sie eigneten sich aber nicht die eranische Bildung an, sondern fielen mehr der indischen Cultur anheim. Seitdem der Buddhismus begonnen hatte seine Aufmerksamkeit auf die Bekehrung der Massen zu richten, widmete er auch seine Sorgfalt den lange vernachlässigten Stämmen am Indus. Die griechischen Könige welche dort regierten, scheinen diese religiösen Bestrebungen mit sehr günstigen Augen angesehen und ihnen sogar mit Bewußtseyn Vorschub geleistet zu haben, weßwegen sich auch dunkle Kunde von ihnen in einigen buddhistischen Schriften erhalten hat. Wenn sich auch die Griechen in den ersten Zeiten streng von der einheimischen Bevölkerung abgesondert haben mögen, so verwuchsen sie doch begreiflicherweise mit jedem Geschlecht mehr mit derselben; ihre Münzen geben uns für dieses allmähliche Vordringen des orientalischen Elementes den besten Maaßstab. Zuerst ist der Styl dieser Münzen rein griechisch, die Bildnisse schön und nach den besten Mustern gearbeitet, die Sprache der Umschriften correct. Nur die Kupfermünzen zeigen unter den ersten Königen einheimische Schrift, sie weichen auch in der Form von den bessern Münzen ab, sie sind viereckig, die bessern aber rund. Schon unter dem fünften König, Eukratides, zeigt sich aber die einheimische Schrift auch auf Silbermünzen und ihr Gebrauch nimmt immer mehr zu, während das Griechische incorrect, die Ausführung schlechter wird, bis zuletzt die Sprache wie die Prägung einen ganz barbarischen Charakter bekommt. Je mehr nun die frühere griechische Bevölkerung ihrem Wesen nach mit der einheimischen verschmolz, desto natürlicher war es daß sie sich auch mehr und mehr mit den innern Angelegenheiten des Landes beschäftigte, und daher selbst in Sachen der Religion förmlich Partei nahm. So kann es uns denn nicht wundern daß der Buddhismus bald in den Ländern am Indus herrschend wurde, von da nach Kabul und Baktrien vordrang, die dort wohnenden barbarischen Völker zu seinen Ansichten bekehrte und bald in jenen Ländern zu solchem Ansehen gelangte, daß es zu Anfang unserer Zeitrechnung in Baktrien von buddhistischen Mönchen wimmelte und mehrere sehr bedeutende Klöster dort bestanden. Mit der indischen Religion war indische Wissenschaft dort eingezogen, die baktrischen Buddhisten betheiligten sich bei den Streitfragen welche ihre indischen Glaubensbrüder bewegten, und die bei dem wachsenden Hasse der Brahmanen sich immer vervielfältigten. So blieben die Sachen bis ins 7te Jahrhundert n. Chr., wo uns der chinesische Reisende Hiuenthsang ein Bild der dortigen Zustände entwirft, und erst das Eindringen des Islam hat die Verhältnisse umgestaltet.

Die Verbreitung des Buddhismus in Osteran blieb auch für Westeran nicht ohne Bedeutung. Nach dem Bericht des eben erwähnten chinesischen Reisenden gab es auch dort wenigstens einzelne Klöster mit einigen Hunderten von Bekennern. Der Name Buddha's wurde auch dem Westen wohl bekannt; Clemens von Alexandrien erwähnt ihn, bei den Manichäern finden wir ihn wieder. Ein syrischer Schriftsteller, Bud Perioudeutes, wird als Verfasser von Schriften gegen die Manichäer und Marcioniten sowie als erster Uebersetzer des Buches Kalila und Dimna genannt. Das Wort But ist der persischen Sprache bis heute als allgemeine Bezeichnung eines Götzenbildes geblieben. So drang denn um diese Zeit nach Eran indische Bildung vom Osten, wie griechische Bildung vom Westen ein, und von hier wurden dann die großen Ideen weiter befördert oder durch Vermittlung einander genähert. Dieß ist es was die Erforschung der Culturzustände Erans in dieser Periode trotz der Trockenheit des Materials im Einzelnen so anziehend und für die Weltgeschichte werthvoll macht.

Einem Mißverständniß wollen wir jedoch hier vorbeugen. Man würde sehr irren wenn man glaubte daß der Buddhismus in Osteran trotz aller Verbreitung eine vollständige Herrschaft errungen habe; es war begreiflicherweise dort die Anzahl derer nicht gering die den maßlosen buddhistischen Phantasien gegenüber am Althergebrachten festhielten und die mehr verständige Religion des alten Eran, wie sie sich jetzt im Avesta abgerundet hatte, der neuen Lehre vorzogen. Diese werden selbstverständlich vorzugsweise die eranischen Theile der Bevölkerung gewesen seyn, während die eingewanderten

Turanier dem Buddhismus huldigten. Diese Getheiltheit in Bezug auf den Glauben zeigte sich auch in der Literatur. Wir wissen aus den chinesischen buddhistischen Pilgern, die in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Indien und die angränzenden Länder durchwanderten, daß die Schriften der baktrischen Buddhisten auch in Indien geschätzt und bekannt waren; sie werden also auch in einer dort verständlichen Sprache geschrieben gewesen seyn. Um dieses wahrscheinlich zu finden, muß man bedenken daß in dem benachbarten Kabul von je indische Bevölkerung seßhaft war, und daß die Landessprache die auf den Münzen der griechisch-baktrischen Könige erscheint, eine indische und nicht eine eranische ist. Das Sanskrit oder einer der Dialekte desselben wird also in diesen Klöstern so geschrieben worden seyn, wie unsere Mönche im Mittelalter das Latein sich bedienten. Es ist aber durch die Münzen Osterans gleichfalls außer Frage gestellt daß auch die altbaktrische Sprache, die wir das Zend zu nennen gewohnt sind, noch beim Beginn unserer Zeitrechnung im Gebrauch war, ihrer wird wohl die eigentlich eranische Bevölkerung sich bedient haben. Von der Literatur dieser Eranier wissen wir wenig, für uns beschränkt sich ihr Hauptverdienst auf die Redaction der heiligen Schriften, die wir unter dem Namen Avesta zusammenzufassen gewohnt sind. Nach den orientalischen Berichten gieng die Literatur des alten Reiches mit diesem selbst zu Grunde, Alexander soll die vorzüglichsten Werke ins Griechische zu übersetzen befohlen, die Originale aber den Flammen übergeben haben. Eine solche Handlungsweise steht mit dem gesammten sonstigen Betragen Alexanders in Widerspruch, da er eher die Sitten und Gebräuche der Orientalen anzunehmen als diesen schroff entgegen zu treten geneigt war. Wenn nun aber Alexander diese Bücher auch nicht förmlich vernichtet hat, so mögen doch die Verheerungen seines Zugs dazu beigetragen haben sie selten zu machen, um so mehr als schwerlich sehr viele geschriebene Exemplare vorhanden waren, und das Avesta selbst mehr auf die mündliche Ueberlieferung als auf geschriebene Bücher hinweist. Es ist darum gar nicht unglaublich wenn uns unsere Quellen erzählen, die Bücher des Avesta seyen erst „nach Alexander" aus dem Gedächtniß der Priester aufgeschrieben worden, sie seyen unvollständig, eben weil die Priester nicht mehr alle Texte im Gedächtniß gehabt haben. Die Redaction, wenn auch nicht die Abfassung, ist somit unbedenklich in diese Zeit zu verlegen, aber auch in der Auswahl des vorhandenen Materials wird man schwerlich nach streng kritischen Grundsätzen verfahren seyn, und darum stehen auch gewiß ältere und neuere Stücke neben einander. Daß das Avesta auf alteranischen Grundlagen beruht ist schon gesagt, wir treffen aber hier die eranische Religion in einer durchaus entwickelten Form. Ein dualistisches System, der Gegensatz zwischen Gut und Böse, Licht und Finsterniß, zwischen Ormuzd und Ahriman ist bis in die kleinsten Einzelheiten consequent durchgeführt. Diese beiden Principien stehen sich anfangs gleichberechtigt gegenüber, aber das Böse wird in dem fortwährenden Kampf immer schwächer, und dieser endet zuletzt in seiner gänzlichen Vernichtung. Der Kampfplatz der beiden Genien ist die Erde, deren Geschöpfe entweder Schöpfungen der einen oder der andern Grundmacht sind, und die sich alle für die eine oder andere Partei entscheiden. Außer diesen sinnlich wahrnehmbaren Geschöpfen hat jedes der beiden Grundwesen noch eine höhere unsichtbare Welt geschaffen, Ormuzd die Lichtwelt, Ahriman die finstere Welt der Hölle; Ormuzd wohnt im höchsten Lichte, Ahriman in der tiefsten Finsterniß. Nur das gute Grundwesen ist productiv, das böse Wesen schafft immer erst nachher, und zwar die bloßen Gegensätze. Die vorzüglichsten Helden der alten osteranischen Heldensage bis auf Zoroaster selbst sind fast alle dem Avesta bekannt, das sich hierdurch so wie durch andere charakteristische Stellen als ein ächtes Product des östlichen Eran ausweist.

(Schluß folgt.)

Arthur Thomsons Geschichte der Unterwerfung von Neu-Seeland.

2. Die erste Bekanntschaft mit Europäern.

Höchst unsicher und unwahrscheinlich ist es daß 1504 normannische Schiffer bereits Neu-Seeland berührt, und ebenso dunkel wie zweifelhaft erscheint es uns daß spanische Seefahrer in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bei der Ueberfahrt über den stillen Ocean die neuseeländische Gruppe entdeckt haben sollen. Dieß Verdienst gebührt vielmehr dem Niederländer, Abel Tasman, der am 18 Sept. 1624 in einem Hafen der mittleren Insel, dort wo jetzt die Niederlassung Nelson sich befindet, Anker warf. Am nächsten Tage näherten sich Eingeborne seinen beiden Fahrzeugen, überwanden aber nicht die Furcht an Bord zu kommen. Das eine Schiff Heemskirk wurde aber bald von so vielen Kähnen umschwärmt daß Tasman ein Boot abschickte um das andere Schiff zu warnen. Auf dieses Boot stürzten die Maori los, tödteten drei der Matrosen, verwundeten einen vierten tödtlich und schleppten einen Erschlagenen ans Ufer, um ihn zu verschmausen. Deßhalb nannte Tasman den Hafen die Mörderbucht wie von ihm auch der Name der Gruppe Neu-Seeland nach einem der niederländischen Staaten herstammt. Als er mit seinen Schiffen wieder unter Segel gehen wollte, setzten ihm 22 Piroguen nach. Die Holländer glaubten einen Mann mit einer weißen Friedensfahne zu erkennen, allein es muß ein Häuptling mit einem geputzten Speer gewesen seyn. Die Holländer gaben dem feindlichen Geschwader eine Breitseite und eine Kugel schlug den Speerträger nieder. Die Maori waren wie vom Donner gerührt und ruderten hastig ans Land zurück. Nach einheimischen Aussagen soll um 1740 ein europäisches Schiff am Südende der Nordinsel gelegen seyn, dessen Capitän, Kongotute von den Maori genannt, sammt seiner Mannschaft erschlagen, das Fahrzeug aber geplündert wurde. Was es für ein Schiff gewesen sey, läßt sich nicht mehr ermitteln. Eine neue Zeit für Neu-Seeland brach aber

an, als Cook 1769 sich zeigte und in einer Bucht Turanga au der Oſtküſte der Nordinſel vor Anker gieng. Noch heutigen Tages wird dieſe Bucht genau bezeichnet, welche Cook ehr mit Unrecht die Armuthsbay genannt hat. Der berühmte Seefahrer entdeckte hierauf die nach ihm geheißene Durchfahrt zwiſchen der Nord- und der Mittelinſel. Während ſeines Aufenthaltes an den Küſten hatte er viele Berührungen mit den Eingebornen. Die Briten hegten gegen ſie ein unberechtigtes Mißtrauen, und jetzt wo wir die Maori beſſer kennen, zeigt ſich daß die Briten damals wie Wilde, die ſogenannten Wilden wie civiliſirte Menſchen ſich benahmen. Cook hatte keinen Menſchenverluſt zu beklagen, ſeine Mannſchaft aber erſchlug zehn Eingeborne. Ein Maori der 1853 ſtarb, und ſich der damaligen Vorfälle noch erinnerte, erzählt den merkwürdigen Hergang einer dieſer Bluthaten. Lieut. Gore hatte vom Bord aus nach einem Maori geſchoſſen, weil dieſer mit einem entwendeten Stück Zeug in einem Canoe entfliehen wollte. Die Kugel war tödlich geweſen, da aber Maru-tu-ahu, der Getroffene, ſeine Stellung nicht verändert hatte, ſo wurden die Maori es nicht gewahr, als bis ſie ans Land kamen, wo ſie die Leiche im Blut auf dem geſtohlenen Calico ſitzen ſahen. Verſchiedene Häuptlinge unterſuchten den Fall. Nach dem Geſetze der Blutrache hätte man die Briten angreifen ſollen, allein man fand daß Maru-tu-ahu durch ſeinen Diebſtahl Unrecht begangen und dafür getödtet worden ſey, weßhalb von Seiten des Clans keine Rache einzutreten habe. Dagegen erkannte man als Recht daß die Leiche in das Stück Calico welches mit ihrem Blut bezahlt worden war eingewickelt und beerdigt werden ſollte. Cooks Leute merkten von dieſen Vorgängen nichts und betrieben ihren Tauſchhandel am nächſten Morgen ungeſtört. Nach Cook oder vielmehr während er noch bei Neu-Seeland ſich aufhielt, erſchien De Surville und ankerte im December 1769 in der zweifelloſen Bucht. Er empfieng von den Eingebornen viele Liebesdienſte. Ein Häuptling Naginoui beherbergte etliche kranke Matroſen in ſeiner Hütte, pflegte und nährte ſie. Aus Dank dafür lockte De Surville den Häuptling an Bord und warf ihn in Ketten, weil er glaubte die Maori hätten ein Schiffsboot, welches vermißt wurde, geſtohlen. Das Dorf, wo die Kranken gaſtlich bewirthet worden waren, wurde niedergebrannt und Naginoui mitgeſchleppt. Als der Häuptling ſein Geburtsland verſchwinden ſah ohne Ausſicht mit ſeinen Kindern wieder vereinigt zu werden, erkrankte er und ſtarb 80 Tage ſpäter. Am 11 Mai 1772 erſchienen zwei andere franzöſiſche Fahrzeuge unter dem unglücklichen Marion du Freſne in der Inſelbay (Weſtküſte der Nordſpitze der Nordinſel). Lebensmittel und Geſchenke wurden gewechſelt und bald entſpann ſich Vertraulichkeit zwiſchen den Fremden und Eingebornen. Die Franzoſen ſchliefen oft am Ufer, die Maori oft am Bord der Schiffe, und Marion, von deſſen Anſehen die Eingebornen bald einen hohen Begriff bekamen, wurde der Gegenſtand allgemeiner Verehrung. Der Aufenthalt verlängerte ſich bis zum 8 Junius, an welchem Tage die Maori den Capitän mit langen weißen Federn ſchmückten, und er vergnügter als je über ſeine Freunde an Bord zurückkehrte. Doch fiel es auf daß die Eingebornen ihre Beſuche bei den Schiffen einſtellten und ein Maorimädchen Zeichen von Traurigkeit blicken ließ, die man ſich nicht zu erklären wußte. Am 12 Junius folgte Marion der Einladung eines Häuptlings zum Fiſchfang in der noch jetzt wegen ihrer Fiſche geprieſenen Manawaoroadap. Der Abend kam, und es fiel an Bord der Fahrzeuge das Ausbleiben des Capitäns auf. Früh am nächſten Morgen wurde das Boot des „Marquis de Caſtries“ aus Land um Waſſer und Lebensmittel geſchickt. Vier Stunden nach der Abfahrt kehrte einer der Matroſen halbtodt vor Schrecken ſchwimmend ans Schiff zurück. Er erzählte daß beim Landen die Bootsmannſchaft wie gewöhnlich gut empfangen, dann aber, als ſie ſich zum Holzſchlagen zerſtreut, jeder Mann einzeln von einem halben Dutzend überfallen und alle bis auf ihn ſelbſt erſchlagen worden wären. Aus ſeinem Verſteck im Dickicht konnte er ſehen wie die Mörder das Fleiſch ſeiner Cameraden vertheilten. Man ſetzte jetzt das lange Boot des „Mascarin“ unter ſtarker Bewaffnung aus. Als es ins Innere der Manawaoroabay drang, ſah es Marions Boot von Eingebornen umringt, hielt ſich jedoch nicht auf, um nach dem Schickſal des Befehlshabers zu fragen, ſondern ſuchte Capt. Crozet, der mit 60 Mann zum Fällen eines Kauribaumes 2—3 engl. Meilen binnenwärts gegangen war, noch rechtzeitig zu warnen. Theile des umgehauenen Baumes und der Pfad den man öffnete um den Stamm in See zu ſchleifen, werden noch heutigen Tages als „Marionspfad“ bezeichnet. Crozet, von allem unterrichtet, verſchwieg ſeinen Leuten das Vorgefallene, ſammelte ſie und zog nach der See, gefolgt von Schwärmen Maoris welche laut riefen, Tacouri habe Marion gefreſſen. Als man den Strand erreichte, zog Crozet eine Linie in den Sand und drohte mit der Flinte im Arm den erſten Maori niederzuſchießen welcher die Linie überſchreiten würde. Dieſe Drohung ſchreckte, und die Mannſchaft konnte ſich unbeläſtigt einſchiffen. Am nächſten Tage begannen die Franzoſen die Feindſeligkeiten, ſchoſſen ein paar Eingeborne nieder und verbrannten ein Dorf. Eine andere Streifpartei welche Marions Schickſal ermitteln ſollte, fand Tacouri's Dorf verlaſſen, den Häuptling ſelbſt aber erblickte man im Mantel des Vermißten und Stücke Menſchenfleiſch wurden in Körben gefunden. Dieß und ein anderes Dorf wurden in Brand geſteckt, und das Geſchwader hob darauf die Anker, nachdem man dem Hafen den Namen der Verrätherbucht hinterlaſſen hatte. „Die Eingebornen, ſagt Crozet, behandelten uns 33 Tage lang mit allen Zeichen der Freundſchaft in der Abſicht uns am 34ſten zu freſſen.“ Das Geheimniß dieſer Vorgänge ſollte erſt ziemlich ſpät aufgeklärt werden. Im Winter 1851 ſcheiterte die franzöſiſche Corvette Alkmene (32 Kanonen) unter Graf d'Harcourt vollſtändig an der Weſtküſte Neu-Seelands, etwa 10 geogr. Meilen von dem Orte wo Marion fiel, und verlor zehn Mann bei dem Schiffbruche. Die übrigen, darunter mehrere Verwundete, ſollten unter der Aufſicht Thomſons, unſeres Geſchichtſchreibers, quer durch die Inſel nach Auckland gebracht werden. Bei einem der nächtlichen Biwaks wo etwa 100 franzöſiſche Matroſen und 200 Maori beiſammen ruhten, lauſchte Thomſon den Geſprächen der Eingebor-

nen, indem er sich schlafend stellte, weil der Name Marion genannt worden war. Die Maoris erzählten nun daß man mit den Wewis (Franzosen) anfangs sehr befreundet gewesen, daß diese aber vor ihrem Abzug heilige Räume verletzt und Nahrung mit tabuirtem Holz gekocht und zwei Häuptlinge in Ketten geworfen hatten, worauf ihre Vorfahren Marion erschlugen, die Franzosen aber viele der Ihrigen niederschossen. Wenn nun auch Marion und seine Leidensgefährten unbewußt diese schweren Verletzungen verübten, so werden die Maori doch durch diese Umstände sehr entschuldigt, denn in der That können auch sie sagen: „Wir haben die Wewis dreißig Tage lang mit aller Liebe behandelt und am einunddreißigsten warfen sie dafür zwei Häuptlinge in Ketten und brannten unsere Heiligthümer nieder."

Der zweite Besuch Cooks fällt ins Jahr 1774, und auch dießmal fand Blutvergießen statt. Als die Adventure in Königin Charlotte's Sund lag, wurde ein Boot mit neun Mann ans Ufer geschickt. Während des Tauschhandels eignete sich ein Matrose eine steinerne Axt zu, und wollte sie weder zurück noch dem Eigenthümer den verlangten Preis geben. Dieser bemächtigte sich der Vorräthe der Matrosen an Brod und Fischen; darüber entspann sich Streit, zwei Maori wurden erschossen, aber bevor die Matrosen ihre Gewehre wieder laden konnten, wurden sie sämmtlich niedergemacht, und dann, wie sich später ergab, gefressen. Lieutenant Burney gieng hierauf mit Bewaffneten ans Land, erschoß etliche Maori mehr als Matrosen erschlagen worden waren, und zerstörte etliche für die Eingebornen höchst werthvolle Fahrzeuge. Als 1777 Coot zum drittenmal nach Neuseeland kam und sich in Königin Charlotte Sund zeigte, bemächtigte sich der Maori große Furcht, weil sie die Blutrache für den ehemaligen Mord fürchteten. Dreizehn Tage verkehrte man indessen friedlich mit einander, zuletzt entschlossen sich sogar zwei Eingeborne England zu besuchen. Als aber die Küste des Heimathlandes ihren Blicken entwich, befiel sie so heftiger Gram daß man sie bei den Gesellschaftsinseln aus Land setzte, deren Bewohner die Sprache der Maori ohne Schwierigkeiten verstanden, wo sie aber bald starben.

Durch Cooks und Crozets Erzählungen wurden die Maori wegen ihrer Menschenfresserei berüchtigt, und die Seefahrer hatten eine solche Furcht vor diesen Küsten daß lange Zeit Neuseeland wieder vernachlässigt wurde. Zwar auferte Capitän Vancouver 1791 in der Dusky-Bay der Mittelinsel, Admiral d'Entrecasteaux duldete dagegen als er sich zwei Jahre später Neuseeland näherte trotz aller Vorstellungen seiner Naturforscher keine Landung aus Furcht vor den Menschenfressen. Im nämlichen Jahre wurde ein Schiff von den Norfolkinseln nach Neuseeland geschickt um etliche Eingeborne wegzufangen. Man wollte nämlich von ihnen das angebliche Geheimniß ihrer Flachsbereitung erfahren, da die einheimischen Matten durch die seidenartigen Flachsfäden sich auszeichnen. Man warf in der Inselbucht Anker, lockte zwei Maori an Bord und gieng mit ihnen davon. Unglücklicherweise war aber der eine ein Häuptling, der andre ein Priester, so daß beide jedenfalls gänzlich unbekannt mit dem angeblichen Gewerbsgeheimniß seyn mußten. Der damalige Statthalter der Norfolkinseln, Capitän King, nahm sich der beiden armen Schelme an, und schickte sie mit nützlichen Geschenken in ihre Heimath zurück, wo sie nicht müde wurden vortheilhafte Berichte von den Briten und dem „guten Gouverneur King" zu verbreiten. Nach diesem Vorfalle besuchten Wallfischfänger zum Tauschen von frischen Vorräthen häufig die Küsten, angelockt auch durch die zahlreichen Wallfische in der Cookstraße. Sie wurden auf der Nordinsel mit Mißtrauen, auf der mittleren Insel aber mit offenen Armen empfangen und betrugen sich anfangs höchst vorsichtig. Eingeborne besuchten seitdem aus Neugierde mit den Wallfischfahrern Neu-Süd-Wales, während etliche europäische Matrosen, gefesselt von den schwarzen ruhelosen Augen der Maorifrauen, ihre Hütte unter den Eingebornen aufschlugen. Eine trübselige Berühmtheit unter diesen Leuten hat George Bruce gewonnen. Dieser Seemann hatte sich eines erkrankten Häuptlings Te Pahi während eines Ausfluges von der Inselbucht nach Sydney im Jahr 1804 so liebevoll angenommen, daß dieser bei der Rückkehr nach Neuseeland ihm seine jüngste Tochter, deren Schönheit noch heutigen Tages im Lande gefeiert wird, zum Weib anbot, nachdem er ihm, der sein Schiff verließ, ein Stück Grundbesitz geschenkt hatte. Um sich die Neigung der Maori-Venus zu erwerben, unterzog sich Bruce dem Schmerz des Tättowirens, und wurde bald durch seine nützlichen Dienste, die er namentlich als Dolmetscher beim Tauschhandel mit den Wallfischfahrern leistete, von dem Stamm allgemein geliebt. Da erschien ein englisches Schiff „General Wellesley" unter Capt. Dalrymple. Dieser Schurke lud Bruce und sein Weib ein an Bord zu kommen, damit sie ihm einen Ort am Nordcap zeigten, wo sich Goldschutt finden sollte. Bruce ließ sich feierlich versprechen wieder dort ans Land gesetzt zu werden wo er sich eingeschifft hatte. Dalrymple aber brach sein Wort und nahm das Ehepaar mit nach den Sundastraßen, wo er Bruce bei Malaka ans Land setzte, sein Weib aber in Pinaug an den Master eines andern Schiffes verkaufte. Zwar kam Bruce mit Hülfe des Gouverneurs von Pinang wieder in den Besitz der Frau, aber beide kehrten niemals nach Neuseeland zurück. Sie hatten Pinang verlassen um nach Calcutta zu gehen, in der Hoffnung dort eine Schiffsgelegenheit nach Sydney zu finden, was aber weiter aus ihnen geworden ist, hat man nicht erfahren. Der alte Häuptling Te Pahi starb aus Gram in dem Glauben Bruce habe ihm boswillig seine Tochter entführt.

Im Jahr 1805 brachte ein britischer Wundarzt Hr. Savage einen Neuseeländer, Namens Mohanger nach England und stellte ihn der Londoner Gesellschaft als einen Häuptling vor, während es nur ein Sklave war. Die St. Paulskirche, die London-Brücke, die Schiffe und die Röhrwasserleitungen beschäftigten ihn am meisten, und höchlich verwundert war er daß Georg III ein alter Mann und kein handfester Krieger seyn solle. Er kehrte mit einem Vermögen von Zimmermannswerkzeugen in die Heimath zurück, bereute aber später daß er nicht lieber Flinten mitgenommen hatte. Diese gereisten Neuseeländer priesen ihren Landsleuten die Größe Englands; auch

fieng der Handel mit Europäern damals an sehr blühend zu werden. Gegen wollene Decken, Aexte, Angelhaken lieferten die Maori Schweine, Kartoffeln, Schiffsholz und ihren berühmten Flachs. Damals (1808) herrschte ziemliche Ruhe auf den Inseln, und das Volk machte rasche Fortschritte unter Anleitung der europäischen Ansiedler. Sehr oft kam es vor daß sich Maori an Bord von Walfischfahrern verdingten, wo sie wegen ihrer Unerschrockenheit als Harpuniere sehr gesucht waren. Diese Eintracht sollte aber bald gestört werden. Im Jahr 1809 verließ das Schiff Boyd Sydney, um bei Wangaroa (Ostküste, der Nordspitze der Nordinsel) Schiffsbauholz (Spieren) für englische Werfte zu laden. An Bord befanden sich 70 Europäer und fünf Maori, unter diesen Tarra oder George, der Sohn eines Maorihäuptlings von Wangaroa. George verweigerte krankheitshalber zu arbeiten, und wurde dafür von dem Capitän zweimal gepeitscht, sowie seine Tagesportion zurückgehalten. Als George in seine Heimath gelangte, beschloß sein Clan diese Unbill blutig zu rächen, denn wie wir früher sahen, war nach den Rechtsbegriffen der Maori die Beleidigung des Einzelnen eine Beleidigung des Clans, und hier der Fall besonders schwer, weil George einer Häuptlingsfamilie angehörte. Durch Verrath wurde der Capitän und die eine Hälfte der Mannschaft am Lande, die andre Hälfte an Bord erwürgt, nur eine Frau und zwei Kinder, die sich versteckt, und ein Junge, den George aus Mitleiden rettete, blieben verschont. Vergebens aber umfaßten andre Matrosen George's Kniee; er schlug sie, einen nach dem andern, mit seinem Meri nieder. Dieser George war 1820 noch am Leben, wurde aber von seinem Stamm gehaßt, wie er umgekehrt die Europäer verfolgte, und starb noch den Seinigen die Vertreibung der Missionäre anrieth. Der furchtbare Mord gehört noch heute zu den Schaudererzählungen der Ansiedler bei Wangaroa, und Theile des Schiffes werden zur Ebbezeit jetzt noch im Hafen wahrgenommen. Die Rache blieb nun freilich nicht aus, sie fiel aber auf die Schuldlosen. Fünf Walfischfänger, die in der Inselbucht lagen, setzten ihre Mannschaft ans Land und diese überfielen grimmig das Dorf des Häuptlings Te Pahi; dieser war an der Schanderthat völlig unschuldig, er hatte sogar noch geholfen daß die wenigen Ueberlebenden sich retten konnten, und nur ein ihm zugeschicktes Geschenk an Menschenfleisch angenommen. Die Walfischfänger überrumpelten in blinder Wuth sein Dorf, machten alles nieder, selbst Weiber und Kinder, 30 an der Zahl, und zündeten dann an was brennen wollte.

Damit endigte dieser Gräuel noch nicht, sondern seit dieser Zeit glaubten die europäischen Seeleute gegen die Maori sich alle Schändlichkeiten erlauben zu dürfen. So verkaufte ein Master einem Häuptling Aexte, damit er seine Feinde bei einem Friedensschmause damit bewirthen könne; ein anderesmal lockten Schiffer Maori an Bord und setzten sie dann mitten unter ihren Feinden ans Land. In den drei Jahren von 1817 sollen nicht weniger als 100 Neuseeländer durch Tücke oder Blutdurst der Europäer umgekommen seyn. Die Maori vergalten in gleicher Münze, aber auch ihre Schläge fielen auf Unschuldige. Die Mannschaft der Brig Agnes (6 Kan.), welche 1816 in der Armuthsbay strandete, wurde bis auf Einen Matrosen erschlagen und gefressen. Das ähnliche Schicksal traf einen Wallfischfahrer, der 1820 bei Wanganui scheiterte. Solche Bluthaten erweckten wieder die Rachelust der Europäer, die es beinahe für ein verdienstliches Werk ansahen solche Cannibalen niederzuschießen. Da trat zwischen beide Bevölkerungen ein höchst merkwürdiger Mann, Hongi Hika, ein Kämpe der berühmten Ngapuhination, auf. Er wurde 1777 in der Nähe der Inselbucht geboren und reiste nach Sydney, wo er im Hause des berühmten Orientalisten des Rev. Mr. Marsden wohnte. Er kehrte als Freund der Christen in seine Heimath zurück, wo er mehrere glückliche Kriege seines Stammes führte. Im Jahr 1820 schiffte sich Hongi nach England ein und wurde dort König Georg IV vorgestellt, der ihn mit reichen Geschenken, worunter eine Panzerrüstung, entließ. Damals war gerade der große Proceß gegen die Königin anhängig, und Hongi, der überall davon sprechen hörte, konnte sich gar nicht erklären wie ein mächtiger König noch ein Haus voll Lords brauche, um mit einem Weibe fertig zu werden. Nach einem Monat kehrte er nach der Südsee zurück, und als er unterwegs erfuhr daß sein Schwiegersohn in einer Schlacht am Flusse Themse (Nordinsel) gefallen war, machte er alle Londoner Geschenke, bis auf die Rüstung zu Gelde, und verschaffte sich dafür 300 Flinten und Munition. Früh im Jahre 1822 schiffte sich Hongi mit 1000 Streitern in der Inselbucht auf seinen Kriegscanoes ein, steuerte den Hauraklgolf hinauf und lief in den Fluß Themse. Totara, ein Pa (Festung), wurde durch List genommen, 500 Feinde erschlagen und 300 gefressen; dann wandte sich Hongi nach dem Tamakiflüßchen, und nahm ein Dorf an der Stelle des heutigen Panmure (nicht weit von der jetzigen Stadt Auckland). Die Flüchtlinge der beiden Burgen retteten sich nach Matakitaki, einem festen Platz am Waipa-River, wohin sie Hongi verfolgte und 1400 von der 4000 Mann starken Garnison niedermachte. Mit Sklaven beladen kehrte Hongi in die Heimath zurück, wo die Weiber der Flotte harrten und die Wittwen oder Verwandten der Erschlagenen ihre Rache durch Ermordung von wehrlosen Gefangenen kühlten. Seine Erfolge verdankte Hongi dem Umstande, daß er 300 seiner Krieger mit Flinten bewaffnet hatte, die dem Gegner völlig fehlten. Im J. 1826 focht er in einem blutigen Handgemenge bei Kaipara, wo ihm sein Lieblingssohn erschlagen wurde. Aus Grimm riß er den auf dem Felde liegenden Verwundeten die Augen aus und verschlang sie. Die Feinde besaßen jetzt schon Feuerwaffen, Hongi aber trug zu seinem Schutz den Panzer den ihm König Georg geschenkt hatte. Im Jahr 1827 zog er wieder gegen seine alten Feinde, die Wangaroa, aber beim Beginn des ersten Gefechts schon flog ihm, der diesmal den Panzer nicht trug, eine Kugel durch die Lungen. Er starb 15 Monate später im Alter von 55 (51?) Jahren. Hongi war ein kleiner, aber gedrungener Mann mit unruhigem stechendem Blick. Die Missionäre schildern ihn als ein Ungeheuer, aber dennoch hat er seinem Volk große Dienste geleistet, und im Grunde war er nicht schlimmer als die Maori überhaupt sind. Er

trat nie zum Christenthum über, obgleich der Schlaue während seines Aufenthalts in England durch fleißigen Kirchenbesuch die Stillen im Lande höchlich erbaut hatte. Seit seinem ersten Feldzug erwachte allenthalben unter den Maori das Begehren nach Flinten, da ohne diese Waffe an keinen Sieg mehr zu denken war. Schießgewehre und Munition wurden daher die Zahlungsmittel der Walfischfänger für ihre Bedürfnisse. Die Kriege nahmen anfangs einen sehr heftigen Charakter an. In den Jahren 1830 bis 1840 wüthete ein erbitterter Kampf zwischen der Waikato- und Taranaki-Nation auf der Nordinsel in der Nachbarschaft der Inselbay, welche der am meisten, ja beinahe ausschließlich besuchte Küstenstrich blieb, theils wegen der trefflichen Häfen die sich dort finden, theils wegen der Dichtigkeit der Bevölkerung und des Ueberflusses an Lebensmitteln. Anfangs wehrten sich die Taranaki träftig, unterstützt von drei britischen Matrosen, welche zwei Schiffskanonen ihnen zugeführt hatten. Als aber diese Helfer ihre Fahnen verließen, wurden sie fortwährend geschlagen und nach dem Gefecht bei Pukerangiora 1834 ermordete Te Whero-Whero, der Anführer der Waikato, mit eigener Hand 200 Gefangene. Diese Erfolge Te Whero-Whero's beunruhigten die Stämme der Inselbucht, die sich selbst nach Hongi's Tod für unbezwinglich hielten und die Waikato angriffen. Mit Unrecht verachteten sie aber den Feind, der 300 Ngapuhi-Krieger in einen Hinterhalt lockte und bis auf zehn niedermachte.

Von 1835 bis 1841 herrschte Krieg zwischen den Waikato und Rotorua in der Arawhabucht und in der Bucht des Ueberflusses, 1837 brach wieder in der Inselbucht eine Art Bürgerkrieg aus. Etwa 20,000 Personen fielen in den zwanzig Jahren seit Einführung der Feuergewehre, und es schien als sollte eine Nation die andere verschlingen. Allein seitdem ist alles ruhig geworden, und die Flinten wirken mehr und mehr dahin daß die Kämpfe seltener werden. Ehedem wo im Handgemenge Mann gegen Mann kämpfte, waren die Menschenverluste erschöpfend, jetzt gibt es viel Verwundete und wenig Todte. Die Krüppel die mit Kugeln im Leibe sich in den Dörfern herumschleppen, wirken als Jammerbilder ebenfalls sehr wohlthätig gegen die Kriegslust.

Eine seltsame Industrie in jener Zeit wurde durch die naturwissenschaftlichen Museen in Europa angeregt. Gut erhaltene Maoriköpfe wurden nämlich mit schwerem Gelde bezahlt, und da die Walfischfahrer für das Exemplar eine Flinte gaben, so wurden bisweilen Sklaven getödtet um ihre Köpfe nach Europa zu versenden. Im Jahr 1830 nun geschah es daß nach der Schlacht bei Tauranga die Sieger eine Partie getrockneter Köpfe der Besiegten, eines Inselbuchtstammes, an den Patron des „Prinzen von Dänemark," eines nach Sydney bestimmten Schooners, verkauften. Der Schooner legte unterwegs bei der Inselbucht an, und sogleich erschienen Eingeborne zum Besuch an Bord. In einem Anfall von Muthwillen öffnet der Schiffsherr seinen Sack und läßt die getrockneten Köpfe unter die Maori rollen. Etliche der letztern erkannten aber Brüder und Freunde, brachen in Thränen und Wehklagen aus und verließen eilig das Schiff. Der Schiffer, welcher das Gefährliche seiner Lage einsah, hob eilig die Anker. Der Vorfall wurde indeß ruchtbar und gelangte zu Ohren Darlings, des Gouverneurs von Neu-Süd-Wales, welcher fortan streng den Handel mit Menschenköpfen verbot, und alle diejenigen in Sydney, welche solche Artikel vom „Prinzen von Dänemark" gekauft hatten, zur Rückgabe nöthigte. Ein noch schändlicherer Handel war folgender. Im J. 1829 schloß Capitän Stewart von der Brig Elisabeth mit Kaupakapa's Clan einen Vertrag zur Ablieferung einer großen Menge Flachs. Er nahm dafür 80 Krieger an Bord, versteckte sie und gieng nach Banks Halbinsel (Oststüte der mittleren Insel), mit deren Bewohnern seine Contrahenten in tödtlicher Fehde lagen. Die Halbinsel-Häuptlinge wurden dann heimtückisch mit den ihrigen an Bord des Schiffes gelockt, wo die Versteckten über sie herfielen und sie erschlugen. Etliche Tage lang soll sogar Menschenfleisch an Bord der Brig verzehrt worden seyn. Um seine Flachslieferung wurde der Schurke zwar betrogen, als man ihn aber später in Neu-Süd-Wales vor die Assisen stellte, wegen Mangel hinreichender Beweise freigesprochen, starb aber bald darauf vom Schlag getroffen gerade beim Umsegeln des Cap Horn.

Sehr wichtig für die neueste Geschichte der Inselgruppe war die Art der Landesverkäufe. Namentlich zeigten die Missionäre große Behendigkeit gegen ein paar Aexte Quadratmeilen Landes sich „abtreten" zu lassen. Die Maorihäuptlinge wußten nicht was sie thaten. Land zu veräußern war nach ihren Rechtsbegriffen unmöglich, denn es gehörte dem Clan. Sie meinten daher man bezahle sie nur für die Hieroglyphen welche sie unter den Kaufcontract setzen mußten. Von 1825—29 wurden 1 Mill. Acres Land von Ansiedlern oder von Speculanten aus Sydney gekauft, und 1839 belief sich das von Europäern „erworbene" Eigenthum auf 20 Mill. Acres. Jetzt begannen die Missionäre gegen diese Verkäufe zu Gunsten der Eingebornen zu agitiren, da sie aber das erste Beispiel gegeben hatten, blieben ihre des Eigennutzes verdächtigen Vorstellungen ohne Wirkung. Im Jahre 1826 kamen die ersten Auswanderer nach der Inselbucht, wo sie von einer Londoner Compagnie angesiedelt werden sollten, verließen aber entsetzt ihre neue Heimath, als unter den benachbarten Stämmen ein Krieg ausbrach. Um die britische Regierung zu wirksamer Besitzergreifung aufzumuntern, wurde von Sydney aus das Gerücht verbreitet, die Franzosen gedächten sich des Archipels zu bemächtigen. Als 1827 Capt. d'Urville im „Astrolabe" an der mittleren Insel sich ausstieß, gewann diese Nachricht einigen Halt und schien sich 1831 zu erfüllen, wo ein französisches Kriegsschiff La Favorite in der Inselbucht Anker warf. Seit Marions Ermordung hatten aber und haben die Maori noch ein Grauen vor den Namen (Franzosen). Den Missionären gelang es daher leicht dreizehn französenfürchtige Ngapuhi-Häuptlinge, die sich den Titel von „Oberhäuptern der Neuseeländer" gaben, zu einer Petition an den „huldreichen Häuptling Englands" um Schutz „gegen Marions Clan" zu bewegen. In Folge dessen wurde denn auch Hr. James Busby als britischer Resident nach

Neu-Seeland geschickt und langte in der Inselbucht im Mai 1833 an. Die Ansiedler nannten ihn charakteristisch ein Kriegsschiff ohne Kanonen, doch bezog er 500 Pf. St. als Gehalt und 200 Pf. St. zu Geschenken für Häuptlinge. Der gute Mann brachte mehr Einbildungskraft als Urtheil mit auf seinen Posten. Das erste was er that, war daß er vorschlug Neu-Seeland durch ein Parlament von Häuptlingen regieren zu lassen, daß vor allem Neu-Seeland eine eigene Flagge brauche, und daß Schiffe, die Neu-Seeländern gehörten, unter dieser ins Register getragen werden sollten. Se. Excellenz Sir Richard Burke gieng in die Falle und schickte das Kriegschiff Alligator nach der Inselbucht mit drei Flaggen als Muster zum Auswählen. Ein amerikanischer Walfischfänger, der gerade dort lag, steckte sich hinter die Häuptlinge und bestimmte sie daß sich eine Flagge mit Streifen und Sternen wählten, die hierauf der Alligator feierlich salutirte. Ueber den Hergang wurde hierauf ein Protokoll verfaßt und an das Colonialamt eingesendet. Im April 1834 scheiterte die Barke Harriet des Schiffsherrn J. Guard bei Taranaki. Sechs Tage lang wurden die Schiffbrüchigen wie Brüder behandelt, dann entstand Zwist, man weiß nicht wie? und endigte damit daß 12 Matrosen und 25 Eingeborne erschlagen, Hr. Guard mit zwei Kindern und 10 Matrosen aber gefangen wurde. Hr. Guard und ein paar Matrosen wurden jedoch wieder entlassen, damit sie ein Lösegeld in Pulver für die andern heimbrächten. Statt dessen aber schickte der Gouverneur von Neu-Süd-Wales den Alligator mit einer Compagnie Soldaten um die Herausgabe der Gefangenen zu erzwingen. Ein Häuptling der sich vertrauensvoll genähert hatte, wurde festgenommen, bis die Gefangenen und die beiden Kinder ausgeliefert worden waren. Ein Lösegeld wurde nicht bloß verweigert, sondern der Maori welcher Guards Kinder zurückgebracht hatte, rücklings niedergeschossen. Als dann später, man erfuhr nicht von wo und von wem? ein Schuß fiel, begannen die Landtruppen und die Schiffskanonen ein scharfes Feuer, welches erst nach Zerstörung zweier Dörfer sowie etlicher Kähne und nach einigem Menschenverlust auf Seiten der Eingebornen eingestellt wurde. Diesen saubern Vorfall benutzte gleichwohl der Statthalter von Neu-Süd-Wales um dringend vorzustellen daß man dem britischen Residenten auf Neu-Seeland eine bewaffnete Macht zur Verfügung stellen müßte. Ein Parlamentsausschuß, der über diese Sache saß, erklärte aber seine Mißbilligung über das schnöde Verfahren, wie denn nebenbei ermittelt wurde daß der Zeuge Guard, der den Kernspruch im Munde führte daß eine Flintenkugel für jeden Maori das beste Civilisationsmittel für Neu-Seeland sey, ein ehemaliger Sträfling gewesen war!

Die pikanteste Episode für die Geschichte der Inseln lieferte aber Baron Thierry, der Sohn eines nach England geflüchteten französischen Emigranten, welcher beim Wiener Congreß der portugiesischen Gesandtschaft zugetheilt gewesen war. Er hatte Hongi in Cambridge 1820 gesprochen, und später durch seinen Agenten Kendall für etliche tausend Pfund etwa 40,000 Acres Land nördlich vom Isthmus, auf dem jetzt Auckland steht, ankaufen lassen. Im Jahre des Herrn 1835 zeigte Baron Thierry bevor er die Küsten seines neuen Reiches betreten wollte, dem britischen Residenten an daß er die Absicht habe als unabhängiger Souverän im Lande sich niederzulassen, und diesen Willen bereits den Cabinetten in London, Paris und Washington zu wissen gethan habe. Die Proclamation welche er erließ, kam aus Tahiti, und war gezeichnet „Carl, Baron v. Thierry, souveränes Oberhaupt von Neu-Seeland und König von Nuhuheva" (eine Insel der Marquesas-Gruppe). Da er sich auch mit Huld und Gnaden an die Ansiedler gewendet hatte, so fand es Hr. Busby, der Resident, der als Hanswurst dem Baron Thierry nicht nachstand, für geeignet „an den gesunden Verstand und die Loyalität der englischen Ansiedler zu appelliren." Damit noch nicht beruhigt, versammelte er 35 erbliche Häuptlinge, die im Namen der „Vereinigten Stämme von Neu-Seeland" beschlossen, ihre Gesetze künftig auf einem „Congreß" zu berathen und den König von England als Beschützer anzurufen. Die höchste Gewalt auf den Inseln sollte dieser Versammlung der Häuptlinge zukommen, Recht von einheimischen und europäischen Richtern geschöpft, ein „Heer" aus Europäern und Eingebornen zum Schutz des Landes gebildet werden und diese provisorische Verfassung 21 Jahre in Kraft bleiben, wo dann ein neues „Haus" die Gesetze des künftigen Neu-Seelands feststellen möge. Zum Unglück für Busby's militärischen Ruhm wollte aber Baron Thierry mit seinem Kriegsschiff, wie er verheißen hatte, lange nicht erscheinen, sondern landete erst 1838 sehr still an seiner Domäne Hokianga mit 93 Europäern, die er meist von den Straßen Sydneys aufgelesen hatte. Er entfaltete ein seidenes Banner und erhob auf der Stelle den Schiffspatron, der ihn ans Land gesetzt hatte, zum Admiral seines Reiches. Das Königreich Neu-Seeland dauerte so lange wie des Freiherrn Thierry Börse, und diese war so rasch geleert, daß ihn ein Reisender 1839 in Hokianga schon verlassen von allen Unterthanen im Schoße der Armuth und seiner Familie antraf. Später abenteuerte König Thierry noch auf der Pitcairn-Insel, auf der Sandwichgruppe und zuletzt in Auckland, wo er sich gegenwärtig damit nützlich macht eine Methode zur Reinigung des Flachses vom Gummi zu erfinden.

Mittlerweile hatten sich die Ansiedler beträchtlich vermehrt und saßen besonders dicht in der Inselbucht bei Kororarika (jetzt Russell), welches 1838 schon 1000, wenn auch nicht festsitzende, Bewohner zählte und damals in ganz Polynesien unbedingt der besuchteste Platz war. Es besaß der Ort eine Kirche, fünf Wirthshäuser, zahllose Grogbuden, ein Theater, etliche Billarde u. dgl. Das Land hart an der Bucht wurde mit 3 Pfd. St. für den laufenden Fuß bezahlt, und im Jahr 1836 lagen nicht weniger als 36 Walfischfänger gleichzeitig im Hafen. Die Bevölkerung war eine sehr „gemischte;" Taugenichtse, Abenteurer, entlaufene Sträflinge, bildeten ein sehr vorwaltendes Element. Blutvergießen war häufig und Justiz wurde nicht geübt, mit Ausnahme daß einmal ein gewisser George Doyle wegen Verbrechen, die er in der Inselbucht begangen hatte, in Sydney gehangen wurde. Aber selbst die schlimmsten Bösewichter sind „politische Bestien,"

aristotelisch gesprochen, und können auf die Dauer der Gesetze nicht entbehren. Es bildete sich wie in Californien ein Lehmgericht mit einem Präsidenten, Vicepräsidenten, Schatzmeister und Deputirten, welche als Gesetzgeber und Richter auftraten. Ueberführte Missethäter wurden, nach der Mode in den Unions-Sklaverei-Staaten, getheert und gefedert, eine Strafe die so wirksam seyn soll, daß nie wieder ein solcher Gefiederter sich zum zweitenmal einer gleichen Abwandelung aussetzte. Die Lehme, welche übrigens von Hrn. Busby nicht anerkannt wurde, erließ einen neuseeländischen Codex in 15 Gesetzen. Darunter befahl Nr. 13 allen Mitgliedern der Vereinigung, „sich mit einer guten Flinte, einem Bajonett, einem Paar Pistolen und zwanzig scharfen Patronen zu versehen.“ Aus dieser Klaue kann man auf den Löwen schließen. Diese Association hatte aber einen wichtigen Erfolg. Im englischen Colonialamt begann man nämlich zu fürchten daß die Lehme der Keim einer Republik werden möchte, und man entschloß sich Ende 1838 einen Consul dorthin zu ernennen.

Nach den Entdeckern waren im Besuche der Inseln, wie wir sahen, Walfischfänger und Kauffeute gefolgt, die wenig ahnten daß sie als Civilisatoren wirkten. Dann kamen die Robbenschläger, welche aber bald rund um die Küste unter den Seehunden aufgeräumt hatten. Zwischen 1816—1826 hielten sich etwa 100 Robbenschläger bei Stockfisch-Eiland und in der Dusky-Bay auf, an welchem letztern Ort sie 1814 ein Schiff von 150 Tonnen erbauten. Ein Mann dieses Schlages war Stewart, der Entdecker der Insularität der nach ihm benannten Südinsel, der bis zu seinem Tode (1851) im Alter von 85 Jahren noch den Tartan des königlichen Clans trug, dem er angehörte. Nach Vernichtung der Seehunde begann eine schändliche und unwaidmännische Jagd auf die Walfischweibchen, welche die neuseeländischen Buchten aufsuchten um Junge zu werfen. Solcher Walfischfänger zählte man 300 im Jahre 1840. Sie besaßen meist eingeborne Frauen aus den vornehmen Familien, da die Heirath mit einem Walfischfänger als eine sehr gute Partie für eine Neuseeländerin betrachtet wurde. Bei der Heirath mußte der Walfischfänger geloben stets mit Wort und That die Sache des verschwägerten Clans zu vertheidigen. Dieß erfüllten die Walfischfänger bisweilen sogar gegen ihre eigenen Landsleute, und so sehr standen sie unter dem Pantoffel ihrer Maorifrauen, daß mancher Trunkenbold unter ihnen durch die häusliche Zucht zu einem nüchternen Mann gemacht worden ist. Ihre Häuser waren aus Rohr und Zweigen auf hölzernen Gerüsten erbaut, nicht viel anderes wie die Maorihütten und ausgezeichnet nur durch einen geräumigen Kamin. Diese Leute waren weit größere Civilisatoren als die Missionäre, denn durch ihr Beispiel wurden bei den Neuseeländern eine Menge Bedürfnisse, z. B. nach Thee, Zucker, Tabak, Decken und Kleider angeregt, die sich nur durch verdoppelte Arbeit erzielen ließen. Die alten Canoes mußten den tüchtigeren Walfischboten bald weichen, in deren Führung die Eingebornen rasch große Geschicklichkeit erwarben. Später wurden Kamine, Betten und Glasfenster immer häufiger in den Hütten der Maori. Die Missionäre freilich wollten nichts von diesen Leuten wissen, denen sie ihr Concubinat mit den Maoriweibern vorwarfen und ihnen Schuld gaben daß sie die Eingebornen zum Laster des Trinkens verführten.

Eine andere merkwürdige Classe waren die Pakeha-Maoris, oder wörtlich „maorisirte Fremdlinge.“ George Bruce war der erste, dann blieb 1804 ein anderer Matrose und 1812 ein amerikanischer Seemann auf Neu-Seeland zurück. Sie wurden von den Eingebornen eine Zeitlang sehr gut gepflegt, aber nach dem nämlichen Grundsatze, wie man bei uns merkwürdige Bestien hält. Als der Reiz der Neuheit vorüber war, wurden die Pakehas wie Sklaven behandelt. Ihre Lage verschlechterte sich dermaßen daß 1815 zwei entsprungene Sträflinge nach Botanybay zurückkehrten, weil sie ein Leben in Ketten ihrer Lage auf Neu-Seeland vorzogen. John Rutherford, der von 1816—26 unter den Eingebornen wohnte, ergriff mit Jubel die Gelegenheit den Maoris zu entspringen. Ein anderesmal erkaufte ein Missionär einem paar Pakehas die Freiheit, denen der Tod drohte weil sie sich zu arbeiten geweigert hatten. Nach dem Jahre 1824 trat ein Umschwung ein. Die Pakeha-Maoris wurden als Dolmetscher und Vermittler im Tauschhandel mit Europäern höchst nützliche Gemeindeglieder. Sie bildeten Agenten der Exporteure, welche dafür sorgten daß zu rechter Zeit die Schiffe Ladungen Flachs vorfanden. Anfangs wohl dachten sie daran bei nächster Wiederkehr des Schiffes mit hinwegzuziehen. Mittlerweile hatten sie aber ein Maoriweib genommen und sie brachten es nicht mehr über das Herz sich zu trennen. Ums Jahr 1830 genossen die Europäer schon Häuptlingsachtung, und alle Clans beeiferten sich wenigstens einen solchen Ansiedler unter sich zu besitzen. Man erbot sich ihnen Hütten zu bauen, man ließ sie unter den Häuptlingstöchtern ihre Frauen wählen und verlangte nicht daß sie Holz fällen und Wasser tragen sollten. Maketu in der Bucht des Ueberlusses war der Hafen wo die meisten Umsätze einheimischer gegen europäische Artikel stattfanden. Wohl konnten sich die Pakehas, wenn sie dorthin zogen, einbilden sie seyen Könige unter den Wilden geworden. Die Maoris indessen betrachteten die weißen Ansiedler als Eigenthum des Stammes, und oft stritten sich Häuptlinge über die Verdienste ihrer Europäer. Das goldene Zeitalter der Pakeha-Maoris gieng aber seit 1840 zu Ende, wie folgende Statistik zeigt. Es gab nämlich in Neu-Seeland

vor	1814	6	Pakeha-Maoris.
im Jahre	1827	15	„
	1830	50	„
	1835	100	„
	1840	150	„
	1845	50	„
	1850	15	„
	1853	10	„

Seit nämlich englische Niederlassungen allenthalben entstanden, wohin die Neu-Seeländer ihre Waaren bringen und ohne Vermittler austauschen konnten, bedurfte man der Dienste der Pakeha-Maoris nicht länger, und diese fanden es selbst bequemer in den neuen Niederlassungen sich festzusetzen. Nur wenige die sich völlig maorisirt hatten zogen die Wildniß und

Einsamkeit inmitten ihrer halbblutigen Kinder den Bequemlichkeiten der Civilisation vor. Die Pakeha-Maoris sind des „Teufels Sendboten" von den Missionären genannt worden, die ihnen nie sehr hold waren, theils wegen ihrer Rohheiten und Laster, aber auch zum Theil aus Neid über ihren Einfluß auf die Eingebornen, denn jeder Missionär möchte gar zu gern den geistlichen Souverän unter den bekehrten Gemeinden spielen.

Vertheilung und Wanderungen der Thierwelt.

(Schluß.)

Die neuesten Entdeckungen beginnen diese Vermuthungen zu unterstützen. In der Umgegend von Amiens und Abbeville hat man in quaternären Schichtungen Beile von Feuerstein gefunden, welche augenscheinlich von Menschenhand verfertigt sind; diese Spuren von menschlicher Arbeit finden sich zusammen mit den Resten von Elephas primigenius Rhinoceros tichorinus, Bos priscus und des Hippopotamus. Das Vorhandenseyn dieser Feuersteinärte kann nicht mehr bestritten werden. In Hoxe (Suffolk) hat man ähnliche Formationen wie die Diluviallagen zu Abbeville untersucht, und dieselben Fossilien und dieselben geschnittenen Feuersteine gefunden.

Der Mensch hat den Beweis seiner Existenz in einer Zeit zurückgelassen, deren Alterthum noch nicht berechnet werden kann, welches aber alle Voraussetzungen weit übertrifft und den historischen Inductionen widerspricht.

Diese Entdeckungen müssen eine ernste Aufmerksamkeit auf die Idee lenken welche der Gelehrte Nilsson vor mehreren Jahren veröffentlicht hat. Der schwedische Naturforscher hat aus der Untersuchung der quaternären Lagerungen der scandinavischen Halbinsel interessante Folgerungen über den Zustand ihrer Urbewohner gezogen. Die Beobachtungen der Geologen haben dargethan daß in dem Norden der Halbinsel eine graduelle Bewegung des Erhebens vorgeht, die mit einer Erniedrigung des Bodens in dem südlichen Theil gleichen Schritt hält. Das Meer hat also wahrscheinlich allmählich Gothland verkleinert, und man muß daraus schließen daß ursprünglich der Süden Schwedens mit Dänemark und daher auch mit Deutschland vereinigt war, während der nördliche Theil noch unter dem Wasser stand. Zu der Zeit als Schoonen noch mit dem Festland zusammenhieng, mußten auch die großen grasfressenden Thiere dahin gelangt seyn, deren Gerippe in den Torfgruben dieser Provinz eingeschlossen sind; ihnen nach kamen wahrscheinlich die Fleischfresser, welche sie verfolgten. Der Mensch mußte zu dieser Epoche vorhanden seyn, weil man zu Lund das Gerippe eines Bos priscus ausgegraben hat, welches den sehr leicht zu erkennenden Abdruck eines Pfeiles trägt, von dem das Thier getroffen worden war. In einer andern Torfgrube auf Schoonen wurde unter einem Hügel von Kieselsteinen, welcher Reste von sehr alten und plumpen Fischer- und Jagdgeräthen enthielt, das Knochengerüste eines Höhlenbären, Ursus spelaeus, gefunden. Die Pfeile und Fischhaken waren aus Knochen und Steinen verfertigt, im Aussehen ganz denen ähnlich welche man aus alten Grabhügeln in Claudinavien, die gewöhnlich aus rohen Steinen aufgeschichtet und gegen Süden orientirt sind, entnommen hat. Nilsson schließt daraus daß diese Tumuli die Gebeine der standinavischen Urbewohner einschließen, auch kündigt die Bildung der Schädel welche unter diesen Steinhaufen hervorgezogen wurden, eine von dem gothischen Stamme sehr verschiedene Race an. Diese Schädel sind auffallend niedrig und zeigen große Breite und Gedrücktheit am Wirbel, mit einem Worte, es finden sich daran alle ostreologischen Kennzeichen der Lappen und Samojeden.

In den Torfgruben in Irland, worin man oft die Ueberreste des Riesenhirsches, einer gegenwärtig erloschenen Thierart, findet, war die Rippe eines dieser Wiederkäuer durchbohrt, wie mit einem scharfen Werkzeuge. Das Thier war lebend getroffen worden, denn an dem Punkte der Wunde hat man eine Anhäufung von Knochensubstanz bemerkt, was nur der Fall seyn konnte wenn die Waffe längere Zeit in der Wunde geblieben war.

In den Pfahlbauten, deren Trümmer in mehreren Seen der Schweiz entdeckt worden sind, und welche unzweifelhaft in ein hohes Alterthum zurückreichen, weil sich nur Waffen aus Feuerstein und Scherben von plumper Töpferei darin finden, liegen unter den Kohlen und calcinirten Gegenständen Thierknochen zerstreut, wahrscheinlich die Ueberreste der Mahlzeiten der Wilden welche in diesen Wasserwohnungen gehaust haben. Man sieht darunter die Rückenwirbel des Cervus giganteus, aus der quaternären Periode, welcher aus der Schweiz wie aus Irland verschwunden ist, und in diesen beiden Ländern der Zeitgenosse des Menschen gewesen seyn mußte. — Die Beschaffenheit des Bodens muß übrigens über das Alter dieser Spuren ein Urtheil abgeben, und nicht die Thiergattungen, da, wie oben gesagt, seit der historischen Epoche, so viele derselben schon erloschen sind.

In Colchester hat man 1849 mitten unter römischen Ruinen die Hörner und den Schädel des Bos longifrons entdeckt, der, obgleich heutzutage unbekannt, im Anfang unserer Zeitrechnung in England gelebt haben muß.

Das Erlöschen einer Thiergattung darf nicht nothwendig in die ersten Zeitalter der Welt zurückgeführt werden, da wir vielleicht nur allzu sehr geneigt sind in entfernte Perioden zu rücken was wir einfach nicht gesehen haben. Wenn der Mensch auch zu Vertilgung der großen Thierarten beigetragen haben mag, deren Fossilien die quaternären Lagerungen bewahren, so war er gewiß nicht die einzige Ursache ihres Verschwindens. Es gibt für die Thiere so viele Agentien zu deren Untergang! Die verschiedenen Thiergeschlechter führen unter sich einen beinahe ebenso blutigen Krieg, wie wir ihn gegen dieselben führen; sie fressen einander auf, und ganze Gattungen konnten von den Fleischfressern, die sie verfolgten, ausgetilgt werden. Die eingeborne schwarze Ratte in England

ist beinahe gänzlich verschwunden unter den Zähnen der grauen Ratte aus Hannover, welche die Schiffe Wilhelm III über den Canal geführt haben. Gewisse Thiere sind so reißend daß sie in kurzer Zeit ganze Gegenden verröden. So der Luchs, der gegenwärtig aus unsern Gebirgen vertrieben ist, und den man nur noch hinter dem Gitter seines Käfigs seine wilden Sprünge machen sieht. In der kleinen Insel Singapore sollen die Tiger alljährlich bis zu 700 Opfer tödten. Wie viele grasfressende Thiere mögen von diesen Fleischfressern zerrissen worden seyn als ihr Geschlecht noch allenthalben verbreitet war. Und auch die Grasfresser führen schrecklichen Krieg unter sich, deren viele Opfer fallen; das Rhinoceros ist der erbitterte Feind des Elephanten, und selbst die Giraffen, von so sanftem Aussehen, fallen sich oft unter einander mit solcher Gewalt an, daß nicht selten einer der Gegner unterliegen muß.

Diese Kämpfe, worin die Thiere vielleicht auch um einen Raub oder einen Weideplatz stritten, konnten allmählich die Zahl der Individuen vermindern, und es bedurfte dann nur noch einer Hungersnoth oder einer großen Kälte um die gänzliche Austilgung der Race herbeizuführen. So sieht man die Ameisenbären umkommen, sobald es an diesen Insecten mangelt, und ganze Schwärme von Wandervögeln vor Müdigkeit und Hunger todt zur Erde fallen. In den mächtigen Wasserströmen während der quaternären Periode mußten viele Thiere in dem Schlamm ersticken, welche die Fluthen mit sich fortwälzten. So scheinen die Elephanten und andere große Säugethiere umgekommen zu seyn, deren Gebeine so häufig auf den jetzt beinahe unbewohnbaren Inseln von Lachow und Neu-Sibirien gefunden werden. Einige dieser Gerippe, welche man an dem Eismeer ausgegraben hat, standen noch aufrecht. So haben diese großen Dickhäuter, welche das Laub der Bäume kauten, mit denen Sibirien ehedem bedeckt war, wie es die Reste ihrer Nahrung zwischen ihren Zähnen bezeugen, fortbestanden unter einem Boreal-Klima bis das Einbrechen des Westens und der Kälte sie verschwinden gemacht hat. Lange hat sie ohne Zweifel ihr langer Haarwuchs, den man noch auf ihrer Haut sieht, die durch das Eis erhalten blieb, gegen die wachsende Strenge der Kälte beschützt; allein es kam eine Epoche wo die Lebensbedingungen ihnen gänzlich mangelten, und alsdann war ihr Untergang vollkommen. So mag es mit vielen andern Thieren gewesen seyn. Außerordentliches Sinken der Temperatur tödtet die Larven der Coleopteren, welche unter der Erde oder in Bäumen versteckt sind, und macht die Reptilien erstarren.

Sobald eine Gattung zerstört und ein gewisser Typus in einer Gegend vernichtet ist, scheint es nicht als ob diese Gattung, dieser Typus wieder ausleben könne, obgleich die Bedingnisse zu ihrer Existenz und Entwicklung vorhanden sind. Die verschwundene Thierart muß aus irgendeinem andern Welttheile, wo sie fortdauert, wieder eingeführt werden. Hr. Lund hat in der Kalkhöhle an dem Rio-das-Velhas, in Brasilien, Pferdeknochen mit andern erloschenen Arten, oder mit solchen die in andern Gegenden des südlichen Amerika's leben, aufgefunden. Das Pferd war also in der neuen Welt ehedem einheimisch, aber es war daraus verschwunden. Erst die Portugiesen haben es wieder eingeführt auf diesen Ebenen des La Plata, die so geeignet sind zur Zucht dieses Hausthiers, und wo er sich alsbald mit unglaublicher Schnelligkeit vermehrte. Dasselbe ist mit dem Rindvieh und der Ziege geschehen. Aehnliches läßt sich täglich an den Pflanzen beobachten, deren einige, von weitem eingeführt, sich alsbald in einer Gegend verbreiten und den Charakter einheimischer Arten annehmen.

Wenn die Lebensbedingungen welche dem Bestehen einer Thiergattung und der Fortdauer eines Typus nöthig sind, allmählich von der Erdoberfläche verschwinden, so verkleinert sich das Gebiet derselben mehr und mehr, und nimmt zuletzt einen ganz engen Raum ein; daher müssen die Typen welche gegenwärtig nur in besondern Gegenden zu treffen sind, nicht als locale Schöpfungen, sondern als die Ueberreste einer Fauna angesehen werden welche im Verschwinden ist. In der Liasperiode, welche der Juraformation als Unterlage dient, waren die Meersaurier sehr zahlreich, gegenwärtig gibt es nur noch eine einzige Meereidechse, den Amblyrinchus cristatus, der in den Galapagos-Inseln sehr allgemein ist, und bisweilen 1 M. 22 lang wird.

Dieses Thier ist der entartete Ueberrest der vegetabilischen Fauna alter Zeit, das nur noch in dem Südmeer die Bedingungen vorfindet welche Tausende von Jahren früher allgemein auf der Erde verbreitet waren. Das Llama, gegenwärtig auf die Anden beschränkt, hat seine fossilen Knochen in den Höhlen von Brasilien zurückgelassen, wo es ehedem wohnte. Das Krokodil, das Faulthier, das Hippopotamus und Rhinoceros scheinen ebenso die letzten Repräsentanten der Fauna der Vorzeit zu seyn. Unter den Vögeln kann man dasselbe sagen, von dem Condor und der seltsamen Familie der Kasuare, welche dem westlichen Oceanien eigen sind, und Typen angehören die noch in diesem Theil der Erde fortbestehen. Der Apteryx, dieser wundersame Vogel, ohne Flügel und Schwanz, der einem Igel gleicht und Nachts auf Nahrung ausgeht, erscheint in unserer Epoche als ein vereinzeltes Thier in der Schöpfung; aber das Studium der fossilen Knochen auf Neu-Seeland belehrt uns daß er zu einer Familie von Vögeln gehört die in Polynesien sehr verbreitet war. Der Moa oder Dinornis hat in den Sümpfen einige seiner Reste zurückgelassen, und man darf annehmen daß dieser ungeheure Vogel vor nicht langer Zeit noch gelebt hat.

Der Strauß, nicht minder eigenthümlich als die Struthionen von Neu-Seeland, der das Mittelglied zwischen Vogel und Vierfüßer zu bilden scheint, und sich nur unter zwei verschiedenen Formen in Afrika und Südamerika findet, kann als einer der letzten Abkömmlinge einer Familie von Läufervögeln angesehen werden, welche in der tertiären Epoche unsere Gegenden bewohnt haben, wie es der Fußknochen des Gastornis parisiensis beweist, der in der Nähe von Paris entdeckt wurde. Dieser Vogel soll nach Owen noch schwerfälliger als der Strauß gewesen seyn; das Geschlecht ist seit der Miocenperiode verschwunden; aber die Trappe, die immer seltener wird in Frankreich, ist der entartete Vertreter dieser seltsamen Vogelbildungen. Das Vorwiegen der Beutelthiere

charakterisirt die vorweltliche Fauna von Australien wie seine gegenwärtige; nur enthielt diese Thierclasse, welche Arten umfaßt die den verschiedenen Unterabtheilungen der Säugethiere entsprechen, eine weit größere Zahl von Typen und von mächtigerem Umfang. Es hat auch hier eine Art von Degenerescenz stattgefunden. Die speciellen Faunen, welche einigen Naturforschern als verhältnißmäßig neuere Schöpfungen erschienen sind, beweisen im Gegentheil eine alte Vertheilung der Thiere, deren letzte Repräsentanten zu verschwinden drohen. Ebenso erkennt man aus dem Studium fossiler Muscheln, daß die gegenwärtig seltenen Mollusken in der Vorzeit sehr allgemein waren.

Ehedem waren es physische Ursachen, von denen die Umwälzungen herbeigeführt wurden, welche manche Thiergattungen zwangen eine neue Heimath aufzusuchen. In unserer Zeit ist es der Mensch welcher die Thiere von einem Ort an den andern versetzt und zerstört. Er hat sich gleichsam der Natur substituirt, und verwandelt nach und nach die Stätte seines Ausgangs. Besondere Erscheinungen werden aus dieser beständigen Einwirkung der Menschheit auf den Boden und die Schöpfung hervorgehen; in künftigen Zeitaltern wird an die Stelle der Thätigkeit verderblicher und unwiderstehlicher kosmischer Kräfte die Intelligenz treten, welche umgestaltet, verbessert und combinirt, und die unbeweglichen Principien der Dinge zu Erzeugung neuer Wirkungen verwendet. Es scheint als ob die ersten geologischen Epochen nur ein langes Vorspiel zu dem Drama gewesen wären, das erst seit einigen Jahrhunderten begonnen hat, nur die Vorarbeit, deren Ziel war der Menschheit zu gestatten ihr Reich zu befestigen. Herr der Welt, sucht der Mensch, dieser König der Thiere, gegenwärtig die Spuren des ersten Zustandes zu verwischen, worin die Erde bei seinem Erscheinen sich befand; er ändert ihre Thier- und Pflanzenwelt, bringt künstlich Varietäten hervor, welche er durch Cultur und Zucht fortpflanzt; er zerstört alles was ursprünglich und freiwillig war, und will gleichsam daß alles unter seinen Händen emporwachse, daß nichts lebe was nicht von ihm abhängig ist. Stolz über seine Bestimmung, und wie seines Ursprungs sich schämend, vernichtet er diese wilde furchtbare Natur, so großartig und so gewaltig, in deren Mitte er, eine schwache und elende Creatur, geworfen wurde, und streift die letzten Spuren ab von dem Lehm aus dem die Hand Gottes ihn gebildet hat!

Abenteuer eines deportirten Sipahi auf den Andaman-Inseln.

(Aus Chambers's Journal.)

Manche Menschen sind geboren um Entdecker zu werden, manchen andern hinwiederum werden Entdeckungen so zu sagen zugeworfen, ob sie wollen oder nicht. Capitän Cook gehörte zu der erstern, der Sipahi-Deportirte Nr. 276, oder, wie er eigentlich heißt, Dudnath Tewarry, zu der letztern Classe. Er hat eine Erfahrung gemacht die keinem andern lebenden Menschen — mit Ausnahme der Ureingebornen selbst — zu Theil wurde: die Erfahrung mit der andamanischen Gesellschaft bekannt zu werden, und wir wollen nun, wenn auch ohne seine besondere Erlaubniß, diese Erfahrung unsern Lesern mittheilen.

Unter den Deportirten herrscht die sonderbarste Classenmischung. Unter den gemeinsten Budmaschen befindet oder befand sich der Thronprätendent von Munipur, ein armer zarter Tropf, halb Bengali, halb Assamese, der sich an die Meuterer von Tschittagong angeschlossen hatte; ferner ein Zemindar von Bolandeschchor (Bulundushukur), der einst ein Lack Rupien jährlich an die Regierung bezahlte, und ein Unterschulinspector von Schahdschehanpur. Alle werden gleich behandelt: alle verlieren ihre Kaste von dem Augenblick an in welchem sie das Deportationsschiff betreten, daß sie kein Wasser bekommen können außer aus der gemeinschaftlichen Pumpe oder aus den Händen der europäischen Wache; in der Niederlassung dagegen dürfen die armen Bursche ihre Kaste unter sich selbst aufrecht erhalten. Einer dieser Fanatiker begab sich unter dem Vorwand der Seekrankheit auf die Verdeckseite des Transportschiffes, stürzte sich ins Meer und ertrank. Der Ansicht der Deportirten zufolge würde ihm kein viel besseres Loos geworden seyn wenn er seinen Bestimmungsort erreicht hätte, und in der ersten Zeit nach der Gründung der Colonie kamen fast unaufhörlich Entweichungen nach dem Festland, oder der Groß-Andaman-Insel, vor. Einige dieser Flüchtlinge erschienen nach wenigen Stunden, oder nach einem oder zwei Tagen wieder, und baten um Wiederaufnahme, was natürlich bewilligt wurde; nach Verfluß dieser Zeit aber können sie, wie aus der nachfolgenden Erzählung aufs klarste hervorgeht, als todt angesehen werden. Ein Deportirter suchte den Oberaufseher zu überzeugen: er sey mehrere Tage lang bei den Eingebornen gewesen, allein sein Bericht ist mehrfach verdächtig und stimmt nicht mit dem Dudnath Tewarry's, der sich kaum bezweifeln läßt, überein. Der Bericht des letztern wurde von Dr. Walker selbst, dem Oberaufseher der Andaman-Niederlassungen, der Regierung übersendet, und das Wesentliche derselben — denn mehreres eignet sich nur für eine Veröffentlichung durch ein Blaubuch — läuft auf folgendes hinaus.

Dudnath Tewarry, Sipahi des 14ten Regiments einheimischen Fußvolks, wurde, der Meuterei und Desertion überführt, durch die Commission in Dschelum zu lebenslänglicher Transportation und Kettenstrafarbeit verurtheilt. Nachdem er am 16 April 1858 in die Strafniederlassung zu Port Blair aufgenommen worden, entwich er am 23 April von Roß Island, und kehrte, nach einem Aufenthalt von einem Jahr und vierundzwanzig Tagen im Andaman-Dschengel, am 17 Mai 1859 freiwillig zur Verbrecher-Station in Aberdeen, bei Port Blair, zurück. Er entwich mit nicht weniger als neunzig andern auf Flößen von gefällten Bäumen, die mit Zeltseilen zusammengebunden worden waren. Aga, ein Verurtheilter

der zum Troß gehört hatte, und der nur schwache geographische Kenntnisse besaß, hatte ihnen die Versicherung gegeben daß die gegenüber liegende Küste bloß zehn Tagmärsche von der Hauptstadt Birma's entfernt sey, und so wollten sie denn bei dem Radschah dieses Platzes Dienste nehmen. Sie erreichten das sogenannte Festland, und drangen ein wenig in das Dschengel ein, wo sich ihnen am zweiten Tag eine starke Abtheilung Deportirter, welche gleichzeitig von Phönix-Bay und Chatham-Insel entflohen waren, anschloß. Aga nahm nun eine Zählung vor, und es ergab sich daß sie ihrer 130 waren. Vierzehn Tage lang zogen sie mit ungemeiner Langsamkeit durch das Dschengel fort, wobei sie oft nicht einmal wußten welche Richtung sie eingeschlagen. Zuweilen führten ihre Wanderungen sie an einen Platz zurück, an dem sie schon mehrere Tage zuvor vorbeigekommen. Alle ihre Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse, die sie insgesammt für diese Expedition vorbereitet hatten, waren bei der Ueberfahrt über den Canal verloren gegangen. Acht Tage lang hatten sie fast nichts (der Erzähler sagt: durchaus nichts, was unmöglich scheint) zu essen; später bekamen diejenigen welche die hohen astlosen Bäume erklettern konnten ein wenig von einer lieblichen, dem indischen Ber ähnlichen Frucht. Wasser war nur spärlich vorhanden, und fand sich bloß in Form kleiner aus den Seiten von Hügeln hervorsickernder Quellen. Einige wenige Männer hatten ihre Aexte gerettet, und mit diesen wurden die Stengel eines ungeheuren kriechenden Rohrs abgehauen, und so erlangten sie einiges Wasser. Zwölf von der Abtheilung starben während dieser Zeit aus Hunger und Durst. Dreizehn Tage lang stießen sie auf keine Ureinwohner, obgleich sie deren verlassene Hütten gefunden hatten. Am vierzehnten Tag, um Mittag, und ungefähr vier Meilen tief im Dschengel, wurden sie von etwa hundert mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Eingebornen umringt. Die Deportirten boten keinen Widerstand, sondern suchten durch Zeichen und Haltung Gnade zu erflehen, was aber ganz mißachtet wurde. Eine große Anzahl ward getödtet und verwundet, worauf Tewarry, mit drei schlimmen Pfeilwunden, an der Augbraue, der rechten Schulter und dem linken Ellbogen, in das Dschengeldickicht floh. Schu Dull, ein anderer Deportirter (Brahmane), welcher im Rücken verwundet worden war, floh mit ihm, und sie erreichten zusammen eine Salzwasser-Fluth-Creek an der Seeküste, wo sich ihnen eine Stunde später ein anderer Deportirter, von der Karmi-Kaste, anschloß.

Sie brachten die Nacht daselbst zu, und wurden am andern Morgen von einer Abtheilung Eingeborner (einem Stamm von etlichen sechzig Männern, Weibern und Kindern) gesehen, die sich in fünf Nachen einschifften. Die Wilden verfolgten sie in das Dschengel, schossen auf sie, tödteten Tewarry's beide Gefährten, und verwundeten ihn selbst. Er stellte sich todt, und wurde am Bein aus seinem Schlupfwinkel herausgezogen; allein als er flehend seine Hände zu ihnen erhob, zogen sie sich eine kurze Strecke weit von ihm zurück, schossen von neuem nach ihm, und verwundeten ihn im linken Handgelenk und in der Hüfte. Wiederum stellte er sich todt, und als sie den Pfeil aus seiner Hüfte zogen, flehte er sie abermals an seiner zu schonen, was sie dießmal thaten. Sie hatten ihm in ein Boot, und legten rothe, mit Wasser befeuchtete Erde unter seinen Hals und an seine Nase, über seinen Leib und seine Wunden aber eine leichter gefärbte Erde, und nahmen ihn dann mit auf eine naheliegende Insel. Diese Insel heißt Tormugli, und Tewarry war der Meinung sie sey etwa acht Meilen von der Südwestküste des Landes entfernt, das er nun, aus bitterer Erfahrung, als die große Andaman-Insel und nicht als die birmanische Halbinsel kennt. Es ist eine von jenen die auf der Karte die Labyrinth-Inseln genannt werden. Während des ganzen Jahres seiner Abwesenheit wanderte Tewarry mit seinem Stamme stets von Insel zu Insel, oder zum Festland, umher, und verblieb nie an irgendeinem Platze. Während seines Aufenthalts bei den Eingebornen trug er nicht das geringste Kleidungsstück bei sich, rasirte seinen Kopf, richtete sich in jeder Hinsicht nach ihren Gewohnheiten, und genoß die ganze Zeit hindurch der besten Gesundheit — nur seine Wunden belästigten ihn hin und wieder. Die meisten derselben heilten in ungefähr einem Monat, mit Ausnahme der Ellbogenwunde, die erst nach drei Monaten geheilt war. Die Eingebornen forderten niemals Dienste von ihm, betrachteten ihn aber lange Zeit mit großem Argwohn, und gestatteten ihm bis zum letzten Augenblick, selbst auf der Jagd, nie das Ergreifen eines Bogens und eines Pfeils; sie hießen ihn, wenn er den Versuch dazu machte, stets niedersitzen und ruhig seyn. Als er vier Monate unter ihnen zugebracht hatte, übergab ihm Putiah, einer der ältern Eingebornen, als Weiber seine Tochter, Lipa (zwanzig Jahre alt), und ein sechzehnjähriges Mädchen, Dscheigah genannt, die Tochter Hira's. Ehe sich die jungen Frauen verheirathen, werden sie als Gemeingut der verheiratheten sowohl als der ledigen Andamaner betrachtet; wenn sie aber Männer haben, benehmen sie sich sortan mit der größten Schicklichkeit; selbst Wittwen lächeln dem männlichen Geschlechte nie mehr zu. Tewarry glaubt, er habe ungefähr den vierten Theil von Groß-Andaman auf seinen Wanderungen und im ganzen gewiß 15,000 Eingeborne gesehen. Sie leben im allgemeinen, der Bequemlichkeit wegen sich Fische, Schalthiere und süßes Wasser zu verschaffen, in dem an die Seeküste gränzenden Dschengel, obgleich einige auch an den Ufern von Salzwasser-Creeks im Innern wohnen. Alle begeben sich dahin um Schweine und Früchte zu holen, kehren aber gewöhnlich bei Sonnenuntergang zurück. Die ganze Bevölkerung ist eine wandernde, und zieht in Haufen von dreißig bis dreihundert Individuen umher; sie bilden nur einen Stamm, und haben dieselbe Sprache und dieselben Sitten. Die Todesfälle sind nicht so zahlreich wie die Geburten — ein Umstand aus dem sich vermuthen läßt daß die Bevölkerung im Wachsthum begriffen ist. Sie sind keine Cannibalen, auch essen sie keine ungekochte thierische Nahrung; allein sie haben keinen Begriff von einem höchsten Wesen, und gehen ganz nackt umher — ihre Kleidung ist nur eine gemalte. Die „Mitgift" der andamanischen Bräute ist sehr unkostspielig, und die Heirathen werden ohne alle Ceremonien abgeschlossen. Es finden keinerlei vorläufige Anstalten statt. Wenn irgend einer der Aeltesten

glaubt ein junger Mann und ein junges Weib sollten vereinigt werden, so sendet er nach ihnen, und nimmt die Verheirathung selbst vor; um die Einwilligung beider Theile wird nie gefragt, und auch die Hochzeitsgesellschaft beschränkt sich stets — wenn nicht etwa zwei Weiber vorhanden sind — auf diese drei Personen. Dubnath Tewarry sah fünf Verheirathungen, und sie waren alle gleich. Gegen Abend setzt sich die Braut, wenn sie ihren Leib streifenweise mit ihren Fingern mittelst rother, mit Schildkrötenöl befeuchteter Erde beschmiert hat, auf Laubwerk, das man statt eines Teppichs oder Bettes auf den Boden ausgebreitet hat, während der Bräutigam, ähnlich bemalt, einige Schritte entfernt auf seinem Laubteppich kauert. So sitzen sie eine Stunde lang schweigend da, worauf der Mann welcher sie mit einander verbindet aus seiner Hütte kommt, den Bräutigam an der Hand nimmt und ihn zu dem Teppich der Braut führt; nachdem er ihn darauf niedergesetzt, ohne ein Wort zu sprechen, überreicht er ihm fünf oder sechs mit Eisenspitzen versehene Pfeile, kehrt dann in seine Hütte zurück und läßt das neu vermählte Paar allein, welches noch mehrere Stunden lang, in vollkommenem Schweigen, auf dem Teppich sitzen bleibt, bis es ganz dunkel ist, worauf es sich in seine eigene Wohnung begibt. Bei Tewarry fand die Ceremonie mit den Pfeilen nicht statt, sondern er ward, ohne daß ein Wort über den Gegenstand gesprochen wurde, von Puliah eines schönen Abends zwischen Lipa und Hira niedergesetzt, auf welche der Häuptling mit seiner Hand deutete, dann den jungen Mann mit den Worten „Dscheiri bschog!“ anredete, und augenblicklich davon gieng. Sie waren nicht einmal bemalt (klagt Tewarry), und auch nicht das geringste Aufheben wurde dabei gemacht.

Die Weiber bleiben im Lager, kochen und machen Fischernetze, während die Männer in dem Dschengel der Schweinsjagd obliegen; die erstern müssen oft mehrere Meilen weit nach süßem Wasser gehen, das sie in großen Bambus tragen — zwei auf einmal, je sechs bis neun Fuß lang, und 80 bis 100 Pfd. schwer. Alle innern Scheidewände des Bambu, mit Ausnahme der letzten, zerstörte man durch Eintreibung eines kleinern Stockes. Auch fangen sie Schaltiere, sowie die nach zurückgetretener Fluth in den Sümpfen verbliebenen Fische, mit ihren Handnetzen. Die Eingebornen lassen nicht das geringste Härchen an ihrem Körper, und die Weiber, die Rolle der Barbiere übernehmend, rasiren sie reinlich und sind mit einem Flaschenglasstückchen von der Größe einer Bohne, das aber so dünn ist wie die Klinge eines Federmessers, und mittelst eines Steins zweckentsprechend am Rande geschärft wird. Rothe Erde, mit Schildkröten-Oel gemischt, scheint die Panacee der Andamanen gegen alle Krankheiten zu seyn. Der ganze Leib beider Geschlechter wird tätuirt — mit Ausnahme des Kopfes, des Halses, der Hände, der Füße und des untern Theils des Bauches — indem man mit kleinen Stücken Flaschenglas Einschnitte macht; dieses Geschäft wird von den Weibern an Kindern von acht oder zehn Jahren während der Monate Januar, Februar, März und April vollzogen. Diese Monate werden deßhalb gewählt, weil sie die Jahreszeit der wilden Früchte sind, und also die Kinder nicht nöthig haben des Fischens wegen ins Salzwasser zu gehen, was die Tätuirwunden sehr schmerzhaft machen würde. Die Operation wird nur nach und nach vorgenommen und erheischt bis zur Vollendung zwei oder drei Jahre. Weiße (kalkähnliche) Erde wird auf die Wunden gelegt, die in drei oder vier Wochen heilen. Färbende Stoffe bringt man keine in die Wunden, man will die tätuirten Stellen nur blässer machen als die Farbe der sie umringenden Haut. Die Weiber reiben Abends die Männer mit Erde und Wasser ein, um die Moskitos abzuhalten, ihrem eigenen Comfort aber schenken sie, sagt Tewarry, gewöhnlich keine so große Aufmerksamkeit wie die bengalischen Weiber. Sie tragen ihre Kinder auf dem Rücken in Schlingen, die sie aus der innern Rinde der Bäume machen. Die grünen Blätter für ihre Betten, sowie die Palmblätter zur Bedeckung ihrer Hütten schneiden sie mit einer scharfen Muschel ab, welcher sie den Namen Ota beilegen, und mit der sie auch ihre Pfeile schärfen. Sie nehmen, wenn sie können, alte Hütten in Besitz, worüber wir uns nicht wundern dürfen, da vier Tage ein langer Aufenthalt an einem und demselben Platze für diese Leute sind, und das Hüttenbauen den Weibern schwer fällt.

Nach seiner eigenen Körpergröße schließend, welche 5 Fuß 9½ Zoll beträgt, muthmaßt Dubnath Tewarry daß die eingebornen Männer ungefähr 5 Fuß 5 Zoll, die Weiber 5 Fuß 2 Zoll groß sind; nie begegnete er einem der so hochgewachsen war wie er selbst. Die Gesichtszüge der Männer und Weiber gleichen einander so sehr, daß man aus dem Gesicht allein ihr Geschlecht nicht bestimmen kann; allein beide sind, wie der ungalaute Sipahi sagt, nach hindustanischen Begriffen ungemein häßlich. Die Weiber sind so gesund und stark, daß sie am Tage nach der Niederkunft schon wieder im Stande sind den Trupp, wie gewöhnlich, zu begleiten. Das neugeborne Knäblein wird in kaltes süßes Wasser getaucht, und sein nasser Leib mit der über dem Feuer erwärmten Hand schnell und sanft abgetrocknet. Irgend ein säugendes Weib nimmt das neugeborene Kind einen oder zwei Tage lang, und nährt es. Das Kind bleibt, wie die Eltern, ohne alle Bedeckung, wofern es nicht reguet; in letzterm Fall werden einige Blätter zusammengenäht und um das Kind herumgelegt. Der Gruud weßhalb Tewarry die Andamanen verließ, liegt darin daß er der Deportirten-Station in Aberdeen von einem beabsichtigten Angriff der Wilden Kenntniß geben wollte. Er that es, indem er mit der Angriffsabtheilung der Seeküste entlang zog, und Dr. Walker gerade noch rechtzeitig warnen konnte. Wir haben uns billigerweise über das Betragen unsers Abenteurers, indem er dieß that, nicht zu beklagen — seine geliebte Lipa aber ließ er, wie es scheint, in „interessanten“ Umständen zurück.

Der britisch franzöſiſche Handelsvertrag.

So wandelbar iſt die öffentliche Meinung in England! Anfangs, als die Kunde von dem bonapartiſtiſchen Handelsſtaatsſtreich ſich verbreitete, herrſchte über dem Canal das größte Mißtrauen, allein es vergieng keine Woche, ſo hatte die Handels- und Fabricantenwelt das Parlament und die Nation mit fortgeriſſen, und alles war voll Bewunderung und Seligkeit über die Bekehrung des Kaiſers zum Freihandel. Mit der Einverleibung Savoyens ſtellte ſich das Nachdenken ein, und jetzt findet die öffentliche Meinung: Hr. Cobden habe ſich hinters Licht führen laſſen. Man wird auch ſehr bald einſehen müſſen daß diejenigen ſich arg betrogen haben, die in Folge der Tarifminderungen irgend einen erhöhten Abſatz britiſcher Producte in Frankreich erwarteten. Ein Schutzzoll bei Manufacturen der bis zu 30 Proc. des Werthes ſteigt, kommt in den meiſten Fällen ſchon einem Verbote gleich. Aber ſelbſt wenn die Anſätze noch niedriger geſtellt würden, ſo ſorgt ſchon die franzöſiſche Douane, ſorgen die ſcharfen Douanengeſetze für eine neue Schranke. Welchen furchtbaren Laſten und Quälereien jeder Importeur in Frankreich ausgeſetzt iſt, in welche Gefahren er bei ungenauen Declarationen geräth — und wer vermöchte immer correct in der techniſchen Sprache eines fremden Volkes zu declariren? — das weiß man im Ausland ſehr wenig, und wiſſen diejenigen am wenigſten die in Klagen über Strenge oder pedantiſche Behandlung im Zollverein ausbrechen, wo im Gegentheil mit beiſpielloſer Liberalität und Nachſicht verfahren wird.

Obgleich der Inhalt des Handelsvertrages ſo matt wie möglich iſt, er ſich ſo fern vom Freihandel nach britiſchem Begriff als bisher hält, war dennoch der Schritt von Seiten Napoleons III eine folgenſchwere That. Einmal ſchon hatte er verſucht die franzöſiſche Nation von dem Prohibitionswahne zu bekehren, aber damals mußte er weichen und feierlich Urfehde bis zum Jahre 1860 ſchwören. Er hat den beſchwornen Landfrieden nicht gebrochen, dafür aber den neuen Handelsvertrag ganz im Style ſeiner Staatsſtreiche in Scene geſetzt. Im Mai vorigen Jahres, mitten im italieniſchen Kriege, verſicherte der Handelsminiſter Rouher feierlich, die Regierung habe ſich aller Gedanken an Tarifreformen entſchlagen, worauf die Handelskammer von Rouen dem Kaiſer eine begeiſterte Adreſſe votirte. Verſicherungen in jenem Sinne wurden fortwährend erlaſſen, als bereits die Verſchwornen ihren Ueberrumpelungsplan ausarbeiteten. Daraus mag man dieſſeits des Rheines die Lehre nehmen daß nicht bloß in auswärtigen Beziehungen, ſondern gegen die Franzoſen ſelbſt das Syſtem des Täuſchens und Wortbrechens auch für an ſich löbliche Zwecke geübt und fortgeſetzt wird. Nur fünf Perſonen in Frankreich wußten um das Attentat gegen das Prohibitivſyſtem: der Kaiſer, Fould, der Handelsminiſter Rouher, Michel Chevalier und Hr. Cobden. An Verwegenheit glich der Anſchlag genau der berüchtigten Broſchüre gegen den Papſt, welche die Congreßausſichten verlöſchte. Die öffentliche Meinung in Frankreich war und iſt noch ſtreng verbotzöllneriſch, und der Handelsvertrag iſt eine derbe Ohrfeige für das bisher populäre Syſtem. Darin beſteht auch der einzige innere Werth des Vertrages daß er, wenn auch nicht mit den alten Zuſtänden, doch mit den alten Grundſätzen bricht. Es iſt merkwürdig daß Frankreich, welches zwei vortreffliche Staatswirthſchaftslehrer, J. B. Say und Baſtiat, hervorgebracht hat, denen Léon Faucher folgte, und deren Lehren der geiſtreiche Michel Chevalier und der hochbegabte de Lavergne jetzt vertreten, dennoch immer dem alten Wahne gehuldigt hat. Mit Ausnahme des Journal des Débats, abgeſehen von dem fachwiſſenſchaftlichen Journal des Economiſtes, ſtand die geſammte Tagespreſſe im Sold oder unter dem Pantoffel der Fabricanten und der Schutzzöllner überhaupt. Selbſt Colbert, der große Protectioniſtenheilige, würde heutzutage mit ſeinen liberalen Tarifſätzen wie ein Ketzer erſcheinen. Erſt drei Jahre nach ſeinem Tode wurden die erſten Handelsverbote eingeführt, aber es blieb der franzöſiſche Tarif noch mild bis zum Ausbruch der großen Revolution. Vor Abſchluß des Utrechter Friedens wurde ſogar ein höchſt liberaler Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und England verabredet, konnte aber nicht ratificirt werden, weil in England die Pächter und die Gewerbtreibenden ihm einen unbeſieglichen Widerſtand — ſonderbar genug unter Anführung der Whigs — entgegenſetzten. Der Protectionseifer gieng damals von England aus, und die Franzoſen wehrten ſich nur ihrer Haut wenn ſie Tarif mit Tarif vergalten. Der liberale Handelsvertrag welchen Pitt 1786 mit Frankreich ſchloß, wurde von Paris aus angeregt, und es koſtete Mühe ihn in England durchzuſetzen. Uebrigens fehlte es an Zeit um ſeine Wirkungen zur Reife zu bringen. Beiden Staaten war der Vertrag gleich günſtig, und Frankreich ſoll ſogar 1792 noch eine größere Menge Baumwollenwaaren ausgeführt haben als im Jahr 1858. Der Convent war der Vater des modernen Verbotdogma's, denn er hob alle Handelsverträge mit Staaten auf die Frankreich bekriegten. Das Directorium folgte dieſen Spuren, und verbot im Jahr V beinahe alle Manufacturen britiſchen Urſprungs. Bei dieſem in Grimm und Rache gefaßten Beſchluß iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, denn ſelbſt die Hausviſitationen zu Aufſpürung von Contrebande ſind noch jetzt in Geltung. Napoleon konnte in Zorn und Aerger nur den Superlativ dieſes Syſtem durch ſeine lächerliche Continentalſperre ausſprechen. Später auf St. Helena ſoll er bereut und der franzöſiſchen Nation zum Freihandel gerathen haben. Dieſes Wort könnte auf uns großen Eindruck machen, wenn der geſtürzte Parvenü nicht gar zu viele andre ſeichte Dinge aus der atlantiſchen Tiefe geſafelt hätte, wie denn ſeine berüchtigte Prophezeiung, die man 1848 und dann 1849 andächtig aufwärmte, daß nämlich Europa in der andern Hälfte des 19ten Jahrhunderts republicaniſch oder koſakiſch werden müßte, jetzt ſehr ſchal geworden iſt.

Das iſt das ſchlimme aller Tarifgaukeleien daß der Zwang zur andern Gewohnheit wird, und erſchlaffend auf die Gemüther wirkt. Ebenſo ſchwer wie man ſich des Trunkes, oder des Opiumgenuſſes entwöhnt, wird man eine von der Schutzzollehre betäubte Nation aus dem ſchwülen Glashaus hoher Tarife herauslocken. Es ſind ſehr wenige Jahre her daß man ſelbſt im Zollverein, wo der Tarif doch allen ver-

künftigen Ansprüchen der Freihändler mit Ausnahme von höchstens drei Posten (Zucker, Eisen, Garn) genügt, noch darzustellen wagte daß die Zeit der Continentalsperre die goldene Zeit für das deutsche Volk gewesen sey. In Frankreich denkt die Mehrzahl heutigen Tages nicht anders, und meint wohl gar für die „nationale Arbeit“ zu sorgen wenn der Tarif das Volk zwingen soll alles im Lande selbst zu erzeugen, während es doch darauf ankommt viel, nicht vielerlei zu produciren, und aus den Anfangsgründen der Nationalökonomie schon ersichtlich ist daß gerade das Vielerlei-Produciren der Feind des Vielproducirens ist. Zu Adam Smiths Zeiten war der Gewerbstand in England schutzzöllnerisch gesinnt, zu Robert Peels Zeiten die Landwirthe. Eine Classe nach der andern wurde für den Freihandel gewonnen. In Frankreich dagegen sind die ackerbau- und die gewerbtreibenden Classen beide schutzzöllnerisch. Was z. B. den wichtigen Artikel Eisen betrifft, so suchen diesseits und jenseits des Rheins zwei verschiedene Leute das Publicum zum Protectionsnarren zu machen, nämlich nicht bloß die Grubenbesitzer und Gesellschaften, sondern örtlich auch die Besitzer der großen Waldungen. Ohne örtliche Eisenindustrie würden die Holzpreise sehr fallen, daher müssen hohe Eisenzölle zum Schutz der „nationalen Arbeit“ erlassen werden, damit jedermann das Holz — hübsch theuer bezahle. Kaum war nach der Restauration Belgien von Frankreich getrennt, als sogleich ein Prohibitionstarif gegen das ausgeschiedene Land errichtet wurde, als ob man nicht vorher prächtig bei gegenseitiger Handelsfreiheit existirt hätte. Bekanntlich versuchte Guizot 1842—1843 einen Zollverein mit Belgien abzuschließen, mußte aber schleunigst sein Project vor dem allgemeinen Abscheu der Deputirten fallen lassen. Der kleine Gott der französischen Schutzzöllner ist aber immer Hr. Thiers geblieben, der noch im Jahr 1851 das alte Dogma gegen den Antrag Sainte Beuve's auf Aufhebung aller Verbote, Wegfall aller Zölle auf Lebensmittel und Rohstoffe, und Herabsetzung des Tarifes für Fabricate auf 10—20 Procent vom Werth, also Uebergang zu einem liberalen System, wie etwa im Zollverein, in der Nationalversammlung rettete. Der Antrag wurde damals mit 428 Stimmen gegen 199 abgelehnt, mit entscheidender Mehrheit also selbst von einer Kammer, die nach dem allgemeinen Wahlrecht und unter dem Druck republicanischer Beamten gewählt worden war! In Frankreich war aber der Protectionseifer geradezu bis ins tragenhafte gesteigert worden. Michel Chevalier zählt als denkwürdige Beispiele auf daß Stahl, der 1791 noch 36 Frcs. die Tonne (42 kr. der Centner) Zoll zahlte, nachdem er unter der Republik nur sechs und drei Frcs. zu tragen hatte, vom Kaiser mit 99 Frcs. belastet wurde, und gegenwärtig durch einen Zoll von 1320 Frcs oder 1413 Frcs. auf fremdem Kiel längst als verboten gelten kann. Selbst der Bildhauer wird genöthigt „zum Schutz der nationalen Arbeit“ seinen Marmor so hoch zu versteuern daß der Stein zu einer lebensgroßen Figur etwa 300 Francs Zoll kostet! Die Restauration nahm sich solchen Irrthum in anderer Richtung zum Muster: sie legte auf jedes bisher unbesteuerte Stück Hornvieh einen Zoll von 3 Francs 30 C., der 1826 schon auf 55 Francs erhöht wurde. Gesalzenes und gedörrtes Fleisch wurde durch einen Tarif von 33 Francs und Schweinefleisch von 36 Francs 30 C. für den metrischen Centner völlig von der Einfuhr ausgeschlossen. Die Folge war natürlich daß dem Volke die Fleischnahrung entzogen wurde, die es außerdem sich hätte verschaffen können. Man muß sich wirklich anstrengen um sich in die Irrgänge des Protectionswahnes hineinzudenken. Es ist ganz gewiß daß das Volk nur aus Verbrauchern besteht. Jeder Producent im engern Sinne des Wortes ist ein Verbraucher, nicht jeder Verbraucher aber ein Erzeuger. Nicht-Erzeuger im engen Wortsinn sind alle vom Staat besoldeten Personen, Beamte und Soldaten, Leute die ein wissenschaftliches Gewerbe treiben, Künstler, Kaufleute und die wenigen welche von ihrem Vermögen leben. Die größere Masse der Erzeuger gehört dem Landvolk an. Was ihnen der Tarif etwa im Sinne der Schutzzöllner an Vorschub leisten könnte, das entzieht er jedem Einzelnen aber und abermals durch die Zölle, die er ihm als Verbraucher auflegt. Am schlimmsten fahren aber die arbeitenden Classen, obwohl die Schutzzöllner immer im Namen der nationalen Arbeit sprechen. Allerdings, wo einmal eine Industrie künstlich fortgekränkelt hat, da würden plötzliche Tarifänderungen eine Menge Vermögen zerstören und ein Arbeiterheer aufs Trockene setzen, weßhalb alle Reformen sanft und schrittweise erfolgen sollten, wie sich England 30 Jahre Zeit genommen hat um zum Freihandel überzugehen. Man bilde sich aber nicht ein daß durch Schutzzölle der Arbeitslohn gehoben wird. In Frankreich und in Deutschland ist er vier und fünfmal niedriger als in England. Wäre er aber auch ebenso hoch wie dort, so würden sich die Arbeiter in England immer noch besser wie in Frankreich befinden, denn dort sind in Folge des Freihandels die Lebensbedürfnisse viel wohlfeiler als in Frankreich. Wie Michel Chevalier richtig sagt, ist die Bevölkerung in Frankreich im Vergleich zu der britischen entsetzlich arm, d. h. sie muß sich schlechter Nahrung, schlechter Kleidung und eines schlechten Obdachs bedienen. Wir zweifeln freilich daran daß, wenn Frankreich den Freihandel Englands besäße, deßwegen auch die britischen Fleischtöpfe auf dem Herde des französischen Arbeiters in der Stadt oder auf dem Lande sich einstellen müßten. Die Wahrheit ist nämlich daß der Brite mit viel mehr Nachdruck und Ausdauer arbeitet als die Continentalvölker. Er arbeitet in gleicher Zeit das Doppelte und das Dreifache, weßhalb er auch weit mehr verdienen kann und weit mehr verzehren muß, um seine Kräfte wieder frisch zu ersetzen. Von den Erfolgen des britischen Freihandels muß man immer abziehen was der physischen Ueberlegenheit der Arbeiter, ihrem mechanischen Geschick und den natürlichen Reichthümern des Landes, den Kohlen und Erzen gebührt. Dennoch ist es ganz sicher daß der Freihandel auch in Frankreich auf die verbrauchenden Massen unendliche Wirkung äußern würde. Falsch wäre es zu sagen daß, wenn man die gleitende Kornscala und die Zölle auf Schlachtvieh abschaffte, jährlich kaum so viel fremdes Fleisch und Brod eingeführt werden würde, als dazu gehört das ganze Volk in zwei oder drei Tagen satt zu machen, obgleich schon ein Zu-

saß von zwei bis drei Tagesrationen im Jahr sehr merklich wirken würde. Es handelt sich weit weniger um eine Steigerung der Einfuhr als daß der Erzeuger im Lande selbst gezwungen wird so wohlfeil wie der Erzeuger im Ausland zu produciren. Der Freihandel bringt nicht bloß fremde Güter wohlfeil, sondern die eigenen wohlfeiler auf den Markt. Hr. Gladstone hat kürzlich im Parlament sehr scharfsinnig gezeigt wie die Zölle am härtesten auf den niedern Classen der Verbraucher ruhen. Handschuhe, sagt er, für 24 Sh. das Dutzend, können leicht $4\frac{1}{2}$ Sh. Zoll zahlen, aber Handschuhe für 8 und 10 Sh. werden von einem solchen Zoll ausgeschlossen. Edle Weine für 5 Sh. die Flasche können $5\frac{1}{2}$ Sh. Zoll per Gallone bezahlen, aber Weine für 5 P. (15 kr.) die Flasche werden völlig von einem solchen Tarif abgewehrt. So entzieht man den untern Schichten des Volkes sehr wichtige Genußmittel oft gänzlich. In diesem Sinne hat der Freihandel, wie es Michel Chevalier sehr fein auszuführen verstanden hat, etwas socialistisches und demokratisches. Es ist eine Wohlthat für die Massen, folglich etwas durch und durch bonapartistisches. Da Napoleon III nicht leicht etwas um Gottes willen thut, sondern immer bei allen Dingen sein dynastisches Interesse in Betracht zieht, so kann man sicher seyn daß gerade diese Wirkungen des Freihandels den Mann des allgemeinen Stimmrechtes zu einem andächtigen Schüler des Hrn. Cobden gemacht haben.

Immer bleibt aber dieser Handelsstaatsstreich ein Wagniß. Zu keiner Zeit konnten die französischen Schutzzöllner zufriedener mit sich und ihrem Dogma seyn. Gegenseitig verglichen, betrug im Jahr 1858 der Handel:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Zusammen.
Englands	164,583,832	139,782,779	304 Mill.
Frankreichs	84,250,000	100,250,000	185 „

Der Umsatz beider Nationen verhält sich also wie etwa 8 : 5. Dieß ist eine hohe Proportion für die Franzosen, welche durchaus keine vorwiegend handeltreibende und seefahrende Nation wie die Engländer sind. [1] Es hat sich auch, trotz aller Schutzzollhindernisse, der Handel in den letzten Jahren ganz außerordentlich gehoben. Der französische Umsatz betrug nämlich durchschnittlich

von 1844—48 . .	11,833 Mill. Frcs.
„ 1849—53 . .	14,670 „
„ 1854—59 . .	21,134 „

hat sich also in den letzten 12 Jahren beinahe verdoppelt. Er ist mit gleichen Schritten wie der britische Handel gewachsen, so daß der Impuls, der von den Entdeckungen der californischen und australischen Goldfelder herrührt, die nämliche Wirkung auf das schutzzöllnerische Frankreich, wie auf das freihändlerische England ausübte. Die Handelstabellen Frankreichs erfüllen vollständig das Ideal der Schutzzöllner, indem von den Werthen der Einfuhren 70,[7] Proc. sogenannte Rohstoffe für Gewerbe, 24,[8] Proc. natürliche Producte fremder Länder, und nur 4,[5] Proc. Fabricate sind, während umgekehrt 69,[8] Proc. an Fabricaten und 30,[2] Proc. an natürlichen Producten ausgeführt wird. Was ganz besonders den Handel mit England betrifft, so muß jedem Schutzzöllner das Herz im Leibe lachen beim Anblick folgender Ziffergruppen.

Einfuhr von England nach Frankreich.

Rohseide	100,740,253 Frc.
Wolle	45,923,850 „
Kohle	20,474,381 „
Kupfer	12,315,517 „
Eisen	8,744,913 „
Caschmirshawls	5,223,250 „
Baumwollwaaren	650 „
Wollwaaren	109,129 „

Ausfuhr von Frankreich nach England.

Seidenwaaren	103,995,173 Frc.
Wollenwaaren	27,376,139 „
Baumwollwaaren	4,255,949 „
Korn	49,670,884 „
Mehl	26,849,742 „
Wein	14,707,893 „
Branntwein	16,732,654 „
Eier	11,263,960 „
Butter	8,116,047 „

Ihr seht, kaum der Schutzzöllner sprechen, wie gut ein Schutztarif unserm Handel bekommt. Wir bezahlen England seine Rohseide mit Seidenwaaren, wir haben nur für 650 Frcs. Baumwollenwaaren von England bezogen, England aber für 4 Mill. von uns. Wir verkaufen überhaupt dorthin für 576 Mill. und kaufen nur für 371 Mill. Unsere Bilanz ist daher höchst „activ." Und wir sollten jetzt, wo wir dieses schöne Ziel erreicht haben, Narren genug seyn und dem Gegner durch den Freihandel unsere Blößen preisgeben? Der Schutzzöllner von Ueberzeugung, denn es gibt Füchse und Gimpel unter dieser Classe von Musikanten, muß geradezu glauben der Kaiser habe den Verstand verloren daß er diese schönen Zeiten beendigen will. Ganz anders urtheilen die Freihändler. Ihnen ist der Umstand daß 7 Zehntel von Frankreichs Ausfuhren aus Fabricaten bestehen welche auf dem dritten Markte die Concurrenz aller andern Erzeugnisse siegreich bestehen, ein gültiger Beweis daß sie doch dann wahrlich auf den einheimischen Märkten nicht mehr des Schutzes

[1] Wie unzuverlässig übrigens statistische Werthermittelungen sind, mag man, wie die Edinburgh Review es kürzlich gethan hat, aus folgendem Beispiel ermessen. Nach der französischen Statistik betrug im Jahr 1858

die Ausfuhr von Frankreich nach England .	576 Mill. Frcs.
die Einfuhr von England nach Frankreich .	371 „
Zusammen	946 „

oder 38 Mill. Pfd. St. Nach der englischen Statistik aber betrug

die Einfuhr aus Frankreich nach England .	13,271,890 Pfd. St.
Ausfuhr fremder Producte aus England nach Frankreich	4,863,131 „
Ausfuhr eigener Producte aus England nach Frankreich	4,379,070 „
	22,514,091 „

bedürfen, da der einheimische Erzeuger 1000 Schritt vor dem Fremden voraus hat.

Nach einem gediegenen Artikel im Edinburgh Review würde sich die Zukunft der beiden handeltreibenden Völker in Folge des Vertrages etwa so gestalten: daß Frankreich unbedingt in allen Erzeugnissen zum Gebrauch der wohlhabenderen Classen, England dagegen in den Erzeugnissen für die untern Volksmassen die Ueberlegenheit besitzen würde. Im Wettkampf möchten die Kräfte ziemlich gleich zugewogen seyn. Der Brite besitzt die vollkommensten Verkehrsmittel, wohlfeiles Capital, einen Handelsstand voll Unternehmungsgeist, eine Arbeiterbevölkerung voll mechanischer Talente und große Fortschritte im Maschinenwesen, dagegen aber auch eine rebellische, auf Strikes sinnende Arbeiterclasse. Die Franzosen dagegen haben wohlfeilen Arbeitslohn, eine leichtere Hand, mehr Geschmack und mehr wissenschaftliche Kenntnisse, die ihnen namentlich bei Herstellung guter Farbstoffe große Dienste leisten. Das Gewählte und Gefällige ist ihr industrielles Reich, während das Dauerhafte und Wohlfeile das Ziel der britischen Leistungen bleibt.

Reise-Eindrücke auf amerikanischen Canälen.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Die Vereinigten Staaten sind, wie männiglich weiß, von unzähligen Canälen durchfurcht, die man mit unglaublicher Raschheit zwischen mehr als 80 Stunden (Lieues) entfernten Punkten erbaut hat. Ein solcher ist der Erie-Canal, dessen Länge die des Languedoc-Canals, des längsten der europäischen Canäle, um 25 Stunden übertrifft.

Man darf von den Schleußen oder andern Kunstwerken der amerikanischen Canäle nicht die Vollkommenheit und Eleganz durch die sich die französischen Arbeiten auszeichnen, noch die Solidität erwarten welche das Hauptverdienst der englischen Bauten bildet; die Schleußen, die Brücken ꝛc. sind aus Holz erbaut, und haben das Aussehen als seyen sie nur provisorisch angelegte Werke. Und wirklich sind die meisten dieser Werke nur provisorische. Man hat die Canäle anfänglich nicht breit und tief genug ausgegraben; da das Holz fast überall in Fülle, Gestein dagegen äußerst selten war, so bediente man sich des Holzes zum Schleußenbau; der dem öffentlichen Verkehr einmal übergebene Canal gestattete dann billigen Transport der zu den soliden Bauten geeigneten Materialien. Die Canäle dienen in Amerika oft zur Beförderung der Reisenden. Auf gewissen Canälen läßt die Bequemlichkeit viel zu wünschen übrig — so wenigstens sagt ein Augenzeuge, oder vielmehr ein Opfer der amerikanischen Gewohnheiten. „Die Amerikaner, erzählt Hr. Stevenson, stellen sich aus freien Stücken unter die Botmäßigkeit der Schiffscapitäne, welche allmächtig sind, und die in ihren Befehlen sehr häufig alle Rücksichten und alle Höflichkeit außer Acht lassen; vergeblich würden die an eine solche Tyrannei nicht gewöhnten Fremden Widerstand leisten; sie müssen der Mehrheit nachgeben, und mit Resignation diesen Zustand der Dinge, wie unangenehm er auch seyn mag, dulden. Ungefähr um 8 Uhr Abends wird man von dem Capitän und seiner Schiffsmannschaft an die Thüre der Cajüte geführt, worauf dann von dem Plafond herab die fliegenden Betten, eine Art von Hängmatten, aufgerollt und in drei Reihen übereinander geordnet werden. Eine Stunde später ist alles im Zwischendeck versammelt; der Capitän verliest die auf seiner Reiselite eingeschriebenen Namen, und weist gleichzeitig jedem Reisenden das Nachtlager an, dessen gesetzmäßiger Eigenthümer dann sogleich Besitz davon ergreifen muß, bei Strafe auf dem Boden zu schlafen; was übrigens, wenn die Zahl der Reisenden die der Betten überschreitet, ziemlich oft vorkommt. Ich habe auf solche Weise mehrere Nächte nach einander in einer Cajüte zugebracht, die nur 12 Mètres lang und 3½ Mètres breit war, und vierzig Passagiere enthielt. Das Gequal der Frösche in den nahen Sümpfen brachte ein so betäubendes Geräusch hervor, daß es oft schwer war sein eigenes Wort zu hören, und fast unmöglich zu schlafen. Die Vertheilung der Betten scheint im Durchschnitt nach dem körperlichen Umfang derer zu geschehen welche dieselben einnehmen müssen, indem die schwersten Reisenden ihren Platz nächst dem Boden angewiesen erhalten. Diese Maßregel hat einerseits zum Zweck das Fahrzeug passend zu belasten, andererseits das Fallen, wenn die Betten etwa brechen sollten, für die darunter Befindlichen minder gefährlich zu machen. Um 5 Uhr Morgens wird jedermann wieder, ohne größere Rücksichten als Abends zuvor, hinaus befohlen, und während man so genöthigt ist die kalte Morgenluft einzuathmen, werden die Betten weggeschafft und das Frühstück bereitet. In dieser Zwischenzeit beschäftigt sich jedann jeder mit seiner Toilette, und dieß ist nicht die wenigst malerische Seite des Gemäldes. Im Hintertheil des Boots befindet sich ein zinnernes Gefäß, welches ein jeder zu seinem Gebrauche reinigt, und es mittelst eines andern Zinngefäßes mit Wasser aus dem Canal füllt. An der Cajütenthür hängt ein Handtuch, eine Bürste und ein Kamm, deren Gebrauch allen Reisenden gemeinschaftlich ist, „die jedoch glücklicherweise meist nicht genöthigt sind sich dieser Dinge zu bedienen.“ Nur in den Bezirken des Westens bieten indeß die Reisen auf den Canälen so wenig Bequemlichkeit — im Osten ist die Binnenschifffahrt fast so angenehm wie auf den besten europäischen Dampfbooten.

Ein Besuch bei der Rani von Dhuj.

Die Höfe und das Leben der indischen Fürstinnen sind in Europa so wenig bekannt, daß die Nachricht von einem

Besuch bei einer solchen, welche Hr. Duberly [1] gelegentlich gibt, einiges Interesse hat. Sie hatte eine Einladung von der Rani von Bhuj erhalten, und war sehr erfreut das Innere eines indischen Hofes zu sehen zu bekommen; Mrs. Jervis, die Frau des dortigen Caplans, begleitete sie sehr freundlich als Dolmetscherin. Der Rao oder Fürst sandte ihr seinen Wagen, einen englischen Brougham, mit einer Escorte zu Fuß und zu Pferd. Der Hof des Palastes, eines großen netten Gebäudes, war mit Menschen dicht angefüllt und ein Musikcorps begann zu spielen als sie die steinerne Treppe, welche zu den Gemächern der Frauen führte, hinaufstiegen. Sie sah sechs Ranis und die Frau des ältesten Sohnes des Rao. Die Damen empfingen sie im Durbar; sie saßen auf Stühlen in einer Reihe, umgeben von ihren weiblichen Dienerinnen und Musikanten. Sie erhoben sich bei ihrem Eintritt und reichten ihr die Hände. Es waren Sessel für sie ihnen gegenüber aufgestellt. Die älteste Dame führte die Unterhaltung, die übrigen saßen schweigend da. Sie sah nie in ihrem Leben eine solche Verschwendung von Juwelen. Die Stirn jeder war durch einen runden Schmuck von kostbaren Steinen wie verdeckt; die Augenlieder selbst mit Diamanten besetzt, und die Nasen hatten so große und schwere Juwelen zur Verzierung daß die Nasenlöcher ganz auseinander getrieben waren. Nacken und Busen bedeckten mehrere Halsbänder aus massivem Gold und andere aus Perlenschnüren, während massive Armbänder, von Rubinen und Smaragden blinkend, den Arm vom Ellbogen bis zum Handgelenk umgaben. Ein Armband fiel ihr besonders auf; es bestand aus einem dicken schweren Goldreif mit wohl dreißig Smaragden von der Größe von Erbsen. An jedem Bein trugen sie drei bis vier Ketten und Beiringe von verschiedenen Mustern, und jede Zehe war wie mit emaillirten Blättern bedeckt.

Die Rani, welche die Unterhaltung führte, schien eine ungewöhnlich intelligente Frau zu seyn. Sie war über alles was die Königsfamilien in Europa betraf wohl unterrichtet, und vernahm mit Interesse die Antworten auf ihre verschiedenen Fragen. Mrs. Jervis erwähnte daß Mrs. Duberly die englische Frau sey von der die Rani vernommen daß sie den Krimfeldzug mitgemacht habe, und ihre Fragen zeigten, daß sie mit den Hauptbegebenheiten des Krimfeldzugs wohl bekannt war. Sie verdankte ihre Kenntniß davon einer persischen Zeitung, welche sie wöchentlich einmal bekommt. Sie war sehr begierig zu erfahren, ob die englischen Soldaten eine feindselige Gesinnung gegen die gesammte indische Bevölkerung hegten, oder nur gegen die welche sich empört hätten. Die Damen besahen die Uhr der Engländerin und ihre Armbänder sehr genau, und ließen ihr dann durch ihre Dienerin ihre Schlafgemächer zeigen. Dieß war gegen die gewöhnliche Etiquette und besonders freundlich. Die Räume waren sehr dunkel und enge, aber die Hängematten sehr nett; die der ältesten Rani ganz aus Silber hieng an massiven Ketten, welche Figuren von Elephanten, Pferden und Palmbäumen darstellten, von der Decke herab. Dicht dabei stand eine kleinere Wiege in einem hübschen silbernen Gestell. Es war die ihres Sohnes, des Thronerben, welche sie von seiner Kindheit an aufbewahrt hatte. Die Damen gehen um 10 Uhr oder 11 Uhr zu Bett, und werden durch kleine silberne Glocken, die an den Ketten hängen welche die Hängematte bewegen, in den Schlaf gelullt. Eins fiel der Engländerin besonders noch auf. Die Rani fragte sie lebhaft, ob sie je einer Schlacht persönlich beigewohnt habe, und als sie dieß bejahte, fiel sie rücklings in ihren Stuhl und seufzte. Es bleibt immer merkwürdig genug daß eine persische Zeitung in unserer Zeit den Fürstinnen in Bhuj Nachricht vom Krimkrieg bringt, und eine Engländerin welche beide Länder während des Krieges besucht hat, uns dieses erzählt. Sie hatte an allen Gefahren und Fatiguen des indischen Feldzugs, von welchen sie erzählt, ihren vollen Antheil, und legte bei der berühmten Verfolgung Tantia Topi's wenigstens 1800 engl. Meilen zu Pferde zurück, mit einem Muth und einer Ausdauer die über alles Lob erhaben sind. Bhuj, die Hauptstadt von Kutsch, hat noch mehrere Gegenstände von Interesse; so die viele hundert Jahr alten Gräber der frühern Raos aus rothem Sandstein, mit reichen architektonischen Verzierungen; den Palast des Rao, dessen Sculpturen an die alter englischer Denkmäler erinnern. Eine Reiterstatue, die der eines Kreuzfahrers ähnlich sieht, ziert den Eingang. Ein holländischer Bildhauer soll vor vielen Jahren nach Bhuj gekommen seyn, und diese Proben seiner Geschicklichkeit hinterlassen haben.

[1] Campaigning Experiences in Rajpootana and Central India during the Suppression of the Mutiny, 1857—58 by *H. Duberly*. London 1859. Smith, Elder.

Meteore als Erzeuger des Sonnenlichtes. Professor Piazzi Smyth, königlicher Astronom für Schottland, sieht in der Entdeckung Vulcans [1] eine Bestätigung der Theorie: daß eine große Anzahl Meteore sich ziemlich nahe an der Sonne bewegen, und dadurch daß sie auf diesen großen Lichtkörper einfallen, sein Licht und seine Wärme aufrecht erhalten. Wir lenkten vor wenigen Jahren, bei ihrem ersten Bekanntwerden, die Aufmerksamkeit auf diese Theorie, und neuerdings auf den außerordentlichen Fleck von Helle welchen Hr. Carrington im September vorigen Jahrs in der Sonne beobachtete. Professor Smyth ist der Meinung daß wir in diesem letzteren Phänomen eine wirkliche Beobachtung des Einfallens eines Meteors haben, indem die ungewöhnliche Helle durch den Zusammenstoß veranlaßt worden sey. Auf den furchtbaren Stoß lasse sich aus der berechneten Geschwindigkeit des fallenden Körpers schließen — 7000 (engl.) Meilen in einer Minute. (Chambers's Journal.)

[1] So heißt der von Leverrier berechnete neue intermercuriale Planet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. Augsburg, 20 Mai 1860.

Das Kloster Ocopa in Peru.

(Von A. B.)

Die Spanier erwarben ihre Colonien durch das Schwert und behaupteten sie mit dem kirchlichen Hirtenstab. Dem sanfteren Joche des letzteren ist die vortheilhaftere Stellung zuzuschreiben, in der sich die Indianer in den katholischen Eroberungen befinden, während sie in den Besitzungen der Angelsachsen, die auf friedlicherem Wege durch Kauf und Vertrag erworben wurden, unaufhaltsam zu verschwinden beginnen. Allerdings hatten die ansässigen Bürger in Mexico und Peru an sich eine stärkere Resistenzfähigkeit als die wandernden Rothhäute der Wälder und Prairien, aber auch in Chili, in Buenos-Ayres, in Brasilien und am Isthmus hat sich das indianische Blut in noch vollerer Kraft erhalten. In Nachahmung der jesuitischen Colonien in Paraguay gründeten die Franciscaner ihre Missionen in Californien, sie lehrten den dortigen Wilden Ackerbau und Viehzucht, und erbauten das Presidio von St. Francisco, an derselben Bay, wo jetzt das goldene Thor sich den reichen Flotten Europa's öffnet, und die steinerne Stadt der Yankees in wenigen Jahren jede Spur der rothen Race vertilgt hat. Ueber die Vor- und Nachtheile dieser väterlichen Erziehung der indianischen Kinder ist viel hin- und hergeschrieben worden, man hat das geistliche Regiment bald getadelt, bald gelobt, man hat den Verlust der wissenschaftlichen Schätze bedauert, die ein allzu bigotter Bekehrungseifer in Mexico und Cuzco den Flammen opferte. Auch kann nicht geläugnet werden daß die Christianisirung nur auf der Oberfläche blieb. Kaum waren die politischen Gerechtsame der Orden aufgehoben, als sich die Indios Mansos wieder in den Wäldern zerstreuten, und trotz der unablässigsten, der aufopferndsten Anstrengungen blieben die Abiponen das wilde Volk, das sie gewesen waren. Aber dennoch kann das Gute und Treffliche, das die Mönche in Amerika gewirkt haben, nie verkannt werden. Vielleicht war der Zustand der Indianer ein weniger glänzender als damals wo der Inca auf seinem Thron saß; doch auch abgesehen davon daß überall der eingeborne Adel das Volk mit dem härtesten Despotismus gedrückt hatte, erfreute sich dasselbe in den kirchlichen Sprengeln jedenfalls einer relativ weit bessern Lage als zu erdulden sein Geschick gewesen seyn würde, hätte es sich schutzlos den Händen der goldgierigen Conquistadores preisgegeben gesehen. Die Bischöfe allein ließen die leyes de las Indias nicht ganz; in Vergessenheit fallen, sie strebten überall dahin die Lasten der Indianer zu erleichtern, milderten die Mißbräuche der Repartimientos und der Mita, verminderten ihre Arbeitszeit in den Minen, wußten die Anforderungen die an ihre unentgeltlichen Frohndienste gemacht werden durften, wesentlich zu beschränken, und befreiten sie völlig aus dem Joch der Sklaverei. Während in Mexico die Bekehrungsversuche mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, in den Staaten Guatemala's noch heute viele Gebräuche des alten Heidenthums geübt werden, wurde in Peru der neue Zustand der Dinge am leichtesten und raschesten angebahnt. In der wohlgeordneten Staatsmaschine der Incas waren die Bewohner dieses Landes jedes Selbstdenkens überhoben worden, sie waren gewohnt dem Beispiel der Hauptstadt zu folgen, und als man dort das in dem Königspalast gefundene Kreuz aufrichtete, geschah in den Provinzen dasselbe. Garcilasso de la Vega hat seinen Zweifel, ob nicht schon vor der Entdeckung ein primitives Christenthum in Südamerika existirt habe; er erzählt von Indianern die getauft zu seyn behaupteten, und in dem Bilde des Viracocha glaubten die Missionäre die Darstellung des heiligen Bartholomäus zu sehen, wie Padre Anchieta in der brasilianischen Sage von Tsume, dem großen Caraiba, den heiligen Thomas. Als die Spanier an der Küste landeten, erzählt derselbe Schriftsteller, verstummten alle Orakel im Lande. Die Großen schrieben das hartnäckige Schweigen ihrer sonst so mittheilsamen Dämonen anfangs dem Zorn der Sonne über die Schandthaten Atahualipa's zu, aber bald erkannten sie in dem Lichte der neuen Religion die Ursache, weßhalb der große Pan auch bei ihnen verstorben war.

An Eifer und Muth ließen es ihrerseits die katholischen Geistlichen nicht fehlen. Als der in die rauhen Einöde des Apurimac geflohene Inca Inti-Cusi in den Bergschluchten von Villcapampa fortfuhr einem weißen Stein, als Sitz des

Teufels zu dienen, als durch die Nachstellungen desselben mehrere Christen ums Leben kamen und die Neophyten wieder schwankend wurden, faßten die Augustiner Fray Diego und Fray Marcos den muthigen Entschluß ihn ohne weiteres zu verbrennen. Sie beauftragten in der Stille die ihnen ergebenen Indianer, daß jeder am nächsten Sonntag mit einem Scheit Holz bei dem Götzentempel erscheinen solle, stapelten dasselbe ringsum auf und zündeten es unter Absingen von Gebeten an: conjurando antes el sitio, y quando estaba mayor el incendio oyeron grandes bramidos y ahullidos horrorosos, que persuadian ser el demonio, que huia de los exorcismos de nuestre Santa Madre Iglesia. Los padres empezaron á cantar la victoria, und von dem Teufel wurde nie wieder etwas gehört.

Die Erfolge der Missionäre in Peru wurden noch erleichtert durch die weite Verbreitung der Quichuasprache, der lengual general del Peru, deren Gebrauch die Incas von Cuito bis nach Chili eingeführt hatten, während weiter im Norden die Vielsachheit der Dialekte sehr im Wege stand. Als die Arbeiten auf dem Hochlande der Sierra beendet waren, stiegen die Mönche die Cordilleren hinab in die dunklen Thäler des Amazonengebiets, lichteten im Urwalde eine Stätte für ihre Hütte, und ließen sich dort nieder, um durch ihr heiliges Leben civilisirend auf die zerstreuten Wilden zu wirken und sie um sich zu sammeln in den Pueblos de Conversion wie die Brahmanen, als die Pioniere der arischen Einwanderung die bösen Rakschasas des Dekkhan zum gesitteten Zustande führten.

Diese Bestrebungen wurden hauptsächlich von dem Kloster Ocopa aus geleitet, dem berühmten Colegio de Propaganda Fé, das am östlichen Rande der Sierra in einer Höhe 10,000′ über dem Schauplatz seiner Thaten den Tieflänbern der Montaña steht. Dort war die Pflanzschule jener muthigen Apostel, die im vorigen Jahrhundert begannen das heute noch unbekannte Gebiet zwischen Peru und Bolivia zu exploriren, die ihre Niederlassungen immer weiter in die Wildniß vorschoben, bis diese bei dem Aufstand des Incaprätendenten Juan Santos Atahualipa fast sämmtlich zerstört wurden, um sich leider seitdem nicht wieder zu erheben. Die Ordensbrüder des eben vorher verstorbenen Fray Francisco de San Jose, der sich zuerst und allein eines temporären Erfolges unter den barbarischen Chunchus rühmen konnte, versuchten das Werk zu erneuern, aber ohne die Resultate ihres großen Vorgängers. In den blutigen Revolutionen des Cajiten von Tungasuka und seines mit Nicacatari verbundenen Bruders kam alles wieder ins Stocken, und als sich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Missionen noch einmal erheben zu wollen schienen, warf sie der Aufstand der Indianer während des Befreiungskampfes gänzlich zu Boden, und so gehört noch heute ein wenige Tagreisen von den Hauptstädten Süd-Amerika's entferntes Gebiet zu den unbekanntesten der Erde.

Ocopa liegt etwa 4 Leguas von Jauja, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des alten Huancas, einer der reichsten Peru's und der alten Kornkammer des Landes. Wohin das Auge blickt, sieht es goldene Saatfelder wogen von Weizen, Gerste, Mais und Quinua. Die umziehenden Hügelketten sind kahl, da die rareficirte Luft keinen üppigen Baumwuchs gestattet. Nur der stachlichte Cactus starrt überall zwischen den Steinen hervor. Jauja liegt an der nördlichen Ecke des Längs-Thals, das sich von dort bis nach Bolivien erstreckt und mit einer geneigten Ebene beginnt, deren Plateau sumpfige Wasseransammlungen bedecken. Unterhalb Jauja's bricht aus der westlichen Bergkette der reißende Strom des Rio Grande hindurch (ein Zufluß des Marañon), der dann im Grunde des Längsthals nach Süden fließt, reiche Plantagen bewässernd. Während eines temporären Aufenthaltes in Jauja war ich zum Klosterarzt in Ocopa creirt, und hatte vielfache Veranlassung Besuche dort abzustatten. Gern kehrt die Erinnerung nach Peru zurück, um das Bild der Sierra wachzurufen, und die in stiller Umgebung so still dahingeflossenen Monde.

Eine wunderbare majestätische Ruhe lagert auf dieser erhabenen Terrasse, in deren Niveau sich nur ein beschränktes Thierleben entwickeln kann. Eine glänzende Helle und Strahlenglanz ist über das Land ausgegossen, wie man es kaum in einem andern Punkte der Welt findet, und von dem die klare Atmosphäre Griechenlands nur ein schwacher Wiederschein ist. Abgesehen von der größeren Helle, die überall wegen des Ueberwiegens der gelben Strahlen das Licht der Tropen besitzt, wird sie hier noch vermehrt durch die Reflexion der breiten Schnee- und Gletscherwände, die sich auf beiden Seiten hinziehen, und obwohl sie nirgends in den Gesichtskreis fallen, doch die Lichtwellen zurückwerfen. In der reinen und dünnen Luft athmet man leichter und frischer, man fühlt sich den Wolkenschichten näher, jede Bewegung geht ungehinderter und müheloser vor sich, während das bekannte Phänomen der Abspannung und Athembeschwerden erst eintritt, wenn man eine noch weitere Erhebung von etwa 12,000′ erreicht hat. Einige leiden indeß schon in Jauja an asthmatischen Anfällen, und bei fortgesetzten Treppensteigen oder hastigem Laufen fühlt fast jeder dort etwas der Art. D'Orbigny's Bemerkung daß die unverhältnißmäßige Brustlasten-Entwicklung der Quichuas mit ihrem hohen Wohnsitze zusammenhänge, ist zu sehr in der Natur der Sache begründet als daß es einer längeren Rechtfertigung bedürfte; jeder der einige Zeit auf der Sierra und mehr noch auf der Puna gelebt hat, fühlt unwillkürlich daß um in dem Zustand normaler Gesundheit zu bleiben, seine Respirationsorgane sich in der einen oder der anderen Weise modificiren müssen, damit sie dem Lufthunger genügen können. Der Comte de Gobineau hat sich dennoch zu Erwiederungen gemüßigt gefunden, die aber freilich wie die Faust aufs Auge passen. Ni les Suisses, ni les Tyroliens, ni les Highlanders de l'Ecosse, ni les Slaves des Balkans, ni les tribus de l'Himalaya n'offrent l'aspect monstrueux des Quichuas, sagt er, aber wenn die angeführten auch sämmtlich Bergvölker genannt werden mögen, so lebt, wenigstens von den vier ersten Beispielen, keines in einer rareficirten Atmosphäre von 10—12,000′, und das ist das einzige worauf es ankommt. Was die Stämme des Himalaya betrifft,

d. h. die eingebornen Stämme, so sind die spärlichen Notizen, die wir bis jetzt von einigen flüchtig Durchreisenden besitzen, jedenfalls nicht genügend eine Frage zu entscheiden die jeder in Südamerika mit Bequemlichkeit studieren kann. Uebrigens können auch im Himalaya solch hochgelegene Punkte nur ausnahmsweise bewohnt und nicht zum regelmäßigen Aufenthalte werden, wie in den dem Aequator nahegelegenen Theilen der Cordillere. Die ganze Kraft des peruanischen Staates lag auf der Sierra, wozu die Eroberungen an der Küste und der Montagna nur secundäre Anhängsel bildeten. Die höchstgelegenen Städte in Tibet dagegen tragen alle den Charakter priesterlicher Ansiedlungen. Den Bewohnern der Tiefländer ist häufig ihre Verpflanzung nach der weit gesünderen Sierra eben ihrer unentwickelten Lungen wegen verderblich, was schon Garcilasso de la Vega erwähnt, und es ihrem Schrecken vor dem Donner zuschreibt, der an der regenlosen Küste unbekannt ist. Auf der andern Seite wieder kann der specifische Einfluß des Athmens in solcher Höhenluft auf die Gestaltung der Respirationsorgane bei leidendem Zustand dieser als Arzneimittel dienen. Jauja wird seit einigen Jahren von Kranken aus Lima besucht, wo die Phthisis besonders unter dem weiblichen Geschlechte große Verheerungen anrichtet. Es dient um Luftbäder in der Sierra-Atmosphäre zu nehmen, und in der That mit überraschend günstigem Erfolg. Ich hatte die meisten dieser Patienten in Behandlung, erhielt sie oft in einem Zustand wo mir jeder Gedanke an Heilung thöricht schien, und sah sie noch unter meinen Händen, aber sicherlich ohne mein Verdienst gesund werden. Indessen ist das Stadium der Krankheit wohl zu berücksichtigen. In der vohen Tuberculose trat leicht Blutspeien und dann gewöhnlich der Tod ein, eine natürliche Folge der scharfen, reizenden Luft. In der Erweichung dagegen schien die Trockenheit der Atmosphäre zu munificiren, während zugleich die kranken Theile Ruhe hatten zum Ausheilen, da sie wegen des geringeren Quantums der Luft, das dort jeder Athemzug (im Verhältniß zur Meeresküste) zuführt, nicht mit in Anspruch genommen werden.

Der Weg von Jauja nach Ocopa führt durch einige Dörfer und über drei unbebrückte Flüsse, die im Sommer kaum Wasser enthalten, im Winter aber oft der Art geschwollen sind daß ich einigemal trotz meines starken, edlen Pferdes den Uebergang kaum gewagt haben würde, wenn nicht die Pflicht gerufen hätte. Es ist spät am Nachmittag und die Sonne neigt sich hinter die Berge, von deren jetzt fast unzugänglichen Spitzen die Ruinen indianischer Dörfer aus der Incazeit herabschauen. Der Weg biegt um die Ecke, und auf einem grünen Plateau, an die umziehende Hügelkette angelehnt, steht das ruhige stille Kloster in ruhiger stiller Luft. Die Vesperglocke schallt vom Thurm herüber, und in dem nahegelegenen Dorfe Santa Rosa stehen die Leute, das Ave Maria sprechend, unter den Thüren, während der Hirt die Kuh- und Lamaheerden heimtreibt. Auf mein Schellen an der Pforte öffnet ein freundlicher Padre, der mich liebevoll empfängt und durch die hallenden Corridore nach der Fremdenzelle führt. Eine schmale Klosterzelle, ein steinerner Tisch, ein unerreichbares Fenster und eine hölzerne Pritsche. Einer der dienenden Novizen eilt geschäftig herbei um aus wollenen Decken das Bett zu bereiten. Er fragt gerne nach den Neuigkeiten der Welt, von denen nur wenig in seine Einsamkeit dringt, und versteht meinen Wink bei den kalten Nächten mit ein Paar extra Decken aus dem reichen Vorrath nicht zu sparen. Bald wurde ich ins Refectorium gerufen, wo das Abendbrod bereit steht für mich allein, da die Speisestunde der Mönche längst vorüber ist. Ein schwaches Licht flackert in dem weiten Gewölbe, eben genügend um meinen Teller zu erhellen und den gigantischen Schatten des mit seiner braunen Capuze bekleideten Franciscaners an die Wand zu zeichnen, der lautlos hin- und hergleitet, um mir die einfachen aber trefflich zubereiteten Gerichte zu serviren. Ein Trunk des besten Pisco schließt das Souper, dann begebe ich mich in die Zellen um meinen Kranken zu sehen und mit dem Prior ein Stündchen zu verplaudern, ihm von Echenique und Castilla zu erzählen, oder über die Insurgenten zu trösten, von denen er fürchtet daß sie sich doch einmal an dem heiligen Klostergut vergreifen möchten, besonders an den Pferden, die ihnen schon lange in die Augen gestochen hätten. Die Mönche waren besonders Italiener und Spanier, und unter den letzteren fanden sich mehrere die als Feldprediger sämmtliche Kriegszüge der Carlisten mitgemacht und deßhalb nach Beendigung des Krieges eine Entfernung aus ihrem Vaterland wünschenswerth gefunden hatten. Meistens werden nur selten ordinirt und Indianer wurden durch das zweite Concil zu Lima (1590) von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen wegen ihrer beschränkten Fähigkeiten (cortas capacidades.)

Das Kloster ist ein weitläufiges Gebäude und schließt mehrere Höfe ein, die mit Brunnen bewässert und in Blumenbeeten ausgelegt sind. In den umlaufenden Corridoren, durch deren Säulengänge man in den Garten hinausschaut, bietet sich um Mittag eine kühle Promenade und Unterhaltung genug für den der Interesse findet die Bilder zu studieren mit denen die Innenwand geschmückt ist. Da findet sich die ganze Lebensgeschichte des heiligen Franciscus, des mystischen Stifters des Ordens, von seiner wunderbaren Geburt an bis zu seinem Märtyrertod, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Bekanntlich waren seine schwärmerischen Schüler einmal nahe daran, ihn an Heiligkeit noch über sein göttliches Vorbild zu setzen, und riefen dadurch die blutige Verfolgung der Päpste auf sich herab. Auch die Gründung des Klosters Santa Rosa de Santa Maria de Ocopa durch Melchior Francisco Ximenes ist dargestellt, nachdem die Wilderniß zunächst von unsaubern Dämonen gereinigt war; daneben findet sich in vier Rubriken getheilt ein Bild von der Apotheose eines Negerheiligen. Im ersten Act erscheint derselbe an der Pforte des Klosters, seine Dienste als Koch anbietend, und wird approbirt. Im zweiten sieht er in der Küche, rathlos um sich schauend, da die Vorrathskeller leer sind und die Theurung keine neuen Anschaffungen erlaubt. In der Höhe aber öffnet sich der Himmel, aus dem eine Schaar leicht geschürzter Engel niedersteigt, am Arm Körbe mit Fischen tragend, die durch den Schornstein auf die Brettschüssel geliefert werden. In der dritten Rubrik sieht man die Mönche aus der Kirche in

die Küche zurückkehren, bedeutsam schmunzelnd, da ihnen der Geruch der warmen Fische nicht entgangen ist. In der letzten sitzt St. Niger, mit der Strahlenkrone umgethan, in den Wolken, theilnehmend auf seine Nachfolger herabblickend, der in derselben Küche irdische Fische schmort. Der größte Theil der Bilder umfaßt das Martyrologium der muthigen Glaubensboten, die in den wilden Thälern der Andes litten und starben, die mit heiterem Gleichmuth der erhabenen Idee, die sie begeisterte, ihr Leben opferten. Es ist eine lange Reihe von Helden, die unerschrocken einem gewissen Tode entgegengiengen, unbekümmert um Ehre oder Güter, unbekümmert selbst um den Nachruhm, denn sie wußten daß ihre Namen in den öden Wäldern verhallen würden, in denen sie fallen mußten; die Bilder sind roh und kunstlos ausgeführt, theilweis selbst in lächerlichen Verzeichnungen, aber niemand wird sie ohne Rührung betrachten können, wenn er auf demselben Boden steht den diese Männer bewohnten, die Zellen vor sich sieht, in denen sie sich auf ihren schweren Beruf vorbereiteten. Gewöhnlich bilden die Darstellungen einen Cyclus, worin die Mönche von dem Kloster ausziehen, die Montaña betreten, die Flüsse befahren und dann meistens unter den Giftpfeilen der Chunchus fallen. Bei meinem spätern Besuch der Andes von Marcapata mußte ich vielfach an diese Bilder denken als ich die Ruinen ihrer verfallenen Missionen betrat, als ich die Pfeile derselben Chunchus um mich schwirren hörte, und ihnen nur, glücklicher als sie, entkam, weil ich früher zurückwich.

Wenn thunlich, verlängerte ich meinen Aufenthalt in dem Kloster so lange es angieng, und es that mir stets leid aus seiner ruhigen Stille wieder in das geschäftige Leben zurückzukehren. Verschiedentlich traf ich dort politische Verbannte, die während des gerade wüthenden Bürgerkriegs zum Verstecken dorthin geflüchtet und von den Mönchen zuvorkommend aufgenommen waren. Unter den guten Katholiken in Peru ist es eine beliebte Sitte sich einigemal im Leben für eine kürzere oder längere Zeit in das Kloster von Ocopa zurückzuziehen, um dort einen Cursus von Büßungen und Reinigungen durchzumachen. Besonders an den hohen Festen geschieht dieß, und habe ich dann dort Pilger selbst von Apacucho und Cuzco angetroffen. Für solche Besucher sind eigene Fremdenzellen eingerichtet, von denen sich die für Frauen bestimmten außerhalb des Klosters finden. Von den letzteren hatte es indeß den Anschein als ob sie diese Heilanstalt für Seelenkrankheiten mit demselben Indifferentismus besuchten als in Europa die Badeplätze der Gesundheitsquellen, und sich im Durchschnitt um alles andere eher kümmerten als um den Zweck der sie dorthin geführt hatte.

Trotz des Armuthsgelübdes seiner Bewohner ist das Kloster sehr reich, scheint seine Mittel indeß in einer Weise zu verwenden daß ihm kaum ein Vortheil aus diesem Bruche gemacht werden wird. Täglich sah ich den Hof mit einer großen Schaar Armer und Nothleidender aus der Umgegend angefüllt, die an der Kirchenthüre gespeist wurden und auch wohl einen Zehrpfennig mit auf den Weg erhielten. Während der Fastenzeit werden die Padres als Prediger ausgesandt, und von allen Städten der Umgegend kommen Applicationen, um mit einem solchen Besuche beehrt zu werden. Der Vortheil den die frommen Peruaner aus dem Kloster zu ziehen suchen, geht aber noch weiter. Eines Abends wurde ich schleunigst zu einem Kranken gerufen, der in einem Dorfe jenseits Ocopa's lebte, und der, als ich gegen Mitternacht dort anlangte, gerade ausröchelte. Sein Bruder, der neben ihm kniete, schrie ihm beständig das Wort Jesus in das Ohr über eine Stunde lang, indem er zu Zeiten mit seinen Nachbarn abwechselte. Anfangs ließ ich sie gewähren, da mir beabsichtigt schien daß das Wort des Erlösers das letzte seyn solle welches das Ohr auf der Erde träfe; als aber schließlich nicht der mindeste Zweifel über den wirklich erfolgten Tod bleiben konnte, machte ich sie darauf aufmerksam. Sie setzten indeß ihre Bemühungen fort, bis zwei Reiter, die ich bei meiner Ankunft wegsprengen gesehen hatte, zurückkehrten. Dieselben brachten eine eingesegnete Mönchskutte des h. Franciscus, die sie mitten in der Nacht im Kloster von Ocopa geholt hatten, und warfen sie schleunigst auf den Todten, der sogleich damit bekleidet wurde. Ich hörte später daß es ein fast allgemeiner Gebrauch der Reichern sey die Leichen in der Capucinertracht zu begraben, wahrscheinlich in der Hoffnung sie bei etwaiger Schläfrigkeit des Thürhüters um so leichter in das Paradies schmuggeln zu können. Die in den eleusinischen Mysterien zum Grade der Schauenden Gelangten wahrten die bei der Einweihung getragenen Gewänder zu gleichem Zwecke auf, und Sebastian Frank sagt: „Etlichen reichen Burgern, Fürsten und Herrn zeucht man nach ihrem Tode ein Mönchskutten an und wills darin gen Himmel schicken, beredt sy haben darinn Vergebung aller Sünden."

An einigen Orten füllt man in Peru den Mund des Todten mit Coca, und hängt ihm einen kleinen Beutel mit Sämereien an, damit er auch in der nächsten Welt tenga de que, wie die Serranos sagen, oder als hijo de algo etwas repräsentire. Der europäischen Ansicht am widerstrebendsten ist die auch in Mexico gewöhnliche Sitte der Peruaner, den Tod eines noch ungetauften Kindes als Freudenfest zu feiern, da es direct in den Himmel eingehe und zum Engel würde. Auch auf den Philippinen findet sich eine Stelle des Kirchhofes abgetheilt als el cimenterio de los angeles. In Peru werden diese Engel weiß gekleidet im Trauerhause ausgestellt, und dann in einem buntgeschmückten Sarg mit Blumen bekränzt, und oft unter Musikbegleitung, zu Grabe getragen. Immer erinnere ich mich noch einer armen Mutter, die mit der leidenschaftlichsten Liebe, mit der wildesten Inbrunst an ihrem franken Kinde hieng, dem einzigen das ihr von allen früheren geblieben, die es Tag und Nächte nicht aus den Armen ließ und wochenlang keinen Schlaf sah, um den des Lieblings zu belauschen. Es starb plötzlich, und als mich am dritten Tag mein Weg bei dem Dorfe vorbeiführte, ritt ich dort vor. In dem Hause wurde ein Bacchanalie gefeiert, von der man glücklicherweise in civilisirten Ländern keinen Begriff mehr hat. Alle Zimmer waren vollgepfropft von Menschen, die nicht mehr tanzten und tranken, sondern, nachdem sie drei Tage und drei Nächte ohne Unterlaß getanzt und getrunken hatten, jetzt selbst nicht mehr wußten

was sie thaten. Dazwischen lag die Mutter, ein grauenhaftes Bild des Schmerzes und der Trunkenheit, wüster Verzweiflung und wüster Lust. Am nächsten Tag mußte ich zu ihrer Behandlung zurückkehren, und hatte Mühe zu verhindern daß sie nicht dem Kind gefolgt wäre. Der peruanische Volkscharakter zeigt indessen in den verschiedenen Provinzen sehr augenfällige Eigenthümlichkeiten, die theils von den Mischungsverhältnissen zwischen peruanischem und spanischem Blut, theils von den physikalischen Verhältnissen des Wohnsitzes abhängen. Die letztern wechseln in der steilen Cordillere mit großer Mannichfaltigkeit, und in der Sierra ist der Verlauf der Jahreszeiten gerade der entgegengesetzte von dem an der Küste, während man auf den Plätzen des mittlern Niveau's selten recht weiß ob man nach dem obern oder dem untern Kalender zählen soll. Den eigentlichen Kern des Landes bildet noch immer das alte Cuzco, und seine Bewohner sind stolz auf ihre edle Abkunft, während sie von den Provinzialen gern als anmaßend und bäurisch geschildert werden.

Arthur Thomsons Geschichte der Unterwerfung von Neu-Seeland.

3. Der Aufstand der Maori unter Heke.

Am 15 Jun. 1839 wurde das große Staatssiegel unter ein Patent gedrückt welches das Gebiet von Neu-Süd-Wales über alle etwa einzuverleibenden Theile von Neu-Seeland ausdehnte, und Capt. Hobson abgeschickt um Neu-Seeland zu einer britischen Colonie zu erheben. Um die nämliche Zeit hatte sich eine neuseeländische Compagnie in London aufgethan, welche Grund und Boden auf dem flachen Lande und „städtische Parcellen" verkaufte. Alle welche die Zustände in Neu-Seeland kannten, mußten glauben die Directoren hätten den Verstand verloren, da sie ebenso wenig Güter in Neu-Seeland als in Spanien oder sonst wo zu verkaufen hatten. Gleichwohl giengen auf dem „Tory" im Febr. 1840 216 Passagiere erster und zweiter Classe und 909 Arbeiter nach Neu-Seeland und landeten in dem prachtvollen Hafen Nicholson der Nordinsel. Was diesem phantastischen Unternehmen noch Halt gab, war die Wohlhabenheit, ja der Reichthum sehr vieler unter den Auswandernden, wie denn auch Neu-Seeland immer das Ziel für Auswanderer der höheren Classe geblieben ist. Vom Deck des Schiffes aus „kaufte" mit Hülfe eines Dolmetschers der Obrist Wakefield für die Compagnie von den Eingebornen das Land zwischen 38 und 43° s. Br. Die Urkunden waren nach dem Muster angefertigt worden dessen sich die Missionäre bedienten, und wurden von 58 Häuptlingen unterzeichnet. Die wenigsten von ihnen begriffen den Zweck des Vorganges, und diese wenigen hofften theils von den Ansiedlern Schutz gegen die Angriffe der Stämme in Hawke's Bay, theils waren sie bestochen von den dargebotenen Geschenken. Für eine Bodenoberfläche von der Größe Irlands zahlte nämlich die Compagnie Waaren, und zwar Waffen, Eisengeräthe und Kleider im Werthe von 8,983 Pf. St. Unter dem Trödel den die Maori empfiengen, befanden sich auch eine Partie Rasirpinsel, rothe Nachtmützen, Siegellack u. dgl., den Empfängern völlig unnütze Dinge. Gefährlich war der Verkauf von Schießgewehren und Munition, wie es denn das Verhängniß wollte daß Obrist Wakefields Bruder mit dem Blei, welches den Maori verkauft worden war, erschossen werden sollte. Die Ansiedler waren übrigens von der Civilisation der Maori überrascht, da diese wie wir früher gezeigt haben, schon viel von den ersten europäischen Pionieren gelernt hatten.

Capt. Hobson war mittlerweile am 29 Jan. 1840 in der Insel bucht gelandet, und ließ am 5 Febr. eine Anzahl benachbarter Häuptlinge bei dem Waitangi Wasserfall zum Empfang der königlichen Botschaft versammeln, obgleich die Wahl des Ortes, dessen Name so viel bedeutet wie weinendes Wasser, von übler Vorbedeutung schien. Es wurde den Eingebornen bedeutet, daß 1) die „vereinigten Stämme von Neu-Seeland" Königin Victoria als ihren unbeschränkten Monarchen anzuerkennen hätten, wofür ihnen 2) das Eigenthum ihrer bisherigen Ländereien zugesichert, und 3) allen Eingebornen der königliche Schutz und die Rechte von brittischen Unterthanen gewährt werden sollten. Die Häuptlinge waren stutzig, ahnten Verrath und schienen zum Widerstand entschlossen, als ein christlicher Häuptling, Thomas Walker Rene, ein gewaltiger Redner, auftrat und zu Gunsten des Vorschlages mit so viel Glück sprach, daß während anfangs nur zwanzig Häuptlinge den Vertrag gebilligt, sechs dagegen protestirt hatten, am nächsten Tag in Gegenwart von 500 ihrer Leute 46 Häuptlinge den Vertrag unterzeichneten. Obenan stand der Name Kawiti's, der später einer der Hauptanführer bei der Empörung von 1844 werden sollte. Ende Juni hatten schon 512 Häuptlinge den Vertrag unterzeichnet. Die meisten erhielten als Geschenke eine Decke und etwas Tabak, mehrere darunter weigerten sich aber dieses Trinkgeld anzunehmen, aus Furcht daß man es wie eine Art von Kaufschilling betrachten möchte. Alle Unterzeichner verstanden die Handlung so daß man ihnen ihr Gebiet ungeschmälert lassen wollte, aber keiner ahnte daß er jetzt in den Kerker geworfen und gehangen werden konnte für Dinge die in seinen Augen erlaubt, in den Augen der Fremden Verbrechen waren.

Auswanderer-Schiffe der neuseeländischen Compagnie hatten vor Ablauf des Jahres 1840 1200 Europäer, Männer und Frauen, ans Land gesetzt, und die Eingebornen waren so betroffen über diese Menschenzahl, daß sie ernstlich fragten, ob der ganze britische „Clan" in ihr Land gefallen wäre! Man machte sich sogleich an den Bau der Stadt Wellington (Südspitze der Nordinsel), obgleich die Eingebornen gegen dieses Vorgehen Verwahrung einlegten, denn, wie sich sehr rasch ergab, hatte Obrist Wakefield das Land von Personen gekauft denen es gar nicht gehörte. Diese Haltung der Eingebornen veranlaßte den Gouverneur in Sydney um militärische Hülfe zu bitten, und es wurden sogleich zwei Compagnien vom 80.

Regiment nach der Inselbucht geschickt. Seinen Regierungssitz verlegte 1841 Hobson von Russell, welches im Handumdrehen verodete, nach Auckland, weil dieses von Capt. Drury, dem Landvermesser, treffend als der geeignetste Platz für die Hauptstadt bezeichnet worden war, da es, in der Mitte der Nordinsel auf einem Isthmus gelegen, von zwei Seiten zu Schiff zugänglich ist. Hobson hatte noch rechtzeitig auch die mittlere Insel für eine britische Colonie erklärt, als im August 1840 der „Comte de Paris“ unter Begleitung der Fregatte „l'Aube“ bei Akaroa eine Ladung französischer Auswanderer ans Land setzte, so daß Capt. Lavaud von der Aube anerkennen mußte daß die Franzosen als Ansiedler in einer britischen Colonie das Land betraten. Früher schon hatte nämlich ein französischer Walfischfahrer 30,000 Acres Land bei Akaroa „gekauft,“ und nach diesen Ländereien hatte eine Compagnie in Nantes jene Auswanderer geschickt. Akaroa ist seitdem der Zielpunkt französischer Auswanderer geblieben, und französische Walfischfahrer pflegen dort gern anzulegen, so daß im J. 1843 einmal 19 Segel unter der dreifarbigen Flagge dort Anker warfen, wie auch alle französischen Kriegsschiffe im stillen Meere noch immer Akaroa berühren.

Die Landkäufer führen in Neu-Seeland den Spitznamen Binnen-Haifische (land-sharks). Ihr Gewerbe wurde früher ziemlich großartig betrieben. Ein Advocatenschreiber in Sydney schickte einmal eine ganze Schiffsladung fertiger Kaufverträge für fünf Pfd. St. das Stück nach Neu-Seeland. Sehr oft wurden die Gränzen erst eingetragen, nachdem die Unterschrift bereits auf dem Papier stand, und jedermann wußte daß beinahe die ganze mittlere Insel von ein Paar davongelaufenen Maori in Sydney „verkauft“ worden war. Später wurden alle dergleichen Betrügereien vom Gouverneur für nichtig erklärt, und Landverkäufe blieben nur gültig, wenn sie unter Zuziehung der Obrigkeit abgeschlossen wurden. Die Ansiedler in Wellington lebten fortwährend in unsichern Verhältnissen mit den Eingebornen. Als Ende 1841 ein neuseeländischer Häuptling in der Vorstadt dieses Platzes erdrosselt gefunden wurde und der Knoten der Schlinge auf europäische Art geschlirzt war, so erklärten die Maori daß der Häuptling von Weißen erschlagen worden sey, und forderten dafür das Leben irgendeines angesehenen Mannes als Sühne. Als man diese Forderung rund abwies, erklärten sie sich mit dem Leben eines gewöhnlichen Ansiedlers befriedigen zu wollen, was natürlich ebenfalls verweigert wurde. Dieser Vorfall war bereits vergessen, als man eines Tages Hrn. Alexander Milne auf der Straße nach Petoni ermordet fand, und zwar bezeugten die Tamahawkwunden an seinem Haupt daß er unter den Händen von Maori gefallen war. Von jenem Tag an stieß man auf einen gemessenen und wohlberechneten Widerstand. Die Maori ließen sich keine Diebstähle oder persönliche Gewaltsamkeiten zu Schulden kommen, sowie aber ein Europäer auf bestrittenem Grund und Boden ein Haus errichten wollte, wurde es regelmäßig von den Maori eingerissen, ja sie zeigten ihre Absicht sehr oft vorher den Behörden an. Einzelne Fälle wo die Eingebornen vor den Drohungen oder der Gewalt der Ansiedler schüchtern gewichen waren, befestigten die irrige Meinung daß jeder Brite es mit ellichen „schwarzen Burschen“ aufnehmen konne, denn noch kannte man nicht die Sinnesart der Maori, die sich schwer und zögernd zum Beginn einer Fehde entschließen. Ein wichtiges Ereignis wurde die That eines neuseeländischen Burschen von 17 Jahren, Namens Maketu, der im Dienst der Mrs. Roberton auf einer Insel bei Kororarika erst einen europäischen Dienstboten im Schlaf, dann seine Herrin und zuletzt zwei Kinder umbrachte. Maketu steckte hierauf die Hütte in Brand, stieg in einen Kahn und ruderte zu seinem Stamm, dem er sorglos den Vorfall erzählte. Die Seinigen waren aber erschrocken über die Folgen der That, und als die Polizeibeamten erschienen, lieferten sie den Mörder aus, der in Auckland bald darauf zum Tod verurtheilt wurde. Als er den Spruch vernahm, verlangte er auf der Stelle getödtet zu werden, und erklärte es für die höchste Grausamkeit einen Menschen vor der Hinrichtung noch lange einzusperren und ihm das Leben dann kaltblütig zu nehmen. Am 7 März, dem Tag der Urtelsvollstreckung, strömten von weither die Maori zusammen. Als dem armen Sünder die Schlinge um den Hals gelegt wurde, machte sich das Entsetzen Luft, und die Eingebornen protestirten laut gegen die Martern des Missethäters, da sie selbst die zum Tod Verurtheilten plötzlich durch einen Schlag mit dem Meri auf den Schädel zu betäuben und dann zu tödten pflegten. Die Hinrichtung selbst sahen die Maori als eine That des englischen Richters an, und als dieser 1843 von Wellington nach Auckland reiste, sammelten sich die Maori weither an der Straße um dem fürchterlichen Manne ins Auge zu schauen.

Die Execution hatte einen solchen Eindruck auf die Eingebornen gemacht, daß die Ansiedler eifrig nach der Wiederholung eines solchen heilsamen Exempels verlangten. Dazu schien sich 1842 eine prächtige Gelegenheit zu bieten. Zwischen dem Stamm eines Häuptlings Taraia am Themse-Fluß und den Tauranga herrschte eine alte Fehde. Es hatte nämlich früher eine „internationale Heirath“ zwischen beiden Stämmen stattgefunden. Da geschah es daß der Vater der Frau aus Taraia's Stamme schiffbrüchig an die Küste der Tauranga geworfen, von diesen aber erschlagen und verzehrt wurde, „weil in ihren Herzen das Gesetz geschrieben stand daß Menschen die sich vom Ertrinken retteten ihren Erbaltern immer Unglück brächten.“ Im Jahr 1842 saß Taraia ruhig in seinem Pa (Burg) als er von Seite der Taurangaleute eine beschimpfende Botschaft erhielt. In aller Stille sammelte er vierzig Krieger und gieng mit der Nachtfluth die Themse hinauf, zog seine Schiffe ans Ufer und stieg über die Berge zwischen der Themse und Tauranga. Vorsichtig schlich man sich bis zum Pa Engaro heran, wo 16 Männer mit ihren Familien sich befanden, während die übrigen zu einem Leichenfeste abgezogen waren. Dort wartete man die Morgendämmerung ab. Einer der Leute im Pa war frühzeitig auf, hörte die Steine rollen als die Feinde aufwärts stiegen, und ließ zweimal seinen Wer-da-Ruf erschallen. Aber ehe noch die Gefahr den andern bekannt wurde, hatte Taraia's Partei das Pa schon genommen. Drei Häuptlinge, eine Frau und ein Kind wurden erschlagen, ein Duzend Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht,

während die übrigen ihre Kähne erreichten und entwischen konnten. Taraia plünderte das feindliche Pa und schiffte sich dann wieder ein. Beim Herabfahren auf der Themse stieg er vor einer christlichen Niederlassung aus, drang mit den Köpfen der Häuptlinge in die Capelle, zog die Glocke und verübte sehr viele gottesläſterliche Handlungen zur Verspottung des christlichen Gottesdienstes. Da nun die Erschlagenen und später Gefreſſenen Christen oder vielmehr getaufte Maori waren, so wurde sogleich beschlossen zur Züchtigung Taraia's Soldaten abzusenden. Taraia aber schickte unverzüglich eine Botschaft an den Gouverneur, worin er erklärte daß Se. Excellenz kein Recht habe sich in eine Fehde zwischen Eingebornen zu mischen, und daß, wenn er Soldaten schicke, die Sache erst recht schlimm werden müßte. Der Colonialrath fand bei kühlem Blut daß Taraia Recht habe, und statt der Soldaten ließ man ihn nur von etlichen Miſſionären überfallen. Diese stellten ihm die Schändlichkeiten vor die er begangen habe, aber Taraia erwiederte auf ihre Predigten einfach: „Haben die Tauranga nicht meine Mutter gefreſſen?“ Hier hatte man sich vor Einmischungen in innere Fehden gehütet. Beim Tod des Gouverneurs Hobson hatte aber sein Nachfolger Willoughby Shortland Ende 1842 nicht übel Luſt den christlichen Taurangaſtamm gegen die heidnischen Maketu zu Hülfe zu kommen. Er hatte auch bereits 40 Soldaten aus Auckland herbeigezogen und schickte sich an ein Pa der Maketu zu belagern, als Bischof Selwyn noch an Ort und Stelle erschien und friedlich die Sache vermittelte. Gegen das Herbeiziehen von Truppen hatte schon vorher der Attorney-General feierlich protestirt, freilich nur aus dem juriſtischen Grunde daß das Pa der Maketu nicht zu der Colonie gehörte. Der erste Zuſammenstoß blieb indeſſen nicht lange aus, erfolgte aber im Juni 1843 auf einem andern Punkte, nämlich im Thal Wairau (Nordspitze der mittleren Inſel). Dieses Thal behauptete Oberſt Wakefield von den Eigenthümern gekauft zu haben, die Eingebornen aber wollten nichts davon wiſſen, und Rauparaha, der Häuptling des dortigen Maori-Clans, brannte die Hütte des Landvermeſſers in dem beſtrittenen Thale nieder. In der Stadt Nelson erließ hierauf das Gericht einen Verhaftbefehl gegen Rauparaha, welchen Hr. Thomſon, der Polizeihauptmann, auszuführen gedachte als ſich 40 Anſiedler als Freiwillige zur Verfügung ſtellten. Die Expedition gieng in einer Brig nach Cloudy Bay den Wairau-Fluß hinauf. Ein getaufter Maori ſuchte die Leute zur Umkehr zu bewegen, aber ſie achteten nicht auf ſeinen Rath. Nachdem ſie ſechs engl. Meilen das Thal hinaufgezogen waren, ſtießen ſie auf Rauparaha, der ſich mit hundert Kriegern in einer ſehr vortheilhaften Stellung, in der Front durch einen tiefen Fluß, im Rücken durch dichten Wald gedeckt, gelagert hatte. Der Polizeihauptmann verlas und erklärte ſeinen Verhaftbefehl, Rauparaha aber vertheidigte ſich gegen die Anſchuldigungen und ſchlug vor den Streit von den höheren Behörden entſcheiden zu laſſen. Während dieſer Verhandlungen kam es zu Drohungen, die Coloniſten feuerten den erſten Schuß ab, die Maori erwiederten und die Anſiedler befanden ſich bald in wilder Flucht. Fünf Herren und vier Arbeiter die nicht davonlaufen mochten, übergaben ſich Rauparaha, aber Rangihaeata, ein zweiter Häuptling, deſſen Frau in dem Gefecht erſchlagen worden war, ſchrie laut: „Dieß iſt das zweitemal daß Anſiedler das Blut meiner Verwandten vergoſſen haben,“ und erſchlug die Gefangenen der Reihe nach. Während nur fünf Eingeborne gefallen, acht verwundet worden waren, blieben 13 Anſiedler im Gefecht, neun wurden ermordet und fünf verwundet. Dieſe und der Reſt von Unverſehrten erreichten in ſchimpflicher Flucht die Brig.

So weit war freilich ſchon der chriſtliche Einfluß gelangt daß keiner der Erſchlagenen gefreſſen wurde; aber dieſer erſte Sieg berauſchte ſo vollſtändig die Maori, daß Rauparaha ſich laut und offen rühmte, er werde jeden Weißen ermorden der irgend einem ſeiner Angehörigen ein Unrecht zufüge. Der frühere Abzug der Truppen vor der Maketu erſchien jetzt in den Augen der Eingebornen wie ein zaghafter Rückzug, und nun ihren Hochmuth vollends zu ſteigern, bemächtigte ſich der Coloniſten die höchſte Kleinmuth. Angſtrufe nach Truppen giengen bis nach Neu-Süd-Wales, und erſt als 53 Soldaten von Auckland und eine Compagnie des 80ſten Regiments aus Tasmania nach Wellington kamen, beruhigte man ſich dort einigermaßen wieder. Die Auswanderung nach Neu-Seeland hörte aber von dem Augenblick auf, als die Nachricht von jenem Gefecht Europa erreichte. Die Furcht der Anſiedler war übrigens nicht unbegründet, denn ihre Kopfzahl betrug 1842 erſt 10,992 Köpfe, und wären alle Claus einig geweſen, ſo würde die Zahl der Europäer zur Selbſtvertheidigung bei weitem nicht ausgereicht haben. Ein neuer Statthalter, der Schiffscapitän Robert Fitzroy, war mittlerweile (Dec. 1843) in Auckland gelandet, und befand ſich am 15 Januar 1844 in Wellington, um den Streit über das Wairauthal zu unterſuchen. Er tadelte zuerſt die Richter welche den Verhaftsbefehl ausgefertigt hatten, und pflog dann eine Unterhandlung in der Nähe von Wellington mit Rauparaha, der plötzlich zum Chriſtenthum ſich bekehrt hatte und ein eifriger Kirchengänger geworden war. Se. Excellenz entſchied endlich nach Anhörung des Beſchuldigten, daß „die Weißen anfangs Unrecht gehabt, die Maori aber, welche die Gefangenen ermordeten, ein ſchweres Verbrechen begiengen, welches er jedoch, weil die Europäer zuerſt gefehlt, nicht beſtrafen wollte.“ Dieſer Schiedsſpruch machte die Dinge noch ſchlimmer, denn in den Augen der Maori war es Feigheit Erſchlagene nicht zu rächen. Der claſſiſche Ausweg in dieſem Falle wäre vielmehr geweſen das Wairauthal als Wehrgeld für das vergoſſene Blut der Europäer zu verlangen, denn nicht das was nach unſern Anſichten, ſondern das was nach den Begriffen der Eingebornen recht und ſchicklich war, hätte man im Auge haben ſollen. Rauparaha lachte und äußerte offen, Se. Excellenz habe vor ihm Furcht. Ein anderer Häuptling ſagte den Europäern trocken ins Geſicht: „Ihr weißes Volk ſeyd gut um Häuſer und Schiffe zu bauen, Vieh und Früchte zu ziehen, im Gefecht aber verlegt ihr euch nur auf das Davonlaufen.“

In dieſen Vorſtellungen wurden die Maori beſtärkt, als man ihnen nach einander verſchiedene Zugeſtändniſſe bewilligte.

So verlangten sie jetzt selbst daß man die verbotenen Landverkäufe an Private wieder verkatte. Die Regierung erlaubte es, legte aber eine Stempelsteuer von 10 Sh. per Acre auf jeden Verkauf, und als in Folge dessen wenig Liebhaber sich fanden, drohten die Maori mit einem Aufstand, und erzwangen damit eine Herabsetzung der Steuer auf 8 Pence. Um die Statthalterei noch mehr einzuschüchtern, wurde ein Riesenbankett für die Waikato-Stämme am 11 Mai in der Nähe von Auckland veranstaltet. Etwa 1600 Maori-Streiter, mit Flinten und Beilen bewaffnet, tanzten dort den Kriegstanz. Die Gäste wurden bewirthet und beschenkt mit 11,000 Körben Kartoffeln, 9000 Haifischen, 100 Schweinen, 1000 Decken und großen Vorräthen an Zucker, Tabak und Reis. Am unruhigsten aber zeigten sich die Stämme der Inselbucht, wo seit Verlegung des Regierungssitzes und durch andere Conjuncturen eine sichtbare Handelsstockung eingetreten war. Unter den dortigen Häuptlingen sollte bald Hone Heke berühmt und berüchtigt werden. Dieser Mann, der in Kaikohe wohnte, war in seiner Jugend von den Missionären erzogen worden, später aber zum Heidenthum zurückgekehrt, und benutzte nun seine Belesenheit in der Bibel, um die Missionäre mit den Worten der heiligen Schrift zu widerlegen. Er selbst stammte aus keiner sehr vornehmen Familie, hatte aber Hongi Hika's reizende Tochter geheirathet, und dadurch einen magischen Einfluß auf die Eingebornen gewonnen. Er haßte die Europäer wie Hannibal die Römer, und wiederholte den Seinigen beständig daß die Eingebornen nach und nach die Knechte der Fremden werden müßten, denn, sprach er, wie viele Maori sind nicht schon Dienstboten der Ansiedler geworden, aber noch kein Engländer Dienstbote eines Maori! Dennoch hatte er nicht rechte Lust an Raufereien, obgleich ihm nach dem Ruf eines großen Kriegers gelüstete. Dieser Heke nun plünderte das Haus eines Ansiedlers von Kororarika, Namens Lord, weil dessen eingeborne Frau ihn, den Häuptling, ein Schwein geschimpft hatte. Die Frau selbst führte er gefangen hinweg, entließ sie jedoch gegen ein versprochenes Lösegeld, welches Lord ihm jedoch hinterdrein verweigerte. Um sich dafür zu rächen, hieb Hele, umgeben von seinen Kriegern, den Flaggenstock auf der Hügelspitze über der Stadt Kororarika nieder. Dieß geschah auf Anstiften eines bestraften, amerikanischen Ansiedlers, der den Maori weiß gemacht hatte, der Flaggenstock und das Flaggentuch seyen an allen ihren Beschwerden schuld. Denn ehe die englischen Farben dort wehten, hätten die Schiffe in dem Hafen Handel treiben können ohne Zoll zu bezahlen, während die Zölle sie jetzt sämmtlich verscheuchten. Bei dieser Gelegenheit machte Heke seinen Kriegern dadurch Muth, daß er beide Gottheiten, die christlichen und die einheimischen, um Gelingen anrief, damit, meinte er pfiffig, er der Huld beider sicher sey. Dieser Vorfall wurde in Auckland sehr ernst genommen und 160 Mann Soldaten nach Kororarika geschickt. Bei Ankunft dieser Streitmacht suchten etliche Häuptlinge zu vermitteln; sie verbürgten sich für Heke's gutes Betragen in Zukunft, und zahlten zehn alte Musketen als eine Art Sühngeld für das Umhauen des Flaggenstockes. Heke selbst fand sich nicht bei der Unterhandlung ein, entschuldigte aber brieflich sein früheres Betragen. Die Flagge wurde also wieder aufgerichtet, die Truppen zurückgezogen und Kororarika zum Freihafen erklärt. Die Colonialregierung war mittlerweile in große Geldnoth gerathen. Die Landverkäufe wollten nicht vorwärts gehen, der Gehalt der Beamten war im Rückstand, Darleben selbst für 15 Proc. Zinsen nicht aufzutreiben, und die Colonialcasse schließlich genöthigt für 15,000 Pfd. St. Papiergeld auszugeben. Die Lage verschlimmerte sich noch, als aus Europa die Nachricht kam daß das Parlament den Vertrag von Waitangi, in welchem die Häuptlinge Königin Victoria als Monarchen anerkannt hatten, mißbilligt habe. Die Eingebornen sahen sich dadurch im Widerstande bestärkt und hieben zum andermal den Flaggenstock bei Kororarika nieder. Der Statthalter setzte jetzt eine Prämie von 100 Pfd. St. auf das Einbringen Heke's, da aber nicht die geringste Lüsternheit nach diesem Judaslohn bei den Maori sich zeigte, so wurde dieser Versuch vollends lächerlich, als der kluge Heke seinerseits 100 Pfd. St. auf den Kopf des Capitän Fitzroy ausschrieb. Zum drittenmal wurde der Flaggenstock aufgesetzt, dießmal aber durch ein Gitter geschützt und ein Wachthaus daneben mit Soldaten besetzt.

Der verschmähte Heke sagte jetzt den Seinigen: Ihr seht der Flaggenstock hat seine große Bedeutung, denn hienge er nicht zusammen mit der britischen Herrschaft, so würde man ihn nicht so sorgsam bewachen. Als Heke den Ansiedlern wissen ließ, er werde die Flagge auch zum drittenmal niederreißen, so konnte man, da der Häuptling noch immer seine Drohungen erfüllt hatte, auf einen Zusammenstoß gefaßt seyn. Am 11 März 1845 vor Tagesanbruch griffen denn auch 200 Neuseeländer unter Kawiti Capitän Robertson an, der mit der Mannschaft seines Kriegsschiffes „Hazard" und einer Kanone den Zugang zur Stadt durch die Matavia-Straße vertheidigte. Er hielt sich wacker gegen die Uebermacht; mittlerweile hatte aber Heke den Wachtposten (zwanzig Mann) beim Flaggenstock überfallen. Als nun Robertson dort die Flagge sinken und die Wache vom Flaggenhügel flüchten sah, vernagelte auch er seine Kanone und zog sich nach der Stadt zurück. Dort wurde alles was Waffen trug um Polacks Haus versammelt, und unterstützt von den Geschützen des Hazard hielten die Engländer drei Stunden den Angriff der Eingebornen aus, bis die Frauen und Kinder aus der Stadt an Bord der Schiffe gebracht waren. Die Maori lieferten übrigens freiwillig unversehrt Kinder, die ihnen in die Hände fielen, den Eltern aus, und benahmen sich überhaupt im Kampfe ritterlich und loyal. Zuletzt sprang ein Pulvermagazin in die Luft, die Stadt selbst fieng Feuer und brannte, da die Häuser aus Holz erbaut waren, fast ganz nieder. Die Zahl der feindlichen Maori schätzte man auf 800, und 34 sollen auf dem Platz geblieben seyn. Die Engländer zählten 11 Todte und 20 Verwundete. Diese Waffenthat verbreitete Heke's Ruhm über ganz Neu-Seeland, denn er hatte die Engländer vollständig geschlagen und aus einer festen Stellung hinausgeworfen. Die Bewohner von Kororarika beschuldigten die Soldaten der Feigheit, und die

beiden Officiere welche die Landtruppen befehligt hatten, ein Lieutenant und ein Fähndrich, mußten sich vor ein Kriegsgericht stellen. Die gemeinen Soldaten waren Recruten, und fochten sehr schlecht aus abergläubischer Furcht vor den Wilden. Kororarika hat sich seitdem nicht mehr erholt, und 1853 bestand seine Bevölkerung nur aus 40 Köpfen.

Der Schrecken über diese Niederlage war allenthalben sehr groß, und eilig begann man Blockhäuser und Befestigungen anzulegen. So groß schien die Furcht vor Heke, daß der Häuptling Te Whero-Whero anbieten durfte Auckland gegen Heke's Clan zu schützen. Der Statthalter erkannte jetzt daß der Krieg allein den Frieden wiederherstellen könnte, und entließ am 22 April den Colonialrath mit der Weisung sich zu der Entscheidung vorzubereiten. Uebrigens hatte man sich unnöthig vor einem Angriff gefürchtet, denn Heke dachte nie daran nach Auckland zu ziehen. Als aus Sydney Verstärkungen angelangt waren, segelte am 3 April 1845 eine Expedition unter Obrist Hulme nach der Inselbucht ab. Sie landete bei Kororarika, zog die Flagge zum viertenmale wieder auf, sah sich aber vergebens nach Heke um, dessen Aufenthalt man erst durch den Häuptling Thomas Walker Nene erfuhr. Der „Feldzug" begann mit einer schimpflichen That. Man nahm nämlich Pomare, einen Häuptling der Kororarika plünderen geholfen hatte, gefangen, während eine Parlamentärsflagge wehte, und brannte dann sein Pa (Festung) nieder. So wie der Gefangene aber nach Auckland gebracht wurde, ließ man ihn augenblicklich frei und schenkte ihm zur Entschädigung für seine Verluste ein Fahrzeug. Nachdem Obrist Hulme vernommen hatte, Heke liege in der Burg Okaihau, 18 engl. Meilen landeinwärts, brach er am 3 Mai mit etwa 400 Mann königlicher Truppen, Matrosen und Freiwilligen und 400 Mann eingeborner Bundesgenossen unter Thomas Walker Nene, dahin auf. Da der Mai in Neu-Seeland unserm November dem Sonnenstande nach entspricht, so litten die Truppen durch die Regengüsse sehr ernstlich, und außerdem verdarb, weil man nicht mit Zelten versehen war, sehr viel von dem Zwieback und der Munition. Endlich gelangte man vor die Festung des Feindes, die auf einer schmalen Ebene am Fuße bewaldeter Berge hart an einem See stand und von einer doppelten Pfahlreihe mit einem Graben dazwischen vertheidigt war. Am 8 Mai schickte Obrist Hulme die Sturmcolonnen bis auf 200 Yards gegen das Pa vor, von wo aus er etliche Raketen aus einem Rohr in die Festung warf. Die erste Rakete zerschlug einen Pfahl, platzte inwendig und verbreitete solches Entsetzen daß viele Maori zur Flucht riethen. Heke aber bat sie, die Wirkung der nächsten Raketenschüsse abzuwarten, und wirklich wollte es der Zufall daß kein einziges dieser Geschosse mehr irgend einen Schaden anrichtete. Die Maori machten hierauf einen Ausfall um die Briten in einen Hinterhalt zu locken, der aber durch einen Eingebornen von den Bundesgenossen zur rechten Zeit noch verrathen wurde. Am andern Morgen hob Hulme die Belagerung auf, da er ohne Artillerie der Festung nichts anhaben konnte, nachdem er 14 Mann todt zurückgelassen und 39 Verwundete mit heimschleppte. Die Maori beunruhigten seinen Rückzug nicht, ja sie schickten sogar nach Geistlichen, damit diese die Beerdigungsfeierlichkeiten bei den Gefallenen vollziehen möchten.

In Auckland wartete man voller Ungeduld daß Siegesnachrichten kommen und Hulme mit dem gefangenen Heke heimkehren sollte. Die Enttäuschung über die abermalige Niederlage war daher gewaltig, und Hulme mußte scharfen Tadel hören, weil man ihm nachwies daß schon 1843 der Ingenieurhauptmann Bennett in einem Gutachten erklärt hatte, daß sich die neuseeländischen Pa's nicht ohne Artillerie nehmen ließen. Heke, voll Triumph, schrieb mittlerweile zwei Briefe an den Statthalter, und griff, übermüthig geworden, die Bundesgenossen der Engländer an, welche übrigens bei dem letzten Feldzug nur die Zuschauer gespielt hatten. In einem Treffen mit diesen erhielt Heke einen Schuß in den Schenkel, so daß er an den nächsten Feldzügen keinen thätigen Antheil nehmen konnte, denn bereits wurde abermals unter Obrist Despard, einem alten Officier, eine Expedition gegen Oheawai, wo sich Heke aufhielt, abgesendet. Sie landete am 16 Jun. 1845 bei Oneroa ihre Kräfte, die aus 630 Europäern mit vier Geschützen und etwa 250 Maori-Bundesgenossen bestanden. Wegen Mangel an tauglichen Wegen konnte man die Geschütze nur mit Mühe weiter bringen und erreichte erst am 23 Abends das feindliche Pa Oheawai. Diese Festung, etwa 90 Yard lang und 50 breit, war mit einem dreifachen Pfahlwerke geschlossen, wovon das innere und stärkste aus Stämmen von 15 Fuß Höhe und von 9—20 Zoll Durchmesser erbaut, außerdem aber auch noch mit einem 5 Fuß tiefen Graben versehen war. Dieses Pa stand auf einer glatten Fläche von etwa 500 Yards ins Gevierte mitten im Walde, und wurde sogleich von allen Soldaten für viel stärker als Okaihau erklärt. Drinnen mochten etwa 250 Maori stecken, sämmtlich mit Flinten bewaffnet und reich mit Munition versehen.

Am 24 Junius stellten sich sechs Kanonen und Zwölfpfünder-Carronaden 250—280 Yards vom Pa auf und beschossen dieses, aber ohne alle Wirkung. Nur ein 32Pfünder, den Johnston, der Commandant des Kriegsschiffs Hazard, mitgebracht hatte, feuerte mit Nachdruck gegen das Pfahlwerk. Eines Tages machten die Belagerten gegen Walker Nene's Stellung so rasch einen Ausfall daß ihnen eine britische Fahne in die Hände fiel und Obrist Despard nur durch eine lächerliche Flucht sich retten konnte, während Heke die eroberte Flagge unter seiner Fahne befestigte. Nach dem 26. Schuß aus dem 32Pfünder glaubte Obrist Despard das Pa stürmen zu können, weil an zwei Stellen die Pfahlreihe durchbrochen war, obgleich der älteste Ingenieur, Capt. Marlow, beide Breschen für noch unzugänglich erklärte. Um 3 Uhr Morgens am 1 Jul. stellten sich die Mannschaften auf und brachen auf das gegebene Signal stürmend vor. Zehn Minuten lang hielten sie sich an der Festung und versuchten das Pfahlwerk herauszureißen. Allein die innere Reihe war noch unversehrt, und als die Hälfte der Stürmenden sowie zwei Officiere kampfesuntüchtig geworden waren, wichen die übrigen zurück. Die Belagerten brachten die nächste Nacht in peinlicher Stim-

mung zu, da man allgemein glaubte Obrist Despard werde nach dem schweren Verlust heimkehren. Er beschloß jedoch nicht zu weichen. Am 3 Jul. hißten die Feinde eine Waffenstillstandsflagge auf, damit die Gefallenen beerdigt werden durften. Auf Seiten der Engländer zählte man 34 Todte und 66 Verwundete. Der Verlust der Maori, die sogleich ihre Gefallenen bei Seite zu schaffen pflegen, wurde nicht bekannt. Bis zum 9 Jul. blieb man sich beobachtend gegenüber. An diesem Tage kam frische Munition für den 32Pfünder, der jetzt wieder seine Arbeit begann. Am 11 unterrichtete ein Pakeha Maori den Obristen daß die Feinde das Pa geräumt hätten. In der That war es auch so, und zwar hatten sie, um ihr Entweichen nicht merken zu lassen, ihre heulenden Hunde in der Festung angebunden. Man fand darin noch große Vorräthe von Kartoffeln und zwei Schiffskanonen, welche die Maori mit Nägeln und Kartätschen geladen gelegentlich ein paarmal abgefeuert hatten. Das Pfahlwerk wurde zerstört, aber Despard wagte nicht den Feind, der sich nach dem Pa Ikorangi zurückgezogen hatte, zu verfolgen. Zwar die Engländer selbst hielten sich für Sieger, allein in den Augen der Maori blieben sie die Unterliegenden, denn nach neuseeländischem Kriegsbrauch lag nichts nachtheiliges im Räumen eines festen Platzes, während wenn die beiderseitigen Verluste gezählt wurden, die Maori sich den Sieg zuschreiben durften. Obrist Despard führte seine Expedition ohne Lorbeeren nach Hause, und der Herzog von Wellington soll, als ihm Bericht über den Feldzug erstattet wurde, geäußert haben, nur die große Entfernung halte ihn ab den Obrist durch ein Kriegsgericht verdientermaßen für den leichtsinnigen Sturm bestrafen zu lassen. Weitere Unternehmungen wurden vorläufig eingestellt, weil Hr. George Clarke, der Protector der Eingebornen, den Frieden zu ermitteln sich erbot. Diesen Waffenstillstand benutzte Heke um Briefe an den Statthalter zu schreiben und neue Pas zu errichten. Ueberall hoch gefeiert war sein Name bei allen Stämmen, wie es denn vorgekommen seyn soll daß mancher Clan bis Tagesanbruch wachte, weil stündlich Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartet wurden. Erst als ein Geschwader Kriegsschiffe, frische Truppen und vor allem ein entschlossener Statthalter, Capt. Grey, im November 1845 vor Auckland erschienen, bemächtigte sich der Eingebornen wieder Furcht vor der englischen Uebermacht.

Capt. Grey war von Lord John Russell als ein für die politischen Aufgaben in Neu-Seeland besonders befähigter Mann erkannt und auf den schwierigen Posten als Statthalter geschickt worden. Er machte der Wahl vollständig Ehre, denn mit seinem Erscheinen änderte sich plötzlich die Lage der Colonie. Er begab sich sogleich nach der Inselbucht, wo er 700 Mann europäische Truppen fand, die sich gegen Angriffe der Wilden verschanzten. Da die Bundesgenossen unter den Maori sehr zweifelhaft geworden waren, erklärte Grey daß er jeden als Feind betrachten würde der nicht für die Briten wäre. Nachdem er den Häuptlingen Kawiti und Heke eine Frist zur Unterwerfung gesetzt hatte, kehrte er nach Auckland zurück, wo er sogleich ein Verbot gegen Verkauf von Munition an die Eingebornen erließ, die Finanzen ordnete und die alten Taxen bei Landverkäufen wieder einführte. Die beiden Häuptlinge hätten gern Frieden geschlossen, da ihre Stämme, weil sie während des Krieges ihre Felder nicht bestellt hatten, den höchsten Mangel litten. Ihre Zuschriften wurden aber nicht befriedigend gefunden und Obrist Despard am 22 Dec. nach Ruapekapeka, der Festung Kawiti's geschickt. Obgleich sie nur 16 engl. Meilen landeinwärts lag, so war der Marsch durch wegelose Räume doch so beschwerlich daß man erst am 31 das Lager vor dem Feind aufschlug, und erst am 9 Januar 1846 die letzten Geschütze und die Munition vollständig anlangten.

Ruapekapeka, dessen Contouren einer europäischen Festung sehr ähnlich sind, war etwa 170 Yards lang und 70 breit. Es besaß zweifache Pfahlwände aus Stämmen von 15 Fuß Höhe über dem Erdboden und 12—20 Zoll Durchmesser. Zwischen den beiden Pfahlwerken lief ein Graben, dessen Erde nach innen aufgeworfen dort eine Brustwehr bildete. Dieses Pa, welches noch fester als Oheawai erschien, wurde von etwa 500 Mann vertheidigt. Die Briten zählten 1173 Streiter, 450 eingeborne Bundsgenossen, drei 32Pfünder, einen 18Pfünder, zwei 12Pfünder, sieben kleinere Kanonen und etliche Raketenröhren. Die eingebornen Bundesgenossen waren der Ansicht daß die Engländer abermals würden abziehen müssen, allein die europäischen Truppen zeigten dießmal eine ganz andre Zuversicht wie früher. Schon am 31 Dec. begannen die Feindseligkeiten. Am 2 Jan. machte Kawiti einen Ausfall, wurde aber von den alliirten Maori allein zurückgeworfen. Diese hatten sich nämlich eine Unterstützung der Truppen verbeten, weil die frischen Ankömmlinge darunter befreundete und feindliche Maori nicht zu unterscheiden vermöchten. Am 10ten begann das Brescheschießen aus den Batterien, und am Abend gab es schon zwei kleine Breschen in dem Pfahlwerk. Am nächsten Tag, einem Sonntag, hofften die Eingebornen Ruhe zu haben, die Kanonade dauerte aber so heftig fort daß sie innerhalb des Pa's weder kochen noch ihren Gottesdienst halten konnten. Sie begaben sich deßhalb zur Festung hinaus auf die nicht belagerte Seite ins Freie. Da alles still im Pa blieb, trotz Walter Rene mit etlichen Maori und unterstützt von Truppen nach der Festung und schlüpfte durch die Breschen. Im Innern ward er von wenigen Wachen mit Kugeln empfangen, allein da die Verstärkungen nachkamen, so waren die Briten rasch Meister des Pa und vertheidigten es gegen die wieder hereinströmenden Maori, denen mittlerweile aber die Matrosen im britischen Heere, nachdem sie das Pa umgangen hatten, in die Flanke fielen. Nach einem kurzen Scharmützel floh der Feind gänzlich, und die Briten erkauften diesen Sieg mit nur 13 Todten und 30 Verwundeten. Das Pa wurde zerstört, nachdem die Sieger sich überzeugt hatten wie große Fortschritte ihre Feinde in der Befestigungskunst gemacht hatten. Okaihu war ein schwacher Platz gegen Geschütze; Oheawai aber schon fähiger gewesen eine Kanonade auszuhalten, Ruapekapeka, endlich die stärkste Festung unter den dreien, gewährte den Belagerten vor den feindlichen Kugeln den meisten Schutz. Man fand übrigens wenig Lebensmittel in dem Pa, so daß die Uebergabe auch

durch Hunger hätte erfolgen müssen. Heke war anfangs abwesend, und kam erst am Tag vor der Eroberung. Mit dem Fall von Ruapekapeka schmolzen plötzlich die Anhänger der beiden Rebellenhäuptlinge wie der Schnee. Viele Neuebriese liefen ein, und auf alle wurde bedingungslos Verzeihung ertheilt. Nur 200 Mann blieben als Garnison in der Inselbucht zurück, und der Krieg im Norden, der im Juli 1844 begonnen hatte, war im Jan. 1846 völlig beendet. Einsame Ansiedler spürten noch bevor sie Nachricht erhielten die Wirkungen dieses Sieges. Gestohlenes Gut wurde freiwillig zurückerstattet und für Beschimpfungen Abbitte geleistet; was aber auf die Maori einen besonders tiefen und günstigen Eindruck machte, war der Umstand daß britische Wundärzte die verwundeten Maori gepflegt und geheilt zu den Ihrigen heimschickten.

Im Süden (der Nordinsel) brachen aber neue Unruhen früh im Jahr 1846 aus. Gegenstand der Reibungen war das fruchtbare Hutt-Thal, neun engl. Meilen von Wellington, welches Oberst Wakefield von den Eingebornen gekauft zu haben behauptete, während diese es in Abrede stellten. Nachdem siebzehn Ansiedler in diesem Thal von den Eingebornen geplündert worden waren, erschien Capitän Grey mit sämmtlichen verfügbaren Kräften, nämlich mit 680 Mann, zwei Kanonen und zwei Haubitzen im Febr. 1846 in Wellington. Der Statthalter befahl den Truppen, den Feind nicht in seinem Pa anzugreifen, sondern ihn nur an allen Feldarbeiten zu hindern. Dieß wirkte, denn die Aufständischen zogen sich ins Innere zurück. Im April jedoch wurde abermals ein Knabe und ein alter Mann ermordet, und von den Maori jeder Ansiedler im Hutt-Thale mit einem ähnlichen Schicksale bedroht. Rauparaha versprach die Mörder auszuliefern, konnte oder wollte aber sein Wort nicht halten. Man schickte jetzt 200 Mann nach Porirua, wo der Anstifter der Feindseligkeiten, der Häuptling Rangihaeata, eine Burg besaß, um diese zu beunruhigen. Am 16 Mai gelang es indessen den Maori ein Detachement von 50 Soldaten zu überfallen sowie sechs Mann zu erschlagen, und eine ähnliche Schlappe brachten sie einer andern recognoscirenden Streifpartei kurz darnach bei. Nicht nur erlitten in jedem Gefecht die Briten größere Verluste als die Eingebornen, sondern Rangihaeata schnitt auch den Truppen in Porirua auf eine sehr einfache Weise die Zufuhr ab. Er machte nämlich die Straßen die nach dem Lager führten, tabu, so daß kein Maori mehr wagte den Truppen Nahrungsmittel zu bringen. Während dieser Vorfälle blieb Rauparaha nur äußerlich der Bundesgenosse der Briten, und Capitän Grey, der die Ueberzeugung besaß er unterstütze heimlich den Aufstand, ließ am 23 Juli 1846 seinen Wohnsitz bei Porirua von 130 Mann heimlich umstellen. Man hob den alten Fuchs aus dem Bett und brachte ihn an Bord des Schiffes Driver. Rauparaha benahm sich während seiner Ergreifung höchst unbändig, und wurde erst still, nachdem man ihm versichert hatte daß man ihm nicht nach dem Leben zu trachten gedente. Sehr viele Officiere und Beamten der Colonie mißbilligten aber laut diese That, weil sie sich schlecht mit ihrem Ehrgefühl vertrug, denn gegen Rauparaha lagen Beweise nicht vor, und man hatte also sein Vertrauen auf den britischen Rechtssinn schnöde mißbraucht. [1] Dieser kecke Streich brachte die Gegner außer Fassung, denn niemand hielt sich mehr sicher, selbst Rangihaeata räumte eilig sein Pa Pahautanui und zog sich in ein nahes dicht bewachsenes Thal Horokiwi zurück. Dorthin verfolgten ihn am 3 Aug. die Truppen, mußten es aber aufgeben den Feind mit den Waffen in der Hand aus seinem dortigen Pfahlwerk zu vertreiben. Man kannte aber jetzt ein wirksameres Mittel um die Füchse aus ihrem Bau zu treiben, indem man sich einfach darauf beschränkte, sie zu beobachten und ihnen alle Zufuhr abzuschneiden. Schon am 13 Aug. trieb der Hunger Rangihaeata in die Flucht, und seine Anhänger, die aus Mangel genöthigt gewesen waren rein nur von den Farnbäumen sich zu nähren, zerstoben nach allen Winden. Rangihaeata war kein Oberhaupt mehr, sondern nur ein Flüchtling; überhaupt wurde damals auf dem ganzen Archipel Königin Victoria als Souverän anerkannt, denn selbst Te Heu-Heu, der einzige große Häuptling welcher sich geweigert hatte zu huldigen, wurde gerade zu jener Zeit mit 54 Begleitern von einem Bergrutsch lebendig begraben. Die Briten befleckten ihre Erfolge im Süden der Nordinsel mit einer widerwärtigen That. Etliche Gefangene von Rangihaeata's Partei wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, acht von ihnen zur Transportation, und einer der zufälligerweise in der Taufe den Namen Martin Luther empfangen hatte zum Tod verurtheilt. Der Unglückliche starb mit großer Fassung am Galgen, und man erkannte auf britischer Seite sehr bald daß es ein schwerer Irrthum gewesen war, aufständische Eingeborne wie rebellische Unterthanen in Europa nach unserm Kriegsrecht zu verurtheilen. Es ergab sich ferner daß nach der englischen Verfassung ein Kriegsgericht für die betreffenden Fälle auch formell nicht competent gewesen wäre, weßhalb auch alle Gefangenen und Verurtheilten in der Stille wieder freigegeben wurden. Martin Luther hinterließ sein Weib in gesegneten Umständen, und das bald nachher geborne Kind wurde Rupeka, der Gehängte, getauft. Die Maori aber bewilligten später ein Stück Land in der Nähe wo die Execution stattgefunden hatte, zum Zweck einer milden Stiftung für beide Racen.

Rangihaeata's Anhänger waren aber nur zerstreut, nicht vernichtet worden, und sie zogen sich aus dem Kriege im Norden die Lehre, daß die Friedensbedingungen besser wür-

[1] Bei dieser Gelegenheit hat der Waffengenosse des Gefangenen, Rangihaeata das Schicksal des Häuptlings in einem längern Gedichte betungen. Rauparaha wird darin verglichen mit einem Kriegscanoe welches in der Brandung zerschellen mußte. Nach einer authentischen Uebersetzung in den blauen Büchern lautet einer der Verse:

My brave canoe!
In lordly decoration lordliest far,
My proud canoe!
Amid the fleet that fleetest flew,
How wert thou shattered by the surge of war?
'Tis but the fragments of the wreck
Of my renowned canoe
That lie, all crushed, on yonder war ship's deck.

den, je mehr englisches Blut geflossen sey. Sie begannen daher von neuem die Ansiedler auf dem bestrittenen Gebiet Wanganui zu plündern, und als am 16 April 1847 ein Midshipman des Kriegsschiffes Calliope aus Versehen einen Maori erschossen hatte, ermordeten seine Clangenossen zwei Tage nachher die Familie eines abgelegenen Ansiedlers. Als nun fünf der Mörder von betreundeten Eingebornen ausgeliefert, vier davon zum Tode verurtheilt und gehangen, der fünfte aber begnadigt worden war, entfernten sich nach diesen Executionen alle eingebornen Concubinen der Europäer aus den nahen Ortschaften — ein Zeichen von einem heraufsteigenden Gewitter. Am 19 März wurde die Ansiedlung Wanganui angegriffen, und die Garnison zog sich hinter die Verschanzungen zurück, wo sie von den Häusern der Ortschaft selbst, die sich nicht halten ließ, fünf Stunden lang beschossen wurde. Die Angreifer plünderten in der Nacht Wanganui, entfernten sich aber nachher, da zwei Häuptlinge gefallen und zehn andere Leute verwundet worden waren. Die Maori zählten etwa 600, die Briten 170 Streiter. Diese wurden durch rasch herbeigezogene Verstärkungen auf 500 gesteigert. Sechzehn Tage später erschien der Feind, 300 Mann stark, abermals vor der Niederlassung, versuchte die Engländer in einen Hinterhalt zu locken, wurde aber selbst überrascht und mit Verlust vertrieben. Am 5, 10, 17 und 22 Juli wiederholten die Maori mit großer Kühnheit ihre Angriffe, endlich aber zogen sie eine Parlamentärsflagge auf, und erklärten daß sie, zufrieden mit der Zahl der gefallenen Feinde, Friede schließen wollten. Da sie aber nicht ausdrücklich um Gnade baten, wurden sie nach wie vor durch eine militärische Kette blokirt, bis sie am Ende des Jahres an den Gouverneur um Verzeihung schrieben. Am 21 Febr. schlossen die vornehmsten Häuptlinge mit dem Statthalter Frieden, der ihnen eine ansehnliche Summe als Kaufschilling für den bestrittenen Grund bewilligte. Damit schlossen die Aufstände der Maori, die vom März 1845 bis 1847 gedauert hatten und auf britischer Seite mit 35 Todten und 167 Verwundeten, also blutiger von ihnen als von den Maori, bezahlt wurden. Es war ein Glück daß dieses für militärische Ehre so empfängliche Volk sich immer noch für die Sieger halten konnte, da nach den Begriffen der Eingebornen, die auf den Gesetzen der Blutrache beruhen, die Verluste im Krieg allein über den Sieg entscheiden. Außerdem hätten sie auch noch geltend machen können daß sich die Briten höchst unritterlicher Mittel, wie die Gefangennahme Rauparaha's eines war, zu ihrer Unterwerfung bedient hatten. Ferner waren im englischen Lager noch einheimische Bundesgenossen gewesen, namentlich Walker Rene, dessen Leistungen Obrist Despard sehr mit Unrecht gering schätzte, aus dem einzigen Grunde, weil er den Häuptling einmal sehr gegen militärische Etikette in Uniform und mit dem Hut eines Schiffscapitäns auf dem Kopf einen einheimischen Kriegstanz hatte anführen sehen. Rauparaha blieb zehn Monate Gefangener, und wurde von der Haft vollständig gebrochen und gezähmt. Im September 1847 machten ihm 200 Haurakihäuptlinge, bis zu deren Gebiet die Kunde seiner Thaten gedrungen war, eine Aufwartung, um ihn in seiner Gefangenschaft durch dieseu Beweis von Hochachtung zu trösten. Er überlebte seine Befreiung nur 18 Monate, und gestand bei seinem Tode (27 Nov. 1849), daß die Zeiten für die Maori sich gewaltig geändert hätten. Thomson sah das Portrait des Häuptlings im Hause seines Sohnes. Die letzten drei Krieger dieser Familie hatten drei große Zeitabschnitte erlebt. Rauparaha's Vater wurde erschlagen und gefressen; Rauparaha erschlug Fremde und aß sie noch, starb aber in einem Bett; sein Sohn hat wohl auch noch Feinde erlegt, aber Menschenfleisch nicht gekostet. Dem Haupt des Aufstandes im Süden folgte 1850 im Alter von nur 42 Jahren der berühmte Heke, der seit seiner Niederlage nicht aufgehört hatte durch Briefe und Reden gegen die Briten zu agitiren, ins Grab. Das Ende seines Lebens verlief klanglos; Auszehrung brachte ihm den Tod, und tief schmerzte es ihn daß er keinen Sohn als Erben seines Ruhmes hinterließ. Eine andere merkwürdige Persönlichkeit, der hochbetagte Taniwha oder Hackennase, starb 1853. Er war 9 Jahr alt gewesen als Capitän Cook nach Neu-Seeland kam, und erzählte daß seine Landsleute, als die Schiffe sich nahten, diese für Walfische mit Flügeln gehalten hätten. Als sie die Matrosen in den Booten rückwärts rudern sahen, meinten sie die Fremdlinge besäßen auch hinten Augen. Von Cap. Cook behauptete er, daß er stets eine steife Würde beobachtete, und daß er so oft er am Lande war immer „mit den Armen hin- und hergeworfen“ habe, wahrscheinlich weil er beständig Samen europäischer Pflanzen bei sich führte die er auszustreuen suchte.

Bevor Heke starb, soll er ein Gesicht gehabt haben daß die Maori allmählich aussterben würden, wie ein Gewässer austrocknet. Zwar fehlt es an verlässigen Beweisen daß die Neuseeländer um 1770 zahlreicher gewesen seyen als heutigen Tages, die Maori selbst erklären aber daß sie zusammenschmelzen. Im Waikatolande hat man von 1844 bis 1858 eine Abnahme von 19 Procent bemerkt, und dann fand sich daß unter je 100 Personen nur 29, nicht wie in England 40 Proc. unter 14 Jahren sind, ferner daß die männliche Bevölkerung um ein Drittel stärker ist als die weibliche. Als Hauptursachen bezeichnet unser Verfasser weniger die neue Lebensart und die Verheerungen der aus Europa eingeschleppten Krankheiten, als vielmehr schlechte Pflege der Kinder und Unfruchtbarkeit der Frauen. In Wanganui starben von 433 Kindern 229 vor ihren Müttern, und von 230 verheiratheten Frauen hatten 124 entweder keine Kinder gehabt, oder sie schon verloren, während in dem Waikato-District von 18 Kindern, die 1844 geboren wurden, nur noch 2 im Jahre 1858 vorhanden waren. Kindsmord kommt nicht vor, aber die Frauen, obgleich sie ihre Kinder lieben, sind nachlässig in der Pflege und nachlässiger bei Mädchen als bei Knaben, weßhalb auch die Zahl der Männer die der Frauen übersteigt, obgleich die Geburten selbst dem Geschlecht nach sich das Gleichgewicht halten. Mehr als ein Drittel (in England nur ein Fünftel) der Frauen sind völlig unfruchtbar. Die Unfruchtbarkeit soll aber eine moderne Erscheinung seyn, und wird von Thomson als die Strafe der Natur für das ewige Heirathen zwischen Nahverwandten in Folge der Clangesetze bezeichnet, wenig-

stens behaupten die Maori daß ihre Vorfahren fruchtbare Weiber besessen hatten. Durch diese Verwandtschaftsheirathen kommen stets scrophulöse Kinder auf die Welt, während bei Heirathen mit Europäern die Maorifrauen nicht bloß sehr fruchtbar sich erweisen, sondern auch frische und gesunde Kinder gebären. Der Branntwein hat bisher wenig oder keinen Schaden gethan, desto mehr aber die Kartoffeln, weil sie in unverhältnißmäßigen Mengen genossen werden. Thomson meint daß sich alljährlich die Bevölkerung um 1 Proc. mindere, so daß die Maori wie so viele farbige Stämme rasch dem Schicksal des Aussterbens nach der Berührung mit Europäern verfallen seyn werden.

Ein Ausflug nach Tetuan.

(Aus der Illustration.)

Am 11 Februar d. J. schifften wir uns, mein Freund Dr. L. und ich, zu Algesiras auf dem San-Fernando nach Tetuan ein. Der San-Fernando hatte schon seit einer Stunde geheizt als wir an Bord gelangten, und wartete nur auf den Befehl des Platzcommandanten um die Anker zu lichten. Der Befehl wurde überbracht. Um 10 Uhr machte man sich segelfertig, und wir stachen in See; um Mittag legten wir bei Ceuta an, um die Post einzunehmen und Truppen einzuschiffen. Wir waren bereits in Afrika, in geringer Entfernung von den spanischen Vorposten.

Von Ceuta nach Tetuan fährt man an einer dreifachen Bergkette hin, wo blutige Treffen geliefert wurden, welche einen Monat lang das spanische Heer mit Ruhm bedeckten. Heute ist keine Spur des Krieges mehr vorhanden; die höchsten Berge sind mit Schnee bedeckt; andere weniger hohe schmückt frisches Grün, und die niederste Kette kämpft gegen die Wogen an, welche sich beständig an ihren Seiten brechen. Zuweilen übertönt das Getreisch eines über dieser Einöde schwebenden Raubvogels das eintönige Getöse des Meers. Man sieht nicht die geringste menschliche Spur mehr an diesem Orte wo Tausende von Menschen ihr Blut vergossen haben, nichts als eine entsetzliche Erinnerung und die Ruhe eines unermeßlichen Grabes!

Die Stunden verfließen langsam auf einer Reise wenn man rasch an sein Ziel gelangen will. So oft ich auch die Frage stellte: wie weit wir noch von Tetuan entfernt seyen? antwortete man mir unabänderlich: noch eine Stunde; diese Stunde dünkte mir mindestens 120 Minuten lang. Es war 4 Uhr als wir vor Tetuan eintrafen. Wir sprangen in die erste unserm Fahrzeug sich nähernde Barke, und unsere Bootführer setzten uns am Fuße des viereckigen Thurms ans Land. Diese Ueberfahrt kostete uns zwei Douros.

Weder Bleistift noch Feder würden genügen um die lärmende Scene zu schildern welche sich gleich anfangs unsern Blicken darbot. Man stelle sich das malerischeste, das belebteste Gemälde das man sich denken kann, und die seltsame Mannichfaltigkeit von Typen, Charakteren, Dialekten und Gewohnheiten vor! Der Catalane, der Galego, der Andalusier, der Franzose, der Engländer, der Deutsche und der Italiener, der Militär und der Gaffer hatten sich hier zusammengefunden um zu scherzen, zu schwatzen und zu singen; es war kein Schlachtfeld mehr, sondern ein Marktfeld, wo Thätigkeit und Heiterkeit herrschten. Ich bewunderte diese harmonische, für mich ganz neue, Unordnung.

Der viereckige Thurm ist zwei Stunden von Tetuan entfernt; man begibt sich zu Fuße dahin, wird aber für die Mühsal des Marsches in hohem Grad entschädigt durch die Mannichfaltigkeit des Schauspiels das man unterwegs genießt. Vor einigen Tagen noch diente der viereckige Thurm den Mauren als Beobachtungspunkt. Die Spanier bemächtigten sich desselben nach einem erbitterten Kampfe. Von diesem Punkt bis zum Zollhaus ist der Weg mit demontirten Kanonen, Kugeln, Lagergegenständen und Erdarbeiten bedeckt. Todte Pferde liegen auf dem Boden umher.

Wir wünschten den Thurm in allen seinen Einzelheiten zu besuchen; der befehlhabende Oberst (ich bedaure seinen Namen vergessen zu haben), der, wie übrigens alle spanischen Officiere, ein sehr wohlwollender Mann war, ertheilte uns die Erlaubniß zur Befriedigung unserer Neugier den Thurm zu besteigen. Wir mußten mittelst einer mit zwei eisernen Klammern an die Mauer befestigten Leiter bis zu einer Thüre oder, richtiger gesagt, bis zu einem Loche emporklettern, durch das man ins Innere gelangen kann. Wir traten ohne Hinderniß hinein, und wurden daselbst von wachtstehenden Soldaten mit ungeschminkter Herzlichkeit empfangen.

Von der Zinne dieses mit Schießscharten versehenen und mit Kanonen gespickten Thurmes aus entfaltete sich vor uns ein glänzendes Panorama. Auf der einen Seite schlängelt sich ein Fluß in lieblichen Krümmungen durch ein unermeßlich weites Thal, das rings von grünenden Bergen umgeben ist welche Tetuan Schutz gegen die Nordwinde gewähren; auf der andern Seite wiegen sich die weißen Segel der Schiffe auf den azurnen Wogen des Meeres. In der Ferne liegt Tetuan, die maurische Stadt, mit ihren zwanzig weißen Moscheen, welche wie eben so viele in ihre Leichentücher eingehüllte Gespenster aussehen. Nachdem wir einen Augenblick das bezaubernde Gemälde genossen, wollten wir uns eben zurückziehen, als ein Corporal uns in einem Winkel eine Oeffnung zeigte welche in einen düstern Saal führte. „Los Moros," sagte er zu uns, indem er uns drei dieser in einer Ecke kauernden Unglücklichen zeigte, die unbeweglich wie Bildsäulen da saßen. Die Mauren verbergen sich bei unserer Annäherung nicht; alle drei waren Gefangene, und einer von ihnen galt als ein Heiliger.

Die Nacht brach herein; wir hatten noch ziemlich weit, um an unserm Bestimmungsort anzukommen. Wir verabschiedeten uns also von diesen braven Kriegern, und boten ihnen ein Geldgeschenk an, das sie aber ausschlugen; Cigarren dagegen nahmen sie ohne viele Umstände an.

Endlich treffen wir in Tetuan, der maurischen Stadt, ein. An die Zauber des Orients darf man hiebei nicht denken; diese maurische Stadt ist nichts als ein Haufen kleiner, dachloser, weiß übertünchter Häuser, welche das Licht von außen durch dreifach eisenvergitterte Luftlöcher erhalten. Dieses Häuserconglomerat wird in allen Richtungen von engen, krummen Gäßchen durchzogen, die voll des ekelhaftesten Unraths sind. Die Spanier werden größere Mühe haben sie zu reinigen, als sie gehabt sie sich anzueignen. Seit langen Jahren hat sich dieser Unrath angehäuft und ganze Berge den Häusern entlang gebildet, ohne daß die Mauren je daran gedacht sich von diesen pestilentialischen und den öffentlichen Gesundheitszustand in so hohem Grade gefährdenden Ausdünstungen zu befreien.

„Ich mache Euch zum Alcalden mit gutem Gehalte," sagte General Rios, der gegenwärtige Gouverneur von Tetuan, zu einem Mauren von Auszeichnung. „Unter welcher Bedingung?" fragte dieser. „Ihr werdet die Straßen in sechs Tagen reinigen lassen." — „Allah!" rief der erschreckte Maure und bob seine Hände gen Himmel. „Ihr wollet daß ich in sechs Tagen wegschaffen lasse, was wir in zwei Jahrhunderten aufgehäuft haben?"

Das Wort ist geschichtlich, ich hörte es von General Rios selbst.

Wir hatten mehrere Empfehlungsschreiben an verschiedene höhere Officiere; allein es war zu spät um uns vorzustellen. Demgemäß fiengen wir an uns eine Unterkunftsstätte zu suchen, was indeß in Tetuan nichts leichtes war, und es gelang uns auch nicht. Es blieb uns, wie es schien, faßt nichts übrig als die Nacht in der Straße zuzubringen. In dieser Bedrängniß stießen wir zum guten Glück auf einen spanischen Freund des Hrn. Dantez, des uns begleitenden Photographen. „Frederico, was thust du hier?" redete er unsern Künstler nach den ersten gewechselten Worten der Ueberraschung an. — „Mi caro, ich bin hier im Fegfeuer, und warte auf meine Zulassung ins Paradies," antwortete er im Ernst.

Dieser Freund, der uns so gelegen kam, unterrichtete uns über unsere Lage in Tetuan, und bot uns, sich unserer Verlegenheit erbarmend, aufs anmuthigste das ganz leere Haus an, welches er im Judenquartier um theures Geld gemiethet hatte. Unser Gastwirth bekleidete das Amt eines Inspectors der Militärhospitäler; die Pflichten desselben hielten ihn damals Tag und Nacht von Hause fern: er brachte uns das Opfer der zwei einzigen Matrazen die er besaß.

Am Morgen des folgenden Tags giengen wir auf die Entdeckung eines Frühstücks aus. Man wird sich an diesem Ausdruck nicht stoßen, wenn man weiß daß es in Tetuan eben so schwierig ist sich Lebensmittel als ein Bett zu verschaffen. Im Café de la Reyna, das kürzlich ein Catalane errichtet hatte, bot man uns Eier und Chocolade; allein wir bedurften einer substantielleren Nahrung. Der Wirth trat uns daher, um uns Genüge zu thun, für die Summe von 3 Duros (15 Fr. 75 C.) einen alten gesottenen Hahn ab. Es blieb uns nur die Wahl ihn anzunehmen, oder auszuschlagen. Wir thaten das erstere. Von welcher Beschaffenheit er aber war, mögen unsere Leser daraus ermessen daß L., ihn in Angriff nehmend, in die Worte ausbrach: „Ich glaube, Gott verzeih mir's, dieß ist der Hahn, unsterblichen Andenkens, welchen der sterbende Sokrates dem Asklepios opfern wollte."

Nach dem Frühstück faßten wir den Plan die Casa del Gobernador, die Kasbah, zu besuchen, von wo wir durch den Leichenacker der Mauren hinabsteigen und uns dann ins Lager des Generals O'Donnell begeben sollten.

Die Casa del Gobernador ist ein Monument das in seinem Aeußern genau einem Gefängniß gleicht. Mauern von ungeheurer Höhe, die sich in einer Kuppel mit kleinen vergitterten Luken endigen, machen die Vergleichung noch richtiger. Das Innere ist eine maurische Wohnung in schlechtem Geschmack. Ein langer feuchter und halb zerfallener Corridor, von Mäusen und Ratten bewohnt, stößt an einen viereckigen von sechs Säulen getragenen Hof. In der Mitte dieses Hofes empfängt ein roh in Stein gehauenes Becken aus einem unterirdischen Canal ein krystallhelles Wasser. Rechts eintretend, führt eine verfallene Stiege zu einer Gallerie, die sich durch keinen besonders hervorragenden Styl auszeichnet. Vorn führt eine zweite kleinere Stiege, in demselben verfallenen Zustande, in die mit Azulejas (viereckigen Halbporzellanstücken von allen Schattirungen, welche das Vordertheil der Häuser in Spanien und Portugal zieren) belegten Gemächer. Alles ist hier traurig und düster und voller Geheimniß. Arabische Inschriften bedecken allwärts die Wände. Die Thüren sind sehr niedrig; selbst ein Kind muß sich bücken um hindurchzugehen.

Unser Künstler löste mit der Spitze seines Messers eine der Inschriften von der Mauer ab, um sie als ein Andenken an Tetuan aufzubewahren. L. und ich nahmen aus diesen verlassenen Stätten einen peinlichen Eindruck und mehrere Beulen am Kopfe mit fort.

Beim Austritt aus der Casa del Gobernador schlugen wir den Weg nach der Kasbah ein, dieser schrecklichen Burg, welche das ganze spanische Heer vernichten sollte, und die niemand wehe that. Die Kanonen schliefen ruhig auf ihren Laffetten. Die Kasbah hat dem Serallo die Arbeit überlassen, und die Mauren haben, als Lohn für so viel Tugend, die Kasbah den Spaniern gegeben. Mit dem Wechsel der Herren hat sie auch ihr Aussehen geändert; die Spanier haben ihr, ihre Fahne auf dem höchsten Thürmchen aufpflanzend, eine ganz andere Physiognomie gegeben, und es wäre jetzt ein schwieriges Unternehmen sie wieder erobern zu wollen.

Die Kasbah beherrscht Tetuan. Die bezaubernde Aussicht auf die Orangen-, Feigen- und Palmbäume und die Menge weißer, dachloser, weit umher zerstreut liegender Häuser, und das Thun und Treiben der Truppen in den Lagern O'Donnells und Prims, die man von diesen hochgelegenen Punkte der Stadt aus überschauen kann, bilden eine Perspective deren Schilderung unmöglich ist. Einen Augenblick von diesem Gemälde wahrhaft gefesselt, wurden wir in unserer Betrachtung plötzlich unterbrochen durch den dumpf über unsern

Köpfen rollenden Donner. Wolken hatten sich plötzlich zusammengezogen, der Himmel verfinsterte sich, und häufige Blitze zuckten aus der Dunkelheit hervor. Eine große schwarze Wolke öffnete ihre Schleußen, und ein Wasserstrom goß auf uns herab. Wir wußten nicht wohin wir flüchten sollten. Wir sahen uns mitten in ein prachtvolles Gewitter versetzt, ohne daß es uns möglich war ein schützendes Obdach zu finden, und als der Regen aufhörte, waren unsere Kleider vollständig durchnäßt. Dann erschien der Regenbogen. Eine sanfte Heiterkeit trat an die Stelle der Finsterniß, und bald zeigte sich die Sonne wieder in ihrem ganzen Glanze. Wir stiegen hinab, und begaben uns über den Leichenacker der Mauren in das Lager O'Donnells.

Der Weg war beschwerlich; der Regen hatte den Boden erweicht, und so kamen wir nur langsam vorwärts. Wir mußten alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen um nicht zu fallen. Jeden Augenblick wurden wir durch ein Grab oder einen mit arabischen Inschriften überladenen Grabstein aufgehalten, welche unser Polyglotte L. zu entziffern und zu übersetzen suchte. Er las unter andern folgende Inschrift:

„Der Degen trifft eben so gut den Starken wie den Schwachen."

Wir waren eben im Begriff unsern Weg fortzusetzen als wir nahe bei uns heftiges Weinen vernahmen. Wir bemerkten einen Mauren vor einem turbanförmigen Mausoleum. Er erhob sich, und fiel dreimal wieder auf seine Kniee und küßte den Boden. L. näherte sich ihm, und fragte ihn um den Grund dieses für uns so auffallenden Gebahrens. „Allah ist groß," murmelte er, indem er sich, ohne uns eines Blicks zu würdigen, entfernte; „was er gethan hat, ist wohlgethan."

Alles war in Bewegung bei unserer Ankunft im Lager. Ein unbestimmtes Friedensgerücht hatte sich Morgens verbreitet, und schon sprach man mit einer Gewißheit vom Frieden die nicht daran zweifeln ließ. Diese Kunde wurde von vielen schlecht aufgenommen, da man die Einnahme von Tetuan für eine ungenügende Satisfaction betrachtete; man wollte Tanger nehmen.

Der General Cervino, für den ich Empfehlungsbriefe hatte, war abwesend; wir hatten auf ihn gerechnet um Gastfreundschaft im Lager zu erhalten. Wir mußten daher in die Stadt zurückkehren, die wir durch das spanische Thor betraten. Als wir eine der verlassenen Gassen durchschritten, wurden wir Ohrenzeugen eines erwähnenswerthen Gesprächs.

„Was thust du da?" fragte ein einfacher Soldat einen auf den Stufen eines halbverfallenen Hauses sitzenden Mauren, der leidend schien. — „Ich warte!" antwortete dieser Unglückliche, indem er die matten Augen zu dem Sprecher erhob. — „Und auf was wartest du?" — „Daß der Tod mich hole." — „Komm mit mir." — Auf das Zögern des Mauren erwiederte der Soldat: „Fürchte nichts, es wird dir nichts böses geschehen. Die Spanier welche die Deinigen bekämpft haben, werden dich beschützen." — „Werden sie mir zu essen geben?" — „Ja. Nimm dieses Brod, und wenn du nicht genug hast, werden wir dir mehr geben." — „Dank; Allah sey mit dir!"

In einiger Ferne sahen wir einen Soldaten sich mit einem Mauren zanken, und eben im Begriff ihn zu mißhandeln. Sein Camerad brachte ihn zu menschlicheren Gesinnungen: „Laß diesen Unglücklichen," sagte er zu ihm im Tone des Vorwurfs; „siehst du nicht daß wir zu zwei sind, er aber allein ist?"

Ich könnte tausend derartige Beispiele, welche den spanischen Soldaten gut charakterisiren, erzählen.

Unterdessen wüthete die Cholera furchtbar in der Stadt, und man forderte uns auf sie unverzüglich zu verlassen. Ehe wir aber die Meerenge wieder passirten, wollten wir wenigstens Tetuan in allen seinen Theilen sehen. Es übrigte uns nur noch der Besuch des Judenviertels, dessen Bewohner von der Grausamkeit der Mauren so viel zu leiden gehabt haben.

In diesem Viertel, wie in der maurischen Stadt, sind die Gassen voller Schmutz und Unreinlichkeit, und man athmet eine pestilentialische Luft ein. Man staunt zu sehen daß Tausende von Familien in dieser Atmosphäre leben können. Der Bau der Häuser weicht in nichts von den Wohnungen ab welche wir bereits gesehen hatten; das Innere allein ist, wenn auch nicht eleganter, doch viel reinlicher. Ueberall findet man in der Mitte wieder eine von vier oder sechs Säulen getragene Gallerie, und Wasserbecken um im Sommer die Kühlung zu unterhalten. Am Eingang der Judenhäuser bemerkt man auf jeder Seite der Thüre hebräische, in den Stein eingegrabene Inschriften; viele dieser Inschriften sind mit einem goldgestickten seidenen Säckchen bedeckt: „Gesegnet seyst du bei deinem Eingang! Gesegnet seyst du bei deinem Ausgang!" Ich habe gesagt: dieses Stadtviertel habe viel zu leiden gehabt. In der That haben sich die Mauren, als sie in daßelbe eindrangen, gegen die jüdische Bevölkerung Gräuelthaten erlaubt, deren Schilderung schon erschrecklich ist. Sie stießen die Thüren ein, stürzten sich auf die unglücklichen Juden, beraubten, schlugen, erwürgten sie, und zogen sich erst wieder zurück nachdem sie das Haus der Plünderung preisgegeben.

Die Spanier sorgten, nachdem sie sich in Tetuan festgesetzt, zuvörderst für die ersten Bedürfnisse dieser armen Martyrer; man wird bis zu Thränen gerührt wenn man das Wohlwollen und die Rücksichten sieht welche sie für diese Unglücklichen haben. Hochherziges Heer! Deine Menschlichkeit gleicht deiner Tapferkeit: die Geschichte hat in den Jahrbüchern Spaniens ein glorreiches Blatt für dich aufbehalten.

Das Curare als Heilmittel gegen den Starrkrampf.

Curare oder Wurali nennt man bekanntlich das furchtbare Pfeilgift der Völkerschaften im Orinocogebiet und am Amazonas. Die Indianer führen kleine Bolzen bei sich, mit denen sie die größten vierfüßigen Thiere nur ganz leicht ritzen. Der Tod tritt fast augenblicklich ein, und wenn man das Fleisch um die Pfeilspitze herum ausgeschnitten hat, kann man das übrige unbedenklich genießen. Die Otomaken vergiften sich nur, wie A. v. Humboldt erzählt, die Hagelspitzen um durch Kratzen ihren Feinden den Tod zu geben. Der Zoolog

Waterton behauptet noch irrthümlich, das ächte Curare würde aus vegetabilischen und animalischen Giften gemischt. Ein Indianer bereitete vor seinen Augen allerdings eine Art Curare aus einer Rebe Wurali, aus andern Zwiebelgewächsen, aus schwarzen und rothen Ameisen, die giftig stechen, und aus Schlangengift. Das ächte Curare wird jedoch nur aus dem Wurali oder der Schlingpflanze Strychnos toxifera gewonnen, während man auf Java das Dolchgift aus dem Saft des Upasbaumes oder Strychnos Ticute bereitet. Die Wuralirebe enthält übrigens trotz ihres Namens, wie schon Humboldt bemerkt hat, kein Strychnin, dieses liefert viemehr die Nux vomica, eine andere Strychnee. Noch vor einem Jahre behaupteten zwei französische Autoritäten daß kein Antagonismus zwischen den Giften Curare und Strychnin, welches letztere den Starrkrampf hervorruft, zu erkennen sey. Da machte aber Dr. Vella in den Turiner Militärspitälern, nachdem er lange Zeit vorher sich toxikologischen Studien über das Curare gewidmet hatte, die Entdeckung und den Versuch, daß das Curare als Gegengift des Strychnin und als Heilmittel gegen den Starrkrampf wirke. In Bezug auf die letztere Eigenschaft wurden Versuche bei zwei „aufgegebenen" Patienten angestellt. Das Curare rettete sie zwar nicht, linderte jedoch ihre Schmerzen. Beim dritten Falle aber erzielte man eine vollständige Genesung. Das Curare wirkt nur in offenen Wunden, wo es mit dem Blute sich mischen kann, außerdem könnte es jeder ohne Gefahr verschlucken, vorausgesetzt daß keine innern Verletzungen vorhanden sind. Die Wirkung des Giftes besteht aber in völliger Erschlaffung der Muskeln. Nun gab Dr. Vella seinem dritten Patienten allmählich anwachsend Dosen von 10 Centigr. bis 1 Gramm täglich durch Impfung in die Wunden. Die kleinste Gabe hätte hingereicht einen gesunden Menschen zu tödten, hier aber trat nach jedesmaliger Impfung gerade nur die erwünschte Erschlaffung der Muskeln, also eine Vertreibung des Starrkrampfes ein. In Paris wurden von drei Aerzten, Tahère, André und Chassaignac am 19 Sept. vorigen Jahres Versuche gemacht. Das Curare wurde innerlich und äußerlich (20 und 25 Centigr.) gegeben. Die Muskeln des Kranken waren starr wie Holz, und die Zähne so zusammengeklemmt daß sie mit einem Hebel nur etliche Millimeter geöffnet werden konnten. Acht Stunden nach der ersten Anwendung des Curare konnte der Kranke den Arm bewegen, das Athemholen wurde wieder fühlbar und der Patient erholte sich vollständig. Zwei andere Versuche, einer in Paris und einer in Bordeaux, lieferten dagegen keine Erfolge, so daß man vorläufig hier negative gegen zwei glänzende Beweise von dem Curare als Heilmittel gegen den Starrkrampf besitzt. Uebrigens ist es ungenau zu sagen daß vier negative Beweise vorliegen, denn nicht gelungene Versuche sind noch keine mißlungenen, ja man kann in gewissem Sinne selbst jene vier zweifelhaften Fälle als bestätigende betrachten, insofern das Curare, welches als Impfmittel sonst stets und augenblicklich tödtet, während der Starrkrämpfe ohne Gefahr gegeben werden konnte, was ziemlich viel für seine Wirkung als Heilmittel gegen den Tetanus beweist.

Die culturgeschichtliche Stellung des älteren Perſens.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

II.

(Schluß.)

Kehren wir nun wieder nach Westeran zurück, so finden wir dort den Einfluß des Hellenismus überwiegend, wenn auch die Eranier nicht unmittelbar aus griechischen Quellen schöpften. Die geistige Ueberlegenheit der Sieger wurde wenigstens von einem Theile der westlichen Stämme gefühlt und dieser Theil wandte seine Blicke zunächst nach Syrien. Dort hatte der Hellenismus sich dauernd begründet und behauptete sein Ansehen auch dann noch, als die römische Herrschaft an die Stelle der griechischen getreten war. Aber auch in Syrien lassen sich, wie nicht anders erwartet werden kann, verschiedene Parteien nachweisen. Während die einen mit Geringschätzung alles Einheimischen griechischer Sprache und griechischer Literatur sich ausschließlich widmeten, hielt eine andere Partei ebenso zähe an Althergebrachten fest, verstand kein Griechisch und wollte keine griechischen Bücher lesen. Die Reibung zwischen beiden Parteien konnte nicht ausbleiben. Die nationale Partei suchte die ihr entgegenstehende, mit Einschluß der Griechen selbst, von dem hohen Werthe und ehrwürdigen Alter der einheimischen Bildung zu überzeugen. Daher stammen Uebersetzungen alter Werke und Compilationen wie der griechische Sanchuniathon, die Geschichte des Berosus, höchst werthvolle Werke, von denen wir leider nur spärliche Bruchstücke besitzen, und daß diese Literatur eine ziemlich umfangreiche war, wissen wir von dem armenischen Geschichtschreiber Moses von Chorene. Aber auch die andere Partei suchte durch Uebersetzungen zu wirken, und die werthvollsten Werke der griechischen Literatur wurden bald ins Syrische und auch selbst ins Persische übersetzt. Auch die indische Literatur wurde nicht vernachlässigt, noch in den Zeiten vor den Sasaniden wurden indische Märchenbücher und auch wissenschaftliche Werke in Persien heimisch. Diese Bekanntschaft mit fremden Bildungskreisen diente nun allerdings dazu bis nach Westeran hinein den Glauben an das Hergebrachte zu erschüttern und das Bedürfniß einer Weltreligion fühlbar zu machen, doch fand sich hier nicht so leicht eine Form für dieselbe welche allen Ansprüchen genügte wie im Osten. Mancher mißlungene Versuch eine solche zu gründen rief blutige Verfolgungen hervor, auch das Christenthum brach sich nur langsam Bahn, bis endlich der Islam hervortrat und zu den Vernunftgründen auch noch das Schwert in die Wagschale legte.

Wie stark der nationale Geist Erans, trotz aller dieser Versuche fremde Bildung in den Lande heimisch zu machen, immer noch blieb, sieht man daraus daß sich derselbe im Laufe der Jahrhunderte immer mächtiger wieder zu regen beginnt. Soweit wir uns aus den kärglichen Nachrichten eine Vorstellung von der Geschichte jener Zeit machen können, war der Verlauf ein ganz ähnlicher wie in der frühern Zeit beim Verfalle des Chalifenreiches, wie sich dort die nationalen Dyna-

stien der Thaheriden, Samaniden u. s. w. vorzüglich im nordöstlichen Eran erheben, so auch hier. Die Blicke der Seleuciden wurden durch ihre Kämpfe mit Aegypten und den Römern immer mehr von Eran ab- und dem Westen zugewendet. Die Parther bekamen auf diese Art Gelegenheit ihr Land von dem Seleucidenreiche abzureißen und immer mehr Provinzen an sich zu ziehen. Längere Zeit hindurch waren sie außer Parthien nur auf Hyrcanien beschränkt, nach und nach dehnte sich ihr Reich gegen Westen aus. Es ist schon gesagt daß die Parther, obwohl ein eranischer Stamm, mit scythischen Bestandtheilen versetzt waren. Ihre Sprache war, nach den Berichten der Alten, aus scythischen und eranischen Bestandtheilen gemischt, leider sagen uns diese Berichte nicht ob das scythische oder das eranische Element die Grundlage der Sprache bildete, wahrscheinlich jedoch war das letztere der Fall, und die scythischen Wörter bloß Beimischung, denn die Namen der Parther lassen sich fast alle aus der eranischen Sprache erklären. Wir wissen auch daß die Magier im Rathe der parthischen Könige saßen, das nationale eranische Wesen war also auch bei ihnen schon im Ansehen, doch wandten sie mehr ihre Aufmerksamkeit dem Westen zu wie man schon daraus sieht, daß ihre Münzen griechische Umschriften tragen, nach Westen war auch ihre politische Thätigkeit gerichtet. Mit dem Beginne der Dynastie der Sasaniden erhielt das nationale Element wieder entschieden das Uebergewicht, die fremde Bildung wird zwar nach wie vor gepflegt aber sie wird zu vaterländischen Zwecken dienstbar gemacht. Die Sasaniden brachten nicht nur ganz Eran wieder unter ihren Scepter, sie dehnten ihre Herrschaft auch östlich bis nach Indien, westlich bis an den Euphrat aus, es waren also ziemlich die alten Verhältnisse des Achämenidenreiches wieder gegeben. Es kann uns also nicht wundern, wenn wir Sasanidenmünzen finden welche neben der eranischen eine indische Aufschrift tragen, es ist nicht befremdlich, wenn das Schachspiel während dieser Zeit von Indien nach Eran wandert, die Fabeln des Bidpai auf Geheiß eines Sasaniden übersetzt werden. Ebenso wenig ist es auffallend wenn wir andere Sasanidenkönige von großer Achtung vor der griechischen Philosophie beseelt finden und sie selbst griechische Philosophen an ihren Hof ziehen sehen. Man darf jedoch hieraus nicht schließen daß die Kenntniß des Griechischen am Hofe der Sasaniden sehr verbreitet gewesen wäre, die Kenntniß griechischer Schriftsteller schöpfte man aus der syrischen Literatur, die im westlichen Eran sehr bekannt war. Das Aramäische hatte schon früher durch den Handel eine große Bedeutung erlangt, es scheint auch die officielle Sprache der Achämeniden für ihre westlichsten Provinzen gewesen zu seyn, als Sprache des Verkehrs blieb diese Sprache auch später wichtig. Man las in Eran nicht bloß syrische Bücher, die Perser besuchten auch die syrischen Akademien, an einzelnen derselben bildeten sie sogar die Mehrzahl der Studirenden.

Es kann nicht fehlen, daß diese Verhältnisse auch auf die Cultur dieser Zeiten ihren Einfluß üben, wie wir aus den uns gebliebenen Resten noch erkennen können. Durch die vollständige Rückkehr zum nationalen Wesen war vor allem auch der Sieg der nationalen Religion bedingt. Das Avesta war nun als Religionsbuch im ganzen Reiche angenommen. Schon unter den Parthern mag die Verbreitung desselben zugenommen haben, die Aufschriften der Münzen schon des ersten Sasaniden zeigen uns denselben als einen eifrigen Verehrer der in diesem Buche verkündeten Lehren. Wir haben gesehen daß das Avesta in Osteran entstanden und in der altbaktrischen Sprache geschrieben ist. Jetzt war diese Sprache ausgestorben und, wenigstens in Westeran, kaum mehr allgemein verständlich, um so mehr also Gegenstand eines eifrigen Studiums. Diese Studien wurden nun ganz in der in Syrien erlernten Weise betrieben. Die veränderten Zustände Westerans sowie die Menge neuer Ideen die gerade um diese Zeit hier zuströmten, mußten bewirken daß selbst der Text des Avesta nicht mehr ganz genügte, und theils der Ausdeutungen, theils der Erläuterungen bedürftig war. So waren, um nur eines zu nennen, im alten Eran nur drei Stände vorhanden gewesen: die Priester, Krieger und Ackerbauer. Die größere Bedeutsamkeit welche die Städte neuerdings erlangt hatten, hatte auch einen neuen Stand, den Handwerkerstand, hervorgerufen, dessen religiöse Stellung und Pflichten erst näher bestimmt werden mußten. Solche Umstände vereinigten sich viele, um eine Uebersetzung des Avesta wünschenswerth zu machen, die nicht nur allgemein verständlich war, sondern auch die von Staat und Kirche gebilligte Auslegung jeder einzelnen Stelle festsetzte und, wo das Gesetzbuch selbst nicht ausreichte, durch erläuternde Glossen nachhalf. Eine solche Uebersetzung wurde gearbeitet, und es kann nicht auffallen, daß sie, im Gegensatze gegen das Original, durchaus den Einfluß des Westens beurkundet. Die Könige haben es sich gewiß nicht nehmen lassen eine so wichtige Arbeit unter ihren besondern Schutz zu nehmen, ihre Wohnsitze und der Schwerpunkt des Reiches überhaupt lag in den neuen Zeiten so gut wie in den alten ganz in den westlichen Provinzen. Die Sprache, in der diese Uebersetzung verfaßt ist, ist das sogenannte Pehlwi oder Huzwaresch, wie sie richtiger genannt wird. Grundlage desselben bildet ein eranischer Dialekt, der in Niederchaldäa, ganz an der westlichen Gränze des Reiches gesprochen worden seyn soll. Aramäische Wörter sind reichlich in denselben verwebt, sie wären in einem so westlichen Dialekte ohnehin nicht auffallend, doch genügt die Annahme eines bloßen Verkehrs noch nicht, es ist vielmehr höchst wahrscheinlich daß die Einmischung der Fremdwörter mit Bewußtseyn geschah und die Vertrautheit der Verfasser mit der westlichen Bildung bethätigen sollte, ähnlich wie man bei uns im verflossenen Jahrhundert durch reichliche Beimischung französischer Wörter seinen Styl zu zieren meinte. Wie die Sprache so zeigt auch die Methode der Uebersetzung den Einfluß des Westens unzweideutig. Wir finden hier dieselbe ängstliche Wörtlichkeit, die nur dafür sorgt daß ja kein Wörtchen des heiligen Textes unübersetzt bleibe oder auch nur aus seiner Stelle gerückt werde, ohne sich darum zu kümmern ob dadurch nicht der Sprache in die man übersetzt Gewalt angethan werde, wie wir dieß in den spätern aramäischen Uebersetzern des alten und neuen Testamentes finden. Die Methode des Uebersetzens, wie sie sich etwa bis zum 6ten Jahrhundert n. Chr. ausgebildet hatte,

war herübergenommen und auf das Avesta angewendet worden. Der Text ist in Verse abgetheilt, hinter jedem Verse folgt sogleich die Uebersetzung wie bei den aramäischen Uebersetzungen auch der Fall ist; an die Uebersetzung knüpfen sich, wo es nöthig scheint, weitläufige Erläuterungen. Aber alle solche Erläuterungen konnten noch nicht genügen um überall aus dem Avesta eine Entscheidung geben zu können wo man deren bedurfte, weil eben von diesem Gegenstände und Zuständen unberührt gelassen wurden welche sich erst seit der Redaction des Buches entwickelt hatten. Es gieng daher neben dem aufgeschriebenen Texte und dessen Uebersetzung noch eine ziemlich reichhaltige Traditionslehre her, die ihren Ursprung auf Zoroaster selbst zurückführte, der über viele Dinge nichts aufgeschrieben, wohl aber seine Schüler mündlich belehrt haben sollte. Aber auch die Uebersetzung des Avesta selbst, nachdem sie kanonisches Ansehen erlangt hatte, schrieb man bald nicht mehr neueren Uebersetzern, sondern dem Religionsstifter selbst zu, der dieselbe zugleich mit dem Texte seinen Schülern mitgetheilt haben sollte. Auch hierin stehen die Cranier also auf derselben Stufe wie die spätern Juden, die ihre aramäischen Uebersetzungen gleichfalls niemand anders als Moses selbst zuschrieben. Die Kenner und Bewahrer dieser heiligen Schriften und Ueberlieferungen waren natürlich vorzugsweise die Priester, doch ist es wahrscheinlich daß der König auch in geistigen Dingen bei wichtigen Fällen die Entscheidung gab. Theologie und Rechtskunde fielen übrigens in diesen Zeiten fast vollständig zusammen.

Auf diese Weise ist es klar daß auch der orthodoxe Theil des eranischen Volkes von fremden Einflüssen sich nicht hatte frei halten können. Zu diesen Zugeständnissen an eine fremde Bildung waren aber die eranischen Priester nicht immer durch ihnen angenehme Umstände gezwungen worden. Durch die politischen Stürme der vorhergehenden Periode waren die Herzen der unterdrückten Völker von der Politik ab und zu den religiösen Interessen hingelenkt worden; ein Nachklang dieser Stimmung tönte noch unter den Sasaniden in Eran fort. Diese zeigte sich durch fortwährende Versuche die bestehende Religion nach den Bedürfnissen der Zeit umzuändern oder gar neue Religionen zu stiften. Schon die eigenen Secten mögen den eranischen Priestern Noth genug gemacht haben. Wir kennen die Sectengeschichte zwar nur aus einem spätern muhammedanischen Schriftsteller, aber wir haben alle Ursache seine Darstellung für richtig zu halten. Eine Partei, die Gaimmarthier, nahm das Licht als das einzige Grundprincip an, und ließ vermittelst eines Mythus die Finsterniß aus demselben sich absondern. Eine andere Secte, die Zervaniten, stellte an die Spitze der Welt den Zervan, die Gottheit der Zeit, woraus sich dann erst die beiden sich entgegengesetzten Principien, das Gute und das Böse, entwickeln. Der Einfluß der Gestirne scheint bei dieser Secte eine sehr mächtige Rolle gespielt zu haben, und ich zweifle nicht daß dieselbe sehr vieles aus den alten Religionen des benachbarten Syriens entlehnt hat. Weit gefährlicher aber als diese Secten waren die neuen Religionen, welche sich geltend zu machen suchten. Dahin müssen wir vor allem die Religion des Mani rechnen. Es ist Unrecht diese Religion für eine parsische oder christliche Secte zu halten, sie war vielmehr ein Versuch eine neue Religion zu stiften, mit Benützung der einzelnen Bestandtheile aller im persischen Reich sich vorfindenden Religionsparteien. Daß der Parsismus und das Christenthum vorwiegend benützt wurden, sagen uns unsere Quellen ausdrücklich. Aber auch die Mendäer haben einen Theil zu dieser neuen Religion hergegeben, und auch der Buddhismus, obwohl es bei der Mangelhaftigkeit der Quellen nicht ganz klar ist ob die buddhistischen Zusätze vom Anfang an beigemischt waren oder erst später dazu kamen. Mani war der Sohn eines gewissen Fonnak oder Futtak, der selbst ein frommer Mann gewesen zu seyn scheint, und sich zuerst in Babylon und Ktesiphon, später in den Sumpfdistricten Niederchaldäas in der Umgegend von Basra aufhielt. Dort war auch Mani geboren und erzogen; was uns von Orientalen über seine Lebensumstände erzählt wird, trägt deutlich das Gepräge der Legende. Mani gab sich für den Paraklet aus, und hatte dadurch einen Anhalt sowohl bei Christen wie bei Persern, denn auch die letztern erwarteten nach ihrer Religion einen solchen Heiland, der am Ende der Tage erscheinen und die Religion von allen unreinen Beimischungen reinigen sollte, um dann ein herrliches Reich aufzurichten. Mani soll erst vor dem Sasaniden Schapur I Gnade gefunden haben, wurde aber von Behram I gefangen gesetzt und hingerichtet. Nach dem Berichte Firdosi's wurde in Gegenwart des Königs eine förmliche Disputation mit seinen Gegnern, den Magiern, gehalten, wobei es ihm jedoch nicht gelang den König von der Richtigkeit seiner Lehre zu überzeugen. Nachdem Mani hingerichtet war, wurde aller Streit über seine Lehre verboten und seine Anhänger ermordet wo man sie fand. Um den Verfolgungen zu entgehen, flohen sie nach Balth, und siedelten sich jenseits des Oxus unter turanischem Schutz an; dort blieben sie bis das Sasanidenreich zerstört war und die Macht der Ommajaden zunahm, dann kehrten sie nach Westeran zurück. Wie der gelehrte Ibn Abi Jakub Ennedim († 995) in seiner Encyklopädie uns versichert, bestanden sie noch in den ersten Jahrhunderten des Chalifates fort, und wanderten zur Zeit des Chalifen Moktadir zum zweitenmal nach Chorasan. Fünfhundert derselben sammelten sich in Samarkand, wo sie gesichert blieben, weil der Kaiser von China gedroht hatte, falls dieselben verletzt würden, zur Wiedervergeltung alle Moslemen seines Reiches tödten zu lassen. Nach derselben Quelle gab es noch im Jahr 970 n. Chr. etwa 300 Manichäer in Bagdad, aber 19 Jahre später waren nicht fünf mehr übrig. Mani soll sieben Bücher, sechs in syrischer, eins in persischer Sprache hinterlassen haben; nach seinem Tode stand die Gemeinde unter sichtbaren Oberhäuptern, die eigentlich immer in Babylon wohnen sollten, natürlich aber meist da ihren Sitz hatten, wo sie sich am sichersten fühlten. Auch die Deisaniten oder Anhänger des Bardesanes müßte man nach derselben Quelle hieher rechnen, weil sie mit den Lehren des Mani viel Aehnlichkeit hatten und ihren Ursprung gleichfalls aus den Sumpfdistricten herschreiben sollten. Auch der unter dem Sasaniden erschienene

Mazdak, den Anuschirwan hinrichten ließ, gehört hieher. Am unbequemsten aber war gewiß den Anhängern der ächten Religion Erans das Christenthum, das schon im 2ten Jahrhundert n. Chr. in dem benachbarten Syrien sich festgesetzt hatte und dort immer mehr ausbreitete. Von dort fand es bald seinen Weg auch nach Armenien und in die westlichen Provinzen Erans selbst, wo es manche Bekenner zählte. Eine Religion welche so sehr dem Westen angehörte, und die in dem den Sasaniden meist feindlich gegenüberstehenden römischen Reich die Hauptzahl ihrer Bekenner besaß, mußte den eranischen Königen von Anfang an verdächtig erscheinen, und ein Uebertritt zu ihr konnte wenig besser als ein Landesverrath scheinen. Man betrachtete die Christen als eine römische Partei im Lande, von denen man sich nach Umständen das Schlimmste versehen zu dürfen glaubte, und man behandelte sie demgemäß. Die drückende Behandlung welche die Christen erfuhren, brachte gerade die Wirkung hervor welche man fürchtete; sie richteten wirklich ihre Blicke sehnsuchtsvoll auf das byzantinische Reich, von dem allein Hülfe kommen konnte. Große Erfolge errangen die Sasaniden durch ihre Bedrückung nicht, die meisten Völker und namentlich die Armenier vertheidigten ihre Ueberzeugung mannhaft.

Als die Sasaniden gewahr wurden daß sie durch Verfolgungen die Ausrottung der Christen nicht bewirken konnten, begünstigten sie wenigstens die Nestorianer auf Kosten der orthodoxen Kirche. Diese verbreiteten sich bald und trugen das Christenthum gen Osten. Wenn die Nestorianer nicht bloß in den östlichen Provinzen Erans sondern auch darüber hinaus in der Tatarei, in Tibet, China und Indien Gemeinden gründen konnten, so war ihnen die Möglichkeit durch das Wohlwollen der Sasaniden gegeben. Obwohl diese Berührungen der eranischen Religion mit andern Religionen meist feindlich waren, so ist damit doch nicht ausgeschlossen daß sie manches von ihren Feinden aufnehmen konnte. Friedlicher scheinen die in Eran wohnenden Juden gelebt zu haben, wiewohl auch sie bei glaubenseifrigen Königen Anfechtungen zu erdulden hatten über Religionsgebräuche, welche den Satzungen der eranischen Religion widersprechen, wie z. B. das Waschen der Leichen. Am wenigsten aber wird wohl der Buddhismus zu leiden gehabt haben, da er sich überall, wohin er kam, den vorhandenen Sitten und Gebräuchen anzuschmiegen wußte.

Ueber die Literatur jener Zeit haben wir nur wenig zu sagen, weil uns wenig mehr darüber erhalten ist. Es war eine Periode des Uebergangs, das Lernen nahm eine größere Stelle ein als das Lehren, darum scheinen auch Uebersetzungen ein Hauptbestandtheil der damaligen Literatur gewesen zu seyn. Man übersetzte aus dem Griechischen, dem Syrischen, wie aus dem Sanskrit, zum Theil wohl auch aus dem Koptischen. Von der Uebersetzung des Avesta, die uns noch erhalten ist, sowie von der daran sich schließenden Traditionswissenschaft haben wir schon oben gesprochen. Außerdem besitzen wir noch eine Anzahl selbständiger religiöser Werke, die theils der Abfassung, theils wenigstens dem Stoff nach in die Zeit der Sasaniden zurückgehen. Eines der merkwürdigsten unter ihnen ist der sogenannte Bundehesch, eine Darstellung der Weltschöpfung, des Verlaufes der Welt, sowie ihres einstigen Unterganges nach den Glaubensansichten der Eranier. Namentlich der einstige Untergang der Welt, sowie das Leben nach dem Tod beschäftigte in diesem Zeitraum die Gemüther fortwährend, daher finden wir Werke, welche die verschiedenen Himmel und Höllen beschreiben, die Freuden und Leiden schildern welche der Seligen wie der Verdammten dort warten. Die Schilderungen der letzten Zeiten vor der Auferstehung, die Qualen welche die Gläubigen da zu erdulden haben, sowie die Freuden und glücklichen Zeiten welche für immer eintreten, wenn Ahriman vernichtet seyn wird, werden immer häufiger, je mehr der eranische Glaube selbst zur besiegten Religion ward. Benützung westlicher Schriften ist auch da unverkennbar. Legenden über das Leben und die wunderbaren Thaten Zoroasters werden auch nicht gefehlt haben. Von den übrigen Wissenschaften scheinen Philosophie, Astrologie und Medicin am meisten begünstigt worden zu seyn, man studierte namentlich die letztere sowohl nach indischen als griechischen Autoren. Dagegen scheint die Geschichtswissenschaft eher Rückschritte gemacht zu haben. Wohl haben die Sagen von den ältesten Königen Erans auch in dieser Zeit erfahren, allein das was wir eigentlich als ältere eranische Geschichte betrachten, die Periode des Achämenidenreiches, scheint schon damals in Vergessenheit gekommen zu seyn, und doch wissen wir daß die Achämeniden Chroniken hatten. Es ist indeß dieser Umstand nicht so auffallend als es scheint, und erklärt sich wieder, wie so vieles andere aus den Stammesverhältnissen der Eranier. Die Achämeniden waren ein Clan der Perser, alle Macht welche sie erlangt hatten, diente nur dazu den Glanz des persischen Stammes zu vermehren, diesem allein kam es zu diesen Ruhm zu bewahren, den übrigen Stämmen war es gleichgültig, waren sie ja doch von den Persern zur Unterwürfigkeit gezwungen worden. Es läßt sich sonach schwer annehmen daß die Eranier nach Zerstörung des Achämenidenreiches der Geschichte ihrer früheren Beherrscher eine große Aufmerksamkeit geschenkt haben werden, und es begreift sich daß nicht nur die Geschichte der Achämeniden bald in Vergessenheit kam, sondern auch die Geschichte Alexanders für welche die Alexanderromane eintreten, welche, mit einigen national-eranischen Verbrämungen versehen, dem das Wunderbare liebenden Sinne der Eranier besser zusagten als eine nüchterne Geschichtserzählung. Am wenigsten wissen wir von der schönen Literatur, die auch in diesem Zeitraum am stiefmütterlichsten bedacht wurde; Verdienste erwarben sich die Eranier nur um die Märchenliteratur, indem sie theils die indischen Märchenbücher weiter nach Westen verbreiteten, theils auch selbst Märchen dichteten, von denen manche bis zu uns gedrungen sind und bis heute in allen europäischen Märchenbüchern Aufnahme gefunden haben.

Du Chaillou's Reisen im äquatorialen Afrika.

Durch Petermanns Geogr. Mittheilungen erhalten wir Kenntniß von einem Vortrage Du Chaillou's, der am 5 Jan. vor der New-Yorker geograph. Gesellschaft gehalten wurde, und die großen Ergebnisse der merkwürdigen Entdeckungs-

reisen des Verfassers in den völlig unbekannten afrikanischen Räumen der Westküste in unmittelbarer Nähe des Aequators uns im voraus ankündigt. Du Chaillou drang bis 450 (engl.) Meilen landeinwärts, also so tief ins Innere als Kazeh liegt, der afrikanische Karawanenplatz, wo Burton und Speke Halt machten bevor sie nach den Ukerewe- und Tanganyika-Seen aufbrachen. Du Chaillou ist ein Franzose von Geburt, jetzt aber Bürger der Vereinigten Staaten. Bevor sein Reisewerk erscheint, werden folgende Notizen aus seinem Munde von großem Interesse seyn. Längs der Küste Westafrika's, vom 5° n. Br. bis zum Muniffluß, zieht sich eine Bergkette, Sierra de Crystall genannt, die Du Chaillou für eine Fortsetzung der Kong-Gebirge hält. In jener unerforschten Gegend nördlich vom Aequator ergießen sich drei Flüsse, der Muni (Mündung 1° 2′ n. Br.), der Munda, einer der traurigsten Flüsse Afrika's, umgeben von Sümpfen und fieberbrütenden Mangrovebüschen, wo der Reisende zwei- bis dreimal Chinin täglich nehmen mußte, und der Gabun, dessen Mündung einen herrlichen Hafen bildet, und dessen Fahrwasser die größten Schiffe trägt, weßhalb die Franzosen sehr klug gehandelt haben dort ein Comptoir zu gründen. Am Gabun wohnen die Mpongwe, einer der schönsten Negerstämme der Westküste, mit einer weichen und wohlklingenden Sprache. Leider nimmt ihre Zahl rasch ab, wie denn verschiedene afrikanische Volksstämme völlig verschwunden sind. Die Ursachen müssen theils in der Polygamie, theils im Sklavenhandel, hauptsächlich aber in der Furcht vor Zauberei gesucht werden. Hunderte und Tausende von Negern werden jährlich getödtet, weil man sie der Hexerei verdächtigt, und selten stirbt ein freier Mann, für den nicht ein, zwei, drei, fünf, ja zehn andere geopfert werden. Als vor zwei Jahren der König von Cap Lopez gestorben war, wurden 60 Personen der Zauberei angeklagt und hingemordet. Vom Stamm Adina, der vor den Mpongwe am Gabun wohnte, sind nur noch drei Personen übrig. Südlich vom Gabun kennen unsere Karten drei geschwisterliche Flüsse an der Küste, den Nagareth (Mündung 0° 41 s. Br.), den Mezias und den Fernando Vaz oder Kamma. Die beiden ersten sind nur die Gabelarme eines Flusses, der im Innern der Ogobay genannt wird und zum Theil auch den Fernando Vaz bilden hilft. Den Ogobay beschiffte Chaillou 30 engl. Meilen hinauf, wo er den Ausfluß des Anenge-Sees erreichte, der etwa 40 engl. Meilen im Umfang hat. Da sich seine Führer weigerten ihn weiter zu bringen, weil sie von seinem Besuch eine Einmischung in ihren Handel befürchteten, mußte Du Chaillou umkehren, versuchte jetzt aber sein Glück in einem großen Boote den Fernando Vaz aufwärts. Er und seine Begleiter waren bis zu den Zähnen bewaffnet, und feuerten von Zeit zu Zeit Schüsse ab um die Eingebornen einzuschüchtern, im Fall sie etwa das Vordringen verhindern sollten. Der Fernando Vaz oder Rembo-Ihen macht auf den 93 engl. Meilen seines untern Laufes einen nach Süden sich krümmenden Hacken. Dort liegt Goumbee, die bedeutendste Stadt dieses Stromes, wo Du Chaillou vom Negerkönig Quenguza bewillkommnet wurde. In Begleitung dieses schwarzen Monarchen fuhr man einen der Quellflüsse des Rembo den Ovenga aufwärts, der in den Achankolo-Bergen entspringt, und wo Du Chaillou während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes eine prachtvolle Sammlung von Vögeln zusammenbrachte, aber auch 25 Fieberanfälle zu bestehen hatte. Auf dem Ovenga drang der Reisende tief in die Kong-Gebirge ein, und erreichte von dort, nachdem er in östlicher Richtung einen 30 engl. Meilen langen Wald durchschritten hatte, die Prairien der Aschira, eines der schönsten Menschenstämme denen er begegnet war, und die nicht so schwarz sind als die Bevölkerungen an der Küste. Sie treiben Handel mit selbsterzeugtem Tabak, bauen Erdnüße, Pisang, Manioc und Baumwolle, die sie jedoch nicht selbst verweben. Ein höchst anziehender und wichtiger Gegenstand dieser Prairien waren in weiter Ferne die phantastisch gegipfelten Nkumu-Naboualee-Berge, die einen großartigen Anblick gewähren. Nach der Angabe der Eingebornen soll dort ein großer Fluß mit furchtbarem Lärm aus den Bergen herabkommen. Da die Aschira glauben es hause dort ein schlimmer Geist, so hielt es schwer Begleiter für eine Reise dorthin aufzutreiben. Endlich aber ließen sich etliche Männer bereit finden. Man suchte nun einen Pfad durch einen tropischen Hochwald, in dessen Tiefe das Sonnenlicht so wenig hinabdrang daß Du Chaillou oft keine Compaßpeilungen vornehmen konnte, und Bäume gefällt oder Zeichen in die Rinde gemacht werden mußten, um den Rückweg wieder finden zu können. Berge erheben sich nach allen Seiten, aber der Nkumu Naboualee wollte sich nirgends zeigen. Als die Vorräthe aufgezehrt waren, mußte man umkehren. Der Hunger stellte sich in bedenklicher Gestalt ein, und Beeren waren so selten daß jeder der eine gefunden sie heimlich genoß aus Furcht sie mit den andern theilen zu müssen. Auch das Wild verschwand, und die Beschwerden sowie die Hungersgefahr stieg aufs höchste, bevor man die Aschira-Prairien wieder erreichte.

Selbst von diesen Mühsalen nicht abgeschreckt, beschloß Du Chaillou auf einem andern Wege nach jenem Gebirge vorzudringen. Der Aschira-König gab ihm Begleiter nach dem 120 engl. Meilen ostsüdöstlich entfernten Rembo-Apingi-Fluß, einem Quellenarm des Ogobay, wo der ihm befreundete Apingi-König den Reisenden, der allgemein für ein mächtiger Geist gehalten wurde, und dem die wunderbarsten Erzählungen voraus giengen, gastlich empfieng und seine Höflichkeit sogar dahin ausdehnen wollte, einen Sklaven zum Nachtessen für den Fremdling zu schlachten, was dieser sich vorläufig verbat. Der Apingi wird als ein herrlicher Strom von 500 Ellen (Yards) Breite und drei bis vier Faden Tiefe geschildert. Der Reisende konnte aber nur 40 Meilen weit hinaufdringen, weil es ihm an einem tauglichen Fahrzeuge fehlte, da die einheimischen Nachen fortwährend umschlugen. Die dortigen Wälder sind reich an Palmen und an Ebenholzbäumen, die beide wichtige Handelsgegenstände liefern können, übrigens bestehen auch Verbindungen mit der 350 engl. Meilen fernen Küste, denn mitten im Apingi-Lande erreichten den Reisenden Briefe und ein Packet amerikanischer Zeitungen. Von dem Apingi-Reiche drang in östlicher Richtung Du Chaillou durch gebirgige Landschaften noch weiter ins Innere vor bis zu

einem Punkte der 450 Meilen von der Küste entfernt lag. Die völlige Vernichtung seines Schuhwerkes trieb ihn endlich zur Umkehr, nachdem er am äußersten Punkte noch die Flaggen der Vereinigten Staaten und Frankreichs hatte wehen lassen.

Pouchets mikrographische Beschreibung des Schnees.

(Aus dem Musée des Sciences.)

Wenn der Schnee schmilzt, sagt Hr. Pouchet, so offenbart sich an seiner Oberfläche die Fülle der Ernte die er in der Luft gemacht hat. Die schwarze Farbe welche er dann annimmt, und die in so auffallendem Gegensatz zu der Weiße steht die er früher zeigte, rührt wesentlich von den atmosphärischen Körperchen her welche er beim Fallen in sich aufgenommen, und die sich an seiner Oberfläche in dem Maß zusammenziehen als er an Masse abnimmt. Dieß wird augenfällig wenn man Schnee in geschützten Gefäßen schmelzen läßt. Meine Beobachtungen, fügt Hr. Pouchet bei, sind an Schnee gemacht worden der am 24 Febr. an einem hochgelegenen Orte der Stadt Rouen gefallen war. Da in der Atmosphäre die größtmögliche Ruhe herrschte, so fiel dieser Schnee fast senkrecht und in diden sehr geschlossenen Flocken herab, so daß man die ganze zwischen die Wolken und den Boden versetzte Luftmasse ruhig, von oben nach unten, ablehren konnte. Sie wurde in einem großen viereckigen, ganz von ungemein hohen Häusern eingeschlossenen Hofe gesammelt. Man nahm davon nur die oberflächliche Schicht, in einer Dicke von ungefähr 5 Centimètres und in einer Ausdehnung von vier Quadrat-Mètres. Die Oberfläche des aus dem geschmolzenen Schnee hervordringenden Wassers war von kleinen schwarzen Flocken, die man darin schwimmen sah, und von schwimmenden dem Anschein nach öligen Inselchen eingenommen. Folgendes ist in Kürze das Resultat mehrerer hundert Beobachtungen die theils an der Oberfläche des Schnees, theils an der Oberfläche des Wassers, theils endlich im Grunde des Wassers gemacht wurden. Zuvörderst verdient hervorgehoben zu werden die Fülle von Rauchparcellen die man antrifft; sie besonders sind es welche dem Schnee sein schmutziges Ansehen geben. An ihrer rein schwarzen Farbe erkennt man diejenigen welche von der Verbrennung der Steinkohle, an der Rußfarbe diejenigen welche von verbranntem Holze herrühren. Auffallend war auch die Menge Getreide-Satzmehls die man bei jeder Beobachtung trat, sey's im Wasser, sey's an der Oberfläche des Schnees. Fast immer fanden sich ein oder zwei Körner von mittlerer Größe auf dem Gegenstandsträger, zuweilen selbst drei oder vier, und stets eine weit größere Anzahl ganz kleiner Körner. Sie waren in allen Größen vorhanden, von der äußersten Dünne bis zu dem Durchmesser von 0,0280 Millimètre. Das Jod theilte ihnen allen eine blaue Färbung mit. Man traf nur ein einziges Satzmehlkörnchen von Kartoffeln, vollkommen erkenntlich an seinem Volumen und seinem conchoiden Aussehen. Im Verlaufe dieser Beobachtungen haben wir auch Satzmehl getroffen welches sich von freien Stüden während seines Verweilens in der Atmosphäre blau gefärbt hatte, gerade als wäre es in Berührung mit dem Jod gewesen. Man hat etwa zwanzig derartige Körnchen von mittlerer Größe und eine größere Anzahl kleiner gezählt. Endlich enthielt, merkwürdigerweise, dieser Schnee eine ansehnliche Menge eines grünen organisirten Stoffs, bald in unregelmäßigen Plättchen, welche einen Durchmesser bis zu 0,1400 Millimètre erreichten, bald in isolirten oder zwei zu zwei, drei zu drei nebeneinander gelegenen sehr schön grünen Körnchen, deren Durchmesser 0,0084 bis 0,0056 Mellimètre betrug. [1] Man fand auch Körner von Kieselerde, allein sie waren ungemein fein und sehr wenig zahlreich, ohne Zweifel darum weil die Luft zu ruhig gewesen war. Endlich Kalkkörnchen, jedoch in noch geringerer Anzahl. Im Verlaufe dieser Beobachtungen entdeckte man nur fünf Sporen (Samen der Laubmoose, Flechten und Schwämme). Durch ihr Beisammenliegen in Gruppen von zwei und von drei, so wie an ihrem Durchmesser von 0,0028 M., erkannte man daß sie nur von einer Penicillium-Art herrühren konnten. Man fand auch zwei entystirte Infusorien oder Eier von 0,325 Millimètre Durchmesser; zwei Cadaver von alterirten Infusorien; drei Raviculä, drei Bacillarien und zwei Bacterien (infusorische Thierchen), und nichts anderes an vollständigen Thieren, oder Eiern, oder Sporen, was erwähnenswerth seyn könnte. Endlich müssen in dem Verzeichniß der beobachteten Gegenstände, unter denjenigen welche einen pflanzlichen Ursprung hatten, noch bemerkt werden: zwei mit Stomaten versehene Epidermisplättchen; zwei Fragmente eines Faserngewebes; zwei weiße Baumwollfasern; ein Pollenkörnchen von Epilobium oder Oenanthera; zwei sphärische fein stachelige Pollenkörnchen; ein Nessel-Haar; zwei leere und entstellte Pollenkörnchen; eine articulirte Faser oder ein Staubgefäß von Equisetum; zwei Sporen von Lycoperdon an ihrer Faser. Die minder zahlreichen Thierüberreste bestanden nur aus drei Wollfasern, einer blauen, einer gelben und einer grünen, außerdem fand man ein Endchen von einer Vogelflaumfeder.

Charakterzüge aus der Thierwelt.

Der geistreiche und gelehrte Dr. Weinland in Frankfurt hat in seiner Zeitschrift der „zoologische Garten" eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: „was wir haben," geliefert. Es ist dieß im Grund zwar nur eine Aufzählung des Inventars an fremden Thieren im Besitz der dortigen zoologischen Gesellschaft, enthält aber so viel lehrreiche und werthvolle Bemerkungen über die Sitten und die Geschichte der Thiere, daß diese Bemerkungen umsomehr eine allgemeinere Aufmerksamkeit verdienen, als so viele Fabeln über die Gewohnheiten und die Charakterzüge der Thiere in Umlauf gebracht worden sind, und es daher verdienstvoll geworden ist wenn ein gelehrter und strenger Beobachter gutes und schlechtes sichtet.

[1] Dieser Umstand findet seine Erklärung in der Menge grünen Stoffs der auf allen den Bildwerken und Statuen vorhanden ist welche den Hof, in dem die Beobachtungen angestellt wurden, ausfüllen.

Daß man die Affen der alten und der neuen Welt systematisch als zwei Familien unterscheidet, weiß sicherlich die Mehrzahl unsrer Leser. Schon in ihrer Physiognomie unterscheiden sich die amerikanischen Affen dadurch daß ihre Nasenlöcher sich nicht nach unten, wie bei den Catarrhinä, sondern seitwärts öffnen, woher ihre systematische Unterscheidung als Platyrrhinae sich herschreibt. Sonst fehlen ihnen Gesäßschwielen und Backentaschen, dafür besitzen sie einen langen Schwanz und 36 Zähne, oder vier mehr als die Menschen und die Affen der alten Welt. „Aber auch in seelischer Beziehung unterscheiden sie sich von den Affen der alten Welt. Die Amerikaner sind ruhiger und gutmüthiger, sie tragen viel weniger jene charakteristische Ausgelassenheit, Affenbosheit und Neid zur Schau, wodurch die Asiaten und Afrikaner das ganze Affengeschlecht in Verruf gebracht haben.“ Es ist merkwürdig daß auch der Mensch der neuen Welt, die sogenannten Rothhäute, stiller, phlegmatischer und melancholischer sind als irgendeine Race der alten Welt. Die Römer und Griechen, selbst Aristoteles, folglich auch das Mittelalter haben geglaubt die Bärin gehe nur 30 Tage trächtig und bringe dann unförmliche Fleischmassen zur Welt, die erst von der Mutter mit der Zunge geformt werden müßten, woher bekanntlich unsre Redensart von den ungeleckten Bären sich herschreibt. Diese Fabel stammt daher daß junge Bären gern, in die Fötushüllen noch eingeschlossen, zur Welt kommen und von der Mutter mit der Zunge erst herausgeschält werden, welche dann jene Hüllen ohne weiters verzehrt. Mit dem fünften Jahre wird der Bär „mannbar“ und das Weibchen geht sieben Monate trächtig, worauf es 1—3 dunkelbraune, oben mit einem weißlichen später sich verlierenden Halsbande geziert, außerordentlich kleine, nämlich nur acht Zoll lange Thiere wirft. In Siebenbürgen, wo der Bär noch nicht zum seltenen Vogel geworden ist, finden die Hirten beim Erwachen neben ihrem Lagerfeuer nicht selten einen Bären, der die dortige Wärme aufgesucht hat. So lange es nicht angegriffen wird, verhält sich das Thier friedlich. Seine Waffe besteht übrigens nicht im Gebiß, sondern in seinen furchtbaren Armen, mit denen es seinen Feind zu erdrücken sucht. Der französische Thierbändiger Charles traute sich wohl in den Käfig eines bengalischen Tigers, aber nicht in den seines braunen Bären zu treten. Aehnliche Erfahrungen über die Bösartigkeit der gefangenen Bären hat man auch im Berner Bärenzwinger gemacht, wo einer der Herren Braun das schöne Alter von 46 Jahren erreichte und ein 31jähriges Weibchen noch Junge warf. Mit den jungen Bären läßt sich gut spielen, so wie sie aber älter werden, ist ihnen nicht mehr zu trauen. Höchst merkwürdig ist es daß der Bär oder vielmehr die Bärin ihre Jungen erzieht. Die Zwillinge die sie wirft, sind gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen. Das Weibchen entläßt sie schon im Herbst, das Männchen aber muß bleiben über das nächste „Wochenbett“ um in der Kindsstube allerlei Dienste zu besorgen, die jüngern Geschwister durch Bäche und Sümpfe zu führen und ihnen Futter zu bringen, weßhalb in Rußland dieser Bärenknabe den Namen Pestun, d. h. Kindswärter führt. Junge Bären sollen, auch wenn sie der Mutter schon an Kräften überlegen sind, ihre Züchtigungen geduldig ertragen. So beobachtete man einmal daß ein junger Bär sich begehrlich knurrend neben seine Mamma legte, die an einem Knochen kaute. Die Mutter, die aber nicht Lust hatte halbpart zu machen, gab ihm einen derben Schlag daß er sich davon trollte. — Neu war es uns zu erfahren daß die Eisbären, die jetzt in jeder Thierbude unvermeidlich geworden sind, früher so selten nach Europa gelangten, daß Linné, als er an der zehnten Ausgabe seines Systema naturae arbeitete, noch nie ein solches Thier lebend oder todt, nicht einmal ein Fell von ihm gesehen hatte.

Zu den Curiositäten des Frankfurter zoologischen Gartens gehören zwei Exemplare schwanzloser Katzen von der Insel Man bei England, wo es eine ganze Race solcher ungeschwänzten Thiere geben soll. Bei dieser Gelegenheit erörtert unser Zoolog die Frage, ob unsere Hauskatze von dem Kuder oder der wilden Katze (Felis catus) welche für unsere deutschen Reviere die Tigerarten vertritt, abstammen könnte, und er findet daß unsere Katzen viel mehr Verwandtschaft zu der schlanken abessinischen Katze Felis maniculata als zu dem einheimischen Kuder zeigen. Die wilde unterscheidet sich von der zahmen Katze theils durch eine größere Zahl von Schwanzwirbeln, dann aber durch einen um ein Drittel längeren Darmcanal. Die Wildkatze mit dem kürzeren Darmcanal ist daher mehr auf thierische, die Hauskatze nebenbei auch auf Pflanzennahrung angewiesen. Je länger nämlich der Darmcanal, desto mehr vegetabilische Nahrung vermag ein thierisches Wesen zu verdauen. Die Länge des Darmcanals verhält sich zur Körperlänge beim Menschen wie 7:1, beim Tschimpansi-Affen wie 6:1, bei eigentlichen Raubthieren wie 3:1, bei den Wiederkäuern aber wie 11—28:1. Die Hauskatzen kamen in Ländern vor wo sich der Kuder nicht findet, z. B. in Aegypten, wo ihre Leiber, als die heiliger Thiere, einbalsamirt und beerdigt wurden. Nach den Skeletten zu urtheilen glichen die ägyptischen Katzen vor vielen Jahrtausenden genau den heutigen. Die Katze scheint erst spät nach Deutschland gekommen zu seyn. Ihr Name ist griechisch-römischen Ursprungs, denn er wird von Catus abgeleitet; in England war sie 948 noch so selten daß sie im Werthe einem Fohlen gleich geschätzt wurde, und im 14ten Jahrhundert noch hielt man sie bei uns so hoch im Preise daß ein Exemplar ausdrücklich unter dem Inventar beim Verkauf eines Landgutes aufgeführt wird. Aehnlicher als Kuder und Katze sind sich Wölfe und Hunde. Der Wolf ist nicht zu fürchten außer im Winter, wo ihn der Hunger zum Helden macht. Die Wölfe zeigen durch Anhänglichkeit eine wahre Hundesnatur, und es ist niemand zu verdenken, der sich einen Wolf als Hausthier zu erziehen wünscht. Weibchen, die jung gezähmt werden, bleiben immer gegen ihre Herren zutraulich, dagegen sollen die Männchen im Alter gern bös werden. Wie die classische Thierfage den Dachs vortrefflich geschildert hat, so tritt auch der Wolf naturgetreu als ein grober und ziemlich dorniger Bursche auf, dem sein Vetter Reineke arg mitspielt. Dr. Weinland bestätigt daß es hin und wieder, z. B. einmal auf der Pfaueninsel, geglückt ist fruchtbare Bastarde zwischen Wolf

und Hund zu erzielen, er glaubt aber nicht an eine lineale Descendenz beider Arten von einer ältern Art, wegen der Feindschaft die zwischen beiden Thierarten herrsche, was uns freilich nicht schlagend erscheint, wenn man erfüllt ist von der neuen Darwinschen Lehre über den Ursprung der Arten. Bei den Wölfen, wie es bei sehr vielen Thieren fast die Regel ist, werden die Schwestern mit der Zeit zu Weibchen ihrer Brüder. Unser Verfasser setzt hinzu, daß selbst bei Menschen die Vermeidung der incestuosen Grade nicht instinctmäßig sey, und bei manchen asiatischen Völkern (auch bei den alten Hellenen) Geschwisterehen gebräuchlich waren und noch sind. Ob nicht doch auch ein Instinct, eine Art Abneigung bei dem Menschen mit im Spiel sey, möchten wir fast bezweifeln. Nach Darwins trefflichen Bemerkungen aber sind selbst bei Pflanzen die Befruchtungen von Staubfäden derselben Blume minder fruchtbar als die Befruchtungen durch den Pollen eines andern Individuums, wenn dieser entweder absichtlich von Menschen, oder unabsichtlich von Insecten übergetragen wird.

Beim Eintritt der Nordostwinde Ende Februar dieses Jahres starb in kürzester Zeit ein lungensüchtiger Affe, und im zoologischen Garten zu Berlin verlor man in einem Frühjahr auf gleiche Weise alle Affen bis auf zwei oder drei, sämmtlich an der Tuberculose, der Krankheit welche beinahe allen tropischen Thieren in unserm Klima droht, wie es im Faust heißt:

> Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
> Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen;
> Von Morgen zieht vertrocknents sie heran,
> Und nähren sich von deinen Lungen.

Auffallend ist es, bemerkt Dr. Weinland, daß den Lungenleiden ganz besonders die Vierhänder unterliegen. Viel weniger treffen sie die großen Katzen, die Löwen und Tiger. In Bezug auf letztere kann man freilich dem Verfasser erwiedern, daß der Tiger mit Unrecht ein tropisches Thier genannt wird, denn sein Verbreitungsbezirk gränzt in der Mandschurei an das der Pelzthiere, und im Himalaya steigt er hinauf bis zu dem Alpenpflanzengürtel, Löwen aber streiften sonst auch im südlichen Europa, wie kürzlich in diesen Blättern (s. der Löwe im Alterthum) nachgewiesen wurde. Noch weniger leiden aber die tropischen Vögel. „Die halbnackten Strauße befinden sich den ganzen Winter vortrefflich (obgleich ihr Local nicht anders gebeizt ist als das der Affen), von den Papagaien, afrikanischen und ostindischen kleinen Vögeln, den Wittwen, Finken, Webervögeln gar nicht zu reden.“ Im Gegensatz zu diesen wärmeliebenden Geschöpfen hat die Fischotter solche Freude an Kälte, daß sie ihr Nest voll Eisschollen schleppt. Da ihr Körper trotz ihren Beschäftigungen im Eiswasser die nämliche dauernde Temperatur (etwa 30° R.) im Innern besitzen muß wie der menschliche, so verdankt sie den Schutz gegen Abkühlung ihrem kostbaren Pelz.[1] Nicht der Zobel, belehrt uns Weinland, liefert das köstlichste Pelzwerk, sondern die Meerfischotter (Lutra marina Cuv.) mit schwärzlichem, in lebhaftem Sammetschwarz glänzendem Balg wird oft mit dem Zobel verwechselt,[1] gehört übrigens wie dieser zu den Musteliden (Wieseln), wird von den Russen und Engländern an den nördlichen Küsten des stillen Oceans gejagt und ihre Felle nach den chinesischen und japanesischen Pelzmärkten gebracht, weil sie in Europa nicht hoch genug angebracht werden können, weßhalb sich auch in keiner unsern naturhistorischen Sammlungen dieses Pelzthier finden soll. Eine alte, lebend gefangene Fischotter ist ein wildes, wüthendes Thier, ihr Gebiß ist so stark daß sie im Nu damit den Hunden die Beine bricht, ja unser Verfasser war Zeuge, wie ein solches Thier in einem dargebotenen Gewehrlauf deutliche Spuren seiner Zähne zurückließ. Junge Fischottern lassen sich dagegen leicht zähmen, lernen apportiren, ja in Ostindien wird die dort heimische Art (Lutra Nair) wie in China die Cormorane als Hausthier gehalten und zum Fischfang abgerichtet. Früher wurde das Fleisch dieser Thiere hochgeschätzt als — Fastenspeise, weil die Theologen es zu den Fischen rechneten, wahrscheinlich weil das Fleisch einen fischähnlichen Geschmack besitzt.

Miscellen.

Einfluß der Wissenschaft auf die Kunst des Calicodrucks. Unter den im brittischen Institut gehaltenen Vorlesungen war die des Prof. Crace-Calvert über den Einfluß der Wissenschaft auf die Kunst des Calicodrucks ungemein interessant und, wenn man erwägt daß der Werth der 785,666,473 Yards Calico, welche im Jahr 1858 ausgeführt wurden, 13,147,280 Pfd. St. betrug, auch ungemein wichtig. Als der Handdruck mit Holzformen noch üblich war, und die Drucker lieber die schwere Handarbeit verrichteten als Maschinen anwandten, ersetzte man die Holzformen und die Handarbeit durch kupferne Walzen. Jetzt werden selbst die Walzen mittelst Maschinen gestochen, bei denen das Princip des Pentagraphen angenommen und durch einen galvanischen Proceß auf den Grabstichel in Anwendung gebracht ist, wodurch die zarteſten und verwickeltſten Muſter hervorgebracht werden. Das Resultat ist daß man die umfangreichen Möbelmuster welche in großen Massen nach dem Osten ausgeführt werden, und bei denen, da sie sechzehn Farben enthalten, der Druck eines einzigen Stücks mehr als eine Woche Zeit in Anspruch genommen haben würde, jetzt in drei Minuten vollständig druckt. Bei Mustern leichten Styls beträgt die Druckzeit eines Stücks von 36 Yards eine Minute. Auch das Bleichen ist dadurch daß man Chlorgas anwendet, und den Zeug nicht mehr sechs Wochen lang auf dem Rasen der freien Luft aussetzt, ungemein verwohlfeilt worden, denn jetzt sind zum Bleichen nur noch 24 Stunden erforderlich, und das Stück kostet bloß einen Penny. Man verfährt dabei so daß man mehrere hundert Stücke grauen, d. i. ungebleichten, Calico's zusam-

[1] Sollte darauf vielleicht der Unterschied beruhen, wenn die Pelzhändler von sogenannten amerikanischen und sibirischen Zobel sprechen, dessen letzteren Bälge mit dem fünf- und zehnfachen Preise wie die des „amerikanischen“ Zobels bezahlt werden, weil sie viel schwärzlicher sind?

mennäht, und sie ohne Pause die verschiedenen Operationen durchmachen läßt, bis das Ganze vollkommen weiß ist. Das Färben des Calico's in großen Quantitäten, und mit Raschheit, wird durch die Entdeckung daß Zinn-Peroxyd ein vortreffliches Beizmittel ist wundervoll erleichtert. Die Gewinnung der Harnsäure in Menge aus Guano und die Anwendungen von Murexid setzen den Manufacturisten in den Stand jene als Tyrischer Purpur bekannte schöne Farbe zu erzeugen. Krapppheizen mußten, wenn sie am Calico haften sollten, früher erst drei oder vier Tage „altern," wie die Färber sagen; jetzt nimmt der Calico, wenn er bei einer Temperatur von 27—38° Cels. durch eine feuchte Atmosphäre gegangen ist, augenblicklich jede Art Farbe an. Die Modefarbe Mauve wird aus Flechten dargestellt: im Jahr 1848 zeigte Dr. Stenhouse daß die Flechten ihre färbenden Säuren an Kalkwasser abgeben, und im Jahr 1857 wurde in Lyon erwiesen daß sich ein festes Mauve und Purpur aus einer Vegetation gewinnen lasse um die sich niemand kümmerte außer wenn sie Felsen und Ruinen in malerischem Putz bekleidete. Ein weiteres Beispiel chemischer Hülfe haben wir im Anilin — einer Substanz welche man vor wenigen Jahren noch nur aus der Indigofera Anil, einer Varietät der Indigopflanze, gewann: jetzt kann man es durch trockene Destillation der Steinkohlen in Tausenden von Gallonen gewinnen, und Hr. W. H. Perkin, hat ein Verfahren entdeckt um aus diesem rohen öligen Anilin ein dauerhaftes, für Färber und Drucker sehr werthvolles Violett auszuziehen. (Chambers's Journal.)

•

Die Amur-Colonisation ist vorderhand mißglückt. Vieles was bisher von dort und über dort verlautete, erweist sich als falsch; das bei weitem meiste aber übertrieben und gefärbt. Damit ist jenen Gegenden nicht die Zukunft genommen, für die Gegenwart haben sie das öffentliche Interesse ebenso rasch verloren als sie es vor kurzem nach den ersten Erfolgen des Grafen Amurski (Murawieff) gewonnen hatten. Die meisten Actiengesellschaften, deren Zusammentritt vor wenigen Jahren als der Beginn eines goldenen Zeitalters für Rußland begrüßt wurde, sind dermaßen in Verfall und Mißcredit, daß Auflösung und Bankerott für viele derselben in sicherer Aussicht steht. Der Kaukasus ist weder ganz unterworfen, noch ist die massenhafte Auswanderung seiner Bewohner nach der Türkei ohne Bedeutung. Die Justiz ist noch immer nicht von der Verwaltung getrennt. Die exorbitante Abgabe für Pässe in das Ausland soll nicht allein wieder hergestellt, sondern sehr bedeutend erhöht werden — kurz die Enttäuschungen haben wirklich nicht auf sich warten lassen, und scheinen den „Lichtlöschern" Recht zu geben. — Vorstehendes wird der Allg. Zeitung aus St. Petersburg geschrieben. Das Ausland (Jahrg. 1859. S. 509) hat beständig darauf aufmerksam gemacht, daß dem Vorrücken Rußlands nach dem Amur jede größere politische oder mercantile Bedeutung abgehe.

•

Dr. Reinsch über die Bereitung und Eigenschaften des Pergamentpapiers. Das schlechteste Druckpapier, ebenso gut wie bereits bedruckte Papiere, z. B. alte Zeitungen, lassen sich durch Eintauchen in die mit ihrem halben Volumen Wasser verdünnte Schwefelsäure in die zäheste pergamentartige Masse umwandeln. Wenn das Papier nach dem sorgfältigen Auswaschen mit Wasser getrocknet werden soll, so muß man es noch feucht auf Walzen aufwickeln und etwas anspannen, weil es sonst runzelig wird. Will man dickeres Pergamentpapier machen, so verfährt man auf folgende Weise: man zieht einen Bogen Druckpapier durch die Säure, läßt abtropfen, breitet ihn auf eine Glasplatte aus und breitet nun mit gehöriger Vorsicht, so daß keine Blasen entstehen, einen andern mit Säure behandelten Bogen auf den ersten Bogen auf; hierauf zieht man einen geraden starken Glasstab über die übereinander gelegten Bögen, wodurch sie genau an einander gedrückt werden und die überflüssige Säure ausgepreßt wird. Der vereinigte Bogen wird nun vorsichtig von der Glasplatte abgezogen und in Wasser getaucht; man muß ihn aber, um alle Säure zu entfernen, mehrere Tage in Wasser liegen lassen. Nach dem Trocknen sind die beiden Bögen so fest mit einander vereinigt, daß sie ein untrennbares Ganze bilden. Es versteht sich wohl von selbst daß sich auf diese Weise beliebig dicke Platten von Pergamentpapier werden anfertigen lassen, und es erscheint nicht unwahrscheinlich daß sich solche Platten zu manchen Arbeiten anstatt Elfenbein oder Horn gebrauchen lassen werden, weil diese die Zähigkeit von Horn besitzen und auch Politur annehmen; ich brauche kaum hinzuzufügen daß sich diese Masse im feuchten Zustande auch zu Basreliefs durch Pressen wird anwenden lassen. Das Pergamentpapier eignet sich insbesondere auch zur Verschließung von Gläsern, welche weingeisthaltige Flüssigkeit enthalten; ich habe ein weites Zuckerglas zur Hälfte mit starkem Weingeist angefüllt und hierauf mit feuchtem Pergamentpapier zugebunden, nach dem Trocknen schloß es sich gerade so fest und straff an wie eine Schweinsblase. Nachdem dieses Gefäß drei Wochen lang in einem warmen Zimmer gestanden hatte, war nur sehr wenig Weingeist verdampft und derselbe hatte durchaus nicht an Stärke verloren, sondern hatte im Gegentheil um ½ Proc. an Stärke zugenommen, da durch das Papier, ähnlich wie durch Blase, der Wasserdampf leichter als Weingeistdampf entweicht. Bereits sind Versuche gemacht worden das Pergamentpapier anstatt des Papiers aus thierischer Faser in der Goldschlägerei anzuwenden, welche Versuche dessen Anwendung für diesen Zweck in Aussicht stellen. Bezüglich der Anwendung des Pergamentpapiers zu Banknoten oder Werthpapieren will ich noch bemerken, daß aus bedrucktem Papier, welches in Pergamentpapier verwandelt worden ist, die Buchstaben nicht mehr, selbst nicht durch Radiren, ohne vollkommene Zerstörung der Papiermasse vertilgt werden können. (Bayerische Gewerbezeitung.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. Augsburg, 27 Mai 1860.

Eine verunglückte Expedition in das Land der Tschuntschus [1] jenseits der peruvianischen Anden.

Schon um das Jahr 1550 waren die von sahnenflüchtigen Almagristen entdeckten Goldwäschereien Carabaya's, d. h. der Landschaft östlich von den peruvianischen Cordilleren zwischen 13 und 15° s. Br., berühmt geworden. In neun Thälern wurde das edle Metall gebaut, und zwei Jahrhunderte lang blieben die Erträgnisse lohnend. Dann aber mußten die Bergleute ihre Waschgeräthe hinwegwerfen und zum Pfluge greifen. Die Gegend verödete aber seitdem, und um 1767 war die Stadt San Gaban die einzige überlebende größere Gemeinde in Carabaya. Da erschienen am 15 und 16 Sept. jenes Jahres die Carangas und Sutschimanis, Tschuntschustämme aus der Ebene und erschlugen die Einwohner mit Keulen oder tödteten sie durch ihre Geschosse, um die Herrschaft über das Land ihrer Väter wie in alten Zeiten ungetheilt zu besitzen. Don Antonio Amat, der Vicekönig von Peru, schwor den Angreifern Vertilgung zu, erfüllte aber seine Drohungen nicht, erweicht durch die Bitten seiner Geliebten, Mariquita Gallegas, bekannter in der peruanischen Geschichte durch ihren Beinamen Perichola. Von den wundersamen Erzählungen über die von der Wildniß verschlungene Stadt wurde ein französischer Tourist, Paul Marcoy, aus dessen Reisewerk, [2] welches zuerst in der Revue Contemp. abgedruckt worden, das nachfolgende geschöpft ist, so mächtig angeregt, daß er beschloß die Ruinen der unglücklichen Stadt wieder aufzusuchen. Er mußte aber seinen Aufenthalt in Cuzco um ein ganzes Jahr verlängern, ehe seine Plane zur Ausführung gelangten, denn als er sich an den Präfecten der Hauptstadt, General Ugarte, um Erlaubniß und Pässe wandte, erklärte ihm dieser trocken daß „seine Regierung" Fremden den Besuch von Carabaya nicht verstatte, und um den Grund befragt, setzte er hinzu, „weil sie es nicht wollte." Auf diesen bündigen Bescheid mußte der Reisende vorläufig auf alles verzichten, doch schon nach Jahresablauf war Ugarte's „Regierung" durch eine Revolution gestürzt und der neue Präfect in Cuzco hatte gegen die Reise „mit oder ohne Pässe" deßwegen nichts einzuwenden, weil sein Vorgänger das Gegentheil gewollt hatte. Als aber Marcoy auf eigene Kosten von dem Gouverneur eine militärische Escorte von etlichen zwanzig Mann sich erbat, erklärte dieser den Wunsch für unerfüllbar, denn seine Soldaten waren meist Kinder des Hochlandes, und diese zitterten schon bei dem Namen der Tschuntschus. Don Pedro, ein Advocat der Hauptstadt, war aber sehr bereitwillig seinen Freund Marcoy zu begleiten, und bald schloß sich noch eine Anzahl anderer Herren an, welche den beiden Abenteurern zu eigener Unterhaltung das Geleite wenigstens bis über die Anden geben wollten.

So verließ denn schon am dritten Tage eine kleine Karawane von Maulthiertreibern und Lustreisenden Cuzco. Huaro, welches die peruvianischen Landkarten zu einer Stadt erheben, das aber nur ein Dorf mit einer Kirche ist, gewährte den ersten Haltplatz. Dann gieng es nach Urcos, dem Hauptorte der Provinz Quispicanchi, wo sich die Reisenden beim Mondschein damit erlustigten Steine in den beglänzten Mohina-See zu werfen, obgleich gegen diese Blasphemie einer der Herren protestirte, denn der Mohina-See gilt als geweihtes Wasser, und soll auf seinem Grund die 400 Mètres lange goldene Kette versenkt liegen, welche der Inca Huayna Capac anfertigen ließ, als seinem Sohne Inti-Cusi-Hualpa zum erstenmal das Haar geschoren worden war. Von dort gieng es die Sierra hinauf, auf deren Höhenstufen einige Tage vorher reichlich Schnee gefallen war. Drei Stunden hatte man bis zum Kamm zu steigen. Oben gab es keine Spur von Weg, aber die Maulthiertreiber kannten das nächste Ziel, Lauramarca, und schlugen instinctmäßig ihre Richtung ein, der sie treu blieben als ob sie einen Compaß in den Händen gehabt hätten. Um Mittag jedoch hüllte ein Donnerwetter, begleitet von reichlichen Schneewirbeln, die Bergfläche in Dunkelheit, und als um 4 Uhr die Sonne das Wetter bewältigt hatte, ergab sich daß die Arrieros (Maulthiertreiber)

[1] Tschuntschu ist ein Ausdruck der peruvianischen Quichuasprache und bedeutet so viel wie Barbaren und Wilde, in engerer Beziehung aber gilt er den Völkerschaften im Osten der Anden und in den Quellengebieten des Amazonas.

[2] Scènes et Paysages dans les Andes.

vom Weg abgekommen waren und unsicher sich vorwärts bewegten. Ein glücklicher Zufall führte der Karawane einen Tschaski-Indianer in den Weg, der ihnen ihren Pfad zur Linken bezeichnete, mit dem Zusatz daß, wenn man die Nacht über scharf zureite, man am Morgen das Ziel erreichen werde. Der Tschaski schlug indessen vor mit ihm rechts nach Maynapata zu ziehen und in dieser Ortschaft zu übernachten, worauf man am nächsten Tage bequem Lauramarca zu erreichen vermöchte. Diesem guten Rath, dem einzigen Rettungsmittel, folgte man gelehrig. Die „Ortschaft" Maynapata war aber nur eine einsame ärmliche Hacienda, wo die Reisenden in einem elenden Schuppen übernachten mußten. Da das Dach dieses Gebäudes allenthalben schadhaft und dick mit Schnee bedeckt war, so erwärmten sich kaum durch den Einzug so vieler Personen und ihrer Cigarrenbrände die Räume, als auch der Schnee durch das Dach auf die Schläfer und Raucher herabtröpfelte. Nach diesem unerquicklichen Nachtlager brach man am andern Tag nach Lauramarca auf, und erreichte dieses bei guter Zeit. Auch diese Ortschaft war nur eine stattliche herrschaftliche Hacienda mit Wirthschaftsgebäuden und einer Capelle. Als man in das hohe Gastzimmer eintrat, fand man an der Tafel etliche muntere Frauenzimmer. Ihre Hautfarbe, ihre Kleider und ihre Hüte verriethen daß sie zu der edlen Kaste der Chacareras oder Pächter gehörten. Man wurde rasch mit ihnen vertraut, und erfuhr von ihnen daß sie aus den Dörfern Ocangate, Acopia und Sangarara nach Lauramarca gekommen seyen, um das Fest Unsrer Frauen im Schnee, der Schutzpatronin von Lauramarca, zu feiern. Da nur sie von dem Besitzer der Hacienda eingeladen worden, so hatten sie, um ihren Vätern oder Männern vorzeitigen Kummer zu sparen, behutsamerweise nichts von dem Feste gesagt und waren allein gekommen. Seit 8 Uhr Morgens saß man schon bei Tische und vertrieb sich die Zeit durch Tschitschatrinken, Lachen und Guitarrespielen. Als nun nach der Dunkelheit Harzfackeln im Saale aufgesteckt wurden, steigerte sich die bacchische Raserei bei der Ankunft von Musik zum Tanze des Zapateo, an welchem die Herren aus Cuzco sich lebhaft betheiligten. Marcoy schlich sich hinweg von der wilden Scene, um die kleine Capelle zu besuchen, wo vor dem Bilde der Jungfrau zahlreiche Kerzen brannten. Nachdem er andächtig dort längere Zeit verweilt hatte, kehrte er nach dem Herrenhause zurück. Im Speisesaal war aber alles stumm geworden, nur eine Kerze brannte noch, und ein Mozo (Bursche) wartete auf die Befehle des Franzosen, dem er erklärte, seine Freunde aus Cuzco und die Damen hätten sich zur Ruhe begeben, und ließen ihm gute Nacht wünschen.

Am andern Tage erschienen die Gefährten mit schweren Köpfen, aber vergnügt über die verjubelte Nacht, und machten sich auf den Weg. Mittags 3 Uhr erstieg man den Kamm der nächsten Cordillere, und trat durch ein sogenanntes Puncu (Pforte), wie sie durch vulcanische Kräfte in das Gebirg gebrochen werden, nach dem östlichen Abhang der Kette hinaus. Dort öffnete sich eine großartige Landschaft. Zwei schneeige Alpenketten von etlichen tausend Metres Erhebung, mit jähen Abhängen und reich gezähnten Rändern, kommen von Nordwest und Südwest, als wollten sie sich im Osten vereinigen. Dort aber, als hätte es sie wieder gereut, ließen sie noch eine klaffende Lücke. Rechts und links von dieser Lücke standen zwei vierseitige Schneepyramiden, während hinter der Lücke selbst ein Gewimmel von Nadeln, Gipfeln, Hörnern und Fernern aufstieg, alle in Eis starrend. Jeder Berg hat seinen Namen, theils peruanischen, theils spanischen Ursprungs. Man nannte nach der Reihe den Ocellohuallpa, Reyrancha, Colquepuncu, Sombreton (von Sombrero, Sonnenhut), Pupuski, Mapahuani, die Gluckhenne, den Königsgarten, die Silberpforte, den Hut. Die beiden Pyramiden aber hießen Aufangaté und Tayangaté, der Großalte und der Großonkel. Zunächst stieg man die Cordillere hinab, und um 5 Uhr kam in der Ferne der Punch zum Vorschein, wo sich die Anden-Zweige von Villcanota und Avisca über den Quellen des Apurimac theilen. Beleht wurde der Naturgenuß durch das plötzliche Erscheinen einer Vicuñaheerde von 7 bis 8 Stück, angeführt von einem Bock. Diese peruanischen Gemsen stoben furchtsam auseinander so wie sie die Karawane ansichtig wurden, bis sie eine sichere Wand erreicht hatten. Dort traten sie vor bis zum Rand und streckten ihre Köpfe neugierig in die Tiefe. So standen sie unbeweglich, solange die Karawane ihnen sichtbar blieb. Neugierde ist der Trieb der diese anmuthigen Thiere beseelt, und zwar soll sonderbarerweise diese Eigenschaft bei den Männchen viel stärker seyn als bei den Weibchen. Schon drangen bisweilen einige Hauche warmer Luft den Reisenden ins Gesicht, zum Zeichen daß man sich der heißen Tiefe näherte. Die Arrieros trieben aber zur Eile, weil die Sonne sich zu neigen begann. Plötzlich ertönte der Ruf: El valle! el valle! und nach fünf Minuten schon stand man am Rand eines Schlundes, dessen Felsen sich in einer dunkelblauen Tiefe verloren. Ein schmaler Pfad tauchte in Spiralform in die Tiefe hinab. Die Arrieros trieben ungestüm vorwärts. Gern wären die vorsichtigen Maulthiere lieber Schritt um Schritt gegangen, aber Sporn und Peitsche jagten sie an den Abgründen hin. Der Horizont wurde allmählich enger und der weite Himmel verengte sich zu einem azurnen Band, während der Pflanzenwuchs, je mehr man sich der Tiefe näherte, an Großartigkeit gewann. Ein dichter Nebel lagerte ganz unten, und unter dem Nebel donnerte ein Gebirgsstrom. Ferne Lichter führten durch die eingebrochene Nacht die Cavalcade endlich nach Marcapata. Nach etlichen Lärmen erschien mit der Kerze in der Hand der „Gouverneur" des Platzes. Dieser Würdenträger, dessen Kleider in Fetzen herabhiengen, erkundigte sich nach dem Begehren der fremden Gäste, und räumte ihnen seinen Palast für die Nacht als Obdach ein. Dieser Palast glich darin einem Taubenschlag, daß durch unerlesst gebliebene Mauerlücken ein freier Luftzug in dem einzigen Gemach spielte, wo drei geschwärzte Steine die Stelle des Herdes und etliche Schaffelle den Ort verriethen wo man sich am weichsten hinstrecken könnte. Der Wind pfiff die ganze Nacht in den Hallen des Gouverneurs bald hoch bald tief, bald tief bald hoch. Am andern Morgen fanden die Herren aus Cuzco daß sie sich bei diesem Harfenspiel des Aeolus eine Erkältung zugezogen

hätten. Als ihnen Marcoy für ihre Leiden die einzigen Arzneien bot, über die er verfügen konnte, nämlich ein Glas Rum und den Rath nach Cuzco umzukehren, wurde letzterer dankbar ergriffen; nur zwei der Herren bestanden darauf den Franzosen zu begleiten, aber Marcoy kannte die spanischen oder vielmehr creolischen Höflichkeiten viel zu gut, um Werth auf solche Vorsätze zu legen. Die Gesellschaft begab sich nun aus ihrem Taubenschlag hinaus, und die jungen Herren sahen sich um ob sie ihre physchologischen Studien von Lauramarca nicht mit Nutzen bei den Bäuerinnen von Marcapata fortsetzen könnten.

Marcoy theilte diese Neugierde nicht, sondern trennte sich um eine Aussicht über das hügelaufwärts erbaute Marcapata mit seinen 110 Hütten und seinem Kirchlein zu gewinnen. Im Westen lagen die Anden tiefdunkelgrün aufgebaut und oben belegt mit bläulichen Schneemassen. Im Südwesten und Nordwesten fielen silberschäumend ein paar Wildströme der Kellumu (gelbes Wasser) und der Ccachi (gesalzen) in waldige Abgründe, wo hie und da Art und Feuer Lichtungen geschaffen hatten. Die Niederung selbst war erfüllt mit einem blaß violetten Duft von idealer Durchsichtigkeit und goldene Lichter der aufsteigenden Sonne verklärten die Wipfel der Bäume oder die Stirnen der Felsen. Im Osten flammte alles purpurn, und was unter diesem Sonnenbrande lag, bedeckte ein unergründlich tiefes Blau. Marcoy kam spät von seinem Ausflug nach dem Taubenschlage zurück, wo ihn der Gouverneur benachrichtigte, die Haushälterin des Pfarrers habe bereits eine Viertelstunde mit dem Frühstücke auf ihn gewartet. Im Pfarrhaus fand er den Geistlichen selbst und seine Reisegefährten schon an der Tafel, die mit patriarchalischer Einfachheit besetzt war. Die Politik war des Pfarrers starke und schwächste Seite, insofern er sehr viel und sehr schlecht darüber sprach. Seine Ansichten waren nämlich royalistisch. Die Revolution kam ihm vor, wie die Landplagen Aegyptens, und Simon Bolivar erschien in seinen Augen wie der Antichrist; so oft aber der Name Republik genannt wurde, schlug er seine Augen nieder, wie eine Nonne vor Statuen. Nach dem Frühstücke nahmen die Herren aus Cuzco und unter ihnen auch Don Pedro Abschied von Marcoy, nur zwei der Herren Perez und Quevedo, welche schon früher erklärt hatten an der Expedition mit Theil zu nehmen, blieben ihren Vorsätzen getreu und ließen die andere Gesellschaft abziehen.

Die drei Verbündeten besprachen sich mit dem Pfarrer über Träger und Führer. Er wußte sogleich vier Tscholoindianer und einen Metis oder halbblutigen Creolen als Dolmetscher zu empfehlen, mit dem Bemerken daß die ersteren sich mit zwei Realen im Tage und der andere mit sechs Piastern für die ganze Dauer der Reise würden befriedigen lassen. Als man die Leute zu sehen wünschte, fand sich aber daß sie nicht im Orte selbst sondern drei Meilen entfernt in Chile-Chile wohnten, was den Pfarrer jedoch nicht verhinderte in ihrem Namen den Vertrag zu ratificiren. So wurden denn durch Briefe Indianer und Dolmetscher entboten, und der „Gouverneur" kam offenbar zu spät als er Marcoy gelegentlich bei Seite nahm, und ihm anvertraute daß der empfohlene Dolmetscher Mathias Gally ein Vagabund sey, dagegen einer der Gouverneurs-Neffen mit dem großen Namen Nepomuk von Aragon sich viel besser für den Verdienst der 6 Piaster eignen würde. Am andern Morgen hatten sich die fünf Bürger von Chile-Chile zur Musterung eingefunden. Die vier sepiafarbigen Tscholos waren gewaltige Geschöpfe, und der Dolmetscher Mathias Gally, dessen Mutter eine Indianerin aus Moyobamba gewesen und dessen Vater ein Baske aus Guipuzcoa nach Amerika gewandert war, um dort sein Glück zu suchen, eine ausdrucksvolle Persönlichkeit mit regelmäßigen, fast semitischen Zügen. Er wich in Tracht merklich von der Landesmode ab, so waren z. B. seine Hände rein gewaschen, und der Bart, ein Erbstück seines Vaters, glatt geschoren. Alle zeigten sich sehr vergnügt über den abgeschlossenen Handel, waren also mit den Bedingungen zufrieden und wurden sogleich wieder nach Chile-Chile entlassen, weil dieser Ort auf dem Wege nach San Gaban lag. Das Frühstück wurde in feierlicher Stille beim Pfarrer eingenommen, denn eine Fahrt in das Land der Tschuntschus war in den Augen der Marcapataner ein überaus gefährliches Vergnügen. Dann zog man dem Flüßchen Ccosi entlang, an dessen linkem Ufer ein prachtvoll tropischer Pflanzenwuchs das Auge unsers Franzosen, eines Malers und Naturforschers, beständig entzückte. Schlanke Bambus wehten im Winde wie Federbüsche, oder hohe entlaubte Jacaranden waren bis zum halben Leibe beladen mit Schlingpflanzen Dolichos, Aristolochien, Grenadillen, deren rothe, gelbe und blaue Blumen ihr zartes Blattwerk zierten. Dann und wann kam auch unter dem Schatten einer hundertjährigen Erythrina eine indianische Hütte zum Vorschein, umgeben von einem Gärtchen voll herrlicher weißer Lilien und geschützt durch eine Agavenhecke, deren schwertförmige Blätter ebenso malerisch als wirksam zur Abwehr wilder Thiere schienen. Chile-Chile endlich, ein Ort von einem Dutzend Hütten, war auf weichen Rasenbetten anmuthig gelegen, und jede Hütte, umgeben von Orangen, Sapota- und Papayabäumen, in köstliche Wohlgerüche eingehüllt.

Bei dem Dolmetscher wurde man mit saftigen Bärenfleischschnitten bewirthet. Dieß wurde in den Augen der Reisenden zur wichtigen Thatsache, denn erstens ergab sich die wissenschaftliche Neuigkeit daß der falbe Bär (Ursus bicolor) auch am östlichen Abhang der Anden haust, was bisher noch nicht entschieden war, und dann hatte man Aussicht daß der Tödter dieses Bären, nämlich der halbblütige Mathias Gally unterwegs durch sein Waidmanns Geschick für die Küche der Expedition sorgen werde. Mit Vergnügen vernahm man auch daß es noch einen Saumpfad bis Thpo, dem letzten Meiler im Thale, gebe, so daß man die Arrieros noch bis zu dieser Station behalten konnte. Thpo, das Ende der Welt, aber vielmehr der Civilisation, wurde um halb zwölf Uhr des andern Tages erreicht. Dort konnten sich die drei Reisenden von dem großen Gemeinsinn ihrer Träger überzeugen, da alle ohne Ausnahme sich mit Tschitschebier toll betrunken hatten. Die Maulthiertreiber bemerkten aber, dieß geschehe aus Gewissenhaftigkeit für den eingegangenen Vertrag, denn die Indianer hatten solche Furcht vor den Tschuntschus daß sie sich

in den Tschitschakrügen Stärkung zu ihren Pflichten suchen mußten. Auch Mathias Gally beladen mit Waffen fand sich in indianischen Zuständen etwas später ein. Nichtsdestoweniger wurde aber, nachdem man die Arrieros heimgeschickt, mit der betrunkenen Karawane aufgebrochen.

Man kam an einem „Ort" Namens Iscaybamba, bestehend aus Einer unbewohnten Hütte vorüber, und machte bei einbrechender Nacht vor einem Kegelberge im Freien Halt. Mitten in der Nacht brach ein Gewitter los, welches vier Stunden anhielt und gegen dessen Fluthen man kein besseres Mittel besaß als sich dicht aneinander zu drücken. Am nächsten Morgen überschritt man den ziemlich beschwerlichen Morapaca — so hieß der Hügel vor dem man gelagert hatte — und kam an einem seltsamen Naturschauspiel vorüber. Eine Waldstrecke stand völlig verkohlt wie ein vegetabilisches Skelett noch in ihrer ursprünglichen Gestalt, nur äußerlich vom Feuer ergriffen. Manche Bäume hatten sogar noch ihr Laub behalten, nur war es von der Hitze gebräunt worden. Dieser Waldbrand sollte, wie der Dolmetscher behauptete, ein Kunststück der Tschuntschus gewesen seyn, die bisweilen ihre Streifzüge bis zum Morapaca ausdehnten, um die Puna-Runacunas (die Leute der Hochebenen) heimzusuchen, welche dort ihre Pflanzungen von Coca, Baumwolle und Zuckerrohr zu besuchen pflegen. Die Wilden kennen diese Gewohnheit und lauern zur Erntezeit dem Einzelnen auf, um ihn um seine Aexte, Messer und sonstigen Habseligkeiten zu erleichtern, vor allem aber ihm sein Hemd abzustreifen, welche Operation die Wilden jedoch ohne Beschädigung des Betreffenden vornehmen, der nur den Verdruß hat glatt wie ein Regenwurm zu den Seinigen heimzukehren. Die Wälder am Fuße des Morapaca waren sonst durchaus nicht großartig, sondern bestanden aus Dickicht von Bambus, Lianen und Zara-Zara oder falschem Mais, zwischen denen Cerdanas und einige Guapaquen oder Palosantos als einzige wohlbeleibte Bäume auftraten. Kurz vor Mittag kam man an einem Punkte, Namens Hiapchana, vorüber, welcher den immer rührenden Anblick eines Kampfes der Civilisation mit der Barbarei bot. Orangen, Bananen und Cocasträucher, die der Mensch dortbin gepflanzt hatte, wanden und wehrten sich gegen ein wildes Heer eingeborner Pflanzen, die sie umstrickten wie die Schlangen die Laokoongruppe. Wie an so vielen Punkten im spanischen Amerika der Creole wieder vor der Rothhaut zurückweicht, so auch hier die Creolengewächse vor den Pflanzenurbewohnern. Der Dolmetscher erzählte daß diese Besitzung einst eine blühende Pflanzung gewesen sey, die einem Indianer aus Chile-Chile gehörte, der sie aber beim Tode seiner Frau verlassen habe. Da seit Mittag eine erstickende Hitze herrschte und der Donner sich schon in der Ferne vernehmen ließ, so eilte man um ein Obdach zu erreichen. Dieß war San Pedro, und bestand aus einem Strohdach auf acht Pfosten. Dort hatte man sich kaum einquartiert, als in der Nähe rasch zwei Schüsse auf einander fielen. Da sich der Dolmetscher vorher entfernt hatte, so war man neugierig auf seine neuen Jagdleistungen, und bald erschien er auch siegreich mit einem weißlippigen Tajassu oder Pecari (Dicotyles labiatus, oder albirostris). Der Jäger hatte dieses Nabelschwein abseits von seiner Heerde erwischt, aber erst mit dem zweiten Schusse todt niedergestreckt.

Erquickt erwachte man am nächsten herrlichen Morgen. Nur Quevedo war stumm und offenbar gedrückt. Als man ihn um die Ursache seiner schlechten Laune befrug, klagte er über Erkältung. Man suchte ihn aufzuheitern so gut es gieng, und schickte sich an nach dem rechten Ufer des Cosi hinüberzusetzen. Dieß sollte mit Benutzung einer landesüblichen Schaukelbrücke geschehen, die für ein Geschlecht von Seiltänzern ein sehr brauchbares Verkehrsmittel ist. Mathias, der Dolmetscher, hüpfte auch zierlich hinüber. Die Reisenden folgten ihm in einer bescheidenen Stellung, nämlich auf den Knieen, und die Träger rutschten auf dem Bauch hinüber. Die Brücke selbst war 71 Fuß lang. Auf dem andern Ufer gelangte man in tropischen Hochwald, so daß der übrige Vormittag verstrich ohne daß man einen Sonnenstrahl gewahrte. Die Reisenden kamen sich vor wie Schatten in der Unterwelt. Jedes Geräusch ihrer Schritte erstickte auf dem weichen Pflanzenschutt, den die Jahrhunderte am Boden aufgehäuft hatten, und niemand sprach ein Wort, da sich jeder der Dornen erwehren oder unter Aesten bücken mußte. Beim Heraustreten aus dem Walde sah man die ersten Palmen, und ihre Begleiter, die Chinchonas oder Fieberrindenbäume, von welchen der Dolmetscher selbst aus großer Ferne mehr als vier Varietäten unterschied und namhaft machte. Auf dem Gipfel einer geringen Anhöhe lagen 5 Strohhütten, umgeben von Zucker-, Bananen- und Cocapflanzungen. Dieses Besitzthum hieß Corregidor und gehörte einem Indianer aus Chile-Chile, der aber nur zur Erntezeit auf diesen Außenposten sich blicken ließ. Vom Gipfel des Hügels hatte man eine Aussicht über einen Ocean von Blättern, wo jeder Baumwipfel eine aufsteigende Woge bildete, und wo alle Schattirungen vom preußisch Grün bis zur Bronze sich ablösten. Ein anderer derartiger Hügel, Miraflores genannt, das Eigenthum des Dolmetschers Mathias, wurde um 4 Uhr erreicht. Auf Befragen ob er nie mit den Tschuntschus Händel bekommen habe, erklärte er vornehm, die Wilden unterschieden recht gut zwischen dem gemeinen indianischen Pöbel oder den Hiandambas und den „Leuten von Geburt," die sie Huayri oder Capitan nennten. Der nächste Hügel Huaynapata wurde zum Halteplatz auserwählt, weil die Kräfte des kranken Quevedo eine weitere Ausdehnung des Marsches nicht verstatteten. Bei der Musterung der Mundvorräthe ergab sich daß in Folge der Hitze und der Durchnässung das Fleisch lebendig, das Brod verschimmelt und der Reis in Gährung gerathen war. Man rettete was sich noch retten ließ, und vertraute fortan auf das Jagdglück und auf die Früchte der tropischen Pflanzenwelt. Da Quevedo abermals die Nacht sehr unruhig zubrachte, so verständigte man sich am Morgen dahin, daß der Patient von den vier Peonen (Dienern) in seiner Hängematte nach Marcapata zurückgebracht werden sollte, während die andere Truppe in Sofipata, dem nächsten Halteplatz, wo es einige Aschupas (Strohhütten) gab, ihre Rückkehr erwarten sollte. Außer den gewöhnlichen Zucker- und Bananenpflanzungen fanden sich in Sofipata Kaffeesträu-

cher, Orangen und süße Kartoffeln. Dieser Platz war eine Domäne des Gouverneurs von Marcapata, der seine Unterthanen, zur Strafe für die Vergehen die sie sich zu Schulden hatten kommen lassen, nach seiner Besitzung als unbezahlte Tagelöhner schickte, also einen sehr einträglichen Gebrauch von seiner Gerichtsbarkeit machte.

Die Zeit des Wartens vertrieb man sich in Sosipata mit Naturstudien. Ganz besonders fühlte sich Marcoy gekränkt daß er mitten unter den schönsten Schmetterlingen in Ermangelung eines Stückes Gaze keines dieser Insecten habhaft werden konnte. Endlich eines Tages sah er wohl 200 Stück dicht über einem dunklen Etwas versammelt, wo hinein sie emsig mit ihrem Rüssel arbeiteten und dabei mit den Flügeln zitterten, zum sichersten Beweis ihrer Wohlgefühle. Marcoy konnte bequem eines dieser Thiere mit den Fingern erfassen, betrachten und wieder hinsetzen, ohne daß der Schmetterling über diese Behandlung große Aufregung gezeigt hätte. Seine Cameraden aber unterwarfen sich mit dem nämlichen Gleichmuth derselben Behandlung. Bei näherer Untersuchung fand sich denn daß das wundersame Lockmittel nichts anderes war als Stercus hominis. „Von diesem Tage an, bemerkt der Reisende humoristisch, war es mir durch die Leistungen meiner Leute möglich so oft ich es wollte alle Tagfalter auf eine Stunde im Umkreise zu versammeln.“ Diese unappetitliche Neigung muß übrigens nur bei tropischen Schmetterlingen sich zeigen, denn die europäischen sind viel wohlgezogener.

Am achten Tage kehrten die Peonen wieder zurück, und sogleich gieng es vorwärts nach Ximiro, einer verlassenen Strohhütte, welche gegen ein nächtliches Donnerwetter nur geringen Schutz bot. Am nächsten Morgen gelangte man an den Fluß Uitubamba, der, um sich einen Umweg von etlichen Meilen zu ersparen, einen tiefen Canal in eine vorliegende Felswand sich gegraben hatte. An dieser Wand mußte man aufwärts und zwar auf rohen aus Lianen gefertigten Strickleitern. Die Partie war ziemlich schwindlig und das Aufsteigen erforderte 20 Minuten. Auf der andern Seite war ein ähnliches Verkehrsmittel vorhanden, doch gelangten sämmtliche Personen mit unverfehrtem Genick in die Ebene um gegen fünf Uhr von Maniri, der letzten Aschupa im Thal und der wahren Gränze der Civilisation, Besitz zu nehmen. Um Mitternacht wurde man aufgescheucht von einem tropischen Sturm ersten Ranges. Im Wald krachten die zum Sturz reifen Baumriesen, der Ccoai schäumte wild und tobte gegen seine Ufer. Eine Viertelstunde später schon lief das Wasser in Strömen den Reisenden zum Halskragen herein und unten zu den Beinkleidern heraus. Als der Tag kam, gieng die Sonne in voller Reinheit auf und schien höhnisch über das Mißgeschick der Reisenden zu lachen, deren Zähne vor Frost in der frischen Morgenluft klapperten. Nachdem man an einem Feuer die Kleider getrocknet, gieng es immer dem Ccoai entlang weiter. Das nächste Bivouak wurde in einem Gebüsch von wildem Rohr (Arundo digitata), einer zierlichen und nützlichen Grasart, welche den Stoff zu Strohhütten liefern mußte, aufgeschlagen. Während man mit diesen Vorbereitungen für ein Obdach beschäftigt war, hatte einer der indianischen Träger die Spur eines Tigers (Unze) entdeckt, wodurch er und seine Cameraden in keine geringe Aufregung versetzt wurden. Um den Furchtsamen Muth zu machen, begab sich der Dolmetscher sogleich auf die Jagd der Bestie, ja die Indianer selbst mußten ihm als Treiber dienen, damit sie ihren Schrecken überwinden möchten; doch wollte das Wild sich nicht mehr sehen lassen.

Am andern Morgen erwachte man auf ein infernalisches Geschrei des Dolmetschers, der voll Zorn vor seine Gebieter mit der Nachricht trat daß die Indianer in der Stille der Nacht sich davongemacht hatten. Marcoy schlug Mathias vor die Reise ohne die Träger fortzusetzen. Dieser wollte jedoch nichts davon wissen, sondern ließ die Peonen bewaffnen und lief mit ihnen sporenstreichs den Weg zurück. Gegen Mittag erschienen die Leute wieder und trieben die Indianer vor sich her, die sie bei Maniri eingeholt und ihnen eine Schrotladung als Arznei gegen weitere Fluchtanfälle beigebracht hatten. Furcht vor Tigern schien übrigens das einzige Motiv des Davonlaufens gewesen zu seyn. Noch den nämlichen Abend erreichte man die beiden Camantis, zwei Zwillingsberge, wovon der größere Machu (der alte) Camanti, der andere Huayna (der junge) Camanti genannt wird. Drei Penelopen, Vögel aus dem Fasanengeschlechte, schoß Mathias zum Abendessen, worauf die Indianer, welche den Tag über die Klöße zusammengesteckt hatten um einen neuen Fluchtversuch zu verabreden, zur Ruhe sich begeben mußten, während neben ihnen ein Peon mit geladenem Gewehr, Reih' um, Schildwacht stand. Beim Lagerfeuer erzählte Mathias eine Anekdote aus dem Creolenleben, die sich auf die beiden Camantis bezog. Beide Berge waren als goldführend verrufen, standen aber unter der besondern Obhut der satanischen Majestät, welche sich ein Plaisir daraus machte arme Goldjäger zu ruiniren. Der letzte, der sein Schicksal versuchte, war ein Spanier Goycuro gewesen, dessen Minenarbeiten am Flüßchen Garote noch damals sichtbar waren. Vier Monate lang setzte er seine Unternehmung eifrig fort, als ihn eines schönen Morgens seine Indianer mit dem Halstuch an einem Baum hängen und halb schon von Urubus verzehrt sahen. Dieß war nun alles durch die sichtbare Hand des Teufels geschehen, und noch dazu mit besonderer Ironie, denn der Baum, woran der Goldjäger hieng, war ein Palosanto (zu deutsch, Heilig-Holz). Fünfzig Jahre waren seit diesem Ereigniß vergangen, aber niemand hatte sich je wieder in die Nähe dieses Teufelspuks gewagt. Marcoy horchte dem Dolmetscher mit großer Erbauung zu, und hütete sich wohl die kritische Vermuthung zu äußern daß Goycuro, nachdem er alles auf die letzte Karte gesetzt und verspielt hatte, sich eigenhändig angesichts des Bankerottes den Tod gegeben haben möchte, denn jedenfalls wäre er durch solche Gedanken in den Augen der Landeskinder zu einem Gotteslängner geworden. Die Nacht verlief dafür daß man sich in der Nachbarschaft des Leibhaftigen befand ziemlich glimpflich, nur einer der Indianer wurde am Ohr von einem Vampyr gebissen und etlicher Unzen Blut beraubt. Erst am andern Morgen wurden seine Gefährten die Wunde gewahr, und als man den Burschen befragte ob er gar nichts gemerkt, versicherte er

daß er nur eine frische Kühlung im Gesicht gespürt habe, während es sonst drückend heiß gewesen sey, und bekanntlich sollen auch die Fledermäuse während ihres Geschäftsbetriebes als Bader den Patienten durch Flügelschlag Kühlung zufächeln. Abermals kam man an diesem Tag durch Hochwald, wo es unten so dunkel war daß die Compaßweisung sich nicht ablesen ließ. „Die religiösen Schauer im Wald, bemerkt unser Verfasser an dieser Stelle, hatte ich stets für eine Redensart gehalten, aber nicht daran geglaubt; hier packte mich jedoch die Wahrheit des Ausdruckes, und ich fühlte mich so beängstigt daß ich bei jedem Krachen eines Astes zusammenfuhr.“ Eine empfindliche Kälte herrschte auf der Tiefe, und eisige Tropfen fielen aus den Wipfeln. Sphinxe oder Schwärmer mit großen Pfauenaugen, die in diesem Halbdunkel die Fledermäuse vertraten, schwirrten von Baum zu Baum mit dem unsteten Fluge von Nachtfaltern. Als man nach zwei Stunden herauskrat, gelangte man an den Fluß mit dem ominösen Namen Garote. [1] Marcoy ließ halten und begann aus Neugierde den Flußsand zu waschen. Das Ergebniß einer längern Arbeit bestand in etwas Staub und ein paar nadelkopfgroßen Goldkörnern. Daraus folgte denn daß der hypochondrische Gopcuro nicht ohne gute Gründe sein Goldrevier sich gewählt und nur aus Uebereilung sich gehemlt hatte. Am nächsten Abend wurden die Schüsseln der Reisenden mit unerwarteten Gerichten gefüllt. Im Ccoñi fanden sich Lachse (Salmo andensis), deren man mit Angelschnüren leicht habhaft werden konnte, und Mathias brachte unter anderm Wildpret einen langhaarigen Affen mit Greifschwanz (Ateles niger) heim. Das Thier hatte ein hartes, faseriges, schwarzes Fleisch von sehr mittelmäßigem, um nicht zu sagen abscheulichem, Geschmack. Der Dolmetscher aber, welcher bei der Vortrefflichkeit des Affenfleisches blieb, behauptete die angefochtenen Eigenschaften rührten daher daß er statt eines jungen Männchens ein altes Weibchen erwischt habe.

Am nächsten Tage erreichte man die Ollachea, welche bereits den Ccoñi aufgenommen hatte, so daß man nach der Kartenangabe sich dem Reiseziel schon beträchtlich genähert haben mußte, denn San Gaban lag nicht weit von dem Zusammenfluß dieser beiden Ströme. Am Abend schlug man am linken Ufer der Ollachea das Lager auf, und zwar nicht weit von einer aus Rohr zusammengebundenen Hütte, um welche herum die verkohlten und verwaschenen Reste eines Feuers, sowie Abfälle von Fischen und Früchten lagen. Mathias, der die Hütte untersucht hatte, erklärte sie müsse wilden Sirinitis angehört haben, welche sich des Fischfangs wegen dort aufgehalten, wahrscheinlich seyen es aber deren nur zwei, Mann und Frau, gewesen, wie er aus der geringen Größe der Hütte schließe. Auch am nächsten Tage zog man an der Ollachea aufwärts, und machte abermals neben einer verlassenen Hütte, oder vielmehr einem bloßen Windschirm Halt. Hinter dem Rohrdach war ein Loch von zwei Fuß Durchmesser ausgegraben und mit Laub ein Bett aufgeworfen, worauf der Eigenthümer, wenn er darauf geschlafen hatte, wie ein Hund zusammengekrümmt gelegen haben mußte. Da man noch Pfeile und Wurfspieße und einen irdenen Tiegel in der Hütte fand, so vermuthete man daß der Eigenthümer in der Nähe seyn könnte. Um den Wilden einen heilsamen Schrecken einzuflößen, brannte man die fünf Gewehre die man besaß rasch hinter einander ab, und stellte wieder Wachen mit geladenen Flinten aus.

Der Tag begann zu grauen, als die Gesellschaft durch das Geschrei der Wache: Los Chunchos! die Tschuntschas! erweckt wurde. Kaum hatten die Schläfer sich aufgerafft, so bogen sich die Zweige, und heraus sprangen und tanzten drei Wilde, die ohne Umständne den Herren, die sie als Huapris oder Häuptlinge erkannten, voll Freude über das Begegnen in die Arme fielen. Da die Wilden gerade durch den Fluß geschwommen waren und ihre einzige Bekleidung in lösslichen Farben bestand, so bebielten die Huapris etwas Colorit von diesem stürmischen Willkommen zurück. Mathias verständigte sich mit ihnen durch ein Gemisch von spanischen und Quitschua-Wörtern, während die Tschuntschas die Sprache Calderons und Mango Capacs wohl verstanden, aber in ihren Antworten ihrer eigenen Götterssprache treu blieben. Die Ankömmlinge gehörten dem ehrbaren Stamm der Siriniris an, hatten seit sechs Tagen schon das Knallen der Tassa-Tassa (Flinten) gehört, und wußten genau anzugeben wo die Fremdlinge in dieser Zeit ihre Nachtlager aufgeschlagen hatten, denn sie waren ihnen beständig beobachtend gefolgt. Ihr einziges Begehren bestand in Struta (Messer) und in Bamba (Aexte). Als man jedem von ihnen ein Siruta geschenkt hatte, gab der eine ein lautes Signal, worauf neun andere Männer durch die Büsche brachen, denen später sieben Frauen folgten. Die Toilette dieser Damen bestand aus Stücken Rohr, die sie als Geschmeide in den Lippen, Backen und Ohren trugen. Während die Männer allenfalls einem Bildhauer als Modelle hätten dienen können, war das sogenannte schönere Geschlecht hier durch mähnenartiges Haar, herabhängende Brüste, einen unförmlichen Unterleib, sowie schwächliche Arme und Beine von der Natur sehr benachtheiligt worden. Als sich über diese Erscheinungen Perez' und Marcoy's Blicke begegneten und beide in Gelächter ausbrachen, dessen Sinn die Wilden errietben, so gaben diese ihren Weibern den Befehl Baumzweige für ihre Blößen abzureißen, um die Fremden etwas weniger zu geniren. Man bediente sich dieser Leute um auf ihrem Rücken trocken über das nächste Seitengewässer zu reiten, worauf man sie mit der Weisung beschenkte sich zu entfernen und die Expedition allein reisen zu lassen. Sie gehorchten zwar, als man aber am Abend das Feuer angezündet hatte, trat wieder ein Wilder aus dem nächsten Busch, in welchem man einen Bekannten vom Morgen wieder erkannte, den Mathias den Panther genannt hatte. Man fragte ihn was er suche, und er gab vor einen Tapir (Nabelschwein) verfolgt zu haben. Da er einen Speer bei sich führte, erklärte ihm der Dolmetscher, weil man diese Thiere höchstens durch Pfeile oder Kugeln erreichen kann, daß er gelogen habe und man ihn für einen Spion halte, worauf der Wilde grüßte und

[1] So heißt bekanntlich das eiserne Halsband womit die Spanier Verbrecher erdrossein.

sich, durch den Fluß schwimmend, entfernte. Am andern Morgen saß er schon wieder am nächsten Ufer, und zwar in Gesellschaft von drei Frauen. Kaum aber erhob der Dolmetscher die Faust drohend gegen ihn, so schwamm er, weil er diese Bewegung für eine Einladung nahm, herüber, und beschäftigte sich eifrig damit den Indianern beim Fischfang zuzuschauen, da ihm das Angeln die größte Neuigkeit war, denn die Tschuntschus erlegen die Fische nur mit Pfeilen oder Wurfgeschossen. Als sich die Indianer einmal von ihrem Ruthen entfernt hatten, fehlten die Angelhaken. Man hielt den Siriniri für den Dieb, schwieg aber, weil man nicht begreifen konnte wohin der nackte Mann das gestohlene Gut verborgen haben sollte, während man später ihn als Dieb von Strümpfen entdeckte, die er an einem gewissen Körpertheil verborgen hatte, den die Natur gewiß nicht für solche Unreinlichkeiten erdacht hat. Da man ihm deutlich zu verstehen gab daß er sehr lästig sey, entfernte er sich bereitwillig, und die Karawane begann ihren Marsch. Es galt jetzt die reißende und tiefe Dlachea zu kreuzen, was man an einer Inselspaltung des Stromes und mit Hülfe von quergespannten Lianen, die einer der Peonen schwimmend nach dem andern Ufer brachte, bewerkstelligte. Da die Kleider, die jeder als Bündel auf dem Kopfe trug, bei dem Uebergang sehr naß geworden waren, so breitete man sie zum Trocknen aus, und das Ufer bekam bald den Anblick eines Trödelmarktes. Während die Sonne ihre Schuldigkeit that, erschienen am andern Ufer wieder die Siriniris, verwundert über das Kunststück des Flußüberganges, bis sie endlich Männer, Weiber und Kinder herüberschwammen, immer um Siruta bettelnd. Sie warfen sich über die trockenden Gegenstände her, die man ihnen nicht früh genug aus den Klauen reißen konnte. Man schlug ihnen vor ihre Bogen und Pfeile zu vertauschen, und nach einigem Zaudern willigten sie in den Handel, woraus man wenigstens entnehmen konnte daß sie keine Feindseligkeiten im Schilde führten.

Marcoy hielt die Gelegenheit für günstig mit ihnen einen andern Vertrag zu schließen. Er ließ sie versammeln, und befragte sie ob sie vielleicht wüßten wo die Stadt der spanischen Huayris gelegen habe, welche von den Sutschimanis und Carangas zerstört worden sey. Alle brachen mit größter Eilfertigkeit in die Worte aus: Sacapa huayris Ipaños (San Gaban der spanischen Huayris) und wiesen sämmtlich nach Ost-Süd-Ost, nicht nach Ost, wo man die Stadt nach den Karten suchte. Man erkannte deutlich daß sie die Frage verstanden hatten, und die Ueberlieferung von dem zerstörten Troja aus dem Mund ihrer Voreltern noch frisch auf sie gekommen war. Nach weiterem Befragen erfuhr man daß die Sutschimanis und Carangas längst diese Gegenden verlassen hätten, um sich am Rio Guaporé, einem der Arme des Beni, festzusetzen. Als man sie fragte ob sie als Führer dienen wollten, erklärten sie sich sogleich bereit, doch wurde ausgemacht daß nur drei der ältesten und der Panther die Reisenden begleiten, die übrigen zurückbleiben sollten, wofür die ersteren jeder ein Bamba (Beil), die andern aber nur ein Siruta empfangen sollten. Die letztere Bestimmung war zwar nicht nach dem Geschmack der Benachtheiligten, zuletzt aber fügten sie sich darein, und die Führer giengen mit der Karawane gerade in den Urwald hinein. In dieser Wildniß gab es natürlich keinen Pfad, aber eine fortgesetzte Beobachtung des Compasses überzeugte Marcoy daß die Siriniris, obgleich sie rechts und links beständig ausbiegen mußten, dennoch ihrem ostsüdöstlichen Windstrich getreu blieben. Die Wilden, die das Schleichen durch das Schmarotzerdickicht gewöhnt sind und wie die Würmer sich winden können, begriffen nicht warum die Peonen mit ihrem Buschmesser die Lianen zerhauen mußten, die sie mit der Hand nur zur Seite bogen. Am Abend halfen die Wilden die Küche mit versorgen, und unter dem Heimgebrachten befand sich dießmal auch ein rothhaariger Brüllaffe (Simia [Mycetes] Belzebul) und die wohlschmeckenden Zweifchgenfrüchte der Paulinia sorbilis.

Bei der Morgenröthe brach man wieder auf, und gegen 11 Uhr erreichte man einen Punkt im Walde, wo die Bäume zwar nicht niedriger, aber dünner standen und etwa eine Lichtung im Umkreis einer Stunde bildeten, hinter welcher wieder der Urwald dunkelte. Die Bäume waren Laurineen, Mimosen und Cäsalpinien, deren Laubmassen durch die einfallenden Sonnenlichter sich scharf ablösten. Bisher war man immer über weichen Pflanzenmoder glatt gegangen, während der Boden hier unregelmäßig, fast vulcanisch durchwühlt schien. Die Rothhäute setzten sich dort nieder, und man begriff daß sie nach ihren gestrigen Anstrengungen ermüdet seyn konnten. Nach einer halben Stunde fragte sie Mathias ob sie genug ausgeruht hätten, worauf sie ihm lachend antworteten: sie seyen nie müde gewesen, und wollten nur warten ob der Huayri seine Reise noch über das erreichte Ziel — San Gaban — ausdehnen wollte. Man hatte es also erreicht. Man stand auf den Trümmern der vielgesuchten Stadt, aber nirgends waren Baureste oder Erinnerungen wahrzunehmen! Anfangs war Marcoy ärgerlich daß er sich selbst an der Nase zu dieser ausgewichten Menschenstätte geführt habe; doch tröstete er sich im stillen damit daß die Erfahrungen der Reise selbst lohnend genug seyen, und zum Ueberfluß entdeckte er auch noch eine liebliche Orchidee voller Farbenreize, der er, als noch unentdeckt, zur Erinnerung an die Oertlichkeit des Fundes den Namen Oncidium Sangabaneum gab. Die Führer verlangten jetzt laut ihren Lohn, und man gab jedem ein Beil, verlangte aber daß sie jetzt wieder für die Küche sorgen sollten. Sie waren auch willfährig, meinten aber Mathias' Tassa-tassa tödte nur einen Vogel, verscheuche aber dafür hundert. Die Pfeile seyen daher besser, weßhalb der Dolmetscher auf dieser Seite, sie auf jener Seite jagen sollten. Mathias kam bald mit etwas zähem Wildpret heim, über welches man sich jedoch hermachte, weil die Tschuntschus nicht zurückkehren wollten. Kaum saß man aber beim Mahl, als im Walde Stimmen laut wurden, und im Eilschritt von allen Seiten Siriniris Männer, Frauen, Kinder herbeieilten und die Fremdlinge mit ihren Umarmungen fesselten. Siruta inta menca (gib mir Messer) schrien alle zu gleicher Zeit. Im Nu war jeder von sechs Wilden umringt, die Kinder und Weiber ungerechnet, welche sich aller

umherliegenden Dinge bemächtigten, deren sie habhaft werden konnten. Erst als die Europäer zu ihren Flinten griffen und die Hähne spannten, wichen die Eingeborneu zurück. Jeder vermißte irgend etwas, doch hatte man die Säcke der Träger wenigstens gerettet. Man trat jetzt den Rückzug an, worauf die Siriniris ihre Weiber und Kinder fortschickten, selbst aber in gewisser Entfernung der Karawane folgten. Man that als wenn man es nicht merkte, denn so oft jemand den Kopf umdrehte waren die Tschuntschus gleich bereit durch Freundschaftsgebärden wieder zudringlich zu werden. Als man eine Stelle im Wald erreichte wo ein Windbruch die stärksten Bäume wie Getreidehalme niedergelegt hatte, trat vor dieser Barricade eine Stockung im Marsch ein. Die Siriniris benutzten dieß um sich wieder dicht heranzuschleichen. Da begann eine Stimme Siruta zu rufen, und augenblicklich wurde das Wort vom Chor wiederholt. Der Lärm wurde frecher und frecher, und kaum waren zehn Minuten vergangen, so befanden sich die Reisenden wieder in einem Handgemenge mit den Zudringlichen. Die Träger flohen um in einer Entfernung von hundert Schritt rathlos zuzuschauen, die Peonen zitterten am Leibe, und der Dolmetscher selbst war außer Fassung. Unter fortwährendem Gelächter begannen die Tschuntschus zu plündern, und dießmal so gründlich daß der Karawane nichts übrig blieb als was ein jeder in den Händen oder am Leib hatte. Befriedigt mit ihrer Beute zogen die Tschuntschus wieder ab, und überließen den Beraubten ihrem Nachdenken und ihrem Aerger.

Diese trösteten sich daß ihnen ihre Jagdmesser und Flinten geblieben seyen und sie sich doch auf dem Rückweg besänden. Um künftige Begegnisse mit den Siriniris zu vermeiden, wich man von dem geraden Weg ab und suchte auf einem Umweg sich der Ollachea zu nähern. Am Abend erreichte man das dammartige Gestade des Stromes und übernachtete hinter einer Uferschwelle, ohne Feuer anzuzünden, damit die Wilden nicht den Lagerplatz am Rauch entdecken sollten. Kaum brach jedoch der erste Dämmerschein des Morgens durch die Zweige, so wurden die Mißhandelten abermals durch Geschrei erweckt, und zwischen den Büschen erschienen von neuem die Fratzengesichter der Siriniris mit dem Rufe Siruta, Siruta! Im Nu waren sie wieder dicht unter den Reisenden, und zwar bemerkte man unter den Ankommlingen etliche neue Gesichter. Der Dolmetscher zeigte ihnen daß alle Reisesäcke leer seyen und die Reisenden nichts mehr zu geben und zu verweigern hätten. Voll Zorn aber hob der eine der Siriniris eine Liane auf, die am Abend vorher einer der Peonen mit dem Buschmesser abgehauen hatte, und zeigte den Schnitt mit dem eisernen Instrument, zum Beweise daß noch immer Siruta vorhanden seyen. Marcoy hatte vorsichtigerweise sein toledanisches Jagdmesser unter seinen Kleidern verborgen, und verdankte diesem Umstand die Rettung des Kleinodes, denn alle seine Begleiter wurden entwaffnet bis auf die Gewehre, vor deren Gebrauch die Wilden eine gerechte Scheu haben. Nachdem die Siriniris die letzten Tropfen aus der Citrone gepreßt, auch etliche Kleidungsstücke „erworben“ hatten, begannen sie die Personen selbst einer nähern Untersuchung zu unterwerfen. Sie verglichen ihre Opfer sehr unhöflich mit den verschiedenen Arten der einheimischen Affen, und ihre Lustigkeit erreichte den Gipfel, als einer der Diebe auf den Einfall kam die Europäer nach Tschuntschugeschmack zu bemalen. Mit den rothen Körnern der Rocumanbeln, die sie auf der Hand zerrieben, beschmierten sie mit Hülfe des Daumens zuerst den Dolmetscher und dann die beiden Huayris; die Peonen und die Träger aber, die viel zu niedrige Gegenstände für ihre Späße waren, erfreuten sich des Privilegiums bloß mit völliger Geringschätzung gestraft zu werden. Endlich als sie auch dieses Uebermuthes satt waren, riefen sie mehreremale eminiki (ich gehe), und setzten diesen frommen Vorsatz wirklich in Vollzug. Noch eine Weile warteten die Gesoppten in der Spannung auf neue Mißhandlungen, als aber alles still blieb, machte man sich auf den Marsch.

Der Rückzug artete seitdem in völlige Flucht aus. Man gieng auf das linke Ufer der Ollachea zurück und ertrug geduldig ein erbarmungsloses Gewitter im Urwald ohne Feuer anzuzünden. Der Kohl von Palmen bildete die Hauptnahrung, sonst aber suchte man sich im Hungern zu üben, denn es war nicht räthlich durch Schüsse die Wilden sich von neuem wieder auf den Hals zu laden. Erst als man die beiden Camantis wieder erreicht hatte, zündete man ein Feuer an. Dann gieng es nach der Aschupa, wo die Indianer vor dem Tiger geflohen waren, nach Manixi und über Sosipata, wo man sich an den Früchten des Gouverneurs von Marcapata labte, nach Miraflores. Als man endlich Chile-Chile sich näherte, wurde die Rückkehr sogleich nach Marcapata telegraphirt, denn der Pfarrer und der Gouverneur hatten Wachen ausgestellt mit der Weisung durch Geschrei sogleich die Rückkehr der Expedition anzuzeigen. Statt zweier begeisterten Entdecker kehrten aber ein paar zerlumpte Gestalten zurück, zerfetzt und tätowirt von den Dornen des Urwaldes. Der gute Pfarrer konnte die Thränen nicht unterdrücken als er diese Ritter des Jammers von den entgegengeschickten Maulthieren absteigen sah. „Ihr seht, meine Kinder, rief er, was man sich holt wenn man gegen die Ungläubigen zieht.“ Perez war kaum nach Cuzco zurückgekehrt, so mußte er sich ins Bett legen und drei Monate mit einer schweren Krankheit kämpfen, während Marcoy ihn pflegte, und die einzige Beute der Reise, nämlich seine Notizen, in Ordnung brachte.

Eisbildungen an der grönländischen Küste.

(Aus A. v. Eyeles geogr. und statistischer Beschreibung Grönlands.)

In den meisten Wintern sieht man bis zum Februar an der Küste von Julianehaab kein Eis, das Meer ist zu dieser Zeit immer in Bewegung, und erzeugt selbst bei stillem Wetter eine gewaltige Brandung an den äußern Spitzen und Scheeren. Im Februar und zuweilen auch erst im Anfang

März merkt man dann zu einer gewissen Zeit daß sich der Seegang plötzlich legt. Zu derselben Zeit pflegt man dann auch zu vernehmen daß weiter nach Süden hin, zunächst dem Cap Farvel, Treibeis gesehen wurde, und wenige Tage darauf, besonders wenn südlicher Wind eintritt, sieht man von den Fjelden bei Julianehaab aus das Meer weiß bedeckt, so weit das Auge reichen kann, und gleichzeitig beginnen auch einzelne abgesprengte Stücke von Treibeis zwischen die Inseln und selbst bis in den Hafen der Colonie hineinzukommen. Man erkennt nun daß das was aus einiger Entfernung gesehen als ein zusammenhängendes flaches Eisfeld erschien, aus lauter losen Bruchstücken besteht, die selten über 50, gewöhnlich aber nur 10—20 Ellen im Durchmesser haben. Wenn diese Stücke auf das Land treiben und bei niedrigem Wasserstand trocken gelegt werden, sieht man daß sie eine Dicke von 6 Ellen und darüber haben, und rund herum in der Höhelinie des Wasserstandes durch den Wellenschlag ausgehöhlt sind, so daß sie immer aus einem ziemlich breiten Fuß bestehen, der oben eine dünne Platte, nämlich den Theil des Stückes trägt welcher über dem Wasser lag und deßhalb nicht so schnell verzehrt werden konnte. Die kleineren abgerundeten Stücke, die man so auf dem Lande stehen sieht, haben daher ihrer Form nach einige Aehnlichkeit mit Tischen die nur auf einem runden Bein mitten unter der Platte ruhen. Gewöhnlich ereignet es sich aber daß eine Kante auf die Seite sinkt, die andere in Folge dessen aus dem Wasser hervorragt. Dieß verursacht es daß eine solche Sammlung ursprünglich flacher Eisstücke, die nur wenige Fuß über das Wasser hervorragen, mit Bruchstücken gemischt sind, die mehrere Ellen über den anderen emporstehen, und da nun gleichzeitig immer eine Menge Eisfjelde diesem flachen Eise folgen, zeigt sich die ganze Oberfläche des mit Treibeis bedeckten Meeres bei näherer Betrachtung im höchsten Grad uneben. Man pflegt dieses Treibeis „Großeis“ zu nennen, und es ist augenscheinlich daß es trotz seiner bedeutenden Dicke doch in Wirklichkeit gefrorenes Salzwasser ist, und aus den Meeresgegenden herrührt, in denen sich daßselbe mehrere Jahre hindurch gefroren erhält. Denn ein einziger auch noch so strenger Winter würde wohl kaum Eis von sechs Ellen Dicke bilden können. In der Nähe von Spitzbergen zeigt sich dieses Eis in Form großer Schollen von meilenlanger Ausdehnung; von dort aber braucht es sicherlich lange Zeit, vielleicht auch mehrere Jahre, um nach Julianehaab zu gelangen. Die Strömung führt einen Theil desselben beständig längs der Ostküste von Grönland herab, auf diesem Weg zerbricht es, friert vielleicht ab und zu auf mehrere Winter wieder aneinander und zerbricht aufs neue, und deßhalb besteht derjenige Theil desselben welcher die Gegend um Cap Farvel erreicht und in die Davis-Straße treibt, gewöhnlich nur aus lauter kleineren Bruchstücken; Schollen von mehr als 1000 Ellen gehören hier jedenfalls zu den Seltenheiten.

Das Treibeis kann sich zu jeder beliebigen Jahreszeit vor der Küste von Julianehaab einfinden. Am häufigsten und regelmäßigsten erscheint es jedoch nach Beginn des Februar, worauf es langsam nach Norden treibt, während neue und größere Massen besonders im April, Mai und Juni nachfolgen; in dieser Jahreszeit ist es eine große Seltenheit, die vielleicht nicht einmal in 20 Jahren eintrifft, wenn ein Schiff direct aus der See in die Colonie einläuft. Im Juli und August scheint eine Art Stillstand einzutreten; das letzte Eis treibt vorüber, ohne daß neue Massen hinzukommen; in den letzten Tagen des August pflegt das südlichste Ende des Eises dem offenen Meere und dem Seegang zu weichen, so daß die Schiffe gewöhnlich in der ersten Hälfte des September gleich in die offene See stechen können. Dann finden sich sehr häufig im Herbst wieder neue Treibeismassen ein, jedoch stets in geringerer Menge, so daß sie sich sehr bald wieder verlieren. Diese Regeln gelten indessen nur im allgemeinen; das Eis kann sich, wie erwähnt, zu jeder Zeit einstellen, sowohl im Sommer wie im Winter, und es kann ebenso zu jeder Jahreszeit ganz von der Küste verschwinden. Man wird hiebei leicht auf die Frage geführt: durch welche Veranlassung das Treibeis an der Ostküste in Bewegung gesetzt und wodurch es in die Davis-Straße geführt wird, und weßhalb dieses vorzugsweise im Frühjahr geschieht? Wäre die Strömung die einzige Ursache, so müßte sie zu ganz verschiedenen Zeiten eine außergewöhnliche Stärke haben; es werden also ohne Zweifel auch noch andere Ursachen gleichzeitig mitwirken, und es wird namentlich darauf ankommen in welchem Zustand sich das Eis an der Ostküste befindet, ob es am Land fest zusammengefroren liegt, oder ob es schon von dem Seegang zerbrochen ist. Daß das Austhauen in einer milderen Jahreszeit Einfluß darauf haben sollte, scheint weniger anzunehmen, denn das Eis findet sich ja gerade am regelmäßigsten kurz nach der kältesten Jahreszeit ein, wo man denken sollte daß es am stärksten zusammengefroren seyn müsse. Viel wahrscheinlicher ist es daß hauptsächlich das unruhige Wetter, welches diese Jahreszeit vor den andern auszeichnet, die Massen von einander trennt und ihr Treiben nach dem Cap Farvel vorbereitet. Man macht verschiedene Bemerkungen hinsichtlich des Wetters, welches der Ankunft des Eises vorauszugehen pflegt; einige behaupten daß es nach starken nördlichen, andere aber daß es nach starken südlichen Winden käme. Diese Bemerkungen beruhen mehr auf individuellen Vorstellungen über die Ursachen der Erscheinung als auf wirklichen und vieljährigen Beobachtungen. Hr. Rink glaubt erfahren zu haben daß es vorzugsweise der warme Ostwind, oder der sogenannte Südost ist der das Treibeis um das Cap Farvel führt; aber in Ermanglung zuverlässiger Beobachtungen muß der Werth dieser Meinung dahin gestellt und die Frage unentschieden bleiben.

Wie die Zeit der Ankunft des Eises keine bestimmte ist, so ist auch die jährliche Menge desselben äußerst verschieden. Wir müssen jedoch hier genau darauf achten was unter der Menge des Eises verstanden werden soll. Man hört jährlich zu gewissen Zeiten sagen daß sich jetzt das Eis da und dort in großer Menge gezeigt hat, daß man von den Fjelden aus kein offenes Wasser erblicken kann, wie man auch auf dem Meer zu sagen pflegt daß viel Eis vorhanden ist wenn es vom Top aus so weit zu sehen ist als das Auge reicht. Das will aber eben noch nichts großes sagen, denn das Eis ragt nicht höher empor als das Wasser, so daß es von einem Schiff

aus nur auf drei oder vier Meilen Entfernung gesehen werden kann; bleibt doch das was man von solch einem einzelnen Punkt erblickt, immer nur ein geringer Theil der Ausdehnung des Eises längs der Küste, selbst zu ganz gewöhnlichen Zeiten. Um sich einen Begriff von der Eismasse zu machen, muß man entweder in einem Schiff den ganzen Außenrand derselben umfahren, oder gehört haben wie weit sie nach Norden hinauf an der Küste gesehen worden ist. Man kann wohl sagen daß es sich in den meisten Jahren im Frühjahr längs der ganzen Küste bis zur Colonie Fredrikshaab festlegt, aber abgesprengt wird und sich verliert bevor es die Strömung weiter gegen Norden hinaufführen kann; sehr häufig erreicht es jedoch auch die Colonie Fiskernäsket, aber in wenigen Jahren Godthaab, und nur sehr selten die Colonie Sukkertoppen, und kaum jemals hat es Holsteensborg erreicht. Das Eis dagegen welches im Herbst kommt, geht selten über den District von Julianehaab hinaus; doch ereignete sich im Jahr 1791 der seltene Fall, daß es sich in dieser Jahreszeit vor der ganzen Küste bis hinauf zur Colonie Sukkertoppen festlegte und den größten Theil des Winters liegen blieb, zusammenfror und sowohl jede Communication als auch den Kajakfang der Grönländer hemmte. Ein Weiberboot war im Herbst von Godthaab aus nach Sukkertoppen gegangen und wurde auf dem Rückweg von diesem Eis festgehalten. Die Besatzung beschloß darauf den Versuch zu wagen den District von Godthaab über Land zu erreichen. Sie begab sich, sieben Köpfe an der Zahl, am 11 December auf den Weg; unter vielen Leiden und Beschwerden blieben nach und nach vier von diesen Leuten unterwegs liegen und starben vor Hunger und Kälte, und erst am 25 Dec. erreichten die übrigen drei einen bewohnten Platz am Fjord von Godthaab. Das Jahr 1817 ist als das größte Eisjahr in der Davis-Straße bekannt über das bestimmte Nachrichten existiren; zwei von den Schiffen der königlichen Handelsgesellschaft giengen in diesen Gewässern verloren. In demselben Jahre hatten die Walfischfänger das Fahrwasser um Spitzbergen ungewöhnlich frei vom Eis gefunden, was theilweise Anlaß zu den darauf folgenden englischen Entdeckungsreisen gab. Im Jahr 1838 ereignete es sich auch daß das Eis im Herbst bis hinter die Colonie Fiskernäsket reichte.

Wenn es nicht leicht ist sich die erste Ursache von der Bewegung des Großeises zu erklären, dürfte es vielleicht noch schwieriger seyn nachzuweisen wo es bleibt. Es legt sich nämlich als ein längerer oder kürzerer Streifen längs der Küste fest, hält sich hier einige Monate, indem es bald von dem Lande zurückweicht, bald auf dasselbe hinaufgepreßt wird, und verschwindet darauf. Zu gleicher Zeit ist es in einem beständigen Treiben nach Norden begriffen, aber die nördlichen Zipfel erreichen doch immer nur eine gewisse Gränze, und verschwinden dort. Daß es ganz nahe der grönländischen Küste in noch kürzerer Zeit aufthauen sollte als das Eis auf den kleinen Landseen und der Schnee auf dem Land, und zwar trotzdem es sechs Ellen und darüber dick ist, während das Eis auf den Landseen nur 1½ Ellen stark ist, davon kann gar nicht die Rede seyn. Man sieht auch daß einzelne Stücke, die sich eingeklemmt haben und die innern Strömungen und Fahrwasser verstopfen, den größten Theil des Sommers über liegen bleiben, ohne eine sichtliche Veränderung zu erleiden. Es bleibt daher nur übrig anzunehmen daß der nördliche Zipfel des langen Streifens sich von der Küste wegwendet, nach Westen hin in das Meer zerstreut wird und dort erst aufthaut. Dagegen scheint allerdings der Umstand zu sprechen daß die Schiffe auf ihrem Rückweg von Nordgrönland, wenn sie in 10—20 Meilen oder noch kürzerer Entfernung längs des Landes segeln, selten Eis treffen. Einzelne lose Stücke fehlen jedoch nicht ganz, und bedenkt man daß jener Streifen der sich längs eines Theils der Küste festlegt gewöhnlich nur eine Breite von 5—6 Meilen hat, und daß er weit davon entfernt ist compact zu seyn, wenn er dem Auge auch so erscheint, so wird man es immer für möglich halten daß der nördlichste Zipfel sich allmählich im Laufe des Sommers in dem großen Meere zerstreut, ohne daß er die Aufmerksamkeit der Seefahrer in besonderem Grad auf sich zieht.

Sir John Herschels Vorschlag eines kosmopolitischen Längenmaßes.

Es gibt in England sehr viele Liebhaber, welche gern das metrische System Frankreichs bei Münze, Maß und Gewicht einzuführen wünschten. Das britische Publicum hängt aber zäher als irgendein anderes an dem Hergebrachten, wie es feinerzeit großer Geduld bedurfte, ehe sich das Volk die ungeheure Wohlthat der kleinen silbernen Sixpencestücke gefallen ließ. Das französische Maß- und Gewichtssystem obligatorisch in England einzuführen, dazu bedürfte es eines Parlamentsbeschlusses, aber auch dieser möchte, wäre er erlangt worden, schwerlich ausreichen, denn selbst bei den für alle Neuerungen so empfänglichen und für sie so begabten Franzosen gelang es doch nur einem Convent, der gleich bei Ungehorsam das Beil fallen ließ, das revolutionäre metrische System einzuführen. Der französische Mètre ist aber bekanntlich falsch, d. h. nicht genau so lang als er seyn sollte. Nach den Berechnungen des königlich britischen Astronomen aus dem Jahr 1830 beträgt die Länge der polaren Erdaxe 41,707,620 Fuß oder 500,491,440 Zoll engl. Bessels im Jahr 1841 veröffentlichte Berechnungen geben aber 500,487,744 Zoll. In neuester Zeit hat Schubert von neuem die Axe berechnet, und zwar konnte er die französischen, russischen und britisch-indischen Bogenvermessungen benutzen. Die französischen Triangulirungen, die 500,368,920 Zoll für die Erdaxe darbieten, verwirft Schubert gänzlich, den britisch-indischen (500,550,168 Zoll für die Erdaxe) gibt er nur einen „halben Werth," und stützt sich hauptsächlich auf die neueste russische Vermessung. Sir John Herschel findet dieses Verfahren unbillig. Die indischen und russischen Bogenmessungen stehen ihm in gleichem

Range, und den französischen gibt er den „halben Werth," der beiden andern. Dadurch erreicht er eine durchschnittliche Länge für die Erdachse von 500,506,699 Zollen, während der mittlere Durchschnitt von Schuberts, Bessels und Airy's Berechnungen 500,495,294 Zoll gibt, und sich von der runden Zahl von 500,500,000 nicht um den 106,000sten Theil entfernt. Sir John Herschels Vorschlag geht nun dahin aus den zehn Millionenteln der Erdachse ein Längenmaß zu bilden, welches demnach $50.^{95}$ Zoll engl. enthalten würde, während der neue Zoll dieses britischen Metre's genau $1.^{001}$ Zoll des gangbaren Maßes vorstellen würde. Es bedarf dazu keiner Parlamentsbeschlüsse, denn für Handel und Wandel würde es ziemlich gleichgültig seyn ob man nach dem jetzt gesetzlichen oder nach den astronomischen Zollen rechnen würde; diese sind überhaupt nur für wissenschaftliche Zwecke brauchbar. Ferner ließen sich sehr bequem die alten Maße in die neuen und die neuen in die alten verwandeln. Wollte man Summen astronomischer Zolle in gesetzliche gestalten, so brauchte man nur dieselben Ziffern um drei Stellen eingerückt unter die Hauptzahl zu schreiben und zu addiren, um statt des Einfachen das $1.^{001}$fache zu erhalten. Bei der Verwandlung der landesüblichen in astronomische Zolle aber könnte man ein Tausendstel abziehen. Man würde dann freilich statt des $^{1000}/_{1001}$ Theiles den $^{999}/_{1000}$ Theil erhalten, der Fehler bei der Verwandlung und Rückverwandlung könnte aber nur auf $^{1}/_{990,000}$ steigen, also nie von Wirkung werden.

Will man eine Erdachse zur Basis irgendeiner Längeneinheit nehmen, so kann es nur die Polarachse seyn, denn die äquatorialen Durchmesser der Erde sind merklich unter gewissen Meridianen verschieden. Jeder Geometer, meint Herschel, muß zugeben daß der Radius eines Kreises viel natürlicher sich zur Basis von Längeneinheiten eignet als die Peripherie. „Bei Geschöpfen von anderm psychologischen Organismus mag es anders seyn, nimmt man aber das Genus homo wie es ist, und die Species Geometer wie sie vorhanden, so muß man jene Thatsache zugeben." Um so stärker aber muß man bei Ellipsen die kleinere oder die größere Achse als ein viel näher liegendes Fundament zur Bestimmung einer Längeneinheit halten, wie die Peripherie. Dieß ist allerdings richtig, doch hatten die Franzosen, gegen welche diese Sarkasmen gerichtet sind, den praktischen Zweck vor Augen daß eine bürgerliche Längeneinheit, die auf die Vermessung eines Erdbogens im eigenen Lande sich stützt, immer wieder gefunden werden kann, während die Erdachse nicht selbst gemessen, soudern erst aus dem Mittel verschiedener Meridianbogen durch Berechnung gefunden, also durch jede neue größere Triangulation bei abweichenden Ergebnissen etwas erschüttert wird. Gerade dieser Umstand wird aber zur Tugend für Herschels ideales Längenmaß. Der Meter, der ein Theil der französischen Bogenvermessung bildet, ist kein kosmisches, sondern ein nationales Maß, während die Erdachse allen Nationen und allen Räumen der Erde gemeinsam ist, und ihre Länge eben aus dem Vergleich sehr vieler nationalen Gradmessungen erst sicher ermittelt werden kann. Der französische Mètre soll bekanntlich der 10millionste Theil vom Quadranten des Meridians, der über Paris geht, vorstellen. Das Pariser Längenbureau, also die höchste Instanz, gibt ihm einen Werth von $39.^{37079}$ Zoll engl., der Mètre ist daher falsch um $^{1}/_{8400}$ in Hinsicht auf die natürliche Einheit, die ihm zu Grunde liegen soll, und 12—13mal ungenauer als Herschels kosmopolitischer Mètre.

Zu diesem recht praktischen Vorschlage gelangt Sir John durch das Buch von Taylor über die Grundsätze beim Bau der großen Pyramide in Aegypten, worin der Verfasser versucht hat den Aegyptiern ebenfalls die Ehre der Erfindung eines metrischen Systems zuzuschreiben, was unser Astronom kritisch bezweifelt. Herschel läugnet auch daß die Aegyptier eine Formel zur Berechnung der richtigen Längenverhältnisse zwischen dem Radius und der Peripherie eines Kreises besessen haben müßten. Wenn aber Sir John früher auch behauptet hatte daß keine Dimension der großen Pyramide sich zu den verschiedenen Dimensionen der Erde in irgendeine erträglich runde Zahlenproportion setzen lasse, so hat er durch eine spätere Zuschrift an das Athenäum sich selbst verbessert. Die Höhe der Pyramide von der Basis bis zu der correcten Spitze (wenn eine solche vorhanden wäre) beträgt nämlich genau $^{1}/_{270,000}$ Theil eines Erdumfanges. Legt man den äquatorialen Erdumfang zu Grund, dann ist die Rechnung um $^{1}/_{36}$ zu klein, und in Bezug auf einen polaren Erdumfang um $^{1}/_{4500}$ zu groß, nähert sich diesem aber ganz erträglich. Doch soll damit nicht etwa behauptet werden daß die Aegyptier wirklich solche astronomische Gedanken ausdrücken wollten, denn warum gerade dann den 127,000Millionstel-Theil wählen?

Ueberhaupt gehört es zu den Mode-Narrheiten aus dem ägyptischen Pyramidenbau tiefe mathematische Grundsätze herauszurechnen. Man probirt am Ende so lange bis irgendeine auffällige Proportion mit irgendeiner andern Größe herauskommt. Zu welchen Albernheiten solche „Studien" führen können, hat der Ingenieur-Oberst Henry James in einer Zuschrift an das neueste Athenäum gezeigt. Mit Bezug auf Sir John Herschels Vorschlag bemerkt er: die Länge eines Sonnenjahres besteht aus $365,^{242}$ Tagen, die Länge eines Meridiangrades am Aequator aber aus 365,234 Fuß, wollte man nun diese Zahl von Fußen durch die Tage im Jahr theilen, so würde man genau $999,^{877}$ Fuß oder nahezu 1000 Fuß erhalten. In England unter 54^{0} 55′ in der Nähe des berühmten Gretna Green beträgt aber genau die Länge eines Breitengrades 365,242 Fuß, so daß getheilt durch die Tageszahl der Jahre 1000 Fuß sich ergeben würden. Nun besteht offenbar kein denkbarer Zusammenhang zwischen der Tageszahl des Sonnenjahres und der Längenausdehnung eines Breitengrades bei Gretna Green. Es könnte sich aber nun ereignen daß nach etlichen Jahrtausenden der berühmte neuseeländische Archäolog, von dem der selige Macaulay träumte, nach dem mittlerweile zu Trümmern gewordenen England käme und dort eine genaue Angabe des englischen Fußes fände. Würde nun dieser Archäolog aus den Falten der Zukunft ausrechnen daß das verstorbene Geschlecht der Engländer die Größe ihres Fußmaßes, nach der Größe eines Breitengrades bei Gretna Green getheilt durch die tausendfache Zahl der

Tage eines Solarjahres beſtimmt hätten, ſo würde er ſich genau ſo lächerlich machen wie unſre modernen mathematiſchen Aegyptologen.

Die Nachahmungskünſte der Natur.

(Aus Chambers's Journal.)

Vor Jahrhunderten und Jahrhunderten ſchon zeigte der Königsaffe, der Simia Polycomos, in den Urwäldern vorbildlich die europäiſche Mode der Vollperrücke mit ſeinem prachtvollen Haupthaar. Ehe noch ein Perrückenmacher von den verſchiedenen Formen ſeiner Machwerke träumte, ließ der Simia Polycomos ſeine fliegenden Locken in der Sonne flattern, und die warmen Waldlüfte ſie nach der Mode zurichten. Auch der hübſche kleine Marmoſet (eine Meerkatzenart) trug Krauſen an der Seite ſeines Kopfs, bevor noch unſere vornehmen Damen breite Schlappſtreifen an ihre Hüte hefteten, und er trägt ſie bis zum heutigen Tage, wo unſere wandelbaren Moden die Köpfe unſerer menſchlichen Marmoſets in ganz anderer Weiſe kleiden. Der Pithecia Satanas hat einen gut entwickelten Bart, und ſein Haar fällt von Natur geſondert über ſeine Stirn herab wie das eines Mannes; viele tragen Handſchuhe oder Pulswärmer wie unſere Großmütter ſie in ihres Lebens Lenze hatten; die Ateles oder Spinnen-Affen thun alles was ihr Name beſagt, nur machen ſie keine Spinnweben, und leben nicht in Zellen; der komiſch ausſehende Kahau (Simia nasalis) zeigt ſeine lange Naſe, ſein Zwergkinn und ſeine tiefliegende Braue regelmäßig zweimal im Jahr in meinem Hauſe, wenn er kommt um eine gewiſſe Steuer zu erheben, und mancher alte, ſchüchterne, ſanfte und flehende Neger könnte für den größern Bruder des ſanftmüthigen Pithecia melanocephala gelten.

Auch andere Dinge ahmen den Menſchen nach, ſowohl im Blick als in der Handlung. Der träge Bär gleicht um ſeinen Kopf herum, an welchem die Haare in ſo reicher Ueppigkeit herabfließen, einem excentriſchen Künſtler; der bebrillte Bär ſieht aus als wenn er bei einem Preiskampfe geweſen, und als wären ſeine Augen von dem „Kämpen“ geſchwärzt worden; die Cobra hat eben ſo beſtimmt gezeichnete Brillen wie die auf Ihrer achtungswerthen Naſe, mein verehrungswürdiger Freund! Und der Capucíner-Kahlkopf (Cocracina gymnocephala) iſt das getreueſte Conterfey eines gemüthlichen alten Prieſters oder Dichters, wenn anders der Kritiker in ihm nicht eine noch größere Aehnlichkeit mit dieſem oder jenem ſeiner literariſchen Bekannten ſehen könnte. Nebenbei geſagt, gibt es noch eine andere Coracina (C. cephalopteras, oder Flügelkopf), die einen glänzenden Kopf hat, mit zwei daran wachſenden ſehr bemerkenswerthen menſchlichen Nachahmungen. Die befranſte fliegende Eidechſe hat Nücke und Schöße, und der Argus hat einen Büſchel Federn, die wundervoll wie gefärbte Spitzen und Juwelen von ſeinem Kopf herabhängen, während ſehr viele der ausländiſchen Pfauen- und Faſanenarten einen Hals- und Kopfputz haben die aufs genaueſte denen gleichen welche unſere Hofmodiſtinnen für die Hofdamen machen. Der Schneider-Vogel webt zuerſt ſeinen eigenen Baumwollfaden, und näht dann ſein Neſt zuſammen, während die Ploceinae, die geſelligen Vögel — gleich den republicaniſchen und geſelligen Webern — Vogelſtädte bauen (obſchon ſie nicht ganz ſo ſind wie die Vogelſtadt des Ariſtophanes), und in einem glücklichen Zuſtand der Eintracht und des Communismus leben. Dem Schreiber-Vogel fallen ſeine Federn ungeordnet von der Stirne, und geben ihm ein ſehr äſthetiſches Ausſehen; die Paradies-Elſter iſt in vollem Hof-Coſtüm, funkelt von ſtrahlenden Juwelen, und ſtolziert einher mit Krauſen und Schleppen; der Condor trägt eine Damen-Boa — oder ein „Kätzchen,“ wie die Ammen ſagen wenn ſie mit kleinen Kindern ſprechen — und der Chlamydosaurus Kingii, eine Eidechſe, hat einen Hut und eine gefaltete Halskrauſe, die ſehr elegant iſt und wunderſam ausſieht. Das ganze Eidechſen-Geſchlecht iſt mehr oder minder unheimlich. Die Siredons (Gyrinus mexicanus) haben ſeltſam befranſte Kiemen, die ihnen ein feſtliches Ausſehen geben; beſonders der Axolotl, einer der wunderſamſten von ihnen allen, und das ganze Geſchlecht, vorzüglich aber ſein nächſter Vetter, der Proteus anguinus, hat aufſallend kleine kindiſche Hände und Arme, die ausſehen als ob ſie das Product erſter Verſuche wären, denen dann die Vollkommenheit des menſchlichen Ideals folgen ſollte. Erzeugniſſe erſter Verſuche gleichen auch jene ſonderbaren gekrümmten Figuren, jene außerordentlichen, ſkizzenhaften, menſchlichen Formen welche ſich ſtoßen, und bücken und wogen und untertauchen um die Mündung der Röhre der Sabella herum, mit ganz vollſtändigen Armen, mit Kopf und Schultern, aber an den Boden befeſtigt durch ihre zwei in eins gelaufenen Beine.

Die Natur bleibt jedoch nicht bei menſchlichen Nachahmungen ſtehen; ſie wiederholt ſich unaufhörlich durch alle ihre Schöpfungen, und nimmt ein Muſter der Reihe nach für verſchiedene Zwecke. Sie ſchafft ein Landgeſchöpf mit kurzen lächerlichen Vorderarmen, das gezwungen iſt ſich aufrecht zu halten, und unnütz-ausſehende vor ihm herbaumelnde Tatzen zu tragen, und ſchafft dann dasſelbe Geſchöpf auch auf dem Waſſer, nur ein wenig abſurder und unendlich anmuthloſer. Das Känguru und der Pinguin ſind wirklich nach einem und demſelben Model gegoſſen, nur modificirt nach ihrem Element. Sie ſetzt Hörner auf eines ihrer vierfüßigen Geſchöpfe, und um ihre beſiederten Kinder nicht zu vernachläſſigen, laßt ſie ein ächtes aus dem Gehirn des Wehrvogels, des Palamedea, aufſchießen, während ſie unechte, nur aus Knorpeln und Federn gemachte, auf die Köpfe der gehörnten Eule, eines Adlers und einiger andern Vögel ſteckt. Faſt jede Art Vögel hat ein gehaubtes Mitglied aufzuweiſen, als eine Abweichung vom Originaltypus, und um ſie alle in einer Kette wechſelſeitiger Aehnlichkeit aneinander zu knüpfen; ſie bindet Krauſen um ihre Hälſe, und hängt Schleppen an ihre Schwänze; einigen wieder gibt ſie Sporen, andern heftet

sie Bruststreifen an, und sendet sie hinaus in die Wälder im glitzernden Schmucke organischen Goldes und organischer Juwelen. Sie läßt sie alle, eins nach dem andern, die künftigen Dinge der Menschen gleichsam weissagen. Lange bevor der erste Grieche seine Lyra auf der an der Meeresküste liegenden Schildkrötenschale mit Saiten bezog, hatte sie eine solche gestaltet aus dem Schweife der prächtigen Menura, des königlichen Paradiesvogels der Antipoden, und als die wälschen Barden noch unbekannt waren, und die Harfe Erins noch stumm in dem Dunkel der Zukunft lag, stempelte sie eine Harfe auf den Rücken der Robbe, und lachte bei dem Gedanken an die Zeit wann des Menschen Verstand ihr die musikalischen Töne entlocken würde. Ehe denn die Indianer ihre Birkenrindenkähne aushöhlten, machte sie ein Boot von dem Schnabel der Cancroma cochleuria, dem Bootschnabel par excellence, auch eines der ehrwürdig aussehenden glatten mönchischen Vögel, mit seinen lax von den Brauen herabfließenden Federn; und sobald die Söhne Adams sich für ihre Hahnensuppe Löffel formten, hatte die Platalea, oder Löffelgans, ihnen die bestmögliche Form hiefür gezeigt. Sie tupfte ein wenig rothes Wachs auf den Flügel der Bombycilla, oder des Wachsflüglers, bevor Hyde entstand, oder die Vorzüge des Schellacks und Carmins entdeckt wurden.

Nicht zufrieden mit diesen prophetischen Luftsprüngen, gibt sie Flügel einem Reptil, und macht aus der Dactyloptera eines der abnormsten Geschöpfe; dem Blennius ocellaris schlägt sie ein Schuhpyhchen, indem sie ihm in den Kopf setzt er sey ein Meerschmetterling, und indem sie eine plumpe Art Thier mit schuppigen Flecken statt der Pfauenaugen, und schleimigen Flosfedern statt der bunigen Flügel der Io Vanessa macht, die eben erst ihre Nahrung auf den Nesseln im Garten suchte; in der Platax Vespertilio versucht sie ihre Hand an einer Fisch-Fledermaus, und in den Spinnen-Krebsen backt sie Arachniden und Crustaceen zusammen.

Noch weit mehr thut die Natur in ihrer großen unergründlichen, fruchtbaren Meereswerkstätte, die voller sonderbaren Dinge ist — Dinge welche die ersten unbeholfenen Anstrengungen ihrer Jugend zu seyn scheinen, bevor sie noch gelernt ihre Hände mit Geschicklichkeit zu gebrauchen, oder ehe sie durch Erziehung und Erfahrung die ganze Leichtigkeit ihrer plastischen Kraft entwickelt hatte. Der Blennius war auch ein solcher geklecter Umriß des künftigen anmuthigen Schmetterlings, und in dem Cheirouectes, diesem wunderlich aussehenden schuppigen faßartigen Geschöpf, das man in tropischen Seeplätzen über die Felsen gehend trifft, sind Füße und Beine roh symbolisirt — ungefähr so vollkommen wie ein Kind sie in den viereckigen Ritzen am Rande seines Puppenrocks auf seiner Schiefertafel symbolisirt haben würde. In dem Hippocampus haben wir das Zerrbild des künftigen Rennpferdloptes, in dem Aal die Idee der Schlange, in dem Krampfisch die Kraft auf deren Vervollkommnung Galvani und Volta so viele Jahre wandten. In der Seemaus, einer der Annelidae, haben wir eine phantastische und schwache, aber keine ganz imaginäre Aehnlichkeit mit der kleinen braunen Erdmaus, welche bei Nacht an unserm Käse nagt, und bei Tag ihr Wesen hinter unsern Wänden treibt. Unter den Robben oder Phocidae treffen wir manche erste Ideen, manche frühe Conceptionen und rohe Experimente im großen Laboratorium des Weltalls, alle aber mit demselben unvollständigen Erfolg ausgeführt. Der Seelöwe, die Seekuh, das Seekalb, der See-Elephant, der See-Leopard, der Seebär haben mehrfach eine gewisse Aehnlichkeit mit den vervollkommneteren Thieren deren Prototype sie sind; allein sie sind insgesammt fliegenhaft und unvollendet, bloße erste rohe in Kreide ausgeführte Zeichnungen. Dann müssen die Robben nothwendigerweise andere Dinge nachahmen. Eine, von der ich bereits gesprochen, trägt die Photographie einer Harfe auf ihrem Rücken; eine andere ist marmorirt, und eine dritte trägt einen einigermaßen dem Helm eines Soldaten gleichenden Kamm auf ihrem Kopfe, während alle, zu verschiedenen Zeiten, als die wahrscheinlichen Originale des bezaubernden Meerfräuleins betrachtet wurden, das unter den Wurzeln des Meeres lebt, und junge Leute mit ihren Gesängen und ihrem goldenen Haar ins Verderben lockt. Und da wir einmal von flüchtigen Dingen sprechen, so möchten wir fragen: womit in der Welt hat das ganze Geschlecht der Sepiaden Aehnlichkeit als mit den Gemälden welche Wilde und Kinder von Geistern und Kobolden machen? Ihre stieren Augen, ihre langen schwankenden Arme, ihre mißgestalteten Leiber, ihre beißenden Schnäbel und mächtigen Sauger machen sie ungeheuerlich und furchtbar genug. Eine davon, Onychoteuthis Banksii, gleicht auf und nieder einem neuseeländischen Götzenbilde, mit seiner unförmlichen Nachahmung einer mit Bändchen drapirten menschlichen Figur, mit seinem Kopfe voller Augen und seinen wogenden Federn.

Selbst die Seegräfer sind imitativ, und stellen erdhafte und menschliche Dinge dar. Jene breiten grünen und purpurrothen Wedel gleichen mehr Bändern als irgend etwas anderm, während die kleinen dichten Büsche von Roth und Weiß und Violett und Gelb erstaunlich große Aehnlichkeit haben mit Federn welche von der salzigen Meereswoge überkrustet sind. Das See-Ei (Echinus) ist eine andere Nachahmung, und wenn ihr zu den Polypen und Mollusken hinabgeht, zu geschweigen von den mikroskopischen Geschöpfen, so findet ihr Aehnlichkeit mit den meisten euch umgebenden Dingen. Das Meermoos schwingt sein anmuthiges Laub langsam im Strome; das wundervolle kleine Nuthengewächs (Virgularia mirabilis) zeigt seine gezierte Lieblichkeit einem jeden der sie zu suchen sich die Mühe nimmt, und die Massen von Blumenglocken, Federn, Perlenketten und Flechten, Fransen, Juwelen, Schachtelmännchen (jacks in boxes), Vogelsköpfen und dergleichen, trotzen jeder Berechnung. Man betrachte die außerordentlichen Formen welche die Acalephae oder Seenesseln — die Gallertfische — mit ihren befransten Fühlfäden annehmen, welche die Wurzeln und der Stengel eines Pilzes zu seyn scheinen. Sie ändern sich stets, und lassen, wenn man sie als bloße Klumpen gefärbter Gallerte sieht, nur wenig die erstaunliche Schönheit ahnen zu der sie sich entfalten können. Einige sind mit losen Fransen bedeckt, welche wie die Fransen von einem Damen-Sonnenschirm her-

abhängen; andere haben einen Pilzkopf mit einem ganz befalbelten und pelzverbrämten Stengel; andere hinwieder werfen blättrige Fühlfaden aus, die schwebend von der Kuppel herabhängen, und eines dieser Gewächse ist ein Schirm mit dem wunderbarsten Stock und unbrauchbarsten Griff. Viele sind zartweiß, und liegen auf dem Meere wie zusammengehäufte Flocken halbgeschmolzenen Schnees; allein wenn sie sich in ihre befransten Scheiben ausbreiten und Kuppeln zieren, so verändern sie sich in alle erdenklichen Farben, und glänzen in dem Sonnenlichte wie eine Handvoll lebender Juwelen. Man nehme ferner die Seeblumen, die Actiniae, und sehe welche wundervollen Bilder sich aus diesen sonderbaren Stückchen welken Fleisches gestalten. Hier ist ein Gänseblümchen mit seinen weißen Kronenblättern und seinem goldenen Herzen; dort eine Gurke, ein wenig stachelig vielleicht und mit einem befiederten Kopfe, wie man ihn bei den Erdgurken nie sieht, aber ohne Zweifel von vortrefflichem Wohlgeschmack; hier ist ein Beet von Mesembrianthemums in allen Farben, purpurn und blau, violett und blaßroth, gelb und grün; dort ein Dianthus, mit seiner breiten weißen Blume, befranst und gezackten um den Rand herum, gerade wie die an eurem sonnigen südlichen Gestade wachsende weiße Nelke. Eine Molluske, die Bursatella Leachii, ist gleich einem hoch verzierten Herzen mit einem anmuthig aus der Ritze in der Seite wogenden befiederten Wedel. Man betrachte ferner die Madreporen und Korallen, mit ihren blumenartigen Formen und blumenartigen Farben; die fossile Encrinite oder Steinlilie, so anmuthig während ihres Lebens; man betrachte die Zoophyten und Infusorien, die in ihren seltsamen Enthüllungen Blumen auch so ähnlich sind, und wende dann den Blick auf die Muscheln, oder vielmehr auf Muschel sowohl als Thier, und sehe welche wundervollen Dinge wir aus ihnen bekommen. Die eine Muschel gleicht einem Helm — Pallas Athene selbst hätte ihn zum Muster ihres eigenen nehmen können; eine andere gleicht einem Becher; eine dritte ist ein Schild, während die darunter befindlichen Geschöpfe allem gleichen was euch beliebt. Da ist der Argonaute mit seinen stieren Augen und langen biegsamen Armen, bald durch das Wasser schießend wie ein Pfeil, bald elfisch auf seinem Kopf am Boden kriechend, bald seine Segelarme ausbreitend, bald seine Ruderarme schwingend, und stets mit der anmuthigsten Muschel welche die Natur je schuf, indem sie ihr behülflich war sich als eines der Schönheitswunder der Welt zu zeigen — ja der Argonaute ist gleich allem und jedem. Je mehr ihr ihn betrachtet, desto mehr erkennt ihr daß ihr in ihm den Typus und das Emblem fast jedes Stückchens durch die Welt zerstreuter natürlicher Arbeit vor Augen habt, während jede Veränderung der Stellung ein elfisches Gesicht mit zwei ungeheuren stieren Augen zum Vorschein bringt, die euch mit unvermeidlichem, schauerlichem Untergang zu bedrohen scheinen wenn ihr seine Ruhe stört. Da ist ferner der Haliotis tuberculata, mit seiner einem Ohre gleichen Muschel — es ist in der That das See-Ohr; da ist die Isocardia, oder Herzmuschel; da die beiden Solens — die Rasiermesser-Muschel und die Messermuschel, während wir unter den Kauris eine winzige französische Walze, eine Harfe und eine Spindel, ein Weberschiffchen, eine Musikmuschel und eine einem weichgesottenen Ei gleichende Muschel, ein Maulwurf-Kauri und ein Wicken-Kauri, ein Blattern-Kauri, eine falsche Spindel, und, zuletzt von allen, eine in Kreide und Glas gehärtete „rauhe Zähre" haben. Dann ist da ein Waldhahnskopf (Murex haustellum) und eine Tulpenmuschel (Fasciolaria tulipa), eine Meertrompete (Triton variegatus), mit dem wunderlichst aussehenden Thier darin; ein Kreisel (Trochus ziziphinus); See-Eier wie Trauben (die Eier des Tintenfisches), während der Bart oder Byssus der Muskel einer feinen Wolle gleicht, und zu Handschuhen oder Börsen versponnen werden kann. Die Sabella bewohnt eine Röhre die fast dem Balg des Strohwurms gleich ist. Der Stichling und einige andere bauen Nester wie Vögel, nur daß sie an beiden Enden offen sind, und daß die Fische beliebig ein- und ausschwimmen; der „getigerte Hai schwimmt in Gesellschaft mit seinen Jungen herum, wie eine stolze Henne mit ihren Küchlein, und der Spiegelfisch schwebt wochenlang über seinen Jungen, und schützt sie gegen Gefahr."

Bei Steinen nehmen die Achate einen großen Theil natürlicher Abbildungen in Anspruch. Band, Moos, Landschaften und Blutflecken sind alle genau abgebildet in den verschiedenen Exemplaren welche deren Namen tragen; während der Karneol, der ebenfalls ein Achat ist, die Farbe des Fleisches und eben daher auch seinen Namen hat. Der Opal gibt uns eine schlechte Nachahmung von Katzenaugen, und die tiefblauen Sapphire sind blässer als deine Augen waren, meine süße Geliebte, wenn Freude und Liebe mit ihrem nie verlöschenden Feuer darin leuchteten. Im Puddingstein haben wir keine so sehr schlechte Nachahmung eines grobkörnigen Puddings, und in vielen der weißen Figuren die wir da und dort in schwarzen und grauen Marmoren sehen, können wir die Formen der beseelten und unbeseelten Schöpfung verfolgen. Ich erinnere mich eines schwarzen Marmor-Kamins in dem alten Pfarrhaus in welchem ich geboren ward, der ein endloses Gemäldebuch für uns Kinder zu seyn pflegte. Da gab es Bilder die Hülle und die Fülle: ein Katzenkopf mit einem Halsband um den Nacken; ein Kaninchen, ein Knäbleinsgesicht mit einer Kinderwiege; ein Pferd, ein Vogel, einige sehr abgelebte und entstellte alte Männer, Ringe, Börsen, Säcke und Krausen, Säbel und Schuhe, Sessel, Throne, Stühle und Tische, kurz Abbildungen, mehr oder minder genau, von der Hälfte der Dinge um uns her. Dann ist da ein Kuinen-Marmor — gelblich, mit braunen Linien und Schattirungen, welche alte dem Verfall nahe Burgen und Thürme darstellen; ferner ein Oolit-Marmor, grau und getüpfelt, wie der Rogen eines plötzlich auf ewig versteinerten Fisches; endlich die schöne Pietra stellaria — ein blumenähnlicher Marmor, der über und über mit den Scheiben der Madrepore bedeckt ist — sehr lieblich und sehr prägnant.

Unter den Insecten gibt es eine Feuerschwanzfliege, die, wie der Kuckuck, ihre Eier in die Nester andrer Insectenmütter legt, und da ist eine Raupe die ihre Arme trotzig in die Seite stemmt, und die ganze Welt herauszufordern scheint sich vor

den Folgen in Acht zu nehmen: sie ist die „Maske“ des sanften, grauen, bescheidenen Gabelschwanzes; da ist ein „wolliger Bär,“ der mehr einem Bischofen roh „kardätschter“ Berliner Wolle als einem Bären gleich sieht; ferner eine Eisternotte, an der aber mitten unter dem orthodoxen Schwarz und Weiß bunte Bänder flattern; eine Raupe, gerade wie ein Stecken — eine der Spanner — ein kleiner brauner Geselle, der sich selbst an einen Baum oder verdorrenden Ast befestigt, von wo er sich steif schwingt, und den jedermann für einen todten dürren noch nicht abgefallenen Zweig hält. Da sind noch andere Stecken-Insecten, keine Raupen, Phasmidae oder Gespenster genannt, von der Classe der Orthopteren, die auch gerade wie Stecken oder dürre Zweige aussehen, deren Flügeldecken so abgerundet sind daß sie eng an der Seite anliegen, und die so die Anwesenheit von Organen, welche verwitterten Zweigen kaum natürlich sind, nicht verrathen. Da sind ferner Laubinsecten, Gespensträfer, von der Sippe der Mantidä, auch Orthoptera, die ebenso genau Blättern gleichen wie jene Zweigen glichen. Sie haben alle Arten von Baumfarben — vom Blaßgelben der sich öffnenden Knospe bis zum reichen Grün des vollkommenen, und dem düstern Braun des verwelkten Laubes. „Diese erstaunlichen Insecten,“ wie Sir Emerson Tennent sie nennt, lassen sich von den Bäumen und dem Gras worauf sie liegen kaum unterscheiden. Ihre Flügel gleichen gerippten und faserigen Blättchen, und jedes Glied ihrer Beine dehnt sich in breite Falten aus, wie ein halbgeöffnetes Blättchen. Sie ruhen auf ihrem Unterleib, und schleppen sich mittelst ihrer Beine fort, welche so flach auf dem Boden liegen daß niemand sehen kann wie das Geschöpf sich langsam fortbewegt. Die Eier sind, sonderbarerweise, genau wie Samenkörner, braun, fünfeckig, mit Stengeln und an allen Durchschnittsstellen punktirt. Ein einem Blatte gleichendes Insect, das Eier legt wie Samenkörner, kann sicherlich als eine der sonderbarsten Nachahmungen in der Welt betrachtet werden! Es gibt auch einen Baum-Frosch, den Hyla, grün und laubartig, der von Ast zu Ast herumhüpft, und sich auf seinem hintern Bein schwingt, das den Dienst eines Stiels verrieht, gerade etwa wie ein loses Blatt sich in der Abendluft hin- und herbewegt. Der Todtenkopfschmetterling trägt sein Memento mori gedruckt auf seinem Rücken im Schädel und in den Kreuzknochen, und die wunderlichen kleinen Membracidae sind gehörnte und behelmte Geschöpfe, die einherttotten als wenn sie für eine Maskerade aufgeputzt wären. Der Diamantkäfer (Curculio splendidus) und der Goldkäfer (Ruprestis) sind buchstäblich und ohne Uebertreibung lebendige Edelsteine. Die goldenen und brillanten Flügeldecken werden genommen um jene wundervollen Stickereien der indischen Zenana zu machen, während die strahlenden Glieder der Beine auf Fäden gezogen werden für Hals- und Armbänder. Einige der andern metallischen Edelstein-Käfer — die Elateridae z. B. (in welcher Sippe wir die Feuerfliegen finden) und die Lamellicornia — werden ebenfalls zu Frauenschmuck verwendet, so daß diese Insecten sicherlich der Rubrik natürlicher Nachahmungen eingereiht werden können, da man sieht daß sie an Glanz ebenso strahlend, von gleicher Farbe und für dieselben Zwecke gebraucht sind, wie die Sapphire und Rubinen, die Smaragde und Topase. Der Schildkröten-Käfer, einer der Classiadae, ist auch sehr brillant. „Er ist wie ein in Perlen eingeschachtelter Rubin“ und der Reinheit und Tiefe der Färbung wegen höchst bewunderswerth; allein er kann nicht zu Schmuckgegenständen benützt werden, denn mit all seiner Herrlichkeit hat es ein Ende wenn er stirbt; es bleibt nur eine dunkle braune Hülse, die der Gestalt nach einer Schildkröte gleicht, mit der den Leib umschließenden äußeren Decke und den unter derselben ausgezogenen Beinen. Ein anderes Insect, die Planaria geoplana, ist ein merkwürdiges Geschöpf, „von hellbrauner Farbe oberhalb, weiß unterhalb, sehr breit und dünn, hat einen eigenthümlich gestalteten Schwanz, halbmondförmig — in der That, wie das Käsemesser eines Specereihändlers.“ Da sind ferner Zimmermannsameisen, welche Corridore und Pfeiler, Hallen und Zimmer, im lebendigen Holze machen, und sie hernach ebenholzschwarz bestreichen; auch Maurerwespen und Zimmermannsbienen gibt es. Der Oiketicus macht ein den römischen Fasces gleichendes Nest, und wird dieses Umstands halber Lictor genannt — er bindet nämlich um dasselbe Blätterstengel, Zweige, Dornen und Stecken, welche er mit Fäden befestigt, bis es einem zusammengebundenen Stäbebündel gleich sieht. Da ist eine Cicade, die man Messerschleifer nennt, weil sie einen Lärm macht gerade wie ein Messerschleifersrad; auch eine Maulwurf-Grille gibt es mit Tatzen wie ein Maulwurf.

Unter den Pflanzen nehmen die Orchideen am meisten Aufmerksamkeit in Anspruch. Da ist eine Spinnen-Orchis und eine Bienen-Orchis, eine Orchis die einer Fliege, eine die einem Menschen, eine andere die einer Eidechse, und zwei die mehr einem Schmetterling und einem Frosch gleichen. Die Spirito-Santo-Pflanze von Panama, Peristeria elata, zeigt die Gestalt einer Taube die sich mit ausgebreiteten Flügeln sanft herabläßt, und die knotigen Fibern der Wurzeln von Neottia nidus-avis machen der Taube ein Nest für ihre Ruhe. Noch andere gleich merkwürdige gibt es. Eine hat eine fleischige Haube, Prescottia colorans; eine andere ist das leibhaftige Bild eines Schwans, mit gebogenem Halse und sanft erhobenen Flügeln — dieß ist das Cynoches ventricosum; das Catasetum viridiflolum thut sich in einem schönen Capotrock auf, mit vollständigen Bogen und Pfeilen; die Gongora fulva ist eine sittsame Schirmhaube, mit gespitzten und schwebenden Krempen hinten — eine Steinkohlenabladersmütze in poetischem Gewande — und das Oncidium papilio gleicht in allen Dingen genau einem über die dunkelgrünen Blätter kriechenden Schmetterling. Der Schneeflockenbaum, die Halesia, gibt uns eine reiche Samenlung Schneeflocken auf ihren Zweigen; und eine Lechthys, die Couroupita Guianensis, hat ungeheure runde Massen gleich Kanonenkugeln, als Fruchtrückstand ihrer breiten tiefen rosenfarbenen Blumen. Die Wurzel der Wolfskirsche, Mandragora atropa, gleicht der Gestalt eines rasch auf fußlosen Stumpen einhergehenden Mannes ohne Kopf, in der That, weit mehr einem Mann als irgendetwas das die alten Mexicaner auf ihre Denkmäler eingegraben haben, oder als was die nordamerikanischen Indianer auf die Blätter

ihrer birkenrindenen Mysterien-Bücher schreiben. Die Colombine trägt eine Taube innerhalb ihrer purpurnen Staubfäden, und die Spinne hat etwas gleichartiges in der Tradescantia sowohl als unter den Orchiden. Butter, Brod, Talg und Milch haben ihre beziehentlichen Bäume in der Bassia butyracea, dem Artocarpus, der Stillingia sebifera, der Pentadesma butyracea und dem berühmten Kuhbaum, der hundert Namen hat, und im ganzen doch nur eine große Nessel ist. Die Huseisen-Wicke, Hippocratea, hat, sehr unnöthigerweise, Samenkörner in der Gestalt eines Huseisens; das Roßschweisgras, Hippuris, gleicht ebenso sehr einem Rohschweif wie es einem Gras gleicht; während das Bandgras hübscher und anständiger ist als eine Menge aus den Fabriken in Coventry kommender Bänder. Die Eispflanze ist ein Mesembryanthemum, bedeckt mit einem Reif den die Sonne nicht schmelzt und der Regen nicht auflöst, und die Daphne lagetta, oder Spitzenbaumrinde, hat eine dünne innere Membran, welche, wenn sie in Wasser eingeweicht wird, sich in etwas zierlich spitzenähnliches verarbeiten läßt. Der Elephant hat einen vorbildlichen Fuß in den Blättern des Elephantopus; Kartoffeln sind zuweilen wie Nieren gestaltet, beßgleichen andere Dinge, namentlich eine Wicke und einige der Samenkörner der Leguminosen; da ist ferner eine rothe Lotusblume mit einer rosenähnlichen Blüthe, einer Frucht gleich einem Wespennest, und Samenkörnern gleich Oliven, und eine Krugpflanze oder Sarracenie, die Nepenthe, welche ihr eigenes Wasser aus dem Brunnquell der thauigen Nacht schöpft, und den Deckel darauf befestigt um es süß und unbefleckt von den wandernden Beduinen der Luft zu erhalten. Die Ficus elastica wird ebenso der Schlangenbaum wie Federharzbaum genannt, weil seine breiten dicken Wurzeln in jeder Art von Zusammenrollungen und Krümmungen aus dem Boden aufschießen, gerade wie eben so viele über die Erde sich hinwendende Schlangen; während alle Blumen der Schmetterlingspflanzen mehr oder minder der ersten Skizze des Schmetterlings gleichen, dessen Namen sie tragen. Sehen wir uns unter den Flechten um, so finden wir einen Becher und eine Trompete, eine Brief-Flechte, eine Karte und ein Haar — ein Gottesbaar, Jupiters Bart; während die „Agarics und Fungi (die Schwämme) mit Mehlthau und Schimmel," sich in Mitren und Nester, Keulen, Becher und Mützen, Käfige und Schirme, schlangenartige Stengel und einbeinige, aufs beste bestreiste und bekrauste Geschöpfe gestalten. Viele eßbare Schwammarten ahmen im Geruch sowohl als in der Gestalt „Dinge nach die sie nicht sind." Sie riechen wie Nectarpfirsiche und wie Käse, wie Gurken, gebratenes Fleisch, Nüsse und Cayenne-Pfeffer, und in nächster Nähe von ihnen riecht das Heckenwundkraut nach Aas, und die Schwertelwurzel nach Veilchen. Es gibt noch eine andere Aasspflanze von der gelesen zu haben ich mich erinnere, ein schönes Ding, prachtvoll scharlachfarben und stolz auf seine königliche Gestalt, aber von so ekelhaftem Geruch, daß niemand sich die Mühe nehmen möchte sie ihrem tropischen Standort zu entziehen; auch gibt es zugleich eben so viele „falsche Gerüche" als es „falsche Scheine" in der Natur gibt. Allein diese sind in einem Aufsatze nicht leicht demonstribar, denn menschliche Nasen sind unabhängig in ihrer Thätigkeit, und wollen der Leitung ihres Nachbars nicht folgen. Was für den einen Veilchengeruch, das ist für einen andern Knoblauch; die Gerüche welche einige ebenso lieblich einathmen wie Namuna die Blumengerüche einathmete von denen sie lebte, sind andern ekelhaft und ungesund, und so gehen wir denn alle unsers eigenen Wegs, und schnüffeln und riechen, murren und lecken unserer eigenen Natur und der Art Herz und Hirn gemäß die in uns sind. Und um nebenbei noch diesen flüchtigen Katalog von Aehnlichkeiten zu vervollständigen, wollen wir bemerken daß das menschliche Herz in sich das Bild eines Baumes trägt, und daß das Gehirn Aehnlichkeit hat mit einem schön gezeichneten Wedel.

Eine Episode aus Kane's Polarreise.

Man wird sich noch erinnern daß am 23 August 1854 Dr. Kane die Mannschaft seiner Brig Advance berief und ihr auseinander setzte, in diesem Jahre, dem zweiten der Reise, sey keine Aussicht mehr vorhanden daß das Fahrzeug wieder flott werde. Da die Mannschaft auf einen zweiten Winter nicht gedungen war und bei Privatschiffen das Gewohnheitsrecht herrscht daß nach dem Scheitern, also wohl auch beim Einfrieren, die Gewalt des Capitäns über seine Leute aufhört, diese vielmehr von freien Stücken einen neuen Befehlshaber sich wählen dürfen, so stellte ihnen der Franklinsucher die Wahl, ob sie bei der Brig noch einen zweiten Winter ausharren oder vielleicht über Land nach dem nächsten dänischen Posten Upernivick vordringen wollten. Acht erklärten bei dem Fahrzeuge aushalten zu wollen und neun entschieden sich für die Reise nach Upernivick. Unter diesen befand sich als Theilnehmer der Wundarzt Dr. Hayes, der die Leiden seiner Gefährten auf jener verzweiflungsvollen Fahrt in einem besondern Buche (An Arctic Boat Journey in the Autumn of 1854. Boston 1860) beschrieben hat. Kane gab ihnen ein Walfischboot, ein Rettungsboot (life-boat), drei Schlitten und Mundvorräthe auf 4—5 Wochen mit. Obgleich er ihnen versicherte daß sie im Fall des Mißlingens und der Rückkehr zur Advance auf ein briderliches Willkommen zählen dürften, so ist doch aus seinem Werke deutlich herauszuspüren daß die ausharrenden Seeleute ihre scheidenden Kameraden als Fahnenflüchtige betrachteten; außerdem gehörten aber etliche schlechte Subjecte der Mannschaft gerade zu den Landreisenden. Der Anführer war freilich ein vertrauenswerther Mann, nämlich der Dolmetscher Petersen, schon von den frühern Franklinsfahrten und ganz neuerlich wieder, als Mc. Clintocks Begleiter bekannt und jetzt zu einer geschichtlichen Hauptperson für die modernen arctischen Entdeckungen geworden. Bis Cap Alexander, welches an der Einfahrt aus der Baffins-See in die Smiths-Straße liegt, gieng alles gut, außer daß die Schlitten gelegentlich hin und wieder in das Eis brachen. Mittlerweile aber neigte sich der September zu

Ende, und die Boote hatten erst einen Punkt zwischen Whale und Wolfenholme Sund, oder etwa den 77° n. Br. erreicht, während Upernivik unter dem 73° liegt. Die See war längst völlig festgefroren, die Vorräthe bis auf einen Rest für zwei Wochen aufgezehrt, der Halteplatz völlig öde und nahrungslos, und eine Rückkehr nach der Brig so wenig möglich als ein Vordringen. In dieser kläglichen Lage wurden die Hülflosen von zwei Eskimos heimgesucht, die „lebendigen Schneemännern“ glichen, so vollständig hatte sich der Winter auf ihrer Fellbekleidung eingenistet. Diese zufällige Entdeckung rettete der Gesellschaft das Leben, denn von Zeit zu Zeit erschienen nun Eskimos die ihnen Bärenfleisch, Speck, Walroß- und Seehundsfleisch brachten um es gegen Nadeln oder Messer auszutauschen. Ließen die Eskimos lange auf sich warten, so hatten die Unglücklichen entsetzlich von Hunger zu leiden. Uebrigens mußten sie fürchten vielleicht vergessen zu werden, oder daß sie die Eskimos absichtlich verhungern ließen um dann gratis als Erben ihrer Habseligkeiten sich zu bemächtigen; aber selbst wenn man so etwas von diesem im allgemeinen nicht bösartigen Volke nicht zu besorgen brauchte, so ist es doch eine bekannte Untugend aller Fischer und Jägervölker, ganz besonders aber der Eskimos, daß sie mit ihren Vorräthen nicht haushalten und beim Vorrücken des Winters selbst in Noth versetzt werden. Petersen und ein anderer der Flüchtlinge beschlossen deßhalb zur Advance zurückzukehren und von Dr. Kane neue Lebensmittel zu holen. Allein die Eskimos welche als Führer gewonnen worden waren, täuschten die beiden Wanderer, welche Mühe hatten zu den Ihrigen wieder zurückzukehren. Jetzt waren nur noch für zwei Tage Lebensmittel vorhanden und die letzten Aussichten auf Rettung verloren, ja man mußte das Schlimmste von den Eskimos selbst befürchten. So kam die Mitte Novembers. Die Sonne stieg nicht mehr herauf, und die Zukunft der Verlassenen wurde so dunkel wie die arctischen Tage. Da wurden sie von einem andern, freundlichen Eskimostamm besucht, welcher die Hungrigen mit reichlichen Mahlzeiten bewirthete. Die Eskimos leben fast nur von Fleisch und verzehren, wenn die Vorräthe vorhanden sind, täglich 10 Pfd. Fleisch und 5 Pfd. Fett, den Speck vom Walroß, Seehund oder vom Walfisch. Nur diesem reichlichen Speckgenuß verdanken sie ihre Körperwärme, denn er wirkt wie Kohle in dem Ofen des thierischen Organismus. Das frische Fleisch aber ist das beste Mittel gegen den Scorbut, oder läßt dieses Uebel gar nicht aufkommen. Während Kane's Leute in der warmen Advance und im Schooß des Ueberflusses am Scorbut siechten, waren die Flüchtigen trotz ihrer Leiden auf dem Eise von dem schlimmsten Uebel der Polarfahrer, dem Scorbut, verschont geblieben. Gestärkt durch solche für den Körper so zuträgliche Lebensmittel machten Hayes und seine Gefährten einen verzweifelten Versuch nach der Advance zurückzukehren. Alle ihre Ueberredungskünste, die Hundeschlitten zur Heimfahrt geliehen zu bekommen, waren nämlich bei den Eskimos vergeblich geblieben. Man griff daher zu dem gefährlichen Mittel bei einem abermaligen Besuche der Eskimos, diese Gäste durch Opium in Schlaf zu versetzen. Als sie fest schlummerten, bemächtigte man sich der Hundeschlitten und flüchtete heimwärts, d. h. nach der Brig. Die Eskimos setzten ihnen indessen nach und holten sie ein. Nachdem man ihren gerechten Grimm beschwichtigt hatte, brachte man sie so weit, in den Schlitten die Seefahrer zu den Ihrigen zurückzubringen. So gieng es denn von Ortschaft zu Ortschaft, überall behandelten die Eskimos die Verunglückten gastlich und gaben ihnen zu essen. Die letzten Tage waren indessen höchst gefahrvoll. Einer der Seeleute, nahe am Erfrieren, fiel vom Schlitten, nachdem er seinen Gefährten zuvor versichert hatte „er empfinde keine Schmerzen mehr“ — das letzte Symptom vor der völligen Erstarrung. Endlich mitten in der Nacht wurde die Brig erreicht. Ohlson war der erste der die Rückkehrenden empfing, und nach ihm drückte Kane warm dem Dr. Hayes die Hand. Kaffee wurde gekocht, und mit wahrer Gier warfen sich die Geretteten auf die Schiffsvorräthe, die Fleischsuppe, das Weizenbrod und das gesalzene Schweinefleisch, welches letztere für die scorbutkranke Mannschaft der Advance längst zur verbotenen Frucht geworden war.

Trotz dieser schweren Gefahren haben wir schon mehrmals erwähnen müssen, daß derselbe Dr. Hayes darauf dringt eine abermalige Reise „nach dem Nordpol“ zu unternehmen, und seine amerikanischen Landsleute dringend um die Ausrüstungsmittel bittet. Aus Menschlichkeit sollte man aber hoffen daß ein solches Unternehmen unterbliebe, denn die Aussichten auf erhebliche Entdeckungen rechtfertigen nicht das wiederholte Preisgeben von wackern Seeleuten.

Neue Ackerbausysteme in England.

Wir haben schon seiner Zeit, als die Sache eine Neuigkeit war, [1] auf das Verfahren eines britischen Pächters, Namens Smith, welches von der Oertlichkeit den Namen Lois-Weedon-System empfangen hat, aufmerksam gemacht. Jetzt ist diese Agriculturpolitik in ganz England bekannt, und wird gepriesen oder bezweifelt. Dieses System bestand bekanntlich darin: auf einem Weizenfelde je drei Furchen von 10 Zoll Abstand zu zu ziehen, dann zwischen diesen Furchen einen brachliegenden Raum von 40 Zoll Weite zu lassen, dann wieder drei Furchen zu ziehen und so fort. Im September wurde dann in die brachgelegenen Streifen, die während des Sommers fortwährend durch den Pflug pulverisirt worden waren, das Winterkorn gesäet, während im nächsten Jahr die vorher benutzten Streifen unbestockt blieben. Dieses System war nichts anderes als eine verkappte Zweifelderwirthschaft, und die Resultate bestanden darin daß das halb benutzte Feld etwas mehr trug als vorher die ganze Fläche. Hr. Smith hat 36

[1] S. Ausland 1856. S. 754.

bis 40 Bushel fortwährend geerntet bei etwas höhern Bestellungskosten. Sein Verfahren sollte angeblich den Beweis liefern daß ein großer Aufwand mechanischer Kräfte den Dünger völlig entbehrlich mache, denn gedüngt wurden die Felder nie. Da aber die Lois-Weedon-Farm, wo das System erprobt wurde, frisch umbrochenes Land, sogenannten jungfräulichen Boden enthielt, so ist hier durchaus kein Beweis gegen die Liebig'schen Grundsätze zu finden, im Gegentheil müßte man in der Sprache des großen Chemikers nur sagen, das Lois-Weedon-System sey der kürzeste Weg den Boden in völlige Armuth zu stürzen. Der bekannte gelehrte Landwirth Lawes hat in Rothamsted das Weedon-System gleichfalls probirt und als völlig fehlerhaft befunden. Vor dem Londoner Pächter-Club wurde nun in der zweiten Maiwoche von J. A. Clarke aus Long Sutton (Lincolnshire) ein Vortrag über seine Versuche des Weedon-Systems gehalten. Er hat innerhalb dreier Jahre je 26 Bushel Weizen mit 5 Pf. St. 4 Sh. Bestellungskosten durchschnittlich per Acre (im Jahre 1858 auch 30 Bushel) geerntet, und einen Reingewinn von 3 Pf. St. per Acre erzielt. Doch empfiehlt er einen andern Weg, um dieses System anzuwenden, der allerdings vortrefflich ist. Er theilt seine Grundfläche in drei gleiche Räume A. B. C. Im ersten Jahr wird A. B. ungedüngt nach Lois-Weedon-Art behandelt, während C allen producirten Dünger empfängt. Im zweiten Jahr wird A gedüngt, B und C. nach Lois Weedon-Art bearbeitet, im dritten Jahr wird B gedüngt, und C und A nach Weedon-Art bestellt und so fort. Da jedesmal die Felder welche nach Lois-Weedon-Art bestellt werden keinen Dünger brauchen, aber doch Stroh liefern, so empfängt das zu düngende Stück dreifachen Dünger. Wenn man also genau nachdenken will, wird man finden daß hier jeder einzelne Raum der Felder ein Jahr dreifachen Dünger empfängt, ein Jahr brach liegt, ein Jahr nach Lois-Weedon-System unter Saat steht. Alles Schädliche welches die Politik des Hrn. Smith enthält, wird hier vermieden und alles Nützliche einer größern mechanischen Bearbeitung sowie des Brachliegens gewonnen, während nach drei Jahren im Dünger das Land wieder empfängt was es verloren hatte. Aber freilich auf diese Art entzieht man auch dem Lois-Weedon-System jede Prätension „den Dünger entbehrlich zu machen." Uebrigens gesteht auch dieser neue Vertheidiger des Systems daß es sich überhaupt nur bei sehr schweren und reichen (oder im Sinne der Liebig'schen Lehre noch unerschöpften) Bodenarten, nicht aber bei leichten Sandböden anwenden lasse Höchst wichtig wird das umgestaltete Weedonsystem erst dann werden, wenn der Dampfpflug die höchste mechanische Bearbeitung der Felder bei dem geringsten Geldaufwande liefern wird.

Ein Tag in Nisibis.

(Von A. B.)

Wir ritten auf den steinigen Pfaden dahin welche die kurdischen Berge durchziehen, nachdem am Morgen der Tigris am Fuße des Jebel [1] Judi, der Jezeerah überhängt, passirt war. Einförmig und kahl breitete sich das Land aus, in unregelmäßigen Erhebungen ansteigend, zu den niedrigen Ausläufern der Gebirgszüge des Tor oder Masius. Im Süden lag die aus der römischen Geschichte wohlbekannte Wüste von Singara, den Anfang der weiten Ebenen Mesopotamiens bildend. Ich hätte durch sie einen directen Weg nach Nisibis finden können, aber meine türkische Escorte trug Bedenken ihn einzuschlagen, die umherstreifenden Beduinenstämme fürchtend, so daß wir sie an ihrer nördlichen Grenze umgehen mußten. Auch hier konnte ein Besuch von ihnen oder von kurdischen Räubern erwartet werden, und der Anblick der Gegend zeigte zur Genüge daß die Gerüchte über ihre Unsicherheit gute Begründung haben mochten. Kein Anbau, keine betriebsame Bevölkerung ringsum. Hie und da hatte der Bauer gewagt ein kleines Feld zu bepflanzen, wohl kaum hoffend daß er die Frucht der Ernte würde genießen können. Daneben fand sich seine bröckelige Hütte, aus losem Steingerölle zusammengestellt, meistens in geneigter Pyramidenform und nur auf Leitern zu ersteigen, so daß sie im Nothfall als Festung dienen mochte. Nur in der Nähe der Posistationen standen mehrere Wohnungen neben einander, aus denen die Phantasie sich ein Dorf hätte vorspiegeln können. Gegen Abend erreichten wir die Station von Darurah, von gleich trostlosem Anblick wie die vorhergehenden, so daß ich, da der Mond hell vom Himmel herabblickte, nach der Beseitigung des herkömmlichen Pillav die Reise fortzusetzen vorzog. Die Umschau bewahrte ihre erdrückende Monotonie, und so verfiel ich bald in einen halbträumerischen Schlafzustand auf dem Pferd, aus dem mich erst die Strahlen der aufgehenden Morgensonne weckten, mir das nur noch kurz entfernte Nisibis zeigend. Eine gefallene Größe auch diese Stadt, wie sie der Reisende im Orient fast auf jedem Schritt findet. Einst das unersteigliche Bollwerk des Ostens, dessen heldenmüthige Bewohner dreimal innerhalb 12 Jahren die Stürme des siegreichen Sapor zurückschlugen, bis Jovians schmählicher Friede sie in die Hände ihrer erbitterten Feinde lieferte, einst besungen um ihre lachenden Triften, um das fruchtbare Thal des Mygdonius, ist sie zwar noch immer die Hauptstadt der Provinz und der Sitz der oberen Gerichtsbarkeit, aber das Volk, das sie beherrscht, sind rohe Beduinen, und nicht viel civilisirter sind die Colonisten die sich in ihren zerfallenen Steingebäuden angesiedelt haben. Noch immer windet der Mygdonius, oder, wie er jetzt heißt, der Jak Jakab, seine Wasser durch die Ebene, die Sapor bei seiner dritten Belagerung in einen weiten See verwandelte, um die Mauern auch zu Schiffe an-

[1] Warum überall englische Schreibarten für orientalische Namen? D. Red.

zugreifen, noch glaubt man den Hügel zu erkennen, von dem herab er auf schimmerndem Throne den Angriff leitete, noch sieht man Graf Lucilianus und seine gepanzerten Ritter auf den Wällen kämpfen — aber diese Wälle selbst liegen längst in Trümmern, und schlaffige Türken lungern an den Thoren. Als ich über die Brücke des Jak Jakab ritt, kam mir ein Haufen Kerle, die Hemdärmel aufgekrämpelt und die bloßen Säbel in der Faust, entgegenlaufen; sie schienen, als sie mich erblickten, geneigt anzuhalten, setzten aber beim Heransprengen der Escorte ihren Weg fort. Beim Umblicken sah ich bei einer außerhalb der Stadt gelegenen Ruine einen Zusammenlauf von Menschen, über deren Köpfe Säbel, Lanzen und Knüttel geschwungen wurden, und wohin von allen Seiten auch mehr Theilnehmer herbeieilten. Der Postillon meinte daß es wohl einen Krawall geben würde, schien aber zu sehr daran gewohnt um sich viel darum zu kümmern. Nachdem wir unsere Pferde eingestellt und das Gepäck in dem Posthaus niedergelegt hatten, gieng ich mit meinem Diener nach der etwa eine Viertel engl. Meile vor der Stadt gelegenen Kirche des heiligen Jakobus, einem weitberühmten Wallfahrtsort der armenischen Christen in Vorder-Asien. Ihr Anblick war traurig genug, ein klägliches Bild des Christenthums unter muhammedanischer Herrschaft. Das Dach war zusammengesunken, die beiden Räume des Innern mit Schutt und Trümmern gefüllt, die meisten Säulen geborsten. Die Außenwände zeigten, besonders an den Portalen, reiche Verzierungen von Epheu, Traubengewinde und Arabesken, die Architektur, obwohl meistens von verderbtem Geschmack des byzantinischen Styls, machte den Eindruck alterthümlicher Originalität. Einige der Pfeiler schienen erst in späterer Zeit als nachträgliche Reparatur hinzugefügt. Dieser Wallfahrtsort des heiligen Jakobus stand früher auch bei den Arabern in hohen Ehren, und man erzählt von einem Pascha, der beabsichtigt hatte die Kirche in ein Kornmagazin umzuändern, aber durch ein Traumgesicht so erschreckt wurde, daß er am nächsten Tage rasche Gegenbefehle gab, während ein Gouverneur, der es wagte seiner Lieblingsstute dort ihre Krippe aufzustellen, sie am andern Morgen todt fand. Gegenwärtig scheint die Achtung abgenommen zu haben, da mehrere Theile des Gebäudes deutliche Spuren zeigten wirklich zu Speichern benutzt gewesen zu seyn, so daß der gute Bischof zu alt geworden seyn muß sein Eigenthum länger zu schützen. Ganz anders in der Zeit seiner Jugendkraft, wie es Theodoret erzählt. Nach unglaublichen Anstrengungen, nachdem er sich den Fluß dienstbar gemacht, und neue nie zuvor gesehene Maschinen zusammengefügt hatte, war es dem König der Könige endlich gelungen an verschiedenen Theilen die Mauern der vergeblich auf Ersatz harrenden Stadt einzubrechen. Er ordnete seine unermeßlichen Schaaren, und am nächsten Morgen sollte der Sturm beginnen. Der Tag graut, aber als die Perser zum Angriff herbeistürmten, sahen sie einen neuen Wall vor sich, der sich in der Nacht erhoben hatte, und auf demselben stand, gekleidet in Purpurgewänder, mit einer Krone auf dem Haupt, eine mächtige Riesenfigur, ein Held der andern Welt. Gewappnetes Gefolge umgab ihn, auf seine Winke harrend und seine Befehle ausführend. Finster und furchtbar war sein Blick, als er in seinem Zorn auf die persischen Schaaren herabblickte, so daß sie erschrocken zurückwichen und das Herz des tapferstes Kriegers erbebte. „Wahrlich, rief Sapor aus, das ist der Kaiser der Griechen, welcher der Stadt Hülfe gebracht hat.“ Aber der Kaiser der Griechen war in Antiochia, und diese Gestalt, bekannte ein jeder im Heer, war keine menschliche. Sapor, in bitterer Enttäuschung, schleuderte seinen Speer gegen die Mauern und schloß sich mißmuthig und schweigend in sein Zelt ab. Und als die Sturmcolonnen ins Lager zurückkehrten, blickte der Bischof Jakobus von der Bastion auf sie nieder und schleuderte den Fluch des Herrn hinab. Siehe, da schwärzte sich die Luft, und ein unermeßlicher Schwarm von Mücken flog aus Westen herbei. Er zog über die Stadt dahin, aber mit Wuth fiel er auf das Lager des Ostens, Menschen und Elephanten und Pferde mit Stichen marternd, und das ganze Heer in wilde Verwirrung stürzend, so daß der König eiligst die Zelte aufbrechen ließ und ohne Aufenthalt über den Tigris zurückfloh. Zouaras meint dagegen daß es die Nachricht von dem Einfall der Massageten gewesen, was die plötzliche Aufhebung der Belagerung veranlaßt hatte.

Nicht ohne Mühe gelang es uns in dem Steingerölle, das den Boden der Kirche bedeckte, den Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe zu finden, wo in einem polirten Sarkophage der Leib des Heiligen ruhte. Reste abgebrannter Lichter und Wachsflecken fanden sich vielfach in dem niedrigen, feuchten Kellerloche — die Zeichen der frommen Pilger die hieher gekommen waren um ihre Andacht zu verrichten. Auch mein Diener, ein in Bagdad ansässiger Armenier, zündete seine Kerze an, und kniete mit einem Landsmann, der uns dorthin begleitet hatte, vor dem Grabe nieder, um die vorgeschriebenen Formeln zu beten. Beim Ausgang aus der Kirche bemerkte ich eine griechische Inschrift, größtentheils verwischt und ausgehauen, zu deren Entzifferung das Drängen des Führers keine Zeit ließ. Er schien wegen der Unsicherheit in dieser abgelegenen Ruine besorgt, aber als ich, nach der Stadt zurückgekehrt, einige Einkäufe auf dem Bazar machte, kam mir die Sicherheit dort nicht viel größer vor. Unheimliche Gestalten standen überall an den Straßenecken umher, schmutzig und vom Wüstensande bedeckt, unter ihren Lumpen nur unvollkommen die Knüttel und Säbel in ihren Händen verbergend. Ich hatte schon manchen orientalischen Bazar besucht, aber ächte Beduinen-Gesichter, wie diese, hatte ich bis dahin nur auf ihrem heimischen Boden angetroffen, und zu denen gerechnet die sich nicht in türkische Städte wagten. Bei Nisibis mochte es wegen ihrer Nähe zu den arabischen Weideplätzen etwas anderes seyn, doch da ich bald merkte daß sich die Aufmerksamkeit dieser romantischen Banditen auf mich richtete und mich überall von glühenden Kohlenaugen verfolgt sah, zog ich vor nach dem Posthause zurückzukehren. Dort war unterdeß der Reis-Pillav mit obligatem Huhn fertig geworden, für den es nach unserm nächtlichen Ritt an Appetit nicht fehlte. Da der Postmeister abwesend war, besprach ich mit einem hinkenden Stallknecht, und einem der alten Weiber die das Geschäft in seiner Abwesenheit zu versorgen schienen, die Bereitmachung

der Pferde, als wir Hufschlag rasch auf der Straße dahin galoppirender Pferde und bald darauf wildes Schreien und Lärmen von draußen herüberschallen hörten. Der Stallknecht blickte zur Hofthür hinaus, schlug dieselbe aber rasch wieder zu und schob den kolossalen Riegel vor, mit dem gewöhnlich Häuser und Straßen türkischer Städte verbarricadirt sind; dann lief er fort, und war, wie die Weiber, im nächsten Augenblicke in irgend einem Versteck unsichtbar geworden, aus dem auch keiner derselben während der folgenden Stunde, der Zeit wo das Getümmel anhielt, zurückkehrte. Ich war mit meinem Diener, der mir über die Ursache der Aufregung weiter keine Auskunft geben konnte, allein im Hofe zurückgeblieben, und fand zu meinem Aerger den Stallschuppen niedriger als die Hofmauer, so daß es nicht möglich war, von dem Dach einen Ueberblick zu gewinnen. So saßen wir wie in einem Käfig gefangen, da der Schlüssel des Thorwegs fortgenommen war, und mußten auf das Getöse draußen lauschen, das vielfach unserer Gasse nahe kam, obwohl dieselbe in einer abgelegenen Vorstadt lag. Auch nachdem es ziemliche Zeit verstummt war, konnte ich von den zitternd umherschleichenden Weibern nichts erfragen, und sie kaum zur Oeffnung der Thür bewegen, da ich bei ihrer Weigerung mir Pferde zu geben mich an den Gouverneur zu wenden gedachte. Erst dort erfuhr ich den Sachverhalt.

Die Beduinen, welche die Producte ihrer Heerden an Milch und Käse nach Nisibis zu Markt zu bringen pflegten, waren schon seit länger erzürnt über einen willkürlichen Aufschlag den der Kadi erhoben hatte, und hatten sich an diesem Tag besonders zahlreich mit der Absicht eingefunden seine Abschaffung zu erzwingen. Da ihre Vorstellung vergeblich gewesen war, brach das Complott los, und zwar war, wie der Gouverneur mir sagte, ein Arnaut das erste Opfer, den man an der Ruine des heiligen Jacobus seiner Waffen entledigte, also wahrscheinlich wenige Minuten nachdem wir sie verlassen. Dann folgte die Plünderung des Bazars, und eben erst war es den um ihr Eigenthum kämpfenden Bürgern gelungen die wilden Horden zur Stadt hinauszutreiben. Der Gouverneur war noch bleich vor Schrecken während er mir dieß erzählte. Ich gab meine Zufriedenheit zu erkennen daß die Sache so glücklich abgelaufen, und wünschte da man nach einem allgemein bekannten Grundsatz nie mals sicherer reist als nachdem gerade ein Raubanfall vorgekommen) mit Pferden versorgt zu seyn. „Pferde?“ sagte der Gouverneur, „wo denken Sie hin! Kommen Sie, um zu sehen wie es aussieht.“ Damit führte er mich auf das glatte Dach des Hauses, von dem man die schmutzig weißen Häuser der Stadt überblickte und dahinter die grauen Wüstendünen, in denen ich allerdings mehr Araber umhersprengen sah als mir lieb gewesen seyn würde auf dem Wege anzutreffen. Ich gab zu „daß es nicht möglich seyn würde allein die Stadt zu verlassen, producirte aber meinen Ferman und verlangte die entsprechende Escorte, worauf ich nach demselben Anspruch erheben konnte. „Wir haben nur 60 türkische Soldaten in Garnison,“ war die Antwort, „und ihre Bedeckung würde nicht genügen.“ Unwillig, nutzlose Zeit zu verlieren, erkundigte ich mich nach der Caserne, um selbst dem Capitän meine Sache vorzutragen. „Da drüben können sie ihn sehen,“ sagte der Gouverneur, und zeigte auf ein castellartiges Haus am andern Ende der Stadt, auf dessen Terrasse ich eine Gesellschaft von Menschen versammelt sah, die nach der angegebenen Zahl die ganze Garnison in sich begreifen mochte. Sie schienen das Schauspiel, das ihnen die hin- und herrennenden Reiterschaaren in der Wüste gaben, gemüthlich und unparteiisch zu betrachten, wie sie sich auch klüglich in die Differenzen derselben mit dem Kadi nicht weiter gemischt hatten. Der Gouverneur ließ mir eine Pfeife bringen, und wir saßen noch beisammen, auf den heißglühenden Sand hinausblickend, als sich in der Stadt ein neues Getümmel erhob. „Sie kommen, sie kommen,“ hieß es, und ein Bote theilte dem Gouverneur mit daß die fällige Karawane von Mosul im Anzug sey, und wahrscheinlich in die Hände der Beduinen gerathen würde. Bald darauf sahen wir einige Reihen von Eseln und Kamelen über die niedrigen Hügel heraufkommen, während sich die Thore der Stadt öffneten, eine zusammengerafte Mannschaft berittener Bürger entlassend, die sich mit den Beduinen herumtrieben, um sie von dem Güterzug abzulenken. Es gelang den größten Theil der Ladung glücklich einzubringen, und einige zwanzig Esel, die fortgetrieben seyn sollten, hoffte man vielleicht noch auslösen zu können.

Da unter solchen Umständen für eine Weiterreise nicht viel Aussicht schien, verabschiedete ich mich von dem Beamten, und trat, als die Mittagshitze immer drückender niedersank, in einen in der Vorstadt gelegenen Garten, wo zwischen langen Reihen hoher Cypressen kleine Wasserbäche dahinrieselten, wahrscheinlich die Ueberbleibsel eines vollkommenen Canalsystems, mit dem einst die jetzt nur verdorrte Palmen, Zwergbüsche und staubige Oliven zeigende Ebene fruchtbar gemacht worden war. Nach Hause zurückgekehrt, legte ich mich zur Siesta nieder, und hörte beim Erwachen von meinem Diener daß der türkische Capitän mich zu besuchen da gewesen, aber nicht hatte gestatten wollen daß ich geweckt würde. Ich bedauerte sehr versäumt zu haben mit ihm Rücksprache zu nehmen, sah ihn aber bald darauf zurückkehren, und fand an ihm einen äußerst zuvorkommenden Mann von ansprechendem Aeußern, das durch die malerische Albanesertracht noch mehr gehoben wurde, und feinen, höflichen Manieren. Ehe ich ein Wort von meinem Wunsch abzureisen erwähnt hatte, entschuldigte er sich daß meiner, dem Gouverneur gemachten, und ihm mitgetheilten, Anforderung einer Bedeckung für den Augenblick nicht entsprochen werden könnte, da die Beduinen sich noch zu nahe bei der Stadt aufhielten. Er hoffe aber daß sich gegen Abend ohne Gefahr ein Ausflug bewerkstelligen lassen würde, und ich könnte überzeugt seyn daß, wenn irgend thunlich, er zu meiner Begleitung da seyn würde, und nöthigenfalls mit allen seinen Leuten. Ich war von diesem Vorschlag um so überraschter, als ich ihn durchaus nicht erwartet und mich schon auf einen mehrtägigen Aufenthalt in Nisibis gefaßt gemacht hatte, nahm ihn aber natürlich dankbar an, und ließ das Gepäck in der Zwischenzeit vorbereiten. Etwas nach Sonnenuntergang ließen sich ein Trommler und Pfeifer

vor einer Hofthür hören, und ritten mir voran nach dem Rendez-vous-Platze, wo ich den Capitän mit allen seinen Leuten, über fünfzig, versammelt fand, indem er mir ein paar Invaliden als Thürhüter zurückließ. Den Einwohnern schien diese Entfernung der Garnison nicht sehr recht zu seyn, denn obwohl dieselbe sich bisher nicht betheiligt hatte, gab sie der Stadt doch immer eine Art moralischen Schutzes, desto froher aber waren sechs syrische Kaufleute, die mich baten sich mir anschließen zu dürfen, um so von dem Fermane mitzuprofitiren. Die Ehrenmusik wurde mit einem Trinkgelde verabschiedet, und sobald wir die Stadt verlassen hatten, ritten wir lautlos fort, da strenger Befehl gegeben war jedes unnöthige Geräusch zu vermeiden. Auf etwa drei Stunden Entfernung ließ der Capitän Halt machen, da ich jetzt jenseits des Bereiches der Beduinen und außer aller Gefahr sey. Um die Pferde verschnaufen zu lassen, stiegen wir einen Augenblick ab, lagerten uns im Kreise und ließen Pfeifen sowie einen mitgenommenen Wasserschlauch umhergehen. Der Officier schien seine gütige Unterstützung als Pflicht anzusehen, die keinen Dank verlangte, und nahm mit herzlichem Händedruck von mir Abschied, nachdem er nur zögernd ein Geldgeschenk angenommen, das ich ihm für seine Leute aufnöthigte.

So befand ich mich mit den syrischen Kaufleuten allein auf der Landstraße, am Fuß eines alten Thurmes, wo sich ein Kreuzweg in verschiedene Richtungen trennte. Ich fragte nach dem frühern Zweck dieser Ruine, und hörte von einem Diener, der indeß den syrischen Dialekt des Arabischen nur unvollständig verstand, ein ziemlich läppisches Märchen verdolmetscht, von einem Königssohne der dort gewohnt habe, und täglich seinem Vater hätte einen Besuch abstatten müssen, ebenso wie seine im Umkreise lebenden Brüder, um ihm, je nach der Entfernung des Weges, der eine 3, der andere 6 und der dritte 9 Piaster zu bezahlen, bis sie dessen überdrüssig geworden und sein Haus zerstört hätten. [1] „Und wo wohnte der Vater?“ fragte ich. „Der Vater? natürlich in dem großen Palaste von Dara.“ Fast hatte ich vergessen mich in der Nähe von Dara zu befinden, da es auf der mir in Mosul mitgetheilten Reiseroute nicht als Station angegeben war. Ich fragte in welcher Richtung Dara liege. „Wie, kennen Sie nicht Dara? sind Sie nicht in Dara gewesen?“ scholl es aus einem Munde. „Hier, dieß ist der Weg nach Dara, der rechts in die Berge läuft.“

Meine Reise lag nach Mardin, die meiner Begleiter ebenfalls, und zu meiner Freude hörte ich daß es nur ein unbedeutender Umweg sey würde wenn wir die große Straße verließen und über Dara giengen, daß wir dann selbst noch den Vortheil haben würden einen guten Theil der Nacht dort schlafen zu können. Alle wollten mich begleiten, die Sattelriemen wurden angezogen, und bald stolperten wir einen engen Bergpfad hinauf, der über kahle Steinkuppen dahinlief. Wenn man längere Zeit in der einförmigen Umgebung Mesopotamiens reist und besonders mehrere Nächte hinter einander dazu benutzt hat, so fällt das Auge allmählich in einen Zustand abgespannter Ermüdung, indem es halbwache Traumbilder um sich sieht, ähnlich wie im Nagl der Wüsten-Araber, und in der verschiedenen Dichte der ruhenden Luftschichten verkörpert. Mit dem Tritt des Pferdes auf dem Sattel unherschwankend, sah ich schlanke Säulenreihen zu beiden Seiten des Weges emporsteigen, Reihe schloß sich an Reihe, Säule folgte sich auf Säule, weite, mächtige Hallen öffneten sich mir nach der andern, Kathedralen wuchsen aus Kathedralen heraus, immer wunderbarer wölbten sie sich empor, immer höher und mächtiger strebten sie zum Himmel, während das Pferd in gleichartigem Schritt tactmäßig darin vorwärtszog. Plötzlich stolperte es mit einem heftigen Ruck, ich fuhr zusammen, griff nach den Zügeln und rieb mir die Augen, aber siehe! Da waren in der That geisterhafte Ruinen, kolossale Thürme und Bauten, vom blassen Mondlicht übergossen, rings an meinen Seiten. Wir waren gerade an die ersten Gebäude Dara's gelangt, und mein Pferd war auf den glatten Stufen ausgeglitscht, die von den versallenen Tempeln dort umherlagen; ich konnte kaum Traum und Wirklichkeit scheiden, denn überwältigend zauberhaft war der Eindruck den die an die steilen Berge angeklebten Gigantenwerke, die aus der stillen Nachtluft hernieder blickten, auf den Beschauer machten. Einige der Kaufleute hatten einen Gastfreund aufgesucht und aus dem Schlaf geweckt, aber nicht ohne Mühe fand das Pferd über Säulen-Capitäle und Granitblöcke seinen Weg zu der niedrigen Strohhütte, die an einer mächtigen Quaderwand lehnte. Der allzu unhöflich aufgestörte Harem flüchtete bei unserem Eintritt schleunigst von dem glatten Dache, wo wir die verlassenen Plätze einnahmen, um von Dara, der hohen Bergveste, zu träumen, der mit den aufgehäuften Schätzen des Kaisers Anastasius erbauten Stadt, der letzten Gränzfestung gegen Persien, die, nach Nisibis Falle, so ruhmvoll ihren verlorenen Posten vertheidigte, um noch einmal das schon zusammenbrechende Reich zu stützen.

[1] Vielleicht eine in orientalischer Weise verwirrte Erinnerung an Dara oder Darius Kodomannus und seinen Halbbruder Alexander, der, wie Chondemir erzählt, auf die Weigerung, den von seinem Vater Philipp auferlegten Tribut zu zahlen, Persien eroberte.

Beobachtungen über die schottischen Häringszüge.

Man weiß noch nicht ganz sicher ob der Häring ein Wanderfisch sey, wenn man auch alle Ursache hat es zu vermuthen; noch weniger ist etwas zuverlässiges bekannt ob er gewisse Richtungen beim Wandern beobachtet, und ob er diesen Richtungen treu bleibt. Zur Ermittlung zuverlässiger Thatsachen hatte die niederländische Regierung den Dr. Buys Ballot vom meteorologischen Institut beauftragt, und dieser hat aus 45 regelmäßig geführten Logbüchern von Häringsfischern in einer eigenen Schrift die Erfahrungen eines ersten Beobachtungsjahres zusammengestellt, die von der Zeitschrift für Erdkunde wiedergegeben worden sind. Die 45 Fahrzeuge hatten 3266 Züge, worunter 882 Fehlzüge, gethan, und 21,623 Barrels Häringe, also je 6,66 Barrels auf einen Zug über-

haupt und je 9,1 Barrels auf jeden glücklichen Zug, gefangen. Die Windrichtung hatte auf die Ergiebigkeit der Züge nur den einzigen Einfluß daß sie bei Nordwinden um acht Procent durchschnittlich geringer waren. Mehr Einfluß übte die Wassertemperatur. Stand diese zwischen 12—14° C., dann erfolgte unter fünf Zügen nur ein Fehlzug; sank sie unter 9° C., dann mußte man jeden andern Zug einen Fehlzug erwarten, stieg sie über 14° C., dann gab es durchschnittlich zwei Fehlzüge unter fünf Zügen. Bei ruhigem und bewegtem Wasser verhielten sich die Erträge wie 3 : 7. Stürmisches, aber klares Wetter erwies sich am günstigsten, Regenwetter gab den Mittelertrag.

In der zweiten Hälfte des Juni begannen die Fischer ihre Netze bei den Shetlands-Inseln auszuwerfen. Oestlich von diesen Inseln zwischen 0° und 1° westl. L. Gr. fieng man die meisten Fische, aber doch im ganzen nur wenig, 0,6 Barrels höchstens auf den Zug. Weiter westlich fieng man nichts. Da auch im Juli westlich von den Shetlands-Inseln kein Häring gefangen wurde, so ist es wahrscheinlich daß die Häringe, wenn sie von Norden kommen um in die Nord-See einzudringen, die Shetlandsgruppe im Westen oder zur Rechten liegen lassen. Die meisten Fische im Juni wurden im Süden der Shetlandsgruppe zwischen 60 und 59° nördl. Br. und 1—2° westl. L. (2,4 Barrels per Zug) gefangen, viel südlicher und viel östlicher wurde nichts gefangen. Im Juli werden die Häringsschaaren östlich von den Shetlands-Inseln dichter (5,8 Barrel per Zug). Im Westen nehmen dagegen die Erträge rasch ab. Der Fisch hält sich noch immer in der Nähe der Inseln, denn zwischen 59 und 58° nördl. Br. war der Ertrag merklich geringer als zwischen 60—59°, nur an der schottischen Küste treten selbst noch zwischen 58—57° nördl. Br. Schaaren auf die 2,4—5 Barrels per Zug gaben. Ueberhaupt scheint der Fisch sich in zwei Bänder zu theilen, die um einen Längengrad getrennt sind. Zwischen dem 57—56° nördl. Br., wohin der Fisch erst im Juli dringt, gab es zwei Maxima des Fanges zwischen 2 und 0° westl. L. (4,8 Barrels) und auf dem 2° östl. L. (8 Barrels), während auf dem Zwischentraum 1° östl. L. beinahe nichts (0,3 Barrels) gefangen wurde. Ueber den 55° nördl. Br. dringt der Fisch in diesem Monat nicht vor, und war selbst einen Breitegrad nördlicher zwischen 56 und 55° noch spärlich.

Im August scheinen zwischen 60—59° n. Br. keine Fischereien betrieben worden zu seyn. Zwischen 59 u. 58° war der Fisch spärlicher geworden, nur zwischen 2 und 1° w. L. fieng man noch 7,7 Barrels per Zug. Von dort über drei Längengrade ausgebreitet hatte sich der Zug nach Südosten unter 58—57° n. Br. gezogen. Noch einen Grad südlicher zwischen 57 und 56° Br. war der Häring schon weit in die Nordsee von 2° w. L. bis 4° östl. L. vorgedrungen. Die Dichtigkeit unter dieser Zone war sehr verschieden, und abermals treten je nach den Meridianen zwei Maxima der Anhäufung auf, nämlich ein dünneres (5,2 Barrel) von 0° bis 2° östl. L. und ein starkes (9 Barrel) von 3 bis 4° östl. L. Die dichteste Häringswolke im ganzen Sommer wurde zwischen 56 und 55 n. Br., also auf der Höhe von Edinburgh und südlicher, angetroffen. Sie erstreckte sich dort von 2° w. L. bis 2° östl. L. in folgender Stärke, je nach den Längenabständen 22,8, 17,3, 13,5, 6,4 Barrels. Der September ist noch ein sehr ergiebiger Monat, ja durchschnittlich der ergiebigste. Im Südosten der Shetlandsgruppe fieng man 7 Barrels; zwischen 59 und 58° unter den verschiedenen Meridianen 9, 16, 11 Barrels per Zug. Das Maximum der Dichtigkeit fällt aber in diesem Monat zwischen 58 und 57° n. Br. oder nördlicher als Aberdeen und zwischen 1° w. und 3° östl. L. mit 14 und 15 Barrels zwischen 1 und 0° w. und 1 und 2° östl. L. Minder ergiebig war der Fang zwischen 57 u. 56° n. Br. und ganz dünn zwischen 56 und 55°, wo sich doch einen Monat früher die Schwärme so massenhaft zusammengehäuft hatten. Im Monat October ist wieder das Maximum der Dichtigkeit den Shetlands-Inseln nahe, nämlich zwischen 60 und 59° n. Br. und 1° w. und 1° östl. Länge, wo 14° und 12,8 Barrels per Zug gefischt wurden. Unter 59 und 58° n. Br. waren die Fische ebenfalls noch reichlich, südlicher als 58° sank aber der Ertrag rasch unter das Mittel. Im November endlich verschwindet der Häring südlicher als 59°.

Die relative Ergiebigkeit des Fanges in den verschiedenen Monaten, auf das ganze Revier vertheilt, zeigen folgende Zahlen:

Juni	1,87	Barrel per Fischzug
Juli	3,13	„
August	6,6	„
September	10,91	„
October	9,34	„
November	1,03	„

Der Häring kommt also im Juni nach dem Süden der Shetlands-Inseln und rückt von Monat zu Monat südlicher und südöstlicher. Zwei dichte Schwärme halten sich, der eine etwa 10, der andere 30—35 geogr. Meilen östlich von den Küsten Schottlands und Englands auf. Im August verbichten sich die Züge zwischen 56 und 55°, also zwischen der Höhe von Edinburgh und Newcastle, im höchsten Grade; doch kann dieß vielleicht auch nur Zufall gewesen seyn, da früher die Fischer in jenen Räumen nicht solchen Anhäufungen begegneten. Ende August wendet der Fisch seine Wanderung wieder nordwärts, und zwar rückt das Maximum im October schon bis über den 59° hinauf, wo im November die letzten Züge verschwinden.

Englands Handel mit Siam und die Hülfsquellen dieses Landes.

Unter den Ländern des fernen Osten verdient Siam vor allen die Aufmerksamkeit des Kaufmannes. Zwischen Birma und den Tenasserim-Provinzen im W. und Cochinchina im O. sehr günstig gelegen, verspricht seine Verbindung mit dem Meere durch mehrere Flüsse und seine industriöse Bevölkerung

dem Handel noch eine große Ausdehnung. Ein directer Handel Englands mit Siam findet eigentlich erst seit 1856 statt. Die britische Einfuhr betrug in diesem Jahre zu Bankok 375,261 L., die Ausfuhr 316,619 L., 1857 die Einfuhr 213,790 L., die Ausfuhr 128,295 L. England erhielt von Siam 30,303 Centner (cwts) Zucker, 92,516 Pfund Pfeffer, 3392 Pfund Salz, 349 Centner Häute und noch einige andere Waaren. Vom ersten Januar bis zum 20 Nov. 1859 betrug die Ausfuhr aus Bankok 47,381 Pikuls Zucker, 8,863 P. Reis, 8,023 Sapanholz, 2,891 Häute, 1,410 Hörner u. s. w. Im Jahre 1858 war die Ausfuhr ähnlich, mit Ausnahme der Reisausfuhr, die nur 1000 Pikul betrug.

Die Artikel der britischen Manufactur welche am meisten für den Verbrauch der Siamesen sich eignen, sind weiße und graue Long Cloths, Madapollans, Cambrics, Jaconets, Book lappets, glatter und figurirter Sammet, bunte Musseline, amerikanische Drills, baumwollene Sonnenschirme, weiße und gefärbte Cambrics, Prints, Chintzes, siamesische Kleider (Chowls), rothes türkisches Zeug und Garn, graues baumwollenes auch blaues und rothes Garn, Long ells, Ladies cloth, gestreifte spanische Merinos von ausgewählten Farben, Segeltuch, Eisen, Stahl, Blei, Glaswaaren, Lampen, Musketen, Bienenwachs u. s. w.

Die Einfuhr aus China und Indien ist noch mannichfaltiger und besteht in fast allen Manufacturartikeln dieser Länder, sie mögen von Bedeutung seyn oder nicht, und diese dienen nicht nur den Bedarf der Siamesen, sondern auch den der im Lande ansässigen Inder und Chinesen zu befriedigen. Den Chinesen verdankt das Land vorzugsweise allen Handel den es hat. Fast jede Unternehmung welche Geschicklichkeit, Unternehmungsgeist und Industrie erfordert, ist in ihren Händen; sie sind die Haupthandelsleute, Pflanzer, Schiffbauer, Pächter der Abgaben, und genießen größere Privilegien als selbst die Eingebornen. Ihre durch die neuen Ankömmlinge aus China stets zunehmende Zahl beträgt den sichersten Nachrichten nach bereits 1½ Mill., etwa ein Viertel der ganzen Bevölkerung Siams.

Den Anbau des Zuckers, des Hauptausfuhrartikels der Engländer, verdankt das Land dem Unternehmungsgeiste dieser chinesischen Ansiedler seit dem Jahre 1810. 1822 stieg die Ausfuhr auf 3,700, 1835 auf 8036 und 1840 auf 15,295 Tonnen. Der unglückliche Einfall des früheren Königs, sich selbst am Handel zu betheiligen, hemmte damals die Entwicklung dieses Industriezweiges. Der jetzige König hat indeß das Monopol aufgegeben. Doch drücken noch mannichfaltige Abgaben die Manufactur desselben, so daß die Ernte nicht über 5—6000 Tonnen beträgt. Reis ist bei den periodischen Ueberschwemmungen des Menam, bei der außerordentlichen Leichtigkeit der Bewässerung und der Fruchtbarkeit des Bodens ein wichtiger Ausfuhrartikel. Der Begehr nach Reis nimmt auch noch beständig zu. Hob sich doch die Reisausfuhr der britischen Provinz Araccan in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren auf 120,000 Tonnen. Von Zimmerholz liefert Siam namentlich Teakholz für die Märkte China's und Singapore's. Die Teakwälder liegen in ziemlicher Entfernung vom Menam, und die Bäume werden gefällt in großen Flößen nach Bankok hinabgeflößt. Von Färbehölzern werden an 6000 Tonnen Sapanholz jährlich hauptsächlich nach China, aber auch nach Singapore ausgeführt. Die hügeligen und bergigen Districte, die 60 engl. Meilen von Bankok viele hundert engl. Meilen nach N. und S. sich ausdehnen, enthalten werthvolle Mineralien, die Einwohner bearbeiten aber die Minen nicht. So entdeckte Hr. H. J. Moyle aus Cornwales vor wenigen Jahren Blei- und Silber-Metall, enorme Betten magnetischen Eisens und mehrere sehr reiche und werthvolle Kupferminen. Letztere erhielt er die Erlaubniß gegen Abgabe eines Zehnten an die Krone auszubeuten. Auch hat man Spuren von Kohlenbetten im District Tschantabun an der Ostküste von Siam entdeckt, und die vielen Flüsse und Canäle in dieser Gegend erleichtern den Transport. Zinn wurden von Pungah an der Westküste Siams 22,000 Pikul, im Werth von 70,000 L., und in Bankok in einem Jahr 6000 Picul, im Werth von 23,000 L. ausgeführt; doch ist die Zufuhr hier unsicher. Antimonium wurde in geringer Entfernung von Bankok entdeckt; Edelsteine findet man in großer Menge im Lande, namentlich Rubine, Sapphire, orientalische Topase und Smaragde und Granaten, alle von reinsten Wasser. Die Sapphire und Granaten werden auf dem Markt von Tschantabun von den Chinesen mit 5—10 Ticals per Catty (12 Schilling 6 D. bis 1 L. 5 Sh. per 1⅓ Pfd.) bezahlt. Sie wurden früher viel nach Bankok ausgeführt und giengen von da besonders nach Java; in den letzten Jahren hat aber die Nachfrage und daher auch die Aufsuchung derselben abgenommen. Seide wurde die letzten 18 Jahre in dem reichen Districte von Kokat mit bedeutendem Erfolg gezogen, und die Ernte soll 1500 Pikul, 150,000 Dollars im Werth, betragen haben, als eine Abgabe von 12 Procent den Ertrag auf ⅓ herabsinken ließ. Bei dem großen Markte für Seide in dem nahen China wird die siamesische Seide für den Außenhandel wohl nie von Bedeutung werden.

An der Ostküste des Golfs von Siam, von 13° 30′ bis 10° 39′, wo das Gebiet von Cambodja Siam begränzt, gibt es viele Städte von verschiedener Größe und Bedeutung, aber nur zwei haben einen für größere Schiffe zugänglichen Hafen, Tschantabun und Kampot, die andern führen in kleinen Schiffen zwar auch einen bedeutenden Binnenhandel, sind aber zu unbedeutend und für fremde Handelsschiffe unzugänglich. Schiffe von mäßiger Größe können den Fluß, der nach Tschantabun führt, 5—6 engl. Meilen weit hinaufgehen, dann nimmt dessen Tiefe aber bis auf 3—4 Fuß bei niedrigem Wasser ab. Die Ausfuhrartikel dieser Stadt sind Pfeffer — die chinesischen Einwanderer gewinnen an 38,000 Pikuls — brauner Zucker — wovon jährlich 7—8000 Pikuls erzielt werden, Adler- und Zimmerholz zum Schiffbau, Cardamom, Lac, Häute, Hörner, Fische, Tabak, Gummigutt, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Holzöl und Kaffee, der hier gut gedeiht. Der Hafen von Tschantabun wird in kurzem den Handel von Siam größtentheils an sich ziehen, da er für die Verschiffung der Producte der ganzen kampotischen Küste geeigneter ist als Bankok. Der siamesische Golf und Fluß sind reich an treff-

lichen Fischen, und deren werden gesalzen oder getrocknet jährlich 2—3000 Tonnen nach Batavia und Singapore ausgeführt. Wir haben nur die Hauptartikel des Handels anführen können; es gibt aber auch noch andere von geringerer Bedeutung.

Miscellen.

Bucarest. Bucarest ist gerade keine schöne, aber es ist eine interessante Stadt. Orient und Occident bieten sich hier in den sichtbarsten Contrasten den Blicken des Beobachters dar. Nachdem sie unter der Regierung des Fürsten Georg Ghika I im Jahr 1659 zur Hauptstadt der Walachei erhoben worden war, wuchs sie seitdem an Wichtigkeit und an Einwohnerzahl, die aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gemischt war. Die Magyaren in ihrer ritterlichen Haltung, die Albanesen in ihrer prächtigen Nationaltracht, die Armenier und Türken in ihren weiten asiatischen Gewändern, die Bulgaren vom Balkan, die Serben aus dem Fürstenthum, die Dalmatiner von den Küsten des adriatischen Meeres vermischen sich hier mit den eingebornen Rumänen und mit den eingewanderten Hellenen, mit den Juden und mit den Zigeunern. Die Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche ist ebenso groß als die der Racen und Trachten. Auf einer reich verzierten Carrosse, in welcher elegante Damen die neuesten Pariser Moden zur Schau tragen, steht ein Albanese von martialischem Aussehen, umgeben von einem weiten Mantel, dessen Purpurfalten um seine weiße Fustanella sich legen, und mit einem Blick der Befriedigung schaut er von Zeit zu Zeit auf den Dolch in seinem Gürtel; hier geht eine französische Modistin, welche eben den Boulevard des Italiens verlassen hat, neben einem zerlumpten Zigeuner, in dessen braunen Gesichtszügen der unverlöschbare Charakter der niedern Volkskasten Hindostans sich ankündigt; dort begegnet ein Bauer, der an die Dacier aus der Zeit Trajans erinnert, mit seinem ochsenbespannten Karren einem Vorreiter, der dem Wagen eines Großbojaren den Durchgang zu verschaffen bemüht ist. Die Wohnungen der Stadt selbst gewähren den Anblick aller Bauarten vom Palast bis zur Hütte. In den Vorstädten verbergen sich hinter den Hecken niedrige Hütten, während anderswo schöne Hôtels in der Mitte schattiger Gärten sich erheben. Aber in den fünf Vierteln der Stadt, dem gelben, grünen, rothen, blauen und schwarzen, herrscht zur Zeit des Sommers die Einerleiheit eines durchdringenden Staubes, der sich im Winter in eine schmutzige Flüssigkeit verwandelt und mit seinem Kothe die engen und schlechtgepflasterten Straßen erfüllt. Von ferne ahnet der Blick nichts von den mangelhaften Seiten dieser unvollkommenen Civilisation, und Bucharest gleicht vielmehr einem kostbaren Park voll Palästen und Kirchen. Was die innern socialen Zustände und das gesellschaftliche Leben in Bucharest anlangt, so sprach sich der kenntnißreiche und vielseitig gebildete russische Fürst Anatole Demidoff in seiner „Voyage dans la Russie méridionale“ in hohem Grade günstig (!) darüber aus. „Ich kenne,“ sagte er, „keine Stadt in Europa, wo sich eine so durchaus angenehme Gesellschaft vereinigen ließe, in welcher der beste Ton im festen Verein mit der anmuthigsten Heiterkeit sich zeigte. Die angenehmsten Umgangsformen des Herrn vom Hause, der gefällige Ton und die Talente der Frauen der Familie, die Leichtigkeit und Reinheit, womit man daselbst die Sprachen Mittel-Europa's redet, der Geschmack und Tact, ja selbst der etwas leichtfertige Ton der Unterhaltung — alles vereinigt sich, um die Ueberzeugung zu begründen daß diese Gesellschaft den ausgezeichnetsten Gesellschaften gleich ist die sich in Europa finden lassen.“ Und einer der achtbarsten Vertreter Frankreichs in der Walachei, Adolphe Billecocq, sagt in seinem „Album moldo-valaque:“ „Nichts in Europa ist dem wahrhaft bemerkenswerthen Schauspiel ähnlich das man an einem großen Festtage bei dem Hospodar der Walachei oder Moldau sehen kann.“

*

Russische Goldproduction. Die neueste Angabe über die Erzeugung der russischen Bergwerke reicht erst bis zum Jahre 1857. In letzter Zeit ist die Production des Goldes wieder gestiegen. Sie hatte 1823 mit 105 Pud (1 Pud = 40 Pfund, 1 Pfund = 96 Solotnik) begonnen, war im nächsten Jahre auf 204 und dann Schritt für Schritt bis auf 553 Pud im J. 1840 gestiegen. Seitdem nahm die Production folgenden Aufschwung:

	Pud.	Pfund.	Solotnik.
1841	655	12	28
1842	908	13	19
1843	1241	26	54
1844	1276	24	34
1845	1304	14	59
1846	1628	28	13
1847	1741	7	92
1848	1726	35	24
1849	1587	15	14
1850	1473	33	60
1851	1505	6	39
1852	1367	30	58
1853	1398	21	93
1854	1581	24	75
1855	1490	18	73
1856	1513	19	43
1857	1629	29	16

Also in letzter Zeit wieder an 50 Mill. fl. oder ungefähr $^5/_{12}$ der Ausbeute Australiens. Im Jahre 1857 wurden sonst noch gewonnen 7 Pud 26 Pf. 68 S. Platin; 9 Pud 16 Pf. 73 S. Silber; 337,969 Pud 20 Pf. Kupfer; 15,404 Pud 32 Pf. Blei und etwa 24 Mill. Pud Eisen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. Augsburg, 3 Junius 1860.

Die magischen Luftfahrten des Mittelalters.

Wie überhaupt die Magie ihren Ursitz im Morgenland und vorzüglich in Babylon (Jamblich. ap. Phot. biblioth. 756) gehabt hat, so ist auch die Idee zauberhafter Luftfahrten von dort ausgegangen; und es ist nicht ohne Interesse für jeden der sich um die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes kümmert, zu sehen wie diese phantastischen Träume ihren Weg in den Occident und bis ins nüchterne Deutschland herein gefunden haben.

Ich will hier natürlich nicht die alte Geschichte von des Dädaliden Ikaros unseliger Luftfahrt wiederholen, dem die wächsernen Schwingen vor der Nähe der glühenden Sonne zerschmolzen (Ov. Met.); ist dieser Mythus ja doch einer durchaus anderen Seelenstimmung entsprungen als dieß bei den orientalischen Luftfahrten der Fall ist. Die Sage von Ikaros zeigt schon durch ihren kläglichen Ausgang, wie kindisch und thöricht solche Gedanken überhaupt für den Sterblichen seyen; gleich der Sage von Phaethon soll sie dem Menschen ein warnendes Exempel vorhalten, wie verderblich es sey sich über seine natürliche Sphäre erheben zu wollen. Der Orientale dagegen läßt sich von seiner ungezügelten Phantasie in vergnügliche Träume einwiegen, wo er aller hemmenden Schranken localer Entfernung ledig ist, und sich als Beherrscher wie der festen Erde, so auch des Luftreichs fühlt.

Der erste Luftreisende welcher uns im Anfang des Mittelalters vorgeführt wird, ist Nimrod. Von ihm erzählt ein alter arabischer Schriftsteller in einem Buch, das den Titel Malem führt, daß er, nachdem ihm sein Versuch den babylonischen Thurm zu bauen mißglückt, darauf beharrte sich in einem von vier ungeheuren Vögeln gezogenen Wagen durch die Lüfte tragen zu lassen (d'Herbelot, Bibl. Orient, s. v. Nimrod). Dieß ist wohl die älteste, in Babylonien selber entstandene Tradition.

Aus ihr und den verwandten ächtorientalischen Sagen von dem Luftfahrer Sindbhad u. dgl., nicht aber aus jener antiken Sage von Medea's Drachenwagen stammen alle die magischen Luftfahrten ab, wie sie in den vielgelesenen Volksbüchern des Mittelalters über Europa verbreitet waren. Am schönsten ausgebildet ist die Erzählung in derjenigen Version der Alexander-Sage, wie sie zu Anfang dieses Millenniums in der Levante circulirte. In diesem Roman von Alexander dem Großen, der darin vorzweg nicht Sohn Philipps, sondern des ägyptischen Zauberkönigs Nektenabo ist, wird erzählt, wie er unter Verleihung der ungeheuerlichsten Abentener Herr des ganzen Erdreichs geworden sey, in seiner unersättlichen Herrschgier aber auch noch über das Reich der Lüfte zu gebieten gewünscht habe. Zu dem Ende habe er zwei riesengroße und riesenstarke Vögel einfangen lassen (Pseudo-Calisthen. vit. Alex. 2, 41), und nachdem er sie durch dreitägiges Hungern zahm und freßlustig gemacht, habe er ihnen ein jochartiges hölzernes Gestell auf den Hals gelegt; auf diese Maschinerie sey er selber gestanden und habe eine große Stange emporgehalten, an welcher eine Leber befestigt war. Auf der Stelle seyen die hungrigen Vögel aufgeflogen um zu der Leber zu gelangen, und auf diese Weise sey Alexander hoch über die Wolken erhoben worden. Uebrigens sey ihm bald eine fliegende Menschengestalt begegnet, und habe ihn gewarnt sich nicht weiter dem Himmel zu nähern, wenn er nicht von den menschengestalteten Vögeln gefressen werden wolle. Dennoch soll er auf dieser Expedition des Wunderbaren genug gesehen haben. Leider hat sich bei dieser Historie der Dichter auf unverantwortliche Weise über die wichtigste Frage stillschweigend hinweggesetzt: wie nämlich Alexander die Riesenvögel zur Umkehr gerade in das Gebiet von Babylonien veranlaßt habe.

Dieser Erzählung nachgebildet ist die in Raoul le Fèvre's Histoire du Roi Alexandre; einem Roman des 15ten Jahrhunderts. Hier entwirft Alexander, nachdem er das Ende der Erde erreicht, die Huldigung aller Völker die sie bewohnen entgegengenommen, und die Gewißheit erlangt hat daß nichts mehr zu erobern übrig sey, den unüberlegten Plan auch noch Herr der Luft und der Tiefe zu werden. Durch die Beschwörungen der morgenländischen Professoren der Magie, die er um Rath fragt, kommt er in den Besitz eines gläsernen Käfigs von ungeheurem Umfang, an den acht wohl zu einander passende Greife gespannt sind. Er setzt sich in dieses Vehikel und durchfliegt die Reiche der Luft in Begleitung der Zauberer, welche die Sprache der Vögel verstanden und die verständig-

sten Bewohner jener Regionen auf gehörige Weise über ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche befragen, während Alexander ihre freiwillige Unterwerfung entgegennimmt. Es läßt sich nicht angeben, wie hoch Alexander gestiegen wäre und was für wichtige Dinge er von den Vögeln hätte erfahren können, hätte ihn nicht die unerträgliche Hitze jener höheren Regionen gezwungen aus den Wolken herabzusteigen. Bei seiner Rückkehr von dieser lustigen Excursion beschließt er sich abzukühlen, und zu untersuchen wie sich die großen Fische gegen die kleinen benehmen, indem er in einer Art Taucherglocke in die Tiefe hinuntersährt. Die Fische drängen sich, wie erwartet, schaarenweise um die Maschine, ihm ihre Huldigung darzubringen, und Alexander kehrt als König nicht nur der Menschen, sondern auch der Fische nach Babylon zurück.

Alexander ist in dieser Geschichte nichts anderes als ein babylonischer Magier, ebenso wie Nimrod, und das ganz gleiche Schicksal hat Aesop gehabt, dem man ebenfalls eine Luftfahrt angedichtet hat. Als Hofmagier beim König von Babylon angestellt, löst er eine seinem Herrn vom König von Aegypten gestellte Aufgabe dadurch daß er mit einem von vier Adlern getragenen Gestell sammt etlichen Knaben von Babylon nach Alexandrien fährt, und hier vor dem der Magie wohl kundigen König diese Art von Luftballon steigen läßt. Lustiger als diese Zaubergeschichte von Aesop, die eigentlich nie über Asien hinausgedrungen ist, war des Virgilius Abenteuer mit der Sultanstochter von Babylon, wie es im Volksbuch vom Meister Virgilius zu lesen ist. „Oftmals hörte Virgilius von des Soldans Tochter und ihrer Schönheit erzählen, so daß er sich in sie verliebte, obwohl er sie nie gesehen hatte, und er brachte es zuwege daß er zu ihr kam und sie seinen Willen that. Noch hatte sie ihn nicht anders gesehen als bei Nacht. Da sagte sie ihm einesmales daß sie mit ihm in sein Land reisen wollte, um zu wissen was für ein Mann er wäre und welche Wohnung er hätte. Er antwortete daß er sie gerne hinbringen wollte, sie würden aber wenig Land betreten, sondern nur durch die Luft über die See gehen. So führte er sie durch die Luft nach Rom, und hütete sie hier daß niemand sie sah und sprach, außer ihm. Und er zeigte ihr seinen Palast, seinen Baumgarten, seinen Springbrunnen, seinen Schatz, und die ehernen Männer welche fortwährend mit den Hämmern schlugen. Diesen seinen Schatz bot er ihr an; sie aber wollte ihn nicht annehmen, erwiederud: daß sie dessen schon zu viel von ihrem Vater zu bewahren hätte. So behielt sie Virgilius in seinem Garten, so lange sie dort blieb. Als daheim der Vater seine Tochter vermißte, und nicht wußte wo sie hingekommen war, ward er sehr betrübt. Endlich aber verlangte sie wieder in ihr Land zu reisen. Da nahm Virgilius sie in seine Arme und trug sie über die Brücke durch die Luft, setzte sie in ihrer Kammer nieder, befahl sie den Göttern, und kehrte nach Rom zurück."

Um zu erfahren in welchem Lande der wunderbare Liebhaber seiner Tochter zu Hause sey, befahl der Sultan ihr, falls sie wieder von Virgil geholt werden sollte, etliche Früchte aus seinem Garten mitzubringen. Und wirklich: „es währte nicht lange, so kam Virgilius wieder nach Babylon, nahm die Soldans-Tochter, die sich nicht weigerte, und führte sie in sein Land, und behielt sie so lange bei sich als ihm beliebte." Aus den wälschen Nüssen welche die Prinzessin mitbrachte, erkannte der Sultan Virgils Heimath, aber bei der nächsten Gelegenheit wollte er den verhaßten Franken gefangen nehmen. Die Tochter mußte ihm einen Schlaftrunk reichen und sie that es. „So wurde Virgilius gefangen, und bewahrt bis zum Tage. Des Morgens brachte man ihn in den Palast vor den Soldan, dessen Tochter auch dahin gebracht wurde, und dieser und all seine Ritterschaft sah nun den Mann der seine Tochter so oft mit sich in fremde Länder entführt hatte, wußte aber nicht, wer er wäre. Da sprach der Soldan: „Du bist übel angekommen, der du meine Tochter gestohlen und betrogen und deinen Willen mit ihr getrieben hast; darum sollst du sterben, und soll dir Recht geschehen nach unserem Gefallen." — „Herr Soldan," antwortete Virgilius, „hätte ich das gewußt, ihr hättet eure Tochter nie wieder gesehen, darum lasset mich wieder heimkehren, und ich will nie wieder herkommen." — „Das sollen wir wohl bleiben lassen," sagte der Soldan, „du bist in den schnäblichsten Tod gelaufen." Da sprach seine Tochter! „Ihr Herren, wenn ihr ihn tödtet, so will ich mit ihm sterben." Darauf sagte der Soldan: „Wir haben Erdeu genug, ohne dich: du sollst mit ihm verbrannt werden." Virgilius aber sagte: „Herr Soldan, das sollt ihr gelogen haben, und wenn ihr noch so mächtig seyd." Hierauf bewirkte Virgilius durch seine Kunst der Nigromantie daß dem Soldan und all seinen Herren vorkam, als wenn der größte Strom von Babylon zwischen sie hinliefe und sie darin schwämmen, und lägen und sprängen wie die Frösche. Virgilius aber nahm die schöne Jungfrau und führte sie auf die Luftbrücke, und als sie beide droben auf der Brücke waren, ließ er das Wasser vergehen, und da sahen alle ihn gehen mit seiner Buhlin. Der Soldau und alle die Herren waren darüber sehr verwundert und betrübt, aber sie wußten nichts dabei zu thun."

Die so natürliche Einflechtung des Liebesabenteuers in die Erzählung von der Luftreise ist der Virgilsage eigenthümlich, und verleiht derselben einen hochromantischen und zugleich komischen Reiz, der den übrigen Variationen dieses Thema's wenigstens insofern fast abgeht, als eine Verbindung beider Elemente, des hochromantischen und des komischen, nicht stattfindet; denn selbst wo dieß der Fall zu seyn scheinen könnte, z. B. in der Histoire du Roi Alexandre, ist es keineswegs die Absicht des Dichters gewesen die Lachmuskeln seiner Leser in Bewegung zu setzen, sondern nur das sehr unfreiwillige Resultat seiner geschmacklosen Uebertreibung des ernsthaftromantischen Elements. Abgesehen von der erotischen Motivirung der ersten Luftreisen, basirt die Erzählung, welche man in die Virgilssage eingewoben hat, auf der angeblichen Geschichte des sicilischen Zauberers Diodorus, Lioderus oder Heliodorus von Catana; von diesem wird in den Acta Sanct. ed. Bolland, Febr. III, 223 ff. berichtet, wie er, Sohn der Barbara Patricia, und ein Magier der dem Simon Magus nicht nachgestanden sey, mittelst seiner lekanomantischen Künste dem Tode der Kreuzigung mehr als einmal entgangen. Lela-

nomantie, d. h. Schüsselseherei, hatte auch Nektenabo getrieben, der ebenfalls, bei drohender Kriegsgefahr, eine wunderbare Reise von Aegypten nach Macedonien ausgeführt haben sollte. Jener Heliodor nun soll in der Stunde seiner Hinrichtung zu Byzanz den Kaiser um die Gnade gebeten haben aus einer Schüssel trinken zu dürfen, weil er anders seinen Durst nicht löschen könne. Sobald aber die Schüssel erschien, war auch Heliodor verschwunden, der ganz wohlbehalten durch die Luft nach Catana segelte.

Eine etwas andere Art von Luftreisen ist die Salomo's, welcher nach einer muselmännischen Legende auf seinem Zauberteppich große Reisen ausführte, mit seinen Kriegern zur Rechten und den Geistern zur Linken, stets von Schaaren von Vögeln begleitet, welche sein Heer gegen die Strahlen der Sonne beschützten. Diese Art von Luftballon, den Teppich oder Mantel à la Salomo, hat bekanntlich auch unser Doctor Faustus angewendet, als er anno 1525 dreyen fürnehmen Jungen Freyherrn zu Wittenberg das Vergnügen bereiten wollte, an der Hochzeit des Herzogs von Bayern theilzunehmen: darauf richtet Dr. Faustus seine Fahrt an, und legte seinen nachtmantel auff ein beth im garten seines hauses aufgestreckt, setzt die drey Herrn darein, redet jenen tröstlich zu, sie sollten unerschrocken seyn, sie werden baldt an den ort, des sie begehren, seyn, in sölchem kam ein Wind, schlug den Mantel zu, das sie darinnen mit sampt dem Doctor Fausto verborgen lagen, hub also der Windt den mantel empor, und fuhr in N. N. namen, wie es Faustus beschwur, dahin, in solcher Lufftfahrt gosse Doctor Faustus den Dreyen jungen Herren ein tiefen schlaff ein, damit sie unerschrocken dahin kämen, erschienen und kamen also unfichtbahr zeitlich gehn München, das jhrer niemandts warnahm, dann wincket D. Faustus, sie solten absteigen, da waren sie alsbaldt in des Bayerischen Fürsten Pallast.

Wer denkt bei dieser Erzählung aus D. Fausti Leben an deren orientalischen Ursprung? und dennoch dürfte durch obige Zusammenstellung auch ein Ungläubiger überzeugt werden, daß sie nur eine Copie morgenländischer Dichtung ist, freilich keine unmittelbar nach dem Original, sondern nach einer byzantinischen Ueberarbeitung gemachte. Ueberhaupt kann man sich den stofflichen Einfluß der byzantinischen Literatur auf die deutschen und wälschen Dichtungen des Mittelalters, seit jener Zeit wo germanischen Söldlinge die griechischen Fabeln in ihre Heimath mitnahmen, kaum tief und stark genug vorstellen.

Panama.

Als Columbus von seiner dritten Reise zurückkehrte, erregten seine Berichte über die wunderbaren Reichthümer von Paria und der Perlküste in ganz Spanien das größte Aufsehen, und in allen Classen der Bevölkerung regte sich der Wunsch von jenen märchenhaften Schätzen Besitz zu nehmen, die gleichsam nur auf die Ankunft unternehmender Männer warteten, um ihnen in den Schooß zu fallen. König Ferdinand gab zahlreichen Privatexpeditionen die Erlaubniß das neu entdeckte Eldorado weiter zu untersuchen und zu colonisiren. Eine derselben stand unter dem Commando Don Alonzo de Ojeda, der im J. 1509 Spanien mit vier Schiffen und 300 Männern verließ, unter welchen sich ein Jurist Namens Martin Fernandez d'Enciso befanden. Nach verschiedenen Zwischenfällen wurde das Commando der Expedition dem Don Enciso übertragen, und dieser gründete im Jahr 1510 an der Mündung des Darien eine Stadt, die er zur Ehre der heiligen Jungfrau, der Retterin aus vielen Gefahren, Santa Maria de la Antigua nannte. Der Ort war viele Jahre lang der Sammelplatz aller spanischen Söldlinge, die man ausfandte um die Eingebornen zu unterdrücken und zu plündern; sowie der vorläufige Stapelplatz der aufgehäuften Schätze und das Hauptquartier der kirchlichen Autoritäten der neuen Welt. In Berücksichtigung der ungesunden Lage des Ortes gab König Ferdinand indessen im Jahr 1519 die Erlaubniß zur Uebersiedlung nach der pacifischen Küste, die Vasco Nuñez sechs Jahre vorher entdeckt hatte.

Der Platz den man für die neue Niederlassung ausgewählt hatte, war unter 8° 57′ nördl. Br. und 79° 3′ westl. L. an der Küste einer Bay gelegen, die einer der Gefährten von Columbus, Namens Tello de Guzman, entdeckt hatte und die man Panama, d. h. in indianischer Sprache, fischreicher Ort, nannte. Im Jahr 1521 verlieh Karl V dem Ort eine Verfassungsurkunde mit dem Titel der „sehr edeln und vielgetreuen Stadt Panama."

Diese „edle und vielgetreue Stadt," die aus Blut und Nerven der Eingebornen des unglücklichen Landes hervorgegangen war, stützte ihre Existenz auf ein System von Unterdrückung und Raub, über welche uns damalige Historiker, wie der furchtlose Peter Martyr und der ebenso ehrwürdige wie gerechte Las Casas, detaillirte Schilderungen hinterlassen haben; Schilderungen die man nicht ohne Abscheu und Grauen zu lesen vermag. In Panama machte auch das aus Don Francisco Pizzaro, Diego de Almagro und Hernando de Luque bestehende Triumvirat seine Pläne zur Eroberung von Peru, die eine wo möglich noch blutigere Epische der Geschichte des spanischen Amerika bildete.

Als Entrepot der Reichthümer des Nordens und Südens der pacifischen Küste, wuchs Panama während der nächsten hundert Jahre zu einer ebenso reichen als schönen Stadt heran. Sie zählte viele prächtige mit Gold und Silber reich dotirte und mit kostbaren Gemälden geschmückte Gotteshäuser, viele Mönchs- und Nonnenklöster, Hospitäler und etwa 7000 Häuser von zum Theil kostbarer Bauart. Fruchtbare Felder und reiche Plantagen umgaben die Stadt, und eine wohlgepflasterte Straße verband sie mit Porto Bello, dem damaligen hauptsächlichsten Hafenplatze für den Handel mit Alt-Spanien.

Im Jahr 1668 wurde Porto Bello von dem englischen Piraten Sir Henry Morgan geplündert und zerstört. Don Perez de Guzman hatte sowohl nach Porto Bello wie nach einigen andern durch die Piraten angegriffenen Plätzen Hülfs-

truppen gesandt, aber das Glück war nicht mit seinen Waffen gewesen, und als er die Niederlage seiner Truppen bei Porto Bello durch eine verhältnißmäßig sehr kleine Zahl jener kühnen Räuber erfuhr, war sein Erstaunen so groß daß er einen Boten zu Morgan sandte, und ihn bitten ließ ihm eine Probe der Waffen zu schicken mit denen er den Sieg gegen solche Uebermacht erfochten hätte. Morgan empfieng den Abgesandten sehr freundlich, überreichte ihm ein Pistol und einige kleine Kugeln als Probe der Waffen mit denen er Porto Bello genommen, und trug ihm auf seinem Herrn zu sagen, er möchte dieselben 12 Monate behalten, nach welcher Zeit er selbst nach Panama kommen würde um sie wieder abzuholen. Der Gouverneur sandte das Geschenk sehr bald wieder an Morgan zurück, ließ ihm für seine Gefälligkeit danken, ihm einen goldenen Ring überreichen und sagen: er möge sich nicht die Mühe geben nach Panama zu kommen wie er nach Porto Bello gekommen wäre, wenigstens gebe man ihm die Versicherung daß sich ihm die Thore von Panama nicht so schnell öffnen würden wie die anderer Städte.

Trotz der liebenswürdigen Manier in welcher der Gouverneur die Ehre des Besuchs Sir Henry Morgans abgelehnt hatte, beschloß dieser, nachdem er etwa ein Jahr mit der Plünderung kleinerer Orte an der spanisch-amerikanischen Küste zugebracht hatte, dennoch sein Versprechen zu halten. Er gieng nach seinem Lieblingsaufenthalt, der Insel Jamaica, zurück und veröffentlichte eine Proclamation, durch welche er alle muthigen Männer, welche schnell große Reichthümer zu erwerben wünschten, aufforderte sich auf der Insel Hispaniola (jetzt Hayti) einzufinden, wo er ihnen seine Plane mittheilen würde. Und so groß war der Ruhm des Piraten, so fest das Vertrauen auf sein Glück, daß sich in kurzer Zeit mehr als 2000 Abenteurer aller Nationen auf dem Rendezvous-Platze einfanden.

Morgan, der sich auf diese Weise an der Spitze einer kleinen Armee und eines Geschwaders von nicht weniger denn 37 Schiffen sah, ließ es sein erstes Geschäft seyn die heterogenen Elemente seiner Truppen zu verschmelzen, und ertheilte, um seinen Unternehmungen ein gesetzliches Ansehen zu geben, seinen Officieren im Namen des Königs von England eine Vollmacht, die sie zu jeder Feindseligkeit gegen die spanischen Unterthanen berechtigte. Um seinen Spießgesellen Waffen, Munition und Proviant zu verschaffen zog Morgan dann nach der Insel St. Katherine, von welcher man wußte daß sie gut besetzt und verproviantirt war, eroberte sie trotz des muthigen Widerstandes der starken Besatzung, und gewann durch diesen Handstreich alles was er nöthig hatte. Auch drei oder vier auf der Insel gefangen gehaltene Banditen, die in der Umgegend von Panama genau Bescheid wußten, nahm er mit sich um sie als Führer zu gebrauchen.

Die Spanier besaßen zu jener Zeit an der Mündung des Chagres ein starkes Fort, das Castell St. Lorenzo genannt, welches für den Fall einer feindlichen Invasion von dieser Seite den Uebergang über den Isthmus verhindern sollte und mit einer starken Besatzung versehen war. Dieses Castell beschloß Morgan zuerst zu nehmen, um einen Punkt zu gewinnen von wo aus er seine größern Unternehmungen beginnen, und wohin er sich im Fall des Mißlingens zurückziehen könnte. Da er seine Absichten auf Panama nicht verrathen wollte, sandte er zur Ersturmung des Castells einstweilen nur 400 Mann seiner Truppen aus.

Nachdem Morgan eine Zeit hatte vergehen lassen, folgte er mit dem Rest seiner Schiffe und Soldaten, und fand daß die Vorläufer, obwohl mit einem Verlust von mehr denn 200 Mann, ihre Aufgabe dennoch vollständig gelöst hatten. Er fuhr nun mit einem Truppencorps von 1200 Mann und einem bedeutenden Artilleriepark in Canoes den Chagres hinauf, und ließ eine gleiche Macht zur Besatzung des Castells und zum Schutz der Schiffe zurück. Die Mühseligkeiten und Leiden welche die Piraten auf ihrem Zug über den Isthmus zu ertragen hatten, übersteigen allen Glauben. Basil Ringrose, der Morgan begleitete, publicirte 1669 eine Beschreibung der Expedition.

Die Piraten hatten, in der Voraussetzung in den Dörfern der Eingebornen Provisionen vorzufinden, versäumt sich mit Lebensmitteln zu versehen, aber die auf die Ankunft der Räuber vorbereitete Bevölkerung war geflohen, hatte alle Vorräthe mitgenommen oder vernichtet, die Felder verwüstet, und die Noth der fremden Eindringlinge stieg endlich zu solchem Grad daß sie selbst ihre ledernen Pulversäcke verzehrten.

Nach neun Tagen des Hungers, und der Leiden und Gefahren aller Art erreichten die erschöpften aber durchaus nicht entmuthigten Abenteurer eine kleine Höhe, von welcher aus man die Thürme und Mauern von Panama erblicken konnte, und schlugen hier ihr Lager für die Nacht auf. Gegen Abend brachen eine große Zahl Reiter aus der Stadt hervor, bedrohten die Piraten mit grossem Geschrei, zogen sich aber bald wieder zurück, ohne thätliche Feindseligkeiten zu beginnen. Während der ganzen folgenden Nacht beschoß man Morgans Lager von den Mauern der Stadt aus mit Kanonen, die Entfernung war aber so groß daß die Geschosse nur wenig Schaden verursachten, und nachdem die Räuber die Ochsen und Pferde, die sie in der Umgegend eingefangen hatten, gehörig befestigt, legten sie sich zum Schlafen nieder um sich für den nächsten mit Ungebuld erwarteten Tag zu stärken.

Am folgenden Morgen marschirte Morgan mit seiner Schaar auf die Stadt zu. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie am jenseitigen Abhang eines kleinen Hügels den Gouverneur von Panama erblickten, der ihnen mit seinen Truppen entgegenzog. Die Uebermacht welcher sie sich gegenüber sahen, setzte die Piraten in Bestürzung. Der Gouverneur beehligte nicht weniger als 2400 Mann Infanterie, 400 Mann Cavallerie und etwa 60 Indianer und Neger, welche 2000 wilde Ochsen vor sich her in die Reihen der Feinde trieben. Aber ein Rückzug war für die Bukaniers nicht mehr möglich. Die Erinnerung an die Grausamkeiten die sie gegen die Spanier an allen Orten verübt hatten, gab ihnen die Ueberzeugung daß man ihnen im Fall einer Niederlage keinen Pardon gewähren würde. Nur Muth und verzweifelte Tapferkeit konnten sie retten.

Die Cavallerie der Panemeños griff zuerst an, fand aber einen so energischen Widerstand und wurde mit einem so gut gezielten Feuer empfangen daß sie sich in größter Unordnung zurückzog. Nun drang die Infanterie vor um die Reiterei zu unterstützen, aber nichts konnte der Tapferkeit der Piraten widerstehen, die wie Rasende fochten und einander mit wildem Geschrei ansenerten. Die armen Spanier hatten ihre Waffen bis dahin nur gegen die leicht besiegbaren Indianer versucht; der Ungestüm und die mörderischen Dechargen der Piraten erfüllten sie mit Entsetzen, und nach kurzem Widerstand griffen sie zu ihrer letzten Ressource und ließen die wilden Ochsen auf die Feinde treiben. Aber auch dieser Angriff wurde zurückgeschlagen, die wüthenden Thiere kehrten sich gegen ihre eigenen Herren, die entmuthigten Panemeños warfen ihre Waffen weg und flohen der Stadt zu, bis zu deren Thoren sie von dem siegreichen Feind verfolgt wurden. Hier hatte indessen vorläufig der Triumph Morgans ein Ende, denn er sah sich von einem wohlunterhaltenen Kanonenfeuer begrüßt, das manchen seiner Gefellen in einen stillen Mann verwandelte. Aber nichts konnte Morgan jetzt noch entmuthigen. Er wandte sich mit seiner Schaar nach einem weniger gut beschützten Punkt der Stadt, und nach einem hitzigen Gefecht von mehreren Stunden erstieg er die Mauern und zwang die Besatzung sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Nun folgte eine entsetzliche Schlächterei. Jeder der fliehen wollte oder sich widersetzte wurde niedergemacht, und als die Barbaren erfuhren daß es vielen Mönchen und Nonnen gelungen war sich mit ihren Reichthümern auf die Schiffe die im Hafen lagen zu retten, kannte ihre Wuth keine Gränzen. Sie verübten Grausamkeiten die zu haarsträubend sind um wieder erzählt zu werden. Man schonte weder Alter noch Geschlecht, und die ganze Stadt wurde geplündert. Die wichtigsten und schönsten Bauwerke, wie Kirchen, öffentliche Gebäude und kostbare Privatbesitzungen, verwüstete und zerstörte man durch Feuer, und nicht zufrieden damit, sandte Morgan täglich Truppenabtheilungen in die Umgegend um die Landsitze zu plündern und zu verwüsten. Die Bewohner wurden in die Stadt geschleppt, durch die furchtbarsten Martern gezwungen ihre etwa verborgenen Schätze herauszugeben, und konnten ihre Freiheit nur durch die Zahlung einer enormen Summe erkaufen, oder starben unter den Mißhandlungen der Barbaren.

Drei ganze Wochen hausten die Piraten auf diese Weise in der unglücklichen Stadt. Endlich als sie alle transportabeln Werthgegenstände in den Händen hatten, machten sie sich auf den Weg nach Chagres, und nahmen nicht weniger als 175 mit Gold und Silber beladene Maulthiere und 600 Männer, Frauen und Kinder als Sklaven mit sich. Die Stadt war so gänzlich zerstört, daß die Flüchtigen, als sie zurückkehrten, nicht einmal ein Obdach fanden, und ihre Entmuthigung war so groß daß sie sich nicht entschließen konnten ihre Häuser wieder aufzubauen.

Als die Nachricht dieser Vorfälle nach Spanien kam, befahl der König sogleich, die Stadt an einem geschützteren Orte, und zwar so zu erbauen daß sie künftig ähnlichen Angriffen zu widerstehen vermöchte. Die Kosten sollten von der Krone getragen werden. In Uebereinstimmung mit diesem königlichen Edict wählte man nun zur Anlegung der neuen Stadt eine felsige Halbinsel am Fuße des Ancon, eines hohen vulcanischen Bergkegels, vier Meilen westlich von der alten Stadt, und legte 1671 den Grund zu dem neuen Panama. Die Halbinsel, welche aus der Lava entstanden seyn soll die der Ancon früher ausspie, war eine halbe Meile lang, eine Viertelmeile breit und von der Seeseite durch ein etwa zwei Meilen langes Korallenriff geschützt, und diese Lage, so unberechenbare Nachtheile sie auch für den Handelsverkehr der Stadt haben konnte, gewährte ihren Bewohnern doch das wonach sie vor allem verlangten, Schutz gegen die Einfälle der Piraten.

Außerdem befestigte man die Stadt durch einen 40 Fuß hohen Wall, dessen Bau so kostspielig war daß die spanischen Räthe, als sie die Berechnung erhielten, anfragten ob man diesen Wall von Silber oder von Gold erbaut habe. Forts und Wartthürme krönten den festen Wall, und ein tiefer und breiter Graben schützte außerdem die Stadt von der Landseite. Der Zugang wurde nur durch drei feste, massive Thore, die an der westlichen, östlichen und nördlichen Seite angebracht waren, vermittelt. Die Kosten des ganzen Werkes betrugen sechs Millionen Dollars.

Auch die neue Stadt wußte zwar die goldene Fluth von der südlichen Küste und den Inseln des stillen Oceans in ihre Mauern zu leiten, aber ihr Glück war doch nicht mehr das der alten Zeit. Das neue Panama erreichte trotz seiner festen Wälle, seiner schönen Kathedrale, seiner Kirchen, Klöstern, Collegien, Waarenhäuser und fürstlichen Gebäude dennoch niemals den Reichthum und den Glanz der alten Stadt. Dessenungeachtet blieb Panama eine goldene Quelle für die Krone von Spanien bis zum Jahr 1739, wo es durch Feuer verheert wurde. Man ersetzte zwar die frühern hölzernen Gebäude bald durch neue steinerne; aber kaum waren zwanzig Jahre vergangen, als eine zweite Feuersbrunst die Stadt in Asche legte, und 1784 wurde sie zum drittenmal ein Raub der Flammen.

Diese schnell aufeinanderfolgenden Heimsuchungen, verbunden mit der Abnahme des Handelsverkehrs, die sich nach und nach bemerklich machte, vollendeten bald den Ruin der einst so bedeutenden und mächtigen Stadt, so daß 1821, als die unirten Provinzen ihre Unabhängigkeit erklärten, ihr Name nicht einmal genannt wurde.

Die Perlenfischerei, der spärliche Ackerbau der Umgegend, so wie ein kleiner Handel mit Jamaica, von wo man die ausländischen Waaren bezog, erhielten noch ein wenig Leben in der tief gesunkenen Stadt; aber auch dieser letzte Funke war im Erlöschen begriffen, als die Entdeckung des Goldes in Californien und die dadurch hervorgerufene Einwanderung, die ihren Weg über den Isthmus nahm, der Stadt einen plötzlichen neuen Aufschwung gab. Außer dem Erwerb durch den Transport der Reisenden und der Güter von Chagres nach Panama füllten erstere dadurch, daß sie oft genöthigt

waren monatelang in Panama zu bleiben ehe sie Gelegenheit zur Weiterreise fanden, den Säckel der Einwohner. Die Stadt hatte die gegründetsten Aussichten sich zu ihrem alten Glanz, zu ihrer frühern Macht wieder aufzuschwingen, aber die Vollendung der Eisenbahn vernichtete diesen ephemeren Aufschwung mit einem Schlag, und es schien fast als sollte der Ort wieder in die Unbedeutendheit zurücksinken, aus der er sich eben erhoben hatte. Aber es schien eben nur so, denn während die Eisenbahn auf der einen Seite den aufblühenden Wohlstand vernichtete, eröffnete sie der Stadt auf der andern bald bessere und zuverlässigere Erwerbsquellen.

Das Innere von Central-Amerika war trotz seiner Ueberfälle an Kraft seit Jahrhunderten in dumpfe Trägheit versunken, weil es ihm an einem Canal fehlte auf welchem es sich seines Ueberflusses entledigen konnte. Das Land erstickte gleichsam in seinem eigenen Fette. Die Eisenbahn-Compagnie half diesem Uebelstande ab, indem sie eine regelmäßige Dampfschifffahrt einrichtete, die alle Häfen des westlichen Central-Amerika bis hinauf nach San José de Guatamala berührte, und bald erhielt man die evidentesten Beweise daß das Land nicht, wie man gemeint hatte, todt war, sondern daß es sich nur in einem Zustande der Erstarrung und Lähmung befunden hatte. Nach wenigen Monaten waren die Reichthümer des Landes in Fluß gebracht, Cochenille, Häute, Kaffee, Zucker, Indigo ꝛc. wurden aus dem Innern in Masse nach Panama gebracht, um von dort nach andern Erdtheilen ausgeführt zu werden, und es entwickelte sich in kürzester Zeit ein lebhafter Handelsverkehr, der, wenn nicht alle Berechnungen trügen, der Stadt Panama ein neues goldenes Zeitalter verspricht.

Nachdem wir den Bahnhof durchschritten und die von da ab etwa hundert Schritt entfernten Ufer des Hafens erreicht hatten, öffnete sich ein prachtvolles Panorama vor unsern Blicken. Zur Linken lag das Waarenhaus und die lange bedeckte Werft der Eisenbahn-Compagnie, und von diesem ab dehnte sich das Ufer der Bay in weiten Bogen mehrere Meilen hin, bedeckt mit dichtem grünen Gebüsch, aus dem sich hin und wieder eine Gruppe von Cacaobäumen erhebt. Hinter diesem Laubgürtel zeigt sich eine zerklüftete aber ebenfalls üppig bewaldete Höhe, die sich bis zum stillen Ocean hinzieht, dessen ruhiger Spiegel sich unabsehbar vor uns ausbreitet. Zur Rechten thront die Stadt mit ihren mächtigen, bethürmten Wällen, auf denen sich jetzt freilich weder Kanonen noch die flatternden Fahnen des Conquistador zeigen. Hier und da sind Steine aus den festen Vertheidigungswerken gebrochen und Gras wächst aus den Spalten. Innerhalb der Wälle erblickt man eine Masse steiler Ziegeldächer, hier und da ragt ein halbverfallener Thurm, eine im Abendsonnenschein glänzende Thurmspitze darüber empor. Die Scenerie ist wahrhaft malerisch.

Während der kurzen tropischen Dämmerung verfolgten wir unsern Weg weiter, und erreichten bald Cienega, eine schmutzige von Eingebornen bewohnte Vorstadt, die im April 1856 der Schauplatz eines schrecklichen Mordens wurde. Eine Horde blutdürstiger Eingeborner fiel, unterstützt und protegirt von den Localbehörden, über eine große Anzahl von Amerikanern her, die auf der Reise nach Californien begriffen waren, ermordete Männer, Frauen und Kinder und bemächtigte sich ihres Eigenthums, das mehr als 100,000 Dollars betrug. Das Gouvernement der Vereinigten Staaten hat aus unerklärlichem Indifferentismus bis heutigen Tages keine Genugthuung für diesen Vorfall gefordert.[1] Die elende Beschaffenheit der Hütten, das tückische Aussehen der kaum mit einem Lumpen bekleideten Bewohner, die müßig umherschlenderten oder spielend und Aguardiente trinkend vor den Thüren lagen, verbunden mit dem entsetzlichsten Geruch in den Straßen, ließen mir ein baldiges Ende unserer Promenade sehr wünschenswerth erscheinen, und ich war froh als wir nach einer Viertelstunde das nordwestliche Thor der Stadt erreichten.

Der tiefe Graben durch welchen dieser Eingang früher geschützt wurde, ist jetzt zugeschüttet, der äußere Wall demolirt, aber die innere Mauer und das Thor, obgleich sie ebenfalls bereits den Stempel des Verfalls tragen und mit einer grünen Moosdecke bewachsen sind, bieten noch immer einen imposanten Anblick. Durch dieses Thor gelangten wir in eine enge gepflasterte Straße. An beiden Seiten erhoben sich schmutzig aussehende, steinerne Häuser von drei bis vier Geschoß Höhe, deren verfallene Balkone und mit Moos und Gras bewachsene Mauern von ihrem Alter und der Armuth und Sorglosigkeit ihrer Bewohner Kunde geben. Zu einigen Läden, an denen wir vorübergiengen, bemerkten wir eine Menge verschiedener Waaren, Früchte und Getränke scheinen aber den vorherrschenden Handelsartikel zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Streitigkeiten der Engländer mit China.

Durch den Nanking Friedens-Tractat war die Insel Hongkong an der Mündung des Cantonflusses den Engländern abgetreten, und John Francis Davis, nachher Sir John, als erster Gouverneur hinausgeschickt. Davis hatte früher in Diensten der ostindischen Compagnie gestanden und von der Zeit her alle Vorurtheile gegen die Chinesen eingesogen. In seiner jetzigen Stellung hoffte er sich vielleicht Genugthuung für die früher erlittenen Unbilden verschaffen zu können, und besonders ist schon deßhalb seine Ernennung keine glückliche zu nennen, weil dieselbe Person die sich früher so viele Bedrückungen von den Chinesen hatte gefallen lassen müssen, wenig geeignet war bei diesen selben Chinesen sich viel Respect zu verschaffen. Kying, damals Gouverneur von Canton und Mitunterhändler des Tractats, war freilich, wie man sagte, den Europäern freundlich gestimmt, d. h. er kannte ihre Macht und fand es am gerathensten allen billigen Anforderungen

[1] Weil das Blutbad dadurch entstanden war daß ein Yankee ohne weiteres einen schwarzen Obstverkäufer mit dem Revolver niedergeschossen hatte. D. R.

nachzukommen, allein er stand in seiner Ansicht ziemlich isolirt da und mußte bald anders Gesinnten Platz machen. Wie sehr die chinesische Regierung aber auch immer bemüht seyn mochte den Europäern zu Gefallen zu handeln, so sehr fand sie aber bei ihrem eigenen Volke Widerstand.

Die Regierung war vollends in den Augen des Volkes gesunken, nachdem sie sich von den Fremden hatte besiegen lassen, und wie die Cantonesen schon immer für die unfügsamsten Unterthanen des Kaisers gegolten, so wollten sie sich jetzt vollends dem kaiserlichen Willen nicht fügen und die ihnen verhaßten Fremden auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit empfangen. Die Regierung mochte den besten Willen haben den Engländern gerecht zu werden, aber sie war zu schwach ihrem Willen Geltung zu verschaffen; das Volk opponirte und diese Opposition wurde allmählich von den Engländern dazu benutzt die Regierung immer mehr zu drängen und zu schwächen, den Volkswillen aber immer mehr gegen sich aufzubringen. Sie sagten: wir haben einen Vertrag mit der Regierung und diese muß ihn halten. Aber sie vergaßen daß diese Regierung nicht konnte, und so kamen sie schließlich auf den unglücklichen Einfall das Volk selber züchtigen zu wollen, und wiesen ihnen solches gelungen, haben wir seit 1857 gesehen.

Die erste Ruhestörung seit dem Frieden fiel in Canton im J. 1846 vor, hervorgerufen durch das übermüthige Betragen eines Engländers, der es unternahm in einem Pöbelhaufen Stockschläge auszutheilen, wofür der Pöbel ihm die Antwort nicht schuldig blieb. Ein vernünftiger Mensch hütet sich wohl Anlaß zu Streit zu geben wenn er in schlechte Gesellschaft geräth, oder er vermeidet es am liebsten überall unter sie zu gerathen. Wer ginge gerne in alle die Spelunken, die sich in jeder großen Stadt und namentlich in jeder Hafenstadt finden; wer freute sich nicht aus solchem Quartier mit heiler Haut herauszukommen zu seyn? Aber hier in China erwarten wir daß selbst der gemeinste Arbeiter das Betragen eines Gentleman habe — ein Betragen das selbst der Gentleman selber gar manchmal vergißt — und wenn er sich dann eine wohlverdiente Tracht Prügel geholt hat, so wird gleich von Tractatverletzung, von allgemeiner Unsicherheit u. s. w. geschrien. Bei dieser Veranlassung wurden von den Fremden mehrere Chinesen getödtet, und bei ihnen gilt die Blutrache als erstes Gesetz. Vielleicht waren es ganz Unschuldige die der Mordlust der Fremden zum Opfer fielen, und ihr Tod wurde vorläufig in Rechnung gestellt. Wenn auch die Cantonesen selber die Sache bald vergaßen, so thaten es die Landbewohner doch nicht, und die etwa ein Jahr später vorfallende Ermordung von sechs jungen Engländern mag nicht ganz ohne Zusammenhang mit jenem Straßentrawall gewesen seyn. Wir waren den Chinesen noch eins schuldig, und sie ruhten nicht eher als bis sie sich gerächt.

Zu Whampoa, dem Ankerplatz der fremden Schiffe, wo sich alle Hefe des Volkes und der Völker vereinigt, kam es natürlich auch häufig zu Streitigkeiten — erschien selbst einmal eine ganze Schaar von Waschweibern um sich beim englischen Consul über schlechte Behandlung seitens der Matrosen zu beschweren. „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich," diese Regel sollte auch billig in China ihre Anwendung finden, oder doch zur Schlichtung der Polizei überlassen bleiben; aber nein, die Engländer mußten daraus eine Staatssache machen. Nicht allein daß erst der Consul dem Gouverneur von Canton, dem Vicekönig zweier Provinzen von über 20 Millionen Einwohnern, mit solchen Lappalien zur Last fiel — nein, sobald die Sache nicht zur Zufriedenheit der Engländer erledigt ward, nahm der Repräsentant Ihrer Majestät der Königin sie in die Hand, in seiner Qualität als Superintendent des Handels. Der Besitz der Insel Hongkong war in den Augen der Engländer zu geringfügig als daß sie eines Gouverneurs werth sey; deßhalb gab man diesem die andere Charge, kraft deren er die Ueberwachung des Tractates in den chinesischen Häfen führte. Der zweite Posten war aber eine so complete Sinecure und so abgeschmackt daß sie späterhin wieder abgeschafft wurde, und so gibt es jetzt nur noch einen Gouverneur von Hongkong „and its dependencies." Hongkong selbst nämlich ist ein Granitfels von ungefähr 20 Meilen Umfang mit einem zerrissenen Küstensaum, und da werden die einzelnen abgespülten Felsblöcke die „dependencies" genannt. Oder wollte man sich mit dem Anhängsel dieses Wortes den Weg aubahnen und das fait accompli constatiren daß allmählich auch ganz China von Hongkong abhängig seyn müsse? Da haben freilich Franzosen und Amerikaner durch den Abschluß ihrer Traktate mit China einen Riegel vorgeschoben und England bleibt vorläufig wenigstens auf Hongkong beschränkt. Wie sehr aber englisches Gesetz an der Küste China's in chinesische Rechte eingriff, werden wir später sehen. Damals aber, im J. 1846, war Hongkong ein noch sehr wüster Platz, und den Chinesen nur als ein Sammelplatz von Piraten bekannt — sie konnten also keine sehr hohe Meinung von dessen Wichtigkeit haben, und wenn Sir John Francis in seiner Correspondenz mit Kying von den „hohen Interessen" spricht die er vertrete, so mochte letzterem wohl ein leises Lächeln überkommen. Hongkong, zusammt dem ganzen englisch-chinesischen Handel, was hatten sie für eine Bedeutung für den chinesischen Staat? Der Handel, damals meistens auf Canton beschränkt, brachte dem Reiche 2 oder 3 Millionen Thaler in Zöllen ein — er mochte der Stadt wohl von Nutzen seyn, aber darauf legte die Centralregierung keinen Werth. Und wenn sie die auch nicht unerheblichen Zolleinnahmen verlöre, was schadete das denn? Weiß der Staat, zumal ein despotischer, sich nicht immer Geld zu verschaffen, wenn er es gebraucht? Versiegt ihm eine Quelle, nun so öffnet er eine andere: in Frankreich schreibt man eine Anleihe aus, in England erhöht man die Einkommensteuer, und China verschafft sich seine Bedürfnisse auf dem directesten Wege, es nimmt wo es etwas findet. Es macht sich dadurch von dem Geldmarkt unabhängig, es macht sich unabhängig von einer complicirten Finanzverwaltung, und kann doch die Millionen herbeischaffen wenn England eine Kriegscontribution erhebt. Doch wir wollen hier nicht über chinesische Finanzen sprechen — wir mußten nur so viel andeuten um zu zeigen wie leicht sie bei den Chinesen in die Wagschale fallen, wenn es sich um ihren auswärtigen Verkehr handelt.

Nachdem nun das Maß der Beschwerden i. J. 1846 übervoll war, sah sich Sir John Francis zum Friedensbruch genöthigt. Einige Matrosen waren geprügelt, verwundet, vielleicht gar getödtet worden; der Consul hatte pflichtschuldigst davon Anzeige gemacht. Die Chinesen, prompt wie sie in ihrem diplomatischen Verkehr sind, hatten eben so prompt die Sache erledigt. Weiß doch jeder wie es in den Bureaux hergeht — ich bin selber freilich in keinem Regierungsbureau gewesen, denke mir aber daß es dort nicht viel besser hergeht als in andern, sobald nur die Form beobachtet ist. Die Chinesen machen sich es zur Aufgabe jede fremde Depesche innerhalb 24 Stunden zu beantworten, sie bleiben sie nie jemanden schuldig. Es wird ihnen also angezeigt daß in Whampoa, 12 Meilen von der Stadt, Raufereien vorgefallen sind, und man bittet die Sache zu untersuchen. Der Brief kommt im Staatsbureau an, von wo, will ich annehmen, ein Befehl an die betreffende Behörde zu Whampoa abgesandt wird; dem fremden Consul wird geantwortet daß man das Nöthige besorgt habe, und seine Depesche kommt ordnungsmäßig unter die beantworteten Briefe mit der Aufschrift „verfossener Matrose," und wird irrthümlich unter der Rubrik „w" weggelegt. Die Sache ist erledigt. Was der Unterbeamte zu Whampoa thut, weiß man nicht; vielleicht läßt er gar nichts von sich hören, und darüber verlieren die Engländer die Geduld. Sie fragen wieder an wie es mit ihren Schützlingen, den Matrosen, stehe, denn auf dem Consulat hat man gar wenig zu thun, und man freut sich Gelegenheit zu einer erneuten Correspondenz zu haben, wenn es auch nur wäre um sich in der chinesischen Schriftsprache zu üben. Die chinesische Antwort fällt nicht nach Wunsch aus; man hat die Uebelthäter nicht gefunden, oder hat sie gefunden, und sie befinden sich in Untersuchung die noch nicht beendigt ist. Verdrießlich über solche Arbeit bei schon überhäuften Geschäften macht der Secretär gar den Brief nicht in optima forma zu. Die Adresse steht entweder zu hoch oder zu niedrig, worauf namentlich sehr viel Gewicht gelegt zu werden scheint; ein überflüssiger Schnörkel aus Freude über die gethane Arbeit, oder aus Aerger über die Leute die sie veranlaßt, gibt wieder Grund genug zu Beschwerden; es liegt vielleicht gar eine Insulte darin, denn der so beschnörkelte Buchstabe befindet sich nicht in „Morrison's dictionary." Der englische Sinologe ärgert sich vielleicht gar über seine Unkunde der Sprache, und doch will er sich seine Blöße geben, sondern seine Vorgesetzten in dem Glauben lassen daß er ein perfecter Sprachkundiger ist. Er wittert gar den anrüchigen Titel „J" heraus, welcher Gegenstand später selbst zu einem eigenen Paragraphen in Lord Elgins Tractat Anlaß gab, wonach das Wort künftig nicht mehr gebraucht werden soll. Genug, der Dolmetsch sieht sich verspottet beleidigt, der Consul fühlt sich gekränkt, und der Superintendent des Handels schnaubt Wuth; denn ehe die Sache bis nach Hongkong gegangen ist, durch ein halb Dutzend Consularschreiben noch extra verzerrt, ist sie bis zur Lawine angewachsen, und die Ehre der Nation steht jetzt auf dem Spiel.

Außer den Engländern treiben doch auch andere Nationen nicht unbedeutenden Handel mit China; Amerikaner, Spanier, Portugiesen, Perser und Araber, Deutsche, Armenier und Juden — welche, mit Ausnahme der Amerikaner, von den Engländern gern alle in eine Kategorie gebracht werden — findet man doch bei einer officiellen Volkszählung in Hongkong erst alle Engländer genau nach Alter, Geschlecht und Stand aufgeführt, und dann die übrigen Nationen sämmtlich in eine Colonne geworfen.

Jene Nationen sind entweder gar nicht, oder nur sehr schwach diplomatisch vertreten, d. h. der Vertretung fehlt die obligate Begleitung von Kriegsschiffen. Was nun aber immerhin der Grund seyn mag, es ist ein Factum daß sie nie oder doch nur höchst selten einmal mit den Chinesen in Collision gerathen. Die Engländer behaupten freilich die Ursache davon sey daß ihr energisches Auftreten auch den andern zu gut komme, daß sie es seyen die für alle Welt den Vorkämpfer spielen; aber zu beweisen bleibt es doch immer ob ihr Verfahren nothwendig ist, und ob sie nicht weit mehr erreichten wenn sie dieselbe passive Rolle spielten wie die andern, und sich ausschließlich ihren Handelsgeschäften widmeten, zu dessen alleinigem Zweck sie doch nur hinausgehen.

Während nun im Winter 1846 jener gewaltige Matrosensturm in der diplomatischen Correspondenz heraufgezaubert wurde, lebte in Canton alles im tiefsten Frieden. Da erschien urplötzlich im April 1847 Sir John Francis mit seiner ganzen Heeresmacht vor den Thoren Cantons, nachdem er unterwegs sämmtliche chinesische Flußforts genommen und 800 unbewachte Kanonen in denselben vernagelt hatte. Er, der Repräsentant der Königin, die mit China in Frieden war, unternahm es kraft seines Amtes diesen Frieden gewaltsam zu brechen, mit einer bewaffneten Macht in Freundes Land einzudringen um dem Friedenstractat Nachdruck zu geben, ihn nach seiner Weise auszulegen. Die Regierung freilich billigte nachher seinen Schritt, hätte also unter Umständen dasselbe gethan, aber sie that es wohl nur auf seine Vorstellung der Thatsachen hin, und weil er wähnte seinen Zweck erreicht zu haben. Wie wenig dieß aber in Wirklichkeit der Fall, und wie ungerecht die ganze Verfahrungsweise war, läßt sich aus den Resultaten abnehmen — facts are stubborn things. Hatte er gerechte Forderungen zu stellen, so wurden sie zweifelsohne doch jetzt gemacht, wo den Chinesen das Messer an der Kehle saß; hatte er Beschwerde zu führen über Nichterfüllung des Tractats, so war dieß doch der geeignete Augenblick sie zur Geltung zu bringen. Und so geschah es auch, wenigstens zu seiner und der Chinesen Satisfaction. Nie haben sich die Chinesen stärker gezeigt als wenn die Engländer ihnen den Fuß in den Nacken setzten; früher schon hatten sie die Engländer mit Geld abkaufen können, jetzt konnten sie es mit bloßen Worten. In Canton angekommen, gieng der kühne Streiter nicht in die Stadt, sondern blieb vor den Thoren stehen, die er doch zu öffnen gekommen war. Er begnügte sich Kying anzuzeigen daß er da sey, und drohte, wenn Du nicht die Thore öffnest, so ziehe ich hinein. Kying machte gleich seine

Reverenz in dem Consulatsgebäude, in der Vorstadt, wo Sir John ihn füglich gar nicht hätte empfangen sollen, und bekannte daß das Volk seinen Befehlen sich widersetzen würde; wenn Sir John aber von der Gewalt Gebrauch machen wolle, so könne er es natürlich nicht hindern, nur müsse man ihn für die Folgen nicht verantwortlich halten. Und Sir John war großmüthig — oder bange, und er gieng nicht in die Stadt, sondern kam überein daß die Thore nach zwei Jahren geöffnet werden sollten, nach welcher Zeit das Volk hoffentlich fügsamer geworden. Nach diesen zwei Jahren unterblieb aber dennoch die Ausführung, und immer wurde dafür den Chinesen der Vorwurf gemacht das Versprechen nicht erfüllt zu haben, während in Wirklichkeit die Engländer selber das Vorhaben nicht zur Ausführung brachten. Weßhalb giengen sie denn nicht hinein? War es nicht dasselbe Princip, das sie selber in Betreff des Opiumhandels ausstellten: „wenn Ihr Chinesen ihn nicht dulden wollt, weßhalb widersetzt Ihr Euch nicht?“ Außer dieser „Thorenfrage“ wurden aber noch sechs oder sieben andere Punkte erledigt, die in Summa die Vergehen berührten, welche die Chinesen sich hatten zu Schulden kommen lassen: 1) Bestrafung der Anstifter des Matrosenkrawalls in Whampoa; 2) Einräumung eines Platzes zum Bau einer Kirche; 3) dito zu Begräbnissen; 4) dito zum Bau von ausgedehnteren Wohnungen; 5) Schließung einer schmutzigen Straße, die im jetzigen Fremdenquartier mündete; 6) Säuberung des Flusses vor den fremden Factoreien.

Und zur Erlangung solcher Zugeständnisse fand man es nöthig den Frieden zu brechen, oder wollte man die Vernagelung von 800 Kanonen nur eine Einschüchterung nennen, etwa einen Scherz? Nun, wie gesagt, Sir John war befriedigt mit dem Resultat seines Unternehmens, und den Chinesen blieb der Eindruck von der großen Friedens- und Gerechtigkeitsliebe der Engländer, blieb der Eindruck von ihrer hohlen Einschüchterungspolitik, die bis ans Ziel geht, aber dort angekommen wieder umkehrt, und blieb der unvergeßliche Eindruck, daß sie sich mit Versprechungen abspeisen ließen so gut wie andere. Die Engländer hielten sich für die Sieger, die Chinesen und wir mit ihnen sie für die Besiegten.

Ich will annehmen und nehme mit Grund an daß Kying mit der ehrlichen Absicht umgieng sein Versprechen zu halten, aber ihm fehlte die Macht zur Ausführung. Und diese fehlte den Engländern auch, und das ist es gerade was sie so erbittert auf die Chinesen macht. Weil sie den chinesischen Volkswillen nicht beugen können, deßhalb schmähen sie die Regierung, die es auch nicht kann, und werfen ihr ihre Schwäche als Treulosigkeit vor. Und was war es anders als der Volkswille, der die Ausführung jener Bedingungen, oder doch der wesentlichsten, verhinderte?

Wie der Zeitpunkt der Thoröffnung Cantons heranrückte, unterließ das Volk nicht seinen Willen offen kundzuthun — selbst auf die Gefahr hin ihre Stadt angegriffen zu sehen, weigerten sie die gutwillige Oeffnung. Mit den den Engländern zu Gebot stehenden Mitteln konnten sie wohl die chinesischen Soldaten und Fortificationen besiegen, aber zu einem Kampf mit einer Million feindselig gesinnter Bewohner wagten sie nicht zu schreiten. Großmüthig, um die Stadt zu schonen, standen sie von ihrem Begehren ab, und sie thaten wohl, denn wir sahen es 1856 daß keine geringe Macht erforderlich war ein solches Vorhaben auszuführen. Selbst dann wie Canton der Uebermacht weichen mußte, hielten die Chinesen bis zum letzten Augenblick aus — sie opferten lieber ihre Stadt, als daß sie sich freiwillig dem Feind übergaben. Hätte das Volk nicht auf Yeh's Seite gestanden, so wären sie nicht zu solchem Opfer bereit gewesen, sie hätten ihn schon längst auf die Seite geschafft, wie so manchen mißliebigen Mandarin vor ihm.

Dann kam es zur Abtretung von Grundbesitz, den die Fremden gern theuer bezahlen um sich die ihnen gewohnten Bequemlichkeiten zu verschaffen. In China existirt kein Expropriationsgesetz und der Staat besitzt keine Ländereien, also mußte man den Grund von Privaten zu erhandeln suchen. Aber wo fand sich ein Chinese der bereit gewesen wäre den Fremden auch nur einen Fuß Erde abzutreten? Alle Versuche waren vergebens, niemand wollte verkaufen, auch wenn die Erde mit Gold aufgewogen würde. Vermiethen, ja dazu verstand man sich wohl, aber da es den Engländern in Wahrheit nicht an der Räumlichkeit lag, sondern nur an der Besiegung des Volkswillens, so unterblieb die Ausführung, und wieder wurde die Regierung geschmäht daß sie diesen Punkt nicht zur Ausführung gebracht. In andern Häfen hat man diese Schwierigkeiten nicht gefunden, wir müssen aber bemerken daß jene Plätze erst später von den Fremden besucht wurden, daß sie klug genug waren ihre Wohnungen dort getrennt von der Chinesenstadt anzulegen, während in Canton der fremde Verkehr sich in gewissen Stadttheilen localisirt hatte, und dabei es, gelinde gesprochen, abgeschmackt war auf Parks, Neunbahnen u. s. w. inmitten einer volkreichen Stadt Anspruch zu machen. Ohne Zweifel werden die Fremden jetzt wieder ihre alten Quartiere beziehen, statt von den neuen Errungenschaften Gebrauch machen — der pecuniäre Vortheil wiegt gar manche Unbequemlichkeiten auf.

Der zweite Friedensbruch spielt durch ganze Jahre hindurch, während der Zeit der sogenannten Rebellion. Wir wollen nicht näher darauf eingehen, wie Marine-Officiere, Consuln u. s. w., offen und verstohlen Partei gegen die Regierung ergriffen und die Rebellen unterstützten — wir sehen solches ja auch andrer Orten, und scheint England sich dazu ein Recht zu beanspruchen, wo es mit seinen Kanonen Furcht einzujagen vermag oder sich auf diese stützen zu können glaubt. Aber das unerhörteste war die Aufhebung der Zölle zu Schanghai im Jahr 1853, wie die chinesischen Behörden momentan der rebellischen Uebermacht weichen mußten, und wie die Engländer die Behauptung aufstellten, es gebe keine Regierung mehr mit der sie einen Tractat abgeschlossen, bloß weil der Steuerbeamte nicht mehr in derselben Wohnung war, in der sie ihn früher zu finden gewohnt waren. Manche wollen sogar behaupten daß die Chinesen gewaltsam aus dieser Amtswohnung durch fremde Hülfe ausgeschlossen wurden, damit dieser Zustand „des freien Verkehrs“ — durch den englischen

Consul, kraft seines Amtes, proclamirt — noch recht lange fortbestünde. Aber die Krone setzte der Consul diesen willkürlichen Interpretationen durch die Behauptung auf: daß die Handlung eines Bremer Schiffes, was unter keinem Tractat stand und also auch keines tractatlichen Schutzes genoß, maßgebend für die englische Flagge sey. Diese verachtete Bremer-Nation, die, wie wir früher gesehen haben, den Vortheil des englischen Tractates und die Errungenschaft englischen Vorgehens genoß, sie diente nun den Engländern dazu für sich die Berechtigungen zu beanspruchen, die ihr jetzt von den Chinesen mit einemmal zugestanden seyn sollten.

So wurde der Tractat oder einzelne Punkte desselben, von den Engländern zu Zeiten aufgehoben, zu allen Zeiten nach ihrer Ansicht interpretirt, so daß die Chinesen allemal gesündigt hatten, wo sie handelten oder wo sie nicht handelten; daß zu allen Zeiten England sich nie ein Vergehen zu Schulden hat kommen lassen, weil die Chinesen sich nie beschwert daß England zum Wohl der Menschheit den Vorkämpfer spielte um China die Segnungen europäischer Civilisation zu bringen, d. h. um in China sich den ungehinderten Absatz von Opium zu verschaffen, ohne den das indische Reich hülflos bankerott war; um den Thee so billig wie möglich in China einzuhandeln, weil aus dessen Consumtionssteuer England einen unentbehrlichen Posten seiner Finanzen zieht; und nun endlich, au point du baïonnette, Spirtings ins Land zu bringen, damit Manchester zum Schweigen und den Chinesen ein schlechtes Fabricat gebracht werde, das sie nicht gebrauchen können. Haben wir es doch in Indien ermöglicht die inländische Industrie vollkommen zu tödten, weßhalb sollte es uns nicht auch in China möglich seyn? Versucht muß es werden, deßhalb Krieg dem treulosen China. J. R.

Die Lamaitische Hierarchie und Kirche.

Unter diesem Titel hat C. Fr. Köppen [1] ein Werk herausgegeben, welches sich an ein früher 1857 von ihm erschienenes schätzbares Werk „die Religion des Buddha und ihre Entstehung" anschließt.

Der Lamaismus hat nicht die große Bedeutung des Buddhaismus; da er indeß immerhin interessant genug ist und manche ihn betreffende falsche Angaben noch sehr verbreitet sind, wird es nicht ohne Interesse seyn einige der wichtigsten Momente aus seiner Geschichte und aus der Darstellung seines Wesens hervorzuheben. Der König Sfrong b Tsan sj Gam po, unter dem der Buddhaismus in Tübet eingeführt wurde, und dessen Zeit durch die chinesischen Berichte unzweifelhaft festliegt, wurde 617 n. Chr., also fünf Jahre vor Muhammeds Flucht, geboren und trat als großer Eroberer an der Spitze von 200,000 Kriegern auf. Schon 634 finden wir ihn im Kriege mit dem Kaiser Thai-tsung der Tang. Er verlegte seine Residenz vom Tar-lung nach Central-Tübet, an das Ufer des g Tsang po tschu, wo jetzt Lhassa steht. In dem nämlichen Jahre, als der Prophet von Mekka aus der Zeitlichkeit schied, 632, begann der König das Bekehrungs- und Civilisationswerk seiner rohen Unterthanen. Zu dem Ende wurde sein Minister und Vertrauter Thu-mi Sam-bhota, der für eine Incarnation des Bodhisattva Mandschuçri gilt, mit 16 Gefährten nach Indien geschickt. Die Schreibkunst erlernte er hier von einem brahmanischen Pandita, den Buddhaismus durch einen buddhistischen Gelehrten kennen und bildete die erste tübetanische Schrift. Der König selbst soll nach seiner Rückkehr vier Jahre sich unausgesetzt mit dem Studium der Schrift beschäftigt, und mehrere religiöse Tractate aus dem Indischen übersetzt haben. Zu den ältesten Werken in der Volkssprache gehören der Samatog (das Gefäß), ein Handbuch der buddhistischen Moral, und der Mani Kambum, d. h. „die 100,000 köstlichen Vorschriften," ein dem Tantrasysteme angehöriges Sutra, das die legendenhafte Geschichte des großen Erlösungswerkes der beiden Heiligen, Buddha Amitâbha und seines geistlichen Sohnes Avalôkiteçvara, enthielt, und als dogmatisches Lehrbuch gebraucht worden zu seyn scheint. Als Hauptbeförderer des Buddhaismus in Tübet gelten die zwei Hauptgemahlinnen des Königs, die Tochter des Fürsten von Nepal, die gleich einige wundertätige Buddhabilder mitbrachte, und die Tochter des Kaisers von China, die auch 641 ein berühmtes Buddhabild und heilige Bücher einführte. Zur Aufbewahrung derselben wurden zu Lhassa die beiden ersten lamaischen Klostertempel b La brang und Ra mo tsche erbaut. Im Verein mit chinesischer Cultur hat der Buddhaismus seit dieser seiner ersten Festsetzung einen durchgreifenden und entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung und Regierung des Königs und auf die Entwilderung und Erziehung seines Volkes ausgeübt. Er richtete eine geordnete bureaukratische Verwaltung ein, legte Wege und Brücken an, ordnete Maß und Gewicht, gründete Schulen, und schickte junge Leute aus vornehmen Familien sich zu unterrichten nach China. Vor allem wurden die s. g. buddhistischen Todsünden bestraft. Er und seine beiden Frauen wurden nach dem Tode apotheosirt. Unter seinen Nachfolgern dauerten die Eroberungskriege, namentlich gegen die Chinesen, fort. Sein 4ter oder 5ter Nachfolger Khri Sfrong l De b Tsan (spr. Thisrong de tsan) (740—86) förderte den Buddhaismus besonders wieder: er ließ viele geistliche Doctoren aus Indien kommen und baute das große Tempelkloster b Sam jas. (Sam je), 2—3 Tagereisen südöstlich von Lhassa, ein buntschecktes, geschmacktloses Gemisch tübetanischen — indischen — chinesischen Styles. Unter andern hatte er auch aus Uḍa-yâna den berühmten, zauberkundigen, beschwörungsmächtigen Padma Sambhava berufen. Mit seinen Collegen unterrichtete er junge Tübetaner in der indischen Schrift und Sprache, und durch sie entstand unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern die tübetanische Uebertragung der heiligen Bücher, b Ka gjur (spr. Kandschur), d. i. „Uebersetzung der Worte" in 100—108 Folianten. Wir kennen sie näher durch Csoma (As. res XX. 42 fgg.). Von dieser kolossalen lamaischen Bibel kostete noch

[1] Berlin 1859. 8°.

vor zehn Jahren in Peking selbst ein gewöhnliches Exemplar über 1000 Thlr., die vom Kaiser Khian lung veranstaltete Ausgabe 4300 Thlr., die Buräten zahlten für ein Exemplar 7000 Ochsen. In Europa sind nur drei vollständige Exemplare, zwei in Petersburg und eins in Paris. Zu dieser ist dann noch später ein mächtigeres Corpus von 225 Folianten, „die Uebersetzung der Lehre" bsi Tan gjur (spr. Tandschur) gekommen.

Padma Sambhava aus Udyana, dem heutigen Kaferistan, an der Nordseite des untern Kabulstromes, brachte den Tübetanern den Buddhaismus, auf das stärkste mit Magie und Geisterbannerei versetzt. Die Geisterbeschwörer in den lamaischen Klöstern folgen noch seiner Lehre, ebenso die s. g. Rothmützen, die in Nepal, Butan, Ladakh und Süd-Tübet noch vorherrschen. Eine Secte nennt sich noch nach ihm.

Unter dem Könige Khri I De ſtrong b Tsan, dem 3ten Sohne des vorigen Königs, wurde das Kloster- und Mönchswesen förmlich in Tübet organiſirt. Die Geistlichkeit erhielt eine Verfaſſung, die geistliche Gerichtsbarkeit, Steuerfreiheit und andere Freiheiten, dazu übereriche Dotationen, zahlreiche Sklaven u. ſ. w. Er baute eine Menge Klöſter, ließ dazu geſchickte Architekten aus Hindustan und Erzgießer aus Nepal kommen. Noth und Elend stiegen aber unter dieſer Pfaffenwirthſchaft, und da er Klagen darüber mit Ausſtechen der Augen und Abhauen des Zeigefingers beſtrafte, entſtand eine Verſchwörung gegen ihn, und er wurde in ſeinem Schlafgemach ermordet.

Die Großen erhoben dann ſeinen früher mit Unrecht übergangenen älteren Bruder g Lang bar ma auf den Thron, und dieſer tritt nun als der Julianus Apoſtata des Lamaismus auf. Eine wüthende Verfolgung desſelben brach aus. Die Tempel wurden niedergeriſſen, die Bilder zerſtört, und von den Gläubigen nur einige gerettet. Die Söhne Buddha's ſtoben nach allen Seiten auseinander, verbargen ſich in den Gebirgen von Ngari und Kham, und während ſeiner 23jährigen Regierung wurde der Buddhaismus im innern mittleren Tübet (Ut-tsang) gänzlich ausgerottet. Der König wurde zuletzt von einem Geiſtlichen ermordet. Sſanang Sſetſen ſtellt die Ermordung als ein frommes auf höheren Befehl vollbrachtes Werk dar! Hier ſchließt die erſte Periode der erſten Verbreitung des Buddhaismus in Tübet.

Die nächſte Zeit iſt in Dunkel gehüllt, in Folge der Zerrüttung und des Verfalls des tübetaniſchen Reiches und der Schwächung und Verwirrung China's zu Ende der Thang, da am blauen See und am oberen Hoang-ho im 10ten Jahrhundert ſich das Reich Hia oder Tangut bildete und die Verbindung China's mit Tübet abſchnitt. Schon des ermordeten Königs Söhne theilten das Reich unter ſich; es entſtanden lange Bruderkriege, und obwohl einer der erſteren ſchon einen ſchwachen Verſuch der Wiederherſtellung des Buddhaismus in Lhaſſa machte, ſollen doch an 100 Jahre bis zu deſſen Wiedereinführung verfloſſen ſeyn. Sie erfolgte von Kham im Oſten aus, während andererſeits einige Könige von Ngari's direct aus Hindustan und Caſchmir Schriftgelehrte zu dem Ende beriefen. Als der eigentliche Wiederbegründer des Lamaismus gilt Dscho bo Atiſcha, und unter ſeinen Schülern der Tübetaner Brom. Kloſter auf Kloſter wurde im Laufe des 11ten und 12ten Jahrhunderts geſtiftet. Die bedeutendſten unter dieſen waren Na ſſ Greng (Neſeng), Sſa ſſ Kja nordöſtlich von Lhaſſa (ſpr. Satja) in Tſang und Bri gung, vier Tagereiſen nordöſtlich von Lhaſſa. Atiſcha gehörte einer Schule an, die nicht ſo unbedingt wie einſt Padma Sambhava dem Çivaismus huldigte. Sein Schüler Brom gründete die b Ka' g Damſſ pa (Kahdampa) Secte, die ſtatt der Magie und Geisterbannerei die Disciplin in den Vordergrund treten ließ und von der auch der ſpätere Reformator b Tſong kha pa ſeinen Ausgang nahm. Nach Georgi ſtellte er die alte Religion Thu mi Sſam bho ta's wieder her, während im Kloſter Sſa ſſ Kja die Richtung Padma Sambhavas geltend blieb.

Tübet erſcheint im 11ten und 12ten Jahrhundert als ein Land voll von Klöſtern und Burgen, wo Aebte mit räuberiſchen Baronen die Herrſchaft über ein leibeigenes Volk führten. Die Verfaſſung der Hierarchie war aber noch eine ariſtokratiſche, die Vorſteher der Hauptklöſter unabhängig von einander, obwohl ſchon vor der Mongolenzeit die Aebte von Sſa ſſ Kja eine Suprematie erſtrebten und zu dem Ende vom Kaiſer in China ſich einer ein goldenes Siegel und das Diplom als König von Tübet geben ließ (1125).

Der Lamaismus in Tübet iſt in dieſer Zeit indeß noch bloß ein ausgearteter Buddhaismus, ein Compromiß zwiſchen dieſem und dem einheimiſchen Schamanismus. Der Geiſterglaube und die Geisterbannerei und die Magie ſpielen in ihm eine große Rolle. Wenn Klöppen (II. 82) und ſonſt ihn mit Çivaismus verſetzt nennt, vermag ich den Grund nicht recht einzuſehen. Die indiſchen Prieſter hatten aber den rohen Bods gegenüber hier eine weit höhere Stellung gewonnen als in Judien, und die Groß-Lamen erhoben ſich durch ihren Grundbeſitz zuletzt bis zu wirklichen Fürſten. Sie ſcheinen geheirathet und nach Art der Brahmanen, wenigſtens bis ihnen ein Sohn geboren wurde, in der Ehe gelebt zu haben, und ſo wurden die höheren Prieſterſtellen erblich. Der Buddhaismus herrſchte in N. China bei den Kin und bei mehreren türkiſchen Stämmen. Die erſten mongoliſchen Herrſcher waren religiös indifferent.

Als das Weltreich der Mongolen ſich in vier Reiche auflöſte und ſie ſich in den eroberten Ländern einbürgerten, nahmen, geiſtesarm und religionsleer wie ſie waren, jeder Fürſt die Religion ſeines Landes, Chubilai ſchon den Buddhaismus an. Ich weiß aber kaum, ob man mit Klöppen ſagen kann, er habe ſich aus Politik nicht dem chineſiſchen Foismus, ſondern dem tübetaniſchen Lamaismus zugewandt, um durch diplomatiſche und politiſche Mittel Tübet zu gewinnen, was auf gewaltſamem Wege ſchwer zu erreichen war. Er erkannte den Mati Dhwadſcha, den Abt des Kloſters Sſa ſſ Kja, bekannter unter ſeinem Titel Phagſſ pa, d. i. „der Hochwürdige," als Haupt der lamaiſchen Geiſtlichkeit und tributären Herrſcher von Tübet an (1260), während er die factiſche Verwaltung des Landes nach Georgi drei von ihm ernannten weltlichen Beamten übergab. Chubilai ward ſo der

Schöpfer des lamaischen Papismus erster Auflage, wie Pipin und Carl der Große des christlichen. „Die tollen und vollen (!) Deutschen des Mittelalters — sagt Köppen — sind die eigentlichen Träger des Papstthums gewesen, die starkgläubigen, einfältigen Mongolen die stärksten und festesten Säulen der lamaischen Hierarchie. Auch die Mongolen verdanken ihre Literatur — nicht aber ihre Schrift — dem Buddhaismus. Chubilai veranlaßte eine neue Revision und Ueberſetzung der buddhiſtiſchen Religionsſchriften. Der tübetaniſche Text des b Ka gjur wurde von 29 Gelehrten mit den chineſiſchen verglichen und 1285—1306 gedruckt. Die mongoliſche Ueberſetzung konnte erſt einige Jahre ſpäter angefangen werden, nachdem ihr Alphabet verbeſſert worden war. Chubilai gründete mehrere Klöſter zu Peking und ſonſt, erneuerte das Tempelkloſter zu Utai in Schan-ſi u. ſ. w. Er erwarb China auch den Almoſentopf, zwei Bachzähne Çakjamunis und ein wunderthätiges Buddhabild. Seine Dynaſtie erhielt ſich indeß in ganz China nur 89 Jahre, bis 1368, wo ein Buddhapriester ſich empörte und als Stifter der Mingdynaſtie auftrat. In Tübet ſcheinen die Aebte des Kloſters Sſa ſſ Kja, aus der Familie Phagſſ pa's, ſich als Könige der Lehre und als tributäre Fürſten Tübets behauptet zu haben. Wir wiſſen aber wenig von ihnen. Nur Odericus von Udine, der im dritten Viertel des 14ten Jahrhunderts das Schneeland beſuchte, ſpricht von dem Papſt in der Hauptſtadt mit weißen und ſchwarzen Mauern, dem Haupte aller Götzendiener und Austheiler der geiſtlichen Würden. (Acta S. S. I. 991). Die Verzeichniſſe der lamaiſchen Päpſte dieſer Zeit ſind kaum hiſtoriſch glaubwürdig.

Die Herrſchaft der Ming war auf das eigentliche China beſchränkt. Wir können daher von China in dieſer Zeit wenige Nachrichten über Tübet erwarten. Wenn Köppen (S. 106) die Ming eine von den Mongolen ganz verſchiedene Politik Tübet gegenüber annehmen läßt, indem die Theilung der hierarchiſchen Gewalt ihnen das einzige Mittel ſchien um wirklichen Einfluß in Tübet zu gewinnen, während die Mongolen ſich auf die Familie Sſa ſſ Kja ſtützten, ſo genügt die Ertheilung von einigen Titeln und Siegeln zu dieſer Annahme nicht. Solche ertheilte China von jeher auch in Ländern wo es reell nichts zu ſagen hatte. Das chineſiſche Reiſehandbuch nach Tübet (Wei tsang thu schy Nouv Journ. As. IV. 119) darf bei hiſtoriſchen Angaben auch nicht zu hoch angeſchlagen werden.

Eine bedeutende Reform des Lamaismus veranlaßte b Tſong kha pa, der 1355 oder 57 im Lande Anebo, ſüdlich vom blauen See, wo jetzt das Kloſter ſſ Ku bum (ſpr. Kunbum), d. h. „die 100,000 Bildniſſe," ſich erhebt, geboren wurde. Wir übergehen die Legenden über ſeine wunderbare Geburt. Er ſtudierte eifrig das Geſetz und trat dann als Reformator auf. Tauſende von Schülern ſammelten ſich um ihn, und ſo entſtand 1407 oder 9 in der Umgebung der Hauptſtadt das Kloſter d Ga' lDan, d. i. „Himmelsfreude," das Metropolitankloſter des gelben Geſetzes, deſſen erſter Abt er war, und da dieß die Anzahl ſeiner Anhänger nicht mehr faſſen konnte, gründeten zwei ſeiner Jünger ſpäter die Klöſter Braß ſſ Pungß Brepung (Reißhaufen) und Sera (das goldene) in der Nähe von Lhaſſa, die zuſammen noch an 30,000 Mönche faſſen ſollen; er ſtarb 1417 oder 19 und hat viele, zum Theil ſehr umfangreiche Werke hinterlaſſen, die faſt ein canoniſches Anſehen bei den Bekennern der von ihm reformirten Lehre haben. Das berühmteſte „der große Stufenweg zur Vollkommenheit" (Lam nim tschhen po) zerfällt in den Weg des Kleinen, mittleren und großen Mannes. Sein umfangreichſtes Werk ſind wohl ſeine „100,000 Vorſchriften" (gSſung 'bum, ſpr. Sumbum) in 21 Bänden. Sie ſind im Urtext und zum Theil auch in mongoliſchen Ueberſetzungen in Europa vorhanden, aber für uns noch unerörtert, weßhalb das genauere über ſeine Reform ſich noch nicht ſagen läßt. Eigentlich iſt er nur der Stifter einer neuen, nämlich der „Tugendſecte" der d Ge lugß pa (Gelug-pa). Das unterſcheidende äußere Kennzeichen derſelben iſt die gelbe Mütze, im Gegenſatz der früheren rothen. Er nahm ſie wohl an, weil er fand daß der Religionsſtifter ſelbſt und ſeine Schüler ſich der gelben Gewänder bedient haben ſollen. Die wichtigſte Disciplinarreform beſtehen iſt ohne Zweifel das uneingeſchränkte Gebot des Cölibats für die Religioſen. Auch die Magie beſchränkte er oder überließ ſie doch beſonderen Leuten, Tſchhoß ſſ Kjong (ſpr. Tschoi tschong) von der rothen Secte, die ſich verheirathen dürfen und eine beſondere Räumlichkeit in jedem Kloſter einnehmen. Er gebot ferner ſeinen Jüngern zu beſtimmten Zeiten behufs geiſtlicher Exercitien ſich zurückzuziehen, wohl nach dem Muſter des urſprünglichen Varſchahaltens, d. h. der Zurückgezogenheit während der Regenzeit.

Da der lamaiſche Cult in den Ceremonien, in der Prieſterkleidung, dem Pontificat, in der Eheloſigkeit, der Verehrung der Heiligen, der Beichte, dem Faſten, den Proceſſionen, dem Exorciſmus, dem Weihwaſſer, den Glocken, dem Roſenkranz, der Mitra, dem Hirtenſtab u. ſ. a. ſo viel ähnliches mit dem Katholiciſmus hat, ſo glaubten ſchon ältere Miſſionäre und noch jüngſt Huc daß dieſes alles von b Tſong kha pa dem Katholiciſmus entlehnt worden ſey. Die Legende erwähne unter ſeinen Lehrern einen „Lama aus dem Weſten mit einer langen Naſe," und ſo bezeichnen die Völker der kurznaſigen Race allerdings die Europäer. Indeß bemerkt Köppen (S. 117) daß die Eheloſigkeit, die Beichte, die Faſten erwieſenermaßen älter ſind als das Chriſtenthum u. a. Weber u. a. laſſen dagegen den Katholiciſmus direct oder indirect manches gleichartige dem Buddhaismus entlehnen. Den Roſenkranz will auch Köppen (II, 319) aus Indien, und zwar, da die Lamaiten die Kugeln gern aus menſchlichem Gebein verfertigen ſollen, aus dem Kranz von Schädeln, den manche çivaitiſche Fanatiker, wie Çiva ſelbſt tragen, herleiten, was, obwohl es Webers Beifall gefunden hat (Lit. Centralblatt 1859, S. 650), wenig wahrſcheinlich iſt.

b Tſong kha pa wird von einigen nun als der erſte Dalai Lama, von andern als der erſte Pan tſchhen Rin po tichhe betrachtet, und wird in ſteiger Reihenfolge bis jetzt wiedergeboren; doch iſt hier noch lange nicht alles klar. Dalai ß Lama iſt eine halbmongoliſche, halbtübetaniſche Benennung und bedeutet „Ocean-Prieſter," der Prieſter der ſo groß iſt wie das Welt-

meer; sein vollständiger Titel im Tübetanischen ist r Dsche b Tsun r Gja m Tsho Rin po tschhe, „das hochwürdige Weltmeer Kleinod.“ Neben ihm residirt im Kloster zu b Kra schiß (spr. Taschi) Lhun po, d. i. „dem Gnadenberge,“ der in Europa zuerst unter dem Namen des Teschо- oder Bogdo Lama bekannt gewordene Oberpriester, dessen vollständiger Titel r Dsche b Tsun Pan tschhen Rin po tschhe „der hochwürdige, große Lehrer-Juwel“ ist. Mit ihnen beginnt die stetige, ununterbrochene Incarnation, das System der dhuilghanischen Erbfolge, wie die Mongolen sagen würden. Wir sahen, wie die rothmützigen Hierarchen, wenigstens die Sa ss skas, im Princip der Erblichkeit des Oberpriesterthums eine feste Unterlage der stetigen Fortdauer und fortdauernden Einigung der geistlichen Macht innerhalb der Secte hatten. Da b Tsong kha pa aber seine Jünger strenge zum Cölibat verpflichtete, hörte das auf, und eine neue Erfindung wurde nöthig. Die Lehre von der Seelenwanderung und die periodischen Erscheinungen allerherrlichst vollendeter, erlöseuder Buddhas rief, wie man meint, schon in Indien die brahmanische Vorstellung von den Avatâras des Wischnu u. a. ins Leben, und diese möge wieder zum lamaischen Dogma von der Incarnation Anlaß gegeben haben. Wiedergeboren wird nach buddhistischer Lehre jede Seele, so lange sie nicht von der Sünde gereinigt ist; Incarniren dagegen kann sich nur der Entsündigte, aus dem Kreis der Seelenwanderung und Wiedergeburt geschiedene Heilige. Der Dämonenglaube der Bod (S. 126) hat wohl nichts damit zu thun.

Der Pan tschhen Rin po tschhe auf b Kra schiß Lhun po (Taschi lhumpo) gilt nun für eine Verkörperung des Dhyâni Buddha der gegenwärtigen Weltperiode, Amitâbha, aber auch der Bôdhisattwas Mandschuçri und Vadschrapâṇis, und zunächst des Reformators und Stifters der Gelbmützen b Tsong kha pa; der Dalai Lama von Lhasa dagegen immer für die Incarnation des Bôdhisattwa Avalôkitêçvara, Padmapâṇi, oder wie er sonst genannt wird. Im System der Dhyâni Buddha's wird nun dieser Heilige nur als Emanation, als gnostischer Sohn des Buddha Amitâbha betrachtet, und der Pan tschhen würde also eigentlich den Vorrang über den Dalai Lama haben müssen. Beide scheinen Köppen das Lehramt und das königliche Amt unter sich zu theilen; doch sey der Dalai Lama wohl mehr in Folge der Lage und der historischen Beziehung seiner Residenz, als in Folge jener scholastischen Heiligkeitstheorie der weltliche Beherrscher des größten Theiles von Tübet geworden. Als falsch ergibt sich schon nach allem obigen der von Pallas ausgegangene Irrthum, als ob der Pan tschhen die rothe, der Dalai Lama die gelbe Brüderschaft repräsentire oder umgekehrt, da beide der gelben angehören. Irrig bezeichnet Deguignes b Tsong kha pa als den ersten Dalai Lama oder läßt Schmidt ihn schon das Kloster b Kra schiß Lhun po erbauen, um sich hier in ununterbrochener Reihenfolge zu incarniren. Auch Timkowskis und Schotts Angabe, welche die Reihe der Pan tschhen ungefähr 100 Jahre höher hinaufreichen lassen als die der Dalai Lamas, und Cunninghams Angabe daß erst der fünfte Abt des Klosters b Kra schiß Lhun po 1640 die Hierarchie der Dalai Lama zu Lhassa gegründet habe, ist nach Köppen falsch und beruht auf einer mißverstandenen Stelle Csoma's (Tubetan Grammar 198); beide Patriarchate seyen gleich alt und hätten unmittelbar nach dem Tod des Sectenstifters begonnen, der etwa zwei Hauptschüler gehabt habe, oder die Einsetzung des Pantschhen Lama sey später als die des Dalai Lama erfolgt (S. 130). Dieß scheint uns aber noch keineswegs sicher ausgemacht und also der Ursprung dieses sogenannten Papstthums immer noch im Dunkel. Köppen gibt dann die Folge der Dalai Lamas, die von geringem Interesse ist.

Von Interesse ist nur noch die zweite Bekehrung der Mongolen zum Lamaismus unter Altan Chaghan, die wieder politische Gründe gehabt haben soll. Auf geschehene Einladung begab sich der dritte Dalai Lama 1577 auf den Weg zunächst zum blauen See, wo ein Tempel gebaut wurde, und von wo er dann zu den Mongolen kam. Sjetsens wenig historische Erzählung der Bekehrung derselben wird mitgetheilt. Das bisherige Schlachten und Begraben von Kamelen und Pferden beim Tode von Vornehmen bei den Mongolen wurde in entsprechende Gaben an die Geistlichkeit verwandelt; die jährlichen und (3) monatlichen Fast- und Bettage eingeführt, und an diesen das Viehschlachten und Jagen des Wildes gänzlich untersagt, die Geistlichkeit in vier Stanglassen getheilt, entsprechend den vier Classen des Adels, alle von Steuern, Abgaben, Heeresfolge und andern Lasten befreit u. s. w. In der „blauen Stadt“ (Kuku Khoto) wurde der erste Patriarchensitzl der Mongolei gegründet, und ein Chutuktu als Stellvertreter des Dalai Lama dort zurückgelassen. Der vierte Dalai Lama war ein Mongole aus der Familie des Chan. Er starb aber, nachdem er 1602 im 14ten Lebensjahre nach Lhassa gezogen und vom Pantschhen ordinirt worden war, jung, erst 28 Jahre alt. Statt dessen erhielten die Mongolen im Lande der Chalkas 1604 einen neuen Chutuktu, den von Urga. Während der langen Minderjährigkeit des vierten und fünften Dalai Lama 1588 bis 1630 scheint der Pantschhen Lama und auch der ſj De-pa in Lhassa, der die weltliche Verwaltung führte, sehr an Macht und Ansehen gewonnen zu haben. Es fallen aber nur einzelne Streiflichter in die sonstige Dunkelheit. Auch der Bericht des Jesuiten Andrada, der von Gaschmir aus 1624 über den berühmten Wallfahrtsort Badrinatha bis Tschaprang vordrang und im folgenden Jahr ein Jahr in Tübet blieb, gewährt wenig Licht. Wir wissen nicht ob Köppen (p. 149), aus den spärlichen Nachrichten die wir haben, ein Streben der weltlichen Großen Tübets nach Erweiterung ihrer Macht und nach Wiederherstellung eines unabhängigen tübetanischen Reiches mit Recht folgert. Beim Emporkommen der Mandschu sollen an diese alsbald Gesandte von Tübet abgeschickt worden seyn. In eine eigentliche, aber nur politische Berührung kamen die Mandschu mit Tübet nur unter Kaiser Kang-hi während seiner Kämpfe mit Galdan und den Djungaren, als diese die Chalchas, seine Verbündeten, angriffen, und mit Tsaghan Arabtan, der mit seinen Djungaren Lhassa 1717 plünderte, aber von den Mandschu hinausgeschlagen wurde, und unter Kaiser Khianlung, unter dem 1750 ein

neuer Aufstand und eine chinesische Vesper in Lhassa ausbrach, der aber die Dsungarenmacht 1757 vernichtete, in Folge dessen auch Tübet ihm anheimfiel.

Nach P. Hyacinth übt der Sohn des Himmels jetzt auf die Ernennung der Wiedergeborenen einen so entschiedenen Einfluß, daß die Mitwirkung des Clerus bei derselben fast nur noch eine scheinbare ist. Nach Huc und P. Hilarion ist die Wahl so: die Namen aller zur Zeit seines Todes in Tübet geborenen männlichen Kinder müssen in das Tempelkloster bLabrang zu Lhassa eingesandt werden, und die Eltern welche glauben in ihrer Familie eine Incarnation zu besitzen, darüber specielle Mittheilung machen. Erst wenn unter den bezeichneten Kindern drei unzweifelhafte Chubilghane aufgefunden, d. h. die der chinesischen Regierung genehm sind, werden die Namen dieser auf goldene Loozeichen geschrieben, in eine goldene Urne gelegt, und nach sechstägigen Fasten und Gebeten des versammelten Collegiums der Chutukten zieht der Dekan derselben das Loos, und der Knabe, dessen Name aus der Urne hervorgeht, wird als Dalai Lama proclamirt; die beiden andern erhalten ein jeder ein Schmerzensgeld von 500 Silber-Rubeln. Der Pant schen Lama und die beiden kaiserlichen Commissäre müssen bei der Ziehung des Loofes zugegen seyn; die Wahl des Pant schen und der Chutukten soll in ähnlicher Weise stattfinden, nach andern Autoren aber dem Dalai Lama überlassen seyn. Ehe ein solcher junger Heiliger proclamirt und installirt wird, wird er indeß in einer feierlichen Versammlung zuvor noch streng geprüft; er muß die Bücher, die Kleider, die heiligen und weltlichen Geräthschaften des Verstorbenen, die man mit andern fremden untermischt ihm vorlegt, wieder erkennen und was dergleichen Hokuspokus mehr ist (S. 248 fgg.).

Während in der ganzen Hälfte dieses Jahrhunderts nur Unmündige auf dem Thron zu Potala saßen, scheint der Pan tschen, den Turner 1783 sah, in bKra schis Lhun po geherrscht und ausdrücken Ansehen mächtig gewonnen zu haben. Nach Huc (II 278 fgg.) hat er einen eigenen Orden der Ke lan gestiftet. Nach seinem Tode, glaubt dieser, wird er nicht in Tübet, sondern in der Dsungarei wiedergeboren. Die Buddhareligion erhält sich nur noch bei den Kelan. Die Chinesen verbreiten sich in Tübet, um dem Dalai Lama die Herrschaft zu entreißen; bei einer allgemeinen Erhebung werden alle Chinesen in Tübet an einem Tag erwürgt werden. Ein Jahr darauf bemächtigten sich die zahlreichen Haufen der Kaiserlichen zwar noch einmal unter Strömen von Blut des Schneereiches, aber ihr Triumph wird nur von kurzer Dauer seyn. Vom Pan tschen ergeht ein Ruf an die heilige Verbrüderung der Ke lan, selbst die verstorbenen Mitglieder erstehen wieder. An ihrer Spitze germalmt er die Chinesen, erobert Tübet, China, die Mongolei, selbst Rußland, und wird als allgemeiner Weltmonarch proclamirt. Unter seinem heiligen Einfluß erblüht der Lamaismus aufs neue.

Der Lamaismus ist, wie schon bemerkt, nichts als ein verunstalteter Buddhaismus. Seine Dogmatik und Moral, seine Kosmologie und Metaphysik sind rein buddhistisch; nur seine Profanmythologie, seine Dämonologie und Magie, wie Köppen (S. 243) sagt, zum Theil civaitisch, wir möchten lieber sagen mit fremdem, zum Theil mit schamanischem Aberglauben gemischt. Es gibt also kein besonderes lamaisches Lehrsystem, sondern nur eine lamaische Hierarchie.

Die Carey'sche Gesellschaftslehre.

Principles of Social Science. By H. C. Carey. In 3 Volumes. Philadelphia. J. B. Lippincott et Co. London, Trübner et Co.

Wenn man in den Vereinigten Staaten von Schutzzollsystem spricht, spricht man von Henry C. Carey. Nicht als ob es vor diesem keine Schutzzollpartei in den Vereinigten Staaten gegeben hätte. War es doch gerade einer der Gründe wegen deren die Colonien sich von der englischen Herrschaft losrissen, daß England die Entwicklung einer eigenen Industrie in Amerika verhindert und es auf die Erzeugung von Rohstoffen beschränkt hatte. Und so findet man daher in der ersten Generation der amerikanischen Staatsmänner, die noch innig mit den Reminiscenzen aus dem Unabhängigkeitskampfe verwachsen war, nur wenige die nicht in gewissem Sinn als Schutzzöllner zu bezeichnen wären. Es ist hier nicht der Ort die weitere Entwicklung der Tariffrage in den Vereinigten Staaten zu verfolgen; es genüge das allgemeine Resultat festzustellen, daß allmählich die baumwollerproducirenden Sklavenstaaten und die auf bloßen Getreidbau angewiesenen jungen westlichen Staaten (die „demokratische" Partei) Verfechter des sogenannten „freien Handels" wurden, worunter sie möglichst niedrige Finanzzölle verstanden, die nordöstlichen (New-England-) Staaten, sowie Pennsylvanien, New-Jersey und ein Theil des Staats New-York Verfechter des Protectivsystems.

Schwerlich weist die Geschichte irgend eines Landes in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit so viele plötzliche und schroffe Wechsel in der herrschenden Handelspolitik auf wie die der Vereinigten Staaten. Während das Embargo und der Krieg im ersten und während der ersten Hälfte des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts die Wirkung von Prohibitivzöllen hatten, und eigentlich erst eine amerikanische Industrie erschufen, trat bald nach dem Frieden der sogenannte freie Handel in Kraft, und nach Zeit von 8 oder 9 Jahren war das Land so tief herunter, daß es in Verzweiflung nach einem wenigstens theilweise protectiven Tarif griff (1824), dem vier Jahre später ein ächter und förmlicher Schutztarif folgte. Nach weitern 5 Jahren (1833) ward dieser durch den sogenannten Compromiß-Tarif verdrängt, laut welchem nach einer gleitenden Scala binnen 10 Jahren alle Einfuhrzölle auf ein Minimum reducirt werden sollten. Doch schon nach Verlauf eines halben Jahrzehnts stak das Land so tief in Jammer und Noth, daß bei der Wahl im Jahre 1840 die das Finanzzollsystem vertheidigende demokratische Partei

eine schmähliche Niederlage erlitt. Es entstand nun, bevor der Tarif von 1833 ganz hatte ins Leben treten können, 1842 ein entschiedener Schutzzolltarif. Nur vier Jahre blieb dieser in Kraft, aber diese kurze Periode war eine Zeit der staunenerregendsten Wohlstandsentwicklung, schuf eine Menge Industriezweige, und kräftigte einige derer die bis dahin kümmerlich bestanden hatten so weit, daß sie später gar keines Schutzes mehr bedurften (wie es z. B. auf jene Zeit zurückzuführen ist daß die amerikanischen Drills und Shirtings die englischen in China aus dem Felde schlagen). Ein neuer Sieg der demokratischen Partei, die nunmehr — bei Gelegenheit der Texasfrage — offenkundig zur Partei der Sklavenhalter wurde, rief den sogenannten Freihandelstarif von 1846 ins Leben. Sofort giengen eine Menge Industrien wieder ein, die Sklaveneinfuhr aus Europa stieg enorm, und nach wenigen Jahren schon deutete alles auf den baldigen Eintritt einer neuen Krisis, wie die von 1837 hin, als — die californischen Goldgruben entdeckt wurden. Wie diese aufdunsend auf den Weltverkehr wirkten, bis 1857 die Seifenblase des übertriebenen Credits platzte, ist bekannt. Doch ehe die Krisis ausbrach hatte die herschende Partei, in der Meinung daß die große Waareneinfuhr fortwährend anhalten und die Einnahme der Bundesregierung von den Zöllen den Bedarf weit übersteigen würde, den Tarif von 1846 abermals herabgesetzt. Dieser niedrige Zolltarif von 1857 ist jetzt in Geltung. Doch ist bereits, nicht bloß im Osten, sondern zum Theil sogar in den westlichen Ackerbaustaaten, eine fast ebenso heftige Strömung gegen ihn eingetreten, wie 1838 und 1839 gegen den von 1833; und sollte bei der nächsten Präsidentenwahl die nördliche (republicanische) Partei siegen, so kann man es als so ziemlich ausgemacht ansehen daß 1861 wieder ein Schutztarif eingeführt werden wird. So hat also das Land binnen vier Jahrzehnten *sieben* verschiedene Zolltarife gehabt, nämlich 1819 (Freihandel), 1824 (halb protectiv), 1828 (Schutzzoll), 1833 (gleitende Scala), 1842 (Schutzzoll), 1846 (Freihandel, d. h. Finanzzölle), 1857 (weitere Herabsetzung der Finanzzölle). Daß dieser gänzliche Mangel an Stetigkeit in der Handelspolitik des Landes ein außerordentliches Hinderniß für die gedeihliche Entwicklung desselben ist, und daß die ungleichmäßige, hazardspielartige Gestaltung der amerikanischen Erwerbsverhältnisse großentheils daraus resultirt, wird von den Anhängern beider einander gegenüberstehenden Systeme zugegeben werden müssen.

Während die sogenannte Freihandelspartei in den Vereinigten Staaten ihre Argumente ausschließlich englischen Nationalökonomen entnimmt, deren Lehren sie sich übrigens theilweise in sehr drollige Formen bringt, haben die Protectionisten ihre eigene wissenschaftliche Autorität, und dieß ist Henry C. Carey. Seit einigen zwanzig Jahren hat dieser Mann durch kleinere Schriften, publicistische Arbeiten und Monographien gewirkt, bis er sich endlich zu einem in allen seinen einzelnen Theilen vollendeten Gesellschaftssystem durchgearbeitet hat. Es ist dasselbe in dem oben angeführten Werke niedergelegt, das auch in Europa gekannt und studirt zu werden in vollem Maße verdient. Man muß sich darunter nicht eines der alltäglichen Schriftstücke vorstellen, wie sie in Deutschland — wo die Begriffe Freihandel und Schutzzoll im Vergleich zu den amerikanischen Verhältnissen einen sehr winzigen Umfang haben — zwischen den beiden staatswirthschaftlichen Schulen ergehen. Vielmehr ist es ein auf *völlig neu entdeckten Fundamentalsätzen* beruhendes philosophisches System, mit einer Sorgfalt und mit so brillantem Reichthum der Induction durchgeführt, daß es unter den in der Gesellschaftswissenschaft epochemachenden Erscheinungen mit in erster Reihe genannt zu werden Anspruch hat. In Bezug auf die Kühnheit und die überraschende Neuheit der von Carey entdeckten Grundgesetze des Gesellschaftsverkehrs steht sein Werk ebenbürtig (!) neben denen von Adam Smith, Malthus und Ricardo, welche letztere beide Lehren es bekämpft. In Frankreich und Rußland hat es die Anerkennung die ihm gebührt wenigstens in fachwissenschaftlichen Kreisen bereits gefunden; in England sucht man es mit großer Beharrlichkeit „todtzuschweigen;" in Deutschland wird man es hierin hoffentlich nicht den Engländern nachmachen, sondern entweder die Ausstellungen Carey's anerkennen, oder ihre Unrichtigkeiten beweisen.

In der Einleitung seines Werkes legt Carey die Methode seiner Forschung dar, und stellt zugleich in scharfen Zügen den Unterschied zwischen seiner und der englischen Nationalökonomen Grundanschauung hin. Die letztern, sagt er, machen den Menschen zu einem Wesen, an dem überhaupt nur zwei Eigenschaften hervortreten, nämlich der Trieb nach Besitz und ein ungezügelter Geschlechtstrieb, durch welchen die Menschheit rascher vermehrt wird, als zum allgemeinen Wohlergehen nöthig (Malthus). Aber ein solches Wesen ist ein schattenhaftes Phantasiegebilde, das keine reale Existenz hat. Die Gesellschaftswissenschaft muß den Menschen so nehmen wie er ist, d. h. mit allen seinen mannichfaltigen geistigen und körperlichen Begabungen, Bedürfnissen, Neigungen, Gefühlen, Trieben und Leidenschaften. Diese Momente auszuschließen wäre eben so thöricht, als wollte man in der Naturlehre alle Wirkungen nur aus der Gravitation erklären, ohne die Wärme zu berücksichtigen. Die englischen Nationalökonomen sind Meister in der „encheiresis naturae;" sie haben Theile in ihrer Hand, denen das geistige Band fehlt. Die Analyse des bestehenden Gesellschaftszustandes muß uns die Gesetze ergeben, nach denen er sich bisher entwickelt hat und später entwickeln wird. Erst nach der Analyse und auf Grund der von ihr geförderten Resultate tritt die Synthese in ihre Berechtigung ein. Die abstractesten Wissenschaften haben sich allemal am frühesten entwickelt, die concretesten zuletzt. Die metaphysisch-nebelhaften Schwärmereien bilden die Anfänge der Wissenschaft, die klare Erkennung der concreten Dinge und Verhältnisse ihre Vollendung. Die Gesellschaftslehre aber ist die concreteste aller Wissenschaften, und darum findet man die wahren, einfachen Gesetze auf denen sie beruht zuletzt. Die Volkswirthschaft die bisher gelehrt ward, steht ungefähr auf der Stufe wie die Chemie im 17ten und 18ten Jahrhundert (!). Zum Theil liegt die Schuld davon auch daran daß die Lehrer dieser Wissenschaft unbewußt in den durch unnatürliche

staatliche Verhältnisse erzeugten einseitigen Anschauungen und Classeninteressen befangen waren. Daher auch, wie bei Malthus, Ricardo u. a. ihre Theorien darauf hinausliefen, einen unlösbaren Widerstreit der Interessen verschiedener Gesellschaftsclassen, der Producenten und Consumenten, zu demonstriren.

Gegen diese Anschauung nun tritt Carey mit dem Satz auf: daß in der gesammten menschlichen Gesellschaft die vollkommenste Harmonie der Interessen waltet, daß in dem Gesellschaftsverkehr der Verlust des einen nicht der Gewinn des andern ist, und umgekehrt, sondern der Gewinn und das Wohlergehen aller Classen mit einander Hand in Hand geht. Spätere ausführliche Erläuterungen dieses Satzes anticipirend, stellt Carey das Verhältniß der Interessen des Capitalisten und des Arbeiters in Kürze wie folgt dar: „In den frühesten Gesellschaftsperioden, wenn das Land in Masse vorhanden und die Bevölkerung gering, ist die Arbeit unproductiv, und von ihrem geringen Ertrag erhält der Grundeigenthümer oder Capitalist einen großen Verhältnißtheil, so daß dem Arbeiter nur ein geringer bleibt (?). Aber der größere Verhältnißtheil ist immer nur ein geringer absoluter Betrag, und beide, Capitalist wie Arbeiter, bleiben daher arm, der letztere so arm daß er ein Sklave des erstern ist. In dem Maß als die Bevölkerung und der Reichthum zunehmen und die Arbeit productiver wird, verringert (?) sich das Verhältniß des Antheils des Capitalisten, aber der absolute Betrag steigert sich; der Antheil des Arbeiters aber vermehrt sich nicht nur dem Betrag nach, sondern auch im Verhältniß, und je geschwinder die Steigerung in der Productivität der Arbeit, desto größer der Theil den er davon erhält. Indem so die Interessen beider im vollständigen Einklang mit einander stehen, zeigt sich zugleich das fortwährende Streben nach einer Ausgleichung ihrer beiderseitigen Lage — der Sklave einer frühern Periode wird der freie Mann einer spätern." [1]

Das unentbehrlichste Bedürfniß des Menschen ist die Vergesellschaftung. Ohne sie gäbe es keine Sprache, auf welcher die Möglichkeit der Denkentwicklung (reasoning) beruht. Sie ist so unentbehrlich und unabweislich wie die Gravitation der Atome. Die Gravitation der menschlichen Gesellschaft steht in geradem Verhältniß der Masse, und im umgekehrten der Entfernung. Daß nach diesem Gesetz nicht alle Menschen an einem Punkt zusammenkommen, wird verhindert durch die localen Gravitationscentren, die im Gesellschaftssystem eine ähnliche Stelle einnehmen wie die Planeten im Weltsystem. Centripetalkraft und Centrifugalkraft ergänzen und normiren einander. Die Individualität des Menschen entwickelt sich am vollständigsten nur durch die innige Vergesellschaftung und die dadurch bedingte Vermannichfachung der menschlichen Beschäftigung. Das gilt auch von der Gesammtheit. Je weniger vermannichfacht die Beschäftigungen, desto weniger Verschiedenheit zwischen den einzelnen Theilen des Gesellschaftskörpers, desto geringer daher die Möglichkeit des geistigen und materiellen Austausches und Wechselverkehrs, desto langsamer und seltener die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen. Die Vergesellschaftung ist die fortwährende Zertheilung und Wiederzusammensetzung der verschiedenen Kräfte des Menschen, d. h. die Bewegung. Bewegung beruht auf der Wärme, und die gesellschaftliche Wärme wird erzeugt durch die Combination von Verschiedenheiten. Genau dieselben Gesetze beherrschen in dieser Beziehung den Stoff in allen seinen Gestaltungen, gleichviel ob anorganische oder die höchst entwickelten organischen. Die Gesellschaftswissenschaft ist demnach die Wissenschaft der Gesetze, welche das Streben des Menschen nach der höchstmöglichen Entwicklung seiner Individualität und der größtmöglichen Vergesellschaftungsfähigkeit beherrschen.

Die Thätigkeit des Menschen beschränkt sich auf Veränderungen in der Form und im Raum der Materie. Der Mensch, selbst den Gesetzen des endlosen Stoffwechsels unterworfen, hat die Fähigkeit ihn zu leiten und zu beschleunigen. In dem Maße wie seine Thätigkeit in dieser Beziehung steigt, steigert sich auch seine Kraft. So lange die Thätigkeit des Menschen so einfach und verzettelt als möglich ist, bleibt auch der Ertrag, den er durch Benutzung des Stoffwechsels in der Natur für seine Bedürfnisse gewinnt, gering. Je mannichfaltiger verzweigt seine Thätigkeit wird, desto rascher nimmt auch die Vergesellschaftung der Atome, also, auf den Bodenbau angewandt, der Ertrag der Ernte zu. So lieferte in England unter den Plantagenets der Acre Land nur 6—8 Buschel Getreide, jetzt 30—50. Damals hatte das Land nur 2 Millionen Einwohner, und diese wurden häufig von schrecklicher Hungersnoth heimgesucht; jetzt producirt es genug für 18 Millionen. Frankreich producirte 1760 für seine 21 Millionen Einwohner 94¼ Hektoliter Getreide, 1810 hatte es 34 Mill. Einwohner und producirte 182½ Mill. Hektoliter Getreide, außerdem Kartoffeln und sonstige Surrogate für Getreide, entsprechend zwei Dritteln der Getreideernte von früher. Während sich also die Einwohnerzahl nur um 10 Procent vermehrte, verdreifachte sich der Betrag der Nahrungsmittel.

An diesem Punkt stellt sich Carey der Malthus'schen Lehre von der Uebervölkerung schroff gegenüber. Er zeigt, wie dessen Theorie, wonach die höchsten und vollendetsten Formen der organischen Schöpfung sich schneller (in geometrischer Progression) vermehren sollen als die niedrigern und unvollkommern, in directem Widerspruch mit aller Erforschungswissenschaft steht. Gegen die mit den grellsten Dissonanzen schließende Lehre von Malthus stellt Carey die von der Harmonie der Entwicklung des Menschen und der Natur auf. Zu dem Ende stößt er einen andern der ohne weitere Prüfung angenommenen Fundamentalsätze der englischen Nationalökonomen über den Haufen — den Satz nämlich daß der Mensch die Bodencultur stets auf dem besten und fruchtbarsten Boden beginne, und erst in dem Maß als die Bevölkerung fortschreite, den schlechteren in Anbau nehme. Gerade das Umgekehrte ist, nach Carey, [1] der Fall.

[1] Wir leuten die Aufmerksamkeit der Leser auf den amerikanischen Autor, wegen der politischen Wichtigkeit seiner Ansichten. Daß man „neu" seyn kann, wenn man alte Lehren verkehrt, werden unsere gebildeten Leser dabei selbst einsehen. Wir natürlich theilen die Irrthümer dieses anachronistischen Schutzzollapostels nicht.

[1] Ein Original, sagt Goethe, ist ein Narr, auf eigene Faust. D. R.

Nicht auf dem besten, sondern auf dem schlechtesten Boden, nicht in den fruchtbaren, sumpfigen, aber mühsam zu bebauenden und ungesunden Thal- und Flußniederungen, sondern auf dem leichten, schon durch die einfachsten und schlechtesten Werkzeuge zu bewältigenden Boden der Anhöhen beginnt der Mensch die Cultur. Erst die Producte der Cultur, die Vermehrung seines Capitals (an Erfahrung, Werkzeugen, durch Vergesellschaftung gesteigerte Arbeitskraft) setzten ihn in den Stand den schwereren Boden in Angriff zu nehmen und die Erträge zu steigern. Die Production erzeugt fortwährend die Mittel zu gesteigerter Production. Für die Ernährungsfähigkeit der Erde in Bezug auf den Menschen, also auch für die fortwährende materielle und geistige Weiterentwicklung der Menschheit gibt es daher keine denkbare absolute Gränze. Vorausgesetzt daß keine widernatürlichen gesellschaftlichen Einrichtungen hindernd entgegentreten, wird der Mensch mit dem Wachsthum der Bevölkerung, also der Vergesellschaftungsfähigkeit und des Wohlstandes, befähigt mit fortwährend sich mindernder Mühe sich einen vermehrten Betrag von Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten zu verschaffen.

Aus dem Austausch der Producte der menschlichen Arbeit ergibt sich der Begriff, Werth; der Werth ist unsre Schätzung des Widerstandes, den wir überwinden müßten um in den Besitz des begehrten Gegenstandes zu gelangen. Da dieser Widerstand sich in dem Maß vermindert als bei der weiteren Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten die Macht des Menschen über die Natur steigt, so zeigt sich in allen fortschreitenden Gemeinwesen eine stetige Vermehrung des Werths der Arbeit, an den Waaren gemessen, und eine Minderung des Werths der Waaren, an der Arbeit gemessen. Jedes neue Werkzeug zur Bewältigung und Ausbeutung der Natur bewirkt eine Verminderung des Werths der vorher angesammelten Werkzeuge, weil dadurch die Kosten der Wiedererzeugung fortwährend gemindert werden. Der Werth der menschlichen Arbeit steigt in demselben Verhältnisse als geistige Kraft an die Stelle der physischen tritt, und in demselben Maße sinkt der Werth der Waaren. Mit dem Tuch oder Zeug womit man vor fünfzig Jahren mehrere Wochen Arbeit hätte bezahlen können, kann man jetzt kaum die Arbeit ebenso vieler Tage bezahlen. Vor einem halben Jahrhundert hätte es der Arbeit eines ganzen Lebens bedurft um eine Dampfmaschine zu bezahlen; jetzt beträgt der Arbeitslohn eines gewöhnlichen Arbeiters (in Amerika) während weniger Jahre so viel wie der Preis einer solchen Maschine. Indem durch Vermehrung der Ertragsfähigkeit der menschlichen Arbeit die vorher aufgesammelten (Capital-) Werthe vermindert werden, vermindert sich zugleich die für Benutzung derselben zu zahlende Proportion des Arbeitsertrags (die Rente). Die Proportion oder Rate der Rente, resp. des Zinses, ist in allen denjenigen Ländern in welchen die menschliche Arbeitskraft noch sehr wenig vermannichfacht, wo sie hauptsächlich noch auf die Erzeugung von Rohstoffen angewiesen ist, sehr hoch; sie vermindert sich in dem Maß als die productive Thätigkeit des Landes mannichfaltiger und intensiver wird. Und zwar gilt dieß nicht bloß von dem Capitalzins, sondern ebenso von der Bodenrente. Auch in Bezug auf den Grundbesitz repräsentirt der gegenwärtige Capitalwerth keineswegs die Summe aller einzelnen Werthe die im Lauf der Jahrhunderte auf die Melioration verwendet wurden, sondern nur die Kosten der Reproduction. Im Mittelalter gab der Grundeigenthümer seinen Leibeigenen vom Ertrag des Bodens gerade nur so viel ab als ihm beliebte, und behielt alles übrige für sich; seitdem ist die Proportion der Grundrente zum Gesammtertrage mehr und mehr (bis auf etwa ein Fünftel) gesunken, obschon bei den verbesserten Culturmethoden diese geringere Proportion einen größern absoluten Betrag darstellen mag.

Dem Begriff des Werthes (value) gegenüber steht der der Nutzbarkeit (utility). Allen Stoffen wohnt die Fähigkeit inne für die Zwecke des Menschen nutzbar gemacht zu werden. Die Kraft sie nutzbar zu machen entwickelt sich bei ihm in dem Maß als sich seine Individualität schärfer darstellt, und eine immer größere Mannichfaltigkeit von Individualitäten zu einem immer größeren Reichthum der Vergesellschaftung führt. Die Nutzbarkeit der Dinge ist das Maß der Macht des Menschen über die Natur; ihr Werth dagegen das Maß für die Macht der Natur über den Menschen. Jene vermehrt, diese verringert sich mit der fortschreitenden Entwicklung des Menschen. Der Mann der sein Trinkwasser an einer fernen Quelle in Krügen holt, bezahlt (in Arbeit) spärliche Quantitäten Wasser sehr theuer; er legt eine Pumpe an und erhält für ein Viertel derselben Arbeit das zwanzigfache Quantum. Die Nutzbarkeit des Wassers ist sehr vermehrt, sein Tauschwerth aber vermindert worden. Endlich, nachdem die Vergesellschaftung einen hohen Grad erreicht hat, werden ganze Flüsse durch die Straßen bis in die Häuser geleitet; nun ist der Werth des Wassers so gesunken daß für die allergeringste Scheidemünze mehr zu erhalten ist als früher für eine ganze Tagesarbeit, und die Nutzbarkeit ist so gestiegen daß die Familie jetzt an einem Tag so viel verbraucht wie sonst in einem Monat. Auf die edlen Metalle finden dieselben ihre Anwendung. In allen den Ländern wo sie zum Zweck des Gesellschaftsverkehrs die geringste Nutzbarkeit haben, ist ihr Werth groß; je mehr wir nach denjenigen Ländern kommen wo ihre Nutzbarkeit (als Tauschmittel für einen mannichfachen verzweigten Verkehr) sehr groß ist, desto mehr verringert sich ihr Werth, gemessen am Grund und Boden und der Arbeit. Das erklärt auch die Erscheinung daß Gold und Silber stets das Streben zeigen von den Ländern wo der Zins hoch ist, nach denjenigen wo er niedrig ist zu fließen (?). In den letztern ist ihre Nutzbarkeit für alle Zwecke des Verkehrs und einer hochentwickelten Kunstindustrie sehr groß, und dorthin strömen sie daher. [1]

[1] Dieser paradox klingende, weil mit den herkömmlichen Phrasen im schroffen Widerspruch stehende Satz findet in dem weitern Verlaufe des Carey'schen Werkes sehr umständliche weitere Erläuterungen. Die frappantesten Belege für seine Richtigkeit bietet Amerika. Da gilt es vollkommen was Carey an einer andern Stelle sagt: „Geld sucht, wie Wasser, stets das niedrigste Niveau," d. h. das Niveau des niedrigsten Zinsfußes. Californien erzeugt jährlich an 50 Millionen Dollars Gold, und der Zinsfuß steht dort auf 24—36 Procent, und doch strömt alles Gold von dort fort nach New-York, wo der Zinsfuß nur 7—12 ist, und bleibt auch nicht

Der „Reichthum einer Nation“ (mit Bezugnahme auf Adams Smiths „Wealth of nations“) besteht keineswegs in dem Vorhandenseyn gewisser Stoffe deren Verwerthung überhaupt möglich ist, sondern in der physischen und geistigen Befähigung der Menschen sich die Natur dienstbar zu machen. Je mannichfacher die Vergesellschaftung, je individualisirter die Thätigkeit der Menschen, desto größer die Gesammtkraft der Nation in der Bewältigung und Ausbeutung der Natur. Je näher, räumlich, die Umwandlung der Rohstoffe in Industrieproducte mit der Erzeugung der Rohstoffe verbunden ist, desto weniger Kraft wird an die bloße Raumveränderung (Transport) vergeudet, desto größer daher die Fähigkeit, Arbeitskraft, resp. Arbeitsüberschüsse als Capital anzusammeln, das dann seinerseits wieder als Mittel zur Erzeugung weiterer Werthe dient. Es geht da bei dem Austausch der Arbeitswerthe zwischen Producent und Consument, wie in der Physik. Je geringer die Reibung (also je geringer die in räumlicher Entfernung liegenden Hindernisse des Austauschs), desto größer die Ersparniß an Kraft. Was die Kraft des Menschen in Bezug auf die Natur hebt, steigert zugleich seine Macht über die von früher her angesammelten Werthe (Capitalien), und vermindert den Proportionaltheil seines Arbeitserträgnisses, den er für die Benutzung jener Werthe zu zahlen hat. Der Reichthum einer Nation wächst also mit der Fähigkeit zur Vergesellschaftung und diese mit der Entwicklung der Individualität. Alle modernen Staatsökonomen welche die Volkswirthschaftslehre lediglich zu einer Lehre über „materielle Objecte“ machen (wie es Malthus, Droz, Rossi, Sismondi, Dunoyer mit ausdrücklichen Worten thun), sind in der rohesten Auffassung befangen. Die gesammte geistige Wesenheit und Entwicklungsfähigkeit des Menschen ist gerade das wesentlichste aller Elemente einer wahren Gesellschaftslehre. Nur Adam Smith hatte eine würdigere und wichtigere Auffassung des Begriffs „wealth“ als seine unebenbürtigen Nachfolger. Malthus und Ricardo, weit entfernt die Ideen Smiths logisch weiter zu führen, haben sie in ihr gerades Gegentheil verkehrt. Smith forderte Vergesellschaftung der menschlichen Thätigkeit; was aber Malthus, Ricardo und die ganze neuere „Freihändler“-Schule lehrt, zielt direct darauf ab die Producenten und Consumenten weit auseinander zu reißen, durch ganze Weltmeere zu trennen, und dann durch solche unnatürliche Verhältnisse jene gräßlichen Zustände herbeizuführen gegen die Malthus noch gräßlichere Mittel vorschlägt.

„Gesellschaft“ (society) und „Verkehr“ (commerce) sind nur verschiedene Bezeichnungen derselben Sache (!). Die Gesellschaft besteht aus Combinationen welche das Vorhandenseyn individueller Verschiedenheiten zur Voraussetzung haben. Je mannichfaltiger gegliedert diese, desto vollkommener der Gesellschaftsverkehr. Je einförmiger die Beschäftigungsweise eines Volks, desto dürftiger sein innerer Verkehr. Wie in der anorganischen, so auch in der organischen Welt ist jeder Act der Combination zugleich eine Bewegung. So auch in der Gesellschaft. Alle Kraft entsteht aus Bewegung. Wo daher durch die mannichfachste Vergesellschaftung die Bewegung in der Gesellschaft groß ist, ist auch die Kraft die Natur zu beherrschen die größte. Der Fortschritt des Menschen in Erlangung von Macht über die Natur findet in demselben Maßstab statt als die stetige Bewegung an die Stelle der unsteten, unterbrochenen tritt. In den ersten Entwicklungsstadien der Gesellschaft, wo der Mensch auf die einfachste Form der Aneignung (appropriation) angewiesen ist, findet noch keine stetige Verkehrsbewegung statt. In Ermangelung der Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen sind zur Bewirkung des Austauschs von Arbeitswerthen große Raumveränderungen nöthig, und der Kaufmann (trader) erhält eine große Wichtigkeit als Mittelsperson. Die Ausdrücke Handel (trade) und Verkehr (commerce) werden sälschlich als gleichbedeutend gebraucht. Sie bedeuten sehr verschiedenes. Alle Menschen haben den Trieb zur Gesellschaftung, zum gegenseitigen Austausch von Gedanken und Arbeitswerthen, d. h. zum Verkehr (commerce). Manche Menschen beschäftigen sich damit diesen Austausch für andere zu verrichten, und das ist der Handel (trade, traffic). Der Verkehr ist überall der zu erreichende Zweck, der Handel nur das Werkzeug dazu. Je größer das Bedürfniß nach diesem Werkzeug, desto geringer die eigene Verkehrskraft derer die sich seiner zu bedienen genöthigt sind. Je näher der Consument und der Producent, je vollkommener daher ihre Vergesellschaftungsfähigkeit, desto geringer ihr Bedürfniß nach der Vermittlung des Händlers (trader), desto größer aber ihre eigene Verkehrsfähigkeit. Je weiter sie auseinander sind, desto mehr bedürfen sie des Händlers, desto größer ist dessen Macht, desto ärmer und schwächer werden Producenten und Consumenten, desto unbedeutender der Gesellschaftsverkehr (commerce). Der Handel (trade) centralisirt und führt daher zur Unfreiheit und Sklaverei, der Verkehr (commerce) schafft zahllose locale Centren, d. h. er decentralisirt und führt zur Freiheit. Der Handel wie der Krieg, zum großen Theil von dem vereinzelten Willen von Individuen abhängig, ist spasmodisch in seinen Bewegungen; der Verkehr dagegen führt zur Stetigkeit und Regelmäßigkeit, und vermindert die Macht des Handelsmannes. Der Handel wie der Krieg betrachten den Menschen als ihr Werkzeug, der Verkehr betrachtet den Handel nur als ein Werkzeug; der Handel ist für den Verkehr nur was die Mathematik für die (exacte) Wissenschaft. Wie auf dem Gebiet der Wissenschaft die abstractesten Theorien zuerst da sind und die reale Erkenntniß erst zuletzt sich entwickelt, so entwickelt sich auch der Handel schon sehr frühe, ebenso wie der Krieg, der intensive Gesellschaftsverkehr aber, begründet auf die vollkommenste Verwerthung der Naturgaben durch mannichfach gegliederte menschliche Arbeit, erst spät. Das Vorwalten des Krieges und der Kaufleute ist daher stets ein Anzeichen barbarischer Zustände. Der Handel erzeugt Concurrenz im Angebot menschlicher Arbeit, und führt daher in letzter Instanz zur Sklaverei, der Verkehr erzeugt Concurrenz in der Nachfrage nach Arbeit, und führt daher zur menschlichen Freiheit.

dert, sondern fließt weiter nach Europa, wo der Zinsfuß 4—5 Precent. „Geld geht allemal mit den Rohstoffen,“ sagt Carey. (Und von Europa, mein Hr. Carey, fließt es nach Asien, wo der Zinsfuß viel höher ist als New-York. D. Red.)

Vorstehendes mag als ein ziemlich vollständiges Resumé der abstracten Grundprincipien gelten auf welche Carey seine Gesellschaftslehre begründet. Allerdings sind noch eine Menge einzelner Abzweigungen derselben durch das Werk verstreut, allein um auf alle diese einzugehen, dazu wäre der Umfang eines Buches erforderlich. Denn bei der Neuheit der Anschauungen und Beweisführungsmethode Carey's ist jede Anknüpfung an Bekanntes und jede Beschränkung auf flüchtige Andeutungen unmöglich. Es mögen daraus nur noch zwei Punkte hervorgehoben werden, weil sie mit zu den Angelpunkten des ganzen Systems gehören.

Der eine wird durch den Satz bezeichnet: der Fortschritt der Civilisation gibt sich kund in einer Annäherung der Preise der Rohstoffe und der daraus gefertigten Fabricate. In der Weise nämlich daß die Rohstoffe theuer, die Fabricate wohlfeiler werden. Die Verwohlfeilerung der letztern wird nicht bedingt durch ein Sinken der Arbeitslöhne — diese steigen vielmehr in dem Maße als die Macht des Menschen über die Natur wächst — sondern durch die Verminderung des Proportional-Antheils des Capitals. Dasjenige System dagegen welches den Producenten und Consumenten in Entfernung von einander hält, vermindert die Macht des Menschen über die Natur, macht daher die Arbeit werthloser, verringert die Arbeitslöhne.

Der andere wichtige Punkt in dem Carey'schen Systeme ist die Lehre vom Geld. Dem Satze daß Geld und Waare und die ganze Lehre von der Handelsbilanz daher ein veralteter Unsinn sey, tritt Carey mit schroffster Entschiedenheit entgegen. Ihm ist das Geld eine große, menschliche Arbeit ersparende und zusammenhaltende Maschine; für den Gesellschaftskörper dasselbe was die atmosphärische Luft für den Organismus. Mit schneidender Schärfe weist er nach daß die entgegengesetzte Lehre der modernen englischen National-Oekonomen im entschiedenen Gegensatz zu den richtig verstandenen Lehren Adam Smith's stehe (!). In der fortwährenden Ausfuhr von Circulationsmitteln erblickt er das größte Hinderniß für eine gesunde wirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten (!!).

Zuletzt wäre etwa noch zu erwähnen daß nach Carey's Lehre die höchste Entwicklung der Gesellschaft durch die höchste wissenschaftliche Entwicklung und Ausbildnng des Ackerbaus bezeichnet wird. Denn diese ergebe sich aus der höchstmöglichen Entwicklung der realen, exacten (Natur-) Wissenschaft, und bei dieser gelange die Menschheit, von vagen Abstractionen, Phantasien und Phrasen ausgehend, erst zuletzt an.

Nach einem flüchtigen Blick auf diese eine der vielen Schlußfolgerungen Carey's hat ein geistvoller deutscher Publicist den apodictisch hingeworfenen Satz gewonnen: „Carey ist Physiokrat.“ Andere, die eben so rasch fertig mit dem Worte sind, werden aus dem was über Carey's Ansichten von der Bedeutung des Geldes gesagt wird, den eiligen Schluß ziehen: „Ha, Carey ist offenbar ein Anhänger der veralteten Schule des Mercantilsystems,“ und werden mit dieser wohlfeilen Phrase jeder ferneren Prüfung der Lehren und Gründe Carey's enthoben zu seyn glauben. Wieder andere werden, sobald sie nur hören daß Carey für jetzt [1] den Vereinigten Staaten zum Protectivsysteme räth, in dünkelhafter Sicherheit ausrufen: „Schutzzölle? Längst überwundener Standpunkt. Lohnt sich gar nicht der Mühe zu hören, was der Mann zu sagen hat.“ Solch oberflächliches Aburtheilen, solch nichtssagendes Phrasengebimmel ist allerdings sehr wohlfeil. So wird in einer deutschen Correspondenz an ein Blatt in St. Louis das ganze System Carey's, das an Großartigkeit dem Hegel'schen [2] kaum nachsteht mit den Bemerkungen abgefertigt: „die Briefe Carey's an Bryant haben hier einiges Staunen erregt. Es scheint uns auffällig daß in Land welches in allen Dingen der Freiheit huldigt, hier auf einmal dem Zwang das Wort reden soll. Wie außerdem Carey als Mann der Wissenschaft dazu gekommen Schutzzölle zu empfehlen, ist jedenfalls eigenthümlich.“ — Die unbedingte Gültigkeit derjenigen sogenannten Freihandels-Theorien, wie sie ein Zweig der Adam Smith'schen Schule dargestellt hat (Carey mit seiner Lehre vom free commerce im Gegensatz zum free trade betrachtet sich ebensalls als einen ächten und rechten Jünger Smiths) wird als Voraussetzung auch bei der Beurtheilung solcher Systeme und solcher äußerlicher Verhältnisse angenommen, die aber dieser Voraussetzung selbst entgegentreten. Und wie in dem ersteren Falle die „kritische Kritik“ nachgerade zur allerseichtesten „gesinnungstüchtigen“ Phrase sich verflachte, nach deren Tact selbst der ungelenkteste Atta Troll seine Gavotte tanzte, so scheint es auch im vorliegenden Falle — wie das angeführte Citat zeigt — dahin kommen zu wollen daß mit den Stichwörtern „Freiheit“ und „Zwang“ und mit einem zugleich selbstgefälligen und bedauernden Achselzucken die Prüfung jedes neuen Systems und aller realen Verhältnisse, aus denen es hervorgegangen ist, von der Hand gewiesen werden darf.

---

[1] In der obigen Darlegung der Carey'schen Lehren ist das Wort „Schutzzoll“ gar nicht erwähnt. In der That findet er darin auch gar keine Stelle. Diejenigen welche die ganze Weltwirthschaftslehre einfach nach den Rubriken Schutzzoll und Freihandel eintheilen, haben es hier mit einem Systeme zu thun welches von vornherein die Berichtigung einer solchen „principiellen“ Eintheilung läugnet, sie für ebenso überflüssig hält als eine Eintheilung der Heilkunde nach den Sätzen: „Wasser hilft“ und „Merkur hilft“ seyn würde. Schutzsystem oder der sogenannte Freihandel sind nach Carey einfach individuelle Mittel für individuelle Bedürfnisse verschieden situirter Nationen. Die eine braucht noch das eine, die andere schon den andern. Einen principiellen Gegensatz findet er darin so wenig wie zwischen dem Kriechen des Kindes und dem Gehen des Erwachsenen. Er läugnet die unbedingte Anwendbarkeit der abstracten, parallelen Phrase auf die reale Individualität, sey es der Einzelnen oder der Nationen. — Vor allen Dingen ist nicht zu vergessen daß er zur ersten Grundvoraussetzung des Protectivsystems, wie er es für die Vereinigten Staaten wünscht, die allerunbedingteste Verkehrsfreiheit in einem an Flächenraum fast ganz Europa gleichkommenden Complex von 33 Staaten macht. Dieser absoluteste Freihandel in einem ganzen Weltheil ist denn doch etwas, was selbst die kühnsten Wünsche derjenigen deutschen Phrasen-Freihändler die beim „Freihandel“ etwa an die Abschaffung der Mauthgränzen zwischen Bückeburg und Detmold, oder an ähnliche kolossale Verhältnisse denken, wohl kaum erreichen. Daß jener große Staatencomplex ein selbständiger wirthschaftlicher Weltheil werde, ist der Zweck Carey's.

[2] Armer Hegel! D. Red.

Ohne Zweifel lassen sich gegen das Carey'sche System sehr gewichtige Gründe [1] anbringen, aber in gesinnungstüchtigen Phrasen liegen sie nicht. Abgesehen von der Darstellung, die, bei all ihrem großen Reichthum der Induction und häufiger scharfer Hervorhebung wichtiger Antithesen, doch im allgemeinen sehr breit und zerflossen ist, leidet Carey's Lehre hauptsächlich an dem Mangel daß er gewisse Begriffe in einem andern als dem herkömmlichen Sinne gebraucht und sich dadurch mancherlei Mißverständnissen aussetzt. [2] — Ein anderer, wesentlicher Mangel ist der daß er bei der Beurtheilung der wirthschaftlichen Entwicklungszustände in verschiedenen Ländern ein sehr wichtiges dynamisches Element, nämlich die individuellen Eigenschaften der betreffenden Völker, wie sie sich aus ihrer Abstammung und ihren geschichtlichen, politischen, gesellschaftlichen und geographischen Bedingungen ergeben, ganz außer Acht läßt. — Daraus dürfen ihm freilich diejenigen kaum einen Vorwurf machen die in eben so abstracter Weise die ganze Welt über den Freihandelskamm scheeren. Schwerer fällt ins Gewicht der Umstand daß Carey bei seinem Gesellschaftsbau einfach die Länder mit ihren willkürlichen politischen Gränzen als berechtigte wissenschaftliche Größen gelten läßt. Die Consequenz davon könnte und würde seyn daß auch kleine Ländercomplexe sich unter einander durch Zölle abgränzen dürften und dabei prosperiren würden. Das meint er allerdings nicht, denn er stellt unablässig den Zollverein und die Vereinigten Staaten mit ihrem unbedingt freien Binnenverkehr und — die letztern — mit ihrer unbedingten Erwerbs- und Associationsfreiheit als seine Ideale hin. Wohl aber hätte er in dieser Beziehung sich auf weit directere Weise gegen die von ihm nicht beabsichtigten Schutzfolgerungen verwahren müssen.

Sey nun das Carey'sche System haltbar oder nicht, jedenfalls ist es ein solches das weder durch gestissentliches vornehmes Schweigen, noch durch unmotivirte Aeußerungen der Geringschätzung beseitigt werden kann, und das selbst, wenn es niemals mehr seyn würde als ein System von geistreichen Paradoxen, auch als solches eine eingängliche Prüfung verdient (?). Es ist aber thatsächlich schon jetzt mehr als das, nämlich die von den Protectionisten in den Vereinigten Staaten anerkannte wissenschaftliche (!) Begründung ihrer handelspolitischen Bestrebungen.

Nachrichten aus dem westlichen Ostindien.

(Aus einem Briefe Dr. M. Haugs, Professors des Sanskrit am College zu Puna, Präsidentschaft Bombay.)

Die höchsten Unterrichtsanstalten für das westliche Ostindien, die Präsidentschaft Bombay, sind das Elphinstone College nebst dem Grant Medical College zu Bombay und das College zu Puna. Diese drei Anstalten zusammen bilden die behufs der Erlangung von akademischen Graden (Baccalaureus und Magister artium) neugestiftete Universität Bombay. Die Anstalten sind vorzugsweise nur von Eingebornen, aber von allen Kasten besucht. In Bombay sind es vorherrschend Brahmanen und Parsen, hier meist nur Brahmanen und bloß vier Parsen. Vorbereitet für den Eintritt in das College werden die Schüler in höheren Schulen, die in allen größern Städten der Provinz, in Ahmednagar, Sattara, Scholapur ꝛc. zu finden sind. Hier haben wir für diesen Zweck die College School aus sieben Classen bestehend. Die Schüler lernen Mahratti, Englisch, Sanskrit, Mathematik, Geschichte, Literaturgeschichte, Geographie ꝛc.; der Unterricht wird meist von englisch sprechenden Brahmanen ertheilt. Da eine gute Kenntniß des Englischen den Brahmanen, die durchschnittlich sehr arm sind, das Fortkommen bedeutend erleichtert, so werfen sie sich mit allem Eifer auf das Studium dieser Sprache, und es finden sich welche die es wirklich mit einer großen Geläufigkeit sprechen und schreiben. Ja das Englische ist die Verkehrssprache der gebildeten Eingebornen in ganz Indien geworden. Wenn Brahmanen von Calcutta kommen, so müssen sie englisch reden, da die Brahmanen hier kein Bengali und die zu Calcutta kein Mahrattisch verstehen.

Sanskrit sprechen die Pandits und Schastris (Leute welche irgend einen Zweig des indischen Wissens, Grammatik, Logik, Gesetzeskunde, Astronomie meist abgesondert studiert haben), mit großer Geläufigkeit, aber nicht sonderlich grammatisch correct. In meiner Eigenschaft als Sanskritexaminator für die ganze Provinz habe ich die beste Gelegenheit den Stand der Sanskritkenntniß der Brahmanen des Mahrattenlandes Gugerats und Konkans kennen zu lernen. Kürzlich hatte ich einen ältern Brahmanen von Ratnagiri aus dem Konkan zu examiniren; er wollte ein juridisches Examen in Bombay erstehen und mußte um zugelassen zu werden ein Zeugniß über seine Kenntniß des Sanskrit beibringen. Da Puna der Hauptsitz der Sanskritgelehrsamkeit des ganzen westlichen Indiens (wie Benares von Central-Indien) ist, so werden die Candidaten gewöhnlich hieher geschickt. Der Candidat sprach geläufig Sanskrit, konnte aber in seiner Rede Präsens- und Futurformen nicht recht unterscheiden. Ich ließ ihn einige Strophen in Kalidâsa's Sakuntalâ lesen und in das Mahrattische (er verstand kein Englisch) übersetzen und richtete einige grammatische Fragen an ihn. So geläufig er Sanskrit schwatzen konnte, ebenso schlecht und stotternd konnte er lesen und selbst die einfachsten grammatischen Fragen nach Casus ꝛc. nicht beantworten. Von einer tiefen Kenntniß seiner eigenen Mythologie war keine Rede. Das ist indeß der durchschnittliche Stand der Sanskritkenntniß unter den Brahmanen, man kann ihn mit dem des Lateinischen der Mönche in Europa vergleichen.

Von der so schwierigen und complicirten Sanskritgrammatik haben sie kaum einen Begriff. Das Studium der Grammatik nahm gewöhnlich 10—12 Jahre ein. Man lernte Pânini's classische Grammatik und einige Commentare aus-

[1] Ei!

[2] So z. B. bedeutet bei ihm das Wort „Freiheit" nicht eine bloße Form, nicht die bloße Abwesenheit des Zwanges, sondern hat einen concreten Inhalt, so daß sie die größtmögliche Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte, seine größtmögliche Befähigung zur Befriedigung aller durch eine hohe geistige Entwicklung erweckten Bedürfnisse bezeichnet.

wendig. Diejenigen indeß welche so viel Zeit auf das Studium der Grammatik verwendeten, verstanden und verstehen nichts anders, sie lesen keine andern Bücher. Andere, die sich vorherrschend mit Logik oder Gesetzeskunde abgeben, studierten dagegen keine Grammatik. Man wird sich wundern wie diese Leute im Stande sind, ohne näheres Studium der Grammatik, Sanskritbücher zu verstehen; für einen Europäer würde es geradezu unmöglich seyn bei einer so oberflächlichen Kenntniß der Grammatik, wie sie die meisten Brahmanen besitzen, auch nur das leichteste Sanskritbuch zu übersetzen. Aber der Umstand daß die modernen indischen Sprachen der Sanskritfamilie, wie Mahrattisch und Guzerati, einen großen Theil des sanskritischen Wortschatzes aufgenommen und erhalten haben, erleichtert den Brahmanen das Studium in nicht geringem Grade, namentlich auch daß die Constructionen sich gleich geblieben sind. Sie sind bei mangelhafter grammatischer Kenntniß genöthigt öfters nur auf Gerathewohl zu übersetzen, dessenungeachtet greifen sie, von einem gewissen Instinct geleitet, selten fehl. Rücksichtlich der Etymologie sind sie entsetzlich unwissend. Fragt man sie nach der Bedeutung eines Worts, so recitiren sie in der Regel die betreffende Stelle des Wörterbuchs Amara Kosha, das sie meist ganz auswendig wissen. Welche Bedeutung aber im vorkommenden Fall zulässig ist, wissen sie häufig nicht, da in ihren Köpfen selten eine Spur von Kritik zu finden ist. Das Auswendiglernen spielt überhaupt eine große Rolle unter den Brahmanen. Sie haben auch wirklich meist ein ausgezeichnetes Gedächtniß. So gibt es hier mehrere hundert Brahmanen, die nicht nur alle 10,000 Verse des Rigweda mit der überlieferten Accent- und Recitationsweise, sondern auch die dazu gehörigen liturgischen und philosophischen Erläuterungsschriften, die Brâhmanâs, Sûtras und Upanishads auswendig wissen, vom Inhalt dagegen verstehen sie gar nichts. In der ganzen Präsidentschaft ist kein einziger Brahmane der nur das leichteste Rigwedalied erklären und übersetzen könnte, obschon die heiligen Verse des Rigweda noch bei allen Ceremonien und Gebräuchen angewandt werden. Der Gottesdienst hat einen ganz privaten Charakter. Die Ceremonien werden von einem Bhatt, d. i. einem Brahmanen, der den Weda auswendig weiß und der Ceremonien vollkommen kundig ist, vollzogen, er muß natürlich bezahlt werden. Ohne Bezahlung wird nicht das geringste von ihm gethan. Die Brahmanen klagen sehr daß sie durch das neue Regiment so viel an Bedeutung und Einnahmen verloren hätten. Die einheimischen Fürsten (der Gaikwar thut es jetzt noch) beschenkten die Brahmanen reichlich für ihr Auswendiglernen und mechanisches Geplapper unverstandener Worte; die praktischen Engländer halten solche Donationen an Brahmanen für pure Geldverschwendung und mit Recht. Wenn sie nicht eine nach englischem Begriff „nützliche Kenntniß" sich aneignen wollen, so müssen sie darben. Schaaren von Gelehrten brahmanischer Bettler ziehen auch wirklich immer umher. Die Zeiten sind schlecht, heißt Kali yug âhê d. i. wir sind im eisernen Zeitalter!

Durch die Einführung englischer Bildungsanstalten in Indien und somit europäischer Bildung sind so viele neue, dem Geiste des Brahmanenthums widerstrebende Elemente nach Indien gekommen, daß in nicht zu langer Zeit ein geistiger Umschwung, und in Folge dessen der Sturz des alten orthodoxen Brahmanenthums und des Kastenwesens überhaupt eine unausbleibliche Folge seyn wird. Die jüngern, in englischen Schulen und Colleges erzogenen und mit den Wissenschaften und Kenntnissen des Westens bis zu einem gewissen Grade vertrauten Hindus und Parsis bilden eine immer mächtiger werdende Partei, die dem starren Hinduismus diametral zuwiderläuft. Das Kasteuwesen erkennen sie richtig als einen Hemmschuh aller geistigen Entwicklung, und streben eine gänzliche Abschaffung desselben an; auch eine Läuterung ihrer Religion erkennen sie als eine absolute Nothwendigkeit an; aber Christen wollen sie durchaus nicht werden. Die Missionäre erzielen nur höchst geringe Erfolge unter Brahmanen und Parsen. Der Grund davon liegt weit tiefer als man gewöhnlich weiß und annimmt. Ich sprach oft genug mit den intelligentesten Brahmanen über den Punkt. Als Hauptgrund daß sie nie sich mit der christlichen Lehre würden befreunden können, geben sie die grundverschiedene Auffassung des Verhältnisses des Menschen zur Gottheit an. Sie sagen: Ihr macht euch ganz abhängig von Gott und baut auf Gnade; wir dagegen vertrauen nur uns und glauben daß der Mensch alles durch seine Macht erringen kann. Das war die Anschauung unserer größten Männer, und diese wollen wir festhalten. Das Christenthum kommt von einem semitischen Volk, sagen sie weiter; die Semiten sind eine entschieden niederer stehende Menschenrace, als wir die Söhne der Aryas, viel geistesbeschränkter als wir, ohne alle philosophischen Ideen, wenn nicht erborgt; einem solchen Glauben, der von einer niedern Menschenrace stammt, fügen wir uns nie. Die Bibel lesen sie häufig, sowohl englisch als in den Landessprachen, und suchen sich verschiedene Partien des alten und neuen Testamentes aus um sich darüber lustig zu machen. Mit der biblischen Schöpfungsgeschichte können sie sich gar nicht befreunden. Vor der Person Christi haben sie große Verehrung, und schätzen die Bergpredigt ihres sittlichen Gehalts wegen sehr hoch. Großen Anstoß nehmen sie an dem fanatischen Religionseifer der im Mittelalter Tausende der redlichsten Menschen den Flammen überlieferte. Dieser Fanatismus, sagen sie, ist deutlich das Zeichen von Geistesschwäche und Bornirtheit; ein weiser Mann verfolgt niemand seiner religiösen Ansichten wegen.

Ich machte sie wiederholt auf die Verkehrtheit und Schädlichkeit des Götzendienstes aufmerksam; sie gestehen es zu und halten eine Abschaffung desselben im Verlauf der Zeit für unausbleiblich; sie wollen nur einen Gott, den sie am liebsten Brahma nennen, verehren, aber der Weda soll das anerkannte und durch sein hohes Alter geheiligte Religionsbuch bleiben. Auf Grund des Weda soll die Reformation vorgenommen werden; nur was in den Wedas begründet sey, soll als normativ gelten. Ich forderte sie wiederholt auf, die ältesten Theile des Weda's, die uralten Lieder, die bei allen Ceremonien immer noch gleich unverstandenen Zauberformeln angewandt werden, wieder zu studieren, und einige

haben es auch wirklich mit Hülfe der Commentare angefangen; sie finden aber zu viel Schwierigkeiten, und sehen die völlige Unzulänglichkeit der Commentare von selbst ein. Kürzlich sagte mir einer: „Sayana (der Haupterklärer) hat oft bloß gerathen, und ein großer Theil seiner Erklärungen ist seinem eigenen Hirn entsprungen; solche Vermuthungen kann ich auch machen.“ Die philologische Methode, Vergleichung der Parallelstellen und eine auf die Kenntniß der Sprachgesetze sich stützende Etymologie erkennen sie als die einzig richtige an. Ich will später mit meinen Schülern im College einen förmlichen Curs im Veda beginnen; jetzt ist es noch nicht an der Zeit, sie sind noch nicht genugsam vorbereitet, und ihre Zeit ist zu getheilt.

Das frühere Sanskritcollege, das eine Reihe in ihrer Art gelehrten Pandits zu Professoren hatte, ist vor vier Jahren vom neuen Director des öffentlichen Unterrichts der Präsidentschaft Bombay, Hr. Howard, als nur faule Früchte bringend, mit Recht abgeschafft worden. Die Pandits verstanden nichts als Sanskrit, und sprachen nur Sanskrit; sie waren ihrer eigenen Muttersprache, des Mahrattischen, nicht recht kundig. Die Schüler kamen nur weil sie für den Schulbesuch bezahlt wurden, und lernten bloß mechanisch auswendig. Während seines 25jährigen Bestehens hatte das College nicht einen einzigen nennenswerthen Beitrag zur Beförderung der Kenntniß des Sanskrit und der indischen Literatur geliefert. Howard stellte demzufolge den Antrag die Anstalt aufzuheben, dagegen aber Sanskrit in allen andern höhern Schulanstalten, wo es bis jetzt gar nicht gelehrt wurde, als regelmäßigen Unterrichtsgegenstand neben Mahrattisch und Englisch einzuführen. Die Regierung genehmigte den Plan. So kommt es nun daß die Schüler des College, der College School und der Normal School (ein Schullehrerseminar) Sanskrit lernen müssen. Der Unterricht wird, die obersten Classen ausgenommen, wo ich ihn selbst ertheile, von jüngern Pandits, die sämmtlich unter meiner Aufsicht stehen, gegeben. Die Leute sind zum Theil sehr unwissend, und ich muß sie streng überwachen. Ein großer Mangel ist an passenden Schulbüchern; unter meiner Leitung werden neue gemacht, die sofort einzuführen sind. Alle schwierigen Punkte der Sanskritliteratur muß ich selbst erklären, da der einzige Brahmane am College der es könnte, wegen seiner ausgezeichneten Kenntniß des Englischen ganz durch englischen Unterricht in Anspruch genommen ist.

Zur Ermunterung des Sanskritstudiums unter den Brahmanen wird aus den höchst bedeutenden Fonds, die aus den Zeiten der Peschwa's herrühren und nur brahmanischer Sanskritgelehrsamkeit zu gute kamen, unter anderm eine Reihe Fellowships gegründet werden. Zur Erlangung einer solchen müssen die Hindus ein Examen in Sanskritgrammatik, vergleichender Grammatik, indischer Alterthumskunde, Sanskritliteratur und im Englischen wohl bestanden haben. Da die Anforderungen sehr hoch sind, so hat sich bis jetzt noch kein Candidat gemeldet, obschon die Stipendien sehr bedeutend sind. Die Schüler des Colleges und der andern Anstalten können durch Erstehung eines leichtern Examens ebenfalls Sanskritstipendien erhalten, nur in viel kleinerem Betrag. Jedes Jahr einmal ist von mir ein solches Examen abzuhalten; die Stipendien werden jedesmal nur für ein Jahr verwilligt, dagegen in monatlichen Raten bezahlt. Außer den Sanskritstipendien können sie auch Stipendien für Kenntniß des Englischen, und abgesondert für Mahratti erhalten, selbst einige der ausgezeichnetsten Schüler drei Stipendien zu gleicher Zeit beziehen.

Die jungen Brahmanen zeigen ein besonderes Interesse für vergleichende Grammatik; ich muß sie zu einem regelmäßigen Unterrichtsgegenstand machen, da sie nach einer neuen Verordnung darin examinirt werden sollen. Die Sprachen von denen hier ausgegangen werden muß, sind Sanskrit, Mahrattisch und Englisch. Lateinisch und Griechisch verstehen sie nicht; diese Sprachen sind ihnen eben so fremd als Sanskrit den classischen Philologen in Deutschland. Sie merken sich die lateinischen, griechischen und gothischen Formen und lernen sie auswendig. Es sieht seltsam aus, wenn ich ihnen die Gesetze vom Umlaut, Ablaut, der Lautverschiebung ꝛc. entwickle, die sie indeß sehr rasch begreifen. Von deutscher Literatur ist ihnen manches durch englische Uebersetzungen bekannt; so sah ich schon Uebersetzungen von Schiller und Goethe in ihren Händen; kürzlich sand ich einen mit dem Studium von Dr. Pauli's Leben Königs Alfred beschäftigt.

Außer den Brahmanen habe ich auch viel Umgang mit den Parsen, zu denen ich mich schon durch mein Studium ihrer Religionsschriften besonders hingezogen fühlen mußte. Nicht lange nach meiner Ankunft ließ mich der Destur oder Oberpriester der hiesigen Parsengemeinde, unter dessen geistlicher Obhut eine Reihe von Filialgemeinden im Dekhan steht, durch seinen Neffen, einen Schüler meines Collegiums, zu sich bitten, um mit mir über den Zendavesta sich zu besprechen. Er empfieng mich, von den ihm untergeordneten Mobeds oder Priestern (sie stehen zu ihm in demselben Verhältniß wie die katholischen Priester zum Bischof) umgeben, im hiesigen Feuertempel, wo er wohnt, mit ächt priesterlicher Würde und orientalischem Phrasenschwall. Er redete mich persisch an, da er kein Englisch versteht, und so war ich genöthigt meine Gedanken mündlich in eine Sprache zu kleiden die mir bisher nur aus Büchern bekannt war. Wir kamen im ganzen ziemlich gut fort; wenn wir uns nicht recht verständigen konnten, diente sein Neffe als Interpret. Der Oberpriester war ganz weiß gekleidet; er hatte eine von der gewöhnlichen Parsenkappe etwas abweichende weiße barettartige Kopfbedeckung. Er zeigte mir mit großer Zuvorkommenheit seine reiche Zend-Pehlewi-Parsi- und persische Bibliothek, und stellte mir alle seine Manuscripte zur Benützung frei, von welchem Anerbieten ich auch bereits Gebrauch gemacht habe. Er ist viel gelehrter als ich mir einen Destur gewöhnlich dachte; von persischen Freunden ist mir aber auch gesagt worden daß Aufrichtwandschi Dschamaspdschi (so heißt er) der geschickteste und ausgezeichnetste Destur in ganz Indien sey. Er weiß den ganzen Zendavesta Wort für Wort auswendig; auf meinen Wunsch recitirte er mir verschiedene Gebete in Zend und Pehlewi und einige in Sanskrit (wie den Hochzeitsegen), so z. B. einige

Gathas (Lieder Zoroasters selbst) und die am Geburtstag Zoroasters am 29 September (Fest Chordad, der sechste Tag des Monats Fravarden) gesprochenen liturgischen Stücke. Sein Vortrag, namentlich der Gathas, war singend, seine Aussprache des Zend ganz dieselbe wie wir sie aus Anquetil Du Perrons Arbeiten kennen. Von den Forschungen über den Zendawesta in Europa war er unterrichtet, und drückte seine große Freude darüber aus. Er ersuchte mich für ihn eine gedruckte Ausgabe des Zendawesta aus Europa kommen zu lassen; ich habe sofort Spiegels Ausgabe wegen der beigegebenen Pehlewiübersetzung für ihn bestellt; Westergaards Ausgabe könne er nicht brauchen, sagte er mir, weil die Pehlewiübersetzung fehle, letztere gehöre nothwendig zum Zendawesta. Westergaard würde gewiß wohl thun, wenn er seiner trefflichen Ausgabe der Zendtexte eine kritische Ausgabe der Pehlewiübersetzung folgen ließe. Der Destur fragte mich über die Bedeutung einiger Stellen des Zendawesta, wovon ich ihm schriftlich eine neuperssche Uebersetzung anfertigte. Von Grammatik des Zend hat er kaum einen Begriff. Er fragte mich nach dem Unterschied von ahuro, ahurâi, ahurem etc.; ich sagte ihm, es seyen Casus, und erklärte es ihm durch die Ausdrücke der Mahrattigrammatik, die er etwas versteht. Er notirte sich sofort alles. Außerdem sprachen wir über Zoroaster und die Authenticität des Zendawesta. Der Vendidad, sagte er mir, ist nicht von unserm großen Propheten geschrieben, aber der ganze Yasna; ich sagte ihm daß ich nur die Gathas auf Zoroaster selbst zurückführen könnte, was er nicht zugab: an dem Begriff einer göttlichen Offenbarung des Zendawesta hielt er mit großer Starrheit fest. Ich theilte ihm mit: ich hätte die Entdeckung gemacht Zoroaster sey einer der ältesten Philosophen gewesen; er sagte, ja gewiß; aber, setzte er in feierlichem Ton hinzu: amma paigumbar i chodu buvad (aber er war ein Prophet Gottes). Beim Abschied beschenkte er mich mit zwei sehr schönen Blumenbouquetten, besprengte mich ganz mit wohlduftendem Rosenwasser, drückte in verschiedenen hochtrabenden Phrasen seine Freude über meinen Besuch aus, und forderte mich zur häufigen Wiederholung desselben auf. Ich bin auch seither oft bei ihm gewesen und immer aufs freundlichste von ihm aufgenommen worden. Er erklärt mir alles was ich wünsche, und zeigt mir alles, worüber meine brahmanischen Freunde nicht wenig erstaunt sind, und die Liberalität des Desturs gegen mich kaum begreifen können. Wir unterhalten eine persische Correspondenz; er schickt mir seine Erklärung von Stellen des Zendawesta, und ich gebe ihm die meinige. Mündlich besprechen wir uns darüber. Meine Uebersetzung des ersten Capitels des Vendidad ließ er sich von seinem Neffen aus dem Englischen ins Gujerati übersetzen; er war sehr damit zufrieden. Von meiner englischen Uebersetzung des Gathas theilte ich ihm einige Verse persisch mit; rücksichtlich der Worte des Uebersetzung stimmte er häufig ganz mit mir, aber er legte den Versen einen ganz andern Sinn unter. Er sagte mir öfters, ich glaube daß Sie grammatisch richtig übersetzen, und den natürlichen und wörtlichen Sinn richtig verstehen, aber jeder Vers des Yasna hat eine geheime geistige Bedeutung, die ihm von Ormuzd gegeben wurde, als unser großer Prophet vom Himmel das heilige Buch zum ewigen Heile der Menschheit und zur Vernichtung des Teufels und aller seiner Werke herabbrachte. Diesen geheimen Sinn müssen die Desturs wissen; er erbot sich mir ihn jedesmal mitzutheilen. Bei mehrern Stellen machte ich ihn darauf aufmerksam daß die Pehlewiübersetzung von seiner Auffassung ganz abweiche; er gestand das zu, und sagte mir zugleich daß dieselbe nicht immer zuverlässig sey. Einmal fragte ich ihn über den heiligen Pflanzensaft Homa (den Soma des Weda). Er ließ mir sofort vom Tempeldiener die heiligen Zweige bringen nebst dem Zweig eines Granatbaumes, und schenkte sie mir; zu gleicher Zeit zeigte er mir die Bereitung des heiligen Saftes und die dazu nöthigen Gefäße. Die Homazweige werden unter Recitation des dritten Abschnitts der ersten Gatha in einer Schale zerstampft, ein Granatzweig hinzugethan und dann mit Wasser übergossen; er sagte mir, es schmecke gut, und ich solle es nur versuchen. Wenn ich einen Sohn hätte, so solle ich ihm einige Tropfen davon in Milch geben, dann werde er sehr gescheidt und geschickt werden. Man läßt den Saft nicht gähren; er hat auch gar nichts berauschendes; ich habe ihn wirklich gekostet. Der Destur erklärt mir verschiedene liturgische Ausdrücke, und eine richtige Uebersetzung des jüngern Yasna ist ohne die Hülfe eines Desturs geradezu unmöglich. Jetzt erst verstehe ich eine Reihe Ausdrücke, die allen europäischen Erklärern böhmische Dörfer waren und sind. Ebenso nothwendig ist die Hülfe eines Desturs bei der Erklärung des Gesetzbuches Vendidad. Der Destur hat mir auf einmal eine ganz andere Einsicht eröffnet. Wir suchen gegenseitig von einander zu lernen; ich lehre ihn Zendgrammatik, und er erklärt mir die Tradition. Die Pehlewiübersetzung liest er mit ziemlicher Sicherheit, und in diesem Punkt kann ich wirklich sehr viel von ihm lernen. Von allen Zendwörtern weiß er die traditionelle Erklärung, abgesehen von grammatischen Formen. Später gedenke ich meinen Briefwechsel mit ihm zu veröffentlichen, der im Verlaufe der Zeit ziemlich umfangreich werden kann.

Ein vor kurzem aus Europa zurückgekehrter Parse, der bei Spiegel in Erlangen einige Monate Zend studiert hatte, hat den Eifer für die Erforschung des Zendawesta unter den Parsen neu angefacht. Er veröffentlichte in der gelesensten Parsenzeitung, Rast Goftar (ein Blatt das bei den englischen Zeitungsredacteuren zu Bombay seiner scharfen Beurtheilung englischer Verwaltung und Zustände wegen nicht sehr beliebt ist), mehrere Erklärungen von Ausdrücken des Zendawesta. In Folge einer solchen Erklärung entspann sich kürzlich ein Streit zwischen ihm und den beiden Desturs zu Bombay. Cama (so heißt der Parse) vertheidigte die von Spiegel gegebene Erklärung des Ausdrucks hâ-râshmô-dâitêm „Aufgang der Sonne;“ die Desturs verwarfen sie, und behaupteten das Wort bedeute Mitternacht. Da sie sich nicht einigen konnten, forderte man mein Gutachten ein. Nach sorgfältiger Vergleichung und Untersuchung aller Stellen entschied ich die Sache dahin daß das Wort Sonnenuntergang bedeute, welche Erklärung die Desturs zu Bombay und der hiesige dann auch wirklich annahmen. Cama will eine Zeitschrift, betitelt „der Schüler Zoroasters“ herausgeben, und darin die Parsen mit den euro-

päischen Forschungen bekannt machen. Er hat alle Desturs und mich zu Beiträgen aufgefordert. Das Unternehmen verdient alle Unterstützung, und der Eifer und die Uneigennützigkeit Cama's alles Lob. Kürzlich erhielt ich von dem Parsenverein für Läuterung des Zoroastrischen Glaubens auf Grund des Zendawesta eine Reihe Stellen zugesandt, mit der Bitte dieselben für den Verein zu übersetzen. Sie betreffen die Verehrung der Ferwer (Fravaschis), der Seelen der abgeschiedenen Vorfahren, zu deren Andenken alljährlich ein großes Fest gefeiert wird. Außerdem bin ich noch ersucht worden während der Ferien (Mai und Juni) in Bombay Vorlesungen für die Parsen über Zendawesta zu halten.

Die russische Niederlassung Ayan an der Ostküste der Tatarei.

Daß die Russen die Unruhen im Innern China's benutzend sich am Amur ausgebreitet haben, ist bekannt genug. Aber über ihre einzelnen Niederlassungen wissen wir nur sehr wenig. Darum mag diese kurze Nachricht über oben genannte Stadt von Tronson, [1] wenn schon aus einer etwas früheren Zeit, hier aufbewahrt werden. Der Verfasser war Wundarzt am Bord der Barracouta, eines kleinen Dampfers von sechs Kanonen, das zu der Escadre von J. Stirling gehörte, welche während des Krimkrieges 1854—1856 die Russen in den chinesischen Meeren und dem nördlichen stillen Ocean aufsuchen sollte. Die Engländer hatten den Platz im Namen der Alliirten den 10 Juli 1855 in Besitz genommen, nachdem die Russen ihn verlassen hatten.

Die Stadt liegt in einem Thale, das sich von O. nach W. erstreckt; der größte Theil der Häuser steht an der Nordseite auf einem leicht ansteigenden Grund und Boden. Nahe dem Hafen sind die Vorrathshäuser der Regierung aus starken Holzstämmen gebaut und mit rothangestrichenem Eisen bedacht, die Glasfenster sind mit eisernen Stangen versehen. Eine bedeckte Säulenhalle läuft längs der Außenseite der Häuser hin; hier ist vorne der Flaggenstock und eine Plattform für eine Schildwache. Nächst den Vorrathshäusern war ein großes Blockhaus noch unvollendet; etwas weiter hin stand ein Hospital in einem niedrigen, nassen und sumpfigen Felde an einem sehr ungeeigneten und sehr ungesunden Orte. Es war zwei Stock hoch und die Thüren der außerordentlichen Kälte wegen mit Rennthierfellen bedeckt.

Ein kleines Flüßchen, das durch das Thal fließt, theilt es in zwei Theile. Die Südseite enthielt rohe Hütten und Häuser und eine Barracke für die Kosaken. Die Häuser an der Nordseite standen in Reihen, jedes abgesondert. Viele hatten vorne kleine Gärten. Die Barracke war ein großes zweistöckiges, hölzernes Gebäude. Das untere Stockwerk, für die Soldaten, hatte in der Mitte Bänke zum Schlafen, unten mit kleinen Aushöhlungen für ihre Arbeitsgeräthe. Der obere, in kleine warme, comfortable und wohl versehene Zimmer abgetheilte Stock war wohl für die Officiere. In der Nähe wohnte der Priester und der Arzt in einem netten Doppelhause. Die Stadt enthielt einen hübschen Ziehbrunnen dicht bei dem Backhause und mehrere Läden mit allerlei Waaren von Cognac bis zu den Messerwaaren von Sheffield. Eine hübsche griechische Kirche stand am Ende der Stadt, im schönsten Theil des Thales bei einer schattigen Baumgruppe, sie hatte Glocken und war im Innern recht nett, ähnlich der von Petropaulowsk.

Das Regierungsgebäude in der Nähe der Kirche auf einem ansteigenden Grunde war ein langes niedriges Gebäude, vorn mit einem kleinen Garten, mit einem Pfahlwerk umgeben, mit einem Eingangsthor. Wenn man eintrat, war rechts eine große Amtsstube mit Schreibpulten und allerlei Geräth, auch Thermometern, Karten u. s. w. Ein Thor links führte in ein comfortables Zimmer mit gutem Ofen und modernen Möbeln, eine Flügelthür zu dem Gesellschaftszimmer mit Sophas von grünem Damast, Billards und anderm Comfort. Der obere Theil des Hauses enthielt die Schlafzimmer mit doppelten Glasfenstern; ein Backstein mit Salz darauf sollte wohl die Feuchtigkeit absorbiren und das Glas durchsichtig erhalten. Russische Zeitungen und Papiere lagen umher. In einem der Vorrathshäuser wurde auch ein chinesischer Rechenknecht (Suan-pan) bemerkt.

Die Vorrathshäuser der Regierung waren mit allerlei Schiffsvorräthen, Oel, Stricken, auch Packeten mit Pelzwerk für den Transport nach Petersburg bestimmt angefüllt. Die Engländer verschonten die Vorräthe, aber ehe sie noch abgesegelten, wurden sie von der Schiffsmannschaft einiger Wallfischfänger, die in den Hafen eindrangen, geplündert.

Die Weihnachtsfeier in Spanien. Auch in Spanien, bei dem Landvolk in Andalusien, herrscht noch die Sitte das Weihnachtsfest auch im häuslichen Kreise zu feiern. Es werden da am Weihnachtsabend Krippen, vorzüglich zur Belustigung der Kinder errichtet, und die Hausgenossen singen unter Begleitung der Trommel, des Tamburins und anderer ländlicher Instrumente bald einzeln, bald im Chor Romanzen, Volkslieder u. s. w. Auch an der kirchlichen Feier des heiligen Dreikönigstages (hohes Neujahr, Epiphanien-Fest) nimmt dort das Volk besonderen Antheil, indem um die auf einem Altar aufgestellten Bilder der heiligen Familie Kinder als Engel gekleidet, und Hirten welche Opfergaben dargebracht haben, einen feierlichen Tanz aufführen; und dann kommen die heiligen drei Könige, welche auf festlich geputzten Pferden mit Gefolge und Vortragung eines Sternes bis zur Kirche geritten waren, und bringen die bekannten Opfergaben, nämlich Weihrauch, Myrrhen und Gold.

[1] Personal Narrative of a Voyage to Japan. Kamtschatka, Liberia, Tartary, and various parts of the Coast of China; in H. M. S. Barracouta. By J. M. Tronson. With Charts and Views. London 1859. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. Augsburg, 10 Junius 1860.

Brasilianische Skizzen.

I. Im Waldesdickicht.

Der Reisende der es versucht auf mühsamer Wanderung einen Theil des brasilianischen Continents zu durchziehen, kann einen doppelten Weg bei seinem Unternehmen einschlagen. Entweder macht er sich, da er wohl kaum irgendwo eine zum Befahren taugliche Chaussee findet, beritten, und folgt einem jener Pfade welche, ohne eigentliche Landstraßen nach europäischen Begriffen zu bilden, dennoch deutlich erkennbar und an manchen Stellen wirklich leidlich gebahnt sind, wie sie ziemlich in allen Provinzen, namentlich den südlicheren, von Ort zu Ort führen, von einem einsamen Landgut zum andern, von einer viehzuchttreibenden Essancia zur andern, von Colonie zu Colonie, ja selbst noch vom entlegensten Dorf, dem Rancho des in öder Wildniß, im Sertao, lebenden und vielfach darbenden Sertanejo sich hinwinden durch den dichten Urforst, die halbdürren Carrasbaldungen und Catingabüsche, oder die sonnigen Campos und grastragenden Cuchillos offener Gegenden.

Wie viele Mühen auch solch ein Ritt bietet, zumal wenn er mit einem etwas zusammengesetzten Reisezug, mit vielen Pferden oder Packesel gemacht werden muß — Mühen welche ich hier in ihrer ganzen Länge und Breite nicht weiter auseinander setzen will — so findet der Reisende doch manche Ortschaft, manches gastliche Dach, oder er begegnet doch zuweilen Leuten, Tropeiros oder Troßknechten, mit mehr oder minder zahlreichen Maulthiergruppen, welche Producte mannichfacher Art aus dem Innern des Landes zur Küste hinbringen, oder nothwendige Lebensbedürfnisse von dorther holen wollen; oder endlich ist es noch die Wegespur selbst, an welcher der Ermüdete Abends, wenn alle Menschenwohnungen und jedes schützende Dach fern sind, sein kleines Zelt ausspannt neben dem flackernden Bivouacfeuer, und seine bescheidene Mahlzeit sich kocht — noch die Wegespur ist es, immer noch eine Spur, die ihn daran erinnert daß hier schon eine bildende Cultur durchgezogen ist, schon erwacht ist eine Art sittlichen Schaffens, wie armselig das wenige auch aussehen mag. Kurz, der Wandernde fühlt sich bei Menschen, in der Nähe von Menschen, im Zusammenhang mit Menschen; er kann sie bald erreichen, vielleicht schon an der nächsten Waldesecke, vielleicht schon bis Sonnenuntergang, oder bald am nächsten Morgen, wozu der wegkundige, wenn auch meistens wortkarge Führer und Begleiter, der Camarada — denn ohne einen solchen ist eine weitere Reise nicht wohl möglich — leicht Auskunft gibt über Nähe und Ferne von Menschenansiedlungen und über die in ihnen vorkommenden Personen, welche er meistens alle nach der Reihe kennt bis zu den bedeutendsten Entfernungen.

Oder der Reisende macht, als zweite Methode des Reisens, aus einem Fluß seine Straße, und folgt dessen vielfachen Krümmungen in einer Canoa mit der nöthigen Mannschaft, sey dieses Fahrzeug nun der einfache ausgehöhlte Baumstamm von 16 bis 50 Fuß Länge und 1 bis 5 Fuß Breite, oder eine Montaria von zusammengesetzter Construction. Auch auf solcher Wasserstraße hat er, je nach der Gegend und Beschaffenheit des Flusses, noch oft die Freude einen kleinen Anbau von Wald zu finden oder einer andern Canoa zu begegnen, wenn gleich mehr als ein brasilianischer Fluß, und zwar mancher von riesiger Ausdehnung, noch ganz unberührt von bildender Menschenhand da liegt. Auch bietet das Fahrzeug selbst manchen Vortheil für eine Reise dar, obwohl das Bekämpfen bedeutenderer Strömungen und das Passiren von Stromschnellen oder Cachoeiras, um welche die Canoa manchmal zu Lande herumgeschleppt werden muß, und dazu noch die ungeheuren Mengen von verschiedenen Stechfliegen und Mücken, welche Tag und Nacht incommodiren, solche Flußreisen höchst anstrengend oder bisweilen bis vor dem erreichten Ziel unmöglich machen, abgesehen davon daß die Gesundheit des Reisenden gerade auf solchen Flußreisen leicht angegriffen wird, und oft auch lange Zeit ernsthaft erschüttert und zerrüttet bleibt.

Außer solchem langsamen Dahinreiten auf bescheidenen Pfaden, solchem mühevollen Befahren unruhiger Flüsse und Ströme, gibt es nun noch eine dritte Art des Vorwärtsdringens in Brasilien, die dem an Reisen in Europa gewöhnten Culturmenschen ganz fremd ist, und den meisten in

Brasilien reisenden Untersuchern ganz fremd bleibt. Der Wegbauer der eine Verkehrsstraße durch ein Gebirge öffnen soll, der Landmesser der behufs einer Colonieanlage einen Waldbistrict eintheilen will, der Naturforscher der einmal die tiefsten Geheimnisse des Urforstes kennen lernen möchte — sie alle bedienen sich keines schon bestehenden Pfades; sie schiffen sich nicht ein auf einem schon vielfach befahrenen Fluß. Eine hinlängliche Schaar rüstiger und muthiger Leute versammeln sie um sich, und versorgen sich und ihre Pioniere mit hinreichenden Lebensmitteln; treu und sicher zeigt ihnen die Bussole die einzuschlagende Richtung, nothdürftig öffnet ihnen das Waldmesser eine Bahn durch die dichte Waldung. Und kühn wie Seefahrer durch den weiten Ocean, aber unendlich viel langsamer als jene auf flüchtigen „Drachenrücken reitenden," gelangen sie an das ihnen gesteckte Ziel; sie haben eine Picade durch den Urwald geschlagen.

Solche Picadenschlägerei ist allerdings das seltsamste Unternehmen das der Europäer, der Culturmensch, beginnen kann. Es hat Mühseligkeiten die man eben nur in der Picade selbst kennen lernt; aber es hat auch Reize, so wunderbare Reize, so tief poetische Waldklänge, wie Auge und Ohr sie wohl aufnehmen, aber keine Worte wiedergeben können. Dieses Leben in einer Picade ist die ächteste Romantik des fernen Landes, ein Sommernachtstraum in seiner ganzen Länge und Breite. Während schlanke Euterpenpalmen liebliche Titanienlieder rauschen, liegt der Reisende wie ein Hund am Boden, und packt sich ärgerlich lachend beim Kopf, dem wohlverdienten Eielskopf, der seinen Inhaber in den Wald hineingeschwatzt hat. Und während die Seele auf den reinsten Fittigen der Begeisterung sich emporhebt, klebt dem Leib die Kleidung vor Schmutz fast an, oder bleibt in mürben Fetzen im Waldgestrüpp hängen. Zuletzt geht es dann noch an ein Hungern wie es in einer belagerten Festung nicht schöner seyn kann. Und nach der lang ausgedehnten romantischen Misère hat man außer vielem andern besonders das gelernt daß man für eine kleine Hütte, für sein bischen täglich Brod, und alles gute was die europäische Cultur mit sich führt, Gott im ganzen Leben nicht genug danken kann.

Betrachten wir indessen solche Picadenschlägerei etwas genauer.

Die zum Eindringen in den Urwald und zu seinem Durchforschen nothwendigen Erfordernisse habe ich schon angegeben: es sind rüstige, muntere Begleiter, hinreichende Lebensmittel, fichere Bussolen, leichte Aexte und gute Waldmesser. Diesen füge ich noch gute Flinten hinzu, Pulver und Blei, letzteres als Kugeln und grober Schrot — so ist der Zug fertig.

Rüstige und muntere Begleiter verlangte ich als eines der nothwendigen Erfordernisse zu einer Picadentour. In der That wähle man nur solche, lasse nur solche zu zum Eindringen in den Urwald, die sich mit Gewalt dazu drängen, die in frischer übermüthiger Jugendstimmung jegliches Abenteuer im Dickicht erleben möchten, die eine volle, kräftige Gesundheit einsetzen. Lieber zu viel als zu wenig Mannschaft engagire man; sie ermuntert sich besser gegenseitig und erhält sich in guter Laune, ohne welche das ganze Waldunternehmen unerträglich werden würde, oder doch seinen Reiz sehr bedeutend verlöre. Acht bis zwölf Arbeiter sind unbedingt nothwendig zu einem Picadenzug von bescheidenen Dimensionen.

Nur wenige Kleider dürfen sie mitnehmen, und jeder eine wollene Decke. Desto mehr Nahrungsmittel bringe man zusammen, ja fast noch einmal so viel als nöthig erscheinen möchte, denn immer dauert die Picadenschlägerei längere Zeit als man von vornherein annahm, immer ist der Appetit im Wald krankhaft gesund und der Hunger kaum zu stillen. Will man sich nur mit dem nothwendigsten Proviant versorgen, so nehme man getrocknetes Fleisch — Carne secca — Reis, Schiffszwieback, Kaffee und Zucker mit sich. Und vergesse das Salz nicht. Denn wenn auch in der Carne secca eine Menge Salz steckt, so kann einem das Schicksal doch einmal ein Stück Wild zuführen, dessen Genuß ohne Salz immer viel von seiner Würze verlieren würde. Europäischer Wohlschmäck mag zu diesen allernothwendigsten und, wie es mir scheint, zweckmäßigsten Nahrungsmitteln gern noch das hinzufügen was ihm gut erscheint, nur lade er den Leuten nicht zu viel auf die Schultern. Für die Leute selbst vergesse man nicht einigen guten Branntwein mitzunehmen, um ihn am rechten Ort und zur rechten Stunde selbst zu vertheilen.

Der Hausrath der Waldläufer aber sey möglichst einfach. Kaum bestehe er in mehr als einigen Blechkannen und leichten eisernen Kochtesseln, blechernen Löffeln und Einschlagmessern, und dazu noch in einigen leichten, flachen, fast tellerartigen Blechgefäßen. Einer Gabel bedarf der Reisende nicht. Statt zerbrechlicher Tassen führt er um den Hals hängend sein Trinkhorn an einem dünnen ungegerbten Riemen mit sich; es ist Tasse und Glas zu gleicher Zeit, und Suppengefäß, wenn sich der Waldluxus bis zu einer regelmäßigen Suppe erheben sollte. Zuletzt ist es noch vollbrachter Reise noch ein werthes Andenken an den Wald, seine Mühen, seine Reize.

Dazu nun noch einige Boussolen oder Taschencompasse und mehrere starke Waldmesser, jene Mittelding zwischen Säbel und Messer womit man das reife Zuckerrohr umhaut, und zuletzt alles noch eingetheilt in kleine handliche Packete, von denen jeder Waldläufer sich eins bequem auf den Rücken bindet, um beide Hände für alle Eventualitäten freizuhaben. Schnell wird noch die letzte Tasse des dampfenden Kaffee's eingenommen, die Flinte über die Achsel gehängt, ein tüchtiger etwas langer Wanderstock, an dem man zur Noth einen Sprung machen kann, in die Hand genommen — man drückt dankend und scheidend den Anwohnern der letzten Ansiedlung die Hand, und marschirt in hellen Haufen gegen den nahen Wald. Der Himmel ist rein blau. Kreischend flattern einzelne Papagaienpaare hoch durch die Luft; aus dem äußersten Gipfel eines mächtigen Waldbaumes ruft der Tukan über dem dunkeln Wald, und des Urugonga schmetternder Metallschrei, Hammerschlag und Feilengeräusch zu gleicher

Zelt, schallt überall hin über die Lichtung, und verkündigt schönes Wetter für den ganzen eben angebrochenen Tag.

Das tiefe Dunkel des Waldes thut sich auf. Mit kurzen Hieben öffnet der vorangehende Vorschläger einen spärlichen Pfad, dessen Richtung ihm von dem ihm unmittelbar folgenden Bouffolenträger angegeben wird. Kaum ein Busch wird fortgeschlagen, kaum einige Farrenkräuter und Schlingpflanzen werden mit wenigen Hieben beseitigt, oft nur mittelst eines scharfen Hiebes einzelne Stämme an der Seite an welcher der Weg hinführt angehauen, als Zeichen für die Nachfolgenden die etwa weiter zurückbleiben.

Nach einer halben Stunde schon, oder nach einer Stunde, befindet sich der wandernde Haufe im tiefen Dickicht, durch dessen mächtig hohe Laubgipfel die Sonne kaum bie und da einen Strahl bis zum Erdboden sendet, kaum ein Stück blauen Himmels durchschimmert. Seltener wird das Schreien der Papagaien; schwächer tönt der Ruf des Rhamphastos, kaum noch vernimmt man den Metallschrei des Procnias, und vergebens horcht man noch einmal nach dem Hahnenschrei in der eben verlassenen Ansiedlung, diesem ersten Trompetengeschmetter der heranrückenden Cultur, so wie sein Aufhören auch den bestimmten Abschied von jeglicher friedlichen Ansiedlung bezeichnet.

So rückt der Haufe langsam weiter, und immer mühevoller wird das Bahnen des Weges. Bald wird der Boden, wenn er sich etwas senkt, feuchter und schlüpfriger. Wie dicke Darmsaiten hängen schnurgerade die Ausläufer der verschiedenen Philodendronarten von hohen Baumkronen herab. Mächtige Bignonienranken mit dickem, zähem Holz und den mannichfachsten Formen, Abplattungen und Gewinden hängen wie starre, vegetabilische Riesenschlangen überall umher, einzelne Guttiferen und Feigenbaumarten umschlingen benachbarte Bäume, deren mächtige Wurzelbretter oder faltenartige Ausläufer umgangen oder überklettert werden müssen. Junger Palmenwuchs starrt oft von starken hornigen Stacheln. Indem man ihnen vorsichtig ausweicht, stolpert man wohl über ein Stück faulen Holzes, oder stürzt in ein kleines Loch, die Höhle einer verfaulten Baumwurzel, und zerreißt sich im Fallen wohl die Hand am kurzen scharfen Dorn eines rankenden Smilax.

Oder der Boden hebt sich, der Wald wird hügelig, fast gebirgsartig. Gerade gegen einen schroffen Bergabhang zeigt die Compaßrichtung, und ein mühsames Klettern beginnt. Mit Händen und Füßen zu gleicher Zeit muß man oft klimmen, und vorsichtig über manchen mächtigen, am steilen Abhang umgestürzten Waldstamm klettern, vorsichtig und wohl zufühlend, um nicht von ihm herab in die Tiefe zu rollen, oder gar mit ihm jählings hinabzustürzen. Wenn auch in solchem Bergwald Schlingpflanzen weniger häufig und hindernd sind, tritt dagegen eine andere Schwierigkeit auf. Riesige Grasarten mit scharfschneidenden Blättern und stechenden Blattscheiden bedecken oft den ganzen Bergesabhang, und haben sich mit ihren oft armsdicken Stämmen so dicht an einander gedrängt, daß jeder Schritt, ja jeder Zoll des Vorwärtsdringens nur mittelst der allerkräftigsten Säbelhiebe erkauft werden kann. Hat man so im hartnäckigsten Kampfe sich seine Bahn bergauf gebahnt, so entdeckt man häufig vom lustigen Standpunkt herab die Unmöglichkeit am entgegengesetzten Bergabhang wieder hinabklettern zu können, und muß gar manchmal mit unsäglicher Arbeit unverrichteter Sache zurückklettern und einen neuen Paß sich aushauen. Oder man klettert unter Mühen und Gefahr weiter, und kommt zitternd und schweißtriefend den steilen Abhang hinunter. Da braust aber ein Bach, ein wilder Waldstrom durch Felsen und über Kiesel dahin, daß genug um von der rüstigen Schaar an einer wohl zu untersuchenden Stelle durchwatet zu werden. Aber beim ersten Hineintreten fährt der Fuß oft krankhaft zurück. Trotz des heißen Tages, trotz der glühenden Sonne, die in ein solches Flußthal hineinbrennt und die Felsen erhitzt, ist das Bergwasser eisig kalt, und der Durchmarsch wird erst möglich wenn sich die wandernde Schaar abgekühlt hat.

Solch eine Stunde Ausruhens hat, zumal um Mittag, eine Feierlichkeit in sich, eine Romantik, die sich in Worten nicht wiedergeben läßt, und in der That alle fünf Sinne befängt und das Menschenherz einwiegt in wunderbare Träume.

Zwar befängt uns der Aufenthalt mitten im Dickicht des noch nie betretenen Waldes ebenfalls in seltsamer Weise. Das Auge schaut staunend empor an den mächtigen, mehr durch ihre schlanke Höhe als durch riesige Dicke ausgezeichneten Stämmen, die sich in merkwürdiger Geradheit zu einem förmlichen Waldmeer aneinander reihen. Auch staunt das Auge über die ungeheure Menge von zweiglosen, blattlosen und blütheloſen Pflanzenstricken, die wie unbeweglich Pendelschnüre lothrecht überall umherhängen; es staunt über den seltsamen Zweikampf den der Cipo Matador, jener Feigenparasit, mit dem mächtigsten Urwaldsstamm auf Tod und Leben führt. Aber eben weil alles so astlos, blattlos, selbst blüthelos mitten im Wald erscheint, weil aller Blumenduft fehlt, und sogar ein feuchter Moderdunst auf dem Boden liegt, weil dazu ein sichtbares und hörbares Thierleben fast ganz verschwunden ist, selten ein Vogel ruft, selten ein Schmetterling flattert, so befängt des Waldes Dickicht in peinlicher Weise, wie ich sie gar nicht weiter auszumalen brauche.

Und nun dagegen ein offeneres Waldthal mit brausendem Bergwasser! Hell von der im Zenith culminirenden Sonne bestrahlt und überwölbt vom dunkelblauen Himmel steigen die Abhänge hinab in die Tiefe, und prangen im schönsten Vegetationsschmucke, dessen einzelne Formen und Gliederungen man nunmehr genau übersehen und erkennen kann. Lustige Palmenhäupter ragen einzeln stehend aus dem Gebüsch hervor; Melastomen blühen um die Wette mit rankenden Bignonien und Passifloren; zierliche Streliţien und Heliconien überragen schattenliebende Begonien, sie selbst wieder überragt von grünenden, zierlich im Winde sich schaukelnden Bambusen. An höheren Laubkuppeln prangen Leguminosenblüthen, dicht am Boden purpurfarbene Amaryllideen. Und in diese schönen Blüthenformen gießen Orchideen vielfache Kamillendüfte aus, so daß manchmal ein ganzer Abhang vom lieblichen Arom

erfüllt ist. Prächtige Tagfalter ziehen von einer offenen Blüthe zur andern; mancher bunte Vogel versucht es an Farbenpracht mit ihnen zu wetteifern, und mischt zugleich seine kunstlosen Waldrufe in das Rauschen des Bergwassers. Aber ein stärkeres Brausen in weiter Ferne übertönt beide. Ist die Richtung dorthin nicht gar zu abweichend von dem vorgeschriebenen Curs, und gelingt es unter vieler Mühe, oft der Mühe eines ganzen Tages, sich dorthin durchzuarbeiten woher das Brausen kam, so erblickt man wohl, mit Händen und Füßen sich haltend an schroffer Bergeswand, einen aus dunkler Felsschlucht hervorbrechenden Waldbach, der sich im prachtvollsten Fall in die jähe Tiefe stürzt und noch von keines Menschen Auge erblickt worden war. Solche Blicke sind es, solche, die für alles Ungemach eines Pidacenlebens entschädigen und wirkliche Glückseligkeitsmomente bilden. Aber sie gehören dem Wanderer ganz allein; wieder erzählen und beschreiben kann er sie nimmer.

Erlauben es nun Zeit und Umstände an Rande solchen Bergwassers das Nachtquartier wählen zu können, so wird die Lage wo möglich noch pikanter. Das Wort „Rancho machen," ruft alle Waldläufer zusammen. Sämmtliches Gepäck wird an einander gelegt und nun mit vereinten Kräften zur Errichtung eines schützenden Laubdaches geschritten. Während einige einen passenden, möglichst horizontalen Platz dazu aussuchen und ihn säubern, fällen andere einige schlanke junge Bäume, deren lange und dünne Stämme horizontal an andern stehenbleibenden Bäumen etwa sieben Fuß über der Erde mit Schlingpflanzen festgebunden und zu größerer Sicherheit noch von gabeligen Stützen getragen werden. Gegen diese Querbäume werden nun in kleinen Zwischenräumen und in einem halbrechten Winkel dünnere Stangen angelegt, und auf diesen wieder in horizontaler Richtung noch dünnere Latten festgebunden. Ist so das Sparrwerk eines Daches improvisirt, so wird dieses wo möglich mit gefiederten Palmenblättern, unter denen die der Kohlpalmen obenanstehen, in geregelter Ordnung bedeckt und die sich schräg kreuzenden Foliolen leicht in einander geflochten. Sind Geonomenpalmen in der Nähe, so deckt man noch gern über das Dach aus Euterpenblättern eine Schicht von Geonomenblättern, auf deren fischschlossenähnlichen Segmenten der Regen ganz besonders gut abläuft. Auf den Boden legt man eine Schicht von größeren Palmenblättern nebeneinander. Und so ist in Zeit von einer oder zwei Stunden das reizendste Waldobdach entstanden, in welchem sämmtliche Waldläufer vor Thau und Regen der Nacht vollkommen sicher liegen. Bald flackert an der offenen Seite dieses grünen Daches ein lustiges Feuer, an welchem das trockene Fleisch und der Reis, vor allem aber der erfrischende, belebende Kaffee gekocht wird. Mit freudestrahlenden lustigen Gesichtern stehen die Genossen da, und warten ungeduldig auf den Augenblick wo das Essen fertig ist. Solch ein Mahl zähen, aber wohlschmeckenden Fleisches mit dem etwas starksalzigen Reis, solch ein Kaffee mit fast unerbittlich bartem Schiffszwieback in solchem Wald, an solchem Bergstrom, vor solcher Waldhütte, nach solchen Tagesmühen, gegen das alles kann sich gewiß kein Lucullisches Mahl in der französischen Hauptstadt messen. Der Rest wird weislich für den nächsten Morgen aufgehoben, damit nicht bei längerem Zubereiten des Frühmahls die beste Stunde zum Weiterwandern verstreiche.

Unterdessen ist der Abend herabgesunken, und nun wird das Kochfeuer zum mächtigen Scheiterhaufen angefacht, dessen Flammen oft hoch bis in die Bäume hineinzuzucken drohen. Einer nach dem andern macht sich sein Lager zurecht, oder trocknet noch die Kleidung, besonders Schuhe und Strümpfe. Allmählich wird die Gesellschaft still bis die meisten furchtlos neben den scharfgeladenen Waffen schlafen.

Aber über dem Wald leuchtet wohl am schwarzen Nachthimmel des Mondes volle Scheibe, und glänzt wieder in zitternder Verdoppelung im brausenden Waldbach, oder in Millionen Schaumwirbeln und Wassersprudeln der nahen Cascade, und lieblich duften an Felsen und Baumstämmen schimmernde Orchideenblüthen. Solche Nächte hab' ich erlebt im Walde; ich vergesse sie nie wieder.

Doch geht es nicht immer so friedlich her auf mühsamer Pidacenwanderung. Gar oft weckt ein heißer Morgenwind und das Schreien der Urus (einer Art von Crypturus) die Schaar der Genossen. Schweißtriefend schlägt man sich einige Stunden hindurch durch das Pflanzengewirr; da wird es dunkel im dämmernden Wald, und besangen sucht man die Färbung des Himmels zu beobachten. Im selben Augenblick zuckt ein heller Blitz, der Donner dröhnt über den Wald hin; ein Sturm beginnt in den Laubkronen zu wüthen, daß Zweige, Aeste, Früchte, Blüthen und Parasitenpflanzen in Menge herabfallen. Zuletzt stürzt noch ein Regen herab wie man ihn im Norden schwerlich kennt. Vergebens bemühen sich die dichten Waldkuppeln den Erguß aus den geöffneten Schleußen des Himmels aufzufangen, vergebens drückt sich der Wanderer dicht an einen riesigen Stamm oder zwischen dessen Strebepfeiler hinein. Oft zwar scheint er für eine Zeit lang gesichert zu sein, aber gar oft erlebt er daß breitblätterige oben in den Bäumen parasitirende Bromeliaceen, wenn sie sich in ihren Blattwinkeln mit Wasser gefüllt haben, ihre Last nicht mehr tragen können: sie sinken um, ein kleines Sturzbad fällt dem zusammengekauerten Reisenden auf den Kopf, und hinterher wohl noch die nachstürzende ganze Pflanze. Es bleibt also nichts übrig als ruhig das Ende der Gewitterscene abzuwarten, und dann weiter zu wandern, um nur einigermaßen wieder trocken zu werden und sich nicht zu erkälten.

Bei Tag ist solch Gewittervorkommniß, wenn es sich auch viel angenehmer liest als im Walde selbst durchmacht, schon auszuhalten. Aergerlich aber und wirklich unerträglich wird es wenn es gerade in der Stunde losbricht wo man den Rancho für die Nacht machen will, und man gerade an Ort und Stelle keine Palmen vorkommen. Auch den heitersten Begleiter verläßt da der gute Humor. Unlust und brummend, die dünne Bekleidung dicht anklebend am Leib, gehen die Leute hin und her und fällen das nöthige Baumaterial zum Dachgerüst. Statt der Palmenblätter muß man sich zu den Riesen unter den Gräsern flüchten, und eine grünende Bambusenschicht über die andere decken. Aber die quirlförmig

wachsenden Grasäste der Taquara wollen sich nicht fügen, wie viel Mühe man sich auch geben mag. Nur locker und unvollständig decken sie sich, und lassen, selbst wenn man noch einige Schichten von Farrenkrautblättern darüber deckt, dennoch den Regen, wenn dieser einigermaßen heftig und anhaltend ist, sehr leicht durch. Am schlimmsten sieht es mit dem Feueranmachen aus; zwar spannt man über denjenigen welcher sich mit Feuermachen abquält eine Decke aus, zwar sorgt man vor allem für ein Dach zu der Kochstelle, zwar gelingt es am Ende wohl noch ein kümmerliches Feuer zu Stande zu bringen und nothdürftig die Mahlzeit zuzubereiten; aber wenn man eben die halbrohe Speise genossen hat und nun sein nasses Zeug trocknen will, bricht der Regen stärker herein; immer kümmerlicher wird das Feuer, immer stärker raucht es. Ein boshafter Wind weht den häßlichen Qualm des nassen Holzes gerade unter das erbärmliche Dach, unter welchem man bald keinen Menschen mehr erkennt, und zuletzt nur noch allgemeines Husten und derbe Flüche vernimmt. Jeder hockt und kauert im Nabendunkel der Nacht sich so gut zusammen wie er eben kann, und versucht einzuschlafen. Aber der göttliche Regen leckt bald da bald dort durch das undichte Dach, und da und dort springt ein Gefährte nach dem andern vom Boden auf, und wünscht mit derbem Fluch das Wetter zu allen Wettern, und schwört dabei nie wieder eine Picadentour mitmachen zu wollen. Glücklicherweise gewinnt in der Regel bei solcher kummervollen Lage eine gewisse ärgerliche Heiterkeit, aber immer doch eine Heiterkeit, die Oberhand. Unter schlechten und guten Witzen bringt man die Nacht hin, und trollt im Morgengrauen, nachdem man Wasser und Schiffszwieback genossen hat, sich weiter durch Dick und Dünn des Urwaldes, ohne sich für das Nachtquartier bedankt zu haben.

Und auch das ist noch nicht alles Ungemach! — Nur zu oft ist die Berechnung der Zeit in welcher man sich durch einen Wald, ein Gebirge durchzuschlagen hoffte, schlecht gemacht worden. Der Proviant geht aus, ehe man wieder einen Colonienpunkt, einen offenen Campo, einen zu Menschenniederlassungen führenden Weg erreicht. Mit etwas schwerem Herzen theilt man den Rest in immer kleinere Portionen, behilft sich immer knapper, bis man sich zum wirklichen Hungern entschließen muß — Hungern mitten im üppigen brasilianischen Walde!

Wo bleibt denn da das zahlreiche Wild von dem man in Europa so gern und so viel zu erzählen weiß? Nun, freilich gibt es Wild genug, wenn man nur gerade alle Jagdkunstgriffe kennte, und alle jene Schliche und Wege inne hätte auf denen die Indianer ihre Beute belauern. Allerdings springt wohl manchmal in einiger Nähe ein Tapir auf, und bricht in jäher Flucht durch das Waldesdickicht, so daß man noch lange sein Davonrennen im zertretenen Röhricht der Taquara vernehmen kann; aber wer verfolgt es ohne Hund das Thier einen ganzen Tag oder noch mehr Zeit zu verfolgen, um das wohlschmeckende Fleisch zu gewinnen? Und wie kann man leichtsinnig die ganze Compaßrichtung aufgeben, auf die Gefahr hin im Walde, getrennt von den Genossen, ganz stecken zu bleiben? Manchmal hört man das grunzende Gewinsel und Schreien einzelner Affenschaaren, aber meistens sind die Thiere sehr weit entfernt. Und gelangt man wirklich in ihre Nähe, so sitzen sie dicht zusammengekauert auf hohem Ast, und man bekommt sie nur nach sehr bedeutender Uebung zum Schuß, wo dann die angeschossenen und selbst tödtlich verwundeten Thiere mit den Händen und dem Wickelschwanz fest geklammert hängen bleiben, und gar nicht herunter fallen. Vögel kann man noch am ersten bekommen. Jacotingas und Jacus (Penelopenarten) und manche Crypturussarten, erstere sich sonnend im Morgenstrahl auf luftigen Höhen, letztere durch niedriges Gebüsch schlüpfend, lassen sich manchmal selbst von ungeübten Jägern beschleichen, und werden ihm zur wohlschmeckenden Beute; auch erlegt man wohl den einen oder anderen Papagai, aber das sind immer mitten im Waldesdickicht seltene Vorkommnisse; gerade dann wenn man diese Jagdartikel am meisten nöthig hat, werden sie einem am spärlichsten zu Theil, und eine wohlangelegte Picadenunternehmung thut am allerbesten wenn sie von vornherein bei der Verproviantirung auf gar nichts rechnet.

Von wilden Thieren und wilden Urbewohnern des Waldes hat solche Walderpedition, wenn sie nur einigermaßen zahlreich ist, ziemlich wenig zu fürchten. Ich wenigstens habe keine Gelegenheit gehabt mich von Gefahren im Zusammentreffen mit Menschen und Thieren zu überzeugen.

Unter allen diesen kurz angedeuteten Vorkommnissen und Möglichkeiten geht es nun Tage lang, Wochen lang, Monate lang durch den Wald hin, bis das vorgesteckte Ziel erreicht ist. Das Gebirge, durch welches man hindurch dringen wollte, ist durchforscht, — der Wald den man in einer bestimmten Richtung durchschneiden wollte, ist zurückgelegt, — der Fluß, zu dessen Ufern man hinstrebte, ist erreicht. Ein offenes Feld thut sich auf; Klauenspuren von Rindern zeigen sich, ein schmaler Steig läßt auf die Nähe von Menschen schließen. Schon sieht man einen Rauch aufsteigen, schon erblickt man eine kleine Pflanzung von Mais, von Mandioc-Stauden. Da schmetternd dann wieder der schon oben hervorgehobene Culturruf weithin durch die Lichtung — ein Hahn kräht, und mit hellem Jubel rufts der ganze aus dem Dickicht hervorbrechende Haufe der Waldläufer aus: Ein Hahn!! — freudig folgen sie der Richtung in welcher sich dieser beseiderte Vorposten der Cultur vernehmen ließ, und entdecken bald die kleine graue Wohnung der Ansiedler, welche, seyen sie nun indianischen, afrikanischen oder europäischen Ursprungs, gern und willig, wenn auch mit verlegenem Staunen und sichtlicher Ueberraschung, die so unerwartet Ankommenden aufnehmen und ihnen gerne das abtreten was sie selbst gerade haben.

Denn solche Ankunft ist für die einsam wohnenden Anbauer von hoher Bedeutung ist. Wie geringfügig auch die geschlagene Picade ist, wie gar nichts die auf ihr vordringenden Ankömmlinge auch den einsam wohnenden Anbauern bringen mögen, eins bringen sie ihnen ganz gewiß — die Bestimmtheit daß auch von jener Seite her woher sie kamen Cultur und Zusammenhang mit Gesittung, mit Menschen möglich ist, und schon stattfindet. Und das ist mehr als der Bewohner vollkommen cultivirter Länderdistricte sich vorstellen

kann. Wer weiß denn wie bald solche kümmerliche Picade sich umwandelt in den festen, sicheren Eisenschienenstrang, auf dem die Locomotive daherbraust, und dem ganzen District, der ganzen Provinz, dem ganzen Land eine neue Zukunft bringt! Vorläufig aber ist solche Picade immer der erste Zügel, welcher der wüsten, ungeschlachten Waldwildniß auferlegt wird — der Laço, das berühmte Fangseil, welches der auf graëreichem Cuchillo dahinjagende Rio-Grandenser dem wilden Pferde geschickt über den Hals wirft, und es so erst zu seinem ihm dienenden Eigenthum macht.

Beerdigung Lebendiger.

(Aus der Science Pittoresque.)

„Am 13 Jul. 1829 zog man um 2 Uhr Nachmittags beim Pont des Arts mittelst eines Hakens einen scheinbar leblosen Körper aus dem Wasser. Es ist der eines braunhaarigen, kräftigen jungen Mannes von 20 Jahren; er ist kalt, entfärbt; sein Gesicht und seine Lippen sind aufgeblasen, bläulich; ein gelber, zäher Schaum fließt aus dem Munde, die Augen sind offen, fest, unbeweglich; die Glieder schlaff und herabhängend. Man fühlt keinen Herzschlag, keine Spur von Athmung. Er war ziemlich lange unter Wasser gewesen, da das Aufsuchen des Körpers allein, in Gegenwart des Dr. Bourgeois, 20 Minuten gedauert hatte: dennoch schreitet dieser Arzt, trotz des Naserümpfens der Umstehenden, zu Wiederbelebungsversuchen dessen der in ihren Augen nur noch ein Leichnam ist. Nach Verfluß einiger Stunden indeß kehrt, Dank der beharrlichen Ausdauer des Arztes, welcher, obschon kräftig und stark, von der Anstrengung dergestalt ermüdet wird daß er zwanzigmal auf dem Punkte steht den Muth zu verlieren und den Ertrunkenen aufzugeben, dieser Unglückliche ins Leben zurück."

Ist diese erste Thatsache authentisch? Sie ist alten Datums; welcher Schriftsteller berichtet sie? Dieser Schriftsteller ist ein ausgezeichneter Arzt, dessen Name einen guten Klang hat, Hr. Halma-Grand. Diesem ehrenwerthen und gelehrten Praktiker gebührt die Ehre mit beharrlichstem Eifer erst jüngst wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gefahr übereilter Beerdigungen gelenkt zu haben. Drei Briefe die derselbe an den Hauptredacteur eines Provincialblattes, den „Orléanais," richtete, haben die Frage sehr klar gestellt. Diese Briefe sind von einer der gediegensten medicinischen Zeitschriften, dem Moniteur des Sciences médicales," in ihrem ganzen Umfang abgedruckt worden. Kurz, die Beobachtung welche man so eben gelesen, ist von Dr. Bourgeois in den medicinischen Archiven verzeichnet worden.

Nachdem nun meine Gewährsmänner bekannt sind, citire ich weiter:

„Was würde aus dem Ertrunkenen geworden seyn wenn der beharrliche Arzt nicht über dem unbelebten Körper gebeugt geblieben, wenn er seinen Mund nicht fest auf den eisigen Lippen gehalten hätte, wenn er nicht, so zu sagen, Aug' und Ohr gewesen wäre um eine erste Bewegung, ein erstes Sausen des Herzens wahrzunehmen, und wenn die Anwesenden schon nach halbstündiger Bemühung, wie es so oft geschieht, den Ertrunkenen aufgegeben hätten? Der Unglückliche würde, obschon er noch ins Leben zurückgebracht werden konnte, beerdigt worden seyn.

Soviel was die Ertrunkenen betrifft, gehen wir nun zu den an Asphyxie Gestorbenen über.

„Am äußersten Ende eines großen Specereiwaaren-Magazins ist, auf einem niedrigen und feuchten Boden, ein enger, schlecht gelüfteter Verschlag eingerichtet worden, in welchem ein für die Verkaufsgeschäfte während der Nacht angestellter Ladenbiener schläft, und gewöhnlich schon um 4 Uhr Morgens das Magazin öffnet. Am 15 Jan. 1825 erschallten verdoppelte Schläge an der Thüre des Specereihändlers, der, da er keine Bewegung in seinem Laden hört, plötzlich aufsteht, über die Faulheit seines Dieners ärgerlich ist, und sich, um ihm einen Verweis zu ertheilen, in den Verschlag begibt in welchem dieser schläft. Er findet ihn bewegungs- und bewußtlos, alles Gefühls beraubt, im Bette. Der Gedanke an einen plötzlichen Tod erschreckt ihn. Er läßt in aller Eile einen Arzt holen. Der Mann der Kunst muthmaßt daß es sich um einen Erstickungstod durch mephitische Dünste handle. Seine Muthmaßung wird bestätigt durch den Anblick einer an Ort und Stelle erlöschten, obwohl noch reichlich mit allen ihren Ingredientien versehenen Nachtlampe, und einer eisernen Pfanne in welcher man Spuren von theilweise zu Asche gewordenen Kohlen erkennt. Zuvörderst läßt er, trotz der heftigen Kälte, den Verunglückten mitten in den Hof bringen, und so aufrecht als möglich auf einen Stuhl setzen. Seine Glieder sind fortwährend schlaff und herabhängend, die Pupillen unbeweglich, er zeigt keine Spur von Athmung, von Herz oder Arterienschlägen; er ist gefühllos und trägt alle Kennzeichen eines Todten. Die zweckentsprechendsten Bemühungen werden ihm lange ohne allen Erfolg zugewendet. Endlich, gegen 3 Uhr Nachmittags, d. h. nach elfstündiger ununterbrochener Pflege, hört man ein dumpfes Sausen in der Gegend des Herzens, und einige Stunden später öffnet der Kranke die Augen wieder, kommt zum Bewußtseyn, und kann sich mit den Anwesenden, welche das Gerücht von dieser wunderbaren Wiedererweckung herbeigezogen hatte, unterhalten." (Halma-Grand, am ang. Orte.)

Ein Mensch ist daher nicht zuverlässig todt weil er alle Merkmale der Asphyxie zeigt, noch weil er einige Zeit unter dem Wasser geblieben war. Wie entsetzlich ist der Gedanke daß dieser Körper, den man aufzugeben im Begriff steht, vielleicht kein Leichnam, daß der Tod nur scheinbar ist, und daß ihn ein geschickter und ausdauernder Mann wieder zum Leben bringen könnte!

Man weiß bereits wie viel Sorgfalt man an Ertrunkene und Erstickte wenden muß, ehe man die Hoffnung auf ihre Rettung aufgeben darf. Hr. Halma-Grand behauptet daß man nicht minder unermüdlich seyn dürfe um die von der

Cholera befallenen Personen dem wirklichen Tode zu entreißen. Zwei achtungswerthe Gewährsmänner schließen sich ihm an: der gelehrte Professor der Heilkunde Dr. Londe (von der Akademie der Medicin) und Dr. Trachez, ehemaliger Hospitalswundarzt in Straßburg, der, wie Londe und Gaymard, zur Zeit des ersten Einbruchs der Cholera nach Polen geschickt worden war.

Hr. Trachez hat während einer Leichenöffnung im Todtensaal im Bagatelle-Spital zu Warschau eine andere Leiche, die einer fünfzigjährigen Frau, gesehen, welche, nach zweitägigem Leiden gestorben, noch helle, sehr lebhafte Augen, äußerst geschmeidige Articulationen hatte, deren ganze Körperoberfläche aber sehr kalt war, und welche folgende Phänomene zeigte: diese Frau wurde, auf dem Fußboden des Amphitheaters, auf den Rücken gelegt, die beiden Ferſen ſtanden einige Zoll weit von einander ab, und die Spitze der Füße war nach außen gerichtet. Die Spitze des linken Fußes zog ſich ſichtbar einwärts, und nahm ſodann ihre Stellung wieder an, und dieſe Bewegung erneuerte ſich im Verlauf einer Stunde zehn- bis zwölfmal. Hierauf nahm der rechte Fuß an derſelben Bewegung Theil, aber ſehr ſchwach; dann führte die linke große Zehe ſichtbar und abwechſlungsweis Biegungs- und Ausſpannungsbewegungen aus.

Hr. Trachez ließ Hrn. Searle, einen engliſchen Arzt, der mit dem Dienſt im Bagatelle-Spital beauftragt war, auffordern ſeine Aufmerkſamkeit dieſer Erſcheinung zuzuwenden. Hr. Searle hatte ſie, wie er ſagte, oft bemerkt. Nichtsdeſtoweniger wurde die Frau im Amphitheater gelaſſen, und von dort zur Erde beſtattet! Hr. Köhler und mehrere andere Aerzte beſtätigten Hrn. Trachez daß ſie ähnliche Beobachtungen gemacht hätten. Nach ſolchen Thatſachen, fügt Hr. Trachez bei, iſt der Gedanke wohl erlaubt daß man viele lebende Cholerakranke habe beerdigen können. (Halma-Grand, a. a. O.)

Soll ich noch eine Thatſache anführen welche das Städtchen La Roche im Departement der Yonne in Schrecken geſetzt hat? Eine Frau hatte eben erſt an der Cholera, von der ſie ſelbſt befallen war, alle Mitglieder ihrer Familie verloren; man hält ſie für todt, ſie iſt aber nur ſcheintodt. In dem Augenblick als die Leicheneinhüllerin ihre traurigen Verrichtungen beginnen will, hört man ein Sauſen in der Bruſt der anſcheinend Todten, welche ihre Augen wieder öffnet, und mit erſchreckender Stimme zur Leicheneinhüllerin, die ſie erkennt, ſagt: „Was wollen Sie hier thun? Ich bin noch nicht todt! Gehen Sie.“ (Eine von Dr. Veyrat, Arzt der Badanſtalten von Aix in Savoyen, beobachtete Thatſache.)

Ich möchte kurz ſeyn, kann es aber nicht. Wir müſſen uns von der Gefahr Rechenſchaft geben wenn wir ſie vermeiden wollen. Ich ſehe indeß einen Einwurf voraus. Dieſe unglücklichen Cholerakranken, dieſe Erſtickten, dieſe Ertrunkenen, welche eine verſtändige Hülfe ins Leben zurückrufen kann, würden im Sarge nicht wieder erwacht ſeyn. Der Scheintod wäre für ſie der wirkliche Tod geworden, ohne daß ſie von ihrem verborgenen Leben Bewußtſeyn gehabt, ohne daß ſie die Qualen eines zweiten Todeskampfes empfunden hätten. Ich halte den Einwurf für begründet, allein dennoch bleibt für die Verwandten des Verſtorbenen dieſer furchtbare Zweifel, dieſer herzнagende Gedanke: „zweiſtündige Bemühungen hätten ihn vielleicht gerettet!“

Geben wir noch einen Schritt weiter in unſerm Leichenſtudium. Da iſt eine Todte welche ihr Leichentuch zerreißt und aus dem Grabe ſteigt. Eine junge Dame, Freifrau v. Armfeld, hatte ihre Niederkunft in dem Landhaus ihres Vaters, eines reichen Hammerwerksbeſitzers zu Ljöſtadt, in Schweden, zu halten beabſichtigt. Sie unterlag in den Wehen, von Anſtrengung erſchöpft, ehe die Entbindung beendigt war. Indeß war ſie nur ſcheintodt. Man konnte nicht erkennen daß ihr Zuſtand nur eine andauernde mit Geſühlloſigkeit verbundene Ohnmacht war. Man begräbt ſie, und legt den Leichnam in eine Familiengruft unter dem Hauptaltar der Kirche.

Als während der Nacht der Küſter nach Hauſe zurückkehrt, hört er, indem er der Kirche entlang geht, Seufzer, Klagen, welche unter der Erde hervorzukommen ſcheinen. Er erſchrickt; er glaubt ein Geſpenſt zu hören. Er flieht und erzählt ſein Abenteuer ſeinen Hausgenoſſen. Die Muthigſten wagen ſich an den Ort woher die Klagen kommen; ſie vernehmen die mit ſchwacher Stimme geſprochenen Worte: „Gott! Barmherzigkeit! Barmherzigkeit.“ Niemand fühlt Muth genug in die Kirche einzudringen. Ein plötzlicher Schrecken jagt ſie in die Flucht, überzeugt daß ſie eine gebetsbedürftige unherirrende Seele gehört hätten.

Als am folgenden Tage der Küſter in die Kirche trat, hatte er einen ſchauderhaften Anblick vor Augen. Eine während des Gebärens geſtorbene Frau ſchwamm in ihrem Blut am Fuße des Altars und hielt ein todtes Kind in ihren Armen. Die unglückliche junge Frau war in ihrem Sarge wieder zu ſich gekommen. Mit den Empfindungen und dem Bewußtſeyn waren die Geburtswehen wieder eingetreten. In der Verzweiflung in der ſie war, hatte ſie die Kraft gehabt den Deckel ihres Sarges wegzuſtoßen, und aus der Gruft hervorzugehen. Ihre Rufe wurden von den dummen Bewohnern des Dorfes gehört. Sie gebar ohne Hülfe, und ſtarb einige Schritte vom Schloſſe ihres Vaters.

Dieſe von Hrn. Halma-Grand angeführte Thatſache wird von Dr. Maximilian Kauffman in einem Werk über vorzeitige Beerdigungen erzählt. Ich habe den Bericht nur abgekürzt. Eine ähnliche, aber weniger dramatiſche Beobachtung, weil das Opfer gerettet wurde, iſt in einem Buch des Arztes Rigaudeaux verzeichnet. Eine Frau die man in Kindesnöthen für geſtorben hielt, und bereits in das Leichentuch eingehüllt hatte, wurde zu Douai, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zuſammt ihrem Kind ins Leben zurückgerufen. Glauben Sie daß dieß ſchon zu lange her oder daß Byſtadt zu weit von Paris entfernt ſey?

Folgendes iſt eine letzte der Arbeit Hrn. Halma-Grands entlehnte Thatſache: „Am 7 Aug. 1857, um die Mittagsſtunde, brachte man in Paris den Leichnam eines Mannes in die Morgue, welcher, als er über die den Pont St. Michel, der damals abgebrochen wurde, erſetzende Nothbrücke gieng, plötzlich todt niedergefallen war. Ein Arzt, der ſich unter

der den Todten umstehenden Menschengruppe befand, hatte sich demselben genähert, ihn aufmerksam untersucht, und sich dann mit den Worten zurückgezogen: „Es ist ein Schlagfluß.“

„In der Morgue untersuchte man den Leichnam von neuem. Er war kalt, und zeigte alle Merkmale einer Gehirncongestion. Man durchstöberte die Kleider des Mannes, konnte aber kein Papier finden welches einen Namen oder eine Adresse trug. Die Angestellten entkleideten den Leichnam, und legten ihn, um durch öffentliche Schaustellung seine Erkennung herbeizuführen, auf eine der hiezu bestimmten Steinplatten.

„Nachdem die Angestellten ihr Geschäft verrichtet hatten, wollten sie sich gerade zurückziehen um dem zahlreich außen stehenden Publicum die Thüren der Anstalt zu öffnen, als der eine zum andern sagte: Es scheint mir der Todte hat so eben ein „Auge bewegt.“ Und in der That sahen sie das rechte Auge ganz offen und voll lebendigen Ausdrucks; dann schloß es sich plötzlich, und dafür öffnete sich das linke Auge. Mehrmals öffneten und schlossen sich abwechslungsweise die beiden Augen; sie blieben endlich ganz offen, und ihr sehender Ausdruck schien zu sagen: „Ich bin lebendig!...“ Einer der Angestellten neigte sich über den Leichnam hin, und suchte sich zu überzeugen ob die Athmungswege in Thätigkeit seyen; plötzlich erhebt sich der rechte Arm des Leichnams, er streckt ihn aus, biegt ihn wieder, faßt den Arm des Angestellten, und hält ihn so fest umschlossen daß er nur mit Mühe losgemacht werden konnte.

„Kein Zweifel mehr, dieser Mann lebte noch: sofort trägt man ihn weg, bringt ihn in den Saal, reibt ihn, und in einigen Minuten verlieren seine Glieder ihre Steifigkeit, nehmen ihre Verrichtungen wieder auf, die Stimme kommt dem Todtkranken zurück, er spricht, und erklärt er sey kataleptischen Erstarrungsanfällen unterworfen, in denen er das volle Bewußtseyn besitzen habe was um ihn her vorgehe. Bekanntlich drückt dieses Leiden dem Muskelsystem eine gleichsam starrkrampfartige Steifigkeit auf, und gibt dem davon Befallenen das volle Aussehen eines Todten.

„Einige Augenblicke später entfernte sich der Wiedererwachte in vollem Wohlbefinden aus der Morgue, und stieg, um sich der Neugier der gaffenden Menge zu entziehen, in einen der vorhandenen Wagen.“

Niemand ist sicher daß er nicht ins Wasser fällt, keinen Erstickungsanfall bekommt, von der Cholera frei bleibt, keinen großen Blutverlust hat oder nicht kataleptisch niederfällt. Niemand ist daher auch sicher nicht lebendig, oder wenigstens in einem scheintodten Zustand, der in Ermangelung äußerer Hülfe in wirklichen Tod übergeht, beerdigt zu werden.

In den beiden Fällen von Ohnmacht und Katalepsie wacht der Todte wieder auf und hat das Bewußtseyn seines Zustands. Ich möchte die physischen und moralischen Qualen des Unglücklichen, welchem das Schicksal dieses entsetzliche Ende, den Todeskampf im Sarge, vorbehält, nicht zu schildern suchen: ich könnte die phantastischen und gleichsam an eine andere Welt gemahnenden Bilder, welche vor meinen Geist treten, nicht wiedergeben. Eine solche Verzweiflung kann nur von Dante geschildert werden.

Das Leben kann nach dem Wiedererwachen in einer so beschränkten Atmosphäre wie die eines mit Erde bedeckten Sarges von keiner langen Dauer seyn. Allein es handelt sich nicht um die Frage wie lange ein so furchtbarer Todeskampf dauert. Eine solche Gefahr muß um jeden Preis vermieden werden. Die Arbeit des gelehrten Arztes von der wir hier gesprochen, ist einzig und allein in der Absicht verfaßt worden das Publicum vor der Gefahr übereilter Beerdigungen zu schützen. Ist diese Gefahr bei uns zu befürchten? Hr. Halma-Grand scheint es zu glauben, und ihm zufolge sind viele übereilte Beerdigungen das Resultat der beklagenswerthen Gewohnheit mancher Landärzte die Todesscheine abzugeben ohne sich erst vom Ableben selbst überzeugt zu haben, und sie zu bald nach dem letzten Seufzer auszustellen. Sehr weise Verordnungen regeln das Verhalten der Verwandten eines Todten. Sie sind aber nicht bekannt genug, oder werden schlecht beobachtet.

Der Körper soll, in der Lage welche er in den letzten Augenblicken des Lebens hatte, im Bette gelassen werden. Ein Arzt soll den Tod constatiren, dieß aber so spät thun daß die Todtenmale sich zeigen können. Endlich soll das Einwickeln, das Abformen, die Einbalsamirung und Bahrlegung erst 24 Stunden nach der Constatirung des Ablebens vollzogen werden. Der ehrenwerthe Arzt von Orleans sagt darüber: „Wenn ich zur Constatirung eines Todesfalls komme, finde ich den Leichnam des Verstorbenen nie in der Lage welche er beim Ausblasen des letzten Seufzers hatte. Kaum ist er todt, so bemächtigen sich die Wächter desselben, wickeln ihn in das Leichentuch, nähen ihn, bei schlagendem Herzen noch, sogleich ein, weil, wie sie sagen, wenn man dieß nicht thue, der Leichnam steif seyn würde, und weil man, um ihn gut einzuwickeln, dieß thun müsse solange er noch warm sey.“

Mag auch diese empörende Uebereilung nicht allgemein vorherrschend seyn, die Möglichkeit der Gefahr lebendig begraben zu werden ist nicht in Abrede zu ziehen, und dieser Umstand dürfte uns rechtfertigen eine für alle so wichtige Sache in Anregung gebracht und dadurch zu ihrer völligen Beseitigung vielleicht einiges beigetragen zu haben.

Australische Zustände.

Wenig mehr als die Dauer eines Menschenlebens ist verflossen seit unsere Väter durch die Entdeckung eines Welttheils, fast von derselben Größe wie Europa, überrascht wurden. Denn wenn auch den Portugiesen das Vorhandenseyn des australischen Continents schon im Anfang des 17ten Jahrhunderts bekannt wurde, so war das Daseyn dieses Welttheils doch fast ganz wieder in Vergessenheit gerathen, bis nach reichlich 100 Jahren Capt. Cook im J. 1770 in „Botany Bay“ Anker warf. Mit der Entdeckung der unerschöpflichen Gold-

lager endlich haben diese Länder schon jetzt eine Bedeutung für die übrige Menschheit gewonnen, wie Amerika sie noch nicht nach 200 Jahren seines ersten Bekanntwerdens erlangt hatte. — Australien ist eigentlich ein armes Land, und wenn auch tausend Berichte es als ein wahres Eden geschildert haben, und noch schildern werden, der unbefangene Beurtheiler, der etwas weiter als die glänzenden Läden der Great Burke Street in Melbourne oder George Street in Sydney sieht, wird dem beipflichten. Fast alle Berichte über Australien gehen von Personen aus die ein Interesse haben so viele Menschen wie möglich dorthin zu locken. Es sind dieß aber nicht allein Leute die unmittelbar bei dem Auswanderergeschäft betheiligt sind, sondern auch die hiebei ganz unbetheiligten. Die Hausbesitzer suchen mehr Miether, die Grundeigenthümer mehr Pächter, Handwerker und Detaillisten mehr Consumenten zu bekommen, und so geht es herunter bis zum Lumpensammler und Bettler, und die Folge ist daß die Australier, ebenso wie die Erzlügner, zuletzt ihre Erdichtungen für Wahrheit halten.

Abgesehen von dem tropischen Theil Australiens, welcher noch wenig erforscht und auch klimatischer Verhältnisse wegen als ein Wohnplatz für europäische Ansiedler nie in Betracht kommen wird, bietet das übrige Land dem Europäer beim ersten Anblick wenig anziehendes. Auf der ungeheuren Ausdehnung von Swan River auf der Westküste bis Sydney auf der Ostküste finden wir nur zwei Häfen, Port Phillip und Port Adelaide, die den Namen als solche verdienen, und diese sind noch nicht einmal in den Augen eines Seemannes trefflich, obgleich dieser doch hierunter nur guten Ankergrund und Schutz gegen Sturm versteht. Alle anderen Plätze haben nur offene Rheden oder sehr seichte, nur für kleine Fahrzeuge zugängliche Häfen. Ebenso fehlen die Flüsse, und wenn auch in neuerer Zeit der Murray mit seinem Nebenarm mehrere hundert englische Meilen weit durch Dampfschiffe befahren wird, auch noch zwei oder drei andere Flüsse auf kurzen Strecken schiffbar sind, was ist dieß im Verhältniß zu dem Flächeninhalte des Landes? Ueberdieß steht der Murray auch nicht in Verbindung mit dem Meere, sondern verliert sich wie so manche andere Flüsse Australiens in einer Sandregion, so daß dieser natürlichste Verbindungsweg zur Entwickelung des Landes dadurch theils nutzlos wird.

Nächst Häfen und Flüssen fehlt es dort überhaupt an Wasser, und manche Flächen, die sonst alle Erfordernisse besitzen einem Ansiedler Unterhalt zu gewähren, werden noch viele Jahre wüste liegen müssen, bis vermehrte Bevölkerung sie durch künstliche Wasserleitungen der Cultur unterwürfig machen wird.

Im Innern des Landes haben wir eine Sand- und Salzwüste von 300 geogr. Meilen Länge und 200 Meilen Breite, und wenn es sich auch noch herausstellen sollte daß einzelne der Cultur fähige Oasen darin enthalten sind, sie werden in den nächsten Jahrhunderten für die Menschheit noch von wenig Nutzen seyn. Ebenso der nordische tropische Theil. Um die ganze Küste der in der gemäßigten Zone liegenden Hälfte Australiens zieht sich ein Gürtel von nackten Sandsteinfelsen, oft einige deutsche Meilen breit, der nur mit dürren Gräsern und Sträuchern bedeckt ist. Zwischen diesem Gürtel und der Wüste befindet sich das culturfähige Land, aber auch dieses darf man sich nicht als von gleicher Güte vorstellen: bedeutende Gebirgszüge und ebenso große wasserarme Gegenden vermindern die Ausdehnung des guten Landes um die Hälfte. So bleibt dem Einwanderer nur eine beschränkte Auswahl, und hat er dann wirklich eine passende Stelle zum Anbau gefunden, so wird er nach einigen Jahren voll Entbehrungen und harter Arbeit zu der bitteren Ueberzeugung kommen daß er mit denselben Anstrengungen und demselben Capital in der Heimath eine viel bessere Erwerbsquelle hätte erlangen können. Es wird so viel von der Ertragsfähigkeit des Landes in Australien gefabelt — der eine schwatzt es dem anderen nach — in der Wirklichkeit findet man es aber nur in sehr beschränkter Ausdehnung, und selbst bei der verhältnißmäßig viel günstigeren Beschaffenheit von Van-Diemens-Land sind die Landleute zufrieden wenn sie unter 100 Acres nur 10—15 Acres wirklich gutes Land haben. Das beste Land in Australien liefert nicht einmal einen so großen Ertrag, wie mittelmäßiger Boden es jetzt in der Heimath in Folge der wissenschaftlichen Betreibung des Ackerbaues zu thun im Stand ist.

Ein sehr ungünstiger Umstand für den australischen Ansiedler ist auch die gänzliche Werthlosigkeit des dortigen Holzes, so daß er bei Urbarmachung seines Landes nicht einmal den Vortheil der amerikanischen Hinterwäldler besitzt, um daraus Potasche brennen zu können. Zu Nutzholz ist es, mit Ausnahme des Cedernholzes in Neu-Süd-Wales, nicht zu verwenden, und liefern Van-Diemens-Land, Neu-Seeland, Schweden und Preußen das nöthige Bauholz.

Bei einer genaueren Untersuchung werden wir noch viele Uebelstände in dem so sehr gelobten Goldland entdecken. Schon darin daß man unter allen einheimischen Gewächsen kein einziges gefunden hat das dem Menschen zum Unterhalt dienen könnte, sowie darin daß in der Pflanzenwelt die eintönige Form der Eucalyptusarten mit ihrem düstern Grün und ihren schattenlosen Blättern, wie in der Thierwelt das Geschlecht der Beutelthiere, von der Größe des tasmanischen Tigers bis zur Ratte, fast die ganze Flora und Fauna ausmachen, liegt eine Andeutung wie stiefmütterlich die Natur dieses Land bedacht hat.

Die australischen Colonien, so wunderbar schnell durch die Entdeckung der unerschöpflichen Goldfelder in ihrer Entwicklung vorwärts getrieben, und von so großer Bedeutung ihr Antheil an dem Welthandel auch jetzt schon ist, werden von den Europäern fast immer in ihrer Einwohnerzahl überschätzt. In sämmtlichen fünf Colonien auf dem Continent nebst „Van-Diemens-Land," oder wie man sie neuerdings umgetauft, „Tasmania," und den Colonien auf Neu-Seeland leben noch wenig mehr als 1 Million Europäer und deren Abkömmlinge, davon in Victoria mit seinen Goldfeldern die Hälfte. Ueber die Ureinwohner lassen sich keine Zahlen angeben, und auch nur auf Neu-Seeland kommen sie durch ihre Anzahl, wie durch die Möglichkeit sie zu civilisiren, in Betracht. Auf Tasmania ist ihre Anzahl bis auf 2 Männer

und 17 Frauen und Kinder gefunken, die von der Regierung Wohnung und Unterhalt für das ihnen genommene Land erhalten, und wodurch das jetzige Geschlecht wenigstens den guten Willen zeigt ihnen für die früher erlittenen Verfolgungen und Grausamkeiten eine wenn auch schwache Sühne zu geben. Unter den vielen blutigen Blättern der frühern Geschichte Tasmaniens ist das Morden und Ausrotten der Eingebornen eines der dunkelsten.

Auf dem australischen Continent ist die Zahl der Eingebornen aus obigen Ursachen natürlich auch im Abnehmen, und sie werden immer mehr und mehr in die noch unbewohnten Gegenden zurückgedrängt. Die Schätzungen, auch die der besten Autoritäten, von 100 bis 2000 Seelen, sind eigentlich ganz unzuverlässig, da die Eingebornen selbst keine Begriffe von Zahlen besitzen und mithin keine Auskunft geben können, und die Reisenden doch nur immer einzelne Theile des Landes erforscht haben. Wie ist es auch für einen einzelnen Menschen möglich zu bestimmen ob in einem Lande von einer Ausdehnung wie Europa 100,000 Menschen oder die doppelte Anzahl leben, wenn es gar keine festen Wohnplätze derselben gibt? Aber anzunehmen ist daß die Anzahl in dem gemäßigten Theil Australiens sehr gering ist, vielleicht jetzt nicht einmal die oben genannte niedrigste Zahl erreicht, indem bei dem gänzlichen Mangel an Nahrungsstoffen aus dem Pflanzenreich (eine Art Trüffeln etwa ausgenommen) und bei der geringen Anzahl des Wildes, wie bei den unbedeutenden Mitteln der Eingebornen dasselbe zu erlegen, sie für ihren Unterhalt hauptsächlich auf kleinere Thiere, als Wallabies, Ratten, Schlangen, Eidechsen, Fische und selbst Insecten angewiesen sind, und diese wohl keine größere Anzahl ernähren können. Im tropischen Theil Australiens ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine dichtere Bevölkerung; die Natur bietet dem Menschen dort schon einen leichtern Unterhalt, auch scheint es daß die dortigen Eingebornen durch directe Abstammung von den benachbarten ostindischen Inseln, oder wenigstens durch Vermischung mit jenen Racen, auf einer etwas höhern Stufe der Entwicklung sich befinden.

Der australische Wilde ist ohne Zweifel von allen Menschen derjenige der von der Natur am stiefmütterlichsten behandelt ist. Jene edlen Eigenschaften des Indianers Amerika's, die Liebe zu seiner Heimath und Gottes schöner Natur, der Muth den er im Krieg und auf der Jagd zeigt, die wunderbare Rednergabe, die Gastfreiheit und so vieles andere, das ihm trotz seiner Mängel in den Augen des Europäers unwillkürlich Achtung erzwingt, alles dieses findet man bei dem Australier nicht. Schon an Körperbildung wenig über dem Affen erhaben, sind seine geistigen Fähigkeiten auch wenig mehr entwickelt. Doch auch in ihm liegt der Keim zu einem Besseren, und wenn es möglich wäre ihn nur mit dem guten Theil der Europäer in Berührung zu bringen und zu erhalten, der australische Wilde würde bald ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft seyn. (?) Die Bevölkerung der Colonien bestand früher bekanntlich fast nur aus transportirten Verbrechern und einigen Einwanderern, oder um sie mit den Worten des Gewerneurs Gibbs treffender zu bezeichnen: „sie bestand aus Transportirten," „und aus solchen die hätten transportirt werden sollen." Diesen Abschaum Großbritanniens lernten die Eingebornen zuerst kennen, und wir wissen daß es der schlechteste Theil von 20 Millionen Menschen war, aber jene unwissenden Naturmenschen kennen den Unterschied nicht. Diese Menschen konnten den Eingebornen gegenüber anfangs straflos verfahren, aber wie sich ihre Unthaten mehrten, sannen die Eingebornen auf Rache, und ohne Begriffe von einer europäischen Rechtspflege war es natürlich daß sie nach dem alten, bei allen Völkern geltenden Gesetze, „Blut wider Blut," handelten. So entstanden jene gegenseitigen Verfolgungen, die nun schon über 70 Jahre das Land mit Strömen Blutes tränkten, die noch jetzt vorkommen, und die fortdauern werden bis der letzte der Australier durch den Weißen vernichtet worden ist. In neuerer Zeit, wo der überwiegende Theil der Europäer schon aus moralisch bessern Menschen besteht, hat man bei den Ueberfällen durch die Eingebornen bessere Untersuchungen angestellt, und fast immer ist die Thatsache bestätigt worden daß die Veranlassung durch die Ermordeten selbst gegeben war, indem diese sich der größten Verbrechen schuldig gemacht hatten.

Man muß leider zur Ueberzeugung kommen daß gegen dieses Vernichten eines Stammes unserer Mitmenschen alle Bemühungen edler gesinnter Menschen fruchtlos seyn werden. Einige Ansiedler haben versucht — und es war sicher der richtige Weg zum Ziel zu gelangen — den Eingebornen Lust zur Arbeit und zum Erwerb beizubringen. Es wurde hiedurch, so wie durch die Regierung, indem sie sie mit Nutzen als Polizeidiener verwandten, der Beweis geliefert daß die Eingebornen nicht so ganz unfähig sind sich nützlich zu machen. Aber gleich fanden sich Uebelgesinnte die daraus Vortheil zogen, während der Ernte oder bei andern dringenden Gelegenheiten 6 bis 8 Wochen lang die Arbeiter benutzten, und sie dann mit Schlägen statt mit Lohn fortjandten. Was ist natürlicher als daß der dadurch erweckte Haß und das Mißtrauen gegen die Europäer die Bestrebungen einzelner völlig fruchtlos machen?

Versuche den Kindern eine vollkommen christliche Erziehung zu geben, sind alle mißlungen. Selbst wenn sie so jung von den Eingebornen genommen wurden daß sie unmöglich eine Erinnerung an ihren Ursprung haben konnten, und aufgewachsen im Schooß einer europäischen Familie, inmitten aller Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens, sind noch jedesmal solche Kinder plötzlich verschwunden und wieder zu der wilden Lebensart ihrer Eltern zurückgekehrt. Ueber ihre fernern Schicksale hat man nie etwas erfahren, und wird die Vermuthung oft ausgesprochen daß sie geraubt oder gar durch ihren Stamm umgebracht worden seyen. Oder sollte die Natur jene Liebe zu dem freien ungebundenen Leben so tief ins Herz gepflanzt haben, daß sie nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt unter gebildeten Menschen dem Drang nicht widerstehen konnten, und freiwillig zu der elenden Existenz ihrer Stammgenossen zurückkehrten und im Laufe einiger Jahre wieder so verwilderten, daß sie nicht mehr

von ihren andern Landsleuten zu unterscheiden waren? Auch dieß hat manche Gründe für sich, so daß man es fast annehmen darf. Gibt es doch selbst Beispiele daß Europäer, durch den einen oder andern Zufall unter die Eingebornen gekommen, viele Jahre mit ihnen umherzogen und zuletzt nur noch durch ihre Farbe sich von denselben unterschieden. Ein merkwürdiges Beispiel hievon lieferte ein James Buckley, welcher 34 Jahre lang unter den Stämmen der jetzigen Colonie Victoria lebte, und erst vor wenigen Jahren in Hobart Town starb. [1]

Der Bumerang ist jedenfalls die merkwürdigste Waffe der Wilden, und wenn es dem Europäer auch möglich ist die Eigenschaften desselben nach mathematischen Grundsätzen zu erklären, es ist ihm doch die Handhabung sonst noch nie gelungen, und muß der Handgriff im Schleudern wohl das wichtigste seyn. Der Bumerang wird aus möglichst hartem Holz verfertigt, ist etwa 2½ Fuß lang, 2 Zoll breit, ¼ Zoll dick, aber nach den Kanten zu scharf werdend. Die Gestalt läßt sich am besten denken wenn man zwei Lineale, jedes 1—1¼ Fuß lang, so aneinander hält daß sie einen Winkel von etwa 135 Graden bilden. Diese Waffe wird von den Eingebornen mit unglaublicher Geschicklichkeit gehandhabt, und kann selbst, im Krieg angewandt, einen Menschen tödtlich verletzen. Sie wird sowohl in gerader Richtung, wie in die Höhe geschleudert, und besteht die Eigenthümlichkeit darin daß sie, wenn sie ihr Ziel nicht trifft, zu den Füßen des Schleuderers zurückkehrt; ja die Eingebornen sind so geschickt darin daß sie bestimmen können wo der Bumerang wieder niederfallen soll, oder daß sie einen neben ihnen befindlichen Gegenstand unfehlbar treffen, trotzdem daß sie die Waffe erst einen 40—50 Fuß langen Weg von sich durch die Luft machen lassen. Die Versuche der Europäer es ihnen nachzumachen, enden aber gewöhnlich damit daß sie sich selbst blutig beschädigen.

Die beständigen Kriege unter den Eingebornen, wenn auch kaum diesen Namen verdienend, tragen doch zum allmählichen Untergange derselben viel bei. Es fallen selten mehr als ein paar Menschen, aber die häufigen Wiederholungen, da ein Stamm oft 2—3mal im Laufe eines Jahres mit seinen Nachbarn in Händel geräth, machen die Verluste im Verlauf eines Menschenalters bei der schwachen Bevölkerung doch sehr fühlbar. Die Ursache der Kriege ist fast immer der Raub einer australischen Helena, und umgekehrt wie in Europa, wo nur die Männer darum kämpfen würden, nehmen in Australien auch die Weiber lebhaften Antheil daran, wenigstens kämpfen diese in den Schlachten mit ihren Zungen, und Augenzeugen behaupten daß sie in dieser Fertigkeit mancher ihrer weißen Schwestern nicht nachstehen werden. Aber sowie die Europäerin sich der Pflege der Verwundeten annimmt, so auch das australische Weib, nur daß dieses weniger mit Verbandmitteln bekannt ist, und die Wunde einfach mit einer Handvoll Lehm stopft.

Eine sich unwillkürlich aufdringende Frage: werden die australischen Colonien nicht dem Beispiel Nord-Amerika's folgen und sich von England frei machen? ist leicht beantwortet. Unfehlbar werden sie es, sowie sich die Interessen dieser Länder mit denen Großbritanniens kreuzen; aber wann dieser Zeitpunkt eintreten wird, das ist eine andere Frage, deren Lösung größere Schwierigkeit findet.

Nach dem Beispiel Bruder Jonathans würde dieses Ziel nicht gar ferne liegen. Aber zur Zeit des Abfalls der nordamerikanischen Colonien hatte man in Europa und selbst in England noch falsche Ansichten über Colonien und deren Werth. Man betrachtete sie als Institute aus denen man den möglichst großen directen Geldnutzen ziehen wollte, während man die wahren Vortheile: das Wegschaffen der überzähligen Arbeitskräfte, die dadurch herbeigeführte Entwickelung des heimathlichen Handels und der Industrie, die Hebung des Schiffbaues und der Schifffahrt, die Ausbildung der Flotte und des Heeres gänzlich aus den Augen verlor. Junge Colonien haben aber ebensowenig wie junge Leute die im bürgerlichen Leben sich eine Existenz zu gründen bestreben, Ueberfluß an Capitalien, und müssen dasjenige was sie erwerben wieder in neuen Unternehmungen anlegen um vorwärts zu kommen. Im gewöhnlichen Leben genügen wenige Jahrzehnte um die Verhältnisse zu ordnen, aber bei der Entwickelung eines jungen Staates erfordert es ein Jahrhundert oder gar mehr. Die Besteuerung der nordamerikanischen Colonien war daher eine Quelle fortwährender Unzufriedenheiten, und es konnte nicht ausbleiben daß sie bei der endlichen Erstarkung ihrer inneren Verhältnisse das sie drückende Joch abwarfen. Aber gegenwärtig, wo der Dampf und der Eisendrath es möglich machen mit unseren Antipoden so schnell zu verkehren wie zu jener Zeit zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer, ist man auch in England über die wirklichen Bedürfnisse der Colonien und über die Gesinnung ihrer Bewohner besser unterrichtet, und man nimmt sich wohl in Acht ihnen anstößige Gesetze vorzuschreiben. Seitdem nun die gesetzgebende Gewalt von dem britischen Parlament auf die Parlamente der einzelnen Colonien in der Constitution von 1855 übertragen wurde, sind diese eigentlich schon in die Reihe freier Staaten getreten, und haben jetzt alle Vortheile welche darin liegen der britischen Nation anzugehören, ohne damit die Nachtheile der Schuldenlast, der Kosten der Armee und der Flotte tragen zu müssen.

Unstreitig ist dieß eine glückliche Lösung der Verhältnisse zwischen den Colonien und dem Mutterland, und man darf wohl annehmen daß die Trennung dadurch, wenn auch gerade nicht verhindert, so doch auf einen langen Zeitraum, vielleicht so lange als Britanniens Macht überhaupt dauert, hinausgeschoben ist.

Sowie England durch den Abfall seiner nordamerikanischen Colonien eine schwere Lehre erhielt, seine Volkspflanzungen, wenn zum Mannesalter erstarkt, nicht mehr am Gängelbande zu leiten, so haben die anderen Colonien daraus den Vortheil gezogen daß sie einsehen wie leicht die schnellaufgeschossene Blume der Freiheit wieder verblüht, oder, mit anderen Worten, wie die Freiheit leicht in eine Despotie des Pöbels ausartet. Die Guten und Wohlunterrichteten in den australischen Colonien sehen durch die jetzigen Zustände der

[1] Ueber seine Schicksale s. Ausland 1858 S. 446.

Vereinigten Staaten sehr wohl ein wie gefährlich es seyn würde die executive Gewalt zu schwächen, es liegt also auch schon in ihrem Interesse dieserhalb den Schutz der britischen Regierung beizubehalten.

Wie die Gesinnungen jetzt in den Colonien sind, so muß man sie als durch und durch dem britischen Staat angehörig betrachten. Bei den jüngsten Ereignissen des Krimkrieges und der Revolte in Indien zeigten sie eine Theilnahme wie man sie wohl kaum in England sah, und wenn sie auch nicht verpflichtet sind zu den Kosten der englischen Kriege beizusteuern, so haben sie doch jedesmal durch freiwillige Gaben, der Parlamente wie der Privatpersonen, bewiesen einen wie hohen Werth sie auf das Gedeihen ihres Ursprungslandes legen. Auch die in den letzten Jahren wiederholt kundgegebenen Loyalitätsbeweise gegen ihre Königin bestätigen dieß, und wenn die Reise einer Deputation der Stadt Melbourne um der Königin zur Geburt ihres Enkels, des Prinzen von Preußen, Glück zu wünschen, fast an das Lächerliche streift, so liegt doch in der Größe der Entfernungen und der Verhältnisse wieder etwas das zur Bewunderung drängt, und die Brust des Engländers mit Stolz erfüllt. Selbst der Sträfling in Vandiemensland, verfolgt und ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft in der Heimath, das Herz durch Verbrechen auf Verbrechen allen sittlichen Gefühlen entfremdet, glüht dennoch vor Vaterlandsliebe, die nur einer geringen Anfachung bedarf um zur hellen Flamme aufzuloden. Dem Schreiber dieser Zeilen sind während seines Aufenthalts in Vandiemensland Beweise genug davon geworden mit welcher Anhänglichkeit diese Menschenclasse noch an ihrem Geburtsland hängt, das sie aus wohlverdienter Strafe nie wiedersehen wird, und mit welcher Ehrfurcht, ja man möchte fast sagen religiöser Verehrung, sie den Namen ihrer Königin nennt, so daß man nicht zweifeln darf jeder würde freudig und willig sein Leben für sie und dadurch für die Ehre seines Volkes opfern. Daß sich solche Stimmungen ändern würden, wenn während zwei oder drei Geschlechtern die Zahl der dort Gebornen sich so mehrt daß die direct Eingewanderten nur eine kleine Anzahl bilden, und sich die Nachkommen der Deutschen und anderer Nationen erst mehr an dem öffentlichen Leben betheiligen, wollen wir bezweifeln. Vorläufig wurzelt aber die britische Macht so fest in diesen Colonien wie in denen Canada's, daß sie eine bedeutende Stütze abgeben werden wenn der Kampf zwischen Frankreich und England ausbrechen sollte.

Von den verschiedenen australischen Colonien ist Neu-Süd-Wales, mit Sydney als Hauptstadt, die älteste, und behauptete bis vor wenigen Jahren auch den ersten Rang, aber ihre jüngere Schwester Victoria macht ihr diesen jetzt schon streitig, und überflügelt sie nun um 200,000 Einwohner. Im vorigen Jahre (1859) ist Neu-Süd-Wales wiederum durch den zu einem selbständigen Staate gebildeten nördlichen Theil Queensland mit Moreton-Bay als Hauptstadt verringert worden, und es ist mehr als wahrscheinlich daß, sowie sich die Bevölkerung vermehrt und dadurch auch die Interessen der verschiedenen Districte in Zwiespalt gerathen, sich aus Neu-Süd-Wales, wie aus den anderen Colonien, noch verschiedene Staaten bilden werden. Es ist keinem Zweifel unterworfen daß dieß eine sehr heilsame Maßregel ist die Entwickelung des Landes zu befördern und die wahren Bedürfnisse des Volkes zu erforschen. Wenn z. B. alle Colonien Australiens in eine einzige verschmolzen würden, möchte es der Volksvertretung oft unmöglich seyn die so verschiedenen Interessen der Viehzüchter von Neu-Süd-Wales, der Goldgräber von Victoria, der Ackerbauer von Süd-Australien, der Holzhändler und Walfischfänger Tasmaniens u. s. w. gründlich zu erforschen und zu vereinigen. Die verschiedenen Parlamente beschäftigen sich nur mit den inneren Angelegenheiten, die Vertretung des Ganzen zu der übrigen Welt liegt noch in Händen der englischen Regierung; es wird aber ein Rath aus Abgeordneten sämmtlicher Parlamente gebildet, der auch dieses überwachen wird.

Obgleich Neu-Süd-Wales der Volkszahl nach nicht mehr die bedeutendste Colonie ist, so behauptet sie doch eine Art Uebergewicht, indem einerseits ihr Gouverneur zugleich Generalgouverneur sämmtlicher Colonien ist, andrerseits sich dort auch die Verhältnisse schon mehr befestigt und namentlich bedeutende Reichthümer angesammelt haben. Jetzt wo die Postverbindung mit Europa noch den alten Weg über Suez geht, wurde sich der Schwerpunkt Australiens mehr nach Melbourne ziehen, aber die in diesem Jahr wahrscheinlich schon vollendete telegraphische Verbindung über Britisch-Indien, Singapur, Java und durch die Torresstraße wird in Sydney mit den australischen Drähten zusammentreffen, ebenso auch nach Durchstechung der Landenge von Panama (!) die Dampfschifffahrt diesen Weg nehmen, und Sydney wieder der erste Platz werden von dem der Verkehr mit Europa ausgeht. Auch wenn das letztere noch nicht sobald eintreten würde, so kann doch nicht ausbleiben daß man endlich den so viel kürzeren Weg durch das Korallenmeer und die Torresstraße, um nach Indien und Europa zu gelangen, durch Verminderung der Gefahren vermittelst Leuchtfeuer, Baken u. s. w. möglich machen wird.

Sydney, mit seiner Bevölkerung von 80,000 Seelen, mit seiner prächtigen Lage auf Hügeln und Sandsteinfelsen, mit seinen herrlichen Fernsichten auf die Buchten und die mit Landhäusern geschmückten Ufer des Hafens, ist die Krone der australischen Städte. Es ist das Neapel Australiens. Mit demselben Klima, dem Klima der Orangen und des Lorbeers bedacht, vereinigt es noch andere Vorzüge, denn es ist der Wohnsitz eines arbeitsamen vorwärtsstrebenden Volkes. Sydney trägt in seinem Aeußern von allen australischen Städten am meisten das Gepräge einer europäischen, d. h. einer englischen Stadt, da es noch nicht nach einem so regelmäßigen Plan mit breiten, sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen gebaut, sondern erst nach und nach entstanden ist. Auch die Straßen sind schon mehr ausgebaut, und man findet weniger einzeln stehende Häuser als in den neuern Städten. Die Bauart der Häuser ist jene Englands, meistens aus Sandstein, und verstehen es die Engländer schon dem Aeußern derselben eine Freundlichkeit zu geben welche unwillkürlich auf die Behaglichkeit im Innern schließen läßt. Daß die Städte in neuen Ländern, wie Australien, ein besseres Aus-

sehen als die unsrigen haben, ist natürlich, da sie so viel jünger sind und einst auch alle Verbesserungen der Neuzeit, Gasbeleuchtung, Wasserleitung, Sielbau, Trottoir, Pflasterung viel vollkommener und praktischer einrichten können. Die Straßenpflasterung mit Feldsteinen, für unsere deutschen Hühneraugen und Gehörnerven oft so schmerzlich, ist dort gänzlich unbekannt; die Straßen sind alle macadamisirt, eine Einrichtung welche für Menschen wie Pferde viel zuträglicher ist (?).

Die Bevölkerung von Sydney und überhaupt von Neu-Süd-Wales hat den Charakter ihres Ursprungs noch nicht ganz verloren. Obgleich die Transportation nach dieser Colonie seit einem Vierteljahrhundert aufgehört hat, und wenn auch neun Zehntel der jetzigen Bevölkerung Eingewanderte oder Freigeborne sind, so gibt es doch noch zu viele alte Verbrecher, als daß der moralische Zustand dieser Colonie nichts zu wünschen übrig lassen sollte. Das am meisten, und namentlich unter den niedern Ständen, verbreitete Laster ist die Trunkenheit, von deren Ausdehnung wir Deutschen uns keinen Begriff machen können. Schon von Haus aus dazu geneigt, wird der Engländer durch die dortige trockene und heiße Luft und durch harte Arbeit noch mehr dazu verleitet, und selbst mancher welcher vielleicht nie Neigung zum Trunk hatte, wird durch das Beispiel anderer verführt. Leider bleibt es hiebei nicht, und das starke Register von Morden, Einbrüchen, Diebstählen, welches vierteljährlich von den Gerichtshöfen abgehandelt wird, zeugt bei näherer Untersuchung fast immer dafür daß der Ursprung aller Verbrechen in dem unbezwingbaren Hang zum Trunke lag. Auch in den höhern Schichten der Gesellschaft herrscht diese Untugend mehr als in andern Ländern, und wenn die Folgen derselben dann auch nicht so schlimm sind, so werden sie doch oft lächerlich.

Die dort gebornen Nachkommen der Europäer ähneln den Nordamerikanern. Die Männer sind meistens sehr lang, mager und musculös, die Frauen von einer außerordentlichen Schönheit, welche aber sehr schnell vergeht, und das einzige ist was man zu ihrem Lob anführen könnte. Männer wie Frauen sind den Eingewanderten und den Bewohnern der andern Colonien unter dem Spottnamen Cornstalks (Strohhalme) bekannt, wie die in der Colonie Tasmania Gebornen durch ihre eigenthümliche Leidenschaft für das terpenthinhaltige Harz der Bäume den Namen Gumsuckers (Gummisauger) erhalten haben. Möglich daß diese Benennungen dermaleinst eine ebenso weite Verbreitung wie der Name der Yankees erhalten werden.

Die Deutschen sind in dieser Colonie sehr zahlreich, jedoch in Victoria und Süd-Australien verhältnißmäßig in großer Menge. Die Ursache davon mag hauptsächlich darin liegen daß die Gesetze über den Verkauf des Landes in dieser Colonie dem Manne mit geringen Mitteln weniger günstig sind, und auch weil die in jenen Ländern einmal angesiedelte größere Anzahl seiner Landsleute eine bedeutendere Anziehungskraft übt. Die chinesische Einwanderung nahm sehr überhand; indessen die neuerdings getroffenen erschwerenden Maßregeln, eine Eingangssteuer von 10 Pfd. St. per Zopf und andere Abgaben, haben dieser Concurrenz einigermaßen Einhalt gethan. Es liegt freilich eine große Inconsequenz darin daß England sich in China mit Waffengewalt Handelsfreiheit erzwingt, und den Bewohnern des himmlischen Reiches in seinen eigenen Ländern diese verjagt; aber die Chinesen sind die Heuschrecken der Menschheit, wo sie sich in Schwärmen niederlassen, da wird es den andern Menschen unmöglich noch Nahrung zu finden, und die Nothwendigkeit muß eine anscheinend ungerechte Maßregel rechtfertigen. (!)

Obgleich in dieser Colonie zuerst das Gold entdeckt wurde und dem Aufblühen derselben einen gewaltigen Impuls gab, so hat dieser Erwerbszweig doch nur den zweiten Rang behauptet, und die Schaf- und Viehzucht ist noch immer die Hauptquelle des größten Reichthums des Landes. Diese ist ganz in den Händen der Squatters, der Aristokratie des Landes. Wenige derselben sind Leute die in Europa sich viel um einen Ochsen oder einen Bock bekümmert haben, fast alle haben andern Ständen angehört, und bestehen aus Land- und Seeofficieren, Advocaten, Aerzten, Theologen und Kaufleuten. Mit einem mäßigen Capital ausgerüstet, und ebenso mit der Hauptsache, einem gesunden Menschenverstand, versehen, wurde es ihnen verhältnißmäßig leicht ihr neues Gewerbe zu lernen, und wohl keiner ist darunter der nicht in dem schönen freien Leben schon einen reichlichen Ersatz für die verlorenen Freuden der Heimath gefunden hat. Aber auch ihre Unternehmungen gediehen, der jährliche Zuwachs der Heerden vermehrte sich immer mehr, und bedeckt nun das Land bis an die Gränzen des unfruchtbaren Innern; der Zuwachs der Bevölkerung in Folge der Golddeckungen und die Verbesserung der Verkehrsmittel verdoppelten den Werth ihrer Producte dergestalt, daß sie jetzt fürstliche Einkommen genießen. Jene 40 bis 50 Millionen Pfund Wolle welche Australien jährlich auf den europäischen Markt liefert, nebst dem bedeutenden Quantum Talg und Häute welches denselben Weg geht, und das ungeheure Gewicht Fleisch welches die dortige Bevölkerung verbraucht, etwa 500 Millionen Pfund jährlich, es ist der Verdienst einiger wenigen hundert Squatters; ja einzelne sollen einen jährlichen Gewinn von mehr als 100,000 Pfd. St. haben. Diese Classe, im Besitz von Geld und Intelligenz, hat jetzt schon einen sehr bedeutenden Einfluß, und wird durch Verleihungen der Ritterwürden seitens der englischen Regierung immer mehr und mehr der englischen Aristokratie ähnlich, und wenn durch die übrige Bevölkerung in Schranken gehalten, ist sie für das Gedeihen des Landes sicher besser als die Pöbelwirthschaft der Vereinigten Staaten.

Der eigentliche Ackerbau und die Gewinnung von Milch und Butter ist in den Händen der unbemittelten Ansiedler. Der Ackerbau ist in Neu-Süd-Wales ungefähr so weit daß er in günstigen Jahren die Bedürfnisse des Landes liefert. In der Obscultur sind die Orangen die Hauptsache, und Sydney versorgt die andern Colonien damit. Die übrigen Südfrüchte werden auch gebaut, aber noch nicht genug um zur Versendung zu kommen. Der Weinbau ist auch erst in der Kindheit, aber doch schon weiter vorgeschritten als in den

übrigen Colonien, und es kann nicht ausbleiben daß dieses Land mit seinem wolkenlosen Himmel und Schieferboden einst ein bedeutendes Weinland werden wird. Es sind hauptsächlich Deutsche die sich hiemit beschäftigen. Die Goldproduction beträgt ungefähr eine Million Pfd. St. jährlich, und ist in der Zunahme begriffen. Bisher haben die Goldfelder Victoria's noch eine so große Anziehungskraft geübt, weil das edle Metall dort der Oberfläche näher lag; allein sie sind fast gänzlich ausgebeutet, und man muß in bedeutende Tiefen graben um es zu erhalten. Das Goldgraben einzelner Menschen wird daher immer schwieriger, es erfordert bedeutende Capitalien sowie Dampfmaschinen, und geht in Bergbau über. Dieß ist für ein Land unstreitig vortheilhafter als das unbestimmte, selten gewinnbringende Arbeiten der jetzigen Goldgräber. Auch in Neu-Süd-Wales ist in größerer Tiefe ein eben so großer Reichthum an Gold wie in dem benachbarten Victoria, die Formation der Gebirge ist dieselbe; es ist daher auch anzunehmen daß die Gewinnung durch wissenschaftlich betriebenen Bergbau zunehmen wird. Einen besondern Vortheil hat diese Colonie durch ihren Reichthum an Kohlen, durch die Güte derselben und durch die vortheilhafte Lage der Minen in der Nähe des guten Hafens von New-Castle. Sie stehen den englischen Kohlen gleichen Namens wenig nach, und werden, da die Kohlen der andern Colonien von sehr geringer Qualität sind, überall hin versandt. Schon jetzt gebraucht die Stadt Melbourne jährlich 80,000 Tonnen (à 20 Ctr.) Kohlen, deren Verfuhr einer ganzen Flotte von Schiffen Beschäftigung gibt.

Die Industrie ist in einem so jungen Lande natürlich noch von geringer Bedeutung, aber so wie der Arbeitslohn durch vermehrte Einwanderung geringer wird, wird sich diese mehr heben. Eine Dampfmaschine war schon im Jahr 1815 in Sydney in Thätigkeit, also wohl früher als selbst in Deutschland, und die Anwendung der Dampfkraft in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ist bei dem Mangel an Menschenhänden dort viel weiter vorgeschritten als in den Ländern Europa's.

Indische Schlangen.

(Aus Chambers's Journal.)

Ich saß einmal in einem Orte Namens Oatagherry, zwischen Madras und der malabarischen Küste, in einem für Reisende bestimmten Bangalo, und mein Freund S. hatte neben der Thüre Platz genommen, um so hell als möglich zu haben, indem er irgend ein Werk aus der kleinen Bibliothek las mit welcher die Regierung und freiwillige Beisteuern solche Bangalos ausstatten. Plötzlich bemerkte ich daß sich eine große Schlange um die Lehne seines Stuhls ringelte und ihren Kopf zwischen seinen Arm und seinen Leib zu bringen trachtete, gleich als ob sie nach irgend einem andern Haltpunkt suchte. Einen Augenblick lang war ich wie gelähmt, im nächsten hatte die Schlange ihren Zweck bereits erreicht, und wickelte sich um den Hals des jungen Officiers. In demselben Moment trat zur gegenüberstehenden Thür auch ein Diener herein, welchen dieser Anblick in solchen Schrecken setzte daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Glücklicherweise war mein Freund ein Mann von außerordentlicher Nervenkraft und großer Geistesgegenwart; er erkannte sofort daß seine einzige Aussicht auf Rettung darin bestehe sich so ruhig wie möglich zu verhalten, als wäre er eine Bildsäule; denn die geringste Bewegung würde die Schlange beunruhigt haben, und alle Hoffnung auf Rettung wäre verschwunden gewesen. Ich meinerseits saß bewegungslos da; das Blut war mir, so zu sagen, in den Adern gefroren. In sehr wenigen Secunden kehrten glücklicherweise der Diener und die Palki-Träger vom Tope zurück, wo sie ihr Curry (ein ostindisches aus mehreren Eßwaaren gemischtes Gericht) und ihren Reis erhalten hatten, und das durch ihre Ankunft verursachte Geräusch setzte die Schlange (die sich eben ganz um den Leib meines Freundes gewickelt hatte) in solchen Schrecken, daß sie sich rasch aufrollte und in ihre Höhle hinwegkroch. Allein kaum sah sich S. gerettet, so sank er in Ohnmacht, und meine Angst war so heftig gewesen daß ich mich noch viele Tage hernach unwohl fühlte. Als wir dieses Abenteuer dem Major W., den wir auf der nächsten Station trafen, erzählten, gab er uns eine seiner eigenen mit Schlangen gemachten Erfahrungen zum besten.

„Ich befehligte," sagte der Major, „die Abtheilung Fußartillerie die im Fort zu Masulipatam stationirt war — ein entsetzlicher Platz, wie Sie wissen, meine Herren, für einen Christen der dort Quartier nehmen soll. Meine Frau war eben von einer schweren Krankheit in der Genesung begriffen, und seit vielen Tagen zum erstenmal wieder im Stande mit mir zu Tische zu sitzen. Zum Glück war ich an jenem Tag bei einem Garnisonskriegsgericht, und hatte meinen Säbel mit seinem Gurt an die Stuhllehne gehängt. Unser Bangalo war ein mit Ziegeln bedeckter, er hatte keine zwischenliegende Plattform noch irgendein anderes Dach. Plötzlich fiel zwischen uns auf den Tisch eine ungeheure Cobra herab, die unter den kegelförmigen Ziegeln wahrscheinlich auf Eichhörnchen-Nester Jagd gemacht hatte. Ihren behaubten Kopf erhebend und entsetzlich zischend, drohte sie bald auf mich, bald auf meine Frau sich zu stürzen, und stieß ihre giftigen Fangzähne einen vollen Zoll weit hervor. Meine Frau fiel vollkommen bewußtlos in ihren Stuhl zurück, ich selbst verwandte eine Secunde lang kein Auge von der Schlange, zog aber mittlerweile sachte meinen Säbel aus der Scheide, sprang in demselben Augenblick auf die Seite, und trennte ihr mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe. Nur mit knappster Noth waren wir beide dieser Gefahr entronnen."

Einige Zeit später wohnte ich in Tschittur, in Nord-Arcot, und daselbst befand sich ein kleines abgesondertes Magazin oder Godown, wie man sie nennt, wo ich meinen Vorrath von Bier und andern europäischen Luxusgegenständen aufbewahrte. Ich trug den Schlüssel zu diesem Platze stets

bei mir, und gieng eines Morgens, wie gewöhnlich, hinein um einige Artikel für den Gebrauch des Tages zu holen. Die Thür war die einzige Stelle zum Ein- und Ausgehen, und das Godown, das mit Palmblättern bedeckt war, konnte sich nicht eines einzigen Fensters rühmen, denn Dunkelheit ist in diesen heißen Ländern ein Hauptforderniß für diese Art Magazine. Die Gegenstände welche ich wünschte befanden sich in dem der Thür gegenüberliegenden fernsten Theile des Raums; kaum aber bückte ich mich nieder um die gewünschten Dinge hinwegzunehmen, so hörte ich ein furchtbares Geräusch hinter mir. Als ich mich umwandte, sah ich eine Cobra und eine Ratte, welche sich eine regelmäßige Schlacht lieferten. Die Cobra war hinter den Jungen der Ratte gewesen, und die in Wuth versetzte Mutter dürstete nach Rache. Obgleich wegen meiner eigenen Sicherheit sehr in Sorgen — denn ich mußte beim Fortgehen nothwendig an der Schlange vorbei — so erregte doch der Kampf bald das höchste Interesse für mich. Anfangs kämpfte die Ratte mit der größten Vorsicht, indem sie mit merkwürdiger Behendigkeit von Seite zu Seite sprang und den Giftzähnen der Cobra auswich; endlich indeß stach die Schlange — welche in der Zwischenzeit viele schwere Bisse erhalten hatte — ihren Gegner, und nun wurde die Ratte, als ob sie gewußt daß sie rettungslos verloren sey, um ihr weiteres Schicksal gleichgültig, und machte sich eng an ihren Widersacher. In weniger als zwei Minuten gelang es ihr die Schlange zu tödten, worauf sie auf die Seite kroch, sich auf einiges Stroh legte, und als Sieger unter den größten Schmerzen das Leben aushauchte.

So weit meine Erfahrungen reichen, habe ich übrigens nie wahrgenommen daß Schlangen der angreifende Theil gewesen, außer wenn man sie in eine Sackgasse trieb, oder während der Brutzeit. Dann ist die Cobra in der That fürchterlich; ja in Tellitscherry machte einmal eine solche nahezu eine halbe Stunde lang Jagd auf mich, und ich entgieng dem Thier nur dadurch daß ich auf schnellste hin und herrannte bis ich endlich auf einen starken Bambu stieß, und mit dieser Waffe mich ihrer bald entledigte. Im günstigsten Fall bleibt ein Kampf mit der Cobra immerhin eine anstrengende Arbeit: ein falsches Zielen, und man ist verloren. Man glaubt häufig, die grüne indische Schlange — welche gewiß ein hübsches Thier ist, wenn überhaupt an der Gestalt einer Schlange etwas hübsch seyn kann — sey unschädlich; ich kann das Gegentheil beweisen.

Sollte einer oder der andere der Leser jedoch die Naturgeschichte der Schlangen vollkommen studieren wollen, so empfehle ich ihm einen ein- oder zweimonatlichen Aufenthalt zu Bangkok, in Siam. Er wird dort die Freude haben eines Morgens bei seinem Erwachen eine Schlange aus einer Höhle in jeder Ecke seines Zimmers hervorschauen und zwei oder drei kleine auf dem Fußboden miteinander Versteckens spielen zu sehen. Wirft er einen Blick auf die Zimmerdecke, so wird er eine zur Eidechsen-Sippe gehörige Schlange bemerken, die man ihres eigenthümlichen Geschreies wegen Toquay nennt — eine Eidechse die aussieht als sey sie ausätzig, und welche die erstaunliche Fähigkeit besitzt zehn Yards weit von einer aufrechtstehenden Mauer auf eine andere zu springen. Wenn er seine Neigung zum Studium noch weiter treibt, so kann er die Geheimnisse eines siamesischen Badhauses in den Kreis seiner Forschungen ziehen, und einen Alligator als Hauptbestandtheil desselben finden. Er wird auch Gelegenheit in Fülle haben seine Sammlungen aus seinem Suppenteller, seiner Theetasse, seinem Weinglas, oder seinem Haupthaar, oder vom Rücken seiner Hand mit allerlei Exemplaren von Moskitos, Ameisen, Wanzen, Flöhen und andern derartigen lieblichen Geschöpfen zu bereichern. Auch braucht er, wenn er des Tages Last und Hitze getragen, und der Ruhe und Bequemlichkeit halber in seine Pantoffeln schlüpft, nicht erstaunt zu seyn wenn er einen Skorpion in dem einen, einen Hundertfuß im andern findet, während eine Colonie weißer Ameisen die litterarischen Schätze in seinem Bücherschrank durchwühlt.

Ermordung der Mannschaft auf dem der patagonischen Mission angehörigen Schiff „Allen Gardiner."

Eine englische Missionsgesellschaft unterhält seit einer Reihe von Jahren eine Mission auf den Falklands-Inseln, in der Absicht die Stämme Patagoniens und des Feuerlandes am äußersten Ende des amerikanischen Continents zu christianisiren. Die Gesellschaft hatte seit dem Beginn ihres Werkes, in Folge des wilden Charakters der Patagonier, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mehrere ihrer Missionarien sind dem Hungertod in dem feindlichen Land erlegen. Nichtsdestoweniger hat die Gesellschaft ihre Operationen fortgesetzt und neue Arbeiter gesendet, worunter auch zwei Deutsche (Schmid und Hunsiker), Zöglinge der Missionsanstalt auf St. Chrischona bei Basel, sich befinden. Die Gesellschaft unterhält ein eigenes Missionsschiff um die Verbindung zwischen der Centralstation auf den Falklands-Inseln und der patagonischen Küste zu unterhalten. Mit großer Mühe gelang es ihr eine Anzahl Patagonier nach den Falklands-Inseln zu bringen, um den Missionarien Gelegenheit zu verschaffen die Sprache und Sitten der patagonischen Stämme kennen zu lernen, einzelne Individuen derselben zu unterrichten, und sie nach ihrer Rückkehr in ihr Vaterland als Gehülfen und Vermittler der europäischen Missionarien zu gebrauchen, welche nur auf diese Weise Eingang in das verschlossene Land finden konnten, gerade wie es früher mit Neu-Seeland und einigen andern australischen Inseln der Fall gewesen war, als die ersten Missionsversuche gemacht wurden. Hören wir nun die Beschreibung, welche Hr. Walther Stirling, Secretär der patagonischen Missionsgesellschaft in England, über das tragische Ende der Mannschaft des Schiffes „Allen Gardiner" gibt.

„Der Schauplatz des Mordes war Wollyah, der Hauptsitz eines feuerländischen Stammes, mit dem wir bisher auf sehr freundschaftlichem Fuß gestanden waren. Es war dieß der Stamm von welchem wir 14 Eingeborne erhalten hatten, die auf der Centralstation der Falklands-Inseln unterrich-

tet wurden und uns zu schönen Hoffnungen berechtigten. Kaum einige Tage ehe der Mord am 6 Nov. 1859 stattfand, hatte unser Missionsschiff neun von diesen Eingebornen in ihre Heimath zurückgebracht. Solange sie bei uns waren, machten sie merkwürdige Fortschritte in Betreff ihres moralischen und physischen Zustands. Ihre Manieren wurden ganz europäisch, und bei allen äußern gottesdienstlichen Uebungen waren sie gerne zugegen und verhielten sich musterhaft. Zwei Jünglinge insbesondere versprachen viel gutes für die Zukunft und zeigten in der That nicht geringe Verstandeskraft. Auch die Frauen waren gewandt, reinlich und fleißig. Unsere Freunde machten Fortschritte in der Kenntniß der patagonischen Sprache, Uebersetzungsversuche wurden gemacht, und Stücke aus den 10 Geboten in der Sprache des Feuerlands wurden regelmäßig beim Gottesdienst vorgelesen dem die Eingebornen beiwohnten. Man hatte große Hoffnung in kurzem noch mehr gutes und auf bleibendere Weise auszurichten. Doch ich will zu der Mordgeschichte in Wollyah zurückkehren. Es scheint daß der Schooner „Allen Gardiner" diesen Ort am 1 Nov. erreichte, und daß mit Ausnahme einiger Eingebornen, welche darüber böse waren daß der Capitän ihre Reisebündel vor ihrer Ausschiffung untersuchte, nichts vorfiel was Feindseligkeit besorgen ließ.

„Die Zahl der Eingebornen vermehrte sich von Tag zu Tag, so daß 70 Kähne am Ufer gezählt wurden. Bei frühern Gelegenheiten hatten sie sich zahlreich versammelt und sich aufs freundschaftlichste benommen. Unsere Matrosen giengen täglich ans Land. Geschenke wurden unter den Leuten ausgetheilt, und so weit es die Umstände gestatteten, bemühte man sich angelegentlich die Eingebornen mit der Absicht des Besuchs bekannt zu machen. Sie schienen das freundliche Betragen unserer Matrosen erwiedern zu wollen. Als am Sonntag, den 6 Nov., in Wollyah der Tag anbrach, lag das Missionsschiff ruhig in der Bucht, während am Ufer die Kähne der Eingebornen sich nach und nach aufstellten. Es fiel nichts vor was etwa Besorgniß erwecken konnte; im Gegentheil, der Capitän mit den Katechisten sah kein Hinderniß gegen die Abhaltung des Gottesdienstes am Ufer. Eine große Blockhütte, welche unsere Leute bei einem frühern Besuch aufgerichtet und wobei die Eingebornen sie unterstützt hatten, bot den passenden Raum zur Verrichtung des Gottesdienstes dar. Der Katechist, der Capitän und die Schiffsmannschaft, mit alleiniger Ausnahme des Kochs, giengen ans Land. Unglücklicherweise hatte man es nicht für nöthig gehalten jemanden zur Aufsicht des Bootes zurückzulassen. Ohne Zweifel wollte man den Eingebornen einen Eindruck geben von der Heiligkeit des Tages und der Feierlichkeit des Gottesdienstes. Die ganze Mannschaft sollte deßhalb anwesend seyn. Man begab sich in die Blockhütte, und um halb 11 Uhr Vormittags vereinigte sich die kleine Christenschaar zum Gebet, umringt von etwa 300 Heiden. Der Gottesdienst hatte noch nicht lange angefangen als einer der Matrosen mitten im Heiligthum niederstürzte, getroffen von meuchelmörderischer Hand. Der Verrath war jetzt offenbar, und jedermann lief um sein Leben zu retten, aber die Masse der Barbaren die außerhalb der Hütte waren, stieß in einem Augenblick unsere ganze Partei zu Boden und steinigte sie zu Tod.

„Der Lärm erregte die Aufmerksamkeit des auf dem Schiff zurückgebliebenen Kochs, aber er hatte keine Zeit Hülfe zu leisten, da sein eigenes Leben bedroht war. Er warf sich in ein Boot und ruderte davon, so schnell er konnte. Eine Zeitlang verfolgte man ihn, aber zuletzt gelang es ihm zu landen und einen Wald zu erreichen, wo er sich vier Tage lang versteckte. Durchnäßt, elend und hungrig, wie er war, wagte er es endlich sich den Eingebornen zu nahen. Die erste Partie der er begegnete, beraubte ihn seiner Kleider, aber behandelte ihn im übrigen nicht unfreundlich. Bei seiner Rückkehr nach der Stelle wo die Ermordung stattgefunden hatte, erhielt er wieder Kleider von den Leuten welche das Schiff „Allen Gardiner" geplündert hatten. Gegen drei Monate lebte der Koch unbelästigt unter diesen feindlichen Leuten, welche ihn offenbar mit einiger Hochachtung behandelten. Am 28 Febr. dieses Jahrs miethete der Geistliche, Hr. Despard, ein Schiff zur Aufsuchung der Missionarien. Dieses Schiff nahm den einzigen welcher die Schiffsmannschaft überlebte auf, und brachte ihn nach den Falklands-Inseln. Das Schiff selbst war noch wohlbehalten, aber alles was darin sich befand war geplündert oder zerbrochen."

Panama.

(Fortsetzung.)

Ein Marsch von wenigen Minuten brachte uns zu dem Aspinwall-Hôtel, wo wir den Tag mit einem vortrefflichen Abendessen europäischen Styles und einem Rauchstündchen auf dem Balcon der dritten Stockwerks beschlossen. Das Aspinwall-Hôtel ist ein großes, düster aussehendes, steinernes Gebäude von vier Stockwerken. Es wird von einem Franzosen gehalten, ist ziemlich reinlich und sonst sehr empfehlenswerth. Die Bedienung wird von etwa einem Dutzend deutscher Kellner besorgt, und die Zimmer sind nach einem socialistischen System eingerichtet, denn es befinden sich 10 bis 12 Lagerstätten in jedem. Glücklicherweise war die Zahl der Gäste gering, und so hatten wir nicht allein den Vortheil uns die reinlichsten und weichsten Betten aussuchen zu können, sondern wir durften uns auch den Luxus gestatten das Lager zu wechseln wenn es uns zu heiß wurde, oder die Mussitos uns quälten.

Am andern Morgen erwachte ich bei guter Zeit, denn sobald der Tag graute, erhob sich auf der Straße ein Lärm wie ich ihn nie zuvor gehört hatte. Wenn sich der geneigte Leser vorstellen kann wie es klingen würde wenn fünfzig wahnsinnige Neger, so schnell und so heftig als es ihnen möglich, mit 50 Pflastersteinen auf 50 kupferne Kessel schlügen, so hat er ungefähr einen Begriff mit welcher Musik ich geweckt wurde. Es war der Ehrentag irgend eines Heiligen — fast

jeder Tag im Jahr ist in Panama irgend einem Heiligen geweiht — und man feierte ihn durch das klappernde, klirrende Geläute der Glocken von etwa einem Dutzend verfallener Kirchen. In den kurzen Pausen überzeugte ich mich daß die Bewohner der Stadt bereits die Straßen belebten, und ich stieg hinab um einen Gang durch die Gassen zu machen.

In dem zweifelhaften Dämmerlichte des gestrigen Abends war ich von dem eben so alterthümlichen wie eigenthümlichen Aussehen der Straßen und der Menschen allerdings überrascht worden, aber ich gewann erst diesen Morgen einen vollständigen Eindruck aller dieser mit ganz neuen Erscheinungen. Die Enge der kaum 12 Fuß breiten, mit Kieseln gepflasterten Straßen, deren Trottoirs kaum 2 Fuß Breite zeigen, die hohen, massiven, in maurischem Geschmack erbauten Häuser mit eigenthümlich verzierten Balcons, mit von Stuccaturarbeiten bedeckten Mauern, gewichtigen eisenbeschlagenen Thüren, mit eisernen Stäben vergitterten Fenstern und dem überall ausgedrückten Stempel hohen Alters und großer Armuth, erinnern daran daß die frühern guten Tage vorüber sind. Schaaren von schwarzen und gelbbraunen Eingebornen ziehen durch die Straßen. Sie tragen Lasten der verschiedensten Producte des Landes auf den Köpfen, oder haben sich und ihre Waaren einem kleinen schwächlichen Maulthier aufgepackt, das unter dieser doppelten Fracht zusammenzubrechen droht; dann erblickt man Wasserträger, die ihren Esel an jeder Seite mit ein paar kleinen Tonnen behangen haben, und selbst faul auf dem Rücken des geduldigen, aber verdrießlich ausſehenden Thieres hängen; dann geht ein Priester in der langen Kutte und dem Schaufelhut vorüber, oder eine Anzahl brauner, schwarzäugiger Frauen, welche die Rebozo graziös zu tragen wissen, belebt die Straßen, die dem Fremden ein eben so buntes wie bewegtes Bild darbieten.

Nachdem ich einige hundert Schritt weit auf der Hauptstraße hin gewandert war, gelangte ich zu der Plaza de Catedral, oder dem großen Marktplatz der Stadt. An der westlichen Seite derselben erhebt sich die Kathedrale, ein großes steinernes Gebäude von etwa 200 Fuß Länge und 150 Fuß Breite. Die Façade, welche dem Platz zugekehrt ist, ist mit Figuren aus Bronze, Christus und seine Apostel darstellend, geschmückt und von 2 hohen Thürmen überragt, deren Dächer mit Perlmutter belegt sind, das wie polirtes Silber blitzt und funkelt. Durch die offenen Schallöcher der Thürme erblickte man mehrere große Glocken und etliche junge Eingeborne, welche sich eifrig bestrebten den oben erwähnten Lärm hervorzubringen.

Da die Kirche geöffnet war, so trat ich hinein, und war von der Höhe und Weite des innern Raumes nicht wenig überrascht. Vier Reihen massiver, durch Rundbogen verbundener Säulen theilen das Schiff und tragen das Gewölbe. Der Fußboden ist mit Ziegeln belegt und sorgfältig gereinigt. Im Schiff, nahe beim Haupteingang, befindet sich eine große mit einem Mahagonigitter versehene Estrade, die für den Chor bestimmt ist, welcher an diesem Tag nur aus einem einzigen großen schwarzhäutigen in schwarze Serge gekleideten Individuum bestand, auf dessen Schädel ich einen platt rasirten Fleck von der Größe einer kleinen Untertasse bemerkte. Der Klosterbruder, ich glaube daß er das war, gieng auf der Estrade auf und ab, und sang mit seiner schönen Baritonstimme die Antworten zu einer Messe die ein Priester vor dem Altar am entgegengesetzten Ende der Kirche las.

Bei einer weitern Betrachtung des Gotteshauses bemerkte ich längs der Mauern Schreine die mit silbernen Ornamenten und künstlichen Blumen verziert waren, und die lebensgroßen Statuen berühmter Heiligen enthielten. An den Extremitäten der beiden Seitenschiffe befanden sich Altäre, reich mit silbernen Geräthen und Leuchtern geschmückt; noch größer und kostbarer war aber der Altar im Hintergrunde des Hauptschiffes. Zwei Priester, der eine schwarz, der andere weiß gekleidet, verſahen das Meßamt an den Seitenaltären, und etwa zwanzig bis dreißig Beter knieten, durch die ganze Kirche verstreut, zum Theil auf den nackten Ziegelsteinen, zum Theil auf Matten und Betschämeln, die sie zu diesem Zwecke mitgebracht hatten. Die Mehrzahl derselben waren Frauen, die sich entweder mit der Mantilla von Spitzen, wie sie von den höhern Ständen getragen wird, oder mit dem Rebozo der gewöhnlichern Volksclasse graziös drapirt hatten. Einige von ihnen beteten mit ausgebreiteten Armen, andere lagen mit der Stirn auf dem Boden.

Die Kathedrale ist wahrscheinlich gegen das Jahr 1750 erbaut. Der Grundstein wurde, wie die Inschrift über dem Haupteingange berichtet, von „Dr. Don Francisco Xavier y Luna Vitoria, dem hochwürdigsten Bischof von Panama,“ gelegt. Der übrige Theil der Inschrift war zu verwittert um sie entziffern zu können, aber ein Geschichtswerk aus jener Zeit erwähnt des Dr. Don Francisco Xavier y Luna Vitoria, eines Negers, als eines guten, mildthätigen Mannes und Gründers der Universität San Xavier.

An der Südseite des Platzes steht das Cabildo oder Regierungsgebäude, ein einfaches, zweistöckiges, steinernes weißes Haus mit zwei übereinander errichteten Säulenhallen an der Fronte. Das Erdgeschoß ist zu Kaufläden eingerichtet, der erste Steck enthält den Saal der Legislativen und die Räume für die obersten Behörden des Staates und der Stadt. Die beiden andern Seiten des Platzes werden von hohen, steinernen Privatgebäuden eingenommen, welche im untern Geschoß Läden, in den oberen Wohnungen enthalten, die gewöhnliche Einrichtung in Panama, von welcher, glaube ich, nur ein Haus an der Nordseite des Platzes eine Ausnahme macht. Dasselbe dient als Officin des „Star and Herald,“ der englischen Zeitung des spanischen Amerika.

Die Hauptstraße durch welche ich auf den Platz gelangt war, durchschneidet denselben in der Mitte und führt zu der Postigo de las Monjas, dem Nonnenthor, durch das man direct den Strand erreicht. Rechts am Thore befindet sich die Agentur der Post-Dampfschiff-Gesellschaft, in einem alten, aber gut erhaltenen Gebäude, dessen Balcone mit Blumen und Blattgewächsen geziert waren. Zur Linken liegt ein massives, aber halbverfallenes Gebäude, ein Nonnenkloster. Es ist von den heiligen Anstalten dieser Art, die früher in großer Anzahl in Panama existirten, das letzte, und befindet sich in einem so

traurigen Zustande des Verfalls und der Verödung, daß es voraussichtlich in wenigen Jahren zu den Dingen gehört von denen man sagt: sie sind gewesen. Die Nonnen welche das Kloster seit einem halben Jahrhundert bewohnen — sie sind bis auf vier zusammen geschmolzen — können dreist als die letzten geistlichen Ordensschwestern in Panama bezeichnet werden.

Als ich aus dem Thore trat, hatte die Ebbe (die Höhe des Wasserstandes differirt hier zur Zeit der Ebbe und Fluth um beinahe 20 Fuß) eben ihren niedrigsten Grad erreicht, und ließ ein schwarzes Korallenriff sichtbar werden, das sich ziemlich eine halbe Meile weit in die Bay hinaus erstreckte und eine prächtige Gelegenheit zur Erforschung der Producte des Meeres darbot. Trotz der Hitze und der glühenden Sonnenstrahlen verwendete ich eine Stunde dazu um die zahlreichen Spalten und Risse des Riffes zu durchsuchen.

Eigenthümliche Krabben von den verschiedensten Farben, flüchteten sich bei meiner Annäherung in Schaaren. Besonders bemerkte ich eine Species mit blau, purpur und weiß gefärbten Scheeren, deren Fleisch von Feinschmeckern allen andern vorgezogen wird. Ich fand Dintenfische, Seesterne von ungeheurer Größe, Crustaceen aller Art. Zwischen den Muscheln befanden sich die Cypria, die Olivia, die bärtige Pinna, und jene berühmte Austernart die in tieferen Gewässern die Perlen hervorbringt. Leider gieng vieles was ich im weichen Sande vergraben und zwischen den Klippen fand über meine zoologischen Kenntnisse hinaus. In den kleinen Wasserlachen die sich gebildet hatten, sah ich die prachtvollsten seegrünen, purpur- und scharlachrothen Anemonen, und eine Menge der verschiedenartigst gefärbten Korallen sowie eine herrliche Sammlung von Algen belohnten meine Mühe. Um 9 Uhr, in Panama die Zeit der ersten Mahlzeit, kehrte ich nach dem Aspinwall-Hôtel zurück, und machte die Bekanntschaft mehrerer Amerikaner und Engländer die gegenwärtig in Panama wohnen, und ich glaube mir die Bemerkung gestatten zu dürfen daß der Fremde nirgends in der Welt mit größerer Gastfreundschaft, Zuvorkommenheit und Freundlichkeit aufgenommen werden kann als unter den Eingewanderten in Panama.

Den nächsten Tag wendete ich größtentheils dazu an die malerischen Ruinen der Kirche und des Klosters San Domingo zu skizziren — Bauwerke die im J. 1678 aufgeführt und 1761 durch Feuer zerstört wurden. Die Kirche San Domingo war in ihrer Blüthezeit eine der größten und reichsten von Panama, und mir besonders wegen eines merkwürdigen Bogens, der sich dort befinden sollte, zur nähern Besichtigung empfohlen. Den Eingang der Ruine erreichte ich durch ein enges Gäßchen, welches sich dem vorhin erwähnten Nonnenkloster fast gegenüber von der Hauptstraße abzweigt und in der Werkstatt eines Grobschmieds endigt, der sich in dem östlichen Flügel der Kirche niedergelassen hat. Nachdem wir die rußige Werkstatt verlassen, schritten wir über ein Terrain das in frühern Zeiten allem Anschein nach ein schöner Garten gewesen war, jetzt aber nur noch einige vernachlässigte Orangen- und Limonenbäume sowie eine Masse verwilderten Gesträuchs nährte. Mein Gefährte, ein Panemeño, der so gütig war mir als Cicerone zu dienen, klopfte endlich an die Thür eines Hauses von sehr altersschwachem Ansehen, und bald darauf erschien eine alte Mulattin, welcher die Ueberwachung einer kleinen früher zum Kloster gehörigen Capelle, die sich noch im Gebrauch befindet, oblag, und die zugleich das Privilegium genoß Fremde gegen ein Trinkgeld in den Ruinen umherzuführen. Wir folgten ihr durch einen Garten oder Hof, erreichten die zerbröckelten von der üppigsten Vegetation umsponnenen und überwucherten Mauern der Kirche, und standen, nachdem wir durch ein kleines, hölzernes Thor gegangen waren, im Mittelpunkte der Ruinen.

Die Kirche hat eine Ausdehnung von etwa hundert Fuß Länge und fünfzig Fuß Tiefe besessen, und selbst die Ruinen verrathen noch daß es ein stolzes Gebäude gewesen ist. Die massiven zwischen drei und vier Fuß starken Mauern sind von hohen Bogenfenstern durchbrochen, und durch sechs mächtige Bogen, die einst das Dach trugen, verbunden. Diese Bogen, sowie der Fußboden und die Seitenwände der Ruine sind gänzlich von Gebüsch, wilden Weinreben und andern Schlingpflanzen überwuchert und bedeckt, und bieten ein prächtiges wahrhaft malerisches Bild.

Zwischen dem Hauptgebäude und einem anstoßenden Raume, wahrscheinlich dem ehemaligen Kreuzgange, befindet sich ein Bogen von 20 Fuß Höhe und 40 Fuß Spannung, der von Backsteinen erbaut ist und bis zu den Schlußsteinen nicht mehr als zwei Fuß Wölbungshöhe zeigt. Trotzdem hat diese architektonische Merkwürdigkeit die Zerstörung des übrigen bereits um zwei Jahrhunderte überdauert. An einer Stelle des Kreuzganges liegen, halb versteckt von Schutt und Strauchwerk, mehrere Glocken von verschiedener Größe. Sie sind noch immer glänzend und frei von Rost, aber zerbrochen und geborsten, wahrscheinlich in Folge des Sturzes vom Thurm während des Brandes der Kirche. Gegenüber erblickten wir zwei der größten Glocken, die man noch gelegentlich zu benutzen scheint. Sie waren an rohen Balken in einer Höhe von 6—8 Fuß aufgehangen, die Klöppel hatte man mit Riemen von ungegerbten Häuten befestigt.

Die Art und Weise auf welche die Fonds zur Erbauung des Gotteshauses und zur Anschaffung seines Glockengeläutes gewonnen wurden, ist sehr originell. Man erzählt daß die damalige Königin von Spanien, kurz vor der Gründung der neuen Stadt, die Damen ihres Hofes zu einem Gastmahl eingeladen und sie gebeten habe zur Erbauung einer Kirche und eines Klosters zu Ehren des heiligen Domingo in Neu-Panama so viel Geld mitzubringen als ihre religiösen Gefühle gebieten und ihre Mittel erlauben würden. Der baare Erfolg dieser Aufforderung war ein so großer, daß man damit eine der prächtigsten Kirchen und eines der reichsten Klöster der neuen Welt erbauen und dotiren konnte. Und als die Zeit kam wo die Glocken für das neue Heiligthum gegossen werden sollten, wurde alles Volk, arm wie reich, aufgefordert sich dabei einzufinden. Es sollte, um den Glocken einen hellern, vollern Klang zu geben, dabei jedem Anwesenden erlaubt seyn so viel edles Metall in die glühende Glockenspeise zu werfen als

er geben könnte und wollte. Am bestimmten Tage hatte sich ein glänzender Kreis von Zuschauern um den Schmelzofen versammelt. Die Königin mit ihrem Gefolg, gekleidet in kostbare Seidenstoffe und bedeckt mit Juwelen; reiche Kaufleute, Künstler und Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern in den besten Galakleidern; die Würdenträger der Kirche mit goldgestickten Roben und blitzenden Paraphernalien — alle umstanden das werdende Geläute mit dem eifrigen Wunsche: den Stimmen der Glocken, welche die Bewohner jenes fernen Landes zur Messe und Vesper rufen sollten, einen schöneren Klang geben zu helfen. Endlich nahm die Ceremonie ihren Anfang. Nach der Ermahnung eines Priesters drängte sich jeder hinzu, um, nach Maßgabe seines Enthusiasmus, eine Münze, einen silbernen Teller oder einen andern Werthgegenstand in die brodelnde Masse zu schleudern, und die Aufregung der Menge erreichte bald eine solche Höhe, daß die Damen sich ihres goldenen Schmuckes beraubten, und alles was an edeln Metallen erreichbar war, selbst Ehrenzeichen und die theuersten Andenken, in einer Art von wildem Enthusiasmus zum Opfer gebracht wurde. So wurden die Glocken gegossen und getauft, und man erzählt daß, als sie hiengen, keine andern sich an Wohlklang mit ihnen zu messen vermochten. Auch jetzt noch werden die Glocken von den Eigenthümern in Ehren erhalten, und obgleich Speculanten mehrfache Versuche gemacht haben sich ihrer zu bemächtigen, so ist ihr Werth als alte Reliquien doch so groß, daß man sie kaum in unheilige Hände kommen lassen wird.

(Schluß folgt.)

Die Parteien, die Wahlen und die Repräsentation in den Vereinigten Staaten.

Im November dieses Jahres, dem allgemeinen Wahlmonat der Amerikaner, erfolgt die Neuwahl eines Präsidenten der Union, und im Mai oder Juni schon findet die Aufstellung der Candidaten zu diesem Amt statt. Die Parteiverhältnisse sind, so weit sie sich auf allgemeine Staatsinteressen beziehen, sehr einfach, sie werden aber im höchsten Grade verwickelt wenn es sich um besondere Fragen handelt, die sich auf einzelne Staaten beziehen oder überhaupt einen nicht nationalen Gegenstand berühren. In letzterem Falle bilden sich gewöhnlich, bei dem Eifer mit welchem sich die Amerikaner auf alle möglichen Gegenstände werfen, eine Menge einzelner kleiner Parteien, oft nicht bloße Schattirungen der großen nationalen Partei, sondern sich in allen möglichen Richtungen hin einander gegenüberstehend. Sehr selten nehmen diese besonderen Fragen ein solches Gewicht an daß sie auch in den allgemeinen Angelegenheiten ihre Stelle behaupten; doch geschieht dieß allerdings zuweilen, und es entstehen alsdann kleinere selbständige Parteien, welche auch in großen Dingen nur mit Rücksicht auf ihre Parteifragen stimmen. Sie leben dann eine Weile, um sich endlich wieder mit der großen Partei aus welcher sie hervorgiengen zu vereinigen, oder sie führen ein schwächliches Dasein in Hoffnung späterer Kräftigung weiter. Wenn man mit Rücksicht auf die Nationalwahlen die Parteiverhältnisse in der Union betrachten will, ist es angemessen von allen mehr oder minder ephemeren Erscheinungen abzusehen, und sich auf diejenigen zu beschränken deren Abstimmung von wirklich entscheidendem Einfluß ist. Es kann einmal in dem ganzen Gebiete der Union keine Frage auftauchen in der sich nicht alsbald Parteien für oder wider bildeten, und diese nehmen gewöhnlich solche Namen an aus denen sich ein Schluß auf ihre politischen Grundsätze nicht herleiten läßt. Auch bei den größeren älteren Parteien ist dieß nicht immer thunlich, da die Grundsätze derselben sehr oft durch solche Fragen, welche gerade ein außergewöhnliches Interesse beanspruchen, modificirt werden, wie es gegenwärtig z. B. mit den Demokraten und Republicanern hinsichtlich der Sklavenfrage der Fall ist, obwohl beide im großen und ganzen auf demokratischen Grundlagen entstanden sind. Jede neue Partei stößt in ihrem ersten Eifer um so gewaltiger ins Horn, je schwächer und von je größerer localer Bedeutung sie ist. Da nun seit einiger Zeit in gewissen Fragen der Norden und der Süden ziemlich scharf einander gegenüberstehen, so wirkt auch das mit um den Lärm zu vermehren, und auswärts Stehende sehen nur zu häufig in Folge desselben die Brücken nicht mehr welche beide Ufer eines an und für sich gefährlichen Risses verbinden. Abolitionisten gibt es wahrlich nicht allein im Norden, und noch viel weniger findet man die Freunde oder Vertheidiger der Sklaverei auf den Süden beschränkt.

Die nationale Politik mit ihren allgemeinen Staatswahlen (zum Unterschied von den besonderen Wahlen, welche in jedem einzelnen Staate stattfinden) ist das Band an welches alle größeren Parteien, die wir hier allein betrachten wollen, gefesselt sind. Da gibt es ihrer zunächst nur zwei, die sich grundsätzlich verschieden entgegenstehen: die Whigs und die Demokraten, und diese finden sich beide zertheilt über alle Staaten der Union, sowie sie ihren Ursprung in die frühesten Zeiten der Republik zurückführen können. Der verschiedene Standpunkt beider Parteien liegt darin daß die Whigs den Zweck festhalten eine starke Centralregierung zu Washington zu constituiren, so stark daß sie die einzelnen Staaten in verfassungsmäßiger Subordination von sich zu erhalten vermöge, und etwa eintretende revolutionäre Bewegungen bemeistern könne. Die Demokraten aber, welche eine Gefahr in jeder Centralisation der Gewalt erblicken, und in der Befürchtung sind daß aus ihr der Keim einer Monarchie hervorgehe, halten bis auf das äußerste an dem Recht und der Souveränetät der Einzelstaaten fest, und nehmen deren Selbstbestimmungsrecht der Centralgewalt gegenüber in allen Fragen in Anspruch welche die Verfassung nicht besonders vorgesehen hat. Hienach ist es eine natürliche Folge dieser Parteistellung selbst daß die Demokraten auch hinsichtlich der Sklavenfrage das Selbstbestimmungsrecht der südlichen Staaten aufrecht erhalten, und hievon wird die ganze Partei nicht abgehen, wenn sie sich auch allmählich in eigentliche Demokraten und demokratische Republicaner — oder einfach Republicaner genannt — getrennt haben. In einer so zahlreichen Gesellschaft wie die

Demokraten solche bildeten, mußten sich selbstverständlich extremere Ansichten absondern, die zwar zu zwei großen Parteien wurden und auch in ihrer nationalen Politik verschiedene Ansichten vertreten (wie denn die heutigen Demokraten in Wahrheit den Republicanern als Ultras gegenüberstehen), die sich aber doch den Whigs gegenüber immer wieder einigen wenn sie zu ihrem Zweck allein nicht stark genug sind. In dem Maß wie die letzteren an Boden oder vielmehr an Stimmen verloren, bildeten sich die beiden Theile der demokratischen Partei aus, und es ist jedem bekannt wie besonders die heutigen Demokraten Grundsätze an sich zogen und eine Politik befolgten, die hauptsächlich auf das Gewinnen der Massen abzweckte. Es läßt sich hier auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen, hinsichtlich der allgemeinen Wahlen aber sind es jetzt die drei Parteien der Whigs, Demokraten und Republicaner, zwischen welchen im großen und ganzen die Entscheidung schwankt. So viele einzelne Parteien es auch gibt, so groß auch die Menge der Ehrgeizigen ist welche um die Fahne irgendeiner Frage die populär zu werden geeignet scheint Separatvereine bilden, sobald das große Interesse der Nationalwahlen auftaucht, kehren alle abgesonderten Schaaren unter die Stammfahne zurück, und es entwickelt sich nun eine sehr strenge und geordnete Disciplin. Wir haben öfter hierüber große Verwunderung aussprechen hören, welche aber nur ein Beweis davon ist wie wenig man die Parteigliederung in der Union versteht.

Jede Partei ist auf das genaueste organisirt, und zwar nach der Grundlage der politischen Eintheilung der Staaten. Es gibt also Gemeinde-, Grafschafts-, Staats- und Nationalorganisationen, welche durch Convente vertreten werden, in denen man die Fragen behandelt die sich auf Gemeinde-, Grafschafts-, besondere Verhältnisse der einzelnen Staaten oder allgemeine Interessen der Union beziehen. Alle einzelnen Convente sind dem National-Convent der Partei unterworfen, welcher die innere Verwaltung derselben, und dem Nationalcentralausschusse, welcher ihre äußeren Angelegenheiten (die Zusammenkünfte, die Wahl von Abgeordneten u. s. w.) regelt. So stehen die Mitglieder einer Partei im äußersten Westen sowohl wie in den bevölkertsten Staaten der Union durch ein Band wohlgeordneter Gliederung miteinander in Verbindung, und wenn dieses Band auch elastisch genug ist um particulären Interessen Spielraum zu gestatten, so ist es doch auch straff genug um allgemeine Interessen kräftig zusammenzuhalten.

Kommt nun eine Zeit der Wahlen, so fordert der Nationalausschuß die Parteimitglieder in den einzelnen Staaten gewöhnlich sieben Monate vorher auf: Abgeordnete zum Convent zu wählen. Dieß geschieht in der Weise daß jeder Staat so viele Abgeordnete wählt wie er Repräsentanten in die zweite Kammer sendet; er ist also, da die letzteren nach Kopfzahl bestimmt werden, auch im Convent annähernd nach dieser vertreten. Die Conventsabgeordneten kommen gewöhnlich um Mitte Mai bis Anfang Juni in einer vom Nationalausschuß zuvor bestimmten Stadt, die möglichst im Mittelpunkt der Union liegen soll, zusammen, und berathen nun gemeinschaftlich die Aufstellung eines Candidaten zur Präsidentur. Diese Berathung dauert meistens längere Zeit, und die leitenden Gesichtspunkte dabei sind nicht sowohl die Tüchtigkeit und der geachtete Name der vorgeschlagenen Person, als vielmehr die Berücksichtigung des Umstandes daß der Candidat möglichst allen angenehm sey, und auch Aussicht habe widerspänstige Abstimmungen auf sich zu vereinen oder — im Fall dieß nothwendig werden sollte — die Stimmen beider demokratischen Parteien, der Republicaner und Demokraten, den Whigs gegenüber auf sich zu leiten. Die Convente der einzelnen Staaten sprechen zwar schon vorher über die Präsidentenwahl, und einigen sich unter einander über die Aufstellung einer nach ihrer Ansicht passenden Persönlichkeit; aber diese Wahl ist rein nur eine vorläufige, und bezweckt nichts weiter als die Wünsche der Partei und etwa passende Männer kennen zu lernen. Ueber die Candidatur läßt sich vor dem Zusammentritt des National-Convents durchaus nicht urtheilen, obwohl dieß auch von größeren deutschen Blättern nicht selten voreiligerweise geschieht.

Aber auch die National-Convente der einzelnen Parteien vermögen nichts weiter als diejenigen Candidaten, einen für jede Partei, aufzustellen, deren Wahl sie ihren Freunden empfehlen. Der Präsident wird aus diesen nicht durch allgemeine Volksabstimmung, auch nicht durch Abstimmung der einzelnen Convente gegen einander, sondern auf indirectem Weg durch Wahlcollegien der einzelnen Staaten gewählt. Sobald die Candidaten aufgestellt sind, beginnt in allen Staaten das Werben der Stimmen für sie, und dauert 5—6 Monate hindurch. Dann treten die stimmfähigen Bürger der Staaten zusammen und wählen Abgeordnete zur Präsidentenwahl, jeder Staat so viele als er Repräsentanten in beiden Häusern des Congresses zusammen hat. Wird ein Staat also durch 20 Abgeordnete und zwei Senatoren vertreten, so ernennt er zur Präsidentenwahl 22 Abgeordnete, und diese nun stimmen über die vorher von den National-Conventen aufgestellten Candidaten ab, wobei die Stimmenmehrheit entscheidet. Erhält z. B. der Candidat der Whigs sechs Stimmen, derjenige der Demokraten 10 und derjenige der Republicaner sechs Stimmen, so hat der demokratische Candidat hier gesiegt, und erhält bei der demnächstigen Zusammenrechnung der Stimmen diejenigen aller 22 Abgeordneten für sich, und so umgekehrt. Für jeden Candidaten werden also nur die Stimmen derjenigen Staaten gezählt in welchen er gesiegt hatte. Und wer auf diese Weise die absolute Stimmenmehrheit auf seine Person vereinigt, der ist für den nächsten Turnus von vier Jahren zum Präsidenten erwählt. Zuweilen kommt es vor daß aus der Wahl keine absolute Stimmenmehrheit für einen der Candidaten hervorgeht. In diesem Fall wählen nicht die Wahlcollegien weiter, sondern es wird nun der Präsident vom Hause der Repräsentanten nach Staaten gewählt. In den Wahlcollegien war die Bevölkerung nach Köpfen vertreten; nun aber stimmt für jeden Staat ein Abgeordneter, sowohl für die größten wie für die kleinsten, und aus dieser Wahl geht mit absoluter Stimmenmehrheit der neue Präsident hervor.

Mit ihm zugleich wird der Vicepräsident erwählt, und zwar von der bei der Präsidentenwahl siegreichen Partei.

Früher wurde derjenige Candidat welcher die zweitmeisten Stimmen hatte, hiedurch zugleich Vicepräsident; aber da es sich ereignen konnte daß der Präsident starb, und die siegreiche Partei so um die Früchte ihres Sieges kam, weil der Vicepräsident nach der älteren Bestimmung immer einer anderen Partei angehörte als der Präsident, so wurde dieselbe in der erstgenannten Weise ungeändert. Jeder kann übrigens seine Stimme geben wem er will, doch darf die Wahl nicht auf zwei Personen fallen welche in demselben Staate mit den Wählenden wohnen; eine von beiden muß einem anderen Staat angehören.

Wie nun die Partei-Organisation sich bei der Präsidentenwahl herausstellt, so ist dieselbe auch bei allen übrigen Wahlen geregelt, nur mit dem Unterschied daß die Geschäfte welche bei jener von dem allgemeinen Convent und allgemeinen Ausschusse geführt werden, nun den Conventen und Ausschüssen der einzelnen Staaten zufallen. Dieß ist sowohl der Fall bei den Wahlen für das Repräsentantenhaus und den Senat, wie auch bei den Wahlen innerhalb der einzelnen Staaten, der Gouverneure, Abgeordneten u. s. w. Die Wahlen zum Repräsentantenhause geschehen in jedem zweiten Jahre nach Kopfzahl, indem bei der Gründung der Union auf je 30,000 Einwohner ein Vertreter bestimmt wurde. Bei der Vermehrung der Bevölkerung wurde diese Zahl erhöht, und jetzt wird erst auf 80,000 Einwohner ein Abgeordneter erwählt. Es ist Regel daß diejenigen, welche hiezu als Candidaten auftreten, das 25ste Lebensjahr zurückgelegt haben und Bürger desjenigen Bezirkes seyn müssen in welchem die Wahl stattfindet; auch muß aus dem kleinsten Staate, selbst wenn seine Bevölkerung die Kopfzahl eines Bezirkes nicht erreicht, wenigstens ein Repräsentant gestellt werden. Die Abstimmung erfolgt geheim, und hier ist es wo in Folge der localen Parteigestaltung die verschiedenartigsten Wahlscenen vorfallen, welche so manchen Anlaß zu Zeitungsberichten liefern. Wenn man aber bedenkt wie sehr die Partei-Organisation geeignet ist in die tiefsten Schichten des Volkes den Parteigeist zu tragen und ihn dort immer lebendig zu erhalten, und wenn man daneben den leidenschaftlichen Eifer berücksichtigt mit welchem in diesem Land Ehrgeiz und Interesse erregt werden, die ihre Gränze oft nur im Wollen und Können allein finden, so kann man sich kaum über jene und ähnliche Scenen wundern. Das Repräsentantenhaus würde indessen eine sehr bewegliche und, wie es Thatsache ist, dem gewaltsamen Fortschreiten selbst zu wenig abgeneigte Volksvertretung seyn, die, da sie nach Kopfzahl gewählt wird, für die Selbständigkeit der kleineren Staaten nicht ohne Gefahr seyn würde. Einer solchen wird durch den Senat vorgebeugt.

Dieser politische Körper geht aus indirecten Wahlen hervor, indem die Kammern jedes Staates (welche sich mit dessen innerer Organisation allein beschäftigen) die Senatoren erwählen. Jeder Staat, gleichviel ob klein oder groß, wählt zwei Mitglieder auf sechs Jahre, jedoch ist die Bestimmung getroffen daß in jedem zweiten Jahr ein Drittheil der Mitglieder austritt und durch Neuwahl ergänzt wird. Jedes Mitglied des Senats muß das 30. Lebensjahr erreicht haben und Bürger der Vereinigten Staaten seyn. Die Wahl zum Senat ist der Parteilaune und dem Wechsel localer Bestrebungen fast gänzlich entrückt, was man in einigen, aber nicht in allen Staaten durch Instructionsertheilung auszugleichen gesucht hat. Durch seine ganze Einrichtung, besonders durch die längere Dauer seiner Stellung, ist der Senat von weit conservativerem Charakter als das Repräsentantenhaus, und man sollte in Europa, wenn es sich um die Beurtheilung der Fragen von allgemeinerer Wichtigkeit handelt, sich gewöhnen zunächst die Haltung des Senats zu beobachten. Alle die Leidenschaften und ehrgeizigen Bestrebungen welche sich im Repräsentantenhause Bahn zu brechen und möglichst laut in die Welt hinaus zu schreien suchen, verstummen im Senat, dessen Mitglieder nicht nur gewöhnlich Männer von reiferer Bildung, sondern auch von hervorragendem Charakter sind, welche obendrein das Ziel ihres Ehrgeizes nun erlangt haben, da sich von ihnen selten einige um die Präsidentur bewerben. Alle jene Fragen welche in ersterem Hause mit größter Leidenschaftlichkeit debattirt und oft genug gründlich verwirrt werden, finden erst im Senat ihre würdige und ruhige Erledigung. Während der Repräsentant für die Menschen spricht die ihn gewählt haben, und die sich aufs äußerste freuen wenn er tüchtig ins Feld zieht (oft auch dann wenn er Unsinn spricht), betrachten die Senatoren ihre Angelegenheiten von dem höheren, nationalen Standpunkte, und haben nicht selten das Feuer ruhig gelöscht welches die heftigeren Repräsentanten nach Kräften angeblasen hatten.

Der Präsident der Union leitet die Verwaltung des Innern, und führt die auswärtigen Angelegenheiten in der Weise daß er Verhandlungen mit anderen Mächten anbahnt. Es haben die letzteren jedoch ohne die Billigung des Senats keine Gültigkeit; es darf namentlich kein Vertrag abgeschlossen, kein Gesandter ernannt werden, bevor nicht der Senat mit zwei Drittheilen seiner Stimmen dazu seine Einwilligung gegeben hat. Indessen liegt es in der Gewalt des Präsidenten die Verhältnisse so zu leiten daß der Senat diese Billigung nicht versagen kann, was in den meisten Fällen geschehen wird wo die Würde des Staates, auf welche sehr eifersüchtig geachtet wird, vom Präsidenten gewahrt und in den Vordergrund gestellt wurde. Er ist jedoch in allen Fällen für seine Handlungen verantwortlich, die Mitglieder des Cabinets tragen die Verantwortlichkeit nur insoweit als sie selbst betheiligt sind. Das Cabinet ist gebildet aus den Departements der Finanzen, des Auswärtigen, des Kriegs, der Marine, des Innern, der Justiz (durch den Generalstaatsanwalt) und des Generalpostamtes. Die Verwaltung des Departements des Innern besteht, da die einzelnen Staaten ihre inneren Angelegenheiten selbst handhaben, nur in der Oberleitung und Controle, sowie in der Erhebung der Staatseinkünfte. Der Präsident ist ferner Oberbefehlshaber der Armee, der Miliz in activem Dienst und der Flotte. Er besitzt das Veto insofern, als er nicht gebunden ist Beschlüsse welche beide Häuser des Congresses an ihn gelangen lassen, eher zu befolgen als bis sie zum zweitenmale berathen und mit zwei Drittheilen der Stimmen angenommen worden sind. Dieses Veto gibt ihm eine große Ge-

walt, da es bei der Getheiltheit der Parteien fast undenkbar ist daß er zwei Drittheile der Häuser gegen sich haben könne; der Präsident kann durch dasselbe der öffentlichen Meinung lange widerstehen und in Zwiespalt mit ihr regieren, und fast keine Session vergeht ohne daß von diesem Veto Gebrauch gemacht würde.

Der Congreß hat nur eine durch die Souveränetät der einzelnen Staaten beschränkte Machtbefugniß, seine Bedeutung erstreckt sich durchaus nur auf allgemeine Bundesangelegenheiten. Dahin gehören Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Maßregeln für die Landesvertheidigung, die Controle des Staatsbudgets, des äußeren und inneren Verkehrs, die Ausrüstung des Heeres, der Miliz und der Marine. Um in allen diesen Angelegenheiten mit den laufenden Verhältnissen vertraut zu bleiben, haben beide Häuser ihre ständigen Ausschüsse für die einzelnen Geschäftszweige, und beide können auf Grund der Ausschußberichte sowohl wie auf die Anträge einzelner Mitglieder Vorschläge an den Präsidenten ergehen lassen, mit der Modification jedoch daß diejenigen Vorschläge welche Geldangelegenheiten betreffen nur vom Repräsentantenhaus ausgehen dürfen. Die Vorschläge welche in einem Haus angenommen wurden, gehen nun an das andere, welches sie entweder ebenfalls annimmt, worauf sie dem Präsidenten zugehen, oder sie verwirft, worauf sie für die laufende Session beseitigt sind. Der Präsident muß über die ihm zugehenden Beschlüsse innerhalb zehn Tagen referiren; geschieht dieß nicht, so werden sie ohne weiteres rechtskräftig. Doch dieß versteht sich alles nur von solchen Beschlüssen durch welche die Häuser ihre Competenz nicht überschreiten. Haben sie dieß gethan, und entsteht daraus eine Streitigkeit, so gelangt dieselbe vor den obersten Gerichtshof, welcher solche Beschlüsse des Congresses alsdann außer Kraft zu setzen verpflichtet ist. Dieser oberste Gerichtshof darf eine solche Erklärung indessen nicht aus eigenem Antrieb erlassen, sondern muß immer erst damit warten bis ein darauf bezüglicher Antrag an ihn gelangt.

Seereisen Kadu's, eines Bewohners der Carolinen.

Unter den Inseln des australischen Archipels gibt es manche, die gleichsam erst vor kurzem dem Ocean entstiegen scheinen, und in der That ist dieß auch der Fall.

Zu solchen neu erstandenen Schöpfungen der ewig bildenden und schaffenden Natur gehörte auch die Gruppe der Radak-Inseln, und wir wenden uns zu einer Insel derselben, Namens Aur, wo gerade mehrere Eingeborene einem Lieblingsvergnügen oblagen. Dasselbe bestand darin auf einer etwa mannslangen Planke sich über das in heftiger Brandung befindliche hundert Schritt vom Ufer entfernte Korallenriff treiben zu lassen. Plötzlich wurde dieses Spiel durch die Erscheinung eines noch nie gesehenen riesigen Fahrzeuges unterbrochen. Es war dieß das kleine russische Kriegsschiff Rurik, auf welchem Lieutenant Kotzebue und der als Dichter in Deutschland wohlbekannte Adalbert v. Chamisso bei ihrer Reise um die Welt am 23 Februar 1817 in der Nähe der Insel Aur anlegten.

Die Anwesenheit dieses großartigen, nie gesehenen Fahrzeuges verbreitete Schrecken unter den Eingebornen, und man rief einen vielgewanderten und vielerfahrenen Mann herbei, der damit beschäftigt war auf einer kleinen niedern Insel Schildkröten zu fangen. Als er eilig eingetroffen war, so begehrte man seinen Rath, wie man diesen mächtigen Ankömmlingen begegnen solle, die man bald für Söhne des Himmels, bald wieder für bösartige Menschenfresser anzusehen geneigt war.

Kadu — so hieß der weitgereiste und vielgeprüfte Mann — hatte zwar nie selbst mit weißen Menschen im Verkehr gestanden, oder auch nur eines ihrer großen Schiffe erblickt; aber in seiner frühern Heimath auf Ulea, einer Insel der Carolinen, waren einmal weiße Männer mit riesigen Schiffen gelandet, während er gerade in Aufträgen seines Königs Towa abwesend war, und dieses große Ereigniß wurde durch Gesänge, in welchen die Namen Mormal und Luis häufig vorkamen, verherrlicht. (In der That hatten dort ein Samuel Bormann und Don Luis de Torres im Jahr 1804 von Quajan aus gelandet.) Kadu sprach seinen Freunden Muth ein, warnte sie die Fremdlinge zu befehden, und forderte sie auf mit ihren Piroguen dem angekommenen großen Schiff entgegenzueilen, um sich nähere Auskunft zu verschaffen.

Anfangs weigerten sich dessen die Bewohner von Aur standhaft, und kamen immer mehr zur Ansicht daß die weißen Männer das Fleisch ihrer Leiber kosten wollten; endlich aber brachte sie Kadu's Ueberredungskunst dazu ihn zu begleiten, dadurch daß er ihnen vorstellte er wolle „Möll," d. h. Eisen, gegen Bananen und Cocosfrüchte eintauschen. Vier große mit Früchten gefüllte Piroguen stießen vom Ufer ab, um sich nach dem außerhalb des Korallenriffs ankernden Schiffe zu begeben. Jede Pirogue war mit einem dreieckigen Segel aus feingeflochtenen Matten versehen, dessen spitzer Theil abwärts stand. Kadu, mit einem großen Muschelhorn in der Hand, befand sich auf dem Ehrenplatz am Hintertheil der ersten Pirogue, und führte den Zug an. Er war ein schöngebauter kräftiger Mann von etwa 30 Jahren, mit angenehmer Gesichtsbildung; sein durch vielfagende Augen belebtes Gesicht zierte ein kleiner Schnurr- und Knebelbart. Sein krauses, schwarzes, auf dem Kopf zierlich zusammengebundenes Haar schmückte ein weißer Blumenkranz, der in Form einer Krone geflochten war. In den Ohrlappen trug er Rollen von Schildpatt mit Blumen geziert, und um den Hals einen Schmuck von Fischgräten, der in diesen Gegenden weit mehr als ein verschwenderisch verschenkter Ordensstern Europa's in Achtung steht und nur von den Tapfersten getragen wird. Sein heller Leib war so stark und abweichend von den übrigen tätowirt, daß er, wie er so voll stolzen Selbstvertrauens dastand, ganz das Aussehen eines geharnischten Mannes hatte.

Auf dem Ehrenplatz der nachfolgenden Pirogue stand ein ähnlich tätowirter Mann von ebenfalls hellerer Hautfarbe, Namens Edock, aber etwas älter als Kadu; er trug ein drei-

tes Armband von geschliffenen Muscheln, das nur die Häuptlinge der über vierhundert Meilen entfernten Ulea-Gruppe zu tragen pflegten. Und Edock war in der That König von Yap, einer Schwesterinsel jenes kleinen Archipels der kühnsten Seefahrer.

Auf dem Ehrenplatz der dritten Pirogue stand der von Otdia (in der Nähe von Aur) herübergekommene Fürst Lagediad, ungefähr im Alter Edocks, und auf der vierten Tigedieu, der Fürst von Aur selbst, ein alter Mann mit schneeweißem Haupthaar und Bart. Sein früher hoher und starker Körper war von Alter gebeugt. Er und Lagediad trugen denselben Halsschmuck von Fischgräten wie Kadu.

Auf etwa hundert Schritt Entfernung von dem Schiffe angekommen, waren die Insulaner nicht mehr weiter zu bringen. Sie staunten dasselbe vom Rumpf bis zu den Mastspitzen mit Furcht und Erstaunen an. Als man von dort ihnen fortwährend winkte sich zu nähern, schwamm Kadu allein auf dasselbe zu und kletterte an Bord. Erstaunen, Furcht und Neugier wechselten in seinen Zügen, aber sich selbst überwindend, trat er festen, sicheren Schrittes auf Kokebue zu, und überreichte ihm sein Muschelhorn, dessen sich der Anführer im Krieg zu bedienen pflegt, und das er nur seinem Sieger überreicht. Als er nun auch seinen Blumenkranz vom Haupte nahm um ihn dem nächststehenden Chamisso zu Füßen zu legen, sprang unglücklicherweise gerade ein Ziegenbock vorüber, welcher die Erlaubniß hatte frei auf dem Verdeck herumzulaufen, und riß den Kranz in einer Geschwindigkeit aus des Wilden Hand, wobei dieser noch einen Stoß mit den Hörnern bekam, und im selben Nu auch schon erschreckt über Bord sprang. Nur nach vielen Bemühungen war er zu bewegen noch einmal das Schiff zu besteigen. Erst als die übrigen drei Chefs sahen daß Kadu freundlich aufgenommen wurde, faßten sie sich ein Herz, und stiegen auch auf das Verdeck; die übrigen Insulaner jedoch wurden der bessern Ueberwachung halber nicht zugelassen. Als Edock, und besonders Kadu, dem Lieutenant Kotebue durch ihre abweichende Sprache und Tätowirungsweise aufgefallen waren, erzählten sie auf Befragen folgende Geschichte:

Kadu, ein Einwohner der Insel Ulea der Carolinen, welche von den Radack-Inseln mehrere hundert Meilen westwärts liegt, war nicht von edler Geburt, aber wegen seines Verstandes und seiner Brauchbarkeit zu einem Vertrauten seines Königs Toua emporgestiegen. So ward er in vielfachen Aufträgen nach den benachbarten Inseln unübergesendet, wodurch er die ganze Inselgruppe westlich bis zu den Pelew-Inseln und östlich bis Setouan kennen lernte. Einst hatte er den Auftrag von der nordwestlich liegenden Felsen-Insel Feis Curcumawurzeln, womit sich Männer und Weiber die Haut färben, gegen gesuchte Canots der Ulealer einzutauschen, und zugleich den Fürsten Edock nach dessen auf halbem Weg gelegener Insel Yap zurückzubringen. Bei ihnen befanden sich noch zwei Eingeborene von Ulea in dem zum Segeln eingerichteten Canot.

Schon war ein Viertheil des Weges zurückgelegt, da brach einer jener furchtbaren Orkane los welche oft ganze Inseln, die erst kurz erstanden, wieder verschlingen, und verschlug sie aus ihrer Bahn, ihnen den Compaß der Wilden — die Sternbilder des Kreuzes und des Eridanus — verhüllend. In dem Glauben unter den Wind westlich ihrer Insel Ulea zu seyn, lavirten sie gegen den Nordostpassat, indem sie, wenn es der Wind nur immer gestatten wollte, ihr Mattensegel ausspannten. Aber der Strom und ihr eigener Irrthum trieb sie immer weiter von ihrer Heimath nach Osten hinweg.

Ihre Zeitrechnung führten sie nach Monden, indem sie jedesmal beim Vollmond einen Knoten in eine dazu bestimmte Schnur schlangen. Drei Monate hindurch reichte ihr spärlicher Vorrath von Früchten und Fischen aus. Da aber das Meer reich an Seegethieren und sie zu dem Fang vollständig ausgerüstet waren, so litten sie weniger Hunger als quälenden Durst, obgleich sie bei keinem Regen versäumten einen kleinen Wasservorrath zu sammeln. Den brennenden Durst für den Augenblick, wenigleich gegen bald darauf eintretende desto stärkere Entkräftung, zu löschen, ließ sich Kadu als der beste Taucher in die Tiefe des Meeres hinab, um dort mittelst einer leeren Cocosnuß, welche eine kleine Oeffnung hatte, kühleres und seiner Aussage nach auch minder salziges Wasser heraufzuholen. Auf diese Art irrten sie acht schreckliche Monate auf dem Meer umher, und hatten eine Strecke von mehr als 400 Meilen zurückgelegt. Ihr Segel war längst vernichtet, zum Rudern fehlte die Kraft, das Canot war dem Wind und den Wellen preisgegeben; die zwei Indianer waren schnell nacheinander gestorben, und Kadu und Edock lagen ebenfalls sterbend im Canot ausgestreckt, während einige Angelhaken mit Fischen daran dem letzteren unbeachtet nachschleiften. Als sie endlich in der Ferne die Kronen einiger Palmen erblickten, so erfreute sie dieser Anblick nicht mehr, denn jedes Lebensgefühl war in ihnen abgestorben, und sie erwarteten gefaßt und ruhig den Tod.

Die Bewohner von Aur eilten jetzt auf ihren Pirogues herbei, um die Sterbenden ans Ufer zu schleppen, als sie aber das ihnen bis jetzt unbekannt gebliebene Eisen der Angeln und Werkzeuge erblickten, faßten sie die Absicht sich diese Geräthschaften anzueignen und aus diesem Grunde die doch dem Tode Verfallenen zu erschlagen. Zum Glück kam aber der greise Tamon der Insel Tigedien herbei und rettete den beiden Carolinern das elende Leben, indem er von der Stunde an wie ein zweiter Vater für sie sorgte.

Als Kadu und Edock dem Retter ihres Lebens nach ihrer Genesung ihren ganzen Reichthum anboten, war dieser großmüthig genug ihn auszuschlagen. Er nahm nur einige eiserne Angelhaken, und bedrohte mit Todesstrafe denjenigen der es wagen würde den armen Fremdlingen ein Leids zuzufügen. Beide mußten sogar in Tigediens niedere Wohnung ziehen. (In jenen Hütten der Radackinseln nämlich kann man nur knieen, nicht aufrecht stehen).

Edock und Kadu machten auf Aur an Tigediens Seite manchen Krieg gegen die feindlichen Inseln Ralicks mit, und besonders Kadu empfieng auf seiner Brust viele Wunden die er im Vertheidigungskampfe von Radack erhalten. Gewöhnlich

wurden diese Kämpfe zur See ausgefochten. Auf dem Lande nahmen dabei stets auch die Weiber Antheil, welche aus dem zweiten Treffen Steine aus sicherer Hand, und sich selbst zuletzt fühnend oder rettend, zwischen Freund und Feind warfen.

Als einst Kadu in einem solchen Kampf auf der benachbarten Insel Tabual in den Reihen seiner Gastfreunde von Aur gegen den von Meduro und Arno her einfallenden Feind focht, und über einen seiner Gegner – einen bedeutenden Tamon (Häuptling) — einen Vortheil gewann, und schon im Begriffe stand den zu seinen Füßen gestürzten zu durchbohren, da sprang dessen Tochter rettend dazwischen, und hielt seinen Arm zurück. Großmüthig erhielt sie von Kadu das Leben ihres Vaters zum Geschenk. Dafür verhieß ihm das Mädchen ihre Liebe, und schmückte ihn mit dem Halsschmucke von Fischgräten den sie ihrem Vater vom Halse nahm. Er brachte ihr dafür in größter Heimlichkeit anschauliche Geschenke nach Meduro hinüber. Zuletzt nahm er das Mädchen zum Weibe, und sie gebar ihm ein Knäblein, das er Kauoema nannte. Dasselbe zählte bereits vier Jahre und konnte den Vater schon bei kleinen Ausflügen begleiten, die Mutter aber gieng bald zum großen Jageah-Tahutup heim (so nannten diese Insulaner ihren Gott).

Durch seine Welterfahrung wußte sich Kadu auch hier auf den Radackinseln in ein gewisses Ansehen zu setzen, weßhalb man ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog.

Er zeigte auch auf dem Schiff eine besondere Aufmerksamkeit für alle Gegenstände, und ward immer lebhafter mit seinen vielen Fragen nach allen Sachen und deren Gebrauch. Als man ihm begreiflich machte daß man seine Sprache nicht verstehe, ward er unwillig über sich selbst und sprach immer lauter und schneller, indem er bald auf das Meer, bald auf die Sonne und bald auf den Himmel wies, und seine Blicke auf den ihm neuen Gegenständen rastlos umherschweifen ließ, ohne daß er seinem Rede-Erguß Einhalt that.

Als er einige Stücke Eisen für sich und seine beiden Begleiter zum Geschenk erhielt, rief er mit feurigen Blicken: Möll! Möll! (so nannten die Indianer dieses Metall), und es ertönte jetzt von Mund zu Mund ein furchtbares Geschrei; einige der Kühnsten in den Canots sprangen ins Wasser und kletterten an Bord, indem sie fortwährend Möll! Möll! riefen.

Als man den Namen Lagediack auf eine Tafel schrieb und sagte: dieß ist Lagediack, so waren Kadu, Edock und Tigebien sehr erschrocken ihren Freund in so wunderlichen Figuren dargestellt zu sehen. Lagediack selbst aber erwartete in furchtbarer Angst seine Verwandlung alsobald, und als diese nicht erfolgen wollte, so bat er flehentlich ihn aus dieser peinlichen Lage zu befreien. Nachdem man nun seinen Namen auslöschte, war er wie neugeboren.

Als nun die Sonne sich ins Meer hinabsenkte und die Indianer an die Heimkehr dachten, rief Kadu den Lieutenant Kotzebue auf die Seite, und erklärte zu dessen Erstaunen ihm den Wunsch bei ihm zu bleiben und ihn nie zu verlassen. Höchst wahrscheinlich hegte er die Hoffnung mit dem Rurick die unvergleichlichen auf Bambusflößen schwimmenden Arumgärten Ulea's und dessen weit üppigere Vegetation wieder zu sehen und vielleicht von dort aus die Abholung des Fürsten Edock nach Yap betreiben zu können. Auch erinnerte er sich oft sehnsüchtig der dortigen Delphinenjagd, wo oft Hunderte von Canots die schwimmenden Schaaren umzingeln, und die Männer mit Harpunen oder Steinen die Fische in die mit Netzen gesperrten Flüsse oder an das Land treiben. Da Kotzebue nicht glaubte daß bei dem als so veränderlich bekannten Charakter der Wilden dieser Entschluß länger als einen Tag anhalten werde, und ihn zugleich die Liebe und Anhänglichkeit des Indianers rührte, so gab er dazu endlich die Erlaubniß.

Kadu wandte sich hierauf würdevoll an seine Mitgenossen, erklärte ihnen seinen Entschluß auf dem Schiffe zu bleiben, und vertheilte die so eben zum Geschenk erhaltenen Stücke, wie z. B. Messer, Aexte, Scheeren u. s. w., unter seine drei Freunde. Vergebens suchten diese ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, dadurch daß sie ihm ins Gedächtniß riefen: „es sey so unwahrscheinlich nicht daß die weißen Männer die farbigen verzehrten.“ Kadu blieb unerschütterlich. Auch auf den Piroguen verbreitete sich allgemeines Befürchten und Erstaunen. Zuletzt kam noch sein Schicksalsgefährte Edock zu ihm, sprach lange und eindringlich mit ihm, und bemühte sich umsonst ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Als alle Ueberredung nichts helfen wollte, suchte er ihn mit Gewalt fortzuschleppen. Hier aber behauptete Kadu das Recht des Stärkern und stieß seinen Freund von sich ins Meer hinab, wohlwissend daß dieser als guter Schwimmer, wie alle Indianer sind, nicht ertrinken werde. Nun ruderten die Piroguen mit ihren drei anderen Tamons unter Klagegesang ab.

(Schluß folgt.)

Das Grab der Eva. In der Nähe der Stadt Dschiddah oder Dschebdah am rothen Meere, nicht weit von Mekka und Medina, dem berühmten Centralpunkt der Karawanen und Sammelplatz der nach den heiligen Orten der Moslems wandernden Pilger, wo im Jahre 1858 so viele Christen von fanatischen Türken gemordet wurden, liegt vor den Thoren von Medina ein Gottesacker, welcher unter andern berühmten Denkmälern des Alterthums auch das Grab der Eva enthalten soll. Bestimmte Gründe für diese unter den Umwohnenden verbreitete Meinung gibt es nicht, und selbst die verständigeren derselben lassen sich auf Gründe weiter nicht ein; aber sie bleiben dabei, wenn man sie fragt, daß dort die Mutter des Menschengeschlechts begraben sey, und die Verehrung der Andächtigen hält das Grab selbst heilig und in Ehren. Es wird in einem großen, mit einer Kuppel versehenen Bauwerke gezeigt, und ein schwarzer Stein darin bezeichnet die Grabstätte selbst. In der Nähe ist das Grabmal der letzten Walidé, die nach Medina gepilgert und dort gestorben war.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. Augsburg, 17 Junius 1860.

Entdeckungs- und Beſiedlungsgeſchichte Nord-Amerika's.

(Von J. G. Kohl.)

Die Oſtküſte der Vereinigten Staaten erſtreckt ſich von Florida nach Canada etwa 400 Meilen weit. In derſelben Richtung und mit der Küſte parallel laufen ſechs oder ſiebenfache Gebirgsreihen, die Alleghanies (d. h. „die endloſen Bergzüge") genannt. Das Gebiet welches zwiſchen dieſen Bergwällen und der beſagten Küſtenlinie bleibt, ein ſchöner Streifen Landes von 60—80 Meilen Breite, wird von den Amerikanern wohl „the Atlantic Slope" (der atlantiſche Abhang) genannt, weil ſeine zahlreichen Ströme alle dem atlantiſchen Ocean zufließen.

Dieſer „atlantiſche Abhang" iſt heutzutage der bei weitem wichtigſte Abſchnitt von ganz Amerika. Längs ſeines Ufers liegen jetzt die größten und blühendſten Handelsſtädte des Continents, und es knüpfen ſich an ihn bedeutendere Intereſſen und Hoffnungen als an irgendeinen anderen amerikaniſchen Küſtenſtrich von gleicher Ausdehnung. Er zieht ſich durch die ganze gemäßigte Zone, wie das mittlere Europa, und kehrt dieſem ſein Angeſicht zu. Sein Klima iſt den beſten Theilen unſeres Continents am ähnlichſten, und hat am willigſten ſeine Naturproducte ſowohl wie ſeine Völker angenommen und gedeihen laſſen.

Columbus gab dem von ihm entdeckten tropiſchen Amerika den Namen weſtliches Indien. Den Nordweſten der neuen Welt (die Hudſons-Bay-Länder) hat man das amerikaniſche Sibirien, den Nordoſten (Grönland und Labrador) das amerikaniſche Skandinavien genannt. Unſere Oſtküſte mit den an ſie geknüpften Landſchaften könnte man mit Recht als das amerikaniſche oder das neue Europa bezeichnen.

Den Engländern gebührt das Verdienſt dieſe Bedeutung jener Gegend recht erkannt, dieſen Gedanken recht feſtgehalten und ſchließlich zu gedeihlicher Vollführung gebracht zu haben.

Sie waren auch die erſten welche überhaupt die Exiſtenz dieſer Küſte bewieſen, und ihre Fahnen und Segel längs derſelben entfalteten. Dieß geſchah ſchon ſehr bald nach des Columbus erſter Reiſe, noch vor dem Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung König Heinrichs VII. Columbus hatte dieſen König durch ſeinen ihm geſandten Bruder Bartholomäus von ſeinen Ideen und Planen benachrichtigen und ihm (vergebens) die Entdeckungen im Weſten antragen laſſen, und hatte ihm dadurch ein Verlangen nach der transatlantiſchen Welt eingeimpft.

Heinrich VII, geſtachelt von Verdruß über die verlorne Gelegenheit, machte ſich auf um ſeinen Antheil an den im Weſten eröffneten Ausſichten zu gewinnen, und ſandte wenige Jahre nach des Columbus erſter Fahrt eine Entdeckungsflotte über den Ocean, die in Ermanglung geſchickter engliſcher Seefahrer, wie faſt alle früheſten Expeditionen der Europäer, von einem Italiener, dem Venetianer Giovanni Gaboto, commandirt wurde.

Um den Spaniern aus dem Weg zu gehen, und auch aus andern Gründen, wandte ſich Cabot, wie ihn die Briten nennen, nicht dem Süden zu, ſondern gieng vielmehr in nordweſtlicher Richtung über das Meer, und entdeckte hier die große Inſel Neufundland, ihre fiſchreichen Bänke, und am 24 Juni, d. h. am Tag des heiligen Johannes, den Continent von Nord-Amerika (an einem Punkt des jetzigen Labrador).

Er ſegelte längs der Küſten desſelben ſüdwärts ſo weit hinab bis er ſich, wie er ſagte, auf dem Breitegrad der Straße von Gibraltar glaubte, d. h. bis ungefähr zu den Gränzen des jetzigen Staates von Nord-Carolina, und kehrte dann nach England zurück. Er hatte dabei alſo ungefähr das Hauptſtück der damals noch ganz wilden und barbariſchen Küſten, auf denen die Engländer ſpäter eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ſollten, in Sicht gehabt.

Hätte man ſchon damals die Augen und die Mittel dafür beſeſſen, ſo hätte dieſe Entdeckung wohl großartig genug genannt werden können. Aber wilde Küſten, die man im Schweiß ſeines Angeſichts cultiviren müſſe, waren noch nicht nach dem Geſchmack der Engländer. Sie, wie die Spanier und alle ihre Zeitgenoſſen, ſuchten große von Ueberfluß triefende Reiche mit prächtigen Schlöſſern und wohlhabenden Städten, mit denen man ſogleich einen vortheilhaften Handel anfangen könne.

Was für ein Land sie eigentlich gesehen hätten, wußten auch Cabot und seine Engländer nicht. Sie dachten, wie Columbus, es sey ein Theil von Asien, die nördlichen und östlichen Zipfel der, wie sie meinten, weit nach Europa hin vordringenden nördlichen Tatarei. Auf den ältesten Weltkarten, die wir haben, werden Labrador, Neufundland ꝛc. als Anhängsel von Asien, etwa wie die Halbinseln von Kamtschatka und Korea dargestellt.

Kein Wunder daher daß der Jubel über diese Entdeckung in England nicht groß war, daß die Engländer, die damals weder eine bedeutende Marine noch einen Ueberfluß von Colonisten hatten, nicht sogleich zugriffen, vielmehr glaubten diese armseligen Länder ständen ihnen bei ihren Planen im Weg. Kein Wunder daß Cabot keine Nachfolger erhielt, daß seine sehr bald fast völlig vergessene Reise so isolirt dastehen blieb, und daß noch beinahe ein Jahrhundert darüber vergehen mußte bis die Engländer sich ihres alten Cabot wieder erinnerten, und dann auch seine so frühe und erst berühmte Reise dazu benutzten, um aus Principien des Entdecker-Rechtes ihre Ansprüche auf diese Küste zu begründen. Unmittelbare praktische Folgen hatte jenes Unternehmen weiter keine als die Bekanntwerdung des Fischreichthums auf den Bänken von Neufundland, die bald nach Cabot von europäischen Fischern besucht und ausgebeutet wurden, obwohl auch hier die Engländer anfänglich von andern Völkern, namentlich von den Franzosen, sich zuvorkommen ließen.

Mit rohen und unsicheren Contouren angebeutet, als wollte man eine Wolke oder einen Felsblock zeichnen, und dazu die vage Inschrift: „Hier haben die Engländer Land gesehen," so sehen wir die Küste der Vereinigten Staaten auf den ältesten Weltkarten niedergelegt.

Im äußersten Süden haben die kleinen seit vorsündfluthlichen Zeiten thätigen Korallenthiere diesem atlantischen Abhang einen 80 Meilen langen Auswuchs, ein großes und wunderbares Halbinselland, angesetzt; dasselbe streckt sich nahe bis zur tropischen Zone und zu den von den Spaniern besetzten Antillen, und mag schon eine ursprüngliche Brücke für amerikanische Völkerwanderungen gewesen seyn.

Es konnte nicht fehlen daß die Spanier bald von diesem Land im Norden von Cuba durch ihre Insulaner etwas hörten; dieselben erzählten ihnen nach indianischer Weise Märchen und Wunderdinge, und berichteten unter anderm: in diesem Nordland befinde sich die Quelle von Bimini, ein weitberühmter Lebensborn, in welchem die Kranken gesund und die Alten wieder jung würden.

Sechzehn Jahre nach Cabot segelte der Spanier Ponce de Leon, Gouverneur von Puertorico, nach dem Norden, um das Wunderland der Lebensquelle und des Jugendbrunnens von Bimini zu suchen. Er entdeckte es an einem Osterfonntag, den die Spanier mit einem populären Namen „Pascua Florida" (den Festtag der Blüthen) nennen, und sowohl deßwegen als auch weil ihm das Land in seinem vollen Frühlingsblüthenschmuck entgegenduftete, nannte er es „La Florida" (die blumige Insel). Ponce de Leon umsegelte es, und seinen Spuren folgten dann bald noch mehrere spanische Seefahrer, welche seine Entdeckungen sowohl auf der West- als auf der Ostseite der Korallenhalbinsel fortsetzten.

Schon im Jahr 1525 hatten die Spanier die ganze Küste der Vereinigten Staaten von Neufundland bis Cuba befahren, und für ihren König, wenigstens durch solche Demonstrationen wie Errichtung von Kreuzen und Wappen, Königsnamen in die Bäume schneiden, Seewasser trinken, Flaggen wehen lassen, in Besitz genommen. Auch hatten sie schon Namen für einige der vornehmsten Cayshäfen und Buchten an dieser Küste. So nannten sie z. B. New-York und den Hudsonfluß den Hafen von San Antonio, unsere Chesapeake-Bay, an der Baltimore liegt, die Bay der heiligen Maria, die Bucht und den Fluß unseres jetzigen Philadelphia, die Bay des heiligen Christophorus.

Ueber das ganze Land aber, über das gesammte Territorium der jetzigen Vereinigten Staaten dehnten sie den von Ponce de Leon erfundenen Namen La Florida aus, und haben es 200 Jahre lang so genannt. Es ist schade daß ihm dieser hübsche Name nicht geblieben ist, denn dann hätten die Bürger der Vereinigten Staaten, von denen ein Geograph kaum weiß wie er sie kurz bezeichnen soll, doch einen passenden Namen für ihr Land und Volk. Sie, die da glauben daß das von ihnen altersschwach genannte Europa sich in ihrem Vaterland verjüngt habe, könnten dann dabei auch noch die Geschichte von der Jugendquelle als eine artige oder gar sehr bedeutsame Prophezeihung benutzen.

Jene spanischen Namen die auf allen Weltkarten paradirten, blieben aber hohle Worte, aus denen nichts substantielles, keine Pflanzstadt, kein Emporium, keine wohlorganisirte Provinz hervorwuchs. Die Spanier waren zwar auf alles was die ihnen vom Papst zugetheilte Welthälfte enthielt, eifersüchtig genug um jedem, solange sie konnten, auch zur wilden Ostküste den Zutritt zu verlagen. Aber warum sollten sie dort im Norden bauen und pflanzen, solange sie noch im Süden, auch ohne zu arbeiten, ernten konnten?

Die Ostküste lag brach bis nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Zu ihr, die kein Silber, kein Gold und keine Specereien versprach, konnte man nur mit Gewalt, und wenn nichts anderes übrig blieb, getrieben werden. Es war kein Land um die Kronen der Könige mit Edelsteinen und Perlen zu schmücken. Es war kein Land für die Exilirten, die Vertriebenen, die Flüchtlinge. Erst allmählich ist dann aus dem Verworfenen der Eckstein geworden.

Die ersten Flüchtlinge und Vertriebenen, die nicht ein Reich das sie plündern, sondern ein Stück Erde suchten das sie bebauen und auf dem sie frei hausen konnten, empfieng die Oktküste aus Frankreich, wo um die besagte Zeit die Reformationskriege zu wüthen begannen.

Als die Kirchenreform in Frankreich eindrang, scheint sie sich von vornherein mit den maritimen Unternehmungen der Franzosen verschwistert zu haben. Sie faßte gleich Wurzel in einigen französischen Häfen. La Rochelle, St. Malo und andere Seeplätze wurden die Hauptbollwerke der Hugenotten. Ihr größter und eifrigster Patron und Führer, Coligny, war Oberadmiral von Frankreich unter König Karl IX. Die

Hugenotten mögen von Anfang herein auf den freien Ocean und nach dem neuen Land als dem Felde für eine neue Religion geblickt haben. Die französischen Corsaren und Freibeuter, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf den Seewegen der Spanier und Portugiesen schwärmten, waren nicht selten von Hugenotten commandirt, denen es weniger Scrupel als den französischen Katholiken machte gegen katholische Könige zu kreuzen.

Den ersten Versuch zu einer protestantischen Colonie in der neuen Welt machten Admiral Coligny und seine Anhänger im Jahr 1554.

Er zielte auf die Küste von Brasilien und auf die schöne Bay von Rio de Janeiro, die von französischen Seefahrern auf der Fährte der Portugiesen längst erspäht war. Doch scheiterte dieser Versuch vollständig. Die in dem Weichbild der jetzigen kaiserlichen Hauptstadt Brasiliens angesiedelten Franzosen geriethen in Uneinigkeit und Zwietracht, und ihre Ueberreste wurden von einer Kriegsflotte, die der König von Portugal gegen sie aussandte, aus der Bay von Rio de Janeiro im Jahr 1560 vertrieben.

Darauf wandte sich Admiral Coligny mit seinen Planen der von den Spaniern nicht besetzten Küste von Florida zu. Er sandte dahin im Namen des Königs verschiedene protestantische Seehelden; dieselben untersuchten den südlichen Theil der Küste genauer als es bisher geschehen war, und bauten daselbst auch ein paar Forts, in denen sich die Hugenotten einige Jahre gegen Hungersnoth und Indianer hielten.

Auch machten sie von diesen Forts aus Entdeckerzüge ins Innere, längs der Flüsse des Landes. Es war dieß in den Territorium der jetzigen Staaten von Süd-Carolina, Georgia und Florida, die damals von Franzosen zuerst erforscht wurden. Sie entwarfen auch Landkarten und einladende Schilderungen von dem anmuthigen Lande, die nach Frankreich wanderten, dort gedruckt und später auch in England übersetzt und publicirt wurden.

Diese Colonie der Hugenotten, von ihnen selbst La Floride Française genannt, ist die erste feste Ansiedlung welche Europäer auf dem Territorium der Vereinigten Staaten gehabt haben, und sie ist überhaupt das erste Colonisationsproject derjenigen Gattung von welcher die Engländer später so viel ähnliche ausgehen ließen. Leider nahm sie aber ein höchst tragisches Ende.

Der König von Spanien ließ die von seinem katholischen Bruder Karl IX schlecht unterstützten Hugenotten von einer übermächtigen Flotte und Armee überfallen, und die Gefangenen (Männer und Weiber) sämmtlich hinrichten, oder vielmehr ermorden. Der spanische Admiral Menendez, der dieses grausame Blutbad anordnete, ließ auf dem Richtplatz, wo noch die Opfer auf dem Boden lagen oder an den Bäumen hiengen, ein Monument errichten und darauf die Inschrift setzen: „Dieß geschah ihnen nicht als Franzosen, sondern als Ketzern."

Die Buße folgte zwar auf dem Fuß, denn da der König Karl IX von Frankreich von dieser für seine Nation so schmählichen Begebenheit keine Notiz nahm, so rüstete ein französischer Edelmann, Gourgues, auf eigene Kosten eine Flotte aus, überfiel ebenso unversehens die Besatzungen welche die Spanier in die kleinen Forts des französischen Florida gelegt hatten, nahm sie gefangen und ließ sie sämmtlich über die Klinge springen, indem er statt jenes spanischen Monuments ein französisches errichtete, und darauf die Inschrift setzte: „Dieß geschah ihnen nicht als Spaniern, sondern als Mördern."

Aber das französisch-protestantische Project zur Erforschung und Colonisirung der Ostküste fiel doch damit zu Boden. Denn über die Hugenotten in Frankreich selbst kamen bald finstere Tage. Der Admiral Coligny und die Seinigen erlitten in jener Schreckensnacht (die Pariser Blut bochzeit genannt) von der Hand ihres eigenen Königs dieselbe Art des Todes die der König von Spanien ihren Seecapitänen und Colonisten in Amerika bereitet hatte. Was diese dort jenseits des Oceans gesehen, lebte nur noch in ihren oben erwähnten hinterlassenen Schriften und Karten fort, und diese wurden nachher als eine Erbschaft den Engländern zu Theil, denen sie vielfach als Vorbilder, als Leuchtfeuer und Tonangeber dienten.

Es ist in der Geschichte der Entdeckungen und geographischen Kenntnisse, wie überhaupt in der Geschichte aller menschlichen Ideen, eine der interessantesten Aufgaben: nachzuweisen, wie diese Ideen von Individuen zu Individuen, von Volk zu Volk forterben, wie und unter welchen Umständen einer dem andern sie so zu sagen einimpft, wie die einmal gegebenen Impulse durch die Geschlechter und von Nachbar zu Nachbar fortwirken, und wie dem Sterbenden oder vom Schauplatz abtretenden ein Nachfolger die Fackel aus der Hand nimmt, und sie weiter leuchten läßt.

Die Engländer sind, in Bezug auf das größte Werk das sie in Amerika vollführt haben (die Erforschung und Besiedlung der Ostküste der Vereinigten Staaten), vielfach die Schüler der Franzosen gewesen. Die Schilderungen welche diese von der Schönheit, Fruchtbarkeit, Bewohnbarkeit, dem Fluß- und Hafenreichthume sowie dem temperirten europaartigen Klima derselben entwarfen, erwärmte zuerst die Phantasie der Engländer für dieses Unternehmen. Nicht bloß durch Druckerpresse und Bücher empfiengen sie diese Kunde, sondern auch von Mund zu Mund. Denn viele der französischen Flüchtlinge und Hugenotten aus Florida kamen in Person nach England hinüber und wurden dort auch der Königin Elisabeth vorgestellt. Französische Piloten und Steuerleute, die damals auf dem atlantischen Ocean besser als die Engländer Bescheid wußten, haben sie vielfach als ihre Lootsen im Schiffsführen die nassen Wege kennen gelehrt. Ich könnte Ihnen hier näher nachweisen wie die Engländer bei ihren ersten weiten Ausflügen immer sehr begierig waren einige dieser französischen Wegweiser an Bord zu haben. Ja auch der berühmte englische Staatsmann Sir Walther Raleigh, der nachher für die Ostküste am meisten that, holte seine Inspirationen selber aus Frankreich, wo er in seiner Jugend an der Seite der Hugenotten focht und vermuthlich auch den Admiral Coligny, dessen Leben und Wirken dem seinigen so ähnlich sah, persönlich kennen lernte.

Bevor die Königin Elisabeth das Scepter ergriff, hatten sich die Engländer nur wenig an den transoceanischen Unternehmungen betheiligt. Gerade während der Blüthenzeit der spanischen und portugiesischen Entdeckungen herrschte in England 40 Jahre lang ein engherziger Despot, der vorzugsweise mit häuslichen Angelegenheiten und inneren Zwistigkeiten beschäftigt und wenig geeignet war seine Unterthanen mit rührigem Unternehmungsgeiste zu inspiriren. Auch hatte England damals, als sogar sein Seehandel noch meistens in Händen der Hanseaten war, weder eine so bedeutende Handels- noch Kriegsmarine, wie die Spanier und wie sogar die Franzosen sie schon längst besaßen. Heinrich VIII konnte einstweilen nichts weiter thun als den Handel seines Landes von der Vormundschaft der Fremden befreien und die Grundlage zu einer späteren Kriegs-Marine zu legen.

Auch in der nächsten Zeit nach dem Abtreten jenes Despoten war der Zustand des Landes, obwohl die Marine im stillen fortwuchs, großen Unternehmungen wenig günstig. Es folgten mehrere Herrscher schnell auf einander, und gerade in der Zeit wo die Franzosen als erklärte Nebenbuhler und Feinde der Spanier so viele Entdeckungen in Amerika einleiteten, verband sich die Königin von England, Maria, mit Philipp II von Spanien durch eine Heirath, die zunächst den Engländern wieder alle Gelegenheit nahm, in einem Terrain welches der König von Spanien von einem Ende zum andern als sein Dominium betrachtete, als Entdecker und Eroberer aufzutreten.

Solche Gelegenheiten konnten sich ihnen erst eröffnen als sie in das Verhältniß einer recht offenen Feindschaft mit den Besitzern der neuen Welt eintraten. Diese heilsame Feindschaft verschaffte den Engländern die antikatholische Königin Elisabeth, die seit 1558 das Regiment führte. Unter dieser energischen von der Nation geliebten Regentin entfaltete sich rasch die lange gehemmte, aber lange im stillen verbreitete Energie des Volks, und sie führte die erste Jugend- und Blüthenzeit der englischen Seefahrten und Entdeckungen herbei. Sie war es die Albions hölzerne Wälle errichtete. Die huldvolle Königin war oft wie Peter der Große persönlich dabei thätig. Sie kam selbst an Bord der neugebauten Schiffe, sie drückte ihren rauhen Seecapitänen beim Abschiede die Hand und trank mit ihnen den letzten Becher, sie weihte ihre Fahnen. Sie (die Jungfrau-Königin) stand auf dem Balcon ihres Palastes von Greenwich an der Themse, mitten unter den donnernden Grüßen der Geschütze, oder winkte mit dem Tuche zum Zeichen ihrer guten Wünsche, wenn ihre abreisenden Seefahrer vorüberseegelten. Wenn sie siegreich heimkehrten, hieng sie ihnen eigenhändig goldene Ketten um, und schlug sie zu Rittern. So erfüllte sie sie mit aufopferndem Dienstefer und Heldenmuth, und mancher britische Seeheld, für seine energische Maiden Queen wie einst Columbus für seine sanfte Königin Isabel schwärmend, fühlte dadurch seine Thatkraft und seinen Muth in fernen Landen und bei schwierigen Unternehmungen erhöht.

Der erste bedeutende Seeheld aus Elisabeths Zeiten, von dem man sagen kann daß er sich an die Spitze der Bewegung stellte, war Sir John Hawkins. Man könnte ihn den englischen Entdecker von Westindien nennen. Sein Leben, seine ersten Versuche, seine endlichen Erfolge bieten manche Parallelen mit dem Leben, den Versuchen und Erfolgen des Columbus dar. Wie man denn überhaupt bemerken kann daß fast alle seefahrenden Nationen der Reihe nach, so wie sie sich bei der Entdeckung Amerika's betheiligten, Schritt vor Schritt ähnliche Phasen durchgemacht haben wie die Spanier. Die Franzosen, die Briten, die Holländer, sie brachten alle ihre eigene Entdeckung von Amerika zu Stande, die sich nach dem Muster der spanischen entwickelte. Sie fanden alle erst die Wege zu den Azoren, zu den Canarien, dann zu den Antillen und von da aus endlich weiter.

Auch Hawkins fieng mit kleinen Reisen zu den canarischen Inseln an. Dort erkundigte er sich, wie es heißt, eifrig nach den Zuständen auf den westindischen Inseln. Im Jahre 1562 überschritt er von den Canarien aus den Ocean durch die Passatwinde auf der alten Route des Columbus, und kehrte von da auch wie Columbus über die Azoren nach England zurück. Auf einer zweiten Reise im Jahre 1565 dehnte er das Feld seiner Operationen aus, und segelte (ebenfalls wie Columbus) mitten in den central-amerikanischen Archipel hinein, fand seinen Weg durch alle die spanischen Besitzungen, um Cuba herum, und erreichte die Küste von Florida, zu einer Zeit als daselbst noch die französischen Hugenotten saßen. Er besuchte sie, und erntete von ihnen die erste Kunde über die Gelegenheiten und Vortheile des Landes ein die je ein Engländer empfieng und nach Hause brachte.

Freilich waren es zum Theil sehr übertriebene Berichte, aber desto lockender mußten sie den Engländern erscheinen. Die Oktküste Nord-Amerika's wurde darin wie ein zweites Eden beschrieben. Myrrhen, Weihrauch, Storax, Gummi, Specereien wüchsen dort in Fülle. Gold, Perlen und Silber fänden sich dort selbstverständlich, und unter seinen Thieren fehlte fast kein Geschöpf des Paradieses. Selbst nicht das Einhorn! Denn, sagte der Berichterstatter über Hawkins' Reise, da es bewiesen ist daß es Löwen und Tiger in diesem Lande gibt, und da die Natur überall das Princip befolgt zwei stark unter einander verfeindete Thierraces in dieselbe Gegend neben einander zu setzen, den Hund neben die Katze, den Falken neben den Sperling, das Rhinoceros neben den Elephanten, so muß es in Nord-Amerika auch den tödlichen Feind der Löwen und Tiger, das Einhorn, geben. „Und man kann sich denken, setzt er hinzu, daß in dem Lande in welchem es leibhaftige Einhörner gibt, noch viele andere Wundersachen und Schätze entdeckt werden mögen, die mit Gottes Hülfe die Zeit uns alle enthüllen wird."

Durch dergleichen Raisonnements und Berichte sind die Engländer zu ihrem späteren ruhmvollen Colonien-Land angelockt worden.

Wie der ersten Spur des Columbus, so folgten auch alsbald der Bahn des Hawkins eine Reihe von Seehelden. Ihre Expeditionen glichen sich anfänglich in hohem Grade. Gewöhnlich giengen sie von England aus zunächst zu den canarischen Inseln und zur Küste von Afrika. Dort machten sie

Jagd auf Negersklaven, und füllten ihre Schiffe mit dieser bedauerlichsten, aber bei den spanischen Colonisten beliebtesten Waare. Diese führten sie, indem sie sich zwischen die spanischen Flotten hindurch schlichen, nach Westindien hinüber, und verhandelten sie dort an die spanischen Colonisten oder zwangen sie ihnen auch mit Gewalt und Drohungen zu den von ihnen selbst festgesetzten Preisen auf. Nebenher machten sie Jagd auf spanische Schiffe, lauerten, wenn sie sich stark genug zu einem Angriff fühlten, der königl. Silberflotte auf, und kehrten gewöhnlich mit Beute beladen durch das westindische Gibraltar (den Canal vor Florida oder Bahama) nach Europa zurück.

Da das Heldenzeitalter der Portugiesen und Spanier schon vorüber war, so griff die jugendliche englische Marine mit reißender Schnelligkeit um sich. Sie drang auch bald in den südatlantischen Ocean ein, und bereits im Jahre 1577 machte sich der englische Magellan auf den Weg. Sir Francis Drake, der erste englische Weltumsegler, fand die von jenem Portugiesen entdeckte Meerenge wieder, entfaltete die englische Flagge im stillen Ocean, und umfuhr den ganzen weitgestreckten Continent von Amerika bis nach Californien hinauf, das er „Neu-Albion“ nannte, und wo er viel weiter nördlich gelangte als je ein Spanier vor ihm gekommen war.

Die amerikanischen Entdeckungen, die diese Hawkins, diese Drake und ihre Zeitgenossen ausführten, waren theils Wiederentdeckungen von Strichen welche die Spanier schon zu vernachlässigen angefangen hatten, theils aber auch ganz neue Enthüllungen von zuvor noch nie geschauten Gegenden. Sie brachen über die ganze spanische Welt wie ein Ungewitter herein. Sie waren auch wie die Orkane mehr zerstörend als schaffend. Sie überschossen auch, wie alle ersten Aeußerungen einer kräftigen und übermüthigen Jugend, so zu sagen ihr Ziel. Wie die Spanier selbst zuerst die damals den Azteken und Incas gehörige neue Welt plünderten, bevor sie gedeihliche Stiftungen machen konnten, so plünderten nun zuerst die Engländer, die jetzt den Spaniern gehörende Welthälfte, und versäumten über den leicht erraften Gewinn das Näherliegende. Es verstrichen noch mehr als 20 Regierungsjahre der Königin Elisabeth, bis man den Gedanken zu einer festen, nützlichen, bleibenden und aderbauenden Ansiedlung faßte.

Diese Idee kam zuerst zur Reife und Klarheit in den Gemüthern zweier Brüder, des Sir Humphrey Gilbert und des Sir Walther Raleigh, von denen der eine für die Realisirung den Tod erlitt, und der andere sein ganzes Leben hindurch große Anstrengungen ertrug.

Beide waren in der Familie und auf dem Landsitz eines Edelmanns auf einem der westlichen Landesenden des südlichen Englands geboren, wo der Ocean von Kindheit auf ihre jugendlichen Kräfte übte. Beide machten sich durch eifrige Lectüre mit der Geschichte der spanischen Entdeckungen in Amerika bekannt, und beide erkannten wo dort für englische Colonisirungs- und Eroberungspläne noch der größte Spielraum zu finden sey.

Als sie zu Männern erwachsen waren, verfaßten beide Schriften über diesen Gegenstand und publicirten sie; der ältere Bruder, Sir Humphrey Gilbert, erlangte endlich von der Königin eine Unterstützung, eine ihn autorisirende Ernennung und eine kleine Flotte. Es war die erste Flotte welche England nicht mit Sklavenfängern, sondern mit Arbeitern, Handwerkern, Bergleuten, Ingenieuren, Gelehrten bemannt und mit dem Gefäme zu einer Colonie betrachtet, ausfandte. Ihre Bestimmung war die wüste, aber von den Franzosen so lockend beschriebene Ostküste des Landes, das man damals noch Florida nannte, und das Sir Humphrey nicht von Süden her durch die Antillen auf dem spanischen Wege, sondern von Norden her über die Neufundlandbänke erreichen wollte.

Er kam aber leider nicht weit über diese Bänke hinaus. In einem Sturm gieng sein größtes Schiff mit dem gesammten Anpflanzungsgeräthe zu Grunde. Es scheiterte und zerstreute seinen Inhalt an der Küste jener öden und ihrer Schiffbrüche wegen berüchtigten Insel Neuschottlands, welche die Engländer Sable Island nennen.

Sir Humphrey Gilbert selber aber, der sich und den Rest der Seinigen in zwei kleinen Fahrzeugen nach England zurück retten wollte, wurde ebenfalls in der Mitte des Oceans von einem Sturm überfallen und von den Wellen verschlungen. Es war in diesem Sturm und kurz vor seinem Untergang, wo er den erschreckten Gefährten die berühmt und sprüchwörtlich gewordenen Worte zurief: „Brüder, seyd getrost, wir sind auf den Wellen dem Himmel so nahe, wie auf dem Festland,“ wobei man denn überhaupt die Bemerkung machen kann daß eine Menge der Schlag- und Kernsprüche der englischen Marine in dieser heroischen Zeit der frühesten englischen Unternehmungen nach Amerika von den Seehelden der Königin Elisabeth zuerst ausgesprochen wurden. Nur ein Schiffchen kam mit der Nachricht von dem Untergang des Vaters des nordamerikanischen Colonisationsprojectes nach England zurück.

Sir Humphrey Gilberts oben genannter Bruder, der noch viel berühmtere Sir Walther Raleigh, der ritterliche Geliebte und mächtige Günstling der Königin Elisabeth, der Förderer aller oceanischen Unternehmungen, der Coligny von England, ließ den Plan des Untergegangenen nicht fallen. Er wandte vielmehr während einer Reihe von Jahren alle seine Thätigkeit, seinen Einfluß und seine von der Königin reichlich vermehrten Einkünfte auf, um diesen Plan durchzusetzen.

Jahr für Jahr entsandte und dirigirte Raleigh so viele kleine durch ihn ausgerüstete Flotten nach der Ostküste von Amerika zu ihrer Erforschung und Bepflanzung hinüber, daß der englische Dichter Spenser in einer Ode ihm den Titel „der Schäfer des Oceans“ (the sheperd of the Ocean) gegeben hat.

Seine Capitäne entdeckten und befegelten vorzugsweise denjenigen Strich der Küste der jetzt dem Staat Nord-Carolina gehört, und in den großen Buchten und Sunden dieser Küste, die wir jetzt Pamlico und Albemarle-Sund nennen, auf einer kleinen Insel Roance, gründeten sie die erste englische Colonie in Amerika („the City of Sir Walther Raleigh“ („die Raleigh-Stadt“) genannt, und durchspürten von da aus das Land, die Flüsse, Einlässe und Häfen umher.

Ihre Schilderungen der Gegend, wie alle ersten Schilderungen der Entdecker von Amerika, waren äußerst anziehend und verlockend. Es schien als hätten sie ein Paradies gefunden. Die jungfräuliche Königin Elisabeth, welcher Raleigh dieses bloß noch von Naturkindern bewohnte, von keinem gierigen Spanier gestörte Eden zu Füßen legte, nannte es „Virginia," „das Land der Jungfrau," und widmete es unter dieser Benennung ihrem Geliebten, der es weiter erforschen, erobern, besiedeln und regieren sollte.

Jener Name wurde alsbald über die ganze Ostküste nördlich bis nach Neufundland und südlich bis nach der Halbinsel Florida ausgedehnt, denn diesen ganzen Strich, ohne ihn weiter als an einem Punkt zu kennen, nahmen die Königin und Raleigh als das den Engländern seit Cabots Zeiten von Amerika zukommende Gebiet in Anspruch. Es ist schade daß auch dieser wohlklingende Name, der an allerlei schmeichlerische Hoffnungen und gefällige Umstände seines Ursprungs erinnert, den gesammten Vereinigten Staaten nicht für immer geblieben, sondern jetzt nur auf ein kleines Gebiet beschränkt worden ist. Er würde ihnen, die ihr Vaterland so gern „a virgin countrey" nennen, und in vieler Beziehung ein Recht dazu haben dieß zu thun, noch besser als der Name Florida geklungen haben.

Es sollte aber mit den ersten Fortschritten der Engländer in diesem jungfräulichen und hoffnungsreichen Lande sehr langsam gehen. Weder Raleigh noch Königin Elisabeth sollten noch irgendwelche Vortheile von ihren kostspieligen Anstrengungen, schönen Erfindungen und Städtestanzungen ernten. Ehe sie Tochterländer stiften konnten, hatten sie noch das Mutterland selbst gegen einen mit Vernichtung drohenden Angriff der Spanier zu schützen. König Philipp rüstete seine große Armada um die britischen Inseln zu erobern, und dort die Quellen so vielen Unheils für das ihm gehörende Amerika zu verstopfen. Er zog gegen die Engländer aus, wie eben jetzt die Spanier gegen die Riffpiraten. Die Königin mußte ihre Drake, ihre Frobisher, ihre Grenville und ihre übrigen Seehelden aus allen Theilen des Oceans herberufen, und dann, als es ihr mit Hülfe dieser Tapferen und der von Gott gesandten Stürme gelungen war die spanische Seemacht zu brechen, bemächtigte sich der englischen Seefahrer, die überall den Spaniern auf den Fersen waren, eine solche Leidenschaft im Capern oder Zerstören der Schiffe, Häfen und Colonien des Feindes, daß darüber die eigene stille Colonie in Virginien für den Rest des Jahrhunderts und der Regierungszeit Elisabeths gänzlich vergessen wurde. Raleigh selbst gedachte zwar mitten in dem Sturm bestündig seiner Raleigh-City auf Roanoke. Aber es wurde ihm schwer die Gelder für neue Ausrüstungen, für den ihr so nöthigen Succurs aufzubringen. Alle Schiffsherder und Capitalisten fanden es viel vortheilhafter Caperschiffe auszurüsten, welche alsbald reichbeladene spanische Gallionen hereinbrachten, als ihre Gelder für den Ankauf von Ackergeräthen, Colonisten, Vieh und Sämereien herzugeben, die erst nach Jahren einige Interessen aufbringen konnten. Selbst die Anführer der neuen Expeditionen und Mannschaften, die Raleigh inmitten des Tumultes zu Stande brachte und absandte, wurden schon unterwegs oder doch beim Anblick der wüsten Ufer Nord-Amerika's anderen Sinnes. Von der alle beseelenden Leidenschaft hingerissen, arteten sie von Colonisten zu Seeräubern aus, wandten das Steuer und segelten nach dem Süden, um an dem Wettrennen auf spanische Silberschiffe theilzunehmen.

Hierüber giengen seine Colonisten und Pioniere in Virginien in Hunger und Noth und unter den Angriffen der von ihnen gereizten Landeskinder zu Grunde. Man erfuhr erst 20 Jahre später daß sie sämmtlich von den Indianern in einem allgemeinen Aufstand und Krieg, wie einst in einer etwas südlicheren Gegend der Küste die Hugenotten des Coligny, von den Spaniern erschlagen worden seyen.

Wie die Schicksale ihrer Colonien, so glichen sich auch die Lebensausgänge dieser beiden großen Männer. Wie Coligny von seinem König (Karl IX) als Protestant ermordet wurde, so brachte den Raleigh der seinige, Jakob I, als einen angeblichen Verschwörer unter das Henkerbeil. Trotzdem daß sein Virginien im Anfang des 17ten Jahrhunderts wieder nur ein bloßer Name war, eine barbarische, unbesiedelte, von Schiffswracks und den Leichnamen der europäischen Colonisten bedeckte Küste, hatte Raleigh doch nicht vergebens für sie gelebt und gestrebt. Er hatte sein und seines Bruders Ansiedlungsproject vielen Gemüthern eingeprägt. Er hatte in seinem Vaterland ein allgemeines Interesse dafür geweckt, das sich bald wieder regen mußte, sobald die Stürme und Leidenschaften des Kampfes mit Spanien etwas beruhigt waren. Hatte er auch keine Ableger und Stecklinge in der neuen Welt groß ziehen können, so hatte er doch die Wurzeln in der alten Welt gestärkt, aus denen nun unter günstigen Umständen neue Schößlinge allmählich auf leichtere Weise hervorgehen konnten.

Man hat die Engländer häufig wegen ihrer Tüchtigkeit zum Erforschen und Colonisiren neuer Länder gerühmt. Es wird zwar jetzt niemandem einfallen ihnen diese Eigenschaft abzusprechen. Doch muß man dabei wenigstens gestehen daß sie diese Tüchtigkeit nur sehr allmählich und nach vielen mißglückten Versuchen erlangt haben, und fast langsamer dabei gewesen sind als andere Völker. Die erste spanische Colonie, welche Columbus auf Hayti gründete, hatte zwar auch ein so unglückliches Schicksal wie fast alle ersten Anpflanzungsversuche der Europäer in Amerika. Allein die Spanier stifteten gleich im folgenden Jahre neue Colonien, und dieselben geriethen alsbald in ein so gedeihliches Wachsthum und in einen so stetigen Fortschritt, daß an ein Aufgeben derselben gar nicht wieder gedacht wurde, und daß Hayti, Cuba und andere Striche Westindiens schon drei Jahrzehnte nach des Columbus erster Landung nicht nur mit Bergwerken und Perlenfischereien, sondern auch mit Anpflanzungen, Gärten, Zuckerplantagen, Viehtriften und vielen vielversprechenden kleinen Städten erfüllt waren. Noch 113 Jahre nach der ersten Reise ihres Cabot längs der Küste der Vereinigten Staaten, und noch 40 Jahre nachdem ihre Königin diesem Lande den Namen Virginien gegeben hatte, war das Bestehen des englischen Werks auf dieser Küste häufig in Frage gestellt, und waren die Engländer selbst noch oft in der Lage in Verzweiflung

alles Angefangene wieder aufzugeben, und es dauerte wohl gar noch 200 Jahre, bis man vom Küstensaum aus nur irgendwelche erkleckliche Fortschritte ins Innere des Landes gemacht hatte. Die spanischen und die portugiesischen Entdeckungen waren im Vergleich mit den ersten Fortschritten der Engländer ein Aderlaß. Auf diese aber kann man mit größerem Recht anwenden, was unser Dichter von dem Bau des römischen Reichs sagt:

Aber Lavinium wurde nur erst, dann Alba gepflanzet,
Keiner der Sterblichen noch hatte den Roma gehört.
Langsam reifte zum Licht die Geburt: es verfluchte das Schicksal
Vieles darum: nie gab's eine gewaltigere!

Außer den bereits angeführten Ursachen erklärt sich diese Langsamkeit und die ganze eigenthümliche stückweise vor sich gehende Ausbildung der englischen Macht auf der Ostküste auch aus der natürlichen Beschaffenheit und ursprünglichen politischen Verfassung dieser Gegend.

Den Spaniern wurde, wie ich sagte, ihre Ausbreitung oft dadurch erleichtert daß sie hie und da schon organisirte Staaten von größerem Umfange fanden, deren weitgebietende Oberhäupter und Lebenspunkte sie dann nur zu unterwerfen brauchten um schnell eben so weit wie sie zu reichen. Die Engländer fanden dagegen auf ihrer Ostküste eine Menge kleiner unverbundener wilder Stämme, deren verschiedene Sitten und Sprachen sie einzeln lernen und mit denen sie sich auf einen Guerillas-Krieg einlassen mußten, ohne daß große regelrechte Feld- und Eroberungszüge gegen sie möglich gewesen wären.

Die Spanier am Orinoco und am La Plata, und auch die Franzosen am St. Lorenzo und Mississippi, waren auf große, mächtige, schiffbare Ströme getroffen, die, wenn einmal entdeckt, sogleich die Wege hundert Meilen weit ins Innere eröffnet hatten. Derselbe Entdecker der die Mündung erreichte, segelte auch alsbald aufwärts, und erwarb mit einem Schlage ein Kaiserthum.

An der Ostküste der Vereinigten Staaten dagegen gibt es nirgends einen solchen vorherrschenden tief eindringenden Strom. Sie ist so zu sagen von Natur in lauter kleine Parcellen zerstückelt. Es gibt eine zahllose Menge kleiner Flüsse, die noch dazu zum Theil nicht weit von der Küste durch Katarakten unterbrochen sind. Es gibt überall kleine Buchten, Bayen und Häfen, von denen der eine anfänglich so gut erscheinen mochte als der andere, und von denen keiner mit dominirender Uebergewalt alle Blicke auf sich ziehen konnte, wie z. B. die Bay von Guayaquil an der Küste von Peru, oder wie die Mündungsbusen des La Plata an der Küste von Brasilien. Und gleich hinter der Küste kam alsbald ein sechsfacher Damm von wilden dichtbewaldeten Gebirgen.

Dieser ganze zerstreuende und parcellirende Einfluß des Charakters der Küste war nicht dazu gemacht daß ein König oder Held sie auf einmal für sich dahin nehmen könne. Sie war schon von der Natur so zu sagen republicanisch organisirt, sie war wie die eingekasteten Thäler der Schweizeralpen der Anpflanzung vieler kleinen Gemeinwesen günstig, und diese kleinen Gemeinwesen konnten lange an dem Saume des Meeres wurzeln bevor sie erstarkten und reiften, und darnach, zu einem Ganzen zusammenschmelzend, auch im Stande waren die Dämme nach innen zu durchbrechen.

Demgemäß sehen wir während des Laufes des 17ten Jahrhunderts eine ganze Reihe von Expeditionen, — oft sind es kleine Flottillen von wenigen Fahrzeugen, oft ist es nur ein vereinzeltes Segel mit Entdeckern und Colonisten und dem ihnen nöthigen Apparat — auslaufen, und sich bald an diesem, bald an jenem Punkte der Küste festsetzen, und wie Schwalben an einem langen Gesims ihre Nester bauen. Meistens gehörten diese bewimpelten Wiegen, die eine jede mit dem Ei eines neuen Staates an Bord über den Ocean schaukelten, den Engländern an, die das Werk zuerst begonnen hatten und am Ende auch das Ganze für sich behalten sollten. Doch drängten sich auch andere Völker hinzu, wie die Holländer, die Schweden, die Deutschen, und überhaupt vornehmlich alle die Stämme germanischer Race und protestantischen Glaubens welche politischer und religiöser Freiheitsdrang am stärksten dazu trieb der alten Heimath gänzlich zu entsagen.

Es ist hier nicht mein Geschäft auf alle die interessanten Details dieser allermerkwürdigsten und folgenreichsten amerikanischen Expeditionen, auf ihre sehr mannichfaltigen Motive und Zwecke einzugehen. Doch will ich, so weit es die Vervollständigung des Bildes der Entdeckungsgeschichte nöthig macht, die Hauptmomente der Reihe nach so viel als möglich in chronologischer Ordnung und kurz den Lesern vor Augen führen.

Die erste feste, zwar oft dem Untergang nahe, aber doch am Ende bleibende Colonie stifteten die Engländer am Eingange des schönen Hafen-, Buchten- und Fluß-Complexes welchen wir jetzt die Chesapeake-Bay nennen.

Die tiefe Mündung dieser Bay war schon von den Capitänen des Sir Walter Raleigh erspäht, und es hatte sich für ihre Besiedlung unter Londoner Kaufleuten und einigen einflußreichen Herren eine eigene Compagnie gebildet. Es wurden seit dem Jahre 1606 auf Kosten dieser Compagnie mehrere Expeditionen hinüber gesandt und daselbst am sogenannten Königsflusse die Jacobsstadt (Jamestown) zu Ehren des Königs Jakobs I gebaut, die hundert Jahr lang die Hauptstadt des Landes blieb das die Engländer „das südliche Virginien" nannten.

(Schluß folgt.)

Panama.

(Schluß.)

Gegen Abend beendigte ich meine Wanderung mit einem Gang durch die Straße, welche gerade unsrem Hôtel gegenüber mündet. Ich fand hier die Ruinen des ehemaligen Jesuiten-Collegiums, das im Jahr 1738 gegründet, aber, wie man mir erzählte, niemals ganz vollendet wurde. Die Ruinen

verrathen noch heute die Großartigkeit und Pracht der Anlage. Sie bedecken einen Flächenraum von mehr als 200 Ellen im Geviert, und die massiven, über 50 Fuß hohen Mauern scheinen, obgleich wildes Geranke und Gestrüpp aus allen Spalten wuchert, jetzt noch so fest wie am Tag ihrer Aufführung.

Einige hundert Schritte weiterhin gelangte ich zu den Wällen der Stadt; dieselben sind hier 20—30 Fuß hoch, 10 Fuß stark, und werden durch eine starke Brustwehr und runde Wartthürme überragt, welch letztere in einer Entfernung von etwa 400 Fuß von einander errichtet sind. Diese Wälle sind fast in Ruinen verwandelt durch den „lautlos nagenden Zahn der Zeit," und die stete Arbeit der geschäftigen Wellen, die ihren Grund umspülen, aber sie sind noch immer ein sprechendes Zeugniß für die Macht und den Willen des Volkes das sie erbaute. Wartthürme, Brustwehr und Wall sind bis hinab zu dem Korallenriff an ihrem Fuß mit buntfarbigen Moosen und Schmarotzerpflanzen bedeckt, die mit dem hellgrauen Steinwerk einen lebhaften Contrast bilden, während Massen wilder Weinreben aus allen Spalten der Thürme und Wälle graciös herabhängen, und dem ganzen ein außerordentlich malerisches Ansehen geben.

Wenn man von äußersten südöstlichen Ende des Walles sich nach Norden kehrt, gelangt man zu einer geräumigen Esplanade, hinter der sich das Arsenal, sowie die Gefängnisse und Regierungsgebäude befinden. Ein halbes Duzend baarfüßiger Soldaten paradirte vor den letztern, und ein oder zwei Duzend häßliche Spitzbubengesichter, die sich an den Fenstern des Gefängnißhauses zeigten, bewiesen daß es gegenwärtig noch seine Bestimmung erfüllt, woran man nach dem äußern, verfallenen Ansehen zweifeln konnte

Im auffallenden Contrast mit dieser düstern Scene stand die welche sich mir auf der Esplanade darbot, der beliebtesten Promenade der schönen Welt von Panama. Schaaren schwarzäugiger Señoritas, in die duftigsten, leichtesten Stoffe gekleidet, die zierlichen Köpfe mit dem unvermeidlichen, aber immer graciösen Schleier verhüllt, wandelten den Paseo auf und ab. Einzelne Gruppen hatten sich um jugendliche guitarrespielende Caballeros im Gras gelagert, hie und da lehnte sich ein die Einsamkeit suchendes Liebespaar über die äußere Brustwehr, versunken im gegenseitigen Anschauen oder in den zaubervollen Anblick des stillen Oceans, auf dessen Spiegel der aufsteigende Mond lange Lichter warf. Es war in der That ein Bild welches das Auge des Poeten oder des Malers erfreuen mußte. Zur Rechten, in der Entfernung einer Meile, liegen die ehemaligen Lieblingsplätze der Bukaniers, eine Gruppe grüner Inseln von pittoresken Formen, und die Palmen, mit denen sie bedeckt sind, zeichnen sich scharf gegen den glänzenden Abendhimmel ab. Jetzt verfolgen die Postdampfer der Californialinie ruhig ihren Weg zwischen diesen ehedem so gefürchteten Inseln, und rechts schaukeln sich hochbemastete amerikanische Kriegsschiffe auf dem Wasser. Weiterhin links erblickt man einen dunkeln Landstrich. Die vom Mond beschienene Ruine eines massiven Thurmes gibt Kunde daß hier ehedem das alte Panama, das vielgepriesene Wunderwerk der neuen Welt, gestanden hat.

Der Eindruck der Stadt ist, wie ich schon bemerkte, im allgemeinen der des Verfalls und der Vernachlässigung. Ich sah nur sehr wenige neue oder gut erhaltene Gebäude. Hr. Corwin, der amerikanische Consul, bewohnt eines der wenigen modernen Häuser. Es ist in italienischem Styl erbaut, mit hübschen eisernen Balcons verziert, und soll, wie man sagt, 40,000 Dollars gekostet haben. Einige Straßen von Panama sehen indessen aus als hätte man kürzlich Versuche gemacht sie auszubessern, und der Handel, der freilich meist in den Händen der Fremden liegt, scheint lebhafter und ausgedehnter als man im ersten Augenblick zu glauben geneigt ist. Obgleich Panama nicht mehr als 10,000 Einwohner hat, erscheinen doch sechs spanische Zeitungen in seinen Mauern, und außerdem der zugleich in englischer und spanischer Sprache geschriebene Star and Herald.

Seine Nationalvergnügungen hat der Spanier auch in Panama festgehalten. Stiergefechte — die eigentlich wohl mehr den Namen Stierquälerei verdienen — Hahnenkämpfe und Pferderennen sind seine bevorzugten Zerstreuungen. In den Abendstunden veranstalten die Bewohner von Panama fast täglich Ausflüge zu Pferd und zu Wagen in die Umgegend, und denen welche keine andre Gelegenheit haben sich der frischen Luft zu erfreuen, bietet der von zwei Maulthieren gezogene Omnibus, welcher täglich vom Aspinwall-Hôtel nach Cerro de los Buccaneros fährt, dazu die Möglichkeit.

Ich befand mich eines Abends unter den Passagieren des Omnibus. Wir verließen die innere Stadt durch das ehemalige westliche Thor, welches man niedergerissen hat, um mit den Steinen den angränzenden Graben auszufüllen und darüber hin eine gute Straße anzulegen, auf der wir das Kirchspiel Santa Anna, die große Vorstadt von Panama, erreichten. Sie enthält die Ruinen einer großen Kirche, einen weiten Platz und eine lange Straße, die sich eine volle Viertelmeile bis nach der Nordseite der Stadtmauern hinzieht. Die Häuser sind mit Balconen und breiten Colonnaden verziert, befinden sich aber alle in dem kläglichsten Zustande. Dann passirten wir ein Stück der alten wieder erneuerten Straße, die ehedem von Panama nach Porto Bello führte. An jeder Seite stehen aus Rohr errichtete Hütten, aber die Eingebornen, die sie bewohnen, erhoben kaum die Augen zu uns als wir vorüberrasselten, nur die kläffenden Hunde und die nackten Kinder, die am Weg lagen, würdigten uns ihrer Aufmerksamkeit. Dann führte unser Weg mehr denn eine Meile weit zwischen Orangen, Bananen und Palmen hin, deren leichte Wipfel sich in der kühlen vom Meer herüberstreifenden Abendluft wiegten. Dann und wann öffnet sich eine Aussicht, rechts auf den schimmernden Spiegel des Oceans, links über die Savannah nach palmengekrönten Hügeln und fernen Bergen, die von jenem duftigen goldenen Licht überströmt sind das sich nur in diesen tropischen Gegenden bei Sonnenuntergang zeigt.

Nachdem wir die gepflasterte Straße verlassen und uns links gewendet hatten, erreichten wir den Fuß des Cerro de los Buccaneros — der Hügel von welchem der Freibeuter Morgan zuerst hinabschaute auf „die goldene Stadt" — ehemals eine fast unzugängliche Wildniß, jetzt ein prächtiger

Garten. Wir stiegen aus um unsern Weg zu Fuß fortzusetzen, und die Spitze des Berges auf einem der von prächtigen Bäumen beschatteten Pfade zu erreichen, die sich vom Eingang des Parks nach allen Richtungen hin verzweigen. Tausende von grünen und goldenen Ananasfrüchten von unglaublicher Größe schauten längs des Weges aus ihrer üppigen grünen Umhüllung hervor, Gruppen des herrlichsten Zuckerrohrs wechselten mit Pisang- und Bananenbäumen, bis wir auf vielfach gewundenen und verschlungenen Pfaden einen kreisrunden, von hohen Bäumen beschatteten Platz auf der Spitze des Hügels erreichten. Die Feder ist nicht im Stande die Schönheit der Scene zu beschreiben die sich vor mir aufthat. Der Ocean mit seinen Inseln, die Stadt Panama, der Ancon und das prächtige an seinem Fuß sich ausbreitende Thal lagen an der einen Seite, während sich an der andern tropische Wälder von dichtem grünen Laubschmuck, verhüllte Hügel und Thäler bis zu der Bergkette hinzogen, hinter welcher die Sonne in einem Meer von Licht versunken war. Nachdem wir uns satt geschaut hatten, kehrten wir zu einer kleinen ländlichen Cottage am Eingang des Parks zurück, wo wir für die zwei Dimes, die wir beim Eintritt erlegt hatten, frisch gepflückte goldgelbe Ananas erhielten.

Am Vorabend des zu meiner Abreise von Panama bestimmten Tages beschlossen wir, d. h. ich und ein junger Künstler aus New-York, unter der freundlichen Führung des Hrn. Boyd, von Star and Herald, die alte sieben Meilen entfernt liegende Stadt Panama zu besuchen, und am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang machten wir drei uns hoch zu Roß auf den Weg. Wir passirten das nordwestliche Thor und erreichten bald die Ufer der Bay, welche der Schauplatz einer außerordentlich lebendigen Scene waren. Zahlreiche Bongoes der Eingebornen, beladen mit Fischen und andern Handelsartikeln, wurden an den Strand gezogen, oder legten sich in einiger Entfernung vor Anker, und Käufer aller Classen drängten sich herbei um ihren Bedarf für den Tag einzukaufen. Die Gewässer der Umgegend besitzen noch immer, wie in frühern Tagen, einen unglaublichen Reichthum an vortrefflichen Fischen, Krebsen, Krabben und Austern.

Die Kähne der Fischer, die ihren Fang zu Markte bringen, bieten einen eigenthümlichen und interessanten Anblick. Die Länge dieser Fahrzeuge schwankt zwischen 20 und 40, die Breite zwischen 2 und 6 Fuß — man sagt daß die stärksten Kähne dieser Art 30—40 Tonnen Fracht zu tragen vermögen — alle sind aus einem einzigen, ausgehöhlten und an beiden Seiten zugespitzten Baumstamme gefertigt, aber dennoch von außerordentlich zierlichem Bau. Gewöhnlich besitzen die Bongoes der Eingebornen eine mit Palmenblättern bedeckte Cajüte, zwei oder drei Masten und mehrere Segeln von rohem Schnitt und Stoff, aber trotz ihres eigenthümlichen und ursprünglichen Aussehens gelten sie für die sicherſten und schnellsten Boote der Welt. Nachdem wir die Cienega und die Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgebäude hinter uns gelassen hatten, erreichten wir den Meeresstrand und galoppirten einige Meilen weit auf diesem weichen, sandigen, wie weißer Marmor glänzenden Terrain hin. Dann veränderte sich die Scene, wir erreichten schwarze Felsenmassen, die zwar, wie mein Freund behauptete, einen ausgezeichneten Vordergrund für ein Seegemälde geben würden, die zu überklettern aber weit weniger angenehm war als man dachte. Dann gieng es eine Weile unter starken und so niedrigen Mangroven hin, daß nur fortwährendes, geschicktes Ausweichen uns vor Verwundungen sicherte, und endlich erreichten wir die Ebene von Petillo, prächtigen von dichtem Wald begränzten Wiesengrund, auf welchem zahlreiche Heerden weideten.

Eine halbe Meile weiter hin gelangten wir wieder zum Strande, der hier in der Breite von wenigstens einer halben Meile mit schwarzen Felsblöcken besäet ist, zwischen denen sich ein schmaler Reitpfad hinschlängelt, gerade breit genug für die Hufe der Pferde, und nachdem wir etwa eine Stunde lang diesen beschwerlichen Pfad verfolgt hatten und um eine etwas vorspringende Landzunge bogen, wurde der große Thurm der alten Stadt sichtbar. Bald darauf entdeckten wir im dichten Gebüsch einen von Laubwerk und Schlinggewächsen fast verſteckten Bogen, der sich bei genauerer Untersuchung als ein kleiner Viaduct erwies, über welchen die alte gepflasterte Straße von Panama nach Porto-Bello hinführte. An einigen Stellen war das Mauerwerk noch wohl erhalten, an andern war es zerbröckelt und zerfallen; ungeheure Wurzeln hatten sich in die Spalten gedrängt und die Steine auseinander getrieben. Ein wenig später erblickten wir den alten Wartthurm San Jerome, eine massive von behauenen Steinen aufgeführte Säule, 17 bis 18 Fuß hoch und mit einem Netzwerk von wilden Weinranken und einer dicken Moosschicht fast gänzlich bedeckt und verhüllt. Man sagt, der Thurm sey im J. 1665, also erst sechs Jahre vor der Zerstörung der Stadt, erbaut worden — er ist das letzte erhaltene Bauwerk der alten Stadt, deren Trümmer die undurchdringliche Vegetation von zwei Jahrhunderten für ewige Zeiten begraben hat.

Der Thurm San Jerome liegt auf einem ziemlich geräumigen Plateau, 10 bis 12 Fuß über dem Meeresspiegel und etwa 200 Fuß vom Strande. Er ist vollkommen gut erhalten, mit Ausnahme der Treppe, die ehedem im Innern emporführte, von der aber nichts übrig geblieben ist als die von den eingefügten Stufen herrührenden Vertiefungen in der Mauer. Hinter dem Thurme liegen, in undurchdringliches Gestrüpp gebettet, die Ueberreste irgend eines großen Bauwerkes. Noch stehen die 30—40 Fuß hohen Mauern zum Theil aufrecht, aber aus dem Innern des Gebäudes sind riesige mehr als hundert Fuß hohe Bäume emporgeschossen.

Während unser junger Freund, der Künstler, Thurm und Ruine flüchtig skizzirte, suchten wir ein Obdach für unsere Thiere, um, wenn wir sie geborgen wußten, auf Entdeckungen auszugehen. Wir fanden auch eine kleine Strecke südlich vom Thurme zwei von einem dichten Pisanggebüsch fast verdeckte Hütten, aber sie schienen verlassen von ihren Bewohnern. Ein wenig weiter hin entdeckten wir eine dritte Hütte, und nachdem wir uns einen Weg durch dichtes Zuckerrohr und Pisanggebüsch gebahnt hatten, waren wir so glücklich den Eigenthümer zu Haus zu finden. Die Hütte bestand ganz einfach aus einem auf starken Pfählen ruhenden Strohdache,

und ihr Bewohner, ein respectabel aussehender alter Neger, saß in seiner aus Binsen geflochtenen Hängematte, und war mit der Anfertigung von Bejuco (einer Art aus Weinranken geflochtener Stricke) beschäftigt. Das Aussehen des Alten, der uns mit einem freundlichen guten Tag entgegen kam, war im hohen Grad eigenthümlich. Seinem Haare nach zu urtheilen, das sich wie ein Haufen weißer Wolle über seiner Stirn emporthürmte (hinter den Ohren war der Kopf glatt geschoren), mußte er wenigstens ein Siebenziger seyn. Seine einzige Bekleidung bestand in einer halben Elle blauen Baumwollenzeugs, das er um seine Hüften geschlungen hatte, und einem paar Sandalen von ungegerbtem Leder, aber es lag eine natürliche, angeborne Würde und Höflichkeit in seinem Wesen, die trotz seiner äußern Erscheinung Respect einflößte. Er bat uns abzusteigen und einzutreten, wir nahmen seine Einladung an, und setzten uns auf eine rohe Bank, während der alte Mann, nachdem er uns eine Kürbisflasche mit Wasser gereicht hatte, sich wieder in die Hängematte an seine Arbeit setzte.

Auf die Fragen, die Hr. Boyd ihm vorlegte, antwortete unser Wirth:

„Ich heiße Marco Segundo, bin aus Chepo (einer etwa zwanzig Meilen entfernten Provinz) gebürtig, und lebe hier mit meinem Hund und meiner Katze seit länger als zwanzig Jahren."

„Und warum lebt Ihr so allein?" fragte Hr. Boyd.

„Weil es besser ist allein als in schlechter Gesellschaft zu leben," entgegnete der alte Philosoph. „Dreimal jährlich gehe ich nach Panama um meine Bejuco zu verkaufen, bringe mir dann meinen Tabak und andere Kleinigkeiten mit, und bin zufrieden."

„Habt Ihr keine Nachbarn, Marco Segundo?"

„Zwei," erwiederte unser Wirth, indem er nach der Richtung der verlassenen Hütten zeigte. „Santo und Jesu, beide gute Männer."

Während Hr. Boyd das Gespräch in dieser Weise fortführte, gieng ich hinaus um das Innere der Hütte zu skiziren. Es konnte nichts einfacheres geben als diese Hütte. An der einen Seite standen einige rohgearbeitete hölzerne Gefäße, eine sehr primitive Handpresse zum Zermalmen des Zuckerrohrs und eine längliche hölzerne Bank. Den übrigen Raum füllten ein halbes Duzend Kürbisflaschen, einige Körbe, die alte Hängematte und ein Kessel, der auf mehreren großen Steinen placirt war, und unter dem ein kleines Feuer brannte. Hinter der Hängematte stand ein etwa 4 Fuß hohes hölzernes Kreuz, das noch hier und da eine Spur von Vergoldung zeigte. Allem Anschein nach hatte Marco dieses heilige Zeichen sich aus irgend einer verfallenen Kirche von Neu-Panama angeeignet. Ueber dem großen Kreuze war noch ein kleineres von der eigenen Arbeit Marco's angebracht — es blieb kein Zweifel daß er ein sehr guter Katholik war.

Als ich meine Skizze beinahe beendigt hatte, bemerkte ich mit nicht geringem Vergnügen daß Marco einen Augenblick seine Arbeit weglegte, mit den magern, knochigen Fingern in seinen wirren, krausen Haarschmuck fuhr, einen schwarz geraucherten Pfeifenstummel daraus hervorzog, sowie eine lange Nadel, mit der er nun anfieng seine Pfeife in aller Ruhe zu reinigen. Nachdem er diese Operation zur Zufriedenheit beendigt hatte, griff er zu einem Beutel mit Tabak, der über seiner Schulter hieng, stopfte, zündete an, und blieb nun gemüthlich rauchend sitzen, bis ich meine Zeichnung vollendet hatte. Dann klopfte er die Pfeife aus, und brachte Pfeife und Nadel wieder an ihren frühern eigenthümlichen Aufbewahrungsort. Ich war allerdings neugierig zu wissen wie viele andere Gegenstände Marco noch dort untergebracht hatte, aber ich besaß nicht die Keckheit ihn zu fragen.

„Wollt Ihr etwas Chichi (Zuckerrohrsaft) trinken?" fragte er endlich.

Wir bejahten, und Marco ergriff seine Macheta, gieng hinaus und kehrte bald mit einem Arm voll Zuckerrohr zurück. Nachdem er die Rohre vorher mit einem hölzernen Schlägel zerklopft hatte, brachte er sie unter seine Presse. Die Arbeit schien sehr schwer zu seyn, Hr. Boyd ergriff daher die andere Seite der Kurbel und unterstützte Marco's Anstrengungen sehr energisch. Nach etwa 10—15 Minuten waren einige Quart Saft gewonnen, und mein Freund setzte sich wie in Schweiß gebadet nieder, während unser Philosoph nicht im mindesten angestrengt war. Nach dem Genuß des Chichi, der, beiläufig gesagt, ausgezeichnet war, baten wir Marco uns durch die Ruinen der alten Stadt zu führen.

„Si Senores in un momento," antwortete er, und machte sich sogleich daran sein Haus zu bestellen. Er packte zu diesem Zweck alle seine Vorräthe, ein wenig Mais, etwas Zucker, ein oder zwei Yamswurzeln in Pisangblätter, legte alles in einen alten Korb, bedeckte diesen mit einem hölzernen Gefäß und betrachtete, nachdem er noch einen Stein darauf gelegt hatte, sein Eigenthum als vollständig gesichert. Dann ergriff er seinen alten Hut und seine Macheta, und sagte mit dem Anstand eines Fürsten: „A su disposicion, Senores!" worauf er aus der Hütte hinausschritt, und es uns überließ ihm zu folgen.

Unter Marco's Leitung verfolgten wir nun einen schmalen, beschwerlichen Fußpfad durch den Wald, der so dicht war daß nicht der kleinste Sonnenstrahl sich durch das Laubwerk zu stehlen vermochte, und erreichten, nachdem wir ungefähr eine halbe Meile auf dem vielfach gewundenen Wege zurückgelegt hatten, eine lichte Stelle, bei welcher Marco stehen blieb, um uns auf einige von hier aus sichtbare Ruinen aufmerksam zu machen. Sie rührten, wie er berichtete, von einer ehemaligen Kirche her, waren aber von der Vegetation so überwuchert, daß man kaum noch die äußern Umrisse zu unterscheiden vermochte. In dieser Weise sahen wir noch mehrere Trümmerhaufen, von denen sich nicht mehr sagen läßt als von dem erstern. Nur der Anblick der wundervollen und zuweilen wunderlichen Vegetation, der mächtigen Bäume die aus und auf den Mauern emporwuchsen und oft das zerbröckelnde Gestein mit ihren riesigen Wurzeln umspannen und stützen; der Anblick der zahllosen mit bunten Blüthenbüscheln geschmückten Schmarotzerpflanzen, die ein dichtes Netz um jeden Trümmerhaufen gewebt haben, der graciösen Gewinde von

wilden Reben, die sich von Baum zu Baum, von Stein zu Stein ziehen, entschädigt den Beschauer für den Mangel an interessanten Ueberresten alter Baukunst. Nur zweimal stießen wir auf bemerkenswerthere Ruinen, 30—40 Fuß hohe, von Bogenfenstern durchbrochene Mauern, deren ehemalige Bestimmung unserem Führer unbekannt war. Hie und da zeigen sich Spuren gepflasterter Straßen, und in zwei oder drei mit großen Bäumen bewachsenen, aber von Unterholz freien, ziemlich regelmäßigen Plätzen, will man die ehemaligen Plazas der Stadt erkennen. Durch den südlichen Theil des alten Panama fließt ein etwa 40 Fuß breiter Strom, der von einem noch in ganz gutem Zustande befindlichen gemauerten Brückenbogen, Puente de Embarcadero genannt, überspannt wird. Man erzählt daß hier, in der alten goldenen Zeit, die vom Ocean heraufsegelnden Boote anlegten, um ihre Waaren zu verkaufen oder Vorräthe einzunehmen.

An diesem Punkt machte Marco Halt, und rief, indem er mit seinen Armen einen Kreis beschrieb: „Señores, ustedes ha vesta todos!“ (Jetzt haben die Herren alles gesehen!)

Da wir hungrig, durstig und müde waren, so stellte uns diese Erklärung zufrieden, und eine halbe Stunde später saßen wir in Marco Segundo's Hütte und tranken Chichi. Dann folgte noch ein heißer beschwerlicher Heimweg — ein erfrischendes Bad — eine gute Mahlzeit; ich verwendete noch eine halbe Stunde zum Packen und befand mich bei Sonnenuntergang am Bord des Dampfers „Columbus“ auf dem Weg nach San José de Guatemala.

Seereisen Kadu's, eines Bewohners der Carolinen.

(Schluß.)

Da Kadu's Entschluß unbegreiflich schien, so warf man auf ihn den Verdacht daß er des Nachts stehlen und sich dann heimlich entfernen wolle. Kotzebue ließ deßhalb, um seinen neuen Freund zu beobachten, die Nachtwachen verdoppeln und sein Lager auf dem Verdeck, wo er der Hitze wegen schlief, dicht neben dem seinigen aufschlagen. Kadu fühlte dadurch sich nur noch mehr geehrt, so nahe zu dem Tamon des Schiffes gebettet zu werden. Er blieb den Rest des Abends einsylbig, als ob er das Erlebte, sowie den gefaßten Entschluß überdenke. Alle Bemühungen der Schiffsofficiere ihn zu erheitern, nützten nichts, und nachdem er gegessen was man ihm vorgesetzt, legte er sich ruhig schlafen.

Mit Anbruch des neuen Tages erhob er sich heiter und vergnügt. Und als er mit einem gelben Mantel und einer rothen Schürze beschenkt wurde, dünkte er sich zu einem Tamon der Weißen emporgehoben. Er suchte deßhalb den Gang und die Benehmungsweise Kotzebue's nachzuahmen, und als die am frühen Morgen wieder eingetroffenen drei Freunde ihm „Kadu! Kadu!“ zuriefen, so hatte er die kleine Schwäche sie keines Blickes zu würdigen, sondern gieng stolz auf dem Verdeck hin und her, wobei er sich immer so geschickt zu drehen wußte, daß ihnen sein herrlicher Putz in die Augen fiel.

Kotzebue gab nun Kadu den Auftrag die drei Tamons auf das Schiff einzuladen; dieser fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt, und erledigte sich dieses Dienstes mit vieler Würde. Er führte nach einer kurzen Anrede zuerst den greisen Tigedien, seinen einstigen Retter, auf das Verdeck, um ihn Kotzebuen vorzustellen. Während sich letzterer mit Tigedien unterhielt, nöthigte Kadu auch Edoc und Lagediack auf das Verdeck, und wußte zu ihrer Hinhaltung beide mit eifriger Rede festzuhalten. Er führte im Gefühl seiner neuen Würde die Gäste herum und gab ihnen Erklärungen über alle die wunderbaren Dinge umher, die ihm noch selbst unbekannt waren, aber er wußte sich so klug dabei zu benehmen, daß man glauben mußte er selbst habe den vollständigsten Begriff von demjenigen was er zu erklären sich beeiferte. Ueber Kleinigkeiten verbreitete er sich besonders umständlich, z. B. als Edoc und Lagediack einen Matrosen eine Prise Tabak nehmen sahen, und ihren Freund Kadu, der es selbst noch nie gesehen, darüber befragten: so setzte ihn diese Frage nicht in die geringste Verlegenheit. Er ließ sich vom Matrosen die Dose geben, und erzählte ihnen darüber viel merkwürdiges, wobei seine Zuhörer immer gespannter aufhorchten. Als er nun, um ihnen die Sache recht klar zu machen, jetzt selbst den Tabak in die Nase brachte, warf er die Dose weit von sich, und begann so entsetzlich zu niesen und zu schreien, daß seine Zuhörer erschreckt auseinanderliefen. Indeß — auch hier faßte er sich schnell, und wußte die ganze Sache in einen Scherz zu verwandeln.

Bei dem Anblick der Anker und Schiffskanonen erschallte besonders das bekannte Möll! Möll! weil diese als ein unermeßlicher Schatz von Seiten der Insulaner betrachtet wurden. Doch wenn auch Kadu die ersteren für Angelhaken zum Fang großer Fische erklärte, so streifte er doch hinsichtlich der letzteren nahe an die Wahrheit, als er sagte: wenn die Insulaner wagen würden etwas zu stehlen, so werde man damit alle Cocos- und Brodfruchtbäume niedermähen.

Als die Frühstückszeit eingetreten war, bot man zuerst Kadu eine recht süße Tasse Thee an, damit er den drei anderen mit gutem Beispiel vorangehen möge. Er brachte dieselbe auch voll Sicherheit und Selbstvertrauen an den Mund; aber unglücklicherweise war der Thee noch heiß, und so warf er denn die kostbare Tasse mit allen Zeichen des Schreckens weit von sich, daß sie in Scherben zerbrach. Gleich einem elektrischen Schlage theilte sich dieser Schreck den übrigen drei mit, und sie standen schon im Begriff ins Meer hinabzuspringen. Endlich war doch Kadu dahin zu bringen eine zweite Tasse zu kosten, und die andern sahen ihn voll Erstaunen an, als er den Trank wohlschmeckend fand und nicht gleich todt zusammenstürzte. Jetzt wollten sie auch davon haben, und bewiesen durch lautes Schnalzen wie gut der Trank ihnen mundete; auch der Zwieback fand ihren Beifall, der Zucker aber trug den Preis davon.

Als sie die Arbeit in der Schmiede sahen, wie der Blasbalg wirkte, die Kohlen glühten, und das gehämmerte Eisen Funken hinaussprühte, waren sie ebenfalls wieder schnell zur

Flucht bereit; als sich aber nach und nach der rothe unförmliche Gegenstand in die Spitze einer Harpune verwandelte, war Kadu's Freude unbeschreiblich. Nochmals versuchten die drei Tamons Kadu in seinem Entschluß wankend zu machen, er aber schüttelte nur den Kopf und sagte: Eberi Totabu (Bleiben — Kotzebue).

Doch wünschte er am Nachmittag, als seine Freunde wieder ans Land zurückkehren wollten, diese zu begleiten, und man war der sicheren Meinung auf dem Schiff daß er nun nicht mehr kommen werde. Im Triumph wurde er als ein vom Menschenfraß Geretteter davon geführt. Am Land angekommen, schloß eine ansehnliche Versammlung von Männern und Weibern einen Kreis um den wiedergeschenkten Freund, dessen neue Tracht man anstaunte. Kadu hielt nun eine Abschiedsrede, bei der seine Zuhörer in Thränen zerflossen. Ein altes Weib schluchzte laut: Tigebiens, Edocks und Lagediads Augen schwammen in Wasser, und bei ihm selbst war die Gewalt ersichtlich mit der er seine Rührung zu verbergen strebte. Oft nannte er Aur, Ulea und Totabu, zuweilen auch Tamisso (Chamisso.) Das Volk war erschüttert, und eine innige Umarmung schloß diese wahrhaft rührende Scene. Kadu begab sich nun wieder an Bord des russischen Schiffes, und wurde — da sein Entschluß immer noch unerschütterlich fest stand — in der Officierscajüte aufgenommen, was ihm sehr schmeichelte, da er den Unterschied zwischen Officieren und Matrosen nur zu gut bemerkte.

Nachdem Kotzebue kurz vor dem Abschied Tigebien mit einigem Eisengeräth beschenkt hatte, machte Edock, der Leidensgenosse Kadu's, noch einen letzten Versuch diesen zu erweichen, indem er dessen Söhnlein ihm plötzlich an die Brust warf. Aber Kadu vollzog was er einmal fest beschlossen hatte. Was er während seines Aufenthaltes auf dem Schiff erhalten, vertheilte er unter die Einwohner, oder schenkte es seinen Freunden, und weinte schmerzlich als er sich beim Abschied nach langem Zögern von ihnen und seinem Knaben losriß. So hatte er seinen Freunden auf Radack alles hinterlassen was er besessen. Nur ein einziges Kleinod behielt er zurück. (Nach seiner Meinung das werthvollste.) Es war dieß sein Halsschmuck von Fischgräten, über welchen er bei den Europäern, als sie ihn darüber ausfragten, eine große Heimlichkeit beobachtete.

Auf den Morgen des 27 Februar war die Abfahrt des Kurick festgesetzt. Die ganze Nacht hindurch hörte man vom Land her das Getrommel und den Klaggesang der Eingebornen. Als mit der Morgenröthe die Segel ausgespannt wurden, verdoppelte sich der Lärm am Ufer — gleichsam um ein glückliches Lebewohl zu sagen. Seinerseits bestieg Kadu, eine weiße Flagge in der Hand, den Mastkorb mit der Schnelligkeit einer Katze, damit ihn seine Freunde so lang als möglich sehen könnten. Er winkte ihnen so lange zu als er noch die Insel im Sehkreis hatte.

Zwar wurde Kadu im Anfang etwas seekrank, sobald jedoch das stärkere Schaukeln des Schiffes nachließ, stellte sich auch seine Gesundheit und heitere Laune wieder ein, und er schien seine Freunde nicht mehr zu vermissen.

Auf Odia, einer nördlich gelegenen befreundeten Insel angelangt, stellte sich Kadu, als auf den Piroguen seine bekannten Genossen sich nahten, in der Art auf das Verdeck, daß man ihn vom Kopf bis zu den Füßen ansichtig werden konnte. Er rief den Insulanern herablassend zu, er sey Kadu, und sie möchten sich nicht fürchten an Bord zu kommen. Diese aber, die ihren Augen nicht trauten, wagten sich erst nach längerer Unterredung mit ihm auf das Schiff. Nachdem sie die Kleidung des ihnen Wohlbekannten umständlich untersucht und bewundert, erklärte er ihnen mit vieler Würde auch die übrigen Schiffsgegenstände, und fand es ganz natürlich daß sie sich unterwürfig gegen ihn bezeigten, als sey er ein neuer Tamon. Er ließ sich sogar herab mit den Insulanern ans Land zu fahren, und nahm ohne Umstände den Ehrenplatz auf dem Hintertheil des Canots ein, sodann ließ er sich unter Singen und Jauchzen auf ihren Schultern durchs Wasser an den Strand tragen, ohne daß es ihm in den Sinn kam daß er selbst noch vor wenigen Tagen ebenfalls nur ein Karacka [1] war. Diesen Dienstfeifer belohnte er mit einigen verrosteten Nägeln, die in seinen Augen einen sehr hohen Werth hatten, und die er sich nur schenken ließ um sie wieder zu verschenken. Als er das Ufer erreicht, ließ er sich gravitätisch nieder. Alle umgaben ihn stehend, und er erzählte ihnen von den Merkwürdigkeiten der weißen Männer. Als er wieder zum Schiff zurückfuhr, begleiteten ihn die Indianer mit ihren Canots, die mit Pandanus und Cocosnüssen angefüllt waren und als Geschenk dargebracht wurden. Noch einmal stellte jetzt Kotzebue dem Kadu vor daß der letzte Augenblick gekommen sey, wo es ihm noch freistehe zurückzukehren, daß er gar keine Hoffnung habe je wieder hieher zu kommen, und wenn er zu bleiben beharre ihm eine lange beschwerliche und gefahrvolle Reise bevorstehe. Kadu klammerte sich mit beiden Händen an Kotzebue, gelobte bis zum Tode bei ihm zu bleiben, und verschenkte an die Männer Odia's den Rest seiner Schätze.

Der Kurick aber verließ die südlichen Gewässer um den Regionen des Eismeeres zuzuschwimmen und eine Durchfahrt von der Behringsstraße nach der Baffinsbay zu suchen.

So schwer es auch selbst einem gewandten Europäer wird ganz neue Verhältnisse, in die er mit einem Schlag sich versetzt sieht, richtig zu beurtheilen und zu behandeln; so wußte doch der Naturfohn Kadu mit richtigem Tact bald auf die leichteste und schicklichste Weise in seine neue Welt der Umgebung sich zu fügen, und wenn er auch im Anfang, wie nicht anders zu erwarten war, einige kleine Mißgriffe machte, so kam er doch schnell zur Einsicht, und verstand solche Versehen schnell und leicht wieder gut zu machen. Als er einst einem Aufwärter befahl ein Glas Wasser zu bringen, nahm ihn ein Schiffsofficier still am Arm, führte ihn zum Wasserfaß und gab ihm das Trinkgefäß in die Hand, woraus die Matrosen auch tranken. Von dieser Zeit an ließ er sich nicht mehr bedienen, und lernte bald mit vollkommen gutem Anstand im Leben und bei Tisch sich benehmen, besonders fand er sich mit unglaublicher Geschicklichkeit darein Messer und Gabel zu

[1] Niederer Insulaner.

handhaben, und betrug sich nach Aussage Kotzebue's überhaupt so manierlich und bescheiden, als ob er schon lange unter Gebildeten gelebt hätte. In Beziehung auf geistige Getränke beobachtete er eine große Mäßigkeit. Anfänglich ließ er sich zwar von den Matrosen heimlich Branntwein geben, als er aber einst einen Matrosen in der Trunkenheit erblickte, welche schwere Züchtigung für diesen zur Folge hatte, nahm er sich fest vor niemals mehr „Feuer" zu trinken, nur etwas Wein genoß er, ohne davon je zu viel zu sich zu nehmen.

In einem Winkel des Verdecks legte er — nicht für sich, sondern zur Beglückung der zu besuchenden Insulaner — sich einen Vorrath von altem unbrauchbaren Eisen und sonstigen Bagatellen an, dem er einen sehr hohen Werth beilegte. Und nur einmal kam der sonst so heitere und sanftmüthige Kadu so recht in einen zurückgehaltenen Ingrimm, als man ihm seinen Gerümpelvorrath von dem gewöhnlichen Platze entfernt hatte, ohne daß er wußte wohin. Tief fühlte er sich in seinem Rechtssinn verletzt als seine hochwichtige Beschwerde selbst bei dem Herrn des Schiffs wenig Gehör fand.

Nachdem Kadu schon einen Monat auf der offenen See zugebracht, ohne Land zu erblicken, gab er seine bis jetzt mittelst Schnurknoten fortgeführte Zeitrechnung auf, weil er fest überzeugt war das Schiff irre nun ebenso herum, wie einst er und Edock auf ihrer unfreiwilligen Fahrt von Ulea nach den Radack-Inseln. In der That war die Fahrt gefährlich genug; denn am 23 April brach über dem Kurick ein entsetzlicher Orkan los. Dabei fiel dichter Schnee und Hagel, und gleich nach Mitternacht nahm die Wuth des Sturmes in einem solchen Grade zu, daß die hochgehenden Wogen sich zu ungeheuren Massen auftürmten, wie selbst Kotzebue sie noch nie gesehen; der Sturmwind hob die Spitzen der Wellen ab, und jagte sie über das tosende Element in Gestalt eines wolkenbruchartigen fortwährenden Fallregens dahin.

Mit Lieutenant Kotzebue befanden sich außer dem treuen Kadu, der ihn bei Gefahren nie verließ, noch vier Matrosen auf dem Verdeck, wovon zwei das Steuer hielten. Das übrige Personal ward der Sicherheit wegen unter Verdeck geschickt. Kaum hatte Kadu noch Zeit gehabt nach einer hohen heranbrausenden Woge zu zeigen, als diese auch schon beide besinnungslos niederwarf. Kadu erhob sich zuerst, dann Kotzebue, der, gegen eine Ecke geschleudert, beim Erwachen einen heftigen Schmerz auf der Brust fühlte; dieser Schmerz aber ward bei ihm übertäubt durch den traurigen Anblick der Zerstörung; denn sein Winkel war von der Wuth jener entsetzlichen Welle verschont geblieben. Das Bugspriet — ein Vordermast von zwei Fuß im Durchmesser — war durch die Gewalt des Wassers mit einem Stoß zersplittert, und hieng, nur noch an einzelnen Tauen schleppend, ins Wasser hinab. Dieser Verlust war um so gefährlicher, als dadurch auch den beiden übrigen Masten durch das schlaff gewordene Tauwerk der gehörige Halt genommen war, und sie bei länger andauerndem Hin- und Herschleudern des Schiffes unmöglich mehr lange Widerstand leisten konnten. Dann aber war keine Rettung denkbar, und somit der Untergang unvermeidlich, wenn der Sturm noch eine Stunde anhielt. Dem einen Matrosen hatte die Riesenwelle das Bein zerschmettert und den anderen in die See geschleudert. Die beiden Matrosen welche das Steuerrad hielten, waren ebenfalls beschädigt, und das letztere zerbrochen. In großer Kaltblütigkeit erwartete Kadu nichts anderes als daß — wie er sich ausdrückte — „die bösen weißen Wellen das arme dunkle Schiff todtschlagen würden!" Glücklicherweise ließ der Orkan bald wieder nach, und nachdem der Kurick, so gut es gehen wollte, wieder in Ordnung gebracht war, setzte er seinen Weg nach dem Eismeer unter mancherlei Stürmen und Widerwärtigkeiten nach dem Hafen der Insel Unalaschka fort.

Die hohen, mit Eis bedeckten Berge der Fuchs-Inseln fielen Kadu gewaltig auf. Nie aber betrachtete er etwas mit größerem Erstaunen als den in dichten Flocken fallenden Schnee. Er war vergeblich ihn zu fangen bemüht, als aber immer die Flocken wieder in seiner Hand verschwanden, so überfiel ihn ein Gefühl von Grauen; und voll Mißtrauen sah er die weißen Männer an, und glaubte fest er sey in das Land der Zauberei versetzt. Und wahrscheinlich haben seine späteren Schilderungen über diese Reise an Ungeheuerlichkeiten und Wundern denen des berühmten Odysseus wenig nachgestanden. Auf Unalaschka wunderte sich Kadu sehr daß er auf der ganzen Insel keinen einzigen Baum sah, und daß hier weder Brodfrucht noch Cocosnüsse zu haben waren. Als er diese verwaiste, von aller Vegetation entblößte Erde beschaut hatte, eilte er tief bewegt und sehr geschäftig zu Lieutenant Kotzebue, um denselben aufzufordern den Rest der Cocosnüsse welche sich noch an Bord befanden, und zu welchen er ein halbes Duzend aus seinem Vorrath hinzufügen wollte — hier an passenden Stellen in den Boden zu setzen.

Auch das Leben der Aleuten in der Erde wollte ihm gar nicht gefallen. In Ulea und auf den Radack-Inseln, meinte er, sey es besser. Er fragte ob man in Petersburg auch so lebe? Die großen Ochsen betrachtete er anfänglich mit Furcht und Erstaunen. Dieses Erstaunen verwandelte sich aber in unmäßige Freude, als er erfuhr daß das Fleisch welches täglich auf dem Schiff gegessen wurde von diesen Thieren stamme. Man fragte ihn warum ihn das so freue, da er ja selbst nie von jenem Fleisch genießen wollte? Und er gestand darauf zögernd und schüchtern, er hätte geglaubt daß jenes Fleisch Menschenfleisch sey; denn bei der Abreise von den Radack-Inseln sey er einmal zugegen gewesen wie ein Faß mit eingesalzenem Fleisch geöffnet wurde, und dabei sey ihm ein Rippenstück besonders aufgefallen; er habe dann der Warnung seiner Freunde sich erinnert, welche ihm stets gesagt daß die weißen Männer die schwarzen fräßen, und so habe er von dem Augenblick an geglaubt daß er auch einmal an die Reihe kommen werde. So sah sich Kadu in aller Ruhe gleichsam als Schiffsprovision an, die dann angebrochen werden würde sobald Mangel an sonstigen Lebensmitteln einträte. Kadu gieng jenen Thieren neugierig täglich auf der Weide nach, sie gleichsam als Retter seiner farbigen Brüder mit frohem Dank betrachtend.

Die in Felle gekleideten Einwohner der Lorenz-Insel wollte Kadu durchaus nicht für Menschen anerkennen. Als er aber sie zuletzt doch als solche erkannte, und bemerkte wie

sich die Mannschaft für die Landung mit Waffen ausrüstete, so war er aus Menschlichkeit entsetzt und empört darüber. Aber sobald man ihm begreiflich gemacht dieß geschehe nicht zu einem Angriff auf die Eingebornen, sondern nur zu eigenem Schutz, für den Fall daß man von ihnen angegriffen werde, so begehrte er gleichfalls einen Säbel, um nöthigenfalls seinen Freunden Beistand leisten zu können, denn im Schießen, sagte er, sey er noch nicht gehörig eingeübt. Als man aber selbst den Säbel unnöthig fand, so begleitete er dennoch den Lieutenant Kotzebue, und da er die in den Aermeln vorbergenen langen Messer der Insulaner gewahrte, machte er jenen darauf aufmerksam, und steckte sein kleines Taschenmesser ebenfalls in seinen Aermel, um jede Gefahr von ihm abzuwenden.

Kotzebue's Brustübel verschlimmerte sich in diesen Eisregionen immer mehr, und zwang ihn endlich zur Umkehr. Als Kadu nun erfuhr daß man wieder bei den Radack-Inseln ankehren werde, legte er von dem Augenblick an noch einen höhern Werth auf seine Sammlung von verrosteten Eisenbruchstücken, und suchte dieselbe durch viele unter den Usergeschieben gefundene, zu Schleifsteinen taugliche Stücke zu vermehren. Kurz er that so viel er konnte, um seinen indianischen Freunden nützlich zu werden.

Noch immer war er gesonnen bis an das Ziel der Reise bei Totabu zu verharren, weil die Schilderung von St. Petersburg ihm auch gar zu reizend dünkte. Vielleicht hoffte er im stillen immer noch seine vielgeliebte erste Heimath auf dieser Reise wieder zu erblicken, und behauptete fest nicht auf den Radack-Inseln bleiben zu wollen.

Gegen Ende Septembers kam der Rurick in der Nähe der Sandwichs-Inseln an. Der hohe, mit Schnee bedeckte Berg Mauna-Roa von Hawai hob sich wolkenlos und prächtig in den reinen blauen Aether empor. Noch war Kadu durch den Anblick der sich ihm enthüllenden paradiesischen Natur gefesselt, als er plötzlich ein junges sehr hübsches Mädchen mit einem Kranz von einer Art kleiner Sternblumen in dem Haar ansichtig ward, das in einem Canot sich ganz allein näherte. Der ohnedieß schon durch den Anblick der geliebten Cocospalmen im Entzücken schwimmende Kadu gerieth bei dieser Erscheinung ganz außer sich, und suchte sich dem Mädchen in allen Sprachen die er kannte verständlich zu machen. Als sie aber selbst bei seinen russischen Anreden lieblich den Kopf schüttelte, warf er ihr mit Geschick erst alle seine Glasperlen zu, dann sprang er über Bord und ruderte mit dem Mädchen über das Schiff der Insel zu. Es war die Karakakua-Bay, wo einst Cook erschlagen wurde. Kotzebue traf seinen Freund Kadu am Land unter einem Schirm von weißem Segeltuch auf seinen Matten zwischen König Tamehameha und seiner Gemahlin Kahumanna sitzend, die Großen des Reichs um sich her, zwei Cannakas oder Eingeborne hinter den dreien, welche ihnen mit rothen Federbüschen die Fliegen abwehrten. Die Einwohner von Hawai betrachteten Kadu mit vieler Neugierde, denn als sie erfahren hatten daß er von einer neu entdeckten Insel komme, strömten sie schaarenweise herbei um ihn zu betrachten; mehrere Jerris oder Häuptlinge, und selbst die Königin, beschenkten ihn reichlich, und der König schmierte ihm zuweilen aus besonderer Aufmerksamkeit mit Geschick den Tarrowbrei in den Mund. Kadu benahm sich dabei anfangs etwas blöde, doch fand er sich bald darein, und ließ sich von seiner ersten Bekannten im ganzen Hüttendorf herumführen. Auch mit den Hawaiern hatte er sich sehr schnell zu verständigen gelernt, und machte die Europäer auf die Aehnlichkeit der Worte in den verschiedenen polynesischen Sprachen aufmerksam. Eben so wie den Branntwein, verabscheute er auch den herauschenden Trank welcher aus der gekauten Awawurzel bereitet und nur von den Jerris genossen werden darf, weßhalb die meisten derselben, welche diesem Genuß stark ergeben sind, von einem weißgründigen Schorf heimgesucht werden. Ein etwa achtjähriger Knabe, der Sohn eines Häuptlings, zeigte mit freudigem Stolz Kadu einen weißen Fleck an der Hüfte, in der Hoffnung bald auch einem mit Grind bedeckten alten Jerri ähnlich zu seyn. Von hier aus wollte Kotzebue über die Radack-Inseln und die Ladronen um das Cap der guten Hoffnung seinen Heimweg nehmen.

Man kann sich Kadu's unbeschreibliche Freude denken, als der Anblick des wohlbekannten Landes ihm das Ziel der vermeintlichen Irrfahrt klar vor Augen brachte, aber noch einmal drohte der Untergang an den tückischen, unter der Oberfläche des Meeres verborgenen Korallenriffen, und während die Lage am gefährlichsten war, erblickte Kadu den Plawun, einen ungeheuern Raubfisch mit fürchterlichem Rachen, der sonst nur im Norden gefunden wird, ganz in der Nähe. Als man sich der Insel Odia näherte, sprang Kadu wie toll auf dem Verdeck umher, und rief in einem fort sein „Totabu!“ und „Tamisso!“ Anfangs hatte er sich vorgenommen seinen Freunden sich nicht gleich zu zeigen, sondern sie erst am Lande durch seine Gegenwart zu überraschen; aber seine stürmische Freude warf alle seine Plane über den Haufen. Kaum waren die Radackinsulaner auf Sprechweite an den Rurick herangerudert, so sprang er zu ihrem Erstaunen mit dem Ausruf hervor: „Seht her, ich bin Kadu! — Kennt ihr mich noch?“ Und nun begann ein lebhaftes Gerede, wobei er ihnen mit grotesken Pantomimen die wunderbarsten Begebenheiten erzählte.

Als Kotzebue, Chamisso und Kadu den Strand betraten, machten der alte Fürst von Yap und der Greis Tigebien die possierlichsten Sprünge und Gebärden, indem sie immerfort riefen: „Waidok [1] Totabu! Tamisso! Aibara Kadu!“ — Die Eingebornen überließen sich ganz der Freude des Wiedersehens ihres Freundes, stürzten auf ihn zu und umarmten ihn alle der Reihe nach. Tigebien nahm einen wohlriechenden Blumenkranz, den er selbst geflochten, vom Haupte, um denselben Kadu aufzusetzen. Dann schloß man um Kadu einen Kreis, in dessen Mitte er sich setzen mußte, und sofort strömte die Rede von seinen Lippen; seine Augen funkelten, und auf den Gesichtern seiner zahlreichen Zuhörer drückten sich die Empfindungen lebhaft aus welche seine mit Ungeheuerlichkeiten start

[1] D. h. kommen.

untermischte Erzählung hervorbrachte. Kotzebue unterbrach endlich den Sprachseligen, dem der Schaum in den Mundwinkeln stand, da auch er zu erfahren wünschte was während seiner Abwesenheit auf den Radackinseln sich neues zugetragen hatte.

Tigebien begann nun zu erzählen: auf der Insel Ligiey, eine Viertelstagreise nordöstlich von Odia, wurden die Brodfrucht- und Pandanusbäume regelmäßig ihrer besten Früchte beraubt, wiewohl das Eigenthumszeichen durch regelrecht aufgehängte Blätterbüschel dieß Bäume hätte Tabu (d. h. heilig und untersagt) machen sollen. Ungeachtet man nächtlich dieselben bewachen ließ, vermochte man doch lange Zeit hindurch nicht den Thäter zu entdecken. Endlich wurde man inne daß ein anscheinend frommer Jüngling, der Sohn eines erschlagenen feindlichen Häuptlings, den Lagebiack an Kindesstatt angenommen, allnächtlich aufstand und, mit größter Kunst die Aufmerksamkeit der Wächter täuschend, den Diebstahl verübte. Als man ihn erwischte, wurde er derb gezüchtigt, und man gab von nun an auf ihn Acht. Er aber belog ihre Wachsamkeit und ließ von seiner Sitte nicht ab. Nun sperrte man ihn während der Nacht ein, und band ihm die Hände auf den Rücken, aber der schlaue Dieb verstand alle Vorsicht zu vereiteln, und die Bäume wurden nach wie vor geplündert. Man brachte ihn nun auf die kleine unbewohnte Insel Temo hinüber, die nur täglich für die Nahrung eines einzigen Menschen genügen konnte, und ließ ihn dort allein. Man bemerkte aber bald daß das Mittel nichts fruchtete, denn die Bäume wurden nach wie vor beraubt. Einige Ligiepinsulaner fuhren nun nach Temo hinüber, und entdeckten daß der junge Mann, der sich gestüchtet, in großem Ueberfluß von den Früchten ihres Eigenthums geschmaust hatte. Der Baumstamm der ihm zum Boot gedient hatte wurde zerstört, aber vergeblich durchstreifte man die Insel, wo er jedoch nicht aufzufinden war.

Beruhigt kehrten sie nach Ligiey zurück, in der Ueberzeugung jetzt vor dem schädlichen Gast Ruhe zu haben. Dieß war auch in der That der Fall. Man sah und hörte nichts mehr von ihm. Man wollte nun nach einiger Zeit wissen ob er noch auf Temo sey, und wie es ihm dort gehe, weßhalb etliche wieder nach jener Insel fuhren. Nachdem sie vergeblich ihm gerufen, durchstreiften sie den Wald und kehrten nach langem vergeblichen Versuchen an den Strand zurück. Hier aber vermißten sie jetzt ihr Canot. Der schlaue Dieb war damit in die See gegangen. Er ruderte nach Ailu hinüber, und vermochte den Häuptling dieser Insel zu einen Anschlag auf Ligiey, nicht ohne zuvor dort mehrere kleine Räubereien verübt zu haben. Man wollte bei einem größeren nächtlichen Ueberfall sämmtliche Häuptlinge auf Ligiey tödten, und Ujoe (d. h. die Eidechse), so hieß der junge Mann, sollte zum Tamon der Insel eingesetzt werden. Die Feinde kamen mit dreißig Canots, jedes mit sechs bis zehn Mann besetzt, in der Dämmerung in der Nähe von Ligiey an, ließen die Mattensegel herab und wollten die Mitternachtsstunde auf der hohen See abwarten, aber ein spät vom Fischfange heimkehrender Insulaner hatte die Canots bemerkt, und man rüstete sich zum Widerstande, indem man sich in den Hinterhalt legte. Die Männer von Ailu wurden mit Verlust von fünf Todten zurückgeschlagen, konnten sich aber in den Canots, da diese von einem Theil ihrer Leute bewacht waren, nach ihrer Insel zurückziehen. Nun entstand ein größerer Kriegszug der Männer und Weiber von Ailu gegen die von Ligiey, zu welch' letzteren Lagebiack mit einiger Hülfsmannschaft auf drei großen Piroguen stieß. Im Seekampfe, der ziemlich unentschieden blieb, ward der tapfere Lagebiack getödtet.

Tigebien erzählte nun weiter wie er und Enock, um den Odia- und Ligiey-Freunden beizustehen, hieher nach Odia geeilt seyen, um mit dem Nachfolger Lagebiacks Kriegsrath zu halten. Kadu, der den Tod seines Freundes Lagebiack tief beklagte, wollte seinen Freund Totabu überreden mit dem Rurick die Insel Ailu zusammenzuschießen oder wenigstens gegen diese Feinde den Kriegszug mitzumachen, was dieser aber ablehnte. Tigebien erzählte nun ferner daß Kadu's kleiner Sohn auf Aur sehr um ihn traure, jede Nacht im Wald herumlaufe um seinen Vater zu suchen, und daß das Echo der Felsen von dem Rufe Kadu! Kadu! wiederhalle. Hierdurch ward Kadu's weiches Vaterherz erschüttert, und die Kunde von einem bevorstehenden Kriegszuge seiner Freunde, die von überlegener Macht bedroht schienen, brachte in ihm den Entschluß zur Reise hier zu bleiben. Lange schien er mit sich selbst zu kämpfen. Plötzlich aber gieng sein ganzes Wesen in feierlichen Ernst über, und er erklärte Kotzebue seinen Entschluß nicht weiter zu gehen, indem er ruhig alle Gründe auseinandersetzte die ihn dazu bewogen, und ebenso ruhig alle Gegenvorstellungen ablehnte: er wolle, wie er sagte, zuerst seinen Freunden im Kriege mit Rath und That beistehen, und beim Friedensschlusse dahin wirken daß zwischen der südlichen und nördlichen Gruppe Radacks ein dauerhafter Friede hergestellt werde, damit nicht länger Menschen Menschen morden. Sodann wolle er mit den Geschenken die er im Laufe seiner Reise angesammelt, und mit denjenigen die sein Freund Totabu an Möll (Eisen), neuen Sämereien und Thieren hinzufügen werde, eine Pflanzung anlegen, der Hüter und Pfleger dieser neuen Pflanzen und Thiere werden, die sonst aus Unkunde der Eingebornen verwahrlosen würden, und er wolle letztere mit der Erziehung der neuen Gewächse und Thiere bekannt machen, sodann diese Gaben auf den übrigen, kaum aus dem Meer erstandenen Inseln ausbreiten, wo die dürftigen Bewohner kaum noch hinreichende Nahrung finden, damit sie dann das deßhalb eingeführte Gesetz wieder abschaffen könnten, welches bestehlt daß alle Kinder welche in einer Familie die Zahl von drei übersteigen umgebracht werden müssen.

Wenn Pflanzen und Thiere dann hinlänglich auf den Inseln verbreitet seyen, wolle er nach der Raliegruppe übersetzen, um auch dort die Gaben der weißen Männer auszustreuen. Dann aber wolle er sich ein großes Canot bauen, um mit Enock in seine Heimath zurückzukehren, wohin sein Knabe ihn begleiten solle. Um aber auf dem Meere sich nicht wieder zu verirren, so erbäte er sich von Totabu einen Compaß und ein Abbild der auf dem Wege liegenden Inseln, an denen er anlegen wolle.

Spät in der Nacht kehrten die Officiere des Rurick mit Kadu an Bord zurück. Am anderen Tage, als Kadu vom Schiffsvolke Abſchied nahm, wollte jeder auf deſſen eigenem Mund die Gründe erfahren warum und ob er ſie wirklich verlaſſe. Jedem einzelnen ſetzte Kadu dieſe Gründe auseinander, und ſchloß damit wie ſein Sohn im Walde beſtändig Kadu! Kadu! rufe und keine Nacht ſchlafe. Als Kadu ſein Bett, ſeine Kleider, ſeine Wäſche, die ihm Kotzebue geſchenkt, nebſt ſeinem Eiſengerümpel und ſeinen geſammelten Schleifſteinen zu einem Bündel zuſammenzupacken im Begriff war, ſonderte er ſeine Winterkleider ſorgfältig aus, und ſchenkte dieſelben den Matroſen, weil, wie er meinte, er in dieſem Klima ſolche nicht mehr nöthig habe, ſie hingegen dieſe Kleider recht wohl brauchen könnten, wenn ſie wieder Irrfahrten nach dem Eismeer unternähmen. Die Matroſen welche Kadu geliebt, ſammelten noch in der Eile Geſchenke für ihn. Auch Kotzebue ließ außer verſchiedenen Sämereien einige Hunde und Schweine, mehrere Aexte, Schaufeln und andere nützliche Ackergeräthſchaften in das Boot bringen. Kadu betrachtete alle dieſe Schätze mit ſtummem Erſtaunen. Kotzebue und Chamiſſo geleiteten nun Kadu mit der Schaluppe ans Land, nachdem dieſer nochmals zärtlich bewegt von dem Schiffe Abſchied genommen.

Männer, Kinder und Weiber gaben den Fremden das Geleite bis zur Schaluppe. Kadu marſchirte mit blankem Säbel voran, rechts und links des Wegs zum Strande waren Inſulaner mit brennenden Holzſpänen als Spalier aufgeſtellt. Nachdem der Abſchied genommen und die Schaluppe abgeſtoßen, ſetzten ſich die Inſulaner an den Uferrand nieder und ſtimmten das Totabu- und Tamiſſolied an. Als die Anker gelichtet wurden und ſich das Schiff von der Inſel entfernte, ſah man durch ein Fernrohr vom Rurick aus wie Kadu am Ufer mit ſeinem weißen Hemde ſo lange winkte als er noch die Maſtſpitzen erblickte. So viel ſich auch Kadu auf ſeine europäiſchen Kleider zu gute that, legte er dieſelben doch ſogleich ab, und verwünſchte beſonders die Stiefel, die ihn am meiſten gepeinigt hatten. Er fühlte ſich wieder froh und heimiſch bei ſeinen alten Freunden, belehrte ſie freundlich, beſchenkte die Kinder und wußte ſich ihnen auf alle Weiſe werth zu machen.

*

Tigedien und Kadu begaben ſich nun nach Aur zurück um die dortige Kriegsmacht zu ſammeln, nachdem Kadu noch zuvor die Odianer ermahnt hatte die von den Weißen zum Geſchenk erhaltenen vertheilten Thiere, Wurzeln und Samen ſorgfältig zu pflegen. Auf Aur wurden ſodann die gebräuchlichen feierlichen Opfer, welche jeder großen Unternehmung vorhergehen müſſen, im Freien abgehalten.

Tigedien übertrug jetzt dem Kadu feierlich das Amt des Feldherrn. Die Vorbereitungen zur Abfahrt wurden den Reſt des Tages und die Nacht hindurch getroffen. Am Morgen blies Kadu in das Tritonshorn, und die Canots des ganzen Geſchwaders ſtachen in die See.

Kaum war Kadu's Geſchwader bei Odia angekommen, ſo ſah man auch ſchon die Mattenſegel der feindlichen Piroguen von Ailu her im Anzug. Die Canots der Verbündeten rückten nun unter Anſtimmung des Schlachtgeſanges entgegen. Als beide Flotten auf Sprechweite gekommen, ſtellten ſie ſich jederſeits in Schlachtreihe auf, und die beiden Anführer kamen in der Mitte zwiſchen beiden Linien zur Unterhandlung zuſammen, wie es bei dieſen Völkern gebräuchlich iſt. Da ſich aber weder Ujoe, die Eidechſe, den Bedingungen Kadu's, noch dieſer jenem fügen wollte, ſo ſtießen beide in ihr Muſchelhorn und begannen nach der Sitte den Kampf auf Speerwurfweite zuerſt allein zu fechten, wobei ſie ſich der Wurfſpieße bedienten, deren ſie mehrere in der Hand trugen. Die Krieger hielten indeß in ihren Canots bewegungslos ſtill, bis der Zweikampf der Anführer ausgefochten ſeyn würde. Dieſe waren mit großer Gewandtheit bemüht den Würfen durch die geſchickteſten Drehungen des Körpers auszuweichen. Endlich ward Ujoe von einem Speer an der Hüfte geſtreift. Hohe Siegesgewißheit beſeelte nun Kadu's Freunde, und auf den im Rücken der Heere befindlichen Canots wurden die Adis oder Trommeln in langſamem abgemeſſenen Tacte zum jetzt beginnenden Fernkampf geſchlagen. Hiebei wurde die Schleuder, und außer dem Wurfſpeer noch ein an beiden Enden zugeſpitzter, mit Widerhaken verſehener Stab angewendet, welch' letzterer im Bogen geſchleudert, wie ein kreiſelndes Rad durch die Luft ſchwirrte, und mit dem auffallenden Ende ſich einbohrte. Hierauf fiengen die Trommeln an plötzlich im Geſchwindtact zu erſchallen um das Zeichen zum Kampf Mann an Mann — Pinneme genannt — zu geben. Eine Art langen hölzernen Dolches und ein kurzes gekrümmtes Schwert von ähnlichem harten Holze, deſſen beide Schärfen mit Haifiſchzähnen der ganzen Länge nach verſehen waren, fanden hier ihre Anwendung. Doch den größten Erfolg erkämpften die bis jetzt unbekannten europäiſchen Säbel und Enterwaffen. Kadu war auch in der Indianertaktik ein Meiſter, durch fortwährende Beweglichkeit der Canots bald nach den Seiten, bald nach der Mitte der Linie, den Gegner zu täuſchen, dann ſich ſchnell auf einen geſchwächten Punkt zu werfen und die feindliche Linie zu durchbrechen. Seine Liſt gelang vollſtändig. Die Ailu-Inſulaner nahmen in aller Eile ihren Rückzug mit dem Verluſt von 15 Todten.

Zum Schluß erwähnen wir jetzt nur kurz daß Kadu inmitten ſeiner culturfördernden Thätigkeit durch den Beſitz der bei den Indianern ſo hohen Werth habenden europäiſchen Eiſenwerkzeuge ein Gewitter über ſeinem Haupt beſchwor, indem er den Neid der Häuptlinge und des Volkes erregte.

Nach der von Europäern eingezogenen Erkundigung fand man ihn eines Tages bei einer von ihm zum allgemeinen Nutzen beſtimmten Anpflanzung erſchlagen. Seine Anlagen wurden dann bald zerſtört, zum eigenen Schaden ſeiner früheren Freunde und zum Nachtheil jener ganzen Inſelgruppe, deren Wohlthäter er unſtreitig geworden wäre.

Erzeugung natürlicher und künstlicher Perlen.

(Aus Chambers's Journal.)

Die Kunst falsche Perlen zu machen ist sehr alten Ursprungs, da sie, wie uns römische Geschichtschreiber melden, schon vor der christlichen Zeitrechnung von den arabischen Stämmen ausgeübt wurde welche der Perlenfischerei längs den Sandbänken des rothen Meers oblagen. Diese Leute hatten die Beobachtung gemacht daß die perlentragende Auster, wenn sie krank oder verwundet ist, aus ihrem Leib einen Saft ausschwitze, der, hart und fest geworden, einen beträchtlichen Grad von Glanz und Iridescenz zeigt, und um diese Beobachtung praktisch nutzbar zu machen, verfielen sie auf den Gedanken die Perlenaustern zur Verfertigung künstlicher Perlen selbst zu verwenden. Sie verfuhren hiebei, nach Apollonius, folgendermaßen: zuvörderst wurde Oel auf das Wasser gegossen um die Oberfläche ruhig und glatt zu machen, und so die Austern leichter zu veranlassen emporzukommen. Wenn die armen Mollusken, getäuscht durch die scheinbare Ruhe des Wassers, sich an die Oberfläche erhoben um die angenehme Luft einzuathmen, wurden sie von den Fischern gefangen, welche ihnen ein scharfes Instrument durch die sich öffnenden Klappen in den weichen Leib stießen, und sie dann in ein eisernes Filtrum warfen, das mit einer Pfanne oder einem Trog in Verbindung stand, in welchen die ausschwitzenden Säfte langsam in der Gestalt runder Perlentropfen oder Kügelchen abträufelten.

Wenn die alten arabischen Fischer wirklich den Kunstgriff ausübten den man ihnen zuschreibt, so stießen sie auf eine merkwürdige Thatsache in der Oekonomie der Natur, welche siebzehnhundert Jahre später von dem großen Naturforscher Schwedens wieder entdeckt wurde. Im Jahr 1761 setzte Linné seine Regierung in Kenntniß daß er durch vielfache Beobachtungen und Versuche die einzige wahre und unfehlbare Methode entdeckt habe ächte Perlen zu erzeugen, und bereit sey gegen eine Geldsumme seinem Lande durch Veröffentlichung des Geheimnisses zu nützen. Die schwedische Regierung machte indeß von diesem Anerbieten keinen Gebrauch, und der große Naturforscher verkaufte hernach sein Geheimniß um 500 Ducaten an einen Handelsmann in Gothenburg, Namens Bagge, dessen Erben es im Jahr 1780, sorgfältig versiegelt, zum Verkauf ausboten. Dieses Geheimniß war indeß lange vorher schon allgemein zugänglich gemacht worden von Linné selbst, der in der fünften Ausgabe seines Systema Naturae die Ueberzeugung ausgesprochen hatte daß die Bildung der Perlen von einer der Muschel oder dem Leibe des Thieres beigebrachten Verletzung herrühre. Später machte er wirklich aus der ganzen Sache ein Geheimniß, und verweigerte seinem Freunde Beckmann, der ihn befragte, Aufklärung darüber wie er die in seiner Privatsammlung befindlichen Perlen erlangt habe, die von ihm für ächte, aber erzwungene Producte von Süßwasser-Perlenmuscheln ausgegeben wurden. Während Linné vergeblich sich bemühte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Thunlichkeit zu lenken diese einheimischen Mollusken zur Erzeugung von Perlen beliebig zu benutzen, hatten die Chinesen schon seit Jahrhunderten ein wohlorganisirtes System der Perlen-Verfertigung nach denselben Principien erzwungener Muschelarbeit befolgt. Nach den Berichten der Chinesen selbst war der Urheber der bei ihnen gebräuchlichen Methoden ein Eingeborner von Hutschefu, Namens Pi-tschi-pang, der im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, und dessen Andenken von denen welche seine Kunst ausübten noch lange durch die Verrichtung verschiedener ceremoniellen Achtungsbezeugungen, in einem ihm besonders geweihten Tempel, zu verschiedenen Perioden geehrt worden war. Fast scheint es als ob jetzt noch eine umfangreiche Manufactur dieser Zwangsperlen in der Nähe von Canton und in Hutschefu bei Ningpo bestehe, wo sich mehrere tausend Menschen jährlich mit diesem Erwerbszweig beschäftigen. Im April und Mai werden die ausgewachsenen Muscheln des Jahrs, eine nach der andern, von ihren Bänken weggenommen, und mit den Formen oder Matrizen versehen welche als die Nuclei für die neuen Perlen dienen sollen. Dieß wird dadurch bewirkt daß man ein Stück Draht oder einige Metallkügelchen zwischen den Mantel und die Schale des Thiers schiebt, und diese fremden Körper in der weichen Muschelsubstanz liegen läßt bis sie vollständig mit einem dünnen Perlmuschel- oder Perlmutter-Ueberzug incrustirt sind. Ein Jahr wird im allgemeinen für hinlänglich erachtet zur Vollendung dieser Incrustationen; zuweilen aber läßt man die Muscheln länger ungestört, um eine dickere Ablagerung der Perlmutter zu erhalten. Die Kügelchen die man sich auf diese Weise verschafft, zeigen oft beträchtlichen Glanz; allein da sie, in Folge davon daß die Matrix an irgendeinem Punkt an dem Leibe des Thiers hängt, oft mißgestaltet sind, so können sie nur mit dunklen Fassungen, oder bei Stickereien, wo die unvollkommene Seite nicht zum Vorschein kommt, gebraucht werden.

Der Hauptzweck indessen für welchen dieses Verfahren in Anwendung gebracht wird, ist die Verfertigung der kleinen Götzenbilder mit denen die Chinesen ihre Mützen zieren. Diese kleinen Figuren, welche, wenn man sie nicht näher betrachtet, ganz aus einer glänzenden, der ächten Perle gleichenden, Substanz gebildet zu seyn scheinen, bestehen aus concav-convexen Formen, die innerhalb des lebenden Leibes der Muschel mit einem dünnen Perlmutterüberzug bedeckt worden sind. Obgleich diese Decke, die vom Reflex des darunter befindlichen Zinns einen erhöhten Glanz gewinnt, ungemein dünn ist, so ist doch die Continuität ihrer Theile so groß, daß man nur schwer einen Theil davon ablösen kann, ohne das Ganze zu zerbrechen. In jede Klappe der Muscheln werden mehrere der Formen hineingelegt, und da sich also diese Götzenbilder mit sehr geringem Geld- und Zeitaufwand herstellen lassen, so verkauft man sie äußerst billig: der gewöhnliche Preis beträgt ungefähr einen Penny für eine große oder für zwei gewöhnliche Figuren. Wenn chinesischer Scharfsinn eine Methode erfinnen könnte um vollkommen runde Kügelchen zu erhalten, so würden die Muscheln die Gesammtverfertigung künstlicher Perlen monopolisiren; allein bei der gegenwärtigen Lage der Kunst in China kann diese mit den Resultaten der europäischen Wissenschaft nicht concurriren; dennoch aber hat die von den Chinesen

befolgte Methode, wenn man sie von einem wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, trotz ihrer untergeordneten praktischen Wichtigkeit, beträchtlichen Werth, da sie einen überzeugenden Beweis von der Richtigkeit der durch Chemiker und Physiologen gewöhnlich vertheidigten Ansicht bietet: daß die ächte Perle ihren Ursprung einem abnormen Zustande der Mutter-Molluske verdankt, durch welchen die natürlichen Flüssigkeiten des Körpers ihren eigentlichen Zwecken entrückt werden.

Die Venetianer waren das erste europäische Volk welches seine Aufmerksamkeit auf die Verfertigung falscher Perlen richtete; allein obgleich sie den Gedanken vielleicht von ihren morgenländischen Handelsbrüdern geborgt haben, befolgten sie doch nicht die in Asien üblichen Methoden, sondern wandten eine rein künstliche Verfahrungsart an, welche darin bestand daß sie in hohle weiße Glaskügelchen verschiedenfarbige Firnisse brachten, zu deren Bereitung sie auch Quecksilber nahmen. Dieser Industriezweig muß schon frühzeitig zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden seyn, da die venetianische Republik zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Gesetze erließ, um dem Verkauf dieser Perlen Einhalt zu thun, weil es betrügerisch sey Perlkügelchen zu machen und zu verkaufen welche man von den ächten orientalischen Perlen nicht unterscheiden könne. Trotz des Versuchs dieser Beschränkungen blühte die Kunst, und Murano, der erste Sitz des Industriezweigs, blieb bis auf unsere Zeiten der Hauptort für die Erzeugung künstlicher oder Samenperlen, sowie für die im Handel als „venetianische Perlen" bekannten Glasperlen. Rom brüstete sich lange mit ähnlichen Industriezweigen, allein die von den römischen Künstlern gebrauchten Materialien sind ganz andere; anstatt des Glases nehmen sie Alabasterstücke, welche, nachdem man ihnen die Gestalt kleiner Perlen gegeben, mit einem Cement überzogen werden den man hauptsächlich aus zerstoßener Perlmutter macht. So bewundernswerth aber einige der besten Muster venetianischer und römischer Kunstperlen sind, so können sie doch die Vergleichung mit den französischen nicht aushalten, von denen man einige der vollendetsten in der Pariser Ausstellung von 1855 sehen konnte, die, was Glanz, Wasser und Farbe betrifft, sich von den orientalischen, wenn man beide nebeneinander legte, nicht unterscheiden ließen. Eine Eigenthümlichkeit ist indeß vorhanden, nämlich das specifische Gewicht, welches die Wissenschaft den künstlichen Perlen noch nicht mitzutheilen vermochte. Wenn man die französischen Perlen in einer Wage mit ächten orientalischen wägt, verräth ihre relative Leichtigkeit ihren Charakter; in allen andern Beziehungen können sie die Probe der strengsten Untersuchung und Vergleichung mit ächten Perlen aushalten.

Die französische Perlenfabricationsart hat, wie man glaubt, einen Rosenkranzmacher (Patenötrier) mit Namen Jacquin zum Erfinder. Als dieser nämlich einmal im Garten seines Landhauses bei Paris spazieren gieng, wurde seine Aufmerksamkeit auf den Silberglanz eines Wasserbeckens gelenkt in welchem eine Anzahl Weißfische gewaschen worden waren, und da er bemerkte daß die Wirkung von der Anwesenheit ganz kleiner Theilchen der Schuppen dieser Fische herrühre, so kam er auf den Gedanken diese Membranen als Ueberzug bei Glasperlen zu benützen. Bei Ausführung dieser Idee fand er jedoch daß die Schuppen zu rasch in Fäulniß übergiengen um in irgend beträchtlicher Menge angehäuft werden zu können, und lange Zeit hindurch war er nicht im Stande ein Mittel zu ihrer Aufbewahrung zu entdecken ohne zugleich ihren Glanz zu zerstören. Endlich verfiel er auf den glücklichen Gedanken sie in eine starke alkalinische Lösung zu werfen, und so erlangte er die Mischung welche, unter dem Namen Essence d'Orient bekannt, seit seiner Zeit das charakteristische Element bei der Verfertigung künstlicher Perlen in Frankreich bildete. Der Cyprinus alburnus, oder Weißfisch, ist ein kleiner weißer an vielen Plätzen häufig vorkommender und in den der Seine und Marne zufließenden Bächen reichlich vorhandener Fisch. Die Schuppen werden, nachdem man sie in klarem Wasser gewaschen, zwischen Falten feiner Leinwand gepreßt, und die Flüssigkeit welche aus denselben abträufelt wiederholt filtrirt, bis sie den erforderlichen Grad von Reinheit erlangt, worauf sie mit einiger alkalinischer Lösung gemischt wird, deren eigentliche Natur und Verhältnisse in verschiedenen Handlungshäusern schwanken. Siebzehn bis achtzehntausend Fische sind, sagt man, erforderlich um ein Pfund der reinen Essenz zu erlangen.

Bei den Erfolgen welche die besten Manufacturisten jetzt erzielt haben, hängt viel von der Vollkommenheit der Glasstäbe ab aus welchen die Perlkügelchen geblasen werden. Die Operation des Blasens der Glaskügelchen geschieht mit solcher Schnelligkeit, daß ein guter Arbeiter täglich mehrere Tausende der gewöhnlichen Art von Perlen machen kann; wenn aber die Perlkügelchen Nachahmung großer und werthvoller Perlen seyn sollen, ist der Bläser genöthigt mit mehr Vorsicht und Langsamkeit zu Werke zu gehen. Wenn das Perlkügelchen den erforderlichen Grad der Schmelzbarkeit und Rundheit zeigt, so wird die Essence d'Orient, gemischt mit einer gewissen bestimmten Menge Hausenblase, mittelst eines Blasrohrs sachte hineingeblasen. Obgleich dieser Theil des Verfahrens das Glaskügelchen, wie durch Zauberkraft, in eine glänzende Perle verwandelt, so bleibt doch noch viel zu thun ehe es versendet werden kann, um sein Heil im Handel zu versuchen, sey's um als kostbarer Edelstein zu gelten oder um als werthloses Ding auf die Seite geworfen zu werden. Nachdem die Perlkügelchen in Alkohol getaucht und über einer heißen Platte getrocknet worden, füllt man sie mit Wachs oder Cement, um ihnen Schwere und Consistenz zu geben, und durchbohrt und futtert sie mit dünnen gefärbten Papierröhren, um zu verhindern daß der Faden, an dem sie aufgefaßt werden sollen, mit dem Wachs in Berührung komme. Zuletzt wird ihnen noch ein besonderer Grad von Glanz und Wasser dadurch mitgetheilt daß man die Perlkügelchen dem Rauch von einer Mischung Wismuths und einigen Quecksilberpräparats aussetzt, deren genaue Beschaffenheit zu den Geheimnissen des Handels gehört. Einige Fabricanten waschen oder salben, wie man sagt, jede einzelne Perle in einer Flüssigkeit, welche sie aus

der sorgfältigen und wiederholten Destillation irgend einer Mercurialcomposition gewinnen.

Das Departement der Seine ist immer noch der Hauptsitz dieses Industriezweiges, der einer großen Anzahl Handwerker, und zwar meist Weibern, Beschäftigung gibt, und solange die Fabricanten dieses Bezirks fortfahren so schöne Proben ihrer Kunst abzulegen, wird der Schauplatz von Jacquins früheren Arbeiten und Mühen seinen alten Ruf, die vollkommensten Perlennachahmungen zu liefern, wahrscheinlich nicht verlieren.

Japan und die Japanesen.

Wir nähern uns jetzt, schreibt der Correspondent der Times aus Jeddo, 22 Aug. 1859, dem Ende des Monats August. Während dieser letzten Wochen haben wir ein Wetter gehabt analog demjenigen welches den Herbst in England kennzeichnet, nur mit dem Unterschied daß hier die Sonne glänzender und ein wenig wärmer ist. Im Schatten zeigt der Thermometer 21 bis 23° R. Die Abende sind im Durchschnitt frisch und angenehm, allein in ziemlich nahen Zwischenräumen haben wir sehr regnichte Nächte oder Tage. Als ich diesen Morgen erwachte, mischte sich das Sausen des Windes, unter den Bäumen des Waldes, mit dem Gelärm eines Platzregens — eine traurige Musik welche mich nicht zum Frühaufstehen reizte. Der Thermometer zeigte nahezu 20° R. Gestern war ein herrlicher, vom Seewind erfrischter Morgen einem regnichten Nachmittag vorausgegangen, vor dem Regen aber war das Wetter bezaubernd schön, man hätte sich in einen unserer schönen Herbstmorgen versetzt glauben können. Während der wärmsten Sommertage ist die Sonne minder drückend als auf der benachbarten chinesischen Küste. Der Thermometer schwankt im Schatten zwischen 17 und 24° R. Wie man sieht, hat dieses Klima für das Leben nichts lästiges, wie dieß zuweilen in Indien und China der Fall ist. Was die Heilsamkeit der Luft, den Mangel an mehreren Arten von Krankheiten, die außerordentliche Langlebigkeit und andere mit so großer Zuversichtlichkeit behauptete Thatsachen betrifft, so möchte ich nicht wagen schon in den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts eine bestimmte Ansicht darüber zu äußern. Uebrigens sind die Japanesen eine sehr reinliche Nation; sie nehmen häufige Waschungen vor, kleiden sich wenig, bewohnen gut gelüftete Häuser, welche die Aussicht auf breite Straßen haben, wo die Circulation des Windes nicht gehemmt ist, und die niemand zur Ablagerung von Unrath benützen darf. In dieser Hinsicht sind die Japanesen den andern morgenländischen Völkern weit überlegen, namentlich den Chinesen, deren Straßen ein Gräuel sind für jeden welcher Augen hat zu sehen, und Geruchsnerven um zu riechen. Dennoch hat sie diese Reinlichkeit nicht vor der Cholera bewahrt, die, wie die einen behaupten, durch die amerikanische Fregatte „Missisippi," oder, wie andere sagen, durch die „Retribution," ein Schiff der britischen Kriegsflotte, eingeschleppt worden ist. Dieß war die erste traurige Frucht ihrer Verträge und der Erweiterung ihrer Verbindungen mit auswärtigen Nationen. Diese Geißel der Menschheit raffte Tausende von Opfern in ihren Städten hin, zweimalhunderttausend, sagt man, in Jeddo allein. Man darf sich daher nicht wundern daß das Volk den Einbruch der Cholera mit der Ankunft der Fremden in Verbindung bringt. Indeß hörte ich sagen, diese Seuche habe bereits im Jahr 1818 in Japan gewüthet. Da beide Geschlechter hierzuland eine sehr auffallende Abneigung gegen Kleider besitzen, so bieten sich die Gelegenheiten den Zustand ihrer Haut zu beobachten sehr häufig dar. Hingegen scheinen die Männer, wenn schon sie sich ihrer Gewänder und Schuhe, so oft ihnen die freie Wahl dazu gelassen ist, entledigen, doch viel Geschmack für eine Art Schmuck zu haben welcher den doppelten Vortheil der Dauer und des festen Anliegens hat, ohne den ihn Tragenden, sobald er denselben einmal auf dem Leibe hat, irgendwie zu belästigen. Ich meine die Tätuirung der Männer. Und in der That kann man, wenn man die Japanesen in ihrer gewöhnlichen Tracht (einem möglichst engen Gürtel) sieht, den größten Theil ihres Leibes überdeckt mit glänzend blauen Drachen, mit Löwen, Tigern, Männer- und Weibergestalten, von denen einige nicht eben sehr anständig sind, nur schwer in Abrede ziehen daß sie nicht vollkommene Aehnlichkeit mit Cannibalen haben.

Die Frauen scheinen sich an der Haut welche ihnen die Natur gegeben hat genügen zu lassen, nur bemerkt man bei einzelnen die Anwendung von Olivenfarben, während andere fast ganz unbemalt sind. Ich habe mehrere Frauen gesehen die so blond sind wie meine Landsmänninnen, und deren reiches Blut ihre Wangen färbt, d. h. wenn sie sich gerade gewaschen, ehe sie ihre Schminke aufgetragen, ehe sie sich das ganze Gesicht und den Hals mit Reismehl dergestalt gepudert haben, daß sie mehr einem übertünchten Papagai als einem Menschen gleichen. Haben sie den schwarzen Firniß ihrer Zähne erneuert und das letzte Härchen ihrer Augenbrauen ausgerissen, so wird den japanesischen Damen kein Mensch mehr das Recht streitig machen an künstlicher Häßlichkeit es allen andern ihres Geschlechts zuvorzuthun. Ihr so entstellter Mund gleicht einem offenen Grabe. Wenn dieß ein auf dem Altar der ehelichen Treue dargebrachtes Opfer ist, so ist der Beweggrund unbezweifelbar ein sehr lobenswerther; allein dieß führt zu dem viel minder lobenswürdigen Schlusse daß hierzuland die Männer gefährlicher oder die Frauen schwächer sind als überall anderwärts, da man so extreme Maßregeln für nothwendig erachtet um diese Treue zu sichern. Ich für meinen Theil glaube daß die Männer ihre eheliche Sicherheit ein wenig theuer bezahlen; denn wenn ein anderer Mann keine Reize an einem so entstellten Gesichte finden kann, so muß der Ehegemahl, wofern er nicht alles und jedes Schönheitsgefühls bar ist, durchaus derselben Ansicht seyn. Vielleicht haben Gewohnheit und Mode bewirkt daß er hierüber anders urtheilt als wir. Was wird aber in diesem Fall aus

jener Sicherheit? Wenn dieſe Häßlichkeit in ſeinen Augen Schönheit iſt, wird ſie es ebenſo in den Augen der andern Männer ſeyn: die Verderbniß des Geſchmacks iſt anſteckend.

Wenden wir uns indeß zum Lande ſelbſt; denn glücklicherweiſe iſt die ſchöne Natur in Japan nicht geſchminkt wie die Frauen, und nicht tätuirt wie die Männer. Zuvörderſt will ich wörtlich das anführen was ich, bevor ich noch wußte daß ich es eines Tags würde berichtigen können, in einem Reiſetagebuch geleſen hatte: „England ausgenommen, heißt es dort, gibt es kein grüneres, kein mehr einem Garten gleichendes, kein von Schönheit ſtrahlenderes Land als Japan. Das Gefilde iſt herrlich bewaldet; es gibt prächtige Cedern; der Boden iſt der allerfruchtbarſte."

Ja, alles dieß iſt wahr. Dieſe Fruchtbarkeit des Bodens, der Umfang und die Schönheit der Bäume, der Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Blätterwerks, die Vollkommenheit mit der man die ſchattigen Baumgänge und die mit Hecken beraubeten Fußpfade unterhält, die zahlreichen Gärten und Vergnügungsplätze um die Tempel könnten, ich glaub' es ebenfalls, nirgends ihres Gleichen haben als in England. Die Friſche und das glänzende Grün des Graſes und des Blätterwerks dürften jedoch, fürcht' ich, auf ein feuchtes Klima hindeuten; allein die Miſchung des tropiſchen Pflanzenwuchſes mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ſtets grüner Bäume (unter andern die faſt unverwüſtliche Dauer der Coniferen), gibt den Landſchaften dieſer Inſel einen ganz eigenthümlichen Charakter. Der rieſenhafte Farnkrautbaum, welchem die Büſchel ſeiner Endblätter Aehnlichkeit mit der Palme geben; der Palmbaum ſelbſt, der Bambu, der Bananenbaum, welche neben der Eiche, der Tanne, der Ceder und zahlreichen Gebüſchen wachſen, ſowie Bäume deren Holz ſich zum Bau eignet, die einen und die andern in Europa größtentheils unbekannt, entzücken hier die Augen des Künſtlers und des Botanikers. Dennoch aber gibt es keine Wieſen; der Boden welcher cultivirt werden kann, ſcheint zu koſtbar zu ſeyn um in Weiden verwandelt zu werden; man verwendet ihn ausſchließlich zur Erzeugung von Reis, Getreide und Küchenpflanzen. Man ſieht daher kein anderes Vieh als Pferde und einige für die Ackerbauarbeiten beſtimmte Ochſen; es gibt weder Ziegen noch Schafe.

Die Producte der Comoren.

1. Die Cocospalme.

Wie in allen Tropengegenden, deren Bewohner ſich mehr auf die Güte der Natur und ihre freiwilligen Gaben als auf die Producte ihres eigenen Fleißes verlaſſen, nimmt auch hier, unter allen Gewächſen welche als Nahrungsmittel dienen, die Cocospalme den erſten Rang ein. Ohne dieſen Baum, welcher in ungeheurer Anzahl allenthalben aus dem reichen Boden emportreibt und die ſchönſten Waldungen bildet, könnte wohl der Eingeborne nicht exiſtiren, denn es gibt keinen Theil des Baumes und ſeiner Frucht der nicht für ihn von Nutzen iſt. Mit welcher Sorgfalt wird aber auch die Cocospalme hier gepflegt; wo nur immer die Nothwendigkeit es erfordert eine derſelben zu fällen, legt gewiß der ſorgſame Johanneſer zwei friſche Nüſſe in den Grund; beinahe ein jeder der Grundeigenthümer hält einige Samenbeete von jungen Cocospalmen, von denen jährlich die ſtärkſten verpflanzt werden. Wie überall, gedeiht auch hier dieſer Baum in der Nähe der See am beſten, ſo daß Salz eine für ſein Wachsthum nothwendige Vorbedingung zu ſeyn ſcheint. Hier wird er Menadſi genannt. Sein langer, gerader Stamm, von zwar weicher Structur, liefert ſehr gute Pfeiler und Stützen, ſolange er in ſeinem natürlichen Zuſtande, d. h. mit ſeiner äußern Rinde verſehen und unbehauen bleibt, wo er dann im Stand iſt viele Jahre lang dem Wechſel des Klima's zu widerſtehen, ohne davon angegriffen zu werden. Kein Blatt der ganzen üppigen Pflanzenwelt eignet ſich ſo gut zum Hüttenbau als das Blatt der Cocospalme, welches gewöhnlich das einzige Material iſt das der arme Neger vorfindet, und das er ſo vortrefflich anzuwenden weiß daß er in der That auch keines andern bedarf. Will er ſich eine Behauſung errichten, ſo verfährt er ungefähr folgendermaßen. Im Buſch ſucht er ſich eine Anzahl junger Stämme von 8—9 Fuß Länge von irgendeinem dauerhaften Holze, deren oberes Ende eine natürliche Gabel bildet, ſodann noch zwei längere gabelförmige Pfoſten, welche beſtimmt ſind das Dach zu tragen. Die kürzern gräbt er als Eckpfoſten in die Erde, ſo daß ſie einen Raum von ungefähr 15—20 Fuß lang und 8—12 Fuß breit zwiſchen ſich einſchließen, welches die Größe des Hauſes werden ſoll. In der Mitte der kürzern Seiten des Viereckes pflanzt er die längern Stangen, und legt nun über die Gabel-Enden der Pfoſten leichte lange Stangen, welche gewöhnlich von der Arecapalme genommen werden; ſein Haus iſt gerichtet, er hat es nur noch auszubauen. Zuerſt ſpaltet er ſich zu dieſem Zweck einige Arecaſtämme, die bekanntlich nur aus einer dünnen, ſteinharten Rinde, mit leichtem, weißem Marke gefüllt, beſtehen, in lange, ſchmale und bieglame Streifen von ungefähr einem Zoll in Breite und der ganzen Länge des Palmſtammes; aus dieſen Streifen baut er ſich ein Gitter zwiſchen den eingegrabenen Pfoſten, indem er die Streifen mit Baſt vom Baobab oder zähem Gras über Kreuz zuſammenbindet; dieſe dienen um Anhaltspunkte und Stützen für die darauf zu heftenden Palmblätter zu geben, und in dieſem Zuſtand gleicht die im Bau begriffene Hütte einem Käfig.

Iſt dieſe Arbeit vollendet, ſo beginnt das Flechten der Cocosblätter zum Bedecken der Wände und des Daches, und außerordentlich iſt ihre Geſchicklichkeit bei dieſem Geſchäft. Zuerſt flechten ſie ſogenanntes Mahuri, indem ſie das Cocosblatt der Länge nach in zwei Hälften trennen, und die getheilten Rippen desſelben mit einem Meſſer möglichſt dünn ſchneiden; jede Hälfte des Blattes flechtet er nun für ſich, und bildet dadurch ein ſehr leichtes, aber dichtes Gewebe; dieſes heftet er in horizontaler Richtung an die Wände, ſo daß die Enden ſich gut überdecken, wie Ziegel auf einem Dach. Ueber dieſe erſte Bekleidung der Wände näht er dann vermittelſt

zähen Bastes die zweite, welche aus sogenanntem Makuti besteht, einem Geflecht wozu er das ganze Cocosblatt gebraucht, indem er die beiden gefiederten Seiten übereinander klappt und dicht miteinander zusammenflechtet; das Makuti wird dann vertical nebeneinander, die Enden überdeckend, über das dünne Mahuri genäht und dadurch eine Wand gebildet, welche nur wenig Wind und keinen Tropfen Regen durchläßt. Will er sein Haus noch in Gemächer abtheilen, so bildet er die Scheidewände auf dieselbe Weise. Um das Dach zu erbauen, befestigt er an die lange Stange welche als First dient eine Anzahl dünner Stöcke, deren andere Enden auf den Seitenwänden ruhen und noch einige Entfernung über diese hinausragen, und diese werden nun mit Hanfas bedeckt. Dieß ist kein Geflecht, sondern wird aus trocknen Cocosblättern nach Art unserer alten Strohdächer gebunden, und widersteht jedem Regen, hat aber den Nachtheil sich bei starkem Wind in die Höhe zu sträuben und dadurch dem Wetter freien Eintritt in das Innere der Hütte zu lassen. Fenster hat er in seiner kleinen Behausung nicht nöthig; nur eine niedrige, ebenfalls aus Palmblättern geflochtene Thür läßt etwas Licht eindringen; in einer Ecke befindet sich ein aus 2—3 Feldsteinen gebildeter Feuerplatz, auf welchen er in einem halbrunden irdenen Topfe seine einfache Mahlzeit bereitet, in einer andern steht sein mit einer Matte bedecktes Ribani (Bettgestell); einige niedlich und geschmackvoll geflochtene Körbe enthalten sein ganzes Hab und Gut, seine unguo (Tücher), pinde (Shawls) ꝛc. Das Haus ist fertig, und er lebt in dieser Palmhütte so vergnügt wie in einem Steinpalast.

Auch Matten zum Bedecken des Fußbodens (malaua) werden aus den Cocosblättern geflochten, sind aber nicht sehr haltbar. Wenige Speisen genießt der Eingeborne welche nicht mit Hülfe der Cocosnuß zubereitet worden sind. Der reife, weiße Kern wird vermittelst einer Art von Reibeisen geschabt, mit etwas Wasser angefeuchtet und dann mit den Händen ausgedrückt, wodurch eine weiße, ölige Flüssigkeit gewonnen wird welche sehr der Milch gleicht, und in welcher alle Gerichte, wie Reis, Manioc, Bohnen u. s. w., gekocht werden, denen dadurch ein angenehmer, süßlicher Geschmack verliehen wird. Kocht man die weiße Milch langsam auf dem Feuer, so steigt bald das frische klare Cocosnußöl zur Oberfläche, das dann behutsam mit kleinen Stücken der harten Fruchtschale abgeschöpft werden kann, während die wässerigen Theile zu Boden sinken. Auf diese Weise bereitet sich der Eingeborne zu jeder Mahlzeit frisches Oel, welches in diesen Gegenden bei weitem der Butter vorgezogen wird. Natürlich nimmt es wegen der Hitze des Klima's in kurzer Zeit einen schlechten Geschmack an, und muß deßhalb stets frisch bereitet werden.

Die harte Schale der Nuß wird zu tausend Gegenständen verwendet; sie liefert natürliche Löffel, Wasserbehälter, Näpfe, Lampen und dgl., die faserige Hülle dagegen gibt das haltbare Tauwerk, Coir genannt. Zur Bereitung desselben werden die Nußhüllen in fließendes Wasser eingeweicht und darin mit Steinen geklopft, bis alle holzigen Theile durch das Wasser weggeführt worden sind, und nur die zähe Faser-substanz übrig bleibt; diese wird nun getrocknet und zu einem dünnen Garne zusammengesponnen, aus welchem später mit Hülfe einer rohen Seilermaschine Taue von verschiedener Stärke gedreht werden, die aber dem Einfluße des Wassers, vorzüglich des Seewassers, lange widerstehen und ungemein zähe sind.

Die zarte, weiße noch unentfaltete Blätterkrone der Cocospalme gibt ein ausgezeichnetes Gemüse, ähnlich unserm Spargel, nur wird es selten genossen, da dessen Ausschneiden den Tod des Baumes zur Folge hat. Nach starken Stürmen, welche ganze Reihen dieser nützlichen Bäume entwurzeln, findet man große Massen dieses Gemüses zum Verkauf ausgeboten; gekocht und in Essig aufbewahrt, ist es ein sehr erfrischendes Pickle. Ein Hauptproduct dieses unerschöpflichen Baumes ist noch zu erwähnen, nämlich der Palmwein oder Taddy, hier Tembo genannt. Eine Palme trägt bekanntlich fortwährend, stets sind an ihr Nüsse in allen Stufen der Reife zu finden, und diese wachsen aus den Achseln der Blattstiele, lange Trauben bildend, die vor der Blüthe in eine kahnartige Scheide gehüllt sind, welche sich öffnet und der Blüthentraube Freiheit gibt sich zu entfalten. Wird nun eine solche Blüthe beim Stiele weggeschnitten, so fließt aus der Schnittwunde der aufsteigende Saft reichlich aus, welcher aufgefangen und frisch getrunken ein angenehmes, kühlendes Getränk ist, nach Verlauf von zwölf Stunden aber in eine geistige Gährung übergeht und dann berauschend wirkt; läßt man dieser Gährung ihren Lauf, so bildet sich ein sehr guter, brauchbarer Essig, der hier allgemein in den Küchen verwendet wird. Um den Tembo jeden Morgen frisch zu erhalten, erklettert der Neger Abends vorher den Baum, gibt durch einen glatten Schnitt dem Blüthenstengel eine frische Oberfläche und befestigt eine Calabasse darunter, welche er dann des Morgens von dem reichlich ausfließenden Saft gefüllt findet; während des Tages verbindet er das Ende des Steugels mit einem zähen Grashalme, um das weitere Ergießen des Saftes zu verhindern, der während der Hitze des Tages augenblicklich in Säure übergehen würde. Länger als 14 Tage wird jedoch nie ein und derselbe Baum gezapft, da er dadurch leiden würde und seine Früchte nicht entwickeln könnte.

Die Menschenopfer in Alt-Calabar (Westafrika).

Um die merkwürdige Veränderung richtig zu würdigen welche in den letzten Jahren in Alt-Calabar stattgefunden hat, muß man die neuesten Ereignisse bei dem Tod des Königs Eyo Honesty vergleichen mit denjenigen welche sich früher beim Tod des Königs Eyamba in Duke Town (Herzogstadt) zugetragen haben. Die Missionäre kamen dort an im April 1846, und im Mai 1847 starb Eyamba. Die gemeinen Leute

wurden von einem panischen Schrecken ergriffen und flohen nach allen Richtungen, nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht, denn niemand durfte das aussprechen was allgemein bekannt war, nämlich daß der König getodten sey. Seine Brüder und Neffen, begleitet von treuen Anhängern, durchsuchten die Häuser und erdrosselten oder enthaupteten wen sie finden konnten. Sie sandten bewaffnete Leute ab zur Bewachung der Straßen, und liegen die Sklaven der Stadt nicht nach den Landgütern entweichen zur Allarmirung der Bewohner, während andere Abtheilungen geradezu nach den Plantagen gesendet wurden um jeden zu ermorden den man auf dem Weg, in den Feldern oder Häusern finden konnte. Bei dem Begräbniß des Königs machten sie eine tiefe und große Grube welche viele Leichname aufnehmen konnte. In diese stellten sie zwei Sofas und den König dazwischen, angekleidet in seinem Schmuck und mit der Krone auf dem Haupt, worauf sie den Träger seines Sonnenschirmes, seiner Tabaksdose und seines Schwertes tödteten, nebst andern zur Person des Königs gehörigen Bedienten, welche sie an seiner Seite begruben mit ihrem Würdezeichen und einer großen Masse von Gold, zubereiteten Speisen und Handelsgütern.

Epamba hatte 100 Frauen aus angesehenen Familien. Dreißig derselben wurden in der ersten Nacht nach des Königs Tod getödtet, eine davon war die Schwester des Königs Epo Honesty. Als diejenigen welche mit der Ausführung dieser entsetzlichen That beauftragt waren, bestimmt hatten welche von den Frauen sterben müsse, so wurde ihr die wohlbekannte Botschaft, welche sie früher mit Stolz, aber jetzt mit Schrecken vernahm, überbracht. „Der König ruft dich." Sie kannte die verhängnißvolle Bedeutung dieser Worte. Die verurtheilte Frau zog angenblicklich ihre besten Kleider an, trank einen Krug Rum und folgte dem Boten in den äußern Hof, wo sie entweder mit einem kupfernen Stab erschlagen oder mit einem seidenen Sacktuch erwürgt wurde, denn vornehme Leute wurden nie enthauptet.

Jede Nacht wurde das Mordgeschäft fortgesetzt in dem Fluß, und zwar so nahe bei dem Missionshaus daß der Schrei der Schlachtopfer eine Stunde lang gehört werden konnte, von der Missionsfamilie sowohl als von den Matrosen der vor Anker liegenden Handelsschiffe. Bisweilen wurde eine Anzahl von Leuten die auf Booten gefesselt waren hinausgeschafft und ersäuft; ein andermal wurden Personen welche auf ihren Booten von den Märkten im Innern zurückkehrten, und welche, unbekannt mit den Vorfällen, ihren Gesang beim Rudern anstimmten und sich über ihr Nachhausekommen freuten, durch Auflaurer ergriffen, enthauptet und in den Fluß geworfen. Auch gab es bewaffnete Schurken welche auf den Straßen lauerten, und ohne Unterschied alles was ihnen vortam, jung und alt, Männer und Frauen, niederhieben oder todt schossen.

Die Missionarien thaten ihr möglichstes durch unausgesetzten Wortwechsel, Bitten und Verweise, um dem entsetzlichen Blutbad Einhalt zu thun, aber anscheinend ohne Erfolg. Sie wandten sich sofort an den König Epo, welcher stets mehr als andere menschlichere Gesinnungen an den Tag gelegt und das System der Menschenopfer für die Verstorbenen sehr mißbilligt hatte; aber er erklärte daß er in den Angelegenheiten von Duke Town nichts thun könne, daß die Leute gegen seinen Willen ihre Gebräuche befolgen würden, und daß, wenn er die Landesfitten gewaltsam unterdrückte, sie ihn vergiften möchten. Er versprach jedoch sich alle Mühe zu geben um das Vorkommen solcher Scenen zu verhindern. Auch waren die Anstrengungen der Missionarien und der Schiffscapitäne zur Verhinderung der Zerstörung von so vielen Menschenleben nicht ganz wirkungslos.

Als das entsetzliche Gemetzel beim Tode des Königs Epamba der britischen Regierung zu Ohren kam, machte sie ernste Vorstellungen gegen die Fortsetzung dieser Grausamkeiten. Sie hatte ihr gutes Recht solche Vorstellungen den Häuptlingen des Landes zu machen, da sie sich am Schluß des J. 1841 in freundliche Beziehungen zu ihnen gestellt hatte, zur Abschaffung des Sklavenhandels, und da sie ihnen einige Jahre lang bedeutende Geldsummen bezahlte für die Verluste welche sie durch den aufgegebenen Sklavenhandel erleiden würden. Diese Vorstellungen, die von dem Capitän eines englischen Kriegsschiffes überbracht und in voller Versammlung der Häuptlinge auf dem Verdeck des Schiffes vorgelesen wurden, machten einen guten Eindruck, und bestimmten den König Epo Honesty und Archibong, den Herzog von Duke Town, welcher auf Epamba in der Regierung gefolgt war, zu der Zusage daß sie individuell ihr möglichstes zur Abschaffung dieser grausamen Sitte thun wollten.

Zwei Jahre nachher gab der Tod zweier Herren in Duke Town Veranlassung zur Wiederholung der alten Gräßlichkeiten auf die schreiendste Weise. Bei dieser Gelegenheit wurden 17 Personen getödtet und mit ihren Herren begraben, und von 12 weitern wußte man daß sie als Opfer in der Stadt verurtheilt und an eine lange Kette angefesselt waren, außer andern die auf den Landhäusern aufbewahrt wurden. Als dieß zur Kenntniß der Missionarien und eines Schiffcapitäns kam, machten sie sogleich Anstrengungen zur Rettung des Lebens derer von denen sie wußten daß sie gefangen und verurtheilt waren, und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Hierauf versammelten sich die Missionarien, Supercargos und Schiffsherren, und beschlossen gemeinschaftliches Handeln und kräftigen Widerstand gegen die fernere Verübung von Grausamkeiten. Sie luden die Herren der Stadt zu einer Berathung ein, und stellten ihnen die Nothwendigkeit der Abschaffung dieser Gebräuche durch ein Egbo-Gesetz dringend vor. Die Vornehmen von Duke Town erklärten daß sie sich vorher mit König Epo Honesty und allen Creek Town-Leuten berathen müßten, ehe sie sich entscheiden könnten. Die Weißen, die Missionarien und Kaufleute bildeten einen permanenten Verein zur Unterdrückung der Menschenopfer in Alt-Calabar und begaben sich in Masse nach Creek Town, wo sie eine lebhafte Unterredung mit König Epo und seinen Herren hatten, und ihnen erklärten daß diese schrecklichen Vorfälle ihrem Gefühl ganz anstößig seyen, daß aller freundschaftliche Verkehr mit

ihnen aufhören müßte, wenn nicht innerhalb eines Monats ein Egbo-Gesetz zur Unterdrückung der Menschenopfer gegeben würde. König Eyo war völlig mit dem Vorschlag einverstanden, und seine versammelten Häuptlinge stimmten ihm bei. Er sagte nachher zu einem der Missionarien: er habe wohl gewußt daß, nachdem die Königin von England ein Kriegsschiff gesendet habe um über die Sache ein Palaver zu veranstalten, diese Angelegenheit beseitigt werden müßte; er habe allen Herren des Landes bedeutet daß sie sich gefaßt machen sollten diese alte böse Sitte zu verlassen um den weißen Leuten zu gefallen, von welchen sie in Beziehung auf Handel und alles andere abhängig seyen; denn er fürchte, die Kriegsschiffe würden alle Jahre das Palaver mit ihnen erneuern, wie sie es früher in Betreff des Sklavenhandels gethan hätten, als sie nicht ruhten bis sie ihren Zweck erreicht hatten. Einige Tage später wurde eine allgemeine Versammlung aller Eingebornen und Weißen gehalten am Bord der Schiffe, wo, nach vieler Auseinandersetzung, die ersteren übereinkamen: innerhalb eines Monats, wie verlangt worden war, ein Gesetz zu geben daß Sklaven beim Tod ihrer Herren nicht mehr getödtet werden sollten.

Eine wilde und alte Sitte konnte nicht so leicht verschwinden. Ein Zweig derselben blieb übrig — das Gift-Ordeal oder die Giftprobe durch die Esere-Bohne, wodurch man glaubt entdecken zu können wer durch das Jsob, oder eingeborne Zauberei, einen verstorbenen Großen getödtet habe. Es wurde als ein gerichtliches Verfahren, den Begriffen der Eingebornen gemäß, zur Entdeckung von Verbrechen angewendet. Zwar versuchten die Missionarien jetzt und zu andern Zeiten die Leute über die Sache aufzuklären, und zwar nicht umsonst bei dem König Eyo und einigen andern, allein die Häuptlinge im allgemeinen wollten sich nicht dazu verstehen den Gebrauch des Esere aufzugeben. Die Anhänger der alten Sitten benützten daher diese Exemtion um das Mordsystem in einer andern Form wieder einzuführen. Im Frühjahr 1852 starb Archibong, der Herzog von Duke Town. Seine Mutter war eine wichtige Frau, welche hohe und einflußreiche Verwandtschaften hatte und sich über den Tod ihres Sohnes zu trösten suchte durch die Hinrichtung möglichst vieler andern, so viel sie derselben habhaft werden konnte. Vier entfernte Verwandte wurden von ihr vor einem hohen Beamten, dem Bruder des verstorbenen Königs Eyamba, angeklagt, und mußten sich durch die Giftprobe von der Anklage, als hätten sie Archibongs Tod durch Zauberei verursacht, reinigen. Sie starben alle. Einige von seinen Frauen wurden ebenfalls an jenem Tag hingerichtet. Man glaubte allgemein daß sie den alten Weg, einige ihrer Sklaven kurzweg zu tödten, eingeschlagen habe, aber man hatte nicht hinreichende Beweise um das neue Gesetz gegen sie in Anwendung zu bringen. Am nächsten Tag kam eine bewaffnete Schaar von Sklaven die ihr und ihrer eigenen Familie angehörten, und andere die durch die Zusage eines großen Lohnes gemiethet waren, von den Qua-Fluß Plantagen und besetzten die Stadt, entschlossen, wie sie sagten, denjenigen auszufinden der Archibong getödtet habe. Mit ihrer Hülfe hatte die blutgierige Frau viele umgebracht, unter dem Vorwand daß sie Zauberei gegen ihren Sohn getrieben hätten. Es waren meistens Frauen welche die Giftprobe bestehen mußten, und zwar öffentlich, auf einem offenen Theil der Stadt und in Gegenwart der vornehmsten Häuptlinge.

Die Anstrengungen der Missionarien zur Hemmung dieses Zerstörungswerkes waren umsonst. Herzog Efraim, der dem Verstorbenen im Amt nachfolgte, war sehr aufgebracht daß sie es wagten sich in die Sache einzumischen. Das Morden wurde daher fortgesetzt bis über 20 freie Leute durch die Giftprobe umgekommen waren. Herzog Efraim fürchtete jetzt für sein Leben, da völlige Anarchie in der Stadt herrschte, wo die „Blutsklaven," wie man sie nannte, die Oberhand hatten. Weil es den Missionarien nicht gelungen war unter dem Stadtvolk die Ordnung herzustellen, so baten sie König Eyo um Vermittlung und Rettung der Stadt. Die Herrscher der Stadt und selbst der eigensinnige Herzog Efraim waren jetzt froh über seine Dazwischenkunft. Eyo erschien mit einer auserwählten, überlegenen Schaar, hielt einen friedlichen, aber etwas glänzenden Einzug in die Stadt, und nahm seinen Sitz auf einer Seite des Marktplatzes, unter seinem großen Sonnenschirm, umgeben von seinen freien Männern und Brüdern, die bewaffnet waren. Die „Blutsklaven," in drei oder vier Reihen, besetzten die drei andern Seiten des Marktes. Es waren einige hundert Leute, mit Gewehren und Schwertern bewaffnet. Sie sandten ihre Obersten zu einer Berathung mit ihm, dem sie nichts vorzuwerfen hatten und dessen Gewalt sie fürchteten. Auf seinen Rath verließen sie die Stadt noch am nämlichen Tag und zogen sich aufs Land zurück. So wurde durch sein kluges Verfahren die Stadt gerettet und die Ordnung wiederhergestellt. Diese „Blutsklaven" standen in keiner Verbindung mit denen welche später bei dem Tode des Königs Eyo sich in Creek-Stadt so ganz anders benahmen. Es mag hier nicht am unrechten Ort seyn, zum Schluß an die entsetzlichen Metzeleien zu erinnern welche in Abomi, der Hauptstadt von Dahomi, beim Tod jenes Ungeheuers Gezo, des Königs jenes Landes, neulich stattgefunden haben. Und wenn man sieht wie viel in wenigen Jahren durch wohlgeleitete menschliche Anstrengungen zur Unterdrückung jener infernalischen Sitten gethan werden kann, und wie sich das Christenthum unter den grausamsten und verworfensten Menschen einführen läßt, so muß man wohl wünschen, und jede Anstrengung machen, christliche Missionarien und Handelsleute zur Erleuchtung, Civilisirung und Rettung der schwarzen Nationen zu senden.

Miscellen.

Unterseeische Kriegswerkzeuge. Im Mechanics' Magazine finden wir ein amerikanisches unterseeisches Boot geschildert, das im Stand ist nöthigenfalls 15 Mann aufzuneh-

men. Der Erfinder hat sich mit andern in den Michigan-See hinabgelassen, ist vier Stunden lang ohne alle Verbindung von oben her unter Wasser geblieben, und hat das Boot auf oder beinahe auf dem Grunde des Sees mehrere (engl.) Meilen, in drei Meilen eine Stunde weit, fortgetrieben. Er hat während seines Aufenthalts unter Wasser mittelst einer durch die Bootsseite hindurch arbeitenden Maschine 14 Geviertzoll Bauholz abgesägt. Er kann sein Boot von der Oberfläche fast augenblicklich, sey's auf einige Zoll, oder auf 100 oder mehr Fuß hinablassen, und schnell oder langsam wieder an die Oberfläche emporsteigen; er kann vorwärts, rückwärts oder seitwärts gehen, oder mit den Bugen zuerst oder sonstwie, je nach Erforderniß, herauskommen. Er kann Höllenmaschinen, bei jedem Wetter, unter Wasser in die See hinaus an ein feindliches Schiff bringen, die Höllenmaschinen am Schiffsboden befestigen oder anlern, ein Uhrwerk in Bewegung setzen um die Höllenmaschinen in Brand zu stecken, und sich von der gefährlichen Stelle zurückziehen. Er kann unter Wasser in einen feindlichen Hafen eindringen und Vermessungen vornehmen, indem er oberhalb des Wasserspiegels nur eine einen halben Zoll im Durchmesser haltende Sehröhre zeigt, dann zurückkehren und seinen Bericht erstatten. Er kann ins Meer hinausgehen, einer feindlichen Flotte begegnen, unter sie hinunterfahren, Höllenmaschinen befestigen, oder Löcher bohren und ungesehen hinwegkommen. Er kann eine Kanone bei sich führen, die so ausgestattet ist daß er 100 Fuß unter Wasser zu laden, sich bis nahe an den Wasserspiegel zu erheben, den Horizont nach einem feindlichen Schiff zu überblicken, bis auf Steinwurfsweite an dasselbe vorzudringen, und geschwind so emporzusteigen vermag, daß nur die Mündung der Kanone durch die Stückpfortenklappe hindurch sichtbar ist; er kann dann auf das feindliche Schiff zielen, abfeuern, augenblicklich sinken um wieder zu laden, und an einem andern Punkt herauftsteigen, um abermals zu feuern. Erforderlichen Falls kann er mit mehreren Mann mehrere Tage lang, ohne zu landen oder sein Boot oberhalb des Wassers zu zeigen, unter Wasser bleiben. Die Perlenfischerei anlangend, so kann er den ganzen Tag auf einer Perlenbank arbeiten, nach Perlen suchen und diese einnehmen, sich umherbewegen und sie da finden wo dieß einem Taucher unmöglich wäre. Verlangt man es, so kann er beim Besuch von Schiffswracks an jedem Punkte des Wracks sägen, bohren, oder Ketten oder Taue befestigen, durch die Seitenluken aus dem Boot hinausgehen, in das Schiff eintreten und ohne Umzsökömmlichkeit wieder in das Boot zurückkehren. Unserer Ansicht nach ist die unterseeische Kleidung, oder der Ueberzug welchen der Erbauer des Boots für diese letzteren Zwecke erdacht hat, die vollendetste und nützlichste Erfindung. Das Geheimniß dieser wundervollen Maschinerie ist nacheinander der amerikanischen, der französischen und der britischen Regierung zum Verkauf angeboten worden; wir haben indeß nicht gehört daß die eine oder die andere darauf eingegangen sey.

Die Wellingtonia gigantea. Von der unter diesem Namen bekannten Riesentanne war bekanntlich einer ihrer Repräsentanten durch 116 Fuß seiner Rinde vor einigen Jahren im Krystallpalast zu sehen, und setzte alle Besucher in Erstaunen. Britische Arboriculturisten wollten Samen davon, da aber die Bäume zu hoch sind um erklettert werden zu können, so machte sich ein junger Irländer, ein guter Schütze, daran die Tannzapfen herunterzuschießen. Dieses Verfahren erwies sich jedoch als zu langsam, weßhalb er, trotz der damit verbundenen Gefahr möglicherweise gelynchi zu werden, vier der kleinsten Bäume fällte, und so eine große Menge Samen erhielt, den er in sein Vaterland sandte. Wir haben daher die Aussicht den Riesen in unsern Parken und Gehölzen, und zwar in nicht ferner Zeit, emporkommen zu sehen, denn er wächst sehr rasch, obgleich hauptsächlich bei Nacht. Bereits gibt es ein 14 Fuß hohes Exemplar des Riesenbaums bei Cork, und ein anderes hat seinen Samen in Norfolk zur Reife gebracht. Wie manches ereignißvolle Blatt der Geschichte wird geschrieben worden seyn ehe diese Bäume 400 Fuß hoch sind! Es freut uns übrigens zu hören daß die Behörden der Vereinigten Staaten Maßregeln ergriffen haben um jede fernere Vernichtung der annoch in Californien stehenden Gruppe dieser Bäume zu verhindern. (Edinburgh Philos. Journal.)

*

Einige Notizen aus der Statistik von Californien 1859. Angekommene Schiffe im Hafen von San Francisco 1859 . . . . . 1713, Tonnenzahl 598,631

Zahl der einclarirten Schiffe

1858 . . . . . 1441, „ 467,530

Die Statistik der Passagierlisten für 1859 ergibt einen Zuwachs unserer Bevölkerung durch Ankünfte zur See — 38,183 angekommen gegen 24,781 abgegangen — 13,402. Die Einwanderung über Land von den westlichen Staaten, wogegen sehr unbedeutender Abgang nach Osten, ist zu veranschlagen auf reichlich 30,000, also Zuwachs etwa 40,000 Menschen. Production von Weizen und Gerste:

	1858. Acker.	Bushel.	1859. Acker.	Bushel.
Weizen (1858) .	136,027	2,690,000	231,795	5,142,912
Gerste	176,340	3,819,000	164,186	4,306,927

Wolle 1854 175,000 Pf. gesch., 1857 1,100,000 Pf. 83 Proc.
1855 360,000 „ 105% 1858 1,428,000 „ 30 „
1856 600,000 „ 66% 1859 2,378,000 „ 66 „

Uebersicht des Durchschnittswerths der Productenausfuhr

1859.	1858.	1857.	1856.
5,533,411 D.	4,770,163 D.	4,369,758 D.	4,270,516 D.

Goldausfuhr von San Francisco

1859 (angegeben) . . . . . 47,640,255 Doll.
gegen 1858 „ . . . . . 47,452,307 „

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26

Augsburg, 24 Junius 1860.

Mac Leod über Mozambique.

(Aus dem Economist.)

Der Name M'Leods ist dem europäischen Publicum wohlbekannt aus dem Antheil den er an der Geschichte des Charles et George genommen — einer Geschichte welche ihren Ursprung in dem Eifer hatte den dieser britische Consul in Sachen der Unterdrückung des Sklavenhandels auf Mozambique an den Tag legte, die zufälligerweise auch das Mittel gewesen ist auf die eigentliche Natur des französischen Plans der Ausfuhr freier Arbeiter Licht zu werfen, und die das Verbot dieser Ausfuhr seitens des Kaisers der Franzosen herbeiführte. Hr. M'Leod hat so wenigstens einige Früchte seiner Anstrengungen geerntet; es übrigt nur noch daß das Verbot den widerspänstigen Sklavenhändlern gegenüber auch ausgeführt wird, und daß Portugal ein für allemal dem unmenschlichen Handel, der annoch auf die flagranteste und grausamste Weise in seinen afrikanischen Besitzungen, und zwar mit Kenntniß und unter Connivenz seiner Beamten fortdauert, Einhalt thut. Es gibt, wie wir fest überzeugt sind, wenige Plätze in der Welt welche, wenn ein verständiger und unparteiischer Beobachter in ähnlicher Weise die Lage der Sachen schilderte, ein so dunkles Gemälde von Geiz, Treulosigkeit, Grausamkeit und Laster enthüllen könnten, wie dasjenige ist welches Hr. M'Leod in seiner „Narrative of a Residence in Mozambique“ macht. Wir werden durch die Ungeheuerlichkeit der Niedertracht, die in diesem Buch uns vor Augen tritt, fast zum Unglauben getrieben; allein die Unmittelbarkeit und Umständlichkeit der Begründung der Angaben und die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers überzeugen uns, je weiter wir lesen, mehr und mehr davon daß die Wahrheit nicht übertrieben ist. Man darf sich keineswegs wundern daß der Consul, nachdem er ein Jahr lang gegen die fort und fort sich häufenden Schwierigkeiten seiner Stellung angekämpft, sich endlich gezwungen sah die britische Flagge von einem Platze zu entfernen wo sie ein Gegenstand der Verachtung war, und wo er und seine Familie nicht nur verhöhnt und verspottet wurden, sondern wo sie sich, der ungezügelten Feindseligkeit der Sklavenhändler wegen, in täglicher Lebensgefahr sahen. Es ist indessen zu bedauern daß so eifrige und unermüdliche Bemühungen in der Erfüllung seiner Pflicht, wie die Hrn. M'Leods waren, von seiner eigenen Nation nicht herzlicher unterstützt, und daß durch die Hülflosigkeit seiner Stellung unter den Sklavenhändlern diese ermuthigt wurden die Macht Englands zu verachten, und Hohn zu sprechen seinen Anstrengungen die Beobachtung ihrer eigenen mißachteten Gesetze zu erzwingen. Ein flüchtiger Ueberblick der Erfahrungen des Consuls von Mozambique wird am besten zeigen welchen Treuglauben Portugal in der Ausführung seiner internationalen Verträge verdient.

Im December 1856 schiffte sich M'Leod mit seiner Frau und seiner Magd an Bord des Schrauben-Postdampfers „Ireland“ nach dem Cap ein. Schon beim ersten Schritt zu dieser Fahrt hatte er einen Vorgeschmack von der Behandlung die ihm später in noch reichlicherm Maße zu Theil werden sollte. Er war ein „Regierungspassagier“ und erhielt als solcher die schlechteste Cajüte an Bord. Auf seine Einrede daß sie sich zur Aufnahme einer Frau nicht eigne, erwiederte der Schlafgemach-Aufseher daß der Eigenthümer des Schiffs alle „Regierungen“ hasse, und wenn er sie an Bord seines Schiffs bekomme, bediene er sie stets also, beifügend: „Sie sehen, mein Herr, man setzt voraus alle „Regierungen“ seyen Gentlemen — von „Regierungen“ aber setzt man nicht voraus daß sie verheirathet sind.“ Nach kurzer Zeit veranlaßte die auf dem Schiffe herrschende allgemeine Unbequemlichkeit viele der Passagiere es in Plymouth zu verlassen, und die „Regierung,“ zu besseren Quartieren befördert, erreichte im Januar 1857 das Cap der guten Hoffnung. Hier fand er für seine Weiterreise nichts vorbereitet, und mußte sich demgemäß mehrere Monate daselbst aufhalten. Ein Versuch wurde indeß wirklich gemacht ihn auf sein Consulat zu befördern. „Ein alter verurtheilter Schoouer“ wurde wieder hergerichtet „um den Consul nach Mozambique zu führen, und durch sein Achtung gebietendes Erscheinen im Hafen den Sklavenhändlern Ostafrika's Furcht einzuflößen.“ Da aber hörte man plötzlich eines Nachts über dem Hafen von Simon's Town einen Schmerzensschrei, der von dem „zusammengeflickten Old Dart“ herrührte: „Helft,

helft! ums Himmelswillen, des Consuls Yacht ist im Begriff zu sinken!“ Sofort vernahm man die Pfeifen der Unterbootsleute an Bord sämmtlicher im Hafen liegenden Kriegsschiffe. „Weg da — Bootsmannschaften — weg da, weg! Marsch hinauf, Bursche; dieses verdammte lumpige Ding geht an seinen Ankern unter.“

Die Zeit verstrich. Der Monat Juni kam heran bevor ein Schiff gefunden werden konnte um die Stelle des Old Dart, der sich selbst für den Gebrauch eines Consuls als ungeeignet erwies, einzunehmen. Die ungesunde Jahreszeit trat ein. Ein portugiesischer Gentleman aus Mozambique drang stark darauf daß ja keine Kriegsschiffe sich der Gefahr aussetzen sollten in dieser Jahreszeit den Canal hinaufzusegeln. Mittlerweile besolgten die Freunde dieses geachteten Gentleman auf lobenswürdige Weise das alte Sprüchwort: „Heu zu machen solange die Sonne scheint,“ und schifften volle Ladungen von Negern fort noch ehe der Consul ankommen konnte um den Handel zu vereiteln. Im Juli indeß erreichte er den Schauplatz seiner Arbeiten, wurde bei Vasco Guedes, dem Gouverneur, eingeführt, und erhielt von dem bereits erwähnten portugiesischen Herrn ein Haus auf dem Festland; auf der Insel auf welcher die Stadt erbaut ist konnte er keines bekommen; die Sklavenhändler wünschten nicht daß der Consul in naher Nachbarschaft bei dem Gouverneur sey, und glaubten sie würden ihn durch Isolirung vollständiger in ihrer Gewalt haben. Spätere Ereignisse zeigten das Scharfsinnige dieses Verfahrens.

Solange der „Hermes“ im Hafen von Mozambique lag, und die Sklavenhändler sich noch mit der Hoffnung schmeichelten den Consul wenigstens insoweit zu gewinnen daß er über den Stand der Dinge ein Auge zudrückte, gieng alles ziemlich gut. Das einzige was ihm eine Einsicht in die wirkliche Lage der Eingebornen unter der portugiesischen Herrschaft gab — außer der Kunde die er auf seiner Küstenfahrt vom Cap aus gewonnen hatte — war der Zustand der Neger in dem von ihm gemietheten Hause. „Das Aussehen einiger derselben war wirklich zu entsetzlich, als daß es sich schildern läßt.“ Halb verhungert und unmenschlich gepeitscht, waren sie in dieser Ansiedlung, und in Mozambique im allgemeinen, weit schlechter daran als in den Baumwollbezirken Amerika's oder auf den Zuckerpflanzungen Cuba's. Mit Widerstreben verweilen wir bei diesem Theil von Hrn. M'Leods Enthüllungen über portugiesische Grausamkeit. Um jedoch den wahren Charakter dieses abscheulichen Handels und den dringenden Ruf der Menschheit zur Unterdrückung desselben zu verstehen, müssen wir einige der minder grauenhaften Beispiele, welche dieses Werk enthält, unsern Lesern vorführen.

Die den Negern überwiesene Nahrung war wirklich nicht zureichend um das Leben zu erhalten, und bestand einzig und allein aus kleinen Körnern, Milho genannt. Diese Ration wurde ihnen etwa einmal in der Woche ausgetheilt; ein Tag mehr oder weniger schien eine Sache der Gleichgültigkeit zu seyn. Die auf diese Weise vertheilte Nahrung wurde natürlich mit Gier ergriffen, und was auf eine Woche ausreichen sollte, dauerte selten mehr als einen oder zwei Tage, und am vierten Tag schrie alles nach Nahrung. Bis zum Ende der Woche hatten sie keine Aussicht irgendwelche von ihren eigenen Herren zu erhalten; sie mußten daher, entweder sie selbst oder irgendeine andere Person, auf Raub ausgehen; wurden sie entdeckt, so hatten sie die Peitsche zu gewärtigen. Hunger stachelte sie stets zum Raub an; die Peitsche stand stets in Bereitschaft und wurde daher stets geschwungen. Der Grund warum man ihnen so wenig Nahrung gab, lag nicht darin daß ihre Herren außer Stand waren sie zu ernähren, sondern einfach darin daß sie einem wilden Stamm angehörten, und daß es nothwendig war sie in Unterwürfigkeit zu halten. Die Portugiesen leben in beständiger Furcht ihre Sklaven möchten sich gegen sie empören; sie bieten daher ihren ganzen Scharfsinn auf in der Erfindung von Mitteln sie in Botmäßigkeit zu erhalten, und entwickeln eine so abgefeimte Grausamkeit wie sie wohl kaum bei irgendeinem andern sklavenhaltenden Volke vorkommt. Hier in Mozambique, wo es Sklaven in Fülle gibt, und wo man keine Schwierigkeit findet sie zu ersetzen, schätzt man sie nicht wie in denjenigen Plätzen wo ein menschliches Wesen einen Werth von so und so viel tausend Dollars oder so und so viel hundert Dublonen vertritt. Hier gilt ein Sklave nur vierzig Dollars, selbst wenn die Sklavenschiffe von Réunion oder Cuba im Hafen liegen. Wenn ein Sklave widerspänstig ist, und ihn das Peitschen noch schlimmer macht, so läßt der durch kein Gesetz gebundene Herr, aus Muth über den fortdauernden Ungehorsam desselben, ihn durch seinen rohen Aufseher so lange peitschen „bis er nichts mehr fordern kann.“ Der Herr sieht gleichgültig und stieren Auges auf das Opfer seiner Rache. Der Sklave stirbt unter der Peitsche — einige wenige Dollars liefern ihm einen andern. Anders verhält es sich wenn er nur mit beträchtlichen Kosten ersetzt werden kann. Dieser Umstand, nämlich die Leichtigkeit neue Neger zu kaufen, erschwert die Hausſklaverei von Mozambique ungemein. Um die Sklaven in Unterwürfigkeit zu erhalten, wird jede Gelegenheit ergriffen zur Untergrabung alles Mitgefühls, aller natürlichen Zuneigung der Neger zu einander. Der Sohn muß seine Mutter und seine Schwester peitschen; der Vater peitscht seine Töchter und das Weib das sie für ihn unter ihrem Herzen trug — und all dieß auf Befehl ihres Eigenthümers, der thun kann was ihm beliebt. Weiber werden unter Umständen gepeitscht die das Gefühl zu sehr empören als daß eine Schilderung möglich wäre.

Eines Tags war Hr. M'Leod der unfreiwillige Augenzeuge einer höchst grausamen Züchtigung eines schwarzen Mannes. „Von dem innigsten Wunsche beseelt diesem empörenden Schauspiel ein Ende zu machen, bat, ja flehte ich diesen Teufel in Weibesgestalt an, dem Manne zu verzeihen und ihn loszulassen. Kaum aber hatte ich das Wort gesprochen, so erglühte das dunkle Auge dieser Furie von Wuth und bitterm Haß; sie wandte sich nach mir um, und sagte: „Wenn irgend ein anderer Weißer für ihn bäte, würd' ich ihm verzeihen; um deinetwillen aber, du Sklavenfreund, nie!“ Dann schrie sie den Peinigern des Sklaven mit gellender Stimme zu: „Peitscht, Söhne der Hölle, peitscht, oder ich lasse siedendes Oel über euch gießen.“ Diese Worte lenkten meine

Aufmerksamkeit auf ein in der Nähe befindliches Feuer, über dem ein Topf stand, der, wie ich später erfuhr, Oel enthielt. Länger zu verweilen würde die Leiden des Sklaven nur vermehrt haben — ich entfernte mich daher. Dieß war ein Fall der Haussklaverei, in den ich mich natürlich nicht mengen konnte." Das Vergehen dieses Mannes bestand darin daß er sich geweigert hatte seine Mutter zu peitschen.

Wir wenden uns mit Abscheu von solchen Grausamkeiten hinweg, jedoch nur um auf kaum minder furchtbare Einzelnheiten der Wirkung des Sklavenhandels unter allen Classen zu stoßen, vom Gouverneur bis zu seinem gemeinsten weißen Unterthan, und vom einheimischen Fürsten im Bunde mit dem Sklavenhändler bis zu den elendesten Opfern seiner blutigen Raubthriege. Der Sklavenhandel ist durch Decret des Lissabouer Hofs verboten — ja; aber warum wuchert er dann in solcher Ueppigkeit auf Mozambique? Der britische Consul, dieser wider ihren Willen den Portugiesen von uns auf die Brust gedrückte Alp, hat das Geheimniß ergründet und es der Welt kundgethan; gerade diejenigen Männer welche von Portugal zur Ausführung der Decrete abgesandt werden, sind es welche dieselben systematisch verletzen.

Man kann die Bedeutung des Lächelns und Achselzuckens nicht mißverstehen, womit sie (die Leute von Mozambique) einem jeden antworten der zu behaupten wagt: die portugiesische Regierung hege den aufrichtigen Wunsch den Sklavenhandel zu unterdrücken. Man hat mir in Mozambique mehrfach gesagt: „Ja, die Regierung von Portugal ist, nachdem sie uns zu Grunde gerichtet, aufrichtig in ihren Bemühungen uns an der Betheiligung bei diesem Handel zu verhindern, und sie ergreift das beste Mittel uns zu verhindern aus diesem Handel Nutzen zu ziehen, denn sie sendet ihre Beamten mit armseligen Gehalten hieher, von denen sie, wie der Regierung bekannt ist, nicht leben, und mit denen sie uns an der Betheiligung am Sklavenhandel nicht hindern können. Allein die Regierung des Königs weiß wohl daß die Soldaten seit mehr als vier Jahren ihren Sold nicht erhalten und daß viele der Officiere seit mehr als zehn Jahren keinen Vintim oder Heller aus dem Staatsschatz bekommen haben. Wie müssen diese Menschen leben? Durch den Sklavenhandel, und so beruhen sie uns der Vortheile welche der Sklavenhandel uns früher gewährte, und nun den gesetzlichen Handel, der dem Sklavenhandel ein Ende machen würde, zu hindern, bereiten sie uns alle möglichen Schwierigkeiten." Ich muß gestehen daß meine Beobachtungen während meines Aufenthalts in Mozambique diese Behauptung nur allzu sehr bestätigten.

Die Schlußfolgerung zu welcher der Verfasser in Betreff der Ursache und des Heilmittels dieses Zustands der Dinge gelangt, ist klärlich dargelegt in folgenden Auszügen:

„Die Angaben die in dieser Erzählung von Thatsachen gemacht sind welche während meines Aufenthalts in Mozambique zu meiner Kenntniß gelangten, und die so notorisch sind daß die portugiesische Regierung sie nicht in Abrede ziehen wird, rechtfertigen vollkommen die Vorwürfe der Mitschuld die man der Regierung des Königs macht, und zeigen daß die von dieser Regierung gemachten Anstrengungen ein fortdauernder Betrug an der Leichtgläubigkeit Englands und anderer bei dieser großen Frage betheiligten Nationen sind. Das Heilmittel ist einfach, und Portugal kann auf sehr leichte Weise den Beweis führen daß es ihm aufrichtig um die Unterdrückung des gehässigen Handels zu thun ist.

Man verbanne jene Personen, die, wie man wohl weiß, am Sklavenhandel betheiligt sind ..... ohne deren Beistand die in Mozambique ankommenden portugiesischen, dem Lande fremden, Beamten sich beim Verkauf der Eingebornen nicht betheiligen könnten ..... wechsle alle Beamten, und munitere zur Auswanderung von tausend Europäern nach der Provinz Mozambique auf, und dieses Land wird bald reicher seyn als Brasilien, viele brasilische Pflanzer werden dann ihre Capitalien in Ackerfeld anlegen, und die Hülfsquellen eines Landes entwickeln, in welchem die Arbeit sich in so reichem Maße lohnt. Um dieß aber wirksam thun zu können, wird es nothwendig und nur gerecht seyn den unter dem neuen System anzustellenden Beamten für ihre Bedürfnisse ausreichende Gehalte auszusetzen. Man bezahle sie gut, und mache sie ehrlich. Jetzt erhalten sie eine Anstellung in Mozambique mit einem Gehalt der für ihre Bedürfnisse selbst in Portugal nicht ausreicht .... allein die Anstellung ist, wie man weiß, weit mehr werth, weil diejenigen welche sie bekommen haben mit einem gewissen Reichthum nach Portugal zurückkehrten — ein Umstand welcher der Regierung wie der Nation nicht entgangen ist, und auch nicht entgehen konnte. Das Mittel wodurch sie sich diesen Reichthum erworben haben, ist kein Geheimniß — es besteht im Kaufen und Verkaufen des großen Landes-Erzeugnisses, dessen Gedeihen allein man gefördert hat — der Eingebornen nämlich. Diese menschlichen Wesen werden von ihren Verwandten oder ihren Feinden gekauft, und mit ungeheurem Nutzen an die Sklavenschiffe abgeliefert. Ein portugiesischer Beamter kennt die Bedingungen unter welchen er die Anstellung annimmt: ein kleiner Gehalt und die Gelegenheit sich durch den Sklavenhandel ein großes Vermögen zu erwerben.

Die Gründe welche in diesem Werk angeführt werden um zu beweisen daß der Plan bezüglich freier Arbeit — welches auch die Absichten seiner Gründer waren, und wie gut auch die Behandlung der Neger bei ihrer Ankunft an ihrem endlichen Bestimmungsort seyn mochte — thatsächlich den Sklavenhandel an den Küsten und im Innern Afrika's erneuerte, sind, glauben wir, überzeugend. Anfangs wurde die vermehrte Nachfrage nach Arbeitern aus den überzahlreichen Sklaven der portugiesischen Niederlassungen befriedigt, und die Lage dieser armen Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach durch den Herrenwechsel verbessert; allein es dauerte nicht lange, „so wurden Sklaven selten, der Preis stieg, die Nachfrage nahm immer noch zu," und die Nothwendigkeit trat ein in das Innere nach „freien Arbeitern" zu senden. Anfänglich fand man daß die Häuptlinge im Innern sich weigerten dem Begehren der Mauren oder Araber zu willfahren, die sich zum Kauf von Sklaven dahin begeben hatten, indem sie als Grund anführten es sey gegen den Wunsch der por-

tugiesischen Regierung daß fürderhin Sklavenhandel betrieben werde. Die Mauren erklärten daher bei ihrer Rückkehr nach Mozambique dem Generalgouverneur: „sie könnten in Folge dessen die Nachfrage nicht befriedigen.“ Diese Uebergewissenhaftigkeit der einheimischen Häuptlinge wurde dadurch beschwichtigt daß man Soldaten in der Uniform des Königs von Portugal mit den Mauren in das Innere zurückſandte. Nachdem auf diese Weise „die Bürgschaft gegeben war daß der Sklaven-Handel von der portugiesischen Regierung autorisirt sey, machten sich die Häuptlinge im Ernst daran die nöthige Waare zu liefern.“ Alle Gräuel welche den Sklavenhandel im Innern Afrika's in frühern Zeiten begleitet hatten lebten wieder auf. Eltern verkauften ihre Kinder, und jeder nützliche Sklave wurde weggegeben um die Nachfrage zu befriedigen; da diese jedoch wuchs, so nahm man seine Zuflucht zu den Waffen, um so viel als möglich Gefangene zu machen. Eine Menge Menschen giengen in den blutigsten Kämpfen zu Grunde. Dieser Zustand der Dinge wurde herbeigeführt durch die Mauren und die portugiesischen Soldaten welche dieselben, um Sklaven zu bekommen, begleitet hatten. Ich selbst habe mit einigen der Hauptpersonen gesprochen, und die von mir angeführten Thatsachen lassen sich nicht in Abrede ziehen. Endlich trat eine Reaction ein; die Eingebornen erkannten daß sie einander gegenseitig vernichteten um einige Gefangene für die Bedürfnisse des portugiesischen Sklavenhandels zu bekommen, die Kriege hörten eine Zeit lang auf, und abermals trat Mangel auf dem Sklavenmarkt von Mozambique ein.

Nach einiger Zeit wurden Emissäre in das Land hinauf gesendet. Anfänglich hatten sie wiederum Erfolg, endlich aber erhoben sich die Neger, erbittert durch das Blutvergießen das von neuem unter ihnen begonnen hatte, und das sie der richtigen Ursache, nämlich der Anwesenheit portugiesischer Soldaten unter ihnen, zuschrieben; sie tödteten einige derselben, und die andern kamen mit dem Leben nur davon um in die Hauptstadt von Mozambique die Kunde zu bringen daß sämmtliche Eingeborne ausgestanden seyen um die Portugiesen ins Meer zu werfen.

Durch den Einfluß eines portugiesischen Officiers auf die einheimischen Häuptlinge wurde diese Gefahr abgewendet; er versprach denselben daß man fünftig keinen Sklaven mehr machen werde Sklaven aus ihrem Lande zu erhalten. Während dieser Unruhen, und so lange noch sämmtliche Portugiesen in Angst schwebten, gieng die Frau des Consuls täglich unbehelligt unter den Eingebornen umher, „und ich selbst, sagt der Consul, hörte daß die Eingebornen beschlossen hatten mein Haus, und die darinnen sind, zu schonen.“ „Sie wußten wohl wer der britische Consul war, und kannten den Zweck um dessentwillen man mich nach Mozambique gesendet hatte.“

Der amtliche Charakter in welchem Hr. M'Leod auf Mozambique sich aufhielt, und demzufolge er handelte, während eben dieser Charakter ihn zugleich vor Feindseligkeiten und Gefahren seitens der Eingebornen schützte, setzte ihn der erbittertsten und andauerndsten Feindseligkeit der Einwohner von Mozambique aus. Seinen Vorstellungen ist es zu verdanken daß Vasco Guedes endlich von seinem Posten abberufen wurde, und der neue Gouverneur, General Almeida, trat seinen Dienst anscheinend mit dem Entschluß an den Decreten der Lissaboner Regierung endlich Achtung zu verschaffen, und den britischen Consul in seinen Bemühungen zu unterstützen. Um diese Zeit nun wurde der Charles et Georges in den Gewässern der Conducia-Bay mit Beschlag belegt. „Der Sklavenhandel stand im Begriff wirksam unterdrückt zu werden;“ die wüthenden Sklavenhändler erkannten die ihnen drohende Gefahr, und begannen einen systematischen Widerstand gegen ihren Gouverneur und die Verfolgung des britischen Consuls. In diesen kritischen Umständen erschien eine britische Fregatte, der Castor, Capt. Lyster, im Hafen; der Consul, voll erneuerter Hoffnung, setzte den Capitän Lyster von dem ganzen Umfang der Gefahr in welcher er schwebte, so wie von der Unmacht des Gouverneurs ihn zu schützen wenn er von England keine Unterstützung erhalte, in Kenntniß. „Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch sah man den Castor unter seinen Marssegeln in See stechen. Man glaubte die Fregatte sey abgegangen um auf irgend ein Fahrzeug Jagd zu machen, allein da Tag um Tag verstrich, so konnten die Inwohner des britischen Consulats an der furchtbaren und demüthigen Wahrheit länger nicht mehr zweifeln daß sie ihrem Schicksal überlassen seyen.“ Der Castor segelte ab ohne auch nur die Depeschen von dem Consul abzuwarten. Die Folgen dieses Verlassenseyns zeigten sich bald in dem veränderten Benehmen des General-Gouverneurs, „denn er ahnte daß die britische Regierung Portugal in dem Kampfe, in welchen, wie er sah, diese schwache Macht mit Frankreich gerathen würde, keine Unterstützung werde angedeihen lassen. Diejenigen welche diesen Gegenstand studiert haben, mögen ihre eigene Ansicht darüber aussprechen — allein eins ist gewiß: daß sich die spätere Unverschämtheit der Sklavenhändler, die Zunahme des Sklavenhandels und die Leiden des britischen Consuls und seiner Familie auf die unentschuldbare Preisgebung des britischen Consuls durch den Castor zurückführen lassen.

Hr. M'Leod wurde nun all der Sklaven beraubt die in seinem gemietheten Hause gefangen worden waren. Niemand konnte gefunden werden um etwas für ihn oder seine Familie zu thun. „Ein Sklaven-Cordon wurde aufgestellt um zu verhindern daß uns irgend welche Lebensbedürfnisse zukamen. Nur dem Mitleid dieser Sklaven, welche ihren Gefangenen auf eigene Gefahr hin Nahrung verschafften, ist es zu verdanken daß die Inwohner des Consulats nicht Hungers starben. Zu allen Stunden in der Nacht wurden Angriffe auf das Haus gemacht um die Inwohner zu schrecken und sie des Schlafs zu berauben. Ja Hr. M'Leod erhielt die Aufforderung das einzige Haus zu verlassen das er bei seiner Ankunft in Mozambique zu miethen im Stande gewesen war; seine Familie wurde vom Fieber befallen, aber kein Arzt von Mozambique kam zu ihm; endlich wurden die Sklavenhändler, trotz der Anwesenheit einer englischen Kriegsbrigg im Hafen, so kühn, daß sie sein Haus anfielen und seine Frau verwundeten. Der Befehlshaber der Brigg hatte dem Consul seiner

Nation nur wenig Hülfe angedeihen lassen, und durch seine Saumsal den Sklavenhändlern in die Hände gearbeitet. Als es jedoch nöthig wurde daß die Brigg wieder in See gieng, „so gab mir der General-Gouverneur die bestimmte Erklärung ab daß er nicht verantwortlich seyn wolle für die Folgen welche die Umstände mit sich bringen könnten; er sey durchaus nicht im Stande mich gegen die Sklavenhandelspartei zu schützen, und ich würde im Interesse meines eigenen Landes sowohl als Portugals handeln, wenn ich erklärte daß es ihm nur dann möglich sey den Consul einer Nation zu schützen welche Antisklaverei-Grundsätze bekenne, wenn er von der Reichsregierung von Portugal kräftigere Unterstützung erhalte. Alle diese Umstände in Erwägung ziehend, wurde in einer Berathung mit dem ältesten Seeofficier beschlossen: es sey am besten wenn ich mich nach Mauritius oder selbst nach England zurückziehe, bis von England und Portugal im Verein Anstalten zur Aufnahme eines britischen Consuls im Hafen und für seine Sicherheit in Mozambique getroffen seyen. Dieser Beschluß wurde dem General-Gouverneur kund gethan, der ihn ebenfalls für den besten Ausweg hielt um ernstere Folgen als die bereits entstandenen zu verhindern. Am 18 Mai schiffte ich mich daher an Bord der Lyra mit meinen Leidensgenossen ein.

So endigte der erste Versuch Englands zur Herstellung regelmäßiger und berechtigter Handelsverbindungen mit Mozambique. Wir glauben indeß zuversichtlich daß die Erfahrungen welche wir aus diesem Fehlschlagen, sowie aus den Aufklärungen unsers ausdauernden und muthigen Consuls über die Ursachen des Mißglückens gewonnen haben, dazu beitragen werden das Consulat auf sicherer und ehrenvollerer Grundlage wiederherzustellen, und ein Ende zu machen jenem ungesetzlichen Handel, der alle bei demselben sich Betheiligenden entsittlicht, und die Entwicklung eines höchst fruchtbaren, für Handel und Verkehr aufs günstigste gelegenen Himmelsstrichs verhindert. Hrn. M'Leods Schilderung der werthvollen und mannichfaltigen Producte sowie des Mineralreichthums Ost-Afrika's ist nicht der mindest interessante Theil seines Werks. Es gibt kein tropisches Erzeugniß der Sklavenstaaten Amerika's das man dort nicht mit Erfolg anbauen könnte wenn man zu den verheerenden Sklavenkriegen nicht mehr ermuthige, und die nun nach andern Ländern gezogenen Arbeitskräfte auf den eigenen einheimischen Boden verwendete. „In den afrikanischen Besitzungen des Imaun von Maskat ist der Sklavenhandel verboten, Gewürzgärten sind entstanden, die Cocosnuß wird angebaut, und starke Ausfuhren von Simsim-Samen finden alljährlich statt.“ An andern Plätzen ist die Betriebsamkeit und das Gedeihen früherer Jahre durch die Erneuerung innerer Kriege zur Herbeischaffung sogenannter freier Auswanderer unterbrochen, wo nicht zerstört worden. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung diese Quelle des Uebels werde nun unterdrückt werden, und der Fortschritt Afrika's im Anbau seiner natürlichen Producte und in der Gesittung seiner Einwohner könne, wenn auch ein langsamer, doch stätig andauernder seyn.

Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte Nord-Amerika's.

(Von J. G. Kohl.)

(Schluß.)

Einer der herübergekommenen Colonisten, John Smith, trat in den ersten Jahren an die Spitze der Angelegenheiten dieser Colonie, und rettete sie durch seine Energie und Staatsweisheit vom Untergang. Er war auch der rührigste Erforscher der Umgegend. In kleinen Booten mit einigen wenigen englischen Edelleuten und Matrosen eingeschifft, befuhr und durchirte er alle die zahlreichen Arme, Ströme und Häfen jener 60 Meilen langen unvergleichlichen Bay, gab ihnen die Namen die sie noch heute tragen, verzeichnete sie auf einer Karte, die noch 100 Jahre nachher die beste ihrer Art war, und beschrieb sie in Schriften die in Tausenden von Exemplaren durch England verbreitet wurden.

Dieser Gouverneur John Smith wird als der Vater des jetzigen Staates Virginien betrachtet, dessen Lebensadern alle jener Bay zuströmen, und der sich nachher um jenes Jamestown und um die Gewässer der Chesapeake-Bay wie um seine Wurzel ausbildete. Schon er bezeichnete und verzeichnete auch auf seiner Karte die Erdflecke auf denen jetzt rings um die Bay herum die blühenden Städte Baltimore, Washington, Richmond, Norfolk gebaut sind, und weihte sie gewissermaßen ein.

Zu derselben Zeit als dieß im Süden vorgieng, hatte sich auch für die Erforschung und Besiedlung des Nordens der langen Küste, oder für das was man damals Nord-Virginien nannte, was man aber schon bald darauf Neu-England zu nennen begann, eine besondere Compagnie von Kaufleuten und Staatsmännern in der Stadt Plymouth im westlichen England gebildet. Diese Compagnie sandte 12 Jahre hindurch Jahr für Jahr Schiffe und Mannschaften nach dem kalten, festigen und wenig fruchtbaren Land aus, ohne daselbst eine bleibende Anpflanzung zu Stande bringen zu können, machte aber dadurch doch alle Häfen, Bayen, Flußmündungen und Gelegenheiten der Küste in England bekannt, und die Fahrt dahin geläufig.

Endlich aber gelang im Jahr 1620 einem kleinen Häuflein verfolgter Auswanderer, die mehr der Zufall als die Absicht nach dieser Küste führte, was weder Könige noch Compagnien hatten zu Stande bringen können. Es waren die 102 Puritaner die an Bord des in Amerika wie eine zweite Arche Noah berühmten Schiffs May-Flower (die Maiblume) vor den Bedrückungen der anglicanischen Kirche in der neuen Welt eine Zuflucht suchten.

Da sie schon seit Jahren aus ihrem Vaterland vertrieben auf der Wanderschaft waren, und auch in Holland vergebens nach einem stillen und unangefochtenen Aufenthalte gesucht hatten, so nannten sie sich „Pilger.“ Diese Pilger, die sich wie Schiffbrüchige, wie Vaterlandslose, an den Felsen des neuen Landes anklammerten, und welche die äußerste Noth, wie ihr innerer fester Entschluß auf gleiche Weise spornte, haben dann endlich das Neu-Plymouth gebaut, das im Norden die erste

feste und bleibende englische Stadt, wie im Süden das genannte Jamestown gewesen ist.

Dort auf dem berühmten „Pilgerfelsen," mitten in allen den Bedrängnissen welche die amerikanische Pandora gewöhnlich auf alle ersten Ansiedler ausschüttete, flatterte ihre kleine Fahne hoch. Und da die Bedrückung der Non-Conformisten und Puritaner im Mutterland fortgieng, so folgten bald neue Einwanderungen den Fußstapfen der ersten Pilgerväter und verstärkten ihre kleine Zahl. Zuerst kam im Jahr 1628 eine Partie herüber welche Salem, die zweitälteste Stadt von Neu-England, gründete, und zwei Jahre darauf eine zahlreichere, welche die jetzige große Capitale des amerikanischen Nordens, das reiche Boston, baute.

Bald nachher, da der Erzbischof von Canterbury strenge Maßregeln gegen sie ergriff, flohen die Puritaner zu Tausenden über den Ocean, um sich in den Wildnissen Amerika's eine Kirche nach ihrem Sinn, oder, wie sie sagten, „nach der Vorschrift der Bibel," zu schaffen, und um den Glaubens-Edicten und Kirchensatzungen eines Königs und der Bischöfe zu entgehen.

Sie alle empfieng die weite Massachusetts-Bay, welche in Neu-England ebenso wie die Chesapeake-Bay im südlichen Virginien die Wiege aller Staatenstiftung, der Ausgangspunkt aller Entdeckungen und Eroberungen geworden ist.

Da es an der Meeresküste bald an Raum und urbarem Boden gebrach, so fieng man an das Innere zu erforschen, den Indianern neue Striche abzuhandeln, und die Pflanzungen längs der Flüsse der Bay vorzuschieben. Am meisten aber trugen zu dieser fernern Ausbreitung im Innern die Zwistigkeiten bei welche unter den Colonisten selber ausbrachen.

Die puritanischen und oft überpuritanischen Pilgrimväter von Plymouth, Salem und Boston waren weit davon entfernt die Cultus- und Gewissensfreiheit, die sie von den englischen Bischöfen vergebens für sich verlangt hatten, selbst anderen in ihrer Mitte zuzugestehen. Sie wollten die Kirche und Religion, so wie sie sie für sich erdacht und geschaffen hatten, in völliger Reinheit erhalten, und excommunicirten mit Unerbittlichkeit diejenigen Mitglieder ihrer Gemeinde die sich den von ihnen beliebten Satzungen nicht unbedingt unterwerfen wollten.

Und dieß gab dann Veranlassung zu ferneren Wanderungen, zu Verstrennung einzelner Parteien im Land, zur Entdeckung anbaufähiger Landschaften, vortheilhafter Flüsse und Häfen, und zur Begründung neuer Gemeinden, aus denen dann endlich diejenigen verschiedenen Staaten Neu Englands erwachsen sind die wir jetzt Rhode-Island, Connecticut, New-Hampshire ꝛc. nennen, die aber noch lange das alte Massachusetts an der Bay als ihre Mutter-Colonie verehrten.

Wie der Anfang der Erforschung und Beliebung des ganzen Neu-Englands, so hatte also auch diese weitere Ausbreitung derselben, diese Stiftung neuer blühender Staaten durch Zersplitterung des alten ihren Ursprung in religiösen Zwistigkeiten, und meistens waren die Anführer der Zweig-Colonien und der westwärts und nordwärts vordringenden Entdeckungs-Expeditionen schismatische und vertriebene Geistliche der Puritaner. Da sich dann das mit ihnen ausziehende Volk wie Sand am Meer vermehrt hat, so sind jetzt diese staatengründenden Prediger, wie die Patriarchen Abraham und Jakob, oder wie Lykurg und Solon, bei Millionen hoch verehrt.

Man kann sagen daß dieser eigenthümliche Geist des Puritanismus, der aber natürlich auch mit andern Eigenheiten der spröden und rastlosen angelsächsischen Race vergesellschaftet ist, noch bis auf den heutigen Tag fortgewirkt und viele neue Schöpfungen bis fern in dem Westen Amerika's ins Leben gerufen hat.

Die nördlichen und südlichen Entdeckungs- und Colonisationsfelder der Engländer standen für lange Zeit in keinem Zusammenhang miteinander. Sie waren durch breite Striche, welche noch nicht von Engländern besetzt waren, von einander getrennt. Ja zu jedem der beiden Colonien-Abschnitte gieng nicht nur ein verschiedener Auswandererstrom, sondern es führten dahin auch besondere oceanische Wege. Nach Virginien schiffte man sogar noch zu Cromwells Zeiten auf der alten spanischen Straße von Süden her über die Antillen. Nach Neu-England aber gelangte man von Norden her über die Neufund-Bänke.

Der Mittelraum war den Engländern unbekannt, und hier nistete sich denn inzwischen eine andere europäische Nation, die Holländer, ein.

Dem Krieg der Engländer mit Spanien unter der Königin Elisabeth und dem ersten Aufschwung englischer Schiffahrten gieng der Aufstand der ebenfalls bereits von Rom getrennten Niederlande gegen dasselbe Spanien parallel, und der Erfolg dieses Aufstandes war derselbe, eine außerordentliche Blüthe der niederländischen Seefahrt, Entdeckungen und transoceanischen Eroberungen.

Die Niederländer brachten dieß zunächst zum Theil im Verein mit den Engländern und zum Theil als ihre Schüler zu Stande. Wie die Engländer, sandten auch die Holländer zuerst Corsaren aus, welche die spanischen Geschwader umschwärmten und verfolgten, und wie die Engländer, erhoben sie sich von Seeräubern zu Seehelden. Mit englischen und französischen Abenteurern zugleich erschienen sie schon frühzeitig in dem südlichen Theile des atlantischen Oceans. Zuweilen hatten die ersten holländischen Befahrer des Meeres englische oder französische Lootsen an Bord.

Wie den ersten Spaniern und Portugiesen, und wie überhaupt allen schiffahrenden Völkern, schwebten auch den Hollandern die Schätze des östlichen Indiens als das Hauptziel ihrer Bestrebungen vor, und sie gründeten daher schon am Ende des 16ten Jahrhunderts ihre orientalische Compagnie, welche alsbald die Portugiesen aus einer ostindischen Position nach der andern zu vertreiben anfieng.

Wie die Spanier und Portugiesen, fanden auch die Holländer Amerika auf ihrem Weg zum Orient, und ihre amerikanischen Interessen gediehen dann im Anfang des 17ten Jahrhunderts zu solcher Bedeutung, daß sie der Ost-Compagnie eine West-Compagnie, oder eine sogenannte westindische Gesellschaft, an die Seite setzten. Es schien eine Zeitlang als soll-

ten diese beiden holländischen Handelscompagnien die Welt unter sich eben so theilen wie der Papst sie unter Portugal und Spanien getheilt hatte.

Wie die Spanier unter Magellan, wie die Engländer unter Drake, drangen auch die Holländer um das Südende von Amerika herum in den stillen Ocean ein, und entdeckten hier unter ihrem Capitän Le Maire die äußerste Spitze des Continents, das Cap Horn, so genannt nach dem holländischen Städtchen Hoorn. Auf dem Wege dahin fiengen sie auch an Brasilien für sich zu beschauen und zu erobern, und die Portugiesen, damals Unterthanen des Königs von Spanien, von dort eben so zu vertreiben wie aus Ostindien.

Wie die Engländer, und mit ihnen fast gleichzeitig, warfen sich die Holländer auch auf die Ostküste von Nord-Amerika, und entdeckten hier den schönen Hafen und den wichtigsten Strom des ganzen Abhangs, den die Engländer bis dahin noch übersehen hatten. Diesen merkwürdigen Fund machte im Jahr 1609 einer der in holländischen Diensten stehenden Seehelden aus den Zeiten der Königin Elisabeth, der große Seefahrer Henry Hudson, der die Küste für die Holländer da untersuchte wo sie seinen Landsleuten unbekannt geblieben war. Es war der Fluß der noch jetzt seinen Namen trägt, der schöne Hudsons-Fluß von New-York.

Von allen Flüssen und Flußthälern des atlantischen Abhangs hat keiner eine so bedeutsame Weltstellung wie dieser. Er ist ein breiter, tief ins Land eingeschnittener und mit Wasser erfüllter Bergspalt, der, aus Süden nach Norden gerade gestreckt, wie ein künstlicher Canal hinaufgeht und schiffbar ist bis in die Nachbarschaft der Gewässer des großen Lorenzo-Stroms, mit dem er sich durch zwei Thal- und Flußzweige in innige Verbindung setzt.

Hudson segelte, indem er die neugierigen Flußanwohner mit holländischem Bier regalirte, den ganzen Fluß mehr als 200 englische Meilen weit hinauf, erkannte wie äußerst geeignet er sey für Handel und Ansiedlung. Er that dieß in seinem kleinen Schiff, der „Halbmond," das im heutigen New-York eben so berühmt ist wie die oben genannte „Mai-Blume," der „Pilger-Vater" in Boston, und wie einst die Victoria des Magellan in Sevilla.

An der Mündung des Stromes, an einem der schönsten Häfen der Küste, bauten die Holländer zwischen den englischen Colonien im Norden und Süden in der Mitte ihr neues Amsterdam, und stifteten daselbst ihre nordamerikanische Provinz „Neu-Belgien," die mit Virginien und Neu-England gleichzeitig emporblühte, und die Grundlage des jetzigen Staates von New-York geworden ist.

Kaum war diese holländische Stiftung ein wenig in Gang gekommen, so segelten schon wieder ein paar Schiffchen, mit europäischen Sämereien, mit Ackergeräthen, mit arbeitslustigen Fäusten und mit protestantischen Ideen befrachtet, zu unserer Küste heran, um auch an ihr ein Asyl zu finden. Diese Schiffe, die im Anfang der dreißiger Jahre des 17ten Jahrhunderts kamen, führten die schwedische Flagge, und sie versuchten es sich mitten zwischen den Holländern und Engländern in den Strom-Mund einzudrängen, an dessen Ufern sich jetzt das weitläufige Philadelphia gelagert hat.

Der große König Gustav von Schweden, und nach ihm sein Kanzler Oxenstierna hatten, wie der ganze protestantische Norden, ihr Auge auf Nord-Amerika geworfen, um dorthin ihren armen, namentlich aber auch den im dreißigjährigen Krieg nothleidenden und bedrängten Protestanten in Deutschland, an die sie eine sehr merkwürdige Proclamation erließen, eine Aussicht zu eröffnen.

Ihre Schiffe brachten daher sowohl Deutsche als Schweden, und auch Finnländer herbei. Sie erfüllten das Land am Delaware-Fluß mit kleinen schwedischen Forts, erforschten seine Beschaffenheit und nannten es „Neu-Schweden."

Sie schalteten darin etwa 20 Jahre, und ihre kleinen Gemeinden und Kirchen haben die Grundlagen zu dem jetzigen Staat Delaware gelegt. Von den benachbarten Holländern wurden sie aber als Usurpatoren und Eindringlinge betrachtet. Dieselben sandten im Jahr 1655 ihren General Stuyvesant aus, der das neue Schweden unter neubelgische Botmäßigkeit brachte. Nicht lange darauf wurde freilich dieses so vergrößerte Neu-Belgien selber als ein Usurpatorenreich wieder von den Neu-Engländern verschlungen.

England, der anfängliche Bundesgenosse der Holländer, hatte sich endlich gegen seine gefährlich wachsenden Nachbarn erhoben, und war unter Cromwell ihr erbitterter Feind geworden. In einer Reihe von Kriegen und blutigen Seeschlachten wurde die Macht der Holländer auf dem atlantischen Ocean gebrochen. Im Friedensschlusse von 1654 mußten sie die Uebermacht der Engländer anerkennen. In demselben Jahr gaben sie alle ihre brasilischen Eroberungen den Portugiesen, die sich unterdessen vom Joch der Spanier befreit hatten, zurück, und zehn Jahre später verloren sie auch ihr Neu-Belgien sammt dem ihm angeheften Neu-Schweden.

Schon Cromwell hatte daran gedacht es ihnen zu nehmen, und unter Cromwells Sohn war dieser Plan wieder aufgefrischt worden. Aber die unsichern Zustände in England selbst verhinderten seine Ausführung. Erst als Karl II das Königthum und die Ruhe wiederhergestellt hatte, und als darnach sowohl von Norden aus Neu-England, als von Süden aus Virginien die englischen Entdeckungen und Pflanzungen auf die Neu-Holländer in der Mitte eindrangen, ward die Sache reif, und im Jahr 1664 wurden dann die weiten Gebiete am Hudson und Delaware ohne viel Blutvergießen von einer englischen Flotte genommen.

Die Holländer waren nun fast aus allen ihren amerikanischen Positionen verdrängt, von dem ganzen großen Continent vertrieben, und sie haben dort bis auf unsere Tage nur ein paar kleine westindische Inseln und einige Striche an der Küste von Guayana behalten, deren Ausbeutung und Auskundschaftung ihnen überlassen geblieben ist.

Da aber die Niederländer zur Zeit ihrer vorwaltenden Blüthe und Macht auch die gelehrtesten Geographen, Naturkundigen und die besten und fleißigsten Kartenzeichner in Europa waren, so gehören ihre historischen, nautischen, physi-

kalischen und kosmographischen Werke für die Entdeckungsgeschichte dieser Zeit, und namentlich auch für die Urgeschichte Amerika's, zu den wichtigsten. . Sie nehmen nach den spanischen Arbeiten den zweiten Rang ein. Auch sind holländischer Charakter und Sitte in dem Leben des großen Staates New-York, den die Engländer auf holländischer Grundlage bauten, noch bis in die neueste Zeit herab von nicht geringer Bedeutung und Wirkung geblieben.

Die Neu-Schweden an der Mündung des Delaware waren von der Küste aus nicht tief in das Innere des Landes hineingekommen. Es lagen da noch diesseits der Alleghanies große unbekannte Striche und Flußgebiete, auf die nicht lange nach der englischen Eroberung der berühmte Quäker-König William Penn sein Augenmerk richtete, und die von ihm den Namen „Penn's Waldland“ (Pennsylvanien) erhalten haben.

Dieser Penn, ein wohlhabender englischer Privatmann, der Sohn eines ausgezeichneten Admirals, der frühzeitig eine besondere Vorliebe für die verfolgten Quäker gefaßt, und der zugleich von seinem Vater eine Forderung von 16,000 Pfd. Sterl. an den König Karl II geerbt hatte, bat diesen ihm für jene Summe das besagte Waldland an den Flüssen Susquehanna und Delaware abzutreten, und Karl II, der oft in Geldverlegenheit war, schenkte dem Penn und seinen Quäkern das Eigenthum und das Regiment des ganzen Landstrichs zwischen dem 40sten und 43sten Grad am Flusse Delware westwärts, und der „Quäker-König“ landete im Jahre 1682 an den Küsten der neuen Welt, wohin er nicht weniger als 2000 seiner Religionsgenossen auf einmal hinüber brachte, die sich später im Lande zerstreuten.

Von den schwedischen und holländischen Ansiedlern, die er im Lande vorfand, ließ er sich als ihrem Lehensherrn huldigen, ergriff Besitz von der Umgegend, bestimmte seine Hauptstadt in Coaquanock, einem kleinen von Schweden und Indianern bevölkerten Orte, der seitdem die „Bruderstadt“ oder Philadelphia genannt wurde, und schloß mit den Indianern am Delaware und Susquehanna Contracte, denen zufolge auch sie ihre ursprünglichen Rechte an das Land, das sein König ihm schon gegeben hatte, abtraten. — Und darnach gab er seinem Staate so eigenthümliche und menschenfreundliche Gesetze, daß, wenn dieses „fromme Experiment“ gelungen und nicht später wieder über den Haufen gestürzt worden wäre, Pennsylvanien einer der glücklichsten, weisesten und christlichsten Staaten der Welt geworden seyn müßte.

Penn, „der große und gute Miquon,“ wie die ihm ergebenen Indianer ihn nannten, war selbst ein unermüdlicher Reisender, und hatte, schon bevor er nach Amerika kam, Deutschland, Frankreich und andere Theile von Europa kennen gelernt. Auch in seinen amerikanischen Dominien unternahm er mehrere Entdeckungsreisen. Er erforschte beinahe den ganzen Fluß Delaware, den er bis 300 engl. Meilen oberhalb seiner Mündung hinaufuhr. Er streifte zu wiederholtenmalen in die Gebiete der Indianer am Susquehanna hinein, und seinen später publicirten Schriften verdankte die Welt damals die ersten authentischen Nachrichten und umfangreichen Kenntnisse von jenen Strömen.

Die Kunde daß William Penn jenseits des Meeres „ein neues Asyl für die Armen, für die Guten und Unterdrückten aller Völker“ eröffnet habe, wurde bald durch ganz Europa verbreitet, und von Schottland und Irland, von den Niederlanden und dem Rhein, wo Penn selbst die dort herrschende Noth und Armuth in Augenschein genommen hatte (gerade in dieser Zeit hatten die Franzosen aus einer der schönsten Provinzen Deutschlands eine Wüstenei gemacht), eilten zahlreiche Schaaren herbei zu dem Lande der Verheißung, und ließen sich am Delaware und Susquehanna nieder. Zuerst in der Nähe ihrer Mündungen und dann bis zu ihren Wasserfällen, welche ihren mittleren Abschnitt bezeichnen, und von da aus giengen sie dann immer mehr, wie sie sich ausdrückten, „rückwärts in den Wald“ hinein. Und von ähnlichen Erfolgen, wie das Unternehmen Penns, waren denn nun auch die ferneren Staatenstiftungen weiter im Süden unseres Küstenstrichs begleitet, die Gründung Carolina's, die noch unter Karl II, und die Gründung Georgiens, die erst im Jahre 1732 unter Georg I zu Stande kam.

Im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden die Wälder immer weiter aufwärts gelichtet, das Wild und die Indianer immer weiter westwärts zurückgedrängt, zuerst bis zu der sogenannten Blue Ridge, der östlichen Bergkette der Alleghanies, welche den Horizont der Mündungsgebiete des Susquehanna und Delaware umzingeln, dann immer weiter in das Thallabyrinth der Gebirge hinein. Die Deutschen, welche zu dem mehr ackerbauenden als handelnden Pennsylvanien in größerer Anzahl als zu irgend einem der anderen Küstenstaaten kamen, und welche ganze schöne Ortschaften Pennsylvaniens mit glücklichen und reichen Dörfern erfüllten, haben einen hervorragenden Antheil an der Erschließung des Susquehanna.

Während auf die besagte Weise über die hafen- und buchtenreichen Nord- und Mittelstriche der atlantischen Küstenländer längst ein helles Licht aufgegangen war, und während diese bis an den Fluß der Alleghanies aufwärts nicht nur schon ziemlich bekannt, sondern auch besiedelt und zum Theil mit rasch aufblühenden Städten versehen waren, blieb der Süden dieser selben Küsten noch vielfach eine Terra incognita. Zum Theil war daran seine eigenthümliche Naturbeschaffenheit Schuld. Die Flüsse, welche hier von den Alleghanies herunter kommen, sind bei weitem nicht so tief, wasserreich und schiffbar, wie z. B. der Hudson, der Delaware oder einige in der Chesapeake-Bay ausmündende Ströme. Im Sommer vertrocknen sie theilweise ganz. Am hinderlichsten ist aber die Beschaffenheit der Meeresküsten. Dieselben sind sandig und flach, und laufen in wenig durchbrochenen geraden Linien fort. Von Florida bis zur Chesapeake-Bay gibt es keinen einladenden Busen, kein tief vorragendes Cap, hinter dem man Schutz suchen könnte. Hinter den langen Bänken und Dünenreihen, die sich am Ufer hinziehen, liegen flache Lagunen und dann zunächst landeinwärts weite Sümpfe. Gleich schon hart an das südliche Ufer der Chesapeake-Bay stößt der berühmte „traurige

Morast" (the dismal swamp), weiter südlich der große Alligatoren-Sumpf (the Alligator swamp) und endlich bis zum Cap Florida hinab eine ganze mehrere hundert Meilen lange Kette solcher kleineren und größeren Sumpfstriche, die zu beseitigen noch jetzt nicht völlig gelungen ist.

Im Innern des Landes gibt es lange Sandstrecken und auf ihnen eben so weit gedehnte Waldungen, „die Fichten-Oeden" „Pine barrens" genannt. Cap Hatteras hat der vielen Schiffbrüche wegen in der Geschichte der Schifffahrt eine höchst melancholische Berühmtheit erlangt, und Cap Fear (das Cap der Furcht) und andere Caps zeigen schon in ihrem Namen daß sie keinen bessern Ruf verdienen. Es gibt zwar einige wenige sehr zugängliche Häfen und Buchten, doch können sie meistens nicht Schiffe ersten Ranges aufnehmen.

Die ersten Ansiedlungen welche die Franzosen und Engländer im 16ten Jahrhundert in diesen Gegenden versucht hatten, jene bei dem damals berühmten Port-Royal, diese bei dem einst eben so oft genannten Roanoke, hatten zum Theil in Folge eben jener ungünstigen Naturverhältnisse keinen Fortgang gehabt.

Ein ganzes Jahrhundert nachher, bis ans Ende des 17ten Säculums, waren diese weiten Küstenländer in Dunkelheit und Unbekanntschaft begraben. Ihre ersten Erforscher, die Spanier, deren Eroberungs- und Entdeckungseifer erloschen war, hielten sich mit kleinen Garnisonen wie früher in ihren alten Forts im Süden, und mochten damit zufrieden seyn daß zwischen ihnen und der frischaufblühenden Colonie der Engländer im Norden eine große Wüste lag.

Nicht bloß sie, sondern auch das übrige Europa begriffen diese Wüste bis an die Chesapeake-Bay noch immer unter dem Namen Florida.

Wie fast überall, so giengen auch hier der eigentlichen Entdeckung, Eroberung und Besiedlung einzelne verstreute kleine Partien von Abenteurern voraus. Wie Neu-England, so wurde auch Virginien die Mutter von mehreren aus seiner Wurzel aufschießenden Zweigstaaten. Die ersten Kriege mit den Wilden hatten einzelne Häuflein virginischer Pflanzer zur Flucht veranlaßt, und entweder in die Wälder oder aufs Meer getrieben, und diese, ein neues Land suchend, landeten schon 1622 an der Küste von Carolina in denjelben Gegenden wo ehemals die französischen Protestanten und die frühesten englischen Ansiedler von Roanoke gesessen hatten. Die ersten virginischen Colonisten sammelten sich um Albemarle-Sund herum. Sie machten Reisen unter die benachbarten Wilden und spielten unter ihnen, wie ein alter Geschichtschreiber des Landes sagt, „die Rolle christlicher Missionäre."

Im Jahre 1653 besuchte diese Ansiedler, diesen vergessenen und verlorenen Vorposten im Süden, ein englischer Reisender, Brigstock, und entwarf eine Schilderung des Landes die im 17ten Jahrhundert als eine Hauptkenntnißquelle jener Gegenden galt. Auch von Neu-England aus wurde in Carolina bald nachher Samen zu Ansiedlungen ausgestreut.

Die Neu-Engländer abenteuerten über Festland, wie über See, ihr Glück zu versuchen, und im Jahr 1660 erschien eine kleine, von Neu-Engländern (New-England-men) geführte Barke in der Nähe von Cap Fear. Die Abenteurer stiegen aus, entdeckten den Cap-Fear-Fluß, und kauften von den Eingebornen ein Stückchen Land, auf dem sie eine kleine Pflanzung von Ackerbauern und Hirten begründeten; auch sogar von den Bermudas-Inseln waren einige Colonisten herübergekommen. Durch solche Reisen, Berichte und Anpflanzungsversuche wurden die Engländer zuerst auf den Süden aufmerksam gemacht, und König Karl II, den einige Herren und Cavaliere darum baten, sah sich daher (1665) veranlaßt das ganze von nur wenigen armen verstreuten Pflanzern besetzte Territorium von den „virginischen Seen" (Umgegend der Chesapeake-Bay) bis zum Fluß Savanna, oder vom 36sten bis 31sten Grad der Breite, und westwärts vom atlantischen bis zum stillen Ocean an den Herzog von Albemarle und einige andere Lords zu verschenken, und ihnen in diesem ganzen weiten Territorium absolutes Eigenthum, „das Recht über Leben und Glied, die Gewalt einen Gouverneur zu bestellen und Gesetze nach Gutdünken zu machen, mit allen königlichen Fischereien, Waldungen und Bergwerken" zu verleihen, und das Land nach seinem Namen Karlsland (Carolina) zu nennen.

„Welches Recht Karl II zur Vergebung dieses Landes hatte," sagt ein englischer Historiker jener Zeit, „ist nicht unsere Sache zu untersuchen. Genug, der König that es, und die Lords-Eigenthümer schickten alsbald zur Benutzung ihrer Schenkungs-Urkunde einen Palatinus und durch diesen einen Gouverneur, und ließen von einem ihrer Theilnehmer, dem berühmten Politiker und Philosophen Karl von Shaftesbury, eine Staatsverfassung aufsetzen, die so künstlich und durchdacht war, so viele Stände und Interessen, die sich gegenseitig das Gleichgewicht halten sollten, schuf oder voraussetzte, dazu auch so große Titel (Palatinus, Admirale, Kammerherren, Landgrafen, Marschälle, Ober-Connetablés ꝛc.) aufs Papier brachte, daß, so zu sagen, ein Kaiserthum, wenigstens was Ländergebiet und papierene Verfassung betraf, schon fertig war noch ehe dieses Kaiserthum nur einige hundert Unterthanen besaß."

Seit dem Jahre 1670 giengen die ersten Schiffe mit Ansiedlern zu diesem neuen Canaan hinüber. Die ersten Punkte welche sie aufsuchten und bepflanzten, waren wieder die Gegenden der frühesten aller französischen Ansiedler im Norden, die Umgegend des großen Albemarle-Sundes, wo auch Roanoke lag, im Süden der Busen von Port-Royal, in der Nähe des Mai-Flusses. Doch kam bald eine andere Gegend zwischen beiden, das Mündungs-Gebiet der kleinen Flüsse Ashley und Cooper, der schönen Weide- und Ackergründe wegen mehr in Anspruch, und hier bildete sich dann der Hauptlebenspunkt von ganz Carolina, das dem König Karl zu Ehren genannte Karlsstadt (Charlestown), aus, das auch noch heutigen Tages die volkreichste und größte Stadt im ganzen Süden des atlantischen Abhangs ist. Ein von den besagten Lords abgesandter Gouverneur führte die ersten Bürger und den Plan zu dieser Stadt hinüber, dessen Größe und Pracht eben so weitläufig war wie die Staatsverfassung.

Da natürlich vollkommene Duldung und Freiheit aller Religionssecten einer der ersten Grundsätze des neuen carolinischen Staates war, so kamen bald Secterer von allen Theilen Englands und Schottlands, sogar auch eben solche aus Neu-England, wo es ihnen noch nicht frei genug war, auch Holländer aus New-York, denen die Eroberung ihres Neu-Belgiens durch die Engländer mißfiel, hieher, und endlich auch wieder Hugenotten aus Languedoc, und die kleine Colonie dehnte sich bald an Umfang und Bevölkerung aus. Unterhandlungen und Kriege mit den Indianern, und Collisionen mit den benachbarten Spaniern führten zu den ersten weitern Expeditionen ins Binnenland. Sehr bald schon theilten sich die Indianer in sogenannte spanische und englische, die sich gegenseitig mit Hülfe ihrer europäischen Patrone bekriegten. Die Spanier hätten jetzt wieder gern den Engländern ein ähnliches Schicksal bereitet wie einst den französischen Ketzern in derselben Gegend, griffen auch eine schottische Niederlassung, die sich als ein äußerster südlicher Vorposten gebildet hatte, an, und vernichteten sie.

Diese und andere Unbilden zu rächen, marschirten die Engländer im Anfang des 18ten Jahrhunderts mit 1200 Mann unter ihrem damaligen Gouverneur Moor von Charlestown aus nach dem Süden. Sie belagerten zwar die spanische Stadt Augustino vergebens. Aber zum erstenmal wurden dabei doch von einer Menge von Pflanzern diejenigen Landschaften geschaut welche später das Gebiet des Staates von Georgien bilden sollten.

Auch muß es schon frühzeitig schweifende Handelsreisende in Carolina gegeben haben. Ein Oberst Bull wird bereits am Ende des 17ten Jahrhunderts als ein großer indianischer Handelsmann (great Indian trader) genannt. Leider haben uns solche Leute keine Beschreibungen über ihre Entdeckungen zurückgelassen. Vermuthlich kamen sie aber wohl noch lange nicht bis über die Berge der Alleghanies hinaus.

Sogar auch eine andere höchst verabscheuungswürdige Gattung von Expeditionen, die an die ältesten spanischen Gräuelzeiten erinnerte, führte die Engländer ins Innere des Landes hinein, Excursionen nämlich und Jagdzüge zur Einfangung von Indianern, um sie zu Sklaven zu machen. Von einem Gouverneur von Carolina aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts wird erzählt: er habe Concessionen und Freiheiten an verschiedene Männer bewilligt, zu dem Zweck daß sie ins Innere rücken könnten, um so viel Indianer als sie vermöchten „auszugreifen, zu bezwingen, fortzuführen und als Sklaven zu verkaufen.“

Unter den Colonisten die im Anfang des 18ten Jahrhunderts sich durch Entdeckungsfahrten gegen Westen und in die Gebirge auszeichneten, wird auch ein deutscher Schweizer, Christoph v. Graffenried, genannt. Derselbe kam 1708 von Bern nach Amerika, und zwar nach Nord-Carolina hinüber, und bestand viele Abenteuer und Gefahren auf seinen Zügen gegen Westen. Ein kühner Mann, auf seinen Schweizerstutzen sich verlassend, troch er in den unbekannten Wäldern hin und her, weit über die letzten Ansiedlungen hinaus, in das Indianerland hinein.

Auch Pest und Blattern lichteten hier wie anderswo die Stämme der Wilden umher, wie die Axt der Colonisten die Wälder, und bahnten die Wege zu den schönen Hügellandschaften der Alleghanies hinauf.

Ehe jedoch diese selbst erstiegen und überschritten wurden, trieb noch einer, und zwar der letzte Staaten-Schöpfling gegen Süden, bis zu dem äußersten Ende der Ostküste hinab. König Karl hatte sich, wie ich sagte, einstweilen mit dem Lande bis zum Flusse Savanna, den er seiner Provinz Carolina zur Südgränze gab, begnügt. Im Südwesten dieses Flusses gab es aber noch andere lockende Flußsysteme und Thäler, das des Alatamaha, des Santilla, des Apalachicola. Daß die Spanier sich auch jetzt noch nicht bereiten das von ihren Vorfahren mit Blut und Schweiß gedüngte Land zu dem ihrigen zu machen, daran ist wohl nur ihre Ohnmacht Schuld. Sie blieben fortwährend in den Palisaden ihres kleinen Augustino stehen. Das unruhige England aber war unerschöpflich in Erzeugung von Bedrängten und Hülfebedürftigen, so wie auch in Erzeugung von Hülfeschaffenden und erfindersichen Geistern. Die Colonisten in Carolina hatten die genannten Striche in jenen Expeditionen gegen die Spanier und Indianer mehrfach durchkreuzt, kennen gelernt und als „das schönste Land des Universums“ ausposaunt.

Um das Jahr 1730 herum bildete sich eine Gesellschaft um hier nothleidenden Irländern und verfolgten Protestanten noch ein neues Asyl zu verschaffen. Einer der Directoren derselben, der berühmte General Oglethorpe, schiffte sich im Jahr 1752 mit einer Truppe von Ansiedlern ein. Er wurde der Begründer und Gesetzgeber eines neuen großen Staates, der nach dem damals herrschenden König Georg I den Namen Georgien erhielt.

Oglethorpe war auch der erste neue Bereiser, Erforscher und Schilderer dieses weiten Gebiets. Er landete an der Mündung des großen Gränzflusses Savanna, reiste diesen Fluß eine Strecke aufwärts, und wählte auf dem Südufer den günstigsten Platz zur Ansiedlung, aus welcher die jetzt volkreiche Hauptstadt Georgiens, Savanna, hervorgieng. Oglethorpe, der Stifter von Georgien, war ein wohlwollender, energischer und tüchtiger Anführer, der die Herzen der Leute gewann, ähnlich dem Capt. Smith, dem Begründer von Virginien, oder dem Quäker Penn, dem Stern von Pennsylvanien. Sein Ruf erscholl unter den Indianern, die sich ihm mit Friedensbündnissen anschlossen, und die ihm zunächst alle ihre Ländereien im Süden des Savanna, am Ogeechee, am Alatamaha bis zum St. Marien-Fluß, und so weit aufwärts „an diesen Flüssen als die Fluth gienge,“ abtraten. Der St. Marien-Fluß wurde die Gränze Georgiens gegen das spanische Florida, und scheidet noch jetzt diese beiden Staaten.

Wie unter den Indianern am Savanna, so verbreitete der Ruhm Oglethorpe's und seines Landes Georgien sich auch in den Alpenthälern der damals hartbedrängten Salzburger, und ebenso auf den Haiden der schottischen Hochlande. Es kamen britische und deutsche Protestanten herüber, und man

fieng an diese Gegenden das „Neu-England“ des Südens zu nennen.

Und somit waren gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts auf die angedeutete Weise alle die Landschaften am Ostabhang von Nord-Amerika durch eine lange zweihundertjährige Arbeit der Engländer und ihrer protestantischen Brüder, durch die Hugenotten Coligny's, die für diese Sache geschlachtet wurden, durch die Seehelden der Königin Elisabeth, die den Ocean im Angesicht der Küste von spanischen Kriegsflotten säuberten, durch die einsichtsvollen Bestrebungen des Sir Humphrey Gilbert und Sir Walther Raleigh, die ihren Landsleuten das Pflanzen zur Lieblingsaufgabe setzten — durch König Jakob und seine harten Bischöfe, welche die Puritaner zu Meerespilgern machten — und durch Cromwell, der die Cavaliere in Haufen von ihren Schlössern in die Wildniß vertrieb — in Folge der Revolution der Niederlande, die den Holländern Weltherrschaftsideen einflößte — in Folge der blutigen Wirren des dreißigjährigen Krieges, von denen arme geplagte Deutsche und Schweden — und der Dragonaden Ludwigs XIV., von denen auch französische Reformirte um Asyle zu suchen zu den Indianern getrieben wurden — ich sage in Folge aller dieser Ereignisse war jene Küste entdeckt, bekannt und besiedelt worden, und da das kleine Neu-Schweden von dem größeren Neu-Holland, und dieses Neu-Holland wieder von dem mächtigeren Neu-England verschlungen worden war, und da die Engländer alles vor sich niedergeworfen, auch im Norden in Neu-Schottland die Franzosen, wie im Süden in Florida die Spanier aus den Landesenden verjagt hatten, so war denn auch die ganze lange Kette blühender Pflanzungen, unter einem Oberhaupt vereinigt, zu einer Nation verschmolzen worden.

Und jetzt, nachdem so am Küstensaum alles geordnet war, kam auch die Zeit wo mit hinlänglichem Nachdruck von dieser Basis aus der Damm der „endlosen“ Gebirge erstürmt werden konnte. Diese fast unbewohnten von dichten Wäldern bedeckten Gebirge waren den Colonisten lange ein dunkler Irrgarten, eine fabelhafte Terra incognita geblieben.

Sie nannten sie die „blauen Berge,“ weil sie ihre Gipfel nur dann und wann im Nebel des Horizonts gewahrten. Zuerst, als sie noch von der westlichen Ausdehnung des Continents, an dessen Ostrande sie hausten, sehr unbestimmte Begriffe hatten, glaubten sie daß der westliche Fuß dieser Berge von der Brandung der Südsee bespült würde.

Von den Producten, Völkern und Thieren, die in dem Thäler-Labyrinth dieser „blauen Berge“ gefunden wurden, erzählten sie sich die wunderlichsten Dinge. „Ich hörte nicht nur,“ so berichtete und druckte noch im Jahr 1735, also jetzt vor hundertfünfundzwanzig Jahren, ein seiner Zeit berühmter Reisender, „von den überraschendsten Thieren in jenen Gebirgen, sondern ich sah auch selbst dort Elephanten, Pferde, äußerst wilde Pferde, zweimal so groß als unsere Pferdegattung, und in ihrem Hintertheil wie Windspiele gebaut. Auch Ochsen sind dort mit Hunde-Ohren, und eine andere Gattung von sonderbaren Vierfüßlern, größer als die Bären, und ohne Kopf und Nacken, denen die Natur zu besserer Sicherheit das Maul und die Augen mitten auf die Brust befestigt hat.“

Man könnte ein besonderes Buch schreiben über alle die Fabelthiere und Ungeheime welche die Phantasie oder die entstellende Fama oder auch bloß eine ungenaue Beobachtung in die Wälder der neuen Welt verlegt hat.

Ich sage auch „ungenaue Beobachtung;“ denn allerdings kann jemand der einen Büffel mit hohen Schultern, mit herabhängendem und in der dichten Haarwolle der Brust versteckten Kopf bloß aus der Ferne sieht, von ihm ein Bild empfangen wie es obige Schilderung gibt.

Die Idee daß hinter den blauen Bergen die Südsee brande, mußte man seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts aufgeben, als die Franzosen den Mississippi entdeckten. Seitdem erkannte man daß noch viele lange Ströme am Westabhang der Alleghanies herabflössen, und die Engländer nannten sie „the french waters,“ die französischen Gewässer. Seitdem verbreitete sich unter den Küstenbewohnern die Kunde vom „fernen Westen“ und seinen herrlichen Fluren, und viele von ihnen kamen seitdem hie und da auf die Gipfel der Gränzgebirge hinauf, um von da nach dem Westen zu spähen.

„Auf einem dieser Berge, so erzählt ein englischer Colonial-Autor jener Zeit, gibt es eine Quelle welche „the Herberts Spring“ (der Herberts-Born) heißt. Aus ihr fließen die Gewässer nach Westen, und sie ist nur hundert Schritt von der äußersten Quelle der oswärts nach dem atlantischen Ocean gerichteten Flüsse entfernt. Zu diesem Born kommen unsere Leute oft hinauf um sich den Durst zu löschen, und auch um ihre Neugierde zu befriedigen, und um später erzählen zu können daß sie aus den französischen Gewässern getrunken haben. Viele von ihnen kommen nur zu diesem Zweck und für kurze Zeit herauf. Manche aber bleiben dann länger, entweder von den Reizen der Umgegend oder von sonst einer Ursache gefesselt, und es hat sich daher vom Herberts-Brunnen, von wo aus man die westlichen Gefilde erblicken kann, die Sage verbreitet: er habe zauberische Eigenschaften, und wer von ihm trinke, werde behext und könne sieben Jahre lang den Fleck nicht wieder verlassen.“

Zu diesem zauberischen Herberts-Brunnen und zu vielen andern ihm ähnlichen Localitäten, kamen dann die Küstenbewohner, nach dem Westen hinüberlugend oder aus den französischen Gewässern getrieben, so oft, daß sie am Ende, besonders nachdem sie sich vom englischen Joche befreit hatten, von einem ganz unvergleichlichen Länderdurst, einer ganz leidenschaftlichen Entdeckungs- und Eroberungssucht ergriffen wurden.

Gleich einem schwellenden Strome, der sich hie und da durch seine Dämme sickernd und tröpfelnd einen Weg bahnt, giengen erst einzelne ihrer Abenteurer, dann kleine Trupps, bald aber größere Haufen über den Wall der Alleghanies hinüber. Wir kennen die Geschichte und Namen aller dieser Abenteurer und dieser kleinen westwärts hinauspilgernden Schaaren, und sie stehen als die ersten heroischen westlichen Pioniere in den Jahrbüchern der Küstenstaaten, deren jeder die seinigen hat, verzeichnet.

Es dauerte aber mit diesem Durchtröpfeln und Sickern nun nicht lange mehr. Am Ende des 18ten Jahrhunderts wurden die Alleghanies, die Gränze des Gebiets unserer Betrachtung, schon in Masse überfluthet und seitdem —

Ward denn eure Geschichte ein einziger langer Triumphzug,
Und der ermüdete Blick zählt das Eroberte kaum!

Ein Besuch der Insel Formosa.

Von Robert Swinhoe, britischem Consul in Amoy, nach der Zeitschrift für Erdkunde.

In dem britischen Dampfer Inflexible verließen wir Amoy am 7 Jun. 1858, fuhren an den Pescadores vorbei, kamen am nächsten Tage vor Kok-si-kon an, und ankerten etwa eine Seemeile von der Küste entfernt. Alles was wir vom Lande sehen konnten, war ein sandiger Strand, hier und dort mit Waldflecken besetzt, und weiter im Innern ein Waldgürtel am Fuß einer nur undeutlich zu erkennenden Bergkette. Da der Wind am 10 vom Lande her blies und die Brandung weniger heftig war, konnten wir mit der Gig bei einigen Hütten aus Land kommen. Die Bewohner — chinesische Fischer — kamen uns freundlich entgegen; die armen Leute leben in Strohhütten, vor denen sie auf Reihen von Pfählen ihre Netze ausgespannt haben. Von Vieh besaßen sie nichts als ein paar Schweine. Wir hörten von ihnen daß ihre Familien weiter im Innern lebten, und daß sie diese Sandbänke nur der Fischerei wegen verschiedenemal im Jahre besuchten.

Die Sandbänke sind nicht breit und überall von seichtem Wasser umgeben. Auf den meisten standen ein paar Hütten. Die Ufer bestehen aus einem Gemisch von Schlamm und Sand. Hier bewegten sich eine Menge Cicindelä auf und ab; sie ließen sehr schnell, flogen aber sogleich auf wenn sie verfolgt wurden. Sie schienen sich von den Fliegen und kleinen Diptera zu nähren die in der Nähe der Hütten sich aufhalten. Ein paar kleine Seeschwalben (Sterna minuta) flogen um uns herum.

Um 5 Uhr setzte der Dampfer seine Fahrt fort und ankerte bald vor Fort Zelandia. Früh Morgens am 11 Jun. machten sich Gig und Cutter auf den Weg, uns zu einem Besuch der Mandarinen von Taiwan-fu, der Hauptstadt von Formosa, ans Land zu bringen. Wir waren anfangs ungewiß durch welchen Canal wir dorthin gelangen könnten, ob dicht bei Fort Zelandia vorbei oder etwas nördlich hinter einer Gruppe von Dschunken; glücklicherweise stießen wir auf ein Fischerboot, nahmen einen von den halbnackten Fischern in die Gig, und dieser führte uns um die sandige Landzunge herum, welche von der Brandung heftig gepeitscht wurde, in das Fahrwasser dicht bei dem Fort Zelandia. Dieses Fort, welches vor zwei Jahrhunderten von den Holländern zum Schutz gegen die Fukiän-Piraten erbaut war, liegt nun in Trümmern; in seiner Mitte ist ein großer Baum emporgewachsen, und die westliche, 12—15′ dicke und von Ziegeln und Mörtel erbaute Mauer ist niedergerissen und das Material zum Bau der Mandarinenwohnungen verwendet worden.

Etwa 2 Miles vom Fort entfernt näherten wir uns in einem flachen Canal, der an manchen Stellen nicht über 40 Yards breit war, der Stadt Taiwan. Die Ufer waren hoch und nahmen uns die Aussicht; aber die Ranken des schönen grünen Geißfußes mit seinen convolvulusähnlichen purpurnen Blüthen erfreuten unser Auge, und der frohe Gesang unzähliger Lerchen (Alauda minuta) hoch in den Lüften umströmte uns mit seinen Melodien. Zu Pakfehwei, der Vorstadt von Taiwan, mußten wir mit den Booten Halt machen, da weiterhin das Wasser zu flach war. Zu Fuß statteten wir dem Taontai unsern Besuch ab. Kung Chaou-tze — dieß war sein Name — versprach uns allen Beistand etwaige Schiffbrüchige ausfindig zu machen; er selbst hatte von neuerdings gescheiterten Schiffen nichts gehört. Von den eingebornen Sangfan, den rohen Wilden in den Bergen, hatte er nie einen gesehen; er schilderte sie als ein barbarisches Volk, das sich von rohem Fleisch nähre und nie einen der in ihre Hände fallenden Menschen verschone; denn sie seyen Menschenfresser. Die Chinesen hätten mit ihnen nichts zu thun, ausgenommen mit denen die gezähmt wären und mit den Ansiedlern Handel trieben. Nachdem wir uns verabschiedet hatten, kehrten wir wieder zu den Booten zurück; wir konnten sie aber nicht flott machen, da inzwischen Ebbe eingetreten war, und stiegen deßhalb wieder ans Land. Innerhalb der Ufer war nur ein mit Schlamm gemischter Sand, der von Wasseradern durchschnitten war. Eine Art Krabben mit einer großen weißen Scheere machte den Schlamm buntfleckig, als ob er mit Blumen besetzt wäre; sie waren sehr flink und schlüpften im Nu in ihre Löcher. Vögel waren selten; eine Caspische und eine kleine Seeschwalbe (Sterna caspia und minuta) und ein paar Kent'sche Regenpfeifer (Charadrius Cantianus) waren die einzigen die wir zu sehen bekamen. Lebensmittel waren lächerlich theuer. — Nicht ohne Schwierigkeit kamen wir aus dem Canal, da die Fluth erst spät am Tage wieder eintrat.

Am 12 Jun. ankerten wir vor Takow, das gewöhnlich der Affenberg genannt wird, nach den großen Affen die hier in Menge vorkommen. Die Einfahrt in den Hafen ist sehr eng, und da die Ebbe gerade zurückfloß, fanden wir in dem Eingang eine starke Strömung. Der Hafen ist zwar klein, aber für ein paar Schiffe von mäßigem Tiefgang bequem, und, da er fast überall von Land eingeschlossen ist, ein sehr sicherer Ankerplatz. Im Hafen lag ein Schiff, das befrachtet wurde, und am Ufer ein gutes Waarenhaus, das den Eigenthümern des Schiffs gehörte; aber mit dem Handel gieng es flau, wie man uns sagte; es gab hier etwas Zucker, aber er war theuer; auch Reis konnte man gerade jetzt in China billiger kaufen als hier.

Die Eingebornen trockneten eine ungeheure Menge von kleinen Weißfischen, die auf dem Sand in der Sonne ausgebreitet waren, und, sobald sie trocken sind, von den Dschunken in großen Säcken exportirt werden. Einige Dschunken lagen vor dem größesten Dorf in dem Hafen Ki-au (Kee-aou).

Wir giengen durch dieses Dorf hindurch und fanden viele von den unter großen Banyanen erbauten Häusern von einer dichten Hecke stachlichter Pandanus oder anderer undurchdringlicher Sträucher umgeben und nur auf einem schmalen im Zickzack geführten Pfade zugänglich. Unter dem Schatten des prachtvollen Laubdachs jener schönen Bäume pflegen die weiblichen Familienmitglieder bei ihrer Arbeit zu sitzen, während die Männer auf dem Felde beschäftigt sind.

Am 14 Jun. um 5 Uhr lichteten wir die Anker, und warfen sie nach zwei Stunden vor Fangleau (Rangle der Karten) wieder aus, einem Dorfe das 25 Miles südlich von Takow liegt. Wir versuchten mit der Gig und dem Cutter ans Land zu kommen, fanden aber die Brandung so heftig daß die Boote vor Anker gehen und wir in den Catamarans landen mußten, in denen uns das Wasser bis an die Kniee reichte. Dieses Dorf liegt in Fehde mit dem Dorf Laileaou, wo Bancheang, ein geächteter Häuptling, lebt. Nichtsdestoweniger wurden wir auf unserem Wege durch die liebliche Landschaft nicht belästigt; die Reisfelder freilich lagen in Folge dieser Fehden wüst. Wir kamen durch das Dorf Chupleaou, das mitten in hohem Bambus liegt, und wo wir schöne breite Straßen mit Wagengeleisen fanden. Die Scenerie erinnerte stark an Ceylon.

Nach einem Marsch von ein paar Miles kamen wir in Laileaou an, das am Fuße der ersten Bergkette liegt, und von einer Hecke umgeben ist hinter welcher sich großer schlanker Bambus erhebt; nach den Bergen hin schließt ein Graben das Dorf zum Theil ein. Es hat zwei Eingänge, von denen der eine geschlossen war. Bancheangs Haus, das ein oberes Stockwerk hatte, lag an der Ostseite; die Wohnungen seiner Leute waren ringsum innerhalb der Umzäunung errichtet; über seiner Thür standen die Worte „Wan-Ke," und im Hofe lagen Speere und andere Waffen. In dem Helden selbst fanden wir nicht, wie wir es erwartet hatten, einen stürmischen Robin Hood, sondern einen magern, gebückten, ältlichen Mann mit schlechten Zähnen. Die chinesischen Officiere fürchten ihn sehr seit ihrer letzten Expedition gegen ihn. Sie hatten seine Besitzung mit einer Armee von 1000 Mann angegriffen; Bancheang ließ sie auf Schußweite herankommen, und feuerte dann eine Kanone gegen sie ab; die Kugel riß 18 Mann fort, worauf die Chinesen in wildem Schrecken die Flucht ergriffen.

Im Bambusdickicht waren Pfingstvögel (Oriolus Sinensis) sehr häufig, und schwarze Drongos (Dierurus Malabaricus) flogen hin und her zu ihren Nestern, die an gebogenen Bambusästen hiengen. Die Tigerschwalben, welche Amoy im Winter besuchen, bauten ihre Nester unter den überhangenden Dächern der Schuppen, manchmal so niedrig daß man sie erreichen konnte. Diese Nester waren aus Thon in ovaler Form gebaut und mit Federn gepolstert; sie glichen sehr denen der englischen Mauerschwalbe (Hirundo urbica) und enthielten drei bis vier blaßröthliche Eier.

Bei unserer Rückkehr nach dem Schiff wurden wir während der Fahrt durch die Brandung in den Catamarans wieder tüchtig durchnäßt. Am 15ten ankerten wir in Langkeaou-Bay, wo die Brandung uns eben solche Schwierigkeiten machte wie bei Pangle; aber wir gelangten doch nicht weit vom Dorf an der Südseite der Bay glücklich ans Land. Die Bewohner sind meist Mischlinge, manche von den Weibern aber ächte Aboriginer. Sie sind größtentheils Fischer, obgleich sie auch etwas Vieh in den benachbarten Hügeln auf der Weide hatten.

Südlich von Langkeaou erstrecken sich die Berge bis an die See, und die Aboriginer schweifen in ihnen umher. Hier war es wo die Mannschaft des Larpent grausam von den Eingebornen ermordet wurde, mit Ausnahme von drei Personen, die zu den Chinesen entkamen und von diesen bis zu ihrer Rückkehr nach Amoy gütig behandelt wurden.

Da wir am 16ten schlechtes Wetter hatten, mußten wir das Südcap in einiger Entfernung umfahren. Wir steuerten dann nordwärts an den Inseln Botel-Tabago und Sama-Sama vorbei, lenkten darauf ein und fuhren längs der Küste Black-Rock-Bay vorbei. Die Berge, von denen einige eine beträchtliche Höhe erreichen, hatten eine reiche Vegetation, und ein Pik, auf den wir durch die ihn einhüllenden Wolken einen vorübergehenden Blick erlangten, hatte einen flachen Gipfel wie ein Krater. Eingeborne zeigten sich nicht, aber Nachts sahen wir auf den Bergen einige Lichter.

Am 17ten ankerten wir vor einem Platz unter 24° 6′ 18″ nördl. Br., wo auf der Karte ein Fluß verzeichnet ist. Eine Schlucht zieht sich hier zwischen den Bergen hin; in ihr existirt aber nur ein kleiner Gebirgsbach. Das Schiff lag etwa 800 Yards vom Land, doch konnten wir in 115 Faden keinen Grund finden. Der Morgen war schön, die See ruhig, wir ruderten also in der Gig nach der Küste, und steuerten auf ein paar Hütten zu am Fuß der Berge. Als wir uns dem Lande näherten, bemerkten wir daß das tiefblaue Wasser des Oceans von dem Küstenwasser durch eine scharf hervortretende Linie geschieden war: das Vordertheil des Bootes stand in farblosem, das Hintertheil in tiefblauem Wasser! Nur noch 150 Yards von der Küste fanden wir mit einer Leine von 11 Faden keinen Grund; 50 Yards von der Küste hatten wir Grund in 8¼ Faden. Am Strand zeigten sich mehrere Eingeborne, darunter einige Chinesen; in dieser Schaar konnten wir sechs Männer erkennen die fast ganz nackt waren, und nur um die Hüften ein Stück Zeug mit einem vorn herabfallenden Lappen trugen. Diese letztern waren mit Speeren und Säbeln in einer Scheide bewaffnet; die Säbel waren durch den Gürtel gesteckt und hiengen hinten herab. Ihr Haar war kurz und über der Stirn zusammengebunden; hinten hieng es lose herab. Ihre Physiognomie hatte viel malayisches, doch waren sie viel schöner als Malayen und etwas schöner als die Chinesen die sich unter ihnen befanden. Ihre Pfeile hatten merkwürdigerweise keinen befiederten Schaft. Da die Brandung zu stark war als daß wir ans Land kommen konnten, winkten wir den Chinesen, die auch sofort ein Boot ins Wasser ließen, um zu uns zu fahren. Aber als sie eben abstoßen wollten, sprangen vier von jenen Wilden in das Boot, und da die Chinesen außer Stande waren sie zurückzuhalten, gaben sie uns ein Zeichen daß wir uns entfernen möchten. Wüthend darüber daß sie

nicht zu uns gelangen konnten, schwangen die Wilden mit drohenden Gebärden ihre Speere und Säbel; aber ein über ihre Köpfe abgefeuerter Schuß trieb sie bald in die Flucht. Sie suchten hinter einem Hügel Schutz, und nun kamen die Chinesen zu uns. Wir nahmen einen von ihnen zu uns um ihn auszufragen. Seinen Angaben zufolge hießen diese Wilden Tai-lo-kok, [1] und ihr Stamm zählte etwa 4000 Seelen; sie wohnten auf den bewaldeten Bergen der Nachbarschaft, lebten von süßen Kartoffeln, Taro und Nebfleisch; die kahlen Stellen die wir an den Bergen bemerkten, seyen Rodungen, die des Ackerbaues wegen von ihnen angelegt waren. Der größere Theil der Berge sey dicht mit Kampherbäumen bewaldet; auch das Boot in dem die Chinesen hinausgekommen waren war von Kampherholz. In dem Dorf lebten etwa 200 Chinesen und nährten sich durch Fischerei; sie seyen vor vielen Jahren von den Mandarinen hieher geschickt worden (wahrscheinlich als Sträflinge); wenn wir einen von den Wilden tödteten, so würden die andern sich an den Chinesen rächen, denn die Wilden hätten Waffen, die Chinesen wären waffenlos. Ein Dorf, das früher etwas weiter aufwärts an der Küste lag, und wo wir noch eine Rauchsäule emporwirbeln sahen, sey von den Wilden verbrannt und sämmtliche Einwohner desselben getödtet worden. Man habe auch früher fremde Schiffe hier vorbeifahren gesehen, aber so nahe an die Küste, wie der Insiegible, sey nie ein Schiff gekommen.

Wir forderten die Chinesen auf einen von den Wilden zu uns zu bringen, damit wir ihn mit ihrer Hülfe befragen könnten. Sie kehrten ans Land zurück, und ließen sich mit den Wilden, die sich in einer gefoudterten Gruppe niedergesetzt hatten, in eine Verhandlung ein; aber keiner von diesen zeigte Lust der Einladung zu folgen. In der Besorgniß daß diese Barbaren, wenn wir noch länger ihnen so nahe blieben, unsern Besuch zum Vorwand nehmen könnten an den Chinesen ihre Rache zu üben, kehrten wir zu unserem Schiff zurück, ohne sie weiter zu belästigen. Es ist auffallend daß ein so wilder Volksstamm so lange in unmittelbarer Nähe der Ansiedlungen einer civilisirten Nation existirt hat; aber ihre bewaldeten Berge bilden ihre Schutzwehr. Sicherlich haben die chinesischen Mandarinen alles gethan was sie konnten um die Wilden auszurotten. Um ihnen zu schaden, hat man vor Zeiten selbst Tiger von China herübergebracht und hier in Freiheit gesetzt, aber es zeigte sich daß die Wilden viel zu geschickte Jäger und durchaus nicht geneigt waren sich gutwillig fressen zu lassen.

Bei unserer Weiterfahrt kamen wir an prächtigen Bergen von sehr bedeutender Höhe vorbei, die bis zum Gipfel bewaldet waren. Zuweilen waren von ihnen nur die Gipfel sichtbar, aber sie traten in ihren kühnen Umrissen allmählich hervor, sowie die Wolken sich verzogen. Bald zeigte sich ein Thal welches sich vom Strand aus in gerader Richtung landeinwärts zwischen den Bergen hinzog; aber ein Fluß war nicht sichtbar.

[1] Der Namen heißt nach Capitän Brooker, der übrigens das Zusammentreffen etwas anders erzählt, Tidocketday.

Als wir uns der Sooan-Bay näherten, trafen wir mit einigen kleinen Booten zusammen, die vom Land abgestoßen waren. Aus einem derselben nahmen wir einen Mann an Bord und das Boot ins Schlepptau. Die Leute in den Booten waren theils Chinesen, theils Mischlinge; sie lebten von der Fischerei, und waren auch jetzt ausgefahren um fliegende Fische zu fangen. Den Angaben dieses Mannes folgend, warfen wir außerhalb der Bay Anker bei 13 Faden Tiefe.

Am 18ten fuhren wir zu Boot in den Hafen von Sooan oder Saw-w, wie er von den Bewohnern genannt wird. Wir fanden bis an das Ufer tiefes Wasser und guten Schutz für Schiffe, obgleich der Hafen den starken Südostwinden etwas ausgesetzt ist. Zu beiden Seiten erhoben sich schöne grüne Berge, von denen viele bis zum Gipfel mit Vegetation bedeckt waren; das Centraldorf, nach dem wir hinsteuerten, lag weiter landeinwärts am Ufer eines Flusses, der in gewundenem Lauf zwischen den Bergen nach der See sich hinschlängelte. Die Häuser der chinesischen Einwohner waren aus runden Steinen und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Diese Leute sagten uns daß die Wilden auf den Bergen zur Linken im Waldickicht lebten; sie wollten und zu einem derselben, der eben ins Dorf herabgekommen war, hinführen, aber wir kamen zu spät, er war schon wieder zurückgekehrt.

Die hiesigen Chinesen treiben mit diesen Wilden Tauschhandel; sie erhalten von ihnen mancherlei Artikel, wie Kleiderstoffe und Felle, und manche trugen Stoffe die von den Aboriginern gearbeitet waren. An die Wilden vertauschen sie Zeuge die von China in Dschunken hiehergeführt werden. Um sich gegen die Aboriginer zu vertheidigen, halten und besolden sie eine Art Miliz von Scharfschützen, die einen Patrouillendienst in den Bergen versehen. Diese Militairleute, von denen mehrere herbeikamen um uns zu sehen, waren mit sehr schönen, gut gehaltenen Luntengewehren und mit Messern, die sie im Gürtel trugen, bewaffnet. Einer von ihnen hatte im Bein eine Kugelwunde, die er bei Ausübung seines Dienstes von einem Wilden empfangen. Sie zeigten uns einige Nehfeulen und Felle des Muntjak (Cervulus Reevesu), wie auch das Fell einer Katzenart; alle diese Dinge waren käuflich, aber nach den Preisen zu schließen die verlangt wurden, muß der mexicanische Dollar hier nicht so viel gelten wie bei uns. Von ornithologischem Interesse war, unter dem was ich mir hier verschaffte, nur ein Pomatorrhinus und eine schwarze Seeschwalbe.

Nachdem wir das Dorf im Centrum der Bay verlassen, fuhren wir quer über den Hafen nach einer kleinen Bucht zur Linken, und da wir hier ein Dorf erblickten, ruderten wir ans Land. Eine große Menge Männer und Weiber kam uns entgegen; sie gehörten zu unserer Freude zu den von den Chinesen sogenannten Sielkwan oder gezähmten Wilden. Von den Männern trugen einige das Haar lose, aber unter den jüngern hatten nicht wenige ihren Kopf nach chinesischer Weise geschoren. Ihre Hautfarbe war etwas dunkler als die der Chinesen; ihr Gesicht hatte einen malayischen Schnitt. Von den Weibern waren einige braun, andere fast

weiß; manche hatten ganz europäische Physiognomien und durchaus keine schräg geschlitzten Augen. Ein paar trugen Röcke, oder sie hatten etwas über die Schultern geworfen; die meisten aber hatten keine andere Bekleidung als einen Umschlag um die Lenden, der durch einen Gürtel festgehalten wurde. Ihr Haar hieng lose herab, doch hatten sie ein weißes oder rothes Stirnband. Die meisten von diesen Leuten rauchten Pfeifen oder Rollen von Tabak in Cigarrenform.

Einer von den Männern sprach etwas chinesisch, und wir verständigten uns durch ihn mit den übrigen. Als wir nach ihrer Herkunft fragten, sagten sie, sie wüßten nur daß sie von den Bergen gekommen waren. Sie konnten uns nicht einmal sagen wie alt sie seyen, es fehlte ihnen offenbar der Ausdruck für diesen Begriff. Sie wollten nicht „Chin hwan" oder „rohe Fremde," sondern einfach Hwan-ah, „Fremde" genannt werden, ebenso wie wir. Vor den ächten Wilden, den Sang-fan, schienen sie sich ebenso wie die Chinesen zu fürchten.

Sowohl im Bau ihrer Häuser wie in ihrer Lebensweise gleichen diese Leute viel mehr den Chinesen als der blutdürstigen Race die wir vor ein paar Tagen gesehen hatten. Ja man kann kaum friedlichere und gutmüthigere Leute sich denken. Sie hatten noch nie ein fremdes Dampfschiff gesehen; Nachmittags umschwärmten sie unser Schiff bis spät zum Abend, und sangen dabei eine ganz absonderliche Melodie. Die Chinesen nennen dieses Dorf Lamhongo, und ein Dorf an der gegenüberliegenden Küste, das von Chinesen bewohnt und von uns ebenfalls besucht wurde, Pakpongo.

Wir stiegen auf einen der benachbarten Berge, und hatten von dort eine weite Aussicht. Rechts von den Bergen zog sich eine schöne angebaute Ebene hin, mit einem Fluß, der kurz vor seiner Mündung sich nach verschiedenen Richtungen verzweigte; hinter uns lag die See, vollkommen ruhig, während zu unsern Füßen die unruhige Brandung ihren weißen Schaum gegen die dunkeln Felsen spritzte; zur Linken lag der Hafen von Soo-au. Draußen an den Felsen hatten sich zahlreiche Schwärme von schwarzköpfigen Seeschwalben vereinigt, und ein paar hundert Schritt abwärts an dem Berge saß ein Affe, quiekend und sich mit sich selbst unterhaltend. Am Eingang in die Bay ist ein von der Brandung gepeitschter Tunnel, der den Felsen vollständig von Norden nach Süden durchschneidet; die südliche Oeffnung ist größer als die andere, groß genug daß ein Mann aufrecht darin stehen könnte.

Am 19ten dampften wir mit Tagesanbruch von Soo-au fort, fuhren um das Vorgebirge herum und befanden uns bald der trefflich angebauten Ebene gegenüber, auf die wir Tags vorher von dem Berggipfel eine so schöne Aussicht genossen hatten. Wir ankerten vor der Mündung eines Flusses, und machten Gig und Cutter fertig um aus Land zu fahren. Von einem chinesischen Boot nahmen wir einen Fischer an Bord, der uns das Fahrwasser bezeichnete; aber er rieth uns ab in den Fluß hineinzufahren, da an der Barre eine wüthende Brandung tobte. Wir schwankten; fuhren wir hinein, so war es fraglich ob wir ohne große Gefahr wieder würden hinauskommen können; kehrten wir zum Schiff zurück, so verzichteten wir darauf einen herrlichen Landstrich kennen zu lernen. Wir schickten den Cutter zurück, und warteten in der Gig den Moment ab wo eine kleine Dschunke über die Barre wegfuhr. Sogleich hieß es „vorwärts!" und wir kamen glücklich hinüber. Jenseits der Barre gieng es in ruhigem Wasser weiter, und wir fuhren 8 Miles weit stromaufwärts. Der Fluß schlängelte sich in zahllosen Windungen durch eine wohlangebaute Ebene hin, und war selten weniger als einen Faden tief.

Das erste Dorf in welchem wir landeten lag am linken Ufer, etwa 4 Miles von der Mündung. Es war von Siehkwan oder gezähmten Wilden bewohnt, und hieß Polo Sinnawan. Die Leute waren außerordentlich freundlich und gutmüthig, viel gutmüthiger als die Chinesen, und ließen uns ihre rings umher unter Bäumen versteckten Wohnungen sehen. Ihre Häuser ruhen auf Pfählen und haben einen Fußboden von Brettern. Die Einwohner stehen unter einem Aeltesten ihres Stammes und unter einem Chinesen der hier wohnt. Die Weiber schienen in bessern Verhältnissen zu leben als die in Soo-au; sie hatten drei oder vier Schleifen rothen Bandes in ihr Haar geflochten und einen Kranz von grünen Schlingpflanzen aufgesetzt. Ihre Ohrläppchen waren mehrmals durchbohrt und fünf oder sechs dünne weiße Metallringe hineingehängt, jeder etwa von 2" im Durchmesser. Der Schmuck war für das Ohr ziemlich schwer, sah aber durchaus nicht häßlich aus.

Zwei Miles weiter landeten wir in einem andern von Chinesen bewohnten Dorfe, Namens Ke-ta-kau oder Le-teek-tan. Es soll tausend Einwohner zählen und war der Hauptort an dem Flusse. Eine gute breite Straße durchschnitt das Dorf. Auch Lebensmittel waren hier zu haben, freilich nur in geringer Auswahl und zu sehr hohen Preisen. Man zeigte uns die Felle eines Rehs, eines Muntjak und einer Felis. Die Bewohner behaupteten wir müßten Holländer seyn, denn von andern rothhaarigen Fremden hätten sie nie gehört. Die Umgegend war mit Reis und Hirse bestellt; Reis scheint ihr Hauptexportartikel zu seyn. Dschunken bringen ihn nach Kelung und kehren von dort mit Salzladungen zurück. Die Leute waren sehr begierig zu erfahren welche Waaren wir mitgebracht hätten, und wollten gern mit uns handeln. Nachdem wir noch etwas weiter stromaufwärts gefahren waren, kehrten wir um, und erreichten mit der zurückströmenden Fluth die von der Brandung gepeitschte Barre. Wir landeten nochmals an einer Sandbank um ein paar Winkelmessungen vorzunehmen; sie war von einem halbwachen Haufen chinesischer Fischer bewohnt, die durch den Anblick einer Uhr in hohes Erstaunen versetzt wurden, und dieselbe für eine fremdländische Art Compaß hielten. Wir hatten einige Mühe die Brandung zu durchschneiden; unser Boot füllte sich dabei bis zur Hälfte mit Wasser.

Am 20 Juni fuhren wir an Kelung Island vorbei, und ankerten um 10 Uhr Vormittags im Hafen von Kelung. Nachmittags brachen wir zu einem Besuch der Kohlenminen auf, zu denen ein ziemlich weiter Weg rund um die Bay

führt. Sie liegen westlich [1] vom Hafen und werden von Chinesen bearbeitet, welche am Eingang derselben in Hütten von Stroh und Holz wohnen. Es sind hier 11 oder 12 Schachte, die in verschiedener Höhe an dem der See zugewandten Abhang eines Berges münden. Die zu Tage geförderte Kohle ist klein und bituminös, und brennt schnell mit starker Hitze und Flamme. Wahrscheinlich bildet sie die beste Sorte die hier gefunden wird. Die Leute forderten 20 Cents für den Picul, und versicherten daß fünf Mann bei 24stündiger Arbeit nicht mehr als 30 Picul förderten. Sie schaffen die Kohle gleich nachdem sie sie losgeschlagen haben hinaus, und zwar in länglichen Körben, von denen jeder 1 Picul faßt, und die auf Brettern über den schlammigen Boden gezogen werden. Wir kauften von diesen Kohlen für unsern Dampfer 96 Tonnen, die in zwei Tagen an Bord geschafft wurden.

Am 22 Morgens um 8 Uhr brachen wir nach den Schwefelquellen auf, die 40 Miles von Kelung entfernt sind. Unsere Reisegesellschaft bestand aus fünf Personen, abgesehen von zwei Matrosen und mehreren chinesischen Kulis. Nachdem wir durch die Stadt Kelung hindurchgegangen waren, schlugen wir eine nordwestliche Richtung ein, auf einer guten Straße, bis wir zur ersten 5 Miles von Kelung entfernten Station, einem Dorf Namens Tye-poo-lun, gelangten; 2½ Miles weiter machten wir an einer zweiten Station Halt, wo die Reisegesellschaft fünf Viertelstunden ausruhte, während der Botaniker und ich unsere naturhistorischen Sammlungen zu bereichern suchten. Das Land war in der That schön, alles frisch und grün. Aber merkwürdigerweise zeigten sich nur wenige Vögel; ich bemerkte nur den schwarzen Drongo, die rothe Rohrdommel und den kleinen Hoo-hoo (Centropus).[2] Wir trafen einen Mann, der unter anderem ein Fell einer Zibethkatze hatte, von einer Species die ich bisher nicht gesehen, und die er Peihba nannte; er sagte er habe es von den Bergen mitgebracht.

Zehn Minuten vor 3 Uhr erreichten wir das Dorf Massoo, das hart an der See liegt, und von dem wir Kelung Island deutlich erkennen konnten. Zu unserm großen Verdruß bemerkten wir daß wir zu Boot in ein paar Stunden hätten hieher gelangen können, während wir jetzt einen ganzen Tagmarsch gebraucht hatten. Wir machten für ein paar Minuten unter einer schönen Banyane Halt, giengen dann durch das kiesige Bett eines seichten Süßwasser-Flusses, und wählten an dem Berg oberhalb der Dorfwohnungen einen kleinen Waldfleck aus, um hier bis zur Abendkühle zu rasten. Zehn Minuten nach 6 Uhr brachen wir wieder auf, folgten eine Strecke weit dem Strande und bogen dann südwestlich landeinwärts ab, einen hohen Berg hinauf. Bald nach Sonnenuntergang hörten wir den Lockruf der Bambu-Wachtel von dem benachbarten Berge Ke-pah-kwai, während eine Eule ihren Klageruf ertönen ließ. Große Fledermäuse umflatterten uns, und der Mond war unsere einzige Leuchte.

Erst gegen 9 Uhr erreichten wir Kim-paou-le, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten. Wir machten vor dem Choo-haw-keong-Tempel Halt und wünschten den Aeltesten zu sprechen. Man ließ uns in den Tempel hinein, und bald empfiengen wir den Besuch des Tsongle oder Corporals, des Dorfvorstehers, der uns einige Eier und Congee schenkte. Er versicherte noch nie Weiße gesehen zu haben. Sobald er sich entfernt hatte, bereiteten wir uns auf dem Fußboden unsere Lagerstätten, und wünschten uns eine erquickende Nachtruhe nach den Mühen des Tages, wurden aber die ganze Nacht durch zahlreiche Mosquitos aufs unerträglichste gepeinigt.

Am nächsten Morgen standen wir um 5 Uhr auf, und machten uns sogleich auf den Weg sobald die Kulis gefrühstückt hatten. Der Himmel war bewölkt, und wir befanden uns in guter Wanderlust; so marschirten wir munter durch eine höchst anmuthige, hin und wieder bewaldete Berglandschaft fort. Auf einer guten Straße gieng es vorwärts durch Thal und Schlucht, bis wir um einen Berg herumbiegend den Dampf des Schwefels und den wüsten Schlund bemerkten aus dem er emporstieg.

Die Gegend war sehr schön; längs eines Bergabhanges giengen wir auf einem Pfad, der uns an einen brausenden Gebirgsbach mit köstlich kühlem Wasser führte; stromaufwärts sah man eine prachtvolle Schlucht voller Bäume, die über das schäumende Wasser sich beugten; nach unten hin öffnete sich ein tiefes Thal; auf der andern Seite erhoben sich der vegetationslose Schlund, der unaufhörlich graue Dampfsäulen ausstieß. Nachdem wir über einen Wasserfall gegangen, erreichten wir auf einem rauhen Pfade die Minen. Wir fanden keinen Menschen dabei; eine kleine Strohhütte auf dem Berg war noch neuerdings bewohnt worden, jetzt war sie leer. Wir erfuhren später daß die Mandarinen von Futschau Soldaten hiehergeschickt hatten um die Benutzung der Gruben zu verhindern, und daß man in Folge dessen sie jetzt nur heimlich und bei Gelegenheit verwerthet.

Der Schwefel kommt in einem Schlund vor, der so aussieht als ob die grünen mit grobem Gras bedeckten Hügel auseinander gelafft wären, und ein tiefes Thal von geld und roth gefärbtem Kalkstein gebildet hätten; an manchen Stellen dieses Schlundes wurde der heiße Dampf mit furchtbarem Geräusch und großer Kraft in springbrunnen-ähnlichen Strahlen ausgestoßen, wie der Dampf aus der Abzugsröhre einer Dampfmaschine; an andern Stellen brodelten kleine Lachen von reinem Schwefel, und man brauchte ihn nur auszuschöpfen und abzukühlen, um ein gutes Handelsproduct zu erhalten. Auf dem Boden der öden Schlucht rieselte ein trüber Bach

---

[1] Dieß scheint ein Druckfehler zu seyn. Die von dem Rev. George Jones unternommenen und ausführlich beschriebenen Kohlengruben (vgl. diese Zeitschrift N. F. Bd. VI, S. 492, und Heine's „Expedition in die Seen von Japan und Ochzk" Bd. II, S. 315 ff.) liegen östlich von Kelung.

[2] Swinhoe beschreibt ihn in einer besondern Abhandlung über neue Vogelarten auf Formosa unter dem Namen Centropus dimidiatus, und unterscheidet ihn von Centropus Philippensis, den die Europäer Krähen-Fasan nennen. Er ist nur halb so groß als der letztere, auch anders gefärbt. Der formosanische Vogel hat Schnabel und Beine schwarz, Iris blutroth, Kopf, Nacken, Bauch und Schwanz grünlich schwarz, Rücken und Flügel hell nußbraun. Das hier erhaltene Exemplar war 12¾" lang, die Flügel 5,9," der Schwanz 7".

hin, der den schwefelhaltigen Schlamm von dem Boden wegführte. Ein Schwefelpfuhl war nicht weiter als 15′ unter mir, und sein Gestank war unerträglich; die Erde unter meinen Füßen zerbröckelte und drohte als ob sie einstürzen wollte; rings umher lagen Stücke von Kalkstein, die mit Schwefelkrystallen besetzt waren, während Käfer und Schmetterlinge, die unglücklichen Opfer dieser schädlichen Ausdünstungen, todt, ohne Flügel und Beine, den Boden bedeckten.

Nachdem wir diese wilde Scenerie verlassen, traten wir nach kurzer Rast auf einer andern Straße, die uns der Führer vorschlug, den Rückweg an. Wir stiegen zuerst einen sehr hohen Berg hinan und giengen dann eine Strecke weit über eine grasreiche Hochebene; am Ende derselben bemerkten wir in dem fernen Thal zu unsern Füßen den Tamsuy-Fluß, der sich hier aus zwei Quellflüssen bildete; einer der letztern führt nach Mangka, der andere in der Richtung nach Kelung aufwärts. Rasch giengen wir den Abhang hinab, über Hügel von mäßiger Höhe, die mit niedrigem Kraut bedeckt und hin und wieder mit süßen Kartoffeln und einer als Färbestoff verwendeten Species von Ereanthasea bestellt waren.

Hier, an einer hölzernen Planken-Brücke über einen Gebirgsbach, machte die Gesellschaft für ein paar Minuten Halt, bis wir, der Botaniker und ich, die wir uns mancherlei Abwege erlaubt hatten und stark zurückgeblieben waren, die übrigen einholten. Ich war hier so glücklich gewesen ein Exemplar eines Tauchers (Cinclus) zu erhalten, einer mir bisher unbekannten Species, die wahrscheinlich dem Himalaya angehört. Es gieng nun auf einer guten Straße über Weidegründe vorwärts, fortwährend bergab, die Landschaft verlor ihren wilden Charakter und zeigte mehr und mehr Cultur; zuletzt kamen wir über Wiesen mit weidendem Vieh, und Pflanzungen von Nadelhölzern zeigten sich hier und dort. Der Berg, den wir auf einer Reihe von unebenen Stufen, rechts und links von Dickicht umgeben, hinabgestiegen waren, war sehr steil und führte uns in die Ebene, ein weites Flachland voll wogender Reis- und Hirsefelder, durchschnitten von zahllosen Flüssen und Wegen, und mit ländlichen Ansiedlungen besetzt.

Wir folgten unserm Führer nach einem großen Dorfe Namens Patsienah, wo wir um halb 10 Uhr Abends eintrafen. Vor dem Dorf machten wir Halt, und beriethen darüber ob wir wohl hoffen dürften hier ein Boot zu erhalten, auf dem wir in die Nähe von Kelung fahren könnten. Wir giengen nach dem Boothause, und waren so glücklich dort ein Boot für uns und ein anderes für unsere Kulis miethen zu können. Beide waren groß und bequem; sicherlich war es viel angenehmer in ihnen die Nacht zuzubringen als in den von Mosquitos durchschwärmten Räumen eines Tempels. Wir hatten im Laufe des Tages 30 Miles zurückgelegt, und schliefen in Folge dessen sehr gesund, ungeachtet der Bewegung des Bootes.

Um fünf Uhr Morgens am 24sten waren wir in Chuy-k'ng-k'a, oder „Dorf des Fluth-Endes," bis zu welchem die Wirkung der Fluth sich erstreckt. Da wir uns noch nicht sehr gestärkt fühlten, mietheten wir zwei kleinere Boote um die Stromschnellen hinaufzufahren, so weit es möglich war. Da die Boote so klein waren, mußte die Gesellschaft sich trennen. Der Botaniker und ich blieben zusammen; die Kulis mußten zu Fuß marschiren. Anfangs war die Fahrt auf dem glatten Strom, unterbrochen durch das starke Rudern und Abstoßen in den Stromschnellen, sehr angenehm; aber wie alle guten Dinge, wenn sie zu lange dauern, endlich lästig werden, waren wir sehr froh an einem kleinen Dorfe Namens Chittaw Halt machen zu können.

Hier sahen wir ein paar Regenpfeifer (Charadrius pusilla) zwischen den Steinen umherlaufen, und hin und wieder eine Taube, die am Ufer ihr Futter suchte. Drongos hüpften umher und ein Paar rothe Rohrdommeln flogen mit hühnerähnlichem Gegacker unruhig hin und her. Diese Thiere brachten Leben in die Monotonie unserer Reise; aber „der süße Erquicker der ermüdeten Natur" nahm mich bald wieder in seine Arme, und als ich erwachte, sah ich daß die Hügel immer steiler und felsiger wurden, je mehr wir uns dem tiefen Becken näherten an dem unsere Reise endigen sollte. Hier machten denn schließlich unsere Boote Halt unter 22 andern, die sich bereits versammelt hatten, denn weiter aufwärts ist der Fluß ein bloßer Gebirgsbach. Das Dorf an dem wir Halt machten, heißt Kang-ah-lai. Da unsere Kulis bereits auf uns warteten, begaben wir uns sogleich auf den Marsch. Auf einer hölzernen Brücke gelangten wir über den Fluß, stiegen dann, durch einen abkühlenden Regen erfrischt, den Berg hinauf und gelangten bald nach dem zwei Miles entfernten Kelung. Nachmittags um halb vier begaben wir uns an Bord des Dampfers, nachdem wir in 55½ Stunden einen Weg von mehr als 80 Miles durch eine ganz unbekannte Gegend zurückgelegt hatten.

Am folgenden Tage besuchten wir Flat Island, und kamen an dem vor Zeiten von den Spaniern erbauten Fort vorbei. Der größere Theil der Insel besteht aus Sandstein, der in Quadern bricht und offenbar von Eisenoxyd gefärbt ist; das Fluthwasser spült über ihn hin. Der mittlere Theil der Insel hat eine dürftige Vegetation; nach der See hin bilden weiße Korallen die Gränze. Auf den sehr zahlreichen kleinen Felsen saßen mehrere Seeschwalben, und auf den Sandbänken ein paar Regenpfeifer. Einige chinesische Fischer fiengen mit Angeln den schön blauen und rothen Korallenfisch: vom Boot aus kann man in dem klaren Wasser diese prachtvoll gefärbten Bewohner der Tiefe zwischen den weißen Korallenästen spielend umherschwimmen sehen. Von den hier gefangenen Fischen ist einer der schönsten, was Farbenpracht betrifft, aber einer der abscheulichsten an Gestalt, der Papagaifisch: vom Boot aus kann man in dem klaren Wasser diese prachtvoll Ying-lo-he. Ein Paar von ihnen wurde an Bord gebracht, und ich kaufte einen. Er war zwei Fuß lang, hellroth und blau gefärbt, und hatte einen großen blauen Knoten auf der Nase. Sein Fleisch war sehr schmackhaft, und der Knoten schmeckte gekocht wie das schöne grüne Fett einer Schildkröte.

Wenn das Tageslicht hinschwindet, sieht man hier plötzlich auf einem Boot im Hafen ein einsames Lichtchen aufblitzen, dann taucht ein anderes und wieder ein anderes auf; und noch ehe die Dämmerung herabgesunken ist, schimmern

überall auf dem Waſſer unzählige helle Lichter und bewegen ſich, wenn es dunkler wird, meteorgleich nach allen Richtungen. Beim Einbruch der Abenddämmerung brechen nämlich die Fiſcher auf, und fahren mit einem Bündel brennender Bambusſtäbchen auf dem Vordertheil ihrer Boote hurtig hin und her, um die Fiſche in die Netze zu ſchrecken.

Am 26ſten verließen wir Kelung und ankerten Nachmittags vor dem Dorf Hawbe an der Mündung des Tamſuy-Fluſſes. Wir beſuchten das Dorf, fanden aber den dienſtthuenden Beamten nicht anweſend; er hatte ſich nach Mangka begeben.

Am 27ſten Nachmittags hatten wir, als wir etwa eine Mile von der Küſte entfernt waren, eine ſehr klare Ausſicht auf die ſchöne grüne Ebene, in welcher wellenförmiges Weideland mit Streifen lehmigen Bodens abwechſelte, und auf die fernen in Wolken gehüllten Berge. Wir verſuchten in der Gig zu landen, aber da die Brandung wie gewöhnlich zu heftig war, legten wir das Boot vor Anker, und winkten einigen Eingebornen, die ſich am Ufer verſammelt hatten, zu uns zu kommen. Sie folgten bereitwillig der Aufforderung; wir nahmen einen von ihnen ins Boot, und erfuhren folgendes von ihm. Ihr Dorf (unter 24° 19′ 45″ nördl. Br. gelegen) hieß Lampaw und iſt 250 Li von Tamſuy entfernt (man rechnet hier wie in China drei Li auf eine engl. Meile); ſie ſelbſt waren Chinchew-Leute; die Stadt, die wir 15 Li weiter ſüdlich ſehen konnten, hieß Gaw-c'hay-fang, lag aber in einem andern Diſtrict; ihr Dorf gehörte zum Teek-cham-Diſtrict und ſtand unter der Aufſicht eines Tſien-tſung. Wilde zeigten ſich in dieſer Gegend nicht.

Am 29 ſtatteten wir wieder den Mandarinen in Taiwan unſern Beſuch ab, und erfuhren daß vor wenigen Tagen ein Zweimaſter auf einer ſandigen Landzunge bei Kok-ſi-kon geſcheitert und untergegangen war, während die Mannſchaft — 11 Schwarze und ein Weißer — ſich gerettet habe und auf einer Lorcha nach Amoy zurückgefahren ſey. Einer von den Mandarinen ſagte, das Schiff habe eine Ladung Opium gehabt, und einiges davon ſey gerettet worden; „aber,“ fügte er mit einem ſchenen Blick hinzu, „es iſt nicht gut darüber zu ſprechen.“ Es ſtellte ſich ſpäter heraus daß das geſcheiterte Schiff ein Hamburger war, welches eine Opiumladung nach Takau führen ſollte.

Bei der Rückkehr nach Amoy berührten wir die Pescadores, und ankerten in einem etwa 3/4 Mile von der Stadt Makung entfernten Hafen. Der Beamte in Makung ſteht unter den Behörden von Formoſa. Er ſagte uns daß die Producte der Inſeln — Erdnüſſe, Reis, Hirſe u. a. — dem heimiſchen Bedarf nicht genügten, und daß von Formoſa Lebensmittel herübergeſchafft werden müßten; die heftigen Winterſtürme thäten den bebauten Feldern großen Schaden. Die Zahl der Einwohner ſchätzte er auf 180,000.

Nach der Zuvorkommenheit mit der uns die Chineſen auf Formoſa überall entgegenkamen, muß ich glauben daß ſie etwaigen Schiffbrüchigen mit Freundlichkeit begegnet und ſie mit erſter Gelegenheit nach dem nächſten Conſular-Hafen befördert haben würden. Aber nach allem was wir von den Wilden geſehen haben, können wir nicht umhin anzunehmen daß die Stunden der Unglücklichen die in ihre Hände fallen gezählt ſind. Ihr Blutdurſt iſt ſo groß, daß, wie man uns ſagte, kein Mann um ein Mädchen freien darf wenn er nicht den Kopf eines von ihm erſchlagenen Feindes vorzuzeigen im Stand iſt.

Die Producte der Comoren.

2. Getreide, Hülſen-, Knollen- und tropiſche Früchte. Bäume und Sträucher.

Nächſt der Cocosnuß iſt der Reis dasjenige Product ohne welches der Comorianer nicht leben kann. Alle Tage im Stande ſeyn zu können Reis zu eſſen, gilt für Wohlſtand und Glückſeligkeit. Der Reis welcher auf der Inſel ſelbſt gebaut wird, iſt vorzüglich und weit dem Reis der Inſel Madagaskar vorzuziehen, da dieſes nur ſogenannter Sumpfreis, jenes aber Bergreis iſt. Die Körner des Johannefer Reiſes ſind größer, weißer und nach dem Kochen zarter. In der Hülſe wird der Reis silo, von derſelben befreit mélé genannt; um ihn zu enthüllen, wird er in runden, hölzernen Trögen mit einem Knüppel geſtampft, darauf durch wiederholtes Aufwerfen in die Luft vermittelſt flacher Körbe oder Siebe von der Spreu gereinigt, nach einem Maße, Kunza genannt, verkauft, welches ungefähr 50 Pfd. deſſelben enthält und je nach der vorhandenen Quantität mit 1/2 — 1 Dollar bezahlt wird. Zuweilen iſt der Reis ſo billig, daß man 200 Pfund für einen Dollar = 5 Francs kaufen kann. Da hier der Gebrauch der Senſe und Sichel noch unbekannt iſt, ſo wird der Reis ſtets nur mit Meſſern abgeſchnitten und auf ausgebreiteten Tüchern durch Schlagen mit Stöcken von den Halmen befreit. Auch Hirſe und Mais wird viel gebaut, dient aber nur den ärmern Claſſen und den Sklaven als Nahrung.

Bohnen von verſchiedener Art bilden eine Hauptſpeiſe; vorzüglich wohlſchmeckend iſt eine kleine Species welche auf einem perenniirenden Strauche wächst, gelb blüht und in einer 4—5 Zoll langen Schote zwiſchen dreißig bis vierzig kleine, linſenartige Bohnen enthält, ſie wird hier Madagaskarbohne genannt und allen andern Arten vorgezogen.

Noch zahlreicher als die Hülſenfrüchte ſind die Pflanzengattungen welche ihrer Knollen wegen gebaut werden, ſie dienen den Negern zur gewöhnlichen, ja oft zur einzigen Nahrung. Zuerſt iſt zu erwähnen des unentbehrlichen Manioc, mit welchem ſelbſt der Aermſte ein Fleckchen ſeines Landes beſtellt. Der Manioc wird ſowohl friſch genoſſen als auch, in Stücke geſchnitten und an der Sonne getrocknet, aufbewahrt. Er erreicht in dem fruchtbaren Boden der Inſel eine ungeheure Größe, und wird, ſich ſelbſt überlaſſen, ein ſtattlicher Baum; doch werden die Knollen gewöhnlich ſchon 10—11 Monate nach der Anpflanzung durch abgeſchnittene Reiſer und Steclinge aus der Erde genommen, und haben dann eine

Länge von etwa einem Fuß und 2 –3 Zoll im Durchmesser. Auch die jungen, grünen, gefingerten Blätter der Pflanze bilden gekocht eine Lieblingsspeise, unserm Spinat sehr nahe kommend, und werden hier Matapa genannt. Cassava, aus dem zu Brei geriebenen, frischen Knollen bereitet, wird hier nur wenig genossen, statt dessen bedienen sich die Johanneser mehr der Pfeilwurzel, welche wild in großer Menge wächst, und deren feines Stärkemehl zu allerlei Kuchen und Gebäck verwendet wird.

Die Yamswurzel wird ebenfalls viel gepflanzt, vorzüglich in der Nähe der Cocospalmen, die für die kletternden Ranken des Gewächses natürliche Stützen bilden; doch ziehen sie diesen die hier eigenthümliche Taro vor, ein knollenartiges Gewächs von der Größe einer Mannsfaust bis zu der eines Menschenkopfes, mit langen, borstenartigen Wurzelfasern und großen, pfeilförmigen Blättern. Die Taro wächst nur an feuchten Orten, und ist roh genossen ein starkes, Erbrechen erregendes Gift, verliert aber nach dem Kochen diese gefährliche Eigenschaft. Da die Knollen sich sehr lange gut erhalten, so wird viel davon von anlaufenden Schiffen ausgeführt welche sich mit frischen Lebensmitteln versehen wollen; es ist merkwürdig daß dieses Gewächs auf dem benachbarten Madagaskar gänzlich unbekannt ist, und nur auf die Comoren beschränkt zu seyn scheint.

In den höher gelegenen Theilen der Insel werden viele süße Kartoffeln (Batatas) gebaut, deren Anpflanzung mit nur wenig Mühe verbunden ist, indem der Eingeborne nur hin und wieder eine Ranke dieses Convolvulus in den Boden zu stecken braucht, die dann bald sich ausbreitet und Knollen ansetzt, welche 8 — 9 Monate brauchen um zur Reife zu gelangen.

Außer diesen vorzüglichsten Nahrungsproducten bringt die Insel noch eine Unzahl von andern Gewächsen und Früchten hervor, deren Aufzählung unnöthig ist; darunter muß ich nur als eigenthümlich des Ssambo erwähnen, der Frucht eines der Sagopalme sehr ähnlichen Baumes. Sie wächst in einer dichten Traube aus der gefiederten Blätterkrone des nur 6—7 Fuß hohen Stammes mit schuppiger Rinde, und hat das Aussehen und den Geschmack der Marone oder sogenannten edlen Castanie; die Neger suchen sehr eifrig danach und betrachten sie als einen Leckerbissen, der aber, um genießbar zu werden, mindestens fünf bis sechs Stunden unaufhörlichen Kochens bedarf.

Alle tropischen Früchte gedeihen hier herrlich, Guaren, Mangos, Limonen, Ananas, Tamarinden, Pumpelmusen wachsen wild allenthalben und zu bedeutender Größe; Bananen, wild oder angepflanzt, bedecken die steilen Abhänge der Hügel, und tragen fortwährend, wenn man sich nur die Mühe gibt den alten Stamm sogleich nach dem Abnehmen der Fruchttraube umzuschneiden, denn aus dem abgeschnittenen Stumpfe treibt entweder bald ein neuer Baum, oder es schlagen Nebenschößlinge aus welche sämmtlich Früchte bringen. Die Banane ist unstreitig das edelste Product der Tropen, denn von ihr allein ist der Mensch recht gut im Stande zu leben und dabei kräftig zu bleiben; wenige der herrlichen duftenden Früchte stillen den stärksten Hunger und Durst, deßhalb wird auch die dankbar tragende Pflanze allenthalben, in Gärten, auf den Höfen, selbst in den Straßen gebaut und gepflegt. Aus der breiten, lederartigen Hülle welche die Fruchttraube vor der Blüthe umschließt, werden hier Gefäße in der Gestalt von Eimern verfertigt, welche allgemein zum Wasserholen gebraucht werden und von ziemlicher Dauer sind. Die saftigen, frischen und stets kühlen Blätter werden häufig um den Kopf gewickelt, um die glühenden Strahlen der Sonne abzuhalten, und wirken lindernd wenn man sie auf entzündete Stellen der Haut legt.

Die sogenannte Jackfrucht, von der Größe eines Menschenkopfes, mit höckeriger, gelber Schale und zähem, klebrigem, selbst saum riechendem Fleische, welches in Zellen die länglichen schwarzen Samen umgibt, wächst hier sehr häufig und wird von den Eingebornen sehr gesucht; nur wenige Europäer können Geschmack an dieser Frucht finden, denn ihr Geruch und Geschmack ist den meisten widerlich. Das Holz des Baumes ist von goldgelber Farbe wenn er frisch umgehauen ist, und gehört zu den dauerhaften Hölzern.

Der Papai, dieser merkwürdige, so zu sagen in Etagen wachsende Baum, schießt allenthalben an steinigen Orten der Insel empor, die Frucht ist von der Größe einer Melone, süßlich und angenehm schmeckend. Das mürbe, leicht zerbrechliche Holz dieses Baumes enthält einen dicken, milchartigen, sehr ätzenden Saft, welcher bei der geringsten Verletzung seiner Rinde ausfließt, und mit zarten Theilen des Körpers in Berührung gebracht starke Entzündungen hervorbringt.

Zu den Bäumen deren Früchte benutzt werden, sind noch die Arecapalme und der Baobab zu zählen; die Früchte des erstern sind den Eingebornen zum Betelkauen unentbehrlich, und seine Nüsse daher stets ein sehr gesuchter Handelsartikel. Der Stamm der Areca wird viel beim Hüttenbauen verwendet, die Rinde, gewöhnlich nur 1—1½ Zoll dick, ist so hart, daß nur ein sehr gutes scharfes Messer einen Eindruck darauf hervorzubringen vermag, und die Neger sich sehr oft Speere und Wurfspieße aus langen dünnen Stücken derselben verfertigen, welche ebenso furchtbar und schneidend wirken als ob sie mit eisernen Spitzen versehen wären.

Die Frucht des Baobab, welche im Zustand ihrer vollkommenen Reife die Länge von 8—9 Zollen und den Durchmesser von 4—5 Zollen hat, und nur aus der harten lederartigen Schale, mit seinem grauen Staub angefüllt, besteht, wird zu allerlei kleinen Gefäßen, zum Wasserschöpfen, Trinken und Abmessen von Producten, wie Reis, Bohnen ꝛc., gebraucht. Wenn die Schale ausgetrocknet ist, nimmt sie die Härte des Hornes an, kann sogar schön polirt werden. Das Holz des Baobab ist bekanntlich von ganz eigenthümlicher Structur, indem es sehr weich und faserig, beinahe baslartig ist, und die Jahresringe sich ohne Mühe mit den Fingern trennen und abschälen lassen; der Baum wird nie sehr hoch, erreicht aber einen ungeheuren Umfang und theilt sich nur in wenige starke Aeste. Nur auf einige Monate während des Jahres trägt er seinen Blätterschmuck; gewöhnlich sieht er kahl, seine aschfar-

bigen Zweige weit die Nachbarn überragend, und dicht mit seinen schwarzen, flaschenförmigen Früchten behangen.

Dem steinigen Seestrand entlang wuchert allenthalben der Pandanus mit seinen knorrigen, abenteuerliche Figuren bildenden Wurzeln, die hoch über die Erde emporragen; seine langen, an den Rändern mit seinen Dornen besetzten Blätter, welche in Büscheln an den Enden der Zweige beisammenstehen, dienen den Eingebornen zum Flechten von Körben, Matten ꝛc., und sind sehr dauerhaft; die Frucht dieses Pandanus sieht einer Ananas täuschend ähnlich, ist aber ungenießbar; die noch unentwickelten Herzblätter besitzen einen durchdringenden, ja sogar betäubenden Geruch und sind ein Hauptparfum der Negermädchen.

Zuckerrohr wird stellenweise gebaut, und auch in einer Art von roher Mühle, welche durch Sklaven in Bewegung gesetzt wird, gepreßt und in Zucker und Syrup verwandelt; doch ist das Verfahren noch so roh und unbeholfen daß der meiste Saft verloren geht.

Das strauchartige, lange, rothe Capseln tragende Capsicum oder der spanische Pfeffer, hier Billi-Billi genannt, wächst in großer Masse wild, und ist ein Hauptgewürz zu allen Speisen. Tomatos oder Liebesäpfel sind ebenfalls häufig anzutreffen; eine Art Frucht, Lembo genannt, welche auf kleinen, dem Salbei ähnlichen Sträuchern wächst, und wenn reif von violetter Farbe ist, gewährt ein schmackhaftes Gemüse, wie auch die Kirikiti, ein zuckerähnliches Gewächs, welches die Neger leidenschaftlich lieben und gewöhnlich an ihren Hütten anpflanzen, wo dann die Ranken der Pflanze das ganze Dach überziehen.

Indigo, Ricinus und der sogenannte Muri-Misungo, welcher die Nuß trägt, aus der das berühmte Croton-Oel gewonnen wird, gehören zu den unvertilgbaren Pflanzen, welche sich auf jedem frisch bestellten Acker ansiedeln und oft in Verbindung mit den kriechenden Verbenen die Aussaat in kurzem überwuchern. Viele Johanneser bauen deßhalb, an Orten wo dieses Unkraut vorzüglich herrscht, die Erdnuß, deren starker, dichter Wuchs nichts anderes aufkommen läßt, und deren reichliches, feines Oel dem Sesam-Oel gleich geachtet wird.

3. Thiere.

Von Thieren besitzen die Comoren nur wenige eingeborene Arten, und fast gar keine dem Menschen schädlichen; das einzige wilde Raubthier ist die Zibetkatze, welche nur dem Federvieh gefährlich ist, dieses aber auch mit unglaublicher Gewandtheit und Kühnheit aus den Behausungen der Eingebornen zu stehlen weiß. Sie ist sehr häufig und wird stark verfolgt; ihre Nähe gibt sich schon in einiger Entfernung durch den durchdringenden Geruch kund den sie verbreitet; ein guter Hund ist bald des Thieres Meister, und ein solcher wird deßhalb in den meisten Dörfern und Landhäusern gehalten, obgleich er eigentlich nach der Religion der Johanneser ein unreines Thier ist.

Wilde Ziegen finden sich auf den hohen Bergen des Innern ziemlich häufig, sind aber augenscheinlich nur eine wildgewordene Abart der allgemein gehaltenen Hausziege. Schafe kommen hier nicht vor, dagegen ist das Hornvieh von der mit Höckern versehenen Race von vorzüglicher Güte und wird stark gezogen. Die Ochsen und Kühe der Comoren sind kleiner und stämmiger als die langbeinigen großen der Insel Madagaskar, auch ist ihr Fleisch viel zarter; dagegen sind die Häute des Madagaskaer Viehes schwerer und werthvoller als die hiesigen. Pferde gibt es gar nicht, da sich die gebirgige Beschaffenheit des Landes nicht für diese Thiere eignet; dagegen besitzen die Angesehenen häufig Esel von der großen, schwarzen oder weißen Muskatrace, welche die Größe eines mittelmäßigen Pferdes erreichen. Ein eigenthümliches Thier, Lando genannt, bewohnt die Felder und Gärten, und richtet unter den Pflanzen große Verwüstungen an; es gleicht dem europäischen Igel, wird aber bedeutend größer, hat Füße die zum Graben geformt sind, keine äußerlich sichtbaren Ohren und sehr kleine Augen; seine langen, starken Borsten sind von rothbrauner Farbe, der Kopf ist stark verlängert und endigt in einer Art von Schweinsrüssel. Es wird oft gefangen und verspeist, schmeckt auch in der That ausgezeichnet.

Die Familie der Maki oder Lemure ist auf den Comoren stark vertreten, und nimmt die Stelle der Affen des Festlandes ein; der schwarze Maki, der graue und der braune kommen hier alle sehr häufig vor, sind leicht zu zähmen, werden aber selbst von den Negern nicht gegessen.

Noch mag zu den eingebornen Säugethieren der Pteropus oder fliegende Hund zu zählen seyn, der in ungeheurer Anzahl sich vorfindet, und zu Tausenden während der Tageszeiten an den Aesten hoher Bäume, den Kopf nach unten hängend, anzutreffen ist; sein klägliches Geschrei erfüllt bei der geringsten Störung die Luft, und ganze Schaaren sieht man sich den Besitz eines trockenen Baumzweiges streitig machen. Des Nachts ziehen sie dann einzeln auf Nahrung aus, welche aus Insecten, Früchten u. s. w. besteht. Abgezogen und gebraten ist der fliegende Hund ein keineswegs zu verachtendes Gericht.

Je spärlicher die Säugethiere auf den Comoren vertreten sind, desto reichlicher ist die Anzahl der Vögel. Von zahmen Arten gibt es Hühner, Enten, Tauben, einige Gänse und Truthühner; die Perlhühner, hier Kanga genannt, sind die Plage der reisbauenden Bevölkerung, denn sie richten auf den jungen Feldern großen Schaden an; eine Art Rebhuhn, von rothem Gefieder, sowie auch die Wachtel, ist ziemlich häufig. Verschiedene Arten wilder Tauben, wie die gemeine Turteltaube, die große braune mit gelbem Schnabel und Füßen, die blaue Holztaube und eine kleine bunte Art bevölkern in großer Anzahl die Gebüsche. Der diesen Inseln und Madagaskar eigenthümliche schwarze Papagai erfüllt mit seinem kreischenden Geschrei allenthalben die Luft, und ist die einzige hier vorkommende Species dieser Familie, aber auch desto zahlreicher und sehr gut zu essen. Mehrere Arten Reiher, der kleine glänzend weiße, der himmelblaue und der große graue sind an allen Lachen und Sümpfen anzutreffen, welche außerdem noch zahlreichen Wasserhühnern, wilden Enten, Rallen und vielen mir dem Namen nach unbekannten Vögeln zum Aufenthalt dienen. Der große Brachvogel ist sehr häufig, wie auch die Schnepfen und Strandläufer, von denen einige

Arten Beine von enormer Länge haben. Unter den vielen Raubvögeln kommt ein schöner schneeweißer Habicht vor, mit gelben Flügelspitzen, welchen ich aber während meines vierjährigen Aufenthaltes nur zweimal gesehen und erlegt habe, und deßhalb für sehr selten halte. Die afrikanische Krähe, schwarz mit weißer Brust, vertritt hier die Stelle des Gassenkehrers, so häufig ist sie, und so an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt daß sie ihre Nahrung in den belebtesten Theilen der Stadt ohne Scheu aufsucht. Die mit prächtigen Farben geschmückten Fliegenschnepper, Honigsauger u. s. w. wiegen sich auf den Blättern oder blitzen durch die Luft, der dunkle mit hoher Haube versehene Spottvogel sitzt andächtig mitten unter der schwärmenden Schaar, und ahmt deren verschiedene Stimmen täuschend nach. Die Comoren besitzen kein giftiges Reptil, nur unter den Insecten kommt der giftige Skorpion und Tausendfuß, aber auch nur selten, vor. Alle Schlangen sind hier harmlos, denn obgleich die Eingebornen eine große Furcht vor denselben an den Tag legen, so habe ich doch nie von einem Falle gehört daß der Biß einer Schlange schädliche Folgen gehabt hätte. Ich habe mich öfters absichtlich, um den Negern die Furcht zu nehmen, von einer gereizten Schlange von gelber Farbe, die hier viel auf Cocospalmen vorkommt und für giftig gehalten wird, beißen lassen, ohne die geringste Wirkung zu fühlen. Da ich durch Untersuchung gesehen hatte daß das Thier keine Giftzähne besitzt, so lief ich dabei natürlich keine Gefahr. In einigen Sümpfen kommen Alligatoren vor, die aber eigentlich hier nicht einheimisch sind, sondern zuweilen, bei starkem Regen von den angeschwollenen Flüssen Madagaskars mit fortgeschwemmt, hier wieder ans Land gelangen und sich nur spärlich vermehren, da sie von den Eingebornen sogleich getödtet werden. Dagegen gibt es eine Unzahl der kleinen Arten von Eidechsen, manche mit prächtigen schillernden Farben, die wegen ihrer Geschicklichkeit im Fliegenfangen allenthalben in den Häusern geduldet werden; vorzüglich eignet sich dazu das ziemlich häufig anzutreffende Camäleon.

Die Quälgeister aller heißen Länder, die Moskitos, sind im Vergleich mit andern Gegenden hier nicht sehr zahlreich; überhaupt ist die ganze Insectenwelt und Fauna der Comoren nur spärlich — ein für die Eingebornen wohlthätiger Umstand; höchstens zerstören die gefräßigen Ameisen hie und da ein Haus, werden aber auch dafür bestraft, indem der Johanneser bei einem solchen Ueberfall in kurzer Zeit seine Habseligkeiten ausräumt und dann seine Hütte sammt den Eindringlingen verbrennt.

Die größte Plage sind die zahlreichen Ratten und Mäuse, vor deren Angriffen die Menschen selbst, geschweige Lebensmittel und dergleichen, nicht sicher sind. Kein Haus, keine Hütte, die nicht von diesen gefräßigen Geschöpfen heimgesucht würde, und obgleich viele Leute Hauskatzen besitzen, so vermögen doch diese nichts gegen die große Anzahl ihrer Feinde. Unter ihnen kommt die Moschusratte häufig vor, deren unausstehlicher Geruch sich bald bemerkbar, und deren bloße Berührung Speisen und Früchte ungenießbar macht.

In den zahlreichen kleinen Flüssen leben viele Arten wohlschmeckender Fische, Krebse ꝛc., welche aber alle von den Eingebornen, denen ihre Religion den Genuß eines in süßem Wasser lebenden Fisches verbietet, nicht benützt werden. Man findet oft Aale von ungeheurer Größe in diesen Gewässern, so wie auch Forellen.

Der Johanneser zieht allen diesen Fischen ein gutes Stück von einem Haifisch vor, welches er für eine Delicatesse hält und theuer auf dem Markte bezahlt. Auf den zahlreichen die Küsten umgebenden Korallenrissen sammeln die Johanneser alle Arten von eßbaren Muscheln, und vorzüglich viele Kauris, die kleinen als Münze geltenden Muscheln, welche viel nach dem Innern verschickt werden.

Brasilianische Skizzen.

2. Dampfschifffahrt in Brasilien.

Wenn wir zurückkehren aus dem Dickicht brasilianischer Urwälder, in denen wir neben allem großartigen Treiben der ungezügelten Natur dennoch in unheimlicher Weise immer wieder an allen Mangel irgend einer Culturentwicklung erinnert werden; wenn wir die beschatteten Schlupfwinkel der Botocuden und Coroados wieder verlassen, und uns der Lichtseite des brasilianischen Continents zuwenden, der lang hin sich ausdehnenden Ostküste, an der zuerst europäische Gesittung tagte, und mit jedem aus dem atlantischen Ocean auftauchenden Morgen an Aufklärung gewinnt: so werden wir beim genauern Betrachten dieser Küste freudig überrascht, wenn wir das schauen was bereits an Sitte, Humanität, Fortschritt, Kraftentwicklung gewonnen ist. Zwar dürfen wir es in keiner Weise mit der massenhaften Entwicklung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vergleichen, in denen allerdings eine zweite Auflage von Europa in Schnellpressendruck herausgegeben zu seyn scheint, wobei wir indeß nicht übersehen dürfen daß, bei der Ueberstürzung womit in Nordamerika ein zweites Europa herausgegeben ward, die ganze Staatsentwicklung und sämmtliche sociale Zustände von Druckfehlern, und zwar oft von recht sinnentstellenden Druckfehlern wimmeln, so daß oft Gesittung und gesunde Vernunft kaum darin zu erkennen sind.

Ob nicht auch in Brasilien, wenn es auf seiner weit ausgedehnten Küste Europa zu copiren suchte, manche Fehler und Irrthümer sich eingeschlichen haben, das zu untersuchen gehört einer weitgreifenden Kritik an, mit der wir uns hier nicht befassen können. Versuchen wir es vielmehr eines jener Mittel anzugeben welches in machtvoller Weise europäische Gesittungskeime nach Brasilien überpflanzt, und dort von einem Küstenpunkt zum andern bringt, und stellenweise schon sich in das Innere des weithin sich streckenden Landes hineinträgt — ich meine die Dampfschifffahrt.

Seitdem elektrische Telegraphen existiren, kennt der Gedankenflug auf der Erde kaum noch irgend eine Schranke,

und eilt im Raum sogar der Zeit voran. Durch die Eisenbahnen sind manche geographische Größen sehr zusammengeschmolzen, und ich muß noch oft, als ich zum erstenmal im Jahr 1855 von Brasilien zurückgekehrt war, und von Nantes nach Lübeck über Paris und Köln auf der Eisenbahn fuhr, an die Frage einer mit einer Familie reisenden jungen Engländerin nicht ohne einigen patriotischen Ingrimm denken — eine Frage die sie, nachdem wir in der Nacht von Köln nach Hannover gefahren waren, beim Erwachen an mich richtete: „Durch wie viele deutsche Königreiche sind wir über Nacht gefahren?“

Die geographische Unkunde der anmuthigen Schläferin, an welcher Unkunde ihre Landsleute mit wachen Augen und beim vollsten Bewußtseyn nicht eben selten den gewissenhaftesten Antheil nehmen, hat, selbst wenn die Frage einige brittische Bosheit enthielt, nichts Kränkendes für ein deutsches Königreich. Eine viel größere Macht, ja recht eigentlich eine Großmacht, ist durch die Dampfkraft besiegt, gebändigt und klein gemacht worden, wie oft sie sich auch empören mag und ihren kühnen Unterjochern eine empfindliche Schlappe beizubringen sucht. Diese Großmacht ist das Meer!

Als Columbus auf kühner Südwestfahrt Ostindien entdeckt zu haben meinte, schrieb er an seinen Herrn: Die Welt ist klein! — Was würde der große Mann jetzt wohl sagen, wenn er, statt auf morscher, langsamer Caravale, auf einem Dampfschiff dem fernen Lande zueilen könnte?

Allerdings können wir die Periode seit welcher transatlantische Dampfschiffe nach Amerika fahren, als eine zweite Entdeckung des fernen Westlandes bezeichnen, als ein ewig dauerndes Bündniß, daß man nie wieder der europäischen Cultur und Gesittung den Rücken wenden, oder sie gar feindlich zurückstoßen wolle.

Die Verbindung zwischen Brasilien und Europa mittelst regelmäßiger Dampfpacketschiffe besteht seit ungefähr zehn Jahren. Von ihr wollen wir zuletzt reden, denn schon viel früher als diese europäisch-brasilianische Dampfcommunication hergestellt wurde, durchkreuzten Dampfpacketboote und Dampffähren die brasilianischen Gewässer, bis sie zu einer Entwicklung und Frequenz gelangt sind, die manchen mit brasilianischen Verhältnissen weniger vertrauten Europäer vielleicht in Erstaunen setzen möchten. Ich will sie, so weit sie zu meiner Kenntniß gelangt sind, hier aufzählen.

Unser Ausgangspunkt ist Rio de Janeiro, die Hauptstadt des Kaiserreichs. Seit etwa 25 Jahren durchkreuzen Dampfschiffe die prachtvolle, viel besprochene Bucht der Stadt, um die Metropole mit mehrern wichtigen Punkten rings um diese Bucht herum in Verbindung zu halten, wie wir diese kleinen Linien weiter unten näher betrachten wollen, als Verbindungen, die nur von Provincialinteresse sind und weniger das ganze Land betreffen.

Die wichtigste brasilianische Dampfschiffslinie ist die der Companhia Brazileira dos paquetes de vapor, einer auf Actien begründeten und bedeutend von der Landesregierung subventionirten Gesellschaft, welche die Verpflichtung hat sämmtliche am Meer liegende Provinzen mit der Hauptstadt Rio in Verbindung zu halten, soweit ihre Dampfboote die Häfen dieser Provinzen anlaufen können.

Mithin theilt sie sich in zwei Richtungen, in welchen beiden Richtungen zweimal im Monat, angenblicklich am 7ten und 21sten, ein Dampfschiff expedirt wird.

In nördlicher Richtung geht das Dampfboot zunächst nach Bahia, welchen Hafen es im Durchschnitt in 72 Stunden erreicht. Hier muß es mindestens eine volle Geschäftstageszeit bleiben, und setzt dann seine Fahrt nach Maceio fort, der Hauptstadt der kleinen Provinz von Alagoas. Diesen Punkt erreicht das Schiff von Bahia aus in 18 Stunden. Nur wenige Stunden verweilt es hier auf der Rhede der Stadt, denn kaum anders darf man den Hafen von Maceio bezeichnen, und setzt seinen Lauf nach Pernambuco fort, wohin es in ungefähr 12 Stunden gelangt.

Pernambuco, vielleicht die interessanteste aller brasilianischen Handelsstädte, bildet einen Hauptpunkt in dieser Dampfschiffahrt, so daß das Schiff dort oft zwei Tage, immer aber länger als in Bahia, zu verweilen pflegt. Von Pernambuco gelangt es in 7—8 Stunden meistens nächtlicher Fahrt nach der Provinz Parahyba do Norte, wo es, am idyllischen Oertchen Capedello vorbei, den Parahybafluß zwei kleine Meilen hinaufgeht bis in die Nähe der kleinen Provincialhauptstadt, wo es nur eben so lange verweilt als nöthig ist um die Post und die Passagiere zu besorgen.

Von dort geht es dann in wenigen Stunden nach Rio Grande do Norte, wo aber das Dampfboot meistens nicht einläuft, sondern einige Stunden vor dem Fort der heiligen drei Könige umherkreibt, bis das auf dem Rio Grande hinaufrudernde Boot die Postangelegenheiten der unbedeutenden Stadt Natal besorgt hat und an Bord zurückgekehrt ist. Hier kreuzen sich meistens die Dampfschiffe auf der Hin- und Herreise, so daß Rio Grande do Norte als die Mitte der Dampfschifffahrtsreise bis Para angesehen werden muß.

Gleich nördlich von diesem Anhaltspunkt ist das Cap Roque, ein wenig charakterisirter Vorsprung der sandigen Küste. Nach einer Fahrt von etwa 40 Stunden vom Fort der heiligen drei Könige aus erreicht das Dampfpacketboot die offene Rhede von Ceara, auch Villa do Forte genannt, um dort einige Stunden oder höchstens einen Tag vor Anker zu liegen.

Kaum etwas mehr Zeit bedarf es um von Ceara den folgenden Anhaltspunkt Maranhao zu erreichen, und mit ihm einen vortrefflichen Hafen und eine mannichfach bemerkenswerthe Handelsstadt, in welcher das Schiff gern einen vollen Tag liegen bleibt, um den letzten Abschnitt der ganzen Reise zu beginnen, dann von Maranhao nach Belem do Para, welchen es ebenfalls in 40—48 Stunden zurücklegt, und demnach zur ganzen Reise von Rio de Janeiro nach Para etwa 14 Tage verwendet hat.

In Para bleibt es drei Tage, um sich zur Rückkehr nach Rio wieder auszurüsten. In derselben Weise macht es

dann seinen Weg nach Rio hinunter, so daß es durchschnittlich zur ganzen Reise bis zum Amazonenstrom und zurück einen Monat braucht.

Drei oder vier Dampfboote bewegen sich auf dieser Fahrt. Die beiden größten, der Cruzeiro do Sul und der Oyapock, sind ungemein schlanke und wirklich elegante Fahrzeuge, 230 Fuß lang, mit höchst angenehmem Verdeck und zweckmäßigen Cajüttengelegenheiten, Schiffe die unter Umständen zu groß und dann eben etwas kostspielig werden. Ihr Lauf ist bei friedlichem Seewetter 11 bis 12 Knoten. Ein drittes Boot ist der Parana, etwas kürzer und dicker als die beiden eben genannten Concurrenten und bedeutend langsamer, aber auf etwas unruhiger See ein sehr angenehmes Schiff, indem es sich ungemein leicht auf den Wellen hebt und senkt, und weniger stark schaukelt als die beiden andern.

Ich bin auf diesen drei Schiffen mehrfach gefahren, und bin vollkommen zufrieden gestellt gewesen mit allem was Commando und Küche betrifft.

Ein viertes, noch kleineres Schiff ist nun noch der Tocantins, ein Boot von schöner Schnelligkeit, welches besonders in den Zeiten benutzt wird in denen weniger Passagiere zu erwarten sind.

Dieß die Dampfpacketfahrt von Rio de Janeiro nördlich.

Meistens am gleichen Tage, oder doch fast zur selben Zeit in der das Dampfschiff nach „dem Norden" von Rio abgeht, läuft auch das nach „dem Süden" aus. Es geht in gerader Südwestrichtung nach der Provinz Santa Catharina in einer Fahrt von zwei Tagen, wo es in der wunderschönen Lagune von Desterro, dem eingeschlossenen Meeresarm zwischen der Insel von Santa Catharina und dem Festland, einen Tag oder etwas mehr, je nach Umständen, liegen bleibt, und dann nach der Provinz Rio Grande do Sul weiter geht, dessen unruhige und unter Umständen recht gefährliche Barre oder Einfahrt zum gleichnamigen Hafen es ebenfalls wieder in zwei Tagen erreicht. Von Rio Grande geht es nach kurzem Aufenthalt noch bis Montevideo, von wo es dann auf demselben Wege — über Rio Grande und Santa Catharina — nach Rio zurückkehrt, so daß es zur ganzen Reise nicht viel mehr als 14 Tage gebraucht.

Als ich im Jahre 1858 meine Reise nach dem Süden Brasiliens machte, befanden sich die beiden Dampfboote Imperador und Imperatriz auf dieser Südpacketfahrt, zwei Schiffe die damals unter der Mittelmäßigkeit waren. Sie sind aber längst ersetzt worden durch lange, schlanke Dampfschiffe von großer Eleganz, die Princeza de Joinville und die Apa, welche beide für die Südreise ganz den Dampfbooten Cruzeiro do Sul und Oyapoc entsprechen, aber bedeutend geringeren Tiefgang haben.

Durch diesen geringen Tiefgang — ich denke, beide Südfahrzeuge gehen nur 7 Fuß tief, während die beiden Nordpdampfschiffe 12 Fuß Tiefgang haben — ist ein ungemein verdrießlicher Umstand vermieden. Bei den veränderlichen, von herrschenden Winden und selbst beweglichen Sandbildungen bedingten Wasserständen der Barre von Rio Grande konnten die früheren Dampfschiffe dort oft nicht einlaufen. Auf offener See mußten sie warten bis man ihnen große Boote oder ein kleineres Dampfboot aus dem Hafen hinausschickte, um ihnen die Passagiere und Effecten abzunehmen. Solche Ausschiffung auf offener See aber ist eine höchst fatale und unter Umständen sehr gefährliche Partie, und selbst beim schönsten Seewetter für Frauen und Kinder immer peinigend genug. Ich habe solche Scenerie gerade vor der Barre von Rio Grande selbst mit durchmachen müssen. Ja, es ist vorgekommen daß an eine solche Ausschiffung gar nicht zu denken war, und die für Rio Grande bestimmten Passagiere bis zur Mündung des Rio da Prata, wie der spanisch benannte Rio de la Plata portugiesisch getauft wird, mitgehen mußten, und erst beim Rückkehren — und auch da nur mit Mühe — sich ausschiffen konnten. Ja, es haben einzelne Familien, die von Rio kommend die Schwierigkeiten an der Barre von Rio Grande do Sul vermeiden wollten, sich bereits in Desterro auf der Insel Santa Catharina ausgeschifft, und haben vom Festland der genannten Provinz aus theils auf mannichfach zusammengesetzten Flußverbindungen oder urzuständlichen Landwegen Porto Alegre, die eigentliche Hauptstadt von Rio Grande, aufgesucht, und nach einer Reise von vielen Wochen erreicht.

Durch die beiden Dampfschiffe P. v. Joinville und Apa ist diesem Uebelstande vollkommen abgeholfen, beide Fahrzeuge können, mit Vorsicht geleitet, ohne Anstand in die Barre von Rio Grande einlaufen und bis zur Stadt desselben Namens hinaufahren.

So sind zwar die fernsten Punkte des brasilianischen Küstenstriches durch Dampfbootsverbindungen in so nahem Zusammenhange, daß z. B. ein Mann aus Para in 3—4 Wochen, allen Auseuthalt eingerechnet, nach Rio Grande do Sul gelangen kann. Aber dennoch bleiben einige Provinzen, trotz dem daß sie zum Theil oder in weiter Ausdehnung an der See liegen, von der Wohlthat, mittelst der Dampfschiffe der Companhia Brazileira dos paquetes de vapor mit der Metropole von Rio de Janeiro innig zusammen zu hängen, und zwar deßwegen ausgeschlossen, weil sie aus dem kurzen Wege jener Dampfboote herausliegen, oder an ihren Hafenmündungen zu wenig Wasser haben, um jene Schiffe ohne Gefahr aufnehmen zu können.

Es ist indeß auch für diese Provinzen durch Zwischenlinien gewissenhaft gesorgt worden, wie wir solche Zwischenlinien und Verbindungen einzelner Provincialhauptstädte aufführen wollen.

Wir fangen mit Rio de Janeiro an, mit seinen Dampfbooten welche auf der Bucht selbst den Dienst versehen.

Vom ersten Frühroth an bis in die Nacht hinein fährt alle Stunde ein flüchtiges Dampfboot quer über die Bucht nach dem freundlichen Städtchen Praya Grande und dem damit zusammenhängenden Oertchen San Domingo, einem lieblichen Sommeraufenthalt und ungekünstelten Seebad. Die Verbindung welche mit Booten und Faluahs alten Styls 1—2 Stunden wegnahm, geschieht mit diesen kleinen Dampfschiffen in 19 Minuten, so daß eine große Anzahl von Ge-

schäftsleuten und Angestellten, obwohl sie in Rio ihre Thätigkeit haben, in den beiden genannten Orten wohnen können und höchst angenehm leben.

Um den Bewohnern von Bolafogo und Umgegend einen heißen staubigen Landweg zu ersparen, und ebenso denen welche in entgegengesetzter Richtung in San Christovao und auf der lustigen Ponta do Caju wohnen, einen unerfreulichen Umweg zu ersparen, communiciren 4—6mal am Tag kleine Dampfschiffe in beiden Richtungen von Rio aus mit den genannten Oertlichkeiten, und machen den zahlreichen dorthin fahrenden Omnibus aller Größen eine bedeutende Concurrenz.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Mechanische Zergliederung der Farben. Hr. J. Smith hat der „Britischen Association" zwei kleine Instrumente vorgelegt, geeignet eine reißendschnelle rotirende Bewegung hervorzubringen. Dadurch daß er in denselben Karten von reinem Weiß anbrachte, die so geschnitten sind daß sie in verschiedenen Entfernungen vom Mittelpunkt noch weiße Theile zeigen, und dadurch daß er dem Instrument einen intensiv schwarzen Grund (ein Stück schwarzen Sammets) gab, gelang es ihm auf das Auge lebhafte Eindrücke von verschiedenen Farben hervorzubringen, nämlich hellrothe, dunkelrothe und braune, tiefgrüne, hellgrüne, gelbe von verschiedenen Graden der Reinheit, orange-violette und andere Farben. Er behauptete daß, wenn er die Räume welche abwechslungsweis in rapider Aufeinanderfolge Eindrücke von Licht und Dunkelheit hervorbringen, gleichmäßig vertheile, er im Stande sey nach Belieben jede Farbe zu erzeugen die er während der Dauer der Bewegung zu sehen wünsche. (Year-book of Facts.)

*

Der Donati'sche Komet. Wir entnehmen dem Bericht Hrn. George Bonds über den am 2 Jun. 1858 von Donati entdeckten großen Kometen folgende Einzelheiten, hauptsächlich Auszüge aus den handschriftlichen Aufzeichnungen des Observatoriums von Havard College. Die neueste Mittheilung läßt keinem Zweifel Raum daß der Donati'sche Komet ein periodischer ist, indem er eine Umlaufszeit von etwa 2000 Jahren hat. Folgendes sind die Ergebnisse zu denen verschiedene Berechner gelangten:

Watson	2415 Jahre	Graham	1620 Jahre
Bruhns	2102 „	Brunnow	2470 „
Lowy	2495 „	Newcomb	1854 „

Die letzten zwei Bestimmungen beruhen auf längeren Beobachtungszwischenräumen als die andern, indem die Hrn. Newcombs um einige Tage länger sind als Dr. Brunnows. Die noch bestehende Ungewißheit in der Periode wird sich wesentlich vermindern, wenn einmal die Beobachtungen aus der südlichen Halbkugel eingegangen sind.

*

Verminderung des Regens. In dem mit Ende Juni schließenden Vierteljahrsbericht des General-Registrators wird angeführt daß der Ausfall in der Regenmenge von Anfang des Jahrs 1¾ Zoll beträgt. Der Ausfall in den Jahren 1854, 1855, 1856, 1857 und 1858 belief sich im durchschnittlichen Regenfall eines Jahrs auf 25 Zoll. In allen Ländern trifft man Spuren von ausgetrockneten Flüssen; allein innerhalb der historischen Periode finden sich nur wenige oder keine Beispiele davon daß neue Flüsse entstanden wären. Der Dnieper bei Kiew ist im Austrocknen begriffen. Die gefürchteten Ebenen von Troja können nur mit Mühe wieder erkannt oder verfolgt werden, weil die von Homer erwähnten Flüsse, dessen descriptive Topographie nicht in Zweifel gezogen wird, sich entweder nicht mehr auffinden lassen, oder jetzt so unbedeutende Bäche sind daß sie hinter den Schilderungen des Dichters weit zurückbleiben. An den Mündungen des Nils wird das Wasser immer seichter, während man Grund hat zu glauben daß das Volumen seiner Gewässer sich innerhalb der Geschichtsperiode merklich verminderte. Das baltische Meer ist im Abnehmen begriffen. Das adriatische leitet seinen Namen von einer Stadt her die jetzt achtzehn (engl.) Meilen von der Küste entfernt ist, und einmal ein blühender Seehafen war. Nordamerika wird merklich trockener. Die Flüsse nützen das Gestein langsam ab, und nehmen ein niedrigeres Bett ein. Bekannt ist daß sich die Küsten Amerika's am stillen Ocean mehr und mehr erhöhen, oder daß der sie umgebende Ocean sinkt. (Year-book of Facts.)

*

Stellenkauf in China. Die Mandarinen kaufen ihren Rang, und wenn sie ihn erlangt haben, geben sie ihrerseits blanke Scheine aus für die Erwerbung gewisser geringerer Aemter die man ihnen abkauft. So z. B. kann man sich einen Knopf von Mandarinenrang, der seiner Zeit 10,000 Taels kostete, jetzt für ungefähr 2500 Taels verschaffen. Der reiche Mann welcher diese 2500 Taels bezahlt, und einen Theil seines Geldes zurückbekommen will, verkauft seine blanken Scheine für 400 bis 1000 Taels an einen Mann der nach dem Rang trachtet, und füllt sie mit dessen Namen aus; dieser macht dann, den Schein in der Hand, den Mandarinen seine Aufwartung, und ist nun ein blauknöpfiger Würdenträger ohne weitere Mühe, so daß ein Rang welcher früher 10,000 Taels kostete, jetzt für einen bloßen Procentsatz dieser Summe zu erlangen ist. Als Schanghai belagert wurde, lud Keih-ur-hang-ah, der Oberbefehlshaber, die vornehmsten eingebornen Kaufleute zu einem großen Gastmahl ein; die Entschuldigungen waren zahlreich, da man wußte daß es eine Versammlung zum Verkauf von Knöpfen seyn sollte, und wahrscheinlich ein theures Festmahl werden würde. (Twelve Years in China.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. Augsburg, 1 Julius 1860.

Capitän Speke's Abenteuer im Somaliland.

(Aus Blackwood's Edinburg Magazine.)

Die Regierung von Bombay war im Jahr 1854 veranlaßt worden eine Expedition zur Erforschung des Somali-Landes (eines großen gerade südlich von Aden liegenden und nur durch den Meerbusen von Aden von der arabischen Küste getrennten Landstriches) zu veranstalten, und hatte drei Officiere, Lieutenant Burton für das Commando, und die Lieutenants Stroyan und Herne zur Unterstützung in der Führung derselben, angestellt. Oberst Outram gab mir den Rath: ich solle den Lieutenant Burton bitten mich an dieser Expedition Antheil nehmen zu lassen. Nichts hätte mir erwünschter kommen können. Lieutenant Burton willigte gern ein, und ich wurde sogleich der Expedition zugetheilt.

Die Somalis sind uns erst seit unserer Besitzergreifung von Aden näher bekannt geworden, da viele von ihnen mit ihren Stämmen und Familien sich dorthin begeben um Handel zu treiben, oder die mehr häuslichen Dienste als Träger und Kameltreiber zu verrichten. Sie sind dem Ueberlands-Reisenden leicht erkenntlich durch ihr eigenthümliches Aussehen und ihr ungestümes Benehmen, so wie durch ihren bekannten Hang zu Lug und Trug. Ein erfolgreicher Betrug ist ihnen angenehmer als jede andere Art sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, und die Erzählung solcher Thaten bildet die Hauptwürze ihrer geselligen Unterhaltungen. Sie übertreffen als Kameltreiber selbst die Aegyptier. Wie man aus ihrer Geschichte schließen kann, sind sie ein gemischter Ham-Semitischer Volksstamm, weichen in ihrem Aeußern aber von Hamiten wie von Semiten beträchtlich ab, obgleich sie gewisse Kennzeichen beider Racen beibehielten. Sie sind ein hochgewachsenes schlankes Volk, leicht und gewandt wie Rehe, an Farbe ein wenig, obgleich nicht viel, dunkler als die Araber, haben dünne Lippen und, im Vergleich mit Schwarzen, ziemlich griechische Nasen, aber eben so wollige Köpfe wie die ächten Neger. Von Natur aus sind sie so ungestüm und kriegerisch, daß man sich zu Aden in die Nothwendigkeit versetzt sah sie zu entwaffnen. Als sie zum erstenmal dorthin kamen, war es kein ungewöhnlicher Anblick die Männer verschiedener Stämme einander Wettkämpfe mit Speeren und Schilden liefern zu sehen, und selbst heute noch gerathen sie, wenn auch ohne eigentliche Waffen, mit Stöcken und Steinen zuweilen heftig aneinander. Es gibt kaum einen Mann unter ihnen der nicht Narben von Wunden, welche er bei solchen Gelegenheiten davongetragen, aufzuweisen vermöchte, ja einige dieser Verletzungen sind so tief, daß man sich wundern muß wie die Leute wieder genesen konnten.

Ihre Tracht ist sehr einfach. Die Männer tragen ein einziges, acht Ellen langes Tuchstück, das sie, fast ganz wie der Schotte sein Plaid, über die Schulter werfen. Einige rasiren ihren Kopf, und lassen ihn kahl; andere tragen die Mähne eines Löwen als eine Perrücke, während diejenigen welche die Dandies spielen ihr Haar wachsen lassen, und in dasselbe kokett einige Stäbe stecken die viel Aehnlichkeit mit denen haben welche die Chinesen bei der Ordnung ihrer Toilette als Kamm gebrauchen. Alle aber tragen als Vertheidigungswaffen einen Speer und einen Schild, einen Schillelagh (Knüttel) und ein langes zweischneidiges Messer. Nicht ganz so einfach ist die Kleidung der Frauen. Sie befestigen ein Tuch dicht um den Leib unmittelbar unter ihren Armen, lassen es glatt auf den Boden herabfallen und bedecken damit ihre Beine. Die verheiratheten binden ihr Haar in ein Stück blauen Tuchs, und tragen es so eingebunden am Hintertheil des Kopfes, ungefähr so wie heutzutage englische Frauen das ihrige. Diese Art Kopfputz ist ein Zeichen des Ehestandes. Die Jungfrauen tragen ihr Haar lose, in kleinen dreifachen Zöpfen, was, wenn sie auf dem Scheitel getrennt werden, dem Haar gestattet rings um den Kopf glatt herabzufallen, wie ein wohlgeordnetes Kopftuch. Nähert man sich einer dieser Schönen, so gibt sie ihrem Kopfe mit einer leichten Bewegung, durch welche die vordern Locken getrennt werden, eine verführerische Wendung rückwärts, und zeigt ein hübsches kleines lächelndes Gesicht, mit Zähnen so weiß wie Perlen, und Lippen so roth wie Rubinen. So hübsch die Weiber in ihrer Jugend sind, so schwindet diese Schönheit doch plötzlich wenn sie einmal Kinder geboren, und damit verlieren sie auch das ganze schöne Ebenmaß ihres Körpers.

Sie schwellen dann, wie die Negerweiber, um die Taille herum an, und bekommen jene breite Entwicklung welche man in der feinern Umgangssprache Steatopyga nennt. Obgleich Moslims, tragen sie den Jaschmak nicht.

In Folge der Armuth ihres Landes sind fast alle Somalis wandernde Hirten, was an und für sich selbst genügt um ihre turbulente Gemüthsart zu erklären. Das unter ihnen herrschende Regierungssystem ist rein patriarchalisch, und die Nachfolge nach dem Geburtsrecht ziemlich fest geregelt, was, wie es scheint, von dem Werthe herrührt den sie auf die Erhaltung der Reinheit ihres Bluts legen. Das Oberhaupt jedes Clans wird Gerad oder Sultan genannt, der für sich selbst indeß machtlos wäre, wenn er nicht von dem vereinigten Einfluß der ganzen königlichen Familie unterstützt würde. Entstehen Ruhestörungen oder große Streitigkeiten, so wird der Sultan zu Rathe gezogen, welcher seine Aeltesten zu einer Art Parlament versammelt, um die Sache verhandeln zu lassen und durch diese Rathgeber die Gesinnungen des Volks kennen zu lernen. Kleine Streitigkeiten werden ohne weitere Verweisung von den Aeltesten selbst geschlichtet. In den meisten Fällen entsteht Krieg aus Blutrache, wenn ein Mitglied des einen Clans den Unterthan eines andern tödtet, und das zuerkannte Wehrgeld nicht bezahlen, oder sich der Rache der Familie welche den Verlust erlitten hat nicht ausliefern lassen will. In solchen Fällen marschiren dann ganze Stämme freiwillig aus, um die That durch gewaltsame Wegnahme so vielen dem Angreifer gehörigen Viehs zu rächen, als das Wehrgeld, das Vieh nach dem Marktpreis geworthet, beträgt. Ein so entflammter Krieg kann oft Jahre lang dauern, da sich bei den wiederholten Todesfällen unter den streitenden Parteien die Wagschale des Blutgelds nie ins Gleichgewicht stellt. Ueberdieß trifft die aufgelegte Strafe selten die unmittelbar betheiligte Partei; wozu noch kommt daß in Stammesfriegen jedermann aufs bestmögliche sich des Viehs seines Feindes zu bemächtigen sucht, und Leute welche früher arm waren dadurch plötzlich reich werden, was der Ausdehnung des Streits einen Nebencharakterzug gibt den nichts anderes hervorbringen könnte. In der Gerechtigkeitspflege halten sich die Somalis an das Mosaische Gesetz, als in den Koran aufgenommen, Leben um Leben, und Art um Art. Die nördlichen Somalis haben keine ständigen Dörfer im Innern des Landes, da der Grund und Boden nicht angebaut ist; sondern sie halten sich bald da, bald dort auf, indem sie sich mit ihren Viehheerden innerhalb gewisser Bezirke stets an Plätze begeben wo Wasser zu finden ist, und wo sie zeitweilige mit Grasmatten bedeckte Pfahlhütten errichten; an günstigen Stellen aber werfen sie auch lose, den Deichen in Schottland ähnliche, Steinmauern auf. An der Seeküste hingegen, wo es Häfen für die Schifffahrt gibt, bauen sie ständige Dörfer, jedoch in höchst primitiver Art. Diese bestehen nämlich aus viereckigen Matten-Wänden, die von Pfählen geistützt werden, alle ohne jegliche Ordnung neben einander gestellt und nach der Bequemlichkeit der einzelnen Familien abgetheilt; in der Nähe befinden sich gewöhnlich einige viereckige kastenartige (box-shaped) Steingebäude, das Eigenthum des Häuptlings des Platzes, die man als Forts bezeichnet, obgleich sie in ihrem kunstlosen Bau nichts zeigen was diesen Namen verdiente. Sie bestehen alle aus Korallenblöcken, die mit einem aus demselben Material gewonnenen Mörtel zusammengekittet sind. Gleich fast allen Plätzen innerhalb der Tropen wird dieses Land von regelmäßigen Monsuns oder Jahreszeiten heimgesucht in welchen die Winde beständig in einer Richtung vorherrschen; demgemäß können Schiffe nur im Laufe von fünf Monaten des ganzen Jahrs, oder vom 15 Nov. bis zum 15 April, in die Häfen einlaufen, um mit dem Volke Handel zu treiben. Alsdann bringen die Somalis die Producte ihres Landes, nämlich Schafe, Kühe, Ghi, von den Weibern aus gewissen Grasarten und der Daum-Palme gemachte Matten, Straußenfedern und Felle, herbei, und lassen sich an der Küste nieder um dieselben bei den fremden Kaufleuten, den Arabern und den Männern aus Cutsch, welche Tücher, Datteln, Reis, Eisen ꝛc. dahin bringen, auszutauschen.

Unter allen Handelsplätzen an der Küste ist Berbera der wichtigste; er ist in der That das große Emporium des Somali-Landes. Er liegt unter demselben Meridian wie Aden, und ist von letzterem nur durch den Meerbusen dieses Namens getrennt. Obgleich er von so großer Bedeutung ist, wird er doch nur während der fünf Monate des günstigen Monsuns bewohnt, wenn große Karawanen aus den reichen südlichen und südwestlichen Provinzen, deren wichtigste die von Ugahden und Harar sind, herauskommen.

Wir konnten unsern Marsch indeß erst Anfangs October, nach Verfluß voller fünf Monate, antreten. Mittlerweile hatte sich Lieutenant Burton entschlossen einen Probe-Ausflug nach Harar zu machen, einem Platz der bisher noch nie von Europäern betreten worden, und der, wie man sagte, denselben unzugänglich war. Lieutenant Burton beauftragte den Lieutenant Herne sich, während er (Burton) auf dieser Expedition war, nach Berbera zu begeben und eine Diversion zu seinen Gunsten zu machen. Zu diesem Zweck ertheilte er ihm die Weisung: er solle, falls Burton in Harar von dem Emir dieses Platzes zurückgehalten würde, die Karawane der Hararer als Lösegeld für seine Freilassung ebenfalls zurückhalten.

Um ferner genauere Kenntniß in Betreff des Marsches der Ugahden'schen Karawanen zu erlangen, um Einsicht in die Marktgeschäfte von Berbera zu gewinnen und Vieh aufzubringen für unsere endliche Reise, ward es für räthlich erachtet daß er dahin gehe. Lieutenant Stroyan sollte sich ebenfalls, sobald er es möglich machen konnte, nach Berbera begeben, um Hrn. Herne zu unterstützen. Ich selbst sollte mich nach Bander Gori, an der Warsingali-Gränze, verfügen, um so weit als möglich südwärts im Lande vorzudringen, wobei ich meinen Weg über die Seehügelkette einschlagen, mich dann westwärts wenden, den Wady Nogal in Augenschein nehmen und direct nach Berbera wandern sollte, um dort mit unsern Gefährten Stroyan und Herne nicht später als am 15 Januar 1855 zusammenzutreffen.

Nach Feststellung dieses Plans machte ich mich sogleich ans Werk, und begann diejenigen Vorräthe einzulegen welche

für eine Ausrüstung nothwendig waren, während Lieutenant Burton, der lange in Aden gewohnt hatte, zwei Männer dingte um mich auf meiner Reise zu unterstützen. Der erste war ein gewisser Samater, der einen hohen Rang in seinem Land einnahm, und mein Abban oder Beschützer seyn sollte. Die Pflicht der Abbanschaft ist von der größten Wichtigkeit, denn es hängt gänzlich von der Ehrlichkeit des Abban ab ob sein Client im Stand ist, in dem Land durch das er ihn führt, seine Zwecke zu erreichen. Araber, wenn man unter ihrem Schutze reist, haben seine Erlaubniß nachzusuchen hinsichtlich alles dessen was sie zu thun wünschen, und können nicht einmal einen Marsch machen, oder irgend etwas kaufen, ohne zuerst die Genehmigung des Abban eingeholt zu haben. Der Abban führt den unter seinen Schutz Gestellten bei dem Häuptling seines Clans ein, ist verantwortlich für alle Ungebühren welche unterwegs begangen werden, und der anerkannte Vermittler in allen Streit- und Tauschhandelsfragen, so wie bei jedem andern Vorkommniß. Der zweite Mann war ebenfalls ein Warsingali, [1] Namens Ahmed, welcher einige oberflächliche Kenntniß des Hindustani besaß, und unter uns als Dolmetscher fungirte. Ich dingte hierauf noch zwei andere Männer, einen Hindustani-Kellner mit Namen Imam, und einen Sidi Farhan: letzterer war seiner Statur nach ein wahrer Hercules, mit ungeheuren Armen und Gliedmaßen und dem entwickeltsten Muskelsystem. Er hatte einen breiten Kopf mit kleinen Augen, schlapper gebrungener Nase und hervorragendem Munde voller scharfen Zähne, wie ein Krokodil. Am 18 October 1854 war ich reisefertig, schiffte mich, in orientalischer Tracht, mit meinem ganzen Gefolge in einem arabischen Fahrzeug ein, und gieng Abends 6 Uhr desselben Tags noch unter Segel.

Die Fahrt war der leichten und schwankenden Winde wegen sehr langsam und mühselig. Anstatt die ganze Reise in drei Tagen, der gewöhnlichen Zeit, zu vollenden, nahm sie neun in Anspruch, und wir erreichten den Ort unserer Bestimmung erst am 27 October. Ich hatte nun die Somaliküste gesehen, und mußte gestehen daß ich mich sehr getäuscht fand. Alles was ich außer etlichen Dörfern erblickte, war ein sandiger Landstrich, die See-Ebene, welche sich der Breite nach von der Seeküste bis zu einigen braun aussehenden Hügeln im Hintergrund erstreckte, die theils nur einige hundert Yards, theils eine oder zwei Meilen entfernt lag. Hügel und Ebene waren fast ohne allen Pflanzenwuchs, und kein Thier noch sonst ein anderes lebendiges Wesen ließ sich sehen.

28 October. Nach Sonnenaufgang wurden wir pflichtschuldigst geehrt durch die Ankunft vieler halbnackten Würdenträger, welche sich zärtlich nach dem Zustand unserer Gesundheit, dem glücklichen oder unglücklichen Verlauf unserer Reise, dem Zweck unsers Hierherkommens und einer Menge anderer derartiger interessanten Dinge erkundigten. Dann wiederum wurden sie von unsern Leuten nach dem Zustande des Landes befragt, ob Friede oder Krieg darin herrsche; wie und wo der Sultan Gerad Mehemed Ali residire; ob und wo es kürzlich geregnet habe; ob das Vieh viel Milch gebe. Auf alle diese Fragen lautete die Antwort: alles befinde sich im erwünschtesten Zustande; das Vieh gedeihe in den Bergen, wo, etwa zwanzig Meilen von diesem Platz entfernt, kürzlich Regen gefallen sey, und der Sultan sey mit seiner ganzen königlichen Familie (er hat vier Söhne) da, schwelge in Milch unter schattenreichen Bäumen, oder wärme sich ruhepflegend in den milden Strahlen der Morgensonne. Der Gipfelpunkt des Somali-Glücks! Es ward nun Befehl ertheilt ans Land zu gehen, und wir brachen insgesammt auf nach einem Fort, welches der Abbas sein Eigenthum nannte, in Goriet (Klein-Bander-Gori), drei Meilen westlich von Bander Gori. In der Nähe befanden sich zwei dieser kleinen Forts, sowie eine geringe Anzahl Mattenhütten, gleich den bereits geschilderten und aus demselben Material wie alle andern Forts und Hütten der Somalis. Alle meine Habseligkeiten wurden nun in dem Fort das ich inne hatte untergebracht, mit Ausnahme des Salzes, was später zwischen mir und dem Abban Anlaß zu Streit gab, weßhalb sogleich nach dem Sultan geschickt wurde. Niemand konnte aber nur einen Schritt landeinwärts gehen, oder irgend etwas kaufen, ohne zuvor die Genehmigung des Abban erlangt zu haben. Obgleich Gerad Mehemed Ali nur zwanzig (engl.) Meilen von Goriet entfernt lebte, so mußten doch wiederholte Botschaften an ihn gesendet werden, und volle eilf Tage verstrichen bis er den Aufforderungen durch seine Gegenwart entsprach.

Die Warsingalis führten bittere Klagen gegen mich über die Abuahme ihrer Macht seit vor ungefähr sieben Jahren die Engländer sich in ihre Kämpfe mit den Habr Teldschala gemischt und sie ihrer Schiffe beraubt hätten. Sie hätten, fügten sie bei, die Habr Teldschala damals nicht nur geschlagen, sondern sich auch eines ihrer Schiffe bemächtigt; vor diesem Bruch hätten sie die Obmacht über alle Stämme des Somali-Landes besessen, jetzt aber seyen sie ihnen unterjagt Krieger zu befördern oder Repressalien zur See zu ergreifen, da jeder Stamm auf gleichen Fuß mit ihnen gestellt sey. Sie sprachen ferner von der Abnahme der Sittlichkeit in ihrem Stamme seit der Besitznahme Adens durch die Engländer und seit der Verbreitung der Civilisation daselbst. Sie schrieben diesen Uebelstand zumeist unserm schwachen Verfahren in Verfolgung von Verbrechern zu, indem eine allzu genaue Beweisführung nöthig sey ehe man eine Strafe verhänge; viele Unredliche entrännen der Strafe des Gesetzes bloß deßhalb weil sich kein Augenzeuge des Verbrechens finden lasse, obgleich häufig so starke Indicien vorhanden seyen daß die Anschuldigung für erwiesen gelten könne. Wenn sie so einerseits gegen unsere Gesetze sprachen, und deren Unzulänglichkeit zur kräftigen und muthigen Ausführung der Regierungsabsichten hervorhob, so waren sie andrerseits voll Lobes für die despotischen Gewalten und die Gerechtigkeitsliebe ihres eigenen Sultans. Natürlicherweise glich kein Sterblicher ihrem Me-

[1] Dieß erwies sich als ein großer Fehler; denn da ich, um ganz unabhängig zu seyn, beide Männer aus einem und demselben Stamm genommen hatte, so handelten sie in Uebereinstimmung gegen mich wie zwei Brüder.

hemed Ali. Wenn er sie in den Krieg führe, gleiche er den „englischen Franzosen“ [1], und wenn er Streitigkeiten schlichte, brauche er keine Schreiber, sondern setze sich auf den Wollsack, höre die Erzählung der Anklage und Vertheidigung mit von seinen Händen verdeckten Gesichte an, spreche nie ein Wort bis das Verhör vorüber sey, und gebe dann, ohne irgendwelchen weitern Commentar, seine Endentscheidung in einem einzigen Wort. Zur Bestätigung ihrer Angaben schilderten sie ein erst vor kurzem vorgekommenes Verhör, in welchem ein Knabe beschuldigt worden war: er habe versucht aus einem Kornhaus einigen Reis zu stehlen; der Knabe hatte seine Hand durch eine Ritze in der Thüre desselben gestreckt, und es war ihm gelungen einen Finger bis zum zweiten Gelenk in das Korn zu bringen. Während seines Verhörs anerkannte er offenherzig dieß gethan zu haben, worauf der Sultan bestimmte daß ihm genau so viel, und mehr nicht, von seinem Finger abgeschnitten werden solle, so die That genau nach ihrer Schuld bestrafend. Der Anschauung der Somalis gemäß war dieß die pünktlichste und gerechteste Handhabung der Rechtspflege, welche nichts übertreffen könne, und sie waren also in hohem Grade stolz darauf.

Voll Ungeduld darüber daß ich so viele kostbare Zeit mit Worten hier verlieren mußte, und außer Stande war die nöthigen Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen, sandte ich wiederholte Botschaften an den Sultan, und ließ ihn um eine sofortige Zusammenkunft bitten; allein erst am 6 November hörte ich bestimmt von seiner Ankunft sprechen, und daß er den Berg herab kommen werde.

Am 7 Nov. kam er mit einem Heer von Agils nach Bander Gorî, und begab sich in die Hütte eines Nahuda. Dieser Unwürdigkeit mußte er sich unterziehen, weil er die Kaufleute welche seine Forts bewohnten von seiner beabsichtigten Ankunft nicht in Kenntniß gesetzt hatte, und nun keiner seinetwegen sich entfernen wollte. Da ich ihn so nahe wußte, so wäre ich gern zu ihm hinübergegangen und hätte meine Angelegenheiten sogleich mit ihm ins reine gebracht; allein die Würde verbot es, und da er bei seiner Herkunft so große Vorsicht entfaltet hatte, so fürchtete ich, eine Uebereilung könnte ihn ängstlich machen und wieder hinwegtreiben. Er schien dieselbe Pünktlichkeit gegen mich zu beobachten, weßhalb ich meinen Zweck dadurch zu erreichen suchte daß ich meinen Abban, unterstützt von mehrern mächtigen Agils, früh am folgenden Morgen, als sie Durbar gehalten hatten und meine Reiseabsichten umständlich erörtert worden waren, an ihn absandte. Lange Zeit waren die Aeltesten an des Sultans Seite meinem Besuch ihres Landes sehr abgeneigt, da sie meinten es könne möglicherweise nichts gutes, wohl aber viel Schaden für sie daraus erwachsen; es könnte mich nach ihrem Lande gelüsten, ich könnte es ihnen vielleicht entreißen, und sie würden dann, statt Gewinn, nur Schaden davon haben. Der Sultan machte der Berathung auf seine gewöhnlich kurze und conclusive Weise damit ein Ende daß er sagte: „Die Warsingalis stehen in den freundschaftlichsten und freundschaftlichsten Beziehungen zu den Engländern, und da er die Aufrechthaltung dieser Beziehungen wünsche, so wolle er mir Erlaubniß ertheilen in seinen Besitzungen überall hin zu reisen wohin es mir beliebe. Allein aus Furcht vor den Folgen, da die Engländer ihn für verantwortlich halten würden wenn mir ein Unfall zustoßen sollte, könne er nicht gestatten daß ich seine Gränze in irgend einer Richtung überschreite, insbesondere aber nicht daß ich mich ins Dulbahanta-Land begebe, wo Kriege wütheten, und das Land so unsicher sey daß selbst Warsingalis sich nicht dorthin wagten.“ Diese Meldung wurde mir in hoher Freude von Samater überbracht, der seinen Erfolg für vollständig hielt, und mir gleichzeitig die Absicht des Sultans kund that mich Abends mit einem Besuche zu beehren, was denn auch geschah.

Er kam ein wenig vor Sonnenuntergang, in kriegerischer Ordnung in der Mitte einer doppelten Zeile von Männern einhermarschirend, welche ihre Speere über die Schultern gesenkt trugen, und in langsamer Marschordnung, augenscheinlich als Nachahmung unserer Soldaten, einherschritten. Kein Wort wurde gesprochen, die tiefste Feierlichkeit herrschte. Um ihre Furcht zu zerstreuen, näherte ich mich dem Sultan, grüßte ihn, und suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen. Als ich jedoch wahrnahm daß dieß eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, zog ich mich zurück, und fand sie bald tief im Gebet begriffen, wobei sie sich abwechslungsweise zu Boden warfen und wieder aufstanden, die Hände gen Himmel emporhoben und stundenlang unaufhörlich murmelten. Hierauf ließ ich ihnen ein königliches Mahl von in Ghî (Butter) schwimmendem Reis, und dann Datteln ad libitum, auftragen. Dieses wurde mit einer solchen eiligen Geschäftigkeit verschlungen daß ich nicht umhin konnte zu fragen wie viele denn mit Essen beschäftigt seyen? Der Abban erwiederte es seyen ihrer nur wenige. Wie man aus der Kraft des Schalls einer Kanone, und aus der Fähigkeit derselben eine große Ladung Pulver zu ertragen, auf die Güte des Geschützes schließt, so wird bei den Somalis eines Mannes Kraft bemessen nach der Menge von Nahrung die er zu verschlingen vermag. Man betrachtet es als eine That der Ueberlegenheit ein größerer Vielfraß zu seyn als ein anderer.

8 Nov. Diesen Morgen kam der Sultan, der sich von der Ueberladung seines Magens erholt hatte, um meine Begrüßung vom vorigen Abend zu erwiedern. Ich setzte ihm den Zweck meiner Expedition umständlich auseinander; er hörte aufmerksam und höflich zu, wiederholte aber am Schlusse die Worte deren ich bereits Erwähnung gethan, und fügte bei: „Die Dulbahantas haben innere Kriege; sie haben viele Jahre gekämpft, sind nun in heißem Streit befangen, und theilen die Regierung ihres Landes. Vor noch nicht vielen Tagen habe ich vernommen daß der südliche Theil derselben, welche die Landstriche ungefähr 100 (engl.) Meilen gerade südlich von Bander Heis bewohnen, den Nördlichen,

[1] Wenn die Somalis von weißen Männern oder Europäern sprechen, sagen sie stets „englische Franzosen,“ da Engländer und Franzosen die einzigen Zweige der europäischen Völkerfamilie sind welche sie kennen.

die unter demselben Meridian leben, dicht an der Nordgränze eine Schlacht geliefert haben, und daß es ihnen gelungen ist ihren Gegnern 2000 Pferde, 400 Kamele, eine große Anzahl Schafe und Ziegen wegzunehmen, und auch einen Mann schwer zu verwunden." Es sey daher unmöglich, meinte er, daß ich von dem einen Theil jenes Landes in den andern gehen könnte, ich würde sonst als Feind behandelt werden; auch sey dieß zudem die einzige Linie auf der sich während dieser — der trockenen — Jahreszeit Wasser finden lasse. Wäre ich während des Monsuns hiehergekommen, so hätte ich direct in einer diagonalen Linie, vom Süden der Gebirgskette bis hinter diesen Platz, in das Land der Südbewohner reisen können; diese seyen der ältere Zweig jener Völkerschaft und gegenwärtig von dem erblichen und rechtmäßigen Oberhaupt, Gerad Mehemed Ali, regiert, der auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Warsingalis stehe, und der, da er ein alter Häuptling und von den ihm anhängenden Unterthanen geachtet sey, mir eine gastliche Aufnahme bewilligt haben würde. Andrerseits stünden die nördlichen Dalhantas, die ebenfalls auf freundlichem Fuße mit den Warsingalis lebten, unter keiner Controle: der Gerad, der ebenfalls Mehemed Ali heiße, sey erst vor kurzem in die Regierung eingesetzt worden, und genieße also noch keiner großen Achtung. Er (das Oberhaupt der Warsingalis) könne daher meinem Wunsch sich unter dieselben zu begeben seine Genehmigung nicht ertheilen; mein Leben würde in Gefahr gerathen, und er dann, wenn er die Erlaubniß zur Reise ertheilte, von den Engländern verantwortlich gemacht werden. Alle meine Einwendungen gegen diese Beweisgründe vermochten die Entscheidung dieses unbeugsamen Häuptlings nicht zu ändern; ich gieng daher auf einen andern Gegenstand über, und bat ihn mir behülflich zu seyn Kamele zu bekommen, mittelst deren ich mich in das Innere verfügen und hernach sehen wolle wie ich meinen Weg weiter fände. Dieß gestand er bereitwillig zu, und bat um die Erlaubniß nach Bander Gort zurückkehren zu dürfen um seinen Unterthanen die nöthigen Befehle zu ertheilen.

10 November. Der Sultan, außer Stande mit seinem Pad von Unterthanen ein Geschäft rasch abzumachen, erschien erst diesen Morgen wieder, und gab, statt sogleich aus Werk zu schreiten, zu verstehen: es würde ihm lieb seyn wenn er die Geschenke welche ich aus Aden für ihn mitgebracht, bekommen könnte, da dieß die beste Methode sey unsere Gefühle gegen einander kund zu thun. Ich willfahrte seiner Bitte, vertheilte die Dinge welche für ihn bestimmt waren, und wünschte er möchte sie sogleich hinwegnehmen, damit sie mir nicht den Raum versperrten. Bei meiner Unerfahrenheit im Umgang mit Wilden glaubte ich, ich dürfe nur geben, und das Gegebene werde mit einem herzlichen Bism Ullah aufgenommen werden; allein ich ward bald enttäuscht: die Dinge wurden mit einem verächtlichen Ausdruck der Unzufriedenheit hingenommen, und einer blickte dem andern über die Achseln. War ein Stück Zeug beschmutzt, so mußte es ausgetauscht werden. Sodann begannen die Messungen: zuerst versuchte der Sultan die Länge seines Vorderarms mit dem eines jeden andern im Zimmer zu messen; dann maß er Stück um Stück, und zwar zu wiederholten Malen, aus Furcht er möchte sich täuschen; dann wurden die einzelnen Stücke in Loose abgetheilt, um darüber für seine Weiber, Kinder, Agils und Diener zu verfügen, und natürlicherweise fand man daß die Geschenke unzureichend seyen, und daß ich mehr geben müsse. Auf diese Weise verflossen mehrere widerwärtige Stunden. Zum Schlusse forderte der Sultan für sich selbst ein Gewehr und meinen seidenen Turban, da ich nichts mehr auf meinem Kopfe tragen wolle, und den Turban also auch nicht brauche. Nach einigem Hin- und Herreden wurden ihm diese Gegenstände bewilligt, jedoch unter der Bedingung daß er sich meiner Angelegenheiten nun ein wenig kräftiger annehme. Die Art und Weise wie er das Gewehr handhabte, war sehr ergötzlich: er hatte nie zuvor eines in seinen Händen gehabt, und war nicht im Stand es an seine Schulter anzulegen. Als seine Leute ihm hierin behülflich waren, machte er beharrlich sein linkes Auge zu, was Farhan in eine so heitere Stimmung versetzte daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. Der Sultan verlor aber seine Fassung nicht, sondern sagte kaltblütig, das Gewehr werde ihm nichts nützen wenn ich ihm nicht auch einiges Pulver dazu gebe. Dieser letzte Strohhalm brach des Kamels Rücken; und da alle Dinge ein Ende haben müssen, so erklärte ich, ich sey bereit ihm Pulver zu geben; sobald er mir eine hinlängliche Anzahl Kamele für mein Gepäck werde verschafft haben, dälder aber nicht. Damit war die Sache abgemacht, und er entfernte sich, mit allem was ich ihm gegeben hatte, so mürrisch als ob er beleidigt worden wäre.

Kamele wurden nun zum Verkauf herbeigebracht, und das Kaufen begann. Ist bei solchen Gelegenheiten der Sultan anwesend, so hat er zu bestimmen ob die von den Verkäufern verlangten Preise billige sind oder nicht, und er nimmt dann für seine Dienste als Vermittler den Zehnten von allen Käufen; in seiner Abwesenheit sind die Agils zu diesem Zweck aufgestellt. Dieses Vermittlungssystem sey, versicherte man mir, Landessitte, und wenn ich überhaupt zu kaufen wünsche, so habe ich mich eben darein zu schicken. Baumwollzeuge hatten in den Augen der Somalis den Werth nicht welchen sie wirklich besaßen, denn sie waren in Folge ihres Verkehrs mit Aden an Dollars gewöhnt, und hatten jene Sucht nach Geld eingesogen die man zwar bei allen Menschen, besonders aber bei denen trifft welche mit den Edelmetallen erst bekannt geworden sind.

17 November. Es gelang mir nicht die erforderliche Anzahl Kamele zusammenzubringen. Der Sultan sagte: er und seine Leute müßten vorher gespeist werden ehe sie eine Arbeit verrichten könnten, und setzte sich ohne weiteres auf die Dattelsäcke nieder. Wohl oder übel mußte ich sie öffnen, damit nur einige Geschäfte vorgenommen würden. Nachdem die Leute gegessen, zerstreuten sie sich aber insgesammt, unter dem Vorwand andere Kamele zu holen, und ich begab mich in die Stadt um diese Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen. Es waren fünf kleine Forts — von Handelsleuten eingenommen, deren einer ein Hindu aus Kutsch war — und eine große Anzahl Matten-Hütten vorhanden, in denen meist Weiber wohn-

ten. Anstatt eines Hafens (Bander), wie der Name des Dorfs hatte schließen lassen, fand ich daß die Küste sich allmählich abdachte, und daß es nur ein offener Ankerplatz war, in welchem zwei Buggalos vor Anker lagen und auf Ladungen warteten, und vier kleine Segelboote sich zu einer Meerschweinsjagd rüsteten.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Notizen.

2. Dampfschifffahrt in Brasilien.

(Schluß.)

Unter den Dampfbooten, die in größerer Distanz die Bucht von Rio durchschneiden, muß vor allen das aufgeführt werden welches im Anschluß an die vom Strande der Bucht bis zum Fuß der Serra, des Gebirges, von Petropolis führende Eisenbahn täglich zweimal Rio mit der genannten Bergstadt und deren Umgegend in Zusammenhang bringt, und bei schneller Fahrt 1—1½ Stunden gebraucht um die für die Eisenbahn eingeschifften Passagiere und leichtern Effecten nach dem Standpunkt Maua zu transportiren — eine Fahrt die bei gutem Wetter unbedingt zu den reizendsten gehört welche nur irgendwo in der Welt gemacht werden können.

Weniger frequentirt und weniger frequent sind nun diejenigen Dampfboote der Bucht welche nach dem Städtchen Porto da Estrella, nach Piedade und Magé, nach Porto das Caixas und Sampaio gehen, um die verschiedenen Gebirgsgegenden (Serra dos Orgaos mit dem projectirten Theresiopolis und dem Ort Constantia, Neu-Freiburg und Cantagallo u. s. w.) in Verbindung mit Rio zu bringen. Doch darf ihre beschränktere Bedeutung keineswegs ganz verkannt werden.

Von Schleppdampfbooten welche Taglöhnerdienste im Hafen thun, und bei stillem oder ungünstigem Wetter Schiffe herausziehen in die offene See, oder solche hineinbugsiren, darf ich hier nicht reden, sowie auch nicht von dem kleinen Hospitalsdampfboot mit welchem mein genialer Freund, der fahrende Ritter Dr. Luiz Correa de Azevedo, kranke Matrosen von den im Hafen ankernden Schiffen abholt — obwohl alle diese hin und herfliegenden Dampfer den hübschen Anblick großer Thätigkeit auf der Bucht von Rio bedeutend heben.

Ich komme nun zu den Dampfbootslinien die von Rio aus die benachbarten Seehäfen besuchen.

Zahlreich und in nicht streng regelmäßiger Fahrt schwimmen kleine Dampfboote zu den Seehäfen der Provinz Rio selbst — gegen Norden zu nach Macahe, nach San Joao da Barra und Campos, unter Umständen Cap Frio anlaufend — gegen Süden zu nach Itagoahy und Mangaratiba, Angra dos Reis und Paraty, Ubatuba und San Sebastiao; letztere beide schon der benachbarten Provinz von San Paulo zugehörend, aber mit ihrem kleinen Handelsverkehr sich an Rio anlehnend. Innerhalb 6 bis 30 oder 36 Stunden können diese Häfen alle erreicht werden.

Einige andere Linien, die von Rio ausgehend benachbarte Provinzen aufsuchen, sind schon von mehr Wichtigkeit.

Unter den nach Norden gehenden Dampfschiffen nenne ich zuerst eine Linie welche die Provinz Espirito Santo mit Rio in Zusammenhang bringt. Sie berührt die Hauptstadt der Provinz Victoria und den noch nördlicher gelegenen Hafen von San Mattheos, bis zu welchem letzteren Hafen die Dampfschiffe eben zwei Tage unterwegs sind. Ein- bis zweimal im Monat wird diese Fahrt gemacht.

Einige Concurrenz sucht ihnen das Dampfboot der Mucuri-Colonie zu machen, welches bisher einmal im Monat über Victoria nach San Joze do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri-Flusses, und von dort nach Caravellas, dem eigentlichen Schwerpunkt im Handel jener Gegend, gieng. Von Caravellas führt eine Flußverbindung mit Leichtigkeit zu dem Küstenfluß Peruipe, auf den vom Oertchen Villa Vicosa aus noch einige Meilen Fahrt den Dampfbooten erlaubt ist, um das Handelscomptoir und Kaffeedepot von San Jozé, einer Filiale der kaffeereichen Colonie Leopoldina, zu erreichen, bis wohin das Mucuridampfboot allmonatlich zu gehen pflegte. Doch ist das Schiff der Compagnie vor einigen Monaten untergegangen.

Als südlich von Rio führend ist nun die Dampfschifffahrt nach Santos höchst bemerkenswerth. Santos ist der Haupthafen der großen höchst wichtigen Provinz von San Paulo, und hat als solcher einen bedeutenden Export- und Importhandel. Auf directem Wege geht, da die große bis Montevideo führende Packetlinie diesen aus dem Weg liegenden Hafen nicht berührt, alle drei Tage ein Dampfschiff von Rio nach Santos, welche Fahrt in 36 Stunden gemacht wird. Die Frequenz der Fahrt und die dadurch entstandene Concurrenz sind Ursache daß die zwischen Rio und Santos fahrenden Dampfer recht gute Schiffe sind. Außerdem wird der bemerkenswerthe Hafen von Santos noch indirect in den Dampfschiffsverkehr gezogen. Einige kleine Häfen von San Paulo und die ganze Provinz von Parana, ehemals ein Theil von San Paulo, würden aus allem Dampfschiffsverkehr unter sich und mit Rio liegen, wenn nicht eine Zwischenlinie zwischen Rio und San Catharina existirte, welche auf etwas zusammengesetzter Fahrt alle Häfen jener Küsten nacheinander aufsuchte.

Zweimal im Monat geht ein Dampfboot dieser Linie von Rio fort über einige der genannten Zwischenhäfen nach Santos. Von dort berührt es den Hafen von Cananea, und geht in einer schmalen Haf-Bildung von etwa 10 deutschen Meilen Länge nach der Stadt Iguape, deren unmittelbare Verbindung mit dem Meer durch die Barre von Capara noch nicht genau genug untersucht, und für Schiffe von einiger Größe nicht benutzbar ist, so daß auch die Dampfboote, obwohl eins derselben schon einmal über die Barre von Capara gefahren ist und sich so einen Weg von 20 deutschen Meilen erspart, nur die Einfahrt von Cananea, die durch die kleine Insel Do Abrigo gekennzeichnet ist, benutzen dürfen. Von Cananea geht die Fahrt nach Paranagua mit einem kleinen Abstecher nach dem aufblühenden Städtchen Antoniua, beides Handelsplätze die zur Provinz von Parana gehören, und an einer pracht-

vollen weiten und sicheren Meeresbucht liegen, deren mercantile Bedeutung erst dann recht hervortreten wird wenn ein im Bau begriffener vortrefflicher Gebirgsweg zur Provincialhauptstadt Coritiba oder richtiger Curityba hinauf vollendet seyn wird. Nach der Bucht von Paranagua wird noch der Hafen von San Francisco angelaufen, ein herrlicher Meeresarm und trefflicher Hafen, wie nur wenige in Brasilien, an welchem das bisher ziemlich stagnirende Handelsleben und Menschentreiben neuen Aufschwung hofft, und theilweise bereits empfangen hat durch die wenige Stunden von dort liegende Colonie von Doña Francisca, von allen derartigen Anlagen der Neuzeit in Brasilien unbedingt die beste, und eine Unternehmung von vielversprechender Zukunft, wenn die Landesregierung verständig und reiflich und ohne Angst vor dem sich entwickelnden ausländischen Element für das kräftige Heranwachsen von Doña Francisca sorgen will.

Von San Francisco geht nun das Dampfschiff direct nach der schönen Lagune von Desterro in Santa Catharina, um sich dort zur Heimkehr auf demselben Wege zu rüsten.

Diese Linie ist allerdings für einige Häfen der Provinz von San Paulo, für die Provinz von Parana und den nördlichen Theil von Santa Catharina sehr wichtig, und doch läßt sie manches zu wünschen übrig. Für die Unternehmer läßt sie größere Frequenz zu wünschen, denn sämmtliche Häfen von Santos bis Desterro sind noch sehr in der Kindheit, obgleich manche Punkte daselbst zu den ältesten Anlagen in Brasilien zählen. Wer nach Santos und Desterro will, geht lieber auf directem Seewege dorthin — nach ersterem Hafen auf den oben erwähnten guten Schiffen, nach letzterem auf einem der prächtigen Dampfer Apa und Princeza de Joinville; abgesehen von der Schnelligkeit der Reise und den viel besseren Schiffen findet man auf diesen directen Reisen ein gebildeteres Publicum, obwohl das auf indirectem Weg nach Cananea und Iguape, nach Paranagua und Antonina reisende Publicum, Mate-Händler, Landbauer und Viehzüchter, oft aus dem fernen Westen der bezeichneten Provinzen — ein wackerer, biederer Menschenschlag, aber weniger gebildet — dem reisenden Europäer viel interessanter seyn mag.

Für das reisende Publicum läßt aber diese Linie viel bessere Schiffe zu wünschen übrig; ja man sollte die bis jetzt fahrenden eigentlich verbieten. Die Unternehmer kaufen nämlich immer alte verbrauchte Dampfschiffe der Companhia Brazileira, wenn diese Compagnie ihre alten Packetboote versteigern läßt, so nacheinander die alten Schiffe Paracure, Catharinense, Imperador, Imperatriz. Auf dreien von diesen Kasten bin ich gefahren; viel gutes ist nicht von ihrer Fahrt zu sagen. Doch scheint ein guter Stern über ihnen zu wachen. Einmal schaffte man ein neues prächtiges Boot an, den Conde de Aquila; es fuhr aber nur kurze Zeit. Im Hafen zwischen Cananea und Iguape verbrannte es. Am Baranco von Cananea ragen noch die gesunkenen Reste aus dem Wasser hervor.

Das möchten ungefähr alle Dampfschiffslinien seyn, die von Rio aus nördlich und südlich die Hauptstadt mit den Provinzen in Verbindung setzen. Wir betrachten jetzt die von Bahia ausgehende Dampfschifffahrt. Bahia liegt, wie bekannt, an einer weiten Bucht, an deren Rand, in deren Umgegend, dem sogenannten Reconcavo, sich zahlreiche Ortschaften und Pflanzungen von Zuckerrohr und Tabak befinden. Die wichtigsten dieser Ortschaften werden alle von Dampfbooten aufgesucht — nordwestlich an der Bucht der Ort San Francisco, und am Fluß gleichen Namens San Amaro — mehr westlich die sehr wichtige Stadt Cachoeira am schönen Paraguassu, und andere Ortschaften in der Nähe — dann auch Nazara oder Nazareth und das schon außerhalb der Barre liegende Balança — diese alle haben regelmäßige Dampfbootslinien, und bedingen einen großen Theil des Handels von Bahia.

Gerade wie in Rio sind auch in Bahia Dampfschiffsverbindungen mit den benachbarten Küstenhäfen hergestellt, welche zweimal im Monat ihre Fahrten einhalten, eine Linie in südlicher Richtung, die andere in nördlicher.

Die Südlinie berührt zuerst die bemerkenswerthe Bucht von Canauea, deren bedeutende Ausdehnung und Wassertiefe für eine spätere Marine-Entwicklung sehr wichtig werden kann. Dann wird der Hafen von Ilheos angelaufen und als ein Hauptpunkt der Ort Canavieiras am Rio Pardo, welcher Fluß eine eigenthümliche Wasserverbindung mit dem bedeutenden Rio Jequitinhonha oder Belmonte hat, so daß Canavieiras, obwohl augenblicklich noch etwas ärmlich und klein, doch einmal eine mercantile Zukunft zu hoffen hat. Die nun folgenden Orte Santa Cruz und Porto Seguro werden kaum berührt, obwohl beide wegen ihrer seltsamen Hafenbildungen interessant und für die Entdeckung von Brasilien sehr bemerkenswerth sind. Endlich erreicht das Dampfboot den guten Hafen der ungefunden Stadt Caravellas, und geht noch durch die schon oben erwähnte Binnenwasserverbindung mit dem Rio Peruipe bei Villa Vicosa diesen Fluß bis San José hinauf, um dem von Rio de Janeiro ebenfalls bis dorthin gehenden Mucuridampfboot um die Kaffeeladung der Colonie von Leopoldina Concurrenz zu machen, worauf es dann auf demselben Wege wieder nach Bahia zurückkehrt.

Während in dieser Weise Bahia gewissenhaft für einen regelmäßigen Verkehr mit seinen Südhäfen sorgt, sendet es ganz in ähnlicher Weise alle 14 Tage ein Dampfboot nordwärts, weniger zum Nutzen der eigenen Provinz, als vielmehr um die kleine, aber bemerkenswerthe Provinz Sergipe, südlich vom untern Ende des großen Rio de San Francisco gelegen, welche von der allgemeinen Dampfschifflinie von Rio nicht berührt wird, und demnach in gar keinem regelmäßigen Zusammenhang mit der Hauptstadt des Kaiserthums stehen würde, in den allgemeinen Verkehr zu ziehen. Diese Nebenlinie berührt den noch zur Provinz Bahia gehörenden Ort Nossa Senhora do Monte oder schlechthweg Monte genannt, und dann die zur Provinz Sergipe gehörenden Plätze Estancia, San Christovao, die ehemalige ungünstig am gefährlichen Rio de Vasabarris gelegene Provincialhauptstadt, und Aracaju, die neue am Rio Catinguiba liegende Hauptstadt, deren Handelswichtigkeit durch die weiter im Innern der kleinen Provinz

an verſchiedenen Flußverzweigungen liegenden Ortſchaften Maruim, Santa Anna und Larangeiros bedingt iſt.

Von Aracaju noch weiter nördlich gehend ſucht das Dampfboot die Mündung des ſchönen großen Rio de San Francisco auf, und geht denſelben bis zur alten Stadt Penedo, auf dem linken Flußufer gelegen und zur kleinen Provinz von Alagoas gehörig, hinauf, um dieſem bisher ſehr ſtiefmütterlich behandelten Fluß einiges Leben zu geben.

Vom Rio de San Francisco läuft der Dampfer nur noch nach Maceio, der jetzigen Hauptſtadt der Provinz Alagoas, von wo er dann auf demſelben Wege wieder nach Bahia zurückkehrt. Die beiden Dampfſchiffe dieſer Linie ſind ausgezeichnet ſchön.

Wir kommen zu Pernambuco, dem dritten Emporium Braſiliens, und vielleicht einmal dem wichtigſten des ganzen Landes, wie klein das Territorium der Provinz auch erſcheint. Pernambuco ſendet alle 14 Tage ein ſehr mittelmäßiges Dampfboot ſüdlich bis zu dem oben genannten Maceio mit Berührung einiger ganz kleinen Handelspunkte zwiſchen beiden Häfen. Die Linie hat keine Wichtigkeit, da Maceio mit Pernambuco ſchon durch die große Dampfſchiffslinie von Rio aus in Verbindung ſteht. Aus demſelben Grund iſt eine andere Dampfbootslinie von Pernambuco nördlich ebenfalls nicht eben bedeutend. Das alle 14 Tage in dieſer Richtung gehende Dampfſchiff läuft Parahyba do Norte, Rio Grande do Norte, Aracaty und Ceara an, und erreicht in der Villa de Granja ſeinen letzten Punkt, wo ihm ein von Maranhao kommendes Dampfſchiff, welches, wenn ich nicht irre, die Mündung des Parahyba anläuft, entgegenkommt.

In gleicher Weiſe findet außer der allgemeinen Riolinie, welche auch Maranhao mit Para in Verbindung ſetzt, noch eine kleine Zwiſchenfahrt eines Dampfboots zwiſchen den letztgenannten beiden nördlichſten Handelsſtädten von Braſilien ſtatt.

So hängt denn die ganze braſilianiſche Küſte durch ein ungemein zahlreiches und vielfach gegliedertes Dampfſchiffsgeſchwader im lebhafteſten Verkehr zuſammen, und communicirt leicht mit der Hauptſtadt.

Betrachten wir nun auch das was innerhalb der einzelnen Provinzen an Dampfſchiffsverkehr ſtattfindet.

Wir beginnen hierbei im Süden des Kaiſerreichs mit der Provinz Rio Grande do Sul.

Wenige Stunden nach Ankunft des Dampfpacketboots von Rio de Janeiro in der Stadt Rio Grande geht ein ſtattliches Dampfboot derſelben Linie von der eben genannten Handelsſtadt längs des eigenthümlichen ſalzigen Binnenſees oder Haffs, Lagoa dos patos, nach der eigentlichen Hauptſtadt der Provinz, dem anmuthigen Porto Alegre — eine Reiſe die, beiläufig bemerkt, nicht länger iſt als eine Seereiſe von Kopenhagen nach Lübeck — ſo daß dieſe Provincialhauptſtadt in vollkommen regelmäßigem Verkehr mit Rio ſteht, wie denn auch die Rückbeförderung des Schiffes von Porto Alegre nach Rio Grande ſo eingerichtet iſt, daß es das von Montevideo zurückkehrende Schiff antrifft, und ſeine Paſſagiere und Briefe an dasſelbe abgeben kann.

Eine andere Dampfſchifffahrtslinie zwiſchen Rio Grande und Porto Alegre ſucht dieſer erſten Linie möglichſt Concurrenz zu machen, obwohl ihr Boot an Eleganz von dem „Conde de Caxias," dem Schiff jener Linie, weit übertroffen wird. Und endlich fährt noch als dritte Verbindungskette zwiſchen Porto Alegre und Rio Grande ein Aviſodampfer der Regierung häufig zwiſchen den genannten Punkten.

Außer dieſen Linien fährt eine Linie zwei- bis dreimal in der Woche von Rio Grande nach dem Städtchen Pelotas, einem wahren Schlachtneſt, indem dort im Jahre 400,000 Stück Rinder geſchlachtet werden, und einmal in der Woche außerdem über die „kleine Lagoa," bis zum „Jaguarao," einem kleinen Waffenplatz ganz im Süden der Provinz gegen die Gränze von Montevideo, und als ſolcher immer von einiger Wichtigkeit.

Hinter dieſer Dampfſchifffahrtsentwicklung der Hafenſtadt Rio Grande bleibt Porto Alegre am nördlichen Ende der Lagoa dos Patos keineswegs zurück. Am lebhafteſten intereſſirt uns hier ein Dampfſchiff welches zwei- oder dreimal in der Woche von Porto Alegre den Rio dos Sinos bis zur deutſchen Colonie von S. Leopoldo in einer Fahrt von etwa zehn deutſchen Meilen hinaufgeht und ein höchſt eigenthümliches deutſches Leben am Bord hat, womit es den deutſchen Reiſenden ſeltſam überraſcht und jener Colonie große Bedeutung gibt.

Zwei andere Dampfſchiffslinien gehen den Jacuhy, dieſen zuſammengeſetzten Fluß von Porto Alegre, noch viel weiter hinauf, beide gemeinſchaftlich bis zum wundervoll gelegenen Ort Triumfo, S. Jeronimo gegenüber, wo die eine Linie ſich nördlich wendet, und den romantiſchen Fluß Taquari einige deutſche Meilen hinauf eilt bis zum hochgelegenen Städtchen Taquari, während die andere Linie ihren Weg weſtlich noch weiter verfolgt bis zur Stadt Rio Pardo. Von dort kann ſie unter Umſtänden noch acht Meilen weiter weſtlich die Stadt Cachoeira erreichen, ja man hofft mit der Zeit ein Dampfboot den Fluß von Cachoeira nördlich hinauf bis zur deutſchen Colonie von S. Angelo ſchicken zu können, wodurch für die Zukunft der jungen Anlage gar treffich geſorgt ſeyn würde, falls die Regierung ernſte Sorge dafür tragen will.

Endlich gieng man, als ich in jenen Gegenden war, damit um ein Dampfboot von Cachoeira weſtlich längs des Baccacahy-acu bis zum Ort S. Gabriel zu ſenden, um in dieſer Weiſe den weſtlichſten Punkt des Jacuhy oder Baccacahy mit dem Ocean in Verbindung zu ſetzen. Doch möchte zu dieſer Waſſerverbindung recht oft das weſentlichſte fehlen — das Waſſer. Als ich bei S. Gabriel durch den Baccacahy-acu ritt, hatte er ſo wenig Waſſer daß die Wäſcherinnen nur mit Mühe ihr Zeug waſchen konnten. Freilich war der damalige Waſſerſtand auch ein ganz ausnahmsweiſe niedriger.

Auf dem Uruguay im fernſten Weſten und Nordweſten bis Norden der Provinz Rio Grande do Sul iſt für eine geregelte Dampfpacketfahrt noch nichts geſchehen, wie denn der ganze Fluß noch in ziemlich tiefem Schlafe liegt.

In der Provinz S. Catharina, der nächſtſüdlichen Provinz von Braſilien, iſt für Dampfſchifffahrt noch nichts gethan

außer jenen beiden von Rio ausgehenden Packetlinien. Doch war stark davon die Rede ein Dampfschiff von Desterro bis zum südlichen Hafen Laguna, einem kleinen nicht unwichtigen Handelspunkt an einer großen geschlossenen Meeresbucht, in einer regelmäßigen Fahrt zu schicken, sowie auch vom selben Punkt Desterro aus die Seeplätze nach Norden hin bis zum Hafen von S. Francisco von einem kleinen Küstendampfboot besuchen zu lassen. Bei der großen Apathie aber die in der Verwaltung dieser kleinen und doch so wichtigen Provinz herrscht, wird wohl kaum etwas aus diesen Planen werden. Fehlt es doch sogar noch an einem sicheren Zusammenhang zwischen Desterro und dem Festlande.

Was die vor wenigen Jahren erst geschaffene Provinz von Parana betrifft, so ist neben jener Dampfbootslinie welche die Häfen Paranagua und Antonina über Cananea und Iguape mit Santos und von dort mit Rio de Janeiro verbindet, wohl noch nichts für Dampfschifffahrt gethan, obwohl schon einzelne Dampfschiffe bei besondern Gelegenheiten den großen Parana im Westen der Provinz hinaufgegangen sind. In späteren Culturzeiten bieten einzelne bedeutende Zuströmungen des Parana, die aus der Provinz Parana kommen, wichtige Lebensadern für Handelsverkehr und Dampfschifffahrt.

In der Provinz S. Paulo ist kaum etwas mehr als jene schon bemerkte, aber lebhafte Dampfschifffahrt zwischen Santos und Rio, und die Verbindung von Cananea und Iguape mit der bis S. Catharina gehenden Packetlinie von Rio aus anzuführen. Bei Iguape indeß fahren auf dem Fluß gleichen Namens zwei kleine Dampfboote welche bis zum Ort Xiririca gehen. Sie haben den Vortheil daß, wenn sie von Xiririca zurückkehren, sie gar nicht die Barre des Flusses zu passiren brauchen um mit dem etwas südlich von der Flußmündung an einem Hafen gelegenen Iguape zu communiciren. Kaum eine halbe Stunde hinter Iguape bildet der Fluß einen kleinen Binnensee, den sogenannten Hafen von Iguape, wohin ein Landweg und selbst ein dürftiger Canal führt. Diese Gegend scheint in neuester Zeit für Colonisation eine Rolle spielen zu sollen.

Höchst merkwürdig ist nun noch ein Dampfschifffahrtsunternehmen im Innern der Provinz S. Paulo. Um dortige aus aller Verbindung liegende Länderstrecken der Cultur etwas leichter zugänglich zu machen, hat man eine Dampfschifffahrt auf dem Tietê, einem bedeutenden Nebenflusse des oberen Parana, herzustellen gesucht, indem man die Dampfmaschine zu dem kleinen Schiff in kleinen Stücken auf Maulthieren von Santos über das Gebirge von S. Paulo an den Fluß schleppte. Als ich in S. Paulo war, war der rüstige Marineofficier Antonio Mariano de Azevedo noch mühsamer Untersuchung des Tietê gerade mit dem Unternehmen beschäftigt. Ob es ganz zu Stande gekommen ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten.

Die Provinz Rio de Janeiro hat keine Gelegenheit zu einer Flußschifffahrt. Das dahin Gehörige habe ich schon angezeigt. Weiter nach Norden ist, wenn ich nicht irre, eine kleine Dampfschifffahrt auf dem Rio Don, und dann auf dem Mucuri die Fahrt des kleinen Dampfbootes Peruipe, welches die Mündung des Flusses mit S. Clara in Verbindung setzt.

Auf dem schönen Jequitinhonha oder Rio Belmonte soll nach dem Plan des Bahiauers Gonzalves Martins ein Dampfboot regelmäßige Fahrten machen. Doch war im Jahr 1859 die Sache noch nicht geregelt.

Der große S. Francisco nördlich von Bahia wird, wie ich schon angab, zwar bis Panado vom Bahianer Dampfboot besucht, doch fehlt ihm als dringendes Bedürfniß noch ein eigenes Flußschiff, das bis Piranhas oder wenigstens bis Pao de Assucar gehen müßte, um einiges Leben in die dortigen stagnirenden Verhältnisse zu bringen. Weiter hinauf schneidet der ungeheure Wasserfall von Paulo Affonso, der Nebenbuhler des Niagara, allen Flußverkehr ab. Ob auf dem mittleren S. Francisco ein Dampfschiff fährt, glaube ich nicht. Doch ist das eine Thatsache daß in Sabara am Rio das Velhas, dem bedeutendsten Nebenfluß des oberen S. Francisco, vor Jahren ein Dampfboot gebaut wurde und auch seine Flußschifffahrten begonnen hatte.

Außer den mannichfachen Küstenverbindungen mittelst der Dampfschiffe treffen wir nun erst in Maranhao wieder eine Dampfschifffahrt im Innern des Landes. Von Maranhao fährt ein Dampfboot den Fluß Itapicuru hinauf bis zum Ort Cachias, etwa fünfzig deutsche Meilen von Maranhao, von wo aus dann ohne Schwierigkeit die neue Hauptstadt der Provinz Piauhy, Therezina, erreicht werden kann auf kurzem Landwege. Zwar liegt die Hauptstadt selbst an einem großen, mit dem Meer communicirenden Strom, dem Paranahyba, doch sind dessen Mündungen gefährlich, und man zieht allgemein zum Verkehr mit Therezina den sicheren, und nicht einmal längeren Weg über Maranhao vor.

Wir kommen zum Amazonenstrom, dem Strom der tausend Inseln, der tausend Flüsse, einer Welt für sich, welche in ihrer, so weit sie zu Brasilien gehört, 500 deutsche Meilen betragenden Länge kaum in einigem Zusammenhang mit der Handelswelt zu stehen schien, und in einem lethargischen Sommerschlaf unter dem Aequator lag, zumal seitdem keine portugiesische Zwingherrschaft mehr die indianischen Anwohner zum Arbeiten nöthigte. Seitdem die Ländermasse am oberen Ende des brasilianischen Antheils am Amazonenstrom zu einer eigenen Provinz gruppirt ist, und in der Stadt Manoas, sonst Barra do Rio Negro, ihren Hauptpunkt besitzt, von welchem abwärts bis zur Stadt Para nicht weniger als 250 deutsche Meilen sind, ist auch eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Para und Manoas und von dort bis zum Gränzplatz Tabatinga eingerichtet worden, wodurch eine Reise von 6—8 Monaten auf 3—4 Wochen reducirt werden kann.

Zuerst geht alle 14 Tage ein Dampfboot zwischen Para und Cameta am Tocantins! Ebenso geht zweimal im Monat ein Dampfboot von Para den Gran-Para hinauf und durch den Canal von Tagipuru in den Amazonenstrom, nachdem es den Ort Breves auf dem südlichen Rande der Insel Marajo berührt hat. Auf dem Amazonenstrom selbst läuft es Gurupa, Prainha, Santarem, Obidos, Villa Bella da Imperatriz und Serpa oder Itawatiara an und findet seinen End-

punkt in Manoas am Rio Negro. Von Manoas geht alle zwei Monate einmal ein kleineres Dampfboot über Coary, Teffé oder Ega, Fonte Boa, Tonantins und S. Paulo oder Olivença bis nach Tabatinga zum Verkehr mit Peru, namentlich dem fernen Moyabamba, und kehrt nach drei Tagen Aufenthalt von dort in derselben Weise zurück. Früher gieng das Schiff bis Nauta, dem Ucayali schräg gegenüber, wo ihm aus dem obengenannten Fluß ein Dampfboot entgegen kommen sollte, um die Andesgegenden fast bis Cusco mit dem atlantischen Ocean in Verbindung zu setzen. Doch hat eine liederliche Verwaltung jener Ucayalischiffahrt das Project zusammenfallen lassen, und die Dampfschiffahrt, wie sie jetzt existirt, geht nur bis Tabatinga.

Aber schon von Tabatinga bis Para sind es 500 deutsche Meilen. Und von Para, fast unter dem Aequator, bis nach Rio Grande do Sul? Das waren ehemals ungeheure Reisen, jetzt sind sie kaum etwas mehr als maritime Spaziergänge! Und allerdings ist auch Südamerika durch Dampfschiffsverkehr klein geworden, nach Columbus vorahnendem Ausspruch: die Welt ist klein!

Und dennoch würde trotz dieses Küstenverkehrs, trotz dieser regen bis tief in das Herz von Südamerika eindringenden Dampfschifffahrt das dort erwachte Leben nur ein halbes, ja nur ein Scheinleben seyn, wenn nicht von Europa aus ein geregelter Verkehr in möglichst kurzer Zeit mit Südamerika, mit Brasilien stattfände durch große Dampfschiffe.

Durch Segelschiffe war schon seit langer Zeit eine sogenannte Packetfahrt erstrebt worden, es gab sogenannte Packetschiffe von Lissabon, Havre, Hamburg u. s. w. Doch waren die einzigen zuverlässigen Schiffe der Art nur die englischen Segelpacketboote, welche mit der regelmäßigen Briefpost von Plymouth einmal im Monat ausgiengen, und als Mittelzahl 44 Tage Reise von England bis Rio de Janeiro hatten.

Aber Segelschiffe, auch die besten, konnten keinen ganz geregelten Postenlauf unterhalten und verbürgen, man durfte bei dem zunehmenden Wechselverkehr zwischen Europa und Brasilien nur an Dampfboote denken.

Solange Dampfschiffe von Europa über den Ocean gegangen sind, hat man auch einzelne Dampfschiffe in Rio de Janeiro ankommen sehen. Doch waren es immer Kriegsdampfer, und ihr Gehen und Kommen war unregelmäßig. Vor 18 oder 20 Jahren kam einmal die französische Dampffregatte Gomer nach Rio, um einen regeren Verkehr mit Frankreich anzubahnen. Ungeheures Aufsehen erregte das Schiff, damals ein Riesenschiff — heute weit übertroffen von andern Dampfbooten an Größe und Vervollkommnung der Maschinen — aber ein genauerer Verkehr kam nicht zu Stande.

Freilich einen mercantilen Dampfschiffsverkehr, aber einen sehr unvollkommenen und auch nur zeitweiligen, bot vor etwa fünfzehn Jahren ein englisches Dampfschiff von Liverpool dar, die Antilope, das erste Schraubenschiff das in Brasilien erschien. Doch machte es schlechte Geschäfte, und blieb nach einigen Jahrten ganz aus. Viel später gieng es einem französischen Schraubendampfer ebenso, dem Aveuir; es war bemerkenswerth wegen seiner schlechten Reisen. Von ihm konnte man fast jedesmal sagen: Il était à-venir, es sollte kommen, kam aber nicht.

Auch war sein Kommen nicht mehr nöthig. Denn schon viel früher, schon im Jahr 1850, hatten die Engländer angekündigt sie würden ihre Segelpacketboote nach Brasilien einziehen, und dafür allmonatlich ein Dampfboot ausschicken, welches in 30 Tagen von Southampton nach Rio mit Anlaufung von Lissabon, Madeira, Teneriffa, S. Vincent (Cap Verd-Inseln), Pernambuco und Bahia gehen würde. So bestimmt war dieser Plan angelegt, daß man schon vier Monate vorher in Rio wußte daß am 7 Febr. 2½ Uhr Nachmittags das erste derartige Dampfschiff in Rio anlaufen sollte. Und wirklich lief am 7 Febr. 2½ Uhr Nachmittags der Theviot in Rio ein, und das größte Problem für Brasilien, sein sicherer Zusammenhang mit Europa mittelst eines regelmäßigen Dampfschiffsverkehrs, war gelöst.

Die Großartigkeit des Unternehmens rief bald eine lebhafte Concurrenz hervor. Zuerst versuchte eine Liverpoollinie mit gemischten Schraubenschiffen der Southampton-Unternehmung Abbruch zu thun. Doch waren diese Schiffe nicht sonderlich glücklich und giengen wieder ein. Wenig besser gieng es einer Concurrenzlinie die von Lissabon ausgieng, anfangs mit einem Schiff (Doña Maria II), dann mit einem zweiten (Don Pedro II); kaum eine Fahrt lief ganz regelmäßig ab, und die Schiffe wurden fast nur von Portugiesen benutzt.

Und nun kam Concurrenz von allen Seiten. In Genua bildete sich eine Linie mit guten Schiffen; von der Loire gieng eine französische Dampfpacketfahrt aus. Unter belgischer Flagge eröffnete Antwerpen eine regelmäßige Dampfschifffahrt nach Brasilien, und sogar Hamburg schickte muthig seine Teutonia über Meer nach Rio de Janeiro; ihr gesellte sich bald noch ein zweites Schiff hinzu.

So existirten denn neben der Southamptonlinie noch sechs Dampfpacketlinien zwischen Europa und Brasilien, von denen die meisten höchst leichtsinnig angelegt waren. Zur Zeit der großen Handelskrisis im December 1857 fielen sie dann alle zusammen, und räumten der unter directem Schutz der englischen Regierung stehenden Southamptonlinie das grüne Wasserfeld allein ein.

In der That läßt die Southamptonlinie nichts zu wünschen übrig. Während auf allen andern Linien immer das eine oder andere vorfiel, ist man in den zehn Jahren seit welchen man von Southampton fährt sehr glücklich gewesen. Einmal wurden die Passagiere auf dem Severn zwischen Madeira und Lissabon von einem Feuerausbruch in Angst und Noth gebracht, doch ward dem Unglück noch Einhalt gethan. Einige Jahre später (1856 im Febr.) lief das Dynepacketboot dicht vor Southampton beim Einlaufen auf Felsen, und unter großen Gefahren wurden die Passagiere gerettet — vielleicht mit einiger Ueberstürzung, denn nach einigen Wochen konnte das Schiff wieder vom Riff abgebracht werden. Seitdem fährt es wieder mit voller Sicherheit auf derselben Linie — dasselbe Schiff mit welchem ich im September 1859 von Brasilien nach Europa zurückgekehrt bin.

Das Southamptondampfschiff verläßt England am 9ten Tag jedes Monats, und berührt Lissabon; Madeira und Teneriffa ist seit einiger Zeit aufgegeben. Am 19, 20 und 21sten desselben Monats ist das Schiff in S. Vincent, wo es seine Hauptstation für Kohlen hat, und trifft am 27sten bis 29sten in Pernambuco, und über Bahia gehend am 4ten bis 4ten Tag des folgenden Monats in Rio de Janeiro ein, so daß die Reise von England nach Rio jetzt in 23 bis 24 Tagen gemacht wird. Achtundvierzig Stunden nach seiner Ankunft in Rio geht von dort ein Filialdampfboot der Linie mit den Passagieren und Briefen direct nach Montevideo und Buenos-Ayres. Am 8ten oder 9ten verläßt das Southamptonpacketboot Rio wieder, berührt auf seiner Rückreise dieselben Häfen, und trifft am 4ten des folgenden Monats wieder in Southampton ein, so daß die englische Correspondenz und ein Theil der continentalen Briefe umgehend beantwortet werden können.

Vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden nach Ankunft des von Europa kommenden Dampfpacketboots in Pernambuco kommt das von Rio bis Para gehende brasilianische Dampfboot in Pernambuco an, und nimmt die von England gekommenen Briefe und Passagiere mit für Ceara, Maranhao und Para mit seinem Amazonenstrom. Ebenso besorgen die kleinen von Bahia und Pernambuco ausgehenden brasilianischen Zwischenlinien die englische Post nach Maceio, Sergipe und anderen schon genannten Küstenplätzen. Einen oder zwei Tage nach angekommenem Packetboot in Rio bringt die thätige Santoslinie die eingelaufenen Briefschaften nach Santos und S. Paulo, sowie den von Rio noch ferner südlich gelegenen Districten in der oben von mir angegebenen Weise durch Nebenlinien zu ihren Briefen verholfen wird.

So hat denn Brasilien durch diese Dampfverbindung mit England allerdings einen bedeutenden Aufschwung genommen. Leider ist er aber in seiner vollsten Bedeutung dadurch gehemmt worden daß eben seit jener regelmäßigen Dampfschifffahrt die brasilianischen Häfen alle Jahre vom gelben Fieber heimgesucht und die neuangekommenen Ausländer, und manche selbst schon dem Anscheine nach wohlacclimatisirte Leute, von dieser Seuche decimirt werden, wie oft man auch diese betrübende Thatsache weglängnen und unter anderm Namen hat verstecken wollen.

Die Southamptonschiffe lassen, wie schon gesagt, bei verständigen Ansprüchen wirklich nichts zu wünschen übrig. Oft freilich sind sie, zumal in den Zeiten des europäischen Sommers, überfüllt mit Menschen, weßwegen man auch genöthigt wird immer größere Schiffe auf die Linie zu setzen. Während sonst Brasilianer nur ganz ausnahmsweise einmal nach Europa giengen, streben wohl jetzt alle jungen Leute wohlhabender Familien nach dem Glück Europa besuchen zu können; ja es kommen ganze Familien für längere oder kürzere Zeit mit dem englischen Packetboot nach Lissabon, London, Paris und selbst Deutschland, und schließen immer fester den internationalen Contract ab, nach welchem Brasilien nie wieder nachlassen will auf dem Weg europäischer Cultur rüstig fortzuschreiten, der einzigen die eine wirkliche ist und immer bleiben wird.

Möge Europa dem jugendlichen Land in diesem Streben freundlich entgegen kommen!

Lübeck, 16 Mai 1860.

M. Lallemant, Dr. med.

Santa-Martha und die Horqueta.

Santa-Martha ist in einem irdischen Paradiese gelegen. Erbaut am Rand eines Strandes der sich in Gestalt einer Seemuschel ausbreitet, gruppiren sich die weißen Häuser unter dem Blätterwerk der Palmen, und glänzen in der Sonne wie in Smaragden gefaßten Diamanten. Rings um die Stadt erhebt sich die Ebene in weitem Halbkreis in weichen Wellenlinien gegen den Fuß des Gebirges. Dieses stuft sich in riesenhaften Absätzen, verschiedenartig gefärbt nach ihrer Vegetation, zu den hohen Gipfeln empor die mit blauem Duft umzogen sind; in den obersten Thalschluchten steigen leichte Nebel auf, welche sich um die Bergspitzen ziehen, und über diesen Wolkenschleiern, diesen Klippen, diesen Kuppen thront die prächtige Horqueta, deren Doppelgipfel hoch oben am Horizont in dem unermeßlichen Raum zu herrschen scheint. Die ungeheuren Widerlager, auf denen der zweiköpfige Bergesriese ruht, strecken nach rechts und links zwei Gebirgsketten aus, welche die Ebene von Santa-Martha umfassen, indem sie sich bis in das Meer vorschieben, und auf kühnen Vorgebirgen je eine alte zerfallene Veste tragen.

Die gegen Norden setzt sich in einer unterseeischen Klippenreihe fort, und bildet über dem Wasser den Morillor und Morro, Felseninseln welche dem Hafen als Wogenbrecher dienen. Diese bergumschlossene Landschaft, von unbeschreiblicher Harmonie, deren Umrisse von den höchsten Bergen bis auf die Wellenstreifen, die sich sanft im Sande verlieren, in anmuthigem Schwung gezeichnet sind, bietet besonders bei der Abendbeleuchtung, wenn die Schatten tiefer werden und die fernen Gipfel rosig überhaucht sind, einen zauberischen Anblick dar.

Das Innere der Stadt stimmt nicht zu der Pracht der sie umgebenden Natur. Santa-Martha ist die erste Niederlassung welche die Spanier auf dem grenadinischen Continent gegründet haben, und zählt ungeachtet seiner alten Herkunft, ungeachtet seines trefflichen Hafens als Hauptstadt des Magdalena und der glänzenden Zukunft, die ihm ohne Zweifel vorbehalten ist, nicht mehr als 4000 Einwohner. Die breiten rechtwinkeligen Straßen, wie die aller Städte die weniger als 100 Jahre alt sind, waren niemals mit einem Pflaster versehen; während stürmischen Tagen sieht man nichts darin als Sandwirbel, in welche niemand sich hinauswagen darf. Die Häuser sind niedrig und schlecht gebaut; in den Vorstädten gibt es sogar nur Hütten von Pfahlwerk und Lehm, deren Palmblattdächer mit Scorpionen und unzähligen Spinnen

bevölkert sind. Drei Jahrhunderte nach Gründung dieser Stadt, 1825, warf ein Erdbeben mehr als hundert Gebäude nieder, zerriß die Kathedrale und die vier Kirchen. Seit jener Zeit sind die Trümmerhaufen von Ziegelsteinen und Gypsbewurf nicht weggeräumt, die Ruinen nicht hergestellt, die Risse nicht zugeworfen worden; nur haben die Jahre die wankenden Mauern mit Buschwerk umsäumt, und um die hohe Kuppel der Iglesia-Mayor ein grünes Gewinde mit gelben und rothen Blumen gezogen. Ein einziges neues Häuschen und die Grundlagen zu einem großen Provincialcollegium fand ich in dieser Stadt, welche noch ebenso verwüstet ist wie an dem Tage nach der Katastrophe. Und dennoch macht Santa-Martha nicht den düstern Eindruck wie Cartagena; die Straßen sind breiter, die stehen gebliebenen Häuser getüncht, oder in frischen Farben bemalt, und dann ist die Natur so schön, daß sie einen Wiederschein ihrer Herrlichkeit auf die baumumgebene Stadt wirft. Seit der Theilung von Neu-Grenada in acht föderative Republiken hat Santa-Martha die Erbauung eines Leuchtthurms auf dem Morro votirt, mehrere gemeinnützige Anstalten und eine höhere Schule gegründet.

Von den Häusern, mitten in der weiten Krümmung welche den Strand bildet, erheben sich die Ruinen eines alten Forts, dessen Mauern Stein um Stein von den Wellen weggespült werden. Die Bongos aus der Cienega, mit Bananen, Fischen, Cocosnüssen beladen, ankern an dem Fuße derselben, und auf den Wällen mitten unter Steinblöcken legen die Indianer ihre Erzeugnisse aus. Die Frauen der Stadt, meist in sehr kurzen Röcken, kaufen hier ihre Bedürfnisse ein. Nichts malerischeres als dieser Markt unter freiem Himmel, auf Mauern, mitten in den blauen Wogen.

Die großen Fahrzeuge aus Europa und den Vereinigten Staaten liegen mehr nordwärts vor Anker, im Hintergrund der Bay, am Fuße des Vorgebirges, das sie gegen Nord- und Ostwinde schützt. Der Strand zwischen Stadt und Hafen ist einerseits durch das Meer, andrerseits durch Salzgruben eingefaßt, welche manchmal überfluthet werden. Des Abends dient er der ganzen Bevölkerung als Spaziergang, und wird von Lustwandelnden, Reitenden und Fahrenden in jeder Richtung durchkreuzt. Die Zollstätte, eine zerfallene Waarenniederlage, ein Damm, einige Blätterhütten über Kaufmannsgut sind die einzigen Bauten am Hafen, der, weit entfernt einem Mittelpunkt des Handels zu gleichen, eher wie ein Vergnügungsort aussieht. Zu jeder Tageszeit werfen sich weiße und schwarze Schwimmer von dem Damm herab, kreisen um die Schiffe wie Tritonen, und verwandeln den blauen Wasserspiegel in eine Schaunfläche, während müßige Sambos am Ufer und Matrosen vom Bord der Fahrzeuge ihre Künste bewundern und durch lauten Beifallsruf dem geschicktesten huldigen.

Nach den ersten Morgenstunden, in welchen der Markt stattfindet, sieht man nichts mehr von dem geschäftigen Wesen das die Indianer den Plätzen und Straßen der Stadt leihen, und das süße Nichtsthun wird dort so allgemein wie in dem Hafen; die vier- oder fünfhundert kleinen Buden an den Straßenecken, welche den Käufern einen kleinen Vorrath von Bananen, Cassaven, chemischen Schwefelhölzern und Chiche darbieten, werden verlassen; die Bewohner von Gaira, Matamoco, Masinga ziehen in Karawanen heimwärts, mit ihren Eseln und Maulthieren. Dann beginnen die Samarios als einzige Herren in der Stadt ihre Siesta, oder setzen sich vor die Thüren, und besprechen die Vorkommenheiten des Tages, während die Señoritas sich in den Häugmatten unter den Säulen der Patios schaukeln. Wie die Hitze zunimmt, wird es immer stiller; sogar die Insecten hören auf zu schwirren; es ist als ob alles einschlafe und ermatte in dieser glühenden Atmosphäre. Die Arbeit erscheint unter diesem glücklichen Himmelsstrich als eine unnütze Anstrengung. Warum diese Völker darum tadeln daß sie sich der Lust am Leben hingeben, wozu alles sie aufzufordern scheint! Von Hunger und Kälte werden sie nie gequält; die Aussicht auf Armuth und Elend tritt ihnen nie vor Augen; die unerbittliche Industrie treibt sie nicht an mit ihrem ehernen Stachel. Wer seine Bedürfnisse alle durch die gütige Natur befriedigt sieht, sucht nicht auf sie einzuwirken durch die Arbeit, sondern genießt ihre Gaben in Müßiggang; hier sind noch die wahren Kinder der Erde, und ihr Leben fließt ruhig dahin, wie das der Bäume und Blumen. Oft ist auch die Hitze so gewaltig, obgleich die Seeluft sie mäßigt, daß jede Anstrengung zur Ermattung wird; denn Santa-Martha ist unter dem meteorologischen Aequator gelegen, und seine mittlere Temperatur beträgt 29° Centigrades.

Wenn dereinst die Thäler und Hochflächen der Sierra-Nevada sich bevölkern durch Hunderte und Tausende von Anbauern, dann werden auch die Samarios, gegenwärtig so wenig thätig, sich fortgerissen sehen in den Wirbel der Arbeit, und der Handel mit seinen weitreichenden Armen wird sich ihrer Stadt bemächtigen, wie er schon andere Tropenstädte überwältigt hat, die auch unter einem zauberhaften Himmel zu schlafen schienen. Gegenwärtig treibt diese Hauptstadt des Magdalena nur etwas Transithandel; aus der Fremde erhält sie Ladungen von Geweben, die ihres geringen Umfangs halber leicht nach den Märkten im Innern versandt werden können; dagegen schickt sie nach England einen großen Theil des Goldes aus den Gruben von Antioquia und nach Deutschland einige Ladungen Tabak. Im ganzen beträgt Aus- und Einfuhr etwa 15 Millionen Franken jährlich.

Unter unsern traurigen Himmelsstrichen des Nordens gibt es während der Winterszeit manche Lebensverrichtungen welche wahres Leiden bereiten. Besonders des Morgens bedarf es fast der Seelenstärke um sich aus dem Bett zu erheben, mit eisigem Wasser die Glieder zu benetzen und sich an die Luft zu wagen.

Wie süß und entzückend dagegen ist das Erwachen in den milden Ländern des Südens, in einer Ebene wie die von Santa-Martha! Der leichte Hauch der Blüthenkelche welche sich erschließen dringt in das Gemach; die Vögel schlagen mit den Flügeln und zwitschern ihren tausendfachen Gesang, der Schatten des Laubwerks zeichnet sich auf der weißen Wand und spielt mit den ersten Sonnenstrahlen. Man athmet mit

Luft, man fühlt ſich wie erneut in dieſer weichen, friſchen, belebenden Luft.

Mit Anbruch des Tages bedecken Reiter und Fußgänger die Wege welche nach dem Flüßchen Manzanares führen, von den Conquiſtadores ſo benannt, im Andenken an den Bach von Madrid, und jeder ſucht ſich eine ſchattige Bucht um ſeine Morgenwaſchungen vorzunehmen. Zu dieſer Stunde fingen alle Vögel, die Moskitosſchwärme wirbeln noch nicht in der Luft; die Sonnenhitze iſt noch nicht durch die dichten Baumzweige gedrungen, und das Waſſer, kaum dem Berg entquollen, bewahrt noch die Friſche ſeiner Felſenwiege. Nach einigen Minuten dieſes köſtlichen Badens ſteigt man das Ufer hinauf und kehrt durch die Gärten zurück. So wird der Morgen zu Santa-Martha hingebracht.

Ein großer Theil des Tages iſt der Sieſta beſtimmt, welcher die Männer mehr Zeit ſchenken als die Frauen, die in allen Ländern thätig ihren Haushalt zu beſorgen haben. Wenn die Hitze zu ſtark war um mir einen Ausflug längs des Strandes oder des Fluſſes zu geſtatten, blieb mir nichts übrig als mich, ein Buch in der Hand, in meiner Hängematte auszuſtrecken. Das Haus, das ich um den ſehr mäßigen Preis von 20 Fr. des Monats gemiethet hatte, war geräumig, ſchattig, von einem ſchönen Garten umgeben.

Die Abende bringen Spaziergänge und Tanzgeſellſchaften. Tamburin- und Caſtagnettenſchläger ſtellen ſich an den Straßenecken auf, und improviſirten Concerte, welche von den Kindern durch Blechtöpfe und Klappern nachgeahmt werden. Junge Mädchen verſammeln ſich bei denjenigen ihrer Geſpielinnen, welche ihr Namensfeſt feiern, und tanzen um einen Altar, der, mit Blumen und Kränzen geſchmückt, neben der Abbildung der Namensheiligen mit allen Koſtbarkeiten umhängt iſt die ſich im Hauſe vorfinden, als da ſind, Hals- und Armbänder, Fächer, ſeidene Lappen, alte franzöſiſche Kupferſtiche, Attila's Begräbniß oder den Tod Poniatowski's vorſtellend. Die Muſikanten, welche mit einer Art von Wuth ihre ſchrillen Weiſen ſpielen, kauern in einer Ecke auf niedrigen Sitzen, die mit Calicot überdeckt ſind, und gönnen ſich nur von Stunde zu Stunde einige Ruhe um ein Glas Chicha zu ſchlürfen. Der Eintritt ſteht jedem frei, ſowohl um zu tanzen als an den Erfriſchungen theilzunehmen welche von dem Herrn des Hauſes und ſeine Nitas gereicht werden. Das Haus iſt in dieſer Weiſe jeden Abend den Beſuchenden offen, bis das Feſt eines andern jungen Mädchens beginnt.

Dank der Schönheit der Abende, ſind die Spaziergänge am Strande noch zahlreicher als die Tänze in den Ballſälen. Wer die Herrlichkeit der tropiſchen Nächte nie geſehen, kann ſich keinen Begriff machen wie ſüß die Stunden ſind die man in dem gedämpften Licht des äquatorialen Sternenhimmels zubringt, wo alle Sinne zugleich angeregt ſind, und jede Bewegung ſo leicht wird als ſey man eben erſt von ſchweren Ketten befreit worden. Die Geſtirne funkeln mit viermal ſo großer Klarheit als unter der gemäßigten Zone, und werden nur ſelten von Wolken verhüllt, ſo daß man den ganzen Flammenbogen der Milchſtraße anſchauen kann. Das Zodiakallicht, das die meiſten amerikaniſchen Aſtronomen für einen Ring halten, ähnlich dem des Saturns, rundet ſeine Scheibe im Weſten; im Süden erſcheinen wie Nebelflocken die magelaniſchen Wolken, ungeheure Sterngruppen, die wie ein Hauch in der Unendlichkeit des Raumes verloren ſind. Jeden Augenblick fahren Sternſchnuppen, welche einen langen Lichtſtreif hinter ſich laſſen nach allen Richtungen an dem Himmel hin. Während das Auge ſich in dieſer Pracht verliert, ſteigen von der Erde aus Gärten und Wäldern die entzückenden Düfte der Pflanzenwelt auf und erfüllen die ganze Atmoſphäre.

*

Während meines Aufenthalts von einigen Wochen zu Santa Martha hatte ich mich überzeugen können daß es mir ſehr ſchwer werden würde eine agricole Niederlaſſung zu gründen, wie ich ſie im Sinn führte. Beinahe die ganze Ebene iſt in kleine Parcellen getheilt und im Beſitz von Meſtizen und Negern, welche Fruchtbäume pflanzen und aufziehen, und jeden Morgen deren Ertrag nach der Stadt bringen. Ich durfte nicht daran denken mit einem dieſer Feldbauer mich zu vereinigen, die übrigens wackere Leute ſind und ohne Sorge ziemlich müßig in die Zukunft hinein leben, in beſtändigem Hader um die Bewäſſerungscanäle, welche oft ein einziger an ſich geriſſen hat. Die Thäler und Abhänge der Sierra, deren üppig fruchtbarer Boden eine halbe Million Menſchen reichlich ernähren könnte, wurden ſeit langem einigen großen Capitaliſten überlaſſen, welche weder etwas davon verkaufen noch den Anbau unternehmen wollen, in der ſchwankenden Hoffnung einer künftigen Coloniſation in rieſenhaftem Maßſtabe. Sie haben dieſen Beſitz niemals geſehen, niemals jene Einöden zu durchſtreifen geſucht, deren Ausdehnung ſogar ihnen unbekannt iſt, und begnügen ſich damit allabendlich von dem Spaziergang am Strand aus die blauen Berge, die tiefſchattigen Thäler anzuſchauen, um ſich mit Behagen ſagen zu können: das alles iſt mein Eigenthum.

Indeß ſind nur die Abhänge der Sierra Nevada gegen Santa Martha hinab in Vorausſicht künftiger Einwanderung monopoliſirt; die übrigen Thalgehänge und der größte Theil der Andenkette ſind von der Regierung noch an niemanden abgetreten worden, und jeder eifrige Anſiedler kann ſich dort niederlaſſen, ohne unter dem caudiniſchen Joch eines erſten Ceſſionärs hindurchzugehen. Unglücklicherweiſe ſind von der Stadt aus dieſe Regionen dem Reiſenden unzugänglich, und um in das Innere der Sierra zu dringen, muß man entweder den Weg von der Stadt Rio-Hacha oder den von den Dörfern aus ſüdlich in dem großen Thale des Rio-Céſar einſchlagen. Ich mußte mich daher entſchließen dieſes Eldorado der Manzanaresebene zu verlaſſen; aber um es ſo lang als möglich zu genießen, beſchloß ich in der Umgegend noch meine Studien über den Anbau der Tropenpflanzen zu vervollſtändigen.

Zu jener Zeit waren die einzigen wichtigen Plantagen des Diſtricts die von San Pedro und von Minca, welche beide dem Señor Joachim Mier, dem reichſten Handelsherrn der Stadt, gehörten. San Pedro liegt unfern von Matamoco, zwiſchen dem Manzanares und ſeinem Hauptzufluß, der aus den Schluchten der Horqueta herabkommt. Das Waſſer,

dieses den Pflanzen nothwendigste Element, fließt in kleinen Rillen längs den sie speisenden, Canälen hin; riesenhafte Bäume wachsen am Flußufer und schaukeln ihre dunkle Blätterfülle über weite Zuckerfelder; in dem Garten, dem betäubende Düfte entsteigen, stehen zahllose Blüthenbüsche, ganz mit Blumen bedeckt, die bald in Schirmen sich ausbreiten, bald in Trauben herabhängen; allenthalben zeigt sich die Natur als freigebige Mutter, und spendet herrliche Gaben fast ohne Zuthun menschlicher Arbeit. Die Wirthschaftsgebäude contrastiren peinlich gegen die üppige, sie umgebende Pflanzenwelt. Die Vorrathshäuser sind in schlechtem Zustande, die Höfe ohne Pflaster; die Dampfmaschine, ganz aus den Fugen, arbeitet nur selten, und der größte Theil des Zuckersaftes wird destillirt und in Chicha verwandelt.

Zu San Pedro, in einem bescheidenen Gemach der Behausung, starb 1830 General Bolivar, angeschuldigt durch seine Mitbürger die Freiheiten seines Vaterlandes angetastet und als Kaiser in der Republik geherrscht zu haben, welche ihn zum Präsidenten erwählt hatte.

Minca, so genannt nach einem Indianerstamm welcher ehedem diesen Theil der Sierra bewohnte, ist eine der ältesten Kaffeepflantagen der neuen Welt, deren Erzeugnisse berühmt sind auf allen Küsten des caraibischen Meeres, deren Erzeugniß oft unter diesem Namen verkauft wird. Die Fremden welche einige Zeit zu Santa Martha verweilen, versehlen nicht Minca zu besuchen, und ungeachtet der Anstrengung eines fünfstündigen Marsches auf unwegsamen Pfaden bedauern sie es niemals diesen Ausflug unternommen zu haben, den einzigen gefahrlosen in der eigentlichen Sierra. Nachdem man an San Pedro vorüber ist, werden mehrere Peladeros, nackte Felsrücken, erstiegen; dann verfolgt man den Rand einer tiefen Schlucht, die man mehr erratet als sieht, so dicht drängen sich darin die Bäume. Wenn man hoch von dem schmalen Pfad in den Grund des Thales schaut, sieht man wie in einem Abgrund von Blattwerk ein Gewirr von Baumstämmen, Lianen und Zweigen. Nur zuweilen gewahrt man einen weißen Punkt, eine Schaumflocke, welche den Weg des Bergwassers andeutet, dessen Stürze wie der Donner rollen.

Es ist begreiflich daß in so wilder Natur der Fußpfad oft durch den Pflanzenwuchs überwuchert, durch umgestürzte Bäume versperrt, durch Ueberfluthungen zerrissen ist; indeß sieht man neben diesen Wegen, deren Krümmungen und Wendungen alljährlich unter den Fußtapfen von Thieren und Menschen wechseln, noch die alte Straße der Mincas-Indianer, welche mit Granitplatten oft mehr als einen Meter lang gepflastert ist. Wo der Bergabhang sehr steil ist, sind diese Platten wie Treppenstufen angebracht; meistens liegen sie aber flach auf dem geneigten Boden, und bilden eine glatte Bahn, auf welche die Lastthiere sich besonders bei Regen nicht wagen dürfen. Ueberdieß umgeht dieser Weg kein Hinderniß, sondern fleigt die Höhen hinan und eben so jäh in die Thäler hinab ohne von der geraden Richtung abzuweichen; man sieht daß er von einem Gebirgsvolk angelegt wurde, dem die Mühsal unbekannt war. Gegenwärtig ist von diesen Indianern nur noch der Name und diese monumentale Straße übrig, neben welcher die Spanier nur einen elenden Fußpfad zu ziehen vermocht haben. Von dem Gipfel eines steilen Felsens, über den der Weg hinführt, sieht man plötzlich die Plantage von Minca, eine weite Lichtung, welche der Wald nach allen Seiten mit seinen grünen Fluthen umwogt. Eine Brücke über den Bergstrom von Gaira, dann eine Allee von Orangen führen nach dem Hauptgebäude, das 600 Meter hoch an den Vorbergen der Horqueta liegt und eine wilde Schlucht beherrscht, welche sich im Halbkreis um ihren Fuß zieht.

Leider war diese Kaffeepflanzung nicht besser gehalten als die Zuckerfiederei von San Pedro. Die Kaffeebäume von drei zu drei Metern in Reihen gepflanzt, waren mit Moos bedeckt, nur wenige Früchte mischten ihr grelles Roth mit dem grünen Laubwerk; Gras sprößte auf der Tenne wo die Beeren zum Trocknen ausgebreitet werden. Die Arbeiter schienen weit mehr auf ihre Siesta als auf das Behacken des Bodens bedacht. In dieser fruchtbaren Plantage, wo die Erde tausendfältig wieder gibt was der Zufall aussäet, wo man auf einem und demselben Fleck alle Fruchtbäume der Erde pflanzen könnte, hat man nicht einmal daran gedacht ein Stückchen Wald auszuroden um eine Bananenpflanzung oder einen Gemüsegarten anzulegen, und jeden Morgen bedarf es einer Karawane von Peones (Arbeiter und Taglöhner), Esels und Maulthieren, um ans Santa-Martha, fünf Stunden entfernt, den täglichen Proviant abzuholen. Als ich mich dem Capataz Fortunato vorstellte, war der wackere Mann erschrocken über meine unerwartete Ankunft, und konnte mit großer Mühe in der ganzen Pflanzung nur vier Bananen und eine Panela auftreiben, um die Pflichten der Gastfreundschaft gegen mich zu erfüllen. Gewöhnlich bringen die Besucher Mundvorrath mit, um nicht als ganze Mahlzeit einige Tassen Kaffee einnehmen zu müssen.

Der Zerfall von Minca datirt von der Aufhebung der Sklaverei her. Vor dieser Zeit arbeitete eine große Anzahl Neger nicht unter der Peitsche, es geschah in Columbia selten daß die Herren ihre Sklaven mißhandelten, sondern unter beständiger Aufsicht und einem moralischen Zwang, dem sie sich nicht zu entziehen vermochten. Ihre Arbeit war fast ohne Unkosten, und der Herr mochte gegenwärtig oder abwesend seyn, wurde sie zu rechter Zeit gethan, die Ernte im günstigen Augenblick eingesammelt, und der baare Betrag der Erzeugnisse floß regelmäßig in die Casse. Als die Sklaven frei gegeben wurden, hüteten sich die Gebieter wohl etwas an ihrem Ackerbausystem zu ändern und folgten gewissenhaft dem alten Schlendrian; anstatt sich nach ihren Gütern zu begeben und dort selbst die Arbeit zu überwachen, überließen sie einem Capataz die Sorge Arbeiter anzustellen, die Preise zu regeln, und sahen bald ihr Einkommen allmählich sich verringern. In einem Lande wie dieses, wo jeder freie Mann ein Besitzthum haben kann, wo die Erfordernisse des materiellen Lebens auf ein Minimum reducirt sind und nur wenig Arbeit kosten, muß jeder Grundeigenthümer, um vorwärts zu kommen, nothwendig den Arbeiter an seinem Wohlstand betheiligen.

Einige Zeit nach meiner Abreise von Santa-Martha ließ Señor Mier aus Genua einige fünfzig Ackerleute kommen, mit welchen er Minca wieder zur Blüthe verhelfen wollte. Diese Italiener brachten die drei Monate ihrer Miethzeit im völligsten Nichtsthun hin, und zerstreuten sich bald darauf dahin und dorthin, um für ihre eigene Rechnung zu arbeiten; die meisten derselben vereinigten sich am Rand der Ciénaga, in einem neu angelegten Dorfe, Fundacion. Hier geben sich mehr als hundert europäische Familien der Cultur des Tabaks und der Fruchtbäume hin; im Verlauf von vier oder fünf Jahren, unter dem Antrieb freier Arbeit, ist dieser Ort der wichtigste agricole Mittelpunkt der Küsten von Neu-Grenada geworden.

Bei meiner Rückkehr von Minca hatte ich mehr als einmal Gelegenheit zu sehen wie leicht es ist sich in dieser Gebirgsregion durch den Anbau zu bereichern. Im Hintergrunde eines Thales sah ich einen Fußpfad durch die dichten Affenbrodbäume sich hinziehen, und folgte ihm neugierig; bald fand ich mich in einer Lichtung, vor einem Schuppen in den einfachsten Verhältnissen und bloß aus einem Palm-Blätterdach bestehend, das auf vier Pfählen ruhte. In einer Hängmatte, die in langen Seilen an den Dachsparren befestigt war, schaukelte sich ein ältlicher Mann von stolzem Aussehen und las in einer Zeitung. Neben ihm schliefen zwei Peones auf Matten, ein an einen Pfosten der Hütte gebundenes Maulthier kaute Maiskolben; rings umher lagen Machetes, Sättel, Kleidungsstücke, Kochtöpfe, Eßgeschirre zerstreut; zwischen rauchgeschwärzten Steinplatten glimmten einige Kohlen. Beim Geräusch meiner Schritte wendete sich der alte Mann mir entgegen, und richtete sich freudig erstaunt über den Anblick eines fremden Caballero halb auf in seinem Hamac, indem er mich einlud unter seinem Dach auszuruhen. Als ich sein Anerbieten annahm, weckte er einen der Peones auf, ließ eine zweite Hängmatte für mich aufsiehen, und befahl das Feuer zu schüren, um mir eine Tasse Algengibre (Ingwer-Thee) zu bereiten. Zu höflich um mich über den Zweck meines Umherstreifens auszufragen, kam er meinen Mittheilungen zuvor, indem er mir erzählte wie er dazu gekommen sey sich in diesem Rancho mitten in den Wäldern anzusiedeln. Vor einigen Monaten erst war ihm ein Erbe zugefallen von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung, und Señor Collantes, durch plötzliche Eingebung, hatte den in den Augen seiner Freunde sehr seltsamen Entschluß gefaßt einen Theil seines weiten Besitzthums selbst anpflanzen zu wollen. Er wählte hiezu nahe an dem Wege nach Minca ein genügend bewässertes Thal ohne starken Baumwuchs; das Gras und Gestrüpp wurde nun angezündet und rasch von der Flamme verzehrt, bis eine weite Lichtung entstand, wo noch da und dort verkohlte Stümpfe emporstarrten. In wenigen Tagen war mitten in der Asche der Schuppen aufgerichtet, die Hängmatte befestigt worden, und Señor Collantes fand sich in dieser wie auf einem Throne. Ohne aus der horizontalen Lage sich zu bewegen, überschaute und dirigirte er mit einem Blicke die Feldarbeiten, konnte mit einem Fingerzeig angeben wo Tabak gesäet, Bananen oder Zuckerrohr gepflanzt werden sollten. Er nahm seine Mahlzeiten mit den Arbeitern ein, trank mit ihnen Algengibre oder Kaffee, und unterließ es niemals sie von der Mittagshitze zur Siesta zu rufen.

Alle drei oder vier Tage gieng ein Peon nach der Stadt hinab um Zeitungen, Briefe und Vorräthe zu holen, einmal in der Woche kam auch ein Freund oder ein Fremder, der sich nach Minca begab, zu dem Greis auf Besuch, und dieser als ein wahrer Philosoph verlangte nichts weiter zu seinem Glück. Er war vor dem Regen geschützt, seine Hängmatte und seine wollene Decke ersetzten ihm alle Bequemlichkeiten welche man in den Städten zum Leben nöthig glaubt; seine Zeitung berichtete ihm was in der Welt vorgieng, er sah seine Bananen und Zuckerrohre wachsen und im Winde schaukeln — was konnte er mehr wünschen? Ueberdieß mußte sein Unternehmen gelingen, denn seine Ausgaben waren von feinem Belang, seine Ernten waren im voraus zu hohem Preis angebracht, und zugleich hatte er Sorge getragen die Arbeit der Peones sich für alle Zeit zu sichern, indem er sie zu seinen Theilhabern machte.

Um den Ackerbau in den Tropen praktisch kennen zu lernen, hätte ich vielleicht gut gethan die Gastfreundschaft des Señor Collantes für einige Wochen anzusprechen, allein ich zog es vor in der Nähe der Stadt bei einem jungen intelligenten Italiener zu wohnen, der seit mehr als einem Jahr eine halbe Stunde von Santa-Martha eine Rosa (Gärten und Baumstücke) besaß, wo er alle Arten Fruchtbäume und einige Industriepflanzen cultivirte. Dieser junge Mann, erfreut einem Landsmann zu begegnen — in Südamerika nennen sich alle Lateiner Brüder — nahm meinen Antrag mit Freuden auf, und unter seiner Leitung machte ich mich alsbald an das Werk. In wenigen Wochen lernte ich die verschiedenen Fruchtarten und Sämereien kennen, pflanzte eine Reihe Bananen, half den Bewässerungscanal ausbessern, und versuchte die Bereitung des Manioc-Teigs, alles zum größten Staunen eines Sambo, der fluchend seine 40 Sous täglich verdiente, und nicht begreifen konnte wie ein vernünftiger Mensch eine Freude an der Arbeit finden sollte. Mich ergötzte sie jedoch sehr, und um meine Lehrzeit zu vollenden, hatte ich die Absicht einen hübschen Garten, eine Hectare groß, am Flusse gelegen zu kaufen, der mir sammt Häuschen und Fruchtbäumen für die mäßige Summe von 38 Fr. angeboten wurde. Schon wollte ich den Handel abschließen und gieng meinen Freund, den Italiener, darüber zu Rath zu ziehen. Ich fand ihn leider in seinem Bette mit zerschmettertem Schädel; in einem Streit, der sich beim Trinken entspann, hatte ihm ein Zechgenosse mit einem Stockstreich niedergeworfen. Diese Begebenheit erkaltete meinen Eifer, und da ich niemand fand der mir statt Andrea Giustori's als Lehrmeister dienen konnte, beschloß ich meine Abreise nach Rio-Hacha nicht länger zu verzögern.

Ich hatte die Wahl zwischen dem Weg über Land oder über See, ersterer schien mir weit angenehmer, aber es war der Anfang der Regenzeit, und ohne eine Menge Vorsichtsmaßregeln, denen ich mich damals nicht unterziehen konnte, wäre es unmöglich gewesen mein Gepäck über Land zu fördern. Ueberdieß wäre die Reise sehr beschwerlich gewesen,

Die Postcouriere, die einzigen Führer die sich mir darboten, legen in drei Tagen die Strecke von 175 Kilom. zwischen den beiden Städten zurück, indeß gibt es keinen gebahnten Pfad, und man muß nothwendig dem Meeresufer folgen, zwischen den Wasserwegen und dem hohen Uferrand, an den die Wellen häufig anschlagen. Zwanzig Flüße münden auf dieser Strecke in das Meer. Während der trockenen Jahreszeit ergießen die meisten ihre Wasser in eine sumpfige Lagune welche durch einen Strandstreifen von dem Meere geschieden ist; aber während der Regenzeit öffnen sich in dem Sande zahllose Mündungen, die stets wechseln, und oft haben die Postboten in ihren drei Tagemärschen mehr als hundert Wasserarme zu durchschneiden. Wenn diese Strömungen nicht sehr tief sind, kann man der Barre folgen welche durch die weißen Streifen der Brandung bezeichnet ist; aber auf dem Sande, der unter den Schritten einsinkt, darf man nicht vergessen nach rechts und links mit dem Machete die Ungeheuer abzuwehren welche, Krokodile oder Haifische, in der Nähe sich umhertreiben könnten. Wenn das Wasser zu tief oder die Strömung zu reißend ist um hindurchwaten zu können, bindet man sich zwei Schläuche oder Balsas unter die Arme, um Kopf und Brust außer dem Wasser zu halten, und unternimmt, die Waffe in der Hand, den Durchgang. Während der ersten zwei Drittheile des Weges trifft man nur einen einzigen Rancho, wo man im Nothfall Zuflucht finden könnte. Auch wählt die Postverwaltung zu diesem Dienste junge Indianer, Fußgänger die niemals ermüden. Diese sind stets zu dreien um die Jaguars verscheuchen zu können, einer trägt das Postfellesisen auf dem Rücken, der andere die Mundvorräthe, und der dritte Waffen und Schläuche. Jeder Gang wird mit 20 Fr. ungefähr bezahlt.

Um nicht halbtodt anzukommen, wenn ich diesen leichtfüßigen Boten mich anschloß, faßte ich den weiseren Entschluß über Meer zu gehen, da ich ohnehin, um in die Sierra einzudringen, später einen großen Theil dieses Weges zurücklegen mußte.

Auf der Goelette Margarita nahm ich meine Cabine, und verabschiedete mich von meinen Freunden und dann von der Stadt, die in ihren Gärten und in dem Schatten der hohen Berge eine so schöne Lage hat. Kaum hatten wir den Morro passirt, als sie wie der schönste Traum meines Lebens verschwand, und Sierra Nevada, Vorgebirge und Inseln durch Milliarden weißer Schmetterlinge verborgen wurden, welche wie eine Wasserhose um uns wirbelten. Während der ganzen Ueberfahrt verdeckte diese bewegliche Wolke uns das Panorama des Gebirges, und um die Stunden zu verkürzen, mußte ich nach meinen Büchern greifen. Wie groß war mein Erstaunen als ich eines nach dem andern öffnete und sie, die von außen unversehrt waren, von den Termiten ausgefressen fand, so daß mir nichts übrig blieb als deren Einband und Titelblätter!

Nach einer zweitägigen Ueberfahrt gelangten wir in Sicht der steilen Wände oder Barrancos von rothem Thonschiefer, welche sich nach Westen an der Küste bis Rio-Hacha fortsetzen, und desselben Abends landete ich an dem Hafendamm.

Ueber einige Handelsproducte tropischer Pflanzen.

Der indische Archipel ist in seinen Naturerzeugnissen eine der productivesten Gegenden des Erdbodens, welche bis heute auf eine sehr verschwenderische Weise ausgebeutet wird, indem man zur Erlangung gewisser Producte dem Boden und seinen Bebauern zu viel zumuthet, in anderer Beziehung aber gewisse Erzeugnisse des Bodens als werthlos beiseite wirft, oder ungenützt zu Grunde gehen läßt. Haben wir es doch noch selbst erlebt daß man in den javanischen Zuckerfabriken den Syrup, die Molasse (die auf die primitive Art der ältern Bereitungsweise nicht krystallisirte), in Abzugsgräben, wie bei uns den Koth, in den Kloaken wegfließen ließ, weil die Bereitung von Rum oder Arak zu kostspielig und nicht genug gewinngebend erschien. Das unvollständig ausgepreßte Zuckerrohr (ampas), welches als Brandstoff vor der Fabrik ausgebreitet lag, gieng bei Regenwetter nicht selten in eine faulige Gährung über, verpestete die Luft und trug zur Erzeugung von Fieber, Ruhr und Cholera bei.

Es werden jährlich Hunderttausende von Centnern Kaffee auf Java gewonnen, indem man die kirschenähnlichen Früchte des Kaffeebaumes sammelt, und diese Früchte einer längern Fäulniß überläßt, damit sich das Fleisch von den Samencapseln, welche die zwei Bohnen einschließen, leichter löse. Zu diesem Zweck hatte man bei den bessern Kaffeeplantagen cementirte Flächen hergestellt, auf welchen die Kaffeefrucht in großen Haufen aufgeschüttet wurde, und wenn sie dann in eine faulige Gährung übergieng, auf der Fläche ausgebreitet und etwas abgetrocknet ward, wobei sich ein äußerst widerlicher Geruch verbreitete, der auf die Bewohner der Plantage nur nachtheilig wirken konnte.

Würde man das Fleisch der Kaffeefrüchte zur Destillation von Branntwein benützen, so könnte man von diesen hunderttausend Centnern ungenützt der Fäulniß überlassener Früchte einen schönen Ertrag jährlich erzielen.

Die Muscatnuß ist von einer fleischigen Hülle umgeben, die als Frucht des Muscatbaums Aehnlichkeit mit einem Pfirsich oder mit einer Aprikose hat. Um die Folie und die Nuß zu erhalten, wird diese fleischige Schale entfernt und als unnütz weggeworfen. Wir sahen in den Muscatpflanzungen der Banda-Inseln ganze Haufen dieser Muscatfrüchte verfaulen. Auf diesen faulenden Haufen wächst ein Pilz, der als Leckerbissen gesammelt und von den indischen Feinschmeckern hochgeschätzt wird. Da das Aroma durch alle Theile der Muscatpflanze geht, so macht man aus diesen Fruchtschalen mit Zucker köstliche Confituren. Getrocknet könnten sie wie unsre Aepfelschnitze als Compot benützt und in den Handel gebracht werden.

Der Kampferbaum, Dryobalanops Camphora, wächst in den Wäldern Sumatra's und Borneo's bis zu einer Höhe von 200 Fuß; sein grauer, terzengerader Stamm erhebt sich oft 100 Fuß, bevor er Aeste aussendet. Manchmal trifft der Wanderer in jenen feuchten dunkeln Wäldern zur Erde gestürzte Stämme, die scheinbar noch wohl erhalten sind. Um sich aus dem feuchten modernden Laube, in welches er knietief einsinkt, vor den springenden Blutegeln zu retten, tritt

er auf diese niedergestreckten Riesen, sinkt aber manchmal bis an den Hals in das vermoderte Holz. Der eingeborne Batta sucht durch mühsames Fällen des Baumes den ausschwitzenden Kampher zu gewinnen, und erhält von dem ganzen Koloß kaum ein halbes bis ein Pfund Kampher, den er entweder zur Balsamirung der Leichen seiner Häuptlinge (Radjas) gebraucht, oder zum Tausch für Salz, Pulver, Blei, Messing u. s. w. (für 1500 F. für den Pikol à 125 Pfd.) verkauft. Dieser Kampher geht meistens nach China und Japan. Das Holz des Kampherbaums wird zu den bekannten japanischen Koffern benützt, weil das Aroma Ungeziefer, besonders weiße Ameisen, fern halten soll. Gewöhnlich aber überläßt man den kostbaren Baum der Fäulniß. Da der Kampher in allen Theilen dieser Riesenpflanze enthalten ist, so läßt sich begreifen wie man anstatt eines Pfundes Kampfer Hunderte, ja Tausende von Pfunden dieses kostbaren hochgeschätzten Products aus einem einzigen Baum gewinnen könnte, wenn man vermittelst einer Schneidmaschine das Holz spalten und vermittelst eines trockenen Destillirapparates den Kampher aus allen Theilen der Pflanze ausziehen würde.

Ebenso könnte man aus vielen Pflanzen dieses Archipels kostbare ätherische Oele gewinnen. Die Blumen welche inländische Schönen zu ihrem Haarschmuck anwenden, würden das feinste Parfüm liefern: wie die Melatti, Djempaka u. s. w.

Die Fasern der Pisang, Aloë und Ananas lassen sich zu dem feinsten Nesseltuch verarbeiten. Wir haben Proben von Geweben gesehen, welche der Botaniker Blume dem Ministerium der Colonien vorlegte, die von dem stärksten Schiffstau und Segeltuch bis zu den feinsten Linnen aus den Faseru der Ramehpflanze (Boehmeria sanguinea) bereitet waren. Im Jahr 1850 hatte ich eine solche Pflanze in einem Blumenscherben zur Ueberwinterung in unsern Keller zu H. (in Süddeutschland) gestellt. Die Pflanze starb bis auf die Wurzel ab, und schon wollten wir sie als verdorrt wegwerfen, legten sie aber im Frühjahr in den Boden des Gartens — und sieh' da, sie trieb im Sommer 1851 vier Fuß lange Schößlinge zu einem vollen üppigen Strauch — ein Beweis daß die Verpflanzung und der Anbau dieses nützlichen Gewächses in unsrer Heimath möglich wäre. Viele Pflanzen dieser Inseln erzeugen in ihren Samencapseln eine seidenartige Wolle, die noch nicht industriell benützt ist. Viele Früchte könnten, in großer Masse erzeugt und getrocknet, als Lebensmittel in den Handel gebracht werden, wie Pisang und die Artocarpusarten.

Dr. Epp.

Rückkehr aus China.

Am 14 März betrat ich in Marseille zuerst wieder europäischen Boden, und welche Mannichfaltigkeit von Gedanken drängte sich da nicht unwillkürlich mir auf. Wenn man auch vereinzelt den Europäer im Orient gesehen und europäische Gestalt und Sitte nicht vergessen hat; wenn man beim Eintritt in die mittelländische See, in Alexandria, auch schon einen großen Theil europäischen Lebens sieht, wenn man auf Malta eine Menschenrace antrifft die in allem dem Europäer gleich ist, nur nicht in der Hautfarbe, die doch einen südlichen, fast tropischen Typus hat, so sehen wir in Marseille zuerst das unvermischte, wenigstens das überwiegende Element der europäischen Gesellschaft mit ihren erhebenden und erniedrigenden Einflüssen, mit dem was wir selbst Civilisation, Fortschritt und was sonst noch nennen. So kam mir das Treiben unter den europäischen Menschen vor: jeder beaufprucht mehr als ihm zukommt, und setzt alle seine Kräfte in Bewegung dem Nachbar es zuvorzuthun, ihn zu übervortheilen, um kaufmännisch zu reden. Ich kam geraden Wegs von China, wo im ganzen dieses Treiben nicht stattfindet. Wenn wir die Chinesen auch nicht indolent, wie die meisten Orientalen nennen können, so haben wir doch eine Meinung von ihnen die sie tief unter uns stellt, denn sie streben zunächst nur nach dem Genug zur Existenz, und das nennen wir Mangel an Trieb nach etwas höherem. Nun es ist Mangel an Trieb, an dem Trieb nach dem Mehr das ihm zukommt oder dessen er bedarf. Aber ich will nicht von den Chinesen sprechen, sondern von den Eindrücken welche die Europäer machten.

Der Hafen von Marseille liegt voller Schiffe, sogar ist ein eigener Hafen für Dampfschiffe allein angelegt — es sind stolze Fahrzeuge, von künstlichem Bau und vermögend allen Stürmen und Strömungen zu trotzen, wie es nöthig ist wenn wir nach dem fernen China wollen, um uns eine Beute zu erobern. Denn sagt, was anderes treibt uns nach China oder irgend einem andern Lande? Doch wohl nur um schneller das zu finden was daheim nicht zu finden ist, und wo man sich mit Tausenden von gleich Betheiligten deßhalb abringen muß. Und welche Mannichfaltigkeit von Interessen liegt nicht allein in dem einen Gegenstand, dem Schiff? Wem gehört es? Nicht gerade der unternehmende Seefahrer, Kaufmann oder Abenteurer setzt sich auf seine eigene Barke und zieht hinaus, niemand weiß wohin. Da gibt es noch Tausende von andern Fahrzeugen, die sich jedem zu Gebot stellen der den erforderlichen Preis dafür zu bezahlen vermag, entweder im Ganzen oder zu Theilen. Noch andere sind herbeigekommen um die Producte aus fernen Gegenden zu bringen, und sie ziehen jetzt leer wieder heim, weil sie keinen Gebrauch im eigenen Lande von den hiesigen Erzeugnissen haben, und vielleicht denkt das andere neben ihm liegende Fahrzeug auch leer auszuziehen, um mit voller Ladung aus der Ferne wieder zurückzukommen. So ziehen sie hin- und her, und könnten sich vielleicht manch langen Weg und viel schöne Zeit sparen, wenn man jedes Ding im ausgedehntesten Maß verwendete, was aber unsere moderne Concurrenz nicht zuläßt. Der Engländer zieht nach Amerika und kehrt wieder heim, wie sein specielles Geschäft es ihm vorschreibt, und unbekümmert um den Engländer zieht der Amerikaner nach England und kehrt wieder nach seiner Heimath zurück, nachdem er sein Geschäft besorgt. Da baut er große und kleine

Schiffe, Dampfschiffe mit Schaufelrädern und mit Schrauben, baut Dampfschiffe nur um andere Schiffe in und aus dem Hafen zu schleppen, baut wieder andere die gar keine Rechnung finden könnten, wenn die Regierung ihnen nicht mit einem Postvertrag unter die Arme griffe. Dann werden eigens Schiffe gebaut, wenn ein Krieg im Anzug ist — nicht allein hat die Regierung ihre eigenen Fahrzeuge, sondern die Speculation von Privaten geht der Regierung wieder zur Seite. Wie viele Schiffe wurden nicht gebaut als der Krimfeldzug unternommen wurde, und wie viele wurden nicht gebaut als er schon vorbei war, und doch hatten die Baumeister nur auf den Absatz im Krieg gerechnet!

Da habe ich schon eine Weile über die Schiffe im Hafen von Marseille gesprochen, und vergesse daß ich noch gar nicht einmal in denselben zugelassen bin. Wir kamen in sechs Tagen von Alexandria, aber weil ansteckende Krankheiten in Aegypten herrschen, so durften wir erst am achten Tag das Land betreten. Wir mußten daher 36 Stunden auf der Quarantäne-Insel, der Stadt gegenüber, zubringen, und genossen dort der schönen Aussicht auf die Bay und die Stadt, und gewiß einer frischern Luft als unter der Häusermenge mit ihrem Menschengewühl und Oelsiedereien. Der Briefbeutel ist nicht ansteckungsfähig, und so wurde er gleich ans Land geschafft, auch durften wir Besuch aus der Stadt empfangen, der aber selbstverständlich bis am nächsten Tag bei uns bleiben mußte.

Dann gieng's in den Hafen, aber ehe wir den Fuß ans Land setzen durften, wurden uns die Päße abgefordert; hatte man keinen, so schadete das freilich auch nicht. Aber noch blieb eine Formalität zu beobachten übrig, die Visitirung der Koffer, die aber eben so rasch von statten gieng als die Paßgeschichte. Wäre ich ein Chinese, so würde ich gleich an die Behandlung des Europäers in China erinnert — da fragt niemand: woher kommst du? wer bist du? was hast du in deinem Koffer? Das Schiff segelt in den Hafen ein, und der Fremde kann den Boden des himmlischen Reiches betreten, ohne daß sich jemand um ihn und seine Sachen kümmert. Was kann ein Reisender denn so viel bei sich schleppen, um die Staatseinkünfte stark zu gefährden? Und wenn solches dennoch der Fall ist, was kann der moralische Standpunkt der Menschen seyn, die einer solchen Controle bedürfen? Ich mache die Frage nur als Chinese, und frage: sind wir denn so viel besser als sie? Uebrigens freut sich der Chinese, da er einmal die Reise nach Marseille hat machen wollen, daß er sie in Zeit von sechs Wochen zurückgelegt hat. Mit seiner Dschunke hätte dieß nicht ermöglicht werden können, denn die Dschunke hat nur einen Zweck zu erfüllen, die Producte des Nordens und des Südens des Reiches mit einander auszutauschen. Deßhalb können sie auch alle nach einem Schnitt gebaut werden, und da man nur das Material benutzt das man im Lande findet, und fast in der Form wie man es findet, so können auch keine Schaufelräder und keine Schraube, keine schlanken Masten und russischen Segeltücher angewendet werden. Dafür bleibt aber das eigene Material in so größerer Frage, und die Arbeitskraft es zu produciren und zu formen bleibt im Lande. Hat doch die Natur schon dafür gesorgt daß die rohste Art von Fahrzeugen einmal des Jahres, je nach dem Monsun, an seine Bestimmung gelangen und wieder nach Hause kommen kann. Ist der Chinese doch zufrieden wenn er im Laufe des Jahres sein Geschäft besorgen kann und dabei sich seinen Unterhalt erwirbt, weßhalb also sich abmühen und sorgen um mehr zu erwerben, um mit diesem Mehrerwerb auch seine Anstrengungen zu vermehren, die ein vergrößerter Verkehr mit Menschen, eine vergrößerte Ueberwachung von Capital nothwendig nach sich zieht, und um schließlich gar einen Unberechtigten mit dem so mühsam Erworbenen abziehen zu sehen!

Jetzt endlich können wir uns ans Land begeben, und ein Boot kommt auf die Seite des Schiffes und nimmt uns und unsere Sachen auf. Kaum sind wir ein paar Schritte gerudert, so bittet der Bootführer höflich um Bezahlung. Es regnete gerade, und da er mittlerweile zu rudern aufhörte, so erheischte die Klugheit daß man seiner Aufforderung nachkomme. Aber einige Engländer votirten für „prügelt ihn" ob dieses Mißtrauensvotums, und vielleicht war es gerade ihr Aussehen und ihre Gebärde, die den Mann veranlaßte eine solche Forderung gerade an solchem Orte zu stellen. Wie oft mag er schon um seinen ehrlich verdienten Lohn geprellt worden seyn, daß der Passagier ans Land sprang und sich unter der Menge verlor oder vielleicht gar kein Geld in der Tasche hatte; jedenfalls konnte ich dem Mann nicht verdenken sich vor Unannehmlichkeiten und Weitläuftigkeiten sicher zu stellen, nach dem ächt englischen Grundsatz: „possession is nine tenth of the law" — hat er einmal sein Geld, so kann jeder nachher thun was er will.

Wir sind in Marseille und glücklich im Hôtel de l'Orient abgestiegen, unbekümmert um das Treiben der Menschen auf den Straßen, um das Fahren der Fiaker, Omnibusse und was sonst noch. Mir fielen nur die eleganten Läden auf, so unähnlich denselben Localen in China, wo die Waare sich selbst empfehlen muß und nicht durch bunte Fenster in ein „günstiges" Licht gestellt wird. Es sieht freilich sehr verlockend aus so ein aufgeputztes Ladenfenster, und gern bleibt man davor stehen und beseht sich die schönen Sachen. Aber bleibt man dabei nicht eben stehen? Begnügt man sich eben nicht mit dem bloßen Sehen, wie Sidney Smith es machte, wenn seine Frau Lust hatte Schmuckſachen zu tragen, die seine Mittel ihm anzuschaffen nicht erlaubten? Und da sie doch das Auge nur ergötzen, so thun sie es eben so gut im Fenster wie am Finger, und man spart sich dabei noch die Mühe des Aufbewahrens. In Malta hatte ich schöne Korallen gesehen, aber da hieß es: kaufen Sie lieber in Marseille oder Paris, dort bekommt man sie hübscher gearbeitet für dasselbe Geld. Ich trat also in einen Laden und ließ mir zeigen was ich wünschte, aber so verlockend die Zusammenstellung des Ganzen im Fenster ausgesehen hatte, so winzig erschien jedes einzelne Stück in der Hand. Da möchte ich doch der orientalischen Art Juwelen zu verkaufen den Vorzug geben; man tritt in ein schmutziges Gewölbe, man verlangt nach dem Edelstein, und seine Pracht

überrascht durch den Unterschied mit den ihn umgebenden Gegenständen, sein wahrer Werth tritt vor die Augen.

Und wenn man nun vollends gar solch ein Stück in einem Magazin der Boulevards in die Hand nimmt, und bildet sich ein daß man für dasselbe Geld ein geschmackvoll gearbeitetes Stück bekommt, wie in Indien für ein rohes Stück, so mag das insofern wohl wahr seyn daß man nicht mehr Geld ausgibt, aber in Indien ein Juwel kauft, hier nur ein Stückchen Juwel mit viel künstlerischer Verzierung, die nur einen „Schein" von Werth in der Zusammenstellung mit andern Gegenständen erhält.

Aber die Verkäufer müssen doch ihren Vortheil dabei finden — fragen wir denn: wer gibt ihnen denn den Vortheil als eben der Käufer? Muß er nicht für das schöne Schaufenster bezahlen, für die hohe Miethe in der saishionablen Straße, für den selbstverständlich folgenden Luxus den der Verkäufer selber entwickeln will, angestachelt durch die ihn täglich umgebende Pracht, mit der er sein übriges Leben in Einklang zu setzen versucht? Nun, ich kaufte mir mein Korallensouvenir an die mittelländische See, und bekam in Marseille für dasselbe Geld ein kleines Stück mit viel Zierrath, wofür ich ein großes Stück in Malta hätte haben können; kaufte aber damit auch die Erfahrung daß die Ladenfenster den Werth der Waare nicht erhöhen, und daß pommersche Gänsebrüste auch eine Delicatesse seyn können ohne daß sie die Weihe und den Stempel eines Pariser Delicatessenhändlers empfangen. Aber was sah ich in den Straßen Marseille's noch anderes als immer und immer diese Schaufenster mit den Tausenden von Bedürfnissen für das moderne europäische Leben? Wer wohnt denn darüber, in dem zweiten, dritten und vierten Stockwerk? Welche Mühe diese Höhe zu erklimmen, und vielleicht ist es gerade dem Armseligen und Gebrechlichen zugewiesen die Hälfte seiner Zeit und seiner Kräfte anzuwenden um endlich einen Augenblick der Ruhe zu genießen!

Als ich vor Jahren Europa verließ, trugen die Soldaten noch einen eleganten Frack mit einem bunten Stück Tuch auf der Brust als Unterscheidungszeichen der verschiedenen Regimenter — jetzt tragen sie Waffenröcke von einer Farbe, und sind darin wieder den Chinesen vorausgeeilt, die noch ihre alte Uniformirung beibehalten, jedoch mit dem Unterschied daß ihr Erkennungszeichen nicht auf der Brust, sondern auf dem Rücken angebracht ist. Aber noch heutzutage tragen unsere Officiere und Soldaten, wenn sie sich durch Gräuel (!) ausgezeichnet haben, als Belohnung einen Stern oder ein Ordensband auf der Brust — der Chinese trägt dasselbe in der Form eines Knopfes auf dem Hut. „Wie abgeschmackt!" sagen wir.

Nun will ich mich aber auf die Eisenbahn setzen um weiter der Heimath entgegen zu ziehen. An der Casse lege ich einen englischen Goldsovereign hin, den der Cassierer aus Versehen für ein 20 Franks-Stück hält — nachdem er seinen Irrthum eingesehen, und schnell calculirt hat daß ich kein französisches Geld bei mir führe, weist er das fremde Geld zurück, und sagt: er könne es nur annehmen, wenn ich einen halben Franc darauf einbüßen wolle. Ich freute mich ob der Liberalität des Mannes, denn entweder hatte das Geld gar keinen Werth für ihn, und er hätte mich nicht befördern können, oder auch er hätte mit demselben Recht mir ebenso gut 2 und 10, wie bloß ½ Franc, abziehen können.

Und nun sauste der Zug im Fluge davon, die Bahn in gerader Linie Berge durchschneidend, oder durch Tunnel führend, mit Brücken über Flüsse leitend oder auf Dämmen durch Niederungen gehend, an Städten, Dörfern und friedlichen Gegenden vorbei, wo keine menschliche Seele zu sehen war außer dem Bahnwärter, manchmal mitten durch eine Stadt, oder sagen wir selbst über sie weglaufend — wahrlich man erstaunt ob der Kühnheit menschlicher Unternehmung, die alle Schwierigkeiten zu besiegen weiß, wenn es gilt seinem Heimathsort zu entfliehen. Der Deutsche eilt nach Paris und der Pariser nach Deutschland, wenn auch zunächst nur nach Baden-Baden oder um den Rhein zu recognosciren.

So ist's eine Kleinigkeit seinen Ort zu verändern, heute kann ich von Frankreich in irgendein andres Land kommen, und entschließe mich vielleicht eben so leicht mit der Ortsveränderung auch meine Sitte, vielleicht meinen Wohnsitz, meine Nationalität oder Specialität zu verändern. Der Chinese bleibt an seinem Platz, seinem Lande getreu und seinem Beruf, der ihm von der Natur angewiesen — aber dafür bleibt er auch eben stationär, äußerlich und innerlich. Wie wir nun das Land durchflogen, die Felder friedlich und unbekümmert liegen sahen, Menschen und Vieh selbst kaum Notiz von dem vorüberziehenden Zug mehr nehmend, da dachte ich wieder an die Truppenzüge die ich Tags vorher gesehen, und frug ob wohl die Menschen hier tief innen im Lande sich viel darum kümmern wer in Paris auf dem Thron sitzt und Krieg oder Frieden in Italien decretirt, wer all die Bewegung an den Küstenplätzen hervorruft, die Bewegung die aller Welt sichtbar wird, dem Innern des Landes aber fühlbar?

Das neue Athen.

Im vergangenen Jahre 1859 waren es 25 Jahre daß Athen als Residenzstadt des neugeschaffenen Königreichs Griechenland von der Regierung bestimmt und bezogen wurde. Das alte Athen, das seit dem Alterthum niemals ganz verödet gewesen, sondern immer ein verhältnißmäßig bedeutender Ort geblieben war, hatte jedoch während des griechischen Aufstandes vom Jahr 1821—1828 durch mehrfache Belagerungen und in Folge der Eroberung bald von diesen, bald von jenem Theil so sehr gelitten, daß im Jahr 1834 nur noch 300 Häuser gestanden haben sollen. Die türkische Ringmauer, welche ganz verfallen war, wurde entfernt und der Neubau nach einem ziemlich regelmäßigen Plane mit geraden Straßen von ansehnlicher Breite unternommen. Es wurde viel und schnell gebaut, und das neue Athen hat an Bevölkerung so zugenommen, daß es gegenwärtig mehr als 30,000 Einwohner zählt. Die beiden Hauptstraßen, nach denen man sich ziemlich leicht zurecht finden kann, sind die des Hermes

und des Aeolos, von denen die erstere die neue Stadt von Westen nach Osten in ihrer ganzen Länge durchschneidet, und von der Piräeusstraße bis zum Schloßplatz hinaufführt, während die Aeolosstraße jene im rechten Winkel durchschneidet. Daneben läuft die Straße der Athene. Das neue Athen liegt zum größeren Theil auf dem Boden der alten Stadt, nördlich von der Akropolis (der alten Burg, mit den bekannten, theilweise noch gut erhaltenen Trümmern alter Tempel) auf einer sanft nach Osten ansteigenden Ebene; der ältere Stadttheil befindet sich in der Nähe der Akropolis. Die neueren Gebäude der Stadt sind im ganzen hübsche Häuser, aber meist ohne entschiedenen architektonischen Charakter. Das Material derselben ist in der Regel ein guter Kalkstein, der in der Nähe Athens gebrochen wird, wo reichliche Steinbrüche in lebhaftem Betrieb sind; aber man sieht auch vielfach den schönen weißen Marmor des Pentelikon angewandt. Den ersten Platz unter den neueren Gebäuden nimmt das königliche Schloß ein, das am östlichen Ende der Stadt ziemlich hoch, mit herrlicher Aussicht auf die Akropolis, das Meer und die peloponnesischen Gebirge, gelegen ist. Es ist ein schönes Gebäude mit einfachen Verhältnissen, das König Ludwig von Bayern aus seinem Privatvermögen für seinen Sohn, den König Otto, hat bauen lassen. Hinter dem Schloß nach dem Fluß Ilissos hin zieht sich der eben so geschmackvoll angelegte als vortrefflich unterhaltene königliche Garten hin, der jeden Abend dem Publicum offen steht. Er liegt besonders der Königin sehr am Herzen, und sie läßt sich namentlich die Pflege der Bäume, besonders fremder, sehr angelegen seyn, wie sie überhaupt für die Baumcultur in Griechenland sich lebhaft interessirt. Vor dem königlichen Schlosse, nach der Stadt zu, liegt ein anderer öffentlicher Garten. Außer diesem Palast hat Athen noch mehrere andere ansehnliche öffentliche Gebäude, z. B. die aus Beiträgen griechischer Patrioten errichtete Universität im nördlichen Theile, mit den nöthigen Hörsälen und einer bereits zahlreichen Bibliothek, ebenfalls etwas hoch gelegen und mit einem prächtigen Blicke nach dem Meer; die Sternwarte auf dem sogenannten Nymphenhügel, südwestlich von der Stadt, von dem verstorbenen Bankier Sina in Wien gestiftet und mit den nöthigen Instrumenten versehen; einige Casernen, Spitäler, Regierungs- und Schulgebäude, z. B. das ansehnliche Gebäude der Mädchenschule, die auf Kosten des reichen Griechen Arsakis erbaut worden ist. Von den Kirchen ist die alte Metropolitankirche klein, aber durch viele daran befindliche architektonische Reste des Alterthums und des Mittelalters besonders merkwürdig. Die größte der übrigen Kirchen ist die der heil. Irene. Zu den bisherigen öffentlichen Gebäuden in Athen kam neuerdings das Waisenhaus für Mädchen, das unter dem Schutz der Königin Amalie steht und auch ihren Namen führt. Noch im vorigen Jahre fand die Einweihung der dazu gehörigen neuerbauten Kirche des Erzengels Michael statt. Das Waisenhaus selbst ist ein interessantes Beispiel der patriotischen Aufopferungsfähigkeit, womit die Griechen aus allen Theilen der Erde ihr Vermögen für gemeinnützige Zwecke, vorzugsweise der Erziehung und Bildung, auf den Altar des Vaterlands niederlegen. Den ersten Anstoß zur Errichtung eines solchen Waisenhauses gab im Jahr 1854 die Cholera, welche damals in Athen und in Griechenland überhaupt sehr bösartig aufgetreten war, und besonders in den untersten Classen des Volks viele Kinder zu Waisen gemacht hatte. Die Fürstin Maria Ypsilantis brachte zuerst den Gedanken an ein Waisenhaus für Mädchen zur Ausführung, und es kamen damals durch Vermächtnisse und sonstige Schenkungen bald 59,000 Drachmen (eine Drachme = 8 Silbergroschen) zusammen — eine Summe die inzwischen durch die Beiträge reicher Griechen im In- und Ausland, vornehmlich die auswärtiger, bis zu mehr als 700,000 Drachmen angestiegen ist. Das Gebäude dieses Waisenhauses (Ἀμαλίειον Ὀρφανοτροφεῖον) liegt hinter dem königlichen Garten, und ist nicht nur durch die Angemessenheit und Zweckmäßigkeit seiner innern Eintheilung und Einrichtung, sondern auch in architektonischer Hinsicht durch Schönheit und Solidität ausgezeichnet. Es gewährt den nöthigen Raum für 150 Mädchen mit dem erforderlichen Personal, und das ganze dazu gehörige Areal beträgt mehr als 11,000 Quadratellen. Die in Athen erscheinende Zeitschrift Αἰών ist der Meinung daß es selbst im westlichen Europa wenige solche Gebäude und ähnliche Anstalten von gleichem Umfang und innerer Einrichtung geben möchte.

Die nächsten Umgebungen von Athen, mit Ausnahme des westlich zwischen der Stadt und Piräeus sich hinziehenden sehr lichten Oelwalds, sind kahl und weniger annuthig, wiewohl man darauf bedacht ist durch Anpflanzungen daselbst, sowie in der Stadt, wo es an Gärten nicht fehlt, der Unfruchtbarkeit und Dürftigkeit des Bodens abzuhelfen. In der Nähe des königlichen Schlosses hat man vor einigen Jahren Dattelpalmen angepflanzt, und auch an den um einen Theil der Stadt laufenden Boulevards trifft man Bäume. Anziehende Punkte sind, außer dem Hymettos und Pentelikon, der Ebene von Marathon u. s. w., der nahe Hügel von Kolonos mit dem Denkmal Ottfried Müllers und die Dorfschaften Patissia und (drei Stunden von Athen) Kephissia, in welchem letzteren Orte noch jetzt die wohlhabenden Bewohner Athens Landsitze haben, und wo sie, wie in der römischen Zeit Herodes Atticus, einen Theil der heißen Jahreszeit zuzubringen pflegen.

Die Vulcane von Central-Amerika.

Der Reisende welcher die atlantische Küste des tropischen Amerika erreicht und überall durch neue und eigenthümliche Formen der Thier- und Pflanzenwelt überrascht wird, bemerkt mit Erstaunen daß die Erdoberfläche und ihre geologische Physiognomie sich nicht wesentlich von der seiner Heimath unterscheidet. Er erblickt dieselben Felsen, denselben Boden, dieselbe Abwechslung von Hügeln, Thälern und Ebenen. Ganz anders ist es wenn der Reisende an der Küste des stillen Oceans landet. Er sieht sich hier in eine neue Welt

versetzt, in eine Region der Vulcane, und umgeben von tausend neuen Erscheinungen vulcanischen Ursprungs. Kegelförmige Berge zeigen sich wohin man das Auge wendet, krönen das Tafelland der Andes, erheben sich mit der Regelmäßigkeit und Symmetrie der Pyramiden an den Ufern der Seen, und entfalten ihre Rauchbanner längs des Horizonts über den Hügeln und wellenförmigen Ebenen von Mexico. Ihre gigantischen Massen bringen das hervor was man hier die Physiognomie der Natur nennen könnte, sagt Humboldt. Sie prägen nicht allein der Landschaft einen ganz bestimmten Charakter auf, sie üben auch einen ganz unbestreitbaren Einfluß auf den Charakter der Menschen, welche in ihrem Schatten und im Bereich der eigenthümlichen Phänomene leben die ihre Begleiter sind. Der Ocean ist sicherlich ein mächtiger Repräsentant der furchtbaren unwiderstehlichen Kraft der Natur, aber dennoch ist er es nicht in dem Grad wie der Vulcan, welcher Felsblöcke, vermischt mit Feuer und Rauch, weit über den Bereich des menschlichen Auges in die Atmosphäre hinausschleudert, und bei dessen Grollen der Boden einer ganzen Provinz erbebt. Alle Phantasie müßte einem Volk fehlen auf welches derartige Erscheinungen nicht einen tiefen Eindruck hervorbrächten. Mag der auf niedriger Stufe der Erkenntniß stehende Mensch blind seyn gegen die göttliche Ordnung und Weisheit, die sich in den gewöhnlichen Erscheinungen der Natur, im Kommen und Gehen der Jahreszeiten, im Knospen und Blühen des Baumes kundthun, dem Phänomen des feuerspeienden Vulcans wird er Ohr und Herz nicht verschließen können. Die unläugbar tief religiöse Richtung der eingeborenen Bevölkerung von Central-America, die sich in allen Verhältnissen ausspricht, hat sich ohne Zweifel unter dem Einfluß der großen und gewaltigen Naturerscheinungen ausgebildet, die zugleich Bewunderung und Furcht einflößen.

Obgleich, wie schon erwähnt, die ganze pacifische Küste mit Vulcanen übersäet ist, so ist doch die Strecke zwischen dem Isthmus von Panama und Tehuantepec am reichsten damit bedacht. Das Land — um mit Stephens zu reden — starrt von vulcanischen Kegeln, und es nimmt uns billig wunder daß diese bis dahin nicht zum Gegenstand einer genauen und wissenschaftlichen Untersuchung geworden sind (?). Die Vulcane liegen in einer beinahe geraden, von nordwestwestlicher nach südöstlicher Richtung mit der Küste parallel laufenden Linie, und gewöhnlich nur wenige Meilen landeinwärts. Einige, wie z. B. Coseguina und Conchagua, erheben ihre stolzen Häupter direct aus dem Ocean, und bilden weithin sichtbare Wahrzeichen für die Schiffer. Es liegen in dieser Linie mehrere hundert vulcanische Kegel und ausgebrannte Krater, welche eine Bergkette bilden die von der primitiven Bergkette des Festlandes, den Cordilleren, zu unterscheiden ist. Suchen wir einen allgemeinen Ueberblick des Landes zu gewinnen, so sehen wir daß sich zwischen diesen beiden Ketten ein ungeheures Thalbecken hinzieht. In Nicaragua umschließt es die weiten Seen gleichen Namens, deren Gewässer kaum 14 Meilen vom Ufer des stillen Oceans entspringen, sich einen schmalen Weg durch die Cordilleras bahnen und dem atlantischen Meer zuströmen. In Honduras wird dieses Becken durch die Bay von Fonseca repräsentirt, welche den Berggürtel der Küste durchbrochen hat und sich zwischen den Häuptern derselben ausbreitet. In San Salvador endlich finden wir das Flußthal des Lempa; dieser Strom fließt etwa 200 Meilen weit parallel mit der Küste, wendet sich dann plötzlich zur Seite, und ergießt sich durch einen Paß der vulcanischen Gebirgskette in den stillen Ocean.

Viele der kleinern vulcanischen Kegel des Gebirgszuges sind ohne Namen, und viele der höchsten Pics sind gegenwärtig nicht thätig. Active Vulcane gibt es zur Zeit nur 10 bis 12. Eine große Anzahl der feuerspeienden Berge ist seit der Entdeckung des Landes durch die Spanier erloschen, während sich anderntheils neue Krater geöffnet haben. Erst neuerdings hat ein Vulcan von der Höhe des Vesuvs seine Thätigkeit begonnen — im ganzen scheint es jedoch als habe die vulcanische Thätigkeit des Landes in den letzten 300 Jahren sich vermindert.

Die Ordnung in welcher die Vulcane Mittelamerika's zu nennen sind, beginnt mit denen von Guatemala, deren Bedeutung sich aus der Tabelle ergibt, die wir zum bessern Verständniß des nachfolgenden beifügen.

Vulcane von Guatemala:

			Fuß Höhe.
Tacano	erloschen,		—
Tajamulco	„		—
Sta Maria, oder Quesaltenango,	„		—
Zuntil	„		—
San Thomas	„		—
Pochil	„		—
Sta. Clara	„		—
Panajachel oder Atitlan	activ,		11,510
De Agua	erloschen,		14,507
Del Fuego	activ,		13,930
Acatetenango	„		—
Pacaya (eine vulc. Gruppe)	„		7100
Jumay	erloschen,		—
Morro de los Esclavos	„	(geschätzt)	5000
Moputa	„		—
Chingo	„	(geschätzt)	8000
Mita	„	(geschätzt)	5000
Vulcane in San Savador:			
Apeneca	erloschen,		5826
San Juan	„		—
Launita	„		—
Aguila	„		—
Naranjo	„		—
Tamasique	„		—
Sta. Anna	„		6615
Izalco	activ,		4060
San Diego	erloschen,		—
Masatepeque	„		—
De la Isla	„		—
San Salvador	„		7376
Guazapa	„	(geschätzt)	5000

San Vicente	erloschen.	7590
Siguatepeque	„	—
Tecapa	„	5200
Ufulutan	„	4250
Chinameca	„ (geschätzt)	5000
San Miguel	activ,	6680
Conchagua	erloschen,	4800
	Vulcane in Nicaragua:	
Coseguina	ruht	3600
El Viejo	„	6262
Sta. Clara	erloschen,	4700
Las Pilas	ruht, (geschätzt)	4000
Telica	erloschen,	3800
Ajofosca	„	4690
Momotombo	activ,	7300
Masaya	„ (geschätzt)	3000
Momobacho	erloschen,	4600
Ometepec	„	5200
Madeira	„	—
	Vulcane in Costa Rica:	
Orosi	activ,	8650
Miravalles	erloschen,	4700
Los Votos	„	9840
La Vieja	„	—
Cartago oder Irazu	„	11,400
Turrialba	„	12,500
Blanco	(vielleicht nicht vulcanischer Natur)	11,740
Rovalo	ebenso,	7021
Chiriqui	„	11,265
Sacade Grande	erloschen,	2800
El Tigre	„	3030

Man ersieht aus dieser Tabelle daß Guatemala die bedeutendsten der central-amerikanischen Vulcane besitzt. Der Vulcan de Agua erreicht die Höhe des Mont Blanc, aber er erscheint ungleich imposanter als dieser, weil er sich steil aus der Ebene erhebt, während der Mont Blanc, der Gipfel einer Bergkette, nur über die Häupter anderer Berge hinweg sichtbar ist. Und der Agua ist nur einer der vier Bergriesen die man von der Stadt Guatemala aus mit einem Blick überschaut. Steht man auf dem Cerro del Carmen — einem Hügel der sich an der nordöstlichen Seite der Stadt erhebt, und eine kleine Kirche, das älteste Monument christlicher Baukunst in diesem Lande, trägt — so bietet sich dem Auge eine sehr weite Fernsicht, in welcher die Stadt mit ihren langen Reihen niedriger Häuser, ihren Plätzen und öffentlichen Gebäuden zuerst das Interesse fesselt. Ringsum dehnt sich eine monotone kahle Ebene aus, aber direct vor uns erhebt sich der mächtige Agua, zu seiner Rechten ragen der fast eben so hohe Fuego (Feuer) und der dreizackige Panajachel oder Atitlan in die blaue Luft empor, während zur Linken die weniger hohe, aber desto massenhaftere Form des Auge fesselt. In der schönen Jahreszeit zeichnen sich diese Berge, die man von jedem Punkt aus sieht, wundervoll scharf und deutlich gegen den blauen Himmel ab. Zur Regenzeit hingegen sind sie oft nur bis zu 4000 Fuß von ihrer Basis ab sichtbar, und dichte Wolkenmassen verhüllen wochenlang die Gipfel.

Die schönste Ansicht des Vulcans de Agua genießt man indessen von der Plaza des alten Guatemala oder La Antigua. Die Stadt war vor dem Jahre 1776 eine der schönsten von Spanisch-Amerika. Sie lag zwischen den beiden Vulcanen Agua (Wasser) und Fuego (Feuer), und hatte nach dem spanischen Sprüchworte das Paradies zu einer Seite, die Hölle zur andern. Die Schönheit ihrer Lage, der Reichthum des Landes und die Großartigkeit der sie umgebenden Natur erfüllten alle Reisenden mit Entzücken. Nach der Beschreibung Stephens' lag die Stadt in einem herrlichen Thale, geschützt von grünen, anmuthigen Hügeln, erfrischt durch zahlreiche Quellen und in einem Klima in welchem weder Hitze noch Kälte sich in unangenehmer Weise fühlbar machten. Es war, wie er sagt, das schönste Stück Erde das er auf seinen weiten Reisen je gesehen hatte. Jetzt ist die Stadt eine Ruine, und alle die prächtigen Kirchen, Klöster und Paläste, deren reich verzierte Fronten sich hier und da noch aufrecht erhalten haben, stehen verlassen und verödet. Der Wind bläst durch die leeren Oeffnungen der Fenster und Thüren, und grüne Bäume wachsen in den innern, ehemals so prächtigen Räumen.

Das Erdbeben welches die Stadt zerstörte fand im Jahre 1773 statt, und war eins der ernstesten in seinen Wirkungen, obgleich es aller Wahrscheinlichkeit nach an Heftigkeit einigen spätern Erderschütterungen nicht gleichkam. Der Schrecken war so groß, daß die Bevölkerung in Masse nach der gegenwärtigen, dreißig Meilen entfernten Hauptstadt übersiedelte, und die prächtige Antigua bald darauf gänzlich verlassen stand.

Dieß war indessen nicht die erste Auswanderung in Folge gleicher Ursache. Die erste durch Alvarado gegründete Stadt Guatemala war dicht am Fuße des Vulcans de Agua erbaut, ein Platz welcher jetzt unter dem Namen Ciudad Vieja, die „alte Stadt," bekannt ist. Sie wurde 1541 kurze Zeit nach ihrer Gründung zerstört. Die Katastrophe trat nach einem dreitägigen heftigen Regenwetter ein, welches nicht allein alle Flüsse, sondern auch den Krater des Vulcans bis zum Rande füllte. In der dritten Nacht, als das Unwetter den höchsten Grad erreicht hatte, durchbrach das Wasser die Wände des Kraters, und in mächtigen Strömen schoß es herab, riß Felsblöcke, Erdmassen und Bäume mit sich fort, überfluthete die Stadt und begrub 600 Einwohner unter ihren Ruinen.

Die am nächsten Morgen klar und unverschleiert am Horizont heraufsteigende Sonne beleuchtete eine Scene der entsetzlichsten Zerstörung. Selbst der Berg hatte, nachdem er aufgehört Schlamm und Wasser auszuwerfen, eine ganz veränderte Gestalt gewonnen. Die Spitze war eingesunken, die Seiten waren mit chaotischen Massen von Felsblöcken übersäet. Von dem Urwalde der den Berg nach der Seite der Stadt hin geschmückt hatte, war nichts übrig geblieben als zerschmetterte Blöcke und riesige Wurzeln, die hier und da zwischen den Felsentrümmern hervorragten, und eine mehrere Fuß dicke Schlammkruste bedeckte die noch vor kurzem so fruchtbaren, paradiesischen Felder der Umgegend. Diejenigen Einwohner welche der Katastrophe entronnen waren, flohen den

Ort des Schreckens, und ließen sich in La Antigua nieder, welche Stadt, wie schon gesagt, nach zweihundert Jahren aus gleichem Grunde verödete. Dem eben geschilderten entsetzlichen Ereigniß verdankt der Vulcan de Agua oder Wasservulcan seinen Namen. Bei den Ureingebornen des Landes wurde er Hunaphu, d. h. grüner oder bluniger Berg, genannt.

Der Vulcan de Agua ist nicht schwierig zu besteigen. Rinderheerden erklettern ihn bis zur Spitze, und weiden das Gras ab welches in seinem erloschenen Krater wächst, und die Indianer der Gegend besuchen ihn während der kalten Monate häufig, um für die Conditoren der Hauptstadt Eis und gefrornen Schnee zu sammeln.

Der ein wenig westlich von dem eben beschriebenen Berge gelegene Vulcan de Fuego ist nicht ganz so hoch wie der erstere. Er stößt fortwährend Wolken von Asche und Rauch aus, und zuweilen entsteigen seinem Schlunde unter donnerähnlichem Getöse ungeheure Flammensäulen. Sein Gipfel ist mit Asche und Lava bedeckt, und noch nie hat ein menschlicher Fuß ihn betreten. Der letzte große Ausbruch fand am 17 Sept. 1857 statt, und versetzte die angränzenden Landstriche in Angst und Schrecken. Die Eruption währte mehrere Tage, und die in Massen ausgeworfene Lava und Asche verheerte die Cochenillenpflanzungen der Umgegend, außerdem war aber glücklicherweise kein ernstlicher Unfall zu beklagen. Von der See aus gesehen bietet der Vulcan, über dessen Gipfel stets eine Fahne von Rauch weht, einen überaus imposanten Anblick, und fast alle von Panama nach Californien ziehenden Reisenden erblicken seine weithin sichtbare Spitze.

Kaum weniger bemerkenswerth als der vorhergehende ist der Vulcan Panajachel oder Atitlan, berühmt oder vielmehr berüchtigt wegen seiner öftern und außerordentlich heftigen Ausbrüche. Die letzten Eruptionen fanden 1828 und 1833 statt. Bei beiden Gelegenheiten warf er solche Massen von Steinen und Asche aus, daß die Küste von Suchitepeque mehrere Meilen weit davon bedeckt und alles vegetabilische und thierische Leben auf dieser Strecke zerstört war. Die Explosionen waren furchtbar, und wurden von Erdstößen begleitet die alle Gebäude der Umgegend zertrümmerten und große Felsmassen von den benachbarten Bergen losrissen. Während der Ausbrüche war das Land auf dreißig Meilen im Umkreise fünfzig Stunden lang in die tiefste Finsterniß gehüllt. Von der See aus gesehen zeigt sich der Atitlan in drei symmetrischen Pics, deren mittelster und höchster der eigentliche Vulcan und in immerwährender Thätigkeit ist. Am Fuße des Berges liegt der See Atitlan, ein dreißig Meilen langes, fünfzehn Meilen breites und, wie man sagt, 1800 Fuß tiefes Wasserbecken, umgeben von dunkeln, steilen, vulcanischen Bergformationen und berühmt wegen der Großartigkeit dieser Scenerie. Wie der See von Masaya in Nicaragua, besitzt der Atitlan keinen sichtbaren Ausfluß, obgleich eine Menge bedeutender Bergströme sich in sein Becken ergießen. Hr. Stephens sah ihn zuerst von der Höhe der kühlen Ebenen von Quesaltenango, welche drei- bis viertausend Fuß über seinem Spiegel liegen. Von hier aus gesehen, erscheint die Fläche des Wassers „glänzend wie geschmolzenes Silber, umgeben von Felsen und Bergen in jeder Gestalt, die sich von 500 Fuß bis zu einer Höhe von 5000 Fuß erheben, und zum Theil kahl und unfruchtbar, zum Theil mit dem üppigsten Grün bedeckt sind. Jenseits des Sees, am Fuße des felsigen Gestades, erblickt man die Stadt Santiago Atitlan, scheinbar völlig unzugänglich von der Landseite. Sie liegt zwischen zwei mächtigen Vulcanen von 8—10,000 Fuß Höhe, hinter ihr erhebt sich ein anderer vulcanischer Kegel, und dahinter, den erstern überragend, ein zweiter, dessen Spitze sich in den Wolken verliert." Hr. Stephens fand mehrere heiße Quellen am Ufer des Sees, und überzeugte sich daß die traditionellen Erzählungen von der Eiskälte seines Wassers völlig ungegründet sind. Uebrigens lebt nur eine einzige Art kleiner Fische und eine einzige Krabbenart im Atitlan-See, beide jedoch in überaus großer Menge.

Der Vulcan Pacaya oder vielmehr die Vulcane Pacaya, liegen rings um den See von Amatitlan, sechs Meilen südwestlich von der Stadt Guatemala. Dieser See ist, wie der Atitlan ohne allen Zweifel vulcanischen Ursprungs, aber die Scenerie seiner Ufer ist sehr verschieden von jenem. Die Berge fallen in sanften Abhängen zu den Ufern hinab und sind von Cochenillen-Plantagen [1] bedeckt. Der Boden besteht aus vulcanischem Material, und heißes Wasser findet man am Ufer schon in einer Tiefe von 3—6 Fuß. Kochende Quellen ergießen sich von allen Seiten in den See, und seine Gewässer haben eine fast nie variirende Temperatur von 93 Grad Fahrenheit. Einem Vulcan der Pacaya-Gruppe hat man den Namen Tormentos (Berg des Gewitters) in Folge des Umstandes beigelegt, daß er fast immer mit dichten schwarzen Rauchwolken umhüllt ist, durch welche man Nachts feurige Blitze zucken sieht, denen laute Donnerschläge folgen. Man hat behauptet daß der Berg bis jetzt nicht bestiegen sey, dieß erweist sich jedoch als Irrthum. Hr. Dunlop, ein Engländer, erreichte im Jahre 1846, obgleich mit Lebensgefahr, die Spitze.

Der Tormentos hat, obgleich er fortwährend thätig ist, dennoch seit 1776 keine wirklichen Verheerungen verursacht. Damals warf er eine Menge Lava und Asche aus, zerstörte die neun Meilen entfernt liegende Stadt Tres Rios gänzlich, und füllte die Betten der drei Flüsse, von denen sie ihren Namen hat, mit Asche und Steintrümmern. An einigen Stellen des Berges liegt die ausgeflossene Lava mehr denn 100 Fuß dick.

Es würde unmöglich seyn alle Erdconvulsionen vulcanischen Ursprungs aufzuzählen von denen Guatemala heimgesucht wurde. Kein Jahr geht vorüber ohne Erdbeben ernsterer oder leichterer Bedeutung zu bringen. Glücklicherweise sind die wenigsten wirklich gefährlich. Außer in den Städten, wo die einstürzenden Häuser die Hauptgefahr bilden, oder in der nächsten Nähe der Eruption, ist selbst von einem starken Erdbeben wenig zu fürchten. Jene grausigen Geschichten, wo sich die Erde öffnet und Flammen aus den Spalten aufstei-

[1] Cactuspflanzungen, auf denen man die Cochenillethierchen zieht.

gen, sind nur mit Mißtrauen aufzunehmen und haben ihren Ursprung meist in der Phantasie der Erzähler; dennoch aber wird der beherzteste Mann, selbst wenn er die Ueberzeugung hat daß keine Gefahr vorhanden ist, ein Erdbeben nicht erleben können ohne ein ganz unwiderstehliches Gefühl der Angst zu empfinden. Selbst die reißendsten Thiere verlieren während der Dauer eines solchen Naturereignisses ihre Wildheit, und jede lebende Creatur ist wie gelähmt vor Furcht und Schreck.

Die kleine Republik San Salvador, welche Guatemala in südlicher Richtung begränzt, ist der Staat der Vulcane par excellence. Der erste Gegenstand von Interesse welcher dem von Guatemala kommenden Reisenden auffällt, ist der Vulcan Izalco in der Nähe der Stadt Sonsonate. Er befindet sich in fortwährender Thätigkeit, ist weit ins Meer hinaus sichtbar, und wird deßhalb von den Schiffern „El Faro del Salvador" — der Leuchtthurm von Salvador — genannt. Besonderes Interesse erregt dieser Vulcan durch den Umstand daß er außer dem Jorullo in Mexico der einzige feuerspeiende Berg ist, von dessen Entstehung noch jetzt lebende alte Leute zu berichten wissen. Auf einem Hügel am Fuße des erloschenen Vulcans Sta. Anna, früher Izalco genannt, stand im Jahr 1769 eine große Hacienda (Maierei), deren Bewohner gegen Ende des Jahres durch unterirdisches Getöse und heftige Erdstöße beunruhigt wurden. Diese Erscheinungen verstärkten sich bis zum 23 Febr. 1770, an welchem Tage sich etwa eine Viertelstunde von der Hacienda die Erde öffnete und Lava, Rauch und Feuer ausspie. Die Bewohner ergriffen die Flucht, aber die Vaqueros (Hirten) der Niederlassung kehrten täglich dorthin zurück, und berichteten daß sich Rauch und Flammen fortwährend mehrten, die Lava aber zuweilen aushörte zu fließen und der Krater statt dessen Schlacken, Asche und Steine auswürfe, die sich bereits rings um die Oeffnung zu einem kegelförmigen Hügel aufgehäuft hätten. So gieng es lange fort, die Lavaausbrüche wurden seltener, aber die Höhe und der Umfang des Berges wuchsen zusehends. Seine Höhe beträgt jetzt etwa 4000 Fuß und kommt also der des Vesuvs so ziemlich gleich. Die Ausbrüche erfolgen mit großer Regelmäßigkeit in Intervallen von 10 bis 20 Minuten und mit einem Geräusch, das der Decharge eines Artilleriepark gleicht. Dicke schwarze Rauchsäulen und Wolken von Asche, Steinen und Schlacken steigen empor, und vergrößern in Niederfällen die Höhe und den Umfang des ungeheuren Kegels, der nur aus diesen Materialien emporgewachsen ist. Bei Nacht durchblitzen Flammen die Rauchwolken, und glühend rothe Steine fleigen wie Meteore zum Himmel auf oder rollen dann, eine Spur von glänzenden Funken hinter sich lassend, über die schwarzen Flanken des Berges hinab. Zuweilen bricht sich ein kleiner, wie geschmolzenes Metall erscheinender Lavastrom über den Rand des Kraters hervor, und verfolgt langsam seine Bahn, und nichts ist dann mit der Schönheit und Großartigkeit des Schauspiels zu vergleichen. Der Berg ist fast von jedem Hause der Stadt Sonsonate aus sichtbar, und bildet eine Quelle des fortwährenden Interesses für die Bewohner, welche, da sie sich in sicherer Entfernung befinden, die Eruptionen als eine Art angenehmer, öffentlicher Schaustellung betrachten. Die Bewohner der indianischen Stadt Izalco, welche etwa eine Meile vom Fuß des Vulcans entfernt liegt, sehen ihn mit weit weniger freundlichen Augen an. Die Erdconvulsionen, die seine Entstehung begleiteten, haben große Verheerungen unter ihren öffentlichen Gebäuden angerichtet. Besonders zu bedauern ist die damalige Zerstörung der prachtvollen Kirche, die man kurze Zeit vorher zum Ersatz für eine noch größere und schönere errichtet hatte, die das Erdbeben von 1743 verwüstete. Die noch vorhandenen Ruinen der letzteren lassen sich in Bezug auf die Schönheit der Architektur, von der sie noch immer Zeugniß geben, mit den Ruinen der Umgegend von Rom vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Natur-Photographien. Sir David Brewster hat der „British Association" eine merkwürdige in einem Stück Chalcedon, das einer Dame gehörte, eingeschlossene Landschaft vorgezeigt. Sir D. Brewster, der dieses Stück Chalcedon untersucht hatte, überzeugte sich daß die Landschaft nicht zwischen zwei später mit einander verbundenen Platten, sondern im Innern eines festen Stücks Chalcedon sich befand. Er führte an, der Chalcedon sey porös, und die Landschaft durch eine Lösung salpetersauren Silbers gebildet worden, welche in die Poren des Minerals eindrang. Sir David führte auch an daß er vor mehr als dreißig Jahren ein ähnliches, dem verstorbenen Hrn. Gilbert Innes, von Stow, gehörendes Stück Chalcedon, für das ein hoher Preis gezahlt worden, untersucht habe. Da er keinen Zweifel hegte daß die Gestalt eines Hahns welche es enthielt durch in die Poren des Minerals eingedrungenes salpetersaures Silber abgebildet worden, so veranlaßte er den seitdem verstorbenen Steinschneider Somerville in Edinburg das Experiment zu machen, und es gelang diesem wirklich die Gestalt eines Hundes in das Mineral zu bringen. „Das Merkwürdige an dieser Sache ist indeß daß die in dem Chalcedonstück wahrgenommene Landschaft gänzlich verschwunden war nachdem man sie vier Jahre lang im Dunkeln aufbewahrt hatte. Als ich diesen Chalcedon gestern von Miß Campbell erhielt, war die Landschaft vollkommen verwischt; diesen Morgen jedoch eine Stunde lang dem Licht ausgesetzt, zeigte sie sich wieder aufs deutlichste, wie man sich überzeugen kann wenn man sie auf einem weißen Grund betrachtet. Es verdient bemerkt zu werden daß man die Gestalt des Hahns in Hrn. Innes Stück Chalcedon, das in seiner Färbung sehr stark war, nie verschwinden oder in ihren Farben schwächer werden sah. (Year-Book of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. Augsburg, 8 Julius 1860.

Erlebnisse an Bord eines Sklavenschiffs.

(Aus Chambers's Journal.)

Ich saß an einem nassen und wolkigen Morgen im Monat April 1859 vor dem Kaminfeuer eines Speisehauses in New-York, und sann darüber nach was ich nun anfangen und wie ich mir für die Zukunft das Leben fristen wolle. Ich war vor einiger Zeit von meiner Reise nach Ostindien zurückgekehrt, meine Baarschaft nahm rasch ab, und zwang mich nach einer Stellung auf einem andern Schiff zu trachten. Während mein Geist mit diesen Gedanken beschäftigt war, vernahm ich außerhalb meiner Thür plötzlich Stimmen, welche sich in leisem Ton unterhielten; als ich näher trat, wurde augenblicklich alles still, und man klopfte an. Auf mein „Herein!“ trat der Wirth in Begleitung eines Fremden herein, dem er mich als Capitän Manwell vorstellte, mit den Worten: der Herr da habe mir, wenn es mir genehm sey, eine Mittheilung zu machen. Darauf entfernte er sich, und ließ mich mit dem Fremden allein.

Ich bat ihn er möge Platz nehmen, und fragte ihn sodann was er mir zu sagen habe. Er war ein Mann ziemlich unter Mittelgröße, mit dunklen sprühenden Augen und einem Haupthaar von derselben Farbe, hatte regelmäßige Gesichtszüge und eine blasse fremdartige Gesichtsfarbe; sein ganzes Aussehen deutete darauf daß er nichts weniger war als ein Seemann. Nachdem er einen Stuhl genommen und näher zum Feuer gerückt war, sagte er mir: er beschlige ein Schiff das im Begriff sey auf eine Handelsreise um Palmöl an die westafrikanische Küste abzugehen; er brauche einige zuverlässige Leute zur Bemannung des Schiffs; er habe sich deßhalb an meinen Wirth gewandt, der mich ihm eindringlich empfehle; er statte mir daher diesen Besuch ab, um mir eine Stelle auf seinem Schiff anzubieten. Dieses Verfahren dünkte mir so sonderbar und geheimnißvoll, daß ich klar sehen konnte es stecke irgendetwas dahinter. Ich schaute ihm daher fest ins Gesicht, und fragte ihn ob er unter der Handelsreise etwa „eine Jagd“ verstehe. Er antwortete: Ja, ich habe recht. Da er von meinem Wirth gehört daß ich fließend spanisch und portugiesisch spreche, so bot er mir einen Vertrauensplatz an, wohlwissend daß meine Sprachkenntniß ihm von großem Nutzen seyn werde. Nach einiger Ueberlegung willigte ich ein mitzugehen, denn mein Wunsch Geld zu bekommen und meine Abenteuerlust drängten mich dazu. Wir trafen dann einige Anordnungen, ich meinerseits versprach unverbrüchliches Geheimniß, und er ertheilte mir die Weisung mich am folgenden Morgen an die Docks zu begeben, wo ich ihn an Bord der Barke Flora finden würde, und wo wir dann die weiteren Anordnungen und Uebereinkommnisse treffen könnten. Damit verließ er mich.

Ich begab mich demgemäß am folgenden Morgen an die Docks, da ich aber sah daß er noch nicht an Bord gekommen war, verwandte ich meine Zeit zu näherer Besichtigung des Schiffs. Ich fand daß es ein langes, niedriges, schwarzes Fahrzeug von 460 Tonnen Tragkraft war. Es hatte ein erhöhtes Quarterdeck, mit Salon und Cajüten darunter, für den Capitän und die Maaten, und ein Bramsegel-Vordercastell für die Mannschaft. Auch hatte es, wie ich später fand, ein „Zwischendeck,“ das stückweise aufs Schiff gebracht und dessen einzelne Theile numerirt und mit besondern Zeichen versehen waren; für jetzt aber lag es bei anderm Grümpel im Kielraum. Auch bemerkte ich die Art und Weise wie die Ladung aufbewahrt wurde. Auf den Boden des Kielraums legte man Backsteine, und auf diese kamen eine große Anzahl Wasserfässer zu stehen, deren einige leer, andere voll Rums von jener sehr gemeinen Sorte waren welche unter dem Namen Neger-Rum bekannt ist; auch sehr große Quantitäten Reis, Bohnen ꝛc. wurden verladen, offenbar nicht als Handelsgegenstände, sondern als Vorräthe für Sklaven; über alle diese Gegenstände kam dann, besonders wohl verwahrt, eine allgemeine Ladung Baumwollzeuge, rother Flanell, Knöpfe, alte Gewehre und Messer. Der Zweck den Kielraum auf diese Weise auszufüllen war: die Sklavenvorräthe und alle die andern verdachterregenden Artikel dem Anblick zu entziehen; denn die gegen den Sklavenhandel kreuzenden Kriegsschiffe besitzen das Recht nicht nur die Schiffspapiere zu verlangen, sondern auch die Ladung zu untersuchen. Die getroffene Vorsichtsmaßregel erwies sich später als sehr nöthig. Beladen hatte

die Flora nur sechs Fuß Tiefgang. Gerade als ich diese Ueberschau vollendet hatte, wurde ich vom Proviantmeister begrüßt, der mir sagte der Capitän habe nach mir gefragt. Ich gieng daher in seine Cajüte und unterzeichnete die Reisebedingungen. Ich erhielt fünfzehn Dollars monatlich als Seemann, und wurde für meine Dienste als Dolmetscher noch besonders bezahlt. Außer mir waren noch zwölf andere da, der Capitän, die Maaten und ein Proviantmeister.

Zwei Tage darauf, nachdem das Schiff seine Ladung vollendet hatte, begaben wir uns insgesammt an Bord, und stachen in See. Wir nahmen unsere Fahrt nach St. Paul de Loando, 8° 48′ südlicher Breite, 13° 8′ östlicher Länge, welches leewärts vom Eingang des Congo ist — der Congo liegt unter 4° 39′ nördlicher Breite und 12° 9′ östl. Länge. Wir hatten eine angenehme Fahrt von 71 Tagen, und es kam während derselben nichts besonderes vor. Bei näherer Befragung fand ich daß ich der einzige Seeman an Bord war welcher den Beweggrund unserer Reise wirklich kannte, und als ich diesen Zweck angedeuten suchte, lachte man mich aus — schon der Gedanke an einen solchen Zweck sey unmöglich. Auf der Höhe der Küste von Sierra Leone begegneten wir dem amerikanischen Kriegsschiff „Marion;“ es sandte ein Boot an unsern Bord mit dem Second-Lieutenant. Er untersuchte unsere Papiere &c., an denen er natürlicherweise nichts auszusetzen fand, obgleich er offenbar Lunten roch. Während der Officier in der Cajüte die Papiere untersuchte, schaute ich über die Schiffsseite hinüber, und sah zu meinem höchsten Erstaunen daß sich unter der Bemannung des Kriegsschiffskutters ein alter Freund von mir befand; er kannte mich meines fremden Aussehens halber nicht, denn ich hatte meinen Bart wachsen lassen. Als ich ihn jedoch bei Namen rief, erkannte er mich. Er kam herauf, und wir schwatzten zusammen lang über alte Zeiten. Natürlich wußten sie alle wer wir wirklich waren, allein sie konnten uns nicht mit Beschlag belegen, da sich nichts an Bord befand was einen solchen Act hätte rechtfertigen können. Das Boot stach endlich ab, der Bericht des Lieutenants befriedigte jedoch den Commodore nicht; er kam daher selbst herbei, aber vergeblich.

Am Congo trafen wir das englische Kriegsschiff „Triton,“ das uns gleichfalls anhielt, aber mit ebenfowenig Erfolg wie der „Marion.“ Wir segelten, theilweise mit Schlepptauen, etwa vierzig Meilen weit flußaufwärts, wo wir ein Dorf fanden das den Namen Port O'Lania führte. Es ist eine kleine Niederlassung von Portugiesen, Spaniern und Amerikanern, und jede dieser Nationalitäten war im Besitz von ungefähr zwei Magazinen.

Nachdem wir unsere Ladung aus Land gebracht, warteten wir auf eine wolkige Nacht um den Fluß hinab zu gleiten, denn wir wußten von unsern Agenten daß der „Triton“ auf uns fahndete, und an der Mündung des Flusses Stellung genommen hatte, um uns abzufassen wenn wir herauskämen. Ehe wir jedoch abfuhren, rief der Capitän die gesammte Mannschaft zusammen, und machte sie mit dem eigentlichen Zweck unserer Reise bekannt. Sie hatten bereits angefangen zu argwöhnen um was es sich eigentlich handle. Er sagte: wenn irgend jemand das Schiff verlassen wolle, so werde er ihm die gesammte ihm schuldige Lohnung ausbezahlen und überdieß noch einen Dreimonatssold als Geschenk; allein da niemand an der Küste von Guinea ans Land gesetzt werden wollte, so willigten sie alle ein bei ihm zu bleiben. Wir nahmen sodann noch weitere sechs Mann an Bord, die zu verschiedenen Zeiten von den Schiffen zurückgelassen worden waren. Eines Nachmittags, nachdem wir mehr als zehn Tage lang in Port O'Lania (sogenannt von den Häusern, die alle von Holz sind) gelegen hatten, lichteten wir die Anker, und fuhren den Fluß hinab, bis auf zehn Meilen Abstand vom „Triton,“ wo wir um 8 Uhr Abends ankamen. Dann warfen wir Anker, lagen daselbst bis 10 Uhr Abends, d. h. bis nach Untergang des Mondes und Einbruch völliger Dunkelheit, und fuhren hierauf in tiefster Stille flußabwärts. Wir fanden daß der „Triton“ am Eingang und zwar am breitern Theil des Flusses lag. Wir fuhren deßhalb mit der Fluth ab, segelten so ruhig als möglich weiter und entrannen glücklich der Wachsamkeit der Tritonen.

Sobald wir das Land hinter uns hatten, fuhren wir mit vollen Segeln davon in die hohe See hinaus. Am nächsten Morgen fiengen wir an das Schiff für seine lebende Ladung herzurichten. Wir zerrissen und vernichteten zuerst die Schiffspapiere, und sodann alles worauf der Name des Schiffs stand; wir vertilgten den Namen des Schiffs am Stern desselben, und alles was ein amerikanisches Aussehen hatte, besonders Flaggen. Wir nahmen insgesammt falsche Namen an, so daß keiner den andern durch Nennung seines Namens verrathen konnte. Der Capitän gieng unter dem Namen Don Pedro, und jeder andere legte sich einen Namen bei nach eigenem Gutdünken.

Sodann verpackten wir alle Vorräthe in solcher Weise daß wir leicht zu denselben gelangen konnten. Die Wasserfässer wurden alle aufrecht hingestellt, die Spunde insgesammt herausgenommen, ein Schlauch von der einen Oeffnung zur andern geleitet, und über den Fässern eine Plattform oder ein Bretter-Deck errichtet. Mittelst dieser Schläuche konnten wir das Wasser auspumpen. Waren die Fässer leer, so füllten wir sie mit Salzwasser als Ballast für das Schiff. Zucker, Rum, Zwieback verpackten wir so wie wir sie der Reihe nach brauchten. Nachdem dieß geschehen, setzten wir unser Haupt- oder Niederdeck zusammen, denn, wie ich oben gesagt, bestand bei unserer Abfahrt von New-York das Deck aus einzelnen Stücken, die sich erforderlichen Falls zusammensetzen ließen. Hätten wir ein regelmäßiges Niederdeck gehabt, so würde dieß Verdacht erregt haben.

Nun holten wir unser Geschütz herauf, das aus vier Sechspfündern, zwei langen ehernen 18Pfündern und vier ehernen 12Pfündern bestand, außer den Kleingewehren, so daß es einem Kriegsschiff unmöglich gewesen wäre uns durch Boote wegzunehmen. Heutzutage jedoch, seit sie insgesammt durch Dampf getrieben werden, haben die Sklavenschiffe eine schlechte Aussicht, denn der Dampf hat beim Sklavenhandel noch keine Anwendung gefunden. Nachdem das Innere des Schiffs fertig war, hatten wir unser Augenmerk auf die Aus-

rüstung oben zu richten. Wir begannen damit daß wir die Keile zwischen den Masten und dem Deck wegnahmen; dann durchschnitten wir die Balken welche vom einen Schiffsende zum andern gehen, um dem Schiff eine leichtere Bewegung zu verschaffen. Während dieser Vorbereitungen hatte sich das Schiff der Insel Ascension bis auf 70 Meilen genähert, und wir fuhren auf einen Platz ein wenig oberhalb des Congo zu, ungefähr fünfzig Meilen von St. Paul de Loando, wo wir der Sklaven wegen, wenn sie bereit waren, anlegen wollten. Die Schiffe warten zuweilen drei Monate und länger auf die Sklaven, während die Agenten diese armen Geschöpfe im Innern des Landes sammeln. Wir hatten Glück, denn wir brauchten nur dreißig Tage lang zu warten. Der Grund warum wir so weit weg von Land giengen, nachdem wir den Congo verlassen hatten, war dieser: wir wußten daß der „Triton," sobald er wahrgenommen daß wir ihm entwischt seyen, der Küste entlang fahren würde, in der Meinung wir würden, wie manche andere Schiffe gewöhnlich, dasselbe thun, nämlich ebenfalls der Küste entlang segeln, und da und dort Abtheilungen von Sklaven aufnehmen. Wir verfielen indeß nicht in diesen Fehler, denn unser Capitän war ein alter Schlaukopf, und wußte wohl daß, wenn er in die offene See hinausführe, der „Triton" unsere Spur verlieren würde. Nachdem wir das Gestade um St. Paul de Loando erreicht hatten, segelten wir mit dem Südostpassat-Wind der Küste entlang, bis wir an einen Platz kamen der den Namen Ambriz führte, wo wir am Lande Privatsignale auswerfen sahen; wir ankerten daher um 7 Uhr Abends in der Nähe der Küste.

Die Agenten kamen mit den Sklaven in Lichterschiffen herab, deren jedes etwa 200 enthielt. Sie wurden insgesammt mit ledernen Riemen zusammengebunden, auf unser Fahrzeug gebracht und in den Kielraum gesendet. Es waren ihrer im ganzen 811. Sobald sie an Bord waren, giengen wir unter Segel. Unsere Leute waren bewaffnet, und wurden als Wachen ausgestellt, da wir die Sklaven sehr streng im Auge behalten, und darauf achten mußten daß sie nicht an die Vorräthe gelangten oder in gegenseitige Händel geriethen; denn sie bestanden aus vielen verschiedenen Stämmen, die alle mit einander in Fehde lagen, so daß unser Kielraum zuweilen einer kleinen Hölle glich, und die Schildwache unter sie hinabspringen mußte um die Kämpfenden zu trennen.

Die Lichterschiffe kamen Abends 7 Uhr an unser Schiff, und um 8 Uhr segelten wir ab. Wir nahmen unsere Fahrt nach Ascension, das uns bald in Sicht kam, da wir einen starken Südostpassatwind hinter uns hatten; fuhren dann an Ascension vorüber, und steuerten 2022 Meilen in gerader Richtung westwärts. Wir thaten dieß um außer den Bereich von Schiffen zu kommen, da die nach Westindien bestimmten Schiffe diesen Weg gewöhnlich nicht einschlagen. Hierauf steuerten wir südwärts, kamen südlich und westlich an Jamaica vorbei, so daß wir das Land in der Ferne gerade noch sahen, und umsegelten dann die Pinien-Insel.

Ehe wir den Congo verließen, wurde unsere Mannschaft um die doppelte Zahl vermehrt, so daß wir jetzt 35 Matrosen vor dem Mast hatten; allein alle unsere Dienste waren sehr vonnöthen, denn wir hatten mit der beschleunigten Fahrt des Schiffs, mit der Vornahme von Aenderungen an demselben und mit der Obhut über die Sklaven alle Hände voll zu thun. Eine gewisse Anzahl von uns wurde mit letzterer Pflicht betraut, und auch ich war darunter, und bekam die Aufsicht über die Weiber.

Wir hielten das Schiff so reinlich als möglich, denn Schmutz ist die Wurzel alles Uebels an Bord eines Schiffs.

Bei Sonnenaufgang, oder nicht später als um 5 Uhr jedes Morgens, wurden die Sklaven alle auf das Verdeck gelassen, und große Kufen herbeigebracht. Ein Theil derselben hatte die mit Salzwasser gefüllten Kufen, so lange sie im Gebrauch waren, zu halten. Unsere Abwaschungsweise war eine ziemlich neue; sie erinnerte mich an das Schafscheeren oder wenigstens an das Waschen der Schafe vor dem Scheeren in Devonshire und andern Grafschaften. Fünfzehn oder zwanzig der Neger mußten einen Kreis schließen, und auf ihre Schenkel niederkauern, während einer von uns mit einem Eimer dastand, ihn in die Kufe tauchte und dann über dieselben ausgoß. Nachdem sie insgesammt gut durchnäßt waren, erhoben sie sich und giengen an eine andere Stelle weiter vorwärts, wo ein Matrose mit einem groben Segeltuch aufgestellt war, der die Neger, wie ein Stallknecht seine Pferde, abrieb.

Er war auch mit einem Eimer voll Essig und Salzwasser versehen. Mit diesem mußten sie ihren Mund ausspülen und ihre Zähne abreiben; denn wenn ein Afrikaner seinen Mund nicht rein hält, so fammelt sich an seinem Zahnfleisch und seinen Zähnen eine gelbe Substanz, die sich in Gift verwandelt. Er ist deßhalb Geschwüren in seinem Mund unterworfen, und wenn er euch beißt — was keineswegs ungewöhnlich ist — so stirbt häufig das Fleisch ab. Ich weiß dieß aus eigener Erfahrung; denn als ich einmal einen derselben mit dem Rücken meiner Hand schlug, kam ich in Berührung mit seinem Mund, und einer seiner Zähne verbiß sich in meine Hand, wodurch ich mehrere Tage lang den Gebrauch derselben verlor.

Diese Abwaschungsmaßregeln beschäftigten uns bis 8 oder 9 Uhr Morgens, worauf wir den Negern einigen trockenen Zwieback und Rum und Wasser reichten. Der Rum war ein sehr schlechter, Bay-Rum; keiner von uns konnte ihn trinken, die Sklaven dagegen genossen ihn sehr gern. Dieß stillte ihren Hunger bis 11 Uhr, um welche Zeit sie ein warmes Frühstück bekamen, das aus einer Art Mischmasch bestand. Die Ingredientien waren kleingebrochener Zwieback, Bohnen, Reis, Gerste und gesalzenes Schweinefleisch — das Ganze mit Mehl und Fett in einen dicken Brei verwandelt. Dieß wurde in zwei großen Kesseln in der Kambüse (Schiffsküche) gekocht, und wenn es fertig war, in Kufen und Eimer, die dem Verdeck entlang standen, geschüttet. Wir suchten jeden Stamm abgesondert zu halten; denn wenn sie zur Speisezeit mit einander aßen, so durfte man sicher darauf zählen daß es zum Schluß der Mahlzeit zu einer Schlägerei kam. So war ihr Mahl, wenn auch kein ausgesuchtes, doch ein substantielles und gutes und dabei reichliches.

Wir widmeten ihnen natürlich, wie schon unser Interesse es erheischte, alle mögliche Sorgfalt. Allein auf einem Sklavenschiff hält der Tod stets eine reiche Ernte; wir verloren vierundneunzig, was ein verhältnißmäßig geringer Verlust war, und was wir für ein großes Glück betrachteten. Gebärmeverstopfungen und Gelbsucht sind die häufigsten Krankheiten. Die erstere behandelten wir mit Essig-Injectionen, und Schießpulver innerlich genommen. Ob man dieß Uebel auch am Lande so behandelt, kann ich nicht sagen, allein wir fanden die angewandten Mittel an Bord sehr erfolgreich.

Nach ihrem Frühstück sandten wir sie hinab um das Schiff zu reinigen. Die meisten derselben sprachen nur den Congo-Dialekt, einige aber verstanden auch Portugiesisch und Spanisch. Diese erwählten wir zu Führern und Dolmetschern der übrigen, und versahen sie mit einem Hemd oder einem Paar Hosen, als einem Rangesabzeichen, was den Neid der andern in hohem Grad erregte. Sie wurden auch mit einem etwa eine Elle langen Taustück, als Strafwerkzeug, ausgestattet, dessen sie sich sehr freigebig bedienten. Wir brauchten diesen Menschen nur zu sagen was wir gethan wünschten, und sie ließen die andern es thun. Wir veranstalteten auch verschiedene Unterhaltungen für die Sklaven, indem wir Trommeln und eine Art Cymbel für sie machten, bei deren Ton sie tanzten.

Um 3 Uhr Nachmittags wurde ihnen ein zweites Mahl, aus den nämlichen Bestandtheilen wie das erste, verabreicht, und ein drittes um 8 Uhr Abends, worauf sie alle im Kielraum zusammen gepackt wurden.

Lichter wurden, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, bei Nacht nicht gestattet. Selbst die Compaßlichter mußten mit Segeltuch überdeckt werden. Nachdem wir die Pinien-Insel passirt hatten und einunddreißig Tage von Congo aus unterwegs gewesen waren, erblickten wir Boca Grande, an der Küste von Cuba. Hier finden sich stets eine Menge Fischer- und Lootsenboote, welche fast alle im Solde von Sklavenbesitzern stehen, die sie bezahlen um auf Kriegsschiffe zu achten, diese irre zu leiten und daher jedem Sklavenschiff an der Küste, das auf die Landung seiner lebenden Waare wartet, Bericht abzustatten. Man nimmt sie zu diesem Zweck abwechslungsweis in Sold. Ihre Wache dauert ungefähr zehn Tage lang, worauf sie von einem andern Boot abgelöst werden, und für jeden Mann eine Dublone erhalten. Eines dieser Boote fanden wir auf der Spähe nach uns. Wir wurden in Kenntniß gesetzt daß das englische Kriegsschiff „Basilisk" in der Nähe sey, und wir daher nicht landen könnten. Unsere Befehle von der Küste lauteten dahin: wir sollten uns vier Tage lang auf die See hinaus begeben; wir thaten es, und kehrten dann zurück; allein abermals erhielten wir die Weisung in See zu gehen. Wir gehorchten, fielen aber beinahe in eine Falle, indem ein englisches Kriegsschiff auf der andern Seite des Bluff (Felsengestade) im Bahama-Canal, wohin wir unsere Fahrt genommen hatten, vor Anker lag. Wir bemerkten es noch rechtzeitig, und änderten sogleich unsern Lauf. Nach Verfluß der festgesetzten Zeit kehrten wir zurück, erhielten aber nochmals dieselbe Weisung. Da wir nun jedoch kaum erst dem „Cumberland" (so hieß das zuletzt erwähnte englische Kriegsschiff) entgangen waren, so hatten wir keine sonderliche Lust uns neuen Gefahren preiszugeben, und setzten von dieser unserer Gesinnung auch den Capitän Don Pedro, wie man ihn nannte, in Kenntniß. Als guter Lootse versprach ich das Schiff in Sicherheit an einen der vielen Kaien,[1] wo wir ablegen könnten, zu führen, und falls uns irgend jemand belästige, könnten wir die Sklaven am Kai landen; denn die Kriegsschiffe können einem Sklavenfahrzeug nichts anhaben wenn dieses keine Sklaven an Bord hat; ja wenn sie selbst nur zehn Yards von letzterm entfernt lägen, so wäre alles was ein Kriegsschiff thun könnte die Befreiung der Sklaven. Wir wählten demgemäß den „Indianischen Kai" für unser Depot, und ankerten in zwei Faden Wasser. Wir entdeckten später daß das Boot welches uns geleitet und uns die Weisungen vom Lande gebracht hatte, mit dem vom Capt. Fare befehligten „Basilisk" zusammengetroffen war; der Bootführer begab sich als Lootse an Bord desselben, und versprach dem Capitän Fare ihn zu uns zu geleiten — eine Verpflichtung die er dadurch erfüllte daß er den „Basilisk" in die entgegengesetzte Richtung führte.

Nachdem wir zwei Tage lang auf der Höhe des Kaies gewartet hatten — denn es braucht einige Zeit um die Boote herbeizuschaffen, welche alle in den Felsen verborgen sind — sahen wir endlich fünf Boote sich nähern, die, wie wir richtig gemuthmaßt, für uns bestimmt waren. Sie brachten Kleider ꝛc. für die Sklaven, und Geld für die Matrosen; denn ehe noch einer der Sklaven das Schiff verließ, wurden wir insgesammt abgelöhnt.

Vom Tag unserer Abfahrt aus New-York bis zur Landung der Sklaven am Kai waren nur fünf Monate und vierzehn Tage verflossen. Jeder Mann empfieng 200 Pfd. St. für seine Dienste, und ich erhielt 19 Pfd. St. extra für meine Verrichtungen als Dolmetscher. Die Sklaven wurden sodann in Booten ausgeschifft, und abgeführt. Wir landeten 717 lebendige Sklaven, und als wir damit zu Ende gelangt, war es nahezu dunkel. Das Lootsenboot blieb die Nacht über neben dem Schiffe liegen, und früh am nächsten Morgen legten wir im Kielraum an siebzehn Stellen Feuer, steckten es in Brand, und brannten es bis auf den Wasserspiegel ab. Es that uns leid um das Fahrzeug, denn es war ein vortrefflicher Schwimmer. Bis dahin war uns der Name des Schiffs unbekannt gewesen, denn derjenige unter welchem wir New-York verließen war ein falscher. Allein der mit uns sympathisirende Capitän sagte: „Da brennt es, Burjche, das Fahrzeug in welchem wir uns das Geld gemacht haben — der schöne Fliegende Rosenkranz!"

Als das Schiff gänzlich verbrannt war, begaben wir uns an Bord des Lootsenboots, und betraten in Boca Grande das Land. Dieß war, wie ich sah, eine Werfte, vorgeblich zum Zweck die Schiffe mit Zucker zu beladen, und hin und wieder kam, glaub' ich, ein Schiff unter diesem Vorwand dahin; allein in Wirklichkeit diente die Werfte zur Landung

[1] Inselklippen.

der Sklaven. Wir wurden später zu Land nach Havana geführt, das wir in neun Tagen erreichten. Es waren nur etwas weniger als 200 (engl.) Meilen dahin; allein wir mußten uns, um Entdeckung zu verhüten, oft verbergen, denn unsere Gefahren waren noch nicht zu Ende. Die Einwohner denen wir begegneten, und die wußten wer wir waren, wollten uns nicht einmal ein Glas Wasser unter einem halben Dollar geben. In Havana aber ist der Sklavenhandel so gut geregelt, daß selten eine Entdeckung vorkommt.

Bei meiner Ankunft in letzterer Stadt schiffte ich mich so bald als möglich in einem andern Schiff nach England ein, ehe ich des Schatzes beraubt werden konnte den ich so hart und, wie vielleicht kaum jemand zugestehen wird, ehrlich erworben habe; allein nichtsdestoweniger genoß ich bei meiner Ankunft in London die Früchte meiner Arbeit, und jetzt, meine Leser, wenn Sie die von mir gefaßte Meinung berichtigen wollen, diene ich an Bord eines britischen Schiffs und zwar auf dem Schauplatz eben dieser meiner Abenteuer. Als ich am Tage nach meiner Ankunft die Zeitungen durchgieng, las ich in der Times die Wegnahme des Sklavenschiffs „Orion“ durch Ihrer Maj. Schiff Pluto. Ich muß gestehen, liebe Leser, daß ich einige Wehmuth nicht unterdrücken konnte, als ich erfuhr daß der den „Orion“ befehligende Capitän der nämliche war mit dem ich im Fliegenden Rosenkranz die Fahrt an die afrikanische Küste gemacht hatte. Sie mögen mich darob tadeln, allein alte Cameradschaft, alte Genossenschaft und alte Zeiten haben ihre Bande, in welcher Gesellschaft wir uns auch bewegen.

Zum Schlusse bemerke ich noch daß unsere Fahrt von New-York nach Congo, wie gesagt, 71 Tage dauerte. Der Leser mag erstaunt seyn über die Länge der Reise; allein wir fuhren dem Land entlang, hatten mit dem Südost-Passatwind zu kämpfen, und schlugen einen ganz andern Weg ein als die andern Schiffe, besonders die Kriegsschiffe. Wir wagten die Rückfahrt nicht auf demselben Weg, da wir an dem „Marion,“ dem „Triton“ und andern „unserer Freunde“ vorbeigekommen wären. Ich kehrte mit dem „Basilisk,“ dem gleichen Schiff das auf den Fliegenden Rosenkranz Jagd gemacht hatte, nach England zurück.

Einige neue Erfindungen des letzten Jahrs.

In England erscheint seit etlichen Jahren eine Art historischer Kalender, welcher uns mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen der abgelaufenen Jahre bekannt macht. Es ist dieß John Timbs' Year Book of Facts. Für die Gelehrten ist dieser Kalender, der nur die Summe des Neugewonnenen auf sämmtlichen Gebieten des Naturwissens, der Künste und der Gewerbe bringt, nicht ausreichend und brauchbar, weil sie sich weit besser und früher aus den Zeitschriften ihres einzelnen Faches unterrichten können. Lückenhaft ist ferner das Unternehmen insofern, als es nur aufzeichnet was hauptsächlich die britische Gelehrtenwelt beschäftigt hat, so daß manches als Neuigkeit auftritt was in Deutschland oder Frankreich längst als erworbene Erkenntniß betrachtet wird. Vortrefflich eignet sich das Buch aber zu einem Ueberblick über die mannichfaltige Thätigkeit und über die Leistungen eines einzigen Jahres. Es enthält auf 300 engggedruckten kleinen Octavseiten wohl an 500 einzelne Artikel! Fünfhundert der Erinnerung würdige Entdeckungen in Einem Jahr ist ein erquicklicher Anblick des ewig regenden, schaffenden, untersuchenden und erkennenden Menschengeistes. Eine ältere Erfindung verdienter ihrer Wichtigkeit wegen eine abermalige Erwähnung. Man bezeichnet sie als Anwendung des überhitzten Dampfes. In gewöhnlichen Dampfmaschinen beträgt nämlich die Temperatur des Wasserdampfes, wenn er den Kessel verläßt, 250° F., sinkt aber bis auf 230°, bevor der Dampf auf die Maschine wirkt. Dieser Wärme- und Kraftverlust wird durch eine neue Einrichtung des Heizungsapparates nicht nur vermieden, sondern die Temperatur des Dampfes auf dem Wege zu den Maschinen von 250 au. 350° gesteigert, und zwar mit Benutzung der Feuerherdwärme, die früher reiu verloren gieng. Man berechnet daß das alte Verfahren 40 Proc. der Wärme verlor, welche eine bestimmte Kohlenmenge lieferte, oder daß jetzt die nämliche mechanische Kraft mit einer Ersparniß von 30 Proc. an Feuerungsmaterial gewonnen wird. Diese Erfindung wird ganz unberechenbare Folgen haben, denn einestheils vermindert sie den Kohlenverbrauch, auf der andern Seite steigert sie aber wieder die Anwendung von Dampfmaschinen durch Verwohlfeilung der mechanischen Kraft. Entscheidend ist sie vorzüglich für die Dampfschifffahrt. Wird diese wohlfeiler, so muß die Segelschifffahrt abermals weichen. Aber nicht das Wohlfeilwerden ist es allein. Ehedem verzweifelte man mit einem Dampfschiff das atlantische Meer zu kreuzen, weil die Dampfer nicht groß genug waren um ihre eigenen Kohlenvorräthe für 10 bis 12 Tage zu tragen. Erst als man begann Dampfer von 2000 Tonnen zu bauen, wurde das Problem gelöst. Der „Great Eastern,“ der ursprünglich zu Fahrten von England nach Melbourne und rückwärts bestimmt war, und einen Kohlenvorrath für beide Reisen mitnehmen sollte, mußte eine Dimension von 28,000 Tonnen bekommen um diese Leistungen ausführen zu können. [1] Setzen wir den Fall, es bedürfe ein Dampfer 70 Tonnen Kohlen täglich, um eine Strecke von 100 geogr. Meilen zurücklegen, so wird er mit der neuen Einrichtung nur 50 Tonnen für dieselbe Strecke brauchen, es bleiben ihm also noch von der ehemaligen Ration 20 Tonnen Ueberschuß, und mit diesen kann er weitere 40 Meilen zurücklegen; er braucht also für 140 geogr. Meilen nur so viel Kohlen als wie früher für 100 Meilen. Ein Dampfer der Reisen nach Westindien, Südamerika oder um das Cap unternimmt, wird daher vielleicht statt viermal nur zweimal eine Kohlenstation anlaufen müssen. Das Einnehmen von Kohlen ist aber das Kostspielige und Zeitraubende für lange Dampfer-

[1] Je größer die Schiffe werden, desto mehr nimmt relativ in Bezug auf den Rauminhalt der Widerstand ab den sie im Wasser finden.

fahrten, und deßhalb wird die neue Erfindung der Segelschifffahrt entweder höchst gefährlich werden, oder diese zu noch größern Leistungen anspornen.

In unruhigen Zeiten wie die unsrigen wandeln die Erfindungen mit Vorliebe den Kriegspfad, daher häufen sich auch die Anstrengungen weittragende Waffen und schwere Geschosse auf der einen Seite, Panzer (für Schiffe besonders) und stärkere Befestigungen auf der andern Seite sich zu verschaffen. Zur Anfertigung riesenhafter Zerstörungsmittel gehörten aber auch riesenhafte Werkzeuge. In dem Arsenal von Woolwich ist jetzt ein Hammer von wahrhaft mythologischer Kraft in Thätigkeit. Dieser Dampfhammer wiegt 4 Tonnen (80 Centner), sein Amboß ist 6' 7" breit, 9' 2" lang und 4' 10" hoch, ein stahlbeschlagener Eisenwürfel von 21 Tonnen oder 220 Centner Gewicht. Den Hammer kann man nach Belieben mit voller Kraft seines Falles wirken oder so langsam sich senken lassen, daß er eine Nuß sorgfältig knackt. Sein Prestissimo besteht aber in 2—300 Schlägen auf die Minute! Von den unterseeischen Booten haben wir schon öfter gesprochen, aber auch unterseeische Lampen für Bauten unter dem Wasser sind jetzt bedeutend verbessert worden. Im Brückenbau sind die Amerikaner uns Kindern der alten Welt weit voraus. Die Britannia Bridge mit 460 Fuß Spannung war das letzte große Wort unsers Welttheiles. Die Brücke über den Niagarafall mit 822 Fuß Spannung war die Antwort der Amerikaner. Aber auch dieser Sprung ist im Begriff antiquirt zu werden, da jetzt bei der Lexington-Danville-Eisenbahn eine Brücke auf 300 Fuß Höhe mit einer Spannung von 1224 Fuß über den Kentucky-River setzen wird! — In England ist abermals wieder eine Locomotive zum Reisen auf Landstraßen erbaut worden, wie denn jetzt auf sehr verschiedenen Wegen versucht wird den Dampfwagen von der Schienenbahn zu emancipiren. Indessen sieht man einen Erfolg noch nicht in deutlicher Nähe. — Noch immer beschäftigt die Bessemer'sche Erfindung, Gußeisen unmittelbar ohne Anwendung eines zweiten Schmelzungsprocesses durch Verbrennung der eigenen Kohlenbestandtheile mittelst Zutritts atmosphärischer Luft in Stahl oder Stabeisen zu verwandeln, die Aufmerksamkeit der Gewerbtreibenden. Hätte sich die Erfindung bewährt, so würden Stahl und Stabeisen so wohlfeil geworden seyn wie Gußeisen, während sie doch zwei bis dreimal so theuer sind. Das Bessemer'sche Verfahren litt indessen an zwei Mängeln, denn es reinigte das Gußeisen wohl theilweis (Stahl) oder völlig (Stabeisen) von seinen Kohlenbestandtheilen, nicht aber von Schwefel und Phosphor, wodurch Rothbruch und Kaltbruch entstehen und dem Product seinen Werth nehmen. Auch diese beiden feindlichen Bestandtheile weiß man jetzt zu entfernen, allein das Bessemer'sche Verfahren läßt sich nur bei sehr reinen Eisenerzen, wie sie sich in Schweden und theilweis in Großbritannien finden, anwenden. Die staatswirthschaftlichen Folgen sind also andere als die früher verkündigten. Stabeisen und Stahl werden sich nur wenig dem Preise des Roheisens nähern, statt dessen aber wird der Werth der reinen Eisenerze sehr beträchtlich steigen, und alle Ersparnisse beim Umwandlungsprocesse solcher Erze die Dividenden der betroffenen Grubenbesitzer steigern. Bei allen diesen neuen Erfindungen drängt sich immer die Sorge auf, wenn der Kohlenverbrauch so ungeheuer zunimmt wie in den letzten 50 Jahren, wenn er mit der Geschwindigkeit fallender Körper wächst, wie lange noch das ersparte Vermögen früherer geologischen Zeitalter an Feuerungsmaterial ausreichen pn möchte? Abermals hat ein Fachmann, Hr. Carnal, Besitzer einer der größten Kohlengruben in Preußen, uns eine Tröstungsberechnung vorgelegt. Im Jahre 1857 wurden 125 Millionen Tonnen oder 2500 Mill. Centner Kohlen innerhalb der christlichen Welt zu Tage gefördert. In einem Raum aufgeschüttet, würden sie eine geographische Quadratmeile 6 Fuß hoch bedecken. Die bisher bekannten Kohlengebiete umfassen einen Raum von 8000 geogr. Quadratmeilen, und die durchschnittliche Dicke der Flötze berechnet man auf 31 Fuß, wahrscheinlich aber zu gering, denn die Schichten in Lüttich haben in Summa 55, die in der Ruhr 134, und die in Staffordshire 151 Fuß Mächtigkeit. Würde dieser Kohlenvorrath der Welt zusammengeschichtet, so könnte man daraus einen Würfel aufbauen von 10 engl. Meilen Ausdehnung in jedem Sinne, und der Vorrath würde noch bei gleichbleibendem Consum auf 36,000 Jahre ausreichen. Diese holde Ziffer ist aber für uns Europäer sehr trügerisch, denn unsere Kohlenbetten sollen nach andern Berechnungen [1] nur ein paar Hundert, nach der günstigsten Schätzung 1700 Jahre noch ausreichen. Um den Verbrauch ein wenig zu mindern, ist man jetzt schon auf Ersatzmittel für das Kohlengas bedacht. In der That sind auch in Frankreich und England verschiedene „neue Lichter" aufgegangen. Mehrere solcher Erfindungen wurden patentirt. Unter andern soll ein Hr. Gillard das große Räthsel gelöst haben durch Ausscheidung des Wasserstoffgases aus dem Wasser mit Anwendung von überhitztem Dampf ein billiges Brenngas zu schaffen. Ihre Leuchtkraft erhält die Flamme durch Platindrähte. Wichtiger scheint aber Major Fitzmaurice's „neues Licht" werden zu sollen. Der Erfinder brachte seinen tragbaren Erleuchtungsapparat in einen Tunnel des Penrhyn Schieferbruchs bei Bangor, und das Licht wirkte so stark daß auf 300 Schritt Haubschriften noch gelesen werden konnten. Die Farben sollen bei diesem Lichte sehr munter erscheinen und Photographien in zehn Secunden sich nehmen lassen. Das wichtigste von allem aber ist der Umstand daß eine Flamme von dreißig Wachskerzen Leuchtkraft nur ein halb Penny (1½ kr.) in der Stunde kosten soll. Bewährt sich diese Verheißung, dann lebe wohl, altes kostspieliges Kohlengas für Beleuchtung öffentlicher Räume. Bei einer Probe im Krystallpalaste zeigte eine Flamme des neuen Oxyhydrogen-Kreidelichtes von mittlerer Größe so viel wie 40 Argand'sche oder 80 „Fischschwanz"-Brenner Kohlengas, die stündlich jeder fünf Cubikfuß Gas verzehren, oder 400 Wachskerzen von je vier auf das Pfund. Der Geldaufwand ist angeblich folgender: bei gleichen Lichtwirkungen kostet das neue Licht 1 Penny (8 kr.). Kohlengas 4 Pence, Argand'sches Oel 15 Pence, Wachskerzen

[1] S. Ausland 1860. S. 241.

60 P. in der Stunde. Für Zimmerbeleuchtung wird es noch nicht empfohlen, scheint sich also nur für größere Räume zu eignen. Erzeugt wird das Licht durch einen Erguß von Sauerstoff und Wasserstoffgas, oder Sauerstoff und Wasserstoffgas mit einer Mischung von Kohlensäure gegen eine Kreidefläche. Dem elektrischen Lichte kommt die Wirkung völlig gleich, das neue Licht hat indessen zwei Vorzüge welche dem elektrischen fehlen, es leuchtet mit größter Ruhe und Stätigkeit, und ist nicht theurer, sondern wohlfeiler als das Kohlengas.

In dem britischen Gewerbverein (Society of Arts) gibt es einen eigenen „Ausschuß für Gutta-Percha," so wichtig ist dieser plastische Gummi schon für die Industrie geworden! Bereits fühlt man sogar Mangel an Rohstoff und sucht nach Surrogaten. Als ein solches wird ein ostindischer Gummi Pautschonti empfohlen, den man von einem Baum aus der nämlichen Gattung wie die ächte Guttapercha gewinnt. Nach genauen Versuchen hat sich ergeben daß man die ächte Guttapercha mit 20—30 Proc. Pautschonti mischen kann, ohne daß irgend eine bemerkbare Verminderung der Qualität eintritt. Ob die Mischung den zersetzenden Einflüssen von Luft und Sonnenlicht mit gleichem Erfolge widerstehen kann als die echte Guttapercha, wird sich aber erst im Laufe der Jahre zeigen können. Da man jetzt mit gutem Erfolge vegetabilisches Pergament erzeugt, so ist es nicht auffallend wenn eine englische Firma die Welt mit vegetabilischem Leder beschenkt, das nicht mit dem amerikanischen Lederduch verwechselt werden darf. Nur bei genauerer Untersuchung soll es sich vom Thierleder unterscheiden lassen, aber besser als dieses der Nässe widerstehen und weniger den Ausdehnungen ausgesetzt seyn. Es besitzt den Vortheil vor dem natürlichen Product daß es in Stücken, von beliebiger Länge, nämlich bis zu 50 Ellen (Yards) bei 1½ Ellen Breite, dargestellt werden kann, während die größte Ochsenhaut nur 35 Quadratfuß Fläche bietet. Für alle Arten von Sattlerarbeiten, für Buchein bände und Möbel wird es besonders empfohlen, und es läßt sich um den dritten Theil des Thierleders herstellen.

Täglich wichtiger werden die Fortschritte der Maschinenverwendung beim Ackerbau. In England hat der hohe Arbeitslohn von jeher zur Sparsamkeit der Menschenkräfte angehalten. Während auf dem Festlande 30, 40, 50, ja 60 Proc. der Bevölkerung sich ausschließlich mit den Feldarbeiten beschäftigen, zählt England auf 19 Mill. Acres Getreide- und ebensoviel Grasland nur 950,000 Männer, 120,000 Frauen, 370,000 Kinder die sich mit der Landwirthschaft ausschließlich beschäftigen, und zwar mit Beihülfe von 800,000 Pferden. In den letzten zehn Jahren sind etwa 40,000 Pferdekräfte in landwirthschaftlichen Maschinen diesen Arbeitern hinzugefügt worden; die Nachfrage nach solchen Maschinen ist aber so gestiegen, daß im letzten Jahr eine einzige große Fabrik für landwirthschaftliche Maschinen 10,000 Pferdekräfte geliefert hat. Wenn man solche Dinge hört, gibt es noch manche schwache Gemüther die ein Schauder überläuft, als könnte durch solches Maschinenwesen der Arbeiter brodlos werden. Die Erfahrungen bestätigen aber das Gegentheil. Bei der letzten Ernte in England waren nicht weniger als 4000 Schnittermaschinen im Gange, welche in einem Tage die Arbeit von 40,000 Männern verrichteten. Dennoch wird über Mangel an „Arbeit," das heißt an arbeitenden Händen geklagt, in Folge dessen der Tagelohn steigt. Hat denn auch irgendwo, seit es Maschinen gibt, die Nachfrage nach Arbeitern abgenommen? Sicherlich nicht, oder nur örtlich und in sehr kurzen Zeiträumen. Das Räthsel warum dieß nicht möglich ist, läßt sich leicht lösen. Die Möglichkeit Producte von Arbeitskräften zu verbrauchen, ist nämlich unbegränzt. Man mag dieß an folgenden Beispiele sehen. Wir finden jetzt in bürgerlichen Haushaltungen vielfach gestickte sogenannte St. Galler Vorhänge verbreitet. Sie sind aus Musselin verfertigt und mit Garnstickereien verziert. Wenn man vor 60 oder 70 Jahren der ersten Modedame in Paris oder London eine solche Garnitur gezeigt, und ihr gesagt hätte daß sie als Vorhänge in bürgerlichen Haushaltungen dienen würde, sie hätte wegen eines solchen frevelhaften Luxus einen Schwefelregen vom Himmel erwartet. Damals nämlich kam der Musselin noch aus Indien, es wurde von Hindufingern der Baumwollenfaden gedreht und von Hindu webern das Schifflein geworfen. Ein Musselinkleid war daher eine Kostbarkeit wie heutzutage die schwerste Seide oder der feinste Battist. Jetzt würde ein glatter Musselin gar nicht mehr unsern Consumtionskräften genügen, und *was an Arbeitskräften beim Herstellen des Rohstoffes erspart wurde, verbrauchen wir jetzt zur Verzierung des Rohstoffes.* Daher bleibt sich die Nachfrage nach Arbeitskräften immer gleich, und der einzige Unterschied welchen das Maschinenwesen bewirkt hat, besteht darin daß wir jetzt statt eines groben Zeuges einen klaren gemusterten Stoff verwenden. Aber auch den Tausenden von Stickern in St. Gallen, Appenzell und Vorarlberg droht eine neue Maschine, die Nähmaschine, welche sich jährlich mehr und mehr vervollkommnet, und welche sicherlich mit der Zeit die Nähnadel eben so weit verdrängen wird wie die Strumpfwirkstühle die Stricknadeln. Was wird wohl dann geschehen, wenn die Nähmaschinen zuletzt die feinsten Stickereien auf Battist mit Brüsseler Kunstfertigkeit ausführen? Sicherlich wird die Welt darüber nicht untergehen, und kein Bissen Brod deßwegen weniger gegessen werden. Liefern die Nähmaschinen uns vielleicht Brüsseler Spitzen für das nämliche Geld als wir jetzt St. Galler Stickereien bekommen, so werden wir das Product wieder zu Vorhängen verwenden, und wir werden in einem einzigen Zimmer Producte verbrauchen, deren Herstellung noch jetzt zwei fleißige Hände eine ganze Lebensdauer beschäftigt hätten. Das ist die ganze Wirkung der Maschinen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Es werden in England nicht bloß merkwürdige Fortschritte in den Gewerben gemacht, sondern es wollen auch, wie man sprüchwörtlich sagt, die Narren ihren Tag haben. So hat ein ehrsamer Uhrmacher, Namens James White, in dem Marktflecken Wickham „eine Uhr die sich selbst frisch aufzieht" angefertigt, mit der Versicherung daß diese Uhr so lange gehen werde bis das Werk durch den Gebrauch sich abgenützt habe. Dem glücklichen Erfinder dieses Perpetuum Mobile ist natürlich die höchste Celebrität sicher, wenn er diese Hexerei geleistet

hat. Etwas beſſer iſt eine andre Erfindung die einem Frankfurter Schloſſer angehört. Der Mann verfertigt nämlich Geldkiſten mit Schlöſſern ohne Schlüſſel, die niemand, ſelbſt der Eigenthümer nicht, zu öffnen vermag. Man wird es wunderlich finden, wozu eine ſolche gewiſſenhafte Truhe dienen ſoll, bis man erfährt daß inwendig in der Kiſte eine Uhr angebracht iſt mit einem ähnlichen Apparat wie eine Weckeruhr. Der Eigenthümer ſtellt nun den Zeiger auf die Stunde und Minute, wo er will daß ſich die Kiſte öffnen ſoll, und wenn dieſe Zeit erreicht iſt, öffnet das Uhrwerk von innen das Schloß. Solche Kiſten haben allerdings den Vortheil daß kein Nachſchlüſſel ſie jemals zu öffnen vermag, und gewiß ſind ſie eine recht ſinnreiche Spielerei. In die nämliche Kategorie überflüſſiger Erfindungen wird auch das berühmte New-Yorker Luftſchiff geworfen werden, welches das humbugſüchtige New Yorker Publicum im vorigen Herbſte beſchäftigte. Das einzige Merkwürdige an dieſem Werkzeug ſind ſeine Dimenſionen. Der große Durchmeſſer des Ballons mißt 130 Fuß und der kleine 104 Fuß. Das Gewicht des geſammten Apparates beträgt 3½ Tonnen (70 Centner); die behenden Kräfte aber belaufen ſich auf 22¼ Tonnen, und der Rauminhalt zur Aufnahme des Gaſes auf 725,000 Cubikfuß, oder auf das fünfſache des bisher größten Ballons. Der Unternehmer kündigte an daß er eine Reiſe nach Europa in dieſem Ballon antreten werde mit dem behutſamen Zuſatz „daß die Zeit des Abganges noch nicht feſtgeſetzt ſey.“ Mittlerweile aber haben wir bereits von dem erſten mißglückten Verſuche geleſen.

Einen hohen Werth beſitzt dagegen ein Inſtrument welches der berühmte Abbé Moigno unter dem Namen Phonautograph der letzten Britiſh Aſſociation vorzeigte. Es beſteht aus einem großen Trommelgefäß, welches mit Taſten verſehen iſt, die einen Stift in Bewegung ſetzen welcher auf einem durch Uhrwerk in Bewegung geſetzten Papierſtreifen ſchreibt. Der „königl. Aſtronom“ (Hr. Airy) bewunderte die Regelmäßigkeit der Curven des Stiftes bei Tönen verſchiedener Stimmgabeln und einer Orgel. „Unleſerlich“ erſcheinen dagegen die Schriftzüge wenn eine Perſon ſprach, jedoch konnte man die P's und G's überhaupt alle ſcharfen Laute, gut unterſcheiden. Vervollkommnet zu einem automatiſchen Secretär würde dieſes Inſtrument alle Stenographen entbehrlich machen, bis dahin jedoch wird noch viel Waſſer den Rhein hinabfließen. Etwas früher dürfte es aufkommen daß unſre Damen unentzündbare Kleiderſtoffe tragen werden, da ſich bei den jetzigen unvernünftigen Moden die Fälle von lebendigem Verbrennen bedenklich häufen. In England, Frankreich und Italien, wo keine Ofen-, ſondern Kaminfeuerung gebräuchlich iſt, vervielfältigt ſich die Gefahr ganz beträchtlich. Unentzündbar (nicht unverbrennbar) laſſen ſich die feuergefährlichen dünnen Stoffe auf mancherlei Art durch Eintauchen in dünne Löſungen ſehr verſchiedener Salze machen. Muſſelin oder Gaze, die durch eine dünne Löſung von chlorſaurem Zink gegangen iſt, bekommt die Eigenſchaft daß ſie ſich bei Berührung einer Flamme in Zunder verwandelt, ohne ſelbſt zu zünden, ſo daß ſolche Obergewänder verbrennen können ohne daß die Unterkleider irgendetwas leiden. Wie das Repertoire de Chimie berichtet, werden ſchon längſt die Kleider der Pariſer öffentlichen Tänzerinnen auf dieſe Art gegen Brandunglück geſichert, und es iſt daher wohl unſern Damen, ſolange die Crinoline herrſcht, ſehr zu empfehlen wenigſtens ihre Ballkleider auf ähnliche Art präpariren zu laſſen.

Der Okefinocau-Sumpf.

Ware-County in Georgia.

In Planters' Hôtel zu St. Auguſtin machte ich die Bekanntſchaft eines Herrn den Geſchäfte nach Waresborough riefen, und da ich ſelbſt ſchon Willens war meine Rückreiſe nach Georgia anzutreten, mich auch der Weg über Waresborough nicht gar zu weit von meinem vorgeſteckten Ziel ablenkte, ſo entſchloß ich mich ihn zu begleiten. Der große Okefinocau-Sumpf, von dem ich ſchon ſo viel erzählen hörte, machte meine Neugierde ſo rege, daß ich die viel beſchwerlichere Landreiſe der bequemeren und weit ſchnelleren des Dampfbootes vorzog. Wir verließen Florida auf einem Segelboot und fuhren nach Cumberland-Sound. Zur Rechten paſſirten wir die Cumberlands-Inſel, welche vom feſten Lande nur durch eine ſchmale Lagune getrennt iſt. Die Indier nannten ſie Miſſoe, und ein indiſcher Häuptling taufte ſie aus beſonderer Hochachtung für den Herzog von Cumberland nach deſſen Namen, den ſie noch jetzt führt. Sie iſt 18 engl. Meilen lang und von drei bis zu einer halben Meile breit. Alle Arten von Früchten, wie Orangen, Lemonen, Feigen, Granatäpfel gedeihen ausgezeichnet dort, was ſie aber beſonders werthvoll macht, iſt die See-Inſelbaumwolle mit ſchwarzen Samenkörnern. Man rechnet dort auf ein Tagwerk 200 Pfd. Baumwolle, und von dieſer Baumwolle koſtete das Pfd. 1 fl. 52 kr. Als wir Abends im Hafen von St. Mary einliefen, hatten wir eben noch Zeit vor untergehender Sonne die ſchöne Lage dieſer kleinen Stadt zu bewundern, welche an einem Fluß liegt der den gleichen Namen führt. Ein großer Hafen dem nur die Schiffe fehlen, im Vordergrund gegen Süden und öſtlich den einige Meilen entfernt liegenden Ocean. Breite, durch Bäume beſchattete Straßen und viele mit Orangenbäume gezierte Gärten machen den Ort lieblich und augenehm, und ließen uns bald das unſichere Element vergeſſen das wir eben verlaſſen hatten. Mit unſerem Nachtquartier hatten wir ebenfalls alle Urſache zufrieden zu ſeyn, und fo trennten wir uns den nächſten Tag von dem freundlichen Orte, um auch die Gegenſätze kennen zu lernen, wozu wir nur zu bald Gelegenheit fanden. Wir fuhren nach Coleraine. Unſer jüngſter Weg führte uns am Strom aufwärts den wir zur Linken hatten, und der mit ſeinem ſchmutzigen trägefließenden Waſſer, dick bewaldeten und beſchilften Ufern nur ſelten ſichtbar wurde, bis wir ihn zu Coleraine ganz in der Nähe zu Geſicht bekamen. Dieſer Strom trennt Florida von Georgia auf eine ziemlich lange Strecke, und hat unter ſeinen Merkwürdigkeiten

den Ruf, daß er sehr fischreich und der Aufenthalt vieler Alligatoren ist, die in dem großen Sumpf eine sichere Zufluchtsstätte haben. Gegen Abend erreichten wir nach viel ausgestandener Hitze und Durst den kleinen zerfallenen Ort Coleraine, wo unser Nachtquartier vollkommen allem übrigen entsprach, und wir herzlich froh waren es den nächsten Morgen wieder zu verlassen, und uns zu trennen. Mein Begleiter fuhr nach Waresborough, und ich betrat nun über Pinkney Ware-County ganz nahe an dem großen Sumpf. Ware ist von den 39 Grafschaften worein der Staat Georgia getheilt ist am wenigsten bevölkert, und vielleicht auch am wenigsten besucht. Sein Flächenraum beträgt nahezu 3000 engl. Quadratmeilen, und diese sind fast zum dritten Theile von einem Sumpf bedeckt, der sich noch weit nach Florida erstreckt. Er heißt der Okefinocau, was in der indischen Sprache zitternde Erde bedeutet, weil der ganze Boden, wohin man tritt, sich bewegt, und nur aus einer Kruste von Baum- und Pflanzenwurzeln besteht. Fünf größere Inseln, von Sumpf und Wasser eingeschlossen, liegen darin, und eine von bedeutender Ausdehnung, welche bis zum Jahr 1838 von einem kriegerischen Stamm der Creek-Indianer bewohnt wurde. Sie machten von dort aus ihre räuberischen Ausfälle auf die an der nördlichen Gränze sich ansiedelnden Weißen, bis es den amerikanischen Truppen unter der Führung des Generals Floyd gelang, den Weg zu diesem Schlupfwinkel ausfindig zu machen, wo sie bis dahin in größter Sicherheit hausten. Floyd mit einem kleinen Trupp Soldaten war der erste Weiße welcher die größere Insel betrat, und sie erhielt daher nach ihm den Namen Floyds-Insel.

Alle Indianer die den Waffen nicht erlagen wurden gefangen genommen und nach dem Westen gebracht, bis auf einen der sich im Sumpf versteckt hatte, und später noch lange unangefochten die dortigen Ansiedler mit Mildpret versorgte, bis vor ein paar Jahren er von zwei Weißen ermordet wurde, die Geld bei ihm vermutheten. Beim Durchsuchen seiner Habseligkeiten fanden sie aber nichts, und mußten unbelohnt für ihre scheußliche That wieder abziehen, denn der Indianer hatte wahrscheinlich, wie alle seine Stammesgenossen zu thun pflegen, sein Geld vergraben, und alle Nachsuchungen blieben erfolglos. Die Inseln werden durch Wald und Schilf so gedeckt, daß man sie beim Herannahen bald sieht, und sie bald wieder wie durch ein Wunder dem Auge entschwinden, weil der Weg zu ihnen nur an einer Stelle möglich war, und viel hin- und her führte. Die Indianer des Nachbarstammes hielten sie deßwegen für verzaubert und uneinnehmbar. Es herrschte eine Sage unter ihnen daß zwei junge Krieger die sich auf der Jagd in diesem Sumpf verirrten, nach tagelangem Herumirren halb todt vor Hunger und Müdigkeit auf einer dieser Inseln ankamen, wo sie, von wunderschönen Frauen mit Speise und Trank gelabt, wieder auf den Rückweg gebracht wurden. Sie thaten dieß um sie vor ihren grausamen Männern zu schützen, die jeden Fremden tödteten welcher den Weg zu ihrem Schlupfwinkel ausfindig machte. Die jungen Krieger kamen glücklich wieder heim, und erzählten ihrem Stamm von der gesegneten Insel, den schönen Frauen und vielen Früchten die sie gesehen hatten, und machten dadurch die Lust nach diesem Besitz so rege, daß sie einen Feldzug dahin unternahmen. Niemand aber konnte den Eingang wieder finden, viele verloren ihr Leben im Sumpf, und der Rest, welcher nach überstandenen Gefahren zurückkehrte, hatte für immer alle Lust nach den schönen Frauen verloren. Die Inseln waren nun verzaubert, und sie blieben von dieser Zeit angefangen unangefochten im Besitz derselben, bis sie es mit den Weißen zu thun bekamen, die sich wenig um den Zauber kümmerten. Alle Indianer sind abergläubisch, und oft wurde eine ganze Gegend von ihnen bloß deßwegen verlassen weil ein weißer Hirsch sich zeigte, welche Farbe zuweilen unter diesen Thieren vorkommt. Eine solche Gegend gehört dem großen Geist, und kein Indianer getraut sich mehr sie zu betreten oder gar darin zu jagen. Die ganze Gegend in Ware ist ebener sandiger Waldboden, mit vielen Sumpfstellen unterbrochen, und Wild gibt es noch in großem Ueberfluß, besonders Hirsche und wilde Truthühner. Bären, Wölfe, wilde Katzen und Waschbären kommen oft vor, und selbst der Panther gehört nicht zu den Seltenheiten. Die Wasser sind belebt durch Enten und alle Arten von Wasservögeln, Fischen und Schildkröten; aber dieser Wildreichthum wird bald sein Ende erreichen, wenn die bereits in Angriff genommene Eisenbahn von Savannah aus über Ware County nach dem Golf von Mexico vollendet ist.

Unter den Bäumen im Walde kommen auf den trockenen Stellen viele Eichenarten vor, und besonders die immergrüne schöne Lebenseiche. Die Palmettopalme bis zu 70 Fuß Höhe ist sehr häufig, so wie mehrere Nußarten, Castanien, Tulpenbäume, Cypressen und viele immergrüne Bäume und schönblühende Sträucher, oft ganz unter dem Wasser stehend. Ich kann mir das Aufgehen und Keimen der Samen so tief unter Wasser nicht anders erklären als daß diese Bäume erst später durch ihre Schwere auf dem weichen Boden sich so gesenkt haben. Unzählige Schlingpflanzen überspinnen Bäume und Sträucher, und der Weinstock von bedeutender Dicke und ungeheurer Ausdehnung läßt seine reifen Beeren in den Sumpf fallen, um unbenützt zu verfaulen. Viele Rohrarten bedecken stellenweis ganz dicht den Sumpf, und die Leute haben dort ein sehr einfaches Mittel gefunden um gerade Wege durch ein solches Rohrfeld zu hauen. Der Mann nimmt eine 20 Fuß lange Rohrstange zwischen die Beine, und haut zuerst einen schmalen Weg hinein. Das Rohr dient als Steuer, und verhindert daß er die gerade Linie verliert, indem es beim Verlassen derselben sich an den Wänden festlegt und so den Arbeiter wieder auf die rechte Bahn bringt. Die Noth macht erfinderisch.

Das Rohr (Arundinaria macrosperma) wird sehr hoch und stark, und liefert vortreffliche Angelruthen. Panicumarten kommen dort mehrere vor, und Nymphea odorata bedeckt Sumpfstellen oft so vollkommen, daß man beim Herumsteigen recht vorsichtig seyn darf sie nicht für festen Grund zu halten, denn jeder Fehltritt würde ein schmutziges, übelriechendes Bad zur Folge haben, wenn man dem gänzlichen Versinken glücklicherweise auch entkäme. Es wäre gewiß recht

viel schönes und neues in diesem fast noch gar nicht besuchten Wald zu finden, allein die vielen gefährlichen Sumpfstellen und kleinen Bäche, die sich in dem großen Wasserbehälter verlieren, um als größere Ströme wieder zum Vorschein zu kommen, dann der von dornigen Schlingpflanzen ganz durchwebte Wald, die großen Schilfstellen und die weite Entfernung von jeder menschlichen Wohnung und Hülfe, bei der schädlichen, fiebererzeugenden Ausdünstung des Sumpfes sind Hindernisse, denen nicht jeder gewachsen ist.

Ich kämpfte einen Tag bei unausstehlicher Hitze mit Hunger und Durst, kam Abends todmüde wieder in Pinkney an, und hatte nur Wald, Schilf und Wasser wie überall gesehen, denn einen größern Ueberblick über den Sumpf findet man des ebenen Terrains und der üppigen Vegetation wegen nirgends. Die Dornen hatten meine Kleider und die Moskitos mich noch überdieß arg zugerichtet, und ich mußte hier in diesem erbärmlichen Ort ausharren, bis ich endlich Gelegenheit fand meine Reise nach Waresborough fortzusetzen. In Pinkney erfuhr ich daß die Fieber in Ware gegenwärtig stark hausten, und da ich in Folge der des Tags vorher durchgemachten Strapazen etwas Kopfweh fühlte, so lebte ich fast zwei Tage in der Angst einen Denkzettel vom Sumpf mitgebracht zu haben. Der Weg nach Waresborough bietet das ewige Einerlei ohne alles Interesse, die Stadt selbst ist klein, hat ein Postoffice und ist wie fast alle amerikanischen kleinern Orte sehr langweilig.

Es ist mit diesem Namen Stadt, Markt oder Dorf, womit oft nur ein paar Häuser bezeichnet werden, mehr der Platz angezeigt wo sie einmal hinzustehen kommen, als der gegenwärtige Ort selbst gemeint. Mein früherer Reisegefährte war längst wieder abgereist, und ich war als Fremder auf mich selbst angewiesen. Mein Quartier war übrigens viel besser als auf allen andern Stationen, seit ich St. Mary verlassen hatte, und so durchstreifte ich die Umgegend. Es werden dort Zucker, Baumwolle, Mais und süße Kartoffeln gebaut, und Obst, Orangen, Pfirsiche, Melonen ꝛc. sind billig und häufig zu haben.

Der Feldbau wird sehr wild betrieben, und nur die Zuckerrohrpflanzungen erleiden eine kleine Ausnahme. Halb abgebrannte Baumstämme und Wurzelstöcke sehen aus den Feldern heraus, denen mit dem Pfluge muß ausgewichen werden, und solche Stellen stehen wie kleine Inseln voll Unkraut überall hervor. Die Leute halten zwar sehr viel Vieh, haben aber dessenungeachtet keinen Dünger, weil das Vieh das ganze Jahr hindurch auf den Wald angewiesen ist. Der Boden ist sandig und mager, und muß alle paar Jahre wieder verlassen werden, weil er ohne Dünger sich austrägt, und ein so verlassenes Feld ist bald wieder so vollständig verwildert, daß man es nicht wieder erkennt. Wenn auch diese wilde Art Feldbau zu treiben dem europäischen Auge wehe thut, so mußte ich doch einsehen daß bei den dort bestehenden Verhältnissen diese Art die praktischste ist. Der Boden hat keinen Werth, eben so wenig der Wald, das Abräumen des Waldes geschieht durchs Feuer, wo die Asche zugleich den Dünger liefert, und mit sehr wenig Mühe ist ein solches Feld eingezäunt und fertig. Was liegt diesem Waldler daran ob seine Felder rein und geschlossen stehen, wenn er nur erntet was er nöthig hat. Den Nachtheil der ausgedehnteren Arbeiten wägen die Vortheile der wohlfeileren Bewirthschaftung wieder auf. Bei seinem Vieh liegt ihm wenig an der Milch, da die Kühe ohnedieß in dieser heißen Gegend wenig Milch geben; was er braucht, liefert dafür die größere Anzahl der Stücke, um die es ihm hauptsächlich zu thun ist. Wollte er Dünger erzeugen, so müßte er das Vieh im Stall erhalten, was bei so großer Anzahl nicht leicht möglich wäre. Er wäre genöthigt viele Leute zu ihrer Pflege zu haben, müßte Futterkräuter ziehen ꝛc., und so würden bei den dortigen Verhältnissen die Unkosten den Gewinn ganz aufzehren. Den größten Nutzen wirft ihm aber die Schweinezucht ab, die sehr ausgedehnt betrieben wird. Der große Reichthum von süßen Eicheln, Nüssen und Castanien in den Wäldern liefert ihnen die beste Nahrung im Ueberfluß, und wenn auch einzelne sich im Sumpfe verlaufen und verwildern, oder von Raubthieren verzehrt werden, so kommt dieser Schaden doch gar nicht in Betracht zu dem Nutzen welchen sie gewähren. Außer dem eigenen Bedarf werden sie für die Schiffe gezogen, die sich damit verproviantiren. Gegen Abend hatte ich glücklich wieder die Nähe der Stadt erreicht, ehe ein heftiges Gewitter losbrach, und einen solchen Sturzregen losließ, daß ganze Löcher in den sandigen Boden gewühlt wurden. Nie habe ich so anhaltende und heftige Blitze gesehen, und der unaufhörliche Donner war betäubend. Den nächsten Morgen verließ ich das Städtchen wieder bei heiterem Himmel und abgekühlter Luft, und setzte meine Reise fort, aber ohne Sehnsucht sie noch einmal durchzumachen.

Capitän Speke's Abenteuer im Somaliland.

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung dieses Reiseberichts.)

18 November. Eine allgemeine Unbehaglichkeit über einen längern Aufenthalt in der sandigen offenen Ebene machte sich unter meinen Reisegenossen mehr und mehr geltend, und jeder hegte endlich mit mir gleichmäßig den Wunsch vorwärts zu gehen; allein immer noch fehlten mir fünf Kamele, und ich hatte keine Hoffnung sie zu bekommen. Der nun festgestellte Plan gieng dahin: den Marsch südwärts halbwegs den Hügel hinauf anzutreten, und die wenigen Gegenstände vorläufig noch im Fort zu lassen bis ich dorthin gelangte, und die Thiere die ich mit mir nahm zurücksenden konnte. Nachdem ich dem Sultan, Samater und Farhan den Wunsch ausgedrückt nach Goriet zurückzukehren, und das zurückgelassene Eigenthum dem Forthüter in sichere Obhut zu geben, trat ich mit Ahmeb, Imam, einer Anzahl Somali-Kameltreiber, die mit Speer und Bogen bewaffnet waren, und des Sultans jüngstem Sohne, Abdullah, den Marsch über die See-Ebene an; Abdullah sollte uns als Wegweiser dienen bis sein Vater und die beiden andern ankämen, was,

wie sie versprochen, auf den Abend festgesetzt war. Der Weg führte uns zuerst über die See-Ebene, die hier ungefähr zwei (engl.) Meilen breit ist, aus Sand besteht der über Kalkgestein liegt, Gerölle in den trockenen seichten Wasserläufen hat, und mit Ausnahme einiger Akaziengestrüppe nicht das geringste vegetabilische Leben zeigt. Nachdem wir diesen Landstrich durchzogen, folgten wir einer tiefen, den Namen Duktura führenden, und zwischen den niedern Ausläufern einer Gebirgskette liegenden Schlucht, und stiegen dann allgemach höher bis wir den Haltplatz Isokobuk, etwa fünf Meilen von Bander-Gori, erreichten. Hier aber zeigten sich die Kamele durch ihren Marsch über das Gerölle so ermüdet, daß wir genöthigt waren abzuladen, und den Tag über dort Halt zu machen. Der Sultan und der Abban holten uns nun ein, um uns zu sagen daß die zurückgelassenen Gegenstände sich in sicherem Gewahrsam im Fort befänden, und zogen sich dann, dem jungen Prinzen Abdullah Weisungen über den am folgenden Morgen einzuschlagenden Weg zurücklassend, nolens volens wiederum nach Bander Gori zurück, mit der Bemerkung: wir möchten, da sie sich entfernten, sie auf dem nächsten Lagergrund, sobald als wir mit unsern Kamelen dahin gelangen könnten, erwarten. Ein wenig nach Sonnenuntergang ließen sich einige interessante Felsentauben — die große Aehnlichkeit mit einem farbenreichen indischen Vogel haben, der, wie ich fand, einen fast gleichartigen Grund besuchte — in einigen Tümpeln im Bett der Schlucht nieder, und setzten mich in Stand mehrere derselben zu schießen und auszustopfen.

19 November. Wir machten uns früh Morgens auf den Weg, und begannen dieselbe Schlucht hinanzusteigen, als ein Bote vom Sultan eintraf, mit dem Wunsche wir sollten Halt machen bis er ankomme. Wir hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, und der Morgen war noch nicht weit vorgerückt, und kühl; ich bot daher alles auf um die Leute zu veranlassen den Marsch noch ein wenig weiter fortzusetzen, allein umsonst; sie waren so störrig wie Maulesel, und eben so unlenksam. Dieß war eine schöne Probe von der Reiseart der Somalis; jeder Vorwand um sich die Mühe des Gehens zu ersparen wird für zu werthvoll gehalten als daß man ihn nicht benützen sollte. Das Land hier war etwas bewaldeter: hohe schlanke Bäume mit dickem grünen Blätterwerk wuchsen im Bette der Schlucht, in der man da und dort Tümpel stagnirenden Regenwassers traf, und die braunen steinigen Halden waren mit knospendem Akaziengebüsch geziert, das für die müden Kamele, deren Wanderung über das Gerölle sehr ermüdend gewesen seyn mußte, eine gute Weide darbot.

20 November. Da der Sultan nicht ankam, und der junge Prinz den Leuten das Laden nicht gestatten wollte, so befahl ich dem Dolmetscher und Imam zu bleiben wo sie seyen, während ich nach Bander Gori zurückkehrte, um zu sehen wie die Sachen denn eigentlich stünden. Kaum aber war ich zwei oder drei Meilen gegangen, so sah ich den jungen Prinzen und sämmtliche Kameltreiber hinter mir hereilen, und mich zur Rückkehr auffordern; der Sultan, sagten sie, sey unterwegs, und werde auf den Abend im Lager eintreffen. Ich willfahrte, unter der Bedingung daß sie am folgenden Tage den Marsch anträten, ob der Sultan komme oder nicht. Einmal wieder im Lager, hatte ich meine Mahlzeit vorbereitet, saß trotzig da, und gab auf die Wirkung Acht welche der Geruch der Speisen auf die eßbegierigen Leute machen würde, die, fürchtend sie würden nichts bekommen, in Masse herbeiliefen und mich um Verzeihung baten; sie seyen bereit, erklärten sie, später stets meine Befehle zu befolgen. Sie wurden gespeist.

21 November. Nachdem Morgens unter vielem Schlagen und Puffen sämmtliche Kamele geladen waren, wurden sie, mit Ausnahme von zwei oder drei schwachen, einen gewundenen steilen Bergrücken, einen der Strebepfeiler des Gebirges, hinangepeitscht nach einem sechs Meilen entfernten Lagergrund, genannt Adhai. Hier waren wir an der ersten Ablösungsstation, und zum ersten und letztenmal während der ganzen Reise schlug ich mein Zelt auf. Je höher wir den Berg hinanstiegen, desto reichlicher wurde der Holzwuchs, und zum erstenmal zeigte sich grünes Gras zwischen den Steinen. Diese Frische wurde einem kürzlich eingetretenen Regenfall zugeschrieben. Höhe bei siebendem Thermometer 4577 Fuß.

22 November. Ich sandte die kräftigsten Kamele nach Goriet ab um das zurückgebliebene Eigenthum holen zu lassen, und gab Befehl daß am folgenden Tage jedermann zurückkehren solle. In dieser Höhe war die Temperatur der Luft sehr angenehm; der mittlere Thermometerstand betrug um Mittag nicht ganz 19° R., und ich brachte den ganzen Tag auf der Jagd zu; die Felsen waren voller fossilen Muscheln. Ich tödtete eine neue Schlange oder eine Varietät von Psammophis sibilans, und schoß nicht nur eine interessante Antilope, Oreotragus saltatrix, den Klippenspringer der Cap-Colonisten, sondern auch Hyraxes und verschiedene kleine Vögel, welche gehörig präserwirt wurden.

Der 23ste und 24ste Nov. verflossen ohne daß irgend jemand erschien, und ich wurde sehr beunruhigt bei den wiederholten Erzählungen von der Unehrlichkeit des Abban.

25 November. Immer noch kam niemand. Ich sandte den Dolmetscher ab, und blieb mit dem jungen Prinzen und zwei oder drei Kameltreibern allein. Nach einiger Zeit kam eine Anzahl ausgehungerter Männer den Berg herauf, und ließ sich in meinem Lager nieder, auf die Dattelsäcke kauernd und nach Nahrung schreiend. Der Prinz und die Kameltreiber schlossen sich ihnen an, und wurden so ungestüm daß ich mich genöthigt sah ihnen über ihr Benehmen Vorwürfe zu machen. Kaum sahen sie daß ich ärgerlich war, so liefen sie höhnisch um mich herum, und spotteten in aufreizenden Reden über meine Unmacht und Hülflosigkeit wenn ich allein sey. Ich blieb indeß bei meinem Gewehr stehen, und ließ mir niemand nahe kommen. Als der Prinz und die Kameltreiber meine Entschlossenheit sahen, und wahrnahmen daß ich mich durch ihre Manöver nicht außer Fassung bringen lasse, baten sie demüthig um ihre Tages-Rationen. Ich gab sie ihnen auf einmal, konnte ihnen aber damit kein Genüge thun; sie müßten, sagten sie, etwas mehr haben für alle ihre

Brüder, sonst würden sie Gewalt brauchen. Dieß brachte mein Blut in Wallung; ich nahm das Gegebene zurück, fest entschlossen nicht nachzugeben, komme was da wolle. Als sie sahen daß sie ihren Zweck nicht erreichten, raunten sie, als ob allen in einem und demselben Augenblick dieser Gedanke gekommen wäre, den Hügel hinab und flohen über Gebüsche und Steine, schreiend und tobend, hinweg; bemächtigten sich einer Ziege aus einer benachbarten Heerde, und tödteten und vertheilten sie ohne weiteres Bedenken. In diesem Augenblick, gerade als der beraubte Hirt schreiend den Preis seiner Ziege von mir forderte, kam Imam von Goriet an, und suchte ihm zu beweisen daß diese Sache mich nichts angehe, und daß er von mir keine Bezahlung zu erwarten habe. Der Beschädigte schwur nun der Sultan selbst müsse ihm zu seinem Recht verhelfen, und alle schrien wieder nach Datteln und Reis. Da sie nichts bekommen konnten, bemächtigte sich der junge Prinz, der stets voll bübischer Streiche war, eines Mussack (Wasserschlauchs), und sagte, ich solle so lange sein Wasser mehr haben bis ich ihrem Verlangen willfahre. Die andern folgten seinem Beispiel, nahmen alle Schläuche die sie finden konnten zu sich, und ließen nur einen übrig. Diesen einen ergriff ich, und forderte Imam auf ihn aus einem weiter bergabwärts befindlichen Brunnen zu füllen; allein die Leute drohten ihm, wenn er dieß thue, mit dem Tode. Da Imam über diese Drohungen in Angst gerieth, so nahm ich selbst den Schlauch, und gieng weg um ihn zu füllen, worauf die Wilden auseinander sprangen, eine Linie bildeten, ihre Speere und Bogen schwangen, und erklärten sie würden mich tödten wenn ich auf dem Hinweggehen beharrte. Ich ließ mich indeß nicht aufhalten, und war eben durch ihre Linie hindurchgedrungen, als glücklicherweise des Sultans ältester Sohn, Mohammed Aul, ankam, und ihnen, so wie seinem Bruder, Vorwürfe machte über die schlechte Behandlung die sie mir zu Theil werden ließen. Da ich in Mohammed Aul einen sehr vernünftigen Mann fand, bat ich ihn, er möge den Abdullah, der mir nur zu Last sey, hinwegsenden, denn ich könne ihm nie mehr gestatten von meinem Salz zu essen.

Imam machte mich nun mit den Resultaten seiner Nachforschungen in Goriet und Bander Gori bekannt. Der Abban war, wie ich früher gehört hatte, von einem Gläubiger, bei dem er in Aden Schulden gemacht, zurückgehalten worden, und hatte ihm nun zur theilweisen Liquidation derselben all mein Salz, die zwanzig Rupien welche er zum Miethen der Kameltreiber erhalten, so wie mehrere Stück Baumwollzeuge gegeben, und meinen guten Reis gegen schlechten ausgetauscht. Da er überdieß wußte daß Farhan alle diese Schurkereien kenne, so hatte er ihn durch Bestechung zum Davonlaufen zu verleiten gesucht. Der Sultan kam endlich an, und entschuldigte sein langes Ausbleiben damit daß er Zeit verloren habe in fruchtlosen Bemühungen den Samater zu bewegen mit ihm zu kommen. Er habe, fügte er bei, dem Samater Vorwürfe gemacht, und müsse ihn, weil er mir nicht gehorcht, für strafbar erklären. Da ich glaubte diese Worte seyen ernst gemeint, so erzählte ich ihm alles was ich in Betreff Samaters gesehen und gehört, und bat ihn er möge mich in meinem Wunsch denselben nach Aden zurückzusenden unterstützen, indem ich mich unmöglich auf einen Mann verlassen könne, der sich so unredlich und grundsaglos gegen mich gezeigt. Der Dolmetscher war gleichfalls der Ansicht daß dieser Plan gut sey, und gab mir den Rath statt Samaters den Bruder des Sultans, Hassan, in meine Dienste zu nehmen. Der Sultan bemerkte indeß, er könne das was die Engländer in Aden gethan nicht ungeschehen machen, er wolle jedoch, wenn ich es wünsche, nach Samater senden und ihm in meiner Gegenwart einen Verweis ertheilen. Ich entgegnete, er werde wohl nicht im Stande seyn Samater zu bewegen Bander Gori zu verlassen, sonst würde er dieß bälder gethan haben. Diese Worte trafen seinen Stolz; er erhob sich und sagte unwillig: „Wenn ich befehle, muß er gehorchen.“ „Nun denn,“ erwiederte ich, „so ordne meine Sachen, und verliere keine Zeit mehr.“

Am folgenden Tag kamen sie alle an, und Samater, der auf einem Pony ritt, mit ihnen. Ich gerieth in Zorn als der Abban kriechend zu mir herantrat, und nannte ihn in Gegenwart des Sultans und aller meiner Leute einen Verräther und Räuber, erwähnte umständlich aller seiner Schlechtigkeiten, und forderte ihn auf mein Lager sogleich zu verlassen, denn ich könne nicht mit ihm reisen. Er schien sehr demüthig, und zog rundweg alle Beschuldigungen welche ich gegen ihn vorgebracht hatte in Abrede. Hierauf bat ich den Sultan, des Rufs seiner Gerechtigkeitsliebe in freundlichen Worten gedenkend, er möge mir, als seinem Gast, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er erklärte, er sey bereit alles für mich zu thun, wenn ich ihm zeige auf welche Weise er dabei verfahren solle. Er verstehe das englische Gesetz nicht, ich müsse mich daher dem Verfahren der Somalis unterwerfen. Nachdem ich meine Zustimmung hiezu gegeben, versammelten wir uns alle in meinem Zelt, und der Gerichtshof wurde folgendermaßen gebildet. Ich saß mit Imam, Ahmed und Farhan am obern Ende des Zelts, Samater uns gegenüber. Der Sultan stieg auf die Baumwollzeug-Ballen, und seine sämmtlichen Begleiter so wie die Prinzen und meine Kameltreiber setzten sich in einer Gruppe auf den Boden zu seinen Füßen. Nachdem Kläger und Beklagter umständlich angehört worden, erhob der Sultan sein Haupt, und erklärte auf meine Bitte um sein Urtheil: „er könne in dem was geschehen kein Unrecht erkennen; Samater sey mein Abban, und kraft des Schiffs das er befehlige stehe es ihm frei über mein Eigenthum nach Belieben zu verfügen.“ Diese Worte sagten in der That nichts anderes als: ich sey in ein Land von Räubern gekommen, und müsse mir das Beraubtwerden gefallen lassen. Ich sagte ihm dieß auch mit dürren Worten.

29 November. Ich hatte nun neun Tage hier zugebracht, vielfache Spaziergänge an die Berghalden gemacht, die Oertlichkeit erforscht und besondere Sammlungen angelegt. Die interessanteste unter diesen war eine kleine Eidechse, eine neue Art, die später von Hrn. E. Blyth, dem Curator der Asiatischen Societät, meinem Befehlshaber zu Ehren Tiloqua Burtoni genannt wurde. Die Somalis brachten einen Leoparden ins Lager, den sie, wie sie sagten, in einer Höhle mit

Stöcken und Steinen todtgeschlagen hatten. Sie besitzen eine unbesiegliche Abneigung gegen diese Thiere, welche zuweilen vertheidigungslose Menschen anfallen und tödten, und überhaupt ihren Heerden sehr verderblich sind. Außer der geschilderten kleinen Antilope sah ich nur die Sultana-Antilope, und die Spuren zweier andern Arten, die sehr selten seyn sollen. Rhinocerosse gab es früher hier eine Menge, alleiu sie sind von den Somali-Jägern fast alle mit Speer und Bogen (Feuerwaffen sind nicht im Gebrauch) getödtet worden, da große Nachfrage nach deren Fellen herrschte, aus welchen man Schilde verfertigt. Unter den Gebüschen und Bäumen gibt es mehrere gummierzeugende, von denen, glaub' ich, der Weihrauch den ersten Rang einnimmt. Diese Harze werden gewöhnlich von den Weibern gesammelt, und nach Aden gebracht. Die Rinden verschiedener anderer Bäume sind ebenfalls sehr nützlich; so streift man z. B. die Rinde der Akazie ab, und kaut sie bis nur die Fibern übrig sind, welche, wenn in der Hand gedreht, ein starkes Seilwerk geben. Die Akazienrinde gibt auch eine gute Lohe zur Präparirung des Leders; von weit größerem Werth aber ist die Rinde eines kurzen verbutteten Baumes, den die Somalis Mohur nennen, und der eine glatte Oberfläche hat, mit knotenartigen Warzen darauf, welche wie eine ungeheure Rübe aussehen, und inwendig röthlich, außen gelblich-grün sind. Sie haben einen höchst aromatischen Geschmack, und sind stark adstringirend. Wenn die Somalis Mussacks (Wasserschläuche) machen, ziehen sie einem Schaf oder einer Ziege die Haut ab, binden die Beine und den Schwanz zusammen und füllen die Haut dann mit Stückchen dieser zerstoßenen und in Wasser getränkten Rinde an. Hierauf hängen sie dieselbe an einem Baume zum Trocknen auf, und machen sie dann durch ein eigenes Verfahren weich und biegsam. Der Geschmack der Rinde wird für sehr heilsam und für ein Correctiv gegen schlechtes und faules Wasser gehalten. Außer dem Besitz dieser Eigenschaft ist die Mohur-Rinde auch nützlich als Erweichungspflaster, wenn man sie zerreibt und mit Wasser mischt. Die Somalis wenden sie daher bei bösartigen Wunden stets an.

Während meiner Wanderungen an diesem Platze warf ich gewisser Zwecke halber im Dschengel oft Papierstücke zu Boden, ohne zu muthmaßen was aus denselben werden könnte; zu meinem Erstaunen aber kam eines Tags der Dolmetscher in einiger Besorgniß zu mir, und setzte mich in Kenntniß daß mehrere Dulbahantas in Bander Gori angekommen seyen und die Zwecke meines Besuchs besprochen hätten. Ich könne, sagten sie, bei so großen Unkosten nicht ohne besondern Zweck reisen, und diese Papierstückchen, meinten sie, seyen ein schlagender Beweis dafür daß ich für künftige Zwecke einige Plätze bezeichnen wolle. Die Warsingalis seyen, bemerkten sie, große Thoren daß sie mich in ihrem Lande reisen ließen, zu ihnen (den Dulbahantas) dürfe ich nie kommen Dieser unbedeutende Zwischenfall mit den Papierfetzen wurde später, obgleich ich ihnen eine vollständige Erläuterung darüber gab, als Anklage gegen mich vorgebracht, und verursachte mir große Verlegenheiten.

30 November. Wir waren nun alle beisammen, und ich glaubte marschbereit zu seyn. Allein erst bei Sonnenuntergang waren die Kamele bereit, und der Marsch begann. Der Sultan gab sodann den Prinzen Hassan und Abdullah, dem Nichtsnutzigen, gegen meinen Wunsch den Auftrag mich auf der Reise zu begleiten. Wir brachen nun auf, ließen aber zwei oder drei Ladungen zurück, welche am folgenden Tage nachkommen sollten. Der Marsch war ein kurzer, und ganz geeignet den Zurückgebliebenen ihre Aufgabe zu erleichtern; denn der Brunnen dessen Wasser wir trauken war der letzte auf dieser Seite der Gebirgskette. Wir marschirten eine sacht emporsteigende Anhöhe, die dicht mit starkem Gebüsch bekleidet war, im Zickzad hinauf zu einem Kraal oder einer Ringhecke aus stacheligen Akazien, die augenscheinlich angelegt war zum Schutz der Schafe der Somalis gegen Löwen, Leoparden, Hyänen und Freibeuter, von welchen sie oft unversehens angefallen werden. — Lager Habá Jchanale. Höhe 5052 Fuß.

(Schluß folgt.)

Eine französische Expedition gegen die Nordwestküste Madagascars.

Die Franzosen haben immer Madagascar als eine künftige Besitzung betrachtet, und leben noch immer, trotz aller fehlgeschlagenen Erfahrungen, der Zuversicht daß diese Jnsel sie für den Verlust aller ihrer ehemaligen Colonien entschädigen solle. Als der britische Missionär Ellis in Antananarivo am Hof der Königin der Howas sich aufhielt, hatte ein Franzose auf eigene Faust ein Fort an der Nordwestküste erbaut. Ueber sein Schicksal, sowie über eine neuerliche höchst bedeutsame Expedition der Franzosen, erhalten wir von einem Theilnehmer, A. de Contessouze, in der Revue Contemporaine einen sehr ausführlichen Bericht. Am 4 Jan. 1859 nämlich verließ die Kriegscorvette Cordelière unter Capitän Fleuriot de Langle Saint Denis auf der Reunions-Jnsel, um mit einer Commission an Bord eine bewaffnete Recognoscirung der Küste auszuführen. Zunächst besuchte man die französische Niederlassung Sainte Marie de Madagascar [1] oder Nossi Ibrahim der Malagasychen, eine Jnsel welche wie eine Landzunge parallel mit der Küste der Haupt-Jnsel läuft, von der sie durch einen tiefen Wassergraben geschieden wird, der zugleich als trefflicher Hafen dient. Ein Officier von Capitänsrang dient dort als Befehlshaber der Niederlassung, und hat über dreißig Mann Musketiere, 15 Kanoniere und etliche schlecht bewaffnete Neger zu verfügen. Das Klima ist so ungesund daß die Truppen nach Ablauf von 12 Monaten abgelöst werden müssen, und äußerst wenige trotz aller Gesundheitsvorsorge dem Sumpffieber entgehen. Dieser Platz hat übrigens seit Wegfall des Negerhandels jede Bedeutung verloren. Sainte Marie war gleichwohl der einzige Punkt welchen Louis Philipp nicht

[1] An der Ostküste Madagascars zwischen 16—17° südl. Br.

aufgab als er 1830 die Insel räumen ließ. Seine Politik tadelt unser Berichterstatter sehr heftig. Die Expedition von 1821 sey zwar klägich zu Grunde gegangen, die spätere von 1829 aber auf dem Punkt des Gelingens durch die Julirevolution vereitelt worden. Es ist wichtig zu vernehmen daß die Franzosen immer noch für möglich halten das Reich der Howas zu erobern. Der Thronprinz Ramondscha dagegen äußerte gegen Ellis sehr zuversichtlich, daß er auf die unbarmherzigen Urwälder der Insel und auf die Fieber als seine stärksten Bundesgenossen gegen die Franzosen zähle. Die Insel Sainte Marie wird indessen selbst von den Howas als Eigenthum der Franzosen betrachtet, denn sie wurde 1750 am 30 Juli von der Königin Betie, der Erbtochter Ratzimilo's abgetreten, zum Angedenken welcher Staatsaction nach alter Mode ein steinerner, heutigen Tages noch unversehrter Wappenpfeiler mit der Jahreszahl 1753 errichtet wurde. Diesen Eigenthumswechsel hat der große Howakönig Radama im Jahr 1823 anerkannt, und bei dem hohen Rechtssinn der Howas im Völkerverkehr hat man keine Störung des Besitzes zu befürchten. Die Insel zählt etwa 6000 Einwohner, friedliche Betimsaras, ein Mischvolk zwischen Malayen und Negern, von welcher letzteren Race ihr wolliges Haupthaar herrührt, das indessen so lang wächst nun das Flechten von Zöpfen zu verstatten, welche Zierde jedoch den Sklaven verboten ist. Da aber die Insel für die Plantagenwirthschaft sich nicht sonderlich eignet, so ist man der Ansicht diesen Platz aufzugeben. Die Unwesenheit einer so schwachen Garnison leistet gar keine Dienste, denn sie hat bisher nicht verhindert daß in der Nähe Handelsschiffe geplündert und die Mannschaften ermordet wurden. Jede Verstärkung der Garnison aber würde die Königin der Howas durch eine Handelssperre beantworten und die Reunions-Insel mit Hunger strafen, denn die Howas haben eine sehr geringe Meinung von der Macht der Franzosen. Als sie den Ausgang des Krimkrieges erfuhren, äußerten sie nur daß die Russen sehr schwach seyn müßten, daß sie „nicht einmal“ die Franzosen bewältigt hätten.

Nachdem die Commission an Bord der Corvette sich geeinigt hatte das Aufgeben der Niederlassung auf Nossi Ibrahim zu beantragen, begab sich das Kriegsschiff um das nördliche Cap herum nach Nossi Be, welches am 20 Jan. erreicht wurde. Nossi Be ist die Haupt-Insel eines Küstenarchipels, welcher im Eingang der großen Pasandawa-Bucht liegt. Nossi Be besitzt eine Länge von drei geographischen Meilen und drei Berggruppen, wovon die eine sich beinahe bis zu 2000 Fuß erhebt. Die Oberfläche mag etwa 20,000 Hectaren betragen. Die Insel ist jetzt ganz abgeholzt, aber noch immer reichlich gesegnet mit fieberbrütenden Sümpfen, bei einer Temperatur die von 14—26° R. schwankt, doch hat sich seit den neuerlichen Entsumpfungsarbeiten die Sterblichkeit unter Weißen und Schwarzen beträchtlich vermindert. Helville, welches den Titel einer Hauptstadt der Insel ertragen muß, besteht aus wenigen öffentlichen Gebäuden in traurigem Zustand. Die Bevölkerung läßt sich nicht schätzen weil sie ambulant ist, und daher beträchtlich schwankt. Nossi Be wurde 1841 von den Franzosen besetzt. Sie fanden dort keine friedlichen Betimsaras, sondern streitbare Sekalawas, die Nebenbuhler der Howas, welche unter dem Einfluß arabischer Ansiedler stehen, die beinahe überall im Morgenland als geschworne Feinde der Europäer auftreten. Nachdem anfangs die Sekalawas die Franzosen als Bundesgenossen gegen die Howas begrüßt hatten, säeten die Araber Unkraut, und eines schönen Tages landeten 4000 bewaffnete Sekalawas auf Nossi Be, von wo sie nur mit schwerem Verlust vertrieben werden konnten. Die Garnison, aus 100 Mann Europäern und 200 unzuverlässigen und verdächtigen Negern bestehend, ist offenbar zu schwach, denn wenn auch die französischen Truppen ihre Schanzen gegen die Sekalawas stets vertheidigen werden, so können sie doch nicht hindern daß ihre Feinde die Plantagen verheeren. Zum Schutz der Insel würde aber eine schwache Verstärkung der Garnison gar nichts helfen, wohl aber ein kleiner Dampfer ausreichen.

Am 24 Januar besuchte man von Nossi Be aus auf einem Dampfer der Reunions-Insel das Vorgebirge Bawatu Be, wo man bewaffnet landete. Der Ausflug galt nämlich der Untersuchung des Platzes wo wenige Jahre zuvor der französische Creole Darbois sein Fort erbaut hatte. Es finden sich nämlich dort in der Nähe Kohlenflötze von allerdings geringer Mächtigkeit, aber vorzüglicher Güte, zu Tage tretend und leicht verschiffbar. Darbois hatte von der regierenden Howakönigin Renowalo die Erlaubniß zum Bau einer Niederlassung erhalten, befestigte aber, weil er beständig einen Handstreich der Howas fürchtete, einen benachbarten Küstenabhang. Die Königin, von ihren Spionen benachrichtigt, befahl ihm den Landesgesetzen sich zu fügen und die Befestigungen zu schleifen. Darbois fuhr indessen fort zu bauen, unter dem Vorwand er müsse sich gegen die Betanimen, einen benachbarten Piratenstamm, schützen. Die Königin erneuerte jedoch ihren Befehl, mit dem Bemerken sie wolle ihm, wenn er sich nicht sicher fühle, eine Howa-Besatzung schicken. Als Darbois noch nicht nachließ, erschien eine dritte Botschaft mit Geschenken, um das königliche Wohlwollen auszudrücken, zugleich aber mit dem ernsten Befehl zwischen Gehorsam oder Krieg zu wählen. Darbois schickte um Hülfe nach Nossi Be, aber der dortige Befehlshaber wagte nicht ohne Instructionen Krieg mit den Howas zu beginnen. Diese erschienen 4000 Streiter stark vor der Festung, und nahmen sie nach einem heroischen Widerstand der Colonisten, die sämmtlich niedergemacht wurden. Bei näherer Besichtigung ergab sich daß die Howas sehr grimdlich und systematisch alles zerstört und verschüttet hatten, um vor jeder Erneuerung des Versuches abzuschrecken. Darbois' Kohlengruben waren übrigens sehr geschickt angelegt worden, und außer der von ihm bearbeiteten Schicht untersuchte man am nächsten Tag einen andern Saum des Flötzes von 20 Centimètres Mächtigkeit, aber hart an der See gelegen, also immerhin ein Schatz für die Schifffahrt in den kohlenarmen tropischen Meeren. Die Ufer der Hauptinsel sind mit undurchdringlichem Wald bedeckt, an dessen Rand Affengesellschaften von Wipfel zu Wipfel hüpften und schwarze Papagaien mit ihrem höhnenden Kreischen die Reisenden begleiteten. An einigen gelichteten Stellen konnte

man Zwetschen, wilde Weintrauben, Citronen und Orangen pflücken. Wenige Pfade, nur den Eingebornen bekannt, führen durch diesen Hochwald, der sich bis zum andern Inselufer erstrecken soll, und unter dessen kühlen Schatten sehr viel europäische Truppen umkommen können. Ein prächtiger Hafen, dessen Eingang durch den Baumwuchs fast versteckt ist, befindet sich zwischen den Mamucu-Inseln in der Passandawabucht. Auf der großen Mamucu besuchte man die Reste einer Niederlassung portugiesischer Seeräuber, die dort lange Zeit ihr Unwesen getrieben, und manches von Windstillen im Mozambique-Canal überraschte Fahrzeug aufgebracht hatten. Auf der höchsten Spitze der Insel hatten die Piraten ein schweres Geschütz geschleppt und daneben eine Warte erbaut. Sobald die Wache eine Beute auf der See erblickte, gab sie durch einen Kanonenschuß das Signal, und augenblicklich stürmten die Raubvögel in ihren Booten ins Meer hinaus. Die Piratenbande fiel nicht durch den Arm der Justiz, sondern es brachen Streitigkeiten in der Zunft aus, die mit einem vernichtenden Blutbad auf beiden Seiten endigten. Nach dem Umfang der Ruinen zu schließen die man fand, muß die Piratencolonie sehr blühend gewesen seyn. Auch ihr Leichenacker, einfach geordnet wie ein türkischer Kirchhof, ist noch sichtbar, und die Gräber, welche angeblich große Schätze verschließen sollen, sind ziemlich zahlreich. Gegenwärtig wird die Insel nur von einer volkreichen Vampyrart bewohnt, so daß Seelenwanderungsgläubige in diesen häßlichen Thieren die wiedergebornen Banditen wahrnehmen können.

Unser Verfasser verspricht sich viel von einer fortgesetzten Behauptung Nossi Bé's. „Es ist sehr wahrscheinlich, bemerkt er, daß die Nation welche in jenem Theil des indischen Oceans vortreffliche Häfen, Schiffsbauholz im Ueberfluß und Kohlengruben besäße, zuletzt ein großes Uebergewicht ausüben müßte. Wir könnten in Madagascar, welches nur 20 Fahrtage von Marseille durch den Suezcanal [1] entfernt ist, einen nützlichen Ersatz für den Verlust unserer sämmtlichen Colonien finden. Nossi Be war nur als die erste Urbarmachung begann ungesund, und ist es jetzt viel weniger, wie die Spitalstatistik es beweist."

Am 10 Febr. setzte sich die Cordelière von Nossi Be wieder unter Segel, und warf am 13ten um 6 Uhr Abends in der Bay von Baly (Westküste Madagascars 15° 59′ s. Br.) Anker. Kurze Zeit vorher war in dieser Bucht die Mannschaft der Marie-Angélique von den Eingebornen erschlagen worden, und die Garnison von Nossi Be, obgleich in der Nähe, hatte nicht gewagt zu Hülfe zu eilen, weil sie sich auf ihrem Posten zu schwach fühlte. Westlich von Maha Gulu, einer Ortschaft der Sekalawen, erblickte man die Häuser der französischen Mission, welche damals von etlichen Jesuiten bewohnt wurden, deren Lage aber sehr bedenklich geworden war. An der Bucht selbst lagen verschiedene Ortschaften, die dem Großkönig Marauhiz gehören, sämmtlich von Sekalawen bewohnt. Maha Gulu dagegen stand unter der Botmäßigkeit von Ujinfu, der Mutter des berüchtigten Piratenhäuptlings Surdany, auf dem die Hauptschuld bei der Ermordung des Schiffsvolkes der Marie-Angélique lastete. In zwei andern benachbarten Dörfern, Swalala und Taranta, regierten ebenfalls Frauen, die an Araber verheirathet waren. Wie man sieht, ist Frauenregiment etwas sehr häufiges auf Madagascar, und bei den Sekalawen eben so gut wie bei den Howas zu finden, deren jetziger Monarch bekanntlich ebenfalls weiblichen Geschlechtes ist. Um 9 Uhr wurde das Walfischboot mit einem Officier abgesendet, und in etlicher Entfernung folgte ein anderer Officier in der Schaluppe, letztere schwer bewaffnet, um sogleich Hülfe bringen zu können, doch hielt man die Kriegswerkzeuge selbst im Fahrzeug verborgen, um nicht durch voreilige Drohungen die friedliche Sendung der Barke zu vereiteln. Als die Boote landeten, umgaben die Sekalawen bewaffnet die Missionsgebäude, um sich nöthigenfalls der darin befindlichen Jesuitenväter als Geiseln zu bedienen. Beide Officiere giengen allein und unbewaffnet zu den Eingebornen, und begehrten eine Unterredung mit dem Häuptling Surdany. Die Missionsgebäude waren rings umgeben von einem Pfahlwerk, welches ihnen den falschen Schein eines Blockhauses gab. Die Eingebornen verstanden es prächtig die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und man war um Mittag nicht weiter als man um zehn Uhr gewesen war. Selbst als der commandirende Officier sich erbot allein und unbewaffnet zu Surdany zu gehen, verstanden die arabischen Ohrenbläser den Häuptling zur Ablehnung dieses hochherzigen Vorschlags zu bewegen. Jetzt schickte der Officier seinen Cameraden nach den Booten zurück und blieb bei der Mission, wo er sich Mühe gab den Eingebornen die Zeit zu vertreiben, während die Bootsmannschaft ihr Mittagsmahl einnahm und nach der Corvette telegraphirte: „Der Sohn der Königin will nicht unterhandeln, die Jesuiten sind in Gefahr, schickt Verstärkungen." Erst um 2 Uhr war man mit dem Telegramm am Bord des Kriegsschiffes bekannt, weil die Entfernung zu groß war um deutlich und rasch die Signalflaggen unterscheiden zu können. Sogleich stießen Boote von der Corvette mit einer Compagnie Landungstruppen ab. Den Eingebornen entgieng diese Bewegung nicht, sie liefen von Haus zu Haus um alle streitbaren Männer zu sammeln, und ließen ihre Waffen klirren zum Zeichen daß sie kämpfen wollten. Surdany dachte jetzt daran mit einem zusammengerafften Streithaufen das Missionsgebäude wegzunehmen, allein er hatte schon den günstigen Moment versäumt. So wie die Boote ans Land stießen, bildeten die Truppen sogleich drei Abtheilungen. Die mittlere und stärkere rückte eiligst nach dem Missionsgebäude, die zur Rechten besetzte den Saum eines Waldes, und die zur Linken, aus Elitenbesetzend, erkletterte den Uferabhang, um das Dorf der Sekalawas zu stürmen und Surdany's Hütte zu besetzen. Auf der See selbst deckte das große Boot mit einem 12Pfünder die Flanke der rechten, die Schaluppe mit einem 15Pfünder die Flanke

[1] Dieß ist nur für Dampfschiffe und nur für die Fahrt von Marseille nach Madagascar richtig. Segelschiffe werden dagegen in den meisten Monaten des Jahrs von Madagascar aus früher um das Cap als durch den Suezcanal Marseille erreichen.

der linken Abtheilung. Die Eingebornen befolgten ihre gewöhnliche Taktik. Sie versteckten sich hinter Gebüsch und Steinen, und ließen den Feind bis dicht an den Gewehrlauf herankommen. So entspann sich das Gefecht auf der ganzen Linie, am heftigsten aber zur Linken, wo Surdany um Herd und Altäre focht. Doch hielten die Eingebornen nicht lang im Dorfe Stand, denn gegen die Geschosse der weittragenden Gewehre und die Kugeln der Haubitze besaßen sie keine ebenbürtigen Waffen. Das Dorf wurde von ihnen geräumt, nachdem sie sorfältig ihre Verwundeten und Todten beiseite geschafft hatten. Als die Franzosen aber das Nest in Brand steckten, erwachte der Grimm der Sekalawen so mächtig, daß sie sich zu einem verzweifelten Sturm gegen die Missionsgebäude hervorwagten, der aber scharf zurückgewiesen wurde. Als sie zuletzt versuchten die rechte Flanke der Franzosen zu umgehen, geriethen sie beim Heraustreten aus dem Wald in das Feuer vom großen Boot aus, und mußten abermals zurückweichen. Man hatte jetzt Zeit die Missionäre und ihre Habseligkeiten einzuschiffen. Als aber die letzte Plänklerkette eingezogen wurde, stürzten sich, wie man vermuthet hatte, die Eingebornen zum letztenmal nach den Booten, um diese aus den nächsten Gebüschen zu beschießen, von wo sie aber durch die Kugeln der Geschütze bald vertrieben wurden. Das Feuergefecht, welches nach 3 Uhr begonnen hatte, war um 4 Uhr beendigt und hatte den Franzosen zwei schwer Verwundete gekostet, wovon der eine über Nacht starb.

Die Züchtigung hatte vortreffliche Wirkungen. Schon nach zwei Tagen erschienen Unterhändler der Sekalawen an Bord der Corvette, mit denen ein Vertrag zu Stande kam, der in französischer, arabischer und malegassischer Sprache abgefaßt, und von allen „Königen“ am Ufer der Bay und von dem Binnenkönig Siawa unterzeichnet wurde, folgenden Inhalts: 1) die Königin Ulzinfu zahlt 13,000 Piaster Kriegsentschädigung, 2) die Unterzeichneten verbürgen sich für Ablieferung der Summe und erkennen 3) Frankreich als Schutzmacht an, indem sie mit den Ländern der Balyhucht sich belehnen lassen. Die Corvette blieb noch 17 Tage, und erfuhr bei fortdauernden freundlichen Verkehr mit den Eingebornen daß diese während des Gefechtes 9 Todte und 17 Verwundete verloren, die Kugeln der Haubitzen aber noch zwei andere Dörfer weiter landeinwärts in Brand geschossen hatten. In den Augen unseres französischen Eroberers erscheint die Balyhucht als ein werthvoller Erwerb. Jedenfalls ist die Westküste Madagascars viel gesünder und kühler als die Ostküste, und die dortigen Häfen sind weit vorzüglicher als auf der andern Inselseite. Wenn man bisher stets auf der Ostküste sich festzusetzen suchte, so sey dieß geschehen weil das Interesse der Insel Reunion die Ansiedler immer nach der salschen Küste verlockt hätte. Das Ufer erhebt sich von der Westküste aus, überall mit Wald bedeckt, bis zu einer hohen Gebirgskette, welche die Sekalawen vor den Howas noch schützt. Ehemals nämlich war jener halbasiatische Menschenschlag ein betriebsames Handelsvolk, und der König Maranbitz besaß ein stattliches Geschwader von Handelsschiffen, welche Küstenfahrten im Canal von Mozambique und namentlich den einträglichen Negerhandel betrieben. Seit aber die Howas die ganze Insel sich zu unterwerfen drohen, haben die Sekalawen den Handel aufgegeben und zu den Waffen gegriffen. Jetzt leben sie nur vom Ertrag des Fischfangs und ihrer zahlreichen Heerden, da das Hirtenleben selbst ein gutes Mittel zur Bewahrung ihrer Unabhängigkeit ist. In ihren Kämpfen mit den Howas haben sie großen Muth und Zähigkeit bewährt, mußten aber stets unterliegen, weil sie selbst durch innere Fehden gespalten werden, während die Howas ein stark centralisirtes Königreich bilden. Den Franzosen nun muß daran liegen sesten Fuß auf Madagascar zu behalten. Die Reunionsinsel nämlich, das letzte Colonialkleinod aus frühern Zeiten, verdankt ihr heutiges hohes Gedeihen dem Zuckerbau. Ueber der Cultur dieses Handelsgewächses wird aber der Bau von Nahrungspflanzen versäumt, und Reunion oder Bourbon muß sich, um nicht zu verhungern, von Madagascar aus mit Getreide versehen. Die Königin der Howas kann daher der Insel den Brodkorb beliebig hoch hängen und hat oft genug ihre Macht fühlen lassen. Das britische Mauritius ist in der nämlichen Lage, und daher haben auch die englische und die französische Regierung die „barbarische“ Königin der Howas immer sehr standesgemäß behandelt, und gar nicht wie es sonst Brauch ist „mit Hexen umzugehen.“ Hätten die Franzosen aber an der Westküste, bis wohin sich die Macht der Howas noch nicht erstreckt, eine Kornkammer, so würde die Reunionsinsel viel besser gegen alle Brodgefahren geschützt seyn, ferner aber hofft man auch von dort durch Vermittlung der arabischen Negerhändler sehr viele sogenannter „freier Emigranten“ für die Zuckerinsel zu gewinnen.

Die Geschichte der französischen Niederlassungen auf Madagascar ist freilich solchen Nebelbildern nicht sehr günstig. Sie begannen schon 1642, als die Compagnie des Indes erst auf der Küsteninsel Manghesia eine Niederlassung gründen, diese aber dann auf eine nahe Halbinsel verlegen und Fort Dauphin (Südostecke Madagascar) nennen ließ. Pronis, der erste Gouverneur, suchte das Wesen des Colonisirens darin daß er die Eingebornen wegfangen und als Neger nach Mauritius verkaufen ließ, bis sich seine Soldaten empörten und die Compagnie 1648 Flacourt ihm zum Nachfolger schickte. Dieser verstand das Colonisiren anders. Im Einverständnisse mit seinem Beichtvater begann er die Malegaschen mit List oder Gewalt zu taufen, bis diese mit dem Christenthum so übersättigt waren daß sie sich 1652 empörten und das Fort hartnäckig belagerten. Die Compagnie schickte jetzt Pharmargou, der seine Vorgänger durch Ungeschicklichkeiten noch verdunkelte. Er brachte einen Schwarm Missionäre mit, welche ihr gottseliges Werk mit solchem Ungestüm betrieben daß sie niedersäbeln und niederschießen ließen was sich nicht erleuchten ließ. Die Malegaschen erschlugen zuletzt den schlimmsten der Apostel sammt seiner Begleitung, und belagerten abermals Fort Dauphin, dessen 80 Mann Besatzung vom Verhungern nur durch das Eintreffen eines Schiffes unter Kercadio gerettet wurde. Dieser Capitän vermittelte einen Frieden zwischen Pharmargou und Lacase, dem Anführer der Malegaschen, einem desertirten französischen Soldaten, der eine Häuptlingstochter geheirathet und

mit fünf andern Cameraden den Malegaschen zum Sieg gegen seine Landsleute verholfen hatte. Als Lacase sah daß man ihn nicht mehr als Rebellen bedrohte, entschloß er sich der Allüre der Franzosen zu werden, und unterwarf die Stämme der Umgegend mit Unterstützung eines neuen Gouverneurs Mondevergue, der 1667 nach Fort Dauphin kam. Es herrschte Friede bis 1670, und die Colonie begann zu blühen bis Mondevergue durch Delahaye ersetzt wurde. Dieser brachte es muthwillig zu einem Krieg mit den Eingebornen, der mit Ermordung sämmtlicher Franzosen endigte; doch hatte dieses Unglück die wohlthätige Folge daß man in Frankreich 90 Jahre nichts mehr von Madagascar sprach. Erst unter dem Ministerium des Herzogs von Praslin, 1768, wurde Demobave mit einer Handvoll Soldaten und friedlichen Instructionen abgeschickt, um abermals von Port Dauphin Besitz zu ergreifen. Etwas später entstand auch auf Sainte Marie eine andre Ansiedlung, deren Oberhaupt ein gemeiner französischer Soldat, Namens Labigorne, Betie die Tochter des Inselkönigs Rahimilo geheirathet hatte und nach malegassischem Rechte dadurch König von Sainte Marie geworden war. So begünstigten diese beiden Plätze bis zum Jahr 1815 und 1819, wo ein Hr. Sylvain Roux die Regierung zu einem neuen Colonisationsversuch zu verlocken verstand, der nicht nur mit dem kläglichen Untergange der Betheiligten endigte, sondern auch den großen Howakönig Radama in Berührung mit den Franzosen brachte. Fort Dauphin wurde erstürmt, die französische Flagge beschimpft und Radama, der den wichtigen Hafenplatz Tamatawe weggenommen hatte, drohte sogar mit einer Landung auf Sainte Marie, wenn ihm zu diesem Unternehmen nicht die Fahrzeuge geliehen hätten. Als sich 1825 die unterworfenen Völker der Ostküste gegen die Howas empörten und die Vermittlung der Franzosen anriefen, blieb man taub gegen ihre Bitten und ließ den Aufruhr zertreten. Erst später gieng unter Gourbeyre ein Geschwader von sechs Kriegsschiffen aus Frankreich ab. Man knüpfte Unterhandlungen mit den unterjochten Volksstämmen an, und besetzte Tintingue und Tamatawe, zwei Hafenplätze der Ostküste, welche die Howas erobert hatten. Diese sahen den ersten Erfolgen ihrer Feinde ruhig zu, bis die Strandfieber die besten Kräfte derselben aufgerieben hatten. Dann erschienen sie 1829 vor Tintingue, welchen Platz die Franzosen bald aufgeben mußten. Nach Eintritt der Julirevolution endlich, unter dem Ministerium Sebastiani, ergieng der Befehl alle Niederlassungen auf Madagascar zu räumen und nur Sainte Marie festzuhalten. Erst im Jahr 1841 ergriff man wieder von Nossi Be an der Westküste Besitz, und 1843 von Mayotte in der Comorengruppe. Endlich ließ die Regierung 1845 eine Expedition in größerem Styl erwarten, aber es blieb auch bei der bloßen Erwartung, und das gleiche gilt von der Expedition im Jahr 1856 nach Beendigung des Krieges in der Krim, worüber man so viel unnützes gesprochen und geschrieben hatte.

Eine Eroberung Madagascars ist nicht ganz unmöglich, doch erfordert sie jedenfalls ansehnliche Streitkräfte. Das Reich der Howas, das sich vom Kern der Insel aus weit nach Süden erstreckt, zählt fünf Millionen Einwohner. Auf Unterstützung der oft getäuschten unterworfenen Völkerschaften, die sich von den Europäern nichts besseres versprechen als von den Howas, ist wenig und schwerlich zu zählen. Die Howas selbst, ein Volk denen etwas Römerblut in den Adern fließt, haben ihre Heere auf europäische Art bewaffnet und geübt, und sind keine verächtlichen Feinde. Das größte Hinderniß bleibt freilich die Gefährlichkeit des Klima's. Doch haben mit den Fiebern die Howas so gut zu kämpfen und von ihnen zu leiden wie die Europäer. Die Howas bewohnen nämlich das zwischen zwei Bergketten von 2400 Mètres Erhebung eingeschlossene kühle Tafelland des Innern, wo die Temperatur zwischen 11—21° R. wechselt, und sie hüten sich Garnisonen in die ihnen unterworfenen Küstenplätze zu legen, sondern begnügen sich, so oft sich irgendwein Küstenstamm erhebt und den Tribut weigert, auf die beste Jahreszeit zu warten, um dann zu Tausenden stark auf die Rebellen zu stürzen und sich nach erfolgter Züchtigung wieder nach ihrem Bergland zurückzuziehen. Dieses Beispiel der Howas, meint Hr. v. Contesouze, sollten die Franzosen nachahmen. Ein Heer von 12,000 Mann würde ausreichen zur Eroberung der ganzen Insel, es müßte aber nicht, wie bisher immer geschehen sey, Küstenplätze besetzen, sondern geradenwegs auf das Hochland, nach Antananariwo, der Hauptstadt der Howas, marschiren, diese wegnehmen und nach Howa-Art die Insel regieren.

So regen sich in allen Köpfen der Franzosen Eroberungsgedanken. Glücklicherweise können die Howas sehr geduldig auf solche Plane schauen, mit denen sie rechtzeitig bekannt werden, denn sie lesen fleißig französische und englische Journale. Ein Marsch von der Küste nach Antananariwo würde für ein europäisches Heer mindestens drei Wochen dauern und auf dem Pfad, wenn er verrathen würde, fänden die Europäer wahrscheinlich nicht so viel Lebensmittel als für 1000 Mann nur einen Tag ausreichen würden. Geschütze könnten sie nicht mitnehmen, sie müßten denn vorher eine Straße bauen. Als Transportmittel nach Antananariwo bediente sich Hr. Ellis eines Geschwaders von Sänftenträgern. So bequem wie ein englischer Missionär würden die französischen Soldaten allerdings nicht reisen dürfen, allein höchst schwierig dürfte es ihnen doch werden Waffen, Gepäck und Munitionsvorräthe auf mindestens 30 Tage mitzuschleppen. Die Howas, die wir ja so gut kennen, würden den französischen Eroberern, wie es Prinz Ramonbscha schon gedroht hat, das nämliche Schicksal bereiten, wie es die Russen im Jahr 1812 thaten, sie würden sich in die Wälder werfen und den Franzosen Hunger und Einöden überlassen. Selbst wenn aber die Schwierigkeit der Communication mit den Küsten sich heben ließe, wie — darf man wohl fragen — möchte der Besitz Madagascars die Kosten und das Wagniß einer solchen Unternehmung belohnen? Welchen politischen, finanziellen oder commerciellen Werth haben heutzutag überhaupt noch tropische Colonien?

Die Vulcane von Central-Amerika.

(Fortsetzung.)

Den ersten Anblick des Vulcans Izalco hatte ich aus einer Entfernung von etwa 20 Meilen von der Stadt Guaymoco. Es war an einem klaren tropischen Morgen vor Sonnenaufgang, in einem Moment wo alle Gegenstände sehr deutlich sichtbar wurden. Die riesige Bergkuppel Sta. Anna lag mit ihren verschiedenen ausgebrannten Kratern in voller Klarheit vor mir, ebenso das große von starren Klippen umsäumte Becken des Sees Guatepeque, aller Wahrscheinlichkeit nach selbst ein eingesunkener Krater. Der See hat wie der von Atitlan keinen sichtbaren Ausfluß. Er ist von steilen, zerrissenen Felsen umgeben und nur an einigen Stellen vermittelst ungeheurer Stufen zugänglich. Seen dieser Art gibt es in der Umgegend in großer Menge. Einige von ihnen haben nicht mehr als 300 Fuß im Umfang, alle aber sind außerordentlich tief. Die Gewässer mehrerer sind von starkem salzigen Geschmack, und deßhalb völlig ungenießbar, die meisten aber liefern den Indianern der umliegenden Ortschaften ein gesundes Trinkwasser.

Der Bulcan Izalco scheint in der That nur ein neuer Krater des Sta. Anna zu seyn, welcher letztere als der Muttervulcan zu betrachten ist, und den Mittelpunkt einer Gruppe von Bergkegeln bildet, welche auf dieselbe Art entstanden sind wie der Izalco. Wir erwähnen von dieser Gruppe nur die Vulcane San Marcellino, Naranjo, Tamasique, Aguila, San Juan, Launita und Apaneca. Der letztere steht dem Mutterberg in Bezug auf die Höhe am nächsten; er mißt bis zur Spitze nicht weniger als 6000 Fuß.

Nicht fern von Apaneca, im Bezirk der Stadt Ahuachapan, befinden sich mehrere bemerkenswerthe heiße Quellen, Ausoles genannt. Dicke weiße Dampfsäulen entsteigen einem halbflüssigen Gemisch von Wasser und Schlamm, das der Erde in kochenden Wellen entquillt. Diese Ausoles nehmen eine bedeutende Strecke Land ein, und die größte derselben hat nicht weniger als 100 Yards Umfang. In dieser letztern Quelle befindet sich das bräunlich-gefärbte Wasser in der heftigsten kochenden Bewegung und wirft Wellen von 3—4 Fuß Höhe. Der Dampf steigt in so dichten und mächtigen Wolken auf daß ihn die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermögen. Die Wasser der übrigen heißen Quellen variiren in Bezug auf die Farbe, übrigens ist die Erscheinung überall dieselbe. Der Boden ringsum ist so heiß, daß man nur kurze Zeit darauf zu stehen vermag. An einigen Stellen steigen schwarze Rauchwolken aus kleinen schlotartigen Oeffnungen im Boden auf und mischen sich mit dem weißen Dampfe, während an andern Punkten heiße Wasserstrahlen wie aus einem Spritzenrohr in die Luft geschleudert werden. Rings um diese eigenthümlichen heißen Seen haben sich mächtige Lager der feinsten Thonarten von allen Farben gebildet, welche sich als außerordentlich brauchbar zu allen möglichen technischen und artistischen Zwecken erweisen würden, und der Mineralreichthum der heißen Quellen dürfte Ahuachapan später in den Rang der ersten Bade-Orte der Welt erheben.

Der nächst bedeutende Vulcan der Republik ist der von San Salvador. Der Berg an und für sich ist eine breite, nicht sehr hohe und formlose Masse, aber er besitzt einen ungeheuren Krater von, wie man sagt, fünf Meilen Umfang und 3000 Fuß Tiefe. Am östlichen Rande dieses Kraters erhebt sich ein 7300 Fuß hoher vulcanischer Kegel, der von einigen Punkten aus gesehen Linien von wunderbarer Regelmäßigkeit und Symmetrie zeigt.

Der See Ilopango, zuweilen auch Cojutepeque genannt, welcher wenige Meilen südöstlich von der Stadt San Salvador liegt, ist ebenfalls vulcanischen Ursprungs und von allen Seiten von Aschenkegeln und Anhäufungen von Schlacken und vulcanischem Sand umgeben, die zum Theil selbst bergartige Dimensionen angenommen haben. Der See ist 12 Meilen lang und an der breitesten Stelle etwa fünf Meilen breit. Flüsse von Bedeutung ergießen sich nicht in den See. Seinen Ausfluß nimmt er durch eine enge tiefe Schlucht in den Rio Jiboa am Fuß des Vulcans San Vicente. Der Spiegel des Sees liegt nicht weniger als 1200 Fuß unter der gewöhnlichen Höhe des ihn umgebenden Landes. Seine Tiefe ist ohne Zweifel sehr bedeutend, und da er noch nicht vermittelst des Senkbleies erforscht ist, so hat die Meinung daß er unergründlich sey noch keine Widerlegung gefunden. Das Wasser des Sees ist wundervoll klar, aber es gilt weder für gesund zum Baden noch zum Trinken und häuslichen Gebrauch. Bei ruhiger Oberfläche reflectirt der See, gleich dem tiefen Meere, den Azur des Himmels; ist der Wasserspiegel jedoch durch den Wind bewegt, so zeigt er eine eigenthümliche grüne Färbung, und zwar in den Tinten welche der gemeine Mann papagaiengrün zu nennen pflegt. Zu solchen Zeiten haucht das Wasser einen starken Schwefelgeruch aus, welcher in dem Grad zunimmt als die Bewegung des Wassers stärker wird; dann steigen auch die Fische des Sees an die Oberfläche und werden in großer Menge gefangen, während zu andern Zeiten kaum eine Flosse zu sehen ist. Diese Fischerei bildet eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle für die Ortschaften der Umgegend, die seit undenklichen Zeiten gewisse Strecken des Ufers als ihr Dominium betrachten.

Der Vulcan San Vicente nimmt den geographischen Mittelpunkt der Republik ein, ist 7000 Fuß hoch und unterscheidet sich von allen seinen Brüdern durch die Regelmäßigkeit seiner Umrisse, die von einigen Punkten aus gesehen mit mathematischer Genauigkeit entworfen zu seyn scheinen. Der Berg ist von seiner Basis bis zum Gipfel bewachsen. Vom Fuß aufwärts erstrecken sich prächtige Forsten, die später von zwerghaften Bäumen und Büschen, und endlich, in der Nähe des Gipfels, von hartem indianischen Graswuchs ersetzt werden. An den Abhängen der fruchtbaren Region haben die Indianer der zahlreichen umliegenden Ortschaften Weizenfelder und Obstpflanzungen angelegt. Die vielen Bäche und Quellen welche auf dem Berg entspringen und die Gegend an seinem Fuß reichlich bewässern, zeigen eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Alle Quellen nämlich welche sich in das stille Meer ergießen sind kalt, während die auf der entgegengesetzten Seite

entspringenden und dem atlantischen Ocean zuströmenden Gewässer ohne Ausnahme warm und schwefelhaltig sind.

Es ist mir nicht bekannt daß der Gipfel des San Vicente jemals bestiegen worden wäre, wenigstens ist eine Beschreibung niemals veröffentlicht worden. Allem Anschein nach hat der Berg gleich dem Vulcan de Agua in Guatemala einen weiten Krater, in welchen sich dann und wann Wasser in solcher Menge sammelt, daß es seine Wände durchbricht und in einem furchtbaren Schwall ins Thal hinabstürzt. Am 15 Oct. 1781 fand nach einem mehrtägigen heftigen Regen eine solche Eruption statt, welche eine Menge nach Guadelupe zu gelegener Niederlassungen zerstörte, und die felsigen Rippen des Berges vollkommen bloß legte. Ein zweiter Wassersturz fand am 18 Oct. 1852 statt und überschwemmte die Umgegend. Die verheerenden Ströme drangen aus der Nähe des Gipfels herab, und eine ungeheure 50 Yards breite Schlucht, die sich von der Basis bis zum Gipfel des Berges erstreckte, verrieth den Weg den sie genommen hatten.

In der nördlichen Seite des Vulcans und in geringer Höhe von seiner Basis befindet sich eine Schlucht die man „El Infernillo" — die kleine Hölle — nennt. Auf einer Bodenfläche von mehreren 100 Yards sprudelt hier eine heiße rothe Quelle neben der andern aus der Erde, und aus zahlreichen Ritzen und Oeffnungen im Boden und in den Felswänden schießen zischende Strahlen heißen Dampfes wie aus dem geöffneten Ventil einer Dampfmaschine hervor. Die größte dieser Spalten befindet sich ziemlich dicht am Boden der Schlucht, und treibt wie ein ungeheures Pumpwerk einen Strahl von Dampf, Rauch und heißem Wasser im Bogen 40 Yards weit von sich. Das Getöse welches sie verursacht gleicht dem Brausen eines Schmelzofens, und wird regelmäßig, wie die Athemzüge eines Menschen, stärker und schwächer. Ringsum haben sich Anhäufungen von Salz, krystallisirtem Schwefel gebildet, und Lager von Thon in allen Farben und Schattirungen. Die Gegend ist ohne alle Vegetation, und der Strom welcher aus der Schlucht hervordringt ist in der Entfernung einer Meile noch so heiß, daß man kaum die Hand hineinzuhalten vermag. Die „Infernillo" wird schon zur Zeit der Eroberung durch Chronikenschreiber erwähnt, und scheint sich seitdem nicht besonders verändert zu haben. Schwefelmanufacturen würden hier mit demselben Erfolg wie in Neapel und Sicilien anzulegen seyn.

Der bedeutendste active Vulcan und außer dem Izalco der einzige in San Salvador ist der San Miguel. Er erhebt sich, steil von der Ebene aufsteigend, bis zu einer Höhe von beinahe 7000 Fuß, in Form eines regelmäßigen Kegels. Eine Rauchfahne schwebt beständig über seiner Spitze, aber seine Eruptionen waren sehr mäßig seit der Eroberung bis zur Oeffnung zweier neuen Krater an den Seiten, aus denen so viel Lava ausfloß daß eine Strecke von sechs bis sieben Meilen in wenigen Minuten davon bedeckt war. Die eine dieser Eruptionen fand im Jahre 1844, die andere im Jahre 1855 statt, beide aber giengen vorüber ohne großen Schaden anzurichten. Man kann sich kaum einen schönern Anblick denken als den des Vulcans San Miguel. Die Basis ist mit dichtem dunkeln Walde bedeckt, dann kommt die Region der helleren, grünen Wiesenmatten, über diesen mischen sich die verschiedensten Farben der Schlacken, den Gipfel bedeckt die silbergraue frisch gefallene Asche und eine Rauchsäule, die wie ein mächtiger Federbusch zum blauen Himmel aufsteigt und im Winde hin und her weht, krönt den Bergriesen.

Den Schluß der vulcanischen Kette von San Salvador bildet der erloschene Vulcan Conchagua, welcher sich am Eingang der Bay von Fonseca wie ein gigantisches Bollwerk direct aus dem Ocean erhebt. Obgleich nicht so hoch wie der San Miguel, macht der Conchagua, da er sich unmittelbar über den Wasserspiegel erhebt, einen beinahe eben so bedeutenden Eindruck.

Ich bestieg den Berg im Jahre 1849 in Begleitung des Commandanten der französischen Fregatte La Serieuse. Wir verließen beim ersten Morgengrauen die Bay La Union, die den Fuß des Vulcans an der einen Seite bespült, passirten die indianischen Vorstädte des gleichnamigen Ortes, gelangten in eine düstere, zerrissene Schlucht, und erreichten nach mehrstündigem angestrengten Steigen das indianische Pueblo Conchagua.

Die Lage des Ortes ist bemerkenswerth. Er liegt auf einem breiten Absatze welchen der Vulcan hier bildet, auf einer Schicht von Lava die vor vielen Jahren über den Platz hinweg dem Meere zufloß. Der Boden ist mit Felsblöcken und Steinen bedeckt, die man in große Haufen zusammen geworfen hat, um Raum für die Wohnungen zu gewinnen, welche von diesen rohen Pyramiden halb versteckt werden. Nachdem wir uns einige Minuten lang durch die krummen, winkeligen Straßen gewunden hatten, erreichten wir den Hauptplatz, einen weiten ebenen Raum, in dessen Centrum eine kleine, malerische alte Kirche steht.

Jenseits des Dorfes wird die Straße steiler und rauher, und Hunderte von Fußpfaden laufen nach allen Richtungen von ihr aus. Bald kamen wir auch an Klärungen vorüber, die von der Betriebsamkeit der Indianer Zeugniß gaben. Wo sich nur einige Quadratfuß guter Boden zeigt, hat man Bäume und Büsche ausgerodet und Mais und Vegetabilien der verschiedensten Art angepflanzt. Hier und da zeigten sich Klärungen, die noch mit den Stumpfen der Bäume und gefällten, Stämmen bedeckt waren.

Ringsum lagen ungeheure vulcanische Blöcke, und etwa zwei Stunden lang wand sich unser Weg durch ein Labyrinth von dunkeln, dicht bewaldeten Schluchten immer aufwärts, aber ohne uns einen Blick auf den unter uns liegenden grünen Forst zu gewähren. Endlich wurden die Bäume seltener, und um 8 Uhr hatten wir die Waldregion hinter uns, und standen an einer mit Gras und Schlacken bedeckten steilen Lehne des Vulcans. Obgleich uns der Gipfel des Berges ferner zu liegen schien als je, so genossen wir doch von unserm Standpunkt aus bereits eine sehr umfassende Aussicht über das Land. Besonders prächtig erschien die zu unsern Füßen liegende Bay mit ihren grünen Inseln, und wir standen eine Viertelstunde still, um den Anblick unserm Gedächtnisse für immer einzuprägen.

Von hier aus führte unser Weg über die kahlen Rippen des Berges, zwischen zwei tiefen, dunkeln Schluchten hin. Diese Felsgrate oder Rippen sind mit langem hartem Grase (sacate) bewachsen, welches ihnen das Ansehen vollkommener Ebenheit gibt, in der That aber die gefährlichsten Kanten und Zacken verbirgt und einen durchaus trügerischen mit rollenden Schlacken bestreuten Boden bedeckt. Unser Weg war hier also ungleich beschwerlicher als im Wald, und unsere Maulthiere schritten mühevoll vorwärts. Ich hatte dem Capitän beim Aufbruch die Wahl zwischen den Maulthieren gelassen, und er hatte das munterste, stärkste für sich genommen, mir aber einen kleinen schwarzen, bissigen Macho gelassen. So lange wir uns auf gebahnten Wegen befanden, war der Capitän immer voraus gewesen, und schien sich in ganz angenehmer Lage zu befinden, während ich auf meinem stoßenden, hartmäuligen Thier ein nichts weniger als beneidenswerther Reiter war. Nachdem wir aber den Wald verlassen und den steil aufsteigenden, pfadlosen Felsengrat betreten hatten, zeigte mein kleiner Macho die Kraft seiner stählernen Sehnen und Muskeln, und bald war ich dem Capitän voraus, welcher vergebens fluchte und sein Thier spornte und peitschte, womit er nichts erreichte, als daß es endlich zum Tod erschöpft gänzlich Halt machte.

Endlich hatten wir auch diese Region hinter uns, und vor uns erhob sich mit den regelmäßigen Linien einer Pyramide steil aufsteigend der obere Kegel des Vulcans. An der einen Seite unsers Weges zog sich ein prächtiger Pinienwald hin, in welchem wir eine Anzahl Indianer bemerkten, welche Zweige sammelten um ihre Kirche in der heiligen Woche damit zu schmücken. Als wir passirten, scheuchten wir viele Hirsche auf, welche indessen in einiger Entfernung stehen blieben und uns mit gespitzten Ohren und klugen Augen nachsahen. Auch Hunderte von Truthühnern jagten wir auf, und während der Capitän sein erschöpftes Thier ruhen ließ, verfolgte ich einen Flug, und erlegte zwei Vögel mit meinem Revolver, wozu freilich keine große Geschicklichkeit gehörte, da sie mich bis auf dreißig Fuß herankommen ließen.

Endlich brachen wir wieder auf und verfolgten unsern Pfad, der jetzt fast nur noch eine Spur zu nennen war, und sich in so engem Zickzack an der Bergkuppe hinanwand, daß wir immer den Rand des nächsten Absatzes von unsern Thieren aus erreichen konnten. Ich legte meinem Macho die Zügel auf den Hals, und er kletterte mit einer Sicherheit und Leichtigkeit empor als gienge er auf der Ebene. Ich fürchtete nur daß die compacte Schlackenmasse unter seinen Füßen weichen könnte, und wenn ich seitwärts in die Tiefe hinabschaute, schauderte ich vor den Folgen die ein einziger falscher Tritt nach sich ziehen mußte. So drangen wir langsam und mühsam an den Felskegel empor, den kein menschlicher Fuß in gerader Richtung zu erklimmen vermocht hätte.

Um 9 Uhr hatten wir den ersten Pic erreicht, und standen auf der Kante einer großen trichterförmigen, mit Gras bewachsenen Einsenkung, welche ehedem einen Krater des Berges gebildet hatte. Die Umfassungsmauer war an einer Seite durchbrochen, und wir konnten noch jetzt die Spur des Lavastroms verfolgen, der sich über den Berg hinab in den Ocean ergossen hatte. Wir trafen noch auf mehrere solche Einsenkungen ehe wir den Hauptkrater erreichten, und zwischen seinen zerrissenen Umfassungsmauern auf seinen Boden niederstiegen. Dieser Hauptkrater bildet ein von ungeheuern Klippen umgebenes Amphitheater; die östliche Seite ist die höchste und wird von einem herrlichen Pinienforst gekrönt; die westliche Seite ist niedriger, eine Quelle entspringt an dem tiefsten Punkt und ist mit einer Art Dschungeln, einem Gewirr von Bäumen, Strauchwerk und Schlingpflanzen umgeben, in welchem sich, nach der Aussage unsers Führers, viele wilde Thiere aufhalten. Der übrige Theil der Arena ist mit dürrem gelben Gras bedeckt. Uebrigens ist man in diesem Krater stehend mehr als jemals im Stande die Natur der Eruption zu begreifen, durch welche Guatemala zerstört wurde. Wenn sich bei heftigen Regengüssen die unterirdischen Abzugscanäle des Berges verstopfen, oder wenn sie überhaupt unzulänglich sind, muß sich das Becken des Kraters mit Wasser füllen und in einen See verwandeln, welcher, nachdem er eine gewisse Höhe erreicht hat, die umgebenden Wälle durchbrechen und sich ins Thal hinabstürzen wird. Es liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit daß La Union früher oder später das Schicksal Guatemala's erfährt.

Wir verließen den Krater von einer andern Seite als von der wir gekommen waren, und wendeten uns nach der Richtung eines höhern Schlackenkegels, welcher mit dem Hauptkegel durch einen schmalen Grat verbunden ist. Auf diesem Pic hat die Regierung eine Art von Warte errichten lassen, auf welcher sich ein Flaggenstock und Signalzeichen befinden, vermittelst welcher man sich mit dem Hafen in telegraphische Verbindung setzen kann. Wir wünschten den Punkt zu erreichen, weil wir uns von da aus die schönste Fernsicht versprachen, aber wir sollten uns bald überzeugen daß der letzte Schritt nicht der leichteste war. Die natürliche Brücke welche die beiden Pics verbindet, ist kaum so breit daß ein Maulthier seine Hufe fest aufsetzen kann, und ich war herzlich froh als der Capitän abstieg, und ich unter dem Vorwand ihm Gesellschaft zu leisten dasselbe thun konnte. Es war fast 9 Uhr als wir den Gipfel des Pic erreichten, und obgleich wir durch die letzte, vielleicht unnöthige Anstrengung unserer eigenen Kraft ziemlich erschöpft waren, so verschwand doch jedes Gefühl von Müdigkeit bei der Pracht der Aussicht die sich vor uns aufthat, und von der einen Seite durch die Cordilleren, von der andern durch den am Horizont verschwindenden Ocean begränzt wurde. Unser Blick umfaßte die ganze Bay mit ihren grünen Eilanden, und reichte bis zu dem felsenumsäumten Becken des Nicaragua-Sees.

Am Fuße des Flaggenmastes fanden wir eine kleine, halb in die Erde gegrabene Hütte, deren Dach mit Steinen beladen war, um es gegen den Wind zu schützen. Der Bewohner der Hütte war ein breitschultriger, lustiger Indianer, den die Regierung als Wächter angestellt hatte, und der sich ungemein freute uns zu sehen. Er bekleidete seit sechs Jahren bereits seinen Posten als „Observador," aber wir

waren die ersten weißen Männer die er hier oben begrüßte, und seine Freude erreichte den Gipfel, als wir ihm erlaubten die amerikanische Flagge aufzuziehen, ein Gruß der vom Hafen und von der französischen Fregatte erwiedert wurde. Der Kegel auf dem wir standen scheint von Schlacken, Asche und Steingeröll gebildet zu seyn — Materialien die der große Krater ausspie, und welche vom Wind hieher getrieben wurden. Er läuft ziemlich spitz zu; die obere Fläche der runden Kuppe hat nicht mehr als 60 Fuß im Durchmesser, und bot in der That kaum Raum für uns, den Flaggenmast, die Hütte und unsere Thiere. Der Thermometer zeigte nur 68° (16° R.) F., während er in derselben Zeit im Hafen auf 86° (24° R.) stand, also um 18° F. oder 8° R. differirte.

(Schluß folgt.)

Die japanesische Gesandtschaft in Californien.

Die vielverheißene Gesandtschaft des Hofes von Jeddo an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ist endlich in San Francisco angekommen. Sie befindet sich an Bord des amerikanischen Dampfers Powhattan, der Kanagawa (den Piräeus Jeddo's) am 13 Febr. d. J. verließ und am 5 März bei Honolulu ankam. Dort übernachtete die Gesandtschaft zuerst im French Hôtel, bis ihr der Beherrscher aller Kanaken einen öffentlichen Palast anweisen ließ. Die Botschafter wurden von dem amerikanischen Consul der Sandwich-Majestät vorgestellt, die Unterhaltung aber mit Hülfe eines Dolmetschers holländisch geführt. Nachdem die Japanesen einige Ballabende ausgestanden hatten, setzten sie am 18 März ihre Fahrt über den Ocean fort, und erreichten am 4 April die „goldene Pforte" oder den Hafen San Francisco. Die Gesandtschaft besteht aus 20 Würdenträgern und 52 Mann Bedienung. Wir könnten ihre Namen hier aufzählen, schwerlich aber zum Nutzen und zur Erbauung der Leser, da sie ohnedieß durch die englische Schreibart grauenvoll verstümmelt seyn werden. An der Spitze stehen zwei Botschafter, denn bekanntlich ist es Staatsmaxime in Japan zu allen Geschäften zwei Beamte zu schicken, damit der eine als Gendarm des andern diene. Als dritter in diesem Bunde fungirt ein „Rathgeber der Gesandtschaft," wahrscheinlich der Oberspion, denn daß von den untern Würdenträgern und vom Gesinde eine gute Anzahl als Beaufsichtiger ihrer Vorgesetzten angestellt ist, wissen wir aus Lord Elgins Enthüllungen. Nur diese drei Personen führen am Ende ihrer Namen den Zusatz Kami, ein Titel welcher nur den Prinzen, den höchsten Lehnsträgern und den höchsten Beamten zukommt. Der California Democrat behauptet zwar es seyen alle drei Kamis Fürsten oder vielmehr Herzoge, indessen ist vielleicht der Titel Kami, der mit Fürst gewöhnlich, aber nicht richtig übersetzt wird, an dieser Behauptung Schuld, denn gerade die Aristokratie in Japan ist den Fremden abgeneigt, und die wenigen liberalen Herzoge welche den Europäern hold sind, werden schwerlich in der Zeit einer solchen Krisis, wie sie in Japan jetzt herrscht, außer Landes zu gehen wagen. Ueber das Benehmen der Japanesen an Bord des Kriegsschiffes herrscht das größte Lob. Die Reisenden schrieben viel und zeichneten noch mehr. Zu den Ueberraschungen der Ueberfahrt gehörten für sie ein Nordlicht, welches sie noch nicht gesehen hatten, und die Leuchttürme der pacifischen Hafenplätze. Die Gesandtschaft begibt sich mit dem Powhattan zunächst nach Panama, und hofft von dort aus in einem Monate nach Washington zu gehen und wieder zurückzukehren.

Gleichzeitig mit der Gesandtschaft ist ein noch merkwürdigerer Gast, nämlich die japanesische Dampfcorvette Candinmarrah, eingetroffen, das erste japanesische Fahrzeug welches das amerikanische Festland berührt. Es war dem Powhattan vorausgegangen, und wird von einem Admiral mit einem unbuchstabirbaren Namen befehligt. Das Schiff ist ein Geschenk der holländischen Regierung, führt zehn schwere Geschütze, 4 Drehbassen und 1 Haubitze, hat aber als Schnellsegler, der 200 engl. Meilen im Tage zurücklegt, nur 3 Tage seine Maschine gebraucht und die Ueberfahrt in 37 Tagen vollendet. Die Mannschaft des Schiffes soll an Matrosenfertigkeit den Amerikanern nichts nachgeben, die Officiere sind in der holländischen Navigationsschule in Nagasaki gebildet worden, wie denn die Instrumente, alle Einrichtung und Tagesordnung ebenfalls holländischer Herkunft sind, und selbst die Commandos in holländischer Sprache ertheilt werden. Nur die Flagge (weiß mit einer rothen Kugel in der Mitte, die aufgehende Sonne darstellend) ist japanesisch. Das Fahrzeug sollte nach Eintreffen der Gesandtschaft, die es anzumelden hatte, sogleich wieder heimkehren, Reparaturen werden aber die Abreise um einige Tage verzögern. Die Corvette wurde natürlich von Neugierigen stark belagert, und die Japanesen leisteten zur Befriedigung des Publicums alles was man von gebuldigen und höflichen Leuten erwarten konnte. Aus unbekannten Motiven hatte der Admiral indessen allen Damen den Zutritt versagt. Gleichwohl wußten sich zwei unternehmende San Franciscanerinnen in Herrenkleidern am Arm ihrer Eheherren in die Officierscajüte und an die Schiffstafel einzudrängen, der Admiral aber, der das Geschlecht erkannte, beschämte sehr fein die Zudringlichen über Tisch mit einem Geschenk an Haarnadeln.

Die Lanzenschlange auf Martinique.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Die Insel Martinique wird von einer Schlange verheert welcher man der Form ihres Kopfes wegen den Namen „Lanzenspitze" gegeben hat, deren wissenschaftlicher Name aber Bothrops lanceolatus ist. Alljährlich sterben etwa fünfzig Personen als Opfer der Bisse dieses Reptils. Wir sagen der Bisse, nicht der Stiche, weil die Giftschlangen nicht, wie man gewöhnlich glaubt, durch ihre Zunge gefährlich sind; sie sind es durch die Zähne, und zwar durch ganz besondere Zähne; sie stechen nicht, sie beißen. Ihr Oberkiefer ist mit zwei willkürlich beweglichen Haken bewaffnet, welche das Thier

beim Nahrungzuſichnehmen zurückzieht, und von denen es nur Gebrauch macht zum Angriff oder zur Vertheidigung. Es richtet ſie dann auf, und ſtößt ſie kräftig und tief ein, indem ſie wie eine Feder nachgeben und nach Art eines Hammers den Theil treffen den das Thier gepackt hat.

Der Mechanismus des Biſſes iſt bei allen Giftſchlangen der gleiche: bei der europäiſchen Viper, wie bei der amerikaniſchen Klapperſchlange; anders aber verhält es ſich mit dem Gift, das in heißen Ländern viel gefährlicher iſt als in gemäßigten Himmelsſtrichen.

Der Brothops lanceolatus kann fünf bis ſechs Fuß Länge erreichen, und hat oft ſechs bis acht Zoll im Umfang. Dieſe Schlange iſt entſetzlich fruchtbar, indem jedes Weibchen, wenigſtens einmal im Jahr, zwanzig bis ſechzig Junge zur Welt bringt, und dieſe Jungen fangen ſchon fünfzehn Tage nach ihrer Geburt zu beißen an. „Gutes Blut verläugnet ſich nie!“

Der Biß der Lanzenſchlange iſt um ſo gefährlicher je größer, je gereizter ſie iſt, und ſeit je länger ſie gebiſſen hat; denn in allen dieſen Fällen hat ſie mehr Gift zu ihrer Verfügung. Die Haken ſind zu ihrem Zerſtörungswerk bewundernswerth eingerichtet: ſie endigen in einer Spitze welche dünner iſt als die feinſte Nadel, und ſind gekrümmt wie der Schnabel des Adlers, um ſich im Fleiſche beſſer anhängen zu können. Selbſt die Zerbrechlichkeit dieſer ſchrecklichen Werkzeuge kann eine neue Urſache der Gefahr werden, da ſie in der Wunde zuweilen brechen, und die Verletzung dann um ſo gefährlicher machen. Uebrigens iſt in einem ſolchen Falle das Thier nicht ſehr lange dieſer Waffe beraubt: die vorſorgende Natur (und womit beſchäftigt ſich ihre Vorſorge nicht?) läßt ihm andere dafür wachſen, welche bald die Stelle derjenigen einnehmen die es verloren hat. Der Bothrops kann ungeſtraft die Opfer verzehren welche er gemacht hat; das verſchlungene Gift übt keine ſchädliche Wirkung auf ihn aus, weil es durch die im Magen enthaltenen Flüſſigkeiten zerſetzt wird; um zu tödten, muß dieſes Gift in Natur durch die Adern aufgeſaugt werden und unverändert in das Blut gelangen.

Martinique beſitzt mehr Bothrops-Schlangen als Einwohner, und trotz der Jagd die man auf ſie macht, iſt die Vernichtung derſelben faſt unmöglich in einem von tiefen Schluchten durchſchnittenen und mit unermeßlichen jungfräulichen Wäldern bedeckten Lande — in Wäldern wo das indianiſche Rohr ſeinen breiten Blätterſchirm neben dem Gummibaum ausbreitet; wo der Palmbaum emporſchießt und die Sonnenſtrahlen aufſucht welche ihm die Balata-Eiche ſtreitig macht; wo die Bäume, zahlreicher als der Sand am Meere, in dichten Haufen neben einander ſtehen und ſich gegenſeitig als Stütze dienen; wo die rieſenhaften Lianen, wahre Schlangen der Pflanzenwelt, von einem Baum zum andern ſich ziehen, und ſo die Lücken dieſes Gitterwerks der Vegetation ausfüllen; wo endlich der Boden ſeit langer Zeit unter einem unermeßlichen Trümmerhaufen verſchwunden iſt, der ſich ſeit Anbeginn der Schöpfung angeſammelt hat, und in welchen der Fuß wie in einen Sumpf einſinkt. Hier herrſcht der Bothrops als unumſchränkter Gebieter.

Wenn während der Zuckerrohr-Ernte ein Neger plötzlich von der furchtbaren Schlange gebiſſen wird, ſo ruft er mit ganz ſpartaniſchem Lakoniſmus aus: „Mich getroffen, mich getroffen!“ Er tritt ſofort aus den Reihen, und ſeine Arbeitsnachbarn rühren ſich kaum um ihm Hülfe zu ſchaffen. Er kehrt allein und mühſelig in ſeine Hütte zurück, kauert ſchweigend nieder, und betrachtet ſeine Wunde mit düſterm und thränenloſem Auge; bald wird ſein Leib aufgedunſen und blau, und ſchmerzhafte Convulſionen ſchütteln ihn; dann verliert der Unglückliche das Bewußtſeyn, ſchläft ein und ſtirbt — und das alles in weniger als einem Tage. Fünf- bis ſechsmal im Jahr wiederholt ſich dieſes Drama auf einer und derſelben Pflanzung, ohne bei jemand auch nur einige Gemüthsaufregung zu veranlaſſen.

Es iſt wahr, die Neger ſind Fataliſten. „Habt keine Furcht, Herr!“ ſagte einer von ihnen zu einem Europäer welcher Bedenken trug in eine in ziemlich ſchlechtem Zuſtande befindliche Zuckerrohr-Pflanzung einzutreten, „man muß Unglück haben um von der Schlange geſtochen zu werden, und wenn es wirklich ſeyn muß, werdet Ihr eben ſo gut in Eurem Zimmer geſtochen werden wie hier!“

Hr. Rufz, ein gelehrter Arzt von Martinique, iſt kein ſolcher Fataliſt, und er glaubt man könne beſſeres thun als die Sache gehen zu laſſen wie ſie eben gehe. Auch hat er in der letzten Sitzung der Akademie der Medicin ein wahrhaftes Kriegsgeſchrei erhoben, das delenda des alten Cato gegen Carthago: „Man muß den Bothrops zerſtören!“

Man hat in der Colonie bereits vergebliche Verſuche gemacht mit der Akklimatiſirung ſchlangenfreſſender Thiere: der Ichneumon, dieſe von den Aegyptiern ſo ſehr verehrte Ratte Pharao's, iſt der Aufgabe nicht gewachſen geweſen; der Secretär der Tropen (eine afrikaniſche Geyer- oder Falkenart), dieſer Vogel, der ſeine Feder ſo ſtolz hinter das Ohr geſteckt hat, als gehöre er der vorſündfluthlichen Claſſe der Staatsſchreiber an; der Secretär, den man auch Serpentär nennt, weil er auf die Schlangen, die ein Leckerbiſſen für ihn ſind, Jagd macht — auch er hat ſeinem Ruf nicht entſprochen. Der Preis von 10,000 Fr., welchen die Akklimatiſationsgeſellſchaft demjenigen verſprochen hat der ein den Bothrops wirklich vernichtendes Thier auf Martinique einführe, iſt daher noch zu gewinnen!

Im Grunde genommen ſucht der Bothrops den Menſchen nicht, er flieht ihn; er iſt ein Nachtthier, das von dem Boden nur in den Stunden Beſitz ergreift in welchen wir ihn verlaſſen haben; er beißt und tödtet uns nur in der Ausübung ſeiner Naturverrichtungen und in geſetzmäßiger Vertheidigung ſeiner ſelbſt.

Die Leuchtthürme.

Lord Grenville, als er Miniſter war, ſchrieb einſt in ſein Tagebuch den Vorſatz, „den erſten günſtigen Moment zu ergreifen wo Se. Maj. guter Laune ſey um einen Leuchtthurm

von ihm zu begehren.“ Was der edle Lord wollte, wird heutigen Tages schwer verständlich seyn, denn ein Leuchtthurm erscheint uns als das seltsamste aller Gelüste. Damals aber waren Leuchtthürme das Eigenthum einzelner wenigen vom König privilegirten Privatleute, und sie verpachteten ihr Eigenthum um schweres Geld, denn jedes Schiff das an einem solchen maritimen Möbel vorüber in den Hafen einlief, mußte die Kleinigkeit von zwei Pence per Tonne als Lampenhonorar bezahlen, so daß den transatlantischen Dampfern unsrer Tage, welche oft über 4000 Tonnen messen, wenn noch die Zeiten Lord Grenville's herrschten, die Passage eines einzigen Leuchtthurms 200 fl. kosten würde! Man zählte ehedem 14 solcher Privatleuchtthürme, wovon sieben von der Krone, drei vom Trinityhaus und vier durch Parlamentsacte gestiftet und verpachtet worden waren. Ihre Roheinnahme belief sich auf 80,000, die Reineinnahme auf 61,000 Pfd. St. Wenn also Lord Grenville auf die gute Laune St. Maj. speculirte, so hatte er eine Leibrente von etwa 400 Pfd. St. jährlich im Kopf. Im Jahr 1834 bestanden außer den 14 bürgerlichen noch 51 öffentliche Leuchtthürme an den Küsten der Vereinigten Königreiche, und als die Leuchtthürme der Privaten oder vielmehr ihre Leuchtgelder abgelöst werden sollten, mußten manchmal 350,000 und 400,000 Pfd. St. für eine Klippe im Meer von wenigen Quadratschuh Oberfläche bezahlt werden, ja ein Eigenthümer verlangte sogar 550,000 Pfd. St. oder mehr als sechs Mill. Gulden für seinen Steinhaufen. Der berühmteste Leuchtthurm, der von Eddystone im Canal, glich, ursprünglich (1696) aus Holz erbaut, mit seinen Galerien einer chinesischen Pagode. Er wurde 1699 fertig, aber 1703 am 26 Novbr. durch einen entsetzlichen Sturm zerstört und sammt seinen Wächtern von den Wellen weggerissen. Der nächste Bau hielt länger aus, nämlich von 1706 bis 1752. Abermals war er aus Holz erbaut, aber so schlank und conisch, daß ihm Wind und Wellen nichts anhaben konnten. Dafür zerstörte ihn das Feuer, welches glücklicherweise in der Kuppel ausbrach, so daß die Wächter sich noch retten konnten. Nur ein Neugieriger, der in die Luft starrte um das Schauspiel des Brandes zu genießen, wurde plötzlich von einem Regen geschmolzenen Bleies überschüttet und erhielt durch den offenen Mund etwas von der Suppe in die Kehle. Der Unglückliche lebte noch 12 Tage lang zum großen Erstaunen der guten Stadt Plymouth, obgleich man bei der Section sieben Unzen Blei in platten ovalen Stücken in seinen Magen finden sollte. Die Leuchtthurmpächter beschlossen jetzt ein großes Opfer zu bringen und den Thurm aus Stein aufzubauen. Groß war das Opfer, weil der Bau viel längere Zeit erforderte und sie, solange die Lampe nicht brannte, kein Leuchtgeld erheben durften. Smeaton, der berühmt gewordene Erbauer des Thurmes, hatte sich in den Kopf gesetzt ein Leuchtthurm müsse gerade so wie ein Baumstamm im Felsen wurzeln, und wie dieser in die Höhe steigen. In diesem Sinn entwarf er sein Meisterwerk, und wirklich wurzelt auch der Thurm wie ein Baum auf dem Felsen, während die Wächter im Wipfel des Schaftes über die „Elasticität“ des Thurmes klagen, der im Wind sich hin- und herbewegte. Der Leuchtthurm von Eddystone ist seitdem das Modell sämmtlicher Leuchtthürme in der ganzen Welt geworden.

Das Leben der Leuchtthurmwärter ist höchst einfach, denn ihr einziger Beruf besteht darin am Abend die Lichter anzuzünden, während der Nacht sie klar zu erhalten, am Morgen sie auszulöschen und am Tag die Lampen zu putzen. Sind sie mit dieser Arbeit fertig, so haben sie keinen andern Zeitvertreib als Fische zu angeln. Bewegung können sie sich nur durch Treppensteigen oder durch einen Gang um die Galerie machen. Vorschrift ist es daß sich in dem Raum unterhalb der Laterne kein Stuhl, kein Sopha und kein Bett befinden darf, damit die Wache sich nicht etwa zum Schlafen ausstrecken möchte. Ehemals geriethen die Wächter wohl in Lebensgefahr, wenn bei anhaltendem stürmischen Wetter ihnen niemand frische Vorräthe zuzuführen wagte oder die damit Beauftragten sie vergaßen, denn die Kunst des Telegraphirens war noch in der Kindheit. Whitesibe, der Erbauer des Thurmes von Smalls im Canal von Bristol, der mit einem Gefährten die Leuchtfeuer besorgte, war am 8 Febr. 1777 genöthigt drei Körbe, jeden mit einer verstegelten Flasche versehen, auszuwerfen. In den Flaschen befanden sich klägliche Schreiben daß die Wärter sich vergessen glaubten, ihr Vorrath von Wasser, Holz und Oel zu Ende gehe, und sie umkommen müßten wenn ihnen nicht vor dem Frühjahr Hülfe gebracht würde. Ein anderesmal brachten Schiffe die Nachricht heim daß sie auf dem Leuchtthurm von Smalls ein Nothsignal wahrgenommen hätten. Mehrmals versuchte man hierauf sich dem Thurm zu nähern, aber die See war zu schwierig. Man hatte dabei nur in einem Winkel der Galerie einen der Wächter starr und aufrecht wahrnehmen können, und mußte sich vorläufig dabei beruhigen daß noch immer jede Nacht das Licht in der Laterne erglänzte. Endlich bei stiller See gelang es einem Schiffer am Thurm zu landen, und einen Wächter und einen Leichnam heimzubringen, denn der andere Wächter war mittlerweile gestorben, und sein Camerad hatte die Leiche oben an der Galerie festgebunden. Seitdem ist es Regel daß je drei Personen nach den Leuchtthürmen im Ocean gesendet werden müssen. Einen Vortheil soll das seltsame Gewerbe dieser Wächter haben, nämlich Brustleiden gründlich zu heilen. Die Lampen werden nämlich mit Stockfischöl gespeist, und die Luft in der Laterne ist mit den flüssigen Bestandtheilen des Oeles so stark geschwängert, daß die Wächter eine fortgesetzte Thraucur genießen; deßhalb kehren sie auch gewöhnlich feist, stark und rosig aus den Leuchtthürmen zurück.

Die reichen Silberfunde im Washoe-Gebiet.

Californien, San Francisco vornehmlich, unterliegt einer neuen Raserei. Das Gold vom Fraserfluß hat seine Rolle ausgespielt, denn jetzt ist ein neues Potosi gefunden worden. Im Washoe-Thal hat man „gediegene“ Silberadern entdeckt, oder, wie die „Sacramento Biene“ schreibt, „ganz solide

Silberberge mit goldenen Spitzen und diamantnen Knöpfen, die in der Sonne funkeln.“ Daß auf das goldene ein silbernes Zeitalter folgen werde, durfte man erwarten. Auch die Spanier holten zuerst Gold von den Antillen und dem Festland, bis sich ihnen die Silbererze von Mexico, bis sich ihnen Peru erschloß. Wo das Washoe-Gebiet liegt, läßt sich nicht ganz sicher sagen, denn es fällt jedenfalls in Räume östlich von der Sierra Nevada, nach Utah, wo unsere Karten leere Stellen zeigen. Die California Chronik freilich schreibt sehr genau, „Die berühmte Comstock-Ader liegt bei Virginia City, 15 Meilen in gerader Linie nördlich von Carson und circa 20 Meilen auf der Fahrstraße.“ Da aber Virginia City und Carson Städte der vorjährigen Saison sind, so wird sie niemand auf ältern Karten finden. Der Carson-River und das Carson-Thal liegen östlich von der Sierra Nevada (39—40° n. Br. und 120—180° w. L. von Gr.), und das Washoe-Thal ist ein nördliches Parallel-Thal, das nämliche wo einige Karten den Salmon River fließen lassen. Als Entdecker der Comstock-Ader wird ein gewisser James Finney genannt, der mit einer Gesellschaft im Washoe-Revier Gold wusch, bis er auf den „blauen Stoff“ (Silber) stieß, und seinen Antheil an fünf Männer, darunter der geographisch gewordene Comstod, für ein altes mageres Pferd verkaufte. Seine Nachfolger wußten den „blauen Stoff“ auch nicht zu würdigen, und verkauften nach einander ihre Antheile um 3500 bis 7000 Dollars. Nur einer von ihnen, Reilly, dem Namen nach ein Irländer, behielt den seinigen fünf Monate lang, worauf er ihn für 40,000 Dollars losschlug. Der „Claim“ dieser Parteien war 1800 Fuß lang und 50 Fuß nach beiden Seiten der Ader breit. Eine andere Silbergrube gehört der Ophir-Compagnie. Auch dort findet sich Silber in solchem Reichthum daß der lausende Fuß des „Claim“ oder der Muthung mit 7000 Dollars bezahlt wird. Es behaupten übrigens die neuesten Berichte, daß sich das edle Erz allenthalben im westlichen Utah finde. Bereits sind auch mehrere Städte entstanden, darunter Virginia City, hoch und frei gelegen, ein kalter Winteraufenthalt; dann Silver City, neben der Teufelspforte (Devil's Gate), einem 20 Fuß breiten Felsenspalt im Gold-Canon, endlich Carson City, seit vorigem Jahr angelegt, und Genoa, ein älterer Platz, wo sich seit 1850 Mormonen angesiedelt hatten. Dieser Ort zählt 200 Einwohner und 50 Häuser, ist auch der Hauptplatz der Grafschaft Carson. Wenn der Silberfund so großartig ist als die Berichte ihn erwarten lassen, wird Californien mit neuem Segen überschüttet werden. Die Bearbeitung von Silbererzen wird ein besseres, seßhafteres Element der Auswanderer anziehen als die Goldwäschereien thaten. Setzt sich dann im westlichen Utah eine zahlreiche Bergwerksbevölkerung fest, so ist kein Leiden mehr in ihrer Nähe für die Mormonen. Der bewohnte Westen und der bewohnte Osten der Vereinigten Staaten rücken dann näher zusammen, und die Civilisationsglücke zwischen dem atlantischen und pacifischen Meer wird ausgefüllt. Auf die Silberproduction im allgemeinen möchte aber bei der Rührigkeit der Amerikaner und unserm ausgebildeten Maschinenwesen der Fund eine etwas ähnliche Wirkung üben, wie seiner Zeit die Entdeckung Potosi's.

Merkwürdige Seereise einer Flasche. Zur Bestimmung der Meeresströmungen werden häufig gut verschlossene Flaschen an den verschiedensten Punkten des Meeres ausgeworfen, mit genauer Angabe wo und zu welcher Zeit dieß geschah. Man hat bereits eine große Anzahl solcher Flaschen an Küsten und Inseln aufgefischt, diese Vorfälle sorgfältig notirt und sogar eigene Karten construirt, auf denen die Richtung ihrer Reisen aufgezeichnet ist, so daß man daraus ziemlich sichere Schlüsse auf die vorherrschende Strömung in verschiedenen Meerestheilen und zu gewissen Jahreszeiten ziehen kann. Um diesen Zweig der physikalisch-geographischen Forschungen hat sich namentlich Commander Becher, der Herausgeber des „Nautical Magazine,“ durch fleißiges Sammeln und Verarbeiten der einzelnen Daten verdient gemacht, und in seinem Journal finden wir auch folgende merkwürdige Angabe.

Zu Anfang Mai 1859 wurde eine Flasche am Coorongstrand in der Nähe der Murray-Mündung in Süd-Australien, ungefähr unter 35° 34′ südl. Br., und 138° 38′ östl. L. von Gr. von einem Fischer aufgefangen; denn in ihr enthaltenen Brief zufolge war sie am 4 Mai 1857 beim Cap Verd an der Westküste von Afrika ins Meer geworfen worden. Auf welchem Wege war nun diese Flasche nach Australien gekommen? Offenbar hatte sie nicht den gewöhnlichen Weg vom Cap Verd nach Westen eingeschlagen, sondern war in den Guinea-Strom gerathen, der sie südostwärts trieb, bis sie den Aequatorialstrom erreichte, anstatt aber mit diesem bei Cap St. Roque vorbei nach dem mexicanischen Meerbusen zu schwimmen oder an die Küste von Süd-Amerika geworfen zu werden, gelangte sie in den brasilianischen Strom, und mit ihm längs der amerikanischen Küste nach Süden, bis sie von der west-östlichen Strömung im südlichen atlantischen Ocean erfaßt wurde. In dieser gelangte sie um die Südspitze von Afrika nach dem indischen Ocean, wo sie die heftigen Westwinde, die man dort im Parallel des Cap's der guten Hoffnung findet, weiter nach Osten und in den Bereich der veränderlichen Winde an der Südküste von Australien getrieben haben müssen. Sie hat also meistentheils nur untergeordnete und Driftströmungen benutzt, aber doch nicht länger als zwei Jahre zu ihrer langen Reise bedurft. (Peterm. geogr. Mitth.)

Berichtigung.

In der Einleitung zu meiner Mittheilung aus dem tamulischen Pantschatantram (Jahr. 1859. Nr. 50—51) ist die Ueberschrift des vierten Buchs irrthümlich als „Zerstörung der feindlichen Hülfsmittel“ angegeben. Es muß heißen: „Einbuße des Erlangten.“

K. Kraul.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 29. Augsburg, 15 Julius 1860.

Aus den Denkwürdigkeiten Lord Dundonalds (Cochrane).

Nach Nelson hat England keinen größern Seehelden besessen als Cochrane, dessen Thaten ihm einen Platz neben Warren Hastings und Lord Clive sichern. Mit diesen indischen Conquistadoren hat er auch insofern Aehnlichkeit, als sich Großbritannien dieser kühnen Männer nicht mit freudigem Stolz rühmen kann, da ihre bürgerliche Ehre nicht fleckenlos war. Cochrane war außerdem in der traurigen Lage daß er seine größten Thaten nicht zum Nutzen des Vaterlandes, sondern im fremden Dienst ausführen mußte. Sein Name füllt daher mehr die Geschichte Südamerika's als die seiner Heimath. Er wurde 1775 in Annsfield, Lanarkshire, geboren. Sein Vater, Archibald, neunter Graf von Dundonald, war der Nachkomme des uralten schottischen Geschlechts der Cochrane, welches jedoch sich nur in der weiblichen Linie erhalten hatte. Seine Laufbahn als Seemann begann er unter dem Commando eines Cochrane, seines Oheims, und erwarb sich 1796 den Rang eines Lieutenants. Im Jahr 1798 kam er in Palermo mit Nelson in Berührung, unter dem er jedoch nie diente, doch blieb ihm ein Wort dieses großen Seehelden immer im Gedächtniß, denn der spätere Sieger bei Trafalgar pflegte den jüngern Officieren die Lehre einzuprägen: „Gebt euch nicht mit Manövriren ab, sondern geht straks auf den Feind los.“ Diese Worte wären auch die beste Grabesschrift die sich Lord Dundonald setzen lassen könnte. „Die Schlacht bei Trafalgar, bemerkt der greise Seemann, der verwegenste den jemals Großbritannien besessen, war nur einer jener gewagten Streiche die Nelson eigenthümlich waren, denn hätte er die Schlacht verloren und seine Niederlage überlebt, so hätte er sicherlich vor einem Kriegsgericht erscheinen müssen. Doch war sein Siegesvertrauen wohl begründet, denn die Mehrzahl der damaligen englischen Admirale überschätzte den Werth der französischen Flotte, wie sie jetzt in einen noch stärkern und gefährlichern Irrthum verfällt, daß sie ihn unterschätzt. Der Dampf hat große Schritte zur Ausgleichung der verschiedenen Seekräfte gemacht, und die Franzosen beobachten jetzt auf ihren Schiffen eine Mannszucht, die so viel werth ist als die unsrige; außerdem üben sie ihre Seeleute beständig und halten sie stets in Bereitschaft, während man in England, so oft man einen Hafen erreicht, die Matrosen verabschiedet, so daß man bei plötzlich eintretendem Bedürfniß sie durch ungeübte Leute ersetzen muß.“ Diese Bemerkung aus dem Mund eines Cochrane hat einen zu großen politischen Werth als daß wir sie hätten übergehen können, obgleich sie uns vom eigentlichen Ziel unsrer Darstellung von den amerikanischen Thaten des Helden entfernt hat.

Im Jahr 1800 erhielt Cochrane das erste selbständige Commando, vorläufig nur über eine kleine Brig, Rapide, mit 84 Händen und 6 Officieren. Nachdem der Knabe Karl an den spanischen Küsten den Kauffahrern gefährlich geworden war, legte ihm der Feind eine Schlinge. Eines Morgens nämlich sah Cochrane in unmittelbarer Nähe eine prächtige Galione, deren Anblick seine Phantasie aufs höchste erhitzte, denn er vermuthete in den Eingeweiden dieses Fahrzeugs die Schätze von Peru oder Mexico. Als man sich aber genähert hatte, öffnete der vermeintliche Silberfahrer plötzlich seine Stückpforten, und die Brig sah sich einer Fregatte ersten Ranges gegenüber. Cochrane ließ die dänischen Farben zeigen, und ein dänischer Hochbootsmann au Bord, in die Officiersuniform seines Landes gesteckt, mußte die Fragen des spanischen Capitäns beantworten. Dieser schien jedoch nicht beruhigt, und schickte ein Boot ab um das Schiff zu untersuchen. Als sich dieses aber näherte, bekam es eine gelbe Quarantänesflagge am Hintertheil zu Gesicht, und auf Befragen erklärte der falsche dänische Officier, das Fahrzeug komme von Algier, wo die Pest wüthe. Die Spanier fanden es jetzt für gut den Besuch aufzugeben, und ließen die Brig ihres Weges ziehen. Später, am 6 Mai 1802, schien aber das Schicksal des Raubvogels entschieden, denn auf der Höhe von Barcelona begegnete man dem Gamo, einer spanischen Fregatte. Das Entfalten der amerikanischen Farben half nichts, und der Rapide war gezwungen den ungleichen Kampf aufzunehmen. Ein Gefecht aus der Ferne war für die Brig nicht annehmbar, denn gegen das schwere Geschütz der Fregatte hätte Cochrane mit seinen Vierpfündern so viel ausgerichtet wie mit „Staubwerfen gegen einen Elephanten.“ Er

befahl also die Kanonen zwei- und dreifach zu laden, aber nicht früher loszubrennen als bis man Bord an Bord wäre. Erst als die Raen der Brig das Tauwerk der Fregatte berührten, gab man die erste Ladung. Das Feuer der Spanier war zu hoch und gieng über die Köpfe der Engländer hinweg, während die erste Salve dieser letztern den feindlichen Capitän tödtete. Dennoch war das Segel- und Tauwerk der Brig durch die spanischen Kartätschen so zerfetzt, daß nichts übrig blieb als eine Enterung zu versuchen; der Wundarzt Guthrie (der noch jetzt lebt) blieb am Steuer, alle übrigen stürmten an Bord der Fregatte. Während die Spanier von der Tollkühnheit noch ganz verblüfft waren, gelang es einem britischen Matrosen auf Befehl Cochrane's die feindliche Flagge zu streichen. Die Spanier meinten, ihr eigener Commandant habe den Befehl erlassen, und ergaben sich den Angreifern, wo es sich denn zuletzt zeigte daß mehr Spanier verwundet und getödtet worden waren als die Engländer an Streitern zählten. Man hätte nach dieser hohen That eine rasche Beförderung Cochrane's erwarten sollen, statt dessen erhielt er aber den Befehl ein Packetboot nach Gibraltar zu begleiten, bei welcher Sendung der Rapide von drei französischen Fregatten aufgebracht wurde.

Die Kriegsferien während des Friedens von Amiens brachte Cochrane als Zeitgenosse Lord Palmerstous Studierens halber an der Universität Edinburgh zu. Beim Wiederausbruch des Krieges beseligte er dann den „Arab," später die „Pallas." Er wollte sich dann ins Parlament wählen lassen. Bei der ersten Wahl fiel er durch, wußte aber die Wähler so gut zu bezahlen, daß er das nächstemal in Folge eines Diners, welches ihm 1200 Pf. St. (14,400 fl.) kostete, zu einem Sitz im Unterhause gelangte. Als Cochrane war er ein geborner Radicaler, er hatte aber außerdem so viel Gift gegen die Lords der Admiralität während seiner Dienstzeit eingesogen, daß diese den drohenden Redner durch ein Fregattencommando rasch entfernten. Von seinen spätern Thaten im englischen Dienst wollen wir nur eine erwähnen. Im Jahr 1809 hatte er dem Cabinet in London, welches einen glänzenden Erfolg zur See sehr nothwendig brauchte, einen Plan vorgelegt, wie man die hinter der Insel Aix (Ausfluß der Charente) blokirte französische Flotte zerstören könnte. Mit diesem Plan langte er bei dem Blokadegeschwader unter Lord Gambier an. Dieser aber und die andern Officiere waren empört daß der jüngere Officier die Ehre einer solchen That ernten sollte. Gaubier erlaubte, wie Cochrane versichert, den Angriff nicht an dem Tag wo das Wetter günstig gewesen wäre, sondern verschob ihn auf schlechtes Wetter. Gleichwohl machte sich Cochrane ans Werk. Die französische Flotte lag gegen das Anschwimmen von Brandern hinter einem schwimmenden Deich gesichert, der aus Flößen bestand, die durch Ketten und Anker verbunden waren, von solcher Stärke daß ein ähnliches Vertheidigungsmittel nie zuvor war gesehen worden. Diese Kette mußte gesprengt werden, ehe die Brander etwas ausrichten konnten. Cochrane selbst gieng dem Geschwader der Brander mit einem Sprengschiff eigener Erfindung voran, begleitet von einem Lieutenant und vier Matrosen, sämmtlich Freiwillige, wie es der Brauch ist bei Branderversuchen. Das Schiff enthielt nicht weniger als 1500 Fässer Pulver, etliche hundert Bomben und 3000 Stück Granaten. Man trieb im Dunkeln mit der Fluth, bis man die Kette und den Ankerplatz der Franzosen erreicht hatte. Dann wurden die Lunten angezündet, und Cochrane verließ in einer Barke mit seinen Begleitern hastig das angezündete Schiff. Der Brand der Zünder war aber schlecht berechnet gewesen. Statt nach 15 Minuten explodirte das Schiff schon nach 6 oder 7. Die Wirkung war natürlich die nämliche wie beim Auffliegen eines Pulvermagazins. Das Meer gähnte und stieg dann zu einem Berg empor. Daß Cochrane's Barke nicht verschlungen wurde, daß sie nicht ein einziges der strauß-artig aufsteigenden Geschosse traf, gehörte unter die größten Wunder. Jetzt giengen die Brander ab. Sie waren aber zu früh angezündet worden, so daß nur fünf von ihnen, oder der vierte Theil, die französischen Fahrzeuge erreichten, welche gleichwohl in solchen Schrecken geriethen daß sie sich auf den Strand laufen ließen. Da Lord Gambier zum Angriff auf die wehrlos gewordenen Feinde nicht zu bewegen war, griff Cochrane mit seiner Fregatte allein an, und signalisirte dann um Hülfe. So gelang es ihm wenigstens zwei französische Schiffe, Calcutta und Tonnerre, in Brand zu stecken, zwei andere jedoch, die schon in seinen Klauen waren, mußte er verlassen, weil er den bestimmten Befehl zum Rückzug erhielt, das übrige Geschwader wäre aber rettungslos eine Beute der Engländer geworden wenn Lord Gambier mit allen Kräften angegriffen hätte.

Allen seinen Ruhm und allen seinen Namen verscherzte Cochrane im Jahre 1814. Am 21 Febr. dieses Tages kam nämlich in Dover ein Mann in englischer Generalsadjutantsuniform an, trat in das Wirthshaus zum „Schiff" und verlangte eiligst Extrapost. Er ließ merken daß er wichtige Depeschen überbringe. Eine Schlacht sey unter den Mauern von Paris geliefert, Napoleon geödtet und von den Kosaken in Stücken gehauen worden. Er selbst sey mit einer französischen Barke in der Nähe von Dover gelandet. Nachdem er einen Courier mit den Depeschen an den im Hafen von Deal befehligenden Admiral abgeschickt hatte, fuhr er im Galopp nach London. Auf jeder Station erzählten sich die Postillone von der Schlacht bei Paris. Um 9 Uhr wurde London erreicht, worauf der Officier seine Postkutsche verließ, einen Fiaker bestieg und mit diesem nach der Wohnung Cochrane's fuhr. Die Nachricht verbreitete sich rasch über die Stadt nach der Börse, die Fonds stiegen, und durch Verkäufe wurden etwa 10,000 Pf. St. gewonnen. Die Gewinner waren der jetzige memoirenschreibende Lord Dundonald, sein Onkel Cochrane und ein dritter obscurer Mr. Butt. Die Verlierenden jedoch, als die Pariser Schlacht sich nicht bestätigen wollte, brachten es zu einer Untersuchung, und der falsche Generalsadjutantofficier, Berenger, wurde ausfindig gemacht. Es scheint nun daß Cochrane sich durch einen falschen Eid zu retten suchte, und seine Sache dadurch noch mehr verschlimmerte. Das Schwurgericht fand ihn schuldig, und der Gerichtshof erkannte auf eine Geldbuße, 1 Jahr Gefängniß und Ausstellen am

Pranger, also auch auf Verlust des militärischen Ranges sowie des Bathordens! Das Parlament intervenirte zwar, und erließ auf dem Gnadenwege dem Seehelden die entehrende Strafe, doch blieb er, was das schmerzlichste für ihn war, von den Marinelisten ausgestrichen, und für seinen Thatendurst ihm nur der Dienst in der Fremde übrig.

Im Jahr 1819 ließ er sich von den aufständischen Chilenen zum Admiral ernennen, und organisirte die erste Flotte der spanischen Republiken in Amerika. Er hatte anfangs mit Unglück und Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis ihm wieder einer der verwegenen Streiche gelang die seinen Namen unvergeßlich machen werden. Mit einer einzigen Fregatte suchte er den Spaniern den für unbezwinglich gehaltenen Hafen Valdivia's zu entreißen. Am 18 Jan. 1820 erschien er vor der Stadt, und erprobte seine gewöhnliche Kriegslist, nämlich das Aufziehen einer falschen, der spanischen Flagge. Die Spanier erwarteten längst eine königliche Fregatte, und schöpften keinen Argwohn. So blieb Cochrane Muße den Hafen auszukundschaften und einer feindlichen Brig sich zu bemächtigen, worauf er die Segel spannte um unbelästigt nach Concepcion zu fahren, wo er sich mit zwei kleinen Fahrzeugen und 200 Mann Chilenen unter dem Befehl eines Franzosen, des Majors Beauchef, verstärkte. Mit der Bemannung des Admiralschiffes musterte er, Matrosen und Soldaten zusammengerechnet, 800 Streiter. Die Mannschaft des Admiralschiffes bestand meistens aus chilenischen Landleuten, die Cochrane noch nicht Zeit gehabt hatte zu Matrosen auszubilden. Sonst hatte er viele fremde Freiwillige unter seinem Befehl, und zwar zeichneten sich die Briten und Amerikaner durch ungewöhnliche Kühnheit aus, so daß von ihnen hauptsächlich das Gelingen eines großen Wagnisses abhängen mußte. Bei der Ueberfahrt von Concepcion nach Valdivia gerieth das Admiralschiff auf einen Felsen, und bekam einen Leck. Die andern Fahrzeuge waren außer Sicht, die Boote zur Aufnahme der Schiffbrüchigen nicht ausreichend, die Küste 40 engl. Meilen entfernt und obendrein von blutgierigen Indianern bevölkert, die Pumpen in schlechtem Zustande, und der Schiffszimmermann ohne die nöthigen Kenntnisse seines Handwerks. Dennoch gelang es Cochrane den Leck zur Noth auszubessern, wenn auch das Schiff beim Angriff auf Valdivia in einem Zustand blieb daß man jeden Augenblick auf das Versinken gefaßt seyn mußte. Cochrane gieng mit den zwei kleinern Fahrzeugen wieder unter spanischer Flagge voraus, und verlangte von den Forts einen Lootsen. „Schickt ein Boot!" war die Antwort. „Wir haben keins, wir haben alle bei der Umsegelung des Cap Horn verloren." Die Spanier in den Forts entdeckten aber eine Barke bei den Fahrzeugen, ihr Argwohn wurde dadurch zur Gewißheit, und sie eröffneten ein mörderisches Feuer, unter welchem man genöthigt war sich auszuschiffen. Nach einer Stunde waren etwa 300 Mann am Ufer, wo sie sich still hielten bis gegen Abend. Der Hafen zählte zu beiden Seiten 15 Forts, und das Fort in der Nähe des Ausschiffungsplatzes schien besonders stark. Cochrane theilte seine Leute, und ließ von der einen Seite einen Scheinangriff ausführen, während eine zweite Abtheilung von rückwärts eindrang. Es fehlte an Munition, weil die meisten Vorräthe durch den Leck des Admiralschiffes verdorben worden waren. Man verließ sich daher nur auf das Bajonnett. Die Spanier, völlig überrascht, wurden aus dem ersten Fort geworfen, die Chilenen verfolgten sie aber und drangen mit ihnen ins zweite und alle folgenden Forts der einen Hafenseite ein, die zuletzt sämmtlich erobert wurden. Erst jetzt kam die Fregatte herbei, die absichtlich den Ausgang abgewartet hatte. Als die Spanier in den Forts auf dem andern Ufer das Schiff kommen sahen, verließen sie ihre Werke, denn sie sagten sich daß, wenn schon ohne Mitwirkung des Admiralschiffes die eine Hafenseite verloren worden sey, die andere gegen den stärkern Feind nicht mehr gehalten werden könne. Cochrane übertreibt nicht wenn er der Eroberung Valdivia's die größten Folgen für die Revolution der südamerikanischen Provinzen beilegt. Nicht nur daß Chili jetzt von Südwesten nichts mehr zu befürchten hatte, und den Insurgenten ein Schatz von Kriegsvorräthen zufiel, sondern der Erfolg selbst wirkte unendlich belebend, und von Chili aus sollte die Revolution bald die Offensive ergreifen und Peru eine hülfreiche Hand bieten. Eine zweite Waffenthat im chilenischen Dienste galt dem Hafen Callao. Cochrane wollte eigentlich einen Schlag gegen Lima ausführen, aber der chilenische General war zu unentschlossen. Auf eigene Verantwortung segelte daher Cochrane gegen Callao, wo, wie er wußte, unter dem Schutz von 300 Kanonen eine Fregatte lag, die im Begriff war als Geleite einer Silbergalione auszulaufen. Die Spanier waren auf einen Ueberfall gefaßt und hatten alle Vorkehrungen getroffen. Dennoch gelang es Cochrane sich in den Hafen zu schleichen, die Fregatte durch Sturm zu nehmen und sie flott zu machen. Bei dem Gefecht aber wurde Cochrane verwundet, und dieß allein hinderte ihn seinen Plan zur Wegnahme auch der Galione sowie der andern Schiffe auszuführen. Im Hafen lag eine englische und eine amerikanische Fregatte, der spanische Gouverneur hatte aber mit den beiden Schiffscapitänen ausgemacht, im Fall eines nächtlichen Angriffes Lampensignale aufzuziehen, damit die Batterien nicht irrig die neutralen Schiffe beschießen möchten. Dieß wußte oder ahnte Cochrane. Als die Fregatten ihre Signale aufstedten, thaten seine Schiffe das gleiche, und die Spanier wußten nicht mehr auf welche Fahrzeuge sie schießen sollten, so daß Cochrane glücklich entschlüpfte.

Für diese Dienste erhielt der Seemann den „Dank des Vaterlandes" und glühende Lobeserhebungen, sonst aber ließ man ihn und seine Freischaaren die bitterste Noth leiden und dachte nicht an Bezahlung des Soldes. Auf solche Behandlung muß nun freilich jedermann gefaßt seyn der sich in den Dienst einer aufständischen Bevölkerung begibt. Washington und seinen Gefährten gieng es eher schlimmer als besser, und den amerikanischen Landeskindern so schlecht wie den fremden Freiwilligen. In spätern Zeiten haben die Staaten der Union freilich einen Theil ihrer Verpflichtungen abgetragen. Lord Cochrane hatte obendrein von zwei Seiten zu leiden. Als er nach der Heimath zurückkehrte, wurde ihm ein Proceß gemacht, und er mußte Entschädigung und Zinsen bezahlen für alle

Verluste britischer Unterthanen die unter seinem Oberbefehl von der nicht anerkannten chilenischen Regierung ihnen zugefügt worden waren. Endlich nach 23 Jahren gewährte die chilenische Regierung eine schmähe Gratification von 6000 Pf. St., und ganz neuerlich hat die Assemblea in einem Ansall von Großmuth beschlossen dem Lord bis zu seinem Ableben einen Sold als Contreadmiral auszuzahlen. „Da ich, bemerkt Lord Dundonald, zur Zeit dieses „edlen und freiwilligen Ergusses der nationalen Dankbarkeit“ bereits das 80ste Jahr erreicht hatte, so hoffe ich daß diese Last die Chilenen nicht erdrücken wird.“ Man hat den alten Seemann gefragt warum er damals nicht bei dem allgemeinen Durcheinander aus der amerikanischen Hinterlassenschaft der Spanier, wie Bolivar oder Doctor Francia, sich ein Herzogthum erobert habe; der Gedanke aber ist ihm nie in den Sinn gekommen, denn er hatte beständig ein anderes edleres Ziel im Auge, nämlich sich von neuem wieder bei der britischen Flotte zu rehabilitiren.

Aus dem Dienst der Republik Chili trat er in den Dienst eines Kaisers, des Kaisers von Brasilien. Sowie er in Rio de Janeiro die Flotte in die Hände bekam, änderte sich sogleich die Lage der Dinge, und mit einem kleinen brasilianischen Geschwader hatte er die Dreistigkeit eine große portugiesische Flotte vor Bahia zu blokiren. Anfangs vertrauten die Portugiesen auf ihre Ueberlegenheit, als aber Cochrane auf einem vortrefflichen Schnellsegler sich in den Hafen mitten unter die feindliche Flotte zu einer Recognoscirung gewagt hatte, fürchteten die Portugiesen daß Cochrane sie mit Brandern heimsuchen würde, und verließen mit 13 Kriegs- und 70 Transportschiffen voller Truppen Bahia, welches sich dem Kaiser von Brasilien unterwarf. Cochrane verfolgte sie mit nur drei Fahrzeugen und bemächtigte sich noch etlicher Transportschiffe. Aus Besorgniß die Portugiesen möchten sich nach Maranham werfen und von diesem Punkt aus den Krieg länger hinausziehen, eilte Cochrane mit dem Admiralschiff vor diesen Platz, und wußte dessen Befehlshaber, durch die Ankündigung daß ihm ein starkes Geschwader nachfolge, so einzuschüchtern daß er Hafen, Schiffe und Kriegsvorräthe ohne weiteres übergab, und dem Kaiser von Brasilien eine zweite Provinz erobert ward. Die Geldvertheilungen hielt der Kaiser so wenig wie die Republik Chili, sondern Cochrane mußte sich mit einer „glänzenden“ Belohnung, nämlich mit einem Orden, abfinden lassen. Von Brasilien aus gieng er in die Dienste Griechenlands und kehrte dann besser geachtet in die Heimath zurück, wo man jetzt sogar behauptet daß Dundonald der Mann gewesen wäre der mit der Ostseeflotte im Jahr 1854 oder 1855 sicher Kronstadt genommen hätte. Wenn es zu nehmen war, so hätte es sicherlich Cochrane nicht am Geschick, am allerwenigsten an der Verwegenheit gefehlt.

Einiges über die Indianerstämme der Westküste der Vereinigten Staaten und deren Behandlung.

Ueber den Ursprung der Indianer ist viel gefabelt worden, ihre Geschichte liegt im dunkeln; mexicanische Hieroglyphen führen die Dynastie der Tolteken zurück bis in das 6te Jahrhundert unserer Aera, und schildern die Niederlassung der Azteken im Thale von Anahuac bis zum Sturze des unglücklichen Montezuma im Kampfe gegen den Eroberer Hernan Cortez. Historiographen der verschiedensten Nationen haben seitdem die Geschichte der einzelnen Indianerstämme bis auf unsere Zeiten verfolgt, nur die uns in diesem Aufsatze besonders interessirenden Stämme des Westens wurden vernachlässigt, da Californien bis vor kurzem gleichsam ein Terra incognita blieb.

Nach Clavijero, welcher 1780 seine berühmte „Historia Antigua de Mejico“ schrieb, stammen die Azteken aus dem Lande Aztlan (2700 engl. Meilen nordwestlich von der 1325 auf einer Insel des Tescuco-Sees gegründeten Hauptstadt Mexico), und begannen ihre Wanderung nach dem Süden schon im Jahre 1160 A. D. — Sie durchzogen das seitdem unter dem Namen Alta-California bekannte Küstenland nach der Mündung des Rio Colorado, wo sie eine Niederlassung gründeten, welche noch jetzt die unter dem Namen Casas Grandes bekannten großartigen Ruinen in der Nähe des Gila-Flusses bezeichnen; der festungsartige Bau dieser früher gewiß sehr bedeutenden Stadt läßt vermuthen daß kriegerische Stämme sie umgaben.

Cortes sandte mehrere Expeditionen in den stillen Ocean, umfuhr die Halbinsel Baja-California, vermochte aber nirgends eine ständige Niederlassung zu gründen, da sich fast an allen Punkten die Eingebornen der Landung widersetzten. Die späteren Vicekönige Mexico's wiederholten von Zeit zu Zeit diese Entdeckungsreisen, da vage Gerüchte das Land als goldreich erscheinen ließen, und man schon damals das ideale Eldorado hier zu finden glaubte; allein durch Mexico's Reichthümer verwöhnt, bot diese stürmische Küste mit ihren spärlichen Häfen den kühnen Seefahrern nicht viel anziehendes, und nur in den unter dem 48/49. Grade nördlicher Breite gelegenen Fuca- und Haro-Straßen finden wir die Namen der Entdecker verewigt. Erst im vorigen Jahrhundert gelang es dem Religionseifer der Jesuiten an verschiedenen Punkten der Küste Niederlassungen zu gründen; diese Geistlichen, von denen sich besonders Fray Junipero auszeichnete, errichteten Missionen vom Cap San Lucas (San José) bis nördlich von der schönen San Francisco-Bay (Sonoma); sie suchten nicht nur die Indianer zu bekehren, sondern unterrichteten sie auch im Ackerbau, kleideten und speisten sie.

Francis Drake, welcher 1665 diese Küste besuchte, scheint nicht einmal die San Francisco-Bay entdeckt zu haben, denn seine Beschreibung entspricht nur der Gegend um Bodega, der späteren russischen Niederlassung.

Im Jahre 1780 mußte der Jesuiten-Orden dem der Franciscaner, die bis dahin väterliche Sorge einem Systeme der Bedrückung weichen, und um die Indianer in Zucht zu

erhalten, ward von der spanischen Regierung den verschiedenen Missionen eine Militärcolonie beigegeben, oder vielmehr eine Strafanstalt (Presidio), welcher die mexicanischen Gefängnisse jährlich ihr Contingent lieferten.

Inzwischen hatten sich die Heerden vermehrt, die gepflanzten Reben und Oliven gaben reichlichen Ertrag, und die Fruchtbarkeit des Bodens hatte die Missionen bereichert. Dieß erregte den Neid der Civil- und Militärbeamten, welche, aus den Unruhen des vom Mutterlande losgerissenen Mexico's Nutzen ziehend, die Missionäre beim Congreß anklagten. Diese wurden anfänglich nur verpflichtet die Presidios zu unterhalten, später aber ward der durch mildthätige Beiträge bedeutend angewachsene „Fondo piadoso de Californias" von der Regierung mit Beschlag belegt und die Verwaltung der Missionen den Gouverneurs überwiesen. Die Folge war daß die armen Indianer allmählich von den Missionen verschwanden, wo nicht mehr für dieselben gesorgt ward, und diese blühenden Colonien geriethen in Verfall als man aufhörte die Felder zu bestellen. [1]

Ueber die Zahl der Indianer zur Zeit der amerikanischen Occupation (1848) sind die Berichte sehr widersprechend, und die Indianer Agenten, welche die Regierung der Vereinigten Staaten anstellte um mit den einzelnen Stämmen Verträge abzuschließen, haben nur höchst unvollkommene Data geliefert. Nach den glaubwürdigsten Notizen muß man indeß die damalige Indianer-Bevölkerung auf etwa 60,000 Seelen schätzen, deren Zahl seitdem auf ungefähr die Hälfte eingeschmolzen ist.

Die älteren spanischen Berichte erwähnen nur einzelner Indianerstämme an dieser Küste, desgleichen führt Chamisso in seiner Reise um die Welt deren nur wenige auf als 1812 in Californien wohnhaft und bekannt. Da die Indianer indeß oft auf wenige Meilen Entfernung von einander eine ganz verschiedene Sprache reden, auch zum Theil durch manches in ihren Sitten und Gebräuchen sich unterscheiden, so muß man auf eine Menge verschiedener Stämme schließen, von denen manche freilich nur noch aus wenigen Familien bestehen.

Ich entnehme den einzelnen Berichten der Indianer-Agenten, namentlich des Col. M'Kee, folgende Notizen:

Geniguchs, in der südlichen Hälfte Californiens ansässig, von den Cocopas an der Gränze Unter-Californiens, den Yumas an der Mündung des Colorado-Flusses und den Mohaves, Tejuas, Chemeguabas, Jumbuicraris ꝛc. an dem mittleren und oberen Colorado durch Sprache und Sitten verschieden.

Keru-River, Tulares, Tuolumnes, Mariposa, Fresno, Mercedes, Mokalumne ꝛc. Es fehlt über diese Indianer-Stämme fast eben so sehr an Berichten als über die Geniguchs. sie wohnen zwischen dem Keru und Sacramento River, und mögen ungefähr 13,000 Seelen betragen.

Genauere Nachrichten besitzen wir über die zwischen der San Pablo-Bay und Oregon ansässigen Indianer, von denen obengenannter M'Kee folgende Stämme aufführt:

Kainameah, Tumalchuias, Hutanapos, Habenapos, Dahnohabe, Moalkai, Shekom, Howkuma, Shanelkaya, Bedahmarek, Sahnel, Inkai, Pomo, Masutataya. Im Napa-Thal am Clear-Lake, Russian-River und in den Küstenbergen wohnhaft. Man schätzte ihre Zahl auf 3000 Seelen.

Woyat, Bodyheaf, Ubaktea, Tabaktea, Naboh, Showeshat, Chauteuh, Bakowa, Samenda. Am Eel-River, Humboldt-Bay und Cap Mendocino etwa 500 Seelen.

Kingla. Am oberen Sacramento-Fluß etwa 500 Seelen.

Metyot, Wallawalla, Weitspek, Wahsher ꝛc. Am Klamath und Pitt-River, ansässig in 24 Dörfern, auch unter dem Gesammtnamen Pohlik und Pehtsik bekannt, etwa 3000 Seelen.

Oruk, Tchololah, Tolewahs ꝛc. Am Trinity-Flusse ansässig in 20 Dörfern, auch Hoopahs genannt, etwa 1500 Seelen.

Kahruk, Pourek, Quoratems. Am Salmon-Flusse (Zahl unbekannt).

Karuck, Kosetah, Ydakarinke. Im Shasta-Thal in 19 Dörfern etwa 1500 Seelen.

Wathahewa, Eek. Im Scotts-Thal in 7 Dörfern etwa 1500 Seelen.

Die genannten Stämme sind sämmtlich friedlicher Natur, und es wurde den Agenten der Regierung leicht Verträge mit ihnen zu schließen; [1] von den weiter im Gebirge, an der Gränze von Utah wohnenden Indianern ist wenig bekannt.

Schon während der ersten Jahre der Abtretung Ober-Californiens an die Vereinigten Staaten kam es wiederholt zu Reibungen zwischen den Indianern und den neuen Einwanderern. Ein geringer Diebstahl reichte hin einen dieser Rothhäute niederzuschießen, welche sich dann in größerer Zahl an einem nachfolgenden Emigrantenzuge rächten; auch raubten die neuen Colonisten den Indianern ihre Weiber, da es an Frauen im Lande fehlte; andere stahlen deren Kinder,

[1] Die Zahl der von den Missionen abhängigen sogenannten zahmen Indianer (Indios mansos) betrug zur Zeit der Spanier

1790	.	.	7748 Seelen
1801	.	.	13,668 „
1808	.	.	15,562 „
1810	.	.	16,231 „

während man die Indianer der Gebirge (Indios bravos) auf ungefähr 16,000 schätzte.

[1] Es ist eine elende, schmutzige Race, die Männer sind höchst indolent und beschäftigen sich nur mit der Jagd oder dem Fischfange, wozu sie sich des Bogens und der Pfeile bedienen ꝛc. Die Frauen (Squaws) besorgen nicht nur alle Hausarbeit, sondern flechten auch hübsche Körbe, wirken Zeug und sammeln Grassamen und Eicheln, welche sie zur Brodbereitung zwischen einem Stein und hartem Holz zu Mehl mahlen. Außerdem ernähren sich diese Indianer von Heuschrecken und Grillen, sind besondere Liebhaber von Pferde- und Maulthierfleisch, rauben aber auch wohl ein Schaf oder eine Kuh wenn sie die Noth treibt. Ihre Hütten sind einfach, von über ein Gerüst gelegten Matten, und jedes Dorf hat sein aus Thon gebautes Schwitzhaus (Scraloo), worin sie fast täglich ein russisches Bad nehmen (wie dieß seit den ältesten Zeiten auch unter den mexicanischen Indianern Sitte ist — Temascal). Nur einzelne Stämme tättowiren und bemalen sich; ihr Haar beschneiden sie nur vorn ein wenig, damit es die Augen nicht bedecke, sonst hängt es schlicht herab. Fast jeder Stamm hat seine ganz verschiedene Sprache, doch es fehlt noch durchaus an Material zu gründlicher Vergleichung.

um sie in San Francisco zu verkaufen, wo man gern 200 Doll. für ein 10 oder 11jähriges Mädchen zahlte, da der übliche Lohn für Dienstboten 60—70 Doll. per Monat war. Auf diese Weise gereizt, war es nicht zu verwundern daß einzelne Goldsucher den Pfeilen der Indianer erlagen, die Freunde der Ermordeten riefen nach Rache, und der Gouverneur ermächtigte die Bildung von Freiwilligen-Compagnien, um die Thäter zu strafen. Dieser Indianer-Feldzüge fanden mehrere statt, die Central-Regierung übernahm einen Theil der dadurch verursachten Kosten (900,000 Doll.), und den Bürgern Californiens ward eine ähnliche Summe als Staatsschuld aufgebürdet. Es stellte sich inzwischen heraus daß einzelne dieser Expeditionen nur angeregt waren um einige Privatleute durch Lieferungscontracte zu bereichern; die Legislatur verweigerte die Mittel zu fernieren Indianerkriegen, und die Regierung von Washington schickte nicht nur Truppen um etwaige Unruhen zu unterdrücken, sondern wies auch bedeutende Summen an um durch Errichtung von sogenannten Indian Reservations beide Parteien zu schützen.

Ungefähr 5000 Indianer wurden der Art in fünf solcher Colonien vertheilt, man versprach ihnen Wohnungen, Unterhalt, Kleidung und Geräth, die Regierung glaubte mit Recht daß der Ackerbau ihnen ferner die Mittel zum Unterhalt liefern würde. Allein die mit der Verwaltung dieser „Reservations“ beauftragten Beamten (Indian Agents) benutzten größtentheils die ihnen überwiesenen Summen zur eigenen Bereicherung, vermiethteten die Indianer an ihre Freunde und ließen sie hungern, statt ihnen die Ochsen zu liefern (für welche falsche Belege eingesandt waren). Wo in der Gegend dem Landbauer nun ein Stück Vieh fehlte, da vereinigen sich deren mehrere um gegen die Indianer ein Treibjagen zu halten, bei welchem Weib und Kind ohne Unterschied erschossen ward. [1]

Trotz der Bemühungen der Central-Regierung diesen friedfertigen Indianern Schutz zu gewähren, können die Indian Reservations doch deren totale Ausrottung höchstens noch um einige Jahre hinausschieben. Der neue Gouverneur von Californien hat jetzt dem Congreß von Washington den Vorschlag gemacht den Unterhalt dieser Indianer-Colonien gegen eine jährliche Vergütung von 150,000 Doll. von Staatswegen zu übernehmen. Gott weiß ob dieß zu einem günstigeren Resultate führen würde!

In dem nördlich von Californien gelegenen Staat Oregon, sowie im Territorium Washington und der englischen Colonie Neu-Columbia leben kräftigere Indianerstämme, welche durch lange Berührung mit den Agenten der Hudsonsbay-Compagnie und mit französischen Trappers nicht nur den Gebrauch von Feuerwaffen erlernt, sondern auch einen Jargon angenommen haben welcher namentlich in der Chinook-Sprache sehr viele französische Worte enthält. Sie sind tüchtige Jäger, vortreffliche Schiffbauer, sehr geschickt in den verschiedensten Arbeiten und gleich muthig zur See und auf dem Land. Aber auch hier hat es amerikanischerseits nicht an Provocationen gefehlt, und während in den englischen Colonien (von

[1] Den Beweis des Gesagten liefern zum Theil folgende Auszüge officieller Noten: Lieutenant Dillon sagt in seinem letzten Berichte daß im vorigen März Th. Henley nach dem Eel-River gegangen sey, er habe dort einige Stuten gefunden und den Indianern befohlen herauszukommen, unter dem Versprechen es solle ihnen nichts geschehen, und fährt so fort: „Vier Buck kamen heraus, einer derselben war lahm und konnte nicht gehen, worauf ihn Hr. Henley erschoß oder erschießen ließ. Er klagte sie nicht an etwas gestohlen zu haben, allein er fürchtete der Erschossene hätte stehlen können, da er nahe bei ihm stand.“ Dieß sind die Worte des Berichtes, in welchem immer der empörende Ausdruck „Bücke“ (bucks gebraucht wird, um die männlichen Indianer zu bezeichnen, als wenn in der Beilegung eines Thiernamens eine Berechtigung zum Todtschießen läge. Für jenen Mord zur Verantwortung gezogen, gab jener Th. Henley ferner als Grund der Entschuldigung an: man habe später in der Hütte ein Pferde-Ohr und zwei Zungen gefunden, triftiger Beweis des Pferdediebstahles. Dem Thäter geschah nichts!

Ferner berichtete Major Johnson vom Vater des Genannten folgendes: „Colonel Henley, kürzlich „Superintendent of Indian Affaire,“ tödtete im letzten August (1859) in Begleitung von einigen Ansiedlern den Round-Valley 11 Indianer (Geschlecht unbekannt), nicht weil sie gestohlen hatten, sondern weil sie zu stehlen pflegen, denn warum sollten diese eine Ausnahme gemacht haben?“

Derselbe Major Johnson erwähnt ferner in seinem Bericht daß ein gewisser Jarboe 50 Indianer getödtet habe, und sagt: „unter anderen in einem Lager vier Kinder, vier Frauen und sechs Männer.“

Obengenannter Colonel Henley war von der Regierung angestellt die Indianer zu beschützen; wie dieß geschah, zeigt jenes Prädchen, und wie er für sie sorgte daß er während 3—4 Jahren ein Vermögen von 300,000 Dollars zusammenscharren, von dem was er denselben entzog.

Nicht besser geht es den unglücklichen Indianern in diesem Jahr. Am 26 Febr. 1860 setzten 30 Männer von Eureka nach Indian Island über, wo sie 36 Indianer ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht mit Aexten und Messern abschlachteten, um sich durch Schießen nicht zu verrathen.

In derselben Nacht griffen einige Weiße ein Indianer-Lager am Table-Bluff (bei Humboldt-Bay) an, und tödteten deren 40 ohne Unterschied, Männer, Weiber und Kinder.

In Stockton erschoß vor nicht langer Zeit ein Amerikaner einen Indianer um seine Büchse zu probiren, und es sollen verschiedene Wetten gemacht worden seyn, bei denen Indianer zum Ziel dienten.

Es würde zu weit führen alle diese Greuel aufzuzählen; bei den erwähnten war keine Provocation vorhanden, während in den meisten Fällen ein kleiner Diebstahl den Grund zu diesen Niederschießen „en gros“ abgibt.

Nach californischen Statuten gewährt das Gesetz dem Indianer so gut wie keinen Schutz, da dessen Zeugniß, wie das aller Farbigen — gegen einen Weißen — nicht vor Gericht gültig ist.

Die Truppen der Vereinigten Staaten, obgleich nominell zum Schutz der Weißen an dieser Küste stationirt, sind seit Jahren nicht mehr in den Fall gekommen die Indianer zu behelligen, sondern sind von dem ehrenwerthen General Clark nur benutzt worden dieselben gegen die Angriffe der Weißen zu schützen; dennoch hat derselbe nicht das Blutvergießen verhindern können, welches vor kurzem auf Befehl des Generals Kibbe unter diesen arm seligen Wesen angerichtet wurde. Vom Gouvernent Californiens aufgefordert 80 Freiwillige anzuwerben, um gegen die Pitt-River-Indianer zu ziehen, spricht General Kibbe in seinem officiellen Berichte von deren Muthe, Wildheit und Ressourcen, sowie von der Tapferkeit mit dem Ebelmuth seiner Truppen, schließend: „Wir tödteten ungefähr 200 Indianer und 1200 wurden gefangen genommen, während keiner auf unserer Seite blieb, und nur zwei leicht verwundet wurden.“ Auch dieser tapfere General glaubte jene Schlächterei entschuldigen zu können, indem er die unglücklichen Opfer als „Bucks“ bezeichnete; sie hatten nicht einmal Gelegenheit gefunden ihre Bogen und Pfeile zu benutzen, deren sie sich sonst gut zu bedienen wissen. Diese Expedition war angeordnet worden, nachdem General Clark sich geweigert hatte die Truppen der Vereinigten Staaten zu einem so grausamen Zwecke zu verwenden.

Canada bis Vancouver-Island) ein lebhafter Tauschhandel mit den Indianern unterhalten wird (in einer Reihe Trading-Forts), sind die Amerikaner auf ihrem Gebiet fast in fortwährendem Kampf mit denselben. Der Indianer haßt den Yankee, welchen er mit dem Verachtung ausdrückenden Namen „Boston-Man“ bezeichnet, und hat wohl Ursache seine Berührung zu scheuen, da er ihm auch die Einführung der Pocken und anderer aufstedenden Krankheiten zuschreibt, welche so fürchterliche Verwüstungen unter ihnen angerichtet haben.

Für den Beweis des Gesagten gilt die sich gleichbleibende Indianerbevölkerung nördlich vom 49sten Breitengrade, während dieselbe südlich von dieser Gränzlinie ganz unglaublich abgenommen hat. Zur Zeit der englischen (Hudsonsbay-Compagnie) Verwaltung lebten laut dem Census von 1806 an den Ufern des Columbia-Flusses nicht weniger als 48 Indianerstämme, deren Zahl laut Schoolcrafts großem Werke (History of the Indian tribes etc) 80,000 Seelen betrug, während die Zählung aller bekannten Indianerstämme Oregons 1851 nur etwa 25,000 Seelen ergab, welche sich auf folgende 59 „Tribes“ vertheilen:

Südlich von Columbia.

1.	Snakes oder Shoshones	700
2.	Ponashita	550
3.	Coutenay	400
4.	Saliſh oder Flat-Heads	320
5.	Calespelins über	1200
6.	Ponderas oder Squialps	1200
7.	Kettle-Falls oder Colville	800
8.	Printed Hearts	500
9.	Spokans ungefähr	1000
10.	Dukinegans	700
11.	Senpoils	500
11.	Nez-Percés	1500
13.	Palvas	300
14.	Cayuse	800
15.	Wallawalla	1000
16/17.	Dechutes, Wascopaws	500
18/19.	Mole-Alleg, Clackamas	160
20.	Willamette	20
21.	Cliditats	180
22.	Calipoo	60
23.	Sualatine	60
24.	Yam-Hill	90
25.	Suckanier	15
26.	Umpqua	200
27.	Killamuck	300
28.	Clatsacamin	200
29.	Clatsop	50
30.	Catelamet	58
31.	Calvait	200
32.	Wakamuks, unbekannte Zahl.	
33.	Namanamin, „ „	
34.	Namoit „ „	
	Total	13,563

Nördlich von Columbia.

35.	Makaw oder Cape Flattery	1000
36.	Noosclalum	1400
37.	Snoquamiſh	500
38.	Homaniſh	500
39/40.	Tuanoh, Hokarniſh	500
41/43.	Quallgamiſh, Picallipaniſh u. Sinnamiſh	550
44.	Sinahamiſh	350
45.	Snoqualamik	350
46.	Skeywhamiſh	450
47.	Skagats	500
48.	Hoofluhmie	220
49.	Cowliz	120
50.	Chinooks	100
51/52.	Queuoil, Chehaylis	300
53.	Kaſplanet	150
54.	Konik	150
55.	Wakanascecies	150
56.	Tilhulhwit	200
57.	Whaupaun	130
58.	Jacaaws	1500
59.	Piscohoos	350
	Total	22,733

Laut Bericht des Generals Lane.

Von diesen Indianerstämmen bildeten früher die Chinooks die kräftigste Nation; die fortwährende Berührung mit den Weißen hat ihre ganze Volkszahl indeß auf 100 Seelen reducirt, während ihre Sprache noch jetzt von den meisten andern Stämmen verstanden wird, und daher von den neuen Ansiedlern erlernt werden muß, um mit den Indianern verkehren zu können.

Was von den Bewohnern Oregons gesagt ist, gilt, wie oben bemerkt, auch von denen des nördlicher gelegenen Washingtou-Territoriums, von welchen übrigens nur die um Puget-Sound ansäßigen Indianer bis jetzt genauer bekannt sind. Dem Bericht des amerikanischen Agenten Starling entnehme ich die folgenden Notizen:

1.	Stitchcosawmich oder Turnwater	30
2.	Squallpahmiſh oder Nisqually	100
3.	Puallipawuiſh oder Puallis	200
4.	Neewamiſh	60
5.	Sahmamiſh	100
6.	Snohomiſh	250
7.	Skeawamiſh	175
8.	Skuckſtanajumps	100
9.	Snoqualamuck	225
10.	Stillaquamiſh	175
11.	Kicknallis	160
12.	Squanamiſh	60
13.	Skagit	800
14.	Sockamuke	250
15.	Neutuboid	400
16/18.	Cocowachin, Nootkum, unbekannte	Zahl.
19.	Makow oder Flattery	800

20.	Pischin	200
21.	Sklallum	800
22.	Chinakum	75
23.	Tuanooch	150
24.	Skoskomish	150
25.	Snoqnamish	400
26.	Shomamish	40
27.	Swootlemamish	60
28.	Quackenamish	100
29.	Sayhaymamish	35
40.	Chehalis	225
41.	Cowlitz	200
	Total	6320

Es ergibt sich hieraus daß verschiedene Indianerstämme Oregons auch ins Washington-Gebiet hinüberreichen, wobei die Namen einiger derselben von den Agenten verschieden geschrieben sind.

Oestlich von den bezeichneten Stämmen wohnen noch folgende „Indian Tribes," über deren Volkszahl indeß keine Data vorliegen, nämlich:

Sakumehu, Kwentimamish, Puyally, Lahattu, Palouse, Capuse, Swayelpi, Okinakam, Colville, Spokam, Pisquouse, Stilsuisk, Coeur d'Alene, Pend d'Oreilles, Kalilispelm, Skalsa oder Kootenay, Flatheads u. s. w.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit auch noch der südlicher — im östlichen Oregon — ansässigen Indianerstämme, über welche wir nur durch die — behufs einer transcontinentalen Eisenbahn ausgesandten — „Exploring Expeditions" einige Auskunft besitzen. Diese sind die

Rootdiggers, Marracrees, Snakes (viele Stämme umfassend), Bannaks, Skirry Dikas 2c.

Die genannten Indianerstämme sind durchgängig schön gewachsen und muthige, kriegerische Naturen. [1] In einem Feldzuge welchen einige Compagnien Vereinigten-Staaten-Truppen im vorigen Jahre gegen die Spokane-Indians am oberen Columbia-Flusse unternahmen, blieben die Indianer Sieger, und die Dragoner entgingen völliger Aufreibung nur dadurch daß sie ihre Kanonen im Stiche ließen, und die Schnelligkeit ihrer Rosse sie das nächste Fort erreichen ließ. Eine spätere größere Expedition vermochte dem Feinde nicht durch das Gebirge zu folgen, würde auch nie den schlechten Eindruck haben verwischen können welchen eine Niederlage der Weißen unter diesen Söhnen der Wildniß machen mußte.

Die englische Regierung hat nie solche Fehler begangen, sie hat von jeher gewußt sich bei den Indianern in Achtung zu setzen, und die Hudson-Bay-Compagnie hat durch regelmäßige Vertheilung von Geschenken sich die Freundschaft der verschiedenen Indianerhäuptlinge immer zu erhalten gewußt. Die obenerwähnten Trading-Forts gewähren den Agenten jener Compagnie vollkommenen Schutz, und das beiderseitige Interesse hält einen regelmäßigen Tauschhandel aufrecht.

[1] Den dem Muth und der Tollkühnheit derselben kann man sich durch folgenden Vorfall einen Begriff machen. Ein gefangener Indianerhäuptling ward mit seinem Sohne vor einem Jahre mit Dampfboot von Alteria nach San Francisco gesandt. Auf der Reise entrissen die beiden Gefangenen ihren Wächtern die Waffen und vertheidigten sich stundenlang gegen Mannschaft und Passagiere. Endlich überwältigt, erzählt der greise Häuptling mit der größten Ruhe, seine Absicht sey gewesen das Schiff zu nehmen (es waren über 100 Mann am Bord) und dann die Küste zu erreichen.

Die Vulcane von Central-Amerika.

(Schluß.)

Wir waren sieben Stunden lang aufwärts gestiegen, fühlten uns sehr ermüdet und begaben uns, nachdem die Neuheit der Scene ein wenig vorüber war, in die Hütte, wo wir, ohne es zu wollen, beide einschliefen. Ich wurde endlich durch den Capitän geweckt, der sehr frostig und unzufrieden aussah, und ich selbst fühlte mich beim Erwachen unbehaglich kalt. Wir krochen nun aus der Hütte hinaus, und fanden daß alles eine andere Physiognomie angenommen hatte. Ueber und rings um uns lag heller, klarer Sonnenschein, außer wenn ein dünner Wolkenschleier vorüber zog, der uns halb vor einander verbarg — unter uns aber breitete sich ein Ocean milchweißer Wolken aus, die zuweilen heraufstiegen bis zu unsern Füßen und dann wieder tief hinabsanken, so daß die nackten Wände des Berges sichtbar wurden. Ein leichter, laubeinwärts stehender, mit Feuchtigkeit gesättigter Seewind strich über den Vulcan hin, und war Ursache des schnellen Temperaturwechsels. Ich fragte den „Observador" ob diese Erscheinungen gewöhnlich wären, und er sagte mir daß sie fast täglich vorkämen, in der Regel aber schnell vorübergiengen. Zuweilen freilich sey der Wind nicht stark genug um die Nebel schnell zu zerstreuen, und dann verlebe er hier sehr melancholische Stunden. „Ich habe dann die beste Zeit zum Beten," setzte er lachend hinzu.

In einer Stunde hatten sich die Wolken zerstreut, und die Aussicht war wieder vollkommen klar und frei. Da wir keine Ursache hatten hier große Würde zu behaupten, so amüsirten wir uns damit mit Hülfe des Führers und des „Observador" Felsblöcke an den Rand des Abhanges zu wälzen und sie hinunter zu stürzen. Die Schlacken stoben wie Spreu unter der rollenden Last auseinander, und wir konnten deutlich erkennen, wie sie, in der Waldregion angekommen, Bäume niederrissen wie schmale Grashalme.

Um 3 Uhr Nachmittags machten wir uns auf den Rückweg. Der Observador hatte sich bereit erklärt uns einen bessern Pfad zu zeigen, und brachte uns auf einen Weg der seitwärts an den schon erwähnten, die beiden Picó verbindenden, Grate so steil und schmal hinlief daß wir, obgleich wir bald bereuten ihn eingeschlagen zu haben, dennoch nicht im Stande waren umzukehren. An einigen Stellen streifte mein Macho seine Vorderbeine, krümmte die Hinterbeine und rutschte auf diese Weise Strecken von 20 bis 30 Fuß bergab — man konnte sich nicht darüber täuschen daß es sich bei der Partie

um Kopf und Hals handelte. Der Capitän war hinter mir, aber ich hatte keine Zeit mich darum zu kümmern wie er herunter kam. Es war eine der Lagen in denen sich jeder nur um sich selber kümmert. Nachdem wir etwa 20 Minuten mehr abwärts geglitten als geritten waren, fiengen meine zerstreuten Haare an ihre natürliche Lage wieder zu gewinnen — ich begann Vertrauen zu meinem Macho zu fassen; nur die Zweifel an der Haltbarkeit meines Sattelgurtes ließen mich aus der nervösen Aufregung nicht herauskommen.

Endlich nach etwa drei Viertelstunden erreichten wir die 2000 Fuß unter der Spitze des Vulcans sich öffnenden Schluchten, welche die Wände des Berges in senkrechter Richtung durchschneiden. Auf einem schmalen Absatz liegt hier der Hatto des Obervador, der Wohnplatz seiner Familie, und hier entspringt auch, zwischen den Bäumen versteckt, eine Quelle, Joloitoca genannt, welche ihr Wasser in ein weites in den Felsen gehauenes Reservoir ergießt. Ich war erstaunt zu hören daß die Bewohner von Conchagua aus dieser Quelle seit undenklichen Zeiten den größten Theil ihres Wassers beziehen, obgleich sie 2 Miles von Conchagua liegt. Während wir noch am Reservoir standen um unsere Thiere trinken zu lassen, kam ein Trupp Mädchen die in den Felsen gehauenen Stufen herauf. Sie waren aus Conchagua und trugen über ihren Schultern kleine Säcke, in welchen sie die Wasserkrüge transportiren wenn sie müde sind sie auf den Köpfen zu tragen.

Am jenseitigen Ufer der Bay, dem Dorf Conchagua gegenüber, liegt der Vulcan Coseguina, dessen letzte Eruption noch in frischem Andenken steht. Der Coseguina ist ein niedriger, breiter Berg, der nach der See zu zackige, zerrissene Klippen und von jedem andern Punkt aus die deutlichsten Spuren furchtbarer Eruptionen, tief eingerissene Schluchten, Hügel von Schlacken, Massen von Felsblöcken und breite Lavaströme zeigt.

Es war am 20 Januar 1835 als man mehrere laute, von dem Coseguina ausgehende Explosionen vernahm, die im Umkreis mehrerer hundert Leagues gehört wurden, und denen schwarze aus dem Krater aufsteigende, von Feuerflammen durchzuckte Wolken folgten. Diese Wolken breiteten sich mehr und mehr aus, verfinsterten die Sonne, warfen auf alle Dinge ein gelbes häßliches Licht, und ließen zugleich einen Regen von feinem Sand fallen, welcher das Athmen außerordentlich beschwerlich machte. So vergiengen zwei Tage. Es wurde immer finsterer, der Sand fiel immer dichter, die Explosionen ließen sich immer lauter und öfter hören. Am dritten Tag erreichte die Heftigkeit des Getöses den höchsten Grad, und die Finsterniß wurde eine vollständige. Der Sandfall verstärkte sich, und die Bewohner der Gegend verließen ihre Häuser, aus Furcht daß die Dächer unter der ungeheuern Last zusammenbrechen möchten, und lagerten sich unter Zelten von Häuten im Freien. In Leon, der mehr als hundert Meilen entfernten Hauptstadt von Nicaragua, fiel der Sand mehrere Zoll hoch, und selbst in Jamaica, in Vera Cruz und Santa Fé de Bogota, kurz in einem Umkreise von zweitausend Meilen machte sich der Sandregen bemerklich. Die Explosionen hörte man auf 800 Meilen, und der Commandant des 400 Meilen entfernten Belize musterte seine Truppen und bemannte seine Forts, in der Meinung daß ein Seegefecht in der Nähe des Hafens stattfinde. Die ganze Natur schien von Entsetzen überwältigt, die Vögel kamen aus der Luft herab, die wilden Thiere verließen ihre Schlupfwinkel, und suchten, ihre Wildheit vergessend, Schutz in den Wohnungen der Menschen. Zwischen Chinandega und der Bay fand man Tausende von Thieren, besonders Vögel, die von den fallenden Schlacken zu Boden geschlagen und vom Aschenregen erstickt seyn mochten, und auf den Wassern der Bay sah man, zwischen den Bimssteinmassen die sie bedeckten, die Leichen zahlloser Meerbewohner von allen Größen, von der kleinsten Molluske und Crustacee bis zu den ungeheuren Körpern des Haifisches und des Alligators. Wahrscheinlich hatte die hohe Temperatur des Wassers, welche durch die in ungeheuern Massen sich ergießende glühende Lava hervorgebracht wurde, die Thiere getödtet.

Die Bevölkerung der Gegend, 30 Leagues im Umkreise, veranstaltete trotz der Finsterniß Bußübungen, belastete ihre Schulteru mit schweren Kreuzen und ihre Häupter mit Steinen, und warf sich mit den Gesichtern zur Erde. Viele meinten daß der Tag des Gerichts gekommen sey, und schtichen lautlosen Schrittes über Aschen- und Sandhaufen nach den Kirchen, wo sich in den Pausen zwischen den Explosionen die Stimmen der Priester hören ließen, welche die Barmherzigkeit des Himmels in feierlichen Gebeten anriefen. Das stärkste Licht war in einer Entfernung von wenigen Schritten nicht sichtbar; aber um den Schrecken zu erhöhen, durchbrach dann und wann ein Blitz die Finsterniß, und beleuchtete die entsetzten, bebenden Gruppen der Büßer. Dieser Zustand währte 43 Stunden, dann hörten die Erdstöße und die Eruptionen auf, ein scharfer Wind erhob sich, und nach und nach wich auch die Finsterniß, die alles verhüllt hatte.

Viele Meilen rings um den Vulcan waren Sand und Asche mehrere Fuß hoch gefallen; ein Krater von drei Meilen im Umfang hatte sich geöffnet und ungeheure Lavaströme in die Bay und in das Meer ergossen. Die früher mit der üppigsten Vegetation bedeckten Flanken des Berges waren zerrissen, verbrannt und von Felsblöcken und Lavaströmen bedeckt. Die Masse des ausgeworfenen Materials übersteigt allen Glauben. Fünfzig Leagues weit war die See mit schwimmenden Massen von Bimsstein bedeckt, die den treibenden Eisfeldern des Polarmeeres glichen. Der Anblick des Berges ist noch jetzt über alle Beschreibung düster und traurig. Nicht eine Spur von vegetabilischem oder animalischem Leben läßt sich in den Klüften und Schründen entdecken; hie und da steigen aus Ritzen und Spalten Rauchwolken oder schwefelige Dämpfe auf, hie und da ist der Boden durch eine heiße Quelle befeuchtet. Der Jahrestag der Eruption wird in Nicaragua auf das feierlichste begangen.

Der nächste bedeutende Vulcan in südlicher Richtung ist der Viejo in Nicaragua, der erste in der vulcanischen Kette, oder, besser gesagt, in der Reihe von Vulcanen die sich durch

die Ebene von Leon erstreckt und mit dem Momotombo endigt, welcher seinen Fuß in dem See von Managua badet. Diese Reihe von Vulcanen ward ehedem Marabios genannt, und wurde unter diesem Namen von unsern Historikern beschrieben. Schon zu Dampiers Zeiten war von einem „Vulcan oder brennenden Berg." El Viejo genannt, die Rede. Capitän Belcher, welcher den Berg 1838 bestieg, gibt seine Höhe auf 5562 Fuß an. Er besitzt drei Krater, wovon der äußere 1500 Fuß im Durchmesser oder drei Viertelmeilen Umfang hat. An der westlichen Seite desselben erhebt sich ein Pic, welcher den höchsten Punkt des Berges bildet; nach innen zu fällt der Krater steil und trichterförmig bis zu einer Tiefe von 150 Fuß ab. In der Mitte des Trichters erhebt sich ein achtzig Fuß hoher Kegel, der einen dem größern ähnlichen Krater zeigt, und in diesem zeigt sich eine zweite Höhe von conischer Form mit ganz kleiner Krateröffnung. Der größere Trichter und die Abhänge des innern Kegels sind mit prächtigen Pinien bestanden; aus vielen Rissen und Spalten steigen Schwefeldämpfe auf, und an einer Stelle dringt ein Strahl kochenden Wassers aus dem Boden. Als Anhängsel des Viejo ist ein niedriger Vulcan, Santa Clara, zu betrachten, welcher mit eingesunkenen Kratern, Schlacken und Lava bedeckt ist.

Achtzehn Meilen vom Viejo erhebt sich schroff aus der Ebene der schöne Kegel des Vulcan Telica. Er wurde im Jahr 1850 von Julius Fröbel bestiegen. Fröbel fand die gewöhnliche Folge der Wald-, Gras- und Schlackenregion, und einen von perpendicular aufsteigenden Felsenmauern umgebenen 2 bis 300 Fuß tiefen Krater, von dessen Boden schwefelige Dämpfe und Rauchwolken emporwirbeln.

Keiner der vulcanischen Kegel in der Ebene von Leon scheint durch eine Erhebung des Bodens entstanden zu seyn, wie z. B. der Jorullo; es scheint vielmehr als wären sie, wie der Izalco, nur durch eine Aufhäufung ausgeworfener Materialien emporgewachsen. Ich selbst war während meines Aufenthalts in Leon im Jahr 1850 Zeuge eines solchen Vorganges im kleinern Maßstab. Die Bewohner der Stadt wurden am 11 und 12 April durch ein unterirdisches, donnerähnliches Getöse allarmirt, und am Morgen des 13ten öffnete sich plötzlich unter heftigen Erdstößen fast ganz am Fuße des erloschenen Vulcans Las Pilas ein Krater. Das Bersten des Bodens war von einem Ausbruch von Flammen und geschmolzener Lava begleitet, und dann folgte eine Reihe von Eruptionen, die sich in regelmäßigen Zwischenräumen von drei Minuten wiederholten und eben so regelmäßig drei Minuten dauerten. Jeder Ausbruch war von leichten Erdstößen begleitet, und jedem dieser Stöße folgte eine höher als hundert Fuß aufsteigende Flammensäule und ein Regen von glühenden Steinen, die Hunderte von Fußen in die Luft geschleudert wurden. Die meisten derselben stürzten in den Schlund des Kraters zurück, ein Theil aber fiel nach außen, und bildete nach und nach ringsum einen kegelförmigen Hügel. Diese Eruptionen währten sieben Tage, und konnten Nachts von Leon aus deutlich beobachtet werden.

Am Morgen des 22 April machte ich mich in Begleitung des Dr. Livingstone auf den Weg, um die Stätte des Phänomens in der Nähe zu betrachten. Es hatte sich noch niemand dorthin gewagt, aber es fiel uns nicht schwer einige Vaqueros der Hacienda von Orota zu bewegen uns als Führer zu dienen.

Wir drangen zu Pferd mühsam über Lavabetten bis etwa 1½ Meilen vom Krater vor, und giengen von da ab zu Fuß. Um den vollen Anblick des neuen Vulcans zu haben, erkletterten wir einen höhern kahlen Schlackenhügel, von wo aus gesehen er einem großen umgestürzten Kessel glich, in dessen Mitte sich eine Oeffnung, der Krater, befand. An einer Seite der Höhe rann langsam ein Strom glühender Lava herab, über welchem die Hitze die Luft in zitternde Bewegung versetzte. Die Eruptionen hatten sich seit dem Morgen nicht wiederholt, und außer der fließenden Lava verrieth nur eine aufsteigende Rauchsäule die unterirdische Thätigkeit. Der ganze Steinberg war mit einer gelben Schwefelschicht überzogen, ein Niederschlag der heißen Dämpfe, die überall zwischen den losen Steinen hervorbrachen, und die Bäume, die hie und noch standen, hatten ihr Laubwerk und ihre Rinde verloren, und glichen schwarzen riesenhaften Skeletten.

Verlockt durch die Ruhe des Vulcans und begierig ihn in größerer Nähe zu betrachten, verließen wir trotz aller Warnungen unserer Führer den Hügel auf dem wir standen, und kletterten in der Richtung des Windes, der den Rauch und Dampf seitwärts trieb, über Lavabetten und Trümmer, über dornige Cactusse und Agaven dem neugebildeten Kegel zu. Wir erreichten ihn ohne Schwierigkeiten. Er war sehr regelmäßig geformt, mochte etwa 200 Fuß hoch und an seiner Basis 200 Yards im Durchmesser breit seyn, und bestand gänzlich aus mehr oder weniger abgerundeten Steinen jeder Größe, vom Gewicht eines Pfundes bis zu 500 Pfund. Als wir anfiengen den Kegel zu erklettern, war nur ein leises rollendes Geräusch, begleitet von einem schwachen Beben des Bodens, bemerkbar. Wir waren besonders begierig die Wahrheit des Volksglaubens zu ergründen, nach welchem die leiseste Erschütterung in der Nähe des Kraters im Stand ist eine Eruption hervorzubringen. Da ich fürchtete die Steine möchten höher oben noch sehr heiß seyn, bewaffnete ich mich, um meine Hände beim Emporklimmen zu schonen, mit zwei starken Stöcken, der Doctor aber verschmähte diese Vorsicht. Unser Unternehmen war kein ganz leichtes, denn die losen Steine boten nicht Stand, sondern glitten unter unsern Füßen weg, und rollten donnernd den Abhang hinunter. Dennoch näherten wir uns endlich dem Gipfel, als der Doctor, der ein wenig voraus war, plötzlich mit einer Gebärde des Schmerzes zurückwich. Er war, wie sich voraussehen ließ, auf eine Lage heißer Steine gerathen, an denen er sich bei der ersten Berührung verbrannte. Wir blieben einen Moment stehen um auszuruhen, und ich beschaute eben meine versengten Stiefelsohlen, als ein Schrei des Entsetzens mich aufschreckte, und ich zugleich meinen Begleiter in beinahe übermenschlichen Sätzen den Berg hinabspringen sah. Zu demselben Moment

wurde ich faſt betäubt von einem eigenthümlichen Gebrüll, ein Wirbelwind ſchien mich zu faſſen, und der Boden unter meinen Füßen wankte. Mit der Schnelligkeit des Gedankens ſchaute ich empor, gerade in eine ſchwarze Wolke von Rauch und Steinen, die tauſend Blitze durchzuckten. Alles dieß geſchah in einem einzigen Moment — im nächſten Augenblick flog ich den Berg hinab, und erreichte den Boden zugleich mit meinem Freund, während ein dichter Steinregen praſſelnd auf die Stelle niederſchlug auf der wir noch vor einer Secunde geſtanden hatten. Ich brauche wohl nicht zu verſichern daß wir trotz ſtachlichter Cactuſſe und ſcharfer zerriſſener Lavamaſſen nicht lange Zeit brauchten um uns in ſichere Entfernung von dem flammenſpeienden Gegenſtand unſerer Neugier zu bringen. Die Eruption währte ziemlich eine Stunde und war nur von kurzen Pauſen unterbrochen, die tiefen Athemzügen glichen. Das Getöſe glich dem Sauſen eines ungeheuren Schmelzofens, und die Luft war mit emporgeſchleuderten und fallenden Steinen erfüllt. Das Ende des Ausbruchs kam eben ſo plötzlich wie der Anfang, und wir warteten mehrere Stunden vergeblich auf eine neue Eruption. Unſere Führer verſicherten daß ein neuer Verſuch den Krater zu erreichen genügen würde eine Exploſion herbeizuführen, aber wir hüteten uns wohl das Experiment zu wiederholen. Von jenem Tage bis zu der Zeit wo ich Central-Amerika verließ, fand nur noch ein Ausbruch ſtatt, und zwar am 27 April bei Gelegenheit eines heftigen Regenſchauers. Auch ſpäter habe ich nicht gehört daß der vielverſprechende junge Vulcan irgendwelche bemerkenswerthe Erſcheinung gezeigt hätte. Seine erſten Lebensäußerungen waren ſo energiſch, daß vielleicht eine frühzeitige Erſchöpfung eintrat. Daß dieſer vulcaniſche Kegel nur aus Steinen beſtand, mag als Eigenthümlichkeit gelten, denn alle übrigen ſind ohne Ausnahme aus einem Gemiſch von Schlacken, Aſche, Steinen und Sand gebildet.

Wenige Tage vor unſerm Beſuche kam eine Deputation von Vaqueros und andern Bewohnern der Gegend nach Leon, um den Biſchof zu bitten ſich nach dem Orte des Schreckens zu begeben, und den neu entſtandenen Vulcan durch die chriſtliche Taufe zu beruhigen. Ich hörte daß der Biſchof ſeine Zuſtimmung ausgeſprochen hatte, und die Stadt war voll von dem neuen Feſte. Das baldige Aufhören der Exploſionen ſchien indeſſen die Befürchtungen der Bevölkerung zu zerſtreuen, und zu meinem großen Aerger unterblieb die Ceremonie, bei der ich als Pathe des jungen Vulcan zu fungiren gehofft hatte. Das Taufen der feuerſpeienden Berge iſt ein alter Brauch, den man nach der Eroberung an allen Vulcanen in Nicaragua, mit Ausnahme des Momotombo, vollzog.

Der eben erwähnte Momotombo iſt wahrſcheinlich der höchſte aller Vulcane in Nicaragua, denn er wird vom Fuß bis zur Spitze auf 7000 Fuß geſchätzt. Sein Gipfel iſt nie von eines Menſchen Fuß betreten worden. An Verſuchen zur Beſteigung hat es nicht gefehlt, aber niemand hat vermocht höher als bis zur Gränze der Waldregion zu gelangen. Jenſeits derſelben tritt der Fuß nur auf rollende Schlacken und Aſche, die unter jedem Tritte weicht und das weitere Vordringen unmöglich macht. Durch das Fernrohr geſehen, ſcheint die Kuppe des Vulcans mit vielen Spalten und Vertiefungen verſehen zu ſeyn, aus denen beſtändig Rauch aufſteigt und von Zeit zu Zeit Wolken von Aſche ausgeſtoßen werden, welche den obern Theil des Kegels wie mit einem ſilbernen Mantel überkleiden. Ziemlich am Fuße des Berges befinden ſich mehrere Infernillos, wie die am San Vicente und unmittelbar an der Baſis; an den Ufern des Sees Managua entſpringen heiße Quellen, die den Boden mit einem weißen Niederſchlag überzogen haben, welcher ihm das Anſehen eines Schneefeldes gibt. Die Waſſer einiger Quellen wallen zwei Fuß hoch empor, und an andern haben ſich aus dem mineraliſchen Reibſand kleine Hügel gebildet, durch deren obere Oeffnung man das Waſſer innerhalb brodeln ſieht wie in einem Keſſel. Dieſe Quellen ſcheinen ſich nach der Beſchreibung des alten Oviedo aus dem Jahre 1523 ſeit jener Zeit nur wenig verändert zu haben. „Das Waſſer iſt ſo heiß," ſagt er in ſeinem Bericht, „daß es die Indianer benutzen um ihre Speiſen darin zu kochen. Fleiſch iſt in weniger Zeit gahr als man braucht um das Credo zweimal zu wiederholen, und Eier ſind ſchneller fertig als ein Ave."

An manchen Stellen des Momotombo und anderer Vulcane bemerkt man kahle Stellen, die förmlich fiebartig durchlöchert ſind, und hier ſteigen unabläſſig ſchwefelige Dämpfe auf, die alles vegetabiliſche Leben in der Nähe, beſonders in der Richtung des Windes, vernichten. Am Tag erblickt man an dieſen Stellen nichts als ein Zittriren der Luft, aber Nachts ſieht man flackernde, bläuliche Flammen aufſteigen, die mit den Flammen von brennendem Spiritus die meiſte Aehnlichkeit haben. Bald verbreiten ſie ſich weithin über den Boden, bald lodern ſie in ſpitzigen Zungen empor und wenden ſich hüpfend, gleich Irrlichtern, bald hierhin, bald dorthin. Die Eingebornen nennen dieſe Erſcheinung „Baile de los demonios — Teufelstanz."

Jenſeits des Momotombo liegen die Vulcane Niudiri oder Maſaya und Momobacho, welch letzterer ſich am Ende des Nicaragua-Sees erhebt und die Stadt Granada dominirt. Der Vulcan Maſaya, der mehrere Jahrhunderte hindurch geruht hatte, gab im Jahr 1856 neue Zeichen von Thätigkeit, indem er mächtige Rauchſäulen ausſtieß, welche bei Nacht wie feurige Garben zu dem dunkeln Himmel aufſtiegen, und am 27 Januar 1859 fand der letzte, ſehr heftige Ausbruch ſtatt, welcher jedoch, da ſich die verderbendrohenden Wolken von Rauch und glühender Aſche über den unbewohnten Hügeln von Maſatepec entluden, wenig Schaden verurſachte. Die Lavafelder welche den Maſaya umgeben, ſind von größerer Ausdehnung als die aller andern Vulcane von Central-Amerika. Die Straße von Maſaya nach Managua führt über eine ſolche traurige kahle Fläche, deren Anblick ſich mit nichts vergleichen läßt als mit einem während eines Sturms plötzlich gefrorenen See von Tinte. Zur Seite der Straße bemerkt der Reiſende eine Art rauher hohler Cylinder von Lava, welche durch die ſchon halb erkalteten Maſſen entſtanden iſt, die ſich über gefallene mächtige Baumſtämme ergoß.

Die Bäume sind vermodert und verschwunden, und haben die Lavaschale hohl zurückgelassen.

Die ersten Vulcane welche der von der atlantischen Küste nach Nicaragua kommende Reisende erblickt, sind die Zwillingsbrüder Ometepec und Madeira, welche die Insel Ometepec im Nicaragua-See bilden. Der Ometepec ist von sehr regelmäßiger symmetrischer Gestalt, und bedeutend größer als der Madeira. Beide Berge sind wiederholt erstiegen worden, und man hat Krater von ansehnlichem Umfang gefunden, die jetzt zur Hälfte mit Wasser gefüllt sind.

Der erste Vulcan von Costa Rica ist, wenn man sich von der Nordseite nähert, der Orosi. Er ist thätig, und es finden oft Explosionen statt. Von der See aus ist er weithin gesehen, und dient den Schiffern die in den Häfen, oder besser gesagt in den Bayen, von Santa Elena und Salinas einlaufen wollen zum Merkzeichen. Der bei weitem höchste und bemerkenswertheste aller Vulcane von Costa Rica ist aber der Irazu oder Cartago, welcher mit denen von Guatemala rivalisirt und den südlichen Endpunkt der vulcanischen Kette bildet. Von seinem Scheitel ab erblickt man die Wasser des atlantischen wie des stillen Oceans — vielleicht der einzige Punkt des Festlandes von wo aus dieß möglich ist, obgleich Hr. Page behauptet beide Meere auch vom Vulcan de Agua aus gesehen zu haben. Die alte Hauptstadt von Costa Rica war auf einer Flanke des Berges erbaut, aber in Folge mehrerer heftigen Erdbeben verließ ein großer Theil der Einwohner die Stadt und siedelte nach San José über, wo jetzt auch die Regierung ihren Sitz hat. Das Erdbeben vom 2 Sept. 1841 verwandelte Cartago fast in eine einzige Ruine. Hr. Dunlop besties den Berg im Jahre 1846, und lieferte eine sehr begeisterte Beschreibung der Aussicht die er von der Kuppe aus genoß.

Mit dem Cartago schließen wir die Reihe der bedeutendsten Vulcane Central-Amerika's, die dem Gelehrten ein weites Feld für wissenschaftliche Untersuchungen und Studien bieten, und für die Welt im allgemeinen von hohem Interesse seyn müssen.

(Harper's M. Mag.)

Zur Geschichte der aristokratischen Häuser in Großbritannien.

Der Stolz des alten englischen Adels besteht bekanntlich in der normannischen Abkunft der Ahnherren eines Geschlechtes. Nach Thierry's Untersuchungen bestand aber das Heer des „Eroberers" größtentheils nur aus der Hefe der continentalen Bevölkerungen, aus dem verwegensten Gesindel welches sich aus Beutelust zusammengeschaart hatte. „Kuhhirten aus der Normandie und flandrische Weber mit einer kleinen Portion Muth und vielem Glück wurden in England große Herren und berühmte Barone: mochten ihre Namen noch so niedrig und dunkel auf der einen Seite des Canals erscheinen, drüben wurden sie adelig und berühmt." Vermuthlich ist es auch nicht anders zugegangen. Geschah doch etwas ähnliches mit den spanischen Conquistadoren. Cristobal Colon und seine Brüder, Balboa, Cortes, Alvarado, Pizarro, Almagro u. s. w. waren größtentheils Plebejer, drüben aber wurden aus dem Sauhirten Markgrafen, und aus dem Sohn eines Webers ein spanischer Grande erster Classe. Es ist auch ganz gleichgültig welches Ursprungs der Ahnherr gewesen sey, es kommt alles darauf an daß er den Namen seines Hauses geschichtlich unvergeßlich machte; ja es ist selbst gleichgültig ob dieß auf eine Art geschah die sich mit unserer bürgerlichen Moral nicht recht vertragen will. Die Armstrongs in England sind stolz darauf daß eine Unzahl ihres Namens gehängt worden sind. Sie haben auch nicht ganz Unrecht, denn gewöhnliche Menschen bringen es nie bis zum Galgen. Im Jahre 1621 mußte im Laufe eines Streites über königliche Gerechtsame der neugebackene Lord Spencer vom Grafen Arundel die Grobheit hören: „Mylord, als diese Dinge sich zutrugen, hüteten Ihre Vorfahren Schöpse," worauf Lord Spencer erwiederte: „Als meine Vorfahren Schöpse hüteten, spannen die Ihrigen Hochverrath." Diese Antwort, bemerkt ein Essayist im Quarterly Review, dessen anziehende Arbeit wir benutzen, war merkwürdig ungeschickt, denn es gab in England keine alte namhafte Familie die nicht zur Zeit der Rosenkriege auf die eine oder die andere Art Verrath gesponnen hätte, ja die berühmtesten Namen sind gerade Namen von Hochverrathern. Am Tage der Schlacht bei Marston Moor bemerkte man im Angesicht und auf Flintenweite der beiden kämpfenden Heere einen englischen Edelmann, der, unbekümmert um die Entscheidung in seiner Nähe, einem Fuchse nachstellte. Eines solchen Mannes und eines solchen Beginnens hat sich nur eine Nation zu schämen, denn während eines Bürgerkrieges ist es edler Rebell zu seyn als Füchse zu jagen. „Hochverrath, Kirchenschändung und Aechtung, meint Gibbon, sind oft die besten Titel für alte Geschlechter gewesen."

Wenn man auf männliche Descendenz sieht, so erlöschen große Geschlechter unendlich früh, es gehört sogar zu den Ausnahmen wenn sie sich nur etliche Jahrhunderte erhalten. So gibt es jetzt schon keine männlichen Nachkommen mehr von Chaucer, Spenser, Shakspeare, Raleigh, Sydney, Dryden, Pope, Swift, Addison, Bacon, Locke, Newton, Cromwell, Hampden, Marlborough, Nelson, Wolfe, Clarendon, Hume, Gibbon, Johnson, Burke, Goldsmith, Pitt und Fox! Sowie man aber auch die Frauen zur Fortsetzung des Geschlechtes befähigt erachtet, ändern sich die Möglichkeiten. Mary Lady Honeywood konnte auf ihrem Sterbebett im 93. Lebensjahre sich rühmen 367 eheliche Nachkommen lebend zu hinterlassen, nämlich 16 Kinder, 114 Enkel, 228 Großenkel und 9 Urgroßenkel. Die Abkömmlinge königlichen Blutes im Sinn auch der weiblichen Nachfolge müßten zu Zehntausenden gezählt werden. Zu den Nachkommen von Thomas Plantagenet, Herzog von Glouceſter, fünftem Sohn Edwards III, rechnete sich in London Hr. Stephen. James Penny, der verstorbene Küster von St. Georg, Hannover Square, und ließ auch seinen jetzt noch lebenden Sohn Plantagenet taufen. Ein Urgroß-

enkel von Margaret Plantagenet, Tochter Georgs Herzogs v. Clarence, lebte 1637 in Newport (Shropshire) als Schuhflicker, und hätte die ganze Grafschaft mit Plantagenets bevölkern können. Der Vorzug adeliger Geburt hat nur dann einen Sinn wenn eine Familie durch mehrere Geschlechter hindurch nach dem Grundsatz leben konnte: Noblesse oblige. Zum vollendeten Edelmann, meint das torystische Quarterly Review, sind aber drei Geschlechter ausreichend. Ist zuletzt nur ein weiblicher Nachkomme übrig, eine Erbtochter, deren Vermögen jedoch ausreicht die Standespflichten zu erfüllen, dann kann man wohl annehmen daß auch sie das alte Geschlecht fortsetzen könnte. Nur dieser liberalen Maxime verdankt das jetzige regierende Haus in Oesterreich, die lothringische Dynastie, daß man es aus Courtoisie allgemein noch die Habsburger nennt, die streng genommen in Maria Theresia erloschen. Aehnlich sind die Percy in England daran, insofern die Linie schon unter Heinrich I mit Agnes de Percy ausstarb, die einen Sohn des Herzogs von Niederbrabant heirathete, welcher den Namen und das Wappen der Percys annahm. Die Percys waren hartgesottene Verschwörer und Rebellen, und nur ausnahmsweise starben sie eines natürlichen Todes. Der erste Carl dieses Namens wurde bei Bramham Moor erschlagen, sein Bruder enthauptet, sein Sohn, der Heißsporn, bei Shrewsbury getödtet. Der achte erschoß sich im Tower, wo er wegen seiner Bemühungen um Maria Stuart festgesetzt worden; der neunte starb im Kerker, weil er in die Pulververschwörung verwickelt war. Der eilfte, der letzte Sproß der englischen Linie, hinterließ eine Erbtochter, welche im 16ten Jahre bereits zweimal Wittwe und dreimal verheirathet war. Als sie 13 Jahr alt war, „heirathete“ sie den Sohn des Herzogs von Newcastle, mit ihr im gleichen Alter, der nach wenigen Monaten starb. Sein Nachfolger Thynne of Longleat fiel von der Kugel eines Mörders, den der bekannte Graf Königsmark gedungen hatte, weil er sich um die Hand der Percy zu bewerben gedachte. Endlich heirathete sie den Herzog von Somerset, der sich durch seinen Hochmuth verewigt hat. Man erzählt von ihm daß, als seine zweite Frau sich ihm auf den Schooß setzte, er entrüstet ausrief: „Meine erste Herzogin war eine Percy, und sie dachte nie daran sich so viel herauszunehmen.“ Die berühmteste Familie nach den Percys sind die Nevilles, zu denen Warwick der „Königsmacher“ zählt. Der „letzte der Barone“ besaß ein jährliches Einkommen von 300,000 Pfd. St., nach heutigem Geld berechnet, und fütterte täglich 30,000 Personen aus seiner Casse. Sein letzter Nachkomme in vierter Linie starb 1601 in größter Armuth, da er nur ein kleines Almosen vom König von Spanien bezog. Das Schicksal dieses Hauses erinnert an den letzten Sicilingen, der sein großes Habe durchbrachte und dann am Rhein vom versteckten Almosen des Herzogs von Nassau lebte, dem dann eine unbekannte Hand einen Grabeswürfel setzen ließ mit der erschütternden Aufschrift: „Franz v. Sickingen, der letzte seines Geschlechtes,“ und auf der Rückseite, „er starb im Elend.“ Das alte Haus Buckingham ist durch seine tragischen Schicksale bekannt geworden, denn Humphrey de Stafford und sein ältester Sohn fielen in den Rosenkriegen, sein zweiter Sohn wurde das Opfer Richards III, den dritten Herzog ließ Wolsey hinrichten, daß Karl V bei der Nachricht ausrief: „Ein Metzgerhund hat den schönsten Bock (buck = Buckingham) in England umgebracht!“ Mit ihm erlosch die herzogliche Linie, und die Barone starben ebenfalls in der Mitte des 17ten Jahrhunderts mit Roger Stafford aus.

Die Cromwells sollen abstammen von Thomas, dem Sohn eines Grobschmieds in Putney, welcher unter dem Herzog von Bourbon die Plünderung Roms mitmachte, später Earl v. Essex wurde. Er adoptirte einen Neffen, und von diesem abwärts zählt man fünf Glieder bis zum Protector. Dieser aber hinterließ zwei Söhne, Richard und Henry. Richard mußte das Land verlassen, kehrte aber unter dem Namen Clarke zurück. Sein letzter männlicher Nachkomme starb 1712, hinterließ jedoch zwei Töchter. Henry, der zweite Sohn des Protectors, hatte fünf Söhne, von denen jedoch vier kinderlos starben, und eine Tochter. Die Familie erhielt sich durch den überlebenden Sohn bis zum Jahr 1821, wo nur noch ein weiblicher Nachkomme übrig war. In den Vereinigten Staaten soll sich noch mancher verirrte Zweig alter Geschlechter wieder finden, doch muß hier die historische Kritik besonders wachsam seyn, denn gerade drüben in der großen Demokratie ist die schlimmste Stammbaumraserei zu Hause, und die Leute zahlen prächtig für ihre Illusionen oder die Täuschung andrer. Der letzte Erbe des Hauses De Courcy soll in Newport vor einem Jahrhundert als Matrose sich aufgehalten haben, und der Erbe der Grosvenors lebte als ärmlicher Pächter bei New-York. Man hält es ferner für erwiesen daß das lineale Oberhaupt des uralten Hauses Moutfort als Sattler in London (Tooley street) wohnt, wie einst der Erbe der Grafschaft Mar, deren Ursprung sich im tiefsten historischen Dunkel verliert, in einer Kohlengrube entdeckt wurde.

In Bezug auf Alter gibt es drei Häuser, die sich gleich im Rang stehen: in Frankreich die Montmorency, in Irland die Fitzgerald, in England die De Vere. Im Jahr 1626 beim Tod Henry's, Earl von Oxford, entstand ein Proceß über die Erbfolge der De Veres. Der Sieger, einer Seitenlinie angehörig, hinterließ aber nur einen Sohn, mit dem die männliche Linie (1712) erlosch. Es gibt jetzt zwar noch immer De Veres, aber ihr Anspruch auf den Namen gründet sich auf folgenden Umstand. Im Jahr 1832 erhielt Sir Aubrey De Vere Hunt die königliche Erlaubniß den Namen Hunt von seinem Namen wegstreichen zu dürfen, nachdem er nachgewiesen hatte daß er von der Tochter John De Vere's, zweiten Sohnes des im Jahr 1839 gestorbenen Earl von Oxford, abstamme. Die Russells sind eine verhältnißmäßig alte Familie, ihr Stammvater nämlich war John Russell der 1221 als Constabler in Corfe Castle auftritt und sich durch eine vornehme Heirath hob. Weiter als bis ins 12te Jahrhundert hinauf läßt sich kaum irgendein Haus historisch nachweisen. Was Stammbäume sonst sagen mögen, ist purer Mondschein. Uebrigens gibt es zwei Listen normännischer Familien, wovon die eine in der Chronik der Normandie von William Tailleur nur 170 Namen von Eroberern kennt, während die andere, die „Rolle von Battle Abbey,“ welche deren 600 aufzählt, ein

späteres Machwerk, für nicht ganz rein gehalten wird. Nur drei oder vier Namen normannischer Häuser sollen sich in streuger Nachfolge bis auf unsre Zeit erhalten haben. Eine große Zahl der jetzigen englischen Barone stammt von geadelten Kaufleuten und Handwerkern ab. Die Grafschaft Cornwallis wurde gestiftet von Thomas Cornwallis, Kaufmann auf der Cheapside in London; das Haus Essex von dem Tuchhändler William Capel, das der Graven von dem Besitzer eines Kleidermagazins Craven; die modernen Warwicks stammen nicht ab vom Königsmacher, sondern von William Greville, dem Wollhändler; die modernen Herzoge von Northumberland nicht von den Percys, sondern von Hugh Smithson, einem ehrsamen Londoner Apotheker, u. s. w. u. s. w.

Wenn man historischen Werth auf die Gesänge der Barden legen wollte, dann steht der schottische Adel an Vornehmheit unvergleichlich hoch. Allein die Barden wurden gestützt, damit sie das Lied ihres Herrn singen sollten; daher kommt es denn daß die schottischen Clanhäuptlinge direct von Göttern oder Halbgöttern abstammen. Ein Fergus soll auf dem Thron von Schottland gesessen haben, wenn ein solches Möbel damals vorhanden war, genau sechs Jahre nach dem Tod Alexanders des Macedoniers. Unglücklicherweise ist aber nirgends mehr als in Schottland die Abstammung von den Patriarchen bestritten, und es gibt für jede Häuptlingschaft eines Clans eine Unzahl Prätendenten. Lakonisch, aber treffend, fertigte der zweite Lord Macdonald den letzten der Glengarrys, welcher die Häuptlingswürde des Clans Macdonald für sich begehrte, mit folgender Antwort ab: „Solange Sie nicht beweisen daß Sie mein Häuptling sind, bin ich der Ihrige — Macdonald.“ Auch in Schottland sind die besten Familien nur durch Erbtöchter erhalten worden, wie die Herzoge von Sutherland, wie der Herzog von Buccleugh, deren väterlicher Ahne der unglückliche Herzog von Monmouth gewesen ist, wie der Herzog von Richmond, der direct von Karl II abstammt. Die Douglas sind nach männlicher Erbfolge Stewarts, die königliche Linie der Bruce ist gänzlich erloschen, und die heutige Familie dieses Namens sind Nachkommen von Sir Robert de Bruce, welchem David II das Schloß Cladmannan schenkte. Zu den erloschenden Geschlechtern gehört auch das der Kirkpatrid, gegenwärtig durch die Kaiserin der Franzosen zu europäischer Berühmtheit gelangt. Sie stammen von den Kirkpatricks von Closeburn, die im Schild ein blutiges Schwert mit dem Motto „I mak sicher“ führen. Roger Kirkpatrid soll nämlich Robert Bruce begegnet seyn als dieser aus der Kirche stürzte, nachdem er dort Comyn erschlagen hatte. „Ich zweifle, sagte Bruce, daß ich ihn getödtet habe.“ „Zweifelt ihr, rief Kirkpatrid — i'll mak (make) sicher (sure, ficher) — ich will es ficher machen.“ Er gieng hinein, fand Comyn blutig am Altar und gab ihm den Gnadenstoß. So wurde hier eine abscheuliche Metzgerthat für seine Nachkommen eine Wappenzierde mit einem vortrefflichen Motto. Als die Schwiegermutter Napoleons III den jungen Montijo heirathen sollte, so mußte, weil dieser ein Grande erster Classe war, dem König der Stammbaum vorgelegt werden, der von einem Hrn. Charles Kirkpatrick Sharpe in solchem Styl ausgeführt worden war, daß Ferdinand VII, als man ihm die Urkunde zuführte, ironisch ausrief: „Macht geschwind daß der junge Montijo die Tochter Fingals heirathet.“

Unbestreitbar finden sich die meisten Ruinen alter Geschlechter in Irland, welches unter Elisabeth und noch mehr unter Cromwell maßlosen Confiscationen ausgesetzt wurde. Der Protector begnügte sich nicht bloß die adeligen Familien ihres Eigenthums zu berauben, sondern er zwang sie auch ihre Namen zu ändern, aus den O'Neen's wurden Green's, aus den O'Duoin Dunn's, aus O'Cahan Keene oder Cane, aus M'Laghlen Madlin, aus O'Sionach Fox u. s. w. Dieß half indessen wenig, denn es herrschte umgekehrt die Sitte daß englische Familien, sobald sie nach Irland übersiedelten, ihre Namen zu hibernisiren pflegten, gerade so wie viele Deutsche, voran die deutschen Juden, in Ungarn ihre Namen ins Magyarische zu übersetzen sich bemühen. Interessant ist es für uns zu erfahren daß die Mac Mahons, die den Franzosen einen ihrer besten Marschälle geliefert haben, keine Iren, sondern eingewanderte Engländer sind, und früher Fitz Ursulas hießen. Mehr noch als Elisabeth und Cromwell wüthet in neuester Zeit, um die alten Geschlechter zu begraben, der Encumbered Estates Court, das heißt der Gantgerichtshof, welcher mit Hülfe eines beschleunigten Verfahrens die verschuldeten Edelsitze ohne weiteres unter den Hammer bringt. Der Verfall des irischen Adels zeigt sich am besten durch den Umstand daß das britische Oberhaus nur vier Peers aus altirischen Familien zählt, die O'Neill, O'Brien, O'Grady und O'Callaghan. Der normannische Adel, welcher an der ersten Eroberung theilnahm, hat sich dagegen in Irland sehr rüstig erhalten. Zu ihm zählten die Fitzgeralds, die Butler, die Talbots, die St. Lawrences und vor allen Dingen die de Courcys. Lord Kinsale ist der directe Abkomme Sir John de Courcy's, der 1181 zum Earl v. Ulster erhoben wurde und dem wie seinen Nachfolgern König Johann für erprobte Tapferkeit das Vorrecht verlieh in Gegenwart des Königs bedeckt zu bleiben. Als Almericus, [1] der 23ste Baron des Hauses, vor Wilhelm III mit dem Hut auf dem Kopfe erschien, erkundigte sich der Monarch ärgerlich was das zu bedeuten habe, und als ihm mit großem Stolze das Herkommen berichtet wurde, bemerkte er: „Ew. Lordschaft mögen, wenn's beliebt, in meiner Gegenwart den Hut aufbehalten, aber ich hoffe Sie werden ihn vor der Königin abziehen.“ Das nämliche Vorrecht genießt nur noch Lord Forrester, kraft einer von Heinrich VIII seinem Hause gewährten Gnadenacte. Die Butler und Fitzgerald theilten sich beinahe in den Boden ganz Irlands. Das erstere Haus zählte zu Zeiten nicht weniger als acht Peerstitze, die verschiedenen Zweigen der Familie gehörten, und von den Fitzgeralds sagte man daß sie mit der Wurzel in der Mitte und einer andern im Süden die ganze Insel überschatteten. Die Fitzgeralds verloren ihr großes Vermögen durch Rebellion, und am Ende des 16ten Jahrhunderts starb der letzte Sprosse auf dem Stroh. Einen

[1] Almericus ist die lateinische Form für Americh, italienisch Amerigo, welcher Name unglücklicherweise an dem neuen Welttheil haften geblieben ist.

großen Theil ihrer Güter brachte der „große Graf von Cork“ an sich. Dieser Abenteurer landete in Dublin im Juni 1588, wie er selbst erzählt mit 27 Pf. St. 3 Sh. im Beutel, einen Diamantring am Finger, etlichen Staats- und Banketkleidern im Koffer und mit Degen und Dolch am Leibe. Den größten Glücksschlag machte er im December 1602, wo er die Güter Sir Walter Rawleigh's in Munster um 1500 Pf. St. erwarb. Lismore Castle, ein Theil dieser Besitzungen, jetzt Eigenthum der Herzoge von Devonshire, wird auf 30,000 Pf. St. jährliche Rente geschätzt. Kurz vor seinem Tod im Jahre 1641 rechnete der Graf von Cork daß er „außer Palästen, Domänen, Parks und anderm Luxuseigenthum“ 50 Pf. St. täglich zu verzehren habe, für die damalige Zeit ein recht reichliches Taschengeld.

Der welsche Adel liebt ganz besonders sein Alter zu übertreiben. Die Mostyns von Mostyn besitzen seit 300 Jahren in ihren Archiven einen Stammbaum von 70 Fuß Länge und 1 Fuß Breite. Er beginnt mit Noah, schlängelt sich dann durch verschiedene alttestamentliche Königsfamilien, bis er zu den Edwards, den englischen Königen, gelangt, so daß dieses Vorspiel der Ahnenprocession noch von sehr vielen andern britischen Familien, die ebenfalls von den Edwards abstammen wollen, benutzt werden könnte. Uebrigens sind die französischen Häuser an solcher Narrheit unbedingt den Welschen noch voraus, wie etliche übrigens schon sehr bekannte Anekdoten beweisen. Die Herzoge von Levis wollen nämlich auch von jüdischen Königen abstammen, und sie bewahrten mit Stolz ein altes Gemälde, wo einer ihrer Ahnen gemalt war, wie er mit dem Hut in der Hand sich vor der Mutter Gottes verneigt, die ihm zuruft: „Bedecken Sie sich, Vetter!“ Ein ähnliches Gemälde besitzen die De Croy's: Noah, mit einem Fuße schon in der Arche, ruft zurück: „Rettet die Archive des Hauses Decroy!“ Endlich soll ein Clermont Tonnerre einst auf die dringenden Zusprüche seines Beichtvaters erwidert haben: „Der liebe Gott wird es nicht übers Herz bringen einen Clermont Tonnerre zu verdammen.“ Die Montmorencys stützen den hohen Rang ihrer Familie auf den historischen Titel „der ersten Herren oder Barone der Christenheit.“ Die Kritik erklärt freilich daß sie nur die ersten Barone de la Chrétients, das heißt eines Districts dieses Namens, gewesen seyn mögen. Zu Zeiten der Frau v. Staël gab es nur etwa 200 alte Häuser noch in Frankreich. Die Revolution hat viele davon in Schutt verwandelt. Bekannt ist ja die lustige Anekdote aus der Schreckenszeit, wo ein französischer Edelmann vor einem jacobinischen Magistrat erscheinen mußte und seinen Namen nennen sollte. „Marquis von St. Cyr.“ — Marquis? Es gibt keine Marquis mehr. — „Also von St. Cyr.“ — Es gibt keine Herren von mehr. — Saint Cyr, meinetwegen. — „Es gibt auch keine Heiligen (Saints) mehr.“ — Nun, um es kurz zu machen, Cyr. — „Bürger, es gibt auch keinen Sire mehr, seitdem wir den König geköpft haben.“ — Gegenwärtig, seit Napoleon III die Adelsgerichte eingesetzt hat, genießt die französische Aristokratie wieder völligen Schutz für die historische Zier ihrer Namen.

Der römische Adel besteht aus drei Classen: aus alten Familien, aus Creaturen der Päpste und aus nobilitirten Bankiers. Merkwürdig ist es daß der historische Adel Roms fremden Ursprungs ist. Die Ursini oder Orsini kamen im 12ten Jahrhundert aus Spoleto, und die Collonnas, die 1104 auftreten, leiten ihren Ursprung, wie der Name schon andeutet, vom Rhein her. Auch sie besitzen in ihrer Galerie eine biblische Apotheose der Familie, wo die beiden ersten Personen der Dreieinigkeit sie mit sichtbarer Theilnahme überwachen, wie Engelsschaaren am jüngsten Tage den berühmtesten Mitgliedern dieser Familie bei ihrer Wiederauferstehung behülflich sind. Die Abstammung der Massimi von Fabius Maximus und der Annibaldi von dem großen Carthagienienser beruht nur auf der Aehnlichkeit der Namen. Der venetianische Adel gründet seinen Rang auf den Platz im goldenen Buche, denn in diesem werden die Nobili in vier Classen getheilt, und zu der untersten die gerechnet welche ihren Adel kauften. Die höchste Classe, die Elettorali, sind die Nachkommen der 12 Personen welche im Jahr 697 den ersten Dogen wählten, und stehen im Rang gleich mit den Nachkommen der vier Personen welche die Urkunde zur Stiftung der Abtei von San Georgio Maggiore Anno 800 unterzeichneten. Die 12 ersten, die Apostel genannt, waren: die Badoari, Barozzi, Contarini, Dandoli, Falieri, Gradenighi, Memmi oder Monegari, Michieli, Morosini, Polani, Sanudi oder Candiani, und die Tiepoli. Die vier anderen, die Evangelisten genannt, waren die Bembi, Bragadini, Cornari, Giustiniani. Endlich sind noch sechs andere Familien ohne Rückhalt zur ersten Classe zugezogen worden: die Delfini, Querini, Sagredi, Soranzi, Zeni und Zeniani. Welche Stadt kann sich wohl einer solchen Perlenschnur herrlicher Namen rühmen? Jeder mit dem reinsten Goldklang, jeder beinahe mit einer oder mit einer Reihe hoher Erinnerungen? So etwas findet sich doch nur in Republiken! Von den großen Florentinischen Häusern der Strozzi und der Medici sollen sich Zweige noch bis auf unsere Tage erhalten haben. In Neapel gibt es Medici, und Strozzi stehen in österreichischen Diensten. Der erste Mediceer welcher historisch auftritt, wurde Gonfaloniere von Florenz im Jahr 1295, nachdem die Nobili ausdrücklich von der Magistratur ausgeschlossen worden waren. Die Medici waren im 15ten Jahrhundert bekanntlich das erste Bankierhaus in Europa. Der Name der Alighieri wird schon seit 1019 genannt, doch sind sie 1558 erloschen, würden auch nur den Historikern und Archäologen bekannt seyn, hätte nicht der „göttliche Dichter“ dieses Haus auf ewige Zeiten unvergeßlich gemacht. Ebenso sind die Familien Arioste's und Bentivoglio's, beide aus Bologna, ausgestorben.

Wenn man eine gerade lineare Abkunft für die berechtigte Führung alter Namen verlangt, dann sieht es in Spanien sehr trübselig aus, denn das ungetrübte „blaue Blut“ gothischen Ursprungs ist sehr rar geworden. Der britische Esprit meint zwar, es hätte sich viel arabisches und jüdisches Blut zu den Zeiten der Moren eingemischt, allein in Bezug auf ersteres irrt er vollständig. Allerdings blieben von der arabischen Invasion nur wenige Provinzen verschont, z. B. die baskischen, weßhalb auch jeder baskische Bauer als Edelmann sich

betrachtet, dann Alt-Castilien, Asturien und Leon. In den übrigen Provinzen mischte sich arabisches und spanisches Blut, allein der Adel blieb ja nicht unter der arabischen Herrschaft, sondern er wich nach Norden, um rückerobernd nach dem Süden zurückzukehren. Dagegen ist sehr viel jüdisches Blut in den spanischen Familien und vorwiegend sogar in Aragonien. Kurz vor der Judenvertreibung unter Isabel füllten die getauften Juden die höchsten Staatsämter, die Bischofssitze, und waren mehr oder weniger mit den großen Familien verschwägert. Gegen sie war fast ausschließlich die Inquisition gerichtet, die ja nur eingesetzt war gegen übergetretene Araber und Juden, deren Christenthum verdächtig schien, daher die spanische Inquisition durchaus nicht mit der ältern und neuern kirchlichen Inquisition gegen Häretiker verwechselt werden darf, denn die spanische bezog sich bloß auf die „neuen Christen," nuevos Cristianos, wie die Uebergetretenen bis in die fünfte und sechste Generation hießen. Die große Anzahl von Edelleuten und von Prälaten welche vor die Inquisition gezogen wurden, beweist uns aber die weite Verzweigung des jüdischen Elements. Bekanntlich darf der höchste Adel in Spanien, die Granden erster Classe, bedeckten Haupts vor dem Monarchen erscheinen. Uebrigens hängt dieses Vorrecht zum Theil an herrschaftlichem Besitz, kann deßhalb von Mann und Weib er- und vererbt werden, und zwar dergestalt daß sich bisweilen mehrere Grandenschaften in einer Person häufen, wo der Spanier dann sagt, ein solcher Auserlesener besitze „mehrere Hüte," d. h., so und so viel Titel den Hut auf dem Kopf zu behalten. Durch dieses Zusammenreihen der Titel entstehen Monstruositäten: daß der Herzog von Osſuña z. B., der einer der ältesten Familien angehört, bei einer Bücherwidmung gebührlich nur auf vier Octavseiten Druck von mittlerer Weite mit allen seinen Titeln angeredet werden kann.

Reise durch die Wüste Luth (Kerman) im südöstlichen Persien.

(Von A. v. Bunge, Mitglied der russischen Expedition nach Chorassan.)

In der Nacht vom 22 März (3 April) auf den 23 März (4 April) zogen wir auf Kamelen in die schauerliche, wasser- und vegetationsleere Wüste Luth, gewöhnlich auf den Karten als Wüste von Kerman bezeichnet, ein. Beim ersten Grauen des Morgens überſah man eine weite Fläche von schwärzlich-graubrauner Färbung, dürren Salzboden, überdeckt mit kleinen Steintrümmern oder grobem Grand, der zu keiner Jahreszeit auch nur die mindeste Vegetation zu ernähren im Stand ist. Selbst die vereinzelten dürren Sträucher der Cornulaca, des Halopylon, der Salsola Longifolia, die gestern noch am weitesten längs schmaler Rinnsale vordrangen, waren gänzlich verschwunden. Anfangs zwar sahen wir noch vereinzelte Spuren von dem Vorhandenseyn eines kleinen Nagethieres, eine Schwalbe schwirrte an uns vorüber, ein verwehter Nachtschmetterling flatterte heran, allein bald schwanden auch die letzten Spuren organischen Lebens gänzlich; keine flüchtige Eidechse, keine Ameise, keine Fliege. Das Gebirge im Norden, der Schahkuh, schwand allmählich, im Westen schwamm in weiter Ferne der vereinzelte Kuh-i-Nahiband in Luftspiegelung, im Osten zeigte sich weithin zackiges Gebirge, und fern im Süden schimmerte vor uns ein langer Zug eines Gebirges, dessen Höhen mit Schnee bedeckt waren und über dem sich gegen die Nacht hin prachtvolle gewitterwolken entluden. Ein tiefes und breites ganz trockenes Flußbett, der Chosrud, zu dem wir am ersten Abend bei Sonnenuntergang gelangten, verlief der Landschaft fast etwas Gespenstisches. Der Tag war glühendheiß gewesen, die finstere Nacht — die Gewitterwolken waren herangezogen, aber sie schwanden über der dürren Wüste, fast ohne daß ein Tropfen herabfiel — war warm; beim gleichmäßigen Schaukeln auf dem Kamel ängstigte — nicht mich allein — eine eigenthümliche Sinnestäuschung, als ritte man in dichtem Wald zwischen hohen Bäumen und müsse sich fortwährend beugen, um den Zweigen auszuweichen; erst nach Mitternacht wurde es kühl — 14° R. — und gegen Morgen bis zum Sonnenaufgang immer kühler. Schon ehe die Sonne aufgieng, traten die Erscheinungen der Luftspiegelung ein. Die mächtige Kette des Kermaner-Gebirges trat nun schon schärfer gezeichnet und deutlich gegliedert am südlichen Horizont vor, während im Norden dieser fast unbegränzt war. Die Gegend blieb gleich todt und öde, die Hitze stieg von Stunde zu Stunde; vorher senkte sich gegen Abend die Ebene, und bald erreichten wir die tiefsten Stellen (kaum 1000 Fuß über dem Meer), wo der Boden, reiner compacter Salzthon, auf weite Strecken eine eigenthümliche Beschaffenheit annimmt, ähnlich einem frisch aufgerissenen Lande, dessen große Schollen bereits zusammengefunken sind; diese großen Schollen sind sehr feste, mit Thon und Grand gemischte Salztruſten, die durch von unten heraufgequollenen ähnlichen, einst wohl halbflüssigen Salzthon wie zusammengekittet sind — offenbar ein durch allmähliches Auslaugen und Austrocknen zusammengesunkenes Salzmoor, das aber jetzt selbst bei starken Regen, die zuweilen im Frühjahr vom Gebirge kommend bis hieher reichen, nie mehr verſumpfen soll. Jenseits dieser weiten Strecken erheben sich aus der Ebene, in weitester Ausdehnung zerstreut — wohl die Ufer des einstigen großen Salzsees — zerwaschene, nicht selten den Ruinen kolossaler Bauten täuschend ähnliche Salzthonhügel, die, besonders durch Luftspiegelung, das Aussehen einer in Trümmern liegenden ungeheuren Stadt gewinnen. Zwischen diesen Hügeln hindurch und zum Theil über sie hinüber gelangten wir bei einbrechender Nacht zu einem Fluß, dessen ganz mit Salz gesättigtes Wasser träge und kaum merklich sich fortbewegt. Nach einer kurzen Rast brachen wir von hier bald nach Mitternacht auf, und gelangten, anfangs zwischen den zerwaschenen, ganz vegetationsleeren Hügeln fortreitend, bei Sonnenaufgang wieder in eine weite Ebene, die den Charakter des Luth noch vollkommen an sich trug. Endlich erblickt man in der Ferne grünes Gesträuch — es sind zerstreute Tamarisken verschiedener Art an einem Rinnsal in sandigem Salzlehm — allein auch nur diese

Sträucher, ohne daß sich irgendein anderes Pflänzchen hinzugesellte. Weitere Ninnsale enthielten salziges Wasser, hier wurden die Tamarisken zahlreicher und kräftiger; endlich gewahrt man das kleine Dorf Sisi oder Sser-i-tscheschme. Kurz ehe man dieses erreicht, tritt zu den Tamarix noch Alhagi und ein Lagonychium (nicht Stephanianum) hinzu, allein noch jetzt zeigt sich keine einzige einjährige, keine ausdauernde Pflanze. Wie willkommen war das treffliche Wasser in dem Dorfe bei der großen Hitze des Tages und nach der langen Entbehrung! Hier versorgen sich damit die nordwärts ziehenden Karawanen; weither von den Bergen herangeleitet reicht es überdieß aus zur Bewässerung einiger wenigen Felder, auf denen Henna (Lawsonia alba) gebaut wurde, und eines kleinen Palmenhaines in der Nähe des Dorfes. Dazwischen fand sich außer den zwei vorher genannten Sträuchern zahlreich Glycyrrhiza, und hin und wieder eine Capparis. Schöne Stämme der Tamarix Articulata in kleinen Gruppen dienten dieser kleinen Oase zur Zierde.

Nach einer sehr warmen Nacht — bis zum Morgen 23° R. — brachen wir am andern Tage von hier nach Chabbis' auf und durchzogen einen hügeligen sandigen Salzlehmboden, dessen ausschließliche Vegetation in ansehnlichen Tamarix-Bäumen bestand, die in schönen Gruppen besonders die Spitzen der niedrigen Hügel krönten; erst später wo der Sandgehalt stärker wird, treten Calligonum (comosum?) mit schon reifenden Früchten, ferner Lagonychium, über mannshoch, aber noch nicht blühend, Alhagi, Cornulaca hinzu. Hat man dieses Hügelland überschritten, so erblickt man in einer Ebene, scheinbar am Fuß des Gebirges, die weit ausgedehnten Palmenhaine von Chabbis'. Der Boden wird ein fester Lehm. Bei wohl bewässerten Feldern mit bereits reifenden Weizen vorüber zogen wir in die Straßen von Chabbis' ein, zwischen weite, eben blühende Palmengärten mit Citronen- und Orangenbäumen, blühenden Granaten und Centifolien. Welcher Contrast!

Chabbis' soll über 100,000 weibliche fruchttragende Palmenstämme ernähren, die hier noch kräftiger sich entwickeln als in Tebes. Das weit vom Gebirge herangeleitete Wasser ist reichlich und sehr gut; der bewässerte Boden unter den Palmen war mit frischer üppiger Krautvegetation bedeckt. [1] Während die ganze Ebene umher, wo kein Wasser hingelangt, sowie die schroffen Abhänge der nahen Vorberge vollkommen vegetationsleer, im strengsten Sinne des Wortes, sind, zeigen die Ränder des offenen Canals, der das Wasser nach Chabbis' leitet, einen schmalen Streifen üppiger Vegetation ganz südlicher Formen, unter denen ich besonders das schöne, aber den Pferden verderbliche, eben in prachtvoller Blüthe stehende Nerium, hier Gietsch genannt (Abbott's Azalea), die kräftige Calotropis, das mimosenähnliche Lagonychium, Erianthus Ravennae (?), Anvillea Garcini (?) erwähne, zwischen denen Pteropyrum, Calligonum, Tamarix und überall verwilderte kleine Dattelbüsche zerstreut waren. (Peterm. geogr. Mitth.)

[1] Viciae sp., Melilotus, Frankenia pulverulenta, Lepigonum, Ranunculus arvensis, Malva, Anagallis, mehrere Lactucaceae, vier Arten einjähriger Euphorbien, Lolium, Brachypodium. Phalaris, zwei Andropogoneen u. s. w.

Eine geheime Denkschrift an Hien-fung, regierenden Kaiser von China.

Der Sinolog G. Pauthier veröffentlicht die anonyme Denkschrift eines chinesischen Gelehrten oder Litteraten, die im Juni 1858 unmittelbar nach dem Friedensschluß von Tien-tsin und ein Jahr vor der Niederlage der Briten bei den Forts von Tai-ku verfaßt wurde. Eine Abschrift davon wurde bei dem Gerichtshof in Hang-tscheu, der Hauptstadt des Tsche-kiang, genommen, und fiel — wir erfahren nicht wie — in die Hände der Europäer. Diese kostbare Urkunde, deren Inhalt selbst für ihre Aechtheit bürgt, ließt sich wie ein Stück „Portfolio" aus dem Reich der Mitte. Der Verfasser ist ein Litterat, d. h. ein Gelehrter welcher seine Staatsexamina bestanden hat. Diese sogenannten Litteraten, aus denen die Mandarinen gewählt werden, sind die einzige Classe von politischer Bedeutung. Sie bilden die öffentliche Meinung, sie beherrschen und reizen die Pöbelleidenschaften in China. Das Schreiben ist der Form nach sehr ehrerbietig gehalten, aber es kommen Stellen darin vor die ziemlich rauh das Ohr des himmlischen Herrschers getroffen haben mögen, denn der Verfasser der Denkschrift gehört zur „Kreuzzeitungspartei" in China, welche Krieg bis zum Messer gegen die Fremden und eine harte Bestrafung aller Minister wünscht welche den Frieden in Tien-tsin geschlossen haben. Der Friedensschluß selbst wird bezeichnet „als ein Erbtheil voll Schande für die Nachwelt, das an Kleinmuth alles Erlebte übertrifft." Drei Punkte des Friedensschlusses: 1) die Zulassung von Gesandtschaften in Peking, 2) die freie Schifffahrt auf dem Yang-tse, und 3) die Erlaubniß für die Missionäre sich im Reich zu verbreiten, erscheinen dem Patrioten ganz besonders anstößig. In Bezug auf Nummer Eins heißt es wörtlich: „Die Stadt wo das kaiserliche Hoflager steht, ist einer der wichtigsten Punkte des Reiches. Die (europäischen) Barbaren welche ihren Tribut an den Hof brachten, haben sie bisher immer als einen verbotenen Wohnplatz betrachtet. War ihre Höflichkeits- und Freundschaftssendung beendigt, so kehrten sie schleunigst in ihre Heimath zurück. Kaum dort angekommen, veröffentlichten sie Beschwerden daß sie in unsrer Hauptstadt belästigt und gequält, ihre Muße fortwährend gestört, daß sie wie Feinde behandelt worden, beständigen Verfolgungen ausgesetzt, ihre Quartiere in Pöbelstadttheilen gelegen, die innere Ausstattung alt und schäbig gewesen sey, daß man sie auf hölzernen Tragstühlen habe reisen lassen, und daß Gesindel aus der Tatarei die Straßen gefüllt habe, so oft sie sich gezeigt hätten." Der Chinese schreibt als ob er wirklich europäische Gesandtschaftsberichte gelesen hätte, und seine Bedenken sind durchaus verständig. Sobald Gesandtschaften in Peking residirten, würden sie Aufrührte

machen in europäischem Styl — den die Chinesen nicht verstehen, also auch nicht achten — behandelt zu werden. Der Pöbel der Hauptstadt möchte in China die Gesandten noch weniger achten als in Neapel, und eine reichliche Quelle neuer Aergernisse würde dadurch über das himmlische Reich sich ergießen. Verlangt doch schon Artikel 50 des Vertrages von Tien-tsin daß „in Zukunft alle amtlichen Schreiben englischer Behörden englisch empfangen werden sollen." Was würden die Engländer sagen wenn ein chinesischer Consul in London oder sonstwo chinesisch an Lord Palmerston sich zu schreiben erkühnte? „Das Königreich Lieu-kieu, welches in unsrer Nachbarschaft liegt, fährt der chinesische Patriot fort, mußte die Schmach erfahren daß ein Engländer in die Hauptstadt, ja bis in das Schloß des Königs vordrang um alles auszukundschaften — eine Dreistigkeit auf die niemand gefaßt war." Diese Anspielung bezieht sich darauf daß ein englischer Officier für die angeblichen Mißhandlungen des Missionärs Bettelheim die Behörden zur Rede stellte. Wo Missionäre hinkommen, gibt es früher oder später Stänkereien, und dann wird sogleich Execution gegen die Bevölkerung verhängt, der diese Civilisatoren ausgedrängt wurden.

Ganz eigene und seltsame Befürchtungen hegt der Verfasser von einer Befreiung der Schifffahrt auf dem Yang-tse-kiang. „Das Salz in Han-kéu [1] wird bald mangeln in Folge der Hindernisse die man dem Verschleiß in den Weg legen wird; man wird es mit Gewalt zu niedern Preisen auflaufen und theuer losschlagen. Die Fremden, wenn sie ihr Geschäft gemacht haben, werden verschwinden; die Salzhändler werden mit ihren Profiten ihnen folgen, und die Behörden der kaiserlichen Salzregie werden den Schaden nicht mehr gut machen können." Die Stelle ist etwas dunkel und der französische Uebersetzer scheint den Chinesen nicht ganz verstanden zu haben. Wahrscheinlich meint er folgendes: Aus Oliphant wissen wir daß die einzige Waare die in Hang-kéu auf Absatz rechnen kann, das Salz ist. Alles Salz kommt von der See den Yang-tse herauf und macht mühelige Umwege. [2] Mit den europäischen Dampfern oder Segelschiffen werden aber in Zukunft die Dschunken nicht mehr wetteifern können. Folglich wird den Europäern der Salzhandel in die Hände fallen, und die chinesischen Zwischenhändler, an die sie ihre Ladung verkaufen müßten, möchten dann ein Monopol besitzen und die Preise vorschreiben können. Man mag auch fürchten daß solche Salzzufuhren sehr unregelmäßig eintreffen könnten, während jetzt das Salz unter öffentlicher Regie steht und zu festen Taxen abgegeben zu werden scheint, so daß kein Wucher damit getrieben werden kann. Die Besorgniß, wenn auch nationalökonomisch nicht begründet, scheint ehrlich von den Chinesen gemeint zu seyn. An einer andern Stelle ist er noch klarer. Der Yang-tse, meint er, schneidet das Reich in zwei große Hälften, und wenn den Barbaren erlaubt wird diesen Fluß mit ihren Dampfern „wie im Flug" zu befahren, dann werden sie das Reich in zwei Hälften zerschnitten haben. Die öffentliche Meinung in China, fährt der Patriot fort, namentlich die der Ortsbehörden (also der Litteraten), sey entschieden gegen solche Zugeständnisse: „Man muß einen beherzten Entschluß fassen. Sollen die großen Staatsausgaben gelöst werden, so muß man jeden Wunsch (einen kränklichen Frieden zu erhalten) unterdrücken, der nur zur Wiederholung der östlichen Thn und der südlichen Sung führen würde," d. h. mit andern Worten, der Friede mit den Barbaren werde mit der Zerstückelung des Reiches enden, denn die letzten Tsinkaiser (265—419 n. Chr.) ließen China in 16 Theilherrschaften zerfallen, die Sung (420—477) aber herrschten nur in Süd-China. Diese starke Stelle der Denkschrift beweist uns welche Sprache die Kriegspartei sich erlauben darf, sie beweist auch die völlige Hülflosigkeit der Mandschudynastie, denn wir werden zeigen daß die Kriegs- so gut wie die Friedenspartei die Dynastie zum Untergang führen wird.

Sehr bedenklich scheint ihm die Zulassung der Missionäre ins Innere. Nicht etwa daß der Chinese irgendetwas für das Seelenheil der Bewohner des himmlischen Reichs fürchtete, denn der Chinese besorgt nichts von einer „so seltsamen" Religion wie die christliche, und er kümmert sich überhaupt wenig um übersinnliche Dinge. Seine Bedenken sind vielmehr politischer Natur, denn er befürchtet die Missionäre möchten dem Pöbel den Kopf verdrehen. „Eines schönen Tages, fährt er fort, wird man die langhaarigen Banditen (die Taïping-Rebellen) auch den Herrn des Himmels (Christum) anbeten und seine Lehre bekennen sehen." Dann aber besorgt er auch daß die Missionäre nur ins Innere dringen möchten „um es auszukundschaften, die Ausdehnung des Reiches und die Bodengestaltung nach Länge und Breite, die Zahl der Berge und Flüsse, die Gestalt der festen Plätze und ihrer Werke, die Stärke oder Schwäche unsrer Heere, die reichen oder magern Räume unsres Bodens zu erforschen."

Bitterlich kritisirt er die bisherige Politik. Man habe immer, mit den äußersten Mitteln gezögert um die Armee-Corps vollständig zu machen. Mittlerweile hätten die Barbaren Zeit gehabt Brand und Verheerung allenthalben zu verbreiten. „Noch, fährt die Denkschrift fort, sind beherzte Leute vorhanden, die für die Beruhigung des Reiches zu Opfern bereit sind. Wird ein Anführer entfernt oder getödtet, so sollte man geschwind einen andern schicken." Er wisse wohl daß es Leute (die Friedenspartei) gebe, die da sprächen: wenn man sich nur geschmeidig den Umständen füge, werde man nach und nach die Fremden beruhigen, er fürchte aber daß es zuletzt dabei zu einem Ausbruch der Volkswuth kommen werde. „Die Armee, welche in der Hauptstadt liegt, ist schon so weit gekommen daß sie nur verächtlich mit den leitenden Ministern verkehrt." Mit Concessionen ließe sich die Dreistigkeit der Fremden nicht mehr sättigen. „Erröthen muß man schon über die letzten Zugeständnisse; denn

[1] Es ist das Hang-kow, 120 deutsche Meilen oberhalb der Mündung des Yang-tse, der letzte Punkt den Lord Elgin 1858 erreichte.

[2] Die hohen Salzpreise in Hang-kéu während Lord Elgins Anwesenheit rühren vielleicht daher daß die Rebellen oder Taïpings von Nanking aufwärts eine große Strecke des Yang-tse besetzt halten und keine einzige Dschunke durchlassen. Das Salz mußte daher über Land einen Bogen machen um das Gebiet der Rebellion zu umgehen, und war daher viel theurer in Hang-kéu als wie in normalen Zeiten.

wenn man etwa später diesen Zugeständnissen sich widersetzen wollte, so wäre Recht und Billigkeit für die Barbaren, und das Unrecht auf unsrer Seite. Wer möchte dann zum Heil des Vaterlandes Gewalt gebrauchen?“ Man wird sich aus den Zeitungen erinnern daß im Jahr 1859 vor dem Sieg bei den Taku-Forts, der chinesische Hof entschlossen gewesen seyn soll, im Fall eines Einzugs der Engländer in Peking, nach den Steppen jenseits der Mauer zu entweichen. Darauf scheinen folgende Worte anzuspielen: „Dieses Jahr hat man im Norden große Magazine angelegt, damit sie in Zukunft als Hülfsquellen dienen möchten. Es würde ein großes Zeichen der Schwäche und Niedergeschlagenheit seyn wenn man sich den Gedanken an eine solche Maßregel überließe. Haben nicht im letzten Jahre (1858) Li-liai, Fang-lin, Tung-tsiang u. a., die sich im Norden empörten, wo sie allerlei Räubereien und Schändlichkeiten verübten, mächtig den Nachdruck und die Anmaßungen der Barbaren vermehrt?“ Von einer Rebellion im Norden hat bis jetzt niemand etwas erfahren, aber man sieht, wie von allen Seiten der Hof der Mandschu zur Zeit des Friedensschlusses geängstigt war.

Die Denkschrift bricht nun in ein Lob des Oberhauptes der Kriegspartei, des Fürsten Seng-ko Lin-tsin (Sangoliosen, wie die Briten schreiben), des spätern Siegers bei Tai-ku aus. „Wir haben noch Seng-ko Lin-tsin, die Stärke und den Trost der Armee, welcher durch Wort und Gebärde täglich kund gibt daß er nur auf eine Gelegenheit zum Losschlagen wartet, und daß er sich eifrig bemüht den Muth zu einem Widerstand gegen die Barbaren zu entflammen.“ Seng-ko Lin-tsin ist der Fürst der Horde Chartsin, und soll, sagt man, unter den Russen im Kaukasus gedient und eine Abhandlung über Taktik oder über Artilleriewissenschaft aus dem Französischen ins Mongolische übersetzt, ja — fügen die orientalischen Kanonengießer hinzu — die Garnison Pekings bereits mit gezogenen Gewehren und gezogenen Kanonen versehen haben; sie ist also glücklicher als viele europäische Heere, die noch nicht einmal bis zum Probiren solcher Geschütze gelangt sind. Hinter diesem Märchenflor steckt die historische Thatsache daß zufolge den Berichten der britischen Officiere die Forts bei Taku nach den Grundsätzen europäischer Befestigungskunst angelegt und mit neuen Erfindungen bereichert waren, welche die Engländer erst im Krieg auf der Krim kennen gelernt hatten. Für uns ist es ganz gleichgültig ob der artilleristische Genius der Chinesen der Mongolenfürst selbst oder irgend eine „rechte Hand“ des Mongolenfürsten sey. Die Denkschrift behauptet weiter daß in Tientsin und in der Provinz Tschili die Bevölkerung, aufs höchste erbittert, nur das Signal zum Losschlagen erwarte. Der Patriot ist schon gefaßt auf große Thaten von Seiten der Milizen, das heißt der chinesischen Landwehr „welche die Barbaren unter ihre Füße treten und die Ströme mit ihren Leichen füllen würde.“ Diesen Augenblick kann seine Ungeduld nicht erwarten. „Wenn man noch immer sagt daß wir nicht genug Kräfte zur Ausführung der Befehle besäßen, so sind die Minister keines Vertrauens werth.“ Er beruft sich auf den erfolgreichen Widerstand der Cantonesen, welcher die Engländer verhindert habe das flache Land zu betreten. „Mit Nachdruck, heißt es später, muß ich begehren daß man von weither hinreichende Kräfte zur Vernichtung des Feindes sammle. Keine neuen Schwankungen mehr! Man bedenke daß die Aufregung und der Unmuth der wohlhabenden und reichen Bevölkerung seine äußerste Gränze erreicht hat. Man muß einen Aufruf an die Patrioten erlassen und die Kräfte des Reiches in ein Bündel vereinigen. Ohne Verzug müssen die Waffenschmiede Befehl zum Anfertigen der Waffen erhalten. Wenn die feindlichen Schiffe, die noch vor Tientsin liegen, diese Bewegung wahrnehmen, müssen sie sich entschließen so bald als möglich die Anker zu heben. Sobald sie aber vor der Gefahr entflohen sind, werden wir ihnen die Einfahrt verschließen, den einzigen Pfad zu ihrer Rückkehr.“ Der Patriot ist auch nicht frei von Proscriptionsgelüsten und namentlich erbittert gegen Kwei-liang und Hoa-scha-na, die beiden Diplomaten welche mit Lord Elgin den Frieden in Tientsin schlossen. Sie seyen, meint er ironisch, von dem Rauschen der seidenen Gewänder, von dem Glanz und dem Trommeln der Paradesoldaten so betäubt gewesen, daß sie in unzurechnungsfähigem Zustande die Artikel unterzeichnet hätten. Die öffentliche Meinung (d. h. die Kriegspartei) verlange daher die Genugthuung daß die pflichtvergessenen Mandarinen ihre Namen in die Liste der Bevölkerungen 3000 Li jenseits des He-lung-kiang, des Gebirges Hing-schan, eintragen, das heißt daß man sie nach der Mandschurei und dem Amur, dem chinesischen Sibirien, verbannen solle, „denn die bloße Hinrichtung reiche nicht aus solche Menschen zu bestrafen.“

Diese Denkschrift gewährt uns einen hellen Blick auf die gefährliche Lage der Mandschudynastie. Man muß nie vergessen daß die 300 oder 360 Millionen Chinesen von etwa 60,000 Mandschu-Soldaten regiert werden. Um sich diese Herrschaft zu sichern, haben die Mandschu die Chinesen systematisch zu Memmen gemacht. Wir lasen erst unlängst wieder daß bei der Parade in Hangkeu vor Lord Elgin ein Corps Chinesen in fleischfarbigen Tricots mit beinahe keiner Bewaffnung auftrat, welche nur durch ihr Costüm dem Feinde Schrecken einflößen sollten. Solche Maskeraden wendet man nur bei den einheimischen Milizen an, denn die Mandschugarnisonen sind gut bewaffnet. Das Ansehen der Dynastie beruht, nächst den spärlichen über das Land zerstreuten Garnisonen kaiserlicher Truppen, auf dem Glauben an die Allmacht der Kaisergewalt. Ist dieser Zauber zerstört, dann fällt die Macht zusammen wie ein Kartenhaus. Jede Nachgiebigkeit gegen die Fremden fühlen die intelligenten Chinesen als eine Demüthigung, denn sie halten sich für ungleich klüger, scharfsinniger und gesitteter als die Barbaren. Man merkt in China vollkommen, wie verächtlich man im Grunde von den Europäern behandelt wird, und die Reizbarkeit der Chinesen ist daher wohl berechtigt. Ferner mögen auch die wohlhabenden und intelligenten Classen einen Schauder fühlen vor der neuen Zeit, die sicher mit dem Eindringen der Fremden anbrechen muß. Das Erscheinen von Dampfern auf dem Yang-tse tief im Innern vor einer staunenden Bevölkerung, die vielleicht im Herzen wenig loyal gesinnt ist, muß jeden politischen Kopf im himmlischen Reiche beunruhigen. Die Mandschu haben

sich als Instrument ihrer Herrschaft nur der Chinesen selbst bedienen können. Die „Literaten" sind nach wie vor die einzige herrschende Classe geblieben. Bei ihnen aber ist das Nationalgefühl besonders reizbar, und eine Dynastie die sich unchinesisch betragen, die ihrer Würde etwas vergeben würde, hat, wie man sieht, den Zorn und die Verachtung dieser Classe zu erwarten, die jetzt schon mit dem Schlimmsten, dem dem Zerfalle des Reiches, droht. Neue Demüthigungen müssen den Mandschuthron vollends erschüttern. Die Flucht aus Peking nach dem Norden ist, wie man aus der Denkschrift sieht, nur der Anfang vom Ende, das Signal zur Auflösung des ganzen Reiches. Vielleicht besäßen die Mandschus ein Mittel den Europäern zu widerstehen. Alle Kenner China's versichern nämlich daß es den Bewohnern des himmlischen Reiches durchaus nicht an Heldensinn gebricht. Wenn man einem Engländer Bogen und Pfeile oder Geschütze im Style des 15ten Jahrhunderts gäbe, den Chinesen aber Enfieldbüchsen, gezogene Kanonen, Raketen u. s. w., die Engländer würden vor den chinesischen Milizen so gut davon laufen wie bisher die Chinesen vor den Engländern. Wo die Waffen auf beiden Seiten gleich waren, wie bei den Taku-Forts, haben die Chinesen bei ihren Geschützen stegreich unter dem feindlichen Feuer ausgehalten. Wollten nun die Mandschu als letztes Mittel die nationalen Milizen zu brauchbaren Truppen ausbilden, so wäre es an und für sich vorbei mit der Herrschaft dieser fremden Dynastie. Es geht das chinesische Reich mit sichern Schritten seiner Auflösung entgegen, denn wir sehen nirgends ein Hinderniß welches die Alliirten bei ihrem Marsche gegen Peking aufhalten soll. Für die Europäer wird der Sieg immer undankbar bleiben, denn die Chinesen selbst werden sich nicht ändern, das Reich aber wird wahrscheinlich in eine grauenhafte Zerrüttung gerathen und der Mord des Bürgerkrieges auf ein Menschenalter hinaus das Land bedecken, wie es in den Provinzen geschehen ist wo die Taipings gehaust haben. Thee und Seide, die beiden Gegenstände um die sich alle unsere Beziehungen mit China drehen, werden in Folge dessen aber weder reichlicher noch wohlfeiler die Seehäfen erreichen.

Eine Fahrt auf der Eisenbahn von Alexandria nach Kairo.

(Aus der Illustration.)

Von Marseille am 29 Dec. 1859 abgereist, waren wir Donnerstags, 5 Januar 1860, um 6 Uhr Morgens im Angesicht von Alexandria: ein Lootse kam an Bord, und eine Stunde später sagten wir dem Bectis Lebewohl. Jetzt zum erstenmal konnten wir constatiren inwieweit wir nur Sache der Compagnie peninsulaire orientale und einem der zahlreichen Colli gleichgestellt waren die im untersten Schiffsraum lagen. Der Dampfer hält sehr weit weg vom Landungsdai an. Nachen, besetzt mit Negern, Türken und Arabern, die einen weniger bekleidet als die andern und wildes Geschrei ausstoßend, fahren an das Boot und bemächtigen sich der Passagiere. Der Franzose, ein Neuling im Reisen, fordert sein Gepäck, fragt nach dem Preise des Nachens den er nehmen will, dem Ort wo er sich ausschiffen lassen soll. Verlorne Mühe! Er wird fortgerissen, eingeschifft, an den Kai gesetzt, er und sein kleiner Nachtsack, das einzige was die Compagnie ihm zu behalten gestattet hat. Einer unserer Ruderer, ein äußerst häßlicher, aber prächtig schwarzer Nubier, macht uns die Gebärde welche in allen Sprachen der Welt bedeutet: „Der Preis für Ihre Plätze, wenn's gefällig ist." Ich gab ihm zwei Schillinge, und er schien bezahlt. Im Augenblick unserer Ausschiffung fragte mich ein besser als die übrigen gekleideter Türke ob ich meinen Nachen bezahlt habe. Auf meine bejahende Antwort wurde mein armer Nubier gepackt und gewissenhaft gepeitscht; der Passagier der Mallepost hat nicht einmal das Recht einen Lastträger zu bezahlen. Zweihundert Schritte von dem Ort wo wir unsern Nachen verlassen hatten, erwartete uns der Eisenbahnzug: er rollt auf einem von einer buntschekigen Volksmenge eingenommenem Wege dahin, die aufsteht um den Zug vorüberbrausen zu lassen, und sich wieder niederlegt wenn er vorüber ist. Die von der Eisenbahn innegehaltene Route ist anfangs ziemlich eintönig: rechts der Nil, breit wie ein Meer; links unermeßliche mit Schlamm bedeckte Ebenen; von Zeit zu Zeit ein Dorf inmitten eines kleinen Palmengehölzes, und auf dem Wege welcher sich längs der Eisenstraße hinzieht einige Gruppen Aegyptier mit Kamelen und Ochsen. Um 11 Uhr kamen wir an die Station Kafr-Ayat: dort gibt die Compagnie den Reisenden ein leidliches Frühstück, und gestattet ihnen zwanzig Minuten um es einzunehmen; die einundzwanzigste Minute muß euch von neuem in eurem Sitz im Wagen und auf dem Wege nach Kairo finden. Von Kafr-Ayat aus wird der Weg reizend: er ist eine Reihenfolge von Oasen, Dörfer mit blendend weißen Häusern, inmitten einer lachenden und kräftigen Vegetation, der Palmen und der Zuckerrohrfelder; überall Arbeiter, Reiter, Kamelheerden. Das Land ist unerhört reich. Dennoch findet man hier immer noch den Bettler mit der nüfelnden und zudringlichen Stimme. In Kafr-Ayat waren wir von einer Menge schmutziger Hände angefallen worden, welche halbnackten Wesen angehörten; diese hartnäckigen Bettler finden Mittel das Mitleid guter Herzen selbst dann noch anzuflehen wenn der Zug schon im Gang ist. Sie klettern auf die Wagen, strecken ihren Arm durch die zur Aufnahme einer Lampe bestimmte Oeffnung, und plötzlich erscheint vor den Augen der Reisenden eine beredte Hand: man legt einen Obolus hinein; der Arm zieht sich zurück, und der Bettler springt auf den folgenden Wagen. Einige Augenblicke vor unserer Ankunft in Kairo bemerkten wir die Pyramiden. Es war 6 Uhr, die Sonne gieng prächtig unter: ihre letzten Strahlen erhellten zu unserer Linken die unzähligen Minarets von Kairo, zu unserer Rechten die drei Pyramiden, deren Schatten sich in riesenhaften Formen auf dem Sand der Wüste ausbreiteten; es war ein schönes und erhabenes Schauspiel.

Ein Antikenfund bei Wan in Armenien.

Ich habe Ihnen, sagt ein Berichterstatter im Levant Herald, von der Entdeckung einer wahren Mine antiker Kunstschätze in einigen Erdhügeln außerhalb dieser alten armenisch-assyrischen Stadt (Wan) zu erzählen. Das Vorhandensein solcher Ueberreste unter den vielen niedrigen Hügeln welche die Ebene zwischen dem See und der Stadt, und weit ins Land hinein hinter der letztern, bedecken, ist schon lange gemuthmaßt worden; allein weder Layard noch sonst einer der zwei oder drei andern europäischen Reisenden welche diesen fernen und abgelegenen Himmelsstrich besuchten, hatten Gelegenheit sich von der Richtigkeit dieser vorherrschenden Ansicht zu überzeugen. Die Eifersucht der Eingebornen und der Behörden — obgleich letztere „Stambulis" sind — legte jeder näheren Untersuchung stets unübersteigliche Hindernisse in den Weg, und so ließ man die Ueberreste von Sculptur und plastischer Kunst aus den Zeiten der Semiramis und ihrer Nachfolger in ihrem dreitausendjährigen Grab unberührt liegen, bis sie vor etwa vierzehn Tagen zufälligerweise aufgedeckt wurden. Gerade wie die vergrabenen Schätze von Ninive selbst aus Tageslicht gebracht wurden durch die zufällige Entdeckung eines hervordringenden Backsteins, so ist man auf diese Denkmale der Kunst der alten Welt aufmerksam gemacht worden durch das zufällige Graben einiger Bauern. Diese letzteren beschäftigten sich mit der Ausgrabung einiger losen Steine aus den fraglichen Erdhügeln, als sie zuerst auf eine, dann auf eine zweite, dick mit Keilinschriften bedeckte, da und dort mit rohen angulären Figuren von Menschen und Thieren versehene Bronzeplatte stießen. Da die Entdecker nicht wußten was sie aus diesem wunderbaren Funde machen sollten, so eilten sie damit in die Stadt, wo die Kunde davon bald zu den Ohren des Pascha's gelangte, der die Männer schnell vor sich rufen ließ. Nicht aus Liebe zur Kunst, Gott weiß es, sondern offenbar in der Hoffnung etwas verwandelbareres als Metallplatten zu Tage zu bringen, sandte Ismael Pascha eine Abtheilung Forscher nach den Hügeln wo die Alterthümer gefunden worden waren. Das Ergebniß mehrtägiger Nachforschungen war die Entdeckung eines glänzenden menschenköpfigen Bronze-Stiers, in etwa drei Viertheilen der Lebensgröße, eines großen beflügelten Adlers, und zweier vortrefflich gearbeiteter Schlangen, alle anscheinend von reinster Bronze. Meinend das Metall dieser Dinge dürfte etwas werthvolleres seyn als Kupfer und Erz, that der Pascha der Forschung Einhalt bis dieser Punkt ausgemacht war; allein so ungeschickte Prüfer auch die „schlauen Arbeiter" von Wan sind, ein wenig Schaben und Feilen zeigte ihnen bald daß Kupfer und Erz alles seyen was aus den Bildern gemacht werden konnte. Seit dieser niederschlagenden Entdeckung haben die weiteren Nachforschungen gänzlich aufgehört, obgleich aller Grund vorhanden ist zu glauben daß, wenn man sie fortsetzte, die Resultate alle Mühe deren man sich unterzöge mehr als belohnen und die in Ninive und Nimrud unbegrabene Geschichte um manches kostbare Blatt bereichern würden. Um das Verbrechen seiner vandalischen Gleichgültigkeit gegen diese werthvollen Entdeckungen voll zu machen, hat der Pascha Platten, Stier, Adler, Schlangen, und was sonst ausgegraben ward, dem Karabasch (Bischof) der Armenier übergeben, der, wie man vernimmt, im Begriff steht dieselben des Kupfers wegen einschmelzen zu lassen!

Bemerkungen über die Vögel Ungarns und Slavoniens.

Von A. Leist.

Nicht allein die Vögel der Schweizer Alpenwelt haben in dem gemüthreichen und scharfsinnigen Tschudi ihren Beobachter und Beschreiber gefunden, auch die ungarischen Karpathen haben einen in der deutschen Lesewelt zwar noch nicht bekannten, aber desseungeachtet nicht minder scharfsinnigen Beobachter und Beschreiber ihrer gefiederten Bewohner, dieser schönsten Geschöpfe des Thierreiches, aufzuweisen. Es ist dieß der polnische Ornithologe Graf Wodzicki, welcher schon im Jahr 1847 von Galizien aus mit einigen Begleitern eine wissenschaftliche Reise in das Tatragebirge Ungarns unternahm, die keinen andern Zweck hatte als die Beobachtung und Beschreibung der in jenem hohen Gebirge und in den angränzenden Thälern vorkommenden Vögel. Die auf dieser Reise von dem erwähnten Standpunkt aus gesammelten Beobachtungen hat dieser Naturfreund in seinem Werk: „Ornithologische Reise in das Tatragebirge im Jahr 1847" niedergelegt. Dieses schätzbare Buch ist in polnischer Sprache geschrieben und hat, bei der geringen Beachtung welche die Ornithologie — z. B. England gegenüber — im allgemeinen in Deutschland findet, natürlich noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden, und obgleich Ungarn kein einziges ornithologisches Originalwerk aufzuweisen im Stand ist, so ist es doch noch keinem Magyaren eingefallen dieses auf sein Vaterland Bezug habende Buch in die ungarische Sprache zu übertragen, wovon allerdings die Schuld in sehr verschiedenen Ursachen liegen mag. Wir haben das Werk des Grafen Wodzicki schon zu wiederholtenmalen in unseren Händen gehabt, allein dasselbe soll uns bei Abfassung dieser Bemerkungen keineswegs als Hülfsquelle dienen, weil wir hier, mit Umgehung der in jedem ornithologischen Werke vorkommenden Beschreibungen der verschiedenen Vögel, hauptsächlich nur über das durch die eigenthümlichen Verhältnisse und durch die physische Beschaffenheit des Landes bedingte Vorkommen der Vögel in Ungarn und Slavonien sprechen wollen.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden daß hier von specifisch ungarischen, d. h. nur in Ungarn allein und ausschließlich vorkommenden, Vögeln nicht die Rede seyn kann, da es solche nicht gibt, und so... e sogenannte „ungarische Nachtigall," welche auch unter dem Namen „Wiener Nachtigall" in den Vogelhandel kommt, nicht allein in Ungarn sondern auch in den Donaufürstenthümern, der Türkei, in Polen und in Podolien anzutreffen ist. Andere Vögel wieder,

welche in Deutschland gar nicht oder doch hie und da nur selten vorzukommen pflegen, gehören in Ungarn gar nicht zu den Seltenheiten, z. B. der Bienenfresser, der Pelikan, der große Schilbreiher oder Nachtrabe, der Trappe, die Steindrossel, die Bartmeise u. a., besonders seltene Wasservögel. Charakteristisch und bezeichnend sowohl für die geographische Lage als für die verschiedenartige Beschaffenheit des Landes ist die ungeheure Menge gewisser Zug- und Strichvögel. Namentlich aber ist die Menge der Sumpf- und Schwimmvögel in den teich- und sumpfreichen Niederungen an der Donau, Theiß, Marosch, Drave und Save unglaublich groß, und viele Gattungen derselben, welche nicht ganz auf südliche Himmelsstriche von der Natur angewiesen sind, pflegen schon in den südlichen Gegenden Ungarns zu überwintern und gewähren eine reichliche Ausbeute für die Jagd. Ebenso überwintern in den benachbarten Gewässern der Türkei verschiedene Entenarten, und die Herüber- und Hinüberzüge derselben, sowie der Kibitz-Schwärme erfolgen je nach dem Wechsel der Witterung den ganzen Winter hindurch. Die aus dem Süden erfolgende Hauptwanderung der Zugvögel, welche bei den Sumpf- und Schwimmvögeln zum Theil hoch in der Luft in keilförmigen Zügen oder in ungeordneten Schwärmen geschieht, beginnt in der Regel spätestens gegen Ende des Monats Februar, und gewährt dem Naturfreund wegen der zahlreichen Tag für Tag ankommenden Züge ein großes Vergnügen, und derjenige welcher die Vögel an ihrer Stimme erkennt, wird auch in heiteren Nächten die hellpfeifende weit hörbare Stimme des großen Brachvogels, Numenius arquata, des Goldregenpfeifers und anderer Vögel vernehmen. Natürlich dient Ungarn vermöge seiner Lage auch den kleineren aus nördlichen Gegenden kommenden Vögeln zum Durchzug, und es muß bemerkt werden daß hier jene vortrefflichen Sänger, welche den Frühling verherrlichen und das Herz des empfindsamen Menschen erfreuen, keineswegs auf barbarische Weise weggefangen und verspeist werden wie solches von den gierigen und gemüthlosen Welschen geschieht, denen der Mund nach gebratenen Singvögeln und Polenta wässert. Nach solchem Bratenbissen verlangt der Magyar in seinem gottgesegneten Lande nicht. Schon allein zum Schutz der Singvögel wäre es sehr zu wünschen daß in Italien die Thierschutzvereine große Verbreitung finden möchten. Sehr groß ist auch in Ungarn und namentlich in den milderen südlichen Gegenden die Anzahl der Strichvögel, welche dort ihren nahrungsreichen Aufenthalt nehmen, wenn im Norden und auch weiter herunten in den diess- und jenseitigen Karpathen- und Sudetenländern ein strenger und schneereicher Winter eintritt, und auch die körnerfressenden Vögel zur Weiterwanderung nöthigt. Es ist dann wohl natürlich daß viele dieser Vögel den Winteraufenthalt in den Ebenen Ungarns instinctmäßig jenem in den Alpenländern der österreichischen Monarchie vorziehen. Die Wachholderdrossel und andere Drosselarten, welche sich von Waldbeeren nähren, machen natürlich eine Ausnahme, daher denn auch in Steiermark das Sprüchwort bekannt ist: „Am Tag Sanct Galle, kommen die Drosseln alle.“ Zu den Strichvögeln, welche in Ungarn während der Winterszeit in so großer Anzahl erscheinen, gehören nicht allein die Finken- und Ammerarten, sondern auch mehrere Arten von Lerchen, die wir weiter unten speciell anführen werden. Der Contrast welcher zwischen der reichen Vögelwelt Südungarns und jener armen von Norddeutschland und Polen während des Winters von den Kennern beiderseitiger Himmelsstriche gefunden wird, ist in jeder Beziehung ein außerordentlich großer; dasselbe wird auch der Fremde sofort bemerken, wenn er einen südungarischen oder slavonischen Wald in der großen Gesangsepoche der Vögel betritt, welche Epoche jedoch bei dem zeitigeren Beginn hierzulande nicht bis Johanni, sondern höchstens bis Ende Mai dauert; später sind nur vereinzelte Vogelstimmen hörbar. In jenen großen mit uralten Bäumen und reichlichem Unterholz versehenen Wäldern, die nur selten vom menschlichen Fuße betreten werden, ist die außerordentliche Menge der Vögel noch mehr als die Mannichfaltigkeit der Arten zu bewundern. Welch ein Leben und welch ein Jubel herrscht da, und wie sehr wird die friedliche Stimmung des Menschen in des Waldes Einsamkeit durch das tausendstimmige Concert der Vögel freudig gehoben! Freilich gilt dieser Gesang nicht dem Menschen, der hier selbst ein Fremdling ist, sondern dem Weibchen, oder es singt der Vogel, wie es auch außer der Paarungs- und Brutzeit zu geschehen pflegt, aus eigener Lust und Freude.

Daß es früher im allgemeinen und in manchen Gegenden im besonderen noch viel mehr Vögel gegeben habe, ist eine gewöhnliche und auch glaubwürdige Aussage alter Leute, die nicht allein in manchen Gegenden Ungarns, sondern auch fast überall in Deutschland gehört wird. Es kommt dies von den Nachstellungen her welchen die Vögel in verschiedenen Ländern mehr oder weniger ausgesetzt sind. Es scheint daß die Verminderung der Vögel auch mit der Abnahme der Wälder und mit der allgemeinen Vermehrung der Menschen in nicht geringem Zusammenhang steht.

Nicht überall in Ungarn ist das oben angedeutete freudige Leben der Vögelwelt bemerkbar. In jenen monotonen sandigen Haiden des Pesther- und Tolnaer Comitats, in den weiten baum- und strauchlosen Ebenen der Pußta ertönt keine ungarische Nachtigall. Ja, mit Ausnahme der Haidelerche erscheinen dort fast gar keine Singvögel, wenn auch besonders in der Herbst- und Winterszeit das traurige Landschaftsbild von zahlreichen Krähenschwärmen belebt wird, welche das hie und da liegende Aas gefallener Thiere herbeigelockt hat. Vereinzelt, aber nicht selten, erblickt man dort auch mehrere Arten von Raubvögeln, die meist von Erdziesel (Arctomys citellus) leben, welche zu Tausenden die Haide bewohnen und fortwährend auf der Oberfläche der Erde umherlaufen.

Wenn wir den allerwärts bekanntesten und treuesten Hausfreund der Dorf- und Stadtbewohner, den gefräßigen und geschwätzigen Sperling, hier nicht unerwähnt lassen, so geschieht es nur um zu sagen daß dieser schlaue Schelm nicht allein in den hohen, sondern auch schon in einigen niederen Karpathengegenden, z. B. am Berge Kralowa Hora (Königsberg) gar nicht existirt. Bemerkenswerth sind aber die sehr oft vorkommenden weißen Varietäten, die also in Ungarn

gar nicht so selten sind wie in Deutschland, wo die weißen Sperlinge sprüchwörtlich für die Seltenheit angeführt werden. Mir haben als Knabe ein Sperlingspaar in der Brutzeit beobachtet, wo die eine Ehehälfte, das Männchen, ganz weiß gefiedert war. Der allgemein bekannte gemeine Fink, Fringilla coelebs, beginnt in den milderen Gegenden oft schon Anfangs Februar mit seinem herrlichen Schlage die kahlen Wälder und Büsche zu beleben, und gerade dann wenn die Bäume grün werden, ist die Hauptepoche des Finkenschlages schon vorüber, dauert aber, in Abnahme begriffen, doch noch bis in den Juli fort. Die Ungarn, die nicht allein in der Vogelstellerei, sondern auch in der Vogelliebhaberei weit hinter den Deutschen zurück sind, unterscheiden noch keine 30 bis 40 Formeln oder Weisen des Finkenschlages, wie dieß im Harz, in Thüringen, in Nürnberg u. s. w. zu geschehen pflegt. Der Ungar kennt kein Gutjahr, kein Guarnja, kein Wirthsgebühr, keinen Raitzu-Schlag u. s. w. Er nennt den Fink nach seinem Lockton Pintjöfe. Daß der Ungar in der Erkenntniß der Natur und ihrer Geschöpfe noch nicht weit vorgeschritten ist, und daß er aus diesem Grunde manchen schönen Genuß entbehren muß, beweist schon die Thatsache daß der gemeine Mann für die nicht ganz gemeinen Vögel, z. B. für die verschiedenen zahlreichen Sylvien-Arten, gar keine speciellen Benennungen kennt, während die Naturforscher dieselben mit Namen bezeichnen welche von diesen Gelehrten gemacht und keineswegs aus der Sprache des Volkes entnommen worden sind. In Deutschland werden viele Vögel je nach der Gegend verschieden und auch in dieser sehr oft mit mehreren Namen benannt, während der Ungar für die gewöhnlicheren Vögel nur einen, selten zwei Namen aufzufinden vermag. Der Mangel solcher Namen ist immer ein Testimonium paupertatis für die entsprechenden Völker, und in dieser Beziehung dürften die Zigeuner am meisten zurück seyn, welche jeden Vogel „Tschirkulo" nennen, und demselben nur ein bezeichnendes Prädicat vorsetzen, z. B. der kleine, der bunte, der schwarze, der langschnäbelige oder langschwänzige Tschirkulo u. s. w. Die geringe Naturanschauung geht hier mit der Armuth der Sprache eines gesunkenen Volkes Hand in Hand.

Viel zahlreicher als der gemeine Fink erscheint im Spätherbst und im Winter der gelbbrüstige Bergfink, Fringilla montifringilla, von den deutschen Colonisten in Ungarn auch Gogler oder Nigowitz genannt. Nach frischgefallenem Schnee, wo er in großer Menge erscheint, wird er wohl auch hier und da besonders von deutschen Winzern mit anderen Finken- und Ammerarten mit Schlingen weggefangen. Im Frühling kehren diese Vögel wieder in ihre nordische Heimath zurück.

Der Girlitz, Fringilla serinus, ein grüngelblicher dem Zeisig ähnlicher Vogel, ist in Ungarn gar nicht selten; er ist aber wenig gekannt, obgleich er sich durch seinen feinschwirrenden Gesang auf den Baumwipfeln der Gärten leicht bemerkbar macht. Wer den lang andauernden, aber wenig abwechselnden Gesang dieses kleinen Vogels gehört hat, wird wissen daß der Namen „Girlitz" eben nur dem Gesange des Vogels entnommen ist. Tschudi sagt daß dieser mehr dem Süden angehörige Vogel nur selten die Schweizerthäler besuche. Allein wir wissen es aus eigener Beobachtung daß dieser Vogel nicht so sehr auf den Süden angewiesen ist, denn er brütet auch im nördlichen Deutschland und im Königreich Polen und ist auch in diesen Gegenden nicht selten. Im Herbste natürlich verläßt er diese nördlicheren Gegenden und zieht in wärmere Länder. Alle anderen Finkenarten welche in Ungarn vorkommen, sind dieselben welche auch in Deutschland gemein sind, und es ist über diese bekannten Vögel hier nichts besonderes zu bemerken.

Dagegen sind kleine Beiträge zur Naturgeschichte der größeren Nachtigall, welche unter dem Namen „Wiener Nachtigall" bekannt ist, weil sie gewöhnlich von Wien aus in den Handel kömmt, gerade hieher gehörend. Beide Arten, Sylvia luscinia, die gewöhnliche Nachtigall, und Sylvia philomela, der Sprosser, kommen in Ungarn vor, und es ist bekannt daß dieses Land, sowie alle unteren Donauländer, reich an diesen besten Singvögeln ist, welche in Gärten, Wiesengebüschen und in Wäldern die April- und Mainächte mit ihrem unvergeßlich reizenden Schlage verherrlichen. Der Sprosser erscheint im südlichen Ungarn und in Slavonien schon im März, und schlägt auch bald in den erst zu grünen beginnenden Hecken und Gebüschen, und zwar vorzugsweise in der Nacht. In Oberungarn erscheinen Nachtigallen und Sprosser Anfangs April; in Russisch-Polen und namentlich in Warschau aber selten vor dem 15 Mai. In den Karpathen und namentlich auch in den höheren Gebirgsregionen Slavoniens gibt es keine Nachtigallen. Der Sprosser ist größer als die gewöhnliche Nachtigall und unterscheidet sich von dieser auch durch das Gefieder. Sein schmetternder Gesang, sehr bezeichnend Schlag genannt, ist so laut daß der Gesang der gewöhnlichen Nachtigall dagegen fast wie Gezwitscher erscheint. Doch ist der Schlag der Nachtigall abwechselnder und mannichfaltiger, während der Schlag des Sprossers vorzugsweise in der Nacht weithin ertönt. Um dieser geschätzten Vögel habhaft zu werden, kommen im Frühjahr einzelne Vogelsteller selbst aus entfernten Gegenden Deutschlands und lauern den zuerst ankommenden Männchen in buschreichen Gegenden auf, fangen viele der in Menge durchstreichenden Schläger weg, und verkaufen dieselben in Deutschland das Stück zu 4 bis 5 und oft noch mehr Thalern. Auch nach Polen in die Weichselgegend und bis nach Wolhynien begeben sich solche Vogelfänger und treiben dort ihr Wesen gegen eine Geldentrichtung an die Gutsbesitzer auf den Besitzungen derselben. Wie schon erwähnt, geschieht der Fang immer nur bei der Ankunft und zur Zeit des Durchzuges der Vögel, wo dieselben gesellschaftsweise erscheinen. Man unterscheidet zwei Varietäten der ungarischen Nachtigall, nämlich den Philipp- und den Davidschläger. Ersterer hat einen reinen sehr lauten flötenden Ton, und schlägt der Annahme der Kenner gemäß: „filip, filip, brüderle." Letzterer beginnt seinen Schlag mit „david, david," und ist weniger geschätzt als der vorige. Die Magyaren nennen alle Nachtigallen ohne Unterschied nur „Fülemüle," welche Benennung augenscheinlich von Philomele entnommen ist.

Alle diejenigen zahlreichen Sylvienarten welche mehr oder weniger während des Sommers in Deutschland verweilen, kommen in den cultivirten, baum-, busch- und heckenreichen ungarischen Gegenden jedenfalls noch in größerer Anzahl vor, während dieselben in den baumlosen Haidegegenden gänzlich fehlen. Diese vortrefflichen Sänger brüten zum Theil sogar gern in den Gärten der Städte und Dörfer, und lassen somit ihren schönen und an Abwechselung reichen Gesang während der Monate April und Mai in der nächsten Nähe der Menschen ertönen. Je nach der physischen Beschaffenheit des Landes kommen die meisten dieser Sylvien früher oder später im Laufe des Monates März an, während einige, wie Sylvia Hippolais, der Spottvogel, und Sylvia nisoria, die italienische Nachtigall, sich erst im April sehen lassen. Das Blaukehlchen, Sylvia svecica, kommt in Slavonien und im südlichen Ungarn nicht vor. Außer den auch in Deutschland gekannten Sylvien erscheint dann und wann in den milden Gegenden des nördlichen Ungarns auch eine rothkehlige Grasmücke, welche noch kleiner und schlanker ist als das Rothkehlchen, von welchem sie sich auch durch ein blässeres Roth, sowie durch ihr übriges Federkleid deutlich unterscheidet. Von uns ist sie nicht beobachtet worden, jedenfalls ist es eine von den in Rußland im Sommer heimischen rothkehligen Sylvienarten, die sich dann und wann nach Ungarn verirren.

Von dem Geschlechte der Meisen, welche durch ihr munteres und angenehmes Betragen, durch ihre außerordentliche Nützlichkeit in Vertilgung der Schmetterlingseier und Insectenlarven dem Menschen sich im Winter eben so beliebt machen als durch ihren, wenn auch nicht melodiereichen, so doch Abwechselung bringenden Gesang im Sommer, wollen wir hier mit Weglassung der auch in Deutschland reichlich vorkommenden Arten nur diejenigen hervorheben die vorzugsweise dem Osten angehören, und in Ungarn viel häufiger als in Deutschland vorkommen.

(Schluß folgt.)

Das größte Hôtel der Welt.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Dieses erstaunliche Etablissement, das nicht weniger als fünf Millionen Francs gekostet hat, liegt in Broadway, der Rivoli-Straße von New-York. Hinsichtlich seiner Dimensionen und inneren Einrichtungen zeigt es mehr als einen Aehnlichkeitspunkt mit dem prächtigen Hôtel des Louvre. Es ist ein siebenstöckiges, 33 Mètres hohes Gebäude, und bildet ungefähr ein Quadrat dessen Seiten je 60 Mètres messen. Die Gesammtoberfläche welche das Hôtel einnimmt, beträgt noch mehr als 3600 Quadrat-Mètres. Der Speisesaal ist 24 Mètres lang, 19 Mètres breit und 6 Mètres hoch. Es befinden sich im ganzen im Hôtel 8 große öffentliche Salons, 120 Privatsalons, 4 Säle wo man speisen und den Thee nehmen kann, und 420 Zimmer, ungerechnet die der Dienerschaft vorbehaltenen. Das Wasser ist in allen Gemächern vertheilt, deren wichtigste mit Badestuben versehen sind. Der Verkehr des einen Stockwerks mit dem andern ist durch eine besondere Einrichtung erleichtert, die in einer Art Wagen besteht welcher von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird und die ganze Höhe des Gebäudes in einem Schraubengehäuse durchläuft. Der Wagen kann sechs Personen aufnehmen. In einem besondern Gebäude befindet sich eine kleine Gasanstalt mit einem Gasometer, der 1800 Kubikmètres Gas enthält, und die 3000 Röhren speist welche das Hôtel erhellen. In demselben Gebäude befinden sich die Heizvorrichtungen, die aus vier Dampfkesseln bestehen. Die Heizung geschieht daher durch dampferhitzte Röhren. In einen andern ebenfalls vom Hôtel getrennten Bau sind die Waschanstalten, Küchen ꝛc. verwiesen. Man sieht darin zehn Fleischkessel, deren jeder ungefähr 500 Kilogramme wiegt, und welche zur Bereitung der Nahrung für tausend Personen dienen können.

Miscellen.

Adolph Schlagintweits indische Ueberreste, sowie seine Habe, sollen dem Lahore Chronicle zufolge von zwei seiner Diener aufgefunden worden, und diese im Begriff gewesen seyn mit ihrem Funde nach Kaugra aufzubrechen.

*

Eine neue arktische Expedition. Eine neue arktische Expedition, sagt die Times, segelte am 29 v. M. von New-London, Connecticut, an Bord des Barkschiffs George Henry ab. Die Expedition ist nicht sehr zahlreich, denn sie besteht nur aus Hrn. B. F. Hall, von Cincinnati, und seinem Eskimo-Führer Eud-la-ja-ah. Hr. Hall, welcher sich jüngst in Cincinnati aufhielt, beabsichtigt das Schiff in dem er abgesegelte auf Sussex-Eiland zu lassen, und ein großes Boot mit sich zu nehmen, das eigens für ihn gebaut wurde, und mit dem er Forschungen in der zwischen Cap Willoughby und dem Eingang in die Fury- und Hekla-Straße liegenden Region zu machen gedenkt. Eine Schiffsmannschaft von fünf Eskimos, welche er auf Sussex-Eiland auswählen wird, wird ihn in seinen Forschungen unterstützen. Hr. Hall hofft weitere Spuren von der Mannschaft aufzufinden welche mit Sir John Franklin gieng. Hr. Cornelius Grinnell von New-York, Major Harris von New-London und einige der ausgezeichnetsten Bürger dieser Stadt begaben sich mit Hrn. Hall in den Hafen hinab, und kehrten mit dem Zug zurück welcher die Schiffsmannschaft zur See geführt hatte."

Druckfehler.

Die Namensunterschrift unter der Berichtigung in Nr. 28 muß heißen K. Graul, nicht Kraul.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. Augsburg, 22 Julius 1860.

Die letzten Entdeckungen Livingstone's im Innern Süd-Afrika's.

Der geographischen Abtheilung der British-Association wurde eine sehr umfassende Schilderung des neuentdeckten Stromgebietes in Südafrika von Livingstone's eigener Hand dd. vom Schiré 4 Nov. 1859 vorgelegt. Dieser Fluß entspringt aus den grünen Wassern des viel gesuchten, jetzt entdeckten Nyassa-Sees (14° 21′ s. Br. 35° 30′ östl. L. Gr.). Zuerst fließt der Strom ruhig gegen Süden, 80—120 Yards breit, bis er auf 12 oder 15 engl. Meilen vom Nyassi sich noch einmal zu einem kleinen Süßwasserbecken, vielleicht 5 bis 6 engl. Meilen breit, erweitert. Dann verringert sich das Wasser, und eilt etwa 40 engl. Meilen lang den Murchison-Fällen zu. Von dort aus bleibt das Wasser auf 30 engl. Meilen noch unruhig, bis sich der Strom besänftigt und seine letzte Strecke bis zur Vereinigung mit dem Zambesi (17° 47′ s. Br.) ruhig dahin zieht. Die Breite des Thales schwankt zwischen 10 und 30 Meilen, und an beiden Seiten wird es beständig begränzt von Höhenzügen. Unter 15° 21′ s. Br. erreicht man ein Hochland von 3000 F. Erhebung über dem Meere. Dort liegen etliche Berge, die bis 5000 Fuß, einer, der Zouba, welcher bestiegen wurde, bis zu 7—8000 Fuß absolute Erhebung besitzen. Vom Tafelland aus konnte man auch den Tamandua- oder Shirwa-See sehen, der geschwisterlich neben dem Nyassi liegt, und nur durch einen schmalen Landstreifen von diesem getrennt wird. Das Hochland ist merkwürdig reich bewässert, denn zahllos sind die Bäche und kühlen Bergwasser, die allenthalben an dem Wanderer vorübersprudeln. In einer einzigen Wegesstunde mußte Livingstone acht solcher Wasserläufe, ungerechnet eine starke Quelle, überschreiten, obgleich es zur trockenen Jahreszeit geschah. Die Berge sind gut bewachsen und die einzelnen Bäume durch Höhe und Holzmasse ausgezeichnet. Ferner erklärte der Anführer von Livingstone's Makololo-Begleitern die Weiden für vorzugsweise zur Viehzucht geeignet, weil gerade dort die Kräuter wüchsen welche die Heerden besonders fett machen sollten. Dennoch fand man bei den Einwohnern kein Hornvieh, sondern nur wenige Ziegen und noch weniger Schafe. Im Hochlande mangelt es an wilden Thieren und an Vögeln, und mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo Elephanten und Büffel sich zeigten, herrschte der gleiche Mangel auch am Schiré, nur daß dort Vögel neuer und seltsamer Arten ziemlich zahlreich sind.

Die Bevölkerung des obern Theils des untern Schiré, des Hochlandes und des obern Schiré-Thales ist sehr zahlreich. Sie lebt in Dörfern welche unter Häuptlingen stehen, von denen eine gewisse Anzahl wieder ein gemeinsames Oberhaupt anerkennt. Nicht auffallend ist für Südafrika daß ein Theil des obern Schiré unter der Botmäßigkeit einer Frau steht. Die Häuptlinge besitzen ziemlich weite Befugnisse, sie dürfen sogar den Ihrigen allen Handel verbieten, bis sie selbst ihre Erzeugnisse angebracht haben. Die Weiber fallen in die Kniee wenn die Häuptlinge vorüber gehen. Als einer der Makololo eines Abends ohne Erlaubniß seine Flinte abgefeuert hatte, wurde er ausgescholten und ihm zur Strafe die Munition weggenommen. Ein Ortshäuptling, welcher dabei stand, meinte: „Ich hätte ihn, wenn er mein Unterthan gewesen wäre, noch um ein Huhn gebüßt.“ Die Lage der Dörfer ist, mit Verstand und nicht ohne Geschmack, in der Nähe von lebendigem Wasser gewählt; die Dörfer selbst sind mit Hainen umgeben und versteckt hinter dichten Hecken einer giftigen Euphorbia. Im größten Theil des Jahres vermögen die Inwohner durch dieses Pflanzenbollwerk einen nahenden Feind zu sehen, während dieser nicht hereinschauen kann. Wenn die Vertheidiger dann durch die zarten Zweige jener Wolfsmilchhecke ihre ohnehin vergifteten Pfeile hindurchschießen, so werden diese im Fluge benetzt mit dem giftigen Milchsaft, und verursachen höchst schmerzhafte, wenn nicht tödtliche Wunden. Da von allen verletzten Zweigen beständig die Giftmilch herabtrieft, so vermag ein Feind nicht durch die Hecken zu dringen, da der Saft Blindheit verursacht. Dieß ist wohl der erste Fall daß man Gift zu Festungsbauten verwendet hat. Jedes Dorf besitzt einen sogenannten Boabab oder Versammlungsplatz, wo der Grund eben gemacht worden, und von Banianen, dem Lieblingsbaume der Eingebornen, beschattet wird. An einem dieser Boababs eines kleinen Dorfes waren nicht weniger als 14 einheimische Trommeln auf getrocknetem Grase sorgfältig

aufgestellt, denn man pflegt dort zu tanzen, zu rauchen und Bier zu trinken, bisweilen aber auch nützliche Arbeiten, wie Spinnen, Korbflechten, Netzstricken, gemeinsam zu verrichten. Neben dem Boabab ist das „Hôtel“ oder die Gasthütte. Nach dieser begab sich Livingstone's Karawane jedesmal nach Ankunft bei einem neuen Dorfe. Große Matten, aus Bambusstreifen geflochten, wurden höflich sogleich für die Gäste ausgebreitet, während die Führer sich entfernten um die Ankunft der Gäste dem Häuptling zu melden, und ihm zugleich über die Richtung, Ziel und Zweck der Reise sowie über das bisherige Betragen der Fremdlinge Aufschluß zu geben. War der Häuptling ein beherzter Mann, so kam er sogleich herbei, im andern Fall versammelte er zuvor seine Krieger, ließ sie unter Waffen treten und berathschlagte über das was zu thun sey. Während der Verhandlung zwischen den Häuptlingen und den Reisenden pflegten die Eingebornen zum Zeichen der Ehrerbietung und der Theilnahme die Reden ihrer Gebieter durch Händeklatschen zu begleiten. Der Häuptling am Südende des Nyassi-Sees kam Livingstone sogar entgegen, und lud den Missionär ein seine Gastfreundschaft anzunehmen. Die Kleidung dieser Völker ist außerordentlich sparsam, und besteht aus Thierfellen und einem rohen baumwollenen Lendengurt eigener Erzeugung. Um so reichlicher behängen sich die Neger mit Schmuck, nämlich mit Perlenhalsbändern, Ohrringen, Arm- und Fußspangen aus Messing, Kupfer oder Eisen. Die Frauen verschönern sich auf eine jedenfalls auffallende Weise daß sie einen Ring durch die Oberlippen ziehen, so daß diese zwei Zoll über die Nasenspitze hervorstehen. Als man einen ehrwürdigen Häuptling fragte weßhalb die Frauen sich so entstellten, erwiederte er verwundert: „der Schönheit wegen; der Ring ist das beste was eine Frau besitzt, denn die Männer haben Bärte, was aber hätten die Frauen ohne das Pelele? Sie würden gar nicht wie Frauen aussehen, wenn sie einen Mund hätten wie die Männer, aber ohne Bart.“ Eine Frau der man ihren Ring abzukaufen versuchte, wollte ihn um keinen Preis hergeben, denn wenn sie ohne dieses Kleidungsstück sich vor ihrem Mann zeigte, würde er sie schlagen.

Sehr hoch stehen diese Neger durch ihren Gewerbsfleiß. Eisenerze werden aus den Bergen gegraben, und jedes Dorf ist mit einer oder zwei Schmelzhütten versehen. Aus diesem Eisen aber verfertigen sie vortreffliche Aexte, Speere, Messer, Pfeilspitzen, Pflüge. Sie flechten Körbe von allen Größen und verzieren ihr Topfgeschirr mit Reißblei, welches sich gleichfalls im Lande finden soll. In den Fischerdörfern am Schiré sah man die Männer mit Netzstricken, in der Nähe des Sees häufig mit Reinigen und Spinnen der Baumwolle beschäftigt. Das Garn wird dann auf eine freilich mühsame Weise zu grobem Tuch verwoben. Man unterscheidet im Lande zwei Arten, die fremde und die einheimische Baumwolle, und zwar mit Vorzug der erstern. Jede Familie besitzt einen Flecken Landes der mit Baumwolle bestellt ist, und in manchen Gegenden sah man Baumwollenpflanzungen Räume von zwei bis drei Acres bedecken. Da sich auch große Strecken finden wo der Boden Salz ausschwitzt, so hofft Livingstone daß dort die berühmte Sea-Island-Baumwolle gebaut werden könne, wenn sich der Traum verwirklicht daß die freie Arbeit der Schiré-Neger die amerikanischen Sklaven vom gezwungenen Baumwollenbau erlösen solle. Der Boden wird mit großem Fleiß bearbeitet, und, was diese Bevölkerungen sehr hoch stellt, es nehmen die Männer an den wirthschaftlichen Arbeiten ihren gebührenden Antheil. Außer Baumwolle werden Mais, Reis, zwei Arten Hirse, Bohnen, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Yams, Erdnüsse, Melonen, Tabak, indischer Hanf und am See Nyassa Indigo gezogen, der bis zu sieben Fuß Höhe erreicht. Allgemein scheint das Laster der Trunkenheit zu herrschen, und zwar bemerkte der älteste der Makololo-Reisenden daß er in seinem ganzen Leben in Afrika nicht so viel Besoffene gesehen habe als im Schiré-Lande. Trotzdem erreichen die Leute ein hohes Alter, wie die große Anzahl von Granköpfen bewies die man allenthalben wahrnahm. Ganz erstaunt waren die Frauen daß sich die Makololo badeten und wuschen, denn ihre Männer hatten sich beides von zartester Jugend an abgewöhnt. Als man eines Tages einen lästigen Begleiter nicht loswerden konnte, nahmen ihn die Makololo ans Wasser und wuschen ihn, worauf er auf Nimmerwiedersehen verschwand. Da sie sich nur mit Biberöl einschmieren, so bildet der sedimentäre Schmutz eines ihrer wärmsten Kleidungsmittel, so daß sie nach dem Waschen schaudernd ihre Blöße erst zu spüren beginnen. Man findet bei ihnen den gewöhnlichen Negeraberglauben und eine geistige Verwandtschaft mit den Volksstämmen welche die portugiesische Gesandtschaftsreise nach dem Reich des Cazembe berührte, die auch die Nachbarn der Schiré-Völker sind. So findet sich bei ihnen die Proceßform des Gottesgerichtes, und zwar vorzugsweise das Majori oder Gifttrinken. Zwei Häuptlinge deren Dörfer man besuchte, waren kurz zuvor der Probe erlegen, dagegen hatte ein anderer Häuptling in der Nähe von Zomba das Gift wieder ausgebrochen, war also unschuldig befunden worden. Das gewöhnliche Verbrechen welches man auf diese Weise verfolgt, ist Zauberei. Am Abend desselben Tages, wo Livingstone das Dorf Moena-Moezi's erreichte, entführte ein Alligator die erste Frau dieses Häuptlings, und zwar an der nämlichen Stelle wo kurz zuvor elliche der Reisenden gebadet hatten. Bei der Rückkehr vernahm man daß der Häuptling Botschafter in die Nachbarschaft gesendet habe um den Fall zu melden, mit dem Zusatz daß die Fremden vielleicht gar ein Zaubermittel an jener Stelle hinterlassen haben möchten. Als man daher das nächste Dorf erreichte, wurde den Fremdlingen jede Nahrung und jeder Verkehr verweigert, und beim folgenden Dorf rann der Häuptling mit seiner Matte entsetzt beim Nahen der Reisenden aus dem Boabab. Livingstone will bei diesen Negern Glauben an ein höchstes Wesen und an eine Fortdauer der Seele nach dem Tod entdeckt haben.

Einige Notizen aus Baron Gros' Gesandtschaftsreise in China.

Die Skizzen welche der Marquis de Moges über die Gesandtschaftsreise des Baron Gros in China und Japan, in den Jahren 1857 und 1858, herausgegeben hat, enthalten wenig neues. Im Verlaufe der Expedition nordwärts ereignete sich indeß ein charakteristischer Zwischenfall.

„Wir bemerkten, erzählt Hr. v. Moges, daß längs des Wegs die Dschunken als Zeichen des Friedens und der Neutralität weiße Flaggen ausgehängt hatten. Wir fuhren nahe an der Dschunk Hrn. Deloriſse's vorbei, eines Seeofficiers welcher mit dem Transportdienst zwischen Tieu-tſin und Petscheli betraut war, und der mit einigen europäischen Matrosen eine Zeitlang mitten in dem feindlichen Lande gelebt hatte. Wir erfuhren zu unserm Erstaunen daß er Nachts zuvor zwei Chinesen hatte hängen lassen. Zwei seiner Matrosen waren nämlich wie gewöhnlich ans Land gegangen um Lebensmittel einzukaufen, und an der Ecke einer Straße angegriffen worden. Einer derselben hatte mittelst eines Speers sechs tödliche Wunden erhalten. Hr. Deloriſse bewaffnete seine zwölf Europäer, übergab seine Dschunk der chinesischen Bemannung und verfügte sich zu den Mandarinen des Dorfs. Er sagte ihnen daß, wenn sie ihm die Verbrecher nicht auslieferten, sie mit ihren Köpfen dafür büßen müßten. Die Mandarinen brachten die Schuldigen ohne Verzug herbei. Einer war bereits an den erhaltenen Wunden gestorben. Die beiden andern lebten noch. Sie wurden an dem Mastbaum der Dschunk aufgehenkt. Dabei kam ein sehr seltsamer Zwischenfall vor, der einerseits zwar einiges Licht auf die Sitten der Chinesen wirft, andererseits aber dem verhängnißvollen Ereigniß doch einen Anstrich des Lächerlichen gibt. Es kamen nämlich drei alte Männer an Bord, welche von den Verwandten der Gefangenen gesendet worden waren um sich als Ersatzmänner für die Verbrecher anzubieten. Sie seyen bereit, sagten sie, sich statt derjenigen hängen zu lassen welche das Verbrechen begangen. Sie waren sehr erstaunt als der Befehlshaber ihr Anerbieten ausschlug, und wirklich hätte man, als sie das Fahrzeug verließen, glauben können sie seyen von dem Capitän mißhandelt worden. Wäre ihr Vorschlag durchgedrungen, so hätten sie für die Aufopferung ihres Lebens eine große Geldsumme erhalten und dadurch ihre Verwandten auf Jahre hinein bereichert. Dieser gute Handel war ihnen in Folge der „kindischen Skrupel" des französischen Officiers fehlgeschlagen. Diese außerordentlichen Geschäfte sind in der Geschichte des chinesischen Reichs nicht ungewöhnlich, und in der That mit den chinesischen Sitten eng verwoben. Die Engländer sind auf diese Weise am Canton-Fluß oft getäuscht worden, wenn sie von den Mandarinen Gerechtigkeit zu erlangen suchten für Angriffe auf ihre Landsleute. In solchen Fällen wurden arme Teufel, welche freiwillig den Platz der Mörder eingenommen hatten und an dem Verbrechen ganz unschuldig waren, mit großer Feierlichkeit in Gegenwart der Personen hingerichtet welche von den europäischen Behörden zur Ueberwachung der wirklichen Ausführung der verhängten Strafe aufgestellt worden waren."

Nach Abschluß des Vertrags von Tien-tſin beschloß der französische Gesandte die große chinesische Mauer zu besuchen, um Gewißheit zu erlangen wo dieselbe wirklich die See erreiche. Man sah nämlich dieses orientalische Cyklopenwerk sich landeinwärts ziehen wie eine unsangreiche Reihe von Thürmen. „Längs der Küste lag eine geräumige Ebene, die mit reichen Wiesen bedeckt und da und dort umwiten von Bäumen mit Dörfern besetzt war. Weiter in der Ferne war die Landschaft durch hohe Berge begränzt, von denen einige abschüssig und steinig, andere dagegen bis selbst an ihre Gipfel bewaldet und grün waren. Die Wirkung war im allgemeinen eine herrliche, und ließ sich vielleicht nur den schweizerischen Alpenthälern an die Seite stellen. Die große Mauer gab der Scenerie einen noch höhern Reiz. Im Meer endigend, mit Basteien und Pagoden bedeckt, und über die fruchtbarsten und abschüssigsten Riffe sich dahinziehend, theilte sie der ganzen Landschaft einen Charakter mit, der geeignet war selbst die trägste Einbildungskraft anzuregen."

Die weißzeltigen Tataren-Lager glänzten in der Ebene auf der chinesischen Seite der Mauer; die Pferde liefen auf den Weiden herum: „Von der chinesischen Seite gesehen, glich die große Mauer einem ungeheuren, mit backsteinernen Zinnen gekrönten Erdauswurf. Ueberall hatte sie ein altes und verfallenes Aussehen. An einigen Stellen war sie ganz zerstört. Auf der mandschurischen Seite dagegen schien die große Mauer aus Backsteinen erbaut, welche auf einer steinernen Grundlage ruhten. Sie wird in ihrer ganzen Länge von viereckigen Thürmen flankirt, die in der Entfernung von etwa zwei Bogenschußweiten von einander angebracht sind. Sie zieht sich in zwei parallelen Hafendämmen in das Meer hinab, die so sanft abhängig sind daß man von dem zwischen ihnen fließenden Wasser aus bis auf den Gipfel hinaufsteigen kann. Die größten Schiffe können sich der Mauer bis auf zwei (engl.) Meilen nähern, und in der That sollten gerade an diesem Platze künftige Besucher landen."

Ein Frachtentarif für orientalische Plätze und der Suezcanal.

Der „Economist" vom 7 Juli gibt uns folgende Liste der Frachtlöhne für das Keel Kohlen vom Tyne oder von Wales. Das Keel ist beiläufig bemerkt eine Last von 21 Tonnen oder 220 Centnern.

Nach			Nach		
Hongkong	50	Pf. St.	Jamaica	21	Pf. St.
Schanghai	55	„	Alexandria	25	„
Cap	38	„	Bordeaux	14½	„
Bombay	35	„	Bahia	34	„
Madras	43	„	Barbados	19	„
Calcutta	46	„	Cronstadt	12½	„
Ceylon	48	„	Gibraltar	18	„

Aden	50 Pf. St.		Galatz	24	Pf. St.
Suez	65 „		Mauritius	40	„
Malta	19 „		Quebec	9	„
Marseille	20 „		Toulon	22	„

Andere Güter per Tonne.

Nach Calcutta	50—55 Sh.,	nach	Schanghai	55—60	Sh.
„ Bombay	46—50 „	„	Sydney	50—55	„
„ Madras	48—50 „	„	Melbourne	50—57	„
„ Hongkong	55 „	„	Adelaide	50	

Diese Ziffern sind entschieden für oder vielmehr gegen die mercantilen Hoffnungen die man auf den Suezcanal gesetzt hat. Das rothe Meer ist bekanntlich wegen der vorherrschenden Nordwinde höchst schwierig auf dem Rückweg aus Indien nach Europa zu befahren. Kohlen werden für 35 Pfd. St. ums Cap nach Bombay gebracht, weiter nach Aden, eine Strecke die auf der Karte kaum ein Zehntel der Entfernung wie von Europa nach Indien beträgt, kostet die Fracht 15, und nach Suez sogar 30 Pf. St. mehr, woraus denn folgt daß gegenwärtig ein Kohlenschiff beinahe die doppelte Fracht von Europa nach Suez wie bis nach Bombay verlangt. Daraus folgt was wir immer behauptet haben, daß der Suezcanal für den Heimweg aus Indien höchstens den Mittelmeerschiffen, und selbst diesen nicht immer, der wohlfeilere erscheinen wird. Man sagt aber die Canalgesellschaft werde einen Schleppdampferdienst auf dem rothen Meer errichten. Wir glauben es gern, aber zu welchen Preisen? Bis Alexandria kosten die Kohlen schon 25 Pfd. St. Fracht, dann müssen sie in Zukunft Canalzoll (10 Francs per Tonne) bezahlen, vertheuern sich also wieder um 8 Pfd. St., und für die Fracht vom Canal bis nach Aden, wo der Schleppdampfer sie laden muß, berechnet sich abermals eine Fracht von mindestens 7 Pfd. St. Selbst nach Eröffnung des Suezcanals wird die Verfrachtung der Kohlen bis Aden auf 40 Pf. St. das Keel zu stehen kommen, oder beiläufig auf 1 fl. 6 kr. der Centner — allein der Frachtlohn! Was will sich dann bei so theuern Kohlen ein Schleppdampfer für die Tonne Schleppgut von Aden bis Suez zahlen lassen, um nur die eigenen Kosten zu verdienen, besonders da er in den meisten Fällen zwischen Suez und Aden wird leer zurückfahren müssen? Sagen wir, er thut es um 20 Sh. per Tonne Schleppgut (obgleich in Wahrheit der Frachtlohn auf 30 oder auf 40 Sh. zu stehen kommen muß), und rechnen wir dazu 8 Sh. Canalzoll, so betragen also die Extraspesen für die Strecke Aden bis zur Mittelmeermündung des Canals für Segelschiffe unter allen Umständen 28 Sh. per Tonne. Es belaufen sich aber nach dem Economist die Frachtlöhne aus dem Morgenland zurück nach England ums Cap per Tonne:

	Saaten	Salpeter	Baumwolle
Von Calcutta	80 Sh.	85 Sh.	
„ Bombay	65 „	—	78 Sh.
„ Madras	65 „	—	76 „
	Thee	Seide	
„ Hongkong	40 Sh.	78 Sh.	
„ Schanghai	40 „	80 „	

Da von Alexandria aus die Frachten heimwärts sich bis auf 40—45 Sh. belaufen, die Kohlenschiffer, wie wir oben sahen, um 14 Sh. per Tonne mehr Frachten nach Aden wie nach Bombay berechnen, so ist der Canalweg um 20 Sh. per Tonne (36 kr. per Ctr.) zu theuer. Selbst chinesische Seide, also einer der kostbarsten Artikel, würde die Fracht durch den Canal nicht vertragen, denn für die Strecke von der Höhe von Bombay aber von der Südspitze Indiens durch das rothe Meer nach England würde sich, inclusive des Canalzolls, die Fracht schon auf mehr als 80 Sh. (14 Sh. + 28 Sh. + 40 bis 45 Sh.) belaufen, so daß die Strecke von Schanghai bis nach Point de Galle (Südspitze Indiens, d. h. Ceylons) noch unbezahlt blieb. Aber, sagt man, wenn die Frachten früher ihren Bestimmungsort erreichen, so gewinnt der Importeur an Zinsen, da die schwimmende Ladung keine Zinsen trägt. Natürlich können die Zinsen nur ein Element bei sehr kostbaren Gütern bilden. Seide steht im Rang obenan. Nun beträgt der Werth der chinesischen Seide durchschnittlich 2 Sh. per Pfund oder 4000 Sh. per Tonne. Wenn das Schiff aus China durch den Canal bis nach England 60 Tage brauchte statt 90 um das Cap, so würden doch nur bei 4 Proc. etwa 13 Sh. Zinsen per Tonne Seide erspart werden. Wir zweifeln aber ob ein Chinafahrer auch nur 10 Tage, ob er überhaupt früher durch den Canal als um das Cap nach England gelangt, denn zwei Segelschiffe, die gleichzeitig von Schanghai oder Hongkong abfahren, werden auch gleichzeitig, das eine in Aden, das andere am Cap, dieses vielleicht früher eintreffen. Ehe nun der Canalfahrer sich bis nach Suez und durch den Canal schleppen läßt, und dann erst seine Fahrt durch das Mittelmeer nach Gibraltar vollendet, ist der andere längst auf der Höhe der Canarien.

Man kann sagen daß die Frachtenlöhne sehr schwankend und die obige Liste des Economist ein sehr vergängliches Bild gewährt. Dieß ist ganz richtig. Frachten sind oft mehr oder weniger gesucht, also steigen und fallen die Frachtlöhne beständig. Doch stellt gerade obige Liste sehr normale Verhältnisse dar, denn man rechnet durchschnittlich 40 Sh. per Tonne für Frachten von England nach Bombay und Madras, und 60 Sh. für Frachten von diesen indischen Plätzen nach Europa. Was aber viel weniger schwankt, ist die relative Höhe der Frachten nach den verschiedenen Plätzen, diese aber enthält vorzugsweise die Belehrung, und auf sie kommt alles an. Seit der Streit über den Suezcanal angeregt worden ist, haben wir von Woche zu Woche die Angaben der Frachtlöhne nach morgenländischen Plätzen studiert, und immer hat sich ergeben daß die Frachten nach Aden um 40 Proc., und die nach Suez um beinahe 100 Procent höher standen als die nach Bombay, was klar die Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem rothen Meer für die rückkehrenden Schiffe beweist. Die Rückfahrt ist aber die mercantil wichtigere, denn da man für weniger als 35 Sh. von England bis Bombay fährt, wird kein Rheder noch 8 Sh. Canalzoll an seinem Verdienst sich abziehen lassen, und dann haben wegen Frachtenmangels die meisten Schiffe auf der Fahrt nach Indien viel Ballast, so daß die Frachtenmenge auf der Hinfahrt beträchtlich geringer als auf der Rückfahrt ist.

Bemerkungen über die Vögel Ungarns und Slavoniens.

Von A. Leiß.

(Schluß.)

Die Bartmeise, Parus biarmicus, hat zu beiden Seiten vom Schnabel herab einen schwarzen, ziemlich langen Federbart, von welchem sie den Namen erhalten hat. Beim Weibchen jedoch fehlen diese Bartfedern. Jedenfalls ist die Bartmeise, mit Ausnahme der Lasurmeise, die schönste ihres Geschlechtes. Sie hat goldgelbe Augen, einen gelben Schnabel und schwarze Füße. Der Rücken, der Steiß und Schwanz sind orangebraun. Der Kopf ist oben schön bläulichgrau, die Kehle ist weiß, und an der Brust ist das gleichfalls weiße Gefieder mit zartem Roth gemischt. Die Flügeldeckfedern sind schwarz, und theils rothbraun, theils weiß gerändert. Der schöne keilförmige Schwanz ist beinahe so lang als der Vogel selbst. In den großen südungarischen Rohrsümpfen ist diese schöne, auch als Stubenvogel sehr geschätzte Meise gar nicht selten, da sie aber auch in den dichten Rohrgebüschen nistet und von Wasserinsecten und Rohrsamen lebt, so wird sie weniger bemerkt als ihre in Gärten und Gehölzen umherziehenden Schwestern.

Die Beutelmeise, mit ihrem beutelförmigen, aus Grashalmen, Bast, Weidenkätzchen, Pappelwolle und dergleichen fitzartig und künstlich gewebten und geflochtenen Nest, ist in Ungarn auch nicht selten, und ich habe in meiner Jugend mehrere der schönen eiförmigen Nester an Weidenzweigen in der Nähe des Wassers gefunden. Die vielen und oft ausgedehnten Haideflecken besonders in den niederungarischen Ebenen dienen zahlreichen Lerchen zu einem zusagenden Aufenthalte. Die Feldlerche ist der zuerst ankommende Zugvogel, welcher in milden Wintern seinen jubilirenden Gesang schon im Januar beginnt, aber auch nicht selten von dem nachkommenden Frost und Schneegestöber wieder zum Schweigen gebracht wird. Die Zugvögel sind überhaupt keine sichern Frühlingsboten, und haben oft vom Nachwinter, der sich manchmal noch einstellt, viel zu leiden. Oft müssen Zugvögel welche in Folge anhaltender milder Witterung, von ihrem Instincte geleitet, sich zeitig einstellen, während des Nachwinters wieder verschwinden und in südlichere Gegenden zurückkehren, oder zum Theil auch vor Frost und wegen Mangels an Nahrung umkommen. Letzteres hat sich mit Störchen und Schwalben schon oft ereignet. Die Haubenlerche, Alauda cristata, ist in Ungarn ein Standvogel, und man hört sie den ganzen Winter hindurch in den Dörfern und außerhalb derselben an den Fahrstraßen picken. So fleißig und reizend wie die Feldlerche singt sie zwar nicht, aber ihr Gesang ist doch schön und abwechselnd. Bald singt sie wie ein Hänfling, bald ahmt sie die Stimmen verschiedener Vögel nach und lernt auch im Käfig gut singen.

Von der Sippschaft der Ammern, von welchen die Goldammer als Standvogel schon im Februar, in rauheren Gegenden im März ihren sehr eintönigen, aber gern gehörten Gesang von den Wipfeln der Bäume, meist in Gesellschaft des Grünhänflings ertönen läßt, ist nichts besonderes anzuführen. Die Rohrammer, Emberiza schoeniclus, welche in kalten Ländern ein Zugvogel ist, gehört im südlichen Ungarn zu den Standvögeln, und ich habe in meiner Jugend mehrere dieser Vögel während des Winters, besonders nach frischgefallenem Schnee, gefangen. Im Freien singt die Rohrammer schon zeitig im Frühjahr nicht unangenehm, taugt aber nicht als Stubenvogel. Die Delicatessen von Ortolanen und Lerchen kennt man in Ungarn glücklicherweise nicht so wie in Italien und im nördlichen Deutschland.

Von den Drosseln bemerken wir daß der Krammetsvogel oder die Wachholderdrossel, Turdus pilaris, nur in den gebirgigen Gegenden Ungarns und Slavoniens, nämlich da wo es viel Wachholderbeeren gibt, im Herbst und im Winter in ziemlicher Menge vorkommt, in den waldlosen Ebenen dagegen, wo keine Waldbeeren sind, ist dieser Vogel eine Seltenheit. Die Singdrossel, Turdus musicus, läßt schon im Februar, in rauhen Gegenden später, ihren angenehmen Gesang mit Unterbrechungen von Morgen bis nach Sonnenuntergang von den Wipfeln der Bäume ertönen, und gehört somit zu denjenigen Vögeln welche den wintermüden Menschen als die ersten Frühlingsverkündiger durch ihren Gesang erfreuen. Doch mehr als die beiden genannten und andere auch in Deutschland gekannte und heimische Drosselarten gehört die Steindrossel, Turdus saxatilis, Ungarn an, indem dieselbe in den Felsen der Karpathen zahlreicher vorkommt als in den Nachbarländern; auch in den steinigen Gebirgen Slavoniens ist dieser geschätzte Vogel nicht selten. Diese Drossel zeichnet sich ebenso durch ihr schönes Gefieder, wie durch ein eigenthümliches Benehmen und noch mehr durch ihren herrlichen Gesang aus. Sie lernt auch, wenn sie jung gefangen wird, Lieder pfeifen, und wird deßhalb als Stubenvogel nicht allein in Ungarn gern im Käfig gehalten, sondern auch häufig in das Ausland verkauft. Auf dem Wiener Vogelmarkt sind die ungarischen Steindrosseln keine Seltenheit, und viele derselben werden aus dem Trentschiner-Comitat um den Preis von 1 Reichsthaler für das Stück nach Norddeutschland versendet. Die Steindrossel ist etwas über acht Zoll lang und hat eine Flügelbreite von 15 Zoll. Bei alten Männchen ist der Kopf und der Hals blaugrau, der Oberrücken sind etwas dunkler und bräunlicher, und der Unterrücken ist gegen den Steiß zu weiß. Die Brust und der übrige Unterleib sind schön orangebraun; die Deckfedern der Flügel sind theils bläulichgrau, theils dunkelbraun, an den Spitzen aber rothgelblich. Die Schwanzfedern sind in der Mitte blaugrau und an den Rändern orangebraun. Diese Drossel bewegt oft ihren Schwanz und macht vielerlei possierliche Stellungen. Den Winter sollen die Steindrosseln in Afrika, Klein-Asien u. s. w. zubringen. Jedenfalls gehören diese Vögel zu denjenigen Ungarns welche nebst dem Sprosser den meisten Nachtigallen ausgesetzt sind.

Selten in den gebirgigen Gegenden Slavoniens, aber desto häufiger in den slavischen Ländern der Türkei vorkommend, ist die in Deutschland gar nicht gekannte „Blau-Amsel," Turdus cyanus, welche ebenfalls in Felsen nistet und sich gleichfalls durch ihren Gesang auszeichnet. Die Südslaven,

welche die Drosseln im allgemeinen mit dem Namen „Drozag“ bezeichnen, haben für diesen Vogel die specielle Benennung „Modrokos,“ d. h. wörtlich „Blau-Amsel, und diese besondere Bezeichnung deutet schon hinlänglich die Volkthümlichkeit dieses Vogels in jenen Gegenden an. Sehr volksthümlich ist sowohl bei den Magyaren als auch bei den Südslaven die gemeine Amsel oder Schwarzdrossel, Turdus merula, von den Ungarn Rigo, von den Serben ebenso, wie von den nördlicher wohnenden Polen „Kos“ genannt. Das Amselfeld „Kosovo“ in Alt-Serbien und das öftere Vorkommen dieses Vogels in slavischen und ungarischen Liedern ist bekannt. Sehr beliebt wegen des schönen Gefieders und gern gehört wegen ihres anmuthigen volltönenden Rufes ist auch die Golddrossel, Oriolus galbula, von den Ungarn einfach Sárga Rigo, d. h. gelbe Amsel genannt. Daß dieser Vogel in einem Land wo es viel Maulbeeren und viel Kirschen gibt zahlreich sich einfindet, läßt sich wohl denken. In den Weinbergen Slavoniens habe ich diesen Vogel oft noch im September als Beerenbieb bemerkt, bald aber nach der Weinlese verschwand er. Einen größeren Weinbeerendieb gibt es aber in ungarischen Landen nicht als den Staar, welcher durch Ankunft und Gesang zu den frühzeitigsten Frühlingsboten gehört. Zur Zeit der Traubenreife finden sich allerdings in allen Weinländern die Staare in großer Anzahl ein, und sie müssen dann durch Wächter und verschiedene Abschreckungsmittel überall von den Weinbergen nach Möglichkeit abgehalten werden. Nach Aussage von Reisenden aber welche verschiedene Weinländer besucht haben, soll die ungeheure Menge von Staaren welche in dichten und zahlreichen Schaaren über den ungarischen Weinbergen im August und September umherschwärmen, alles derartig Gesebene weit übertreffen. Wenn sich ein solcher großer Schwarm in einem einzelnen nicht sorgfältig bewachten Weinberg niederläßt, so mag der angerichtete Schaden nicht gering seyn. Allein ein Land welches jährlich gegen 30 Millionen Eimer Wein erzeugt, kann wohl auch den lustigen Staaren etwas abgeben, da ja nebenbei die Nützlichkeit derselben im Vertilgen schädlicher Raupen erwiesen ist. Freilich ist es wahr daß viele Tausende und Hunderttausende von Staaren, welche im Norden Insectenvertilger waren und im Spätsommer mit ihrer Brut zurückkehren, gerade noch vor ihrem Abzug in Ungarn ihre Weinlese abhalten. Auch zur Zeit der reifen Maulbeeren sind die Staare schon in ziemlicher Menge in den Maulbeerpflanzungen zu sehen. Obwohl nicht in allen, so doch in den meisten Wintern erscheint in den oberungarischen Wäldern auch der aus dem Norden kommende schöne Seidenschwanz. In den unteren Donaugegenden und in Slavonien dagegen haben wir diesen Vogel nie bemerkt, obgleich er in Schwaben und in der Schweiz sehr oft, in strengen Wintern sogar auch in Italien erscheint. In diejenigen Gegenden wo es keine Waldbeeren gibt kommt er natürlich nicht, da er seine Wanderungen zufolge des Nahrungstriebes macht; daher wandert er auch nicht nach unsern Gegenden in Jahren in welchen die Beeren mißrathen sind. Die Ungarn nennen diesen Wintergast Loſchka. In Polen und in den Karpathengegenden, wo derselbe ebenfalls in großen Gesellschaften umherzieht, heißt er Jemiolucha von Jemiola, die Mispel, weil er die Mispelbeeren sehr gern und in großer Menge verzehrt. Die Mispelbeeren werden aber auch sehr gern von den Seidenschwänzen gefressen, was ich aus eigener Anschauung weiß. Da die Seidenschwänze in den mitteleuropäischen Ländern während des Winters in sehr großer Menge zu sehen sind, und hie und da sehr häufig weggefangen werden, so kann man mit Sicherheit annehmen daß die nordische Heimath dieser Vögel von großer Ausdehnung seyn muß, da beschränkte Länderstriche während des Frühlings und Sommers gefräßigen Vögeln von so großer Anzahl nicht den genügenden Bedarf von Insecten zur Ernährung liefern könnten; während des Sommers nährt sich dieser Vogel nämlich meist von Insecten. Die neue Brut im Norden scheint alljährlich die auf den Winterzügen erlittene Decimation und Verringerung dieser Vögel zu ersetzen, denn eine Abnahme derselben ist nicht bemerklich, während über die Abnahme der Krammetsvögel schon seit Jahrzehnten geklagt wird.

Bevor wir von der Ordnung der Singvögel scheiden, erwähnen wir von dem Schwalbengeschlecht noch die Uferschwalbe, weil dieselbe an dem hohen und steilen rechten Donau-Ufer Südungarns und Slavoniens durch Hunderttausende von Nestlöchern ihren Aufenthalt so kennzeichnet, daß das Ufer lange Strecken hindurch siebförmig durchlöchert erscheint. Den Singvögeln die Würger anreihend, nennen wir nur den großen grauen Würger oder Neuntödter, Lanius excubitor, weil dieser sehr zahlreich vorkommende und durch sein Betragen sich bemerklich machende Vogel zu den allgemein gekannten und volksthümlichen gehört, wie es denn auch sein Namen Nagyfö Gábor, d. h. großköpfiger Gabriel, andeutet, welchen Namen er indeß oft mit dem Wendehals theilen muß. Auch letzterer Vogel, welcher zu den spechtartigen Vögeln gezählt wird, ist in Ungarn ein sehr zahlreich vorkommender Zugvogel, der sich während der Paarungszeit auf Bäumen und Zäunen durch sein beständiges lautes Geschrei bemerkbar und leicht kenntlich macht.

Mehr als der letztgenannte auch in Deutschland gewöhnliche Vogel ist der Bienenfresser, Merops apiaster, Ungarn angehörend, indem dieser sehr schöne Vogel an der unteren Donau, an der Drawe und Sawe gar nicht selten ist, und seiner Schönheit wegen zum Ausstopfen gern geschossen wird. Außer Bienen und Wespen verzehrt dieser Vogel auch andere Insecten, welche er im Flug erhascht, und ist bei dieser Gelegenheit leicht bemerklich. Der Kopf des Bienenfressers ist nach Verhältniß etwas groß. Seine Stirne ist hellgrün und die Kehle goldgelb; der Scheitel und der Hinterkopf sind schön dunkelrothbraun, der Rücken leberbraun, der ganze Unterleib und der Schwanz schön grünlichblau. Die Flügel sind theils dunkelgrün, theils rothbraun. Die zwei mittleren Schwanzfedern sind länger als die übrigen. Die Bienenfresser nisten an den Ufern der Flüsse nach Art der Uferschwalben und Eisvögel. Die jungen Bienenfresser lassen sich recht gut mit Fliegen und Mehlwürmern auffüttern, und werden so zahm daß man sie ohne Scheu anfassen kann, daß sie den Menschen in der Stube auf den Kopf und auf die Achseln fliegen,

und dabei eine trillernde Stimme hören lassen. Die in der Nähe der Flüsse und insbesondere in der Ebene der unteren Donau und in der heutigen Wojwodschaft meist gesellschaftsweise unherfliegenden Bienenfresser machen fast beständig viel Geschrei. Auch der Eisvogel, Alcedo ispida, gehört mit zu den schönsten Vögeln Ungarns, obgleich sein Ansehen ziemlich plump und unförmlich ist. Der Aberglaube des Volks weiß von diesem, sowie von anderen Vögeln viel fabelhaftes zu erzählen, so soll z. B. sein Herz ganz besondere Heilkräfte u. s. w. besitzen. Auch der große Schwarzspecht, Picus martius, wird vom Aberglauben als derjenige Vogel bezeichnet welcher den Schatzgräbern zur Oeffnung der Schlösser fabelhafter Schatzgefäße die angeblich benöthigte sogenannte Springwurzel allein herbeizuschaffen versteht. Die Art und Weise wie solches geschieht, ist albern genug. Wenn man nämlich sein Nest, natürlich in dumm barbarischer Weise, verkeilt, so holt er die Springwurzel — diesen Talisman abergläubischer Schatzgräber — und dieselbe im Schnabel haltend berührt er den Keil, der sofort herausfällt, und worauf der Vogel das Geheimmittel auf das unten am Stamm ausgebreitete rothe Tuch fallen läßt, vermeinend daß letzteres ein Feuer sey! Die Wasservögel ungarischer Sümpfe und die Raubvögel der Karpathen werden wir dem Leser später in gleicher Weise vorführen.

Die Madeira-Reben.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Die Insel Madeira ist vielleicht der Ort der Welt wo man die größte Mannichfaltigkeit der Reben trifft. Unter allen diesen Arten sind die des Negro molle, des Verdelho, des Bastardo, des Bual und des Tinta die besten. Sie geben Früchte welche, wenn man sie mischt, den geschätztesten Wein liefern, der besonders im südlichen Theil der Insel bereitet wird.

Der Tinta, besonders ausgebeutet, gibt einen Wein, welcher, wenn er jung ist, durch seine Farbe und seinen Geschmack große Aehnlichkeit mit dem Burgunder Wein hat, nur ist er süßer. Hat er zwei Jahre im Faß gelegen, so nähert er sich dem rothen Porto-Wein, und nach Verfluß von zwanzig Jahren findet man weder in seiner Farbe noch in seinem Geschmack etwas wodurch er sich von einem reichen und alten Madeira-Wein unterscheiden ließe. Es ist dieß der einzige rothe Wein den man auf der Insel macht, und man läßt ihn mit dem Treber gähren um seiner Farbe größere Dauer zu geben. Er würde den Charakter des Burgunder Weins länger behalten, wenn man ihn so frühzeitig als möglich in Flaschen füllte; allein es stünde zu befürchten daß er einen schlechten Geschmack bekäme.

Die sehr weißen Weine, wie der Verdelho oder Wein des Nordens, nehmen, wenn sie rein erhalten werden, mit dem Alter eine gelbliche Färbung an, während diejenigen welchen der Treber unter der Kelter eine etwas dunkle Färbung gegeben hat, mit dem Alter heller werden.

Die den Namen Sercial führende Varietät nähert sich sehr der deutschen Hochheimer Traube. Was den Malvasier betrifft, so anerkennt man drei Qualitäten desselben: der Cadel ist die beste, allein sie trägt wenig; die Varietäten baboso und malvazion tragen ziemlich reichlich, allein die letztere besonders ist sehr untergeordneter Art. Man erzielt die Süßigkeit dieses Weins dadurch daß man der Gährung lange vor der der übrigen Einhalt thut.

Der beste Boden für den Weinstock ist der Saibro, oder aber eine gleiche Mischung von Saibro und Pebra, d. h. von gelbem und rothem Tuf. Die armen Winzer begnügen sich mit dem Boden welchen sie vorfinden, wissen ihn aber dadurch zu verbessern daß sie ihn mit vulcanischer Asche, der sogenannten Araya, mischen, an deren besondere Eigenschaften sie großen Glauben haben. Sie machen gewöhnlich auch Gräben von einem oder zwei Mètres Tiefe, die sie mit Steinen belegen, um die Ausbreitung der Wurzeln in einem allzu dichten und thonigen Boden zu verhindern, welcher die Entwicklung der Pflanze hemmen würde. Ist die Trockenheit groß gewesen, so bewässern sie, indem sie Schleußen offen lassen, das Land dreimal, bis es hinlänglich getränkt ist. Einige Winzer legen auch Kuhdünger an den Fuß der Wurzeln wenn sie die Rebe pflanzen, und wenn der Wein anfängt ärmlicher zu werden, so thun sie auch eine gewisse Quantität an die Oberfläche des Bodens; andere sind der Ansicht aller thierische Dünger schade dem Parfum der Traube; sie säen daher statt dessen zwischen die Reben die ausdauernde Wolfsbohne (Lupinus perennis). Sie erneuern diese Operation alle zwei Jahre im Monat Januar; dann schneiden sie diese Pflanze ab, und scharren sie nach den kleinen Regen zu Ende Aprils leicht ein. Die Fortpflanzung des Weinstocks geschieht durch Fächser, und man zieht, wenn man im südlichen Theil der Insel eine Pflanzung anlegen will, als Stammstock den Verdelho des Nordens vor, weil diese Varietät, da sie einen bessern Boden, ein besseres Klima und eine bessere Ansetzung findet, dort vollkommen gedeiht. Man pfropft sodann diejenige der andern Varietäten welcher man den Vorzug gibt; die Traube wird zur Fabrication des Weins erst im vierten Jahrgang verwendet.

Die Stengel der Arundo sagittata, ihrer Spitzen entledigt, dienen zum Stützen der Reben in den südlichen Theilen der Insel, und die rothe Weide (Salix rubra) zur Befestigung derselben an die Geländer. Im Norden versicht man sie in die Castanienbäume, was ein schlechtes Verfahren ist, denn der den Sonnenstrahlen entzogene Weinstock verkommt theilweise in dem Pflanzenboden in welchem der Castanienbaum wächst.

In Madeira gibt der Weinstock Frucht bis zu einer Höhe von 825 Mètres, allein man kann davon keinen Wein mehr machen; die größte Höhe in der man ihn heutzutage für diesen Zweck baut, ist der Corral das Freiras, 634 Mètres. Man berechnet daß unter den günstigsten Umstän-

den eine Bodenfläche von einem Hektar Ausdehnung 10 Pipen oder 50 Hektoliter Wein erzeugen kann; wenn man aber in die Berechnungen die Weinberge der ganzen Insel aufnimmt, so scheint der Durchschnittsertrag eine Pipe zu seyn. Staunton zufolge erntet man alljährlich 500 Pipen Malvasier. Die andere, viel reichlichere, Qualität ist unter dem Namen „trockener Madeira“ bekannt.

Die Ernte der Madeira-Weine betrug, nachdem sie sich im Jahr 1813 auf 22,000 Pipen erhoben hatte, im Jahr 1855 nur noch 2500—3000 Almudas (1 Almuda = 16.54 Litres). Der Preis des guten Madeira-Weins schwankt nach dem Alter. Sonach kostet eine Pipe von 560 Flaschen, Madeira-Form, welche einen zwölf- bis sechzehnjährigen Wein enthält, 1700—2400 Fr., d. h. die Flasche 3—4 Fr. Es gibt auch alte Weine die in Funchal selbst 12 und 15 Fr. die Flasche kosten.

Ueber die Gestalt des Mondkörpers.

Bekanntlich hat aus allgemeinen, theoretischen Gründen der Astronom Hansen die Ansicht ausgesprochen: der Mond sey nicht kugelförmig, sondern eiförmig gestaltet, und der Schwerpunkt des Körpers liege nicht in dem mathematischen Centrum der scheinbaren Kugel, sondern der Erde etwas näher. Für diese Ansicht hat sich jetzt eine Art von sinnlichem Beweis eingestellt. „Während meines Aufenthaltes zu London im vergangenen April, bemerkte Hr. H. Gusew in einem Vortrage vor der St. Petersburger Akademie am 14 Oct. 1859, hatte ich unter anderem das Vergnügen die in der Nachbarschaft gelegene Privat-Sternwarte (Cranford-Observ.) des Hrn. Warren de la Rue, Secretärs der königlichen astronomischen Gesellschaft, zu besichtigen. Obgleich ich des schlechten Wetters wegen keinen unmittelbaren Beweis von der Güte des von Hrn. de la Rue construirten Newtonianischen Metallspiegel-Teleskops von 13 Zoll Oeffnung bekommen konnte, legten doch die von mir dort gesehenen zahlreichen photographischen Platten mit Abbildungen des Mondes in allen Phasen, wie auch ein Paar dergleichen von Saturn und Jupiter, ein hinreichendes Zeugniß von der Präcision der Bilder ab, welche der genannte Spiegel hervorbringt. — Mir schien es in dieser Beziehung besonders vielsagend zu seyn daß die zu zwei verschiedenen Epochen abgenommenen Abbildungen des Mondes, die noch bei derselben Phase in Folge der Libration [1] zwei merklich verschiedene Lagen desselben darstellen, nach der glücklichen Idee des Hrn. de la Rue zusammengestellt, ein vollkommen deutliches und präcises stereoskopisches Bild abgeben. Dieses ist dadurch erreicht daß auch die feinsten in jedem Bild einzeln sichtbaren Bergspitzen im Stereoskop zusammenfallen. — Der freundlichen Gewogenheit des Hrn. de la Rue verdanke auch ich den Besitz eines solchen stereoskopischen Bildes auf Glas, welches mir nicht nur als vollkommenste Mondkarte mit dem Effect eines Reliefs jederzeit zur Hand ist, sondern besitze ich auch damit zwei fast momentane, aber desto untrüglichere und für immer fixirte Beobachtungen, die man eben so gut als jedes Bild, das im Focus eines Objectiv-Glases oder Spiegels entsteht, jedoch mit ungemein größerer Zugänglichkeit, zum Gegenstand einer Untersuchung machen kann. Die erste Probe einer solchen Arbeit habe ich die Ehre der kaiserlichen Akademie hiermit vorzulegen. Vor allem muß ich sagen daß die Veranlassung zu meiner Untersuchung durch eine Bemerkung gegeben wurde, die beim Anschauen des obenerwähnten Bildes in einem guten Stereoskop von vielen Personen ganz unabhängig gemacht wurde, und die darin bestand daß der Mond eiförmig und zwar so erschien, als wenn die Spitze des Eies dem Auge zugekehrt wäre. — Da die erwähnte Erscheinung fast für alle Augen und in verschiedenen Stereoskopen dieselbe blieb, und da es mir unerklärbar schien daß zwei von einer Kugel abgenommene Bilder einen solchen Effect hervorbringen könnten, kam ich auf die Idee zur Hebung aller Zweifel diesen Gegenstand durch directe Messungen zu prüfen.“

Der Akademiker beschreibt nun seine Methode der Messung beider Bilder, über deren mathematischen Werth in diesen Blättern nicht entschieden werden kann, doch hatte sich der Astronom überall des Rathes und der Hülfe Hansens zu erfreuen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen waren aber folgende: die allgemeine Gestalt der Mondoberfläche in dem mittleren Theil der uns zugekehrten Hälfte ist als eine Kugel zu betrachten von einem kleineren Radius als der welcher dem sichtbaren Rande des Mondes angehört. Die Entfernung des Centrums der Figur von dem Punkte der Knotenlinie, welcher als Schwerpunkt bezeichnet werden darf, beträgt in Theilen des Rand-Halbmessers des Mondes circa 0,07, und die Richtung der Verbindungslinie zwischen beiden Punkten weicht von der scheinbaren Mondmitte bei mittlerer Libration nach Süd-Ost etwa um 5° ab.

[1] Der Mond kehrt uns immer nur die eine Hälfte seines Körpers zu, und wir würden nie etwas von der andern Hälfte sehen, wenn nicht durch die Achsenstellung des Mondes und durch die Eigenthümlichkeit der Bahn zeitenweise östlich oder westlich eine Zone der andern Mondhälfte, oder die Pole abwechselnd am Rand der gewöhnlichen Mondscheibe sichtbar würden. Diese Erscheinungen nennt man die Librationen des Mondes.

Reise von Samarang nach Surabaja.

Am 12 August begab ich mich an heiterem Morgen an Bord des Schooners Mathilde, dessen Führer der Amboinese Jakob van Amstel war, der auf seine holländische Abkunft nicht wenig sich einbildete, obgleich er so schwarz wie ein Stiefel war, und so gebrechlich holländisch sprach wie nur ein Lhlappye sprechen kann. Abends kam noch der Artillerielieutenant Elsbout, ein blanker rothhaariger Holländer; wir mußten noch diese Nacht vor Anker bleiben und uns in der kleinen schwülen Cajüte behelfen.

Am 13ten gelangten wir bis zur Landspitze von Japara. Der Ostwind blies uns entgegen und machte selbst die javanischen Matrosen seekrank. Wir bivouakirten auf dem Verdeck, obgleich kein Sonnenzelt aufgespannt war.

Am 15 August giengen wir bei der Insel Mandelike vor Anker, wo ein guter Jagdplatz auf große krummschnäbelige Schnepfen ist und auch viele Schildkröteneier gefunden werden. Doch soll es am Strand nicht geheuer seyn und Seeräuber ihn oft besuchen. Die Ansicht der javanischen Küste ist hier schön; der prächtige Berg Moria in der Ferne und davon ein stattlicher Djattiwald (von Tectonia grandis, die das geschätzte Tikholz liefert), der bis zur See herabzieht, beiden sich anmuthig von der azurblauen See ab. Van Amstel gab einem Fischer etwas Reis für 400 Stück Schildkröteneier, die uns vortrefflich mundeten.

Das Schlingern des Schooners machte uns seekrank, und gern hätte ich Byron dieses Schaukeln gegönnt, der eine große Vorliebe dafür gehabt haben soll.

Am 17 August erhandelten wir von einem Fischer etliche Milchfische (ikansusu), die sehr gut sind, was uns um so erwünschter, als das Essen an Bord schlecht und kein ordentlicher Proviant vorräthig war; selbst von dem sandigen Zucker brachte van Amstel nur eine Flasche voll zum Vorschein, obgleich er beständig mit der ergiebigen Zuckerplantage seines Bruders zu Japara prahlte. Wir mußten demnach den Thee ohne Zucker trinken, während van Amstel täglich von der Person sieben Gulden Tafelgeld erhielt. Wir erblickten bei Grisee die sogenannten Todtkisten, niedrige Kalkhügel, und näherten uns der Maduraſtraße, wo unser Führer und sein Steuermann, ein brauner Lippklappe, mit ihrer natürlichen Kenntniß des Fahrwassers prahlten, bis sie uns richtig aufs Trockne gesetzt hatten. Das Fahrwasser ist nämlich hier sehr untief, und der Schiffskiel pflügte zuletzt durch den moddergen Canal, bis er im Schlamm stecken blieb und unsre Mathilde sich auf die Seite legte. Alle Anstrengungen den Schooner wieder flott zu machen, waren vergebens. Die Holländer geben sich zwar viele Mühe, die Straße, in deren Mitte hier das Fort Erſprinz liegt, fahrbar zu erhalten, aber sey es daß der Schlamm den der Kalimas und der Solosluß herbeiführt, sie verstopft, sey es daß sich der Boden dieser Küste hebt, die Mühen und Kosten erweisen sich als unzureichend. Weiß man doch heute noch nicht ob der indische Archipel überhaupt ein untergehender oder ein aufgehender Continent ist. Die ganze Nordküste von Java hebt sich; nur bei Rembang frißt das Meer Land weg. Java und Madura werden aber bald vereinigt seyn. Schon jetzt entspricht das Fort Erſprinz, jene Schöpfung des energischen Generalgouverneurs Dändels, nicht mehr seinem Zweck.

Dieses befestigte Eiland, früher Fort Oranje genannt, sollte die Straße beherrschen. Es ist auf versenkten Schiffen erbaut und hat nach der Seefeste Korallenfels zum Fundament, der nach der Ansicht der Inländer wächst. Es dient heute zum Strafplatz der Detinirten und Verurtheilten. Leider fand man unter den Gefangenen nicht wenig Deutsche, mit Namen die zu den glänzendsten Deutschlands gehören.

Die Gebäude sind hier einstöckige Casernen mit Riegelwänden und sehr vernachlässigtem Aeußern. Das größte ist die sogenannte Tigerhöhle (tygerhoek), in welchem die Mehrzahl der Gefangenen Abends um sieben Uhr eingeschlossen wird. Sie sind größtentheils Mörder und zum Tod Verurtheilte oder zu lebenslanger Gefangenschaft Begnadigte. Man trifft darunter sowohl Leute aus den höhern Ständen als aus der Hefe des Volkes, und viele verzweifelte Burſche, denen es auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht ankommt; aber auch meistentheils die schönsten und kräftigsten Männer. Die Gefangenen werden der Mehrzahl nach mit der Schneiderei beschäftigt, welche der Sergant Kleermaker leitet, der sich monatlich auf 7—800 Gulden steht; welche Kleidung für das Militär geliefert wird. Kost und Verpflegung der Gefangenen sind gut, aber die Behandlung läßt manches zu wünschen übrig, und der Posten des Militärcommandanten hat eine schwere Verantwortung auf sich. Die nach dem Javawall zugekehrte Seite der Insel ist der Platz wo die Schiffe versenkt wurden, warum er auch udjong duit (Geldecke) genannt wird. Die Bastionen sind aus Mauersteinen mit überliegendem Rasen aufgeführt; die Stücke liegen ohne gehörige Deckung bloß.

Mit dem Hochwasser (der Fluth) wurden wir wieder flott und steuerten der Rhede von Surabaja zu, wo eine ansehnliche Zahl Schiffe vor Anker lag. Surabaja ist das gelobte Land der Seeleute und Matrosen, welche hier den besten Arak, die leckersten Früchte und die losesten Dirnen finden. Letztere campiren nicht allein in den Bambushütten am Zeeboosd, sie fahren auch in Lambangan den Schiffen auf der Rhede entgegen, und suchen sie, oder vielmehr die Mannschaft, zu entern, zwar nicht in puris naturalibus wie die Damen der Südsee, sondern in hübscher Saroug und seidenen Slendangs von hellen Farben, das cocosduftende Haar mit wohlriechenden Blumen geschmückt und das blutrothe Siriputmichen im Mund. Aber mancher Seemann, der an diesen surabajischen Blüthen zu stark riecht, mag sich in Acht nehmen daß er sich nicht einen Nasenstüber hinwegriecht. Der Name Surabaja selbst ist anrüchig, obgleich es die betriebsamste Stadt in ganzen indischen Archipel ist.

Wir verließen den Schooner noch am Abend den 23 Aug., und kehrten im Logement ein, wo wir bald von allem indischen Comfort umgeben waren, und uns von den Strapazen dieser Seereise wieder erholten.

Ein Ausflug nach den Quellen des Apurimac (Perv.)

Paul Marcoy, der liebenswürdige und heiter gelaunte Reisende, der uns in seinen Scènes et Paysages dans les Andes schon seinen mißglückten Ausflug in das Land der Tschuntschus beschrieben hat, [1] benützte seinen Aufenthalt in Cuzco um die wahre Lage der Quellen des Apurimac zu erforschen, da sowohl die ältere Karte, welche im Jahr 1687

[1] S. Ausland 1860. S. 505.

der Jesuit Samuel Fritz auf Befehl der vicekönigl[ichen] Regierung in Quito angefertigt hatte, wie die neueste von Brué aus dem Jahre 1856, von den Eingebornen in Bezug auf die Hydrographie des Apurimac, des ersten wichtigen Nebenflusses des Amazonas, nur verspottet wurde. Von Tombobamba zog der Reisende aufwärts bis Pauri, und sah den Fluß allmählich von 69 Mètres Breite bei 4—7 Mètres Tiefe bis auf 12 Mètres zusammenschwinden. Im Aufwärtsschreiten änderte sich auch der Pflanzengürtel. Die Gränze der Obstbäume wurde überschritten, und selbst das Reich der Leguminosen zurückgelassen, als man die Provinz Canas betrat, wo nur eine herbe Kartoffelart, Papalisa, dem Boden abgewonnen wurde, der Hafer nie reift, sondern von dem Vieh abgeweidet wird, und sonst nur kümmerliche Myriaceen gedeihen wollen. Von Tayquani aus ändert sich die Landschaft noch einmal. Der Boden ist dort zerrissen von vulcanischen Kräften, überall gähnen Abgründe und erheben sich steile Wände, denen jede Bekleidung, selbst die von Moosen und Flechten fehlt. Bergdörner oder sägenförmige Ketten erheben sich über die Wolken und starren im Schnee. Des Tages rauschen tobende Wildwasser in die Gründe hinab, aber sowie die tropische Sonne sinkt, wird ihre Bewegung langsamer, und bei einbrechender Nacht waren die Wasserfälle alle stumm und hingen voll klarer Eiszapfen. Täglich fast werden der Schneeregion Gewitter bescheert, und der Reisende muß sich bei Eintritt einer gewissen Tageszeit auf solche Ueberfälle gefaßt machen. Plötzlich häufen sich dicke schwarze Wolken zusammen, Blitze zucken, ein Bergwind bricht aus seinen Fesseln, Regen, Hagel in lebensgefährlichen Stücken prasselt herab, aber nach ein, zwei Stunden ist alles vorbei, und die Sonne lächelt wieder huldvoll.

Nachdem man durch so viele Pueblos (Dörfer) und Rancheros (Maierhöfe) gezogen war, deren zahlreichste Bevölkerung in jenen Wesen bestand gegen welche die gütige Vorsehung das ächte kaukasische Pulver dem Europäer gegeben hat, machte Coporaque, die Hauptstadt der Provinz Canas, einen Eindruck wie Paris oder London auf den Neuling. Hatte doch die Bergstadt einen öffentlichen Platz mit sechs Mauerbögen, in welche sechs Gäßchen mündeten, und auf dem Platz eine Kirche mit einem viereckigen Thurm, beide zufolge einer rothen Mauerauschrift erbaut von Don Salvador Sandoval Tecsitupa Inca im J. 1654. Das beste aber war der gastfreundliche Pfarrer, an welchen Marcoy durch den Prior des Klosters Merced in Cuzco brieflich empfohlen worden war, und der den Reisenden in das schönste Zimmer und in seine eigenen Pantoffeln schlüpfen ließ. Bei einer Flasche Wein öffnete sich auch das Herz des wackern Geistlichen, und er theilte dem Fremden mit daß er Coporaque im Augenblick einer großen politischen Krisis betreten habe. Am nämlichen Tage nämlich sey ein indianischer Courier mit einer Depesche des Präfecten von Cuzco an den „Gouverneur" der Stadt angelangt, worin die Ankunft eines Agrimensor de ingenio angezeigt, und in einem eigenhändigen Postscriptum des Präsecten den Bewohnern von Coporaque befohlen wurde Gut und Blut diesem Staatsbeamten zur Verfügung zu stellen. Marcoy suchte den Pfarrer zu beruhigen, daß man in Cuzco wahrscheinlich eine Landesvermessung beabsichtige, und daher einen Ingenieurofficier abgesendet habe, allein der geistliche Herr lächelte mit schlauer Ungläubigkeit. Er verrieth seinem Gaste wie viel Unheil die weltersahrenen Bürger seines Kirchspiels hinter diesem Feldmesser gewittert hätten. Nichts anderes beabsichtige man als eine Besteuerung und Brandschatzung des Ortes, deßhalb hätten auch seine Beichtkinder ihr Silber und ihren Schmuck ihm, dem Pfarrer, gegen gehörige Quittungen übergeben, und er habe die Schätze von Coporaque in seinem Hause sehr gut an diesem oder jenem versteckten Winkel geborgen. Der Pfarrer zeigte dann seine Mineraliensammlung und ein Cabinet von Alterthümern der Provinz aus der Gentilidad (Heidenzeit), bis er zuletzt auf seine eigenen Verhältnisse zu reden kam. Sein klingendes Einkommen belief sich nur auf 20 Piaster, dann aber brachte ihm der Zehnte von Eiern, Hühnern und Schweinen beträchtlich ein, und die Waisen des Orts, die unter seiner Obhut standen, sammelten für ihn den Mist der Lamas, den einzigen Brennstoff in der holzentblößten Provinz. Während dieser Eröffnungen stürzte plötzlich ein Bote zur Thüre herein mit der Nachricht: Ha llegado el ladron — der Dieb ist da!

Auf dem Platze standen zwei Personen, der eine in einer königsblauen, goldgestickten Obristenuniform, der Landvermesser oder der „Dieb" im Style der Heimgesuchten, und sein Begleiter oder seine Ordonnanz gleichfalls in Uniform, minus Epauletten und Gold. Vom „Gouverneur" und vom Alcalden oder Landrichter begleitet, lenkte der Fremde seine Schritte nach dem Pfarrhof. Wie erstaunte aber Marcoy, als er in dem Landvermesser und in dem „Dieb" einen alten Bekannten aus Urubamba erkannte. Beide Freunde sanken sich in die Arme zur großen Betroffenheit des Pfarrers, der seinen ältern Gast jetzt mit zweifelhaften Blicken betrachtete. Nachdem sich der Obrist Don Estevan Gamba de Nepollo gastlich an der Pfarrtafel niedergelassen, erzählte er im Gespräch daß Se. Excellenz der General Guttierez, „unser erhabener und vielgeliebter Präsident," eine allgemeine Vermessung der Provinz Cailloma beschlossen, und befohlen habe daß die Gränzen auf Abständen von je 50 Varas (Ellen) mit hölzernen Pfählen abgesteckt werden sollten. Es ist nur ärgerlich, meinte Marcoy, daß in der ganzen Provinz kein Holz vorhanden ist. — Wenn es kein Holz gibt, erwiederte der Obrist würdevoll, so nehmen wir Steine. — Aber das ist dann, rief der Pfarrer, entsetzt über die Aussicht auf eine solche Einquartierung, eine Arbeit von etlichen Jahren! Der Obrist beruhigte den Würdigen, daß in Anbetracht dieser Umstände die Gränzregulirung nur auf dem Papier vollzogen werden sollte, und daß er mit seinem Begleiter Coporaque schon am nächsten Tage verlassen werde. Der Pfarrer war jetzt einigermaßen beruhigt über die Gefahren seines Kirchspiels, und begab sich aus dem Zimmer um für die Bewirthung des Fremdlings zu sorgen. Als die beiden Freunde allein waren, brach Marcoy in ein Gelächter und in die Fragen aus: wie Don Estevan, den er als friedlichen Hacienbenbesitzer verlassen hatte, plötzlich in die Uniform eines In-

genieurofficiers gefahren, und mit einer Aufgabe belaſtet worden ſey wozu ihm alle mathematiſchen Vorkenntniſſe fehlten. Meine Frau, erzählte Don Eſtevan gutmüthig, hat gefunden daß ich zu viel müßig gehe, obgleich ich doch gewiß 360 Tage im Jahre mich beſchäftige von einem Hofe zum andern zu ziehen, meine Verwalter zu überwachen, meine Knechte zu ſchelten, meine Ernten zu verkaufen und mein Geld zum beſten Zinsfuß anzulegen. Meine Frau hatte daher den Einfall an ihren Vetter, den Präſidenten Guttieres, um ein Obriſtenpatent zu ſchreiben. Das Patent kam, zum Glück für mich waren aber alle activen Poſten ſchon beſetzt, denn ſonſt hätte ich wohl an der Spitze meines Regiments in irgend eine entfernte Provinz ziehen müſſen. Damit ich jedoch Gelegenheit fände mich in meiner Uniform zu zeigen, machte man mich zum Genieobriſten, und ſchickte mich nach Cailloma um eine Karte der noch unbekannten Provinz zu zeichnen und eine Denkſchrift über ihre Hülfsquellen zu verfaſſen. Auf den Einwurf Marcoy's daß der Freund weder Mathematiker, noch Feldmeſſer, noch Geograph, noch Statiſtiker, noch Nationalökonom, noch Schriftſteller ſey, erbat ſich Don Eſtevan Stillſchweigen, da dieß ihn allein angehen werde. Der „Landvermeſſer“ fand es indeſſen ganz paſſend wenn er Marcoy auf ſeinem Ausflug nach den Quellen des Apurimac Geſellſchaft leiſte, und ſo beſchloſſen beide Freunde gemeinſam am nächſten Morgen aufzubrechen.

Der Obriſt wohnte bei dem Governador, und Marcoy begleitete ihn bis zu ſeinem Obdach. „Wo iſt mein Abendeſſen?“ heiſchte Don Eſtevan. Der hohe Beamte hatte an dieſen Punkt des Ceremoniells nicht gedacht, da aber der Gaſt grundſätzlich an der Erfüllung dieſes Herkommens feſtzuhalten ſchien, ſo erklärte der Gouverneur, daß ſich in ſeinem Hühnerhof wohl ein paar Eier und in der Stadt „vielleicht“ ein Huhn oder ein Waſſerſchwein auftreiben ließe. „In einer halben Stunde, befahl der Obriſt, muß dieſes Huhn gefunden, ihm der Hals umgedreht, es gebraten und mir aufgetragen worden ſeyn.“ Der Governador „drückte ſich ab,“ um mit Falſtaff zu reden, und Marcoy machte ſeinem Gefährten Complimente über ſeine Talente zum Despotismus, worauf ſich beide Freunde gute Nacht ſagten.

Am nächſten Morgen erwarteten zwölf braune Eingeborne, der Flor der männlichen Jugend von Coporaque den Landvermeſſer, der dieſes Aufgebot für ſeine Reiſebedürfniſſe von den Ortsbehörden verlangt hatte. Nachdem dieſe Laſtträger ihre Gemüther für die Reiſe durch eine Frühmeſſe vorbereitet hatten, brach die Karawane auf, und drang in das Wirrſal ein welches durch die Verknotung der Sierras von Condoroma, Ocoruro, de la Raya und Vilcanota entſteht. Wohin man blickte, nichts als ſcharf begränzte Räume, unzugängliche Berghäupter, überhängende Felſen und Schründe von ſchwindelerregender Tiefe, ſämmtlich bedeckt mit einer Schneekruſte welche der Nachtwind verhärtet hatte. Ein bleifarbiger Wolkenhimmel, der ſo niedrig hieng daß man ihn mit Händen zu greifen vermeinte, gab der Natur einen wilden Anblick. Um zehn Uhr aber erhellte ſich plötzlich die Luft, und bald ſtand der kobaltblaue Himmel offen. Das Sonnenlicht prallte aber ſo ſcharf von den Eismaſſen zurück, daß die Reiſenden ſchleunigſt ihre blauen Schneebrillen anlegten. Ohne dieſes Schutzmittel unterliegt der Wanderer dem Surumpi, einer Augenkrankheit oder Blindheit, die mit einem ſolchen Brennen verbunden iſt daß der Betroffene vor Schmerz in Heulen ausbrechen ſoll. Gegen dieſes Uebel hilft nur eine völlige Dunkelhaft von 14 bis 40 Tagen, je nach der Stärke der Krankheit; die indianiſchen Begleiter trugen übrigens keine Brillen, denn ihre ſchiefen kleinen Augen von Adlerſchärfe trotzen Schnee und Sonne ungeſtraft. Später am Tage ſah man den Apurimac, den man zur Linken gelaſſen, tief im Thale wieder. An jener Stelle war das Gewäſſer auf einer Viertelwegſtunde umſäumt mit einer doppelten Reihe Zwergmyrten und Tolas, einem Strauch aus der Gattung buxus, deren Laub, vom Schnee befreit, eine ſchöne Bronzefarbe zeigte. Dieſe Vegetation iſt ſeitdem als botaniſche Merkwürdigkeit bekannt, und die Provinz Cailloma auf dieſe früher nicht gekannten Zierden ſtolz gemacht worden. Um vier Uhr Nachmittags kam eines der gewöhnlichen Gewitter mit einem furchtbaren Schneeſturm. Der friſch gefallene Schnee verhüllte bald die Spuren des Fußweges, und die Indianer hielten ſtill, weil ſie den Weg nicht mehr kannten. Marcoy wollte daß man ihnen Zeit laſſe, der Obriſt aber, aufgebracht über das Hinderniß, befahl vorwärts zu marſchiren. Die Indianer gehorchten bis ſie zuletzt in den Schnee ſanken und jedes Fortkommen zur Unmöglichkeit wurde. Der Schnee fiel immer dichter und dichter, und der Tag begann ſich raſch zu neigen, ſo daß keine Ausſicht war den Ort Cailloma noch zu gewinnen. Einer der Maulthiertreiber gab in dieſer Lage den Rath nach Mamanihuayta, einer einſamen Eſtancia, aufzubrechen, die ganz in der Nähe liegen müſſe, da ſie ſich am Fuße des Ulutaruna befinde — eines Trachytkegels nämlich, den er in einiger Entfernung der Karawane mit den Fingern zeigte. Der Maulthiertreiber wurde jetzt zum Führer erhoben, und wirklich gelang es ihm auch die Wanderer nach dem Hafen zu bringen. Die Hütte beſtand nur aus zwei Gemächern, hinter denen innerhalb einer Einfriedung ein paar Dutzend Lamas gerade ihre Nachthymne blöckten. Im erſten Gemache ſaß der indianiſche Eigenthümer mit ſeinem Weib und ſeiner Alten, welche Frauen entſetzt vor dem Anblick der Goldſtickereien des Obriſten aufſprangen, während der Indianer ſich vor der unerwarteten Erſcheinung bekreuzigte. Don Eſtevan fragte ob er nicht ein junges Lama zum Nachteſſen haben könne, und der Eſtanciero verſchwand ſtumm, weil er wohl fühlte daß der Wunſch eines Soldaten in dieſer Einöde den Werth eines Befehls hatte. Das Thier kam, und wurde ſogleich von den Maulthiertreibern zubereitet. Nach dieſem lekern Mahl holte man etliche Flaſchen Xeres und zündete die Cigarren an. Im Gemach ſelbſt hielten ſich nur die beiden Freunde und die Ordonnanz auf, welche letztere damit beſchäftigt wurde die Thüre bald auf-, bald zuzumachen, je nachdem es zu kalt oder zu rauchig in der Hütte wurde. Die Indianer mußten inzwiſchen vor der Hütte ſpazieren gehen, ja als Marcoy ſeinen Freund fragte wo er die Nacht zuzubringen gedenke, erklärte er das Hauptgemach nicht zu verlaſſen, die Indianer möchten

sich es außerhalb bequem machen. Auf ernste Vorstellungen ließ er sich endlich bewegen mit dem zweiten Gemach als Schlafstelle sich zu begnügen, obgleich dort auf engem Raum, der kaum für zwei Schläfer genügte, alle Lebensmittelvorräthe der Estancia aufgehäuft waren. Die Indianer und Maulthiertreiber füllten, sobald die Excellenzen sich zurückgezogen, zu 18 das Wohngemach, plauderten und schmausten lustig. Am andern Morgen nach einer Nacht voll Ungeziefer erkundigte man sich nach dem Weg, und vernahm daß Cailloma zwei Meilen westsüdwestlich, der Vilafro-See oder die Apurimacquelle aber nur eine kleine Meile ostsüdöstlich liege. Don Estevan fand es daher passend der Stadt Cailloma la Rica seine Ankunft durch seine Ordonnanz wissen zu lassen, während er selbst mit seinem Freund nach dem nahen See des Vilafro zog. Nach drei Viertelstunden Weges stand man am Fuß eines Höhenzuges, und in 20 Minuten war man durch eine vulcanische Spalte an den östlichen Abhang dieser Kette gelangt. Dort lag nun 12—1500 Fuß tief zu den Füßen der Reisenden eine mit Felsblöcken besäete Ebene von 4—5 Stunden im Umkreis, deren Schneedecke mit der steigenden Sonne in Fetzen riß, so daß überall der Kräuterteppich hervortrat. Gegenüber erstreckten sich die Gebirge von Condoroma, de la Raya und von Vilcanota, weiß vom Schnee von den Rändern bis zum Fuß und scharf abstechend von einem fleckenlosen Himmel. Die Mitte der Ebene bedeckte ein etwa zwei Stunden langer und anderthalb Stunden breiter See, der Vilafro-See oder die Quelle des Apurimac. Als Marcoy seinen Begleiter auf die hydrographische Merkwürdigkeit aufmerksam machte, unterbrach einer der Indianer ihn verbessernd daß er nur den Vilafro-See und nicht den Apurimac sehe, denn das Gewässer welches aus dem See abfließe, müsse erst neun Wasser zur Linken, 11 zur rechten aufgenommen und auf 23 Leguas die Sierra bespült haben, ehe es den Namen Apurimac erhalte.

Man stieg nun an einer Reihe gefährlicher Zickzads in die Ebene herab, bis der Führer vor einer Höhle still hielt, die sich in eine Kohlenschieferwand öffnete. Diese Grotte mußte schon früher als Wohnung gedient haben, denn sie war durch eine Zwischenwand inweudig abgetheilt, und die eine Hälfte davon war, nach den Resten einer Streu zu schließen, der Stall gewesen. Nicht weit von der Höhle fand sich auch eine Papalisa oder einheimische Kartoffel, die ihren Aufenthalt auf dieser Alpenhöhe jedenfalls der Menschenpflege verdanken mußte, denn freiwillig würde sie nicht in diese rauhe Gegend gedrungen seyn. Der indianische Führer erklärte, sie möge wohl abstammen von den Pflanzungen des Joaquim Vilafro. Erstaunt über diesen Namen, fragte Marcoy ob Vilafro vielleicht der Besitzer des Sees gewesen sey. Der Indianer schüttelte aber den Kopf. „Dieser See, sprach er, hat nie Menschen gehört. Die Seen, die Alpen und der Schnee sind nur Gottes Eigenthum, der See hieß auch immer nur Huananacocha. [1] Vilafro aber war ein Chapeton (ein geborner Spanier), dem ein armer Lamahirt die Reichthümer der Quimsachata-Grube verrathen hat, die dort am Fuß des rothgefleckten Berges an den ersten Vorsprüngen der Raya liegt. Den Lamero nämlich hatte das Loos getroffen daß er in einem neuen Schacht bei Potosi in den königlichen Gruben arbeiten sollte. Er aber liebte seine Freiheit besser, floh und suchte sich vor den Corregidor der Provinz zu verbergen, der ihn hätte peitschen lassen. Vilafro nahm ihn auf und versteckte ihn, zum Dank aber verrieth ihm der Lamero das Geheimniß vom Quimsachata. Eine silberne Quelle strömte dem Chapeton entgegen, denn in der ersten Woche schon wurden 95,000 spanische Thaler erbeutet. Nach fünf Jahren war Vilafro so reich, daß er seine Maulthiere mit Silber beschlagen lassen konnte. Obgleich er nun dem König seinen Quint (20 Procent der Ausbeute) bezahlte, die Kirchen bedachte und der allerheiligen Jungfrau zugethan war, wie es eine silberne Lampe, 300 Mark, schwer beweist, die er dem Pfarrer in Sicuani schenkte, und die du in der dortigen Kirche sehen kannst, so hatte er doch so viel Neider, daß es gelang ihn des Hochverraths und der Unterschleife anzuklagen. In Lima machte man ihm den Proceß, und Vilafro endigte am Galgen. Seit jener Zeit aber wurde die Grube von Quimsachata verlassen, denn die Bergleute behaupteten daß der Geist des Hingerichteten jede Nacht wiederkehre um seine alte Domäne zu besuchen. Noch früher haben den Enten-See (Huananacocha) die Enten verlassen, da sie Furcht vor dem Bart des Chapeton bekamen."

Nach wenigen Stunden Ruhe in der Höhle wurde man durch das Geräusch einer herbeieilenden berittenen Schaar geweckt. Männer und Frauen auf Pferden, Maulthieren und Eseln, an der Spitze die Frau des Gobernador, deren Thier der Gemahl am Zügel hielt, kamen in Begleitung der „Ordonnanz" nach der Höhle als Deputation der gehorsamen Stadt Cailloma la Rica, um einen Ingenieurobristen zu begrüßen, der ihrer Provinz zu einer mathematischen Existenz verhelfen sollte. Nach wiederholten Hurrahs von Seiten dieser Deputation ergriff Don Estevan das Wort, um den Caillomeños und Caillomeñas die politischen Vortheile einer Landesvermessung ihrer bisher vernachlässigten Provinz schmecken zu lassen. Er zeigte ihnen daß eine neue Aera für sie anbreche, daß Cailloma nun gleichen Schritt halten werde mit den Schwesterprovinzen auf dem Wege zum Tempel des Ruhmes, und daß fortan Cailloma so gut wie die andern Theile der Republik in den statistischen Jahrbüchern, die man in Lima drucke, seinen Platz finden werde. Diese Rede, im Style des difficile est satiram non scribere gehalten, schloß für die hocherbaute Deputation mit der Aufforderung die Landvermesser und ihre Dienerschaft mit zwei fetten Hammeln, etlichem geräucherten Fleisch, einer Quantität Branntwein, Kartoffeln und dem nöthigen Brennholz vor Untergang der Sonne zu versehen. Um den üblen Eindruck dieser bescheidenen Anforderungen rasch zu verwischen, wurden die Damen eingeladen in die Höhle zu treten und dort im Xeres auf die glorreiche Zukunft der Provinz zu trinken. Sie waren dann auch sogleich entschlossen, und fühlten sich bald so heimisch,

[1] Cocha, See, Huanana, Ente, womit hier die Anas cristata gemeint seyn soll.

daß die Gobernadora den Obristen zuletzt „mein Schatz“ nannte, während die jüngere, hübschere, aber befangenere Alcalda sich damit begnügte ihm den Titel Gevatter zu geben. Da die Ehemänner nicht zum Xeres eingeladen worden waren, sondern draußen aus der dunkeln Höhle heraus nur das lustige Gelächter ihrer Damen hören mußten, so wurde ihnen die Zeit zuletzt so lang, daß sie auf der Heimkehr bestanden, worauf ihnen ihre Ehehälften bereitwillig wieder verabfolgt wurden. Marcoy hatte einige Besorgnisse daß die Naturallieferungen aus Cailloma nicht eintreffen möchten, aber der Obrist beruhigte ihn, denn er rechnete darauf daß er sich die Gunst der Damen gesichert habe, und daß diese ihren Einfluß auf die Männer erstrecken würden. Auch irrte er sich keineswegs, denn am Abend traf alles Geforderte richtig ein.

Während in den nächsten Tagen Marcoy seine mathematischen Arbeiten zur Ortsbestimmung vornahm, die Gegend beschrieb, die Tiefe des Sees messen und einen Fischfang anstellen ließ, um die Bevölkerung des Süßwassers kennen zu lernen, las Don Estevan, in den Stunden wo er nicht aß, schlief oder vom Schlafen ausruhte, seine Zeitungen, mit denen er sich im Ueberfluß versehen hatte. Endlich zeigte Marcoy ihm an daß seine Arbeiten beendigt seyen, und er am nächsten Tage vom Vilafro-See sich verabschieden werde. Don Estevan war sehr vergnügt, und erklärte daß er ebenfalls mit ihm gehen werde. Als nun der Freund ihn erstaunt fragte, wann er denn seine geographische Arbeit zu beginnen gedächte, erklärte ihm dieser freundlich daß sie längst schon vollendet sey. Um alle Zweifel des Gefährten zu heben schloß er eine Lederlasche auf und zog eine Pergamentrolle hervor. Marcoy öffnete das Blatt, und fand darauf einen geometrischen Plan der Provinz mit der Sicherheit eines Katasterbeamten gezeichnet, nur schade daß am Rande die Bemerkung stand: „Gezeichnet auf Befehl Sr. Excellenz des Vicekönigs Gil de Lemos, August 1690.“ Auf die Frage: wo er dieses Nest „ausgehoben,“ erklärte der Obrist würdevoll: „Nicht ausgehoben, sondern gekauft um 2 Piaster von einem Laienbruder der Recolta, der einem Kaufmann dafür 6 Realen bezahlt hatte.“ Die Arbeit, setzte er hinzu, sey zwar noch nicht fertig, denn das Original eigne sich nicht zur Vorlage an die Regierung, er werde aber eine Copie von seinem Pathen, einem Amtsschreiber und geschickten Zeichner, anfertigen lassen, während er nicht besorge daß der Autor sein geistiges Eigenthum reclamiren werde, da er jetzt wahrscheinlich seit 150 Jahren im Grabe ruhe. Da man am andern Morgen nicht nach Coyaraque zurückzukehren, sondern einen kürzern Rückweg einzuschlagen gedachte, so wurden die Indianer, da man ihrer nicht mehr nöthig hatte, abgedankt. Für ihre Leistungen wurden sie reichlich belohnt, nicht in Geld, sondern, ungerechnet der Reisemundvorräthe, von denen die Reste ihnen überlassen worden waren, in Gestalt eines Attestats über ihr Wohlverhalten und die Zufriedenheit des Obristen. Voll Rührung küßten sie ihm beim Abschied die Steigbügel, denn der Pfarrer in Coyaraque hatte ihnen mit Geld und Gefängnißbußen gedroht wenn die geringste Klage von dem Landvermesser einliefe. So schieden Marcoy und der Obrist von den Quellen des Apurimac, und seitdem gibt es in den Kalendern von Lima publicistische Nachrichten über die Provinz Cailloma.

Ein Mirakel des Mormonen-Heiligen Smith.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Als ich die Grafschaft Clay verließ, zogen die Mormonen weiter in die Wüste hinein, und ließen sich in der Grafschaft Caldwell nieder, wo sie die Stadt „Far-West (Fern-Westen)“ bauten. Sie blieben etwa drei Jahre lang dort. Während dieses Zeitraums hatte eine Menge neuer Proselyten ihre Reihen vergrößert. Ein beträchtlicher Theil, der unwissendste Theil der Bevölkerung des Landes, war geneigt sich ihnen anzuschließen; allein er wagte nicht dem Spott der starken Zahl zu trotzen. Um dieses Hinderniß zu beseitigen, wandte man sich an den Propheten Joé Smith. Da die mormonischen Weissagungen allen wahren Gläubigen des neuen Glaubens die Macht gewährleisten Wunder zu thun, so forderte man Joé Smith auf nur ein einziges im Angesicht des Himmels und vor den Augen des Volks zu verrichten, um über die Wahrheiten ihrer Religion diejenigen aufzuklären welche noch Zweifel hegten, und die schwankenden Ueberzeugungen zu schwächen.

Der Prophet nahm die Aufforderung an, und verkündigte daß er an einem gewissen Tage den Missouri in dessen ganzer Breite überschreiten werde, ohne auch nur die Sohlen seiner Schuhe naß zu machen. Am bezeichneten Tage bedeckten sich die Ufer des Flusses mit einer neugierigen und der Dinge die da kommen sollten ungeduldig harrenden Volksmenge. Die Mormonen stimmten Lobgesänge an zu Ehren ihres Propheten. Sie waren zum voraus stolz auf das Wunder das er verrichten, das seine Macht und seine Heiligkeit im vollsten Glanze strahlen werde. Die Mormonen glaubten so allgemein an diese Gabe der Wunder und der wunderbaren Heilungen, daß Arzeneimittel unter ihnen nicht im Gebrauch waren. Die Propheten besuchten das Bett der Kranken und legten ihnen ihre Hände auf. Wenn (wie dieß nothwendigerweise fast immer geschah) der Kranke starb, so schrieb man dessen Tod dem Mangel an Glauben bei. Genas er hingegen, so war dieß das Werk einer wunderbaren Heilung.

Joé Smith war ein großer und schöner Mann, der eine unbestreitbare Gewandtheit besaß, und mit einer wunderbaren Keckheit die unglaublichsten Lügen aufs Tapet brachte. Als der Tag herangekommen war an welchem er trockenen Fußes über die Fluthen des Missouri gegen Süden, ließ er nicht auf sich warten, stieg barfuß an den Rand des Flusses hinab und hielt mit donnernder Stimme folgende Anrede: „Meine Brüder! Dieser Tag ist ein glücklicher Tag für mich, für euch, für alle diejenigen die den wahren Glauben, welcher der unsrige ist, lieben und achten. Der Tag ist gekommen um durch ein

Wunder, vor diesen Tausenden von Gläubigen die mich umgeben, die Wahrheit der wohlthätigen Lehre zu beweisen welche ich euch verkündet habe. Ein Wunder, meine Brüder! . . . Ihr fordert von mir ich solle durch ein Wunder beweisen daß Gott mich zum Erben der Gewalt gemacht hat die er ehedem seinen Propheten gegeben. Diese Gewalt, ich sage es euch, gehört nicht mir allein zu, sie ist auch Eigenthum aller derer welche glauben wie ich . . . . Ich habe den Glauben! daher habe ich die Macht Wunder zu thun . . . . Der Glaube ist es der mich trockenen Fußes über die Gewässer dieses großen Flusses gehen läßt . . . . aber um dieses Wunder sich begeben zu sehen, ist es vor allem nothwendig daß ihr Glauben an euch selbst und an mich habt . . . . Habt ihr Glauben an euch selbst?"

„Ja, ja," schrie die Menge.

„Habt ihr Glauben an mich? Glaubt ihr daß ich dieses Wunder thun kann?"

Und die Menge schrie: „Wir glauben es, wir glauben es."

„Sonach also," sagte José Smith indem er ein wenig an dem steilen Ufer heraufstieg, „beweist euch der Glaube vollkommen daß ich das Wunder thun kann . . . . Allein er beweist nicht daß ich es heute thun muß . . . . Das wichtigste ist daß von nun an der Zweifel aus eurer Seele verbannt sey."

Darauf erhob José Smith den Fuß, und verschwand.

Anerkennung der Racenunterschiede an Bord europäischer Schiffe.

Mrs. Putnam, eine farbige Dame, hatte mit ihrer Begleitung Billets für die Ueberfahrt nach Europa auf Dampfern der britischen „Cunardlinie" gelöst, als sie kurz vor Abgang des Schiffes aus dem Bureau der Gesellschaft folgende Zeilen erhielt: „Wir sind genöthigt Sie in Kenntniß zu setzen daß für Sie und Ihre Gesellschaft eine besondre Tafel an Bord der „Europa" gedeckt werden wird, wo Sie alles geliefert erhalten werden wie Passagiere der ersten Cajüte. Die Person welche Ihre Billets löste, vergaß zu bemerken daß die Reisenden Farbige sind, sonst hätten wir Sie schon früher unterrichtet. Sollte dies Ihren Erwartungen etwa nicht entsprechen, so wird man stets bereit seyn gegen Rückgabe der Billets die Fahrtage zurückzuerstatten." Mrs. Putnam protestirte, mußte aber wohl oder übel sich die äußerlegte Absonderung gefallen lassen. In Liverpool angekommen, richteten ihre Freunde ein Schreiben an Sir Samuel Cunard den Chef der „Linie," der aber alle Aufforderung sich zu erklären trocken ablehnte, mit dem Bemerken, „er sehe keinen Nutzen die Angelegenheit weiter zu besprechen."

Dieser Vorfall mag vielen deutschen Lesern geringfügig erscheinen, und dennoch hatte er für die andere Welt und für eine ganze Menschenrace die höchste Bedeutung. Zu England, wo die Antislavery-Gesellschaften sehr wachsam sind und keine Stimme zu Gunsten der Sklaverei sich erhebt, werden die Cunard-Schiffer einen harten Stand haben, denn bisher wurden keine Kastenunterschiede an Bord europäischer Fahrzeuge geduldet, und die Farbigen waren, sobald sie ein solches Fahrzeug betraten — Menschen, nicht mehr Geschöpfe andrer Art als die Species Homo europaeus. Die Cunard-Dampfer oder vielmehr ihre Besitzer mußten sich wohl oder übel entschließen den Farbigen diesen Zwang auszuerlegen, weil außerdem kein amerikanischer Passagier ihre Schiffe benutzt hätte. Man muß hier wohl darauf achten daß diese Passagiere durchaus nicht der Mehrzahl oder auch nur in gewisser Zahl aus Sklavenmännern oder aus Leuten des Südens bestehen, sondern wahrscheinlich der unendlichen Mehrheit nach aus dem Norden kamen. Aber auch dort, ja selbst unter den eifrigsten Abolitionisten der Vereinigten Staaten, herrscht bekanntlich die Kastenscheidung noch in aller Schärfe. Die Farbigen haben ihre besondern Logen im Theater, sie dürfen mit Weißen nicht in einem Omnibus oder Waggon, nicht in einer Cajüte, vor allem nicht an einer Tafel sitzen. Wollte selbst ein Vorurtheilsfreier über diese Schranke sich hinwegsetzen, hätte ein weißer Passagier der „Europa" um die Ehre gebeten an Mrs. Putnams Privattafel speisen zu dürfen, so würde die übrige Gesellschaft der ersten Cajüte wahrscheinlich immer von ihm weggerückt seyn. Wer sich also nicht aus seinen Kreisen verbannen lassen will, muß die Vorurtheile der andern achten, d. h. sie ebenfalls beobachten.

Wir auf dem alten Festlande, fern von den Plantagen und den Wollköpfen, haben kein Recht über die Racenprüderie eine Vorlesung zu halten. Lieblos, verderblich und unsittlich ist ja nur die Sklaverei, dagegen muß es gewiß jedermann erlaubt seyn sich von andern Theilen des Menschengeschlechtes, wo er sie mit Nutzen entbehren kann, abzusondern. Gerade daß die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten die sogenannten Kastenvorurtheile im gleichen, wenn nicht stärkeren Grade besitzen, als die Proslavereimänner, sollte uns warnen den Kasteninstinct allzurasch zu verurtheilen. Es ist gewiß verzeihlich wenn niemand mit einem appetitlöstenden Nachbar an einem Tisch essen und Stuhl an Stuhl sitzen will. Ein physischer Ekel gegen die Nähe eines Negers hat sich aber bisher noch jedermanns, selbst der wärmsten Antisklavereigemüther, bei längerem Verweilen in den Tropenländern bemächtigt. Der Grund liegt sehr nahe. Ein westindisches Negerlied rühmt sogar:

The Lord! He loves the nigger well,
He knows his nigger by the smell!

daß der liebe Gott seinen Neger am Geruch erkenne. In den amerikanischen Großstädten verkündigt sich die Nähe der Negerviertel schon von weitem der Nase. Ein solcher Umstand mag recht wohl zu einer gesellschaftlichen Absonderung berechtigen, aber gewiß ist es ebenso cynisch als unlogisch, wenn man selbst von Deutschen bisweilen die Redensart hört: man brauche den Neger nur gerochen zu haben um zu dem Proslaverei bekenntniß sich zu bekehren. Man bedenke immer daß auch wir Europäer andern Menschengeschlechtern eine physische Abneigung einflößen. Der Muhammedaner im Mor-

genlande gibt uns den nicht schmeichelhaften Titel von Christenhunden, weil wir das Fleisch „unreiner“ Thiere essen, uns nicht beschneiden und andere Reinlichkeitsvorschriften nicht erfüllen. Dem Hindu vollends ist der fleischessende Europäer ein eben so großer Gräuel wie uns der anthropophage Fidschi-Insulaner. Nun würden wir es aber höchst unlogisch finden wenn um dieser physischen Abneigungen willen Muhammedaner oder Hindu, sobald sie die Stärkeren wären, über Europäer das Joch der Racensklaverei werfen würden; wie kann man also behaupten daß die Natur die Neger zum Zuckerbau und zur Baumwollencultur prädestinirt habe, weil ihre Hautausdünstung die europäischen Nerven anwidert?

Das Knacken der Rennthiere.

Von Alexander Ziegler.

Der Ernährer und Erhalter des Lappmannes ist das Rennthier. Wie der Araber der eigentlichen Wüste nicht ohne Kamel, so kann der Lappe nicht ohne Rennthier seyn. Aber welches Thier gewährt auch während seines Lebens und nach seinem Tod den Menschen so großen Nutzen als dieses, das selbst als Hausthier stets im halbwilden Zustande bleibt, weil es nie in Ställe kommt und stets das Futter selber sucht? Nachdem die Rennthiere bei ihren Lebzeiten als Zug-, Last- oder Reitthiere, zur Zucht und zum Verkauf, zur Milchgewinnung und Käsebereitung gedient, hören sie auch nach dem Tode nicht auf nützlich und gewinnbringend zu seyn. Das Fleisch derselben (Rennthierbraten, Rennthierzungen u. s. w.) ist schmackhaft, und das Blut abgeschäumt, mit Salz versetzt und umgerührt, gibt jene Art von Blutwürsten die bei den Lappen sehr geschätzt sind. Aus den Sehnen und kleinen Gedärmen werden Näh- und Bindfaden gemacht, die Blasen als Milchtöpfe, Tabaksbeutel u. s. w. benutzt, die Häute zum Theil verkauft, theils als Bettdecken, Schlittengeschirr, Sättel, Säcke, Fußmatten und Kleidungsstücke verarbeitet. Die Klauen werden verkauft und aus denselben ein guter Leim bereitet. Aus den Geweihen, die auch als Handelsartikel dienen, wissen die Lappen ebenso wie aus den Knochen eine Menge kleiner nützlicher und zierlicher Gegenstände, als Löffel, Messerhefte, Schalen u. s. w., zu schnitzen. So ist in Wahrheit dieses merkwürdige und in vielen Beziehungen räthselhafte Thier alles in allem für den Lappen. Nicht nur die ältesten und älteren Schriftsteller, sondern auch die der Neuzeit bringen über das Rennthier oft die widersprechendsten Nachrichten und Beobachtungen, so daß dessen Natur, Charakter und Organisation noch mancherlei Studien und Beobachtungen verlangt. So sind wir z. B. noch nicht über die Kalbzeit, Tragfähigkeit und Geschmeidigkeit dieses Thieres, über die Dauer des Alters, über das Wandern, über die Beschaffenheit der Haare, über das Wachsthum der Geweihe, über das sogenannte Knacken oder „Klappern der Hufe“ u. s. w. im Klaren, wie in Bezug auf das letztere im folgenden nachgewiesen werden wird.

Bei meinem ersten Besuch der Rennthierheerde in Lappland (bei Tromsö) fielen mir zwei Dinge sogleich auf — das Grunzen und Knacken der Thiere. Wenn man mitten in einer solchen Heerde stehend die Augen schließt, könnte man glauben daß man sich unter einer Schweinsheerde befände, oder — wenn man phantastischer Gemüthsart ist — sich meinetwegen auch einbilden daß man Hercules sey, der den Erymanthischen Eber erlegte, oder daß man Meleager vorstelle, der galant genug war die Haut des getödteten Ebers der Jungfrau Atalanta zu überreichen. Stimme und Geschrei der Rennthiere sind wirklich ein Prusten und dumpfes Grunzen in verschiedenen Tonarten und Modulationen.

Außer dieser erwähnten Eigenschaft besitzt aber das Rennthier noch eine andere viel merkwürdigere. So knackt und knickt, knistert und knattert, knarrt und klappert dasselbe mit den gespaltenen und fast runden Klauen das ganze Jahr hindurch. „Es gehe gleich geschwinde oder langsam, sagt der alte Johannes Schefferus in seinem Buch über Lappland, so wird in Bewegung der Leine und Gelenke, gleich als wenn Kieselsteine oder Nüsse klapperten, ein Geräusch vernommen.“ Auch Olaus erwähnt schon: „Das Geräusch und Klappern der Füße ist so laut, daß man eher den Schall hören als das Thier selbst sehen kann.“ Spätere Schriftsteller und Naturforscher erwähnen fast alle dieses merkwürdige Knacken und Knicken der Rennthiere, welches Schmidt sinnreich und poetisch mit dem Ueberspringen des elektrischen Funkens vergleicht.

Als ich die unweit Tromsö (69° 38′ nördl. Br.) lagernde Rennthierheerde besichtigte, hörte ich allerdings diesen eigenthümlichen Ton auch, wenn schon nicht so stark, daß, wie viele sagen, man bei hellem Tageslicht die Heerde eher hören als sehen könne, und daß dadurch die Heerden bei dichtem Nebel oder Schneetreiben beisammen gehalten würden. Wo aber ist der Sitz desselben? wodurch entsteht er? wo liegt das „naos“ dieses Tones? Liegt es im Huf oder in den Kniekehlen? Theodor Mügge meint in seinen „Skizzen aus dem Norden,“ es liege ein kleiner Knochen von der Größe eines Krebssteines unter dem glatten Horn der Fußsohle; dieser errege, so oft das Thier auftrete, ein Knarren, welches man in einer Entfernung von hundert Schritten hören könne. Nach Lessing stehen die beiden hintern Zehen der Hufe, ebenfalls viel dicker als beim Hirsch, von den andern sehr weit ab, sind aber beweglich, werden nur beim Abwärtsgehen gebraucht und verhindern das Ausgleiten. Zwischen ihnen, nicht aber zwischen den Kniekehlen, wie Hr. v. Buch meint, sitzt ein kleiner Knochen, welcher das Knistern beim Gehen des Thieres verursacht. Und Leopold v. Buch sagt II. S. 149 seiner vortrefflichen skandinavischen Reise: „Man hört nie den Fuß auf den Boden setzen, sondern nur das ewige Knistern in den Kniekehlen, wie von überschlagenden elektrischen Funken.“

Das Daseyn eines Knöchelchens unter dem Huf würde sehr wunderbar seyn; dagegen ist es möglich daß ein Hornbuckel da ist. Ich bedaure an Ort und Stelle den Rennthierfuß nicht genau untersucht zu haben. Ein Knochen unter der Fußsohle wäre aber jedenfalls ein Ding welches nur beim Auftreten auf Steine klappern würde, was die Hornsohlen

auch ohne Knochen thun; liegt nach andern zwischen den beiden Hinterzehen ein Knochen eines Krebssteines, so wäre es wahrscheinlich daß dieser Knochen, wenn er wirklich vorhanden, ein Vorsprung am Unterende des Mittelfußes und der Mittelhand (die Röhre) wäre; dann wäre es aber sehr wunderbar wenn dieser Knochenvorsprung so nackt hervorstände und klapperte. Mag Leopold v. Buch unter Knie das verstanden haben was bei unsern Anatomen so heißt, nämlich an den Hinterbeinen das Gelenk zwischen Schenkelbein und Schienbein, an den Vorderbeinen (Armen) das Gelenk zwischen Oberarmbein und Ellenbogenbein, oder mag er, was wahrscheinlich, das Gelenk gemeint haben wo an Mittelfuß oder Mittelhand die Zehen und Finger gefügt sind, so müßte jedenfalls der Ton im Innern des Beines durch Reibung des Knochens im Gelenk erzeugt werden, was nicht wahrscheinlich ist. Im übrigen verdient Buch's Glaube an das Knistern in den Kniekehlen jedenfalls Beachtung, da er, seinen Worten nach, die Sache in der Nähe geprüft haben muß.

Da das Rennthier zu der Familie der Hirsche, der Gattung der Wiederkäuer gehört, so möchte ich die Frage an unsere Jäger und Jagdverständigen stellen: ob der Hirsch oder das Reh auch knickt und knackt, und wenn dieß der Fall, wo dann der Sitz und die Ursache dieses Geräusches zu suchen sey. Die meinerseits in dieser Beziehung eingezogenen Erkundigungen haben bis jetzt noch zu keinem bestimmten Resultate geführt, da die Urtheile und Ansichten der Jagdkundigen hierüber noch sehr von einander abweichen. Aus dem an mich gerichteten Brief eines Forstmannes im Thüringerwald (Förster Schröder), an welchen ich mich in fraglicher Angelegenheit schriftlich gewendet, erlaube ich mir folgende interessante Beobachtungen anzuführen: „Die Mittheilung welche Sie die Güte hatten — schreibt derselbe — mir in Beziehung auf das Knacken der Rennthiere zu machen, war sehr werthvoll. Ich habe Gelegenheit genommen mit vielen meiner Collegen darüber zu sprechen, und die Frage aufzuwerfen: ob sie dieses „Knacken" auch bei den Hirschen bemerkt hätten. Was darüber zu erfahren war, erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen. Im allgemeinen scheint sich beim Edelhirsch das Knacken nur bei langsamem Fortschreiten, und auch da nicht regelmäßig zu zeigen, denn die meisten hiesigen Jäger hatten das Knacken bei Hirschen noch gar nicht, bei Rehen aber häufiger gehört. Bei letzteren war man allgemein der Ueberzeugung daß das Zusammenschlagen des Geäfters dieß Geräusch verursache. Zu den Jägern welche bei Hirschen das Knacken vielfach bemerkt und beobachtet haben, gehören viele meiner Collegen. Viele Jäger aber, wozu auch ich gehöre, haben dieses Knacken bei Hirschen noch nicht gehört, was immer sonderbar ist, da die ältere Jägerei Gelegenheit genug hatte diese Wahrnehmung machen zu können. Es läßt dieß der Ansicht Raum daß das Knacken nur bei Hirschen, und da auch nur zeitweise und zwar in der Feistzeit, stattfindet; denn bei Muttervild ist diese Beobachtung, resp. das Bemerken des Knackens, noch nicht vorgekommen. Ueber die Veranlassung ob das Knacken durch das Geäfter des Fußgelenkes oder in den Kniegelenken hervorgerufen werde, sind von den Jägern hier zur Zeit noch keine Erfahrungen gemacht worden, und folglich die Meinungen sehr getheilt. Indessen wird die Anregung die Sie gegeben haben, Veranlassung seyn daß mehrseitige und genauere Untersuchungen und Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht werden." Aus einem andern von Hrn. Förster Vollmar aus Ruhla an mich in dieser Beziehung gerichteten Brief hebe ich folgende Ansicht hervor: „Das hier in Rede stehende Knacken des Roth- und Rehwildes suche ich weder in einem der Beingelenke oder am Geäfter, wie andere wollen, sondern ich glaube daß dasselbe eintritt wenn die fraglichen Thiere flüchtig, die Hufe (Schalen) auseinreizen und bei der Fortbewegung des Fußes dann dieselben rasch wieder zusammenziehen, so daß die andern durch die vielfache Bewegung stumpf und hart abgeschliffenen Ecken so laut an einander schlagen, daß man sie auf eine ziemliche Entfernung vernehmen kann. Für diese Hypotheje spricht wenigstens daß man im Schritt niemals das Knacken hört, wenigstens kaum so laut, und dann wäre diese Annahme im raschen Schritt immer erklärlich. Zudem hört man auch das Knacken nicht regelmäßig mit jeder Fußbewegung, sondern immer vorzugsweise bei schnellen Wendungen, beim Flüchtigwerden u. s. w."

Wenn nach der Ansicht der Jäger das Knacken beim Edelhirsche stattfindet, und dieses Geräusch durch das Zusammenschlagen des Geästers u. s. w. der beiden hinteren Zehen entsteht, oder durch das Auseinspreizen und rasche Zusammenziehen der Hufe der flüchtigen Thiere herbeigeführt wird, so liegt allerdings die Wahrscheinlichkeit nahe daß auch beim Rennthier dieses Geräusch theils von dem Anschlagen der langen beweglichen Afterklauen an einander oder an die Hufe, theils aber im Laufen von dem Anschlagen der Klauen an einander herrühren kann, in welchem letztern Falle das vielfach angeführte „Klappern der Hufe" erklärt sein werde. Der Hirsch stützt sich in ebenen Gegenden mit weichem und sandigem Boden auf die Haken, welche, durch das Gewicht des Körpers gedrückt, auseinander getrieben und so größer und breiter werden. Das Knacken der Gelenke kommt übrigens bekanntlich auch bei Menschen und Thieren vor. Es gibt Menschen, und zwar recht kräftige, bei denen die Kniee, fast jedesmal wenn sie niederknieen, einen starken Knackton geben. Andere, bei denen die Fingergelenke knaden, wenn sie vielfach absichtlich mit der andern Hand biegen. Wodurch mag dieser Knackton entstehen? Es kommt andrerseits nicht gar selten vor daß man bei Pferden, die recht gesund sind, wenn sie aus dem Stall geführt werden, ein Knaden hört, welches aus den Beingelenken zu kommen scheint. Die Thierärzte sagen dann: „es fehle an Gelenkschmiere." Kommt das Knacken bei den Rennthieren aus den Gelenken innerlich, oder ist es äußerlich, so kann es sehr wohl bei Kälte oder Wärme, bei trockener oder nasser Luft stärker oder schwächer seyn, wodurch sich's leicht erklärt daß es verschieden von den Berichterstattern gehört worden ist, von manchen auch gar nicht. Horn sagt bekanntlich Feuchtigkeit stark ein. Knistern die Hufe, so können sie also bei Nässe ganz anders (oder gar nicht) knistern als bei trockenem Wetter.

Die Ricinus-Seidenraupe.

Den HH. Baruffi und Bergonzi, die sich von den HH. Reid und Piddington kräftig unterstützt sahen, verdankt man die Einführung dieser kostbaren Seidenraupe in Europa. Der Schmetterling des Ricinus-Bombyx gleicht ziemlich unserm Nachtpfauenauge. Drei oder viermal größer als der des Maulbeerbaums, hat er breite, eutfaltete, braune oder graufahle Flügel, die weiß, gelb und braungelblich schattirt sind, mit einem großen eisörmigen gelben oder weißlichen, schwarz beränderten Flecken, der in der Mitte jedes Flügels Arten von nichtdurchsichtigen Augen bildet.

Das Weibchen legt elliptische, hellgelbe oder mattweiße Eier. Die kleinen Larven welche daraus entstehen sind drei Millimètres lang, zeisiggelb, mit zwölf langhaarigen Ringen: der Kopf und die sechs Vorderfüße sind schwarz, die andern gelb. Zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, ist die Raupe sehr hellblau, mit kleinen konischen Tuberkeln besetzt und von einer weißen Efflorescenz bedeckt, welche aus einer wachsartigen Materie gebildet zu seyn scheint.

Der Cocon, von blonder oder röthlicher Farbe, hat ungefähr die Größe desjenigen des gewöhnlichen Seidenwurms, besitzt aber weit weniger Regelmäßigkeit in Gestalt, Gewebe und Aussehen, was nicht sehr zu seinen Gunsten einnimmt. Er ist an einem der Enden offen, und die Seidenfäserchen scheinen hier unterbrochen und wie abgeschnitten. Er ist, wie Hr. Guérin-Méneville sagt, aus zwei besondern Abtheilungen zusammengesetzt: der Flockseide, welche eine erste lockere, aber bereits stark gummirte Umhüllung bildet, und der eigentlich sogenannten Seide, die sehr gummirt ist, und deren verschiedene Schichten oder Betleidungen stark unter sich verklebt sind, und feste pergamentartige Wände bilden.

Im Zustande der Natur lebt der Bombyx arrindya vorborgen unter dem dichten Schatten der tropischen Wälder, seyn's um durch die Dunkelheit sich der Gefräßigkeit der Vögel zu entziehen, seyn's um seine Eier unter für ihr Ausschlüpfen günstigeren Bedingungen zu legen. Bekanntlich ist im allgemeinen das Licht den Eiern der Insecten wie den Körnern der Pflanzen schädlich. Diese Art Seidenraupe ist ungemein geselig. Die Züchter haben erwiesen daß diese Würmer, so lange sie Nahrung haben, gern in Gesellschaft leben; wenn man sie aber Mangel leiden läßt, so sieht man sie nach einigen Stunden des Wartens sich zerstreuen um Blätter zu suchen. Die Raupen sammeln sich in Klumpen wenn ihre Häutungszeit beginnt. Sie ertragen die ungünstigen Witterungen vollkommen, und leiden eben so wenig, wie die Cocons, von den stärksten Regen, den Winden, den Gewittern und den brennenden Strahlen der Sonne. Sie fürchten jedoch den Hagel, und haben im Thierreiche mehrere Feinde: so z. B. die Spinnen, die Ameisen, die Vögel und die Nagethiere. Diese Härte gegen die Witterungseinflüsse hat die Einführung dieser Raupenart in sehr verschiedenen Klimaten gestattet, in den Antillen und selbst in Brasilien, und der Erfolg war überall ein vollständiger.

Die Eier schlüpfen wenige Tage nach dem Legen aus, und da dieses sich ziemlich oft erneuert, so kann man es jährlich bis zu sieben Züchtungen treiben. In unsern Klimaten aber ist diese wundervolle Raschheit der Vervielfältigung, wegen des Mangels oder wenigstens der äußersten Spärlichkeit einer angemessenen Nahrung im Winter, ein Uebelstand. Man hat daher die Ausschlüpfung der Eier während der kalten Jahreszeit zu verzögern, zu verhindern gesucht. Zu diesem Endzweck hat man die Cocons einer sehr niedrigen Temperatur ausgesetzt, und sie in eine Eisgrube gebracht. Diese Versuche sind mit Erfolg gekrönt worden. Hr. Guérin-Méneville vermochte sieben Monate lang Cocons aufzubewahren, welche im Frühling gut gebildete Schmetterlinge geben. Andererseits hat Dr. Chavannes, von Lausanne, gezeigt daß der Bombyx arrindya, durch Herbstzüchtungen in freier Luft, dahin gebracht werden kann den Winter über in Cocons zuzubringen, wenn man diese in einem auf 12—16 Centigrade erwärmten Zimmer auf feuchtes Moos legt. Man wird daher — und dieß dürfte in unseren Klimaten die vortheilhafteste Verfahrungsweise seyn — zwei Züchtungen im Jahr erlangen, nämlich eine vollständige Zeugung im Frühjahr und eine zweite im Herbst, deren Cocons ihre Schmetterlinge erst im nächsten Frühling hervorbringen werden.

Der Ricinus-Bombyx scheint minder thätig und minder arbeitsam in der Coconbildung zu seyn als der des Maulbeerbaums; er setzt weit mehr Fäden auf die bis zu den äußersten Enden abgerundete Wand des Cocons ab. Wir haben gesehen daß eines dieser Enden geöffnet, und daß die Flockseide daran unterbrochen und wie abgeschnitten war.

Dieser Umstand macht die Abhaspelung sehr schwierig, aber nicht unmöglich; die von Hrn. Alcan angestellten Versuche haben's erwiesen; nur muß man dabei besondere Verfahrungsarten anwenden. Die Hauptschwierigkeit der Abhaspelung scheint in der vollständigen Auflösung des Gummi's, welcher die Falten der Fäden im Cocon unter sich verbindet, und in der Unregelmäßigkeit dieser Fäden zu liegen. Hr. Cacc hat der Akklimatisationsgesellschaft ein Stück glatten ungebleichten Foulards gezeigt, dessen Webung mit der größten Raschheit vor sich gegangen ist, weil die Fäden von einer solchen Stärke sind, daß während des mit aller Schnelligkeit, wie beim einfachen Calicot, geleiteten Geschäfts nicht ein einziger Faden gebrochen ist; dieses Gewebe ist überdieß sehr stark, sehr glänzend und nimmt die Farben vollkommen an. Es wird die Seide des Volks seyn, wie man mit Recht gesagt hat.

Die Lage der Colonisten in Algier.

Die Franzosen besitzen jetzt 30 Jahre Algerien, sie haben 9 Mill. engl. Acres Landes an Einwanderer zu vergeben, sie schenken jedem Einwanderer der ein Capital von nur 300 Frcs. nachweist 60 Acres Fruchtland, und dennoch sind sie bisher nur 100,000 Acres etwa los geworden, haben also noch nicht 1600 Einwandererfamilien angelockt. Das große Geheimniß dieses vollständigen Fiasco's ist bisher am besten verrathen worden durch Hrn. Cooke, einen Reiseerresponden-

ten der Times, der seine Beobachtungen als ein eigenes Werk [1] herausgegeben hat. Daß die Deutschen und die Auswanderer des germanischen Nordens, dann die Engländer, Schotten und Iren lieber nach Amerika statt nach Algerien gehen, liegt auf der Hand, denn drüben genießen sie jedenfalls die ausgedehnteste politische Freiheit, was aber noch mehr sagen will, Befreiung von beinahe allen Steuern, und was das meiste sagt, Befreiung vom Militärdienst. Diese drei Prämien werden auch stets jedes Project einer Colonisirung Ungarns durch Deutsche vereiteln. Es bleiben also nur die Franzosen selbst als Auswanderer nach Algerien übrig. Man sagt, der Franzose wandere nicht aus vor lauter Liebe für la belle France. Der Engländer aber, der an seiner Heimath vielleicht inniger hängt als der Franzose, wandert doch aus. An Vagabunden, an städtischem Proletariat, Gastwirthen, Kellnern, Sängern, Tänzern, Schauspielern u. s. w. fehlt es Algerien übrigens nicht, sie sind sogar proportionell sehr zahlreich dort vertreten. Nur Bauern wollen nicht auswandern und werden nie auswandern, weil in Frankreich bei der ausgedehnten Zwergwirthschaft 60 Procent der Bevölkerung Grundeigenthümer sind. Die Liebe pour la belle France ist also nur die Liebe für die paar Decimalen, die eine Familie besitzt. Neu für viele wird es aber seyn durch Hrn. Cooke zu erfahren daß der Auswanderer der nach Algerien kommt aus dem Regen in die Traufe географ. Französische Kaufleute klagten einstimmig über Mangel an Justiz. Mord wird häufig begangen und bleibt ungestraft, gegen Betrügereien hat man, wie der Verfasser selbst erfuhr, keine Schutzmittel: in der großen Stadt Constantine zählt man nur 12 Polizeidiener, dafür aber durchschnittlich ebensoviele nächtliche Räubereien. Die Straßen welche die Franzosen für militärische Bedürfnisse erbaut haben sind unübertrefflich, die Straßen aber für den bürgerlichen Verkehr, mit einziger Ausnahme der nächsten Umgebung Algiers, existiren nur dem Namen nach. Die wichtigste Straße dieser Art, von Philippeville nach Constantine, auf welcher alle Erzeugnisse der Provinz Constantine ausgeführt werden müssen, ist im kläglichsten Zerfall, und an vielen Stellen ist von der Straße selbst gar nichts zu sehen. Obgleich die Entfernung der beiden Punkte im Vogelflug nur acht geographische Meilen beträgt, kostet die Fracht doch per Centner vier Frcs. im Sommer und das Doppelte im Winter. Das schlimmste aber was den Auswanderer erwartet, ist seine bureaukratische Bevormundung. Kommt der Landwirth mit Familie auf den Schultern und 300 Frcs. in der Tasche an, welche letztere zum Aufbau seiner Hütte dienen sollen, so muß er diesen Pfennig in Algier oder Oran verzehren, bevor er nur alle seine Anmeldungen bei den Behörden vollzogen hat. Man schickt ihn von einem Bureau zum anderen, und zwingt ihn eine ganze Reihe von Verpflichtungen zu unterzeichnen, in welcher Art er sein Land bewirthschaften, wie viele Bäume er pflanzen, in welcher Zeit er die Urbarmachung vollenden und welche Methoden er anwenden muß. Der gewöhnliche Verlauf ist dann daß der unglückliche Mann, bevor seine Papiere im reinen sind, Straßenarbeiter geworden ist, oder in der städtischen Bevölkerung sich verloren hat.

Diese Angaben belehren jeden Einsichtigen wohl ausreichend warum die Colonisation Algeriens bisher nicht gelingen konnte. In der That muß jemand geradezu seine fünf Sinne verloren haben wenn er, im Begriff auszuwandern, den Weg nach Amerika verfehlt und nach Algerien sich verirrt.

[1] Conquest and Colonisation in North Africa by George Wingrove Cooke. London 1860.

Der schwarze Boden in Rußland.

Südrußland nimmt einen Theil der ungeheuren Ebene ein welche im nördlichen Deutschland beginnt, und dann in Abstufungen sich ohne Unterbrechung durch Jütland, Holstein, Preußen und Polen hinzieht bis zum caspischen Meere, wo die Einsenkung so bedeutend ist, daß ihr Niveau tiefer liegt als das des schwarzen und daher auch des mittelländischen Meeres. Diese Ebene setzt sich nach Asien fort, wo sie einen weit beträchtlicheren Raum einnimmt als in Europa, und erstreckt sich bis nach China. Die Niederschläge welche diese ungeheure Fläche charakterisiren, scheinen durch ein stilles schlammiges Meer erzeugt worden zu seyn, und zeigen regelmäßige horizontale Lagerungen. Die Schichten sind jedoch verschieden, und bestehen theils aus gröberem und feinerem Sande, theils aus kalkhaltigem Lehm. Augenscheinlich sind diese Schlammniederschläge, die an einigen Orten 200 Mètres dicht sind, entstanden bevor die Flüsse welche aus dem Norden strömen, der Bug, der Dniester, der Dnieper, der Don, die Wolga und der Ural, sich ihr Bett ausgewaschen hatten. Die spätere Lagerung besteht aus Thonsand, der das fruchtbare Erdreich bildet, das die Engländer loams nennen. Von dem östlichen Fuße der Karpathen bis zum Ural ist die neueste Thonschichte mit Humus oder schwarzem Boden in einer Dichtigkeit von 60 Centimètres überdeckt. Dieser Landstrich, von den Russen Tschornuziome genannt, ist der fruchtbarste Theil von Europa, welcher einen Reichthum an Getreide liefert, kostbarer als die Golderze Californiens und Australiens.

Die geringen Erhebungen des Bodens auf dieser Fläche bilden keine Hügel, sondern Plateaux, die durch Thäler oder enge Schluchten begränzt sind. Wohin das Auge blickt, wird die Ebene nirgends durch einen Berg unterbrochen, und nur selten zeigen sich Dörfer oder menschliche Wohnungen, daher die Einförmigkeit dieser Regionen. Die Ukraine (Mark oder Gränze), welche einen weit größern Flächenraum als ganz Frankreich einnimmt, war noch vor 300 Jahren gänzlich unbewohnt; asiatische Nomadenvölker schlugen während des Sommers hier ihre Zelte auf, und zogen sich mit ihren Heerden beim Nahen des Winters wieder zurück. Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts wurden die Tataren aus Kasan und Astrachan vertrieben, nach dem Ufer des ajow'schen Meeres und in die krimische Halbinsel gedrängt. Freie Völker kamen alsdann aus Groß-Rußland herab und ließen sich in der Gegend zwischen Dnieper und Don nieder, während Kleinrussen das Land am rechten Dnieperufer besetzten. Diese neuen Einwohner nannten sich ukrainische Kosaken, und nah-

men eine demokratische Verfassung an, wie sie sich bei keinem andern Slavenstamme findet. Sie erwählten einen Hetman oder Anführer, welcher die executive Gewalt ausübte, und führten beständig ein Kriegerleben. Die Ukraine stand allen Mißvergnügten offen welche Kampf und Streit dem Feldbau vorzogen. Die christlichen Bevölkerungen sahen die Kosaken als die Vorposten gegen die häufigen Einbrüche der Tataren an, welche von der Krim aus die Gegenden bedrohten, in denen sie drei Jahrhunderte lang gewohnt hatten. Aber bald verwandelten sich diese Beschützer in Verfolger der angränzenden Moskowiten, Polen und Tataren, und griffen mit der Lanze in der Hand, ohne andern Vorwand als ihre Raublust, alle Reisenden an.

Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte sich diese Lage der Dinge geändert; Rußland war bis an den Don vorgeschoben, und hatte Vertheidigungslinien angelegt, deren Reste am Donetz, einem Zuflusse des erstern, noch sichtbar sind. Die Tataren hatten sich gegen das Meer von Asow gezogen, und die ungeheuern Steppen welche sie von den moskowitischen Völkern trennten blieben unbewohnt. Den Hetmans war es allmählich gelungen die kriegerischen Gewohnheiten der ukrainischen Kosaken zu disciplíniren, und die Gründe zwischen den Verschanzungen anbauen zu lassen. Von 1700 an gab Peter der Große, um das friedliche Bezeigen dieser Bevölkerungen zu belohnen, ihnen verschiedene Privilegien, indem ihnen verstattet wurde Mühlen, Fischereien, Schenken und Brennereien abgabenfrei anzulegen. Einige Jahre später, als der Hetman sich für Karl XII erklärte, nahm jedoch der Czar, nach der Schlacht bei Pultawa, Vorsichtsmaßregeln gegen diese gefährlichen Krieger. Er sandte Linienregimenter und neue Ansiedler in den östlichen Theil der Ukraine, die zuvor eine freie und gleichsam neutrale Provinz gewesen war. Dessenungeachtet behielten die Kosaken aus dem Westen noch einige Zeit ihre alte Verfassung und ihre Unabhängigkeit bei; aber als Katharina II sich des rechten Dniepernfers bemächtigt hatte, mußten die Kosaken Kopfsteuer entrichten, und ihre Privilegien wurden geschmälert. Nach der Vertreibung der Tataren aus der Krim und der Niederlage der Türken meinte jedoch die Czarin daß die Kosaken eher eine Gefahr als eine Hülfe für Rußland seyen, und benützte die unter ihnen ausbrechenden Unruhen, um sie an das Ufer des schwarzen Meeres zu versetzen, wo ihre Gegenwart von Nutzen seyn konnte. Hier genossen sie stets noch einige ihrer Freiheiten, nur wurde ihnen die Wahl des Hetmans entzogen. Die Ukraine wurde 1780 in ihrem Theil zwischen Dnieper und Don zum Gouvernement Charkow erhoben, und mit friedlichen Ackerbauern, allein durch die russische Eroberung zu Leibeigenen gemacht, in ihren verlassenen Landstrichen bevölkert.

Mit diesen Erinnerungen des Vergangenen vermischen sich dem Rußland besuchenden Fremden die verschiedenartigen oft peinlichen Eindrücke des gegenwärtigen Lebens. Wenn man von der Gränze des Königreichs Polen kommt, nachdem der Bug auf einer Fähre überschritten ist, wird man den Eintritt in ein großes Reich gewahr. An den Straßen, mehr als noch einmal so breit als die anderer Länder, erkennt man daß der Boden nicht viel Werth hat und der Raum nicht gespart wird. In diesen Gegenden gibt es keine Kunststraßen, auf jeder Post zeigt ein Pfahl mit den kaiserlichen Farben die zurückgelegte Entfernung und die bis zur nächsten Station an. Die Pferde sind klein, aber vortreffliche Läufer, die von dem Postillon, der nur selten die Peitsche braucht, durch Schmeichelreden angetrieben werden, und gewöhnlich in der Stunde zehn Werste oder Kilomètres zurücklegen.

In diesem Theile Rußlands finden sich weder Diligencen noch Extrapoſten, und deßhalb muß der Perekladnos oder das Fuhrwerk benützt werden welches die Postverwaltung den Reisenden zur Verfügung stellt. Es ist dieß eine Holzkiste, sechs Fuß lang und drei Fuß breit, auf vier sehr niedrige Räder gesetzt, welche den Stein- und Sandkarren anderer Länder gleicht, und an die vier Pferde gespannt werden, welche im Fluge davon eilen. Auf diese Weise allein kann man rasch vorwärts kommen, und oft werden in diesem ermüdenden Fahrzeug mehr als tausend Werste zurückgelegt.

Die Gestaltung des Landes begünstigt diese schnellen Reisen durch die ungeheuren Ebenen und Steppen, welche letztere Benennung in der Ukraine alles Bergland bezeichnet, wie auch der Boden der von dem Pflug berührt worden ist. Der Feldbau besteht fast nur in dem der Cerealien, welche den Boden sehr erschöpfen, der deßhalb nach mehreren Ernten einige Jahre brach liegen bleibt, sich aber alsbald mit einer üppigen Vegetation bekleidet. Diese Pflanzen, welche sich spontan entwickeln, gehören sehr verschiedenen Familien an; in den ersten Jahren sind es meist Grasarten, dann zeigen sich krautartige Solaneen und Melden, und endlich die kräftigen Stauden der Disteln. Nach dem Pflanzenwuchs auf diesen Gründen läßt sich ungefähr die Zahl der Jahre bestimmen die hier brach gelegen sind. Seit jedoch die Zuckerrübe angebaut wird, kommt dieses Verfahren mehr und mehr in Abgang. Diese Steppencultur erinnert einigermaßen an die alten Gebräuche der Nomadenvölker. Da die Felder oft zu weit entlegen sind um mit den Zugthieren und Geräthschaften allabendlich heimzukehren, schlägt man mitten in der Steppe ein Lager auf, wo die Arbeiter unter Strohzelten schlafen, während das Vieh frei weidet.

Diese Steppen sind sehr verschieden von denen welche denselben Namen tragen und sich am linken Ufer des Dnieper vom Ural bis zum Kaukasus hinziehen, in Europa 80,000 Quadratmeilen einnehmen, und in Sibirien fünfmal mehr. Von dem kräftigsten Pflanzenwuchs überwuchert, der alljährlich abstirbt und den Boden düngt, sieht man keinen einzigen Baum darauf wurzeln, nur Disteln von 40 Fuß Höhe ersetzen die Wälder. Indeß haben diese Einöden ihre Geschichte gehabt, von der niemand mehr weiß, und haben den asiatischen Stämmen, welche Europa bevölkerten, als Ruhepunkt gedient. Zahlreiche Denkmale, wie geheimnißvolle Hieroglyphen aufgestellt, bezeugen daß Menschenhände den Boden aufgewühlt haben. Ganz Südrußland ist mit conischen Erdaufwürfen übersäet, deren Umfang und Höhe, sehr verschieden, stets zu ihrer Basis im Verhältniß steht. Das Volk nennt diese Monumente Mogils, Kurgane, was Hügel oder

Grab bedeutet. Die Grabhügel oder Tumuli im übrigen Europa ſind ſehr von dieſen verſchieden, und nicht ſo zerfallen an ihrer Spitze wie jene grasbewachſenen Kurgane, deren oft 30 auf einem Quadratkilometre beiſammen ſtehen.

Südruſsland, das unter dem 50ſten Breitegrad liegt, hat ſehr raſche Uebergänge vom Winter zum Sommer; ein Frühjahr und einen Herbſt kennt man eigentlich nicht; vom April an entwickelt ſich die Vegetation äuſserſt raſch bis zur herbſtlichen Tag- und Nachtgleiche. Nach unerträglicher Dürre ändert ſich die Temperatur im Septemder plötzlich; der Nordoſtwind weht heftig; die Sonne ſcheint bei aller Klarheit ihre Wärme zu verlieren. Im October gibt es manchmal noch ſchöne Tage, doch ſind ſchon die Pelze nothwendig. Im Januar und Februar ſteht die Temperatur am niedrigſten, und der Thermometer ſinkt oft auf 25° unter Null. Der Schlitten kann nur in dieſen beiden Monaten gebraucht werden, und auch dann tritt oft plötzliches Thauwetter ein, während gegen Norden die Schneebahn bis in den Frühling hinein anhält.

In dieſem dem Getreidebau ſo günſtigen Lande ſind die Saaten gewöhnlich bis zum 1 Sept. beendigt. Alle krautartigen Pflanzen entwickeln ſich weit kräftiger als in andern Ländern, während tiefwurzelnde Bäume kein Gedeihen haben, und verkrüppeln. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt wahrſcheinlich in dem undurchdringlichen Untergrunde, der „ſehr verſchieden von der oberſten ſo fruchtbaren Schichte meiſt aus Thonſand ohne Kalk beſteht. Nur Coniferen und Bäume mit horizontalen Wurzeln bilden prächtige Wälder.

Beinahe alle Dörfer dieſes „ſchwarzen Bodens“ oder Kleinruſslands gehören den Grundherren an, die Krone beſitzt deren weniger als im Norden. Jedes Dorf hat gewöhnlich nur zwei Ausgänge und iſt mit einem tiefen Graben umgeben. Ein Pfoſten an jedem Ende deſſelben zeigt den Namen des Dorfes und des Gutsherrn an. Im Laufe des Sommers, während geerntet wird, hütet ein Wächter, der in einer Strohhütte untergebracht iſt, dieſe Zugänge und die umliegenden Felder gegen Beſchädigung von Menſchen und Thieren. Die Bauernhäuſer liegen oft weit auseinander, jedes vereinzelt und mit einem Zaun oder einer Hecke umgeben, während die Dörfer in Groſsruſsland alle eine einzige Gaſſe bilden und dicht an einander ſtoſsen. Die Ausdehnung der Umzäunung jedes einzelnen Hauſes wechſelt nach Geſchmack und Gefallen des Beſitzers oder ſeines Verwalters. In reichen Beſitzungen befindet ſich die Hütte mitten in einem Grundſtück von ungefähr 10 Morgen, welches den Gemüſe- und Obſtgarten bildet, und in welchem Fruchtbäume, Kürbisgewächſe, Wälſchkorn und bunte Blumen üppig gedeihen. Die Häuſer ſind alle nach demſelben Plane gebaut und beſtehen nur aus einem Erdgeſchoſs, das zwei Räume enthält die 10 Fuſs nach jeder Richtung meſſen und durch den Ofen getrennt ſind, deſſen Rauchfang über das vorſtehende Strohdach emporragt, das wie ein Zelt zu beiden Seiten abgerundet iſt.

Jedes Gemach hat ein Fenſterchen von ungefähr einem Quadratfuſs; dieſe Einrichtung, welche nur wenig Licht einläſst, iſt den Erforderniſſen des Klima's angemeſſen, und ſchützt gegen die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers; Betten kennen die Bauern nicht, ſie ſchlafen in den Kleidern auf der Erde oder auf dem Gemäuer des Ofens, der Raum für mehrere Perſonen bietet. Einige irdene Töpfe, eine Bank welche der ganzen Familie als Tiſch dient, bilden das ganze Hausgeräthe; in dem Ofen wird gekocht, und zur Mahlzeit ſetzt man ſich auf den Fuſsboden. Die Wiege für die kleinen Kinder hängt in der Mitte, an einem Balken der Zimmerdecke, und einige auf Holz gemalte Heiligenbilder ſind der einzige Schmuck dieſer Behauſungen. Dieſe werden mehrmals im Jahre getüncht, beſonders am Vorabend groſser Feſttage iſt dieſs gleichſam religiöſer Gebrauch. Kletterpflanzen bedecken die Wände während des Sommers, und geben dieſen Häuschen, die aus Holz oder Lehm erbaut ſind, ein freundliches Anſehen. Jeder Bauer richtet ſein Haus auf ſeine Koſten auf, und unterhält es auch, wobei er von dem Grundherrn durch Abgabe von Bauholz unterſtützt wird, ſo daſs eine Hütte nicht mehr als 60—100 Fr. koſtet.

In den kleinruſſiſchen Dörfern ſind noch die Kirche, der Karchema und das Herrenhaus zu bemerken. Gewöhnlich beſteht erſtere aus einem hölzernen Viereck mit grünem Kuppeldache; nur auf reichen Beſitzungen wird der byzantiniſche Styl ſorgſam gewahrt, und hier ſind die Kirchen aus Backſteinen in griechiſcher Kreuzesform erbaut, mit der groſsen Kuppel in der Mitte, von den vier kleinern umgeben. Wandmalereien ſchmücken die Vorderſeite derſelben, und auch das Innere der Gebäude iſt mit grellen Farben, die dem griechiſchen Cultus eigen ſind, überzogen. Das Herrenhaus wird gewöhnlich von einem Verwalter bewohnt, und zeigt etwas mehr Eleganz als die Hütten der Leibeigenen. Ein Porticus von Holz iſt gewöhnlich über dem Eingang in der Mitte des Gebäudes angebracht; doch finden ſich auch einige Schlöſſer von neuer Conſtruction, die in Backſtein erbaut, weiſs getüncht, mit Säulen geſchmückt und mit grün angeſtrichenem Eiſenblech gedeckt ſind. Der Karchema oder Kabak iſt ein groſser Bau, der ſeiner ganzen Länge nach von Wagenſchuppen durchſchnitten iſt, wo die Reiſenden ihre Geſpanne unterbringen; dieſe Dorfherberge allein hat das Privilegium des Branntweinſchenkens, und hier bringen die Bauern, Männer, Weiber und Kinder, die Feſttage in tollem Jubel zu. Die jungen Mädchen in ihrem beſten Schmucke tanzen dort, und die Burſchen ſchauen zu. Wenn kein Spielmann vorhanden iſt, wird nach den eintönigen melancholiſchen Sangweiſen getanzt. Der Karchema, wo die Ruſſen alle Leiden der ganzen Woche vergeſſen, verſchlingt alles Geld das in das Dorf kommt, und das Verbieten dieſes entzückenden Sammelplatzes gilt für die peinlichſte Strafe.

Die kleinruſſiſchen Städte haben wenig anziehendes, und beſitzen nur zahlreiche Kirchen mit grünen oder vergoldeten Kuppeln und caſernenartige Paläſte, während die ziemlich breiten Straſsen die Hälfte des Jahres nicht zu Fuſs begangen werden können, wegen des tiefen Kothes und des mangelhaften Pflaſters. Kiew, die alte Hauptſtadt, hat ſchöne neue Quartiere, mit wohlangelegten Trottoirs verſehen, mehrſtöckige Häuſer, öffentliche Gärten und ſelbſt baumbepflanzte Plätze.

Diese Stadt liegt auf einer Anhöhe über dem breiten Dniepertheal, dessen Kettenbrücke 1000 Mètres lang ist und 20 Millionen Franken gekostet hat. Mit ungefähr 60,000 Einwohnern ist die Stadt dennoch leblos und einförmig, und findet nur einige Bewegung zur Zeit der Messe, wo die Gutsbesitzer zusammenströmen und die wichtigsten Geschäfte durch Contracte abgeschlossen werden.

Die Bewohner von Kleinrußland sind ein schöner Menschenschlag, von mittlerer Größe, blond oder braun. Alte Männer tragen ihren ganzen Bartwuchs, junge Leute nur Lippenbärte. Der häßliche kalmückische Typus mit platten Nasen und vorstehenden Backenknochen findet sich nicht in diesen Gegenden. Die Nationaltracht besteht in einer braunen Wolljacke ohne Knöpfe, die mit einer rothen oder grünen Schärpe um den Leib gebunden wird, in weiten hängenden Beinkleidern, die in den Stiefeln stecken. Der Kopf ist mit einer runden schwarzen Schaffellmütze bedeckt. Des Winters tritt der Kojuk, eine Art Kaftan von Schaffellen, an die Stelle der Jacke, und die leinenen Pumphosen werden zwar beibehalten, aber gefütterte Pelzstiefel dazu getragen. Ueber diese Kleidung wird noch der Koberiak geworfen, der mit einer Capuze mit Schlitzen für die Augen versehen ist. Die Bäuerinnen haben eine malerische Kleidung, die halbasiatisch aussieht und an die alten byzantinischen Bilder mit ihren Heiligenscheinen erinnert. Des Sommers schmücken sich die jungen Mädchen mit Blumen und hellen Bändern, und winden Blätter, Aehren und rothe Beeren in ihre Haare, deren Flechten um den Kopf liegen oder auf die Schultern fallen. Die Stirne umflechtet die jungfräuliche Binde von rother Farbe, wie ein Diadem. An den Halsbändern von Perlen, Korallen oder Glas hängen geweihte Medaillen, deren Schmelzarbeit Mosaik nachahmt. Ein rothes baumwollenes Ueberkleid fällt bis auf die Kniee, der weiße kurze Rock wird um den Leib mit einer wollenen Schürze festgehalten, und zeigt den gestickten Saum des Hemdes, die nackten Beine stecken manchmal in gelben oder rothen Saffianstiefeln.

(Schluß folgt.)

Erörterungen über auswärtige Politik.

Seit etwa vierzehn Tagen ist ein günstiger Rückschlag für das alte Europa im Gegensatz zu den revolutionären Planen Frankreichs eingetreten. Seitdem die Oesterreicher im April vorigen Jahrs den Tessin überschritten, hat das Schicksal Ungunst auf Ungunst, mittelbar oder unmittelbar, über Oesterreich, Deutschland und England verhängt. Alles schien dem Beherrscher der Franzosen gelingen zu wollen, jeder neue Erfolg hob die Macht seines Namens, und steigerte das Verzagen seiner europäischen Gegner. Als Garibaldi in Sicilien landete, als er kam, sah und über alle neapolitanische Generale siegte, als die Revolution in Neapel selbst nur auf einen zündenden Funken wartete, da konnte man es wohl recht nahe halten daß Südtalien wie Mittelitalien auf das (weiland) savoyische Kreuz schwören würden; daß dem Papst eine Bürgermeisterstelle in Rom in Aussicht stände, und die österreichische Herrschaft in Venedig in unserm Zeitalter der Nationalitäten bald eine noch größere Anomalie seyn werde als es die Herrschaft der Schweden in Pommern in ihren letzten Zeiten gewesen war. Eine solche Einigung Italiens unter *eine* Herrschaft wäre sicherlich nicht ohne Rückwirkung auf Deutschland geblieben, denn früher oder später hätte sich auch dort das Höchste oder das Schlimmste, die Einigung jenes Deutschlands welches Arndt meinte, oder das Gewicht der Mainlinie vollziehen müssen. Der Fall der alten Dynastien und das Gedeihen der Emporkömmlinge hätte die Gemüther mehr und mehr für neue Erschütterungen vorbereitet; daß aber beim Einsturz der alten politischen Gebäude diejenige Nation am meisten gewinnen muß welche am meisten Instinct hat sich centralisiren und von oben her unaltraitiren zu lassen, liegt auf der Hand. Seit der Nationalitätengedanke in den Eingeweiden Europa's wühlt, ist der Patient nicht zur Ruhe gekommen. Und bisher haben unter diesem Zeichen die meisten Sachen gesiegt. Belgien war die Nationalitäts-„Studie" des orleanistischen Frankreichs. Früher noch kam Griechenland, kam Serbien an die Reihe, neuerdings Rumänien, und seit gestern das piemontesische Italien. Rußland hat die und da seine Hand im Spiel gehabt. Es hat in serbischer, griechischer, in rumänischer Nationalität „gemacht," und war ein stiller Compagnon bei der Geburtshülfe des neuen Königreichs Halb-Italien. Aber man spielt nicht lange ungestraft mit solchem Knallsilber. Das Recht der Nationalitäten scheint Ungarn abermals einem Aufstand entgegenführen zu sollen, während es doch in russischem Interesse lag daß 1849 die Magyaren die Waffen strecken mußten. Rußland kann keine Freude haben an einer Auferstehung des alten Reiches Stephans des Heiligen, denn Ungarn gränzt an die Stelle wo Rußland sterblich ist, nämlich an Polen. Ist es unserm Jahrhundert wirklich beschieden daß es das Wiedererwachen unselbständiger Völkerstämme erleben soll, dann wird diese Bewegung sicherlich nicht an der polnischen Gränze Halt machen. Das russische Cabinet, welches mit so viel Wohlgefallen auf die Nationalgefühle der Lombarden geschaut hatte, und huldvoll der Einverleibung Mittelitaliens, der Abtretung Savoyens und Nizza's zulächelte, wird ungeduldig, sobald Piemont das nämliche „heilige Princip" auf Neapel und Sicilien anwenden will, während doch die süditalischen Bourbons und das Haus Romanoff immer dicke Freundschaft gepflogen und eine gewisse Wahlverwandschaft die beiden Alten, Nikolai und Ferdinand, verbunden hatte.

Inzwischen scheinen die Dinge in Sicilien nicht recht gedeihen zu wollen. Der alte landsmannschaftliche Geist, der noch jede Vereinigung der Italiener gehindert, der selbst im Jahr 1848 dem „Befreier" Karl Albert die Fenster in seinem Mailänder Palast eingeworfen hatte, schien im Laufe der letzten zehn Jahre von der Halbinsel gewichen zu seyn. Hatte sich Genua gefallen lassen müssen im Jahr 1815 seine Vergangenheit zu vergessen und von den italienischen Völkern sich regieren zu lassen, so würde wohl Mailand sich in die bescheidene Rolle einer Provincialstadt, und so gut wie

dieses auch Florenz, Parma und Modena sich fügen dem großen italienischen Reich anzugehören. In der That haben sich auch bisher alle verrechnet die einen Umschwung der Dinge in Neu-Sardinien auf eine Abneigung der Lombarden, Toscaner und Romagnolen gegen die Piemontesen setzten. Von diesen Erfolgen berauscht, entwarf Garibaldi seinen Anschlag gegen Sicilien. Offenbar hat er aber den Stier bei den Hörnern gepackt. Man kennt die alte Politik der Rothhäute, wenn sie von einem Grasbrande überrascht werden, das Feuer gegen das Feuer zu hetzen. Fast scheint es als sey Sicilien mit angesteckt worden damit sich die Flammen an den Flammen auslöschen sollen. Nirgends in ganz Italien ist so wenig unitarischer Trieb vorhanden als auf Sicilien und dem neapolitanischen Festlande; die Sicilianer haben nicht das geringste davon wissen wollen, als man ihnen zur Zeit ihrer Freiheit im Jahre 1848 einen savoyischen Prinzen zum Vicekönig seilbot. Man kann auch nicht sagen daß die Neapolitaner unter der Fremdherrschaft seufzen, denn die Bourbonen von Neapel können sich ebenso gut für eine italienische Dynastie ausgeben, als das savoyische Haus in Turin es thut. Der österreichische Einfluß auf Neapel war aber unter dem letzten König durchaus nicht so groß als es der französische jetzt in Turin ist. Wenn die Neapolitaner irgend etwas begehren, so ist es eine Verfassung und eine Erlösung von den Polizeiqualen. Die Sicilianer aber begehren ihre Verfassung von 1812 und einen Vicekönig. Als Garibaldi abreiste, versprach er die Annexion, und allem Anschein nach hat er nur die Revolution den beiden Sicilien gebracht. Die neapolitanischen Revolutionäre sind eine viel weniger hartnäckige Menschensorte als die Volksmassen der oberitalienischen Städte. Sie sind furchtsam und servil von Natur aus, und dem König Ferdinand wäre es ein leichtes Spiel gewesen sein Königreich mit einem constitutionellen Apparat ganz nach Belieben zu regieren, wenn ihn nicht eine blöde Abneigung gegen alles Kammer- und Rednerwesen beherrscht, und er nicht statt eines gemäßigten Parlaments lieber seinem Volk eine „Freiheit bis zur Indigestion" gegönnt hätte. Die Ertheilung einer Verfassung in Neapel wäre sicherlich der beste Gegenzug gegen die ungesättigte Ländergier der Piemontesen, wenn nicht in der Geschichte der alte Mosaische Gott sich regte, welcher die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern heimsuchte. Die Neapolitaner haben zweimal in den letzten vierzig Jahren die Bourbons auf die Verfassung schwören, und beidemale eine Contrerevolution und politische Inquisition eintreten sehen. Was Wunder also daß sie beim drittenmal die Botschaft hören, aber der Glaube ihnen fehlt? Auch muß es dem Einsichtigen verdächtig seyn daß ihnen gerade wieder die „indigeste" Verfassung von 1848 noch einmal vorgesetzt wird, als sollten sie abermals mit der Freiheit überfüttert werden. Wer jetzt aber in Neapel Gehör bei Franz II besitzt, ist offenbar ein seingeriebener Staatsmann. Das Anerbieten einer Allianz setzt die sardinische Regierung offenbar in Verlegenheit, denn es zwingt sie entweder zur Einstellung ihrer versteckten Feindseligkeiten, oder zur Ablegung einer bequemen Maske. Ist Piemont so durch und durch italienisch, so muß es ja mit Freuden die dargereichte italienische „Bruderhand" ergreifen. Stößt es aber den reuigen, seit gestern rothweißgrün gewordenen constitutionellen König Süditaliens zurück, so merkt die ganze Welt mit Verstimmung die Absicht daß es dem Galantuomo weit weniger um ein geeinigtes und frei athmendes Italien, als um eine Ausdehnung der Herrschaft seiner Dynastie zu thun ist, die immer auf ihr aufgehendes Gestirn lauert. In der Hand des Königs von Neapel und im Kopfe seiner Rathgeber liegt es jetzt den Prairiebrand nach Norden zu wälzen. Wenn sie den Neapolitanern Sicherheit geben daß auf die Verfassung nicht wieder eine Contrerevolution folgen werde; wenn sie ihnen das Gefühl beibringen können daß sie unbeforgt die gewährten Güter genießen mögen, dann wird das Festland und die Insel Sicilien die stärksten Hemmnisse gegen eine Ausbreitung der piemontesischen Herrschaft gewähren. Piemont hat sich ein Königreich und vier Herzogthümer erschlichen, dadurch daß es immer liberal bis zur „Indigestion," und italienisch bis zum Ueberdruß gewesen ist. Hätten die andern Regierungen dieses Beispiel nachgeahmt, hätten sie in den politischen Modeartikeln dem bis 1847 noch völlig absoluten und jesuitischen Piemont Concurrenz gemacht, hätten sie ihre rothweißgrüne und constitutionelle Waare noch wohlfeiler auf den Markt gebracht, in welchem italienischen Herzen hätte sich wohl die Sehnsucht geregt sardinisirt zu werden? Die Sicilianer wollen noch jetzt nur sich angehören. Im Frühjahr 1848, vor dem verhängnißvollen Mai, wo das neapolitanische Festland die Freiheit mit Suppenlöffeln aß, befanden doch die eben so freien Sicilianer sich darauf nur durch Personalunion mit Neapel verbunden, aber vielmehr getrennt zu bleiben. Unter Freiheit versteht man auf Sicilien nicht jene Freiheit des seligmachenden Constitutionalismus, sondern Autonomie, das heißt die sicilianische Freiheit, und dieser Freiheit steht der constitutionelle König von Sardinien so gut in der Sonne, wie der absolute König von Neapel.

So konnte man vor 1859, ja vor 1860 mit Sicherheit urtheilen. Garibaldi's Siegesmarsch gegen Palermo schien aber der Welt zu verkündigen daß auch die Sicilianer ihren verstockten landsmannschaftlichen Sinn verloren hatten und von dem piemontesischen Odium befallen worden seyen. Es schien aber nur so, denn nach den allerneuesten mysteriösen Fußtritten, die sich oft unter dem Tische Cavour und Garibaldi geben, ist der Spiegelberg wieder kenntlich. Es ist etwas in Sicilien los was dem Annexations-Commis des Galantuomo nicht gefallen will, während mittlerweile in ganz Italien der „große Staatsmann," welcher das Geschwür in Plombières und die Ausverleibung Savoyens und Nizza's besorgt hat, von Tag zu Tag immer leichter in der öffentlichen Meinung befunden wird.

Wenn man diesen Umschwung der Dinge in den Gemüthern richtig benutzt, wenn man ihn auf Seite der legitimen Regierungen nicht wieder verdirbt durch Kanzlei-Unsinnd, wenn man die Italiener nicht durch eine potriarchalische oder patrimoniale Tölpelei mit Gewalt wieder einig macht, so wird den Sicilianern und den Neapolitanern bald die Lust ver-

geben das Salz des Hauses Savoyen zu essen. So wie ein Beispiel gegeben wird, daß man auch außerhalb von Groß-Piemont unter Goldorangen das Leben mit wenig Polizei genießen kann, verliert der tricolore Naturtrieb der Italiener seine schlimmsten Wirkungen für die legitimen Regierungen. Man lasse die Italiener die Erfahrung machen daß die Sicilianer noch etwas besseres gewonnen haben als die einstimmig anverlebten mittelitalienischen Gebiete, nämlich constitutionelle Luft und Autonomie, so wird mit dem Gedanken an die verlorne Selbständigkeit manches Herz am Arno wankend werden.

Auch Oesterreich könnte eine solche Contrerevolution in den Gemüthern herbeiführen. Warum kann das Haus Habsburg den Italienern nicht bewilligen was das savoyische Haus bewilligt hat? Wenn es sich nur ein Befatzungsrecht in Verona und Mantua ausbedingt, so kann es den Venetianern einen Erzherzog zum Vicekönig, allen constitutionellen Spuk bis zum Sattwerden, klafterbreite dreifarbige Farben und Autonomie bis zum Tagliamento gewähren. Es hat dann immer noch vor Piemont zwei wichtige Verdienste voraus: es legt nicht so viel Steuern auf wie dieses, da ja bekanntlich die Lombarden jetzt schon merken daß sie an dem savoyischen Kreuz sehr schwer zu tragen haben, und dann ist in dem österreichischen Italien Justiz, Diebspolizei und malerielle Verwaltung von jeher ein Muster gewesen, während in dieser Beziehung das alleinseligmachende Sardinien noch schlechter ist als sein Ruf.

Viel schwieriger ist es zu sagen mit welchem Auge man von Paris aus den Dingen in Süditalien zuschaut. Wäre Garibaldi's Freischaarenzug völlig gegen den Geschmack Napoleons III gewesen, so hätte ein Wörtchen ins Ohr des Grafen Cavour genügt, das „tolle Unternehmen" wirklich zu verhindern. Man sah also offenbar Garibaldi gern geben. Die Vortheile politischer Verschwiegenheit waren aber auch bei dieser Episode mit Händen zu greifen. Hätten die neapolitanischen Schiffscapitäne bei Marsala ihre Schuldigkeit gethan, und Garibaldi's Fahrzeuge vor der Ausschiffung weggenommen, wäre damit der Versuch kläglich gescheitert, so würde man die Weisheit und die Hinterlist des dritten Bonaparte aller Orten gepriesen haben. Garibaldi, hätte es geheißen, war ein unbequemer Gesell von Anfang des italienischen Krieges an, und der französische Kaiser hat ihm nur freies Spiel gelassen um sich bei diesem thörichten Abenteuer gründlich zu compromittiren; dem Scharfblick des Kaisers sey auch der Ausgang von Anfang an nicht verborgen geblieben, denn die officiösen Blätter hätten nicht verhehlt beim Abgang der Freibeuterschiffe zu warnen; endlich müßten die Italiener auch einsehen, daß ohne ihren „großmüthigen" Helfer nichts für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes auszurichten wäre. So hätte die Sprache im Falle des Mißlingens gelautet. Immerhin aber lag es im französischen Interesse Garibaldi einigen Erfolg zu gönnen. Die französische Regierung hat seit einer Reihe von Jahren der neapolitanischen so viele „wohlgemeinte Rathschläge" ertheilt im Hinblick auf eine neue Revolution, die sie für Neapel „befürchtete," daß sie doch endlich etwas mitreden mußte, um diesen Zukunftsblick der französischen Diplomatie zu Ehren zu bringen. Man mußte in Paris den neapolitanischen Bourbonen den Schooß voll Verlegenheiten wünschen, sonst hätte es ja keine „Frage" mehr in Europa gegeben. Schwierig ist es nur zu ahnen bis wie weit man Garibaldi Sieger wünschte, das wahrscheinlichste aber ist daß man in Paris so wenig wie in Schilda irgend etwas in nächster Zukunft sah, als den Staub und Nebel eines drohenden Umsturzes. Dem Mächtigen nützt zuletzt jede Anflockerung des Bestehenden, daher konnte man auch in Paris bisher mit neutraler Gelassenheit dem Kampfe zwischen Revolution und Bourbons zuschauen, bis die Dinge so reif sind, daß man sich für irgend eine Thatsache erklären kann. Zuletzt wird dann noch die Kunst des politischen Hexenmeisters bewundert, der die Dinge alle so zu lenken wußte, daß das Wasser zuletzt seine Mühlwerke treiben mußte.

Man kann nicht fagen daß die Engländer anders handeln, denn sie haben sich das Handeln (oder deutlicher: die politischen Handlungen, nicht die Gewürzkrämereien) aus Invasionsschrecken längst abgewöhnt. Aber sie schauen den Italienern mit andern Augen zu als der „großmüthige Helfer." Daß ein guter Theil des politischen Pöbels in England mit der Revolution sympathisirt, den Bourbonen und allen andern „Tyrannen" den Tag der Rache wünscht oder gönnt, versteht sich von selbst. Diese wackere Classe erleuchteter Staatsmänner, die nur Schwarz und Weiß, Radical und Conservativ unterscheidet, welche sich weniger um die Interessen des eigenen Staates als um den Sieg sogenannter Principien kümmert, besteht im Grunde aus harmlosen Geschöpfen. Die Engländer haben nicht anders mit den Carbonari der zwanziger Jahre, mit Carlo Alberto, Manin und Guerrazzi brüderschaftlich zusammengehalten, und die Oesterreicher durch Zeitungsartikel, Meetings und Prämiensammlungen kräftig gegärgert. Als aber die Revolutionen klanglos zu Grabe gegangen waren, hatten sie nur Bedauern über die „Schwäche" der Italiener, fanden es vernünftig daß der Stärkere den Geringeren bewältigt habe, und waren immer wie die alten Götter für die Sache die Cato's Mißfallen erregte. Aber neben diesen Verfassungsmeiern und wertfesten Demokraten bewegen sich die eigentlichen denkenden Staatsmänner Englands, deren Mund von öffentlicher Moral trieft, welche dieselbe Schwermuth für die Unterdrücken, dieselbe Gluth „für die Sache der Freiheit" und der „Völker" zur Schau tragen, kurz das nämliche Lied singen wie die andern Spatzen, nur daß bei ihnen hinter diesem Mondschein ganz nüchterne, britische Plane liegen.

Daß seit der Einverleibung Nizza's und Savoyens jeder Brite den französischen Kaiser in das Scheibenschwarz auf die Schießstände der Freiwilligen wünscht, gilt fast allgemein mit einziger Ausnahme der Herrn Cobden, Bright und anderer ehrenwerther Hanswurste. Daß man auf der Hut seyn müsse gegen Frankreich, daß es namentlich gilt die italienische Erhebung von französischen Einflüssen frei zu halten und zum allgemeinen Nutzen Europa's zu wenden, davon sind beide Parteien, Whigs und Tories, fest durchdrungen. Die Tories meinen

nur daß gegen Frankreich nichts hilft als eine Coalition, und daß man mit den absoluten Mächten gehen müsse, quand-même, daß das Hemd dem Leibe näher sey als der Rock, und die Zerstörung der französischen Uebermacht England weit mehr berühre als die Regierungsformen in dem Citronenlande. Die Whigs dagegen meinen daß ein einiges freies Italien, eine sechste Großmacht, die beste Schöpfung und das stärkste Gegengewicht gegen den Napoleonismus sey. Während man in Deutschland die Fäden zu sehen meint an denen Napoleon Garibaldi tanzen läßt, schwört man in England auf minister rieller Seite daß der Kaiser gegen das Aufkommen einer italienischen Großmacht heimlich wühlen lasse. Die Whigs sind der Ueberzeugung vortrefflich für ihr Land zu sorgen, und daß der Spiritus des Zeitalters ihnen das richtige Verständniß eingeblasen habe. Und dennoch verrechnen sie sich ganz sicherlich.

Gesetzt, es erfüllte sich das großitalienische Programm eines Reiches das mit dem Scheitel die Alpen und mit der Fußspitze das heiße Afrika berührte; das gesammte profane und geistliche Inventar, Kirchenstaat, Venedig, Neapel und Sicilien wäre dahin gekommen wo die andern verschwanden; wäre dieses Reich darum eine Großmacht? Ein Staat von 25 Mill. wohl, aber von 25 Mill. — Italienern, also noch nicht einmal solch eine Macht wie die 17 Mill. Preußen, welche doch erst in die Vaterland-Vertheidigungswuth gerathen müssen, ehe sie zur fünften Macht werden. Das Königreich Italien wäre zusammengebacken aus lauter particularistischen Gebieten. Piemont selbst brächte ihm als Morgengabe nur ein Bündel Steuern, die den Rücken eines Kamels brechen könnten, und eine verwahrloste Verwaltung, die nothwendig an den materiellen Nachtheilen erkannt werden würde. Sehr kriegerisch und streitbar sind die Italiener nie gewesen, am meisten haben aber noch die Piemontesen geleistet. Aber alles was man von diesen Tapfern besitzt, würde man als einzig verlässige Garnisonen über das Land verstreuen müssen, denn für das nächste und übernächste Menschenalter würde die neue Großmacht nur den einen Beruf fühlen, die neuen Erwerbungen zu verbauen und zu assimiliren, und zwar mit oder ohne constitutionelle Mittel. So würde das Italien des Lord John Russell weit weniger einem südeuropäischen Preußen als der Schwesterhalbinsel Spanien gleichen, mit innern materiellen Zuständen, die an südamerikanische Freiheit erinnern dürften. Das ist die sechste Großmacht „stark durch Principien,“ welche die Napoleonischen Zuaven von den Gelüsten der natürlichen Gränzen abhalten soll. Gegen diese Großmacht in den Windeln, gegen einen solchen Papierdrachen des Knaben Russell, glauben die gescheiterten Engländer, conspirire schon jetzt der Mann der großen Staatsstreiche. So stoßen die Briten ihren erprobten Alliirten zurück, in der Hoffnung auf die Aussicht eines künftigen großen, mit England möglicherweise verbündeten Italiens!

Die neuen Silberfunde in Californien. Das allseitige Interesse an den außerordentlichen Entdeckungen von Silber im westlichen Utah veranlaßt uns darüber nachstehende zuverlässig erscheinende Nachricht des Minig Journal vom 5 Mai 1860 mitzutheilen. Es ist nicht zu bezweifeln daß die dortigen Silbergänge enorm reich sind, doch dürften sie vor der Hand durchaus nicht mit Vortheil abgebaut werden können. Denn diese Gegend ist eine Einöde ohne Holz und Wasser, und entbehrt aller Communicationswege. Es ist eine völlig constatirte Thatsache daß bei Virginia City ein Gang mit Sulphureten und gediegenem Silber auf circa 2000 Fuß Länge mit 18 Zoll Mächtigkeit aufgedeckt und zur Zeit bis 50 Fuß Tiefe untersucht worden ist, wo er nicht nur noch eben so edel, sondern noch überdieß mächtiger als an der Oberfläche ansteht. Ebenso sind die Auffindungen anderer reichen Silbergänge in der Nähe des Comstock Claims und sonst unzweifelhaft, und es scheint in der That längs des Westrandes des Utahbassins eine silberreiche Gegend zu liegen, in welcher noch viele Entdeckungen werden gemacht werden. Es läßt sich in der Richtung von Nord nach Süd mit wenig Ausbiegung nach Ost und West eine Linie ziehen welche an Black Rock, Virginia City, Mono Lake und den Mohave-Gruben vorbeigeht und diese Localitäten mit den Lagerstätten von Arizona und Mexico verbindet, so daß man längs des Fußes der Sierra Nevada und fast in gleichem Abstande von dem Rücken derselben eine Silberzone annehmen kann, so wie auf der andern Seite eine Goldzone bekannt ist.

So lockend dieß alles klingt, so ist doch nicht zu übersehen daß die Reise nach Washoe sehr kostspielig und daß dort das Leben doppelt so theuer als in Californien ist, daß wegen Wasser- und Futtermangels kaum Thiere dort zu halten sind, und daß in dieser heißen, verdorrten und baumleeren Wüste ein so ermattendes und niederdrückendes Klima herrscht, daß bei Tage kaum gearbeitet werden kann. Zu Wäschearbeiten fehlt das Wasser meist ganz, und kann auch nicht, wie in Californien, durch Canäle herbeigeführt werden. Auf den langen heißen Sommer folgt ein ziemlich strenger Winter, wo die Wasser einfrieren und der Fuß der Vergletten tief mit Schnee bedeckt wird. Dazu kommt gegenwärtig die vollständige Rechtslosigkeit, da die eigentlichen Richter nicht am Orte sind und die Mormonen-Richter keinen Respect genießen, ferner das hohe Spiel und der Mangel an Geld. An manchen Punkten schreitet man aber schon rüstig an die Bildung von Bergwerksgesellschaften, z. B. zu Geyserville, wo die Healdsburg-Compagnie mit 17 Antheilen, die von G. Campbell dirigirte Petaluma-Compagnie mit 11 Antheilen, die von Poole dirigirte Empire-Compagnie mit 30 Antheilen, und andere sich begründet und Claims erworben haben. Hr. Taylor aus San Francisco hatte in Virginia-City etwa 1000 Menschen vorgefunden die sich mit Essen, Schlafen und Wohnen auf sehr einfache Weise behelfen mußten. Der Gang von Comstock ist aber 10 Fuß mächtig, wird in der Tiefe noch mächtiger und gibt 5000 Dollars die Tonne. (Berg- und hüttenmännische Zeitung, 1860, Nr. 23.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 31. Augsburg, 29 Julius 1860.

Capitän Burtons Entdeckungsreise in das Innere Ostafrika's (1857—1859.)

1. Von der Küste bis Uguzi.

Capitän Burton hat sich beeilt seinen Bericht über die wichtige Erforschung des Tanganyika-Sees in zwei starken Bänden zu veröffentlichen. [1] Da wir hinlänglich schon mit dem Gang der großen Entdeckung bekannt sind, so brauchen wir hier nur zu erinnern daß die Expedition Burtons und Speke's, seines glücklicheren Begleiters, an 16 Juni 1857 unter einer Schutzmannschaft von Beludschen im Dienste Sayd Medschid's, des Sultans von Sansibar, die Insel Sansibar, und ihren thätigen und einflußreichen Freund, den Obersten Hammerton und britischen Consul daselbst verließ. Der erste Abschnitt und der schwierigste führte im Thal des Küstenflusses Pangani durch das Land der Wazaramo, eines streitbaren und ungastlichen Negerstammes. Die Beludschen, welche bekanntlich in Ostafrika wie die Schweizer in Europa als Landsknechte sich verdingen, und die arabischen Begleiter der beiden Officiere hatten die größte Furcht vor den bevorstehenden Gefahren, und Burton sah es daher gern als bei Kuingani, einem der ersten Rastplätze, ein einheimischer Mganga oder Zauberer seine Künste anbot, um das Schicksal der Expedition zu weissagen. Gegen eine Prämie erklärte der schwarze Teiresias: „Die Reise wird gut ablaufen. Viel Lärm aber wenig Blutvergießen. Wenn man an den Udschidschi-See komme, solle man nicht versäumen ein Schaf oder eine bunte Henne zu schlachten und ins Wasser zu versenken. Gelungene Entdeckung. Reichthum an Elfenbein und Sklaven. Glückliche Heimkehr zu Weib und Kind.“ Said ben Selim, der arabische Reisemarschall, gestand denn auch, erweicht von diesen guten Anzeichen, daß er schon in Sansibar einen Mganga zu Rath gezogen und dieser ihm mit gleicher Kunst das nämliche geoffenbart habe. Die gute Laune steigerte sich bis zu einem „Rautsch,“ wie man in Indien die pantomimischen Tänze nennt. Hullak, der Hanswurst der Karawane, leistete vorzügliches. Mit seiner Stimme ahmte er glücklich die Laute von Hunden, Katzen, Affen, Kamelen und Sklavenmädchen nach, bis er zuletzt Capitän Burton selbst, seinen Chef, vor dessen eigenen Augen mit großer Wahrheit und Dreistigkeit reproducirte. Als der Künstler mit einem Dollar belohnt wurde, verlangte er mit kühler Unverschämtheit eine Verdoppelung des Honorars. Sein zahlreiches Gefolge machte den Reisenden sonst die größten Schwierigkeiten, denn von dem Chef der Bedeckung bis zum geringsten Manne herab versuchte jeder zu entlaufen. Bei Mtwaju la Monani oder der „Zamarinde in dem Regen“ verließen die Reisenden den letzten Punkt, der unter der Gerichtsbarkeit des Küstenplatzes Bagamoyo stand, und erreichten bei Nyasa den ersten Wohnort der unabhängigen Wazaramo. Die Karawane wurde auch sogleich von drei Pi-hazis oder Häuptlingen angehalten, welche erklärten, es sey Landesbrauch zuerst um Erlaubniß des Durchzuges an den nächsten Häuptling eine Botschaft abgehen zu lassen. Auch waren sie besorgt daß die beiden Officiere kommen möchten um Rache zu nehmen für die frühere Ermordung ihres Muzungu-Bruders (Europäers). Einer der alten Häuptlinge äußerte ziemlich pathetisch über das Erscheinen der Gäste: „Ich bin alt, und mein Bart ist grau, aber ein gleiches Unglück wie dieses habe ich noch nicht erlebt.“ Die Eingebornen fürchteten nämlich wirklich oder versteller Weise durch das Eindringen von Europäern ihren Gewinn am Handel nach der Küste, vielleicht gar ihre Freiheit, zu verlieren. Burton erklärte den Würdigen bündig, er sey entschlossen nicht um Erlaubniß zum Durchzug zu bitten, sonderu das Herkommen des Landes zu brechen, dafür aber tüchtig zu bezahlen. Als nun die Geschenke verabfolgt waren, ebnete sich der Pfad für die Karawane und die Eingebornen nannten Burton schmeichelhaft einen Murungwana Saua oder „Gentleman“ nach afrikanischen Begriffen. Ein ähnliches Attentat auf die Freigebigkeit der Europäer machte beim nächsten Tagesmarsch Mviraru, der Zaunkönig eines benachbarten Dorfes, welcher

[1] The Lake Regions of Central Africa, by Richard F. Burton. 8vo. 2 vols. London. Longman. Das Werk ist verunziert mit etlichen mittelmäßigen Holzschnitten und noch unglücklicheren Farbendrucken, wie wir sie gar nicht mehr in englischen Werken und vollends nicht von Seite der berühmten Verlagsfirma gewohnt sind.

die Straße mit einem Dutzend Kriegern gesperrt hielt, und die Vorhut der Karawane ohne „Chausseegeld“ nicht durchgehen lassen wollte. Als aber in der Ferne der Hauptkörper der Expedition sichtbar wurde, fühlte der Wegelagerer seiner Mission sich nicht gewachsen und entfernte sich friedlich.

Am 4 Juli machte man bei Kiranga-Ranga Halt. Die Landschaft gewährte das Bild seltener Fruchtbarkeit. Reis, Mais und Manioc standen üppig in den Feldern, während auf den unbebauten Strecken Corindabüsche (Carissa Caranda), Salsaparilla-Reben, der kleine grünlichweiße Maulbeerbaum (Morus alba), die hochrothen Blumen des Hosel und der Seidenwollenbaum sich vermischten, letzterer ausgezeichnet durch seine vier oder fünf starken Stämme die aus einer Wurzel aufschießen, mit rechtwinkelig heraustretenden nur von spärlichem Laubwerk gezierten steifen Aesten. Die Ortsbewohner waren ziemlich höflich und gastfrei gegen die üblichen Taxen, ihre Wohnungen durften von den Fremden jedoch nicht betreten werden. Im Fall von Krankheiten pflegt man indessen den Reisenden Mädchen zur Bedienung zu schicken, die aber stets sehr genau über die moralische Aufführung der Fremden verhört werden. Ein ungünstiges Zeugniß führt dann oft zur Fehde, doch läßt sich die Eifersucht und das verletzte Ehrgefühl auch hier durch Bezahlung der Taxen beschwichtigen. Uebrigens waren die beiden Europäer in den Augen der Afrikanerinnen durchaus keine verführerischen Geschöpfe, denn als man durch das nächste Dorf Mubogwe zog, welches, beiläufig bemerkt, durch Räubereien ganz besonders berüchtigt ist und der einheimische Führer die weibliche Straßenjugend scherzhaft fragte: „Wollt ihr die Weißen nicht zu Männern haben?“ erklärten diese einstimmig: „Mit solchen Dingern (Hosen) auf ihren Beinen? Sivpo! — Nicht um alle Welt!“ Bei einem der nächsten Lagerplätze erfuhr man durch einen Reisenden, der von der Küste kam, den mittlerweile erfolgten Tod Hammertons, des britischen Consuls in Sansibar. Wäre dieser Unfall früher eingetreten, so hätte er die Reise ins unabsehbare verzögert, denn nur Hammertons Einfluß und dringenden Vorstellungen verdankte man die prompte Unterstützung des Sultans. Said ben Selim, der arabische Karawanenchef, war auch sogleich mit dem Vorschlag bei der Hand nach Sansibar umzukehren um genaue Nachrichten einzuziehen; der Schlaue mochte nämlich hoffen daß sich mit dem Tod des Consuls die Stellung der Briten auf Sansibar und die Gesinnungen des Sultans geändert haben möchten, denn in Sansibar selbst sah man die Expedition, welche den Europäern den Pfad nach den reichen Elfenbeingebieten öffnen sollte, mit ungünstigen Augen an.

Am 9 Juli hatte man abermals ein Straßenhinderniß zu beseitigen. Die Vorhut fand den Weg von 50 Wazaramo versperrt. Ihr Anführer war dem ersten Lastträger entgegengetreten, und hatte ruhig ihm die Last vom Kopf gehoben, zum Zeichen daß hier gehalten werden müßte. Der Kaltblütigkeit dieser Wilden gegenüber fiel die nervöse Aufregung der Peludschen doppelt auf. Einige Worte des Dolmetschers genügten aber um den Häuptling der Wazaramo zu versichern daß man das übliche Weggeld zahlen werde, worauf sich der Schlagbaum öffnete und die Karawane sich wieder in Bewegung setzte. Burton konnte nicht umhin die kräftigen Burschc zu bewundern, als er an den Eingebornen vorüberzog, die in der einen Hand den starken Bogen, in der andern den Köcher voller Pfeile hielten, deren schwärzliche Bärte und Spitzen mit einer Lage frischen Gftes überzogen waren. Seit jenem Tage stellten sich übrigens bei Burton die ersten Fieberschauer ein, während Speke schon früher davon befallen worden war. Die faulen Dünste am Ufer des Pangani hatten beiden das Uebel zugezogen. Am 11ten Tag nach der Abreise von der Küste zog man an einem wohlverschanzten Dorf vorüber, welches ehemals dem Häuptling Muzungera, jetzt seinem Sohn Hembe gehörte, der, eines Angriffs von Seiten der Karawane gewärtig, in den Hecken längs der Straße seine Speerlente und seine Schützen aufgestellt hatte, die bereit waren so wie sich etwa ein Gewehr erheben sollte, die Karawane mit einem Schauer von Giftpfeilen zu begrüßen. Dort war nämlich 1844 der Schauplatz der Ermordung des französischen Schiffsfähndrichs Maizan gewesen, der 26 Jahre alt, ein Schüler der polytechnischen Schule, wohl vorbereitet für seine Aufgabe, mit Unterstützung seiner Regierung eine Entdeckungsreise in das Innere anzutreten gedachte. Er hatte seine Zeit schlecht gewählt, denn in Sansibar war man damals gerade in Besorgniß vor französischen Gelüsten. Der Sultan übrigens hatte dem Officier eine Bedeckung versprochen, aber Hr. Maizan, des Wartens überdrüssig, brach voll Ungeduld allein auf, nur begleitet von etlichen Miethlingen und seinem Diener Frédérique, einem Bewohner der Comoren, in den er festes Vertrauen setzte, und der ihn an den P-hazi Mozungera verrieth. Dieser afrikanische Häuptling nahm ihn anfangs sehr herzlich auf, aber am nämlichen Abend überschüttete er ihn verkehrter Weise mit Vorwürfen daß er an andere Häuptlinge Geschenke weggeschenkt habe, und als der Wilde sich glücklich in Zorn und Entrüstung hineingearbeitet hatte, rief er dem Fähndrich zu: „Du sollst auf der Stelle sterben!“ Bei diesen Worten drangen Männer und Weiber mit Pfählen auf Maizan ein, knebelten ihn und schleppten ihn nach einem Flaschenkürbisbaum vor das Dorf, wo er unter afrikanischen Martern umgebracht wurde. Frédérique verschwand auf geheimnißvolle Art, und soll noch jetzt unter muhammedanischer Maske am Tanganyika-See leben. Die französische Regierung glaubte, der Sultan von Sansibar, Said Sayyid, habe diesen Mord angestiftet, und sendete den Capitän Guillain 1846 mit der Brig Ducouëdic nach Ostafrika. Sayyid war jetzt genöthigt eine Expedition von 3 bis 400 Musketieren gegen die Wazungeros zu schicken. Ein paar Tage lang gab es Scharmützel, bis Hembe, der Anführer der Eingebornen, von einer Kugel verwundet, mit den Seinigen floh. Die Expedition brachte als Gefangenen einen Wazungera heim, welcher bei Maizans Hinrichtung die Trommel geschlagen hatte, der aber von den afrikanischen Diplomaten als P-hazi Mazungera den Franzosen ausgeliefert wurde, die ihn im Consulatsgebäude in Sansibar an Ketten legen ließen, wo er vor etwa einem Jahre starb.

Als man diesen Punkt hinter sich hatte, war die Gefahr vor Feindseligkeiten überstanden. Zwar wollte an der Gränze

des Wazarano-Landes noch einmal eine Schaar Weggelber erheben, aber die dortige Bevölkerung ist mit den feindlichen Stämmen des Innern so vermischt, daß man sie nicht mehr zu fürchten, also auch nicht zu bezahlen brauchte. So hatte denn Burton in 18 Tagen vom 27 Juni bis 14 Juli die schlimmste Strecke etwa 118 engl. Meilen, also etwa 1¼ deutsche Meile täglich, zurückgelegt. Dieß war insofern eine günstige Leistung, als man mit Hindernissen aller Art zu kämpfen und in einem tropischen Lande zu Fuß zu reisen hatte, denn die Esel dienten nur als Packthiere. Das friedliche Kahutu-Land, welches man jetzt betrat, bot anfangs statt der bisherigen verpesteten Dschungeln parkähnliche Landschaften, wo sich starke Gnus herumtummelten, mit ihren Hufen den Boden schlagend und die wilden Mähnen werfend. Die Lastträger giengen diesen Thieren vorsichtig aus dem Wege, denn sie sollen bisweilen Karawanen angreifen. Hartebeeste und andere Antilopen erschienen heerdenweise; das Geschrei der Rebhühner erinnerte an die Heimath, während die Perlhühner wie große Glockenblumen auf den Zweigen saßen, und bisweilen Heersäulen kriegerischer Ameisen welche den Pfad kreuzten, die Karawane, Menschen und Thiere beherzt anfielen. Auf diese landschaftliche Episode folgte aber am 18 Juli eine höchst beschwerliche Strecke durch hohes Gras, welches noch bis zur Mittagszeit vom Thau triefte, während der schwarze Boden immer schlüpfriger und schlüpfriger wurde. An drei Stellen mußte man Moore in einer Breite von 100 Yards bis zu einer halben Wegstunde durchschreiten, wo die Wanderer knietief einsanken, und Burton sich auf seinen Esel festbinden lassen mußte, um hindurchzukommen. Am Ende des Marsches kam man durch zahlreiche Dörfer nach Duthumi, der Niederlassung eines Arabers Sayf ben Selim. Dort blieb man ziemlich eine Woche in Folge des Fiebers, welches die Reisenden befallen hatte. Die Paroxysmen waren freilich nicht so furchtbar wie die im Sind oder im andern Indien. Während der heftigsten Anfälle und stundenlang hinterdrein wurde Burton jedoch von der peinlichen Vorstellung gequält daß er aus zwei beständig mit einander hadernden Personen bestehe, oder es beängstigten ihn in den schlaflosen Nächten scheußliche Bestien, Hexen und Männer mit Köpfen auf der Brust. Spele litt noch härter, und hatte bisweilen Anfälle als ob er vom Sonnenstich getroffen worden wäre. Die Nähe der Usagara-Bergkette, deren Häupter fast immer in den Wolken stecken, erniedrigt die Temperatur von Duthumi, so daß in den Nächten das Thermometer bis auf 65° (+ 14 ½° R.) sinkt, während auf den Bergen selbst das Wasser bisweilen gefrieren soll. Burton entließ hier seine Bedeckung, die er von der Küste mitgenommen hatte, und behielt nur ein kleineres Gefolge bei sich; dafür miethete er von dem Araber Sayf den Selim Sklaven, theils als Last-, theils als Sänftenträger, denn er hatte sich mit vier Stück Hängematten zum Tragen versehen, und diese sollten fortan benutzt werden.

Beim Aufbruch am 24 Jul. gelangte man bald aus den angebauten Flächen wieder in das Dschungel, wo der Reisende alle Ahnungen der afrikanischen Natur in ihrer Häßlichkeit und Seltsamkeit erfüllt sah. Man bewegte sich durch ein Gemisch von Busch und Wald mit einem Horizont von wenigen Schritten. Der schwarze fettige Boden war eingehüllt in dickes Gesträuch, oder trug an offenen Stellen Speer- und Tigergras 12—13 Fuß hoch mit fingerbreiten Halmen. Die Bäume dagegen, bedeckt mit massenhaften Schmarotzern, stiegen wie dunkelgrüne Laubsäulen hinauf, während auf den Zweigen andere Schmarotzer wie Riesenvogelnester hiengen. Die Erde, beständig von Regen getränkt, hauchte den Geruch des Schwefelwasserstoffgases aus, so daß an manchen Stellen der Reisende unter jedem Busch ein faulendes Aas vermuthen durfte. Zu diesem widerwärtigen Bilde paßte der Himmel, der entweder wie ein Leichentuch grau ausgespannt war, oder auf dem schwere purpurne Wolken jagten, die sich rasch in Wassergüsse verwandelten. Selbst bei heiterem Wetter blieb die Luft blaß und dunstig, so daß die wässerige Sonne dann mit verdoppeltem Druck herniederbrannte. Selten waren in dieser Wildniß die Wohnungen elender, von Geschwüren heimgesuchter Menschen, die sich nur durch beständige Trunkenheit ihr Dasein erträglich machen.

Am Saume dieser afrikanischen Hölle, an den Vorposten der Landschaft Zungomero stieß man auf etliche Karawanen, mit aufgeschlageuen Zelten, Haufen von Elephantenzähnen und einem Schwarm von Trägern. Das Thal ist mit einziger Ausnahme des Osens auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen und wunderbar fruchtbar. Die Feuchtigkeit der Luft ist aber so stark, daß sie in kurzer Zeit beinahe alle Gegenstände verdirbt. Die Kleider fühlen sich feucht an, das Papier weicht auf, Metall rostet; Schuhe, Stiefel und botanische Sammlungen färben sich schwarz; die besten wasserfesten Zündkapseln versagen, wenn sie nicht in Wachs verpackt werden; das Pulver will nicht mehr zünden; Holz bedeckt sich mit Moder. Zungomero ist indessen der große Sammelpunkt der Karawanenstraßen, und zwischen Juni und April während der Wanderzeit sollen Schaaren von etlichen tausend Menschen jede Woche durchziehen. Die arabischen Kaufleute schlagen in der Regel Zelte auf, die sie den Hütten der Eingebornen vorziehen, welche gefüllt sind mit Hühnern und Tauben, Ratten und Mäusen, Schlangen und Eidechsen, Käfern und Fliegen, häßlichen Spinnen und oft von Bienenschwärmen. Die bewaffneten Sklaven suchen sich die besten Hütten aus, die sie entweder ganz in Beschlag nehmen oder mit den Eigenthümern theilen, die Lastträger aber müssen es sich unter den vorspringenden Dächern bequem machen. Dafür herrscht ein Ueberfluß an Lebensmitteln, so daß die Eingebornen fast nichts genießen als das berauschende Pombe oder Holcus-Bier. Von den Karawanen werden aber auch zahlreiche Räuberbanden angelockt, die aus entlaufenen Sklaven, entsprungenen Sträflingen und Vagabunden von der Küste bestehen, und mit Säbeln und Flinten, Bogen und Speeren, Dolchen und Knitteln bewaffnet, den schwachherzigen Eingebornen ungestraft Brandschatzungen auferlegen oder die Karawanen plündern dürfen.

Bis dorthin, das heißt vom 39° östl. L. Gr. bis zu den Usagara-Bergen 37° 28′ östl. L. oder etwa 23 geogr. Meilen

binnenwärts reicht die Küstenregion Afrika's. Die einheimischen Karawanen legen den Weg einschließlich eines Rasttages in zwei Wochen zurück. Der Weg hält sich immer an den Ufern des Kingani und Mgeta, und der höchste Punkt der überschritten wird liegt nur 330 Fuß über der See. Abwechselnd ist der Boden parkartig, öfter noch mit Dschungeln bewachsen. Die engen Pfade welche von Dorf zu Dorf führen tauchen oft tunnelartig in die Urwaldmassen. Dort versinken bei dumpfiger Luft die Träger in den Schlamm und müssen obendrein jeden Augenblick auf einen Ueberfall der Eingebornen gefaßt seyn. Die Dörfer liegen tief in Busch und Gras versteckt, und nur das Krähen der Hähne verkündigt ihre Nähe, aber dieses Krähen wird auch beständig auf dem Wege gehört, so bevölkert ist das Land, mit einziger Ausnahme der wenigen verwilderten Strecken und Einöden. Hornvieh wird nicht in dem Küstenlande gesehen, Hühner, Schafe und Ziegen dagegen sind äußerst zahlreich. An Wasser fehlt es nirgends, selbst in großen Abständen von den Flüssen findet man es entweder unmittelbar an der Oberfläche oder mindestens bei zehn Fuß Tiefe.

Was die Völkerschaften betrifft, so könnte Burton die größten Enthüllungen, physiologische wie psychologische, uns geben, er bedauert aber daran durch die Prüderie seiner Landsleute verhindert zu werden, welche nicht einmal lateinisch oder griechisch solche Notizen vertragen wollen. Die Wazaramo, der wichtigste Stamm des Uferlandes, sind von der Civilisation verderbt, aber nicht unterjocht worden, und werden, obgleich seßhaft und ackerbautreibend, von den Karawanen mehr gefürchtet als irgend ein anderer Stamm, der an der Straße liegt. Diese Negroiden oder Halbneger sind hoch und stark gewachsene Leute im Vergleiche zu den Leuten am Ufer der See, stehen aber physisch wiederum hinter den Bewohnern des Innern zurück. Sie beschneiden sich nicht, außer wenn sie sich zum Islam bekehren, und ebenso ausnahmsweise nehmen sie Tättowirungen vor. Ihr äußerliches nationales Merkzeichen ist der Putz der Haare, die sie mit einem oderhaltigen Thon, gemischt mit Honig, Sesamöl oder dem Oel der Biberbohne beschmieren. Das Gesicht ist (im Profil) rautenförmig gestaltet, die Augen sind etwas schief gestellt, die Kiefern vorstehend, der Bart ist in der Regel dürftig. Der Talggeruch der Haut ist überwältigend, besonders wenn er bei Aufregung von Geist oder Körper sich steigert. Ihr sonstiger Ausdruck ist wild und stier, die Züge sind grob und rauh. Albinos sieht man auffallend häufig, ihr Wollhaar gleicht in der Farbe einem Seidencocon. Die Pupillen der Augen sind grau, und das „Weiß" des Augapfels rosenfarbig. Die Wazaramo tragen allgemein einen Lendenschurz von ungebleichter Baumwolle und eine Last von Negerschmuck. Eigenthümlich ist ein Halsgeschmeide, welches 1—1½ Zoll breit, eine Cravatte aus rothen, gelben, weißen und schwarzen Perlen vorstellt. Die Weiber sind, eine Seltenheit in Afrika, besser gekleidet als die Männer. Ihr Gesicht verschleiern sie nicht, zeigen auch in Gegenwart von Fremden über nichts eine Regung des Schamgefühls. Die Kinder tragen sie in ein Tuch gewickelt auf dem Rücken. Die Waffen des Volkes bestehen, für diejenigen die sich keine Flinten verschaffen können, aus Speeren, langen selbstverfertigten Dolchen, Bogen und vergifteten Pfeilen. Die Wohnungen gleichen den englischen Kuhställen niedern Ranges, und werden aus Rohr oder Baumrinde verfertigt. Das Innere ist finster und fensterlos, außen vor der Hütte aber gibt es eine Verandah. Das Hausgeräth besteht aus einer Bank von 4 Fuß Länge und 16 Zoll Breite, worauf selbst Ehepaare es sich bequem machen müssen; aus einem Holzschemel, der aus einem Stück gehauen ist; einem hölzernen Mörser, Töpfer- und Flaschengeschirr und einer feinkörnigen Granitplatte welche als Mühlstein zum Zerreiben des Kornes dienen muß. Solcher Hütten der bessern Art gibt es indessen nur 4—12 in einer Ortschaft, denn die übrigen sind nur die bekannten Bienenkörbe afrikanischen Baustyls. Wo Fehden herrschen, findet man die Dörfer mit Pfahlwerk eingeschlossen. Im allgemeinen sind die Wazaramo ein lärmender, bösartiger, heftiger und unbrauchbarer Menschenschlag. Die Aussicht auf Gewinn hat sie erst neuerdings so weit zahm gemacht daß sie die Karawanen gegen Straßenzoll durchziehen lassen. Dieser besteht auf dem Wege ins Innere aus einer Anzahl Stücke Tuches, auf dem Rückwege aus Vieh, Eisengeräth und was sonst sich vorfindet. Das Oberhaupt einer Dorfschaft ist der M-hazi, und der Mvene Goha sein erster Rath. Der M-hazi kann sein Volk nicht in die Sklaverei verkaufen außer in Folge zweier Verbrechen, des Ehebruches und der Zauberei. Letztere wird sonst gewöhnlich mit dem Feuertode bestraft, und bei den vielen Aschenstellen der Scheiterhaufen sieht man bisweilen auch die Knochen von Kindern, denn aus Behutsamkeit verbrennen die Wazaramo auch das auffrischende Geschlecht einer Herzensfamilie. Der Mganga oder Medicin-Mann hat das Leben solcher unglücklicher Verdächtiger völlig in den Händen, denn er siedet das Wasser, worin der Angeklagte beim Gottesgericht die Hand hineintauchen und sie unverbrüht herausziehen muß.

Eine besondere Feierlichkeit ist das Sarè oder der Bruderei. Zwei Erwachsene männlichen Geschlechts schließen eine mystische Blutsverwandtschaft, indem sie sich Auge in Auge auf eine Haut setzen, während eine dritte Person ein Schwert über ihren Häuptern schwingt. Einer ritzt den andern hierauf mit dem Dolche in der Brust, und das Blut des Gefährten wird auf ein Stück gerösteten Opferfleisches gestrichen und genossen. Ein anderer Gebrauch fordert seltsamerweise die Zurücksgabe alles auf dem Wege gefundenen Eigenthums. Diesem Herkommen verdankte es Burton daß ihm in Zungomero eine von der Expedition verlorene Uhr sorgfältig in Gras gewickelt überbracht wurde. Wird ein Kind geboren, so vollzieht man ohne weiteres die Taufe, doch sind die Afrikaner so gierig nach erotischen Namen, daß sie gern nach den Arabern und andern Wanderern ihre Kinder benennen, ja bisweilen ein Schaf geben, damit der Kaufmann ihnen seinen Namen leihen soll. Nach dem Sultan Sayyid Said heißen Hunderte solcher Negerkinder, und während Burtons Durchzug wurde alle frische Nachkommenschaft Munzungu (der Weiße) getauft. Zwillinge werden als unheimliche Geschöpfe entweder an Araber verkauft oder aus-

gesetzt. Stirbt eine Frau im Kindsbett, so verlangen ihre Eltern eine Entschädigung von „dem Manne, der ihre Tochter getödtet hat.“ Die Kinder werden bis ins zweite und dritte Jahr gesäugt, welchem Umstand Burton die völlige Abwesenheit körperlicher Verkrüppelungen zuschreiben will. Schon im zartesten Alter hängt das Kind affenartig am Rücken der Mutter. Uebrigens hat die Natur selbst die afrikanischen Frauen mit einem natürlichen Sitz für die Kinder gesegnet. Die Zahl der Frauen ist für den Wazaramo nur durch das Vermögen beschränkt, denn er kauft von Vater und Mutter den Gegenstand seiner Begierden.

Den Wazaramo gleichen ihre Binnen-Nachbarn die Wakhutu, doch sind sie jedenfalls ein geringerer Menschenschlag. Etliche von ihnen haben die südafrikanische Sitte angenommen die Zähne spitz zu feilen. Nur die Reichen tragen gewebte Zeuge, die Aermeren bedienen sich eines Fransengürtels aus Kürbißfasern, der bei Frauen, oft nur spannenbreit, die Blößen nicht bedecken würde, wenn man nicht einen Schurz von weichem Ziegenleder darunter und bisweilen sogar einen Lederlatz auf dem Busen trüge. Regiert werden die Stämme von einem P-hazi und vier Unterhäuptlingen. Hexenprocesse und Sklaverei drohen in jedem Augenblick diesen traurigen Unterthanen. Ihre schmutzigen Dörfer und ihre unsaubern Hütten beweisen den geräumigen Bauwerken der Wazaramo gegenüber, wie weit sie hinter diesen, ihren Nachbarn, zurückstehen.

In Zungomero wurde eine neue Karawane gebildet und zuletzt 132 Köpfe gemustert. Die neuen Lastträger gehörten einem Eingebornen Muinyi Wazira, der als Dolmetscher diente, weil er fünf afrikanische Mundarten redete. Bei ihm bewährte sich das alte indische Sprüchwort: zweifle an dem Mann der zwei Sprachen spricht, zweifle nicht mehr an dem der drei spricht. Der Mann hatte übrigens eine so innige Zuneigung zu dem Pombe oder Holzbier gefaßt, daß er beständig aus Rausseligkeit in Erstarrung, und aus dieser in Rausseligkeit fiel. Unter der übrigen Begleitung befanden sich auch zwei Portugiesen halber Kaste aus Goa, Valentin A. und Gaetano B., die für 20 Rupien (24 fl.) Monatsgehalt in Indien gemiethet worden waren, sich aber nur als Impedimenta auf der Reise bewährten. Bevor die Karawane sich gliedern konnte, mußte ein Khambi oder Kraal errichtet werden. Der Mtongi oder Eigenthümer der Güter verkündigt durch das Aufschlagen seines Zeltes und Entfaltung seiner Fahne daß er Lastträger suche, denn durch dritte Personen kann er solche nicht miethen, weil, wenn ein Lastträger einen andern für eine Reise wirbt, er im Fall diesem ein Unglück zustößt, dafür in Geldeswerth büßen muß. Zunächst wird dann ein Kirangosi oder ein Führer gewählt, der sogleich von einem Mganga oder Medicin-Mann um Geldeswerth mit Taliömanen für die Reise sich versieht. Der Kirangosi schreitet stets an der Spitze der Karawane, und wer ihn überholt, muß Strafe zahlen. Politik der Reisenden ist es den Kirangosi blind durch ihre Autorität zu stützen, selbst wenn er Unrecht hat, weil er im Grund die einzige Obrigkeit ist. Unter ihm stehen die Pagafis oder Lastträger. Es sind meist junge schlanke und windige Burschc mit magern und glatten Leopardenbeinen. Bisweilen kommen jedoch herkulische Formen, mit Nacken wie die Bullen, breiter Brust und langen starken Gliedmaßen vor. Das Belasten dieser Träger erfordert besondere Kenntnisse, denn von der Hand eines Sachverständigen lassen sie sich viel mehr aufbürden als von einem Dilettanten. Die Vorsicht verlangt aber daß die Bürde ihr volles Gewicht habe, denn ein leicht beladener Mann wird träge und steckt seine Cameraden an. Die Güter, die man weiter schleppte, bestanden aus afrikanischen Zahlungsmitteln, hauptsächlich Glasperlen, Zeugen und Messingdraht. Von Glasperlen werden nicht weniger als 400 Spielarten unterschieden und manche davon haben drei bis vier verschiedene Namen. Die besten, die etwa ¼ Dollar per Pfund kosten, heißen bei den Afrikanern „Stadtevertwüster,“ weil die Frauen für diese weiß- und scharlachenen Kleinodien sich und ihre Ehemänner an den Bettelstab bringen sollen. Die wohlfeilsten Sorten werden mit 1 Dollar für 5—6 Pfd. avdp. bezahlt. Der Reisende sollte, warnt Burton, nicht allzu verschwenderisch mit diesem Geld um sich werfen, denn nur zu leicht erscheint ihm der Vorrath unerschöpflich, während doch eine Manneslodung gewöhnlich nur einen Monat aushält. Unbegreiflich ist es wohin all dieser Tand sich verirrt. Seit Jahrhunderten schon werden Schiffstonnen solcher Perlen nach Afrika geschafft, sie sind der Zerstörung nicht sehr ausgesetzt, werden auch, so viel ihrer da sind, von den Besitzern stets am Leibe getragen, und dennoch sieht man kaum den dritten Theil der Bevölkerung mit diesem Schmuck versehen. Etwas demüthigendes für das Genus Homo liegt darin, meint Burton, wenn die Negergesichter beim Anblick der Perlen voll Begierde funkeln und festgesogen voll Bewunderung an solchem Kehricht hängen.

Am 7 Aug. 1857 war die Karawane wieder reisefertig, die beiden Capitäne aber vom Fieber so geschwächt daß selbst ihr Gehör gelitten hatte. In einem fünfstündigen Marsch gelangt man an den Fuß der Usagara-Berge, wo sich der Continent zur ersten beträchtlichen Stufe hebt. Eine vulcanische Merkwürdigkeit unterwegs ist ein Geyser- oder ein heißer Springbrunnen. Ein Raum von 200 Fuß im Durchmesser ist den nächsten Einwirkungen der Quelle ausgesetzt, der man sich wegen Unsicherheit des Bodens nicht nähern kann. Bisweilen erfolgen gewaltsame Ausbrüche, die Wasser steigen zornig auf und schleudern Kalksteine hoch in die Lüfte. An den Usagara-Bergen sah man die letzte Cocospalme, weil bekanntlich dieser Baum sich nie weit von der See entfernt. In dem Gebirge selbst fühlte man sogleich mit Erquickung einen Wechsel des Klima's. Kraft und Wohlbefinden kehrten wie durch Zauber zurück, und man sog mit Gierde die reine süße Bergluft, die nicht bloß den Körper erfrischte, sondern auch die wohlbewachsene Berglandschaft verherrlichte. Hohe Baumformen zeigten sich wieder an einzelnen vegetabilischen Patriarchen. Die tropische Sonne weckte mit aller Macht das Roth und das Ocher im Gestein, oder prallte von schneeweißem Quarz zurück. Der Seewind spielte in den Wipfeln der Bäume, zu denen empor anmuthig Lianen kletterten, während droben die Affen Versteckens spielten und drunten die Iguana mit ihrem bunten Schuppenpanzer aus dem

Schatten heraus eine lichte Stelle suchte um sich zu sonnen. Weißbrüstige Raben krächzten, wenn sie von ihren Nestern aufgestört wurden, Tauben girrten im dichten Gebüsch, und Habichte schwebten hoch in den durchsichtigen Lüften. Selbst die Grillen zirpten, wie die italienischen Cigalas, so daß von Erde und von Himmel, von Hügel und Busch überall Thierstimmen, vor allem das Summen und Schwirren einer geschäftigen Insectenwelt, laut wurde. Des Nachts ließ sich das Rauschen der Wasser am Bergsaum deutlicher vernehmen, unterbrochen durch das Geschrei des Nachtreibers, oder durch das Gebrüll des Ochsenfrosches im Sumpf, oder das Wimmern der Hyäne, oder das weinerliche Bellen des Fuchses — melancholische, aber nicht unmusikalische Naturlaute. — Am dritten Tage stieß man auf eine häßliche Staffage am Wege, nämlich rein abgezehrte Skelette, und hie und da geschwollene Leiber von Trägern, die in dieser Hungerödde umgekommen waren. Eine einzige große Karawane, der man am Tage zuvor begegnete, hatte 50 Personen unterwegs an den Blattern verloren. In der Nähe jedes Khambi oder Kraals der Karawanen konnte man fortan abgesonderte Zelte bemerken, wo nach Angabe der Führer die Kranken lagen. Von der Nähe dieser Seuche wurden auch Burtons Leute angesteckt, und mancher der Abends vermißt wurde, war ein Kranker der zurückgeblieben war, um zuletzt eine Beute der Hyänen, Füchse, Raben und Geier zu werden. Am nächsten Tage waren die Leiber von Trägern noch zahlreicher; die Muhammedaner zogen mit bedeckten Gesichtern und Rufen des Abscheues vorüber, während ein alter Nyamwezi träger stehen blieb und weinte.

Am 12 August hatte man den Goma-Paß der ersten östlichen Kette zu überschreiten. Der Gipfel dieses Kammes lag 2235′ über der See. Uebrigens waren die Reisenden ohne Aneroid, ihr Barometer war unbrauchbar geworden, und nur zwei Thermometer zu Versuchen brauchbar. Auch fanden die Reisenden daß es bei thermometrischen Höhenmessungen gar nicht gleichgültig sey wie man das Wasser zum Sieden bringe, ob in einer offenen Pfanne oder in einem verschlossenen Gefäß, denn die Unterschiede beider Fälle erreichten oft den Werth eines Grades Fahrenheit, welcher 500 Fuß Elevation entspricht. Da die Usagara-Berge beinahe völlig unbewohnt und Lebensmittel daher fast gar nicht zu haben sind, die Träger aber mit afrikanischer Sorglosigkeit ihre Vorräthe in den ersten Tagen aufgezehrt hatten, so mußten sie zuletzt hungern und durch Eilmärsche Zonhwe zu erreichen suchen. Diese kleine, neu erbaute Ortschaft liegt noch in den Bergen, doch erhielt man, wenn auch kärglich, einige Vorräthe, mußte aber dafür zwei Tage liegen bleiben. In dieser Zeit entspann sich ein heftiger Streit zwischen Burton und den Beludschen über Vertheilung des Gepäcks unter die Träger. Die Muhammedaner beklagten sich über schlechte und geringe Kost sowie über angeblich erniedrigende Behandlung. Als Burton ihre höher geschraubten Forderungen abwies, drohten sie ihn sämmtlich zu verlassen, was dieser mit gebührender Verachtung vernahm. Jetzt wurden die Miethsklaven verhört ob sie treu auszuharren gedächten, und sie versprachen aus vollem Herzen ihren Herren zu folgen; wie man jedoch später erfuhr, hatten auch sie heimlich ausgemacht mit der militärischen Bedeckung zu entweichen. Als jedoch am 17 August Burton der Karawane Marschbefehl ertheilte, kamen die Deserteure bald hinterdrein, baten um Vergebung, bezeugten ihre Reue und schrieben ihr unsolidatisches Benehmen den Wirkungen des Opiums zu. Uebrigens bezweifelt Burton ob diese Beludschen bei ernsten Waffenhändeln ihm große Dienste geleistet hätten, denn er hält ihren Muth für verdächtig, und auf das Waffenhandwerk verstanden sie sich im allgemeinen so schlecht, daß der Capitän eine Stunde lang die gesammte Garnison von Kaole nach einer zwölf Schritt entfernten aufgeleckten Muschel feuern sah, ohne daß ein einziger das Ziel getroffen hatte.

Muhama war abermals eine Station vor einem langen Wüstenmarsch, und drei Tage mußte man dort liegen bleiben ehe 300 Pfund Korn eingekauft, ausgedrüsst und vermahlen werden konnten. Burton hatte wiederum einen 7tägigen Fieberanfall, welcher dann zwar verschwand, aber auf zehn Monate lang dem Betroffenen Leberleiden hinterließ. Auch Speke zog sich auf der Jagd einen sehr ernsten Rückfall zu. Am 21 trat man den Marsch durch die Einöde an. Man verließ und vertauschte mit den Dschungeln eine liebliche Landschaft. Der Morgenhimmel strahlte im reinsten Blau, durchzogen von wolligen opalfarbigen Wölkchen die hoch in der Luft schwammen, und den ersten rosigen Gruß der noch nicht aufgegangenen Sonne auffingen. Lange Linien, eine blauer als die andere, unterbrochen durch ruinenartige Risse und thurmartige malerische Formen, gürteten den fernen Horizont. Die näheren Höhen lagen in einem purpurnen Braun, während schneeweiße Nebel in ihren Gründen wie Gletscher lagerten. Die Ebene selbst glich einem Park zu Herbstzeiten, von der Sonne lohfarbig versengt und dunkelfarbiger wo die Bewohner das Gras niedergebrannt hatten. Eben war eine Schaar über dieser Arbeit um das Wachsthum der jungen Saat vorzubereiten und — dieß ist der Volksglaube — Regen anzuziehen. Flaschenkürbisbäume, die Palmyrapalme, Tamarinden und Gruppen immergrüner Bäume waren überall verstreut, und breiteten ihre patriarchalischen Arme über den thautriefenden Pflanzenteppich in ihrem Schattenkreise. Die Tauben girrten lustig, das Perlhuhn schrie dazwischen, während ein kleiner Marder, der hübscheste seines Geschlechtes, mit seinen hurtigen Sprüngen einen artigen Gegensatz bildete zu dem Condor, der langsam in dem Aether kreiste. Afrika's anmuthigste Geschöpfe, Zebras und Antilopen, weideten in der Ferne, bis sie die Karawane ansichtig wurden, neugierig stutzten und dann erschreckt ins Weite eilten. Am 23 August Nachmittags erreichte man das Ende der Ebene, die sich bis zum nächsten Bergzug erstreckt hatte, und dort stieß man auf ein einst blühendes, kürzlich aber verheertes Wasagara-Dorf. Die Brandstiftung, welche einer menschenräuberischen Bande zugeschrieben wurde, konnte sich, nach gewissen Anzeichen zu schließen, erst vor etwa 10 Tagen zugetragen haben. Zwei der vertriebenen Einwohner wurden in der Ferne sichtbar, wagten sich aber nicht näher herbei. Am nächsten Tag hatte man wieder einen schlüpfrigen Dschungelmarsch zu bestehen. Menschen und Thiere wurden dabei von kleinen rothen und großen schwarzen Ameisen angefallen.

Die ersten kreuzten den Weg in dichten Heersäulen und schienen „Soldaten" zu seyn. Obgleich sie nicht springen können, wissen sie sich doch hurtig an Sohle und Ferse festzuhängen, wenn diese sie streift. Die schwarzen Ameisen sind einen Zoll lang und haben Köpfe wie die Bulldoggen, deren Kiefern mächtig genug sind um Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidechsen zu vertilgen. Diese Thiere gehen mit Todesverachtung in ihre Vernichtung, denn sie kennen weder Furcht noch Ermüdung, lassen sich auch nur durch Feuer oder Wasser vertreiben. Ihr Biß brennt wie der Stich einer rothglühenden Nadel. Ein würdiger Geselle dieser ägyptischen Plagen war die Tzetze-Fliege. Ein Exemplar dieses Insectes, welches Burton heimbrachte, wurde von einem britischen Zoologen als identisch mit der von Livingstone aufgefundenen, Rinder und Pferde durch ihren Giftstich tödtenden Glossina morsitans erkannt. Endlich hat der Nilreisende Petherick diese furchtbare heerdenfeindliche Bestie auch unter 8° n. Br. gefunden, so daß das gesammte äquatoriale Innere Afrika's von dieser schrecklichen Plage heimgesucht zu werden scheint. Burton fand das Thier westlich von den Usagara-Bergen bis zu den Seen des Innern; er glaubt jedoch bemerkt zu haben daß die Tzetze sich nur in den Dschungeln aufhält, auf urbarem Lande aber verschwindet. Das Thier ist dem Menschen furchtbar lästig, denn aufgescheucht kehrt es wohl ein halbes Dutzendmal auf seine Beute zurück, und kann nur durch einen sehr gewandten Schlag getödtet werden. Seinen Stachel streckt es selbst durch das Segeltuch der Hängematte, obgleich aber nach dem Stich Blut läuft und dieser selbst so schmerzhaft ist wie der unserer Pferdebremsen, so fürchtet dennoch die nackte Bevölkerung das „kleine Schwert" nicht, wie die Fliege an einem Orte genannt wird.

Da die Chronometer der Reisenden sämmtlich zu Grunde gegangen waren, so konnten sie ihre Längenbeobachtungen nur mit Hülfe von Mondabständen ausführen. Sie fanden zuerst die örtliche Zeit mit dem Sextanten durch die Höhenmessung eines Sternes oder eines Planeten, die Greenwich-Zeit aber durch Messung der Abstände des Mondes von einem Stern oder einem Planeten. Um die Zeit zu messen die zwischen beiden Beobachtungen verstrichen war, banden sie eine Büchsenkugel an einen 39 Zoll langen Faden, und zählten die Schwingungen dieses Pendels als Secunden. Die bessern Compasse waren sämmtlich unbrauchbar geworden und ebenso die Schrittmesser. — Am 25 August erreichte man eine hüttenlose Stelle, Muinyi geheißen, wo man Rasttag halten mußte. In der durchschrittenen Einöde selbst hatte Hungersnoth geherrscht, und man hatte sich daher bei der letzten Ortschaft keine Lebensmittel verschaffen können, so daß die Karawane zwei Tage hungern mußte. Die Beludschen wurden auf Fourragirung ausgesendet, kehrten aber mit leeren Händen heim, da, wie sie sagten, die Bewohner aus Furcht vor ihnen geflohen seyen. Ein Theilnehmer der Expedition, der aber aufrichtiger war als die andern, plauderte aus daß bei Annäherung an die Weiler die Wasagaras das Kriegsgeschrei ausgestoßen hätten, und auf dieses hin von allen Seiten sich die Streiter wohl bewaffnet zusammengeschaart, die Beludschen aber nicht sich zu nähern gewagt hätten und lieber hungrig wieder aufbrechen wollten. Wenig Genuß gewähren unter solchen Umständen die Früchte der Sykomore, obgleich sie gegessen werden. Diese Beeren, welche ihrem Namen Feigen sehr wenig Ehre machen, besitzen wenig Fleisch, und bestehen fast nur aus Rinde und Samen. Der Baum selbst aber ist eine königliche Erscheinung. Sein Stamm, ein massenhafter Pfeiler, steigt nur 8 bis 10 Fuß in die Höhe, um sich dann durch mächtige, dicht und kühl belaubte Aeste zu verzweigen, und zwar so weit daß der Schattenkreis bei scheitelrechtem Stande der Sonne bisweilen 500 Fuß im Umkreis mißt.

Ummuna, ein Wasagaradorf und Lieblingsrastplatz für die Karawanen, gewährte nach so langen Entbehrungen eine Fülle von Lebensmitteln, denn die Bewohner strömten zahlreich herbei, um Hühner, Ziegen, Schafe und Ochsen [1] und eine Menge von Feldfrüchten feil zu bieten. Die Wasagara sind kleine, schwarze, bartlose Männer, deren Kopfhaar aus lauter kleinen Zöpfen von der Größe der Schweinsschwänze besteht. Die wenigsten unter ihnen hatten sich Zeuge zur Kleidung erschwungen, sondern begnügten sich, mit Ausnahme ihres Messing- und Perlenschmuckes, mit einem über die Schultern geworfenen Ziegenfell. Unbegreiflich ist es daß sie sich nicht besser gegen die Härten des Klima's verwahren, denn während am Tage das Thermometer zwischen 80 und 90° (+ 21 bis 26° R.) stand, fiel es während der Nacht im Zelte bis auf 48° (+ 7° R.). Am 2 Sept., auf dem Marsch nach Marenga Mt'hali, sah man zum erstenmal auf der Reise Bienenkörbe, von den Küstenbewohnern wegen ihrer röhrenförmigen Gestalt Kanonen genannt, in den Zweigen der Bäume aufgehangen. Nach diesem willkommenen Merkmal von Industrie machte man aber auch die erste Bekanntschaft mit den weißen Ameisen, die in einer Nacht alles unverwahrte Wollen- und Baumwollenzeug zu Lumpen zerfraßen. In einer einzigen Nacht hatten diese rüstigen Thiere auch eine ziemlich harte Thonschicht in ein siebartiges Netz verwandelt. Die weißen Ameisen sind wandernde Wassertropfen, denn selbst in den dürrsten Strecken befitzen sie immer noch so viel Vorrath von Feuchtigkeit, daß sie ihre Gallerien und hohlen Gänge verkleben können. Uebrigens sind diese Geschöpfe für die Gesundheit einer Gegend außerordentlich wichtig, weil sie wie Straßenkehrer alle faulenden Körper in kürzester Frist beseitigen. Die Einwohner kochen die größten und fettesten dieser Termiten und verzehren sie als Leckerbissen. — Der weitere Marsch führte fortwährend durch bewohnte Gegenden. Eine neue Art viereckiger oder oblonger Hütten, „Tembe" genannt, wurde zum erstenmal gesehen. Die Landschaft lag übrigens im tropischen Winter, denn es war der September, der Höhepunkt der trockenen Jahreszeit gekommen, und das Gras unter der sengenden Gluth so weiß gebleicht worden wie der Grund. Die Felder standen steif wie Stoppelfluren, und wurden nur belebt durch die vorüberziehenden Schatten

[1] Ein Beweis also daß die Tzetze-Fliege jene Gegend nicht verheeren kann.

der Wolken, die Bäume aber, die nicht in der Nähe von Wasser standen, hatten ihr Laub abgeworfen.

In Inenge, dem letzten Rastplatz vor dem letzten Paß über die dritte Kette der Usagaraberge, wurde außer Honig, zum erstenmale seit man die Küste verlassen, Butter und Milch feilgeboten — ein Ereigniß für die darbenden fieberleidenden Wanderer. — Die Esel, anfangs dreißig an der Zahl, waren bis auf fünfzehn zusammen geschmolzen und von den Tägern waren wieder mehrere verschwunden, die von begegnenden Karawanen heimlich ausgemiethet worden zu seyn schienen. Man versah sich daher mit etlichen neuen Subjecten und unter diesen befanden sich auch zwei Frauen, wovon die eine, obgleich sie durch ihre Lippeneinschnitte so entstellt war daß ihr Gesicht wie mit einem Entenschnabel versehen schien und sie eigentlich rechtmäßig mit einem Maulkututräger verehelicht war, dennoch durch ihre unmoralische Aufführung und ihre Liebhaberei für Faustkämpfe großes Aergerniß gab. Kaum hatte man Inenge verlassen, so begegnete man bewaffneten Räuberbanden, welche gegen das Dorf zogen um zu plündern. Die Beludschen wären beinahe mit diesem Gesindel handgemein geworden, weil sie fürchteten, der Angriff solle der Karawane gelten. Capt. Speke war in den letzten Tagen vom Fieber so heftig ergriffen worden und litt an solchen Gehirnaffectionen daß man ihm seine Waffen abnehmen mußte und die Beludschen ihn bereits für einen verlornen Mann erklärten. Bei dem üblen Willen der Träger hatte Burton große Noth den Gefährten in der Hängematte weiter schleppen zu lassen. Zwei Pässe, der „Schrecklíche Paß“ und der „Windige Paß,“ brachten die Karawane endlich an den Rand der westlichen Kette der Usagara-Berge und an die Wasserscheide, zwischen den Küsten- und den Continentalflüssen. Der höchste Punkt den man überschritt, besaß 5700′ Erhebung über der See. Am Saume einer Savannah sah man unter sich einen steilen Abhang und genoß einen unbeschränkten Blick über das Tafelland von Ugogo. Das Schauspiel war höchst eindrucksvoll. Bei der Durchsichtigkeit der Luft schien der Himmel doppelt hoch. Gegen Westen lagen in der Sonnengluth lange Ebenen, gefurcht gleich einer gelben See durch die vor Hitze zitternde Luft. Nördlich stiegen inselartig und einsam etliche Berggipfel auf, und wie Zebrastreifen zogen über die Flächen schwarze Linien von Busch und Dschungelland, die sich wie ein Netz gegen Süden dem Mwaha-Fluß zu nähern suchten. In dem Anblick lag nichts verführerisches, sondern es war die afrikanische Natur in all ihrer Strenge und Wildheit. Die Temperatur gefiel sich in scharfen Gegensätzen, überheißen Tagen und kalten Nächten, letztere erhöht durch die fortwährenden scharfen Winde. Durch die „Teufelsschlucht,“ die Via Mala Ostafrika's, gieng es steil hinab nach Ugogi, dem ersten großen Reiseabschnitt nach den Seen des Innern.

Der schwarze Boden in Rußland.

(Schluß.)

Die Mädchen heirathen frühzeitig, und gleich nach der Hochzeit muß die Frau ihre Haare unter einem Kopftuch, dem Platok, verbergen. Ehedem schnitt man sie ganz ab, wie es noch bei den Bauernmädchen geschieht welche nicht die Geduld hatten das Sacrament abzuwarten. Mädchen und junge Bursche versammeln sich gewöhnlich an einem Festtag; die Unglückliche wird aufgesucht, ungeachtet ihrer Thränen herbeigeschleppt, ihres Schmuckes beraubt und in den Platok gehüllt, ein buntes Tuch von Wolle oder Baumwolle, das um den Kopf gewunden wird.

Die Frauen der wohlhabenden Classen folgen den Pariser Moden mit einiger Uebertreibung. Sie tragen nur Sommerstoffe, selbst im Winter, da die Häuser wohl erwärmt sind, und beim Ausgehen das Pelzwerk warmer Kleidung entbehrlich macht; überdieß sind diese Frauen wenig beweglich und bringen die Hälfte des Tages mit Schlafen zu. Handarbeit wird verschmäht, selbst Stickerei, und bleibt den Kammermädchen überlassen. Ohne sich zu langweilen oder überdrüssig zu werden, bringen sie ihr Leben damit hin Thee zu trinken, Cigaretten zu rauchen, Zuckerzeug zu naschen oder Karten zu spielen.

Die Mittelclasse besteht aus den Einwohnern welche nicht leibeigen sind, wie Kaufleute, der kleine polnische Adel, Angestellte und Juden. In den drei Handelsclassen gehören zu der ersten Gilde die, welche ein Activcapital von 60,000 Fr. ausweisen können, und dadurch das Recht erhalten mit überseeischen Producten zu handeln; Wechselherren, Schiffsrheder zählen zu dieser Classe, welche dem Schatze für das Patent alljährlich 10,000 Fr. entrichten muß. Die zweite Gilde bezahlt eine jährliche Abgabe von 2200 Fr., und muß ein Capital von 24,000 Fr. ausweisen können, um zu dem Handel mit fremden und einheimischen Waaren berechtigt zu seyn, nur darf ihre Einfuhr 90,000 Rubel (360,000 Fr.) nicht überschreiten. Die dritte Gilde bezahlt für ein Patent, das sie ermächtigt aus zweiter Hand zu verkaufen 800 Fr., und soll ein Capital von 10,000 Fr. besitzen.

Wer einer dieser drei Gilden angehört, kann übrigens im ganzen Reiche Succursale anlegen, deßhalb entstehen zahlreiche Handelshäuser, ohne daß sie die Abgabe der Gilden entrichten, indem sie den Namen der Patentirten entlehnen. Im ganzen Kaiserreiche zählt die erste Gilde etwa 2500 Kaufleute, 6 oder 7000 die zweite, und 170,000 die dritte. Es gibt indeß noch manche Gewerbe welche ein für allemal ein Patent lösen und den ganzen Kleinhandel umfassen, der sich mit jedem Tag mehr auszubreiten strebt.

Meisterschaften sind unbekannt und jeder Arbeiter kann eine Profession ausüben, ohne daß er eine Lehrzeit nachweisen muß. Man findet in Kleinrußland Leute, die alle Handwerke treiben, ohne irgend eines zu verstehen. Die verfertigten Waaren werden zur Stelle an den Kaufmann abgegeben, der sie auf die Märkte bringt. Kleidungsstücke, Eisen und

Kupfergeräthe, Möbel werden in Dörfern verfertigt, wo alle Bewohner dieselbe Profession treiben. So gibt es ganze Gemeinden von Malern, welche die Masse von Holzgemälden liefern, die vom Schloß bis zur Hütte in allen russischen Häusern zu sehen sind.

Die Abkömmlinge der Polen welche Kleinrußland vor der Eroberung bewohnten, bilden einen Theil dieser Bürgerclasse und werden durch den Collectivnamen Chliakta oder „kleinen Adel" bezeichnet. Sie haben einigen Grundbesitz und bewohren ihre Freiheiten; diese Classe liefert den Gutsherren ihre Verwalter, Oekonomen und Schreiber. Auch die Juden vertreten ein Element des Bürgerthums, und es wimmelt von diesem Volke in den kleinern Städten und Marktflecken, der Aufenthalt in großern Städten ist ihnen jedoch untersagt.

Alle Juden des „schwarzen Bodens" sind Krämer oder treiben irgend ein Gewerbe als Schenkwirthe, Pferdevermiether, Müller und Fleischer. Es gibt unter ihnen sehr reiche Capitalisten welche ihr ganzes Vermögen in ihrer Brieftasche tragen, indem sie alles was der Bauer erspart und selbst auch das Beste von dem Einkommen seiner Herrn an sich zu reißen wissen. Dabei stehen sie in großer Verachtung und selbst die Leibeigenen behandeln sie wegwerfend.

Man findet in Kleinrußland eine Einwohnerclasse welche ihren Ursprung in der Leibeigenschaft genommen hat und analog ist mit den Buschnegern in den Colonien. Burlacken werden diese umherziehenden Arbeiter genannt, welche sich in Werkstätten und auf großen Landgütern vermiethen, und meist entlaufene Leibeigene sind. Es gibt unter denselben sehr wackere Leute aber ihr Name hat etwas verächtliches und kommt dem eines Vagabunden gleich. Sobald der widerspänstige Leibeigene seinem Herrn entlaufen ist, führt er außerhalb seines Dorfes, in welches er nie freiwillig zurückkehrt, ein weit mühsalvolleres Leben. Ein solcher Burlackenhaushalt — Mann und Weib vermiethen sich — wechselt oft zwölfmal des Jahres seinen Aufenthalt, sie werden besonders von den Juden in den Fabriken festgehalten, dadurch daß sie keinen Lohn erhalten; die armen Burlacken können sich bei der Polizei nicht beklagen, da ihre ungesetzliche Lage dadurch an den Tag käme. Außer ihnen gibt es noch eine Classe freier Arbeiter, die verabschiedeten Soldaten, welche nach der ersten Hälfte ihrer zwanzigjährigen Dienstzeit im Frieden beurlaubt werden. Zeitweilig in das Landleben zurückgekehrt, darf der Soldat sich nicht verheirathen bis seine Capitulation um ist, aber er hört auf Leibeigener zu seyn und wird Kazionni, Unterthan des Kaisers.

Um die verschiedenen Elemente der kleinrussischen Bevölkerung versammelt zu sehen, muß man den Markt besuchen, der Bazar genannt wird. Dieser wird gewöhnlich Sonntags in den kleinen Städten abgehalten welche im Mittelpunkt von einem Duzend Dörfer liegen, die zuweilen alle demselben Herrn angehören. Der Besuch des Marktes ist eines der Hauptgeschäfte in dem Leben der Bauern; hier hört man die Vorkommenheiten der Woche, findet seine Bekannten und sieht neue Moden. Auch fehlt es nie an Vorwänden zu dieser Sonntagsreise, auf die man stets einiges Verkäufliche mitnimmt und anderes zurückbringt. Zur Seite der Ackerbauerzeugnisse die auf dem Platze ausgeboten werden, finden sich Luxuswaaren, die stets auf dem Boden, niemals auf Tischen liegen, und in falschem Schmucke, Glasperlen, Borten, Bändern und gebrauchten Zeugen bestehen. Alle diese Gegenstände werden meist von Jüdinnen verkauft. Man findet auch eine Menge Heiligenbilder welche die Russen an ihrem Ikonostab aufhängen, und musikalische Instrumente, deutschen und russischen Ursprunges. Nur die jüdischen Geldwechsler haben einen kleinen Tisch, auf dem die Kupfer- und Silbermünze ausgelegt ist, mit der sie die kaiserlichen Banknoten eintauschen, wobei der Bauer einen Procent verliert. Die Juden sind die gewöhnlichen Käufer für alles was dieser zu Markte bringt, besonders tauschen sie Rindvieh und Pferde ein, und beweisen in diesem Handel eine Geschicklichkeit, worin sie mit den Zigaris wetteifern. Dieses seltsame Völkchen bewahrt auch im russischen Reiche seine besondere Physiognomie, wie in andern Ländern. Den Winter bringen die Zigeuner in der Krim oder am Kaukasus hin, so nahe als möglich an der Sonne; mit der Schwalbe ziehen sie gen Norden meist in die Nähe kleiner Städte, wo sie ihre Zelte aufschlagen, die Märkte besuchen und Pferde austauschen, die nicht über einen Rubel gelten, und für den vier- und fünffachen Betrag wieder von ihnen verhandelt werden.

Wenn malerische Ansichten im südlichen Rußland selten sind, so nehmen diese Gegenden zur Zeit der Ernte einen großartigen Charakter an. Diese ist im Monat August beendigt, und alsbald fährt wieder der Pflug über die Stoppeln, der den Boden nur aufreißt, nicht umwühlt. Nur wo das Feld mehrere Jahre brach gelegen ist, wird die Arbeit mühsam, wegen des Wurzelgewirres, das wie Filz zusammenhängt. Gewöhnlich bedient man sich eines sehr primitiven Werkzeuges zu diesem Geschäfte, in ein drei Fuß langes Bündel von grobem Reisig wird ein kurzer Pfahl befestigt. Der Ackerbauer spannt seine Ochsen an dieses Büschel und schreitet vor seinen Thieren her, ohne nach der gezogenen Furche zu schauen. Doch wird dieses Instrument nur beim zweiten Umackern, unmittelbar vor der Saat benützt. Die übrigen Werkzeuge welche der Bauer mit seinem Weibe alle selber verfertigt, stehen mit diesem seltsamen Pfluge in Uebereinstimmung. Es wird hauptsächlich Roggen angebaut, Weizen nur auf den von den Grundherren vorbehaltenen Feldern. Auf den Roggen folgt Hafer, Heidekorn und Hirse, und nach diesem tritt die Brache ein, indem das Ackerland wieder ungetheilt liegen bleibt, so daß der Leibeigene gar keinen Vortheil von der Verbesserung eines Grundstückes haben würde.

Der Getreide-Ertrag in Südrußland wird auf 540 Mill. Hektoliter jährlich angeschlagen, wovon 300 Mill. zur Stelle consumirt, 120 Mill. zur Saat verwendet werden, während das übrige nach dem Norden verführt wird. Acht Millionen Hektoliter Weizen werden nach Europa ausgeführt, in Zeiten der Theuerung bisweilen auch das Doppelte. Der Anbau ist so leicht in diesem fetten lockern Boden daß die Kosten desselben weit geringer sich berechnen als allenthalben anderswo.

Vor einigen Jahren gab es nach veröffentlichten Erhebungen 25 Mill. Stück Großvieh in Rußland, ungefähr so viel als Oesterreich, Preußen und Frankreich zusammen besitzen. Die kleinrussischen Provinzen sind die fruchtbarsten an Rindvieh, und die Ukraine zeichnet sich aus durch dessen Beschaffenheit. Die Farbe des ukrainischen Rindes ist schiefergrau mit schwarzen Extremitäten; es zeigt sich geeigneter als Zugvieh denn zur Mast; der knochige eckige Körperbau ruht auf feinen schön gedrehten Füßen. Indeß wird sehr wenig gethan diese ausgezeichnete Race zu erhalten und zu vervielfältigen, die man in ihrer ursprünglichen Reinheit nur in Ungarn in der Theißebene wieder findet. Die Thäler von Kleinrußland würden treffliche Weideplätze geben, wenn Abzugsgräben angelegt und die Sümpfe ausgetrocknet würden. Die Viehpreise sind seit einigen Jahren sehr gestiegen; ein gutes Paar Zugochsen wird zu 300 Fr. verkauft, eine mittlere Kuh zu 120 Fr.; das Schlachtvieh hat keinen großen Werth, denn es wird nur mageres geschlachtet. Die Feldarbeit, der Waarentransport werden meist mit Ochsen beschafft. Eine Haupteinnahme der Feldwirthschaft besteht in Südrußland in Häuten und Talg, und ungeheure Massen Hornviehs werden einzig deßhalb geschlachtet; dieß geschieht im Herbst, wobei das Fleisch fast verloren geht, aus dem da und dort die russischen Bouillontafeln ausgekocht werden.

Die Wälder nahmen ehedem in Kleinrußland große Flächen ein, die seither in Ackerland verwandelt wurden. Zur Zeit als die Industrie in diesem fruchtbaren Lande zu erblühen begann, waren sie fast werthlos, aber die Bedürfnisse der Branntweinbrennereien, der Zuckersiedereien und anderer Fabriken mit Dampfkraft haben ihren Werth erhöht, da allein Holz dabei verwendet wird, und sie merklich gelichtet. Die Verschiedenheit der Holzpreise kann die dadurch bedrohte Industrie noch für einige Zeit retten, allein die Eisenbahnen werden mit ihrem ungeheuren Verbrauch bald diese Hülfsquellen an Brennumaterial erschöpfen. Der geologische Boden Rußlands, der so viele Schätze birgt, besitzt nur wenige Steinkohlenlager im Ural, die nicht ausgedehnt sind; das Becken des Donetz, der devonienischen Formation angehörig, enthält Braunkohle, die seit einigen Jahren ausgebeutet wird, aber nur in kleinem Maßstab. Torfstiche gibt es in Ueberfluß, sie sind jedoch bald erschöpft und wurden bis jetzt auch nicht gehörig untersucht.

Die Friedensstörung von 1815 wirkte auch auf Rußland ein, wo die Industrie sich so rasch entwickelte daß von 1822 an die Regierung auf das Prohibitivsystem verzichten mußte. Unter den vielen Fabricationen welche seitdem entstanden sind, nimmt die des Rübenzuckers eine bedeutende Stelle ein. Es gibt gegenwärtig allein in der Zone des „schwarzen Bodens“ mehr als 400 Siedereien die im Betrieb sind; diese einheimischen Raffinerien haben dem Land einen doppelten Dienst erwiesen, indem sie ihm ein Product lieferten, das zum Lebensbedürfniß geworden ist, und zugleich die Dreifelderwirthschaft beförderten. Allenthalben wo diese Cultur eingeführt wurde, hat der Viehstand zugenommen und der Ackerbau dadurch gewonnen. Auch beschäftigt die Rübenzuckerfabrication Tausende von Arbeitern sowohl während des Winters als auch zur Zeit der Feldgeschäfte. Die Regierung hat diese Vortheile nicht mißkannt, und der Schutz, den sie den Zuckerfabrikanten zukommen läßt, beträgt ungefähr 100 Procent des Werthes vom Colonialzucker.

Der Tabaksbau wird in Rußland nicht als Monopol betrieben; diese Pflanze wächst frei in jedem Agradeb oder Baumgarten der Bauern. In einigen Dörfern hat diese Cultur eine große Ausdehnung erhalten und die Einführung des türkischen Tabaks große Vortheile gebracht. Fremder Tabak erliegt nur geringer Einfuhrsabgaben, aber dennoch wird türkischer oder im Land gebauter theurer verkauft als die besten Sorten aus Amerika oder Frankreich.

Der Detailhandel leidet besonders unter der Schwierigkeit der Transportmittel und dem Mangel an Scheidemünze. Gold und Silber sind fast ganz aus dem Verkehr verschwunden und die Scheidemünze letztern Metalls hat ein bedeutendes Agio zur Folge. Die Regierung hat, um diesen Mangel zu ersetzen, Papiergeld im Werth von einem Rubel bis zu Hunderten ausgegeben, dessen Einwechseln einen Verlust von einem bis zwei Procent herbeigeführt. Da die Ausfuhr von werthvollen Metallen gänzlich verboten ist, fragt man sich bei dem Mangel an Gold- und Silberstücken, was aus dem seit einem Jahrhundert in Ueberfluß geprägten Gelde geworden seyn möge. Man behauptet daß selbes in dem Besitz von Leibeigenen sich befinde, welche sich um das Papiergeld nicht viel kümmern und alle Münzen die in ihre Hände kommen dem Verkehr entziehen. Es sollen manche dieser Bauern beträchtliche Summen besitzen, welche sie muthlos verborgen halten, aus Furcht von ihren Herren beraubt zu werden.

Der Stand der Dinge zu Jerusalem.

Am Beginn des Jahres 1860.

In seinen neueren biblischen Forschungen, dem Tagebuch seiner zweiten, im Jahr 1852 ausgeführten Reise in Palästina, hat sich Robinson also vernehmen lassen: „Als wir denn so, nach einem Zwischenraum von 14 Jahren, die heilige Stadt wiederum überschauten, wurden Zeichen der Veränderung und ein gewisses Maß allgemeiner Verbesserung überall sichtbar. Die Stadt war, wie das ganze Land, längst wieder unter die Herrschaft des Sultans zurückgekehrt, und die verschiedenartigen Reformen des osmanischen Reiches, bürgerlicher wie politischer Natur, waren auch hier dem Namen nach eingeführt worden. Ein bedeutender Einfluß von außen her war durch die Errichtung des anglo-preußischen Bisthums und die andern damit verknüpften Anstalten ins Land gebracht. Die Erbauung einer protestantischen Kathedrale auf dem Berge Zion, als ein integrirender Theil des englischen Consulats, [1]

[1] Die Erlaubniß die Kirche zu erbauen ward nur mit der Bedingung gegeben, sie mit dem Consulat in Verbindung zu bringen. Hierin

die Eröffnung des jüdischen Hospitals, ebenfalls auf Zion unter den Auspicien der englischen Mission, und des preußischen Hospitals unter Besorgung der s. g. deutschen Diaconissinnen; die Errichtung von Schulen, die Einführung des Ackerbaues in Verbindung mit letzteren: alles dieß hatte dazu gedient mehr Geld in Umlauf zu bringen und den Geist der Eingebornen zu ähnlichen Bemühungen anzuspornen. Die Klöster hatten mehrere große Gebäude errichtet und Schulen gegründet, und das Verfahren das man in Jerusalem angenommen, alte Häuser ganz niederzureißen und neue an ihre Stelle zu bauen, mahnte mich einigermaßen an Neu-York. Es waren zu dieser Zeit mehr Häuser in der heiligen Stadt in einer solchen Umwandlung begriffen, als ich im vergangenen Jahre in den sechs vorzüglichsten Städten in Holland zusammengenommen in ähnlichem Processe gesehen hatte. Das natürliche Resultat davon war ein vermehrter Straßenverkehr: mehr Menschen in Bewegung, mehr Geräusch und mehr Geschäft.

Wie sehr würde dieser berühmte Reisende staunen, wenn er jetzt Jerusalem wieder sehen würde! In einer Beziehung wenigstens wäre der Satz nicht mehr richtig den er obiger Schilderung angehängt hat, der Satz: „Trotz diesen wahrnehmbaren Veränderungen und insoweit Fortschritten ist Jerusalem in allen seinen Zügen noch immer entschieden eine orientalische Stadt, sowohl in seiner Enge und Unreinlichkeit, als in seiner geistigen Stockung und moralischen Finsterniß." Denn in Folge des im vorigen Sommer angemeldeten allerhöchsten Besuchs des Sultans (an welchen natürlich nicht zu glauben war) wurde die Stadt gründlich gereinigt und zugleich der Anfang zur Erbauung einer Straße von Jerusalem nach Jafa gemacht. Die erste Nachricht hierüber brachte ein Schreiben aus Jerusalem vom 29 September in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 1 November, wo wir lesen: „da (nachdem der Besuch des Sultans angemeldet war) ergieng nun zunächst der sehr weise Befehl daß aller Koth und Schmutz von den Straßen zu entfernen sey; ein allseitiger Frankenwunsch, der seit Jahrzehnten vergeblich auf Erfüllung gewartet hatte, fand nach wenigen Tagen seine Befriedigung. Fürs andere sodann wurde Befehl ertheilt daß die Fronten aller Häuser gehörig herzustellen, alle schadhaften Stellen an denselben auszubessern, die Thüren frisch anzustreichen seyen. Hält man es ja allgemein für passend und rathsam Fürsten nicht sehen zu lassen was schadhaft und faul ist, und was ihre zarten Sinne unangenehm berühren könnte. Der Pascha gieng selber mit dem besten Beispiel voran, indem er sofort Hand anlegen ließ an seine Residenz, die Casernen, die Stadtthore. Da gab es Arbeit für die Maurer und Weißputzer und Anstreicher oder Maler Jerusalems, Bethlehems, Bethschalas, Bet Haninas u. s. f., daß diese Leute sich in eine goldene Zeit versetzt glaubten ꝛc." Im vierten Heft des „heiligen Landes" (des Organs des Vereins vom heiligen Grab) vom Jahr 1859 ließ sich eine Stimme über diese in Jerusalem vorgenommene Reinigung also vernehmen: „Wie würde man staunen wenn man von Europa aus durch ein Fernglas die buntscheckige Phantasiemalerei sehen könnte, durch die man angeblich unsere alte Stadt hat schmücken wollen! Bei dieser Gelegenheit sahen wir unsere melancholische, gleichsam in ein Leichentuch der Verwüstung eingehüllte Stadt sich plötzlich mit einer schauderhaften Tünche bedecken, von welcher weder die Inschriften der jüngern muselmännischen Bauten, noch die alten Salomonischen Wertheine verschont blieben. Um der Sache die Krone aufzusetzen (hat der eben nicht sehr türkenfreundlich gesinnte Berichterstatter hinzugefügt), erhebt die Verwaltung in diesem Augenblicke die Hälfte der jährlichen Abgaben im voraus." Die „neuesten Nachrichten aus dem Morgenland" (das Organ des Berliner Jerusalems-Vereins) berichteten im dritten Quartalheft von 1859 über denselben Vorfall also: „Obgleich sich jenes Gerücht (von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers) längst als ungegründet erwiesen, hat es doch für unsere Stadt bleibende Folgen gehabt, was Aufräumung alten Schuttes und Ausschmückung manches alten Gebäudes betrifft. Es regten sich urplötzlich aller Hände, ohne Unterschied der Confession; was aber sehr erfreulich zu melden, ist daß vieler Bauern Hände in Bewegung gesetzt wurden, um die Straße von Jafa hieher des hohen Gastes würdig herzustellen."

Also in Beziehung auf Reinlichkeit ist es in der heiligen Stadt unbestritten besser geworden. Aber wer weiß wie lange diese improvisirte Reinlichkeit anhalten wird. Man wird nicht einmal dafür gut stehen können daß die schmutzigen Gerbereien welche vor ein paar Jahren vor die Stadt hinausgeschafft worden sind, an ihre alte Stelle in der Nähe der Grabeskirche, auf den Ruinenplatz des Johanniterconvents, nicht mehr zurückkehren. Und sehr fraglich muß es auch erscheinen ob der begonnene Jafaer Straßenbau vollendet werde.

Im übrigen hat sich in dem letztverflossenen Jahre zu Jerusalem in äußeren Dingen nicht viel verändert; denn die „prachtvollen Bauten" der Russen, der Griechen, der Lateiner (d. h. der römischen Katholiken), worüber schon verschiedenes laut geworden ist, sind bis jetzt bloß entworfene oder kaum begonnene, und andere, ausgeführte Bauten sind nur von untergeordneter Bedeutung, wie: der Anbau an das preußische Diaconissenhaus, für dessen Eckpfeiler bis zu einer Tiefe von 42 Fuß gegraben werden mußte, und wo in beträchtlicher Tiefe alte Gewölbe in guterm Zustand gefunden wurden; die neue Moschee südwestlich von der Kreuzfindungscapelle, wo der Muristan steht (siehe Toblers dritte Wanderung nach Palästina S. 239); die neue von einem Rabbiner für die Kabbalisten erbaute Synagoge (s. Tobler a. a. O. S. 312). Die St. Annenkirche sodann, welche sich Napoleon III von dem türkischen Kaiser hat schenken lassen und für deren Wiederherstellung die französische Regierung seiner Zeit 140,000 Fr. bewilligt hat, wartet immer noch ihrer Wiederherstellung, da, wie es scheint, die bewilligten Gelder nicht recht flüssig werden wollen. Und dem englischen Consul Finn ist, scheint es, mit der Streitlust, die ihm so wenig Ehre eingetragen, auch die

abwie die türkische Regierung die Politik des römischen Stuhles nach, der protestantischen Gottesdienst in Rom selbst auch nur in den Häusern der Gesandten duldet.

Baulust vergangen. Als einer etwas frühern Bauperiode angehörend, können aber hier nicht in Berücksichtigung kommen drei Bauwerke hervorragender Art, nämlich der Umbau der Synagoge, der Aschkenasim (d. i. der Fremden, meist polnischen, russischen und deutschen Juden), der auf eine Million Piaster veranschlagt war und wo ein Rothschild den Grundstein gelegt hat, eines das Judenquartier zierenden Prachtbaues mit einer hoch hinausragenden Kuppel; sodann die kostbare Montefiorische Windmühle auf der Höhe vor dem Jafathor (sie soll über 1000 Pfd. St. gekostet haben), welche, den Sonnabend ausgenommen, jeden Tag lustig malt, und drittens das schöne imponirende österreichische Hospiz in der Schmerzensstraße, das 300,000 fl. gekostet hat, und das nun auch im Innern ziemlich vollendet ist. Ebenso ist auch, weil schon früher erbaut, der besonders solide und geschmackvolle neue armenische Palast hier nicht weiter zu beachten.

Fast mehr als innerhalb der Stadt hat sich im verflossenen Jahr die für Jerusalem angebrochene neue Zeit außerhalb derselben geltend gemacht So hat sich, nach einem Brief vom 3 December v. J. in den „neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande" vor dem Jafathor durch das Hinausschaffen des Kehrichts alter und neuer Zeit auf Kosten des Thals eine Terrain-Erweiterung ergeben, also daß sich vor dem Zollhaus ein beträchtlicher freier Platz bildete, wo man Alleen pflanzen könnte, anstatt des frühern Pfades, der an der Mauer entlang führte . . . was früher, heißt es dort weiter, unordentlich und wüste dagelegen, wird mit Mauern sauber eingefaßt. Die Armenier, besonders aber die Griechen aus ihren unerschöpflichen Mitteln sind hiebei thätig. Die Russen haben sich ein großes Grundstück gleich außerhalb der Stadt, rechts von der Jafastraße, angekauft, und werden mit nächstem Jahr einen Bau aufführen, der in und um Jerusalem seines Gleichen nicht hat. Es wird hier eine hübsche Vorstadt entstehen. An der Jafaer-Straße haben sich auch schon Wachthäuser zur Sicherung derselben erhoben, wo 6—8 Reiter stationirt seyn werden; diese Wachthürme sind viereckig und zweistöckig, mit engen Schießscharten versehen und von gezackten Mauerzinnen umgeben. Innen und außen sind sie kohlschwarz angestrichen. Das erste dieser Häuschen steht hart an der Nordwestecke der Stadtmauer unfern des Jafathors, das zweite, eine Viertelstunde davon, auf der ersten Anhöhe im Westen; dazwischen liegt ein Besitzthum des preußischen Schwesterhauses gegenüber von dem zu errichtenden russischen Bau. Das jüdische Kaffeehaus vor dem Jafathor besteht schon einige Jahre.

Gehen wir nun zu den mehr inneren Angelegenheiten über, so war, was zunächst das Leben im allgemeinen betrifft, die wünschenswerthe Sicherheit im verflossenen Jahr nach der heiligen Stadt und ihrer Umgebung noch nicht zurückgekehrt. Seit dem erschrecklichen Mord der Miß Creasy, welche in der Nähe der Landwohnung des englischen Consuls mit Steinen todtgeschlagen wurde, ist zwar kein weiterer Todtschlag an Franken verübt worden, aber der Würtemberger Schneller wurde zu wiederholtenmalen in seiner neuen Behausung vor dem Jafathor überfallen und ausgeplündert, so daß er am Ende sich genöthigt sah diese Wohnung zu verlassen und nach der Stadt zu ziehen. Auch in die vorhin erwähnte schöne Windmühle wurde ein Einbruch gemacht, wobei der schwarze Hüter derselben schwere Verletzungen erhalten hat. Für das neue Jahr 1860 hofft man nun aber auf die Wiederkehr der frühern Sicherheit, da der Pascha die vollständige Entwaffnung der Fellachen durchgesetzt hat — eine Maßregel, deren Nothwendigkeit zwei Artikel der Allgemeinen Zeitung (vom 23 Januar und 6 Februar 1859) dargethan hatten.

Im Leben und Treiben der Christen hat sich nichts verändert als daß der Hader zwischen dem englischen Consul Finn und dem Bischof Gobat, worüber ein Artikel im Januarheft der deutschen Vierteljahrsschrift von 1859 ausführlich berichtet hat, völlig zum Schweigen gebracht und daß in Folge desselben die Stellung des preußischen Consuls eine einflußreichere geworden ist. Die Katholiken fahren fort die Griechen und Russen laut anzuklagen und über deren Umsichgreifen zu lamentiren. So liest man in einem Schreiben aus Jerusalem im „heiligen Land" 1859, S. 72: „Wenn die Sachen so fortgehen, so werden die Lateiner bald gezwungen seyn das Schisma (d. h. die Griechen und Russen) zu bitten, nicht sowohl die Kirche vom heiligen Grab betreten zu dürfen — denn diese Erlaubniß gewähren die Muselmänner — als vielmehr um jene, bis zu den Pforten der ehrwürdigen Kirche gelangen zu können." Auch die bekannten Prügelscenen der Charwoche haben sich im vorigen Jahre wiederholt; denn kaum hatten sich am Charfreitag die türkischen Soldaten, welche die Charwoche über die Christen in ihrem höchsten Heiligthum, der Grabeskirche, zu bewachen haben daß sie sich nicht gegenseitig todtschlagen, nach eingebrochenem Dunkel zur Seite begeben um ihre Mahlzeit zu halten (es war nämlich Ramadan, wo erst nach Sonnenuntergang zum Essen und Trinken geschritten werden darf), so begannen die Christen in der Kirche eine blutige Schlägerei, bei welcher von den sofort zurückkehrenden und einschreitenden Soldaten zwei Officiere verwundet wurden.

In den Bemühungen und Anstrengungen mehr Boden zu gewinnen, ist keine christliche Partei hinter der andern zurückgeblieben. Die Katholiken haben eine neue Station errichtet in Bêt Sawur, dem Dorf der Hirten, in der Nähe von Bethlehem. Von den Protestanten ist eine neue Missionsstation in Ramleh gegründet worden, während die von Nablus so viel wie aufgegeben werden mußte. Die Schule der Diaconissinnen besuchten gegen das Ende des vorigen Jahrs 31 Kinder, wovon 23 in der Anstalt wohnten. Kranke wurden in dieser Anstalt im Jahr 1859 etwas über 100 gepflegt, worunter 32 Muhammedaner waren. Die Einnahmen des katholischen Vereins „zum heiligen Grabe" haben sich in Folge der vom Papst den Mitgliedern des Vereins gewährten Ablasses beträchtlich vermehrt, in der Kölner Diöcese allein um 1000 Thlr.; der letzte Jahresbetrag war 10,000 Thlr. Der evangelische Berliner „Jerusalemsverein" hat eine Einnahme von 5060 Thlr. gehabt, außerdem hat der Berliner „Jungfrauenverein" ansehnliche Sendungen an Naturalien an die Diaconissenanstalt in Jerusalem abgehen lassen. Ganz neue Arbeiter für das Reich Gottes werden in Jerusalem

auftreten durch die Sendboten, welche Hr. Hoffmann aus Kirschenhardthof aus abzusenden im Begriff steht; denn dieser für die Sammlung des Volkes Gottes oder die Erbauung des neuen Tempels zu Jerusalem begeisterte und unermüdlich thätige Mann, den außerhalb des eigenen Kreises nur wenige zu würdigen wissen, hat es seit seiner Kundschafterreise für rathsam gefunden den eigenen Auszug aus „Babel“ noch zu verschieben, und die Geister in den deutschen Landen vorerst noch mehr zu bearbeiten. Zu letzterem Behuf fährt er fort geharnischte Artikel in seinem Organ, der süddeutschen Warte, zu veröffentlichen und besondere Broschüren zu schreiben, wie z. B. „der geistliche Tempel oder der Weg der Rettung aus geistlicher und leiblicher Noth und aus den Gefahren unserer Zeit.“ Zu solchem Behuf hatte er nun auch eine Synode zur Wiederherstellung des geistlichen Tempels auf den 8 Febr. d. J. in dem Saal des Hrn. Carl Leyendecker zum Tivoli in der Militärstraße zu Stuttgart ausgeschrieben.

Ueber die Juden und ihre Angelegenheiten ist nichts neues zu berichten. Die durch Frankl ins Leben gerufene Lämel'sche Unterrichtsanstalt und die verschiedenen wohlthätigen Stiftungen Montefiore's und der Rothschilde gedeihen mehr oder weniger. Die sogenannte deutsche Congregation, eine südische Speculation, ist zu Grabe gegangen.

In Betreff der Muhammedaner wird berichtet, daß namentlich unter dem Militär sich immer mehr Sinn für christliche Wahrheit zeige.

Das Pilgerwesen hat im vorigen Jahr wegen der politischen Wirren nicht weiter gedeihen können. Die Zahl der von Marseille und von Triest ausgegangenen Pilger war klein. Von fürstlichen Personen haben im Jahr 1859 die Heilige besucht: der englische Prinz Alfred, und der russische Großfürst Constantin, der von seiner Gemahlin und einem Sohne begleitet war. Von Privatpersonen, welche im preußischen Johanniter-Hospiz ihr Absteigquartier genommen haben, ist zu nennen die Schriftstellerin Friederike Bremer und Prof. Tischendorf. Ueber den hohen russischen Besuch, der wohl nicht ohne politische Nebenzwecke war, brachte seiner Zeit die Allgemeine Zeitung (vom 14 Juni) einen ziemlich russisch gefärbten Bericht; denn dem Großfürsten wurde von Seiten der türkischen Behörden nicht mehr und nicht weniger Ehre erwiesen als dem Prinzen Alfred erwiesen worden war. „Von Stambul war die Weisung eingetroffen genau dasselbe Ceremoniell einzuhalten wie beim Einzug des englischen Prinzen.“ Aus brieflichen Mittheilungen ist jenem Bericht nachzutragen, daß die russischen Matrosen und Soldaten, welche bei jener Gelegenheit nach Jerusalem gekommen, alle im Spittler'schen Brüderhaus vorräthigen russischen Bibeln schnell weggekauft haben, und daß es beim Besuch der Omarmoschee fast zu einer Schlägerei zwischen den genannten und den türkischen Soldaten, welche die Wache dort hatten, gekommen ist. Erwähnt mag hier auch werden daß unterdessen von einem der Begleiter Constantins, Max Busch, eine treffliche Beschreibung der Omarmoschee erschienen ist.

Der Handel hat unter den Constellationen welche im verflossenen Jahr obgewaltet haben, und bei dem fortdauernden Mißtrauen in die türkischen Verhältnisse leite bedeutenden Fortschritte machen können. Uebrigens hat Hr. Löwenthal das vor einigen Jahren unter der Firma C. F. Spittler (von Basel) gegründete Geschäft mit gutem Erfolg betrieben. Ganz neulich ist ihm in der Person eines Sohnes des Prof. Wackernagel zu Basel ein Gehülfe zugesendet worden. Außer in dem Spittler'schen Hause zu Basel kann man nun auch bei Rominger zu Stuttgart Jerusalemer Waaren haben.

In dem Consulatspersonal ist kein Wechsel eingetreten. Der streitsüchtige englische Consul Finn ist, anstatt abberufen zu werden, bloß zur Ruhe verwiesen worden. Der preußische Consul, Dr. Rosen, hat einen längern Sommeraufenthalt in einem Zeltlager unter der Eiche Abrahams bei Hebron genommen. Ein Reisender hat berichtet, daß er von demselben im Freien vor dem Damascusthor bewirthet worden sey; es ist das eine neue fränkische Sitte außerhalb der Stadt Gesellschaften zu geben.

Wir schließen unsere Rundschau mit einem kleinen Todtenbericht, wo nur solcher Verstorbenen Erwähnung gethan werden soll die durch irgend etwas sich ausgezeichnet haben. Der erste hier zu nennende ist Hr. Johnston, ein ächt englisch närrischer Kauz, denn längere Zeit hat er (der sich für berufen hielt als ein Elias die Wiederkunft des Herren vorzubereiten) jeden Morgen und Abend in die Posaune geblasen, um die Nähe des tausendjährigen Reiches anzumelden; auch sah man ihn oft mit einem Lamm, das er an der Hand führte, spazieren gehen. Fürs andere ist hier zu nennen der Schlosser Lehnemann aus Gladbach in Rheinpreußen, ein Mitglied jener Secte, welche sich nach dem „Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge (Offenb. Joh. 3, 14) amenisch nennt, und welche außer andern Eigenthümlichkeiten dafür hält, man müsse nach dem Gebirg Moab auswandern, um den Schrecken der Jetztzeit zu entrinnen. Endlich mag noch genannt werden eine englische Dame Miß Cooper, Vorsteherin der Mädchenschule der Londoner Gesellschaft, welche eilf Jahre in Jerusalem thätig gewesen war.

Die Cultur des China-Baumes auf Java.

Der Verbrauch der Chinarinde und der aus derselben bereiteten Alkaloide, des Chinins und Cinchonins hat sich in neuerer Zeit in fast allen Ländern der Erde, mit etwaiger Ausnahme der über den 60sten nördl. Breitegrad gelegenen, wohin das Wechselfieber und die ihm verwandten Krankheiten nicht mehr dringen, in bedeutender Weise vermehrt, und besonders sind es die Deltaländer, wie die Niederungen Hollands, die Donaufürstenthümer, das nördliche Aegypten und ganz vorzüglich die Länder der heißen Zone, wo der jährliche Verbrauch von Chinin noch beständig steigt und mit der Zunahme der Cultur der Völker gleichen Schritt zu halten

scheint. Dazu kommt noch der Umstand daß jene an den Abhängen der Cordilleren gelegenen Länder Südamerika's, wo die Natur die Cinchonen gepflanzt, von Völkern bewohnt und von Regierungen beherrscht werden, welche diejenige Sorgfalt auf Erhaltung und Ausbreitung der Chinawälder nicht zu verwenden scheinen, die ein so kostbares Geschenk der Natur erfordert. Die Chinawälder, namentlich in der Republik Ecuador, werden mehr und mehr gelichtet, der Preis der China ist im Steigen, und es ist, wenn nicht Abhülfe geschieht, zu befürchten daß wir in wenigen Jahrzehnten Mangel an diesem wichtigen und unentbehrlichen Arzneistoff bekommen werden. Es ist daher nicht zu verwundern daß man schon öfters auf den Gedanken kam die schätzbaren Cinchona-Arten aus dem südamerikanischen Festland auch nach andern Ländern zu verpflanzen. Die Versuche den Chinabaum nach Europa zu versetzen und zu acclimatisiren, mißglückten durchgängig, und es gelang nur hie und da ein Chinabäumchen aus Samen oder Stecklingen in botanischen Gärten bis zu einem gewissen Alter zu bringen. In neuerer Zeit machte die französische Regierung den Versuch eine Chinapflanzung auf dem Atlasgebirg anzulegen, doch nach wenigen Jahren waren die Pflanzen abgestorben. Kein besseres Schicksal hatten die Versuche der Engländer, welche den Chinabaum an den nördlichen Abhängen des Himalaya einbürgern wollten. Das Mißlingen dieser Versuche ist vielleicht darin zu suchen daß die klimatischen Verhältnisse des fremden Ortes, wenn auch scheinbar, den im Vaterlande herrschenden ähnlich, doch in jenen oft weniger beachteten Einflüssen eine Verschiedenheit zeigen, welche das Gedeihen der zu acclimatisirenden Pflanze vereiteln können. Der Chinabaum hat fürs erste eine gemäßigte Temperatur nöthig, und kann weder Extreme der Hitze noch der Kälte ertragen; er ist der Bewohner jener glücklichen Zonen der Tropenregion, von welchen man sagen kann: hic ver aeternum. Aus diesem Grunde, und weil die Pflanze wahrscheinlich nur bei einem geringen Luftdruck gedeihen kann, finden wir sie nur 4 bis 7000 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Auch die geologische Beschaffenheit des Bodens scheint einen wichtigen Einfluß auf das Gedeihen des Chinabaumes auszuüben. Betrachten wir die Provinz Loja in der Republik Ecuador, wo die schönsten Chinawälder sich ausbreiten, so besteht dieselbe nach den ausführlichen und lehrreichen Mittheilungen von Karsten ganz aus tertiärem Boden, gränzt gegen Nordosten an ein jüngeres Kreidelager, während der vulcanische Grund erst weiter nördlich bei Assuay zu Tage tritt, die Hauptmasse des Chimborazo und Pichincha bildet und sich nördlich bis Pasto erstreckt, wo dann die tertiäre Formation wieder zu Tage kommt. Der große Ocean bespült die Küsten von Ecuador gegen Westen in einer Entfernung von 10 bis 12 Meilen von Loja, so daß die westlichen und nordwestlichen Winde bedeutende relative Feuchtigkeit anbringen, sowie zur Regenzeit die Niederschläge in ungeheuern Quantitäten herabfallen. Was die Temperaturverhältnisse anbelangt, so sind dieselben bei dem verschiedenartig gekrümmten, im ganzen ansteigenden Terrain sehr verschieden, und hat man besonders darauf zu achten in welchen Höhen die einzelnen Cinchona-Arten von der Natur angepflanzt sind. Die Cinchona Calisaya, welche die vorzügliche China regia liefert, wächst nach den Angaben von Alex. v. Humboldt, Weddel u. a. auf einer Höhe von 4800—5800 Fuß. In jenen Höhen herrscht in den Cordillerenabhängen Columbiens eine mittlere Temperatur von 15—16° R. mit ziemlich bedeutenden täglichen und jährlichen Schwankungen. Die C. ovata und lanceolata, eine Varietät, der von Alex. v. Humboldt beschriebenen C. condaminea, kommt zwischen 5600 und 7000 Fuß über der Meeresfläche vor und hat in ihrem Vaterland eine mittlere jährliche Temperatur von 13 bis 14° R. Noch etwas höher, nämlich von 6500 bis 7300 Fuß über der Meeresfläche wächst die C. lancifolia, und erfordert eine mittlere Temperatur von 12 bis 13.5° R. Als ein Beispiel von einer Stadt in jenen Gegenden und Höhen gelegen, führe ich Popayan an, welches 5460′ über dem Meer liegt. Die mittlere Temperatur daselbst ist 14.9° R., und die tägliche Schwankung geht von 13.5° R. vor Sonnenaufgang bis 19.2° in den Mittagsstunden. Das ist die Temperatur eines schönen Maitages in unsern Breiten! In jenen paradiesischen Hochebenen, wo man die Wechselfieber und die ihnen verwandten Uebel, als endemische Krankheiten, nicht kennt, schuf die Natur die köstlichen Cinchoneen, damit sie den Bewohnern weniger gesunden und glücklichen Länder Linderung und Heilung spenden. Santa Fé de Bogota hingegen hat die Region der Cinchoneen schon überschritten. Es liegt nämlich diese Stadt 8190 Fuß über dem Meer, also in einer Höhe, wo in unsern Breiten längst ewiger Schnee liegt. Es hat diese Stadt eine mittlere jährliche Temperatur von 11.2° R., die Wärme schwankt in der Regel von 8° bis 14.4, und kann während der Nacht bis zu + 1° R. sinken. Außer der Temperatur, dem Luftdruck und den Bodenverhältnissen hat man bei der China-Cultur vorzüglich auf die hygroskopischen Verhältnisse der Luft, dann auf die Menge des fallenden Regens sowie auf die Zahl der bewölkten und sonnigen Tage zu sehen, welche Verhältnisse alle genaue Beobachtungen im Vaterland der Cinchoneen erfordern, um zu beurtheilen ob ein Land oder ein bestimmtes Terrain mit Wahrscheinlichkeit günstige Erfolge für die Anpflanzung des China-Baumes verspricht oder nicht. Es darf endlich auch nicht übersehen werden daß der China-Baum eine Waldpflanze ist, und entweder mit seinen Brüdern in zahlreicher Gesellschaft zusammenlebt, oder von andern Waldbäumen, besonders Juglans- und Vallea-Arten, sowie von Clusiaceen und mehreren andern Laubbäumen umgeben ist, so daß auch die jungen Bäumchen nicht isolirt, der Sonne und den Winden ausgesetzt, sondern nur auf waldbewachsenen Höhen fortkommen.

In Anbetracht der klimatischen Verhältnisse im Vaterlande der Cinchonen konnte man ihren Gedeihen auf Java nach vorausgegangener Wahl eines geschickten Terrains und bei guter Pflege der jungen Pflanzen ein günstiges Prognostikon stellen. Denn diese Insel ist reich an waldbewachsenen Bergabhängen, an Hochebenen und sattelförmigen Uebergängen eines Gebirges in das andere, sowie der südliche Theil Java's

großentheils zur tertiären Gebirgsformation gehört. Was die geographische Breite Java's betrifft, so differirt sie wenig mit jener des Vaterlandes der Cinchonen, sowie vorzüglich der Umstand von Wichtigkeit ist daß die feuchten Seewinde gleich wie auf den Höhen von Loxa auch die südlichen Bergabhänge Java's befruchten, und die nöthige absolute und relative Feuchtigkeit für die anzulegenden Chinapflanzungen unterhalten können.

Es faßte deßhalb auf den Antrag einiger Naturforscher das holländische Colonial-Ministerium schon im Jahr 1850 den Entschluß, einstweilen Proben von China-Pflanzungen auf Java vorzunehmen, um wo möglich den Chinabaum im indischen Archipel an geeigneten Orten, wie es vor kurzer Zeit mit dem Theestrauche geschehen, vollkommen zu acclimatisiren. Im Auftrage des damaligen Colonial-Ministers Pahud reiste der Botaniker Briese nach Paris, erwarb dort ein drei Zoll hohes Chinapflänzchen von Cinchona Calisaya, um es im botanischen Garten zu Leyden noch eine Zeitlang zu pflegen und dann nach Java zu senden. Zugleich suchte man, jedoch vergebens, durch Vermittlung der niederländischen Consuln in den südamerikanischen Staaten Samen oder junge Chinabäume zu erhalten. Da faßte die Regierung den Entschluß einen Botaniker nach Südamerika zu senden, damit er nicht nur die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit jener Gegenden in welchen der Chinabaum wild wächst genau erforsche, sondern auch möglichst zahlreiche Samen und Pflanzen nach Holland und Java sende. Mit dieser Sendung wurde der frühere Director des botanischen Gartens zu Buitenzorg auf Java, J. Haßkarl, beauftragt.

Im Anfang des Jahres 1853 reiste Haßkarl nach Panama, von wo aus er durch die Landenge und das stille Meer nach Lima fuhr, um von da die Reise nach den Centraltheilen des Landes fortzusetzen. Es glückte Haßkarl, trotz der Schwierigkeiten die ihm sowohl die natürliche Beschaffenheit des Landes als auch der damals bestehende Krieg zwischen den Republiken Peru und Bolivia, durch welchen das Reisen an den Gränzdistricten bedenklich wurde, entgegenstellten, noch im Laufe jenes Jahres zwei Sendungen von Samen und jungen Chinabäumchen nach Java und Holland zu veranstalten. Die Pflanzen erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nicht, indem sie unterwegs welkten, doch wurde der abgeschickte Samen in Holland zum Theil zur Keimung gebracht und von dort durch ein Dampfschiff nach Java gesendet. Haßkarl sammelte indessen noch mehr Samen und junge Bäumchen von verschiedenen Cinchona-Arten, und es kam endlich auch ein Theil des Abgeschickten von dort direct in Java an. Haßkarl selbst schiffte sich endlich im August 1854 zu Callao auf der ihm eigens zur Heimreise gesendeten Fregatte „Prinz Friedrich der Niederlande" nach Java ein, wo er im December mit seinen großentheils wohlbehaltenen Pflanzen ankam.

Vor seiner Ankunft wurden zu Buitenzorg schon mit günstigem Erfolg eine ziemliche Anzahl Chinabäumchen gepflegt, welche Professor Miquel aus Leyden, sowie Willich aus Amsterdam dahin gesendet hatte. Mit allen diesen zum Theil 4 bis 5 Fuß hohen Chinabäumchen wurde am Abhang des Gedehgebirges, nordwestlich von der Schlucht Tjibodas, im Schatten prachtvoller Rasamabäume (Liquidambar Altingiana Bl.) in einer Höhe von 4600 Fuß über dem Meer eine Pflanzung angelegt, die als der Anfang der große Erfolge versprechenden Chinacultur auf Java zu betrachten ist. Die einzelnen Stämmchen wurden in einem Abstande von 20 Fuß von einander eingesetzt, die ringsum üppig aufgeschossenen Pflanzen, mit Ausnahme der hohen, schattengebenden Waldbäume sorgfältig entfernt und jedes Bäumchen mit einem starken Zaun zum Schutz gegen Karabaus und wilde Schweine umgeben. Es waren im Jahre 1854 im ganzen 144 Bäumchen zu Tjibodas, von welchen etwa die Hälfte aus C. Calisaya, die andere Hälfte aus C. ovata, lancifolia und lanceolata bestand. Die ersten waren meistens Stecklinge von dem durch Briefe nach Java gesandten, aus Paris stammenden Chinabäumchen, das im Jahr 1854 schon eine Höhe von acht Fuß erreicht hatte. Von den sehr geschätzten Arten Cinchona nitida, C. scrobiculata und C. micrantha, von welchen die sehr milden und wirksamen orangegelben Rinden gewonnen werden, konnte Haßkarl keiner Pflanzen oder Samen habhaft werden. Daß die Chinapflanzen auf Java in einer geringern Höhe angesetzt wurden als man sie in ihrem südamerikanischen Vaterland trifft, schien absichtlich zu geschehen, weil Haßkarl durch fleißig angestellte meteorologische Beobachtungen gefunden hatte daß die Temperaturabnahme nach der Höhe auf Java wegen Abwesenheit ausgebreiteter Hochebenen rascher vor sich geht als in gleichen Breiten Südamerika's.

Die junge Chinapflanzung entwickelte sich in erfreulicher Weise in ihrem neuen Terrain, doch starben im Jahre 1855 mehrere Bäumchen, wie man glaubte in Folge der Trockenheit der Luft. Haßkarl ließ viele der jüngern Pflanzen unter einen gläsernen Behälter bringen, um sie feuchter zu erhalten, welches Verfahren sich als sehr zweckdienlich erwies.

Zugleich wurde aber eine zweite Pflanzung an einem noch weit günstigeren Orte, nämlich am südlichen Abhang des Gunong Malabar zu Tjisuirnang in den Preanger Regentschaften angelegt, wo das Terrain von einem 4300 Fuß hohen Plateau, Pengalengan, terrassenförmig sich bis zur Höhe von 7000 Fuß erhebt, die Luft auch den südlichen Seewinden mehr zugänglich ist, und keine vulcanischen Ausbrüche und die damit verbundenen Stürme wie zu Tjibodas zu befürchten sind. Während Haßkarl sich zur Anlegung der neuen Pflanzung nach der Hochebene von Pengalengan begab, zerstörte im December 1855 ein heftiger Sturm einen Theil der jüngern Pflanzung zu Tjibodas, die durch Stecklinge bereits auf 600 Bäumchen gestiegen war. Dennoch waren noch 238 gesunde Pflanzen von Cinchona Calisaya vorhanden, die eine Höhe von 1—6 Fuß hatten, während die beiden Mutterpflanzen, aus deren Stecklingen jene jungen Bäumchen neue Wurzeln trieben, eine Höhe von 10 Fuß erreicht hatten.

In dem neuen parkähnlich zugerichteten Walde auf den Höhen von Malabar, wo man die verschiedenen Arten der Cinchonen in den ihnen angemessenen Höhen pflanzen konnte,

ließ die Entwicklung der Chinabäumchen nichts zu wünschen übrig. Eine kühle, feuchte Luft säuselt durch die Wipfel der kräftigen Waldbäume, unter welchen sich unter andern auch Eichen- und Castanienarten finden, so wie das Gebirge zu der tertiären Bildung gehört.

Im Jahre 1856 war die Zahl der gesunden, starken Chinabäumchen auf Java in den beiden Pflanzungen von Tjibodas und Pengalengan auf 2100 gestiegen. Viele der ältern Bäumchen auf Tjibodas hatten bereits Blüthen und Samen getragen, so daß man von jener Zeit an der auswärtigen Samen und Pflanzen zur weitern Cultur nicht mehr bedurfte. In jenem Jahre reiste Haßkarl mit Urlaub nach Europa, und es übernahm Dr. Junghuhn, der schon früher sich um die Chinacultur auf Java lebhaft interessirt hatte, die Aufsicht über die Pflanzungen. Es wurden in demselben Jahre auch am südöstlichen Theile Java's, nämlich auf dem Ajanggebirge in entsprechenden Höhen Chinapflanzungen angelegt, welche ebenfalls ein erfreuliches Gedeihen zeigten. Auch an dem südlichen Abhange des Tangubun-Prahu wurden Samen und junge Pflanzen eingesetzt die nicht minder gediehen.

Vom Jahre 1857 an tritt die Chinacultur auf Java in ein neues Stadium. Nachdem nämlich die bisherigen Versuche als vollkommen geglückt betrachtet wurden, trachtete man der Anlegung von Chinawäldern eine möglichst große Ausdehnung zu geben, und die Regierung beauftragte daher die Residenten und Controleurs jener Districte deren Terrain theilweise für passend erachtet wurden, auf Anlegung von Chinapflanzungen bedacht zu seyn. Zu diesem Zwecke verfaßte Dr. Junghuhn eine vorläufige Anleitung zur Anlegung und Pflege von Chinapflanzungen, worin die mit dieser neuen Cultur betrauten Beamten sich jene Kenntnisse erwerben sollten welche bei der Pflege der jungen Pflanzungen nöthig sind.

Es entstanden demnach in den Jahren 1858 und 1859 noch mehrere Chinapflanzungen, besonders am südlichen Theile Java's, so daß man um die Mitte des Jahres 1859 auf ganz Java nicht weniger als 47,327 Chinabäumchen zählte. Von dieser Zahl waren 7687 auf „vollem Grund," d. i. im Walde gepflanzt und konnten als kräftige Stämme betrachtet werden, aus welchen man bereits die Rinde zum medicamentosen Zweck zu benützen begann. Auch wurde im vorigen Jahre auf Java das erste schwefelsaure Chinin aus der Rinde der im Lande selbst gezogenen Chinabäume verfertigt.

Die Chinacultur auf Java kann als ein Triumph menschlichen Unternehmungsgeistes und Fleißes betrachtet werden. Denn noch nirgends ist die Anpflanzung des Chinabaumes im Großen außer seinem Vaterlande geglückt, und hat sich die niederländische Regierung hiedurch nicht geringe Verdienste um das menschliche Wohl erworben. Wenn nämlich, wie nach den bisherigen Resultaten nicht wohl zu bezweifeln, der Fortschritt der Chinacultur auf Java in demselben Maße vor sich geht wie es bis jetzt unter der umsichtigen Leitung von Haßkarl und Jungbuhn der Fall war, so können bald die künstlichen Chinawälder Java's mit jenen von der Natur angelegten an den Abhängen der Cordilleren wetteifern, und es wird nicht nur die Gefahr beseitigt seyn daß wir etwa durch Fahrlässigkeit einer weniger sorgsamen Regierung Mangel an diesem nothwendigen und schätzenswerthen Medicament bekommen werden, sondern es wird selbst der Preis der Chinarinde, wenn große Quantitäten derselben einst aus Java gebracht werden, sich niedriger als es jetzt der Fall ist, stellen.

Briefe aus dem Westen.

Von Arthur Schott.

Casa Blanca nächst den Pimo-Niederlassungen am Gila.

Unter den reichen Genüssen meiner vieljährigen Reise durch die wilden Einöden des nordamerikanischen Südwestens bleibt mir das kleine Zwischenspiel eines nächtlichen Ritts und Besuches bei der „Casa Blanca" am mittleren Gila ganz besonders im Gedächtniß. Wir waren mit einem beträchtlichen Wagenzug nach einer mühevollen Reise den Gila hinauf bis zu den Niederlassungen der friedlichen Pimos gelangt und hatten etwa 10 Meilen oberhalb derselben in einem dichten Mezquitegehölz für mehrere Tage ein Lager bezogen. Die armen geplagten Zugthiere sollten hier wieder etwas zu sich kommen, ehe wir uns auf eine bevorstehende lange wasserlose Jornada zu begeben hatten.

Der Gila war hier kaum 50 Fuß breit und trieb sein klares Wasser durch schmale Strecken Marschlands, die abwechslungsweise in dichte Grasplätze Flugsandbänke, dornige Mezquitehölzer oder sast undurchdringliche Weidengebüsche gekleidet waren. Erst unterhalb der Wohnplätze der Pimos und Maricopas bringt der salzige Salinas seine rothbraunen Ablagerungen herein, die nachmals dem Gila seine bekannte trübe Farbe mittheilen.

Der Lagerplatz war eine Sommer- oder Ernteſtation der Pimos, die mit zahlreichen aber jetzt verlassenen luftigen Hütten dieser Indianer besetzt ihren Charakter deutlich zur Schau trug.

Wie die Indianer am Colorado, folgen auch die am Gila einer Art ackerbautreibenden Wanderlebens, d. h. sie haben wohl ihre festen Winterwohnplätze, wo sie in größeren und kleineren Gruppen zusammenlebend ihre gesammelten Vorräthe verzehren, sie aber dann im ersten Frühjahre verlassen, um in den ihnen angehörigen Landstrichen, wo dieß für einige Zeit andauernde Wasservorräthe zulässig machen, den Boden mit Mais, Bohnen, Melonen, Kürbissen und kleineren Gartengewächsen zu bestellen. Wo ihnen die Ungunst eines dürren Wüstenklima's den nöthigen Bedarf zu karg zumißt, helfen sie sich dann mit Einsammeln wilder Feldfrüchte aus, da ihnen die verschiedenartigsten Pflanzenordnungen, namentlich aber Hülsenträger und Cactaceen zu Gebote stehen. Auf diese Weise sind sie im Stande sich von Jahr zu Jahr bei sehr spärlicher Lebensweise ein ärmliches Leben in den Oasen dieser beiden Wüstenflüsse zu sichern.

Die Pimos scheinen diese halbwilde Landwirthschaft durch ihren ununterbrochenen Fleiß und ihre häuslichen Tugenden weiter vervollkommt, und damit ihren Lebensunterhalt noch mehr gesichert zu haben. Sie bauen unter anderen Gegenständen auch ziemlich viel Baumwolle, welche sie zu verschiedenen Zeugen für Kleidung und andere Zwecke verarbeiten. Zur Zeit der Ernte und der Feldarbeiten überhaupt leben dann diese Indianer, die stets mit Weib und Kind und ihren Hausthieren wandern, einige Wochen hier oder dort, so daß man sie überall außer ihren Winterquartieren nur zufällig treffen kann.

Einen solchen indianischen Sommersitz hatten wir denn dießmal unbesetzt getroffen und ihn zum Lagerplatz gewählt. Wir ließen die vorgefundenen leeren Hütten wie sie waren, obwohl sie ausgiebigeren Schatten geboten hätten, was unter einer sonorischen Sonne wohl zu beachten ist, da jeder der ihre Strahlen zu fühlen bekommt, in troglodytische Gedanken verfällt. In diesem Fall hatten aber bereits andere Bewohner von den indianischen Behausungen Besitz genommen, die in näherer Beziehung zu den eigentlichen Hausherren stehend mehr Recht drauf hatten als wir. Das unermeßliche Heer unermüdlicher Pulizhen, welche hier den ungestörten Besitz der Pimohütten genossen, stellten für uns jeden Versuch außer Frage, selbst Quartier darin zu nehmen. Hatten die lustigen Lustspringer das Feste dieses Pimolagers in vollen Besitz genommen, so behaupteten die zweigeflügelten Blutsauger aus der Classe der Insecten das Ganze der luftigen Zwischenräume so vollständig, daß wir uns sehr gerne bequemten uns in den dichsten Busch zu schleichen und dort niedergestreckt zu verbleiben.

Sonst war der Lagerplatz durch die seltene Erscheinung einer Quelle ausgezeichnet; diese brach seine 30 Schritte vom Wasserspiegel des Gila in Form eines weiten kreisförmigen Beckens von etwa 30—40 Fuß Durchmesser zu Tage. Die Uferwände tauchten senkrecht in das krystallklare Wasser hinab und bildeten bei etwa 10—12 Fuß Tiefe einen mit Wasserpflanzen dicht besetzten Grund, welcher sich nach dem Mittelpunkt zu trichterförmig zu vertiefen schien. Das Wasser mit einer Temperatur von 15,5 +° R. hatte einen faden, etwas brackischen Geschmack, so daß man gerne das Gilawasser zu trinken vorzog.

Capitän Don Hilarion Garcia, welcher die Escorte der mexicanischen Commission führte, die ebenfalls hier mit uns lagerte, hatte mir gesagt daß wir kaum 4—5 Meilen von den Ruinen der Casa Blanca entfernt seyen, und so faßte ich den Plan schnell denselben einen Besuch zu machen. Der alte aber immer rüstige Indianerkämpe Don Hilarion aus Tukson, welchem ich während eines viel monatlichen Feldlagerlebens und Zusammensepns interessante Bemerkungen verdanke, hatte uns schon früher Nachrichten über diese merkenswerthe Oertlichkeit mitgetheilt, und so that er auch heute wieder, als ich ihm erzählte daß ich dieselbe vom Gipfel einer Sierra herab gesehen zu haben glaubte, wohin mich botanische Gelüste geführt hatten. Capitän Garcia behauptete bestimmt, daß man um die Ruinen zu sehen keinen Berg zu besteigen brauche, da dieß von der Straße aus, die hier vom Gila, am Pikatsch vorüber nach Tuffon führe, auf mehreren Punkten möglich sey. Eigene nochmalige Anschauung bestätigte mir des alten Feldzüglers Angabe, die, wie es scheint, von mehreren Reisenden in Zweifel gezogen wurde. Don Hilarion äußerte sich ebenfalls sehr bestimmt über die Pimo-Sage, welche die Casa Blanca „casa de Montezuma“ nenne, welches noch aus den ruhmreichen Zeiten der Azteken stamme. Don Hilarion erklärte dazu daß fast noch zahlreiche und ausgedehnte Vorwerke zu der Casa Blanca gehört hätten, von denen auch heute noch mannichfache Spuren zu sehen seyen, die er zum Theil näher beschrieb, wie er sie selbst gesehen hatte. In Betreff der so vollständigen Zerstörung welcher diese ausgedehnten Anlagen unterlagen, meinte er daß die großartigen Nivellirungswerke durch Erdbeben verworfen worden seyen, wonach aller Feldbau unmöglich gewesen. Don Hilarion behauptete daß er selbst noch den deutlichen Spuren der großen „Jequia“ (Hauptcanal oder auch Muttergraben für Bewässerungszwecke) bis auf 10 Leguas habe folgen können. Dieß alles klang sehr merkwürdig, und obwohl ich zuweilen gefunden hatte daß sich in des Capitäns Erzählungen über merkenswerthe Pflanzen und Thiere oder über topographische Eigenthümlichkeiten des Landes hin und wieder Irrthümer miteinschlichen, so war doch seine Wahrheitsliebe und sein Bestreben Dinge richtig darzustellen stets auch sichtbar. Dabei mußte er als ein geborner Sonorier, welchem zwar namentlich in Naturgegenständen systematisches Wissen abgieng alles klar und graphisch zu beschreiben. Wenn immer er Thatsachen wiedergab, so konnte man sich auf seine Auffassungsgabe und sein Beschauungstalent verlassen.

Zwei meiner Collegen, welche gleiches Interesse an der Sache nahmen, waren schnell bereit den Ritt nach der Casa Blanca mitzumachen, wogu wir die Abendstunde wählten um der Hitze des Tages auszuweichen. Jeder nahm etwas Mundvorrath und Wasser mit, da wir gedachten Abendbrod und Frühstück bei den Ruinen abzuhalten, wo wir dann gleichzeitig unsere Untersuchungen anstellen konnten.

Gegen vier Uhr Abends zogen wir durch einen dichten Mezquital parallel mit dem Gila in östlicher Richtung aus, verließen dieselbe aber wo der Fluß eine nördliche Beuge machte. Die tiefstehende Sonne hatte schon tiefe kühldustige Schatten zwischen den prachtvollen Gruppen alter Weiden und Pappeln veranlaßt, welche den üppigen Marschgrund der Gila hier in ein so willkommenes Dafenkleid hüllen. Wir vertauschten denselben fast zögernd für die fanft ansteigenden dürren Mezquiteflächen, welche sich an den eigentlichen Thalgrund des Flusses anschlossen. Wir folgten dabei einem tief ausgetretenen Indianerpfad, wie solche jenen Ländereien eigen sind die von ackerbautreibenden Wandervölkern im nördlichen Mexico bewohnt werden.

Die Entfernung unseres Ziels vom Lager aus war uns verschiedentlich und mit acht Meilen jedenfalls zu lang angegeben worden, was uns zu einem Marschfehler in der Art veranlaßte daß wir zu lang im Gilagrund hinzogen, statt früher in einer südöstlichen Richtung abzubeugen. Wir mußten

schon zwischen 2—3 Meilen zurückgelegt haben als wir einem gemächlich einherreitenden Pimo-Indianer begegneten. Außer dem Namen Casa Blanca schien die schlichte Rothhaut nichts weiter von unserer spanisch an ihn gerichteten Frage zu verstehen; doch schien er zu ahnen was wir meinten, und wies stumm mit der Linken in rechtem Winkel von unserer Richtung ab, mit der Hand über die Mesquitefläche nach einem Punkt zeigend, wo die gesuchte Ruine liegen mußte. Da dieser Punkt uns viel zu nahe erschien, so mißachteten wir irrigerweise des einfachen Mannes richtigen Fingerzeig und hielten die früher betretene Richtung ein.

Mit dem zunehmenden Zwielicht verschärften die Maulthiere ihren Schritt, da es jetzt schnell kühler wurde, wir selbst aber verdoppelten unser Auslugen je mehr es dunkelte. Das Helldunkel hatte jetzt seinen letzten trügerischen Grad erreicht, da der letzte Wiederschein der untergegangenen Sonne im Westen verschwand, während im Osten der volle Mond seine goldene Lichtsaat auszustreuen begann. Wir kamen bald darauf an einen niedrigen Mauerrest, welcher auf einer Seite einen von der Zeit bald wieder ausgefüllten Graben überragte. Dieses armselige Ueberbleibsel menschlichen Wirkens, welches aus lufttrockenen Lehmbrocken geformt zu seyn schien, verursachte in uns natürlich ein Gefühl von Befriedigung, und sicher daß uns einige Schritte weiter zu den gesuchten Ruinen bringen mußten, ließen wir unsere Thiere tapfer darauf zuschreiten. Als wir aber schon wieder eine Meile zurückgelegt haben mochten und noch immer keine Spur vom „weißen Hause“ zu sehen war, sondern der struppige Baumwuchs nur immer dichter wurde, gaben wir nach und nach die Hoffnung auf das gewünschte Ziel heute noch zu erreichen. Zugleich war auch der wohlbetretene Fußpfad, welchem wir bis jetzt gefolgt waren, immer undeutlicher geworden, was wir ebenfalls für ein schlechtes Zeichen nehmen mußten. Unsere langobrigen Reisegefährten schienen sich indessen so sehr der schönen kühlen Nacht zu freuen, daß es fast Anstrengung kostete sie etwas zurückzuhalten, denn es verursachte uns keine kleine Mühe fortwährend die den Fußpfad tief überhängenden Zweige gestachelter Mimosen und Akazien aus dem Gesicht zu halten.

Wir mochten so wenigstens 1,5—2 Meilen über den vorhin passirten Mauerrest hinausgekommen seyn, als wir eine etwas höher gelegene mehr offene Stelle betraten, wie sie für diese Nacht als Lagerplatz zu wünschen war, und da hier auch einige ausgedehntere Strecken dichten, obwohl verdörrten Grases zu finden waren, so machten wir Halt. Nach den immer spärlicher gewordenen Fußgängerspuren zu urtheilen, befanden wir uns so ziemlich an den Gränzen des kleinen Pimoreiches, und Vorsicht gebot uns so stille und ungehört als möglich vorzugehen, um nicht etwa die Aufmerksamkeit lauernder Apachespione auf uns zu ziehen. Wir waren keineswegs sicher nicht in diesem Augenblick schon auf neutralem Grund zu stehen, wie solcher gewöhnlich die Gränzen zwischen zwei verschiedenen Indianerstämmen bildet, besonders wenn diese Todfeinde sind, wie dieß zwischen Pimos und Apaches der Fall ist. Die Fußspuren, welche wir hier wahrgenommen, konnten von Spürern der einen oder der andern Nation herrühren.

Der Boden, welchen wir den Gilagrund verlassend betreten hatten, war ein loser sandiger Lehm, welcher an sich wie Asche jedem Fußtritt einige Zoll tief nachgab, was aber noch mehr der Fall war, wo in Horden lebende erdbewohnende Nager die ganze Bodendecke unterhöhlt hatten. Es war ein Glück daß eben diese Bodenweichheit jeden Laut von Fußtritten wie verschluckte.

Der Pflanzenwuchs, wie er überhaupt dem westlichen Theil Nordamerika's in diesen Breiten eigenthümlich ist, bestand hier aus fiederblättrigen Mimosen und einigen schmetterlingsblüthigen Hülsenträgern mit dazwischen wuchernden Opuntien und Säulencacteen (Cerei). Mamillarien und Echinocacten spielen hier eine mehr untergeordnete Rolle. Neben den hordenweise lebenden Opuntien treten die dunklen Riesensäulen des Cereus giganteus am meisten hervor, indem sie der stillen Einöde das Ansehen eines Friedhofes der Natur verleihen. Tausende dieser stachligen Pflanzenobelisken stehen da zerstreut umher mit ihrer dunklen Pflanzenmasse, gleichsam die einzigen Schattenstriche auf die sonst schattenlose Landschaft zeichnend. Viele sprechen diesen sonderbaren Pflanzenformen ihrer ungetheilten Form wegen alle Schönheit ab, allein ich denke, eben hierin liegt ein gewisser Zauber, den sie der ganzen Landschaft mittheilen. Was vermögen nicht in der Baukunst ein Obelisk oder eine Säule am gehörigen Ort, ein einfaches Denkmal, Würfel, Kugel, Urne, Kreuz oder gar nur ein einzelner Felsblock, oder in der Musik wenn eine volle Harmonie plötzlich verstummt und während einer Pause ein einzelner Ton das gespannte Ohr trifft? Aehnlich wirkt auf das Auge der Anblick der dunklen Stachelsäulen der Saguarren, die sich ernst und tegungslos aus dem leichten Fiederlaubwerk von Algarobien, Akazien, Mimosen u. dgl. erheben. Man denke sich den tiefsten Frieden einer, ich möchte sagen, sonnenhellen Mondnacht ausgegossen über ein weites Wüstenland, in welchem die Civilisation wenigstens für jetzt nur einen sehr ursprünglichen Erstlingsschritt auf dem Grabe einer untergegangenen Cultur versuchte. Vom Laub- und Zweigwerk trieft und glittert es wie Mondsilber, die abgekühlte Luft ist voll von duftigem Hauche der Blumen und Sträucher, der vielleicht nirgends reicher ist als eben in der Wüste, kein Laut trifft das Ohr, nur hin und wieder der hungrige Ruf eines Pumas oder Wolfes, oder das Geflatter eines in seiner Nachtruhe gestörten Vogels oder einer verspäteten Nachtschwalbe, die wie ein befiederter Irrwisch einem rubigeren Schlupf auf dem strüppigen Grunde nachschießt. Aus diesem nächtlichen Dämmerbilde heben sich wie stumme Gedächtnißsäulen die Hunderte von Saguarren (Riesenzereuse) als wollten sie den weiten Raum um die geheimnißvollen Ruinen noch besonders weihen.

Auf einer Lichtung, die wir erreicht, machten wir, wie gesagt, Halt. Hier war genug abgestorbenen Holzes zum Brennen und für die Maulthiere dürres Gras, auch war die Oertlichkeit etwas erhöht, so daß wir aus nächster Nähe nicht leicht angeschlichen werden konnten. Die Maulthiere wurden

an langen Leinen versichert, so daß sie sich nach eingenommenem Maisfutter auch noch an frischen Mezquitbohnen erfreuen konnten. Nach eingenommenem kurzen Abendbrote wurde das Feuer sorgfältig ausgelöscht, wonach sich jeder auf seine Satteldecke ausstreckte. Es war schon nach Mitternacht als endlich der Schlaf den Vorhang über uns zuzog, und jeder dem tausendaugigen Sternenhimmel das weitere überließ.

Mit dem Tagesgrauen waren wir wieder munter, die Maulthiere scharrten und wieherten ihre Ration verlangend, und während sie diese verzehrten, hatten wir Zeit uns die Pflanzenwelt, von welcher wir gestern Abend nur silberglänzende Silhouetten gesehen hatten, vom Tage beschienen zu betrachten. War das Bild der vorigen Nacht wirklich ein feenhaftes gewesen, so war das des aufgegangenen Morgens ein festlicher Triumph. Die Mehrzahl der Bäume waren Algarobien und Olneyen (Algarobia glandulosa et Olneya Tézota). Erstere in Frucht und Blüthe und letztere in voller Blüthe. Nicht minder reich geschmückt standen zahlreiche Species von Opuntien, flach- und cylinderästige, dann wieder Mimoseen, Akazien, Daleen, Larreen und ähnliche Wüstenformen. Es war als ob sie alle heute ihr Festtagsgewand angethan hätten, dazu ließ einem die feierliche lautlose Stille werden, wie an einem Tag des Herrn — nur nah und fern war keine Morgenglocke zu hören. Die Wüste und ihre Einsamkeit haben stets etwas feierliches, besonders wo man sich mehr oder weniger allein fühlt, wenn aber die Wirkung eines vollen oder gemilderten Lichtes von feuchtem atmosphärischen Niederschlag begleitet die Flora zum Aufblühen erweckt, so erhält das Ganze noch etwas festliches.

Wie vorher und nimmer seitdem sah ich den „arbol de hierro“ (Eisenbaum) der Sonorier oder Olneya Tésota in solcher Menge und so vollkommener Entwicklung und so überschwänglichem Blüthenaufputz wie eben hier. Wenn Gegensätze die Schönheit erhöhen, so vereinigt sie dieser Wüstenbaum. Sein Stamm, krumm, knorrig und nußgespaltet, oft oben doppelt so dick wie unten, sowie man es nur an Weiden wahrnimmt, trägt eine volle Krone graugrüner Blätter, auf langen schwank herabgebogenen Zweigen vertheilt. Seine glatte Rinde ist ebenfalls weiß und grün, ähnlich der gewisser Pappelarten. Die Enden der Zweige tragen fast armslange, zierlich gebogene Thyrsen licht rosenrother Schmetterlingsblüthen. Welche Verschwendung von Schönheit in der Wüste. Mannshohe cylindrische Opuntien schienen mit den übrigen mehr oder weniger bekannten Strauch- und Baumformen zu wetteifern, indem sie ihre wie an Schnüren aufgereihten Purpursterne fast zur Erde herabhängen ließen.

Mit all der Schönheit übrigens welche die Scene hier darbot, waren wir doch noch nicht am Ziel unseres Ausflugs, und so sputeten wir uns wieder darnach zu kreuzen.

Wir hatten gestern Abend gestissentlich eine höhere Lage zum Campiren gewählt, theils um uns mehr gesichert zu wissen, und theils um gleich in der Frühe Aus- und Umsicht zu haben wohin wir heute zu gehen hatten, um unser vorgestecktes Ziel auf kürzestem Wege zu erreichen. Den ersten Schritt thaten wir nach Norden dem Gilagrunde zu, und gleichzeitig bewachten wir scharf die Westseite, wo die Casa Blanca liegen mußte. Nach kaum einer halben Meile Weges sahen wir uns vor einem kleinen Hügel, ohne Zweifel künstlichen Ursprungs, er trug ebenfalls Ueberreste zerstörten Mauerwerks. Während ich denselben hinaufritt, sah ich durchs Gebüsch links drüben die gesuchte Ruine aus dem weit sich hinziehenden Mezquitgehölz auftauchen, und machte meine Freunde aufmerksam. Dieß war nun alles gut, aber je mehr wir darnach hinüberspähen, je größer schien die zwischenliegende Entfernung zu wachsen. So wie der gesuchte Punkt herüberflimmerte, konnte es nicht unter 8 bis 9 engl. Meilen dahin seyn. Sollten wir denn so weit in der Irre herumgeritten seyn? Es war indessen nichts zu ändern, und so haschten wir nach dem was wir im Augenblick vor uns hatten. Der niedrige Hügel mit seinem alten Mauerwerk und darum laufenden Gräben und Vertiefungen, und überall große Haufen von zertrümmertem Erdgeschirr, dessen sonderbare Bemalung zu näherer Besichtigung einlud. Geradlinige Zeichnungen, im Zickzack eckige Figuren, auch das bekannte à la greccque und verwandte Formen ließen sich genau darauf erkennen. Sie waren in Weiß, Schwarz und Roth mit großer Genauigkeit und Symmetrie angebracht, und verriethen den fleißigen geordneten Sinn derer von denen diese Erdwaare herstammt. Ob sie von einem Volksstamm herkommt welcher heutigen Tages diese Breiten nicht mehr bewohnt, oder ob sie vielleicht den Pimos oder ihnen verwandten Indianern zuzuschreiben sind, ist um so schwieriger zu entscheiden, als eben die Pimos sowie der ihnen verwandte Stamm der Papagos oder die Pueblo-Indianer in Neu-Mexico noch heute ganz dieselben Zeichnungen auf ihren Webersstücken, Töpferwaaren und Korbgeflechten ausführen. Geradlinige Figuren, wie sie vollkommen mit denen der Azteken, wenigstens dem Geiste nach übereinstimmen, und in denen derselbe geordnete Fleiß sich ausdrückt, und wie er auch an ost- und westasiatischen, sowie auch ägyptischen Kunstwerken zu finden ist, bilden einen sehr charakteristischen Zug an den Gefäßscherben Ober- und Nieder-Pimeriens. Zu gleicher Zeit läßt sich auch eine allgemeine Mangelhaftigkeit an jenen Kunstbestrebungen der Pimos und Papagos wahrnehmen, wo immer sie sich in Wellenlinien versuchen. An ihren Arabesken und Thierfiguren sind ein gewisser Barbarismus und fast kindische Unfähigkeit unverkennbar, obwohl darin stets der Charakter des gewählten Originals deutlich genug wiedergegeben ist.

Einige der größern Scherben welche ich zu mir gesteckt, erhielten mehr Bedeutung durch verschiedene Bruchstücke jener schön und wunderbar gearbeiteten Steinäxte, wie sie die Spanier bei den alten Mexicanern vorgefunden. Diese hier waren aus einem sehr feinen lauchgrünen Basalt oder Grünstein gearbeitet, und schienen an Schneide und Politur auch gar nichts von ihrer anfänglichen Vollendung verloren zu haben. Wie kamen diese Stücke hieher, da weder die Pimos noch die Papagos, oder deren Todfeinde, die Apaches, sich dieser civilisirteren Waffe bedienten, die sie ohne Zweifel zu machen auch nicht im Stande wären? Die beiden erstern sind Fußvölker,

letztere sind Reiter, jene führen Pfeil und Bogen, Keule und Lanze, diese Lanzen, Pfeil und Bogen und Schußwaffen.

Sollten die hier gefundenen Steinartbruchstücke wirklich den aztekischen oder überhaupt altazetischen Ursprung der hiesigen Ruinen beweisen helfen?

An diesen Steinartträmmern, aus denen man Schneide und Haupt genau zusammenstellen konnte, ließ sich die Grundform der wohlbekannten amerikanischen Holzart erkennen, die vielleicht nicht ohne Grund als indianischen Ursprungs gelten kann.

(Schluß folgt.)

Excursion in der Umgegend von Columbus.

Die Stadt Columbus in der Grafschaft Muscogee liegt an der westlichen Gränze des Staates Georgia am Chattahoochee-Fluß, der die beiden Staaten Georgia und Alabama trennt. Der breite Strom ergießt sich 350 engl. Meilen abwärts in den mexicanischen Golf, und wird von Dampfschiffen und Booten sehr belebt, welche die Erzeugnisse der Plantagen und Fabriken dem Meer zuschleppen. Oberhalb der Stadt hat er sich seinen Weg durch Granitfelsen gebrochen, und erhält bei einem Gefäll von 600 Fuß auf einer Strecke von 25 engl. Meilen sehr starke Strömung. Das ganze Bett ist voll großer und kleiner Felseninseln, mit üppiger Vegetation bedeckt. Das Ufer besteht aus rothem Lehm, der an Farbe und Härte den gebrannten Ziegelsteinen fast gleich kommt, ferner aus Gneiß und grauem schiefrigen Granit. Letzterer ist bis auf bedeutende Tiefe ganz zerfetzt, mit viel Quarz untermischt, und oft findet man große Klumpen Quarzkrystalle, die der Regen losgewaschen hat. Tiefe Furchen hat der Regen in dem fruchtbaren Boden nach dem Fluß zu gezogen, und hohe Bäume schmücken von beiden Seiten die Ufer, welche durch Reiher, Enten und ganze Schwärme von Regenpfeifern belebt sind; auch Biber und Ottern finden zwischen den vielen Felsen günstige Schlupfwinkel, und eine Menge Fische beherbergt der Fluß. Eine Forelle kommt darin vor, die zwar eben solche Flecken wie die europäische hat, an Bau und Geschmack aber verschieden ist, und der unsrigen nicht gleich kommt. Katfische, Krebse und Schildkröten gibt es noch jetzt in großer Anzahl, allein der beliebte Shadfisch, welcher jährlich zu vielen Tausenden in der Laichzeit vom Meer heraufzieht und gefangen wurde, ist ausgeblieben, worau wohl die vielen Dampfer und Fabriken die Schuld tragen. Die Cherokee-Indianer haben früher hier gehaust und fast ganz vom Fischfang gelebt, und noch sind ihre Zelte und Lagerplätze an den Lichtungen im Walde kenntbar, die jetzt von jungen Föhren bedeckt sind, die Indianer aber sind verschwunden, und nur einzelne Halbblütige leben noch zerstreut im Wald, und treiben Feldbau und Viehzucht. Die Stadt ist umgeben von vielen Plantagen, und ihre Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Mais, Weizen, Kartoffeln und Wein. Eine neue Art Reben aus Californien unter dem Namen Los Angelos fand ich dort eingeführt, von der man sich viel verspricht, gewöhnlich aber ist es die Warren- und Catawba-Traube oder eine Varietät von Scuppernong (Vitis vulpina), mit rothen großen Beeren, die jedoch nicht reichlich trägt und Muscadine genannt wird; auch eine Brombeerart wird jetzt dort cultivirt, von der im Norden viel Wein erzeugt wird, sie heißt New-Rochelle und zählt viele Varietäten. Die Weinfabrication ist gegenwärtig eine wahre Manie der Amerikaner, und wenn man auch einigen ihrer Weine den Geist- und Zuckergehalt nicht absprechen kann, so erinnerten sie mich doch immer mehr an Birkensaft oder Johannisbeerwein als an unsere Weine; Warren-Catawba-Traube liefert noch die bessere Qualität, allein mit einem widerlichen Beigeschmack, den nur Gewohnheit und starker Durst bemeistern kann. In neuester Zeit werden auch Versuche mit der chinesischen Theestaude gemacht, und ich zweifle nicht daß der Erfolg günstig seyn wird, denn alle aus China stammenden Pflanzen gedeihen in diesem Klima ausgezeichnet. Von den Plantagen wendete ich meine Schritte dem Wald und Fluß zu, und so unmöglich es mir auch ist diese wundervollen Bilder wiederzugeben, so will ich doch den Leser mit vielen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen bekannt machen, welche in buntem Gemisch dort vorkommen. Oben auf den Höhen ist magerer sandiger Boden mit Föhrenwald, wo mir die vielen zwei Fuß langen und drei Zoll dicken Föhrenprügel auffielen, welche von den Bibern geschnitten, theils am Stamm, theils auf dem Weg nach dem Fluß zu liegen blieben, um später wahrscheinlich wieder geholt zu werden. Große Schwärme wilder Tauben erschreckten mich öfters in dem einsamen Walde durch ihr geräuschvolles Aufstiegen, sonst beherbergt er außer Eichhörnchen, Kaninchen, Waschbären, Füchsen, Waldschnepfen und wilden Truthühnern kein Wild mehr, Hirsche und alle größeren Thiere sind längst ausgerottet. Einen großen sehr schönen Nachtschmetterling fieng ich an einem Föhrenstamm. Er hatte mit ausgespannten Flügeln fünf Zoll Breite, und seine schwalbenschweifähnlichen Spitzen maßen zwei Zoll. Seine Farbe war hellgrünspangrün, mit breitem violettem Saum, und auf jedem Flügel ein violettes Auge. Man sagte mir daß er sich zur Seidenzucht eigne, und Attala luna (?) heiße. Ebenso fieng ich einen schönen Nashornkäfer (Geotrupes) mit drei rückwärts gebogenen Hörnern, und eine Menge Goldkäfer mit rothem Schild und langem Horn. An einer Lichtung angekommen, fand ich einen wahren Blumengarten, ganz vom dunkeln Wald umgeben, wo viele Pflanzen in der verschiedensten Farbenpracht das Auge ergötzten. Aus dem wellenförmigen Boden war noch zu erkennen daß dieser Platz einst als Acker cultivirt und wieder verlassen wurde, auf dem jetzt unzählige Hecken und Kräuter sich eingenistet haben.

Monotropa uniflora zu den Pyrolaceen gehörend, wuchs blattlos auf den Wurzeln alter Bäume; der acht Zoll lange Blüthenstengel, dick mit ledergelben Schuppen besetzt, trägt eine wohlriechende zwei Zoll lange und einen halben Zoll breite abwärtshängende Blume mit 10 Staubfäden, die mit einer großen Ericablume Aehnlichkeit hat. Petalostemon corymbosum zu den Papilionaceen gehörend, hat weiße in gedrängten Köpfchen stehende Blüthen wie eine Compofite.

Viele Asterarten, an denen das Land sehr reich ist, waren noch ohne Blüthe, ebenso mehrere Eupatorienarten. Verschiedene sehr schöne Gerardia, darunter eine mit Rosa-Blüthen, Lobelia cardinalis inflata, amoena, andere mit blauer Blüthe, dann die prächtige Solidago, die einen Schuh lange gelbe Blüthenrispen trägt, Chrysogonum virginianum, Helianthus, Rudbeckia, Orchis, zwei Arten Habenaria, davon eine große orangefarbene prächtige Blüthentrauben trägt. Lilium catesbeae, philadelphicum, carolinianum, mit rother Blüthe und schwarzen Tupfen, Asclepiasarten, Gonoclynum coelestinum, mit blauen Blüthenbüscheln, wie Ageratum mexicanum, Veronica, mit violetter Blüthe; Gentiana ochroleuca in Büscheln blühend, Convolvulus und Ipomäen, mit ihren weißen Blüthen und Passiflora incarnata, ein gefürchtetes Unkraut in den Feldern, überzog Büsche und Boden. Ihre Blumen werden 3—4 Zoll groß, und die Früchte sind genießbar. Was aber diesen Blumengarten besonders reizend machte, waren die schönen Gräser, wovon die einen gelb wie Gold, andere wie von Silber oder Purpur, und wieder andere grün oder grau, wie von Federn gemacht, dazwischen hervorsahen. Ein unangenehmer Zwischenfall begegnete mir hier, der mich zum größten Theil meiner gesammelten Pflanzen beraubte. Während ich eben beschäftigt war eine Pflanze sammt Wurzel aus der Erde zu graben, fuhr eine große Schlange mir über das Bein, so daß ich im ersten Schrecken alles wegwarf und fortlief; ich bemerkte jedoch bald wieder daß ich nicht verfolgt ward, und daß es eine ganz unschädliche Peitschenschlange war, die ich aus ihrer Ruhe aufschreckte, sammelte daher einen Theil meiner weggeworfenen Pflanzen wieder. Der Wald im Hintergrund war nicht minder malerisch und hatte ein gar buntes Aussehen. Hier prangte die schneeweiße Krone des Cornus florida mit ihren großen Bractäen neben dem bluthrothen Acer rubrum, dahinter sah Liquidambar styraciflua mit grünspanfarbenen Blättern, umgeben von bronzefarbenen Eichen, braunrothen Ulmen und Morus rubra hervor, untermischt mit dem düsteren Grün der Föhren und dem saftigen Grün der Ceder (Juniperus virginiana).

Die tiefen Schatten dazwischen hoben die einzelnen Farben noch greller hervor und erzeugten ein wundervolles Bild. Auf dem Boden stund das Trillium maculatum mit seinen weißgefleckten, einen Fuß breiten Blättern dicht gedrängt, und dazwischen zeigte sich die purpurne, einen Zoll große Blüthe, erhöhte den Reiz, und machte auf einen Augenblick vergessen daß hier Gras und Moos fehle. Schöne Farren kommen vereinzelt vor, und auch das schöne Baummoos, Tillandsia usneoides, welches an der Seeküste alle Bäume so herrlich putzt, kommt wiewohl sparsam und verkümmert fort. Azalea nudiflora, viscosa und calendulacea schmücken mit ihren Blüthen den Wald, und Mitchella repens kriecht mit seiner weißen duftenden Blüthe und seinen scharlachrothen Beeren auf dem Boden. Liatris, eine eigenthümliche Compositе mit knolliger Wurzel, wie Zwiebeln, ist häufig. Die Pinusarten, wie longifolia, Taeda und rigida, werden immer spärlicher, je näher man dem Fluß kommt, und die prächtige Magnolia grandiflora, glauca, accuminata und tripetala, letztere mit zwei Fuß langen und 10 Zoll breiten Blättern, nehmen dafür Platz. Acer saccharinum, Bignonia catalpa, Platanus occidentalis, einer der größten Bäume, Quercus coccinea, alba, rubra, castanea, Prinus, falcata, aquatica und Phellos, letztere die einzige immergrüne Eiche welche in dieser Gegend vorkommt; diese Eichen werden sehr groß und bekommen 3—4 Fuß über den Stamm. Halesia tetraptera und diptera werden oft 60—70 Fuß hoch bei einem Fuß Stammdicke. Petula nigra und lenta, Aesculus pavia, Fraxinus americanus, Ulmus americanus, Tilia americana, Celtis occidentalis, ein sehr großer Baum, Liriodendron tulipifera, hat im Alter durch seine knorrigen Aeste viel Aehnlichkeit mit einer Eiche, Carya porcina, Juglans nigra, Ilex opaca, prächtig mit rothen Beeren geschmückt, Nyssa sylvatica, und ein sehr schön blühender Strauch, Chionanthus virginiana, unter dem Namen Franzosenbaum oder alter Mannsbart bort bekannt, weil seine weißen, dünnen, langen Blumenblätter in Büscheln wie ein langer Bart aussehen, Ostrya americana, Ptelea trifoliata, Staphylea trifoliata, Stillingia ligustrina, Rhamnus caroliana, Rhus venenatum, sehr giftig, so daß manche Menschen von der Ausdünstung krank werden, typhinum und glabrum, viele Cratägusarten, Prunus americanus, Olea americana, ein schöner immergrüner Baum, Cerasus virginianus und carolinianus immergrün, Pyrus erythrocarpa, mit herrlich duftender Blüthe, Viburnum prunifolium mit genießbarer Frucht, Amelauchier botryapium, Andromeda arborea, Diospyrus virginiana, bort Parsimon genannt, liefert eine schöne orangegelbe Frucht, die vom Frost mürbe gemacht nicht unangenehm schmeckt, von den Landleuten wird sie zur Bierfabrication benutzt, Vaccinium, Hamamelis virginica etc. Auch Schlingpflanzen kommen hier viele vor, doch bei weitem nicht so häufig, auch nicht so üppig wie an der Seeküste; mehrere Smilax, Decumaria sarmentosa, Berchemia volubilis, Hedera quinquefolia, Vitis riparia, rotundifolia, labrusca, letztere die Mutter von sieben amerikanischen Weinarten, Cissus bipinatus, Bignonia radicans etc., von Palmen kommen bloß Chamerops pumila und Sabal Adansonii, auch fand ich nur eine Art Yucca filamentosa hier, welche die Indianer zu Bindfaden benutzen und vielleicht zu diesem Zweck dahin verschleppten. Hat man sich nun durch alle diese Bäume und Sträucher durchgearbeitet, so wird man durch einen zauberisch schönen Blick auf den Fluß überrascht, wo die vielen bald großen, bald kleinen Felseninseln, womit der Fluß bedeckt ist, im üppigsten Grün und den buntesten Farben der Blüthen im grellen Sonnenschein ausschäumender Fluth sich präsentiren. Hier steht man auf einem kleinen Felsen oft nur einen einzigen Strauch des Rhododendron maximum, das seine großen Blüthendolden weit über seinen Standort ausbreitet. Auf einem anderen steht die wunderschöne Kalmia latifolia, 15 Fuß hoch und ebenso breit mit glänzend-grünen herabhängenden Blättern und blaßrosa Blüthenbüscheln, dazwischen drängt sich eine Veronica mit violetter Blume und Vitis, Smilax oder Mickania überziehen den Stein. Oft steht auch nur eine Pinus longifolia auf einer Insel, wo sich der Stein dadurch nur noch schöner zeigt, oder er

hat einem Strauch ein Plätzchen neben sich gegönnt, wie Decodon verticillatus mit Lilablüthen in der Familie der Lythraceen gehörend, oder die wohlriechende Mikania überzieht Stamm und Felsen. Am jenseitigen Ufer zeigte sich weiße Erde. Der Fluß war stark gefallen, was oft so plötzlich geschieht, daß Schiffe über Nacht am Landungsplatz sitzen bleiben, bis durch Regen der Fluß wieder steigt, und auf dem nun trockenliegenden Schlamm lagen viele sehr schöne Muscheln, worunter sich eine durch elegante Form besonders auszeichnete, es war Unio Boykinianus. Weiter abwärts des Flusses findet man in den Ebenen Alluvialboden und nur auf den Höhen Granit.

Ueber Damascus und die Damascener.

Von v. Kremer.

Die Damascener haben immer für besonders fanatisch gegolten; v. Kremer sagt von ihnen (in seiner Topographie von Damascus, Wien 1854): „Sie sind das fanatischste, eingebildetste, unwissendste Volk in ganz Syrien. Ein Sprüchwort sagt: Schami, Schumi, d. h. der Damascener ist ein Betrüger. Jetzt ist hier kein einziger Gesetzesgelehrter, kein Sprachkenner oder Dichter, wogegen Aleppo und Kairo stets bedeutende Gelehrte besitzen. Dagegen wird von andern die Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit der Handwerksleute von Damascus gerühmt. Schreiber dieß hat während seines zwölftägigen Aufenthalts in der Quarantäne zu Smyrna drei junge Handwerksleute aus Damascus kennen gelernt, die sich wirklich durch Mäßigkeit und Ordnungsliebe ausgezeichnet haben. Nur der Nachruf der bessern frühern Zeiten, hat v. Kremer weiter ausgesprochen, machen daß auch heute noch die Medresse, d. i. die Hochschule an der großen Moschee, für eine hohe Schule der Gelehrsamkeit, freilich nur von den Meccanern gehalten werde, deren große und angesehene Familien ihre Söhne als Studenten zu ihr schicken. Für den gelehrtesten Mann von Damascus hielt während seines dortigen Aufenthalts v. Kremer einen zum Protestantismus übergetretenen Maroniten, den Arzt Michael Meschaka, welcher zu seiner Rechtfertigung ein arabisches Buch geschrieben hat mit dem Titel: „Führer zum Gehorsam des Evangeliums."

Die Stadt — von orientalischen Schriftstellern genannt: „die Perle des Orients, die wie Eden prächtige, die Paradiesduftende, das Gefieder der Paradiesvögel schauen, der farbige Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, das Thor der Kaaba, das Auge des Ostens, das Eden der Moslime, die Stadt welche Muhammed dreimal glücklich gepriesen darum daß die Engel Gottes über dieselbe ihre Fittige ausgebreitet haben" — hat einen Municipalrath, in welchem alle Großen, auch zwei Christen und ein Jude ihren Sitz haben sollen. Für Handels- und Wechselgeschäfte besteht ein eigenes Gericht. Für schriftlich geführte Processe wird nur eine geringe Schreibgebühr gefordert.

Christliche Kirchen gibt es noch sieben. An der Stelle der großen, prächtigen Omajaden-Moschee, der Umawi von Welid Ibn Abd el Melik um 300 Millionen Dirhem erbaut, stand einstens eine Kirche Johannis des Täufers, dessen Haupt jetzt noch das muhammedanische Gebäude einschließen soll. Klöster von Bedeutung gibt es drei, nämlich das der Lazaristen mit einer französischen Bibliothek, das der Capuziner und das der Terra Santa mit meist spanischen Mönchen; in letzterm wird Unterricht im Arabischen ertheilt. Die Zahl der Einwohner wird verschieden angegeben, von 100,000 bis zu 130,000, darunter sind über 10,000 Christen, gegen 5000 Drusen, Metawileh und Nosairier, auch nicht wenige Zigeuner, welche einen Aga hier wohnen haben. Außerdem treiben sich immer eine Masse Beduinen in derselben herum.

Die angebaute Ebene von Damascus, die berühmte El Ghutha der Araber, dehnt sich gegen Süden zwei, gegen Norden und Osten drei Meilen, gegen Westen aber nicht eine ganze Stunde aus. Die Stadt selbst hat 2¼ Stunden im Umfang. In der Ghutha wachsen Aprikosen, Mandeln, Azerolen, Kirschen, Quitten, Citronen, Feigen, Granaten, Maulbeeren, Wallnüsse, Oliven, Orangen, Aepfel und Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Trauben, unter letztern 5 bis 6 Pfund wiegende, ächte Pistazien, Lotus. Die Banane kommt nicht vor, dagegen der Storax und die hohen Nebk- oder Dombäume. Lombardische und Weißpappeln, hor genannt, wachsen hier sehr hoch und schlank. Olivien- und Aprikosenbäume dienen als Brennholz. Der Myrtenbaum trägt hier Beeren, welche gern gegessen werden. Zwischen den Fruchtbäumen sind Felder mit Tabak, Kichererbsen, der Moorhirse (durrah), Pferdebohnen, Gurken und Melonen. Auch Baumwolle, Flachs und Hanf wird hier gepflanzt, ferner Färberröthe, Ricinus zu Oel; Hülsenfrüchte aller Art sind hier sehr ergiebig. Gegen die Wüste zu breiten sich die reichsten Ackerfluren von Weizen, besonders auch Spelt, Mais, Gerste u. s. f. aus; dabei liegen aber große Strecken Landes wüste, und das meiste ist wegen Mangels an fleißigen Händen schlecht bebaut. Der Bauer der Ortschaften zwischen der Stadt und den östlichen Seeflächen (20 auf der Nord-, 30 auf der Südseite des Barrada) ist ganz in den Händen der Wechsler. Die Häuser sind dort von Lehm und Stroh, die Moschee des Dorfes ist eine dem Bauernhaus ähnliche Lehmhütte; in derselben fungirt ein Bauer, welcher einmal in der Stadt lesen gelernt hat, als Khatib, d. i. als Vorleser des Koran und als Imam oder Vorbeter. In den christlichen Dörfern wird das Lesen und Schreiben vom Churi, d. i. Pastor, meist nach Londoner Bibelausgaben gelehrt.

Der Barrada, der alte Chrysorrhoas, d. i. Goldstrom, fließt zwei Stunden von der Stadt an im Schatten der Gärten und Obstwaldungen; dann zieht er sich wie ein Silberfaden zwischen dem saftigen Schmelz immergrüner Wiesen, der el Merdschs, welche baumlos sind. An demselben sind viele Mühlen. Singvögel, Strandläufer, Reiher, namentlich der Bläuling, finden sich hier viel. Die seichtern Stellen sind voll von Krebsen und Schildkröten, der Bach selbst ist fischreich. Der See in welchen der Barrada fließt, 6 bis 8 Stun-

den von der Stadt entfernt, bahret el merdsch genannt, gewinnt, wenn der Bach angeschwollen ist, viele Stunden an Umfang. Denselben beleben eine Menge von Wasser- und andern Vögeln, als Enten, Gänse, Störche, Pelikane, Schneyen, Reiher, Butor, Rohrdommeln, Möven, Schwalben, auch Raubvögel. Es fehlt dann auch hier nicht an Eidechsen, Schildkröten, Geckos, Camäleons, Schlangen, schwarzen Vipern, Scorpionen, Taranteln, Wasserspinnen, eßbaren Krabben, Rebhühnern, welche hieher kommen um ihren Durst zu stillen. Auch Gazellenheerden aus der Wüste, Schakale und wilde Eber stellen sich hier ein. Die Ostseite des Sees ist noch von keinem Europäer besucht worden. Zur Sommerzeit zieht sich der See in drei verschiedene Abtheilungen oder Moräste zurück, daher auch oft von drei Seen die Rede ist. Dahinter soll der ausgebrannte Krater eines Vulcans liegen, von welchem die schwarzen und porösen Bau- und Pflastersteine nach Damascus gebracht werden. Außer dem Barrada, welcher bei dem Dorf Dummar, unterhalb der Brücke, in mehrere Arme sich theilt (es werden gewöhnlich sieben Arme genannt), ergießen sich noch zwei Bergströme von geringerer Bedeutung in die Ebene der Ghuṭha, nämlich der Awadschi und der Helbon. Dieser kommt von Nordwesten her, und an demselben wächst noch jetzt der beste Wein [1], jener von Südwest nach Nordost laufend, entspringt auf dem Hermon. Im Awadsch hat man wohl den alten Amana zu suchen, dem alten Pharphar (2 Kön. 5, 12), aber entspricht wohl eher die Fidschebh-Quelle als der Barrada, weil das Wasser des letztern keineswegs für gesund, sondern für fieberbringend gilt.

Der neue Aufstand der Maori auf Neu-Seeland.

Im März 1859 wurden von dem Gouverneur Neu-Seelands einem Maori-Clan Anerbietungen gemacht, Ländereien im Waitara-Thale an britische Ansiedler zu verkaufen. Das Waitara-Thal liegt an der Westküste der Nordinsel in der Nähe der Stadt New-Plymouth in der Landschaft Taranaki. Der Kauf wurde abgeschlossen, acht Monate jedoch ausbedungen ehe er rechtskräftig werden sollte, damit in der Zwischenzeit etwaige unbekannte Eigenthümer ihre Rechtsansprüche geltend machen könnten. Niemand fand sich ein, niemand hat auch seitdem zu bestreiten gewagt daß den Maori-Verkäufern die Waitarafluren gehört hätten. Dennoch erklärten sämmtliche Stämme Neu-Seelands den Verkauf für null und nichtig, und zwar deßwegen weil ihre Clans feierlich sich gelobt hatten unter keinen Umständen irgend ein Stück Land an die Briten zu veräußern, indem sie recht gut wissen daß der Untergang ihres Geschlechts bei fortgesetzten Landverkäufen unausbaltsam wäre. Die Taranakistämme erhoben sich daher, und verschenchten durch Mord und Zerstörung die Colonisten, welche sich auf dem streitigen Grunde niederlassen wollten. Die Maori sind, wie wir erst kürzlich aus Thomsons Geschichte Neu-Seelands [1] sahen, nach ihren Begriffen immer die Sieger über die Engländer geblieben, ja diese haben den großen Aufstand unter Heke durchaus nicht mit Waffengewalt, sondern nur durch List und durch Verträge niedergeschlagen. Bis auf den heutigen Tag halten sich daher die Maori den Briten an Streitbarkeit überlegen, und eben jetzt wieder hat der Commandant von New-Plymouth, Obrist Gold, obgleich seine Garnison doppelt so stark war als die Feinde, dennoch sich nur auf die Abwehr beschränkt. Seit 1854 nun hat sich zuerst der Gedanke unter den Maori verbreitet, daß wenn sich sämmtliche Stämme unter einem Oberhaupt vereinigen und einen König anerkennen würden, ihren gesammelten Kräften es ein leichtes seyn müßte die Europäer von den Inseln zu jagen. Der Häuptling der insurgirten Taranaki-Stämme, Namens William Kingi, der wie es scheint von einem Missionär getauft worden ist, hat aber während der letzten Erhebung dem Oberhaupt der Waikato-Nation, der zahlreichsten, mächtigsten und streitbarsten auf der Nordinsel, eine Botschaft gesendet, daß er und sein Clan sich den Waikatos unterwerfen und ihr Oberhaupt als König anerkennen wollten, wenn die Waikatos an dem Aufstand sich betheiligen würden. Bisher waren die Waikatos die Alliirten der Engländer und ihnen befreundet gewesen. In der letzten Zeit hat sich aber unter ihnen eine nationale Kriegspartei gebildet, und dieser ist es gelungen den Oberhäuptling von seiner alten Behausung in der Nähe Aucklands, wo er dem vollen Einflusse der Europäer ausgesetzt war, zwischen Auckland und New-Plymouth ins Innere zu ziehen, wo noch das alte Maorithum in Kraft steht. Unter diesen Umständen erwartete man täglich daß auch die Waikatos sich dem allgemeinen Aufstande anschließen würden. Mittlerweile meldete die neueste Post, die Angelegenheit sey friedlich ausgeglichen worden. Wer die Geschichte Neu-Seelands kennt, weiß genug durch diese Worte. Die friedlichen Ausgleichungen bestehen darin, daß man den Aufständischen Recht gibt, die sich noch mehr wie früher als die Sieger betrachten werden, denn bei Friedensschlüssen pflegen die Maori die Zahl der Todten auf beiden Seiten zu zählen, und wo die meisten sind, da ist auch die Niederlage. Die Politik der britischen Statthalter führt freilich zum Ziele. Die Neuseeländer sind rasch im Aussterben begriffen, und ehe fünfzig Jahre vergehen, wird der letzte Maori begraben seyn. Dann erben die Colonisten ohne Blutvergießen. Die Ansiedler dagegen sind schlecht zufrieden mit diesen Geduldmitteln, sondern wollen jetzt schon in den Genuß der Erbschaft treten, und wissen vortrefflich daß nur kriegerische Erfolge und blutige Niederlagen den Maori Achtung einzuflößen vermögen. Wie vor Heke's Aufstand bezeichnet man allgemein wieder die Eingebornen mit dem Ausdruck „Nigger," was nach angelsächsischen Begriffen in Australien ein Geschöpf bedeutet, welches man ohne Gewissensbedenken niederschießen kann, und zu dessen Ver-

[1] Vgl. Wetzstein, der Markt in Damascus in der Zeitschrift der d. M. G. XI, S. 490.

[1] S. Ausland 1860. S. 485.

tilgung die Europäer in den Antipodenländern berufen scheinen. Man kann sich also leicht sagen ob die „friedliche Beilegung“ als Schluß des letzten Aufstandes oder nur als Anfang einer Pause zu betrachten sey.

Das Unterrichtswesen und die allgemeine Bildung in Italien.

Das Schulwesen in Italien liegt noch sehr im Argen, selbst in Toscana. Am schlimmsten ist es im Kirchenstaate und in Neapel; Piemont und Oesterreichisch-Italien machen eine ehrenvolle Ausnahme, aber auch diese können sich mit den Ländern diesseits der Alpen, namentlich mit Norddeutschland, nicht messen. Die Regierungen sorgen dort zu wenig für den Elementarunterricht. In Toscana ist die Volksschule noch bis auf den heutigen Tag reines Privatunternehmen, und theils in den Händen von Privatlehrern die sie zum Gegenstande der Speculation machen, und entweder gar nicht oder auf eine höchst unverständige und einseitige Weise einer Aufsicht unterliegen, theils in den Händen der katholischen Geistlichkeit, die im allgemeinen ihre Pflicht nicht genug erfüllt. Man kann sich daher nicht wundern daß, den nothdürftigsten religiösen Unterricht ausgenommen, in Toscana von hundert Kindern nur sechs irgend etwas lernen. Aber auch dieser Unterricht beschränkt sich bei den meisten nur auf Lesen, Schreiben und Rechnen, und so nothdürftig daß man annehmen darf daß nicht mehr als zwei Procent der Bevölkerung in Toscana mit den nothwendigsten Vorkenntnissen für eine allgemeine Bildung versehen sind. Wie es unter solchen Umständen in Toscana, Rom und Neapel mit dem Unterrichte in der Geschichte und der Geographie aussieht — von andern Gegenständen des Wissens nicht weiter zu reden — und wie demnach dort die allgemeine Volksbildung beschaffen sey, liegt auf der Hand. Man kann es für Neapel z. B. daraus abnehmen daß dort ein Gesetz besteht, vermöge dessen wenigstens ein Drittel der Gemeinderäthe lesen und schreiben können muß, und außerdem sind einzelne Erfahrungen der Reisenden eben so viele Beispiele der Unwissenheit in Italien. Viele Italiener halten z. B. unser Deutschland für ein Land, wo es im Grunde nicht viel anderes gibt, als kalte Nebel, ungeheure Sümpfe und undurchdringliche Wälder mit wilden reißenden Thieren, etwa wie Julius Cäsar und Tacitus es schildern. Wenn es dort so aussieht, so kann man sich kaum wundern, wenn ein deutscher Reisender von einem päpstlichen Polizeibeamten gefragt ward, „ob es bei uns auch Tage gäbe wo die Sonne scheine,“ und daß es für viele Italiener innerhalb der deutschen Gränzen nur Oesterreich, vielleicht noch Bayern, und in seltenen Ausnahmsfällen Sachsen gibt. Alle übrigen Staaten und Fürsten Deutschlands sind Vasallenstaaten und Vicekönige des Kaisers von Oesterreich, der dort auch Kaiser von Deutschland genannt wird. Preußen kennt zwar der Post-, Steuer- und Polizeibeamte dem Namen nach, aber es gehört ihm schlechterdings nicht zu Deutschland. In der toscanischen Stadt Pistoja wußte der Präfect des Departements nicht daß man in Preußen deutsch rede und „so nahe bei Deutschland sey.“ Man kann die Beweise für dieß alles in dem Buche: „Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner von Otto Speyer“ (Bd. I. Berlin, 1859) lesen.

Gebildete Italiener gewisser Classen geben es selbst unverhohlen zu, daß bei ihnen eine großartige Unwissenheit ganz besonders in allem herrscht was die Geographie und die Kenntniß fremder Völker und Länder betrifft. Sie finden den Grund davon in einer gewissen nationalen Eitelkeit, mit der sich die Italiener selbst, oft ohne es zu wissen, als die größte Nation der Erde, als das vorzugsweise civilisirte Volk betrachten. Seitdem Italien keine großen Geister mehr hervorbringt, die Namen seiner Künstler nicht mehr jenseits der Alpen und des Meeres wiederhallen, und sein freies Staatsleben zu Grunde gegangen ist, beschränken sich seine Bewohner darauf andere Völker zu der Anerkennung zwingen zu wollen, daß sie auf jedem Gebiet des Lebens, der Wissenschaft und Kunst von jeher die größten Männer gehabt und das Höchste geleistet hätten. Die allerdings große und hervorragende Rolle die das italienische Volk unter so verschiedenen Gesichtspunkten in der Geschichte der Welt gespielt hat, veranlaßt nun die Italiener daß sie die Verdienste anderer Völker übersehen, und der Stolz mit dem sie auf ihre Vergangenheit zurückblicken, macht sie blind gegen den Verfall, in den ihre Cultur seitdem, wenn auch gerade nicht durch eine wirkliche Entartung des Volkscharakters, sondern vielmehr durch äußere Umstände, durch eine große Einseitigkeit und Verblendung gegen das Gute außer ihnen, auch besonders durch die Schuld der Regierungen gerathen ist. Während andere Völker produciren, führen sie mühsam, gelehrt und leidenschaftlich den Beweis daß sie früher producirt haben, und obschon sie selbst nicht selten und vernehmlich genug gegen die Versunkenheit der Nation losziehen, sehen sie doch auf andere Nationen, die sie in so vielen Dingen überholt haben, mit Mißachtung herab. Gegen den genannten O. Speyer gab einst ein gebildeter Florentiner die offene Erklärung ab: „Die Italiener haben nur von ihren großen Todten zu lernen, nicht von denen die von ihnen erst selbst aus der Barbarei hervorgezogen worden sind.“ Daher ist auch die Zähigkeit erklärlich mit der man in Italien am Alten hängt, namentlich auch in Sachen des Jugendunterrichts, indem dabei die Methoden des vergangenen Jahrhunderts, ja zum Theil noch die des Mittelalters in Italien angewendet werden. Man sieht wo die Italiener auch außer der Lombardei und Piemont am empfindlichsten der Schuh drückt, und daß ihnen nicht allein die politische Freiheit, sondern noch etwas anderes, und noch etwas mehr als diese fehlt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. Augsburg, 5 August 1860.

Die Battas auf Sumatra.

Die Colonisation von Europäern in tropischen und subtropischen Ländern ist der romanischen Race in Centralamerika gelungen — daß auch die germanische Race die Fähigkeit dazu besitzt, ist gewiß, wenn sie nur jene Vorsichtsmaßregeln beobachtet, welche Spanier und Portugiesen in dem tropischen und subtropischen Amerika befolgt haben, indem sie ihre Macht nicht in dem heißen Tieflande (tierra caliente), sondern in dem kühlern Hochlande (tierra fria) gefestigt haben. Unter den Ländern welche in Tropengegenden noch den Europäer zur Colonisation einladen, sind es vorzüglich die größern Inseln des indischen Archipels welche in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, und unter diesen ist vorerst Sumatra zu nennen, das ein so ausgedehntes Hochland in seinem Innern hat, daß es nicht einigen Tausenden, sondern einigen Millionen Menschen zur neuen Heimath dienen könnte.

Dieses Land und seine Bewohner wollen wir hier kurz zu schildern suchen. Das Land ist zur größtentheils wüst und öde, aber culturfähig; das Volk zwar arm und roh, aber frei und europäischer Civilisation zugänglich.

Sumatra erstreckt sich über 10 Grad von Nordwest nach Südost, und wird ziemlich in der Mitte von dem Aequator durchschnitten. Es ist in seinen mineralischen und zoologischen Erzeugnissen eines der reichsten Länder der Erde, in botanischer Hinsicht noch nicht genug untersucht und gekannt, und war gewiß schon den Bewohnern des Festlandes von Indien früher bekannt als die übrigen Inseln des Archipels, obgleich man wegen Mangels an Alterthümern das Gegentheil glaubt, aber nicht genug so viele Ortsbenennungen berücksichtigt zu haben scheint, welche wie so manche Ortsnamen in Deutschland auf ein vorgermanisches, celtisches, so auf ein vormalayisches, indisches Volk hindeuten. Sumatra war das erste Gewürz- oder Pfefferland das die Alten kennen lernten; hier ist das Ophir (?), von dem Gold geholt wurde, hier erhebt sich der Indrapura über die Wolken als ein indischer Olymp, oder die Himmelsstadt Brama's, und die geringen Reste von einer Religion welche wir heute noch bei den Battas erkennen, deuten auf einen Naturcultus hin der älter ist als das bramanische und buddhistische Religionssystem der arischen Inder.

Neuere Untersuchungen scheinen es auch zu bestätigen daß Sumatra eine Urbevölkerung gehabt hat, welche von hier aus über den ganzen indischen stillen Ocean sich verbreitete. Der Ursprung der Malayen läßt sich mit Sicherheit nur auf Sumatra zurückführen. Ja noch eine zweite Urrace ist hier entstanden, denn die Battas und die ihnen nahe verwandten Völker sind keine ächten Malayen, solches lehrt die Betrachtung ihres physischen und moralischen Naturells, welches mehr mit dem indoeuropäischen übereinkommt.

Während die Malayen in den Centralthälern des Landes vom Süden her bis zum ersten Grade nördlicher Breite ihren Ursitz hatten und von hier nach den Küsten sich ausbreiteten, hatten die Battas vom ersten Grade bis gegen die Gränzen des Reiches Atjin und Pedir das Hochland inne, und haben erst später die Inseln an der Westküste, wie Pulo Nias und die Batuinseln, besetzt. Ihre gebirgige Heimath schloß sie lange von der Küste ab, und später bildete sich bei dem Volk ein Exclusivsystem aus, dem es, wenn auch in unendliche, selbständige Gemeinwesen zerrissen und geschwächt, dennoch seine Integrität zu verdanken hat, und in diesem socialen Zustande gleichen die heutigen Battas den Germanen des Tacitus, während die mehr gebildeten Völker der Sunda-Inseln, besonders die Javanen der Fürstenländer, ein lebhaftes Bild des Mittelalters in uns hervorzurufen vermögen. So wie heute die Battas sind, haben sie uns schon die ältern Berichterstatter beschrieben. Kein Reisender konnte sich rühmen bis zu ihrem Ursitz vorgedrungen zu seyn; selbst die muthige Frau Ida Pfeiffer hat von diesem ihrem Vorhaben abstehen müssen. Den merkwürdigen See Eik Daho oder Laut Sinkara, wie ihn die Malayen nennen, hat noch kein Europäer gesehen, und die Sage von der dichten Bevölkerung des ihn umgebenden Landes ist noch nicht zur Gewißheit geworden.

Einige bedeutende Ströme entspringen aus dem Innern dieses Landes, das in seinen höchsten Bergspitzen bis zu 6000 Fuß sich erhebt, dessen Hochthäler 2000 bis 4000 Fuß über der Meeresfläche sich hinziehen. Von diesen Strömen mündet

der Batangtorru und der Fluß von Singkel an der Westküste, der Eik Biela an der Ostküste von Sumatra.

Drei Wege führen in dieses Land, nämlich zuerst der Landweg, welcher von der Hauptniederlassung der Holländer an der Westküste Sumatra's, Padang, durch das Gebirge in das Hochthal Mandaheling an den zahlreichen Militärposten vorüber von Südost nach Nordwest führt. Dann zwei Wege die an dem Ufer der herrlichen Bay von Tapanuli beginnen, der südliche den Fluß von Dumut hinaufzieht, der nördliche über die Gebirgsterrassen rasch in das Hochland und von da in das Thal von Silindong, das Paradies des Battalandes, ausläuft. Das Central-Land ist aber Ober-Biela, das, wie ein anderes Böhmen rings von Gebirgen umschlossen, eine Hochebene in seiner Mitte hat, durch welche der Eik Biela dahinfließt, der als ein mächtiger Strom mit breiter Mündung an der Quala-Tanjong-Bangli (Nordostküste Sumatra's) mündet.

Von der weiten Bay von Tapanuli haben wir das Gebirge des Battalandes zuerst erblickt; finstere Waldung zieht sich hier bis an die Küste, und vergebens sucht man jene reizende Flora welche die Küsten Java's mit dem reichsten Segen Pomona's überschüttet. Nur bei Siboga gewährt Reiscultur und ein Palmenhain einen freundlicheren Anblick. Aber bald führt der Weg bergan im Zickzack durch undurchdringliche Wälder. Die Casuarinen steigen hier bis zur Küste herab, und die sumatresische Fichte sieht man an manchen steilen Abhängen der Westküste. Unter dem Laubholz ist besonders der Benzoe- und der Kampferbaum diesem Lande eigenthümlich. Der Durio zibethinos und die Arengpalme sind dem Batta wohl die liebsten Obstbäume. Letztere liefert ihm den Tuak, oder Palmwein, in welchem er sich so gern berauscht. Wo der Wald sich öffnet, sieht man über weite Flächen hin, die mit Alangallang (imperialis) bewachsen sind. Die Bergdörfer stehen meistens an steilen Abhängen, sind durch ein starkes Palissadenwerk und eine sparrichte Bambushecke geschützt; die wenigen Häuser sind von Holz und Baumrinde erbaut und mit Hidju gedeckt. Hidju ist die Pflanzenfaser aus der Blattscheide des Areng, die man in den Molukken Gumutu nennt, und die sehr langem, schwarzem Roßhaar gleicht, auch wohl als solches benützt und in den Handel gebracht werden könnte. Das Dach ist wie ein chinesisches ausgeschweift, deckt das auf Pfählen hoch über dem Boden ruhende Haus wie eine Kappe, und gibt den Dörfern ein düsteres Ansehen. Einige sparliche Pflanzungen von Reis- und Wälschkorn befinden sich in der Nähe des Dorfes, welche einer oder einige mit Schild und Lanze oder einer Luntenflinte bewaffnete Battas zu bewachen pflegen. Zuweilen sieht man auch einige fratzenhafte Götzenbilder und unzüchtige Symbole am Wege, welche Grabstätten von Vornehmen andeuten. Das Ganze sieht so düster, traurig und einsam aus als ob der Fluch der Zwietracht darüber hingeschleudert wäre. Und wirklich, der Teufel der Zwietracht ist es der dieses Land verödet und die einst höher civilisirte Nation der Battas so elend gemacht hat, daß sie zu Menschenfressern herabgesunken sind. Ihr Ausschließungssystem liegt nur im Interesse ihrer Häuptlinge, und ist nur auf den Trieb des Eigennutzes gegründet, womit jeder Dorfschulze als unabhängiger Radja wie ein ritterlicher Wegelagerer dem Wanderer auflauert und das Faustrecht verewigt. Und dennoch hat dieses Volk so viele gute, ja vortreffliche Eigenschaften, daß wir es zu den besten des Archipels rechnen möchten. Ihm würde eine europäische Beherrschung zur wahren Wohlthat werden, und würde ein gelinder Despotismus im Interesse der Cultur und Civilisation vor dem Richterstuhl der Humanität wohl zu rechtfertigen seyn. Welch ein edler Beruf ist hier dem germanischen Geiste vorbehalten — denn Deutsche werden es seyn welche ihre Bildung hieher bringen und ausbreiten (?)

Langt man endlich in jenen Hochflächen an wo man weit und breit nichts erblickt als Alang-Alang, der silbergrau in der Sonne erglänzt und wie ein Kornfeld im Winde wogt, wo nur hie und da ein einzelner Baum oder einige graste Pferde und Büffel die Monotonie unterbrechen und einige unbedeutende Hügel den Horizont schließen, so könnte man sich in die Steppen der weiten Prairien Amerika's versetzt wähnen, wüßte man nicht daß der Bach oder jener Fluß durch diese Fläche strömen müsse; und wirklich führt uns der Weg an einen Abgrund, und mit Ueberraschung sahen wir daß derselbe das tief ausgehöhlte Bett des Baches oder Gebirgsstromes ist, welcher ein schmales Thal mit steilen Wänden bildet, die milchweiß wie Marmor erglänzen, aber nur aus feinem weißen Thon bestehen; im Bette breitet sich horizontal eine frischgrüne Wiese aus, die aus jungen Reisfeldern besteht, und mitten durch zieht sich wie ein Silberfaden der Gebirgsbach murmelnd dahin und verbreitet Leben und Regsamkeit allenthalben, denn auch dort unten erblicken wir Dörfchen, eine fleißige Bevölkerung und einen zahlreichen Viehstand. Der Art ist das Bild einer batta'schen Landschaft mit der Licht- und Schattenseite.

In den Wäldern des Batta-Landes hausen mehrere Arten Tiger, Wildschweine, Hirsche, Rehe, der Tapir, das Rhinoceros, der Elephant, fliegende Eichhörner, Galeopitheken und Affen, riesige Fledermäuse (Pteropus), glänzende Vögel, unter vielen andern der herrliche Argusfasan, der Nashornvogel, Schlangen und andere Reptilien; in den Flüssen schmackhafte Fische, besonders einige Cyprinusarten.

Auf den Honig der wilden Bienenarten, welche in den Stämmen alter Bäume nisten, macht der sumatresische Bär (Ursus malajanus) Jagd, der übrigens mehr auf Pflanzenkost angewiesen zu seyn scheint. Zahllose kleine Blutegel sind in dem feuchten Laube, welches an manchen Stellen knietief den Boden bedeckt und die dem Wanderer an die Beine springen, sich am ganzen Körper festsaugen, so daß er am ersten Rastplatze oft über und über beblutet anzukommen pflegt. Er tritt deßhalb auf niedergestürzte alte Bäume, sinkt aber auch auf diesen zuweilen durch die trügerische Rinde bis an die Schultern in das bereits vermoderte Holz; eine feuchtkalte Luft herrscht in jenen dunkeln Wäldern, durch die kein Sonnenstrahl dringt, in welchen eine unheimliche Stille herrscht und welche der einsame Wanderer so gerne wieder verläßt. Die Berge welche er zu passiren hat, sind manchmal steil und

zerklüftet, in den tiefen waldbewachsenen Schluchten braust der Bergstrom, darüber führt eine Brücke von Rotang, gut genug für einen Seiltänzer, oder es ist zufällig ein riesenhafter Baumstamm darüber gefallen, auf welchem der Eingeborne barfuß so sicher darüber hinwegschreitet, wie der Affe, der auch keinen Schwindel zu kennen scheint. Außer dem Gekreisch einiger Papageyenschwärme, dem Gekrächze der Affen ist es über Tag still in dem Vorlande, nur des Nachts wird es lebendiger in der Wildniß. Dann kracht es wohl in dem Unterholz oder Glagarohr, wenn eine Elephantenheerde des Weges daherschreitet, oder das Nasshorn hirnwüthig den Boden aufreißt, oder der Tiger brüllend auf Raub ausgeht. Die Elephanten finden sich auch im Hochlande bis zu 3000 Fuß über der Meeresfläche. Der Tiger und das Rhinoceros hinterlassen ihre Spuren oft am Rande der Krater von 10,000 Fuß hohen Vulcanen, wie am Indrapur, Lubu Radja und Ophir. Sandstein, Trachyt, hin und wieder Granit sind die vorherrschenden Bodenbildungen in diesem Lande, das bei eintausend Quadratmeilen Flächeninhalt kaum einhunderttausend Einwohner zählt.

In frühern Zeiten war das Land stark bevölkert, wie die vielen Spuren von früherem Anbau, Dickicht von Fruchtbäumen und der Name vieler verschwundenen Ortschaften beweisen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts glaubte sich die fanatische Secte der Padrie in dem Malayenlande berufen den Koran auch im Battalande zu predigen, und sie kam und verwüstete das Land mit Feuer und Schwert. Heute noch heben die Battas bei Nennung des Namens jenes Ungeheuers, des Tuanko Rau, der mit seinen Mordbanden Hunderttausende vertilgt hat. Die Battas haben daher einen Abscheu vor allen Pfaffen, besonders vor den unbarmmedanischen, und ihr Antagonismus gegen den Islam ist vielleicht ein günstiger Umstand für die Einführung des Christenthums. Gewiß erleichtert der Mangel jeder positiven Religion ihre Bekehrung und damit die Vermischung und innige Verbrüderung mit künftigen christlich europäischen Einwanderern.

Der Batta ist durchschnittlich — Pariser Maß — vier Fuß 11 Zoll hoch (die Weiber etwas kleiner), wohl proportionirt und stark gebaut; sein Schädel ist regelmäßiger, sein Gesicht mehr oval als das des Malayen. Die Oberkieferknochen sind nicht so hervorstehend, der Unterkiefer nicht so breit, die Glabella nicht so vertieft, die Nase ist nicht platt gedrückt, sondern mehr gerade und spitz, die Lippen des Mundes regelmäßiger, der Busen der Frauen halbkugeliger, das Haar nicht straff, sondern zart, seideweich, oft castanienbraun, der Bart und die Pubes sind stärker; die Stimme voll und durchdringend. Im Hochland von Biela ist der Battatypus am stärksten ausgesprochen.

Die Battas leben in Familienstämmen, Suku; diese Suku treten untereinander in eine republicanische Föderation; jedes Dorf ist selbständig. Der Häuptling desselben, Radja, Ompun, Ngaru, Datu genießt keineswegs die sklavische Verehrung und Unterwürfigkeit von seinen Dörfern wie ein Vornehmer auf Java. Seine Befehle können nur durch den Volksrath Geltung erlangen. In dem Gemeindehaus, Soppo, wo alle öffentlichen Angelegenheiten berathen werden, hat jeder freie Mann der Gemeinde eine Stimme; Stimmenmehrheit entscheidet. Der Radja ist nur der Primus inter pares, und geht selbst mit dem Sklaven auf dem Fuß der Gleichheit um. Er ist zwar unverletzlich, darf aber weiter keine Ehrbeweise ansprechen als die welche ihm als Patriarch der Gemeinde zukommen. Seine Wohnung ist zwar größer und solider gebaut als die des gemeinen Mannes; aber diese wird von der Gemeinde umsonst gebaut, auch seine Felder theilweise bestellt. Im Krieg ist er aber unumschränkter Gebieter.

Die Sprache der Battas hat viele Guttrallaute, ist hart und wird mit scharfer Betonung ausgesprochen. Die Schrift gleicht etwas der chinesischen, wird von oben nach unten geschrieben und erinnert sehr an die Runenstäbe der nordischen Völker. Auf jeder Blattseite, oder vielmehr am Ende eines Aufsatzes, findet man eine Figur, die mit dem Druidenfuß einige Aehnlichkeit hat. In der Satzbildung ist weder Declination noch Conjugation. Früher schrieben sie mit aus Ruß und einer Gummilösung verfertigter Tinte auf Rindenpapier. Ein solches Rindenstück ist gewöhnlich ein paar Ellen lang, einen halben Fuß hoch, und wird so zusammengelegt daß die Enden mit einer plumpen Holzdecke geschlossen sind. Es enthält gewöhnlich ihre ganze Wissenschaft in der Rechtspflege, den alten Gebräuchen, ihren Zaubermitteln und medicinischen Kenntnissen. Heutzutage schreiben sie mit eisernen Stiften auf Bambus. Ihr Alphabet hat vier Selbstlauter, fünf Anhängezeichen und 13 Consonantvocale. Sie haben eine eigene Zeitrechnung, eigene Namen für die Monate und eigene Figuren für die 12 Himmelszeichen.

Sie glauben an gute und böse Geister; erstere nennen sie Sunangot, letztere Begu. Nur die letztern suchen sie durch Opfer zu versöhnen. Das Ausstreuen von Reis nach den vier Himmelsgegenden bei dem Empfang eines geehrten Gastes hat wohl die Bedeutung daß man damit die bösen Geister versöhnen und von der Wohnung des Gastes entfernt halten will. Die bösen Geister erzeugen die Krankheiten; die guten Geister sind die Seelen großer Vorfahren, welche bei dem Tod auf die Gipfel der Berge emporsteigen und in dem unsichtbaren Lande wohnen. Unsterblich sind die Seelen aller gewaltsam um das Leben gekommener Menschen. Die an Krankheiten sterben sind für immer dahin; sie haben weder Priester noch Tempel.

Ihre Rechtspflege ist kurz; die meisten Vergehen werden mit Geld gebüßt. Selbst der Landesverrath, auf welchem die Strafe gefressen zu werden steht, kann mit Geld abgekauft werden, ebenso der Ehebruch. Nur wer mit der Frau des Radja sich vergeht, muß sterben und wird gefressen; ebenso werden gefangene Feinde lebendig verzehrt; auch Fremde die ungerufen in das Land zu dringen suchen. Die Art wie sie das Schlachtopfer um das Leben bringen, peinigen und auffressen, zeigt daß ihr Trieb zum Menschenfraß nicht der Hunger, sondern die Rache ist. Doch sollen manche ein großes Gelüste nach Menschenfleisch haben, geräucherte Stücke davon aufbewahren und gelegentlich als Leckerbissen verzehren. Früher beschuldigte man sie auch des Verwandtenmordes wie er noch

heute bei manchen Polynesiern im Schwang seyn soll. Es ist uns aber kein Fall der Art zur Kenntniß gekommen.

Hat einer gestohlen, so ist das ganze Dorf in welchem er zu Haus ist für den Diebstahl verantwortlich.

Will ein Delinquent nicht bekennen, so wendet man zwar keine Zwangsmittel an, man kennt aber eine Art Gottesurtheil, das auch beim Eidablegen beobachtet wird. Die Gemeindemitglieder sitzen nämlich dabei in einem Kreis, in dessen Mitte ein Ochse oder ein Schwein geschlachtet wird; das Herz wird dem Vieh aus dem Leibe gerissen, jeder tritt herzu, verzehrt davon und spricht: so will ich geschlachtet und gefressen seyn wenn ich mein Wort breche.

Der älteste Sohn ist der Erbe des väterlichen Vermögens, stirbt dieser, dann sein Bruder, dann die übrigen Brüder. Selbst die Mutter erbt der Erbe, wenn sie auf Mangoli geheirathet war.

Junge Männer schließen oft, wie das auch bei Griechen und Germanen der Fall war, innige Freundschaft auf Leben und Tod. Wie wir hiebei Smollis trinken, so wechseln sie dabei zum Zeichen des Freundschaftsbundes ihre Schwerter. Sie sind leidenschaftliche Hazardspieler, wetten hoch bei Hahnenkämpfen, verspielen dabei oft Hab und Gut, ja sich selbst; durch Vorschüsse und Schulden kann einer seine Freiheit verlieren und Sklave werden. Das Loos der Sklaven ist übrigens nicht hart oder drückend.

Will jemand heirathen, so kann dieß auf dreierlei Weise geschehen: 1) auf Mangoli, wobei die Frau für 80—100 fl. von ihren Eltern gekauft wird, und sie sowie ihre Kinder Eigenthum des Mannes sind; die Braut muß zu dieser Ehe ihre Einwilligung geben; 2) auf Sumondo. Der arme Bräutigam bezahlt nichts, sondern verdingt sich auf eine Anzahl Jahre seinen zukünftigen Schwiegereltern, wie schon der Erzvater Jakob gethan; 3) der Freier raubt seine Braut und nimmt ihr die Jungferschaft. Diese Art der Ehe, welche auf Bali sehr im Schwang ist, steht bei den Battas unter einer Geldbuße — und ist nicht sehr geachtet. Die Heirath findet erst nach vollkommen entwickelter Pubertät statt, wodurch die künftige Generation nur gewinnen kann.

Bemittelte Leute schlachten zur Hochzeit ein Schwein oder einige Hühner; Arme werden ohne Festlichkeit vereinigt. Scheidet sich der Mann von seiner Frau, so verliert er den bezahlten Kaufpreis; will sich aber die Frau trennen, so müssen ihre Eltern den Brautschatz zurückgeben und noch ein Extra-Geschenk, wobei ein Büffel geschlachtet zu werden pflegt, um gleichsam durch dieses argumentum ad stomachum den Mann zu versöhnen.

Die häuslichen Arbeiten werden größtentheils durch die Frau verrichtet. Hat sie ein Kind geboren, so badet es der Vater am vierten Tag im Bach, wobei er ihm einen Namen gibt und ein Festessen veranstaltet.

Stirbt ein gemeiner Batta, so wird er bald nach dem Tode begraben; stirbt ein Vornehmer, so sät man Reis in ein Land und erst an dem Tag an welchem dieser Reis geerntet wird findet das Leichenbegängniß statt. An diesem Tage schlachtet man einen Büffel, dessen Knochen man an alle befreundeten Häuptlinge umhersendet; jeder der geladenen Radja kommt mit einem Büffel, und alle diese Büffel werden geschlachtet. Derweilen hat die Leiche in einem ausgehöhlten Durionstamme gelegen und war mit vielem Barokampfer bestreut worden. Sie wird nun auf ein großes Sarggestell gehoben, das an den vier Ecken mit männlichen und weiblichen Figuren verziert ist, deren Genitalien sehr groß, in verticalem Zustande sich gegenüberstehend oder in Coitu vereinigt dargestellt sind. Diese obscöne Darstellung hat die symbolische Bedeutung daß für das verloren gegangene Leben die ewigschaffende Naturkraft ein neues Leben hervorbringe, daß für den Verlust ein Ersatz zu hoffen sey.

Am Grabe wird der Deckel des Sarges noch einmal geöffnet, der Sohn oder nächste Verwandte kehrt den Kopf der Leiche der Sonne zu und spricht: „Schau, o Geliebter, noch einmal die Sonne, die du nie mehr erblicken wirst.“ Hierauf wird die Leiche in die Gruft versenkt, die Figuren mit den großen Genitalien befestigt man über dem Grab, und die Büffelschädel von der dem Verstorbenen zu Ehren gebrachten Hekatombe werden auf hölzernen Stangen am Grab aufgerichtet; dann überläßt sich das sämmtliche Gefolge dem Schmaus und ersäuft seinen Gram in Palmwein. Daß die Weiber ein großes Klaggeheul erheben, liegt in der Natur der Sache.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Westen.

Von Arthur Schott.

Casa Blanca nächst den Pimo-Niederlassungen am Gila.

(Schluß.)

Die höher steigende Sonne mahnte zum Aufbruch nach der gesuchten „Casa Blanca.“ Im Augenblick östlich von derselben stehend bildete eine im Westen dahinter hinziehende Sierra für uns einen willkommenen Hintergrund. Dort erlasen wir einen besonders vorragenden Felszacken, der als sichere Landmarke diente um den geradesten Weg nach derselben zu finden, wenn wir uns wieder im dichten Mezquitebusch zu vertiefen hatten. Auf der wellenförmigen Bodenoberfläche hinziehend, tauchte die Ruine immer von Zeit zu Zeit wieder vor unsern Blicken auf, so daß wir die Richtung jetzt nicht mehr verlieren konnten. Dagegen befremdete uns eine andere Erscheinung, wofür wir aber nach und nach die natürliche Erklärung fanden.

Wie vorhin bemerkt, war uns die Entfernung nach der Ruine übergroß erschienen, wobei man deren sonnenbeschienener Fläche nur wie ein unsicher flimmernder Punkt entgegensah. Jetzt auf dem Marsch dahin begriffen, kamen wir unserem Ziel mit überraschender Geschwindigkeit näher, obwohl wir nur langsamen Schrittes uns durch Busch und Dorn zu winden vermochten. Nach etwa einer halben Stunde standen wir nur noch eine Viertelmeile von der Casa Blanca.

Man sollte denken durch die dem nordamerikanischen Continent und besonders dessen westlichem Theil eigene klare Atmosphäre sollten Entfernungen dem Auge eher geringer erscheinen als wirklich der Fall ist. Dieß ist zwar im allgemeinen so, allein auf dem großen, wie von mächtigen Binnengewässern eben geschliffenen Flächen, diesen Ländern eigenthümlich, bewirkt die Luftspiegelung sehr häufig die äußersten Abweichungen von dieser Regel, welche man darum in Zweifel ziehen könnte. Gegenstände, nur wenig über den Horizont oder die Bodenfläche überhaupt erhaben und somit nur sichtbar durch tiefere Luftschichten, deren Temperatur hauptsächlich durch topographische Eigenthümlichkeiten bedingt wird, sind gewöhnlich diesen höchst sonderbaren optischen Widerspielen unterworfen. So geschieht es namentlich auch daß zuweilen kleine unbedeutende Dinge in einiger Entfernung die stattlichsten Dimensionen annehmen, oder daß sich zwischen den Bodenwellen ganz undurchsichtige Luftschichten einweben, welche dann dem Reisenden Seen oder große Teiche vorspiegeln, wo auf viele viele Meilen im Umkreis auch nicht ein Tropfen Wasser zu finden ist, oder aber daß Gegenstände, kaum zwei Meilen entfernt, anscheinend fielen und acht Meilen zurückgeworfen werden. Je nachdem man sich dabei auf ansteigenden oder abfallendem Grunde befindet, erscheinen dann Bodenerhebungen, Hügel und kleine Berge höher oder niedriger als sie in der That sind.

Vor Mittag langten wir endlich bei den Ruinen der Casa Blanca an, wo wir bald zum Lagern ein so gutes schattiges Gebüsch fanden als in diesen Breiten von Mimosen und Cactusgewächsen erwartet werden darf. Nach etwas Ruhe giengen wir sogleich an die Besichtigung der Ruinen und ihrer Nebenwerke.

Major W. H. Emory, im Jahr 1846 einer der Stabsofficiere bei General Kearney's Corps, und Capitän A. R. Johnston, desselben Generals Adjutant, geben in ihren beziehungsweisen Berichten nähere Daten über die verschiedenen in Neu-Mexico und Sonora gesehenen Ruinen, deren Geschichte noch immer in ein mythisches Dunkel gehüllt ist. Diese Berichte finden sich in den Ex. Doc. No. 41. Thirthieth Congress I. Session, unter dem Titel: Notes of a Military Reconnoisance from Fort Leavenworth, Mo; to San Diego in California etc., by Lieut. Col. W. H. Emory made in 1846/7 with the advanced guard of the Army of the West etc. Washington D. C. 1848, und Journal of Capt. A. R. Johnston I. Dragoons, killed at daybreak near San Pascual, California, Dec. 6. 1846.

Der Plan des massenhaften viereckigen Gebäudes (40′ + 50′) ähnelt sehr jenen mittel- und nachmittelalterlichen Schlössern wie sie häufig in den untern Donauländern und sonstwo zu sehen sind. Ein starkes Mauerwerk mit einer beträchtlich überragenden Citadelle als Kern bildet dabei die Grundidee. Das Material ist ähnlich dem wie ich es theils an alten Römerwerken, theils auch an mittelalterlichen Schlössern bauten zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Körper der Mauern ist aus einer Art Cement gegossen, wozu der Grant und Kies aus den quaternären Schichten der nächsten Umgebung das erforderliche Material geliefert haben mögen. Die Cementblöcke, wie sie sich hier und dort noch deutlich unterscheiden lassen, bildeten Würfel von 2—4 Fuß Basis. Die Wände waren mit einem nicht minder vortrefflichen Mittel glatt verstrichen und erschienen wie glasirt ähnlich römischem Stucco; der Anstrich war blaß röthlich glänzend. Wie geschickt mußten die Erbauer solcher Mauern ihr Material zu wählen gewußt haben, da nach den darüber ergangenen Stürmen von Regen, Luft und Feuer die Wände da noch immer wie unversehrt erschienen, wo Menschenhand nicht das Werk der Zerstörung versuchte? Dramе, Gesparre und Mauerschließen, jetzt nicht mehr vorsindlich, waren nach Capitän Johnston, der sie noch gesehen, von Cederholz (cederwood), wahrscheinlich von einem der westlichen Wachholderbäume (Juniperus) genommen. Wir konnten nur noch die Löcher sehen, in welchen einst das Holzwerk eingelassen war und die noch drei übereinanderlaufende Stockwerke andeuten. Thür- und Fensteröffnungen, alle mehr oder weniger ausgebrochen, befinden sich in ziemlicher Höhe über der Erde und waren ursprünglich nur mittelst Leitern zugänglich. Die Thüren an der Außenseite sind alle gegen Osten angebracht und oben schmaler als unten.

Innen, zur Rechten des Hauptausgangs, befindet sich eine auf die Wand gemalte Indianerzeichnung, deren Deutung bis jetzt dunkel geblieben. Ihre vereinzelte Erscheinung, sowie der Ort an dem sie angebracht ist, lassen vermuthen daß sie wohl später datirt als das Gebäude selbst.

Capitän Johnston gab sie in seinen Noten wieder, nur scheinen seit dieser Zeit noch einige Striche dazu gekommen zu seyn. Er zeigte die Zeichnung seiner Zeit den Pimos und Kokomaricopas, die aber alle nichts daraus zu machen wußten.

Auf 30—40 Schritte im Umkreise finden sich in verschiedenen Richtungen noch Trümmerstücke und verfallenes Gemäuer, welches theilweise darum laufende Gräben ausgefüllt hat.

Nachdem ich sorgfältige Skizzen von Einzelnheiten, sowie vom Ganzen genommen hatte, suchten wir wieder nach größeren Scherben jener bemalten Erdenwaaren, deren oben erwähnt wurde. Hierin hatten wir keinen Erfolg, was im Grunde natürlich ist, da diese Stelle häufiger besucht wird als die davon entfernt liegenden Spuren der Außenwerke. Der Platz um diese Ruinen war ebenso dicht besäet mit Scherben jener Töpferwaaren, wie der Platz um jene Plätze die wir in der Frühe gesehen hatten.

Was die Geschichte dieser Ruinen mit ihren weitauslaufenden Umgebungen seyn mag, ob sie neuspanischen oder wirklich aztekischen Ursprungs sind, kann, glaube ich, den geringen architektonischen Merkmalen nach kaum mit Bestimmtheit ermittelt werden. Das einzige was davon gegen christlich-hierarchischen Ursprung zeugte, wären die oben enger zulaufenden Fenster- und Thüröffnungen.

Schwach und wenig an der Zahl, wie die baukünstlerischen Merkmale sind, nach welchen vielleicht die historischen Zweifel über diese Ruinen gelöst werden könnten, ist um so weniger darauf zu halten, als sie überhaupt nur und höchstens zu Analogien führen können. Viel mehr liegt vielleicht im Namen

der an diesen Ruinen haftet, und der mit den lose damit verknüpften Sagen und Mythen wohl zu beachten ist.

Es ist durch verschiedene Reisende bekannt daß sich nicht nur südöstlich in Chihuahua und Sonora, sondern auch in allen Richtungen durch Neu-Mexico ähnliche und noch viel umfangreichere Ruinen befinden. Dieselben stimmen mehr oder weniger im Grundgedanken ihrer Construction überein, so daß sich auf eine allgemeine Aehnlichkeit der Sitten und Lebensart ihrer Erbauer schließen läßt. Diese waren alle ackerbautreibend, und ermöglichten diese Lebensweise ausschließlich durch großartig angelegte Bewässerung. Diese bedingte aber auch wieder einen ziemlichen Grad von Civilisation und bürgerlichen Tugenden, worunter besonders starker Gemeingeist, welcher den meisten Indianern Nordamerika's kaum eigen ist.

Dieser Gemeinsinn ließ sich einzelne stammverwandte Stämme zu größeren Gemeinden und zu Völkerschaften verbinden, die, obwohl ihrer Abkunft nach heterogen, doch durch ein Interesse zusammengehalten wurden. Schutz gegen Feinde von außen war das Hauptbedürfniß eines Volkes welches ringsum von Jäger- und Räuberstämmen umgeben war, außerdem daß sie sich auf der großen Hauptstraße von Norden her drängender Wandervölker befanden.

Wasser, ein unerläßlicher Besitz, ist auf dieser großen Heerbahn nur spärlich und sporadisch vertheilt und mußte daher für jedes herandrängende Volk das erste Augenmerk seyn. Um quellenreiche oder sonst bewässerte Landstriche zu vertheidigen oder zu erobern, mußten unablässige Kämpfe bestanden werden.

Die wandernden Jäger- und Räuberstämme suchten in solchen Landstrichen ihre Beute, indem sie die friedlichen ackerbautreibenden Völker ihres Erworbenen zu berauben suchten, die ihrerseits wieder alle Mittel aufboten sich gegen dieselben mit Erfolg zu vertheidigen. Darum die festen Bauten, wie sie noch heutzutage bei einigen Pueblos in Neu-Mexico zu finden sind, nur daß die Indianer am kleinen Colorado und Zuñi kein festeres Material mehr verwenden, als ihre lufttrockneten Lehmblöcke. Ein nordamerikanischer Genieofficier Capitän S. Sitgreave erwähnt in seinem Bericht ausgedehnter Ruinen und verlassener Wohnplätze, die er an den eben genannten Flüssen gefunden. Er sagt: „Die verfallenen großen Gebäude gleichen in ihrem Baustyl vollkommen jenen wie sie noch heute von den Pueblo-Indianern in Neu-Mexico errichtet werden, nur mit dem Unterschied daß die aus der unbekannten vergangenen Zeit keine getrockneten Lehmziegel (adobes) brauchten, sondern massives Gestein verwendeten."

Schließt man nun nach einer alten ethnographischen Regel, so verrathen diese alten Steingebäude einen Grad von Cultur und Wohlstand, höher als der auf welchem die heutigen Pimos und christianisirten Pueblo-Indianer stehen.

Der eben genannte Officier bestätigt auch daß die Farben und Zeichnungen auf der zertrümmerten Erdenwaare, wie man sie stets bei derartigen Ruinen findet, identisch sind mit denen die gegenwärtig von diesen Indianern verfertigt werden.

Die ebenfalls erwähnten Officiere Major W. H. Emory und Capitän R. A. Johnston stimmen mit dieser Ansicht vollkommen überein; beide geben in ihren darauf bezüglichen Berichten, Skizzen und Zeichnungen sowohl von Gebäuden wie von Bruchstücken einzelner Gegenstände wie Töpferwaare, Waffen u. dgl. Lieutenant Abert vom selben Corps spricht ebenfalls von Ruinen und sonstigen alterthümlichen Ueberbleibseln, welche er bei einer Expedition um die Quellen der oberen Zuflüsse des Brazo bei Norte und Colorado gesehen; auch er findet die Ueberbleibsel der alterthümlichen Bauten ganz ähnlich mit denen die noch heute von den dort noch lebenden Indianern im Stand gehalten werden. Dieser Officier gab seinem Bericht noch zahlreiche Illustrationen bei, welche, obwohl von nahezu gar keinem künstlerischen Werth, jene Uebereinstimmungen deutlich genug bezeugen. Die dortigen Eingebornen verknüpfen mit den Bewohnern jener Ortschaften aus vergangenen Zeiten sonderbare Sagen von einem heiligen Feuer welches einige noch von Montezuma's Zeiten her unterhielten. Jedes Jahr ward unter ihnen eine Wache erwählt welche des anstrengenden Dienstes wegen erlegen sey, was nach und nach dem kleinen Stamm der Peños-Indianer endlich sein Bestehen gekostet habe. Andere behaupten dieselben haben, als sie ihren Stamm allmählich untergehen sahen, das heilige Feuer genommen und es zu den Zuñi-Indianern gebracht, mit denen sie sich fortan verschmolzen hätten.

Ein ungegründetes Gerücht sagt diesen Indianern auch nach daß sie in ihrem Tempel ein Schlangenungeheuer mit Menschenopfern unterhalten haben.

Emory und Johnston erzählen unter anderem auch die Sage vom Sohne, der durch eine göttliche Frau und Herrscherin von einem befruchtenden Regentropfen empfangen worden sey, der nachmals alle diese Gebäude am Gila und Salinas erbaut haben soll. Damit wären wir also wieder bei einer wunderthätigen Empfängniß und Geburt eines Halbgottes angekommen, der nach dem Glauben der niedrigeren von ihm beherrschten Volksmasse einem höheren Stamm angehörte, ähnlich wie die Inkas der Peruaner, oder die Herrscher der Chinesen und Japanesen, der Hindus und Aegyptier, oder wie der meisten Stämme der Griechen oder der Römer.

Diese Sage scheint auch unter den nordamerikanischen Ureinwohnern ziemlich allgemeine Verbreitung zu haben und taucht hier und dort unter verschiedenem Gewand auf. Die Apaches haben dieselbe ebenfalls, nur daß sie bei diesem Räubervolke mehr anthropologische Ausdehnung hat. Ich hatte die Ehre dieselbe unter dem Namen „Apachemärchen" durch diese Blätter zur Oeffentlichkeit zu bringen. (S. Ausland Jahrg. 1856 Nr. 10 Seite 220.)

Außer diesen haben die nackten Wilden Nieder-Californiens, die Cochinies, Pericues und Gaicuras je ihre gleichbedeutenden Mythen von Gottmenschen als Stammväter der Menschen überhaupt oder einzelner Nationen. Einige haben noch dieselben ausgeschmückt mit Zusätzen von der dreieinigen Erscheinung eines Gottes, dem dabei so hohe bedeutungsvolle Namen gegeben sind, daß sie an Tiefe der Anschauung mit dem höchsten gemessen werden können was die Bibel oder

die heiligen Bücher irgend eines Volkes, wie Perſer, Hindus oder Siameſen (?), je enthalten mögen. (Siehe hierüber Clavigero's Historia de la baja California. Libr. I. Cap. XXIV.)

Die Pimos, auf deren Grund und Boden die Ruinen der „Caſa Blanca“ ſtehen, betrachten ſich als die Abkömmlinge der Azteken, und erzählen daß Montezuma ſie auf einem Pferde reitend verlaſſen habe, als er ausgezogen ſey um ein neues beſſeres Land für die Seinigen zu ſuchen. Dieſe Sage darf natürlich nicht buchſtäblich genommen, ſondern muß wie eine Hieroglyphe gedeutet werden.

Die Pimos und die ihnen verwandten Papagos, ſowie die Yaquis Opatas und andere durch Sonora hinunter lebende Stämme mögen wohl alle zum einſtigen großen Aztekenbunde gehört haben. Ihr Verhältniß zu demſelben mag mehr oder weniger loſe, vielleicht ein bloßes Schutz- und Trutzbündniß geweſen ſeyn. Es wäre kaum gedenkbar daß der jetzt ſo kleine Stamm der Pimos ohne ein ſolches ſeine Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag hätte behaupten können. Das eigenthümliche Ackerbauſyſtem der Pimos, welches ſo ausgedehnte Gemeindearbeiten nöthig machte, um ſich dabei mittelſt einer unerläßlichen Bewäſſerung ihrer Gründe und damit ihre Exiſtenz zu ſichern, machte ein unabläſſiges Wachen und einen gewiſſen Stand von Vertheidigung gleich nothwendig, weßhalb die in ihrer nächſten Nähe vorgefundenen Ruinen wohl als von ihren Vorfahren errichtet angeſehen werden dürften.

Der Umſtand daß die Pimos nie ganz unter neuſpaniſche Gewalt kamen, ſondern unter caſtiliſcher Suprematie einen unabhängigen Volkskörper bildeten, iſt ebenfalls beachtenswerth. Sie fehlten dabei nie zu jedem Apacheſeldzug der Mexicaner ihr wichtiges Contingent zu ſtellen, ließen ſich aber nie herbei unter ſpaniſchem Municipalſyſtem einen Alcalden, oder die bevormundende Obſorge einer chriſtianiſirenden Kirche auf ſich zu nehmen, ſondern behielten ſtets ihr herkömmliches Patriarchalſyſtem unter der Autorität ihrer Aelteſten und ſelbſtgewählten Oberhäupter bei. So blieben ſie ſeit die Geſchichte ſie kennt ſtets daſſelbe arbeitſame, tugendhafte Völklein, das ſich noch immer beſonders rühmt nie gegen die Weißen irgendwie gekämpft zu haben. Solange ſie ſich erinnern, bewohnten ſie dieſelbe Strecke Landes in Nieder-Pimerien (Pimeria baja), während ihre nächſten Vettern, die Papagos, Ober-Pimerien (Pimeria alta) inne hielten. Letztere kamen freilich durch Waffengewalt endlich unter die mexicaniſche Herrſchaft. Der oben erwähnte Capitän Don Hilarion Garcia that ſich dabei beſonders auf Seite der Mexicaner hervor.

Daß die Erbauer der „Caſa Blanca“ kein den Pimos fremder Stamm geweſen ſeyn können, muß man aus der unmittelbaren Nähe ſchließen, in welcher ſich die Ruinen befinden; es iſt viel wahrſcheinlicher daß eben die Voreltern der Pimos ſelbſt dieſe Befeſtigungen hier und vielleicht am Salinas bauten. Es iſt auch ebenſo wahrſcheinlich daß dieſe einſtigen Wohnplätze freiwillig von ihren Eigenthümern verlaſſen wurden, denn wäre es Waffengewalt geweſen, ſo wären wohl auch die Pimos nicht mehr da wo wir ſie heute finden. Es erſcheint wohl nach allen Umſtänden daß die Pimos das wirkliche Bruchſtück eines größern Volksſtammes bilden, der dieſe Strecken am Gila vor Zeiten inne hatte, und die er theilweiſe verlaſſen mußte, weil, wie die Sage behauptet, geologiſche Störungen und Verwerfungen der Bodenoberfläche längeres Verweilen außer Frage ſtellten.

Neuere wiſſenſchaftliche Forſchungen über den fernen Weſten Nordamerika's, und namentlich auch der Gegenden in Sonora, am Gila und Colorado ſcheinen die Theorie mehr und mehr beſtätigen zu wollen daß jene ungeheuren Wüſtenſtrecken noch fortwährend einem allmählichen Vertrocknen und Verdürren unterworfen ſind, ſo daß erſt ſeit Menſchengedenken Landſtriche hier unbewohnbar geworden ſind die noch vor 30 bis 40 Jahren eine anſehnliche Indianerbevölkerung nähren konnten, und die noch hierauf bezügliche Namen tragen. Die Umgebungen des Gila und Colorado können hievon verſchiedene Zeugniſſe ablegen.

Darin liegt vielleicht auch die natürlichſte Löſung unſers geſchichtlichen Räthſels über die Caſa Blanca. Sie iſt auch im Munde des dortigen ſonoriſchen Volkes, und ſcheint nur eine proſaiſche Ueberſetzung deſſen was die mythiſche Bilderſprache der Pimos erhalten hat, nämlich daß der große Erbauer dieſer Werke am Gila zu Pferd fortgezogen ſey um ein beſſeres Land aufzuſuchen. Das Pferd iſt freilich dabei eine Ausſchmückung, die ſich erſt ſpäter eingeſchlichen haben mag, wie dieß gewöhnlich bei einem lebendigen Erbgut, wie Märchen, Sagen oder Mythen, immer mehr oder weniger der Fall iſt.

Daß die Bauten der Caſa Blanca und ihrer Umgebung neuſpaniſchen Urſprungs ſeyen iſt ſehr unwahrſcheinlich, da ſich in dieſem Falle irgend ein San, Santo oder eine Santa neben dem Namen erhalten hätte, wie dieß überall ſelbſt im entlegenſten wüſteſten Winkel des ſpaniſchen Amerika's der Fall iſt.

Die Todtenſtille, welche ganz beſonders während der Mittagsſtunden über der Wüſte ruht, hätte uns wohl auch heute zu fernern Betrachtungen über die mythiſche Vergangenheit des Bodens, auf welchem wir eben ſtanden, einladen können, allein die vorgerückte Stunde mahnte zum Aufbruch. So verließen wir die ſtummen Zeugen der Geſchichte eines wenn nicht untergegangenen, doch ſchnell vollends untergehenden Volkes.

Der Irrzug von geſtern hatte uns gelehrt heute um ſo ſicherer den kürzeſten Weg nach unſerm Lager am Gila zu finden, wo wir, mit unſerm Ausflug zufrieden, lange vor Sonnenuntergang anlangten.

Fragmente aus dem vierten Theile der Memoiren Iskanders.

(Aus dem Russischen.)

La Tribune des peuples. — Mizkéwitsch und Ramon della Sagra. — Die Chorissen der Revolution vom 13 Juni 1849. — Cholera in Paris.

Ich verließ Paris im Herbst 1849 ohne irgend eine Bekanntschaft, insbesondere im literarischen und politischen Kreise gemacht zu haben. Ich hatte viele Gründe dafür. Von selbst bot sich keine Gelegenheit dazu, und sie zu suchen hatte ich keine Lust. Einfach hinzugehen um Verühmtheiten zu sehen, hielt ich für unschicklich. Ueberdieß gefiel mir der Ton herablassender Ueberlegenheit welchen die Franzosen gegen die Russen annehmen sehr wenig; sie loben uns, muntern uns auf, rühmen unsere Aussprache und unsern Reichthum; wir nehmen alles das hin, und zeigen uns gegen sie wie Bittende, ja sogar bisweilen wie Missethäter — indem wir uns freuen wenn sie uns aus Höflichkeit für Franzosen nehmen. Die Franzosen überschütten uns mit Worten, wir können ihnen nicht nachkommen, wir denken an Antwort, ihnen aber ist sie gleichgültig; wir machen uns ein Gewissen daraus zu zeigen daß wir ihre Irrthümer, ihre Unwissenheit bemerken — sie bedienen sich alles dessen mit unzuverlässiger Selbstgenügsamkeit.

Um auf einem andern Fuß mit ihnen zu stehen, muß man ihnen imponiren, dazu sind mehrere Rechte unumgänglich nöthig, welche ich damals nicht besaß, deren ich mich aber augenblicklich bediente sobald sie mir in die Hand geriethen.

Ueberdieß darf man nicht vergessen daß es kein Volk gibt mit welchem sich leichter eine oberflächliche Bekanntschaft anknüpft, aber auch keine Menschen mit denen es schwerer ist sich wahrhaft zu vereinigen. Die Franzosen leben gern unter Menschen um sich zu zeigen, um Zuhörer zu haben, und sind darin eben so sehr wie in allem übrigen das Widerspiel der Engländer. Der Engländer betrachtet die Menschen aus Langeweile, sieht sie wie aus einem Parterre an, bedient sich ihrer zur Zerstreuung, zur Erwerbung von Kenntnissen. Deßhalb fragt der Engländer beständig, der Franzose aber antwortet. Dem Engländer ist alles unbegreiflich, er überlegt alles — der Franzose weiß bestimmt, ist fix und fertig, geht nicht weiter; deßhalb liebt er es zu predigen, auseinanderzusetzen, zu lehren — wem? was? ist ihm ganz eins. Das Bedürfniß einer persönlichen Annäherung kennt er nicht; das Kaffeehaus genügt ihm vollständig, wie Repetilof [1] bemerkt er nicht daß statt Tschazky Skalozub, statt Skalozub Sagarezky vor ihm steht — und fährt fort über die Kammer, die Beredtsten, Byron (welchen er Biron nennt) und über ernste Gegenstände zu raisonniren.

Aus Italien, welches von der Februarrevolution noch nicht erkaltet war, zurückgekehrt, stieß ich auf den 15 Mai, machte dann die Junitage durch und den Belagerungszustand. Da warf ich schon einen tieferen Blick in den Voltaire'schen tigre-singe, und es entstand sogar ein Verlangen in mir mich mit den Helden dieser Republik bekannt zu machen.

Einmal bot sich fast die Gelegenheit zu einer gemeinschaftlichen Thätigkeit dar, welche in der That zu der Bekanntschaft mit manchen Personen hätte führen können — doch auch dieß gelang nicht. Der Graf B. gab 70,000 Francs zur Gründung eines Journals, welches sich vorzugsweise mit fremder Politik beschäftigen sollte, mit andern Völkern und insbesondere mit der polnischen Frage. Der Nutzen und die Zeitgemäßheit eines solchen Journals waren augenscheinlich. Die französischen Zeitungen beschäftigen sich mit allem was außer Frankreich vorgeht wenig und schlecht; zur Zeit der Republik glaubten sie daß es genügend sey alle Völker durch das Wort solidarité des peuples und durch das Versprechen aufzumuntern eine die ganze Welt umfassende, auf allgemeine Brüderschaft gegründete Republik einzurichten, sobald man nur erst zu Hause Muße habe. Bei den Mitteln welche das neue Journal — „Tribüne der Völker" genannt — hatte, konnte man daraus einen internationalen Moniteur der Bewegung und des Fortschritts machen. Sein Erfolg war um so wahrscheinlicher, da es überhaupt keine allgemeinen Zeitungen gibt. Die Times und das Journal des Débats haben vortreffliche Artikel über specielle Fragen, aber ohne Verbindung, gelegentlich, abgerissen.

Aber allen guten Anfängen des Jahres 1848 war es schon bei der Geburt bestimmt im siebenten Monat zur Welt zu kommen und vor dem ersten Zahn zu sterben. Das Journal gieng ziemlich schlecht, wurde welk und starb bei der Vernichtung der unschuldigen Blätter nach dem 14 Juni 1849.

Als alles bereit und fertig war, ein Haus gemiethet und eingerichtet, mit großen mit Tuch beschlagenen Tischen, mit kleinen schrägen Pulten, ein magerer französischer Literat angestellt, um auf die internationalen orthographischen Fehler zu sehen, befand sich neben der Redaction ein Rath aus gewesenen polnischen Landboten und Senatoren; Hauptinspector über alles war der berühmte Mizkéwitsch. Ch. richtete sich nach dessen Commando. Es fehlte nur noch die feierliche Einweihung, und wann konnte diese besser stattfinden als am Jahrestage des 24 Februars, und wie passender als mit einem Abendessen.

Das Essen wurde bei Ch. angesagt. Als ich ankam, fand ich bereits eine große Anzahl Gäste, unter denen fast kein einziger Franzose war, dagegen waren die übrigen Nationen von Sicilien bis zu den Croaten gut repräsentirt. Mich interessirte insbesondere eine Person — Adam Mizkéwitsch; ich hatte ihn nie vorher gesehen. Er stand am Kamin, mit dem Ellbogen auf eine Marmorplatte gestützt. Wer sein Portrait gesehen hat, welches sich — wie es scheint — nach dem Medaillon von David d'Ange in der französischen Ausgabe befindet, konnte ihn trotz der großen, durch die Jahre verursachten Veränderung erkennen. Viele Gedanken und Leiden zeigten sich in seinem Gesicht, welches eher ein litthaui-

[1] Personen eines beliebten russischen Lustspiels.

sches als polnisches Gepräge hatte. Der allgemeine Eindruck seiner Gestalt, des Kopfes mit dem üppigen grauen Haar und den milden Augen drückte erlebtes Mißgeschick aus; Bekanntschaft mit innerem Leid, die Exaltation des Kummers war das plastische Abbild des Schicksals von Polen. Einen ähnlichen Eindruck machte Worzel's Gesicht auf mich; doch waren seine Züge, obgleich noch krankhafter, dennoch lebhafter und leutseliger als Mickiewitsch's. Es war als ob ihn etwas zurückhielt, beschäftigte, zerstreute; dieses Etwas war sein seltsamer Mysticismus, in welchen er sich immer tiefer einließ.

Ich gieng zu ihm; er fieng mit mir ein Gespräch über Rußland an. Seine Kenntnisse waren abgerissen; die literarische Bewegung nach Puschkins Zeit kannte er wenig, er war in der Zeit stehen geblieben, in welcher er Rußland verlassen hatte. Trotz seines Grundgedankens von der brüderlichen Verbindung aller slavischen Völker, ein Gedanke welchen er als einen der ersten aufgefangen hatte zu entwickeln, war etwas feindliches gegen Rußland bei ihm zurückgeblieben. Wie konnte es aber auch anders seyn nach allen den Drangsalen die er vom Kaiser und von den kaiserlichen Satrapen erlitten hatte; zudem sprachen wir von der Zeit der ärgsten Gluth der Nikolaus'schen Schreckensherrschaft.

Das erste was mich unangenehm berührte und in Erstaunen setzte, war die Art wie sich die Polen seiner Partei gegen ihn betrugen; sie näherten sich ihm wie Mönche ihren Obern, ganz sich aufgebend, voller Ehrfurcht; einige küßten ihn auf die Schulter. Er mußte an diese Zeichen unterwürfiger Liebe gewöhnt seyn; er nahm sie mit vielem laisser aller hin. Den Leuten von derselben Meinungsschattirung bekannt zu seyn, Einfluß auf sie zu haben, ihre Liebe zu sehen — wünscht jeder der sich ihren Ueberzeugungen geweiht hat, für sie lebt mit Leib und Seele, aber äußere Kennzeichen der Sympathie und Hochachtung möchte ich nicht annehmen, sie vernichten die Gleichheit und folglich den freien Willen; überdieß können wir in dieser Beziehung doch weder den Erzpriestern, noch den Departementschefs, noch den Regimentscommandeuren gleichkommen.

Ch. sagte mir daß er nach dem Essen einen Toast „zur Erinnerung an den 24 Februar des Jahres 1848" ausbringen werde, daß Mickiewitsch ihm mit einer Rede antworten würde, in welcher er seine ganze Ansicht und die Idee des zukünftigen Journals entwickeln würde; er wünschte daß ich in meiner Eigenschaft als Aufse ihm erwiedern möchte. Da ich nicht gewohnt war öffentlich, insbesondre unvorbereitet, zu sprechen, lehnte ich seinen Wunsch ab, versprach jedoch einen Toast auf Mickiewitsch vorzuschlagen und in einigen Worten hinzuzufügen, wie ich zum erstenmal auf seine Gesundheit getrunken habe. Bei einem öffentlichen Gastmahl, welches in Moskau 1843 Granowski gegeben ward, ergriff einer der Gäste den Pocal mit den Worten: „auf den großen abwesenden slavischen Dichter!" Des Namens, welchen er nicht zu nennen wagte, bedurfte es nicht, alle erhoben sich, ergriffen ihre Pocale und tranken stehend, ohne ein Wort zu sprechen, die Gesundheit des Verbannten. Ch. war damit zufrieden; nachdem wir dieser Gestalt unser extempore angeordnet, setzten wir uns zu Tisch. Am Ende des Souper brachte Ch. seinen Toast aus, Mickiewitsch erhob sich und fieng an zu sprechen. Seine Rede war ausgearbeitet, voll Verstand, außerordentlich gewandt, d. h. Barbès und Louis Napoleon hätten ihr offen Beifall schenken können; mir wurde dabei übel zu Muth. Je weiter er seine Gedanken entwickelte, desto mehr fieng ich an etwas krankhaft gedrücktes zu empfinden, und ich wartete auf ein Wort, einen Namen, damit auch nicht der kleinste Zweifel bliebe; dieses zögerte nicht zu erscheinen.

Mickiewitsch entwickelte in seiner Rede daß die Demokratie sich jetzt in einem neuen offenen Lager sammle, an dessen Spitze Frankreich stehe, daß dieses sich von neuem an die Befreiung aller unterdrückten Völker mache, unter denselben Adlern, denselben Fahnen, vor denen alle Fürsten und Gewalten erbleicht sepen, und daß ihnen von neuem eines der Glieder der vom Volk gekrönten Dynastie voranziehe, welche gewissermaßen von der Vorsehung selbst bestimmt sey die Revolution auf dem wohlgebahnten Pfade der Autorität und des Sieges zu führen.

Als er geendet hatte, herrschte — mit Ausnahme von zwei oder drei billigenden Ausrufen seiner Anhänger — allgemeines Schweigen. Ch. bemerkte Mickiewitsches Fehler sehr wohl, und um den Eindruck der Rede so schnell als möglich zu verwischen, gieng er mit der Flasche herum, füllte die Pocale und flüsterte mir zu: „Was sagt ihr?" — „Ich werde nach dieser Rede kein Wort sagen." — Bitte mir etwas!" „Auf keine Weise."

Die Pause verlängerte sich, einige senkten die Augen auf die Teller, andere starrten die Pocale an, noch andere versuchten ein Privatgespräch mit ihrem Nachbar. Mickewitschs Gesicht entfärbte sich, er wollte etwas sagen, aber ein lautes Je demande la parole machte dem unangenehmen Zustand ein Ende. Alles wendete sich nach dem welcher sich erhoben hatte. Ein nicht großer siebenzigjähriger Greis, ganz ergraut, von einem herrlichen energischen Aeußeren, stand mit dem Pocal in seiner zitternden Hand; in seinen großen schwarzen Augen, in seinem aufgeregten Gesicht gaben sich Zorn und Empörung kund. Es war Ramon della Sagra. „Von unserm Wirth," sagte er, „ist ein Toast auf den 24 Februar ausgebracht. Ja! auf den 24 Februar und den Untergang jedes Despotismus, wie er auch heißen möge: königlich oder kaiserlich, bourbonisch oder bonapartich. Ich kann die Ansicht unsres Freundes Miskewitsch nicht theilen, er kann die Dinge wie ein Poet und nach seinem Recht ansehen, aber ich will nicht daß seine Worte in einer solchen Versammlung ohne eine Protestation vorübergehen," und dann redete er weiter und weiter mit der ganzen Leidenschaft eines Spaniers, mit allen Rechten eines siebenzigjährigen Greises.

Als er geendet, streckten sich ihm zwanzig Hände mit Pocalen entgegen, unter ihnen auch die meine, um mit ihm anzustoßen.

Mickewitsch wollte sich rechtfertigen, sprach einige Worte zur Erklärung; sie wollten nicht gelingen. Della Sagra ergab sich nicht. Endlich erhoben sich alle vom Tisch und Mickewitsch fuhr weg.

Aerger konnte die Einweihung eines neuen Journals nicht vor sich gehen; es erschien mit Ach und Krach bis zum 13 Juni, und verschwand ebenso unbemerkt als es existirt hatte. Eine Einheit in der Redaction war nicht möglich. Mizkewitsch rollte die Hälfte seiner kaiserlichen Fahne, usé par la gloire zu; die anderen wagten die ihrige nicht aufzurollen; von ihm und dem Rathe unterdrückt, verließen mehrere die Redaction schon während des ersten Monats; ich sandte nie auch nur eine Zeile. Hätte die kaiserliche Polizei mehr Verstand gehabt, so würde die Tribune des peuples wegen einiger Zeilen über den 13 Juni niemals unterdrückt worden seyn. Mit Mizkewitsch's Namen und seiner Verehrung Napoleons, mit seinem mystischen Revolutionswesen, und seiner Grille von der bewaffneten Demokratie mit den Napoleoniden an der Spitze, hätte dieses Journal für den Präsidenten ein Schatz werden können, ein reines Organ für eine schmutzige Sache.

Der Katholicismus, welcher so wenig zum slavischen Charakter paßt, wirkt zerstörend auf ihn. Sowie den Böhmen die Kraft auszugehen anfieng sich des Katholicismus zu erwehren, stürzten sie auch zusammen. Bei den Polen entwickelte er die mystische Exaltation, welche sie stets in einer phantastischen Welt gefangen hält. Wenn sie sich nicht unter dem directen Einfluß der Jesuiten befinden, schaffen sie sich, statt sich frei zu bewegen, Götzen aus sich selbst oder unterwerfen sich dem Einfluß des ersten besten Visionärs. Der Messianismus, der Wahnsinn Bronski's, das hitzige Fieber Tovanski's verdrehten den Kopf Hunderten von Polen und Mizkewitsch selbst. Die Verehrung Napoleons nimmt in diesem Unsinn eine der ersten Stellen ein. Napoleon hat nichts für sie gethan. Nicht Polen liebte er, sondern die Polen welche mit der poetisch-kolossalen Tapferkeit, mit der sie ihren berühmten Cavallerie-Angriff bei Somo-Sierra ausführten, ihr Blut für ihn vergossen. Im Jahr 1812 sagte Napoleon zu Narbonne: „Ich will in Polen ein Lager, aber kein Forum. Ebensowenig werde ich erleben daß in Warschau oder Moskau ein Club für die Demagogen eröffnet werde," und aus ihm machten sie eine kriegerische Incarnation Gottes, verglichen ihn der Reihe nach mit Wischnu und Christus.

Einst Abends spät im Winter 1848 gieng ich mit einem Polen von Mizkewitsch's Anhang über den Vendôme-Platz. Als wir der Säule gegenüber waren, nahm der Pole seine Mütze ab. „Wär' es möglich?" dachte ich, da ich aber an eine solche Dummheit nicht zu glauben wagte, fragte ich demüthig ihn selbst warum er die Mütze abnehme. Da zeigte der Pole mit seinem Finger auf den bronzenen Kaiser. Warum soll man nun die Menschen nicht drücken und verfolgen, wenn man sich dadurch so viel Liebe erwirbt?!

In Mizkewitsch's häuslichem Leben war es finster, etwas unglückliches, dunkles, eine Heimsuchung Gottes. Seine Frau war lange Zeit geisteskrank. Tovanski besprach und heilte sie, wie es schien — dieses insbesondere wirkte niederschlagend auf Mizkewitsch — die Folgen der Krankheit blieben jedoch — es gieng ihnen schlecht. Das Leben des großen Dichters, welcher sich selbst überlebt hatte, endete auf eine traurige Weise. Er erlosch in der Türkei, wo er sich in die absurde Errichtung einer kosakischen Legion mischte, welcher die Türkei verbot sich eine polnische zu nennen. Vor seinem Tode schrieb er eine lateinische Ode zum Ruhm und zur Ehre Louis Napoleons.

Nach diesem mißlungenen Versuch an einem Journal theilzunehmen, beschränkte ich mich noch mehr auf einen kleinen Kreis von Bekannten, welcher sich durch die Erscheinung neuer Emigranten vergrößerte. Früher gieng ich bisweilen in den Club, nahm an drei, vier Banketten Theil, d. h. aß kalten Hammelsbraten und trank sauern Wein, Pierre Leroux und Vater Cabet zuhörend und die Marseillaise nachgröhlend. Jetzt hatte ich auch dieß satt. Mit tief betrübtem Gefühl folgte und bemerkte ich den Fortgang der Zerfetzung und des Falls der Republik, Frankreichs, Europa's. Aus Rußland — weder fernes Wetterleuchten, noch gute Nachrichten, noch freundschaftliche Höflichkeit. Man hörte auf mir zu schreiben; die persönlichen Bekanntschafts- und Verwandtschaftsbande wurden unterbrochen. Rußland lag sprachlos, wie todt, mit blauen Flecken — wie ein unglückliches Weib zu den Füßen ihres Herrn, geschlagen von seinen schweren Fäusten. Damals begann das schrecklichste Lustrum, aus welchem es jetzt (1856) endlich heraustritt nach Nikolaus Begräbniß.

Auch für mich war dieses Lustrum die schrecklichste Zeit meines Lebens, an eine solche Zeit wird man nicht glauben können. Ich hatte weder viel Vermögen noch vielen Glauben zu verlieren!

Die Cholera wüthete in Paris; eine schwere Luft, sonnenlose Hitze erzeugten Unruhe. Der Anblick einer entsetzten unglücklichen Bevölkerung, Reihen von Leichenwagen welche den Kirchhöfen zufahrend sich zu überholen suchten, alles dieß stimmte mit den Vorgängen überein.

Die Opfer der Pest fielen reihenweis neben uns. Meine Mutter fuhr mit einer bekannten Dame von etwa 25 Jahren nach St. Cloud. Als sie am Abend zurückkehrten, fühlte sich die Dame etwas unwohl; meine Mutter rieth ihr über Nacht zu bleiben. Am Morgen etwa um 7 Uhr meldete man mir daß sie die Cholera habe. Ich gieng zu ihr und war erstarrt — nicht ein einziger Zug war unverändert geblieben, sie war schön gewesen, aber alle Muskeln waren jetzt erschlafft und krampfhaft gespannt, dunkle Schatten lagen unter den Augen. Mit Mühe fand ich Raye im Institut, und führte ihn zu ihr. Als er die Kranke erblickte, flüsterte er mir zu: „Sie sehen selbst, was da zu machen ist!" schrieb allerlei vor und entfernte sich.

Die Kranke rief mich und fragte: „Was hat euch der Doctor gesagt? er hat euch etwas gesagt." — „Nach der Medicin zu schicken." — Sie ergriff meine Hand, und ihre Hand machte mich erstarren, sie war noch magerer geworden als ihr Gesicht, und so eckig als ob seit der Zeit ihrer Erkrankung schon ein Monat schwerer Krankheit verflossen wäre. Sie heftete einen Blick voll Schmerz und Angst auf mich und sprach: „Sagt um Gottes willen, was er gesprochen hat — daß ich sterben muß? fürchtet euch nicht vor mir!" setzte sie

hinzu. In diesem Augenblick fühlte ich ein entsetzliches Mitleid mit ihr. Dieses schreckliche Bewußtseyn nicht nur des Todes, sondern auch des ansteckenden Charakters der Krankheit, welche ihr Leben rasch verzehrte, muß über alle Maßen quälend seyn. Am Morgen war sie gestorben.

J. T—f. hatte gepackt um Paris zu verlassen; der Termin seiner Wohnung war zu Ende, er kam zu mir um bei mir die Nacht zuzubringen. Nach dem Essen klagte er über die erstickende Hitze; ich sagte ihm daß ich am Morgen gebadet, am Abend gieng auch er um sich zu baden. Als er zurückgekehrt war, fühlte er sich unwohl, trank Sodawasser mit Wein und Zucker und legte sich schlafen. In der Nacht weckte er mich. „Ich bin verloren," sagte er zu mir, „die Cholera!" Er hatte in der That Uebelkeit und Krämpfe. Zum Glück kam er mit zehn Tagen Krankheit davon.

Meine Mutter reiste, nachdem sie ihre Freundin begraben, nach Ville d'Array. Als J. T—f erkrankte, sandte ich Natalie und die Brüder auch dahin, und blieb allein bei ihm; als er bedeutend besser war, gieng ich ebenfalls hin.

Dort erschien am Morgen des 13. Juni ein Freund bei mir. Er war in der größten Aufregung, sprach von der sich vorbereitenden Bewegung, von der Sicherheit des Erfolgs, von dem Ruhm welcher der daran sich Betheiligenden harrte, und forderte mich dringend zu dieser Lorbeerernte auf. Ich sagte ihm daß er meine Meinung über die jetzige Lage der Dinge kenne, daß es mir dumm scheine ohne Glauben mit Leuten zu gehen, mit denen wir fast nichts gemein hätten.

Darauf bemerkte der enthusiastische Agitator, daß es freilich bequemer und gefahrloser sey bei sich zu Hause skeptische Artikel zu schreiben, während andere auf dem Platze die Freiheit der Welt, die Solidarität der Völker und manch anderes Gut retteten.

Es regte sich in mir ein jämmerliches Gefühl, welches aber viele zu großen Fehlern, ja sogar Verbrechen führt — „woraus schließest du daß ich nicht gehen werde?"

„Ich habe aus deinen Worten geschlossen."

„Falsch! ich habe gesagt daß es dumm ist, aber nicht daß ich keine Dummheit begehe."

„Sieh! So wünschte ich es! So habe ich dich lieb! Jetzt laß uns ohne Zeit zu verlieren nach Paris gehen! Heute Abend um 9 Uhr versammeln sich die Deutschen und andere Flüchtlinge. Wir wollen segleich zu ihnen gehen!"

„Wo versammeln sie sich?" fragte ich im Wagen.

„Im Café Lamblin im Palais royal."

Darüber gerieth ich zuerst in Verwunderung. „Warum im Café Lamblin?"

„Da versammeln sich „die Rothen" gewöhnlich."

„Gerade deßwegen hätten sie sich — wie mir scheint — heute wo anders versammeln sollen."

„Daran sind sie aber schon gewöhnt."

„Gewiß ist das Bier sehr gut."

Im Café saßen an etwa zehn kleinen Tischen ernsthaft verschiedene Habitués der Revolution, bedeutungsvoll und finster unter Filzhüten mit großen Rändern und unter Kappen mit kleinen Schirmen hervorschauend. Dieß waren die ewigen Freier der Revolutions-Penelope, die unvermeidlichen Personen aller politischen Demonstrationen, welche ihr Tableau, ihren Fond bilden, furchtbar aus der Ferne wie die Papierdrachen, mit welchen die Chinesen die Engländer erschrecken wollten.

(Schluß folgt.)

Capitän Burtons Entdeckungsreise in das Innere Ostafrika's (1857—1859).

2. Ugogi und das Mondland.

Das Usagara-Bergland, welches die Expedition nach ihrer Ankunft in Ugogi durchritten hatte, liegt zwischen 37° 28, und 36° 14′ östl. L. Gr. und seine diagonale Breite beträgt 85 engl. geogr. Meilen (60 = 1°), welche von leicht beladenen Karawanen in drei Wochen zurückgelegt werden. Der höchste Punkt den unsere Entdecker betraten, hatte 5700′ absolute Erhebung, doch waren einige Gipfel sichtbar, die bis auf 6000 und 7000 Fuß geschätzt werden müssen. Die Gebirge selbst theilen sich in drei parallele Ketten welche im allgemeinen von Nord nach Süd streichen. Von Osten oder vom indischen Ocean her sind die Gebirge wenig kenntlich, weil sie in sanften Wellen ansteigen, von Westen aber erscheint der Abfall wie ein Halbmond mit der convexen Seite nach dem Beschauer. In den zwischenliegenden Becken ist Wasser reichlich vorhanden und der fruchtbare Boden ernährt einen üppigen massenhaften Pflanzenwuchs. Die Dschungeln in Usagara sind besonders reich an Blumen und an Früchten, welche letztere sich durch eine erfrischende Säure auszeichnen, die unter jenem Himmelsstriche das beste Gegenmittel und große Linderung für die Aufregung der Leber gewährt. Da sie nicht gepflegt werden, können sich die fleischigen Theile der Frucht auch wenig ausbilden. In den Ebenen ist die Luft beladen mit den köstlichen Wohlgerüchen eines Jasmins, mit dem starken Dufte einer Salbeiart (Salvia Africana oder Abyssinica) und mit dem Gewürzhauche der Mimosenblumen, die wie goldene Bälle in dem grünen Laube hängen. Die niedern Theile des Usagaralandes sind nicht so gesund als die höher gelegenen, wo auch das Fieber, welchem die Bewohner ausgesetzt sind, viel milder auftritt.

Der Hauptstamm dieses Berglandes sind die Wasagara, die nicht besonders mit Muth gesegnet sind, sondern höchstens in Wald und Busch mit ihren Pfeilen lauern und einem vereinzelten Nachzügler gefährlich werden können. Auf den höheren Lagen ist der Menschenschlag hoch und kräftig gewachsen, in den Niederungen erscheint er so herabgekommen wie die Wat-hutu, von denen er sich durch stärkeren Bartwuchs unterscheidet. Die Hautfarbe wechselt vom Schokoladbraunen bis zum Tiefschwarzen. Bei den Wasagara gewahrte man zuerst den classischen Haarputz des alten Aegyptens, nämlich eine Unzahl dünner steifer Löckchen. Sind diese Zierrathen tüchtig

mit Pomade und Ocher beschmiert, mit Perlen und Messingkugeln behangen, so roschelt das Haupt bei jeder Bewegung. Selten wird dieses Haar gekämmt, denn die Reinigung eines solchen Augeiasstalles würde einen ganzen Tag erfordern, daher denn auch das Ungeziefer in dem Usagaraland ein sorgenfreies Dasein genießt. Die Kleidung besteht aus einem sechs Fuß langen Lendentuch, welches über dem Magen zusammengeknüpft und bisweilen mit einem Leder- oder Drahtgürtel versehen wird. Die wohlhabenderen Frauen tragen ein doppelt so langes Gewand, welches unter den Achseln befestigt wird, so daß es den Busen verhüllt und niederdrückt. Sonst bedient man sich eines kurzen aber sittsamen Rockes aus einem Fell geschnitten, und eines Busenlatzes der vom Hals bis auf die Mitte des Körpers reicht. Selbst die Kinder werden mit einer Schürze versehen. Die Waffen des Volkes sind Bogen und Pfeile, letztere mit grausigen Spitzen, die aber nicht vergiftet werden. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, von denen jedoch eine Mehrzahl wieder einen Mutwa oder Sultan, wie die Araber sagen, als Oberhaupt anerkennt. Der Mgosi ist der Wesir dieses Sultans und die Wabaha der Senat der Aeltesten in den Dörfern. Alle diese politischen Größen tragen als äußeres Zeichen ihres Ranges ein Fez oder eine Suratter Mütze. Die Wahehe, welche zwischen den Wasagara und Wagogo sitzen, stehen physisch zwischen ihren Nachbarn, und obgleich ihr Aeußeres Herzlichkeit und Munterkeit verspricht, sind sie doch unverbesserliche Wegelagerer. Ihre Tracht ist die nämliche wie die der Wagogo, doch werden dazu viel mehr Thierfelle als gewebte Stoffe benutzt.

In Ugogi, der Hauptortschaft Ugogo's, mußten drei Tage zur Vorbereitung für vier Wüstenmärsche verwendet werden. Lebensmittel waren aber kaum zu erschwingen, und die hungrigen Beludschen klagten lärmend über ihre „reinen Zähne." Die Milch die zum Verkauf gebracht wurde, war sehr „fett von Wasser," der Honig in Gährung, die Eier halb angebrütet. Die Ortschaft selbst, welche in einem herrenlosen Lande von Mischlingen bewohnt wird, liegt 2760 Fuß über der See und die Luft ist durch ihre trockene Wärme angenehm. Selbst Speke erholte sich dort so rasch daß er etliche vorzügliche Rebhühner und Perlhühner von der Jagd heimbringen konnte. Die Karawane brach schwer beladen auf, denn sie war mit sechs Tagen Mundvorrath und einem Tag Trinkwasser versehen, da zwischen Ugogi und Jiwa Wasser nur an einem Punkte in der heißen Jahreszeit angetroffen wird. Jiwa oder der Weiher wurde am 26 Sept. Nachmittags erreicht. Die Araber hatten davon gesprochen daß man ein Wasserbecken dort finden würde, groß genug um ein Kriegsschiff zu tragen, statt dessen sah man bloß einen Teich von 300 Ellen Durchmesser, der nur in der Mitte nicht durchwatet werden konnte, während man bei der Rückkehr (December 1858) gar nur eine trockene Schlammstelle fand. Um diese Wasserstelle herum haben die Wagogo auf 20 und 30 Fuß Tiefe Wasser erbohrt. Die Brunnen werden aber scharf bewacht, denn jeder Krug voll muß bezahlt werden. Uebrigens ist diese Steuer nicht ungerecht, denn die Wagogo müssen mühsam ihren Schatz hüten. Um die Verdampfung des Wassers zu verhindern werden die Brunnen zugedeckt, oder man wirft zu einer bestimmten Tagesstunde Krauthaufen auf das Wasser, weil man immer eine Erschöpfung befürchtet. Bei Jiwa beginnt die regelmäßige Erhebung des Kuhongo oder Tributes von Seiten der Sultane, dem sich keine Karawane widersetzen darf, wenn sie nicht Gewalt leiden will. Uebrigens entgeht niemand dieser Steuer, denn die Träger selbst dringen auf Bezahlung der Gebühren oder Ungebühren, weil sie befürchten daß bei einer Umgehung des Tributs in Zukunft der Weg ihnen gänzlich gesperrt werden möchte. Bei der ersten Durchreise wurden die Wazungu (Europäer) bisweilen von einem einzigen Häuptling um 50 Tücher erleichtert, die Araber meinten jedoch daß die Reisenden noch sehr gelinde weggekommen seyen. Als man aber auch bei der Rückkehr die Briten ebenso stark besteuerte wie auf dem Heimweg, während die andern Karawanen leichter wegkommen, und die Entdecker sich beschwerten, erklärten die Häuptlinge: da sie nicht mehr hoffen könnten so bald wieder die weißen Gesichter zu sehen, so würden sie unrecht thun Andenken in größerer Anzahl nicht zurückzubehalten. Uebrigens ist der Tribut nicht ungerecht, denn es ist eine Art fiscalischen Einfuhrzolles. So wie Streit entsteht über die Höhe der Erpressung, werden die Eingebornen sogleich die Frage vorlegen: „Ist dieß euer oder mein Gebiet?" So betrachten sie die Benutzung des Durchzuges als einen Genuß, den sie nur gegen Entschädigung zu gewähren gesonnen sind. Zum Troste war das übrige Land reich gesegnet mit Heerden und die Lebensmittel sehr wohlfeil.

Nach viertägiger Rast brach die Karawane auf, nachdem sie Tags zuvor von einer Karawane etlicher Küstenaraber eingeholt worden war. Diese brachten den beiden Officieren ein Felleisen mit, welches unterwegs einer der Träger weggeworfen hatte, als die Karawane von einem Bienenschwarm angefallen worden war, und welches sich nicht hatte wieder auffinden lassen wollen. Dieses Felleisen enthielt keine Kostbarkeiten, aber mehrere unersetzliche Gegenstände, nämlich Papier und vor allem den nautischen Almanach für 1858, ohne welchen sich keine astronomischen Beobachtungen hätten anstellen lassen. Ferner schlugen die Araber vor, beide Karawanen gemeinschaftlich ziehen zu lassen, wodurch man wohlfeiler und sicherer weiter käme. Die arabischen Kaufleute reisten übrigens mit großen Bequemlichkeiten und ließen sich sogar von ihrem Harem begleiten. Dieser bestand aus negroiden Schönheiten von beträchtlichem Volumen, munter ausstaffirt wie die Tulpen in Cocheinille und Gelb. So oft die Fremden an ihnen vorüber kamen, ließen sie es nicht an einer exotischen Sittsamkeit fehlen, indem sie mit ihren Kopftüchern ihr Antlitz bedeckten, so wenig auch die Europäer Versuchung fühlten konnten solche Negerreize entblößt zu schauen. Abends besorgten die Sklaven um die Zelte eine Brustwehr von Zweigen, um dem Harem seine Heimlichkeit zu geben. Als Burton die Beludschen nach dem Beispiel der arabischen Karawane ermahnte des Nachts den Kraal ebenfalls durch ein Pfahlwerk zu schützen, erwiederten die Burschen theatralisch: „Unser Muth ist unsere Mauer." Welche schiefe Mauer! dachte Burton im Stillen.

Ueber das Tafelland von Ugogo führen drei Wege, die Europäer wählten jedoch den mittlern, weil er nur von vier Sultanen beherrscht wurde. Die Landschaft war ziemlich kahl und nichts weniger als anziehend. Die Sonne goß Gluthen herab, und Gluthen prallten vom Boden zurück. Heiße Wüstenwinde wirbelten Staubwolken auf, so daß man nicht weit vorwärts sehen konnte, oder „ein Mann, wie sich die Araber drastisch ausdrückten, drei Marschweiten entfernt schien." Man begegnete zwei starken Karawanen, die aus etwa 1000 Trägern bestanden. In Ugogo wurden die Fremdlinge mit größter Neugierde verfolgt, und dieß ist jedenfalls ein günstiges Merkmal für die Intelligenz der Bevölkerung, denn bisher war man unbemerkt durch die Landschaften der andern Neger gezogen. Einer der Begegnenden, der in Sansibar ein paar Hindustaniworte gelernt hatte, erkundigte sich begierig nach Uzungu, dem „Weißen-Lande," wo man so schöne Glasperlen aus der Erde grabe und die Weiber solche feine Zeuge weben. Man erfuhr aber auch, daß eine arabische Karawane, von der man überholt worden war, den Weg für die Europäer mit böswilligen Fabeln gepflastert hatte. So war in Ugogo ausgestreut worden die Briten hätten jeder nur ein Auge, aber vier Arme; sie seyen voller „Wissenschaft," d. h. voll Zauberkünste, sie könnten Regen fallen und Trockenheit hinter sich zurücklassen, sie kochten Wassermelonen und würfen die Kerne hinter sich, wodurch die Blattern entständen. Als Schatten künftiger Ereignisse rückte aber auch der Verdacht ihnen voraus daß die Engländer eine Eroberung beabsichtigten. Wenn nun mittlerweile oder hinterdrein Seuche oder Pestilenz über das Land gekommen wäre, so hätten natürlich die Officiere auf dem Rückweg dafür büßen müssen. Der muhammedanische Anführer der Karawane erlaubte Burton nicht, der beständig von neugierigen Gaffern umringt war, Höhenmessungen mit dem Sextanten vorzunehmen, weil das blitzende Instrument gar sehr nach Zauberkünsten aussah. Jede Unbill die ein Träger erfuhr, mußte eingesteckt werden, denn „die Beleidiger waren Wagogo." Nun fand aber Burton daß diese Stämme weder beherzt noch gut bewaffnet waren, und ihr Ansehen nur darauf beruhte daß sie im letztvergangenen Menschenalter einmal eine Karawane niedergemacht hatten, welche Großthat in hundert Gesängen und Liedern einbalsamirt und beigesetzt worden ist. Zu den Beludschen zeigten namentlich die einheimischen Damen große Zuneigung, auch die Portugiesen aus Goa mischten sich unter die Bevölkerung, und fanden dort sehr viele Unzufriedenheit gegen die Sultane, denen vorgeworfen wurde sie machten das Land den Wakonongo (Reisenden) verhaßt. Zu Kanyenye, wo Magomba, der mächtigste Sultan in Ugogo haust, mußte Burton vier Tage verlieren, ehe man mit Bezahlung des Tributs ins Reine kam. Magomba war der einzige Sultan der sich herabließ, und zwar nur aus Neugierde, Burton in seinem Zelte zu besuchen. Serenissimus war ein hinfälliger Alter, der auf dem Leibe als Kleidung eine Pomade aus Biberöl, und darüber ein ursprünglich blaues, dann allmählich neutralfarbig gewordenes Lendentuch trug. Er setzte einen Tribut in Waaren fest, die an Ort und Stelle etwa 50 Dollars werth waren und zwei Drittel einer Mannsladung ausmachten, auch verlangte er einen Eid daß die Hexenmeister nicht Seuchen oder Trockenheit hinterlassen sollten. Speke brachte während dieser Rastzeit eine Menge Geflügel, aber auch ein Pallah und andere Antilopenarten heim. Für die Elephantenjagd waren unsere Entdecker zu fieberschwach, und dann sind die von Burton durchzogenen Räume äußerst arm an tropischem „Hochwild." Wohl gibt es Einöden, die mit Elephanten, Leoparden, Bären, Rhinocerossen, Giraffen, Gnus, Zebras, Quaggas und Straußen reichlich gesegnet sind, aber dorthin würde wegen Mangel an Nahrung und Wasser kein Eingeborner dem Europäer folgen. Auch die Vögel sind ebenso spärlich wie die großen Bestien, und was von ihnen vorhanden ist, zeichnet sich durch Düsterheit des Gefieders aus. Die Vogelstimmen sind lärmend, aber nicht wohllautend, vielleicht nur, bemerkt Burton sehr scharfsinnig, weil sie dem europäischen Ohr fremdartig sind. In Kanyenye begegnete man einer Karawane aus dem Innern, die einem wackern Araber, Abdallah ben Nasib, gehörte. Nicht nur daß er den Entdeckern ein Good morning! zurief, ihnen eine Ziege zum Geschenk machte und Briefe nach Sansibar mitnahm, die später pünktlich abgeliefert wurden, sondern er trat auch seinen Reitesel ab, und wollte nichts zum Gegengeschenk nehmen außer etliche Arzneien. Am 10 October brach man endlich auf. Am andern Tag, nachdem man fortwährend durch Dschungeln marschirt war, kam man an etliche Teiche voll süßen Wassers, wo sich die Karawane in tiefster Stille erquickte, denn in der Nähe hauste der Sultan Ganza Mikono, der sonst Wächter anzustellen pflegte, um vorüberziehende Karawanen anzuhalten und zu schröpfen. Diesen Blutsauger entgieng man, fiel aber am Abend in die Klauen des Sultans von K hok-ho, welcher die Karawane fünf Tage lang aufhielt und sechs Männerlasten Waaren als Tribut begehrte. Dieß schlug man ab, und am fünften Tage stellte man ihm einen mäßigen Tribut zu mit der festen Erklärung, daß man jedenfalls mit oder ohne seine Einwilligung weiter ziehen werde. Als der Sultan sah daß die Karawane aufbrach, nahm er das ihm Beschiedene ohne Widerrede. Die Araber, die sich den Entdeckern angeschlossen hatten, waren voll Grimm über diese Brandschatzungen, aber sie schluckten ihren Aerger hinunter, weil sie wußten daß in Ugogo jedes voreilige Wort, jede Berührung einer Frau, jede Beleidigung eines Buben, jedes unnütze Aussprechen des Namens des Sultans unfehlbar zu einer Buße in Geldeswerth führt. In Mdaburu, welches bereits in der Gränzlandschaft Ugogo's lag, hatte man von dem Sultan Kibupa mindere Unbill als von den andern zu leiden. Dort rüstete man sich für den Marsch durch die Wüste Mgunda-Mk hali, die zwischen Ugogo und Unyamwezi liegt, und wo es im allgemeinen kein fließendes Wasser gibt. Die Karawanen brauchen acht Märsche um diese Wüste zu kreuzen, welche 31 deutsche Meilen breit ist. Burtons Leute wurden bei diesen ungewohnt langen und wasserlosen Märschen auf eine harte Probe gesetzt. Der schlimmste Tag war der 22 October. Speke wurde so müde daß man einen Esel abladen mußte, um ihn weiter zu bringen. Abends kam

man in eine Ortschaft Jiwe la Mkoa, deren ungastliche Bewohner die Karawanen jedoch nicht aufnahmen. Der nächste Tag brachte schwere Regenwolken vom Westen und kühle Lüfte, so daß nach der Vermuthung der Eingebornen die australische Frühlings-Regenzeit dicht bevorstand. Mgongo T'hembo oder Elephantenrücken war eine mittlere Station und eine von Wakimbu und Wataturu bewohnte Ortschaft, wo man einen Tag rastete und Vorräthe von Mais, Holcus und Hühnern einkaufte. Chalfan den Chamis, einer der Eigenthümer der arabischen Karawane mit der man reiste, wurde über diesen Aufenthalt so ärgerlich daß er mit seinen Leuten allein aufbrach. Der ökonomische Mann gedachte nämlich eine Strecke, die gewöhnlich sieben Tage erheischte, durch Eilmärsche in dreien zurückzulegen, um bei der Kostspieligkeit der Lebensmittel an den Rationen der Träger viel zu ersparen. Seine Politik schlug indessen gänzlich fehl, denn man traf ihn später in der übelsten Lage noch in der Wüste, wo die Träger ihm davongelaufen waren. Am 27 October brach Burton wieder auf, kreuzte eine Nullah (Regenbach) mit hohem Holzwuchs und erreichte nächsten Tages eine waldige Strecke, wo sich die Anzeichen von der Nähe einer dichten Bevölkerung mehrten. Bald öffnete sich auch eine Lichtung, dicht besetzt mit großen eingezäunten Dörfern mitten in Feldern von Mais und Hirse, Manioc, Wassermelonen und Kürbissen, und belebt von zahlreichen Heerden, die sich an den seichten Wasserstellen zusammendrängten. Die Bewohner strömten massenhaft herbei. Die Männer verließen ihren Webstuhl, die Frauen warfen den Spaten ins Feld, und bald hatte man einen Schweif von lärmenden Menschen hinter sich, die männliche Bevölkerung in einem fast nackten Zustand, die Weiber nur in Lendentüchern bis zum Knie. Aber auch die Karawane zog mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen sowie unter Musketenknallen der rothen Fahne des Kirangosi nach, um im nächsten Dorfe nach Wohlgefallen die besten Häuser mit oder ohne Willen der Bewohner in Besitz zu nehmen. Burton erhielt eine offene Behausung, deren eine Wand das Pfahlwerk der Dorfmauer bildete, wo sich sogleich eine dichte Gallerie von neugierigen Eingebornen bildete, so daß der Entdecker sich selbst vorkam wie ein wildes Thier in einer Menagerie.

Das Ugogo-Land, dessen Gränze jetzt überschritten war, ist ein flaches Tafelland, welches unmerklich nach dem Innern zu von 3650—4200 Fuß aufsteigt, und zwischen 36° 14′ und 33° 57′ östl. Greenw. gelegen, eine diagonale Breite von 155 engl. geogr. Meilen oder 38¾ deutsche Meilen besitzt. Wegen seiner Dürre und Trockenheit kann man es als ein Gegenstück der südafrikanischen Kalahariwüste betrachten. Im allgemeinen sieht man dort nur eine grellgelbe Fläche, verdunkelt durch herbe Salzgewächse, Dorngebüsche und verkümmerte Bäume, so daß die Färbung der Landschaft immer eintönig bleibt. Da es keine Flüsse, sondern nur periodische Regenbäche (Nullahs) gibt, so ist auch nirgends Wasser gut und reichlich vorhanden, und da es ohne Wasser auch an Baumwuchs fehlt, so muß der Kuhmist als Brennstoff dienen. Der einzige Baum von größerem Umfang ist der Calabassenbaum, doch ist er spärlich über große Räume zerstreut. Das ganze Jahr segen Ostwinde über die Ebene. Nur gegen Ende December bei der größten südlichen Neigung der Sonne dreht sich der Wind nach Nordost und Nord, und bringt die große Regenzeit. Die Bäume beginnen dann zu knospen, die Vögel brüten und die Einwohner bestellen ihre Saaten. Die Einöden des Ugogo-Landes sind mit wilden Thieren reichlich versehen. Löwen hörte man fast bei jedem Nachtlager brüllen, bekam aber nie ein solches Thier, und nur zweimal seine Spuren zu sehen. Die Araber behaupten der dortige Löwe sey verhältnißmäßig klein und menschenscheu. Ehemals soll das Land nach den Versicherungen der Araber viel dichter bevölkert gewesen seyn; damals wagten sich aber die Karawanen noch nicht durch Ugogo, sondern gingen auf einem südlichen Umweg durch das Land der Warori. Die erste Karawane wurde von Dschumah Mfumbi durch Ugogo geführt. Dieser Held besaß eine solche Fettmasse daß er auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung in Europa um einen Preis sich hätte bewerben können. Als aber die Wagogo sich überzeugt hatten daß dieser Körper nicht Kunst, sondern Fleisch sey, so schlossen sie mit afrikanischem Scharfsinn daß diese gesegnete Person die Gottheit selbst seyn müsse, verlangten daher auch daß sie das Land mit überschwänglichem Regen beschenken sollte. Als der Araber gegen solche Vorstellungen sich wehrte, wurde sein Tod beschlossen und der gefährdete Mann nur durch zufällig eintretendes Regenwetter gerettet.

Die Wagogo und ihre nördlichen Nachbarn die Wahumba unterscheiden sich durch ihren physischen Werth von den verkümmerten Bewohnern der Usagaragebirge. Auch bei ihnen wie bei allen sklavenhaltenden Stämmen gibt es alle Töne der Hautfarbe. Eine Eigenthümlichkeit dieses Menschenschlages aber ist die Kleinheit des Schädels verglichen mit dem Umfang des Gesichtes unterhalb und an dem Jochbein; von hinten gesehen wird dieser Eindruck noch durch die weit gedehnten Ohren verstärkt. Als nationales Erkennungszeichen pflegen sich die Wagogo die beiden untern Schneidezähne auszubrechen, sonst aber sind sie noch lenuklik durch ihre übertrieben ausgeweiteten Ohrlöcher, welche letztere in Afrika als das Unterscheidungszeichen des freien Mannes von dem Sklaven gelten. Der Haarputz ist sehr verschieden. Es finden sich die kleinen Zöpfchen im ägyptischen Styl, oder „Korkzieher-Locken“ mit Ocherpomade oder auch Tonsuren. Im allgemeinen sind die Wagogo kein häßlicher Schlag, die jüngern Frauen sogar dürfen Ansprüche machen hübsch gefunden zu werden. Der obere Theil des Gesichtes ist schön, aber die Lippen sind aufgeworfen und der Mund erscheint roh. Ebenso ist auch der Körper bis zu den Hüften sehr gut gestaltet, die Waden aber sind mager und liegen auffallend hoch am Bein. Der Gesichtsausdruck selbst bei Frauen ist wild und zornig, und die Augen oft von Trunksucht geröthet. Ihre reichliche Kleidung gibt den Wagogo im Vergleich zu ihren Nachbarn einen Anstrich von Civilisation. Der Stoff ihrer Gewänder ist bunter indischer Kattun, bisweilen sieht man schon Sandalen an den Füßen und zu Spangen wird nicht bloß Messing, sondern auch Elfenbein verarbeitet, von Glasperlen aber kann man in

Ugogo nur die besten Sorten absetzen. Die Männer gehen stets bewaffnet, mit Bogen und Pfeil, oder mit dem Speer, oder mit einem langen doppelschneidigen Messer. Ihre Hütten oder Tembe haben wegen Mangels an Bauholz ein dürftiges Aussehen, sind dafür aber im Innern desto schmutziger. Der Stolz der Wagogo ist folgende noch im Gedächtniß des jetzigen Geschlechtes aufbewahrte Begebenheit. Ein großer Kaufmann aus Unyamwezi, Namens Kafuke, führte eine Karawane von etlich tausend Köpfen durch Ugogo. Er gerieth in Streit über die Bezahlung des Wassers und versuchte die Waffen. Nach fünfzehntägigen Gefechten wurde aber der Anführer getödtet und die Karawane zerstreut. Nach Kafuke's Tod fiel etliche Jahre kein Regen, und das Land mußte beinahe gänzlich verlassen werden. Seitdem gehen die Wanyamwezi nur zitternd durch Ugogo, denn in den Kriegen zwischen beiden Stämmen sind die Wagogo immer überlegen geblieben. Die letztern nennen sich selbst auch Wana Madege oder Söhne der Vögel, was so viel bedeuten soll wie semper parati. In Folge ihrer größern Aufgeweckheit haben auch die Waganga oder Medicin-Männer wenig Einfluß unter ihnen gewonnen, während sie andernwärts zu den schlimmsten Landplagen Afrika's zählen. Die Wagogo zeichnen sich durch eine gewisse Gastfreundschaft aus. Sie grüßen den Fremden, erzeigen ihm zu Hause alle Höflichkeiten und geben beim Abschied ein Gastgeschenk. Die Frauen sind gegen Fremde von hübschem Aeußeren sehr zuvorkommend, wie es schien mit Erlaubniß ihrer Männer. Wie die Araber behaupten, soll aber der Besitzer einer Tochter, de jure auch der Liebhaber der Mutter werden. Ihre Sultane nennen sie Mtemi und die Mesire, gewöhnlich Brüder oder Blutsverwandte des Sultans, Wazagira (Singular, Mzagira). Lebensmittel sind theuer in Ugogo. Selten überhaupt ist das Volk geneigt Schafe, Ziegen oder Kühe zu verkaufen, und schon Milch muß theuer bezahlt werden.

Die Wahumba oder Wahumpa, die weiter gegen Westen an der Gränze von Unyamwezi sitzen, ein gefährliches Hirtenvolk, gehören zu der großen Raubfamilie der Masai. Sie sind ein schöner Schlag von Bergbewohnern und haben oft Ugogo und Usagara verheert.

In Unyamwezi oder dem Mondlande durften sich die Reisenden mehr zu Hause fühlen. Es wurde ihnen kein Tribut abgenöthigt, sondern es kam wohl der Sultan eines Dorfes ihnen entgegen und lud sie höflich ein als Geschenk einen fetten Bullen sich zu holen, während er selbst seinen Unterthanen befahl die Häuser für die Gäste zu räumen und zu reinigen. Dieß geschah in Rubuga, berühmt durch seine Milch und sein Fleisch, sein Ghee (Pflanzenbutter) und seinen Honig. Wirklich erhielt man auch den fettesten der fetten Bullen zum Geschenk, aber da sich die wilde Bestie nicht saugen lassen wollte, mußte sie Speke mit ein paar Büchsenkugeln niederstrecken. Obgleich die Träger sich mit Fleisch den Magen voll geladen und in Pombe betrunken hatten, so drängten sie doch zum Aufbruch. Hatte Burton Mühe gehabt sie früher vorwärts zu bringen, so mußte er jetzt den Zügel einlegen. Die Leute fürchteten nämlich den Anbruch der Regenzeit und wollten früher ihre Heimath erreichen. Man hatte zunächst einen wegen Raubmord berüchtigten Wald zu durchschreiten, der seinen üblen Ruf auch bewährte, denn einer der Träger, der unvorsichtig hinterdrein geblieben war, wurde mit Keulen von den Räubern erschlagen und seiner Traglast beraubt. Von dem Kigwaforste gelangte man hinaus in das Reisland von Unyanyembe und zunächst durch ein großes schmutziges Dorf, Namens Hanga. Sonst wurde das Land immer einladender, und festlich brach man am 7 Nov. 1857, dem 134sten Reisetag seit dem Abschied von der Küste, zum letzten Marsch auf, die Beludschen im besten Staate, weil man nach Kazeh, dem großen arabischen Marktplatze Innerafrika's einziehen sollte. Die Fahnen wehten, die Musketen knallten fortwährend, die Hörner erschallten, und die Wege füllten sich mit herbeiströmendem Volke. Der Kirangosi brachte in Kazeh die Karawane vor das Haus des Musa Mzuri, eines Hindukaufmanns, an welchen Burton brieflich empfohlen war. Zufällig war er verreist, und so übernahm einer der Araber Snay den Emir die Pflichten der Gastfreundschaft und wies den Entdeckern das leerstehende Gebäude eines abwesenden Kaufmanns an. Gegen alle Voraussagungen fand man bei den Arabern aus dem Oman, an die der Sultan von Sansibar ein Empfehlungsschreiben gerichtet hatte, die herzlichste Aufnahme. Die Leute dieser edlen Race erwiesen Burton eine Gastfreundschaft wie man sie sonst nur aus Romanzen kennt, und die nach den bisherigen eigennützigen Betragen der Afrikaner doppelt erquickte. Es erschienen nicht nur sogleich die üblichen Gastgeschenke, sondern auch allerhand Luxusgenüsse, Zwiebeln, Tamarindenkuchen, Plantanen, Citronen und Kaffee. Die leiseste Anspielung auf Bezahlung aber wäre als eine Beleidigung aufgefaßt worden. Snay den Emir hatte vor 16 Jahren seinen Weltlauf als Zuckerbäcker in Maskat begonnen, und war nun einer der reichsten Elfenbein- und Sklavenhändler in Ostafrika geworden. Durch Krankheit am Wandern selbst verhindert, hatte er in Kazeh ein Comptoir gegründet und ein Dorf aufgebaut, welches seine Magazine und seine Sklaven enthielt. Dreimal hatte er die Küstenreise zurückgelegt und war im Innern auf dem großen Tanganyika-See gefahren. Als er vor 15 Jahren seine Wanderungen begann, endigte aber die Karawanenlinie noch in Usanga und Usiuga. Dieser Araber hatte ein Donquixotisches bartloses Gesicht, scharfe Züge und eingefallene Augen, sonst aber starke Gliedmaßen und hohen Wuchs. Er hatte viel gelesen um sich auszubilden, und besaß ein glückliches Gedächtniß. Endlich gehörte er zu den Leuten die wahrer Freundschaft fähig sind. Als Omani und Araber reinen Blutes war er tapfer und doch klug, bereit für das Prudonor, für seine Ehre zu sterben, und ebenso ehrlich als angesehen.

Unyanyembe ist die mittlere und wichtigste Provinz von Unyamwezi, dem Moudlande. Dort treffen Karawanen aus allen Richtungen zusammen, und dieß hat die Araber veranlaßt in Kazeh sich festzusetzen, besonders weil auch von diesem Punkte aus die Karawanen frisch gebildet werden müssen, denn weiter als bis Kazeh verdingt sich kein Träger. Die Landschaft selbst, 3480 Fuß über dem Meere und 356 Meilen (89 d. M.) von der Küste entfernt, ist dennoch unglücklich

für Niederlassungen gewählt, weil sie periodischen Trockenheiten und Hochwassern ausgesetzt und entschieden ungesund ist. Sie ist reich gesegnet mit Dörfern und Ortschaften, es fehlt aber jede Stadt. Bei Mawiti liegen vier arabische Höfe und in der Mitte der Ebene Kazeh selbst, welches aus sechs großen, oblongen Niederlassungen der Araber mit Höfen, Gärten, Magazinen und Sklavenhütten besteht, um die wie um einen Kern Dörfer der Eingebornen angewachsen sind. Kazeh selbst wurde erst seit 1852 bewohnt, denn früher saßen die Araber einen langen Tagemarsch nördlich in Kigandu. Sie ließen sich damals von Mpagamo in eine Fehde gegen Msimbira, seinen Nebenbuhler, verwickeln und waren nach sechstägigen Scharmützeln nahe daran die Boma oder das Pfahlwerk dieses Häuptlings zu stürmen, als sie sich am Morgen von ihren sämmtlichen bewaffneten Sklaven verlassen sahen, die es überdrüssig geworden waren beständig Rindfleisch und rohe Erdeicheln zu essen. Die Araber waren schon gefaßt darauf vernichtet zu werden, ihre Feinde jedoch, die eine Kriegslist argwöhnten, ließen sie ruhig abziehen. Seitdem hielten sie es aber gerathener an einer entfernteren Stelle sich anzusiedeln. Die Zahl der anwesenden Araber übersteigt selten 25, sinkt aber auch bis auf drei und vier. Ihre Lage in diesem Lande ist durchaus nicht besonders sicher. Im Juli 1858 wurde Selim den Masud auf dem Wege von Kazeh nach Msene, wo er angesiedelt war, obgleich man ihn als guten Schützen kannte, in Begleitung seines Waffenträgers von fünf Kerlen in einem Dschungel angegriffen und erschlagen. Die Araber zogen zur Rache mit 2—300 Sklaven-Musketieren in das Gebiet, woher die Räuber stammten, plünderten und verwüsteten was sie vorfanden, wagten aber kein Gefecht, wie sie es zu besserer Sicherheit hätten thun sollen und zwar aus dem Grunde, weil jeder Araber bei seinen Genossen sein Leben und seine Habe um 800 Dollars, das gewöhnliche Blutgeld, versichert hatte, so daß jeder für sich und die andern fürchten mußte.

Die Araber führen ein bequemes und flottes Leben, ihre Häuser, obgleich nur einstöckig, sind für eine Vertheidigung eingerichtet, die Gärten sind fleißig angepflanzt, mit Vorräthen wird man regelmäßig versehen, man verfügt über Schwärme von Beischläferinnen und über Sklaven die für verschiedene Handwerke ausgebildet sind. Die Reichen halten sich Reitesel, die Aermsten besitzen wenigstens Schaf- und Rinderheerden. In Unyanyembe, Msene und Ubschidschi halten sich Handwerkersklaven, Schmiede, Maurer, Zimmerleute, Schneider, Töpfer, Seiler, Kesselflicker auf, die mit den Karawanen kommen, aber ungebührliche Löhne verlangen. Doch kann man bei ihnen immerhin eine Luntenflinte ausbessern, ja sogar Kugeln gießen lassen. Wohlfeil und reichlich vorhanden sind dagegen Lebensmittel. Nur eins fehlt den Arabern, ein Oberhaupt. Vor 15 Jahren wohl hielt ein Kaufmann aus Sansibar Abdallah den Selim mit seinen 200 Sklaven die ganze Gemeinde in Unterwürfigkeit. Seit seinem Tode, im Jahre 1852, hat aber durch Zwietracht die Ansiedlung sehr gelitten. Die Wohnhäuser der Araber haben ein düsteres Aussehen, und nur den Vorzug daß sie von schattigen Veranden umgeben sind. Die Gebäude bilden immer ein Viereck welches den Hof umschließt. Nur nach dem Hofe zu öffnen sich die Gemächer, und sollte die vierte Seite dieses Hofes offen seyn, so schließt man sie durch ein dichtes Gebüsch. Nach außen haben die Gemächer weder Thür noch Fenster, sondern nur Ochsenaugen, die im Fall einer Belagerung als Schießscharten dienen können. Ein anderer Mißstand ist das bösartige Klima, denn wenn ein Araber nur zwei Monate lang von Krankheit verschont bleibt, so rühmt er sich schon einer kräftigen Gesundheit. Die älteren Ansiedler achten sorgsam auf leicht verdauliche Nahrung und vermeiden Rindfleisch sowie Wildpret, denn je weniger man esse, behaupten sie, desto leichter entschlüpfe man dem Fieber. Das Zuckerrohr gedeiht in dem wasserarmen Lande nicht, Zucker muß daher eingeführt werden. Butter und Ghee werden in den wohlhabendern Häusern bereitet, von denen die ärmeren sich diese Artikel kaufen müssen. Die Preise der Lebensmittel haben, sagt Burton, seit der Ansiedlung der Araber beträchtlich aufgeschlagen, besser hätte er sich vielleicht ausgedrückt: das Geld — nämlich Tauschwaaren und Glasperlen — sey im Werthe gefallen. Ein Sklavenknabe der ehemals für 50 Perlenschnüre zu haben war, kostet jetzt 300. Trotzdem bleibt bei guten Jahren Unyanyembe noch immer das wohlfeilste Land Innerafrika's. Der Reisende findet in den arabischen Magazinen alles was er nur bedarf. Zeuge, Perlen, Draht, die üblichen Zahlungsmittel, dann aber auch Pulver und Kugeln, Gewürze und Apothekerwaaren, wenn er auch alles fünfmal so theuer wie in Sansibar bezahlen muß.

Was die Karawanenstraßen betrifft, so darf man sich darunter nicht mehr vorstellen als festgetretene Pfade wie Schafgänge, ein bis zwei Spannen breit, welche zur Regenzeit, wie die Afrikaner sagen, „umkommen," das heißt vom Pflanzenwuchs begraben werden. Bei Dschungelland bilden diese Wege Tunnel durch das Dickicht. Die zahlreichen Karawanen helfen sich gegenseitig aus. Es fehlt daher nicht an Wegweisern, wären es auch nur Scherben, zerbrochene Kürbißflaschen, Thierschädel. Bisweilen findet man auch Bogen und Pfeile in die Erde gezeichnet, und geht man ihnen nach, so gelangt man zu Wasserplätzen. Wo sich zwei Pfade kreuzen, wird der unrichtige, der von der Hauptlinie ablenkt, verrammelt oder nur mit einer Linie im Sande abgesperrt. Seit undenklichen Zeiten schon haben die Wanyamwezi die Küste besucht; denn wurde ihnen eine Linie durch Krieg und Fehde verspert, so schlugen sie eine andere ein. Höchst merkwürdig und erfreulich ist es daß diese Völker die Wanderschaft selbst als das Zeichen von Männlichkeit betrachten. Mit der Milch saugen die Kinder schon den Wandertrieb ein, und Buben von 6 oder 7 Jahren schultern bereits einen Elephantenzahn, ja es geschieht sogar daß durch zu frühzeitige Anstrengung gerade wie bei frühgeritteten Pferden ihr Wuchs verkrüppelt. Ihr schlimmstes Laster ist das Davonlaufen. Solange man noch in der Nähe ihrer Heimath ist, genügt der geringste Anlaß zum Ausreißen. Nähert man sich gar ihren Wohnplätzen, so muß ihnen ihre Habe abgenommen und bewacht werden, sonst laufen sie bei der ersten Gelegenheit da-

von. Nur eine Tugend muß man ihnen nachrühmen, ſie flüchten nie mit ihrer Karawanenlaſt, ſondern laſſen dieſe immer zurück. Am Schluß der großen und kleinen Regenzeit, Juni und September, gehen die Karawanen gewöhnlich landeinwärts; für Küſtenreiſen dagegen iſt jede Jahreszeit, mit Ausnahme der Regenzeit, günſtig, weil es ſchwer hält das Volk zu bewegen zwiſchen October und Mai ſeine Felder zu verlaſſen. Als die Wanyamwezi als Träger ſich zu verdingen begannen, verlangten ſie für die Dauer einer Reiſe von der Küſte bis in ihre Heimath 6—9 Dollars Werth in Waaren. Im Jahr 1857 ſtiegen die Forderungen auf 10, ſpäter auf 12 Dollars. Die Koſt iſt natürlich nicht eingeſchloſſen, und wird auf 1½ Pfund Korn im Tage, oder eine entſprechende andere Nahrung berechnet. Von Unyanyembe nach der Küſte ſind die Preiſe geringer, ſie betragen nämlich 9 Tücher, die in Sanſibar jedes 1 Schilling koſten. Die Araber rechnen daß im Durchſchnitt ein Träger nach dem Tanganyika-See und zurück (nach Kazeh?) 20 Dollars einſchließlich der Ernährung koſte. Die Stärke der Karawanen ſchwankt von einem halben Duzend bis zu 200 Köpfen, ja 500 und ſelbſt 1000 Köpfe ſind nichts ungewöhnliches. Wenn kleine Karawanen die gefährlichen Strecken erreichen, bleiben ſie liegen und warten bis ſie ſich einer größern Karawane anſchließen können. Der Marſch beginnt gewöhnlich mit Sonnenaufgang und endigt um 10 oder 11 Uhr Morgens. Geduldig laſſen ſie ſich oft die ſchwerſten Laſten aufbürden und ziehen in der Sonnenhitze faſt ganz oder ganz nackend einher, um ihre Kleidung zu ſchonen und für die Rückkehr in die Heimath aufzuſparen. Ihre Füße werden oft wund und die Beſchwerden der Wanderung ſetzen ſie den Angriffen von Seuchen, namentlich der Blattern, aus. Die ſtärkſten Burſche ſind gewöhnlich am leichteſten beladen, denn auch in Afrika gilt die eiſerne Regel daß der Schwächere den ſtärkeren Druck leiden ſoll. Die größte Laſt beträgt zwei Farasilah oder 70 Pfund. Ein Mganga oder Medicin-Mann begleitet gewöhnlich die Karawane, doch bequemt ſich dieſer ehrwürdige Mann auch zum Tragen von Laſten. Kommt eine Antilope oder ein Haſe quer über den Weg, ſo ſind beide verloren, denn die Träger werfen ſogleich ihre Bürde nieder und greifen zum Speer; da aber jene Thiere nie in einer geraden Linie flüchten, ſo ſind die vielen Hunde wirklich des Haſen Tod. Begegnen ſich zwei Karawanen, ſo bleibt diejenige welche ein Araber beſehligt im Wege, und die andre weicht aus. Gehören aber beide Wanyamwezi an, ſo erfolgt um den Vorrang eine Prügelei, die indeſſen ohne ernſthafte Folgen zu endigen pflegt. Nähert man ſich dem Platz wo der Kraal aufgeſchlagen werden ſoll, ſo verdoppeln die Träger vergnügt ihre Schritte. Bei mondſcheinhellen Nächten aber ſcheinen die Neger wie die Schakale völlig zu erwachen. Es beginnt dann ein aufgeregtes Händeklatſchen, Trommeln, Singen, Tanzen und Courmachen, beſonders wenn die Bewohner benachbarter Dörfer ſich hinzumiſchen. Der Tanz ſchließt gewöhnlich mit einem galop infernal, wobei alle mit Geſicht und Körper ſolche Grimaſſen ſchneiden daß jede Spur von einer Gottähnlichkeit des Menſchen verloren geht. Die Damen tanzen ſtets abgeſondert, auch die Europäerinnen würden in gleicher Lage das nämliche thun, wenn ſie wüßten zu welchen unüberſetzlichen Bemerkungen ein Ball im Orient ſtets Veranlaſſung gibt. Unter den Geſängen war auch auf einer „zu Ehren“ Burtons erfunden, den er oft zu hören bekam. Er lautete ungefähr:

Muyungu Mbaya (der ſchlimme Europäer) zieht von der Küſte.
Chor: Puti! puti (läßt ſich höchſtens überſetzen mit:) ſchartt! ſchartt!
Wir folgen dem Muyungu Mbaya.
Puti! Puti!
So lange er uns gut nährt!
Puti! Puti!
Wir eilen über Strom und Berg!
Puti! Puti!
Mit der Karawane dieſes großen Mundewa (Kaufmann).
Puti! Puti! u. ſ. w.

Daß ſie Burton den Titel eines „ſchlimmen“ oder wohl gar eines „böſen“ Mannes gaben, ſollte im Grund eine Art Compliment enthalten, denn ein „guter Mann“ wäre ſo viel geweſen wie ein Tropf. Hört man doch wohl auch bei uns jemand aus Zärtlichkeit einen „Mordskerl“ oder ähnlich nennen. Die Schnelligkeit mit der ſich die Karawanen bewegen, iſt ſehr verſchieden. Bei mondhellen Morgen können die Träger bis zu vier engl. Meilen in der Stunde zurücklegen, im Durchſchnitt aber wird eine Karawane 2½ gewöhnliche oder 1¾ engl. geogr. Meilen zurücklegen, wovon man bei offenen Gegenden 20, bei bewachſenen 40—50 Procent für Windungen des Weges abzurechnen hat. Ein Tagmarſch kann daher durchſchnittlich ſechs geradlinige geogr. Meilen (1½ deutſche Meile) gelten und für 1000 geogr. Meilen (250 deutſche Meilen) mag man ſechs Monate zur Reiſe berechnen.

Die oft beſchriebenen Tembe oder Negerhäuſer im Innern ſind in der Regel oblong, in den Usagara-Bergen auch rund und oval. Bisweilen werden ſie mit einem Boma oder Pfahlwerk umgürtet und in feuchten Gegenden mit einem Graben zum beſſern Abziehen des Waſſers umgeben. Das Dach beſteht aus einem Fachwerk von Stangen, über welches zuerſt Gras und dann eine Lage Erde kommt. Die Giebel dieſes Gebäudes ſpringen nicht vor. Zwei Thore groß genug daß eine Kuh durchgehen kann, führen in zwei Gemächer, wovon das eine als „Salon,“ Schlafkammer, Küche und als Stall für Menſchen und kleinere Hausthiere, das andre als Vorrathskammer dient. Der Boden iſt geſtampfte Erde, uneben und unreinlich. Mit den Menſchen hält ſich eine Menagerie in dieſen Bauwerken auf, nämlich Hühner, Tauben und Ratten, letztere von claſſiſcher Dreiſtigkeit. Noch zahlreicher ſind die unſchädlichen Ohrenwürmer und die Scorpione, die Nge im Laude heißen. Davon findet ſich eine kleine gelbe Art, deren Stich zwar heftige Schmerzen verurſacht, welche aber im Laufe des Tages wieder vergehen. Während einer Woche fielen nicht weniger als drei ſolcher Thiere auf Burtons Lager. In Ugogo gibt es grüne Scorpione von 4—5 Zoll Länge, die martervolle Wunden verurſachen können. Ein kleiner Holzwurm mit großem ſchwarzen Kopfe läßt beſtändig von oben gelben Staub herabrieſeln, Fliegen ſind zahlreich wie auf einem indiſchen Dampfer, eine einſamlebende Mauerweſpe,

in Indien die „Töpfersfrau“ genannt, baut ihre Nester in die Mauer und summt den Inwohnern die Ohren voll. In den dunkeln Winkeln weben grauenhafte Spinnen ihre dicken Netze, während die übrige Insectenbevölkerung aus Zecken, Flöhen, Moskitos, Wanzen und kleinen Ameisen besteht. Die letzteren, Papazi genannt, sind vielleicht die schlimmste Plage. Wo sie in eine Hütte einziehen, lassen sie sich nur durch heißes Wasser wieder vertreiben und die Hütte muß wochenlang rein gefegt werden, ehe sie weichen. Die Stiche aller dieser Thiere sind eigentlich nicht giftig, aber die beständige Reizung kann zuletzt ein Fieber verbreiten. Wo man einen gebrochenen Balken ausbebt, regnet es kleine Wanzen herab, deren Stiche die harthäutigen Afrikaner angenehm kitzeln und deren Geruch unbegreiflicherweise für ihre Nerven ein Arom besitzt!

Die Hauptsätze der Religionslehre der Druſen.

(Nach Sacy's „Exposé de la religion des Druzes.“ Paris 1838, und Ph. Wolff's, „die Druſen und ihre Vorläufer.“ Leipzig 1845.)

Erster Abſchnitt. Gott, Gottheit, Hakem's.[1]

Gott iſt Einer, er iſt das einzige anzubetende Weſen. Seine Gottheit iſt unbegreiflich und kann nicht beſchrieben werden. Er hat ſich den Menſchen mehreremal unter einer menſchlichen, der übrigen ähnlichen Form geoffenbart. In der letzten ſeiner Menſchwerdungen iſt er unter dem Namen Hakem erſchienen, und als ſolcher hat er außerordentliche Thaten verrichtet, voll tiefer Weisheit. Es iſt keine weitere Offenbarung oder Menſchwerdung der Gottheit zu erwarten, ſondern Hakem, der verſchwunden iſt, wird wieder erſcheinen unter den Menſchen, um der unitariſchen[2] Religion den Sieg zu verſchaffen und um die Ungläubigen zu beſtrafen.

Die Lehre von der Einheit Gottes iſt das Gut, das am meiſten würdig iſt geſucht zu werden, der köſtlichſte Schatz, das herrlichſte Gut, das man erwerben kann. Dieſe Lehre iſt die Frucht aller in den vorangegangenen Jahrhunderten dagewesenen Culte, ſie iſt die Wage der Wahrheit, durch welche Himmel und Erde ſich halten. Durch ein aufrichtiges Bekenntniß der Lehre von der Einheit gelangen die reinen Seelen zu ewiger Belohnung und zur letzten Vollendung.

Gott iſt der Schöpfer aller Dinge, er hat denſelben das Daſeyn gegeben und ſie gebildet, er hat aus ſeinem Lichte ſowohl die allgemeinen als die beſondern Dinge hervorgebracht, und alle Dinge kehren zu ſeiner Macht und Größe zurück.

Die wahrhaftige Natur ſeiner Gottheit kann nur unter einer Figur begriffen werden, welche von der Einbildung gebildet wird, aber nicht wahrhaftig und ſubſtantiell iſt. Aber er hat uns ſehen laſſen den Schleier,[1] unter welchem er verborgen iſt, und den Ort,[1] von welchem aus er zu uns ſpricht, auf daß er unter der Form eines äußerlichen und ſichtbaren Weſens angebetet werde, und dieß alles aus Barmherzigkeit und Güte gegen die Menſchen. Der Cultus und die Anbetung müſſen in jedem Jahrhundert und zu allen Zeiten gerichtet werden an dieſen Ort,[1] den wir ſehen, den wir wahrnehmen, deſſen Worte wir hören und zu dem wir ſprechen.

Zweiter Abſchnitt. Die Mittler der unitariſchen Religion.

Der erſte derſelben, der einzige, deſſen Erſchaffung das unmittelbare Werk der Gottheit iſt, heißt die allgemeine Intelligenz.[2] Sie, dieſe Intelligenz, ſchließt alle Dogmen, alle Wahrheiten der Religion in ſich, oder vielmehr ſie iſt ſelber die Vereinigung aller jener perſonificirten Wahrheiten, welche ſie unmittelbar von der Gottheit hat. Alles was die andern Mittler und alle Gläubigen von Kenntniſſen jener Wahrheiten beſitzen, ſind nur Emanationen der Intelligenz, durch ihre unmittelbare oder mittelbare Wirkung hervorgebrachte Eindrücke.

Der zweite Mittler heißt die allgemeine Seele. Dieſe iſt aus der Intelligenz durch eine Art von Emanation hervorgegangen; ſie hat den Rang eines Weibes im Verhältniß zu der Intelligenz, im Verhältniß aber zu den niedern Mittlern hat ſie den Rang eines Mannes. Von ihr haben die andern Mittler ihre Exiſtenz, durch die beſuchtende Wirkung der Intelligenz untergeordnet, iſt ſie weit erhaben über alle andern geſchaffenen Weſen.

Der dritte Mittler iſt das Wort; dieſes iſt von der Seele durch die Intelligenz hervorgebracht. Er ſteht in faſt gleichem Range mit der Seele.

Der vierte Mittler iſt der Vorangehende (Sabek)[3]; er iſt hervorgebracht von dem Worte durch die Thätigkeit der Seele.

Der fünfte Mittler iſt der Nachfolgende (Tali), ſo benannt, weil er unmittelbar auf den Vorangehenden folgt; er iſt von dem Vorangehenden hervorgebracht und hat von demſelben die Macht zur Hervorbringung der niedern, untergeordneten Mittler. Er wirkt auf alles ihm Untergebene unmittelbar ein, während die vier obern Mittler nur mittelbar wirken.

---

[1] Hakem, vollſtändig Hakem Biamr-allah, d. h. der durch Gottes Befehl Richtende, der grauſamſte und abenteuerlichſte aller Tyrannen, war der ſechste Chalif aus der Dynaſtie der Fatimiden. Er wurde geboren zu Cairo im Jahr 375 der Hidſchret, und ſchon im Jahr 386, alſo in einem Alter von 11 Jahren, beſtieg er den ägyptiſchen Thron, den er bis zum Jahr 411, alſo 25 Jahre lang eine hatte, wo er durch von ſeiner Schweſter gedungene Meuchelmörder fiel.

[2] Die Druſen heißen ſich daher Unitarier (Muwahhidun) d. h. Einheitsbekenner.

[1] Mit „Schleier,“ „Ort“ wird die menſchliche Geſtalt Hakems bezeichnet, unter welcher ſich die Gottheit offenbaret haben ſoll.

[2] Dieſe „allgemeine Intelligenz“ iſt Hamſa, derjenige, der das ganze druſiſche Religionsſyſtem ausgedacht hat. Mit der Offenbarung der Intelligenz in ſeiner Perſon beginnt die Aera der Druſen. Das erſte Jahr dieſer Zeitrechnung iſt das Jahr 408 der Hidſchret.

[3] Dieſen Namen hat der vierte Mittler, weil in dem Syſtem der Baresiten (einer früheren unreligiöſen Secte) dieſer die erſte Stelle einnahm.

Unter diesen fünf Oberpriestern, welche die erste Classe in der drusischen Hierarchie bilden, stehen die Dai, die Madsun und die Mokafer. Diese, die zweite Classe von Mittlern bildend, sind keine geistigen, immer existirenden Wesen, wie das von der ersten Classe behauptet wird; sie sind von den einfachen Gläubigen nur durch einen höhern Grad der Tugend und Religionskenntniß unterschieden. Die Dai, d. h. die Rufenden, Einladenden, stehen an der Spitze der Missionäre, deren Beruf ist die Menschen zur Erkenntniß und zum Bekenntniß der unitarischen Lehre einzuladen. Die Madsun, d. h. die Licenciaten, mit der Erlaubniß Versehene, erhielten diesen Namen, weil sie die Erlaubniß haben zu lösen und zu binden, d. h. hier: den Menschen die Falschheit der andern Religionen zu zeigen und sie in die Kenntniß der Dogmen der wahren Religion einzuführen. Die Mokafer, d. h. die Auflösenden, scheinen dazu berufen gewesen zu seyn den Menschen Zweifel an ihren Religionen einzuflößen.

Dritter Abschnitt. Die einfachen Unitarier.

Jeder Unitarier und überhaupt jeder Mensch ist im Anfang der Zeiten erschaffen worden, ein Wechsel findet nur statt in Beziehung auf die äußern Gestalten oder Personen, in denen die Menschen erscheinen.

Alle Seelen sind nach der Erschaffung der Intelligenz erschaffen, aus ihrem Lichte gebildet worden; ihre Zahl ist bestimmt, sie nimmt in dem Lauf der Jahrhunderte weder zu noch ab; denn wenn die Welt in jedem Jahrtausend auch nur um eine Person sich vermehrte, so würde die Erde zu enge werden um sie zu fassen; und umgekehrt, wenn die Welt in jedem Jahrtausend nur um eine Person abnähme, so würde am Ende keine einzige mehr da seyn.

Die Seele geht nach und nach in verschiedene Körper über, und sie bildet auf diese Weise verschiedene Personen, denn die Verbindung einer Seele mit einem Körper bildet eine Person. Die Seele des Menschen kann aber bloß in Menschenkörper und nicht in Thierkörper übergehen, wohl aber kann sie zur Strafe in recht schlechte oder häßliche Körper versetzt werden. Die Vereinigung sämmtlicher Personen bildet eine Welt oder eine Classe von Wesen.

Die Seelen sind der Wanderung während der Dauer aller Zeitalter und aller Umwälzungen unterworfen; sie erreichen ihren letzten Grad der Vollkommenheit erst in der letzten aller Umwälzungen, in der Zeit Hakem's und Hamja's. Aber mit der Erscheinung der Intelligenz in der Person Hamja's sind alle Umwälzungen zu Ende; es ist nichts mehr zu erwarten als die Auferstehung, das Gericht, welches die Ungläubigen von den Unitariern auf immer trennen und das ewige Loos beider bestimmen wird. Im Laufe dieser neuen Epoche werden die Seelen, welche, nachdem sie den Gipfel der geistigen Kenntnisse und durch ihre Verbindung mit den von der Intelligenz emanirten Wahrheiten eine vollkommene Figur erreicht haben, durch den Tod von ihrem Körper getrennt werden und in keine neuen Körper mehr zu wandern haben; sie werden sich mit dem Imam, der der Aufenthalt der Lichter ist, vereinigen, sich mit ihm vermischen, und gleichsam in ihm verborgen bleiben, in Erwartung des Augenblicks wo er voll Ruhms zum Gericht erscheinen wird, und sie werden dann mit ihm wieder erscheinen und sein Gefolge bilden.

Vierter Abschnitt. Die Moral der Druſen.

An die Stelle der sieben Hauptgebote des Islam (dem Bekenntniß daß es bloß Einen Gott gebe und daß Muhammed sein Gesandter sey, dem Gebet, der Bezahlung des Zehnten, dem Fasten, dem Pilgern nach Mekka, dem Krieg gegen die Ungläubigen und der Unterwerfung unter die legitimen Machthaber) hat Hamsa sieben andere gesetzt in den Worten: die erste und wichtigste Pflicht die euch obliegt ist: die Wahrhaftigkeit in euren Worten; die zweite, daß ihr gegenseitig über eure Sicherheit wachet; die dritte, daß ihr eurer frühern Religion und dem Dienste des Nichtigen und der Lüge entsaget; die vierte, daß ihr euch gänzlich von den Dämonen und denen welche im Irrthum sind, lossaget; die fünfte, daß ihr die Existenz der Einheit unsers Herrn in allen Jahrhunderten und Zeitaltern anerkennet; die sechste, daß ihr mit seinen Werken, von welcher Art sie auch seyen, zufrieden seyd; die siebente, daß ihr seinen Vorschriften, im Glück wie im Unglück, Folge leistet.

Die Keuschheit hat Hamsa in folgenden Worten empfohlen: die thierischen Begierden des Geschlechtstriebes sind das Erzeugniß der vier Elemente; wer sie seiner Religion vorzieht, steht unter den Eseln und Ochsen, nach jenen Worten des Koran: „Sie sind Thieren gleich und haben sich sogar in ihrer Art noch weiter verirrt (Sure 25, V. 40). Wer dagegen sich von den viehischen Leidenschaften frei hält, der steht höher als die erhabensten Engel.

Wie sehr Hamsa gegen die Unzucht war, bezeugen seine Worte: „Wenn ein Unzüchtiger Reue zeigt, muß er sich sieben Jahre demüthigen und weinend die Eingeweihten besuchen; wenn er aber keine Reue zeigt, stirbt er als Abtrünniger und Ungläubiger."

Arbeiter-Actiengesellschaften in England.

Auf dem europäischen Festlande erlebt man noch nicht den erbitterten Kampf zwischen den Capitalisten und den Handwerkern, zwischen Fabrikherren und Fabrikarbeitern, der in England durch eine fast ununterbrochene Reihe von Arbeitseinstellungen geführt wird. Dieß beruht zum Theil darauf, weil in den Festlandsstaaten die Polizei gegen Arbeiterverbrüderungen wie gegen eine soziale Verschwörung einschreiten würde. In England kennt man und duldet man einen solchen Zwang nicht. Dort erwartet man, und mit Recht, daß die Arbeiter durch Erfahrung gewitzigt endlich ihre zweischnei-

dige Waffe, die beide Theile, am empfindlichsten aber die Arbeiter selbst verletzt, endlich in die Scheide stecken werden. Es ist auch ganz richtig daß dem Arbeiter die Freiheit bleiben muß sich selbst wohl zu thun, denn wo die Arbeit erzwungen wird, herrscht geradezu Sklaverei. Arbeit ist eine Waare, deren Werth von den Gesetzen des Marktes beherrscht bleiben muß, und jeder Eingriff in dieses Gesetz ist ein Angriff gegen das Eigenthum, das Eigenthum des Arbeiters aber ist seine Arbeit. Die englischen Arbeitergesellschaften sind nur insofern sträflich, als sie durch unerlaubte moralische Mittel, ja oft genug sogar durch Mißhandlungen ihre Arbeitsgenossen zwingen der Parole einer geheimen Obrigkeit zu gehorchen, also auch einen Eingriff in das Eigenthum solcher Arbeiter begehen die wirklich arbeiten wollen. Die Brüderschaften wissen recht gut daß die nächsten Zwecke der „Strikes," nämlich eine beliebte Lohnerhöhung oder Kürzung der Arbeitszeit, nie erreicht worden sind, sondern daß sie immer nur mit dem Ruin der betroffenen Capitalisten und mit noch tieferem Elend der feiernden Arbeiter geendigt haben. Dennoch, meinen sie, geschehe es zum Nutzen und Frommen der Gesammtheit der Arbeiter wenn von Zeit zu Zeit ein „Strike" ausgeführt und ein Exempel an den Capitalisten vollstreckt werde, denn wenn man damit auch nichts bessere, so verhindere man doch daß die Löhne noch schlechter werden. Ob diese Politik wirklich ersprießlich sey, läßt sich schwer entscheiden, weil man nie sicher beobachten kann was eintreten würde wenn etwas nicht geschehe. Die Arbeiter haben indessen mit ihren gefährlichen Bünden nur ausgerichtet daß die Fabrikherren und Capitalisten ihrerseits sich vereinigten und jeder Versuch eines Strike von Seiten der Arbeiter mit einem Strike der Arbeitgeber beantwortet wird. Die eintretende Krisis wird dadurch rasch beendigt und die Arbeiter früher zur Vernunft gebracht.

Der Arbeiter auf dem Festlande kann dergleichen Attentate nicht ausführen, weil der Arbeitslohn im allgemeinen so niedrig steht daß eben nur die Nothdurft damit bestritten werden kann. Der britische Arbeiter verdient aber durchschnittlich von 18 fl. wöchentlich aufwärts bis zu einem Salar, womit der Minister eines deutschen Kleinstaates sich zufrieden erklären müßte, und er verdient mehr als die kleinen Beamten und die Geistlichen in England beziehen. Daher ist es ihm auch möglich durch Selbstbesteuerung große Summen für Vereinszwecke zusammenzubringen. Neuerdings hat man in England sein Augenmerk auf die in Frankreich schon seit dem Mittelalter bestehenden Conseils des prud'hommes auf die Handwerksgerichte gelenkt. Es gibt solche Gerichte in allen großen Städten, in Paris allein etliche zwanzig. Sie bestehen aus einer untern und einer höheren Instanz. Die untere Instanz wird von zwei Richtern, einem Arbeiter und einem Arbeitgeber gebildet, und die Urtel sind im allgemeinen so treffend daß nach einer jüngsten Pariser Statistik von 30,000 Fällen nur in 8000 von dem Rechtsmittel der höheren Instanz Gebrauch gemacht wurde. Diese besteht aus einem Richtercollegium von fünf Personen, zur Hälfte Arbeiter, zur Hälfte Arbeitgeber, die sich einen Präsidenten wählen.

In einer neuerlichen Nummer von Dickens All the year round ist ein solcher Gerichtstag, die einzelnen Fälle und ihre Entscheidungen genau beschrieben worden, und im allgemeinen scheinen diese Gerichte streng gegen harte und unbillige Arbeitgeber, aber ebenso unnachsichtig gegen schlechte Subjecte unter den Arbeitern zu verfahren. Die Institution scheint allerdings empfehlenswerth, aber sicherlich ist das Mittel viel zu schwach als Gegenmittel für solche Massenverschwörungen wie die britischen Strikes.

Für diese gibt es nur eine Heilung, nämlich die Arbeiter selbst zu Capitalisten zu machen und ihnen Tantièmen am mercantilen Ertrag der Unternehmungen zu gewähren. Einen Fall dieser Art erzählt der französische Staatsökonom Michel Chevalier. Hr. Leclaire, ein Pariser Tapezierer oder „Hausdecorateur," wie das Handwerk sich jetzt vornehm benennt, beschäftigte 200 Arbeiter, hatte aber beständig über die Sorglosigkeit seiner Leute zu klagen. Sie thaten wohl ihre Arbeit, kümmerten sich aber nicht nun den Nutzen ihres Arbeitgebers, und dieser fühlte nicht bloß einen Schaden an Geld und Gewinn, sondern er mußte auch beständig mit Verdruß hinsehen. Er erhöhte jetzt den Arbeitslohn, in der Hoffnung das Uebel zu vermindern. Nun dalaren er wohl bessere, d. h. geschicktere Arbeiter, aber die Sorglosigkeit blieb dieselbe. Jetzt versammelte er seine Gesellen und machte ihnen folgenden Vorschlag. Sie sollten die üblichen Löhne wie zuvor genießen, beim Jahresschluß aber werde er ihnen die Geschäftsergebnisse vorlegen. Von dem Gewinn, der sich ermitteln lasse, wolle er für Leitung und Oberaufsicht für sich ein Salar und dann die Zinsen des Capitals abziehen, den übrigen Gewinn aber mit den Arbeitern theilen und zwar je nach dem Verhältniß des Arbeitslohnes, den ein jeder bezogen habe. Im ersten Jahre hatten die höchsten Arbeitslöhne 4 Frcs. im Tage, also 1200 Frcs. im Jahr (300 Tage) betragen, es ergab sich aber daß auch auf den geringsten Arbeiter noch mehr als 300 Frcs. vom Geschäftsgewinn trafen. Hr. Leclaire hatte fortan keinen Verdruß mehr, das Betragen der Arbeiter war im höchsten Grade erbaulich und frei von jeder Bitterkeit, während der Arbeitgeber selbst fand daß auch er ökonomisch gewonnen hatte. Das System hat nur eine schwache Stelle, nämlich wenn sich Verluste anstatt der Gewinne einstellen. Die Arbeiter werden dann nichts wissen wollen von einer Unterbindende, der Arbeitgeber aber der früher seine Gewinne vertheilt hat, fühlt dann doppelt die Verluste. Eine ähnliche Geschäftstheilnahme besteht übrigens seit alten Zeiten schon in den Bergwerken von Cornwallis, bei der Walfischfängerei und etlichen andern Gewerken.

Eine neuere Form des Bundes zwischen Capital und Arbeit sind die Arbeiteractiengesellschaften. Ein classischer Fall dieser Art existirt in Leeds. Im Jahr 1844 vereinigten sich dort die Arbeiter um den Mahlschatz der Müller für sich abzuschaffen, weil sie wissen wollten daß sie einen zu hohen Preis für Mehl zahlen müßten, welches obendrein noch verfälscht wurde. Sie brachten ein Capital von 3000 Pfd. St. durch Zeichnungen von Actien zu einer Guinee (2) Sh. oder 12 fl.

36 kr.) zusammen. Da sie keine Mühle zum Pachten fanden, kauften sie eine eigene für 5000 Pfd. St. und nahmen eine Hypothek auf. Sie beschlossen nur den besten englischen Weizen zu kaufen und nur Mehl von erster Güte zu verkaufen, und zwar nach dem Gesetz daß der Stein Mehl so viel halbe Pence kosten solle als der Quarter Weizen Shilling kostete. Stand dieser auf 40 Sh., so kostete das Mehl also 20 d. oder 1 Sh. 8 d. Bisher war das Mehl immer um ein und zwei Pence höher gewesen, von jener Zeit an mußten aber sämmtliche Müller ihre Preise erniedrigen bis auf den Satz der „Vereinigten Arbeitermühle.“ Das Mehl der Arbeiter wurde an das Publicum wie an die Actieninhaber verkauft, letztere aber empfiengen Marken je nach der Höhe ihrer Einkäufe. Am Schluß des Jahres wurden dann zunächst fünf Procent Zinsen für das Actiencapital gezahlt und der Rest der Gewinne unter die Mitglieder im Verhältniß der vorgezeigten Marken vertheilt. Im Jahr 1857 war das Actiencapital auf 7689 Pfd. St. gestiegen, der Geschäftsumsatz betrug 55,980 Pfd. St. Die Gewinne aber 1788 Pfd. St. oder beinahe 25 Procent vom Capital. Den Detailverkäufern wurde nur 1 Sh. 9 d. Vergütung für den Sack bewilligt, so daß für die Theilnehmer eine Ersparniß von 50 Procent an dem frühern Gewinn der Kleinverkäufer und 40 Procent an dem Mahlschatz sich ergab.

In Rochdale begann mit einem Capital von 28 Pfd. St. (336 fl.) ein gemeinsames Waarenlager. Anfangs wurden nur Specereiwaaren verkauft, später auch Fleisch, in den letzten Jahren sogar Tuch, und schließlich wurde auch eine Mühle wie in Leeds damit verbunden. Im Jahr 1856 betrug die Zahl der Mitglieder 1600, das Actiencapital 12,920 Pfd. St., der Geschäftsumsatz 63,197 Pfd. St., und der erzielte Gewinn 3921 Pfd. St. In dieser Gesellschaft kann jedes Mitglied eine beliebige Anzahl Actien bis zu 100 Pfd. St. besitzen. Die Verwalter werden auf gewisse Zeiträume erwählt, und eine verschlossene Büchse steht offen, damit jedermann eine schriftliche Beschwerde einwerfen kann. Bei den vierteljährlichen Meetings wird die Büchse geöffnet, doch gehören Klagen zu den Seltenheiten, denn die Geschäftsführung ist musterhaft, obgleich sie nur 2½ Procent des Geschäftsumsatzes kostet. Die Mühle in Leeds und das eben beschriebene „Bergwerks-Magazin“ in Rochdale haben bisher für mehr als 1 Mill. Pfd. St. Geschäfte gemacht, und dennoch nicht völlig 10 Pfd. St. für verlorene Schulden einzutragen gehabt.

Mit dem „Bergwerks-Magazin“ ist aber noch seit 1855 eine „Vereinigte-Arbeiter Garn-Mühle“ in Verbindung gesetzt und 5000 Pfd. St. als Capital angelegt worden. Im Jahre 1856 waren schon 96 Stühle in Thätigkeit, und die Dividende belief sich auf 13½ Proc. Die Arbeiter erhalten die in der Umgegend üblichen Löhne, 5 Proc. Zinsen für ihr eingezahltes Actien-Capital, und je nach der Höhe des bezogenen Arbeitslohns ihren Antheil vom Nutzen des Geschäfts. Im Jahr 1858 war man bereits genöthigt in einer andern Fabrik einen Raum zur Aufstellung von 6 neuen Garnstühlen und 12 andern Maschinen zu miethen. Der Zudrang mehrte sich indessen so stark, daß man im März 1859 eine eigene große Fabrik von 150 Fuß Länge und 60 Fuß Tiefe mit einem 180 Fuß hohen Kamin zu bauen begann, die jetzt fertig ist und zwei Maschinen von 60 Pferdekraft erhalten soll. Die Fabrik wird im ganzen 40,000 Pfd. St. kosten, aber das Capital ist schon gedeckt, ja der Zudrang von neu sich anmeldenden Mitgliedern war so stark, daß die Bücher seit zwei Monaten schon geschlossen werden mußten.

Hier nun haben die Arbeiter was sie wollen. Sie sind nicht nur selbst Capitalisten, sondern ihr Antheil am Gewinn wird sich genau nach ihren Leistungen richten. Dergleichen Gesellschaften gibt es jetzt in England schon eine beträchtliche Anzahl, und sie haben ganz sicherlich das eine Gute, daß sie den Arbeiter der „Arbeiterverbrüderung“ entwöhnen, und ihn zur Sparsamkeit, zur Aufhäufung eines kleinen Capitals ermuntern. Die Arbeiter in England sind so hoch bezahlt, daß sie bei guter Haushaltung sämmtlich wohlhabend und unabhängig werden könnten. Die Franzosen wenigstens, die sich auf das Sparen so trefflich verstehen, würden es in ihrer Lage sämmtlich schon geworden seyn. Statt dessen aber ist der britische Arbeiter ein Verschwender, der viel leistet, viel verdient, das Viele aber fast vollständig von der Hand im Mund verbraucht, weßhalb auch bei Geschäftsstockungen die Noth gleich ins Große steigt. Man darf aber nicht glauben daß jedes solche Unternehmen nothwendig gelingen müsse. Von der ehrlichen, umsichtigen und geschickten Geschäftsführung sowie vom Glück hängt gar vieles, vielleicht das meiste ab, und die englischen Arbeiter werden noch lernen müssen, daß der Gewinn nicht bloß das Product von Arbeit und Capital ist, sondern noch andere verschiedene unberechenbare Kräfte im Spiele sind.

Das dießjährige Meeting der British Association.

Krieg und politische Aufregungen sind den Wissenschaften nie günstig. So brachte auch dieses Jahr die Versammlung der britischen Naturforscher in Oxford unter Vorsitz Lord Wrottesley's sehr magere Neuigkeiten. Die Fortschritte der Wissenschaften und neue Entdeckungen des verflossenen Jahres sind die jedesmaligen Gegenstände der Besprechungen. Das Jahr 1859 aber hatte nur wenig außerordentliches gefördert. Das einzige Ereigniß blieb Darwins Buch über den Ursprung der Arten, und nächst diesem die ältere Thatsache von Auffindung menschlicher Werkzeuge unter tertiärem Schutt neben den Gebeinen längst verschwundener oder verdrängter Thiergeschlechter bei Amiens und Abbeville. Ueber diesen oft verhandelten Gegenstand erklärten die angesehensten Gelehrten einstimmig: 1) es sey kein Zweifel mehr vorhanden daß die ausgegrabenen Kieselwerkzeuge von Menschenhand gestaltet; 2) daß sie gleichzeitig wie die Thierknochen von älteren Ele-

phanten und Mammuthsarten mit tertiären Ablagerungen bedeckt worden seyn; 3) daß die Bildung dieses Schuttes einen nicht zu berechnenden Zeitraum erfordert habe, einen Zeitraum wenigstens der sich nicht vergleichen lasse mit historischer Chronologie. Wenn ein Mitglied von mindestens 50,000 Jahren sprach, so kann dieses Maß zu klein oder zu groß seyn, da man durchaus nicht weiß welche Zeit erforderlich ist damit gewisse Thierarten aussterben, harte Gesteine zu Schutt abgerieben und dieser wieder als jüngeres Sediment abgelagert werde.

Eine interessante Arbeit des kürzlich verstorbenen amerikanischen Gelehrten Glaisher über Meteore, welche vorgelesen wurde, enthielt Mittheilungen über ein merkwürdiges Meteor, welches bei Tageslicht am 15 Nov. v. J. in den Vereinigten Staaten beobachtet wurde und zwar um $9^{1}/_{4}$ Uhr Morgens (New-Yorker Zeit). Gesehen ist es worden in den großen Städten von Massachusetts, in verschiedenen Plätzen Connecticuts, im Staat New-York, in Delaware, in der Bundesstadt, in Alexandria, Fredericksburg und Petersburg in Virginien. Gehört wurde es in Milford (New-Jersey) und an allen Orten dieses Staates südlich von einer Linie zwischen Tuckerton und Bridgeton, sowie durch ganz Delaware. Gesehen wurde es südlich von der canadischen und atlantischen Eisenbahn in New-Jersey von niemand, also merkwürdigerweise gerade dort nicht wo der Knall am stärksten war. Die Entfernung des Körpers von der Erde wird an verschiedenen Punkten auf 8, 22 und 24 engl. Meilen angegeben, nach dem Zeitmaß welches zwischen Licht und Knall verstrich. Man schließt daraus daß es irgendwo in der Grafschaft Cape May oder vielleicht noch weiter westlich niedergefallen seyn müsse. Die Kürze der Flugzeit des Meteors läßt sich daraus ermessen daß die wenigsten Beobachter über den Ursprung der blitzähnlichen Erscheinung sich Rechenschaft geben konnten, und daß die entferntesten Wahrnehmer sämmtlich der Meinung waren das Meteor müsse in ihrer Nähe niedergefallen seyn. Man rechnet daß das Meteor 30—50 engl. Meilen in der Secunde zurückgelegt haben müsse. Der Knall rührte von einer Entladung und nicht etwa vom Zusammenprallen der Luft hinter dem Körper her, weil er sonst nicht hätte unterbrochen werden können, während verschiedene Personen erklärten daß das Geräusch aufhörte um wieder von neuem zu beginnen. In Beasely währte der Knall nicht weniger als eine Minute, woraus sich ergibt daß der entfernteste Punkt der Explosion vom nächsten Punkt 12 engl Meilen abgelegen gewesen seyn müsse. Während der Explosion muß sich das Meteor 15—20 engl. Meilen oder etwa 1 Secunde lang bewegt haben. Da die Geschwindigkeit des Meteors hundertmal so groß war als die des Schalls, so wird der Knall gehört worden seyn nicht wie er in der Zeit erfolgte, sondern je nach den räumlichen Abständen, so daß also viele Beobachter das Ende der Explosion (wenn dieses in größerer Nähe erfolgte) früher als den Anfang hören mußten. Auf die Größe des Körpers läßt sich nur daraus schließen daß er von Personen gesehen wurde die 200 engl. Meilen vom nächsten Punkte seines Pfades entfernt standen.

Hr. Claudet berichtete über ein neuerfundenes Instrument Woodwards, die Sonnenkammer genannt. Es wird dieß zu einer neuen Vervollkommnung der photographischen Künste führen, indem man in Zukunft aus kleinen negativen Tafeln Bilder von jeder beliebigen Vergrößerung gewinnen kann, da ein Bild, welches auf der Collodiumtafel nicht größer war als die auf Visitenkarten, bis auf natürliche Größe erweitert worden ist. Dieses neue Verfahren gewährt den Vortheil daß kleine Bilder rascher und in Bezug auf die Perspective unendlich richtiger als größere Bilder aufgenommen werden können. Man hat früher wohl schon das Vergrößern von photographischen Bildern gekannt. Man brauchte das Original nur der Camera so nahe wie möglich zu bringen und die Focalabstände zu vergrößern. Allein je mehr man diese vergrößerte, desto schwächer wurden die Lichtwirkungen. Woodwards Apparat besteht nun darin das von der Sonne erleuchtete negative Bild durch einen Condensor genau in das Centrum des Objectivglases der Camera zu werfen, welches letztere zur möglich kleinsten Oeffnung verengert wird, ohne daß dabei die geringste Menge von dem Licht verloren gienge, welches die negative Tafel beleuchtet. Nur durch die größte Genauigkeit läßt sich aber dieses schöne Ergebniß erzielen. Die Sonnenkammer erfordert dieselbe Sorgfalt wie ein astronomisches Instrument, denn im Grunde ist sie auch nichts anderes als ein solches.

Das Hauptinteresse des Meetings lag in der zoologischen, botanischen und physiologischen Classe, wo fast bei jeder Gelegenheit ein Streit über die Darwin'sche Lehre von der spontanen Entstehung der Arten ausbrach. Alle, auch die entschiedensten Gegner der wichtigen Theorie, gestanden ein daß das Buch eine Menge neuer Erfahrungen und eine große Zahl neuer und richtiger Anschauungen enthalte, und daß der Autor nur in einem Stücke gefehlt habe, nämlich in seinen Schlüssen zu weit gegangen zu seyn. Dieß war die Ansicht des Botanikers Daubeney, der sicher als nächsten Erfolg des Buches erwartete daß die Zahl der jetzt anerkannten Pflanzenarten sich beträchtlich werde vermindern lassen, das heißt daß man viele sogenannte Arten ferner nur noch als Spielarten werde gelten lassen. Prof. Owen, der voriges Jahr das Buch als eine wissenschaftliche Revolution angekündigt hatte, war zwar voller Lob, meinte aber die neue Lehre bedürfe noch der Bestätigung durch die Erfahrung. Er verglich hierauf das Gehirn des Gorilla-Affen mit dem menschlichen, und behauptete es biete weit größere Unterschiede als zwischen dem Gorilla-Gehirn und dem Gehirn des am niedrigsten stehenden Bierhänders sich fänden. Dann machte er noch besonders aufmerksam auf das merkwürdigste Stück des menschlichen Knochenbaues, nämlich auf die große Zehe, welcher bekanntlich der Mensch seine aufrechte Haltung verdankt. Prof. Huxley widersprach allen Behauptungen Owens, und sagte geradezu, indem er sich auf Tidemanns Arbeiten über das Negergehirn berief, der physiologische Abstand zwischen dem Menschen und dem Gorilla sey geringer als der zwischen Gorilla und den niedrigsten Affen. Was den Knochenbau betreffe, so unterschieden sich auch die gehenlosen Affen vom Gorilla in weit

höherem Grade als der Gorilla von dem Menschen. Dieser besitze nur etwas, was ihn von den Affen scharf absondere, nämlich die Gabe der Sprache.

In einer andern Sitzung ergriff der Bischof von Oxford das Wort gegen die neue Lehre. Es war wohl meistens die Pfaffenangst vor dem Mißbrauch der Erkenntniß, welche ihn beseelte. So wie es tadelnswerth, ja frevelhaft ist wenn wissenschaftliche Erkenntnisse zu Angriffen auf die religiösen Güter der Mitmenschen gemacht werden, ebenso dumpf und beschränkt ist es wenn Geistliche neue Erkenntnisse verketzern, weil sie nicht zu den bisherigen Vorstellungen „passen" wollen, während es doch ihres Amtes ist die religiösen Vorstellungen den Erkenntnissen des menschlichen Verstandes anzupassen. Man frage nur einfach: ob das jetzt lebende Geschlecht eine geringere, trübere oder schwächere Vorstellung von der Weisheit oder Macht des höchsten Wesens besitzt, wie das im 15ten Jahrhundert, vor Copernikus, Galilei, Newton, Kepler, Laplace, oder nicht? Darwins Lehre raubt der organischen Welt nicht ihren letzten Schleier, sie zeigt uns nur daß es möglich ist wie sich aus einer organischen Form allmählich alle Formen ohne äußere Einwirkungen von selbst entwickeln konnten und mußten, und wie in Folge dessen die Formen mannichfaltiger und in gewissem Sinn vollkommener wurden, weil sie sich allen neuen Veränderungen elastisch anfügten. Welche Vorstellung von einem Schöpfer ist nun erhabener, die alte oder die Darwin'sche? Die alte läßt jede einzelne Art entstehen durch einen besondern Schöpferact. Wir wissen aber daß jede Thier- und jede Pflanzenart ihr Daseyn nur eine gewisse Zeit behaupten kann. Sie muß aussterben, und in Folge dessen entstehen Lücken in der Schöpfung; diese müssen durch neue Schöpfungen ausgefüllt werden und daher ist ein beständiges Ausflicken, Nachschaffen und Nachbessern nöthig. Ist dieß ein ächtes Bild der Vollkommenheit und Ewigkeit? Die Darwin'sche Schöpfung dagegen besitzt die Fähigkeit sich selbst fortzuentwickeln, allen fortschreitenden Zeitaltern unsres Planeten die entsprechende organische Welt zu bieten. Neue Arten sind beständig im Begriff sich auszubilden, veraltete Formen liegen verkieselt in dem geschichteten Gestein, ausserbende Arten haben sich noch auf einsamen Inseln erhalten, gegenwärtige Arten ringen nach Herrschaft im Raum, aber mit ihrer Herrschaft beginnt auch ihre Neigung durch Abarten sich wieder in eine Menge neuer Arten zu theilen. So rückt die Schöpfung fort und fort, das Schwachgewordene vergeht, das Kräftige macht sich breit. Welche Religion, darf man wohl fragen, kommt bei dieser Erkenntniß zu kurz?

Der Bischof von Oxford hielt es gleichwohl für seine Pflicht zu erklären daß die Darwin'sche Lehre, wenn sie nach den Grundsätzen der Induction geprüft werde, in nichts zerfalle. Die Fortdauer der Artformen sey eine durch alle Beobachtungen bestätigte Thatsache, denn die ältesten Darstellungen von Thieren, Pflanzen und Menschen in den ägyptischen Denkmälern bewiesen daß sich seitdem an den Arten nichts geändert habe. In Bezug auf das wichtige Argument Darwins, welches er aus der Taubenzucht entlehnt habe, müsse er bemerken daß die künstlich gezüchteten Spielarten verschwänden, sobald die Thiere in die Freiheit und in der Freiheit zum alten Typus zurückkehrten. Unfruchtbarkeit vertilge stets wieder alle Bastarde u. s. w. Obgleich alle seine Einwendungen nicht neu, sondern von Darwin längst widerlegt worden waren, nannte der Bischof dennoch Darwins Schlüsse „eine Hypothese, welcher auf ganz unwissenschaftlichem Wege der Rang einer Lehre vom ursächlichen Zusammenhang gegeben worden wäre, und der sich die größten Namen in der Gelehrtenwelt widersetzten." Gegen diese heftigen Angriffe bemerkte zunächst Hr. Huxley, daß man Darwins Ansichten keine Hypothese nennen dürfe, sondern eine Theorie nennen müsse, denn sie verdiene diesen Namen so gut wie die Lehre von den Wellenbewegungen des Lichtes (Undulationstheorie), die ja auch noch nicht inductiv bewiesen werden könne. Darwins Lehre sey eine Erklärung von Thatsachen und angefüllt mit neuen Beobachtungen, welche sämmtlich die Theorie unterstützten. Bitterer abgefertigt wurde der Bischof von dem größten jetzt lebenden Botaniker Englands, von Dr. Hooker. Da der Bischof, bemerkte dieser, behauptet habe alle Gelehrten seyen gegen Darwins Lehre, so könne er selbst als Anhänger derselben nicht mehr auf wissenschaftliches Ansehen Geltung machen. Gleichwohl sehe er als Botaniker sich genöthigt zu erklären daß etwa die Hälfte aller bekannten Pflanzen sich in Gruppen zusammenstellen lasse, deren einzelne Arten und Varietäten von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehend wie ein Spinnennetz, unter sich wie die Radien des Netzes von dem concentrischen Faden durch Zwischenarten verbunden wären, derart daß die allgemeinen Merkmale der Ordnungen, Geschlechter und Arten im Pflanzenreich nur dem Grade nach sich von den Varietäten unterscheiden, genau so wie es die Darwin'sche Lehre darstelle. Dieß ist nun freilich eine Ansicht welche Hooker noch weiter zu vertheidigen hat; aber vollständig treffend und die Gegner niederschlagend war des Botanikers Aeußerung: man dürfe nie vergessen daß die Ansicht, als seyen die Arten nur Producte origineller Schöpfungsacte, wissenschaftlich auch nur als eine Hypothese oder Theorie wie die Darwin'sche Lehre gelten könne. Beide ständen sich jetzt völlig gleich. In einer noch spätern Sitzung kam abermals die Rede auf das heiße Thema, und es bemerkten noch zwei der Gelehrten daß es ganz falsch sey zu sagen, Thiere welche durch Zähmung ihren Charakter verloren hätten, kehrten in der Freiheit zum Urtypus zurück. Die verwilderten Pferde der Pampas in Südamerika seyen gewiß nicht der Typus des ehemals wilden Pferdes, ebensowenig wie der verwilderte Gartenkohl die Gestalt der Mutterpflanze, der Brassica oleracea, annehme. In einer früheren Sitzung hatte Hr. G. Jeffreys verschiedene Exemplare der gemeinen Trompetenschnecke (Buccinum undatum) vorgezeigt, welche doppelte Deckel (opercula) besäßen, derart nämlich daß ein zweites oder ergänzendes Operculum auf das gewöhnliche gesetzt, oder auch zwei abgesonderte Opercula vorhanden waren. Diese Monstrositäten, erklärte er, seyen nicht etwa durch einen zufälligen Verlust des ursprünglichen Organs entstanden, sondern hätten sich spontan entwickelt. Man finde diese Ab-

artung auch nur an einem einzigen Platz (Sandgate in Kent), dort aber so häufig und wiederholt, daß diese Abartung erblich zu seyn scheine. Er bemerkte hierauf ganz im Sinne der Darwin'schen Theorie, daß bei Befestigung dieser Varietät mit der Zeit wohl eine neue Art aus der Abart entstehen könne.

Der alte Streit über das hohe Alter der Keimfähigkeit von Pflanzensamen entbrannte abermals. Bekanntlich wird oft erzählt und oft gelehrt, man habe in den Händen ägyptischer Mumien frischgeöffneter Gräber Weizensamen gefunden, der 2, 3, ja 4000 Jahre verschlossen gewesen wäre, und daß diese Weizenkörner noch getrieben hätten. Alle bisherigen Fälle von frisch treibendem „Mumienweizen" werden aber jetzt allgemein als apokryph betrachtet. Irgend ein Irrthum, eine Mystification oder ein gemeiner Betrug ist bisher nachweisbar im Spiel gewesen. Man hat vielmehr gefunden daß Weizenkörner, die über 200 Jahre alt waren, ihre Keimfähigkeit verloren hatten. Dagegen ist jetzt in Genf von Professor Martman das Experiment gemacht worden daß Weizen seine Keimfähigkeit nicht verliert, wenn er auch eine Temperatur von 198° unter Null (Fahrenheit) ausgesetzt wird, wie umgekehrt in England Weizen einer Temperatur des Wassersiedepunktes ausgesetzt wurde, ohne seine Keimfähigkeit zu verlieren.

Wichtig war noch ein Brief des großen Hydrographen der Vereinigten Staaten, Capitän Maury an Lord Wrottesley, den Vorsitzenden der British Association, worin die Engländer aufgefordert werden antarctische Entdeckungen zu veranstalten. Die Erforschung der Südpolarländer sey nämlich insofern eine Aufgabe der Briten, als der antarctische Continent „vor ihrer Thür läge," indem nämlich von Melbourne aus die noch wenig gekannten Küsten von einem Dampfer in weniger als 14 Tagen erreicht werden könnten. Jede weitere antarctische Entdeckung sey bisher aufgegeben worden, weil man an der Küste hohe Eisberge gefunden und hinter ihnen ein unerbittliches Klima erwartet hätte. Capitän Maury glaubt nun aus meteorologischen Gründen diese Ansicht widerlegen zu müssen. Jenseits der Berge könne nämlich wie jenseits der Anden ein regenloser heiterer Himmel herrschen; denn wenn auch die mit Wasserdämpfen gefüllte Luft, die sich über diese Gebirge hinwegziehe, auf den Höhen zu einer noch geringeren Temperatur wie in den Polargegenden erniedrigt werden möge, so verliere sie doch gleichwohl an den Bergen ihre Wasserdämpfe, durch diesen Verlust erwärme sie sich von neuem und fließe am andern Abhang als warme Luft herab. Eine solche meteorologische Erscheinung zeige sich in den Felsengebirgen. Während die Westwinde das Thal des Columbia-Flusses rauh machen und mit Regen füllen, kommen sie nach Nebraska als linde Lüfte herniedet, und zwar ist ihre Wärme so groß daß der obere Missouri früher sein Eis verliert als der untere. Die nämlichen Verhältnisse herrschen auf den östlichen Gebirgsabhängen Patagoniens, so daß es also recht leicht möglich sey daß das Innere des antarctischen Circumpolarlandes milder sey als die Küsten, wenigstens sollte man sich von weitern Erforschungen nicht durch die Eisbarriere an der Küste abschrecken lassen.

Ein Seiltänzer-Kunststück in Kaschmir. In dem kürzlich zu London erschienenen Werke des als Reisender und Naturforscher in Indien unter dem Namen „Mountaineer" bekannten Hrn. Milson, „A Summer Ramble in the Himalayas; with Sporting Adventures in the Vale of Cashmere," liest man folgendes Wagestück eines indischen Seiltängers. „Das Seil, sagt Hr. Milson, war von einer Anhöhe auf der Hügelseite oberhalb des Dorfes über einer Schlucht und nach einer grünen Anhöhe in den unten liegenden Feldern ausgespannt, und wurde so fest angezogen als es der vereinigten Kraft von mehreren hundert Männern möglich war. Man war mit der Ausspannung des Seils gerade zu Ende gelangt als wir ankamen, und ich konnte kaum glauben daß wirklich ein Mann darauf hinabgleiten werde, so gänzlich aller Sicherheit dar erschien das Unternehmen. Man denke sich ein Seil ausgespannt von dem Gipfel eines mindestens 500 Fuß hohen Felsens nach einem etwa 2000 Fuß von seiner Basis entfernten Pfahl, und man wird sich von dem Unternehmen einen Begriff machen können. Eine große Menge Volks beiderlei Geschlechts hatte sich versammelt, alle in ihren Feierkleidern, und der Mann welcher an dem Seil hinabgleiten sollte, schwang sich am Ende eines langen, an einem aufrechtstehenden Pfahl als Zapfen befestigten Brettes im Kreise herum. Alle paar Augenblicke rief er irgendeine Person unter der Volksmenge bei Namen, schwang sich dann mehreremale zur Ehre derselben herum, und erhielt von ihr ein kleines Geschenk. Kaum hatte er mich bemerkt, so rief er auch mir zu, und da man mir sagte, es handle sich hier durchaus nicht um eine religiöse Ceremonie, so gab ich ihm eine Rupie. Als dieß vorüber war, wurde er inmitten der lauten Klagen seiner Familie und der mißtönenden Musikbande des Dorfs zu der Anhöhe hinauf geleitet. Mit dem Fernglas erkannte ich daß man ihn auf eine Art Sattel auf das Seil brachte, und daß zwei Männer etwas an seine Beine befestigten, was, wie ich später sah, mit Erde gefüllte Säcke waren. Die Zuschauer, unter denen ich stand, waren gruppenweise in der Nähe des Pfahls versammelt an welchen das untere Ende des Seils gebunden war, alle in gespanntester Erwartung der Herabfahrt harrend. Jetzt wurde er losgelassen, und mit erschrecklicher Geschwindigkeit gleitete er mehrere hundert Yards herab. Als er sich uns näherte, ward seine Luftfahrt, da die Neigung des Seils sich allmählich verminderte, weniger rasch und immer langsamer gegen das Ende hin, wo das Seil ziemlich nahe an dem Boden war, und er dann unter dem Beifallrufen und den Beglückwünschungen der Dorfbewohner herabgenommen wurde."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. Augsburg, 12 August 1860.

Der Dienst auf einem britischen Kauffahrer.

(Aus Chambers's Journal.)

I.

Es sind jetzt etwa fünf Jahre verflossen, seit ich den Vertrag unterzeichnete durch welchen ich mich zu einer Reise nach Bombay als Midshipman oder See-Cadett in einem jener schönen Schiffe verpflichtete die in der ganzen Welt unter dem Namen „Blackwallers" bekannt sind. Ich hatte oft den Wunsch gehegt ein Seemann zu werden, da ich aus dem Lesen von Capitän Basil Halls „Fragmenten," „Peter Simple," „Midshipman Easy" und andern ähnlichen Werken eine höchst günstige Idee von dem Leben eines Seemanns gefaßt hatte; und da überdieß meine Eltern in Verlegenheit waren was sie aus mir machen sollten, so wagte ich ihnen anzudeuten daß ich mich dem Seedienst widmen wolle. Sie gaben endlich ihre Einwilligung, in der Meinung ein Leben in freier Luft werde einem Körper, der von Natur aus einigermaßen zart war, kräftigen. Die nächste Frage um die es sich sodann handelte, war die: wie und in welcher Eigenschaft ich zur See gehen sollte. Ein Freund in London verwandte sich für mich, und so bekam ich einen Platz als See-Cadett an Bord des „Crang-Ltang," der in kurzer Frist abzegeln wollte; in diesem Schiff gieng ich denn auch ab. Die Stelle welche ich erhalten hatte, war, wie männiglich zugab, eine der ersten in der Handels-Marine; die Prämie war sehr hoch, indem sie für die erste Reise 60 Pf. St. betrug. Diese Umstände zusammen genommen ließen meine Freunde und mich selbst glauben daß ich jedenfalls weniger Beschwerlichkeiten ausgesetzt seyn werde als wenn ich als Schiffsjunge fortgegangen wäre.

Ich kam zu meinem Schiff in dem East India Dock ungefähr um 7 Uhr Morgens, gerade in dem Augenblick als es hinausgeschleppt werden sollte. Die See-Cadetten erhielten den Befehl hinten auf der Kampane zu bleiben, wie ich vermuthe um der schaulustigen Menge, die sich stets versammelt wenn ein Schiff im Begriff ist von Dock gezogen zu werden, ihre glänzenden Bänder und Knöpfe zu zeigen; gewiß geschah es nicht darum weil See-Cadetten nicht arbeiten können, wie Sie später sehen werden. Ich war in großer Verlegenheit hinsichtlich meiner Uniform, ob ich darin an Bord gehen solle, oder nicht; endlich faßte ich doch den Entschluß nicht in Uniform hinzugehen, da, wie ich meinte, ich allzusehr hervorstechen würde wenn ich der einzige so Gekleidete wäre, und andererseits dachte ich daß, wenn die andern in Uniform wären, ich leicht hinuntergehen und die meinige ebenfalls anziehen könnte. Ich fand meine künftigen Cameraden, wie gesagt, auf der Kampane auf- und abspatzieren, wie Pfauen die mit ihrem schönen Gefieder prunken. Ich war, wie sich denken läßt, voll Begierde mich an sie anzuschließen, und in dieser Absicht gieng ich hinunter und suchte meine Kiste, die ich dem Versprechen des Abeders zufolge an Bord finden sollte. Nachdem ich sie gefunden, suchte ich sie aufzuschließen, aber vergebens, denn ich konnte den Schlüssel nicht drehen. Höchst ärgerlich über mein Mißgeschick begab ich mich aufs Verdeck, und setzte mich an einer Stelle nieder wo, wie ich glaubte, mich niemand sehen könne, indem ich mich mit dem Gedanken täuschte, niemand würde wissen daß meine Bestimmung die eines See-Cadetten sey; allein der vierte Maat, der wahrscheinlich meinen ängstlichen Blick sah, schöpfte Verdacht, und sagte, nachdem er sich durch einige Fragen Gewißheit verschafft, es werde besser seyn wenn ich meine Kleider wechsle.

Dieß beunruhigte mich so sehr, daß ich wieder hinunter gieng; allein da ich dießmal entschlossen war die Dinge zu einer Entscheidung zu bringen, so befestigte ich ein Stück Holz in den Ring des Schlüssels, steckte den Schlüssel in das Schloß, drehte ihn dann mit einem stätigen Druck herum, und es gelang mir, nicht die Kiste aufzuschließen, wohl aber den Kopf des Schlüssels abzudrehen. Ich war nun genöthigt mich in mein Schicksal zu ergeben, und kehrte daher auf das Verdeck zurück, hoffend man werde meiner nicht bedürfen bis wir in Gravesend wären; dort wollte ich dann nach irgend jemand ans Land senden um das Schloß öffnen zu lassen. Allein es sollte nicht so kommen, denn kaum war ich eine halbe Stunde dagesessen, so wurde mit der Pfeife das Zeichen

zur Musterung gegeben. Der vierte Maat kam wieder zu mir, und sagte ich müsse gehen und bei meinem Namensaufruf antworten. Ich gieng daher hinunter auf das Quarterdeck, und stellte mich unter die See-Cadetten, jedoch so viel als möglich abseits, indem mir der Gedanke an die Figur die ich machte sehr unbehaglich war. Die Namen wurden nacheinander ausgerufen, bis endlich auch der meinige kam. Ich antwortete „Hier!“ allein der Obermaat blickte auf, und fragte mich in welcher Eigenschaft ich dienen wolle. Meine Antwort war: „als See-Cadett.“ Mit einem gemischten Ausdruck von Strenge und Verachtung auf seinem Gesicht sagte er sodann: „Warum sind Sie nicht gekleidet wie Sie gekleidet seyn sollten, sondern wie ein am Land herumlaufender Geck?“ Ich war nun, wie mir schien, zum Gespött für jedermann an Bord gemacht, und alle Erläuterungen die ich geben konnte dienten nur dazu meine Verwirrung zu vermehren. Es war mir als ob ich mich an Bord fast unmöglich gemacht hätte; überdieß war es mein erstes Erscheinen vor meinen Officieren, und was dachten sie wohl von mir, dem einzigen auf dem ganzen Schiff zu dem zu sprechen sie für nöthig fanden? Dieß waren die Gedanken welche meine Brust erfüllten, als ich, fast weinend vor Aerger, davon schlich. Dieser unglückliche kleine Umstand demüthigte mich in hohem Grade; allein der Schiffszimmermann, welcher die Verlegenheit sah in der ich mich befand, bot mir freundlich seine Dienste an, und kam, nachdem er das Schloß untersucht hatte, zu dem Schlusse: es werde am besten seyn wenn er die Kiste aufbreche. Dieß that er denn, und voll Dank sog ich nun die Uniform an, deren Mangel mir so viel Unannehmlichkeit bereitet hatte. Ohne Verzug gieng ich sodann aufs Verdeck, um mich an meine Cameraden anzuschließen. Kaum aber hatte ich meinen Kopf über dem Lukengang gezeigt, als mich der Ober-Maat, der an der Oeffnung der Kampane stand, durch den Zuruf in Schrecken setzte: „Nun, Hr. Thingumbob — wie heißt Ihr denn? Packt' mal dieses Tau an, und laßt mich sehen ob Ihr Euch nützlich machen könnt,“ und gleichzeitig deutete er auf ein unsläthiges schmieriges Tau hin, das einige der Matrosen einzogen hatten, und das, wie es scheint, wochenlang im Wasser gelegen war.

Um halb 12 Uhr ungefähr sagte man mir, wenn ich ein Mittagessen haben wolle, werde ich gut thun hinunter zu gehen; ich gieng also in die den Cadetten bestimmte Cajüte hinab — ein Raum der etwa 16 Fuß lang und acht Fuß breit war, und einen Tisch in der Mitte hatte, um welchen die Kisten der Inwohner, um als Sitze zu dienen, rings herum aufgestellt waren. Sämmtliche Seecadetten, zehn an der Zahl, waren anwesend, nebst drei Officieren — nämlich der dritte, der vierte und der fünfte Maat; fünf der ersteren und der dritte und vierte Maat hatten in dem Schiffe die frühere Fahrt mitgemacht, und waren sonach gut mit einander bekannt. Sie schienen in der heitersten Laune zu seyn, schwatzten des langen und breiten über ihre Abenteuer am Lande, und erzählten die wundervollsten Dinge über die Vorkommnisse auf der letzten Fahrt, natürlich zum Vortheil von uns übrigen fünf armen unerfahrenen Burschen, welche bis jetzt noch kein Salzwasser geschmeckt hatten. Wir hatten ein ausgezeichnetes Mittagmahl, obgleich es kunterbunt dabei zugieng, und ich lachte endlich herzlich über die Schilderungen der Lebensweise der Matrosen; allein es fiel mir nicht ein daß wir kaum lange genug in See gewesen um die ernsten Wirklichkeiten eines salzigen Tau-Endes und schimmeligen Zwiebacks zu erfahren, oder daß, wenn man so nahe an der Küste ist, frische Lebensmittel leichter zu erhalten seyen als eingesalzene.

Wir ankerten auf der Höhe von Gravesend um 4 Uhr Abends, und nachdem die Taue abgewunden und alles in Ordnung gebracht war, blieb für uns nichts zu thun übrig als Wache zu halten an der Fallreepstreppe, mit dem Befehl nichts was mit einer Flasche Aehnlichkeit habe an Bord gelangen zu lassen, und auch scharf zuzusehen daß keiner der Matrosen das Schiff verlasse. Ich stand an der Fallreepstreppleiter, als der erste Officier dem zweiten Maat zurief zwei Leuten zu folgen, welche unbemerkt über die Buge in ein Boot gelangt und bereits der Küste nahe waren. Der zweite und der fünfte Maat eilten sogleich die Leiter herauf an der ich stand, und rannten ebenso schnell wieder die Seite hinab mit einem Klimmzug in jeder Hand. In wenigen Minuten sahen wir sie landen, und zwei Stunden lang hörten wir nichts mehr von ihnen; endlich aber kehrten sie zurück, die beiden Matrosen mit sich bringend. Ich glaubte sie würden aufs strengste bestraft werden, denn ich betrachtete ihr Vergehen als nichts anderes denn eine Desertion. Statt dessen rief der Obermaat sie zu sich, und überschüttete sie mit einer tüchtigen Ladung von Schimpfworten, fluchte und tobte, und nannte sie Hallunken, Spitzbuben, Beutelschneider, Trotzbuben, und was derlei liebliche Namen mehr sind, und schickte sie dann wieder nach vorn. Diese milde Behandlung eines so großen Verbrechens setzte mich in hohes Erstaunen. Ich hatte geglaubt, man werde zum wenigsten sie in Fesseln legen.

Nachts folgte ich dem Beispiel der andern Seecadetten, und schnürte meine Hängmatte an; eine Zeitlang aber konnte ich den Muth nicht fassen hineinzuspringen, und als ich endlich den Versuch machte, that ich was ohne Zweifel Tausende vor mir gethan haben, d. h. ich schoß darüber hinaus, und fiel auf der andern Seite auf das Verdeck hinab, zur großen Belustigung der Bewohner der After-Steerage. Ich machte einen neuen Versuch, und war dießmal glücklicher, denn ich kam hinein; allein ich fühlte einige Angst, und fürchtete mit jedem Augenblick wieder herausgeworfen zu werden. Endlich schlief ich doch ein, und da ich nach einem so geschäftigen und ereignten Tag sehr ermüdet war, so erwachte ich erst auf den Ruf: „Heda, ihr Schläfer, acht Glocken!“ was mich erinnerte daß die Reihe des Wachesehens auf dem Verdeck nun an mir sey.

Dieß war das erste und einzigemal daß ich aus dem Schlaf aufgeweckt werden mußte um Wache zu halten, und, so sonderbar es scheinen mag, ich war höchlich erfreut daß man nicht vergessen hatte mich zu rufen; denn der Gedanke langsamen Schrittes auf dem Verdeck einherzugehen, wenn alles still war und nichts sich vernehmen ließ als das Plätschern der Wogen an den Seiten des Schiffs, dünkte mir etwas

großes. Ich kleidete mich daher schnell an, eilte auf das Verdeck, und begegnete dort dem abzulösenden Seecadetten, der, als er mich erblickte, fragte ob ich die nächste Wache zu thun habe. Auf meine bejahende Antwort gieng er sogleich, ohne weiter ein Wort zu sagen, hinab. In ungefähr 10 Minuten kam er aber springend und hüpfend wieder herauf, und da er die zweite Fahrt mitmachte, so kannte er natürlich alles was nothwendig war hinsichtlich der Pflichten die wir zu erfüllen hatten. Er war sehr geschwätzig und mittheilsam, belehrte mich über das Glockenanschlagen, spann Garn, [1] und sagte mir: wenn ich nicht bereue in Seedienst getreten zu seyn, sey ich sehr verschieden von ihm. Nach zweistündigem Herumspazieren gieng er hinab um die andere Wache zu rufen, die mich bald darauf ablöste.

Am nächsten Tag nahmen wir 150 Soldaten an Bord, welche zu den Truppen der ostindischen Compagnie gehörten, und Abends wurden wir von einem Dampfer ins Schlepptau genommen, der uns auf der Höhe von Margate verließ, wo wir Anker warfen, und die wenigen Segel stauten welche zur Unterstützung des Schleppens aufgehißt worden waren. Etwa eine Stunde lang herrschte nun das geschäftigste Treiben an Bord; Taue wurden über das ganze Deck hin zerstreut, und die Lieder welche die Matrosen beim Einziehen anstimmten, das Klappen der Segel und vor allem die Stentor-Stimme des Befehle ertheilenden Obermaats brachten eine außerordentlich geräuschvolle und laute Scene hervor. Ich wurde emporgesendet um das Topsegel stauen zu helfen; als ich aber an die große Raae kam, oder, um mich richtiger auszudrücken, als ich von denen welche folgten dahin gestoßen wurde, fand ich daß meine ganze Nervenkraft erforderlich war um ohne allen andern Beistand anzuhalten, und mit einem Gefühl inniger Befriedigung befand ich mich nochmals auf dem Verdeck, die Taue abgewickelt, und die Wachen gerufen.

Diejenigen welche zum erstenmal eine Fahrt mitmachen sind verachtete Wesen, seyen sie nun vor dem Mast oder in der Steerage; in letzterer werden sie nicht bloß verachtet, sondern, wie ich in Wahrheit sagen kann, gequält, und es schien mir daß die „bemoosten Häupter“ all ihren Scharfsinn aufboten um jenen das Leben unbehaglich zu machen. Der dritte, vierte und fünfte Maat speisten vereint mit den See-Cadetten. Die beiden ersteren waren, im eigentlichen Sinn des Wortes, kleine Tyrannen, welche keine einzige Gelegenheit außer Acht ließen um die Autorität in ihrem Commando zu zeigen. Wir — d. h. die Neulinge — waren auch denjenigen See-Cadetten preisgegeben welche die zweite Fahrt mitmachten; denn auf ihr größeres Alter und ihre Erfahrung pochend, hatten sie als Losungswort: seniores priores, und handelten getreulich danach. So z. B. war in unserer Speise-Cajüte nur Raum für zwölf, da wir aber, mit Einschluß der drei Maate, dreizehn an Zahl waren, so hatte einer von uns stets in der Steerage zu sitzen und dort seine Mahlzeit zu halten. Zuweilen geschah es daß ein Zweitmalsreisender auf dem Verdeck zurückgehalten worden war, und nun, wenn er herabkam, alle Plätze besetzt fand. Natürlich würde es unter seiner Würde gewesen seyn sich in die Steerage zurückzuziehen; er ergriff daher den ersten besten unglücklichen Neuling der ihm unter die Hände kam, zog ihn von seinem Platze weg, und nahm dessen Stelle ein. Da ferner nicht alle unsere Kisten in unserer Cajüte untergebracht werden konnten, so wurden die den Erstmalsreisenden angehörenden hinausgebracht; allein zum Glück für uns starb einer der Passagiere erster Classe, welcher eine Cajüte in der After-Steerage hatte, worauf der Capitän diejenigen Cadetten, deren Kisten in ihrer Cajüte keinen Raum fanden, beauftragte dieselben in die leer gewordene zu bringen. Seinen Weisungen gemäß wurden daher meine und zwei andere Kisten sofort dorthin gebracht, und der Ober-Maat beliebte mich mit dem ehrenvollen Titel eines Capitäns der Cajüte, und ertheilte mir Befehl für die Reinhaltung derselben Sorge zu tragen.

Unter den Streichen die man mir spielte war auch der folgende, der, wie ich glaube, am besten zeigt, auf welche Art man zur See Scherz treibt. Der dritte Maat sagte mir, ich solle zum Hochbootsmann gehen und den Schlüssel für die Kielschwinne holen, und im guten Glauben gieng ich fort. Nun aber wohnte der Hochbootsmann in einer kleinen Cajüte am Vordercastell, und stand gerade, mit einigen Matrosen plaudernd, an seiner Thür, als ich ihm die Botschaft des Maats überbrachte. Er erwiederte augenblicklich, der Proviantmeister habe den Schlüssel, und als ich fortgieng um weitere Nachforschungen anzustellen, wurden meine Ohren mit einem gellenden Gelächter begrüßt, das er und seine Cameraden aufschlugen sobald ich ihnen den Rücken gekehrt hatte. Als ich zum Proviantmeister kam, bezeichnete mir dieser wieder einen andern Ort, und händigte mir den Schlüssel dazu ein. Ich begab mich dahin, und suchte eine Zeitlang erfolglos, worauf er rief: er habe den Schlüssel in seiner Cajüte gefunden. Kaum aber eilte ich dahin, so gab er mir, statt des erwarteten Schlüssels, den Auftrag die Schnellwage (mit welcher man die Zertel wägt) zu holen. Jetzt aber schöpfte ich Verdacht, und da mich das Gelächter der Matrosen hierin noch bestärkte, so folgerte ich daraus das Ganze sey das was man in vulgärer Rede „Nasführen“ nenne. Ich kehrte daher mit leeren Händen in die Cadetten-Cajüte zurück, und setzte mich, ohne ein Wort zu sagen, zu meinem Mittagsmahl nieder. Sobald mich indeß der dritte Maat sah, verlangte er den Schlüssel. Da ich erwiederte: ich habe ihn nicht, und es gebe auch keinen Schlüssel zu der Kielschwinne, so gerieth er in furchtbaren Zorn, und schwur daß, wenn ich ihm den Schlüssel nicht bringe, es heute für mich auch kein Mittagessen geben werde. Ohne ein Wort der Erwiederung gieng ich aufs Verdeck, entschlossen lieber mein Mittagessen zu opfern als mich foppen zu lassen. Mein Benehmen trug bald seine Früchte, und der dritte Maat wurde nun statt meiner ausgelacht. Dieß brachte ihn so auf, daß er von diesem Tag an eine heftige Abneigung gegen mich faßte, und jede in seiner Macht stehende Gelegenheit ergriff um mich zu ärgern. Sein Haß stieg zu solcher Höhe, daß ich in vollem Ernst glaube, er würde sich

[1] Garn spinnen ist ein jocoser Ausdruck der englischen Seeleute, für erzählen von Meerwundern.

gefreut haben wenn ich über Bord gespült worden wäre, und stets war ich aufs sorgsamste auf der Hut wenn wir auf dem Verdeck waren, aus Furcht er könnte einen Versuch machen mir in die See zu helfen.

Obgleich ein Officier in einem Kauffahrteischiff in Wirklichkeit ein Officier ist, so muß er doch, wenn er einen See-Cadetten schlägt, erwarten auch seinerseits geschlagen zu werden. Eines Tags quälte mich der dritte Maat wie gewöhnlich, worauf ich ihm zu verstehen gab, ich werde, wenn er nicht augenblicklich davon abstehe, Meldung machen. Kaum waren diese Worte aus meinem Munde, so flog er auf mich zu. Allein da ich etwas der Art erwartete, so war ich darauf vorbereitet, packte ihn um den Leib, und warf ihn über den Haufen. Mit Mühe stand er auf, und überzeugt daß er im Fall eines Kampfs den Kürzern ziehen würde — denn ich war ihm an Kraft und Größe beträchtlich überlegen — schlich er davon, und machte seiner Wuth in Drohungen Luft, behelligte mich aber nie mehr auf diese Weise.

Der Schleppdampfer verließ uns, wie ich oben gesagt, auf der Höhe von Margate, und der Rest der Fahrt wurde unter Segel zurückgelegt. Wir hatten den Canal hinab einen sehr günstigen Wind, was die Arbeit viel leichter machte als es sonst der Fall gewesen wäre. Der Lootse war der letzte Mann welcher das Schiff verließ, und da wir glaubten, er werde in kurzer Zeit im Genuß häuslicher Bequemlichkeit daheim seyn, während wir viele tausend Meilen weit über das Wasser dahin ziehen und uns den Gefahren der großen Tiefe aussetzen mußten, so betrachteten wir ihn mit Neid, und ohne Zweifel wünschten viele von uns sich zurück auf das feste Land. Allein das Schiff setzte seinen Lauf fort, und vier Tage nachdem wir unsere Anker auf der Höhe von Margate gelichtet, hatten wir Start Point in Sicht, wo der Lootse uns verließ, und es schien als ob das letzte Glied, welches uns noch an unser Heimathland gebunden, zerbrochen sey.

Es war ein schöner Abend; die Sonne gieng herrlich hinter den fernen Hügeln unter, lange rothgestreifte Wolken über denselben lassend, und dem Lande das Ansehen gebend als stehe es im Feuer; allmählich aber entschwand dieser herrlichste Anblick unsern Augen, und die Klippen Alt-Englands, das wir nie in höherem Grade liebten als da wir im Begriffe standen es zu verlassen, verloren sich in den Schatten der Nacht. Morgens stieg die Sonne ebenso herrlich über den Horizont empor als sie untergegangen war, allein nirgends zeigte sich mehr das Land; wir hatten es während der Nacht weit hinter uns gelassen. Jetzt, als alle traurig und niedergeschlagen waren, und dessen gedachten was wir zu leiden haben würden ehe wir wieder heimkehrten — der Stürme, der beschwerlichen Nachtwachen, der harten und ermüdenden Arbeit welche die Matrosen zu verrichten haben — überfiel uns alle die Seekrankheit mit voller Kraft. Wir befanden uns jetzt nicht zu Hause, wo die Pflege theurer Freunde und Verwandten uns in unsern Nöthen Linderung hätte verschaffen, oder wo die launenhafte Eßlust durch einige Leckerbissen hätte auf die Probe gesetzt werden können; nein, wir waren zur See, die frischen Lebensmittel giengen zu Ende, und gesalzenes Schweinefleisch, mit allen seinen Schrecken, stand uns in Aussicht. Unser Magen war darauf nicht vorbereitet; schon der Geruch genügte um uns Uebelkeiten zu erregen, und die Krämpfe der Seekrankheit von neuem zu erzeugen; allein — und ich glaube es geschah um unserer Leiden zu spotten — Schweinefleisch war die einzige Mahlzeit die uns geboten wurde, und unsere Unfähigkeit die fette, schmierige Speise zu essen brachte uns dem Verhungern nahe, was unsern Zustand beträchtlich verschlimmerte.

Das Schiff lief vor einer guten steifen Brise, und die Pforte sowohl als die Starbord-Leesegel waren aufgezogen, unten und oben. Die See gieng ziemlich hoch, und alle diejenigen welche selbst in einer solchen Lage gewesen sind, können sich denken wie furchtbar wir herumgeworfen wurden. O diese großen langen Rollwogen, welche zuerst die eine und dann die andere Seite des Schiffs in die Höhe hoben, so daß wir umgestürzt zu werden fürchteten, und das Steingut mit lautem Krach leewärts fiel — wie machten sie mich so krank! Ich hatte die eigentliche Seekrankheit seit lange überstanden, und mein Magen war vollständig leer; allein die unbeschreibliche Todesangst die ich erduldete, war zu entsetzlich als daß ich sie je vergessen könnte. Ein tiefes Reuegefühl bemächtigte sich meiner, wie ich drunten lag auf meiner Kiste, und der Tod schien mir erwünscht. Welche Entschlüsse faßte ich, welche Gelöbnisse that ich, daß ich, käme ich wohlbehalten ans Land, nie mehr in See gehen würde! Ja, ich bin vollkommen überzeugt daß ich, wenn das Schiff in irgend einem Hafen Englands angelegt hätte, es ohne weiteres verlassen haben würde — so gänzlich hatte die Seekrankheit meine Sehnsucht nach dem Leben eines Matrosen geheilt. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen, und wie ich allgemach wieder genas, schwanden meine großen Entschlüsse auch allgemach dahin.

Meine Mühsale waren indeß noch nicht vorüber. Nachdem ich einige Tage auf Verdeck gewesen, nahm man an daß ich anfieng etwas zu verstehen, und ich war häufig in Nöthen wegen meiner Unfähigkeit die mir aufgelegten Pflichten zu erfüllen. So z. B. ist es die Pflicht der See-Cadetten Zeit zu halten, d. h. die Glocken anzuschlagen, und anfangs kamen hierin manche Mißgriffe vor. Gewisse Glocken, oder gewisse Stunden, sollten dem wachthabenden Officier berichtet werden, ehe man sie anschlug, und bei andern Glocken hatten wir verschiedene Leute zu rufen. Bis wir nun alle diese Zeiten durch beständige Uebung kennen lernten, machten wir oft Fehlgriffe. Da ich nur sehr wenige Personen getroffen habe welche das Princip kannten nach welchem die Glocken angeschlagen und die Wachen gewechselt werden, so dürfte es dem Leser vielleicht nicht uninteressant seyn wenn ich ihm eine Erläuterung hierüber gebe, um so mehr, da eine klare Kenntniß dieser Punkte den Rest dieser Erzählung leichter verständlich machen wird. Die Bemannung wird in zwei Corps getheilt — das eine heißt die Starbordwache, das andere die Pfortwache: eine dieser beiden Abtheilungen ist stets auf Verdeck, und man nennt sie dann die Wache auf Verdeck; die

andere wird, bis die Reihe an sie kommt, als die Wache unten bezeichnet. Jede Wache bleibt jedesmal vier Stunden auf Verdeck, mit Ausnahme der zwei Hundewachen, deren jede nur zwei Stunden dauert, und zwar von 4—6 Uhr Abends, und von 6—8 Uhr Abends. Wenn es keine Hundewachen gäbe, und von jeder Wache der Reihe nach den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch vier Stunden eingehalten werden müßten, so würde eine derselben eine stündige Nacht- und nur eine stündige Tagwache auf der ganzen Fahrt haben; mittelst dieser Hundewachen aber werden die strengen Pflichten des Tags und die unangenehmen der Nacht gleich vertheilt. Um 12 Uhr Mittags, und in Zwischenräumen von vier Stunden, werden „acht Glocken“ angeschlagen. Die verschiedenen Halbstunden während dieser vierstündigen Perioden werden durch eine verschiedene Anzahl Glocken unterschieden; so z. B. wird um halb 1 Uhr „eine Glocke“ angeschlagen; um 1 Uhr „zwei Glocken,“ und so fort bis um 4 Uhr 8 Glocken angeschlagen werden, wo dann die Verrichtung von neuem beginnt. Bei „acht Glocken,“ mit Ausnahme von vier Glocken in der ersten Hundewache, werden die Wachen gewechselt. Ich habe vorhin angeführt daß gewisse Glocken berichtet werden müssen. Der Grund nun warum dieß geschah, war: daß zu der Stunde des Tags welche der Anzahl angeschlagener Glocken entspricht, der auf Wache befindliche Officier Instructionen auszugeben hatte. Zum Beispiel: „sieben Glocken“ in der Morgenwache, d. h. halb 12 Uhr, wurde stets rapportirt; die Befehle die wir erhielten, lauteten stets dahin: sie anzuschlagen und dem Capitän so wie dem ersten und dem zweiten Maat zu berichten — es war die Notiz für die beiden erstern mit ihren Sextanten auf Verdeck zu kommen und die Sonnenhöhe aufzunehmen; für den letztern dagegen: sich zur Ablösung des Obermasts vorzubereiten.

Drunten, unter meinen Tischgenossen, hatte ich mir mehrere Feinde gemacht, und einige der Zweitmalskreisenden, sowie die Subaltern-Officiere, setzten mich herab als einen unverschämten Burschen, weil ich mich von ihnen nicht übertölpeln oder sie von meiner Neuheit im Dienst Vortheil ziehen lassen wollte. Meine einzigen wirklichen Cameraden waren die gleichzeitig mit mir in Dienst getretenen See-Cadetten; ein gemeinsames Mißgeschick hatte uns zu Freunden gemacht, und die Angriffe und Plackereien womit die „bemosten Häupter“ uns überhäuften, dienten nur dazu daß wir uns enger an einander anschlossen.

Nachdem wir nun nahezu vierzehn Tage zur See gewesen waren, glaubte der Capitän es sey hohe Zeit daß wir anfangen sollten uns oben nützlich zu machen; so wurden denn eines schönen Tags Befehle ertheilt uns insgesammt auf Verdeck zu versammeln, um eine Lehre im Anrollen und Reffen der Segel zu erhalten. Das erste was gethan werden sollte, war das Besan-Bramsegel zu stauen; um dieß zu bewerkstelligen, wurden zwei auf einmal hinaufgesandt, der eine ein Zweit-, der andere ein Erstmalskreisender. Mit ängstlichen Blicken und klopfendem Herzen sah ich meine Cameraden hinauf- und dann herabsteigen, und als an mich die Reihe kam, schien es mir fast eine Unmöglichkeit so hoch hinaufzuklettern, da die Webeleinen, oder Leitern wie ich sie nannte, nur bis zur halben Höhe des Mastes reichten. Obgleich entmuthigt bei der Schwierigkeit des Unternehmens, beschloß ich doch den Versuch zu machen, denn ich dachte: wenn die andern es im Stande seyen, vermöge ich es sicherlich ebenfalls. Entschlossen zog ich daher meine Jacke ab, begab mich in das Takelwerk, und stieg mit ziemlicher Leichtigkeit aufwärts, bis ich an das Ende der Webeleinen gelangte, wo mir, als ich hinaufschaute, und nur zwei Taue bemerkte um mein weiteres Hinaufsteigen zu erleichtern, und dann abwärts blickte, und wahrnahm daß ich in einer Höhe von ungefähr 70 Fuß vom Verdeck war, die Nervenkraft zu schwinden begann; da es jedoch seyn mußte, so stieg ich weiter, und nach vielem Mühen und Kämpfen und in fast erschöpftem Zustand erreichte ich meine endliche Bestimmung, worauf ich, gehörig unterrichtet wie man das Segel aufrolle, wieder herabkam, jedoch nur für wenige Minuten, da wir allesammt hinaufgeschickt wurden um das Besan-Topsegel zu reffen. Dieß war nicht sehr schwierig, da die Raae nicht so hoch war, und erreicht werden konnte ohne daß man über die Leitern hinausgieng. Nach der an diesem Morgen angestellten Uebung hatten wir jeden Tag hinaufzugehen, und sonach wurden wir bald daran gewöhnt. In kurzer Zeit fühlte ich ebenso viel Behagen dabei wenn ich oben war, wie beim Herumspazieren auf dem Verdeck.

Etwa um 6 Uhr eines Morgens, als die Verdecke gewaschen wurden, befahl der Obermaat einem der Cadetten, einen Schiffsjungen und mir das Besan-Bramsegel zu staun, und da wir insgesammt noch Neulinge waren, so gieng die Arbeit nur langsam von statten. Mitten in der Arbeit wurden wir aber in großen Schrecken versetzt durch den auf dem Verdeck befindlichen Officier, der rasch hinter einander mehrere auf eine nahe Gefahr deutende Befehle gab, die ebenso rasch auch ausgeführt wurden; allein das dadurch verursachte Getöse war so groß, daß auch ein Erfahrenerer als ich hätte in Furcht gesetzt werden können. Ich schaute mich daher um, den Grund all dieser plötzlichen Befehle kennen zu lernen, und bemerkte zu meinem Schrecken eine offenbar vom Wind verursachte lange weiße Linie.

„Um Gottes willen,“ rief ich aus, „laßt uns scharf zusehen und hinunter kommen, denn es ist ein furchtbarer Sturm im Anzug;“ es war jedoch zu spät, und ehe noch das Segel gestaut war, schlug der Wind mit solcher Gewalt an das Schiff, daß der Gischt über die Maststpitze hinweggepeitscht wurde, und uns, in weniger Zeit als das Erzählen erfordert, durchnäßte. Die Masten beugten sich, und das Schiff machte einen Sprung. Der See-Cadett welcher bei mir war hörte plötzlich zu arbeiten auf, und fieng an zu beten; allein der Schiffsjunge sowohl als ich riefen ihm zu: dieß nütze ihm jetzt nichts; er würde besser thun uns an die Hand zu gehen, denn wir könnten nicht eher hinabkommen als bis die Arbeit vollbracht sey.

Mittlerweile war der Capitän aufs Verdeck gekommen, und als er uns erblickte, ballte er seine Faust, und schrie: „Ich sehe euch, ihr jungen Meerkatzen; wenn ihr da nicht scharf

zusetzt, werd' ich euch, kommt ihr herunter, halbtodt schlagen." Allein es nützte nichts, denn so schnell wir auch das Segel zusammen bekamen, der Wind blies es los, und erst als der Sturm vorüber war, vermochten wir es zu stauen. Während dieser ganzen Zeit waren wir oben; rings um uns glich das Meer einer weißen Schaummasse, und der ungeheure und schwere Mast beugte sich wie ein Schilfrohr im Winde. Dieß war meine erste Erfahrung von einem Sturme zur See.

Wir näherten uns nun den canarischen Inseln, und sonach wurde die Hitze sehr groß. Eines Nachmittags, gerade als wir die Einwicklung der Signalflaggen beendigt hatten, entdeckten die Matrosen einen gemächlich unter dem Stern schwimmenden genau mit uns Schritt haltenden Haifisch. Da es den Passagieren sehr darum zu thun war daß man ihn fange, so ließ der Capitän durch den Proviantmeister ein Stück Schweinefleisch als Köder herausbringen, und bei dem Hochbootsmann eine neue Leine sowie einen der Schiffshaken holen, und traf alle nöthigen Vorbereitungen um die Gefangennahme des Ungethüms zu sichern. Das Thier hatte in der That eine ungeheure Länge, und war der größte Haifisch welchen ich je sah, denn wir fiengen später viele andere. Da er sich träg im Wasser bewegte, so besiel mich ein gewisser Grad von Furcht; der Anblick seines ungeheuren und mächtig bewaffneten Rachens ließ manche unangenehme Betrachtungen in mir aufsteigen; indessen wurden sie bald zerstreut, und meine Aufmerksamkeit richtete sich auf die Anstalten der Matrosen zur Gefangennahme des Haifisches. Ein großes Stück Schweinefleisch ward sachte in das Wasser hinab gelassen. Der kleine Lootsenfisch flog pfeilschnell vor das Maul des Haifisches, und kehrte ebenso schnell zurück. Das Ungeheuer bewegte sich langsam vorwärts, als ob es seiner gewaltigen Kraft und Macht sich bewußt sey, biß aber den Köder nicht an. Dreimal wiederholte es die Action, mit demselben Resultat: der scharfsinnige Fisch schien zu wissen daß nicht alles in Ordnung sey, daß einiger Trug mitunterlaufe; allein der Anblick des lockenden Bissens wurde endlich zu viel für ihn, und wir sahen mit Vergnügen einen plötzlichen weißen Streifen im Wasser, denn wir wußten daß er dadurch veranlaßt wurde daß der Haifisch sich auf seinen Rücken drehe, was diese Thiere, wenn sie anbeißen wollen, der eigenthümlichen Stellung der Kinnladen halber thun müssen. Der Köder war verschwunden. „Laßt ihm Zeit zum Schlucken," rief der Hochbootsmann, der die Oberaufsicht führte; und nachdem einige Zeit verflossen war, zog er die Leine so stark als möglich an, um den Haken in dem Maul des Fisches festzumachen. Der Haifisch anerkannte diesen Act dadurch daß er mit seinem Schwanze das Wasser schlug, und seine furchtbaren Anstrengungen sich von dem unwillkommenen Eindringling zu befreien, dienten nur dazu sein Leben abzukürzen; denn in wenigen Minuten war der ungleiche Kampf vorüber, und das Ungethüm wurde ruhig dahin gezogen, mit seinem Kopfe gerade über dem Wasser, bis es an die Langseite des Schiffs kam, wo man dann sand daß der Haken keinen festen Halt gefaßt hatte. Bei dieser Entdeckung machte man daher mit einem andern Tau um die an dem Haken befestigte Leine eine Schleife; als man sie aber hinab ließ, gleitete sie nicht gehörig über seinen Kopf. Einer der Matrosen, ein fünfundzwanzigjähriger gewandter junger Bursche, stieg also über die Schiffsseite, und gieng, die Leine in seine Hand nehmend, bis an den Rand des Wassers hinab, stellte seinen Fuß auf den Kopf des Haifisches, und legte ihm die Schlinge um den Schwanz. Die auf Verdeck Befindlichen zogen die Leine an, und es gelang ihnen den Hai, den Schwanz zuerst, theilweise außer Wasser zu bringen. Indeß sand man daß er zu schwer sey um auf diese Weise emporgehoben zu werden. Man brachte ihn daher an die Fallreepstreppe, befestigte einen Block an die große Raae, zog das Tau hindurch, und dann durch einen Kinnbackblock (snatchblock) auf dem Verdeck, die Matrosen und Soldaten legten bereitwillig Hand an, und in fünf Minuten wurde der Hai an den Arm der großen Raae herausgebracht, sodann auf das Verdeck niedergelassen, und das gewöhnliche Verfahren mit ihm eingeschlagen, d. h. man hieb ihm den Schwanz ab. Als man ihn öffnete um zu sehen was er zuletzt verzehrt hatte, fanden wir in seinem Magen die gesammten Eingeweide eines Schafs, welche die Nacht zuvor über Bord geworfen worden waren. Er war unserem Weg offenbar in der Erwartung gefolgt weiterer Gunstbezeugungen theilhaftig zu werden; allein seine Laufbahn war kurz, und ich für meine Person ungemein froh darüber, denn ein Ungeheuer wie dieses, das dem Schiff so nahe war, hätte einen unvermeidlichen Tod einem jeden bereitet dem das Unglück widerfahren wäre über Bord zu fallen. Der größere Theil wurde als nutzlos weggeworfen, ein Theil des Schwanzes dagegen gekocht, und nicht nur an unserer Tafel, sondern auch in der großen Speise-Cajüte verzehrt.

Capitän Burtons Entdeckungsreise in das Innere Ostafrika's (1857—1859).

8. Der Tanganyika-See.

Burton wurde in Kazeh vom 8 Nov. bis 14 Dec. 1857 aufgehalten, wie auch andere Karawanen sechs Wochen oder zwei Monate liegen zu bleiben pflegen um sich auszuruhen und neue Träger zu miethen. Die Beludschen waren während dieser Zeit, obgleich sie vortreffliches Quartier hatten, mit ihrer Verpflegung unzufrieden, murrten beständig, oder hörten nicht auf, wie die Perser sagen: „gen Himmel zu speien." Die bewaffneten Miethsklaven wollten aber nicht eher vom Fleck weichen als bis eine Karawane mit weiteren Vorräthen für die Entdecker, die man aus Sansibar täglich erwartete, eingetroffen sey. Am 14 Nov. hatte mittlerweile die Masika oder große Regenzeit mit Wasserströmen und „Regensteinen," wie die Afrikaner den Hagel nennen, begonnen. In Ostafrika sind die Regen was bei uns die (jogenannte) schöne Jahreszeit ist. Nach Hitze und Staub erfrischt sich die Luft und schmückt sich die Landschaft mit grüner Pracht. Die Regen-

zeit ist auch die Zeit der Genesung für die Leidenden, nur daß bei ihrem Beginn der Fremdling immer erst durch Unwohlseyn zum Wohlseyn gelangen muß. Einer nach dem andern legte sich, zuletzt auch Burton, der, um als gewissenhafter Reisender alles zu prüfen, sich zuerst von seinem arabischen Freunde Snay ben Emir eine „Kamelcur“ auferlegen und dann sich von einer Mganga oder Hexe von großem ärztlichen Rufe „behandeln“ ließ. Die Behandlung bestand aus Grimassen, Schnickschnack und einer Dosis von grünem Pulver, die geschnupft werden mußte und heftiges Niesen hervorbrachte. Die Dame entfernte sich sehr vergnügt unter Zeichen daß ihr Werk gelungen sey und „ward nicht mehr gesehen.“ Die Erfolge für den Patienten waren natürlich Null, und er hatte einen Monat lang mit Müdigkeiten, Leberbeschwerden, Brennen in den Extremitäten, Schmerzen in den Augen, und abwechselnden Hitze- und Frostschauern zu kämpfen.

Burton gieng von Kazeh ein paar Märsche bis nach Yombo voraus, einem niederen ungesunden Ort, wo man sich Lebensmittel nur in homöopathischen Quantitäten verschaffen konnte, wofür sich der Entdecker durch die abendlichen Rauchgesellschaften unter den Dorfbewohnern entschädigte. Eine sanfte und weiche Luft fächelte Kühlung, der Himmel dunkelte in reinstem Blau und die Wolken liehen ihm ihr goldenes und purpurnes Vließ. Zu solchen Stunden sammelte sich die gesammte weibliche Bevölkerung von den zusammengeschrumpften Mütterchen bis zu den zehnjährigen Dirnen mit Scheueln oder Klötzen versehen, um gemeinsam aus halb gebrannten Thonpfeifen von classischer Form einheimischen Tabak zu schmauchen. In diesem weiblichen Blumenkranze, versichert Burton, gab es nicht weniger als drei Schönheiten welche in jedem Theil der Welt als solche hätten gelten können. „Ihre Gesichter waren rein griechisch, ihre Augen lachten und ihre Gestalt hätte einem Künstler als Modell dienen können, besonders die

Turgide, brune e ritondette mamme,

in Bronze gegossen, wie die „vorgebeugte Statue welche die Welt entzückt.“ Die Kleidung, ein kurzer Lendenschurz aus Kürbißfasern, machte die Reize eher merklicher als daß sie sie verhüllte. Obgleich ohne Unterrock und Crinoline waren sie sich doch keiner Unschicklichkeit bewußt, wie es denn sehr fraglich ist ob wahre Sittsamkeit geringer wird bei Abnahme der Toilette. Diese „allerliebsten Hausthiere“ lächelten, so oft ich in meinem besten Kinyamwezi ihrem Geschlecht zu huldigen versuchte, ein Geschenk nämlich von ein wenig Tabak verschaffte mir stets in diesem olympischen Damencirkel einen Platz.“

Endlich war die erwartete Karawane in Kazeh angekommen, aber die Widerwärtigkeiten hielten das Beludschen, den bewaffneten Sklaven, den Küstenarabern und den beständig entlaufenden eingebornen Trägern hielten das Vorrücken fortwährend auf, so daß man erst am 30 Dec. mit dem gewöhnlichen Pomp auf den mit Neugierigen besetzten Straßen in Msene einziehen konnte, welches der Hauptsitz der küstenarabischen und wasawahillischen (suahelischen) Kaufleute ist; die omanischen Araber sind aus Msene vertrieben worden, und nur zu Zeiten halten sich etliche von ihnen dort auf. Die Bewohner selbst, Wasumbwa, ein Zweig der Wanyamwezi, sind den Fremdlingen nicht sehr hold, dagegen ist der Sultan von Msene Masanza und sein Bruder Junza gastlich gesinnt, ihre Dörfer oder Residenzen liegen aber innerhalb starker Befestigungen im Norden von Msene, welches letztere keine geschlossene Stadt mit Straßen ist, sondern aus verschiedenen zusammengerückten Ortschaften und Gemeinden besteht. Eine davon, Chyambo, die im Jahr 1858 aus neun großen Tembe und 150 Hütten bestand, ist vorzugsweise das Quartier der Küstenaraber und rühmt sich einen Soko oder Basar zu besitzen, wo Lebensmittel feilgeboten und täglich Ochsen geschlachtet werden. Das Klima von Msene ist feucht und außerordentlich ungesund. Auf dem festen schwarzen Moderboden wächst Reis, Hirse, Holcus, Mais und Maniok mit einer in Ost-Unyamwezi unbekannten Schnelligkeit und Vollkommenheit. Die Landschaft wird durch herrliche Palmyrapalmen, Bauhinien, Sycomoren, Plantanen und einer Menge wilder Fruchtbäume geschmückt; Milch, Geflügel, Honig, Tabak sind wohlfeil und massenhaft, sowie alle Arten von Früchten und einheimischen Gewürzen vorhanden. In Folge dessen herrscht auch an diesem Platz die größte Schwelgerei und Lüchlosigkeit. Das Betrunkensеyn scheint der normale Zustand, und die Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern sind der lockersten Art. Die Trommel hört nie auf zu lärmen, und getanzt wird, solange sich noch die Glieder regen wollen. Die Karawanen haben daher stets vom Davonlaufen der Träger zu leiden, und selbst Haussklaven können dem circeischen Zauber Msene's nicht widerstehen. Die Araber halber Kaste erwiesen den Entdeckern keine Ausmerksamkeiten, dagegen besuchte der Sultan den Verfasser häufig, wobei er eine Musterkarte von Prinzessinnen mitbrachte, welche die Grüße der Beludschen mit wilder Ausgelassenheit erwiederten.

Große Anstrengungen kostete es die Karawane am 10 Jan. 1858 zum Abmarsch zu bringen, denn alle fürchteten sich vor dem westlichen Marsch, vor Gefahren von Räubern, vor Feindseligkeiten ungastlicher Stämme und vor Krankheiten. Der Marsch gieng durch ungesundes Dschungelland und betrübend sollten die Folgen für beide Entdecker werden. Am 18 Jan. bei Kassanjeri gegen 3 Uhr Nachmittags spürte Burton eine große Reizbarkeit der Nerven und Fieberschauer. Gegen Sonnenuntergang aber lag er völlig bewegungslos mit erstarrten Gliedern. Die Füße hatten alles Gefühl verloren, die Hände versagten den Dienst — es war eine Gliederlähmung eingetreten. Die Hoffnung, sagt der Araber, ist ein Weib, die Verzweiflung ein Mann! Burton hatte die Reise in völliger Gleichgültigkeit gegen Leben oder Tod angetreten, er hatte sein Bestes gethan, und er tröstete sich daß sein Begleiter die Ergebnisse der Entdeckung heimbringen werde. Leider wurde auch Speke um diese Zeit von einer Blindheit oder Farbenblindheit befallen. Burton konnte ein ganzes Jahr lang nicht mehr marschiren, doch genügten zehn Tage daß er wieder zu Esel reiten konnte.

Man erreichte zunächst Usagozi, die ehemalige Hauptstadt von Unyamwezi, und jetzt noch ein wichtiger Platz der Negercivilisation. Von dort gieng es abermals durch Dschun-

gel, die von sehr ungastlichen Stämmen in befestigten Ortschaften bewohnt werden, in die man jedoch keinen Zutritt erhielt, weil — hieß es an einem Orte — der Häuptling Leute nicht aufnähme die auf Eseln ritten. Dieß war doch wenigstens ein Princip, wenn auch nur ein afrikanisches. Noch widerwärtiger ergieng es der Karawane als sie am 31 Jan. bei Manyika in die Nähe des Malagarazi-Flusses gelangte. Dort mußte man einen Tag mit Unterhandlungen über das Kuhonga oder den Tribut zubringen, den Mzogera, der größte Sultan der Provinz Uvinza, verlangte. Da er durch seinen Befehl hindern kann daß die Fährleute die Karawane über den Malagarazi setzen, so mußte man seine unverschämten Forderungen befriedigen und ihm ein Geschenk geben welches an Ort und Stelle 50 Pf. St. werth war. Dafür hatte man nur die Erlaubniß bis zum Fluß zu ziehen. Dort erst verlangte der Mutware oder Herr der Fähre seine Gebühren für die Fahrzeuge, die er entfernen ließ bis er seine Forderungen erpreßt hatte. Der Fluß, an dessen linkem oder südlichem Ufer man sich befand, ist übrigens so seicht daß man ihn hätte durchwaten können, wenn die Krokodile nicht zu fürchten wären. Die Fahrzeuge waren kleine zusammengenähte Mindencanoes, die sich wenige Zoll über Wasser hielten, ein beständiges Ausschöpfen verlangten, den Entdeckern daher Besorgniß einflößten, aber doch so geschickt von den Fährleuten gelenkt wurden daß auch nicht eine Waarenlast verunglückte. Die Fährleute ihrerseits erpreßten jetzt ihren Balschisch, ja die Kerle waren so niederträchtig daß, nachdem sie ihr Trinkgeld erhalten hatten, sie die Fremden an Inseln im Flusse ans Land setzten, so daß diese noch einmal zahlen mußten, damit man sie ans andere Ufer brächte.

Unyamwezi, dessen westliche Gränze der Malagarazi bildet, liegt zwischen 33° 57′ und 31° 10′ östl. Gr. und mißt in der Diagonale 155 engl. geogr. Meilen (39 d. M.). Die größte gefundene Erhebung belief sich auf 4050, die geringste auf 2850 Fuß über dem Meere. Der Name wird gebildet aus der Vorsetzsylbe U Land, nya dem Genitiv des Artikels und mwezi Mond, also Unyamwezi, Land des Mondes, Wanyamwezi, Leute des Mondes oder des Mondlandes. Uebereinstimmend behaupten die Eingebornen daß zu Zeiten der Großväter ihrer Großväter, also vor ungefähr 150 Jahren das Land unter der Herrschaft eines Monarchen des Makalaganza-Clanes, der noch jetzt den westlichsten Strich Usagozi bewohnt, gestanden sey, bis nach seinem Tode seine Kinder und andere Häuptlinge das Reich unter sich getheilt hätten. Dieses Land nun zeigt in der trockenen Jahreszeit einen grauen Boden mit goldenen Stoppeln, vom Wind verrenkte Bäume, hie und da seichte Streifen smaragd grünen Rasens und große Strecken schwarzen Schlammes. Nachdem aber der Regen alles in Grün gekleidet hatte, erschien besonders nach den grellen Lichtern in Ugogo die sanfte Landschaft Unyamwezi's wie der Garten Innerafrika's. Prächtig glänzt zumal am Rande der bebauten Fluren das Laub des Milchbusches mit seinem korallenartigen Astbau. Zahlreich sind die Heerden des vielfarbigen, plumpen, höckerigen Hornviehs, untermischt von Schaf- und Ziegenheerden. Wenig Gegenden erscheinen so lieblich und beruhigend wie das Mondland in den milden Abenden des Frühlings. Wasser liegt fast überall nahe an der Oberfläche, es ist daher mattwarm, und die Araber seufzen nach den Felsenquellen im Oman. Im Mondlande gibt es nur zwei Jahreszeiten, und sie besieben, wie das spanische Sprüchwort von den Philippinen sagt, aus

Seis meses de polvo
Seis meses de lodo

sechs Monaten Staub und sechs Monaten Koth. Die Masika oder die Regenzeit begann 1857 am 14 Nov. Der Südostpassat — der in Inner-Afrika wie im Mississippithale abgelenkt als Südwest-Monsun auftritt — bringt die Feuchtigkeit, die im Innern früher sich niederschlägt wie an der Küste, zieht dort allmählich mit der nördlichen Sonne nordöstlich und entleert sich endlich am Himalaya. Die Gewitter sind so heftig daß man in einer Minute 30—35 Blitzschläge zählen kann, die so hell sind daß man die zartesten Farbenschatten dabei zu unterscheiden vermag. Der Regen hält selten länger als 12 Stunden an, und die Nacht ist in der Regel die Zeit des Niederfallens, während am Mittag die Sonne sengend aus heiterer Luft niederbrennt. Während der Regenzeit erniedrigt sich die durschnittliche Temperatur indessen höchst beträchtlich, auch wird die Regenzeit selbst als gesund betrachtet. Erst nach dem Aufhören der Niederschläge, wo das mit Wasser bedeckte Land zu verdampfen beginnt, ruht auf dem Boden eine Schicht fiebererzeugender Gase. Diese Feuchtigkeit trocknet ein Nordost auf, der über das Land fegt, aber auch, weil die Luft durch die starke Verdampfung beträchtlich erkältet wird, den Bewohnern Erkältungen, Katarrh, Rheumatism, Dysenterien und tödliche Fieber bringt. Die Monate Mai und Juni, wo diese meteorologischen Processe stattfinden, sind daher die gefürchtete Jahreszeit. Im Juli beginnt dann der Sommer. Die Winde erwärmen sich, es fallen nur gelegentliche Schauer und seit Auguſt werden Staubwirbel häufig. Das Klima ist gleichwohl gerade zu dieser Zeit am angenehmsten. Selbst in den wärmsten Nächten kann man wollene Decken noch gebrauchen, und ohne Beschwerde um 3 oder 4 Uhr Nachmittags speisen, was in Indien rein unmöglich wäre. Die Sonnenaufgänge und Niedergänge sind selten rein, aber zwischen Mittag und 3 Uhr wird alles Gewölk verdunstet, welches sich jedoch immer erneut, so daß die meisten Nächte bedeckt blieben. Die erstickende Luft der Tropenländer ist dort völlig unbekannt, und das Thermometer stieg in einem arabischen Zelt nie höher als 113° F. (+ 36° R.). Die Temperatur wechselt nicht sehr stark und die Einwohner gehen fast gänzlich entblößt, besonders da auch Fliegen und Moskitos nicht sehr lästig sind. Nur die Ostwinde, kurz nach der Regenzeit besonders heftig, verursachen Kälteschauer, denen man in der Zugluft der „Tembe" beständig preisgegeben ist. Zur Zeit der Expedition wurden drei Erderschütterungen aber sanfter Art beobachtet, die Araber dagegen erzählen von einem starken Beben im Sommer 1852. Diese vulcanischen Erscheinungen lief im Innern eines Continentes und zumal des für gänzlich unvulcanisch gehaltenen Südafrika's sind von großem geologischen Interesse. Die Araber behaupten auch daß das

Klima Trägheit und in Folge dessen Neigung zum Fettwerden veranlasse. Die regelmäßige Temperatur verursache Kahlheit und verdünne den Bart, so daß der Fremdling mit der Zeit physisch und geistig sich den Eingebornen nähere, ja sie behaupten sogar daß sie bei der Rückkehr aus Afrika nach Oman ihre Wäsche verbrennen und ein paar Monate jede Gesellschaft vermeiden müßten, weil ihre negerartigen Hautausdünstungen dem feinen Geruchsinn ihrer Landsleute unerträglich wären — eine merkwürdige Thatsache zur Kenntniß der physiologischen Veränderungen nach einem Klimawechsel.

Die Thierwelt des Moudlandes ist die nämliche wie im Osten. Vierhänder sind wieder zahlreich, im Dschungel hausen Löwen, Leoparden, Elephanten, Rhinoceresse; Giraffen, Kapbüffel, Zebras, Kudu streifen über die Ebenen; Nilpferde und Krokodile werden in fließenden und stehenden Gewässern angetroffen. Die Nyanyi oder Cynocephalus, dort von der Größe eines Windspieles, werden von den Frauen, denen sie nachstellen, so gefürchtet daß sie sich nicht in die Wälder wagen wo diese Paviane hausen. Auch eine andere Art geschwänzter Affen mit Gesäßschwielen, der Guereza (Colobus guereza), hier Mbega genannt, von Livingstone als Polume beschrieben, wird angetroffen. Das schwarze glänzende Fell des Affen mit schneeweißer Mähne hat den Arabern den Stoff zu der zoologischen Fabel geliefert, daß das Thier, welches man beständig seinen Pelz putzen sieht, diesen zerreißen solle sobald es verwundet worden, damit der Jäger um seine Spolien betrogen werde. Die Araber sprechen auch von wilden Hunden, die in Banden von 20—200 Köpfen Mann und Thier ohne Unterschied angreifen sollen. Wasservögel sind ziemlich zahlreich, ebenso Insectenvertilger, Strauße lassen sich dagegen selten sehen. Eine harmlose schieferfarbige Schlange mit weißem Bauche wird häufig in den Häusern angetroffen, wo sie sich durch Rattenvertilgung nutzlich macht, außerdem sprechen die Eingebornen noch von einer andern Schlange, die nach ihrer Beschreibung eine Boa oder Felsenschlange seyn muß. Zu gewissen Jahreszeiten trifft man in der Nähe von Wasser Schwärme mannichfaltiger Schmetterlinge und Libellen. Ein häßliches Geschöpf sind dagegen die Dschongos oder Tausendfüße, die mit schwarzglänzendem Rücken und rothen Füßen bis zu einem halben Fuß Länge erreichen, und was ihren Anblick so ekelhaft macht, über und über mit Schmarotherthieren bedeckt sind. Auch von Heuschrecken wird das Land heimgesucht. Eine schwarze ledergleiche Art, von den Arabern „Satans Esel“ genannt, ist nicht ungewöhnlich, und wird von den Eingebornen gegessen. Auch eine Art giftiger „Wespe,“ deren Stich ähnlich wie der der Tzetzefliege das Vieh fast augenblicklich tödtet, soll sich in manchen Wäldern des Moudlandes aufhalten.

Die Bewohner des Landes sind die Wanyamwezi, doch **haben sich vor zwanzig Regenzeiten oder Jahren auch Wakimbu, die sich einer edlen Abkunft rühmen, aus dem Südosten von den gefürchteten Warori vertrieben, im Moudlande niedergelassen. Sie bauen stark befestigte Dörfer, treiben Viehzucht und Ackerbau, sind aber ärmlich nur in Felle gekleidet, und gelten als tückisch. Sie stehen zu Wanyamwezi-Häuptlingen** noch in lockerer Abhängigkeit. Die Moudleute selbst können als der Negertypus des Innern gelten, und zeigen durch ihren gewerblichen Fleiß und Handelstrieb eine große geistige Uebertegenheit vor ihren Nachbarn. Die Hautfarbe ist ein dunkles Sepiabraun, die Gesichtszüge, ächt uegerhaft, zeigen geringe semitische Beimischung, der Haargerwuch ist ziemlich stark und das Wollhaar kräuselt sich, obgleich es 4—5 Zoll Länge erreicht, ehe es sich spaltet. Der Bart ist dünn und kurz, die meisten Männer und alle Frauen entfernen die Augenbrauen und überhaupt allen Haarwuchs unterhalb des Kopfes. Die Gestalt ist kurz und stämmig, und an den Frauen ist die starke Verlängerung der Brüste besonders auffällig. Selten sieht man dünne Hüften, denn nur die Jugend, die Kranken und die Verhungerten erscheinen schlank gewachsen. Das Gesicht wird durch willkürlich erzeugte Narben verunstaltet, welche die Männer schwarz, die Frauen blau färben. Die Ecken der beiden vordern Schneidezähne werden spitz gefeilt, die Frauen ziehen sich außerdem die untern Mittelzähne aus. Nur die Sultane und die Wohlhabenden tragen gewebte Zeuge statt der Felle, die Frauen dagegen ein langes Gewand (Tobe), welches scharf über oder gewöhnlich unter den Brüsten zusammengeschnürt wird. Arme Frauen tragen ein Fell als Busenlatz und einen Lendenschurz, der bis zum Knie reicht. Die Waffen des Volkes sind äußerst mannichfaltig. Speere, unvergiftete Pfeile, Streitärte, doppelschneidige Messer und Schilde werden gesehen. Eine Nationalwaffe scheinen die Assagais oder Wurfspieße zu seyn, doch fehlt es den Moudleuten beim Wurfe an der furchtbaren Geschicklichkeit der Kaffern.

Wenig merkwürdige Sitten wurden beobachtet. Fühlen Frauen das Nahen der Entbindung, so ziehen sie sich in das Dschungel zurück, um nach einigen Stunden mit einem Kinde in einem Fell auf dem Rücken und einer Last Holz auf dem Kopfe heimzukehren. Zwillinge sind selten, und eins davon muß stets getödtet werden. Der Vater kann seine Kinder verkaufen oder tödten, ohne daß sich jemand darum kümmert. In Ukuhuma oder dem Nordlande herrscht Neffenrecht in Bezug auf Schwestersöhne. Wo dieses nicht gilt, erben die illegitimen, oder die Kinder der Sklavinnen vor den rechtmäßigen Nachkommen, weil diese, sagt man, schon wohlhabende Verwandte zur Unterstützung haben. Ein eigenthümliches Leben führen die erwachsenen „Fräulein“ im Moudlande. Je sieben bis zwölf vereinigen sich und bauen etwas abseits von ihrem Dorfe ein Haus, wo sie ohne elterliche Einsprache Herrenbesuche empfangen dürfen. Wird in Folge dessen eine solche Dame schwanger, so muß der betreffende Urheber sie heirathen oder Strafe zahlen. Stirbt sie gar im Wochenbett, so kann der Vater einen noch größern „Schadenersatz“ verlangen. Sonst werden Ehen geschlossen wenn der Heirathscandidat das Weib bezahlen kann, und zwar schwankt der Preis zwischen 1—10 Kühen. Hierauf wird der Käufer auch Eigenthümer der Waare, und kann sie, wenn er in Noth geräth, wieder loschlagen. Vielweiberei ist des Landes Brauch. Eheliche Gütergemeinschaft scheint nicht zu herrschen, jeder Theil sorgt vielmehr so ausschließlich nur für sich daß wenn der Mann

keinen Tabak gebaut hat, sein Weib die letzte Person ist welche ihm von dem ihrigen vorstrecken würde. Leichen werden in das Dschungel getragen, um von Hyänen gefressen zu werden. Stirbt aber ein Unyammezi außer Landes, so beerdigt man ihn mit dem Gesicht nach der Heimath gerichtet. Die Tembe oder Wohnhäuser unterscheiden sich von den bisher gesehenen durch vorspringende Giebel, welche auf Pfosten gestützt waren. An Schmutz standen sie den andern nicht nach. Charakteristisch für die Ortschaften der Moubleute sind aber zwei große Gebäude, die männliche und weibliche Iwanza. Das Dach eines solchen gemeinschaftlichen Obdachs ist in der Regel ein Fuß über der Mauer aufgesetzt, wodurch die Lüftung außerordentlich begünstigt wird. Da das weibliche Iwanza ein unbetretbarer Harem ist, so fahen die Entdecker das Innere nur des andern Gebäudes. Dort sitzen, liegen, schlafen, rauchen und plaudern die Männer. Die Hälfte des Raumes wird von einer pritschenartigen Lagerstätte eingenommen, wo jeder Schläfer den Rücken, die Brust oder den Magen seines Nachbars als Kopfkissen benützt und alles im paradiesischen Zustande durcheinander liegt, wenn nicht gespielt oder getrunken wird. Die Männer bringen den Tag, oft auch, selbst wenn sie verheirathet sind, die Nacht in diesem Iwanza zu, wo auch für einen Stein zum Zerreiben des Korns und für einen Herd gesorgt ist, denn die Geschlechter essen nie gemeinschaftlich, und Buben von sechs Jahren schon verschmähen es mit ihren Müttern dieselbe Schüssel zu theilen. Ein Frühstück wird Morgens, ein Hauptmahl um 3 Uhr Nachmittags genossen, in der Zwischenzeit wird aber Tabak, oder in Ermangelung dessen Thon, am liebsten die „süße Erde" der Ameisenhaufen gekaut. Vor der Bekanntschaft der Araber enthielten sich die Eingebornen des Hühnerfleisches, und noch jetzt der Eier, obgleich sie gegen das Fleisch verreckter Thiere, ja selbst gegen Aas, gegen Ratten, Käfer und Ameisen als Speise keinen Widerwillen zeigen. Das Hauptgericht ist das Ugali, eine Mehlsuppe, dann aber gibt es Dschungelkräuter, und zu gewissen Jahreszeiten auch Honig und saure Milch, während die Pombe oder das Holcusbier bis zum Eintritt starrer Trunkenheit genossen wird. Seit ihrer Bekanntschaft mit den Fremden ist dieser Menschenschlag von einer gewissen gesunden Bestialität in eine Halbcivilisation voll Laster gesunken. Wenig Gesänge und Erzählungen werden bei ihnen angetroffen, und im Gegensatz zu andern wilden Völkern bilden sie auch nicht die Beredsamkeit aus. Ihr Gewerbfleiß erstreckt sich auf das Weben grober Baumwollenzeuge, das Flechten sauberer Körbe, der Anfertigung hölzerner Schüsseln, Eselsättel und Waffen. Obgleich sie ihre Felder sorgfältig einsenzen, haben sie doch keinen Pflug erfunden, sondern arbeiten mit dem mühseligen Spaten. Die Herrschaft führen eine Menge kleiner Häuptlinge, Mtemi oder Mwame geheißen, denen ein Mgawe oder Wesir, und die Wanpapara oder Aeltesten zur Seite stehen. Die Würde des Häuptlings ist erblich, seine Macht erstreckt sich über Leben und Tod der Wasengi oder Unterthanen, sein Einkommen aber besteht in den Geschenken der Reisenden, Confiscationen des Vermögens von Hochverräthern und Zauberern, und im Verkauf von den genannten Verbrechern, welche die Araber am liebsten an sich bringen, weil sie sicher sind daß sie ihnen aus Furcht vor ihren Landsleuten nicht entlaufen werden. Fundikira, damals einer der mächtigsten Häuptlinge Unyamwezi's, reiste gerade als Träger in einer Karawane, als man ihm den Tod seines Vaters und seine Thronfolge meldete, worauf er sogleich seine Last ablegte und sich auf den Heimweg machte. Nach dem Landesbrauch erbte er alle Immobilien und Mobilien des Vaters, unter letztern auch sämmtliche Wittwen, oder wenn man sich so ausdrücken dürfte, seine Stiefmütter. Sein Hausstand belief sich damals auf zehn Frauen, mit denen er jedoch nur drei Kinder gezeugt hatte, und sein Vermögen bestand aus Sklaven, die in 300 Hütten wohnten und in 2000 Häuptern Hornvieh. Im Herbst 1858 wurde er aber krank, und in Folge dessen fielen seine Verwandten in Verdacht schwarzer Zauberkünste. Ein Mganga mußte daher die Schuld ermitteln, indem er ein Huhn opferte und untersuchte. Zeigen sich schwarze Stellen oder Makel an den Flügeln, so bedeutet es Verrath von Seite der Kinder; an dem Rückgrat von Seite der Mutter oder Großmutter; am Schwanze von Seite der Frau; an den Schenkeln von Seite der Beischläferinnen, und an den Füßen von Seiten der Sklaven. Der Mganga versammelt dann, wenn eine Pluralität Verdächtiger ermittelt worden ist, diese auf einen Haufen, schlachtet eine zweite Henne, wirft sie am Flügel in die Luft und ergreift die Personen auf die sie niederfällt. Die Bezeichneten werden dann mit Hülfe von Marterwerkzeugen zum Geständniß genöthigt und sogleich hingerichtet, entweder gespießt oder mit Keulen erschlagen, oder ihr Schädel zwischen zwei Pfähle geschnürt bis er berstet und das Gehirn herausspritzt.

Die Entdecker zogen als sie das rechte oder nördliche Ufer des Malagarizi betreten hatten, den Fluß entlang meistens durch Dschungelland, wo Schwärme von Moskitos sie quälten. Die Nebenflüsse des Malagarazi wurden entweder auf Fähren überschritten oder durchwatet, wie die Wasser des Rujugi. Sind viele Personen beisammen, so werden von dem Plätschern und sonstigen Lärm die Krokodile so weit verscheucht daß man ohne Gefahr auch die tiefen Stellen durchschwimmen kann. Die beiden Officiere setzten auf einem lebendigen Fahrzeuge über, indem sie nämlich von zwei Negern hinten über Wasser gehalten wurden, während die Füße auf dem Nacken eines dritten ruhten. Am 12 Febr. zeigten sich in weiter Ferne himmelblaue Berge mit vergoldeten Gipfeln, welche die Nähe des Reiseziels verkündigten. Am nächsten Morgen gieng es erst über Prairien, dann durch Wälder und zuletzt einen steilen Hügel hinan. Als man diese beschwerliche Anhöhe erreicht hatte, sah Burton durch die Büsche Licht herausleuchten, und als er fragte was es seyn möge, rief einer der Beludschen, dieß sey der See. Burton konnte wegen seiner geschwächten Augen nichts unterscheiden, aber der See schrumpfte beträchlich nach den großen Erwartungen zusammen. Burton sah schon im Geist daß er durch die arabischen Ueberschwenglichkeiten bethört, Leben und Gesundheit für eine geographische Bagatelle geopfert habe, und beschloß im Fall der Enttäuschung sogleich umzukehren und die Reise nach dem

andern großen nördlichen See zu erstrecken. Aber kaum war er etliche Schritte vorwärts gekommen, so öffnete sich eine herrliche Aussicht über den Tanganyika-See, eingebettet in den Schooß von Bergen, die in der Pracht des tropischen Sonnenlichtes glänzten. Im Vordergrund hatte man zunächst einen Abhang mit einem Pfad im Zickzack, dann einen smaragdenen Wiesenstreifen und zuletzt einen gelben sandigen Ufersaum, nach welchem sich ein sanftblaues Wasser mit schäumenden Wogenkämmen auf 7—8 deutsche Meilen ausdehnte. Als Hintergrund zur Rechten erschien ein hoher stahlgrauer Bergwall, die und da von leichtem Gewölk umzogen, und durch jähe Risse und Thäler unterbrochen. Gegen Süden verdeckten hohe Vorgebirge die Mündung des schlammtrüben Malagarazi, während tiefer im See ein Heer von Inseln schimmerte und die Ufer selbst durch Dörfer oder durch Kähne von Fischern belebt wurden. Hätte man dort den Schmuck morgenländischer Landschaften, Moscheen und Kiosks, Paläste, Landhäuser, Gärten gehabt, die Aussicht hätte sich mit den gerührtesten Bildern der Erde messen können. Der arme Speke konnte von allen diesen Herrlichkeiten nichts genießen, denn bei seiner Blindheit schwamm alles nur wie ein weißer Nebel vor ihm.

Als man Ukaranga, den nächsten Uferplatz, erreichte, sah man mit Verdruß daß ein suahelischer Fundi oder Factor einer Karawane, dem man unterwegs begegnet war, die Karawane von dem richtigen Weg, den die Araber in Kazeh bezeichnet, hinweg und an eine öde Uferstelle geleitet hatte. Von Ukaranga aus kann man nämlich nicht mehr über die Sümpfe des Ruche-Flusses setzen, den man vielmehr oberhalb hätte überschreiten sollen. So gibt es denn von Ukaranga nach der Landschaft Ubschidschi nördlich vom Ruche nur den Weg zur See, für welchen man für das Leiben von Fahrzeugen irgendeinem Häuptling hätte bezahlen müssen. Glücklicherweise lag aber gerade ein offenes arabisches Fahrzeug, das zweitgrößte auf dem Tanganyika, welches 30—35 Mann fassen konnte, in der Nähe, mit dem man am nächsten Morgen nach Kawele in der Landschaft Ubschidschi zu rudern vermochte. Die Fahrt auf dem See war entzückend, aber je mehr man sich dem nördlich liegenden Ziele näherte, fiel die Abwesenheit von Merkmalen der Nähe einer größeren Niederlassung auf, während Kawele doch nach den Aeußerungen der Araber ein Platz wie Sansibar seyn sollte. Um 11 Uhr landete man denn an einer seichten Uferstelle, welche alles war was den großen „Hafen" Ubschidschi's vorstellte. Einen Haufen bienenkorbähnlicher Hütten mußte man als Hafenstadt gelten lassen und die einzige Spur von Civilisation bestand in einem geebneten schattigen Raume, wo bei günstigem Wetter von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags Markt gehalten wird. Man findet dann Ziegen, Schafe, Geflügel, Fische, Gemüse, Früchte, Palmwein und gelegentlich Sklaven und Elfenbein feilgeboten.

Das Thal des Malagarazi-Flusses, welches man von 31° 10′ bis 30° 1′ östl. Gr. kennen lernte und welches zwischen 3° 14′ bis 5° 2′ südl. Br. sich erstreckt, besitzt eine Länge von 108 engl. Meilen (26 deutsche Meilen), die von einheimischen Karawanen in acht Tagen zurückgelegt werden können. Die gefundenen Meereshöhen betrugen nie über 1850 Fuß. Dieser Raum zerfällt von Ost nach West in die Landschaften Uvinza, Ubuha und Ubschidschi. Der Boden in der Nähe des Flusses ist ein dunkler Lehm reich mit Pflanzenmoder bedeckt. Das rechte Ufer, nach welchem sich verschiedene Ausläufer von Gebirgen mit jähen Abgründen vorschieben, ist beinahe unbebaut, das linke dagegen mit üppigem Feldbau bedeckt. Das Gras steht hoch, und an sumpfigen Stellen ist es so dicht daß auf den quergetretenen Halmen beladene Esel nicht einsinken. In der heißen Jahreszeit brennt die Sonne diesen Pflanzenwuchs nieder. Der Boden selbst senkt sich ausfangs gelinde, in der Nähe des Tanganyika-Sees aber rascher. Der Regen theilt das Jahr in ungleiche Hälften von acht und vier Monaten, da der nasse Monsun mit Ungestüm im September beginnt und bis zum Mai anhält, wo die trockene Jahreszeit eintritt. Die Fieber in Ubschidschi werden von den Fremden weit weniger als in Unyanyembe gefürchtet. Sie dauern nur drei bis vier Tage, kehren aber allmonatlich wieder. Ubschidschi ist nicht, wie man nach der berühmten Karte der Missionäre in Mombas glaubte, eine Stadt, sondern nur eine Landschaft am See, und der damalige Hauptort hieß Kawele; die Karawanen, bevor sie dort Quartier beziehen, halten abseits auf neutralem Grund und erwarten erst die Einladung der Häuptlinge, denn es gilt im Lande der Grundsatz, Peregrinus hostis, und bis sich die Eingebornen nicht von der Friedfertigkeit der Ankömmlinge überzeugt haben, bewilligen sie keine Gastfreundschaft. In Ubschidschi war man gerablinig 540 geogr. Meilen (135 deutsche Meilen) von der Küste entfernt, oder mit den Umwegen 950 gewöhnliche engl. Meilen (211 deutsche Meilen), die in 100 wirklichen Märschen oder in 420 Stunden, vertheilt auf 7½ Monate (27 Juni 1857 bis 18 Febr. 1858) zurückgelegt worden waren. Selten erreichen die Araber dieses Ziel früher als in sechs Monaten. Ubschidschi wurde übrigens von ihnen erst 1840 oder zehn Jahre nach ihrem Vordringen bis Unyamwezi besucht. Das Klima indessen war Ansiedlungen nicht günstig, und die Bewohner von Ubschidschi höchst ungastlich gesinnt, so daß der See nur von ab- und zugehenden Karawanen zwischen Mai und September besucht wird.

Ubschidschi ist die fruchtbarste Provinz Innerafrika's. Die Araber haben früher dort köstlichen Reis gebaut, dessen Halme bis zu 8—9′ Höhe stiegen, die Einwohner haben aber diese edle Frucht verkommen lassen und halten sich an Holcus und Eleusine coracano. Neben den andern tropischen Feldfrüchten, unter denen jedoch die Hirse-Arten fehlen, gedeiht Zuckerrohr, aber nur wässerig, Tabak, der hoch im Preis gehalten wird, und Baumwolle. Die vierfüßige Thierwelt tritt sehr dünn auf, da jedermann als Jäger zur Vertilgung beiträgt. Es gibt wohl noch Elephantenheerden, allein das Elfenbein welches in Kawele zu Markt kommt, wird auf Räumen von etlichen tausend (engl.) Quadratmeilen erbeutet. Krokodile und Flußpferde gibt es sehr zahlreich in den Flüssen, und in den Hütten graue und Moschusratten. Eine Möwe mit rothen Beinen belebt den See, scheint aber gegen Ende des Monsuns zu wandern. Neben ihr wird der Königsfischer genannt, ein schwarzer Taucher (Plotus), die weißbrüstige Pastorenkrähe,

Rebhühner, Wachteln, und ein Heer kleiner Singvögel und Insectenfresser. Die Frösche sind unerträglich musikalisch, und in den Hütten fehlt es nicht an einer reichen Auswahl von Ungeziefer, Schlangen, Scorpionen, Spinnen, Ameisen, Holzkäfern u. s. w. Das Elfenbein ist so rasch im Preis gestiegen daß die Araber genöthigt waren noch weiter ins Innere ihre Geschäftsreisen auszudehnen, dafür ist aber Ubschidschi der Hauptsklavenmarkt geblieben. Die Händler schlagen ihre Waare sehr wohlfeil los, entschädigen sich aber wieder, indem sie das Entlaufen der Sklaven begünstigen. Kaufleute die ihre Sklaven nicht zusammenketten bis sie das Ufufer des Malagarazi erreicht haben, verlieren 20 Procent von ihren Einkäufen. Ubschidschi ist durch diesen Umstand in Verruf gekommen, da aber in Sansibar die Sklaven noch immer um 14—15 Dollars per Haupt Absatz finden, so wird an der Waare immerhin noch 500 Procent verdient.

Die Bewohner dieser Länder sind zunächst die Wadschidschi, d. h. die Leute von Ubschidschi. Es ist ein starker, schwerer Menschenschlag, mit dunkler Haut und groben Gesichtszügen, der den negroiden Charakter beinahe gänzlich verloren hat und der reinen Negerrasse angehört. Ihr Benehmen ist im höchsten Grade unverschämt und trotzig, die Frauen stehen aber hoch in Achtung, vielleicht gerade weil sie ihre Eheherrn an Brutalität noch übertreffen, denn sie drängen sich ohne Scham in die Hütte des Fremden und bemächtigen sich des ersten besten Gegenstandes der ihnen in die Augen fällt. Tättowirungen werden im Uebermaße angewendet. Reinlichkeit gehört nicht zu den Schwächen dieses Volksstammes, vielmehr lieben beide Geschlechter von Oel zu triefen. Das Haupthaar wird nach der Phantasie des Eigenthümers stellenweise kahl geschoren. Von Bart ist nirgends eine Spur wahrzunehmen, als Schminke aber dient rothe Erde im Gesicht und weißer Kalk auf dem Schädel. Die Häuptlinge behängen sich mit weitläufigen Gewändern, und die Frauen wenn sie reich sind tragen Toben. Die ärmere Classe dagegen bedient sich verschiedener Thierfelle und eines Hüftenschurzes von Rindenzeug, welches wie auf den Südseeinseln verfertigt wird. Die Rinde der Raphia-Palme wird nämlich geschält, im Wasser erweicht, zerstampft, geknetet und dann mit Keulen bis zur Dicke grober Baumwolle geschlagen, sowie endlich durch Oel geschmeidig gemacht, welches zugleich dem Stoff die Farbe des Gemsenleders gibt. Mit einem schwarzen Pflanzenschlamm wissen die Eingebohrner dieses Zeug noch zu tigern oder mit Katzenflecken zu bemalen. Man treibt die Industrie sogar so weit daß den Zeugstücken Schwänze und Fußtheile angefügt werden, damit das Ganze in Gestalt und Farbe einem Leopardenfelle gleiche. Selten sieht man die Bewohner am See Tabak kauen, rauchen oder nach unserer Art schnupfen. Dennoch führt jedermann ein irdenes Geschirr voll Tabak bei sich. Kommt ihm aber ein Gelüste, so füllt er den Topf mit Wasser, preßt mit den Fingern den Saft aus den Blättern und schlürft diesen in die Nase hinauf. Die Waffen der Wadschidschi bestehen aus kleinen Streitäxten und Dolchen, Speeren und großen Bogen mit ungewöhnlich schweren Pfeilen. Als ein halb amphibischer Menschenschlag wissen sich die Seebewohner in ihren Kähnen trefflich zu tummeln, zu tauchen und zu schwimmen. Fische werden mit groben Haken geangelt oder in selbstgefertigten Netzen gefangen. Mit Recht betrachten aber die Araber diesen Stamm als den unfügsamsten im Innern des Festlandes. Scheltworte sind ihnen Bedürfniß wie das Lustschöpfen, und zu Schlägen sind sie so rasch aufgelegt wie zu Worten. Der Mschidschi (Singular von Wadschidschi) wird Dolch und Speer ohne Zaudern gegen seinen Gast kehren, dann aber sich doch besinnen ob nicht vergossenes Blut zu einer Fehde führen möchte. Der Sultan grüßt durch Händeklatschen zuerst, wenn er unter sein Volk tritt. Ueberhaupt sind die Begrüßungen und Höflichkeitsergüsse bei diesem Volk höchst langwierig. Frauen grüßen sich, indem sie das rechte Knie fast bis zur Erde beugen. Bei den Kindern kann man sehen wie sich die Mädchen bei Zeiten krümmen, denn ihr täglicher Beruf besteht in Raufereien, wobei sie sich beißen und krallen wie die jungen Katzen. Der große Mwami oder Sultan von Ubschidschi (1858—59) hieß Rusimba. Unter ihm standen etliche Muttware oder Unterhäuptlinge. Kömmt eine Karawane an, so beschenkt sie der Sultan mit ein oder zwei Elephantenzähnen, womit er aber nur reiche Gegengeschenke herauslocken will. Bei wichtigen Entschlüssen beruft der Sultan seine Vasallen und gibt unter Vorsitz der Aeltesten seinen Willen kund.

Neben den Wadschidschi muß man sich einen merkwürdigen Stamm, die Watuta merken. Sie sind, von den Warori vertrieben, noch nicht wieder seßhaft geworden, sondern erstrecken ihre Raubzüge nach allen Himmelsstrichen. Sie sind schon über den Malagarazi gesetzt und haben Miene bedroht, bis die Araber mit ihren Musketirsklaven sie zurückschlugen. In der zweiten Hälfte von 1858 drangen sie auch nach Ubschidschi vor, aber die Araber aus Furcht vor Plünderung ihrer Magazine eilten herbei und verscheuchten die Raubvögel wieder, deren Name ringsherum zum Schrecken geworden ist. Das südliche Ende des Tanganyika-Sees scheint damals ihr zeitweiliger Aufenthalt gewesen zu seyn. Wenn sie sich auf einem Kriegszug befinden, nehmen sie Weiber und Kinder mit, packen ihre Habe und ihren Schmuck von Messingdraht auf den Rücken der Büffel. Die Frauen sollen bisweilen an ihren Gefechten theilnehmen. Die Krieger führen einen großen Schild und zwei kurze Speere, je einen in der Hand, die aber nie geworfen werden. Bogen und Pfeile verachten sie, denn nur im Handgemenge zeige sich des Mannes Werth. Die Araber behaupten, die Watuta „manövrirten wie die Franken.“ Zu Tausenden marschiren sie in vier oder fünf ausgedehnten Linien und den Feind damit einzuhüllen. Kein Kriegsgeschrei wird ausgestoßen, die Anführer geben vielmehr nur mit eisernen Pfeifen die Signale. Bis jetzt haben sie noch eine wohlthätige Furcht vor Feuergewehren, und wo sie die rothe Fahne einer arabischen Karawane wehen sehen, brechen sie schleunigst auf. Sonst sollen sie Gäste ehrenvoll aufnehmen und nur im Punkte kriegerischen Ruhmes besonders reizbar seyn.

Cyrus Redding über die französischen Weine und Weinberge.

(Aus dem Athenäum.)

Der Urstammort des Weinstocks scheint in jenem geheimnißvollen, unentdeckten Eden oder Meru des Morgenlandes gewesen zu seyn, das von so vielen der Menschheit Angehörenden die Wiege war. Der indische Dionysos brachte ihn nach Griechenland, und Rom blieb keineswegs zurück in der Annahme der Gabe seines älteren Nebenbuhlers. Von Rom — einige sagen aus Phönicien — wurde der Weinstock über Marseille nach Frankreich verpflanzt, und faßte in einem ihm so angemessenen Boden Wurzel, und zwar so fest, daß in sehr kurzer Zeit französische Weine nach Rom ausgeführt wurden, wo die gebildeteren der lateinischen Deipnosophisten ihre Nasen rümpften und ihren gehörigen Abscheu aussprachen. Denn zu jener Zeit hatte sich der gallische Wein-Erzeuger noch kein System gemacht, oder seine Theorie ausgebaut, wie jetzt; daher das Weinfaß litt — nicht der Consument. Wir möchten sagen daß unsere modernen südafrikanischen Weine jenen frühen Weinlesen der römischen Gallier am nächsten kommen, und was sie sind, bedarf keiner Auseinandersetzung. Man verkoste sie. Im Jahr 92 der christlichen Zeitrechnung verordnete Domitian in einer jener den schwachen Cäsaren gemeinschaftlichen tollen Launen: daß alle Weinberge in Spanien, Gallien und Britannien umgegraben und zerstört werden sollten. Es lag irgendeine altrömische Idee des Schutzes für Bier und Meth in diesem Decret, welche auf dem Vorgeben beruhte daß der „Getreidebau vernachlässigt werde;“ erst zweihundert Jahre später, nämlich im Jahr 282, durften, nach einer Verordnung des Kaisers Probus, die Weinberge wieder bepflanzt werden. Im Jahr 1567 brach eine neue Verfolgung gegen dieselben aus. Die alten Reben wurden ausgegraben, und neue durften nicht gepflanzt werden. Im Jahr 1627 wurde dieselbe „Ordonnanz“ abermals erlassen. Im Jahr 1725 ward gewissen Provinzen der Anbau der weinerzeugenden Trauben überhaupt verboten, und „im Jahr 1730 wurde eine königliche Verordnung erlassen daß keine neuen Reben gepflanzt werden sollten ohne eine förmliche Erlaubniß, und wenn man diese erlange, müsse eine gewisse Anzahl weißer Maulbeerbäume gepflanzt werden, offenbar wegen der Seidenmanufactur, wenigstens in Bezug auf das Bordelais.“ Erst die Revolution von 1789 machte diesen und andern verwandten Tyranneien ein Ende, und der Anbau des Weinstocks durfte fortan den unparteiischen Gesetzen des Vorraths und Begehrs folgen.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert brachten die Kreuzfahrer die reichen Muskatreben von Korinth, Cypern und andern Plätzen mit sich. Diese Reben wurden zuerst am Fuße der Pyrenäen angepflanzt, und waren die Stammväter der süßen und übersüßen Frontignac-, Lunel- und Rivesaltes-Weine, welche fast insgesammt in die Kategorie von Liqueuren kommen. Wir können uns denken mit welchem Gusto das erste Glas des reichen, weichen, duftigen Frontignac von den lustigen alten Aebten und Mönchen getrunken wurde, die runzelig und grau geworden waren im Dienste der dünnen, halbsauren, körperlosen Weine von Bordeaux und der übrigen. Es muß ihnen wie eine Offenbarung gewesen seyn. Diese aufeinanderfolgenden Einfuhren vermehrten die Zahl der Varietäten in fast unglaublichem Grade; allein niemand dachte daran sie zu unterscheiden und zu ordnen bis zum Jahr 1771, als der Abbé Rozier sich dieser Aufgabe unterzog. Verschiedene Arbeiter folgten ihm, und im Jahr 1843 erreichte die Sammlung vorhandener Pflanzen die Zahl von 1056; der Katalog der Luxemburger Sammlung stieg im Jahr 1844 auf 2000. Einige der Varietäten sind sehr interessant. Da ist z. B. der „frühe schwarze Morillon,“ eine Species von der man sagt sie trage drei Ernten, obgleich sie, nach der allgemeinen Regel, in Wirklichkeit mehr nicht als eine trägt; allein im Departement der Seine und Marne gibt es eine Rebe, Trifera genannt und auch schon dem Plinius bekannt, welche wirklich drei Ernten trägt: die erste reift zwischen dem 15 und 20 August; die zweite zwischen Ende Septembers und Anfang Octobers, und die dritte Ernte, welche gemeiniglich nur einen geringen Ertrag liefert, zwischen Ende Octobers und Anfang Novembers, wenn die Fröste nicht früher eingetreten sind. Um diese drei Ernten zu erzeugen muß der Weinstock auf einem in südlicher Richtung liegenden Grundstück gepflanzt und in Spalieren gezogen werden. Diese Rebe stammt aus Chios, und wurde über Calabrien und die Insel Ischia nach Frankreich gebracht. Der Magdalenen-Morillon trägt zwei Ernten im Jahr, und man weiß sogar daß er zum viertenmal geblüht hat. Die Meunier- oder Müller-Rebe mit weißen, schmutzigen, flaumigen Blättern, trägt ebenfalls Frühtrauben und reift zur gleichen Zeit wie die Magdalenentraube, während andererseits der Bourguignon Noir, oder schwarze Burgunder, „der Vater der besten französischen Weine,“ nur einmal in zwei Jahren gut trägt, im besten Fall nur eine kleine Ernte liefert, aber den Frühlingsfrösten gut Stand hält, und ein Jahrhundert lang ohne Abnahme in seiner Kraft, seiner Lebensfähigkeit und seinem Productionsvermögen dauert. Der Bourguignon Noir hat weiße baumwollige Blätter und eine kleine, schwarze, eirunde Frucht; er besitzt nur mittelmäßigen Werth für die Tafel, ist aber, wie wir gesehen, werthvoll im Weinfaß. Der Raisin Perlé, oder die Perltraube, ist eine andere gute Varietät, mit einer Frucht von blaßgrüner Farbe, perlförmig, ungemein reich an Zuckersaft, und dem Geschmack nach leicht muskatellerartig; der Morillon Blanc ist ebenfalls eine gute „weiße“ Traube, mit einem milden zuckerigen Fleisch, sie reift leicht, bildet einen vortrefflichen Tischwein, und hält sich, sowohl als Frucht wie als Wein, lange frisch. Dann kommen wir zur Muskat- oder Muskateller-Traube, mit ihrer weißen, rothen und violettfarbigen Frucht; sie liefert die übersüßen Weine der östlichen Pyrenäen und des Herault-Departements. Dieß sind auch die köstlichsten Tafeltrauben; sie besitzen alles was man an Geschmack, Geruch, Gestalt und Farbe von einer Traube fordern kann — alles was der griechische Bildhauer sich dachte, als er den jugendlichen Dionysos schuf, und ihn sowie seinen Liebling Ampelos mit Trauben und Rebblättern krönte. Die

Muskattraube von Alexandria hat nie mehr als einen Kern, zuweilen gar keinen — eine Eigenthümlichkeit welche auch die Korinther-Traube besitzt. Der Aignan, eine kleine, aber sehr zuckerreiche Traube, wird, im Verhältniß von eins zu zehn, zur Mischung mit den Muskatweinen gebraucht. Ein anderer Liebling des Weinbergs, der vielleicht nur der Muskattraube nachsteht, ist der feste und schöne Chasselas, mit seinen blaßgrünen, in der Sonne in Ambra schmelzenden, im Munde kühlen und wie eine Melonenfrucht saftigen Kügelchen. Da ist ferner die Korinther-Traube, klein, strohfarben, kernlos und mit so zartem und köstlichem Stengel, daß man ihn sammt der Frucht essen kann; gehört sie aber zur violetten Art, so ist sie dem frühzeitigen Verlust ihrer kleinen, runden Traubenbüschel unterworfen, welche vor der Zeit abfallen. Die Aleppo-Traube ist von den Kreuzfahrern mitgebracht worden; sie ist häufig buntfarbig, und einige an einem und demselben Büschel sind weiß, andere schwarz; in der That zeigt oft die nämliche Traube hinter ihren goldgelben und karmesinrothen Blättern hervor ein halb maurisches, halb sächsisches Gesicht. Diese Aleppo-Traube hat die im allgemeinen wohlthätige Eigenschaft daß sie alle andern Weine mit welchen sie gemischt wird stärkt und verbessert; sie ist in der That eine Art guter Fee im Weinkeller. Die Scyras- oder Ciras-Traube — von einem Eremiten welcher seine Zelle auf einem Hügel bei Tain, an der Rhone, erbaute, aus Persien gebracht — erzeugt den gewöhnlichen rothen Eremitage-Wein. Aus der Folle Blanche, von der Charente, kommt der Wein welcher die Cognac-Branntweine liefert; von der kleinkörnigen Carbenet oder Carmenet, oder Petite-Vidure, rühren die Medoc-Weine her; der Pineau Noir gibt den besten Burgunder, besonders den feinsten Clos Vougeot; der Pineau Blanc wächst in der Champagne; Roussillon kommt von der Mataro-Traube, der Carignane und der schwarzen Grenache; die beste Art liefert den berühmten Masdeu. Die Blanquette gibt einen starken weißen Wein, der unter einer Menge Namen vorkommt.

Dieß sind die Haupterzeugnisse deren Hr. Redding in seinem „Abriß" der in Frankreich bekanntesten verschiedenen Arten Erwähnung thut; allein dieses kurze Verzeichniß erschöpft seinen Gegenstand keineswegs. Weiterhin werden wir, unter den verschiedenen Capiteln der einzelnen Departemente und der Weinbereitungsart, in einige Geheimnisse der Weinerzeugung und Weinbereitung eingeführt; allein nicht in die „Chemie" der letztern, wie in dem vortrefflichen Werke des Prof. Mulder. In der That zieht Hr. Redding in Abrede daß die Franzosen überhaupt an ihren Weinen doktern — im schlechten Sinn des Wortes wenigstens — und wirft uns das unehrenhaftere Verfahren vor.

„Von den „Sortirungen" in Frankreich, sagt er, darf man nicht glauben daß sie Aehnlichkeit mit den so schmachvoll in England vorgenommenen „Vattings" haben, bei welchen alle Arten von Substanzen, nur keine eigentlichen Weine, unter einander gemischt werden, als da sind Gerupiga, ältere und wohlfeile Weine, von denen einige in ihrer Zusammensetzung so gut wie nichts von der Traube haben. Die französischen „Sortirungen" oder „Mengungen" gehören mehr jenen Mischungen reiner Weine an welche ehrliche Kaufleute vornehmen um einem besondern Kunden die von ihm verlangte Qualität zu liefern, und wobei sie dann junge Erzeugnisse mit alten, oder zwei gleich werthvolle und gleich theure Weine vermischen, um sie im Geschmack dem begehrten ähnlich zu machen. Eremitage wird in Frankreich oft mit Claret gemischt, um das Product einer schwachen Weinlese zu verstärken. Zuweilen wäre es unmöglich gewisse Weine zu trinken, wenn sie nicht dadurch mild gemacht würden daß man sie mit verwandten, sonst aber vortrefflichen mischte. Bei diesem Geschäft darf keine fremdartige Substanz aufgegossen werden. Hin und wieder reisen die Trauben, obgleich von bester Qualität, nicht gut, und doch ist das Erzeugniß gesund. In solchen Fällen werden bessere und ältere Weine mit der neuern Classe vermengt, und deren Geschmack und Stärke verbessert. Ein schwacher Wein wird oft mit einem edleren Gewächs vermischt. Solche Weine werden als gemischte Erzeugnisse verkauft. Verhehlt man dieß um einen Gewinn daraus zu ziehen, oder gibt man sie für ein Product aus mit dem sie nichts gemein haben, so verdient der Verkäufer schweren Tadel. Der Unterschied zwischen guten und reinen Weinen von hohem Preise und den so gemischten ist zuweilen so groß, daß die letztern von denen welche nach dem unmittelbaren Geschmack urtheilen vorzugezogen werden. Ein Wein ersten Rangs hat, solang er noch neu ist, oft einen grünen Geschmack, der dem Gaumen nicht so gut behagt wie ein anderer aus zwei auf diese Art vermischten Weinen bestehender, welcher sich überdieß auch dadurch empfiehlt daß er wohlfeiler ist. Es ist eine Thatsache daß hochgefärbter neuer Wein, von gutem Gewächs, zum Trinken nicht so gut ist als wenn er mit gutem älterem Wein, obwohl nicht von ganz so guter Qualität, gemischt wird. Diese Meugung nehmen die Producenten eben so oft vor als die Händler. Ein Weinproducent der nicht im Stande gewesen einen mittelmäßigen Wein, das Erzeugniß eines schlechten Jahrgangs, zu verkaufen, wird ihn oft mit dem guten des nächstjährigen Gewächses, wenn es von erträglicher Qualität ist, vermischen. Wenn der Eigenthümer neue Weine hat welche an Farbe zu gelb scheinen, so wird er sie über die tiefst gefärbten seiner rothen Gewächse laufen lassen, was die letztern zum Trinken angenehmer macht, und die Mischung ist schwer zu entdecken solange der Wein noch im Faß ist. Wird er aber vor Ablauf eines Jahres in Flaschen gefüllt, so geräth er in Gährung und nimmt einen schlechten Geschmack an; er muß dann wieder ins Faß gebracht und so abgeklärt werden daß man ihn im folgenden Novembermonat in Flaschen füllen kann. Es gibt noch viele andere Umstände unter welchen es erforderlich und geeignet seyn kann zu mengen, um Wein zu verbessern, und dieß zwar nach den besten französischen Gewährsmännern. So z. B. ist es möglich daß ein Wein, wenn er zu zart und ohne genügenden Körper, aber doch angenehm ist, den Transport auf eine beträchtliche Entfernung nicht aushält. In solchem Fall ist eine mit Umsicht vorgenommene Mischung, mit einem Gewächs das an Güte und Quantität im Verhältniß steht mit dem gewünschten Zwecke, und die

Eigenschaften besitzt welche in dem schwächern Wein fehlen, nicht nur nützlich, sondern auch gerecht. Der Wein von Torins, im Maconnais, verlor, rein erhalten, stets an seinem Ruf, wenn man ihn nicht mit den Weinen von Romanèche oder Chenas mischte. Alle diese drei Weine werden um nahezu den gleichen Preis verkauft, und die Mischung ist ihnen stets vortheilhaft. Weine welche das Product von nur einer Frucht-Species sind entsprechen dem Wunsche des Eigenthümers nicht. So wollen in der Champagne die Pflanzen im Weinberg gemischt seyn, und das gleiche ist es sehr oft mit dem Wein selbst. Wenn die Franzosen so ihre Weine mischen, wissen sie recht wohl daß das was für den einen Markt paßt, sich für einen andern nicht eignet. Die nach England gesendeten Weine sind sehr verschieden von denen welche nach Rußland verschickt werden, und beide werden ganz anders behandelt als diejenigen welche für Paris oder den einheimischen Markt bestimmt sind. Daher kommt es daß die in Frankreich Reisenden oft höchlich erstaunt sind daselbst an dem Weine nicht den nämlichen Geschmack zu finden den sie zu Hause daran gefunden. Die ersten in Frankreich getrunkenen Bordeauxer Gewächse haben keine Aehnlichkeit mit denen welche man in London kauft. Die letztern sind mit südfranzösischen oder südspanischen Weinen gemischt, welche den bemerkten Unterschied im Geschmack herbeiführen. Die Weine von Xeres und Malaga sind geistreicher als die französischen, weil die Händler den für den englischen Markt bestimmten Weinen Branntwein beimischen. So kann der Wein von Porto, oder der Douro, Weine der Factorei genannt, von welchen der größere Theil nach England ausgeführt wird, nur in Gegenwart eines „Employés" der Gegend des obern Douro aus dem Faß genommen werden, um in die Tonne zu gelangen, welche bereits zum voraus ein Zwölftel ihres Raumgehalts in Branntwein enthält. Die von den französischen Händlern vorgenommenen Mischungen haben zum Zweck nicht die Nachahmung der feinen französischen Weine — was ganz unmöglich wäre — sondern einfach die Verbesserung der Mängel solcher Weine welche herb oder unschmackhaft sind, um hiedurch eine Qualität zu erlangen die dem Consumenten zu einem minder hohen Preis überlassen werden kann als dem der besten und reinsten Gewächse. In einigen französischen Weinbergen hat man sich, wenn man fand daß die Weine zu gering an geistigem Gehalt waren, gewöhnt ihnen eine kleine Quantität Branntwein beizufügen um sie dem Geschmack des Käufers anzupassen. Solche Aufgüsse sind hauptsächlich bei den Weinen von Languedoc, Quercy und Roussillon vorgekommen. Man nennt diese Operation viner, was so viel bedeutet als: den Weinen eine größere Stärke geben. Vor allen andern ist es, im Fall des Bedürfnisses, nothwendig seine Zuflucht zu dieser Maßregel bei gewöhnlichen und geringen Weinen zu nehmen, nicht nur um ihnen Stärke allein zu geben, sondern auch um sie in der Auflösung des färbenden Stoffs zu unterstützen und so die Farbe intensiver zu machen — eine Eigenschaft die man bei denjenigen Weinen sucht welche gemischt sind. Solche Weine sollen sich hiedurch, wenn man ihnen nur 6 Proc. 21gradigen Branntweins zusetzt, mehr als vier Jahre lang in Fässern aufbewahren lassen. Um den neuen Weinen die Süßigkeit der Traube mitzutheilen versetzt man sie in ungünstigen Jahren zuweilen mit Syrup, allein dieß ist selten der Fall bei den zum Verbrauch in Frankreich bestimmten Weinen, obschon es geschehen ist bei solchen die an Consumenten ausgeführt werden welche an den Verbrauch der Weine des südlichen Europa's gewöhnt sind, und welche die französischen nur schätzen wenn sie die gleiche Süße haben. Gemischte Weine haben weder den Geschmack noch den Duft der reinen, und diejenigen welche das natürliche Bouquet haben, behalten es in jenem Zustande nicht mehr. Die Nachahmung der bessern französischen Weine wird nie versucht, weil sie unmöglich ist. Die zweite und die dritte Classe solcher Weine werden allzu oft für die erste ausgegeben, oder ein gemischter Wein für einen reinen; in letzterem Fall aber hat der Wein wenig Aehnlichkeit mit dem unter dessen Namen er verkauft wird. Scharfe, strenge Weine lassen sich im allgemeinen durch keine Beimischungen verbessern."

Prof. Mulders Bericht über die gewöhnliche Weinfabrication aus schlechtem Alkohol und einer Menge anderer Chemikalien gilt also den ehrlichen französischen Weinhandlungshäusern nicht, und wir können unsern Claret und Burgunder in aller Glaubensruhe und Geisteszuversicht trinken, überzeugt daß wir den wirklichen Rebensaft vor uns haben, und keine entsetzliche chemische Composition. Dieß ist, wenn wir's glauben dürfen, tröstlich zu einer Zeit wo wir insgesammt im Begriff stehen unsere lohbrannen, vollkörperigen Portweine und branntweinversetzten Scherries, unsere schäumenden und mildern Ales gegen die leichten Weine des südlichen Frankreichs aufzugeben. Es ist mindestens angenehm zu wissen daß das was wir haben das wirkliche Ding seiner Art ist, und kein künstlich geschaffenes, dem leidenden menschlichen Magen schädliches Mixtum compositum. Die ächten französischen Weine, rein und unversälscht, sind vielleicht die heilsamsten ihrer Art die zu haben sind. Feiner alter Burgunder, leicht und trocken, kann unter die besten Arzneimittel in die Pharmakopöe eingereiht werden, und guter Champagner kann das Leben erhalten wenn nichts anderes mehr Kraft hat. Allein der grobe, mit schlechten Chemikalien schmackhaft gemachte und mit abscheulichen Decocten gefärbte Alkohol welcher in England den Namen Wein trägt, erzeugt nur Kopfweh und Schmerzen und Verdammgsleiden, wenn man ihn lange genießt, und wenn dieß es ist was der neue Vertrag uns geben soll, so wenden wir all dem entschieden den Rücken, und erdulden lieber die uns bekannten Uebel des starken und bittern Dubliner Biers. Indeß sagt Hr. Cyrus Redding daß wir köstlichen, reinen, unversälschten Traubensaft haben sollen, und — wenn er Recht hat, werden wir die Gewinnenden seyn.

Fragmente aus dem vierten Theile der Memoiren Iskanders.

(Aus dem Russischen.)

La Tribune des peuples. — Mizkéwitsch und Ramon della Sagra. — Die Choristen der Revolution vom 13 Juni 1849. — Cholera in Paris.

(Schluß.)

In den unruhigen Zeiten allgemeiner Umgestaltungen, Stürme, in denen die Reiche auf lange aus ihren gewohnten Fugen treten, entsteht ein neues Menschengeschlecht, welches man die Choristen der Revolution nennen darf; auf zitterndem und vulcanischem Boden aufgewachsen, erzogen im Schrecken und allgemeinem Umsturz, leben sie sich von frühester Jugend mitten in die revolutionäre Aufregung hinein, lieben ihre dramatische Seite, ihre feierliche und leuchtende Repräsentation. Wie die Schagistik (ironische Bezeichnung der Lehre vom militärischen Marsch) zu Kaiser Nikolaus Zeit die Hauptsache in der Kriegswissenschaft war — so sind für sie alle Bankette, Demonstrationen, Protestationen, Versammlungen, Toaste, Fahnen die Hauptsache in der Revolution.

Unter ihnen befinden sich gute, tapfere Leute, voll aufrichtiger Hingebung, bereit Kugeln gegenüber zu stehen — der größte Theil aber ist nicht weit her und über alle Massen pedantisch Unbewegliche Conservatoren in allem was die Revolution betrifft, halten sie sich an irgend ein Progamm und gehen keinen Schritt weiter.

Ihr ganzes Leben hindurch über eine geringe Zahl politischer Gedanken schwatzend, kennen sie so zu sagen deren rhetorische Seite, d. h. die Gemeinplätze, welche der Reihe nach erscheinen, ein und dieselben à tour de rôle — wie die Entchen in dem bekannten Kinderspiel — in den Zeitungsartikeln, den Tischreden und den parlamentarischen Ausfällen.

Außer den naiven Mitgliedern, den revolutionären Doctrinären, ergießen sich in dieses Centrum natürlicherweise verkannte Künstler, unglückliche Literaten, Studenten die ihren Cursus nicht beendigt, aber das Lernen aufgegeben haben, Advocaten ohne Processe, Künstler ohne Talent, Leute von großer Einbildung und geringen Fähigkeiten, mit gewaltigen Prätensionen, aber ohne Ausdauer und Kraft zur Arbeit. Die äußere Leitung, welche in gewöhnlichen Zeiten die Menschenheerden en gros weidet, erschlafft in den Zeiten der Umwälzungen, und sich selbst überlassen wissen die Leute nicht was sie thun sollen. Die Leichtigkeit mit welcher — auch nur scheinbar — Celebritäten in revolutionären Zeiten auftauchen, frappirt das junge Geschlecht, es wirft sich in die leere Agitation; diese gewöhnt es an starke Aufregungen und entwöhnt es von Arbeit. Das Leben in Kaffeehäusern und Clubs, anziehend und voll Bewegung, schmeichelt der Selbstliebe und hat absolut nichts beengendes. Man kann sich dabei nicht verspäten, hat nicht nöthig zu arbeiten; was man heute nicht thut, kann man morgen thun, braucht es auch überhaupt nicht zu thun.

Die Choristen der Revolution theilen sich, ähnlich dem Chor der griechischen Tragödie, auch in Halbchöre; auf diese paßt die botanische Classificirung; die einen kann man Kryptogamen, die andern Phanerogamen nennen. Die einen bestehen aus ewigen Verschwörern, die oft ihr Quartier oder die Form ihres Bartes ändern. Diese laden geheimnißvoll zu ungewöhnlich ernsten Zusammenkünften ein, wo möglich bei Nacht oder nach irgend einem unbequemen Ort. Begegnen sie auf einem öffentlichen Platz ihren Freunden, dann grüßen sie nicht mit dem Kopf, sondern bedeutungsvoll mit den Augen. Viele verheimlichen ihre Adresse, theilen den Tag ihrer Abreise nicht mit, sagen nicht wohin sie gehen, schreiben in Chiffren und mit chemischer Tinte Neuigkeiten, die sich einfach schwarz auf weiß in den Zeitungen finden.

Unter Louis Philipp — erzählte mir ein Franzose — verbarg sich E., weder sich in irgend einer politischen Geschichte compromittirt hatte, in Paris; bei allen seinen Reizen wird ein solches Leben à la longue ermüdend und langweilig. Delessert, welcher damals Präfect war, ein bon vivant und reicher Mann, welcher nicht aus Noth, sondern aus Leidenschaft in der Polizei diente, liebte es manchmal fröhlich zu gastiren. Er und E. hatten mehrere gemeinschaftliche Freunde. Einst zwischen „der Birne und dem Käse," wie die Franzosen sagen, sprach einer von diesen zu ihm: „Wie verdrießlich daß ihr den armen E. so verfolgt! Wir entbehren einen ausgezeichneten Tischgenossen, und er muß sich wie ein Verbrecher verstecken."

„Um Verzeihung!" sprach Delessert, „kein Mensch denkt an ihn. Warum verbirgt er sich?" Seine Bekannten lächelten ironisch. „Ich will euch überzeugen daß er Unsinn macht — und ihr mit ihm."

Nachdem er nach Hause gekommen war, rief er einen seiner Hauptspione und fragte ihn: „Ist E. in Paris?" — „Ja," antwortete der Spion. — „Verbirgt er sich?" fragte Delessert. — „Ja," antwortete der Spion. — „Wo?" fragte Delessert. — Der Spion zog sein Buch heraus, suchte darin und las seine Adresse vor. — „Gut! Geh morgen in aller Früh zu ihm, und sag ihm daß er sich ohne Grund beunruhigt, daß wir nicht nach ihm verlangen und daß er ruhig in seinem Quartier leben kann."

Der Spion richtete den Befehl pünktlich aus, und zwei Stunden nach seiner Visite setzte E. seine Bekannten und Freunde geheimnißvoll in Kenntniß, daß er Paris verlassen habe und sich in einer der entferntesten Städte verbergen werde, weil der Präfect sein Versteck entdeckt habe.

Ebenso viele Verschwörer als sich bemühen ihr Geheimniß unter dem durchsichtigen Schleier der Heimlichkeit und unter beredtem Schweigen zu verbergen, ebenso viele andere geben sich Mühe, alles was sie im Herzen haben zu zeigen und auszuplappern.

Dieß sind die ewigen Tribunen der Kaffeehäuser und Clubs, diese sind stets mit allem unzufrieden und über alles in Angst; alles verbreiten sie, auch was nicht geschehen, und das was geschehen ist, erscheint bei ihnen wie Berge auf Reliefkarten quadratisch und cubisch vergrößert.

Das Auge gewöhnt sich so sehr an sie daß es sie unwillkürlich in jedem Straßenauflauf sucht, bei jeder Demonstration, bei jedem Bankett. So suchte ich als Knabe bei jedem großen Begräbniß Domaschkof, und erst wenn ich ihn durch seine hellgrüne, aus Catharina's Zeit stammende Uniform und durch sein widriges Pauls-Gesicht herausgefunden hatte, beruhigte ich mich.

Die Scene im Café Lamblin war für mich noch neu; ich war damals mit dem Hinterhof der Revolution wenig bekannt. Freilich war ich auch in Rom in das Café delle Belli Arti und auf die Piazza gekommen, im Circolo Romano und im Circolo Popolare gewesen, aber die damalige römische Bewegung hatte den Charakter politischer Vollendung noch nicht, welchen sie insbesondere seit dem Mißgeschick des Jahres 1848 entwickelt hat. Cicerovacchio und seine Freunde hatten ihre Naivität, ihre südliche Mimik, welche uns Phrase scheint, und ihre italienischen Phrasen, welche wir für Declamation nehmen; aber sie waren in der Periode des jugendlichen Enthusiasmus, sie waren nach dem dreihundertjährigen Schlaf noch nicht zu sich selbst gekommen; il popolano Cicerovacchio war nichts weniger als ein politischer Agitator von Handwerk, er hätte gewiß nichts lieber gewünscht als sich in Frieden in sein nicht großes Haus in der Strada Ripetta zurückzuziehen und, umgeben von seiner Familie wie ein pater familias und freier civis Romanus, mit Bau- und Brennholz zu handeln.

Bei den Leuten welche ihn umgaben, war dieser fade, schwatzhafte Pseudo-Revolutionarismus dieser caractère taré, welcher sich so traurig in Frankreich ausgebreitet hat, unmöglich.

Es versteht sich ganz von selbst daß ich — indem ich von den Kaffeehausagitatoren, den Lazzaroni der Revolution rede — ich nicht im entferntesten an die kräftigen Arbeiter für die Freiheit des menschlichen Geschlechts denke, an die feurigen Prediger der Unabhängigkeit, an die Märtyrer der Nächstenliebe, welchen weder Gefängniß, noch Internirung, noch Externirung, noch Armuth das Wort abschnitten, an die welche Thaten ausgeführt oder ins Werk gerichtet haben, an die durch deren Blut, Thränen und Worte eine neue Ordnung in der Geschichte angebahnt wird. Ich spreche nur von diesem überlaufenden Schaum, bedeckt mit leerer tauber Blüthe, für welchen die bloße Agitation Ziel und Lohn ist, denen der Proceß von Volksaufständen gefällt wie dem Petruschka des Tschitschikof[1] der Proceß des Lesens und dem Kaiser Nikolaus, wie schon gesagt, die Schlagfistik.

Es ist kein Grund sich der Reaction zu freuen, auch sie ist mit solchen Kletten und Schwämmen überwachsen, und nicht an den Rändern, sondern durch und durch. In ihr sind ganze Ansiedlungen von Beamten, die vor ihren Chefs zittern, von schnüffelnden Spionen, freiwillig eingetretenen Todtschlägern, die bereit sind sich auf die eine und die andere Seite zu schlagen, von Officieren in den widerlichsten Gestalten, vom preußischen Junkerthum bis zu den räuberischen Franzosen in Algier, von den Gardeofficieren bis zum Kammerpagen. Und damit haben wir nur die lichte Reaction berührt, ohne uns weder auf die Bettelbrüderschaft, noch die intriganten Jesuiten, noch die polizeidienerischen Popen, noch die übrigen Glieder vom Rang der Engel und Erzengel einzulassen.

Wenn es in der Reaction irgend etwas unsern Dilettanten der Revolution ähnliches gibt, so sind das die Hofleute, die Leute welche zu den Ceremonien verwendet werden, Leute der Ein- und Ausgänge, Leute die einem bei Taufen, Hochzeiten, Krönungen und Begräbnissen in die Augen fallen, Leute für Uniformen, Stickereien, welche die Strahlen der Macht, ihren Duft repräsentiren.

Im Café Lamblin, wo die verzweifelten Bürger bei petit verre's und großen Gläsern saßen, erkannte ich daß es keinen Plan, kein wirkliches Centrum der Bewegung, kein Programm gab. Eingebung mußte herabsteigen wie einst der heilige Geist auf das Haupt der Apostel. Nur in einem Punkte stimmten alle überein: darin, daß man am Ort der Versammlung ohne Waffen erscheinen werde. Nach leerem Geschwätz, welches etwa zwei Stunden dauerte, und nachdem man sich versprochen morgen um 8 Uhr in der Frühe auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, dem Château d'Eau gegenüber zu versammeln, begaben wir uns zu der „Redaction der wahren Republik."

Der Redacteur war nicht zu Hause, er war zu den „Montagnards" gegangen, um sich Instructionen zu holen. In einem großen, geschwärzten, schwach erleuchteten, und noch schwächer möblirten Saal, welcher der Redaction zur Versammlung und Berabredung diente, waren etwa zwanzig Personen, größtentheils Polen und Deutsche. Ch. Ch. nahm ein Blatt Papier und fieng an etwas zu schreiben; nachdem er es geschrieben, las er es uns vor. Es war eine Protestation im Namen der Emigranten aller Länder gegen die Einnahme Roms, und die Erklärung ihrer Bereitschaft sich an der Bewegung zu betheiligen. Demjenigen welcher seinen Namen unsterblich machen wollte — indem er ihn mit dem ruhmreichen „Morgen" verknüpfte — schlug er vor sich zu unterschreiben. Fast alle wollten ihren Namen unsterblich machen und unterschrieben sich. Der Redacteur kehrte zurück, müde, mißvergnügt, zu zeigen bemüht daß er vieles wisse, aber schweigen müsse; ich war aber überzeugt daß er kein Wort wußte. „Citoyens," sagte er, „la Montagne est en permanence!" Wer konnte nun noch am Erfolg zweifeln — en permanence?!

Ch. Ch. überreichte dem Redacteur die Protestation der europäischen Demokratie. Der Herausgeber überlas sie und sagte: „das ist schön! das ist schön!" Frankreich dankt euch, Bürger! aber wozu die Unterschriften? Es sind eurer nicht so viele um im Fall des Mißgeschicks den ganzen Haß unserer Feinde auf euch zu ziehen."

Ch. Ch. bestand darauf die Namen stehen zu lassen; viele stimmten mit ihm überein. „Ich kann das nicht verantworten," wandte der Redacteur ein: „um Verzeihung, ich weiß besser als ihr mit wem wir zu thun haben." Bei diesen

[1] Anspielung auf ein russisches Lustspiel.

Worten riß er die Unterschriften ab und verwandelte die Namen eines Dutzend Unsterblichkeitskandidaten — in ein Feueropfer, den Text aber schickte er in die Druckerei.

Als wir die Redaction verließen, fieng es an Tag zu werden; Haufen zerlumpter Burschen und elender, dürftig gekleideter Weiber standen, saßen, lagen auf den Trottoirs in der Nähe der verschiedenen Redactionen, die Journalballen erwartend — die einen um sie zusammenzufalten — die andern um mit ihnen nach allen Enden von Paris zu eilen. Wir giengen auf den Boulevard — es herrschte vollständige Ruhe, selten zeigten sich Patrouillen der Nationalgarde und listig umherspähend spazierten Stadtsergenten umher.

„Wie sorglos schläft diese Stadt!“ sagte mein Gefährte, „ohne zu ahnen was für ein Gewitter sie in der Frühe wecken wird.“

„Sieh, wer für uns alle nicht schläft!“ antwortete ich ihm, indem ich nach oben wies, d. h. nach einem erleuchteten Fenster im Maison d'Or. „A Propos, laß uns gehen um ein Glas Absynth zu trinken, es ist mir nicht ganz recht im Magen.“

„Auch meiner ist leer; es wäre auch nicht übel zugleich zu Abend zu essen: wie man im Capitol ißt, weiß ich nicht, aber in der Conciergerie speist man abscheulich.“

Bei den Knochen eines kalten von unserm Essen übrig gebliebenen Puters konnte man weder merken daß die Cholera in Paris wüthet, noch daß wir vorhatten in zwei Stunden das Schicksal Europa's zu ändern. Wir giengen in das Maison d'Or, gerade wie Napoleon bei Austerlitz schlief.

Als wir gegen neun Uhr auf den Boulevard Bonne Nouvelle kamen, waren dort schon zahlreiche Haufen von Menschen, welche mit sichtbarer Ungeduld erwarteten was geschehen sollte; auf den Gesichtern war Unentschlossenheit zu lesen, zugleich aber gab sich in der besonderen Physiognomie der Gruppen Ingrimm kund. Hätten diese Leute ordentliche Führer gefunden, der Tag hätte nicht mit einer Farce geendet.

Es gab einen Augenblick wo ich glaubte die Sache würde sogleich losgehen. Irgendein Herr ritt ziemlich langsam über den Boulevard. Man erkannte einen der Minister (Lacroix) in ihm, welcher sicher nicht der bloßen reinen Luft wegen so früh spazieren ritt. Man umringte ihn mit Geschrei, zog ihn vom Pferd, zerriß ihm den Frack und dann ließ man ihn fahren — d. h. eine andre Gruppe befreite und escortirte ihn irgend wohin. Die Menge wuchs; gegen 10 Uhr mochte sie 25,000 Menschen betragen. Wen wir fragten, an wen wir uns wandten, keiner wußte das geringste. Kerfozi, ein alter Carbonaro, versicherte uns daß der Banlieue am Arc de Triomphe mit dem Ruf: Vive la République einzöge. „Das ist das ärgste!“ wiederholten von neuem alle Senioren der Demokratie, „bleibt unbewaffnet, sonst verderbt ihr den Charakter des Unternehmens. Das souveräne Volk muß friedlich und feierlich der Assemblée seinen Willen kund thun um seinen Feinden keine Gelegenheit zur Verleumdung zu geben.“

Endlich ordneten sich die Colonnen. Aus uns Ausländern bildete man eine Ehrengarde für die Führer selbst, unter denen sich E. Arago in Oberstuniform, der frühere Minister Bastide und andere Celebritäten des Jahres 1848 befanden. Unter verschiedenen Rufen und beim Gesang der Marseillaise bewegten wir uns über den Boulevard. Wer die Marseillaise nicht von tausend Stimmen gehört hat mit der nervösen Erbitterung und jenem zweifelhaften Mogen, welches vor einem sicheren Kampf unvermeidlich, der wird selten die aufregende Wirkung des revolutionären Psalms begreifen.

In diesem Augenblick gewann die Demonstration in der That einen großartigen Charakter. Je weiter wir uns langsam über den Boulevard bewegten, desto mehr Fenster öffneten sich; Damen, Kinder drängten sich daran und traten auf die Balcone; die finsteren und bestürzten Gesichter ihrer Männer, Väter, der Proprietaires blickten hinter ihnen hervor — nicht zu gedenken daß sich in den vierten Etagen und Mansarden andre Köpfe herausstreckten — arme Stickerinnen, Arbeiter — diese winkten uns mit Tüchern, nickten und grüßten mit den Händen. Von Zeit zu Zeit erhoben sich verschiedene Ausrufungen, wenn wir an den Häusern bekannter Personen vorüberzogen.

So kamen wir zu der Stelle wo die Rue de la Paix auf den Boulevard mündet; diese war durch eine Compagnie Vincennes Jäger gesperrt. Als unsre Colonne auf sie stieß, traten die Jäger auf einmal auseinander wie eine Theaterdecoration, und Chagarnier hoch auf einem nicht großen Pferd galoppirte an der Spitze einer Schwadron Dragoner. Ohne jede Sommation, ohne Trommelschlag, ohne die übrigen durch das Gesetz vorgeschriebenen Formen, überritten sie die vordersten Reihen, trennten sie von den übrigen, und die Dragoner in zwei Linien mit einem Zwischenraum formirend befahl er ihnen im Galopp die Straße zu reinigen. Mit einer Art Trunkenheit eilten die Dragoner die Menschen niederzureiten, hieben mit ihren Degen ein — bei dem geringsten Widerstand selbst mit der scharfen Seite. Ich war kaum im Stande zu erkennen was vorgieng, als ich mich auch schon unmittelbar vor einem Pferd befand, welches mir ins Gesicht schnaubte und vor einem Dragoner, welcher höhnend — und nicht von hinten — mir mit dem Degen drohte wenn ich nicht zur Seite gienge. Ich wandte mich rechts, und im Augenblick wurde ich von der Menge fortgerissen und an das Gitter Rue Basse des Remparts gedrängt. Von unsrer Reihe war einzig M. Strubing bei mir geblieben. Mittlerweile drängten die Dragoner die vordersten Menschen mit den Pferden, diese uns durch die Leute, die nicht wußten wohin. E. Arago sprang in die Straße Basse des Remparts, glitt aus und verrenkte sich den Fuß; auch ich und Strubing sprangen hinter ihm her. Wir sahen uns mit einer Art Wuth des Unwillens an, Strubing drehte sich um und schrie laut: aux armes! aux armes! Ein Mann in einer Blouse faßte ihn an dem Kragen, stieß ihn auf die andre Seite und sagte: „Seyd ihr von Sinnen? seht da!“ In der Straße — es muß die Chaussée d'Antin gewesen seyn — starrte eine dichte Borste von Bajonnetten: „Fort, ehe man euch hört, oder gar euch den Weg abschneidet! Alles ist verloren! alles!“ setzte er hinzu, ballte die Faust und ein Lied singend als wenn gar nichts vorgegangen wäre, entfernte er sich mit raschen Schritten.

In den elyſeiſchen Feldern war auch nicht eine Compagnie vom Vaulieue; ſicher wußte auch Kerſozi daß nichts da war; es war eine diplomatiſche Lüge, die zum Heil dienen ſollte, vielleicht aber denen die ſie glaubten Verderben brachte.

Die Schamloſigkeit eines Angriffs auf unbewaffnete Menſchen erweckte allgemeinen Zorn. Wäre bei der ganzen Geſchichte nur irgendeine Leitung, irgendetwas vorbereitet geweſen — es war vielleicht nichts leichter als einen wahrhaften Kampf zu beginnen. Der „Berg,“ anſtatt ſich in ſeiner ganzen Größe zu zeigen, verbarg ſich ſobald er gehört hatte wie lächerlich das ſouveräne Volk von Pferden zerſprengt war, hinter Wolken. Ledru-Rollin führte Unterhandlungen mit Guinard, Guinard wollte ſelbſt an der Bewegung theilnehmen, wollte Leute liefern, verſprach Kanonen zu geben, aber unter keiner Bedingung Munition; er wollte gewiſſermaßen durch die moraliſche Seite der Kanonen wirken, ebenſo machte es Foreſtier mit ſeiner Legion; wie viel es ihnen half — haben wir aber beim Verſailler Proceß geſehen. Jeder wollte etwas — aber keiner hatte den Muth dazu; am allervorſichtigſten hatten ſich einige junge Leute in der Hoffnung auf eine neue Ordnung gezeigt; ſie hatten ſich Präfecten-Uniformen beſtellt, welche ſie, nachdem die Bewegung mißglückt war, nicht annahmen, ſo daß der Schneider ſie zum Verkauf ausbängen mußte.

Als man die raſch zuſammengeſchlagene Regierung in Arts et Metiers vertheilt hatte, lehrten die Arbeiter, welche mit fragendem Blick in den Straßen umhergezogen waren und weder Rath noch Aufforderung fanden, nach Hauſe zurück, nachdem ſie ſich nochmals von der Unfähigkeit der Väter des Vaterlandes „vom Berg“ überzeugt hatten, vielleicht Thränen herunterſchluckend, wie der Blouſenmann, welcher zu uns ſagte: „alles iſt verloren, alles!“ vielleicht aber auch im ſtillen darüber lachend „daß der Berg ſich blamirt hatte.“

Aber die Langſamkeit Ledru-Rollins, der Formalismus Guinards, alles das waren nur die äußeren Gründe des Mißlingens, und es zeigten ſich zugleich mit denſelben zur rechten Zeit gewiſſermaßen die ſchneidenden Charaktere und fördernden Umſtände, für den Fall daß es ihrer bedurfte. Der innere Grund lag in der Aermlichkeit der republicaniſchen Idee, aus welcher die Bewegung hervorgieng. Ideen welche ihre Zeit überlebt haben, können lange am Krückenſtock gehen — ſie können ſogar, wie Chriſtus, einmal, zweimal nach ihrem Tod ihren Adepten erſcheinen — aber es iſt ſchwer durch ſie das Leben von neuem zu beherrſchen und zu leiten. Sie enthuſiasmiren nicht jedermann oder ſie enthuſiasmiren nur halbe Menſchen. Wenn der Berg am 13 Juni geſiegt hätte — was hätte er gethan? er hatte nichts neues in der Seele. Nochmals eine farbloſe Photographie eines helldunkeln Rembrandtiſchen, Salvator-Roſa'ſchen Gemäldes des Jahres 1793, ohne Jacobiner, ohne Krieg, ja ohne naive Guillotine . . . .

Nach dem 13 Juni und der Erfahrung des Aufſtandes in Lyon begannen die Arretirungen. Der Maire mit der Polizei kam zu uns in Ville d'Avray um A. Ruge zu ſuchen. Ein Theil meiner Bekannten war eingezogen. Die Conciergerie war geſtopft voll; in einem kleinen Saal waren gegen 60 Menſchen; darin ſtand eine Tonne für die Unreinigkeiten, welche alle 24 Stunden einmal ausgeſchüttet ward, und das alles im civiliſirten Paris zur Zeit wo die Cholera wüthete. Da ich nicht das geringſte Verlangen trug vielleicht zwei Monate von faulen Bohnen und muffigem Rindfleiſch zu leben, nahm ich einen Paß von einem Moldowalachen und reiste nach Genf ab.

Die Battas auf Sumatra.

(Schluß.)

Wir haben oben bemerkt daß, wie die Dajak auf Borneo, die Alfuren auf Ceram, ſo auch die Batta ihre Wohnplätze gerne auf ſteilen Höhen, auf von der Natur befeſtigten Punkten anzulegen pflegen. Dieſe Dörfer ſind mit Palliſſaden umgeben, die zuweilen doppelt ſind, und der Zwiſchenraum wird mit Erde und Steinen ausgefüllt, ſo daß er eine feſte Mauer bildet. Am Eingang ſpringt dieſe Verſchanzung zuweilen etwas vor und läßt die Pforte vertieft zurück, die ſo ſchmal und klein iſt daß ſich kaum ein Büffel hindurchdrängen kann. In dieſer Veſte ſtehen die Häuſer zu beiden Seiten, das Gemeindehaus (Soppo) in der Mitte. Die Häuſer der Radjas ruhen auf gewaltig dicken Baumſtämmen, die zuweilen ſechsſeitig behauen ſind; überhaupt iſt alles vorſpringende Balkenholz mit Schnitzwerk verziert. Die Seitenwände ſind nicht hoch, das Dach iſt aber ſteil und ſpringt an der Vorderſeite etwas vor, ſo daß es die Gallerie, die vor dem Haus ſich hinzieht, als auch eine Art Balcon im Dachgeſchoß etwas deckt. Auf der untern Gallerie verrichten die Hauseigenthümer den Tag über ihre häuslichen Arbeiten. Im Dachgeſchoß werden die Vorräthe geborgen und Gäſte einlogirt. Die Flur des Hauſes iſt mehrere Fuß über dem Boden, mit Ribong oder Bambusſtäben belegt und hat an den Seiten eine fußhohe Erhöhung, auf welche man ſelbſtgeflochtene Matten legt, worauf man ſich niederläßt, ißt und ſchläft. Ein Holzrahmen mit eingeſtampftem Lehm im Hintergrund der Wohnung dient zum Herd.

Die Latten welche den Boden bedecken, laſſen Zwiſchenräume zwiſchen ſich, weit genug daß aller Kehricht hindurchfallen kann; da unter dem Haus das Vieh ſich einlogirt, ſo braucht man den Abfall nicht weit zu tragen, die grunzenden Bewohner des Parterre's fallen darüber her und verzehren ſchmatzend ſelbſt den Menſchenkoth. Die Battas ſind in dieſer Hinſicht nicht heikel und laſſen gerne die Schweine etwas von ſich freſſen, da ſie ſpäter beim Schlachten das Schwein ſich wieder aſſimiliren. Der Viehſtand unter dem Hauſe iſt übrigens die Urſache des modrigen bodenloſen Grundes in ſo manchen Dörfern. Größere Dörfer haben oft mehrere Reihen Häuſer, die dann Gaſſen bilden.

Da man keinen Schornſtein hat, ſo zieht der Rauch durch das ganze Haus, ſchwärzt Dach und Wände und entweicht wo er kann; der Hausrath beſteht aus einigen Töpfen, Kör-

den, Matten, dem einfachen Webstuhl und den Waffen des Mannes.

Die Kost der Battas besteht in Reis, Wälschkorn, Gadong (Convolvulus batatas), Durion, alle Arten Fleisch, dessen sie habhaft werden können, selbst Menschenfleisch, Leguane, Ratten. Die ungeheure Ausbreitung und Vermehrung der Ratten auf Sumatra (Mus decumanus) scheint mir auch ein Beweis für die alte Cultur des Landes zu seyn, denn Ratten folgen dem Menschen, und man trifft sie jetzt selbst da in der Wildniß, wo Fruchtbäume oder von Gehölz entblößte Stellen frühere Wohnorte anzuzeigen scheinen. Die Battas verspeisen sie als Leckerbissen.

Die Kleidung dieses Gebirgsvolkes ist zwar grob und von geringem Werth, aber nicht ohne Zierlichkeit. Sie besteht aus selbstgewebter Baumwolle, doch wird in neuerer Zeit auch viel Kattunwaare durch Tausch von den Küstenplätzen ins Land gebracht. Die Battas tragen das Haar lang, binden es in einen Knopf zusammen und schlagen darüber das Kopftuch (Bungus), wie die Malayen turbanartig. Die Männer tragen eine kurze, weite Hose (Serrocar), die Frauen einen Sorong, Koppo Koppo und Horri, letzterer kürzer als der erstere. Der Oberkörper ist bei Männern und Frauen unbedeckt, doch tragen sie einen Plaid (Kain djellimut), der drei Ellen lang und über eine Elle breit ist, die Männer schlagen ihn um die Schultern, die Frauen wickeln auch ihre Kinder hinein oder tragen Früchte, Holz u. s. w. damit nach Hause. Die feinere Sorte heißt Hatti tollang, die feinste ist die Djukia sampa, das Staatstuch der Radjas, das 7 Fuß lang und 3 Fuß breit, an den schmalen Rändern mit weißen Korallen und Fransen besetzt ist. Zur Befestigung des Unterkleides gebrauchen sie eine Schärpe (Hobo), und die Stutzer einen Gürtel (Pamonting), der nur 2 Zoll breit und von feinem schwarzgefärbten Rotang geflochten ist. Hinein sind rothe Zeugstreifen und weiße Zinkblättchen geflochten, am Rande weiße, rothe und blaue Glaskorallen. Die armen Leute tragen bloß eine Weste und einen Gürtel von präparirter Baumrinde.

Sie färben ihre Zeuge roth mit Pauarei (Morinda citrifolia), schwarzblau mit Tarrum (Indigofera tinctoria, Djalaun, Tarrum akkar, Marsdenia tinctoria), und gelb, mit Curcuma longa.

Ihr Schmuck besteht in Armringen (Hoppas), aus der Riesenmuschel (Tridaena gigas) und aus Elfenbein (gading) geschliffen, mehr ein Zierrath der Vornehmen, aus Messingdraht als Ringe um den Hals, die Vorderarme und Füße für unverheirathete Jungfrauen. Die Zahl dieser Ringe um den Hals deutet den höhern oder niedern Stand dieser Jungfrauen an. Sonst gehen diese Mädchen bis auf die Hüften völlig nackt.

Ihre Waffen bestehen in Schild, Lanze, Schwert und Luntenflinte. Der Schild hat eine ausgezeichnet schöne Form, stellt ein Pisangblatt dar mit vorspringender Rippe oder Leiste, die in der Mitte einen runden Knopf hat, der auf der innern Seite vertieft ausgeschnitten ist und eine Hahe hat, worein die ihn haltende Hand greift. Die Leiste geht unten in einen Stiel über, so daß dieser Stiel auch in den Boden gestellt werden kann. Von der Leiste gehen horizontal zur Verstärkung des Schildes Rotangbänder ab. Der Schild ist von leichtem feinen Holze, würde aber wahrscheinlich keinem Schwabenstreiche widerstehen.

An den Waffen der Bewohner des Archipels können sich unsere Künstler ein Muster nehmen wenn sie altertümliche Scenen darstellen wollen, denn es scheint fast daß sie glauben alles in jener Kraftperiode müsse massiv, plump und ungracios gewesen seyn, während jene jungen Völker, die ihre Nationalität rein bewahrt haben, nicht nur in Kleidung, Waffen und Geräthen eine ungemeine Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit kund geben, sondern auch in ihren Speisen immer eins oder mehrere Nationalgerichte haben die vortrefflich sind, und keineswegs immer so schauderhafte Speisen essen wie uns die Romanschriftsteller oder gar Geschichtschreiber glauben machen wollen.

Auch die Lanze ist zierlich und leicht. Das Schwert hat die Form des malayischen Klewang, nämlich am Griffe schmal, vorn breit; die Klinge ist von malayischer Fabrik und schwer abzuschießen. Alle Waffen werden sauber und in gutem Stande gehalten. Ihr Pulver ist grob und schlecht.

Sie rauchen alle Tabak und bedienen sich hiezu selbstgegossener messingener Pfeifen, die becherförmig sind. Je länger das Rohr, desto vornehmer ist der Raucher. Der selbstgezogene Tabak ist fein geschnitten und sehr stark, wie der meiste inländische Tabak zu seyn pflegt.

Bei öffentlichen Tänzen, die nur von Männern ausgeführt werden, bei Hahnenkämpfen u. s. w. versammelt sich die ganze Gemeinde und dann ertönen auch ihre Musikinstrumente, wie der Gong, Ogung, das Metallbecken, das geschlagen wird; der Goutang, eine Trommel mit Reh- oder Affenfell überzogen; die Flöte Sordam, die Geige Harwab. Den mimischen Tanz (tandak) führen selbst Radjas aus; die Musik ist wild und kriegerisch.

Wie unsere Altvordern gerne auf der Bärenhaut lagen und im dolce far niente die Zeit todtschlugen, so faullenzen sie gerne und spielen eine Art Schach oder Dambrett mit Wälschkornkörnern, und ziehen die Figuren dazu in den Sand des Bodens. Werden schon hierbei zuweilen die Leidenschaften erregt, so ist dieses noch viel mehr bei ihren Hahnenkämpfen der Fall, wo so oft Hab und Gut auf dem Spiele steht. Selbst bei ihren Volksversammlungen geht es sehr laut zu. Dort lassen die Häuptlinge ihre Beredsamkeit glänzen, und sie mögen sich wohl etwas darauf einbilden, aber auch der gemeine Batta pflegt sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, selbst die Weiber schreien dazwischen, und es ist nicht selten daß ihre Meinung den Ausschlag gibt.

Wie ungenirt der Batta in Gegenwart seiner Häuptlinge ist, sahen wir selbst zu Baros, wo wir bei einem Battabesuch für den Radja einen Stuhl herbringen ließen, auf welchen sich ohne weiteres einer aus dem Gefolge niedersetzte, während der Javane nur auf dem Boden kriechend mit seinem Häuptling spricht.

Der Batta ist freiheitliebend, selbständig, stolz, aufrichtig, gutmüthig, wahr und treu, aber auch zanksüchtig, starrköpfig, mißtrauisch, rachsüchtig, träge und sorglos. Sein Land liebt er über alles, empfängt den Fremden gastfrei. Bekommt ein Dorf mit dem andern Streit, so wird jede Communication mit demselben unterbrochen, einzelne Personen welche sich herauswagen, werden gefangen und in den Block gesetzt. Werden sie nicht ausgelöst und die Streitigkeit nicht beigelegt, so kommt es bald zu Thätlichkeiten. Sie suchen nun mit benachbarten Gemeinden und Häuptlingen Bündnisse zu schließen; Neutralität erkennen sie nicht an, nach dem Grundsatz: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Ist unter einem öffentlichen Gelage der Auszug berathen, so folgen sie ihrem Häuptling unter Vortragung des Kriegspaniers ins Feld. Unter meiner Sammlung Batta'scher Geräthe befand sich ein solches: es war ein 4 Fuß langer keulenförmiger Stab von Ebenholz, durchaus mit Schnitzwerk verziert, das oben sitzende menschliche Figuren, unten Krokodile vorstelle, auf der dicken Spitze über dem Kopfe der sitzenden Figur war ein Federbusch von dunklen Hahnenfedern. Diese Panniere sind oft sehr alt und heilig geachtet. Für sie fürzen die Battaer wie die alten Franzosen für die heilige Oriflamme oder wie die Moslem für die Fahne des Propheten in Kampf und Tod. Wenn auch der feindliche Campong auf den Angriff vorbereitet ist, wird er doch erstürmt, weil der Muth durch das Rasen der Angreifer größer ist als der der Angegriffenen. Was nicht flüchtet, wird niedergestochen, nur die in den Häusern Versteckten werden zu Gefangenen gemacht, der Campong in Brand gesteckt, und dann im Triumph heimgekehrt.

Dort werden die Opfer zum Fraß ausgesucht, die übrigen zu Sklaven gemacht. Die ganze Gemeinde versammelt sich, der Radja tritt vor und schildert in einer exaltirten Rede den zu Schlachtenden als einen Erzbösewicht, er entflammt die Wuth der Versammlung gegen den Gefangenen, der an einen Pfahl gebunden sein Schicksal aufrecht stehend erwartet; jetzt stürzt der Radja herzu, schneidet ein Stück Fleisch aus dem Vorderarm des Opfers, trinkt jauchzend das abträufelnde Blut, röstet das Stück an dem nahen Feuer und verschlingt es. Hierauf fallen alle übrigen über den Unglücklichen her, schneiden sein Fleisch vom lebendigen Leibe, braten und verzehren es, während das Opfer unter Jammergeheul und kläglichem Winseln den Geist aufgibt.

Oft dauert es Viertel- ja halbe Stunden lang bis die Marter geendet und alles Fleisch abgeschnitten ist, das Skelett wird außerhalb des Dorfes begraben. Zur Ehre der Menschheit sey es gesagt daß die mit Europäern in Berührung gekommenen Battas des Cannibalismus sich schämen. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen daß sie Unrecht thun. Bald, vielleicht in nächster Zukunft wird dieser scheußliche Gebrauch aufhören.

Die Kriegsbeute wird unter alle die vertheilt welche an dem Feldzug theilgenommen haben. Auch die Strafen und Bußen erhält zum Theil der Radja, zum Theil der Beleidigte.

Erquicklicher für uns ist die Betrachtung ihrer friedlichen Beschäftigungen. Ihre Kunstfertigkeit ist nicht gering. Sie weben, drechseln, schmelzen Metalle, arbeiten in Eisen und Kupfer, machen Pulver, ciseliren, schreiben mit eisernen Stiften auf Bambus.

Ihr Landbau erstreckt sich auf die Cultur des Reises, der in trockenen Feldern (Ladang) 40fältig, in nassen (Sawas) 60—80fältig trägt, Wälschkorn (Djagon) 300fältig, Gadong, Caladium esculentum, Parkotpalme, Arenga saccharifera, die Palmwein, Zucker und Essig liefert, Pisang, Durion; dieses alles zu eigenem Gebrauch und nicht zur Ausfuhr.

Zu ihrem Viehstand gehören kleine vortreffliche und im Archipel sehr geschätzte Pferde, Büffel, Kühe, Ziegen, Schweine, Enten, Hühner, Hunde und Katzen.

Ihr Handel ist größtentheils noch ein Tausch: für Salz, Pulver, Blei, Cattunwaaren geben sie Dammarharz, Elfenbein, Pfeffer (circa 150,000 Centner), Rotang, Benzoe 3000 Centner, Baroskampfer 8—9 Centner. Bei einer andern Gelegenheit habe ich darauf aufmerksam gemacht wie auf dem Wege der trocknen Destillation der Gesammtertrag dieses kostbaren Productes sich verhundertfältigen ließe.

Unter einer erleuchteten Regierung könnten die Battaländer eine Bevölkerung von 5—8 Millionen Menschen ernähren und die geschätztesten Producte liefern. Schon um ihrer eigenen Existenz willen sollte die niederländische Regierung hier eine europäische Colonisation und die Einführung des Christenthums wünschen, sie würde sich dadurch ein überwiegendes Gegengewicht gegen den Einfluß der übrigen muhammedanischen Bevölkerung Sumatra's schaffen, deren Haß gegen die christlichen Herrscher unauslöschlich ist und in wiederholten blutigen Aufständen sich kundgibt.

Von dem 17ten Jahrhundert an bis heute war der Deutsche der Kern der niederländischen Macht in diesem Archipel, mögen die Holländer nicht vergessen daß auch sie Deutsche sind. Wenn die heutige Weltlage das alte Absperrungs- und Monopolsystem unmöglich macht, wenn die indischen Colonien nicht mehr zu dem unsittlichen Zweck der Ausbeutung mißbraucht werden, dann mögen es Deutsche seyn welche in dieses Land zu diesem Volke Cultur und Civilisation bringen.

Dr. F. Epp.

Ueber eiserne Gegenstände, aufgefunden bei der Ausgrabung des Theaters des Herodes Atticus.

Von L. Lauberer.

Eines der schönsten Monumente des Alterthums, das in letzter Zeit durch den Kunstsinn unserer geistreichen Königin aus dem Schutte der Tausende von Jahren auf den kolossalen und noch gut erhaltenen Ueberresten gleich einem Phönix

aus seiner Asche hervorgieng, und wie die Bewunderung nicht nur der Archäologen sondern der ganzen wissenschaftlich gebildeten Welt auf sich zieht, ist das Theater des Herodes Atticus. Dieses Theater ist ganz in den Felsen auf welchem die Akropolis steht, gearbeitet, und zwar so daß sämmtliche Sitzreihen aus dem Felsen selbst ausgehauen sind. Dieses Theater war von einem reichen Athenienser, Herodes Atticus, zu Ehren seiner Gattin Regilla genannt, erbaut, von der dasselbe noch oft das Theater der Regilla genannt wurde und welche aus einer der ersten Familien Roms stammte; ihr Gemahl wollte dadurch ihr Andenken verewigen. Die Architektur ist römisch und durch die Ausgrabungen ist nun das Theater mit allen seinen Bogen, Corridors, Eingängen vollkommen zu sehen. Unter den Statuen die sich finden, ist vor allem seine Statue selbst zu erwähnen, die aus Pentelischem Marmor gearbeitet ist, während die Fundamente des Theaters vom Stein des Hügels, wo sich die Pnyx befindet, und die Brücke auf der die Zuschauer saßen aus hymettischem Marmor waren.

Dieses Theater soll sich in bestem Zustande befunden haben bis zur Untersochung des Landes durch die Türken, wo dieselben aus dem Marmor dieses Theaters Kalk zu brennen begannen, und es in einen Kalkofen umgewandelt wurde. Das Dach dieses Theaters soll aus Cedernholz gewesen seyn, und ein Kunstwerk wegen seiner Pracht und der Regelmäßigkeit seiner Dimensionen, denn es konnte 10,000 Zuschauer fassen. Unter dieser Unmasse von Schutt eines kolossalen Theaters fanden sich ganze Baumstämme im verkohlten Zustande, die vom Brande des hölzernen Daches herstammten und eine Menge von eisernen Nägeln, die eine Länge von ½ bis ein Meter hatten, sowie eiserne Spangen, Ringe, Reife ꝛc., Gegenstände die für das hölzerne Gebälk des Theaters gewiß gedient haben mußten und als Seltenheiten in dem archäologischen Museum aufbewahrt sind. Vor vielen Jahren sollen sich in der Nähe des Einganges in dieses Regilla-Herodes-Theater auch Münzen aus Zinn, das die Alten Plumbum album nannten, gefunden haben, und solche galten nach dem Zeugniß römischer Schriftsteller als Eintritts-Marken in das Theater.

Die Chinesen und ihre Charakter.

So viel auch über die Chinesen schon geschrieben worden ist, mußten die Nachrichten der Europäer über dieses so eigenthümliche Volk, so äußerst beschränkt als der Zutritt zu ihrem großen Reiche bis 1842 war, bei der Unkenntniß ihrer Sprache und den vielen Vorurtheilen jener gegen sie doch mannichfaltig unvollständig und ungenau seyn. Es ist daher nicht zu verwundern daß seit der Eröffnung der fünf Häfen, und in neuester Zeit seit dem Zutritt in einige innere Provinzen bei erlangter besserer Kenntniß der Sprache und vorurtheilsfreierer Beurtheilung des Volkes uns allmählich genauere und richtigere Schilderungen desselben zukommen. Fangen doch die so tief eingewurzelten Vorurtheile der Europäer, als ob ganz China in Sitten, Gebräuchen, Tracht, Bauart u. s. w. nur eine einförmige Masse bilde, die nach bestimmten Vorschriften ein stereotypes Leben führe, esse, sich kleide, wohne, und als ob dieses von jeher immer so gewesen sey, allmählich vor einer bessern Kenntniß an zu verschwinden. Bei dem bevorstehenden Krieg der Engländer und Franzosen gegen China wird es daher von Interesse seyn das wesentlichste aus den neuesten Nachrichten über die Chinesen mitzutheilen. Wir legen dabei das unten angezogene neueste Werk [1] des Missionärs John Scarth zum Grunde, haben aber dabei immer andere Werke aus der neuesten Zeit, wie die Medhursts, Huc's, Milne's und anderer, und wo es auf chinesische Texte ankam, die Originale die uns zu Gebot standen, selber verglichen.

Schon das äußere Ansehen der Chinesen, sagt Scarth (p. 117), zeigt sich im Lande anders als man die Chinesen sich in Europa gewöhnlich vorstellt. Man denkt sie sich alle mit schiefen, der Nasenspitze zu abwärts gehenden Augen. Dieß möge charakteristisch für die Race seyn, aber die Mehrheit der Chinesen die er beobachtet habe — und er habe Hunderte skizzirt — zeigten keine solche Eigenthümlichkeit. Der innere Theil des obern Augenlides gehe wohl etwas abwärts, aber das Auge, obwohl klein, stehe öfter horizontal als anders. Bei den Fischern an der Küste gehe das Auge häufig im äußern Winkel etwas abwärts; dieß rühre aber nur von der Art her, wie sie die Augen halb zu schließen pflegten um das blendende Licht zur See zu meiden. Auch von ihrem Zopf machten Leute, die nicht in China gewesen sind, sich gewöhnlich eine falsche Vorstellung. Es sey dieß nicht ein kleiner Haarbüschel auf der Krone des Hauptes, sondern er werde durch das Haar gebildet, das man wenigstens 4 Zoll im Durchmesser üppig in einer Masse wachsen lasse, dann glätte und in einen Zopf flechte, der beim Nacken beginnend oft bis an die Fersen herabreiche. Ueber diesen hat schon Milne (Life in China p. 4) ausführlicher das Genauere angegeben. Die Verlängerung wird nach ihm oft künstlich durch einen angebundenen Zopf erzielt, den man beim Barbier kauft. Arbeiter wickeln ihn während der Arbeit um den Kopf, damit er sie nicht störe. Der Schulmeister bedient sich seines Zopfes wohl um den Schuljungen, die nicht gut thun, eines damit zu versetzen. Ein Spaßvogel bindet auch wohl seine Cameraden mit den Zöpfen zusammen und treibt sie dann in verschiedene Richtungen auseinander. Der übrige Theil des Kopfes wird in guter Gesellschaft wenigstens einmal alle zehn Tage geschoren.

Die Kleidung, die man gewöhnlich so einfach sich denkt, zeigt nach Scarth eine so große Mannichfaltigkeit, daß man eine Menge der verschiedensten Trachten entwerfen kann. Schon die Diener zeigen sehr abweichende Costüme, die Handelsleute

[1] Twelve years in China. By a British Resident. Edinbourgh. Thom. Constable et Comp. 1860. 8°.

den verſchiedenſten Geſchmack, und was die Soldaten betrifft, ſo iſt ihre Kleidung im allgemeinen durchaus buntſcheckig. Die Kleidung aller Claſſen aber iſt immer weit und comfortabel, [1] für das Klima gut geeignet und bemerkenswerth wohlfeil, mit Ausnahme im Winter, wo man ſehr theure Pelze trägt. Sie werden aber gut aufbewahrt; ſelbſt reiche Chineſen verpfänden oft ihre Winterkleider im Sommer und ihre Sommerkleider im Winter, verſichert daß ſie da gut aufgehoben ſind. Auffallend iſt daß, obwohl die Mehrheit der Chineſen in Baumwolle gekleidet geht, trotz der großen Einfuhr — die, wie wir indeß bemerken müſſen, im Vergleich mit der ſo außerordentlich großen Bevölkerung des Landes wie nichts iſt — man doch ſelten einen Mann in fremde Baumwollſtoffe gekleidet ſieht. Die fremde Waare iſt nicht ſo dauerhaft und nicht ſo warm als die einheimiſche, und die Chineſen vermögen mit bloßer Handweberei immer noch gute, billigere, ſtärkere und dauerhaftere Baumwollenzeuge zu liefern als die Europäer. Dieß iſt um ſo befremdender, als ihre Baumwolle äußerſt kurz iſt. Ihr Baumwollenzeug iſt aber auch ſehr ſchmal, kaum über 18 Zoll breit. So können ſie das Weberſchiff kräftiger handhaben, und dieß, meint Scarth, möge die Stärke und Dauerhaftigkeit des Stoffes mit bewirken. Keine Kleidung iſt für ein warmes Klima ſo geeignet als die des chineſiſchen Kuli. Der Hals bleibt frei bis zum Schlüſſelbein. Eine weite, freie Jacke reicht bis zum Schenkel, und die weiten Hoſen, die gefüttert über den Leib gehen und über den Magen doppelt gefaltet ſind, halten beide warm. Lederne oder Strohſandalen und ein breitrandiger, ſpitziger Binſenhut im Sommer vollenden das Coſtüm. Bei heißem Wetter wirft man die Jacke auch wohl ab, und ſo faſt unbekleidet ſehen die unterſten Claſſen faſt wie Wilde aus; der gemeine, faſt thieriſche Ausdruck des Geſichts läßt ſie dann wie bloße Laſtthiere erſcheinen. Die Fiſcherboote ſind oft ganz mit nackten Leuten bemannt. Er ſah ſelbſt bei kaltem Wetter ſie auf einem offenen Boote auf der See, ohne auch nur einen Lappen zu haben, um ſich zu bedecken; ſie werden natürlich bei der Hitze ganz braun. Von Namoa ſieht man oft 500 ſolcher Fiſcherboote auf einmal ausſegeln. Die armen Teufel führen ein hartes Leben. Bei einem Sturm gieng auf einmal eine ganze Flotte von 150 Booten zu Grunde. Sie verſtehen ſich ſonſt gut aufs Wetter und wiſſen wann ein Sturm heranzieht, ſind aber ſehr abergläubiſch.

Ihre Schiffe ſind im Aeußern und in der Bauart faſt alle 50 engl. Meilen an der Küſte verſchieden, und zwar der Art daß die Küſtenfahrer bei dickem Nebel, wenn ſie nur ein ſolches chineſiſches Fiſcherboot ſehen, gleich wiſſen wo ſie ſind. Die verſchiedenen Boote ſind für das Waſſer und die See wo ſie gebraucht werden, ſo geeignet gebaut daß das Boot eines Diſtricts in dieſem alle aus fremden Plätzen überholt. Die von Amoy ſind beſonders häßlich, aber vorzüglich gute Segler; ſie ſind wie ein Löffel geformt. Die Fremden fuhren eine Zeitlang mit Ningpobooten bis Schanghai, weil ſie die ſtärkſten und comfortabelſten ſchienen, aber man fand bald daß die Schanghaibote von gleicher Größe ſie überholten. Die Chineſen ſind Jahrhunderte lang ſo ruhig ohne Störung in ihren Einrichtungen fortgeſchritten, daß ſie alle materiellen Hülfsmittel des Lebens zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht haben, d. h. ſie erreichen ihren Zweck mit dem möglichſt geringen Verluſte von Kraft und Material und mit den geringſten Koſten.

Ihre Tracht iſt die bequemſte und billigſte; ihre Schiffe befriedigen alle Bedürfniſſe. Seit Jahrhunderten hatten dieſe waſſerdichte Abtheilungen, eine Einrichtung die wir erſt zu ſchätzen beginnen. Sie weben die ſchönſten Seidenzeuge auf einem Webſtuhl, der die Einfachheit ſelber iſt. Ihre Handwerkszeuge und Geräthe ſind eben der Art: ihre Säge erfordert weit weniger Eiſen als unſere, ihr Blaſebalg gibt einen beſtändigen Luftzug und beſteht doch nur aus einer cylinderartigen Büchſe mit einem Kolben, der darin arbeitet. Windmühlen ſieht man indeſſen nie in China, auch nicht in Abbildungen. Ihre Waſſermühlen zum Mehlmahlen aber erleiden während der Arbeit keine Störung, noch verurſachen ſie beim Ausbeſſern Koſten. Bei jedem Zapfen iſt ein kleines Bamburohr, das beſtändig Waſſer ausſtröpfelt und alle Erhitzung durch die Reibung verhindert. Beim Fortbewegen der Boote wirkt das kräftige kurze Ruder ſo gut daß ein Kind damit ſo viel ausrichtet als bei uns ein Mann mit unſern ſtupiden Methoden. Lang, etwas gebogen, wohl abgewogen, hängt es bloß an einem ſchmalen äußern Zapfen und wird mit einem Tau an das Verdeck befeſtigt, um beſſer zu wirken, und ein Mann richtet mit der halben Kraftanſtrengung ſo viel aus als bei uns wenigſtens zwei.

Ebenſo kocht der Chineſe bloß mit einer Handvoll Feuerung eine Mahlzeit für ein Dutzend Perſonen; der Kochtopf iſt groß und kegelförmig, 2 Fuß im Durchmeſſer und 1 Fuß tief. Er bedeckt das ganze Feuer mit einem kleinen Theile ſeines kegelförmigen untern Endes, aber die Flamme ſchlägt auch an den übrigen Topf und erhitzt ihn. Nun wird Waſſer und Reis unten auf den Boden gethan, ſtatt aber den übrigen Theil des Topfes unbenutzt zu laſſen, legt man ein offenes Geſtell auf halber Tiefe des Topfes hinein, und ſtellt auf dieſes Schüſſeln mit Fiſchen, Vögeln, Gemüſen u. ſ. w., die daſſelbe Feuer nun gleich mitkocht; ja nicht zufrieden damit, hat der hölzerne Deckel in der Mitte noch wieder ein rundes Loch von 4 Zoll Durchmeſſer, und in dieſe Oeffnung ſtellt man noch wieder einen Napf, um noch ein anderes Gericht mit dem Dampf zu kochen.

Auch bei Errichtung ihrer Häuſer bauen ſie die Mauern hohl, aber genügend ſtark und ſolid, und ſo wäre es leicht, obwohl ermüdend zu zeigen daß ſie faſt jede Sache bis zu einer gewiſſen Vollendung ausgeführt haben. Dieß hat ſie freilich ſelbſtgenügſam und Neuerungen abgeneigt gemacht;

[1] Medhurſt, der ganz als Chineſe gekleidet in das Innere China's eindrang, beſchreibt die einzelnen Theile der chineſiſchen Tracht ausführlich, und fand ſie auch in mancher Hinſicht angenehmer zu tragen als unſere europäiſchen. (A glance at the interior of China. London 1850. 8. p. 1—11.).

aber wenn der Verstand und die Wissenschaft der Nation dadurch gelitten haben, so ist der Charakter des Volks als einer hartarbeitenden, industriösen Race dadurch sorgfältig erhalten worden.

Im allgemeinen ist es eine gesunde Race; Epidemien sind nicht häufig und schwere Krankheiten nicht gewöhnlich. Ihre mäßige Lebensart mag davon ein Hauptgrund mit seyn. Doch möchte unser Autor bei dem ungeheuren Schmutz der in ihren großen Städten angehäuft ist, der reinigenden Kraft der Holzkohle, die sie vorzugsweise brennen, einen bedeutenden Antheil davon zuschreiben. Die Enthaltsamkeit vom kalten Trunk und der Gebrauch des Thees wirke auch wohl wohlthätig. Daß sie den Hals frei tragen, schütze sie vor Katarrhen und wehem Halse, dem wir Europäer so ausgesetzt sind. Die dicken Filzsohlen ihrer Schuhe seyen auch außerordentlich geeignet für ihre Häuser und für das Klima, und könnten der Gesundheit nur dienlich seyn. In der Medicin möchten sie manche nützliche Heilmittel kennen. Sie haben seit lange den Arsenik gegen Fieber und Wechselfieber angewandt, und die europäischen Doctoren finden jetzt daß es das einzige sichere Mittel dagegen ist. Ihr System der Acupunctur und Gegenreizung sey sicher werth studiert zu werden. Gegen das Aderlassen in Fieberfällen waren sie immer schon: „der Körper — sagen sie — ist ein Feuer, wie mag man ihm denn die Flüssigkeit nehmen, die ihn kühlt?“ Die Europäer kommen erst jetzt zu demselben Resultate. Auch von der Elektricität haben sie eine geringe Kunde, obwohl sie sie nicht begreifen. Er sah einen reisenden Doctor in Canton, einem Mann der am Arm litt, 2—3 Klumpen warmen Peches auflegen und durch Streichen elektrische Funken hervorbringen. Hautkrankheiten sind häufig und sie wissen sie gut zu heilen. Bei einer Art Krätze wurde der leidende Theil mit einem Oel bestrichen und aus jeder Pustel kam ein kleiner Wurm heraus. Sie ziehen auch Zähne aus, ohne Gewalt anzuwenden, und haben für verschiedene Krankheiten viele äußere Mittel, die zu kennen wohl von Nutzen wäre; manche sind freilich sonderbar. Ein Kind litt an der englischen Krankheit und war schon bis zum Skelett herabgekommen; der Doctor brachte dem Kind einen Affen um mit diesem zu spielen. Nach einigen Tagen kochte er aber aus dem Spielcameraden eine Kraftbrühe, gab sie dem Kind und dieses genas angeblich!

Bei der ersten Ankunft in China ist für den Fremden so auffallend als unterhaltend wie die Chinesen in so vielen Dingen ganz von uns abweichen. Milne (p. 2) hat davon schon eine kleine Zusammenstellung gemacht, aber beim tiefern Nachdenken, bemerkt Scarth, sieht man bald daß, wo die Chinesen in Sitten und Charakter oft uns ganz entgegengesetzt sind, wir Europäer doch keine so allgemeine Ueberlegenheit uns zuschreiben dürfen, vielmehr uns oft unserer Vorstellungen von geräumter Vollkommenheit schämen müssen. Der Chinese hat in neuerer Zeit auch, nicht ohne Einfluß der Verhältnisse, die früher nicht so statt hatten, manche Veränderung in seiner stereotypen Existenz vorgenommen. Aber auch wo das stattfand, geschah es immer aus anderen Gründen als uns Europäer bewogen haben würden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das neue Athen. Zu dem was das Ausland vor kurzem (Nr. 27) hierüber mittheilte, theilen wir hier der Vollständigkeit wegen noch das nachstehende mit. Das noch vor einigen Jahren mit Disteln bedeckte unfruchtbare Erdreich um Athen ward auf Veranlassung der Königin in die schönsten Gärten umgeschaffen, und der königliche Garten selbst, eine Schöpfung der Königin, gehört zu den schönsten und reichhaltigsten von Europa. Auch ist Athen seitdem nach allen Richtungen mit Alleen umgeben, und dieß Beispiel hat zugleich in andern Theilen des Landes die Garten- und Obstbaumcultur befördert. Uebrigens darf man gerade hiebei die Verdienste des Bayern Fraas nicht gering anschlagen, der als Director des westwärts von der Stadt Athen gelegenen botanischen Gartens nicht nur durch dessen Einrichtung um die Pflanzencultur in Griechenland sich verdient gemacht, sondern diese auch sonst im Lande in weiteren Kreisen, namentlich durch Anpflanzung von Obstbäumen gefördert hat. Wie die Stadt Athen vor dem Jahr 1821 beschaffen gewesen und ausgesehen habe, ersieht man aus Schuberts „Reise in das Morgenland,“ Bd. III. S. 475 f.

*

Die Lepra in Griechenland. Wie der Patriotismus der Griechen die Förderung moralischer und geistiger Interessen und wissenschaftlicher Anstalten im Königreich Griechenland sich angelegen seyn läßt, so ist er auch eifrig bemüht durch Krankenanstalten den Bedürfnissen der physisch-leidenden Menschheit abzuhelfen. Wir ersehen aus einigen Vorträgen, die in Athen am 25 März und am 20 Mai 1860 von dem Archivar der Deputirtenkammer daselbst, G. Textheis, öffentlich gehalten wurden und nachher im Druck erschienen sind, daß man dort damit umgeht eine Krankenanstalt für Aussätzige zu gründen, und zwar durch Privatmittel. Der Erfolg ist der guten Absicht bereits förderlich gewesen, indem nicht nur ein einziger Grieche in London 5000 Drachmen dazu hergegeben, sondern auch von anderen in und außer Griechenland (Paris, Venedig, Konstantinopel) nicht unbeträchtliche Liebesgaben eingegangen waren. In dem einen der gedachten beiden Vorträge (vom 25 März 1860) ward übrigens erwähnt, daß es damals in Griechenland 186 Aussätzige gegeben habe, von denen die meisten (97) auf Messenien kamen. Der Verein der Aerzte der Hauptstadt Athen will seiner Zeit für die Aufführung des Gebäudes für die Anstalt (Λεπροκομεῖον) Sorge tragen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. Augsburg, 19 August 1860.

Aus den Bergen der Volsker.

(Von Ferd. Gregorovius.)

Das Volskergebirge beginnt im Römischen bei der Stadt Velletri, welche bereits auf seinen Abhängen liegt; es erstreckt sich dann in einer herrlichen Reihe schöngeformter und zum Theil bewaldeter Höhen weit ins Neapolitanische hinein, wo es in der Gegend von Capua ein Ende nimmt. Indem es dem Apennin eine Strecke lang parallel läuft, scheidet es Latium in zwei geographische Gebiete, in die eigentliche Campagna und in die Maritima; die Campagna begreift das innere Latium zwischen Apennin und Volskergebirg, und bildet administrativ die Delegation von Frosinone; auf der Seite nach dem Meer zu dehnt sich sodann das große pontinische Sumpfland aus, welches die Maritima heißt, und politisch die Legation Velletri umfaßt.

Ich wollte von Gennazano aus, wo ich im innern Latium wiederum einen Sommer in der ländlichsten Stille verlebt hatte, über das Volskergebirge reiten, das so einladend vor meinen Blicken stand, um dann auf die andere Seite, in die Maritima hinabzusteigen; ich setzte mich also eines Morgens aufs Pferd und habe die köstlichsten Tage im Volskischen zugebracht.

Von Gennazano bis an den Fuß des Gebirges zu gelangen braucht man kaum drei Stunden. Eine von Hügeln durchschnittene oder von grasreichen Flächen durchzogene Ebene, welche der Saccofluß durcheilt, dehnt sich dort aus, völlig im Charakter der nächsten Umgebung Roms. Denn es fehlen auch nicht die verwitterten schwarzbraunen Thürme, die sich hie und da als malerische Reste der Feudalzeiten ernst, melancholisch und einsiedlerisch erheben. Sie geben der Landschaft einen großen Reiz, sie erinnern zugleich an die wilde Epoche, in welcher die großen Baronengeschlechter des Mittelalters Latium an sich gerissen hatten. Dieß waren vor allen die Colonna, welche seit dem 12ten und 13ten Jahrhundert von Palestrina, ihrem Hauptort, bis tief in das Neapolitanische hinein, diese schönen Gefilde beherrschten. Neben ihnen hatten sich die Conti eines großen Theils des Landes bemächtigt, und diese berühmte Familie hatte zumal alles Gebiet in der Nähe der Volskerberge an sich gebracht. Sie theilte sich in verschiedene Zweige, von Segni, Valmontone und Anagni; sie nannte sich vorzugsweise das Geschlecht der Grafen der Campagna, und führte in ihrem Wappen das Bild des römischen Campagna-Adlers. Das Geschlecht der Conti, berühmt durch große Päpste, die aus ihm hervorgiengen, ist seit 300 Jahren ausgestorben, aber die Familie Colonna besteht, und sie besitzt noch einen Theil von Latium. Jüngere Repotengeschlechter Roms haben sich indeß in Latium eingedrängt, und den Colonnas durch Kauf- oder Familienvertrag viele Besitzungen entzogen; dieß sind die Borghese, die Doria und die Barberini. Wenn man heute jene lateinischen Gefilde durchzieht, und den Hirten oder Landmann auf dem Feld, oder den Bürger in den schwarzen Castellen fragt wem das Gebiet gehöre, so hört man zumeist die Namen Colonna oder Borghese, und diesen letzteren häufiger als jenen. Steigt man aber von den Volskerbergen in die Maritima nieder, so beginnt die Herrschaft einer anderen berühmten Varonalfamilie Roms, der Gaetani oder der Herzoge von Sermoneta und Caserta. Aus ihr gieng der Papst Bonifacius VIII hervor.

Ich passirte den Sacco bei der Mola de' Piscari, einer außerordentlich malerisch gelegenen Mühle, die sich in den Trümmern eines alten colonnesischen Castells angesiedelt hat, von dem noch der Hauptkamm ziemlich erhalten ist. Der Sacco braust hier als ein lebhafter Bach an schwarzen Tuffelsenwänden vorüber, auf denen das ganz von Gestrüpp umwilderte Castell in Ruinen liegt. Es beherrschte einst die lateinische Straße, die kaum eine halbe Stunde entfernt von Valmontone herüber kommt; ich ritt auf einem Feldweg weiter über öde Fluren, die nur der Hirt mit seiner Schafheerde belebte. Die Hirten tragen hier überall die Ziegenfelle als eine Art Hose um das ganze Bein gebunden, mit der rauhen Seite nach außen; dieß zottige Vließ gibt ihnen völlig das Ansehen von ziegenfüßigen Satyrn, und man begreift bei ihrem Anblick wie die Mythe und Gestalt jener Wesen aus dem Gefolge des Pan entstanden ist. Nicht anders giengen die Hirten in der fabelhaften Zeit gekleidet.

Wenn man die lateinische Straße erreicht hat, ladet erst der Ort Valmontone zu einem Besuch ein. Man reitet in kurzer Zeit zu ihm hin. Auf einem nicht hohen, aber doch steilen, ganz schwarzen Tuffhügel erheben sich das Castell, der stattliche Palast Barberini, und die mit ihm zusammenhängende Kirche, ansehnliche Gebäude im Roccocostyl des 17ten Jahrhunderts, und ringsumher liegt der Ort zusammengedrängt, mitten in einem an Fruchtgärten und Weinbergen überaus reichen Gefilde. Die heutigen Topographen nehmen an daß auf der Stelle des gegenwärtigen Valmontone im Alterthum Tolerium gestanden habe; früher hatte man dort das alte Labicum hinversetzt, welchem neuere Forschungen nunmehr das Local von Colonna angewiesen haben. Der Name Valmontone (Berg und Thal) kommt in den Urkunden des Mittelalters erst seit dem 12ten Jahrhundert vor. Er bezeichnete einen Flecken, der dem Capitel der lateranischen Basilica angehörte; diese, einst unermeßlich reiche, Kirche verkaufte den Ort im Jahr 1208 an Innocenz III aus dem Hause Conti, und an dessen Bruder Richard Grafen von Sora, welcher hierauf der Feudalherr von Valmontone und der Stifter des Zweiges der Conti von Valmontone und von Segni wurde. Die Conti behaupteten den Besitz des Orts bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1575 Giovanni Baptista Conti hinterließ nämlich nur eine Erbtochter Fulvia, welche die Güter ihres Geschlechts an das Haus Sforza brachte, in das sie durch Heirath übergegangen war. Aber die Sforza verkauften Valmontone im Jahr 1634 an die Barberini, und der Cardinal Francesco Barberini verkaufte es wiederum an den Fürsten Camillo Pamfili, den Neveten Innocenz X, im Jahr 1651. Seit dieser Zeit ist Valmontone Eigenthum des Hauses Doria Pamfili.

Camillo Pamfili, einer der reichsten Fürsten oder Nepoten des 17ten Jahrhunderts (seine Mutter Olympia Maidalchini raffte gierig Schätze wie eine Harpyie zusammen), war es auch der den Palast und die Kirche in Valmontone baute. Auch wenn man die Zeit nicht wüßte in welcher diese Gebäude entstanden sind, so würde sie doch schon der erste Blick erkennen lassen. Sie tragen ganz und gar den Charakter der Epoche Bernini's, und versetzen den Beschauer in das 17te Jahrhundert Roms zurück. Er möchte glauben nicht in einem Castell der Campagna, sondern vor dem Palast Pamfili und der Kirche S. Agnese auf der Navona zu stehen. Die Pamfilis legten ihre unermeßlichen Reichthümer in wahrhaft fürstlichen Luxusbauten an; der Neffe Innocenz X schuf vor dem Thor S. Pancrazio die größte und schönste Villa Roms, die noch heute das Entzücken der Fremden ist; er baute im Corso einen der herrlichsten Paläste der Stadt, der heute von der Familie Doria genannt wird; er legte dort die berühmte Bildergallerie an, eine der reichhaltigsten Roms. Innocenz X selbst errichtete den Palast Pamfili bei der Kirche S. Agnese in der Stadt, deren Neubau von ihm herrührte, und er ließ durch Bernini den prachtvollen großen Brunnen auf der Navona schaffen, welcher zu den großartigsten öffentlichen Werken Roms gehört.

So fügte die Familie Pamfili der architektonischen Physiognomie Roms einige bedeutende und wesentliche Züge hinzu, nachdem die Borghese und Barberini kurz vorher in gleichem Charakter thätig gewesen waren. Was man nun auch über den Styl jenes Jahrhunderts urtheilen mag, man wird wenigstens zugeben daß er, bei aller Ueberladung und Uebertreibung, doch viel Großartiges und Imponirendes besitzt, und daß er mit Entschiedenheit eine ganze Epoche ausspricht: nämlich die Zeit des baronalen Luxus, der aristokratischen Ueppigkeit und ihrer überschwenglichen Lebensgenüsse wird darin vollkommen abgespiegelt. Entfaltung des Reichthums, der Eleganz, und der weiten, räumlichen Bequemlichkeit, darin ein vom Schweiß seiner Colonen gemästeter, nichtsthuender, nichtsnutziger, in Sammt und Seide gehüllter Baron sich gemächlich bewegte. Die französische Revolution ist über dieses schwelgerische Wesen mit Feuer und Schwert hingegangen und hat es für immer vernichtet. In diesem Jahrhundert haben die Päpste nichts mehr gebaut. Seit dem Papst Pius VI, der im französischen Exil im Jahr 1799 starb, gibt es keine Nepoten mehr, und der prächtige Palast seines Neffen Bracchi, der sich nicht weit von dem Palast Pamfili auf der Navona erhebt, beschließt die Reihe jener großen Luxus-Architekturen Roms, die der päpstliche Nepotismus auf Kosten des gedrückten Volks schuf. Es wird nun keine Nepoten mehr geben, es werden keine Paläste Barberini, Borghese, Doria, Albani, Odescalchi, Rospigliosi und Corsini mehr entstehen. Es wird ein anderer Charakter über Rom kommen, und an Stelle jener prachtvoll geschmückten Häuser und Villen der päpstlichen Familien und der Cardinäle werden in Rom sich erheben: Eisenbahnstationsgebäude, Theater, Hôtels, Casinos und welche Gestalten immer des modernen weltlichen Bedürfnisses und Lebensverkehrs.

Nichts Bemerkenswerthes sonst in Valmontone. Kein Denkmal des Mittelalters hat sich dort erhalten, denn im Jahr 1527 wurde die Stadt durch jene Schaaren Carls V zerstört welche Rom geplündert hatten, und kaum wieder aufgebaut, erlitt sie dasselbe Schicksal bald darauf durch die Soldaten Alba's, und des Marcantonio Colonna. Nur der Blick von dem Platze des Baronalschlosses auf das ganz nahe Volkergebirg fesselt dort einige Zeit; man blickt hinüber in die Häuserreihen von Monte Fortino, einem den Borghese gehörenden Castell welches schwarz und finster auf jenen Bergen liegt, von dem großen Baronalschloß überragt.

So klein und vereinsamt auch Valmontone sey, so ist es doch durch einen starken Verkehr belebt. Denn alles was sich zwischen Rom und der neapolitanischen Gränze über Frosinone hin bewegt, passirt den Ort, und man sieht fortdauernd Wagenzüge der Campagnolen, welche von weißen Ochsen gezogen ihre Waare nach der Stadt führen, sey es Getreide oder Welle, Wein, Federvieh und dergleichen. Auch die Post kommt hier dreimal in der Woche durch, aber sie fährt nicht weiter als bis nach Frosinone, dem Hauptort der Delegation, so daß man dort für die Weiterreise nach Ceperano oder ins Neapolitanische gezwungen ist sich ein Fuhrwerk zu miethen.

Von Valmontone führt die lateinische Straße durch ein schönes, von Bäumen beschattetes Thal, dann zwischen todten-

stillen Fluren, neben alten Thürmen, an den Fuß des Volskergebirges. Hier zweigt sich von der lateinischen Hauptstraße der Weg ab, welcher erst über den Sacco, und dann bald aufwärts nach Segni führt. Man reitet nun über die ersten Anhöhen des Volskergebirges selbst; zur Rechten liegt das finstere Monte Fortino, zur Linken auf einem anmuthigen Hügel das Castell Gavignano. Der ansteigende Weg ist einförmig, aber je höher hinauf man kommt, desto prachtvoller wird der Anblick dieser classischen Ebene von Latium, welche so ernst und schön mit ihren Hügeln und Castellen sich dahinzieht, in der Ferne von den blauen Gebirgen des Apennin begränzt, während weithinaus gegen das Neapolitanische zu aus dem Sonnennebel weiße Bergkuppen sichtbar werden. Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syracus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wohl bekannt, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, so daß ich nicht vom Monte Mario aus in das Thal blicken kann welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen wieder dort hinüber zu gehen. Es ist möglich daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde sie durch das edle Gepräge entzücken welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden die vollkommen mythologischen Styls erscheinen; der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer, in der breiten Tibermündung, ist eine solche, so daß sie die Phantasie von selbst auffordert sie mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind wiederum vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Styl und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem ergriffenen Beschauer da wie eine marmorne Juno Griechenlands.

Wenn man so über das Volskergebirg aufwärts reitet, höher und höher, unter sich immer tieferes und weiteres, immer herrlicher scheinendes Land, möchte man sich in einen jener Adler verwandeln, die hier die wahren Conti di Campagna sind, und möchte so wie sie durch die sonnigen, stillen, alles beseligenden Lüfte kreisen. Diese Prachtgeschöpfe, welche still und königlich auf den Felsen thronen, oder so feierlich über ihnen schweben, scheinen auch die große und edle Natur zu haben wie die Landschaft unter ihnen; sie stimmen so herrlich dazu in ihrem lautlosen und majestätischen Fluge.

Man sieht Segni nicht eher als bis man es fast erreicht hat, denn der Weg zieht sich in beständigen Krümmungen an den steilen Kalkfelsen von röthlicher Farbe fort, und an einer tiefen Bergschlucht entlang. Die Gebirgswände sind von Natur in Blöcke zerrissen, welche oft schichtweise in weiten Strecken sich übereinander thürmen und neben einander lagern, so daß sie einem riesigen Mauerbau ähnlich sehen. Als ich diese Formation des Kalksteins betrachtete (es ist durchweg dieselbe Erscheinung in lateinischen Gebirgen), wurde mir plötzlich deutlich daß es eben diese Natur war welche den Menschen auf den Bau der Cyclopenmauern führte. Denn in der That, die Natur selbst hat hier überall cyclopische Mauern aufgerichtet, und es bedurfte im Grunde nur der Nachahmung um jene Structur zu bilden die man die cyclopische nennt. Auf keinem andern Gebirge als einem calcaren war sie möglich, sie verstand sich hier von selbst.

Die Sonne brannte heiß im Mittag als ich mich vor Segni befand. Diese uralte volkische Stadt liegt hoch auf einem Kalkfelsenplateau, diesen cyclopische Mauerumfassung noch in großen Resten und in langen Strecken erhalten ist. Der erste Anblick der schwärzlich grauen Häuserreihen aus Kalgestein, über welche hie und da ein mauofenlicher Thurm aufsteigt, und die sich hoch auf dem Berggipfel terrassenartig, wie Palestrina, übereinanderschieben, hatte viel sonderbares, aber wenig einladendes. Kein Dom, kein mittelalterliches Castell fiel in die Augen, nur öde Häuser, einförmig bis zur Ermüdung, ohne Schmuck, ohne besondere Architektur noch Gestalt, begegneten meinem neugierigen Blick, und nachdem ich mir Hoffnung gemacht hatte eine alterthümliche und durch Denkmäler ausgezeichnete Stadt zu sehen, fand ich mich offenbar enttäuscht. Die Städte im eigentlichen Latium, wie Anagni, Ferentino, Alatri, Veroli, tragen alle mehr oder minder den Stempel mittelaltriger Geschichte; doch das uralte Signia zeigte sich als ein durchaus öder, trister, völlig unhistorischer Ort. Ja langweilig sah Segni aus, denn dieß ist der rechte Ausdruck. Nur das prachtvolle Grün herrlicher Baumgruppen, die es von der einen Seiten umgeben, und der Blick in den tiefschattigen Buchenwald, der sich in unmittelbarer Nähe tief hinunter und hoch hinauf in das Gebirge zieht, verheißen reiche Entschädigung.

Ich habe nun freilich die Erfahrung gemacht daß die volskischen Städte, so viele ich deren eben sah, einen auffallend andern Charakter tragen als die lateinischen. Zunächst liegt dieß darin daß sie wesentlich Gebirgsstädte sind, daß sie völlig einsam und von der Welt wie abgeschieden liegen und weder Industrie noch Handel haben; die meisten von ihnen besitzen nur wenig zur Agricultur geeignete Felder; sie ziehen dagegen Wein und Oel, auch Baumfrüchte genug. Das Gebirge liefert ihnen die trefflichsten Kirschen und Pfirsiche, der Wald die Castanie, und vor allem die Eichel, welche zur Schweinemast dient; denn die Zucht der Schweine (von schwarzer Race) wird im Volskischen stark betrieben, und die Schinken jener Gegend sind berühmt und gesucht. Wenn man Städte, wie Cori und Velletri ausnimmt, die schon näher nach Rom und nicht eigentlich mehr im Ge-

birge selbſt liegen, ſo haben die übrigen volskiſchen Orte ſchon äußerlich das Anſehen der Verlaſſenheit und der Dürftigkeit des Volks. Jeder Anſtrich von Wohlhabenheit, geſchweige von Reichthum großer Familien fehlt, und in allen ſetzt die Oede der Straßen, die Todtenſtille der Plätze, das abgeſtorbene Ausſehen der Häuſer in Verwunderung.

Die Häuſer in Segni ſind aus dem weißen Kalkſtein des Gebirges in abwechſelnden Lagen von ſchwärzlichem Tuf und von Ziegeln errichtet. Dadurch wird ein bunter Charakter hervorgebracht, der wie die erſte kindliche und rohe Stufe der Piſaner Bauweiſe erſcheint, welche im Aeußern der Dome, wie bekannt, ſchwarze und weiße Steinſchichten abzuwechſeln liebte. Ich habe in alten Büchern und Inſtrumenten oftmals den Ausdruck „Signino opere“ von Häuſern gefunden, und mich in Segni belehrt daß er von dieſer Bauart hergenommen ſey. Aber ich kann nicht gerade ſagen daß ſie von glücklicher Wirkung auf mich war als ich Segni ſah; vielmehr fand ich den Charakter der Stadt überall triſt, grau und monoton, zumal nirgend ein Garten, nirgend ein grüner Baum dieſes ewige Einerlei der kalkſteinernen Häuſermaſſen unterbricht.

Ich ritt durch die Porta Maggiore, ein Gaſthaus aufzuſuchen. Ich erſtaunte zu finden daß dieß das einzige Thor ſey, denn nur hier iſt die auf dem hohen Felſenplateau zuſammengedrängte, auf drei Seiten von ſteilen Abhängen umgebene Stadt zugänglich, und kein anderer Weg führt nach Segni. Dieſes Thor iſt alt; es lehnt ſich ſchon an die cyclopiſchen Mauern, woueben nan ſodann römiſche Mauerarbeit bemerkt, und über ihm ſteht zugleich das Baronalſchloß oder der Palaſt der Conti, welche einſt Segni beherrſcht haben, ein großes Gebäude „signino opere,“ das indeß eher einem Convent als einem Grafenſchloß ähnlich ſieht. Es hat nichts caſtellartiges an ſich, nicht einmal einen Thurm, und ohne Zweifel ſah die Burg der Grafen von Segni anders aus, ehe die Söldner des Marcantonio Colonna die Stadt zerſtörten. Ich habe ſchon in Valmontone bemerkt daß die Grafen aus der Familie Innocenz III, welcher auch Gregor IX und Alexander IV angehörten, Segni beſaßen. Nach der Wiederherſtellung der römiſchen Stadtfreiheit oder des Senats im Jahr 1143 wurden die Päpſte oftmals gezwungen ſich in die feſten Orte der Campagna zu flüchten, wo ſie dem Haß und der Verfolgung der Römer entgiengen; ſie waren alſo genöthigt ihre heutige Reſidenz, das große Rom, mit dem Grabe S. Paulus und der Märtyrer und dem Lateran zu verlaſſen, und als Exiliirte vorübergehend ihre Wohnung in den elenden Felſenneſtern der Campagna zu nehmen. Sie reſidirten bald in Paleſtrina, bald in Tusculum, bald in Anagni oder in Segni. Eugen III flüchtete ſich vor dem römiſchen Senat zuerſt nach Segni, und baute dort eine päpſtliche Wohnung im Jahr 1145. Der berühmte Alexander III, Lucius III, Innocenz III lebten abwechſelnd an dieſem weltverlorenen Ort, und Innocenz ſoll dort im Palaſt ſeines Vaters geboren worden ſeyn.

Auch ſpäter behauptete ſich die Familie Conti im Beſitz von Segni, wo ſie ſeit dem Jahr 1353 die Gewalt erſt des Podeſtà, dann des Vicarius im Namen des Papſtes ausübte. Als ſie ausgeſtorben und die Conti'ſche Erbſchaft an Mario Sforza übergegangen war, erhob Sixtus V die Grafſchaft Segni zu einem Herzogthum. Die Kriegsvölker Alba's, unter der Führung des berühmten Colonna, des Siegers bei Lepanto, eroberten die Stadt trotz ihrer feſtenſeſten Lage, und zerſtörten ſie ſchonungslos am 13 Auguſt 1557. Dieſem Ruin iſt es zuzuſchreiben daß Segni faſt gar keine Ueberreſte gothiſcher Bauart mehr aufzuweiſen hat. Der Ort richtete ſich wieder auf, aber dem Hauſe Sforza wurde wegen ſeiner enormen Schuldenlaſt der Beſitz des Ducats entzogen, welchen der Papſt Urban VIII ſeinem Neveten, dem Cardinal Antonio Barberini, nun als Lehen übergab. Ein halbes Jahrhundert hindurch führten deßhalb die Sforza Proceß mit den Barberini, bis ſie ihn am Ende des 17ten Jahrhunderts gewannen, ſo daß die Sforza Cesarini noch heutigen Tages Barone oder vielmehr Herzoge von Segni ſind. Dieß iſt in Kürze die mittelalterliche Geſchichte der Stadt; ihre antike Zeit liegt uns ſo fern, daß wir uns bis in die Urzeiten des Janus und Saturn zurückverſetzen müßten um die Anfänge des uralten Signia zu erreichen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Dienſt auf einem britiſchen Kauffahrer.

(Aus Chambers's Journal.)

II.

Eines Nachmittags wurde von der Maſtſpitze aus ein nach England heimkehrendes Schiff wahrgenommen. Der Capitän ward aufgefordert ein Boot abzuſenden, und Briefe durch daſſelbe nach Hauſe befördern zu laſſen. Er willigte ein, und gab uns See-Cadetten Befehle die gewöhnlichen Grußſignale zu machen: „Welches Schiff iſt das?“ — „die Mary Anne.“ — „Woher, und wohin?“ — „Von Callao nach Cork.“ — „Wie viele Tage aus?“ „115.“ Dann kam eine Frage bei welcher manches Herz ängſtlich auf die Antwort geſpannt war: „Wollt ihr eine Briefpoſt mit nach Hauſe nehmen?“ „Ja,“ ſignaliſirte das andere Schiff. Auf dieſe Antwort hin wurde bekannt gemacht: es ſey eine Stunde Zeit gelaſſen zum Schreiben der Briefe, und natürlich gieng nun faſt jeder hinab um ſeinen Freunden einige Nachricht von ſich zu geben. Wir Cadetten wollten ein gleiches thun, wurden aber von dem Obermaat ausgehalten, der uns ſagte wir ſollten erſt die Signalflaggen zuſammenlegen ehe wir hinunter giengen. Diejenigen welche auf dem Verdeck die Wache hatten, durften ſich nur entfernen wenn ſie eine gleiche Anzahl Stellvertreter bekommen konnten. Dieß war ein ſehr lediger Umſtand, denn ſicherlich hätte man von der Disciplin auf dem Schiffe wohl eine Stunde lang Umgang nehmen können; allein der Obermaat wollte dieß nicht zugeben, und es ſchien

mir daß er diese Gelegenheit benützte um seinem Groll gegen die unglücklichen „Mids“ (Midshipmen oder See-Cadetten) ihres frühern schlechten Betragens wegen Luft zu machen. Für mich selbst waren diese Befehle nicht sehr unbequem, denn unmittelbar nach der Absahrt von England hatte ich angefangen Briefe zu schreiben, ohne auch nur im geringsten daran zu denken wann oder wie sie abgesendet werden würden; jetzt fügte ich ihnen nur noch einige Worte sowie den Breiten- und Längengrad bei, um den Ort anzuzeigen wo das Schiff sich befand, siegelte sie, warf sie in den Briefsack, und löste dann die Wache ab.

Es ist, glaub' ich, Brauch auf fast allen Schiffen ersten Rangs, und war es auch auf dem unsrigen, den ganzen Tag bis 4 Uhr Abends zu arbeiten, und dann die Verdecke abzukehren und rein zu machen. Bei „drei Glocken“ (5½ Uhr) pfiff man zum Abendessen, und war dieses vorüber, so kleidete sich jedermann an um aufs Verdeck zu kommen, wo, wenn schönes Wetter war, eine Menge Kurzweil getrieben wurde, und wo unter allerlei Spielen die langen Abendstunden verflossen. Hin und wieder durfte uns mit Erlaubniß des Capitäns der Fiedler aufspielen, und dann hatten wir Tänze, an welchen auch die weiblichen Passagiere theilnahmen. Diese Belustigungen dauerten mit ungeschwächter Kraft fort bis acht Uhr, zu welcher Stunde die Wache gewechselt wurde, und die erste Nachtwache begann; nach 8 Uhr durfte niemand mehr Lärm machen, aus Furcht die Wache unten zu stören, welche sich dann zur Ruhe legte. Einige von uns aber brachten die Abende auf ruhigere Weise zu, und man konnte dann eine Gruppe von Passagieren und See-Cadetten sich versammeln, ihre Pfeifen oder Cigarren rauchen und plaudern sehen. Auf diese Weise verbrachten wir die schönen Abende in den Tropengegenden, und wäre der Dienst nicht gewesen der uns zu quälen anfieng, so hatte man sagen können das Leben eines Matrosen sey in diesen Regionen ein ganz beneidenswerthes.

Ich war nun einige Zeit zur See gewesen, und hatte also nachgerade einige Einsicht in die Pflichten welche mir oblagen. Bei „acht Glocken (8 Uhr)“ wurde die Wache gewechselt, und da dieß die Frühstückstunde der See-Cadetten ist, so kam nur einer von der nächsten Wache herauf, und hielt „Schau-aus“ bis die andern ihre Mahlzeit geendigt hatten, worauf er hinuntergieng um seinerseits zu speisen. Während dieser Zeit — nämlich von 8 bis zu 1 Glocke — hielt der dritte Maat Wache, und der Obermaat war beim Frühstück. Seine Sucht zu tyrannisiren war auf dem Verdeck so groß wie unten, und es gewährte ihm besondere Freude ein schmutziges Geschäft für uns ausfindig zu machen. Alles mußte, wenn er kam, aufgeputzt und gesäubert alle Taue frisch abgewickelt werden, und wo möglich hätte er auch das Segelwerk zurichten lassen. Er hatte besonders ein scharfes Auge für die Entdeckung von Fett- oder Theerflecken, bei deren Erblickung wir nach einem Stück Segeltuch und einem Eimer Wasser geschickt wurden, und Befehl erhielten den Fleck aufzuputzen. Ganz vorzügliche Freude aber machte es ihm wenn er fand daß da oder dort ein Stück Schmarting (altes Segeltuch zum Bekleiden der Taue) anzusetzen war. So z. B. rief er mir zu: „Hr. S. — (wir wurden stets dadurch geehrt daß unserm Namen noch eine Nebenbezeichnung angehängt ward) — Hr. S., kommen Sie her! Sehen Sie dieses Tau? Ich weiß nicht (sagte er mit einem Fluch) wo Sie Ihre Augen haben, wenn sie nicht in den Taschen sind. Marsch fort! Holen Sie ein Stück altes Segel, und machen Sie ein Schmarting daraus, und glauben Sie nicht daß Sie an einem Ort sind wo Ihr Mammchen Ihre schmutzigen Finger sieht.“ Dann gieng er fort, beobachtete mich beim Theeren desselben, und belustigte sich damit daß er operatorische Fragen stellte, z. B. folgende: „Sie möchten wohl zu Hause seyn?“ Als er diese Frage zum erstenmal an mich stellte, antwortete ich, so viel ich mich erinnere, verneinend, worauf er sofort versetzte: „O Sie Dummkopf, Sie; ich möcht' es.“ Einige Zeit später hörte ich ihn dieselbe Frage an einen andern stellen, der ebenfalls die erste Fahrt mitmachte, und auf dessen bejahende Antwort rief er aus: „Warum, ins Kuckucks Namen, kommen Sie dann zur See?“ Eine seiner Lieblingsarten des Aergerns war daß er uns zwang unsere Hände zweimal so tief in den Theer zu stecken als die Gelegenheit es erheischte, während er daneben stand und sich über das Schauspiel ungemein ergötzte, ganz glücklich in dem Gedanken daß wir auf sein Geheiß etwas thun müßten wovor wir eine große Abneigung hegten. Sein Reich war indeß glücklicherweise von kurzer Dauer. Der Obermaat, sobald er sein Frühstück zu sich genommen hatte, stieg ihn ab, und dann nahm die Schiffsarbeit ihren regelmäßigen Fortgang; in wenigen Minuten war jedermann genügend damit versorgt, um den ganzen Tag beschäftigt zu seyn. Während des Morgens wurden wir See-Cadetten vom vierten Maat beaufsichtigt, Nachmittags vom fünften. Wir hatten die ganze Besorgung des Besanmasts, und mußten alle Arbeit an denselben verrichten; übrigens wurde es als eine wahre Schande betrachtet wenn einer der Matrosen uns helfen mußte, da wir uns für vollkommen zulänglich hielten alles Nöthige selbst zu thun. Die Arbeit oben wurde stets für bei weitem angenehmer gehalten, allein wir jüngeren Cadetten wurden nie hinaufgeschickt um etwas anderes zu thun als das Besanfegel aufzurollen, oder um den älteren das Schiemannsgarn zu übergeben. Indeß machte es uns Freude selbst dieß thun zu dürfen, da es uns eine gute Gelegenheit bot einige Stunden bei den dortigen Beschäftigungen zuzubringen, da der wachthabende Officier selten nach uns schaute, sondern dieß dem jüngern Officier überließ, um den wir uns nicht im geringsten bekümmerten. Auf dem Verdeck war unsere Arbeit ganz anderer Art. Wir hatten einzelnes für diejenigen zu thun welche oben beschäftigt waren: die Boote zu reinigen, Zeit anzuschlagen, Schmarting im Vorrath zu machen, dem Segelmacher zu helfen, und verschiedene andere Pflichten ähnlicher Art zu verrichten. Allein das schlimmste von allem war wenn der dritte Maat seine Putzarbeit im Kielraum hatte. Die „Hände,“ d. h. die Matrosen, wurden hiezu nicht in Anspruch genommen; es war ein Geschäft für uns See-Cadetten, und alle auf der Wache befindlichen, mit Ausnahme eines einzigen, der auf Verdeck gelassen wurde um als Laufjunge im allgemeinen zu fungiren und

um die Zeit anzuschlagen, wurden für dieses Geschäft herbeigerufen. Einmahl geschah es daß wir unser nicht genug waren, und dann mußten die See-Cadetten von der Wache unten herauskommen und an der Arbeit theilnehmen. Etwa zwei Stunden lang hatten wir so die schmutzigen, feuchten, inoderigen Fässer umherzuschieben, zum großen Schaden unserer Kleider, welche wir nicht wechseln konnten, da die Officiere uns keine Zeit hiezu gaben, sondern uns zwangen alle möglichen schmutzigen Geschäfte in den Kleidern zu verrichten die wir zu der Zeit anhatten in welcher der Befehl ertheilt wurde. Dieß war es was uns bei der Kielraum-Arbeit so sehr anwiderte, da wir wußten daß wir unwiederbringlich die verschiedenen Kleiderartikel verderbten welche uns eine so lange Zeit zu dauern hatten. Den Nachmittag brachte man auf eine dem Morgen sehr ähnliche Weise zu — wir giengen hinauf wenn wir konnten, und waren wir auf Verdeck, so beschäftigten wir uns mit allen Arten unangenehmer Arbeiten. Die Nachtwachen waren indeß vergleichsweise leicht — das Ausbessern der Segel und das Zeitanschlagen waren alles was zu thun war; und da drei von uns die Wache hatten, so kamen wir zu dem Schlusse daß einer die Arbeit eben so gut thun könne wie drei; wir wechselten daher in Wachhalten der Reihe nach ab, und schliefen dann in der Zwischenzeit an einem passenden Platze, wo die Schlafenden, falls ihre Dienste erforderlich waren, leicht geweckt werden konnten. Die uns allen unangenehmste Wache, und bei welcher wir die weitaus widerwärtigste Arbeit hatten, war die von 4—8 Uhr Morgens. Bei Tagesanbruch, wenn es gerade hell genug war um etwas zu sehen, wurde die Wache abgerufen um die Kampane abzuwaschen. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus, kehrten die Aermel um, brachten alles Tauwerk auf den Verdeck, sowie andere Gegenstände, um sie gegen das Naßwerden zu schützen, beißeten und übergossen dann das ganze Verdeck mit Wasser. Dieses erhielten wir aus einer auf der Kampane angebrachten kleinen Pumpe, an der wir abwechslungsweise arbeiteten. Die Arbeit war eine sehr anstrengende, denn der Hochbootsmannsmaat gieng mit dem flüssigen Element sehr verschwenderisch um, und ließ mehrere Eimer voll dahin gießen wo einer vollkommen genügend gewesen wäre. Nachdem die Kampane gescheuert war, giengen die „Hände" auf das Quarterdeck um dort die Waschung fortzusetzen. Wir richteten zuerst den Schlauch her, fiengen dann wieder zu pumpen an, und diejenigen von uns welche hiebei keine Beschäftigung fanden, hatten alles Naße abzuwischen, die Taue abzurollen, dem Segelmacher zu helfen und andere widerwärtige Arbeiten zu verrichten. Die einzige Ausnahme von diesem Geschäftsgang war die wenn die Verdede „holystoned" werden mußten, was während der ausoärtigen Fahrt etwa dreimal in der Woche vorkam. Sie wurden dann mit Steinen, holy-stones oder Heilig-Steine genannt, Sand und Kalkwasser abgeschrubbt — eine köstliche Arbeit! denn wir mußten, mit nur einem Faßdauben-Stück zum Knieen, in der Nässe herumkriechen, mit all unserer Kraft reiben, und Sorge tragen daß nicht ein Zoll unberührt gelassen blieb.

Der Nasier-Proceß, einst so allgemein bei allen Schiffen welche zum erstenmal die Linie kreuzten, jetzt aber fast ganz abgeschafft, wurde in unserm Schiff in allen seinen Formen und Ceremonien ausgeführt. Zwei Tage bevor man zu rasiren beabsichtigte, gieng einer der Matrosen herum um das Geschenk, wie man es nennt, in Empfang zu nehmen — eine Summe von 1 Pf. St., welche von denen bezahlt wird die lieber ihre Taschen erleichtern als der schmerzhaften Operation sich unterziehen wollen, deren Schrecken uns die Matrosen so grell als möglich ausmalten. Sämmtliche See-Cadetten welche ihre erste Fahrt mitmachten, mich eingeschlossen, benützten daher diesen Umstand, und bezahlten, da wir unsern Leib keiner solchen Mißhandlung aussetzen lassen wollten, die verlangte Summe. Eines Abends, in der zweiten Hundewache, als wir uns unter 2° 12′ nördl. Breite befanden und insgesammt im Hauptlukenweg versammelt waren, unsere Pfeifen schmauchten und uns an den Erzählungen unserer Cameraden erlustigten, wurden wir von dem wachhabenden Mann auf dem Vordercastell plötzlich aufgeschreckt durch den Ruf: „Segel auf der Luffseite!" Dieß ist eine freudige Nachricht für einen Matrosen; die langweilige Eintönigkeit seines Lebens hat aufgehört, und er schaut gern hinaus nach einem Gegenstand welcher ihn erinnert daß er nicht allein auf der öden Wasserwüste ist. Bei den Neulingen besonders ist dieses Gefühl vorherrschend, wogegen die Neugier rauher alter Theer-Jacken, die gewohnt sind wochen- und monatelang nichts zu sehen als Wasser und Himmel, nicht so leicht erregt wird. Wir jungen Burschе indeß eilten auf die Seite, konnten aber kein Schiff sehen, und folgerten daraus es sey zu weit entfernt; wir nahmen also unsere Pfeifen wieder in den Mund, fuhren in unsern Erzählungen fort, und vergaßen unter dem beruhigenden Einfluß des Tabaks bald die Ursache unserer letzten Aufregung. Allein in kurzer Zeit wurden wir wieder aufgejagt durch den Ruf: „Das Schiff läßt ein Boot herab!" Meine Neugier ward nun im Ernst wach, und ich glaubte das Schiff müsse sehr nahe seyn wenn der Mann das Herablassen eines Boots, besonders da es sehr dunkel war, sehen könne. Ich schaute daher nach — aber vergebens; denn es zeigte sich nichts was Aehnlichkeit mit einem Schiff hatte. Dieß machte mich äußerst verwirrt; es war augenscheinlich weder ein Schiff noch ein Boot da, und meine Verwirrung wurde noch erhöht als ich den Obermaat rufen hörte: „Steht bei mit einem Tau für das Boot!" und fast gleichzeitig hörte man eine Stimme fagen: „Windet uns ein Tau!" Wir würden der Sache nun auf die Spur gekommen seyn, hätte der Hauptmaat nicht abermals gerufen: „Nun, nun, ihr jungen Herren, haltet die Fallreepstreppe rein!" worauf sofort ein von Kopf bis zu Fuß in Oelfelle gekleideter Mann, mit langem fliegendem Haar und einem höchst verehrungswürdigen Angesicht, über die Schiffsseite kam, seinen Weg nach der Kampane nahm, sich dem Obermaat als Neptun zu erkennen gab, und um die Erlaubniß bat mit dem Capitän zu sprechen. Man sandte nach demselben, und Neptun setzte sich mit aller gehörigen Würde nieder um die Ankunft des Capitäns zu erwarten. Bei näherer Betrachtung Sr. nautischen Majestät sah man daß seine langen und fliegenden Locken nichts an-

deres waren als in Werg auseinandergezogenes Taugarn. Der Capitän kam. Neptun machte eine Verbeugung und begann eine Rede, deren Inhalt dahin lautete: man möge ihm sagen ob sich auf dem Schiff einige Leute befänden welche ihre erste Seefahrt machten, und wenn dieß der Fall, ob der Capitän etwas dagegen einzuwenden habe wenn er dieselben am folgenden Tag rasiere. Der Capitän erwiederte: er erinnere sich nicht daß unter den See-Cadetten und den auf dem Schiff beschäftigten Matrosen solche Neulinge seyen; daß die Soldaten dazu gerechnet würden, könne er aber nicht zugeben, weil dieß leicht Zwistigkeiten zwischen ihnen und den Matrosen herbeiführen würde. Nachdem dieß abgemacht war, stellte er eine Menge Fragen an den Neptun, damit wir sehen möchten wie sehr er an ihn glaube. So fragte er ihn: Welche Schiffe kürzlich die Linie gekreuzt hätten? Welchen Wind er in der nächsten Woche wehen lassen werde? und andere Dinge ähnlicher Art. Auf die erste dieser Fragen antwortete Neptun ohne das geringste Zögern, als ob das was er sage wirklich der Fall gewesen, mit einem langen Verzeichniß von Schiffen, und schloß mit den Worten: „An Bord des Fliegenden Adlers rasierte ich gestern die auf ihrer ersten Seefahrt Begriffenen, und der Zimmermann, der arme Tropf, der meinen Leuten Widerstand zu leisten versuchte, brach ein Bein; es thut mir leid um ihn. Als dieß zu Ende, und festgesetzt worden war daß am nächsten Tag ein halber Feiertag seyn solle, kam Neptun von der Kampane herab und verschwand über der Fallreepstreppe. Wir hörten ihn ausrufen: „Laßt den Maler gehen.“ „Ja, Ja,“ war die Antwort, und sofort sahen wir sein Boot, welches durch ein kleines Faß voll Theer repräsentirt und an zwei hölzernen Kreuzstücken befestigt war. Die Leute welche die Erlaubniß des Capitäns erhalten hatten begannen nun ihre Vorbereitungen für die Pflichten des morgenden Tags dadurch daß sie von den Passagieren, den Soldaten und ihren Weibern eine Anzahl Kleider borgten.

Der ereignißvolle Tag kam heran; wir arbeiteten wie gewöhnlich bis zur Mittagessenszeit, worauf die Matrosen ein Segel etwa drei Yards hinter dem Vordermast befestigten, so daß niemand, mit Ausnahme derjenigen welche Zutritt in den auserwählten Kreis Neptuns hatten, sehen konnte was man that. Um 3 Uhr, der für den Beginn anberaumten Zeit, kamen drei Matrosen, verkleidet als Polizeidiener und mit etwa anderthalb Fuß langen und zwei Zoll im Durchmesser haltenden Sandsäcken bewaffnet, hinter dem Segel hervor, und marschirten in Linie dem Verdeck entlang bis sie an den Hinterlukenweg kamen, wo sie hinab giengen, jedoch sogleich wieder erschienen und den Diener der See-Cadetten mit sich brachten, welcher mit Händen und Füßen um sich schlug und schrie; allein alles umsonst, denn einige wenige Streiche mit den Sandsäcken brachten ihn bald zur Ordnung, und er wurde dann ruhig vorwärts hinter das Segel geführt. Ich war natürlich neugierig zu sehen was mit ihm geschehen werde, und beschloß daher, komme was da wolle, das Verfahren mit anzusehen. Ich schlich mich demgemäß, ohne von irgend jemand bemerkt zu werden, auf das Vordercastell, und ward dadurch in Stand gesetzt Zeuge der Ceremonie zu seyn.

Neptun saß auf einem Throne, dargestellt durch ein am Ende aufgestelltes Faß; ein kleineres diente ihm als Fußschemel; vor ihm stand eine Kiste um der Bequemlichkeit desjenigen willen der rasiert werden sollte; auch war noch eine zweite Kiste vorhanden, die Arzneikiste des Arztes St. Majestät, welche Pillen enthielt so groß ungefähr wie Schusser und von zwei verschiedenen Arten — die eine war aus Teig, oder, wie die Matrosen es nennen, aus Duff-Pudding gemacht, während die andere aus einer Composition aller Art von Unrath und Schmutz mit einer Fülle von Fett und Theer bestand, um sie schmackhaft zu machen. In einer Ecke nahe beim Kuhstall befand sich eine große Kufe Wasser, welche, glaub' ich, das Inventar von Neptuns Hof vollständig machte.

Der Diener der See-Cadetten stand, als ich an Ort und Stelle gelangte, vor dem Meergott und beantwortete verschiedene Fragen; das Ergebniß des Verhörs war daß er dem Arzt übergeben wurde, welcher, nachdem er seinen Puls gefühlt, sagte: er glaube eine gute starke Pille werde ihm dienlich seyn. Es wurde ihm daher eine der letzt geschilderten Pillen dargereicht; allein auf seine Weigerung sie zu nehmen, fiengen die drei Polizeidiener, welche daneben standen, ihn mit den Sandsäcken zu bearbeiten an, und machten ihn in wenigen Minuten sehr bereit die Pille zu verschlingen. Hierauf fragte ihn der Arzt nach dem Stande seiner Gesundheit; sobald er aber den Mund zu einer Antwort öffnete, flog die Theer-Bürste hinein und bewirkte ihm die schrecklichste Speierei. Auf die nächste Frage wollte er mit keiner Sylbe antworten, weßhalb die Polizeidiener, die in Bereitschaft standen, abermals eine Serenade auf seinem Rücken aufspielten, bis er eine Antwort herausschrie, und natürlicherweise die Theerbürste wieder in den Mund bekam. Auf diese Weise ward er mit Hülfe der Polizeidiener vermocht alle Fragen zu beantworten, worauf ihn der Arzt den milderen Gnadenacten des Barbiers übergab, der ohne alle Umstände sein Gesicht mit Theer einzusalben begann, welcher mittelst eines alten Eisenreifs abgeschabt wurde. Sodann ward sein Kopf mit einem Gemengsel von Oelhefen, Lampenschmutz ꝛc., das man an Bord „slush“ nennt, eingerieben, worauf er an die Wasserluke geführt, tüchtig untergetaucht und für ein Kind Neptuns erklärt wurde. Dieß geschehen, durfte er fortgehen, und die Polizeidiener suchten sich ein anderes Opfer. Dieß war das Ganze des Processes welchen man an denjenigen vornahm die weder eine Buße gezahlt noch die Linie gekreuzt hatten. Wenn alle rasiert und eingeweiht waren, beobachteten Neptun und sein Hof ihre Würde minder streng, und beluſtigten sich damit Wasser einer über jeden andern auszuschütten, und die Polizeidiener handhabten dabei tüchtig ihre Sandsäcke. Um halb 6 Uhr pfiff man den „Händen“ um das Verdeck zu säubern, sodann bekamen sie Theer, worauf sich alles versammelte um zu singen und zu tanzen und so viel Lärm zu machen als möglich. Um 8 Uhr pfiff der Hochbootsmann zum Grog, die Matrosen kamen herbei, und das Schiff trat wieder in seine gewöhnliche Ordnung und Ruhe zurück.

Die männlichen Reifenden fanden nun daß die wundervoll ſchönen Tage in den Tropen ſchwer auf ihnen lagen. Nichts zu thun war die Klage aller, und viele Plane wurden geſchmiedet um die Langweile zu vertreiben und die müßige Zeit zu tödten. Der Capitän ließ ein Tau-Burſſpiel veranſtalten, und alle ſpielten nun bis ſie ganz krank davon waren. Das nächſte worauf man verfiel war eine Zeitung, genannt die „Orang-Utang Gazette," welche für einige Zeit die Paſſagiere, Damen ſowohl als Herren, intereſſirte, und auf die die Soldaten wie auf die See-Cadetten eine gleiche Anziehungskraft ausübte. Ein junger Cadett von den Truppen der oſtindiſchen Compagnie wurde als Redacteur aufgeſtellt, und ein Briefkaſten außerhalb ſeiner Thüre angebracht, in welchen die für das Blatt beſtimmten Beiträge niedergelegt wurden. Drei der Paſſagiere boten ihre Dienſte als Schreiber an, ſo daß für das Erſcheinen des Blattes — was verabredetermaßen wöchentlich geſchehen ſollte — gehörige Vorſorge getroffen war. Die erſte ausgegebene Nummer war voller Witz, allein die Natur des Blattes änderte ſich bald, und es wurde dem Satiriſt ähnlich; die Folge war daß einer der Officiere, deſſen Schwächen zur Beluſtigung aller an Bord Befindlichen ausgebeutet worden waren, bei dem Capitän Klage führte, welcher, da er in dem Blatte ſelbſt die Zielſcheibe des Spotts geweſen, der weitern Circulation desſelben, nach vierwöchigem Beſtehen, Einhalt that.

Als wir den Canal hinabgefahren waren, hatten diejenigen welche ihre zweite Fahrt mitmachten uns durch das Vorgeben zu ſchrecken geſucht, die Arbeit werde, ſobald wir einmal zur See ſeyen, zweimal ſo hart ſeyn; allein es zeigte ſich gerade das Gegentheil, denn wir fanden daß ſie beträchtlich leichter war: die Wachen wurden regelmäßig gewechſelt, die Schiffsdisciplin gieng ebenfalls ihren geordneten Gang, und zeigte nicht mehr jenen eifertigen und geſchäftigen Charakter den ſie ſo häufig trägt wenn ſich ein Schiff zur Abfahrt rüſtet. Sodann ſagte man uns: am 30ſten Tage der Fahrt würden ſtrengere Regeln eingeführt werden, und mannichfach und abſchreckend waren die Erzählungen über die Arbeit die unſer harre. Dieſe Erzählungen machten uns ziemlich beſorgt, und wir ſahen dem Tag mit einer gewiſſen Bangigkeit entgegen; als er endlich herantam, begab ſich folgendes. Ein unbeſchreibliches Ding, gemacht aus Segeltuch, ausgeſtopft mit Stroh und ein Pferd vorſtellen ſollend, ſtand auf den Schultern einiger Matroſen. Ein Tau war daran befeſtigt, an das wir alle Hand anlegten, und nach der wohlbekannten Melodie von Cheerlily, men (ſprich: Chilly, man) wollten wir daran ziehen. Die Männer welche das Pferd trugen, ließen es auf ihren Rücken auf- und abſpringen, und es wurde dann, unter gewaltigem Lärm, rings um das Verdeck herumgeführt. Dieß ward zweimal wiederholt, worauf das Tau plötzlich gewechſelt und weggebracht wurde, indem wir gleichzeitig die Weiſung erhielten im Ernſt zu ziehen. In einer Minute war es an die Fockrae-Stange hinaufgezogen, und ein Mann, der dort wartete, ſchnitt das Tau ab, worauf das Pferd mit einem dumpfen Plumps ins Waſſer fiel. Nachdem dieß geſchehen, rief einer aus dem Haufen mit lauter Stimme: „Von Stund' an beginnt ſtrenge Disciplin." Der Abend wurde auf gewöhnliche Weiſe zugebracht, und bei „acht Glocken" pfiff der Hochbootsmann nach Grog, und der Proviantmeiſter erhielt Auftrag für ein Extraglas davon zu ſorgen. [1] Nach all dieſer Ceremonie erwarteten wir wirklich daß einige Aenderung in unſerer Arbeit vorgenommen werde; allein ich konnte nichts der Art wahrnehmen, und ſchloß daraus: der einzige Grund für dieſes merkwürdige Schauſpiel beſtehe darin das Extra-Glas Rum zu erhalten von dem es begleitet war.

Die Soldaten hatten ſich ſeit einiger Zeit mit einer Unterhaltung für alle an Bord Befindlichen beſchäftigt; es war eine Art Theaterſpiel, und um es intereſſanter zu machen, war es ein urſprüngliches, eigens für die Gelegenheit geſchriebenes. Die Hauptſteerage wurde eines Nachts in ein Theater verwandelt und mit Flaggen bedeckt. Die Scene (denn es gab nur eine) ſtellte den Rand eines Waldes in Carolina dar, und war, wenn man die unvollkommenen Werkzeuge in Anſchlag bringt mit denen ſie ausgeführt wurde, ſehr gut gemalt. Die Hochſtraße gieng nahe am Wald vorbei, und war ſo dargeſtellt daß die Bühne ein Theil derſelben zu ſeyn ſchien; an dieſer Hochſtraße nun gieng die ganze Handlung vor ſich. Sie dauerte ungefähr anderthalb Stunden, und war höchſt unterhaltend; das einzige Läſtige war die große Hitze; denn wir waren in den Tropen, und da die Steerage dicht mit Menſchen beſetzt war (wenigſtens 250 waren anweſend), ſo war es zum Erſticken ſchwül darauf. Zieht man indeß alles in Betracht, ſo gieng die Sache bewundernswerth von ſtatten. Sämmtliche Soldaten und ihre Officiere befanden ſich unter den Zuhörern, und der Capitän und ſeine Gemahlin beehrten das Schauſpiel ebenfalls mit ihrer Gegenwart. Die hervorgebrachte Wirkung war ſehr wohlthätig, da ſie den Theerjacken eine viel beſſere Meinung von den Soldaten gab, und die Verachtung beſeitigte mit der ſie dieſelben bisher betrachtet und von ihnen geſprochen hatten. So hörte man, wenn einer der Schiffsjungen oder gewöhnlichen Seeleute etwas auf ungeſchickte Weiſe gethan hatte, ſehr gewöhnlich die Worte: er iſt ſo linkiſch wie ein Soldat.

Die Freuden der Tropen, dieſer Matroſen-Sommer, dauerten nicht lange; das Wetter wurde bald ſo daß unſere Dienſte auf dem Verdeck unumgänglich waren. Bis zum gegenwärtigen Augenblick hatten wir ſchöne ſtätige Winde gehabt, und die Fahrt über die Linie hinab in einundzwanzig Tagen gemacht. Nachdem wir die Linie gekreuzt, hatten wir ziemlich viel mit Windſtillen zu kämpfen, und wurden in die ſüdlichen Regionen durch leichte Briſen geführt, welche, je weiter wir den Aequator hinter uns ließen, viel heftiger und ſtärker wurden, und uns in Stand ſetzten die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Einer meiner größten Wünſche beim Eintritt in den Seedienſt war, ſo ſonderbar es ſcheinen mag, in einen Sturm zu gerathen, und dieſer mein Wunſch wurde in vollem Maße

[1] Dieſe Ceremonie findet ſtets in der 30ſten Nacht nach Unterzeichnung der Artikel ſtatt, und wird von den Seeleuten „Todtpferdsnacht" genannt; welchen Urſprung ſie hat, kann ich nicht ſagen.

befriedigt. Wir waren unter dem 27. Grad südlicher Breite, und hatten seit mehreren Tagen Windstille gehabt, mit einem sehr heftigen Anschwellen. Gegen den Abend des dritten Tages bedeckte sich der Himmel mit einer dichten Wolkenmasse, und die Blitze spielten so lebhaft, daß der Himmel in beständiger Feuergluth stand. Der Capitän, welcher einigermaßen aufgeregt aussah, gab Befehle die Segel zu kürzen. Der Blitzableiter wurde ins Wasser hinabgeführt, nasse Schwabber wurden um die Pumpen gestellt, um das elektrische Fluidum zu verhindern den Kielraum hinab angezogen zu werden. Kurz alles wurde gethan was die Klugheit eingeben konnte, um sich auf den heraunahenden Sturm vorzubereiten. Die ersten Windstöße verspürten wir um 8 Uhr. Alle Hände wurden nun auf Verdeck behalten um die Segel einzuziehen, was indeß kein leichtes Geschäft war, denn es stürmte fürchterlich, das Meer gieng bald hoch, und die ungeheuren schaumbesäumten Wellen stürzten auf uns an als wenn sie über uns bersten wollten. Die Mannschaft stieg von oben herab, ließ das Focksegel und die Topsegel nur theilweise gestaut, und schwur sie werde das Verdeck diese Nacht nicht mehr verlassen; die See-Cadetten aber blieben auf der Raae bis sie sahen daß keine Wahrscheinlichkeit mehr vorhanden war daß irgendjemand sich ihnen anschließe. Ich will damit nicht gesagt haben daß wir muthiger waren als die „Hände," allein unsere Stellung als Unterofficiere, sowie der Wunsch der Mannschaft nachzueifern und es ihr wo möglich zuvorzuthun, veranlaßte uns auf unsern Posten zu bleiben bis zuletzt. Die halbaufgerollten Segel wurden vom Sturm bald losgewebt und giengen nach einigen heftigen Windstößen in Fetzen über die Schiffsseite. Der Ober-Maat war so wüthend über diese Feigheit von Seite der Mannschaft, daß er mit seinem Sprechrohr auf ihre Köpfe losschlug bis es ganz abgeplattet war. Der Sturm nahm zu, alle Stückpforten wurden geöffnet, um dem Wasser, womit jede Welle uns in ungeheuren Massen überschüttete, einen Abfluß vom Verdeck zu bahnen. Es wurde deßhalb sehr gefährlich dem Hauptdeck entlang zu gehen, weil man zu befürchten hatte weggespült zu werden. Keiner von uns dachte mehr daran die Glocken anzuschlagen, und wir blieben insgesammt auf der Kampane, two wir bis auf die Haut naß wurden, und keine Aussicht hatten uns zu trocknen, denn bald da, bald dort stürzte eine schwere Welle über uns herein, und warf das Schiff so furchtbar umher, daß die Raaahangen fast unter Wasser kamen. Zum größten Unglück traf mich nun noch die Reihe als Wache aufs Verdeck zu gehen, wo ich, mein unglückliches Schicksal verwünschend, oben bleiben mußte, durchnäßt und ermüdet wie ich war; so weit ich zurückzudenken vermag, schwand mir die Zeit nie so langsam dahin.

Alles war im elendesten Zustand, und das Tauwerk lag in Unordnung auf dem Verdeck umher. Ich wurde nebst einem Schiffsjungen in die Höhe geschickt um das Besan-Topsegel zu befestigen, welches Zeichen des Losbrechens gab; die andern Cadetten dagegen wurden zwischen den Verdecken verwendet. Zu all diesem kam noch daß mehrere Fässer und Kisten mit Lebensmitteln, welche der Proviantmeister Tags zuvor heraufgebracht hatte, losbrachen, und bis zu ihrer Wiederbefestigung die Beine der in der Steerage Befindlichen bedrohten. Ich, der ich meine erste Fahrt mitmachte, durfte des Privilegiums außer Regen und Wind zu seyn nicht genießen; die älteren hatten sich dieses Vorrecht angeeignet, und als ich daher hinabgieng, in der Hoffnung irgend jemand zu finden der mit mir tauschte, ward ich schnell wieder fortgejagt. Nachdem ich ungefähr zwei Stunden in der erbärmlichsten Weise, halbtodt vor Näße und Kälte, zugebracht, verließ ich die Kampane, in der Erwartung Schutz in der großen Speise-Cajüte zu finden; allein die Leiter welche von dieser auf das Quarterdeck führt, war, wie es scheint, während des Sturms weggerissen worden, und so stürzte ich, dem dieser Umstand unbekannt war, als ich meinen Fuß ausstreckte um auf die Sprosse zu gelangen, köpflings auf das Quarterdeck hinab, und verletzte mich schwer. Obwohl augenblicklich in die Lee-Speigaten gespült, gelang es mir doch aufzustehen, und so setzte ich meinen Weg in die große Speise-Cajüte fort. Auf der andern Seite des Tisches war der Obermaat, welcher, als er mich sah, und natürlicherweise glaubte ich habe mich von meiner Wache weggeschlichen, mir Zeichen gab zu ihm zu kommen — es war ein viel zu großer Lärm als daß es mir möglich gewesen ihn zu hören, wenn er gesprochen hätte. Ich gieng um die Tafel herum, und näherte mich ihm gerade als das Schiff einen furchtbaren und mir unerwarteten Stoß erlitt. Instinctmäßig griff ich nach dem Tische; allein da ich ihn nicht festzuhalten vermochte, so wurde ich mit Blitzesschnelligkeit über das Verdeck hingeschleudert. Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zum Bewußtseyn kam, befand ich mich in einer Hängmatte, der Arzt und zwei von der Mannschaft standen neben mir, und einer derselben rief aus: „'s ist alles gut; er athmet auf wie ein junger Herkules." Indeß konnte ich mich noch eine Zeitlang nicht erinnern wo ich war, und als man mich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte, wurde ich noch verwirrter. Ich blieb die ganze Nacht hindurch in der Hängmatte, am folgenden Tag aber brachte man mich in ein Bett, wo ich fast vierzehn Tage lang mehr todt als lebendig lag — eine so furchtbare Zerquetschung und Erschütterung hatte ich erlitten. Der Sturm dauerte ohne Unterlaß zwei Tage, und alle dankten Gott als er sich endlich legte und wir wiederum eine stätige Fahrt hatten. Viele Sagen über die vorgekommenen Unglücksfälle waren im Umlauf, von denen eine, als der Gipfelpunkt der Aufschneiderei, erwähnt zu werden verdient. Ein See-Cadett behauptete aufs bestimmteste: er sey, während der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte, aus einer Stückpforte hinausgespült worden, sey einige Zeit herumgeschwommen, und habe dann plötzlich wahrgenommen daß er sich an das Beiu des Zimmermanns anklammere, der, wie er behauptete, an einer andern Stückpforte stand.

An Sonntagen, wenn das Wetter schön und warm war, hatten wir Gebete auf der Kampane, zu andern Zeiten in der großen Speise-Cajüte. Der Capitän hielt die gottesdienstliche Handlung ab, und die Versammlung, welche stets ziemlich zahlreich war, bestand hauptsächlich aus Soldaten und

Passagieren. Wir See-Cadetten mußten anwesend seyn, indem der dritte Maat Weisungen erhalten hatte darauf zu sehen daß wir alle theilnahmen; die Matrosen aber, denen es erlaubt war ihrem Vergnügen nachzugehen, wohnten dem Gottesdienst selten bei.

An Sonntag-Nachmittagen durften wir sowohl auf dem Quarter- als auf dem Hauptdeck rauchen; an andern Tagen erstreckte sich dieses Vorrecht nur vom Hauptmast bis zu den Spier-Bords — ein Raum von etwa zehn Fuß. Indeß waren wir hiemit vollkommen zufrieden, da wir von See-Cadetten anderer Schiffe erfuhren daß sie gar nicht rauchen durften.

Das Schiff näherte sich Indien nun rasch, und wie sich erwarten ließ, waren die Wunder dieser umfangreichen Halbinsel der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Diejenigen welche dieses Land früher besucht hatten, belustigten sich damit daß sie uns arme Erstmalsreisende in Schrecken zu versetzen suchten, und so oft wir einen müßigen Augenblick hatten, wurden uns Erzählungen der furchtbaren und entsetzlichen Scenen gegeben die wir durchzumachen haben würden. Der dritte Maat, der sich hierin besonders auszeichnete, sprach aufs umständlichste über die Ereignisse die sich an Bord seines Schiffs begeben hatten, als er früher dort war, und zwar mit einer Miene der Wahrheit, daß wir Neulinge wirklich in Schrecken geriethen. Das gelbe Fieber, sagte er, brach unter der Mannschaft aus, und raffte seine Opfer so rasch dahin, daß starke und beherzte Männer, denen bei Tagesanbruch noch nichts fehlte, Abends als Leichname balagen, und dieser „gelbe Jack," fügte er zur besondern Erbauung von uns jungen Burschen bei, hatte es hauptsächlich auf die See-Cadetten abgesehen, welche, da sie eine zartere Erziehung genossen als die Matrosen, um so bälder eine Beute der verhängnißvollen Krankheit wurden. Auch erzählte er uns von einem Cadetten der so von Moskitos zerbissen wurde, daß man ihn aus Land ins Spital bringen mußte, wo er einige Tage lang in schwerem Todeskampfe lag, bis ihn endlich der Tod von seinen Leiden befreite.

Um diese Zeit etwa begann das unangenehmste Geschäft das ich während meiner Seefahrt zu thun hatte — nämlich das Betheeren des Takelwerks und das Ansetzen der Webeleinen. Jeder von uns mußte eine kleine Zinnkanne mit Pech und einen Bündel Werg an die Massspitze hinaufnehmen, und alle stehenden Taue bis aufs Verdeck herab betheeren. Zur Verrichtung dieses Geschäfts auf den Stagen wurde eine große Nervenkraft und eine flätige Hand erfordert, da wir das zu thun hatten was man „dieselben herabreiten" nennt, d. h. man zog ein Seil durch einen Block an der Massspitze und befestigte es um den Stag herum in einer laufenden Bogenlinie; in dieser Schlinge hatten wir zu sitzen und alles abwärts anzustreichen, wobei wir den auf Verdeck Befindlichen zuriefen, wenn wir herabgelassen werden wollten. Das schlimmste war daß wir ein Tau zu betheeren hatten das sich über unsern Köpfen befand, denn alle Augenblicke fiel uns ein Tropfen Theer ins Gesicht, und zuweilen in die Augen.

Eines Abends saßen wir insgesammt unten, als ein See-Cadett kam und die Nachricht brachte: es sey auf die Logtafel eingetragen daß Cap Comorin, der Berechnung nach, nur noch 48 Meilen entfernt sey. Dieß war eine freudige Botschaft für uns; der bloße Gedanke Land zu sehen, versetzte uns augenblicklich in die fröhlichste Stimmung, und wir sangen und tanzten, um unsern erregten Gefühlen Luft zu machen, und die Freude zu bezeugen welche wir empfanden. Nachdem wir drei Monate in See gewesen, ohne etwas anderes gesehen zu haben als Wasser und Himmel, und vielleicht einige Schiffe denen wir zufällig begegneten, so war unser Wunsch Land zu erblicken so groß daß er fast zur Raserei stieg. Als wir diese Nachricht erhielten, war es halb 8 Uhr, und da das Schiff die Wogen im Verhältniß von acht Meilen in der Stunde durchschnitt, so konnten wir mit Grund erwarten bis gegen Mitternacht Land zu sehen. Von 8 bis 12 Uhr hatte ich die Wache, bei deren Beendigung aber noch keine Zeichen von Land sichtbar waren. Ich hatte beabsichtigt die ganze Nacht oben zu bleiben, allein nachdem die erste Aufregung vorüber war, stand ich davon ab, gieng hinunter und bat einen meiner Cameraden, er möge mir sogleich rufen wenn man Land sehe; allein es gab keine Gelegenheit hiezu, denn kaum hatte ich meine Hängmatte bestiegen, so konnte ich aus dem Gesumm der Stimmen wir sagen daß etwas ungewöhnliches vorgekommen war. Ich gieng aufs Verdeck, und fand daß ein Licht in der Richtung des Landes all die Aufregung veranlaßt hatte. Man vermuthete es rühre von einem einheimischen Fischerboot her, und es hatte das Ansehen als ob es sich auf der Oberfläche des Wassers befinde. Andere ähnliche Lichter kamen bald zum Vorschein; allein hin und wieder nahm man eines höher oben wahr, und dann eines fast ganz am Himmel, weit höher als der Mast irgendeines Schiffs möglicherweise seyn konnte. Diese beiden letztern befanden sich auf dem hochgelegenen Land, das zu sehen wir erst bei Tagesanbruch im Stande seyn sollten. Endlich wurde allmählich deutlicher sichtbar was anfänglich das Aussehen eines gewaltigen dunklen aus dem Meer am Starbord-Bug sich erhebenden Ungethüms gehabt hatte, und das nach und nach längs der Starbordseite sich ausbreitete. Der Wind fiel nun, und verließ uns bald gänzlich; gleichzeitig aber verflog der Nebel, und wir konnten deutlich ein Canot oder ein Boot sehen das auf uns zufuhr, und dem in kurzem Zwischenraum ein anderes folgte. Sie erreichten uns etwa um 10 Uhr, brachten uns Obst zum Verkaufen, und gaben uns die angenehme Gewißheit daß wir endlich dem Land nahe seyen.

Die Chinesen und ihr Charakter.

(Schluß.)

Auffallend im Charakter der Chinesen ist die Apathie mit welcher er das größte Mißgeschick erträgt. Der größte

Glücks- und Standeswechsel macht auf ihn wenig oder gar keinen Eindruck. Ein Kuli der befördert wird, zeigt die Würde eines Mandarin, und ein entsetzter Beamter oder ein ruinirter Kaufmann, der früher üppig lebte, scheint wenig seinen Glückswechsel zu fühlen. Scarth bestätigt daß die Chinesen den Tod selbst gar nicht fürchten. Huc hatte früher schon interessante Data über diesen Punkt mitgetheilt. Man sieht bei Schanghai viele Särge auf offenem Felde stehen. Man behält die Leichen monatelang im Hause, bis man das Geld zu einem guten Sarge aufbringen kann oder einen glücklichen Tag zur Beerdigung trifft. In einer kleinen Hütte sah er einen Sarg ganz mit Spinngeweben überzogen. Er fragte den dabeistehenden Buben, für wen der bestimmt sey, und der erwiederte ohne weiters: für meine Großmutter da, und wies dabei auf diese hin, ohne daß er oder die Alte daran irgend einen Anstoß nahmen.

Während der Hungersnoth in Schanghai nach den Ereignissen 1848 und 49 war das arme Volk ins äußerste Elend gerathen. Täglich kamen große Schaaren Frauen aus den benachbarten Dörfern zur Stadt, aus den Suppenküchen, die errichtet waren, Nahrung zu holen. Sie bettelten den Tag über sich Billette dazu zusammen, und wenn sie mehr bekamen als sie brauchten, so verkauften sie den Ueberfluß, unbekümmert um den morgenden Tag. Es war eine böse Zeit, das Volk starb vor den Thüren der Missionäre. Eines Morgens giengen ein Paar alte Frauen die Straße hinab, eine wankte und fiel zu Boden, sie war todt. Ihre Genossin ließ sie liegen und gieng weiter. Ruhig und ernst erwarteten sie ihr Schicksal, ohne Klagen. Nirgends hörte man von Räubereien oder Unordnungen irgend einer Art; nur an einem Orte, wo die Abgaben während des Elends erhoben werden sollten, wurde dem Beamten das Haus unter seinen Augen niedergerissen. Die Fremden thaten viel die Noth zu lindern. Auch die vermöglichen Eingebornen unterschrieben reichlich bei der „Wohlthätigkeitsgesellschaft." Sie trugen viele Bündel mit Suppenzetteln am ihrem Gürtel und gaben sie den Armen hin. Freilich lautete eins nur auf eine Mahlzeit von dünnem Reis mit Wasser, und diente vielleicht nur um ihr Elend zu verlängern. Scarth konnte den Blick einer armen Wittwe mit einer Tochter nicht vergessen, der er ein ganzes Bündel zutwarf; es schien den Zauber ihrer Standhaftigkeit zu brechen, sie hatte sich vielleicht schon darauf gefaßt gemacht zu sterben!

Man hat sehr viel über den Kindermord in China geschrieben. Wir haben schon anderswo auf das Uebertriebene in den Schilderungen aufmerksam gemacht, die namentlich in den Annales de la propagation de la foi sich finden, und uns auf Huc (L'Empire Chinois T. II. p. 392—409) und Milne p. 38—73 berufen. Der Irrthum rührte zum Theil daher daß man todte Kinder, welche die Armen aus Mangel an Begräbnißplätzen zum Abholen zur Beerdigung aussetzen, für lebendig ausgesetzte genommen hatte. Wir freuen uns daß auch Hr. Scarth p. 102 es bestätigt daß der Kindermord in China sehr übertrieben geschildert worden sey. Kinder hätten in China immer einen Werth. Die Eltern können sie verkaufen oder in ein Findlingshospital thun, deren in jeder Stadt gewöhnlich eins sey. Während der Hungersnoth möchten allerdings viele aus Mangel an Nahrung umgekommen seyn. Er sah bei Schanghai einen über einen Brunnen errichteten 20' hohen Thurm voll Kinderleichen, in Matten oder alte Zeuge gehüllt. Er zweifelte aber nicht daß sie erst todt hinein gethan worden waren, um die Begräbnißkosten zu ersparen. Wer das Geschrei auf den Cantonflusse gehört habe, wenn ein Kind aus den Booten ins Wasser fällt, obwohl es als Lebenserhalter einen hohlen Kürbis um den Hals gebunden habe, oder am Boote angebunden sey, der werde nicht sagen können daß die Chinesen sich um die armen kleinen Wesen nicht kümmern.

1854 lag der Handel in Canton ganz danieder. Die Krämer saßen schlafrig hinter ihrem Ladentisch, und schienen mehr zufrieden wegen der Ruhe der sie genossen, als den Geschäftsverlust zu bedauern. Die Sache ist, ein Chinese braucht so außerordentlich wenig zum Leben daß schlechte Zeiten ihn wenig afficiren. Eines Tages brach in der Vorstadt von Canton ein großes Feuer aus; 400 Häuser brannten ab, die Feuerspritzen und die Mannschaft arbeiteten, doch nicht recht ernstlich zu Werke gehend. Die Straßen waren gesperrt und die Dächer mit Menschen, die zusahen, bedeckt. Aber obwohl man keine Feuerversicherungen kennt, that man doch wenig seine Habe zu retten. In mehreren nahen Buden wurde nicht einmal eingepackt. Die Feuerbrigaden in Canton sind bewundernswürdig organisirt, die dazu gehörigen Leute tragen eine eigene Uniform, sie arbeiten einmüthig und verstehen ihre Sache. Bei einem großen Feuer in Macao 1856, wo an 1000 Häuser abbrannten, konnte man die Verschiedenheit des Charakters der Europäer und Chinesen recht wahrnehmen. Während das Feuer wüthete und wenig Aussicht war ihre Habe zu retten, schafften die Chinesen weg was sie konnten und arbeiteten geschäftig. Man sah keinen sich die Haare zerraufen, keine Angst vor weiterem Unglück. Das Mißgeschick hatte sich ereignet und sie suchten es möglich gut zu machen. Die Portugiesen dagegen erschreckten sich mit allerlei Gerüchten von Mordbrennern, Angriffen von Seeräubern, riefen die Miliz auf, sperrten die Straßen, wodurch mehrere Chinesen umkamen, und als einige Passagiere landeten, schrien sie: „Seeräuber, Seeräuber," und die tapfere Miliz begrüßte sie mit einer Salve, glücklicherweise hatten sie nur Munition für einen Schuß.

Am besten zeigte sich dieser Charakter der Chinesen jüngst bei den vielen Hinrichtungen. Die Opfer wurden, an Händen und Füßen gebunden, in Körben herbeigebracht, und in das Blut ihrer frühern Mitleider gestürzt, in langen Reihen auf ihre Kniee geworfen, und in fünf Minuten sah man nach Unterdrückung des Aufstandes Hunderte von kopflosen Leichen in ihrem Blute sich wälzen, ohne daß man die Dulder murren oder ächzen gehört hätte, obwohl keiner geknebelt war. Nach der Unterdrückung des Aufstandes in der Provinz Canton hatten die Mandarinen an verschiedenen Stellen Pavillons, mit allen Mitteln zum Selbstmorde ausgerüstet, errichtet, und luden die am Aufstand theilgenommen hatten, ein, sich selbst

umzubringen; dann können ihre Freunde sie wenigstens bestatten, was sonst nicht erlaubt oder bei den vielen Hinrichtungen nicht möglich war. Es ist gewöhnlich daß unglückliche Beamte nach einer Niederlage, oft vor den Augen der Soldaten, sich umbringen. Die Engländer sanden Brunnen, worin sich ganze Familien ertränkt hatten.

Die Gefängnisse in China (p. 145) sind schrecklich. In Schanghai sah der Autor Gefangene wie wilde Thiere in die Käfige hineingezwängt, im Koth sich wälzen und um Nahrung betteln. Mitten im Winter waren Gefangene in Koppeln an einander gekettet, und oft sah man einen todt an seinem Cameraden hängen. Als einst eine Partie Seeräuber gefangen ward und es an Ketten fehlte, hatte man sie mit einem großen Nagel, der durch die Hand von einem jeden geschlagen und vernietet war, an einander gefesselt. In Canton verhungerten vier Mann im Halsholze (Cangue) auf offener Straße, obwohl Wächter dabei standen. Zur Erklärung müssen wir bemerken daß China gar keine Gefängnißstrafe kennt, sondern nur eine Untersuchungshaft, die ursprünglich kurz seyn soll, aber unter Umständen sich hinzieht; man ist also auf Gefängnisse gar nicht eingerichtet. Wingrove Cooke (China 1857—58) gibt über die Gefängnisse in Canton interessante Details. Hunderte von Gefangenen sterben jährlich in den Gefängnissen. 1829 verbrannten beim Brand eines Gefängnisses in Canton 21 Gefangene, und im Winter 1849 waren bei der Hungersnoth in Schanghai die Gefangenen auf so schmale Kost gesetzt daß sie auszubrechen drohten.

Auch die Torturen und Strafen sind empörend; am häufigsten unter den letzten ist die: einen mit dem Bambu inwendig auf die Schenkel zu schlagen und im Halsholze auszustellen. Das Volk ahmt die Grausamkeiten seiner Gewalthaber oft nach, und hängt einen Schuldner, um die Zahlung von ihm zu erzwingen, bei seiner großen Zehe auf. Scarth selber schnitt einmal einen armen Teufel ab, den man mit auf den Rücken gebundenen Händen an seinem Daumen aufgehängt hatte — bloß wegen Verdacht von Diebstahl!

Auch gegen untreue Weiber kann der Mann strenge verfahren. Der Missionär kannte einen der seine Frau getödtet hatte. Seine Frau war jung und hübsch. Der Lothario, den er in Verdacht hatte, war der Sohn seines intimsten Freundes. Der Ehemann that als ob er eine lange Reise antreten wollte, lud seine Freunde und darunter mehrere Verwandte der Verdächtigen zu einem Fest in einem nahen Theehause ein, und nachdem das Mahl beendet war, gieng er zu Schiffe, aber spät in der Nacht kehrte er, wohl bewaffnet, mit zwei vertrauten Dienern heim; seine zweite Frau, die Schwester des jungen Liebhabers, conspirirte mit diesem. Er fand seine Besorgnisse bestätigt, durchbohrte das Herz des Sohnes seines Freundes, und da er sein Weib selbst nicht erschlagen wollte, ließ er durch seine Diener sie tödten, schnitt dem schuldigen Paare die Köpfe ab und brachte sie selber dem Gericht und erzählte den Hergang. Eine außerordentliche Untersuchung wurde angestellt, die Wahrheit seiner Angabe zu erproben. Ein großer Zuber wurde herbeigeschafft, eine Menge Wasser und etwas Leim hinein gethan, die beiden Köpfe dann in den Zuber gestellt und das Wasser ordentlich umgerührt. Das Resultat war befriedigend. Die schuldigen Köpfe drehten sich um und sahen sich angeblich liebevoll an! Der unglückliche Ehemann konnte ruhig nach Hause gehen und erhielt vom Mandarinen noch 20,000 Kaich, weil er so wacker Justiz geübt habe. Er ist jetzt ein reicher Kaufmann in Canton! In Schanghai erinnern die ältern Residenten sich noch eines Mannes, der seine Frau ins Wasser zog und untertauchte bis sie todt war, ohne daß die umstehenden Chinesen dazwischen traten.

Was die Chinesen von den Europäern vor allem unterscheidet, sind ihre Ideen über Betrug und Ehrlichkeit. Sie betrügen ehrlich! Das scheint paradox, ist aber so. Einer, der den Monat nur 25 Dollars einnimmt, verdirgt sich nach sechs Jahren Dienst für einen armen Teufel von Verwandten für 10,000 Dollars. Dieß ist aber — müssen wir bemerken — wohl auch anderswo nicht anders. In Hamburg muß ein Fremder, der Bürger werden will, 2 Bürgen stellen daß der Betheiligte binnen 5 Jahren der Armenanstalt nicht zur Last falle. Da gibt es nun immer Leute, die ohne weiteres sich zu solchen Bürgschaften hergeben! Die Compradores in China, die alle Ankäufe besorgen und durch deren Hände große Summen gehen, sind nach Scarth (S. 109) durchaus ehrlich. Sie verpachten das Geld ohne daß ein Fremder dabei ist; man empfängt große Summen ungezählt, ohne daß an ihnen je etwas fehlt. Das Silberzeug steht vor allen Dienern auf dem Tisch, ohne daß etwas wegkommt; ein jeder Gast bringt doch seine Diener mit, aber auch von diesen ist nichts zu besorgen. Die Diener hasten dem Comprador und der dem Herrn. Selten findet einmal ein Einbruch von außen statt. In den letzten Jahren ist es in Schanghai und Fu-tschau, weniger in Canton, Brauch geworden große Summen Chinesen anzuvertrauen, um im Innern Ankäufe von Thee und Seide zu machen. Das Geld kommt monatelang außer den Augen; aber so ehrlich ist der Chinese daß kaum einmal einer damit durchgeht. Einem war einmal Geld in verschiedenen Münzsorten mitgegeben, wovon ein Theil dort seinen Curs hatte; er ließ den größten Theil zurück, gieng mit 8000 Dollars heim, wechselte es gegen gangbare Münzen um, und kehrte dann zu den Theeeinkäufern zurück. Selbst Opium geht so nach Su-tschau, und ein englisches Haus hat hier schon eine Art Agentschaft für den Verkauf von Manchesterwaaren gegründet. Von einem Schop von 5—600 Paketen Thee, die nach Canton verkauft werden, wird hier selten mehr als 1 Proc. untersucht. Der Thee geht nach England, und selten findet ein Betrug statt. Die Untersuchung des Thees ist auch nicht sehr streng; ebenso geht es mit den Seidewaaren, obwohl beim Thee der Betrug so leicht wäre und die Seide so werthvoll ist. Ganze Ladungen Geld sieht man durch eine Reihe Kulis in allen Städten China's sicher durch die Straßen tragen, und nicht ein Polizeimann ist zu sehen. Geld und Sachen von Werth werden in China auf eine Weise ausgesetzt, wie man in England sich nicht träumen lassen würde, obwohl die gleiche Kleidung und die engen, dicht bevölkerten Straßen dem Dieb das Ent-

kommen erleichtern. In Canton gibt es viele Taschendiebe, aber anderswo hörte Scarth nie davon.

Auch die vielen Pfandverleiher, deren es in China mehr gibt als in irgend einem andern Lande, zeigen das große Vertrauen welches die Chinesen einer auf den andern setzen. In den meisten großen Städten gibt es auch große Banken, wo man auf Deposita gegen Zinsen Anleihen macht. Geschäftsleute bekommen Geld in gewöhnlichen Zeiten zu ½ bis ¾ Proc. den Monat; während des Aufstandes in der Provinz Canton aber zogen die Reichen ihr Geld aus den Banken, setzten es in Gold um und vergruben es. Die Häuser wurden ausgeplündert, niedergebrannt, die Backsteinfurr aufgerissen, eine Menge Wasser über den Boden ausgegossen, wo dieser aber tief einsank die Erde aufgegraben, und die Plünderer hatten nicht umsonst da die Schätze vermuthet. Die Bankiers drücken dem Geld ihren Stempel auf, und das genügt. Bei Verkäufen an Chinesen wird selten ein schriftliches Document aufgesetzt; der Handel wird in das Buch des Fremden eingetragen, und das ist alles. Die Ablieferung der Waare mag einmal nicht erfolgen oder die Bezahlung später, Scarth entsinnt sich aber keines Falles wo wegen des Preises ein Streit entstanden wäre, selbst wenn der Marktpreis gefallen war. Bei Käufen ist es ebenso, nur müssen die kleinen Kaufleute in Schanghai mitunter einen Schop aufweisen, zu zeigen daß sie berechtigt sind das Product zu verkaufen. Opium wird im Werth von Millionen das Jahr über verkauft, gewöhnlich zwar nur gegen baares Geld, doch einzeln auch auf Credit, und wird dann immer bezahlt, obwohl die Consularbehörde keine Klage wegen Opiumverkäufen annehmen. Man sieht aus allem diesem daß der Chinese im allgemeinen keineswegs unehrlich genannt werden kann.

Vor allem nöthig sind nach Scarth (p. 126) gute Dolmetscher. Die Regierung sollte junge Leute, namentlich Officiere, ermuntern wenigstens etwas Chinesisch zu lernen; sonst kann eine große militärische Operation gegen China gar nicht ausgeführt werden. Als Canton genommen war, galt es für unklug es regieren zu wollen, und man mußte die chinesischen Beamten wieder einsetzen. Dadurch gieng aber die moralische Wirkung der Einnahme der Stadt fast ganz verloren. Plünderer durchzogen die Stadt nach allen Richtungen, und keiner konnte sagen wer der rechtmäßige Eigenthümer einer Sache sey. So wurden alle Verluste den Fremden zugeschrieben. In sechs Monaten könne ein junger Mann schon einiges Chinesisch lernen. Bei vielen Zügen gegen Seeräuber seyen viele Unschuldige getödtet worden, weil die Engländer, immer bereit zu fechten, nicht mit ihnen zu sprechen verstanden. Beschwerden abzuschneiden, brannten, mordeten und vernichteten sie, um ja keine Gefangenen heimzubringen. In Hongkong werden Piratenschiffe ausgerüstet und geraubtes Gut in den Straßen verkauft, was bei einer guten Classe von Dolmetschern längst gehindert wäre.

Seit mehreren Jahren werden viele Chinesen von Europäern auf Dampfschiffen als Heizer und stellvertretende Maschinenmeister zur allgemeinen Zufriedenheit verwandt. Ihre Nüchternheit und Sorgfalt ist exemplarisch. Als Piloten sind sie ausgezeichnet, lernen leicht die Seemannsausdrücke und führen ein Schiff prächtig. Als Ruderer kommt ihnen keiner gleich, als Schiffbauer wenige; unter fremder Aufsicht sind sie die besten Schiffszimmerleute, lernen leicht auch eiserne Dampfboote zusammensetzen. Sie werden gute Matrosen abgeben — ein Schiffscapitän hatte es schon mit Fu-kien-Leuten versucht — und unter guter Anführung werden sie auch zu guten Soldaten zu bilden seyn. Gut angeleitet geben sie in Hospitälern gute Assistenten, in Läden gute Commis, Mechaniker, Verwalter, Aufseher, Köche, Stallknechte ab. Einige protestantische Missionäre haben jüngst chinesische Werke in China über die Dampfmaschinen und andere wissenschaftliche Gegenstände vertheilt. Die Chinesen haben auch schon fremde Dampfer und Schiffe gekauft, sind aber meist unglücklich darin gewesen. Für hohe Preise haben sie von betrügerischen Europäern schlechte Waare bekommen. Sie brauchen aber nur ein Beispiel zu sehen und den Nutzen den es bringt, so wird es an Nachahmung nicht fehlen. Sie fangen schon an das Freunde besser zu würdigen und mit Energie sich darauf zu legen.

Die Tarantel.

(Aus La Science Pittoresque.)

Die Tarantel ist ein Thier vom Geschlecht der Lykosen (Luchsspinnen), der Classe der Arachniden, mit der unsere gemeine Spinne eine annähernde Aehnlichkeit hat. Sie lebt hauptsächlich in warmen Ländern, in Italien, der Provence; Latreille versichert: man treffe auch einige Arten in der Umgegend von Paris.

Dieses Thier ist in Italien sehr berühmt, und kommt besonders häufig bei der Stadt Tarent vor, welcher es seinen Namen verdankt. Sein Stich bringt, wie man von jeher wahrnahm, bei dem Menschen die ernstesten und eigenthümlichsten Wirkungen hervor, die von einigen Schriftstellern mit denen des Bisses der wüthenden Hunde verglichen worden sind; man legt dem Thiere daher zuweilen auch den Namen „wüthende Spinne“ bei. Das Aeußere der Tarantel hat indeß nichts was diesen schlimmen Ruf rechtfertigen könnte. Sie ist „haarig, größer als unsere gewöhnlichen Spinnen, ungefähr wie eine Eichel, und hat eine braune, an den Rändern aschgraue Farbe.“ Der obere Theil des Unterleibs ist von rothen, aus einer Reihe dreieckiger Flecken gebildeten Streifen durchfurcht.

Wie alle Thiere von der Classe der Arachniden ist auch die Tarantel fleischfressend, und lebt von kleinen Insecten. Sie sucht sich einen trockenen Boden aus um ein verticales Loch darein zu graben, das ungefähr einen Decimètre tief ist und einen Durchmesser von zwei Centimètres hat. Sodann spinnt sie ein lockeres Gewebe, womit sie die Wände ihres

Schlupfwinkels tapeziert, um sie festzumachen und sich gegen Einstürze und vielleicht gegen Minen zu schützen welche irgendein Feind anlegen könnte. Ist ihr Hinterhalt auf solche Weise hergerichtet, so hockt sie an die Oeffnung ihrer Wohnung, und stürzt sich von dort aus auf die in ihrem Bereich vorbeikommenden Insecten, schleppt sie in den Hintergrund ihrer Höhle, und verzehrt sie. Wenn ihr jede andre Beute abgeht, fällt sie andere Individuen ihrer eigenen Art an; hat sie keinen Hunger, so genügt schon die Nebenbuhlerschaft um sie gegen ihres Gleichen zu waffnen.

Wenn man zehn dieser Thiere zusammen einsperrt, so beginnt das Blutbad augenblicklich, und hört erst nach dem Tode der neun schwächsten auf. Der Kampf dauert ununterbrochen fort, ohne Waffenstillstand und unbarmherzig; der Sieger verzehrt die Besiegten.

Die Tarantel trägt ihre Eier überall bei sich, wie es auch die Sackspinne und eine Art Kröte thun welche den Namen „Geburtshelferskröte“ führt. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, werden sie nicht sogleich sich selbst überlassen. Aus einer Art mütterlichen Beharrlichkeitsinstincts, der sie höheren Thieren zur Seite stellt, fährt die Mutter fort ihre Jungen zu tragen. Sie klettern auf ihren Rücken, richten sich dort ein, und verbleiben daselbst bis ihre Kräfte ihnen gestatten selbständig zu leben. Eine Tarantel, die so ihre Familie und ihr Glück trägt, zeigt auf den ersten Blick ein bizarres und unförmliches Aussehen, das sie unkenntlich macht.

Beim Herannahen des Winters zieht sich die Tarantel in ihr Loch zurück, und verstopft dann den Eingang, um erst im Frühling wieder daraus hervorzugehen. Während dieser ganzen Winterszeit bleibt sie wahrscheinlich erstarrt, und nimmt keinerlei Art Nahrung zu sich. Baglivi (in der Abhandlung über die Tarantel in seinen Gesammtwerken, Lyon 1745. 4°.) hielt während der kalten Jahreszeit mehrere dieser Thiere in einem halb mit Erde gefüllten Vocal eingeschlossen, wo sie ein mehrmonatliches Fasten sehr leicht ertragen haben.

Um die Tarantel zu fangen verstecken sich die italienischen Bauern in der Nähe des Lochs welches sie bewohnt, und ahmen das Summen irgendeines Insects mittelst eines Strohhalms nach. Die Tarantel stürzt heraus um ihre Beute zu packen, und wird selbst vom Jäger gefangen genommen.

Bis hieher sehen wir in der Tarantel nur ein ziemlich hässliches Thier, ohne irgendein Brüderlichkeitsgefühl, übrigens ihre Brut liebend und nicht sehr verschieden von unserer gemeinen Spinne. Allein hiebei bleibt, wenn man einer großen Anzahl Schriftsteller Glauben beimessen darf, die Geschichte ihrer Uebelthaten nicht stehen. Nach der, im verflossenen Jahrhundert für sehr zuverlässig gehaltenen, Ansicht dieser Schriftsteller ist der Stich dieser Arachnide gefährlich, jedoch nur in einem Lande, in Apulien und dem Flachland von Neapel, und während einer einzigen Jahreszeit, im Sommer. In den übrigen Jahreszeiten und in den kalten Ländern ist der Stich der Tarantel ohne Wirkung. Baglivi zufolge, der sich viel mit dieser Frage beschäftigt hat, sticht die Tarantel den Menschen nur dann wenn dieser schläft, oder unvorsichtig ist. Der Verwundete empfindet einen dem Stich einer Biene oder Aneise vergleichbaren Schmerz. Die Wunde wird braun, livid; das Glied schwillt beträchtlich an. Binnen wenigen Stunden überfallen ihn äußerste Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, das Athmen wird beschwerlich, die Stimme kläglich, die Augen verstört. Ueber den Sitz seines Schmerzes befragt, antwortet der Kranke nichts, oder zeigt auf die Herzgegend, als den schmerzhaftesten Theil seines Körpers. Wenn man kein Heilmittel anwendet, tritt ein Zustand tiefer Schwermuth ein, und hält unendlich lange an. Er kann zu Handlungen des ausgesprochensten Wahnsinns führen. Viele Kranke gehen gern auf Kirchhöfe, legen sich auf die Gräber nieder, oder tödten sich selbst, indem sie sich in Brunnen stürzen. Andremale nimmt die Krankheit eine ganz verschiedene Gestalt an, und man sieht die sonst anständigsten und bescheidensten Leute allen Rücksicht verlieren, und sich Ungereimtheiten überlassen: sie seufzen, heulen ohne Beweggrund, machen unziemliche Gebärden, wälzen sich wie Schweine mit unsäglichem Vergnügen im Schmutz, oder nehmen mit Wollust Fleischenhiebe über den ganzen Körper entgegen, und äußern entweder Geschmack oder Abneigung für gewisse Farben.

Der Stich der Tarantel hätte daher die verschiedensten Wirkungen, und Baglivi, den wir die meisten der vorstehenden Bemerkungen entlehnen, könnte uns noch viele andere liefern. Ihm zufolge gibt es gegen so viele Uebel nur ein Heilmittel, die Musik. Läge auch der Kranke bald todt, kalt und fast unbeweglich da, so wird man ihn doch, wenn kaum die Accorde einer Tanzmusik sich hören lassen, nacheinander die Füße, die Hände, alle Glieder rühren sehen. Sobald die Melodie lebhafter, die Töne schriller und der Tact rascher wird, springt der Kranke auf seine Füße, fängt zu tanzen an, stößt Seufzer aus, und macht außerordentliche Gesichtsverzerrungen. Er setzt diese gewaltsame Uebung lange, oft drei oder vier Stunden, fort. Dann ruht er einen Augenblick aus um neue Kräfte zu sammeln, nimmt, nachdem dieß geschehen, feine Sprünge und Tänze wieder auf, und gibt sich so täglich zwölf Stunden diesen Bewegungen hin. Sonderbar ist dabei daß der Kranke, weit entfernt in Folge dieser Tänze über die geringste Ermüdung zu klagen, dabei immer beweglicher und munterer wird. Die Krankheit verschwindet nach bald kürzerer, bald längerer Dauer dieser Behandlung.

Alljährlich um die Zeit in welcher der Stich erfolgte, zeigen sich die Symptome des Unfalls wieder, und man muß die gleichen Mittel zur Heilung desselben anwenden. Baglivi bemerkt daß die Frauen dem Tarantismus (so nennt man die von dem Stich der Tarantel herrührende Krankheit) weit mehr unterworfen sind als die Männer. Ihm zufolge greifen leidenschaftlich für den Tanz eingenommene Personen dieses Geschlechts häufig zu diesem Mittel, um sich, unter dem Vorwand ärztlicher Behandlung, ihrer Lieblingszerstreuung zu überlassen, die man ihnen sonst jedenfalls verweigert haben würde. „Allein man darf,“ beeilt er sich hinzuzusetzen, „nicht glauben daß die andern Kranken ebenfalls Betrüger sind; ich habe sehr rechtschaffene und aufgeklärte, aber im Punkte des Tarantismus ungläubige Leute gekannt: sie machten die Probe sich dem Stich der Tarantel zu unter-

werfen, und geriethen in Gefahr ihres Lebens, das sie, nach ihrem eigenen Geständniß, ohne die Hülfe der Musik verloren haben würden."

Dieß ist die Schilderung des Tarantismus nach dem Zeugniß der Schriftsteller aus der Zeit in welcher diese Krankheit herrschte, d. h. aus dem 15ten, dem 16ten und dem 17ten Jahrhundert. Heutzutage existirt die Krankheit nicht mehr; auch haben die meisten der neueren Schriftsteller diese Kranken als Betrüger betrachtet, und die Aerzte, von denen sie beobachtet wurden, als Gespotte.

Man hat anfänglich die giftige Eigenschaft des Stichs bestritten, und es ist wirklich erwiesen worden daß dieser Zufall nur eine Geschwulst verursacht, welche sich von selbst wieder legt wenn man sie nicht durch eigene Schuld erschwert. Was den Tarantismus selbst betrifft, so sagt Abbé Nollet: er habe sich überzeugt daß er in Italien zu den fabelhaften Dingen gehöre; daß sogar in Apulien die verständigen Leute nicht daran glauben, und daß er ein von Landstreichern angewendetes Verfahren sey um durch Ausbeutung der öffentlichen Neugier sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Hr. Dumeril bestätigt ebenfalls daß der Tarantismus nur eine Fabel ist, und bemerkt daß man ihn seit Baglivi nicht mehr beobachtet habe. Endlich sagt Hr. Mérat daß es in Neapel einen Nationaltanz gebe den man die *Tarantella* nenne; er vermuthet daß die beiden Wörter Tarantismus und Tarantella von einigen Schriftstellern verwechselt worden sind, und daß letzteres Veranlassung gegeben habe das andere mit der darauf sich beziehenden Geschichte zu schaffen.

Allein es scheint uns, trotz so vieler gegentheiligen Autoritäten, sehr schwer anzunehmen daß die ausgezeichneten Schriftsteller welche mit einer so vollkommenen Einstimmigkeit über den Tarantismus gesprochen haben, sich insgesammt so grob getäuscht hätten. Es ist nicht möglich daß die Krankheit nur in ihrer Einbildungskraft bestehe, noch daß dieselben von Tausenden von Betrügern getäuscht worden seyen. Daß ein Betrüger ein oder zweimal den umsichtigsten Mann hintergehen kann, wollen wir sehr gern zugeben, allein daß dieß sich alle Tage wiederhole, läßt sich nicht annehmen. Selbst wenn man einen Augenblick zugibt der Tarantismus sey stets erheuchelt gewesen, so muß man nicht weniger zugestehen daß diese Thatsache einer so allgemeinen Erheuchelungsmanie für sich allein schon eine wahrhafte *epidemische Krankheit* bilde.

Dieß ist in der That, wie wir überzeugt sind, die Ansicht welche man sich von dem durch Baglivi geschilderten Tarantismus machen muß, und wir können unsere Behauptung glücklicherweise durch die Autorität der HH. Littré und Robin unterstützen. Der Tarantismus muß auf gleiche Linie gestellt werden mit den andern großen epidemischen Nervenkrankheiten welche in Europa geherrscht haben, so z. B. mit der Epidemie der Flagellanten oder Geißler, der Verzückten vom heiligen Medardus und vieler andern. Man kann diese Epidemie auch einer endemischen Krankheit in der Provinz Tigre, in Abyssinien, der sogenannten *tigretischen*, an die Seite stellen. Sie ist ungefähr dasselbe was der oben geschilderte Tarantismus ist, und wird auf die gleiche Weise, nämlich durch Musik und Tanz, geheilt; allein sie entsteht von freien Stücken, ohne daß irgendeinem Insect die Schuld sie hervorgebracht zu haben beigemessen wird. Sagen wir daher daß nach den alten Schriftstellern der Tarantismus auch aus der Nachahmung habe entstehen können, indem der Anblick der Kranken ihn bei andern Personen entwickelte. Der Stich der Tarantel war hier für das Uebel nur eine Gelegenheit zum Ausbruch, und konnte die Wirkungen des Tarantismus nur bei einem durch Aberglauben und Schrecken schon dazu geneigten Gehirn hervorbringen.

Capitän Burtons Entdeckungsreise in das Innere Ostafrika's (1857—1859).

1. Erforschung des Tanganyika-Sees und Heimkehr.

Die Landschaft Udschidschi gehorchte damals einem Mwami oder Oberhäuptling Rufumba, und vor Ankunft der Expedition stand der „Hauptplatz" Kawele unter dem Ortshäuptling Kabeza, einem Gönner der Araber, nach dessen Tode aber für den minderjährigen Nachfolger die „Regentschaft" einem Sklaven Kamnena zufiel, der sich den Wittwen des Dahingeschiedenen sehr unentbehrlich zu machen wußte, und von dessen Habgier man viel zu leiden hatte. Unglücklicherweise hatte sich Burton nicht für einen Kaufmann, sondern für einen Reisenden ausgegeben, eine Eigenschaft welche den Verdacht der Eingebornen erregte, so daß sie anfangs Lust bezeigten „Leute die vom Nichtsthun lebten," wieder gehen zu heißen, jedenfalls aber ihnen den Aufenthalt so kostspielig als möglich zu machen. Uebrigens war mit dem Volk nicht zu spaßen, denn kurz nachher wurden einer arabischen Karawane zwei Personen von den Wadschidschi getödtet. Anfangs verschlimmerte sich, vielleicht in Folge der fetten Fischkost, die Krankheit der Reisenden, insofern sich ihre Erblindung in den ersten 14 Tagen steigerte. Speke allein war im Stand mit etlichen Eingebornen über den See zu kreuzen um dort einen arabischen Kaufmann Hamid ben Sulayyam aufzusuchen und dessen großes Fahrzeug für eine Beschiffung des Sees zu miethen. Seine Erlebnisse und das Fehlschlagen der Unternehmung hat Speke uns bereits früher geschildert.[1] Zwischen den beiden Gefährten scheint übrigens jetzt große Zwietracht zu herrschen, Burton wenigstens kritisirt die Schriften seines Begleiters mit scharfen und bittern Worten, und warnt uns vor seiner Karte des Tanganyika-Sees, wo er im Norden mit vielem Detail ein stattliches Gebirge gezeichnet und Mondgebirge benannt habe, während man doch nur eine geringe und matte Bergstufe in der Ferne sah. Burton war während der 27tägigen Abwesenheit noch immer Patient. Da es an Fleisch und Wildpret fehlte, so bestand die tägliche Nahrung abwechselnd

[1] S. Ausland 1859. S. 961.

aus Fisch, Hühnern und einer reichen Auswahl von Gemüsen. Abends genoß der Entdecker den Anblick auf den herrlichen See. „Oft wurde ich, bemerkt er, an die lieblichsten Uferstellen des Mittelmeeres erinnert; es war der nämliche lachende Wellenschlag, dieselben klaren Flächen dunkelblauen Wassers, welches seine Farbe von den gegenüber liegenden Ufern entlehnte; derselbe jugendliche Rosenhauch auf den Wangen des frühen Abends, die nämlichen prächtigen Sonnenuntergänge, mit ihren purpurnen und goldenen Strahlenlichtern, welche die Pforten einer andern Welt jenseits des Himmels aufzusprengen schienen; dieselbe so rasch vergängliche Anmuth und Lieblichkeit des Zwielichts, und wenn Nacht die Erde bedeckte, dieselbe kühle Fluth der durchsichtigen Mondstrahlen, die sich über buschige Höhen ergossen und ihre Seiten in die Helle des jungen Schnees badeten."

Endlich kam man mit Kanneena über den Miethpreis von Booten zu einer Fahrt nach dem Nordende des Sees ins Reine. Von zwei Seiten her war man nämlich versichert worden, der Tanganyika entleere sich dort durch einen Ausfluß gen Norden, welcher Umstand für die Kenntniß der Hydrographie Innerafrika's von dem höchsten Werth gewesen wäre. Die Fahrzeuge des Sees sind Baumstämme die mit der Axt ausgehöhlt werden, weil man noch nicht auf den Gedanken gekommen ist das Feuer diese Arbeit verrichten zu zu lassen. Es sind übrigens höchst mangelhafte und gefährliche Verkehrswerkzeuge, weil sie schlecht oder gar nicht verklebt, beständig das Ausschöpfen des eingedrungenen Wassers erfordern. Die Neger verstehen sich auch nicht auf die Führung der Fiehrnder, sondern bedienen sich mit Vergeudung menschlicher Kräfte nur der Stechruder. Aus Furcht vor rauhem Wetter halten sich diese Fahrzeuge auch stets in der Nähe des Ufers, und das Kreuzen des Sees gilt als ein großes nautisches Wagniß. Am 12 April wurde die Reise angetreten, und am nächsten Tag erreichte man, immer am Ostufer des Sees, die Gränze von Udschidschi und die nördlichere Landschaft Urundi. Am 18 April befand man sich am Ostufer auf gleicher Höhe wie die Ubwari-Insel, eine Erdzunge, die sich dem jenseitigen westlichen See-Ufer entlang zieht, und zu der man hinübersetzen sollte. Der Himmel war aber voll Wetterwolken, so daß man aus Vorsicht die Ueberfahrt erst den 19ten antrat. Acht Stunden Ruderarbeit brachten die Fahrzeuge an das östliche Ufer der Insel, und dort machten sie an einer Stelle Halt, wo die Wabvaari oder Eingebornen ihre Kähne auf den Sand gezogen hatten und mit den Ankömmlingen sogleich einen Handel mit Sklaven, Elfenbein, Ziegen und andern Mundvorräthen gegen Negerschmuck, Zeuge und Salz eröffneten. Am 23 April gieng man, nachdem man die Nordspitze der Insel erreicht hatte, vollends ganz nach dem noch 15 engl. Meilen entfernten westlichen See-Ufer hinüber. Der nächste Haltepla̧tz war Murivounba, gefürchtet durch seine Fieberluft, seine Moskitos, seine Krokodile und die Wabembe, oder die menschenfresserischen Eingebornen. Diese hungerigen Geschöpfe sollen das rohe Menschenfleisch dem gebratenen vorziehen, ihre Gewohnheit entspringt aber nicht aus unbändiger Wildheit, sondern aus dem Umstand daß sie überhaupt alles essen was andere gern unberührt lassen, nämlich auch Aas und Gewürm. Als die armen Teufel schwarz, trüppelhaft und furchtsam am Ufer sich zeigten, schienen sie den Todten weit gefährlicher als den Lebendigen. Es war daher ganz überflüssig daß einer der Beludschen zur Warnung eine Ladung Hühnerschrote gegen ihr Dorf abbrannte, denn man hatte während der Nacht von nichts zu leiden als von Regen. Am 24 April wurde die südliche Gränze der Landschaft Uwira erreicht. Die Bewohner des Dorfes Mamuletua räumten den Schiffsfahrern ein Haus, dessen Flur hart wie Eisen gestampft war und welches den Europäern wie ein Palast erschien; auch wurde man reichlich mit Lebensmitteln versehen und ein lebhafter Handel entspann sich, wie denn die Bewohner Uwira's die höchste Gesittung unter den Völkern am See zu besitzen scheinen. Der Hauptmarkt von Uwira wurde aber erst nach zwei andern Fahrtagen erreicht, und von dort aus brach man am 27 April nach dem Nordende des Sees, nach der letzten Handelsstation der Wawira auf, über welchen Punkt hinaus noch kein Wadschidschi vorgedrungen war. Der Tanganyika-See hatte sich hier bis zu einer Breite von $1\frac{1}{4}$—$1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen verengert, und gegenüber auf der Ostseite zogen die Berge von Urundi hin, um sich gen Norden zu verlieren. Die Wawira, welche man nach dem Fluß ausforschte durch den sich der See entleeren sollte, erklärten zum großen Verdruß unserer Entdecker, daß der Rusizi, dieser vielgesuchte Fluß, nicht aus, sondern in den See strömte, was ihm natürlich jedes höhere geographische Interesse entzog. Aber auch von dieser negativen Thatsache sollte sich der Entdecker nicht mit eigenen Augen überzeugen, denn die Beludschen und arabischen Begleiter erklärten, nicht um das Zehnfache der Belohnung die er versprach zu Land mit ihm ziehen zu wollen, und Kanneena wollte nichts hören daß er zu Wasser die Reisenden dahin brächte, so groß war sein Entsetzen vor dem Unbekannten. So mußte man denn unverrichteter Dinge wieder von Uwira abziehen. Diese Landschaft wird oft wegen ihrer wohlfeilen Märkte aufgesucht, denn ein Kaufmann darf darauf rechnen daß er für 1000 Dollars Tauschgüter dort 100 Faraslah (3500 Pfd.) Elfenbein (also circa 45 fr. das Pfund) einhandeln kann, so daß der Gewinn ein unerhörter wäre, wenn ihn nicht die Gefahr und die Kosten des Transports beträchtlich schmälerten. Das Hauptgewerbe der Wawira besteht aber in der Erzeugung von Eisengeräthen, wozu das Erz aus den Strichen westlich vom See gebracht wird. Spaten, Aexte und Dolche sind in Uwira noch einmal so wohlfeil wie in Udschidschi, außerdem aber verfertigt man auch saubere Körbe und nette Schalen aus hellem oder dunklem weichen Holz.

Die Rückfahrt wurde durch die Sehnsucht der Afrikaner nach der Heimath beschleunigt. Diese Begierde war sogar stärker als die Furcht vor dem See, so daß die Ueberfahrt von der Insel Ubwari nach dem Ostufer des Tanganyika am 10 Mai angetreten wurde, obgleich alle Anzeichen eines Sturmes vorhanden waren und unsere Entdecker lieber gewartet hätten. Am Abend stieß man ab, aber noch hatte man nicht völlig die Mitte des Sees erreicht, als ein Gewitter über dem

Wasser sich zu entladen begann. Die Wogen schwollen, der Regen fiel erst in warnenden Tropfen, dann in Strömen, und hätte sich der Wind in gleichem Tempo erhoben, die Nußschalen wären nie entronnen. Die Mannschaft, obgleich geblendet durch die Regenschauer, hielt sich aber heldenhaft in der Gefahr, nur daß dann und wann ein Seufzer, und „O mein Weib!“ gehört wurde, der deutlich offenbarte was innerlich vorgieng. Noch in der Nacht wurde das jenseitige Ufer erreicht; aber erst um 7 Uhr Morgens fand sich eine passende Stelle zum Landen an dem Ufer von Urundi. Kaum hatte Burton unter dem Zelte ein paar Stunden geruht, als Mabruki, einer der Beludschen, haßig eintrat, ihm seinen Degen in die Hand drückte und zu eilen hieß. Als Burton hinaustrat, sah er daß seine Wadschidschi sich eiligst einschiffen, während andere einen tödlich Verwundeten an Bord trugen. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Wadschidschi, selg nur auf Rettung des eigenen Lebens bedacht, hätten jeden zu spät Kommenden zurückgelassen. Als man zu Schiff war und sich kein Feind zeigen wollte, überredete Kannena seine Leute abermals zu landen, um Genugthuung von den Warundi zu fordern. Einer der Eingebornen hatte nämlich in der Betrunkenheit einen Knüttel ergriffen und rechts und links Schläge ausgetheilt. Die Reihe war dann zufällig auch an den Beludschen Bombay gekommen, der sogleich seine Cameraden zu Hülfe gerufen hatte. Auf diesen Ruf ergriff Valentine, einer der Halbportugiesen aus Goa, Burtons Drehpistole, schoß in das Handgemenge, streckte aber nur einen der Wadschidschi nieder, worauf beide Parteien eilig den Rückzug antraten. Glücklicherweise war der Getroffene nur ein Sklave, denn außerdem würde die Lage der Entdecker höchst mißlich geworden seyn. Der schlaue Kannena erpreßte nun zuerst von dem Warundi-Sultan Kanoni als Blutsühne einen Hammel und ein Sklavenmädchen, von Burton auf der andern Seite aber als „Krankenalimentation“ für den Verwundeten 40 Tücher, obgleich ein völlig gesunder Sklave nur 12 Tücher auf dem Markte werth war, so daß Valentine's Bravourstück Burton auf 48 Dollar Waaren zu stehen kam, die dort einen Werth besaßen wie 100 Pfd. St. in England. Die See-Reise, die am 10 April begonnen hatte, schloß endlich am 13 Mai, so daß man 15 Tage für die Hinfahrt, neun für den Aufenthalt in Uwira und neun zur Rückkehr verwendet hatte. Merkwürdig genug hatte trotz aller Mühseligkeiten und Beschwerden sich die Gesundheit der beiden Officiere gebessert, nur Speke, von seiner Blindheit ziemlich geheilt, hatte jetzt mit Taubheit zu kämpfen, die er sich durch einen Federmesserstich ins Ohr zugezogen hatte. Burton fühlte sich selbst erstarkt, und obgleich seine Füße noch etwas geschwollen waren, konnte er die Hand doch wieder gebrauchen, um etliche Minuten zu schreiben oder zu zeichnen. Am Tage nach der Rückkehr (14 Mai) hatte auch der Monsun aufgehört, die Morgen waren kühl und schön, die Sonne schien warm, und die Nächte waren köstlich und erquickend, dafür aber verlor der wellende und vertrocknende Pflanzenwuchs mehr und mehr seine Reize. Merkwürdig, wenn auch nicht schwer begreiflich, ist es übrigens, wenn uns Burton versichert daß ihm die tropische Vegetationspracht durch die beständige Wiederholung ihrer Herrlichkeiten zuletzt eine große Sehnsucht, eine Art Heimweh nach der Einfachheit der Wüste erweckt hätte.

Hinter dem Reichthum, sagt das arabische Sprüchwort, lauert ein Teufel, hinter der Armuth aber viele. In Afrika, wo man buchstäblich von seinem Reisegepäck zehren muß, wird die Lage des Fremdlings, der wenig hat, mitten unter ungastlichen Bevölkerungen, eine trostlose, denn wie ein anderes arabisches Sprüchwort sagt: Erbarm' sich Gott dessen der von einem Bettler betteln soll. Die Reisecasse der Entdecker, aus der man 75 Mäuler ernähren sollte, war zuletzt auf zehn Ballen Zeug und zehn Päckchen Perlen zusammengeschrumpft. Zwar gieng das Gerücht daß eine arabische Karawane in den nächsten Tagen am See eintreffen sollte, aber man hatte nicht Muth genug dieser allzu günstigen Botschaft zu trauen. Als daher am 22 Mai Flintenschüsse die Ankunft der Karawane ankündigten, war die Freude doppelt groß. Nicht nur kamen etliche in Kazeh zurückgelassene Beludschen und Miethsklaven im Gefolge, sondern man empfieng auch für 400 Dollars in Waaren. Letztere bestanden freilich größtentheils in wenig gangbaren Artikeln, doch reichten sie aus für die Unkosten der Rückreise bis Unyanyembe. Mit ihnen erhielten die Entdecker nach eilf Monaten auch die ersten Briefe und Zeitungen, letztere freilich mit den Schreckensbotschaften über den indischen Aufstand, welche die beiden Officiere im Dienste der Bombay-Armee aufs höchste beunruhigen mußten.

Der Tanganyika-See, den man jetzt zu verlassen sich anschickte, hat seinen Namen von dem Worte ku tanganyika, was vereinigen bedeutet, Tanganyika soll also eine Vereinigung (von Wasser) heißen. Die Araber nennen das Becken entweder Bahari, d. h. See oder Jiwa, d. h. Weiher von Ubschidschi. Der See liegt von Nord nach Süd gerechnet fast genau in der Mitte des Festlandes und am westlichen Rande des östlichen Drittels seiner Breite. Burton hält den See für eine vulcanische Einsenkung des Landes, denn so weit das Auge zu urtheilen vermochte, liegt das Wasser eingebettet zwischen Tafelländern von 2—3000 Fuß Erhebung über den Wasserspiegel. Die große Achse des Sees liegt im Sinne der Meridiane, und da Burton von Ubschidschi bis Uwira oder zum Nordende 100, von Ubschidschi bis zum Marungu-Fluß oder Südende des Sees nach den Ausfagen der Araber und Eingebornen 150 geogr. Meilen rechnet, so besitzt der See eine Gesammtlängenausdehnung von 250 engl. geogr. oder 62 deutschen Meilen, oder eine gleiche wie der Rauin zwischen Magdeburg und München. Bei Ubschidschi scheint der See 30—35 Meilen breit, alleiu im Durchschnitt darf man nur 20 geogr. oder 5 deutsche Meilen, oder die doppelte Breite des Bodensees rechnen. Der Wasserspiegel besaß nach den thermometrischen Schätzungen 1850' absolute Erhebung, also 2000 weniger als das Tafelland Unyamwezi's und als der nördliche große Nyanza-See. Das Wasser selbst erscheint dem Reisenden, der lange die bittern, erdigen und oft salzen Brunnenwasser unterwegs getrunken hatte, köstlich süß. Die Eingebornen ziehen indeß die Uferquellen vor, weil sie be-

haupten das Seewasser lösche den Durst nicht. Das letztere besitzt eine auffallende Kraft Leder und Metall zum Rosten zu bringen. Die Farbe des Sees ist bald ein mattes Seegrün, bald ein Milchblau. Sondirungen konnten nicht vorgenommen werden, doch schenkte man den Aussagen der Araber Glauben, daß nämlich auf kurzen Strecken vom Ufer rande mit etlichen Faden schon kein Grund mehr gefunden werde; es hat auch allen Anschein als ob sich der Spalt jäh und zu großen Tiefen senke. Einen Ausfluß des Sees vermuthet Burton nicht, sondern er glaubt daß die Verdampfung das jährlich zuströmende Wasser aus dem See hebe. Freilich läßt sich dann schwer erklären daß das Wasser des Sees, dem seine Zuflüsse alljährlich so viele Salzbestandtheile zuführen, die natürlich nicht mit verdampfen, sich noch immer süß erhalten konnte.

Was die Stämme am See betrifft, so unterscheiden sich die Warunda oder die Einwohner von Urundi der nördlichen Gränzlandschaft Ubschischi's durch eine streng monarchische Verfassung, indem die Watware oder Ortshäuptlinge dem Souverän oder Mwane regelmäßig Tribut abliefern. Dieser Stamm scheint wegen seiner hellen, dunkelgelben Hautfarbe aus einem hochgelegenen kälteren Lande abzustammen, auch sind die Leute ein kräftiger, gutgewachsener, männlicher und streitbarer Schlag. Im Lande der Waguhha, welche die Inseln am Westufer des Sees bewohnen, liegt ein anderer See oder ein großes Wasser, Mitiwiza genannt, dessen Anwohner also Mamikiwiza heißen. Durch ihr Gebiet führt die Straße nach Uruuwa, jetzt der äußerste westliche Punkt den die Araber erreicht haben. Der Weg dahin wird auf 9 große oder 16 kleine Märsche berechnet, und der Sultan des Landes, der mit Elfenbein handelt, ist den Arabern sehr günstig. Dort konnten sie auch Nachrichten einziehen über das benachbarte Usenda oder Lucenda, die große Residenz des Kazembe oder Vicekönigs des noch größern Muata ya Nwo, des Beherrschers von Uroupua, welche 1798—99 von Dr. Lacerda und später von dem Major Monteiro [1] 1831 bis 1832 besucht wurde. Der Kazembe, welcher die letzte portugiesische Expedition so schmählich behandelte und quälte, soll 1837 gestorben und ein Sohn ihm gefolgt seyn, der das Geschäft des Vaters würdevoll fortsetzt.

Am 26 Mai trat man in Begleitung Said ben Medschids, des Arabers welcher die letzte Karawane nach dem See geführt hatte, den Rückweg an, der ohne sonderliche Erlebnisse ausgeführt wurde. Nur die Araber und Beludschen hatten ihre Noth, denn ihre sämmtliche Reise-Ersparnisse hatten sie in Sklaven angelegt, deren Entweichen sie befürchten mußten, so lange sie den Malagarazi nicht im Rücken hatten. Trotz aller Vorsicht verloren diese Speculanten mehr oder weniger von ihrem zweifeinigen Eigenthum. So schnitt z. B. der Kirangozi oder Mwamwezi-Führer, welcher ein Sklavenmädchen mit sich schleppte, die sich die Füße wund gegangen hatte, da ihr Fall hoffnungslos war, ihr den Kopf ab, damit nicht etwa ein anderer von seinem Verlust Nutzen ziehe. Bei der Fähre über den Malagarazi wurden die Reisenden von den Fährleuten wieder erbärmlich gebrandschatzt und geprellt. Sieben Stunden erforderte die Ueberfahrt, aber auch diesmal wurde Mann und Gut ohne die mindeste Beschädigung jenseits gelandet. Msene wurde diesmal nicht berührt, sondern auf einem kürzeren Wege Kazeh am 20 Juni erreicht, so daß man den Rückweg in 26 Tagen und 22 Märschen zurückgelegt hatte. Da gerade die schlimmste Jahreszeit eingetreten war, wo kalte Ostwinde den feuchten Boden austrocknen, so verschlimmerte sich die Gesundheit der Entdecker abermals. Speke wurde wieder so taub und blind daß er weder lesen noch schreiben, noch beobachten konnte. Der gesammte Portugiese Valentine wurde vom Fieber bis zur Bewußtlosigkeit darniedergestreckt, und alles Chinin schien wirkungslos zu bleiben. Da verordnete ihm Burton die ihm von Hammerton in Sansibar empfohlene Tinctura Warburgii mit einem Erfolge, der an ein Wunder gränzte. Die Anfälle kehrten nicht wieder, die Erbrechungen verschwanden augenblicklich, die todtengleiche Erstarrung gieng in einen Kinderschlaf über, und statt des zehrenden Durstes stellte sich eine gesunde Verdauung ein. Burton findet nicht Dankesworte genug für die unschätzbare Erfindung des Dr. Warburg, auf die also dringend aufmerksam gemacht werden muß. Burton erholte sich rasch wieder, denn bei ihm wirkte auch mit daß er jetzt, der Besorgnisse über das Gelingen der Entdeckung ledig, auf sein großes Ergebniß freudig zurücksah. Es war also nicht körperliche Schwäche, wie Speke behauptet hat, und wogegen Burton zornig protestirt, die diesen abhielt an der andern Entdeckung des Nyanza-Sees theilzunehmen, sondern er hielt das Ziel selbst wohl nicht so entdeckungswürdig und Speke ausreichend für diese Aufgabe, die sich ja so leicht ausführen ließ, während Burton die Zwischenzeit zu gründlicheren Studien des Innern benutzte.

Was das Mondgebirge betrifft, so klingen Burtons Angaben ganz anders als Speke's confuse Schilderung. Nach dem ersteren darf man sich keine Kette wie den Himalaya oder Kaukasus denken, sondern eine Linie einzelner vulcanischer Gipfel, die hart am indischen Ocean in dem 3—4000' hohen Hochlande Usumbara beginnt, zu welcher dann der Kilimandscharo, der Doengo-Engai und der Endia Siriani gehören, und die sich gegen Westen bis zum Victoria-Nyanza See erstreckt, welcher sie selbst unterbricht.

Der entfernteste Punkt, westlich vom Nyanza-See gelegen, den die Araber bisher erreicht haben, ist Kibuga, die Hauptstadt des Reiches Uganda. Um dorthin zu gelangen, kreuzt man den Kitangure-Fluß, der nach Norden strömt und sich am Westufer des großen Nyanza-Sees ergießt, unter 1° 14' südl. Br. und erreicht von dort in 15 Märschen, beschwerlich durch das Ueberschreiten von vielen (angeblich 100) Gewässern, Kibuga, welches also unter 0° 10' südl. Br., und den bisher bekannten äußersten Punkten am Nil sehr nahe (62 deutsche Meilen) liegen muß. Nördlich von diesem Punkt aber ist den Arabern alles nur terra incognita, denn obgleich von Kazeh aus schon sechs Karawanen dorthin gegangen sind, konnte keine doch weiter dringen als Kibuga. Auf dem Weg dorthin kommt man durch Kittara, wo fast jedes Haus mit

[1] S. Ausland 1858. S. 259.

einer Kaffeepflanzung umgeben ist. Der Strauch erreicht bis zu fünf Fuß Höhe und wird aus dem Samen gezogen. Er gibt im dritten Jahr die ersten Früchte und steht im fünften in vollster Kraft. Wie alle ungepflegten Früchte soll die Bohne nicht größer werden als eine Erbse. Die Kaffeebeeren werden unreif gepflückt, in heißes Wasser geworfen, mit dem Fleisch gedörrt und in solcher Gestalt nicht als Absud genossen, sondern wie Tabak gekaut, wo sie stimulirende Kräfte besitzen, den Schlaf vertreiben, den Kopf aufregen und im Wasser sich in ein erquickendes, aber weit vom heißen Mocha verschiedenes Getränk verwandeln sollen. Kibuga selbst, welches nach den Aussagen der Araber eine Tagereise (1½ deutsche Meile) lang und aus Rohrhütten gebaut seyn soll, ist der Sitz des großen Mkama oder Oberhauptes von Uganda. Naht sich der Fremde einem der vier Thore der Stadt, die rings mit Pfahlwerk umgeben ist und beständig von Bewaffneten bewacht wird, so verkündigen Glocken seine Ankunft. Das Serail des Monarchen beherbergt 3000 Köpfe: Weiber, Sklavinnen und Kinder. Kein Mann darf dieses Heiligthum betreten oder die große Halle überschreiten, wo der Sultan Recht spricht. Da dieser Palast schon oft durch Blitzeschläge angezündet worden ist, so hat der Sultan nur zwei Wünsche, deren Erfüllung er von den Reisenden hofft, nämlich eine Arznei gegen den Tod und ein Mittel gegen den Blitz. Bis zum Jahr 1857 herrschte in Kibuga ein großer Monarch in afrikanischem Styl, nämlich Suna, der in der Blüthe seines Alters und in der Mitte seines Heeres vom Tod berührt wurde, und zwar gerade als er auf den Schultern seines Ministers ritt, was in so vielen Negerreichen den Mangel von Staatsequipagen ersetzen muß. Man hielt nach Landesbrauch seinen Tod etliche Monate geheim und verkündigte dann seinen Wahlerben Mtesa als König. Zwei Jahre lang pflegt ein neuer König in tiefer Zurückgezogenheit sich auf sein Amt vorzubereiten und den Ministern das Reich zu überlassen, so daß man noch nichts über den neuen Herrscher erfahren hat. Das Heer von Uganda soll aus 300,000 Streitern bestehen, und diese Zahl dadurch ermittelt worden seyn daß jeder Kriegsmann zur Musterung ein Ei mitbringen und ablicfern muß. Die Bewaffnung besteht aus Schild, Speer und zwei Wurfspießen, auch soll man während des Gefechtes sich der Trommeln bedienen ganz nach europäischer Art. Weiber und Kinder ziehen mit in den Krieg um Munitionsvorräthe, Wasser und Waffen nachzutragen. Befindet sich der König in der unangenehmen Lage daß alle seine auswärtigen Beziehungen friedlicher Natur geworden sind, so versetzt er fictionsweise eine Provinz in den Zustand des Aufruhrs, um sie zu überfallen und zu plündern. Als die Araber ihn zum letztenmal besuchten, stand Suna in dem Alter von 45 Jahren und imponirte durch eine starke, hohe und kriegerische Gestalt; der Kopf war glatt geschoren bis auf ein hahnenkammartiges, reich mit Perlen geschmücktes Büschel Haare. Diese Tonsur ist nämlich die Hoflivree für alle Beamten und Diener des Palastes, gleichviel ob Sklaven oder freie Leute. Suna's Söhne an Zahl mehr als hundert wurden nach morgenländischer Sitte schon von früher Jugend auf in Ketten und Käfigen gehalten. Selbst der Thronerbe mußte zuerst aus seinen Eisen befreit werden als er zum König aufstieg, seine jüngern Brüder aber werden in Ketten sterben müssen, wenn nicht unvermuthet einen davon noch der Thron trifft. Der erste Reichsbeamte nach dem Sultan heißt Kimara Nyona oder der Beendiger aller Dinge. Er ist das civilistische Oberhaupt des Landes, während der Sakibobo Feldherr und Chef der Sawaganzi oder Leibwache, sowie der Palastarbeiter ist. Recht wird vom Sultan selbst gesprochen und zwar streng und unparteiisch nach den Gewohnheiten. Zu Suna's Lieblingen gehörte Ija den Hofapn, eine Beludsche, ehemals in den Diensten des Sultans Sayid Said von Sansibar, der seinen Schuldnern durch einen Sprung ins innere Afrika entwicht war, wo er Gnade bei dem Monarchen von Uganda fand, der ihn mit einem Harem von 2—300 Frauen beschenkte. Nach Suna's Tode aber floh Mzagayya oder der Haarige, wie man ihn seines Bartes wegen in seiner neuen Heimath nannte, nach Unyoro, weil er Verfolgung von seinen Neidern zu befürchten hatte. Suna suchte durch Geschenke und Gnaden die Araber zur Handelsschaft mit seiner Hauptstadt sehr zu ermuntern, so daß alle Karawanen seines Lobes und Preises voll wieder heimkehrten. Suay den Emir von Kazeh, Burtons waderer und edler Gastfreund, war im Jahr 1852 ebenfalls bei Suna. Seine Karawane wurde bei ihrer Ankunft in Kibuga durch einen freudigen Tumult begrüßt, und der Araber bald in der Barzah oder Audienzhalle des Palastes von dem Monarchen in der Mitte von 2000 bewaffneten Leibwachen empfangen. Einer Warnung zufolge hütete sich Suay das Auge gegen den Herrscher aufzuschlagen, weil man darin eine Art Majestätsbeleidigung sieht. So gnädig war übrigens der Monarch daß er ihm bald darauf wissen ließ, „des Königs Fremdling" dürfe alles ergreifen was ihm Lust mache. Der weise Araber hielt dieß aber für eine portuziesische Einladung, von der ein wohlerzogener Mann keinen Gebrauch machen darf. Wie alle afrikanischen Häuptlinge betrachtete auch Suna die Besuche von Fremdlingen als eine seiner Majestät dargebrachte Huldigung, und in Folge dessen dürfen auch die Karawanen über Kibuga nicht hinausziehen, weil sich dann ihre Huldigungen auch auf geringere oder wohl gar feindliche Häupter erstrecken würden. Die nördliche Gränze von Uganda wird von dem rasch fließenden Kivira gebildet. Als Speke von dem Nyanza-See zurückkehrte, erzählt uns Burton, hatte er den Kivira auf der neuen Karte als einen westlichen Einfluß des Victoria-Sees gezeichnet, während er ihn später zu einem nördlichen Ausfluß dieses Sees, ja zum weißen Nil selbst umgewandelt hat. Nach Kazeh kameu später Leute aus Uganda und Unyoro, aber auf Befragen erklärten sie sämmtlich weder etwas von den Nyam-Nyam, noch von den Bari oder Berri, noch von den Schilluks oder Dinkas, den Völkerschaften die wir am obern Nil kennen, gehört zu haben, so daß also Uganda nicht an das Gebiet jener Nilvölker gränzen kann.

Burton ist nämlich völlig abgeneigt in dem Nyanza-See das Quellenbecken des Nils sehen zu wollen. Als am 25 August Speke von seinem Ausflug zu dem Nyanza-See zurückkehrte, und schon damals sich mit seiner Milentdeckung be-

schäftigte, trat zwischen den beiden Reisegefährten die erste Spannung ein, welche jetzt bis zur literarischen Feindschaft sich entwickelt hat. Burton hat einen einzigen Grund weßhalb er nicht an die Möglichkeit eines hydrographischen Zusammenhangs zwischen Nil und dem großen See (Victoria-Nyanza) glaubt, nämlich weil jener Strom in der Nähe des Aequators eine Meereshöhe von 6—8000′ besitzen müsse, während der Nyanza nur 4000′ über der See liegt. Speke hat dieß bestritten, und zwar weil Gondokoro, Knoblechers Missation unter 4° n. Br., noch nicht 2000′ über dem Meere liege. So steht Hypothese gegen Hypothese. Wenn Speke dagegen am Nyanza Berichte der Eingebornen gehört haben wollte, daß im Norden der oder das Bahari — wie der Nil bisweilen schlechtweg genannt wird — von Seeleuten befahren werde, die sich des Logs und des Sextanten bedienten, was er sogleich auf die Nilexpedition unter Mehemed Ali bezogen hat, so verräth uns Burton das Geheimniß, daß Speke selbst kein Wort Arabisch oder irgend eine andere afrikanische Sprache, sondern nur Hindostani verstand, daß er sich mit Hülfe dieser Sprache dem Beludschen Bombay verständigte, welcher des Kisawahili oder der Suaheli-Sprache mächtig war, die als lingua franca Ostafrika's zur Verständigungsbrücke mit den Eingebornen diente. Nun bedeutet aber Bahari im Kisawahili wie das arabische bahr, irgend ein Wasser, also Strom, See oder Meer, und im vorliegenden Fall nach Burtons Ansicht das atlantische Meer, von dessen Daseyn merkwürdig genug im innern Afrika mancher Ehrenmann einen hellen Begriff hat. Ein wenig Neid scheint sich freilich bei Burton geregt zu haben, weil er es versäumt hatte den so leicht erreichbaren Nyanza zu entdecken, allein ganz sicher muß man sehr kritisch gegen Speke's geographische Phantasien gestimmt werden, wenn man erfährt daß er halb taub und halb blind, der Sprache unmächtig, aus drittem und viertem Munde seine Nachrichten einsammelte.

Ein Ereigniß für Kazeh wurde am 5 Sept. 1858 die Rückkehr des Arabers Musa Mzuri mit einer Karawane aus Karagwah. Dieses Land, welches Burton auf seinen Karten nicht eingetragen hat, ist für die Europäer noch eine terra incognita, liegt in dem Raum zwischen Tanganyika und Nyanza und etwa 228 geogr. oder 57 deutsche Meilen nordnordwestlich von Kazeh, und erstreckt sich daher gegen Norden bis 1° 40′ s. Br. Jener Musa (Moses) war um 1825 aus Surate mit seinem Bruder nach Sansibar gekommen, und dieses Geschwisterpaar führte die erste arabische Karawane in das Mondland. Die beiden Unternehmer brachten 20 Männerlasten Tücher und Perlen ins Innere, und kehrten mit 800 Farasilah (28,000 Pfd.) Elfenbein zurück, und zwar fiel das daraus erzielte Vermögen auf Musa allein, da der ältere Bruder unterwegs gestorben war. Als Musa vor vier Jahren in Karagwah sich aufhielt, wurde der dortige Sultan Armanika von einem rebellischen Bruder Rumanika in seiner Hauptstadt belagert, und nur dadurch gerettet daß unser Araber Suna, den oben erwähnten Sultan des benachbarten Uganda, bewog gegen den Rebellen zu marschiren. Musa kehrte jetzt aus Karagwah zurück mit dem Elfenbein, welches er dem legitimen Oberhaupt zur Zeit seines Erbfolgekrieges als Anlehen vorgestreckt hatte. Er brachte nach 15monatlicher Abwesenheit etliche zwanzig der schönsten Zähne mit, wovon einer 200 Pfund wiegen sollte. Musa war anerkanntermaßen der Immungälteste unter den arabischen Kaufleuten von Kazeh. Seine saubere neue Kleidung, duftend von Jasminöl und Sandelholz, seine schneeweiße Kopfbedeckung und die wohlaufschließenden Sandalen zeichneten ihn vor den übrigen Arabern aus. Die Residenz des fürstlichen Kaufmanns war eine kleine Ortschaft, und der Reichthum dieses Mannes würde ungewöhnlich groß seyn, wenn er nicht der Hauptsache nach in außenstehenden Schulden bestände, so daß sich der Araber nur mit schwerem Verlust aus dem afrikanischen Geschäft zurückziehen könnte. Er war gegen die Entdecker noch freigebiger und gastlicher wie die andern Araber, allein er hatte zwei üble Eigenschaften, nämlich er war zuerst ein hartgesottener Opiumesser und dann war aus ihm nichts Geographisches heraus zu erforschen, weil er gar nichts beobachtet hatte.

Auf Tagesmarschweite von diesen beiden ächten Freunden Musa und Snay ben Emir geleitet, brach Burtons Karawane, 2 Europäer, 2 goanesische Portugiesen, 12 Belud-schen und die Küstenaraber, die bewaffneten Sklaven und 68 Wanyamwezi-Träger, in Summa 152 Köpfe, am 26 Sept. 1858 von Kazeh auf. Wie kostspielig die Reise wurde, mag man aus folgender Rechnung sehen. Sechs Träger waren erforderlich für eine Hängematte, und jeder Träger verlangte ein Tuch im Werth eines Dollars für je 10 englische Meilen, so daß also jede deutsche Meile auf 7½ fl. zu stehen kam, während man in Europa auf Eisenbahnen dieselbe Entfernung für 12—15 kr. zurücklegt. Ueber 14 Männerlasten Waaren führte man bei sich, aber trotz der strengen Sparsamkeit deren man sich befleißigte, verschwanden doch genau alle Vorräthe bis zur Küste, und hätte man das Dreifache gehabt, es wäre ebensowenig etwas übrig geblieben.

An der Gränze von Unyamwezi wurde Speke abermals ernsthaft krank, er bekam das Kichyomachyoma oder die kleinen Eisen, eine geheimnißvolle afrikanische Krankheit, mit Krämpfen wie sie sich bei der Wasserscheu einstellen. Seine Augen stierten gläsern, Mund, Zunge und Lippen verzerrten sich wie bei einem Erstickenden. Drei solche Anfälle wiederholten sich. Nach dem dritten und schwersten verlangte der Patient Feder und Papier, um einen zusammenhangslosen Abschiedsbrief an seine Familie zu schreiben. Bereits war jedoch eine Krisis eingetreten. Die Kichyomachyoma in Ostafrika sind entweder die excentrischen Nachwehen für Fieberleiden, oder eine der geheimnißvollen Offenbarungen des Dämons Miasma. Die Küstenaraber freilich schrieben die Erscheinung dem Einflusse des „Vaters der Haare“ her, wie sie den prächtigen Donatischen Kometen nannten, der damals gerade die afrikanischen Nächte verherrlichte. Sonst übrigens war der Gesundheitszustand bedeutend besser geworden. Nach 14 Monaten Aufenthalt war man leidlich an das Klima gewöhnt, die Tagesmärsche erschienen jedermann viel kürzer, die Sonne minder heiß und die Winde viel sanfter. Durch

Ugogo gelangte man ohne sonderliche Fährlichkeiten, nur daß man den Häuptlingen wieder tüchtig zahlen mußte. Der Sultan von Kanyenye hatte sogar für die Fremdlinge eine Anklage wegen Zauberei in Bereitschaft, die durch doppelte Zahlung beschwichtigt werden mußte. Der Durchzug durch Ugogo wurde in der Zeit vom 14 Nov. bis 5 Dec. ausgeführt, und in dem Orte Ugogi hatte man gerade die Hälfte Weges nach der Küste erreicht. Durch die Usagara-Gebirge konnte man wegen eingetretener Hungersnoth nicht den Mukondokwa-Pfad wie früher ziehen, sondern mußte die südlichere, nach einem Häuptling benannte Kiringawana-Linie einhalten, die 19 kurze Stationen umfaßt und ohne Ausruhung in 12 Tagen bei je fünf Marschstunden täglich zurückgelegt werden kann. Wasser und Mundvorräthe sind überall reichlich, und nur die Diebereien der Eingebornen zu fürchten. Zwischen den bewaffneten Sklaven und den Trägern aus dem Mondlande gab es beständig Händel. Einer der Sklaven stach einen Mnyamwezi mit dem Speer nieder, wofür ihm Blutgeld auferlegt wurde. In der nämlichen Nacht entstand durch die Sorglosigkeit eines Sklavenmädchens Feuer in einer Hütte des Lagerplatzes, und natürlich brannte das Bauwerk nieder. Der Eigenthümer verlangte 88 Tücher, einen Sklaven, ein Päckchen Perlen und etliche andere Dinge als Entschädigung, mehr als wie in Afrika ein Haus sammt seinen Bewohnern werth ist. Der Ortshäuptling Kiringawana ermäßigte aber die Forderung auf 30 Tücher oder 30 Dollars. Der Weihnachtstag wurde längs dem Kikobogafluße zugebracht. Statt des üblichen Kostbratens mußte ein Kapaun herhalten, und statt des Plumpudding ein Brei aus Erdnüssen mit Zuckerrohr versüßt. Trotzdem war man guter Dinge, denn um wie vieles besser befand man sich als an dem nämlichen Tage des vorigen Jahres in Msene, und wie nahe war die Hoffnung den Weihnachtstag von 1859 in England feiern zu dürfen!

Jungomero wurde noch vor Jahresschluß am 29 Dec. erreicht. Jetzt hatte man die Usagara-Berge hinter sich, und nur noch — von Kageh gerechnet — das letzte Drittel des Weges vor sich. Burton gedachte übrigens nicht geraden Weges östlich nach Sansibar, sondern südöstlich nach der alten Küstenstadt Kilwa (Quiloa) vorzudringen. Er theilte diesen Entschluß den Trägern durch den Kinangozi mit. Die Mondleute indessen ließen sich nicht bewegen von dem alten Pfade abzuschweifen, sondern verlangten mit einer halben Bezahlung entlassen zu werden, was ihnen Burton, weil es völlig gegen das Herkommen ist, rund abschlug. Hierauf drohten die Träger auch ohne Lohn die Karawane zu verlassen; Burton indessen, in der Meinung bejahrt daß sie ihren Abzug nur verstellt ausführen würden, beharrte auf seinem Willen. Am 1 Jan. 1859 zogen die Mondleute ab, und obgleich man ihnen am nächsten Tage Boten nachschickte um ihre Wünsche zu erfüllen, wurden sie doch nicht mehr eingeholt. Man mußte nun auf andere abwärtsziehende Karawanen warten um von diesen Träger zu miethen. Am 17 Januar traf man mit einer Karawane Küstenaraber zusammen, die mit Sklaven und Elfenbein nach Sansibar zog. Sie kam aus dem Innern, aber weder vom Tanganyika-See noch aus dem Mondlande, sondern aus südlichern Gebieten, aus Ubena und Urori, welche Länder zwischen dem Tanganyika-, und dem von Livingstone entdeckten Nyassa-See liegen. Die Wabena sind eine kriegerische Nation, die unter monarchischen Formen lebt, die Waroi dagegen, die sich durch Reinlichkeit vor ihnen auszeichnen, sind der nämliche Stamm, dessen Bedrückungen und harte Tributforderungen die Karawanen nach dem Mondland gezwungen hatten den nördlichen Umweg durch Ugogo dem Pfade durch Urori vorzuziehen. Jene Karawane indessen, die 600 Köpfe, theils Freie, theils Sklaven und 160 Musketen musterte, begrüßten sie diesmal mit Jubel. Die Araber hatten glänzende Geschäfte gemacht, denn sie brachten 700 Sklaven und vieles Elfenbein nach der Küste, und sie hätten noch mehr gewonnen wenn nicht bei einer plötzlichen Ueberschwemmung eines ihrer Lagerpläße etliche Zähne verloren worden und 150 Sklaven, wahrscheinlich weil man sie zusammengekettet hatte, ertrunken wären.

Am 21 Januar endlich hatte man die nöthige Anzahl Wanyamwezi von herabziehenden Karawanen gemiethet, und brach nach der Küste auf, die man in 12 Märschen am 3 Febr. erreichte. Diesmal ließen die Wazaramo — die Küstenneger mit vergifteten Pfeilen — die Karawane ohne Tribut durchziehen, und nur ein einzigesmal wurde man um etliche Tücher gepreßt, die ein Häuptling für das bewaffnete Geleite über eine angeblich unsichere Strecke forderte. Am 30 Jan. konnten sich mit größtem Entzücken die Bewohner Sansibars in der Karawane das Auftreten heimischer Pflanzen, der Mango- und Dschadbäume, der Ananas, der Orangen und zuletzt der Cocospalmen zeigen. Mit innerlichem Jauchzen aber grüßten die beiden Briten am 2 Febr. den Vater Neptun. Am nächsten Tag erreichte man in Sicht der Insel Sansibar das Küstendorf Konduchi, von wo ein Fahrzeug die Entdecker später abholte.

Vlämische Sitten.

1. Die Kindtaufe.

Wenn im Limburgischen eine Frau in Wochen kommen soll, so benachrichtigt man schleunigst die verheiratheten Frauen aus den Nachbarhäusern davon, und diese begeben sich sogleich zur „Kraamvrou" oder Wöchnerin, um ihr bei der Entbindung mit Rath und That, falls keine Hebamme oder „Wijsvrou zugegen ist, behülflich zu seyn. Da bei dieser Gelegenheit jede der Nachbarinnen alle glücklichen oder unglücklichen Zufälle zu erzählen pflegt welche ihr bei Entbindungen begegnet sind, so nennt man dieses Beistehen bei der Entbindung „Kümer," sich beklagen, und die Frauen welche es thun, „Kümvrouwen."

Sobald das Kind zur Welt kommt, nehmen es die „Kümvrouwen," waschen und kleiden es und übergeben es der

Hebamme, welche es, begleitet vom Pathen und der Pathin, zuerst in das Gemeindehaus und dann in die Kirche trägt und taufen läßt.

Während der Taufe bringt der Vater mit Hülfe der Nachbarinnen das Haus etwas in Ordnung, macht den Kaffee zurecht und holt je nach seinen Vermögensumständen Semmeln, Pfefferkuchen, Rum, Korn- oder Wachholderbranntwein herbei.

Kommt das Kind zurück, bekommt es zum erstenmal die Brust der Mutter, denn bis nach der Taufe muß es nüchtern bleiben, und nun beginnt ein kleines Festmahl, bei welchem die anwesenden Frauen nach besten Kräften essen und trinken, und sich gewöhnlich mit dem Erzählen der Sagen und Geschichten von den vielfachen Streichen unterhalten, die der Teufel spielen soll um die glückliche Entbindung einer Frau oder wenigstens die Taufe eines Kindes zu verhindern. Nie soll z. B. jemand des Nachts eine Hebamme oder einen Arzt holen können, ohne von einem schwarzen Kater verfolgt zu werden, der an einem Kreuzweg sitzt, und diese Katzengestalt soll der Teufel auch vorzugsweise annehmen, wenn er eine Taufe hintertreiben will.

Ehe die Wöchnerin nicht in der Kirche gewesen ist, darf sie weder zu einem offenen Fenster auf die Straße hinaussehen, noch die Schwelle ihres Hauses überschreiten. Nur in den Garten hinter dem Hause darf sie gehen, jede Verletzung dieser Vorschriften aber würde ihr eine schwere Krankheit zuziehen oder gar mit einem bleibenden schiefen Hals bestraft werden. Denn sie setzt sich dadurch der Gewalt des Bösen aus, der sich für die stattgefundene Taufe ihres Kindes an ihr zu rächen sucht.

Die Wöchnerin pflegt daher schon zwei oder drei Wochen nach ihrer Entbindung ihren ersten Kirchgang zu halten.

Sie trägt dabei eine „Faille“ oder Art Mantille, wie sie in Brüssel üblich ist, geht entweder allein oder mit dem Kind und wird von allen „Kümvrouwen“ begleitet. Dem Herkommen gemäß hat sie eine in weißes Papier gewickelte größere Silbermünze, ein kleineres Geldstück und ein oder mehrere Stücke Pfefferkuchen bei sich.

Nahe dem Eingang der Kirche verrichtet sie still ihre Andacht, bis sie der Priester, begleitet vom Küster, der eine brennende Kerze in der Hand hält, und einem Chorknaben, welcher das Weihwasser trägt, abholt und zum Altar geleitet. Alle „Kümvrouwen“ folgen ihr. Am Altar kniet sie nieder, der Priester liest das Evangelium Johannis: „In principio erat verbum,“ und läßt dann das Evangelium von der Mutter segnen, welche diesen Augenblick benutzt um das größte ihrer beiden Geldstücke in das Buch gleiten zu lassen. Hierauf geht die Wöchnerin, gefolgt von allen „Kümvrouwen“ um den Altar herum, eine Kleinigkeit zu opfern, aber hinter dem Altar wird sie von den Chorknaben angehalten, die ihr ein Evangelium Johannis zum Küssen darreichen und dafür den Pfefferkuchen erhalten, den sie bei sich trägt. Das größte Stück betommt der, welcher das Evangeliumbuch oder „de pietsch,“ wie man es sonderbarerweise nennt, in der Hand hält.

Sobald daher die Chorknaben den Kirchgang einer Wöchnerin erfahren, suchen sie alle um die Wette das Evangelienbuch Johannis von einem der Altäre wegzunehmen, und nicht selten entsteht daraus ein heftiger Streit mitten in der Kirche.

Das zweite Geldstück, welches die Wöchnerin mitgenommen hat, gibt sie den Chorknaben, damit sie es dem Küster oder „Köster“ bringen sollen.

Aus der Kirche geht die nun „gereinigte“ Wöchnerin mit allen sie begleitenden Frauen nach Hause, wo es wiederum einen Schmaus gibt.

2. Tod und Begräbniß.

Liegt im Limburgischen jemand gefährlich krank und der Priester kommt um ihm die letzte Oelung zu geben, so pflegen die Leute aus der Nachbarschaft dem Priester ins Krankenzimmer zu folgen, um während der Ceremonie still zu beten.

Ist der Kranke verschieden, werden sogleich alle Fenster geschlossen um nicht durch die Sonne erheitert zu werden und aus den Nachbarhäusern ein Paar arme Leute geholt, welche den Leichnam entkleiden, waschen, ihn ins Bahrtuch hüllen, und ihn dann auf eine lange Tafel legen, die eigens zu diesem Zweck aus einfachen Brettern zusammengezimmert, und mit Stroh und einem glänzend weißen Leinentuche bedeckt wird. Am Kopfende bringt man ein Crucifix, zwei Lichter, Weihwasser und einen geweihten Palmenzweig an. Sobald das geschehen, ist es jedermann gestattet den Todten zu sehen, welcher ein Crucifix und einen Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen hält. Jeder Besucher darf nach einem Gebet das mit dem Leichentuch bedeckte Antlitz des Todten enthüllen, und es mit dem in das Weihwasser getauchten Palmzweig besprengen.

Des Abends versammelt sich die ganze Nachbarschaft in dem Sterbehause, um in der Stube, wo die Leiche liegt, gemeinschaftlich einige Rosenkränze und Litaneien zu beten. Nach jedem Rosenkranz wird Bier und Branntwein herumgegeben, so daß mancher oft mehrere Rosenkränze betet um sich öfter erfrischen zu können.

Am Begräbnißtag wird das schwarze Brett, welches mit einem weißen Kreuz und einem Todtenkopf bemalt ist, und seit dem Todestage an dem Hause angelehnt war, um dieses als Trauerhaus zu bezeichnen und Vorübergehende zum Gebet zu mahnen, weggenommen, und der Strohsack des Verstorbenen unmittelbar vor der Thür auf der Straße verbrannt. Ist die Kirche weit abgelegen, pflegt ein Pächter sein schönstes Gespann herzugeben um die Leiche nach der Kirche fahren zu lassen. Der Sitte gemäß setzen sich die nächsten Verwandten zu Haupt und Füßen des Sarges. War der Todte verheirathet, muß seine Wittwe sich auf das Fußende des Sarges setzen und ihren Mann bis zum Grab begleiten. Dasselbe muß eine Mutter bei ihren Kindern thun, und fast nie entzieht man sich dieser seltsamen Gewohnheit, sondern beinahe immer sieht man in der Kirche eine Frau zu Füßen einer Bahre knien.

Nach dem Evangelium gehen alle Anwesenden um den Altar herum um eine Kleinigkeit zu opfern. Ist das letzte Gebet gesprochen, begleitet der Pfarrer mit seinem Gefolge die Leiche mit Kreuz und Weihwasser bis zum Grab, und alle Verwandten, Freunde und Nachbarn gehen mit.

Die Verwandten, Freunde und Nachbarn welche der Leiche gefolgt sind, oft auch der Pfarrer, begeben sich, sobald das Begräbniß vorüber ist, in das Trauerhaus, um dort am Leichenschmause theilzunehmen, der, wenn es irgend die Vermögensverhältnisse der Erben gestatten, möglichst luxuriös ausfallen muß. Der Kaffee wird dazu in einem der großen kupfernen Kessel gekocht, in denen man sonst die Schinken siedet; Rostbeaf, Schinken u. dgl. wird massenhaft aufgetragen, und die kleinen runden Apfelkuchen, welche gewöhnlich die Größe eines Tellers haben, werden oft zu Hunderten gebacken. Einige von diesen letztern vertheilt man unter die Armen, welche auch den ganzen Kaffeesatz bekommen.

Während des Mahles ruft man sich das Leben des Verstorbenen ins Gedächtniß zurück, erinnert sich an jede seiner guten Eigenschaften, und erzählt sich alle spaßhaften Einfälle die er gehabt, alle heitern Vorfälle die ihm begegnet sind, oder die man mit ihm erlebt hat, so daß das Trauermahl nicht selten in unbändiger Fröhlichkeit endet.

Galt das Leichenbegängniß einem unverheiratheten jungen Mann oder Mädchen, wurde früher nach dem Schmaus getanzt, was jetzt jedoch nur in wenigen Orten noch geschieht. Auch wird der Sarg eines jungen Mädchens oder jungen Mannes von jungen Mädchen oder jungen Burschen getragen, mit einem großen weißen Leichentuch bedeckt, während dieses bei Verheiratheten schwarz und mit einem gelben Kreuz verziert ist, in der Kirche aber brennen für Unverheirathete weiße, für Verheirathete gelbe Wachskerzen. Die Mädchen welche die Leiche tragen, und deren Zahl sich gewöhnlich auf zwölf beläuft, sind sämmtlich weiß gekleidet, auf der Brust mit einem Blumenstrauß geschmückt, und müssen unbescholtenen Rufes seyn. Ein Mädchen, dem nur irgend etwas nachzusagen ist, wird nicht zugelassen. Ebenso wird aber auch ein junges Mädchen welches sich einen Fehltritt hat zu Schulden kommen lassen, wenn es stirbt, unbarmherzig zu den Verheiratheten gezählt, und es würde sich kein einziges tugendhaftes junges Mädchen dazu hergeben den Sarg tragen zu helfen.

In manchen Ortschaften Limburgs gibt es besondere Männer und Frauen welche man miethet, um je bei männlichen oder weiblichen Leichen zu weinen und Reden über die Vortrefflichkeit der Verstorbenen zu halten.[1] Sie tragen die bei Begräbnissen üblichen weiten schwarzen Mäntel, welche bis auf die Erde herabfallen, und sehr breite Hüte, an denen hinten lange Florstreifen befestigt sind. Eine ähnliche Gewohnheit herrscht in Flandern. Dort wird aber die Leiche stets gefahren. Man bittet sich dazu die Pferde von einem Pachthof aus, der hinter dem Hause des Verstorbenen, nicht vor demselben liegt, und der Knecht welcher fahren soll, unterläßt es nie den Pferden am Abend vorher zu sagen daß sie am nächsten Tage eine Leiche fortzuschaffen haben, denn sonst würden die armen Thiere die ganze Nacht hindurch unruhig seyn, nicht schlafen können und beim Begräbniß alle Mühe haben den Wagen mit dem Sarge vom Fleck zu bringen. Bei der Fahrt selbst steckt man an allen Doppelwegen kleine Kreuze von Holz in die Erde oder Strohbüschel an Bäume, um den Seelen den Weg zu zeigen.

An dem Hause wo jemand gestorben ist, hängt man in Westflandern ein Kreuz von Stroh heraus, oder stellt es vor der Hausthür auf die Straße, und befestigt in der Mitte desselben bei Erwachsenen einen ganzen, bei Kindern einen halben Ziegelstein. Jeder Vorübergehende pflegt in das Haus einzutreten, und in dem Zimmer wo die Leiche liegt ein Gebet zu sprechen.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

[1] Es ist eigenthümlich daß sich diese uralte Sitte bei so vielen und so ganz von einander verschiedenen Völkern bis zum heutigen Tag erhalten hat.

Im Mittelalter hießen diese Frauen, welche bei Todten und Begräbnissen wehklagen mußten, gewöhnlich cantatrices, und in den Archiven des südlichen Frankreichs, wie in Arl, Marseille und andern Städten, findet man häufig cantar, canlat (lat. cantagium, cantale) für jährliches Todtenamt oder chanteretie (lat. cantoriolium) angewendet.

Bonncampagno aus Bologna nennt sie 1215 in seiner Ars dictaminis, wo er die ganze Sitte beschreibt, computatrices, weil sie die Tugenden, Würden und Reichthümer des Todten aufzählen; das Synodicon Nicolinese und Concilium Nemosiense (1298), welche sie bei Strafe der Excommunication verbieten, cantatrices; das Concilium Marcicense (1326), welches das Gebot wiederholt, lamentatrices. In den Bestimmungen des Königs Friedrich von Sicilien sind sie reputatrices und reputantes genannt.

In Judäa hießen diese Frauen auf lateinisch lubicines, tibicines, weil ihr Geschrei mit dem Schall der Trompeten abwechselte, und in Aegypten nennt man die Leute welche der Leiche singend vorangehen müssen, mokry.

Die Todtenklage selbst wird in Corsica vocero oder baltata, in Böorn adrost, in Schottland coronach, in Griechenland myriolog, das Klagegeräth aber bei den Serben narikaca, im mittleren Frankreich pleureuse genannt.

Die Mäßigkeitsvereine in Rußland.

Schlimmer als die Leibeigenschaft drückt den Russen das Branntweinlaster. Ueberraschend ist es daher zu vernehmen daß sich unter den Bauern von freien Stücken gleichzeitig auf den verschiedensten Punkten des Reiches, aber ohne innern Zusammenhang, Vereine gebildet haben die den Genuß des Branntweins abschwören. Im Gouvernement Kowno fiel in Folge dessen der Preis des Quart Branntweins von 7½ auf 4 Kopeken, und selbst zu diesem Preise war er nicht abzusetzen, ja die Bauern blieben ihrem Eide selbst dann noch treu als die erschreckten Branntweinpächter den Schnaps umsonst feilzubieten anfiengen. Ueber die Ausdehnung der Gesellschaften berichtet Ermans Archiv nachstehendes: In Großrußland tauchte die Mäßigkeitsbewegung zuerst im Kreise Spaßk des Gouvernements Rjasan auf, und zwar, wie es scheint, ohne daß man von den Vorgängen in den westlichen Provinzen des Reichs Kunde hatte. Freiwillig, ohne Zuthun der Behörden oder des Klerus, bildeten sich dort Vereine, deren Mitglieder

dem Gebrauch des Branntweins entsagten und die Verletzung dieses Gelübdes mit verschiedenen Strafen, als Geldbußen, vermehrte Arbeitstage oder Entziehung des Gemeindelandes, belegten. Dem Beispiel Rjasans folgte bald das Gouvernement Tula. In Chotuschi, einem Kronsdorfe des Kreises Keschna, wurde in der Gemeindeversammlung (mirskoi Schod) beschlossen: vom 6 Dec. (1858) an nicht in die Schenke zu gehen, sondern den Branntwein aus den Magazinen nach Hause zu nehmen, jedoch nur in gewissen, durch Gemeindebeschluß festgesetzten Quantitäten, die Zuwiderhandelnden aber mit einer Geldbuße von 25 Rubeln für jedes Wedro oder im Unvermögensfall mit körperlicher Strafe zu belegen. „Im Kreise Jepifan hat schon mehr als die Hälfte der Bevölkerung sich vom Branntwein emancipirt, indem sowohl in den adeligen als in den Kronbörfern jeder streng über den anderen wacht, damit er ja nicht in die Schenke gehe. In jeder Ortschaft sind besondere Regeln eingeführt worden; in einigen ist es erlaubt für gewisse feierliche Gelegenheiten, als Leichenbegängnisse, Hochzeiten, Kirchenfeste, Branntwein einzukaufen, aber nur mit Genehmigung des Gemeindevorstandes, welcher die Quantität bestimmt, und darauf sieht daß sie nicht überschritten wird. Die Butterwoche, die sonst dem Branntweinpächter eine reichliche Ernte verschafft, ist dießmal im Kreise Jepifan ganz still vorübergegangen; Betrunkene waren nirgends zu erblicken, und nur an dem letzten oder sogenannten Ablaßtage, an welchem man sich gegenseitig besucht, um vor Eintritt der Fastenzeit wegen der begangenen Sünden um Verzeihung zu bitten, erlaubten sich die Bauern eine geringe Quantität Branntwein zu kaufen, nicht zu Trinkgelagen, sondern nur zu dem Zweck, die um Verzeihung Bittenden mit Ehren zu empfangen."

In anderen Theilen Rußlands fanden ähnliche Erscheinungen statt. In dem großen Kirchdorfe Nischni Landich, Gouvernement Wladimir, zu welchem 85 Weiler mit 5000 Einwohnern gehören, wurde in der Gemeindeversammlung am 28 Jan. 1859 beschlossen sich des Gebrauchs spirituöser Getränke, außer in den alternothwendigsten Fällen, zu enthalten, und zwar, wie es in der von den Gemeindeältesten unterzeichneten schriftlichen Erklärung heißt: „Um unsere und unserer Kinder Sittlichkeit zu befördern, uns in den Stand zu setzen unsere Verpflichtungen gegen die Regierung und die Gutsherrschaft zu erfüllen, und zu verhindern daß unser Wohlstand durch Unmäßigkeit zerrüttet werde." Aus Nischni Nowgorod meldet der Russkji Wjestnik daß man dort, ohne Verabredung, fast allgemein aufgehört habe zu trinken. In der Stadt Balaschow, Gouvernement Saratow, fiengen die Bürger, die sich zur Wahl eines Steuereinnehmers versammelt hatten, nach Erledigung dieses Geschäfts an ihre Gemeinde Angelegenheiten zu erörtern, die sich in einem keineswegs befriedigenden Zustande befanden. Die Berathungen hatten das Resultat daß man sich entschloß fortan den Branntwein und alle anderen geistigen Getränke zu perhorresciren. Dieser Beschluß wurde durch einen religiösen Act bekräftigt; am Tag nach Abstattung des Enthaltsamkeitsgelübdes versammelte sich die ganze Bevölkerung der Stadt auf dem Martyplatz, holte aus der Kathedrale das Heiligenbild der Mutter Gottes hervor und stimmte ein feierliches Te Deum an.

Bisher sind diese Regungen nur örtliche und weit im großen Reiche verstreute geblieben. Die Branntweinpächter ihrerseits, deren Vermögen durch diese Bewegung bedroht ist, bieten alle Verführungsmittel auf um die Bauern in ihren Vorsätzen zu erschüttern. Auch haben sich hie und da die Behörden hineingemischt, da ja der Branntweinpacht ein Regierungsmonopol und eine der wichtigsten fiscalischen Quellen ist. Der Civilgouverneur von Wilna befahl sogar der Polizei die Mäßigkeitsgesellschaften aufzulösen. Ob der russische Bauer sich beharrlich zeigen wird, ist eine schwierige Frage. Daß er großer Zähigkeit fähig ist, beweist die Hartnäckigkeit des Sectenwesens trotz aller Bedrückungen. Die Mäßigkeitsbewegung scheint indessen nicht aus religiösem Antrieb, sondern aus ökonomischen Rücksichten zu Stande gekommen zu seyn, da die Pächter die Preise des Branntweins zu hoch hinaufgetrieben hatten, und die Bauern deßhalb ursprünglich durch eine Art von Strike durch Verzehrungseinstellung ihnen nur eine Lehre zu geben beabsichtigten.

Eine gemüthliche Hinrichtung in den Vereinigten Staaten. „Sensations-Buchhändler" sind eine neue Classe Menschen, die man in den Vereinigten Staaten findet. Einem solchen Handelsmann nun verkaufte Hicks, der Seeräuber und Mörder, gerade vor seiner Hinrichtung im Monat Juli, das Verlagsrecht seiner von ihm selbst einem Schreiber dictirten Lebensgeschichte. Um den liebenswürdigen Verfasser dieser Schilderung vieler Schurkereien zu ehren, wurde er nach der Insel in der Bucht von New-York, dem Schauplatz seines letzten Mords und seiner Hinrichtung, geführt, und zwar in einem heiter ausgeputzten Dampfer, an dessen Bord sich viele seiner Freunde befanden, welche insgesammt sich die guten Dinge schmecken ließen die man für diese Gelegenheit herbeigeschafft hatte. Der Dampfer fuhr direct auf den „Great Eastern" zu, damit der litterarische Mörder und seine Gesellschaft dieses Schiff in Augenschein nehmen konnten, worauf dann die Tischgenossen den Weg nach dem Galgen nahmen. Hicks war der einzige derselben welcher gehängt wurde, allein wahrscheinlich verdienten viele von ihnen das gleiche Loos. Wir wissen nicht wie es sonst mit überführten Seeräubern gehalten ward, allein wir erinnern uns keines Schriftstellers, Autobiographen, oder überhaupt eines andern, der eines kalten Tractaments, mit einer Menge von Freunden, eines Ausflugs auf einem Dampfer und sonstiger Kurzweil in Fülle als Präliminarien zum Henkerstod für würdig gehalten worden wäre. Das amerikanische „Sensations-Publicum" wird ohne Zweifel auch in sehr gespannter Erwartung seyn bis Hrn. Hicks Buch im Druck erscheint. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. Augsburg, 26 August 1860.

Eine unheimliche Brüderschaft in Spanien.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

Am Abend eines gewissen Tages im Jahr 1803 lag in einem dunklen und stillen Gemach in der Stadt Ocaña, in Alt-Castilien, ein würdiger und geachteter Bürger an einer schweren Krankheit darnieder; an dem obern Theile seines Bettes war die gewöhnliche Pila, ein kleines offenes irdenes Gefäß befestigt, welches das heilige Wasser enthielt, und darüber hieng das Bild des Schutzpatrons des Kranken; am Fuße des Bettes standen auf einer Art Altartisch ein paar angezündete Wachskerzen neben dem Bildnisse des am Kreuze hängenden Heilandes, auf welchen die Augen des kranken Mannes flehend geheftet waren, und diese ganze Anordnung bewies unwiderleglich daß der Zustand des Kranken für gefahrdrohend gehalten wurde. Er war ein Mann in mittlerem Lebensalter, unverheirathet, in guten Verhältnissen, hatte einen vortrefflichen Charakter, und zeichnete sich durch seine Frömmigkeit und strenge Beobachtung aller Formen und Gebräuche seiner Kirche aus. Sein einziger Verwandter war eine Schwester welche mit zwei Dienstboten seinen Haushalt bildete; diese hatten sich aus dem Krankenzimmer entfernt, um seinen Freund, den Priester der Pfarrei, zu holen, der glücklicherweise ein einfacher, verständiger, rechtschaffener Mann war, welcher dem Kranken auf dessen Bitte die Beichte abnehmen, ihm die Absolution ertheilen und die letzte Oelung geben sollte. Nachdem diese Ceremonien verrichtet waren, blieb der Geistliche, der den Kranken seit schon lange kannte und ihn sehr achtete, noch allein bei ihm, betete mit ihm und ertheilte ihm fromme Ermahnungen. Der Kranke hatte nicht gerade Furcht vor dem Tode, und er beklagte sich nicht über den Beschluß seines Schöpfers, dessenungeachtet aber drückte er das äußerste Bedauern aus so bald schon von der Welt abgerufen zu werden. Sein Freund, der Priester, suchte ihn daher einigermaßen zu erheitern, indem er bemerkte: „daß, obgleich er in den eben vorgenommenen heiligen Handlungen die Pflicht eines guten Christen erfüllt und sich selbst auf das Schlimmste vorbereitet habe, er doch nicht an der Möglichkeit verzweifeln solle daß die göttliche Barmherzigkeit sich vielleicht noch in dieser Welt auf ihn erstrecke, denn eine Menge Personen seyen aus einem noch weit gefährlicheren Zustand als der seinige wieder zu voller Genesung gelangt." Dieß erweckte wieder einige Hoffnung im Gemüthe des Kranken, und er schien neue Kraft und Stärke zu gewinnen.

Als jedoch ein leichtes Geräusch im Zimmer ihn veranlaßte seine Augen nach der Thüre zu richten, wurde der Kranke von einem krampfhaften Zittern befallen, auf seinem Gesicht drückte sich der tiefste Schrecken aus, ein kalter Schweiß floß von seiner Stirne, und wie im Todeskampfe liegend flüsterte er dem Priester zu: „Jetzt ist keine Hoffnung, kein Entrinnen mehr für mich; nun ist mein Leben in der That nur noch auf einige wenige Minuten beschränkt, und es muß ein Ende nehmen wenn Sie mich verlassen; mein Tod steht nun gewiß und unvermeidlich bevor." Der gute Priester fürchtete, ein plötzliches Delirium habe den kranken Mann befallen, doch hielt er es für angemessen sich weiter mit ihm zu besprechen, und ihn zu fragen ob irgendeine Veränderung in seinen Empfindungen ihn veranlasse sich ein so verhängnißvolles Prognostikon zu stellen. Nein, erwiederte er, er fühle keine Zunahme in seinen Krankheitssymptomen; allein er müsse sterben, er müsse fast sogleich sterben. Da er dieß oft und zusammenhängend und stets in demselben geflüsterten Tone wiederholte, so forderte ihn der Priester dringend auf ihm den Grund zu sagen, und endlich lenkte der Kranke voller Zittern und höchst geheimnißvoll die Aufmerksamkeit des Geistlichen auf die beiden eingetretenen Personen, welche in einer Besprechung begriffen am entgegengesetzten Ende des Zimmers standen, als ob sie die Unterredung des Geistlichen mit dem Patienten nicht stören wollten. Sie waren ernste, nüchterne, geachtete Männer derselben Stadt, trugen die dunkeln Gewänder welche sie als beatos oder Fromme bezeichneten, und waren sowohl mit dem Kranken als mit dem Priester bekannt; sie waren gekommen um sich nach dem Zustande ihres sterbenden Freundes zu erkundigen, und, wenn es seyn müsse, auf ewig Abschied von ihm zu nehmen. Mit erhöhter Aufregung flüsterte der Kranke: „Sie sind von uns. Sie sind meine Gefährten. Sie sind Despenadores. Von ihren Hän-

den muß ich sterben, sobald Sie mich verlassen, und sie und ich allein sind.“ Bei diesen Worten ergriffen seine abgemagerten Hände den Arm des Priesters und hielten ihn mit beinahe übernatürlicher Kraft fest.

Was bedeuteten diese Worte? Was waren Despenadores? Warum sollte sein Schicksal von ihnen abhängen? Dieß waren die Fragen deren Lösung dem Priester unmöglich war; allein er entschloß sich den armen Kranken, so weit als möglich, zu beruhigen, indem er ihm die Zusicherung gab, er werde nicht eher von seiner Seite weichen als bis er selbst es wünsche. Dieß benahm dem kranken Mann einigermaßen seine Furcht. Stundenlang saß der Priester da, während welcher die beiden Besucher mehr als einmal nahe an das Bett herankamen, und sich nach dem leiblichen und geistigen Befinden des Kranken (der bei jeder Annäherung von neuem schauderte) erkundigten; dabei machten sie absichtlich die Bemerkung: der Señor Parroco müsse von seiner langen Anwesenheit ermüdet seyn, und erboten sich ihn abzulösen, des Kranken zu warten und bei ihm zu beten. Allein der Priester, gewarnt durch den Druck von der Hand seines Freundes, lehnte ihren Antrag ab, und so zogen sie sich endlich, da sie für jetzt keinen Vorwand zu längerem Verbleiben mehr hatten, zurück.

Da der Geistliche erkannte daß hier ein Geheimniß obwalte, dem er für den Augenblick nicht auf den Grund kommen konnte, und daß der Conflict von Schrecken und Hoffnung den Kranken vorerst unfähig machte es aufzuklären, so beschloß er bis zu dessen letzter Stunde, wenn die Krankheit eine verhängnißvolle Wendung nehmen sollte, bei ihm zu bleiben; er gab daher strenge Befehle daß niemand, wer es auch immer sey, mit Ausnahme der ärztlichen Wärter, in das Krankenzimmer zugelassen werde; seine Anwesenheit als Seelsorger sey eine genügende Entschuldigung für alle welche Eintritt suchen möchten. Am folgenden Tage hatte er die Freude zu erfahren daß die Krisis der Krankheit vorüber und der Zustand des Leidenden viel hoffnungsvoller sey. Sobald der Priester ihn ruhig und gefaßt genug fand um auf den geheimnißvollen Gegenstand zurückzukommen, forderte er ihn auf ihm alles zu enthüllen was auf seine Winke der vorherigen Nacht Bezug habe. Er entlockte ihm endlich, obgleich mit vieler Mühe, folgendes Bekenntniß. Es bestehe eine geheime Brüderschaft, von welcher er Mitglied sey; sie sey nicht zahlreich, aber weit durch ganz Spanien verbreitet; sie habe geschworen jede Gelegenheit zu suchen um Zutritt zu solchen Personen zu erhalten welche, wenn sie lebensgefährlich erkrankt, die letzten Sacramente empfangen hätten, und dann, unter dem Vorwand mit ihnen zu beten und ihnen geistlichen Trost zu ertheilen, den ersten Augenblick des Alleinseyns mit den Kranken zu ergreifen um ihrem Leben vollends ein Ende zu machen — durch Erdrosselung, durch Erstickung mit einem Kissen, oder auf sonst eine keinen Verdacht erregende Weise. Diese Genossenschaft werde von einem viel höhern Zweck geleitet als dem bloß barmherzigen auf welchen der Name Despenadores, den sie angenommen, hindeute; denn statt dem Kranken bloß den Todeskampf abkürzen zu wollen, bezwecken sie vielmehr ihm alle Möglichkeit zu benehmen durch eine unverhoffte Genesung, wie es zuweilen geschehe, dem Tode zu entgehen; die Despenadores wüßten daß die Kranken, nachdem sie vollständige Absolution und die andern kirchlichen Gnadenmittel empfangen, in einem Zustande der Glückseligkeit sich befänden, und der Zulassung in den Himmel gewiß seyen, während sie, wenn sie wieder gesund würden, abermals allen Fallstricken und Versuchungen dieser gottlosen Welt ausgesetzt wären, und in Folge der Schwachheit der menschlichen Natur von neuem in Sünde verfallen könnten, und ihre Seelen, wenn sie später durch eine zufällige plötzliche Krankheit von hinnen schieden, unfehlbar gefährden würden. Die Brüderschaft suche daher die ewige Wohlfahrt der Abfolvirten, und sichere ihnen einen gewissen Eingang ins Paradies.

Da der Kranke eingestand daß er an diesen Handlungen bei mehr als einer Gelegenheit persönlich theilgenommen, so fragte ihn der Priester ernstlich: warum er in seinen häufigen Beichten bei ihm stets darüber geschwiegen habe? Er antwortete daß weder er noch irgend einer seiner Gefährten sich verpflichtet fühle diese Thaten zu nennen, denn weit entfernt Sünden zu seyn, seyen es verdienstliche Handlungen, da sie die Rettung der Seelen, welche sonst zu Grunde gehen könnten, gewiß machten. In seine eigene Kraft und Tugend aber setzte er, wie es schien, ein so volles Vertrauen, daß er von dieser ihm gewährten positiven Sicherheit nichts wissen wollte.

Der arme Priester gerieth durch die Enthüllung in große Bestürzung und Verlegenheit, denn er war im Zweifel ob er dieselbe als unter dem Siegel der Beichte und sonach eines unverbrüchlichen Geheimnisses gemacht betrachten solle, oder nicht; nach einiger Ueberlegung jedoch hielt er es für seine Pflicht die ganze Sache privatim seinem Diöcesan-Bischof, dem Erzbischof von Toledo, vorzulegen. Dieser Prälat, einer der Großinquisitoren, fand hinlänglichen Grund um die drei Individuen, welche der Geistliche als Despenadores genannt hatte, in die Zellen des heiligen Amts zu versetzen. Bei ihrem Verhör zeigten sie weder Furcht noch Gewissensbisse, als sie sich als Mitglieder dieser geheimen, aber, wie sie behaupteten, höchst preiswürdigen Genossenschaft bekannten; auch trugen sie kein Bedenken diejenigen Mitglieder der Brüderschaft zu nennen welche sie kannten.

Die Frage wie man nun gegen die in diesen entsetzlichen Bund Verwickelten, welche in kurzer Zeit alle verhaftet wurden, zu verfahren habe, ward ein Gegenstand der Verlegenheit sowohl für die Inquisition als für den Rath von Castilien (der, da in der Bildung einer geheimen Gesellschaft ein bürgerliches Verbrechen begangen worden war, ebenfalls an der Untersuchung theilzunehmen hatte); denn es war wünschenswerth daß die Thatsachen, so weit als möglich, der Oeffentlichkeit entzogen würden, damit unter den Verwandten der Ermordeten der Geist der Rache nicht aufgestachelt werde. Die Frage der Schuldbarkeit wurde daher in vielen Fällen aus Rücksicht auf die ausgezeichnetsten Juristen in Spanien sowohl als auf das gemeine und das kanonische Gesetz hypothetisch gestellt, und die Mehrheit ihrer Beschlüsse lautete dahin: daß ein Verbrechen begangen worden sey nicht mit einer

vorsätzlichen strafbaren Absicht, sondern aus einem beklagenswerth mißleiteten und fanatischen Glauben. Das Urtheil sprach daher Gefängnißstrafe von kürzerer oder längerer Dauer aus, um den Schuldigen dadurch eine eindringliche Lehre zu geben, und als sie freigelassen wurden, bedeutete man ihnen daß, sollten sie je rückfällig werden, die äußerste Strenge des Gesetzes gegen sie in Anwendung komme. Den höhern kirchlichen und bürgerlichen Behörden wurde anempfohlen ein besonders wachsames Auge auf dieselben zu richten, und von dieser Zeit an hatte die Genossenschaft thatsächlich ihr Ende erreicht. Wie viele Opfer aber diesem Geist eines unmenschlichen und empörenden Fanatismus gefallen seyn mögen, vermag niemand zu wissen; der Tag des Gerichts allein kann es offenbaren.

Eine Jagdpartie und südamerikanisches Flußleben.

Schon seit längerer Zeit hatte ich an den Fenstern meiner Wohnung, die sich unmittelbar an dem ruhig und majestätisch fließenden Rio-Grande befand, sehnsüchtig auf eine Gruppe grüner, dichtbewachsener Inseln geblickt, welche sich mir gegenüber befanden und das rechte Flußufer bildeten. Man wundere sich nicht über den anscheinenden Widerspruch in diesem Ausdruck. Denn obgleich der Begriff Insel stets ein Umschlossenseyn vom Wasser voraussetzt und mithin ein Ufer desselben Flusses nach jenseits annehmen läßt, so war dieses letztere hier dennoch nicht der Fall. Der Rio-Grande, der an dieser Stelle erst eigentlich seinen Ursprung als solcher nimmt, entsteht aus der Vereinigung von mehrern Flüssen, welche auf einer Strecke Terrain von kaum anderthalb Quadratmeilen hier zusammenfließen. Diese Flüsse, welche alle vom Norden herkommen, und an den südlich liegenden Felsen und Anhöhen einen Widerstand fanden, der jetzt ihren gemeinsamen Lauf nach Südwesten bestimmte, sind hauptsächlich: der Rio Pardo, Jacuhy, Cahy und Tripa de Bacca (Kuhdarm — sogenannt wegen der vielen und weitgeschweiften Krümmungen), sämmtlich bis etwa 20—30 Meilen aufwärts, selbst in der heißen Jahreszeit schiffbar. Indem sie sich jedoch noch wieder theilen, bevor sie ihre gemeinsame Vereinigung zum Rio-Grande finden, bilden sie eine Anzahl Inseln, welche nun mit ihrem südlichen Rande das rechte Ufer des Rio-Grande bilden, während der nördliche noch dem betreffenden Flusse angehört, der sie von drei Seiten umschließt, ehe seine Gewässer den gemeinsamen Rio-Grande bilden helfen.

Diese Inseln nun hatten, ohne daß die Jagd meine besondere Leidenschaft gewesen wäre, schon seit langer Zeit bei mir das Gelüste rege gemacht, einige der ebbaren Vögel, welche sich vor meinen Augen täglich in großer Anzahl auf den Gipfeln der Bäume niederließen oder sich von dort aus in die Lüfte erhoben, zu erlegen. Ganze Schaaren von Papagaien hatten mit großem Getreisch dorthin ihren Weg genommen. Wilde Enten und Schnepfen konnte man bemerken, und außerdem sollten sich, wie man mir erzählt hatte, die beiden Arten südamerikanischer wilder Truthühner — der Jacu und Jacutim dort in ziemlicher Anzahl aufhalten. Kurz das ganze Gehölz mußte, wie auch die schilfigen und morastigen Ufer mit allen Gattungen Federwilds bevölkert seyn.

Leider konnte man mit einem gewöhnlichen Boote sich an den wenigsten Stellen dem eigentlichen Jagdterrain nähern, und mit der ziemlich schwierigen Führung eines Canoas, die große Uebung erfordert, unvertraut, wäre mir nichts weiter übrig geblieben als einen hiezu geeigneten Mann zu miethen. Gewöhnlich sind aber Schiffer und Jäger nicht in einer Person vereinigt, und mir mußte daran gelegen seyn jemand zu finden der, mit den Gewohnheiten des Wildes vertraut, mir die geeigneten Stellen zur Jagd anweisen konnte. Nachdem so einige Zeit verstrichen und eine Jagd in dem mir unbekannten Terrain ein frommer Wunsch geblieben war, machte ich eines Tages die Bekanntschaft eines jungen Eingebornen, der außerdem daß er ein trefflicher Canoaführer war, auch noch die Inseln und ihre Eigenthümlichkeiten sehr gut kannte.

Nach getroffener Verabredung erschien er vor Tagesanbruch vor meiner Wohnung mit seinem Fahrzeug, das ich etwas näher schildern werde, um mich und meine Doppelflinte nebst Jagdtasche und sonstiger Ausrüstung aufzunehmen. Das Canoa, welches aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand, war etwa 10 Schuh lang und so breit daß ein Mensch eben darin liegen konnte, denn sitzen oder gar stehen war für den Uneingeweihten eine gewagte Sache, da das kleine Fahrzeug, welches in seiner Gestalt einer längs durchgeschnittenen Wurst glich, in einem fort von links nach rechts, oder umgekehrt, schaukelte. Mein Begleiter führte dasselbe vom Hintertheil aus mit einem spatenartigen Ruder. Wenn der Wind es erlaubt, so kann man diese Nußschalen nicht selten mit einem breiten niedrigen Segel mit unglaublicher Schnelligkeit über die Flüsse hingleiten sehen, obgleich diese Fahrt stets sehr gefahrvoll bleibt, wie auch das Rudern im Stehen, und es nicht selten vorkommt daß die Canoas umschlagen. Es gibt der Canoas aber in allen Größen und selbst von 20—30 Schuh Länge und drüber, und 4—6 Schuh Breite, woraus man auf die riesigen Dimensionen der Baumstämme schließen kann, aus denen man solche Tröge herausschälen konnte; diese größern nun werden als Lastschiffe auf den Flüssen benutzt, dann aber stets gerudert, wagen sich aber selbst ins Meer hinaus um die Sklavenschiffe, welche sich der Küste nicht zu sehr nähern dürfen, zu entladen.

Als wir abfuhren, fragte mich mein Begleiter, welche der Inseln ich zu besuchen wünschte, indem er mir zugleich sagte daß die beiden an der Mündung des Rio-Pardo liegenden bewohnt seyen, und daher nur weniger Wild beherbergten, weilstens eine Art Schnepfen. Da es eigentlich das Ziel meiner Wünsche war einen Jacatim zu erlegen, der häufig so selst wird daß seine Haut beim Sturz von dem Baum, auf welchen man ihn erlegt, auflaßt, so bedeutete ich meinem gefälligen Begleiter mich dorthin zu führen, wo diese Vögel zu finden seyen. Wir lenkten also unsere Fahrt in gerader Richtung über den Fluß zu der am nächsten liegenden Insel,

welche wir nach meiner Berechnung in etwa einer Viertelstunde hätten erreichen müssen. Mein Gefährte sagte freilich daß dort sehr schwer anzukommen sey; allein mein Gelüste, ein solches Prachtexemplar zu erlegen, machte diese Bedenken schweigen, und der andere schien aus Grundsatz mir die Genugthuung lassen zu wollen das Terrain selbst kennen zu lernen. Unter Betrachtungen über die Faulheit der Städter, welche eine so kräftige Jagd so vor der Nase liegen ließen ohne sie zu benutzen, vergieng die erste Viertelstunde, und als ich nach der Insel aufschaute, deren höchste Baumspitzen sich eben in der aufgehenden Sonne färbten, erschien es mir fast als ob wir nicht vom Fleck gekommen wären, denn diese Entfernung hatte sich kaum gemindert, aber ein Blick auf die vorwärts liegende Stadt zeigte mir bald das Gegentheil. In Geduld erwartete ich also das Ende unserer Fahrt, indessen die Sonne höher stieg und die prachtvolle Landschaft ringsum beleuchtete. Während im Nordosten noch bläulicher Nebeldunst auf den mit dichtem Urwald bewachsenen Gebirgen lag, erglänzten die näher liegenden Höhenzüge bereits im hellsten Lichte. Aus den Waldungen, welche sich durch die Schluchten und an ihrem Fuß hinstreckten, stieg weißer Dampf empor, der jedoch bald von der Sonne aufgesogen wurde. Im Süden bis zum Südwesten hin schloß eine Kette meist kahler felsiger Hügel zwei große Becken, welche der Fluß hier bildet, während eine Reihe Landhäuser von den weißen Häusermassen der Stadt im Osten ausgeht, und längs dieser Becken sich zwischen dem üppigen Grün der Orangen- und Bananenpflanzungen, von schlanken Palmen überragt, hinzog. Im Norden bis zum Südwesten hin bildeten terrassenförmig aufsteigende Hügel und Berge den Hintergrund der reichen Waldvegetation, die sich in den wasserreichen Niederungen meilenweit ins Land hinein erstreckt. Die Luft war völlig ruhig, das Wasser des Flusses spiegelhell und ruhig wie ein See, so zwar daß einige Segelfahrzeuge, welche das Eintreten der Brise an der äußersten Gränze des zweiten Beckens erwarteten, das der Fluß bildet, wie in der Luft zu schwimmen schienen. Im Canoa aufgerichtet, vergaß ich über die Schönheit der Umgebung fast den Vorsatz einem armen Truthahn das Lebenslicht ausblasen zu wollen. Inzwischen schien die Insel doch näher gekommen zu seyn, denn schon passirten wir einige Schilfgruppen und die Wasserpflanzen wurden immer häufiger, obgleich die größern Bäume und das Gebüsch, die mir als eigentliche Kennzeichen der Insel vorkamen, noch ziemlich weit zurücklagen.

„Wenn wir nur einen guten Jagdhund hätten mitnehmen können," sagte ich zu meinem Begleiter, der indessen noch fleißig das Ruder handhabte.

„Das könnte uns hier ohnehin nichts nützen," erwiederte derselbe, „da ihn höchstens die Alligatoren auffräßen."

Jetzt erst erinnerte ich mich an diese gefräßigen Unthiere, in deren Revier wir jetzt einzudringen im Begriff standen. Zum Glück werden dieselben in diesen Gegenden dem Menschen, sobald er festen Grund unter den Füßen hat, nicht mehr gefährlich, höchstens den Schwimmern, welche sie bisweilen mit sich unter das Wasser reißen und so durch Erstickung tödten. Dennoch erzählt man sich daß es vorgekommen sey diese Raubthiere hätten auch hier selbst den Menschen am Lande angegriffen und gefressen. Hunde, Schweine, selbst Kälber und kleinere Vierfüßler, sowie Federvieh, wenn sie es erwischen, bilden nebst Fischen ihre Nahrung. Der Alligitor erreicht hier noch die Länge von 9 bis 10 Schuh, und wird von den Brasilianern Jacaré genannt. Das ältere Weibchen trägt eine Blase voll Moschus mit sich, welche sehr viel dieses Stoffes enthält und einen ungemein penetranten Geruch hat. Man hatte eines Tages auf einer der Inseln ein solches Thier erlegt und einem Fremden zum Geschenk gemacht, der es abhäuten wollte um die Haut auszustopfen. Bei dieser Procedur verletzte man die Moschusblase, von deren Vorhandenseyn man nicht gewußt hatte. Die beiden Männer welche hiebei beschäftigt gewesen waren, konnten wegen des Geruchs nicht fortsahren in dieser Arbeit und mußten dieselbe einstellen. Die ganze Nachbarschaft beklagte sich aber bald über den durchdringenden Geruch, welcher sich binnen wenigen Stunden ausbreitete. Man sah sich genöthigt das Thier dort zu entfernen, und warf es in den Fluß. Da einige Zeit Windstille herrschte und das Wasser ruhig blieb, so entstand neue Beschwerde der Nachbarschaft, die hier das Wasser zum täglichen Gebrauch holen mußte, indem die große Ausdehnung des Flusses nicht hinderte daß das Wasser durch zwei bis drei Tage von dem penetranten Moschusgeruch inficirt wurde, so daß die Polizei nach dem Thäter dieser Verunreinigung forschte. Selbst ein anderer Fremder, der weit entfernt von dem Schauplatz dieses Vorgangs nur mit einem der Betheiligten dieselbe Wohnung inne hatte, wurde nach einigen Tagen durch den Moschusgeruch bemerkbar. Während jedoch alle Europäer den Geruch für Moschus erkannten, bezeichneten ihn die Eingebornen überhaupt als Eidechsengeruch.

Wir waren nun mit unserm Canoa immer weiter in die Schilfmassen und immer dichter werdenden Wasserpflanzen vorgedrungen, die unserm Fortkommen bisweilen große Hindernisse in den Weg legten; allmählich kamen wir auch durch Gruppen von Gebüsch, zwischen denen sich hin und wieder große Flecke Wasser befanden, die noch von aller Vegetation frei geblieben waren. Bald waren wir ganz von dem Gebüsch umschlossen, ohne ein festes Land zu erblicken, nur die Kronen mächtiger Bäume, die vor unsern Blicken sich zeigten, schienen dasselbe zu verrathen. Mit Mühe schoben wir nun unser kleines Fahrzeug noch zwischen die immer dichter werdende Decke festverschlungener Wasserpflanzen hinein. Bei dem Geräusch welches wir dadurch verursachten, flatterten Schaaren von Tauchern und eine Gattung kleiner, hellgelber Vögel mit braunen Flügeln von der Größe der Staare, welche man hier zu Lande frango d'agoa (Wasserlüchlein) nennt, empor. Trotz ihrer großen Nähe von den Wohnsitzen der um sich greifenden Civilisation schienen sie doch bis jetzt noch nie in ihrer Ruhe gestört worden zu seyn. Bald konnten wir nicht mehr vordringen. Die Pflanzendecke, welche immer dichter geworden war und sich an das Gebüsch fest angekettet hielt, bot ein undurchdringliches Hinderniß.

„Jetzt müssen wir das Canoa hier lassen und vorwärts waten," sagte mein Begleiter.

Dieser Vorschlag erschien mir nicht sehr einladend, denn einestheils war das Wasser noch ziemlich tief und versprach uns bis zum Gürtel zu steigen, und anderntheils glaubte ich eine Strecke festen Landes vor mir zu bemerken, die man möglicherweise mit Benutzung der verschiedenen freien Stellen im Wasser noch erreichen konnte, während so vor uns mindestens dreihundert Schritt des Geschilfs zu durchwaten blieben. Ich machte meinen Gefährten hierauf aufmerksam, und schlug ihm zugleich vor einen kleinen Umweg mit dem Boot zu machen, um dorthin zu gelangen.

„Wir können es thun," entgegnete er, „aber festes Land ist das nicht; was Sie dort sehen, ist nur eine dichtere Pflanzendecke, die uns vielleicht an einigen Stellen trägt, sonst aber ebenso gut wie hier zwingen wird durchzuwaten."

Trotzdem beharrte ich bei meiner Ansicht, weil ich mir nicht vorstellen konnte wie so große Bäume auf solchem schwachem Grunde ruhten.

Wir richteten also unser kleines Fahrzeug dorthin, und gelangten auch bald mit einigem mühsamen Durchdringen durch Gebüsch und Schilf in die größtmögliche Nähe des vermeintlichen festen Landes.

Bald konnten wir aber nicht mehr weiter. Das Canoa wurde an einem Busch festgelegt, und wir vertrauten uns der grünen Decke dichtverwobener Pflanzen an. Trotz dem Abrathen meines Begleiters, der mich fest versicherte daß ich keinen Gebrauch davon würde machen können, nahm ich meine Schuhe mit, während wir nun beide barfuß, die Beinkleider emporgestreift, durch das Dickicht des Schilfes und Röhricht vorwärts drangen. Ich hatte nur die Strecke bräunlicher Pflanzen im Auge, die mir ein untrügliches Merkmal eines festen Bodens zu seyn schienen, während wir jetzt noch bei jedem Schritt bis an die Hüften eindrangen. Der Grund des Flusses bestand indessen glücklicherweise aus feinem Sand, so daß er den verwöhnten Füßen nicht unangenehm wurde. Plötzlich rauschte es heftig neben uns, ein Thier schien eiligst unter dem Wasser durchs Schilf zu brechen.

„Ein Jacaré," sagte ruhig mein Begleiter, „das vor uns flieht."

Das Rauschen wiederholte sich indessen noch häufiger und fast bei jedem Schritt den wir vorwärts thaten, so daß man schließen konnte recht in das Heiligthum dieser geschuppten Ungeheuer eingedrungen zu seyn. Da ich nun auf diese Weise bemerkte daß sie uns stohen und auf einen Conflict mit dem Herrn der Schöpfung nicht begierig zu seyn schienen, so beruhigte ich mich über das Wohlseyn der Gliedmaßen, die wir ihrer Großmuth anvertrauen mußten.

Endlich waren wir auf dem sogenannten festen Lande angelangt. Ich entdeckte aber daß die braunen Blätter derselben Wasserpflanzen-Gattung angehörten welche wir eben durchschritten hatten, daß sie nur erstorben waren und eine neue Generation durchsprossen ließen. Diese Entdeckung hatte mich gleich anfangs wenig auf die Solidität des Bodens schließen lassen, und in der That konnte ich mich bald überzeugen daß vom festen Land nicht die Rede seyn konnte, und daß dieser Ueberzug über das Wasser, wenngleich etwas fester als der frühere, noch ganz grün ebenso unter den Füßen schwankte wie jener; wenngleich man noch einige Schritte auf der Oberfläche machen konnte, so brach man dennoch häufig genug ein. Mein Gefährte versicherte daß sich hier nirgends ein festeres Terrain, selbst zwischen den größten Bäumen nicht vorfinde. So wurde es mir denn klar daß die vermeintliche Insel eigentlich noch nicht eine solche, sondern erst im Werden begriffen sey, und wohl noch einige Jahre brauchen würde um diesen Namen mit Recht zu verdienen. Interessant bleibt es die Entstehungsgeschichte dieser Inseln zu beobachten.

Einige größere Bäume oder Gebüsche, welche die Flüsse bei ihrem Wachsen in der Regenzeit von ihrem obern Lauf mit herabführen, legen sich am Grund fest, sobald das Wasser etwas fällt oder sie eine Sandbank mit ihren Wurzeln berühren und dieselbe ihnen so Halt gebietet. Da die meisten der dortigen Holzarten zu schwer sind um auf der Oberfläche zu schwimmen, so geschieht dieses sehr leicht. Der Anfang ist gemacht. Die Bäume oder Sträucher schlagen Wurzel im Grunde, so daß sie schon bei der nächsten heftigen Anschwellung des Flusses den Fluthen Widerstand zu leisten im Stande sind, und selbst alles was das Wasser an Gesträuch und Pflanzen mit sich reißt aufhalten. Nachdem sich auf diese Weise eine Art Damm gebildet hat, beginnen zahllose kleinere Gewächse, deren Heimath der Fluß ist, sich unter dem mächtigen Protectorat ihrer größern Brüder anzusiedeln. Bald sind die großen von einem ganzen Volke kleiner Pflanzen umgeben, die gleichsam wie aus Dankbarkeit für den genossenen Schutz jetzt die Ansiedelung vergrößern helfen, indem sie ihre langen Fächerwurzeln wie Netze ausspannen und alles was an Pflanzen und sonstigen Gegenständen den Fluß herunter kommt auffangen. So wächst allmählich die Ansiedelung, indem der Baum die Wasserpflanzen und das Schilf, diese wiederum Gesträuch, und dieses abermals das Schilf aufhält. Kaum ist so eine Insel im Werden begriffen, als auch schon die Alligatoren die untern Regionen occupiren, während zahlreiche Vögel sich in den Bäumen niederlassen, von dem Instinct getrieben, der ihnen sagt daß diese wenig zugänglichen Reviere ihnen und ihren Nachkommen auf lange Zeit Schutz vor den Nachstellungen der Menschen gewähren würden. Und in der That kann manche Generation dieser gefiederten Insulaner ihr Daseyn beschließen, ehe die Cultivirungsgelüste der Menschen sie von dort verjagen; denn 50 bis 60 Jahre sind nöthig bevor diese Plätze, obgleich sie wegen ihrer Fruchtbarkeit gesucht werden, fähig sind die Menschen und ihre Behausung für die Dauer aufzunehmen, obschon in rastlosem Treiben ein Pflanzengeschlecht das andere vertreibt und zu modernden Unterlagen hinabdrückt. So steht häufig eine grünende, bewachsene und angebaute Insel da, wo vor kaum einem halben Jahrhundert nur tänzelnde Wellen sich bewegten. Allein nicht selten geschieht es daß der Fluß, gleichsam als bereue er seine Großmuth gegen den alles usurpirenden Menschen, sich mit verdoppelter Kraft und Gewalt

waffnet und in einem Tage hinwegreißt was er durch länger als ein Menschenalter ruhig fortbestehen ließ. Schon häufig sah man bei sehr großem Wasserstande ganze Stücke von diesen Inseln hinweggerissen werden, auf denen sich Häuser, Pflanzungen, selbst Vieh und Menschen befanden. Der vegetabilische Grund hielt diese Stücke wie Flöße auf der Oberfläche des Wassers, bis sie an irgend einer Felsenspitze im Flusse zertrümmert und zerrissen wurden.

Man kann auf diese Weise deutlich jetzt noch verfolgen wie das Wasser festes Land bildete, wie denn überhaupt die neue Welt in mancher Hinsicht noch die Werkstätte ist in der die Natur sich gleichsam in ihrer Schaffungsgeschichte überraschen und ihre Geheimnisse noch theilweise ablauschen läßt, während die alte Welt im ganzen nur als fertiges Räthsel für den menschlichen Scharfsinn dasteht.

Das Terrain nun, auf welchem wir jagten, gehörte noch zu dem welches vielleicht noch vierzig Jahre braucht bevor es zur eigentlichen Insel wird. Fast jeder Schritt war, wenn nicht durch den nachgebenden Pflanzenteppich aufgehalten, durch dichtes und häufig dorniges Gebüsch gehemmt. Um vollends den Eintritt fast zur Unmöglichkeit zu machen, hatten starke Schlingpflanzen die einzelnen Sträucher zu einem undurchdringlichen Ganzen verwoben, als wollten sie den Eintritt in das Heiligthum, wo die Natur noch im Schaffen begriffen war, einem jeden profanen Eindringling verwehren.

Jetzt schlug das Geräusch eines schwerfälligen Fluges an unser Ohr. Es war ein großer Jacatim, der sich in unserer Nähe erhoben hatte, weil wir im Kampf mit den Hindernissen des Bodens es vergaßen unsere Beute in der Höhe zu suchen, und ihm so ganz nahe gekommen waren ohne ihn zu sehen. Er war waldeinwärts geflogen und hatte sich von neuem auf einem großen Baum niedergelaßen, wo sich vor ihm auch ein anderer Vogel dieser Gattung schon befunden; beide betrachteten aus der sichern Entfernung uns, wie wir mühsam mit den unendlichen Hindernissen, die nur mit Verwundung und Aufwand aller Kräfte zu überwinden waren, kämpften. Schon bluteten wir beide an verschiedenen Stellen des Oberkörpers von den Rissen, die uns oft zollange Dornen und Stacheln zugefügt; dabei umschwärmten uns zahllose Moskitos und Stechfliegen, während die Beine und Füße von den scharfen Schilfrändern verletzt an mehrern Stellen heftig brannten. Noch waren wir nicht zum Schuß gekommen, doch jetzt hatten wir uns bis auf etwa 80 Schritt den beiden Vögeln genähert.

Da meines Begleiters kleines Gewehr nicht weit genug trug, so legte ich auf eines der beiden sorglos dasitzenden Thiere an. Der Knall des Schusses schien Lebendigkeit in dem bisherigen Stilleben hervorzurufen, denn kreischende Vögelstimmen und das Geräusch ihres Fluges schlug an unser Ohr, während wir zu gleicher Zeit große Schwärme aller Arten der gefiederten Bewohner des Dickichts sich erheben sahen. Zwischendurch hörten wir das Geschrei des verwundeten Jacatim, der vom Baum gestürzt war und am Boden lag. Nun galt es noch die Beute zu bekommen. Wir drangen von neuem vorwärts, während uns der Wehschrei des Vogels als Richtung diente, denn in dem Gebüsch hätten wir bald den betreffenden Baum, an dessen Fuße er liegen mußte, aus dem Gesicht verloren, umsomehr, da wir genöthigt waren bald rechts bald links gänzlich undurchdringlichen Gebüschgruppen auszuweichen.

Jetzt schlug das Geschrei des Vogels ganz in der Nähe an unser Ohr, mit demselben mischte sich aber ein anderes fremdartiges Geräusch, wir drangen mit verdoppelten Kräften dahin vor, und — wer malt unsere — wenn auch nicht freudige Ueberraschung, als wir einen großen Alligator bemerkten, der eben im Begriff stand sich des Vogels zu bemächtigen, welcher vergebliche Anstrengungen machte sich dieser Gefahr zu entziehen, indem er mit seinen zerschoßenen Flügeln aufzuflattern suchte. Wir kamen gerade in dem Augenblick an als es dem Reptil gelang seine Beute zu erhaschen. Eine Schrotladung, die ich um ihn zu verscheuchen dem Alligator auf seinen schuppigen Leib schoß, schüttelte er wie Streusand ab, und mit einem — ich glaube fast dankbaren — Blick gegen uns, als errieth er wer ihm den leckern Fraß verschaffte, verschwand er mit dem Vogel im Dickicht. Da standen wir nun am Ziel unserer Anstrengungen. Die Sonne war indessen hoch gestiegen, und trotz des Aergers über das Vorgefallene waren wir nicht unempfindlich gegen einen starken Hunger, der uns an die Heimkehr mahnte, außerdem hatten sich die Vögel, wie gewöhnlich beim Vorrücken des Tages, tiefer in das Innere zurückgezogen, so daß daran, einen zweiten Jacatim zu erlegen, nicht mehr — für heute wenigstens — zu denken war. Wir schlugen also unter denselben Mühseligkeiten unsern Rückweg zum Canoa ein, welches wir wieder bis zum Fahrtwaßer hinaufschoben und unsere Heimfahrt antraten.

„Jetzt werden wir wenigstens das Rudern ersparen," sagte mein Begleiter, „wir werden segeln, da der Wind sich erhoben hat."

„Segeln," fragte ich verwundert, „womit denn?"

„Mit dem da," erwiderte er, indem er einen großen Weidenzweig (die Weide scheint im Pflanzenreich einer der treuesten Begleiter des Menschen zu seyn) abschnitt und aufrecht im Boot befestigte.

Und in der That versah derselbe seine Stelle vortrefflich. Mein Begleiter benutzte das Ruder nur als Steuer, und so langten wir nach Mittag glücklich wieder vor meiner Wohnung am Ufer an, außer einigen kleinen Vögeln die ich der Merkwürdigkeit halber erlegt hatte, und den unzähligen geringen Verwundungen nichts mit uns nehmend, als das Bewußtseyn, einem Alligator zu einem leckern Frühstück verholfen zu haben.

Aus den Bergen der Volsker.

(Von Ferd. Gregorovius.)

(Fortsetzung.)

Wenn ich in einer Campagnastadt bin und mich über die örtliche Lage derselben orientirt habe, so pflegt mein erster

Gang in die Hauptkirche zu seyn. Die Kirchen solcher Orte sind die wahren Museen ihrer Geschichte, und es ist selten daß man nicht, abgesehen von alterthümlicher Architektur, ein Denkmal mittelalterlicher Zeit darin findet. Meist sind Inschriften darin, welche wichtige Begebenheiten verzeichnen, oder Grabdenkmäler, welche mit ihren wirklichen Sculpturen und lateinischen Charakteren einen großen Reiz für den haben dem sie eben als Monumente für die Geschichte selbst dienen. Aber leider zerstört die umwandelnde Zeit alles; sie verwischt den alterthümlichen Styl der Gebäude, welche sie nach und nach in ein schlechtes modisches Aeußere verhüllt, und sie entfernt aus dem Innern der Kirchen die alten Gräberplatten und Inschrifttafeln. Wie viele sind deren aus den Kirchen Roms verschwunden, und dieß zum Leidwesen der Geschichtsforscher, die ihre Daten als Documente benützen. In Rom war einst jede Kirche erfüllt mit Grabdenkmälern des Mittelalters; jede große Familie hatte dort ihre Stammkirche oder ihre eigene Gruftcapelle. Aber seitdem der Papst Julius II die Grabmäler selbst der Päpste so schonungslos aus St. Peter entfernte, zerstörte und hinauswarf, scheute man sich nicht mehr die Monumente solcher Art überall zu vernichten, wo nur immer eine Kirche restaurirt ward. Mit Mühe liest nun der Forscher noch in wenigen Kirchen Roms die Geschichte der Vergangenheit in den Grabdenkmälern und Inschriften, so viele deren übrig geblieben sind, so im St. Peter, im Lateran, in der Minerva, in S. Maria in Araceli, der berühmten Kirche und Gruft des mittelalterlichen Senats, und in wenigen anderen, deren Boden nicht völlig umgewühlt worden ist. Erst wenn es zu spät ist, erwacht die Liebe zu dem was man muthwillig zerstörte; so heute in Rom, wo de Rossi, der unermüdliche Erforscher der Katakomben, so viele Inschriften des Mittelalters gerettet und in das Museum des Lateran eingefügt hat.

Wie die Kirchen Roms, so waren aber auch die der Landstädte an Denkmälern reich, und in denselben Maße sind auch sie verwandelt, zerstört und vernichtet worden. Ich hatte mich auf den Anblick des Doms von Segni gefreut, denn wie alterthümlich mußte nicht die Kathedrale einer Stadt seyn welche schon im Jahr 499 als ein Bisthum genannt wird. Aber ich täuschte mich sehr. Ein rohes, wüstaussehendes und doch modernes Gebäude stand vor mir, auch innen völlig im römischen Geschmack modernisirt, mit einer gemalten Kuppel, einem überflüssigen Luxus, der in Kirchen völlig verloren geht. Denn kein Mensch gibt sich die halsbrechende Mühe die Gemälde einer Kirchenkuppel zu betrachten. Zwei moderne Statuen stehen in dieser Kirche, beide sind berühmten Männern gesetzt, welche Segni geziert haben, dem Papst Vitalian und dem Bischof Bruno. Vitalianus aus Segni war Papst zwischen den Jahren 657 und 672, also in der schmachvollsten Periode Roms, da die Byzantiner die Stadt beherrschten. Er war es welcher den Kaiser Constans II in Rom empfieng und bewirthete, als er im Jahr 663 dorthin kam — eine befremdende Erscheinung in Rom, das die byzantinischen Kaiser sonst niemals betraten. Constans II raubte damals den letzten Rest der bronzenen Kunstwerke, welche die Vandalen noch in Rom übrig gelassen hatten; er deckte auch die vergoldeten Bronzeziegel vom Dach des Pantheon ab, um sie nach Byzanz zu schleppen. Die Annalen des Vitalianus sind allein von dieser für Rom schimpflichen Begebenheit ausgezeichnet, sonst aber leer. Die Statue Innocenz III Conti, eines der größten Päpste überhaupt, und des furchtbaren Feindes Friedrichs von Schwaben, welcher die Hierarchie Roms auf ihren höchsten Gipfel erhob, würde in jener Stadt der Giganten und Cyklopen eher eine Statue verdient haben als Vitalian. Indeß ich verdenke es Segni nicht daß es die Erinnerung an einen seiner Bürger wach erhält, der schon im frühen siebenten Jahrhundert, mehr als ein halbes Jahrtausend vor Innocenz III, Papst war. Außerdem ist es zweifelhaft ob Innocenz wirklich in Segni geboren wurde, denn wahrscheinlich kam er in Anagni zur Welt; die Anagninen aber würden in hellen Heerschaaren gegen Segni zu Felde ziehen, wenn sich dieser Ort einfallen ließe ihnen das Eigenthumsrecht auf einen so berühmten Papst zu bestreiten.

Die andere, ebenso mittelmäßige, Statue stellt S. Vitalian gegenüber. Auf ihrem Postament liest man die Inschrift: S. Brunoni Doctori Eucharistico Episcopo Signino Abbati Casinensi qui Berengario Converso Haeresim Extinxit Henrico IV. Imp. Reducto Schisma Compressit Adulpho Expulso Tyrannidem Abrogavit P. H. M. Mylord Ellis Congr. Casin. Abbas Episc. Signin. S. Q. S. Protectori Exim. P. P. MDCCXII. Die Inschrift enthält demnach in aller Kürze die Lebensgeschichte des heiligen Bruno, welcher eben vor uns als eine Hauptzierde von Segni figurirt. S. Bruno von Segni war nicht jener bekanntere Abt, der den Orden der Carthäuser stiftete; er war aus Asti in Piemont zu Hause, kam als Canonicus nach Rom, wurde Gregor dem VII empfohlen und später von Urban II zum Bischof von Segni gemacht. Widerwillig hatte er dieses Bisthum übernommen; seine Richtung auf das Mönchthum trieb ihn unwiderstehlich ins Klosterleben, so daß er wider die Vorschrift des Canon seinen bischöflichen Stuhl verließ und nach Monte Casino eilte, wo der Abt Oderisius ihn mit der Kutte Benedicts bekleidete. Obwohl der Papst Paschalis II dem Flüchtling wiederholt befahl in sein Bisthum zurückzukehren, blieb er doch in Monte Casino. Er wurde dort sogar zum Abt gewählt, und verfaßte in der gelehrten Muße des Klosters seine exegetischen Schriften.

Bruno spielte bald darauf noch eine Rolle in Rom. Man weiß daß in Folge des berühmten Streits um die Investitur eben jener Papst Paschalis vom Kaiser Heinrich V gefangen genommen wurde, daß er nothgedrungen jenes Decret ausfertigte womit er dem energischen Kaiser das Recht der Investituren zusprach. Wie er nun aus der Haft entlassen, Heinrich aber nach Deutschland zurückgekehrt war, drangen die Cardinäle und Bischöfe in Paschalis das abgenöthigte Decret aufzuheben und seinen Eid zu brechen; unter ihnen war Bruno der eifrigste, und wir lasen noch die Briefe, in denen er den Papst bestürmte jenes Privilegium zurückzunehmen. Seine Heftigkeit verwundete Paschalis; der über ihn aufgebrachte Papst verbot ihm schließlich zu gleicher Zeit Bischof und Abt

zu seyn. So legte Bruno den Stab von Monte Casino nieder, und kehrte in sein Bisthum zurück, wo er im Jahr 1123 starb. Die Kirche sprach ihn heilig im Jahr 1183.

Die Inschrift auf seiner Bildsäule erwähnt noch zweier andern Glanzpunkte in seinem Leben. Er bekämpfte die bekannte Doctrin Berengars von Tours, welcher das Dogma der Transsubstantiation verwarf, sowohl mündlich auf der Synode zu Rom als in seinen Schriften; weßhalb er eben den sonderbaren Titel „der Abendmahls-Doctor“ davontrug. Der Tyrann Adolf endlich war ein Graf von Ceccano aus der Campagna, dessen gewaltsamen Handlungen Bruno Einhalt that.

Es war ein Engländer, Lord Ellis, Abt von Monte Casino und Bischof von Segni, der seinem Vorgänger dieses Denkmal setzte, und diese Kirche von Segni hat noch eine weit merkwürdigere Beziehung zu dem frommen England. Denn auf einer in ihr gehaltenen Synode von Bischöfen der Campagna wurde im Jahr 1173 der berühmte Thomas von Canterbury durch Alexander III selig gesprochen, wenige Zeit nachdem er ermordet worden war. Eine Inschrifttafel verkündet dieß im Dom.

Lord Ellis, englischer Benedictiner, einst Capellan Jakobs II, wurde im Jahr 1708 Bischof von Segni. Er scheint sich mit Liebe seinem Bisthum hingegeben zu haben; er erneuerte den Dom und hinterließ als bestes Denkmal seines Lebens der Stadt Segni das Seminar. In diese Anstalt kommen von weit und breit aus Latium Zöglinge, um dort in den humanen Wissenschaften unterrichtet zu werden, so daß sie als ein Gymnasium betrachtet werden kann. Die Schüler gehen in priesterliche Uniform gekleidet, auch wenn sie sich nicht für den geistlichen Stand bestimmen. Dieses Seminar liegt neben der kleinen Kirche S. Pietro auf der höchsten Höhe und dem merkwürdigsten Punkt der Stadt, dort nämlich wo im grauen Alterthum die volskische Akropolis oder Cyklopenburg stand. Als ich mich dorthin begab, überraschte mich die seltsame und großartige Oertlichkeit, und sie versetzte mich in die alten Akropolen sicilianischer Felsenstädte. Hier auf dem höchsten Felsenplateau, in einer Lage die ganz Latium beherrscht, standen Burg und Tempel der alten Signia, aber nur wenige Reste sind davon erhalten, darunter der bedeutendste eine alte große, kreisrunde Cisterne ist, die in der Nähe des Seminars liegt. Die Bewohner der Stadt haben hier einen ihrer beliebtesten Spaziergänge; sie wandeln dort an den cyklopischen Mauern auf der höchsten Fläche des Gebirges, wie auf einem großen steinernen Tisch umher, zwischen grauen Felsblöcken, an denen Moose oder duftige wilde Blumen wachsen. Man kann sich nichts originelleres und großartigeres denken als diesen Spaziergang in der oden Wolkenhöhe, in der wildesten Cyklopennatur; dieser Lustort der Bergadler scheint eigens für die Sonntage der Cyklopen angelegt zu seyn, welche sich, wenn sie dort auf- und abwandelten, zum Vergnügen und zur Abwechslung die grauen Felsblöcke an die Köpfe warfen. Tief unter den Wandelnden (und ich sah, da es Sonntag war, manche geschmückte junge Dame im seidenen Kleid und mit dem Fächer dort auf- und abstolziren) steigt der Berg kopfüber in die Tiefe, und unten liegt Latium. Das Auge schweift über ein kaum abzusehendes, hinreißendes Gemälde von Provinzen mit ihren Bergen und Städten, die zu zählen man kein Ende findet, und deren jede reich ist an historischen oder mythischen Erinnerungen. Denn dieses Panorama reicht in der That von Rom, das dort fern und tief in der verschwimmenden Ebene sichtbar war, bis zu Arpino, der Vaterstadt Cicero's, die man dort weit, weit im Königreich Neapel auf dem blauen Gebirge weiß hervorschimmern sieht. Eine solche Passegiata übersteigt denn doch die Reize des Monte Pincio in Rom, von dem man in die ewige Stadt beständig niederblickt; denn dort unterhält sich der Blick mit der Betrachtung von hundert Städten und zweien Ländern, und von vier großen Gebirgszügen welche sie durchziehen.

Die Luft weht kühl, fast scharf. Die braunen Halme auf den Felsblöcken, die wilden Rosen und die gelben Ginsterzweige neigen sich auf und ab. Der Geist der Urzeit und der Urwildniß, einer großen, schauerlichen, vorgeschichtlichen Welt, weht um diese verwitterten Cyklopensteine, und bringt das Herz in einen elementarischen Aufruhr.

Wir stiegen (mein Begleiter war ein Landschaftsmaler) über das wüste Gestein weiter, um die berühmten Cyklopenmauern zu erreichen. Wie in allen Städten Latiums umziehen sie in langen Linien die eigentliche Arx oder Burg, und senken sich schräg über die Bergbänge herab. Das Gefüge ihrer ungeheuern Steine ist noch so wohl erhalten als hätte es der Baumeister gestern errichtet; hie und da unterbricht sie eine kleine Pforte in etruskischer Gestalt. Am Ende der einen großen Mauerlinie aber steht noch das ungemein malerische, berühmte große Cyklopenthor, welches man jetzt noch benützt. Gewaltige Blöcke von fast viereckiger Form bilden es, so daß die beiden Seitenwände sich oben in einem durch den Schlußstein abgestumpften Winkel entgegenneigen. Das Gigantische dieser Mauern, ihr von Jahrtausenden verwittertes Grau, der wilde Wuchs der Pflanzen der darum hängt, die Gewalt des Gebirges, an welches sich die Riesensteine anlehnen, und die große Natur umher bringen das Gemälde in einen Zustand den ich gar nicht schildern kann. Ihm mag allein ein solcher gleichen wenn man bei stürmender See auf den wilden Wogen schwebt. Hier kommt nichts kleinliches oder zersplittertes an die Seele mehr, die ganz im Erhabenen sich auszudehnen scheint.

Als ich jenes Thor passirt hatte, führte der felsige Weg tief abwärts längs der andern Seite der Bergwand, wo nun der Blick auf Latium entschwand. Ich traf dort unten wiederum eine kreisrunde und noch viel größere in den Fels gehauene Cisterne von mindestens 30 Fuß im Durchmesser. Ihre Gestalt war eigenthümlich genug, da in ihrem weiten steinernen Rande noch viele Kufen ausgehauen waren, worin die Weiber Segni's waschen. Ich habe in jeder volskischen Stadt solche uralte und völlig erhaltene Cisternen gefunden; sie scheinen jenen Gegenden eigenthümlich zu seyn, denn ich erinnere mich nicht sie in Latium irgendwo in dieser Größe und Gestalt angetroffen zu haben.

Wir kamen nun auf den großen und einzigen Fahrweg Segni's, und hatten so die Stadt von drei Seiten umwan-

dert. Nun aber lud uns der zweite Spaziergang der Städter zum fountäglichen Schlendern ein. Dieß ist das reizende Gebirgsthal vor dem Stadtthor, welches zunächst zu dem im Walde versteckten Capucinerkloster und weiter hinauf in das Gebirge führt. Riesige Castanien, Ulmen und Eichen beschatten hier stille grüne Pläne, und es gibt da entzückende Waldeinsamkeit, mit Klosterromantik und Feerei, so viel nur das Herz begehrt. Da es Abend geworden war, strömten die Städter dort in Schaaren hinaus. Die sogenannte gebildete Classe trägt sich auch hier schon in französischer Mode, aber das Volk ist der Gebirgstracht treu geblieben. Drunten in Latium tragen die Weiber rothe Tücher; die Farbe blüht in der Ebene heller, und, wie es scheint, auch das Gemüth, denn das Leben ist dort leichter als auf dem mühsamen, ernsten Gebirge, wo die Gewitterwolken thronen. Man trägt hier allgemein die Kopftücher von schwarzblauer Wolle, und die dunkle Farbe dieser Mantillen, wie sie in Sicilien genannt werden, kam mir in der Scenerie Segni's völlig naturgemäß vor. Blau und schwarz waren die alleinigen Farben die ich dort vom Volke tragen sah.

So groß und schön nun auch die Lage dieser Stadt ist, so würde ich mich doch nie entschließen dort einen Sommer zuzubringen. Ich glaube mit Grund daß die Musen in jener cyklopischen Einsamkeit nicht würden zu Worte kommen. Diese grauen Steine, diese dämonische und ennuendenhafte Natur möchten sie nicht ganz vertragen. Außerdem weht hier der Wind fast immer scharf herein, und die Berge schleudern Sommers fast täglich eine donnernde Wetterwolke hinunter, die ihre plötzliche Regenfluth auf Segni ergießt.

Ich logirte indeß sehr gut im Ort; das einzige Gasthaus welches er besitzt, ist reinlich und billig in den Preisen, wie überall im Gebirge. Die Pfirsiche, von weißlich-gelber Farbe, waren köstlich genug, und der bleichaussehende Wein war gut, obwohl stark säuerlich von Natur. Der Dichter Martial sagt von ihm daß er etwas zusammenziehendes habe:

> Potabis liquidum Signina morantia ventrem
> Ne nimium sistant, sit libi parca sitis.
> Quos Cora, quos spumans inimico Signia musto.

Am Morgen wollten wir mit der aufgehenden Septembersonne zu Pferde steigen, um nun über den Gebirgskamm zu klimmen und dann durch die volskischen Urwälder nach dem alten Norba zu reiten; aber der Himmel war dicht umhangen, die Berge warfen sich donnernd Wolken auf Wolken zu, und es regnete stundenlang. Wir verzweifelten schon an der Weiterreise, bis auf einmal Jupiter Pluvius, vielleicht durch die ihm in reichlichem Wein „Signino opere“ dargebrachten Spenden versöhnt, zu lächeln begann. Wir sprangen daher geschwind auf die Pferde von Segni, und unser Führer schritt flink voraus uns die Wege zu zeigen. Der Wind warf die weißen zusammengeballten Wolken um die Felsen hin und her, oder trieb sie wie fliegende Segelschiffe weit in die Luft hinaus; es war ein großes und entzückendes Schauspiel.

Gleich hinter dem Capucíner-Convent von Segni beginnt grüner und dichter Wald. Froh ritten wir da hinein, denn ein Wald im italienischen Land ist so etwas seltenes, und darum das heimathlichste was dem deutschen Wanderer begegnen kann. Doch hier sind keine schwarzen, weihnachtlichen Tannen, und keine sausenden Fichten, nur Buchen, Ulmen, Eichen und die und da eine Pinie. Die Pinie klingt wie eine Harfe wenn der Wind in der Krone spielt, sie sauft nicht wie die schwermüthige Fichte, ihr Ton hat etwas ganz eigenes von geisterhaftem Gesang. Die Pfade trieften noch, aber wir saßen ja zu Pferd, und brauchten uns nicht zu durchnässen wie jene armen kleinen Mädchen und Knaben die mit nackten Füßen im Walde kletterten, die Pilze zu lesen welche der Regen mochte über Nacht hervorgelockt haben. Völlige Stille und Einsamkeit hier: hie und da die Schläge der Axt eines Holzschlägers — und hier holen wir einen Handelsmann ein, der neben seinem beladenen Maulthier einhergeht um Waaren nach Cori zu bringen. Ueber diesen steilen Gebirgskamm muß der hausirende Krämer klettern um in jene Stadt zu gelangen, und man mag sich leicht vorstellen daß die Verbindung zwischen Segni und Cori nicht allzu lebhaft sey.

Nach einem zweistündigen Ritt, theils durch Waldung, theils je höher wir stiegen über nackte und schwarze Felsenwände, erreichten wir den höchsten Paß im Gebirge, weideten noch unsern Blick an Latium zu unsern Füßen, und stiegen dann langsam auf die andere Seite nieder. Aber von hier aus sahen wir noch nicht das Meer und die Maritima, denn ein Höhenzug thürmte sich wieder vor uns auf, um welchen wir hinwegzureiten hatten. Er bildete mit den Bergen von Segni ein wundervolles idyllisches Wiesenthal, Colle Mezzo genannt, oder eine Bergsenkung, die von Quellen durchrieselt wird. Nichts lachenderes als diese Bergriesen, über die wir nun hinritten, oder vom Pferde steigend in der heitersten Stimmung wanderten. Hier gab es viele Heerden schwarzer Schweine; sie sahen wohlgenährter und glücklicher aus als die armen Hirten, die sie für den Prinzen Doria oder Borghese hüteten.

Nun gieng es wieder aufwärts und in den eigentlichen Urwald hinein. Es war ein prachtvoller Wald, durch den wir mehr als zwei Stunden lang ritten. Die Abwechselung von Berg und Thal in ihm, die tiefschwarzen Schluchten, in welche benwoste Stämme hinabgestürzt waren, Wiesen und Weiher, an denen Viehheerden weideten, die üppigsten, mit Blüthen bedeckten Gebüsche, schattige Hohlwege, in welche das Sonnenlicht spielend einfiel, das alles versetzte uns ganz und gar in die heimischen Gebirge zurück. Hier ist das Land der Elfen und Feen, und im tiefsten Dickicht, in einer grauen Höhle schläft der alte Saturn mit seinem langen silberweißen Bart. Ich bewunderte die herrlichsten Baumphänomene; die Buche mit ihrem in den blauen Aether greifenden Wipfel gleicht an Farbe ganz und gar dem Felsgestein, auf dessen sanftem Grau die grünen Moose haften. Manchmal schien es als wäre die Buche nur die organische Fortsetzung des Felsens selbst auf dem sie stand.

„O wie mich freut Waldeinsamkeit.“

Mir fiel der blonde Eckbert von Tieck ein, der mich in jungen Jahren so entzückt hatte, und mir scheint es gibt kein

anderes deutsches Märchen, selbst die Undine von Fouqué nicht ausgenommen, welches die Romantik des Waldes in so duftigem Zauber malte.

Wir sprangen an einem seenhaft schönen Platz von den Pferden, und warfen uns ins Gras. Ringsum standen die Brombeersträucher mit ihren reifen Früchten bedeckt, und boten uns die Nachkost zu einem ländlichen Frühstück. Nicht weit davon ein grüner Teich, von Schilf und Gras umgeben, in einer träumerischen und märchenhaften Versunkenheit. Wie schön muß es hier zu streifen seyn, wenn der silberne Mond hoch droben durch die Buchenwipfel wallt und alle Elfen über dem blumigen Grund ihre Ringelreihen tanzen.

Endlich öffnete sich der Wald an dem südwestlichen Abhang, wir kamen auf die andere Seite des Gebirges, und plötzlich war mir wie einem dem man die zugebundenen Augen löst, daß ihn ein wunderbarer Anblick überrasche. Vor mir lag das hinreißende Schauspiel der Maritima, das weite pontinische Sumpfland, ein in sanftesten Farben blühender Teppich, das von der Sonne vergoldete Meer, die traumhaft fernen Ponza-Inseln in ihm, das zackige, violenfarbige, sagenvolle Cap der Circe, der Thurm Astura, die Linea Pia, das Castell Sermoneta zu unsern Füßen. Der Anblick dieses Gemäldes, eines der schönsten welche Italien überhaupt besitzt, war, da wir eben aus dem Walddunkel hervorgekommen waren, so plötzlich, und so unsagbar groß, daß ich weder damals ein Wort fand, noch heute eines dafür habe. Man hatte mir in Rom gesagt daß der Ritt über den Kamm des Volskergebirgs, und dann der Blick von der Höhe auf die Sümpfe und das Meer das schönste sey was der Wanderer weit und breit genießen könne, und man sagte mir nicht zu viel. Ich will jedem Reisenden rathen dieses einzige Schauspiel sich nicht entgehen zu lassen, wenn er im Römischen sich befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch eines deutschen Herzogs auf dem Sommersitz Urquiza's in der Argentina.

Das für Deutschland so handelswichtige Süd-Amerika ist neuerdings auch der Zielpunkt einiger Touristen des höheren deutschen Adels gewesen, und die Namen des Herzogs Paul von Württemberg, des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und des Grafen Görtz-Schlitz sind auch in dieser Richtung bekannt geworden. Graf Görtz hat sich in seiner Reise um die Welt selber ein vortreffliches Denkmal gestiftet; er hat aber in Süd-Amerika gerade dessen interessanteste und für Deutschland wichtigste Theile, Brasilien und die Plataländer, nicht berührt. Aus den Aufzeichnungen eines in amtlicher Stellung befindlichen, uns befreundeten Landsmannes in Süd-Amerika, in welche dieser uns Einsicht gestattete, wollen wir daher in folgendem einiges allgemeiner Interessante über den Besuch des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin im Platalande, und namentlich bei dem berühmt gewordenen früheren Präsidenten der argentinischen Conföderation, General Urquiza, hier mittheilen.

Es war im Anfang Februar 1858, als in Folge einer von dem General Urquiza für den Herzog Wilhelm an den preußischen Vertreter in Montevideo gerichteten Einladung der Herzog, unter dem Incognito eines Baron Grabow reisend, von seinem Adjutanten Frhrn. v. Brandenstein, dem preußischen Geschäftsträger für die Plata-Staaten, Hrn. v. Gülich und einem englischen Gesandtschafts-Attaché Hrn. Meade begleitet ihre Reise über Buenos-Ayres nach dem Sommersitz des Generals Urquiza, seinem Schloß San José, antraten.

Wir trafen — ich will hier jene von einem der Mitreisenden entworfenen Aufzeichnungen selber reden lassen — auf dem Dampfer el Corca am 23 Febr. Nachmittags in dem entrerianischen Hafen und Handelsplatze Concepcion del Uruguay ein, wo, sobald unsere Ankunft bekannt geworden, der dort wohnende Schwiegersohn und Privatsecretär des Generals Urquiza, Hr. Dr. Victorica, in Begleitung des Stadtcommandanten dem Herzog einen willkommen heißenden Besuch machte, und uns, je nach dem Belieben der verschiedenen Reisenden, für den andern Morgen Wagen und Reitpferde zur Weiterreise nach der etwa sieben Meilen entfernten Sommerresidenz des argentinischen Präsidenten, San José, zur Verfügung stellte.

Schon früh am andern Morgen fanden wir einen diligenzartigen, mit vier Pferden bespannten Wagen, jedes Pferd von einem Soldaten beritten und verschiedene Reitpferde zu unserer Verfügung. Ein berittener Unterofficier meldete sich bei dem Herzog, welcher die Reise zu Pferde der Reise im Wagen vorzog, als geleitender Führer und Chef der militärischen Escorte. Bereits auf halbem Weg sendete der Präsident eine berittene Ordonnanz entgegen, um den Neffen Sr. Maj. des Königs von Preußen abermals auf argentinischem Gebiet willkommen zu heißen. Die Sommerresidenz des Präsidenten ist ein höchst eigenthümliches Gebäude. Zwei viereckige in bedeutende Höhe laufende Thürme bilden die Eckränder eines in hispano-amerikanischer Weise gebauten einstöckigen Schlosses, das aus drei großen Höfen, welche von einer im Viereck herumlaufenden Zimmerlinie umgeben sind, sich zusammensetzt. Dieses höchst eigenthümliche Schloß liegt mitten in südamerikanischer Oede und Einsamkeit, wo auch am fernsten Horizonte dieses trockenwiesigen Steppenlandes kein Berg, nicht einmal ein Hügel zu erkennen ist. Kaum daß hie und da am Ufer einer oder der anderen Lache ein schmaler Streifen ärmlichen Niederwaldes etwas Abwechslung in die überaus einförmige Landschaft bringt. Die Vorderseite des Schlosses ist von einem Garten umgeben, die Rückseite, welche auf die Wirthschaftshöfe blickt, ist der gewöhnliche Aus- und Eingang für zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen ankommende Besucher. Aber auch der die Vorderseite des Schlosses umgebende, im steifen altfranzösischen Styl gehaltene Garten öffnet sich mit einem großen Eingangsthor, welches jedoch nur bei besonders festlichen oder Etiquettegelegenheiten geöffnet wird. An diesem Thor des Gartens wurde im Auftrag des Präsidenten von einem

Adjutanten der Herzog erwartet und in Empfang genommen, welcher für die Zeit des Aufenthaltes in San José als Ehrenordonnanzofficier dem Herzog zu besonderer Verfügung gestellt blieb. In dem Portal, welches das Schloß mit dem Garten verbindet, begrüßte der Kriegsminister den Herzog und führte Se. Hoheit in denjenigen Binnenhof des Schlosses, welcher von den Privatgemächern des Generals und seiner Familie umgeben ist. Dort harrte der Präsident, General Urquiza, seines preußischen Gastes. Er hieß ihn, den ersten deutschen Prinzen auf argentinischem Boden, in sehr herzlicher und in der ihm eigenen gewinnenden Weise in der argentinischen Conföderation willkommen, nahm ihn, wie dieß spanische Sitte ist, an die Hand und führte ihn in das Gala-Empfangzimmer. Dort ließ er durch Indianerpagen in vergoldeten Maté-Töpfchen [1] auf südamerikanische Weise den Reisenden Paraguay-Yerba servíren, und führte dann den Herzog in das besteingerichtete Gastzimmer des Schlosses. Hernach zur Tafel versammelt, sagten wir dem General daß wir andern Morgens unsere Reise fortzusetzen wünschten, der Herzog mit seinem Adjutanten nach Chile, der englische Gesandtschafts-Attaché und der preußische Vertreter nach den Uruguay-Häfen. Der General erklärte uns jedoch rundweg daß er auf argentinischem Gebiet in ziemlich absoluter Weise herrsche, und daß er uns alle Reisecommunicationen abschneiden würde, da er auf einen Besuch von einigen Wochen gerechnet habe. So mußten wir unseren ursprünglichen nur auf einen Tag berechneten Besuch, da der Herzog seine Reise zu beschleunigen wünschte um bei noch guter Jahreszeit die Gebirgspäße der Anden-Cordilleren zu überschreiten, auf zwei Tage ausdehnen. Der General suchte etwas darin, den Herzog als Neffen des preußischen Königshauses in ausgesucht liebenswürdiger Weise herzlich aufzunehmen, durch Aufmerksamkeiten aller Art auszuzeichnen und ihm seine Reise durch die argentinische Conföderation in jeder Weise zu erleichtern. Wir hatten den General gebeten die landesübliche Lebensweise während unseres Aufenthaltes in San José beizubehalten, Mittags, wie es dort Sitte ist, um zwölf zu speisen und Abends um sieben zu soupiren. Aber er war nicht dazu zu bewegen und meinte, ein preußischer Gast müsse in Pariser Weise bewirthet und empfangen werden, und so fanden wir statt der hauptsächlich aus Fleischspeisen bestehenden, ganz einfachen südamerikanischen Mahlzeiten Morgens um 10 Uhr üppige, in diesen heißen Ländern sehr lästige Frühstücke, Mittags um 5 Uhr eine von unzählbaren Schüsseln brechende Tafel und Abends im Patio des Schlosses uns beim Thee versammelt, welchen der General selbst dem Herzog servirte.

Der General Urquiza ist der größte Grundbesitzer, der angesehenste Estanciero dieser Plataländer. Auf einer Fläche von nahe 400 Quadrat-Leguas weiden seine zahlreichen Heerden. Man schätzt die Zahl seines Rindviehes auf 120,000 Häupter, die Zahl seiner Schafe auf 150,000 Stück, daneben viele Pferde, Schweine, Maulthiere, Ziegen und Gisl. Der General ist Landwirth, das ist hierzulande Viehzüchter mit Leib und Seele. Er ist ein genauer Kenner seines Faches. Er hat sein kolossales Vermögen nicht durch die Erbschaft, sondern selbst sich erworben. So setzte er einen Stolz darein, uns in das Leben eines südamerikanischen Estanciero einzuführen. Den Herzog an seiner rechten Seite pflegte er Morgens und Nachmittags mit uns nach diesem und jenem Vorwerk zu reiten, dem Herzog das geschäftliche Leben eines amerikanischen Estanciero erklärend. Wenn wir bei den Heerden ankamen, deren Häupter unzählbar waren, so ließ er diejenigen Operationen vornehmen, welche dem Laien das meiste Interesse gewähren können; vor allem das Einfangen wilder Stiere durch das von Europäern fast nie erlernbare Schlingenwerfen der unvergleichlich reitenden Gauchos, das zu Bodenwerfen der eingefangenen Stiere und die schwierige Operation ihres Castrirens, welches die kundigen Eingebornen in unglaublicher Raschheit vollziehen. Der zu Boden geworfene oder vielmehr mit der Wurfschlinge, mit welcher er eingefangen ist, zu Boden gerissene Stier ahnt vor Schreck gar nicht was ihm widerfährt; er liegt während der wahrscheinlich nicht sehr schmerzlosen Operation laut- und bewegungslos am Boden. In wenigen Secunden ist die Operation vollendet, der Gaucho gibt dem Stier einen Schlag, der arme seines besten Besitzes beraubte springt rasch auf und stürzt, wenn die Operation geschickt vollzogen ist, mit so ununteren Sprüngen davon daß man glauben möchte es wäre ihm die größte Wohlthat widerfahren.

Wenn man die Sommer-Residenz des Präsidenten der argentinischen Conföderation für europäisches Verständniß charakterisiren will, so läßt sich dieselbe etwa als die prachtvolle Residenz eines durchaus autokratisch regierenden Nomadenfürsten bezeichnen, wo die Primitivität und Originalität des Lebens der südamerikanischen Steppenländer mit dem ausgesuchtesten Luxus der modernsten europäischen materiellen Civilisation gepaart ist. Der General geht, wenn sein Leben sich nicht in der Sphäre der gewöhnlichen Häuslichkeit bewegt, stets in feinster französischer Toilette, und sah immer im schwarzen Frack, dessen Knopflöcher bei besonders festlichen Gelegenheiten mit hohen ausländischen Orden geschmückt sind. Seine Gattin, eine Tochter des Volkes im eigentlichsten Sinne — ihr Vater ist ein eingewanderter Italiener und ihre Mutter war eine Entrerianerin — ist eine der schönsten Frauen der Plata-Länder, und versteht es ihre natürlichen Reize durch den Schmuck Pariser Eleganz in sehr anmuthiger Weise zu heben. Eine der Töchter des Generals aus einem früheren freieren Verhältnisse — eheliche Verhältnisse sind durchaus nicht die Regel im Innern Süd-Amerika's, und in Paraguay

[1] Während der Maté herumgereicht wurde, überreichte einer der Mitreisenden dem General Urquiza den gothaischen genealogischen Almanach des Jahres 1858, welcher unter den Titelkupfern auch das sehr gelungene Porträt des Generals Urquiza bringt. Der General besah sich dasselbe mit vieler Genugthuung und zeigte es hernach seiner Gemahlin, die es für das ähnlichste der bisher von ihr gesehenen erklärte. Möchte doch Hr. Justus Perthes den manchen südamerikanischen Freunden und auch einigen schönen Freundinnen des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg in Montevideo, Buenos-Ayres, Parana, Santiago, Valparaiso und Lima die Freude machen ihnen zur Erinnerung an den Besuch dieses deutschen Reisenden dessen Porträt in dem Jahrgang 1861 als ein liebes Andenken zu gewähren!

sogar durchaus die Ausnahme — hat sich jüngst mit dem Sohne des früheren Präsidenten des Freistaats Bolivia, dem später in der diplomatischen Pariser Welt sehr bekannten Marschall Santa Cruz verheirathet, nebst dem General Urquiza einer der bekanntesten Namen Süd-Amerika's. — Die jüngeren Kinder des Generals aus seiner gegenwärtigen legitimen Ehe werden in einem eigens dazu eingerichteten Schulzimmerchen erzogen. Ihre Erziehung leitet eine sehr gebildete deutsche Dame aus der Stadt München, wie uns erzählt wurde, Gattin eines französischen Grafen. Als wir dort waren, pflegte sie Abends im Familienzimmer des Präsidenten zu erscheinen, und der Herzog ergötzte sich an der deutschen Musik dieser überaus liebenswürdigen deutschen Landsmännin inmitten dieses entlegenen Innern, dieses von der Heimath seiner Ahnen so fernen Süd-Amerika's.

Der Besuch des Schloßhofes und des Schloßgartens in San José würde für einen europäischen Zoologen mannichfaches Interesse bieten. Dort ist die Fauna der Provinz Entre-Rios so vollständig repräsentirt, daß man unwillkürlich an Noah's Arche erinnert wird. Dort sieht man in großen Käfigen die Tiger und Löwen des Landes, und neben ihnen zu interessanter Vergleichung die etwas kleinere Tigerspielart des südlichen Brasiliens, welche auch minder wild als die entrerianische Unze, wie, im größeren Maßstabe, die südamerikanischen Raubthiere sanft sind, wenn man ihr Naturell mit den entsprechenden Gattungen Asiens und Afrika's vergleicht. In unmittelbarer Nähe der Tiger und Löwen weiden friedlich die sanften Llamas, Vicuñas und Guanacos zahm umher. Ein paar schöne große entrerianische Gürteltiere (Peludos), ganz zahm, machte der General für den zoologischen Garten in Berlin zum Geschenk. Leider fehlte es an einer Gelegenheit um dieselben nach Montevideo zu schaffen. Auch die kleinere Gattung der Gürteltiere dieser Länder, die sogenannten Mulitas, welche hier als Leckerbissen auf den Tafeln der Reichen verzehrt werden, war in San José vertreten. Der Präsident Urquiza, welcher in jeder Richtung ein durchaus praktischer Mann ist, dem zwar die eigentliche Schule fehlt, der jedoch die Erfahrungen des Lebens trefflich sich zu Nutzen zu machen verstanden hat, ist ein genauer Kenner nicht allein der Menschen, sondern auch der Thiere seines Landes. Ein europäischer Naturforscher würde manches von ihm lernen können. In seiner Eigenschaft als Militär und Estanciero hat er sich eine genaue Kunde seines Landes nach allen Richtungen hin erworben. Von manchem was er uns in dieser Beziehung erzählte, mag hier nur ein Zug angeführt werden, welcher vielleicht auch europäischen Naturforschern neu ist. Die oben gedachten Mulitas — so sagte der General — bringen, wenn gebärend, meist eine über ein halbes Dutzend hinaus laufende Anzahl von Jungen zur Welt, jedoch immer nur in ungleicher Zahl, also sieben, eilf, dreizehn und nie in gleicher Zahl. Eine ähnliche Eigenthümlichkeit tritt in Betreff des Geschlechts der zur Welt gebrachten Jungen zum Vorscheln. Die Geborenen sind entweder nur Weibchen oder nur Männchen. Ein Stück der südamerikanischen Fauna, welches Hr. Prof. Dr. Burmeister, der warme Freunde in Süd-Amerika zurückgelassen hat, unter die Ideale seiner zoologischen Wünsche zu zählen pflegte, den angeblich in europäischen Museen noch nicht vorhandenen Tucutuco, eine Art, wenn Dr. Burmeister von seinen Freunden am La-Plata recht verstanden worden ist, südamerikanischer Hamster, suchten wir vergebens. Es unterhielt den General nicht wenig daß dieses Thier, welches eine häufige Landplage in Entre-Rios sey, das Ziel der Wünsche europäischer Gelehrten bilden könne. Auch die Ornithologen würden in den eingefriedigten Schloßhöfen in San José manche interessante Augenweide finden. Dort laufen mehr oder minder zahm herum das kleine und das große südamerikanische Rebhuhn, welches nicht wie bei uns in Familien, sondern paarweise vereinzelt lebt. Dort sieht man verschiedene Arten wilder Gänse, weiße und graue, und die südamerikanischen Enten Entengattungen besonders zahlreich vertreten. Auch der Tschagaú, nach seinem Geschrei so benannt, ein großer, sehr eigenthümlicher und sehr scheuer Vogel der Plata-Länder, von aschfarbigem, silbergrauem Gefieder mit seinem originellen Zöpfchen, wandelt dort mit dem gemeinen südamerikanischen Kibitz Tiruteo spazieren. Dazu Störche, Flamingos und manche andere Vögel und Thiere. In der Vogelwelt ragten durch ihre eigenthümliche Schönheit vor allem hervor eine große Familie allerliebster Paraguayfasanen, welche den hohen Gästen aus Mecklenburg ganz besonders gefielen.

Der General hält in seiner Stammprovinz Entre-Rios, dem Flächengehalt nach angeblich größer als das Königreich Belgien (er ist nämlich gleichzeitig Bundes-Präsident der conföderirten dreizehn argentinischen Provinzen und Provincial-Statthalter seiner Stammprovinz Entre-Rios) eine sehr strenge Zucht. Das Land wimmelte in dem ersten Jahrzehent nach der Emancipation von Spanien von Räubern und Wegelagerern aller Art, und jetzt reist man dort sicherer als in irgendwelcher Provinz der pyrenäischen Halbinsel. Die Verkehrseinrichtungen sind, wenn man einen für primitive Länder billigen Maßstab anlegt, vorzüglich. Gute Reit- und Briefposten durchkreuzen das Land, und dazu ist diese Provinz glücklich in einer nur sehr beschränkten Anzahl von Advocaten, welche die specielle Landplage dieser spanisch-amerikanischen Länder sind. Processe kommen hier nur sehr selten vor, da der Zustand der Justizpflege ein durchaus patriarchalischer ist. Bei der ganz speciellen Kunde seiner Stammprovinz ziehen einem Processe die Streitenden einen Besuch bei dem General Urquiza vor, welcher den Streit nach mündlicher Anhörung der Parteien sofort schlichtet. Und es sollen diese Rechtssprüche im allgemeinen sehr richtig ausfallen, was bei der meist persönlichen Bekanntschaft des Generals mit fast allen seinen Landeseinwohnern nicht zu verwundern ist. Die patriarchalische Sorge gerade für seine Stammprovinz, welche er im Vergleich zu den andern Provinzen der Conföderation mit einiger Parteilichkeit bevorzugt, ist eine Liebhaberei des Generals. Er hat es in ziemlich künstlicher Weise dahin gebracht daß Paraná die Bundeshauptstadt, und daß Rosario der Haupthandelsplatz der argentinischen Conföderation geworden ist. Der seinem Schlosse San José benachbart liegende

Uruguayhafenplatz Concepcion birgt in seinen Mauern die Haupterziehungsanstalt der argentinischen Länder. In einem großen Gebäude, welches einige Aehnlichkeit hat mit der Caserne in der Berliner Karlsstraße, unterrichten Lehrer aller Nationen, Engländer, Franzosen, Deutsche, die aus allen Theilen der Confoderation dorthin zusammenströmende argentinische Jugend. Auch einen deutschen Flüchtling des Jahres 1848, Zolran (?) aus Württemberg, fanden wir dort als Lehrer angestellt, seine freien Stunden mit der Herausgabe eines in spanischer Sprache geschriebenen Buches ausfüllend. Nur im Aeußern und in der Form gleicht dieses große und von Hunderten von Zöglingen bevölkerte Collegium einer entsprechenden deutschen Lehranstalt. In diesen Ländern eines zwar schönen, aber zugleich weichen und erschlaffenden Klima's, dessen neun Monate langer feuchter Sommer den Flug der Einbildungskraft und die Schärfe des Gedächtnisses lähmt, fehlt der Nerv nordischer Kraft und die Strenge nie ermüdender nordischer Ordnung. Der Schönheit des Südens fehlt wie in Europa, so in Amerika die Kraft des Nordens. Der Mensch wird sich nie den Einwirkungen entziehen können, welche Klima und Bodenbeschaffenheit auf ihn ausüben; nur Schwärmer und Nichtkenner amerikanischer Zustände können sich ernstlich mit der Idee beschäftigen, durch massenhafte deutsche Auswanderung in der Welt des Columbus neue Deutschländer zu gründen.

In einiger Entfernung des Schlosses San José liegen eine nicht unbeträchtliche Zahl entrerianischer Truppen casernirt, welche man bisweilen vom Schlosse aus unter aus der Ferne herübertönender Musikbegleitung exerciren sieht. Einige europäische Musikmeister haben in sehr kurzer Zeit aus ganz jugendlichen, zum Theil halbgelben und halbschwarzen entrerianischen Elementen eine vortreffliche Musikbande gebildet. Als wir dort waren, stellte, wenn es Abend wurde — es waren schöne mondbescheinbelle südamerikanische Sommernächte — der General in einiger Entfernung vom Vorhofe des Hauses seine Militärmusik auf, und während wir dann im Schloßhof umher saßen, Thee tranken, und der General mit seinem fürstlichen Gaste plauderte, spielte seine Militärmusik manche deutsche Märsche, Walzer und Ländler, die uns an die ferne liebe deutsche Heimath erinnerten.

(Schluß folgt.)

Capitän Burtons Entdeckungsreise in das Innere Ostafrika's (1857—1859).

3. Sitten und Gesittung der Neger Ostafrika's.

Man darf Burtons Werk als ein classisches Musterbild empfehlen, wie Reisebeobachtungen geschrieben, wie namentlich der Stoff geordnet werden soll, denn fast die meisten Entdecker thun nichts als daß sie die Beobachtungen bunt, wie sie in ihre Tagebücher eingetragen worden sind, auf den Leser ausschütten. Burton dagegen sondert in eigene Capitel zuerst die Reise-Erlebnisse, unmittelbar nach diesen aber gibt er eine genaue physische und ethnographische Schilderung der durchschrittenen Räume nach ihren natürlichen Abschnitten, ein Gesammtgemälde, nach welchem alles Trachten des Geographen gerichtet ist; den Schluß endlich bildet eine Darstellung der ostafrikanischen Gesellschaft.

Die Neger im Innern sind durchschnittlich besser genährt und besser mit Obdach versehen als die Nyots oder Bauern in Indien. Ihre Hütten sind den Tag über kühl, Nachts aber wo die Eingänge geschlossen werden, dumpf. Da die Neger früh aufstehen und die Morgenstunden kalt sind, so zünden sie ein Feuer und am Feuer ihre Pfeife an. Sobald der Thau im Grase getrocknet ist, treibt die erwachsene Jugend die Heerden auf die Weide. Der Mann geht in das Jwanza oder den Männerclub, wo er entweder spielt oder sich mit seinen „Freunden" streitet und rauft, letzteres jedoch stets mit unblutigen Waffen. Bisweilen droht man sich wohl mit Pfeil und Speer, aber es bleibt bei der Drohung, und die „Ehrenhändel" werden stets auf Unkosten der Haare, die man sich auszuraufen sucht, geschlichtet. Ein Europäer der gewöhnt ist von Jugend auf alle Gelüste seines Magens befriedigen zu können, vermag sich in seiner Verdauungs-Blasirtheit nicht vorzustellen daß der Neger nichts wünscht, nichts denkt, und in seinen Träumen nichts träumt als sich den Magen zu füllen. Fleisch von zahmen Thieren, welches dem Wildpret, selbst dem geschätzten Wildpret, dem Zebrabraten noch vorgezogen wird, ist das Ziel des höchsten Negergedankenfluges, unter den Fleischsorten aber das Schafsfleisch das wohlfeilste und geringste. Die Aussicht auf Fleischkost wirkt auch als das hauptsächlichste Reizmittel, welches die Träger einer Karawane an ihr Oberhaupt fesselt, denn in der Heimath kommt Fleisch selten in die Schüssel des gemeinen Mannes. Milch wird ebenso hoch geschätzt, aber stets nur geronnen genossen; süße Milch ist überhaupt schwer zu bekommen, da die Kühe in alte, durch und durch saure, und nie gereinigte Gefäße gemolken werden. Das Käsebereiten war den Negern ein blaues Wunder, auch hüten sie sich diesen Zauber den Arabern nachzuahmen, weil sie glauben die Kühe oder Ziegen möchten davon behext werden. Oel wird aus den Erdeicheln (Arachis hypogaea) und Bier oder Pombe aus einer Haferart, dem Honiggras (Holeus) gewonnen. Man nimmt die Hülfte der Körner — Holcus vornehmlich, oder auch Panicum, Hirse, oder beide gemengt — setzt sie unter Wasser, bis sie zu keimen beginnen, trocknet, zerreibt und mischt sie mit der andern Hälfte, die gleichfalls zermahlen worden ist. Die Mischung wird zwei- oder dreimal gesotten, durch Matten filtrirt und der Gährung überlassen, die am dritten Tage schon einen Essiggrad erreicht; das Getränk berauscht ohne Heftigkeit, erzeugt festen Schlaf, einen schweren Kopf am Morgen, und bei fortgesetzten gründlichen Studien Röthe der Augen. Die Araber haben den Wanyamwezi auch die Kunst des Destillirens verrathen, die jedoch bald von den Schülern wieder aufgegeben wurde. Palmwein wird nur am Tanganyika-See aus der Guineapalme, hin und wieder auch ein starker Obst-

most aus Plantanen erzeugt. Honig liefert das einzige Versüßungsmittel, denn Zuckerrohr wächst nur am Tanganyika und wird auch dort nur gekaut. Brodzucker zieht die Afrikaner daher an wie die Fliegen. Sie kaufen ihn um gleiches Gewicht wie Elfenbein, und wenn der Fremde etwas von den Zuckerkrümchen auf den Boden fallen läßt, so lesen sie es sorgfältig auf, da sie lieber eine Unze Sand mit in den Mund nehmen, als daß sie ein Körnchen verloren gehen lassen.

Sobald die Winterregen nahen, ziehen die Männer von Morgens 6 Uhr bis 2 Uhr Nachmittags auf die Felder, kehren dann zur Mahlzeit heim, welche die Frauen bereitet haben, und setzen bis zum Abend ihre Arbeit fort, bei welcher, wenn die Regen heranrücken, auch die Frauen helfen. Ihre geselligen Vergnügungen sind Tänze beim Mondschein, und da sie bei keiner anderen Gelegenheit so gewissenhaft dreinschauen, so erfüllt sich auch am Neger das tiefe Wort Goethe's daß wir unsre Liebhabereien stets weit ernsthafter betreiben als unsre Geschäfte. Da ihre Instrumente fremde Erfindungen sind, so verdienen sie auch keine nähere Betrachtung, und es genügt nur zu bestätigen daß auch in jenen Räumen die Trommel dem Neger seine besten musikalischen Genüsse gewährt. In Folge der Seltenheit eines Fleischgerichtes rüstet sich der Neger sobald der Rasen dürr geworden ist, zur Jagd auf Antilopen und Hasen, die durch ringförmige Grasbrände getödtet werden. Den großen Ungethümen stellt er auch durch Fallgruben, und durch einen aufgehängten und mit Steinen beschwerten Speer nach, welchen das Thier mit dem Knie an eine quer gezogene Schnur drängend über sich von einem Ast löst, genau so, wie es im übrigen Südafrika der Fall ist. Ein ernsthaftes Unternehmen ist dagegen die Elephantenjagd, auf die man sich nicht begibt ohne sich zuvor mit geweihten Zauberläppchen zu behängen. In Schaaren von 15—20 Personen, die sich zu ihrem Werke durch ein achttägiges Negerkirchweihfest vorbereitet haben, begeben sich die Jäger auf die Elephantengründe, und die Kunst des Waidmanns besteht darin, ein wohlgezähntes Männchen von der Heerde abzusondern. Ein Mganga (Zauberer) ist stets der Anführer der Jäger und er wirft zuerst seinen Speer dem Thier in den Leib. Der Elephant könnte leicht seine Feinde durchbrechen, aber störrisch, wie er ist, sucht er seinen ersten Angreifer auf, der ihm entschlüpft, während ein zweiter ihm mit Geschrei von der andern Seite seinen Speer in den Leib wirft, worauf der Elephant sich wieder gegen diesen Angreifer wendet, bis zuletzt das Blut aus hundert Wunden herabrieselt und das Thier zu spät auf seinen Rückzug denkt, auf dem es, immer eifriger verfolgt, durch den Blutverlust geschwächt, zusammenbricht. Mit den Zähnen, dem Fleisch und der Haut beladen, kehren dann die Jäger heim.

Der Neger Ostafrika's ist im Grunde eine Memme, und gerade die muthlosen Stämme sind diejenigen welche in der Heimath stets bewaffnet einhergehen, während sie beim Durchzug über wirklich gefährliche Gebiete ihre Waffen gern verbergen, aus Furcht dadurch aufzureizen. Die tapfersten Stämme ziehen den kurzen Speer zum Handgemenge allen andern Waffen vor, gerade wie der Muth der Römer an der Kürze ihres Schwertes sich messen ließ. Die Klinge jenes Speeres ist schmal, und von so weichem Eisen daß sie sich mit den Fingern biegen, aber auch sehr scharf schleifen läßt. Der Schaft der Lanze ist 5 bis 6 Fuß lang, und wird sorgfältig geölt und geglättet. Wo der Bogen im Gebrauch ist, üben sich die Knaben schon frühzeitig an Kürbissen und Gurken mit hölzernen Bolzen, denn wenn die Pfeile eiserne Spitzen bekommen, dann hält sich der Neger für einen reifen Mann. Der Bogen, aus Einem Stück verfertigt, mißt 5 Fuß von Spitze zu Spitze, und erfordert ungewöhnliche Kraft zum Spannen, auch sind die Pfeile nur 2 Fuß lang, aus leichtem Holz oder Rohr gemacht. Diese Geschosse sind nur in größter Nähe, gegen Antilopen nur auf 15 bis 20 Schritt wirksam, und ein Stier wird nicht eher gefällt als bis er etliche zwanzig davon im Leibe hat. Nur einige der Küstenstämme vergiften ihre Pfeile, wahrscheinlich mit dem Safte einer Euphorbien- oder Wolfsmilchart. Wenn die Spitze des Pfeiles mit dem Gift überzogen ist, glänzt dieses wie Pech. Von Zeit zu Zeit muß man das Gift über Feuer abtropfen lassen um es durch eine frische Lage zu erneuern. Die Einwohner fürchten zwar sehr seine Wirkungen, waschen sich nach jeder Berührung die Hände, behaupten auch daß Mann und Thier mit einer Giftwunde nicht eine Meile weit kommen, doch glaubt Burton daß selbst im frischen Zustande das Gift nicht tödtlich wirke. Die Schützen führen auch blinde Pfeile, d. h. solche mit Holzspitzen bei sich, die als Vogelbolzen überall verwendet werden wo keine Hoffnung ist das abgegangene Geschoß wieder zu erreichen. Vor jedem Schuß werfen die Afrikaner eine Handvoll Staub in die Luft — nicht etwa um die Richtung des Windes zu erforschen, sondern um das gute Glück zu beschwören. An der Küste wird viel Handel mit Schießgewehren getrieben, und ein einziges deutsches Haus soll über 13,000 „Doverflinten" dorthin in Einem Jahre abgesetzt haben, denn die Hamburger und die amerikanischen Gewehre zu 4 Dollars das Stück finden rascher Absatz als die französischen zu 3½ Dollars. Im Innern gehören, weil die Araber aus Vorsicht keine einführen, Feuerwaffen zu solchen Seltenheiten, daß auch der mächtigste Häuptling deren nicht mehr als drei Stücke besitzt. Das Pulver, welches aus Amerika kommt, ist meistens Sprengpulver, und richtet die Gewehre nach wenigen Schüssen schon zu Grunde.

Wenn die Baumwolle gereinigt ist, wird sie mit Spindeln zu grobem Garn versponnen. Da die Neger den Spinnrocken nicht kennen, so befestigen sie ihren Stoff an der linken Faust. Das Garn färben sie mit Pflanzenstoffen schwarz, roth und ochergelb, und verweben es dann, nicht ohne allen Geschmack in den Mustern, zu Tüchern von 5—6 Fuß Länge und 2—3 Fuß Breite. Sowohl das Färben als das Weben sind ausschließlich nur Männergeschäfte. Das Product ist indessen roh, wenig dicht, und kann nie reinlich aussehen, weil das Garn nicht gebleicht wird. Eisenerz wird aus niedern Sandsteinbergen gegraben, in Gruben von 2—4 Fuß Tiefe, wo sich bisweilen das Metall in Thränen-, Nieren- und Kuchenform finden soll. Das Eisen wird in Gruben ausgeschmolzen zwischen Schichten von glühenden Holzkohlen,

deren Temperatur man durch schüsselförmige, hölzerne, mit einem Felle bedeckte Blasebälge erhöht, von denen je zwei durch einen Mann in Bewegung gesetzt und bisweilen fünf Paar auf einmal in Thätigkeit gesehen werden können. Das Erz wird ein paarmal umgeschmolzen bis es völlig rein ist, und dann zwischen Steinen, die als Hammer und Amboß dienen, verarbeitet. Wo irdene Geschirre im Gebrauch sind, werden sie im Feuer von trockenem Gras gebacken, weil Holzfeuer sie zersprengen würde, in Folge dessen aber bleibt das Geschirr auch nur halb gebrannt. Es dient nur für den Gebrauch am Feuer, denn alle übrigen Gefäße muß der Kürbiß — Cucurbita lagenaria — liefern. Korbflechten und Mattenweben sind die Lieblingsbeschäftigungen beider Geschlechter, selbst die Araber werden von der Arbeitslust angesteckt, und man sieht sie dann über Beschäftigungen, die im Oman als höchst unmännlich Anstoß erregen würden.

Die häufigste Krankheit Ostafrika's ist das Fieber, und die schlimmste sind die Blattern, gegen die man sich noch nicht durch Impfung schützt, obgleich die Araber längst schon dieses Verfahren eingeführt haben, mit dem Unterschied jedoch daß sie das Blatterngift in Schnitte zwischen den beiden Augenbrauen einführen. Weiter im Innern gibt es auch eine Pest mit Bubonen in den Achselhöhlen. Die Cholera dagegen, welche die heimkehrenden Entdecker an der Küste empfieng, vermochte nicht tiefer in das Festland einzudringen, wo doch Dysenterien und Koliken sonst häufig sind. Daß rheumatische und katarrhalische Leiden dort nach der Regenzeit auftreten, hörten wir früher schon, seltsam ist es aber daß auch dort im Innern die Reisenden vom Scorbut befallen werden. Vom Wahnsinn und Blödsinn sind die Neger nicht verschont, was einigermaßen denjenigen befremden muß der sich an das Lessing'sche Wort hält, daß man erst einen Verstand haben muß um den Verstand verlieren zu können. Die Afrikaner sagen von solchen Unglücklichen, „sie haben den Teufel," oder richtiger: er sie. Die Berührung mit der Halbcivilisation hat den Negern auch die venerischen Leiden bescheert, welche, wie sie und die Araber behaupten, ohne Ansteckung sich verbreiten sollen. Das Uebel ist jedoch im Rückzug begriffen. Bösartige Formen treten zwar auch im Innern auf, Verstümmelungen der Gesichter wurden jedoch nicht jenseits des Küstenstriches beobachtet. Die geringere Form der Lues wird wenig geachtet und weicht einfachen Mitteln.

Der Neger vereinigt alle Unfähigkeit und Leichtgläubigkeit der Kindheit mit der Störrigkeit des Alters, so daß er selbst den einfachen Wahrheiten des Islams unzugänglich bleibt. Da er sich nur von seinen Instincten leiten läßt, so bleibt seine physische Natur dem Europäer ein Räthsel mit sieben Siegeln. Eine Nacht über wird er vielleicht den Tod eines Kindes oder Verwandten bejammern, am Morgen ist alles vergessen. Seine erste Frage bleibt immer: was gibst du mir? und so weit geht sein Geiz und Eigennutz daß er seinen elenden Klepperm, die er mehr liebt als seine Kinder, doch kein reichliches Futter gönnt, sondern vielmehr der Anblick eines arabischen Gauls, der mit Korn gefüttert wird, sein höchstes Erstaunen erregt. Für alle Dienste verlangt er Vorausbezahlung, ohne doch selbst gewissenhaft sein Wort zu halten. Dabei ist er ein Gewohnheitslügner und Lügenfreund in dem Grad daß man immer das Gegentheil seiner Versicherungen glauben muß, selbst wo die Lüge ihm keinen Vortheil bringt. Thränen sind wohlfeil bei ihnen, und ihre Zungenfertigkeit wird sogar den geschwätzigsten Araber aus dem Felde schlagen. Selbst die muthigsten Stämme sind in Waffenhändeln behutsam; Ueberfälle und ungefährliche Hinterhalte gehören zu ihren liebsten Kriegsmitteln. Obgleich es oft vorkommt daß sich ein Afrikaner mit größter Kaltblütigkeit erhängt, so fürchtet man doch den Tod, wie Kinder die Finsterniß. „Sterben, sagen sie, ist schlimm! Nicht mehr essen und trinken zu sollen! Niemals ein schönes Kleid anzulegen!" Wie die Kinder haben sie ihre größte Freude am Zerstören; ein Sklave wird nie etwas zerbrechen ohne ein Gelächter aufzuschlagen; bei Feuersbrünsten in Sansibar hat man oft die Schwarzen Holz in die Gluth schleppen, tanzen und singen gesehen, bei welchen Gelegenheiten denn auch die Araber die Neger zusammenschießen als ob es Hunde wären.

Die Ehe ist bei diesen Völkern ein Kaufgeschäft, Vielweiberei nur durch die Vermögensumstände beschränkt, und Häuptlinge mit einem Luxus von 12 bis zu 300 Frauen umgeben. Außereheliche Mutterschaften werden nicht anstößig befunden, nach der Ehe jedoch tritt ein wenig mehr Strenge ein, denn der Ehebrecher wird um Geldeswerth gebüßt, Mord aus Eifersucht dagegen kommt höchst selten vor. Die Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern ist sehr gering, und höchstens wird der Ruf Mamma, Mamma! gehört, denn zwischen Vater und Sohn herrscht nach Beendigung der Kinderzeit, wie bei den wilden Bestien, eine natürliche Feindschaft. Anstrengungen des Denkvermögens würde diese Neger geistig zerrütten, gerade so wie der Widad oder Somali-Priester, wenn er es so weit gebracht hat den Koran zu lesen, vollständig für andre Dinge und zu seinen früheren Geschäften unfähig wird. Obgleich, wie wir gesehen haben, die Stellung der Frauen eine höhere ist, selbst wie bei semitischen Völkern, wo sie zu Lastthieren erniedrigt werden, so trifft man doch gerade in jenem Theil Südafrika's weniger als anderwärts weibliche Häuptlinge.

Die Gesellschaft besteht nur aus Herren und Sklaven, so daß der Afrikaner mit einziger Ausnahme seines Häuptlings jeden Dritten wie seines Gleichen behandelt. Die Träger einer Karawane werden stets die beste Hütte eines Lagerplatzes für sich in Besitz nehmen und sich nicht daraus vertreiben lassen, sollte auch der Anführer unter Regen oder Thau schlafen müssen. Gegen ihre Neugierde dient einzig Geduld als Waffe, denn sie aufstören hieße in einen Bienenschwarm stechen. Unterwegs wird ein Heer Müßiggänger, Knaben, Mädchen und Weiber, letztere fast nur mit Fettwomade bekleidet, im Sturmschritt, die schlaffen Brüste in die Luft schleudernd — ein widerwärtiger Anblick! — sich an die Karawane unter thierähnlichem Geschrei hängen. Als die Fremden zuerst in das Innere drangen, wurden sie ehrfurchtsvoll behandelt, aber seitdem sie mit den Eingebornen niedersaßen, plauderten, scherzten und Ungebührlichkeiten einstecken, wurden die Neger mit ihnen frères et cochons. Im allgemeinen sind die Schwar-

zen vorsichtig genug um Feindseligkeiten zu beginnen. Wo diese sich nicht vermeiden lassen, sollte man aber, meint Burton, unerbittliche Strenge walten lassen, weil Langmuth und Barmherzigkeit als Schwäche ausgelegt werden, überhaupt aber die alte Regel der Guineahändler zu empfehlen sey: für den Neger die eine Hand zum Handschlag offen, die andre zum Niederschlagen geballt zu halten, sonst aber bei Tauschgeschäften nichts zu zeigen außer ein Aequivalent des Angebotenen.

Nur ein schwacher Dämmerschein von einem höhern Wesen dringt in das Gemüth des Negers. Er spricht von einem Mukungu, was Sonne, Himmel, oder einen Geist bedeuten kann. Bei den Wamasai heißt der Schöpfer Engai, was eine weibliche Form ist, auch bedeutet das nämliche Wort bei ihnen Regen und Gott. Gegen Sonne, und noch mehr gegen den Mond wird eine gewisse Ehrfurcht beobachtet, Sternendienst aber ist völlig unbekannt. Das Mzimo oder die Fetischhütte ist bis jetzt der erste Keim eines Tempels bei ihnen geblieben. Um so stärker ist der Glaube an Hexenkünste bei ihnen verbreitet. In der That gibt es auch viele Hexen bei ihnen, denn seige Rache kennt oft kein anderes Befriedigungsmittel als schlimme Beschwörungen. Da es nun sehr häufig geschieht daß unter Foltern oder vor der Hinrichtung Zauberer oder Hexen sich ihrer Strafbarkeit rühmen und selbst an ihre Missethaten glauben: „ja! ich habe diesem den Tod angehext, oder mit Krankheit den andern geschlagen!“ so können die Neger nicht aus dem Cirkel ihres Aberglaubens hinaus gelangen. Auf diesen Umstand gründet sich das Ansehen des Mganga, den die Araber auch Tabib, Arzt nennen und welcher unter andern auch das Gewerbe eines Regendoctors treibt. Diese Drohnen sind beiderlei Geschlechts, doch beschäftigen sich die weiblichen Priester nur mit Quacksalbereien. Der Mganga hat Leben und Tod in seiner Gewalt, sein Ausspruch ist Gesetz, daher er denn auch mit königlichem Titel angeredet wird und einen Muschelorden wie die Häuptlinge trägt, sonst aber sich mit seinen Zauberbüchsen behängt und etwas mehr wie andere Leute von Schmutz und Heiligkeit starrt. Doch ist seine Person nicht unantastbar, sondern Befragungen wie andere Missethäter ausgesetzt. Seine größte Gefahr liegt im Uebermaß seines Ruses, denn selten stirbt ein großer Zauberkünstler eines natürlichen Todes. Der Fetischgläubige sucht die Ursache aller Körperleiden im P'hepo, in einem üblen Hauche, der aus dem Leibe wieder vertrieben werden muß. Trommeln und Tanzen sind die besten Heilmittel. Der Mganga sucht indessen nach einem Keti oder Stuhl, d. h. nach einem Gegenstand, in den der Geist hineingetrieben werden kann, wozu namentlich Papierschnitzel sehr gesucht werden. Den „Geisterstuhl“ nun hängt man an einen Baum auf, den sogenannten „Teufelsbaum,“ welchen manche Europäer mißverständlich für einen Gegenstand der Anbetung gehalten haben, während er eigentlich nur die Cloake für die ausgeschiedene afrikanische Geisterwelt ist. Der einträglichste Beruf des Mganga aber ist die Entdeckung von Zauberverbrechen durch das gottesgerichtliche Verfahren. Die sinnreichen Wasambara wersen dabei eine rothglühende Axt in den Mund des Verdächtigen, andere Neger schlagen auf einen glühenden Eisendorn zweimal, um ihn in weiche Körpertheile zu treiben, andere wieder prickeln den Angeklagten mit den steifsten Borsten eines Guinchweifes im Ohr oder versuchen den Gifttrank. Tritt nach dem Abzug der Fremdlinge Trockenheit ein, oder brechen die Blattern aus, so wird das Uebel ihren Zauberkünsten zugeschrieben, und dieß mag uns vielleicht über die Motive der ehemaligen libyschen Fremdenopferungen aufklären.

Die Regierungsform ist überall der Despotismus in verschiedenen Graden. Alle männlichen Kinder werden von ihren Müttern genommen, müssen Pagendienste leisten, den „Palast“ bewachen und die Felder des Sultans bestellen. Im Krieg fallen die gefangenen Weiber und Kinder auf den königlichen Beutcantheil. Die Monarchen besitzen Macht über Leben und Tod, von der sie reichlichen Gebrauch machen. Die Afrikaner sind übrigens strenge Legitimisten, denn sie verachten alle Emporkömmlinge, wie denn umgekehrt das Bewußtseyn ererbter Macht ihren Fürsten eine gewisse Würde verleiht. Im Mondlande, wo eine mehr aristokratische Verfassung herrscht, richtet sich das Ansehen der Sultane nach ihren Vermögen und ihren politischen Fähigkeiten. Rein patriarchalische oder republicanische Verfassungen wird man aber in Ostafrika vergeblich suchen. Der Thron erbt auf die Kinder, gewöhnlich den ältesten Sohn, denn das Neffenerbrecht zeigt sich nur sporadisch. Der Grund und Boden ist überall allod, und nirgends Spuren von Lehnverband zu entdecken. Manche aderbautreibende Stämme steuern indessen ihren Sultanen einen Antheil ihrer Ernte, wenigstens die Frauen, auch darf das Säen und Ernten nie ohne Erlaubniß des Sultans vorgenommen werden. Als Regal fordert der Sultan einen Zahn von jedem Elephanten der todt in seinem Gebiete gefunden wird. Seine besten fiscalischen Quellen sind aber die Confiscationen des Vermögens der Hingerichteten. Bleiben die Monsunregen ungewöhnlich lange aus, so beruft der Sultan den Mganga, um den heimlichen Regenzauberer zu bezeichnen, der sogleich hingerichtet oder verkauft wird, dessen Vermögen aber jedenfalls der Sultan einsteckt. Im Mondland, wo die monarchischen Formen noch schlaff sind, leben die Fürsten nur vom Ertrage ihrer Sklaven.

Bilder aus Konstantinopel und Jerusalem.

Es ist in hohem Grade von Interesse zu beobachten, wie sich in den letzten Jahrzehnten die Physiognomie Konstantinopels und Jerusalems bedeutend verändert hat, und wie die vom Abendland nach dem Morgenland vordringende Cultur und Civilisation benützt und geschäftig ist nicht nur die materiellen Verhältnisse in jenen beiden Orten, als den Hauptpunkten des orientalischen Lebens in den politischen und religiösen Beziehungen Europa's zunächst gelegenen Ländern des Morgenlandes, und dann auch in diesen Ländern selbst

zu durchdringen und umzugestalten, sondern auch auf dem Gebiete des Geistes Eroberungen zu machen. Wir theilen zu diesem Zweck einige Bilder von dort mit.

*

Als vor zwölf Jahren ein Fremder in Konstantinopel lustwandelte, hatte er sich bei seinen abendlichen Gängen der Papierlaterne zu bedienen. Das war damals dringend nothwendig, um bei dem gänzlichen Mangel aller Straßenbeleuchtung davor sicher zu seyn nicht nur nicht mit dem Fuß an einen Stein zu stoßen, sondern auch nicht über die mitten in den Straßen liegenden Hundefamilien zu stolpern. Als er aber einmal auf der Heimkehr von Bujukdere von der Dunkelheit der Nacht überrascht worden war, und er in der Vorstadt von Konstantinopel, durch welche ihn sein Weg führte, keinen Laternenkaufladen antraf, blieb ihm nichts anderes übrig, um nicht schweren Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, als nach einem Landungsplatz zurückzukehren, wo er im Vorübergehen ein Kaik (kleines Fahrzeug) mit einem griechischen Fährmann bemerkt hatte, um sich von dort auf dem Meer nach Tophana bringen zu lassen, von wo er nicht weit zu seiner Wohnung hatte. Nun aber hat Konstantinopel eine glänzende Gasbeleuchtung, und damit sind nicht nur sofort jene erwähnten Unannehmlichkeiten und Gefahren beseitigt worden, sondern in dessen Folge hat auch die Straßenpolizei in Konstantinopel eine andere und bessere Gestalt bekommen, und das Aeußere der Straßen hat ein besseres Ansehen gewonnen.

*

Außer andern in neuerer Zeit in Konstantinopel entstandenen Anstalten und verschiedenen Einrichtungen gibt es dort jetzt ein besonderes Bureau für Preßangelegenheiten, und der Sultan hat sogar ein eigenes italienisches Opernhaus. Ebenso erscheint daselbst neben dem französischen Journal de Constantinople ein englischer Levant Herald, wie denn auch griechische Zeitschriften dort ebenfalls erscheinen, und für das Jahr 1860 ist der türkischen Residenzstadt sogar eine Welt-Industrieausstellung zugedacht. Bereits hat ein türkisches Eisenbahnnetz seine Ausgangspunkte in Konstantinopel gefunden, und nicht nur haben christliche Confessionen und Gemeinden äußere Anerkennung und gewisse Gerechtsame erlangt, sondern das Christenthum hat bereits unter den Anhängern des Islam Aufmerksamkeit erregt, und Beachtung, auch sogar Anhänger gewonnen.

*

Aehnlich ist es in und mit Jerusalem gegangen. Bis zum Schlusse der vierziger Jahre war die dortige Postanstalt in der traurigsten Beschaffenheit. Einmal in der Woche, am Sonntag Morgen, kam ein reitender Tartar von Beirut an mit einem Briefsäckleisen, indem damals noch keine Dampfschiffe nach Jaffa fuhren. Der Tartar überbrachte das Felleisen dem Pascha, der neben andern Aemtern auch das Amt eines Oberpostmeisters hatte, und dieser leerte das Felleisen, nachdem er die an ihn gerichteten Depeschen und Briefschaften herausgenommen hatte, in das Taschentuch eines seiner vielen Diener, der sich sogleich aufmachte an einzelnen Straßenecken sein Tuch zu entfalten und die Leute sich ihre Briefe heraussuchen zu lassen. Jetzt gibt es in Jerusalem für die Franken zwei Postämter, ein österreichisches und ein französisches, und dabei finden sich auch, wie bei uns, Briefeinwürfe u. dgl. Nur der Austrägerlohn ist noch hoch, nämlich für einen Brief 1½ Piaster und für eine Kreuzbandsendung ½ Piaster. Gasthäuser waren in Jerusalem früher eine ganz unbekannte Sache, indem man, wie noch gegenwärtig in den Ländern der europäischen und asiatischen Türkei, in den Klöstern, ohne Unterschied des kirchlichen Glaubens, abstieg. In den vierziger Jahren entstanden einige italienische Locanden, und jetzt besitzt Jerusalem ein ganz comfortabel eingerichtetes Mediterranean-Hotel, welches, von halb fränkischem Aussehen, im Besitz des griechischen Klosters und im Betrieb eines Deutschen, des Hrn. Hauser aus Kempten in Bayern sich befindet.

*

Die einzelnen Nationen, Regierungen und Kirchen des Abendlandes bemühen sich auf die mannichfachste Weise um Jerusalem, und suchen durch Anstalten der verschiedensten Gattung, welche sie dort errichten, auf dessen politische und religiöse Zukunft Einfluß zu gewinnen; Russen, Griechen, Armenier, Franzosen, Oesterreicher, Engländer, Preußen und Juden. Am thätigsten und rührigsten sind die Russen und Juden; dagegen ist das was in den letzten Jahren von den Protestanten, d. h. von den Engländern und Preußen, in Jerusalem ausgeführt oder in Angriff genommen worden ist, sehr bescheidener Art, obgleich sich die Protestanten in gleicher Weise, wie die Griechen-Russen und wie die Römischen mit schönen und zuversichtlichen Hoffnungen in Betreff des gelobten Landes tragen. Ein höchst interessanter Artikel im August-Heft der vorjährigen „protestantischen Monatsblätter," von Gelzer, enthält über die dießfälligen Bestrebungen und Anstalten des Auslands die merkwürdigsten Aufschlüsse, die namentlich auch über die Wirksamkeit der einzelnen christlichen Missionen viel Licht verbreiten. Ueber die protestantische Mission in Jerusalem, neben welcher auch die in Beirut eine auffallende und erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, sagte der, gewiß nicht parteiisch für dieselbe eingenommene Jude Frankl, der im Jahr 1856 in Jerusalem war, daß sie eine materiell wohlthätige und im allgemeinsten Sinn Cultur „fördernde" sey, und daß sie „etwas von der Wüste oder von der Natur der Gletscher habe, die langsam, aber sicher immer weiter vorrücken und immer neue grüne Erde bedecken."

Der Tiger im Alterthum.

Wie der Löwe, so scheint auch der Tiger im Alterthum um vieles weiter verbreitet gewesen zu seyn als heutzutage. Zwar kommt er auch jetzt noch als vereinzelter Streifling nach Georgien, Armenien, dann in die Kirgisensteppen, sowie nach West- und Ostsibirien, ja selbst in den Süden des Jakutsker Gouvernements; während er aber vormals ein sehr beträchtliches Ländergebiet bewohnte, das sich von Süden nach

Norden mindestens von Belubschistan, Vorderindien, Hinterindien, Sumatra, Java und Südchina an nördlich bis zum Kaukasus, den Süd- und Südostsaum des kaspischen Meeres, den Aralgegenden, den Südabhängen des Altai, den Sajanischen, Daurischen und Apfelgebirgen, vom Westen nach Osten aber von Kurdistan, Armenien, Georgien, Imereetien und Mingrelien bis zur Ostküste der Mandschurei, Korea's und China's ausdehnt, so ist er doch jetzt da und dort, namentlich im Kaukasus und in Armenien ausgerottet.[1] Vor unserer Zeitrechnung und noch in den ersten christlichen Jahrhunderten reichte die Herrschaft des fürchterlichen Raubthiers nicht weniger weit gegen Westen als die noch gefürchtetere Herrschaft der Parther. Solange der Thron der Achämeniden noch fest stand, und Armenien und Mesopotamien eine regelmäßige Verwaltung genossen, scheint der Tiger in diesen Landschaften fast gar nicht bekannt gewesen zu seyn; denn die Geschichtschreiber Alexanders führen ihn als ein specifisch indisches Thier an, und vor dem Feldzug des großen Macedoniers geschieht seiner überhaupt keine Erwähnung. Xenophon, der ja durch Mesopotamien und Armenien mit seinen Zehntausend marschirte, und auf alle interessanteren Thiere welche ihm aufstießen genau achtete, weiß nichts von armenischen oder babylonischen Tigern; man vergleiche besonders das 11te Capitel über die Jagd, wo er die Fangarten für Löwen, Leoparde, Luchse, Panther und Bären durchgeht, vom Tiger aber schweigt.

Mit dem Sturz der Achämeniden, dem bei dem frühzeitigen Tode des Eroberers und der Eifersucht seiner Erben eine gräßliche Verwirrung und Verödung der mittel- und vorderasiatischen Landschaften nothwendig folgen mußte, drangen zahlreiche Colonien von Tigern in die Gebirgswälder Hyrkaniens und Armeniens vor; in Babylonien, wo sie sich ebenfalls sehr vermehrt haben müssen, werden sie vorzüglich in dem Schilfdickicht, das die Ufer des Euphrat und Tigris bedeckte, ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Von hyrkanischen Tigern lesen wir bei einer ganzen Reihe antiker Schriftsteller, bei Plinius (hist. nat. 8, 18), Virgil (Aen. 4, 367), Lucan (Pharsal. 1, 327—329), Martial (epigr. 1, 18), Pomponius Mela (3, 5, 7), Claudian (III, de raptu Proserpinae 263 ff.) und Ammianus Marcellinus (23, 6, 50 ff.). Der letztere spricht von vielen tausend Tigern die in Hyrkanien hausen und, da sich die Bewohner des Landes nicht von Ackerbau, sondern durch Jägerei zu nähren pflegen, öfters von Hunger gepeinigt über die beiden Ströme Cyus und Mazera schwimmen, und die benachbarten Landstriche unversehens mit ihren verheerenden Streifzügen heimsuchen. Auch Solinus (polyhist. c. 17) behauptet, die Urwälder Hyrkaniens wimmeln von Panthern, Leoparden und Tigern, und bezeichnet hiebei die Tiger ausdrücklich als Thiere mit braungelbem schwarzgestreiften Balg im Unterschied von den Panthern, welche gefleckt seyen.

Außer Hyrkanien scheint besonders Armenien den schaulustigen Römern Tiger geliefert zu haben. Auf dem einsamen Ararat und seinen ewigbeschneiten Ausläufern, sowie auf dem benachbarten Kaukasus (Sil. Ital. 5, 148: Caucasiam instructus virgnto corpore tigrim) muß der Tiger während der Kaiserzeit gar nicht selten gewesen seyn (vgl. Ovid. Metamorph. 8, 120 f. 15, 86.)

Am auffallendsten aber ist sein Vorkommen in dem einst so vorzüglich angebauten und aufs dichteste bevölkerten Babylonien; dessenungeachtet kann man es durchaus nicht in Abrede stellen, und es findet diese Thatsache in den anarchischen Zuständen des Landes zur Zeit der Diadochenkämpfe ihre befriedigende Erklärung. Diodor von Sicilien erwähnt (2, 50) unter den anderen die syrischen Wüsten bewohnenden Raubthieren namentlich die babylonischen Tiger; und aus Babrios, der kurz vor Diodor in Syrien geschrieben hat, erfahren wir ebenfalls daß er dort keine Seltenheit gewesen seyn kann. Zwar hat er dem Tiger nie eine Hauptrolle in seinen Fabeln übertragen, aber er erwähnt ihn zweimal in einer Weise welche auf wirkliche Bekanntschaft des Dichters mit dem babylonisch-syrischen Tiger schließen läßt. In Fab. 102 erscheint er als der erklärteste Feind des Hirsches, und Fab. 95 heißt es: er sey unfähig Rachefolger des sterbenden Löwen zu werden und die Herrschaft über das Thierreich zu übernehmen, weil er immer ganz einsam herumstreife; dieses Prädicat ist gewiß sehr treffend, da der Tiger in den Gränzdistricten seiner Verbreitung stets insularisch sich zeigt. Ich kann mich deßwegen nicht entschließen den kategorischen Satz Wagners (Schrebers Säugethiere, Supplem. II, 472), daß in Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien und Afrika der Tiger niemals einheimisch gewesen sey, einfach zu unterschreiben. Ich glaube daß es jedenfalls eine Zeit gegeben hat wo er in den syrisch-arabischen Wüsten förmlich zu Hause war, und dann und wann auch in das bewohnte Syrien einen Streifzug machte. Für diese Ansicht könnte man vielleicht auch das Zeugniß des Talmuds geltend machen, der außer dem eigentlichen Namen des Tigers (tigris) noch den umschreibenden Ausdruck Löwen des Libanonwaldes (nach anderen freilich Löwen des Waldes Ilai — welcher Name sonst nicht vorkommt) hat.[1] Jedenfalls muß auch nach dem Talmud das Thier in Syrien und Palästina selten gewesen seyn; denn statt richtige Beobachtungen zu machen, trugen sich die jüdischen Gelehrten mit albernen Märchen: die Entfernung zwischen den einzelnen Lungen des Tigers sey neun Fäuste breit, vor seinem Geschrei sey aus der Entfernung von 400 Meilen die Mauer der Stadt Rom eingestürzt.

Einer dieser babylonisch-syrischen Tiger mag es gewesen seyn der als Präsent des syrischen Königs Seleukos I gegen den Schluß des vierten Jahrhunderts v. Chr. nach Athen kam und hier als das erste Exemplar dieser prächtigen Katzenart die allgemeinste Bewunderung erregte (Athen. 13, 590. Alexis 3, 477. Philem. 4, 372); dieß war der erste Tiger der den Boden des civilisirten Europa's betrat; der erste

[1] Brandt im achten Band der Memoires de l'Académie impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Sciences Natur. 1859. S. 235.

[1] Lewysohn, Zoologie des Talmuds S. 71.

Europäer aber, der gezähmte Tiger besaß, war Alexander, dem die Inder am Hydraotes, einem Nebenstrom des Indus, außer Häuten von ungeheuren Eidechsen, Schildkrötenschalen, zahmen Löwen von ungewöhnlicher Größe auch Tiger zum Geschenk machten (Curt 9, 30, 1). Indien war ja das Hauptvaterland dieses Raubthiers. Schon in den rauhen Berglandschaften an der Nordostgränze des eigentlichen Indiens wimmelte es von Tigern (Plin. h. n. 6, 23), namentlich aber war der Ganges (Ovid. Metam. 6, 636) in dieser Hinsicht verschrieen, dessen Ufer und Mündungen mit ihren undurchdringlichen Bambuswäldern der geschmeidigen Katze den erwünschtesten Aufenthalt boten (Pseudo-Calliſth. vit. Alex. 3, 18, vgl. Arrian. peripl. mar. Erythr. p. 29. Philostrat. vit. Apoll. 2, 14). Lebendig wird kaum jemals im Alterthum ein Tiger aus Indien in den Occident gebracht worden seyn; der Naturforscher bekam nur die Felle zu sehen und einfältige Erfindungen zu hören; was die Inder angeblich den griechischen Zoologen weisgemacht haben sollen, ist zu ungeheuerlich und grundlos (Arrian. Ind. 15, 1—3) als daß man es nicht mit stiller Verachtung beiseite liegen lassen müßte. Auch zu Aristoteles Ohren, dem ja Alexander wegen seines Zerwürfnisses mit Kalliſthenes überhaupt keine indischen Thiere mehr zusandte, ist über den indischen Tiger bloß ein Märchen gedrungen. Er behauptet nämlich (hist. anim. 8, 27, ap. Poll. 5. §. 38) daß die sogenannten indischen Hunde, eine der trefflichſten Rassen zur Jagd, Bastarde von Tigern und Hunden seyen — eine Sage, die auf des großen Meisters Autorität gestützt sich durch die ganze naturhistorische Literatur des Alterthums bis auf den anonymen Zoologen des 11ten Jahrhunderts (de anim. propriet. c. 5) erhalten hat. Vielleicht mit Recht wird sie von Pallas (Zoologia Russo-Asiatica 1, 34) auf eine Verwechslung mit Bastarden von Hyäne und Hund zurückgeführt.

Interessant ist daß eine eigenthümliche Art den Tiger zu fangen, die noch heutzutage im nördlichen Ostindien gebräuchlich ist, bereits aus dem Alterthum stammt. Man bestreicht nämlich Blätter mit einer Art Vogelleim und streut sie auf die Wechsel des Tigers; der Tiger tritt auf sie und in dem Bestreben sie zu entfernen bewegt er sich immer heftiger und bedeckt sich immer mehr mit den Blättern; zuletzt wird er wüthend, fängt an sich zu wälzen und verklebt sich Nase, Augen und Ohren, und erhebt ein fürchterliches Gebrüll, auf welches die Eingebornen herbeistürzen und ihn leicht erschießen oder erstechen. Diese Weise des Tigers habhaft zu werden hat offenbar Pseudo-Plutarch (de fluviis p. 83) im Auge, wenn er den Rath gibt die Tiger dadurch zu tödten daß man in ihre Schlupfwinkel den Saft einer am Ganges wachsenden Pflanze ausgieße.

Ganz lächerlich dagegen ist die angebliche Fangart mit Glaskugeln, welche eine lange Reihe römischer und griechischer Autoren einander nachbeten: Claudian (a. a. O.), Plinius (8, 18), Solinus (21), Philostratos (Vit. Apoll. 2, 7), Valerius (Argon. 6, 144 ff.), Pomponius Mela (3, 5), Ammianus Marcellinus (23, 6, 50), und der anonyme Byzantiner (c. 9). Berittene Jäger rauben in Abwesenheit der alten Tigerin deren Junge, sobald die zurückkehrende Mutter den Raub entdeckt, wittert sie die Reiter aus und eilt ihnen mit Windesschnelle nach; wenn sich nun die Jäger von ihr eingeholt sehen, so werfen sie ihr eine Glaskugel hin, die Tigerin hält das Spiegelbild darin für ihr Junges und gibt sich unendliche Mühe die Kugel in ihre Höhle zu tragen. Inzwischen entkommen die Reiter auf das bereitstehende Boot und sind sammt ihrer Beute in Sicherheit. Viele der eben citirten Schriftsteller haben aber — und es ist ihnen kaum zu verargen — die Geschichte gar nicht recht verstanden und schwatzen von gläsernen Gefäßen, in welche die jungen Tiger gesetzt und der Tigerin zugeworfen würden; so daß der Witz also darauf hinausliefe, daß die Alte eben statt mehrerer Jungen bloß ein einziges erhielte. Von manchem Exemplar, das in Italien oder Griechenland gezeigt wurde, mag der Menagerieführer diese romantische Art des Fangs seinem gläubigen Publicum vorgelogen haben.

Nach Rom kam der ausdrücklichen Angabe des Plinius zufolge der erste Tiger unter Augustus (hist. nat. 8, 17); Varro, der ihn zwar schon vorher erwähnt, läugnet noch geradezu die Möglichkeit einen Tiger lebendig zu fangen (lingu. lat. 5, 100); er hat also höchstens ein Tigerfell gesehen; dazu aber mußte die reiche Beute, welche gerade zu Varro's Zeit die römischen Armeen aus ihren asiatischen Feldzügen heimbrachten, hinreichende Gelegenheit bieten. Jener Tiger wurde von Augustus bei der feierlichen Einweihung des Theaters des Marcellus in einem Käfig (dieß erhellt aus Sueton. Octav. 43) auf der Schaubühne aufgestellt. Das Thier war, wie wir aus Dio Cassius erfahren, ein Geschenk indischer Gesandten, welches August während seines Aufenthalts auf Samos erhalten hatte. Allem Anschein nach hat dieses Exemplar noch stärkeren Effect gemacht als der obenerwähnte Tiger des Seleukos. Während Catull und überhaupt die früheren römischen Dichter des Tigers mit keiner Sylbe gedenken, kommt er bei Virgil, Horaz und Ovid mehr als zwanzigmal vor, und von da an ist eine trächtige Tigerin, eine hyrkanische Tigerin, eine gangetische Tigerin und wie die Phrasen alle heißen mögen, das stereotype Sinnbild der Grausamkeit für die römischen Poeten und Phrasenmacher; sah sich doch durch die Blasirtheit jener Zeit selbst ein genialer Dichter genöthigt die stärksten Farben aufzutragen, wenn er irgend Eindruck machen wollte.

Ebenso mußten die Kaiser um des schlaffen und armen Zeitgeistes willen stets darauf denken immer wieder neue seltene Thiere zur Befriedigung des schaulustigen Volks auf die Arena zu bringen. Deßwegen lesen wir auch merkwürdig oft von der Schaustellung und Preisgebung von Tigern durch einen Kaiser. Von Claudius hebt Plinius hervor, daß er auf einmal 4 Tiger producirt habe. Sehr viele soll nach einem Epigramm Martials (1,18) der grausame Domitian auf das Amphitheater gebracht haben. Auch Antoninus Pius versäumte dieses Mittel nicht die Gunst des Volks sich zu erwerben (Capitolin. 10). Aber er wurde entschieden überboten von Severus und Gordian, deren jeder 10 Tiger auf einmal zur Thierhatze führen ließ (Dio Cass. 76, 21. Capi-

tol. Gordian. 33); man schickte sie zusammen mit Elephanten, Löwen, Nashörnern, Giraffen, Hyänen, Krokodilen, Leoparden u. s. w., und wenn am Ende aus dem wüsten Getümmel noch noch die eine oder andere Bestie mit dem Leben davonkommen wollte, so wurden Gladiatoren mit Jagdspeeren (venabula, Ovid. Metam. 9, 205 ff.) abgesandt, um den armen Thieren vollends den Garaus zu machen (vgl. Dio Cass. a. a. O.).

Fast noch mehr Verwunderung als die gräßliche Wildheit und Wuth des Tigers bei den Kampfspielen erregten die gezähmten Exemplare. Der anonyme Byzantiner sagt, daß jung aufgezogene Tiger leicht zu zähmen seyen und sich mit den Hunden, an welche man sie von früh auf gewöhne, ganz gut vertragen (c. 9). Die ganz gleiche Beobachtung eines Freundschaftsverhältnisses zwischen einem Tiger und einem Hund hat man auch in neuerer Zeit wieder gemacht. Capitän White in Cambodja besaß eine Tigerin, der er das billigste Futter, nämlich herrenlose Hunde, vorwerfen ließ, die sie alle zerriß bis auf einen, der sich verzweifelt wehrte, ihr die Nase blutig biß, und hierdurch nicht allein ihre Aufmerksamkeit, sondern auch ihre Liebe gewann. Sie wurden die besten Freunde. Man machte eine kleine Oeffnung in den Käfig, durch welche der Hund aus- und eingehen konnte. Reizte man sie, indem man einen fremden Hund vor das Gitter hielt und dann statt desselben ihren Schützling hineinwarf, so sprang sie auf ihn zu, erkannte aber sogleich den Betrug und liebkoste ihn desto mehr. Noch ein anderes Beispiel führt Kaup an (das Thierreich I, S. 297.)

Von den alten Tigern dagegen behauptet der byzantinische Zoolog, daß sie nicht bloß sehr schwer lebendig zu fangen, sondern auch kaum zu zähmen seyen. Horaz stellt die Bändigung des Tigers noch vor die Kunst einen Wald marschiren zu lassen oder einen Strom in seinen Fluthen aufzuhalten. Dem Dichter und dem Künstler galt der Tiger als Symbol der unbändigsten Wildheit, und der Triumphator pries sich glücklich dem es vergönnt war auch den Tiger in seinem Festzug aufzuführen. Bei dem Triumphe Aurelians nach der Besiegung der palmyrenischen Königin Zenobia, einem der prachtvollsten aller römischen Triumphe, wo alle möglichen Schönheiten und Curiositäten, Gold, Silber und Edelgestein, Menschen aller Rassen und Nationen, von den Aethiopiern und Saracenen, Indern und Baktrianern bis zu den Sarmaten und Noxolanern, Sueven und Franken zu schauen waren, sah man auch die verschiedensten seltenen Thiere. Aurelian selbst soll auf einem mit vier Hirschen bespannten Wagen, angeblich dem Staatswagen des überwundenen Königs der Gothen, auf das Capitol gefahren seyn, um dort die Hirsche zu schlachten, die er sammt dem erbeuteten Wagen dem Jupiter Optimus Maximus geweiht hatte. Voraus zogen 20 Elephanten und eine Menge libyscher und palästinensischer Thiere, die Aurelian sogleich an Privatleute verschenkte, damit ihre Erhaltung nicht der Staatscasse zur Last falle. Namentlich aber lenkten die Giraffen, die Eleuthiere und vier gefangene Tiger die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aurelian gab damit ganz deutlich zu erkennen daß er als ein zweiter Bacchus sich betrachtet wissen wolle; auch Bacchus hatte wie der Kaiser das Morgenland sich einst unterworfen, und auf einem tigerbespannten Wagen seinen Triumph gefeiert (Sidon. Apollin. 22, 21). Das Symbol des Tigers war für den Weingott trefflich gewählt; es sollte andeuten daß er gleich dem Gott der Liebe, den ein pompejanischer Maler sehr glücklich als auf einem gezähmten Tiger reitend dargestellt hat (Pompejanisches Wandgemälde bei Müller und Osterley, Denkm. der alten Kunst 2, 51, p. 639), auch das unbändigste zahm, auch das wildeste sanft zu machen vermöge, daß er aber auch nach Umständen selbst den wüthendsten an Wuth, selbst den Tiger an Grausamkeit übertreffen könne. Früher hatte man Dionysos den Panther als Symbol zugewiesen; als man aber einmal den Tiger kennen gelernt und den griechischen Bacchus selbst mit dem indischen Gotte Krischna zu verwechseln angefangen hatte, wurde der bacchische Panther immer mehr von dem herrlichen Tiger in Schatten gestellt, der schon wegen seiner prächtigen Färbung — Oppian nennt ihn einmal den Pfauen der vierfüßigen Thiere — zum heiligen Thier des Bacchus noch besser paßte als der Panther. Heliogabal, zu dessen verrückten Sparten auch der gehört daß er für eine Incarnation des Bacchus gehalten werden wollte, soll sogar wirklich (Lamprid. Heliog. 28) mit einem Tigergespann in den Straßen der Weltstadt herumgefahren seyn.

Außer dieser symbolischen Beziehung des Tigers zu Bacchus und Eros brachte man das Thier noch in mythische Verbindung mit dem Windgott Zephyros. Man fabelte nämlich von der Erzeugung des Tigers durch den leibhaftigen Zephyr, ein Märchen das vielleicht ursprünglich auf einfachem dichterischen Ausdruck beruht, jedenfalls aber allmählich ein Dogma der alten Thiergeschichtschreiber geworden ist (Oppian. cyneg 3, 355.; Anonym. Constantinop. c. 9). Hatte doch Zephyros schon nach Homers Zeugniß (Iliad. 16, 150, 19, 400) mit der Harpyie Podarge die schnellen Rosse des Achilleus, Xanthos und Balios gezeugt; warum sollte er nicht auch des Tigers Vater seyn, der ja an Blitzesschnelle (Oppian. 3, 353; Anonym. l. c.) alle Thiere übertraf? Daß die griechische Mythologie nichts [1] als diese offenbar allegorische Fiction über den Tiger bietet, rührt natürlich daher daß die Griechen in ihrer mythenschöpferischen Urzeit das Thier einfach nicht gekannt haben. Sonst würden wir so gut von Tigerheroen hören als wir von Fuchs-, Wolf- und Löwenheroen vernehmen; denn was für einen dämonischen Eindruck gerade der Tiger auf ein ungebildetes und seiner Grausamkeit fast schutzlos preisgegebenes Volk ausübt, geht daraus

[1] Es ist dieß allerdings cum grano salis zu verstehen. Bei Plutarch de Fluviis finden wir ein paar ganz unbedeutende und sicherlich sehr spät entstandene Mythen über Bacchus, in denen der Tiger ebenfalls auftritt: Bacchus habe auf einem Tiger reitend über den Tigris gesetzt, und daher führe der Name des Stromes; nach einer andern Sage soll Bacchus aus Liebe zu der indischen Nymphe Alphestäa sich in einen Tiger verwandelt und die spröde Jungfrau dadurch so in Schrecken gejagt haben, daß sie sich gutwillig von ihm über den Fluß Selax tragen ließ, der von da an den Namen Tigris erhielt.

hervor daß er noch heutigen Tages da und dort, z. B. in Cochinchina, als ein dämonisches Wesen göttlich verehrt wird und seine Tödtung verboten ist (Wagner in Schrebers Säugeth. Supplem. II, 471); in diesen frommen Districten vermehrt sich denn auch das Raubthier in so fürchterlicher Weise daß ein Dorf um das andere entvölkert wird.

Der russische Karawanenthee.

(Aus dem Journal des Economistes.)

Rußland ist im Jahr 1727, seit nun beinahe anderthalb Jahrhunderten, in Geschäftsverkehr mit China getreten. Seit dieser Zeit treibt es den Theehandel mit diesem Lande — einen Handel der während dieser langen Reihe von Jahren fortgedauert hat, ohne daß sich in seinem Betrieb, dessen Grundlagen vollkommen fehlerhaft waren und noch sind, irgend etwas wesentliches geändert hätte. Zwar sind in der neueren Zeit einige Modificationen darin eingetreten, aber ohne erhebliches Resultat, weil sie ungenügend waren.

Der Thee kommt aus China über Kiachta nach Rußland. Die Unzukömmlichkeiten welche dieser eben so lange als langsame und schwierige Weg im Gefolge hat, brauchen nicht gezeigt zu werden; sie liegen auf der Hand; auch sind zur Vermeidung derselben kürzlich einige Versendungen über die Stadt Semipalatinsk, am Irtisch, im Gubernium Tomsk in Sibirien, an der Westgränze China's, gemacht worden. Allein in Folge anderer Unzukömmlichkeiten, bei denen ich mich hier nicht aufhalten will, die der Mauth unter andern, kam trotz der Vortheile der Lage dieser Stadt keine so beträchtliche Menge Thee an als man mit Recht hätte erwarten sollen, obwohl sie 8—9000 Pud oder 128—144,000 Kilogr. betrug, und so die Summe von etwa 350,000 Rubel (1,400,000 Fr.) repräsentirte — eine Ziffer bei welcher der Ziegel-Thee, eine grobe Sorte, nicht miteingerechnet ist. Wie Sie wissen, knetet man diesen Thee mit Ochsen- oder Schafblut, und theilt ihn dann in kleine Formen oder viereckige Täfelchen, denen er seinen Namen verdankt. Dieser Thee, welchen die Nomadenvölker Rußlands und der benachbarten Länder verbrauchen, figurirt in den Sendungen von Semipalatinsk nur für die Summe von 50,000 Rubeln oder 200,000 Fr.

Ich habe die amtlichen Ziffern gegeben, allein ich brauche nicht zu sagen daß die Ausdehnung der Gränze auf dieser Seite des Kaiserreichs dem Schleichhandel freies Spiel läßt, und daß der Schleichhandel nicht müßig ist. Ehe ich jedoch näher auf diesen Gegenstand eingehe, muß ich daran erinnern daß vor der Einführung des gegenwärtigen Tarifs, d. h. vor 1819, das die Einfuhren regelnde Princip ein freisinnigeres war. Um nur beim Thee stehen zu bleiben, so konnte diese Waare in Rußland auf allen europäischen Gränzen ebenso wie über Kiachta eingeführt werden. Im Jahr 1820 trat das Schutzsystem ins Leben, und von da an wurde die Einfuhr des Thees über jede andere Gränze als den gedachten Flecken streng verboten. Ich übergehe die Einzelheiten der Ziffern, und verweile lieber bei den Conclusionen zu welchen die amtlichen Schriftstücke Anlaß geben. Nach diesen Conclusionen ist die Thee-Einfuhr in dem Zeitraum der letzten fünfzehn Jahre ungefähr stationär geblieben, oder vielmehr sie hat, um genauer zu seyn, seit 1840 eine geringe Verminderung erfahren. Ihr jährlicher Durchschnittsbetrag läßt sich auf 220,000 Pud (3,520,000 Kilogr.) anschlagen, wozu noch 150,000 Pud (2,400,000 Kilogr.) Ziegelthee kommen, was für den amtlichen Verbrauch nur ein Viertelpfund auf den Kopf ergibt — ein Verhältniß das weit unter dem wirklichen Verbrauch steht.

Der Preis des Thees in Rußland ist, im Vergleich zu dem der andern europäischen Märkte, außerordentlich hoch. Stellt man diesen Preis dem gegenüber wie er sich z. B. in England und Hamburg gestaltete, so gelangt man zu folgendem Ergebniß: nämlich das Pfund, russisches Gewicht, [1] gewöhnlichen Thees, welches in den chinesischen Häfen 10—25 Kop. (40 Cent. bis 1 Fr.) oder durchschnittlich, alle Sorten zusammengenommen, 30 Kopeken (1 Fr. 20 C.) kostet, kommt in London nur auf 15 — 35 Kopeken (60 C. bis 1 Fr. 40 C.) und in Hamburg auf 20—40 Kopeken (80 C. bis 1 Fr. 60 C. zu stehen, während in Rußland — selbst zu Kiachta, von den Zollgebühren abgesehen — der bessere Thee 1 Rubel (4 Fr.) das Pfund, und der gewöhnliche Thee 50 Kopeken (2 Fr.) gilt. In Nischni — die Rechte des Fiscus stets vorbehalten — kostet die erste Qualität 1 R. 75 K. (7 Fr.), und die geringere Sorte 1 Rubel (4 Fr.). Der gleiche Thee wird im Kleinhandel in den Läden Moskau's und St. Petersburgs um 2 Rubel bis 2 Rub. 5 Kop. (8—10 Fr.) verkauft.

Es dürfte vielleicht nicht ohne Interesse seyn nach den Ursachen dieser übermäßigen Theuerung zu forschen. Sie liegen im allgemeinen offenbar in der Art und Weise selbst wie der Handel betrieben wird. Bis jetzt werden die Thee-Ankäufe, welche in Kiachta stattfinden, durch das Gesetz geregelt. Die Geschäfte werden daher nicht wie anderwärts, frei, vorgenommen; der Handelsmann hat nicht die Befugniß seine Zahlung auf diese oder jene Zeit auszubedingen und sie nach Bequemlichkeit zu bewerkstelligen; er muß es nach der aufgestellten Vorschrift thun. Lange Zeit wollte diese Vorschrift daß die Bezahlung durch Tauschhandel geschehe. Man bezahlte daher den Thee dadurch daß man russische Waaren dafür nahm, deren hauptsächlichste Wollenzeuge, Baumwollsammete, gegerbte Häute, Pelzwerk ꝛc. waren. Daraus entstanden begreiflicherweise unendliche Verzögerungen; denn diese Waaren wurden zuerst von den chinesischen Kaufleuten geschätzt, worauf lange Verhandlungen mit den russischen Kaufleuten über die Feststellung des Werthes folgten, der schließlich stets eine ansehnliche Herabsetzung erlitt. Die gegenwärtige Regierung modificirte, um diesen Stand der Dinge wenigstens theilweise zu bessern, im Jahr 1855 das Princip dieser Geschäfte. Man beschloß daß die zu Kiachta im Austausch gegebenen Waaren von einer gewissen Summe in ausländi-

[1] Es beträgt $409^{5}/_{16}$ Gr.

schem Geld begleitet seyn könnten, unter der Bedingung jedoch daß diese Summe das Drittheil des Werths der Manufactur-Erzeugnisse oder die Hälfte des Werths der Pelzwerke nicht überschreite.

Bis zu diesem Augenblick nahmen, wie kaum gesagt zu werden braucht, die edlen Metalle, ihren Weg nach China mittelst des Schleichhandels; allein seit dieser Verordnung sind die Kaufleute von Nischni und die von Moskau, welche hauptsächlich mit China über Kiachta Handel treiben, und in den beiden Gouvernements etablirt sind wo die Fabriken vorzugsweise für den chinesischen Handel arbeiten — seitdem, sagen wir, sind diese Kaufleute, um beim Buchstaben des Gesetzes zu bleiben, darauf bedacht gewesen das russische Silber in façonnirte Gegenstände zu verwandeln, als da sind Theeplatten, Wasserkannen, verschiedene Gefäße ꝛc., welche man im Handel „verarbeitetes Geld" nennt. Dieses so umgestaltete Silber nimmt, als Waare, den Weg nach Kiachta wie das autorisirte Geld.

Um indeß auf die Theuerung des Thees in diesem Lande zurückzukommen, so liegt ein anderer Grund dieser Theuerung in der ungeheuren Entfernung der Orte welche diesen Artikel erzeugen und in der Art seines Transports.

Die hauptsächlichsten Oertlichkeiten und Pflanzungen in denen der zur Ausfuhr bestimmte Thee gebaut wird, befinden sich in den südlichen Provinzen China's und in der Nähe des Meers, nämlich in Canton, Fu-Kiang, Schanghai, auf der Insel Emoi, Ning-Po ꝛc., d. h. in den Provinzen deren Häfen dem fremden Handel geöffnet sind, und wo die Engländer und Amerikaner ihre Verbindungen angeknüpft und ihre Comptoire errichtet haben.

Von Futschan, dem Hauptort der Provinz Schen-si, wird fast die gesammte Theemasse versendet welche über Kiachta und selbst über Semipalatinsk in Rußland ankommt. Uebrigens schlagen die nach letzterer Stadt bestimmten Sendungen eine andere Straße ein; sie nehmen ihre Richtung nach Südwesten, lassen Kiachta nördlich, durchziehen die Dschungarei, und erreichen dann, indem sie das Altai-Gebirge überschreiten, den Irtisch, an dessen Ufer sich, wie gesagt, Semipalatinsk erhebt. Dieselbe Provinz Schen-si liefert übrigens auch einen ansehnlichen Theil des Thees welcher in Canton und in den andern Häfen der benachbarten Provinzen nach England, oder, allgemeiner gesprochen, nach Europa und Amerika verladen wird.

Was die Qualität des Thees betrifft, so scheint es daß sie, wie die jedes andern Ackerbau-Erzeugnisses, von dem Boden wo die ihn liefernde Staude wächst, wie auch von der Sorgfalt abhängt die man dem Ackerbau widmet. Allein Russen welche die chinesischen Provinzen in denen er am reichlichsten gedeiht besucht haben, versichern daß die Qualität des Theeblattes insbesondere auf der Art und Weise in der man es zubereitet, und hauptsächlich auf der Ernte beruht von der es herrührt, denn eine und dieselbe Staude gibt gewöhnlich zwei oder drei Ernten. Von der ersten erhält man die äußerst zarten Knospen und sehr jungen Blätter: dieß nennt man den Blumenthee; von der zweiten sammelt man angenscheinlich minder seine Blätter, und von der dritten eine untergeordnetere Art; endlich macht man aus gemeineren Blättern und dem Abfall der ersten Ernten den Ziegelthee.

Aus diesen entlegenen Gegenden wird daher der Thee versendet welcher in Rußland ankommt. Zu bemerken ist daß er, um nach Moskau zu gelangen, sieben bis zehn Monate, und zuweilen noch länger, unterwegs seyn muß. Die Strecke die er zu durchwandern hat ist zum Erschrecken groß. Von Schen-si z. B. bis nach Kiachta beträgt die Entfernung 5000 Werst oder Kilomètres, und von Kiachta nach Moskau 6000, im ganzen also 11,000 Werst oder nahezu 3000 Lieues! Der Gefahren und Hindernisse die man auf einer solchen Reise zu überwinden hat, sind, wie man sich denken kann, unzählige. Ferner hat man mit den strengsten Klimaten und den härtesten Strapazen zu kämpfen. Von Futschan oder, allgemeiner gesprochen, von der Provinz Schen-si aus wird der Thee anfänglich durch Karawanen befördert; bei der Stadt Tsin-Schan werden die Kisten abgeladen, und auf eine Art Reise befestigt um am Arm getragen zu werden; auf diese Weise gelangt der Thee über die Gebirge. Sodann bringt man ihn an die Flüsse hinab bis ans östliche Meer, auf dem er ungefähr einen Monat lang auf Dschunken herumgeführt wird, und endlich schifft man ihn bei einer Stadt, Tien-Tsin glaub' ich, aus. Hier verlädt man den Thee abermals auf Kamele und Ochsen, und nach einer vier- oder fünfmonatlichen beschwerlichen Reise kommt er in Kiachta an. Von diesem Flecken aus werden die Kisten anfangs zu Lande befördert; dann läßt man sie den Flußweg einschlagen: sie werden nacheinander den Tom, den Irtisch, den Obi, die Tura und die Kama hinauf- und hinabgebracht, und gelangen endlich auf der Wolga nach Nischni-Nowgorod, der großen Handelsstadt und Hauptniederlage des russischen Handels nach dem Innern.

Die Pomotu oder niedrigen Inseln.

Die gefährlichen oder niedrigen Inseln bilden den Saum der ersten Inselwolke der Südsee westlich vom amerikanischen Festlande. Die Tahitier nennen sie Pomotu oder die Inseln der Nacht. Besucht wurden sie erst kürzlich (1857) wieder von dem französischen Kriegsschiff Styx, und der Marine-Arzt dieses Fahrzeuges V. de Rochas hat in den Nouv. Ann. des Voyages eine Beschreibung der beiden Hauptinseln Anaa und Faharawa oder Faarua uns geliefert. Die erstere, auf welcher die französische Regierung einen kleinen Militärposten unterhält, hat nur 25 Lieues im Umfang. Die Bewohner sind völlig abhängig vom Ertrag der Cocospalmenhaine, denn es fehlt diesen Inseln, wie so häufig in der Südsee an Quellwasser, und das Regenwasser, welches in Gruben gefangen wird, reicht nicht weit; daher können die Bewohner ihren Durst auch nur durch Cocosmilch stillen. Es gibt einige wenige künstliche Felder, deren Beete die Insulaner, mit ihren Gartengeräthen aus Muscheln, mit Taro bestellen.

In neuester Zeit hat ihnen die Bereitung von Cocosöl ein Tauschmittel gegen europäische Waaren gewährt, wie sie angelegende Walfischfänger an Bord führen. Die ehemalige ergiebige Perlenfischerei ist jetzt gänzlich vernichtet, doch findet man wenigstens noch Perlmutterschalen, und zwar mitunter von der Größe daß sich Dessertteller daraus fertigen lassen. Faharawa, welche die Tahitier die Perle der Pomotu nennen, besitzt zwar einen größern Flächenraum wie ihre Inselschwester, aber noch weniger Gartenland. Auf den übrigen Inseln haust noch eine anthropophage Bevölkerung. Erst im Jahre 1856 wurde die Mannschaft einer gestrandeten, kleinen amerikanischen Goelette die Beute dieser Elenden. Die heroische Mutter von zwei der umgekommenen Seeleute beschloß ihren Tod zu rächen. Sie bewaffnete ein kleines Fahrzeug und landete, nachdem sie sich genau über den Ort der Unthat erkundigt hatte, mit einer Handvoll entschlossener Matrosen, und sühnte so blutig sie konnte den Tod ihrer Söhne, nahm auch ein Duzend Gefangene nach Tahiti.

Die Bewohner von Anaa, Faharawa und einiger andrer Inseln sind jetzt von protestantischen und katholischen Missionären bearbeitet und mit Capellen beschenkt worden. Mehr Erfolg als diese Würdigen hatte ein mormonischer Sendbote, dessen polygamische Lehren den Oceaniern weit besser mundeten. Die Pomotus gehören zur gelben polynesischen Race und unterscheiden sich von den Tahitiern nur durch eine tiefere Hautfarbe, und kleineren, mehr gedrungenen Wuchs. Sie sind arbeitsam und gewerbslustig, weil die Noth sie dazu zwingt. Ihre Tänze — Hupahupa — genannt, lassen übrigens gewahren daß mit den Missionären noch wenig Sittsamkeit eingezogen ist. Die Tänzer und Tänzerinnen treten in einen Kreis von Zuschauern, welche, bis die Reihe an sie kommt, den Takt schlagen, der auch durch einen hölzernen Trommelkasten angegeben wird. Unzüchtige Hüftenbewegungen, seltsame Verdrehungen der Glieder, ruckweise Biegungen des Rumpfes bilden die Hauptmomente dieser lüsternen Mimik, wo Männer und Frauen sich kreuzen, um einander sich drehen und sich streifen, bis sie nach etlichen Minuten erschöpft hinsinken, um andern „Künstlern“ Platz zu machen. Die Sittenlosigkeit ist so groß, daß die Pomotu als würdige Schüler der Tahitier gelten können. Knaben und Mädchen bleiben völlig unbewacht und können aus den Unterhaltungen in der elterlichen Hütte sich schon sehr früh ausbilden. Auch herrscht ein großer Hang zu alkoholischen Getränken bei den Eingebornen, glücklicherweise aber sind ihre Mittel nicht sehr groß, um sich durch Tausch viel von diesem Gift erwerben zu können. In der Lagune der ringförmigen Koralleninseln wird bei Fackelschein mit dem Fischspeer gefischt. Die Fahrzeuge, von der Form eines verlängerten Oblonges, sind mit einem Ausleger zur Verhütung des Umschlagens versehen, und werden aus Cocosstämmen ausgehöhlt. Dieses schlechte, faserige und sehr poröse Holz läßt das Wasser rasch eindringen, welches daher auch beständig ausgeschöpft werden muß. Schlägt ein solches Fahrzeug um, so geräth der polynesische Seefahrer in keine große Verlegenheit, denn schwimmend macht er seine Nußschale wieder flott und leer. Aus Cocosbrettern werden auch große Doppelpiroguen gebaut, die mit einem Mast und Mattensegeln versehen sind. Auf solchen Fahrzeugen werden Seereisen bis auf 20 Lieues und mehr Entfernung unternommen. Die Hütten werden aus einem Holzgitter aufgeführt, sind mit Fenstern versehen und mit Pandanusblättern gedeckt. Die Lagerstätten bilden vier eingesenkte Pfähle, an denen ein elastisches Netz aus Cocosfasergarn aufgeknüpft wird. Alle Greise und alle für unheilbar geachteten Kranken werden aus den Gemeinden verstoßen, und leben in elenden Hütten in der Einsamkeit. Trotz diesen Zuständen genießen diese Halbwilden constitutionelle Freiheiten, denn sie senden ihre gewählten Deputirten zur Assemblée nationale auf Tahiti, wo sie ihre Beredsamkeit glänzen lassen, da ihnen, wie allen Oceaniern, das Mundwerk sehr geläufig ist. Abgesehen von ihren anthropophagen Lastern sind die Insulaner ein sanfter, heiterer und heißblütiger Menschenschlag. Die Frauen zumal, welche noch nichts von der Zurückhaltung des gesitteten Lebens kennen, sind lebendige und bebende Evatöchter von kräftigen und üppigen Formen. Europäische Baumwollenwaaren liefern das Zeug zum Lendenschurz der Männer und zu den Gewändern der Frauen. Schwarze Tätowirungen wenden beide Geschlechter an. Der Gesundheitszustand des Archipels ist befriedigend, denn es kommen nur wenige Krankheiten vor, nämlich Elephantiasis, Lungensucht, Leibaustreibungen und Syphilis. Die Bevölkerung von Anaa beläuft sich auf 1800 Köpfe, die von Farahawa ist etwas schwächer.

Die Verkleinerungen des Namens Maria im Vlämischen.

In Westflandern pflegt man den Namen Maria in Marieken, Mary, Myga, Mieken, Mimi und Mie umzuwandeln, aber sonderbarerweise hat jede dieser Verkleinerungen ihre eigenthümliche Bedeutung.

Marieken oder Mariaken nennt man nur Kinder angesehener und wohlhabender Familien.

Mary heißen gute bejahrte Hausfrauen oder Mädchen, welche nicht mehr jung sind.

Myge, sagt der Mann zu seiner Frau, wenn er mit ihr einig lebt, oder eine Frau zu ihrer Nachbarin, mit der sie auf besonders vertraulichem Fuß steht.

Mieken ist der erste Name, welchen Eltern ihren Kindern geben, und er bleibt denselben bis zum fünften oder siebenten Jahre; dann wird Mimi gerufen und ein Mädchen, welches, wenn es erwachsen, sittsam und zurückgezogen lebt, und wenn es sich verheirathet, den Mann sehr liebt und nur seinen Willen thut, behält diesen Namen für immer.

Junge Mädchen, welche durch ihr Betragen, ihre Tugend, ihre Schönheit und ihre Bildung aller Herz gewinnen, werden jedoch häufig wieder Mieken genannt.

Macht aber ein Kind durch Unfolgsamkeit den Eltern Noth, ein junges Mädchen durch Unliebenswürdigkeit ihren

Umgang wenig wünschenswerth, und eine Frau ihrem Mann durch Zanken und Quälen das Leben schwer, plagt eine Hausfrau den ganzen Tag über ihre Dienstboten, ist eine alte Frau ewig mit ihren Nachbarinnen in Unfrieden oder behandelt eine Dame der unteren Classen mit Hochmuth und Verachtung, so findet der Name Mie mit Vorsetzung des Wortes Kwaß, böse, Anwendung, und allgemein heißt sie „Kwaß Mie."

Frhr. v. R. D.

Miscellen.

Polyandrie bei den Stämmen des Himalaya. Hinsichtlich der Polyandrie oder Vielmännerei bei den Stämmen des Himalaya (sagt Dunlop in seinem Reisewerk, Hunting in Himalaya) gibt es eine Legende welche erzählt wie fünf Brüder, insgesammt Prinzen, übereinkamen einen Bogenschießen-Wettstreit am Hofe von Drona abzuhalten: „Der Charakter der Belohnung welche von dem König dem glücklichsten Bogenschützen gegeben werden sollte, war unbekannt; allein die fünf Pandava-Brüder hatten ausgemacht den Preis, wenn irgendeiner von ihnen der Gewinnende werden sollte, zu theilen. Der älteste der Brüder, Ardschan (Arjun) wurde als Sieger erklärt, und erhielt als Preis des Königs Tochter, Draupadi, welche ohne Zweifel sehr überrascht war zu finden daß sie, in Gemäßheit des von Ardschan bereits getroffenen Uebereinkommens, ebenfalls das Eigenthum seiner Brüder war, oder daß sie, statt eines Gemahls, deren fünf besaß." Der Plan scheint keine gesellschaftliche Zwietracht zu erzeugen. „Im Dschaunsar- (Jounsar) District ist, wenn der älteste Bruder heirathet, die Frau gleichfalls die Gattin seiner jüngeren Brüder, obgleich die Sprößlinge höflichkeitshalber die Kinder des ältesten Bruders genannt werden. Wenn eine so große Altersverschiedenheit unter den Brüdern einer Familie besteht, daß z. B. bei sechs Brüdern der älteste schon herangewachsen, die jüngern aber noch Kinder sind, so heirathen die drei ältern Brüder dann eine Frau, und haben die jüngeren das heirathsfähige Alter erreicht, so heirathen sie eine andre, beide Frauen aber werden in gleicher Weise als die Frauen aller sechs Brüder betrachtet.

*

Die Golderzeugung der australischen Colonien. Die australischen Mitglieder des letzten statistischen Congresses in London machten folgende Angaben über die bisherige Erzeugung ihres heimathlichen Welttheiles an Gold mit dem Bemerken, daß irrige Berechnungen den bisherigen amtlichen Bulletins zu Grunde lägen. In Neu-Süd-Wales wurden von 1851—59 im Ganzen 1,570,047 Unzen „escortirt," und gelangten auf anderm Wege zur Küste 314,009 Unzen, zusammen also 1,884,056 Unzen oder die Unze zu 77 Sh. berechnet 7,253,616 Pfd. St. Der Ertrag Victoria's dagegen ließ sich für die Zeit von 1851—59 nur in runder Summe auf mehr als 21 Millionen Unzen oder 93,810,212 Pfd. St. angeben. Süd-Australien hat in den letzten acht Jahren jährlich im Durchschnitt 160,000 Pfd. St., Tasmania nur 8000 Pfd. St. geliefert. Seit 1857 hat auch Neu-Seeland Gold im Betrage von 35,000 Unzen oder 140,000 Pfd. St. ausgeführt. Die Golderzeugung sämmtlicher australischer Colonien von 1851 bis 1859 beläuft sich also auf 101,371,828 Pfd. St.

*

Der Wachsstrauch. Während meiner Ausflüge ins Innere der Cap-Colonie, schreibt Dr. C. Scherzer, ist mir ein Strauch bekannt geworden welcher durch seine Nützlichkeit und die Naturverhältnisse unter welchen derselbe gedeiht, der besonderen Berücksichtigung der kaiserlichen Expedition werth erschien. Es ist dieß der sogenannte Wachsstrauch (Myrica cordifolia), welcher eine Beere liefert, die eine so reiche Quantität vegetabiles Wachs enthält daß die Bewohner der Küste dasselbe vielfach zur Kerzenbereitung verwenden. Der Wachsstrauch gedeiht hauptsächlich in sandigem Boden auf den sogenannten „downs" oder Sandbünen, entlang der Küste zwischen Tafelbay und Falsebay, wo er wild fortkommt und gewissermaßen der Pionnier für alle anderen Gewächse ist. Erst nachdem der Wachsstrauch einige Jahre Wurzel gefaßt, siedeln sich andere Gesträuche und Pflanzen an. Der Wachsstrauch blüht im November und trägt kleine dunkle Beeren im März oder April. Drei Büschel (bushel) Samen geben 9—10 Pfund Wachs, wenn der Same ganz reif ist; je älter der Same, desto mehr gibt er Wachs. Die Wachsgewinnung ist sehr einfach. Man schüttet den Samen in einen Kübel mit heißem Wasser, worauf sich das Wachs von der Hülse der Beere absondert und bloß abgeschöpft zu werden braucht. Da die Ernte des Wachsstrauches in der Cap-Colonie in den Monat März oder April fällt, dem Winter des Caps, so dürfte in Dalmatien und anderen Theilen der Küste Istriens die Aussaat im März oder April, die Ernte im September geschehen. Man könnte jedenfalls den Versuch der Aussaat im März machen und im September wiederholen. Beim Säen sind keine besonderen Rücksichten zu beobachten. Sandiger, trockener Boden ist eine Hauptbedingung des Fortkommens des Strauches; da derselbe entlang der Küste der Tafelbay in großer Menge wild vorkommt, so hat man auf dessen Cultur bisher noch nicht die geringste Sorge verwendet. (Niederösterr Gewerbevereinsblatt.)

*

Rückkehr des Nilreisenden Capitän Peghoux. Capitän Peghoux, der die Quellen des weißen Nils untersuchen wollte, ist nach Lyon zurückgekehrt, ohne zwar sein Vorhaben erfüllt zu haben, aber nach Entdeckung neuer an Gold und Elfenbein reicher dem Aequator naher und bisher völlig unbekannter Gebiete. Seine beiden Gefährten, der Maler Antoine Dumas und der Dolmetscher Georges Bertrand sind, der eine am Ufer des weißen Nils, der andre in Koroskogestorben. (Nouv. Ann. des Voy.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. Augsburg, 2 September 1860.

Ladislaus Magyars Entdeckungen und Erlebnisse im westlichen Südafrika (1849—1857).

Ladislaus Magyar war nach der Vernichtung der argentinischen Flotte, auf welcher er als Lieutenant gedient hatte, auf ein Handelsschiff gegangen und hatte zwei Jahre sich mit der Küstenschifffahrt Westafrika's beschäftigt, als er am 9 Dec. 1848 in Benguela landete um von dort zur Erforschung neuer Länder ins Innere vorzudringen. Eine Uebersetzung des bisher erschienenen, in ungarischer Sprache verfaßten Bandes [1] seiner Reisewerke enthält seine Schilderungen des Negerreiches Bihé, wo er genöthigt war eine Prinzessin zu heirathen. In der Stadt Benguela selbst bereitete er sich etliche Monate zu seiner Aufgabe vor. Seine Schilderung dieses Hafenplatzes ist nichts weniger als verlockend, denn am Tag herrscht dort eine Grabesstille, und Nachts ist nirgends ein menschliches Wesen zu erblicken, sondern alles in Dunkel gehüllt, während auf den Gassen Hyänen und Schakale heulend nach Beute suchen. Die farbigen Bewohner der Stadt, die Mundombe sind zwar getauft, aber im Herzen noch Heiden geblieben. Ihre sittlichen Zustände läßt am besten ein Brauch erkennen, den man Vakunga nennt. Man zieht nämlich lärmend und processionsartig mit einer verschleierten Bongolo oder jungfräulichen Braut durch die Stadt, um den Genuß ihrer Virginität an den Meistbietenden zu versteigern, damit der Erlös die Aussteuer der armen Braut bilden solle. Das entehrte Mädchen wird dann am nächsten Tage aus dem Hause abgeholt, und als Fahne geht ihr voraus ein Laden cum cruentis signis violatae virginitatis. Auf dem flachen Lande nehmen diese Völker, wenn sie noch nicht zum Christenthum bekehrt sind und obgleich sie nichts vom Islam wissen können, an 8—10jährigen Knaben im Monat Juni in waldigen Einöden und massenweise eine Beschneidung vor. Dieselbe Sitte fand bekanntlich Livingstone auch bei den Makololo, so daß sie also eine außerordentliche Verbreitung in Südafrika besitzt. Die Europäer, welche nach Benguela kommen, fallen in rascher Zeit dem Klima zum Opfer. In 10—12 Jahren, meint der Ungar, tritt stets eine neue Gesellschaft an die Stelle der alten, denn von den 60 Bekannten die er 1848 in Benguela besaß, sah er acht Jahre später nur noch den sechsten Theil wieder, sonst aber nur fremde Gesichter.

Ladislaus Magyar wollte mit einer Negerkarawane bis nach Bihé vordringen, auch stellten sich dem Unternehmen keine Schwierigkeiten entgegen. Je zweimal im Jahr kommen nämlich Karawanen aus Bihé nach Benguela, die oft aus 3000 Köpfen und zwar zur Hälfte aus Bewaffneten bestehen. Lastthiere werden nicht gebraucht, sondern die Waaren von Menschen getragen gerade so, wie in dem von Burton entdeckten Mondlande. Ladislaus erhielt von einem Karawanenführer Som' Ambakka sehr bereitwillig die Erlaubniß sich ihm anschließen zu dürfen, weil die Begleitung eines Europäers den Eingebornen Achtung einflößt. Vorher mußte aber der Ungar Sklaven kaufen, Träger miethen und zwei wichtige Personen anwerben, nämlich einen Dolmetscher oder Kalei, und einen Kissongo. Der Kissongo ist eine Art Leibwächter, der unter großen Feierlichkeiten das Leben seines Herrn zu schützen und ihm als eine Art Haushofmeister zu dienen gelobt. Der Herr haftet umgekehrt den Verwandten des Kissongo für ein Blutgeld wenn der Diener auf der Reise umkommen sollte. Da es keine Reitwege ins Innere gibt, sondern die Pfade oft beschwerliche Abgründe hinab- und an Bergwänden wieder hinaufsteigen, so kann man fast nur zu Fuß fortkommen, sonst aber nur auf den ebenen Strecken in einer Tipoia, oder einer Hängematte an einer Stange sich tragen lassen.

Am 15 Jan. 1849 brach Ladislaus Magyar auf, und der erste Marsch führte ihn bei + 42° R. Hitze über den gänzlich schattenlosen, wüsten Miersaum nach dem Katumbela, welcher Fluß am nächsten Tage gekreuzt wurde. Dem Wasser entlang gab es eine üppige tropische Vegetation und ein reich entwideltes Thierleben. Magyar rühmt dort schon und später sehr häufig was sonst so selten geschieht, den Gesang der tropischen Vögel, namentlich der Kanarien (Fringilla angolensis) und der Vinva oder Wittwen (Fring. paradensis). Der zweite Marsch führte auf einer von Spalten durchfurchten, völlig unbewachsenen Hochebene über eine 12 Meilen

[1] Reisen in Südafrika. Aus dem Ungarischen von Johann Hunfalvy. Pest und Leipzig 1860.

lange wasserlose Strecke. Marschirt wurde Tag und Nacht, und nur von Mitternacht bis Morgen Rast gehalten. Als Magyar nach seinen Leuten fragte und er auf die ihm unverständlichen Antworten die Frage como? (wie?) wiederholte, brachen die Neger in Gelächter aus, und gaben ihm den Namen Enganna Como, Herr Como, der ihm von jenem Tage an geblieben ist. [1] Nach fünfstündigem Marsch erreichte man endlich die Gränze der Steinwüste und näherte sich dem Katumbela wieder. Unterwegs war man in geringer Entfernung an Männern vorübergekommen, die mit Assagaien (Wurfspeeren) und Flinten bewaffnet die Karawane musterten. Es waren Kippambála oder Räuber, die auf die Nachzügler der Karawanen lauern um sie als Sklaven wegzuschnappen.

Am 20 Jan. kam man wieder durch Streifen tropischen Hochwaldes. Die Baumzweige triefen noch vom Nachtthau. Riesige uralte Stämme verbargen sich in den Umarmungen üppiger Schlinggewächse. Von den Aesten hiengen die blonden Bartmoose der Tillandsien, im Schatten und Moder wucherten Pilze, oder blühten wie brennende Fackeln die glockenförmigen rothen Lantanen, oder Helikonien und Bromelien; Tukane prangten mit ihrem orangefarbigen und schwarzen Halsfederschmuck, durften aber nicht geschossen werden, denn das Schießen ist verboten, weil jeder Schuß von der Karawane als Warnungszeichen verstanden wird. Uebrigens gränzen hart an solche Waldstreifen entblößte und wüste Strecken, denn aller Pflanzenwuchs hängt nur von der örtlichen Feuchtigkeit ab. Die dortigen Wälder werden oft von Kopalgräbern heimgesucht. Der Baum, welcher dieses Harz liefert, ist die Acacia nilotica, und das Harz selbst, sagt unser Ungar, dringe nach und nach 2—3 Klafter tief in die Erde. Wahrscheinlich aber müssen wir uns vorstellen daß das vor Jahrhunderten herabgefallene Harz nach und nach mit einer Humusschichte bis zur Klafterhöhe bedeckt worden ist. Uebrigens wird das köstliche Gummi schon so selten daß man genöthigt ist die noch kräftigen Bäume zu verwunden, worauf drei Monate lang das Harz herausquillt, bis der Baum darüber stirbt; dieser ist von mittlerer Größe, breitet seine Arme weit aus und trägt hellgrüne, weich sich aufrollende Blätter. Das Reisen in Westafrika ist übrigens viel bequemer als Burton in Ostafrika es fand. Die Strecken der Tagesmärsche sind größer und die Träger bewegen Lasten bis zu 90 Pfund. Wie wir später erfahren, verdingen sie sich nur auf die halbe Strecke, und für den Rest muß man andre Leute miethen. Die Eingebornen sind nämlich zu stolz um in ihre Heimath als Lastthiere zurückzukehren, sondern sie treten vor der letzten Strecke aus dem Dienst. Am 21 Jan. wurde Magyar unterwegs von einer wandernden Bande Marimbaspieler begrüßt, die in Voraussicht eines Trinkgeldes ihm einen zu seinen Ehren gedichteten Gesang vortrugen. Das Marimba, welches Livingstone schon beschrieben hat, besteht aus ein paar Dutzend hohler, nach der Größe abgestufter Kalebassen, die auf einem halbrunden Gestell befestigt sind und mit einem Hammer gespielt werden.

[1] Auch Livingstone ist in Südafrika nur unter dem Namen Enganna Munari, Herr Missionär, bekannt.

Jetzt wo man das Gebiet von Kissandschi betrat, änderte sich die Ordnung der Karawane. Ihr voraus gieng stets eine bewaffnete Vorhut. Sobald diese gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags den Lagerplatz erreichte, baute sie die Hütte des Karawanenchefs. Die später eintreffenden Leute schicken sich an ein Pfahlwerk zu errichten, wenn ein solches von frühern Reisen her nicht schon vorhanden war. Dann werden über 600 Hütten aufgeschlagen. Man wählt dazu Aeste mit Gabelenden, legt eine Stange darüber und breitet auf dieser Querstange Blätter aus, die, wenn Regen droht, noch mit Gras bedeckt werden. So rasch und geschickt sind aber die Neger im Aufbauen dieser befestigten Lager, daß wenn die Nachhut eintrifft, bei der sich der Karawanenführer befindet, das Ganze schon vollendet ist. Ferner wurde unserm Magyar eröffnet daß er, als Europäer, jetzt den Oberbefehl über die Karawane führen müsse, der freilich mit mancherlei Mühen und Unkosten verknüpft ist. Die Häuptlinge, deren Gebiet die Karawane weiter westlich betritt, fordern nämlich eine Kibanda oder einen Tribut. Es müßte also jeder der Kaufleute in der Karawane von jedem Stück Zeug, jedem Fäßchen Branntwein oder Pulver einen gewissen Antheil für die allgemeine Casse abliefern, aus welcher dann die Durchzugsgebühren bestritten werden. Sollte sie nicht ausreichen, so muß später eine zweite Umlage erfolgen. Am 23 Januar erschienen auch sogleich Boten des Soba oder Häuptlings von Kissandschi, um den Tribut zu fordern. Ladislaus überbrachte ihn selbst dem Monarchen, obgleich solche Besuche gegen das Herkommen und gefährlich sind, insofern die hinterlistigen Schwarzen gern den Fremdling festnehmen und ihn nur gegen großes Lösegeld wieder freigeben, weßhalb auch der Reisende in Begleitung von hundert Bewaffneten seinen Besuch bei dem Häuptling Nangolo abstattete, der ihn in einem Anzug empfing wie sie bei uns die Schweizer Portiers ehemals und jetzt wohl noch tragen. Die Kissandschi sind ein schlimmes Räubervolk, mit Wurfspießen, Flinten und hölzernen Streitkolben bewaffnet. Der Gouverneur von Benguela, José Coelho Rodrigues d'Amaral, unternahm gegen sie im J. 1853 einen viermonatlichen Streifzug, der völlig zu seinem Nachtheil und mit Vernichtung seiner eingeborenen Alliirten ausschlug. Nangolo bewirthete seine Gäste mit Kimbombo, einem berauschenden Mais- und Maniocbier. Hier tritt uns nun sogleich eine Sprachähnlichkeit entgegen, denn Kimbombo und Pombe, wie das Bier im Burton'schen Afrika heißt, enthalten die nämlichen Wurzeln. Ferner hieß in Ostafrika der Priester und Regendoctor Mganga (das Präfix M ist der Artikel), Ganga im benguelischen Afrika bedeutet zwar nicht den Priester, wohl aber einen Hexenmeister. Sonst sind die Kissandschi ein wohlgestalteter Menschenschlag. Ihr Haarputz besteht — ächt afrikanisch — aus unzähligen kleinen Zöpfchen, ihre Kleidung aus europäischem Baumwollenzeug. Das Land selbst ist bergig, gesund und fruchtbar. Die Feldarbeiten bleiben den Frauen überlassen. Rindvieh, Schafe, Schweine und Hühner bilden den Bestand der Hausthiere. Magyar will auch Klapperschlangen (Crotalus horridus) und Kolibriarten im Lande wahrgenommen haben, aber solche Thiere kannte man bisher

wenigstens in Afrika nicht. Sehr auffallend iſt es uns, und wie ſich aus einer ſpätern Note ergibt, auch ſeinem Ueberſetzer geweſen, daß unſer Autor, der ſich in der Vorrede über den Mangel wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe entſchuldigt, bei den meiſten Gewächſen oder Thierarten die ſyſtematiſchen lateiniſchen Namen angibt. Das Vorkommen der Kolibri, die ſonſt nur der neuen Welt angehören, wäre beſonders merkwürdig, daß aber Magyar, der ſo lange in Südamerika ſich aufhielt, andere kleine Vögel mit Kolibris verwechſelt haben ſollte, iſt kaum anzunehmen.

Die Karawane, welche ſtets dem Breitegrad von Benguela treu bleibend immer gen Oſten vordrang, betrat am 24 Jan. das Land Kiakka, welches voll reizender Gebirgsgegenden, mit raſchen muntern Bergwaſſern dem Wanderer keine Ermüdung ſpüren läßt. Das Marſchziel waren die Binga paw Bambi, oder Gazellenhörner, wie die für Naturreize nicht unempfänglichen Eingebornen zwei nackte Granitfelſen von etwa 3500′ abſoluter Erhebung nennen. Man hatte, ſeit man die Küſte verlaſſen, jetzt die erſte Höhenſtufe erſtiegen, die nicht unbeträchtlich ſeyn kann, denn Magyar klagt am nächſten Morgen über Nebelmaſſen und froſterſtarrte Glieder, die erſt die Sonne gegen 9 Uhr wieder geſchmeidig macht. Er bemerkt auch eine Aenderung in dem Pflanzenwuchſe. Es fehlen die botaniſchen Vertreter der tropiſchen Tiefelande, der zarte Raſenteppich ſchmückt ſich vielmehr mit bunten duftigen Blumen an langen Stengeln. Eine hübſche Epiſode an dieſem Tag gewährte das Erſcheinen eines Honigvogels (Cuculus indicator) von Sperlingsgröße mit roſtfarbigem Gefieder, und Magyar mußte der Nachtruh der Karawane Erlaubniß geben eine Honigjagd zu veranſtalten. Er ſelbſt ſchloß ſich etlichen Leuten des Nachtrabs an, die ſich von dem Vogel führen ließen, der von Baum zu Baum flog, bis ihn die Jäger erreicht hatten. Als dieſes Spiel eine halbe Stunde gewährt hatte, bereute Magyar ſchon ſich ſo weit entfernt zu haben. Endlich aber umkreiſte der Bienenkukuk einen Baum und ſetzte ſich dann auf einem benachbarten Wipfel zur Ruhe. Unter dem Baum, den der Vogel durch ſein Umkreiſen bezeichnet hatte, machten die Neger ſogleich ein Feuer, welches Stamm und Aeſte in eine Rauchwolke hüllte. Sobald ſie die Bienen ausgeräuchert hatten, hieben ſie den Baum um und öffneten ihn an der Stelle wo ein kleines Loch den Inſecten als Eingang gedient hatte. „Ich habe zwar in der Heimath, bemerkt der Reiſende, ganz vollgefüllte Bienenkörbe geſehen, aber ihr Inhalt war nichts im Vergleich mit der Honigmaſſe die wir hier in der Höhle des Baumes fanden.“ Die ſchönſte Honigſcheibe wurde bei Seite gelegt für den Kukuk, dann aßen ſich alle Jäger ſatt bis ſie nicht mehr konnten, und zuletzt füllte man noch acht der größten Kalebaſſen.

Am 28 Januar kam man über die ſchwärzliche Thonerde der Nyanya-Ebene, die wegen ihrer Fruchtbarkeit zur Kornkammer von Kiakka geworden iſt. Dort gab es aber auch einen gleichnamigen, damals gerade ſehr tiefen Fluß zu überſchreiten. Die Neger ſchlugen ſogleich eine Brücke aus Baumſtämmen, welche aber, obgleich auch für ein Baſtſeil als Geländer geſorgt worden war, unſerm Magyar, einem gebieten Seemann, durch ihr Schwanken Beſorgniß einflößte, während die andern Karawanenleute mit der Sicherheit von Seiltänzern und in Zeit von zwei Stunden ſämmtlich den Fluß überſchritten hatten.

Am 29 Januar erſchienen im Lager 90 bewaffnete Männer, die das maleriſche Epunta trugen, nämlich einen Haarputz, der ihnen das Ausſehen gibt als hätten ſie einen Dragonerhelm aufgeſetzt. Da ſie den üblichen Gruß des Kiſſongo nicht erwiederten, ſo durfte man ſchließen daß ſie keine freundliche Botſchaft brachten. Augenblicklich wurde daher das Zeichen gegeben daß die Karawane ſich ſammeln ſollte. Die Fremden übergaben einen portugieſiſch geſchriebenen, an das Oberhaupt der Karawane gerichteten Brief, unterzeichnet von Kindambſchi, dem Soba von Kubala. Dieſer Häuptling behauptete daß vor etwa drei Jahren etliche ſeiner Leute mit der Vihéſakarawane nach Ganguella gereiſt, noch nicht zurückgekehrt, ſolglich ermordet worden ſeyen, wofür er von Magyars Karawane als Blutgeld 500 Stück Zeuge, 10 Fäßchen Branntwein, ebenſoviel Pulver u. ſ. w. begehre. Der urſprüngliche Anführer der Karawane, der in Magyars Namen das Wort führte, erklärte dieſe Forderung für eine Prellerei, und verlangte vor allen Dingen die gerichtlich erforderlichen Urkunden über den Vorfall zu ſehen, denn die Afrikaner kennen in ſolchen Fällen ein genaues Proceßverfahren, und wer Blutgeld fordert, muß das Impemba der Vermißten kennen. Kein Eingeborner darf ſich nämlich ohne Erlaubniß ſeines Häuptlings entfernen. Ehe er dieſe erbittet, läßt er zuerſt von einem Kimbanda (Prieſter) ein Opfer vollziehen. Mit dem Blut des Opferthiers wird dann die Bruſt des Reiſenden und ein Lappen beſtrichen. Der Häuptling malt mit Kreide auf das Blut gewiſſe Zeichen (Impemba), die ſein Unterthan beſtändig erneuern muß, den blutigen Lappen aber behält er daheim, weil er als Urkunde für etwaige Forderung des Blutgeldes dient. Da nun jene Botſchafter weder die Impembazeichen der Vermißten kannten noch die Lappen aufweiſen konnten, ſo reichte man ihrem Sprecher eine Patrone, welche dieſer zerriß, unſerm Magyar vor die Füße warf und ſich dann mit ſeinen Leuten entfernte, was ſo viel wie die Erklärung einer Fehde bedeutete. Fortan wurden die Nachtlager ſtärker befeſtigt; doch hatte von einem Unterhäuptling wie Kindambſchi eine Karawane, die 2000 Bewaffnete und 50,000 Patronen mit ſich führte, wenig zu beſorgen.

Am 31 Jan., einem Raſttag am Fuß der Lingi-Lingi-Bergkette wohnte Magyar auf die Einladung eines Nachbarhäuptlings einem Gottesgericht der Eingebornen bei. Auch hier war eine Anklage wegen Zauberei, genau wie im Burtonſchen Oſtafrika, Gegenſtand des Criminalverfahrens. Zwei Nachbarn hatten Honig geſucht, der eine hatte viel, der andre faſt nichts gefunden. Während nun der eine am Abend über ſein Mißgeſchick ſich zu Hauſe beklagte, war der glückliche Finder beim Fortſchaffen des Honigs von einem Löwen zerriſſen worden. Nach dem Volksglauben beſitzen aber die Ganga oder Zauberer die Gabe ſich in wilde Thiere zu verwandeln,

also daß der Löwe, welcher den Honigjäger zerrissen hatte, der verwandelte neidische Nachbar seyn konnte, gegen den ein Verwandter des Honigjägers daher als Kläger aufgetreten war. Kläger und Angeklagter saßen in einem Ring von Bewaffneten an einem Feuer, wo der Kimbanda (Priester) bereits den Giftcrank braute, Magyar wollte indessen an dem verzagten Gesichte des Angeklagten schon das Ende des Processes vorausgesehen haben. Der Kimbanda reichte beiden Parteien von dem Giftcrank eine halbe Kalebasse voll, indem er den Schuldigen aufforderte seine Unrecht zu gestehen, weil ihn sonst das Gift unfehlbar tödten werde. Beide setzten sich dann. Nach 10 Minuten schon begann der Kläger den Crank wieder auszubrechen: er war gerettet! Der andre dagegen rang in Schweiß und Zuckungen, mühte sich aber vergeblich das Gift zu brechen, während der Kimbanda in ihn drang sein Verbrechen zu gestehen. Dieß that er endlich, worauf ihm der Priester einen andern Crank gab, auf den sogleich heftiges Erbrechen folgte. Unterdessen aber hatte sich unter den Umstehenden das Geschrei Ganga! Ganga! erhoben. Die Menge wüthete gegen den vermeintlichen Zauberer, bis endlich einer ihm eine Halswunde beibrachte, worauf die übrigen ihn förmlich zerrissen. So wird Justiz in Afrika geübt.

Aus dem Lande Kiakka gelangte man am 1 Febr. nach Hambo und gleichzeitig trat ein Witterungswechsel ein. Das Jahr in Südafrika zerfällt nämlich in die nasse und in die dürre Jahreszeit, welche letztere vom Mai bis September dauert und wo vor Trockenheit die Bäume ihr Laub verlieren, wie bei uns im Winter. Vom October bis Ende December dauert die kleine Regenzeit, die oft von schönem Wetter unterbrochen wird. Der Monat Januar aber ist völlig regenlos. Im Februar und so auch diesmal beginnt die große Regenzeit, welche ohne Unterbrechung bis Ende April reicht. Mittags zwischen zwei und drei Uhr sammeln sich die Gewitter und entladen sich in Fluthen, aber selten dauert ihre Herrschaft länger als eine Stunde.

Man erstieg jetzt das Lingi-Lingi-Gebirge, dessen malerische Reize Magyar wiederum uns preist. Grasreiche Hochflächen, pyramidenartige Felsgipfel, dunkelnder Baumschmuck, muntre Gewässer und das Gezwitscher von Singvögeln erweckten seine Reiselust. Nachts jedoch wurde Magyar durch einen Lärm im Kilombo aufgeweckt. Er sah etliche Neger mit brennenden Holzspänen wie besessen herumspringen, und unter dem Geschrei Kissondi, Kissondi! (Ameisen), sich die Kleider vom Leibe reißen. Kaum hatte sich aber unser Entdecker wieder niedergestreckt, so fuhr er wie von einer Nadel gestochen auf und die Reihe des Herumspringens kam nun an ihn. Auf den Zuruf: wirf die Kleider ab, zog er sich gänzlich aus und merkte jetzt daß eine Menge rother giftiger Ameisen von Zollgröße (Formica atrox) sich schon so tief in seine Haut eingefressen hatten daß sie entzweirissen wenn er sie herauszogen wollte. Mit dem Nagel mußte dann der Rest herausgekratzt und die Nacht im Wald bei einem Feuer zugebracht werden. Selbst Elephanten vermögen diese entsetzlichen Insecten umzubringen wenn sie ihnen in die Rüssel kriechen, da gegen sie das bis zur Wuth gepeinigte Thier kein Mittel zur Abwehr besitzt. Am 2 Febr. um 1 Uhr Nachmittags erreichte man Kandala, die erste Ortschaft Hambo's. Magyar wollte eben zu einem Spaziergang aufbrechen, als ein Paar hübsche Negermädchen nach einer portugiesischen Anrede ihm ein Geschenk an Landesfrüchten von ihrer Herrin Donha Jsabel überreichten, die in der nahen Ortschaft wohne, vom Durchzug eines Europäers gehört hatte und ihm ihre Aufwartung zu machen wünsche. In Afrika machen die Damen den Herren den ersten Besuch, und gefällt ihnen der Mann, so wird ein Gegenbesuch gefordert, der sogleich zu zarten Verhältnissen führt. Magyar ertheilte natürlich seine Erlaubniß, und bald erschien in einer Tragmatte die Donha Jsabel, die, in Benguela geboren und in Brasilien erzogen, nach der Heimath zurückgekehrt und damals Wittwe eines eingebornen Kaufmanns, von ihrem Vermögen in Hambo lebte. Es war eine 22jährige Mulattin, deren schwarzes feuriges Auge den Reisenden entzückte. „Die etwas aufgeworfenen Lippen und die platte Nase, fügt er hinzu, würden auf einen Europäer keinen angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn diesen Mangel nicht andre körperliche Schönheiten mehr als aufgewogen hätten.“ Sie war nach afrikanischer Art gefleidet, nur daß sie auf dem Kopf einen seidenen Turban und sonst europäisches Geschmeide trug. Sie redete den Ungar als Hr. Komo an, denn dieser Name hatte sich schon weit ins Jnnere verbreitet, und bemerkte ihm offenherzig daß sie beide, aus der gebildeten Welt verbannt, deren „ungelegene Gesetze“ auch nicht zu beobachten hätten. Sie nahm daher auch einen Gegenbesuch sehr bereitwillig an, Magyar ahnte aber noch nicht daß diese Verbannte ihm dereinst noch das Leben retten werde.

Aber nicht er allein, auch die Karawanenleute hatten unterwegs ihre galanten Abenteuer. Am Abend des nächsten Marsches fanden sich viele Eingebornen mit Lebensmitteln ein. Sie hatten ihre Frauen mitgebracht, die viel hübscher, muntrer und gefälliger waren als man es bisher gefunden hatte. Zwar befestigten die Bihéneger ihr Kilombo diesen Abend mit ungewöhnlicher Vorsicht, allein dennoch verstatteten sie daß etliche der eingebornen Damen mit ihren Begleitern über Nacht im Lager blieben. Am andern Morgen weckten Klagerufe den Reisenden, und nun ergab sich daß während der Nacht beträchtliche Diebstähle an den Handelsgütern verübt und auch unser Autor nicht verschont worden war. Dieser Unfall war indessen leicht zu verschmerzen. Man hatte jetzt die Hälfte Weges zurückgelegt, und seitdem man das Lingi-Lingi-Gebirge überschritten, war jedermann der vom Küstenaufenthalt her noch eine Krankheit mitgeschleppt hatte, durch den Luftwechsel wie durch Zauber genesen. Der Fürst von Hambo, dessen Hauptstadt man sich näherte, mußte jetzt mit einer starken Kibanda (Tribut) zufrieden gestellt werden, wofür er die Karawane mit einem Ochsen beschenkte, bei dessen schwieriger Vertheilung in 3000 Portionen es beinahe zu Händeln gekommen wäre. Die Hauptstadt selbst blieb rechts (südlich) liegen als man am 8 Febr. den Kevessuk auf einer Brücke passirte, über welche der Strom 120 Schritte breit, zwei Fuß hoch, in Folge der letzten Regengüsse hinweg floß. Die schwerbeladenen Neger hüpften sorglos hinüber, während Magyar, trotz seiner

Seemannsübung und gestützt auf seinen Kissonge, nur heftig zitternd sich dem schwankenden Verkehrsmittel anvertraute. Dieser Fluß ist die östliche Gränze der Landschaft Hambo, die zwischen dem 12—13° südl. Br. und 16—17° östl. L. Gr. liegt. Die Bewohner sind höchst kriegerisch, aber verrufen durch ihre Menschenfresserei. Die Thronfolge geht dort im Sinn des Neffenverbrechtes auf die Schwesterkinder über.

Der Marsch führt abermals bergauf nach der Höhe des Djamba-Gebirges oder vielmehr auf den Rand eines höher gelegenen Stufenlandes. Magyar unterwegs von einem Gewitter überfallen, durchnäßt und erkältet, mußte am 10 Febr. einen Rasttag im Zelt zubringen, um durch Schwitzen einen Fieberanfall zu vertreiben, der auch nach eingetretener Transpiration wieder wich. Die Bewohner der Djambahöhen sind kühne Räuber, die keinem Fürsten huldigen und deren Betragen auch viel kecker und ausgelassener als sonst war. Da man sie durch Geschenke sehr günstig gestimmt hatte, so warnten sie die Karawane daß sie auf ihren nächsten Märschen ein Kriegslager der Bailundo antreffen würde, die zwar nur einen Zug in das südliche Jumbeland beabsichtigten, aber doch auch der Karawane auflauern könnten. Man rückte daher mit Vorsicht weiter. Am 11 Febr. erreichte man die Hochebenen, die sich von da gegen Osten über das von Livingstone entdeckte Afrika, ja wahrscheinlich noch weit drüber hinaus ins Innere fast ohne Unterbrechung erstrecken, und deren absolute Erhebung Magyar später auf 6000 Fuß (?) schätzt. Gänzlich verschwanden seitdem die abwechselnden Bilder der Gebirgswelt, denn man sah nun nichts als Waldungen oder Grassteppen. Vorausgeschickte Kundschafter brachten am 12 Febr. die Nachricht daß die Bailundo in nächster Nähe vier Kilombo oder Heereslager bezogen hätten. Es schien ebenso gewagt sie anzugreifen, als in einem stark verschanzten Kilombo ihren Angriff zu erwarten, oder gegen das Herkommen ihnen durch Aenderung des Karawanenpfades auszuweichen, da die Bailundo ebenso gut von der Karawane benachrichtigt waren, wie diese von ihnen. Es wurde deßhalb beschlossen, eine Botschaft an den Feldherrn der Bailundo zu schicken und ihm gegen einen Tribut um einen Durchzug zu bitten. Diese Botschaft kehrte am 12 Febr. mit der Nachricht zurück daß der Anführer der Bailundo der Karawane ein dreimaliges Bokueto (Friedensgruß) entbieten lasse, und ihr den Durchmarsch gegen einen Tribut verstatte, der zwar beträchtlich, aber für die große Karawane doch nicht sehr drückend war, unter der Bedingung jedoch daß ihn Magyar selbst überbringe. Der Entdecker wehrte sich gegen diese gefährliche Zumuthung, obgleich Geiseln für seine Sicherheit gestellt werden sollten und sich alle Bihe-neger verbürgten daß ihm nichts geschehen werde. Er hatte indeß keine Wahl und brach am 13 Febr. nach den Kriegslagern der Bailundo auf. Eine rothe Fahne bezeichnete der Botschaft den Ort wo sie das Quartier des Feldherrn zu suchen hatte. Ein „Adjutant" des Generals führte Magyar und seine Begleiter auf das Jango oder den Versammlungsplatz, wo sie lange der spöttischen Neugier der wilden Krieger ausgesetzt blieben, bis sie vor den Häuptling beschieden wurden, der von seinem Harem umgeben unter der rothen Fahne auf einem Leopardenfelle thronte und sich von vier Bissandschispielern musikalisch unterhalten ließ. Das Bissandschi ist ein afrikanisches Instrument, halb Klavier, halb Maultrommel. Es besteht aus einem halbkreisförmigen Gestell, auf welchem eiserne Federn befestigt und über eine Art Gesangfeuer gezogen sind, den sie um einen Zoll und stufenweis, je tiefer die Töne werden, immer weiter überragen. Auf diesen Federn wird nun mit den Fingern fast wie auf den Tasten eines Klaviers gespielt. „Als die Musik schwieg, fährt Magyar fort, wendete sich der Feldherr zur Botschaft, klatschte zweimal in die Hände und wiederholte dreimal das Bokueto (Friedensgruß); ich klatschte ebenfalls zweimal und erwiderte seinen Gruß mit dem dreimaligen Mui (auch mit dir). Hierauf klatschte die ganze Versammlung mit großem Geräusch." Diese Ceremonie, welche politisch den nämlichen Werth besitzt wie unter den Rothhäuten das Rauchen der Friedenspfeife, scheint sich weit über Südafrika zu verbreiten, denn Livingstone hat erst kürzlich in seinem Brief von Nyassa-See, einem ähnlichen Gebrauch des Begrüßens durch Händeklatschen uns mitgetheilt. Der Feldherr der Bailundo gestand Magyar offen daß die 25 Hoka oder Geschwader seines Heeres ihm einen Ueberfall der Karawane vorgeschlagen, er aber aus Freundschaft für die Weißen ihn nicht bewilligt hätte. Die Staatsconferenz schloß mit Tanz und einem Gelag in Bier, die Karawane aber brach nach Magyars Rückkehr in aller Stille um Mitternacht auf und zog an dem Kriegslager vorüber in Eilmärschen weiter, denn am Tag wäre es trotz aller Friedensabschlüsse nicht rathsam gewesen, die Habsucht der gemeinen Bailundo durch den Anblick der Waaren zu reizen.

Durch rasche Märsche war man am 16 Febr. der Gränze von Bihé so nahe gekommen, daß sich jetzt die Karawane auflöste, deren Hauptpersonen sich nicht ohne Thränen von Magyar verabschiedeten. Auch seine Träger verließen ihn, doch hatten sie bereits andere gedungen, die von ihren Lohnabzügen bezahlt werden sollten. An diesem Tage wurde die Ortschaft Tumba erreicht, die eine neutrale Selbständigkeit genießt, und deren Gebiet von den Nachbarn als unverletzlich geachtet wird. Den Kotemafluß, der in seinem spätern Lauf als ein Nebengewässer ersten Ranges sich in den Koanza ergießt, überschritt man am 17ten auf einer bequemen Brücke, und zog am nächsten Tage durch das dicht bevölkerte Bihé, dem Heimathsort des Kissongo oder Leibwächters zu. Matschischi-Kuitu, wie dieses Dorf hieß, wurde am Nachmittag erreicht. Ueberall knallten die Freudenschüsse, die Einwohner zogen massenhaft der Karawane entgegen, und allerorten gab es empfindsame Scenen des Wiedersehens. Der heimkehrende Ehemann grüßt seine Frau mit dem Bokueto, aber diese darf das Friedenswort nicht aussprechen, sondern bleibt unterthänig auf den Knieen liegen solange der Mann redet. Vor der Versammlung erzählte dann der Kissongo alle Erlebnisse der Karawane, mit Angabe der Märsche und Haltepläze, und zwar so genau, daß Ladislaus über die Gedächtnißkraft staunte, denn die Schwarzen waren im ganzen 116 Tage ausgeblieben. Am nämlichen Abend noch empfieng unser Verfasser einen Ochsen als „Gastnahrung," und von jedem

Bewohner des Dorfes, selbst von Kindern, irgend eine Mundzehrung zum Geschenk. Seine Reise hatte vom 15 Jan. bis 18 Febr., also 34 Tage mit den Rasttagen gedauert. Er zählt im ganzen 21 Stationen von der Küste, die zusammen eine Strecke von 124 portugiesischen Legoas (18=1°) oder 106⅝ deutsche Meilen ausmachten. Achtzehn Stationen liegen auf einer Linie, die ziemlich genau von West nach Ost geht; auf den letzten drei Stationen, zusammen 15 Legoas oder 12½ deutsche Meilen war jedoch die Marschrichtung nördlich gewesen. Nach der beigegebenen Karte liegt Magyars Reiseziel 4 Längengrade östlicher und einen Breitegrad nördlicher wie Benguela.

Der Reisende gedachte in dem Dorfe seines Kissongo sich anzusiedeln, um das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, bevor er mit ihnen weiter ins Innere vorzudringen versuchte. Zur Ansiedelung bedurfte er aber der Erlaubniß des Fürsten, und diese mußte durch ein Mulambo oder Geschenk erkauft werden. Einen solchen Tribut von angemessener Größe brachte der Kissongo nach der Hauptstadt, und kehrte nach fünf Tagen mit der Ansiedelungserlaubniß und dem Befehl zurück, daß, nachdem Magyar sein Obdach sich gebaut haben würde, er dem Monarchen von Bihé einen Huldigungsbesuch abzustatten habe. Als sich aber der Reisende am Flüßchen Kuitu einen anmuthigen Winkel für seine Ansiedelung ausgesucht hatte, erhob man gegen die Wahl des Ortes Schwierigkeiten, weil gerade dort ein Ganga oder Zauberer hingerichtet worden sey, und die bösen Geister die Umgebung noch beunruhigten. Die Schwierigkeiten hoben sich jedoch mit Hülfe eines Geschenkes, worauf der Kimbanda oder Priester des Ortes sich bereit finden ließ den Spuk zu vertreiben. Magyar hielt sich nämlich, und darin that er wohl, streng an die Landessitten, und suchte sich vor allem mit dem unheimlichen Klerus auf guten Fuß zu stellen. Bei Krankheitsfällen in seiner Behausung schickte er stets zur Geisteraustreibung nach einem Kimbanda. Diese Priester, welche bei Gottesgerichten den Gifttrank mischen, haben, da jedermann der Anklage auf Zauberei ausgesetzt ist, das Leben aller in den Händen, und es ist daher rathsam sie nicht zu erzürnen. Das Volk von Bihé fürchtet diese Leute und kriecht vor ihnen, im Grunde des Herzens hassen aber alle die Kimbandas.

Nachdem der Priester den Ort wieder geweiht hatte, ließ Magyar eine viereckige Pfahlreihe ziehen, innerhalb welcher dann Hütten von Pfahlwänden mit Lehm beworfen und Rohr überdeckt für das Gesinde angelegt wurden. Von diesen durch ein zweites inneres Pfahlwerk abgeschieden, kam Magyars nach europäischer Art mit fünf Gemächern versehene Wohnung zu liegen. Das Pfahlwerk aus Eisenholz (?) erbaut, würde nach der Versicherung des Reisenden selbst Kanonenkugeln widerstanden haben, war also jedenfalls ausreichend gegen einen Ueberfall von Negern. Er hatte eine Menge Volkes gegen Lohn in Dienst genommen, und diese arbeiteten so emsig, daß in Zeit von einem Monat die Libata oder das Gehöft mit 50 kleinen Hütten fertig stand. Diese bevölkerte Magyar mit seinem Gesinde, welches theils aus Mukuendye oder freien Leuten, wie der Kissongo und Kalei (Dolmetscher), theils aus Sklaven bestand. Letztere kann man entweder durch Kauf oder durch Pfandrecht erwerben. Geräth nämlich ein Neger in Schulden, gewöhnlich in Folge von Processen, so wird sein Gläubiger Pfandbesitzer seiner Freiheit. Die Stellung dieser Leute unterscheidet sich von der ächten Sklaverei dadurch, daß sie nicht mit einem Brenneisen gezeichnet, auch nicht verkauft werden dürfen, bei Rückerstattung des doppelten Darlehens freigelassen werden müssen, und ihre Kinder jedenfalls der Freiheit genießen. Sonst folgen Kinder dem persönlichen Rechtszustand der Mutter, so daß eine freie Frau, selbst wenn sie das Weib eines Sklaven ist, nur freie Kinder zur Welt bringt. Sklaven sind, seitdem die Briten ihre Ausfuhr zur See hindern, sehr wohlfeil geworden, denn für 30—35 Ellen Zeug konnte man die bestgebauten Bursche oder Jungfrauen pfandweise erhalten. Magyar kaufte sich im Ganzen 30 Personen beiderlei Geschlechts, die für ihn sortan arbeiten mußten.

Nach Ordnung dieser häuslichen Angelegenheiten brach der Reisende am 4 April zu dem Paschoula oder zum Huldigungsbesuche nach der Hauptstadt auf, die gegen Südosten gelegen am nächsten Tage erreicht wurde. Je mehr er sich aber Koubála an Bihé, der Residenz, näherte, desto öder und unwirthlicher erschien das Land. Glück und Wohlstand findet sich in Negerreichen nicht im nächsten Bereiche der Fürstenlaunen, sondern eher an der stillen abgelegenen Gränze. Auch der Pfad nach der Hauptstadt erschien so vernachlässigt und überwachsen, daß er selten betreten zu werden scheint. Am Thor der Residenz, die mit einem Pfahlwerk versehen ist, mußte Magyar warten bis seine Ankunft gemeldet worden war. Dann führte man ihn durch krumme schmutzige Gassen nach dem Jango oder Versammlungsplatz, wo ein Bote ihm die Nachricht brachte, daß ihn die Majestät von Bihé erst am nächsten Morgen sehen könne. Am folgenden Tag brachte man ihn an das königliche Hoflager, welches in der Stadt innerhalb eines andern Pfahlringes liegt. Am Thor hielten bewaffnete Neger Wache, und der Eingang war mit infernalischem Geschmack, nämlich symmetrisch mit frischen oder schon trockenen Menschenköpfen verziert, welche Ornamente Gedanken wie die Thorinschrift zur Dante'schen Hölle oder auch das vestigia nulla retrorsum erweckten. Durch diesen afrikanischen Triumphbogen gelangte man erst wieder durch eine gewundene Gasse in einen engern Hofraum, wo unter einem Guajavenbaum ein Armstuhl mit einem Löwenfell bedeckt stand. Nach einer halben Stunde erschien der Monarch mit Musik und einer vorausgetragenen Fahne, die von einem an einer Stange befestigten Gelenge-Schweif gebildet wurde. Die etikettenmäßige Anrede in Bihé lautet sehr passend: „Sey gegrüßt Herr! mächtiger Löwe! wüthender Löwe!“ denn eine königliche Bestie war Kayaya-Kayangula, damals fünfzig Jahr alt, mit arglistigen, ewig lächelnden oder blitzenden kleinen Augen. Der Kissongo führte für Magyar das Wort, und am Schluß der Staatsaction erklärte der „wüthende Löwe“ Magyar willkommen und versicherte ihm den Genuß des Gastrechtes. Der Fürst setzte das Gespräch vertraulich

fort, und klagte dann im Style aufgeklärter Despoten über die geringe Bildungsfähigkeit seiner Schwarzen. Als ihm der Ungar rieth etliche davon als Lehrlinge nach Loanda und Benguela zu schicken, um durch sie dann neue Gewerbe ins Land zu ziehen, seufzte der „wüthende Löwe“ und sprach die merkwürdigen Worte: „Diese Spitzbuben (auf seine Umgebung deutend) würden den Fürsten der so etwas unternähme, für einen Hexenmeister verschreien und seinem Leben mit Eisen oder Gift ein Ende machen. Glaube mir, mein Freund, fuhr er fort, Gott hat die Weißen zu Herren des Reichthums und der Kattune, die Schwarzen aber zu armen Teufeln gemacht.“ Man sieht also was den „wüthenden Löwen“ verhindert ein josephinisches Zeitalter in Bihé beginnen zu lassen. Damit schied man.

Magyar fand daß die Bewohner der Hauptstadt in Kleidung, Bewegung und Ausdruck sehr viel Schliff vor den „Leuten in der Provinz“ voraus hatten. Die Frauenzimmer zumal waren vollendete Coketten, wurden aber sehr lästig mit guten Rathschlägen, als sie erfuhren daß Magyar noch kinderlos und unverheirathet sey. Um ihren Zudringlichkeiten zu entgehen, hatte sich Magyar von den abendlichen Tänzen zurückgezogen und abseits auf eine Bank niedergelassen. Dort saß er träumend, als plötzlich eine Hand seine Schultern berührte. Er kehrte sich um und stand dem „wüthenden Löwen“ gegenüber, der ihn fragte, was er in der Einsamkeit treibe und sich neben ihn niederließ, um ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen. Vorsorglich hatte er, obgleich Magyar der Negersprache schon ziemlich mächtig war, einen Sklaven als Dolmetscher mitgenommen. Die Eröffnung war nicht sehr angenehm. Se. Maj. hatte nämlich für die nächste Zeit einen Kriegszug gegen die Ganguella jenseits des Koanza beschlossen, wohin ihn Magyar begleiten sollte. Als der Reisende vorschützte, daß die Gesetze seines Vaterlandes ihm die Theilnahme an solchen Kriegen nicht verstatteten, nannte der „wüthende Löwe“ dieß eine „elende Ausflucht,“ da der König der Weißen in Bihé nichts zu befehlen habe, und Magyar mußte, um den ausbrechenden Jähzorn des Negers zu besänftigen, schleunigst versichern daß er gehorchen werde. Der „Löwe“ beruhigte sich dabei, und schickte, da er gehört hatte daß der Europäer zu Fuß gekommen sey, für die Rückreise am andern Morgen ihm einen schönen gesattelten Maulesel.

Magyars Gesundheit, die an der Küste gelitten hatte, war auf dem Hochland völlig hergestellt worden, und er fühlte die vollständige Rückkehr seiner Kräfte und seiner europäischen Lebensgeister. Gleichwohl gab er vor an Unterleibsleiden und bösen Träumen zu leiden. Ein Kimbanda wurde gerufen, welcher den Reisenden von den Kilulu oder bösen Geistern gegen ein Stieropfer zu retten versprach. Magyar willigte ein und verstattete sogar daß man ihn mit dem Opferblut bestrich und mit Kreidezeichen bemalte. Hierauf gieng der Kissongo mit einem Geschenk an Pulver und Branntwein nach der Residenz, und erzählte dem Monarchen daß sein Herr in Folge des Versprechens mit in den Krieg zu ziehen von Kilulu verfolgt worden sey, und er den König daher bitte ihm seines Wortes zu entbinden. Der „wüthende Löwe“ hatte dießmal eingewilligt, ja noch mehr gethan, er ließ dem Ansiedler die Hand seiner Tochter, die ihm von einer Mulattin geboren worden war, antragen. Dieses Geschenk ließ sich nicht zurückweisen, und am 29 Mai 1849 zog die Braut mit einem Gefolge von Sklaven und Sklavinnen in das Libata Magyars ein. Ina-Kullu Ossoro (Prinzessin Ossoro) war eins von den 61 Kindern, nämlich 44 Töchtern und 17 Söhnen des Soba. Ihre Mutter hieß Maria Duarte Mouteiro und war ihren in Cacunda lebenden Eltern, einem Brasilier und einer Negersklavin, geraubt, und als Sklavin an den „wüthenden Löwen“ verkauft worden. Die Heirath der Prinzessin war nach afrikanischen Begriffen nichts weniger als eine Mesalliance, denn die Leute von Potu [1] oder die Europäer gelten im Innern gleichen Ranges, wie die Fürsten. Nachdem der Kimbanda seine vielen lächerlichen und unverschämten Heirathsceremonien vor der Prinzessin vollzogen hatte, wurde diese von zwei Brüdern ihrem Mann ausgehändigt. „Sie hatte, erzählt uns Magyar, eine schlanke, hohe und schöne Gestalt, und ein Alter von etwa 14 Jahren. In ihrem schwarzen Gesicht glänzten zwei große runde Augen, und zwischen ihren dicken aufgeworfenen Lippen zeigten sich schneeweiße, ächten indischen Perlen ähnliche Zähne.“ Ihr Haar hatte sie nach der afrikanischen Mode mit tausend Zöpfchen aufgeputzt, was aber Magyar mehr als alles über diesen unbegehrten Besitz tröstete, war der Anblick eines Crucifixes, welches sie am Hals trug.

Hier bricht die Erzählung des ersten Bandes ab, und es folgt nun eine Beschreibung des Negerreiches Bihé, aus welcher wir nächstens das Wichtigste mittheilen werden.

Aus den Bergen der Volsker.

(Von Ferd. Gregorovius.)

(Fortsetzung.)

Wir erreichten nach einem sechsstündigen Ritt das kleine Norma. Es ist dieß ein grauer und todtenstiller aber reinlicher Ort auf der lustigen Fläche einer hohen, an manchen Stellen schwindelnd-steil abstürzenden Bergwand gelegen, seitwärts von den cyclopischen Trümmern des uralten Norba, und im ungewissen Mittelalter aufgebaut. Norma, Norba, Nymphe sind hier die zauberischen und schönen Wesen die man überall nennen hört, die man aufsucht, und deren dichterische Namen diese Berge mit einem phantastischen Hauch von Mythen und Märchen umgeben. Norma, Norba, Nymphe, Cori, Sermoneta, welche wohltönende Namen, wie reizen sie nicht die Phantasie.

Als wir in das Gasthaus von Norma traten, und der Wirth uns in das Zimmer führte, aus dessen Fenstern all

[1] Potu ist corrumpirt aus Portugal, Portugal ist aber den Westafrikanern Europa.

die Herrlichkeit der Maritima übersehen wird, fiel unser Blick tief unten am Rand der Bergwand, und gerade unter uns, auf einen großen Ring wie von epheugrünen Mauern, und darin lagen viele wunderliche Hügel, die alle von Blumen und Epheu gebildet zu seyn schienen. Graue und alte Thürme stiegen daraus hervor, Ruinen, alle grün überhängt, und mitten durch diesen seltsamen Kreis sahen wir den silbernen Lauf eines Quells forteilen, die pontinischen Sümpfe durchziehen, und in einem lichtstrahlenden See fern am Meeresrande enden. Ich frogte erstaunt den Wirth, was jener räthselhafte große Blumenkranz und Kreis mit den vielen grünen Hügeln dort unten sey. „Nympha, Nympha!“ sagte der Mann. Nympha! das also ist Nympha, das Pompejl des Mittelalters, diese im pontinischen Sumpf versunkene Stadt und Geisterwelt. Wir werden sie heute am Abend durchwandeln, wenn die sanfte Selene sich über die grauen Cyclopensteine von Norba erhebt.

Wir hielten im Gasthaus von Norma ein gutes Mittagsmahl und eine erquickende Rast; dann durchschritten wir den kleinen Ort, um Norba zu besuchen. Norba ist der altvolskische Name der Stadt, und erst später entstand daraus Norma, ich weiß nicht in welcher Zeit. Zum erstenmal begegente er mir so am Anfang des 8ten Jahrhunderts, wo der griechische Kaiser Konstantin V dem Papst Zacharias zwei Grundstücke Nymphas et Normias schenkte, die dem Staat angehört hatten. [1] Schon damals war also (denn so muß ich annehmen) der volskische Ort Norba völlig verlassen, und in seiner Nähe mußte sich schon Normia oder Norma angesiedelt haben.

Die Ruinen der alten Norba liegen nur wenige Minuten seitwärts von Norma entfernt. Sie bestehen aus den noch bedeutenden Ueberresten der Burg und der cyclopischen Mauern, welche sie umgaben. Die Arx lag auch hier auf einem Felsenplateau, das schon von Natur isolirt und befestigt, nach der Seite der pontinischen Sümpfe in schwindelerregender Steile abwärts fleigt. Doppelte Mauern umgeben das innere Viereck der Burg. Noch führt ein altes Thor hinein, an dessen einer Ecke sich eine runde pfeilerartige Masse von Cyclopensteinen in einer Höhe von 36 Fuß, wie ein Brückenpfeiler oder Thurm erhebt. Die Mauern haben bisweilen eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und bieten ein gewaltigeres Ganze dar als jene von Segni. Sie umziehen in langen Linien den steilen Kalkberg; oben aber auf dem Felsenplateau, welches zu einem völlig ebenen Viereck abgearbeitet worden ist, sieht man noch drei aus Cyclopensteinen vortrefflich aufgebaute große Fundamente, auf denen einst vielleicht die Heiligthümer der Stadt, oder andere Gebäude der Burg standen. Wenn man sich einen solchen Bau, sey es Tempel oder Haus, im Verhältniß zu den Cyclopenmauern selber denkt, so muß er von einem großartigen, obwohl schweren und düstern Charakter gewesen seyn. Wir können uns eine Architektur der Art, wenn auch nur aus der Ferne annähernd, etwa aus dem Tabularium Roms wiederherstellen, welches einer Zeit angehört die an die volskische und etruskische Bauepoche gränzt. Denn es ist wohl irrig anzunehmen daß jene sogenannten Cyclopenmauern einer fabelhaften Urzeit angehören. Man baute sie sicherlich noch als Rom schon lange stand, und von den Cyclopenmauern zu der Structur der sogenannten serovischen Zeit in Rom war nur ein Schritt zu thun.

Eine kleine antike Cisterne, einige unterirdische Gemächer und Grotten: dieß ist alles was außer der Akropolis und den Mauern auf dem alten Norba sichtbar blieb. Mir fiel es auf daß man nirgend Grabmäler oder Loculi in den Felsen bemerkt, wie in den alten Städten Etruriens oder in jeder antiken Stadt Siciliens; und namentlich sind es die sicilianischen Städte welche, wie das alte Syracus, Leontium, Agrigent und Enna, eine ganz erstaunliche Menge von Felsengräbern enthalten. In Norba sah ich deren keins, doch ist es möglich daß sie meinem Blick entgiengen. Das Volk von Norma nennt übrigens die alte Stadt Civita la Penna, und ich kann mir nicht erklären wie dieser spanische Name hieher gekommen sey. Denn aus dem Spanischen scheint er abzuleiten zu seyn, wo Pegna oder Peña Felsen bedeutet. Der Name Felsenstadt ist passend genug für das mythische Norba, das Herkules selbst soll erbaut haben. In späteren Römerzeiten hieng Norba treu dem Marius an. Es wurde deßhalb von Emilius Lepidus, dem General Sulla's, belagert; er drang mit Hülfe von Verräthern in die feste Cyclopenstadt, aber die verzweifelten Einwohner tödteten sich, wie jene von Numantia, selbst in den Flammen ihrer Häuser. Vielleicht blieb Norba schon seit jener Zeit in Ruinen; wenigstens kennt sie schon Plinius als verödet.

Oben auf der Arx ist das Panorama der Maritima überaus herrlich, und der Blick unterhält sich gern in diesem weiten vom Meer so schön begränzten Gefilde auf Entdeckungen auszugehen. Deutlich wird der ganze Ufersaum erkannt, welcher von Antium (Porto d'Anzo) bis zu dem phantastisch ausgezackten Cap der Circe bei Terracina reicht; selbst die Strandthürme werden sichtbar, die sich dort einsam wie Meeresobelisken erheben. Sie wurden seit dem 9ten Jahrhundert gebaut, als die Saracenen anfiengen die Küsten Italiens zu überfallen, und noch heutigen Tags ist ganz Italien, sind alle italienischen Inseln an ihrem Saume von solchen malerischen Thürmen umkränzt. Es stehen in jedem Thurm etwa fünf Mann Artillerie, welche alle wunderlich aussehende Kanonen und Feldschlangen hüten, die nun schon in einem Schlaf von Jahrhunderten begraben sind. Lamoricière, der neue Generalissimus der päpstlichen Armee, hat die Artilleristen aus den Thürmen nach Rom gezogen und auch die armen Feldschlangen abholen lassen, die dort auf den Plattformen der Thürme so ruhig im Sonnenschein lagen und ins Meer hinausgähnten, wo statt der Saracenen nun die Garibaldischen Freischaaren schwimmen. Mir würde es leid seyn wenn auch die Feldschlangen von Asiura sollten abgeliefert seyn. Ich saß gern auf ihnen, und schaute in dieß herrliche Meer, und spielte mit den alten rostigen Kugeln. Dort sehe

[1] Donationem in scriptis de duabus massis, quae Nymphas et Normias appellantur, juris existentis publici. Siehe die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Band II. S. 292.

ich einen Thurm weiß vom Meeresrand schimmern, dort wo der dunkle Wald ganz nahe herbeikommt: das eben ist Astura, wo der junge Conradin verrathen und gefangen ward. Eine Meile weiter ein anderer Thurm: Torre Foceverde, von dem sumpfigen Fluß so genannt, der aus der grünen Waldeswildniß ins Meer geschlichen kommt. Weiterhin am Meeresufer ein Thurm an einem großen See; sein Wasser leuchtet jetzt wie fließendes Gold, und ringsum zieht sich dichter, grüner Wald. Eine wundersame, geisterhafte Stille umfängt dort den Wandersmann; er steht wie in eine fremde Welt versunken am See, und blickt den Fischadlern zu, die beständig drüber hinkreisen, oder dem fieberbleichen Fischer, der auf dem schwachen Nachen schwebt, und träumerisch an seinem Netze zieht, oder dem halbnackten Blutegelsucher, der dort sein Wesen treibt. Das ist Thurm und See von Fogliano, einst im Alterthum Clostra Romana, wo Lucullus Muränen mästete und eine prachtvolle Villa besaß. Der Nymphäus, jener reißende Bach den wir durch die grünen Grubenringe von Nymphа fortstürzen sehen, ergießt sich in den See Fogliano, und wir können seinem Lauf durch das ganze pontinische Sumpfland bis dahin folgen. Weiter neben ihm wird der Lago de' Monaci, der See der Mönche, sichtbar, dann der Lago di Crapolace, endlich der große See von Paola mit seinem Thurm, und nicht weit von ihm steigt das Cap der Circe inselartig auf.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht selbst auf der herrlichen Straße von Terracina, der Linea Pia durchreist hat, macht sich die irrigste Vorstellung von ihrer Natur, indem er nur an efle und stinkende Moräste denkt. Es gibt dort Sumpf und See genug, aber sie liegen in den prachtvollsten Wäldern und Gebüschen verstekt, wo das Stachelschwein, der Hirsch, das wilde Schwein, der Büffel, und das halb verwilderte Rind unherstreifen. Im Mai und Juni ist das pontinische Land ein Meer, nämlich von Blumen, die so weit das Auge reicht sich über die Gefilde ergießen. Im Sommer ist es ein Tartarus, wo das blasse Fieber umherschleicht, und die armen wilden Hirten oder Ackerleute auf den einzelnen Gehöften plagt, die dort ausdauernd ihr Brod erwerben.

Je näher am Meer, desto mehr Wald, und wir sehen ihn von Norden aus deutlich sich bis zum Cap der Circe fortziehen. Es reihen sich von der Tibermündung her aneinander die Wälder von Ostia, von Ardea, von Nettuno, Cisterna und Terracina. Mitten in ihrem Dickicht, oder an ihren Säumen liegen einzelne Gehöfte, hauptsächlich für den großen Viehstand bestimmt, aber auch Ackerwirthschaften; so Conca, Campo Morto, Campo Leone, Tor del Fekce u. a. Wo der Wald nach dem Innern zu aufhört, ziehen sich endlose Wiesen hin, dann festes Ackerland, und wir sehen deutlich die von Pius VI erneuerte appische Straße die Maritima durchschneiden. Wir sehen an ihr Cisterna, den größten Ort in den Sümpfen, woneben im Alterthum Tres Tabernae lag und weiterhin Foro Appio, das alte Forum Appium.

Kein Jahrhundert ist im Stand gewesen die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der große Julius Cäsar, welcher so ausschweifende Plane durchzuführen sich schmeichelte, hatte auch jene Sümpfe trocken zu legen unternommen, aber er starb, ehe er an die Ausführung gieng. Das römische Kaiserreich, so verschwenderisch in Bauten jeder Art, that nichts für jenen Plan, und es ist merkwürdig genug daß erst unter einem Barbarenkönig, dem Erben oder Eroberer Roms, unter dem großen Theodorich sowohl die verfallene appische Straße hergestellt als ein Theil der Sümpfe bis Terracina ausgetrocknet wurde. Noch heute liest der Wanderer die Documente jener rühmlichen That eines Gothen auf zwei Inschrifttafeln in Terracina. Unter den Päpsten war es erst der energische Sixtus V, ein Mann von ächtem, praktischem Römergeist, welcher die Austrocknung der Sümpfe wieder unternahm, und ihm folgte darin mehr als zwei Jahrhunderte später Pius VI. Dieser Papst stellte die Via Appia (von ihm Linea Pia genannt) wieder her, zog den großen Canal neben ihr, ließ andere Canäle ausgraben, verwandelte einen Theil der Sümpfe in ackerbares Land, und erwarb sich dadurch ein bleibendes Verdienst um diesen Theil der Maritima.

Wir steigen nun von der Cyklopenburg Norba's nach Nymphа hinunter, denn diese versunkene Stadt liegt tief zu deren Füßen, schon am Rande der Sümpfe, und man gelangt zu ihr entweder auf der bequemen im Zickzack hinabführenden Straße Norma's, oder man sucht sich selbst einen Pfad auf den steilen Niederhang des Bergs von Norba. Da wir klink zu Fuß sind, so wählen wir den letzten Weg, und es geht mit „Donnergepolter" über die Felsen im Sprung hinab.

Da ist Nymphа, ein Pompeji des Christenthums, die Ruinen einer Stadt, mit ihren Mauern, Thürmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter dichtestem Epheu. Wahrlich dieser Ort sieht weit reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser unherstarren, wie halb zerfallene Munien, die man aus der dürren vulcanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nymphа wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Epheu wundersam verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings und der Natur. Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck in diese Epheufladt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen grünverfuulene Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blätterbarsen spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben oben, der nun Schloßvogt im Thurm ist, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher. Es scheint als hätte auch Nymphа wie Pompeji ein Vulcan verschüttet, aber nicht mit Asche, sondern mit Blumen. Nun wohnen hier die Millionen Schaaren der Flora und feiern ihre Feste. Sie wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern auf alle Thürme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narcissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben

Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbeersträucher, Mastix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die rothen Fuchsschwänze, die wie verzauberte Saracenen aussehen, die phantastische Caperblume in den Ritzen der Mauern, der dustige Goldlack, die Myrte und die grauwürzige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt — ja, man wirft sich in dieß Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hält den Geist umfangen.

Noch stehen die mittelalterlichen Stadtmauern Nympha's; sie umziehen in einem großen Ringe diese Geisterstadt, aber sie sind überall vom Epheu bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne, und ein viereckiger, zerbrochener Thurm hervor. Die Thore sind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergestrüpp verrammelt und verbarrikadirt als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen in die Stadt dringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer des Friedrich Barbarossa, oder des Herzogs Alba und der Colonnas. Sie haben sich völlig verschanzt hinter Epheuwällen; vielleicht sind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwischen im pontinischen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder stürmen, um die Blumengeister drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Jeder Platz und jede Straße steht noch da; zu ihren Seiten die verfallenen, vom Epheu umsponnenen Häuser; manche palastartig, mit halbgothischer Architektur, einst die Wohnungen des reichen Adels, der hier hauste. Wunderbar sehen die Kirchen aus, von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah eine so phantastische Ruine an. Aber wie soll ich sie in Worten malen? Wie soll ich einen solchen braunen, zersplitteten Glockenthurm mit seinen runden, oder von kleinen Säulen getheilten Fenstern, mit seinen mittelalterlichen Friesen von spitzkantigen Ziegeleinen, und mit seinem romantischen Festschmuck von Epheu und im Winde schaukelnder Blumen zeichnen? Oder die märchenhaften Trümmer der gewölbten Nischen und der Kirchenschiffe schildern, die alle von Blüthenteppichen überhängt sind. Diese Kirchen sind alt, sie gehören dem eilften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Styl ist von ganz einfacher Basilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfässer schwingen die bacchantischen Rosen. Von den Wänden, und hie und da aus einer vom Epheu umsponnenen Tribüne blickt noch ein altes Freskobild herunter. Das sind die Märtyrer mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite. Den verlöschenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatica, mit der Stola um die Schulter, starren sie mürrisch aus den Blumenschleiern hervor, und scheinen sich über den Heidendienst zu ärgern, den nun die Kinder der Flora in diesen verlassenen Kirchen aufzuführen wagen. Hier schallt keine Litanei des Mönchs mehr; nur der Käfer summt seine Sommerromanze fort und fort, und die Grille schrillt unablässig ihre anakreontischen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus diesen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einst geklagt daß von einer Kirche des südlichen Frankreichs, welche eben neu geweiht werden sollte, zahllose Schwärme von Fliegen Besitz genommen hätten und sie nicht mehr verlassen wollten; S. Bernhard sagte hierauf: „ich excommunicire sie;“ und siehe da, als die Boten in die Kirche heimkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber schwerlich würde es einem Heiligen gelingen die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu excommuniciren, und so zornig sich die gemalten Märtyrer darin gebärden, schon kommt der Epheu geschlichen, und wird sie bald völlig verschleiert und eingemauert haben. Von manchem ist bereits nichts mehr sichtbar als der Zipfel seines Gewandes und der Name in alten lateinischen Charakteren, welcher unter Blumenranken seufzt: S. Xystus, oder San. De Cesaris, und S. Laurentius. Ich trat in die letzte dieser Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige byzantinische oder alexandrinische Mosaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreisen oder Quadraten schienen nun die lebendigen Blumen nachzuahmen, und aus der Confession, wo einst die Gebeine des Heiligen lagen, wächst nun fröhlich der indische Wein mit seinen blaurothen Beeren.

Ja Blumen fehlen dem Christenthum! Ist es nicht Zeit alle diese Märtyrer, Heiligen und morschen Kreuzesbilder endlich einmal in Blumen zu bestellen? Auf die Gräber der armen Büßer und Mönche und aller derer die in der Zeit des finstern Aberglaubens sich geißelten und quälten, streut sie hier die Natur mit vollen Händen aus — ahmte doch auch die katholische Menschheit ihr nach, und gäbe sie dem Todten Frieden und ein Blumengrab!

So fehlt auch hier nicht das Seitenstück zu Pompeji. Wie sich dort das classische Alterthum in den heitern Frescobildern entschieden ausspricht, redet in Nympha zu dem staunenden Wanderer die christliche Epoche der Menschheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort sind es die mythischen, die reizenden Gestalten des Lebens und der Lust: Amoren die am Weiher angeln, tanzende Satyrn, Grillen die ein Wägelchen kutschiren, die schwebenden Bacchantinnen mit ihren weißen Schleiern, die Cymbeln schlagend, oder ein geheimnißvolles Kästchen in den Händen, oder auf einer Fruchtschale saftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters stellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar; statt jener fröhlichen Bilder sind es die schwermüthigen Gestalten der Katakomben, die mythischen Götter der Marter und der Pein, S. Laurentius auf seinem Rost, S. Agnes in den Flammen, und andere ans Kreuz geschlagen, oder mit gefalteten Händen vor dem Henker knieend, der sein Schwert schon erhoben hat. Ich wandelte dort umher, die Gedanken immer theilend zwischen Pompeji und diesem Nympha. Beide Städte sind wahre Bilderbücher von Charakteren ihrer Zeiten. Ich bin froh daß ich Nympha sah.

(Schluß folgt.)

Besuch eines deutschen Herzogs auf dem Sommersitz Urquiza's in der Argentina.

(Schluß.)

Auf den 26 Februar früh Morgens war die Abreise des Herzogs festgesetzt. Der Präsident hatte in liebenswürdigster Weise für die fernere Reise seines hohen Gastes vorgesorgt, für welche dieser folgenden Plan entworfen hatte. Der bequemeren Reise zu Wagen hatten die deutschen Reiteroffiziere das Reisen zu Pferde vorgezogen. Diese Länder sind aber auch zum Reisen zu Pferde wie geschaffen: unbebautes, trockenes, ebenes Weideland, nirgends ein Weg und überall Weg, keine Berge, Pferde und gute Pferde im Ueberfluß, bilden nur im Winter und im Frühjahr die dann vom häufigen Regen angeschwollenen Ströme dem Reisenden ein Hinderniß. Wenn hier zu Pferde gereist wird, so wird fast nie Schritt, nie Trab geritten, sondern fast immer Galopp. Wo keine Posten sind, und die Pferde daher nicht gewechselt werden können, pflegt man sich aus dem Ausgangspunkte der Reise eine je nach ihrer mehr oder mindern Länge mehr oder minder zahlreiche Tropilla, das ist ein Trupp von Pferden, zu kaufen oder zu miethen, welche, durch eine Stute zusammengehalten, von einem Knecht vor dem Reisenden hergetrieben werden. Auch das Reisen zu Wagen wird da, wo keine Posten zum Wechseln der Pferde sind, mit Hülfe der mitgetriebenen Pferdetropille bewerkstelligt. Die von dem Herzog projectirte Reiseroute war die folgende. Zunächst, um den großen Verbindungsweg, welcher die Handelsmetropolen des südlichen Süd-Amerika's, Buenos-Ayres und Montevideo mit Santiago und Valparaiso, den atlantischen Ocean mit dem stillen Meer verbindet, zu erreichen, von San José querfeldein nach der Bundeshauptstadt Paraná, von Paraná auf dem Dampfschiff den Paranástrom hinab bis zum argentinischen Haupthafen Rosario, und dann zu Pferd nach Mendoza, von wo aus die großartigen Bergpäße, die Cordilleren der Anden, dieser südamerikanischen Alpen, theils zu Pferd, theils zu Maulthier überschritten werden. Ein preußischer Landsmann in Mendoza berichtete darüber auf im Auftrag des Herzogs an ihn gerichtete Anfrage aus eigener Erfahrung folgendes, was bei der Unbekanntschaft Deutschlands mit den Reiseverhältnissen Süd-Amerika's, und da auch europäische Touristen nach und nach häufiger diese entfernte Welt aufsuchen, vielleicht einiges allgemeinere Interesse hat.

„Mit Januar schmilzt der Schnee in der Höhe, die man eigentlich Cordillere, deren auslaufende Berge man die Andes nennt, während in den niedern Passagen der Weg schon im März und April völlig frei ist; leider aber entladet in der Zwischenzeit jedes Regenwetter, das sich außerhalb der Andes zusammenzieht, sich in den Andes in einem Schneesturm, der oft so arg ist daß selbst Reisende umkommen, wie auch heute diesseits der Cordillere die Knochen wenigstens von einer Truppe bleichen, die sich von der Schreckensregierung getrieben nach Chile retten wollte, und hier nicht weit mehr von der Cordillere, von einem solchen Sturm überfallen, umkommen mußte. Wie hoch der Schnee fällt, zeugen die Zufluchtshäuschen, casuchas, die einen so hohen Eingang haben daß sie außerhalb des Winters wie zwei Stock hoch erscheinen. Ich habe Ende Januar hinter einem Felsen auf dem Kamm der Cordillere noch Schnee gefunden, den die Strahlen der Sonne nicht erreichen konnten, folglich ist die dort herrschende Wärme selbst des Hochsommers ohne die Sonnenstrahlen nicht fähig den Schnee zu schmelzen. Die beste Zeit die Cordillere zu passiren ist demnach Januar und Februar, und von diesen wieder der letzte, da in ihm die Hitze der größten Sonnenhöhe in den niedern Regionen nicht mehr so stark wirkt, was immer unangenehm ist, da auch ohne diese Sonnenhöhe so zu sagen niemand ungeschunden davonkommt, denn theils die Sonne und theils die dünne Luft macht das Gesicht schwellen und Risse in die Lippen, die aber bald ohne Nachtheil vergehen. Im Winter wirkt ebenso schlimm der Frost. Ein Landsmann der diesen Winter die Reise machte, kam mit einem furchtbaren Gesicht an, und ein Hamburger Kaufmann, der früher die Reise oft gemacht hatte, verlor in einem solchen Schneesturm glücklicherweise bloß die Zehen durch Brand. Dennoch ist die Reise höchst interessant, und ich wünschte wohl Januar und Februar in dieser gigantisch schönen Natur zu verbleiben. Natürlich ist der erste Theil des Märzes noch gut, aber die letzte Hälfte wintert sich oft schon ein, man sagt um so sicherer, wenn ein trockener Sommer, wie wir diesmal ihn hatten, vorangegangen ist, daher fürchte ich, wenn namentlich der hohe Reisende noch diese Nachricht abwartet, daß er zu spät kommen dürfte, abgesehen davon daß in diesem Fall jedes Maulthier mit einer Unze berechnet wird. Doch geht man auch den ganzen Winter hindüber oft mit großer Leichtigkeit, da sie den Weg aufdecken, oder es muß ein schlimmsten Fall die Cordillere zu Fuß überstiegen werden, wo man dann in die Fußstapfen eines Vorangehenden treten muß, während die Peone die cargas auf den Schultern nachtragen; die Reise über die Cordillere dauert dann zwei Tage, während sie bei guter Zeitbequem zu Maulesel in einem halben Tag zurückgelegt wird; natürlich findet dann das Uebernachten im Schnee statt, da die casuchas nicht viel mehr Schutz bieten, weil die ersten Thüren vielleicht im ersten Winter schon verbrannt und seitdem keine zweiten mehr eingehängt worden, wozu auch bei einer Regierung einer rothen Republik, wo die Hydra sich wieder mit aller ihrer Wuth erhebt, nicht sobald daran zu denken seyn wird, außerdem bieten diese Häuschen das ganze Bild amerikanischer Unreinlichkeit dar. Das einzige Feuerungsmaterial sind dann die in Menge sich vorfindenden Thierknochen. Bei einer verständigen Regierung des Landes würde auch im Winter der Weg nicht sehr unbequem seyn!

„Ich werde meinen Sohn zur Disposition stellen, wenn ich selbst durch meine Praxis abgehalten würde Seiner Hoheit bei den Ausflügen in die Umgegend zu dienen. Es wäre freilich gut gewesen seine Ankunft genau zu wissen, um ein Quartier bereit zu halten, doch werde ich ein wachsames Auge haben, daß, wie es wohl bei Ankunft der Diligencia geschieht, es nicht fehle; leider ist Mendoza noch gerade nicht im Falle solchen Reisenden die nöthigen Bequemlichkeiten darzubieten,

ich selbst habe aus diesen Gründen ein Haus, wie es in Europa herrschaftliche Pferde besser haben."

In Santiago beabsichtigte der Herzog einen mehrtägigen Aufenthalt zu machen, dann von dort nach Valparaiso zu gehen, und von Valparaiso mit Dampfschiff nach Lima, um durch nicht allzu kurzen Aufenthalt die eigentliche alte Hauptstadt des spanischen Amerika's kennen zu lernen. In Ermangelung einer diplomatisch charakterisirten Vertretung Preußens in Santiago und Lima, an welchem letztern Orte längere Zeit hindurch in nicht genug zu rühmender deutsch-patriotischer Gefälligkeit der ausgezeichnete Bremische Consul, Hr. Gildemeister, ein würdiger Sohn seiner gediegenen ächt deutschen Vaterstadt Bremen, die Vertretung der preußischen Interessen wahrgenommen hat, und vielen Deutschen als freundlichster Rather und Helfer zur Seite gestanden, waren vom La-Plata aus die französischen Geschäftsträger in Santiago und Lima gebeten, dem Neffen des preußischen Königshauses dort an jenen entfernten Punkten die Honneurs zu machen, und Seine Hoheit auch behufs eventuell beliebter Kenntnißnahme der Landessitten mit der vornehmen Welt Santiago's und Lima's in rasche und ungezwungene Berührung zu bringen.

Für die zunächst bevorstehende, mehrere hundert Meilen umfassende Tour des Herzogs durch das Gebiet der argentinischen Conföderation hatte der Bundespräsident, General Urquiza, in berechnendster Weise die ausgedehntesten Vorbereitungen treffen lassen, um dem hohen Gaste die Reise durch die argentinischen Lande in jeder Weise zu erleichtern und zu veranschaulichen, ein Weg welcher für den ohne besondere Gunst der Verhältnisse Reisenden mit außerordentlich vielen Schwierigkeiten und Strapazen verbunden ist, und dazu, mit Ausnahme des Anblicks der Anden-Cordilleren, diesen Weltalpen, für bloß allgemein touristische Zwecke sehr wenig Anziehendes bietet. Von San José bis zur argentinisch-chilenischen Gränze ist eine gewaltige Strecke. Man rechnet von dort über Paraná, Rosario, San Luis und Mendoza bis zur chilenischen Gränze etwa 400 Meilen Weglänge argentinischen Gebietes. Der General sprach es zum öfteren aus, wie ihm so sehr daran gelegen sey daß der hohe deutsche Reisende eine nicht zu freudlose und unwirthliche Erinnerung an die argentinische Conföderation in seine ferne deutsche Heimath zurücknehme, deren Söhne ihm für seine Länder vorzugsweise willkommene Einwanderer wären; später wiederholte er mehr als einmal, wenn mit ihm die Reise des Herzogs überlegt wurde, wie er namentlich wünsche daß der Herzog wenigstens die Erinnerung an einen immer guten Willen der Bewohner des argentinischen Landes mit in die Heimath zurückbrächte, da die Einförmigkeit gerade der von dem deutschen Gast zu durchreisenden Theile der argentinischen Bundesländer und die jede Civilisationscultur ausschließenden Urzustände dieser Länder einem Reisenden, welcher Europa kenne und Afrika besucht habe, tiefere und bleibendere Erinnerungen wohl nicht eingraben könne. [1] Der Präsident ließ es sich überhaupt nach allen Richtungen hin in vollem Ernst angelegen seyn seinen Worten durch die That Folge zu geben. Einen durch seinen Charakter besonderes Zutrauen verdienenden und des Landes sehr kundigen Adjutanten hatte der General ausersehen, um Seiner Hoheit für die nahe an 70 Meilen zählende Reise von San José bis Paraná das Geleit zu geben. Von dem zu jener Zeit in der Bundeshauptstadt Paraná den General in der Leitung der Staatsgeschäfte momentan vertretenden Vicepräsidenten ab, waren sämmtliche Spitzen der argentinischen Behörden an denjenigen Punkten, welche der Herzog zu berühren hatte, angewiesen worden Seiner Hoheit in entsprechender Weise die Honneurs zu machen und auf alle Art seine Reise zu erleichtern. Namentlich war eine solche präsidiale Anweisung, was hier praktisch sehr wichtig war, an sämmtlich zu berührende Postanstalten der argentinischen Conföderation ergangen, und 24 Stunden vorher, ehe der Herzog von San José abreiste, war ein Courier auf der Postroute nach Paraná vorausgesendet worden, um sämmtliche Postitationen von der Tags darauf bevorstehenden Ankunft des Herzogs zu advisiren, ihnen den eigenhändigen Befehl des Präsidenten überbringend, immer die besten Pferde zur Weiterreise des Herzogs bereit zu halten. So für die bevorstehende große Reise mitten durch das südliche Amerika hindurch gerüstet, bestiegen, vom General in den Vorhof geleitet, der Herzog und seine Begleiter früh am 26 Februar Morgens, ehe noch der Tag angebrochen war, die Pferde; der Herzog ein Lieblingsstreitroß des Generals reitend, welches diesen in der Hauptschlacht gegen Rosas zum Siege getragen hatte. Die Wünsche aller Anwesenden begleiteten die alsbald im Galopp davoneilenden, von argentinischem Gefolge geschützten beiden deutschen Reisenden, denen der Präsident nicht müde wurde eine glückliche Reise nachzurufen, bis sie unsern Augen entschwunden waren.

Eine vor mehreren Jahren erschienene Recension der trefflichen Graf Görtz-Schlitz'schen Reise um die Welt in dem von Dr. Zarnke in Leipzig redigirten literarischen Centralblatte führt in sehr ansprechender Weise aus, wie es von sehr vortheilhafter Rückwirkung auch für unsere materiellen und politischen Beziehungen zu diesen Ländern seyn würde, wenn auch dann und wann unserem höheren und durch seinen Reichthum unabhängigen Adel angehörige Touristen dieses im allgemeinen nur von Kaufleuten, und anderen lediglich der Verbesserung ihrer Geldzustände wegen die Heimath verlassenden Gewerbsleuten, und dazu vielen Abenteurern aller Art aus Deutschland aufgesuchte und oft heimgesuchte Süd-Amerika zu bereisen sich entschließen möchten. Gerade die Reise des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg in Süd-Amerika ist in dieser Beziehung ein erfreulicher Vorgang gewesen, der hoffentlich von anderen deutschen Prinzen nachgeahmt werden

[1] Dieselbe Reiseroute durch die Pampas, welche im März 1858 der Herzog von Mecklenburg gekommen, hatte im vorhergehenden Jahr auch der preußische Naturforscher, Prof. Dr. Burmeister gemacht, und seine sehr interessante Beschreibung dieser Reise, „Reise durch die Pampas, Bruchstück aus der später erscheinenden Reise durch Süd-Amerika von H. Burmeister," ist bereits in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Berlin bei Dietrich Reimer, dritter Band, drittes und viertes Heft, Jahrgang 1857, abgedruckt.

wird, wenn nur erst der große Friedensstörer an der Seine die europäische Welt wieder zu friedlicheren Beschäftigungen hat zurückkehren lassen.

Der Aufzeichner der vorstehenden Skizze der Reise des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg am La-Plata hatte, wie er weiter erzählt, früher nie die Ehre gehabt dem Herzog weder persönlich zu begegnen, noch ihn anderweit zu kennen; er hatte nie von dem Herzog auch nur gehört, und nur den Namen kannte er aus dem Gothaischen Almanache. Der deutschen Bevölkerung am La-Plata war der Herzog ebensowenig bekannt. So kam es daß der Herzog, als er persönlich unbekannt in dem sehr materiellen, sehr demokratischen und vorzugsweise auf Gelderwerb gerichteten Südost-Amerika eintraf, bei seiner Ankunft ein sehr liebenswürdiges Entgegenkommen seitens seiner Landsleute gerade nicht zu rühmen hatte. Aber er verstand es, sich bald die lebendige Zuneigung und Achtung aller derer zu gewinnen welche mit ihm in nähere Berührung zu kommen Gelegenheit hatten. Die feste militärische Haltung des Herzogs, gepaart mit einer bei seinem Rang durchaus nicht erwarteten, aber in dem demokratisch republikanischen Montevideo und Buenos-Ayres sehr gefallenden Anspruchslosigkeit, die principielle Aristokratie seiner Gesinnung, gepaart mit einer sehr großen Einfachheit seiner Sitten, einer seltenen Anspruchslosigkeit an Personen und Verhältnisse, seine bei jeder Gelegenheit durchbrechende große Herzensgüte, seine kecke und lustige Bereitwilligkeit sich Strapazen und Gefahren jeder Art auszusetzen, seine große Aufmerksamkeit für die Wünsche anderer und seine Nichtachtung des eigenen Ich, eine nicht berechnete, sondern aus freundlichem Herzen hervorgehende Anerkennung derjenigen kleinen Aufmerksamkeiten die ihm hier und dort von diesem und jenem erwiesen wurden, haben ihm in Süd-Amerika bei Fremden und Eingebornen manche Herzen für immer zugewendet. Und es sind die vorstehenden Charakterisirungen nicht etwa stylistische Charakterschilderungs-Versuche, sondern eine mosaikartige Sammlung derjenigen Urtheile die in Montevideo, Buenos-Ayres und auf der Reise des Herzogs von Deutschen, von Landesbewohnern, von Kaufleuten, Diplomaten und namentlich aus dem Mund des Generals Urquiza selbst über ihn gehört wurden. Das Andenken an den Neffen des preußischen Königshauses und an seinen mit eigenem Geschick ausgewählten Reisebegleiter, den mecklenburgischen Reiterofficier, Frhrn. v. Brandenstein, wird in Montevideo und Buenos-Ayres, und überall wo sie am La-Plata nur zu kurz sich aufgehalten haben, lebendig bleiben. Der Besuch solcher deutscher Prinzen in diesen spanisch-amerikanischen Ländern, deren staatliche ultrademokratischen Tendenzen oft im schroffsten Widerspruch stehen mit den persönlich sehr aristokratischen Neigungen ihrer Bewohner, wird den deutschen Interessen im höheren Sinne des Wortes immer sehr zu gute kommen.

Und von den manchen einzelnen Erlebnissen des Herzogs, welche bei denen aufbewahrt sind mit welchen er am La-Plata in nähere Berührung gekommen, mögen hier nur folgende mitgetheilt werden.

Bei einem Ausflug von Buenos-Ayres aus nach dem Süden dieser Provinz, um das Land in seinen charakteristischen Zügen kennen zu lernen, mußte eines Abends vor einer ärmlichen Hütte Halt gemacht werden, welche zur Beherbergung der aus sechs Personen bestehenden Gesellschaft nicht hinreichenden Raum bot. Es war eine, wenn auch nicht gerade kalte doch feuchte Luft, und die Aussicht im obdachlosen Freien zu schlafen für niemand lockend. Da trat der Herzog munter in die Thür der Hütte und sagte: „Meine Herren, ich bin der erste unter ihnen und habe das Recht der Wahl. Sie schlafen drinnen und ich schlafe draußen.“ Und so that er, ein ächter Repräsentant des Grundsatzes: noblesse oblige.

Einer der Gründe zu dem gedachten Ausflug war die Feier des Carnevals in der Stadt Buenos-Ayres, und gerade auch bei diesem Anlaß trat die große persönliche Liebenswürdigkeit des Herzogs gegen seine Umgebung wieder in recht auffallender Weise an den Tag, indem er ohne allen äußeren Schein seine eigenen Wünsche denen anderer unterordnete. Der Carneval wird im Plata-Land, vielleicht ein Rest der römischen Saturnalien, in einer höchst eigenthümlichen Weise gefeiert, die zwar im allgemeinen den ruhigeren Fremden nicht sonderlich zusagt, aber häufig auch sie selbst wie ein heftiges Fieber zu ergreifen pflegt. Die drei Tage des Carnevals hindurch findet ein wahrer Kampf zwischen der Jugend und bisweilen auch sogar den Alten beider Geschlechter statt, in welchem die einzige Waffe das Wasser ist. Die Frauen und Mädchen halten die Dächer, die Fenster, die Balcone als Festungen besetzt; zahllose Pyramiden von mit Wasser gefüllten Eiern, Eimer und Kannen mit Wasser gefüllt an ihrer Seite; die männliche Jugend durchwandert zu Fuß oder reitet zu Pferde, oder fährt auf Spritzenwagen die Straßen der Stadt entlang mit Wasser-Eiern und allen möglichen anderen Wasserbehältern und mit Leitern versehen. Und wenn dann Morgens um 10 Uhr der Kanonenschuß zum Zeichen des Anbruches des Festes gelöst wird, stürzt sich alles in den wildesten Kampf. Man glaubt die Mädchen seyen alle Mädchen von Saragosa geworden; und die jungen Männer kämpfen mit einer Leidenschaft als wenn es gälte sich Herzensburgen zu erobern, deren Besitz ihr höchstes und einziges Lebensglück ausmachen würde. Und in der That wird manches Herz in diesen Tagen erobert, zu mancher Neigung der Grund gelegt und manche Ehe als Folge jener Carnevalsspiele geschlossen. Versteckte, sonst nimmer zugängliche Schöne kommen an diesem Tag zum Vorschein, und junge Leute, die von ihren Eltern oder anderen Umständen gehindert gewesen sind sich zu nähern, treten an diesen Tagen in ungezwungene Berührung. Diejenigen Häuser aber wo die von der Vorsehung Begünstigten des schönen Geschlechtes wohnen, sind in diesen Tagen in weiter Ferne erkennbar. An solchen Stellen fluthet es von Wasser, von zerbrochenen Eierschalen, von dem Papier, womit die Eier umwickelt waren und von anderen Gegenständen des Kampfes. Und auch von Blumen; denn die Damen werfen aus ihren Fenstern und von ihren Balconen nicht bloß Wasser, sondern auch schöne Blumen und Kränze denjenigen zu die tapfer gekämpft haben, und mehr noch denjenigen die schon ohne Kampf in ihren Herzen wohnen.

Der Besuch des Herzogs in Buenos-Ayres fiel in diese Carnevalszeit. Er hatte große Lust sich sämmtliche drei Tage hindurch an dem Fest zu betheiligen, und wünschte wohl daß auch seine Reisebegleiter ihm dabei Gesellschaft leisten möchten. Da es ihm aber nicht entgangen war daß diese eine große Abneigung gegen die damit verbundene Durchnässung bis auf den letzten Faden hatten, so zeigte er die große Liebenswürdigkeit, zwei Tage des Carnevals zu einem Ausflug in die Umgegend zu bestimmen und nur den ersten Tag zu solcher Belustigung sich zu gönnen. Und während auch an diesem ersten Tage seine Reisebegleiter mattherzig die Stadt flohen, spielte der Herzog mit größter Tapferkeit Carneval in den Straßen von Buenos-Ayres, bombardirte von dem landeskundigen Schreiber der preußischen Mission secundirt manche Buenos-Ayres-Schöne mit Wassereimern, kehrte von Zeit zu Zeit ohne einen trockenen Faden auf seinem Körper in seine Wohnung zurück um neues Kriegsmaterial zu holen, und fand sich dann aber auch Abends reich belohnt mit Kränzen und Blumen, welche die Schönen der Stadt Buenos-Ayres ihm zugeworfen hatten, nicht ahnend wer der unbekannte Kämpfer wohl gewesen seyn möchte. Der Hauptkampfplatz des Herzogs war der Altan des Consulates des Freistaates Paraguay gewesen, denen schöne schwarze Augen gegenüber postirt waren, und wo man sich heute noch mit vielem Scherz des tapfern und galanten deutschen Reiterofficiers erinnert.

Ueber die Culturgeschichte des Zimmetbaumes.

Es ist eine in der Pflanzengeographie nicht häufig vorkommende Erscheinung daß ein Gewächs, welches ein Product liefert das selbst in den entferntesten Gegenden bekannt ist und im Welthandel eine hervorragende Rolle spielt, auf einen so engen Erdraum beschränkt ist, wie der in die natürliche Familie der Lorbeeren gehörende Zimmetbaum, welchem Linné den Namen Laurus Cinnamomum verlieh.

Nur die mit den höchsten pflanzlichen Reizen geschmückte und nur von wenigen andern Ländern in dieser Beziehung übertroffene Insel Ceylon ist es, welche ausschließlich als die Urheimath des Zimmetbaumes anzusehen ist (?) Um das Maß dieser Isolation voll zu machen, ist derselbe keineswegs über die ganze Insel verbreitet, denn er findet sich nicht etwa bloß auf dem flachen Litorale oder in dem bergigen Binnenlande, sondern nur in der südwestlichen Hälfte des Eilandes. Einer solchen localen Individualität, die sich vom heimathlichen Boden bisher nur mit sehr geringem Erfolge in andere Gegenden hat verpflanzen lassen, entspricht auch die physiologische Eigenthümlichkeit des Baumes, denn kein anderer enthält in seiner Rinde oder in seinem Bast ein so köstliches, feines und specifisches Aroma als eben der Zimmetbaum.

Schon in den frühesten Zeiten als die Phönicier sich auf ihren winzigen Schiffen in die entferntesten Meeresgegenden wagten, war die von dem Baum abgeschälte Rinde als äußerst geschätzte Waare, welche von den Griechen mit dem, wahrscheinlich malayischen (?) Namen Cinnamomon belegt wurde, bekannt, und sie gelangte aus ihren Händen in die sehr verschiedener Völker. Dieß geschah lange vor der Zeit ehe man den Baum und dessen Vaterland kennen gelernt hatte.

Herodot schon spricht von dem Cinnamomon und führt an, die Araber brächten es nebst Weihrauch, Myrrhen, Cassia und andern köstlichen Gewürzen in den Handel, sie wüßten aber nicht wo es entstehe, noch in welchem Lande es wachse, wahrscheinlich aber im Jugendlande des Dionysos; den Namen Kinnamomon für diese trocknen Reiser habe er von den Phöniciern kennen gelernt; denselben haben jedoch die in späterer Zeit lebenden Araber nicht beibehalten, vielmehr kommt der Zimmet in ihrer mohammedanischen Periode unter dem Namen Darzini, Darchini und Dardjini Seylani vor, welcher der Sanskrit-Sprache entnommen seyn, und Holz der Sini oder Chinesen bedeuten soll. Der fremde Ursprung dieser Waare ist hiemit bestimmt genug angedeutet, und sie wurde wahrscheinlich auch durch eben dieses Volk in den Handel gebracht, denn daß die Chinesen in frühester Zeit schon betriebsame Kaufleute, ja sogar Weltschiffer waren, geht aus den Schriften des Ptolemäus deutlich genug hervor. Es fragt sich hiebei nur, aus welchem Ländergebiet die chinesischen Schiffer den Zimmet holten und ihn dem Occident zuführten? Ob aus den südlichen Provinzen ihres Reiches oder aus Hinterindien, woselbst Cassia-Wälder und dem ächten sehr nahe verwandte Zimmetbäume sich vorfinden sollen? Oder handelten sie diese Waare erst in Ceylon von den Singhalesen ein, und brachten sie dieselbe westwärts zu den Persern und Arabern, indem ihre Schiffe noch im 9ten Jahrhundert bis zu dem persischen Golf hinaufgiengen, und wo schon Nearch auf seiner Rückfahrt aus den indischen Gewässern Niederlagen von Kinnamomon vorfand, wie dieß namentlich auf der Küste von Makcate der Fall war.

Für das erstere scheinen die Worte des Moses von Chorene in seiner armenischen Geschichte zu sprechen, wo der Zimmet mit einem fremden Idiom als Product aus China angeführt wird; für das andere der Bericht des Portugiesen Petrus Teixeira: daß die Chinesen den Zimmet aus der Insel Ceylon geholt und dann in den Handelsstädten an den Küsten des persischen Meerbusens wieder abgesetzt hätten. In späterer Zeit als die Portugiesen sich fast zur ersten Seemacht erhoben und auch auf Ceylon eine Niederlassung gegründet hatten, nahm man allgemein an daß wenigstens der ächte Zimmet, welchen die Portugiesen Canelle nannten, nur aus der genannten Insel herstamme. Nicht lange nachher setzten die Untersuchungen der ausgezeichneten Naturforscher und Reisenden Manardus, Garcia ab Horto, Clusius und Linschoten, es außer Zweifel daß Ceylon ausschließlich als die wahre Zimmetinsel zu betrachten sey.

Manardus fand in persischen und arabischen Handschriften die Nachricht, daß die Chinesen an die Gestadeländer des persischen Golfes Gold, Seide, Moschus, Kupfer und Perlen brächten; daß sie aber vorher auf der Halbinsel Malaka landeten und daselbst, nach Verkauf eines Theiles ihrer Waaren,

Sandelholz, Muscatnüsse, Gewürznägel und Aloeholz einnahmen, welche sie wieder auf der Insel Ceylon und auf der Küste Malabars absetzten. Aus dem Erlös kauften sie auf Ceylon die beste Sorte Zimmet, auf Malabar eine geringere, sehr wahrscheinlich diejenige welche vom Cassia-Lorbeer abstammt; diese brächten sie dann auf ihren Schiffen nach Ormuz und weiter an die arabischen Küsten.

Garcia lernte auf seiner indischen Reise die zweierlei Arten von Cinnamom kennen, die wir eben genannt. Der Ceylanische sey der vorzüglichere und bestehe aus feinen Röhren; weniger gut sey er, wenn er eine dickere Rinde besitze und nicht gerollt sey. Der Malabarische sey unächt und so sehr vom Ceylanischen verschieden daß, wenn 100 Pfd. vom letztern 10 Goldstücke werth wären, 400 Pfd. Malabar- oder Cassia-Zimmet nur den Preis von einem Goldstück hätten. Der ächte Canelbaum gleiche dem Citronenbaum, und Canel sey nichts anderes als dessen innere Rinde. Der berühmte Botaniker Clusius sah im Jahr 1571 Blätter und Zweige des Zimmetbaumes, und lieferte die erste treffliche Beschreibung davon. Linschoten lernte auf Ceylon die Zimmet-Wälder aus eigener Anschauung kennen, und unterschied schon sehr gut die verschiedenen Sorten von einander. Er bemerkt, die abgezogene Rinde sey anfänglich weiß, werde beim Austrocknen zimmetfarbig, durch zu große Hitze jedoch schwarz. Der an der Küste von Malabar wachsende Zimmetbaum werde nicht so hoch als der Ceylanische, die von ihm abgeschälte Rinde sey dicker, aber nicht sehr aromatisch und dreimal weniger werth als die vom ersten. Er werde Canelle de Mato oder wilder Zimmet genannt, dürfe zwar, den gesetzlichen Bestimmungen zufolge, nicht nach Portugal gebracht werden, aber man schmuggle ihn daselbst doch in großer Menge ein und verkaufe ihn als ceylanischen Zimmet.

So sehr frühe auch schon, wie wir gesehen, der Zimmet als Waare bekannt wurde, so lernte man doch den Baum, von welchem er abstammt, erst während der Zeit kennen als die Portugiesen Besitz von der Insel Ceylon genommen hatten. Damals wuchs er noch im wilden Zustande im Innern des Landes, und wurde erst nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte an die Gestade verpflanzt, auch wohl in Gärten cultivirt. Die Portugiesen scheinen hauptsächlich des Zimmet-Ertrags wegen sich auf der Insel festgesetzt zu haben, und daselbe scheint auch der Fall gewesen zu seyn, als dieß gesegnete und mit allen Wundern der Tropenwelt geschmückte Eiland aus dem Besitz der erstern in den der Holländer übergieng, denn über diesem einen Product vernachläßigten sie alle andern, so zahlreich dieselben auch waren. Anfänglich wurde der Verkauf nur von dem Colonial-Gouvernement besorgt, später aber von den Directoren der holländisch-ostindischen Compagnie in Holland selbst, wohin aller Zimmet übergeführt und alsdann verkauft wurde. Dieß Monopol ward mit äußerster Strenge gehandhabt. Mit Todesstrafe, sowohl für den Thäter wie für den Hehler, belegte man die kleinsten Veruntreuungen an Zimmet. So das Verschenken oder Verkaufen auch nur des kleinsten Reises der Zimmetstengel, des Abschälens der Rinde, des Destillirens von Oel aus den Blättern oder des Kampfers aus den Wurzeln, ausgenommen von den Dienern der Compagnie oder auf ihren Befehl. Auf das unerlaubte Abbrechen eines Zimmetzweiges stand die Strafe des Armabhauens, auf absichtliche Beschädigung des Baumes die Todesstrafe!

Diejenigen Personen welche die Rinde vom Zimmetbaum abschälen, sie trocknen, zusammenrollen, überhaupt dergestalt behandeln daß sie gleich in den Handel gelangen kann, werden auf Ceylon Chaliahs (Schjaliahs) genannt; sie bilden eine eigene, zu der der Weber gehörige Caste, und machen von dieser die unterste, gemeinste Abtheilung aus, die an den südwestlichen Gestaden der Insel verbreitet ist, wo vorzugsweise dermalen die Zimmetcultur stattfindet. Zur Zeit jedoch als die Holländer die Insel occupirt hatten, wurde der Zimmet nur im Innern des Landes gewonnen, und zwar in demjenigen Gebiet wo der damals noch unabhängige und mächtige König von Kandy herrschte. Von jeher war es Princip seiner Vorgänger gewesen das Volk in immer untergeordnetere Casten zu theilen, um es dadurch in desto größerer Abhängigkeit zu erhalten. Die Portugiesen, nachdem sie die Küsten-Provinzen der Insel in Besitz genommen hatten, fanden daher diese systematische Unterdrückung schon vor, und da sie dieselbe ihren Planen zusagend fanden, so behielten sie dieselbe bei. Die unglücklichen Chaliahs waren daher förmlich an die Scholle gebunden, Leibeigene, selbst Sklaven, und konnten gleich einer Waare verkauft werden. Die Holländer dachten nicht daran ihr hartes Loos zu erleichtern, vielmehr bemühten sie sich diese Caste noch weiter zu zersplittern, und einer jeden Abtheilung bei der Zimmet-Gewinnung ihre besondern Verpflichtungen aufzuerlegen. Man zog sogar die Kinder der Chaliahs zur Arbeit bei der Zimmeternte heran. Schon im zwölften Jahr mußten die Söhne derselben jährlich etwa einen halben Centner Zimmet liefern, ein Quantum, welches im Laufe der Zeit auf das Zehnfache gesteigert wurde. Jeder Chaliah erhielt dagegen eine Remuneration von einer gewissen Anzahl Pfund Reis. Dennoch war und blieb die Härte ihrer Behandlung eine erschreckliche, besonders in der frühern Zeit, als die Holländer noch gezwungen waren fast allen ihren Bedarf an Zimmet in dem Territorium der Könige von Kandy schälen zu lassen, so daß sie stets von den Launen dieser Herrscher abhängig waren, mochten sie nun mit denselben in Frieden oder in Krieg leben. Schlossen sie auch mit denselben Tractate ab, so wurden letztere in der Regel nicht gehalten. Solches war z. B. im Jahr 1766 der Fall. Als die Holländer nach einem solchen abgeschlossenen Pact die Chaliahs in die Zimmetwälder der Kandy-Könige absandten, wurden sie mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, oder sonst grausam verstümmelt zurückgeschickt. Um diesen und ähnlichen Unbilden aus dem Wege zu gehen, überhaupt um sich von den Despoten, die auf dem Thron des Königreichs Kandy saßen, unabhängig zu machen, entschloß sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der damalige holländische Gouverneur J. G. Falck auf den Vorschlag eines seiner Unterbeamten, des einsichtsvollen De Koke, den Zimmetbaum auf dem Boden der holländischen Compagnie zu cultiviren, obgleich ihm das allge-

meine Vorurtheil wohl bekannt war, daß der Zimmet, wenn er cultivirt werde, an Güte verliere, und daß nur der in den Wäldern gewachsene von guter Beschaffenheit sey. Nach einigen mißglückten Versuchen gelang es endlich dem Gouverneur 1000 Stück Zimmet-Pflänzlinge in seinem Garten zu erzielen, welche fröhlich gediehen und bei der Ernte den besten Zimmet lieferten. Thunberg war die Freude bescheert im Jahr 1777 sich von dem Gedeihen dieser Pflanzung überzeugen zu können. Indeß der große Rath in Batavia, von welchem der Gouverneur in Ceylon abhängig war, sah diese Unternehmung mit mißgünstigem Auge an, und gab an daß man bei dem bisherigen alten Verfahren doch immer den nöthigen Bedarf an Zimmet erhalten habe. An das Schicksal der unglücklichen Chaliahs dachte er hierbei freilich nicht; dieses schien ihm nicht im geringsten am Herzen zu liegen. Dennoch ließ man sich hierdurch in Ceylon nicht irre machen, vielmehr setzte der nachfolgende Gouverneur, van der Graff, die Versuche weiter fort, und ihm verdankt man den blühenden Zustand der Plantagen, in welchem sie die Engländer bei ihrer Besitznahme von Ceylon fanden. Dieser thätige Beamte dehnte nämlich seine Plantagen immer weiter aus, indem er besonders die Häuptlinge der Eingebornen für dieselben zu gewinnen wußte. Beamte und andere vermögende Männer folgten dem Beispiel des Gouverneurs, in der Hoffnung auf Belohnung, auf Verleihung von Titeln — worauf damals sehr viel gehalten wurde — auch wohl auf den Antheil an dem Gewinn der Compagnie. Man pflanzte und cultivirte nur den eigentlichen Zimmetbaum, welcher die erste und beste, Rasse Cerondo genannte Zimmet-Sorte lieferte, und bestimmte daß nur sie in den Handel gelangen sollte.

Seit der im Jahr 1796 erfolgten Besitznahme der Insel durch die Engländer ist der Ertrag der Zimmetgärten zwar sehr gestiegen, es wurde jedoch noch immer sehr viel dieser Waare aus den Wäldern des Kandy-Gebietes geholt, sey es mit stillschweigender Connivenz des Königs, oder doch wenigstens seiner Beamten. Als im Jahre 1802 Ceylon unter die Administration der Krone von England kam, ertheilte diese der englisch-ostindischen Compagnie das Privilegium der ausschließlichen Zimmet-Ausfuhr im jährlichen Betrag von 400,000 Pfund, die damals einen Werth von 60,000 Pfd. St. hatten. Aber die Nachfrage nach diesem köstlichen Pflanzenerzeugniß steigerte sich bald so sehr, daß im Jahr 1810 101,000 Pfd. St. gezahlt werden konnten, und im J. 1831 betrug diese Summe schon 106,434 Pfd. St. Es konnte jedoch nicht in einem jeden Jahr eine gleiche Quantität Zimmet ausgeführt werden, weil die Ernte von dem Eintreiben desselben aus dem Königreich Kandy von dem Fleiß der Chaliahs, noch mehr aber von der politischen Constellation abhieng, ob nämlich die Engländer zu den Kandy-Herrschern in einem freundlichen oder feindlichen Verhältniß standen. Die sehr zerstreute Lage der vielen kleinern Zimmet-Pflanzungen, welche von der frühern holländischen Regierung waren begünstigt worden, legten andere Beschwerden in den Weg. Die größte Zahl derselben findet sich an der südwestlichen Küste der Insel; einige hatte man mit Gräben umzogen, um das Vieh von ihnen abzuhalten, während andere alles Schutzes entbehrten. Als nun späterhin noch das nachtheilige Gesetz erlassen wurde, daß das um die Zimmetgärten herumliegende Land nicht der Cultur unterworfen werden sollte, so war die Folge davon daß die Plantagen von Einöden umgeben blieben. Diesen Uebelständen suchte der englische Gouverneur, North, abzuhelfen, weßhalb er sich vornahm, die Cultivirung des Zimmetbaumes auf wenige, aber größere Hauptgärten zu concentriren, die übrigen aber sollten, um das Monopol desto besser handhaben zu können und die Viehzucht sowie den Ackerbau in bessere Aufnahme zu bringen, zerstört werden. Wegen des steten Wechsels der Gouverneur-Stelle wurden jedoch diese zweckmäßigen Verbesserungen nur theilweise ausgeführt, weßhalb sich weder die Agricultur wesentlich hob, noch das Geschick der Chaliahs sich verbesserte. Diesen nahm man bald darauf auch noch die Ländereien, die ihnen von den Holländern waren gegeben worden, dagegen erhielten sie jährlich ein gewisses Quantum Salz und andere Emolumente. Man theilte sie, wenn sie im Dienst waren, in Compagnien, und gab ihnen monatlich drei Rixdaler und einen Parah Reis. Die bei der Zimmeteinsammlung angestellten Aufseher hatten die Arbeiten der Schäler näher zu überwachen; wie groß die Menge dieser letztern war, geht daraus hervor daß im Jahr 1814 ihre Zahl 11,190 betrug.

Ungeachtet aller scheinbaren und wirklichen Verbesserungen blieben sie selbst unter der britischen Herrschaft noch immer in einer Art von erblicher Sklaverei. Sie wurden willkürlich aus ihrer Heimath entfernt, nach Gutdünken bald hierhin, bald dorthin geschickt, und weit strenger als unter dem Kriegsgesetz von einem, obwohl aus ihrer Mitte bestellten Zuchtpolizei-Gericht, behandelt, aber nicht nach Gesetzen, sondern nach Willkür oder Gebrauch. Ihr Zustand war jammervoll, ihre Gesundheit gefährdet, ihre Caste verachtet und herabgewürdigt. Trotzdem daß sie fast wie im rohesten Naturzustande lebten, beinahe nackt und nur mit einem Gurt umgeben einhergiengen, mehrte sich doch ihre Zahl zusehends, und betrug im Jahr 1832 allein in den Districten von Colombo und Punto Galle 16,487; die Summe aller beim Zimmet-Departement (Mahabadde-Office) angestellten Arbeiter nahe an 20,000, fast alle in beklagenswerthen Verhältnissen lebend. Erst nachdem der König von Kandy besiegt, sein Land dem britischen Territorium einverleibt und (im J. 1818) eine neue, die ganze Insel umfassende Organisation erfolgt war, änderten sich diese Verhältnisse und nahmen eine bessere Gestalt an.

Im Innern des Landes entdeckte man nämlich so außerordentlich ergiebige und ausgedehnte Zimmetwälder, daß die Zimmetgärten mehr oder weniger entbehrlich erschienen. Gleich nach der ersten Besitznahme der im Kandy-Territorium gelegenen Wälder erntete man 4500 Ballen Zimmet, also beinahe das Doppelte des bisherigen Betrags. Bei solchen glänzenden Aussichten dachte man nun daran, bei der Staatsverwaltung die Freigebung der Zimmet-Cultur in Vorschlag zu bringen, das ganze Geschäft einheimischen Einkäufern zu über-

lassen, dadurch die Landes-Industrie der Eingebornen zu heben, und die Caste der Zimmetschäler aus ihrer bisherigen Knechtschaft zu erlösen. Nach längeren Debatten ward denn auch im Jahr 1832 unter dem Gouverneur Wilmot Horton die Abschaffung des verhaßten Zimmet-Monopols versprochen, im folgenden Jahre promulgirt, und die Zimmet-Cultur einem jeden Singhalesen freigegeben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten uns darüber zu belehren, ob dieß wichtige Gesetz auch denjenigen segensreichen Einfluß auf die Industrie der Insel und den Zimmethandel ausüben wird, welchen sich die britische Regierung davon versprach.

Daß der Zimmetbaum in das Geschlecht des Lorbeers (Laurus) gehört, haben wir schon früher bemerkt. Diese Gattung ist ziemlich reich an Arten, von denen mehrere in medicinischer und commercieller Hinsicht von ausnehmender Wichtigkeit sind. Wir wollen hier nur an den Kampfer-Lorbeer, den schon mehrfach erwähnten Cassien-Lorbeer, den Culilabar-, den Avogado- und den Sassafras-Lorbeer erinnern. Sie alle sind sehr gewürzhaft und in vieler Hinsicht äußerst schätzbar; jedoch eine Art macht hievon eine Ausnahme, und dieß ist der in Chili wachsende ätzende Lorbeer (Laurus caustica), der einen ätzenden Saft enthält und wahrscheinlich auch Schuld daran ist daß diejenigen Personen welche unbedeckt unter seinem Schatten ausruhen oder gar schlafen, einen Ausschlag über den ganzen Körper bekommen.

Unser Zimmet-Lorbeer (Laurus Cinnamomum) soll hinsichtlich seines ganzen Habitus sich mit einem Apfelbaum vergleichen lassen; seine Blätter sind schön hellgrün, eiförmig, mit Rippen versehen, die sich nach der Spitze hin verlieren und riechen nach Gewürznelken. Sie werden 4—6 Zoll lang, 2½ Zoll breit; der hellgelbe Blüthenstengel trägt eine reichlose, sechstheilige, weiße, becherförmige Blumenkrone, welche einen zarten, angenehmen, aber keineswegs zimmetartigen Duft verbreitet, von welchem man überhaupt in den Zimmet-Wäldern wenig verspüren soll. Die Frucht, dem äußern Anschein nach einer Wachholderbeere ähnelnd, ist im botanischen Sinne eine Steinfrucht, und nur mit einem Samen versehen.

Der Baum soll in den Plantagen nur die mäßige Höhe von 10—12, im Innern der Wälder des Berglandes jedoch die von 39 Fuß erreichen. Alsdann erlangt er eine Stärke von drei Fuß im Umfang und verzweigt sich in eine Menge horizontal ausgebreiteter Aeste. Seine fasrige Wurzel ist hart und zähe, von außen grau, von innen röthlich, setzt drei Fuß in die Tiefe nieder und besitzt eine dufteude Rinde. Uebergießt man die Wurzel mit Wasser und unterwirft sie nachher einer Destillation, so erhält man einen trefflichen Kampfer. Die Frucht, mit Wasser abgekocht, liefert Oel für die Lampen; wird solches abgekühlt, so erhärtet es und gibt eine Art Wachs, aus welchem man Lichter bereiten kann; das am meißen geschätzte Product des Baumes bildet jedoch dessen gewürzige Rinde und der unterhalb derselben liegende Bast. Mit der Gewinnung dieser verhält es sich folgendermaßen: Nachdem im Januar die Blüthezeit eingetreten und im April die Reife der Frucht erfolgt ist, hat der Baum denjenigen Lebensact erreicht, in welchem der Saft die größte Fülle erlangt hat und sich zugleich am raschesten bewegt. Alsdann ist der Mai herangerückt, und man fängt nun an den Baum zu entschälen. In dieser Beziehung unterscheidet man die große und die kleine Ernte; erstere findet in den Monaten Mai und Juni, die zweite im November und December statt. Die zwischenliegenden Monate sind weniger zur Zimmetgewinnung geeignet. Viele Hände müssen bei derselben in Thätigkeit gesetzt werden. Jeder Challay schneidet so viele der jüngern Zweige ab als er, nachdem er sie in Bündel gelegt, zu seiner Hütte tragen kann. Hier schabt er mit einem geeigneten Messer die oberste rauhe Borke ab, und löst nun die darunter befindliche zartere Rinde in langen Streifen ab; dieß Abschälen geschieht meist im Freien vor den Hütten, wobei sich ein ungemein lieblicher, aromatischer Duft verbreitet, den man außerdem nie in den Zimmet-Plantagen wahrnimmt. Die abgestreifte Rinde, welche die Stärke einer dünnen Pappscheibe besitzt, wird nun in die Sonne gelegt, wo sie schnell trocknet und sich zusammenrollt. Ein Tag ist hiezu hinreichend; der Zimmet wird nun in die Waarenhäuser zum Verpacken gebracht. Hier werden die einzelnen Bündel auseinander gelegt, sortirt und von den Revisoren in Beziehung auf ihre Güte (durch Kauen) untersucht. Die beste Sorte ist höchstens so dick wie starkes Papier, besitzt eine gelbe oder hellbraune Farbe, sowie einen süßen, pikanten Geschmack; die geringern Sorten sind dicker, dunkelbraun von Farbe, schmecken erhitzend, stechend und hinterlassen einen bittern Nachgeschmack. Von dieser Beschaffenheit war, nach den bisherigen Erfahrungen, größtentheils der Zimmet aus den innern Waldungen des ehemaligen Königreichs Kandy, während die beste Sorte nur aus der Cultur der Gärten hervorgegangen seyn soll.

In den Waarenhäusern werden die zusammengerollten dünnern Zimmetröhren in solche von größerm Durchmesser gesteckt, in Bündel von vier Fuß Länge gebracht und in doppelte Emballage gepackt. Ein solcher Bündel wiegt durchschnittlich 90 Pfund. Bringt man sie zum weitern Transport auf die Schiffe, so pflegt man in die zwischen den Bündeln befindliche Zwischenräume eine hinreichende Menge Pfeffer zu streuen, um bei der Seefahrt den Zimmet gegen Verderbniß möglichst zu schützen. Man will hiebei die Bemerkung gemacht haben daß beide Gewürze bei solchem Verfahren an Güte gewinnen sollen, was vielleicht daher rührt daß der schwarze Pfeffer die Feuchtigkeit anzieht. Was den Grund und Boden betrifft, welchen der Zimmetbaum erfordert, wenn er recht fröhlich gedeihen soll, so ist das erste Erforderniß daß er trocken sey, aber in demselben Maße ist es wünschenswerth, daß er häufig durch Regengüsse angefeuchtet werde. Aus dem ersten Grunde erklärt es sich daß der Baum so vortrefflich auf dem südwestlichen Theile der Insel Ceylon gedeiht, denn hier findet sich, besonders in dem Küstendistrict Sand in der nöthigen Menge, der überdieß mit einer fruchtbaren Erdschicht überlagert ist. Auf einem zu feuchten und zu sehr mit Humus angefüllten Boden erzeugt der Zimmetbaum eine zu dicke, schwammige, unbrauchbare Rinde, welche bei der Sortirung weggeworfen wird. Die insulare, an sich schon sehr beschränkte Verbreitungssphäre dieses merkwürdigen Gewächses ist noch local un-

gemein limitirt. Nur von dem Kaymelle oder Maha Opa genannten Küstenflusse südwärts über Columbo bis Matura und Tengalle zieht sich der schmale Saum der besten Zimmetgärten 4—5 Stunden weit landeinwärts, so weit die Ebene reicht. Nordwestwärts finden sich Zimmetbäume nicht mehr, die nordostwärts am Melleway Ganga wachsenden liefern ein werthloses Product. In den nördlichen Provinzen der Inseln Manaar und Jaffnapatam, wo es selten regnet, wird kein Zimmetbaum mehr gesehen. Auf der Ceylon gegenüberliegenden vorderindischen Halbinsel und namentlich in den Küstengegenden der Palks-Straße wurde in früherer Zeit, als die Holländer hier noch dominirten, zwar der Zimmetbaum cultivirt, man fand aber bald daß er degenerire; deßhalb ließ man die früher hier angelegten Pflanzungen wieder eingehen, obgleich noch im Jahr 1811 die Zahl der Zimmetbäume mehr denn hunderttausend betrug.

Die englischen Postanstalten.

Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, seit 1481, gab es in England Poststationen, wo Couriere Pferde in Bereitschaft fanden. Die Post blieb aber die längste Zeit in Privathänden, und zwar wurde sie verpachtet. Die Pachtsumme betrug in ältern Zeiten 10,000 Pf. St., stieg erst 1653 auf 21,000 Pfd. St., aber schon auf 90,000 im Jahre 1701. Im Jahr 1783 betrug jedoch das reine Einkommen immer erst nur 159,625 Pfd. St. Im Jahr 1815 bei einer Bevölkerung von 19½ Mill., und im Jahr 1835 bei einer Bevölkerung von 25½ Mill. trug der Personendienst der Eilposten 217,671 Pfd. St. und 498,497 Pfd. St., der Ertrag der Briefpost hatte sich aber von 1,557,291 Pfd. St. auf 1,540,300 Pfd. St. gemindert, weil das Porto von 4 D. bis auf 1 Sh. 8 D. (12 kr. bis 1 fl.) innerhalb der Vereinigten Königreiche schwankte, also drückend theuer war. Damals nun trat Sir Rowland Hill mit seinem neuen Plan auf. Er berechnete daß damals 88,600,000 unfrankirte, 7,400,000 frankirte Briefe und 30 Mill. Zeitungsexemplare durch die Post bestellt wurden, also zusammen 126 Mill. Stücke. Die Kosten der Briefpost betrugen 696,569 Pfd. St., und man durfte rechnen daß die Bestellung eines Briefes durchschnittlich $^{84}/_{100}$ eines Penny (3 kr.) kostete, nämlich $^{36}/_{100}$ die Kosten für die Ortsversendung, und $^{48}/_{100}$ die Bestellung am Ort. Sir Rowland Hills Pennyportosystem trat am 10 Jan. 1840 in Kraft, nicht ohne vorausgegangenen starken Widerstand. Noch am 18 Dec. 1837 erklärte Lord Lichfield, der Generalpostmeister, Sir Rowlands Anschlag als die größte Spiegelfechterei. Die Posten würden die zwölffache Last zu verrichten haben, also statt 100,000 Pfd. St. das zwölffache kosten und das damalige Postgebäude vor dem vermehrten Zudrang bersten. In den ersten beiden Jahren stieg die Briefzahl von 88 auf 231 Mill., und die Roheinnahmen der Post um 65 Procent. Zwölf Jahre später (1854) stieg die Briefzahl auf 443 Mill., die Posteinkünfte auf 2,597,700 Pfd. St., und im verflossenen Jahre auf 545 Mill. Briefe und 3,197,258 Pfd. St. Roheinkünfte. Rechnet man daß es in England 18 Mill. Personen im correspondenzüblichen Alter gibt, so empfängt und schreibt jede jährlich 30 Briefe. Von 1799—1844 wurden Ermächtigungen zum Oeffnen von Briefen ertheilt: 13mal auf Ansuchen der Bank von England, zwei wegen Bankerotts, 144 wegen Mord, Diebstahl und Betrug, 77 wegen Hochverrath und Aufruhr, 13 von Kriegsgefangenen, fünf wegen fiscalischer Unterschleife, 20 wegen Correspondenz mit dem Ausland, 1 wegen gefälschter Briefmarke, und 89 wegen nicht näher angegebener Motive. Sir James Graham hatte damals, weil er Briefe italienischer Flüchtlinge erbrach, viele schlimme Dinge zu hören; ein zur Untersuchung eingesetzter Ausschuß des Parlaments rieth jedoch aus criminalpolizeilichen Gründen dem Parlament der Regierung das Brieferöffnungsrecht nicht gänzlich zu entziehen. Von den 545 Mill. im Jahr 1859 bestellter Briefe giengen 1,900,000 an die Briefschreiber zurück, weil sie (zur Hälfte wegen undeutlicher Adresse) nicht bestellt werden konnten, 11,000 darunter waren auf die Post gegeben, und aus Vergeßlichkeit mit gar keiner Adresse versehen worden!

Der historische Kern in Sindbads Seefahrten.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

Die Geschichte Sindbads, „des Schiffers in den Arabischen Nächten," die vielfach die „arabische Odyssee" genannt wird, ist in Sir Emerson Tennents Werk über Ceylon mit aller ihr gebührenden Achtung behandelt. Unser alter Freund Sindbad erscheint da als ein „arabischer Seefahrer, dessen Reisen einen weltweiten Ruhm erlangt hatten, und der, mehr als irgendein anderer alter sowohl als neuerer Schriftsteller, dazu beigetragen hat Europa mit dem Namen und den Wundern Serendibs bekannt zu machen." Sir Emerson bemerkt von ihm daß er während der Regierung Harun Alraschids nicht gelebt haben könne, da dieser im Jahr 808 starb, und daß seine Erzählungen sich auf die Berichte Abu Seids und Masfudi's gründeten, Geographen die ungefähr fünfzig Jahre später lebten. Was Ceylon betrifft, so ist aus Sindbads Erzählung zu schließen daß, während die Araber die Seeküste kannten, das Innere der Insel noch wenig durchforscht und eine Welt des Geheimnißes für sie war. „Was daher Sindbad von der Küste und ihren Bewohnern erzählt, ist nicht übertrieben: bei seinem ersten Besuch waren die Eingebornen welche ihn empfingen Malabaren, von denen einer arabisch gelernt hatte, und sie waren mit der Bewässerung ihrer Reis-Ländereien aus einem nahen Teich beschäftigt. Dieß sind Umstände welche noch bis auf den heutigen Tag charakteristisch für die Nordwestküste von Ceylon sind und auf den umfangreichen Handel, den die Insel im neunten und zehnten Jahrhundert trieb, deutet der Ausdruck Sindbads: daß er bei Gelegenheit seiner nächsten Reise, als er dem König von Serendib von dem

Chalifen Geschenke und einen Brief brachte, zu Bassora in einem Schiff, und mit ihm sehr viele Kaufleute, abgesegelten."

Ein Kandzan-Häuptling sagte zu Sir Emerson: daß seine Landsleute allgemein glaubten die Elephanten begäben sich, wenn sie dem Tode nahe seyen, in ein Thal bei Saffragam, innerhalb der Berge östlich des Adam's Piks, welches man durch einen schmalen mit Felswänden auf beiden Seiten versehenen Paß erreiche; dort legten sie sich nieder um an einem See klaren Wassers zu sterben. Dieß, bemerkt er, ist ein Glaube der im Einklang steht mit dem Abenteuer Sinbdads, als er, nach Ueberreichung der Geschenke an den König von Serendib, Schiffbruch litt, zum Gefangenen gemacht wurde und Elephanten ihres Elfenbeins wegen schießen mußte. Eines Tages nun ward er, besinnungslos daliegend in Folge eines Sturzes, von einem Elephanten hinweggetragen, indem dieser seinen Rüssel um ihn wand, und ununterbrochen fortgieng bis er mit ihm an einen Platz gelangte wo „er sich unter den Gebeinen der Elephanten befand, und nun erkannte Sinbdad daß dieß ihr Begräbnißplatz sey."

Man erzählte uns auch daß die Eingebornen der Meinung seyen ein unterirdischer Fluß stehe mit einem merkwürdigen Brunnen bei Potur in Verbindung — eine Meinung die mit Sinbdads Erzählung von seiner unterirdischen Flußfahrt, bei welcher der Floß an den Seiten und sein Kopf an dem Dache anstieß, übereinstimmt.

Dieß sind die Bemerkungen welche die neuesten Reisenden gemacht haben um den Glauben an die Wahrhaftigkeit der Angaben Sinbdads zu bekräftigen — ein Glaube der in den letzten Jahren sehr zugenommen hat. Zu geschweigen von der gelehrten Abhandlung Hrn. Hole's über Sinbdad und von den Bemerkungen mehrerer französischen Gelehrten und Geographen, wollen wir besonders bei dem Commentar Baron Walckenaers, der vor etwa 28 Jahren in einem Band einer französischen Serie von Reise-Jahrbüchern erschienen ist, verweilen. Ein Abriß der Ansichten des Barons wurde mitgetheilt von Hrn. R. H. Major, in der Einleitung zu einer neuerlichen Sammlung früherer Reisen nach Indien, welche von der ausgezeichneten und nützlichen Haklupt Societät herausgegeben wird.

Die Abenteuer Sinbdads zur See bildeten früher ein abgesondertes arabisches Werk, das kein Theil der Unterhaltungen der „arabischen Nächte" war. Sie bestanden aus den ächten Erzählungen von wahrscheinlich zwei oder drei reisenden arabischen Kaufleuten, welche im Anfang oder in der Mitte des neunten Jahrhunderts lebten, und Zeitgenossen des muhammedanischen Kaufmanns Soliman waren. Der Handel mit Indien ist sehr alt. Aegypten war das Verbindungsglied im Handel zwischen Indien und Europa. Als Rom Aegypten eroberte, brüsteten sich die römischen Matronen in seidenen Kleidern, die so viel Gold kosteten als sie an Gewicht schwer waren. Achtzig Jahre nach der Eroberung, im Jahr 50, stach Hippalus, der Befehlshaber eines Indienfahrers, von der Mündung des arabischen Meerbusens aus in See, und wurde von dem südwestlichen Monsun an eine Landspitze auf der Küste von Malabar geführt. Der Monsun, dessen Nutzen man auf diese Weise entdeckte, wurde nach diesem Capitän der Hippalus-Wind genannt. Nach dem Verfall Roms ward Konstantinopel der neue Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und dem Osten. Karawanen kamen über Kandahar nach Persien, die Perser aber fiengen, nach dem Sturze des parthischen Reichs, mit Ceylon und Indien über den persischen Meerbusen einen thätigen Handel zu betreiben an.

Dann kam die Zeit in welcher die Araber, Boden gewinnend für die Lehren ihres Propheten, in Persien die Herrschaft der Chalifen auf dem Throne der Sassaniden aufrichteten, und indem sie auch Aegypten unterwarfen, in den vollständigen Besitz des morgenländischen Handels gelangten. Um ihn zu befördern, gründete der Chalif Omar eigens zu diesem Zweck den Hafen von Bassora, von welchem aus Sinbdad unter Segel gieng.

Wenn Sinbdad daher auf seiner ersten Reise die Geschichte von der Falle zu erzählen hat welche ihm der „König von Maharadjch" legte, so dürfen wir uns nicht wundern in den von Hrn. Leyden übersetzten Malayischen Annalen dieselbe Geschichte zu finden in Verbindung mit der Gründung der Stadt Wischnagar, im Dekhan, eines höchst wichtigen Platzes. Wir schließen daraus daß der Maharadschah, von welchem Sinbdad erzählt, ein König des Dekhan war.

In dem Bericht über die zweite Fahrt Sinbdads ist nur ein Land genannt, die Halbinsel Niha, wo hohe Gebirge und Kampfer seyn sollen. Sinbdad beschreibt richtig die Gewinnung des Kampfers von den Bäumen; er schildert auch das Rhinoceros und den Elephanten. Der Kampfer war den Griechen und Römern unbekannt. Araber sind dessen erste Beschreiber, und der beste kommt aus Sumatra, Borneo und der malayischen Halbinsel. Auf der malayischen Halbinsel finden wir auch den Elephanten und das Rhinoceros, daher wir annehmen daß die malayische Halbinsel von Sinbdad oder von Kaufleuten besucht wurde deren Erzählung wir in Sinbdads zweiter Seefahrt haben.

Die dritte Fahrt geschah nach einer von grausamen tätuirten Wilden bewohnten Insel; die Schilderung des Charakters dieser Insulaner entspricht dem der Eingebornen der Andaman-Inseln. Ein Fisch wird geschildert der theilweise die Natur eines Ochsen habe, und seine Jungen in gleicher Weise zur Welt bringe und säuge. Ohne Zweifel der Dugong dieser Küsten.

Die vierte Fahrt geschah ebenfalls nach einer Insel — von jeder unerforschten Küste sprach man im Mittelalter gewöhnlich als von einem Eiland — nach einer Insel wo man Pfeffer sammelte. Die Küste von Malabar war das Hauptpfefferland. Von da gieng Sinbdad nach Nacous (Nikobar); von hier in sechs Tagen nach Kela, „einem großen an Indien gränzenden Reiche, in welchem es Zinngruben, Zuckerrohr-Pflanzungen und vortrefflichen Kampfer gibt." Dieß findet Baron Walckenaer in der Provinz Keydah, auf der malayischen Halbinsel, Sumatra gegenüber.

Die fünfte Fahrt führte zu Schiffbruch an der Insel auf welcher Sinbdad dem „Alten Mann der See" diente, den er auf seinem Rücken tragen mußte. „Wiederum," sagt

Baron Waldenaer, „ein Theil der Küste von Malabar.“ Ibn Batuta, welcher diese Küste früh im 14ten Jahrhundert besuchte, sagt daß es zu seiner Zeit dort keine Pferde oder Lastthiere gab, und daß alles auf den Rücken der zu diesem Zweck gedungenen Männer getragen werden mußte. Nachdem er dem „Alten Mann der See“ entwischt und wieder unter Segel gegangen war, kam Sindbad fast unmittelbar darauf an einen Platz wo man Kokosnüsse sammelte. Die Hauptkokosnußinseln aber sind die Maldiven, welche der Küste von Malabar gegenüber liegen. Von dort gieng es ins Pfefferland — abermals die Küste von Malabar; von hier nach der Küste von Komorin, in die Gegend von Komar, welche er dadurch identificirt daß er ihres Aloë-Holzes erwähnt. Dann begab er sich zu den Perlenfischereien, welche im Meerbusen von Manaar sind, und kehrte hierauf, nachdem er aus diesem Handel großen Gewinn gezogen, nach Hause zurück.

Die sechste Fahrt brachte Sindbad nach Serendib, oder Ceylon, und die siebente wieder nach Serendib, wohin er sich als Gesandter des Chalifen begab. Es ist bemerkenswerth daß Sindbad nie mehr als zwei oder drei Namen auf jeder Reise — zuweilen nur einen Platz, den Bestimmungsort seines Handels — nennt, und die Naturgeschichte und den Handel der genannten Plätze stets richtig schildert. Die Länder welche der Schauplatz der extravagantesten Märchen sind, werden gar nicht genannt.

Allein was ist übertriebenes in Sindbads Geschichte? Nicht etwa das Märchen vom Vogel Roc. Marco Polo spricht von einem außergewöhnlichen Vogel auf Madagascar, „so groß und stark daß er mit seinen Krallen einen Elephanten ergreifen und in die Luft heben kann.“ Er sagt: der Groß-Chan sandte Kundschafter nach diesem Vogel aus, welche mit einer seiner Federn zurückkamen, die neunzig Spannen maß. Wir können ihm diese Uebertreibung verzeihen, wenn wir hören was neuere Naturforscher von den riesenhaften Eiern des Epiornis erzählen.

Auch dürfen wir nicht zu eilfertig über das Märchen vom Diamantenthal hinweggehen, für welches gute Gründe beigebracht werden können. Ebenso kann das Märchen von der kolossalen Schildkröte begründet werden auf dem breiten Rücken des Colossochelys-Atlas, von welchem die ersten fossilen Ueberreste vor 25 Jahren entdeckt worden sind.

Die russische Leibeigenschaft.

Die besten Aufschlüsse über die agrarische Verfassung Rußlands schöpfte man bisher aus v. Haxthausens Studien. Das beste statistische Material dagegen hatte der jetzt verstorbene Staatsrath Tegoborsky geliefert. Außer einigen zerstreuten Mittheilungen in Ermans Archiv, den Broschüren russischer Flüchtlinge und den Essays in der Revue des deux Mondes und dem Edinburgh Review, besitzen wir aber jetzt von einem Nationalrussen und Herrschaftsbesitzer eine sehr ausführliche und gründliche Rechtsgeschichte der Leibeigenschaft im Juliheft der deutschen Vierteljahrsschrift, das bedeutendste wohl was bisher in der nichtrussischen Literatur darüber erschienen ist. Man erwarte aber nicht etwa eine parteiische Darstellung, denn der russische Gutsbesitzer ist nichts weniger als blind gegen die Fehler seiner Standesgenossen. „Es gab, erklärt er offen, in Wirklichkeit mehr gute als böse Leibherren, doch wollen wir keineswegs die grauenhaften Handlungen roher Leidenschaft und Tyrannei entschuldigt haben, die leider ebenso oft den Gutsbesitzerinnen als den Gutsbesitzern zur Last fallen.“ Unser Autor gehört vielmehr zu denjenigen welche die Lösung der Leibeigenschaft für unausbleiblich halten. „Aber, bemerkt er fein, Emancipation der Herren von ihren Leibeigenen ist ebenso sehr bewegender Gedanke als Emancipation der Leibeigenen von ihren Herren.“ Seitdem die letzteren gemerkt haben daß die Aufhebung der Herrschaft nicht zu einer communistischen Austheilung des Ackerlandes führen werde, beginnen sie bereits einzulenken, ihr Betragen gegen die Herrschaften wenigstens ist in letzter Zeit auffallend zuvorkommend und dienstwillig geworden.

Zur Zeit der normännischen Herrschaft war die agrarische Verfassung Rußlands eine streng feudale. Es gab Domänen, Lehn- und Allodialbesitzungen, ferner aus Schenkungen stammendes Kirchengut, und auf allen diesen Besitzungen freie Leute und Haussklaven. Diese Rechtsverhältnisse verwischten sich völlig unter der Tatarenherrschaft. Nach ihrer Beendigung gab es keinen Unterschied mehr zwischen Domänen der ehemaligen Lehensfürsten oder Lehngut, oder Allod, oder freien Bauernhöfen, sondern man kannte nur herrschaftliches Grundeigenthum, oder Kron- und Domänendörfer, letztere auch Apanagedörfer genannt, wenn sie, Prinzen des regierenden Hauses gehörig, zu herrschaftlichem Grundeigenthum umgewandelt worden waren. Der Grundbesitz des Adels ist reiner Allodialbesitz, der sich auf Kaufbriefe oder kaiserliche Schenkungen zurückleiten läßt. Dieser Umstand ist wichtig, denn wir müssen sortan den Gutsherren als den unbeschränkten Eigenthümer des Grundes und Bodens betrachten. Von Alters her hat es in Rußland wie in Nordeuropa Hausisklaven und Sklavenhandel gegeben. Aber neben diesen Dienstboten, die in einem patriarchalischen Verhältniß zur Herrschaft standen, gab es freie Miethlinge und Pächter, welche den Ackerbau auf Herrschaftsbesitz betrieben. „Ueberall, bemerkt der Verfasser, ist das Verhältniß des Ackerbauers das eines freien Pächters auf fremdem Lande, und ursprünglich und zu seiner historischen Zeit wird man in Rußland das Landvolk als Miteigenthümer an Grund und Boden nachweisen können.“ Die Keime der Leibeigenschaft lagen aber schon darin daß in den alten Pachtverträgen der Bauer sich verpflichtete nicht ohne Wissen des Bojaren oder der Grundherrschaft abzuziehen, denn aus einer Beschränkung der Freizügigkeit ist die Leibeigenschaft bekanntlich entstanden. So kam im 16ten Jahrhundert ein erstes Gesetz, welches die Pachtkündigung und den Miethumzug auf den Georgentag festsetzte. „Wie es scheint, bemerkt unser Autor, fand ein unruhiges Hin- und Herwogen der Landbevölkerung

statt, wohl auch häufiges Entlaufen Verpflichteter, welche ihre Schulden und Leistungen nicht erfüllten."

Wie richtig der Verfasser schildert, dafür können wir einen scharf zutreffenden Beleg anführen; dieselbe agrarische Rechtsverfassung, die vor 1592 in Rußland bestand, findet sich noch heute in den rumänischen Donaufürstenthümern, deren gesellschaftliche Zustände von den Osmanen ja völlig unberührt gelassen wurden, und die sich daher auch völlig rein erhalten konnten In den Donaufürstenthümern ist der Bojar (Grundherr) der einzige Eigenthümer des Bodens. Der Bauer dient als Pächter, der Pacht besteht aus Zehntlieferungen, und der Bauer darf seinen Ort nicht ohne Anzeige bei dem Bojaren verlassen. Aus diesen Umständen ziehe man sich die große Lehre: daß *Leibeigenschaft und Robotpflichtigkeit juristisch völlig verschieden und geschichtlich völlig andern Ursprungs sind.*

Der Zar Boris Gudunow war es, der, um den grundbesitzenden Adel zu gewinnen, im Jahr 1592 das furchtbare Gesetz erließ daß am Georgentag jenes Jahres der bäuerliche Pächter nicht mehr rücken könne, sondern auf der Herrschaft bleiben müsse wo er sich gerade zufällig befand. Daher heißt sprüchwörtlich im Russischen ein Georgentag die Vernichtung süßer Täuschungen. Mit dem Verbot des Umzuges war also die Leibherrschaft begründet, die nun fort und fort sich verschärfen mußte. Im Jahre 1649 wurde den Leibeigenen das Recht entzogen, als Kläger mit einziger Ausnahme der Hochverrathsprocesse aufzutreten. Ueber Kleinrußland wurde die Leibeigenschaft eben so plötzlich und heimlich von Katharina II verhängt. Jetzt trat für den russischen Bauer ein völliger Zustand rechtloser Sklaverei ein, denn kaum sein Leben war noch geschützt. Wie schlimm diese Zeiten gewesen seyn müssen, kann man erst sehen als sie besser wurden. Paul I erließ ein Verbot daß die Gutsherren von den bäuerlichen Ehepaar mehr als die Hälfte der wöchentlichen Arbeitszeit verlangen sollten. Erst im neunzehnten Jahrhundert wurde es gesetzlich untersagt daß man von leibeigenen Ehepaaren Mann oder Weib getrennt, oder unerwachsene Kinder von ihren Eltern, daß man nicht mehr Mädchen an donische Kosaken, die sie in die Harems über das schwarze Meer verhandelten, endlich auch Leibeigene nicht auf Auctionen an die Meistbietenden verkaufen sollte. Bis zum neunzehnten Jahrhundert also war die Leibeigenschaft so hart wie die Negersklaverei, mit dem einzigen Unterschied daß der Herr den Leibeigenen nicht tödten durfte, was aber auch in sehr vielen Sklavenstaaten bestraft wurde. Endlich war die Leibeigenschaft völlig ihrem agrarischen Ursprung ungetreu geworden, denn es wurden Leibeigene auf städtische Grundstücke geschrieben, Leibeigene als Fabrikarbeiter, Diener, Kutscher, Mägde gegen Entrichtung eines Obroks oder Jahresgeldes an den Leibherrn verdingt. „Wozu, ruft unser Verfasser aus, wurden nicht solche Leute abgerichtet, um einen beliebigen größern Obrok aus ihnen zu gewinnen!" [1] Um dieser Ausartung des alten agrarischen Verbandes vorzubeugen, wurde die Veräußerung von Land allen Leibherrschaften verboten, wenn ihnen dadurch weniger als $4\frac{1}{2}$ Dessjätinen auf den männlichen Leibeigenen verblieben wären.

Daß es so nicht bleiben kann, davon ist jedermann überzeugt, auch sind die Versuche zu Uebergängen in neue Verhältnisse viel älter als man glaubt. In Liefland wurde aus freien Stücken von den Leibherrschaften die Leibeigenschaft aufgehoben und in ein Erbpachtsverhältniß verwandelt, die Bauernhöfe abgeschätzt und die Frohnleistungen nach Wackenbüchern bestimmt. So gerecht aber waren diese Schätzungen, daß nach 50 Jahren die freien Pächter voll Vertrauen zu Leistungen und Pachten sich bereit finden, wenn sie dem alten Wackenbuch entsprechen. Kaiser Alexander I wünschte jedoch die völlige Freilassung, und so wurde sie für die baltischen Provinzen auf den Provinziallandtagen 1816—1819 ausgesprochen. Der grundbesitzende Adel aber behielt das uneingeschränkte Eigenthumsrecht am Grund und Boden, [1] und in Curland wurde der Geldpacht mit der persönlichen Freiheit zum Gebrauch. In Rußland keimten die ersten Gedanken unter den adeligen Grundbesitzern. Kaiser Nikolaus gab endlich einen Ukas, welcher Herrschaften und Bauern ermuntern sollte aus freien Stücken über Leistungen und Nutznießungen einen Vertrag zu schließen, der unter die Garantie der Gesetze und Behörden gestellt werden sollte. Allein dieser Ukas war ein todtgebornes Kind, denn nur zwei solche Versuche wurden gemacht, und dann blieb alles wie zuvor. Unter Nikolaus wurde vielmehr der Druck der Leibeigenen schlimmer und schlimmer, denn die wissenschaftlichen Fortschritte des Ackerbaues, die Veredlungsbestrebungen in der Viehzucht, der Runkelrübenbau, die Gründung neuer Fabriken verführte die Leibherrschaft zu neuen übertriebenen Ansprüchen an ihre Unterthanen, und „die Verhältnisse zwischen Bauern und Grundherren wurden unerquicklicher, ganz abgesehen von jenen einzelnen Fällen der Willkür, Ausbeutung und Herabwürdigung des Bauern zum Sklaven." Früher schon bemerkte unser Verfasser: „Der Leibeigenschafts-Codex (Gesetzbuch von den Ständen), unter Kaiser Nikolaus erlassen — im Reichsrathe nicht einmal discutirt — enthält alles was die Leibeigenschaft in Kraft erhalten kann, und fast nichts zur Sicherheit des Leibeigenen." Was können überhaupt Gesetze nützen wenn der Leibeigene gegen seine Herrschaft nicht klag-

[1] Vielleicht ist dieß eine Anhielung auf Fälle wo leibeigene Dirnen in Bordelle verdungen wurden, wie Hr. von Haxthausen es erwähnt.

Solche schändliche Speculationen müssen indessen äußerst selten vorgekommen seyn, denn Russen die keine Leibherren waren, und zu der sogenannten „demokratischen" Partei gehören, haben uns versichert daß so etwas ganz unmöglich sey, da die öffentlichen Häuser in den größern Städten nie Nationalrussinnen aufnehmen würden, sondern leider nur mit Deutschen oder Französinnen gefüllt sind, weil diese besser etwas äußern Schimpf annehmen und ausschließlich von den Besuchern begehrt werden.

[1] Unser Verfasser bemerkt weiter: „Es ist zu bedauern daß Kaiser Alexander nicht zum Andenken an die große Zeit von 1812 alle seitdem Geborenen für Freigeborne erklärte. In den „Mücklichen" des Auslandes 1860 Nr. 2, wurde im nämlichen Sinn gesäußert daß Alexander II, wenn er die Leibeigenschaftssache ständig ließen wollte, alle seit 1857 Geborenen für frei hätte erklären sollen. Der Uebergang in die neue Zeit hätte sich dann von selbst gemacht.

bar werden kann? Man wird sich in Deutschland noch wohl erinnern daß unter Kaiser Nikolaus nichts anderes als Trost ausgesprochen wurde, als daß die relative Anzahl der Leibeigenen sich stets verminderte, da theils der Militärdienst von der Leibeigenschaft befreit und die ausgedienten Soldaten Kronbauern wurden, theils durch Verpfändung und Gantverfahren mehr und mehr herrschaftliche Leibeigene der Krone verfielen. Unter Nikolaus hatte anfangs das Verhältniß der Kronbauern zu den Herrschaftsbauern weniger als 9 : 11 betragen, jetzt steht es etwa wie 20 : 21, und man sah die Zeit in greifbarer Nähe, wo es mehr Kronbauern als leibeigene Bauern geben würde.

Die Rechtsgeschichte der Leibeigenschaft, die uns der nationalrussische Gutsbesitzer liefert, wird jeden Unbefangenen belehren was das formale Recht verlangt. Der Ukas, welcher den Bauern die Freizügigkeit raubte, war natürlich ein schnöder Eingriff in die Freiheit andrer, und er darf daher aufgehoben werden ohne jede Entschädigung. Der Gutsherr hatte jedoch auch Pflichten gegen die Leibeigenen. So günstig erschien sogar auf großen Herrschaften das Loos der Leibeigenen, daß viele freie Gemeinden, ja selbst deutsche Ansiedler sich absichtlich in die Leibeigenschaft begaben. Als im Jahr 1857 ein Leibherr in Kursk, der 7—800 Seelen besaß, diesen die Freiheit schenken wollte, baten die Leibeigenen ihn von seinem Vorsatz abzustehen, denn wenn sie frei würden, sagten sie, kämen sie unter die Herrschaft der Polizei, was sie für das größte Unglück halten müßten. In Hungersnöthen mußte der Gutsherr seine Leibeigenen füttern, sonst aber auch die Alten und gebrechlichen Gemeindeglieder versorgen. Dieser letzten Verpflichtung kann er selbst nach der Emancipation billigerweise nicht mehr enthoben werden, denn der Leibeigne, der ihm während seiner besten Jahre gedient hat, würde sehr schlecht fahren wenn er jetzt emancipirt, oder vielmehr sein Herr von ihm emancipirt würde. Sonst aber sollte man wie in den baltischen Provinzen mit der Emancipation der Leibeigenen auch allen Grund und Boden für freies Eigenthum der alten Gutsherren erklären. Nur wo der Bauer aus eignen Mitteln etwa den Boden verbessert oder sich ein Haus gebaut hätte, sollte das Gesetz ihm eine Entschädigung gewähren. Diese Erledigung würde auf dem strengen förmlichen Recht beruhen, und durch den lautesten Zuruf von der einen Partei, nämlich von den Herrschaften angenommen werden. Die Bauern freilich möchten dazu saure Gesichichter schneiden und der Staat das Schlimmste fürchten. In den baltischen Provinzen gieng alles leicht, weil man mit einem rüstigen gutgearteten Bauernstamm zu thun hatte, in Rußland aber soll man den Russen emancipiren.

Am meisten ist die Wanderlust des Russen zu fürchten, denn der Nomadentrieb ist bei ihnen unterdrückt, aber nicht ausgerottet. Erst im Jahr 1857 mußten viele tausend Landwirthe, die mit Weib, Kind und Vieh auf das leere Gerücht unentgeltlicher Ländervertheilungen nach der Krim ziehen wollten, unterwegs von den Truppen aufgehalten und gewaltsam in ihre Heimath zurückgetrieben werden. Der Russe wandert viele tausend Werst weit von der Heimath nach Arbeit, denn das Wandern selbst ist ihm die größte Lust. Ein behender Fußgänger wird aber stets einen schlechten Ackerbauer abgeben. Der Russe hat auch zur Feldwirthschaft kein rechtes Herz, sondern weit mehr Widerwillen. Der Leibeigne ist auch kein Kornerzeuger im strengen Sinn des Wortes, sondern die Gutsherrschaft war es bisher welche allein Ueberfluß an Getreide schaffte. Was aber den Russen als Landwirth am tiefsten in unsern Augen erniedrigt: er ist ein verstockter Baumfrevler. Unser Autor in der deutschen Vierteljahrsschrift bestätigt es abermals daß ein Russe mit der Axt an einem Baum nicht vorübergehen kann, ohne ihn umzuschlagen aus lauter Muthwillen und Zerstörungstrieb. In Rußland hat die Neubewaldung abgeholzter Flächen dieses Laster der Bevölkerung als schlimmsten Feind zu fürchten, was aber, darf man wohl fragen, kann aus einem Landwirth werden, der am Wald frevelt? An rationellen Ackerbau ist bei den Russen kaum zu denken, die Raubwirthschaft aber welche bisher betrieben wurde, hat den Boden schon auf großen Strecken gewaltig verschlechtert, und mit Ausnahme des feisten Humusstreifens (der schwarzen Erde), welcher sich an der nördlichen Gränze Südrußlands von der Ukraine nach dem Nordende des kaspischen Meeres hinzieht, ist Rußland nichts weniger als ein fruchtbares Land. Gibt man den Bauern Freizügigkeit, so müßte man erleben daß auf die Nachricht von fruchtbaren Landstrichen in Sibirien die Bevölkerungen ganzer Provinzen sich dorthin in Bewegung setzen würden.

Gegen den Wandertrieb war ursprünglich die Verkettung an den Boden gerichtet worden. Die Regierung möchte daher am liebsten den Bauern zwar befreien, aber doch seine Freizügigkeit wieder beschränken. Der Adel, wenn er nur sein Land behält, würde sich schon zu helfen wissen. Der Arbeitslohn ist in Rußland beinahe so hoch wie in den Vereinigten Staaten, das Getreide im Innern aber spottwohlfeil. Wenn der adelige Gutsherr freie Bauern als Knechte dingen wollte um mit ihnen Körnerbau zu treiben, so befände er sich auf dem kürzesten Weg zum völligen Ruin. Ja es möchte ihm schwerlich gelingen die nöthigen Hände zu miethen. In Galizien hat der Adel nach Aufhebung der Robot die bündigsten Erfahrungen gemacht. Der Gutsherr ließ seine Felder wohl wie vordem mit Kartoffeln bestellen, die Frühjahrsarbeiten kosteten ihm schweres Geld, als aber die Erntezeit kam, waren keine Arbeiter aufzutreiben, nicht um leichtes, nicht um schweres Geld. Die Ernte verfaulte im Boden, und der Gutsherr war genöthigt neue Hypotheken aufzunehmen. Zweimal, auch dreimal haben die Herrschaften den Versuch wiederholt, zuletzt aber blieb ihnen nichts übrig als daß sie ihre Aecker in Grasland verwandelten und ausschließlich Viehzucht trieben, bei der wenig menschliche Arbeit erfordert wird. Das Gleiche kann man in Rußland vor Augen haben. Die adeligen Besitzer, aus Furcht oder in der Voraussicht keine Knechte zu finden, werden Getreide nur für den eigenen Mund bauen, allen übrigen Boden aber in Weiden umwandeln.

Die Regierung wünscht also statt wie bisher durch Zwang, den Bauer durch Besitz an den Boden zu fesseln, die ehema-

lige Gutsherrschaft soll ihm daher eine Ausstattung an Obdach und Feld in die Freiheit mitgeben. Nach formellem Recht wird dieß immer eine Beraubung der Gutsherrschaft, ein Eingriff in ihr Eigenthum bleiben, denn wenn auch früher den Leibeigenen durch Entziehung der Freiheit Unrecht geschah, so wird doch auf Erden, wenn man Unrecht mit Unrecht sühnt, niemals Recht und Gerechtigkeit befriedigt. Der Kaiser wünscht indessen daß dem Bauern nur sein Haus und ein Stück Gartenland gelassen werde, wofür er durch Frohnden eine Entschädigung zu leisten hat. Das Feldstück soll für den Hausbedarf des befreiten Leibeigenen aber nicht völlig ausreichen, damit der Bauer noch bei der ehemaligen Gutsherrschaft im Lohn arbeiten müsse. Sehr scharf und treffend bemerkt der Verfasser, daß man damit doch nur ein ländliches Proletariat schaffe. Der Russe ist außerdem ein schlechter Haushalter und ein Branntweintrinker. Er wird sein freies Eigenthum mit Schulden überbürden und es verkaufen müssen. So werden die Reicheren und Besseren die Parcellen nach und nach an sich bringen und große Bauern werden. Anderwärts haben die Dinge den gleichen Verlauf genommen, und in dieser Entwicklung ist ein Glück und kein Unglück zu sehen, allein die Plane der Regierung, nämlich die Gründung eines zahlreichen Kleinbauernstandes scheitern dabei völlig, ja es liegt die Besorgniß viel näher daß nicht ehemalige Leibeigene, sondern Juden die kleinen Bauernlose erwerben möchten. Um dem Vagabundiren vorzubeugen, denkt aber die Regierung die Gemeinde solidarisch für Erlegung der Steuern haftbar bleiben zu lassen, wie sie es jetzt ist. Die Gemeinde müßte also sorgen daß ihre Angehörigen immer vollzählig daheim blieben, weil sonst die Steuern auf die wenigen Zurückbleibenden härter drücken würden. Wie also früher die Gutsherrschaft, so würde jetzt die Gemeinde dem wandernden Angehörigen die Pässe auszustellen haben, in der russischen Gemeinde aber hat von jeher der Reiche den Armen gedrückt und bedrückt, und das Loos des Leibeigenen würde auf diese Art geändert aber nicht gebessert, er würde aus einem herrschaftlichen nur ein Gemeindeleibeigener werden, die Gemeinde aber, sagt ein russisches Sprüchwort, hat kein Herz.

Drei Jahre sind jetzt verstrichen seit der Kaiser die Befreiung verheißen, und es ist jetzt nichts geschehen außer daß alle Gemüther durch Enttäuschung und Unzufriedenheit erhitzt und verbittert worden sind. Der Adel will die Emancipation auf seine Weise, aber er verlangt auch selbst Befreiung von dem Zwang der Bureaukratie, er begehrt laut und lauter ständische Rechte. Der Kaiser hat den besten Willen, aber er nimmt als Werkzeuge Leute, die von jeher die Befreiung hintertrieben haben. Er ist, wie Fürst Dolgorukow sagt, von dem Wahn befangen daß die alten Droschkenkutscher die besten Personen seyen um in einem Eisenbahnzeitalter Locomotivführer zu werden. Das Heer ist tief gesunken, neue Recrutenaushebungen bei der jetzigen Gährung kaum möglich. Die Finanzen stecken in dem gleichen Sumpf wie die österreichischen, denn das Reich ist mit Assignaten überschwemmt. So drängt alles zu einer furchtbaren Katastrophe. „Alexander II, sagt das neueste Edinburgh Review, gehört zu jenen Monarchen welche die Festigkeit der Throne und Institutionen eher untergraben, als zu jenen Herrschern die sie kräftigen; und wohl ist es zu fürchten daß das mächtige Werk der Emancipation, zu dem er sich verpflichtet hat, nicht ohne eine gesellschaftliche und politische Krisis sich vollziehen werde, die das russische Reich tief erschüttern und ihm selbst verhängnißvoll werden möchte."

Lenoirs Gasmaschine.

Bald nach Erfindung der Dampfmaschinen fanden auch schon die verschiedenartigsten Bestrebungen statt, den gewöhnlichen Wasserdampf durch eine billigere bewegende Kraft zu ersetzen. Die Idee lag nahe, in ähnlicher Weise wie die Explosion des Schießpulvers als mächtige Kraft zur Bewegung der Geschosse unserer Feuergewehre benutzt wird, durch richtig geleitete Explosionen abwechselnd an beiden Seiten eines in einem Cylinder beweglichen Kolbens, in ähnlicher Weise wie durch die Anwendung des Dampfes eine Bewegung hervorzurufen, und als geeignetes Mittel zur Erzeugung der Explosionen stellte sich bald das Knallgas, das Gemenge aus Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, dar, mit seiner Eigenschaft, durch den elektrischen Funken zur Explosion gebracht zu werden. Es wollte aber nicht gelingen dieses Princip für die praktische Anwendung nutzbar zu machen, bis der durch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Galvanoplastik bekannte Lenoir alle Schwierigkeiten dieses Problems jetzt auf eine höchst einfache Weise überwunden hat, indem er das Material zur Erzeugung der seine Maschine bewegenden Explosionen auf eine höchst einfache Weise herbeischafft, und zugleich die ungestüme Kraft der Explosion so weit bändigt und dabei doch noch kräftig genug wirken läßt, daß sie ohne alle Gefahr, sogar mit Vermeidung der mit dem Gebrauch des Dampfes verbundenen Gefahren, zu einer ruhigen stetigen Arbeitsleistung zu gebrauchen ist.

Im dießjährigen Märzheft von Moigno's Cosmos, und daraus in Dinglers polytechnischem Journal, wurde mitgetheilt daß es Lenoir gelungen sey eine kleine Maschine von einer Pferdekraft nach dem angegebenen Princip zu construiren. Anstatt des reinen Wasserstoffgases wird das ebenso brauchbare kohlenwasserstoffhaltige Leuchtgas gebraucht, und zur Verbrennung desselben natürlich nicht reines Sauerstoffgas, sondern atmosphärische Luft. Die Heftigkeit der Explosionen wird auf eine einfache Weise dadurch gemildert, daß nur eine kleine Menge Leuchtgas mit einer großen Menge Luft gemischt wurde, nämlich höchstens fünf Proc. Leuchtgas mit 95 Proc. Luft, und die Maschine kann sogar noch in Thätigkeit gesetzt werden wenn nur zwei Proc. Leuchtgas mit 98 Proc. Luft gemischt werden. Das Leuchtgas wird aus der gewöhnlichen Gasleitung entnommen. Um die Maschine in Thätigkeit zu setzen, öffnet man den Gashahn und läßt das Schwungrad eine oder zwei Umdrehungen machen. Das Gas tritt nun vor und hinter

den Kolben in einen Cylinder, ebenso wie der Dampf bei einer Dampfmaschine, und wird durch die ununterbrochen springenden Funken eines elektrischen Inductionsapparats entzündet; die Bewegung des Kolbens beginnt bald, dauert so lange als Gas zuströmt, und ist ebenso durch Bewegung des Eintrittshahns zu reguliren, wie eine gewöhnliche Dampfmaschine durch Regulirung des Dampfzuflusses, und kann somit in jedem Augenblick nach Belieben beschleunigt oder verzögert werden.

Die Leichtigkeit der Regulirung und die Möglichkeit sehr langsame Bewegungen herzustellen, sowie der ruhige Gang der Maschine setzten die bei den Versuchen gegenwärtigen Ingenieure in Erstaunen. Ein besonderes Geräusch in Folge der Explosionen kann, wegen der Art wie diese Explosionen verwendet werden, nicht auftreten. Allerdings waren bei diesem ersten Modelle noch einige Uebelstände, und es war noch nicht bestimmt zu übersehen ob bei Anwendung desselben Princips auf größere Maschinen nicht vielleicht unüberwindliche Hindernisse auftreten möchten. Die Wichtigkeit dieser Erfindung ist aber bedeutend gestiegen, seitdem es Lenoir gelungen ist nach demselben Princip eine Maschine von vier Pferdekräften zu construiren, nicht bloß als Modell, sondern für einen regelmäßigen Gebrauch unter Beseitigung derjenigen Uebelstände die früher an dem Modell beobachtet waren. Im württembergischen Gewerbeblatt berichtet Dr. Wilhelm Schwarz über diese Maschine; dieselbe ist bei dem Holzwaarenfabrikanten Levêque in Paris aufgestellt, und war, als Schwarz darüber berichtete, schon seit vier Wochen ununterbrochen im Gang gewesen, und hat sich hiebei vollkommen bewährt, so daß in nächster Zeit die Aufstellung einer größern Maschine von 15 Pferdekräften in einer Pariser Buchdruckerei zu erwarten ist. Es wird dadurch die Frage gelöst werden, ob diese Erfindung auch mit Vortheil auf kräftigere Maschinen anwendbar sey.

Schon bevor die erwähnte Maschine bei Levêque aufgestellt war, nur nach den Leistungen des ersten Modells, erklärte Moigno in seinem Cosmos daß er keinen Anstand nehme auszusprechen, daß ein großes und schönes Problem gelöst sey, das Problem der Ersetzung der Menschenkraft durch eine andere bewegende Kraft für den Gewerbetrieb, während bislang die Dampfkraft wesentlich nur ein Hülfsmittel für den Fabrikbetrieb war. Ueberall werde man die Gasleitung anbohren können, selbst in der Kammer des einfachen Arbeiters; und man werde dadurch im Staude seyn eine bedeutende Kraft zu billigem Preis und unter günstigen Verhältnissen herzustellen.

Die von Schwarz mitgetheilten Angabe in Betreff der erwähnten Maschine gewähren hinreichende Anhaltspunkte um die Vortheile derselben vollkommen beurtheilen zu können. Zunächst ist es schon, namentlich für kleinere Anlagen, verhältnißmäßig noch mehr als für größere, ein bedeutender Vortheil daß die Kosten der Dampfkessel und Feuerungsanlagen vermieden werden, und daß der Heizer ganz entbehrlich wird. Daneben erfordert die Bedienung der Maschine eine viel geringere Sorge und Aufmerksamkeit als die einer gewöhnlichen Dampfmaschine, und die Maschine selbst ist einfacher als eine solche, also auch etwas billiger anzuschaffen. Bei dem Betrieb werden in runden Zahlen anstatt 5 Centner Steinkohlen bei einer Hochdruck-Dampfmaschine bester Construction hier 1000 Cubikfuß Leuchtgas gebraucht, Zahlen die natürlich je nach der Beschaffenheit der Kohlen und des Gases beträchtlichen Veränderungen unterworfen sind. Für das Verhältniß zwischen den Betriebskosten bei beiden Maschinen kommt dann noch der Preis der beiderlei Materialien in Betracht. Bei der in Rede stehenden Maschine von nur vier Pferdekräften berechnet sich der Vortheil gegen die Anwendung des Dampfes bei täglich 10 Stunden Arbeitszeit auf nicht weniger als 1 Rthlr. 14 Sgr. täglich. Bei billigeren Preisen des Brennmaterials kann von einer so großen Ersparniß nicht die Rede seyn (in Paris kostet der Centner Steinkohlen etwa 16 Sgr.), und es ist nicht zu verkennen daß unter gewissen Verhältnissen sogar die Lenoirsche Maschine größere Kosten verursachen kann als eine gewöhnliche Dampfmaschine; aber auch an denjenigen Orten wo der Preis des Leuchtgases im Verhältniß zu dem Preise des Brennmaterials für die Anwendung bei einer ununterbrochen arbeitenden Maschine zu hoch ist, hat die Lenoirsche Erfindung dadurch große Bedeutung, daß es möglich ist mit Benutzung eines gewöhnlichen Gasleitungsrohres eine kräftig wirkende Maschine aufzustellen, die ohne besondere Vorbereitungen in dem Augenblick in Gang gesetzt werden kann wo ihre Arbeit gebraucht werden soll, ohne alle derartige Verluste, wie die Ausgaben für das jedesmalige Anheizen des Dampfkessels vor Beginn der Arbeit bei einer gewöhnlichen Dampfmaschine, und die ebenso in dem Augenblick wo sie ihre Arbeit vollbracht hat, durch einfaches Schließen des Gashahns ohne alle Verluste in Ruhe gesetzt werden kann.

Wenn, wie zu erwarten ist, die Anwendbarkeit des Princips auch auf größere Maschinen bei Aufstellung der erwähnten Maschine von 15 Pferdekräfte sich bewährt, wenn es ferner Lenoir seiner Hoffnung gemäß gelingt, durch Anwendung von Cylindern mit comprimirtem Gase seine Erfindung auch für Locomotivmaschinen anwendbar zu machen, namentlich auch für Locomotiven zur Befahrung der gewöhnlichen Straßen, so tritt damit um so dringender eine Aufgabe für einen andern Zweig der Technik hervor, nämlich die Aufgabe, mit einfacheren Einrichtungen und zu billigeren Preisen ein für diesen Gebrauch geeignetes Leuchtgas herzustellen. In welcher Weise so der eine Fortschritt der Technik, bekannten Erfahrungen gemäß, in fortlaufender Reihe immer einen neuen Fortschritt auch in scheinbar ganz fremden Gebieten der Technik hervorrufen wird, in wie weit derartige Fortschritte zugleich eine vortheilhaftere Ausnutzung der, wenn auch außerordentlich großen, doch nicht unerschöpflichen Steinkohlenvorräthe nach sich ziehen wird, das muß der Zukunft anheimgestellt bleiben; jedenfalls ist aber schon jetzt, namentlich für einen kleineren und einen unterbrochenen Betrieb die Lenoirsche Erfindung als ein sehr wichtiger Fortschritt in dem Maschinenwesen zu betrachten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. Augsburg, 9 September 1860.

Reise von Tadschurra durch das Afer-Land nach Schoa, im Jahr 1839, und Aufenthalt daselbst.

(Von Dr. L. Krapf.)

Obwohl bereits zwanzig Jahre vorüber sind seitdem der Schreiber dieses Berichtes den Weg von der Ostküste Afrika's durch das Afer- oder Dankali-Land unter den europäischen Reisenden zuerst eröffnet hat, und obwohl die Kunde über Abessinien und seine Nachbarländer seit jener Eröffnung eines neuen Weges in steigender Progression schnell vermehrt worden ist, so wird der Freund der afrikanischen Wissenschaft, ungeachtet dieser langen Zwischenzeit, kaum den Wunsch in sich unterdrücken können daß der vollständige Reisebericht der ersten Pionniere jenes ebenso beschwerlichen als interessanten Weges der Vergessenheit entrissen werden möge. In meinem Werk: „Reisen in Ostafrika 1837—55" habe ich, um das Buch nicht zu voluminös werden zu lassen, meinen Bericht über die Reise durch das Dankali- oder Afer-Land nach Schoa auf zwei Blättern (p. 43—46) äußerst kurz abgefertigt, und auch sonst sind nur (so viel ich weiß) einige Bruchstücke von jener Reise in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Daß die Veröffentlichung erst jetzt stattfindet, kann zwar an sich als eine bedauerliche Verspätung betrachtet werden, erhält aber doch ein modernes Interesse durch die wichtigen Ereignisse welche sich an der abessinischen Küste im rothen Meer und durch die beabsichtigte Canalisirung der Landenge von Sues allmählich anbahnen, und welche für Ostafrika und Westasien, resp. für Abessinien, Aegypten, Arabien und Ostindien von unermeßlichen Folgen seyn werden. Wenn es wahr ist daß Frankreich das Beduinendorf Adulis (das wohl identisch ist mit dem Dankali-Dorf Ait, das die Franzosen schon unter Louis Philipp um 1500 Thlr. kaufen wollten, und das ich im Jahr 1843 besuchte) an der Küste des Dankali-Stammes Dumhoita in Besitz genommen hat oder nehmen will, so ist die Idee, die ein Franzose im Jahr 1843 in Massowa gegen mich aussprach: daß Frankreich in Afrika freie Hand haben müsse, um ein bedeutendes ihrer Verwirklichung näher gerückt — eine Idee, welche auch in dem Werk des talentvollen französischen Capitäns Guillain, wenigstens in Beziehung auf Ostafrika, nicht undeutlich durchschimmert. Und in der That wird jeder der die afrikanischen Zustände aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, nicht verkennen daß eine Nation wie die französische, welche eine negative, niederwerfende Bestimmung hat, viel gutes stiften würde, schon allein dadurch daß sie dem Fanatismus, der Raub- und Habsucht der Afrikaner und besonders ihrer Fürsten, welche den europäischen Reisenden bis aufs Blut auszusaugen und zu plagen pflegen, ein Ende machen würde.

In den meisten Ländern von Afrika dürfte der alt-bonapartistische Witz: „Er dürstete die Fürstenkinder, und fürstete die Würstenbinder," wohl eine Zeitlang seine praktische Geltung haben. Doch ich will diesen Gegenstand beiseite lassen und, ehe ich meinen Reisebericht beginne, nur noch fragen woher es denn komme daß man in den öffentlichen Blättern behaupten konnte der Fürst von Abessinien habe den Franzosen einen Ort am rothen Meer eingeräumt? Ist dieß auch der Wahrheit gemäß? Ich möchte es sehr bezweifeln aus folgenden Gründen. Fürs erste steht der König Theodoros, der in Gondar residirt, in keiner intimen Beziehung zu Frankreich, überhaupt zu keiner europäischen Macht. Es ist also kaum denkbar daß er einen, wenn auch noch so kleinen, Theil seines Gebiets einer fremden Regierung abgetreten haben wird. Zweitens, und dieß ist der Hauptgrund gegen die angebliche Gebietsabtretung an Frankreich, hätte Theodoros kein Recht ein Gebiet abzutreten das ihm factisch nicht angehört. Alles Land das 3—4 Tagreisen zwischen Abessinien (Tigre) und dem rothen Meer liegt, ist entweder nominell von der Türkei abhängig, welche auf der Insel Massowa und auf dem festen Land in Harkiko oder Dohono ihren Gouverneur mit einer kleinen Truppenmacht unterhält, oder ist völlig unabhängig und gehört den nomadischen Dumhoita-Stämmen im Süden von Massowa, welche in Hinsicht auf Sprache und Religion zu der Afer-Nation gehören. Das abessinische Gebiet hört im Osten da auf wo die muhammedanische Bevölkerung beginnt, wie ich mich im Jahr 1842 persönlich überzeugt habe, als ich, von Schoa herkommend, hart an der Ostgränze Abessiniens vorüberreiste. Wie gerne hätte ich von Arena Mariam aus

einen Weg nach Ait, oder später von Adigrat nach der Hamfila-Bay eingeschlagen, wenn das zwischen dem rothen Meer gelegene Gebiet unter abessinischer Herrschaft gestanden hätte. Und seit jener Zeit haben sich die Verhältnisse zwischen Abessinien und der Küste nicht geändert. Der damalige Fürst Ubie in Tigre hat zwar später einen Kriegszug gegen die Schoho in der Richtung von Halai nach Harkiko unternommen, aber ohne förmlichen Besitz von ihrem Gebiet zu nehmen, was er schon deßwegen nicht wagen durfte weil er sich in ein feindliches Verhältniß zur Türkei gesetzt hätte. Er wollte bloß Repressalien an den Schohos nehmen, welche tigrinische Unterthanen beleidigt hatten. Daß aber die abessinischen Fürsten je Eroberungen in der Richtung von Hamfila, Ait und Beilul gemacht hätten, davon habe ich seit 1837, seit welcher Zeit ich Abessinien persönlich kennen gelernt habe, nie gehört. Sie mochten wohl bisweilen daran gedacht haben die alten Gränzen von Abessinien bis ans rothe Meer wieder zu gewinnen, wie sie auch bis auf die neueste Zeit sich oft vorgenommen haben die frühere Gränze bis an den blauen Fluß bei Sennaar und Chartum wieder herzustellen, aber zwischen der Idee und ihrer factischen Ausführung liegt noch ein weites Feld und wären große Schwierigkeiten zu überwinden, da im Osten die Türken und im Westen die Negyptier provocirt würden. Europa könnte allerdings den Abessiniern nur Glück wünschen wenn sie wieder in den Besitz ihrer alten natürlichen Gränzen gesetzt würden, und die Unternehmungen des europäischen Handels, der geographischen Wissenschaft und der christlichen Religion würden wesentlich dadurch gefördert werden. Aber meine obige Frage, wie es sich mit der abessinischen Gebietsabtretung an Frankreich im rothen Meer verhalte, ist noch nicht gehörig beantwortet. Es verhält sich, wenn ich recht unterrichtet bin, folgendermaßen. Vor ein paar Jahren hat sich ein Parteiführer in Tigre, Namens Negusie (d. h. mein König) gegen den König Theodoros empört, während dieser im Süden mit der Unterwerfung der muhammedanischen Wollo-Galla-Stämme, sowie mit der Eroberung von Schoa beschäftigt war. Nachdem Negusie sich der Provinz Tigre und somit des östlichen Abessiniens bemächtigt hatte, suchte er sich mit den vom König Theodoros früher aus Gondar verjagten römischen Missionarien (die in der Nähe von Massowa sich nach ihrer Vertreibung aus Abessinien niederließen) zu verbinden, stellte ihnen einen großen Einfluß auf die abessinische Kirche in Aussicht, in der Hoffnung auf diese Weise die Hülfe einer großen europäischen Macht zu erlangen, und so den König Theodoros zu vernichten und ganz Abessinien von dem neuen Herrscher in Tigre abhängig zu machen. Um aber die nöthige Hülfe direct vom rothen Meere aus zu erlangen und den Hafen von Massowa, der den Türken gehört und der bis jetzt der einzige Eingangspunkt für Abessinien war, zu umgehen, war es erforderlich daß der zu befreundenden europäischen Macht ein anderer, mehr südlich gelegener Seehafen vorgeschlagen und nöthigenfalls abgetreten wurde. Negusie war natürlich nicht verlegen einen Seehafen an rothen Meer zu nennen, und auf die Frage ob derselbe und das ihn umgebende Gebiet zu Abessinien gehöre, in ächt orientalischer Weise zu antworten: „Alles Land bis an die Küste gehört mir an, denn die abessinischen Könige haben es ja in alter Zeit wirklich in Besitz gehabt.“ Was fragt ein orientalischer Despot nach den Gränzen eines Landes? Ist er nicht in wirklichem Besitz derselben, so kann er sie ja, wie er glaubt, jeden Tag erobern. Die befreundete europäische Macht, wenn sie einmal die Absicht hatte sich mit Abessinien zu befassen, hielt es nicht für nöthig die Ausfage und Ansprüche des Königs von Abessinien (wie man ihn — irregeleitet durch den Namen Negusie — zu nennen pflegte) zu bezweifeln; sie nahm die anticipirte Gränze als die richtige an, und setzte sich mit dem willfährigen Herrscher in Tigre in Verbindung. Die Plane und Interessen beider Gewalten paßten vortrefflich für einander, warum sollte die Diplomatie, die es im Orient noch weniger genau nimmt als in Europa, die Richtigkeit der abessinischen Gränzprätensionen näher untersuchen, zumal wenn durch dieses diplomatische Spiel die major gloria der Kirche und des Staats erreicht und befördert werden kann? So denke ich mir die französisch-abessinischen Transactionen im rothen Meer, auf Grund von Nachrichten, die ich seit mehreren Jahren aus Abessinien erhalten habe. Nach diesen Vorbemerkungen gehe ich zu meinem Reiseberichte über.

Schon im Mai 1838 hatte ich beabsichtigt über Berbera oder Seila nach Schoa vorzudringen, dessen freundlicher König Sahela Selassie meinen Collegen Isenberg, den Senior der protestantischen Mission in Tigre, mehrmals hatte einladen lassen. Mein Versuch wurde jedoch vereitelt durch eine Fieberkrankheit die ich mir in dem heißen und ungesunden Mocha zuzog, und die mich nöthigte aufs schleunigste nach Kairo zurückzukehren. Doch hatte dieser erste Versuch mir den nicht unwichtigen Gewinn eingebracht daß ich genauer mit dem Eingangspunkt und der Reiseroute nach Schoa bekannt wurde, indem gerade während meiner Anwesenheit in Mocha ein Soldat des Königs von Schoa daselbst verweilte, welcher mir mittheilte daß nicht Seila oder Berbera, sondern Tadschurra an der Dankaliküste der Punkt sey, von dem aus die Karawanen sich nach Schoa zu begeben pflegen, und daß er (der Abgeordnete des Königs von Schoa) mich nach Ankobar, der königlichen Residenz, begleiten wolle, sobald er seine Handelsangelegenheiten in Mocha beendigt hätte. Nur ungern ließ ich diese willkommene Gelegenheit entschlüpfen. Allein meine Gesundheitsverhältnisse verlangten gebieterisch meine Rückkehr nach Kairo, wo ich die geeignete Hülfe zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, sowie auch die zweckmäßige Ausrüstung zu meiner Reise zu erlangen hoffte. Beide Zwecke wurden glücklich erreicht, und außerdem erhielt ich in meinem Collegen Isenberg, der noch in Kairo verweilte, einen willkommenen Reisegefährten, mit dem ich im Anfang des Jahrs 1839 mich in Sues auf einem arabischen Pilger-Boot nach Dschidda einschiffte, und nach einer 22tägigen, sehr beschwerlichen Küstenfahrt daselbst anlangte. Von Dschidda segelten wir nach Mocha, wo ich den schoanischen Soldaten nicht mehr antraf, dafür aber mit einem einflußreichen Dankali-Kaufmann bekannt wurde, welcher in dem Stamm Dewene Khema zwischen Tadschurra und Schoa seine Heimath hatte, und welcher

sich erbot für die Summe von 50 Conventionsthalern uns nach Schoa zu begleiten. Da wir wegen des heftigen Gegenwindes nicht nach Aden segeln konnten, wo wir uns mit mehr Lebensmitteln und Geld versehen wollten, da wir uns ferner über die Straße von Tadschurra nach Schoa mehr Gewißheit zu verschaffen suchten, so begaben wir uns zuerst nach Seila, dem wichtigsten Handelsort an der Küste des Somali-Landes. Der Gouverneur, der von der Behörde in Mocha für die Summe von 400 Thlrn. auf einige Jahre ernannt wird, nahm uns sehr freundlich auf. Er ließ uns an den Thoren durch 50 Soldaten empfangen, und von einem derselben überall hin begleiten als wir das Städtchen genauer zu besichtigen wünschten. Der Gouverneur war etwa 30 Jahre alt, hatte ein intelligentes Aussehen, und betrug sich ernsthaft und würdevoll. Er war ziemlich schlank und von mittlerer Statur. Er bot uns sogleich ein Wohnhaus an nebst einem Platz zur Aufbewahrung unseres Gepäckes, wir zogen es aber vor auf unserem arabischen Boot zu logiren. Bald nach unserem ersten Besuch sandte er uns ein Schaf und später einen Ziegenbock zum Geschenk; auch versprach er uns ein Empfehlungsschreiben nach Tadschurra zu geben, und uns überhaupt alle erwünschte Hülfe zu gewähren. Seila liegt gegenwärtig größtentheils in Ruinen, früher muß es eine große und wichtige Stadt gewesen seyn. Gegenwärtig hat sie nur acht oder 10 steinerne Häuser, und etwa 100 Strohhütten mit etwa 800—1000 Einwohnern, die meist arme und geringe Leute sind. Sie leben von Datteln, Mais, Reis (aus Indien), Milch, Fleisch und Fischen. Die Leute sind theils Somalen, theils Danakil und Araber. Die Stadt ist mit einer steinernen Mauer umgeben und hat auf der Landseite sieben Kanonen, welche gegen die Somali gerichtet sind, die oft mit den Arabern und Danakil in Conflict kommen, in Folge ihres rachsüchtigen und hochtrabenden Charakters, sowie in Folge ihrer Ansprüche auf Seila als zu ihrem Territorium gehörend. So groß ist die Furcht der Seilaner vor den räuberischen und hinterlistigen Somalen, daß nicht einmal das Wasser, das sich eine halbe Stunde von der Stadt im Innern befindet, geholt werden kann ohne daß eine militärische Escorte die Wasserträger begleitete. Seila hat viel Verkehr mit den Stämmen im Innern, besonders mit der Stadt Harrar, welche von den Somalen Adari, von den Schoanern Arargie genannt wird. Die Harrar-Kaufleute bringen jährlich eine bedeutende Quantität Kaffee nach Seila, von wo er nach Mocha gebracht und theils an Europäer, theils an Amerikaner verkauft wird. Die Karawanen sollen den Weg von Harrar nach Seila in 12—15 Stationen zurücklegen. Seila war früher der erste Handelsplatz an der afrikanischen Küste für die indischen und arabischen Schiffe. Leider ist der Hafen sehr schlecht in Folge der vielen Sandbänke. Im Norden des Hafens liegen einige kleine Inseln. Die bedeutendste derselben heißt Saad-ed-Din. Seila wurde im Anfang des 15ten Jahrhunderts von den Türken erobert, seit welcher Zeit es von Mocha abhängig geblieben ist, dessen Gouverneur den Statthalter von Seila zu ernennen pflegt. Als der Reisende Batuta etwa 1330 Seila besuchte, gehörte diese Stadt den Berbern, einem nordafrikanischen Volk, welches die Grundsätze des Schafei angenommen hatte. Damals soll das Gebiet von Seila sich zu Land bis Makdaschu oder Mukdischa erstreckt haben, bis wohin man zwei Monate zu reisen habe. Die Hauptsprache, welche in Seila gesprochen wird, ist Somali. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Gallasprache und gehört offenbar zur semitischen Sprachfamilie, zu welcher auch die Dankali- oder Aiersprache zu rechnen ist, welche sich von Tadschurra an bis Massowa verbreitet hat, denn die Schohosprache zwischen Massowa und Tigre ist nur ein wenig abweichender Dialekt des Dankali. Auch die Harrar- und Gallasprache, sowie die Amharische wird von einzelnen Personen in Seila verstanden.

Der Handel besteht meist im Austausch der Waaren, d. h. man kauft zuerst mit Silbergeld (spanische und österreichische Thaler) Kleider, welche man gegen Getreide oder sonstige Artikel austauscht. Die beste Art von Kleidern heißt Katsch, wovon wir für einen Thaler 17 Seila-Ellen erhielten. Eine geringere Kleiderart heißt Hormia, bestehend aus Baumwollenstoff. Auch ein Baumwollenzeug der in Abessinien verfertigt wird, findet Absatz auf dem Markt in Seila.

Was das Costüm der Seilaner betrifft, so ist es von dem der Abessinier nicht sehr verschieden; Hosen werden jedoch nicht allgemein getragen. Die Frauen gehen meist unverschleiert. Gewöhnlich haben sie nur ein blaues Tuch um den Kopf gebunden. Sehr auffallend war uns das rothe Haar der Somalen, das sie für eine große Zierde zu halten scheinen. Sie bestreichen es zuerst mit abgelöschtem Kalk, nachher mit Butter, dann mit Koth, und gebrauchen zuletzt als Färbestoff den Saft einer Pflanze, sobald das Haar roth zu werden angefangen hat. Unser Capitän behauptete daß die Somalen den Kalk mit dem Urin der Kamele anfeuchten, allein unser Pilote wies diese Behauptung mit Abscheu von sich, und erwiederte daß nur Beduinen, welche nicht zu beten pflegen, also Ungläubige, diesen Gebrauch hätten.

Während wir in Seila waren, wurden wir mit einigen Leuten des einflußreichen Somalen-Häuptlings Schermarki bekannt, welche von Berbera nach Seila zu Schiff gekommen waren um gutes Wasser zu holen, da das Brackwasser in Berbera ungesund seyn soll. Dieß ist auch der Grund warum die Somalen dort keine festen Wohnsitze errichtet haben, sondern nur während der Regenzeit sich daselbst aufhalten, wo dann viele tausend Menschen zusammenkommen des Handels wegen, sich aber sogleich wieder zerstreuen wenn der Regen vorüber ist, welcher vom September oder October bis März oder April dort nicht zu fallen pflegt. Die Banianen aus Indien, die Araber, die Leute aus Harrar, sowie die Somalen aus Ugaden, und selbst Eingeborne aus Suahel betheiligen sich an diesen Handelsversammlungen, bei denen Elfenbein, Kaffee, Häute, Felle, Straußenfedern, Gummi, Tabak, Myrrhen u. s. w. gegen Waaren von Indien und Arabien ausgetauscht werden. Bei einer solchen Versammlung war es, daß Ali Schermarki, der Häuptling des Abbergerhadschi-Somalenstammes sich einen großen Namen machte, der ihn später zu Ansehen und Reichthum führte. Ein kleines Kauffahrteischiff (Maria Anna) aus Mauritius hatte nämlich (ich weiß nicht

in welchem Jahr) den Hafen von Berbera besucht, und scheiterte durch die Unvorsichtigkeit des Capitäns, welcher mit dem größten Theil seiner Mannschaft ans Land gegangen war. Die Somalis, nachdem sie das Schiff (dessen Stranden sie durch Abhauen des Ankertaues selbst bewirkt) geplündert hatten, wollten nun auch den Capitän und seine Leute tödten, allein Schermarki trat dazwischen, wurde verwundet, rettete aber das Leben der Engländer, welche diese edle That der Regierung in Bombay berichteten, die sodann nicht säumte den wackern Häuptling reichlich zu belohnen. Seit jener Zeit gewann Schermarki großen Einfluß bei den Somalis, Danakil und Arabern sowohl als bei den Engländern, welche ihre Unternehmungen in jenen Gewässern meistens durch ihn ins Werk setzen.

Am 3 April 1839 segelten wir von Seila ab. Vor unserer Abreise sandte der Gouverneur einen Boten auf unser Schiff, welcher die ihm von uns übersandten Geschenke (bestehend hauptsächlich aus einem schönen ägyptischen Kaftan) zurückbrachte, mit der Bemerkung daß solche Gewänder hier nicht getragen werden. Der Bote deutete uns im geheimen an daß eine Summe von 100 Thalern dem Gouverneur angenehm seyn würde, allein wir erklärten daß wir das wenige Geld das noch in unsern Händen sey, selbst brauchten zur Fortsetzung unserer weiten Reise.

Da der heftige Nordostwind uns nicht gestattete in die offene See hinauszusteuern, so segelten wir zwischen den kleinen Inseln der Küste entlang. Wir passirten die Maschalch (Scheichs) Inseln, die Insel Hagila, und ankerten an der kleinen Insel Assuba, wo wir landeten und Muscheln sammelten, deren es hier eine große Verschiedenheit gibt. Wir erreichten Tadschurra Nachmittags den 4 April, und begaben uns sogleich zu dem Sultan, oder Dardar Muhammed Ibn Muhammed, um ihm unser Empfehlungsschreiben vom Gouverneur in Seila zu übergeben. Er saß vor seinem Hause, umgeben von einigen seiner Diener. Seine hagere Gestalt, sein geisterhafter Blick, der den Charakter der Verschlagenheit und der Habsucht nicht verbergen konnte, überhaupt sein ganzes Wesen machte zuerst einen unheimlichen Eindruck auf mich. Er grüßte uns nur mit Gebärden, empfieng das Empfehlungsschreiben stillschweigend, und steckte es in seinen weißen Turban, den er auf dem Kopf trug. Seine Kleidung bestand aus einem blauen Stück Zeug, das er um die Lenden gewunden hatte, und das bis über die Kniee reichte. Ueber den Schultern hatte er eine Schnur, an welcher eine Menge Amulette befestigt waren, die ihn gegen Krankheit, gegen den Einfluß böser Geister und böser Menschen, im gegenwärtigen Fall wohl auch gegen das böse Auge der Kafer, wie alle Nicht-Muhammedaner bezeichnet werden, schützen sollten. Nach wenigen Minuten, die wir vor ihm sitzend zugebracht hatten, gab er uns ein Zeichen daß wir uns zurückziehen sollten. Unser schon in Mocha engagirter Führer, Muhammed Ali, nahm uns jetzt mit sich in seine Wohnung, welche wie alle Häuser in Tadschurra aus Reisig gebaut war und ein Dach aus Matten hatte. Die Mauern, wenn man sie so nennen will, sind von innen und außen ebenfalls mit Matten bedeckt. Gewöhnlich sind in diesen Dankali-Häusern vier Abtheilungen angebracht zum Empfang der Besuchenden, der Frauen, Kinder und Sklaven. Als wir wieder aufs Schiff zurückkehrten um unser Gepäck zu holen, war ein Kauffahrteischiff aus Mauritius in den Hafen von Tadschurra eingelaufen, der einen so vortrefflichen Ankerplatz hat wie nicht leicht ein Hafen an der Ostküste nördlich vom Aequator. Er liegt in einer schönen und geräumigen Bucht, die sich weit gegen Südwesten ins feste Land hineinzieht. In der Nähe der Stadt Tadschurra heißt die Bucht „Bacher-el-Banaten," d. h. die See der zwei Töchter oder Jungfrauen, weil sie gewöhnlich sehr still und ruhig ist, und überhaupt einen so schönen Hafen bildet wie man ihn nicht leicht findet. Weiter nach Westen hat sie den Namen „Gubat-el-Charab," Bucht des Verderbens, wahrscheinlich in Folge der Zerstörung welche die vulcanischen Gewalten in der Nähe des Ufers angerichtet haben, was die Eingebornen als ein Werk der bösen Geister betrachten, die noch dort hausen sollen.

Als wir wieder von unserm Boot ans Land steigen wollten, wurden wir von dem Capitän des Kauffahrteischiffes „Euphrasia" eingeladen an Bord zu kommen, um einen Streit zu schlichten, der zwischen Schermarki und dem Capitän entstanden war. Der erstere hatte versprochen innerhalb einer bestimmten Zeit eine gewisse Anzahl Maulthiere zu liefern, konnte aber sein Versprechen nicht erfüllen, weßhalb sich der Capitän beklagte und Schadenersatz von ihm verlangte. Das Schiff hatte viele Kamele, Esel, Maulthiere, Ochsen und Schafe an Bord für Mauritius, wo besonders die Maulthiere sehr werthvoll sind und um 100 bis 150 Thaler gekauft werden, während sie an der abessinischen Küste 20 bis 26 Thaler gelten, also ein ziemlicher Profit gemacht werden kann, wenn man die Thiere schnell betommt und wenn die Seereise eine günstige ist.

Der Capitän der „Euphrasia" gab uns die geographische Lage von Tadschurra als unter 11° 58' im Norden vom Aequator befindlich an, während der Ort, wie ich später von Capitän Barker und Major Harris erfuhr, unter 11° 46' 35" n. Br. und in 43° 00' 20" östl. Länge liegt, auf einer bedeutenden Ebene am Fuß von Bergen, von welchen jährlich eine bedeutende Masse Erde durch den Regen gegen die Küste geschwemmt wird, deren Zierde hauptsächlich in Mimosen, Acacien und die uns da in Dattelpalmen besteht. Tadschurra (dessen Name wohl von dem arabischen Wort: Tadschura, kaufen, Tadscher oder Tager, Kaufmann, abzuleiten ist), ist ein noch viel elenderer und ärmerer Ort als Seila. Er hat einige hundert Häuser mit etwa 500 bis 600 Seelen. Nur die niedere Moschee, welche in der Nähe des Brunnens nahe am Dorf steht, ist aus Stein (Madrepore) erbaut. Der Brunnen hat gutes, frisches Wasser, wo die Schöpfweiber abund zugehen. Einige Dattelbäume und Mimosen sind in der Nähe des Brunnens. Der Sultan allein hat eine etwas bessere Wohnung, die er sich aus dem Hintertheil eines gestrandeten Schiffes bereitet hat, dessen Kiel zu oberst gestellt wurde. Des Sultans Einkünfte bestehen aus zweihundert Stück Vieh, Kamelen, Kühen, Ziegen und Schafen, die ihm jähr-

lich als eine Art Tribut von den Aferstämmen, die seine Autorität anerkennen, geliefert werden. Sein Gebiet beginnt eigentlich bei Mersa Duan, und erstreckt sich westwärts bis über den Salz-See Assal, und südlich von diesem bis an das Somaliland. Bestimmte Gränzen lassen sich nicht angeben. Dem Pascha von Aegypten zahlt der Sultan keinen Tribut, dagegen hat er von jeder Sklavin welche in Tadschurra verkauft wird, dem Gouverneur von Seila einen $^3/_4$-Thaler zu geben, erhält aber von demselben alle Jahre 20 Thaler zum Geschenk. Ob diese Einrichtung während der türkischen Herrschaft in Tadschurra gemacht wurde, habe ich nicht erfahren. Die Türken waren nämlich nach der Eroberung von Massowa zwei Jahre im Besitz von Tadschurra. Wahrscheinlich wollten sie von hier aus Abessinien erobern. Die Städte Aussa, Mara und Rabeita müssen damals noch bedeutender gewesen seyn als sie jetzt sind, so daß die Eroberungen der Türken die Ausgaben ihres Heeres deckten. Ohne Zweifel hatte damals auch der Sklavenhandel eine größere Ausdehnung, so daß der Besitz von Tadschurra werthvoll war. Auch jetzt noch gehen 3 bis 4000 Sklaven jährlich durch Tadschurra nach Mocha und andern wichtigen Küstenplätzen im rothen Meer und an der Südküste von Arabien. Früher wurden sie auch nach Persien und Indien gebracht. Diese Menschenwaare hat einen Werth von 69,000 bis 92,000 Thlrn., den Sklaven zu 23 Thalern gerechnet, was der durchschnittliche Preis in Tadschurra ist. In Arabien verdoppelt und verdreifacht sich aber dieser Werth. Kein Wunder warum die Tadschurraner, welche meist vom Handel leben, die Eroberung der Engländer von Aden mit Angst und Schrecken betrachteten, wohl wissend daß der Handel mit Menschenfleisch zu Ende gehen muß, sobald die englischen Kafers sich in diesen Gewässern und Regionen festgesetzt haben. Dieß war in der That auch die Befürchtung unsers Führers Muhammed Ali, Sohn von Ali Abe, des Häuptlings der Ruchba-Danaki, vom Stamme Dewenikwema. Er meinte, die Absicht unserer Reise nach Schoa sey den Sahelu, d. h. den König Sahela Selassie von Schoa zu bewegen, daß er den Handel mit Sklaven aus Gurague und den Gallaländern verbiete.

Der gegenwärtige Sultan Muhammed von Tadschurra soll zum Stamm Burhanto gehören, wozu auch die Einwohnerschaft von Tadschurra selbst gehören soll. Nach der Aussage anderer gehört der Sultan zum Stamm Ad-Ali, während sein Wesir dem Stamm Abeli angehört. Die Hauptstämme der Afer, wie sich die Danakil in ihrer Sprache nennen, sind: Burhanto, Ad-Ali, Abeli, Dewenik Wema, Mudaitu. Die letztern (Mudaitu) sind der mächtigste Stamm, der seinen Hauptsitz in Aussa hat, und dessen Einfluß sich bis in die Nähe von Massowa erstreckt. In Aussa concentrirt sich der Handel von allen Ländern welche nördlich von Schoa liegen, also namentlich der Wollogallastämme, z. B. von Worra Kallu, Argobba, Tehuladere, Worra Gimano und des Jedschu-Landes. Die ganze Bevölkerung der Afer mag sich auf 90,000 Seelen belaufen. Eigenthümlich ist die Erbfolge des Herrschers in Tadschurra. Wenn der Sultan stirbt, so folgt ihm sein Wesir im Amte nach, und der Sohn des verstorbenen Sultans wird Wesir, so daß im Grunde beide Familien, die des Sultans und des Wesirs, die herrschenden sind, ohne jedoch absolute Gewalt zu besitzen. Die Ada (Sitte) der Väter ist maßgebend in allen gerichtlichen Verhandlungen, und der Sultan kann nicht seinen eigenen Willen durchsetzen. Er ist im Grunde nur der Patriarch der Hauptfamilie des Afer-Volkes, das er nur nominell beherrscht. Bei wichtigen Verhandlungen ist er völlig abhängig von dem Willen der Majorität der Häupter der verschiedenen Stämme, welche sich zuweilen in Tadschurra versammeln um ihre Angelegenheiten zu berathen.

Die vorzüglichsten Handelsartikel in Tadschurra bestehen in Waaren aus Indien und Arabien, z. B. Glasperlen (beads), Kupfer- und Messingdraht, Zinn, blauer Vitriol, Spiegel, leere Flaschen, Gläser, Schnupftabak (in Blättern). Der letztere Artikel wird besonders von den Danakil geliebt. Die Schoho auf dem Weg nach Tigre werden gewiß keinen Reisenden weiterziehen lassen, ohne ihn um Tombacho (Tabak) angeschrien zu haben. Aus dem Innern holen die Danakil Elfenbein, Getreide, Felle, Häute, besonders aber Sklaven. Maria-Theresia-Thaler, Tabak, Salz und Streifen von Häuten zu Sandalen, Glasperlen, Kleider, Messer u. s. w. dienen als Tauschmittel für die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Die Danakil leben meist von der Viehzucht, nur in der Nähe des Hawasch-Flusses haben sie hie und da Anpflanzungen. Ihr dürres, wüstes, sand- und steinreiches Land, das überall vulcanische Spuren zeigt, eignet sich nicht für den Ackerbau.

Ein kurzer Aufenthalt und Verkehr mit den Danakil machte uns nur zu bekannt mit dem Hauptcharakter derselben. Wir fanden bald daß sie in Hinsicht auf Habsucht, Faulheit, Lügenhaftigkeit, Ränkesucht, Hinterlist, Rachsucht, Geschwätzigkeit und Dieberei keinem afritanischen Volk nachstehen. Wahrheit und Lüge gilt ihnen gleich, wenn sie nur ihre selbstsüchtigen Absichten erreichen können. Vom Gebet in der Moschee laufen sie entweder zu ihren Frauen oder zu einer Versammlung von Leuten, welche listige Plane schmieden oder sich mit tollem Geschwätz unterhalten, oder auf dem Boden herumliegen und faulenzen. Bisweilen sieht man auch einige welche ernstere Geschäfte verrichten, z. B. Matten flechten, fischen, Sandalen bereiten oder spielen. Einen Fremden können sie oft stundenlang angaffen, dem der üble Geruch der Leute besonders unangenehm ist. Sie beschmieren sich, besonders ihr Haar, mit Schaffett, das durch die Hitze aufgelöst einen widerlichen Geruch verbreitet und ihre Kleider mit Schmutz erfüllt, übrigens auch dem Ungeziefer in den Haaren und in der Kleidung wehrt. Im Haar haben sie eine Art hölzerner Gabel, mit der sie sich kratzen wenn sie vom Ungeziefer belästigt werden, welches überhaupt ein unzertrennlicher Gesellschafter des ungebildeten Menschen ist, der am Schmutz seine Freude hat. Die Kleidung der Tadschurraner ist von der der Leute in Seila nicht viel verschieden. Eine Toga von weißem Zeug aus Baumwolle über die Schultern geworfen, ein farbiges Stück Zeug, das bis an die Kniee reicht und mit einem Gürtel an den Lenden befestigt ist, ein paar Sandalen, welche gegen den heißen Sandboden die Fußsohlen schützen, nebst vielen Zauberzetteln um

die Brust gebunden zum Schutz gegen böse Geister und gegen das böse Auge schädlicher Menschen, überdieß einen krummen Dolch im Gürtel steckend, und Schild und Spieß in den Händen — das ist der An- und Aufzug der Afer, die sich in ihrer ganzen Haltung und in ihrem Blick äußerst wild und Furcht einflößend darstellen, besonders wenn noch die hagere, hohe und athletische Statur und ihr ungestümes, lärmendes Wesen in Betracht kommt. Wenn sie einander grüßen oder mit einander reden, pflegt die angeredete Person jeden Satz, oder doch das letzte Wort oder Sylbe zu wiederholen, oder auch bloß den Laut „Hmm" auszusprechen, zum Zeichen der Aufmerksamkeit auf das was der Redner gesprochen hat.

Auch die Kleidung der Dankali-Frauen ist sehr nachlässig. In Tadschurra tragen sie gewöhnlich ein blaues Hemd, einen ledernen Unterrock oder ein Kleid das bis an die Knöchel reicht, eine Halsschnur mit Glasperlen von verschiedener Farbe, ein Gehänge von Messing oder Silber in den Ohren, und Armbänder oder Ringe von Elfenbein an den Armen. Im Innern des Dankali-Landes tragen sie meist nur ein farbiges Stück Zeug das bis an die Kniee reicht, und das sie mit einem gestickten Gürtel von Leder an den Hüften befestigen. Der Oberleib, besonders die Brüste, werden ganz bloß gelassen. Ohren- und Nasenringe, Korallen- oder Glasperlenschnüre um den Hals dienen zur Zierde, denn Eitelkeit ist überall, auch bei dem weiblichen Geschlecht in der heulenden Wildniß, eine hervorstechende Eigenschaft. Uebrigens sind die Danakil-Frauen thätiger als die Männer. Sie besorgen die Haushaltung, flechten (selbst auf Reisen) Matten und Körbe aus Palmblättern zur Aufbewahrung des Salzes und Getreides. Von weiblicher Erziehung kann keine Rede seyn, wenn man bedenkt daß selbst der Sultan von Tadschurra weder lesen noch schreiben kann. Manche Danakil verstehen Arabisch, aber die wenigsten können lesen und schreiben. Ihr ganzes Studium beschränkt sich auf den Koran, doch soll es in Aussa gelehrte Scheichs geben, welche viele Bücher haben. Es wäre möglich daß seltene arabische Manuscripte sich dort erhalten hätten. Doch ich muß mit Vorsicht davon reden, da meine Erwartungen in dieser Beziehung meistens getäuscht worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Bergen der Volsker.

(Von Ferd. Gregorovius.)

(Schluß.)

Am Eingange der Epheustadt ragt noch das Castell auf, einst Sitz der Barone, in dessen Thurmverließen die Opfer des Feudalismus schmachteten. Malerisch steigt der Thurm empor, viereckig, aus rothen und festen Ziegeln gebaut, so fest wie die Torre delle Milizie in Rom, und wie es scheint aus derselben Periode. In seinen Ritzen wohnt der Ruinenvogel, und um seinen zerfallenen Kamm, auf dem hoch ein Wald von Sträuchern schwankt, kreisen die schrillenden Falken. Er steht ganz nah an einem ziemlich großen Weiher, der hier wie ein sypsischer Sumpf am Eingang der Todtenstadt sich verbreitet. Ihn umkränzt hohes Schilf. Das ist hier ein mythischer Sitz, wie aus der Schattenwelt des Aeneas oder Ulyß. Der finstere Thurm und andere Ruinen werfen ihr zitterndes Bild auf das stille Wasser des Sumpfs. Das Schilf rauscht so schwermuthsvoll. Manchmal schluchzt tief in ihm die Stimme eines Wasserhuhns auf, wie die Seele eines Abgeschiedenen, die in diesem Hades wohnt und nach oben verlangt. Du sitzest auf Trümmern und blickst in dieß grüne Geisterreich, dann empor zu den blauen entzückenden Bergen, dann über die pontinischen Sümpfe in das abendsonnige Meer, dem funkelnd das Cap der Circe sich entschwingt. Sollte wohl die Zauberin Circe ihr Schloß drüben verlassen haben? Wohnt sie vielleicht jetzt in Nymphä? Wurde sie zur Epheukönigin? So viel Epheu ist hier — mir schien es als sey dieß Nymphä die Epheu-Rüstkammer Italiens, und als versorgten von hier die Epheugeister der Geschichte alle Ruinen dieses herrlichen Landes mit ihren Ranken.

Man muß hier sitzen, wenn der Abend diese Epheuhallen und jede Ruine erst in Purpur, dann in Gold taucht, und Berge, Meer und Cap der Circe mit unsäglichem Farbenduft umstrahlt — doch ich will davon nichts sagen, noch es schildern, wie dieß Feenmärchen sich gestaltet, sobald der Mond darin zu wandeln beginnt.

Aus dem Weiher stürzt der Quell Nymphäus. Er scheint hier seinen Ursprung zu nehmen, und plötzlich bringt er einen überraschenden Gegensatz jungen, brausenden Lebens in diese grüne Gräberwelt. Denn mit der stürmenden Gewalt des Bergbachs sprengt er an den Ruinen entlang, jagt, wie von Dämonen geschreckt, wie beflügelt, als wollte er den Todesschlingen des Epheu entrinnen, durch die Gräber, und gleich einem lebendigen Wesen ist er anzusehen, wenn er so blitzend und schäumend durch die weiten pontinischen Sümpfe dem Meer zufliegt. Er treibt am Weiher von Nymphä eine Mühle, die in einem Bau des Mittelalters eingerichtet ist; denn ein Theil von ihr ist alten Stils mit gothisch-römischen Säulenfenstern. Auf dem Speicher daran steht geschrieben, daß Franciscus Gaetani, Herzog von Sermoneta und Herr von Nymphä, ihn und den Eingang in den Ort, sammt den Mühlen im Jahr 1765 erbaut habe.

Die Familie Gaetani, der das nahe Sermoneta gehört, ist also im Besitz des wunderbaren Nymphä. Die Geschichte der Stadt ist ziemlich dunkel: ich weiß nicht einmal zu sagen wann sie in Trümmer gieng. Im Alterthum soll dort das Nymphäum, ein Nymphentempel an der Quelle und dem See gestanden haben, und ohne Zweifel war dieß Local den Nymphen geheiligt, von denen es denn auch seinen schönen Namen erhielt. Denn so nymphenhaft ist die Stelle, daß man ihr diesen Namen sofort geben würde, wenn er ihn

nicht schon trüge. Wer hier wandelt, ruft sofort die Geister herbei, und er glaubt sich wirklich umschwärmt von Wassernixen oder Feen. Es ist so ganz ein classisches Naturmärchen, wie ich es nirgend in der Welt gesehen habe.

Die Berichte der Kirche sagen, daß an der Stelle des Nymphentempels die Kirche des Erzengels Michael von den Christen gebaut wurde. Mehrmal wird Nympha in der Geschichte des Mittelalters genannt. Ein berühmter und großer Papst, Alexander III, wurde sogar hier consecrirt, am 20 Sept. 1159, nachdem er bald nach seiner Wahl aus Rom vor dem Gegenpapst Victor hatte fliehen müssen. Dann zerstörte Friedrich I Nympha. Aber es blieb noch nicht in Ruinen, denn noch im Jahr 1216 stiftete der Cardinal Ugolino, nachmals Gregor IX, hier die Kirche der heiligen Maria vom Myrtenberg, S. Maria del Mirteto. Die Ritter vom Orden des Lazarus wohnten in Nympha. Im Jahr 1300 brachte Bonifacius VIII die Stadt an seine Familie Gaetani, und vielleicht war sie damals schon verlassen. Vielleicht vertrieb der Feind, oder das Sumpffieber die Einwohner nach Norma hinauf. Kurz, ich weiß nichts von der Zeit des eigentlichen Verfalls, und auch dieß geheimnißvolle Schicksal verstärkt den märchenhaften Zauber, der über dem schönen Nympha schwebt.

Am folgenden Morgen mietheten wir Maulthiere in Norma, um nach dem alten berühmten Cori oder Cora zu reiten, welche Stadt man in drei starken Stunden erreichen kann. Ein Fahrweg führt in der Tiefe dorthin, Nympha vorbei, aber wir zogen es vor den kürzern und auch schönern Felsenpfad zu wählen, welcher sich über die Abhänge des Volskergebirgs fortzieht. Denn hier ist die Aussicht groß und schön, weil der freieste Blick beständig über die pontinische Ebene und das Meer, bis nach Rom hinüber schweift. Die herrliche Frische des Morgens, der klarste Himmel des Septembers machten diesen Ritt entzückend genug, obwohl die Berge, an denen wir hinzogen, einförmig und ohne Leben waren, es sey denn daß die und da Schafhirten sich versammelt hatten ihre Heerden zu mellen, den frischen Käse am Feuer zu bereiten, oder aus Ginsterzweigen ihre conischen Nomadenhütten zu errichten.

Wenn man nun so von oben in diese weite, sonnige pontinische Landschaft blickt, und zumal gegen den lateinischen Strand Roms gewendet, wo das uralte Ardea im Land der Rutuler liegt, so ruft die poetisch erregte Phantasie gern die Gestalten aus dem Virgil herbei. Denn dort ist das Land des römischen Troja, dort ist die Scene der Heldenkämpfe der Aeneide, und wir sehen über den Wiesenplan oder durch die volskischen Wälder die schöne Amazone Camilla jagen, die Heroin des Volkerlandes:

> Hos super advenit Volsca de gente Camilla,
> Agmen agens equitum, et florentes ære catervas,
> Bellatrix.

Die Schilderung ihres Todes und das tragische Geschick von Evanders Sohne Pallas sind die schönsten Blumen in dem Gedichte Virgils. Man muß die melodischen, ätherklaren Verse der Aeneide auf dem römischen Gefilde lesen, um ihren Zauber erst ganz zu empfinden. So verklärt ruhig, so voll ernster Schönheit ist die Poesie Virgils, wie die Campagna von Rom. Dieß unsterbliche Poem wird als das Seelenhafteste was von der Römerwelt übrig blieb, durch alle kommenden Jahrtausende diesen Bergen, diesen Wäldern und Fluren Begeisterung verleihen. Turnus, Mezentius, Lavinia, Ascanius, und der treue Achates... ja hier leben sie.... und welches Gefilde, so groß, feierlich, so episch und homerisch, wie nur jenes am Stamander seyn kann, oder wahrscheinlich erhabener. Denn kann es überhaupt etwas erhabeneres geben als das Feld von Rom und sein Meergestade?

Es ist schön, wie sich durch die Virgilischen Erinnerungen Troja und Hellas in dieß Local der Uransänge Roms hinüberziehen. Die Atmosphäre wird dadurch hellenisch, und immer mehr, je näher man an Cori kommt. Denn diese Stadt ist alt, und gehört der uritalischen, oder pelasgischen Mythe an. Rom heißt ewig, nicht seines Alters wegen, denn die meisten Städte der Campagna sind viel älter, und nun gar Cori, welches nach den Berechnungen antiker und moderner Topographen eine der ältesten Städte der Welt ist, 1470 Jahre vor Christi Geburt gebaut, also sieben Jahrhunderte vor Rom.

Auf diesem classischen Boden läßt man sich gar zu gern die Mythen gefallen, die von der Entstehung des alten Cori sprechen. Der Trojaner Darbanus, Sohn des Corytus, Königs von Italien, und der Electra, einer Tochter des Atlas, gründete diese Stadt, dann floh er, ein Brudermörder, vor Siculus und seinem Vater nach Asien, wo er Dardania gründete, das erst von seinem Enkel Tros Troja genannt ward. Diese Mythe läßt sich gut hören, wenn man eben von dem darbanischen Cori auf das Gefilde hinunterblickt, wo einst Laurentum stand, und wo Aeneas Neu-Troja und Lavinia gründete. Im siebenten Buch der Aeneide (Vers 670 und folgende) kommt der Name Coras vor:

> Tum gemini fratres Tiburtia moenia linquunt,
> Fratris Tiburti dictam cognomine gentem,
> Catillusque acerque Coras, Argiva juventus.

Die drei Brüder Catillus, Coras, Tibur oder Tiburtus waren nämlich die Söhne des Amphiaraus von Argos; aus Griechenland nach Italien gekommen, gründeten sie Tibur oder Tivoli. Und Coras soll wieder Cora erbaut haben. Dieß ist die zweite Mythe von der Entstehung dieser Stadt.

Da liegt sie vor uns, wie eine Pyramide von Häusern auf einem Berg errichtet; auf dem Haupt tragend die graziösen Reste des Herkulestempels in dorischem Styl, zu den Füßen Blumen- und Fruchtgärten, Oliven und Wein. Die heutige Stadt hat gegen 5000 Einwohner. Es ziemt ihr wohl, daß kein Baron oder Prinz sich ihren Titel hat anmaßen dürfen, denn seit mittelalterlichen Zeiten ist sie ein Lehn des „römischen Senats und Volks," ein Kammergut der Stadt Rom — in der That eine herrliche Besitzung.

Ich werde den Leser nicht mit der Beschreibung der Ruinen von Cori ermüden, denn es hat deren genug. Aber wohl verdienten die uralten cyclopischen oder pelasgischen

Mauern eines Blicks, die an vielen Stellen in der Stadt selbst sichtbar werden, und die man mit den Mauern des alten Mycene oder Tyrinth vergleicht. Sie stützen noch die Acropolis, das Haupt der Stadt; und wenn man dort emporklimmt, findet man sich voll Ueberraschung vor dem Rest des Peristyls eines Tempels welcher völlig griechisch erscheint. Es ist ein kleiner, graziöser Bau dorischer Art, sehr wohl erhalten; die blaugraue Farbe, welche das Travertin der Säulen angenommen hat, sieht schon alterthümlich aus. Man nennt diesen Tempel vom Herkules, aber wahrscheinlich ohne Grund. Castor und Pollux, Fortuna und Diana, die Göttin der pontinischen Jagdgefilde, Sol, Janus und Aeolus, Apollo und Aesculap hatten in Cori ihre Tempel. Man zeigt noch tiefer unten vier schöne korinthische Säulen, welche in einem Haus eingemauert sind, und schreibt sie dem Tempel der Dioscuren zu. Reste von Bädern und Cisternen, eine gigantische römische Brücke über den reißenden Bergbach, der von Cori herunterbraust, andere zerstreute Alterthümer mögen den Wanderer angenehm unterhalten.

Das Mittelalter ist auch hier schwach vertreten. Der Dom S. Pietro, in den Trümmern jenes Herkules-Tempels gebaut, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen ist die alte Kirche S. Oliva wegen ihrer Architektur der Beachtung werth. Indeß alle diese Trümmer, was sind sie gegen den hinreißenden Blick auf die Maritima, den man überall in Cori genießt? Es verlohnte sich wohl hier Sommers zu leben. Die Luft ist balsamisch und kühl, der Wein ist köstlich, und die Früchte sind in solcher Fülle vorhanden, daß ich für einen Bajocco 26 frische Feigen erhielt. Es ist auffallend daß Cori von den Römern gar nicht besucht wird. Sie ziehen es vor in das städtische Albano und Frascati zu ziehen, und die wenigsten von ihnen kennen die Reize ihrer eigenen Campagna. Gibt es ein herrlicheres Leben als die Gebirge der Sabina, der Herniker, der Volsker zu durchstreifen, und in der unverfälschten Natur seinen Geist zu stählen?

Ich verließ Cori, zu Pferde steigend, um nach Velletri zu reiten; und wie in Nympha, so gelobte ich auch hier, wiederzukehren, und in dieser classischen Stille den Musen zu leben. Und so scheiden wir vom Gebirg der Volsker bis auf Wiedersehen.

Die Sonne ein in Verbrennung begriffener Körper.

Betrachten wir die Sonne näher vermittelst des Fernrohrs, so finden wir bekanntlich selten oder vielleicht nie eine zusammenhängende gleichmäßig helle Scheibe, sondern oft schwarze, meist rundliche und langgezogene Löcher in derselben, umgeben von einer in düsterem Licht erscheinenden Umrandung, welche die Dicke der Sonnenlichthülle bezeichnet, was bei Seitwärtsstellung der Sonnenflecken unzweifelhaft zu erkennen ist; zuweilen finden sich auch brückenartige leuchtende Verbindungen in denselben. Diese Flecken müssen einen örtlichen Ursprung auf dem durch dieselben sichtbaren dunkeln Sonnenkörper haben, da sie fast nur um den Sonnen-Aequator, und zwar mehr auf der nördlichen als auf der südlichen Halbkugel, in einer Verbreitung von ungefähr 30 Grad, und wie es scheint an bestimmten Orten, auftreten; sie drehen sich mit der Sonne, erscheinen, wiewohl meist in veränderter Gestalt, nach 25½ Tagen wieder, und sind oft von enormer Größe, während sich auf der Lichthülle noch sogenannte Sonnenfackeln, Lichtanhäufungen, gleichsam Lichtgebirge, bilden. Diese Revolutionen, schon in Andetracht daß sie eigenthümlich locater Natur sind, müssen und können nach den auf Erden bekannten physikalischen Gesetzen, die wir dreist auf den Himmelsraum ebenfalls beziehen — da er uns bisher keine Ausnahme, sondern volle Uebereinstimmung gezeigt hat, und in den Meteorsteinen uns der Beweis geliefert wird daß die Grundstoffe der Erde wenigstens eine weite Verbreitung haben — durch weiter nichts als durch Gasentwicklungen aus dem Sonnenkörper erklärt werden; sie deuten, wie ein Blick durch das Fernrohr zeigt, auf einen heftigen Combustions-Proceß, der leicht aus folgendem erklärlich wird. Der immense Druck des großen Sonnenkörpers auf seinen Mittelpunkt, unaufhörlich Wärme erzeugend (freinachend) gleich wie dieselbe auf Erden auch in einer Progression nach dem Mittelpunkte hin zunimmt, seine kohlschwarze Farbe, das Beiseitedrängen der Lichthülle und ihre Ueberlagerungen in Folge der sich Bahn gebrochenen Gaseruption, die rosarothen Dampf- oder Gasausströmungen, welche sich bei totalen Sonnenfinsternissen noch weit vom Sonnenkörper auswärts erstrecken, und wahrscheinlich aus den Flecken (Oeffnungen im Lichtmantel) aufsteigen, sprechen sattsam genug nicht bloß für eine solche Annahme, sondern sie steigern dieselbe zur Gewißheit. Der Sonnenkörper, einschließlich seiner Hülle, würde ungefähr viermal leichter als Erdenstoff seyn, der innere feste Kern, den wir in seinen Umrissen nicht sehen können, muß jedoch eine größere spezifische Schwere haben. Von außen kann die Sonne unmöglich die enorme Zufuhr von Brennmaterial empfangen, denn sie steht isolirt — was sind ihre Planeten gegen ihr eigenes Gewicht! — sie muß daher aus und von sich selbst zehren; die durch den vorangedeuteten mächtigen Druck aus festen Stoffen erzeugten Gase — welche wir zwar nur in den seltenen Fällen totaler Finsternisse wirklich sehen, aber immer aus ihren Wirkungen folgern müssen — strömen aus längst gebildeten Schlünden — in einem Gürtel der Bahnlinie der Planeten gegenüberliegend! — aus, scheinen sich da zu entzünden am Sauerstoffe der um die Sonne gelagerten großen, selbstverständlich vorhandenen und bei Finsternissen sogar erleuchtet sichtbaren, Luftatmosphäre, genau an der Stelle wo wir die Feuererscheinung erblicken, und zwar noch unvollkommen in den Penumbren, am stärksten an der äußersten Gränze, da wo die vollkommene Lufttberührung stattfindet, ganz in derselben Art als ein von heftigen, anfangs unvollständig mit Sauerstoff sich mengenden, Gasausströmungen zehrendes irdisches Licht auch nicht bis zu deren Quelle dringt. Folgerecht sind wir gezwungen anzunehmen daß

größere Planeten in Folge des größeren Druckes mehr Eigenwärme besitzen und sich hinwiederum auflockern werden, was bei großen Entfernungen von der Sonne den Organismen auf denselben zu statten kommt, und daß der bereits nachgewiesene, dünne Weltäther ähnlich zusammengesetzt sey wie unsere irdische Atmosphäre, weil bei der schnellen Bewegung der Himmelskörper fortwährend eine Mischung beider, ein Aufnehmen und Fallenlassen vor sich geht; daß Kometen nur Cumulationen des Aethers (der atmosphärischen Luft) seyn mögen, und ihr ganzes Verhalten hieraus zu erklären seyn wird (?) Was übrigens die größte Eigenthümlichkeit des Sonnenlichtes, seine chemische (photogenische) Kraft anbelangt, so resultirt solche doch gewiß nur aus den dem Sonnenkörper eigenthümlichen, der Verbrennung unterliegenden, wahrscheinlich auch metallischen Stoffen. Wir haben jene Wirkung bereits bei irdischen Verbrennungsprocessen künstlich hervorgebracht, und es dürfte der Mühe werth seyn als Analogon den jedenfalls kostspieligen, aber interessanten Versuch in Beziehung auf den Pflanzenwuchs mit einem kräftig chemisch wirkenden Licht anzustellen, wozu das kürzlich von Schnauß empfohlene sich eignen möchte. Zehrt aber die Sonne, so wird sie kleiner werden, wiewohl bei ihrer großen Masse und nach den bisherigen verhältnißmäßig kurzen, unvollständigen Erfahrungen, unbemerkt. Die in den Himmelsraum in Gasform gelangenden Stoffe, sie können wieder zur Bildung von Aerolithen Veranlassung geben und ihre Vergrößerung bewirken, da ja kein Atom verloren gehen kann. Die netzartige Structur der Meteorsteine und deren durch unregelmäßigen Zuwachs erfolgte Bewegung spricht dafür. Wir werden uns von der Sonne, da sie immer weniger gegen uns zu gravitiren vermag, allmählich entfernen, womit wir zusammenhalten: die frühere große Erdwärme, die gradatim eintretende Verlängerung unseres Jahres. Die verschiedene Farbe der neben einander vorkommenden rothen, gelben, bläulichen, grünlichen Fixsterne, wie könnten wir sie einer andern Ursache zuschreiben als einer Verschiedenheit der zur Unterhaltung ihres Lichtes dienenden Stoffe? Andere Sonnen sollen bereits ihrem Schicksal erlegen und erloschen, einige neu aufgetreten seyn, sich entzündet haben, wieder andere zeigen einen periodischen Lichtwechsel, den wir nicht aus dem widernatürlichen Umkreisen großer dunkler Körper zu erklären brauchen, sondern einfach aus ihrer Achsendrehung mit noch größeren stabilen Unterbrechungen der Lichthülle, als sie bei unserer Sonne vorkommen (Regelmäßigkeit des Lichtwechsels).

Ein Aufenthalt am Hofe Mir Ali Murads.

(Aus dem Athenäum.)

In dem Gedanken eines Aufenthalts an einem orientalischen Hofe liegt etwas eigenthümlich verführerisches. Man erinnert sich dabei unwillkürlich an Harun Alraschid, an die Palmen und Wohlgerüche, die Harems und Rosen, an die durchbrochenen Silberarbeiten und die kostbaren Feste. Allein im Morgenland ist alles dem raschesten Wechsel unterworfen. Prinz Nadir stellt kein Bogenschießen im Walde mehr an. Er zerschmettert jetzt lieber Flaschenhälse mit Büchsenkugeln, und läßt sich von London 20 Vogelflinten kommen. Mir Ali Murad gerieth auf der Heimreise aus England zu Triest in Widerwärtigkeiten, und sendete nach einem Parlamentsmitglied und Ex-Capitän der Cavallerie, um ihm aus der Patsche zu helfen. So geschah es daß Capitän Langley, der Indien nicht mehr besuchen wollte, und dessen Werke: Narrative of a Residence at the Court of Meer Ali Moorad; with Wild Sports in the Valley of the Indus, wir die folgenden Stizzen entnehmen, den Weg über See und Land nach Sindh nahm, und sich im Monat November in Bombay befand. Dort sah er bei einem Gastmahl den Osten und Westen in Scherbet und Champagner-Gläsern in einander fließen. In Kurrratschi wohnte er einem Büchsenschießen bei, das Mibledou Common Ehre machen würde, und endlich langte er in der Hauptstadt Mir Ali Murads an. Hier, in Limonen-, Orangen- und Mango-Gärten, umgab den Prinzen, als er in seinen Palast hinaustritt um rostgebratene Rebhühner, Schweinswild und Pilau zu schmausen, noch die ganze Herrlichkeit asiatischen Glanzes. Er machte dem Capitän Langley ein herrliches turkmenisches Pferd zum Geschenk, das acht Stunden lang fast in einem Athem galopirte — eine Großthat die von allen Reitern gepriesen werden wird, mit Ausnahme derer von Alexander Dumas' Schöpfung, die schneller als Wind und Blitz in ununterbrochenem Galopp von Paris nach Strasburg rennen. Das Sindhpferd wird mit Korn, Mehl und Butter gefüttert. Der Prinz unterhielt auch Esel aus Chorassan, weiße, kostbare und höchst nützliche Thiere. Unter seine Jagdfreuden gehörte die Hasenjagd mit Falken. Capitän Langley erfreute sich einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Unterhaltungen, sey's in Palästen, Gärten oder auf Jagdgründen, zuweilen auch auf Reisen mit einem ungeheuren Lagertroß. Von den süßeren Vertraulichkeiten der Gesellschaft war er natürlicherweise ausgeschlossen, allein eine Freundin schilderte ihm die Familie des Emirs: die schöne junge Prinzessin, welche seit dem Tage nach ihrer Heirath nie von ihrem Herrn gesehen worden war; die gewichtige Mutter, die eine zu schwere Last selbst für ein Kamel wäre, die anmuthigen Sklavinnen, welche mit den Papagaien aufstanden, glänzend wie sie selbst, und ihre zarten, obgleich zuweilen streugen, Gebieterinnen bedienten.

„Um 11 Uhr etwa streckten sich die Frauen auf Tschárpoys (einer Art Canapee) aus; ein Sklavenmädchen schwang den Fächer über ihnen; ein andres rieb und pätschelte ihre Fußsohlen um den Schlummer zu befördern, und bald waren sie dann im Lande der Träume, worauf die Dienerinnen ihrem Beispiel folgten. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags standen sie auf, nahmen ein Bad und begannen ihre Toiletten. Dieser Proceß war ein sehr umständlicher, und nahm volle drei Stunden in Anspruch, denn die Frauen des Morgenlandes lieben Kleider und Schmuck ebenso sehr wie ihre abendländischen Schwestern. Ihr Haar wurde von den Handmädchen, die eine große Freude an diesem Geschäft zu haben

schienen, gekämmt und geflochten. Die Kämme waren aus Sandelholz verfertigt, und sehr wunderliche Dinge, entsprachen aber ihrem Zweck vollkommen. Das für ihr Haar gebrauchte Oel ist dasjenige welches man aus Senfkörnern gewinnt, deren ranzigem Geruch einigermaßen, wenn auch nicht ganz, ein starker Parfüm, mit dem es zu Toilette-Zwecken benutzet wird, das Gegengewicht hält. Rosen-Attar ist vielleicht ein zu zarter Parfüm für Beludschi-Nasen, denn meine Auskunftgeberin sah solches nie in Kheirpur, wohl aber Sandelholzöl in großer Menge. Moschus wird ebenfalls hoch geschätzt, wie Rosenwasser, Jasmin-Essenz und Orangeblüthen. Die Damen sind ferner auch Freundinnen der wohlriechenden Harze, die zuweilen in ihren Wohnungen verbrannt werden. Unter ihren Toilette-Gegenständen haben sie mitunter auch eine süßriechende Seife für die Hände, Dwpteneh genannt, welche aus Limonenblüthen, Limonenschalen, Sandelholz, Zibeth und Weihrauch, in Rosenwasser präparirt, gewonnen, aber selten gebraucht wird. Große Mengen Rosen-Conserve werden in jeder Familie bereitet, und die Damen betrachten sie als ein unfehlbares Heilmittel gegen alle unbedeutenderen Uebel."

Die zweite Frau des Emirs war von solchem Umfang, daß „kein Elephant je einen Fangzahn hervorbrachte aus dem man ein Armband für sie verfertigen konnte," was zeigt wie schön, fett und glücklich ein Weib im Thale des Indus sein kann. Den Emir selbst betreffend, so sagt uns Capitän Langley daß derselbe keine Kosten spare um eben so schwer und leibhaft zu werden wie seine vollwichtige Gemahlin, obgleich er die Angabe bezweifelt daß jedes auf seinen Jagdgründen getödtete Wild dem Volk auf 800 Rupien zu stehen komme.

Indeß auch dieser Theil Indiens hat seine Kehrseite. „Zuweilen, sagt Capitän Langley, wendet man die Folter an um Geld von denen zu erpressen welche ihren unehrlichen Gewinn nicht herausgeben wollen, oder um Geständnisse in Criminalfällen zu erzwingen. Man legt den Delinquenten dann auf ein Tscharpoy, bindet seine Füße unten mit einem Seil so fest als möglich zusammen, und verursacht ihm dadurch einen empfindlichen Schmerz. Genügt dieß nicht um ihm ein Geständniß zu entlocken, so wird Wasser über die Seile gegossen, wodurch diese dergestalt einschrumpfen, daß sie dem unglücklichen Dulder bis auf den Knochen einschneiden, und einen solchen Schmerz verursachen, daß der arme Tropf gern all sein Geld herausgibt, oder alles bekennt was man von ihm herauspressen will; hin und wieder bekennt er sich, wie man denken kann, zu einem Verbrechen das er nie begangen hat, weil er physisch außer Stand ist die ihm aufgelegte Pein länger zu ertragen. Eine andere Folterungsart besteht darin daß man einen brennend heißen Ladstock zwischen die Schenkel eines Mannes bringt während er mit seinen Daumen an einem Balken hängt. Die gewöhnlichere Art indeß ist die daß man einige Käfer von einer eigenthümlichen Art in einer Tasse fest auf den Nabel des Opfers bindet. Die Käfer fangen dann augenblicklich diesen Theil zu benagen an, fressen sich fast in die Eingeweide des Unglücklichen ein, und verursachen ihm dadurch einen solchen Schmerz und Schrecken, daß er in wenigen Minuten nachgibt.

„Gib einem Sindhi zuerst einen Fußtritt, und dann ertheil' ihm deine Befehle," ist ein Sprüchwort in dem Lande, so daß einige dieser Härten nicht so unverzeihlich seyn dürften als sie scheinen. Jedenfalls gibt es da keinen Classen-Unterschied.

„So ungeheuerlich es scheinen mag, so ist es doch nichts ungewöhnliches daß selbst hohe Staatsdiener an einheimischen Höfen eine Tracht Prügel erhalten; der gegenwärtige Muktyar Kar Sr. Hoh. Mir Ali Murads hat bei zwei Gelegenheiten „den Pantoffel gegessen," und ich zweifle nicht daß er ihn verdient hat. Wenn der Mir zu Difchi mit seinem Gefolge ausgeht und bis 9 oder 10 Uhr schießt, dann kehrt er zum Frühstück zurück, worauf er einen Durbar im Landey hält, über den, wenn er gut mit Wasser besprengt wird damit der Staub sich legt, ein großer Strandschi, oder baumwollener Teppich, ausgebreitet und an dessen oberes Ende ein Tscharpoy mit einem Paar Kissen, um ihm ein thronartiges Aussehen zu geben, gestellt wird. Auf diesem Tscharpoy nimmt der Mir Platz, seine Höflinge kauern sich auf den Teppich nieder, die begünstigteren in der Nähe Sr. Hoheit, die weniger in Ehren gehaltenen in einiger Entfernung. Eine oder zwei Bittschriften werden vielleicht vorgelegt. Ist dem so, dann läßt der Mir sein Auge über ein halbes Duzend Zeilen schweifen, sagt den Betreffenden ihre Sache werde später untersucht werden, und schiebt die Bittschriften unter das hinter ihm befindliche Kissen. Die Musikanten erhalten nun Befehl zu spielen und zu singen, worauf der Emir sich zurückzieht um seine Siesta zu halten, und die ganze Dienerschaft, und wer sonst da ist, fängt ebenfalls an ein Schläfchen zu machen, denn es ist während des Schlummers des Souveräns kein Lärm gestattet. Ist der Mir aufgestanden, so nimmt er ein Bad und kleidet sich an, bringt hierauf noch einige Zeit mit Scheibenschießen zu, oder läßt sich einige Hunde zur Besorgnig vorführen, oder besucht einige der jungen auf Rebhühner oder Krähen abgerichteten Falken, welche für solche Zwecke in Bereitschaft gehalten werden."

So sehr Capitän Langley vom Emir bezaubert war, so wenig war er es von den Kindern desselben: „Als eine Probe von ihrer Lebensweise will ich erwähnen daß ich eines Morgens einen Besuch bei Mirs jüngstem Sohn machte, als sein älterer Bruder Mir Schah Nowas vom Jagen nach Hause kam. Er erkundigte sich zuerst nach der Gesundheit seines Bruders, der an einem starken Absceß litt, und äußerte dann einige Worte in Sindhi, worauf ein hochgewachsener Beludsche, von wildem Aussehen und fast nackt, mit einem eisernen, etwa fünf Fuß langen Spieß ins Zimmer trat, und sich damit vor den Thronerben stellte, für den ich Besorgnig gefühlt hätte wenn die Miene beider Brüder und mehrerer bewaffneten Diener nicht die größte Ruhe verrathen haben würde. Der mittlere Theil der Waffe war, wie ich dann sah, mit einem von Fett triefenden Tuch bedeckt, das der junge Mir aufrollte, und etliche gebratene Rebhühner sowie andere Cawäbs hervorholte, welche einen die Gaumennerven reizenden Geruch verbreiteten. Se. Hoh. ergriff sogleich ein Rebhuhn, nahm es vom Spieß, und fieng an das Fleisch herabzureißen und es

zu verzehren, ohne Brod oder Salz. Als er damit zu Ende war, nahm er einen Mundvoll Waſſer, ſpuckte es auf den Boden aus, und ergriff dann das ſchmutzige Tuch ſeines Pagen, eines Sidi, benützte es als Serviette, gab einen Magenton von ſich ſo laut faſt wie ein Piſtolenſchuß, und ſtieß als Dankgebet nach dem Frühſtück die Worte aus: „Al-humd-o-lillah!“

Eine große Unterhaltung in Kheirpur gab dem Verfaſſer eine neue Anſchauung des Lebens in Sindh. „Nachdem ich, erzählt er, meine Toilette beendigt hatte, mußte ich mich in den Audienzſaal verfügen, wo ich eine Anzahl Gäſte, Verwandte und Freunde der beiden Prinzen, verſammelt fand. Die Prinzen forderten mich auf Platz auf ihrem Tſcharpoy zu nehmen, vor dem ein langer perſiſcher Teppich ausgebreitet war, auf deſſen beiden Seiten die Gäſte kauerten, und die Mitte für die Tänzerinnen frei ließen. Eine Taefa, oder Abtheilung derſelben, trat dann vor, allein die Darſtellung war unbedeutend, und die Tänzerinnen hatten ein nichts weniger als einnehmendes Aeußeres. Eine zweite Abtheilung folgte ſogleich, ſie war der erſteren weit überlegen. Nachdem die Tänze vorüber waren, entſtand ein großes Gelächter, und Mir Schah Nowas, hinausgezeigend, forderte mich auf den dort befindlichen Haufen von Schönheiten in Augenſchein zu nehmen. Es war eine als Weiber gekleidete Abtheilung Eunuchen: häßlichere Zweifüßer hatte ich nie zuvor geſehen.“

Wir führen auf Geräthewohl, zum Nutzen und Frommen aller derer welche im Sommer mit den Schleckereien und Diebereien von Dienern und Kindern zu kämpfen haben, eine Stelle an. Sie bezieht ſich auf ein bei gewiſſen häuslichen Diebsfängern in Kheirpur übliches Stratagem. „Nachdem einer derſelben an ſeines Herrn Kandiszucker, welcher in einem offenen irdenen Gefäß, mit Tabak für die Hukah, Roſen-Confeerve und andern ausgewählten Dingen in einem kleinen inneren Zimmer aufbewahrt war, wiederholte Diebſtähle begangen hatte, ſann der Gebieter auf ein Mittel den Dieb zu entdecken, und that dieß auf folgende Weiſe. Er fieng etwa ein Dutzend Weſpen, ſchnitt ihnen die Flügel ab, und brachte ſie in das Kandiszucker-Gefäß. Das Zimmer war für alle Diener offen, allein nichts ereignete ſich bis zur Abenddämerung. Um dieſe Zeit gieng einer der Diener, angeblich um einigen Tabak für ſeines Herrn Hukah zu holen, in das Zimmer, und ſtieß plötzlich ein furchtbares Geſchrei aus. Der Herr wußte nun ſogleich daß ſein Köder verfangen hatte, eilte daher mit mehreren Dienern ins Zimmer, und ergriff flagrante delicto den diebiſchen Naſcher, der mit einer Handvoll Kandiszucker zugleich ein halb Dutzend Weſpen erwiſcht hatte.“

Eine andere, ebenfalls in dieſes Capitel einſchlagende, ächt orientaliſche Anekdote iſt folgende: „Ich habe noch von einer andern ſcharfſinnigen Weiſe zur Entdeckung eines Naſchers gehört. Der Beraubte trieb einen Pflock in den Fußboden eines dunkeln innern Zimmers, und beſchmierte ihn gänzlich mit einem Präparat von Hing, oder Aſa fötida. Dann verſammelte er ſeine Diener, von deren einem er wußte daß er der Dieb war, und ſagte, nach einer vorläufigen Ceremonie zur Erweckung ihrer Furcht: „Nun geht einzeln in dieſes Zimmer, und greift den Pflock feſt an; der Schuldige wird daran hängen bleiben, die andern brauchen nichts zu fürchten.“ Nachdem die Diener, einer nach dem andern, hineingegangen und zurückgekehrt waren, wurden ihre Hände unterſucht, und alle, mit Ausnahme derjenigen eines einzigen, rochen nach Aſa fötida. Dieſer war natürlicherweiſe der Dieb; denn da er wußte daß er unbeobachtet ſey, ſo hatte er den Pflock, aus Furcht daran hängen zu bleiben, wie man ihn geſagt, nicht berührt. Als man ſein Haus durchſuchte, wurde das geſtohlene Eigenthum darin vorgefunden.“

Das Negerreich Bihé nach Ladislaus Magyars Schilderungen.

Das Reich Bihé zwiſchen 11 und 13° ſüdl. Br. und 16 und 18° öſtl. L. Gr. gelegen, umfaßt einen Flächenraum von etwa 800 Quadrat-Legoas (550 deutſche Quadratmeilen), den etwa 120,000 Kimbunda-Neger bewohnen. Der Koanza der öſtliche Gränzſtrom, und der Kokema ſein linker Nebenfluß ſind die wichtigſten Gewäſſer. Bei einer Erhebung von 6000 Fuß über dem Meeresſpiegel iſt das Klima der dortigen Hochebene geſund, eher kühl als heiß zu nennen, und nicht gänzlich von ſchroffen Wechſeln befreit, denn zur trocknen Zeit (Mai bis September) fällt das Thermometer, welches Mittags auf 20—22° R. geſtanden, Nachts bisweilen auf den Nullpunkt, und die Erde bedeckt ſich mit Reif. Die Regenzeit iſt dagegen viel milder, da die Temperatur nur zwiſchen 18 und 25° ſchwankt.

Die Fauna Bihé's iſt ziemlich reich. Es fehlt dort keins der reißenden Thiere und der Dickhäuter Südafrika's, gefährlich werden aber auch die Bindſchi oder wilden Hunde, von denen auch in Oſtafrika Burton etwas hörte. Sie gleichen in Größe und Geſtalt dem Windſpiel, haben ein bräunlichgelbes Fell, bellen faſt wie der gemeine Hund, ſind aber hurtiger, wenn auch ſchwächer wie dieſer. Dennoch greifen ſie den Löwen an, den ſie, beſtändig in Rudeln auftretend, durch ihre Zahl beſiegen und dann lebendigen Leibes zerfleiſchen und auffreſſen. Von Antilopen und Gazellen ſind mehrere Arten anzutreffen, ferner das Gelenge (Equus quagga) und der Pakaſſa (Bos cafer). Unter den Affen, welche die Eingebornen Sima nennen, ſind die Brüllaffen (Mycetes) und der Bärenaffe (Cynocephalus porcarius) beſonders zu erwähnen. Der ſchönpfeifende aſchfarbige Papagai mit blutrothem Schwanz (Psitt. pulverulentus) und der kleine grüne Perikit (Psittacus passerinus), der kahlköpfige Urubugeier (Vultur urubu) und der aſchfarbige Vultur Papa, mehrere Krähenarten, ein kaffeebrauner Kukuk, rothſchnabelige Löffelreiher, der Jabiru-Storch, Flamingos, Enten und Gänſe, zahlreiche Taubenarten, Pelikane, Pfaureiher, Perlhühner, Faſanen, Wachteln, vier Colibri-Arten (?) und eine Auswahl Singvögel, worunter auch einer als Nachtigall bezeichnet wird, gehören zu den auffallendſten Erſcheinungen der gefiederten

Welt. Von den Fledermäusen nennt Magyar nur den Vampyr. Ferner zählt er auf das Nilpferd, das Krokodil, die Boa, die Klapperschlange, (?) die Vipera atrox, die Brillenschlange und die grüne harmlose Serpens cananea. Die Baumarten bezeichnet er meist mit ihren afrikanischen Namen oder höchstens nennt er das Geschlecht, er spricht auch von Eisenholz, von Teccabäumen und Cedernarten. Jedenfalls ist Ueberfluß an vortrefflichem Bauholz vorhanden. Uebereinstimmend mit Livingstone's Beobachtungen am Schire bemerkt er, „der Anil-Indigo“ [1] bedecke meilenweite Flächen ohne daß er benutzt werde, auch Baumwolle wachse völlig ohne Pflege. Eine Menge Früchte gedeihen wild, aber Magyar nennt uns, mit Ausnahme der Ananas und Banane, lauter afrikanische Namen.

Die Neger welche den westlichen Rand Südafrika's auf einer Ausdehnung von 5 Längen und 5½ Breitegraden bewohnen, gehören zur Kimbundafamilie, die sich in viele unabhängige Stämme spaltet, welche sämmtlich behaupten, vor etwa 300 Jahren von Nordosten her aus dem Innern und zwar aus dem Moropulande nach der Küste hin gedrängt worden zu seyn. Einer dieser Stämme zog unter dem Häuptling Bihé aus und gründete das nach ihm benannte Negerreich. Die Regierungsform dieses Landes ist ein reiner Despotismus vor dem niemandes Leib und Gut gesichert ist. Der Thron erbt auf die Schwestersöhne nach dem Erstgeburtsrecht, weil man bei den lockern Sitten nur von Schwestersöhnen mit Sicherheit wissen kann, daß sie wenigstens mütterlicherseits aus königlichem Blut stammen. Die Fürsten führen den Titel Soma oder Soba. Bei ihrer Beerdigung werden noch jetzt Sklaven geopfert, und ein gleiches Blutopfer muß jeder neue Fürst darbringen, bevor er anerkannt wird. Daher gibt es auch nach jedem Thronwechsel einen Probefeldzug, damit der neue Soba die gehörige Anzahl Gefangener heimschleppen kann. So schauerlich aber ist der rohe Aberglaube des Volkes, daß besonders danach getrachtet wird schwangerer Frauen habhaft zu werden, denen man den Fötus aus dem Leibe reißt, um damit den Fürsten zu salben. Nach dem Opfer erfolgt die Huldigung, worauf der neue Monarch beschwört, die Grundgesetze (Bikola) des Landes anzuerkennen und treu beobachten zu wollen. Die sonstigen gesellschaftlichen Verhältnisse sind bereits so weit entwickelt daß man, abgesehen von einem Zunftwesen und Trennung der Berufsarten, auch einen doppelten Adel kennt, nämlich die Erombe ya Soma oder Personen fürstlichen Geblütes, denen die Officiersstellen im Heer gebühren, und die Erombe ya Sekulu oder die Dorfältesten, welche vom Volk ernannt werden sollten. Der gegenwärtige Monarch Kayaya hat jedoch die Macht dieses Adels gebrochen, das Wahlrecht dem Volk entzogen und seine Günstlinge zu Sekulu erhoben. Am 3 Febr. 1850 ließ er nämlich nicht weniger als 43 Mitglieder des alten plebejischen Adels vor seinen Augen durch Gift hinrichten, und vergebens suchte Magyar durch Bitten und Geschenke wenigstens seinen Freund, den Karawanenführer zu retten, der zu den Opfern zählte. Außer dem allgemeinen Heerbann, der bei einem feindlichen Angriff aufgeboten wird, gibt es eine stehende Armee, die Elephantensöhne genannt, welche dem Monarchen ohne Sold aber für die Hälfte der Kriegsbeute dienen.

Die Frau ist das käuflich erworbene Eigenthum des Mannes und wird von ihm nicht hart behandelt, obgleich sie ihrerseits die eheliche Treue sehr schlecht beobachtet. Ehebruch wird jedoch nur an dem Ehebrecher und zwar in Geldeswerth gebüßt, so daß sehr oft die schmutzigen Afrikaner aus Habgier ihre Weiber zum Ehebruch abrichten und ihnen sogar Antheil am Gewinn der Geldbuße versprechen. Magyar behauptet daß die Zahl der Frauen viel größer sey als die der Männer, was die Polygamie örtlich rechtfertigen möchte, auch ist der Preis der Frauen sehr gering, nämlich 10 Ellen Zeug für die Eltern und ein Paar Ellen für die Braut selbst. Der Mann wohnt entweder täglich oder wöchentlich wechselnd der Reihe nach bei seinen Frauen, von denen jede eine abgesonderte Hütte besitzt und während seines Verweilens für den Unterhalt des Mannes sorgen muß, weßhalb sie auch aus Faulheit es gern sehen, wenn sich ihre Zahl vermehrt. Die älteste Frau heißt Niembo und genießt im Hause eine etwas größere Autorität. Die Mädchen heirathen schon im Alter von 12 Jahren, und sind daher mit 25—30 Jahren schon so völlig verwelkt daß die Männer nicht mehr mit ihnen umgehen. Die Ehen sind ziemlich fruchtbar, und die Weiber gebären so leicht daß Schwangere oft mit Karawanen ziehen, und wenn die Entbindung naht, nur absteis gehen um bald darauf mit dem Neugeborenen sich wieder anzuschließen, ohne daß dadurch ein Zeitverlust der Karawane verursacht wird. Bis zur Mannbarkeit gehen Buben und Mädchen völlig nackt, um die sittliche Aufführung der erwachsenen Töchter kümmert sich aber niemand, besonders da auch die Ehemänner nicht nach der Keuschheit ihrer Bräute fragen. Auf diesen wilden geschlechtlichen Verhältnissen beruht es daß der Ehemann über die von seiner Frau gebornen Kinder selbst während der Minderjährigkeit eine väterliche Gewalt besitzt, sondern diese vom mütterlichen Oheim als Paterfamilias ausgeübt wird, den die Neffen auch beerben. Das Loos der Sklaven ist kein hartes, denn der Eigenthümer übt über sie nur eine patriarchalische Gewalt aus. Wollte er Strenge walten lassen, so besitzt der Sklave eine sehr bequeme Waffe: er flieht entweder außer Landes, oder begibt sich zu einem mächtigen Herrn, dem er ein Stück Vieh tödtet oder sonst eine Beschädigung zufügt, weil dieser dann das Recht hat, ihn selbst als Schadenersatz zu behalten. Wird jemand wegen Schulden oder wegen eines Vergehens verfolgt, so braucht er sich nur zu einem mächtigen Herrn zu retten und sich zu seinem Sklaven zu erklären, um jeder Nachstellung zu entgehen.

Ihre Kriegszüge gegen Nachbarn werden stets in der trockenen Jahreszeit ausgeführt, und da man selbst in Südafrika Vorwände gebraucht, Regenmangel oder Seuchen, die in Folge einer Zauberei der Feinde entstanden seyn sollen, als casus belli erklärt. Der Monarch verkündet nun dem Adel seine Absichten, aber nicht immer ist dieser gehorsam,

[1] Anil heißt im spanischen und portugiesischen Indigo, und warum sich Magyar des obigen tautologischen Ausdruckes bedient, ist nicht zu errathen.

besonders wenn der Feldzug wenig Beute verspricht. — Geld im strengen Wortsinne gibt es nicht, als Zahlungsmittel dienen europäische Erzeugnisse, namentlich Zeuge. Die Kleidung besteht nämlich aus faltenreichen, togaartigen Gewändern bei den Frauen, beschränkt sich aber bei den Männern gewöhnlich auf einen kurzen Lendenrock. Auch Sandalen sieht man, und turbanartig gewundene Tücher dienen als Kopfbedeckung. Da die Neger außerordentlich viel auf reichliche und schöne Kleidung halten, so ist auch an ihrer Bildungsfähigkeit nicht zu zweifeln. Ihr Bedarf an Kattun führt ihre Karawanen nach Benguela, und die Karawanen wiederum genießen verhältnißmäßig eine ziemliche Sicherheit, weil alle Stämme aus der ungestörten Fortsetzung des Handels ihren Nutzen ziehen. Sklaven sind, wie früher bemerkt wurde, wohlfeil. Man erhält vollkommene Exemplare beiderlei Geschlechts für 35—40 Ellen Kattun, und nicht mehr wird für einen Ochsen gezahlt. Gegen Osten gehen die Karawanen bis in die Nähe des indischen Oceans, und von dem Moropu-Reiche sollen sie sich angeblich gegen Norden und Süden innerhalb zwanzig Breitengraden bewegen. Seitdem der Sklavenhandel aufgehört hat, sind Elfenbein, Rhinocereshörner und Wachs die besten Rimessen gegen europäische Waaren. Außer etlichen Hülsenfrüchten wird hauptsächlich Mais, der das 180-, bisweilen das 200 Korn gibt, und Manjok gebaut. Gemüse und Obst werden nirgends, wohl aber vortreffliche Tabakforten gezogen, die nach Magyars Versicherung den besten amerikanischen Blättern an Güte nicht nachstehen sollen. Das Vieh bleibt ohne alle Hut und Pflege. Den Ochsen einzuspannen hat man noch nicht versucht, und den Genuß von Milch hält das abergläubische Volk für sündhaft. Die Bienenzucht wird nicht sehr eifrig betrieben, da der Bienenkukuk die Neger gelegentlich mit Honig versorgt; doch werden bisweilen in den Wäldern, genau so wie Burton es in Ostafrika sah, ausgehöhlte Baumröhren aufgehangen, in denen sich rasch Bienenschwärme niederlassen. Ihre Jagden sind Treibjagden, das Treibergeschäft aber überläßt man dem Feuer, indem man das dürre Steppengras bogenförmig anzündet und die Oeffnung durch eine Jägerkette schließt. Löwen, Leoparden und Unzen, die bisweilen mit den Hasen und Antilopen hervorbrechen, verkaufen aber ihr Leben oft sehr theuer. Der Fischfang in den Gewässern wird weder mit Angeln noch mit Netzen betrieben, sondern man stellt Reußen aus, oder Körbe mit mehrern trichterförmigen, stromaufwärts gestellten Oeffnungen, in welche der Fisch wohl abwärts, aber dann nicht mehr aufwärts schwimmen kann.

Die Libata oder Burgen zählen im Durchschnitt 80 bis 160 Bewohner, doch gibt es auch manche mit 2000 Köpfen. Die Einwohner einer Libata halten fest zusammen, vertheidigen sich gegen die Gewaltthätigkeit der Edelleute und ziehen unter selbstgewählten Häuptlingen und unter ihrer eigenen Fahne in den Krieg. Da man die Libata mit Jucendera-Bäumen zu umgeben pflegt und auf höher liegenden Bodenstellen anzulegen liebt, so sieht man die Wohnungen nicht hinter dem Buschwerk, es erscheinen vielmehr die Libata von weitem nur wie herrliche Baumgruppen. Das Pfahlwerk besteht aus mannsdicken, vier Klafter langen Pfosten von einem so festen Holz, daß es in der Erde angeblich Jahrhunderte ausdauern soll ohne zu faulen.

Die Kimbunda verschlucken ohne Zaudern die ekelhaftesten Gegenstände, Käfer, Raupen, das Fleisch reißender Thiere, Menschen-, und als Leckerbissen Hundefleisch; die Stelle des Brodes aber vertritt bei ihnen das Futa, ein Maismehl-, und das Jnfundyi, ein Maniokmehlbrei. Außer dem berauschenden Mais- und Maniokbier, dem Kimbombo, wovon zwei Menschen in einem halben Tag einen Eimer ausleeren können, wird auch das Bingundi oder Mingundi, ein Meth bereitet, der noch stärker berauscht, aber auch heftiges Schneiden im Unterleib und Kopfweh hinterläßt. Trunksucht, Faulheit, Unzucht und übertriebene Tanzlust sind die Hauptlaster der Kimbunda. Getanzt wird des Nachts auf dem Jango oder öffentlichen Platze bei brennenden Holzstößen. Männer und Weiber mischen sich unter einander, tanzen, springen, lärmen, klatschen mit den Händen und überbieten sich durch unanständige Bewegungen und Schamlosigkeiten, bis der Morgen dämmert. Ein scheußliches Fest ist das Kikalanka, welches ausschließlich die Männer nach der Rückkehr aus einem Kriege feiern, wobei Gefangene geschlachtet und ihr Fleisch gekocht, mit Hundefleisch und mit Jnfundyi-Brod gemischt unter die Krieger vertheilt wird. Das Kanyefest ist dagegen ein Erntefest der Weiber. Sie krönen mit Kränzen die Hausfrau welche die reichste Ernte heimgebracht hat, und laden zum abenblichen Tanze die Männer als Gäste ein. Die Frauen sind noch schamloser als diese, sie entblößen sich vollständig beim Tanze um die Holzstöße und fordern die Männer zu den gröbsten Ausschweifungen aus. Drei Tage wird dieses Fest fortgesetzt.

Die Bewohner zahlen den Eigenthümern der Libata einen kleinen Zins in Producten, diese einen größern an die Erombehäuptlinge, welche ihrerseits jährlich zweimal dem König Tribut bringen. Die Sekulu oder Aeltesten haben aber ein noch viel wichtigeres Einkommen, nämlich die Gerichtsporteln, denn sie geben keinen Rath und kein Urtel ohne Geschenke. Der Rechtssuchende, auch wenn er zuletzt das Streitobject erhält, gelangt dazu doch nur durch die schwersten Kosten. Die Parteien wissen dieß auch vollständig, allein die Proceßsucht ist bei ihnen noch viel mächtiger, denn wenn sie auch selbst darüber verarmen sollten, so tröstet sie doch daß sie dem Gegner noch viel mehr Elend zufügen können. Alle Verbrechen, Vergehen und Injurien werden mit Geldeswerth gebüßt, oder der Betreffende als Sklave verkauft, mit Ausnahme des Hochverraths, des geheimen Umgangs mit den Geistern und der Zauberei. Ehe jemand aber einen andern der letzten beiden Verbrechen anklagt, befragt er zuvor zwei verschiedene Kimbanda (Priester) und macht dann erst die Anzeige bei dem König. Bei solchen schweren Fällen ist die Proceßform der gottesgerichtliche Gifttrank, den der Kimbanda mischt, also daß er völlig das Schicksal der Parteien in den Händen hat. Bei andern Strafsachen sind die Sekulu (Aeltesten) unter dem Vorsitze des Erombe (Häuptlings) die Richter, und gegen ihren Spruch

gibt es nur eine Berufung an den Monarchen. Civilstreitigkeiten werden von den Olombango's oder Anwälten der Parteien, zunächst vor dem Oberhaupt des Libata als Friedensrichter geführt. Vergleichen sie sich nicht, so geht die Sache vor den Erombe-Sekulu. Dieser verlangt vor Beginn der Verhandlung ein Geschenk, welches das „Mundöffnen" heißt. Droht einer Partei die Niederlage, so hilft sie sich bisweilen durch einen größeren Tribut „das Geschenk um Gnade," welches jedoch nicht immer hilft, besonders wenn der Gegner einen geschickten Advocaten oder mächtige Gönner hat. Die unterlegene Partei muß dann sogleich ein gerichtliches Aufgeld erlegen, und wird auch noch zu einer gerichtlichen Geldbuße verurtheilt, worauf die siegende Partei dem Richter das „Geschenk des Dankes" darbringt. Will nun der gewinnende Theil in den Genuß der ihm zuerkannten Geldbuße treten, und weigert sich der Schuldner zu zahlen, so erbittet, wieder nach Errichtung eines Geschenkes, sein Gegner die Execution vom Erombe Sekulu, der ohne weiteres mit einer bewaffneten Schaar sich in dem Libata des Schuldners einquartiert und dort oft tagelang zehrt ehe er nur die Forderung ausspricht, die aber jetzt auf das Dreifache der Geldbuße gesteigert wird. Kann oder will der Schuldner nicht zahlen, so wird das Libata geplündert, und von der Beute erhält der gerichtliche Sieger bisweilen, aber durchaus nicht immer, einen Antheil. Die gerichtliche Execution wird daher oft vermieden, denn es geschieht nicht selten daß der Schuldner und die Seinigen bewaffneten Widerstand leisten oder wohl gar die Executionsschaar in die Flucht schlagen. Der Sieger im Proceß wartet daher lieber auf eine bequeme Gelegenheit wo er seinen Mann oder einen Verwandten, oder ein Stück seiner Habe erfassen kann, am liebsten wenn er ihn vorbeiziehend in einer Karawane erwischt, weil die andern Karawanentheilnehmer, um Aufenthalt und Streitigkeiten zu entgehen, ihn zur Bezahlung der Forderungen nöthigen.

Man denkt wohl an ein höchstes Wesen Suku-Banange, dem man aber keine Macht Gutes oder Böses zu stiften zutraut, und welches daher auch nicht verehrt wird. Dagegen glaubt man an das Walten wirksamer guter und böser Geister, sowie man auch Hausfetischen in Thiergestalten dient. Gegen Aberglaubige sind die Neger im höchsten Grade tolerant, ein Beweis wie geringen Werth die religiösen Dinge für sie haben, denn nur ihrer Gleichgültigkeit, nicht einer geläuterten Bildung kann diese Duldsamkeit entspringen. Der Glaube an eine Unsterblichkeit der Seele ist wohl vorhanden, nur daß man sich das andere Leben als einen gesteigerten Sinnengenuß denkt. In der andern Welt (Kalunga) ist nach ihren Vorstellungen Nacht wenn diesseits Tag, und Tag wenn diesseits Nacht ist. Auch Fetischcapellen erbauen sie im verborgensten Theile der Libata, der Zutritt aber ist nur dem Eigenthümer oder dem das Opfer verrichtenden Kimbanda verstattet. Ob die Priester eine Kaste bilden und welche Vorbereitungen zu ihrem Amte erforderlich sind, haben wir bei Magyar nicht erwähnt gefunden, und doch wäre gerade ein solcher Aufschluß von höchster Wichtigkeit gewesen. Er bemerkt nur daß zwischen sämmtlichen Priestern ein großes Zusammenhalten herrsche, selbst zwischen Kimbanda fremder oder feindlicher Stämme. Nie wird einer den andern Lügen strafen, und so wie Jemand einen Priester zu Rathe zieht, lautet die erste Frage, ob er bereits mit einem Collegen gesprochen habe, in welchem Falle der Schlaue zu erforschen sucht, was sein Vorgänger erklärt habe, um sich in gleichem Sinne zu äußern. An einer andern Stelle bemerkt Magyar daß die Kimbanda in der Regel schöne Leute nach unsern Begriffen, nämlich ihr Negertypus etwas verwischt sey. Ihre ärztlichen Künste sind nicht völlig zu verachten. Sehr viele einfache und wirksame Heilmittel sind ihnen bekannt, sie verordnen aber die Arzneien nur, nachdem sie zuvor einen Teufelsaustreibungsspuk vorgenommen haben, an den sie selbst nicht glauben, weil er auf ihren Taschenspielerkünsten beruht, der ihnen aber im Wahne des Volkes den Besitz übernatürlicher Kräfte verleihen soll.

Die Handwerker beobachten eine gewisse Zunftordnung, denn die Arbeitstheilung hat schon begonnen. Den Meistern oder Essene werden die Lehrlinge oder Katungisja im Alter von 10—12 Jahren gegen ein Lehrgeld von etwa 20 Ellen Zeug und einer Ziege übergeben, und die Freisprechung erfolgt mit dem Impemba-Zeichen, welches auf das Opferblut gemalt wird, womit man den Lehrling bestreicht. Das vornehmste Handwerk ist das der Schmiede, und da uns Magyar an einer andern Stelle versichert, daß die einheimischen Schmiede Flinten mit einziger Ausnahme des Rohres gut verfertigen, so müssen wir einen hohen Begriff von ihrer Geschicklichkeit bekommen, indem nicht Luntenflinten, sondern Steinschlossgewehre im Gebrauch zu seyn scheinen; denn ein Haupteinfuhrartikel den die Karawanen bringen, sind Feuersteine. In hohem Ansehen stehen auch die Waidmänner, welche die Thierfallen verfertigen die man im Walde aufstellt. Wichtig ist auch das Gewerbe der Mukuendye y' Ambakka, oder der Verfertiger von Reisegeräthschaften. Sie sind die Packmeister der Karawanen, welche für jeden Träger die Banzo oder Lasten zusammenstellen, die an Stangen getragen werden. Je nachdem die Karawane nach der Küste oder ins Innere nach Nord oder Süd geht, ist aber das Banzo verschieden, insofern dessen Inhalt immer dem Werthe eines Sklaven oder eines Zahnes entsprechen muß. Der Packmeister muß daher vor der Meistersprechung verschiedene Karawanenreisen gemacht haben, dann aber ist sein Geschäft auch ein einträgliches, denn er reist dann als Kimbalo oder Karawanenhändler, indem seine Bekannten in der Heimath ihm Ausfuhrartikel in Commission und nach erledigtem Geschäft eine Quote des Gewinnes geben.

Die Kimbunda sind ein kräftiger, hoher, wohlgestalteter Negerschlag mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen. Die Lippen sind freilich stets dick und aufgeworfen, die Nase platt und die Nasenflügel aufgestülpt. Es kommen aber auch edle Nasen und feingeschnittene Lippen vor, welche jedoch bei den Negern nicht für ein Zeichen der Schönheit sondern der Verschmitztheit gelten. Große runde und sanftglänzende Augen schätzt man bei Frauen, weil sie ein feuriges Wesen andeuten

sollen, blaue Augen, die auch gar nicht zur Negerphysiognomie passen wollen, sind dagegen abstoßend, und oft genug mußte sich Magyar von den Damen sagen lassen, daß er noch viel schöner seyn würde, wenn er nur nicht blaue Augen und rothe Haare hätte. Die Augenbrauen sind buschig, Bartwuchs dagegen unregelmäßig und dünn, wird auch sorgfältig rasirt, pubes vero et viri et mulieres partim abrasas, partim crescentes gerunt. Der Haarputz besteht aus unzähligen kleinen Flechten, männliche Stutzer aber lassen sich das Haar so aufputzen daß es ansieht wie der Kamm eines Dragoneerhelmes (Epunta). Da sich das wollige Haar selbst nach starker Oelung nur schwer verflechten läßt, so erfordert die Erneuerung einer Frisur oft zwei Tage, und es ist nichts seltenes einen Mann zwischen zweien seiner Frauen liegen zu sehen, die eifrig in seinen Haaren arbeiten. Die Freude am Haarschmuck ist so groß, daß man in der Sklaverei nur das einzige Drückende sieht daß der Unfreie sein Haar abschneiden muß. Viri uti apud omnes fere gentes Nigritiae habent nimium excultas et praegrandes partes sexuales. Tättowirungen, und zwar solche die auf der Haut ein Hochrelief geben, sind nur bei Frauen und gewöhnlich erst nach der Ehe anzutreffen. Sie wählen auch nur Körpertheile, die am letzten entblößt werden, praesertim circa genitalia in regione inguinali et hypogastrica, practerea unum vel ambos musculos gluteos.

Aus Magyars Darstellung geht deutlich hervor daß die Kimbunda-Neger intellectuell außerordentlich entwickelt sind, so daß mit ihnen verglichen Burtons Mouldeute wie halbe Barbaren erscheinen. Es sind, abgesehen von ihrer industriellen Civilisation, doch Institutionen, eine gesellschaftliche Gliederung und Bedürfnisse höher gestellter Völker bei ihnen zu finden. Magyar bekennt daß sie geistig sehr aufgeweckt sind, ein glückliches Gedächtniß besitzen, fremde Sprachen z. B. das Portugiesische halb spielend, dann aber auch Lesen und Schreiben und vor allem Musik mit Leichtigkeit erlernten. Eine sittliche Ausbildung ist dagegen nirgends, sondern überall nur rohe Negernatur mit bestialischen Trieben wahrzunehmen. Rachsucht und Habgier sind ihre schlimmsten Leidenschaften, mit welchen ihre Gastfreundschaft uns nicht versöhnen kann. Ihre blutigen Kriege führen sie in neuerer Zeit mit Schießgewehren, die sie trefflich zu handhaben wissen, denn selten verfehlen sie ihr Ziel, wo es aber darauf ankommt, feuern sie dreimal in der Minute. Bogen und Pfeile werden nur auf der Jagd gebraucht und letztere nie vergiftet. Sonst führen sie Wurfspieße, hölzerne Keulen, Streitäxte und große Aexte. Ueber ihre Zeitrechnung erfahren wir nur daß sie das Jahr in 12 Monate oder da von einer Einschaltung nicht die Rede ist, wahrscheinlich nur in die trockene und nasse Jahreszeit eintheilen. Ihre Chronologie ist sehr einfach, da sie die Jahre nur nach Ereignissen bezeichnen, z. B. „das Jahr der Hungersnoth," „das Jahr wo Herr Komo (Magyar) kam." Wie gesund das Klima ist, beweist das häufige Vorkommen hundertjähriger Greise. Sechzigjährige Männer waren noch so rüstig daß sie unermüdlich mit Lasten von 65 Pfund in der Karawane zogen. Die schlimmsten Seuchen sind die Pocken, der Scharbock, das kalte Fieber, welches indessen bei Transpiration weicht, und der gefährliche Durchfall. Die Beerdigungsfeierlichkeiten bestehen in einem von Klageweibern verherrlichten mehrtägigen Leichenschmaus, welcher die Hinterlassenschaft oft aufzehrt, und bisweilen auch in einer Einleitung zum Hexenprocesse, wenn die Verwandten aus Bosheit den Tod einer Zauberei zuschreiben. Der Zunächstsehende richtet dann vor der Beerdigung Fragen an den Leichnam, auf welche einer der Todenträger antwortet, indem er den Verstorbenen mit dem Kopfe nicken oder schütteln läßt.

Aus Ladislaus Magyars Beschreibung der einzelnen Landschaften wollen wir nur noch einige Notizen benutzen. Die Gesammtbevölkerung der Kimbundaländer, die zwischen dem 9ten u. 14° 30 südl. Br. u. 13—18 östl. L. v. Gr. liegen und eine Fläche von 7300 Quadratlegoas (5000 deutsche Q.-M.) einnehmen, schätzt Magyar auf 1,880,000 Köpfe, indem er 256 Köpfe auf die Quadrat-Legoa rechnet. Die portugiesische Herrschaft in jenen Landstrichen scheint mehr und mehr zu zerbröckeln. Von den ehemaligen fünf bewaffneten Factoreien an der Küste zwischen Novo Redondo und Benguela steht nur noch die Factorei „Aegypten" an der Mündung des Balomba. Es sind 40 Hütten, die eine elende Batterie beschützt. Dennoch reichen, obgleich die Factorei durchschnittlich zweimal im Jahr von Räuberhorden angegriffen wird, die wenigen Kanonen hin um einen an Streitern hundertfach überlegenen Feind stets in die Flucht zu treiben. Erst im J. 1857 wurde Aegypten von 5000 Räubernegern angegriffen, aber die Besatzung von 120 Mann blieb Sieger. Die Herrschaft dieser portugiesischen Presidios oder Schlösser erstreckt sich nicht über die Tragweite der Kanonen hinaus, denn vor den Augen der Garnison von Gunza, eines Forts nördlich von Novo Redondo, haben die Eingebornen das Gottesgericht an zwei Verbrechern vollstreckt, sie zerstückt, gekocht und aufgezehrt, während die Portugiesen gerade einen sonntäglichen Ball feierten. Auch das Presidio im Innern der Provinz Cacunda ist seit dem Verbot des Sklavenhandels von den europäischen Ansiedlern verlassen worden, und die einst blühende und gesund liegende Colonie im Erlöschen begriffen. Die Raubzüge der Neger sind das schwerste Leiden des Landes, daher auch der Handel nur durch starke Karawanen betrieben werden kann. Als Magyar im Jahr 1852 im Lande der Killengues (im Südosten der Stadt Benguela und im Südwesten von Bihé) an den Hetalafluß kam, führte ihn sein Kissongo vor einen wilden Feigenbaum, dessen weit ausgebreitete Aeste mit Menschenschädeln geschmückt waren, während auf dem Boden die Gerippe bleichten. Nicht weit davon stand ein verlassenes Kilombo (Lager) von 300 Hütten, welches aber nicht durchreisende Karawanen, sondern ein zusammengelaufenes Räubergesindel bewohnt hatte. Luiz Gama d'Almeida,[1] ein Mulatte und portugiesischer Unterthan, der viele Reisen als Karawanenchef ausgeführt hatte, war nam-

[1] Den großen historischen Namen Portugals wird man oft bei farbigen Leuten begegnen, ebenso wie in der römischen Kaiserzeit die Freigelassenen sich der edelsten Patriciernamen bemächtigt hatten.

lich mit einer Elfenbeinladung nach Benguela unterwegs an den Hetala-Fluß gekommen, und hatte die Nähe der Räuberburg an frischen Spuren von Menschentritten errathen. Er beschloß mit seinen Leuten den Feinden nachzuspüren, und griff, nachdem er es aufgefunden, das Kilombo mit seinen 2000 Bewaffneten an. Die Räuber konnten nicht mehr fliehen, und ihr Anführer, der berüchtigte Kalukango, beseuerte sie zum äußersten Widerstand, der vielen der Angreifer das Leben kostete. Als aber Kalukango gefallen war, baten die entmuthigten Räuber um Gnade. Almeida ließ siebenzig der schlimmsten enthaupten, schmückte zum wirksamen Exempel jenen Feigenbaum mit ihren Köpfen und schickte die übrigen mit abgeschnittenen Ohren und entwaffnet nach der Heimath ihrer Stämme. Da ihr Marsch acht Tagreisen weit durch Wüsten führte und sie keine Lebensmittel bei sich hatten, so wird die Mehrzahl unterwegs verhungert seyn.

Zu den Merkwürdigkeiten der Landschaft Libollo, die am südlichen Ufer des Coanza 20 bis 25 deutsche Meilen von der Küste entfernt liegt, gehört der Mulondo Zambi oder Geisterberg, ein vulcanischer Kegel, „aus dessen Krater von Zeit zu Zeit gewöhnlich in 3 bis 4 Stunden einmal ein Ausbruch erfolgt. Zuerst hört man ein dumpfes Geräusch, dann steigt eine in eine Dampfwolke gehüllte Flammensäule empor, die im Durchmesser etwa eine halbe Klafter mißt und die Höhe von etwa zwei Klaftern erreicht. Diese Erscheinung wiederholt sich mehrmals nach einander, allein die Feuersäule wird immer kleiner. Endlich nach etwa 10 Minuten tritt eine vollständige Ruhe ein, und dann spürt man in der Nähe des Vulcans einen die Luft erfüllenden Schwefelgeruch.“ Magyars Beschreibung ermangelt, wie man sieht, der technischen Klarheit, auch weiß man nicht ob er selbst den Vulcan arbeiten sah oder nur nach Ausſage der Eingebornen berichtete. Immerhin, da man in Südafrika noch keinen Vulcan kennt, hat diese Erscheinung für die vulcanische Geographie große Bedeutung. Erinnern wir auch daran daß das von Burton entdeckte Südafrika Erdbeben ausgesetzt ist, wenn auch nicht überall Vulcane in der Nähe seyn müssen wo Erdbeben verspürt werden.

Unter den Kimbunda-Völkerschaften scheinen die Bailundo in vieler Beziehung den ersten Rang zu verdienen. Sie bewohnen den westlichen Rand der großen Hochebene, fallen durch hohen und regelmäßigen Wuchs auf, übertreffen alle Nachbarn durch Unerschrockenheit und kriegerischen Sinn, sind aber ein ungastliches, räuberisches und dem Handel abgeneigtes Volk. Das merkwürdigste an ihren Zuständen aber ist die Beschränkung der Fürstengewalt. Der Bailundo-Adel, wenn er einig ist, kann den unerträglich gewordenen Monarchen vor das Impunga oder adelige Gericht laden und ihn dort zur Abdankung nöthigen. In einem solchen Falle pflegen sich, erzählt uns Magyar, die Fürsten zu erschießen mit den Worten: da sie nicht mehr über das Volk von Bailundo herrschen können, gebe es auch keine ihrem Range angemessene Stellung auf Erden. Ueber die auf einer Anhöhe gelegene Residenz Kombala an Bailundo liefert Magyar folgende Beschreibung: „Sie hat eine von aufeinander gehäuften Steinen errichtete dicke Ringmauer. In der Stadt steigt man von Gasse zu Gasse im Zickzack auf roh bearbeiteten steinernen Stufen hinauf. Hier residirt der Fürst, der sich so zu sagen nicht wagt die Stadt auch nur auf einen Augenblick zu verlassen, weil er befürchten muß daß sich seine Unterthanen empören und ihn für immer ausschließen. Die Stadt zählt etwa 5000 Einwohner, die großentheils Leibwächter und Beamte des Fürsten sind.“

Oel als Wellenglätter.

(Aus Chambers's Journal.)

Früh Morgens an einem Novembertag des Jahrs 1856 verließ das Schiff William Beckett, ein trefflicher Schraubendampfer von 300 Tonnen, Kopenhagen, jetzt schwer mit Korn beladen. Als er am Abend desselbigen Tages auf die Höhe von Skaw (eines Leuchtthurms am nördlichen Vorgebirge Jütlands, welcher den Trennungspunkt zwischen dem Kattegat und dem Skager-Rack bezeichnet) gelangte, trat sehr schlechtes Wetter ein, und das Schiff begann große Wassermassen aufzunehmen. Dieß nahm allmählich zu bis um 2 Uhr am Morgen des 11 Nov., als das Feuer von dem Wasser ausgelöscht wurde, und die Maschinen zu arbeiten aufhörten. Man bot alle Kräfte auf um das arme Schiff flott zu halten, und ließ die Boote für den Fall der Noth in Bereitschaft stellen. Endlich, am Nachmittag des 12, wurde ein dänischer Schooner etwa acht Meilen leewärts entdeckt, und es entstand die Frage ob die Boote mit Sicherheit so weit über eine ungestüme See rudern könnten. Jetzt fiel dem Capitän ein daß man ihm einmal von den beruhigenden Wirkungen des Oels auf die Wellen erzählt hatte. Ein alter Fischersmann nämlich habe, wenn seine Schmade (eine besondere Art kleiner Schiffe) vor einer schweren See lief, gewöhnlich Fischgräte, Haut und andere fette Eingeweidetheile in einem losen Sack oder einem Netz nachgeschleppt.

Sehen wir was dieß bedeutet, und welche Belege für diesen Gegenstand aufgefunden werden können. Schon zur Zeit der Römer hatte Plinius einige Beobachtungen über die Wirkung des Oels auf die Beruhigung der Meeresoberfläche gemacht. Er sagt nämlich daß die Taucher jener Tage ein wenig Oel auf das Wasser zu gießen pflegten, als ein Mittel sich in den Stand zu setzen auf den Meeresgrund zu sehen; das Oel schwäche das Kräuseln der Oberfläche, und gestatte den Lichtstrahlen mit geringerer Unterbrechung einzudringen. Ob in jenen Zeiten, oder während des Mittelalters, die Seefahrer ein ähnliches Mittel zur Erleichterung des Fortgangs ihrer Schiffe anwandten, ist nicht genau bekannt; in neueren Zeiten dagegen sind derartige Beispiele zahlreich gewesen. In Martins „Bericht über die westlichen Inseln“ (Account of the Western Islands), der im Jahr 1703 veröffentlicht wurde, sagt der Verfasser: „Der Proviant-

meister von Kilda, der in Pab Bay lebt, pflegt während eines Sturms ein aus dem Fett der Seevögel gemachtes wurstartiges Bündel an das Ende seines Kabels zu binden und es hinter dem Ruder ins Meer fallen zu lassen; dieß hindert die Wellen sich zu brechen, und beruhigt die See. Es war in der Mitte des letzten Jahrhunderts bekannt daß die Taucher im Mittelmeer, ehe sie untertauchten, gewöhnlich ein wenig Oel in ihren Mund nahmen, und es herausstießen ließen wenn sie in eine gewisse Tiefe hinabgelangt waren; das Oel erhob sich an die Oberfläche, breitete sich dort wie eine Haut aus, und setzte sie in den Stand die Arbeit genauer zu sehen mit der sie sich gerade beschäftigten. Während der großen Belagerung von Gibraltar hatten die britischen Officiere vielfach Gelegenheit zu bemerken daß die Gibraltar'schen Fischersleute ein wenig Oel auf das Meer gossen, um die Austern sehen zu können die auf dem Grunde lagen. Diese beiden Beispiele gehören offenbar in dieselbe Classe wie das von Plinius erwähnte. Es war auch in der Mitte des letzten Jahrhunderts bekannt daß die Lissaboner Fischer, wenn sie im Begriff standen in den Tejo zurückzukehren, und sie sahen daß die Brandung an der Barre zu groß war, ein oder zwei Oelfässer in die See leerten, um die Oberfläche zu beruhigen. Die Robbenfänger machten die Beobachtung daß, wenn diese Thiere einen sehr öligen Fisch unter dem Wasser verzehrten (was sehr häufig vorkommt), die Wellen oberhalb auffallend glatt wurden, und Sir John Pringle erfuhr daß die Häringsfischer an der Küste von Schottland an der Glätte des Wassers, welche, wie man muthmaßte, durch die öligen Leiber der Fische verursacht werde, in der Entfernung schon sehen könnten wo die Häringsbänke sich befänden. Zu New-Port, auf Rhode-Island, machte man die Beobachtung daß das Meer gewöhnlich glatt sey solange Walfischfänger im Hafen lagen. Man schloß daraus daß die Ladage aus den Oelfässern mit dem Kimmwasser aus dem Kielraum des Schiffs heraufgepumpt und in die See entleert worden war. Hr. Teugnagel, der im Jahr 1770 auf einem holländischen Schiff nach dem Osten reiste, schrieb in Betreff seiner Reise einen Brief an den Grafen Bentinck, holländischen Gesandten am Hofe von St. James', in welchem er sagte: Bei den Eilanden Paul und Amsterdam geriethen wir in einen Sturm, welcher nichts besonderes für Sie mittheilungswerthes an sich hatte, als daß der Capitän, der größeren Sicherheit des Schiffs wegen, genöthigt war Oel ins Meer zu gießen, um zu verhindern daß sich die Wellen über ihm brachen. Dieß hatte eine vortreffliche Wirkung, und es gelang ihm das Schiff zu retten. Da er nur wenig Oel auf einmal ausgoß, so verdankt die holländische ostindische Compagnie ihr Schiff vielleicht bloß drei Unzen Olivenöls. Ich war auf dem Verdeck anwesend als dieß geschah, und ich würde Ihnen von diesem Umstand nichts gesagt haben, wenn wir nicht wahrgenommen hätten daß die Leute hier gegen das Experiment so eingenommen sind, daß die an Bord befindlichen Officiere und ich selbst ein Certificat über die Wahrheit der Thatsache ausstellen mußten — was wir ohne Schwierigkeit thaten.

Viele der oben erzählten Thatsachen kamen zur Kenntniß eines Mannes der ein großes Geschick hatte die Ursachen der Dinge zu erforschen — Benjamin Franklins. Was er that und was er über den Gegenstand dachte, findet sich im 46sten Bande der Philosophical Transactions niedergelegt. Auf welche Art seine Aufmerksamkeit zuerst auf diese Materie gerichtet wurde, erzählt er uns mit folgenden Worten: „Als ich im Jahr 1757 auf einer Flotte von 96 Segeln, gegen Louisbourg bestimmt, zur See war, bemerkte ich daß die Kielwasser zweier der Schiffe eine auffallende Glätte zeigten, während die aller andern vom Wind, der frisch wehte, gekräuselt waren. Da ich mir das verschiedene Aussehen nicht erklären konnte, so zeigte ich es endlich dem Capitän, und fragte ihn nun seine Meinung darüber. Die Köche, sagte er, haben vermuthlich gerade ihr fettes Wasser durch die Speigatte ausgeleert, welche die Seiten dieser Schiffe ein wenig fett gemacht haben. Und diese Antwort gab er mir mit einer Miene in der einige Verachtung über die Unwissenheit eines Mannes einer so allgemein bekannten Thatsache gegenüber sich aussprach. In meinem Innern mißachtete ich anfänglich seine Lösung, obgleich ich nicht im Stande war mir eine andere zu denken. In spätern Jahren erinnerte sich Franklin dieses Umstands wieder, den mittlerweile viele ihm bekannt gewordene Thatsachen bestätigten. Er beschloß daher Versuche anzustellen ob wirklich das Oel die Wellen glätte, und warum dieß der Fall sey.

Das erste was er that, war daß er in einem Teich bei Chapham Common ein wenig Oel auf das Wasser träufelte: „Ich sah es mit erstaunlicher Schnelligkeit, erzählt er, auf der Oberfläche sich verbreiten, allein die Wirkung des Glättens der Wellen wurde nicht hervorgebracht, denn ich hatte es zuerst auf der Leewärts-Seite des Teichs angewandt, wo die Wellen am breitesten waren, und der Wind mein Oel an das Gestade zurücktrieb. Ich gieng dann auf die Windwärts-Seite, wo die Wellen sich zu bilden begannen, und dort brachte das Oel, obgleich nicht mehr als ein Theelöffel voll, eine augenblickliche Ruhe über eine mehrere Quadrat-Yards große Oberfläche hervor, welche sich erstaunlich ausbreitete, und allmählich so weit ausdehnte bis sie die Leeseite erreichte, und das ganze Viertel des Teichs — vielleicht ein halber Acre — so glatt machte wie ein Spiegelglas." Wenn Franklins Redebilder richtig sind, so ist dieß wirklich zum Erstaunen; denn ein kreisförmiger Teich, 50 Yards im Durchmesser, würde kaum einen halben Acre Oberfläche haben, und das Oel von dem er spricht ist nur ein Theelöffel voll." Das Oelhäutchen beschreibt er als so ungemein dünn geworden, daß es die einer Dicke von nur wenigen Millionteln eines Zolls entsprechenden prismatischen Farben gab. Sein nächstes Experiment bestand in dem Gebrauch eines Bambu-Spazierstocks, in dessen oberes Glied er ein wenig Oel that, so oft er im Begriff stand einen Spaziergang ins Land zu machen. Dieß setzte ihn in den Stand das Resultat des früheren Experiments immer von neuem zu bestätigen. Während er einmal bei dem Ingenieur Smeaton auf Besuch war, sagte Jessop, der später ebenfalls ein berühmter Mann wurde, zu Franklin: daß man einige Fliegen, wenn sie in einem Oelbecher ertrunken seyen, sich wie lebend herumdrehen und bewegen sehen könne. Franklin, der zuvor beobachtet hatte daß

ein Oelhäutchen auf der Oberfläche des Wassers eine Art repulsiver Eigenschaft zu haben schien, welche nicht nur auf ihre eigenen Theilchen, sondern auch auf andere leichte darauf schwimmende Substanzen wirkte, begriff daß dieser Zusall bei den Fliegen nichts anderes als eine Wirkung der Repulsion sey, da das Oel aus ihren Leibern stieße. Er zeigte daß der Körperbau der Fliegen, wie er organisirt sey, nichts damit zu thun habe, denn er brachte ähnliche Bewegungen dadurch hervor daß er kleine in die Form eines Komma's geschnittene ölgetränkte Abschnitzel auf die Oberfläche des Wassers legte; sobald das Oel aus dem Punkt des Komma's heraustrat, fiengen die Stückchen sich zu drehen an. Wir können beifügen daß Kampfertheilchen sich auf dieselbe Weise auf der Oberfläche des Wassers drehen, und daß Franklins Erläuterung unterstützt wird durch die wohlbekannte rotatorische Tendenz mancher Arten von Feuerwerken.

Der autodidakte Naturforscher machte nun einen Versuch im Hafen von Portsmouth. Er wählte einen Tag an welchem der Wind stark gegen die Küste bei Haslar Hospital wehte. Da ein Boot etwa eine Viertelmeile von der Küste vor Anker lag, so machte eine Barke mehrere kurze Fahrten hin- und her. Man ließ aus einer kleinen Oeffnung in dem Kork einer steinernen Flasche einen kleinen Oelstrom beständig in die See fließen. Franklin und andere standen am Ufer um die hervorgebrachte Wirkung zu beobachten. Zwischen dem Boot und der Küste war der Einfluß nicht sehr groß; allein seewärts von dem Boot war die durch das Oel bezeichnete Linie deutlich wahrnehmbar, indem sie sich mehr und mehr ausbreitete, und einen immer größeren Flächenraum einnahm. Die Wellen dauerten fort, aber ihr Anschwellen war äußerst sanft.

Welches ist der Grund daß Oel in so eigenthümlicher Weise auf Wellen wirkt? Franklin begriff daß Luft, wenn sie in Gestalt von Wind in Bewegung ist, sich auf der Oberfläche des Wassers reibt, und es in Falten aufregt, die, wenn der Wind fortdauert, die Erzeuger der andern Wellen werden. Jede Welle, ist sie einmal gebildet, tritt nicht in vollkommene Ruhe zurück, sondern sie legt sich vielmehr nur, um einen benachbarten Theil Wassers zu einer gleichen Höhe aufzuzwingen — in derselben Weise wie ein ins Wasser gefallener Stein eine Reihe concentrischer Wellen um sich her aufregt. Die kleinen zuerst entstandenen Wellen nehmen, da der Wind unaufhörlich auf sie wirkt — selbst wenn er an Stärke nicht wachsen sollte — beständig an Größe zu, indem sie sich höher erheben und ihre Basis ausdehnen, so daß in jeder Welle eine weite Wassermasse eingeschlossen ist. Da dieß nun die Art und Weise ist wie gewöhnliche Wellen sich bilden, so erkannte Franklin, daß, so oft man auf die Wasseroberfläche Oel gieße, und dieses durch die relativ geringere specifische Schwere sich darauf erhalte, eine Repulsivkraft ausgeübt wird, welche die Oeltheilchen auseinander treibt, und sie in das allerdünste Häutchen ausdehnt. „Ich stelle mir vor," sagt er, daß der über solchergestalt mit einem Oelhäutchen bedecktes Wasser wehende Wind dieses nicht *fassen* kann, um so die ersten Falten zu bilden, sondern daß er darüber *gleitet*, und es glatt läßt wie er es findet. Er setzt das Oel wirklich ein wenig in Bewegung, welches, da es zwischen ihm und dem Wasser ist, dazu dient mit dem Wasser fortzugleiten, und die Friction verhindert, wie das Oel es zwischen solchen Theilen einer Maschine thut die sich sonst hart aneinander reiben würden. Daher rückt das auf der Windwärts-Seite eines Teichs aufgegossene Oel, wie man an der Glätte sehen kann die es erzeugt, langsam seewärts ganz bis zur entgegengesetzten Seite vor; denn da der Wind auf diese Art nicht im Stand ist die ersten Falten zu erregen, welche ich die Elemente der Wellen nenne, so kann er auch die Wellen selbst nicht hervorbringen, und folglich ist der ganze Teich ruhig." Das Experiment in Portsmouth zeigte daß Oel nicht die Wirkung hat die Wellen selbst zu zerstören: es führt sie zu ruhigen und sanften schwellenden Undulationen zurück. Wenn der Wind frisch weht, so erhebt sich unaufhörlich auf dem Rücken jeder großen Welle eine Anzahl kleiner Wellen, welche deren Oberfläche rauh machen, und es dadurch dem Wind ermöglichen sie mit größerer Kraft fortzustoßen. Dieß ist ein weiterer Beweis dafür daß das Oel, obgleich es gegen bereits gebildete große Wellen machtlos ist, die Bildung untergeordneter Wellen, welche deren Fortpflanzung und Heftigkeit so sehr vermehren, verhindert.

Dieß sind die Thatsachen und Erfahrungen, an deren einige der Capitän des William Beckett, unter den im Eingang unsers Aufsatzes erzählten Umständen, sich wieder erinnerte. Er ließ daher in das Langboot und das Rettungsboot je eine mit fünf Gallonen Oel gefüllte Kanne bringen; in das erstere begab sich der Capitän mit 8 Mann, in das andere der Maat mit 4 Mann. Die Boote stießen bei sehr hoher See ab. An Bord des Langboots befand der Capitän die schweren „folgenden" Seen scharf im Auge, und der Ingenieur trug die Oelkanne, und so oft eine Extra-See innerhalb 20 Yards von dem Boot es sinken zu machen drohte, rief der Capitän dem Ingenieur zu, der dann eine Viertels- oder Dreiachtelspinte Oel in die See goß, worauf sogleich die Welle sich zu theilen und auf jeder Seite zu fallen schien. Der Dampfer sank fünf Minuten nachdem die Boote ihn verlassen hatten. Das Langboot erreichte sicher den Schooner; auch das Rettungsboot kam wohlbehalten davon, allein die Bemannung desselben war mit ihrem Oel ein wenig verschwenderisch umgegangen, und hatte von der schweren See während des letzten Theils ihrer Fahrt viel zu leiden.

Andere Beispiele neueren Vorkommnisses finden sich in den den Marine-Angelegenheiten gewidmeten Blättern berichtet; wir wollen von diesen nur eines anführen. Ein Schiff war auf der Fahrt von Manilla nach Singapur. Anstatt sich in den chinesischen Meeren gegen einen Südwest-Monsun abzukämpfen, nahm es den östlichen Weg unter die Philippinen und an Makassar, Borneo und der Meerenge von Banca vorbei: es war 80 Tage unterwegs. Eine Brigg, Armador genannt, war einige Zeit zuvor, mit Kokosnußöl beladen, abgesegelt. Einige Tage nach der Abfahrt des Manilla-Schiffs, während eine sehr starke Brise herrschte und die See hoch gieng, wurde die Oberfläche plötzlich „so glatt wie ein Mühl-

teich," wie einer der Matrosen sich ausdrückte, obgleich der Wind noch stark fortdauerte. Als die Bemannung über die Schiffsseite schaute, dünkte es ihr als ob sie durch ein Oelmeer segle. Sie setzte ihren Weg in diesem Oelstrich drei Tage lang fort. Bei der Ankunft in Batavia erfuhr sie daß der Armador kurz zuvor mit Oelfässern eingetroffen sey, und daß dessen Bemannung beständig Oel aus dem Kielraum habe ins Meer auspumpen müssen.

Diese Wirkung des Oels auf die Wellen scheint eine größere Aufmerksamkeit zu verdienen als man ihr bis jetzt geschenkt hat. Wenn ein wenig Oel wirklich die Wallungen einer ungeheuren See glättet, so ist es sicherlich gut wenn wir gelegentlich von einem so freundlichen Glätter Nutzen ziehen. Man hat namentlich hervorgehoben daß ein Vorrath von Oel möglicherweise vielen Schaden an den in einem Hafen liegenden Schiffen verhindere; daß eine Küste welche starke Brandungen habe durch ähnliche Mittel den Booten, seyen es Rettungsboote oder nicht, leichter zugänglich zu machen seyn dürfte; daß man ein gesunkenes Schiff von oben besser zu sehen und leichter auf geeignete Mittel zu sinnen vermöge um es wieder zu heben, wenn man Oel aufs Wasser gieße; daß die Legung unterseeischer Telegraphen-Taue sich hiedurch, unter besondern Umständen, werde erleichtern lassen, und daß Taucher, in unterseeischen Geschäften mit der Tauchergiocke beschäftigt, die Menge ihres Arbeitslichts vermehren könnten wenn man ein wenig Oel auf die Oberfläche des Wassers gieße.

Die Maroniten. [1]

Die Maroniten haben die Namen von einem Mönche Marun. Es gibt des Namens aber zwei. Der erste St. Marun, um das Jahr 404, residirte in Dschebel Koros, eine Tagereise von Aleppo, und von diesem oder vielmehr vom syrischen Mar (heilig) leitet der P. Azar pag. 39 mit den Maroniten den Ursprung des Namens her, während die Mehrheit der europäischen Forscher ihn auf den Patriarchen Johann Marun bezieht, der am Orontes um 686 genannt wird und 701 gestorben seyn soll. Die Maroniten wollen zu jeder Zeit gut römisch-katholisch gewesen seyn, während die europäische Kritik und darnach auch Churchill sie mehrere hundert Jahre der Ketzerei der Monotheleten verfallen seyn und erst im 12ten Jahrhundert diese zum Theil abschwören läßt. Als die Nestorianer und Monophysiten aus dem römischen Reich im Orient verdrängt wurden, gelang es nur dem Monotheletismus sich unter den Bewohnern des Libanons und Antilibanons, einer kleinen vom Reich unabhängigen Völkerschaft, fortzupflanzen. Die Aebte des Marunklosters standen bei ihnen im größten Ansehen, und leiteten alle ihre Unternehmungen. Ihrer öftern räuberischen Ueberfälle wegen von den ersten Chalifen wie von den byzantinischen Kaisern mehrmals verfolgt, fanden sie zuletzt nur noch in den Gebirgen des Libanon ein Asyl, und haben sich dort nicht nur immer erhalten, sondern auch von da aus später nach Aleppo, Damascus, Kairo und nach andern Gegenden, vorzüglich aber auch auf der Insel Cypern und in Konstantinopel ausgebreitet.

Murat gibt ihre Gesammtzahl wohl zu hoch auf 500,000 — P. Azar p. 90 über 400,000 — die im Libanon aber nur zu 82,000 an. Churchill p. 99 rechnet 200,000 Seelen, darunter 30,000 Waffenfähige, wovon aber nur 10—15,000 wirklich die Waffen tragen möchten. Nur die im Gebirge seyen aber tapfer, die in den untern Provinzen feig und verweichlicht, daher es komme daß die Drusen, obwohl weit geringer an Anzahl, nämlich in ganz Syrien nur 60,000, im Libanon kaum 14,000 Männer, darunter aber 6000 rüstige, wohl disciplinirte Krieger, bei einem feindlichen Zusammentreffen sich ihnen immer überlegen zeigten.

Was die religiösen Verhältnisse der Maroniten betrifft, so wurden seit Ende des 15ten Jahrhunderts manche Neuerungen versucht; es entstanden später Kirchenstreitigkeiten die den Papst Clemens VIII veranlaßten 1599 den gelehrten und gewandten Jesuiten P. Jerome Dandini als apostolischen Legaten auf den Libanon zu schicken, die Angelegenheiten der Maroniten zu revidiren. Eine Synode wurde zu Kanobin unter dem Vorsitz des Patriarchen, der Bischöfe und Diakonen gehalten, mit großer scheinbarer Demuth und mit Enthusiasmus unterwarfen sie sich den Anordnungen des Legaten, um alle Vortheile des Protectorats des Papstes und der Könige von Frankreich zu genießen, obwohl sie in der Wirklichkeit ihre Selbständigkeit behaupteten, und so das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Liturgie nicht in lateinischer, sondern in altsyrischer Kirchensprache, das Evangelium in der arabischen, der jetzigen Landessprache, ihre Fasten, die Priesterehe, ihren besondern Heiligen Mar Marun u. s. w. beibehielten. Der schlaue Jesuit kehrte mit der Ansicht nach Rom zurück daß sie doch im Glauben mit der römischen Kirche übereinstimmten, wenn sie auch im Ritus von ihr abwichen. Doch blieb in der geistlichen Disciplin noch vieles zu rügen übrig, und ihr Patriarch Joseph rief 1734 gegen seine oft widerspänstigen Bischöfe den Papst Clemens XII zu Hülfe, der als Legaten 1735 den gelehrten Vorstand der vaticanischen Bibliothek zu Rom Joseph Sim. Assemani, einen gebornen Maroniten, in

[1] Benutzt wurde: 1) Mount Lebanon, a ten years residence from 1842 to 1852 describing the manners, customs and religion of its inhabitants with a full and correct account of the Druse religion and containing historical records of the mountain tribes from personal intercourse with their chiefs and other authentic sources, by Colonel Churchill. In three Volumes. Vol. III. second edition. London 1853. 8°.

2) Les Maronnites d'après le manuscrit arabe du R. P. Azar, Vicaire-Général de Saida (Terre-Sainte), délégué du patriarche d'Antioche et de la Nation Maronnite. Cambrai 1852. 8°. Dissertatio de origine, nomine, ac religione Maronitarum. Auctore Fausto Nairono Banensi Maronita Chaldaicae, seu Syriacae linguae in Almo Urbis Archigymnasio Lectore. Romae 1679. 8°.

den Libanon sandte, die eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Er wurde als Landeseingeborner mit Enthusiasmus empfangen, und vom 28 Sept. bis 3 Oct. 1736 im Kloster des Patriarchen St. Mariä de Lueize im Gebirge Kesruan ein National- und Provinzial-Concil gehalten. Es nahm die Decrete der Propaganda an; die Theilnehmer am Concil unterschrieben sie, und baten den Papst ihre Beschlüsse zu bestätigen und in der Propaganda drucken zu lassen. Diese Synodal-Constitution bildet die Grundlage des heutigen Rechtszustandes der maronitischen Kirche.

Die Kirchenverfassung der Maroniten ist nun darnach und nach Churchill (S. 77) u. a. jetzt diese: An der Spitze der Maroniten stehen 1 Patriarch und 12 Bischöfe, von welchen aber 4 bloß titulär sind. Der Patriarch wird von den Bischöfen in einem Kloster des Libanon, in einem geheimen Conclave durch Kugelung (Ballot) gewählt. Durch Briefe benachrichtigt dieser die Gebirgshäuptlinge von seiner Ernennung, und alsbald versammeln sich diese ihm ihren Respect und ihre Unterwürfigkeit zu erweisen. Der Gouverneur des Libanon sendet alsbald ein Ehrenkleid für den neuen Patriarchen, und Freudenfeuer, Illuminationen und allerlei Festlichkeiten sieht man im ganzen Gebiete der Maroniten Der Papst wird gebeten die Wahl zu bestätigen und die Petitionen von den Hauptchefs der Maroniten aus den Häusern Schehab, Bilemma, Mraad, Haazin, Habafe und Dahdah unterzeichnet. Geistliche oder andere Parteien können Einwendungen gegen die Erneunung machen, und auch diese müssen an den Papst gesandt werden. Doch bestätigt er immer die Wahl der ersten Geistlichen, die von dem Adel unterstützt ist.

Die acht Bischofssitze sind nach Churchill Aleppo, Tripolis, Dschebail (Byblos), Balbec (Heliopolis), Damascus, Cypern, Beyrut, Tyrus und Sidon. Wenn ein Bischof stirbt, schreibt der Patriarch an den Vorstand seines Dorfes, die Einwohner zu versammeln und einen Priester zu dem vacanten Sitz zu ernennen. Ist die Wahl einstimmig, so bestätigt er ihn, wo nicht, so läßt er sich drei vorschlagen und ernennt einen daraus. Der Patriarch führt, wie schon bemerkt, den Titel Patriarch von Antiochien; seine Gewalt ist despotisch. Von seiner Entscheidung findet keine Appellation weder in weltlichen noch in geistlichen Sachen statt. Selbst der Legat des Papstes, der beständig im Libanon residirt, hat nach Churchill keinen Einfluß auf den Patriarchen, außer einen persönlichen durch Ueberlegenheit des Charakters. Er habe in neuerer Zeit bei Anstellung von Geistlichen einen größern Einfluß zu gewinnen versucht, aber der unabhängige und entschiedene Sinn der Nation habe diese Versuche immer zurückgewiesen. Die Einkünfte des Patriarchen, meist aus eigens dafür bestimmten Ländereien, und aus Messen, deren jede mit sechs Piastern bezahlt wird, betragen nach Churchill des Jahrs 5000 L., nach Perrier 8560 L. oder 200,000 Piaster; er erhält auch ⅛ der Einkünfte der Bischöfe. Er hat das Ansehen eines weltlichen Fürsten, und der derzeitige Patriarch Jusuf aus dem Hause Haazin soll durch seine Toleranz, seine Milde, seine Wohlthätigkeit sich besonders auszeichnen.

Die andern Priester und der Klerus leben von den Meßgeldern und den freiwilligen Beiträgen des Volkes, von dessen Spenden die untere Classe des Klerus ihr armseliges Dasein fristet. Ihre Anzahl beträgt über 1000. In geistlichen wie in weltlichen Dingen herrscht nach Churchill der Priester absolut; er steigt von Haus zu Haus, nichts entgeht seiner Wachsamkeit, die Beichte muß seine Neugierde befriedigen; kein Bauer wagt ohne Einwilligung seines Priesters zu heirathen.

Es ist nicht ungewöhnlich maronitische Priester mit großen Familien zu sehen. Aber obwohl die Ehe unter ihnen geduldet wird, so kann ein Priester doch, nachdem er die Weihen empfangen hat, nicht heirathen. Er ist daher schon vorher verheirathet und kann auch zu keiner zweiten Ehe schreiten. Die Bischöfe müssen unverheirathet seyn, wie im ganzen Orient. Die Priester haben eine eigene Tracht und werden von ihren Gemeinden gewählt.

Das Mönchthum ist überaus ausgebreitet und wuchert noch im Libanon in üppiger alter Weise. Die Mönche wohnen aber nicht mehr in Höhlen und Grotten, wie die der ersten Zeiten, sondern haben sich in Klöstern zusammen gethan, welche die reizendsten Punkte im Libanon einnehmen. Sie liegen auf luftigen Höhen und zeigen die malerischste und romantischste Scenerie. Dicht beim Kloster sieht man große Pflanzungen von Maulbeeren-, Olivenbäumen, Wein und Feigen, das ausschließliche Eigenthum der Mönche. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Anbau der zahlreichen Gärten, die sich terrassenförmig erheben. Ihr einfacher, grober Anzug ist wohl geeignet für die gröbsten Feldarbeiten; es ist eine schwarze Kutte, die bis an die Kniee reicht, mit einem ledernen Gürtel und einer Capuze, die über den Kopf geschlagen werden kann — der Cuculus den die Römer von den Galliern annahmen, wie er noch jetzt Caculy heißt. Sie besitzen jetzt wohl ein Viertel des ganzen Gebirges. Der größte Theil der Güter der maronitischen Emirs und Scheiks ist allmählich in ihre Hände übergegangen. Es gibt drei Orden im Libanon: die Libaniner, die Aleppiner und Antoniner. Die ersten beiden sind ausschließlich Eingeborne des Libanon und Aleppo's, die letzten gehören den Klöstern des hl. Antonius an. Es gibt über 100 Klöster und an 10,000 Mönche im Gebirge nach Churchill, wovon über die Hälfte Maroniten sind; die Liste der einzelnen Klöster im Miss. Herald (XLI. p. 317), und bei Berggren bei Ritter ergibt indeß nur 57 Klöster mit 1400 Mönchen und Nonnen, wovon 600 Priester, die unter den obigen 1000 Priestern nicht mitgerechnet sind. Außer diesen gibt es noch irreguläre Convente unter Inspection des Bischofs, von devoten Familien aus Privatinteressen gestiftet, unter der Bedingung, daß ein Glied des Stifters darin der Superior seyn muß.

Nonnenklöster sollen immer in bestimmten Distanzen von den Mönchsklöstern entfernt seyn; die Novizen müssen, nachdem sie mehr oder minder geschickt sind, 500—10,000 Piaster einzahlen; sie nähen und sticken, und nehmen am Gottesdienst nur durch Gesang Antheil.

Das Maroniten-Volk ist nach Russegger ein athletischer, sehr schön gebildeter Menschenschlag, voll Intelligenz, kühnen

unternehmenden Geistes, den arabischen unverkümmerten Stämmen ganz gleichstehend, voll Arbeitsamkeit, spricht allgemein arabisch, lebt im Libanon dem Ackerbau und hat sich durch tapfere Vertheidigungen seiner Gebirgssitze lange Jahrhunderte hindurch ziemlich unabhängig von türkischer Oberherrschaft zu erhalten gewußt. Sie standen nach Corancez unter ihren eigenen Häuptlingen, den Scheichs und vier Oberscheichs, die eine patriarchalische Gewalt über sie üben, aber nicht unabhängig sind, sondern früher die Oberhoheit des Emirs anerkannten, dem die Drusen als ihrem Fürsten gehorchten, die Maroniten aber nur als einem fremden Fürsten, der durch äußerliche Annahme ihres Glaubens sich ihnen geneigt zu machen suchte. Sie sind kein freies Gebirgsvolk, denn sie haben keine politische Verfassung, sondern nur eine Priesterherrschaft, die sie im Religionshasse gegen ihre Nachbarn unter dem politischen Druck der Drusen und Türken zusammenhält. In den isolirten Dörfern und Häusern, die sie auf dem Gebirge bewohnen, sind sie tapfer und gastfrei, wie die Drusen, mit welchen sie in Sprache, Sitten und in vielen Dingen übereinstimmen. Während aber die Drusen religiös indifferent erscheinen, sind sie höchst zelotisch und fanatisch für ihre s. g. katholische Religion, und durch die Mönche und Priester zu gehorsamen Dienern der Kirchenregeln, des Gottesdienstes, der Gebete, der Buße und der Fasten gemacht.

Seit 600 Jahren regierte die Fürstenfamilie Mahen die Provinzen des Libanons, und die Familie Schehab, die nach Guys (p. 152) arabischen Ursprungs ist, die beiden anstoßenden Provinzen Hasbeja und Rafeja; beide waren verwandt. Der letzte Fürst aus der Familie Mahen Achmed, ein Neffe des berühmten Faker-Eddn, hatte nach Murad (p. 43) seine Schwester und seine Tochter an zwei Prinzen aus der Familie Schehab verheirathet, und bestimmte bei seinem Tode daß, wenn sein einziger Sohn stürbe, sein Neffe Ardar (Haidar) Schehab ihm folgen, während dessen Minderjährigkeit aber Beschir Schehab die Vormundschaft führen sollte. Diese führte er auch 9 Jahre, worauf der Emir Ardar dann noch 24 Jahr regierte, und darauf sein Sohn Melkem (Melheim) Schehab noch 25 Jahre. Er wurde nach Guys (II. p. 153) vor etwa 120 Jahren heimlich zum Christenthum bekehrt.

Mansurn Joseph (Yussef) Schehab folgten dann, jener 17, dieser 18 Jahre, sein Nachfolger Emir Beschir aber 54. Unter seiner Herrschaft bildeten die Maroniten, Drusen und Metualis eine Art Conföderation. Obwohl so verschieden nach Ursprung, Religion und Sitten, daß sie sich in denselben Dörfern fast nie vermischten, hielt das Interesse der Vertheidigung der gemeinsamen Freiheit und die starke Hand und Politik des Emir Beschir sie wie in einem Bündel zusammen.

Die Geschichte des Emir Beschir gibt Guys (II. p. 118 fgg.) ausführlicher. Wir können aber hier nicht darauf eingehen, und bemerken daher nur daß, als im Kriege mit den Aegyptiern er sich für diese erklärte, die Drusen, die Feinde der Maroniten, sich den Türken anschlossen. Der Aegyptier siegte, der Libanon wurde entwaffnet, die Conscription unter den Drusen und Metualis eingeführt. Die Maroniten hatten sich geschmeichelt daß sie von der Kopfsteuer, der Entwaffnung und der Stellung von Mannschaft befreit werden würden; aber vergebens waren die Vorstellungen von Emir Beschir.

Aber England und das übrige Europa außer Frankreich ließen Mehemed Ali bekanntlich nicht im Besitz von Syrien. Die Engländer stachelten die Drusen und unzufriedene Maroniten zur Empörung gegen Ibrahim Pascha auf. Emir Beschir blieb sein treuer Bundesgenosse; als aber jener unterlag, mußte auch dieser 80jährige Greis ins Exil gehen; er wurde entsetzt und im Jahre 1840 nach Konstantinopel gebracht, wo er in einem verfallenen Hause der Vorstadt lebte. Seit seinem Sturze brachen vielfache langjährige Fehden zwischen den Drusen und Maroniten aus. Die Pforte glaubte 1842 diese durch bewaffnetes Einschreiten und durch Einsetzung des Omer Pascha als türkischen Verwalters des Libanon beilegen zu können. Die Willkürherrschaft desselben vereinigte aber beide zum offenen Aufstande gegen die Türken. Nach ihrem Siege am 13 October 1842 rief die Pforte, den Vorstellungen der Großmächte nachgebend, den Pascha mit seinen Truppen ab, setzte den 7 Sept. zwei Kaimakame ein und gewährte den Maroniten 1844 auch noch andere Concessionen. Aber schon im April 1845 brach die offene Fehde zwischen beiden Stämmen wieder aus, und wurde mit großer Erbitterung aufangs zum Vortheil der Christen geführt. Seitdem die Truppen des türkischen Pascha sich aber mit den Drusen verbanden, erlitten die Maroniten eine Niederlage nach der andern. P. Azar (p. 178) führt die 55 Dörfer, die allein in zwei Provinzen verbrannt wurden, und wobei 1060 Menschen umkamen, einzeln auf. Nach 2 Monaten waren an 170 ihrer Dörfer verbrannt, 12,000 Mann getödtet, und ebenso viele ins Elend gejagt. Die Pforte schritt auf Vorstellung der Großmächte mit 12,000 Mann bewaffnet ein. 40 Drusen- und Maroniten-Häuptlinge wurden gefangen, eine Entwaffnung vorgenommen, und jedem der beiden Kaimakame eine permanente Rathsversammlung aus Glaubensgenossen aller im Libanon wohnenden Secten, 2 Maroniten, 2 Drusen, 2 unirten, 2 nichtunirten Griechen, 2 Türken und 1 Metuali bestehend, beigegeben, um sich vorzugsweise mit der Steuervertheilung, der Schlichtung von Civilprocessen, Einleitung von Criminaluntersuchungen u. s. w zu beschäftigen, aber die Streitigkeiten zwischen Drusen und Maroniten dauerten unausgesetzt fort.

Wie jetzt, riefen die Maroniten auch damals den Schutz der französischen Könige an. Die Beziehungen derselben zu Frankreich sind schon alt. Nach P. Azar (50 fgg.) bewahrt der Patriarch der Maroniten noch das Original eines Briefes des hl. Ludwig vom 21 Mai 1250 auf, worin er die Maroniten „einen Theil der französischen Nation“ nennt; es daher für billig hält „daß alle Maroniten desselben Schutzes wie die Franzosen genössen, und ihnen dieser für sich und seine Nachkommen verspricht.“ Auch Ludwig XIV versprach ihnen am 28 April 1649 seinen Schutz und seine Verwendung für sie bei der Pforte, und wo es sonst nöthig sey. Azar (p. 145 fgg.) gibt seinen Erlaß und auch seine Verwendung durch den französischen Gesandten bei der hohen Pforte vom

10 August 1701 und den Schutzbrief von Ludwig XV vom 12 April 1737. Indem P. Azar diesen Schutz Frankreichs für die Maroniten auch anruft, hebt er die Wichtigkeit des Libanon hervor.

Ueber den Fall der Werthe edler Metalle.

Die jährliche Ausbeute an Gold betrug zu Anfang dieses Jahrhunderts 30 Mill. fl. Als dann die uralischen und sibirischen Goldwäschereien in Betrieb kamen, stieg die Ausbeute bis zum Jahr 1848 auf 96 Mill. fl. Es waren aber bis zu diesem Jahr seit 1492 oder seit der Entdeckung Amerika's im Ganzen nur 4800 Mill. fl. Gold gewonnen worden. Seitdem nun betrugen die jährlichen Verschiffungen Californiens

1849	4,921,250	Dollars,
1850	27,676,346	„
1851	34,492,000	„
1852	45,779,000	„
1853	54,965,000	„
1854	51,429,098	„
1855	45,182,631	„
1856	51,192,268	„
1857	49,340,186	„
1858	47,783,948	„
1859	47,460,255	„
Dazu 10 Proc. für das nicht verschiffte Gold	46,022,198	„
	504,000,000	„
oder	1200	Mill. fl.

Die Golderzeugung sämmtlicher australischer Colonien hat von 1851—1859 nach den neuesten und besten Angaben (Ausl. 1860. S. 840) sich ziemlich genau auf das nämliche belaufen, wie die californische, nämlich auf 101, 371,828 Pfd. St. oder 1200 Mill. fl. Die australische und californische Ausbeute seit 1848 beträgt also zusammen 2400 Mill. fl. oder genau die Hälfte der Goldausbeute von 1492—1848. Die Goldausbeute der übrigen Welt auf 8 Mill. Pfd. St. jährlich geschätzt, hat aber in der Zwischenzeit jener 11 Jahre von 1849—1859 andre 1056 Mill. fl. geliefert, so daß der Gesammtzuwachs seit 1849 mit 3400 Mill. angegeben werden kann. [1] Sind von der alten Ausbeute seit 1492 oder von den 4800 Mill. fl. noch drei Viertel im Besitz der Völker christlicher Gesittung, so ist dieser Vorrath durch die neuen Goldzuflüsse geradezu verdoppelt worden.

Man hat sich anfangs getröstet daß die Goldreichthümer, die sich im Schutt der Flüsse finden, rasch erschöpft werden würden. Auch kann man von Californien behaupten daß es im Jahr 1853 bereits den Höhenpunkt der Ausbeute berührt hatte. Die Abnahme erfolgt indessen äußerst langsam. Trifft man auch jetzt nicht mehr so reichlichen Waschlands, so arbeiten die Quarzmühlen um so eifriger. Die uralischen und sibirischen Wäschereien liefern seit mehreren Jahrzehnten sehr regelmäßig ihre reichen Erträge, und wenn Californiens und Australiens Ausbeuten eine gleiche Ausdauer besitzen, so müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen daß in 10 Jahren vielleicht der Goldvorrath im Besitz der Staaten christlicher Bildung das dreifache betragen wird wie im Jahr 1848. Was Australien betrifft, so hat man sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Goldmächerei würde nach und nach minder einträglich werden, die Goldjäger sich einem andern Gewerbe zuwenden und die Ausbeute entsprechend sinken. Allein bei der jetzigen Production von 12 Mill. Pfd. St. jährlich gewinnt im Durchschnitt noch immer jeder von den 80,000 Goldgräbern 10 Sh. oder 6 fl. im Tag (das Jahr zu 300 Tagen gerechnet). Große Geologen, wie Sir Roderik Murchison, welcher ja der scientifische Entdecker des australischen Goldes gewesen ist, haben uns getröstet daß das Gold nur an der Oberfläche vorkomme und Goldadern stets in der Tiefe sich zu verringern und unbauwürdig zu werden pflegen. Allein in Australien hat man sie doch schon bis auf 2—300 Fuß Tiefe verfolgen dürfen. Dazu leben wir in einer Zeit wo die Fortschritte des Maschinenwesens die Ausbeutung sehr ärmlicher Erze und Erden noch mit Nutzen verstatten. Die großen Goldfelder in Victoria bei Ballarat und Mount Alexander gehörten zu den frühesten Entdeckungen, und noch heute hat sich nach acht Jahren ihre Ausbeute auf beträchtlicher Höhe erhalten. Ferner werden noch immer wieder neue Goldflächen entdeckt, so daß der Horizont der Goldjäger immer weiter vorrückt. Michel Chevalier meint sogar, es sey Aussicht vorhanden daß in den nächsten hundert Jahren Californien und Australien mit einer jährlichen Durchschnittsausbeute von 16 Mill. Pfd. St. oder etwa 200 Mill. fl. uns bedrohen.

Man tröstet sich vielleicht damit daß dieser Ueberfluß an Gold zu größerer ornamentaler Verwendung verleiten möchte. Die Freude an solchen Hausgeräthen gehört aber jedenfalls roheren Zeiten an. Die Liebhaberei wendet sich jetzt weit mehr auf Kunstgegenstände, auf Schmuck der Wohnungen, der Gärten, und auf hundert andre Liebhabereien. Seit Beginn des Jahrhunderts hat sich in Großbritannien die Bevölkerung verdoppelt, der Reichthum mehr als verdierfacht, die Einfuhr von Gold zu ornamentalen Zwecken aber nur um 50 Proc. gesteigert. Ueberhaupt beträgt aber der jährliche Verbrauch von Gold zu Schmuckgegenständen durchschnittlich in Großbritannien 7636 Unzen oder etwa 2½ Proc. einer australischen Jahresausbeute. Ebenso sparsam ist der Verbrauch der Goldschläger. Wenn man weiß daß 14 Mill. Goldplättchen übereinander gelegt erst die Dicke eines Meter erreichen, daß ein Cubikmeter Gold, der 680,440 Unzen wiegt und noch nicht ganz einen vierten Theil der australischen Jahresausbeute bildet, ausreicht 3450 Acres Land mit Goldplättchen zu bedecken, so sieht man wohl daß sich die größten Flächen mit dem geringsten Kostenaufwand vergolden lassen. In Paris,

[1] Michel Chevalier und ein Essayist im Quarterly Review sprechen von einer gegenwärtigen jährlichen Ausbeute von 38 Mill. Pfd. St., allein diese Ziffer ist sicherlich um mindestens 8 Mill. zu hoch, denn mehr als 12 Mill. für Australien, 10 Mill. für Californien, und 8 Mill. für Rußland und sämmtliche übrige goldererzeugende Länder darf man nicht rechnen.

welches Frankreich und einen Theil Europa's mit Goldplättchen versieht, verbraucht man zu diesen Producten doch nur etliche 40,000 Unzen jährlich. Die Goldspinner aber arbeiten noch sparsamer, denn sie ziehen aus einem einzigen Zwanzigfrankenstück einen Goldfaden der von Calais bis Marseille reicht. Daraus folgt denn für uns die Ueberzeugung daß die Gewerbe welche Gold als Rohstoff benutzen, nur einen sehr mäßigen Antheil der Ausbeute verbrauchen, die also zum allergrößten Theil vermünzt worden seyn muß. [1]

Wenn das Gold bisher im Werth noch nicht bemerkbar gesunken ist, so erklärte man sich die Erscheinung immer damit, daß es nur das Silber Frankreichs aus dem Umlauf verdrängt und seine Dienste dafür übernommen habe. Und nicht bloß französisches Silber ist verdrängt, sondern auch die Vereinigten Staaten und die Schweiz sind mit Gold überschwemmt worden. Ob nicht dieselben oder ähnliche Erscheinungen in Mexico, und in den südamerikanischen Republiken sich zeigen, davon erfährt man bisher zwar nichts sicheres, doch liegt die Nothwendigkeit so nahe daß man es dreist annehmen darf. Das Silber aber welches von seinen Circulationspflichten befreit wurde, strömte nach Indien und China, metallarme Länder, die wie trockne Schwämme diesen Zufluß gierig aufsogen. Allein ganz gewiß ist daß wir viel weniger, die Hälfte weniger Werthe in Silber aus Europa wegschafften als Werthe in Gold aus der andern Welt uns zuströmten. Bis zum Jahr 1857, rechnet Chevalier, hatte Frankreich 45 Mill. Pfd. St. Silber abgegeben, aber dafür 100 Mill. Pfd. St. Gold empfangen. So diente, wie er sich ausdrückt, das Silber wie „ein Fallschirm“ um die Entwerthung des Goldes sanfter erfolgen zu lassen.

Man hat früher gesagt und wir selbst haben diesen Irrthum getheilt, wenn das Gold im Werth jetzt schon gesunken wäre, so müßte man es zuerst an seinem Silberwerth merken, Silber müßte gegen Gold gestiegen seyn. Da nun aber das Gold gegen Silber kaum um 4 Proc. gefallen ist, diese Schwankung aber sich innerhalb der früher oft beobachteten secularen Schwankungen hält, so ist das Gold entweder dauernd noch gar nicht, oder doch höchstens um 4 Proc. gesunken. Ein Essayist im Edinburgh Review entdeckt aber sehr scharfsinnig das Trügerische dieses Trostes. Das Silber kann nämlich mit dem Gold gefallen seyn, ja es ist sogar höchst wahrscheinlich daß ein Fallen des Goldes nie ohne ein Fallen des Silbers eintreten werde. Im 16ten Jahrhundert nach der Entdeckung Potosi's änderte sich der Werth des Goldes und des Silbers um das vier- und fünffache in Folge einer überreichen Silberproduction, dennoch aber stieg das Gold nur von 1 : 11 auf etwa 1 : 15 gegen Silber. In den gegenwärtigen Verhältnissen läßt sich sogar nachweisen daß das Silber keine großen Tendenzen besitzen konnte im Goldwerth zu steigen. Dadurch nämlich daß Frankreich, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, vielleicht auch Theile Südamerika's unmerklich von der Silber- zur Goldwährung übergiengen, daß in Folge des gezwungenen Papierumlaufes in Oesterreich und in Rußland das dortige gemünzte Silber in beträchtlicher Menge über die Gränze trat, verminderte sich der Silberbedarf der christlichen Welt höchst beträchtlich. Zugleich entstand aber durch das Freiwerden jener Silbercirculation ein unerwartetes Angebot von Silber, so daß also bei verminderter Nachfrage und vermehrtem Angebot das Silber gegen das Gold nur unmerklich steigen konnte, obgleich sich die Vorräthe dieses Metalles in 11 Jahren verdoppelt hatten. Diese Art zu denken ist gewiß die richtige, nur hat der britische Gelehrte einen wichtigen Schluß zu ziehen vergessen, den nämlich daß durch die jetzige Goldproduction auch Länder mit Silberwährung beinahe den nämlichen Gefahren und Uebelständen der Metallentwerthung ausgesetzt sind wie die Goldstandardländer.

Sind denn aber Gold und Silber seit 1848 im Werthe gesunken? Diese Frage hat man oft durch Preisvergleichungen zu lösen gesucht, allein auf mathematischem Wege wird sich die Wahrheit nur ermitteln lassen, wenn wir die Durchschnitte großer Zeiträume vergleichen können. Wenn die bisherigen Untersuchungen eine Entwerthung ahnen ließen, so muß man wohl bedenken daß gerade der Anfang des vergangenen Jahrzehntes durch eine Reihe von Mißernten ausgezeichnet gewesen ist. Die kritischen Köpfe unter den Leuten vom staatswirthschaftlichen Fache werden gewiß sagen: noch läßt sich nicht deutlich eine Entwerthung des Goldes erkennen, noch lassen sich gewisse Preissteigerungen durch andere Gründe erklären oder ihre Bedeutung wird durch gewisse gleichzeitige Preisminderungen wieder aufgehoben. Der Essayist im Edinburgh Review sieht freilich in dem Steigen der Arbeitslöhne in England ein sicheres Vorzeichen von der Entwerthung der edlen Metalle, allein auf dem Festlande sind die Arbeitslöhne wenig, in Frankreich fast gar nicht gestiegen, und in England läßt sich auch das Steigen der Arbeitslöhne durch das noch raschere Steigen der Gewerbsproduction leicht erklären.

So verwickelt sind solche Untersuchungen, so vielfältig kreuzen sich die Wirkungen und heben sich gegenseitig auf, daß sich die ersten leisen Anfänge von Werthänderungen kaum erkennen lassen. Wir wissen nur so viel daß in Frankreich die im Umlauf befindlichen edlen Metalle im letzten Jahrzehnt sich mindestens um 1000 Mill. Gulden dem Nennwerth nach vermehrt haben. In England hat man ebenfalls beobachtet daß beträchtlich mehr Gold eingeführt als dem Werth nach Gold und Silber ausgeführt wurden. So hat sich überall die Circulation gesteigert, und wo vor früher 100 Goldstücke in einem Beutel waren, mögen jetzt 150 angetroffen werden. Sollte man daraus nicht schließen daß nothwendig die edlen Metalle im Werthe gesunken seyn müßten? Die Bevölkerung hat in der gleichen Zeit kaum um 10 Procent zugenommen, so daß dieses Element in der Berechnung das Fallen der Werthe nur wenig aufhalten konnte. Weit großartiger hat sich indessen

[1] Michel Chevalier berechnet daß sich durch Abreibung, Verarbeitung, Vergoldung und Verbrennung bei den höchsten Ziffern nur ein Verbrauch von 1,275,000 Kilogr. in 10 Jahren bei einer gleichzeitigen Production von 2½ Mill. Kilogr. berechnen lasse. Die vordere Ziffer scheint uns aber noch um das drei- oder vierfache zu groß.

der Handel vermehrt. Die englischen Ausfuhren sind dem Werthe nach von 50 auf 120 Mill. Pf. St. gewachsen. Frankreich hat ganz gleichen Schritt mit England beobachtet, ja dieses im Tempo der Steigerung seines auswärtigen Handels überholt. Deutschland ist auch vorwärts gekommen, wenn auch nicht so rasch wie England. Wo sich also der Verkehr der Völker mehr als verdoppelte, sollte da nicht auch eine beträchtliche Zunahme der Zahlungsmittel ohne Werthschwankungen verstattet gewesen seyn?

Unser Essayist im Edinburgh Review sagt Nein, denn zur Ausgleichung des großen Verkehrs sey beinahe kein Geld mehr nothwendig. Man kennt die Thätigkeit des sogenannten Clearing Hauses in London, wo täglich die gegenseitigen Abrechnungen der Londoner Bankers durch Abschreibungen vorgenommen werden. Im Jahre 1839 wurden dort 950 Mill. Pf. St. Forderungen getilgt, also 3 Mill. täglich, und dazu war eine Baarcasse zur Ausgleichung der Reste von etwa 200,000 Pf. St. ausreichend. Gegenwärtig haben sich die Geschäfte des Clearing Hauses auf 1500 bis 2000 Mill. Pf. St. jährlich gesteigert, anstatt daß aber der Baarvorrath sich über 200,000 Pf. St. vermehrt hätte, bedurfte man keines Schillings mehr, da alle Ausgleichungen durch Uebertrag in den Büchern der Bank abgemacht wurden. Den Gegensatz zu dieser so hoch entwickelten Benutzung des Credits bildet Indien, wo beständig 20—30,000 Mann der bengalischen Armee zu Geldescortirungen nöthig sind. Man schätzt auch die Circulation an edlen Metallen in Indien auf 150 bis 300 Mill. Pf. St.

Nach diesen Thatsachen sollte man meinen, daß sich der Handel ins unendliche vergrößern könnte, ohne daß dadurch das geringste Bedürfniß einer Vermehrung der klingenden Zahlungsmittel verspürt würde. Dieß ist die Ansicht sehr vieler Sachverständiger und auch die des neuesten Essayisten im Edinburgh Review, sie ist aber eine falsche, und weil sie falsch ist, klärt sich auch das Räthsel auf, warum trotz aller Vermehrung der geprägten edlen Metalle diese an Werth in erkennbarer Weise noch nicht verloren haben. Zu dem großen Verkehr zwischen Völkern und Staaten, zwischen England und seinen Colonien, zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, zwischen Hamburg und Brasilien u. s. f. könnten die edlen Metalle völlig entbehrt werden. Man schickt geprägtes Gold nur ausnahmsweise außer Landes, wenn Metallsendungen besonders vortheilhaft sind. Der internationale Verkehr kann sich daher steigern, ohne daß sich deßwegen die metallenen Zahlungsmittel vermehren müßten. Allein in dem Lande selbst, welches seine Production und Consumtion gesteigert sieht, müssen, wenn keine Werthänderungen eintreten sollen, die metallenen Zahlungsmittel zunehmen. Wenn sich in England der Zuckerverbrauch von 20 auf 30 Pfund per Kopf erhöht hat, so muß ganz sicher, wenn diese Vermehrung des Verbrauchs den Werth der Zahlungsmittel nicht verändern soll, deren so viel mehr vorhanden seyn daß durchschnittlich jeder Engländer 30 Pfd. zahlen kann, wo er früher 20 zahlte. Der große Handel und die große Industrie haben jedenfalls sich den Gebrauch der edlen Metalle zur Ausgleichung ihrer Geschäfte abgewöhnt, allein alle Einfuhren und alle Massenproducte verlangen doch ehe sie den Verbraucher erreichen ein Kleinhandelsgeschäft. Vermehren sich die Einund Ausfuhren, so muß sich nothwendig die Zahl der kleinen Verkäufe vermehren, und da bei den kleinen Verkäufen oder bei dem letzten Eigenthumsübergang zum Verbrauche eine Thätigkeit der edlen Metalle eintritt, so sind deren mehr nöthig in dem Laude dessen Einfuhren sich steigern, und mehr nöthig in den Ländern, wohin es seine gesteigerten Ausfuhren absetzt. Wenn Großbritannien nach einem Lande statt ehemals zwei; in neuerer Zeit 3 Ellen Baumwollenzeug per Kopf ausführt, so müssen dort, wenn der Werth der edlen Metalle sich nicht vermindern soll, die klingenden Zahlungsmittel um eine gewisse Größe sich vermehrt haben, damit der Kattunkäufer drei Ellen zahlen kann, wo er früher nur zwei zahlte. Im Kleinhandel aber haben die papierenen Zahlungsmittel noch keine Rolle übernommen, und da jede Steigerung des internationalen Handels genau die nämliche Steigerung der Vertheilungsgeschäfte des Kleinhandes hervorrufen muß, so müssen sich die klingenden Zahlungsmittel bei jeder Verdoppelung des großen Handels auch verdoppeln, wenn keine Werthschwankungen eintreten sollen.

Der geistreiche aber sanguinische Michel Chevalier verkündigt uns ein jähes Fallen des Goldes, sobald der letzte Fünffrankenthaler aus Frankreich nach Indien verschifft worden seyn würde. Der Essayist im Edinburgh Review glaubt dagegen, daß wie Frankreich und die Vereinigten Staaten früher schon, so bei fortdauerndem Goldzufluß auch noch andere Länder unmerklich von der Silber- der Goldwährung sich zuwenden werden. Namentlich weist er auf Indien, wo, bei der Putzliebe des Volkes und dem Hang Schätze zu vergraben, das Gold sich vor dem Silber empfiehlt. Jedenfalls sollten wir uns die Lehre aus den letzten Erscheinungen ziehen, daß jähe Werthveränderungen zu den unwahrscheinlichen Erlebnissen unserer Zeit gehören. Die Goldschätze im Besitze der christlichen Völker vermochten sich in zwölf Jahren beinahe zu verdoppeln, ohne daß zwischen Gold und Silber eine Werthschwankung von mehr als 4 Proc. eintrat, und sonst sich noch nicht deutlich eine Erschütterung der Werthe beider Metalle erkennen ließ. Jetzt aber, wo diese Schätze bereits verdoppelt sind, schwächt sich auch die Wirkung jedes neuen Zuflusses um die Hälfte ab, insofern die Goldproduction in gleicher Höhe jetzt 24 Jahre fortdauern müßte, damit sich abermals der Goldvorrath verdoppeln könnte. Aber 24 Jahre ruhiger Entwicklung unserer materiellen Civilisation sind recht wohl an Inhalt einem Jahrhundert in frühern Zeiten zu vergleichen. Wohl verdient der Verlauf der überseeischen Golderzeugung einer fortwährenden Ueberwachung, sicherlich aber sind wir auch um drei Jahrhunderte von solchen Werthschwankungen entfernt, wie sie nach der Eroberung Peru's eintraten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. Augsburg, 16 September 1860.

Balduin Möllhauſens Bericht über die Erforſchung des Colorado 1857—1859.

Unter Lieutenant Ives ſchickte die Regierung der Vereinigten Staaten im Spätſommer 1857 eine Dampferexpedition von der Mündung des californiſchen Meerbuſens den Colorado des Weſtens hinauf, um die Schiffbarkeit dieſes Stromes zu unterſuchen. An dieſer Unternehmung nahm unſer vielgereiſter Entdecker Balduin Möllhauſen abermals Theil, und ſein Bericht liegt jetzt würdig ausgeſtattet vor uns.[1] Ein Theil der Expedition war zu Land von San Francisco nach dem Colorado geſchickt worden, und zwar führte er etliche Kamele mit, deren Einführung zum Dienſt in den Wüſten des Weſtens die Regierung beſchloſſen hatte. Als Möllhauſen mit dieſer Ueberlandpartei, welcher er zugetheilt war, den Colorado erreicht hatte, ſollte er ein gefährliches Jagdabenteuer beſtehen. Er war nämlich mit etlichen Gefährten gegen wilde Kühe ausgezogen, und fand auch eine Heerde von 12 Stück, die von einem kleinen ſchwarzen Bullen bewacht ruhig graſten. Möllhauſen, der die Jagd auf dieſe Thiere noch nicht kannte, bei welcher alles darauf ankommt daß der Jäger aus dem Verſteck ſchießt und ſich nicht zeigt, ſtieg ab, zielte und traf den Bullen, der hoch aufſprang, dann aber am ganzen Leibe zitternd ſtehen blieb. Die wilden Kühe können aber nicht Blut ſehen oder riechen, ohne in die höchſte Wuth zu gerathen. Anfangs ſchien es als wollten ſie den Stier mit ihren Hörnern zerſtücken, als ſie aber Möllhauſen gewahrten, ſenkten ſie die Köpfe und ſtürzten auf ihn los. Der Jäger ſchwang ſich eilig auf ſein Pferd, aber die Kühe ſetzten ihm mit großer Geſchwindigkeit nach. Seine Verfolger waren ihm ſchon ſo nahe gekommen daß er die Drehpiſtole lüftete, als ihm einer ſeiner Gefährten, ein alter Waidmann, aus einer Regenſchlucht zurief: „Um Gottes willen! hier hinab!“ Möllhauſen ſetzte in den Abgrund und die Kühe ſchoſſen vorüber, jetzt aber erhob der alte Jäger ein durchdringendes Geſchrei nach Indianerart daß die Kühe erſchreckt und ſcheu auseinanderſtoben, und einer zweiten, ebenfalls flüchtig gewordenen Heerde zueilten. Den verwundeten Stier fand man noch immer wankend, aber wie feſtgenagelt auf der nämlichen Stelle, und machte durch einen Piſtolenſchuß ſeinem Todeskampf ein Ende.

Am 19 Dec. war man in Fort Yuma gegenüber dem Einfluß des Gila in den Colorado, und wartete 14 Tage ſehnlichſt auf die Ankunft des Lieutenant Ives mit dem Dampfer, den er mittlerweile an der Mündung des Colorado zuſammengeſetzt haben ſollte. Fort Yuma beſitzt ſchon zwei Landungsplätze für Dampfer und auch zwei hübſch angeſtrichene Fahrzeuge dieſer Art, welche von der Mündung her der Garniſon ihre täglichen Bedürfniſſe zuführen. Bereits iſt auch eine Stadt bei dem Fort projectirt und abgeſteckt; damals aber war das einzige Obdach dieſer Stadt das Zelt unter dem Möllhauſen mit etlichen Begleitern ſchlief. Lachen mußten daher die Anweſenden, wenn ſie in californiſchen Zeitungen unter der Aufſchrift: „Merkwürdige Gelegenheit ohne Arbeit reich zu werden“ Bauplätze der neuen „Colorado-City“ in „dem paradieſiſchen Landſtrich, welcher von dem Colorado und dem Gila, zwei Strömen erſten Ranges, bewäſſert wird,“ ausgeboten fanden. Hinzugefügt wurde: „Zwei prachtvoll eingerichtete Dampfboote bei Fort Yuma ſind zu jeder Stunde bereit Güter von der Mündung nach Colorado-City zu bringen.“ Das Klima ſey geſund, der Winter mild, der Sommer durch Seebriſen erfriſcht. In Wahrheit liegt die künftige Stadt an einem Wüſtenfluſſe, und die „Seebriſen“ ſind entſetzliche Sandwirbel, die größten Plagen des Platzes, weil, wenn ſie wehen, ſelbſt im Zelt die Zähne vor Sand knirſchen. Die Eingebornen in der Nähe ſind die freundlichen und heitern Yumas, deren Männer wie Frauen durch hohe Körperreize ſich auszeichnen, von denen ſie nur weniges durch Lendenſchürze oder Franſengürtel verhüllen. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeil mit Steinſpitzen, eine kurze Keule und bisweilen ein Meſſer. In der Nähe des Forts ſind aber die Yumas vollſtändig von der Civiliſation vergiftet worden, und in den Geſichtern dieſer Geſchöpfe die Spuren aller denkbaren Laſter zu ſehen!

Am 6 Jan. traf Lieutenant Ives bei Fort Yuma ein. Depeſchen, die er aus Waſhington empfangen, änderten einigermaßen den Gang der Expedition. Da nämlich ein Krieg gegen die Mormonen bevorſtand, ſollte Ives ohne Aufenthalt

[1] Reiſen in die Felſengebirge Nord-Amerika's. Leipzig 1861. Ceſtenoble.

den Strom, so weit die Schiffbarkeit reichte, hinaufgehen, dann umkehren, seinen Bericht augenblicklich einsenden, damit man vielleicht den Colorado als Heerstraße benutzen könne, und erst später die weitere Erforschung mit Muße fortsetzen. Ives schickte daher einen der Theilnehmer Namens Peacock mit Depeschen nach San Francisco, wo er aber vor Ankunft des Postdampfers eintreffen sollte. „Die Aussicht, bemerkt Möllhausen, 900 engl. Meilen in neun Tagen zurückzulegen, machten den fröhlichen Californier fast trunken vor Jubel.“ Die ersten 170 Meilen ritt er ohne den Sattel vom Pferd zu legen, auch stürzte es bald nachher. Wirklich aber langte, nachdem er noch ein zweites Pferd zu Schanden geritten hatte, der Bote rechtzeitig in San Francisco an.

Was die Fahrt auf dem untern Colorado betrifft, so bestätigt Lieutenant Ives nur was schon vor Jahren Hr. A. Schott im Ausland berichtete. Der Fluß unterwühlt beständig seine Ufer und ändert fortwährend sein Bett, ja oft verlegt er in einer einzigen Nacht den Stromlauf von einem Ufer zum andern. Sandbänke und Untiefen erschweren daher die Fahrt außerordentlich. Der Dampfer der Expedition, bezeichnend der Explorer genannt, war ein Fahrzeug von nur 50 Fuß Länge, 10 Fuß Br. und 2½ Fuß Tiefgang. Er wurde nur durch ein am Hintertheil befestigtes Rad getrieben. Ein Bretterverschlag vor diesem Rad wo ein Tisch stand, an dem zur Noth drei Personen schreiben konnten, hieß die Cajüte. Auf dem offenen Vordertheile aber sollte die 28 Köpfe starke Gesellschaft sich aufhalten! Die Führung des Schiffes übernahm Capitän Robinson, der als Pilot mit den Dampfern mehrmals von der Mündung bis Fort Yuma gefahren war, also die Natur wenigstens des untern Stroms genau kannte.

Am 11 Jan. fuhr der Explorer ab und erlebte schon am ersten Morgen, was fortan die größte Qual der Entdecker werden sollte, nämlich daß er auf eine Sandbank fuhr und mit Winden darüber weggeschleift werden mußte. Die ersten beiden Tage sah man nichts als Wüste rechts, Wüste links, und im Fluß die widerwärtigen Kiesbänke. Die Januarnächte waren auch in jenen Breiten so frisch daß man wohlthätig den Strahlen des Lagerfeuers nahe rückte, denn übernachtet wurde am Ufer unter Zelten. Am 13ten Morgens wurden Indianer in der Ferne sichtbar, die offenbar in der Gegend fremd scheinen, und — hic et ubique — Comantschen seyn sollten, deren Streifzüge daher sich unerwartet weit ausdehnen müssen. So erklärte wenigstens Mariando, der eine Dolmetscher, welcher des Spanischen und der Yumasprache mächtig war, und sich gelegentlich mit Maruatscha, einem Yuma-Indianer, verständigte, welcher alle Mundarten der Coloradovölker kannte. Am nämlichen Tage fuhr man an der einsamen Ansiedlung eines Deutschen, Namens Hofstedt am linken Ufer vorüber, der mit einer Anzahl Arbeiter beschäftigt war Canäle zur Bewässerung seiner Felder zu bauen. Die Vegetation verschwand mehr und mehr, und beschränkte sich zuletzt nur auf Weidenbuschwerk in den Mündungen der Schluchten; dafür zeigte sich der einsam wachsende Riesensäulen-Cactus (Cereus giganteus), und zwar entweder nur seine ersten Sprossen, die wie Schildwachen von weitem aussehen, oder eine Tischgabelform, oder endlich eine candelaberartige Krone. Hinter den Kiesbänken des Ufers stiegen allmählich Gebirge auf, und am 14 Jan. zeigte der Morgen hellrothe und violette Felswände, noch triefend vom Nachtregen, die sich zu einer Schlucht zusammendrängten, welche das Purpurthor (Purple Hill-Pass) genannt wurde. Weiterhin bemerkt unser Autor: „Wilde Felsmassen schoben sich, jedesmal Vorsprünge bildend, weit in die Fluthen hinein, und spiegelten in denselben ihre hochaufstrebenden Wände und Thürme in der ganzen Pracht einer schönen Beleuchtung. Ein schmaler Waldstreifen trennte die Felsen von den trügerischen Bildern im Wasser, und umsäumte gleichsam die ausgedehnte glatte Fläche, welche durch den Wiederschein des wolkenlosen Himmels im reinsten Lichtblau prangte. Durch die vergrößerte Entfernung veränderte sich stufenweise die Farbe des Gesteins der sichtbaren Punkte, und gieng vom schönen Roth in unbestimmtes Violett und duftiges Blau über.“ Der Fluß wird dort von Bibern bewohnt, die aber nicht wie anderwärts gesellig in Dörfern, sondern als Einsiedler leben. Die Schönheiten der Uferlandschaften steigerten sich fortwährend, sie bestanden aber nur in der seltsamen Gestaltung und Zerklüftung basaltähnlicher Formationen. Eine dieser aufsteigenden Bergklippen wurde der Schornsteinfelsen (Chimney Peak) genannt, eine phantasiearme Benennung, die nach Fabrications- und Kohlenqualm riecht. Glücklicher war ein 80 Fuß hoher Felsen, der mitten aus dem Strom aufstieg und Lighthouse Rock getauft wurde. Der Ausgang aus der steinigen Schlucht in ein sonnigeres Becken wurde dagegen Porphyrpaß genannt.

Nach langer Unterbrechung erblickte man am 18 Jan. wieder Indianer am Ufer und zwar waren es Yuma die über die Erscheinung des „großen feuerfressenden Canoes“ in die höchste Verwunderung geriethen. Die Kraft der Belebung des Eisens, denn dem Eisen schrieben sie die Bewegung stromaufwärts zu, mußte nach ihrer Meinung Capt. Robinson besitzen, denn er allein war am Steuerruder thätig, während die anderen müßig saßen. Gern gewährte man einem der Yumas die Bitte als Passagier ein paar Tagemärsche stromaufwärts zu reisen. Am Abend sammelten sich dießmal auf den nackten Sandinseln im Strome Tausende von Kranichen, die ihre hochbeinigen Schildwachen auszustellen nicht versäumten, unter deren Schutz sich auch kleine Schaaren Pelikane zur Ruhe begaben. Am 20 blieb die Landschaft immer noch unterhaltend: starre zackige Gebirge, eine nackte Ebene, und nur am Wassersaume Cottonwoodbäume, weithin an ihren malerischen Formen sichtbar, Streifen dicht bestandener Weiden, von denen hin und wieder aufsteigende Rauchwolken die Nähe von Eingebornen verkündeten. Diese kamen am Abend zum Lagerplatz und entfernten sich willig beim Zapfenstreich des Hornbläsers. Aber schon am frühesten Morgen waren sie wieder bei der Hand, doch schauderten die nackten Leute vor Kälte und ergriffen Feuerbrände um sie über die Schultern zu halten oder in die Nähe der erstarrten Glieder zu bringen. Auch Weiber waren mit ihren Säuglingen gekommen, welche letztere mit den kohlschwarzen Augen neugierig aus dem Weidengeflecht vorschauten an das man sie mit Armen und Bei-

neu festgebunden hatte. Was ihr und aller spätern Besucher höchstes Erstaunen erregte, war der grelle Ton der Dampfpfeife oder das „Geschrei welches das Canoe ausgestoßen hatte.“ Dieß war die nördlichste Niederlassung der Yumas, denn die Indianer die sich am nächsten Tage in der Ferne zeigten, waren Chimehuhuebes oder Mohaves. Das Benehmen dieser fröhlichen Naturkinder machte den Reisenden das größte Vergnügen. Die Männer eilten von Ufervorsprung zu Ufervorsprung, um den wunderlichen Anblick des Dampfbootes immer von neuem zu genießen. Die Weiber oder vielmehr Mädchen von etwa 12—18 Jahren blieben in gleicher Höhe mit dem Fahrzeug und streckten die Hände bettelnd aus. Man unterhielt sich damit ihnen bisweilen Stücke Zeuges oder Perlenschnüre zuzuwerfen, worauf sie sich in dichtem Knäuel auf die Gabe stürzten: „Es war ein reizender Anblick diese schönen vollen abgerundeten Gestalten mit ihren dicken Basttröcken, die bis an die Kniee reichten, mit ihren dichten schwarzen, langen Haaren, die um die bemalten Gesichter flatterten und mit den dunklen und feurigen Augen in tollem Laufe durch den tiefen Sand dahin springen zu sehen. Stürzte eine zu Boden, so riß sie mehrere mit sich nieder, doch wie der Blitz standen sie wieder auf ihren Füßen und suchten durch vergrößerte Eile das Versäumte wieder nachzuholen.“ Am Abend verspeiste die Gesellschaft einen Kranich und einen Reiher, zähes Geflügel, welches nur die Zähne von Entdeckern zu zerkleinern vermögen. Als sich am 27 Jan. abermals Mohaves zum Besuch einfanden, miethete man gegen einen Lohn in Waaren einen Booten um Briefe nach Fort Yuma zu bringen und die Antworten dann dem Dampfer wieder zuzustellen, denn da die Indianer treffliche Fußgänger sind, so konnte der Bote leicht das Fahrzeug wieder einholen, welches höchstens zwei, oft nur eine halbe deutsche Meile im Tage zurücklegte, so groß waren die Schwierigkeiten der Fahrt bei dem seichten Wasserstande. Die Colorado-Dampfer nehmen gewöhnlich nur Weiden und Pappelholz zur Heizung, denn das Holz der Schotenbäume (Mezquit) pißt zwar viel stärker, zerstört aber viel zu rasch die Kessel. Unsere Expedition brauchte aber das Eisen des Fahrzeugs nicht zu schonen und konnte sich überall mit dem trefflichen Brennstoff versehen.

Am 28 Jan. ließ sich ein Chimehuhuebe-Indianer an Bord nehmen, der sich Möllhausens von Capt. Whipple's Expedition noch erinnerte und sich rühmte von ihm gezeichnet worden zu seyn oder, wie er sich ausdrückte, daß er „sein Gesicht mit einem Stäbchen aufs Papier gelegt habe.“ Der Fluß strömte dort durch ein offenes Becken, blieb aber immer von Gebirgen eingefangen. Einen der auffallenden Gipfel schlug Möllhausen vor, ganz im Yankeegeschmack Destillationsfelsen zu nennen, allein er empfieng in der Taufe den Namen Monument Rock. Die Mohaves an den dortigen Ufern sah man häufig jenes Spiel spielen, dessen Gesetze Möllhausen schon auf seiner früheren Erforschungsreise nicht hatte enträthseln können. Es wird nämlich ein Reifen oder ein Ring weit fortgerollt und zwei Spieler mit Speeren bewaffnet folgen ihm und suchen ihre Geschosse durchzuwerfen. Dießmal erfuhr man daß die Mohaves dabei um Geldeswerth spielen. Marnatscha, der Dolmetscher nämlich, ließ sich so oft er ans Land kam, auf dieses Spiel ein, verlor aber beständig, und eines Tages kehrte er sogar ohne sein rothes Flanellhemd zurück, auch hatte er zum Schaden noch den Spott der Sieger ertragen müssen. Am Nachmittag des 30 Jan. hörte man stromaufwärts eine Dampfpfeife und bald darauf begegnete man dem „Jessup.“ Dieß war einer der Privatdampfer bei Fort Yuma und war, vielleicht aus Entdeckerneid oder irgend einer verpfuschten Yankee-Speculation halber, von den Eigenthümern wenige Tage vor Ankunft des Explorer diesem vorausgeschickt worden. Die Leute vom Jessup berichteten daß der Strom jenseits des 35. Breitegrades durch Stromschnellen unfahrbar werde, und daß sie dort an ihrem äußersten Punkte einen Steinhaufen errichtet hätten.

Am 1 Februar wurden die Ufergänge wieder besonders malerisch. Die Lagen des Basaltes bildeten Bauwerke seltsamer Art: Mauern, Bastionen, Thürme, Pfeiler, Schlösser, Bogen, daß man nach den Abbildungen und Beschreibungen die Formation fast eine gothische nennen möchte. Doch blieb die nächste Umgebung beängstigend öde, und riesenhafte Säulencactus steigerten noch durch ihre starre fossile Physiognomie den Todtenschlaf der organischen Welt. Nur einer Indianerfamilie, die auf einem mit Binsen verbundenen Floß vorübertrieb, begegnete man an diesem Tage, wo man sich der Bill Williams Fork näherte, deren Mündung früher auf 34° 23′ u. 114° 06′ w. L. v. Gr. bestimmt worden war, so daß man nach 20tägiger Fahrt nur 0° 26′ an westlicher Länge seit Fort Yuma verloren und an Breite kaum zwei Breite-Grade (1° 40′) oder etwa 170 engl. Meilen gewonnen hatte. Dieß war der Punkt, wo Whipple's Expedition den Colorado erreicht hatte. Wohl fand Möllhausen noch die Spuren von Wagenrädern, von Maulthier- und Schafhufen wieder, die sich in voller Schärfe abgedrückt vier Jahre erhalten hatten; der Fluß hatte aber inzwischen das Ufer so völlig umgestaltet, daß Möllhausen nur an den Conturen der Berge auf seinen damaligen Zeichnungen die Gegend wieder erkannte.

Am 3 Febr. hatte der Mohave-Bote von Fort Yuma aus die Expedition mit Briefen wieder erreicht, und wurde für seine Bestellung natürlich überreich belohnt. Eine unangenehme Ueberraschung machte man aber am Morgen, als man die Schlafdecken aufrollte, da es sich fand daß man die Nachtwärme mit etlichen grünen Scorpionen getheilt hatte. Der Schiffskoch machte vor Möllhausen das Experiment einen solchen Scorpion durch einen Ring von Feuerbränden einzusperren, den er nach und nach mehr und mehr verengerte. Der Autor sah nun mit eigenen Augen, daß das Thier vor Schmerz sich den eigenen furchtbaren Stachel in den Leib stieß, die Folgen der Selbstvergiftung konnte er aber nicht abwarten. Da so viele unwahre Thierenekdoten voll jeher in Umlauf sich befanden, daß man fast geneigt ist allen, auch den guten zu mißtrauen, so ist wenigstens der Scorpionenselbstmord hier durch einen wissenschaftlichen Zeugen uns gerettet worden.

Das Ufergebirge verschönerte sich abermals durch verwegene Formen, die aber von Whipple glücklicher- und treffen-

der Weise schon die Needles (Nadeln) genannt worden waren. Das umfangreiche Thal vor ihnen ist die Heimath der Chimehwhuebes, die eben so harmlos und dienstwillig wie die andern Coloradostämme den Dampfer empfiengen. Sie waren gleichen Humors wie die Mohaves, und unterschieden sich von diesen nicht sowohl durch Mangel an Körperschönheit, sondern nur durch geringere Größe und Stärke. Die Länge ihres Thales beträgt zwei, und die Breite kaum anderthalb deutsche Meilen. Die Einfahrt in die von den „Nadeln“ gebildeten Schluchten wurde übrigens durch eine Stromschnelle erschwert, welche der „Explorer“ jedoch ohne große Anstrengung bezwang. „Als wir in das Felsenthor einbogen, verschwanden plötzlich die sandigen Uferstreifen mit ihrem spärlichen Pflanzenwuchs, und unmittelbar aus dem heftig strömenden Wasser erhoben sich die schwarzen Massen der lavaartigen Basaltfelsen .... Bogenfenster öffneten sich und ließen den sonnigen Abendhimmel hindurchblicken; Brücken rückten auseinander, scheinbare Thore rissen auf und zeigten sich als abgesonderte Pfeiler, die sich weit überneigten oder in entgegengesetzter Richtung an einander vorbeischiebend auf kurze Zeit die Form eines Kreuzes bildeten.“ Diejenigen unserer Landsleute freilich, welche durch die Höhe der Alpen verwöhnt sind, werden die Nase rümpfen wenn sie hören daß diese Herrlichkeiten sich nur bis zu 500 Fuß erheben. Die eigentlichen Nadelfelsen im Mohave Cañon, wie die dortige Schlucht des Colorado genannt worden ist, schwanken indessen zwischen 300 bis 1000 Fuß. Als man endlich nach 7 engl. Meilen Fahrt aus der Schlucht heraustrat, sah man große Schaaren Mohaves den Dampfer erwarten, und von der Stattlichkeit dieses Menschenschlages kann man sich einen Begriff machen, wenn einer der Mitreisenden, ein preußischer Officier, Hr. v. Egloffstein, ächt berlinerisch erklärte, es ließe sich aus diesem Stoff die schönste Gardecompagnie der Welt zusammenstellen. Möllhausen hält Whipple's Schätzung der Dichtigkeit der Indianerbevölkerung am Colorado für richtig, denn er nimmt an daß die Mohaves 4000 Köpfe und darunter 600 Krieger, die die Chimehwhuebes 1500 Köpfe und 300 Krieger, die Yumas 3000 Köpfe und 500 Krieger, die Cocopas 3000 Köpfe, und die Yampais 2000 Köpfe zählen, zusammen 13,500 Köpfe, während Don José Cortes im Jahre 1799 die Einwohnerzahl auf 17,000 Köpfe berechnete. Sie waren stets bereit Lebensmittel, Mais und (Mezquite) Bohnen zu verhandeln, wollten aber nur Baumwollenzeug und weiße Porcellanperlen dafür annehmen. Dabei trieben sie aber beständig unter einander Neckereien, und vorzüglich sah man es darauf ab einen Cameraden oder eine Camerabin unversehens ins Wasser zu stoßen. Einer der Mohaves sprach ein wenig englisch und stellte sich als „Capitän Jack“ vor, einen Namen, den er in Fort Yuma empfangen, wo er längere Zeit gedient hatte. In den nächsten Tagen wurde man beständig von Mohaves, und zwar theilweis von den nämlichen Personen am Ufer begleitet, denn mehrere leicht erkenntliche sah man immer von neuem wieder, und manche mögen wohl das ganze Mohavegebiet in gleichem Schritt mit dem Dampfer durchstrichen haben. Sie erzählten, daß die Mormonen sie angestiftet hätten den Amerikanern den Weg zu verperren, sie aber willens seyen Neutralität und Freundschaft gegen beide zu beobachten. Ueberhaupt war man mit dem Benehmen dieser Indianer höchst zufrieden. Als man einem der vornehmsten Häuptlinge Geschenke in Zeug und Perlen übergab, trat er auf den Radkasten, zerriß alles in Streifen und theilte es unter sein Volk aus, ohne für sich etwas zu behalten und ohne daß wiederum unter den Beschenkten, die empfiengen wie sie gerade kamen, der geringste Streit über etwaige Begünstigungen ausbrach. Noch günstiger urtheilte man über die Mohaves, als man am 30 Febr. etliche Leute vom Gebirgsstamm der Wallpays unter ihnen erblickte, die zwergähnlich durch ihre Hagerkeit, ihre zerfetzte Lederkleidung, ihre wirren struppigen Haare und ihren falschen gehässigen Gesichtsausdruck von den Mohaves abstachen. Ihre Lebensmittel bereiten die letztern auf einfache, für den Europäer aber wenig schmackhafte Weise zu. Dicker Brei oder geröstete Kuchen von Mais und Weizenmehl, gekochte Bohnen und Mais bilden die Hauptnahrung, doch wird auch von zerriebenen Mesquitbohnen Brod in Form von großen Kugeln gebacken, hat aber einen widerlichen Geschmack. Weiter stromaufwärts begegnete man den beiden Indianern Kairook und Ireteba, welche Whipple's Expedition als Führer durch die Coloradowüste gedient hatten, und die sich jetzt vergnügt auch der Dampferexpedition anschlossen, so daß der Dolmetscher Maruatscha entbehrlich wurde und entlassen werden konnte, zumal er schon lange der Dampferfahrt überdrüssig geworden war. Kairook brachte sogar seine Frau mit, eine hübsche Person von etwa 28 Jahren, die eine Strecke weit die neue Fahrgelegenheit benützte, und beim Aussteigen von den andern Damen angestaunt und beneidet wurde, weil sie das erste Frauenzimmer gewesen war die sich an Bord des Feuercanoes gewagt hatte. Da Möllhausen aus Scherz ihr das Gesicht ein wenig mit in Fett aufgelösten Wasserfarben bemalt hatte und diese Zierde Beifall fand, so drängten sich beim nächsten Landungsplatz die Dirnen zu ihm, um sich Gesicht und Oberleib austreichen zu lassen; ja eine Mutter brachte sogar ihren Säugling, und schied dankbar und mit zärtlichem Blick auf ihr Liebstes, als dessen Gesicht bunt wie ein Stieglitz bemalt worden war. Die Physiognomie der Ufer hatte sich bis zum 35. Breitegrad, den man am 16 Febr. überschritt, nicht geändert. Die Ebene behielt ihre graue Farbe, welche kein Frühling in schimmerndes Grün verwandeln kann. Auf dem Sandstreifen am Ufer drängten sich Weiden und einzelne Cottonwoodbäume (Populus monilifera u. augustifolia), die durch ihre phantastisch geformten Kronen auf nackten Stämmen aus der Ferne den Eindruck künstlich beschnittener Zierbäume machten. Mit jeder Meile stromaufwärts wurden die Ufer noch trostloser und wüstenähnlicher, der Fluß aber behielt nach wie vor seine trübe Lehmfarbe. Am 18 Febr. gelangte man an die Stromschnellen, deren zunächst drei hart auf einander folgten. Die beiden ersten wurden glücklich bezwungen, die dritte und größte, vor welcher der Jessup seine non-plus-ultra-Säule errichtet hatte, erforderte aber eine Erleichterung des Schiffes, so daß die gesammte

Ladung ans Ufer gebracht werden mußte. Am nächsten Tage (19 Febr.) mußte man abermals über drei solche Stromschnellen hinauf. Solchen Hindernissen begegnete man nun unaufhörlich, aber bedrohlicher wurde noch der Ausbruch des Scorbuts unter der Mannschaft. Um nämlich das Boot nicht zu überladen, hatte man nur sehr wenig Lebensmittel mitgenommen und, da die Jagd wenig oder nichts eintrug, in letzter Zeit fast nur von den Brodfrüchten gelebt, die man von den Mohaves einhandeln konnte. Ein großer Fund war daher frische Kresse (Arabis und Lepidum) beim nächsten Halteplatz, die freilich nicht sehr weit reichte. Waſhingtons Geburtstag (22 Febr.) konnte man ebenfalls durch nichts anderes feiern als daß man ein Duzend Signalraketen, mit denen man reichlich versehen war, abbrannte, und die indianischen Begleiter dadurch in sprachloses Staunen setzte.

Wie trostlos die Gegeud blieb, mag man daraus schließen daß Baumgruppeu, die am 25 Febraur nach langer Zeit sich wieder zeigten, die Schifffahrer in das höchste Entzücken versetzten. Man bekam an diesem Tage nach längerer Unterbrechung wieder Eingeborne zu Gesicht, und zwar nördliche Chimehuevuebes, die, unähnlich ihren südlichen Brüdern, nächst den Apatschen das gefährlichste Indiauergesindel am Colorado sind, und vor welchem die Mohaveführer die Europäer warnten. Zwei Tage später näherte man sich einer auffallenden Berggruppe, die der „Berg der Todten" genannt wurde, weil Ireteba erklärte: die Mohaves glaubten daß dort die Seelen der Abgeschiedenen versammelt würden, und sein Bruder, den die Coco-Maricopas erschlagen hätten, dort bereits auf ihn harre. Der Berg ist die Gränze des Gebietes der Pai-Ute-Stämme, vor deren Hinterhalten Ireteba nicht genug warnen konnte, und die damals doppelt als Alliirte der Mormonen zu fürchten waren. Der Führer berichtete weiter daß die Mormonen schon unter den Mohaves Bekehrungen versucht und mehrere getauft hätten, unter andern Kairook, der (beiläufig bemerkt, kurz nach Maruatscha den Dampfer verlassen hatte), und Ireteba's anwesenden Collegen, den zweiten Mohaveführer Navarupe. Ireteba schilderte die Mormonentaufe so kaustisch, daß man wohl merken konnte wie die Jungs-Mormonen unter den Mohaves zum Gespött in der Heimath geworden waren. Navarupe selbst gerieth so in die Enge, daß er heftig protestirte in Folge des Taufens wirklich Mormone geworden zu seyn.

Am 2 März erstieg Möllhausen die eine Uferwand. „Unbeschreiblich ist die Einsamkeit die dort oben herrschte; alles ringsum war todt und starr: die trachytischen Gebirge mit ihren domähnlichen Ausbuchsen, wie die graue aufsteigende Ebene mit ihren Rinnen und tiefen Einschnitten; und über dieses alles hin wölbte sich der lichtblaue, mit Abendroth geschmückte Himmel in unvergleichlicher Klarheit." Uebrigens bewiesen Reste von Behausungen und Pfadspuren daß das Ufer zeitenweise bewohnt werde. Am 3 März endlich erreichte man einen entscheidenden Punkt, den Black Cañon oder die schwarze Schlucht, wo sich das Strombett verengte, und man zwischen furchtbaren Felsmassen, die sich senkrecht bis zu tausend Fuß erhoben, auf beträchtlicher Tiefe dahin fuhr, denn der Mann mit dem Loth rief von Pause zu Pause: „kein Grund! kein Grund!" Abermals war dieser Ruf erschollen, als der Dampfer so hart und so plötzlich anstieß daß alles im Schiff den Boden unter den Füßen verlor und der Maschinenheizer, der eben schüren wollte, mit dem Kopf in die Gluth fuhr. Heißer Dampf quoll aus den beschädigten Röhren, und bereits rief man: „rette sich, wer kann!" Capt. Robinson und Lieut. Ives bewiesen indessen die Geistesgegenwart, der Dampf wurde ausgelassen, das Boot mit allen bemannt die nicht schwimmen konnten, und von ihnen der Explorer nach einer Sandbank am Fuße der Felsen bugsirt. Nachdem das Fahrzeug dort befestigt und die Ladung ausgeschifft war, untersuchte man die Schäden, und es fand sich daß der Rumpf leicht wieder ausgebessert werden konnte, die Maschine dagegen längerer Ausbesserungen bedürfe. Da die Mohaveführer dringender als je vor Mormonen und Pai-Utes warnten, so wurde die Haubitze des Explorer am Strand und in ihrer Nähe ein Vorrath von Kartätschenpatronen aufgestellt, sonst aber beständig scharf Wache gehalten. Die Felsen des Ufers, wo man sich geborgen hatte, waren 300—1000 Fuß hoch und bestanden aus Trapp und Trachytmassen, während auf dem rechten Ufer bunter Porphyr, Obsidian, Basalt, Trapp und hin und wieder Granit und Quarz sich zeigten.

Am 9 März brach Lieutenant Ives in Begleitung Capitän Robinsons und eines Bootsmannes im Boot auf, um den Black Cañon weiter oberhalb zu untersuchen, und kehrte am 11 März wieder zurück, nachdem er weitere 20—25 engl. Meilen hinaufgefahren war. Der Black Cañon ist nach seiner Beschreibung eine von der Sonne selten erhellte Felsenschlucht, etwa wie das Taminathal bei Pfäffers in der Schweiz, nur nicht so lieblich bewachsen wie dieses. Beim Austritt aus dem Black Cañon begegnete er links (westlich) dem Rio de la Virgen, und dort begann die verworrenste und wüsteste Region die er jemals sah. Nackte Felsanhäufungen im wildesten Chaos durcheinander geworfen, ohne die geringste Vegetation auf ihren breiten Flächen, dehnen sich meilenweit aus. Im Black Cañon folgen sich nach seiner Aussage so viele gefährliche Stromschnellen aufeinander, daß jede Dampffahrt dort aufhören müsse. Bis dahin aber erklärte Robinson, seyen die Hindernisse nur derart gewesen daß sie bei günstigem Wasserstand oder bei geeignet erbauten Dampfern gar nicht zur Sprache kommen dürften, denn der Explorer war seiner Meinung nach viel zu klein und litt in Folge dessen an zu starkem Tiefgang. Flache Boote von 100 Fuß Länge und 22 Fuß Breite, unbefrachtet, mit nur 12 Zoll Tiefgang würden ohne Schwierigkeiten den Colorado bis zur schwarzen Schlucht beschiffen können.

Möllhausen erstieg in den nächsten Tagen die Uferwand, von deren Höhe er den Colorado weit zu überschauen vermochte. Gegen Osten, Norden und Westen sah man ein Gewirr von Berggipfeln, alles aber trug den Anblick einer versteinerten Oede. Hübsche Bergkrystalle und schöne Exemplare von Opalen für Mineraliensammlungen waren die einzige Ausbeute die man sich in den Felsen holen konnte. Ins Lager

zurückgekehrt, wurde man von einem indianischen Briefboten überrascht. Sehnlichst erwartete man nämlich Lieutenant Tipton mit einer Maulthier-Karawane, welcher von Fort Yuma später aufgebrochen war und den Dampfer einholen sollte, von dem man auch Nachrichten hatte daß er längst unterwegs war, weßhalb man verabredetermaßen seit etwa 14 Tagen allnächtlich durch Signalraketen ihn herbeizuziehen vergeblich sich abgemüht hatte. Der Briefbote nun hatte Tiptons Karawane vor acht Tagen erst bei Bill Williams Fork verlassen, und zwar befanden sich die Thiere im kläglichsten Zustande. Am 13 März trat man daher die Rückreise auf dem ausgebesserten Explorer an, der vorsichtshalber rücklings, d. h. mit der Maschine und dem Steuerruder stromabwärts gerichtet schwamm. Als man aus dem Black Cañon heraus war, schickte man den Schiffskoch, der sich aus Lust zu Abenteuern freiwillig dazu erboten hatte, in Begleitung des Mohaveführers Navarupe ab, um vom rechten Ufer aus über die Gebirge bis zu einer Mormonenansiedlung vorzudringen, welche an dem Punkt des Rio de la Virgen liegen sollte, wo die Straße von San Bernardino nach dem Utahgebiet diesen Strom kreuzt. Der Koch entledigte sich seines Auftrages in der Zeit vom 14—18 März. Er erklärte die Anlegung einer Wagenstraße über die Black Cañonberge nach der Emigrantenstraße für möglich, und die Entfernung ungefähr acht deutsche Meilen lang.

Bei der Thalfahrt am 15ten entdeckte man am rechten Ufer die frischen Spuren von zwei Pferden und einem Maulthier, die von Europäern geritten worden seyn mußten, jedoch nicht zu der erwarteten Karawane Tiptons, sondern eher Mormonen angehören konnten. Noch am nämlichen Abend als man sich wieder jenseits der ersten Stromschnellen in der Nähe der großen Mohavedörfer befand und am linken Ufer angelegt hatte, begehrte ein Reisender übergesetzt zu werden. Man ließ ihn durch das kleine Boot holen, und nachdem man sich frostig begrüßt hatte, erkundigte sich der Fremdling, ein hagerer Mann von etlichen 30 Jahren, aus dessen Gesicht Entschlossenheit und Fanatismus sprach, nach der Gesinnung der Mohaves gegen die Amerikaner. Er gestand daß er etliche Jahre unter den Mormonen gelebt habe, jetzt aber ihnen entflohen sey. Weidlich verlästerte er die heilige Brüderschaft, aber bei seinem Spott warf er Blicke schlecht verhehlten Grimmes auf die Amerikaner. Man hielt ihn daher für einen Spion, und stellte, da er dieselbst übernachtete, eine Schildwache neben sein Lager. Als man ihn am nächsten Tage wieder übersetzte, wünschte ihm auch jedermann einen Strick um den Hals, und den Strick an den nächsten Baumast. Tags darauf traf man mit der Vorhut der erwarteten Karawane zusammen. Die Maulthiere waren durch den erlittenen Futter- und Wassermangel unterwegs stark herabgekommen, auch brachte die Karawane weniger Lebensmittel als man erwartet hatte, dennoch war man vergnügt über das Zusammentreffen. Peacock, der von frühester Jugend auf zwischen Missouri und den Felsengebirgen gewandert war, erklärte noch nie einen schlimmeren Weg zurückgelegt zu haben als mit der Karawane durch die Wüste am linken Ufer des Colorado.

Der Mangel an Futter und der steinige Weg hatte manchem Maulthier das Leben gekostet. Auch war Lieut. Tipton von den Mohaves ganz anders behandelt worden wie die Leute des Explorer. So hatte unter anderm der Häuptling „Capitän Jack“ und seine Krieger das Gras in der Nähe eines Lagerplatzes ihnen angezündet, um durch das Steppenfeuer die Maulthiere scheu zu machen, wobei sich Lieut. Tipton so weit vergaß auf die Mohaves mit seiner Drehpistole zu schießen, zum Glück aber ohne zu treffen. Der Versammlungsplatz der Expedition lag zum Ueberfluß im Gebiet des Häuptlings Mesitehota, wo bei der Bergfahrt der Explorer nicht gelandet war, so daß Stamm und Häuptling über diese Vernachlässigung grollten. Am 21 März schon bemerkte man an den Eingebornen eine große Veränderung, welche man den Aufhetzereien der Mormonen zuschrieb. Sie war aber auch ohne diese erklärlich, denn die Mohaves wollen keine Ansiedlung der Amerikaner auf ihrem Gebiete dulden, da sie das Schicksal ihrer Brüder, der Pumas, vor Augen haben, die seit Gründung des Forts und ihrer Berührung mit amerikanischen Soldaten, der Hefe des transatlantischen Pöbels, immer tiefer in Trunk und Unzucht gesunken sind. Den Dampfer ließen die Mohaves gern vorüberfahren, denn sie haben gelobt die Durchreisenden friedlich ziehen zu lassen, die Versammlung einer bewaffneten Karawane dagegen, die ziemlich eine Woche schon auf dem nämlichen Fleck verharrte, durfte billig ihren Argwohn erregen. Zwar kamen noch immer Weiber und Kinder ins Lager, aber dieser Umstand wurde nicht mehr wie sonst als Zeichen friedlicher Absichten gedeutet, seit einmal einem Trupp Emigranten die Yumas mit ihren Frauen unbewaffnet besucht, die Frauen aber plötzlich unter ihren Baströckchen die Keulen hervorgeholt und die Männer damit die arglosen Wanderer erschlagen hatten. Am 21sten Abends räumten jedoch auf ernste Mahnungen die Mohaves das Lager, und da man scharf Wache hielt, verlief die Nacht ruhig. Am 22sten Morgens sammelten sich aber drohende Geschwader um die Europäer, und zu Hunderten rückten die Bewaffneten heran. Kairoof und seine Frau beeilten sich den herausziehenden Sturm zu beschwören, denn sie wußten recht gut daß die Amerikaner mit ihren Waffen den Übrigen vielfach überlegen wären. Kritisch wurde der Augenblick als zwei der mexicanischen Packknechte die Meldung brachten daß die Mohaves bereits zwei Maulthiere mit ihren Pfeilen durchbohrt hätten. Tipton begab sich an Ort und Stelle, und Lieut. Ives hatte Mühe den stürmischen Kameraden vom Beginn der Feindseligkeiten abzuhalten. Hierauf wandte er sich an die Mohaves, erklärte ihnen daß der nächste Pfeilschuß mit Kartätschen beantwortet werden würde, und daß sich unverzüglich alle Krieger aus dem Lagerbereiche, mit Ausnahme der Häuptlinge, zu entfernen hätten. Auf diesen ernsten Befehl gehorchten die Mohaves, und die Häuptlinge versprachen den Tödter der Maulthiere ausfindig zu machen und zu bestrafen. Man nahm das Versprechen für die That, und der Verkehr mit den Mohaves wurde wieder etwas besser. Als sie endlich die Anstalten zur Abreise sahen, kehrte die alte Herzlichkeit völlig wieder zurück.

Am 23 März nahm man Abschied vom Explorer, der

mit der Hälfte der Expedition heimkehrte, während die andre Hälfte mit den Maulthieren unter Ireteba's Führung vom linken Ufer aus nordöstlich nach den Felsengebirgen vordringen sollte. Das Abschiednehmen von den verschonten Eingebornen wollte kein Ende nehmen, und namentlich drückte man mit Vorliebe die kleinen Mädchenhände, wenn sie auch etwas unsauber waren. Mitunter folgte dem Händedruck selbst eine Umarmung, deren Spuren dann in Folge der Hautmalerei auf den Kleidern zurückblieben. Als aber gar ein bärtiger Mexicaner einen blau tättowirten Mund küssen wollte, riß sich die Schöne von ihm los und floh unter Gelächter wie eine Antilope davon, denn das Küssen ist nur eine europäische Institution, und war vor Christoph Columbus in der neuen Welt nicht bekannt, weßhalb die erschreckte mohavische Antilope auch geglaubt hatte, der bärtige Mexicaner wolle sie beißen.

Reise von Tadschurra durch das Afer-Land nach Schoa, im Jahr 1839, und Aufenthalt daselbst.

(Von Dr. L. Krapf.)

(Fortsetzung.)

Am 8 April besuchte uns der Sultan mit seinem Wessir und Kadi, um sich mit uns über die erforderliche Zahl von Kamelen und Maulthieren für unsere Reise zu berathen. Wir berliefen uns auf das Schreiben des Gouverneurs von Seila, welcher wünschte daß uns die Kamele zu dem üblichen Preis der Karawanen überlassen würden. Da der Sultan den Brief nicht bei der Hand hatte, sandte er einen Boten in seine Wohnung, welcher sogleich zurücklam und denselben seinem Herrn zu den Füßen warf, worauf der Sultan ihn in aller Gelassenheit aufhob und in seinen Turban steckte. Es schien uns als ob der Sultan mit diesem sonderbaren Verfahren seine fürstliche Würde vor uns entfalten wollte, indem er sich den Schein der Unabhängigkeit vom Gouverneur in Seila zu geben suchte. Als es endlich zur Unterhandlung in Beziehung auf den Miethpreis für die Kamele kam, forderte der Sultan für jede Kamelslast von Tadschurra bis an die Gränze von Efat die große Summe von 26 Conventionsthalern. Da wir diesen Preis zu hoch fanden, so reducirten sie ihn auf 23 Thlr., was, wie sie hinzusetzten, der gewöhnliche Preis für eine Sklavin sey, den auch der König von Schoa bezahlt habe als er eine kleine Kanone habe nach Ankobar kommen lassen. Unsere Verlegenheit war jetzt nicht gering, da unser Geldvorrath zu Ende gehen mußte, auch wenn wir nur das allernöthigste Gepäck mit 4 bis 5 Kamelen mit uns nehmen wollten. Wir hatten uns die Reisekosten nach Schoa ganz anders vorgestellt ehe wir nach Tadschurra kamen. Nach Aden zu gehen und Geld zu holen war nicht rathsam, da dieser Plan uns noch länger in dem heißen Tadschurra hingehalten und uns am Ende in die Regenzeit hineingezogen und so unsere Reise ganz vereitelt haben würde. Wir hatten Mittags meistens 90 bis 96° Fahrenheit im Schatten. Unser Führer Muhammed Ali bekam das Fieber, und so auch einer unserer Diener, und zuletzt ich selbst. Wir sehnten uns deßhalb von Tadschurra abzureisen, und waren froh als die Dankali versprachen die Kamelslast zu 17 Thalern zu übernehmen. Der Sultan selbst wurde immer freundlicher gegen uns, und brachte uns einmal einen Krug Milch mit eigener Hand, und nachher einen Ziegenbock, wofür er um ein Stück Basta bat, um sich ein Kleid davon machen zu lassen.

26 April. Endlich gelang es uns unsere Abreise von Tadschurra zu bewerkstelligen, nachdem wir unserem Führer die Hälfte seines Lohnes — 25 Thaler (von 50 —) und 34 Thaler von 68 für Kamelmiethe, außerdem noch 15 Thlr. für einen zweiten Führer oder Dragoman bezahlt, und dem Sultan 3 Thlr. in Silber, 16 Ellen Basta im Werth von 1½ Thlr., und ein anderes Stück Tuch im Werth von 2 Thalern nebst einem alten Sacktuch und einigen Nadeln zum Geschenk gemacht hatten. Unser Führer hatte die Bestimmung getroffen daß er uns bloß bis zu seinem Vater Ali Abe in Errer begleiten wolle, worauf dann der Vater uns bis Ankobar, der Hauptstadt von Schoa führen werde. Es war ein Viertel nach 6 Uhr Morgens, als sich unsere Karawane von vier Kamelen und einem Maulthier in Bewegung setzte in westlicher Richtung nach der nächsten Station, nach dem kleinen Dankalidorf Ambabo, welches eine gute Stunde von Tadschurra entfernt liegt. Der sandige Weg zog sich in vielen Krümmungen an dem sehr niedrigen Meeresufer hin. Nördlich vom Weg sahen wir gegen den Fuß der Berge hin eine holzreiche Gegend voll Mimosen und Euphorbien, wo hie und da eine kleine Gazelle und eine Heerde Perlhühner zum Vorschein kam. Auch wilde Schweine sollen bisweilen in dem Gehölz anzutreffen seyn. Wir lagerten uns im Schatten von hohen Fächerpalmen und Dattelbäumen, welche die Hauptzierde des Dorfes Ambabo bilden, das ganz nahe am Ufer der schönen Tadschurra-Bucht liegt, das aber sehr ungesund seyn soll. Die Bewohner des kleinen Dorfes, dessen Hütten denen in Tadschurra in Absicht auf ihre Construction gleich sind, sollen früher in Tadschurra gewohnt, aber letzteres in Folge einer blutigen Streitigkeit verlassen und sich in Ambabo niedergelassen haben, wie uns unser Dragoman Ali Arab erzählte, dem wir überhaupt manche geschichtliche Notiz über das Dankali-Land verdanken.

27 April (1839). Wir brachen um 3 Uhr Morgens von Ambabo auf. Der Weg führte über lockern Sand, welchen die Krebse ganz durchhöhlt haben, was den Fußtritt der Menschen und Thiere unbequem machte. An manchen Orten sah man (der Küste der Tadschurra-Bucht entlang) feinen Sand, der sich aus zerfetzter Hornblende gebildet hat. Nach einem Marsch von 2 Stunden erreichten wir die Station Dullul, wo wir aber keinen Halt machten, sondern sogleich weiter reisten nach der Station Sukta, wo wir eine Kafila [1], die mit uns bis zum Salzsee Assal zu reisen beab-

[1] Karawane.

fichtigte, anzutreffen hofften. Da wir sie nicht fanden, setzten wir unsern Marsch fort bis zur Station Sagallo. Diese Stationen sind nicht bewohnt, sondern dienen bloß als Ruheplätze für die Karawanen. Wir passirten mehrere Brunnen unterwegs, sahen auch hie und da eine Angahl Dattelbäume. Die Entfernung der Station Sagallo von Dullul beträgt eine Stunde.

28 April. Als wir abreisen wollten, benachrichtigte uns unser Führer Muhammed Ali, daß ein Kamel sich verloren habe. Dieser Umstand, der auf Wüstenreisen öfters vorkommt und die Geduld der Reisenden auf die Probe stellt, hielt uns den ganzen Tag in Sagallo fest. Unserm Führer war es im Grunde sehr erwünscht, da er um seine Kamele zu schonen nur kleine Tagmärsche machen wollte. Sagallo hat ziemlich gutes Wasser. In der heißesten Jahreszeit müssen die Karawanen hier ihren Wasservorrath einnehmen, da sich bis zur Station Gungunta 10 bis 12 Stunden weit kein Wasser mehr findet. Dieses in einem heißen Lande so kostbare Fluidum wird in Schläuchen oder Säcken von Ziegenhäuten auf Kamele geladen. Die Häute werden von innen und außen mit Unschlitt und der Lohe einer Baumrinde bestrichen, was dem Wasser eine röthliche Farbe und einen bittern Geschmack verleiht, an den sich aber der durstige Wanderer bald gewöhnt. Er muß sich nur hüten die unsaubern Ingredienzen des Wassers mikroskopisch untersuchen zu wollen, sonst könnten die unreinen Stoffe von Fett, Haar, aufgelösten Pflanzen u. s. w. das Gefühl des Erbrechens in ihm erregen. Ich für meinen Theil habe diesen Wüstentrank, der auf dem Rücken der Kamele tüchtig geschüttelt und in der Sonnenhitze gebraut wird, immer mit geschlossenen Augen getrunken. Die Gegend von Sagallo ist sehr sandig und steinig und mit zwerghaften Mimosen bewachsen, wo Seevögel, Tauben, Rebhühner, Perlhühner und kleine Gazellen, die im Arabischen sogenannten Bene-Israel, sich aufhalten. Auch Schakale, Hasen, Luchse u. s. w. gibt es hier.

29 April. Wir verließen Sagallo um Mitternacht, und reisten zuerst eine halbe Stunde weit in ganz westlicher Richtung der Küste entlang, wo man die von steilen Bergen umgebene westliche Bucht sehr gut sehen kann. Nachher wandten wir uns gegen Nordwest, erstiegen den hohen Rücken des Berges Gudda, wo der Pfad wegen der vielen Steine, Vertiefungen und Abgründe schwierig war. Die ganze Gegend war höchst öde, baumlos und vulcanischer Natur. Wir kamen sodann durch den Engpaß von Gallallifeo, und nach weiterem Aufsteigen an die Station Derkelle, bis wir zuletzt das Tafelland Warbelissan erreichten, das wenigstens 1500 Fuß über dem Meer liegt. Wir wandten uns jetzt wieder westlich, und lagerten uns an einer Stelle wo es einige kleine Akazienbäume gibt. Wir hatten von Sagallo bis hieher etwa 7 Stunden zurückgelegt. Beim Aufsteigen auf das Tafelland hatten wir ziemlich frische Luft, aber kaum war die Sonne aufgegangen, so wurde die Hitze sehr drückend, besonders als sich der Südostwind erhob.

30 April. Wir brachen um 3 Uhr Morgens auf und zogen in südöstlicher und südlicher Richtung durch den Engpaß Ra-Ifa, der sehr steil und für die Kamele äußerst schwierig war. Hier sollen die räuberischen Somali des Ifastammes öfters Einfälle in das Afer-Land machen. Die wilden Danakil, welche in der Nähe wohnen, und welche öfters von den durchreisenden Karawanen einen Zoll erheben, belästigten uns nicht. Wahrscheinlich hatte unser Führer die Sache mit ihnen vorher im Stillen abgemacht. Sie sollen diesen Zoll darum verlangen weil sie den Engpaß gegen die Somalis beschützen, und ihn offen erhalten wenn er durch den Regen, welcher Steinmassen in denselben herabschwemmt, versperrt worden ist. Der Engpaß führte uns an das westliche Ende der Bucht von Tadschurra, welche hier durch einen engen Canal in eine zweite kleinere Bucht ausläuft, in welcher die kleine, zuckerhutförmige Insel Gudali liegt. Diese kleine Bucht ist die eigentliche Gubbat-el-Charab, „Bucht des Verderbens," von welcher der Salzsee Assal, von dem nachher die Rede seyn wird, wahrscheinlich eine Fortsetzung war, ehe die vulcanische Gewalt eine Masse von Felsen und Lava mehrere Stunden weit zwischen die Bucht und den Salzsee geworfen hat. Nachdem wir den Ra-Ifa-Paß hinabgestiegen waren, mußten wir bald wieder Tafelland hinansteigen, wo Lava, Asche und verbrannte Mineralien die vulcanische Natur der Gegend noch deutlicher als zuvor andeuteten. Nach einem weitern Marsch von einer Stunde in westlicher Richtung sahen wir den Salzsee Assal vor uns in einem tiefen Thal, und um 8 Uhr Morgens lagerten wir uns auf der Station Daferri, am Abhang eines Hügels. Wir hatten Nachmittags 102° Fahrh. im Schatten.

Da wir in einer felsigen Vertiefung, wo sich das Regenwasser oft lange Zeit erhält, kein Wasser fanden, so brachen wir Nachmittags um 3 Uhr auf in südwestlicher Richtung. Wegen der rauhen und felsigen Natur des Bodens mußten wir viele Umwege machen, bis wir in das Thal Marmarisso kamen, wo die Karawanen zuweilen lagern. Wir kamen sodann auf die Höhe von Muja, von der wir erst auf einem steilen Weg hinabsteigen mußten, ehe wir das Thal Muja Abends 7 Uhr erreichten. Gegen 2 Uhr Morgens verließen wir die Sandebene von Muja, und erreichten Halallsitan, ebenfalls eine Ebene, die aber höher liegt. Da die Gegend sehr felsig ist und viele Abgründe und Vertiefungen hat in Folge der vulcanischen Ausbrüche, so mußten wir den See Assal gegen Süden in einem Halbkreis umziehen, und daher um einige Berge südlich vom See herummarschiren, bis wir am südlichen Ende des Sees eine Station erreichten, wo die Karawanen zu halten pflegen. Da wir aber kein Wasser fanden, zogen wir weiter, und stiegen jetzt zu dem Salzsee hinab, der auf der einen Seite den Anblick einer Wassermasse von sehr blauer Farbe, und auf der andern den einer eis- und schneeartigen Salzkruste darbietet. Die Gestalt des Sees ist oval, und seine Länge von Süd nach Nord beträgt etwa 2 Stunden, während die Breite von Ost nach West eine Stunde betragen mag. Er ist auf drei Punkten von hohen Hügeln umgeben. Der See muß früher viel höher gelegen haben, denn an seinem westlichen und südlichen Ende breitet sich eine dicke Kruste von grauem und weißem Krystall

(dem Ufer entlang) aus, welcher einen Salzgeschmack hat, der mit der Entfernung vom Ufer immer mehr abnimmt. Da die Verdunstung des Wassers sehr bedeutend ist, und der See außer einer unbedeutenden Quelle und dem Regen, der hier nicht heftig ist, keine Zuflüsse hat, so muß der Assal nach und nach völlig vertrocknen, was aber die Danakil nicht erwarten, da sie glauben der See stehe in einer unterirdischen Verbindung mit der Bucht von Tadschurra, oder richtiger, mit der „Bucht des Verderbens“ (Gubat-el-Charab), welche aber ebenfalls vertrocknen würde wenn ihr Zufluß von der Bucht von Tadschurra durch Verschließung ihres engen Canals abgeschnitten würde. Wir passirten über die Salzkruste von Süd nach West. Die Kruste liegt meistens geradezu auf dem Boden, von dem sich das Wasser entfernt hat; bisweilen sieht man aber noch Wasser unter der Kruste, die einen halben Fuß dick ist. Die Eingebornen zerschlagen diese Kruste mit großen Steinen und verladen die zerbrochenen Stücke in enge Säcke, die aus Palmblättern geflochten sind. Diese rohen Stücke sind aber zu unterscheiden von den wetzsteinartigen Stücken, welche aus der Salzkruste sorgfältig ausgehauen werden und in Abessinien unter dem Namen „Amole“ als Münze gelten, während die rohen Stücke zu Kochsalz verwendet werden. Es ist offenbar daß dieser Salzhandel für die Danakil sehr einträglich seyn muß, da sie das Salz nicht zu kaufen haben, sondern es auf dem Weg finden und es in Abessinien sehr vortheilhaft verkaufen können, wo 18 bis 20 Salzwetzsteine einen Conventionsthaler gelten.

Der Salzsee und seine Umgegend ist schauerlich öde, heiß und unbehaglich; keine Spur von animalischem und vegetabilischem Leben ist daselbst wahrzunehmen. Eine Grabesstille beherrscht die schauerliche Gegend, aus der ein eigenthümlicher Dunst aufsteigt, und das Wasser des Sees gleicht einer starren, unbewegten Masse, die das Bild des Todes darbietet. Kein Wunder daß die Danakil diese Gegend für eine Behausung der feindseligsten Geister halten, zumal wenn man noch bedenkt daß dieselbe oft gefährdet ist durch die räuberischen Somali und durch herumstreichende Danakil, die wegen Verbrechen als Auswürflinge ihres Stammes fliehen mußten, und daher den reisenden Karawanen auflauern, um sich die Mittel ihrer Subsistenz in dem öden Lande zu erwerben. Außerdem wird die Umgebung des Salzsees öfters gefährdet durch die Modeitos in Aussa, welche mit den übrigen Danakilstämmen nicht selten im Streit liegen, der sich am Assal zu blutigen Kämpfen gestaltet bei Gelegenheit der Salzausfuhr.

Nachdem wir den Salzsee passirt hatten, kamen wir gegen Westen in ein kleines Thal, das sich zwischen Kalksteinbergen von mäßiger Höhe hinzieht, bis wir um 10 Uhr Morgens auf der Station Gungunta uns lagerten, wo wir einen kleinen Bach mit Wasser, das einen Salz- und Schwefelgeschmack hatte, antrafen. Es war in diesem von Basalt- und Porphyr-Felsen umschlossenen Engpaß sehr heiß. Wir hatten um Mittag 107° Fahrh. In der Regenzeit müssen die vielen Felsenhöhlen dem Reisenden erwünscht seyn, während sie auf der andern Seite ihm auch Gefahren bereiten in Folge der Ueberfälle der auflauernden Modeitos und Ifa-Somali.

2 Mai. Wir hatten jetzt ungefähr in 17—18 Stunden (von Tadschurra bis Gungunta) den schwierigsten Theil des Weges zurückgelegt. Nur eine schwierige Passage war noch übrig, nämlich von Gungunta bis in das Thal oder Wadi-Kellu. Mehrere Felsblöcke hinderten den Durchgang so sehr daß die Kamele mit ihrer Last beinahe nicht vorwärts kommen konnten. Wasser fanden wir in Wadi-Kellu zur Genüge, auch manche grüne Stelle war wahrzunehmen. Ueberhaupt erinnerte uns dieses Wadi an das Thal von Samhar zwischen Abessinien und der Küste von Massowa, nur daß hier die Berge viel höher sind und mehr Vegetation haben als die niedrigen Hügel welche Wadi-Kellu umgeben. Nach einem Marsch von zwei Stunden erreichten wir den Lagerplatz Alluli, wo das vegetabilische und animalische Leben noch stärker hervortritt als in Wadi-Kellu. Wir sahen viele Gazellen und wilde Tauben. Man fühlt es der Atmosphäre ab daß diese Gegend mehrere hundert Fuß über dem Meer liegen muß. Hier findet sich Futter genug für die Heerden der Danakil, welche hauptsächlich aus Rindvieh, Ziegen und Schafen bestehen. Die Schafe haben (wie die Lämmer in Hedschas) kurze, dicke und fette Schwänze, schwarzen Kopf und Hals, und weißen Körper, aber keine Hörner.

Nordwestlich von Wadi-Kellu fängt bereits das Gebiet der Modeitos an, das sich bis Aussa, dem Mittelpunkt derselben ausdehnt. Sie hatten vor wenigen Jahren einen blutigen Kampf mit dem Dankali-Stamm Dewenkwema (d. h. Debene und Wema, zwei in einen vereinigte Stämme, t bezeichnet die Verbindungspartikel und), welcher von Aden 400 arabische Soldaten kommen ließ und mit ihrer Hülfe die Modeitos schlug und zurückdrängte. Diese Soldaten betrugen sich aber nach dem Sieg so übermüthig daß die Danakil aufs schleunigste ihrer los zu werden trachteten. Während die Straße von Tadschurra nach Schoa durch die Modeitos unterbrochen war, zogen die Karawanen von Tadschurra bis an das Ende der Bucht, begaben sich dann bei Nacht an den Salz-See, sammelten ihre Salzlasten, kehrten nach Tadschurra zurück und reisten nach Schoa durch das Somali-Land an Harrar vorüber.

3 Mai. Um 3 Uhr Morgens setzten wir unsere Reise in westlicher, dann in nordwestlicher, und später in westlicher und südwestlicher Richtung fort durch kleine, unfruchtbare Thäler, die von konischen Hügeln umgeben waren, bis wir in die große Ebene von Anderhadibeba kamen, welche zwei Bergketten trennt und dann in die etwa 2 Stunden lange Ebene Gagade ausläuft, wo der Boden, von den hohen Bergen herabgeschwemmt, sehr gut ist, aber durch die große Sonnenhitze hart gebrannt, und daher unfruchtbar gemacht wird. Doch bemerkten wir verbuttete Tamarisken, Wachholderstauden und einiges andere Gesträuch. Wir begegneten einigen Ziegenheerden der Modeitos, und sahen drei schöne Rehe, welche wir vergebens zu schießen suchten. Um 7 Uhr lagerten wir uns in Gagade auf einer offenen Stelle, wo viel Gesträuch war. Ganz nahe beim Lagerplatz hatte ein Modeito (mit seiner Frau und seinen Ziegen) sein Lotz aufgeschlagen, welches

äußerst niedrig, und mit einem Dorngehäge umgeben war. Zwischen 11 und 1 Uhr stand das Thermometer auf 106° bis 109°; nach 2 Uhr hatte es 111°, und gegen 4 Uhr 107°.

4 Mai. Wir verließen Gagade nach 1 Uhr Morgens. Eine Karawane, die mit uns gezogen war, trennte sich von uns, angeblich weil wir zu schnell reisten. Wir erreichten bald die Station Karautu, wo sich ein Weg nach Aussa umlenkt. Von Karautu zogen wir südlich zwischen Bergen hin, welche fast gar keine Vegetation hatten und viele vulcanische Spuren zeigten. Nur in den Thälern bemerkten wir Gras und Reisholz. Der Boden war jedoch ebenfalls mit Asche bedeckt. Bald nachher kamen wir in ein langes Thälchen wo wir viele Dattelbäume sahen, welche nicht im geringsten gepflegt werden. Die Danakil hauen den Gipfel dieser Bäume ab, um ein berauschendes Getränk daraus zu extrahiren. Um 8 Uhr erreichten wir die Station Dalibui, wo sich eine Anzahl Danakil niedergelassen haben. Um Mittag stand das Thermometer auf 98°, um 1 Uhr 99°.

5 Mai. Wir brachen auf um 3 Uhr Morgens und bewegten uns in südwestlicher Richtung über steinreiche Erhöhungen, bis wir allmählich in das Thal Kurri hinabstiegen, welches einige hundert Fuß breit ist. Auf der Station Leile fanden wir Wasser, worauf wir durch ein tiefes Thal nach Saggadera kamen, wo wir unter den Basaltfelsen ebenfalls ziemlich gutes Wasser antrafen, das übrigens ganz grün gefärbt war als wäre eine Decke von Grünspan darüber gebreitet. Wir sahen zwerghafte Palmen und schwächliche Tamariskenbäume. Von Saggadera reisten wir weiter nach Klein-Marha, wo wir uns lagerten. Wir hatten jetzt etwa 30 Stunden von Tadschurra zurückgelegt. Das Thermometer stand Mittags 1 Uhr auf 102°. Zwei von unsern Dienern waren unwohl in Folge des anstrengenden Marsches, auf dem sie nicht reiten durften, weil unser Führer erklärte, seine Kamele sehen zu schwach um außer der Gepäckslast noch einen Reiter zu tragen. Auch mein Reisegefährte Ifenberg gieng zu Fuß, da er unser Maulthier mir überlassen wollte. Unsere Lage wurde überhaupt immer schwieriger, da unser Proviant zu Ende gieng. Das einzige Nahrungsmittel, das wir noch hatten, bestand in Reis und Linsen, die wir in Wasser und Salz kochten, nachdem alles Schmalz verzehrt war. Nach 3 Uhr Nachmittags brachen wir von Klein-Marha auf. Nachdem wir uns eine Zeitlang durch das Thal, das von niedrigen Hügeln umgeben ist, in westlicher Richtung bewegt hatten, stiegen wir einen etwa 300 Fuß hohen Hügel hinan auf einem sehr steinigen Weg, worauf wir einen Lagerplatz auf einer Ebene erreichten. Abends blies ein sehr heißer Wind. Der Boden auf dem wir nach Sonnenuntergang uns gelagert hatten, glühte beinahe wie ein Ofen. Um 4 Uhr Nachmittags stand das Thermometer auf 104°.

6 Mai. Wir verließen unsern Lagerplatz nach 3 Uhr Morgens, marschirten über eine Ebene, wo Gras und Kiesel von Quarz zu bemerken waren. Von der Ebene mußten wir sodann herabsteigen, worauf wir durch eine Schlucht zogen welche uns auf die Station Galamo brachte, wo wir einige Hütten der Danakil antrafen. Wir hielten uns nicht lange auf dieser grasigen Sandebene auf, sondern zogen weiter, da die Wolken uns gegen die brennende Sonne schützten und unsern Marsch begünstigten. Nachdem wir einen Hügel passirt hatten, kamen wir nach der Station Adaita und sodann in eine grasreiche Ebene, auf welcher wir Straußen und Gazellen bemerkten. Wir kamen abermals über einen Hügel, auf dessen Spitze wir eine weite Aussicht hatten. Bald nachher gelangten wir in das kleine Thal von Ramudeli, wo wir uns lagerten unter dem Schatten von Mimosabäumen. Die Hitze war sehr drückend in Folge des Nordostwindes der über die verbrannten Hügel hereinblies. Diese Gegend war übrigens im ganzen ziemlich verschieden von derjenigen, welche wir von der Küste bis Marha und Galamo durchzogen hatten. Dort war es eine völlige Einöde, wo das vegetabilische Leben fast ganz aufhört, wo das Wasser meist einen Salzgeschmack hat, wo die Hitze, durch die heißen Felsen und Lavablöcke reflectirt, schwer zu ertragen ist, während jetzt das Klima gesünder wurde, die Vegetation auf jeder Karawanenstation zunahm, das Wasser besser wurde und es an Holz zur Feuerung nicht mehr fehlte. Wir waren offenbar auf einer Klimascheide angelangt, und hatten überdieß die Hoffnung, die Region welche so oft von Räubern gefährdet ist, hinter uns zurücklassen und der friedlichen Heimath unsers Führers Muhammed Ali näher zu kommen. Wir waren bereits in dem Gebiet das dem Stamm Dewenikwema angehört, der von Loheita, einem Verwandten unsers Führers, beherrscht wird in völliger Unabhängigkeit von dem Sultan in Tadschurra, dem die Danakil überhaupt nur dann einigermaßen gehorchen wenn es ihr Vortheil erheischt und sie wegen irgendeiner Angelegenheit sich an der Küste aufhalten.

7 Mai. Nachdem wir Ramudeli nach 3 Uhr Morgens verlassen hatten, kamen wir um 5 Uhr nach Abu Jusuf, und um 8 Uhr nach dem großen Thal Gubaad, das von Bergen umschlossen und etwa 3 Stunden von Ramudeli entfernt ist. Wir bemerkten viel Quarz und Asche, überhaupt vulcanische Spuren auf unserem Weg. Nachmittags um 3 Uhr brachen wir von Gubaad auf und erreichten bald die Station Sankul, eine Ebene in welcher mehrere Thäler zusammenlaufen. Wir fanden Wasser in Sankul, hielten uns aber nicht auf, sondern zogen weiter nach der Station Arabbera, wo wir Abends um 8 Uhr ankamen. Arabbera liegt auf einer hohen Ebene, welche beinahe ganz mit vulcanischem Gestein bedeckt ist.

8 Mai. Abreise von Arabbera um 3 Uhr. Vor Sonnenaufgang erreichten wir die große, aber niedere Ebene von Dullul, wo wir wilde Esel grasen sahen, die sogleich sich entfernten als wir ihnen nähern wollten. Es hat viel Gras in dieser Ebene, in welche jährlich viel Erde von den Bergen hinabgeschwemmt wird. Dullul soll in der Regenzeit einem See gleichen, der aber bald wieder vertrocknet. Die Ebene ist eingefaßt von einer Bergreihe, deren Basaltfelsen in die Höhe starren. Um 10 Uhr erreichten wir Daueileka, wo unsere Kameltreiber einen wilden Esel zubereiteten den sie getödtet hatten. Abends geriethen unsere Leute in Furcht als sie hörten daß die Modeitos von dem feindlichen Stamm Galeila in der Nähe seyen, und daß die Wemas, welche sie im Zaum

gehalten hatten, sich von ihnen entfernt hätten. Der Häuptling Loheita hatte vor mehreren Jahren einige tausend Galeilas in einer Nacht vernichtet, und die Heerden welche sie den Wemas abgenommen, wieder zurückgebracht.

9 Mai. Wir brachen auf um 6 Uhr Morgens und stiegen nach einem kurzen westlichen Marsch den Berg Mari hinan. Nach 10 Uhr erreichten wir einen Lagerplatz auf dem Tafelland, wo wir eine frische und reine Luft hatten. Wir waren ungefähr 1500 Fuß über der Meeresfläche. Das Thermometer stieg um 1 Uhr Nachmittags auf 98°. Unser Führer erhielt die Nachricht daß seine Verwandten in Errer sich aus Mangel an Regen nach Norden gewendet und Errer verlassen hätten. Der Berg Mari enthält Trapp und Adern von Eisenerde. Nach 3 Uhr Nachmittags verließen wir unser Lager auf dem Berg Mari und stiegen eine Terrasse hinab, kamen sodann über eine große wellenförmige Ebene, über lose Steine, ohne irgendeine Spur von einem Weg oder Fußpfad. Nach Sonnenuntergang erreichten wir einen Abhang, den wir nur mit Gefahr hinabsteigen konnten. Mehrmals konnten sich die Kamele kaum weiter bewegen, weil sie den Abgrund zu unserer Rechten fürchteten. Zudem ließ die Finsternis der eingebrochenen Nacht den Weg unter unsern Füßen kaum erkennen. Doch endlich erreichten wir eine Anhöhe am Fuß des Berges und lagerten uns auf einem steinigen Platz, wo die Danakil ihre Heerden zwischen losen Steinen einzuschließen pflegen, aus Furcht vor den wilden Thieren. Wir fanden jedoch kein Holz zur Feuerung, auch kein Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdpartien auf der molukkischen Insel Batjan. [1]

Gleich am Tage meiner Ankunft auf der molukkischen Insel Batjan und alsdann wieder am nächstfolgenden Tage, an welchem ich in der kleinen, fast nur von Christen bewohnten Stadt Labuha mein Quartier genommen, boten Eingeborne mir Wildpret zu einem zwar festgesetzten, aber doch sehr billigen Preise an. Die Wohlfeilheit dieses Artikels (es kostet nämlich ein Viertheil eines Wildschweines oder Hirsches, gleichviel ob es das vordere oder hintere Viertel ist, hier stets nur 30 Deut = ¼ fl.) ließ mich vermuthen daß die Jagd hier sehr ergiebig seyn müsse, und da diese allenthalben in Niederländisch-Indien frei ist, beschloß ich während meines Aufenthalts dahier mich öfters mit Jagen amüsiren zu wollen. Indeß bemerkte ich aber sogleich auch daß auf den freigelegenen Plätzen, die dem Auge nicht als Utanu (Wald) erschienen oder nicht mit Goschogosco (mannshohes Riedgras) bestanden waren, außer häßlich kreischenden, aber sehr schön gefiederten Luris (Papagaien), weißen Kakaduen und einzelnen schwarzen Affen kein Wild vorhanden war. Ebenso erfuhr ich von den Eingebornen daß man beim Jagen auf Batjan sich fast niemals der Hunde und selbst nur selten der Feuerwaffen nebst Pulver und Blei zur Erlangung des Wildprets bediene, sondern Hirsche und Schweine durch aufgestellte Schieß- oder Stechwerkzeuge zu tödten suche, Vögel gewöhnlich aber lebendig einfange.

Manches Neue gewahrte ich kurz nach dem Eintritt in die hiesigen Waldungen; schon der europäische Neuling wird, wenn er in den Hauptstädten des niederländischen Indiens angekommen, ihm bisher unbekannte Töne vernehmen sobald er sich des Abends, nachdem es dunkel geworden, einige Schritte vor oder hinter seine Wohnung ins Freie begibt, denn alsdann hört er daselbst ein Geschwirre und Zirpen wie es einem in seiner europäischen Heimath gewiß noch nicht vorgekommen ist, da zahlreiche Insecten, Amphibien und Fledermäuse in den Ländern des malayischen Archipels in auffallender Weise jeden Abend concertiren. Aber hier in Batjans Wäldern vernahm ich gleich in den ersten Minuten meines Hierseyns, selbst bei der Tageshelle und sogar noch während der Mittagshitze, von allen Seiten her Töne die dem Wetzen vieler Messer ähnlich klangen und von Thieren herrührten; ob aber von Amphibien, oder Insecten, oder von Vögeln, weiß ich noch jetzt nicht gewiß.

Solches Messerwetzen wurde hin und wieder durch das Geschrei eines Luri, oder eines schwarzen Affen unterbrochen, mitunter hörte man auch das der Melöuhühner oder den lieblichen Schlag eines kleinen schwarzen Vogels, dessen Gesang — obschon der Sänger auf einem Aste saß — stets als ob die Stimme aus einem hohlen Stamme käme, schallte.

Von allem Wild welches wir in diesen Wäldern antrafen, waren schwarze Affen am zahlreichsten, diese schienen uns wohl nicht sehr zu fürchten, belästigten uns zuweilen aber sehr mit ihrer Gegenwart, indem sie sich zu sehr näherten und auf einem Aste sitzend, oder einen Baum erkletternd, gerade in jenem Augenblicke ihre Nothdurft verrichteten an welchem wir unten vorbeizogen, so daß ihr Koth auf unsere Kleider fiel und diese beschmutzte. Nun forderten meine Begleiter — die ohnehin den Jakkis (d. h. Affe) sehr abhold zu seyn schienen — mich wohl auf, diese unhöflichen Bestien zu erschießen; allein da ich mehrmals gesehen habe mit welchen wehmüthigen Gebärden die angeschossenen Jakkis um Gnade zu flehen suchen, so befriedigte ich meine Begleiter nicht.

Indeß verfolgten wir unsern Weg, und da ich noch immer keine Gelegenheit fand meine Flinte bei der Jagd benutzen zu können, wurde mir diese Partie langweilig, einigermaßen amüsirten mich noch die vielen sehr niedlichen Eidechsen — von so prächtig schillernden Farben wie ich sie noch nirgends angetroffen — welche die Fliegen und andere Plagegeister behende fiengen. Als wir aber ein Terrain erreichten, wo viele Areca- und Sagoweerpalmen standen, welche einem meiner Jagdgenossen eigenthümlich zugehörten, änderte sich die Scene.

Wir alle hatten Durst und selbstverständlich war uns sehr willkommen denselben mit frischem Palmwein (Sagoweer) stillen zu können; deßhalb kletterte der barfuß gehende Eigen-

[1] Dieses Eiland, welches seine Bewohner Batjang nennen, heißt nach dem holländischen Kanzleistyle: „Batchiaan," liegt zwischen der Linie und dem ersten Grad südlicher Breite.

thümer ungeheißen auch schnell am Stamme einer seiner Palmen empor, band den mit dem Safte dieses Baums gefüllten und an dessen Wedel befestigten Behälter los, rutschte damit schnell wieder herunter und bat uns sein Product zu prüfen. Wir fanden die Probe — welche etwa drei Kannen Dresdner Maß enthielt — dieses Saftes so vortrefflich daß der Behälter gleich in den ersten fünf Minuten wieder leer ward, und ersuchten nunmehr den Oran-Borger [1] (Staatsbürger, Bürgermensch) uns doch auch Sagowaerproben von noch andern nahestehenden Palmen zukommen zu lassen, was der labuhasche Bürger und Schütter (Nationalgardist) zu thun sich beeilte, indem er sagte, „es sey für ihn nur schmeichelhaft wenn ein Tuwan [2] das Product eines labuhaschen Oran-Borger schmackhaft finde und deßgleichen mehr zu haben wünsche.“

Während nun dieser Oran-Borger uns mit frischen Proben seines Palmweins versah und das Quantum einer Kelchfläsche (1¾ Dresdner Kanne) desselben stets mit 4 Deuten berechnete, hatten wir uns auf einen umgefallenen, reichlich mit Moos bewachsenen Baumstamm niedergesetzt und hätten über den Wohlschmack des Sagowaers beinahe das Jagen vergessen (weil der Palmensaft bereits in Gährung übergieng und anfieng sich ein wenig fühlbar zu machen) wenn nicht einer aus der Gesellschaft mich auf die zwei Purong-Tahon (wörtlich Jahrvogel, so genannt weil deren ohnehin schon große krumme Schnäbel sich alljährlich noch um einen Höcker verlängern) aufmerksam gemacht hätte, welche auf einer Arecapalme über deren Früchte Nüsse die von den Eingebornen auch zum Kauen benutzt und Betel oder Pinang genannt werden) in Streit gerathen waren und sich wüthend bissen. Vorerst sah ich diesem Kampfe ein paar Minuten lang zu, alsdann schoß ich mein mit Schrot geladenes Gewehr auf die kämpfenden Vögel (je von der Größe einer 3—4 Monate alten Gans), erreichte dieselben aber nicht, und schoß noch später zweimal fehl. Weder das Knallen des Pulvers noch das Pfeifen der Bleikugeln bewog die Streiter zur Flucht. Nun aber unterließ ich auf Anrathen meiner Begleiter so lange das Schießen auf die Purong-Tahon, bis diese erschöpft von der hohen Palme herabfielen um unten im Gestrüpp ihren Kampf fortzusetzen. Hier näherte ich mich den wüthenden Vögeln, tödtete den einen durch einen Schuß, den andern durch Schläge mit dem Kolben meiner Flinte, nahm sie beide in meine linke Hand und setzte mich wieder auf den Stamm, wo meine Jagdgenossen mir freudig nochmals zutranken.

Da das Sitzen auf Baumstämme nebst der Vogeljagd zu viele Zeit in Anspruch genommen und es bereits 5 Uhr Nachmittags geworden, wurde beschlossen an diesem Tage nicht nach Labuha — das etwa drei Stunden weit von uns entfernt war — zurückzukehren, sondern die Hütte des Sinjo Salomon, die höchstens eine Stunde weit von unserm Sitzplatze stand, aufzusuchen, um dort, wo wir gut aufgenommen zu werden erwarteten, zu übernachten. Ich muß nämlich bemerken, daß fast alle Familienväter von Labuha, im Walde, je 1½ bis 3 Stunden weit von der Stadt entfernt, da wo sie zahlreiche Gruppen von Sago-, Sagoweer-, Pinang- (Areca-), oder Cocospalmen besitzen, die meist von ihren Eltern und Großeltern schon angepflanzt wurden, sich in deren Nähe auch Hütten erbaut haben, die zuweilen von den Eigenthümern oder deren Anverwandten bewohnt werden. Die gegenwärtig zu Labuha wohnenden bejahrten Bürger pflanzen noch alljährlich Fruchtbäume in den Wäldern an, deren Früchte selbstverständlich erst die Kinder und Enkel ernten werden.

Salomons Waldschlößchen wurde kurz nach Sonnenuntergang erreicht, es liegt sehr hübsch mitten zwischen Gruppen hoher Palmen, und ist bei hoher Fluth nur 50 Schritte von der See entfernt. Der Besitzer war mit seiner Frau und einem Sohn anwesend, er hatte an demselben Tage einen ergiebigen Fischfang gehabt, und nahm uns freundschaftlich auf. Er ließ sogleich zwei Hühner schlachten und bewirthete uns beim Abendmahl mit gekochtem und gebratenem Fisch, Huhn und Uttang, [1] die wie Krebse schmecken, aber anstatt des Reises kam nur Sagu-Backer (harter Sagozwieback), und anstatt der Gemüse nur Sauce, Essig und spanische Pfefferschoten auf den Tisch; alles mundete vortrefflich, weil wir sämmtlich viel Appetit mit aus dem Utanu brachten. Da nun Vater Salomon auch reichlich für Sagoweer gesorgt hatte, uns häufig zusprach und die Oran Malanda (Holländer) hoch leben ließ — er vermeinte alle Europäer die keine Engländer wären, seyen Holländer — verlebten wir hier einen fröhlichen Abend und legten uns erst gegen Mitternacht auf die Balibali (Pritsche), um dort zu schlafen, nieder. Gern hätte ich nun geschlafen, allein dieses konnte ich — obschon sehr schläfrig — in Salomons Waldschlößchen nicht bewerkstelligen, weil zahlreiche Schwärme derjenigen Insecten welche Jawanen und Malayen Niamu, inländische Weiße Moskieten, und wir Mücken nennen, mich dermaßen peinigten daß ich für gut fand mein Kopfkissen unter den Arm zu nehmen, Balibali und Rumah (Haushütte) zu verlassen, und mich in eine mit einem Dach versehene Prau (Boot, Kahn, Nachen) niederzulegen, die auf den Strand gezogen war, in welcher sich — wahrscheinlich in Folge des wehenden Windes — keine derartigen Quälgeister befanden.

Sehr schnell schlief ich hier ein, und würde sicherlich vor Sonnenaufgang nicht erwacht seyn, wenn ich nicht durch das heftige Wackeln meines Schlafgemachs aus dem sanften Schlafe gestört worden wäre, aber nunmehr sah ich auch mit Schrecken daß das kleine Fahrzeug, in welches ich mich als es auf dem

[1] Als einen Vorzug vor Mohammedanern und Heiden betrachten die darfuß gehenden Christen auf den Molukken sich Oran-Borger nennen zu dürfen, und gefallen sich mit diesem Namen: wörtlich heißt Oran Mensch, und Borger ist das vermalayische Bürger; das (ab-) Borgen ist freilich eine der beliebtesten Sitten jener Christen, und nach unserm Begriff ist Oran-Borger deßhalb gewöhnlich auch der passendste Name.

[2] Tuwan wird hier der Europäer, Sinjo der Mischling, und Njong der eingeborne Christ beigelegt. Die Mischlinge, auf den Sunda-Inseln Liplappen genannt, nennen sich auf den Molukken „Mestiza.“

[1] Uttang werden auf einigen sumpfigen Orten Batjangs alljährlich zweimal in großer Menge aufgefunden, sie sind je 3—4 Zoll lang, ½ Zoll dick, sehen kleinen Krebsen sehr ähnlich, nur haben sie keine Scheeren und sehr dünne Schalen.

Strand lag, zur Ruhe begeben hatte, durch die eingetretene hohe Fluth vom Strand hinweg in die See geführt worden war. Da ich keine Ruder zur Hand hatte um mir damit helfen und dem Land zurudern zu können, fieng ich an aus vollem Halse zu schreien und um Hülfe zu rufen, was freilich, wegen der zu weiten Entfernung von der Salomon'schen Besitzung nicht gehört wurde. Um meine Leiden zu vermehren, stellte sich bei mir auch sehr schnell die Seekrankheit ein, die mich mit heftigem Erbrechen, Diarrhöe und Kopfschmerzen belästigte.

Die 5—6 Ellen lange und 3 Fuß breite Prau schwamm mit mir immer weiter vom Land abwärts, hier war die See ruhig, und, so zu sagen, spiegelglatt, Stürme gehören in diesen Gestaden zu den Seltenheiten, und ich befürchtete auch keineswegs in der See ertrinken zu müssen, aber nichtsdestoweniger wurde meine Lage immer bedenklicher. Zu weit vom Land entfernt daß sie dort hätte vernommen werden können, verzichtete ich nunmehr meine bereits heiser geschriene Stimme ertönen zu lassen; ich hatte weder Speise noch Trank am Bord, war auch nicht mit Waffen versehen, und mußte befürchten in unbewohnter Wildniß aufs Land gesetzt zu werden oder wohl gar in die Hände der Seeräuber zu fallen — die dann und wann hier Leute entführen — ich konnte verschmachten oder verhungern müssen; dergleichen Gedanken beunruhigten mich im höchsten Grade, obschon ich versichert seyn konnte daß meine labuha'schen Jagdgenossen, die Familie Salomon und der Javane (mein Jonge, d. i. Dienstbote), die wir sämmtlich in der Salomon'schen Hütte uns schlafen gelegt hatten, sobald sie erfuhren in welcher traurigen Lage ich mich befand, alles aufbieten würden mich zu retten.

Nach drei mir schrecklichen und unvergeßlichen Stunden wurde es Tag; ich vernahm Flintenschüsse, und gewahrte zu meiner großen Freude daß mein Fahrzeug wieder nach dem Land hingetrieben ward; das Palmenblätterdach hoch über mir zerstieß und zerbrach ich, und stellte mich in die Mitte der Prau auf, hier zog ich mein Hemd aus, schwenkte dasselbe, bei einem Aermel festhaltend, in Zwischenräumen von je zwei bis drei Minuten, aber und abermals in die Höhe. Sobald die Sonne völlig aufgegangen, bemerkte ich Leute am Strand, welche auch mich zu bemerken und zu verstehen schienen, denn sie schoben schnell eine Prau in See, setzten sich darein und ruderten auf mich zu. Als sie mir näher gekommen, sah ich daß es mein Jonge und beide Sinjo, Salomon (Vater und Sohn) waren, die mir ein Tau zuwarfen, welches ich an mein trauriges Schlafgemach festband und nun nach dem Strand hin bugsirt wurde. Meine Retter waren sehr erfreut mich gefunden zu haben, sie hatten mich am frühen Morgen vermißt und vermeint ich sey in den Wald gegangen und habe mich verlaufen, deßhalb meinen Jagdgenossen aufgetragen mich dort zu suchen und durch Signalschüsse zurechtzuweisen; mein Jonge hatte längs des Strandes gehend mich zuerst bemerkt und die Sinjo Salomon herbeigerufen, die freilich nicht eher meine meilenweite Seefahrt begreifen konnten, bis ich ihnen den Hergang der Sache erzählt hatte.

In die Hütte zurückgekehrt, trank ich sogleich starken Kaffee, was meine Seekrankheit schnell beseitigen half; meinen Jagdgenossen mußte ich mein überstandenes nächtliches Abenteuer ausführlich erzählen, worauf sie, nachdem ich ihnen noch die Hälfte des Ertrags der gestrigen Jagd — also einen Jahrvogel — gegeben, mich verließen und nach Labuha zurückkehrten, während ich mich abermals auf die Balibali niederstreckte, wo ich nunmehr schnell einschlief und erst gegen 2 Uhr Mittags wieder erwachte. Indeß hatte mein Jonge den andern Jahrvogel gerupft und ausgeweidet, und der Wirthin übergeben, die mir denselben delicios zubereitete, so daß ich diesen gebraten nebst andern Gerichten und einer Kelderflasche Sagoweer bei meinem Erwachen auf dem Tisch stehen sah.

Nach Beendigung dieses Geschäfts begab ich mich hinter das Rumah schnell ins Freie, wozu das lebhafte Geschrei einiger Luri Veranlassung war, Nonia (Frau) Salomon war nämlich dort eben mit Einfangung von drei Luri beschäftigt, was auf folgende Weise bewerkstelligt wurde. Die Zweige eines Baums, die gerade jetzt den heißen Strahlen der Sonne ausgesetzt waren, waren mit dem Saft eines andern gewissen Baums bestrichen worden, wodurch dieser Saft — ähnlich dem Vogelleim — sehr klebrig ward. In der Nähe jener Zweige war ein bereits gezähmter Luri mit einem Kettchen am Beine befestigt; dieser hatte seine wilden Cameraden herbeigelockt, die, als sie an den klebrigen Zweigen festhiengen, einen heidnischen Lärm machten und ihre kreischenden Stimmen noch greller ertönen ließen, als die Vogelstellerin auf einer Leiter am Baum emporstieg und die Gefangenen mit den Händen — welche sie wohlweislich, um sich vor den Bissen dieser rothen und grünen Papagaien zu schützen, mit Tüchern umwunden hatte — anfaßte und herunterholte.

Die batjan'schen Luri stehen in dem Rufe daß sie besser wie andere Species dieser schön gefiederten Papagaien sprechen lernen, sie sind dadurch kenntlich daß sie auf den Schultern einige kleine gelbe Federn haben, übrigens sind ihre Flügel nur mit grünen, und ihr übriger Körper nur mit rothen Federn geschmückt. Beiläufig sey erwähnt daß hier fast auf jeder Inselgruppe eine andere Species der Luri sich vorfindet, welche die Kenner augenblicklich an ihrem Gefieder erkennen. Ungemeine Seeleute tauschen hier viele batjan'sche Luris ein, sie geben für jeden stets einen makassarischen Kain (ein Gewand zur Bekleidung des Unterleibes), was auf Bajan einem Werth von 3—5 fl. entspricht; viele der eingefangenen Luri sterben in der Gefangenschaft sehr bald, zumal wenn sie über See transportirt werden.

Gegen 4 Uhr nahm ich Abschied von Sinjo und Nonia Salomon, bezahlte baar was ich hier gegessen und getrunken, und kehrte mit dem Javanen und dem jüngern Salomon nach Labuha zurück; letzterer ersuchte mich in den nächsten Tagen einer Hirsch-, oder Schweinsjagd beizuwohnen, was ich ihm auch versprach.

Vier Tage später erinnerte Salomon jun. mich an mein Versprechen, indem er schon vor Sonnenaufgang nebst noch einem Bruder, einem Oranglam (Muhammedaner) und einem Alfurer vor meiner Wohnung stand, und mich durch meinen

Jonge fragen ließ: „ob ich jetzt mit auf die Jagd gehen wolle.“ Ich willigte ein, und gesellte mich nebst meinen Dienstboten — der meine Flinte und fernere Jagdutensilien trug — zu obgemeldeten vier Personen.

Der Weg welchen wir diesen Morgen verfolgten, gieng vorerst reichlich eine Viertelstunde lang über ein scheinbar nur mit Goschogoscho bestandenes Terrain, wo wir aber unverhofft auch vom hohen Niedgras verdeckte Sträuche mit spitzigen Dornen antrafen, die zur Vorsicht mahnten, weil man im Unterlassungsfalle sich an diesen die Kleider zerriß oder empfindlich verwundete. Hin und wieder lag auch wohl ein umgefallener Baum im Wege, der übersteigen werden mußte, mitunter verhinderten zähe Ranken ein schnelles Durchkommen, und manche dürre Blätter des Goschogoscho machten mit ihren Spitzen uns ins Gesicht oder auf unsere Hände stechend sich bemerkbar. Weil der Pfad nur etwa einen Fuß breit war, stießen wir fortwährend an Pflanzen an, welche vom nächtlichen Thau dermaßen benetzt waren daß die Feuchtigkeit sich unsern Kleidern am Unterleib in Menge mittheilte, was uns gleich in fünf Minuten durchnäßte, und ein Ansehen gab als wären wir durch einen Fluß marschirt. Um sich einen Begriff von dem starken Thaufall in hiesigen Gestaden machen zu können, erwähne ich nur daß der Thau auf großen Blättern — namentlich auf denen der Pisangbäume — in einer einzigen Nacht sich in solcher Menge sammelt, daß er dort Pfützen bildet, in welchen kleine Vögel am nächsten Morgen sich zu baden pflegen.

Wir alle sechs waren einer hinter dem andern her auf einem und demselben Wege fortgegangen, bis wir einem weithin sichtbaren Baum uns näherten; hier theilte sich der Weg in mehrere Pfade; der Alfurer kletterte auf den Baum, sah sich um und sagte, daß wir jeder nunmehr einen besondern Weg einschlagen sollten, was wir auch thaten. Wie bereits erwähnt, hatte nur der Alfurer uns und ich Flinten bei sich; ich lud die meinige jetzt mit einer Kugel und gieng ganz allein ein paar hundert Schritt weit vorwärts, deßgleichen thaten auch die vier Jäger, die nur mit Hackmessern und zugespitzten Bambu versehen waren. Auf einmal feuerte der auf dem Baum zurückgebliebene Jäger sein Gewehr ab, und alsbald bemerkte man hie und da eine lebhafte Bewegung des Niedgrases, auch war mir's als höre ich das Grunzen eines Schweins. Da das Niedgras ganz in meiner Nähe sehr heftig bewegt wurde, richtete ich mein Augenmerk dorthin und spannte den Hahn; blitzschnell sprang ein Hirsch 5 bis 6 Schritte vor mir über den Weg, ich lege an und schieße auf denselben, und da ich mir einbilde den Hirsch getroffen zu haben, verfolge ich denselben allzuhitzig auf der Spur, die er mir durch seine Sprünge so eben durch das hohe Goschogoscho macht, nicht darauf achtend daß ich meine Hosen an den Dornen der Sträuche zerreiße und mir die Knie und Hände blutig ritze; auf einmal aber trete ich auf etwas weiches und falle darüber. Unterdessen ist der Hirsch meinen Augen völlig entschwunden, und ein furchtbarer Gestank dringt in meine Nase. Sobald ich wieder aufgestanden, bemerke ich daß ich über einen schon stark in Verwesung übergegangenen Eber gefallen bin; schnell eilte ich deßhalb von diesem Platz und suchte die andern Jäger auf, um diese von meinem Funde zu benachrichtigen. Zuerst treffe ich den Oran-slam und den Alfurer an, die einen jungen Hirsch (Kalb) festhalten, dem der Muhammedaner die Gurgel durchschneidet, während am Bauch dieses Wildes sich auch noch eine Stichwunde zeigt, in welcher ein Stück Bambus steckt. Hierauf begebe ich mich zu den Gebrüdern Salomon, die gerade damit beschäftigt sind einer Sau (die ebenfalls eine Stichwunde im Leib hat und kaum noch zu laufen vermag) mit Hackmessern und zugespitzten Bambu den Garaus zu machen, wobei ihnen mein Jonge behülflich ist.

Nachdem die drei todten Stücke Wild nach dem einzelnstehenden Baum hin transportirt und einstweilen dort niedergelegt worden waren, begaben wir uns in den etwa tausend Schritte weit von diesem Baum entfernten Utan, der mit mehrern Lagunen durchzogen ist, um dort die Werkzeuge wieder aufzustellen und in Ordnung zu bringen, die jenes Wild tödtlich verwundet hatten.

Die schmalen Pfade auf welchen wir von dieser Seite in den Wald eindrangen, mußten ein paar hundert Schritt weit sehr gebückt oder kriechend passirt werden, weil Schling- und Schmarotzerpflanzen und Bäume, die noch nicht völlig umgefallen, sondern an andere sich angelehnt hatten und ihre Aeste nach der Erde hin ausbreiteten, dem Aufrechtgehen Hindernisse in den Weg legten; dessenungeachtet erreichten wir die Plätze sehr bald, wo die Stechwerkzeuge aufgestellt gewesen waren und auch derartige Sprenkel noch unversehrt aufgestellt standen. Ein solches Werkzeug besteht darin, daß ein etwa zwei Fuß vom Pfade stehender junger Baum von 2 bis 3 Zoll Durchmesser, nachdem er von allen Zweigen gesäubert worden, wie ein Reisen zusammen und auf die Seite gebogen wird, so daß der vormals obere Theil jetzt neben die Wurzel placirt wird, an diesen wird alsdann ein 2 Fuß langes Stück grüner Bambu, dem die Form eines zweischneidigen Messers gegeben ist, befestigt, doch so daß seine Spitze stets nach dem Pfade hin zeigt und 1 bis 2 Fuß vom Boden entfernt bleibt. Ein anderes längeres Stück Bambu oder Stück Ast wird nachher mit einem Ende an einen gegenüber oder seitwärts stehenden Baum, und mit dem andern Ende, da wo das umgebogene junge Bäumchen sich kreuzt, angestemmt, wodurch es dessen Aufrichten oder Ausdehnen so lange verhindert, bis daran gezogen oder gestoßen wird. Zähe Ranken werden nunmehr an diesen Riegel befestigt und über den Weg gelegt, welchen Hirsche und Schweine hier täglich passiren. Sehr häufig geschieht es alsdann daß das Stück Holz von den Thieren weggestoßen oder — da sie häufig auch mit den Füßen sich in den Ranken verwirren — weggezogen wird, worauf der von seinen Fesseln befreite junge Baum sich plötzlich ausdehnt, und — da er gewöhnlich sehr elastisch ist — mit Gewalt das Bambusmesser über den Pfad hin schleudert. Bekanntlich ist solcher Bambu so scharf wie zerbrochenes Glas, er durchbohrt zuweilen, und zwar nicht selten ein Stück Wild; jedoch ist dieß nicht immer der Fall, und häufig kommen Thiere, die den Riegel vor einer solchen Stech-

maſchine hinweggeſtoßen haben, mit dem bloßen Schreck oder einer leichten Wunde davon. Uebrigens kommt es aber auch vor daß Leute, die unvorſichtig ſolche Pfade paſſirten, von den Steckmaſchinen an ihren Beinen verwundet wurden.

Als wir unſere Geſchäfte im Walde beſorgt hatten, beeilten wir uns dem im Goſchogoſcho ſtehenden Baum näher zu kommen um dort den Jagdertrag zu theilen; der Alfurer bekam den Eber den ich entdeckt hatte, ich, der Oran-ſlam und mein Jonge bekamen das Hirſchkalb, und die Gebrüder Salomon giengen mit der erlegten Sau heim. Gegen Mittag kam ich wieder nach Labuha zurück, und habe während meines Aufenthaltes auf Batjan noch ein paar ähnlichen Jagdpartien beigewohnt.

Ericſons neue caloriſche Maſchine.

Unſere Leſer werden ſich erinnern daß am Beginn des vorigen Jahrzehntes ſich das Gerücht verbreitete, ein nach den Vereinigten Staaten übergeſiedelter Schwede, Namens Ericſon, habe eine Kraftmaſchine erbaut, wo ſtatt des Waſſerdampfes erhitzte Luft das Kolbenſpiel erzeuge. Nun iſt es eine Schwäche und Unart der Deutſchen fremde Erfindungen als nationales Eigenthum zu requiriren, wollen die Deutſchen doch ſogar das Pulver erfunden haben. Freilich nur etwa ein Jahrhundert ſpäter als das Anfertigen von Pulverpatronen zu Feuerwerken beſchrieben worden war. So reclamirten denn Deutſche für einen Deutſchen im Jahre 1852 das Verdienſt die Luftmaſchine erfunden zu haben, dießmal aber acht Jahre früher ehe ſie erfunden wurde. Daß viele Leute gleichzeitig denſelben Gedanken verfolgen, iſt ſtets bei großen Erfindungen der Fall geweſen, überall kommt es aber auf irgend einen glücklichen Gedanken an, der zum Schlüſſel der künftigen Erfindung wird. Es haben ſehr viele wackere Ehrenmänner Dampfmaſchinen erbaut, James Watt aber, der den Gedanken des Condenſators faßte, bleibt der Vater der modernen Dampfmaſchine. So hörten wir ſeit den fünfziger Jahren von Ericſons Luftmaſchine, von Dampfern die mit ſolchen Maſchinen fuhren, aber nur einmal fuhren, weil ſich die Erfindung nicht bewähren wollte. Dann blieb alles wohl fünf bis ſechs Jahre ſtill. Jetzt aber iſt die Maſchine nicht bloß erfunden, ſondern es ſind auch ſolche Maſchinen bis zu 6 Pferdekräften in Magdeburg bei der Maſchinenfabrik der Dampfſchifffahrts-Compagnie auf Beſtellung zu haben. [1] Die Kraftäußerungen der Luftmaſchine werden wie bei der Dampfmaſchine von der Spannkraft eines Fluidums, nämlich von der atmoſphäriſchen Luft hervorgebracht, die, raſch erhitzt, ſich ausdehnt und in einem luftdicht gehaltenen, röhrenförmigen Raum einen beweglichen Boden (Kolben), weil er ſie an der Ausdehnung hindert, vorwärts ſchiebt. Der Zutritt friſcher und der Austritt der verbrauchten Luft geſchieht durch Oeffnen und Schließen von Klappen, welches die Maſchine, einmal im Schwunge, durch ihre eigenen Bewegungen wie bei den andern Dampfmaſchinen vollzieht. Die Schwierigkeit mit der Ericſon zu kämpfen hatte, beſtand aber darin daß die zu ſtark erhitzte Luft auch den Cylinder allzuſehr erhitzte. Man mußte deßhalb dem Cylinder außerordentliche Dimenſionen geben, die Maſchinentheile wurden zu ſchwerfällig, und dennoch gelang es nicht die Cylinderkolben gehörig dicht zu erhalten, weil die Cylinder zu heiß wurden. Dieſes Zuheißwerden hat Ericſon jetzt dadurch verhütet, daß er zwiſchen den hebenden Kolben und dem erhitzten Boden des Cylinders einen Zwiſchenkolben anbrachte, der ſehr dick, mit einem die Wärme wenig leitenden Material angefüllt iſt, und verhindert daß die Wärme in denjenigen Raum des Cylinders, an welchem ſich der Ofen befindet, auf denjenigen einwirken kann in welchem der Arbeitskolben hin- und hergeht. Bis jetzt hat ſich die Erfindung nur bei kleineren Maſchinen anwenden laſſen. Die Luftmaſchine wird alſo mit Lenoirs Gasmaſchine die Wette halten müſſen. Ihre Vortheile beſtehen wie bei dieſer in der Wohlfeilheit der erſten Anſchaffung, inſofern ſie nämlich nur ein Drittel ungefähr wie eine Dampfmaſchine gleicher Kraft koſtet, ferner in der Beanſpruchung eines geringen Raumes, obwohl die Gasmaſchine in dieſer Hinſicht den Vorzug zu verdienen ſcheint; dann erfordert ſie keinen beſondern Schornſtein, da der wenig entſtehende Rauch durch jeden ruſſiſchen Kamin entführt werden kann, endlich verlangt die Maſchine für eine gegebene Leiſtung nur ein Drittel des Brennſtoffs wie eine Dampfmaſchine. Eine caloriſche Maſchine mit einer Pferdekraft bedarf nämlich bei eilfſtündiger Arbeitszeit 50 Pfd. Gaskohks, und da man (in Magdeburg) 7 Pfd. Kohks mit 1 Sbrgr. kaufen kann, etwas mehr als 7 Sgr. im Tage. Die beim Betrieb ausſtrömende heiße Luft kann zum Heizen großer Räume verwendet werden, oder wo ſolche Heizungen ſchon beſtehen, kann man die caloriſche Maſchine gratis ſpielen laſſen. Darauf beruht wohl einer ihrer Hauptvorzüge vor der Gasmaſchine, die jedoch immer wieder den großen Vortheil bietet daß ſie augenblicklich in und augenblicklich außer Thätigkeit geſetzt werden kann, während die caloriſche Maſchine eine halbe Stunde zuvor geheizt werden muß.

[1] Eine caloriſche Maſchine von ½ Pferdekraft, die zum Aufſtellen nur einen Raum von 4½ Fuß Länge und 2 Fuß Breite erfordert, alſo ſo viel wie eine mäßige Tiſchplatte oder etwa ſo groß wie der Nachteſen in einer Bauernſtube, koſtet 400 Thaler, eine Maſchine von 2 Pferdekraft mit 28 O. F. Flächenraum 800 Thlr., und eine von 6 Pferdekraft 1400 Thlr.

Zur Geſchichte des Brodbackens.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

Diejenigen welche in den alten Göttern Griechenlands und Roms vergötterte Sterbliche ſehen, ſagen uns daß Ceres ein Backhaus hatte, und zuerſt die Kunſt des Brodbackens

lehrte. Ihr myſtiſcher Korb war ohne Zweifel der Brodkorb in welchem ſie ihre Laibe den Kunden zu überſenden pflegte. Allein nicht die Römer waren es von denen ſie zuerſt vergöttert wurde. Die Römer erhielten ihr Brod ebenſowohl wie ihre Götter, ihre Wiſſenſchaft und ihre Dichtung aus Griechenland, und die edelſten unter ihnen kräftigten und nährten ſich nicht von Brod. Erſt im Kriege mit Perſeus, dem König von Macedonien, lernten ſie das Brod kennen. Romulus und Remus, die Könige welche ihnen folgten, Coriolanus, Cincinnatus, Regulus aßen nie Brod. Rom war mehr als fünf Jahrhunderte alt ehe ſein Volk von den Griechen lernte wie man Laibe machte, und es entgieng dem Vorwurf daß es eine „hülſenfruchteſſende Nation“ ſey.

Die Kenntniß des Brodbackens gieng von Rom in ſeine Provinzen des ſüdlichen Europa's über, allein nordwärts drang ſie nicht ſo leicht vor. Roggenkuchen, zweimal jährlich gebacken, diente ſehr lange als Hauptvertreter des Brodes in Schweden; Gerſten- und Haberkuchen blieben lange die Hauptnahrungsquelle in den ſchottiſchen Dörfern. Gothenburg, der erſte Hafenort und die zweite Stadt in Schweden, hatte vor fünfzig Jahren 12,000 Einwohner. Ein Capitän beſtellte damals bei einem Bäcker der Stadt für zwanzig Shillinge Brod; der erſtaunte Bäcker verlangte aber Bürgſchaft dafür daß die Laibe alle bezahlt würden, ehe er ſeine Einwilligung zur Ausführung dieſes Auftrags gebe, da, wenn das Brod in ſeinen Händen bliebe, es ihm unmöglich wäre Abſatz für daſſelbe zu finden.

Bartholinus indeſſen, ein alter däniſcher Arzt, dem die Juden Glauben ſchenken mögen wenn ſie wollen, ſagt: daß in einigen Theilen Norwegens eine Art Brod gemacht wurde die vierzig Jahre und noch länger ſich aufbewahren laſſe. Und dieß, ſagt er, iſt eine große Bequemlichkeit, weil ein Mann, wenn er genügend geerntet hat, Brod bäckt für ſeine ganze übrige Lebenszeit, und er ſtets hernach in Frieden und Sicherheit lebt; er braucht ſich um die Zeiten des Mangels und der Theuerung nicht zu bekümmern. Dieſes Brod wird aus Gerſte und Haber, die man zuſammenknetet, zwiſchen zwei Steinen gebacken. Iſt es neu, ſo iſt es nahezu geſchmacklos; je älter es aber wird, deſto köſtlicher iſt es, ſo daß in dieſen Ländern alles nur das altbackenſte Brod haben will, und es iſt nichts ungewöhnliches daß man am Tauftag eines Kindes Brod vorlegt welches aus Anlaß der Geburt ſeiner Großmutter gebacken worden iſt. Gaſtfreundſchaftliche Leute legen ihren Gäſten von ihrem altbackenen Brode vor, wie andere Leute in andern Ländern einem theuren Freund ihre älteſten Weine vorſetzen. In einigen Bezirken indeſſen haben ſie keine Gerſte und keinen Haber; ſie machen dafür Brod aus dem Mehl einer Föhrenrinde, das ebenſo lang hält. Solang als ein Tannenbrett halten wird, ohne Zweifel.

Weizen, Roggen, Gerſte und Haber, Eicheln, Caſtanien, Erbſen und Bohnen in Europa, auch gelbe Rüben, gemiſcht mit einem Drittheil Mehl, und Kartoffeln, aus welchen man zur Zeit ihrer Einfuhr in Oeſterreich Brod und Wein machte, Mais in Amerika und Afrika, Reis in Aſien, getrocknete Fiſche bei einigen Inſulanern — was gibt es mahlbares von der Birkenrinde aufwärts, das die Menſchen nicht gemahlen und zu Laiben oder Kuchen verbacken haben?

Allein das wahre Brod, „der König guter Lebensmittel“ für die Europäer, kommt von Weizen oder Roggen — laßt uns nicht gereuen Geſte beizufügen, welche das Leben des ſüßen ſchwarzen Pumpernickels iſt, der ſich gut eſſen läßt wenn man mäßig iſt und ihn gehörig buttert.

Es pflegte ein Glaube der Theologen zu ſeyn Gott habe Adam das Brodbacken gelehrt; allein man hat bemerkt: es liege kein Beweis vor daß Abraham Brod-Laibe machen konnte; von dieſen hören wir zum erſtenmal bei dem Moſaiſchen Verbot des Gebrauchs desſelben während des Paſſah-Feſtes. Die Chaldäer waren ihres guten Brodes wegen berühmt, und faſt ſcheint es als ob in Chaldäa oder in Aegypten der erſte Brodlaib erfunden worden ſey.

Außer der gewöhnlichen Ernährungsfähigkeit die man dem Brod als Speiſe beilegte, ſchrieb man ihm gewöhnlich noch eine beſondere ſtärkende Kraft zu, und es gab eine Zeit in welcher die Menſchen eine Hinweiſung auf dieſen eigenthümlichen Vorzug in Davids Worten von dem „Brode das des Menſchen Herz kräftigte,“ und in der Angabe der hl. Schrift erkannten: daß Saul, als er bei der Hexe von Endor war, „ſeine Stärke beſaß, denn er hatte kein Brod gegeſſen den ganzen Tag, noch die ganze Nacht;“ worauf das Weib ſagte: „Laß mich dir einen Biſſen Brod vorſetzen, und iß, auf daß du Kraft haben mögeſt.“ Laertius und Arſenius führen zwei Fälle an in welchen geſagt wurde daß das Leben ganz allein von dem Geruch eines neuen Laibs verlängert und unterhalten worden ſey, ja das Brod galt gewiſſermaßen für ein Lebenselixir. Gegen äußere Wunden und innere Krankheiten war Brod ein Heilmittel. Geſautes Brod, Salz und Spinnwebe bildete (theilweiſe ſogar jetzt noch) ein unfehlbares Heilmittel gegen Wunden. Und wer wird Brodpillen ſchmähen, wenn man all das gehört hat was in Fällen von langwierigen Fiebern durch die aus Roggenbrod, Salz und Faſtenſpeichel gebildeten Pillen geleiſtet wurde!

Wir ſind noch eine weite Strecke von Dockhead entfernt, wo Ceres, handeltreibend, mit einem Arzt als Hohenprieſter, unter der Firma Peek, Frean u. Comp., eine große Dampfmaſchine aufſtellen ließ, und nun abermals, durch ihren Hohenprieſter Dr. Dauglish, die Welt lehrt wie man Brod zu machen habe.

Die edelſten Römer nährten ſich von Hülſenfrüchten und Haferkuchen bis ſie von den Griechen die Kunſt gefäuerte Laibe zu machen erlernten. Teig den man 36 Stunden lang an einem warmen Orte ſtehen und ſauer und dünn werden läßt, iſt Heſel, Urb oder Sauerteig, wie die Deutſchen ſagen. Er enthält zwanzig oder mehr Gran der Eſſigeſſenz auf jedes Pfund Mehl, und theilt, wie man zu ſagen pflegt, den damit bereiteten Brod einen den Magenſäften ſehr zuſagenden Geſchmack mit. Die Gährung dehnt ſich in dem Teig, mit welchem eine kleine Quantität ſolchen Heſels oder Urbs gemiſcht wird, raſch aus, und das kohlenſaure Gas, das ſich während des Proceſſes entwickelt, ſchwellt im Teig an, hebt ihn und macht ihn ſchwammig. Läßt man das Brod fünf Minuten zu lang gähren, ſo

wird mehr Säure gebildet als der Consument liebt: das Brod ist sauer. Wenn das Brod nicht hinlänglich gährt, wird es schwer, und man trifft, falls es nicht in den sorgfältigsten Händen ist, nicht leicht den rechten Augenblick um der Gährung im Ofen Einhalt zu thun, wo dann das Brod entweder zu viel oder zu wenig, zu schnell oder zu langsam gebacken wird. Allein trotz aller Unvollkommenheiten wurde man des alten gesäuerten Brods, des Brods ohne welches keine Mahlzeit vollständig war, obgleich man es täglich aß, nie überdrüssig. Es war gewöhnlich das letzte auf was der Kranke verzichtete, und das erste wofür sich bei dem Genesenden die Eßlust wieder einstellte. Die verschiedenen Mehlarten hatten von alter Zeit an ihren bestimmten Gebrauch. Vor Jahrhunderten erläuterte ein Arzt warum er, damit er sich am letzten Tag jeder Woche reinige, am Freitag schwarzes Brod, an jedem andern Tag aber weißes aß.

Wir wissen von Plinius daß die Römer den Gebrauch des Sauerteigs zur Säuerung des Brods kannten, und daß sie das damit bereitete Brod dem durch den Gebrauch des Sauerteigs erzeugten vorzogen. Allein das mit Sauerteig bereitete Brod war das gewöhnlichste unter ihnen, mit Sauerteig lehrten sie das Volk in den Provinzen das Brod bereiten. Bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wurde in Frankreich und Spanien, und in Europa überhaupt, Brod nur mittelst Sauerteigs gemacht. Um jene Zeit fiengen die Pariser Bäker an für sich Hefe aus Flandern einzuführen. Die augenscheinliche Verbesserung des Pariser Brods wurde bald wahrgenommen, man forschte der Sache nach, und nachdem die neue Gewohnheit unter den Bäckern bekannt geworden, erklärte die Facultät der Medicin in Paris, sowie die Aerzte am Hofe Ludwigs XIV, daß dieses Verfahren der Gesundheit nachtheilig sey. Der Gebrauch der Hefe wurde daher von der Regierung verboten.

Einem absurden Verbot schenkt man keine große Achtung. Die flandrische Hefe wurde in Säde gebracht, aus welchen man die Feuchtigkeit abfließen ließ, und in einer neuen Form, fast trocken, zum Gebrauch der halsstarrigen Bäcker eingeführt. Vollkommen trockene Hefe geräth wieder in Gährung wenn man sie befeuchtet. Das Brod war beliebt, um die Meinung der Aerzte bekümmerte man sich nicht; das Verbot fiel durch Nichtbeachtung, und die neue Brodbereitungsweise verbreitete sich von Paris durch die umliegenden Länder eben so schnell wie die Gährung eines Büchsens Hefe sich durch die ganze Teigmasse verbreitet.

So ist die Brodbereitung von der Kuchenperiode in die Sauerteigperiode, von dieser in die große Periode, und durch diese in eine neue Periode übergegangen, an deren Anfang wir jetzt stehen. Bis vor kurzer Zeit gehörte das Bereiten und Backen des Brodes in vielen Theilen Englands (und Deutschlands, dürfen wir hinzufügen) unter die Haushaltungspflichten einer Privatfamilie. Vor weniger als sechzig Jahren lieferte Manchester, das damals 90,000 Einwohner hatte, nicht Arbeit für einen einzigen Bäcker. Jetzt haben die Bäcker fast den ganzen Brodhandel der Städte Englands an sich gebracht, und es ist gut daß sie ihn haben, und so viel als möglich Nutzen daraus ziehen.

Ehe wir sagen können wie sie den größtmöglichen Vortheil daraus ziehen können, müssen wir weniger unbestimmt wissen was einige der Worte bedeuten die wir hier brauchten.

Milch und Brod sind die einzigen vollkommenen Artikel menschlicher Nahrung, d. h. die einzigen Artikel welche in sich selbst alle für die Erhaltung des Leibes erforderlichen Elemente enthalten. Brod ist eine bessere Nahrung als Milch für die Erwachsenen, weil es die Zähne und alle die Theile des Leibes beschäftigt für die sie ein Portal in dem Werke sind um dessenwillen sie geschaffen wurden. Schwammiges Brod saßt, zeit es 40 Procent Wasser enthält, Speise und Trank in sich, und verdient deßhalb den Vorzug vor dem Zwieback. Es verdient diesen Vorzug auch wegen der Masse die man zu sich nimmt, denn der Magen wurde gemacht um auf massenhafte Nahrung zu wirken, und wird seinen Dienst nicht auf die beste Weise verrichten wenn er nicht gehörig ausgedehnt wird. Es verdient diesen Vorzug auch dadurch daß es durch seinen Zellenbau der nothwendigen Thätigkeit des Speichels eine sehr große Oberfläche bietet. Menschen die lange Zeit auf Zwieback angewiesen sind, sehnen sich in hohem Grade nach schwammigem Brod, und den gleichen Wunsch hegen Kranke, von deren Diät es zuweilen ausgeschlossen werden muß.

Die Schwammigkeit des Brods wird, wie wir gesagt haben, gewöhnlich durch Gährung erzeugt. Die Stärkekörnchen im Weizenmehl werden zum Theil in solcher Weise zersetzt, daß eine geringe Menge kohlensauren Gases gebildet wird; dieses durch die Zähigkeit des umliegenden Klebers zurückgehalten, macht die Teigmasse anschwellen und dadurch schwammig. Es befinden sich in hundert Theilen Weizenmehl etwa zweiundfiebenzig Theile Stärke und Extractivstoff, mit zehn Theilen Kleber, zwei Theilen Fett und sechzehn Theilen Wasser. Vom Kleber, der Stärke und dem Extractivstoff hängt ganz allein die Brod-Structur ab. Der Kleber ist zäh wie Leim und elastisch; die Stärkekörnchen haben keinen größern Zusammenhang als eben so viele Sandkörnchen. Wenn man den Kleber mit Wasser anseuchtet und ihn in einer heißen Sommertemperatur von ungefähr 58 Grad Fahrh. (11¼° Réaumur) erhält, so wird er sich bald zersetzen, und diejenige Stärke womit er in Berührung ist zuerst in Dextrin und hernach in Traubenzucker verwandeln. Wenn die Berührung einige Tage lang unterhalten wird, so beginnt organisches Leben, und gleichzeitig wird der Traubenzucker in Alkohol und Kohlensäure verwandelt. Indem die Kohlensäure zu entweichen strebt, bringt sie den Teig zum Anschwellen. Dieß ist der chemische Verlauf jener alten Methode des Säuerns des Teiges, die noch jetzt in Polen und einigen andern Theilen Europa's befolgt wird. Der Proceß ist derselbe, erfolgt aber schneller, wenn ein Stückchen bereits gegohrenen Teigs dem frisch gemachten beigefügt wird, und die Beschleunigung desselben ist noch größer wenn man von wirksamen Fermenten — als da sind Bier, Hefe, oder das kräftigste von allen, die „deutsche Hefe“ — Gebrauch macht.

Damit diese chemische Veränderung gleichförmig und vollständig erfolgen kann, ist es nothwendig daß sämmtliche Ingredientien des Teigs in vollständige Berührung mit einander gebracht werden. Dieß wird gewöhnlich dadurch bewirkt daß man den Teig mit den Armen und Füßen knetet — eine warme und ungesunde Arbeit für die Bäcker, für den Brodconsumenten aber ziemlich abstoßend. Wenn das Kneten vollständig ist, hat jedes Stärkekörnchen eine dünne Hülle von feuchtem Kleber, und durch diese zähen Hüllen werden sämmtliche Körnchen fest zusammen gehalten, und die chemische Wirkung findet durch die ganze Substanz des steifen Teigs gleichmäßig statt.

Gegen diesen Proceß gibt es nun gewisse einleuchtende Einwürfe. Der ganze Zweck desselben ist, eine Entwicklung von fixer Luft (Kohlensäure) herbeizuführen und das Brod auszudehnen, und dieser wird erreicht durch eine Zersetzung eines Theiles der wesentlichen Nahrungsstoffe des Mehls. Ein Theil der Stärke und des Klebers zersetzt sich in Ammoniak, Alkohol und Kohlensäure, während andere Theile sich in Substanzen verwandeln welche einen zarten Magen nachtheilig afficiren. Die in allem gegohrenen Brod enthaltenen freien Säuren sind häufig nachtheilig für Kinder, stets für solche Leute welche an Verdauungsschwäche leiden, indem leicht eine zweite Gährung im Magen eintritt. Der Kleber hat sein Vermögen feste und gesunde Muskeln zu erzeugen zum Theil verloren.

Um allen diesen Einwürfen vorzubeugen brachte Dr. Whiting vor einigen Jahren eine Methode zur Bereitung ungegohrenen schwammigen Brodes in Vorschlag. Er vermischte genau mit dem Teig, nicht Sauerteig oder Hefe, sondern Salzsäure und doppelt kohlensaures Natron, in den Verhältnissen daß das erforderliche Quantum von Kochsalz entstehen muß, nachdem das kohlensaure Gas abgegeben worden, durch welches der ungegohrene und unveränderte Teig ausgedehnt wird. Der Plan war ein schöner, und man hat ihn ohne Anstand angenommen. Und nach dem Princip das ihm zu Grunde liegt, hat man allein bis in die neueste Zeit herein ungegohrenes schwammiges Brod bereitet. Die Einwürfe welche man dagegen zu machen hat, bestehen darin daß man in das Brod chemische Ingredientien einführt, die entweder, wenn zufälligerweise das Verhältniß nicht gehörig beobachtet würde, der Gesundheit schädlich wären, oder sich nicht vollkommen mischten. Auch ist das so bereitete Brod weniger schwammig als das Bäckerbrod.

Allein vor einem oder zwei Jahren ist ein anderer Arzt, Dr. Dauglish, auf den Gedanken gekommen durch mechanische Mittel die reine fixe Luft in den Teig zu bringen und durch Gährung unverändertes, von keinem chemischen Agens berührtes, nicht einmal durch Betasung einer Hand verunreinigtes Mehl in ein vollkommenes schwammiges Brod zu verwandeln. Nachdem er seinen Plan ausführlich entwickelt hatte, nahm er ein Patent darauf, und bereits sind zu Portsmouth und Dockhead in Bermondsey umfangreiche Bäckereien mit der Erzeugung des sogenannten „belüfteten Brods“ beschäftigt, welches für ein vollkommenes Brod gelten kann, obgleich sich vielleicht später eine minder kostspielige Bereitungsweise auffinden läßt.

Alle Arbeiten bei diesem Verfahren werden durch eine Dampfmaschinerie verrichtet, deren sinnreiche Construction wir hier nicht näher erläutern können. Das Hauptprincip, auf welchem das Ganze beruht, ist leicht verständlich. Dem Verfahren gemäß das gewöhnlich bei der Erzeugung desselben Gases für Sodawasser befolgt wird, bildet sich Kohlensäure in einem weit von dem Teig entfernten Recipienten. Von dort wird es in einen großen kupfernen Cylinder getrieben, der Wasser enthält, und über dem Mischungsgefäß befestigt ist. Bei einem hohen Druck, welcher auch durch das gewaltsame Eindringen desselben Gases in das Mischungsgefäß aufrecht erhalten wird, übersättigt sich das Wasser im Cylinder mit Gas, es wird in der That in natronfreies Sodawasser verwandelt. In diesem Zustande läßt man es dann durch eine Röhre über das entsprechende Quantum Mehl und Salz fließen, unter dem hohen Druck des geschlossenen Mischers. Der Mischer ist eine hohle Kugel von Gußeisen, in welchem eiserne Arme angebracht sind, die sich um eine von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Achse drehen. Das Gas bleibt unter dem Druck im Wasser fixirt. In drei oder vier Minuten, oder mehr, je nach der Qualität des Mehls, ist die Mischung des Mehls mit dem kohlensäurehaltigen Wasser vollständig. Der Teig dringt dann durch eine allmählich sich erweiternde Röhre heraus, und das Gas verbreitet sich in jede Pore des Teigs, bricht aber nicht aus dem zersetzten Mehl, sondern aus dem Wasser hervor, da der Druck unbeseitigt ist. Der Teig hebt sich augenblicklich, sowie er in die Schüsseln von Weißblech oder Holz gelangt, welche ein Knabe unter den Spunt hält, das Maß eines jeden Laibs wie er herunterkommt abschneidend, und ihn sofort auf den Rand eines Ofens legend, welcher sich auf der andern Seite von ihm befindet. Der Boden des Ofens ist eine endlose Kette, die sich auf Trommeln herumdreht, deren Bewegung je nach der Größe und dem Charakter des zu backenden Brods geregelt wird. Die auf den Rand des Ofens gelegten Laibe treten sofort die Wanderung durch den Ofen an, und kommen in gehöriger Zeit gut ausgebacken auf der andern Seite heraus, nahe an der offenen Thüre, an welcher Karren warten um die Laibe den Brodhändlern zuzuführen. So lange das Brod nicht gebacken ist, rührt keine Hand es an.

Anderthalb Stunden reichen hin, um mittelst dieses Verfahrens einen Sack Mehl in gebackene, vollkommen schwammige und die nährenden Bestandtheile ganz unversehrt enthaltende Laibe zu verwandeln. Beim gewöhnlichen Verfahren werden zur bloßen Hebung des Schwamms vier oder fünf Stunden erfordert. Diese verlängerte Wirkung der Wärme und der Feuchtigkeit verändert bei manchen Mehlarten — z. B. bei Mehl aus naßeingeheimstem Weizen — die sonst gesund sind, das Stärkemehl in Dextrin, und erzeugt überdieß dunkel gefärbtes und ungebundenes Brod. Man suchte diesem Uebelstand, der die Capitalisten stets abgehalten hat ihre Gelder am Brodverkehr zu betheiligen, durch Anwendung von Alaun abzuhelfen. Durch die Raschheit des neuen Impräs-

gnirungsverfahrens mit kohlensaurem Gas wird dieses Risico gänzlich vermieden; das Resultat ist nie unsicher, und man kann aus Mehl das für den Bäcker sonst unnütz ist gutes Brod bereiten. Das ungegohrene, oder, wie man es eigentlich nennt, das „belüftete Brod," nach Dr. Dangliſh's Patent bereitet, ist ganz frei von der im gegohrenen Brod nothwendig stets vorhandenen Säure, und hat sich bei jener zahlreichen Classe von Krankheiten heilsam erwiesen die aus sauren Secretionen oder einem sauren Zustand des Blutes entstehen. Diese Säurelosigkeit läßt das Brod anfangs einigermaßen geschmacklos erscheinen, allein es behauptet bald sein Recht. Einer unserer ausgezeichnetsten Aerzte bewahrte einen Laib vierzehn Tage lang auf, und ließ ihn dann mit einem gewöhnlichen erst 24 Stunden alten Bäckerslaib zum Frühstück auftragen. Der ungegohrene Laib schien, so alt er war, der frischere zu seyn. Die Erfahrung hat erwiesen daß Arbeiter welche von dem mit kohlensaurem Gas imprägnirten Brod Gebrauch machen, mehr, zuweilen um die Hälfte mehr, davon essen, und länger sich davon gesättigt fühlen.

Im Guy's Spital haben die Kranken stets ihre vorschriftsmäßige abgewogene Quantität Brod. Man gebraucht gegohrenes Brod der besten Qualität, und bereitet es, um von der Güte desselben überzeugt zu seyn, im Spital selbst. Von der den Krankenwärtern gelieferten Quantität wird täglich noch ein großer Ueberschuß eingesammelt, den die Kranken zu verzehren nicht im Stande gewesen sind. Seit ungefähr zwei Monaten lieferte man den Wärtern aber, des Versuchs halber, mit kohlensaurem Gas imprägnirtes Brod in den gewöhnlichen Quantitäten. Das bemerkenswerthe Resultat davon war daß die Wärter nie einen Ueberschuß davon einzusammeln hatten. Die kranken Mägen sträubten sich nie dagegen. Der Gebrauch solchen Brods dürfte daher den Bäckern eine größere, den Metzgern eine geringere Kundschaft verschaffen. Der gegenwärtige Preis desselben ist der des gewöhnlichen Brods, allein da dessen Bereitung eine kostspielige Maschinerie erheischt, so kann es nur in den Läden von Bäckern oder Getreidehändlern verkauft werden, wie Bücher von den Buchhändlern verkauft werden nachdem die Verleger sie gedruckt haben. Wir glauben daß die so vervollkommnete Brodbereitung die alte Hand- und Fußarbeit beim Teige beseitigen wird; wir glauben aber nicht daß diese Veränderung den Interessen eines Gewerbs, das in seinem gegenwärtigen Zustand eines der mindest gewinnreichen und ungesundesten ist die der Mensch treiben kann, wesentlichen Nachtheil bringen werde.

Die britischen Besitzungen am Cap.

Sonst, das heißt noch vor acht Jahren, mochte ein Colonialminister in England jeder Post die aus Südafrika kam mit Bangen entgegensehen, weil er gefaßt seyn mußte aus Britisch-Cafraria Depeschen über neue bedrohliche Bewegungen der Eingebornen und Aussicht auf einen kostspieligen und völlig wirkungslosen Feldzug zu empfangen. Die Engländer gestehen sich nämlich ein daß sie die Kaffern nie besiegt haben, selbst ihr letzter Feldzug von 1852 war eine Niederlage. In dem Treffen bei Berea verloren sie 35 Mann und bald darauf konnte einer der Häuptlinge mit den Trophäen des Schlachtfeldes seine Leibwache kleiden und bewaffnen. Jetzt hat sich alles geändert, und zwar nicht figürlich sondern buchstäblich durch ein Wunder. Ueber neuere und ältere Zustände sind etliche blaue Bücher, Sammlungen von Gesetzen der Kaffern und ihrer Verträge mit der Regierung, sowie etliche ethnographische Arbeiten von Missionären ausgegeben worden, worüber im Quarterly Review das wichtigste und sehr viel neues mitgetheilt wird.

Die Briten besitzen seit 1795 das Cayland. Damals zogen sie bekanntlich den niederländischen Colonien ein, um etliche davon nie wieder herauszugeben, sondern sich ihren Besitz in den Verträgen von 1815 gewährleisten zu lassen. Unter den Holländern zählte übrigens die Colonie nur 60,000 Bewohner, wovon 22,000 Europäer waren. Der Botaniker Thunberg, der 1773 das Capland sah, gibt eine übertrieben abschreckende Schilderung der Colonie: „Dieses Land, bemerkt er, hat keine Seen, keine schiffbaren Ströme, keine andern Fischereien als am Ufer der See oder den Mündungen der Flüsse; keine Wälder von größerem Umfang oder höherem Werth, nicht einmal liebliche Haine und blumige Wiesen; keine Kalkfelsen; keine Erze die das Ausschmelzen werth wären; keine Webstühle, keine Fabriken, keine Universitäten, keine Schulen, keine Posten, keine Postpferde, keine Wirthshäuser, ja in dem weiten Lande fehlt es an so manchen Orten an Richtern und Gerichten, an Geistlichen und Kirchen, an Regen vom Himmel und Quellen aus der Erde u. s. w." Die Holländer behandelten die Eingebornen mild und ihre Herrschaft war nicht befleckt mit den Brutalitäten der Civilisation. Mit der britischen Herrschaft konnten sich die Boeren oder niederländischen Colonisten aber nie versöhnen. Als vollends die Negersklaverei abgeschafft und für die 25,000 Sklaven per Kopf nur 48 Pf. St. Entschädigung bewilligt wurde, [1] waren sie so aufgebracht, daß sie ihre Habe aufluden und mit 1000 Wagen zuerst nach der jetzigen Colonie Natal, und als sie dort von den Briten unterworfen werden sollten, 25,000 Köpfe stark über die Vaal zogen, wo sie die transvaalsche Republik gründeten. Da ihre Weiber außerordentlich fruchtbar, und die Boeren ein arbeitsames, genügsames und nüchternes Volk geblieben sind, so wird ihre Zahl rasch wachsen. Uebrigens hängen sie verstockt am Alten, sie lassen das Getreide noch von Pferden und Ochsen austreten, und zerstoßen es statt es zu vermahlen. Ihre Frömmigkeit ist exemplarisch. Viermal im Jahr gehen sie zum Abendmahl,

[1] Quarterly Review sagt daß ein Sklave im Caplande damals 400 bis 600 Pf. St. werth gewesen sey. Dieß ist geradezu unglaublich, denn jetzt, wo der Preis der Negersklaven gegen damals sich verdoppelt hat, kosten doch die besten Exemplare in den Vereinigten Staaten nur 200 Pf. St.

und zwar kommen manche Ansiedler dazu aus Entfernungen von mehr als 30 deutsche Meilen.

Eine ethnographische Merkwürdigkeit sind noch heutigen Tags die Hottentotten, insofern sie völlig von den afrikanischen Racen isolirt und dem Neger wie dem Kaffer sehr fern stehen, am meisten sich aber den Malayen und Mongolen nähern. Dieses harmlose Volk glaubt wohl an ein gutes und ein böses göttliches Princip, kennt aber weder Tempel noch Gottesdienst, mit Ausnahme der Festtänze zu Ehren des Vollmondes und der Verehrung eines kleinen glänzenden Käfers, der beinahe für einen Gott gehalten wird. Die Hottentotten führen ein Hirten- und Wanderleben, und ihre Hütten haben die in Afrika so häufige Bienenkorbform. Die Griquas sind eine Mischlingsrace zwischen Hottentotten und Europäern, und werden von den Anhängern der Prichard'schen Lehre einer Einheit des Menschengeschlechtes als ein wichtiges Beispiel aufgeführt daß Blendlinge verschiedener Menschenracen sich fruchtbar vermehren können. Die Buschmänner sind eine zwergenhafte bößliche Abart der Hottentotten. Sie machen sich nur gefürchtet daß sie ihre Pfeile mit Pflanzensäften und Schlangengift bestreichen. Noch furchtbarer soll die Salbe wirken, die sie aus einer Raupe bereiten. Eine solche Giftwunde soll den Verletzten rasend machen, er sucht sich selbst mit Messern zu zerfleischen und flieht die menschlichen Wohnungen wie ein Wahnsinniger. Sie kennen keine Art von Gottesdienst. Im Rollen des Donners glauben sie die Stimme böser Geister zu hören, und antworten darauf mit Flüchen und Verwünschungen.

Der Name Kaffer ist uns von den Portugiesen zugekommen, die ihn wieder von den Muhammedanern Ostafrika's hörten. Der Araber nennt nämlich jeden Ungläubigen Kaffer, also auch die Europäer, und ein Kaffraria findet sich daher auch in der Nähe des Hindukusch. Die Kaffern, welche bei den europäischen Ethnographen so heißen, nennen sich Amakosa, Söhne des Kosa, nach einem Anführer oder Häuptling, dem sie auf ihren früheren Wanderungen folgten. Die Missionäre erbauen sich weidlich an manchen Aehnlichkeiten der Kaffern mit den Juden. Bei Thieropfern fangen sie das Blut sorgfältig in Gefäßen auf; sie kennen ein Fest der ersten Früchte; es findet sich bei ihnen der Name Moschesch (Moses) und Abram. Alle Thiere welche das Mosaische Gesetz als unrein bezeichnet, sind es auch nach den Vorstellungen der Kaffern. Endlich ist die Beschneidung allgemein und gesetzlich befohlen. Die Missionäre haben bei ihnen einen schweren Stand, denn die Kaffern wollen immer Beweise: „Woher wißt Ihr was Ihr uns sagt? Warum glaubt Ihr? Wer sagte es Euch? Woher wußte er es? Könnte er nicht gelogen haben?" Wenn dann solche Fragen erschöpft sind und der Missionär glaubt er habe Raum in den Gemüthern erobert, kommt es wohl vor daß irgendeiner der Krieger den geistlichen Rath abseits zieht, und ihm ins Ohr flüstert: „Sage! Wie macht Ihr Euer Schießpulver?" Ihre Häuptlinge werden von einem Rath beaufsichtigt, dessen Mitglieder Amapakati oder die Mittleren heißen und aus Plebejern bestehen, die im Krieg oder durch juristische Geschicklichkeit sich Einfluß erworben haben. Der Häuptling hat beständig etliche dieser Amapakati um sich. Da nun, Jagdzüge, Festlichkeiten und Tänze abgerechnet, die Krieger beständig träge vor den Kraals oder Dörfern lauerten, so konnte, wenn ein Signal gegeben wurde, außerordentlich rasch ein Heer sich versammeln und den Nachbarn gefährlich werden. Die Kaffern besitzen ein Civilgesetzbuch, welches zwar nicht geschrieben ist, aber im Gedächtniß ihrer Fachjuristen lebt. In Britisch Cafraria wird noch heutzutage von den Häuptlingen Recht nach dem alten Herkommen gesprochen, nur daß jetzt auch ein britischer Richter mit beisitzt. Die Häuptlingswürden sind erblich, nur bei der Wahl des Oberhäuptlings haben in Folge der Vielweiberei die Intriguen der großen Familien freies Spiel. Was sie Recht nennen, ist nichts anderes als die Sammlung von Rechtssprüchen früherer Häuptlinge, die fort und fort auf die analogen Fälle angewendet werden. Man unterscheidet den bürgerlichen von dem Strafproceß, denn in letzterem ist es nicht die siegreiche Partei, sondern der Häuptling, welcher die Geldbuße einzieht, nach dem Rechtssatz: Kein Mann kann sein eignes Blut essen, während das Mehrgeld, welches bei den altgermanischen Völkern wie bei den Arabern und andern Asiaten und vielen Afrikanern sich findet, gerade auf dem Gegensatz beruht daß die Familie ihr eignes Blut essen, d. h. die Geldbuße für Verletzung eines Familienliedes einstreichen wolle. Bei diesen Verhandlungen lassen sich die Parteien durch Rechtsanwälte vertreten, die durch ihre Verhöre oft die höchste Verschlagenheit zeigen. So erschien z. B. ein Kläger, welcher behauptete einer seiner Ochsen sey von den sechs Beklagten niedergestochen und ein Theil davon verzehrt worden. Die Beklagten gaben zu daß sie von dem Ochsen gegessen hätten, allein sie schützten vor das Thier bereits durch einen andern Ochsen getödtet gefunden zu haben. Der Fall war ein Lekerbissen für die kaffrarischen Juristen, der Anwalt des Klägers siegte aber, denn er zeigte daß die Ochsen immer von unten nach oben stoßen, die Wunde des halbverzehrten Ochsen jedoch von oben nach unten beigebracht, folglich das Thier erstochen worden sey, worauf die Beklagten jeder um zwei Kühe gebüßt wurden. Der Hexenproceß, der durch einen Hexendoctor geführt wird, ist die gewöhnliche Waffe der Häuptlinge, wenn sie sich durch Confiscation das Vermögen eines reich gewordenen Unterthans aneignen wollen.

Die Art wie die Kaffern Ehen schließen, ist wohl einzig auf Erden. Wir kennen Zustände wo das Ehepaar sich selbst, wo der Bräutigam, wo seine Eltern für ihn, oder wo überhaupt die Schwiegereltern wählen. Im Kaffernlande indessen suchen die Eltern der Braut den Schwiegersohn, und dieser darf die Braut nicht ausschlagen, wenn er sich nicht einen tödtlichen Familienhaß zuziehen will, ja der Kaffer muß nicht bloß alle Frauen nehmen die ihm angeboten werden, sondern er muß auch noch für sie zahlen, und manche alte geschickte Kaffernadvocaten, welche zu den „besten Partien" zählen, haben wohl nach und nach zehn Frauen sich octroyiren lassen müssen. Die Bräute werden in der Regel um ihre Einwilligung gefragt, sie sind aber „so gut erzogen," daß ihre Einwilligung nicht ausbleibt. Den Heirathslustigen bleibt es übrigens unbenommen sich selbst um den Gegenstand

ihres Wohlgefallens zu bewerben. Es geschieht wohl bisweilen daß zwei Freier gleichzeitig auftreten. Der Vater der Braut läßt sie dann beide kommen mit ihren Heerden, und es beginnt hierauf gleichsam eine Versteigerung. Der Vater wählt gewöhnlich denjenigen der die schönsten und meisten Kühe besitzt. Selten hat die Tochter eine andere Meinung, obgleich es sich wohl zutragen mag daß sie durch Bitten und Ueberredung den Sieg der schwächern Partei zuwendet. Ist die Wahl entschieden, dann treibt aus einer Art boshafter Höflichkeit die Braut die Heerden des verschmähten Freiers selbst heim, um ihm diesen sauren Rückzug zu sparen. Aller Reichthum der Kaffern besteht in den Heerden, und sie haben so wenig einen Begriff von Gütern anderer Art, daß ein Zulu-Kaffer Dr. Livingstone einst fragte, wie viel Kühe wohl Königin Victoria besitze. Doch haben die Kaffern sehr viel Sinn für Schönheit der Race, und nebenbei eine große Liebhaberei für Vieh mit „musikalischen Stimmen." Auf einem Viehmarkt in Britisch-Kaffraria erregte einst das Brüllen einer jungen Kuh die Bewunderung aller farbigen Käufer derart, daß bei der nachfolgenden Auction die musikalische Kuh zu ungewöhnlichen Preisen abgesetzt wurde.

Das Wunder nun, welches die Bezähmung der Kaffern bewirkte, trug sich im Jahre 1857 zu, oder richtiger, es trug sich nicht zu. Der Oberhäuptling der Kaffern versuchte nämlich die Stämme abermals zu einem großartigen Plünderungszug gegen die Briten aufzubieten. Er gewann daher einen der berühmtesten nationalen Propheten, und dieser verkündigte den Gläubigen an einem gewissen Tage werde die Sonne aufgehen, eine Zeitlang am Himmel umherirren, dann im Osten wieder ruhen und einen furchtbaren Sturm erregen, welcher alle Ungläubigen, gleichviel ob Engländer oder Kaffern, von der Erde fegen würde. Dann werde sich die See öffnen wie einst das rothe Meer bei der Flucht aus Aegypten, und die Briten trockenen Fußes abziehen nach Illongo, dem Reiche des Satans. Aus den Gräbern würden sich nachher die Vorfahren der Kaffern erheben, und in die alte Heimath zahllose Heerden einer viel vollkommeneren und schöneren Race mitbringen, um sie an die Gläubigen zu vertheilen, die verjüngt und mit unvergänglichen Reizen ausgestattet auf zahllose Zeitalter ein paradiesisches Glück genießen würden. Dazu aber bedürfe es, sagte der Prophet, daß die Gläubigen aufhörten den Boden zu bestellen, ihr Vieh schlachteten und alle Vorräthe aufzehrten. Diesem Lügenspruch gehorchte die Mehrzahl mit großer Behendigkeit, und als der bezeichnete Tag heranrückte, erneuerten und befestigten sie die Dächer ihrer Hütten, damit sie dem großen Sturm am Tage des Gerichtes widerstehen könnten. Ihr Vieh war bereits geschlachtet, und nur Pferde, Waffen und Kriegsvorräthe hatten sie auf das Gebot des Propheten behalten, denn sie sollten ja doch nur von der äußersten Noth zu einem Verzweiflungszug gegen die Briten getrieben werden. Als nun aber am bezeichneten Tag die Sonne den Meridian überschritten hatte und sich gegen Westen neigte, traten viele Tausende getäuschter Opfer aus den Hütten, denn nur der dritte Theil der Kaffern hatte der Prophezeiung zum Trotz nicht geschlachtet, sondern die Felder bestellt und für das Haus gesorgt wie zuvor. Schon vorher war bittere Zwietracht zwischen Gläubigen und Ungläubigen ausgebrochen. Jetzt sammelten sich die Gläubigen zu Räuberbanden und fielen über ihre noch wohlhabenden Landsleute her. An einen Verzweiflungszug gegen die Briten dachte niemand, vielmehr begiengen etliche der einflußreichen Häuptlinge, um dem Elend zu entgehen, Selbstmord; einer der Hauptanführer aber zog mit seiner Familie auf britisches Gebiet und bat um Arbeit gegen Lohn. Mehr als 30,000 Kaffern verdingten sich 1857 als Knechte an britische Ansiedler, noch mehr kamen kläglich um, jedenfalls aber waren die Geretteten genöthigt zu einer ganz andern Lebensweise überzugehen. Bis dahin nämlich waren die Kaffern Hirten gewesen, wer ihnen daher den Rath gab ihre Heerden zu vernichten, der nöthigte sie zu einer völligen Aenderung ihres Wesens. Wie furchtbar das „Wunder" aber wirkte, zeigt folgende Statistik Britisch Cafraria's. Es betrugen am

	Zahl der Kraals,	Erwachsene,	Kinder,	Totalsumme der Eingebornen,
1 Juni 1857	3,942	50,045	54,676	104,721
„ „ 1858	1,291	27,320	24,866	52,186
Verminderung im Laufe eines Jahres . .	2,651	22,726	29,810	52,535

So darf man wohl die Eingebornen Britisch-Kaffraria's als bezähmt betrachten. Doch haben die vorsichtigen Engländer es dabei nicht bewenden lassen. Wo ihre eisernen Waffen nicht ausreichten um die Feinde zu bezwingen, da haben sie wie alle Krämernationen, wie im Alterthum die Carthagienienser nicht aus blöder Scham verschmäht das Gold als Waffe zu gebrauchen. Wie sie in Neu-Seeland die Maorihäuptlinge besoldeten, d. h. mit Geld den Frieden kauften, so haben sie auch jetzt den Kafferhäuptlingen Staatsgehalte bewilligt, und Sir George Grey, der von Neu-Seeland nach dem Cap als Statthalter kam, macht sich öffentlich ein Verdienst aus dieser „weisen Maßregel." Noch läßt man den Häuptlingen ihre Gerichtsbarkeit, bereits aber, wie wir früher schon bemerkten, hat man ihnen einen britischen Juristen als Beisitzer gegeben, der allmählich sich in die richterlichen Gewalten einschleichen soll. Die unglücklichen Kaffern, die sich zum Lohn verdingen mußten, haben dann später selbst an der Zerstörung ihrer Freiheit gearbeitet, denn die Regierung ließ durch sie sogleich große Militärstraßen bauen, während die Unwegsamkeit des Landes ehemals der beste Alliirte der Eingebornen gewesen war. Im Dienste der Briten wurde die weibliche Kaffernschaft rasch von den europäischen Moden angesteckt, ja sie rasi bereits für die Crinoline. In Grahamstown hat ein Eisenhändler im Laufe von 14 Tagen, wie der Weekly Mercury meldet, nicht weniger als einen Zentner Eisendrath in Stücken um 18 kr. zu Reifröcken an schwarze Damen abgesetzt. Ja neulich erschien der einst so furchtbare Oberhäuptling — quantum mutatus ab illo — Sandilli vor George Grey, der die Gränze bereiste, und bat um Geld, Decken und Knöpfe für vier seiner Gemahlinnen; sie hatten

nämlich neue Kleider bekommen, aber es fehlten die Knöpfe daran!

Das eigentliche Kaffernland, welches noch die unabhängigen Stämme besitzen, mag etwa 100,000 Einwohner zählen. Mit ihnen, den noch unbelecten Naturkindern, stehen die britischen Hausirer in einem einträglichen Handel. Glasperlen sind der Haupteinfuhrartikel. Dieser Handel hat aber seine Capricen. Wundert man sich wohin die vielen Tonnen Perlen, die jährlich nach Afrika abgesetzt werden, hinkommen, so löst sich das Räthsel leicht im Kaffernland. Die dortigen Damen sind in dem Artikel Perlen so wählerisch wie die unsrigen in Bezug auf die neuesten Pariser Hüte. Farbe und Muster von Perlen kommen in die und aus der Mode. Selten bleibt eine Sorte länger als zwei „Saisons" gesucht. Als kürzlich eine neu erfundene Art ins Land gebracht wurde, kaufte niemand, weil König Panda seinem Volk untersagt hatte neumodische Perlen einzuhandeln, bevor nicht Se. Maj. das Muster gesehen, geprüft und sich selbst versorgt hätte. Die Hausirer mußten also zuvor sich an den „Hof" begeben. Unter den Sorten war eine von der Größe der Taubeneier, diese erlaubte aber Se. Maj. nur den Häuptlingen zu kaufen. Wer den Geschmack und die Mode trifft, kann, wie es schon sich zugetragen hat, in einem Monat für 1800 fl. Glasperlen, in einem Tage für 500 fl. absetzen. Auch nützliche europäische Gerätschaften finden ihren Weg zu den Kaffern, etliche Häuptlinge halten sogar bereits einen eigenen Stuhlmacher an ihrem Hof; dagegen kam es kürzlich vor daß ein alter Häuptling, dessen conservativer Sinn mit Grauen sich abwandte von diesen Neuerungen, einem britischen Besucher trocken einen Stuhl verweigerte; denn, sagte er, man sitze viel sicherer auf der Erde, und nur die Hühner und die Engländer bedürften der Stengel.

Zu den Nachbarn der Capcolonie gehören die beiden Republiken des Innern, der Transvaal'sche und der Orange-River-Freistaat, die jetzt, da der letzte das Staatsoberhaupt der Transvaal'schen zum Präsidenten erwählt hat, durch „Personalunion" sich geeinigt haben. Im Transvaalgebiet ist das Himmelreich für den Waidmann, denn dort gibt es noch Ueberfluß an dem stattlichsten Wild, und dieses wird durch Jagdgesetze geschützt, während es auf dem Tafelland des Caps längst verschwunden ist. „Der Löwe vom Cap" ist zur todten Redensart zoologischer Lehrbücher geworden, denn einen Löwen gibt es in der eigentlichen Capcolonie, sonst seine classische Heimath, nicht mehr, außer daß er mit einer Menagerie dahin käme. Im Beginn des 18ten Jahrhunderts schwärmte das Land noch von Elephanten, Nashörnern, Flußpferden und Giraffen. Wie rasch die Zerstörung aber vollbracht ist, kann man daraus schließen daß der berühmteste Jäger im Caplande sich rühmt 70 Elephanten getödtet und 3000 Pfd. Elfenbein erbeutet zu haben, während sonst ganze Stämme auf die Jagd zogen und sich mit Erbeutung weniger Stücke begnügten. Ueber die Transvaal- und Orange-Rivergebiete erfährt man sehr wenig. Man weiß nur daß die Boeren wieder Sklaverei, wenn auch in milder Form, eingeführt haben, vielleicht weil die Cultur des Zuckerrohrs jenseits der Vaal gelungen ist. Die Briten bereuen jetzt sehr die Bildung dieser Freistaaten verstattet zu haben, und Sir George Grey's politischer Lieblingswunsch war es sie in ein Bundesverhältniß zu den britischen Besitzungen zu locken.

Britisch Kaffraria ist 70mal so klein als die eigentliche Capcolonie, die jedoch bei 10,000 deutsche Quadratmeilen Umfang nur 269,000 Einwohner zählt. Das britische Kaffernland ist der „botanische Garten Südafrika's" wegen seines Reichthums an Pflanzenformen genannt worden. Ein englischer Botaniker berichtete daß er auf einer Strecke von etwa einer Viertel deutschen Meile in Zeit von 4½ Stunden 150 verschiedene Pflanzenarten sammeln konnte, und daß, wäre die Jahreszeit zum Sammeln der Pflanzen nicht schon theilweise vorüber gewesen, er die doppelte Ausbeute angetroffen haben würde. Das eigentliche Cayland ist dagegen berühmt als der gesundeste Erdraum. Typhus, gelbes und bilöses Fieber, und (bisher!) die Cholera sind dort nicht gekannt, vielleicht weil die beständigen frischen Winde für Luftreinigung sorgen. Das Klima ist indessen keineswegs „üblich," denn in der Capstadt ist die mittlere Jahrestemperatur 61,70 (+ 13° R.) um ein Bruchtheilchen noch niedriger als die in England, doch sind die Winter am Cap viel milder, denn die mittlere Temperatur ist dann nur etwa 5° R. niedriger als im Sommer. Die Einkünfte der Colonie haben sich rasch von 119,583 Pfd. St. im Jahr 1834, und 221,721 Pfd. St. im Jahr 1844 auf 469,075 Pfd. St. im Jahr 1859 gehoben. Die Ausfuhren Englands nach der Colonie betrugen im letzten Jahre 1,818,080 Pfd. St. oder 6 Pfd. St. per Kopf wenn man sämmtliche Bewohner, und 10 Pfd. St. wenn man nur die weiße Bevölkerung berücksichtigt. Nur Neu-Süd-Wales (8½ Pfd. St. per Kopf) und Victoria (10¼ Pfd. St. p. K.) verzehren mehr britische Producte, Canada dagegen nur 1½ Pfd. St., und die Vereinigten Staaten ⅗ Pfd. St. Umgekehrt ist die Capcolonie dem Mutterland durch die Zufuhr von Wolle, die sich von 113,000 Pfd. im Jahr 1833 bis auf 19,490,194 Pfd. gehoben hat, äußerst wichtig geworden. Das zweite Item unter den Rimessen ist der Capwein, dessen Ausfuhr von 106,067 Gallonen im Jahr 1854 bis auf 1,099,092 Gallonen im letzten Jahre sich gehoben hat. Seit 1850 besitzt die Colonie ein Oberhaus von 15 und ein Unterhaus von 46 Mitgliedern mit einem Wahlrecht welches durch einen Census von 2000 Pfd. St. Vermögen für das erstere, und durch ein Jahreseinkommen von 25 Pfd. St. für das zweite beschränkt ist. Bis jetzt ist noch viel Anhänglichkeit an das Mutterland vorhanden. Beim Ausbruch des indischen Soldatenaufruhrs wurden 20,000 Pfd. St. zur Vermehrung der Grenzbesatzungen votirt, und die Ansiedler erboten sich freiwillig zu Garnisondiensten, so daß der Statthalter 5000 Mann reguläre Truppen zur Unterstützung nach Indien senden konnte.

Der Pariser Lumpensammler.

(Aus Chambers's Journal.)

Paris hat seinen Dickens und seinen Mayhew in den Personen De Coureys und Ferre's, und das Leben des Pariser Lumpensammlers ist so gut bekannt wie das des Londoner Straßenkehrers und Beutelschneiders. Diejenigen welche die Wohnstätten der Lumpensammler besucht haben, werden von Schauder ergriffen von der Masse sittlicher Verderbniß welche der Schmutz und das Elend in dem sie leben ins Daseyn riefen. Die Lumpensammler sind meistens Leute welche die Arbeit hassen, und nicht selten Menschen die früher hohe Stellungen einnahmen, Weiber welche alle gesellschaftlichen Bande zerrissen und sich dem ausschweifendsten Leben hingaben, und Kinder welche die elterliche Gewalt abschüttelten und auf einmal alt wurden in Verschlagenheit und Laster. Sie schaaren sich gewöhnlich in irgend einer Kleiche ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, mitten in Haufen von Unflath und Schmutz und in einer Luft zusammen die kein Engländer einathmen, in der keiner leben könnte. Der Preis für diese ihre Wohnung schwankt von 1½ bis 2 Pence (4—6 kr.) für eine Nacht. Ihre Nahrung ist eben so ungesund wie ihre Wohnung, und besteht gemeiniglich aus Brod und andern Lebensmittelabfällen, alten Knochen und weggeworfenen Vegetabilien, Kartoffelschalen und Kohl, den sie auf ihren Rundgängen von der Straße aufleſen. Diese „schmackhaften" Speise-Ueberreste werden in einen gemeinschaftlichen Kessel geworfen, mit Zugabe mehrerer Gallonen Wasser zu einer Art spartanischer Suppe gekocht, und dann in Zinntöpfen an die einzelnen Mitglieder der Genossenschaft vertheilt.

Indessen sind es meist nur die alten und ständigen Patriarchen welche sich so zusammen thun und mit ihren Hülfsmitteln haushälterisch umgehen. Die jüngeren Lumpensammler besuchen die wohlfeilen Speisewirthe und Garköche, deren es in Paris eine Menge gibt, und wo sie für 2 Pence köstlich speisen können. Einige versteigen sich gar so weit daß sie die Pieds-Humides besuchen, wo das Mittagsmahl 5 Sous kostet; allein in dieser Rechnung ist der Luxusartikel einer Mocha-Tasse eingeschlossen. Ein weiterer Sou wird dann an Sonn- und Festtagen für ein Gläschen Cognac zum Mahl ausgegeben.

Wie sparsam sie indeß auch in ihrer Vorsorge für die Bedürfnisse des Lebens sind, so suchen doch alle einen beträchtlichen Theil ihres Erwerbs zu erübrigen für den Ankauf von Tabak und Getränken: in diesen beiden Dingen liegt für sie der größte Antrieb zur Arbeit.

Auch unter den Lumpensammlern gibt es, wie bei andern Gewerben, Abstufungen: von dem reichen Lumpenhändler an, der von dem Gewinn der ganzen Genossenschaft lebt, seinen Wagen und seine Pferde hält, und gelegentlich mit einer halben Million Francs fallirt, bis herab zu dem elenden Paria, der nicht einmal die Mittel besitzt um sich einen Korb und einen Haken zu kaufen, sondern diese Dinge von einem ältern Zunftgenossen entlehnt. Der Ertrag einer Tagesarbeit hängt in nicht geringem Grade von der Geschicklichkeit und Sorgfalt ab welche man auf die Auswahl und Sortirung all der Dinge verwendet die man in seinen Korb wirft. Jeder Zweig dieser Gegenstände hat seine Abtheilungen und Unterabtheilungen. Die Stoffe für die Papierbereitung, auf die wir uns beschränken wollen, sind Lumpen, Leinene und wollene, und Papiere aller Sorten und Farben. Die Lumpen werden sortirt nach der Farbe und Feinheit ihres Stoffs. Der andere Inhalt eines Lumpensammlerkorbs läßt sich leichter denken als aufzählen; allein unser französischer Gewährsmann sagt uns daß, nächst altem Eisen, alte Korke die werthvollsten und „gesuchtesten" Artikel sind, da sie an den Barrièren für eine nicht geringe Quantität vin bleu ausgetauscht werden.

Der gewöhnliche tägliche Erwerb eines Lumpensammlers beläuft sich auf 7½ bis 15 Pence täglich — eine Summe welche ihm zu einem vergleichsweise luxuriosen Leben genügt, wenn Unmäßigkeit ihn nicht des bessern Theils davon beraubt. Als Klasse leben die Lumpensammler buchstäblich von der Hand in den Mund, so daß sie häufig nicht so viel haben um ihren Nachtasyenthalt bezahlen zu können — d. h. nicht einmal anderthalb Penny. Jeder Wirth der auf sein Geschäft achtet, trägt Sorge den Preis des Bettes genau zu bestimmen ehe der Miether es in Besitz nimmt, und in Ermanglung der Bezahlung behält er das Hemd oder irgendeinen gleich werthvollen Artikel der Toilette des Lumpensammlers als Pfand zurück.

Die Tagesarbeit beginnt mit dem ersten Aufdämmern des Tages, wo Paris, obgleich noch ungewaschen, ungemein schön ist; allein der Lumpensammler hat kein Auge für Schönheit, sey's eine natürliche oder architektonische; seine Augen sind auf den Boden geheftet, und nichts entgeht seinem Blicke. Um 8 oder 9 Uhr ist seine Arbeit vollendet, und Paris ist so rein wie eine neue Nadel, gekehrt und geschmückt und zurechtgemacht für die Füße männlicher und weiblicher Stutzer. Was aber würde es seyn ohne unsere Freunde, die Lumpensammler? Welch ein Augeas-Stall wenn sie nur eine Woche lang ihre Arbeit einstellen würden! Von 9 bis 11 Uhr findet das Sortiren und Verkaufen statt, worauf der Lumpensammler Muße hat, und frei über seine Zeit und sein Geld nach seinem Geschmack verfügen kann. Wir brauchen kaum zu sagen daß das Cabaret und die Guinguette, und jeder sonstige Ort wo er sich ungezwungen bewegen kann, am liebsten von ihm besucht werden, und daß er die Art und Weise wohlfeil zu einem Trunk zu gelangen zu einer wahren Wissenschaft ausgebildet hat. Viele Lumpensammler sind indeß Ausfällen von Melancholie und Hypochondrie unterworfen; sie meiden die Gesellschaft, lassen ihre Bärte wachsen, und leben in einem Zustande von Misanthropie, so daß sie mit niemand ein Wort sprechen als mit dem „marchand d'eau de vie." Leute dieser Art sind die Modelle welche junge Akademiker aufsuchen wenn sie einen Timon oder Solon, oder einen langbärtigen Patriarchen für ein heiliges Gemälde malen wollen.

So elend auch die Lage des männlichen Theils der

Lumpensammler seyn mag, so ist doch die des weiblichen Theils der Genossenschaft noch schlechter. Wenn das Weib diesen Zustand erreicht hat, wenn sie, von einer hohen Stellung vielleicht, von dem Glanz einer Dame aux Camellias ganz herabgesunken ist, scheint sie alle Selbstachtung und alle Hoffnung verloren zu haben, und findet „selbst in der tiefsten Tiefe noch eine tiefere." Ein durchaus schlechtes Weib ist schlimmer als ein schlechter Mann, da ja sogar die Engel tiefer fallen als die Heere des Hades. Gemeiniglich ist es die Trunksucht wodurch sie so tief gesunken, und nachdem sie sich für ihre Tagesarbeit verdungen, um sich Speise und Trank zu verschaffen, kaufen sie sich, kaum von dieser Sklaverei erlöst, einen Korb und einen Haken, und fangen für sich selbst an zu arbeiten.

Der Lumpensammler hat sein Gewerbe gewöhnlich darum begonnen um sich mit möglichst wenig Arbeit seinen Unterhalt zu verschaffen. Obgleich aber diese Art mit gebeugtem Körper und stets auf den Boden geheftetem Blick sein tägliches Brod zu verdienen, passender ist für alte Leute, so sind doch unter den 800 unter Polizei-Aufsicht stehenden Lumpensammlern mehr als drei Fünftel im Alter von nur 17—36 Jahren, so daß wir, einerseits gern zugebend daß auch der Lumpensammler zur Verbreitung der Civilisation beiträgt, andrerseits doch fürchten daß seine Beweggründe sich diesem Gewerbe zu widmen ebenso schmutzig sind wie der Waarenvorrath mit dem er Handel treibt.

Der Proceß der Papierbereitung ist in Frankreich derselbe wie in England, und ist so bekannt daß wir kaum ein Wort darüber zu sagen brauchen. Jede Papiermühle hat dasselbe Aussehen, und in jeder herrscht der gleiche Geruch: die langen Räume in welchen die Lumpen von jungen Mädchen sortirt und geschnitten werden; die Wasserbehälter in denen man die Lumpen wascht, der Gährung aussetzt und mit Cylor bleicht; der Raum mit den Zerreißungs- und Zermalmungsmaschinen, durch welche die Lumpen in einer Mischung ihren Weg nehmen die an geronnene Milch und Molken gemahnt; die großen Gefäße, in denen die Lumpen von einem Drehbalken, dem man den Namen bald dieses, bald jenes berühmten Mannes gibt, und den man hier „Dan O'Connell," dort „Großer Agitator" nennt, in Bewegung erhalten werden — alles dieß sind Dinge welche jeder kennt der einmal eine Papiermühle besucht hat.

In früheren Zeiten machte man das Papier aus einem flüssigen „Zeug," indem man in denselben ein Kupferbecken tauchte und ihn über ein Drathgeflecht vertheilte, das die Feuchtigkeit durchträufeln ließ, und den Zeug zurückhielt. Dieser wurde dann zwischen Tüchern gepreßt und auf Stricken getrocknet, hernach mit einer Auflösung von Alaun und Gallerte zugerichtet, und in hydraulischen Pressen gepreßt, um ihm Politur und Glätte mitzutheilen. Dieser langwierige Proceß, bei welchem man das Geschäft für jeden Papierbogen stets von vorn beginnen mußte, wurde um das Jahr 1789 von der gegenwärtigen Maschine beseitigt, welche die Erfindung eines französischen Arbeiters mit Namen Robert seyn soll, und die dieser an Hrn. Didot Saint-Leger verkaufte. Die ersten Maschinen wurden indeß in England aufgestellt, und erst nach dem Frieden im Jahr 1815 auch in Frankreich eingeführt.

Durch diese neue Erfindung wird der Zeug mit dem Harz und Alaun, so wie mit irgendeinem färbenden Stoffe gemischt, und regelmäßig aus dem Behälter über eine geneigte Fläche auf ein endloses Drathtuch hinabgeführt, das langsam über Walzen läuft, und den allmählich hartwerdenden Zeug mit sich nimmt. Von diesem Drath hängt die Qualität des Papiers ab, und darin scheinen die Franzosen uns weit hinter sich zu lassen. Wir haben kürzlich ganz ausgezeichnete Proben von Notenpapier gesehen, die einen beblümt, andere damascirt, besternt, buntfarbig, linirt, abgeviert oder gewürfelt, in der ganzen Mannichfaltigkeit der Formen in welcher der Geschmad die Augen der Damen zu bestechen suchen kann. Die französischen Farben sind auch viel geschmadvoller als die unsrigen; und während wir unser Augenmerk mit großen Unkosten auf vollkommene Weiße richteten, sind sie im Stande gewesen dem Papier viel wohlfeiler alle Farben des Regenbogens zu geben. Der Grund liegt darin daß bei der Versertigung gefärbten Papiers Lumpen aller Farben gebraucht werden können, während die reinen weißen nur den schneeigen Glanz zulassen, nach welchem wir trachten.

So viel über die Lumpensammler und die endlichen Producte ihrer Thätigkeit. So traurig übrigens auch im ganzen genommen ihre Lage ist, so verworfen viele von ihnen seyn mögen, so liegt doch für den denkenden Menschen auch eine heilsame Lehre in der Unverdrossenheit mit der sie ihren Geschäften nachgehen, in dem haushälterischen Sinn welchen sie vielfach bekunden, und in dem Beweis den sie uns liefern daß auch die unscheinbarsten Dinge noch zu nützlichen Zwecken verwendet werden können. Bedauern wir daher ihre Lage, verachten wir sie aber nicht!

Tod des Dr. Roscher. Die Allg. Ztg. berichtet aus Hamburg, 7 Sept. „Die heute hier eingetroffene Post aus Afrika hat die betrübende Nachricht von dem Tode des Reisenden Dr. Roscher aus Hamburg überbracht. Derselbe hatte eine Expedition zur weitern Erforschung von Mittel-Afrika unternommen, und war bis an einen der großen Binnenseen, westlich von Zanzibar, gelangt. Er wurde Nachts in seinem Zelt von zweien der wilden Ur-Einwohner des Landes überfallen und durch einen vergifteten Pfeil getödtet. Seine Diener ergriffen die Flucht und brachten die traurige Kunde nach Zanzibar. Ihre Aussagen erhielten nur zu bald volle Bestätigung, denn nach wenigen Tagen traf ein Neger-Häuptling in Zanzibar ein, welcher die seinem Stamm angehörigen Mörder hatte festnehmen lassen, und sie den Ortsbehörden zur Bestrafung auslieferte."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. Augsburg, 23 September 1860.

Eine Erzählung aus dem Westen der Vereinigten Staaten.

(Aus Möllhausens Reise in die Felsengebirge.)

„Major Bridger ist Ihnen gewiß dem Namen nach bekannt, ich brauche also nur hinzuzufügen, daß er einer der besten Indianerbekämpfer (Indian fighter), Viehzüchter und Tauschhändler ist, die jemals die Rocky mountains überschritten. Seit wenigstens 36 Jahren hat derselbe nunmehr schon an den Quellen des Missouri, sowie des Columbia, mit den Eingebornen verkehrt. An Blacks Fork, einem Arm des Green-River, dessen Wasser also hier im Colorado an uns vorüberfließt, gründete er schon vor vielen Jahren, zum Schutz seiner Leute und seiner Waaren, einen größern Handelsposten, der nach ihm Fort Bridger genannt wurde. Die Emigrantenstraße nach dem großen Salzsee und Californien führt dort vorbei, und wenn jemand in Fort Bridger einkehrt, so erfreut er sich dort daselbst der größten Gastfreundschaft."

„Fort Bridger ist also der Mittelpunkt, von welchem aus der alte Major die kleineren Nebenposten, die nach allen Richtungen hin zerstreut umherliegen, unterhält, und von wo aus er zugleich seine Tauschhändler und Pelzjäger zu den verschiedenen Indianerstämmen entsendet. So war es wenigstens vor sieben Jahren, als ich das letztemal dort einkehrte, und ich hoffe daß bis jetzt noch keine Aenderung in dem Etablissement stattgefunden hat. Es mögen jetzt wohl 15 Jahre seit der Zeit verflossen seyn als Bridger einen gewissen Henry Frappe zu seinem thätigsten Mitarbeiter und Partner zählte. Frappe hatte das Commando einer Compagnie Freitrapper, gegen vierzig an der Zahl, übernommen, und durchzog mit diesen, welche in Verbindung mit ihren indianischen Frauen und Heerden keine unbedeutende Karawane bildeten, jagend und tauschend nach allen Richtungen das Land zwischen den Quellen der südlichen Zuflüsse des Green-River. Er hatte nicht weit von der Stelle wo später Fort Bridger errichtet wurde, sein Lager zu einem längern Aufenthalt gewählt, dasselbe daher roh befestigt, und sich vor den Angriffen der Wilden sicher wähnend begab er sich mit dem größten Theil seiner Männer zur Büffeljagd. Kaum hatte er sich aber entfernt, als eine Bande von ungefähr 400 Siours und Arapahoes das Lager überfiel, Männer und Weiber, welche sich nicht schnell genug durch die Flucht retten konnten, tödtete, und mit hundert und fünfzig Stück Vieh davonzog. Major Bridger, der gerade im Begriff stand am Green-River einen Handelsposten zu errichten, erhielt die Nachricht von diesem Unglück fast ebenso schnell wie Frappe, und einen zweiten Ueberfall befürchtend sendete er diesem den Rath, sein Lager aufzugeben und mit seiner ganzen Compagnie zu ihm zu stoßen."

„Frappe, der in einem erneuerten Ueberfall nur die Gelegenheit erblickte sich für die erfahrenen Unbilden rächen zu können, vielleicht auch ganz an einem solchen zweifelte, beeilte sich nicht mit seinem Aufbruch, sorgte aber dafür daß jeden Abend nach Sonnenuntergang sich alle zu seiner Compagnie gehörenden Menschen und Thiere innerhalb der roh zusammengefügten Palissaden befanden. Zehn Tage pergiengen ohne daß eine Störung vorgefallen wäre, und Frappe begann wirklich an seine Abreise nach dem Green-River zu denken, als in den Vormittagsstunden plötzlich eine Abtheilung von mehreren hundert Indianern Angesichts des Lagers erschien, und sich sogleich ohne Zögern mit wildem Kriegsgeheul auf dasselbe stürzte. Obgleich der Angriff zu solcher ungewöhnlichen Stunde nicht erwartet worden war, so befand sich Frappe mit seinen Leuten, noch ehe die Wilden die Palissaden erreicht hatten, auf den verschiedenen Posten, und Schuß auf Schuß krachte zwischen dem Pfahlwerk hindurch den Feinden entgegen. Ein indianischer Kriegshäuptling fiel als erstes Opfer, ihm nach sanken die angesehensten Krieger, die in ungestümer Wuth vorangeeilt waren; und so in in ihrem weitern Vordringen zu große Gesahr erkennend gaben die Wilden den Angriff auf, und sich schnell um die Palissaden herum vertheilend suchte jeder ein Versteck zu gewinnen, von wo aus er mit Ueberlegung auf die weißen Jäger schießen konnte."

„Es begann jetzt eine andere Art von Gefecht, und zwar eine minder geräuschvolle, weil jeder sich gegen feindliche Kugeln nach besten Kräften hinter Bäumen und Steinen deckte;

dafür fiel aber auch selten von Seiten der Trapper ein Schuß ohne sein Ziel zu treffen. Wo ein indianischer Arm sich zeigte, oder ein bemalter Kopf sich hob, da machte eine Kugel ihn zurücksinken, und wo ein ledernes Jagdhemde oder ein Filzhut die Oeffnungen zwischen den Pfählen verdunkelte, da schlugen ringsum Kugeln und Pfeile zu Dutzenden ein, und gar manche Kugel fand ihren verderblichen Weg zwischen dem Holzwerk hindurch, nicht nur einzelne der muthigen Jäger verwundend, sondern auch tödtend. Frappe, obgleich schon verwundet, handhabte seine Büchse, als wenn es einem Preisschießen gegolten hätte; seinen Hut auf den Ladestock hängend, hielt er denselben vor eine größere Oeffnung, und als eine ganze Ladung von Kugeln und Pfeilen auf denselben hereingerasselt war, steckte Frappe blitzschnell seine Büchse zwischen den Pfählen hindurch, und ein unvorsichtiger Indianer sank mit zerschmettertem Gehirn hinter einem Baumstumpf zusammen. Viermal glückte Frappe dieser Kunstgriff, und viermal stürzte ein Wilder schwer getroffen zu Boden; doch als er zum fünftenmal seine Büchse hob, drangen zwei Kugeln auf einmal in seine Brust und machten seinem letzten Kampf ein Ende. Die Bewegung, die innerhalb der Palisaden durch den Fall Frappe's entstand, war den Indianern nicht entgangen, und plötzlich aus ihren Verstecken hervorspringend unternahmen sie einen zweiten Angriff auf die Einfriedigung. Doch die Jäger waren auf ihrer Hut, denn noch waren die Wilden nicht bis zu dem Punkte gelangt wo sie beim ersten Angriff ihre vordersten Krieger verloren hatten, als sie durch die von sicherer Hand entsendeten Kugeln zur Rückkehr gezwungen wurden."

„Der Kampf hatte schon Stunden gedauert, doch mit neuer Erbitterung wurde er, nachdem die Indianer sich eiligst in ihre Verstecke zurückgezogen hatten, wieder aufgenommen; die Wilden kämpften jetzt nur noch um ihre gefallenen Krieger zu rächen, die Weißen aber für ihr Leben. Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als die Wilden abermals einen Versuch wagten in die Umpfählung einzudringen; sie bewiesen dabei eine seltene Kühnheit und Todesverachtung, ja sie drangen sogar bis an die Palisaden vor, doch wiederum wurden sie mit großem Verlust zurückgeschlagen, denn wo eine Hand sich nach dem Pfahlwerk ausstreckte um den Körper an demselben hinaufzuziehen, da war ein Beil bereit, oft nur von Weibern geführt, dieselbe abzuhacken, während unten, zwischen den Palisaden hindurch, ununterbrochen Kugeln in den dichten, anstürmenden Haufen gesendet wurden. Schnell wie der Angriff, war auch der Rückzug, und bis in die Nacht hinein wurde das Feuern von beiden Seiten fortgesetzt. Obgleich die weißen Jäger einige vierzig indianische Leichen zählen konnten, die bei den verschiedenen Angriffen gefallen waren, und die Zahl der Kampfunfähigen die der Gefallenen wohl bei weitem überstieg, so befand sich dennoch eine wenigstens fünffache Uebermacht ihnen gegenüber, und nicht ohne Besorgniß gedachten sie der kommenden Nacht, in welcher sie einen letzten und entscheidenden Angriff der Wilden erwarteten."

„Auch die Jäger hatten empfindliche Verluste erlitten, denn außer Frappe lagen noch acht der ihrigen in der Umzäunung, die in dem grimmigen Kampfe gefallen waren. Der Muth verließ indessen keinen Augenblick diese abgehärteten Menschen; konnten die Todten auch nicht mehr an der Seite der Lebenden kämpfen, so waren ihre Waffen doch noch in brauchbarem Zustande, und jedes Gewehr geladen und zum augenblicklichen Gebrauch bereit haltend verbrachte die Besatzung die Nacht auf ihren Posten hinter den Palisaden. Gegen alle Erwartung erfolgte kein nächtlicher Angriff, man vernahm wohl mehrfach Bewegungen unter den Feinden, doch als der Tag anbrach und es hell genug war entfernte Gegenstände unterscheiden zu können, wurden die Jäger gewahr daß die Wilden unter dem Schutze der Dunkelheit ihre gefallenen Gefährten, bis auf diejenigen welche am Fuße der Palisaden lagen, zu sich herangeholt und sich mit diesen entfernt hatten. Ob nun der Verlust ihres Kriegshäuptlings oder der Mangel an Munition den Rückzug der Indianer veranlaßt hatte, das erfuhren die Jäger nie. Sobald sie sich aber gegen einen neuen Angriff gesichert wußten, beeilten sie sich Frappe und die andern weißen Gefallenen zu beerdigen, worauf sie den Posten vollständig aufgaben und dem Green-River zuzogen, um sich dort mit Major Bridger zu vereinigen."

Die dießjährige totale Sonnenfinsterniß und ihre optischen Erscheinungen.

Mehr als eine andere hat die dießjährige Sonnenfinsterniß vom 18 Juli über sich reden gemacht. Warum das? wird mancher fragen. Warum nach Algerien und Spanien reisen um sie zu beobachten? Die Sonne war ja auch bei uns sehr verfinstert, und wir haben weiter nichts gesehen als ein Stück der dunkelu Mondscheibe, welches die Sonne zum Theil abblendete und kaum eine merkliche Verminderung der Helligkeit bewirkte! Aber dennoch ist das große Interesse gerechtfertigt, denn wesentlich anders sind die Erscheinungen bei einer totalen Verfinsterung als bei einer partiellen, wie solche jetzt in Deutschland gesehen wurde. Dazu kommt das ganz Abjourderliche dieser Erscheinungen, denn es bedurfte langer Zeit um Analogien für sie auf Erden und unter den uns geläufigeren Umständen wiederzufinden. Sie sind zu großartig als daß man nicht erst unter den einflußreichsten Naturerscheinungen hätte suchen sollen, um dem ähnliches aufzuspüren. Doch wo ist die Gränze des Großartigen und wo beginnt das Kleinliche? Man fand daß erst am Sonnenstäubchen sich hienieden die Processe wiederholen, die aus kaum begriffenen Fernen uns abermals herüberrufen daß auch dort dieselben Gesetze herrschen, deren Einfachheit das einzige Wunder ist das jemals einen Einfluß auf die Weltordnung beanspruchen kann. Soll aber der Nachweis bekannter Gesetze zur Ueberzeugung führen, so muß die Richtigkeit der Erklärung an der Erscheinung selbst geprüft werden. Und solcher

Wissensdrang veranlaßte die Wallfahrten in ferne Länder, nach der seltenen Constellation, die nur vierthalb Minuten sichtbar war, denn durch die Menge der Beobachter mußte ersetzt werden was an Häufigkeit und Dauer der Beobachtungszeit gebricht.

Zu diesem Ende war nun die dießjährige Sonnenfinsterniß ganz besonders geeignet, indem sich der Streifen der totalen Verfinsterung durch weite, der Civilisation und der Wissenschaft schon erschlossene Länderstrecken auf seinem Laufe über fast eine ganze Hemisphäre bewegte. Dort im fernen Westen, wo eine seltene Regsamkeit mit beispiellofer Hast Städte und Staaten schafft, in Californien und Oregon, gieng die Sonne verfinstert auf, und an dem obersten Nil und an den Ufern des rothen Meeres bei Dongola und Massowa, wo ausgedehntere geodätische Arbeiten eine größere Anzahl geübter Beobachter fesselten, waren die letzten Strahlen des Tagesgestirnes durch den Mond zurückgehalten. Mittlerweile bewegte sich der Finsternißstreifen durch das englische Nordamerika, überschritt den Ocean und kam in Asturien und Santander auf spanischen Boden. Hier hatten die Bewohner von Reynosa, Frias, Burgos, Soria, Calatayud, Castellon de la Plana, Oropeza u. a. das seltene Schauspiel, und dann verließ der Streifen in einer Breite von Valencia bis zu den Eromündungen die mittelländischen Gestade, überschritt die Pityusen, berührte mit seiner südlichen Gränze Algier und mit der nördlichen Constantine, und gieng durch die Sahara nach Nubien. Der weite Weg war in 5 Stunden und einigen Minuten zurückgelegt, so daß sich der Mondschatten in einer Minute eben so weit bewegen mußte, als ein Courierzug auf Eisenbahnen in einer Stunde vorankommt.

Diese Dauer der Finsterniß auf der ganzen Erde würde nun eine noch ungleich geringere seyn, wenn Sonne und Mond eine entgegengesetzte scheinbare Bewegung am Himmel besäßen. In Wahrheit sind aber beide gleichzeitig von Ost nach West gerichtet. Die scheinbare Bewegung der Sonne ist jedoch größer als die des Mondes, und so kommt es daß ein Schattenstreifen von West nach Ost über die als ruhend gedachte Erde hinweggläuft. Jedem einzelnen Beobachter bietet sich aber der Proceß so dar als ob die Sonne den Mond auf ihrem Wege einhole, sich von Osten her hinter ihm verstecke, und im Westen wieder zum Vorschein komme.

Bei einer totalen Finsterniß muß sich die Sonne vollständig hinter dem Mond verbergen können; ihre scheinbare Größe muß also eine geringere seyn als die des Mondes, und das trifft in Wahrheit nur unter dem Umstand ein, wenn die Sonne sich in der Erdferne, der Mond dagegen in der Erdnähe befindet. Weil aber auch dann die erstere nur um einen geringen Theil ihrer Breite kleiner erscheint als der Mond, so erklärt sich leicht daß ihr gänzliches Verweilen hinter der Mondscheibe nur von sehr kurzer Dauer seyn kann, wie z. B. in diesem Jahre nur kaum 3½ Minuten, und daß der Streifen, innerhalb dessen man von der Erde aus dieses Spiel zu beobachten vermag, nur die geringe Breite von etwa 27 Meilen besitzt.

Immerhin müßte sich aber das Schauspiel einer totalen Sonnenfinsterniß alljährlich wiederholen, wenn Sonne und Mond sich in derselben Ebene um die Erde (scheinbar) bewegten. Da aber auch diese Bedingung nicht zutrifft, so kommen die oben angeführten günstigen Umstände nur dann zur Geltung wenn sich beide Gestirne gerade an einer der Kreuzungsstellen ihrer Bahnen befinden, und somit mindern sich die Chancen für eine totale Verfinsterung noch weit mehr, so daß auch die große Seltenheit erklärlich wird.

Doch haben es nicht diese und ähnliche astronomische Thatsachen vermocht der seltenen Constellation eine so allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden, vielleicht sind dieselben an hundert- und tausendjährigen Beobachtungen aufs sorgfältigste constatirt worden, und haben somit den Reiz der Neuheit verloren. In dieser Beziehung findet sich nur der Astronom von Fach veranlaßt, behufs Ermittelung höchst subtiler Probleme in seiner Wissenschaft, noch eine totale Sonnenfinsterniß zu beobachten. Wohl aber sind es Erscheinungen anderer Art, die seit fast zwei Jahrzehnten Stoff zum Nachdenken geben, und die auch diesesmal wieder mit großer Deutlichkeit gesehen werden konnten: es sind namentlich die Erscheinungen der Protuberanzen und der Krone.

Die ersteren sind wunderbarer Weise erst im Jahr 1842 entdeckt worden, wo der Streifen einer totalen Sonnenfinsterniß sich durch das südliche Frankreich, durch Nordital ien, über Wien und Ungarn nach Rußland bewegte. Da sie aber seitdem bei allen totalen Verfinsterungen wieder zum Vorschein kamen, läßt sich nicht annehmen daß sie bei ältern Finsternissen gar nicht vorhanden gewesen wären, vielmehr müssen sie bis dahin übersehen worden seyn. Das Allgemeine ihrer Erscheinung ist daß, sobald die Sonne vom Mond verdeckt worden, sie als rothe Gestalten einzeln oder in Gruppen an den verschiedensten Stellen des Mondrandes sichtbar werden, auf der Seite des letzten Sonnenstrahles an Höhe bis zum Verschwinden abnehmen und mittlerweile auf der andern, westlichen Seite entstehen oder wenigstens wachsen, bis der erste Sonnenstrahl wieder hervorbricht, daß aber die etwa am Nord- oder Südrande vorhandenen weder wachsen noch abnehmen, sondern ein äußerst veränderliches, bisweilen unbeständiges Ansehen darbieten. Im einzelnen verhalten sich aber die Protuberanzen sehr verschieden, je nach der Lage der Beobachtungsstation gegen die Mittellinie des Schattenstreifens oder je nach deren atmosphärischen Verhältnissen, und sie bieten einen noch weit heterogeneren Charakter dar, wenn man die Schilderungen für verschiedene Finsternisse unter einander vergleicht. In diesem Jahr war mit dem Verschwinden der Sonne südlich von dem letzten Lichtpunkt sofort eine zackige rothe Gruppe sichtbar mit einer hakenförmigen Erscheinung an dem südlichen Ende, und wenig entfernt davon eine beträchtlich höhere, aber innmerhin nur $1/23$ vom Monddurchmesser sich über dessen dunkeln Rand erhebende Hervorragung. Im nordöstlichen Quadranten befand sich ein scheinbar vom Mondrande abgelöster rosafarbener Streifen, der parallel zu letzterem verlief. Beide Gruppen verschwanden etwas nach der Mitte der totalen Verfinsterung, und mittlerweile begann

schon eine ponceaurothe Spitze genau im Westpunkte aufzutauchen, die sich allmählich nach Höhe und Breite vergrößerte, eine carmoisinrothe Farbe annahm, und an welche sich später nach Norden hin eine längere Sierra viel niedrigerer Hervorragungen anreihte. Die höchste westliche Erscheinung nahm gegen Ende der Finsterniß etwa dieselben Dimensionen an, welche die höchste östliche zu Anfang gehabt hatte.

Die Entdeckung der rothen Protuberanzen wandte der andern, schon von jeher bekannten Erscheinung, der sogenannten Krone, eine erneute Aufmerksamkeit zu. Die Krone ist ein Lichtglanz, welcher gleich einem Heiligenschein während des ganzen Verlaufes der totalen Verfinsterung die Mondscheibe umgibt. Während aber die Protuberanzen nur mit Hülfe eines Fernrohrs gesehen werden können, entgeht die Krone auch dem bloßen Auge nicht. Ja sie erscheint sogar ohne Fernrohr größer, als wenn man sich eines solchen bedient. Die Krone ist von weißer oder gelber Farbe, hat am Mondrand die größte Helligkeit, und blaßt allmählich zu dem allgemeinen Himmelsdunkel ab. Ihre Ausdehnung variirt sehr nach dem Standort der Beobachter und nach den verschiedenen Finsternissen, und dieses gilt auch von der Form und Ausdehnung gewisser Strahlenbüschel, die mit einer bezüglich zur Krone größern, bisweilen auch mit einer geringern Lichtstärke aus derselben hervorschießen. Diese Strahlen verlaufen meist in der Richtung der Mondradien, bisweilen sind sie aber auch gekrümmt, oder schief gegen dieselben gerichtet, ja in einem Falle soll ein derartiger Strahl das Ansehen eines geflochtenen oder gedrehten Stranges gehabt haben. In diesem Jahre mochte die mit bloßem Auge gesehene Krone reichlich die Breite des Mondhalbmessers besitzen. Aus ihr gieng nach Südosten ein Strahl von doppelter Länge hervor, etwas kürzere zeigten nach Nordosten und Nordwesten, vor allem aber glänzte in Südwesten eine leierähnliche Gestalt, die mit ihren Hörnern den Mondrand berührte und mit ihrer Krümmung einen überwiegend hellen Theil der allgemeinen Krone abgränzte. Gleich den Protuberanzen waren die östlichen Strahlen besonders zu Anfang, die westlichen besonders zu Ende der Finsterniß sichtbar, und dieser Umstand, so wie der daß die Ursprungsstellen der Strahlen mit den Orten der Protuberanzengruppen wesentlich zusammenfielen, deutet schon äußerlich auf eine gemeinschaftliche Ursache beider Erscheinungen.

Bereits haben die Tagesblätter allerhand Berichte über die Beobachtungsergebnisse vom 18 Juli gebracht. In mehrerern derselben war ausgesprochen, es habe die diesjährige Sonnenfinsterniß die entschiedene Ueberzeugung geliefert daß die beschriebenen Erscheinungen optische Bilder seyen und keineswegs von materiellem Anhängseln der Sonne herrühren können. Und da möchte es vielleicht manchem erwünscht seyn sich einen Begriff davon zu machen, wie rothe Flammenkegel am Mondrand und eine lichte Strahlenkrone gesehen werden müssen, wenn unser dunkler Begleiter sich vor die Sonne stellt, um eine directe Mittheilung ihres Lichtes zu verhindern. In Wahrheit zweifeln daran nur noch die wenigen welche die optischen Erscheinungen bloß aus Lehrbüchern und Vorlesungen kennen, und dort diejenige Regelmäßigkeit vermissen welche hier durch eine möglichst mathematische Anordnung der Entstehungsursachen behufs Erleichterung der Demonstration hervorgerufen wird. Wer jedoch den Farbenglanz gesehen hat in welchem hellbeleuchtete Sonnenstäubchen spielen, wenn sie in der Luft umherfliegen oder sich auf größern Gegenständen abgesetzt haben; wer sich Rechenschaft gegeben hat von dem eigenthümlichen Farbenschiller gewisser Seidenstoffe oder der Endfasern der Marabutfedern und Eiderdaunen, wenn dieselben dem directen Sonnenlicht ausgesetzt sind, ja wer nur einmal dem Glanz des Perlmutters oder einer Wachsscheibe, oder denjenigen Strahlen seine Aufmerksamkeit zugewandt hat die so häufig aus den Rändern isolirter Wolken hervorbrechen, wenn sie die Morgen- oder Abendsonne verdecken — dem sind die unregelmäßigen Formen geläufig, und hinter dem unregelmäßigen Spectrum vermuthet er nicht mehr ein Gespenst.

Jedermann kennt die lebhaften Farben in denen Spinnefäden weithin glänzen wenn sie im directen Sonnenlicht ausgespannt sind. Ja manchem dürfte es schon aufgefallen seyn daß diese Farben besonders rein auftreten wenn die niedrig stehende Sonne durch eine Oeffnung im dichten Laub eines Waldes scheint, und erst dann den Spinnefaden beleuchtet. Solche Farben entstehen nicht wie die des Regenbogens, vielmehr pflegt man sich ihren Ursprung dadurch zu erklären daß die an beiden Seiten des Fadens vorbeistreifenden Sonnenstrahlen von ihrem geraden Wege abgelenkt werden und dann unter Umständen sich gegenseitig zum Theil auslöschen. Würde nun der Beobachter eine solche Stelle im Umkreis des Fadens einnehmen, daß für ihn gerade die grünen Strahlen des an ihm vorbeistreifenden weißen Sonnenlichtes verlöschen, so müßte der Faden roth erscheinen; denn wenn man, zufolge der bekannten Zusammensetzung des Weiß aus Roth, orange, Gelb, grün, Blau, violett — das Grün wegnimmt, oder wenn man, was dasselbe ist, die dem Grün gleichwerthigen Blau und Gelb beseitigt, so bleibt nicht allein Roth an und für sich, sondern auch der rothe Antheil aus dem Orange und dem Violett übrig, denn Orange ist Roth und Gelb, und Violett ist Roth und Blau.

Jedoch gerade diese Anschauung, der zufolge das Licht aus sogenannten Strahlen zusammengesetzt sey, hat schon zahllose Verwirrungen veranlaßt. Man glaubt unwillkürlich daß dem Begriff eines Strahles auch ein materielles Etwas zu Grunde liegen müsse, und sogar nicht einmal jeder der ein Verständniß von dem Wesen des Lichtes in Anspruch nimmt, vergegenwärtigt sich daß ein Lichtstrahl nichts anderes ist als die Richtung von welcher her ein Gegenstand beleuchtet wird, oder nach welcher sich Helligkeit verbreitet. Das was wir Licht nennen, ist aber in Wahrheit nichts anderes als eine Wellenbewegung einer das ganze Weltall durchdringenden, Aether genannten, Substanz. Diese Bewegung hat große Analogie mit den Wellen des Wassers, des Schalles, der vom Winde bestrichenen Aehrenfelder u. s. w. Doch während wir es bei den Wasserwellen immer nur mit Wellen einer Art zu thun haben, müssen wir bei den Lichtwellen (gleich den durch

mehrere Instrumente gleichzeitig erregten verschiedenen Schallwellen) immer so viele Systeme von verschiedener Breite der einzelnen Wogen annehmen, als wir einzelne Farben in Betracht zu ziehen haben. Wenn wir nach unserer obigen Herleitung das Weiß auf die drei Farben Roth, Gelb und Blau zurückführen, so gebrauchen wir also drei Wellensysteme; würden wir aber zur Annahme von sechs oder sieben Farben genöthigt seyn, so müßten wir dem entsprechend sechs und sieben Wellensysteme von verschiedener Breite bei den theoretischen Vorstellungen zu Grunde legen. Schlagen nun Wellen, von derjenigen Breite wie sie z. B. dem Gelb entsprechen, allein an die Nervenhaut unserer Augen, so haben wir die Empfindung des Gelb, wird aber das Sehorgan von allen Wellensystemen aller Farben gleichzeitig getroffen, so mischen sich die dadurch entstehenden Empfindungen zu dem Eindruck des Weiß.

Die so gewonnenen allgemeinen Anschauungen lassen sich leicht auf den speciellen Fall unserer in Rede stehenden Beobachtung übertragen. Hier würden nämlich die Wellensysteme des beim Spinnefaden ankommenden weißen Lichtes ihre Erregungsstelle an jener Oeffnung in der Laubdecke des Waldes haben; der beschattete Raum unter derselben gliche ferner einer durch Wellen bewegten Wassermasse, und der Spinnefaden endlich verhält sich wie ein einzelner Schilfhalm, der in einigem Abstand vom Ufer aufgewachsen seyn mag. Wer nun das analoge Verhalten auf einem See oder Teich beobachtete, wird gesehen haben daß die von vorn auf den Halm treffenden Wellen hinter demselben nicht vollständig gehemmt werden, sondern von rechts und links herkommend in geraumem Abstand wieder zusammenschlagen. Gewisse Unterschiede im Ansehen der Wellen vor und hinter dem Halm rühren aber daher daß an einigen leicht bestimmbaren Orten hinter dem Halm die Wellenberge von rechts stets auf die Berge von links treffen, und ebenso auch die entsprechenden Thäler beider Wellenzüge sich verhalten; daß aber in den zwischenliegenden Orten stets die von der einen Seite kommenden Berge auf die von der andern kommenden Wellenthäler treffen. Während sonach an den ersten Orten die Wellenbewegung sichtbar bleibt, wird dieselbe an den letzteren vollständig aufgehoben. Ganz ebenso verhält sich nun jedes der verschiedenen Wellensysteme des Lichtes hinter dem Spinnefaden, und wir wollen uns vorstellen, es befinde sich das beobachtende Auge gerade an einem Ort wo durch den eben bezeichneten Proceß die Wellen des grünen Lichtes vernichtet werden. An diesem Ort wird dann das Auge von allen andern Lichtwellen getroffen, nur nicht von den grünen. Verschwindet aber das Grün aus dem Weiß, dann haben wir, wie oben schon gezeigt wurde, Roth. An dieser Stelle erhält also das Auge einen rothen Glanz durch den fernen Faden. Verändern wir aber die Stelle des Auges gegen die von der Oeffnung zum Faden gedachte Richtung um etwas, so kommt es im allgemeinen an Orte wo nicht gerade die Wellen des grünen Lichtes, sondern irgendwelche andere verschwinden. Natürlich hat dann das Auge auch die Empfindung einer andern Farbe, und zwar immer derjenigen welche aus der Zusammensetzung der von dem Weiß alsdann noch übrig bleibenden Farben entsteht.

Bei jenem einfachen Versuch kann man aber noch mehr beobachten. Leicht sieht man nämlich daß jeder noch so leise Windhauch die Farbenlinie verschwinden macht, und ist das eingetreten, dann würden wir das Auge vergebens anstrengen, wollten wir den Faden selbst erkennen, dessen Farbenspiel uns so eben unterhielt. Wir müssen uns erst sehr annähern wenn wir den Faden sehen wollen. Sehen wir ihn aber erst, dann kann er auch immerhin in seine frühere Lage gebracht werden, er kann dann auch vielleicht im weißen Sonnenlicht wieder weiß glänzen — aber die Farbenerscheinung tritt nicht wieder hervor. Das lehrt uns nun daß wir die eigenthümlichen Farbenerscheinungen nur dann sehen wenn der Faden zu dünn und zu entfernt ist, um sich mit meßbarer Breite dem Auge darzustellen. Bei näherem Nachdenken überzeugen wir uns auch daß es nicht anders seyn kann. Denn soll er dem Auge in merklicher Breite erscheinen, dann müssen andere Stellen der empfindenden Nervenhaut von den Lichtwellen getroffen werden die von der linken Seite des Fadens, und andere von denen die von der rechten Seite kommen. Wie wir uns erinnern, war es aber Bedingung für das aus der Ferne gesehene Farbenspiel, daß die von rechts und links kommenden Wellen auf ein und dieselbe Stelle treffen, und dann hört für die Nervenhaut die Empfindung der Breite, also auch ein directes Sehen auf.

Diese Erfahrungen lassen sich nun sofort auf die Erklärung der Protuberanzen übertragen, vorausgesetzt daß sich in der Richtung nach welcher wir sie wahrnehmen Körper befinden die ähnlich dem Spinnefaden schmal genug sind um nicht direct gesehen zu werden, und breit genug um gerade die zur Farbenerscheinung nöthige Lichtmenge zu liefern. Denn die übrigen Bedingungen sind erfüllt. Das leuchtende Loch in der Laubdecke des Waldes ist ein Punkt der leuchtenden Sonnenscheibe, und dort befindet sich der Beobachter im Schatten der Bäume, hier in dem des Mondes. In Wahrheit bedarf es keiner an Unwahrscheinlichkeit leidenden Annahme, um auch das Vorhandenseyn schmaler Gesichtsobjecte darzuthun. Vielmehr lehrt uns die Geographie unseres Trabanten, ja schon ein Blick nach demselben durch ein mäßig gutes Fernrohr, daß er mit vielen für irdische Verhältnisse ungewöhnlich hohen Bergen besetzt ist, und daß manche derselben um viele tausend Fuße über seinen Rand hervorragen. Ist aber das Vorhandenseyn so hoher Berge constatirt, so unterliegt es keinem Zweifel daß auch niedrige Hügel das Profil des Mondes mehr oder weniger ausbuchten. Gleich dem Spinnefaden dürfen ja aber sogar diese ursächlichen Berge nicht einmal mit denjenigen Instrumenten sichtbar seyn mit welchen man die Protuberanzen beobachtet. Und wird diese Bedingung geltend gemacht, so bedarf es nur der Annahme daß das Mondprofil unter anderem auch mit Hügeln besetzt sey, welche schmäler als 500 Fuß sind. So kleine Berge verhielten sich am Mondrand wie der Spinnefaden im Wald, sie sind direct nicht sichtbar, sie ergänzen aber in Folge der bei totalen Sonnenfinsternissen dargebotenen günstigen Bedingungen als Protuberanzen. Bei den bekannten Schwankungen seiner Achse bietet uns der Trabant immer ein etwas anderes Profil dar und mit ihm

andere Randberge, und darum wesentlich andere Protuberanzen bei anderen Finsternissen.

Doch noch Eines! Wir bedurften zu unseren Farben noch immer eines mehr oder weniger engen Loches, oder bei der Uebertragung auf die Protuberanzen nur eines Punktes der ganzen Sonnenscheibe. Wenn aber „ein" solcher Punkt mit Beihülfe des Mondrandberges den Eindruck einer gewissen Farbe im Auge des Beobachters hervorbringt, so muß ein anderer die einer andern Farbe bewirken. Und wenn sonach an derselben Stelle des Mondrandes alle Farben durch alle verschiedenen Punkte der ganzen Sonnenscheibe ausstrahlen, so sollte man meinen es müßten die Protuberanzen weiß und nicht roth aussehen. Doch erinnern wir uns daß die Farben schmaler Gesichtsobjecte durch das „Austreten" der andern Farben entstehen welche sich mit den gesehenen zu Weiß ergänzen; dazu kommt noch der weitere aus der Theorie des Lichtes hervorgehende Umstand daß die Wellen des rothen Lichtes größer sind als die aller andern Farben. Offenbar müssen dem entsprechend dann alle andern Farben häufiger durch den oben erörterten Proceß verlöschen als das Roth. Und somit ist es eine weitere Folge daß in der Farbe der Protuberanzen ganz in Uebereinstimmung mit der Beobachtung ein Ueberschuß von rothem Licht enthalten seyn muß, daß die Protuberanzen roth erscheinen.

Wenn wir die den Wogen des Lichtmeeres ausgesetzten Mondrandberge mit einem Schilfrohr verglichen das über die Wasseroberfläche sich erhebt, so mag das Bild beibehalten und der Mond selbst mit einer Insel verglichen werden. Wählen wir uns nun in Gedanken auf deren Leeseite eine solche Stelle daß wir von derselben aus mit einem Blick die ganze Insel übersehen können, so bemerken wir leicht daß die hinter der Insel erregten Wellen am rechten und linken Ufer derselben umbiegen. Diese Wellen gehen noch hoch genug um den Nachen, in dem wir uns befinden wollen, merklich zu schaukeln, wenn auch immerhin ihre Kraft gebrochen ist, und der Nachen weit minder schwankt als draußen „windwärts," das ist unter dem Einfluß der directen Wellen. Diese von den Inselufern kommenden Wellen lassen sich leicht unterscheiden von den kleinen Kräuselwellen die zwischen Insel und Nachen erst erregt werden, man sieht deutlich wie sie um die Ufer biegen, wie sie in die geschützte Wasserfläche einlaufen, und wie sie immer energischer sich geltend machen, „je weiter entfernt von der Insel man sie beobachtet." Das dürfte nun nicht der Fall seyn wenn die Wellenbewegung einer fortschreitenden Bewegung des Wassers zu danken wäre. Die Wellenbewegung ist vielmehr etwas ganz anderes, sie ist selbst nur eine äußere Erscheinung, hervorgebracht durch eine innere schwingende oder oscillatorische Bewegung der einzelnen Wassertheilchen. Sie ist die Erscheinung der allmählichen Mittheilung einer solchen Gleichgewichtsstörung von einem Theilchen zum andern. An dieser Mittheilung nimmt aber die ganze in Bewegung begriffene Masse Antheil, und daraus erklärt sich das verhältnißmäßig stärkere Austreten der gebeugten Wellen in größerem Abstand vom beugenden Inselrande, denn hier sind schon mehr Angriffspunkte zur Mittheilung von der Seite her geboten als solches in nächster Nähe der Fall ist.

Wenden wir uns zurück zum Mond, zur Insel in den von der Sonne ausgehenden Lichtwellen, so dürfen wir uns nun nicht mehr wundern wenn bei einem Verweilen in dessen Schatten — das ist ja die Leeseite — die Nervenenden unseres Sehorganes vom Rande des dunkeln Gestirnes her in Schwanken versetzt werden, gleich dem Schiffchen auf dem wir früher schaukelten. Und da unsere Netzhautenden solche Erzitterungen als Licht empfinden, so müssen wir Licht sehen, das den dunkeln Mondrand umfließt, wenn hinter ihm die Sonne steht. Wir müssen eine Lichtkrone sehen, die allmählich in das allgemeine Himmelsdunkel abblaßt.

Bei den hier gegebenen Erörterungen mag es für jetzt sein Bewenden haben. Es bleibt noch manche Frage über die Ursache von allerhand Detailerscheinungen offen, doch würde das an diesem Ort zu weit führen. Es mag nur die Versicherung genügen daß auch diese sich alle aus der Wellentheorie des Lichtes ungezwungen erklären, und daß die gewichtigsten Gründe vorhanden sind welche andere Erklärungsversuche zurückweisen. Sollten aber die vorstehenden Zeilen einen Begriff gegeben haben wie die scheinbar gegenständlichen Protuberanzen und Kronen der totalen Sonnenfinsternisse als ein Conflict des Sonnenlichtes mit dem schattenden Monde und dessen integrirenden Bestandtheilen betrachtet werden müssen, so ist der Zweck dieser Mittheilung erreicht.

Geschichte Haiti's seit 1791.

(Aus Ch. Dickens All The Year Round.)

Der französischen Nationalversammlung dürfte mit Recht einiger Antheil an der Fortsetzung des Negeraufstands von 1791 zuzuschreiben seyn. Große Unruhe hatte schon lange unter den Sklaven in Betreff ihrer Rechte und Freiheiten geherrscht, und die Nachrichten welche von Frankreich hinüberkamen über alles was dort für die Begründung der Freiheit auf dem ganzen Erdball geschah, war nicht geeignet sie zu beruhigen. Wenn sie daher zu Zeiten das Beispiel ihrer Herren nachahmten, und das Gesetz in ihre eigenen Hände nahmen, so hofften sie von dort, das mindeste gesagt, Sympathie, wo nicht Hülfe und Unterstützung. Die Nationalversammlung aber dachte anders. Sie sandte drei Commissäre und 8000 Mann Soldaten hinüber, mit dem Auftrag die gesellschaftliche und politische Gleichheit der Weißen, Mulatten und Schwarzen, wenn diese frei seyen, zu verkündigen; zugleich aber auch mit dem Auftrag die Frage der Sklaverei, wo diese bestand, unberührt zu lassen, oder sie vielmehr als eine rechtliche und nothwendige Staatseinrichtung aufrecht zu erhalten. Die Sklaven, von ihren Erfolgen bereits erhitzt und trunken von dem Blut ihrer Herren, waren bei dieser Ansicht von menschlichen Rechten nicht so leicht zu beruhigen,

durch die Anwesenheit der Commissäre und der achttausen bewaffneten Soldaten der Republik machte die Dinge für die schwarzen Revolutionäre noch weniger angenehm. Erschreckt über alles was sie vor sich sahen, übernahmen es Santhonax und Polverel, die beiden Commissäre welche zurückblieben, alle auf der Insel befindlichen Sklaven auf eigene Hand zu emancipiren; allein es war zu spät um von Nutzen zu seyn. Macaya, ein Schwarzer, drang mit dreitausend empörten Sklaven in Cape François ein, und nahm, unter blutigem Gemetzel, jene Freiheit welche die Commissäre so schüchtern und zögernd zugestanden hatten. Damals erbot sich England die Leitung dieser schwierigen Lage zu übernehmen; es that es, und wollte, wie gewöhnlich, aus den Bedrängnissen anderer für sich selbst Nutzen ziehen.

Eine kleine Truppenabtheilung von 870 Mann segelte plötzlich von Jamaica ab, nahm Fort Jérémie und den Hafendamm von Cap St. Nicolas, Fort Tiburon, Fort Acul und Port-au-Prince in Besitz, wo sie blieben um neue Verhaltungsbefehle und frische Verstärkungen abzuwarten. Allein in Folge der Hitze und des gelben Fiebers verloren sie Boden, und ebenso schlug der zweite Versuch fehl welchen der britische Löwe unternahm um sich ein Lager auf der Königin der Antillen zu bereiten. Das Schicksal gestattete es nicht daß wir das Gebirgsland der Kariben (?) colonisirten oder besaßen. Als die Engländer abzogen, übernahmen Toussaint l'Ouverture, ein Sklave und der Enkel eines afrikanischen Königs, und Rigaud, ein Mulatte, die Führung; sie setzten sich wieder in den Besitz von Tiburon, Leogane, Jean Rabel, Petite Rivière, und behaupteten den ganzen nördlichen Theil der Insel, mit Ausnahme des Molo's von Fort Dauphin, so daß, als weitere Rothröcke vom englischen Heer ankamen, in der Erwartung alles werde sich vor ihnen beugen, diese fanden daß Toussaint sich zur herrschenden Gewalt auf der Insel gemacht hatte, daß Haiti zu einer unabhängigen Republik, mit l'Ouverture als Dictator (1801), ausgerufen worden war, und daß nichts zu thun übrig blieb als so schnell wie möglich wiederum abzusegeln. General Simcoe kehrte daher nach England zurück, und überließ die Insel ihrem Schicksal. Toussaint hatte seine Siege mit einem Heer von 40,000 Mann begonnen, das im Jahr 1801 auf 80,000 Mann verdoppelt wurde; allein gerade die Größe seiner Macht deutete auf seinen Untergang; denn Frankreich wurde beunruhigt über die Haltung seiner schwarzen Schwester, und sandte den General Leclerc mit 20,000 Mann, um mit ihr über Vernunft und Menschenrechte durch Kanonenkugeln und gefällte Bajonnette zu sprechen.

Im Februar 1802 eröffnete Leclerc seinen Feldzug; er kämpfte mit verschiedenem Erfolg, bald schlug er, bald ward er geschlagen, stets aber fand er daß die Schwarzen stärkere und furchtbarere Feinde waren als er erwartet hatte. Er versuchte daher durch diplomatische Künste und Schlauheit zu gewinnen was Krieg und Waffen ihm nicht geben konnten, schloß einen Waffenstillstand mit Toussaint und Christoph, schwatzte von allgemeiner Menschenliebe und Verbrüderung, sprach von der Ehre eines Franzosen und von der Mission eines Republicaners, und spielte seine Rolle so gut daß die schwarzen Helden den unverbesserlichen Fehler begiengen seinen Worten zu vertrauen, und seinen Betheuerungen Glauben zu schenken. Mitten im Waffenstillstand aber, als alles ruhig und beruhigt war, wurde Toussaint l'Ouverture auf seinen Pflanzungen verrätherisch ergriffen, und mit seinem Weib und seinen Kindern nach Frankreich abgeführt. Dort wurden sie mit der ausgesuchtesten Grausamkeit behandelt; der unglückliche Schwarze ward in eine kalte, feuchte Kerche im Gefängniß von Fort Joux geworfen, wo man ihn am Morgen des 27 April 1803 todt fand — die Gefängnißbehörden sagten: er sey an einem Schlagfluß gestorben; die Geschichte sagt: er ist ermordet worden. Napoleon hat wenige schmutzigere, grausamere, verrätherischere Flecken auf seinem Namen haften als diese Episode Toussaint l'Ouverture's, eines Mannes von welchem die Geschichte nur Edelsinn und Selbstaufopferung zu berichten hat. Nach seiner Wegführung nahm der Krieg einen doppelt erbitterten Charakter an. Die Franzosen brachten Schweißhunde von Cuba, und hetzten die Neger wie wilde Thiere durch die Gebirge. Repressalien blieben nicht aus — Repressalien so grausamer Art daß, wie man sagt, 40,000 Franzosen von den Händen der Schwarzen ihren Tod fanden, ungerechnet diejenigen welche durch Fieber oder Hunger zu Grunde giengen. Denn zuletzt war die Hungersnoth so groß, daß sich die Franzosen gezwungen sahen selbst die Schweißhunde zu verzehren welche sie zur Neger-Jagd herübergebracht hatten. Gehetzt, vertrieben, auf ewig ihrer Herrschaft über die Insel beraubt, thaten die Franzosen das beste was sie unter ihren widrigen Umständen thun konnten: sie anerkannten Haiti als unabhängige schwarze Nation am 1 Jan. 1804. Damals waren die Neger 400,000 bis 500,000 Mann stark, und hatten einige angesehene Männer unter sich welche die Leitung der Angelegenheiten in ihre Hände nehmen konnten. Toussaint zwar, mit seinem hohen Unternehmungsgeist und seinem Seelen-Adel, war dahingegangen, aber Christoph, sein Freund und Gefährte, war da geblieben; auch Dessalines, ein kräftiger und starker, wenn schon halsstarriger und grausamer Charakter, war da, nebst andern geschichtlich minder bedeutenden Männern, und allmählich brachten sie Ordnung in ihr Haus, und die Dinge nahmen einen leidlich guten Gang. Dessalines, welcher eine Proclamation erlassen hatte worin er die Ermordung der Franzosen anempfahl, nahm den Westen, oder die französische Seite, als Jakob I in Besitz; nach seiner Ermordung nahm Pétion den Südwesten, und Christoph den Nordwesten als Heinrich I. Christoph war einer der eifrigsten Freunde und Unterstützer Toussaints gewesen, und die Franzosen hatten sich mit ihm in Unterhandlungen und Bestechungsversuche zu einer Zeit eingelassen wo sein Abfall ihre Hände vielleicht auf immer gekräftigt hätte; allein bieder und treu, stand Christoph mannhaft bei seinem Führer und ihrer Sache, und trat jetzt als das Oberhaupt eines Staats, nicht mehr bloß als der Häuptling einer Bande empörter Sklaven auf. Später wurde Christoph entweder in einer Militär-Meuterei erschlagen, wie einige sagen, oder starb, wie andere behaupten, durch Selbstmord. Die haitische Geschichte ist in der That traurig verwirrt und unklar; Data, Namen,

Ereigniſſe, Folgen werden in ſolcher äußern Unordnung unter einander geworfen, daß wir wenig beſtimmtes anführen können, außer der Thatſache daß die Regierung der Inſel von dieſem an jenen gelangte, daß es an Revolutionen und Mordthaten nirgends mangelte, daß die ſchwarzen Gouverneure viel zu lernen und viel zu verlernen hatten, und daß das Ganze eine Reihe von Experimenten war, in welchen zuweilen das Experiment, zuweilen aber der Experimentator ſchlecht wegkamen, und hin und wieder die Dinge glatt und gut für alle Parteien abliefen. Dieſer geſchichtliche und dynaſtiſche Wirrwarr dauerte bis zum Auguſt 1849, in welchem Monat und Jahr Soulouque, unter dem Titel Fauſtin I, Kaiſer wurde.

Soulouque war eine Art prophetiſcher Parodie. Er that im Kleinen genau dasjelbe was ein gewiſſer Nachbar von uns zwei Jahre ſpäter im großen that. Zum Präſidenten erwählt, wie alle andern bis zu Deſſalines hinauf, nahm er die Eide und den Sitz, und betrug ſich eine Zeitlang mit ziemlicher Mäßigung. Allein der Glanz einer Kaiſerkrone blendete ihn, und der haitiſche Präſident führte einen Staatsſtreich aus, wodurch er ein gekrönter Kaiſer und der liebende Vetter aller europäiſchen Könige wurde. Es war eine große Idee, und ſie wurde keineswegs ſchwach ausgeführt. Soulouque war ein großer Adelmacher. Seine Herzoge „v. Marmelade" und ſeine Fürſtinnen „v. Gerſtenzucker" waren die ſtehenden Scherze der alten Welt, obgleich keine ganz ſchönen Scherze, und eine Zeitlang glückte es ihm mittelſt ſeines Heers und ſeiner Höflinge ſeine Feinde zu bewältigen und alle Oppoſition zu unterdrücken. Er war überdieß ſehr klug, und richtete deßhalb ſein Augenmerk auf die Zukunft; er ſcharrte 300,000 oder 400,000 Pfd. St. zuſammen, die er in europäiſchen Fonds anlegte; ſein unſicherer Sitz und vielleicht ein unruhiges Gewiſſen veranlaßten ihn ſeine Boote und Brücken hinter ſich zu bauen, und alles bereit zu halten für den Tag wo Flucht ſein einziger Rettungsanker wäre. Ein Mann von ſo ungewöhnlichem Ehrgeiz, wie er, konnte nicht wohl da ſtehen bleiben wo er war, ſondern mußte nothwendig Plane und Ränke ſchmieden, und nach etwas mehr trachten als nach dem was er hatte, und dieſes „etwas mehr" war die Herrſchaft über die ganze Inſel. Er traf ſeine Maßregeln, legte ſeine Plane, bereitete ſeine Anſchläge vor, allein ſeine Leute unterſtützten ihn nicht, ſein Heer ſelbſt verließ ihn, und die Verſchwörung nahm ein klägliches Ende. Darauf hin ließ Soulouque in ſeiner Wuth die Widerſpänſtigen ergreifen, warf ſie in unterirdiſche Gefängniſſe, entzog ihnen alle Nahrung, und ließ ſie von Ungeziefer der ſchrecklichſten Art aufzehren. Kurz, er handelte mit all der vollblutigen Grauſamkeit eines ungebändigten wilden Tyrannen. „Er führte," wie Anthony Trollope ſagt, „im ganzen ein ſolches Melodrama phantaſtiſcher Streiche und Phantaſien auf, die einem weißen Nero Ehre gemacht haben würden. Dann endlich konnte die menſchliche Natur der Schwarzen mehr nicht ertragen, und Soulouque, der für ſeine eigene Majeſtät ein unterirdiſches Gefängniß fürchtete, wurde zur Flucht gezwungen." Am 29 Jan. 1859 ſuchten er und ſeine ſchwarze Gemahlin, oder Gemahlinnen, ſeine berufene Tochter Olive und eine Menge Ehrendamen Zuflucht an Bord des Melbourne, der ſich nach Kingſton auf Jamaica begab. Allein ſie fanden daß es in Kingſton für ſie faſt eben ſo unbehaglich ſey wie in Port-au-Prince. Die verbannten Haitier, deren Fauſtin I eine ganze Colonie gemacht, hatten ſich meiſt dort verſammelt, und empfiengen ihren alten Unterdrücker, ſobald er landete, mit Schreien und Toben, umringten den Wagen wie eben ſo viele ſchwarze Dämonen, und überhäuften den geſtürzten Monarchen mit aller Art von Schmach, bis er im Wirthshaus „Zum Dattelbaum" Schutz fand, worauf die verbannten haitiſchen Großen ihm unmittelbar gegenüber Wohnung nahmen, und in jener Nacht zum Zeichen ihres Spottes und Unwillens einen Freudenball veranſtalteten. Das Wirthshaus „Zum Dattelbaum" war der einzige Zufluchtsort welchen der geſallene Monarch finden konnte; denn Miſtreß Seacole's Schweſter, die auf Jamaica einen Gaſthof beſitzt, wo ſie in Beefſteaks und Porter ihren Patriotismus an den Tag legt, wollte ſich oder ihr Haus nicht ſo weit erniedrigen, daß ſie Sr. ſchwarzen Majeſtät eine Zufluchtsſtätte gab. Er war zwölf Jahre lang Kaiſer geweſen, allein Miſtreß Seacole's Schweſter hatte trotzdem nicht an ſeine Monarchenwürde glauben gelernt.

Nach Soulouque's Sturz und Vertreibung wurde Fabre Geffrard zum Präſidenten erwählt: ein freundlicher, gerechter Mann, voll guter Abſichten und auffallend milder Gemüthsart, ein reiner Afrikaner von Geblüt, jedoch mit allen erhabenen Gefühlen und edlen Inſtincten des civiliſirteſten Kaukaſiers. Allein Fabre Geffrard iſt nicht allen ſeinen Quaſi-Unterthanen angenehm. Ein großer Theil bedauert noch immer den Urheber des haitiſchen Staatsſtreichs, und dieſe beſchloſſen bald ſich Fabre's und ſeiner milden Herrſchaft zu entledigen. Eine Abtheilung dieſer Leute, beſtehend hauptſächlich aus angeſehenen und höher geſtellten Männern, Zamors und Chochotti an ihrer Spitze, umringten das Haus des Präſidenten, und als ſeine junge Tochter Frau Blanfort erſchien, ſchoß ein Mann mit Namen Sanon ſie ohne weiteres nieder, indem er glaubte man werde ſich in der Verwirrung des Präſidenten bemächtigen und kurzen Proceß mit ihm machen können. Dieß war ein unbarmherziger Mord. Erſt wenige Wochen verheirathet, viel und zärtlich geliebt, vereinigte ſie in Charakter und Stand alles was ſie vor Beleidigung hätte ſchützen ſollen. Allein ſie wurde dem Tode geweiht, einfach in der Hoffnung daß ihre Ermordung eine ſolche Beſtürzung erregen würde, daß man das Complott ohne Störung und Hinderniß ausführen könne. Es war ein häßliches, unverzeihliches Verbrechen, dem aber eine ſtrenge Rache auf dem Fuße folgte. Zwanzig Menſchen wurden zum Tode verurtheilt, von denen nicht alle auch nur der Kenntniß des Mords ſchuldig waren. Sechzehn wurden wirklich hingerichtet, vier retteten ſich durch die Flucht. Fabre Geffrard konnte nur mit Mühe bewogen werden dieſem heilſamen Wiedervergeltungsacte ſeine Zuſtimmung zu ertheilen, allein ſeine Miniſter und ſein Heer nahmen die Sache in ihre eigenen Hände, und der Proceß wurde mit aller Hitze und Leidenſchaft des Südens betrieben, von der Anklage zur Verurtheilung und

von der Verurtheilung zur Hinrichtung gedrängt, und den Angeklagten nur eine geringe Gnadenfrist gewährt.

Die Verurtheilten trugen ihr Loos mit Heldenmuth. Als man sie entkleidete um erschossen zu werden, standen sie in einer Reihe, schwatzten fröhlich mit einander, und rauchten so ruhig wie auf einer Parade. Wie alle großen öffentlichen Verbrecher betrogen sie sich in den Glauben hinein eine tugendhafte Handlung begangen zu haben. Die zur Hinrichtung beorderten Soldaten waren Unmenschen. Obgleich sie ihrer vierzig waren, dauerte es doch volle drei Viertelstunden bis der letzte der Verurtheilten seinen Geist aushauchte. Es war eine vollkommene Schlächterei, und das Volksgefühl, das sich so stark für die ermordete junge Frau und gegen die Verschwornen ausgesprochen hatte, wandte sich nun den Opfern eines, wie es schien, unmenschlichen Gemetzels zu. Es wird lange dauern bis Haiti den Tag vergißt, an dem es seine Füße im Blut seiner Söhne netzte. Das Urtheil war ein gerechtes, die Vollstreckung desselben aber hätte mit Milde gepaart gewesen seyn sollen.

Reise von Tadschurra durch das Afer-Land nach Schoa, im Jahr 1839, und Aufenthalt daselbst.

(Von Dr. L. Krapf.)

(Fortsetzung.)

10 Mai. Aufbruch vor 5 Uhr. Als wir den Abhang vollends hinabgestiegen waren, kamen wir nach Ahull, wo wir 4 oder 5 Schwefelquellen fanden, welche kochend aus der Erde sprudelu. Wir faßten Wasser in unsere Schläuche in Vertiefungen, wo es etwas abgekühlt war. Ich fühlte mich nicht ganz wohl, nachdem ich von diesem Wasser getrunken hatte. Es hatte einen nachtheiligen Einfluß auf den Harnproceß.

Nachdem wir eine Stunde in Ahull zugebracht hatten, setzten wir unsern Marsch fort über eine große Ebene und kamen nachher über eine Anhöhe, Namens Lukki, welche mit vulcanischem Gestein bedeckt war. Die Spitze der Höhe war flach, was überhaupt bei den meisten Bergen der Fall ist welche wir auf unserer Reise passirt haben. Nach 9 Uhr kamen wir zu einem Baum, unter dem wir ausruhten. Wir hatten von diesem Punkt aus eine großartige Aussicht nach Südwest und West. Das Land ist beinahe ganz eben, mit Ausnahme einiger kleinen Hügel in der Nachbarschaft. Nach 11 Uhr stand das Thermometer auf 97°. Wir verließen Lukki Nachmittags um 3 Uhr und stiegen eine Ebene hinan, welche mit Gras bewachsen war. Unser Führer sah eine Hyäne unterwegs und eine dunkelgraue Schlange von ziemlicher Länge. Wir marschirten bis 7 Uhr und lagerten uns in der Alluvial-Ebene von Kilalu, [1] wo in den seligen Vertiefungen es nie an Wasser fehlt.

11 Mai. Abreise um 1 Uhr Nachts. Nach einer kurzen Strecke Wegs konnten die Thiere nicht weiter vor der Kothmasse, welche in Folge des gestrigen Regens auf dem Thonboden entstanden war. Als wir uns westlich wandten, erreichten wir wieder trockenen Boden. Bei Sonnenaufgang bemerkten wir mehrere Viehheerden im Thal, und ein Verwandter unsers Führers kam mit einem Somali zu seiner Begrüßung herbei. Wir marschirten sodann zuerst nördlich, hernach nordwestlich, endlich westlich. Unterwegs sahen wir zwei Heerden von ausgezeichnetem Rindvieh, das theils nur Höcker theils Hörner hatte. Wir tranken Wasser und füllten unsere Schläuche hier. Nach einer Stunde kamen wir nach Barudega, wo wir uns unter einem Baume lagerten, aber sehr durch Insecten belästigt wurden. Die Bremsen sind an manchen Orten den Thieren und Menschen sehr lästig, hauptsächlich im Anfang und am Ende der Regenzeit. Ich erfuhr dieß später in hohem Grad am Fuß der Berge von Efat. Auch am Hawaschfluß, in der Nähe von Aussa, soll die Bremse den Heerden äußerst lästig seyn, so daß die Hirten sich zu gewissen Zeiten des Jahres aufs Hochland flüchten müssen. Aussa gehört nach dem Ausdruck der Danakil zum „Asa-Himmèra“ d. h. „dem rothen Haus,“ im Gegensatz zum „Abo-Himmèra,“ „dem weißen Haus,“ wozu hauptsächlich der Dewewikwema-Stamm gehört, der, wie oben erwähnt, oft im Kampf liegt mit den Modeitos, welche hauptsächlich das rothe Haus bilden, und welche von Argobba an im Westen (Argobba bezeichnet das abessinische Niederland, westlich vom Dankali-Land, es ist meist von Muhammedanern bewohnt, wahrscheinlich ist es von Ar, oder Har, und Gabba — eingehen — abzuleiten, also das Land wo die Seide eingeht oder durchgeht, das Land des Transithandels überhaupt) bis an die Küste des rothen Meeres bei Beilul das Hauptvolk sind. In Aussa soll früher ein sehr mächtiger König Jusuf Ali Ben-Abschabi geherrscht haben, der viele Flinten und einige Kanonen besaß. Obwohl die Macht von Aussa jetzt gebrochen ist, so bildet es doch noch immer den Mittelpunkt der muhammedanischen Gelehrsamkeit und des Handels zwischen Abessinien und der Meeresküste. Nur werden durchreisende Christen, oder überhaupt Nichtmuhammedaner nicht geduldet, wie dieß auch in dem kleinen Staat Harrar, welcher zwischen den Somalis und Gallas eingekeilt liegt, der Fall seyn soll — offenbar eine Nachwirkung der tödtlichen Feindschaft, welche einst der furchtbare Muhammed Gragne in die Herzen der Bewohner dieser Regionen ausgestreut hat.

12 Mai. Wir brachen gestern Nachmittag um 3 Uhr von Barudega auf, zogen durch eine weite Ebene und kamen nahe an eine Bergreihe welche sich nach Südost und Nordwest ausbreitet. Um 8 Uhr Abends kamen wir an eine Stelle

[1] Dieses Thal von Kilalu windet sich hin bis nach Aussa. In der Regenzeit sendet es sein Wasser in den See bei Aussa, von woher die Krokodile kommen, welche man nach dem Regen, wenn das Flußbett wieder trocken ist, in den seligen Vertiefungen und Sümpfen findet, wo das Wasser nie aufsiegt. Das weite Thal von Aussa soll mehrere Seen enthalten, worunter der größte Dugod heißt; die andern sind: - Hillu, Gurraid und Abd Jebab. Diese Seen nehmen das Wasser des Hawaschflusses und der südlichen und nördlichen Berge des Dankali-Landes auf. Die Aussaner pflanzen an den Ufern Tabak, türkisch Korn, Weizen u. s. w.

wo wir viele Bäume, Reisholz und Wasser fanden. Da wir Gaiel, das Dorf von Hagaio, der Oheim unsers Führers, wohnte, nicht erreichen konnten, blieben wir an dieser wasserreichen Stelle über Nacht. Hagaio beherrscht mit seinem Bruder Lad die Stammabtheilungen von Ruchba, Dermela und Midgan, welche den Wema-Stamm bilden. Als wir am Morgen erwachten, bemerkten wir die Spuren von zwei Hyänen welche sich in unser Lager geschlichen und unsern Betten ganz nahe gekommen waren. Unser Führer behauptete sie gesehen und mit einem Steinwurf verscheucht zu haben. Es war heute drückend heiß, und das Thermometer stand um 2 Uhr Nachmittags auf 108°.

13 Mai. Diesen Morgen kamen wir nach Gaiel, wo wir uns vor dem Wigwam und der Stallung des Dankali-Häuptlings lagerten. Unsere Erscheinung zog bald einen Haufen von Eingebornen, besonders Kinder herbei. Unser Führer gab uns einige Auskunft über die Danakil. Der Hauptstamm derselben war in früherer Zeit Ad Alli, welcher in der Nähe von Schoa wohnt, aber jetzt meistens unter die übrigen Stämme zerstreut ist. Der Sultan von Tadschurra soll zu diesem Stamm gehören. Der zahlreichste und mächtigste Stamm der Danakil ist gegenwärtig der der Modeitos, welcher aus sechs Unterabtheilungen besteht: 1) die Stadt Aussa, wo der nominelle Sultan der Modeitos residirt, welcher Humferri heißt; 2) der Stamm Galeila; 3) der Stamm Issé-hirraba; 4) Dar; 5) Kurha; 6) Harrat Budeito, welcher in der Nähe von Worra Kallu wohnt, ein muhammedanischer Wollo-Galla-Stamm in Argobba, dessen Häuptling Berru Lubo in Ain Amba wohnt, wo sich der Handel von Ost und West concentrirt.

Die Hitze war heute wieder sehr groß. Um 10 Uhr Vormittags stand das Thermometer auf 98°, nach 11 Uhr auf 105°, Mittags 105½, nach 1 Uhr 108½, vor 2 Uhr 109°, nach 2 Uhr 110°, um 3 Uhr 106°. Seit einigen Tagen hatten wir mehrere Wirbelwinde des Nachmittags. In Lukki kamen einige um 12 Uhr, worauf dann Nachmittags Regen fiel. Eine ungeheure Staubwolke drehte sich spiralförmig in die Höhe und zerplatzte dann zuletzt, alles mit sich fortreißend.

14 Mai. Wir verließen heute Gaiel, kamen mehrere Stunden über eine Höhe und lagerten uns an der Wasserstation Alibekele, wo die Danakil dieser Gegend ihre Heerden zu tränken pflegen. Das Thermometer stand nach 2 Uhr auf 103°. Am 15 blieben wir in Alibekele. Wir kauften Milch für Pfeffer und Nadeln, und Schmalz für Milzeug, das heißt blaugefärbte Basta oder Calico. Für graue indische Leinwand, die man Kafsch heißt, kauften wir ein Schaf. Die Eingebornen verlangen 16 Ellen (die Elle vom Ende des Ellenbogens bis zum Ende des Mittelfingers gerechnet) zu einer Kleidung (Toga). Der Milzeug wird hauptsächlich von verheiratheten Frauen begehrt, die sich durch die Kopfbedeckung von den unverheiratheten unterscheiden, welche die geflochtenen Haarlocken nicht bedecken.

16 Mai. Wir wurden in der Nacht abermals von Hyänen belästigt. Unser Führer erzählte uns daß die Leoparden nie eine Gegend bewohnen, wo sich Hyänen aufhalten. Als wir diesen Satz bezweifelten, erwähnte er folgende Geschichte. Er habe einmal auf seinen Reisen einen Leoparden gesehen, der, ein Schaf im Rachen habend, einer Hyäne begegnete; der Leopard floh auf einen Baum; da die Hyäne ihm dorthin nicht folgen konnte, hielt sie unten Wache. Als der Leopard einige Leute von der Ferne kommen sah, sprang er vom Baum herab, worauf die Hyäne über ihn herfiel und ihn sammt dem Schaf in Stücke zerriß, welche die Leute, vor denen die Hyäne floh, auf dem Boden liegend fanden. Er versicherte uns, die Hyänen seyen stärker als die Leoparden, welche die Menschen, aber nicht die Hyänen angreifen. Daß die letztern vor dem Menschen fliehen, weiß ich aus vieler Erfahrung. Eines Abends entfernte ich mich in Halai von unserem Lagerplatz einige hundert Schritte weit, als ich zwei Hyänen begegnete. Ich war ganz allein, und doch flohen die Bestien im Augenblick. Hr. Gobat (früher Missionär in Abessinien und jetzt anglicanischer Bischof in Jerusalem) schlief einmal zwischen einem Leoparden und einer Hyäne, beide in geringer Entfernung von ihm, die Hyäne hielt den Leoparden im Schach. Morgens warf er einen Stein nach der Hyäne, worauf sich auch der Leopard entfernte.

Mehr jedoch als die wilden Thiere sind in dieser Gegend die Ifa Somalis, die Galla und selbst die Danakil zu fürchten. Die Ifa stehlen und morden. Zwei und drei oder mehrere von den Ifas unternehmen Raubzüge, sie versehen sich hinlänglich mit Lebensmitteln, lauern auf die Reisenden welche sich von der Karawane entfernen, tödten sie und rauben ihre Kleider. Sie sind zwar gewöhnlich mit den Wemas im Frieden, aber diese nehmen sich doch vor ihnen stets in Acht. Sie dienen auch den Alla Gallas auf ihren Raubzügen gegen die Danakil. Einmal schlich sich ein Alla Galla bei Nacht auf dem Bauche kriechend in das Lager unsers Dragomans Ali Arab (der uns dieß erzählte), und war im Begriff einen Dankali zu erstechen, als man ihn entdeckte. Die Somalis gebrauchen Bogen und vergiftete Pfeile. Feuerwaffen sind in diesen wilden Gegenden noch wenig bekannt. Als ich meine Pistolen losschoß, schrieen die Leute zusammen und neigten sich auf die Erde. Die Danakil sind bigotte Muhammedaner, unsern Führer nicht ausgenommen. Er drückte mehrmals seine Verwunderung darüber aus daß die Gelehrten in Kairo uns nicht längst zum Muhammedanismus bekehrt hätten. Der Hauptsitz der muhammedanischen Gelehrsamkeit ist in Aussa, wo, wie Ali Arab sich ausdrückte, die Gelehrsamkeit so groß als ein Meer. Die Danakil aller Orten wenden sich daher in schwierigen Fällen nach Aussa, und selbst der Sultan von Tadschurra hat sich dem Gutachten der dortigen Gelehrten unterwerfen müssen. Das Thermometer stand diesen Morgen um 6 Uhr auf 78°, um 8 Uhr auf 86°, um 9 Uhr 88°, nach 10 Uhr auf 94½°, um 11 Uhr 100°, um 1 Uhr 105¼°, und 10 Minuten später 107°. Wir verließen Alibekele um 3 Uhr Nachmittags, fliegen aufwärts in westlicher Richtung, und wurden nach einer halben Stunde vom Regen überfallen. Als derselbe vorüber war, zogen wir weiter, aber mit einiger Schwierigkeit in Folge des vielen Kothes. Um 7 Uhr erreich-

ten wir die Station Adaito, wo wir übernachteten. Der Vater unsers Führers Ali Abe brachte uns eine Quantität Milch, die uns sehr erfrischte. Ali Abe's eigentlicher Name ist Ali Muhammed. Er ist ein sehr ehrwürdiger alter Mann mit weißem Bart und weißgrauen Haaren. Er spricht ein wenig arabisch.

17 Mai. Aufbruch um 7 Uhr Morgens. Unser Weg führte uns über eine steinige Ebene, wo viel Gras war, und wo wir mehrere Viehheerden und Singvögel sahen. Um halb 8 Uhr erreichten wir Hasnadera, wo sich Ali Abe, der Vater unsers Führers, aufzuhalten pflegt. Hier machten wir Halt und richteten unser Zelt auf, wozu uns einige Kinder Gras brachten, wofür sie Korallen verlangten. Wir sahen die Berge von Harrar vor uns gegen Südwesten mit Wolken bedeckt. Die Stadt Harrar soll nur 2½ Tagreisen von hier entfernt seyn. Wir waren in der Nähe der Alla Galla, welche den alten Ali Abe von seinem frühern Wohnort Errer vertrieben und sich in diesem District niedergelassen haben. Als wir den Führer fragten warum die Gallas so eine große Freude am Menschenmorden hätten, erwiederte er: „weil ihr Ansehen und ihr Reichthum in der Zahl der erschlagenen Feinde besteht. In andern Ländern fragt man nach Reichthum, Ehre u. s. w., aber unter den Gallas fragt man bloß nach der Zahl der Erschlagenen.“ Die Wemas gebrauchen bisweilen die Hülfe der Somali-Bogenschützen gegen die Gallas; ja sie haben immer eine Anzahl Somalis bei sich, aber diese reden ihre eigene Sprache und vermischen sich nicht durch Heirathen mit den Danakil. Da die letztern das Schießen für unerlaubt halten, so gebrauchen sie die Somali dazu, welche allerlei Thiere zum Nutzen der Danakil erlegen, und an gewissen Auszeichnungen zu erkennen sind ob sie Menschen oder Thiere getödtet haben. Das Thermometer war heute nach 9 Uhr 90°, um 10 94°, nach 12 Uhr 104°, vor 1 107°, um 2 Uhr 110½°.

18 Mai. Aufbruch nach halb 6 Uhr Morgens von Kleinhasnadera. Wir kamen in südwestlicher Richtung über eine Ebene, welche allmählich höher wurde. Nach halb 10 Uhr erreichten wir Großhasnadera, wo wir Halt machten. Thermometer um halb 3 Uhr 106°. Der Himmel war umwölkt. Vor 6 Uhr Abends brachen wir von Großhasnadera auf, und reisten in westlicher Richtung über steinigen Boden noch der Station Mullu, wo wir um halb 9 Uhr ankamen. Der alte Scheich Ali Abe wohnt öfters hier. Mullu ist eine ungeheure Ebene, mit Steinen bedeckt; hie und da zeigt sich etwas grünes, einige wenige Mimosen und zerstreute Hütten aus Reisig erbaut. Eine Gruppe solcher Hütten bildet eine Art Dorf. Unser Führer Muhammed Ali erklärte jetzt daß er seine Pflicht gethan und uns seinem Vater übergeben habe, welcher uns nach Esat geleiten werde. Er versprach nach der Küste zurückzukehren und unsere Briefe nach Aden oder Mocha zu besorgen. Der alte Scheich bot uns für 15 Thaler ein Maulthier an, welches wir kauften, da mein College Isenberg bisher meist zu Fuß gegangen und auch unsere Diener nicht mehr ganz wohl waren.

20 Mai. Wir nahmen heute Abschied von Muhammed Ali, mit dem wir im ganzen sehr zufrieden waren. Es war ihm offenbar darum zu thun gewesen ein gutes Zeugniß von uns zu erhalten, mit dem er sich bei den Engländern in Aden empfehlen könnte. Er wünschte das im Innern des Landes zu werden was Ali Schermarki an der Küste durch die Engländer geworden war. Wir schieden von diesem strebsamen Mann als gute Freunde, und überzeugten uns daß wir keinen bessern Führer hätten finden können. Sein Vater, der uns jetzt als Führer diente, erklärte vor der Abreise eine Escorte aus seinen Leuten mitnehmen zu müssen zum Schutz gegen die Gallas und die feindlichen Modeitos, an deren südlichen Gränzen wir vorüberreisen müßten. Der alte Mann machte die sonderbare Bemerkung: die Straße auf welcher wir gekommen seyen habe gewöhnlich kein Wasser, aber wegen unsers Zweckes sey kein Wassermangel zugelassen worden. Thermometer um halb 9 Vormittags 92°, um 1 Uhr 106°, um 2 Uhr 103°.

21 Mai. Wir verließen Mullu bei Sonnenaufgang und zogen über eine Ebene in südwestlicher Richtung. Nach halb 9 Uhr erreichten wir die Station Moderdera, von der wir nach 3 Uhr Nachmittags aufbrachen um die Wasserstation Korbetti zu erreichen, was uns aber nicht gelang. Mullu und Errer ist der Hauptsitz des Dewene-Stammes. Man unterscheidet Groß- und Klein-Mullu.

22 Mai. Diesen Morgen kamen wir an die Wasserstation Korbetti, tränkten unsere Thiere und erreichten bald nachher das Dorf Korbetti, in dessen Nähe wir Halt machten. Wir sahen die Berge Baadu und Ajalu. Letzterer muß gegen 4000 Fuß hoch seyn. Die abessinischen Berge, welche wir schon früher gesehen hatten, wurden immer sichtbarer. Sie machten einen majestätischen Eindruck auf uns. Südwestlich von Korbetti sahen wir den Berg Achmar oder die Gallaberge. Das Land zwischen uns und diesem Berg ist eine wellenförmige Ebene, welche sich von den Ufern des Hawasch bis nach Berbera an der Küste erstrecken soll. Am Berg Ajalu soll letztes Jahr eine Schlacht stattgefunden haben zwischen den Dewenikwema und den Modeitos, in welcher die letztern 700, die erstern 140 Mann, oder nach Ali Abe's Bericht die Modeitos 1500 und die Wemas 120 verloren haben. Thermometer um 1 Uhr 110°.

23 Mai. Aufbruch nach 5 Uhr Morgens. Nach 9 Uhr erreichten wir einen kleinen ausgetrockneten Bach in der Ebene Metta, wo wir Halt machten unter einem großen Baum und vielen Mimosen. Wir sahen in kleiner Entfernung mehrere Staubsäulen, wie Rauch, welche der Windwirbel in die Höhe trieb. Die ganze Gegend sah aus wie eine Manufacturstadt, wo ungeheure Dampfmaschinen in Thätigkeit sind. Das Thermometer nach 12 Uhr 103°. Ein heißer Wind blies von Nordosten. Wir verließen Metta um 3 Uhr Nachmittags. Unser Weg führte uns immer noch über die Ebene, in welcher wir Heerden von großem und kleinem Vieh sahen. Wir passirten das Beduinendorf Metta, und um 7 Abends das Dorf Kummi, und lagerten uns sodann in der Nacht in einem verlassenen Beduinenort.

24 Mai. Abreise nach 5 Uhr. Noch immer in der

Ebene Metta. Zu unserer Linken sahen wir im Südwesten in kleiner Entfernung den Berg Arrabat und westlich davon den kleinen Berg Farsis, nordwestlich den hohen Berg Assubot, welche Berge alle von Ittu-Gallas bewohnt sind, und wo Kaffee wild wachsen soll. Rechts sahen wir das Hochland von Efat. Die Ebene welche wir durchzogen hatten, endete in einem kleinen, mit Bäumen und Gras überwachsenen Thal. Hier gelangten wir an ein Beduinendorf, und begegneten auf einer Anhöhe einer Frau, welche mit ihrer Tochter auf einem Kamel ritt, das zugleich die Rippen einer Beduinenhütte trug. Die Hütten sind aus halbgebogenen Stäben gemacht und mit Matten aus Palmblättern geflochten zugedeckt. Gewöhnlich können nur ein oder zwei Menschen aufrecht darin sitzen. Wenn die Einwohner aufbrechen und anders wohin ziehen, so werden die Rippen der Hütte auf ein Kamel gebunden, welches zugleich den Hausrath, einige Küchengefäße, z. B. einen Stein zum Mahlen, einige Körbe, einige Schläuche zur Aufbewahrung der Milch und des Wassers, das getrocknete Fleisches, Butters u. s. w. zu tragen hat. Finden die Leute eine geeignete Stelle wo es Gras, Wasser und Holz gibt, so richten sie ihre Hütte wieder auf, machen eine Art runder Mauer von aufeinander gelegten Steinen, umgeben sie mit Dornen, und haben so ihre Stallung fertig für ihr Vieh, zur Sicherheit gegen Räuber und wilde Thiere.

Um halb 10 Uhr erreichten wir die Wasserstation Hamuissa, in deren Nähe wir eine Karawane von Tadschurra fanden, mit der wir zusammenreisten. In dieser Gegend gibt es viele Elephanten, welche des Nachts am Wasser trinken, daher niemand sich in dessen Nähe aufhalten kann. Thermometer Morgens 5 Uhr 69°, Nachmittags 105°. Morgens früh ist es sehr kühl; später kommen die heißen Winde, welche bis spät in die Nacht hinein wehen.

25 Mai. Abreise um 6 Uhr in westlicher Richtung über eine herrliche Ebene voll Gras und Bäumen. Seit gestern bemerkten wir ein großes Feuer auf dieser Ebene, welches, wie wir vernahmen, von selbst entstanden war. Um 9 Uhr kamen wir zu dem Dorf Klein-Mullu, zum Unterschied von Groß-Mullu. Dieses Dorf war von sehr hohem Gras umgeben, in welchem ein Reiter zu Pferd nicht gesehen werden konnte. Es war beschlossen daß wir hier ausruhen und Abends weiter reisen sollten die ganze Nacht hindurch, um bald an den Hawaschfluß zu kommen; allein als wir in Mullu ankamen, vernahmen wir daß wir hier übernachten und erst am nächsten Morgen abreisen würden, da die Karawane sich vor den Gallas fürchtete, welche bei Nacht ihre Angriffe machen, weßhalb die Karawane das Reisen bei Tag vorziehen wollte. Wir hörten daß es nächstens zu einer Schlacht zwischen den Danakil und Gallas kommen werde. Allein die Danakil sind so veränderlich und lügenhaft, daß wir uns auf keines ihrer Worte verlassen konnten. Alle ihre Plane wissen sie mit Lügen, unter dem Vorwand feindlicher Verhältnisse, zu decken. Bald nachdem wir uns gelagert hatten, sahen wir vier Elephanten unter einem Baum im Grase nicht weit von unserm Lagerplatz. Von einem Baum aus beobachteten wir sie eine Zeitlang, wie sie ihre breiten Ohrlappen auf eine klappende Weise hin und herbewegten und mit ihrem Rüssel Staub in die Höhe warfen. In Begleitung unsers abessinischen Dieners Workie suchte ich den Thieren so nahe als möglich zu kommen, konnte aber wegen des hohen Grases sie nicht recht sehen, während Workie auf einen Baum stieg und zweimal auf sie feuerte. Beim zweiten Schuß wurde der größere Elephant getroffen, aber nicht tödtlich. Alle vier nahmen jetzt die Flucht. Später erfuhren wir daß der angeschossene Elephant todt gefunden worden sey.

Diese Gegend ist reich an wilden Thieren. Wir kauften eine Zebrahaut für fünf Nadeln und einige Pfefferkörner. Das Zebra soll hier getödtet worden seyn; unsere Leute wollten letzte Nacht die Stimme eines Zebra's gehört haben. Wir konnten viel Milch kaufen für Nadeln, Datteln, Pfeffer und Schnupftabak, den die Danakil leidenschaftlich lieben. Thermometer nach halb 4 Uhr 102°.

26 Mai. Wir konnten diesen Morgen nicht abreisen, da die Karawane welche mit uns gehen sollte, wegen Mangels an Kameleen nicht bereit war. Unsere Leute wollten nicht allein gehen aus Furcht vor den Mobeitos, von denen gestern drei Spionen hier gewesen seyn sollen. Thermometer nach Sonnenaufgang 66°. Die Nacht war kühl. Augenkrankheiten sind hier sehr häufig, wahrscheinlich in Folge des Staubes, mit welchem die Atmosphäre beständig erfüllt ist. Ein starker Staubwirbel drehte sich gegen unser Zelt und warf es um, nachdem wir es kaum verlassen hatten.

Um 3 Uhr Nachmittags verließen wir Klein-Mullu und zogen wieder über eine große Ebene, wo wir zuerst hohes Gras und dann zerstreutes Gebüsch fanden; der Boden schien fruchtbar zu seyn. Hie und da sahen wir die Spuren von Elephanten. Gegen 9 Uhr Abends erreichten wir die Station Berbuda, ein Name der zugleich einen Theil der großen Ebene bezeichnet, welche wir durchreist hatten. Wir sahen mehrere Beduinenhütten.

27 Mai. Einige Häuptlinge des Dankali-Stammes Takil kamen zu uns und baten um Tabak. Die Takils wohnen unter dem Namen Hamuissa, Maschaich und Hassoba in dieser Gegend. Alle diese Stämme, sowie die Dondametta, Abeli oder die Terra, die Duttagurra, die Nakur und Adaneito gehören zu dem Haupt-Stamm Deweneekwima. Wir verließen Berbuda diesen Morgen um halb 6 Uhr, und passirten den andern Theil der Ebene, der Halakdiggi heißt. Wir sahen hier viele Thiere, hauptsächlich Zebras, Besas [1] (Strepticeros Agasia), Salas (Oryx capensis), Balors (arabisch abu el kurun) und andere Gazellenarten; auch sahen wir zwei Straußen. Um 9 Uhr kamen wir zu dem Lagerplatz Hanni, wo wir Wasser und Bäume fanden, unter deren Schatten wir uns lagerten. Unsere Karawane war in großer Furcht vor einem Angriff der Galla und Mobeitos. Unser Führer ermahnte uns beständig unsere Gewehre bereit zu halten. Die Rich-

[1] Aus der dicken Haut des Besa bereiten die Danakil ihre Schilde, welche im Durchmesser 14—20 Zoll haben. Ein Schild kostet etwa einen Conventionsthaler, der aber durch blauen Kaliko entrichtet wird.

tung unſers Wegs war gerade Weſt. Thermometer nach 12 Uhr 100°.

Die Eingebornen pflegen die Straußen vermittelſt eines gezähmten Straußen zu jagen. Sie ſetzen letztern mit gebundenen Füßen in die Nähe eines Gebüſches, hinter welchem ſich die Jäger verbergen können. Wenn die wilden Straußen herbeikommen und ſich dem zahmen nähern, werden ſie von Gebüſch aus geſchoſſen. Zuweilen gebrauchen die Eingebornen eine Art Flöte, welche dem zahmen Straußen gleichſam ein Zeichen gibt ſeine Stimme hören zu laſſen, welche die wilden herbeizieht in die Nähe des Gebüſches.

28 Mai. Abreiſe von Hanni nach 2 Uhr Morgens über einen unfruchtbaren Theil der Ebene, und baldige Ankunft in Groß-Halaldiggi. Von dort paſſirten wir nach Sonnenaufgang eine Höhe, wo wir die Berge von Efat ganz deutlich ſehen konnten. Von dieſer Höhe ſtiegen wir in das Niederland von Klein-Halaldiggi [1] herab, wo unſere Karawane Halt machen ſollte, aber unſer Führer Scheich Ali war dagegen; weßhalb wir weiter reisten. Nachdem wir das Thal von Klein-Halaldiggi paſſirt hatten, ſtiegen wir einen Hügel hinan der zu der Bergreihe gehört welche den öſtlichen Saum des Hawaſchthales bildet. Wir kamen ſodann in das tiefe und weite Thal des Hawaſch, in welchem wir von einer Anhöhe einige Theile des Fluſſes an den Bäumen und grünen Stellen erkennen konnten. Es war klar daß die ausgedehnten Alluvial-Ebenen von Mullu und Berduda, die mit Gras bedeckt und durch kleine Bäche und Sümpfe durchſchnitten ſind, in die Hawaſch-Ebene ausmünden, nachdem ſie dann und wann durch Hügel und ſteinigen Grund unterbrochen worden ſind. Auch war es nicht zweifelhaft daß die öſtliche Ebene des Fluſſes den jährlichen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſeyn muß. Das Thal von Klein-Halaldiggi wird von den Danakil auch der große Hawaſch genannt. Es iſt eine Stunde breit, ſehr eben und mit Gras bedeckt, und ſcheint von den Gallabergen an weit nach Norden ſich auszudehnen, wenigſtens bis zu den Bergen Ajalu und Baadu.

Am Fuß des Berges, von dem aus wir den Hawaſch erblickten, führte der Weg durch einen Wald von Mimoſen, von welchen unſere Leute eine gute Quantität Gummi arabicum ſammelten. Nachher lagerten wir uns auf der Station Debhille, in deren Nähe die Bäume auf einer Seite des Thales voll Vogelneſter hangen, oft 40—50 auf einem Baum. Es war der langſchwänzige Loxia, deſſen Neſter man ſchon auf den Bäumen an den Ufern des Tſchekaitoſluſſes bei Gulamo ſehen kann.

29 Mai. Aufbruch nach 4 Uhr Morgens in ſüdweſtlicher Richtung und Ankunft am Hawaſch (wohl abzuleiten von dem äthiopiſchen Wort Hawaſa, ſich bewegen, rennen, fließen, alſo der Bewegende, Renner, Fließende) nach 6 Uhr, auf einem Weg der ſich durch einen dicken Wald hindurchwand. Nachdem wir allmählich in das Flußthal hinabgeſtiegen waren, kamen wir zuerſt in eine Gegend, die mit hohem Gras und dünnem Gehölz bewachſen war. Je mehr wir uns aber dem Fluß näherten, nahm die Maſſe der hohen Bäume und des Geſtrüppes zu; Tamarisken und Akazien waren ſehr zahlreich. Wir bemerkten Schaaren von Perlhühnern und fanden die friſchen Spuren der Elephanten auf unſerem Weg. Wir hörten den Schrei eines Zebra und das Schnauben der Flußpferde in dem Strom, der ſtill und geräuſchlos in ſeinem lehmigen und ſandigen Bette nach Norden und Nordoſten dahinfließt, unter dem Schatten der hohen Bäume, auf denen wir zahlloſe kleine Paviane (Cercocebus griseo-viridis) ſpielen ſahen. An dem Ufer, das 15—25 Fuß hoch iſt, angekommen, machten wir ſogleich Anſtalt über den ſchönen Fluß zu gehen, deſſen Waſſer eine kothigbraune oder rothe Farbe hat, und 2—4 Fuß tief war. Zur Regenzeit überſchwemmt er das Land weit umher. Er war da wo wir überſetzten 50—60 Fuß breit. Die Ufer waren da wo unſere Paſſage (Melkukuju) ſtattfand, etwas künſtlich erniedrigt, ſo daß die Kamele hinab- und hinauf ſich bewegen konnten. Wenn man annimmt daß der Fluß, wie ich ſpäter auf einer Expedition des Königs von Schoa erfuhr, wenigſtens 6000 Fuß hoch, im Land der Mätſcha-Gallas ſeine Quelle hat, und daß er hier beim Eingang nach Efat, welche Provinz eigentlich am Hawaſch beginnt, über 2000 Fuß über dem Meer liegt, ſo müſſen bedeutende Waſſerfälle in ſeinem Lauf, der von ſeiner Quelle an bis an ſein Ende etwa 130 Stunden beträgt, vorhanden ſeyn, und das Waſſer ſich ſchnell vorwärts bewegen, was auch wirklich der Fall iſt; daher er mit Recht der ſchnelle Beweger oder Läufer (Hawaſch) genannt werden kann. Oeſtlich vom Hawaſch wohnen die Alla, Nuli, Iſſu, Babili, Guti, Tarſu, Butira und Giri, Galla und die Modeitos, weſtlich dagegen die Ad Alli oder Burhanto und andere Danakil, welche der König von Schoa gewiſſermaßen als ſeine Unterthanen betrachtet. [1] Was das Ende des Hawaſch betrifft, ſo ſoll er ſich bei Auſſa theils im Sand, theils in mehreren Seen verlieren, wo das Waſſer entweder verdunſtet, oder auf unterirdiſche Weiſe verſchwindet. Ohne Zweifel hat der Fluß früher die Küſte erreicht, bis ihn durch die vulcaniſchen Gewalten welche den Salzſee bildeten, ein Riegel vorgeſchoben wurde durch die Hebung des Landes der Küſte zu. Da der Fluß bei Auſſa nach den jährlichen Ueberſchwemmungen einen fruchtbaren Bodenſatz zurückläßt, ſo wird es für die Bewohner leicht die Gegend anzupflanzen mit verſchiedenen Getreide-Arten.

Schwierig iſt der Uebergang über den Hawaſch zur Regenzeit, da die Leute keine Boote haben. Sie ſuchen ſich jedoch zu helfen dadurch daß ſie ihre Waſſerſchläuche mit Luft anfüllen, ſie in Reihen zuſammenbinden und Reiſig darüber legen, worauf ein guter Schwimmer mit einem langen Seil über

[1] Der Myrrhenbaum (Balsamodendron Myrrha) iſt nicht ſelten in Klein-Halaldiggi. Er iſt ein kleiner Strauch von dunkelgrünen Blättern. Wenn man Einſchnitte in die Stamde macht, fließt ein bitterer Milchſaft heraus, welcher ſich zu dem harzigen Gummi bildet, das die Eingebornen für Tabak u. ſ. w. verkaufen. Es gibt noch eine andere Stande, die aber größer iſt, welche eine geringere Qualität Myrrhen-Gummi liefert. Beide Arten heißen die Danakil „Hofali."

[1] Andere Danakil-Stämme weſtlich von Hawaſch ſind Gibdoſa am Berg Rafa, Muffa, Ulueito und Girolaſſo; dieſe wohnen in der Nähe des Vulcans Fanſalli.

den Strom schwimmt und die Flöße auf das andere Ufer hinüberzieht. Das schwerste ist, die Kamele, Esel u. s. w. hinüberzubringen, da diese Thiere sich weigern in das Wasser hinabzusteigen, das voll ist von Krokodilen und Nilpferden. Nicht selten werden einzelne Thiere vom Strom fortgerissen.

In der Nähe des Hawasch sind vier oder fünf Seen; der See Dabelli ist kaum einige hundert Schritte vom westlichen Ufer des Stromes entfernt. Er ist voll von Nilpferden und Krokodilen. Unsere Leute tödteten ein neun Fuß langes Krokodil. Wir schossen auf einige der auftauchenden Nilpferde, aber ohne tödlichen Erfolg. Die Danakil essen das Fleisch der Nilpferde. Aus der Haut machen sie Schilde u. s. w., und die Zähne verkaufen sie. Die Seen sind mit hohen Bäumen und Gebüsch umgeben. Einige haben kleine Inselchen, wo man Schaaren von Vögeln, namentlich Flamingos, Reiher, wilde Gänse und Enten, und andere Wasservögel sehen kann. Außer dem See Dabelli sind die wichtigsten See: der Nilabello, der einer eingemauerten Cisterne gleicht und ohne Zweifel ein alter Krater war. Sein Wasser ist bitter und hat einen Schwefelgeschmack. Merkwürdig ist daß dieses Wasser die Eigenschaft hat den größten Schmutz der Kleider zu reinigen; daher unsere Leute es nicht unterließen ihre Kleider am Nilabello weiß zu machen.

30 Mai. Abreise von Hawasch nach 4 Uhr Morgens. Wir marschirten zuerst über leichte Hügel, die mit Sand und Asche, bisweilen mit schwarzer Lava bedeckt waren. Auf unserem Wege sahen wir einige Hyänen und ein Zebra. Letzteres floh schon auf einer Entfernung von 250—300 Schritten. Die Gegend, durch die wir zogen, heißt Dofan. Wir passirten ein Beduinendorf mit Namen Melkakuja, welches wahrscheinlich dem Ueberfahrtsort am Hawasch den Namen gegeben hat. Da jedoch das Wort Melkakuja in der Gallasprache „Ueberfahrt, Durchgang, Furte“ bezeichnet, so mag das Dörfchen darnach benannt worden seyn. Nachdem wir mehrere Wälder passirt hatten, wo es Thiere in Menge gibt, und wo wir die wirbelnden Töne von vielerlei Vögeln hörten, gelangten wir um 9 Uhr an den grossen See Le Abo (weißes Wasser, oder Le Atu sehr fernes Wasser), welcher von Akazienbäumen und anderem Gesträuch umgeben ist. In der Mitte des beinahe eine Stunde breiten Sees sieht man häufig den Judendorn (Lotus) sich erheben. Vom See an zogen wir westlich und lagerten uns um 11 Uhr in Affeboti, in einer grossen sandigen Ebene, wo es Akazien in Menge gibt. Wir sahen viele Perlhühner, Trappen und Rebhühner, auch kleine Antilopen, Bahors u. s. w. Nach 3 Uhr Nachmittags setzten wir unsere Reise fort, während die Karawane, die uns bis hieher begleitet hatte, zurückblieb. Am Abend lagerten wir uns in Aftonti. Auf dem Weg sahen wir mehrere Besas, schöne Thiere, welche in der Größe einer Kuh, aber in der Form einem Hirsch gleichen, mit aufrechten Hörnern. Ihr Fleisch ist eine Delicatesse. Diese Gegend gleicht einem Cactusgarten. Auf dem Kiesboden sieht man eine Masse Aloë, Lilien und Akazien.

(Schluß folgt.)

Neu-Granada.

Tropische Landschaftsbilder.

(Bearbeitet n. d. Rev. des 2 mondes.)

Zu Santa-Martha hatte ich das granadinische Leben von seiner friedlichsten und anmuthigsten Seite kennen gelernt. Zu Rio-Hacha erwarteten mich ganz verschiedene Scenen: als Vorposten der Civilisation ist diese Stadt nur durch die Flußmündung von den Stämmen der Wilden getrennt, den nomadischen Goajiren, den fleißigen und furchtsamen Aouaten. Die Stadt, von minder regelmäßiger Anlage als Santa-Martha, hat indeß den Vorzug nicht in Trümmer zu zerfallen; ihre von ziegelgeplatteten Trottoirs eingefaßten Straßen, zwar staubig und nicht nach der Schnur gezogen, dringen jedes Jahr weiter in das Feld hinaus, und die Einwohnerzahl übersteigt schon 5000 Seelen, für eine Küstenstadt eine beträchtliche Bevölkerung. Die meisten Häuser sind aus Holz oder Luftziegeln gebaut und mit Palmblättern bedeckt, müssen aber oft ausgebessert werden, der heftigen Regen wegen welche die Mauern auswaschen. Die einzigen steinernen Gebäude sind das Zollhaus, die Scheune, welche dem gesetzgebenden Körper der Provinz als Palast dient, und die Kirche, ein ziemlich großer Bau, an dem während vier Jahren gearbeitet wurde. Ein einziges der drei Forts welche die Stadt zur Zeit der Spanier geschützt haben besteht noch, die andern beiden wurden von den Fluthen weggespült, so daß nur noch ihre Grundlagen wie Klippen aus dem Wasser ragen. Es scheint als ob eine allmähliche Senkung des Bodens gegen das Meer zu vor sich gehe, das auch schon eine der hübschesten Straßen verschlungen hat.

Die Ebene von Rio-Hacha kann ungefähr nach jeder Richtung sechs granadinische Meilen messen, sie wird gegen Westen durch die Sierra-Nevada, und gegen Süden durch die Porphyrberge der Sierra von San-Pablo, gegen Osten durch den Fluß, dem die Stadt ihren Namen verdankt, begränzt, und der sie von den Einöden und den Sümpfen der goajirischen Halbinsel scheidet. Am Fuße der Höhen und längs der Ufer ist diese Ebene ungemein fruchtbar, aber in der nächsten Umgebung der Stadt macht der Mangel an Süßwasser und der sandige Boden allen Versuch zum Anbau sehr zweifelhaft; an dem Flußufer, das ihm günstig wäre, kann man sich nicht niederlassen wegen der schlimmen Nachbarschaft der Indianer. Diese Umgegend ist ein Dickicht von stachlichten Bäumen und Büschen, welche auf den Dünen, längs der alten Meergestade, um übelriechende Sümpfe wachsen. Weite Erdrisse, Barrancos, die das Regenwasser in dem Untergrunde von rothem Lehm ausgewaschen hat, welche sich gegen das Meer zu verbreitern, durchschneiden die Ebene nach allen Richtungen, und machen selbst für den unermüdlichsten Jäger den Weg sehr mühsam. Obgleich alljährlich zu Verbreiterung und Verbesserung der Straßen Subsidien votirt werden, kann man doch nur zu Fuß oder zu Pferde nach den Dörfern im Innern gelangen; auch würde man auf dreißig Stunden in der Runde kein einziges Wägelchen aufzutreiben vermögen. Nur der eng-

lische Vice-Consul und Primer Caballero am Orte besitzt einen Wagen, gleichsam das Symbol seiner Macht.

Da in das Dickicht nicht einzudringen ist, und die Fußpfade, in welche man bis auf das Knie im Sande versinkt, nicht zu begehen sind, haben die Cimvohner der Stadt keinen andern Spaziergang als den Rand des Gestades, welches jede Woge mehr verflacht und mit Muscheln überstreut, oder den Hafendamm, der unter dem Wellenschlag erzittert. Die Rhede von Rio-Hacha ist außerordentlich reich an animalischem Leben. Das Meer wimmelt von Medusen, und unter dem Seegras, das die Wasserfläche in eine Prairie verwandelt, treiben sich zahllose Riesenschildkröten umher; Wasserraben, im Laude Buzos genannt, tauchen schwerfällig unter, von Schwärmen flatternder Pangatangas umkreist, welche sich oft auf dem Rücken der plumpen Vögel niederlassen, und geduldig abwarten bis sie eine Beute erhascht haben, um sie ihnen wegzustehlen. Allabendlich ziehen geschlossene Flüge von Taucher-vögeln wie Heereshaufen nach den Sümpfen westlich am Fuß der Sierra-Nevada, des Morgens kehren sie in derselben Ordnung zurück. Im Westen zeigt sich oft der Haifisch, Doraden und andere Fische verfolgend, ohne daß die Badenden sich dadurch in ihrem Unhertreiben stören lassen. Ihre Angriffe auf Menschen sind höchst selten, und die Tintoreras, die furchtbaren Pantoffelhaie, fehlen ganz auf dieser Rhede, deren Gewässer wahrscheinlich für ihre Raubzüge nicht Tiefe genug haben.

An beiden Enden der Stadt finden sich die Schlachthäuser, scheußliche Orte, denen, obgleich sie unter dem Winde errichtet sind, stets ein pestilenzialischer Gestank entströmt. In dem einen werden die magern Ochsen welche den Goajiren-Indianern abgekauft werden, geschlachtet, in dem andern, einem weiten Schuppen, hängen die Schildkröten oft wochenlang unter dem Blätterdache, bis ihre riesige Schale mit der Art gespalten und ihrem Leiden ein Ende gemacht wird.

Während des 17ten und 18ten Jahrhunderts war Cindad de la Hacha berühmt wegen der Wohlhabenheit ihrer Goldschmiede, Perlenbohrer und Geldwechsler, welche zu beiden Seiten der jetzt versunkenen Calle de la Marina ihren Reichthum zur Schau trugen, den sie dem Handel mit Perlen verdankten, welche von den Indianern drei Meilen nordöstlich von der Stadt am Cap de la Vela gefischt wurden. Damals war la Hacha auch der Zielpunkt der antillischen Seeräuber, welche die Stadt im Laufe von zwei Jahrhunderten eilfmal geplündert und verbrannt haben, aber trotzdem erhob sie sich stets wieder aus den Ruinen. Jedoch bei der Expedition des Admirals Vernon gegen Cartagena, der für immer ihren Handel zerstören wollte, sandte dieser mehrere Kriegsschiffe, welche alle Perlenbänke dieser Gewässer zerstörten, indem sie dieselben Monate lang schleiften. Seitdem sollen die Perlenmuscheln weit seltener geworden seyn, und diese Abnahme, mit dem großen Sinken der Preise für ächte Perlen verbunden, hat die Wichtigkeit dieser Handelsstadt sehr vermindert. Gegenwärtig sind etwa noch ein Duzend Indianer mit dieser Fischerei beschäftigt, und nur ein einziger Juwelier, ein Greis, gibt sich mit Fassung derselben ab; für einige Pesetos verkauft er sehr niedliche Schmuckſachen.

Der Handel der Stadt besteht hauptsächlich in Farbhölzern, welche die Indianer und Bauern aus den innern Provinzen auf Maulthieren herbeischaffen; in Körnern des Dividivi (Coulteria tinctoria), einem Gerbstoff, in Häuten, und seit einigen Jahren in Kaffee und Tabak. Die Haupteinfuhr sind Lebensmittel; New-Yorker-Schiffe bringen Mais und Mehl; die Dörfer aus der Sierra-Negra senden Kaffee und Früchte; Vibulla, ein kleiner Hafen gegen Westen, Banauen und Cacao; die Goajiren-Indianer liefern Schlachtvieh; das Meer spendet seine zahllosen Fische, Schildkröten und kleinen Schalthiere. Obgleich für ihre tägliche Ernährung ganz von außen abhängig, steht dieser Stadt dennoch eine glänzende Zukunft bevor, da sie eine der nächst ungefunden der Küste, die natürliche Mündung eines ungeheuren Landstriches ist, der sich rasch bevölkert. Alle Erzeugnisse der Sierra und des fruchtbaren Bassins von Valle-Dupar, der goajirischen Halbinsel können nur durch Rio-Hacha ausgeführt werden; früher oder später werden auch die Producte des obern Magdalena, der Lagune von Maracaibo, verhundertfältigt durch den Ackerbau, großentheils diesen Weg einschlagen. Mehrere reiche jüdische Handelsleute aus dem holländischen Curaçao haben mit der ihrem Volk eigenen Spürkraft diese künftige Bedeutung errathen und Succursale dort angelegt, und schon ist der Hauptverkehr in ihren Händen. Leider fehlt ein Hafen dieser Stadt, die nur eine offene Rhede besitzt, wo die Dreimaster eine oder zwei Meilen von der Küste ankern können. Dieser Uebelstand, verbunden mit der schwachen Fluth, verhindert die Dampfschiffe häufig nach Rio-Hacha zu kommen.

Ausgenommen in der letzten Zeit, wo die Rivalität von Santa-Martha mit ersterer Stadt einige bedauernswerthe Tumulte erregt hat, war Regierung und Verwaltung von Rio-Hacha in ihren Functionen nie gestört worden. Wie in den andern granadinischen Städten, kann ein Fremder jahrelang in dem Lande verweilen ohne daß er an die öffentliche Gewalt erinnert wird; es gibt weder Soldaten, Polizei-Agenten, Zollbediente in Uniform noch Steuereinnehmer und andere Beamte, die sich durch irgendein äußeres Zeichen von den übrigen Bürgern unterscheiden. Die Ausgaben der Stadt werden durch das Tonnengeld und die Abgaben der Handelsschiffe für den Leuchtthurm bestritten.

Die Nationalfeste werden gewöhnlich durch große Bälle gefeiert, welche auf dem öffentlichen Platz Urbi et Orbi stattfinden. Der Jefe Politico, ein Tischler, richtet dann Pfähle auf, hobelt Plantanen, befestigt Draperien, schlingt Guirlanden, und entfaltet die Fahnen. Der Mond beleuchtet allein diese Tanzgesellschaften, wo der Reigen sich um die grünumwundenen Säulen schlingt, und die Frauen, das schwarze Haar mit Blumen und Blätterwerk geschmückt, ihren ganzen südlichen Liebreiz entfalten; sobald die Musik ausbört, fällt das Meer ein mit seiner ernsten Stimme. Die glänzendsten Feste indeß sind die Processionen zu Ehren der Santissima Virgen de los Remedios, welche in den Augen der Bewohner dieser Stadt für eine weit mächtigere Patronin gilt als die Mutter

der Schmerzen oder der Tugenden. Ehedem war sie in der Kirche durch eine silberne Statue, mit Perlen bekleidet, vertreten; allein vor langem schon wurde durch einen dem Spiele ergebenen Priester dieses kostbare Standbild einem Juden von Curaçao verpfändet, und wahrscheinlich ist es zu dieser Zeit in Barren oder Fünffrankenstücke verwandelt.

Die neue Statue, aus Holz gedrechselt, mit einem Puppenkopf versehen, wird das ganze Jahr hindurch nicht im geringsten beachtet; aber an dem großen Festtage umkleidet sie plötzlich für vierundzwanzig Stunden die Wunderkraft ihrer Vorgängerin. Eine lärmende Menge, besonders aus Weibern und Kindern bestehend, drängt sich von früh Morgens in die Kirche um die Jungfrau zu schmücken und ihr Kränze zu flechten; wenn sie mit ihrer ganzen Pracht bekleidet ist, wird sie im Triumph davongetragen, und die Procession bildet sich: die wichtigsten biblischen Figuren treten auf: Jesus Christus mit falschem Bart und Flittern um das Haupt, Lazarus in Wahrheit mit Ausſatz bedeckt, Judas, der Erzschelm, eine Puppe in modernster Kleidung; Simon von Cyrene unter der Kreuzeslast erliegend, durch Branntwein gestärkt, Engel, zahllose Teufel, welche die Zuschauer durch ihre Grimassen und Sprünge ergötzen. Ueber der Hauptgruppe sieht man hoch erhaben das Standbild der Jungfrau, welche ihre Arme bewegt, die Augen verdreht und mit den Lippen zittert; am Meeresufer angelangt, unterläßt sie niemals ihre goldpapierene Krone abzunehmen und in die Fluthen zu werfen. Alsbald stürzen sich nackte oder in Lumpen gekleidete Straßenjungen ins Wasser, um das Kleinod wieder aufzufischen und der Madonna aufs Haupt zu setzen, welche es aufs neue von sich schleudert zum großen Ergötzen der Menge. Dieß nennt man Milagros, Mirakel, und das Fest ist um so glänzender, je öfter das Standbild dieses Wunder vollbringt. Sobald die mirakulöse Jungfrau wieder in ihre Nische gebracht ist, drängt man sich um die Gliederpuppe, welche den Verräther darstellt; sie wird mit Verwünschungen und Schmähungen überhäuft, mit Koth beworfen, von Säbelhieben zerfetzt und zuletzt an einem Pfahl vor dem Hause des verhaßtesten Juden aufgehängt, wo man sie mit Kugeln durchbohrt, bis sie gänzlich zerstört ist. Des Abends große Reunion auf dem öffentlichen Platz, Hahnengefechte vor den Schenken und Tanz in den Straßen von Bootsführern und Peones.

Diese Vorliebe für mimische Aufzüge, welche jedoch im Abnehmen ist und zu Rio-Hacha sich nicht mit der in columbischen Städten vergleichen läßt, bedingt keineswegs einen nächtigen Glauben; ja diese Mirakel werden hier mit einem gewissen spöttischen Unglauben gefeiert, mehr weil sie zu dem Programm des Festes und den Ueberlieferungen der Stadt gehören. Man erzählt nämlich, wie bei dem letzten Piratenüberfall zu Rio-Hacha die erschreckte Menge nach dem Ufer geeilt sey, mit dem verehrten Bild der Jungfrau, um die Gefahr zu beschwören. Die Statue warf ihre goldene Krone weit hinaus in das Meer, die Wogen zogen sich ehrerbietig vor diesem heiligen Gegenstand zurück, und in ihrem heftigen Zurückweichen verschlangen sie die Fahrzeuge der Räuber; so wurde die Stadt gerettet. Seitdem muß die Virgen alljährlich eine Wiederholung ihres Wunders darstellen, und das Volk erfreut und begeistert sich an dem Mirakel, das von ihm selber ausgeht.

Die Markern welche der Verräther Judas ausstehen muß, dürfen in einem Lande nicht befremden wo die Juden den größten Theil des Handels in Händen haben und die Zinsen sich auf zwei bis vier Procent des Monats belaufen. Diese sogenannten religiösen Gebräuche, welche im Grunde nur eine plumpe Dichtung und Geschmack an Flittern und Lärm sind, bilden ungefähr den ganzen Rest des alten Glaubens unter den Mischvölkern der granadinischen Küste. Auf den Hochebenen des Innern und in der Republik Ecuador, wo die Abkömmlinge der Eingebornen noch die Massen des Volkes ausmachen, ist der Aberglaube weit lebendiger und hat etwas strengeres und unwandelbares. Es gibt Provinzen wo die Priester noch solchen Einfluß ausüben daß die Pfarrkinder die Zehnten entrichten, ungeachtet der Aufhebung dieser Abgabe.

In den Districten der Küste hat diese Aufhebung und die völlige Trennung von Kirche und Staat nicht wenig dazu beigetragen den Eifer der Gläubigen zu erschlaffen und die Geistlichen unbeliebt zu machen. Diese glaubten sich genöthigt den Casualtarif zu erhöhen, die Kirchenparamente sich zuzueignen und Sammlungen zu ihren Gunsten zu veranstalten. Die Folge davon war daß ihre Beichtkinder ihre große Unwissenheit zu gewahren anfiengen, und skandalöse Gerüchte verbreiteten sich mit mehr Gusto als je; ja es gieng bis zum Aufruhr, und in manchen Gemeinden wurden die Kirchen niedergerissen. Zu Camorrones, einem Dorfe von mehr als 1200 Seelen, wurde seit zehn Jahren kein Gottesdienst abgehalten. Zu Rio-Hacha ist es noch nicht so weit gekommen, vielleicht aus Eitelkeit der Bewohner, welche stolz sind auf ihre prächtige Kirche; aber diese wird immer leerer, und die Männer betreten sie nur bei Leichenbegängnissen, Taufen und dergleichen Feierlichkeiten.

Die meisten der Ehen werden nicht durch den Priester eingesegnet, und es findet weder eine kirchliche noch bürgerliche Formalität statt. An die compromettida knüpft sich keine Unehre, sie genießt desselben Ansehens wie legitime Frauen, auch haben ihre Kinder dieselben Rechte, und wenn ihr Genosse ihr untreu wird, nimmt die öffentliche Meinung sie mit fast mehr Nachdruck in Schutz, als wenn sie das sacramentale Ja vor dem Pfarrer und dem jefe politico ausgesprochen hätte. Nichts ist trügerischer als ein Urtheil über ein Land nach vorgefaßten Meinungen. Manche unserer Sittenrichter würden sich freilich beim ersten Anblick dieses Gesellschaftsverbandes, wo die Gränzen der Ehe so unbeutlich bezeichnet sind, sehr empört fühlen und mit Ekelnamen diese Frauen bezeichnen, welche in ihren kurzen Röckchen ihre Waschungen gleichsam öffentlich und zuweilen mit einer Flüssigkeit vornehmen, welche die Duegnas in Sevilla des Nachts den Mandolinenspielern auf die Köpfe schütten; aber es ist dennoch wahr daß ungeachtet der Gewalt südlicher Leidenschaften diese Gesellschaft dem Aeußern nach so shocking, mindestens eben so sittenrein ist als die unsere, denn die

kalte und anständige Verworfenheit, jene offene Wunde unsers modernen Lebens, ist ihr gänzlich unbekannt.

Rio-Hacha ist den Goajiren ganz preisgegeben, und diese könnten die Stadt leicht vernichten, allein sie verschonen sie, weil das Interesse mächtiger bei ihnen ist als der Rachegeist; sie können der Lebensmittel und Waaren nicht entbehren die sie dort finden, und welche ein langer Gebrauch ihnen zum Bedürfniß gemacht hat. Wenn der Handel plötzlich aufhörte, läge die Stadt des andern Tages in Asche.

Um diese Indianer in ihrer ganzen malerischen Schönheit zu bewundern, muß man des Morgens sich an die Mündung des Flusses begeben, die ein paar Steinwürfe von dem östlichen Theile der Stadt entfernt ist. Hier in einem stets wechselnden Bassin, das die Mischung von süßem Wasser mit der Salzfluth bildet, sammelt sich ein großer Theil der städtischen Bevölkerung zum Bade; dieses Gedränge beider Geschlechter ist nicht zu verneiden, denn oberhalb der Mündung finden sich Krokodile in dem Flusse; und in dem Meer, wo zwar die Nachbarschaft der Haie nicht gefährlich, aber auch nicht angenehm ist, würden die Medusen oder Meernesseln das Bad zur Folter machen.

Dieser Fluß, eine lange Strecke mit dem Meeresufer parallel laufend, wird von der Küste nur durch einen schmalen Sand- und Muschelstreifen geschieden, über welchen die Wellen schäumen. Dieser Aufwurf, den das Anprallen der Wogen wie eine Mauer befestigt, ist der Pfad den die langen Züge der Goajiren verfolgen, welche die Stadt mit Schlachtvieh, Fischen, Schildkröten, Holz und Kohlen versehen, und Farbhölzer, Salz ꝛc. liefern. Von ferne bietet diese unabsehbare Reihe von Menschen und Thieren, die oft aus mehreren Tausenden besteht, einen gar seltsamen Anblick dar, es ist als ob ein ganzes Volk über das Wasser schreite. An der Barre der Mündung halten die Pferde an, schütteln die Mähnen und schnobern nach dem schäumenden Wasser; die Weiber, in ihre blauen Mäntel gehüllt, breite Strohhüte mit rothen Troddeln geschmückt auf dem Kopfe, ziehen die Füße gegen sich und kauern nach türkischer Weise auf dem Sattel, ihre Kinder in den Armen haltend. Die Familienhäupter und Greise schürzen ihre Kleider auf, und in einer Hand den Bogen oder die Flinte, in der andern den Zaum des scheuen Pferdes, ziehen sie dasselbe durch die Strömung, deren Schaum sie umwirbelt; die jungen Leute, wohlanständiger als die sogenannten civilisirten Städterinnen, knüpfen eine Binde um die Hüften und stürzen sich in den Fluß, den sie gleichmüthig in dem kreischenden Gewühl kleiner Neger durchschwimmen, andere bändigen scheue Stiere oder störrige Esel, welche nicht durch die Brandung hindurch wollen. Jenseits dieses Schauspiels, von dem strahlenden Lichte der heißen Zone beleuchtet, dehnt sich das endlos blaue Meer aus; in der Ferne zeigt sich die alte zerfallene Veste, die Häuser von Rio-Hacha, da und dort von Cocospalmen beschattet, dann die duftigen Berge der Sierra mit ihren Gletschern. Des Abends überschreitet die Karawane abermals den Fluß, um die Nacht in ihren zerstreuten Ranchos zuzubringen.

Die Goajiren bewohnen eine Halbinsel von 15,000 Quadrat-Kilometern ungefähr, in der Länge hat sie 220 Kil. und hängt mit dem Festland durch eine zum Theil sumpfige Erdzunge zusammen, die 60 Kilom. breit ist. Im Innern erhebt sich der Bergstock von Macuire, den eine Hügelreihe mit den letzten Ausläufern der Anden verbindet. Einige Bäche welche dem Macuire entquellen, verlieren sich in dem Sande der Fläche. Zwei treffliche Häfen und vollkommen geschützt, El Portete und Bahia Honda, öffnen sich an der nördlichen Küste der Halbinsel, zwischen den Vorgebirgen Vela und Punta-Galinas. Nach Bahia-Honda hatte Bolivar in seinen Kaiserträumen den Sitz der Hauptstadt der hispano-amerikanischen Staaten verlegt; allein wahrscheinlich würde diese neue Stadt nur langsam gewachsen seyn, da sie gleichsam in einer Sackgasse gelegen, außer dem Verkehr mit den reichen Provinzen des Innern gestanden wäre. Alle spanischen Niederlassungen welche auf der Halbinsel bestanden, sind längst von den Goajiren zerstört worden, und das letzte Ueberbleibsel von Bahia-Honda, ein Schuppen, der einem Handelsmann von Rio-Hacha gehörte, wurde vor zehn Jahren verbrannt.

Es gibt auf dieser Halbinsel keinen einzigen Pueblo (Flecken), und bei dem Nomadenleben dieser Indianer wird es noch lange dauern bis größere Ortschaften entstehen. Die Zahl derselben wird auf 30,000 geschätzt; sie leben alle vom Handel, Fischfang, von der Pferde- und Rindviehzucht, und müssen nach der Jahreszeit ihre Wohnplätze wechseln, theils um die Dividiri-Körner in den Wäldern zu sammeln, theils um ihren Heerden genügende Weide zu verschaffen. Ihre zeitweiligen Wohnstätten sind bald aufgebaut; ein Rancho für eine Familie bedarf nur einiger Stunden Arbeit; die Männer rammen vier Pfähle ein, die Weiber flechten aus Zweigen das Dach darüber, die Kinder stürzen die Pirogue um, unter welcher die ganze Familie auf dem Sande liegend Nachtruhe hält. Zuweilen in der Regenzeit wird ein Tuch an die Wetterseite gespannt; die Häuptlinge treiben den Luxus so weit, auch die Wände ihrer königlichen Hütte einflechten zu lassen. Wenn die Nomadenhorde beschlossen hat auf frische Weiden und andere Fischplätze zu ziehen, reicht es hin die Tücher abzunehmen und die Piroguen flott zu machen. Zu Zeiten sehr starker Trocknis geschieht es sogar daß eine große Anzahl Goajiren ganz aus dem Lande zieht, und Ranchos an den Küsten der Provinz Rio-Hacha erbaut.

Diese Indianer sind wunderbar schön, und man findet gewiß in ganz Amerika keine Eingebornen mit stolzerem Blick, höherem Gang und edlerem Körperbau. Die Männer, wie römische Consuln in ihre vielfarbigen Mäntel drappirt, haben gewöhnlich runde Gesichter wie die Sonne, als deren Abkömmlinge sie sich rühmen; ihr Blick hat etwas wild herausforderndes, und die Unterlippe umspielt ein spöttisches Lächeln. Sie sind stark und anmuthig, zu allen Leibesübungen geschickt. Zu der Jugend ist ihre Hautfarbe heller als die der Indianer in Central-Amerika, aber sie verdunkelt sich mit der Zeit bis zu dem Rothbraun des Acajou. Ihr schwarzes Haar, das in großen Ringeln auf die Schultern fällt, umwinden sie mit

Convolvulus-Lianen, oder stecken Adler- oder Tucanfedern darein, die durch eine Stirnbinde von geflochtenen Holzfasern festgehalten werden; die Gesichter sind selten tättowirt, bisweilen in ihre Arme und Beine ringförmige Zeichnungen eingegraben. Die Weiber, weniger geschmückt als die Männer, und in Mäntel von minder reicher Färbung gekleidet, bewahren ohne Ausnahme bis in hohes Alter ihren festen ebenmäßigen Wuchs; ihr Gang hat etwas antikes, oder vielmehr er ist wie der einer Frau die in der freien Natur ohne Hemmniß sich entwickelt. Ihre Züge, denen der schönen Irländerinnen ähnlich, sind leider durch die Bemalung mit Bixia orellana entstellt, womit sie Wangen und Nase in Brillenform beschmieren. Aber ungeachtet dieser häßlichen rothen Flecken überraschen diese wilden Töchter der Wüste dennoch durch ihre stolze strahlende Schönheit, besonders wenn sie auf ihren flüchtigen Rossen über die Ebene hinjagen und ihr langes Haar im Winde flattert.

Wie bei vielen andern barbarischen und civilisirten Völkern ist die Heirath bei den Goajiren meist nur ein Verkauf; allein diese Uebereinkunft wird nur dann abgeschlossen, wenn der Mann und die Frau durch Alter und Leibesgestalt zusammenpassen; Mißgestalt und Kränklichkeit, die übrigens sehr selten sind, bleiben ohne Erbarmen zur Ehelosigkeit verdammt. Der Bewerber sucht vorerst dem Familienvater zu gefallen, und wenn er mit ihm einig geworden ist über die Anzahl Rinder oder Pferde, welche seine Tochter kostet, treibt er seine Heerde nach dem Rancho der Schönen, wo Vater und kundige Verwandte die Thiere jedes einzeln untersuchen und mit der Scheere zeichnen. Wenn das letzte Stück der Heerde den Besitzer gewechselt hat, kann der junge Mann seiner Braut sich nähern; die Ehe ist abgeschlossen und das Fest beginnt. Indeß lassen sich die Eltern manchmal auch durch andere Beweggründe bestimmen als den Reichthum; wenn der Bewerber sich durch Stärke, Größe und Anmuth hervorthut, gewähren sie ihm gratis eine oder mehrere Frauen, machen ihm sogar Geschenke an Vieh, Perlen oder Waffen, für die große Ehre die er ihnen erwiesen in ihre Familie einzutreten. Für diese Menschen ist der wahrhafte Adel die Schönheit, und Macht und Reichthum fließt denen zu welche dieses Gut besitzen. Wenn durch Zufall schiffbrüchige Matrosen ans Ufer geworfen werden, halten diese Indianer, die mit der Wichtigkeit der Kreuzung der Racen in Beziehung auf Schönheit vertraut sind, kräftige starke Männer zurück, und lassen sie durch einige eheliche Zwangsjahre mit zweien oder dreien schönen Goajirinnen die Gastfreundschaft abverdienen, die ihnen gewährt wird. Unglückliche Schiffsleute aber, denen das Schicksal eine unansehnliche Gestalt gegeben hat, werden ausgepfündert und unbarmherzig von Stamm zu Stamm weiter geschickt, bis Rio-Hacha von Spott und Hohn verfolgt.

Die Goajiren sind nur gastfreundlich gegen ihre Stammgenossen und die Fremden die ihren Schutz erbitten. Sie hassen die Spanier, mit denen sie drei Jahrhunderte gekämpft haben, von Herzen; auch wagt sich keiner über die Flußmündung, und die granadinischen Goeletten, welche Küstenhandel mit den Indianern treiben, richten die Mündungen ihrer Geschütze auf dieselben, und schießen bei dem geringsten Allarm.

Wie die Bewohner von Rio-Hacha vor den Goajiren erzittern, fürchten diese ihrerseits die Cocinas, deren sie nur mit Schrecken erwähnen; nicht aus Feigheit, denn sie sind tapfer, und vergifteten Pfeilen können sie ähnliche Geschosse und sicher treffende Flintenkugeln entgegensenden. Aber die Cocinas sind Anthropophagen, und nichts ist diesen Indianern schrecklicher als der Gedanke, wenn sie in dem Kampf gefallen sind, gebraten und aufgegehrt zu werden. Der Stamm der Cocinas durchstreift die sumpfigen Savanen zwischen Maracaibo und der Sierra von Macuire, längs des Meerbusens von Venezuela. Wenig zahlreich wie die meisten Anthropophagen-Stämme, sind es kaum einige Hundert Krieger die ihre Macht der Furcht verdanken, welche sie verbreiten. Selbst wenn sie ganz ausgerottet wären, würde die Erinnerung an die Vergangenheit ihrem Gebiet noch Schutz verleihen.

Ungeachtet der Ermahnungen meiner Freunde zu Rio-Hacha wagte ich mich mehr als einmal in die Besitzungen des goajirischen Freistaates und besuchte verschiedene Gruppen von Ranchos. Ich hatte mich freilich zum voraus dem Oberhaupt bei den Spaniern, unter dem Namen Pedro Quinto bekannt, vorstellen lassen, eine Art von Riese, stolz wie ein chinesischer Mandarin, und von einer Körperfülle, welche von seinem Reichthum und seinen häufigen Mahlzeiten zeugte. Seinerseits stellte dieser Häuptling mich seinen auf dem Marktplatz der Stadt versammelten Unterthanen vor, und gab mich unter den Schutz des ganzen Stammes. Ich hatte als Felensi (Franzose) ein Anrecht auf seine Freundschaft, denn ich war als solcher vielleicht der Nachkomme eines jener Piraten, welche mit Hülfe der Goajiren ehlfmal die Stadt geplündert hatten; meine Person war nun geheiligt, und jeder Schimpf gegen den Gast der Horde wäre durch Blut gerächt worden. Uebrigens wäre ich auch ein Engländer, Spanier, ja selbst ein Cocina gewesen, sobald die Gastfreundschaft mir gewährt war, hatte ich nichts mehr zu befürchten; alle Ranchos standen mir offen, ich hatte nur zu befehlen. Sobald ein Feind sich zu einem Goajiren flüchtet, und es ihm gelingt in die Hütte zu dringen ehe er von einem Pfeil oder einer Kugel erreicht wird, läßt ihn sein Wirth bedienen wie den besten Freund, nur trägt er Sorge ihm den Rücken zuzukehren, und sein Gesicht zu verhüllen, aus Furcht einen Blick des Hasses auf den hülfeflehenden Fremdling zu werfen.

In meinen langen Wanderungen an dem goajirischen Strande gieng ich häufig an Männern vorüber, die anscheinend leblos auf dem Sande ausgestreckt lagen, und von Frauen bewacht wurden, welche sich ruhig damit beschäftigten Netze zu knüpfen oder Hüte zu flechten. Ich glaubte anfänglich, diese regungslosen Körper seyen Leichen, neben denen die Wächterinnen die Caricaris und Geier abwehren sollten, aber eine derselben, die ein wenig spanisch konnte, gab mir zu verstehen daß ihr Gatte nicht todt, sondern nur seit vergangenen Abend todttrunken sey. „Gestern hat er sein Brasilienholz verkauft,“ setzte sie vertraulich hinzu. Die Wonne welche die Trunkenheit schafft, wird so hoch angeschlagen daß die

Frau ihre respectvolle Liebe zu dem Manne vermehrt fühlt, und sorgfältig ihm die Moskitos abwehrt, die seinen glückseligen Schlummer stören könnten; unter ähnlichen Umständen kann sie vielleicht bald derselben Sorgfalt bedürfen. Bei Abschluß jeden Handels wird von dem Käufer dem Goajiren einer oder mehrere Krüge Branntwein zugegeben, der stark mit Wasser vermischt ist. Der Indianer trinkt nun in seinem Rancho fort und fort bis er röchelnd auf den Sand stürzt. Uebrigens hat die Trunksucht bei den Goajiren nicht dieselben verderblichen Folgen, wie in dem civilisirten Europa, wo die Armuth deren unmittelbare Folge ist; auch haben sie dieselbe bewundernswerthe Gabe wie die übrigen Indianer Amerika's, dem Uebermaß an Speise und Trank die härteste Entbehrung folgen lassen zu können. Ungeachtet ihrer Laster und Fehler, die sie mit allen barbarischen Völkern gemein haben, sind diese Eingebornen augenscheinlich im Fortschritt begriffen. Bis in der letztern Zeit hatten sie sich von aller Vermischung rein erhalten, aber die zahlreichen Anlässe zum Verkehr durch die Handelsbeziehungen haben einige merkwürdige Mestizenfamilien geschaffen. Allmählich werden die 30,000 Goajiren mit den weißen und schwarzen Einwohnern des Landes sich vermischen und die Racenfeindschaft wird verschwinden. Gegen ihre Arbeitsamkeit, ihre Gewissenhaftigkeit, ihren unbezwinglichen Muth werden sie die Lebhaftigkeit der Eindrücke, jene Poesie der Sinne in sich aufnehmen welche die Creolen von gemischtem Blut so empfänglich für alle Neuerungen machen.

Die Beschaffenheit des Bodens, welche die Goajiren abwechselnd zum Handel und Nomadenleben zwingt, hat ihnen nicht gestattet große Fortschritte im Ackerbau zu machen. Einige derselben haben sich indeß am rechten Ufer des Rio-Hacha niedergelassen um Pflanzungen von Mangos und andern Fruchtbäumen anzulegen. Andere sind noch einen Schritt weiter gegangen und haben am spanischen Ufer in leicht zu bewässernden Niederungen Gemüsegärten bepflanzt welche Melonen, Bananen und Manioc in hinreichender Menge hervorbringen, um die Stadt damit zu versehen.

Ein besonders auffallender Zug in dem Wesen dieser Indianer ist ihr Haß gegen die katholische Religion, in der sie nur den Glauben ihrer verhaßten Unterdrücker sehen, in dessen Namen ihre Altvordern enthauptet, zerstückt und zu Sklaven gemacht wurden; alle Versuche sie zu bekehren haben nur dazu gedient ihren Haß gegen den Namen Spanier noch mehr anzufachen. Sie scheinen keine andere Religion zu besitzen als die Liebe zur Freiheit, und ich konnte niemals ergründen ob sie aufrichtig an den großen Geist und die Unsterblichkeit der Seele glauben. Nur wenn der Donner grollt, schleudern sie Feuerbrände umher, und stoßen lautes Geschrei aus als wollten sie den Geist des Gewitters, Laut für Laut, Blitz für Blitz zurückgeben. In den chaldäischen Ueberlieferungen heißt es: Nimrod der große Jäger schleuderte Pfeile gegen die Wolken, und diese fielen mehr als einmal blutig nieder.

Tyndalls Besteigung des Monte Rosa.

Prof. Tyndall, sagt das Athenäum, bestieg den Monte Rosa zweimal, das letztemal im Jahr 1858. Die Erzählung über diese Ersteigung liest sich mehr wie die eines Traums als die einer wirklichen Thatsache. Bei der ersten Ankündigung derselben nahm man sie, so viel wir uns erinnern, mit einigem Unglauben auf, was ziemlich natürlich ist wenn ein Engländer frisch von Albemarle Street aus uns erzählt: er sey zu dieser kühnen Besteigung ohne Ueberrock und Halstuch aufgebrochen, und habe nur eine Glasflasche Thee und einigen Schinken bei sich gehabt; er habe sich ganz auf vier Unzen Brod und den Schinken für seine Tagesnahrung verlassen; sey hinab- oder vielmehr hinauf geeilt, seinem Führer vorangelaufen, habe ihn in Schrecken gesetzt und dann entlassen, sey allein auf den Gipfel zugegangen, habe eine Steigpartie überholt, ein Taschentuch für seinen nackten Hals geborgt, sey aufwärts und zuweilen abwärts gekommen, über Klippen und Spalten, längs Felskanten, über den letzten tiefen und rauhen Einschnitt und die Felsen hinauf an dessen entgegengesetzter Seite bis zum Gipfel hinan, wo er nun stand, der erste der Menschen (wie er meint) der seinen Fuß allein auf diese öde Felsenspitze gesetzt hatte! Während er hier den Kork von einer Flasche nahm welche mit den Namen der Erkletterer des Bergs auf der Spitze niedergelegt wurde, entschlüpfte die Axt seiner Hand, und gleitet etwa dreißig Fuß von ihm hinweg. Der Gedanke sie zu verlieren macht ihn zittern, denn ohne sie wäre das Hinabsteigen unmöglich gewesen. Allein er gewinnt sie wieder, und betrachtet sie mit der Zuneigung welche man etwa einem lebenden Wesen schenkt. Er kommt hinab, indem er sich von Klippe zu Klippe, von Felsenrand zu Felsenrand mit einer Geschwindigkeit schwingt welche ihn selbst in Erstaunen setzt. Hier und da befestigt er seine Axt wie einen Anker in dem Schnee, so daß sie im Stande war zuweilen das ganze Gewicht seines Körpers zu tragen. Dann wieder haute er Stufen ein in den Schnee, um einen festen Stand zu gewinnen, und verließ die eine dieser Stufen nie als bis die nächste fertig war; auch arbeitete er mit seinem Beil nur dann wenn er sich das Gleichgewicht gesichert hatte. Er trifft auch wieder mit der Partie zusammen an der er vorbei gekommen, und unterhält sich mit ihr; allein ohne diese Verzögerung würde er die Wanderung auf den Gipfel und zurück in wenig mehr als neun Stunden vollendet haben! So lautet in Kürze Prof. Tyndalls Bericht über ein eben so schwer zu glaubendes als auszuführendes Unternehmen. Seine frühere Besteigung nahm, wie er selbst sagt, etwa sieben Stunden in Anspruch von Riffel Hôtel aus. Wie verhält es sich also mit den neun Stunden? Da indessen Professor Tyndall diese Besteigung ganz allein unternahm und keinen andern Zeugen für dieselbe hat, so haben es alle Zweifler, wenn es deren gibt, nur mit ihm zu thun. Alles was wir sagen können, ist daß, als wir uns mit einem Manne der diese Besteigung ebenfalls unternommen hatte, in der Absicht besprachen uns ihm bei einer zweiten Besteigung anzuschließen,

er von 15 oder 18 Stunden Zeit sprach, die unumgänglich nöthig dazu seyen.

Californien 1849 und 1859.

So vieles ist über dieses Wunderland bereits geschrieben, daß es schwer ist etwas neues zu sagen, allein ein mehr als zehnjähriger Aufenthalt erlaubt doch gar manche Anschauungen die dem flüchtigen Beobachter nicht vorgeführt werden.

Das von den Spaniern während Jahrhunderten in Südamerika gesuchte Dorado ward endlich hier zu einer Zeit gefunden als spanische Größe erblichen, und dieses Land seinem Scepter entrissen war, — ja gefunden, denn das Eureka, wie es die Dichter besungen und es hier in Städtenamen verewigt worden, ist ein Lieblingsprädicat dieses Goldlandes. Figürlich stellt man eben Californien als Elephanten dar, und dieses Emblem verdankt es wohl den kolossalen Verhältnissen in welchen hier alles erscheint, dem Unternehmungsgeiste seiner Bewohner, den monströsen Producten seiner Vegetation und seinem unermeßlichen Mineralreichthum.

Von 23,000 Seelen in 1831, und 26,000 in 1848, erreichte dieses Land unter amerikanischer Regierung rasch 117,538 in 1850, 264,455 in 1852, und enthält heute sicherlich nahe an 600,000 Einwohner, von denen ungefähr

200,000 Amerikaner,
30,000 Deutsche,
20,000 Franzosen,
15,000 Engländer und Irländer,
35,000 Mexicaner,
20,000 anderer Nationen,
45,000 Chinesen,
50,000 freie Neger und Mulatten,
40,000 Indianer,

600,000 im ganzen, eine Bevölkerung welche sich monatlich um etwa 4000 Personen vermehrt. [1]

Im Jahre 1846 standen nur wenige Fischerhütten in dem Yerbabuena benannten Orte, 1849 konnte man schon drei Straßen unterscheiden, und die neugetaufte Stadt San Francisco zählte außer drei Above-Gebäuden ein paar Dutzend Holzhäuser, Bretterbuden und mehrere hundert Feldzelte, welche am Ufer und auf den Bergen zerstreut lagen; die Bevölkerung war von 500 auf 2000 angewachsen. Jetzt im Jahre 1859 zählt dieser große Handelsplatz 80,000 Einwohner und an 2000 Steinhäuser, welche großentheils in dem zwischen Clarks Point und dem Rincon gelegenen und mit Sand und Stein ausgefüllten Hafenbecken erbaut wurden, wo damals noch die größten Schiffe ankerten; meilenweit erstrecken sich die Straßen, eine ganze Hügelkette ist verschwunden, und das Auge ruht mit Vergnügen auf den vielen hübschen Villen, welche von dem Reichthum seiner Bevölkerung das beste Zeugniß ablegen.

Noch größer aber ist der Unterschied in dem Treiben, ja in den Gefühlen dieser aus allen Theilen der Welt zusammengewürfelten Bewohner. Zur Zeit der mexicanischen Regierung vergiengen Monate ehe ein Schiff diese Gegend besuchte, und solch ein Ereigniß wurde zu einem Festtag; die Rancheros (Landbauer) eilten aus der Umgegend herbei, Stiergefechte und Tanz erwarteten die Ankömmlinge, deren mitgebrachte Waaren gegen Felle, Häute und Talg vertauscht wurden. 1849 lag der Hafen voller Schiffe. Eine Welt von Hoffnungen hatte Tausende von Emigranten nach dem neuentdeckten Goldlande geführt; die größten Entbehrungen, Mühen und Sorgen wurden mit Freuden ertragen, und doch wie wenigen ward die Göttergabe der Hoffnung ein Trost, wie wenige fanden was sie gesucht, wie viele Erwartungen wurden getäuscht! Und wenn man jetzt zurückblickt auf jene Zeiten, so geben unsere Kirchhöfe, wie die durch das ganze Land zerstreuten Kreuze, ein trauriges Bild gewaltsamen Todes, des Selbstmordes und langsamen Hinsiechens, wie das Irrenhaus von Stockton der Opfer der Untreue, der verschiedenartigsten Unglücksfälle und der Folgen des Trunkes und Spieles, denen so manche als Opfer fielen.

Doch was vermag den Menschen in dem Streben nach einem sich vorgesteckten Ziele zu hemmen? Auf den Gräbern von Generationen bauen wir unsere Hütten, und die unserem Jahrhundert besonders eigene Sucht nach Gewinn weiß alle Schwierigkeiten zu besiegen, sie kennt keine Schrecken. Wer daher aus diesem Kampf siegreich hervorgieng, ist durch das Schicksal gestählt, er vermag — reich oder arm — der Zukunft getrost ins Auge sehen, denn selbst unter den größten Täuschungen bleiben ihm die gemachten Erfahrungen ein unverwüstliches Capital. So sehen wir das San Francisco von jetzt, und spätere Jahrhunderte werden uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch dem deutschen Philister vor dieser Uebergangsperiode schauert.

Charakteristische Schilderungen jener Zeiten des Entstehens sind — zum Theil sehr übertrieben — der Welt als abschreckendes Beispiel vorgehalten, oder als unterhaltender Stoff vorgelegt; dem oberflächlichen Beobachter bot sich schon so reichlicher Stoff, daß wenige sich die Mühe geben an diesem Kaleidoskop zu rütteln, um dieselben Figuren in ihren verschiedenen Nüancirungen zu sehen. So laßt uns denn eintreten in eines dieser Zelte, wie deren so viele an den Bergabhängen schwebten, umgeben von wilden Stachelbeersträuchen, den gelben, blauen, weißen und rothen Lupinen, der blauen immergrünen Chaquira (dieß ist der spanische Name eines Strauches, dessen lateinischer mir entfallen ist, und welcher Stickperlen bedeutet, mit denen die Blümchen die größte Aehnlichkeit haben. Diese Pflanze ist noch dadurch merkwürdig daß sie der californischen Seidenraupe zur Nahrung dient,

[1] Die Einfahrt in die herrliche Bay von San Francisco, welche alle Flotten der Welt zu fassen vermag, trägt den passenden Namen „Golden gate“ (das goldene Thor), ein günstiges Omen für alle deren Erwartungen auf die Schätze seines Bodens gerichtet sind.

auf welche ein hiesiger Arzt, Dr. Behr, die Gelehrtenwelt zuerst aufmerksam gemacht hat. Wer weiß von welcher Wichtigkeit für Californiens Industrie Pflanze und Raupe noch gelangen werden), der giftigen Yedra und dem grünen Teppich der wohlriechenden Minze Yerba buena, welcher der Ort den ersten Namen verdankte. Zwei in die Erde gerammte und durch einen Strick verbundene Stangen, über welchen ein Segeltuch geworfen, bilden den Raum in welchem die Familie Wohn-, Schlafzimmer und oft auch Gesellschaftslocal vereinigt. Die Seiten sind durch starke Holzstiste am Boden befestigt, und die im Innern geordneten Kisten und Koffer dienen als Ameublement. In einiger Entfernung bildet ein im Freien aufgehängter Feldkessel die Küche, welcher die Kinder Reisig zutragen. Sind die Männer nicht nach den Minen gegangen (was meistens der Fall ist), so bezeichnet eine aufgesteckte Flagge daß dort irgendein Geschäft betrieben wird, sonst sorgen die Frauen für den Unterhalt durch Waschen oder Nähen, wofür die fabelhaftesten Preise bezahlt wurden. [1] Von Dieben war nichts zu fürchten, denn der Respect welchen das Lynchgesetz einflößte gewährte den besten Schutz. Ein Dieb wurde dennoch ertappt, man zählte ihm 25 auf und drohte mit dem Strick im Wiederholungsfall. Dieses Lynchgesetz trug seine guten Früchte, namentlich in den Minen, wo ein jeder auf sich selbst angewiesen war, und einer den anderen schützen mußte; hier bildeten sich daraus die verschiedenen Vigilance-Committees, denen wir eine gute Stadt- und namentlich bessere Justiz-Verwaltung verdanken. Aber dennoch hatte dieses Leben seine Schattenseiten; Tags war die Hitze unerträglich, Nachts wehte ein eiskalter Nordwestwind, der zuweilen das ganze Zelt davontrug; dieß ungewohnte Leben schuf Krankheit, und während Lärm und Musik von der Straße und den Spielhäusern heraufschallte, jammerten die Kinder vielleicht nach Brod, vermochte die Mutter sich nicht zu regen. Wurde solches Leiden bekannt, so fehlte es nicht an Hülfe, wie denn so manche heimgesandt, Tausende gesammelt wurden um den in den Schneegefilden der Sierra Nevada zurückgehaltenen Emigranten Hülfe zu senden. Die Leiden dieser Unglücklichen waren unbeschreiblich: Kälte und Hunger hatte sie schon decimirt, als ihnen nur die traurige Alternative blieb sich von ihren Todten zu nähren, um nicht sämmtlich zu Grunde zu gehen, die Mutter verzehrte ihr Kind, der Sohn seinen Vater, und als endlich Hülfe erschien, fand man bei einer dieser Karawanen nur einen Ueberlebenden, welcher in dem fürchterlichen Verdachte stand seine sieben Reisegefährtinnen getödtet und so sein Leben gefristet zu haben. Er war mit denselben zuletzt gesehen, und bekanntlich ertrugen die Frauen diese gräßlichen Strapazen besser als die Männer.

Vor den mit einer Flagge (oft nur einen Foulard) versehenen Zelten standen meistens Fässer, und auf denselben Flaschen oder Tassen, ein Trink- oder Kaffeehaus bezeichnend; andere Zelte waren mit großen Schildern versehen, das darin getriebene Geschäft bezeichnend, verschiedene Handwerke, Apotheken ꝛc. Die am Ufer gelegenen Zelte dienten den Fischern und Schiffern, von denen einige ihrem Beruf folgten, welcher ihnen 10—20 Doll. per Tag abwarf, während andere an Booten zimmerten, welche sie nach den Goldregionen tragen sollten. Ein solches Zelt war noch kleiner als die oben beschriebenen, und wenn diese athletischen Gestalten ihre müden Glieder ausstreckten, so vermochte dasselbe sie kaum zu bedecken.

Wie verschieden von diesem Leben war das Treiben im Centrum des Ortes. Jeder Tag brachte Hunderte von Passagieren, die in den wenigen Flußbooten nicht rasch genug nach ihrem Ziel — den Minen — befördert werden konnten. Die wenigen Häuser waren zu enormen Renten von 600—6000 Doll. per Monat in Spielhäuser, Hôtels oder Restaurants verwandelt, und die Straße wie die Zelte lagen voll Waaren, welche eifrig für das Innere gesucht wurden.

Der Werth der Ländereien stieg der Art, daß ein Terrain, welches vor einem Jahr zu 17 Dollars erstanden war, jetzt 6000 galt, nach wenigen Tagen zu 12,000 D., und 4 Wochen darauf für 40,000 D. verkauft ward. Trotz der hohen Holzpreise von 200 bis 400 D. per 1000 Fuß, und einem Arbeitslohn von 10 bis 16 D. per Tag, stiegen die Häuser wie Pilze aus der Erde, und der übliche Zinsfuß von 10 bis 15 D. per Monat ward willig bezahlt, da ein jeder an diesen Speculationen, oder besser gesagt, diesem Schwindel theilnehmen wollte. Wie die Spielhäuser die Börse waren, wo sich alle Welt versammelte um guter Musik zu lauschen oder neues zu erfahren, so wurde jedes Geschäft zu einem Hazardspiel, dem alle solide Basis fehlte. [1]

So glich ein Tag dem andern im wilden Treiben, selbst der Sonntag brachte keine Ruhe, denn das große Zelt welches einige Zeit als Gotteshaus gedient hatte, ward eines Morgens in eine Restauration verwandelt, indem der Geistliche naiv bemerkte, dieß hielte ihn mehr Rechnung als sein früheres Bekehrungswerk.

Nur die Ankunft des Panama-Steamers vermochte diese allgemeine Aufregung noch mehr zu steigern. Kaum erschallte der Kanonenschuß und zeigte der Telegraph seine Flagge U. S. M. (United-States-Mail — die Briefpost), so eilte alle Welt ans Ufer, der eine erwartete Freunde oder Nachrichten von Haus, der andere hoffte unter den weiblichen Einwanderern ein Frauchen zu finden; die New-Yorker Zeitungen wurden in Tausenden von Exemplaren zu 25 C. (40 kr.) das Stück verkauft, welches die damit beschäftigten Jungen bereichert haben würde, wenn das Spiel sie nicht auch corrumpirt hätte. Das Postbureau bestand damals aus einer Bretterbude mit

[1] Eine Näherin konnte sich mit Leichtigkeit 300—400 Dollars per Monat verdienen, und das Waschen kostet 10 Doll. per Dutzend Stück.

[1] Wer übrigens Arbeit suchte, fand Beschäftigung, freilich mancher nicht in dem ihm eigenthümlichen Fache. Die Arbeiter an den Straßen (worunter viele im Frack) erhielten 5 bis 6 D. per Tag, und wer die Schaufel nicht zu führen wußte, fand Arbeit in den Restaurants, wo manche Advocaten und Aerzte die Schüsseln wuschen. Ein französischer Graf pußte auf der Plaza den Vorübergehenden die Stiefel, ein Geschäft welches bis 10 D. per Tag abwarf, und als ein Neger die Unverschämtheit hatte diesen Dienst von einem Weißen in Anspruch zu nehmen, ward er von den Amerikanern dadurch bestraft daß dieselben einen Sack Mehl über ihn ausleerten.

zwei Fensterchen A—L und M—Z bezeichnet, es bildeten sich lange Queues um die heißersehnten Briefe zu empfangen, und der Geschäftsmann oder besonders Ungeduldige zahlte 10 bis 20 Dollars um einen nahen Platz zu gewinnen, während andere schon am Abend Posto faßten um Morgens die ersten zu seyn.

Das Jahr 1849 nahte sich seinem Ende, viele kehrten aus den Goldwäschereien zurück, ihre unter unsäglichen Entbehrungen erworbenen Reichthümer vielleicht in wenigen Stunden dem Spielgotte opfernd. Ein junger Mann, durch das aufgethürmte Gold angelockt und durch die rauschende Musik betäubt, setzte seine ganze Habe auf eine Karte, mit fixierendem Auge folgte er dem Abziehen des Bankiers, er hat gewonnen! Doch sein blondes Haar war gebleicht, zwei Minuten hatten ihn zum alten Manne gemacht. Und während die einen im leichtgewonnenen Golde schwelgten, fehlte es nicht an Beispielen des entsetzlichsten Elends. Der Regen goß in Strömen, glücklich wer ein Zelt besaß! Doch wie viele waren gelandet aller Mittel bar. Das Schlafen auf feuchter Erde erzeugte Krankheiten und die Hülfe eines Arztes war unerschwinglich, da 10—16 Dollars die gewöhnliche Forderung für einen Besuch war.

Um diese Schrecken zu vermehren, tönte am Weihnachtsabend die Feuerglocke, es gab keine Löschanstalten, und bei dem brennbaren Material würden diese wenig genützt haben. So wiederholten sich diese fürchterlichen Feuersbrünste häufig, der Werth von Millionen gieng an Waaren verloren, und wer sich reich dünkte, wurde zum Bettler: die Glocke der „Monumental engine Comp." mache das stärkste Herz erzittern. Das Schicksal San Francisco's schien besiegelt, allein die alles besiegende Willenskraft seiner Bewohner kannte keine Unmöglichkeiten, auf der noch glimmenden Asche ward von neuem gebaut, und wenige Tage reichten hin um die größten Gebäude wieder aufzurichten, denn vor allem weiß der Amerikaner den Werth der Zeit zu schätzen. Während Tausende von Colli durch Regen oder Feuer verdorbener Waaren dazu dienten den bodenlosen Straßen Trottoirs zu geben, [1] mußte man nach einem solchen Brande ordinäre Tapeten mit 5—10 Doll. die Rolle bezahlen, während eiserne Tapeziernägel mit Gold aufgewogen wurden.

Möge dieß Bild der damaligen Zeit genügen; wie verschieden ist es von unsern jetzigen Zuständen. Dem Alcalden, welcher Kläger und Verklagten mit 10 bis 20 D. strafte, um seine Tasche zu füllen, ist eine regelmäßige Gerichtsverfassung gefolgt; dem Spieler droht jetzt mehrere Jahre Zuchthausstrafe, und nur in den fernsten Minengegenden findet sich noch ein Schatten dieses Lasters; aus dem rohen Junggesellenleben haben sich Familienbande entwickelt, und mit den Frauen zog Sitte in unser jetzt geregeltes Leben ein. Die theure Miethe und die hohen Löhne von 50 bis 70 D. per Monat für Dienstboten erschwerten anfangs sehr die Einrichtung eines Haushaltes; auch waren unter den ersten Einwanderern die Frauen in sehr geringer Proportion, und noch heute gibt es in manchen Gegenden Orte welche nie ein weiblicher Fuß betreten hat, die aber von Hunderten heirathslustiger Männer bewohnt sind. Dennoch fehlt unsern geselligen Zuständen noch das Innige und Gemüthvolle des deutschen Herdes. Aufregung (excitement) ist das Lebenselement des Californiers, man fragt nicht den Begegnenden: „wie geht es?" sondern: „was gibt es neues?" und ein beliebtes Zeitungsblatt muß Neuigkeiten zu ersinden wissen, um sein Publicum zu fesseln.

Die Ankunft und Abfahrt der vielen Dampfboote, welche uns in täglichen Rapport mit allen Theilen der Küste und der Flußufer setzen, gewährt schon viel Unterhaltung und bringt die Bevölkerung der verschiedenen Gegenden in fortwährenden Contact; um 4 oder 5 Uhr werden alle Comptoire geschlossen, und jeder sucht den Kreis seiner Gleichgesinnten. Für Zerstreuung sorgen die vielen Theater, worunter die italienische Oper den ersten Rang einnimmt; dann folgen ein deutsches, französisches, spanisches und mehrere englische Theater; auch ein chinesisches, welches sich durch brillante Costüme, ecrerable Musik und unverständliche Laute auszeichnet. Gute Musik ist vertreten durch Gesangvereine, denen wir herrliche Concerte, die Aufführung von Oratorien und ausgezeichneten Messen verdanken; mittelmäßige Musik bieten täglich die vielen Trinklocale.

Da alle Nationen hier vertreten, so ist die Journalistik auch mehr ausgebildet als man bei ähnlicher Bevölkerung in Europa findet, und unter den hier erscheinenden 36 Zeitungen befinden sich englische, deutsche, französische, spanische und italienische Blätter, denen sich vor einiger Zeit auch ein englisch-chinesisches anschloß. Die Berichterstatter dieser Zeitungen haben kürzlich ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Local (Reporter's hall) eingerichtet, wo sie sich täglich versammeln und die Tagesneuigkeiten austauschen. Die Zeitungen San Francisco's zeichnen sich besonders durch gutes Papier und schönen Druck aus vortheilhafteste aus. So gibt es denn in San Francisco jetzt auch 26 Gebäude zur Verehrung des Höchsten, worunter zwei Jod-Häuser (chinesische Tempel), zwei Synagogen, drei deutsche protestantische Kirchen, eine französische und zwei spanische Kirchen, die übrigen den verschiedenen amerikanischen Religionssecten angehörend. Jede Gemeinde hat ihr Gotteshaus bauen müssen und unterhält ihre Priester, die Kosten werden durch Subscription, Concerte, Lotterien (Ladies fair) und den Verkauf der Kirchenstühle aufgebracht, für welche in Auction von 500 bis 1000 Dollars gezahlt werden.

Eine Aufzählung der verschiedenen hiesigen Institute, Vereine, Gesellschaften und Gewerke wird den besten Begriff

[1] Die Straßen waren zum Theil bodenlos, denn an Pflasterung dachte man erst später; die zum Passiren derselben sehr nöthigen Wasserstiefel kosteten 100 Doll. das Paar und wollene Strümpfe bis 10 Doll. Eine große Plage waren zugleich die Ratten, welche vom Regen auf die Straße und in die Häuser getrieben wurden, kaum konnte man sich derselben erwehren. Anfangs gab es in San Francisco nur weiße Ratten, doch die durch Schiffe importirten schwarzen vertilgten erstere, und vermehrten sich der Art daß man 50 Doll. für eine Katze und 100—200 Doll. für einen Terrier bezahlte. Einem Kind ward damals sogar in der Wiege die Nase von Ratten zernagt, und keine Wand widerstand ihren scharfen Zähnen. Jetzt sind diese garstigen Thiere so gut wie verschwunden, und man schreibt der curiosen Liebhaberei der Chinesen einen Theil dieses Verdienstes zu.

von den Fortſchritten geben welche San Francisco in der Cultur gemacht hat.

Unter den großen merkantilen Unternehmungen ſtehen die See- und Fluß-Dampfſchiff-Compagnien obenan, ihnen folgen die Wharf-, Weg-, Gas-, Waſſer- und Telegraph-Compagnien, ein ſehr beträchtliches Capital repräſentirend.

Drei Freimaurer- und Odd-Fellow-Logen — deren Mitglieder bei Tauſenden in Californien zählen — zeugen von dem Wohlthätigkeitsſinn der Theilnehmer, aber mehr noch von der amerikaniſchen Manie, in vollem Ornat und bei klingendem Spiel alle Aufzüge und Proceſſionen mitzumachen.

Zwei Mäßigkeits-Vereine (Temperance Societies) haben des Guten viel gethan, würden aber weit mehr wirken, wenn ſie den Branntweintrinkern einen Erſatz in Bier und Wein bieten wollten; hier haben ſie indeß noch nicht den Grad von Intoleranz als in Boſton gezeigt, wo das Main-liquor-law eine wahre Abſurdität iſt. Einer dieſer Vereine beſteht aus verdorbenen Politikern, welche den Namen „Dash-aways“ angenommen haben, was das Wegwerfen des Glaſes bezeichnen ſoll.

Unſere Ackerbau- und Gartenbau-Geſellſchaften wie die Mechanic's Inſtitution haben ſehr viel für die Induſtrie des Landes gethan, indem ſie Kunſt- und Producten-Ausſtellungen veranlaßten und bedeutende Summen als Prämien vertheilten.

Die Akademie der Wiſſenſchaften, naturhiſtoriſche und mediciniſche Geſellſchaften halten intereſſante Vorleſungen und haben ſchon manches Leſenswerthe über Californien publicirt.

Für geſellige Unterhaltung ſorgen ein Schachclub (von 130 Mitgliedern), verſchiedene Privatclubs (von denen zwei deutſche), ſechs Geſangvereine (größtentheils deutſche) und ähnliche Etabliſſements, wie die „Mercantile library Association“ zeugen von dem jetzt ſolideren Geſchmack der San Franciscaner; letztere Geſellſchaft zeichnet ſich außerdem noch durch vortreffliche Vorleſungen aus welche ſie halten läßt, und durch eine Bibliothek von über 11,000 Bänden. Im ganzen zählt man hier vierzehn verſchiedenen Vereinen gehörende Bibliotheken.

(Schluß folgt.)

Wilde Menſchenſtämme in Indien.

(Aus The Hunting Grounds of the Old World. By „The Old Shekarry.“

Bei einem ſeiner Waldausflüge in Indien begegnete der „alte Schikari,“ (Jäger), Leuten von den wilden Stämmen welche tief in den Einöden der mächtigen indiſchen Dſchengeln in Bäumen leben, und die nichts menſchliches zu haben ſcheinen als den Namen Menſch. Die Dryaden des alten Griechenlands würden kaum Anſpruch auf Verwandtſchaft mit Leuten dieſer Art erheben. Der „alte Jägersmann“ ſchildert das Zuſammentreffen mit dieſen eigenthümlichen Weſen in folgenden Worten: „Mein Gewehr an einen abgebrochenen Aſt hängen und mein Schikar-Meſſer (Jagdmeſſer) herausziehen, war das Werk eines Augenblicks, und ſo bewaffnet packte ich das muthmaßliche Thier beim Haar, und rief M .... und den übrigen zu herbeizukommen; worauf das Ding das ich hielt zu winſeln und ſich zu ſträuben anfieng, und eine ſeltſame Art Tatzen, mit ungeheuren Nägeln, von unten heraufbrachte und meine Hand damit packte. Nur durch viele Schläge mit dem Handgriff meines Meſſers konnte ich dieſe Hand vom Abreißen des Fleiſches abhalten. Ich wußte in dieſem Augenblick nicht mit Gewißheit zu ſagen ob ich einen Tſchimpanſe oder einen Orangutang gefaßt hatte, und rief kräftig nach Hülfe. M., die Schikaris und Kulis hatten bald den Baum erſtiegen, und mit ihrer Hülfe zog ich aus einer Höhlung im Stamme zwei höchſt außerordentliche Geſchöpfe in Menſchengeſtalt. Das eine war alt und runzelig, das andere noch ganz Kind, und beide gehörten zu dem ſchwächeren Geſchlecht: ob des Genus „Menſch“ oder „Affe,“ konnte ich noch keineswegs mit Beſtimmtheit ſagen. Sie waren dunkel olivenfarbig, und das größte dieſer weiblichen Weſen war nur 4 Fuß hoch. Sie war ohne alle Kleidung, und hatte nur ein Stück von einer Kriechpflanze um ihr Haar gebunden, damit es ihr nicht in die Augen fiel, welche ſehr klein waren und einen ungemein ſcharfen Blick hatten wenn ſie dieſelben öffnete; allein ſie hielt ſie geſchloſſen, und ſchaute nur hin und wieder herum wie ein erſchrectter Affe. Sie ſeufzte ſchwer, und ich ſah ein paar Thränen von ihren rauhen und runzeligen Wangen herabfallen, als man ſie mit dem Bein an die Wurzel eines Baumes band um ihr Entfliehen zu verhindern. Das Kind drückte ſich feſt an ſeine Mutter, und verbarg ſein Geſicht in ihrem Schooß. Ich legte um ihre Knöchel eine Hundskette, und befeſtigte ſie mit einem Vorlegſchloß ebenfalls an eine Wurzel. Wir betrachteten ſie lange ehe wir die Ueberzeugung gewannen daß wir menſchliche Weſen vor uns hatten. Ich glaubte anfänglich ſie ſeyen eine Art Baſtarde, denn ich ſah nie ſolche ſonderbare Gegenſtände. Die Naſe war nahezu flach, der Mund ſehr weit und voller großen gelben Zähne. Die Arme waren lang, abgemagert und welk, und möge Jupiter mich gegen Nägel ſchützen wie die an den Enden der Finger, die, ſowohl an Farbe als Geſtalt, mehr den Klauen eines ungeheuren Geiers als irgendetwas anderm glichen. M. ſagte: die Exiſtenz dieſes wilden Waldvolks ſey oft in Frage geſtellt worden, allein er habe ſtets geglaubt daß es derartige Stämme gebe, da er ihre Spuren in den dichten Wäldern ſüdlich der Neilgherri-Gebirge getroffen habe.“

Miscellen.

Singende Fiſche. Das Athenäum enthält bezüglich Dr. Buiſts Bemerkungen über die Stimmen der Fiſche folgende weitere Notizen über dieſen Gegenſtand. Der Plata-

Fluß schwärmt von Fischen, und ist die Heimath eines Fisches welcher eine sehr sonore Stimme besitzt, wie diejenige die man im Borneo-Fluß findet, und von der uns Dr. Buist eine Schilderung aus dem Journal von Samarang gegeben hat. Während der Jahre 1845 und 1846 war das britische Schiff „Eagle“ im Platafluß stationirt, es lag etwa drei Meilen von Montevideo vor Anker, und begab sich nur hin und wieder stromaufwärts oder stromabwärts bis nach Maldonado. Während meines Dienstes an Bord dieses Schiffs, erzählt nun der Verfasser dieser Notizen, hab' ich während der Nacht oft einen lauten Fischchor gehört. Meine Cajüte war im Hintertheil der Constabelkammer, und wenn ich im Bett lag, und die „Springluke“ (ein kleines Fenster etwa sechs Fuß von der Oberfläche des Flusses) geöffnet hatte, hörte ich mit Vergnügen und Neugier den lauten Tönen zu welche diese das Schiff zahlreich umschwärmenden Geschöpfe ausstießen. Der Lärm den sie machten war zuweilen sehr laut und ganz nahe, und schien von vielen Stimmen herzurühren, die bald da bald dort waren, bald sich in der Ferne verloren, bald wiederum zurückkehrten. Zuweilen hörte man auch, so weit ich dieß beurtheilen konnte, nur eine einzige Stimme, und dann einige wenige zusammen. Es lag wenig Veränderung in dem Ton, der tief war, und mehr dem Geräusch einer Trommel oder einer Orgel glich als irgend etwas anderm. Dessen ungeachtet, mag es nun Einbildung seyn oder nicht, lag etwas angenehmes und selbst musikalisches in den Tönen, welche bald langsam, bald schnell, aus der Ferne oder Nähe, beim Rückzug oder bei der Annäherung des Fischschwarms aufeinanderfolgten. Ich zweifle nicht daß dieser trommelnde Ton von einem der Sciänoiden, der wahrscheinlich mit dem Pogonias verwandt ist, herrührte; allein man sah oder fieng den Fisch nie in der Nähe des Schiffs wo man seine Stimme hörte. Unter den vielen Fischarten die man ans Land brachte wenn man das Schleppnetz in der Maldonado-Bay emporzog, wurden hin und wieder mehrere gefangen welche dem Pogonias Chromis glichen, und zwischen 40—60 Pfd. wogen.

*

Gefräßigkeit eines Haifisches. In Port Jackson wurde, wie G. Bennet in seinen „Gatherings of a Naturalist in Australasia“ erzählt, im Jahr 1858 ein sehr interessantes und ungeheures Exemplar eines Haifisches (Carcharias leucos) gefangen, dessen Länge zwölf Fuß vier Zoll betrug. Als er den ersten Harpunenstich erhielt, schwamm der gewaltige Fisch mit großer Schnelligkeit ziemlich weit davon; da er jedoch ermüdet wurde, und wahrnahm daß er fest gehalten und verwundet sey, kehrte er rasch wieder um, griff das Boot an, und ließ mehrere seiner abgebrochenen Zähne im Holz zurück. Dann schwamm er abermals eine Strecke weit davon, erneuerte aber, als er die Hoffnungslosigkeit seiner Lage entdeckte, zum zweitenmal seinen Angriff auf das Boot, und wurde nur durch mehrfache und heftige Schläge auf seinen Kopf und seine Schnauze davon abgebracht. Von seiner Gefräßigkeit kann man sich einen Begriff machen aus dem seltsamen Mischmasch den man in seinem geräumigen Magen fand, und der aus folgenden Gegenständen bestand: einem halben Schinken, mehreren Schafsfüßen, dem Hintertheil eines Schweins, Kopf und Vorderbeinen einer Bulldogge, mit einem Strick um deren Hals, einer Menge Pferdsfleisch, einem Stück Sackleinwand und einem Schiffsschraper. Kein Wunder daß man aus seiner Leber zwölf Gallonen Oel gewann. Ein anderer Haifisch, den man in demselben Jahr harpunirte, hatte zwei Reihen Zähne in seiner untern Kinnlade, die sich rückwärts neigten und beweglich waren, und außerdem fünf oder mehr Reihen vollkommen ausgebildete und gut gezackte Zähne, die unter der losen dicken Haut innerhalb des Mauls lagen, und bestimmt sind an die Stelle der vordern Zahnreihen zu treten wenn diese beschädigt oder abgebrochen sind. Der größte Zahn in der obern Kinnlade war 1½ Zoll lang, und dreieckig geformt. Hieraus läßt sich ein Schluß auf die Gefräßigkeit und den Magenumfang des fossilen Carcharodon machen, dessen Zähne die Geologen in Erstaunen setzen. Zwei dieser Zähne liegen vor uns, deren jeder 3½ Zoll lang ist. Eine mit solchen Zähnen gefüllte Kinnlade muß eine furchtbare Zerstörung in den alten Meeren angerichtet haben, die dereinst ihre Wogen auch über England ausbreiteten. Suffolker Pächter mögen aus den fossilen Zähnen des Carcharodon, die man im Suffolker Riff ausgrub, lernen welche gräßlichen Seemorde dereinst da verübt wurden wo jetzt nur Ackerbau und Viehzucht betrieben werden.

*

Ueber die Auffindung eines numismatischen Schatzes. Der hohen Wichtigkeit halber für die Numismatiker Deutschlands und Europa's erlaube ich mir zur Kenntniß zu bringen: daß in der Nähe der Stadt Trikala, sechs Stunden von der Stadt Korinth, bei dem Dörfchen Zugra ein Schatz von Münzen aufgefunden wurde. Dieser befand sich in einer aus Bronze gefertigten Vase, die mit einem Deckel versehen war. Sehr interessant schien es den Archäologen daß dieses Gefäß auf zwei Stellen eine Ausbesserung, eine Flickung durch Stückchen von Kupferblechen über dem beschädigten Theil desselben, zeigte. In diesem Gefäße befanden sich 9170 Silbermünzen im besterhaltenen Zustande, und sie wogen 22,80 Kilos = 17¼ Okas. Alle diese Münzen sind althellenischer Abstammung, und unter diesen gehören die der neuesten Epoche dem achajischen Bund an. Dieses Gefäß mit den darin enthaltenen Münzen fand sich kaum eine Spanne tief unter der Erde versenkt, und wahrscheinlich wurde die Erde der Oberfläche durch Regen und Wind weggespült, und so das Gefäß von einem Bauern aufgefunden. Dieser für die Wissenschaft unschätzbare Fund wurde Ihrer Majestät, der kunstsinnigen Königin, zum Geschenk dargebracht, welche die Gnade hatte die Bestimmung dieser Münzen einem sehr ausgezeichneten Numismatiker, Hrn. Apostolakos, zu übertragen, der es sich gewiß angelegen seyn lassen wird den Katalog, den derselbe meisterhaft zusammenstellte, der wissenschaftlichen Welt mitzutheilen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. Augsburg, 30 September 1860.

Quadronen.

Von C. F. Sintenis.

Es gibt vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Konstantinopel keine Stadt in der Welt, deren Bevölkerung so verschieden in Ursprung, Sprache, Sitten und Gewohnheiten ist, als die von New-Orleans. Nirgends sind die edlen Eigenschaften der menschlichen Seele, die sich in Großmuth, Gastfreundschaft, Wohlthun äußern, mehr entwickelt als hier; nirgends aber auch die niedern, die den Menschen zur Bestie herabwürdigen, durch positive Gesetze oder die öffentliche Meinung weniger gezügelt und gebändigt. Unter den unendlichen Classificationen der Bevölkerung von New-Orleans gibt es eine die man als ein eigenthümliches und charakteristisches Resultat aller jener Vorurtheile, Laster und Sitten der hier, was Farbe und Nation anbetrifft, so ungemein gemischten Bevölkerungselemente betrachten darf: die Quadronen, die unehelichen Sprößlinge weißer Männer und farbiger Frauen, welche gewöhnlich Erziehung und Wohlhabenheit zu hoch über den Neger gestellt hat, als daß sie sich wieder mit ihm vermischen könnten, und denen auf der anderen Seite Gesetz und öffentliche Meinung die Verheirathung mit einem weißen Manne verbietet. Ich will im Folgenden nur von dem weiblichen Theil der Quadronenbevölkerung sprechen. Ein guter Theil derselben pflegt im zarten Mädchenalter nach Paris geschickt zu werden; die Erziehung, die er dort genießt, dürfte in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig lassen. Zur Jungfrau erblüht, kehrt die Quadrone meist nach New-Orleans zurück; sie ist in der Regel hübsch, ja bisweilen von außerordentlicher Schönheit, und ich erinnere mich nicht je irgendwo schönere Weiber erblickt zu haben, als unter den Quadronen jener Stadt. Aeußere Gestalt, Erziehung, graziöses und elegantes Benehmen stellen sie hoch über eine Unzahl Amerikanerinnen; der Geschmack den sie in Auswahl und Arrangirung ihrer Toilette entwickeln, steht dem der in dieser Beziehung weltberühmten Pariserinnen nicht nach. Und da Schönheit und anziehendes Wesen im reiferen Alter oft ihr einziges Besitzthum bilden, verwenden sie auf die Pflege jener Gegenstände eine um so größere Sorgfalt.

Kein Wunder daß die Männer von den Quadronen bald angezogen, ja gefesselt werden, und dann, angesichts der Unmöglichkeit einer gesetzlichen Heirath, solche Arrangements mit ihnen machen als gemacht werden können. Wenn ein Gentleman einer Schönen dieser Classe seinen Liebesantrag macht pflegt er von ihr meist an die Frau Mutter gewiesen zu werden, die sich natürlich zuerst mit der Grandezza einer ächten Vollblutgräfin nach den pecuniären Verhältnissen des mehr oder weniger reizenden Don Juan erkundigt. Stellt sich heraus daß er im Stand ist eine „Familie" anständig zu erhalten, so mag er des Jawortes in jedem Falle ziemlich sicher seyn, und seiner „Verheirathung" steht kein anderes Hinderniß mehr im Wege als daß er die Summe festzusetzen oder gar vielleicht zu deponiren hat, die er der „Gattin" bei der allemal vorausgesetzten und neunmal unter zehn Fällen auch wirklich erfolgenden späteren Trennung zur Fortsetzung eines „standesgemäßen" Lebens zahlen will. Die Höhe dieser Summe ist natürlich in verschiedenen Fällen eine sehr verschiedene: häufig wird sie bedingt durch die Anzahl der Kinder die bei der Trennung vorhanden sind. Daß die höhere oder gewöhnlichere Anschauungsweise der Quadrone, der Grad ihrer Schönheit und die größere oder geringere Zahl der vorhandenen Anbeter gleichfalls preisbestimmend sind, darf nicht erst erwähnt werden. Ich möchte nicht behaupten daß bei derartigen Transactionen Liebe ganz aus dem Spiele bleibt, aber ihre Ausbrüche machen sich jedenfalls nicht eher geltend als bis der Weg vollständig geebnet ist.

Ist nun alles zur Zufriedenheit der contrahirenden Parteien arrangirt, so miethet man in einem bestimmten Stadttheil ein Logis, das junge Pärchen macht sich in ihm so comfortabel als es nur angehen will, man hält Haus, als wäre man wirklich verheirathet. Die „Frau" ist in Folge alles dessen keineswegs des Umganges beraubt, sie setzt ihre früheren Bekanntschaften (oft sogar die männlichen) fort; sie unterhält ihre Beziehungen als Tochter, Schwester, Freundin; ihr Gemahl (warum sollte sie ihn nicht so nennen?) entwickelt vielleicht die feststamsten Ansichten von ehelicher Treue, und besucht mit ihr und ohne sie Bälle und Maskeraden, wo es nur immer angeht. Er hält sich, so viel als thunlich, unter

der haute volée des fashionablen Stadttheils auf. Nach einiger Zeit gelingt es vielleicht einer dortigen Schönen sein gerührtes Herz noch einmal zu rühren: er beschließt zu heirathen, aber diesmal „wirklich,“ und er trennt sich zu dem Ende wenigstens räumlich von seiner „ersten Gattin.“ Er bezahlt ihr was bedungen, vielleicht sogar etwas mehr, und die Quadrone hat, diesmal in der reizenden Gestalt einer jungen noch immer schönen Wittwe, die Welt ein zweitesmal offen vor sich. Nur sehr selten bleiben die Männer ihren Geliebten für immer treu, und machen die Kinder zu einzigen Universalerben ihres Vermögens. Bisweilen siedeln die weiblichen Sprößlinge bleibend in ein Land über wo ihnen humanere Ansichten und Gesetze einen ehrbaren Lebenswandel nicht verschließen, meist aber beharren sie in derselben Gesellschaft, und ihr Leben gleicht dem ihrer Mütter wie ein Ei dem andern. Ich brauche wohl kaum zu bemerken daß ich im vorstehenden nur die beste Seite dieser durch die eigenthümliche Institution der Sklaverei bedingten Lebensart geschildert habe; jeder nachdenkende Leser muß sich sagen daß ebenso häufig Verbrechen jeder Art aus ihr resultiren.

Ein Herr aus New-England hat mir etwa die folgende Beschreibung von seiner Bekanntschaft in Quadronenkreisen gegeben: er bewegte sich nach seiner Ankunft in New-Orleans zuerst in den sogenannten New-England Cirkeln, und wurde dann durch einen Freund in eine Quadronenfamilie eingeführt, in der sich drei Töchter von ungewöhnlicher Schönheit befanden, sie waren intelligent und trefflich erzogen, ihre musikalischen Talente standen weit über der Stufe der Mittelmäßigkeit; sie nahmen ein lebhaftes Interesse an der Tagesliteratur; ihre Conversation würde in den besten Gesellschaftskreisen als ebenbürtig anerkannt worden seyn. Mein Freund konnte nie Mangel an Reinheit des Charakters oder Zartheit der Gefühle bei den drei jungen Damen entdecken, und ward so von ihnen angezogen daß er ihnen durch geraume Zeit sehr häufige Besuche abstattete. Später fand er es für gerathen einer beginnenden Intimität Schranken zu setzen, was eine der jungen Damen bewog ihn nach der Ursache seiner so selten werdenden Besuche zu fragen. Er erwiederte ihr mit größtem Freimuth daß er ihren Umgang zu fesselnd und bezaubernd gefunden habe, um sich nicht von demselben zurückziehen zu müssen. Seine Lebenspläne und die Absichten seiner Freunde gestatteten ihm nicht sich in der in ihren Kreisen üblichen Weise mit ihr zu verbinden, so sehr er das in einer andern, ehrenwerthern, thun zu können wünschte. Diese freimüthige Antwort betrübte die junge Dame wohl tief, verletzte sie aber keineswegs, ja sie erkannte die Ehrenhaftigkeit seines Entschlusses sofort an in Worten welche die letzten waren, die mein Freund von ihren schönen Lippen vernahm.

So viel von den Quadronen. Ein Herr in Texas, früher Gesandter dieser Republik bei einer europäischen Großmacht, der zwar selbst Sklavenbesitzer ist, der aber, neben den aus derselben für seinen Beutel entspringenden Vortheilen, die unendlichen Nachtheile der Sklaverei nicht geradezu übersieht, gestand mir offenherzig daß er seine Knaben einzig deßhalb zur Erziehung nach dem Norden gesandt habe, weil er es für unmöglich halte sie im Süden vor den allerverderblichsten Einflüssen zu bewahren; es gebe in keinem Sklavenstaat eine Negerin von einigermaßen erträglichem Aussehen, die nicht die Geliebte eines weißen Knaben oder Mannes sey; ja es gebe schwerlich irgend eine ältere Pflanzung, wo nicht die Peitsche des Aufsehers über den Häuptern und Rücken der Enkel des frühern Besitzers schwinge, er wolle nicht daß sein Blut in den Adern von Sklaven rinne. Die Gesetze dieser Republik treten meist ungemein prohibitorisch gegen sogenannte und wirkliche Ausschweifungen aller Art auf, aber es will und bedünken daß sie, anstatt das Uebel und Laster zu ertödten, nur seine äußere Erscheinung verschleiern, um seine Folgen um so furchtbarer zu machen. Das Gesetz, das die eine Race der Menschen ihrer Farbe wegen unterdrückt und sie von der Amalgamation mit der andern im rechtlichen Sinn ausschließt, ist ein Nagel im Sarg einer Republik.

Hudson, Ohio.

Der Guano, seine Verbreitung und Anwendung.

Der Guano nimmt unter den vielen concentrirten Düngemitteln, welche in der neuern und neuesten Zeit in Folge des intensiven Betriebes der Landwirthschaft bei uns Eingang gefunden haben, unläugbar eine der ersten Stellen ein. Seine schnelle und dabei sichere Wirkung, seine leichte Transportfähigkeit und sein mit seiner Wirkung im Verhältniß stehender Preis haben ihm eine Geltung verschafft die nicht so leicht ein anderes Düngungsmittel hat. Es sind mit ihm die vielfachsten Versuche gemacht und mehrere besondere Schriften über seine Benutzung erschienen. Wir erwähnen nur das Guanobüchlein. Eine Belehrung für den deutschen Landwirth ꝛc. v. Dr. J. A. Stöckhardt. Leipzig 1851. 8, und das neueste Werk von Karl Vogel. [1] Der Titel des Buches ergibt schon daß die Untersuchung der chemischen Bestandtheile desselben, die Anwendung, die Wirkungen und Ersatzmittel des Guano, den Hauptinhalt des Buches ausmachen. Dieß fällt in das Gebiet anderer Zeitschriften; hier kann er nur in culturhistorischer Bedeutung in Betracht kommen. Die Einleitung gibt indeß auch eine kurze Nachricht über seine Entstehung, Fundorte, Geschichte, freilich meistens nur nach v. Tschudi (die Huanalager an der peruanischen Küste im Bde. 2 der Denkschriften d. math. naturwiss. Classe der k. k. Akad. d. Wiss. zu Wien), der selbst seine eigenen Beobachtungen und eine eigene Denkschrift von Francisco de Rivero (Memoria sobre las Huaneras de la Republica etc.) dabei zum Grund

[1] Der Guano; seine Entstehung, Fundorte, Geschichte, seine chemischen Bestandtheile und Sorten; seine Prüfung und Werthbestimmung; seine Bedeutung, Anwendung und Wirkung, seine Ersatzmittel ꝛc. auf Grund der bewährtesten Erfahrungen und nach den besten Quellen dargestellt v. C. Vogel. Berlin 1860. 8°.

legte. Wir gehen daher auf diese selbst zurück. Da der jährliche Reinertrag der Guanolager Peru über zwei Millionen spanischer Thaler einbrachte, hatte die Regierung ihn zum eigenen Commissär ernannt, eine genaue Vermessung der Guano-Inseln vorzunehmen. Wir benutzen außerdem noch die Statistics of Guano. [1]

Guano oder eigentlich Huanu, in der Sprache der Inkas: Dünger, heißen die Excremente verschiedener Arten Seevögel, welche auf einer Anzahl unbewohnter oceanischer Inseln und windgeschützter steiler Vorgebirge nisten. Die Species hat Tschudi näher bestimmt. [2] Sie bedecken große Flächen dicht, und ihre Schwärme verdunkeln wie Wolken für Augenblicke die Sonne. Sie nähren sich ausschließlich von Seethieren, besonders Fischen, und bei ihrer außerordentlichen Gefräßigkeit und ihrer großen Excrementenabsonderung haben sie auf diesen Inseln im Laufe von Jahrtausenden 50—60′ mächtige Guanolager bilden können. Man hat dieß in neuester Zeit mit Unrecht bezweifelt, und die Behauptung aufgestellt es sey vielmehr eine Masse aus verwesten Substanzen von Seelöwen und anderen Seethieren, die man 40—50 bei einander verwest liegen finde; aber man findet Leiber von Seehunden 5′ unter der Oberfläche im Guano, und wenn Humboldt in 300 Jahren die Anhäufung des Guano nicht nur einige Linien annahm, so daß viele Tausende erfordert würden so mächtige Lager hervorzubringen, so war dieß nach Tschudi zu niedrig gegriffen. Die Sula variegata gab nach ihm bei spärlicher Nahrung täglich in der Gefangenschaft 3½—5 Unzen Excremente, in der Freiheit wohl das Doppelte, wovon 1⅛—1⅛ Unzen fester Substanz zurückblieb. Zwei dieser Vögel bedeckten mit ihren Excrementen in wenigen Stunden ein 1′ Quadratfuß großes Land, und die Insel Jquique von 220,000 Quadratfuß Umfang, deren 30′ mächtiges Guanolager nun abgetragen ist, hätte, wie er meint, wenn von 500,000 Vögeln bewohnt, in 1100 Jahren mehr als dieses Lager anhäufen können.

Die hauptsächlichen Fundorte des Guano sind drei der vier Chinchas-Inseln (Tschintsches) an der Küste von Peru, quer über von Pisco, 14° und südlicher die Inseln Jlo, Jza und Arica. Sie sind völlig öde und kahl, und ganz mit Guano bedeckt; die südlichste ist noch unberührt, die nördlichste und mittelste werden jetzt ausgebeutet. Eine hat gar keinen Guano.

Außer in Peru findet man den Guano auch an der Westküste Afrika's (26—27° südl. Br.), am Caplande, auf der Insel Jschaboe oder Schaibo, Angra-Pequenna, Malaga, Saldanha, auch an den Küsten von Labrador und Patagonien, in Chili, Mexico, Columbia, Cuba, Neu-Granada (auf den Inseln Roncaderos a Mosqueteros). Auf den Inseln Aves (150 Meilen westlich von Guadalupe), Venezuela, Trailes, Orchilu, im stillen Weltmeer (besonders auf der Insel Elide, wo es selten regnet, daher deren Guano besonders ammoniakreich seyn soll), Virgin-Island, namentlich auf der Insel Sombrara, Leonisland, sowie in Asien und Australien gibt es Guanolager. In neuester Zeit hat man sogar in Europa, und zwar in Sardinien, Ungarn, Schottland, Dänemark (auf dem Archipel der Faröer, wo er in großen Massen aufgehäuft seyn soll) Guano gefunden.

In Peru reicht die Anwendung des Guano wenigstens bis ins 12te Jahrhundert zurück. Die alten Jnkas schon wußten ihn nach Garcilaso de la Vega [1] zu schätzen. Die jungen Vögel auf den Guano-Jseln zu tödten, galt für ein schweres Verbrechen. Jede Jnsel hatte einen Aufseher, und da die ganze Küste von Arica bis Tarapaca, eine Strecke von 200 Meilen Leguas, fast gänzlich mit Guano gedüngt wurde, war jede Jnsel einem besondern Districte des Festlandes zugetheilt, und ihr Product durfte nur dorthin übergeführt werden. Noch jetzt ist er Hauptdüngemittel in Peru. In Arequipa düngt man nur Mais damit und streut auf den Morgen 2 Ctr., in Tambo und Victor aber 2½—3 Ctr. Wenn die Maispflanzen 6—8 Zoll groß sind, wird um jede Pflanze eine Prise Guano, so viel man mit drei Fingern halten kann, gestreut und das Ganze dann gleich bewässert. Wenn die Frucht ansetzt, wird wieder eine Handvoll Guano an jede Pflanze gestreut, bevor die zweite Bewässerung erfolgt. Die nachfolgenden Früchte, Kartoffeln und Weizen, Erbsen werden ohne weitere Düngung gebaut, dann Weizen mit gewöhnlichem Dünger. Die Kartoffeln liefern einen 45fachen, der Mais einen 35fältigen Ertrag. In dem Thal von Chancay, wo der Mais ohne Guano nur kaum das 20ste Korn liefert, trägt er mit Guano gedüngt 100—200, einzeln sogar 300fältig. Anderswo düngt man auch andere Pflanzen, nur Zucker nicht, mit Guano. Die Peruaner sagen: „obgleich kein Heiliger, wirkt der Guano doch Wunder." Durch zweckmäßige Anwendung des Guano ist um Arequipa der Topu-Acker (etwa ein Magdeburger Morgen) auf 1000 spanische Thlr. gestiegen.

Auch in Arabien benutzte man nach Edrisi [2] 1154 n. Chr. bereits den Guano. „Zwischen Dschofar und den Bahrein-Jseln im persischen Meerbusen, sagt er, gibt es viele Klippen; man kennt sie unter dem Namen Kithr; dort findet sich eine Mehrzahl wüster Jnseln welche nur von Wasser- oder Landvögeln besucht werden, die sich dort versammeln und ihrer Excremente entledigen. Wenn es das Wetter erlaubt, so werden diese Vogelexcremente auf Schiffe geladen und nach Bassora und an andere Orte gebracht, wo sie sehr hoch bezahlt werden, da man sie als starkes Düngemittel für die Weinstöcke, die Dattelpalme und überhaupt für Gartenfrüchte benutzt.

Von europäischen Reisenden erwähnten den Guano als vortreffliches Düngmittel im vorigen Jahrhunderte Feuillée (1710), Trezier (1713) und Ulloa (1740). A. v. Humboldt

---

[1] Journal of the American geographical and statistical society. New-York 1859, Vol. I. No. 6. p. 181 fgg.

[2] Es sind nach ihm Larus modestus Tsch. Rhynchops nigra Lin., Plotus Anhinga Lin., Pelecanus thayos Mol., Pelecanus Gaimartii Less. (Carbo albigula Brandt) und vorzüglich Sula variegata.

[1] Comment. Real. Madrid 1723. P. I. Lib. V. c. 3. p. 134 fg. 2°.

[2] Geographie d'Edrisi par A. Jaubert. Paris 1836 in 4°. T. 1. p. 157.

brachte 1806 eine Probe nach Europa, und durch die Analyse von Fourcroy und Vauquelin (Annales de Chimie vol. 56) u. a. wurde die Bedeutung und die Wichtigkeit desselben dargethan. Auf Anlaß von Sir Joseph Banks machte der General Beatson auf St. Helena 1810 erfolgreiche Versuche mit ihm beim Kartoffelbau. 1824 erhielt Skinner, der Herausgeber des American Farmer, zu Baltimore zwei Fässer, die in kleinen Parcellen zu Versuchen vertheilt wurden, und der Ex-gouverneur Lloyd von Maryland erkannte in ihm den wirksamsten Dünger den er je angewandt habe; aber obwohl auch der berühmte Reisende d'Orbigny 1826 auf ihn aufmerksam machte, währte es doch bis 1840, wo man eine größere Quantität von zwanzig Fässern in England erhielt, daß man ihn im größeren Maß anwandte. Der Erfolg blieb nicht aus. Indeß fürchtete man erst das Land zu erschöpfen, bis längere Versuche auch dieses Vorurtheil beseitigten. Die Einfuhr stieg beständig und betrug in Großbritannien von 1841—1857 incl. 2,373,508 Tonnen à 20 Ctr. und 1858 6,240,000 Ctr. Die Einfuhr in den einzelnen Jahren gibt die Statistik an. Sie war im ganzen fortwährend steigend, doch nicht gleichmäßig, und betrug 1841 erst nur 2881 Tonnen, 1845 283,300, 1848 wieder nur 71,414, am meisten 1855 305,061 Tonnen; doch wurde davon wieder mancher auf das Festland von Europa ausgeführt. Was die Ursprungsorte betrifft, so kam in den 17 Jahren 1841—1857 von obigem ganzen Betrage der meiste, nämlich 1,664,662 Tonnen, aus Süd-Peru, 305,807 Tonnen von der Westküste Afrika's, 76,042 aus den britischen Besitzungen in Süd-Afrika, 106,062 Tonnen aus Chili, 73,485 Tonnen aus Patagonien, 24,667 T. aus Bolivia und 122,383 T. aus andern Ländern.

Die Einführung des Guano als Gegenstand des Handels und einer größern Consumtion in den Vereinigten Staaten von Amerika datirt erst seit 1838. Sie betrug in den 11 Jahren von 1848—1858 incl. 707,408 Tonnen, wovon 66,529 aber wieder ausgeführt wurden.

Aus Peru wurden nach Spanien 1858 27,160 T., nach Frankreich 25,545 T. verschifft. Das übrige Festland Europa's erhielt ihn indirect aus Großbritannien. Nach Deutschland kam der erste Guano 1841, und 1842 machte Stecher in Braunsdorf im Königreich Sachsen zuerst Versuche damit. Besonders verdient machten sich um seine Einführung in Deutschland Stöckhardt, das Hamburger Handlungshaus J. D. Mutzenbecher u. Söhne, und in Sachsen der Oekonomierath Geyer. Bei Freyberg pachten jetzt selbst Hausgenossen mit Vortheil ½—¾ Acker Feld, und düngen es mit Guano. Das Staatsgut Braunsdorf verbrauchte 1842—1846 285¼ Ctr., 1846—1851 1431½ Ctr. zu einem Kostenbetrag von 7500 Thalern auf 235 Acker Feld und 51 Acker Wiesen. In ganz Sachsen stieg der Verbrauch von 5 Ctrn. im J. 1842 auf 120,000 Ctr. im J. 1854, demnächst wird er in der Rheinprovinz am meisten verwendet; man schätzt den Betrag auf 130,000 Ctr. Den meisten verbraucht der Kreis Cleve, vier Gemeinden daselbst allein 60,000 Ctr. Am wenigsten fand derselbe in Norddeutschland Verwendung, wo noch Vorurtheile dagegen herrschen, da er doch in Schweden selbst mit Vortheil zur Düngung angewendet wird.

Bei der von Jahr zu Jahr gesteigerten Nachfrage, die in den letzten Jahren schon einen Guanomangel und erhöhte Preise desselben eintreten ließ, hat man oft die Befürchtung ausgesprochen daß namentlich die peruanischen Guanolager binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit erschöpft werden würden. Die Schätzungen des Vorraths lauten freilich verschieden. Señor José Villa schlug die Lager auf den Chincha-Inseln zu 46,632,280 Tonnen,[1] Rivero 1847 nur zu 18,250,000 T., eine Regierungscommission 1853 zu 12,376,100 T., der Admiral Moresby 1853 nur zu 8,600,000 T., der französische Ingenieur Taraguet 1854 die Menge des Guano auf sämmtlichen Inseln aber nicht höher als 7 Mill. T., oder 140 Mill. Ctr. an. Wenn jährlich 200,000—300,000 T. ausgeführt werden, so kann man ermessen in welcher Zeit die Guanolager erschöpft seyn werden.

Der Guano ist wie jeder Dünger mehr oder minder gut, nachdem es die Nahrung der Thiere, die ihn liefern, ist. Der Dünger von Race-Pferden, die gut gefüttert werden, ist besser als der vom Karrengaul, ebenso sind die Excremente von Vögeln die von Fischen und Fleisch leben wirksamer als die derjenigen welche, wie die Tauben, nur von Körnern, oder nur von Beeren leben. Auch Alter und Klima haben auf die Güte des Guano einen Einfluß; bei einem trockenen Klima erhält man den besten Guano. Dieser ist daher in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden.

Den peruanischen auf den Inseln und Küsten zwischen 6—21° südl. Br. theilt der Regierungsbericht in drei große Sectionen. Die südliche umfaßt die Küste von Bolivia bis Arika. Man schätzte die Lager auf 7,921,407 T.[2] Der Betrag der mittlern Section, welche die Chincha-Inseln begreift, 13° 32′ südl. Br., nach den verschiedenen Schätzungen ist oben schon angegeben. Man begreift darin die Küste von Arica bis Callao. Der nördliche District umfaßt dann die Lager zwischen Callao und Paita. Man schätzte den Betrag der Lager der Inselgruppen Lobos de Tierra, 5° 06′ südl. Br., auf 477,858 T., die der zwei Inseln Lobos de Fuera 7° 03′ s. Br. auf 265,743, die der Insel Guanape 8° 36′ s. Br. auf 79,800, der kleinen Insel Ferrol 9° 07′ südl. Br. auf 30,000, zusammen auf 854,101 Tonnen. Andere Inseln liefern noch kleine Quantitäten. Die Guanolager sind für die Regierung von Peru von der größten Bedeutung. Sie liefern jetzt fünf Achtel der gesammten Staatseinnahme. Diese betrugen 1857 8,656,256 Dollars. Dazu trugen die Guano-

[1] Noch übertreibener sagt Anderson in seiner Weltumsegelung: daß die Inseln 99,123,300 T. Guano enthielten, und also jährlich 50,000 T. 2000 Jahre lang zu liefern vermöchten, und ebenso W. H. Norvishes kaufmännische Berichte, gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegscorvette Galathea 1845—1847, Hamburg 1849 8° p. 274.

[2]

Chipana	. . . .	280,602 Tonnen.
Huanellas	. .	1,912,505 „
Punta de Lobos	.	1,460,790 „
Pabellon de Pica	.	2,975,000 „
Puerto Ingles	. .	1,2·2,510 „

lager 5,296,952 Doll. bei, nämlich 1857 wurden 256,981 T., und 1858 266,709 T. aus Peru verschifft.

In Bolivia liefert die Küste, welche an die Wüste von Atacama stößt, an mehreren Stellen guten Guano. Der Hauptausfuhrhafen ist Pacquica. Die Ausfuhr ganz für britische Rechnung betrug 1858 24,667 Tonnen. Der Guano Chili's in der Nähe der genannten Wüste ist viel schlechter, und fast erschöpft. Im J. 1848—1858 wurden nur 8847 T. nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Der patagonische ist schlechter als der dem Aequator zu; es fehlt ihm an Ammoniak, die Regen waschen ihn häufig aus, und er ist oft bis zu einem Drittel mit Sand gemischt; bis 1858 giengen daher davon nur 73,485 T. nach England. Von den Galapagos-Inseln, die zur Republik Ecuador gehören, kamen nur 525 T. nach den Vereinigten Staaten; er ist aber reich an Ammoniak. An der atlantischen Seite vom Isthmus von Darien bis zur Spitze des Golfs von Mexico ist der Guano sehr verschieden von dem an der Küste des stillen Oceans. Er ist gut, so auch der der Inseln im caraibischen Meer in Westindien. In West- und Südafrika ist der Guano aus der Saldanha-Bay schlecht, wie der patagonische, weil die vielen Regen ihn auswaschen. Der Jchabve-Guano ist fast erschöpft, doch wird neuerdings guter abgesetzt. Die chemischen Bestandtheile dieser verschiedenen Guanolager sind also sehr verschieden. Ihr Werth wird bedingt durch die Menge des Ammoniaks, welches sie durch Zersetzung im Boden entwickeln, durch den Gehalt an Phosphorsäure und durch den Gehalt an Alkalien. Der peruanische Guano bildet ein trockenes Pulver von blaßgelber, und wenn er älter wird, von Chocoladefarbe. Der von Jchabve kommt ihm am nächsten, er ist aber weniger wirksam, weil er wasserreicher ist; der aus Chili noch weniger; der aus der Saldanha-Bay und der patagonische verräth kaum eine Spur von Ammoniak; darnach richtet sich auch der Werth.

Die Entdeckung des Guano im stillen Ocean ist erst ganz neu, und die Congreßacte vom 18 August 1856, welche die Entdecker solcher Guano-Inseln unter den Schutz der Vereinigten Staaten stellte und die diese sich aneignen ließ, wenn sie noch keiner andern Macht gehörten, ermunterte die nordamerikanischen Kaufleute und Seefahrer einzeln und in Verbindung vielfache Untersuchungsreisen dahin zu unternehmen, und bis zu Anfang des Jahres 1859 waren schon 49 Guano-Inseln und Inselgruppen im stillen Ocean durch die Nordamerikaner entdeckt und in Besitz genommen worden. Alle waren aufgenommen und verzeichnet, und die Qualität und Quantität des Guano jeder Insel untersucht. Das Journ. of the American geogr. and statist. Soc. p. 188 gibt die Namen aller mit Angabe ihrer Länge und Breite. Auf zwei machte die American Guano Company Ansprüche, auf die andern die United States Guano Company und einzelne Bürger der Vereinigten Staaten. Die Menge und Zugänglichkeit dieser Guanolager ist schon constatirt, weniger die Güte; sie enthalten mehr Phosphorsäure und Alkalien. 1857 wurden 70—80 T. davon in New-York eingeführt und Versuche damit gemacht, die nicht ohne Erfolg waren. Die Berichte der Compagnien und Individuen über ihre Unternehmungen im stillen Ocean sind sehr mager. Einer in der N. Y. Tribune vom 28 Mai 1859 ergibt daß die American Guano Company auf Jarvis Island mit Erfolg arbeitete und an 14,000 Tonnen bereits nach Honolulu einführte, eine bedeutende Quantität auch nach San Francisco verschiffte. In New-York galt dieser Guano 40 D. die Tonne.

Man hat die verschiedenen Sorten im Handel in Europa schon sehr verfälscht. Von 20 Sorten, die ihm gesandt wurden, fand Stöckhardt vierzehn gemischt, die besten darunter höchstens drei Viertel, die schlechtesten kaum mehr als ein Drittel so viel werth als guter, reiner, peruanischer Guano. Unsere Kaufleute sind also die Betrüger! Sie ersetzen die fortleide Kieselerde durch Sand, die Schwefelsaure durch Gyps, das Natrum durch Kochsalz und setzen auch Lehm hinzu. Die Fälschung wird freilich mitunter auch schon auf dem Schiffe vorgenommen. Die großen Erfolge welche der Guano als Dünger einerseits gehabt hat, gegenüber den getäuschten Erwartungen andererseits, zeigen daß seine Wirksamkeit an mannichfache Bedingungen geknüpft ist. Er enthält alle zur Pflanzenernährung erforderlichen Bestandtheile, vorzugsweise den am schwierigsten zu beschaffenden Stickstoff, in reichlicher Menge, und zwar in einem zusammengedrängten Zustande großentheils in solchen Zusammensetzungen daß sie auflöslich sind, und seine organischen Bestandtheile zersetzen sich im feuchten Zustande fortwährend selbst. So muß seine Wirksamkeit schnell und energisch seyn. Dagegen ist sie nicht nachhaltig, wie die des Stallmistes, der nur allmählich in die Pflanzen übergeht; kann, nur in geringer Menge angewendet, nicht wie dieser einen festen Boden lockern, und vergebens erwartet man von Guano die reichliche Humusbildung, die bei der allmählichen Zersetzung des Stallmistes aus gewissen Bestandtheilen desselben hervorgeht. Er kann daher auch dem Boden nicht die wasserbindende Kraft ertheilen noch ihn nachhaltig erwärmen. In der düngenden Kraft kommt ihm kein anderes Düngemittel gleich. Seine Wirkung ist durchaus sicher, und der erzielte Mehrertrag gewährt einen erheblichen Ueberschuß über die Kosten. Er kräftigt schlecht stehende Gewächse und macht magere oder heruntergekommene Ländereien schnell ertragsfähig. In Pfalzdorf erntete man von einem Morgen a) vor Einführung des Guano, b) mit reichlicher Benutzung des Guano

Weizen

a) 7— 8 Sch. und 1800 Pf. Stroh,
b) 14—16 „ „ 2500 „

Roggen

a) 10 Sch. und 1800 Pfd. Stroh,
b) 16—18 „ „ 3000 „

Gerste.

a) 10—20 Sch. und 1200 Pfd. Stroh,
b) 30—34 „ „ 2400 „

Hafer

a) 20—25 Sch. und 1500 Pfd. Stroh,
b) 30—40 „ „ 3000 „

	Buchweizen	Klee im 2. Schnitt
a)	8—12 Sch.	2000—3000 Pfd. Stroh,
b)	16—20 „	6000—8000 „

Der Ertrag der angebauten Gewächse verdoppelte sich also fast durch Anwendung des Guano, und zwar nicht bloß bei der Körner- sondern auch bei der Strohbildung. Die üppigen Saaten verdrängten das Unkraut immer mehr. Der Wohlstand der Pfalzdorfer Landwirthe hat sich so gehoben, daß ein Morgen Land, den man 1841 in Complexen zu 70—90 Thlrn. kaufte, jetzt für 200 Thlr. fast nicht feil ist. Wirthe, die 90—100 Morgen besitzen, verwenden jährlich 5—600 Thlr. auf den Guano. Vielfältige Versuche haben ergeben daß vom peruanischen Guano im ersten Jahre 60, im 2ten 25, im 3ten 15 Proc. verzehrt werden, und 1 Centner ist in seiner Gesammtwirkung der von 66 Centnern oder $3\frac{1}{2}$ Fuder Rindviehmist gleichzuschätzen. Seine Wirkung ist bei den verschiedenen Früchten indeß verschieden: besonders vortheilhaft wird er beim Anbau des Weizens, auch beim Bau des Tabaks, Hopfens, in Südamerika auch des Zuckerrohrs angewendet. Bei Kartoffeln angewandt werden sie stärker und reicher. Auch beim Wein und selbst bei Obstbäumen, Blumen und Waldbäumen ist er mit Erfolg benutzt worden. Erlen wurden durch das zuweilen abfließende Guanowasser der sie umgebenden Wiesen in vier Jahren schlagbar. Die Kosten sind geringer als bei der Stallmistdüngung, doch darf er nicht allein angewandt werden, sonst liefert er eine Reihe von Jahren hindurch zwar reiche Ernten, aber zuletzt versagen sie. In Maryland und Virginien, wo man nur Guano anwandte, hat er in neuester Zeit, wenn auch in steigender Menge gebraucht, gar keine Wirkung mehr ausgeübt. Der Guano vermag also den Stallmist nie zu ersetzen, sondern kann nur als Hülfsdünger dienen. Schon Zuccarini hielt ihn mehr für ein Reiz- als ein Düngungsmittel.

Reise von Tadschurra durch das Afer-Land nach Schoa, im Jahr 1839, und Aufenthalt daselbst.

(Von Dr. L. Krapf.)

(Schluß.)

31 Mai. Abreise nach 4 Uhr Morgens. Nach Sonnenaufgang kamen wir in das schöne Thal Kokai, wo sich hohe Bäume, ein Bach mit vortrefflichem Wasser, eine Menge Vieh und eine große Verschiedenheit von Vögeln unserm Blicke darboten. Nachdem wir einige Hügel und kleine Thäler, die Ausläufer des abessinischen Hochlands, das sich von Süden nach Norden ausbreitet, passirt hatten, kamen wir nach einer Reise von 120 bis 130 Stunden an den Gränzort Dinomali, wo der Anblick der Hügel und hohen Berge, von denen einer über den andern in progressiver Höhe hervorragte, der vielen Dörfer und Felder, der grünen Vegetation, wo der Genuß einer kühlern Luft, der Rückblick auf die vielen Gefahren und Strapazen in dem heißen, dürren Danakil-Land, vor allem aber der Gedanke an unsere Bestimmung und Thätigkeit unter Christen, Muhammedanern und Heiden einen überwältigenden Eindruck auf uns machte. Bald nach unserer Ankunft in Dinomali besuchte uns der Zolleinnehmer Soliman Musa von Tschano und Walasma oder Abbagas Muhammed von Gontscho, um unsere Personen und unser Gepäck zu inspiciren. Abbagas ist der Titel eines Gränzgouverneurs, etwa so viel als Markgraf in der alten Zeit. Das Wort ist abzuleiten von Abba und Guas (im Amharischen gasa, aufbrechen, abmarschiren, daher guas eine Truppe marschirender Soldaten, eine Gesellschaft von Reisenden auf dem Marsch, eine Karawane), also abba (Vater) Guas (contr. gas) „Vater oder Anführer einer Schaar Soldaten.“ Der Ursprung von Walasma ist etwas dunkel. Wahrscheinlich bezeichnet er: Wali Islam, „Gouverneur der Muhammedaner,“ wenn er nicht aus Wali Asmatsch (von asamata, Krieg führen, kämpfen), der kriegführende Gouverneur (vos eines Gränzgouverneurs beständiges Geschäft ist) entstanden ist. Beide hohe Würdenträger waren begleitet von dem christlichen Debtera Tekla Zion, welcher das Secretariat des Handels von Tadschurra, besonders des Salzhandels, führt. Während der Verhandlung mit diesen Herren wurde mir derselbe Mann vorgestellt den ich unter dem Namen Hadschi Adam im vorigen Jahr in Mocha kennen gelernt hatte. Er sagte daß er im Auftrag des Königs gerade auf dem Wege nach Mocha sey, um uns einen Brief und eine junge Sklavin zu überbringen und uns nach Schoa zu geleiten. Den Brief nahmen wir an, aber die Sklavin sandten wir dem König zurück, mit der Erklärung daß wir durchaus nichts mit der Sklaverei zu thun haben. Der Brief war an meinen Collegen Isenberg gerichtet. Er bezog sich auf des Königs frühere Sendung nach Aboa in Tigre, wohin Se. Maj. einen Expressen gesandt hatte, um meinen Freund schon vor meiner Ankunft in Tigre nach Schoa einzuladen. Ferner drückte der König in dem Schreiben sein Verlangen aus nach Arzneien, Flinten, Maurern und andern Künstlern, hauptsächlich aber nach der persönlichen Uebersiedelung des Adressaten nach Ankobar, wo der König ihm alle seine Wünsche erfüllen würde. Von der eigentlichen Missionsarbeit wurde in dem Brief nichts erwähnt, da der König, wie es sich später erwies, nur Lehrer in weltlichen Dingen zu erhalten wünschte. Es wurde nun sogleich ein Bote mit einem amharischen Schreiben an den König expedirt, um ihm zu melden daß die Personen, an welche Hadschi Adam Botschaft gerichtet war, angekommen seyen. Es wurde uns sodann in dem Gränzdorf Ferri, das eine starke Stunde von der Zollstätte Dinomali entfernt liegt (am Fuß der eigentlichen Berge von Eiat, aber besser von Argebba, wie das von Muhammedanern bewohnte niedere Bergland heißt), eine Wohnung angewiesen, bis eine Antwort vom König kommen und wir die Reise fortsetzen würden. Wir wurden auf des Königs Kosten von Walasma Muhammed reichlich mit Nahrungsmitteln versehen; die Karawane mit welcher Hadschi Adam nach Tadschurra reisen wollte,

hatte viele Sklaven aus Guragué und den Galla-Ländern. In Guragué ist der Menschenraub an der Tagesordnung. Die Sklaven tragen einen schmutzigen Baumwollenzeug, der in Abessinien verfertigt wird. Die Frauen waren geziert mit Ohrringen von Zinn, mit Arm- und Fußknöchelbändern, mit Halsschnüren von Glasperlen. Ihre schwarzen Haarlocken waren mit Fett wohl eingerieben, in dünnen Schnüren geflochten, an deren Enden Quasten sich befanden. Ein farbiges Band um den Kopf hielt die Locken zusammen und war mit einer Reihe von kleinen Muscheln besetzt. Die tägliche Nahrung der reisenden Sklaven bestand aus einer Quantität (3 bis 4 Handvoll) gerösteten Getreides, aus Weizen, Hirse, Mais, Gerste. In Ferri nahmen wir Abschied von den Danakil, welche uns von Tadschurra und Hasuadera begleitet hatten. Wir waren froh uns dieser lästigen Gesellschaft zu entladen. Ihr lügenhaftes, veränderliches, jähzorniges und habsüchtiges Wesen hatte in uns oft eine tiefe Sehnsucht, daß unsere Reise zu Ende gehen möchte, erweckt. Wir schieden von ihnen im Frieden, aber nicht ohne Ueberzeugung von der Wahrheit der Gnome der Eingebornen: „Die Zunge der Afer ist lang zum Lügen, ihr Arm ist lang zum Stehlen, und ihre Füße sind lang zum Entfliehen in der Gefahr nach Art der Maulhelden.“

2 Juni 1839. Wir brachen heute von Ferri auf und begannen das Hochland von Efat hinanzusteigen, nachdem des Königs Befehl, daß wir schleunigst zu ihm kommen sollten, angelangt war. Unser Weg war rauh und felsig, und führte uns über Berg und Thal, wo wir rechts und links Vertiefungen, steile Abgründe und Vorsprünge von hohen Felsen und Klippen wahrnahmen. Wir passirten die Bäche Hatschani und Melka Dschedwu, welche ihre Richtung nach dem Hawasch nehmen, denselben aber nicht erreichen, sondern sich in der Wildniß verlieren. Das erste christliche Dorf das wir zu unserer Linken sahen, ist Agebber. Hier fühlten wir bereits in bedeutendem Grad den Unterschied des Klima zwischen dem heißen, öden und unfruchtbaren Land der Danakil und der Kühle des Alpenlandes, das wir immer mehr hinansiegen, und dessen wilde Bergformen uns in Erstaunen setzten. Welche große Gegensätze bieten sich hier dem Reisenden innerhalb weniger Stunden dar! Ein ganz anderer Boden, andere Menschen, andere Sprachen und Religionen. Selbst in der dürrsten Jahreszeit sieht man grüne Felder, überall grüne Bäume und Pflanzen, an deren Anblick der europäische Wanderer in seiner Heimath sich von Jugend an gewöhnt hat. Da sieht er Klee, Pfefferminz, Butterblumen, wilde Rosen, Jasmin, das Geisblatt und den Quendel. Da gewahrt er überall den Weizen, die Gerste, die Hirse und Erbse, das Türkische oder Kafferkorn in seinen verschiedenen Arten, die Baumwollen- und Oelpflanze u. s. w. Er sieht den Pflug, die vielen Dörfer, die auf den Ambas (Anhöhen) umher wie Vogelnester erbaut sind, er bemerkt überall landwirthschaftliche Thätigkeit; vor allem aber wird ihm klar daß er in ein Land eingetreten wo Ruhe, Ordnung und Gesetz herrscht, anstatt der Anarchie und dem Räuberwesen im Adal-Niederland. Alles dieses und vieles andere kann nicht fehlen in seinem Gemüth ein freudiges Erstaunen zu erwecken, und ihn auf einmal wieder in die Verhältnisse seiner Heimath zu versetzen.

Nachdem wir mehrere Bergreihen schnell nacheinander passirt hatten, erreichten wir den District und Marktflecken Aliu Amba, der auf einem steilen Felsen liegt und von etwa 1200 Muhammedanern bewohnt wird. Das kühlere Klima und die Pflanzenwelt überzeugte uns bald daß wir die Höhe von wenigstens 5000 Fuß über dem Meer erreicht hatten. Der christliche Gouverneur Jaunatu (seiner Wahrheit) nahm uns sehr freundlich auf, besonders als er hörte daß wir Christen seyen. Unser Armenier Workie, der seit einiger Zeit sehr leidend gewesen war, freute sich königlich hier eine Ruhestätte zur Herstellung seiner Gesundheit zu finden. Jn Aliu Amba hatten wir bereits eine großartige Aussicht nach allen Richtungen hin. Jm Osten lag das weite Hawaschthal mit den hohen Gallabergen vor unserm Blick, so wie der ferne Berg Ajalu, den die Abessinier Asulu nennen, bis wohin das abessinische Reich sich früher erstreckt haben soll. Gegen Norden sahen wir den Amba von Tschannu und den von Gontscho, wo Malasma Muhammed den schoanischen Antheil von Argobba beherrscht, und das Staatsgefängniß bewacht in welchem die Brüder und nahen Anverwandten des Königs und andere hohe Staatsgefangene in unterirdischen Gemächern ihr trauriges Daseyn verbringen müssen. Gegen Nordosten erhebt sich der 12,000 Fuß hohe Berg Mamrat (Mutter der Barmherzigkeit), der als eine gewaltige Bergfeste jeden feindlichen Einfall von der Küste her abwehrt. Jm Westen sahen wir die Höhe auf welcher Ankobar, die erste Residenz des Schoanerkönigs liegt, und im Süden gewahrten wir den Amba von Abberrasul, wo der Hauptsklavenmarkt von Schoa gehalten wird, so wie den hohen Amba des Dorfes Lofa, wo der junge Kronprinz Haila Malakot in einem Kloster erzogen wird. Der Gouverneur versah uns reichlich mit Talla (Bier) und Tadsch (Meth), sowie mit Brod, Pfefferſuppe, einem Schaf, Schmalz, Zuckerrohr, Bananen, kurz mit allen Lebensmitteln die zur abessinischen Küche gehören. Wir erfuhren noch mehr als in Ferri, daß wir des Königs Gäste waren, denen nichts mangeln soll. Unser Gepäck wurde auf des Königs Kosten transportirt, eine angemessene Wohnung wurde uns angewiesen, Algas (abessinische Bettstätten) wurden herbeigeschafft und Holz und Wasser gebracht. Wir konnten jetzt die Strapazen im Danakil-Land ganz vergessen. Hätte uns je etwas gemangelt, so befanden wir uns ja in dem Hauptmarktflecken des Landes, wo wir, wenn es anders der Gouverneur gestattet hätte, uns das Erforderliche mit eigenen Mitteln hätten kaufen können. Jn Aliu Amba concentrirt sich der Handel der Schoaner, der Argobbaner, der Kaufleute von Tadschurra, von Aussa und von Harrar. Die Leute von Schoa und Efat bringen Pferde, Maulthiere, Esel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hühner, Butter, verschiedene Arten Getreide; die Argobbaner bringen hauptsächlich Honig, rothen Pfeffer, Eier, Baumwolle, baumwollene Kleider, Matten; die Danakil bringen Salz, Glasperlen, farbige Kleiderstoffe, Glaswaaren, Kupferdraht, allerlei Schmucksachen, Spiegel, Trinkgeschirre, Arzneistoffe,

Zink, Zinn, Blättertabak zu Schnupftabak, den die Abessinier leidenschaftlich lieben, Nadeln, Scheeren, Rasirmesser, arabische Dinte, arabisches Papier, rothe Dinte und anderes mehr. Die Kaufleute von Harrar bringen Rauchtabak, Kaffee, schwarzen Pfeffer u. s. w. Die Muhammedaner von Guragne bringen Elfenbein, Felle der Löwen, Leoparden, namentlich das kostbare Fell des schwarzen Leoparden (gesella), Zibeth, Straußenfedern, besonders aber Sklaven. Alle diese Artikel werden entweder ausgetauscht oder mit Maria Theresia-Thalern und Salzstücken gekauft.

Nachdem wir in Aiiu Amba auf des Königs Kosten frische Gepäckträger und Esel erhalten hatten, stiegen wir den hohen Berg hinan, auf dessen Spitze Ankobar, die Hauptstadt des schoanischen Reiches liegt. Bei Ueberschreitung eines Rückens dieses Berges hatten wir nach Osten eine majestätische Aussicht auf das Adal-Land, besonders auf das Hawaschthal, das wir durchreist hatten, nach Westen auf die Landschaft von Schoa, im Süden nach den hohen Gebirgen der Provinzen Bulga und Menschar. Wir umgogen eine Seite der Bergspitze auf welcher Ankobar liegt, und ritten durch einen Theil der Stadt. Die kegelförmigen Häuser waren meist aus Holz gebaut, hatten Dächer mit Gras bedeckt, und waren mit eingefriedeten Gärten umgeben. Auf der höchsten Spitze der Stadt erblickten wir den königlichen Palast, aus Stein und Mörtel erbaut, und ebenfalls bedeckt mit dürrem Gras. Eine Reihe von Häusern umgab denselben. Sie werden bewohnt theils von den vielen Frauen des Königs, theils von seinen höchsten Beamten und Sklaven, welche letztere die königliche Küche und den Dirgo (tägliche Rationen) für die fremden Gäste zu besorgen haben. Eine Palissade aus langen Stangen und Baumzweigen umgab das königliche Stadtviertel, das auf burgartige Weise von der übrigen Stadt abgeschlossen ist. Wir waren ganz hingerissen von der Schönheit, der reichen Vegetation, sowie von der Frühlingsluft des herrlichen Landes, das einen so großen Contrast gegen das heiße und dürre Adal-Land bildet. Da der König Befehl gegeben hatte daß wir schleunigst zu ihm nach Angolala, der zweiten Hauptstadt des Schoanerreiches, gebracht würden, so konnten wir uns für jetzt in Ankobar nicht aufhalten. Wir ritten auf steinigen und unebenen Fußpfaden dem hohen Berg entlang, auf welchem der königliche Palast in Ankobar erbaut ist und passirten sodann ein erhöhtes kleines Thal, durch welches der krystallhelle Bach Airara, der nie versiegt, hindurchfließt in der Richtung zum Hawaschfluß, den er aber in der heißen Zeit nicht erreicht, indem er sich im Sand in der Adalebene verliert. An dem Punkt wo wir den Bach überschritten, hatte ein griechischer Maurermeister, Namens Demetrius, eine Mahlmühle gebaut, die aber nach ihrer Vollendung nicht benützt werden durfte, indem die unwissende Priesterschaft den König zu bereden wußte, als sey dieses Kunstwerk eine Schöpfung der bösen Geister, und daß man künftig keine Sklavinnen mehr zum Mahlen des Getreides brauchen würde, wenn das Wasser des Airara diesen Dienst versehen könnte.

Wir tranken jetzt Alpenwasser und athmeten frische Alpenluft. Der Eindruck war in der That überwältigend, und noch jetzt nach 20 Jahren kann ich denselben nicht vergessen. Westlich von Airara stiegen wir einen andern hohen Berg, der Tschaka heißt, hinan, wo wir verschiedene Alpenpflanzen sahen. An manchen Stellen war der Boden mit Kamillen und Pennyroyal ganz bedeckt. Unser Fußpfad, auf dem wir den Berg Tschaka hinaufstiegen, war oft sehr beschwerlich wegen der Basaltfelsen, welche den Weg versperrten. Auf der Spitze des Berges hatten wir wieder ebenes Land, wo wir herrliche Gerstenfelder trafen, welche beinahe zur Ernte reif waren. Da es Abend geworden war, beschloß unser Führer in dem kleinen christlichen Dorf Metatit zu übernachten. Eine Strohhütte oder vielmehr ein Stall, in welchem Menschen und Thiere durcheinander lagen, wurde uns zum Nachtquartier angewiesen, das übrigens nicht beneidenswerth war. Der Rauch, welcher von dem Feuer, das in dem holzarmen Land mit getrocknetem Kuhmist unterhalten wird, aufstieg und durch die niedrige Stallthüre (den einzigen Ausgangspunkt der Hütte) hindurchqualmte, war äußerst lästig, und bewog mich in einen leeren Hundestall hineinzukriechen, und mich eher der Unzahl von Flöhen preiszugeben als mich dem Rauch, den Stößen der Ochsen und dem Unrath der über unserm Haupt sich lagernden Hühner auszusetzen. Außerhalb der Hütte, in der freien Luft war es sehr kalt, und das Thermometer stand etwas über 40° Fahrenheit. Wir waren übrigens ganz vergnügt, indem wir dieses Erlebniß in dem Stall zu Metatit als eine vortreffliche Einweihung in das Reifeleben im Schoanerland betrachteten.

Am andern Morgen brachen wir in der Frühe von Metatit auf und reisten in westlicher Richtung über eine wellenförmige Landschaft, bis wir um 1 Uhr Nachmittags in einem Thal bei dem Dorf Islam Anda ankamen, wo das länglichte, aus schwarzer Schafwolle verfertigte Zelt des Königs bereits zu seinem Empfang aufgeschlagen war. Der König Sahela Selassie wollte nämlich in Islam Amba die jährliche Todtenfeier (Teskar) zum Andenken an seinen Vater Wassen Saged begehen, der, vor 28 Jahren gestorben, hier begraben liegt. Wir hatten uns kaum gelagert als wir eine Reiterschaar im Westen des Berges herabkommen sahen, den König an der Spitze seines Gefolges einherreitend und begleitet von zwei Fußgängern welche einen Thronhimmel von Scharlach über seinem Haupt hoch emporhielten. Sobald er im Zelt angelangt war, ließ er uns sogleich zu sich rufen. Er empfieng uns äußerst freundlich, sitzend auf einem kleinen Divan, der mit Kissen und seidenen Tüchern belegt war. Nach der Begrüßung überreichten wir ihm unsere Geschenke. Ein schön eingebundenes Exemplar des Neuen Testaments und der Psalmen gefiel ihm besonders; daher seine Frage ob wir diese Bücher geschrieben und eingebunden hätten. Wir erwiederten ihm daß in unserem Land jeder Mensch seinen eigenthümlichen Beruf treibe und sich in der Regel mit nichts anderem abgebe, daß unsere besondere Aufgabe darin bestehe daß wir das Evangelium verkündigen und besonders die Jugend im Worte Gottes unterrichten, und daß wir zu diesem Zweck nach Schoa gesendet worden seyen, wo wir zwar die Leute auch in andern nützlichen Dingen zu unterrichten, und sie namentlich mit

Arzneien zu versehen wünschten, daß jedoch ersteres unsere Hauptaufgabe seyn müsse. Der König befahl sodann seiner Umgebung das Zeit zu verlassen, worauf er uns seine verschiedenen Körperleiden auseinandersetzte und uns um ärztliche Hülfe bat. Was unser Hauptgeschäft in seinem Land betreffe, fügte er hinzu, so wolle er später darüber mit uns reden; für jetzt habe er nur gewünscht uns zu sehen und zu grüßen, und er freue sich sehr daß wir glücklich angekommen seyen; wir sollten jetzt in unser Zelt uns zurückziehen und ausruhen, und später uns nach Angolala begeben, wo er weiter mit uns reden wolle. Am Schluß befahl er seinen Leuten, uns als seine Gäste zu behandeln und mit allem nöthigen reichlich zu versehen. Auch gab er uns einen Soldaten mit dem strengen Befehl, alle zudringlichen und lästigen Leute von uns ferne zu halten.

Am 8 Juni kamen wir in Angolala an, wo uns der König eine Wohnung anwies und eine Kuh sandte, welche sogleich geschlachtet wurde. Auch an abessinischem Wein, Bier, Brod und Pfeffersuppe u. s. w. ließ er es nicht fehlen. In den ersten Tagen unsers Aufenthalts in Angolala hatten wir mehrere Unterredungen mit dem König, der uns wiederholt um Arzneien für sich, seine Familie und einige seiner Großen bat. Unter den letztern befand sich besonders der einflußreiche Gouverneur Maretsch vom Galla-Stamm Abedschu, der im Namen des Königs alle unterworfenen Galla-Stämme im Süden von Schoa beherrschte, und der das Heidenthum der Galla verlassen und Christ geworden war. Bei seiner Taufe hatte der König in eigener Person die Pathenstelle vertreten. In einer unserer Unterredungen mit dem König wagten wir es ihn um eine Anzahl Knaben zu bitten, welche wir in den Lehren der Bibel und andern nützlichen Kenntnissen zu unterrichten versprachen. Der König wich unserem Ansuchen aus, versprach uns aber den gelehrten Wolda Serat, Vorsteher der Kirche Medhanalim in Ankobar, zu senden, um die englische Sprache und Geographie zu studieren, über welche letztere Wissenschaft wir uns bei unserer frühern Unterredung mit dem König unterhalten hatten, indem wir ihm einen Globus zeigten und erklärten. Wolda Serat kam wirklich, und mein Mitarbeiter Isenberg unterrichtete ihn im Englischen und in der Geographie.

Am 13 Juni hatten wir in Angolala Gelegenheit das Gerichtsverfahren des Königs kennen zu lernen. Er saß auf einer Art Altane, während die Kläger und Verklagten im Kreis herumstanden in einem offenen ebenen Raum, der sich bis an die hölzerne Mauer ausdehnte, welche, wie in Ankobar, die königlichen Häuser umgab. Vier Richter, die sogenannten vier Wanberotsch oder Stühle des Reichs (Kronjuristen), saßen auf dem Boden, während die zu richtenden Personen stehen mußten. Klage und Vertheidigung, die oft sehr lebhaft, ja lärmend geführt wurden, hörte der König, sowie die Richter sehr geduldig an. Letztere gaben zuerst ihren Ausspruch. Wenn dieser dem König mißfiel, gab er selbst die Entscheidung, worauf der Thürhüter die betreffenden Personen zurückwies und keine weitere Appellation gestattete. Der König bringt auf diese Weise mehrere Tage der Woche mit Gerichtssitzungen zu, denn Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen, besonders gegen die Armen, war eine Haupttugend im Charakter des Königs Sahela Selassie. Nachdem wir das schoanische Gerichtsverfahren mit hohem Interesse beobachtet hatten, wurden wir bei den Arbeitern des Königs eingeführt. Schmiede, Weber und andere Künstler sahen wir auf einem großen Raum mit ihren respectiven Arbeiten beschäftigt. Wenn sie irgend eine Arbeit vollendet haben, müssen sie dieselbe sogleich dem König zeigen, oft sogar während er zu Gericht, oder im Speisesaal bei seinen Großen sitzt und mit ihnen ißt oder sich unterhält. Oefters kommt er persönlich zu den Arbeitern, setzt sich auf einen Stein und unterhält sich mit ihnen, zeigt ihnen das Mangelhafte ihrer Arbeit u. s. w. Wie hätte er sich gefreut, wenn wir Architekten, Büchsenmacher oder andere Kunstmänner gewesen wären, oder ihm dergleichen gebracht hätten — er hatte sie nach abessinischer Weise mit Kühen, Getreide, Kleidern und auch wohl mit etwas Silbermünze belohnt, oder ihnen eine Anzahl Döfer gegeben, von denen sie Abgaben bezogen hätten. Nur schade daß der König bei allem seinem Streben die Künste in seinem Land emporzubringen bloß sich selbst im Auge hatte. Er wollte nur sich selbst bereichern und sich die Mittel zur Eroberung seiner Nachbarn verschaffen, sein Volk sollte nichts dabei gewinnen, niemand durfte die Kunst für sich betreiben, sondern bloß im Dienst des Königs. Wie groß die Selbstsucht des Königs war, davon konnten wir uns bald überzeugen. Ein Albanese, Namens Johannes, der in Schoa vom Muhammedanismus zum Christenthum übergetreten war, hatte im Auftrag des Königs eine Brücke über den Fluß Bereſa bei Debra Berhan gebaut, aber niemand, außer dem König, durfte sie (selbst in der Regenzeit nicht) passiren. Abessinischen Wein (Sadsch aus Honig, Wasser und der Zadopflanze) darf niemand ohne besondere Erlaubniß bereiten und genießen. Von zehn Salzstücken oder zehn Thalern die eingeführt werden, erhebt er einen Thaler oder ein Salzstück Abgabe, und was dergleichen despotische Ueberschreitungen mehr sind.

Am 20 Jun. verließ der König Angolala, um im Süden von Schoa eine neue Stadt mit Namen Salasisch zu bauen. Vor seiner Abreise nahm er herzlichen Abschied von uns, indem er uns sagen ließ daß er uns als seine Verwandte, ja als seine Brüder betrachte, für die er sorgen müsse, und daß wir ihm nur offen unsere Wünsche kund thun möchten. Wir legten ihm wiederholt unsere Hauptaufgabe als Verkündiger des Evangeliums ans Herz.

Wenn der König eine neue Stadt anlegt, so läßt er einen tiefen Graben um den Ort machen wo er die Stadt bauen will, läßt sodann eine hölzerne Mauer (Palisade) bauen, errichtet eine Kirche und Häuser von Holz, und übergibt den Platz einem neuen Gouverneur, der eine Schaar Soldaten bei sich hat. Dergleichen Städte legt er überall an wo es sich darum handelt seine Eroberungen gegen die Galla zu behaupten, oder die Christen gegen die Heiden und Muhammedaner zu schützen. Der gute, herrenlose Boden zieht bald eine Menge Leute herbei, welche sich in der neuen Stadt niederlassen und Ackerbau oder Handel treiben. Auf diese Weise

ist Angolala und Debra Berfan unter Safela Selassie entstanden.

Während des Königs Abwesenheit setzte mein Freund Isenberg den Unterricht mit Alaka Serat fort. Ich selbst mußte mich noch in der äthiopischen und amharischen Sprache üben, welche ich damals noch nicht bemeistert hatte. Der Alaka sprach oft gar wunderliche Ansichten aus, so z. B. daß die Abessinier 5500 Jahre vor Christi Geburt zählen, und die Richtigkeit ihrer Chronologie mit der Stelle Lucä 1, 26, „und im sechsten Monat wurde der Engel Gabriel gesandt nach Nazareth zu einer Jungfrau u. s. w.“ beweisen wollen. Ein anderesmal wollte er behaupten daß das Evangelium Matthäi hebräisch, das des Marcus lateinisch, und Lucas und Johannes griechisch geschrieben worden seyen. Adam sey sieben Jahre vor seinem Fall im Paradies gewesen; Gott sey der Maria im Paradies erschienen und habe einen Bund mit ihr gemacht zu dem Ende daß sie die Welt erlösen solle, daher das abessinische Jahresfest „Kidana Meherat,“ Bund der Barmherzigkeit. Der Teufel werde am Gerichtstag rufen: Abiet! Abiet! (O Herr! wie die Abessinier den König anreden), worauf Gott ihn fragen werde, was er wolle; der Satan werde antworten, die Engel hätten ihm eine Anzahl Seelen entrissen welche ihm angehörten; Gott werde ihn fragen wie die Engel heißen, worauf der Teufel erwiedern werde, er wisse es nicht. Nun dann, wenn du die Diebe nicht weißt (werde der Richter antworten), so kann ich dir nicht helfen.

Da der König die Gewohnheit hatte von Angolala nach Ankobar zurückzukehren, vor der Regenzeit in ihrer zweiten Hälfte, wo sie heftig eintritt, so erhielten wir am 13 Julius Befehl, mit ihm nach der Hauptstadt zu übersiedeln. Die Regenzeit gestattet den Galla nicht Ueberfälle in das schoanische Gebiet zu machen, daher kann der König ungestört sich auf seine Bergresidenz zurückziehen, während die trockene Zeit seine Anwesenheit in Angolala nöthig macht. Nicht weit von Angolala ist der Fluß Tschatscha, welcher Schoa vom Gallaland trennt. Dieser Fluß kann in der Regenzeit von den Galla nicht überschritten werden. Die ersten Galladörfer in der Nähe von Angolala sind: Tscherkos, Tosti, Komibiet und Mutingensa. Das Dorf Tscherkos hat eine Berühmtheit erlangt durch das Blutbad welches der rebellische Gouverneur Acto Medoko daselbst vor einigen Jahren angerichtet hat. Dieser Mann war auf dem Punkt den König zu stürzen und mit Hülfe der Galla das schoanische Reich an sich zu reißen, als er meuchlings aus dem Wege geräumt wurde.

Am 14 Jul. kamen wir in Ankobar an. Die Soldaten des Stadtdirectors wollten uns nicht passiren lassen, ehe die Erlaubniß von ihrem Meister gegeben war. Ein Fremder wird überall angehalten und kann sich in Schoa nicht nach Belieben bewegen. Hatte ja doch Acto Melku, der königliche Stallmeister, uns in Angolala unsere Maulthiere nicht zurückgeben wollen ohne bestimmte Erlaubniß vom König!

Nachdem wir in Ankobar eingelassen waren, wurde uns vom Director eine geräumige Wohnung angewiesen, wo wir während der Regenzeit oft so kalt fühlten daß uns ein Feuer sehr erwünscht war. In Angolala hatten wir eine Temperatur zwischen 47 und 60° Fahrenheit, und in Ankobar stand das Thermometer oft noch viel niedriger.

Doch hier will ich meinen Bericht abschließen und vielleicht später eine zweite Mittheilung über meinen 3jährigen Aufenthalt in Schoa folgen lassen, soweit meine Notizen in meinem ostafrikanischen Reisewerk ungedruckt geblieben sind.

Der Kukuk in der Sage.

Der Kukuk hat von jeher als ein hauptsächlicher Frühlingsvogel gegolten, denn sein wunderliches, einförmiges Geschrei, das schon in der Mitte Aprils bei uns, und noch ziemlich früher in südlicheren Strichen, den jungen Wald durchschallt, ist eines der auffälligsten Symptome des anbrechenden Lenzes. Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder, dann kleidet sich die Erde von neuem in ihr jugendliches Kleid und die Blumen sprießen aus dem Boden zu einem buntgestickten Teppich, auf welchem Zeus und Hera der Liebe genießen. Dieß war die althellenische Anschauung, darum saß auf dem Scepter der herrlichen goldelfenbeinernen Heraſtatue im Heräum bei Argos ein Kukuk obendrauf und man erzählte den Besuchern des Heiligthums, um dieses sonderbare Attribut der Himmelskönigin zu erklären, seit uralten Zeiten eine Legende von einer Liebschaft des Zeus zu Hera, wobei er durch Verwandlung in einen Kukuk die Jungfrau, welche arglos mit dem vermeinten Vogel spielte, überlistet haben soll (Pausan. 2, 17, 4.).

Ganz ähnlich ist eine andere heilige Sage, die man zu Hermione hören konnte. Zwischen dieser Stadt und Halike erhebt sich ein Berg, der einst den Namen Thornax führte und einen Tempel des Zeus trug, der gegenüberstehende Berggipfel hieß Pron und war mit einem Tempel der Hera geschmückt, erstere erhielt aber den Namen Kukuksberg und zwar deßwegen, weil Zeus hier vom Regen durchnäßt einmal als Kukuk in dem Schooß der Jungfrau Hera Zuflucht gesucht und sich mit ihr vermählt hatte (Pausan. 2, 36, 2.). Regendurchnäßt erscheint der Kukuk eben als Frühlingsbote; auch ein altes deutsches Volkslied (herausgegeben von L. Uhland Nr. 11.) läßt den Kukuk mit ganz verregnetem Gefieder auf dem Zaune sitzen, darnach kommt der Sonnenschein, alsbald schwingt er seine Flügel und eilt über den See. Und gerade in Griechenland, in dessen zerklüfteten Berglandschaften sich im Frühling und Herbst die gewitterschwangern Wolken zu fangen pflegen (Adeler, meteorolog. vet. Graec. p. 162), kündigte sich nach Arrian der Uebergang in die bessere Jahreszeit ebenso sicher durch wiederholte starke Platzregen, als durch den Ruf des Kukuks an. Wenn der Kukuk zu schreien anhebt, lehrt Hesiod in den Werken und Tagen (V. 456), dann regnet es drei Tage an einem fort. Dem Weingärtner galt der erste Kukuksruf als Termin, bis zu dem er mit Beschneiden der Rebstöcke fertig seyn mußte (Plin. hist. nat. 18, 26, 66); und eine Gattung früher Feigen wurden Kukuk genannt

(Schol. Nicand. ther. 854.), lauter Merkmale, an denen man sieht wie wichtig dieser Vogel als Frühlingsverkündiger dem Landvolke war: darum heißt ihn auch Nikander ausdrücklich den Frühlingsvogel (ther. 380.).

Außer bei den Griechen galt der Kukuk vorzüglich bei den germanischen Stämmen als Vertreter und Herold des Frühlings. „Der Kukuk mit seinem Schreien macht fröhlich jedermann" heißt es im alten Mailiede (Volksl. Nr. 57.). So recht berufsmäßig aber war er in Altengland Stimmführer und Herold des angehenden Sommers. Das angelsächsische Gedicht vom heiligen Guthlak sagt: „Kukuke kündeten das Jahr an." In einem andern, von den Mühsalen des Seefahrers, wird geklagt, wie diesem auch die schöne Blüthenzeit, die zur Abfahrt drängt, nur Trauer bringe: „so mahnet der Kukuk, mit sorglicher Stimme singet des Sommers Hüter, kündet bitteren Kummer dem Herzen." Ein altenglisches Liedchen hebt an: „Sommer ist gekommen herein, laut sing, Kukuk," und durch das Ganze wiederholt und steigert sich dieser Ausruf. Noch heutzutage preist ein englisches Kirchenlied den Kukuk als Bringer guter Botschaft und Ansinger des Frühlings (L. Uhland, Sommer und Winter, in Pfeiffers Germania V, 3, 267.). Selbst die ältern Bühnendichter vergnügen sich am Kukukrufe, wann sie dem Frühling eine Rolle zutheilen. Thomas Nash läßt in einem Stücke von 1593 die vier Jahreszeiten nebst ihrem Anhang spielen, und zwar den Frühling mit einem Gefolge, das in grünes Moos, „vorstellend kurzes Gras," gekleidet ist und ein Lied absingt, worin der Ruf des Kukuks und anderer Vögel wiederkehrt, mit dem man jetzt in allen Straßen begrüßt werde. Hiemit mag man vergleichen daß auch im Vögelchor bei Aristophanes der volksthümliche Kukuk nicht fehlt, ja daß sogar die ganze Vogelrepublik den Namen Wolkenkukuksheim erhalten hat. Auch Shakespeare führt in einem Anno 1598 erschienenen Lustspiele den Winter und den Frühling auf, jenen durch die griesgrämige Eule, diesen durch den lustigen Kukuk kenntlich gemacht, und in dem Wettgesange, den sie anstimmen, wiederholt der Frühling das frohlockende: Kuku! der Winter das nächtliche Tuten der Eule.

Höchst charakteristisch für die hohe Bedeutung des Kukuks als Frühlingsvogel in der Anschauung des Volkes ist ferner ein lateinisches Gedicht in elegischem Versmaß, dessen Verfasser — angeblich Beda oder Alcuin — ohne Zweifel im achten oder neunten Jahrhundert im Reiche der Angelsachsen gelebt hat. Der Inhalt dieser Dichtung, welche unverkennbar auf die dritte Ekloge Virgils sich stützt, ist in kurzem folgender. Am Frühlingstage kommen die Hirten von den Bergen herab unter dem Schatten der Bäume zusammen, um dem Kukuk lobzusingen, unter ihnen der junge Daphnis und der ältere Palämon. Auch der Frühling mit dem Blumenkranz und der kalte Winter mit struppigen Haaren kommen heran und erheben einen großen Streit über das Lied des Kukuks. Sie werden redend aufgeführt. Der Frühling wünscht daß sein liebster Kukuk komme, allen ein werther Gast, mit röthlichem Schnabel, gute Lieder anstimmend, daß er komme mit fröhlichem Sproß und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Phöbus im Wachsen des heiteren Lichts; Blumen bringt er im Schnabel und schafft Honig herbei, erbaut Häuser und beschifft sanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Der Winter dagegen singt dem Vogel Schelten, er will daß der Kukuk nicht komme, sondern in schwarzen Höhlen schlafe, bring' er doch stets den Hunger mit, wecke Schlachten, breche die liebe Ruhe, stürme Land und Meer auf. Einander selbst auch machen die Sprecher den Vorzug streitig. Der Winter rühmt sich seiner Schätze, seiner frohen Mahle, der süßen Rast und des warmen Feuers im Hause. Der Frühling schilt des Gegners Trägheit und Wohlleben, und fragt, wer dem Schläfrigen Reichthümer anhäufe, wenn nicht zuvor Frühling oder Sommer für ihn arbeite? Wahr, erwiedert der Winter, weil jene mir arbeiten, sind sie auch meine Knechte, die für mich, ihren Herrn, alle Frucht [illegible] bewahren. Indem Herrn erkennt [illegible] vom der Frühling, nur einen hochmüthigen Bettler, der sich nicht zu nähren vermöge, wenn nicht der kommende Kukuk ihm Nahrung reiche. Da entscheidet von hohem Sitz Palämon und gleichmäßig die ganze Hirtenschaar, daß der vergeuderische, grimmige Winter schweigen soll und der theure Gast, der Kukuk, schleunig kommen möge, den alles, Erde, Meer und Himmel, erwarte. Zum Schlusse rufen sie ihm Heil, für immer Heil. (Mannhardt, Zeitschr. f. d. Mythol. 3, 209 ff. Uhland a. a. O. 265).

Auch den Zinnen gilt der Kukuk als Frühlingsvogel: durch sein Rufen hat er die Erde fruchtbar gemacht.

Solange der Kukuksruf den Forst durchdringt, wird durch das ruhige, gleichmäßige Wiederholen derselben zwei Töne, die bekanntlich immer eine kleine Terz von einander abstehen, das Ohr jedes Wanderers gefesselt, und je niedriger seine Bildungsstufe und je aufgeregter seine Stimmung ist, um so leichter wird er darauf verfallen dem Geschrei des Kukuks eine ominöse Bedeutung unterzuschieben und die einförmigen Rufe des seltsamen Vogels nachzuzählen, als wären es die Schläge der Uhr seines Schicksals. Die alten Polen hatten einen Gott Zywie, in dessen Tempel das Volk in den ersten Tagen des Mai zusammenkam, ihn um ein langes glückliches Leben anzuflehen; ihm opferten vorzüglich diejenigen welche den ersten Ruf des Frühlingsboten vernommen zu haben glaubten; denn sie meinten, der Gott verwandle sich in einen Kukuk, um ihnen die Zeit des Lebens anzukündigen; daher rechneten sie sorgfältig nach wie viele Jahre ihneu der Kukuk durch sein erstmaliges Schreien prophezeie. Dieser Aberglaube daß er, wenn man ihn zuerst hört, die Zahl der noch übrigen Lebensjahre anzeige, ist noch jetzt über ganz Deutschland verbreitet. In einigen deutschen Gegenden hat man den Spruch:

Kukuk, Bäckerknecht,
Sag mir recht,
Wie viel Jahr' ich leben soll."

In der Schweiz rufen die Kinder:

„Gugger, wie lang lebi no?"

In Niedersachsen:

„Kukut nam Höven,
Wo lange sall it leven?"

(vgl. Schindler, der Aberglaube des Mittelalters, S. 265). Eine Variation dieser Deutung des Kukuksrufs bietet der

schwedische Aberglaube. In Schweden fragen nämlich die Mädchen den Vogel wie lange sie noch ledig bleiben werden; wenn er aber über zehnmal schreit, so glauben sie ihm nicht; denn dann sitzt er auf einem verzauberten Zweige. Natürlich müssen unter solchen Umständen die verzauberten Zweige gar oft herhalten; denn besonders in der Morgen- und Abenddämmerung läßt der Kukuk sein Geschrei wohl hundertmal hintereinander hören. Um so lieber mochten alte lebenslustige Leute dem Kukuk glauben, wenn er nicht satt werden wollte, ihnen Lebensjahre zu prophezeien, und wie jener Laienbruder denken der den Kukuk zweiundzwanzigmal hintereinander schreien hörte. Da sprach er bei sich: ich habe also noch zweiundzwanzig Jahre zu leben, was soll ich all diese Zeit im Kloster thun? Ich gehe also lieber noch für 20 Jahre in die Welt zurück, und komme für die letzten zwei Jahre wieder. Und er zog hinaus aus dem Kloster, um nie mehr in dasselbe zurückzukehren; denn nach ein paar Jahren traf ihn der Tod. (Cæsarius, dial. mirac. dist. 5, 17. Frischbier, Symb. u. Myth. d. Nat. 533).

Selbst die Himmelsgegend in welcher der Kukuk schreit, wird von abergläubischen Leuten mit großer Wichtigkeit beobachtet. Hören sie den Vogel von Norden, so werde man das Jahr Trauer haben; von Ost und West bedeutet sein Ruf Glück.

Uebrigens kann man das Geschrei des Kukuks, dem er ausschließlich seine große Popularität verdankt, nur kurze Zeit im Jahr vernehmen. Um Johannis verstummt der Kukuk. Läßt er sich nach diesem Termin noch hören, so bedeutet es Theurung (Schindler a. a. O.); mir selber hat einmal ein fränkischer Landmann versichert, wenn der Kukuk nach dem Johannisfeiertag noch schreie, so falle die Weinlese schlecht aus; vielleicht daß dieser Beobachtung, die doch schwerlich ganz grundlos seyn wird, insofern auf wirklicher Naturwahrheit basirt als das Geschrei des Kukuks sich nach der Menge der Raupen, welche sein Futter bilden, richten mag. Höchst wahrscheinlich auf dieses baldige Verstummen des Vogels bezieht sich ein kleines Volkslied des 16ten Jahrhunderts.

Kukuk hat sich zu Tod gefallen,
Von einer hohlen Weiden;
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

Ei! das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweig,
Sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
Wann andre Vöglein schweigen.

Diese mannichfaltigen abergläubischen Deutungen, die der Ruf des Vogels allerwärts fand, waren Veranlassung daß man ihn sehr leicht geradezu als ein dämonisches Wesen ansah. So untergeordnet die Rolle ist die er in der nordischen Mythologie spielt, so ist sie doch eine unheimliche. Ein geheimnißvoller Bann liegt auf seinem Schrei, der die arme Magd Fenja nöthigt, solange er sich hören läßt, die riesenhafte Wundermühle Grotta umzutreiben.

Ganz allgemein besteht ferner noch heutzutag in Deutschland der Brauch bei Flüchen, Verwünschungen u. dgl. den Namen des Kukuks euphemistisch für den Teufel selbst zu setzen, so daß z. B., „hol dich der Kukuk," einfach für, „hol dich der Teufel," gesagt wird, und es höchst gesucht ist wenn Naturforscher, wie O. Lenz, den Kukuk dieser Redensart erst in einen Geier und dann in einen Sperber verwandeln, weil der Kukuk dem Sperber ähnlich sehe.

Noch entschiedener als gespenstiges, geisterhaftes Wesen wird der Kukuk vom serbischen Volk aufgefaßt. Hier herrscht der Glaube die Seelen der Verstorbenen verwandeln sich in Kukuke, und man findet deßwegen auf den hölzernen Kreuzen serbischer Gräber so viele Kukuke abgebildet, als Angehörige um den Todten trauern, und von einem serbischen Mädchen, dem der Bruder gestorben war, erzählt man daß es nie den Kukuk habe rufen hören ohne in einen Strom von Thränen auszubrechen (Grimm, deutsche Mythen S. 1088, Friedreich a. a. O. S. 534).

Auf die Identification des Kukus mit dem Teufel geht die Sage von den Haiterbachern zurück, die, aus lauter Angst es möchte sonst vielleicht einmal dieser Unglücksvogel in ihre Stadt kommen, eigene Betstunden in der Kirche hielten daß doch diese Calamität nie eintreten möge. Dabei pflegten sie ein eigenes Lied abzuleiern, welches anhub: „es ist ein fremder Vogel gekommen, Kyrie eleison;" kein Wunder daß die ehrsamen Bürger dafür den Beinamen Kukuke erhielten.

Ein heiteres Gegenbild zu diesen trüben Vorstellungen vom Kukuk ist ein artiges, in Deutschland verbreitetes Märchen, wodurch in scherzhafter Weise die Farbe, das scheue Wesen und der eigenthümliche Ruf des Vogels erklärt werden sollen. Der Volkswitz verglich sein Gefieder mit dem mehlbestäubten Kittel eines Bäckers, und machte den Vogel zu einem verwünschten Bäckerknecht, der in der theuern Zeit Teig gestohlen, und wenn der Herr Gott den Teig im Ofen gesegnet, ihn herausgezogen und verwundert dabei gerufen habe: „gut, guk!" deßhalb habe ihn Gott zur Strafe in einen Vogel verwandelt, der stets dieses Geschrei wiederholen muß. Aehnlich ist auch folgende Sage: Einst gieng Christus mit einigen seiner Jünger an einem Bäckerladen vorbei und bat um Brod; der geizige Bäcker schlug es ab, aber die Bäckersfrau und ihre sechs Töchter gabe jede ein Brod her; dafür wurden sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt, der Bäcker aber ward in einen Kukuk verwandelt, der so lange das Siebengestirn am Himmel sichtbar ist, seinen Namen rufen muß.

Wie er in diesen Märchen als ein verwünschter liederlicher Bursche erscheint, so galt der Kukuk schon bei den alten Griechen und Römern wegen seines scheuen Wesens für unglaublich feig (Aristot. hist. nat. 9, 20; Anakr. 29), weil er bloß zwei Töne hervorzubringen weiß, für höchst ungebildet und bengelhaft (Aristoph Acharn. 598 u. schol.; schol. Pind. Pyth. 4, hypoth.); endlich weil er seine Eier in fremde Nester legt, gar für einen Ehebrecher von Profession (Plaut. Asinar. fin. u. sonst). Den letztern Umstand kannte schon Aristoteles, welcher (hist. nat. 6, 7, Antigon. Caryst. hist. mirab. c. 109) sagt: niemand wolle noch einen jungen Kukuk gesehen haben; übrigens lege er 1 bis 2 Eier, nur nicht in sein eigenes Nest, sondern in das kleinerer Vögel,

deren Eier er auffresse, besonders in das der Haubenlerche (Aelian. hist. anim. 3, 30), der Ringeltaube oder der Grasmücke; von diesen werden die Kukkseier ausgebrütet und die Jungen aufgezogen. Man behauptete sogar (Arist. 9, 20), die Grasmücke, oder was für ein Vogel die Kukuksbrut in sein Nest erhalten habe, werfe, wenn der junge Gast heranwachse, seine eigenen Jungen heraus und lasse sie verhungern. Andere versicherten, der Kukuk sey in seiner ersten Kindheit so bezaubernd schön, daß seine Stiefmutter ihre eigene Brut deßwegen verachte, umbringe und den neuen Zögling damit füttere; wieder andere meinten, der alte Kukuk selbst kehre zurück und fresse die Jungen des gastfreundlichen Vogels u. s. f. Am nächsten mögen wohl die zum Ziele getroffen haben welche sich die Sache so zurecht legten: die Cameraden des Kukuks müßten deßwegen Hungers sterben, weil ihnen der größere und stärkere Eindringling alles Futter wegschnappe. So viel ist richtig, versichert der große Naturforscher, O. Lenz, aus eigener Erfahrung: wo der Kukuk in ein Nest sein Ei gelegt hat, liegen die des Vogels, welcher der Erbauer des Nestes ist, öfters am Boden, also wohl vom Kukuk absichtlich herausgeworfen. Der Glaube daß er Eier fresse, konnte um so leichter entstehen, da er sein Ei an den Ort seiner Bestimmung im Schnabel zu tragen pflegt, wofern das Nest, worauf er es abgesehen hat, in einer Höhle mit engem Eingang steht, von ihm also nur mit dem Schnabel erreicht werden kann.

Noch ist ein uralter Aberglaube über den Kukuk zu erwähnen, die Meinung er verwandle sich zu bestimmter Zeit in einen Sperber, eine Meinung die sich trotz ihrer totalen Unrichtigkeit doch seit dem grauen Alterthum bis auf unsere Tage erhalten hat. Selbst Plinius scheint diese Ansicht getheilt zu haben, obgleich sein Ausdruck (hist. nat. 10, 9, 11) uns nicht geradezu berechtigt ihm diesen Irrthum aufzurechnen. Jedenfalls ist aber auch in dem Punkt Aristoteles kritischer zu Werke gegangen, der die Sage ganz richtig aus der großen äußerlichen Aehnlichkeit beider Vögel, die einander sitzend und fliegend sehr ähnlich sehen, und aus dem frühen Verschwinden des Kukuks, der mit Aufgang des Sirius (Aelian. hist. anim. 3, 30) in Griechenland unsichtbar wird, zu erklären versucht (Aristot. hist. anim 6, 7). Den Volksglauben hat man zu einer äsopischen Fabel benutzt, welche sich bei Plutarch in der Lebensbeschreibung Arats zufällig erhalten hat (Fabul. Aesop. rec. Halm, 198): der Kukuk soll einmal die kleinern Vögel gefragt haben warum sie denn vor ihm fliehen; da antworteten sie: weil noch einmal ein Falke aus ihm werden möchte.

Möllhausens Bericht über den Zug der Colorado-Expedition durch das Hochland Neu-Mexico's und die Felsengebirge. [1]

Nach den Ergebnissen von Ives' Expedition ist der Colorado ein Wüstenfluß, der von nackten Gebirgsmassen eingeengt wird oder durch eine pflanzenleere Kiesebene sich sein Bett gräbt. Die wenigen fruchtbaren Uferstreifen ernähren ein paar Indianerdörfer, manche nur wenige Familien. Es sind daher nicht landwirthschaftliche Reichthümer welche den Einbruch der Civilisation in das Thal des Colorado veranlassen werden, und man könnte noch auf lange Zeit die herrlichen unverdorbenen Stämme am Strom vor dem Gifthauch weißer Ansiedlungen geborgen halten, wenn nicht in den Gebirgen sehr viel edle Metalle, die goldtragenden Formationen Californiens, Silbererze, vor allem aber sehr reiche Eisenlager entdeckt worden wären. Indessen müßte, da kein Brennstoff in der Nähe sich fände, das Eisenerz erst nach weiten Entfernungen zur Verhüttung gebracht werden, und eine solche Industrie möchte vorläufig sehr schlecht die Kosten [illegible]

Ives verließ am 23 März 1858 [illegible] Ufer des Colorado an der Spitze einer Karawane von 45 Mann, worunter 22 Soldaten, und etwa 150 Maulthieren, um in nordnordwester Diagonale zu Lande nach dem Quellengebiet des Flusses vorzudringen. Ireteba mit drei andern Mohaves diente abermals als Führer. Der erste Marsch führte über eine steinige Wüste, die sich nur mit mancherlei Cactusarten schmückte, und endigte an einer Stelle wo Gras und Mezquitegesträuch die Nähe einer reichlichen Quelle verriethen. Ein reizender Colibri (Selasphorus costae), der sich in diese Wildniß verirrt hatte, wurde am nächsten Morgen von den Sammlern erbeutet und der Marsch im leeren Bett eines Regenbaches fortgesetzt, wo der Anblick üppig blühender Agaven die Wanderer entzückte, bis eine Reise von 7 engl. Meilen sie abermals an den Rastplatz neben einer hellen, von Strauchwerk eingefaßten Quelle brachte. Zu den dort erworbenen zoologischen Seltenheiten gehörte eine winzige, aber prachtvoll rothe, schwarz und weiß geringelte Schlange, die im westlichen Amerika die Königsschlange heißt. Am nächsten Tage gieng der Weg durch ein ödes todtes Thal, wo man anfangs eine ferne Rauchsäule erblickte, die aber bald verschwand, weil die scheuen Gebirgsbewohner die Karawane erblickt haben mochten. Eine dritte Quelle, die man am Abend erreichte, bildete wiederum das Ziel des Tages, und zwar fand man dort Spuren daß Lieut. Beale mit der Kamelexpedition, die ihre gesonderte Aufgabe ausführte, früher dort gelagert hatte. Am 27 März überstieg man einen Bergrücken von 3000 Fuß, der, wie die andern Ketten von Nord nach Süd gerichtet, eine Wasserscheide nach dem Colorado bildete. Jenseits schien wieder alles organische Leben zu mangeln, nur der große Hase (Lepus Artemisiae) wurde von den Hufen der Maulthiere aus seinem Schlafe hinter Stauden aufgeweckt und dann erlegt um als willkommener Braten zu dienen. Der Pfad lag übrigens ziemlich hoch, denn am 28 März war früh Morgens die Landschaft mit Schnee bedeckt, der aber von der aufgehenden Sonne rasch aufgesogen wurde. Hatte man am Abend vorher nur eine kärgliche Quelle erreicht, so mußte man am nächsten Tage die Thiere ungetränkt lassen, denn erst nach einem Marsch von 12 engl. Meilen am 30 erreichte man wieder Wasser, diesmal aber einen reichen Quellenstrahl, wo sich nicht nur die verschmachtenden Thiere sättigen, son-

[1] Zweiter Band der „Reisen in die Felsengebirge."

dern die Reisenden sich mit Eimern übergießen und ausnahmsweise Wäsche halten durften. Am 31 März lagerte man an einem warmen Quell, der wie alle vorher erwähnten, nachdem er eine Strecke weit den Boden mit Grün bedeckt hatte, plötzlich wieder verschwand. Eine Antilope, die man unterwegs erlegt hatte, wurde am Lagerfeuer verspeist, an welches nach vielen Ueberredungskünsten Ireteba drei Mallpay- oder Hallepay-Indianer herbeizog, die voll Zittern sich den Fremdlingen näherten. Trotz der großen physischen Verschiedenheiten dieses verkümmerten Indianerschlages sprechen die Mallpays dennoch dieselbe Sprache, und gehören zu dem nämlichen Stamme wie die stattlichen Mohaves. Von einem der Mallpays geführt gieng man eine strichweise mit Cedern bewachsene [illegible] hinauf, und da man sich jetzt zwischen 36—37° n. Br. und [illegible] Fuß Erhebung befand, so mußte man sich den Quellen des Colorado, [illegible] weit gegen Osten abbiegt, ziemlich nahe befinden. Am Abend [illegible] eine kleine laue warme Quelle erreicht, die sich mit Rohr und Schilf umgeben hatte. Unter den Bäumen die ihr das Daseyn dankten befand sich auch ein Pfirsich, und meinten die kundigen Reisenden daß wahrscheinlich ein Apatsche einen Kern dort verloren haben müsse. Nicht weit von dieser Quelle zündete auch eine Bande Mallpays ihr Lagerfeuer an, und verfügte sich auf erfolgte Einladung in die Nähe der Entdecker, denen sie zwei Hirsche und etliche aus dem Fleisch der Agave geknetete und nicht unschmackhafte, den Feigen ähnliche Mezkallkuchen überließen. Einer der Alten hielt dann eine Rede an die Fremdlinge, die nach Ireteba's Versicherung voller Freundschaft und Nächstenliebe war, doch möchten, setzt er hinzu, diese Schwüre demjenigen wenig nützen der einzeln und in der Verborgenheit diesen Bogenschützen in die Wege käme. Am nächsten Morgen kam man an einem andern Mallpay-Lager in einer Seitenschlucht vorüber, so theilnahmlos blieben aber die Wilden beim Anblick der Karawane, daß sie keinen Laut von sich gaben und kein Glied rührten.

Nachdem man 15 Meilen marschirt und an 2000 Fuß abwärts gestiegen war, sah man die Schlucht durch die man zog plötzlich durch einen jähen Felsenwall geschlossen, zu dessen Füßen unter grünenden Weidengebüsch der fröhliche Lärm eines Gießbaches sich hören ließ, der wegen seiner Klarheit den Namen des Diamantenbaches empfieng. Der Ort selbst, umgeben von 2000 Fuß hohen Felsen, glich mitten in der steinigen Oede einem Zaubergarten. Obgleich hier das Lager aufgeschlagen wurde, gieng Möllhausen doch mit etlichen Neugierigen den Diamantenbach noch eine Stunde Weges abwärts, wo die Schlucht sich nach einem Thal öffnete, und der noch immer lehmfarbige Colorado schäumend durch ein Felsenthor polterte. Am andern Tage, einem Rasttage, fand man nach einer Messung 1000 Fuß als absolute Erhebung des Colorado bei der Mündung des Diamantwassers, während er beim Black Canon nur 500 Fuß gemessen hatte, so daß sich ein Gefälle von 500 Fuß auf die Strecke nur weniger Meilen vertheilt, und Robidsons Behauptung von der Unbeschiffbarkeit des Colorado oberhalb des Canon wieder bestätigt wurde. Der 3 April, ein Ruhetag, wurde zu Ausflügen benutzt, und am 4ten in östlicher Richtung aufgebrochen. Ireteba hatte zwei Mallpay-Indianer überredet der Karawane als Führer zu dienen, kaum war man aber eine Strecke gegangen als beide wie die Katzen an den nächsten Bergwänden hinaufkletterten, und sich durch Flucht den Weißen entzogen. Dieses Benehmen erklärte sich dadurch daß sehr oft schon Emigranten und Jäger Mallpays weggefangen, gefesselt und zwangsweise zu Führern gepreßt und sie schließlich mißhandelt haben. Andrerseits fürchteten sich die Mallpays vor dem Winter, da die Expedition jetzt nach hochgelegenen Räumen aufbrach, endlich aber versieng bei diesen Gebirgsstämmen das sonst unfehlbar wirksame Lockmittel nicht, mit dem man bei den Mohaves alles ausrichtete; sie rauchten nicht und der Tabak hatte daher für sie keinen Werth. Ireteba trieb gleichwohl am nämlichen Tage noch etliche der Eingebornen auf, die, da von ihrer Kenntniß der Quellen alles abhieng, schärfer bewacht wurden, besonders da Ireteba und die andern Mohaves überreich belohnt mit Geschenken, zu denen noch zwei Maulthiere hinzugefügt wurden, am 5 April sich auf den Heimweg begaben. Man hatte diese Gefährten so lieb gewonnen daß selbst die Soldaten und Packknechte von ihrem Tabakvorrath sich abdarbten, um den rothen Freunden ein Geschenk mitzugeben. An diesem Tag bewegte man sich über ein 4000 Fuß hohes Tafelland, stellenweis mit Cedern (Juniperus tetragona) bestanden und mit Gras bewachsen. Am 6 April Morgens waren die Führer abermals bis auf zwei entsprungen, doch konnte man sich trösten daß man jetzt ein quellenreiches Thal und dichtere Waldungen erreichte. Da man sich 5000 Fuß hoch befand, durfte man sich nicht wundern Schneebänke noch anzutreffen, auch deutete das Auftreten der Felsengebirgstanne (Pinus flexilis) auf ein strenges Klima. Ein Soldat, der sich auf der Jagd verirrt hatte, zwang die Karawane zu einem Rasttag, und zu einer Durchsuchung der Umgegend. Die Streifparteien kehrten aber leer heim, und erst am Abend kam der Vermißte von selbst herbei. Er hatte recht wohl die Hornsignale und Schüsse gehört, aber vom Echo getäuscht, und von der Angst hin und her getrieben, anfangs falsche Richtungen eingeschlagen. Am nächsten Morgen hatten die beiden letzten Mallpayführer das Lager verlassen, doch war jetzt wo man die Wüste hinter sich hatte und sich auf dem Colorado-Tafelland bewegte und den San Franciscobergen der Felsengebirge sich näherte, die Ires, wie Möllhausen von Whipple's Expedition her wohl bekannt waren, dieser Verlust kein trostloser. Dieser Winter umgab aber das Lager am Morgen des 9 April. Schnee war während der Nacht gefallen und fiel noch beständig, so daß die Expedition zwei Tage festgehalten wurde. Am 11 April gieng es gegen Nordosten weiter, und um Mittag sah man zum erstenmal gegen Osten die vulcanische San Francisco-Kette, während gegen Norden ein anderes Tafelland über dem 9000 Fuß hohen Plateau auf welchem man sich befand, schroff heraufstieg. Am Abend kreuzte man zu allseitiger großer Ueberraschung eine Straße die von West nach Ost, vom Colorado straks nach den San Franciscobergen führte, und wie es schien von etwa 20 schweren Packwagen vor etlichen Monaten gebrochen worden war. Allgemein ver-

muthete man daß sie von Mormonen herrührte, welche den Salz-See verlassen und sich einen Pfad nach Neu-Mexico gesucht hatten. Am 11 April mußte man ohne Wasser übernachten, am nächsten Tage aber verschwanden bereits die Tannen, und die Cedern wurden krüppelhafter, ja nach wenigen engl. Meilen überschritt man den Gürtel des Baumwuchses völlig. Gegen Mittag gelangte man durch eine Schlucht, in der sich Regenwasser befand, wieder abwärts, bis ein jäher Abgrund von 40 Fuß Tiefe die Reiter zum Absitzen zwang. Man schnallte die Sporen ab, nahm die Pferde an die Zügel und gieng jetzt an der Schluchtenwand, einen schmalen Pfad entlang. Möllhausen macht eine grauenerregende Beschreibung von dem schwindeligen Wege, über die freilich geübte Bergsteiger nur lächeln werden. Er behauptet nämlich, der Pfad an der Flue sey 3—12 Zoll breit gewesen, setzt aber hinzu daß die an schwindelige Pfade gewöhnten Mexicaner auf ihren Maulthieren sitzen geblieben seyen. Der Abgrund nahm aber zu statt ab, und zuletzt mußte die Karawane Kehrt machen. Die Schlucht in der man sich befand, und die nächsten Höhen waren gänzlich leblos, nur alte Spuren von Hirschen und Antilopen wurden angetroffen, in der Nacht aber nicht einmal das Heulen der Coyotes oder amerikanischen Wölfe gehört, ein sicheres Zeichen daß im weiten Umkreis kein Wild und keine Indianer sich aufhielten. Am nächsten Tage wurden Streifpartien ausgesendet. Möllhausen erstieg das Tafelland und den Rand der großen Schlucht, von wo er eine Skizze der Gegend entwarf. Die Schlucht selbst mündete in ein größeres Becken, aus dem wieder ein alter Rest des Tafellandes noch auftragte. In diesen tiefen Rissen gegen Norden suchte man nun das Thal des Colorado. Vergeblich hatte aber eine andere Partei den Weg vom vorigen Abend eingeschlagen und kletterte den Boden der Schlucht erreicht, war dann einem Indianerpfade folgend in ein Gewirr von Spalten gerathen, bis ein jäher Absturz sie von einem lustig bewässerten tieferen Thale schied. Hr. v. Egloffstein stieg an Stricken und zusammengeknüpften Gewehrriemen abwärts. Er gewahrte daß der Thalboden wie zur Bewässerung in kleine Felder abgetheilt worden war, auch erblickte er einen Eingebornen auf der Höhe einer Felswand, der seine durch Gebärden ausgedrückte Einladung herabzusteigen damit beantwortete daß er Egloffstein einlud zu ihm hinaufzuklettern. Nach diesen vergeblichen Versuchen kehrte er zu seinen Gefährten zurück, und diese traten den Heimweg nach dem Lager an. Merkwürdigerweise beschloß man jetzt den Punkt zu verlassen, obgleich doch recht leicht eine Streifpartei unter Führung Egloffsteins noch weiter hätte vordringen können, und der Colorado in nächster Nähe sich befunden mußte, dessen Bett nach allen Berechnungen etwa 1500 Fuß hoch über dem Meer zwischen tief und jäh eingeschnittenen Spalten des gewaltigen Tafellandes liegen mußte. Man kehrte jetzt um und schickte die Maulthiere und die Hälfte der Karawane in der Richtung der San Francisco-berge gegen Osten voraus, während ein Theil der Expedition, nachdem er die Spuren der vermutheten Mormonenstraße erreicht hatte, diese gegen Westen verfolgte, in der Hoffnung, den Colorado zu erreichen. Aber sehr bald entdeckte man daß die Spuren der Mormonen nur die Spuren von Lieutenant Beale's Kameleyexpedition gewesen waren, die von Osten her allerdings auch noch von Colorado vorzudringen versucht hatte, dann aber umgekehrt war. Da nun seine Wagen auf der Heimkehr dieselben Gleise benutzt hatten, so hatte man nach der Tiefe der Eindrücke früher fälschlich auf die doppelte Zahl geschlossen, und sie beßhalb den Mormonen zugeschrieben.

Am 16 April war die Karawane vereinigt, und es wurde beschlossen den Colorado chiquito oder kleinen Colorado östlich von den San Francisco-Bergen zu überschreiten und von dort nördlich nach dem großen Colorado vorzudringen. Am 18 April wurde man unterwegs von Schnee und Unwetter aufgehalten, und am nächsten Nachtlager fand sich wohl Futter, aber kein Wasser für die Thiere. Am 20 April langte man durch einen Cedernwald an [illegible] und einer jähen, aber trockenen Schlucht, in die man hinabstieg um abermals auf Beale's Wagenspuren zu stoßen, aber endlich mit Schneewasser konnte man auch diesmal den Durst der Thiere nicht stillen. Am 21sten erblickte Möllhausen den ihm von früher her bekannten schroffen Granitberg Picacho, und bald gelangte die Karawane auf Lavafelder, die von tiefen Schluchten durchrissen waren. Endlich fand man einen Bach, und da kurz vorher ein grauer Bär geschossen worden war, gab es einen lustigen Schmaus am Lager. Das Wasser hieß Patridge Creek, von Whipple's Expedition so genannt, und der Lagerplatz lag nur wenig mehr als 5000 Fuß über dem Meer, weßhalb auch eine sehr milde Luft im Vergleich zu dem Hochplateau Neu-Mexico's herrschte. Die San Francisco-Berge waren noch von ihrem Fuße an in Schnee gehüllt, obgleich sie auf einem Hochlande von nur 7000 Fuß liegen, welches ihr höchster Gipfel noch um 6000 Fuß überragt. Am 24 April verließ man den Patridge Creek, dem man vergeblich eine Strecke gefolgt war in östlicher Richtung, und gleichzeitig gieng es wieder bergauf. Ein glänzender Wasserpfuhl mitten unter üppigem Grauwuchs beendigte den Tagesmarsch. Als Möllhausen unter Whipple diesen Platz früher besucht hatte, lag alles unter Schnee begraben, während dießmal der Weiher zu kalten Bädern benutzt werden konnte. Auch am nächsten Abend fand man gutes Wasser und reichliches Gras in einer malerischen Gegend. Man hatte nämlich die vulcanischen Bill Williams-Berge vor sich, auf welchen grasige Lichtungen mit gedrängten Nadelwäldern anmuthig abwechselten. Schmale Schneestreifen schmückten die steilen Abhänge, und über den dicht bewaldeten Schluchten schwebte zarter nebelgleicher Duft. Am 26 April zog man an Whipple's Neujahrsquellen vorüber, auf deren kahler Umgebung Antilopen sichtbar wurden. Nicht zu verwundern war es wenn man am nächsten Morgen die Pfützen mit einer Eisrinde bedeckt sah, denn obgleich man sich in der Nähe des 35. Parallels bewegte und es Ende April war, so befand man sich doch wieder 6900 Fuß hoch. Hin und wieder zeigte sich Laubholz, und zwar eine Eichenart (Q. Gambelii) und die Zitter-Espe (Pop. tremuloides), ganz besonders mannichfaltig traten aber die Coniferen auf, die riesenhaften Gelbtannen (P. brachyptera), die Douglastanne (Abies Douglasii), die

Balsamtanne (P. balsamea), die Nußtanne (P. edulis), die rothe Ceder (Juniperus virginiana), und die fußbeerige Ceder (Jun. occidentalis). In diesem Abend schlug man das Lager bei Leroux' Quelle (7378′ ü. d. M.) 35° 17′ n. Br. 111° 40′ w. Gr. auf.

Möllhausen ergeht sich nun in einer eigenen Abhandlung über die indianischen Alterthümer Neu-Mexico's, welches bekanntlich auf einem großen Raum zerstreut altindianische Städte und Ruinen im Style der sogenannten Casas grandes de Montezuma besitzt. Die Conjecturalhistoriker haben nicht ermangelt „Azteken" auf der angeblichen Wanderung aus Asien dort ausruhen und Städte bauen lassen, bis sie das Hochland von Anahuac erreichten. Unsere Ansicht über die historische Bedeutung der Baudenkmale der Pueblo-Indianer ist einfach die, daß es kritisch unerlaubt sey die indianische Cultur Neu-Mexico's mit der Alt-Mexico's deßwegen in Verbindung zu bringen, weil von Spaniern jene Ruinen mit den Namen Montezuma's bezeichnet worden sind. Da der Name Montezuma an und für sich eine spanische Verstümmelung erst des 17ten Jahrhunderts ist, so kann die Bezeichnung der Casas de Montezuma erst sehr spät entstanden seyn. Einen Zusammenhang der beiden Culturen vermag allein der Philolog durch Sprachvergleichung zu ermitteln, bis jetzt aber sind noch keine Spuren des Nahuatl, der Cultursprache Anahua's, in Neu-Mexico aufgefunden worden. Bevor dieses aber nicht geschehen ist, muß man das historische Alterthum der Pueblos-Indianer als ein selbständig entwickeltes betrachten, gerade so gut wie die Civilisation der Tschibtschas in Cundinamarca getrennt von der incaperuanischen sich entwickelt hat. Möllhausen beweist uns nun daß, wenn die Vorfahren der heutigen Pueblos-Indianer nach Neu-Mexico einwanderten, sie wegen der Ungastlichkeit der dortigen Räume weder vom Westen, noch vom Nordwesten, noch vom Norden kommen konnten, sondern daß sie namentlich dem Laufe des Gila und seiner Nebenflüsse gefolgt, also vom Süden heraufgekommen oder nach Süden hinabgewandert seyn müssen, denn wandern müssen doch einmal alle Stämme die den historischen Träumern in die Hände fallen.

Am 28 April Abends lagerte man sich auf alten vulcanischen Trümmern unter niedrigen Cedern, und heizte die Zelte mit Lavablöcken, die man vorher an den Feuern erhitzt und dann herbeigerollt hatte. Am andern Morgen war alles mit drei Zoll hohem Schnee bedeckt, dessen östliche Gränze man aber schon nach der ersten Meile überschritt. Obgleich es der erste Mai war, schnitt der Wind doch scharf ins Gesicht, als man durch die immer öder und starrer werdende vulcanische Gebirgsgegend dahinzog und nicht ohne Ueberraschung an den thurmartigen Ruinen eines indianischen Bauwerkes vorüberkam, welches mitten in einer leblosen Einöde gelegen, nur militärischen Zwecken, vielleicht als Gränzhut gedient hatte und Bedürfnisse einer ehemals hohen Gesittung verrieth. Am nämlichen Tag gewann man endlich den Colorado chiquito, und lagerte unter 35° 19′ n. Br. 110° 54′ w. Greenw. an einem Punkt, dessen Erhebung von Whipple auf 4597′ angegeben wurde und die tiefste Senkung war, welcher die Expedition zwischen den San Francisco-Bergen und dem Rio grande del Norte begegnete. Hier trennte sich die Karawane, indem Lieut. Ives mit der einen Hälfte gen Norden aufbrach, immer in der Hoffnung bis zum großen Colorado vorzudringen, während die andere Abtheilung, zu der auch Möllhausen zählte, die alte östliche Richtung beibehielt, um über Zuñi Defiance das nächste westliche Fort zu erreichen. Der Colorado chiquito wurde auf den mitgenommenen Leinwandbooten überschritten, denn ganz anders als vor vier Jahren fand Möllhausen statt eines vielseitigen Baches einen tiefen, reißenden Strom. Am 3 Mai trennten sich beide Abtheilungen, und da sich diejenige unter Lt. Tipton, zu der unser Verfasser gehörte, über das Gebiet der streitbaren und räuberischen Navahoes bewegte, so war es nöthig scharf auszuschauen. Am 4 Mai mußte die Expedition mit den Thieren durch die Chevelon fork schwimmen, welches Gewässer Möllhausen von seiner frühern Reise her nur als eine trockene Schlucht kannte. Am einem der nächsten Tage begegnete man einem Mexikaner, Namens Saavedra, mit ein paar Begleitern, die Lt. Beale bis nach Fort Albuquerque geführt hatten, und jetzt ganz allein den Heimweg über das neumexicanische Hochland suchten. Bisher war man am rechten Ufer des Colorado chiquito auswärts gezogen. Dieser Strom wendet sich aber von dort gegen Süden, und so führte die östliche Richtung die Reisenden von ihm hinweg. Der Rio seco mit seinem „verseinerten Urwald," den man jetzt berührte, ist aus Möllhausens früherer Reise schon bekannt. Eine eigene neue Erscheinung aber war das plötzliche Fallen eines Flußbettes. Bou weitem spähten die Wanderer in dem trockenen Rinnsal nach Wasserpfützen umher, als ein Wasserspiegel in der Ferne sichtbar wurde und sich rasch näherte. Die Gegend ist eine vegetationsleere wellenförmige Ebene, und heftige Gewitter hatten am Nachmittag den Himmel bedeckt. Nur weil man sich sehr beeilte, konnte man den Bach noch ohne Beschwerden kreuzen, denn das Wasser schwoll mit solcher bedrohlichen Geschwindigkeit, daß, während es die Hufe der vordersten Maulthiere kaum genetzt hatte, die Nachzügler schon knieetief waten mußten. Der Mangel des Pflanzenwuchses ist wohl die Hauptursache daß das Wasser so rasch und so wenig nutzbar hinwegrinnt. Eine andere Merkwürdigkeit auf den Prairien der Navahoes, wo jedoch noch kein Gras vorhanden, die Indianer selbst also auch noch nicht die Weideplätze bezogen hatten, ist der Jacobsbrunnen. Mitten in einer gleichförmigen Ebene öffnet sich plötzlich ein großer Krater, der in einer Tiefe von 150 Fuß einen hellen Wasserspiegel einschließt. Da man den kleinen Colorado bei 5015′ absoluter Erhebung verlassen hatte, der Jacobsbrunnen aber 5973′ und die Stadt Zuñi 6260 Fuß über dem Meer liegt, so hatte man nach letzterer noch etwas aufwärts sich zu bewegen, bevor man diesen nahen Punkt erreichte.

Zuñi ist, wie Möllhausen sehr richtig vermuthet, das Cibola der spanischen Conquistadoren, denn der Entdecker, Pater Marco de Niça (1539), sagt von dieser Wunderstadt: „Sie liegt in einer Ebene am Fuß eines runden Hügels; es scheint eine schöne Stadt zu seyn, und ist besser angelegt

als irgend eine andere in dieser Gegend. Die Häuser sind regelmäßig gebaut, haben verschiedene Stockwerke und flache Dächer.“ Was die Bauart betrifft, so ist sie in allen Orten der Pueblos-Indianer freilich die nämliche, und besteht ihre Eigenthümlichkeit bekanntlich darin daß die Häuser keine Thore haben, sondern man auf Leitern nach dem flachen Dach hinauf und dann in das Erdgeschoß hinabsteigt. Die Lage Cibola's auf der Spitze eines runden Hügels paßt aber vorzugsweise auf Zuñi. Von den Pueblos-Indianern wurde die Expedition brüderlich empfangen und bewirthet, so daß man bitter bedauerte ihnen nichts schenken zu können; sahen doch die Indianer in ihrer malerischen lebernen Kleidung, die reich mit Knöpfen und Stickerei verziert war und in den buntfarbigen Hemden viel wohlhabender aus als die Amerikaner in ihren dürftigen und abgetragenen Reisekleidern. Die Leute von Zuñi sind übrigens ein streitbares Volk, denn sie müssen ihre Heerden oft gegen die Navahoes vertheidigen. Diese Räuber hatten das letztemal ihnen eine blutige Schlacht geliefert, aus welcher die Zuñis als Sieger hervorgiengen. Während aber die streitbare Mannschaft des Pueblo mit dem Feinde in freiem Felde rang, hatte in ihrem Rücken eine andere Bande Navahoes Zuñi selbst überfallen. Da bewährte sich aber der festungsartige Bau der Stadt, denn die Weiber, Kinder und Greise vermochten sich von den flachen Dächern ihrer Häuser der Feinde so lange zu wehren, bis die Heimkehr der Krieger die Navahoes zur Flucht zwang. Möllhausen besuchte den indianischen Governador der Stadt in seiner Wohnung, und was er uns über das häusliche Familienleben dieser Stadt-Indianer [1] mittheilt, lautet sehr idyllisch. Erfreulich war die Ordnungsliebe dieser stillen Leute und ihr Reinlichkeitstrieb, da Möllhausen selbst Zeuge wurde daß die Leute, sobald sie von der Feldarbeit heimkehrten, sich die Hände wuschen. Zuñi hat eine Kirche, denn die kleinen Pueblo-Republiken sind längst christlich geworden. Ein Geistlicher wohnt nicht im Ort, wohl aber traf man einen durchreisenden, höchst zweideutigen Missionär, der auf seinen apostolischen Wegen nebenbei einen Pelzhandel betrieb. Am Abend fehlte einer der Soldaten und ein Mexicaner. Der letztere stellte sich sehr spät mit den Zeichen einer heftigen Rauferei in dem Gesicht ein. Lt. Tipton hatte nämlich alle Warnungen verlacht, und den Leuten erlaubt sich die Stadt anzusehen. Man konnte aber voraus wissen daß sie sich betrinken und Excesse erlauben würden. Am nächsten Morgen zeigten die Pueblo-Häuptlinge an daß die Leiche eines Soldaten auf dem Wege nach der Stadt liege, und bei näherer Beschau erkannte man den Vermißten, der allen Anzeichen nach zu schließen mit dem Mexicaner auf dem Rückwege gerungen hatte, von diesem zuletzt aber mit seiner eigenen Drehpistole erschossen worden war. Die Kugel war ihm zwischen den Augen durchgedrungen und hatte ihm das Gehirn zerschmettert. Unter diesen Umständen legte man dem Mexicaner Fesseln an um ihn in Fort Defiance vor ein militärisches Gericht zu stellen.

[1] Pueblo-Indianer ist kein Eigenname, sondern bedeutet nur städtebauende Indianer.

sich in Busch und Wald nach nicht geregt hatte, suchte man doch lange vergeblich nach den nassen Rückständen des Winters. Da es an besserm Wasser fehlte, wurden die Thiere aus Pfützen getränkt. Am 26 Mai kam man an zahlreichen Dörfern der Prairiehunde vorüber, und begegnete einem Wagenzug welcher Vorräthe nach Fort Defiance brachte. Der Weg näherte sich jetzt eindrucksvollen Gebirgsformationen, der große festländische Vulcan Mount Taylor kam in Sicht, und ein kleiner See in seiner Nähe gewährte den Thieren reichliche Erquickung. Am nächsten Tage zog man über Lavafelder am Mount Taylor vorüber. Die Wasserscheide des Campbell-Passes liegt 6952 Fuß hoch, oder nur 5—600 Fuß höher als Zuñi; die Steigung ist daher eine sehr sanfte, und von da senkt sich der Boden beständig nach dem Thal des Rio Grande del Norte. Am 31 Mai gelangte man nach dem Pueblo de la Laguna, einer indianischen [illegible] die aber auch zum Theil von neu-mexicanischen Creolen bewohnt [illegible] und deßhalb durch Unsauberkeit von den rein indianischen Pueblos [illegible]ticht. Der Rio Puerco (des Ostens), ein Zufluß des Rio Grande, wurde überschritten, und bald lag dieser letztere und das vorläufige Reiseziel, Stadt und Fort Albuquerque, zu den Füßen der Wanderer. Der breite Strom zieht sich dort durch ein niedres ebenes Thal zwischen wüsten Ufereinfassungen hin, aus denen die grauen Städte und Dörfer mit ihren grünenden Obstgärten bei dem gänzlichen Mangel an Waldungen wie Oasen sich abfoudern. Mit Hülfe eines Fährbootes setzte die Karawane über den Strom, und schlug ihr Lager in der Nähe von Albuquerque auf. Diese Stadt ist für einen Wüstenreisenden ein klein Paris mit gasbeleuchteten Trinkstuben und täglich gefüllten Tanzsälen. Möllhausen erkannte alte Bekannte wieder, flotte Walzerkänzerinnen, die um vier Jahre älter geworden waren, was sie indessen durch Kunst verbargen, zur Entschädigung aber wenigstens herrliche Zähne und einen Haarwuchs behalten hatten, wie ihn bei uns nur die Industrie liefert. Der „Fandango“ des Abends zählte zu den Hauptgenüssen der Reisenden, und ihren Glanzpunkt erreichten die Freuden am Fronleichnamstage (3 Juni), der durch ganz besondere Lustbarkeiten gefeiert wurde. In diesen Tagen war auch der mexicanische Mörder entsprungen, den man gefesselt von Zuñi bis an den Rio Grande mitgeschleppt hatte. So wenig als Lieutenant Ives Lust hatte den Mann bei Zuñi „lynchen“ zu lassen, so wenig wollte der Commandant in Defiance die Verantwortung eines militärischen Processes übernehmen, und schob daher den Verbrecher den bürgerlichen Gerichten in Albuquerque zu. Bei diesen wäre er wahrscheinlich sehr glimpflich weggekommen, denn da er die That im Zustand der Trunkenheit verübt hatte, so konnte jeder geschickte Advocat ihn vor einem amerikanischen Schwurgericht aus der Schlinge helfen. Durch sein Entspringen war somit sammtlichen Parteien, mit Ausnahme der bürgerlichen Gerechtigkeit, am meisten aber den Herren der Expedition gedient, die andernfalls genöthigt gewesen wären als Zeugen in Albuquerque noch längere Zeit zurückzubleiben.

Lieutenant Ives war aus Santa Fé, wo er Geld gehelt hatte, nach Albuquerque zurückgekehrt, um die Expedition abzulöhnen, und dann mit der Post an den Gila und nach Californien zurückzukehren, während Möllhausen und die beiden andern scientifischen Mitglieder der Unternehmung „durch die Prairien heimzureiten“ beschlossen hatten. Auf diesen langen und oft geschilderten Marsch wollen wir sie nun nicht, wohl aber bis an die Prairien selbst begleiten.

Auf dem Weg nach Santa Fé bei dem Indianer-Pueblo Bernalillo erwartete die Wanderer, die mit ihrer Dienerschaft sieben Mann zählten und später auch noch von Lieutenant Tipton mit einer unerbetenen Escorte eingeholt wurden, das eigenthümliche Schauspiel einer indianischen Hasentreibjagd. Die rothen Jäger sind zu Pferd und in Abständen von 500—1000 Schritt in weiten Bogen über die Prairie vertheilt. Ihre einzige Waffe sind etliche kurze krumme Stäbe, die sie nach den Hasen werfen, um ihnen den Rest zu geben, denn im Grund erlegen sie die Hasen durch Ermüdung, indem jeder Reiter dem andern das geängstigte Wild zujagt bis dieses endlich in den Bereich eines sichern Wurfes kommt. Als Murguiten mit der Flinte die Jagd abkürzen wollte, baten die Indianer ihnen das Vergnügen nicht zu verderben. Santa Fé (6000 Fuß ü. d. M.) ist die politische Hauptstadt Neu-Mexico's, und liegt auf „dürrer Haide“ zwischen einem Rahmen blauer Berge. Was dort sich aufhält, lebt meistens vom Handel. Magazine, Trinkstuben und Tanzsäle sind daher die wichtigsten Baulichkeiten der Stadt, wo die Reisenden im Börsenhötel abstiegen und seit langer Zeit wieder in Betten schliefen. Zu nordöstlicher Richtung von Santa Fé betraten sie die früher gesehenen blauen Gebirge, wo Pfoteneichen und hochkämmige Tannen in feuchten Klüften dunkelten, Hügel und schrosse Felsen, Thäler und Bäche, grüne Wildnisse und einsame Pflanzungen mit Blockhäusern, wo das Gackern der Hühner heimlich vernehmbar wurde, mit einander abwechselten. In diesem anmuthigen Erdenwinkel liegen die Ruinen der Indianerstadt Pecos, neben denen man bei reichlichem Gras und gutem Wasser das Lager aufschlug. Unter den Ruinen läßt sich deutlich von dem älteren ein neueres christliches Pecos abscheiden, dessen Kirche im Styl der neu-mexicanischen Pueblos erbaut worden war. Der ältere Stadtheil unterschied sich von dem modernen dadurch daß jener aus Steinen, dieser aus Luftziegeln bestanden hatte. Dort fanden sich auch noch Cisternen oder zirkelförmige Aushöhlungen von 12 Fuß Durchmesser und 3 Fuß Tiefe, wo in der Heidenzeit, oder vielmehr noch bis in die christliche Zeit hinein, das heilige Feuer gehütet wurde, denn das einzige sichere was man von den beiden Pecos weiß, besteht darin daß die neue Stadt, wohin spanische Missionäre das Evangelium gebracht hatten, sammt der Kirche bereits in Trümmer übergegangen war, als noch einige unverzehrte Bevölkerungsreste des heidnischen Pecos ihr heiliges Feuer schürten.

Am 15 Junius verließ man das Lager bei den Ruinen, und begegnete bald darauf zwei amerikanischen Auswanderern, die mit ihrer Familie, ihrer Habe und Heerden des stattlichsten Hornviehs auf dem Wege nach dem Colorado sich befanden. Im Vertrauen auf Lieut. Beale's günstige Berichte über die Straße unter dem 35. Breitegrade waren sie sogleich

aus Missouri aufgebrochen, und verschlangen begierig alle Worte und Rathschläge der frühern Entdecker, denen sie so glücklich begegneten. Aber nur mit Bedauern konnten diese auf die starken Ochsen und glatten Kühe der Auswanderer schauen, denn wie sollten diese in der trockenen Jahreszeit über die Felsen der steinigen Wüste mit ihren weichen Hufen klettern, wo die eisenbeschlagenen Maulthiere kaum fortgekommen waren, und Wassermangel an so vielen Strecken drohte! Gleichwohl schieden sie voller Zuversicht. — Bei dem Städtchen San José kreuzten die Reisenden den Pecos, und am nächsten Tage begegneten sie einem Schwarm von Straßenarbeitern welche aus eigenem Antrieb die Wege verbesserten um dafür von den Karawanen aus den Prairien eine Belohnung zu fordern, die sie hinlänglich für ihre Arbeit entschädigt. Gewiß ist es ein merkwürdiges Zeichen von der raschen Entwicklung des amerikanischen Westens, daß jetzt schon und wie von selbst das Bedürfniß guter Verkehrsmittel befriedigt wird. Am nächsten Tage näherte man sich dem Ende des vorletzten Reiseabschnittes, dem Fort Union am Westrande der großen Prairien. Im Grunde hatte man diese schon betreten, denn nur noch nördlich und westlich waren die blauen Berge und die beschneiten Gipfel der Felsengebirge noch sichtbar. Möllhausens Sehnsucht nach den großen Grassteppen sollte jetzt befriedigt werden. „Obgleich schon längst vorbereitet auf den Anblick der eigentlichen Prairie, war ich doch freudig überrascht, als ich dieselbe nun plötzlich in Wirklichkeit wieder vor mir sah. Schon oft hatte ich die weiten Grasfluren betreten, schon oft meine Blicke an der Linie hingleiten lassen welche dort wie auf dem Ocean in weitem Kreise den Horizont begränzt, doch immer neu, immer frisch blieb der Eindruck den sie bei mir hervorrief, und so stand ich auch dießmal in tiefster Bewunderung vor der erhabenen Naturscene, und schaute nach der Richtung hinüber in welcher unser Ziel lag."

Californien 1849 und 1859.

(Schluß.)

Um das von andern Orten so verschiedene Verhältniß der Stände und Gewerke kennen zu lernen, entnehme ich einem schon vor zehn Monaten publicirten officiellen Bericht folgende Daten, deren Zahlen gegenwärtig jedenfalls viel zu gering angeschlagen sind, da die Bevölkerung San Francisco's sich in diesem Jahr um ungefähr 20 Procent gehoben hat.

169 Aerzte,
271 Advocaten,
335 Commissionshäuser,
150 Mäkler,
286 Hôtels und chambres garnies (Speise-Häuser).
130 Cigarren-Händler,

den stürzten. [1] Diese Contracte, obgleich von der betreffenden Commission großentheils als fraudulent bezeichnet, wurden dennoch von bestochenen Richtern für gesetzlich erklärt und der Stadt deren Zahlung aufgebürdet. Trotz der so verausgabten Summen sieht es noch traurig genug mit der Pflasterung in manchen Straßen aus: so ist das Pflastren der Wharfs (Quais) an vielen Stellen lebensgefährlich; sehr häufig verunglücken dort Menschen welche ihre Geschäfte Abends in jene Gegend führen, namentlich von der Mannschaft der Schiffe; es ist das Hauptquartier der Diebe, da die Gasbeleuchtung sich noch nicht dahin erstreckt hat, und vor einem Jahre noch waren der Löcher in den Wharfs so viele, daß die Zeitungen achtundsechzig Menschenleben als deren Opfer während weniger Monate bezeichneten. Wie viele mögen spurlos verschwunden, von der Ebbe dem Meer zugeführt!

Dieselbe Corruption, welche die Interessen der Bürger in den Straßencontracten benachtheiligte, zeigte sich in Vergebung des Wharf-Rechts an Freunde der Administration, ohne daß der Stadt eine entsprechende Rente dadurch gesichert wäre; in dem Gas-Contract, welcher einer Compagnie zu so exorbitanten Bedingungen zugesprochen wurde, daß die Hälfte der Straßenlampen seit Jahren in Dunkelheit verbleiben, um die schon bedeutende Schuld nicht noch zu vermehren; in Verschleuderung des Grundeigenthums der Stadt; in dem Wasser-Privilegium, da die betreffende Compagnie erst nach Jahren einen schwachen Strom in die Stadt geleitet, und jetzt erst an größere Bauten denkt; und endlich in der Hospital-Verwaltung, welche stets den miserabelsten Händen anvertraut war. Außer dem großen Marine-Hospital, welches die Central-Regierung für Seeleute bauen ließ und welches vortrefflich organisirt ist, gibt es viele Privat-Hospitäler; ferner haben die deutschen und französischen Unterstützungsgesellschaften ihre eigenen großartigen Krankenhäuser, welche für circa 25,000 Dollars jedes aufgeführt wurden, und deren Beispiel die Engländer jetzt auch folgen. Doch das Hospital der Stadt (county Hospital) hat sich bis jetzt noch nicht auf einen respectabeln Standunkt erheben können, da dessen Leitung und Unterhalt an den Wenigstforderndeu verpachtet wird; die Renten desselben sind indeß ganz enorm, da jeder in San Francisco landende Fremde 5 Doll. Commutation-Money zu entrichten hat, was ihm das Recht gibt während der nächsten zwei Jahre in diesem Hospital unentgeltlich verpflegt zu werden; wenige machen aber von diesem Privilegium Gebrauch, da die Verwaltung kein Vertrauen einflößt. Als die Stadt in frühern Jahren die Leitung selbst besorgte, dieute dieses Institut hauptsächlich zur Bereicherung der Beamten, welche Champagner und Cigarren als Medicamente verrechneten und die armen Aufwärter um ihren Lohn betrogen, wie dieß später zur öffentlichen Kenntniß kam.

Doch nach dem Tadel gebührt auch Lob. Wir besitzen 16 vortreffliche Spritzen-Compagnien, die Maschinen sind ausgezeichnet, und die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig, indem über tausend junge Leute sich als Volontairs mit allem Eifer derselben gewidmet. Die Feuer-Assecuranz-Prämie ist in Folge dessen daher auch bedeutend gefallen. Bei Festlichkeiten bilden die Aufzüge dieser Compagnien in geschmackvollem Costüm mit ihren glänzenden geschmückten Spritzen, sowie die verschiedenen Nationalgarden ein sehr hübsches Schauspiel, da jede Compagnie eine Phantasieuniform hat, die sich bei dem flattlichen Wuchs und dem schönen frischen Aussehen der Amerikaner vortrefflich macht.

Desgleichen ist das Schulwesen jetzt gut organisirt. Die Central-Regierung hatte dem Staate Californien 500,000 Acker Landes zu Schulzwecken bewilligt, allein die Legislatur verfügte zum Theil anderweitig darüber, und so mußte denn die Stadt eine Anleihe creiren, um Schulen bauen zu können. Jedes Stadtviertel hat nun seine „Public Schools," deren Unterhalt von 5000 Dollar in 1849/50 auf 110,843 Doll. in 1858/59 gestiegen ist, und im nächsten Jahr wohl 120,000 betragen wird. Die Lehrer und Lehrerinnen sind gut dotirt, und von den 9070 Kindern San Francisco's besuchen 5273 — ganz umsonst — die öffentlichen Schulen; außerdem gehen 1150 Kinder in Privatschulen, und jede Kirche hat ihre Sunday-School, wo nach dem Gottesdienst die Kinder bleiben können, und von philanthropischen Lehrern und Lehrerinnen nicht nur in Religion, sondern auch in andern Fächern unterrichtet werden.

Der lang anhängige Streit ob es zulässig sey die Bibel in die öffentlichen Schulen einzuführen, ist endlich dahin entschieden daß dieß unpassend wäre, da Katholiken wie Juden dadurch von der Theilnahme ausgeschlossen werden könnten.

Der öffentliche Unterricht ist im ganzen gut zu nennen, doch der unabhängige Geist welchen die Kinder schon mit der Muttermilch einsaugen, macht die californische Jugend durchweg verdorben, die Mädchen und Knaben entlaufen häufig den Eltern, gerathen in noch schlechtere Gesellschaft, und sinken moralisch immer tiefer; da nach amerikanischen Gesetzen Kinder unter 14 Jahren nicht criminell verfolgt werden können, eine Einsperrung mit Verbrechern sie aber noch mehr verderben würde, so sind aus Privatmitteln 20,000 Doll. zusammengeschossen, um ein „Penitentiary" zu bauen; allein auch aus diesem sind die jungen Sträflinge entsprungen, da sie Arbeit und Unterricht scheuen.

Da die jungen Mädchen hier sehr früh zur Reife gelangen, so sahen sich die Eltern zum Theil genöthigt dieselben den Schulen zu entziehen, ehe ihre Studien vollendet waren, da Beispiele unglaublicher Demoralisation leider nur zu häufig sind.

Die Rechtspflege — obgleich in San Francisco besser als im übrigen Californien — läßt noch viel zu wünschen übrig. Am besten verwaltet ist das Polizeigericht (recorders' court) und zwar von einem Nichtgelehrten, welcher mit gesundem Sinn und moralischer Kraft das Verbrechen straft, auch wenn die höchsten Classen dadurch berührt werden; für deut-

[1] Um die Kosten der Verwaltung zu decken, stieg die Vermögenssteuer (real and personal Property-tax) auf 3 bis 4½ Dollars jährlich, die Licenzen für Handel und Gewerbe waren fast unerschwinglich, und es ist erst der jetzigen Administration gelungen die Taxen auf 2½ Dollars zu erniedrigen, für bessere Polizei zu sorgen, und selbst einiges für Verschönerung der Stadt zu thun.

sche Ohren klingt das Urtheil freilich oft sehr grell, denn durchgängig besteht es in Gefängnißstrafe oder Geldbuße ad libitum, indem den Gefangenen die Wahl gelassen wird sich für zwei Doll. per Tag von der Strafe freizukaufen. Nach dem „Common law of England," welches die Engländer nach Amerika verpflanzten, werden alle Processe geführt, und was in Deutschland das römische oder Napoleonische Gesetz ist, das sind hier die verschiedenen „Reports," oder Citationen der oft sich widersprechenden Urtheile englischer und amerikanischer Gerichtshöfe. Die Kunst des Advocaten liegt daher darin seiner Sache günstige Urtheile zu citiren, und so kommt es häufig vor daß dieselbe Sache vor den verschiedenen Gerichtshöfen verschieden angesehen wird, und häufig ein entgegengesetzt lautender Richterspruch erfolgt; ja der höchste Gerichtshof (Supreme court) hat wiederholentlich sein eigenes früheres Urtheil umgestoßen.

Nach obigem Gesetz steht es einem jeden frei sich einem directen Richterspruch oder einer Jury zu unterwerfen, niemand darf — außer in Criminalfällen — länger als 24 Stunden in Haft gehalten werden, und auch dieß nur wenn er keine Caution zu geben vermag, deren Höhe der Richter sofort zu bestimmen hat; bei Geldsachen immer das Doppelte der Forderung. Der Kläger muß in dieser Zeit seine Beweise vorbringen, oder den vom Richter festgesetzten Termin einhalten; wer nicht erscheint — verliert (by default). Nur im Fall eines Mordes wird keine Bürgschaft zugelassen. Wie vortrefflich dieses Gesetz auch ist, so läßt es doch große Mißbräuche zu. Wie oft werden Cautionen angenommen, ohne in die Vermögensumstände des Bürgers zu sehen (Straw-bail), und wie leicht wird einer der 12 Geschwornen bestochen, denn dieß genügt um kein „Verdict" zu erlangen; kommen dieselben nämlich nicht zu einem einstimmigen Ausspruch, so muß der Richter sie entlassen nachdem sie 24 Stunden gefastet haben; wiederholt sich dieses Manöver aber dreimal, so ist der Angeklagte frei, und wäre sein Verbrechen noch so evident.

Es bleibt mir jetzt noch ein Wort über unsere socialen Zustände zu sagen. Bei den heterogenen Elementen woraus unsere Bevölkerung besteht, läßt sich schon erwarten daß die verschiedenen Nationalitäten ihre verschiedenen Kreise bilden und sich im ganzen nur bei öffentlichen Bällen treffen. Kleine Tanzpartien sind sehr häufig, bei denen Piano und Gesang die Jugend vereinen.

Der reiche Amerikaner (die sogenannte Stockfisch-, Codfish-Aristokratie) hält sich sehr exclusive auf seinen schönen Villas, und zeigt sich nur in der Oper oder bei Benefiz-Vorstellungen; dennoch gibt es kein speciell-aristokratisches Viertel, denn da fast jede Familie ihr eigenes Haus besitzt, und die Terrains außerhalb des Centrums verhältnißmäßig billig sind, so sieht man die von hübschen Gärten umgebenen Privatwohnungen aller Stände auf dem so sehr ausgedehnten Stadtgebiete vertheilt. Dieß trägt nicht wenig dazu bei die Geselligkeit zu stören, da Miethwagen noch sehr theuer sind, und Omnibusse nur in bestimmten Straßen fahren, der starke Nordwestwind im Sommer und heftiger Regen im Winter aber das Ausgehen erschwert.

Geschenk auf seinem Teller hatte, der mit dem Namen des Kindes bezeichnet war. Bei ärmeren Kindern waren es nützliche Gegenstände, wie Kleidungsstücke, Wäsche 2c., bei bemittelten Bücher oder Spielzeug. Die Kinder mußten sich nun paarweise im Saale aufstellen und einige Weihnachtslieder absingen, wobei die Augen mehr auf den reich mit Orangen verzierten Baum als auf das Singbuch gerichtet waren, und dadurch viele Fehler vorfielen. Nach beendigtem Gesang hielt der Lehrer eine lange Anrede an die Kinder, ermahnte sie zur Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und zum ferneren Fleiße.

Endlich war auch dieß überstanden und die Kinder wurden nun nach ihren Verdiensten zum Baume gerufen, wo sie ihre Preise, die zum Theil aus werthvollen Gegenständen bestanden, [illegible] ganze Anzüge, Wäsche, Bücher 2c., abholen durften. Ein Lieu[illegible] die Vertheilung und nun begaben sich alle an den Tisch auf die mit ihren Namen bezeichneten Plätze, um zu essen und das allgemeine Geschenk [illegible] jedem Teller lag in Empfang zu nehmen. Den nächsten Morgen wurden sie wieder bestellt um dem großen Baume seine Früchte abzunehmen. Während die Kinder bei Tische saßen, unterhielten sich die älteren Leute mit den Kindern, munterten sie zum Lernen auf, und manches arme Kind fand bei dieser Gelegenheit, wo die Herzen der Menschen zur Wohlthätigkeit gestimmt waren, einen Wohlthäter für das folgende Schuljahr. Der schön decorirte Saal blieb noch den folgenden Tag den Besuchenden geöffnet und war wirklich der Bewunderung werth. Der würdige Geistliche welcher das ganze Fest arrangirte und viel aus eigenen Mitteln unterstützte, hat auch das Verdienst daß er mit allen ihm zu Gebot stehenden Hülfsquellen auf die Erhaltung des deutschen Elements hinarbeitet. Alle Achtung und Anerkennung für seine Bemühungen, und ich zweifle nicht daß der schöne Gebrauch des Weihnachtsbaumes auch bald bei amerikanischen Familien wird Eingang finden, weil sich sichtbare Freude darüber auf den Gesichtern aller Anwesenden zeigte.

Zeit der größten Tageswärme auf den tropischen Meeren.

Auf einer Reise um die Welt am Bord des russischen Schiffes „Achta“ in den Jahren 1847 bis 1849 hatte Dr. Ed. Lenz vollständige Reihen von Beobachtungen über die stündlichen Temperaturveränderungen der Luft angestellt, und es hatte sich dabei das unerwartete Resultat ergeben daß auf dem Meer innerhalb der Tropen die größte Tageshitze nicht, wie in unseren Breiten, zwei oder noch mehr Stunden nach Mittag, sondern ungefähr eine halbe Stunde vor dem Mittag eintritt, also ehe uns die Sonne ihre größte Wärmestrahlung zusendet. Hierdurch angeregt, forderte der berühmte Physiker Lenz, ein Verwandter des genannten Arztes, Hrn. Leopold von Schrenck auf, während der Reise die er in den Jahren 1853 und 1854 an Bord der „Aurora“ nach dem Amur-Lande machte, eine ähnliche Reihe stündlicher Thermometer-Beobachtungen in der heißen Zone anzuführen, und da Hr. v. Schrenck seinem Wunsche nachkam, so konnte er die Ergebnisse von sechs Fahrten durch den Tropengürtel der Berechnung und Vergleichung unterwerfen. Wie er nun im „Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg“ mittheilt, fand er für den atlantischen Ocean aus den Lenz'schen Beobachtungen das Maximum der Tageswärme zu $20_{,43}{}^{0}$ R. um 11^{h} $43'$ Vormittags, das Minimum zu $19_{,46}{}^{0}$ R. um 3^{h} $21'$ Morgens, nach den Schrenck'schen Beobachtungen das Maximum zu $20_{,87}{}^{0}$ R. um 11^{h} $40'$ Vormittags, das Minimum zu $19_{,42}{}^{0}$ R. um 3^{h} $40'$ Morgens; ferner für den großen Ocean aus den Lenz'schen Beobachtungen das Maximum zu $19_{,76}{}^{0}$ R. um 11^{h} $26'$ Vormittags, das Minimum zu $18_{,68}{}^{0}$ R. um 4^{h} $21'$ Morgens, aus den Schrenck'schen Beobachtungen das Maximum zu $20_{,14}{}^{0}$ R. um 11^{h} $32'$ Vormittags, das Minimum zu $18_{,74}{}^{0}$ R. um 3^{h} $39'$ Morgens.

Mit auffallender Uebereinstimmung ergeben also die Beobachtungsreihen beider Reisenden für den atlantischen wie für den großen Ocean das Eintreffen des Maximums der Temperatur noch vor dem Mittag; nimmt man das Mittel aus beiden Beobachtungsreihen für jeden Ocean, so erhält man die höchste Temperatur:

im atlantischen Ocean um 11^{h} $41_{,5}'$ Vormittags,
im großen Ocean um 11^{h} $29'$ Vormittags.

„Dieses Resultat,“ sagt Lenz, „weicht von den bisher erhaltenen Resultaten über den Gang der Temperatur im Laufe des Tages völlig ab, da sonst immer die höchste Temperatur erst nach dem Mittag beobachtet worden ist, bei uns um einige Stunden nach dem Mittag. Es fragt sich nun: ist diese Erscheinung den Tropen überhaupt eigenthümlich, und ist sie für die Luft sowohl auf dem Meer als auf dem Lande gültig? Da die Beobachtungen in Madras das Maximum der Temperatur im Mittel um 1 Uhr angeben, so scheint es daß die Erscheinung des früh eintretenden Maximums nur auf die Luft über den tropischen Meeren beschränkt sey, und es war interessant zu entscheiden ob sie nicht auch den außer-tropischen Meeren eigenthümlich sey. Eine Beobachtungsreihe von Schrenck läßt uns diese Frage beantworten; sie ist im großen Ocean außerhalb der Tropen, von 28^{0} $36'$ bis 52^{0} $1'$ südl. Br., vom 1 bis 29 Jun. 1854 angestellt, und ergibt für den Eintritt des Maximums die Stunde 1^{h} $12'$ Nachmittags, für den des Minimums 4^{h} $57'$ Morgens. Folglich ist der Eintritt des Maximums vor dem Mittag nur den tropischen Meeren eigen.“

Auf das Wasser scheint sich diese Eigenthümlichkeit nicht zu erstrecken, denn nach den Lenz'schen Beobachtungen über die stündlichen Temperaturveränderungen des Wassers an der Oberfläche der Oceane trat das Maximum um 2^{h} $33'$ Nachmittags, das Minimum um 5^{h} $34'$ Morgens ein.

Der Grund der Erscheinung ist wahrscheinlich in dem mit der wachsenden Wärmestrahlung der Sonne zunehmenden aufsteigenden Luftstrome der Tropengegenden oder in der ebenfalls sich steigernden Verdunstung der oberen Wassertheile und

dem dadurch bedingten Wärmeverlust zur Zeit der Culmination der Sonne zu suchen. (Peterm. geogr. Mitth.)

Erörterungen über auswärtige Politik.

Der vorläufige Ausgang der Dinge in Süditalien, das Ende des Anfangs, wird kaum mehr zweifelhaft seyn, aber mit Spannung muß man auf den jungen König von Neapel blicken, in welcher Art er seine Herrschaft zu Ende gehen lassen wird. Es steht dort etwas mehr auf dem Spiel als die Krone beider Sicilien, nämlich ein Princip von allgemeinem Werth, der Royalismus überhaupt. Nichts hat in letzter Zeit mehr gelitten als gerade diese Sache, und zwar durch die Träger dieser Grundsätze selbst. Daß Revolutionen zeitenweise die Throne erschüttern, vermag oft der klügste Regent nicht abzuwenden, dann aber gilt es männlich und herzhaft die eigene Sache zu vertheidigen. Die italienischen Herzoge haben aber ihre Posten kleinmüthig verlassen, und das war ihr schlimmster Fehler und ihre größte Versündigung gegen den Royalismus. Wenn schon der Adel Verpflichtungen auferlegt, was darf man von den Trägern einer Krone dann fordern? Wenn sie ihre Sache aufgeben ohne erbitterte, ohne jede Gegenwehr, wo wollen sie dann noch Anhänger finden, die sich wie Löwen für die Sache des Königthums schlagen? Eine Krone ist wohl werth daß man dem Schlimmsten, dem Pöbelwahnsinn ruhig ins Auge sieht. Karl I und Ludwig XVI gaben ihr Blut für die Krone, aus diesem Blut aber reifte die Gegenrevolution, die Stuarts kehrten, die Bourbonen kehrten noch einmal nach England und Frankreich zurück, und hätten die restaurirten Dynastien von der Geschichte ihres Hauses gewarnt, manches gelernt und vieles vergessen, beide Throne wären diesen Häusern bis zu ihrem Erlöschen geblieben. Wenn die Bourbonen nach Neapel wieder zurückkehren sollen, muß der junge König seine Herrschaft rühmlich beendigen, nicht klanglos. Er muß durch seinen Fall den Gegnern Achtung abnöthigen und den Anhängern seines Hauses für eine zukünftige Erhebung als ein entschlossener und unerbittlicher Vertheidiger seiner Rechte im Gedächtniß bleiben. Wäre er, wie seine Gegner gefliessentlich verbreiteten, schimpflich nach Spanien geflohen, ohne vorher alle seine Hülfsmittel erschöpft zu haben, so hätte er mit der Krone auch die Aussicht auf eine Contrerevolution wahrscheinlich verscherzt.

Noch freilich ist die Aussicht auf eine rückläufende Bewegung in Italien sehr fern, denn die bisherigen Symptome der Reaction blieben noch immer örtlicher Natur. Wir müssen auch anerkennen daß die Italiener sehr viel gelernt haben, und weit größeren Ernst und größere Standhaftigkeit als in den Jahren 1848 und 1849 zeigen. Man hätte nach früheren Vorgängen vermuthen dürfen daß die Lombarden und Mittelitaliener nach Erfüllung ihrer Wünsche ausruhen und sich um das Schicksal des übrigen Italiens nicht mehr kümmern würden, die Freischaaren aber welche nach Sicilien und Neapel strömten, kamen alle aus jenen Provinzen. Dieß zeigt daß die Italiener weiter blicken, und daß sie Geduld und Eifer genug haben systematisch den Weg nach ihrem Ziel zu suchen. Solange sie ein solches gemeinsames Ziel vor Augen haben, mag auch die Einigkeit unter ihnen dauern, und ein großer Fehler scheint es wenn man von ihrem inneren Zwiespalt ein Rücklaufen der letzten Ereignisse allein erwarten wollte.

Wenn es aber irgendeine Gerechtigkeit in der Geschichte gibt, so wird sich der Bruch des Völkerrechts, den die Piemontesen durch ihren schnöden Einfall in das päpstliche Gebiet begiengen, sicherlich rächen. Die Strafen der Geschichte kommen aber leider nur zu spät, um die Verletzten zu entschädigen, und sie fallen in der Regel auf die schuldlosen Enkel der Strafbaren, wie eben jetzt der junge König Neapels für die Fäulniß büßen muß die durch die Mißregierung seiner Väter eingerissen verbreitet hat. In England mag die Beschränktheit vielleicht über die Verwicklungen der päpstlichen Macht sich [illegible] leiden, aber nur Beschränktheit kann in diesen Verwicklungen Genuß finden. Gienge selbst die letzte Territorialhabe des Papstes verloren, der katholischen Kirche wird nicht der geringste Schaden daraus erwachsen, auch waren die Päpste welche die römischen Kaiser in den Bann thaten und im Büßerhemd im Schnee stehen ließen, gar geringe Territorialherren im Vergleich zu den heutigen Nachfolgern Sanct Petri. Das Papstthum hat auch so viele politische Größen überlebt und Gefahren bestanden daß es hinlänglich Trost für die Bedrängnisse der Gegenwart in seiner eigenen Geschichte finden kann. Daß aber ein Souverän den andern, daß Piemont den ehrwürdigsten aller Souveräne fast ohne Kriegserklärung überfallen und beraubt kann, ist ein Vorgang welcher die Ruhe und Sicherheit sämmtlicher europäischen Staaten erschüttert, denn welcher Fürst oder welcher Freistaat ist nach dieser Verhöhnung der ersten völkerrechtlichen Grundsätze seiner Gränzen künftig noch sicher?

Die Abberufung des französischen Gesandten aus Turin war gewiß ein Schritt des internationalen Anstandes, um sich den Schein zu wahren als habe man nichts gemein mit dem kecken Ueberfall. Aber mehr als den Schein hat man nicht gerettet, denn es ist ganz klar daß, wenn Napoleon III ernstlich nicht gewollt, wenn er befohlen hätte, weder Garibaldi bei Marsala gelandet, noch die Piemontesen vor Ancona angekommen wären. Als aber der Einfall in das Päpstliche sich vorbereitete, da begab sich (wie zufällig!) der französische Hof nach Algier, gleichsam um der Welt zu zeigen daß jener Einbruch hinter seinem Rücken erfolgt sey, als ob der durch und durch napoleonische Cavour, der sich nur durch die Nothwendigkeit der französischen Allianz erhält, seinen kecken Streich ohne Wissen seines Gönners auszuführen gewagt haben würde. Um sich in dem Dunkel, in welches die Pariser Politik sich versteckt, ein wenig Licht zu schaffen, muß man indessen wissen daß in Frankreich der letzte italienische Krieg täglich mehr und mehr verwünscht wird. Mit Ausnahme der nach Avancement lüsternen Officiere findet sich kein Mensch in Frankreich der an Krieg und Eroberungen dächte. Alle die tendentiösen Friedensversicherungen des officiellen Bonapartismus, womit das französische und nichtfranzösische Publicum bis zur In-

digestion in den letzten Tagen gefüttert wurde, haben keinen andern Zweck als die Franzosen in den Glauben an die Dauerhaftigkeit des Friedens hineinzuwiegeln. Man sollte dieß in England und Deutschland wohl beachten. Die große Masse der Franzosen ist gegenwärtig der Gloire überdrüssig, und der Gedanke an den Rhein ist im höchsten Grad unpopulär. Daher gebietet die Vorsicht immer zwischen den Franzosen und dem Imperialismus zu unterscheiden, und nicht die erstern zu reizen oder der Thaten anzuklagen die der andere verschuldet hat. Im Gegentheil sucht der Kaiser oder seine journalistischen dienenden Geister nichts sehnlicher als einen Vorwand um die französische Nation zu erbittern und zu hetzen. Der Gang der Dinge in Italien kann aber unmöglich vollständig dem Pariser Cabinet behagen. Verhindere Napoleon freilich nicht den Freischaarenzug nach Neapel, denn [illegible] führte Garibaldi nur aus weßhalb die Franzosen über den Mont [illegible] marschirten. Mit der italienischen Revolution zu brechen würde Napoleon in den Augen der Franzosen herabsetzen, und man würde den letzten Alliirten verlieren den man besitzt, nachdem man sämmtlichen Großmächten verdächtig geworden ist. Vielleicht speculirte man auch in Paris wie an so vielen Orten auf die Zwietracht der Italiener, auf den Mazzinismus, auf die Ausartungen der Freiheit, auf die Anarchie. Aber ganz gewiß kann man in Frankreich nicht wollen daß eine sechste Großmacht, eine Macht von 25 Millionen unter dem savoyischen Hause gegründet werde, denn gerade dieses Haus ist nur groß geworden daß es abwechselnd mit Frankreich gegen Oesterreich, und mit Oesterreich gegen Frankreich focht. An dem Tage wo Garibaldi in Rom das gesammte Italien vereinigt haben würde, möchte das piemontesische Haus und sämmtliche Italianissimi sich nach einer Allianz mit Oesterreich wieder sehnen, um Frankreich Corsica, Nizza und die Stammlande des „Königs von Italien“ zu entreißen. Eine nachbarliche Großmacht zu bilden, um einen Alliirten sich zu erziehen, bleibt immer ein Lotteriespiel, denn eine Großmacht steht am liebsten auf eigenen Füßen. So klug ist also sicherlich Napoleon III, daß er als Franzose ein geeinigtes Italien in die fernen Jahrhunderte wünscht, wenn er auch, um consequent zu bleiben, „die er rief, die Geister,“ nicht mehr bannen kann.

Die Verwickelungen werden aber erst anfangen, nachdem sich die Rothhemden Gasta's bemächtigt haben werden. Garibaldi hat gedroht Rom anzugreifen, und bis jetzt hat der kecke Degen sein Wort noch immer gehalten. Werden die Franzosen nun seinen Angriff erwarten? Am liebsten giengen sie wohl mit dem Papst nach Frankreich, denn gerade weil der Constitutionnel diesen Gedanken scheinbar bekämpft, muß er doch bereits zur Sprache gebracht worden seyn. Der Papst aber gedenkt zu bleiben, und sicherlich kann er seine Gegner nicht besser strafen, als daß er sie nöthigt das Maß ihrer Unbilden voller und voller zu machen. Werfen die Franzosen Garibaldi zurück, so muß der Kaiser gründlich mit der italienischen Revolution brechen, und es ist gar nicht abzusehen in welche Zustände dann Italien versinken muß, oder zu welchem gefährlichen Spiel der Bonapartismus noch genöthigt wird. Das klügste auf Seiten Garibaldi's wäre freilich an Rom vorbeizumarschiren, und zunächst, wenn er's vermag, Venedig mit dem Viereck zu erobern, um dann zu zeigen daß der Fortbestand der päpstlichen Souveränetät eine unerträgliche Anomalie sey. Allein das Klügste ist nicht das was Garibaldi am meisten gefällt, auch braucht er wohl die Kräfte ganz Italiens, ehe er sich daran wagt mit Oesterreich zu ringen. So scheint denn ein Conflict zwischen der italienischen Revolution und dem Napoleonismus unvermeidlich, doch hat die französische Diplomatie noch immer eine Hinterthüre sich geöffnet. Wie der neueste Constitutionnel bemerkt, werden die Franzosen Rom zwar vertheidigen, aber auch dem Papste Reformen anrathen. Das ist das nämliche probate Spiel wie in Neapel. Bewilligt der Papst die Vorschläge nicht, so können die Franzosen sich einschiffen und Sr. Heiligkeit zurufen: wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen. Gewährt aber der Papst das die Bourbonen in Neapel thaten, so muß er sich ganz in die Hände piemontesischer Creaturen und Einheitsmänner begeben, die unter seinen Augen durch eine sanfte Anarchie und naive Verrätherei im Handumdrehen das Römische annexirt oder zur Annexion vorbereitet haben werden. Die katholische Partei in Frankreich wird freilich tief durch eine solche Politik verletzt werden; der Kaiser hat aber längst dieser Partei den Rücken gedreht, und einmal mußte doch der Widerspruch sich lösen, einmal mußte mit der italienischen Revolution oder dem italienischen Legitimismus gebrochen werden, denn auf die Dauer trägt man keine doppelte Maske, kann man nicht wie voriges Jahr mit einem Flügel der nämlichen Armee den legitimen Souverän des Kirchenstaates decken, während der andere in Brüderschaft mit der Empörung die alten Fürstenstühle umstieß.

Ueber diese Dinge denkt ein guter Theil der Franzosen genau so wie wir, und im stillen lassen sich drüben manche Stimmen schon hören, die den Kaiser auflagen daß er diese große süduropäische Cochonnerie angestiftet habe. Der Glaube an seine diplomatische Meisterschaft, der in Baden-Baden den ersten Stoß erlitt, wird in Warschau noch empfindlicher erschüttert werden. Wenn sich die Franzosen erst eingestehen müssen daß der moderne Imperialismus genau wie der alte sie zur völligen Isolirung in Europa geführt hat, dann wird der Nimbus des verschwiegenen Mannes allmählich zu zerfließen beginnen. Dieß sind aber alles vorläufig nur Wahrscheinlichkeiten, denn fester denn je steht der dritte Napoleon auf dem französischen Boden. Solange er mit der italienischen Bewegung nicht bricht, hat er in Frankreich von der Partei des Siècle, von der einzigen, demagogisch gefährlichen Partei nichts zu fürchten, der Mittelstand aber, der in den letzten zehn Jahren trotz aller Unruhen unglaublich, ähnlich wie in England prosperirt hat, verehrt in ihm noch immer den Schutzheiligen gegen das rothe Zeitalter, seinen Sanct Florian gegen den innern Brand der Gesellschaft.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. Augsburg, 7 October 1860.

Briefe aus der Ferne.

1. Eine Promenade in Schanghai.

An den Ufern des Wu-sung, der sich einige Meilen oberhalb der Mündungen des Jang-tse-kiang in diesen Strom ergießt, mitten in einer weiten, grünen, schattenlosen Ebene, erhebt sich die chinesische Handelsstadt Schanghai. Sie ist mit hohen, mittelalterlichen, finstern Mauern umgeben, und schaut ungastfreundlich auf die fremden Leute und Häuser, die sich um sie gelagert haben, herab. Schanghai ist alt, ist häßlich und schmutzig — wer Jugend und Schönheit liebt, darf nicht nach China gehen. Viele Jahrhunderte bevor die ersten Abenteurer des Westens dort landeten, war diese Stadt schon der Hafen des reichen und großen Handelscentrums Su-tschen, aber seine Blüthezeit datirt erst von dem Tage an welchem die amerikanischen und englischen Kauffahrteischiffe dort zum erstenmal landeten, Thee und Seide einschifften, und — als Bezahlungsmittel — bengalisches Opium, mexicanische Dollars, englische Kattune und amerikanische Drills unter die Bevölkerung vertheilten. Von Jahr zu Jahr gewann alsdann der Handel an Ausdehnung, bis zuletzt im Jahre 1859 für 15 Millionen Pfd. Sterling Waaren und Gold nach Schanghai gebracht und für 13½ Mill. Pfd. St. verschiedene Artikel, darunter 75,652 Ballen Seide und 55,328,731 Pfund Thee, von dort verschifft wurden.

Heute sieht es allerdings viel schlechter mit dem Handel in Nord-China aus, und die armen Handelsherren lassen sorgenschwer die Köpfe hängen. Krieg von außen, Krieg im Innern, keine Seide, kein Thee auf dem Markte, und nicht ein miserables Stück Kattun zu verkaufen. Opium wird fortgeraucht — man behauptet sogar mehr als je — aber der Opiumverkauf allein bringt nicht die runden Summen ein welche die hiesigen Kaufleute beanspruchen, um sich für gebührend bezahlt zu betrachten in einem Lande zu leben „in dem das Klima den Menschen in zehn Jahren, und die gänzliche Abwesenheit jeglichen Genusses in fünf Jahren zum alten greisen Manne macht.“

Auf dem Bund, dieß ist der Name der Straße die sich im europäischen Quartier längs dem Hafen entlang zieht, wimmelt es heute von rothen und blauen Röcken, von englischen und französischen Soldaten, und auf den gelben Wassern des Jang-tse-kiang, welche die Fluth bis tief in den Wusung hineinschlägt, wiegt sich neben den Hunderten und Hunderten von bunten, plumpen chinesischen Dschunken und den zahlreichen Kauffahrern des Westens manch stattliches Schiff der vereinigten anglo-französischen Marine. Merkwürdige Alliirte sind diese Engländer und Franzosen! Viel Grund zum Lachen, manchen Fingerweis zu politischen Betrachtungen gibt ihre freundliche Feindschaft dem unparteiischen, uninteressirten Bürger der Vereinigten Staaten, der seit bereits einem Jahre seinen Vertrag mit China abgeschlossen hat, und nun ruhig und geduldig wartet daß sich einige Hundert Engländer und Franzosen von der chinesischen Sonne, wenn nicht von den chinesischen Soldaten, todtstechen lassen um ihm schließlich, dem Vertrage gemäß, alle Rechte zu verschaffen die sie für Frankreich, resp. England, erobern werden.

In der Stadt der Eingebornen, im alten und eigentlichen Schanghai selbst, herrscht eine nicht minder große Aufregung als im europäischen Viertel.

Die Tai-ping, die Rebellen, haben die kaiserlichen Truppen geschlagen, bedrängen Han-tschan, haben Su-tschen bereits genommen, verheeren das Land und bringen brennend und sengend vorwärts. Für ihr Hab und Gut wie für ihr Leben besorgt, flüchten die Bewohner auf chinesische Dschunken oder suchen im Fremdenquartier Schutz und Rettung. Die Stadt ist wie ausgestorben, und von 10 Läden sind wenigstens 6 oder 7 geschlossen. Ich habe mir heute die Sache einmal in der Nähe ansehen wollen und zu dem Zweck eine lange Promenade in der chinesischen Stadt gemacht; da ich zufälligerweise des Bemerkenswerthen mehr gefunden habe als man gewöhnlich in Schanghai anzutreffen pflegt, will ich das was ich gesehen getreulich aufnotiren, mir zur Erinnerung, andern vielleicht zur Zerstreuung.

Es war den ganzen Tag über ziemlich heiß gewesen. Jetzt stand aber die Sonne schon tief am Himmel, und mit einem großen Sonnenschirm versehen, konnte ich rasch und ohne Ermüdung durch die dichtbevölkerte Vorstadt schreiten,

die sich zwischen dem französischen Quartier und Schanghai befindet und nur von Chinesen bewohnt ist. In der stets lebhaften, engen, schmutzigen, übelriechenden Straße herrschte eine ganz außergewöhnliche Bewegung. Hunderte von Arbeitern (Kulis) schwer bepackt mit excentrischen Möbeln aller Art, drängten sich an mir vorbei, und ihr lautes Singen oder vielmehr Stöhnen: Ha-i-Hi-a, Ha-i-Hi-a, womit sie jede Arbeit begleiten, die einen gewissen Kraftaufwand erforderlich macht, erfüllte die Lüfte. Ich arbeitete mich rasch durch diese zerlumpte, keuchende Menge, und befand mich bald am Nordthor der Stadt.

Dort saß die Wache, aus 20 elenden Soldaten bestehend, die mit ganz erbärmlichen Waffen, altmodischen, plumpen Gewehren und kurzen breiten stumpfen Schwertern versehen war. Es waren noch ganz junge Leute von 18 bis 22 Jahren, die wahrscheinlich erst vor kurzem gepreßt waren, und die Ehre sich für das himmlische Reich schlagen zu dürfen nicht sonderlich hoch anzuschlagen schienen. Sie saßen muthlos und verhungert aus, trugen die bunte schmutzige Uniform ohne allen Stolz, und sogen schweigsam dichte Rauchwolken aus ihren kupfernen, mit langen Bambusröhren versehenen Pfeifen. Als ich das Thor passirt hatte, stieß ich auf eine Gruppe aus einem Dutzend Chinesen und zwei Europäern bestehend. Sie betrachteten vier frisch abgeschlagene Köpfe, die an ihren langen Zöpfen aus einer Schießscharte der Stadtmauer hiengen, und schauderhaft mit ihren gelben, verzerrten Gesichtern auf die gleichgültig Neugierigen herabstierten.

Ein Menschenleben hat vor der chinesischen Gerechtigkeit niemals so großen Werth gehabt wie vor einem europäischen Schwurgericht, und scheint seit einigen Jahren ganz werthlos geworden zu seyn.

Das Treiben der Rebellen hat die kräftigsten Maßregeln von Seiten der kaiserlichen Behörden nothwendig gemacht, und viele Beamte, denen es sonst durchaus nicht zustand die Todesstrafe zu verhängen, haben jetzt das Recht kriegsgerichtlich über Tod und Leben abzuurtheilen. Der Tau-tai (Präfect eines Districtes) von Schanghai ist im Besitz dieses Privilegiums, und macht ohne Unterlaß Gebrauch davon. Deßhalb ist er jedoch nicht als ein Ungeheuer zu betrachten. Er übt nur aus was von ihm erwartet wird, und was jeder andere Mandarin an seiner Stelle thun würde.

Zwischen Rebellen und Kaiserlichen ist es jetzt ein Krieg auf Leben und Tod. Vae victis! Niemand erwartet und niemand will Barmherzigkeit, und der Tod trifft jeden der in die Hände seines Feindes fällt. Der Tau-tai von Schanghai hat im Laufe der vergangenen Woche 42 Chinesen hinrichten lassen, die mehr oder weniger überführt worden waren Emissäre der Rebellen zu seyn. Ihre Köpfe hängen an den Stadtmauern oder sind in kleinen Käfigen, Vogelbauern ähnlich, auf der sogenannten Su-tscheu-Brücke ausgestellt, dort verwesen sie und fallen gewöhnlich zu Boden, wo sie von den Hunden aufgefressen werden, oder in den Wu-sung, der sie in den Jang-tse und in das Meer hineinschwemmt.

Die beiden Europäer die ich in ruhiger Betrachtung vor den vier abgeschlagenen Köpfen angetroffen hatte, waren Bekannte von mir. Sie sagten mir daß die Polizei von Schanghai gestern einen Fang von 210 verdächtigen Leuten gemacht habe, die heute summarisch verhört und morgen wahrscheinlich hingerichtet werden sollten, und forderten mich auf sie nach dem Justizpallaste zu begleiten um dem Gerichtsverfahren beizuwohnen. Ich willigte ein, und wir durchschritten die sonst so belebte, jetzt aber öde Stadt.

Die Straßen von Schanghai sind wie die der meisten chinesischen Städte eng, wie unsere engsten Gassen. Dunkle schmutzige unfreundliche Häuser, in denen wir ein gesundes und heiteres Leben als unmöglich betrachten müssen, verderben Luft und Licht, und beleidigen die Gesichts- und Geruchsnerven eines jeden Europäers, wenn ihn nicht ein allzu langjähriger Aufenthalt in China gegen diese Eindrücke abgestumpft hat.

Was optimistische Touristen auch gesagt haben mögen, die Chinesen sind kein liebenswürdiges Volk. Sie mögen eine Masse guter Eigenschaften haben, die ich gar nicht abstreiten will, aber im allgemeinen, so wie ich sie nun seit einem Jahre in mehr als einem Dutzend großer und reicher Städte gesehen habe, sind sie häßlich und ekelhaft. Daß sich wohlhabende Kaufleute und gebildete Beamte waschen und reinlich anziehen, ist nicht der Beweis des Gegentheils. Das Volk, die Arbeiter sind fast immer verlumpt, fast immer schmutzig, und sehr, sehr oft mit den ekelhaftesten Hautausschlägen und Geschwüren bedeckt. Während einer Promenade von einer Stunde in der wohlhabenden Stadt Ning-po-fu sah ich 28 Chinesen, die mit der Elephantiasis behaftet, und Hunderte und Hunderte von Kulis die mit einem kräzeartigen Ausschlag bedeckt waren.

Auf dem Polizeibureau von Schanghai angelangt, erfuhren wir durch einen höflichen Mandarin daß die Gefangenen nach dem Palaste des Tau-tai gebracht seyen, und daß wir uns dorthin zu begeben haben wenn wir dem Gerichtsverfahren beiwohnen wollten. In dem Hofe, in dem wir waren während diese kurzen Explicationen stattfanden, saßen zwei Chinesen in Uniform, die sich damit beschäftigten ein halbes Duzend kurzer, breiter Schwerter zu schleifen. Diese Schwerter, die nicht viel größer als ein großes Fleischermesser, vielleicht 1¼ bis 1½ Fuß lang waren, schienen aus sehr schlechtem Stahl zu seyn. Sie hatten einen ungewöhnlich breiten Rücken, und ich fand, als ich sie aufhob, daß sie auffallend schwer waren. Ich fragte den Mann, was diese Massen zu bedeuten haben? Er sah mich mit einem Blicke häßlichen Lächelns an, und gab sich mit der Hand einen kurzen Schlag in den Nacken, es war einer von den vielbeschäftigten Scharfrichtern in Schanghai.

Nachdem wir uns bei dem Mandarin, der uns angeboten hatte uns durch einen Soldaten nach dem Palaste des Tau-tai zu führen, bedankt hatten, setzten wir unsern Weg fort, und gelangten nach zehn Minuten an den gewünschten Ort. Der Palast des Districts-Präfecten von Schanghai besteht aus einem geräumigen Hause, das viele Aehnlichkeit mit einem chinesischen Tempel hat, und zu dem man gelangt nachdem

man drei große Höfe durchschritten, von denen ein jeder durch ein Gatter und Thor abgesondert werden kann.

Vor dem Thore des ersten Hofes, in den wir traten, lungerte eine Menge von einigen hundert Chinesen, die wahrscheinlich auf das Herauskommen der Gefangenen warteten. In dem Hofe war eine Wache von 24 Soldaten. Sie ließ uns ungebindert passiren und in den zweiten Hof gelangen, wo wir 12 Schildwachen antrafen, die ebenfalls Befehl zu haben schienen nur chinesischen Eindringlingen den Eingang zu verwehren.

Im dritten Hofe, der sich unmittelbar vor dem Palaste befindet, sah es lebhafter aus. Dort saßen und standen 50 bis 60 Soldaten und ebensoviel Träger, Läufer und andere Bediente des Tau-tai. Vor dem Palaste waren zwei Kanonen aufgefahren, und in dem Vorsaal befand sich ein wahrhaftes Arsenal von chinesischen Massen aller Art.

Ein Officier kam uns dort entgegen, und fragte uns sehr höflich was wir wünschten? Wir erklärten ihm den Zweck unseres Kommens, und er führte uns darauf sofort durch mehrere Gänge und kleine Höfe nach einem niedrigen, ziemlich großen, einstöckigen Hause, dessen Fenster und Thüren offen standen, und in dem der Tau-tai, von zahlreichen Officieren und Beamten umgeben, zu Gericht saß.

Vor ihm knieten, in der unterwürfigsten Stellung, die Köpfe bis auf den Boden gebeugt, drei Gefangene, die so eben verhört wurden. Der Tau-tai rauchte eine kurze Pfeife und nippte häufig an einer Tasse Thee, die auf einem kleinen Tische neben ihm stand. Er hatte ein würdiges ernstes ruhiges Gesicht und schien mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Aussagen des einen der Angeklagten zu lauschen. Neben ihm saß ein Secretär, der die dem europäischen Auge so sonderbaren und schwer zugänglichen chinesischen Charaktere mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf das Papier warf.

Nach einigen Minuten wurden die drei Gefangenen abgeführt. Sie waren nicht gefesselt, aber ihre langen Zöpfe waren in einem festen Knoten zusammengebunden, den ein Soldat in der Hand hielt. Diese Art Gefangene zu transportiren ist ganz gebräuchlich in China und sehr sicher. Drei oder vier Leute, die mit den Zöpfen ziemlich kurz und ganz fest zusammengebunden sind, können nicht schnell laufen und sind leicht von einem Manne überwältigt, der den Knoten in der Hand hält und die Gefangenen durch einen einigermaßen heftigen Ruck rücklings zu Boden werfen kann.

Die drei so eben Verhörten, die an uns vorüber geführt wurden, sahen jämmerlich aus. Furchtbare Aufregung lag auf diesen gelben Gesichtern, und Todesangst stierte aus diesen schwarzen, starren Augen. Sie wurden durch drei andere Gefangene ersetzt, deren Verhör kaum zwanzig Minuten dauerte. Nachdem auch sie abgeführt und wieder drei andern Platz gemacht, verließen wir den Gerichtshof, und begaben uns in den Hof der Gefangenen, auf den uns ein Officier aufmerksam gemacht hatte. Dieser Hof, ungefähr zwanzig Geviertschritte groß, war gut gepflastert und von sehr hohen kahlen Mauern umgeben.

Dort kauerten und standen in Gruppen von dreien und vieren, deren Zöpfe zusammengebunden waren, 120—150 Gefangene. Der Anblick dieser Masse wird mir noch lange im Gedächtniß fortspuken, wie ein unheimlicher Traum. Alle diese Leute waren eines Verbrechens angeklagt, auf dem Todesstrafe stand, und jeder von ihnen kannte die unbarmherzige Strenge seines Richters. Alle Stadien der Todesfurcht und Todesverachtung waren auf jenen elenden Gesichtern zu lesen.

Die meisten Gefangenen saßen unbeweglich, blickten starr vor sich hin und schienen das Bewußtseyn dessen was um sie vorgieng durch ein krankhaftes Concentriren des ganzen Geistes in einen einzigen schrecklichen Gedanken verloren zu haben. Andere mit funkelnden Augen sahen Fieberkranken ähnlich; einige schienen sehr gefaßt und ruhig, viele aber ganz gleichgültig, stumpf; niemand sprach ein Wort.

Einige Gruppen fesselten ganz besonders meinen Blick; da saß ein alter Chinese mit weißem Bart und spärlichem grauen Zopf. Er hatte die hageren, mit langen Nägeln versehenen Hände gefaltet, und blickte mit blödsinnigem Lächeln auf seinen Gefährten, einen starken, braunen Mann aus dem Süden, dessen schiefe Augen in fieberhafter Aufregung von Gegenstand zu Gegenstand flogen. Plötzlich, mit einem Satz, sprang er auf, aber sein Zopf, an den des alten Mannes geknüpft, warf ihn jählings rücküber. Der Alte stieß einen zornigen kurzen Schrei aus, und murrte unwillige Worte vor sich hin, bis endlich daskelbe blöde, fixe Lächeln auf seinem Gesicht wieder erschien. Der Braune knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

Neben ihnen saßen zwei junge, kräftig gebaute Kuangtonesen; sie waren außergewöhnlich schön, und mußten, als sie noch freie Männer waren, kühn und stolz ausgesehen haben. Der ältere hatte die langen nackten Beine übereinander geschlagen, den Ellbogen auf das Knie, das Kinn auf die Hand gestützt. Als ich in den Hof trat, wandte er sich langsam zu mir und ließ die dunkeln Augen lange und fest auf mir haften; dann zog er die Achseln in die Höhe, lächelte bitter und verächtlich und warf seinem Genossen einige kurze Worte zu, die dieser aber nicht beantwortete. Der zweite Kuangtonese war höchstens 17—18 Jahre alt und schien körperlicher Ermattung zu erliegen. Er hatte den Kopf an die Schulter seines Nachbars gelehnt — der vielleicht sein Bruder war — und schien schlafen zu wollen.

Während dem wir im Hof waren, wurden zweimal drei Gefangene abgeführt. Man schien sie ohne Unterschied zu wählen, nachdem sie dem Ausgang nahe waren. Niemand drängte sich vor, niemand suchte sich zu verbergen, ein jeder wartete mit erstaunlicher Ruhe und Gleichgültigkeit bis die Reihe auch an ihn kam. Die große Fassung mit der sich der Chinese in sein Schicksal ergibt, ist von vielen Reisenden gerühmt worden, und ist — meiner kurzen Erfahrung nach — in der That erstaunlich.

Ein Officier, der uns benachrichtigte daß man die Thore der Stadt nach Sonnenuntergang schließen würde, nöthigte uns in aller Eile unsern Rückweg anzutreten. Ich athmete

tief auf, als ich die dunkeln Mauern der chinesischen Stadt hinter mir hatte, und mich wieder im Fremdenquartier unter Landes- und Gesinnungsgenossen fand.

Schanghai, 14 Juni 1860.

Ueber die Cultur und die geographische Verbreitung des Oelbaums.

Der gemeine Oelbaum, von Linné unter dem Namen Olea europaea beschrieben, scheint schon im frühesten Alterthum die Aufmerksamkeit der an den Küsten des mittelländischen Meeres und auch tiefer landeinwärts lebenden Völker in hohem Grade gefesselt zu haben. Seine nie abfallenden, stets grünenden, lanzettförmigen, ungezähnten Blätter, noch mehr aber seine unter dem Namen der Oliven bekannten Früchte, welche, nachdem sie zur Reife gelangt und ausgepreßt ein köstliches Oel, das sogenannte Baum- oder Olivenöl liefern, scheinen wesentlich dazu beigetragen zu haben. Dieser merkwürdige Baum, von den Hebräern Sait, von den Arabern, Persern und Türken Zeitun oder Situhn genannt, wird schon von Moses als Gegenstand der Cultur in Palästina erwähnt, und man findet im Pentateuch ein Gesetz aufgezeichnet, zufolge welchem der Oelbaum nur einmal zur Zeit seiner Fruchtreife geschüttelt werden soll, das Nachschütteln oder die Nachlese verboten, die übrige Frucht aber für Fremdlinge, Waisen und Wittwen bestimmt wird. Damals schon wurde das Oel der Oliven ausgepreßt; das reinste brauchte man zu heiligem Salböl, oder man verbrannte es in den Lampen der Stiftshütte, das unreinere diente zu häuslichen Zwecken. Ob Linné den Oelbaum behhalb Olea europaea genannt habe weil er die südlichen Gegenden dieses Welttheiles für das Vaterland desselben hielt, ist unentschieden; so viel aber liegt klar und offen zu Tage daß er im südlichen Europa, namentlich in Italien, Frankreich und der iberischen Halbinsel, in größter Ausdehnung cultivirt wird. Der Ruf des Provencer-Oels hat sich durch die ganze Welt verbreitet, und letzteres ist einer der wichtigsten Handelsartikel geworden. Eben in dieser Beziehung dürfte es für manche der Leser erwünscht seyn etwas näheres über die Art und Weise seiner Gewinnung zu erfahren.

Im südlichen Frankreich gelangen die Oliven, welche eine große Aehnlichkeit mit unsern unreifen Zwetschen besitzen und wie diese eine Steinfrucht bilden, im Monat November zur Reife. Man schüttelt sie alsdann und sortirt sie genau, wenn man aus ihnen ein reines, untadelhaftes Oel darzustellen beabsichtigt. Nur die ganz reifen und unverletzten Früchte geben durch sorgfältiges Auspressen dasjenige Oel welches im Handel den Namen Jungfernöl (Huile vierge) führt. Vermengt man unreife Früchte mit reifen und preßt sie zusammen aus, so erhält man ein weniger reines Oel, welches einen erdigen Geschmack besitzt. An manchen Orten ist der Provence schichtet man die Oliven vor dem Auspressen in Kellern auf, wobei sie sich leicht erhitzen und in einen gewissen Grad von Gährung übergehen. Man will hiebei bemerkt haben daß sie alsdann eine größere Quantität Oel liefern als wenn man dieses Verfahren nicht innegehalten hat; indeß scheint diese Meinung doch auf einem Vorurtheil zu beruhen, und man wird nicht läugnen können daß das Oel dadurch einen scharfen Geschmack annimmt. Will man dennoch die Oliven ablagern lassen, so darf es nicht in Haufen geschehen, sondern sie müssen, damit sie sich nicht erhitzen, auf einem Bretterboden ausgebreitet und öfters gewendet werden.

Die Construction der Oelmühlen läßt noch manches zu wünschen übrig; zum Zerreiben der Oliven dienen verticale Steine, der Brei wird in aus Binsen geflochtene Säcke gethan, und diese preßt man unter einer Schraubenpresse gehörig aus. Das Oel läuft entweder in große Tonnen oder in steinerne Behälter, in welche man vorher etwas Wasser gegossen hat. Das durch das erste Kaltpressen erhaltene Oel ist das vorhin erwähnte Jungfernöl, welches eine grünliche Farbe und den Geruch der Oliven besitzt; es wird theils besonders aufgefangen, theils mit dem vom zweiten Pressen erhaltenen vermengt. Die abgepreßten Oliven werden hierauf in den Säcken gelockert, mit kochendem Wasser übergossen, die Säcke dann von neuem gepreßt. Es läuft nun mit dem heißem Wasser der größte Theil des noch rückständigen Oels ab, welches eine gelbe Farbe besitzt und theils für sich in besondern Behältern aufgefangen, theils mit dem kaltgepreßten vermischt wird. Dieses Aufbrühen mit kochendem Wasser und Abpressen wird noch einmal wiederholt, überhaupt solange bis man kein Oel mehr erhält. An einigen Orten wird der Oelkuchen zerrieben, und mit kochendem Wasser aufgebrüht, wobei sich die zerkleinerten Theile des Fleisches von denen der Kerne scheiden, welche zu Boden fallen; erstere werden dann mit Wasser gekocht und gepreßt, wodurch noch eine ziemlich bedeutende Menge dicken Oels gewonnen wird, welches vielen Bodensatz abscheidet und nur zur Seifenbereitung oder als Brennöl brauchbar ist; der nun zurückbleibende Oelkuchen wird als Brennmaterial benutzt.

Das eben ausgepreßte Oel ist jedoch trübe, und setzt allmählich Schleim ab, deßhalb zieht man es bald aus den großen Behältern auf Bottiche oder Krüge aus Steingut, die an Orten aufgestellt werden deren Temperatur mindestens 20° beträgt. Innerhalb dreier Wochen klärt es sich hier völlig ab, und wird nun auf Gebinde gezapft, die man gern in Felsenkellern aufbewahrt, wo die Temperatur 6—7° ist. Zum Gebrauch als Speiseöl pflegt man es auf irdene Krüge zu füllen, die man etwa von sechs zu sechs Monaten entleert, um das Oel von dem Bodensatz, der sich mit der Zeit ablagert, zu scheiden.

Obgleich heutzutage in Italien, im südlichen Frankreich, Spanien und Portugal zahllose Oelbaum-Pflanzungen angetroffen werden, und der größte Theil des im Handel vorkommenden Baumöls in den genannten Ländern gewonnen wird, so bleibt es doch noch immerhin ungewiß ob wir dieselben auch als das Vaterland und die ursprüngliche Heimath des Oelbaums anzusehen haben. Wildenow war zwar allerdings dieser Ansicht, während andere Pflanzen-Geographen in den Schriften der Alten den Beweis gefunden haben wollten daß der Ursitz dieses so gefeierten Oelbaumes auf asiatischem

Grund und Boden zu ſuchen und zu finden, ſowie daß er von hier aus in die ſüdlichen Länder von Europa verpflanzt worden ſey.

Wie es ſich in dieſer Beziehung mit Afrika und namentlich mit den an der Nordküſte dieſes Welttheils gelegenen Ländern, woſelbſt wir den Oelbaum noch jetzt in ſeiner ganzen Fülle erblicken, einſt verhalten habe, darüber fehlt uns jede ſpecielle Nachricht. Selbſt von dem zunächſt an Aſien gränzenden Aegyptenlande, deſſen Culturgeſchichte ein ſo ſtaunenswerthes hohes Alter beſitzt, iſt es ungewiß ob es den Oelbaum als urſprüngliches Erzeugniß aufzuweiſen habe. In den Monumenten der alten Aegyptier findet ſich darüber nirgends eine Andeutung; Strabo, welcher bekanntlich behufs ſeiner geographiſchen Studien große Reiſen unternommen und auch Aegypten beſucht hatte, ſagt ausdrücklich daß er nur in der kleinen Landſchaft auf der Weſtſeite des Nils nahe am Möris-See, im Nomos Arſinoë, der am beſten in ganz Aegypten bebaut war, große und ſchöne Oelbäume, welche auch Oel lieferten, angetroffen habe, daß es deren zwar auch in den Gärten von Alexandria gebe, daß man aber von dieſen kein Oel gewinne.

Plinius behauptet ſogar, in ganz Afrika, ſo weit es damals bekannt war, und welches ſich nur auf Mauritanien, Gätulien und Carthago bezog, ſey noch in hiſtoriſchen Zeiten der Olivenbaum unbekannt geweſen, ebenſo in Italien noch zur Zeit des Tarquinius Priſcus. Erſt ſpäter ſey er von hier aus nach Spanien verpflanzt worden. Im 5ten Jahrhundert behauptete der Kirchenvater Hieronymus, daß es in Aegypten zwar nicht an Olivenöl fehle, daß man jedoch das beſte aus dem Land Ephraim und Samaria, welche ungemein reich daran ſeyen, erhalte. Die einzige Stelle welche vielleicht auf die Cultur des Oelbaums im obern Nil-Thale bezogen werden könnte, findet ſich bei dem arabiſchen Schriftſteller Makrizi, der nach dem Zeugniſſe des Ibn Selym el Aſſuany behauptet, es ſeyen noch im 10ten Jahrhundert zu Dongola in Nubien Oel- und Baumwollenbäume gezogen worden, indeß hat in neuerer Zeit Burckhardt hiervon nichts mehr wahrnehmen können. Die bekanntlich in den genannten Gegenden herrſchende außerordentliche Hitze macht es an ſich ſchon höchſt unwahrſcheinlich daß Ibn Selym unſeren gemeinen Oelbaum im Auge gehabt habe, vielleicht daß es der äthiopiſche des Strabo, von welchem wir freilich auch keine genaueren Nachrichten beſitzen, oder ein anderer geweſen ſey, denn die Gattung Olea iſt reich an Arten, und es laſſen ſich ſolche bei oberflächlicher Betrachtung leicht mit andern Gewächſen aus den natürlichen Familien der Myrtaceen, Jasmineen und anderer verwechſeln.

In der ſpätern muhammedaniſchen Zeit mag es ſich ähnlich verhalten haben, denn der im Anfange des 13ten Jahrhunderts lebende berühmte Arzt und Naturforſcher Abd-Allatif, welcher die natürlichen Erzeugniſſe Aegyptens beſchrieben hat, erwähnt zwar alle die verſchiedenen Oelpflanzen die in dieſem Lande cultivirt werden, aber von der Cultur des Oelbaums ſagt er nichts, woraus man alſo wohl folgern darf daß letzterer zu keiner Zeit als ein dort einheimiſches Gewächs angeſehen werden darf. Auch noch auf unſere jetzige Zeit ſcheint dieß Bezug zu haben. Nur die Gärten von Fayum, dem Möris-See benachbart, ſcheinen hiervon eine Ausnahme zu machen, denn nach Regniers Beobachtung gedeihen auch heute noch dort die Oliven vortrefflich; indeß wird nicht Oel aus ihnen gepreßt, ſondern ſie werden nur zur Faſtenſpeiſe benutzt. Auch Sonnini und Olivier machten die Bemerkung daß die Zahl der Oelbäume in Aegypten eine nur äußerſt geringe ſey.

Auf der weſtwärts von Aegypten gelegenen, beinahe 1500 Fuß aufſteigenden Hochebene der Cyrenaïs traf Della Cella, wie er in ſeiner Reiſe nach Tripolis erzählt, zwar ausgedehnte Olivenwälder vom kräftigſten Wuchs an, allein ihre Früchte, obgleich ſie nichts zu wünſchen übrig ließen, wurden doch nicht benutzt, ſelbſt nicht von den dort umherſtreifenden Arabern. Ein gewiſſes Vorurtheil ſcheint das Volk von dem Genuſſe derſelben abzuhalten. Die genannten Wälder tragen jedoch ſo reichliche Früchte, daß, wenn man, wie Della Cella meint, ſie in die europäiſchen Länder ausführen würde, ſie im Stande wären die ganze Cyrenaïs zu bereichern. Ob dieſe Olivenbäume hier wirklich einheimiſch oder als verwilderte, ſchon aus der Zeit der Barkäer oder Ptolemäer herrührende zu betrachten ſeyen, darüber beſitzt man keine nähere Nachricht. Erſt weiter weſtwärts, auf ehemaligem Römergebiete, in der Nähe von Tripolis, beginnt, neben der Cultur der Palmen und Orangen, auch die der Oelbäume, welche von hier weſtwärts durch ganz Mauritanien bis nach Marocco anhält. Im Oſten der Cyrenaïs trifft man noch ſehr ſchöne Oelbäume auf ihren Vorhöhen bis in das Territorium von Derne hinein, wie Della Cella erzählt. Auch weiter weſtwärts, ſüdlich von Tripolis und Mesurata, finden ſich auf den öſtlichſten Vorbergen der Atlas-Ketten, im Land unter dem Namen der Berge von Ghuriano bekannt, mächtige, weithin ausgedehnte Olivenwälder. In der großen thebaiſchen Oaſe fanden Poncet und Browne jedoch keine Spur davon, wohl aber in der bekannten ammoniſchen Oaſe, der heutigen Siwah, welche ſchon ſeit der Zeit des Herodot bis auf die unſrige ſtets durch ihre hohe Cultur ſich ausgezeichnet hat. Auch Feigenbäume fanden ſich hier in Menge vor.

In den mehr weſtlichen Ländern der heutigen Berberei wurde die Oliven-Cultur wahrſcheinlich ſchon durch die Römer eingeführt, vielleicht geſchah dieß bereits durch die Phönizier, denn man will Nachricht darüber haben daß ſie bei ihren Fahrten nach Tarteſſus deſſen Silberbarren gegen Oel und andere Waaren umgeſetzt hätten. Wäre dieß gegründet, ſo könnte man daraus wohl ſchließen daß damals ſchon der Oelbaum in Phönizien cultivirt wurde, auf der iberiſchen Halbinſel jedoch noch nicht einheimiſch geworden war.

Was Arabien betrifft, ſo findet man nirgends angegeben daß in der ältern oder der neuern Zeit der Oelbaum daſelbſt cultivirt wurde; ſo große Mühe ſich auch Burckhardt während ſeiner Reiſen in dieſem Lande gab um etwas näheres hierüber zu erfahren, ſo konnte er doch nirgends eine Spur vom Vorkommen dieſes Gewächſes auf der arabiſchen Halbinſel entdecken. Auch bei den Schriftſtellern der Araber

ist von dem Olivenöl nur selten die Rede, da dessen Gebrauch gar nicht in ihre Lebensordnung gehört; der berühmte arabische Arzt Avicenna führt es nur als Arznei zu Laxativen, die Blätter des wilden Oelbaums als heilendes Mittel auf. Zwar versichern mehrere Reisende im Klostergarten auf dem Berge Sinai in einer Höhe von etwa 5000 Fuß über dem Meer Oelbäume angetroffen zu haben; aber dieß wird nur bedingt durch das dortige fruchtbare Klima, welches sich dem von Syrien schon mehr nähert, und wo keine so extremen Hitzegrade mehr vorkommen wie in dem dürren, mehr südlichen Arabien. In dem dicht am Fuße des Sinai und Horeb gelegenen Thal Arbain sand Schimper Gruppen halbverwilderter Oelbäume in dem geschützten Klostergarten; obgleich bisweilen auch hier noch Schnee fällt, gedeihen Oliven doch eben so gut als Mandeln.

Daß es in Babylonien eben so wenig Oelbäume wie Feigenbäume und Weinreben gab, erzählt uns schon Herodot, in diesem Lande bediente man sich vielmehr des Sesam-Oeles, welches, wie in ganz Indien, den Speisen beigemischt und auf den Lampen verbrannt wird. Auch jenseits des Indus findet sich keine Spur von dem Oelbaum und seiner Cultur, denn hier bedient man sich des aus dem Ghee-Baume gewonnenen Oeles, welches die Consistenz der Butter hat, sowohl zur Nahrung als auch zum Opfergebrauch. Nur auf den kühlern Hochebenen von Dekhan könnte der Oelbaum wohl vorkommen, indeß hat ihn doch hier Fr. Buchanan, obgleich er die dortigen Wälder aufs sorgfaltigste untersuchte, nicht aufgefunden. Auch in dem benachbarten heißen, südlichen Persien, welches Alexander auf seinem Marsche nach Indien durchzog, fanden die Macedonier keine Oelbäume, selbst nicht an den Küstenstrichen von Caramanien, obgleich solche als außerordentlich reich an andern Früchten sich zeigten. Dasselbe wird noch einmal bei Harmozia wiederholt, wo dieß den Griechen bei den gymnastischen Festen, die sie hier feierten, doppelt auffallend seyn mochte.

Zum erstenmale wird des Oelbaums, aber nicht des europäischen oder zahmen, sondern des wilden, als an der Westseite des Indus vorkommend von Elphinstone gedacht. Als dieser treffliche Forscher, von Süden kommend, seinen Weg zu den Höhen von Afghanistan nahm, traf er den ersten wilden Oelbaum an, aber von den Früchten, die derselbe etwa getragen hätte, sagt er nichts. Wir erkennen darin ganz den wilden Oelbaum, welcher nach den macedonischen Berichten in den gebirgigen nordwestlichen Theilen von Indien vorkommen soll, von welchem Theophrast sagt, daß er gleich der wilden Rebe unfruchtbar sey. Auch Sultan Baber, indem er die Pflanzenerzeugnisse von Kabulistan schildert, nennt zwar den wilden Oelbaum, welcher neben Fichten, Eichen, Mastixbäumen auf den östlichen Bergen dieses Landes wachse; daß er jedoch Früchte trage, davon erwähnt er nichts. Aber über die Ketten des Paropamisus oder der baktrischen Berge versteigt sich dieser Baum nicht, denn Strabo erklärt ausdrücklich daß dem sonst so gesegneten Baktrien der Oelbaum versagt sey. Auch das rauhe, hoch gelegene Medien entbehre ihn, doch nimmt er das tiefe Küstenland nördlich der caspischen Pforten, das heutige Mazenderan und Ghilan, davon aus. Von diesem führt er an daß der Oelbaum hier und da wachse, auch wohl Früchte trage, doch seyen sie trocken und nicht schmackhaft. In den wärmern Thälern des Araxes und Kur jedoch, wo auch mehrere andere immergrünende Bäume angetroffen würden, komme der Oelbaum sehr gut fort. Daß derselbe jedoch nirgends zu den Höhen des Ararat hinaufsteigt, wohl aber einige Oleaster-Arten, welche der Taube des Noah schon ein Oelblatt darbieten konnten, dieß haben wir in unsern Tagen durch Parrots Untersuchungen erfahren.

In Beziehung auf das Vorkommen des Oelbaums in Persien bemerkt Chardin, übereinstimmend mit Arrian, daß derselbe nordwärts von Schiraz nicht, sondern nur erst wieder am caspischen Meer angetroffen werde, woselbst man auch Oel aus seinen Früchten presse, doch sey es schlecht, obwohl die Bäume sehr groß, weil man dort mehrere Kerne dicht aneinander in die Erde lege und dann die aufgesproßten Stämmchen zusammenwinde — eine Methode welche aus Mesopotamien dahin verpflanzt sey.

Was die mit so vielen Reizen geschmückte Umgegend des berühmten Wan-Sees betrifft, so sind die Winter daselbst doch noch zu streng um Oelbäume und Dattelpalmen gedeihen zu lassen, und selbst die Früchte der Orangen- und Citronenbäume gelangen hier nur mit Mühe zur Reife; um so freudiger aber wächst der Oelbaum in dem tiefen, engen und geschützten Thal des Kisil Ösen bei Mendjile südostwärts von Tabriz. Dieses liegt nur 800 Fuß über dem Spiegel des Caspi-Sees, und der genannte Baum wächst in demselben so kräftig und trägt so reichliche Früchte, daß das aus ihm gewonnene Oel in commercieller Beziehung sogar von Bedeutung ist. Indeß scheint dieses Vorkommen doch nur ein sehr locales und wahrscheinlich ein dahin übersiedeltes zu seyn. Außer bei Mendjile finden sich die prachtvollsten Anpflanzungen von Oelbäumen in dem District von Pyl Rudbar. Ihr überreicher Ertrag befriedigt nicht nur den einheimischen Verbrauch, sondern wirft auch einen nicht unerheblichen Gewinn ab, indem man die Früchte und ihr Oel auf den russischen Märkten mit Vortheil absetzt.

In Persien könnte man wohl an den südlichen, zum persischen Meerbusen und zum Tigristhal sich herabsenkenden Berggehängen das Auftreten des Oelbaums erwarten, doch wird er in dem unvergleichlich schönen, fast paradiesischen Thale von Schiras noch nicht als dort einheimisch genannt, obwohl seine sonstigen Gefährten, nämlich die Rebe, der Mandel- und Feigenbaum, daselbst vorkommen. Doch schon in geringer Entfernung von Schiras scheint bereits in früher Zeit sein Anbau versucht worden zu seyn, indem unter der Regierung des berühmten Sassaniden-Königs Chosru Parviz, ein Ort Namens Ardeschir Koureh genannt wird, woselbst ein emeritirter Vezier des genannten Fürsten vier große Gärten anlegte, einen für sich, die andern für seine drei Söhne, in deren jedem er 2000 junge Cypressen, 1000 Olivenstämme und eben so viele Palmen pflanzte, deren Anlagen er mit vier Feuertempeln als religiösen Stiftungen in Verbindung setzte. Dieß ist die einzige Spur welche wir von

der Anpflanzung dieses nützlichen Baumes in dem eigentlichen Persis oder Farsistan vorfinden. Das westlich gelegene Susiana, das heutige Chusistan, scheint noch zu trocken und heiß für den Oelbaum zu seyn, obwohl, wie Strabo erzählt, bereits die Macedonier sich große Mühe gaben um ihn hier anzupflanzen. Erst viel weiter nordwärts in dem gebirgigen Kurdistan sah der englische Reisende J. Rich auf den obstreichen Berghöhen um Gherradeh zwischen Feigen-, Wallnuß-, Pfirsich-, Pflaumenbäumen und Reben die ersten Oelbäume, aber sie standen nur sehr vereinzelt; eigentliche Olivengärten aber traf er erst unter 35° n. Br. am mittlern Abhemflusse zwischen Aprikosen, Granatbäumen und Dattelpalmen. Hier, woselbst wohl die letzten fruchtbringenden Dattelgärten gegen Nordwest vorkommen, nimmt die eigentliche Olivencultur ihren Anfang; sie scheint nur an der äußersten Gränze der Datteleultur beginnen, mit derselben aber nicht gedeihen zu können, ihr vielmehr auszuweichen. Auch Ker Porter war sehr überrascht in Tuz Khurmatli in die ausgedehntesten Olivenpflanzungen zu gerathen, die einen sehr bedeutenden Ertrag lieferten, indem die Früchte theils eingesalzen und verspeist, theils zum Auspressen des feinsten Oeles verwendet wurden. Von hier setzt sich der Anbau dieses edlen Gewächses in westlicher Richtung bis zum Tigris oberhalb der Stadt Mossul fort. Hier rühmt J. Rich zumal an den Mallubabergen, welche die niedrigen Vorhöhen des Taurus bilden helfen, die ausgedehnten Olivenplantagen, welche ein Oel liefern, das jedoch weniger den Speisen zugesetzt, als vielmehr, und zwar besonders in Mossul, zur Seifenfabrication verwendet wird. In Mesopotamien finden sich förmliche Olivenwälder, besonders im Westen von Mardin bei Terik. Im Euphrat-Thale geht der Oelbaum nur bis zum 34° n. Br. bis Anah, aber nicht südlicher, denn hier ist die Nordgränze der fruchtbringenden Dattelpalmen. Nordwärts hat auch das Euphrat-Thal bei Samosat und Bir seine Olivenhaine, aber auf Malatia's Ebene fehlen sie, obgleich solche zu Strabo's Zeit damit gesegnet war. Aber von hier nordwestwärts hört diese Cultur in den kalten Taurusstetten wieder ganz auf, und Dupré versichert, von Mardin über Diarbekr bis Tokat keinen einzigen Oelbaum mehr gesehen zu haben.

Als Olivier diese Gegenden bereiste und den Weg nach Bir einschlug, bemerkte er im Westen des Euphrat-Thales beim Dorfe Klein-Mizir die ersten Olivenpflanzungen, deren Bäume jedoch verhältnißmäßig klein erschienen. Um so kräftiger aber und größer waren sie bei Groß-Mizir, obgleich dieses Dorf nur zwei Stunden vom erstern entfernt ist. Allgemein schrieb man dieß der Einwirkung der feuchten Atmosphäre des Euphrat-Thales zu, da eine mit Milde gepaarte Feuchtigkeit zu dem kräftigen Gedeihen des Oelbaums ein wesentliches Erforderniß zu seyn scheint. Dieser Einfluß ist es welcher selbst noch weiter nach Norden hin an dem Gestade des schwarzen Meeres dem Gedeihen der Olive so günstig ist, aber in dem wärmern Klima von Palästina, Syrien, dem westlichen Kleinasien und den griechischen und mittelmeerischen Küsten dem Oelbaum sein eigentliches, ihm besonders zusagendes Klima bereitet. Als Xenophon seine 10,000 Griechen aus der Fremde in die Heimath zurückführte, traf er auf dem Marsch vom Tigristhal bis zum Pontus keine Oelbäume mehr an, aber an der südlichen Küste dieses Meeres war die Umgegend von Phanarôa, wie Strabo erzählt, wegen der trefflichen Oliven die hier wuchsen berühmt, ebenso wie der Küstenstrich von Sinope bis nach Bithynien. Als Hamilton im Jahr 1837 Phanarôa besuchte, konnte er daselbst jedoch keine Oelbäume mehr auffinden, und hielt es überhaupt des rauhen Klima's wegen für unwahrscheinlich daß sie in früherer Zeit daselbst vorgekommen wären, weßhalb er annehmen zu können glaubt daß die von Strabo gebrauchten Worte nur für einen allgemeinen Ausdruck der Fruchtbarkeit zu halten seyen. Heutzutage bringt das Paschalik Achalzik Reis, Baumwolle und Obst aller Art hervor, indeß Oliven gedeihen doch nur in dem einzigen Sandschakate Livaneh; ebenso finden sich auf dem ganzen Wege von Kars oder Erzerum bis nach Trebisond, wo Lorbeeren, Platanen und Rhododendren sich zeigen, keine Oelbäume vor. Hamilton bemerkte sie zuerst wieder eine Tagreise westwärts von Trebisond am Gestade bei Platana. Dieß ist der vor den kalten und heftigen Nordwestwinden geschützte Winterhafen der Rhede von Trebisond; an den nächsten westlichen Küstenstrecken jenseits des Caps Kerelis bemerkt man neben hohen Cypressen auch die schönsten Oelbäume. Eben so trefflich gedeihen letztere auch in der Umgegend von Sinope; allein so groß auch die Fülle ihrer Zweige und ihres Laubes ist, so sollen sie doch nur schlechte Früchte tragen. Dieselbe Wahrnehmung kann man auch im Paschalik Trebisond machen; die Oliven erlangen hier eine nur unbeträchtliche Größe, Oel preßt man aus ihnen gar nicht aus, und ihre einzige Anwendung besteht darin daß man sie in Essig einmacht und alsdann verspeist.

Einigermaßen überraschend ist es auf der viel weiter im Norden gelegenen taurischen Halbinsel, der Krim, auch Oelbäume anzutreffen. Ihren kräftigen Wuchs verdanken sie zweifelsohne dem milden, feuchten Küstenklima des schwarzen Meeres. So groß und stattlich sie auch erscheinen, so sollen die von ihnen gewonnenen Oliven doch nur ein schlechtes Oel liefern, weßhalb man der Cultur dieser Bäume keine besondere Sorgfalt zuwendet. In neuerer Zeit beschäftigt man sich hier daher mit dem Weinbau, und daß die hier gezogenen Reben einen solchen feurigen und köstlichen Wein liefern, daß er mit dem auf Sicilien gezogenen die Probe nicht zu scheuen braucht, ist allgemein bekannt.

Ganz anders gestaltet sich die Olivencultur, und einen ungleich größern Ertrag wirft sie ab an den mehr westwärts gelegenen, das Mittelmeer angränzenden Ländern, wohin besonders gehören Syrien, Palästina, Griechenland, Italien, Südfrankreich und die südlichen Provinzen der iberischen Halbinsel. Auf dem gegenüberliegenden Welttheil zählen wir hierher auch noch die libyschen und marokkanischen Gestadeländer. Hier ist es wo die Frucht des Oelbaums eine allgemeine Nahrung des Volkes bildet, und wo sie den daselbst wohnenden südlichen kaukasischen Volksstämmen das Oel liefert, welches nicht nur zur Beleuchtung dient, sondern auch

die Stelle der animalischen Butter vertritt, deren Gebrauch bei den nördlichen Völkerschaften desselben Stammes so allgemein verbreitet ist. Schon in der Nähe von Aleppo und Damascus gelangen zwischen dunkeln Cypressenhainen die Pflanzungen der Oelbäume zu einer weit größern Entwicklung als in Mesopotamien und in den den Tigris und Euphrat oft- und westwärts begränzenden Ländern, obwohl ihre Früchte weder so groß sind wie die in Spanien gezogenen, noch ein so feines Oel liefern, wie man in Italien und Südfrankreich ein solches aus den Oliven zu gewinnen gewohnt ist. Es rührt dieß wahrscheinlich wohl nur davon her daß man hier sowohl auf die Cultur der Bäume als auch auf die Bereitung des Oeles nicht die nöthige Sorgfalt verwendet. Als Burckhardt die genannten Gegenden bereiste, erfuhr er daß diejenigen Oliven welche zum Versspeisen bestimmt sind, zwei Wochen lang in Wasser, welchem man einen Theil Kalk und zwei Theile Alkali zugesetzt hat, eingetaucht werden; es geschieht solches um ihnen den bittern Geschmack zu nehmen, wobei aber zugleich der größte Theil des Aroma's verloren geht. Man kann sich einen Begriff von der Menge der hier geernteten Oliven machen, wenn man erfährt daß in Damascus allein jährlich der Bedarf an Oel 5000 Centner beträgt, welches theils verspeist, theils in den Fabriken verwendet wird. In Aleppo ist der Verbrauch doppelt so groß. Hier sowohl als auch im Jordanthale und auf den Höhen des Libanon sind die Oliven die allgemeinste Nahrung des Volkes. Die auf beiden Seiten des Jordans gelegenen Länder sind nach Burckhardt mit Olivenwäldern bedeckt, und machen auch heute noch wie in alter patriarchalischer Zeit einen Hauptreichthum, eine vorzügliche Erwerbsquelle Palästina's aus.

In Syrien wird heutzutage das beste Olivenöl an den westlichen Abhängen des Libanon im Lande der Drusen und an der phönicischen Küste in den Umgebungen von Seida und Beyrut gewonnen, nicht nur um den Bedarf im Lande zu befriedigen, sondern auch um solches auszuführen und einen ansehnlichen Handel damit zu treiben. In Palästina ist der eigentliche Sitz der Oliven-Cultur das ganze Hügelland, auf welchem Jerusalem und das uralte Hebron liegen. Am Oelberge, dessen absolute Höhe 2555 Fuß beträgt, gedeihen die Oelbäume, wenn sie an geschützten Stellen stehen, ganz vortrefflich, weniger gut nach der östlichen, arabischen Abdachung hin. Am todten Meere scheinen sie gänzlich zu fehlen. Nach dem kürzlich verstorbenen Robinson, welcher einer der genauesten Kenner des gelobten Landes war, hört ihr Vorkommen südwärts der mit Oelbäumen bedeckten Höhen von Hebron durch die dürre Wüste zum Sinai gänzlich auf; der letzte Oelbaum im Süden von Hebron, also der erste welchen der Reisende, von dem Sinai nach Jerusalem ziehend, ansichtig wird, steht bei dem nur fünf Stunden von Hebron entfernten Dorfe Edh-Dhoheriyeh; dagegen ist heute noch, ebenso wie in früher Zeit das ganze westliche Gehänge von Juda ein durch die schönsten Olivenwälder ausgezeichnetes Land. Durch Robinsons wiederholte Wanderungen haben wir dieß Land und namentlich den Strich zwischen Jerusalem und Gaza näher kennen gelernt. In hohem Grad fielen ihm hier auf die mit üppigen Gerstenund Weizenfeldern bedeckten Hügel und Ebenen, sowie die zahlreichen von Olivenhainen umschlossenen Dörfer. Nur hin und wieder zeigen sich eine einsame Palme. Auf dem Weg von Ascalon nach Gaza hin gestalteten sich die Olivenhaine zu Olivenwaldungen, die sich bis an die nördlichen Mauern der letztgenannten Stadt erstreckten. Von der Einsenkung des Hügellandes bis Gaza führt der Weg durch einen solchen Wald von nicht nur unzähligen, sondern auch von sehr großen und ungemein fruchtbaren Oelbäumen, in einem sandigen Boden wurzelnd und einen Wald bildend, den man für den größten in ganz Palästina hält. Nach Hasselquist sollen die Oelbäume bei Jaffa, welche auch hier fast förmliche Wälder bilden, die besten Oliven in der ganzen Levante liefern. Geht man von diesem Ort nach Jerusalem, so stößt man bei Ramla auf einen Olivenwald, welcher, wie Chateaubriand erzählt, seiner künstlichen, im Quincunx geschehenen Anpflanzung wegen, aus den Kreuzzügen herstammen soll und Gottfried von Bouillon zugeschrieben wird. Wir haben vorhin schon der Olivenbäume am Oelberg bei Jerusalem gedacht. Am Fuß dieses Berges und zwar in dem sogenannten kleinen Oelgarten, welcher dem Kloster der Franciscaner angehört und der Leidensort des Heilandes, da er verrathen ward, gewesen seyn soll, stehen mehrere vereinzelte Oelbäume, deren Zahl etwa acht beträgt und welchen ein sehr hohes Alter zugeschrieben wird. Obwohl nun aus der Zeit wo Christus lebte, kein unmittelbares Zeugniß für die Identität jener Localität mit der heutigen Leidensstation spricht, und bei der Zerstörung von Jerusalem auf Kaiser Titus Befehl, wie Josephus erzählt, alle Waldung um die Stadt niedergehauen ward, demnach jene genannten alten acht Oelbäume auch nicht wohl aus jener frühen Zeit herrühren können, so mag doch seit dem Besuch der frommen Kaiserin Helena im Jahr 326 n. Chr. Geb., durch welchen die meistens dortigen Leidensstationen sich in der Volkstradition festgestellt haben, auch die erwähnte dieselbe geblieben seyn. Hiezu kommt noch daß die Kirchenväter Eusebius und Hieronymus jenen kleinen Oelgarten schon erwähnen, und berichten daß zu des letztern Zeit eine Ecclesia daselbst erbaut worden sey, gegen deren Fortbestehen bis heute kein erheblicher Zweifel laut geworden ist.

Dicht neben jenen uralten, gewaltigen, innen ganz hohlen Oelbäumen, deren Inneres, um sie gegen Windbrüche zu sichern, mit Steinen ausgefüllt ist, wie auch ihre Wurzeln und ihr Stamm aus gleicher Ursache damit umhäuft wurden, und welche mit einem besondern Gehege umgeben sind, bemerkt man noch andere Olivenbäume, die wohl auf gleiches Alter Anspruch machen können. Die Höhe jener zuerst erwähnten ist zwar gerade nicht ansehnlich, denn sie beträgt nur 30 Fuß, aber ihr Umfang ist um so größer, indem derselbe auf 18 Fuß geschätzt wird. Wenn sie auch nicht dieselben durch so viele Jahrhunderte hindurch bewunderten ehrwürdigen Baumgestalten seyn sollten, so kann man sie doch mit größerm Recht als wildsprossende Nachfolger derselben betrachten.

Eben die interessante Eigenschaft des Oelbaums, daß er stets grünende Blätter trägt und daß sein Stamm, wenn auch zerstört, stets wieder neue Wurzelsprossen treibt, war es, welche

ihm auch bei den Griechen eine gewisse Art von Heiligkeit verlieh. Schon Herodot erzählte von einem im Erechtheum zu Athen stehenden Oelbaume das Wunder daß derselbe, nachdem die Stadt durch die Perser eingeäschert worden war, wobei dieser heilige Baum selbst mitverbrannte, aus seinen übrig gebliebenen Stumpfe zwei Tage später als der Perserkönig daselbst den eyilirten Griechen ein Opfer zu bringen geboten, schon wieder einen neuen Schößling, eine Elle lang, zum freudigen Staunen der Opfernden getrieben habe, was sie als ein Zeichen der überdauernden Herrschaft Athens ansahen; derselbe Oelbaum ist es, von dessen Unvertilgbarkeit auch Pausanias zu seiner Zeit noch sprach, obwohl er ihn an demselben Tage des Niederbrennens wieder zwei Ellen hoch emporschießen läßt. Eben dieser Eigenschaft wegen wurde der Oelbaum von jeher als ein unvergänglicher geschildert. Wie würde es sonst auch möglich seyn daß ein Land, wie Palästina, welches Jahrtausende hindurch verheert und verwüstet, bis auf die modernen Zeiten der Araber, Türken, Mamelucken, Aegypter, die nichts für die Anpflanzung, alles aber zum Untergang des Baumes beitrugen, daß dieß Land bei fast ausgestorbener eigner Population, doch noch jene Fülle von Oelbäumen hätte behaupten können, wenn dieselben sich nicht durch Wurzelsprossen ersetzen könnten. Jene vorhin erwähnten acht riesigen Oelbäume am Fuß des Oelbergs liefern hiezu ein sehr bezeichnendes Beispiel; daß dieselben schon im ersten Jahrhundert der Ausbreitung des Mohammedanismus über das gelobte Land vorhanden waren, geht daraus hervor daß von jedem Oelbaum, welchen die arabischen Eroberer vorfanden, ein Medin an den Schatz des Chalifen gezahlt werden mußte; von jedem der später gepflanzten aber gehörte die Hälfte des Ertrags der Krone. Dieß Gesetz gieng auch auf das Besitzthum des türkischen Großsultans über. Da nun diese acht, noch jetzt im Besitz der Franciscaner sich befindenden Oelbäume auch heute noch nur acht Medins Steuer bezahlten, so darf man wohl annehmen daß sie wenigstens aus den Zeiten des griechischen Kaiserthums herstammen, und also zu denjenigen in der Levante gehören, deren Alter sich am weitesten zurückdatiren läßt.

Die große Ausbildungsfähigkeit und das hohe Alter welches der Oelbaum erreichen kann, wird noch durch folgende Eigenthümlichkeiten ermöglicht. Auf seiner Reise in Creta hörte Sieber daß man auf dieser Insel, welche von Stürmen so oft heimgesucht wird, kein Beispiel kenne daß ein Oelbaum durch den Wind, sey er auch noch so heftig, wäre entwurzelt worden. Sein knolliger Wurzelstock, aus welchem der Stamm sich erhebt, senkt sich gleich Strebepfeilern in den Boden und hält den Stamm unbeweglich fest. Je älter der Oelbaum wird, umsomehr entfernt sich dieser Wurzelstock vom Boden, die Wurzeln heben den Baum, so daß man, ähnlich wie bei vielen Palmen, zwischen ihnen hindurchkriechen oder gehen kann. Selbst der heftigste Sturm bricht vom Oelbaum nichts weiter als höchstens zarte Aestchen ab, welche zugeschnitten und in die Erde gesenkt, wie bei uns die Weidenzweige, Wurzel fassen und ausschlagen. Eine andere, den Oelbaum bezeichnende Eigenschaft, nämlich die auf dem ihm zugetheilten, oft ganz von allem Humus entblößten, aber rissigen und zerklüfteten Felsboden erst nach allen Seiten seine Wurzeln auszusenden, ehe er seinen Stamm aufwärts treibt, dann aber seine nun anschwellenden Wurzeln nach allen Richtungen und Spalten hin gleichsam einzukeilen, verliert der Baum auch im flachen Boden nicht, indem der der Erde anvertraute und in dieselbe eingesenkte Zweig zwar Wurzeln treibt und ausschroßt, allein über der Erde schwillt dennoch der Theil auch an und treibt neue, schiefe Wurzeln. Hat der Oelbaum allmählich ein hohes Alter erreicht, so wird er inwendig hohl, wobei die Stärke der Wände stets abnimmt; wird dann auch zuletzt durch einen Sturmwind seine Krone abgebrochen, so treibt der Wurzelstock neuerdings die stärksten und kräftigsten Sprossen, und es findet eine neue Verjüngung des Baumes statt. Auf diese Weise erklärt es sich, warum der Oelbaum in seinem Vaterland allgemein für ein unvertilgbares Gewächs angesehen wird, denn sollte er auch etwa oberhalb der Erdoberfläche zerstört erscheinen, so trägt er doch unterhalb derselben in sich den unvertilgbaren Keim zu einem neuen, kräftigen Leben.

Neu-Caledonien.

Die erste umfängliche Arbeit über Neu-Caledonien, welches die Franzosen nun seit fünf Jahren besetzt halten, hat ein Missionär P. Montrouzier der Revue algérienne et coloniale geliefert. Die Eingebornen dieser Insel oder Inselgruppe zählen bekanntlich zu den Papuas. Ihre Hautfarbe ist zwar heller als die der Neger, aber dunkler als die der malayischen Polynesier, das Haar ist wollig, die Lippen ein wenig aufgeworfen, die Nase künstlich flach gedrückt, der Bartwuchs, der aber in der Regel ausgerissen wird, reichlich vorhanden, der Körperwuchs stattlich, die Gesichtszüge widerlich. Im Jahre 1846 starb der letzte Eingeborne, der noch eine Erinnerung an das Erscheinen Cooks erhalten hatte. Obgleich er nur 72 Jahre erreichte, so galt dieses Alter auf der Insel doch als etwas unerhörtes. Die Race ist nicht sehr fruchtbar, oder vielmehr es werden wenig Kinder gezeugt und die wenigen oft aus dem Wege geschafft. Das Kastenwesen ist insofern stark entwickelt als ein tiefer Abgrund die Aon oder Häuptlinge von den Schambüe oder Unterthanen trennt, besonders da erstere mit der Gabe des Tabu- oder Unberührbarmachens behaftet gedacht werden. Nicht nur die Beschneidung ist bei ihnen herkömmlich, sondern es finden sich noch andere muhammedanische oder jüdische Aehnlichkeiten, wohin auch der Brauch zu rechnen ist, daß die Wittwe von Rechtswegen die Frau ihres Schwagers wird. Neu-Caledonien wurde entweder früher von einem Culturvolk bewohnt, oder die heutige Bevölkerung ist tief herabgesunken, denn es finden sich im Innern der großen Insel Reste von Wasserleitungen von acht Kilometer oder mehr als einer deutschen Meile Ausdehnung, sowie Ruinen einer Schutzmauer zwischen Balade und Püepo. Diese Monumente, deren Daseyn P. Montrouzier verbürgt, würden den Ausfagen der Eingebor-

nen, daß ihre Vorfahren viel zahlreicher gewesen und große Häuser erbaut hätten, einiges Gewicht verleihen.

An eine Schöpfung wird nicht, wohl aber an einen großen Geist geglaubt, welcher die Erdbeben erregt und das Wasser einschlürft, das auf den Boden fällt. Man denkt sich aber auch Hain und Meer mit kleinern Göttern bevölkert, denen eine erbliche Priesterkaste dient und die Opfer der Gläubigen überbringt. Wie bei den Negern gibt es rechte Priester und Zauberer oder Giftmischer. Die Fälle wahrer Giftmischereien sollen ziemlich häufig seyn, doch noch häufiger wird ein natürlicher Tod einem Zauber zugeschrieben und von den Priestern irgend ein mißliebiges Subject als Missethäter der Volksrache bezeichnet. Eine andere Sorte theologischer Künstler bereitet eine Art Weihwasser, welches zu den fast täglichen Bedürfnissen des Polynesiers zählt, denn es gibt eine Menge gleichgültiger Dinge durch die sich jemand unwissentlich beflecken kann, er braucht nur ein Kochgeschirr anzurühren, worin die Nahrung von Frauen in gewissen Zeiten zubereitet worden ist, um zur Reinigung des Weihwassers zu bedürfen.

Die Neu-Caledonier sind höchst sparsam bekleidet. Die Männer begnügen sich mit einem Lappen und die Frauen tragen einen Gürtel von nur 6 Zoll Breite, dem ein halber Schurz bisweilen zugefügt wird, der sie hinten bis an die Kniekehlen bedeckt. Der Busen wird stets entblößt gelassen, und dieß ist die Ursache der häufigen Kindsmorde, denn um sich so lange wie möglich die Brüste straff zu erhalten, werden die Pflichten der Mutterschaft so weit wie möglich hinausgeschoben. Die Knaben werden, wie bereits erwähnt wurde, beschnitten und zwar gewöhnlich im 6ten bisweilen jedoch erst im 14ten oder 15ten Jahre, worauf sie dann einen Schurz anlegen. Bei großen Gelegenheiten, namentlich bei Friedensschlüssen kommt es vor daß die Parteien welche ein Bündniß eingehen, die Schürzen wechseln. Obgleich die Neu-Caledonier die Kleider sehr entbehrlich finden, so sind sie doch im Putze sehr wählerisch. Gegen Sträumpfe haben sie wohl Abneigung, nichts aber gegen Strumpfbänder einzuwenden. Ein Hut mit weißer Feder gehört zu den hohen Wünschen, eine rothe Mütze aber zu den höchsten. Arm und Halsbänder aus Muscheln dürfen auch nicht fehlen und die Waffen machen den Schmuck vollständig. Ihre Hütten sind bienenkorbartig, ohne Fenster, nur mit einer Thüre oder einem Loche versehen, durch welches man hinein kriecht. Da es wenig regnet, so schützt das übrigens sorgfältig gebaute Dach vollständig. Man sieht auch Häuser mit einer einzigen Dachfläche, dieß sind die Küchen und andere im Style unserer Hundehütten, wohin sich die Frauen zu gewissen Zeiten zurückziehen. Im Süden der Insel fehlt dieser Comfort, dafür ist er stolz auf Gebäude die als Scheunen dienen. Auch darin unterscheidet sich dieser Theil der Insel, daß Dorfschaften von 50—60 Feuerstellen angetroffen werden, während im Norden nach Art der Hofwirthschaft die Behausungen weit zerstreut sind. Das Familienglück dieser Bewohner muß man sich sehr bescheiden vorstellen. Selbst diejenigen welche ein eigenes Haus besitzen, bleiben nicht gern bei Weib und Kind, sondern schlafen bei Nachbarn und Freunden, oder es schlafen wohl sämmtliche Männer in einem gemeinsamen Hause und ebenso die Frauen.

Die Nahrung besteht aus Ignamen, Taros, Schalenwurzeln, Zuckerrohr, Bananen, Fischen, Schalthieren und Cocosnüssen. Die Ignamen sind wenig, die Tarowurzeln, von denen es zwei Arten Arum esculentum und macrorhizon gibt, dagegen so nahrhaft wie unser Brod. Taro wird sehr einfach gebaut, indem man nur ein Stück des Pflanzenstengels in die Erde steckt. Nach 18 Monaten wird die Wurzel ebbar, doch sind die dreijährigen Taros größer und ihre Früchte weit mehlreicher. Auch besitzt dieses Gewächs den Vortheil daß Saat und Ernte an keine Jahreszeit gebunden sind. Sowohl die Ignamen wie die Taros werden entweder in Pfannen gesotten, oder im Ofen mit heißen Steinen, oder auf Kohlen gebacken. Das Taro darf auch zu jeder Zeit gegessen werden, die Ignamen dagegen von den Frauen nur einen Monat später als von den Männern, und von diesen einen Monat später als von Priestern und Häuptlingen, denen die Erstlinge der Jahreszeit zukommen. Die Schale ist die Wurzel einer Leguminose Dolichos tuberosus, welche gesotten oder geröstet gegessen und deren Blattfasern zu trefflichen Schnüren verwendet werden. Die Missionäre haben die süßen Kartoffeln, die Maniocwurzel, den Mais, den Salat, den Kohl, die Erbsen, Spargel, Gurken, Rüben, den Weinstock, die Ananas und eine Mehrzahl Obstbäume eingeführt, die Eingebornen benützen davon nur die süßen Kartoffeln und bauen ein wenig Gemüse, bloß um es an die Europäer zu verkaufen. Der Fischfang ist sehr einträglich und die giftigen Thiere der dortigen Gewässer den Eingebornen hinreichend bekannt. Auch Schildkröten fallen ihnen häufig zu, allein diese haben die Häuptlinge sich und den Ihrigen vorbehalten, unter allen Umständen aber dürfen Frauen sie nicht berühren. Muscheln, Krebse, Spinnen, Insecten und Insectenlarven, auch Ratten an einigen Orten, dienen zur Ernährung dieses von jedem Ekel emancipirten Volkes. Da es nun in dieser Speisekarte an animalischen Genüssen nicht fehlt, so kann man auch nicht durch den Mangel an solchen den Hang zur Menschenfresserei erklären. So wenig zwingt sie überhaupt der Hunger zu diesem Gerichte, daß gerade nur Zeiten des Ueberflusses für diese Genüsse gewählt werden. In neuerer Zeit treiben die Eingebornen einen einträglichen Handel mit Trepang, welche Holothurie gekocht und getrocknet um schweres Geld von den Chinesen als Leckerbissen gekauft wird. Sie bezahlen je nach der Qualität das Pikul (65 Kilogr.) mit 8—115 Dollars, oder durchschnittlich 5 Frcs. das Kilogr., welches etwa 16 solcher Thiere enthält, so daß also das Stück auf 35 C. (10 kr.) zu stehen kommt. Das Trepang wird auch am Ort selbst verspeist, jedoch nur von den Häuptlingen. Einige Stämme erzeugen in neuerer Zeit Cocosöl als Tauschmittel für europäische Waaren, und die Schweinszucht hat derartige Fortschritte gemacht daß die Colonie sehr bald ihren eigenen Bedarf nicht mehr aus Australien beziehen, sondern selbst wird decken können. Die Neu-Caledonier sind vortreffliche Fischer. Sie bedienen sich beim Fischfang der Harpunen, der Angeln, der Netze, der Dämme und gewisser Kräuter zum Vergiften der

Fische. Ihre Angelhaken verfertigten sie ehedem aus Schildkrotschalen, ihre Netze aber sind bewundernswerthe Erzeugnisse: feine, um die kleinsten Fische zu erhaschen, und starke daß die Schildkröten damit gefangen werden können.

Die Kriege der Neu-Caledonier sind den Saaten gefährlicher als den Menschenleben, denn man verwüstet mehr als man umbringt. Beschließt ein Häuptling einen Feldzug, so sendet er seinen Vasallen das Müaran, einen Schild aus Blattwerk, der zum Zeichen der Kriegsbereitschaft angenommen wird. Die Gesinnung der Eingebornen verlangt indessen daß der Krieg den Feinden durch Herolde angekündigt wird, auch ersteuen sich Gesandte stets der Unverletzlichkeit. Finden sich die Parteien am Tage der Schlacht gegenüber, so geht es genau her wie im griechischen Epos. Zuerst fliegen die Schimpfworte, und nach den Schimpfworten Steine und Keulen. Dann fordert einer der Heroen einen Ebenbürtigen zum Zweikampf, oder man fällt zu dritt und viert über einen einzelnen her. Ist endlich einer kalt geworden, so ist die Hälfte des Sieges errungen, denn nun wird um die Leiche gekämpft. Ist sie verloren, dann flieht die besiegte Partei, wenigstens hält sie nicht länger aus als bis der zweite Mann gefallen ist. Der Sieger plündert nun die Todten. Die Frauen der Besiegten aus dem siegreichen Stamm gebürtig aber vermitteln gewöhnlich den Frieden, den die Besiegten durch ein Geschenk an Perlen erbitten; außerdem dauern Ueberfälle und Feindseligkeiten auf beiden Seiten fort. Manche Stämme erklären nicht einmal den Krieg, sondern fallen unvermuthet über ihre Feinde her. Die Bewohner der Insel Nenema pflegten sonst bei Westwind aufzubrechen, sich hinter der Insel Bualabio bis zum Eindruch der Nacht zu verbergen und dann über die Toabat herzufallen, um am Morgen mit Beute beladen heimzukehren; einmal zählten sie sogar neun Leichen. Kriegsgefangene werden nicht gemacht, doch kommt es vor daß man Gefangenen das Leben schenkt.

Zu den Vorbereitungen für die Schlacht gehört es daß sich die Männer Ringe um die Augen malen, „damit sie die Steine besser fliegen sehen können," und daß sie sich Gesicht und Brust schwärzen, um den Feinden Schrecken einzujagen. Uebrigens sind die Eingebornen unerschrocken im Gefecht und lieben die Aufregung des Krieges. Ihre Waffen sind die Speere mit oder ohne Wiederhaken, die Schleuder und die Keule. Bogen und Pfeile werden nur auf die Jagd, nicht in die Schlacht mitgenommen. Seit dem Verkehr mit den Europäern schlägt man sich auch Mann gegen Mann mit Aexten, namentlich ist dieß Brauch bei den Leuten von Tinaka, endlich aber gibt es auch einige Flinten, mit denen die Neu-Caledonier geschickt umzugehen wissen. Auch ächte Duelle kommen vor, und zwar meistens in Folge von Verletzung ehelicher Treue, denn die Eingebornen sind höchst eifersüchtig auf ihre Frauen, und rächen Ehebruch mit dem Tode des Schuldigen und schwerer Verletzung der Schuldigen. Die Frau dagegen verläßt ihren Mann in Folge von Untreue, und zieht sich zu ihren Verwandten zurück, wenn sie sich nicht erhängt oder von einem Cocosbaum herabstürzt.

Bei der Geburt wird den Kindern die Nase flach gequetscht und der Schädel nach der Ortsmode geformt. Die Mutter stillt das Kind drei bis vier Jahre, und in dieser Zeit würde jeder Fehltritt ihrerseits als doppelt strafbar angesehen werden. Schon in ihrer Jugend werden sie verlobt, doch hält man diese Kinderbündnisse nicht sehr streng, nur wenn ein Häuptling eine solche Braut verschmäht, ist dieser der Cölibat beschieden, denn niemand bewirbt sich um sie, aus Furcht vor dem Mißfallen des Häuptlings. Erst in einem gewissen Alter werden die Ehen geschlossen, und geschieht dieß aus Berechnung um die Ausschweifungen der Jugend vollständig auskosten zu können. Außereheliechen Kindern klebt der Fehltritt der Eltern als Makel an, und obgleich die Ehen ohne äußeres Ceremoniell geschlossen werden, empfangen sie doch eine religiöse Weihe. Diese Ehen wären nun ganz achtungswürdig, wenn nicht Scheidungen um Bagatellen in Gebrauch wären, so daß das Ehebündniß nur ein Bündniß auf die Dauer gegenseitigen Wohlgefallens ist. Der Mann kümmert sich nur um den Bau der Häuser, die Anfertigung seiner Waffen und Fischgeräthe, sowie um Krieg und Fischfang, die Frau dagegen muß als Magd das Feld bestellen, für Küche, Haus und Kinder sorgen. Ihr Mann verkehrt selten mit ihr, und häufig nur mit Schlägen. Doch ist diese schlechte Behandlung insofern nicht unverdient als die Lasterhaftigkeit, Bosheit und Versunkenheit dieser Frauen alles übertrifft was unser Autor noch beobachtet hat. Wenn man aber behauptet hat daß unfruchtbare Frauen von ihren Männern umgebracht würden, so ist ein solcher Fall bis jetzt noch nicht zur Kenntniß der Missionäre gekommen.

In Krankheitsfällen werden die Aerzte, oder vielmehr die Priester gerufen, welche auch nicht ein einziges Heilmittel, dagegen allerhand Teufelsschnickschnack zur Austreibung der Krankheitsgeister kennen. Besser gelingen ihnen chirurgische Aufgaben, das Ausziehen von Geschossen aus Wunden, das Einrichten von Armen und Beinen, das Aderlassen u. s. w. Hält man einen Fall für hülflos, so beschleunigt man das Ende des Kranken, und zwar verlangen diese gewöhnlich selbst diese Nachhülfe, ja es ist sogar der Fall vorgekommen daß sich ein Patient freiwillig begraben ließ, um seinen Leiden ein Ziel zu setzen. Die Todten werden übrigens nicht auf der ganzen Insel beerdigt, sondern nur im Norden, im Süden lehnt man die Leichen gegen Felsen oder befestigt sie auf großen Bäumen. Festlichkeiten und Schmause folgen in der Regel diesen Beerdigungen und werden bisweilen bis ins siebente Jahr wiederholt.

Unter den Häuptlingen herrschen die größten Rangstufen. Der vornehmste ist der Großhäuptling oder Teama von Balade, Daamad-Hengen. Ihm folgt der Tamün oder Tea der Thronerbe, welcher noch über dem Müean oder Häuptling des Krieges steht. Nach diesem kommen die Aon oder Häuptlinge, die noch immer eine Stufe höher stehen als die Aon-do oder Erdhäuptlinge, so geheißen, weil sie bei den Reichsversammlungen auf der bloßen Erde, nicht auf Matten sitzen. Im Fall der Tea noch minderjährig ist, wird ein Regent bestellt, der nach Beendigung der Vormundschaft den

Titel Teamolá, das alte Oberhaupt führt. Uebrigens gibt es manche Aon oder Barone, die mächtiger sind als der Oberhäuptling selbst. Dieser Lehnsadel unterscheidet sich äußerlich von den Unterthanen nicht, und seine bürgerliche Auszeichnung beruht nur auf dem Besitz einer Mehrzahl von Frauen. Der Teama vollzieht alljährlich etliche Acte seiner Souverainität, welche darin bestehen daß er irgend einen Unglücklichen verwundet, eine Hütte in Brand steckt oder eine Pflanzung verwüstet, zum Zeichen daß er dieß alles thun darf. Seine vornehmste Frau heißt Kabo, und kann als die Königin des Landes betrachtet werden. Die Oberhäuptlingswürde ist erblich, doch kann unter Billigung der „Alten" auch Adoption eintreten.

Was die Gemüthsart betrifft, so konnte der Missionär nach den gründlichsten Studien auch nicht eine Tugend bei den Eingebornen wahrnehmen. Sie sind zwar aufgeweckt, aber träg, betrügerisch, grausam und über alle Begriffe hochmüthig. Seit längern Zeiten verkehren sie nun mit Europäern, und wissen deren Ueberlegenheit und Wohlstand vollständig zu beneiden, sie vermögen es aber nicht das gegebene Beispiel nachzuahmen, denn — meinen sie — die Weißen vertreiben nur große Uebel mit größeren, sie arbeiteten hart um es bequem zu haben, der Neu-Caledonier dagegen hungre lieber als daß er sich plage.

Die indischen Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen welche in Ostindien angelegt werden, müssen nothwendig mit der Zeit einen wichtigen Einfluß auf die Umgestaltung der Verhältnisse des Landes äußern. Folgende wenn auch an sich trockene statistische Nachrichten über die Fortschritte des Eisenbahnwesens Indiens werden daher von Interesse seyn. Es liegt ihnen der reiche und schätzbare Report on railways in India von Hrn. Juland Danvers, Secretary of the Indian Railway office zum Grunde.

Die ersten Versuche, Eisenbahnen in Indien einzuführen, wurden im Jahre 1845 durch zwei Privatgesellschaften, die East India und die Great India Peninsular-Railway Company gemacht, aber man fand es unmöglich das erforderliche Capital aufzubringen, wenn nicht die Interessen bis zu einem gewissen Betrage durch die Regierung garantirt würden. Dazu verstand sich denn zuletzt auch der Hof der Directoren und bewilligte auch das dazu nöthige Land kostenfrei. Die Garantie ist auf 99 Jahre. Nach Ablauf dieser Zeit fällt das Land der Regierung wieder anheim, und auch die Eisenbahn wird gegen Bezahlung der Maschinen, Wagen u. s. w. Staatseigenthum. Jede Compagnie kann aber auch ihr Werk zu jeder Zeit, nachdem ein Theil der Linie drei Monate lang eröffnet ist, der Regierung übergeben, wenn sie sechs Monate zuvor ihre derartige Absicht kundgegeben hat, und die Regierung ist in diesem Falle gehalten den ganzen Belauf der Auslagen, der officiell genehmigt ist, zu erstatten. Andererseits kann die Regierung schon nach 25 oder 50 Jahren eine Eisenbahn ankaufen, wenn sie den mittlern Werth der Actien bezahlt, den diese die drei letzten Jahre zuvor am Londoner Markt hatten. Sie kann da den ganzen Betrag auf einmal bezahlen, oder in Annuitäten von der Zeit an wo die Zahlung hätte geschehen müssen während der Jahre die noch von den 99 Jahren übrig sind. Die Berechnung geschieht nach dem mittlern Betrage der Zinsen welche indische Staatspapiere (securities of the Indian Government) die zwei vorhergehenden Jahre in London brachten.

Zu Anfang des Jahres arbeiteten acht Compagnien auf einer Strecke von 4821 engl. Meilen — (ungerechnet 570 engl. M. Flußdampfschifffahrt auf dem Indus von Kotri nach Multan) — mit einem Capital von 7,450,000 Pf. St. Bis zum 31 Dec. 1859 hatten diese Compagnien 3,840,790 Pf. St. für garantirte Interessen erhalten, und zwar von diesen 3,508,535 Pf. St.: drei Compagnien, deren Linie theilweise eröffnet waren, und welche 6 Monate zuvor 562,633 Pf. St. zurückbezahlt hatten. Der ganze Aufwand, den die genehmigten Eisenbahnen erfordern, beträgt 52,430,000 Pfd. St., von welchen 34,133,300 Pfd. St. durch die indische Regierung garantirt und von welchen am Schluß des Jahrs 27,079,712 Pfd. St. erhoben waren. Man hat berechnet daß für jede engl. Meile Eisenbahn die in Indien gebaut wird, 250 Tonnen Material einer oder der andern Art aus England verschifft werden. Die genehmigten Linien würden daher 1,210,000 Tonnen erfordern, wovon 794,904 Tonnen bis zu Ende des Jahrs aus England abgeschickt waren.

Die acht Eisenbahnen welche garantirt sind, sind folgende: die ostindische Eisenbahn (East India Railway) von Calcutta bis Delhi 1138 engl. M. mit einer Zweigbahn von Allahabad nach Jubbelpur 200 engl. M. Der Kostenanschlag ist 19 Mill. Pfd. St., functionirt sind 14 Mill. Pfd. St., eröffnet 294¾ engl. M. mit einem Kostenaufwand von 3,700,500 Pfd. St.

Die große Eisenbahn der indischen Halbinsel (Great Indian Peninsular Railway) von Bombay nach Callian 34½ engl. M.; von Callian bis Jubbelpur 572½; von Callian bis zur Verbindung mit der Madras-Linie 339 engl. M.; der Nagpurzweig 263 engl. M.; der Campuliezweig 7½, zusammen 1266 engl. M. Der Kostenanschlag ist 12 Mill. Pfd. St.; das genehmigte Capital 8,333,300 Pfd. St.; eröffnet sind 273½ engl. M.

Die Madras-Eisenbahn, von Madras nach der Westküste bis Beypur 405 engl. M. mit Zweigbahnen nach Bangalore und den Neilgherries 170 engl. M., dann von Madras, via Bellary, zu der Bombay-Linie 330, im ganzen 845 engl. M. Der Capitalanschlag 8½ Mill. Pfd. St.; functionirt sind fünf Mill. Pfd. St.; eröffnet 96 engl. M.

Die Sind-Eisenbahn-Compagnie baut von Kurratschi nach Kotri 114 engl. M., dann von Multan und Lahore nach Umritsir und Delhi; von Kotri bis Multan, 570 engl. M. gehen die Indus-Dampfschiffe. Der Kostenanschlag ist 5,650,000 Pfd. St., genehmigt sind 2,750,000 Pfd. St.

Die Bombay-Baroda und centralindische Eisenbahn soll von Bombay, via Surate und Baroda, nach Ahmedabad 310

engl. M. gehen. Der Capitalanschlag von 2,300,000 Pfd. St. ist genehmigt.

Die Eisenbahn-Compagnie des östlichen Bengalen baut von Calcutta nach Dacca und eine Zweigbahn nach Jessora 130 engl. M. Von dem Kostenanschlage von 1½ Mill. Pfd. St. ist 1 Mill. Pfd. St. genehmigt. Der Landcommissär der Regierung hatte den 31 Oct. der Compagnie 75 engl. M. Land überlassen. Die Gegend, durch welche sie geht, ist fruchtbar und stark bevölkert. Bis Ende vorigen Jahres waren 428,326 Pfd. St. 2 Sh. 11 P. eingegangen und davon 175,187 Pfd. St. 10 Sh. P. verausgabt.

Die Calcutta- und Südost-Eisenbahn soll von Calcutta nach dem Hafen von Mutlah, 29 engl. M. davon, führen. Der Kostenanschlag von 250,000 Pfd. St. ist genehmigt.

Die große Eisenbahn Südindiens endlich soll von Negapatam nach Tritschinopoly führen mit Zweigbahnen nach Salem und Tuticorin 300 engl. Meilen. Von dem Kostenanschlage von 2 Mill. Pfd. St. sind bis jetzt nur 500,000 Pfd. St. genehmigt.

Wir fügen noch ein paar Worte über die Eisenbahn in Ceylon hinzu, das bekanntlich nicht unter der Ostindischen Compagnie, sondern schon immer direct unter der englischen Regierung stand. Eine Eisenbahn in Ceylon war schon lange im Werk. Den letzten Nachrichten nach waren 14 englische Meilen im Bau schon ziemlich weit vorgerückt und 1400 Kulis dabei beschäftigt, um aber die trockene Jahreszeit dabei zu benutzen, sollten noch 1000 angestellt werden. Die Kosten waren anfangs nur auf 1,200,000 Pfd. St. angeschlagen, davon waren 294,221 Pf. St. erhoben, und 95,538 Pf. St. in England, und in Ceylon 115,675 Pf. St. bis zum 9 Febr. verausgabt. Man versprach sich von ihr alles Gute, da die Colonie blühend, schuldenfrei und ihre Einkünfte in fünf Jahren sich von 408,000 auf 747,000 Pf. St. gehoben hatten. Nach den Berichten von Hrn. Hawkshaw geht die erste Section von Colombo bis Gordonsbridge 60 engl. M., die zweite von da bis Kandy 19 engl. Meilen. Die Kosten der ganzen Linie schlug Hr. Doyne auf 2,214,000 Pf. St., oder 27,675 Pf. St. per engl. Meile an.

Wenn diese inländischen Eisenbahnen für Indien von der größten Wichtigkeit sind, so liegt England fast noch mehr daran eine Eisenbahn nach Indien durch das türkische Gebiet herzustellen. Die Euphratroute nach Indien war der Pforte schon längst vorgeschlagen worden, aber Frankreich widersetzte sich der Ausführung durch seinen Gesandten in Konstantinopel. Die arabischen Scheikhs hatten schon eingewilligt gegen einen jährlichen Tribut das Werk nicht nur nicht zu stören, sondern es auf alle Weise zu fördern. Die großen Vortheile die eine solche Eisenbahn für England hätte, liegen auf der Hand. Hr. W. P. Andrew, der unermüdliche und weitsehende Vorstand der Compagnie, hat sie jüngst in einem Briefe hervorgehoben. Eine solche Eisenbahn von 800 engl. Meilen Länge, sagt er, ist überaus leicht von Seleucia am Mittelmeer durch die Ebene des Euphrat und Tigris nach Bassorah am persischen Meerbusen gebaut, und würde England die erste strategische Position in der Welt geben. Die Entfernung Englands von Indien würde um 1000 engl. M. verringert, und man brauchte nur die Hälfte der Zeit um hin zu kommen. Da ihr Aus- und Eingang an einem offenen Meer gelegen, könnte England sie leicht vertheidigen, die asiatisch-russische Gränze liegt fern. Durch das Industhal von Kurratschi nach Lahore geht schon eine Linie von Dampfschiffen, und die große militärische Macht, welche im Pendschab und Ober-Indien steht, würde von unermeßlicher Wichtigkeit seyn, wenn eine Dampfschiffahrt im persischen Golf die Industinie mit der Euphratlinie verbände. Persien wäre nicht mehr isolirt, gewänne für seinen Handel mit Europa einen leichten Ausgang in das Mittelmeer, statt der jetzigen langen kostspieligen Route nach dem schwarzen Meer. An eine Invasion Indiens durch Rußland oder durch eine andere Macht wäre nicht mehr zu denken, und im Nothfalle könnte England in zwei Wochen Truppen in Kurratschi, und in wenig mehr als drei Wochen in Lahore landen. Die Schifffahrt auf dem Euphrat und dem Tigris ließe sich auch verbessern. Von Seleucia bis zum Castell Zabor am Euphrat sind 150 engl. Meilen, und die Kosten würden 1½ Mill. Pf. St. betragen; von Seleucia nach Bagdad 600 engl. M. und die Kosten 4 Mill. Pf. St.; von Seleucia nach Bassorah an der Spitze des persischen Meerbusens sind 800 engl. M. und die Kosten 6 Mill. Pf. St. Eine Eisenbahn von Bagdad nach Seleucia von 600 engl. M. Länge würde eine neue Route nach Indien geben. Diese selbe Route benutzten vor Alters zur Zeit der Blüthe Babylons schon die Phönicier bei ihrem Handel mit Indien. Später wurde Alexandria das Emporium für Europa und Ostasien, bis die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung einen neuen Weg eröffnete. Jetzt würde man allmählich auf den alten zurückgehen. Die Eisenbahn durch Aegypten hat schon einen großen Theil der langen Seereise um das Südende von Afrika unnöthig gemacht. Wenn eine Verbindung zwischen Seleucia, Bagdad und dem persischen Golf mit Bombay oder Kurratschi hergestellt wäre, würde die ägyptische Bahn aber gewiß wieder bald einen großen Theil ihres Zuspruchs verlieren.

Eine Schifffahrt im rothen Meere.

Donnerstag den 25 Sept. verließen wir Aden, wo wir uns beinahe drei Wochen lang aufgehalten hatten, um einen kleinen Kreuzzug ins rothe Meer zu unternehmen. Im Laufe des ersten Tages jedoch wurden wir durch den Südwestwind und durch eine widrige Strömung von Westen, anstatt uns unserem nächsten Ziele, der etwas mehr als 1½° westlich von Aden gelegenen Straße Bab-el-Mandeb, zu nähern, davon entfernt, und erst in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, nachdem sich der Wind nach Süden, zuletzt nach Osten gewendet und wir im Laufe des Morgens Cap. St. Anthony, einen nicht allzu hohen Berg, in Sicht gehabt, konnten wir uns unter beständigem Lothen vorsichtig dem Eingang in das

rothe Meer nähern. Der alte graubärtige arabische Lootse, den wir aus Aden für diese See mitgenommen hatten, schien nichts rechtes zu verstehen, und so brasten wir denn, da die Nacht außerordentlich finster war, gegen 3 Uhr back, und erwarteten das Wiedererscheinen des Tageslichts, um weiter zu segeln. Der anbrechende bewölkte Morgen ließ uns in nicht großer Entfernung die flache Küste Arabiens mit den blauen Bergketten im Hintergrunde, sowie die Felsen von Bab-el-Mandeb erkennen. Der günstige Wind brachte uns schnell vorwärts, immer dunkler wurden die kahlen Berggipfel vor uns, und ungefähr gegen 8 Uhr befanden wir uns inmitten der kleinen Straße welche, zwischen dem Festland Arabiens und der kleinen Felseninsel Perim hinführend, wohl kaum zwei englische Meilen breit ist. Trotzdem aber wird sie, weil man in ihr auf 12—15 Faden Tiefe guten Ankergrund findet, mehr befahren als der vielmal breitere westliche den Golf von Aden mit der rothen See verbindende Meeresarm, die sogenannte große Straße. In letzterer kann der großen Tiefe wegen kein Schiff ankern, dazu liegen an ihrer südwestlichen Seite eine Menge steiler Klippen und Inseln, die seven brothers, und die Strömung in ihr ist häufig so stark, daß man selbst bei nicht allzu heftigem günstigen Winde kaum gegen sie anarbeiten, aber bei conträrem Winde nicht daran denken kann hier durchzukreuzen. Wir wählten also den schmäleren Durchgang, den auch die Dampfschiffe benutzen. Zu unserer Linken hatten wir die nicht allzu hohen steilen Uferklippen des ganz ebenen Perim, rechts von uns stiegen die Felsen der arabischen Küste mit vielfachen Vorsprüngen und Buchten senkrecht aus den Fluthen, die an ihrem Fuße brandeten, und in geringer Entfernung hinter ihnen erhob sich der Pic des Caps Bab-el-Mandeb beinahe isolirt aus der ihn umgebenden Sand- und Steinwüste, die nur einige Sodapflanzen hervorbringt, zu jäher Höhe. In scharfen stets wechselnden Contouren zeichneten sich die steilen Felsenhänge an dem grauen Himmel ab, der nur dazu beitrug den schwarzen Gesteinen, der ganzen wilden, einsamen und doch großartigen Scenerie einen noch traurigeren Anstrich zu verleihen.

An der Nordseite des Caps befinden sich zwei tief in das Land einschneidende Buchten, und das Land um sie herum bis zu der wohl eine Meile vom Strand aufsteigenden Bergkette ist so niedrig, daß die See, wenn sie nur wenige Fuß über ihr gewöhnliches höchstes Niveau stiege, es ganz überfluthen würde. Vor den südlichen Winden geschützt ankern hier in der Regel einheimische Fahrzeuge, welche, nach Mocha bestimmt, diesen Platz nicht vor Sonnenuntergang erreichen können.

Im Laufe des Vormittags klärte sich der Himmel auf, und ein frischer Südostwind, vor dem wir unsere 8—9 Meilen liefen, kam durch. Wir segelten ungefähr in einer Entfernung von 2 — 3 Meilen der arabischen Küste entlang. Hinter dem flachen unfruchtbaren sandigen Uferlande ziehen sich niedrige Felsenrücken hin, überragt von den im Innern liegenden Bergzügen und durch einzelne Lücken von Zeit zu Zeit dem Auge das höhere Binnenland entschleiernd. Gegen 2 Uhr Nachmittags bekamen wir Mocha in Sicht. Schon 6—7 Meilen südlich von dieser Stadt gewinnt die Küste ein ganz anderes Aussehen. Die Felsenreihen in der Nähe des Strandes treten mehr und mehr in den Hintergrund zurück, und die weite Ebene, die sich vor unseren Blicken auftut, bedeckt sich mit dem frischen Grün der Vegetation; dichte Palmenwälder ziehen sich von hier bis Mocha hin, ein wahrhaft überraschender Anblick, nachdem man so lange nichts als einförmige Sandstrecken und dunkle vulcanische von der glühenden Sonne verbrannte (?) Felsmassen gesehen hat, trostlose Gegenden welche niemals weder eine einsame Pflanze noch die Gegenwart von Menschen und Thieren belebt.

Je weiter wir kamen, desto lachender wurde die Aussicht. Die Sonne schien so freundlich vom unbewölkten Himmel herunter, denn der frische Südost milderte hier auf der See ihre Gluth, und ihr Licht brach sich in tausend Reflexen auf den schaumgekrönten Gipfeln der unendlichen Menge langgezogener Wellen, welche die kräftige Brise aus dem Meer aufwühlte und rauschend ab- und zuschwellend hinter uns herjagte. Immer höher stieg aus den blauen Fluthen die Stadt Mocha, der Schlüssel des rothen Meeres, die zuerst nur als eine lange glänzende Linie am Horizont sichtbar war, deren einzelne Gebäude mit ihren glatten Dächern man aber immer deutlicher erkennen konnte. Es ist ein unbeschreiblich anmuthiges Panorama welches sich hier vor dem Auge des vorüberseglenden Beschauers entrollt. Dicht dem Strand entlang zieht sich die in den Strahlen der Sonne weit hinaus in das Meer schimmernde Häusermasse hin, beherrscht von den zahlreichen hohen Minarets, die wie riesige Nadeln in die klare durchsichtige Luft hineinragen. Hier und da erhebt sich eines der massiven Bauwerke über seine Nachbarn und unterbricht im Verein mit den luftigen Kuppeln mehrerer Kabas (Gräber) die Einförmigkeit der Häusermasse. Einige der bedeutenderen am Strande stehenden Häuser zeigen noch die schöne, phantasiereiche saracenische Bauart, während andere in dem jetzigen rohen arabischen Geschmacke errichtet sind. Bei den ersteren macht die unregelmäßige Stellung der Fenster durchaus keinen unangenehmen Eindruck, sondern erhöht eher den ich möchte sagen romantischen Reiz des Ganzen. In elliptischer oder Spitzbogenform öffnen sie sich zeitweilig auf kleine Balcone von künstlich geschnitztem Holzwerk, oder sind mit einem ebenfalls zierlich gearbeiteten Gitterwerk von Holz oder Stein versehen, durch welches Luft und Licht Zutritt in die inneren Räume erhalten. Die Brustwehr des glatten Daches, das in der Mitte niedriger, zu beiden Seiten von einem höheren Aufbau überragt wird, ist crenelirt, und hier und da noch mit kleinen luftigen Spitzthürmchen besetzt. Am Fuße dieser Gebäude stehen hier und da kleine bescheidene Hütten, und die Dattelpalme, der Segen Arabiens, breitet hoch über ihnen ihre volle reiche Krone aus. Auf einer Landzunge, die weit nach der See hinaustragt, steht am nördlichen Ende der Stadt ein rundes Castell von dem die Landesflagge weht, und in dessen Nähe eine Menge arabischer Fahrzeuge ankern; ein ähnliches Werk, etwas mehr als eine Meile von ersterem entfernt, ist ebenfalls zum Schutze des zwischen beiden liegenden Hafens auf der westlichen Spitze einer südlich gelegenen Sandbank

errichtet. Um die ganze eigentliche Stadt, d. h. um den aus Steinhäusern bestehenden Theil derselben, zieht sich die an vielen Stellen verfallene crenelirte Mauer, an der Seeseite vielleicht 15—16 Fuß, an der Landseite aber wohl um das doppelte so hoch, und in nicht allzugroßer Entfernung von einander mit kleinen runden Thürmchen besetzt. Die auf ihnen hier und da zwecklos, wie durch Zufall, aufgestellten Kanonen sammt den ganzen Befestigungswerken mögen wohl einem Feind imponiren, der wie die Beduinenstämme der Wahabiten selbst kein Geschütz hat, aber gegen einen Angriff von Artillerie sind sie ein rein illusorischer Schutz, und eine einzige Breitseite eines europäischen Kriegsschiffes würde genügen sie dem Boden gleich zu machen.

Außerhalb der Mauern der Stadt liegen die von den Juden, den Sumanlie, den Eingebornen der gegenüberliegenden habessinischen Küste und der ärmeren Classe der Bevölkerung bewohnten Quartiere, eine Menge kleiner, runder und ovaler Hütten mit einem conischen Binsendache, und weiter nach Süden schimmern, von dichtem Grün umgeben, kleine Landhäuschen und die weißen Mauern einer Menge Grabmäler (Kabas), viereckige massive Gebäude, die auf architektonische Schönheit wohl keinen Anspruch machen können, aber mit ihren zahlreichen, auf der Mauerkrone vertheilten Thürmchen, ihren Verzierungen in weißem Stuck, und den hohen, oft die umgebende Vegetation überragenden Kuppeln dem Auge zum angenehmen Ruhepunkt dienen.

Unaufhaltsam glitt das Schiff an dem von See aus so malerischen Mocha dahin; die Einsamkeit und Oede der Wüste deckte wiederum die eben noch so lebendigen Ufer, und die Dunkelheit der einbrechenden Nacht hüllte bald alles, Land und Meer, in ihren Schleier. Wir machten kleine Segel, doch war es beinahe nicht nöthig, da während des größten Theils der Nacht umlaufende Winde oder totale Windstille herrschten. Der anbrechende Morgen zeigte uns die nackten, im Glanz der jungen Sonne in wunderbaren Farben spielenden Felsen von Harnisch Island, circa 7′ West von uns. Im Laufe des Tages segelten wir an der unfruchtbaren arabischen Küste entlang, und ankerten des Nachmittags gegen 5 Uhr in Hodeida, dessen Rhede beinahe ganz ungeschützt an dem geraden Ufer sich hinzieht. Im Bau und in der Scenerie der arabischen Städte herrscht ebenso wie im Typus des sie umgebenden Landes wenig Abwechslung; daher gilt auch von Hodeida beinahe dasselbe wie von dem oben beschriebenen Mocha, nur daß ersteres bedeutend kleiner ist, und daß es, weil sich über die weiße Häusermasse nur ein bedeutendes Minaret neben zwei hohen Kuppeln erhebt, keinen so großartigen Anblick darbietet. Auch hier umgibt eine crenelirte Mauer die Steinhäuser, und zwei runde Castelle, von denen das eine an dem nördlichen, das andere am südlichen Ende der Stadt liegt, scheinen mehr zur Zierrath als zum Schutz errichtet zu seyn. Rechts und links von der eigentlichen Stadt ziehen sich zwischen Palmen- und Bananenbäumen Reihen von Hütten in weite Entfernung hin. In der nächsten Umgebung gewahrt man nicht wie bei Mocha liebliche Palmenwälder, sondern nur einzelne mit dichtem niedrigen Gebüsch bewachsene Flecke Landes, und diese machen, nur spärlich zerstreut, bald wieder einer unwirthlichen Wüste Platz, welche überall an der westlichen arabischen Küste den größten Theil des Küstenlandes Tschama[1] ausmacht.

Unser Aufenthalt in Hodeida währte beinahe zwei Tage. In der Nacht zum ersten October gingen wir wieder unter Segel, und das Ziel unserer dießmaligen Reise war die ungefähr 50′ nördlich von Hodeida an der habessinischen Küste liegende kleine Insel Massaua. Am nächsten Morgen waren wir mitten in der Gruppe der Zebayer-Inseln, etwa 10 deutsche Meilen von Hodeida entfernt, und passirten die nördlichste von ihnen, indem wir sie an Steuerbord hatten, in geringer Entfernung. Sie ist, wie uns unser alter arabischer Lootse erzählte, sammt den übrigen kleinen Inseln unbewohnt. Auch hier sieht man nichts als kahle röthliche Felsmassen, am östlichen Ende der Insel einen ziemlich hohen Pic, der nach dieser Seite hin sehr steil ist, während sich der Bergrücken nach Westen zu etwas sanfter abdacht, um zuletzt ebenfalls beinahe senkrecht nach der See abzufallen. Bei Tag wehte der Wind stets ziemlich frisch aus SO., und milderte dadurch die Hitze außerordentlich, des Nachts aber flaute er stets ab, und manchmal trat vollkommene Windstille ein. Das Meer war von einer wunderbaren Klarheit und Bläue; niemals habe ich während der schönen ruhigen Nächte anderwärts ein so intensives Leuchten bemerkt wie hier. Die geringste Bewegung des Wassers, das leiseste Anschlagen der Wellen an die Seiten des Schiffes entzündete Tausende verborgener Lichter, erweckte Millionen schlafender Feuerfunken von der verschiedensten Größe und Intensität, um sie im nächsten Augenblick verlöschen zu lassen und wieder aufs neue zu schaffen. Auf eine weite Strecke hinter uns war der Weg des Schiffes an dem leuchtenden Kielwasser kenntlich, ein prachtvolles, ewig wechselndes Schauspiel, dem man stundenlang zusehen kann ohne desselben müde zu werden.

Wir erreichten das Land in der Nähe der hohen felsigen Insel Howakil, die nicht weit von der habessinischen Küste liegt; doch sahen wir sie nur in der Ferne, und passirten Donnerstag Nachmittags das flache, aus Korallenfelsen gebildete Dahlac el Kebir, die größte der zum Dahlac-Archipel gehörigen Inseln und Riffe, der sich an der Küste des Festlandes entlang nach Norden und weithin nach Osten ins rothe Meer erstreckt. Dahlac el Kebir hat ungefähr die Gestalt eines rechtwinkeligen Dreiecks, dessen eine Kathete, das südliche Ufer, sich ohne tiefe Buchten ungefähr in der Länge eines halben Grades von Osten nach Westen erstreckt, während die westliche Seite (die andere Kathete) und die Nordostseite die Hypothenuse mehrere Meilen tiefe Einschnitte in das Land hat. Von Norden nach Süden beträgt ihre Ausdehnung circa 18′, da wo sie am größesten. Das Land erscheint eben und ist mit Vegetation bedeckt. War Dahlac el Kebir, wie man aus aufgefundenen Ueberresten von Bauwerken und den geschich-

[1] Tschama nennt man in Arabien das zwischen der See und den nächsten Bergzügen des Innern liegende flache Küstenland, im Gegensatz zu Nedschd, dem Hochlande.

lichen Ueberlieferungen schließen kann, eine durch Handel blühende Insel, so ist es jetzt in dieser Hinsicht ganz gesunken und unbedeutend. Die Eroberung Massaua's durch die Türken vernichtete seinen Wohlstand, und die wenigen Hunderte von Bewohnern, die es jetzt zählt, leben nur noch von dem Ertrag der Perlenfischerei und dem Fang der hier häufig vorkommenden Schildkröten, denn Ackerbau treiben sie nicht, obgleich die Insel genug fruchtbaren Boden enthält.

Unser Lootse war, seit wir uns der habessinischen Küste genähert hatten, aus seiner gewöhnlichen Lethargie etwas aufgewacht, und hatte sich nach seiner Meinung gewiß sehr thätig benommen, indem er ein paarmal, um nach Land auszusehen, bis unter den Mars (Maskkorb) gestiegen war, sonst blieb für gewöhnlich das Quarterdeck und seine Schlafmatte sein einziges Revier. Seine Kenntniß des hiesigen Meeres schien nicht allzugroß, und wir erfuhren von ihm wenig mehr als was wir selbst aus den Karten ersehen konnten.

Während der Nacht vom Donnerstag zum Freitag steuerten wir bei flauer oft aussetzender Briese auf das im SO. von Massaua liegende Vorgebirge Nas Gedam zu, welches die nicht allzutief nach Westen einschneidende Bucht von Massaua, von der nach Süden wohl 8—10 deutsche Meilen ins Land hineinreichenden Adulis-Bay scheidet. Am südlichen Ende dieses letzteren Busens liegt die Stadt Zulla nicht weit von dem alten Adulis, und in ihrem Eingange die nicht unbedeutende Insel Desset, an deren östlichem Ufer sich ein guter Ankerplatz findet. Massaua ist die östlichste von drei kleinen Inseln (die anderen beiden heißen Toalhut und Sgeid Scheik), welche an der Bucht gleichen Namens in ganz geringer Entfernung vom Festlande liegen. Seine größte Länge von OND nach WSW mag wohl eine engl. Meile seyn, während seine Breite kaum einige 100 Schritt beträgt. Im Norden Massaua's, wo sich in geringer Entfernung eine dicht mit Euphorbien-Sträuchern bewachsene Halbinsel vom Land aus nach der See zieht, befindet sich der schöne breite Hafen, in den wir, da wir über Nacht mit dem Strom nach Norden getrieben waren, und am Vormittage meist nur flaue Bries hatten, erst gegen Mittag einlaufen konnten. Auf der Nordost-Spitze der Insel erhebt sich ein kleines unbedeutendes Castell, nicht weit davon ein Flaggstock, auf dem die türkische Flagge wehte, und neben demselben slauden auf halbzerbrochenen wackeligen Lafetten ein paar alte rostige Geschütze, aus denen unser Salut von drei Schüssen erwidert wurde.

Die Stadt selbst nimmt den westlichen nur ein paar Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Theil der Insel ein, während die wohl 15—20 hohe östliche Hälfte, an der die nackten Korallenfelsen zu Tage kommen, kahl und unbewohnt, nur zum Begräbnißplatz benützt wird, und an ihrem östlichen Ende mehrere halbverfallene Cisternen zum Auffangen des Regenwassers enthält.

Der Anblick der Stadt vom Hafen aus ist wenig erbaulich; ein hohes von der Zeit geschwärztes mit ein paar Balconfenstern versehenes, sonst einem Gefängnisse recht ähnliches Steingebäude liegt gerade vor uns, daneben einige andere kleinere gemauerte Häuser, und rechts davon ein ganzes Labyrinth von niedrigen Strohhütten, dicht am Wasser, bis zum anderen Ende der Insel reichend — das ist alles was man von der Stadt sieht. Einheimische Fahrzeuge waren nur sehr wenige hier und die Ankunft eines großen europäischen Schiffes hatte gewiß vielfaches Staunen unter den Bewohnern Massaua's erregt.

Neben dem Landungsplatz der Boote, einem kleinen steinernen Kai uns gegenüber, dehnt sich von allen Seiten umschlossen ein weiter Platz aus, über den man hinweg muß ehe man nach dem Innern der Stadt gelangt. Der Weg dahin führt durch das ebenerwähnte große Gebäude, welches zugleich Zollhaus, Caserne für die hier stationirte türkische Besatzung von etwa 200 Mann, Sitz der Regierung und Palast des hier residirenden Gouverneurs ist. Das große offene Thor wird im Innern auf der einen (der linken) Seite von einer Partie türkischer Soldaten bewacht, die aufs schrecklichste mit Flinten, ein paar Pistolen, einem krummen Dolch und Säbel bewaffnet sind, während zur Rechten auf einer gemauerten Erhöhung, zu der man auf einigen Stufen hinansteigt, der Zolleinnehmer oder Kadi — vielleicht vereinigt er beide Würden in seiner Person — thront, ein alter, hinfälliger und kränklich aussehender Türke in der reichen Kleidung seines Landes. Nachlässig lehnt er sich auf die zahlreichen Kissen, die auf den hier ausgebreiteten Strohmatten und persischen Teppichen liegen, und raucht aus einer reichverzierten hohen Huka seinen Latakia. Das mit Messing beschlagene Kästchen vor ihm, in dem er von Zeit zu Zeit kramt, enthält verschiedene Papiere und Geld, letzteres wahrscheinlich die Zolleinnahmen des heutigen Tages.

Das Innere der Stadt, in welches man durch dieses stets von Aus- und Eingehenden und einer Menge von Bettlern belebte Thor gelangt, sieht in der That besser aus als der äußere Anblick versprach. Mehrere, wenn auch nicht allzubreite, doch wenigstens reinlich gehaltene, recht gangbare Straßen zweigen sich vom Thor aus in verschiedenen Richtungen ab. Gemauerte Waarenmagazine, meist nur ein Parterregeschoß enthaltend, begränzen einen der nach rechts führenden Wege; ein- und zweistöckige Steinhäuser, die der weiße Kalkanstrich recht freundlich erscheinen läßt, stehen hier und da hell hinter dem Grün einiger Bäume versteckt, und werden der Mehrzahl nach von den hier ansässigen Banjanen bewohnt. Bei weitem der größte Theil der Eingebornen aber lebt in Hütten, die aus trockenem Binsengras und Stangen errichtet sind, und nur die hohen Giebeldächer dieser lustigen Wohnungen ragen über die aus demselben Material verfertigten Einfriedungen hinweg, welche den vor einer jeden befindlichen ziemlich geräumigen Hof umgeben. Auf diesem freien Platze bemerkt man hin und wieder einige Bäume, Sträucher und kleine Anpflanzungen. Das Innere der Hütten ist gewöhnlich durch Wände von Flechtwerk in mehrere Räume gesondert und mit Matten austapeziert.

In den Straßen der südlichen Stadttheile herrscht nicht viel Verkehr; dagegen sind die rechts vom Gouvernementshaus am Strande sich entlang ziehenden und der weite Platz vor diesem Gebäude selbst desto belebter. Hier wird täglich

ein großer Markt mit Lebensmitteln gehalten, die von den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste herübergebracht werden, denn die Insel selbst erzeugt nicht das Geringste. Da kann man Brod, Fleisch, Früchte, Getreide, Durra (die sogenannte Negerhirse, Sorghum vulgare), die zur Toilette der Massauaner Damen erforderlichen Hennablätter, Wasser, von dem täglich in ziegenledernen Schläuchen mehrere Bootsladungen voll ankommen, stark geräucherte [1] Milch in kleinen, zierlichen, dicht geflochtenen Binsenkörbchen, und des Abends eine Menge schöner wohlschmeckender Fische kaufen; denn eine große Anzahl der ärmeren Leute beschäftigt sich mit ihrem Fang, und bringt sie, wenn ihre Tagesarbeit vorüber, hieher zu Markt.

Ist die Marktzeit schon vorbei, und man will etwas erhandeln, so ist es Sitte in den Straßen der Stadt den gewünschten Artikel laut auszurufen, wer ihn dann zum Verkauf hat, tritt vor die Thür seines Gehöftes und bietet ihn dem Sucheuden an. Auf dem Markte fielen mir auch einige der Küstenbewohner wegen ihrer sonderbaren Haartracht auf. Dasselbe fiel an den Schläfen und am Hinterkopf in einer Menge Löckchen und Zöpfchen herab, mitten auf dem Kopf war es in einen mehrere Fäuste dicken Wulst zusammengebunden und durch diesen in schräger Richtung ein wohl zwei Fuß langes pfeilförmig zugeschnittenes Stäbchen gesteckt. Außerdem war es, um den Reiz noch zu erhöhen, reichlich geölt, und ziemliche Klümpchen weißes Rinderfett klebten überall zwischen den Flechten. Sonst sahen die schwarzen Gestalten ganz anständig aus, und trugen einen einfachen Schurz um die Lenden.

Die Massauaner, sowohl Männer als Weiber, sind ein hübscher Menschenschlag, besonders haben die Kinder häufig ein sehr einnehmendes Aeußere. Ihre Haut hat eine dunkle Kupferfarbe, ihr Wuchs ist schlank, das Gesicht oval mit regelmäßigen Zügen, und das Profil schön gezeichnet. Die Kleidung der bessern Classen besteht aus dem gewöhnlichen bunten Lendentuche (der einzigen Bekleidung armer Leute) und einem langen weißen Hemd, über welches noch ein bis zu den Knien reichender baumwollener oder seidener bunter Rock ohne Aermel, eine Art lange Weste, gezogen wird. Von Waffen sieht man nur bei einigen von ihnen den krummen arabischen Dolch (djimbia). Das Haar tragen die Männer glatt abrasirt und ihren Kopf mit einem kleinen bunten Käppchen bedeckt, um welches man ein langes buntes Tuch als Turban wickelt. Die Frauen flechten ihr schönes schwarzes Haar zu einer Menge über den Nacken herabhängender Zöpfe, ölen und parfümiren es stark, und umwickeln den Kopf mit einem Tuche, welches, sobald sie die Straße betreten, über das Gesicht herabgezogen wird. Ihre sonstige Kleidung machen zwei Tücher aus: das eine bedeckt, um die Lenden gewickelt, die untern Körpertheile bis auf die Knöchel; das andere, über die Schultern geschlagen, Arme und Busen. Die gewöhnlichen Schmucksachen sind Perlenschnüre um den Hals und silberne Spangen und Ringe an Arm und Fußgelenken.

Der Charakter der Massauaner ist, weil der Handel ihr Hauptverwerb, beinahe ihre einzige Beschäftigung ausmacht, ein sehr friedfertiger, wenn auch nicht in dem Grade wie bei den Banjanen; doch sind sie listig, verschmitzt und zu Betrügereien und Uebervortheilungen des Fremden sehr geneigt. Handwerker gibt es unter den hiesigen Eingebornen nur wenige, es sind dieß meistentheils Ausländer, Aegyptier, Araber und Banjanen, und besonders sind die letztern in der Anfertigung von Gold-, Silber- und Elfenbeinarbeiten sehr geschickt. Die vielen Kaffeehäuser, hohe geräumige Hütten, in denen die Besucher rings herum an den Wänden auf überflochtenen Bänken sitzen, werden von Früh bis Abend nicht leer; denn hier pflegen alle Müßiggänger, wenn ihre wenigen Geschäfte vorbei sind und sie nicht länger Lust haben sich auf den Straßen oder auf dem Markt herumzutreiben, den Tag mit Rauchen und Kaffeetrinken zuzubringen.

(Schluß folgt.)

Notizen über Bonplands Schicksale in den La Plata-Staaten.

Aufgefordert durch Hrn. Jomard hat der südamerikanische Reisende, Martin de Moussy, welcher 1841, 1850 und 1854 mit Bonpland persönlich und sonst noch schriftlich verkehrte, der geogr. Gesellschaft in Paris genaue Daten über den südamerikanischen Aufenthalt des berühmten Begleiters A. v. Humboldts geliefert. Bonpland kam im Jahre 1817 an den Silberstrom und hielt sich anfangs zwei Jahre in Buenos-Ayres auf, wo er sich als Arzt beschäftigte. Von dort brach er nach den Missionen zwischen dem Parana und Uruguay auf. Sechs dieser Ansiedlungen waren von den Portugiesen während des Krieges in der Banda Oriental zerstört worden. Francia, der damalige Dictator von Paraguay, hatte fünf andere Dörfer auf dem linken Ufer des Parana räumen lassen, so daß das Land dort völlig unbewohnt blieb. Bonplands Lieblingsbeschäftigung im spätern Lebensalter bestand in der Aufspürung natürlicher und der Anpflanzung künstlicher Yerbales, das heißt, Wälder oder Buschwerke von Maté- oder Paraguathee. Er begab sich daher nach Corrientes und erhielt von dem damaligen Gouverneur dieser Provinz, Ramirez, die Erlaubniß in den ehemaligen Missionen eine Ansiedlung zu gründen. Der betreffende Landstrich galt zwar als corrientinisch, allein Francia hatte für Paraguay den Besitz in Anspruch genommen. Ende 1819 brach Bonpland mit einer kleinen Karawane dorthin auf und begann sich in den Ruinen der Mission Santa Ana einzurichten. Diese Ortschaft lag auf einem Hügel zwischen zwei Bächen, zwei Lieues vom Flusse Parana auf dem corrientinischen Ufer. Die Kirche war niedergebrannt und die Dächer der Häuser eingefallen, das ehemalige Jesuitencollegium indessen noch ziem-

[1] Man räuchert die Milch sobald sie gemolken, um zu verhüten daß sie bei der großen Hitze zusammenläuft.

lich gut erhalten. Bonpland und seine Begleiter entfernten das Gestrüpp, machten die Gebäude wieder bewohnbar und reinigten den Garten. So verflossen friedlich mehrere Monate. Etliche dreißig Lieues östlich am Ufer des Uruguay lag das Yerbal oder natürliche Thee-Buschland Nu-Guazu, dessen Producte weit berühmt waren. Zur Erforschung dieser vegetabilischen Schätze schickte Bonpland einen Theil seiner Leute hinweg, während er selbst mit nur zwei Dienern in der Mission blieb. Am andern Ufer des Parana lag eine kleine paraguayensische Besatzung mit der man im besten Einvernehmen gestanden hatte. Plötzlich eines Morgens kamen Soldaten mit einem Officier an der Spitze und brachten Bonpland den Befehl unverzüglich sich dem Dictator von Paraguay zur Verfügung zu stellen. Man ließ dem Botaniker kaum Zeit die unentbehrlichste Habe zusammenzuraffen, mißhandelte seine Leute und schleppte ihn nach Santa Maria da Fé, welcher Ort ihm zum Aufenthalt bis auf weiteres angewiesen wurde, mit dem strengsten Verbot das Departement zu verlassen.

Man hat gesagt, und die Amerikaner von der Water Witch haben es erst kürzlich wiederholt, Dr. Francia sey durch die Bemühungen Bonplands zur Ausbreitung der Yerbales eifersüchtig geworden, weil der Paraguaythee ein Monopol des Dictators ist. Allein dieß war keineswegs sein wahrer Beweggrund, sondern er betrachtete Bonpland als seinen Feind, weil er gewagt hatte auf einem von Paraguay beanspruchten Gebiet eine Niederlassung zu gründen. Die europäische und übereifrige Diplomatie bemühte sich vergeblich den Gefangenen zu erlösen, sie machte vielmehr Francia nur hartnäckiger, so daß erst, nachdem alle auswärtigen Bemühungen aufgehört hatten, ihm die Freiheit verkündigt wurde. Neun Jahre blieb Bonpland in Santa Maria, beschäftigte sich als Arzt, pflanzte abermals wieder Theegärten und errichtete eine Zuckerbranntweinbrennerei. Plötzlich im Jahre 1830 erhielt der Botaniker den Befehl binnen 48 Stunden Paraguay zu verlassen, so daß er also alle seine neuerwobenen Besitzungen wieder aufgeben mußte. Von Santa Maria da Fé begab er sich nach Itapua, dem einzigen südlichen Hafen welcher dem Fremdenverkehr geöffnet ist. Der dortige Gouverneur war aber nicht von der Landesverweisung Bonplands benachrichtigt worden und hielt — denn die Zeit ist wohlfeil in Paraguay — volle acht Monate unsern Gelehrten als Gefangenen zurück, während welcher Zeit ein wackerer Spanier, Felix Correa, sich des Geprüften annahm. Als endlich der Befehl seiner Freilassung ankam, wandte er sich nach San Borja.

Dieses Städtchen ist das einzige welches von den sieben Missionen auf dem linken Ufer des Uruguay verschont geblieben ist, und eine kleine Wegstunde abseits von diesem Fluß liegt. Dort nun lebte Bonpland unter den friedlichen Einwohnern 13 Jahre lang. Im Jahr 1844 entschloß er sich aber zu größeren landwirthschaftlichen Unternehmungen. Er erhielt von der corrientinischen Regierung als emphyteutisches Besitzthum zwei Quadratlieues Grund und Boden genau unter 30° südl. Br. am rechten Ufer des Uruguay, und sieben Stunden von der kleinen Stadt Restauracion gelegen, wo er einen großartigen Orangengarten zu gründen beschloß, dessen Stämme er bis auf 10,000 zu bringen gedachte. Der Gelehrte verstand sich aber nicht auf solche Unternehmungen, und da er sich fast nur mit Halbblut-Indianern umgab, wurde er auch von seinen Leuten schlecht unterstützt und seine Güte beständig mißbraucht. Im Jahr 1850 unternahm er eine botanische Erforschungsreise in der Provinz Rio Grande, wo er wieder sehr viel natürliche Theepflanzungen aufspürte. Auf der Rückkehr traf er mit unserm Berichterstatter zusammen, und beklagte sich bitter daß er niemals über die Ankunft wissenschaftlicher Gegenstände und Schriften, die er nach Paris geschickt, eine Empfangsanzeige von dort erhalten habe. Aus Paris jedoch waren, wie es ermittelt worden ist, die Antworten immer pünktlich ertheilt worden, die Briefe hatten aber, wie es scheint, den Botaniker nie erreicht. Im Jahr 1854 wo ihn Hr. v. Mouſſy das letztemal sah, kam er eben wieder von Reisen zurück, es war aber bereits bei dem 81jährigen Manne eine Schwächung der geistigen Kräfte sehr merklich geworden. Am 11 Mai 1858 starb er im Alter von 85 Jahren, denn er war am 29 Aug. 1773 geboren. Seinen Erben hinterließ er nichts als seine botanischen Sammlungen und Schriften, sowie jene zwei Quadratlieues Grund und Boden, deren volles Eigenthum als Nationalbelohnung dem Gelehrten ein Jahr vor seinem Tod von der corrientinischen Regierung gewährt worden war.

Portugiesische Räuber.

Von den Truppen welche die englische Regierung im Jahre 1827 unter dem Befehl des General-Lieutenants Sir William Clinton nach dem Tejo schickte um nöthigenfalls durch Waffengewalt den Frieden unter den sich in Portugal bekämpfenden Parteien zu beschleunigen, waren einige Regimenter nach Coimbra und Leira gelegt. Ein Monat nach ihrem dortigen Einrücken war verflossen, als sich die verschiedenen Zahlmeister, nur von weniger Mannschaft begleitet, in das zu Lissabon befindliche Hauptquartier begaben um die fällige Löhnung zu holen.

Auf dem Rückwege nahmen sie Nachtquartier in Carvalhos, und weil sie keine Lebensmittel bei sich führten, quartierten sie sich in das einzige Wirthshaus des Ortes ein, anstatt die ungastlichen Gemächer der leer stehenden Caserne zu beziehen.

Der Wirth war ein zuthunlicher, ziemlich wohlbeleibter heiterlustiger Gesell, der sein Lebenlang weiter keinen Zweck und keinen Ehrgeiz gehabt zu haben schien, als es seinen Gästen so behaglich als möglich zu machen. Mit Hülfe der rührigen Hausfrau dampfte denn auch bald ein gutes Abendbrod vor den hungrigen Gästen.

Um das Gasthaus wurden einige Schildwachen gestellt, und nachdem die Zahlmeister einen so vergnügten Abend zugebracht hatten, wie eine wohl zubereitete Schüssel und ein gutes Glas Wein deuselben bieten konnten, begaben sie sich zur Ruhe.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht machte einer der ausgestellten Posten Lärm. Der Mann hatte ein schrilles Pfeifen unsern seines Platzes vernommen, das aus dem Walde her beantwortet wurde. Dann erfolgte ein dritter und ein vierter Pfiff, bis endlich die mitternächtlichen Signale in der Ferne verhallten.

Das aber war nicht alles, er hatte dunkle Gestalten unter den Bäumen sich bewegen sehen, und zwar in der Nähe der einsam in einiger Entfernung vom Dorfe liegenden Schenke. Deutlich hatte er unter den Bäumen einen langen, fest in den Mantel eingehüllten Kerl gesehen, der auf dem Wege nach Leira zu einem andern Burschen hinschlich. Die Meldung des Vernommenen war beunruhigend genug für Leute die so vieles Geld bei sich führten — es war keine Zeit zu verlieren, und so wurde der Wirth zum Aufstehen genöthigt.

Es währte gar nicht lange und er erschien. Die Toilette des gemeinen Portugiesen ist für diesen wenn er dem Bette entsteigt, kein weitläufiger Proceß. Da sie sich fast alle so auf ihre Matrage hinstrecken wie sie Tags zuvor einhergingen, ohne das mindeste in ihrer Bekleidung zu ändern, so brauchen sie sich nur zu schütteln, einigemale zu gähnen und — sie sind völlig bereit die Pflichten des neuen Tages zu erfüllen.

Das war auch der Fall mit dem wohlbehäbigen Schenkwirth von Carvalhos, der mit der Mütze in der Hand, fünf Minuten später als die Reisenden ihn geweckt hatten, vor denselben stand. Diese empfingen ihn eben nicht sehr höflich. „Gott dam," und jeder kräftige Beiname, den sie im Wörterbuche ihres wenigen Portugiesischen finden konnten, ward ihm freigebig zugeworfen. Sie bestanden darauf daß er von den verdächtigen Anzeichen draußen wissen müsse, und erklärten daß sie nöthigenfalls Gewalt gegen ihn anwenden würden.

Der Wirth stand ruhig da, drehte gelassen an seiner braunen Mütze und ließ seine Blicke von einem zum andern gleiten, je nachdem er von ihnen angefahren wurde. Als jedoch die Officiere ihrem Zorn freien Lauf ließen und ihm heftige Rache schworen wenn er nicht augenblicklich über das was die Schildwache gesehen Aufklärung geben würde, da ward um seinen Mund ein leichtes Lächeln sichtbar, das mehr von Mitleid als von Spott zeugte. Erst als seine militärischen Gäste erklärten augenblicklich das Haus verlassen und ihn als Gefangenen mitnehmen zu wollen, ließ der bisher so schweigsame Wirth sich herab mit der Sprache herauszugehen.

Er sprach nur wenig, aber das wenige war hinreichend den Vorsatz der erzürnten Reisenden dahin abzuändern daß ihr bisheriges Schreien zu einem Murmeln herabsank, und daß sie einstimmig beschlossen, jedenfalls bis zu Tagesanbruch dazubleiben wo sie waren.

„Es thut mir leid, Senhores, sagte er gelassen, als sie ihm ihre Willensmeinung zur sofortigen Abreise äußerten, daß Sie solchen Entschluß gefaßt haben, allein Sie sind freie Reisende, und ich darf Ihnen keinen Riegel vorschieben. Nichtsdestoweniger hüten Sie sich, Sie haben gehört daß die Salteadores — Straßenräuber — sich im Wald regen. Ihrer sind viele, kecke Bursche, wie man sagt, und Sie müssen selbst am besten wissen wie Sie mit ihnen fertig werden können. So lange Sie in meinem Hause sind, stehe ich mit meinem eigenen Leben für Ihr Leben und Ihr Eigenthum ein; verlassen Sie aber mein Haus vor Tagesanbruch, so schwöre ich bei unserer Senhora da Roca — Mutter Gottes vom Felsen — daß ich keinem von Ihnen noch eine Stunde Daseyn verbürge. Ich erwarte jetzt die Befehle der Herren."

Der ganze Mann zeigte einen so ruhigen Ernst daß die Officiere alsbald von seiner Aufrichtigkeit überzeugt wurden. Sie hielten Rath mit einander, der den Entschluß zur Folge hatte daß sie bleiben wollten wo sie waren, bis es völlig Tag geworden seyn würde.

„Leuchte dem Herrn!" war seine ganze Antwort, als er sich zu einem Burschen wendete, der ihm in das Zimmer gefolgt war. Unter einer kurzen Verbeugung zog er sich alsdann zurück.

„Laßt das Licht hier," sagte einer von den Zahlmeistern, indem er dem Burschen die schwere, dreiarmige, kupferne Lampe aus der Hand nahm und sie auf den Tisch stellte, „wir wollen die Nacht hindurch munter bleiben."

„Wohlan, so sey es!" versetzte mit größter Ruhe der Wirth. „Ich will Ihnen einige Flaschen Wein schicken, und wünsche nochmals einen heiteren Sonnenaufgang" — damit verschwand er.

Langsam genug vergieng den müden und besorgten Reisenden die Zeit, doch fand keine weitere Störung statt; die Nacht vergieng vollkommen ruhig. Nach einem herzhaften Frühstück verließen die HH. Engländer das Wirthshaus de los Carvalhos, und erreichten Leira ohne ferneres Abenteuer.

Und wohl gethan hatten sie daß sie der Warnung des stattlichen Wirthes achteten, indem dieser keine geringere Person als der Bandenanführer selbst war und folglich aus vollkommener Ueberzeugung gesprochen hatte. Bei alledem war es ein merkwürdiger Charakterzug daß er, Räuber wie er war, das Leben und das Eigenthum seiner Gäste, solange sie unter seinem Dach weilten, für heilig hielt, da er gewiß keinen Schritt gethan haben würde eins oder das andere in seinen Schutz zu nehmen, sobald dieselben seine Wohnung in der Nacht verlassen hätten.

Obwohl seine Verbindung mit den regelrechten Banditen, welche die Heerwege oder vielmehr die an sie stoßenden Waldbezirke von Lissabon bis nach Oporto unsicher machten, ebenso offenkundig war als sein Gewerbe als Gastwirth, so wagten die Behörden sich doch nicht an ihn; denn seine Leute würden ihn fürchterlich gerächt haben, und die Behörden wußten dieß sehr gut. Diese Schonung gegen den einzelnen wird aber weniger auffallen, sobald man vernimmt daß ganze Städtchen, wie z. B. Thomar und Redinha, offenkundig von den Familien jener Buschklepper bewohnt werden, und die man ruhig das Hauptquartier der Bande bleiben läßt, ohne daß sich ihnen Magistrat oder Polizei sonderlich hinderlich zeigt.

Für Reisende welche ohne Bedeckung reisend ihren Weg zurücklegen möchten, ohne mit jenen Strauchrittern in Berührung zu kommen, ist es noch heute nothwendig sich ihre Fuhrwerke oder Maulthiere von besonderen nicht unbekannten In-

dividuen in Lissabon, oder in den Städten am Heerweg zu miethen; denn sobald der Fuhrmann oder der Treiber, der das zweite Maulthier reitet, in Verbindung mit den Räubern steht, auch ohne gerade ein Mitglied derselben zu seyn, so kennen die im Busch lagernden Späher das Signal jenes Cameraden und verlassen ihre Lauerplätze nicht. Der Reisende ist unter der Obhut eines solchen Maulthiertreibers oder Fuhrmannes ebenso sicher als ob er daheim an seinem Herd säße, sobald er nicht irgendeinem Individuum der Bande persönlich verhaßt ist. Und so wird der alte Spruch: auch unter Dieben herrscht ein gewisses Ehrgefühl, hier praktisch erwiesen.

Einer meiner Freunde der sich in Portugal niedergelassen und eine schöne Tochter des Landes zur Frau genommen hatte, befand sich auf dem Weg von Oporto nach Leira, als er plötzlich sein Maulthier anhielt um die Aufmerksamkeit seines Couriers auf den Körper eines Menschen zu lenken, der neben der Landstraße lag und dem der Kopf beinahe vom Rumpf getrennt war.

„Vorwärts, Gnaden!“ sagte der Führer gelassen, „Sie müssen immer gerade aussehen; in fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen.“

Der Reisende that nach empfangener Weisung, und ehe die bestimmte Zeit verstrichen war, befand sich der Courier wieder neben ihm und sang aus voller Kehle Dom Pedro's constitutionelle Hymne, wobei sein Maulthier auf der rauhen Straße den Tact trabte.

„Sie haben schlechte Arbeit gemacht die Schufte“ — bemerkte er, indem er seine scharlachene Schärpe wieder ordnete, die sich bei seiner Anstrengung verschoben hatte — „Sie ließen den Dickkopf liegen, damit ich ihn auf die Seite brächte. Hätten Sie ihn ruhig in den Graben geworfen, wie ich jetzt gethan, so würden die Wölfe gleich mit ihm fertig geworden seyn. War noch warm das Aasengesicht, aber mausetodt.“

Derselbe Herr empfieng bei seiner Ankunft in Leira einen Brief unter vollkommen richtiger Adresse, von einem Mann, dessen Name ihm als der eines berüchtigten Räubers bekannt war. Es wurde darin berichtet daß die Salteadores recht wohl von seiner Reise nach Oporto um dort eine namhaft gemachte Summe Geldes in Empfang zu nehmen unterrichtet, und daß er also wohl im Stand sey ihnen 10 Moidores — Goldstücke etwa 12 Thlr. werth — zu leihen, deren sie sehr bedürftig wären, weil sie eine schlimme Zeit gehabt.

Der Brief deutete die Stelle an wo das Geld niederzulegen wäre, welches von einem auf ihn wartenden Mitglied der Bande sodann in Sicherheit gebracht werden sollte. Der Brief versicherte, die Anleihe würde an einem festgesetzten Tage zurückgestellt werden. Im Fall aber der Herr sich weigerte ihrer Bitte Genüge zu leisten, würde er besser thun es nicht zu wagen irgendeine Reise in Portugal zu unternehmen, falls er das Ziel derselben zu erreichen gedächte, indem der Wald gute Augen und scharfe Klingen hätte!

Was war zu thun? Der Herr hatte durch seine Verheirathung bedeutende Grundstücke, unter diesen ansehnliche Weinfelder acquirirt, welche häufige Reisen nothwendig machten; auch wußte er bereits daß die Spitzbuben, wenn sie sich auch keiner andern Tugend zu rühmen hatten, doch dafür bekannt waren ihre gegebenen Versprechen bis auf das Aeußerste zu halten, d. h. diejenigen bei Gelegenheit abzufangen die ihrem Willen nicht nachgekommen sind.

Er reiste nach Oporto, und als er auf dem Rückweg die von dem Briefsteller bezeichnete Stelle erreicht hatte, stieg er ruhig ab und legte seine zehn „Moidores“ genau so hin wie er angewiesen war. Daß unser Freund nicht eben große Hoffnung hegte sie wieder zu erlangen, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden.

Sein Courier sah ihm zu, äußerte jedoch nicht die geringste Verwunderung über des Herrn Verfahren; möglich daß er das alte Sprüchwort vor sich hinbrummte: „den Gelehrten ist gut predigen“ — dann setzte er die Unterhaltung fort, die durch den erwähnten Zwischenfall unterbrochen worden war.

Der Tag erschien, an welchem der Räuber das Geld zurückzuzahlen in seinem Brief versprochen hatte; allein Hr. Beaty baute so wenig darauf, daß er nicht einmal an dasselbe dachte. In der Abenddämmerung meldete ihm einer seiner Diener, daß ein Maulthiertreiber den Senhor Beaty zu sprechen wünsche. Man wies ihn die Treppe hinauf, und er trat so unbefangen in das Zimmer, als ob er Pfarrer an der Metropolitankirche gewesen wäre. Hr. Beaty blickte ihn einen Augenblick an, gewahrte aber eine ihm ganz fremde Person, und fragte nach seinem Begehren.

Hier ist es — begann höflich der Eingetretene, indem er zehn Moidores auf den nächsten Tisch zählte. „Heute ist der bestimmte Tag, und ich komme das mit Dank zurückzahlen was mir so vielem Vertrauen vorgestreckt wurde. Wenn der Senhor jemals in Geldverlegenheit seyn sollte, so mag er einen Brief an dem Orte niederlegen wo er dieß Geld hinlegte, und die Brüder werden ihm helfen wenn sie können. Erzeigen Sie mir die Ehre mich Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu empfehlen.“ Als er dieses gesagt, drückte er den Hut tief ins Gesicht und sprang die Treppe hinab.

Lachend richtete Hr. Beaty die Bestellung des Räubers an seine Gattin aus.

Diese aber, eine nette Portugiesin, und wohl mit den Sitten des Landes bekannt, entgegnete im vollen Ernst: „vedete, — er ist doch ein ehrlicher Bursche auf den man nichts kommen lassen darf, caro mio; es ist gut um der Zukunft willen. Du reisest jetzt sicher zwischen Leira und Oporto.“

Bucharest.

Von C. F. Simenis. [1]

Für den Fremden, der nach langer mühseliger Reise in Bucharest eintrifft, ist es keine angenehme Ueberraschung, zu

[1] Dienstliche Geschäfte führten den jetzt in Amerika weilenden Verfasser im Jahr 1857 in die Walachei; sein Aufenthalt in Bucharest fällt in den Herbst desselben Jahres. Die Stadt hat heute zwei nach französischem Muster eingerichtete Gasthöfe.

finden daß es dort absolut keine Hôtels oder Gasthäuser gibt. Es existiren aber einige weitläufige Karawanserien genannte Gebäude (der rothe Khan, der gelbe Khan u. s. w.), in denen Stroh die Stelle des Meublements vertritt; auf ihm liegen in malerischer Unordnung Malachen, Moldauer, Ungarn, Siebenbürger, Deutsche, Albanier, Türken und Griechen, und bieten dem Auge Scenen, die des Pinsels eines Ostade oder Teniers würdig wären. Bei dem Mangel öffentlicher Gasthäuser ist die sprüchwörtliche Gastfreundschaft der Einwohner Bucarests doppelt angenehm; jeder respectable Reisende wird alsbald seinen Comfort in irgendeinem Privathause finden. Ich war dazu glücklicherweise mit Empfehlungsbriefen versehen, die mir alsbald ein höchst angenehmes Asyl in der Mahala de la Stella verschafften. Die Mahalas oder Vorstädte von Bucharest werden von einer Anzahl kleiner, krummer Straßen gebildet, die frei sind von dem Lärm und Dunst der eigentlichen Stadt, und meist von einem Wall oder einer Hecke umschlossen werden. Ländliche Häuser liegen unter dem Schatten hoher Bäume; ihre Wände sind oft mit üppigem Wein oder Epheu bedeckt. Eine weiße, mit kleinen Thürmchen bedeckte Kirche stand am Ende der Mahala de la Stella; Akazien überschatteten die daneben gelegene bischöfliche Wohnung, drei oder vier weiße Häuschen mit persischen Fenstern standen ihr gegenüber — alles in dieser kleinen Welt schien Glück und Frieden zu athmen.

Ich sah oft des Abends die Fenster eines der Nachbarhäuser brillant erleuchtet; Dienerinnen mit Laternen führten die Schönen der Mahala in ihrem malerisch-verführerischen Nationalcostüm zu den hell erleuchteten Räumen. Solche Art familiären Zusammenlebens hatte etwas ungemein reizendes für mich, und nach kurzer Zeit glückte es mir eine Einladung zu einer dieser Abendreunions zu erhalten. Einige würdige Matronen der Nachbarschaft saßen in graciösen Stellungen auf dem rothen Diwan, der sich rings an den Wänden des Gemaches herumzog und einen passenden Hintergrund für die Gruppe lieblicher Mädchen bildete, die anwesend war. Ihre muntere Lebendigkeit schien durch meinen Eintritt eingeschüchtert zu werden, aber bald gewannen sie dieselbe wieder und achteten meiner Anwesenheit nicht weiter. Tänze, in der einfachen Weise des Landes, bildeten die Hauptunterhaltung des Abends; eine Violine, und die Flöte des Pan begleiteten sie mit ihren Accorden. Die Frauen Bucarests sind von außerordentlicher Schönheit, und die meiner Vorstadt trugen nicht dazu bei, diesen wohlgegründeten Ruf ihrer Landsmänninnen zu vermindern. Einige ihrer Namen sind von schönem, wunderbar melodischem Klang, wie: Paraskeva, Lianka, Mariza, Zinka. Das graciöse, ländlichsittliche Nationalcostüm, das jetzt gerade unter der Jugend schnell in Verfall kommt und bei der sogenannten Crême der Gesellschaft überhaupt nicht mehr gesehen wird, war in unserer Abendgesellschaft durchaus vertreten. Es ließ die schönen üppigen Formen seiner Trägerinnen vollständig hervortreten, Formen die freilich nicht nöthig hatten sich in das mystische Dunkel eisen- und stahlbereifter Unterröcke zurückzuziehen.

Bald nach Beginn der Reunion traten zwei Zigeuner mit Erfrischungen ein. Die Zigeuner waren braun wie Indianer, und ihre großen schwarzen Augen schwammen in blauer Email. Die National-Gerichte, eingemachte Citronen und ein delicater, nach Rosen duftender Gelee, wurden in primitiver, landesüblicher Weise servirt. Zwei Schüsseln waren damit gefüllt; jeder Gast aß davon mittelst eines Löffels so viel er wünschte, und reichte den Löffel dann seinem Nachbar zu demselben Gebrauche; der zweite Diener trug in einem großen Glasgefäße das klare (!) Wasser der Dimbowitza. Alle tranken davon, wie in den Tagen der Patriarchen. Als die Reihe an mich kam, wiederholte eine der Schönen das poetische Sprüchwort des Landes, das sich auf diesen edlen Fluß bezieht und das im Original recht melodisch klingt; in der Uebersetzung muß es verlieren: „Schöne Dimbowitza, wer von deinem Wasser trinkt, soll dich nicht mehr verlassen.“ Das Wasser hätte wunderwirkend seyn müssen, wenn es hätte meinem Unterschweifen ein Ende machen sollen. Manchen Abend verbrachte ich später in der Gesellschaft meiner Vorstadtschönen, mit deren einigen genauer bekannt zu werden ich das Vergnügen hatte.

Die Schönheit und Grazie mancher Zigeunerkinder hat mich oft überrascht. Zwei kleine Gestalten, die ich häufig ihre Donibas an der Fontäne füllen sah, schienen mir, wenn sie mit ausgestreckten Armen ihre Krüge auf dem Kopf balancirten, allen Reiz einer Antike zu besitzen. Die Zigeuner sind in großer Anzahl über Ungarn, Siebenbürgen und die Donaufürstenthümer zerstreut; in den letzteren leben sie in der Sklaverei, in den erstgenannten Landen in einer wenig bessern Lage. Doch ich muß mich aus der reizenden Umgebung meiner Mahala losmachen um etwas über das eigentliche Bucharest und seine Bewohner zu sagen.

Bucharest liegt etwa 200 engl. Meilen vom schwarzen Meere und 50 von der Donau entfernt, in einer ebenen, überaus fruchtbaren, dabei aber baumarmen Gegend. Die Dimbowitza, ein kleiner schmutziger Fluß, der allen Unrath der noch schmutzigeren Stadt in sich aufnimmt, durchfließt sie. Ihren räumlichen Dimensionen nach könnte die Stadt eine sehr große Einwohnerzahl fassen; die Bevölkerung ist aber keineswegs so groß als sie zu seyn scheint; officielle Daten hierüber existiren nicht, doch mag die Zahl 120,000 etwa der Wahrheit nahe kommen. Oeffentliche Plätze von bedeutender Ausdehnung findet man allenthalben in der Stadt, und fast jedes Haus ist (mit Ausnahme weniger Straßen, wie Podu Mogosoe, Uliza Kolzii u. s. w.) von einem Garten umgeben. Die meisten Häuser sind Parterregebäude; häufige (?) Erdbeben widerrathen eine andere Bauart. Die Straßen haben, mit wenigen Ausnahmen, weder Namen noch Pflaster; sie sind lang, eng und schmutzig über alle Begriffe. Man hat zwar in früherer Zeit Canäle angelegt, um das Wasser und die Unreinigkeiten abzuleiten; sie sind aber beinahe ständig verstopft und bewirken daher das gerade Gegentheil von dem was sie bewirken sollten. Kniehoher Koth bei nassen und undurchsichtige Staubwolken bei trockenem Wetter, das sind die Straßen von Bucharest, „der Stadt der Freude.“ So kommt es denn auch daß hier Füße ein Luxusartikel, Equi-

pagen aber eine Nothwendigkeit sind. Eine anständige Person zu Fuß ist in den Straßen beinahe ebenso schwer zu sehen als eine ohne Kleider. Respectabilität hängt lediglich von den Equipagen ab; ein mäßiges Einkommen muß deren oft zwei unterhalten. Wie man sich anderwärts zwei oder drei Paar Stiefel hält, so hält man sich hier zwei oder drei Equipagen. Durch den Glanz der eigenen Equipage die des Nachbars zu verdunkeln, ist der höchste Ehrgeiz. Die edelsten Rosse, von Kopf bis zu Fuß mit Seide und Kaschmir, mit Edelsteinen, Gold und Silber bedeckt, werden vor Equipagen gespannt, deren Luxus selbst in Paris (von wo sie kamen) nicht übertroffen werden dürfte. Und wie dort im Boulogner Wäldchen, so hält die Aristokratie von Bucharest ihre täglichen Schaufahrten auf der „Chaussee." Da kann man sehen was die Stadt an Reichthum, Glanz und Schönheit enthält, und die untermischten Göttinnen der demi-monde, die hier verhältnißmäßig so zahlreich sind als in Paris, nur sehr schwer von ihren aristokratischen Schwestern sich unterscheiden, welche letztere hoffentlich nicht so schlecht sind als die geschwätzige Frau Fama erzählt.

Die Trägheit der Moldau-Walachen ist sprüchwörtlich; sie ziehen Ruhe jedem andern Dinge vor, und sind besonders viel zu faul um von ihren untern Extremitäten umfangreichen Gebrauch zu machen. Aber die Civilisation, die gerade jetzt mit erneuter Kraft von Europa herandrängt und Bucharest, wenn auch nicht räumlich, immer weiter von Asien entfernt, wird auch dieses Volk bald aus seiner Lethargie erwecken.

Einen sehr bedeutenden Fortschritt zum Bessern hat man bereits damit gemacht, daß man begann die wahrhaft fabelhafte Unzahl herrenloser Hunde zu verringern, die Bucharests Straßen unsicher machen. Originell ist die Art und Weise in der man hiebei verfährt. Ein beherzter Zigeuner schleppt hinter sich den Leichnam eines just erschlagenen Hundes; in einiger Entfernung folgt ein zweiter, mit einem dicken Knüppel bewaffnet, tauchend aus kurzer Pfeife, die Augen auf den Boden gerichtet, als stehe er in absolut keiner Verbindung mit seinem Vorgänger. Aus jeder Straße und jedem Gäßchen, aus jedem Winkel und jeder Ecke kommen nun die Freunde und Bekannten des todten Helden mit nicht enden wollendem Geheul hervor. Alte Veteranen, mit hundert Wunden bedeckt, verlassen die halbabgenagten Knochen oder die verstümmelte Katze, die ihre Tapferkeit ihnen verschafft hat, und umspringen bellend und heulend den todten Freund; junge Aspiranten fallen ein in das Geschrei und die Verfolgung, und es erhebt sich ein Wehklagen ähnlich dem das von den dardanischen Thoren erscholl als der göttliche Achilles seinen todten Feind um die Mauern Trosa's schleifte. Der Mann mit dem todten Hunde verfolgt unbeirrt seinen Weg, sein Genosse folgt ihm ruhig. Der Haufen der Hunde, muthig geworden durch ihre Anzahl, kommt immer näher und näher; schon befinden sich einige im Bereich des Knüppels — da saust dieser durch die Lüfte — schnell wie der Blitz und unvermeidlich wie das Geschick — und ein anderer hündischer Schatten ist zur Unterwelt gesandt. Erschreckt theilt sich der Haufe der Hunde, nur um sich im nächsten Augenblick wieder zu sammeln.

Wie in den meisten östlichen Städten hat auch in Bucharest jeder Geschäftszweig sein bestimmtes, ihm angewiesenes Quartier. Das „Leipsikani" genannte, wird von solchen bewohnt, die ihre Einkäufe auf der Leipziger Messe machen. Dann gibt es Quartiere der „bacans" oder Grocer, der „sarafs," oder Bäcker, der „kajokars" oder Pelzhändler, der „sbatji" oder Schneider, der „matchelars" oder Metzger, der „skatümele" oder Mufkanten u. s. w. Eben so haben die Juden ihr bestimmtes, „ovrai" genanntes Quartier. Die jüdische Bevölkerung von Bucharest mag sich auf 6000 belaufen; auf den ersten Anblick scheint sie freilich dreimal so groß zu seyn, denn die Juden von Bucharest sind allgegenwärtig. Geh wohin du willst, geehrter Leser, und du siehst den breitgeränderten Hut, den schmierigen, langen, schwarzen Rock und den fliegenden Bart des Israeliten, der stets bereit ist dir zu dienen. Er ist dein Sklav, der auf deinen Befehl wartet, oder, besser gesagt, er ist der Sklav deiner Börse. Die Piaster in deiner Tasche sind ein Magnet, der ihn an dich bindet; nimm einen derselben in deine Hand, und ein solcher dienender Geist tritt an dich heran, wie die dienenden Geister dem Aladin beim Reiben seiner Wunderlampe erschienen. Er kann zu dir in mindestens sechs Sprachen sprechen, und du müßtest in allen andern außer deiner Muttersprache ein solcher Ignorant seyn, wie sie diese Republik als Gesandte an fremde Höfe schickt, wenn du ihn nicht irgendwie verstehen solltest. Vielleicht weiß er nichts von der englischen Sprache, aber Deutsch und Französisch, vielleicht auch Spanisch und Italienisch, ist ihm geläufig, und dazu alle die unendlichen Mundarten des Ostens. Er kennt jeden Menschen, jeden Platz, jedes Haus, jedes Ding und für eine kaum des nennenswerthe Summe steht alle diese Kenntniß in deinem Dienste.

Eine der charakteristischsten Merkwürdigkeiten von Bucharest ist die ungemeine Ungleichheit in seinen Gebäuden; neben dem großartigsten, elegantesten Palast steht die schaurige Höhle des Zigeuners, in keiner europäischen Stadt kann man etwas ähnliches sehen. Ebenso muß die Mannichfaltigkeit der Sitten und Gebräuche den Fremden ungemein überraschen. Während der Vater im altehrwürdigen Nationalcostüm umhergeht, adoptirt der Sohn die neuesten Moden von Paris. Französisch versteht beinahe jedermann, es ist die ausschließliche Sprache der Aristokratie, die mit ihr alle Formen und Sitten der Pariser Gesellschaft angenommen hat, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der guten.

Rauchen ist die Hauptbeschäftigung beider Geschlechter; tritt in ein Haus, und alsbald präsentirt dir der Diener den brennenden Tschibuk in der steten Begleitung einer Schale würzigen Kaffees. Der allein gebrauchte türkische Tabak ist über alles Lob erhaben.

Oeffentliche wie Privatunterhaltungen sind stets mit ungemeiner Pracht verknüpft. Ich habe einer von einer aristokratischen Dame veranstalteten Soiree beigewohnt, bei welcher wahrhaft königlicher Glanz entfaltet wurde. Die Gäste wur-

den durch einen geräumigen Salon eingeführt, in dem die seltensten exotischen Blumen und Sträucher wahrhaft betäubende Wohlgerüche verbreiteten. Zwei albanische Diener in ihrer reichen, malerischen Tracht öffneten und schlossen die Thür bei jeder Ankunft. Die Bojaren saßen mit den unvermeidlichen Tschibuks auf den Divans; das junge Volk schnatterte im französischen Jargon, und die prächtig gekleideten ältern Damen besprachen das alte, so oft besprochene Thema: die Mode. Um 8 Uhr brachten fünf Diener schwere silberne Schalen mit zum Abwaschen der Hände bestimmten Rosen- und Vanille-Wasser, fünf andere präsentirten jedem Gast ein feinstes, kunstvoll mit Seide und Gold gesticktes Handtuch; kurz nachher öffneten sich die Flügelthüren und gestatteten den Einblick in den wenigstens durch 300 Wachskerzen erleuchteten Speisesaal. Silberne und goldene Gefäße, mit den kostbarsten Krystallen untermischt, bedeckten die Tafel, an welche sich die 52 geladenen Gäste zu einer Mahlzeit niederließen, zu deren ausgesuchtesten Delicatessen alle vier Weltgegenden hatten beisteuern müssen. Ausländische und einheimische Weine waren im Ueberfluß vorhanden, und zahlreiche Diener waren bemüht mit Pfauenfedern die dort so lästigen Fliegen und Mücken von den Gästen abzuhalten.

Das ist ein Stück Leben der Aristokratie von Bucharest.

Hudson, Ohio, August 1860.

Der Markt in Savannah.

Es gibt für einen Fremden keinen interessanteren Anblick als den Markt einer südlichen Stadt zu besuchen, wo er mit allen den dort vorkommenden Bodenerzeugnissen bekannt wird, und ebenso das Wild der Wälder, und Fische der See und Flüsse kennen lernt. Der Markt in Savannah befindet sich im bevölkertsten Theil der Stadt, ist ein längliches Viereck von etwa 80 Schritt Länge und 30 Schritt Breite, durch eine breite Straße von allen Seiten begränzt. Die Verkaufslocale sind durch ein durchlaufendes Dach bedeckt, so daß jeder Stand im Trocknen kann besucht werden, und in der Mitte des Platzes finden sich wieder mehrere Abtheilungen mit theils bedeckten theils offenen Räumen. Hier findet man die meisten Gemüse europäischer Märkte, aber auch manches unbekannte, wie z. B. kurze Stücke grünes Zuckerrohr, welches als Zuspeise roh gekaut wird, unreife Maiskolben, die mit gesalzener Butter bestrichen und so die Körner herunterzubeißen werden, Popkorn, eine kleine Maisart, wo die reifen Körner auf einer Platte geröstet aufspringen und zum Thee genossen sehr angenehm schmeckt. Palmetto-Gemüse, der Kopf einer dort vorkommenden Palmenart, die zubereitet im Geschmack Aehnlichkeit mit der Spargel hat, verschiedene Bohnenarten, darunter welche mit kolossalen Schoten, ebenso Erbsen, Liebesäpfel, ein besondere Lieblingsspeise der Amerikaner und in verschiedenen Farben und Formen vorhanden, die jungen Samenschoten von Hibiscus esculentus, Ochra genannt, sehr beliebt und zu vielen Speisen verwendet, das Eiergewächs, tief violettblau von der Größe eines Kindskopfes, süße Kartoffeln (Patatos) durch alle Farbenverschiedenheiten, Erdmandeln, welche geröstet und kalt verspeist werden, Zucker- und Wassermelonen, Orangen, Limonen, Granatäpfel, Mangrove, Bananen, Aepfel, Birnen und Ananas.

In den Fleischbuden trifft man schlechtes Rind- und Kalbfleisch, wozu bei ersterem die schlechte Nahrung und die Hitze schuld seyn mag, und bei letzterem die zu alt gewordenen Kälber, welche schon auf der Weide Nahrung suchen mußten, dagegen ist das Schaf- und Schweinefleisch besser, und man findet es zum Theil in halb getheilte Thiere aufgehangen. Zuweilen auch Bärenfleisch, was jedoch jedesmal vorher bekannt gemacht wird, wenn der Metzger, der sie im Zwinger hält, schlachtet; es ist sehr angenehm von Geschmack. Geflügel trifft man in großer Anzahl, besonders Cochinchina-Hühner, Gänse, Enten und Tauben, aber auch ihr Fleisch ist zähe und faserig, dagegen ist das Wildpret vorzüglich. Der virginische Hirsch ist im Geschmack unserem Reh fast gleich zu stellen. Das Opossum, mit sehr wohlschmeckendem Fleisch, wie junges Schweinefleisch, Eichhörnchen größer als die europäischen und sehr delicat, und eine große Anzahl von Vögeln, worunter der wilde Truthahn den ersten Rang einnimmt. Er wird bis 20 Pfd. schwer, und ich erinnere mich nicht einen besseren Braten gegessen zu haben, Schnepfen, Rebhühner, zwei Arten wilder Tauben, Lerchen viel größer als unsere Maisdrosseln, Spechte und eine Art Krammetsvogel, der im Herbst in solcher Anzahl erscheint daß täglich Tausende in der Umgegend geschossen werden. Er heißt dort Robin, und ist ein beliebter Braten. Am interessantesten sind aber die vielen Entenarten mit wunderschöner Zeichnung und ebenso delicatem Geschmack; die beste und theuerste darunter ist die Canvaß-Backente, und die schönste die Karolin- oder Brautente. Viele dieser Enten kommen auch in Europa vor, wie die Stockente, Rothkolben, Bergente, Sammetente, Schellente, Eisente, Löffelente, Schwalbenente ꝛc., aber sehr viele Arten sind nur diesem Land eigen, und es stünde noch in Frage ob bei genauerer Untersuchung sich nicht dennoch kleine Verschiedenheiten ergeben würden.

Doch vor allem interessirte mich der Fischmarkt, dessen Geruch zwar nicht zu den angenehmsten gehört, der aber die wunderlichsten Formen zu Tag bringt, welche das tiefe Meer bedeckt. Täglich findet man neue Formen, und darunter so häßlich aussehende Gestalten, daß man nicht begreifen kann wie der erste Mensch den Muth haben konnte ein solch häßliches Geschöpf sich zur Mahlzeit zu wählen. Besonders auffallend war mir ein Fisch mit großem mißgeformten Kopfe, dessen breite Zähne wie Menschenzähne im Kiefer stehen, und den man Schafskopf nennt. Er wird unter die wohlschmeckendsten Fische des Meeres gezählt und ziemlich häufig an der Angel gefangen. Ein ebenfalls sehr guter Fisch von ansehnlicher Größe ist der Trommelfisch, sogenannt durch den trommelnden Lärmen, welchen er fortwährend auf dem Grund, des Flusses hören läßt, wodurch er sich dem Angler verräth und sehr leicht zu fangen ist, so daß er jetzt schon anfängt seltener zu werden. Der Schadfisch, gegen acht Pfd. schwer, wird in großer Anzahl an der Angel gefangen, und der Markt dadurch

so überfüllt, daß er oft um ein paar Kreuzer per Pfund verkauft wird. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, aber voll feiner Gräten.

Zwei Gattungen sehr häßlich aussehender Fische sind die Catfische, der eine kommt im Süß- und der andere im Salzwasser vor, beide sind gut von Geschmack. Auch eine Hechtart fand ich dort, welche in Farbe und Zeichnung fast ganz der europäischen gleichsieht, nur wird der Fisch viel größer, und sein Rachen endet in eine Fuß lange und kaum fingerbreite Spitze, die eng mit Zähnen bewachsen ist. Sein Geschmack ist nicht sonderlich. Die See- und Flußforelle, beide schöne Fische, aber keine ist so wohlschmeckend als die europäische. Vielerlei aalartige Fische, worunter einige Arten von ganz vortrefflichem Geschmack sind, so daß man ihr häßliches Aeußere gern darüber vergißt. Große Seekrebse oder Hummer, Seespinnen oder Crabben, Austern so groß und wohlschmeckend wie sie kaum besser in der Welt vorkommen; Shrimps, eine kleine Krebsart bis zu sechs Zoll Länge, wo der ganze Körper gegessen wird, nachdem die Schale beseitigt wurde, und welcher der Krebsscheere bei unsern Süßwasserkrebsen nicht nachsteht. Diese Krebsart wird in großer Menge gefangen und zugleich als Köder für die Angel bei großen Fischen benützt. Da viele Fische nur zu bestimmten Zeiten erscheinen und gefangen werden, so ändert sich der Markt fast alle 14 Tage. Vom Fischmarkt kommt man zum Getreide, das aber sehr spärlich vertreten ist. Etwas Mais, Weizen, Erbsen und dürre Bohnen. Die Bäcker beziehen ihr Mehl vom Norden, wo auch Haser und Heu hergelesert wird, welches gleich auf den Schiffen seinen Markt hat. Manchmal schlechte Kartoffeln, die etwas bessern kommen vom Norden, denn wer da glaubt diese Frucht in ihrem Vaterlande gut zu finden, irrt sich sehr. Auch Blumen finden auf diesem Markt ihre Käufer. Wer im gedeckten Raum eine Bude halten will, hat dafür eine Abgabe zu entrichten, außer diesem Platz kann jedermann verkaufen. Auffallend ist dem Europäer daß man hier nur Männer, selten Frauen einkaufen sieht, und sogar reiche Leute besorgen dieses Geschäft selbst. Wagen und Karren von allen Formen, mit Pferden, Maulthieren oder Ochsen bespannt, von Negern geführt, umgeben den Markt, und machen die Scene noch fremdartiger.

Miscellen.

Die chemischen Bestandtheile der Luft. Daß auf hohen Bergen wie auf Meereshöhe keine Veränderung in den Mischungsverhältnissen der Luftbestandtheile wahrnehmbar sey, galt bisher als eine unbezweifelte Thatsache für die selbst die Luftproben zeugten, welche Gay Lussac von seiner berühmten Ballonfahrt herabgebracht hatte. Die Vervollkommnung der chemischen Instrumente hat aber zu andern Ansichten geführt, und Dr. Frankland konnte der britischen chemischen Gesellschaft anzeigen daß nicht bloß zwischen Stadt- und Landluft, sondern in der Luft verschiedener Theile einer Stadt wahrnehmbare Unterschiede der Mischungsverhältnisse zu erkennen sind. Die Luft in der Nähe der See enthält mehr Kohlensäure als die Luft binnenwärts, und die Luft über der See enthält mehr Kohlensäure und Sauerstoff am Tage als in der Nacht. Die Unterschiede welche bisher den Chemikern entgiengen, sind allerdings außerordentlich dünne, die Untersuchungen Franklands aber erstreckten sich über ungeheure Räume und Erhebungen, denn er prüfte Muster von Luft die zwischen Berlin, Paris, Madrid und Mexico, und bis zu 18,000 F. Höhe während einer Ballonfahrt gesammelt wurden.

*

Terrestrischer Magnetismus. Die Kenntniß der Erscheinungen unter diesem Namen hat durch den zweiten Band der „Beobachtungen“ General Sabines, des Großmeisters in diesem Zweig des Wissens, neue Fortschritte gemacht. Gestützt auf Beobachtungen in Peking, am Cap, auf den Falklandsinseln u. s. w., hat sich die Identität an verschiedenen Orten beobachteter Erscheinung neu bestätigt. Wenn man z. B. die Bewegungen des Magneten, seine jährlichen Höhen- und Tiefenpunkte (Maxima und Minima) graphisch darstellt durch Linien oder Curven, wie man sich ausdrückt, so erhält man dasselbe Bild in Toronto (Canada) und in Hobarton (Tasmania, Van-Diemensland), auf St. Helena wie in Kew. Die Figur welche die Linien darstellen gleicht einer Vase, und wenn auch diese Vase auf der einen Station breiter, auf der andern schmäler erscheinen mag, so sieht man doch ungezwungen daß die Umrisse sich sehr nahe kommen. Diese merkwürdige Thatsache bezeugt von neuem daß die Erscheinungen des irdischen Magnetismus einer allgemeinen Ursache zugeschrieben werden müssen.

*

Seidenraupen als Angelschnüre. Schon seit längerer Zeit ist ein Verfahren in Anwendung, um aus den Spinngefäßen der Seidenraupen eine ganz vortreffliche Sorte von Angelschnüren darzustellen. Die außerordentliche Festigkeit dieser Fäden, sowie die große Durchsichtigkeit derselben, welche sie im Wasser kaum erkennen läßt, machen sie zum besten Mittel um die Verbindung des Angelhakens mit der Leine zu bewerkstelligen. Ist der Haken selbst durch den Köder gut bedeckt, so wird es für den Fisch fast unmöglich den Angelapparat zu erkennen. Man erhält diese Fäden indem man abgestorbene oder schlecht ausgebildete Seidenraupen, natürlich kurz vor dem Einspinnen, einige Stunden in starkem Essig weichen läßt, und alsdann mit Daum- und Zeigefinger jeder Hand in der Mitte des Körpers saft und langsam auseinander zieht. Der Inhalt der Spinngefäße bildet so einen Faden, den man über ein Bret anspannt und trocknen läßt. Eine jede Seidenraupe verwerthet sich so auf etwa 6 Pfg., während jetzt die abgestorbenen Raupen auf den Mist wandern und die gedachten Angelschnüre aus Spanien und dem Orient bezogen werden. (Bresl. Gewerbeblatt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. Augsburg, 14 October 1860.

Wassiljiews Forschungen über den Buddhismus.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

Daß der Buddhismus zu den wichtigsten Religionsformen gehöre welche die Welt hervorgebracht hat, wird kein Kenner der Geschichte läugnen. Ueber ungeheure Länderstrecken dehnt er seine Macht noch heute aus: Ceylon, Siam und Barma im Süden, Nepal, Tibet, die Mongolei, China und Japan im Norden, sind noch immer in seinem Besitze, und sein Gebiet würde noch weit größer seyn, wäre ihm nicht manche seiner Eroberungen mit Gewalt wieder abgenommen worden. Sein eigentliches Vaterland, Indien, ist ihm ungetreu geworden, aus Kabul, Taberistan und Kurdistan hat ihn das Schwert des Islam vertrieben. Dieser großen Ausdehnung im Raume steht die in der Zeit nicht unwürdig zur Seite. Nach den glaubwürdigsten Angaben, die zugleich zu den mäßigsten gehören, starb der Stifter dieser Religion im Jahre 543 vor Chr. Geb., und seit dieser Zeit besteht seine Religion ohne Aufhören, und macht unter den Völkern Nordasiens noch heute Proselyten. Diese Thatsachen sind um so merkwürdiger als der Buddhismus anscheinend nicht darnach angethan ist viele begeisterte Anhänger zu finden. Er kennt keinen persönlichen Gott, an den sich der Mensch in seinen Nöthen wenden könnte; er verspricht kein ewiges Leben in immerwährender Freude, als Belohnung für die Mühseligkeiten welche seine Bekenner hier auf Erden zu erdulden haben. Der einzige Lohn der dem treuen Bekenner zuletzt winkt, ist die ewige Vernichtung. Ein solches Ziel scheint mehr abschreckend als anlockend wirken zu müssen.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes hat schon viele bewogen ihre Augen auf den Buddhismus zu richten, und an der Lösung der Räthsel mitzuarbeiten welche er uns bietet. In Asien wie in Europa erregte das Studium desselben Interesse nicht bloß bei Gelehrten, sondern auch bei Staatsmännern und Missionären, namentlich konnten die letztern eine so wichtige Religion nicht unbeachtet lassen. Aber bald gewahrte man auch welche ungeheuren Schwierigkeiten dieses Studium biete. Es begreift sich daß eine so lange und so weit verbreitete Religion uns in sehr verschiedenen Gestalten entgegen tritt. Das Gebiet ist ein so großes, daß man im eigentlichen Sinne des Wortes nicht weiß wo man anfangen soll. Die große räumliche Ausdehnung bewirkt daß es buddhistische Werke in sehr verschiedenen Sprachen gibt, die gelesen und studiert seyn wollen. Die Zahl der Werke selbst ist eine sehr große, denn die Stille der Klöster gab die Muße und die Lust zum Schreiben. Zu diesen Hindernissen kommt ein anderes, das jedem sich bemerklich macht der den Buddhismus in Europa studieren will. Die meisten buddhistischen Werke sind ungemein breit geschrieben, und geben daher, einzeln genommen, nur sehr geringe Ausbeute. Mit der widerwärtigsten Weitschweifigkeit wird dargelegt wie das auf dem Titel genannte Buch das wichtigste sey von allen Werken die in den drei Welten existiren, daß es bei allen Buddhas seit Myriaden von Jahren dafür gelte daß man sich die größte Glückseligkeit, allen erdenklichen Segen versprechen könne wenn man dasselbe lese. Mit solchen Phrasen wird nicht selten der größere Theil eines Buches angefüllt und der wirkliche Gehalt schrumpft dadurch auf ein unbedeutendes zusammen. Wer also nicht eine große buddhistische Bibliothek zur Seite hat, dem kann es kaum gelingen aus Quellenschriften sich ein Urtheil über buddhistische Dogmen und Anschauungen zu bilden.

Fleiß und Ausdauer, verbunden mit dem Bewußtseyn daß man einem großen Ziele zustrebe, haben manche dieser großen Schwierigkeiten überwinden helfen. Mehrere wichtige Werke aus der Literatur des Buddhismus wurden bekannt gemacht; aus ihnen bildete sich eine richtige Ansicht über das Wesen desselben heraus. Seitdem eine größere Sammlung buddhistischer Werke in den Pariser Bibliotheken niedergelegt war, hatte der verstorbene Burnouf unausgesetzt seinen Scharfsinn und seinen Fleiß auf das Studium dieser Schriften verwandt, und allmählich die Rahmen gefunden in welche sich die große Literatur vertheilen ließ. Die Resultate seiner langjährigen Untersuchungen theilte er in seiner berühmten Einleitung in die Geschichte des indischen Buddhismus mit, leider hinderte ihn der Tod an der Vollendung seines großen Werkes. Erst seit dieser Zeit wissen wir genauer was Buddhis-

mus ist. Es stellte sich klar heraus daß der gesammte Buddhismus in zwei Schulen zerfalle, die hinsichtlich ihrer Glaubenslehren und ihrer geheiligten Schriften weit auseinander giengen. Nicht einmal die Sprache der religiösen Schriften beider Schulen stimmte vollkommen überein: die eine derselben, die südliche, besaß diese in der sogenannten Palisprache, einer der ältesten Töchtersprachen des Sanskrit; die andere, die nördliche, hatte ihre religiösen Schriften in Sanskrit redigirt. An die südliche Schule schließen sich die Buddhisten Ceylons, Barma's und Siams an, alle übrigen folgen der nördlichen Schule. Die Frage, die sich bei dieser Entdeckung sehr natürlich aufdrängt, ist die: wie sind diese beiden Schulen entstanden, und welche von beiden ist die ältere? Ueber den letzten Theil der Frage kann man ziemlich sichere Auskunft geben: die südliche Schule ist die ältere, ihre Schriften sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem dritten buddhistischen Concil festgestellt worden (etwa 3 Jahrh. vor Chr.), während die Schriften der nördlichen Schule erst auf dem vierten — etwa um die Zeit von Chr. Geb. — redigirt wurden. Dieses äußere Zeugniß wird genügend gestützt durch die Werke selbst, nur die geringere Anzahl der nördlichen Schriften läßt sich mit denen der südlichen Schule vergleichen, die meisten bekunden einen weiter fortgeschrittenen Standpunkt. Selbst der Umstand daß die nördlichen Schriften in Sanskrit, die südlichen aber in einer Tochtersprache des Sanskrit geschrieben sind, spricht bei näherer Betrachtung nicht gegen, sondern für die obige Behauptung; denn der Buddhismus wandte sich ursprünglich an das Volk, mußte also in einem diesem verständlichen Dialekte sprechen. Das Volk sprach aber schon zu jener Zeit nicht mehr Sanskrit, die alte Sprache hatte nur für die Gelehrten eine ähnliche Bedeutung wie das lateinische im Mittelalter; in Sanskrit zu schreiben hatte man also erst dann Veranlassung als die buddhistische Religion eine speculative Dogmatik erhalten hatte. Die buddhistische Speculation stand mit der übrigen indischen einheimischen in beständiger Wechselwirkung; speculative Schriften mußten also in Sanskrit geschrieben seyn, damit die indischen Gelehrten sie lesen konnten. Demnach ist die nördliche Schule die jüngere. Auf die Frage aber wie die beiden großen Schulen entstanden seyen, müßte man bis jetzt die Antwort schuldig bleiben, denn es fehlte an genügenden historischen Mittheilungen über die älteste Geschichte des Buddhismus. Selbst die heiligen Schriften der südlichen Schule durfte man nicht unbedingt als Zeugnisse für die älteste Zeit anführen, denn nicht nur war diese Sammlung eingestandener Maßen mehrere Jahrhunderte nach dem Tode des Stifters gemacht, sie war auch dann noch nicht einmal aufgeschrieben worden, und hatte sich durch Jahrhunderte nur mündlich fortgepflanzt.

Unter diesen Umständen konnte es nur erwünscht seyn als im Jahr 1854 Akademiker Schiefner in St. Petersburg das Erscheinen eines neuen Werkes über den Buddhismus in Aussicht stellte, verfaßt von Hrn. W. Wassiljew, damals Professor der chinesischen Sprache in Kasan; derselbe hatte während eines zehnjährigen Aufenthaltes bei der russischen Mission in Peking dem chinesischen und tibetischen Buddhismus ein eben so eindringliches als ausgedehntes Studium gewidmet, und schon aus dem vorläufigen Berichte war zu ersehen daß derselbe mehrere Werke für seine Arbeit benützen konnte die in Europa selbst dem Namen nach noch unbekannt waren, darunter auch sehr wichtige historische Materialien. Jetzt liegt der erste Band des erwarteten Werkes vor uns, und die Erwartungen haben uns nicht getäuscht. Die Geschichte der innern Entwicklung des Buddhismus in seinen verschiedenen Schulen ist um ein bedeutendes gefördert worden, und wir können die einzelnen Perioden desselben jetzt mit weit mehr Sicherheit erkennen als früher.

Die Frage nach den ersten Ursprüngen des Buddhismus ist schon so oft, auch in diesen Blättern, besprochen worden, daß wir uns darüber kurz fassen können. Der Buddhismus ist in Indien und ist aus dem Brahmanismus entstanden, er war zur Zeit als er entstand nicht etwas abnormes, sondern entwickelte sich ganz naturgemäß aus den Verhältnissen als eine Opposition gegen den Druck der Priesterkaste und gegen das Kastenwesen überhaupt. Er sprang nicht auf einmal fertig aus dem Kopf seines Stifters, sondern entwickelte sich sehr allmählich aus unscheinbaren Anfängen. Das Ziel auf das er sich gleich anfangs gerichtet hat, und das auch allen buddhistischen Schulen noch vorschwebt, wie weit sie auch sonst aus einander gehen, ist die Befreiung von den Fesseln des diesseitigen und des zukünftigen Lebens. Diese Befreiung suchte man zu erreichen weniger durch gute Werke als durch einen sittlich reinen Wandel; für einen solchen wurden weniger Gebote gegeben was man thun solle, als Verbote der Dinge die man nicht thun solle. Die ältesten Schriften dieser Art, die auch bei beiden Schulen ziemlich übereinstimmend noch im Gebrauch sind, finden sich in demjenigen Theile der Schriften welcher die Disciplin behandelt. Die Verbote zerfallen wieder in verschiedene Abtheilungen. Schwere Vergehen, wie Unkeuschheit, Diebstahl, Mord u. dgl., ziehen die Ausstoßung aus dem Mönchsstande nach sich, d. h. in jenen frühen Zeiten wo noch die ganze buddhistische Gemeinde aus Ascten bestand, aus dem buddhistischen Verbande überhaupt. Andere, leichtere Vergehen müssen wenigstens gebeichtet und bereut werden. Verbunden mit diesen Vorschriften, welche mehr das priesterliche Individuum betreffen, finden wir bald Statuten, die den Orden als solchen angehen, und welche die Aufnahme in den geistlichen Stand, die Einkleidung, die Disciplin, die Beilegung von Streitigkeiten unter den Mitgliedern und ähnliche Punkte besprechen. Auch in diesen Statuten scheint noch große Uebereinstimmung zwischen beiden Schulen zu herrschen, sie sind aber später als die früher genannten Vorschriften, und mildern dieselben bereits. Bemerkenswerth ist daß in diesen Statuten Klöster noch nicht bestimmt genannt werden, sondern erst in den späteren Beigaben dazu. So gewiß nun auch diese Vorschriften für das Leben eines buddhistischen Mönchs zu den ältesten Erzeugnissen des Buddhismus gehören, so möchte ich sie doch nicht mit Wassiljew für die allerältesten halten. Unläugbar zeigen sie uns doch schon die buddhistische Gemeine als eine mit Bewußtseyn sich abscheidende Religionsgemeinschaft, und wir möchten glauben daß doch einige, wenn

auch nicht sehr lange, Zeit vergehen mußte, ehe die Gegensätze des Buddhismus gegen die übrigen Gemeinschaften indischer Büßer den Bekennern zum Bewußtseyn kamen, und sie es für nöthig erachteten sich näher an einander anzuschließen. Auch ist es wohl klar daß man mit bloßen Aeußerlichkeiten keine so tief einschneidende Religionsgemeinschaft gründen kann, und daß auch ein geistiges Band die Mitglieder derselben einigen muß. Welches nun die Grundlehre sey, die man mit Wahrscheinlichkeit auf den Stifter der Religion zurückführen kann, das hat uns schon Burnouf gesagt, und Wassiljew stimmt ihm darin bei. Es ist dieß die bei den Buddhisten sogenannte Lehre von den vier Wahrheiten. Alle Wesen, heißt es da, sind dem Schmerz unterworfen. Alle Menschen fröhnen den Leidenschaften. Diesen Leidenschaften muß der Mensch entsagen, und die Folge wird seyn daß der Schmerz nicht wiederkehrt, und er zur vollständigen Auflösung seiner Existenz gelangt. Die Mittel nun um diesen Zweck zu erreichen, werden von den Buddhisten durch eine Anzahl von Sätzen gelehrt, welche „der Weg“ genannt werden. Dieser Weg besteht aus 37 Artikeln, von denen manche erst später zugesetzt seyn mögen. In jenen frühen Zeiten bedeutete die Auflösung der Existenz (Nirvâna) gewiß nichts anderes als eine vollständige Vernichtung des Individuums; daß man glaubte, der Stifter der Religion sey mit so hohen Tugenden begabt gewesen um diese völlige Vernichtung zu erreichen, war natürlich. Aber auch seine Schüler, sowie andere ausgezeichnete Personen (die Arhats), glaubte man wahrscheinlich dieses Glückes theilhaftig. Indeß der Buddhismus entwickelte sich rasch, und blieb nicht lange auf dieser Stufe stehen.

Die Abwesenheit eines persönlichen Gottes im Buddhismus hat ohne Zweifel dazu gedient den Stifter der Religion als verehrungswürdiges Wesen ganz besonders hervorzuheben. Sein Geschlechtsname, Sakya, trat in den Hintergrund vor seinem bloßen Ehrentitel „Buddha.“ Seine Lebensumstände veränderten sich in eine Legende, welche bald alle historischen Momente gänzlich verdunkelte. Die Legende von dem einen historischen Buddha wurde zum Typus für sämmtliche übrige Buddhas, denn mit einem einzigen Buddha begnügte man sich bald nicht mehr. Für den Buddhisten der da glaubte daß die Welt vor Buddha's Erscheinen schon Myriaden von Jahren vorhanden gewesen sey, lag die Frage nahe: ob man denn alle die unzähligen Myrien die in diesen Myriaden von Jahren gelebt haben müssen, so ganz ohne Aufklärung über ihr Seelenheil gelassen habe? Eine solche Härte schien undenkbar, man nahm also an daß schon viele Buddhas vor dem letzten gelebt haben, die unter ganz ähnlichen Umständen wirkten und lehrten, und zuletzt in das Nirvâna aufgelöst wurden. Man nahm an daß das wahre Gesetz, wie schon oft früher, so auch jetzt nach einem Zeitraum von etwa 5000 Jahren durch die Schwäche der Menschen in Vergessenheit gerathen, und das Erscheinen eines neuen Buddha nöthig werden würde, den man Maitreya nannte.

So war denn der Name Buddha bald zu einem dogmatischen Begriff geworden. Ueber das Wesen dieses dogmatischen Buddha stritten sich nun die Buddhisten sehr bald: ob in ihm etwas weltliches enthalten sey, auf welche Weise er in die Welt eintrete, ob sich in seinen Schriften Widersprüche finden können u. s. w. Diese und noch subtilere Fragen wurden sehr eifrig besprochen, und die Folge war die Spaltung des Buddhismus in verschiedene Schulen. Schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens sollen sich deren mehrere gebildet haben, bald spalteten sich auch diese wieder, und es kamen neue hinzu, so daß schon bei dem dritten Concile nach übereinstimmenden Berichten der nördlichen und südlichen Schule die Zahl derselben auf achtzehn angegeben wird. Welche Verwirrung durch eine so große Anzahl von Secten in die heiligen Schriften des Buddhismus kommen mußten, da sie noch nicht einmal aufgeschrieben waren, läßt sich leicht denken. Jede dieser Schulen entwickelte sich in sich, ohne auf die andern viel Rücksicht zu nehmen, die auch oft in entlegenen Gegenden geblüht haben mögen. Eine Menge Schriften, im Partei-Interesse verfaßt, erschienen und gaben sich für Werke des Religionsstifters selbst aus. Die historische Kritik der Inder ist nicht stark, aber ein solches Unwesen war auch ihnen unerträglich; es wurden daher Concilien gehalten, welche die falschen Schriften von den ächten schieden, und die Irrlehrer verdammten. Leider ist aber über die Geschichte dieser Secten, über ihre Urheber und ihre Verbreitung noch sehr wenig zu ermitteln. So viel ist indeß gewiß, daß es zuletzt doch wieder gelang die streitenden Parteien mehr zu vereinen, so daß nun noch zwei Schulen übrig blieben. Aber in der Lehre des Buddhismus hatte sich inzwischen durch diese Streitigkeiten viel geändert. Nicht genug daß man dem historischen Buddha fabelhafte Vorgänger und Nachfolger gegeben hatte, so unterschied man nur noch eine neue Art von Buddhas. Es gibt nicht bloß solche Buddhas welche das Rad des Gesetzes drehen, d. h. die Menschen lehren, viele andere erlangen das Eingehen in das Nirvâna auch nur individuell, ohne Lehrer des Volkes zu seyn. Solche Buddhas nannte man Pratyeka-Buddhas. Die Lehre von den vier Wahrheiten trat nun zurück, um der von den zwölf Nidanas, d. h. den Verkettungen von Ursache und Wirkung, Platz zu machen. Es finden sich in dieser spätern Zeit hauptsächlich zwei Schulen: die Vaibhaschikas und die Sautrantikas. Die ersteren unterschieden sich von den letztern dadurch daß sie das Unzusammengesetzte als Substanz anerkannten, wogegen die Sautrantikas die Lehre vom Nicht-Ich mit besonderer Subtilität entwickelten. Die Vaibhaschikas stützten sich dabei besonders auf diejenigen der heiligen Schriften welche Abhidharma heißen und die buddhistische Metaphysik enthalten, die Sautrantikas dagegen, wie schon ihr Name sagt, auf die Sutras, welche die eigentlichen Predigten des Religionsstifters enthalten. So weit war die Entwicklung der buddhistischen Lehre gediehen in den ersten fünf Jahrhunderten ihres Bestehens. Kaum aber war in die Zerfahrenheit des Secteuwesens wieder eine größere Einheit gebracht, als eine neue Spaltung eintrat, welche im Norden den alten Buddhismus völlig verschlang.

In den Schriften des nördlichen Buddhismus findet man daß häufig von einem großen Yana die Rede ist. Chi-

nesische Pilger, welche in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das buddhistische Indien durchwanderten, erzählen uns daß man in dem oder jenem Kloster oder Landstrich dem großen, oder auch daß man dem kleinen Yana folge. Das Wort Yana bezeichnet ein Mittel zum Fortkommen, ein Behikel, dessen man sich auf dem Wege zum Ziele bedient. Die Schriften und Lehren des alten Buddhismus, wie wir sie bisher besprochen haben, bilden das kleine Yana; die Schriften des großen Yana sind diejenigen die wir jetzt zu besprechen haben. Die Anhänger des kleinen Yana sind also die nördlichen Buddhisten, die Altgläubigen. Es wird nicht geläugnet daß man mit einem kleinen Fuhrwerk auch endlich zum Ziel gelangen könne, besser und sicherer aber geht es mit dem großen. Die Anfänge der Lehre des großen Yana sind nicht ganz klar, wahrscheinlich liegen die Keime derselben schon in jener Zeit als der Buddhismus überhaupt anfieng sich in Schulen zu theilen, obwohl sich darüber keine Nachricht erhalten hat. Als Begründer der neuen Lehre gilt Nagardschuna, eine gewiß historische Persönlichkeit, wenn auch seine Lebensumstände durch die Legende etwas verdunkelt sind. Seine Person ist der Träger vieler andern, die in derselben Richtung wirkten und die mit ihm zusammengeflossen sind. Wenn es heißt daß er 600 Jahre gelebt habe, so will dieß nichts anderes sagen, als daß es etwa so viel Jahre dauerte bis sich die Lehre des großen Yana vollständig entwickelt hatte.

Nach einer Lebensbeschreibung des Nagardschuna, die auf uns gekommen ist, wurde derselbe im südlichen Indien geboren, und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch seine Fähigkeiten, später durch sein umfassendes Wissen aus, welches er noch durch große Reisen zu vermehren suchte. Nach seinem Uebertritt zum Buddhismus studierte er alles was er von heiligen Schriften finden konnte, und begriff den tiefen Sinn der buddhistischen Lehre. Aber lange konnte er nirgends die rechten Texte finden, nach denen er suchte, bis ihm endlich ein hochbetagter Mönch im Schneelande des Himalajagebirges eine Schrift des großen Yana gab. Er studierte sie und begriff ihren Sinn, doch nicht ganz vollkommen; vergebens suchte er aber einen Commentar zu erhalten, bis endlich ein König der Schlangen sich seiner erbarmte, und ihn mit sich in sein im Meer gelegenes Schloß nahm, wo er ihm sieben Kisten mit Schriften des großen Yana zu lesen gab. Diese Lehren hatte der Schlangenkönig den Stifter der Religion, selbst mittheilen hören, aber die Menschen waren damals zu schwach um sie zu begreifen, und mußten sich mit dem kleinen Yana begnügen; nur Wesen höherer Art, zu denen auch die Schlangen gehören, konnten jene tiefe Lehre behalten. Nagardschuna studierte in 90 Tagen alle sieben Kisten durch, und nahm eine derselben mit sich in sein Land zurück. Der Sinn dieser Legende ist so durchsichtig, daß wir ihn kaum verkennen können.

Es zeigt sich ganz deutlich daß die Lehre des großen Yana im Norden zuerst zu Tage kam, und daß man sich der Zeit noch erinnerte wo man keine Schriften kannte welche dieser Richtung angehörten. Es zeigt sich uns ferner daß es der Annahme wunderbarer Vorgänge bedurfte, um diese neuen Schriften auf den Stifter der Religion zurückzuführen. Dieselbe Legende erzählt uns auch daß Nagardschuna, hochmüthig auf seine Kenntnisse, im Sinn gehabt habe eine eigene Religion zu stiften; aber nachdem er aus der Wohnung des Schlangenkönigs zurückgekommen war, habe er seinen Sinn geändert. Das heißt doch wohl deutlich, er habe erst geglaubt seine Lehre werde Anklang finden wenn er sie unter eigenem Namen vortrage, dann es aber für besser gehalten seine Anschauungen dem Buddha selbst in den Mund zu legen. Die Ausbreitung der neuen Lehre kann nur allmählich erfolgt seyn, und die altgläubigen Buddhisten waren anfänglich gar nicht geneigt die neue Lehre als eine Weiterbildung ihrer eigenen gelten zu lassen. Die Einwürfe die sie gegen diese Lehren machten, sind uns nicht mehr vollständig bekannt, doch wissen wir daß sie den Neugläubigen vorwarfen: sie führten die Verehrung menschlicher Wesen ein und begünstigten die beschauliche Unthätigkeit allzusehr. Sie nahmen daher auch gar keinen Anstand die Anhänger der neuen Lehre für die Brut irgend eines Unheil beabsichtigenden Dämons zu erklären.

(Schluß folgt.)

Das Wild in Australien.

(Aus Fraser's Magazine.)

Ich befand mich eines Tags auf der Post mit einem Melbourner Parlamentsmitglied, einem ausgezeichneten Mann, der sich durch seine Charakterfestigkeit und seine stolsche Haltung in den Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung einen Namen gemacht hatte. Während wir über ernste Angelegenheiten plauderten, bemerkten wir einige Schritte von uns einen hochgewachsenen Mann, mit furchtbarem Knebelbart, dessen gebräuntes Gesicht die ruhmreiche Narbe eines prächtigen Säbelhiebes trug.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte ich das Parlamentsmitglied, mit dem ich sprach. — „Es muß ein Fremder seyn, antwortete er, denn ich kenne ihn nicht. Er kommt sehr wahrscheinlich aus Indien.“

Noch hatte ich den Blick auf den Reisenden geheftet, als ich ihn in ganz militärischem Ton die aus Indien für den Capitän Atherstone angekommenen Briefe fordern hörte. Diese Worte verursachten mir eine solche Bewegung, daß sie dem scharf beobachtenden Auge des Parlamentsmitgliedes nicht entgehen konnte, und er es für seine Pflicht hielt mich wieder zu mir selbst zu bringen.

Ich durchschritt den Saal um mich hinter den Fremden zu stellen, der so eben seine Briefschaften erhalten hatte. Im Augenblick in welchem er sich umdrehte, nannte ich ihn, die Augen voll Thränen der Zärtlichkeit, bei seinem Namen. Bei meinem Anblick, beim Ton meiner Stimme, ließ er militäri-

sche Correspondenz und Creditbriefe seinen Händen entfallen um die meinigen zu ergreifen und sie kräftig zu schütteln. Wir sprachen nicht, unsere Gesichter aber strahlten von Glück.

Nachdem wir uns von unserer Freude und unserm Erstaunen erholt hatten, nahm er seine Papiere vom Boden wieder auf, zog mich hinaus, und bald saßen wir an einem Tisch in dem Wirthshause zur „Union“ einander gegenüber, einen aus gefrorenem Wein bereiteten Punsch schlürfend — ein Getränk das ich allen in Australien neu gelandeten Europäern empfehle.

„Und was führt dich nach Melbourne?“ fragte ich meinen Bruder. — „Schwer verwundet in Rangun, jetzt aber ausser aller Gefahr, habe ich zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit einen Jahresurlaub erhalten; ich habe zur Rückkehr nach England den Weg über Australien eingeschlagen, um dich unterwegs mitzunehmen.“

Wir nahmen einen großen Goldklumpen in Augenschein, den ich später das Bergnügen hatte im Krystallpalast wieder zu sehen, und begaben uns dann zum Mittagmahl in das Gasthaus zum „Prinzen von Wales.“

„Meiner Treu, sagte William, es wäre mir nicht unangenehm wenn ich auch einen Goldklumpen erjagte.“ — „Diese Freude kann ich dir vielleicht mittelst einiger Leute verschaffen die kaum 6 (engl.) Meilen von meiner Wohnung am obern Goulburne arbeiten. Doch, weil wir gerade davon sprechen, bist du immer noch ein Freund der Jagd?“ — „Ich darf mir schmeicheln einer der besten Jäger zu seyn die sich in Indien befinden.“ — „Um so schlimmer, denn in dieser Art habe ich dir fast keine Zerstreuung zu bieten.“ — „Wie! habt ihr hier durchaus nichts zu jagen?“ — „Wir haben Opossums.“ — „Opossums, was ist denn ein Opossum?“ — „Dieses kleine Thier ist, kurz gesagt, nichts anderes als ein Beutelthier, aus der Familie der Marsupialen; nichtsdestoweniger haben die kleinsten Arten keinen Beutel; er ist nur durch eine Falte der Haut angedeutet.“ — „Aber wie schützt die Mutter, wenn sie verfolgt wird, ihre Jungen?“ — „Die Jungen übernehmen in diesem Falle die Sorge für ihre Erhaltung selber; sie setzen sich auf den Rücken ihrer Mutter, indem sie ihren Schwanz um den der Alten wickeln; hiedurch sind sie sicher beim Herabfallen nicht im Stiche gelassen zu werden.“ — „Und welche Sitten haben eure Opossums?“ — „Sie sind von Natur aus schüchtern, verbergen sich den Tag über in hohlen Baumstämmen oder im Blätterwerk der Bäume, von wo sie nur Nachts hervorkommen um ihre Nahrung zu suchen, welche hauptsächlich aus Insecten, Eiern, Vögeln, kleinen Reptilien, Früchten ꝛc. besteht. Zuweilen, aber selten, wagen sie es die Ringmauern unserer Hühnerhöfe zu überschreiten, um von unserm Geflügel zu schmausen. Wenn sie sehr fett sind, soll ihr Fleisch fast wie das eines jungen Schweins schmecken.“

„Als Wild möchte ich lieber etwas anderes.“ — „Tausende von wilden Enten bevölkern unsere Lagunen; auf meinem Culturgrunde fliegen die Wachteln schwarmweise wie die Bienen; du wirst in den Ebenen so viele Truthähne schießen als du willst; ich will mir Mühe geben ein Emu in deinen Bereich zu bringen, und was die verwünschten Kängurus betrifft, so wirst du mir einen Dienst erweisen wenn du möglichst viele davon tödtest; diese elenden Springer verderben mir mein Gras, und verzehren mehr davon als 500 Stück Vieh. Obwohl der gegenwärtige Zeitpunkt den Wasserschnepfen (Becassinen) nicht sehr günstig ist, werde ich dir doch vielleicht einige verschaffen können. Mit einem Wort, du siehst daß wir für den Augenblick keine sehr interessante Jagd in Australien haben.“ — „Aber, mein Lieber, wenn du nur die Hälfte von dem hältst was du mir versprichst, so werden wir herrliche vierzehn Tage verleben bis zur Abfahrt des Packetboots. Ein Känguru tödten — das wäre die Verwirklichung meines ehrgeizigsten Traums! Habt ihr Hunde?“

„Ich habe zwei Hunde, zwei Hunde gerade zu Kängurus, vortreffliche Hunde und reines Blut; dann vier mittelmäßige Windhunde; endlich einen herrlichen Schotten zu jedem Zwecke. Wie aber steht's mit deinen Waffen?“ — „Ein Carabiner zu zwei Schüssen und eine Doppelflinte von Purdav.“ „Schmiere deinen Carabiner und laß ihn in Ruhe, nimm aber deine Flinte und sorge für einen guten Vorrath an Pulver und Blei.“

Am folgenden Tage, nach dem Frühstück, brachte uns mein Diener die Pferde, von denen eins mit den Jagdgeräthschaften beladen wurde. Während der zwanzig ersten Meilen behagte das Land dem guten William nicht sehr; als wir aber das mit schönen und großen Maierhöfen besäete Land der Kängurus hinter uns hatten, machte er vor den über weiten Wäldern schwebenden blauen Bergen Halt, und gestand mir daß er in seinem ganzen Leben nichts gesehen habe das einem so herrlichen Schauspiel nahe komme.

„Wie hoch sind diese Berge?“ fragte er mich. — „Ungefähr 5000 Fuß, und sie sind bis in den Monat Juni mit Schnee bedeckt.“ — „Mein lieber George,“ sagte William, indem er auf einen in hohem Grase sich dahinschlängelnden Fußpfad deutete, „dieser Weg gemahnt weit mehr an Großbritannien als an Großindien. Sehe ich hier nicht das gemeine Farnkraut das wir auch in England haben?“ — „Ich bin versucht es zu glauben; aber die Gelehrten finden einige Verschiedenheit daran.“

Wir brachten die Nacht zu Castello zu; am folgenden Morgen, bald nachdem wir kühn in das Gehölz eingetreten waren, machte ich meinen Bruder auf die vom Goulburn gebildete Halbinsel aufmerksam, auf der sich meine Wohnung, von dichtem Schatten umgeben, erhob.

„Wohlan, sagte ich zu ihm, womit wollen wir den Anfang machen?“ — „Mit den Kängurus,“ entgegnete er lebhaft; der Anblick dieser Thiere mit den fantastischen Sprüngen und dem dummen Blick hat mich nach ihrem Blut begierig gemacht.“ — „Wollen wir zu Pferd gehen?“ — „Gern; es liegt mir nichts daran mit den Schlangen Bekanntschaft zu machen, deren es hier eine Menge geben soll; mich dünkt, diese schwüle und heiße Luft müsse sie gefährlich machen.“ — „Wenn du Furcht hast, antwortete ich ihm, wollen wir uns aufs Schießen der Papageien beschränken.“

Da er den Scherz einigermaßen übel nahm, so eilte ich die Hunde und die Pferde vorzubereiten.

Man würde in Schottland meinen Hunden Brown und Fly kein Verdienst zuerkennen; sie stammen beide von einem guten Windhund und einer auf Füchse abgerichteten Hündin; in Australien aber genießen sie eines beneidenswerthen Rufs, weil sie auf das Känguru bewundernswerth Jagd machen. Wir schossen zuerst ein altes Weibchen, das mühsam lief, woraus ich schloß daß es in seinem Beutel oder seiner Tasche ein im Alter schon ziemlich vorgerücktes Junges trage. Ich rief die Hunde zurück, weil das arme Thier bereits todt war. Bald darauf zeigte sich das junge Känguru selbst, das, wie ich vermuthe, fast seine ganze Größe erlangt hatte; wir ließen es bei der Mutter, in der Absicht es auf der Rückkehr mitzunehmen.

Die zweite Episode unserer Jagd bot mehr Schwierigkeit. Als wir auf den Gipfel eines Hügels kamen, fielen die Hunde auf ein Weibchen, das, in allen seinen Bewegungen frei, wie eine Locomotive davon eilte, und uns vier Meilen weit in Athem hielt, worauf endlich William ihm eine Kugel zwischen den beiden Schultern beibrachte.

Zum Frühstück zurückkehrend, vergaßen wir nicht als Trophäe den Schwanz unsers letzten Opfers mitzunehmen; auch das Junge des ersten holten wir, welches die Frau meines schottischen Aufsehers mit Freuden aufnahm, und das sie so gut versorgte daß es ihr auf unserer Abfahrt nach England überall im Hause folgte.

William, bezaubert über seine Jagd, staunte nichtsdestoweniger darüber daß wir Gefallen an einer Jagd haben könnten bei der wir uns nur der Stöcke bedienten.

„Ei, sagte er beim Essen, ich vergaß zu sagen daß ich gleich beim Betreten des Waldes den Teufel auf einen Baum laufen sah. — „Das ist sehr wahrscheinlich. Wie sah er aus?" — „Er war schwarz und gelb, und wenigstens sechs Fuß lang." — „Ich fange an zu fürchten daß du dich getäuscht hast. Dieß dürfte ganz einfach eine Baum-Eidechse, ein Iguan, seyn." — „Aber es gibt keine Eidechsen von dieser Größe!" — „Verzeihung! Ich selbst habe schon so große gemessen, und ich glaube sieben bis acht Fuß lange gesehen zu haben. (?) Aber genug jetzt von den Eidechsen. Was wollen wir thun bis zum Mittagmahl?" — „Wir wollen Pulver verbrennen."

Wir nahmen unsere Gewehre, und ließen die Hunde in meinem Haberfeld. Der fast reife Haber wird nämlich, im Augenblick wo er die Farbe ändert, gemäht und in Garben aufgestellt, so daß dadurch ein herrlicher Jagdgrund entsteht. Als wir an den Gränzen des Feldes ankamen, störten wir eine Wolke von Wachteln auf, von denen 31 auf dem Platze blieben, indem William bewundernswerth, und ich, wie gewöhnlich, herzlich schlecht schoß. Am Ende dieses selbigen Feldes, da wo die Cultur in den Wald eindringt, stießen wir auf Tausende von Papagaien, welche auf dem Stoppelfelde Nahrung suchten. Ich machte einen kräftigen Angriff auf sie, zur großen Unzufriedenheit Williams, der in seiner Eigenschaft eines indischen Nimrod die Verfolgung dieser Thiere als gänzlich unter seiner Würde hielt. Dessenungeachtet gewann ich bald darauf seine Achtung wieder, indem ich einen Brachvogel erlegte, welcher acht Mètres von mir vorbeiflog. Diese That hatte in seinen Augen einen weit größern Werth als ein ganzes Vogelhaus von Papagaien.

„Wo wollen wir jetzt hingehen?" fragte er mich. — „Zu den Seen, erwiederte ich; der Tag ist vorgerückt, die Enten werden bald da seyn."

Die Seen oder Lagunen sind alte Arme des Flusses, die mit ihm nur noch bei Hochwaßern in Verbindung stehen. Der nächstgelegene bildete einen großen Teich, mit tiefem und klarem Waßer, an dessen Ufer Schwertlilien, hohes Schilfrohr und einige blasse Nenufaren (?) wachsen. Ich hatte im vergangenen Jahr einige Stellen lichten lassen, um unvermerkt ans Ufer gelangen und die Enten leichter schießen zu können.

Von einer Hagebuche herab bemerkten wir, auf halbe Flintenschußweite, fünf blaue Kraniche, welche in einem nicht sehr tiefen Waßer herumwateten; hinter ihnen, in tieferen Gründen, badete eine Menge schwarzer Enten, und um sie herum spielte ein Schwarm gemeiner Kriechenten, alle ohne den geringsten Argwohn von der ihnen drohenden Gefahr. Zwei Kraniche, der eine braun, der andere weiß, kamen in diesem Augenblick an, um ihren Durst zu stillen; sie waren begleitet von einem Dutzend ungeheurer Störche und einem zahlreichen Gefolge von Regenvögeln mit spitzen Flügeln, die sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen zwischen ihren Stelzen herumzuschwimmen.

„Das ist einmal Wild," sagte William mit leiser Stimme zu mir. Eben so leise machte ich ihn mit allen Arten bekannt.

„Aber, fügte er bei, was sind denn das für zwei Burschen die aus dem Schilf hervorkommen?" — „Goldhalsige Ibisse." — „Ibisse? Beim Jupiter, ich muß um jeden Preis einen haben." — „Sie sind nicht gut eßbar; ich will mich lieber an die Enten machen. Bist du bereit?" — „Schon lange."

Ich schoß mitten in einen Schwarm hinein, William aber tödtete seinen Ibis und mit einem zweiten Schuß eine Kriechente, welche floh und prächtig fiel. In demselben Augenblick erhoben sich hinter den Schwertlilien zwei schwarze Schwäne die wir bisher noch nicht bemerkt hatten.

Unterdessen giengen vier schwarze Enten und die Kriechente Williams waßerabwärts. Da wir keinen Hund hatten, so entkleidete ich mich theilweise, um die Rolle desselben zu übernehmen. Auch lag nach einem leichten freiwilligen Bade all unser Waßer-Wildpret neben dem Ibis am Ufer.

„Alles was man getödtet hat ist gut mitzunehmen," sagte William, als er unsere Todten ausgestreckt auf dem Grase liegen sah. Erlaube mir aber die Bemerkung daß du deine Enten auf eine unedle Weise gemordet hast, wie die Yankees sagen. Schämst du dich nicht auf einen ganzen Schwarm unbeweglicher Vögel Feuer zu geben?" — „Aber es scheint mir daß dein Ibis" . . . . — „Das ist etwas ganz andres; ich wollte ihn nur für eine ornithologische Sammlung; die Kriechente hab' ich im Fluge geschossen." — „Nun, ich will Unrecht haben; aber komm hieher, du wirst dort deine

Gewandtheit in der Luft zu schießen nach Herzenslust zeigen können."

Als wir gegen den Wind und ganz ungedeckt nach der zweiten Lagune giengen, erhoben sich vier oder fünf buntscheckige Enten außerhalb Schußweite aus dem Wasser, und flogen auf einen einige hundert Mètres entfernten Baum, um sich neben den andern in Reih und Glied aufzustellen.

William gerieth in das höchste Erstaunen. „Ah, meiner Treu, sagte er, von nun an will ich dir ohne weiteres glauben." — „Dieß sind nur Waldenten (Anas sponsa), sie sind das Blei nicht werth das sie tödten würde."

An der dritten Lagune waren wir glücklicher. Wir näherten uns vorsichtig, und sahen eine Wolke schwarzer Wildenten sich erheben, von denen William ein paar in seine Waidtasche schaffte. An der vierten tödtete ich einen schwarzen Schwan, und wir kamen nun an den Fluß, der an dieser Stelle friedlich zwischen zwei düstern Akazien-Hecken dahinfloß, dessen Gewässer aber, ein wenig weiter unten an den quer in denselben hineinstreichenden Felsenspitzen sich brechend, eine rauschende Cascade bildeten.

„Welch bewundernswerther Anblick!" rief William aus als er die Augen auf den Fluß warf; „allein, beim h. Georg, sehe ich da unten, nahe am Fluß, nicht eine Fischotter?" — „Nein, es ist ein Schnabelthier; der Irrthum ist aber leicht wegen der äußern Körperformen, welche bei beiden fast die gleichen sind. Der Ornithorhynx ist gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen den Wasser- und den Säugethieren; er gräbt sich an den Gestaden der Gewässer welche er bewohnt in die Erde ein; wie die Fischotter pflegt er seine Hautfarbe; was ihn aber vor den übrigen Vierfüßern vorzugsweise unterscheidet, ist seine verlängerte und in einen Entenschnabel endigende Schnauze, deren er sich genau wie dieser Plattfüßer bedient um seine Nahrung im Schlamm und im Wasser zu suchen. Dieses Thier ist hier nicht selten; doch halt, da sehe ich auch eine große schwarze Schlange (Coluber constrictor)." — „Ist sie giftig?" — „Augenblicklicher Tod. Ich sah wie ein von ihr gebissener Hund in weniger als fünf Minuten zu Grunde gieng. Es gibt deren viele an dieser Stelle." — — „Wahrlich eine günstige Gelegenheit für Badende die nach dem ewigen Leben trachten! Gibt es auch Fische?" — „Vierzig Mètres von uns ist ein hundertpfündiger."

Ein wenig näher hatte so eben eine ungefähr drei Zoll lange Heuschrecke, welche schon lange auf einem leichten Aste sang und sprang, das Gleichgewicht verloren, und schwamm sanft auf dem grünen und durchsichtigen Wasser dahin; vielleicht dachte sie an das Mittel um herauszukommen, als wir plötzlich unterhalb derselben eine silberweiße Fläche glänzen sahen; dann nahm man eine Wendung im Wasser wahr, und die arme Heuschrecke verschwand durch den Schlund eines zehnpfündigen Wittlings.

„Oh," rief William, wenn ich nur eine Lachs-Angel hätte!" — „Dieser Apparat würde uns nicht viel nützen. Der erste große Fisch welchen du pickest, würde untertauchen, drei oder viermal um diesen versunkenen Baumstamm herumschwimmen, und wenn du ihn dann hervorbringst, so mache ich mich verbindlich ihn lebendig zu verschlingen. Thun wir etwas besseres; bereiten wir alles zum Fischfang Nöthige vor, und kehren wir nach dem Mittagmahl zurück."

„Einverstanden! Aber gib mir eine tüchtige Angel, denn an eure langen Stöcke und sonstigen Apparate habe ich keinen Glauben; auch möchte ich nicht wie ihr ein Hammelskrippchen als Köder aussetzen." — „Ein mit einem Streifen weißen Fetts besetztes Hammelskrippchen ist der beste mir bekannte Köder für den Wittling; allein sey ruhig, die Sache wird dir Freude machen."

In meine Wohnung zurückgekehrt, sandte ich einen Neger, unter dem Versprechen ihm eine tüchtige Portion Rum zu geben, ins Feld hinaus um mir Würmer zu holen. Gleich nach dem Mittagmahl machten wir uns, eine Cigarre rauchend, auf den Weg.

Ich gab William eine mit einem 50 Mètres langen Seil, einem gut übersponnenen Haken und einem großen grünen Korkholz versehene englische Haspel-Angel (ligne à moulinet), Dinge die beim Fischfang in Melbourne noch wenig im Gebrauch sind. Ich selbst nahm einen schönen biegsamen Theebaumzweig, der mit einem Eisendrathring und einem guten Knäuel Schiemansgarn ausgestattet war, und einen Sack voll großer Würmer. Ein Bedienter wurde mit unserm Abendessen, unsern Pfeifen, Tabak, Flüssigkeiten ꝛc. beladen, und so giengen wir einige hundert Mètres flußaufwärts.

Ich brauchte nicht viel Zeit um einen einpfündigen Barsch zu fangen; im selben Augenblick zog William einen dreimal größern heraus. Allein damit hatte unser Glück ein Ende. Vielleicht hatten wir die günstige Stunde überschritten. Ich machte daher, um ohne Langeweile zu warten, den Vorschlag ein Kuhmistfener anzuzünden und uns auf das Gras auszustrecken.

(Schluß folgt.)

Atkinsons Wanderungen am Obern und Untern Amur.

1. In den Steppen der mittleren und der großen Horde.

Es war im J. 1850 als der große nordasiatische Reisende und Maler Thomas Witlam Atkinson sich in den sieben Palästen (Semipalatinsk) befand um sich später nach dem Amur zu begeben, an dessen Besitzergreifung in Rußland noch niemand dachte, und der seitdem so viel ergiebigen Stoff zu Zeitungsartikeln und politischen Wahrsagereien geliefert hat. Diese Reise-Erlebnisse zusammen mit 83 (sehr mittelmäßigen) Stizzen hat der Verfasser erst jetzt in einem getrennten Werke [1] veröffentlicht. In Semipalatinsk sollte er auf seltsame Art mit dem Fürsten Gortschakoff, dem Statthalter Westsibiriens zusammentreffen. Atkinson kam aus der chinesischen Tatarei

[1] Travels in the Regions of the Upper and the Lower Amoor. London 1860. Hurst et Blackett.

in einem nichts weniger als salonfähigen Anzuge, und als er sich beim Fürsten meldete, verweigerte der Kosak und später ein wachehabender Officier seine Karte abzugeben, sondern wollte den Reisenden von der Thüre wegweisen lassen. Ein Camerad jedoch der hinzukam und anfangs dem beharrlichen Engländer gleiche Geringschätzung fühlen ließ, begab sich ins Haus mit der Visitenkarte und erschien bald wieder, um unsern Autor zum Fürsten zu führen, der die beiden tactlosen Officiere damit beschämte daß er Atkinson umarmte, und ihm erklärte daß er seinetwegen nach Semipalatinsk gekommen sey, freilich in Folge einer seltsamen Verknüpfung von Umständen. Kurz vor Ankunft unseres Wanderers Ende September 1850 wurde nämlich der Kosakenposten Barnaoul durch eine Depesche aus Sandypskoi erschreckt, worin der dortige Commandant anzeigte, eine Kirgisenhorde von 3000 Köpfen sey in das Thal der Bea eingebrochen und habe bereits ein Kalmükendorf niedergebrannt. Er, der Commandant, ziehe sich nach dem Städtchen Bisk zurück, wo die Kosaken von Barnaoul mit ihm zusammenstoßen sollten. Ein Courier mit einer gleichen Depesche war an den Statthalter in Tomsk, an den Fürsten Gortschakoff in Omsk und an den Kaiser abgegangen. Gegen Morgen als die 800 Kosaken aus Barnaoul zogen, kam eine zweite Depesche, welche anzeigte daß die Kirgisen alles morbeten was sie im Weg fänden, daß ihre Zahl nicht 3-, sondern 7000 betrüge, und daß sie angeführt würden von dem Engländer Atkinson, welchen der Schreiber der Depesche erkannt haben wollte. In Barnaoul war Atkinson von seinem frühern Aufenthalt her allen Bewohnern gut bekannt, und sie konnten sich die Meldung nicht anders erklären als daß der Reisende südlich vom Altai den Kirgisen in die Hände gefallen und von diesen gezwungen worden sey, ihnen die Alpenpässe zu zeigen und sie in die Ebene zu führen. Die Frauen in Barnaoul waren mit dieser Nachricht zufrieden, denn sie durften auf Schutz von Atkinson rechnen, während die Männer auf Mittel und Wege sannen, um den Engländer aus der Gewalt der Horde zu befreien. Um 10 Uhr Vormittags kam eine dritte Depesche, welche die Zahl des Feindes auf 10,000 Köpfe steigerte. Fürst Gortschakoff war auf die erste Nachricht von Omsk nach Semipalatinsk eine Strecke von 600 engl. Meilen in 40 Stunden geflogen. Von dort wurde ein Kosakenregiment mit Artillerie nach dem bedrohten Punkt gesendet, allein es war kaum unterwegs, so trafen andre Berichte ein daß die Feinde nicht so zahlreich seyen, und zwei Tage später erfuhr man daß nur 40 tscherkessische Gefangene aus den Goldwäschereien an der Biriouffa entsprungen seyen und die Gegend unsicher machten. Man lebte nämlich noch unter Kaiser Nikolaus, und die unglücklichen Tscherkessen welche in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gefangen worden waren, hatte man schimpflicherweise nach Sibirien unter die Verbrecher gesteckt. Bei der Wascharbeit aber war es ihnen gelungen etlichen Goldstaub heimlich beiseite zu bringen, wofür sie von Tataren für jeden Mann eine Büchse und Pulver einhandelten, und beides in einer Kluft versteckten. Ende Juli war ihr Plan zur Flucht reif geworden. Einzeln stahlen sie sich nach der einsamen Schlucht, wo ihre Waffen lagen, plünderten eine Heerde von Rossen, um sich beritten zu machen und zwangen etliche Jäger ihnen die Päße südwärts in die Gebirge zu zeigen, worauf als sie diese hinter sich hatten, die Führer wieder entlassen wurden. Jetzt wo sie sich hinter der chinesischen Gränze befanden, hatten sie vorläufig nichts zu fürchten, allein die armen Tröpfe, bar jeder geographischen Kenntnisse, konnten keinen andern Plan zur Heimkehr ersinnen als daß sie der untergehenden Sonne, wo ihre Heimath lag, nachrücken wollten. Sie irrten aus der Saiankette nach dem Altai zwischen den Flüßchen Abakan und Tschoulsman umher, bis sie endlich an das östliche Ufer des Altin Kul gelangten. Dieser See hinderte ihr westliches Vordringen, und sie zogen daher an seinem nördlichen Ausfluß, dem Fluß Bea entlang, welche Gegend dünn von Kalmüken bewohnt wird. In einem der dortigen Auls wollte es ihr Unstern, daß sie Händel mit den Kalmüken bekamen, und sieben davon erschlugen. Diese That war es welche die Kosakenposten am Altai alarmirt und den Fürsten Gortschakoff in 40 Stunden nach Semipalatinsk gebracht hatte. Die Tscherkessen waren indessen über die Berge in das nächste westliche Thal der Katunia gedrungen, an der sie aufwärts zogen. Dieser Fluß ist zu reißend als daß er durchschwommen werden kann, er führt aber hinauf in den Schnee des Altai, so daß die Flüchtlinge in eine Falle gerathen waren, denn die wahre Zahl der Abenteurer wurde rasch entdeckt, und es sammelten sich hinter ihnen Kalmükenschwärme um das vergossene Blut der Ihrigen zu rächen. Die Tscherkessen merkten bald daß sie verfolgt wurden, allein alle ihre Eile half nichts, sie verirrten sich in eine Felsenenge, wo sie zuletzt absitzen und gegen ihre Angreifer Front machen mußten. Diese, fünfmal stärker und wohl bekannt mit jedem Spalt in den Felsen, wo sich ein Schütze decken konnte, trieben sie mit ihren Kugeln aus einer Stellung in die andre. Die Tscherkessen fielen einer nach dem andern, alle Aufforderungen sich zu ergeben beantworteten aber die Ueberlebenden mit dem Kriegsgeschrei, bis endlich die Nacht die Kämpfer trennte. Fünfzehn Flüchtlinge, der ganze Rest, brachten die Nacht in einer Höhle zu, wo sie aus Furcht sich zu verrathen kein Feuer anzündeten. Beim Tagesgrauen brachen sie auf um ihre Flucht fortzusetzen. Als sie die nächsten Felsen erklettert hatten, sahen sie sich vor den Schneegipfeln des Altai, an deren Fuße ein Cedernwald ihnen Schutz gegen ein heranziehendes Unwetter verhieß. Dorthin also brachen sie auf. Die Kalmüken indessen, welche die Gegend wie ihre Taschen kannten, hatten voraus wissen können daß sich die Tscherkessen unter die Cedern flüchten würden, und deßhalb an mehreren Orten, sowie auch in dem Wald hinterhalte gelegt. Als daher die Flüchtlinge sich dem Saume des Gehölzes näherten, wurden sie mit einer Salve empfangen, und ehe sie hinter einer Felswand sich gedeckt hatten, waren nach und nach sechs der Ihrigen gefallen, und kaum erreichten sie ihre neueste Zuflucht als eine andere Partei in ihrem Rücken ihnen zurief sich zu ergeben. Ihre letzten Kugeln wechselten sie mit diesen neuen Angreifern, denen nur vier in den Wald zu entrinnen vermochten. Unmittelbar nachher brach ein wüthender Schneesturm aus, welcher die Menschenjagd beendete. Drei Tage

lang dauerte der Fall des Schnees, welcher von dem Wind in die Klüfte geweht und zu hohen Kämmen zusammengewirbelt wurde, nachher aber trat der bittere Winter ein, welcher jedenfalls das vollendete was die Büchsen der Kalmüken noch übrig gelassen, denn von den vier Tscherkessen wurde seitdem nichts gesehen und nichts gehört.

Von Semipalatinsk begab sich der Reisende nach Ayagus, damals der südlichste Kosakenposten, denn Rußlands Gränzen schwellen beständig auf wie die Wecken im heißen Ofen. Ayagus liegt fast genau südlich von Semipalatinsk. Der Weg dorthin ist unsicher, auch wurde die Bedeckung des Reisenden von Piket zu Piket zuletzt bis auf 25 Mann erhöht. Die Vorsicht war nicht überflüssig. Als man an dem fünften Posten vorüberkam, fand man dort noch die blutigen Spuren eines tragischen Ereignisses, welches sich vor wenigen Monaten zugetragen hatte. Das Blockhaus war nächtlich von Kirgisen überfallen und die Besatzung, acht Mann stark, nach tapferer Gegenwehr erschlagen worden. Diese Nachethat mußte den Kirgisen aber viel Blut gekostet haben, weil sie bei dem Ueberfall keine Feuergewehre sondern nur Streitärte geführt hatten. Ayagus ist eine Stadt wo 900 Kosaken, eine Batterie Artillerie und eine Handvoll Infanterie liegen. Von dort aus werden die Kirgisen „regiert," das heißt man beruft zu einer Art Parlament ihre Häuptlinge zusammen, die man mit Säbeln und Federbüschen ausputzt, durch äußerliche Ehrenbezeugungen liebkost und bezahlt, wofür sie sich gefallen lassen daß in ihrem Aul ein junger Russe den Resident wie bei den indischen Radschas spielt, ihnen die Befehle der russischen Regierung übersetzt und sie politisch beschnüffelt. Die Kirgisen werden übrigens von den Kosaken in Ayagus und zwar zuerst von den Officieren und dann von den Gemeinen mit russischer Virtuosität betrogen und geprellt. Der Commandant ist ein sehr gewissenhafter Zecher, denn er trinkt zu Nacht drei Flaschen „reinen" Schnaps, da er behauptet daß „kein guter Russe jemals den Branntwein mit Wasser verdünnt hätte." So dient er auch als hohes Vorbild für seine Untergebenen, die sich bestreben ebenso correct und nationalrussisch sich zu betragen.

Von Ayagus gieng die Fahrt ostwärts. Dort gelangte Atkinson wieder auf die große Steppe, die vom Caspisee aus sich 2000 engl. Meilen nach Osten und 1200 Meilen nach Norden erstreckt. „Es war ein Anblick den man nie vergißt, und der mich vermochte mein Pferd anzuhalten und verwundert mich umzuschauen nach der trostlosen Landschaft gegen Süden. Nirgends war Gras zu entdecken, denn die Sonne hatte alles versengt. In zehn Meilen Entfernung lag ein breiter Streifen Laubes, bedeckt mit einem Stoff von blendender Weiße, jenseits lag ein See von 25—30 Meilen Länge und etwa 15 Meilen Breite, dessen Ufer so flach waren daß sich ein Saum von Röhricht zwei Meilen breit rings um das Wasser zog. Oestlich dämmerten in größter Entfernung die blauen Gipfel des Tarbagatai. Sonst aber war, so weit der Blick reichte, nirgends ein menschliches Obdach wahrzunehmen." Man übernachtete dießmal unter den Jurten oder Filzzelten eines Kirgisenauls und sah sich am Morgen von zahllosen Viehheerden umringt. Mehrere Auls lagen auf der Steppe zerstreut, und als man weiter ritt, gelangte man durch Schafheerden, die meilenweit über die Ebenen sich ausbreiteten, so daß die Steppe vom Leben wimmelte. Die Hirtenstämme lagerten erst seit wenig Tagen auf diesen Weideplätzen, deren Gras so üppig stand daß die Halme bis an die Sattelriemen der Pferde reichten. Von einem tatarischen Hausirer erfuhr man daß die Kirgisen aus den Altaibergen kämen und langsam die Steppen abweideten um ihr Winterlager am Balkaschsee zu beziehen. Er versicherte daß sich in ihrem Besitz 2500 Kamele, 60,000 Pferde, mehr als 100,000 Häupter Hornvieh und Schafe ohne Zahl sich befänden, den Privatbesitz eines einzelnen Häuptlings aber schätzte der kundige Handelsmann auf 9000 Pferde. Das Steppenreisen gewährte übrigens unserem Autor einen hohen Genuß, der durch die Aufregungen gewürzt wurde, denn man konnte nicht wissen ob der nächste Stamm sich gastlich oder raubgierig erweisen würde. Am Abend lagerte man abermals in einem Kirgisenaul, dessen Häuptling beim Absteigen dem Gaste die Zügel des Pferdes hielt und ihm bald einen Kessel mit Ziegelthee vorsetzte. Daß der Ziegelthee aus den Abfällen der Thee-Ernte besteht und mit Ochsenblut vermischt in Backsteinform geknetet, und der Backstein dann mit der Axt zertheilt, die Theile zwischen Steinen zerrieben und dann gekocht werden, bestätigt Atkinson uns abermals. Um dieses seltsame Gemüse — denn es ist eher eine Suppe als ein Thee — schmackhaft zu machen, wird eine Schüssel geronnene Milch, ein wenig Salz und eine Handvoll Hirsemehl hinzugefügt. Der Reisende verschert uns daß dieses Gericht weder besonders rein, noch besonders schlecht sey, der Hunger jedoch ihm oft ein solches Mahl recht schmackhaft erscheinen ließ.

Zunächst von dort aus mußte eine Wüste in südwestlicher Richtung gekreuzt werden und zwar in 18—20 Stunden zu Pferd. Der Häuptling gab seinem Gaste zwölf kirgisische Begleiter und 36 Pferde mit, so daß für jedermann zwei und für das Gepäck vier Pferde vorhanden waren. Unter diesen Thieren befanden sich mehrere von großer Schönheit, auf deren Leistungen man rechnen konnte. Wohl durfte man gefaßt seyn unterwegs mit kirgisischen Räubern zusammen zu treffen, aber Atkinson und seine Kosaken fühlten sich einem solchen Abenteuer völlig gewachsen. Bald verlor man die Steppe unter den Hufen und bewegte sich über eine vollständige Sandfläche. Nach 14stündigem Ritt beim Sinken der Sonne erklärten die Kirgisen daß man in zwei Stunden wieder Weiden und Wasser erreichen, aber schwerlich in der Dunkelheit einen Aul finden würde. Die Rosse waren mittlerweile so erschöpft daß sie alle Stunden gewechselt werden mußten, aber sie wurden wieder lebendig als sie Wasser zu wittern begannen. Eine halbe Stunde später waren sie an und in einem Strom und löschten dort ihren quälenden Durst. Man kreuzte das Wasser und ritt weiter bis man endlich das willkommene Bellen von Hunden vernahm und einen Aul erreichte. Es war nöthig daß zwei Kirgisen vorausritten und den aufgestörten Schläfern, die einen Ueberfall erwarteten, ankündigten daß die nächtlichen Gäste Reisende und keine Räuber

seyen. Waschgeräthe gehören nicht zu dem kirgisischen Haushalt. Unser Reisender mußte daher Morgens seine Abwaschungen am nächsten Wasser unter freiem Himmel verrichten und zwar gefolgt von der Bevölkerung des Auls beiderlei Geschlechts, die neugierig und verwundert der seltsamen Leidenschaft ihres Gastes zuschauten, denn man kann den Kirgisen nicht nachsagen daß sie schon reines Wasser durch Abwaschungen beschmutzt hätten. Ihre Kleidung besteht aus zwei oder drei, seidenen oder baumwollenen Kalats oder Gewändern, die eine doppelte „rechte" Seite haben. Ist die äußerliche beschmutzt, so wird die innere herausgekehrt, bis endlich vor lauter Herauskehren das Kleidungsstück in einen Zustand gerathen ist daß es von selbst abfällt. Die Sommertracht der Kinder ist aber noch viel ökonomischer, denn sie bedecken ihre Blößen nur damit daß sie sich in dem Schlamm eines Weihers mehrmals umherrollen und dann von der Sonne trocknen lassen. Haltbar ist freilich dieser Anzug nicht, dafür läßt er sich aber ohne große Kosten immer frisch ersetzen. Im Winter steckt alles in Pelzen, so daß es dann schwer wird die Geschlechter zu unterscheiden. Die Kirgisen der Escorte machten sich sogleich wieder auf den Rückweg, und hofften in 18—20 Stunden ihren Aul zu erreichen, während man beim Herritt durchschnittlich 6—7 engl. Meilen in der Stunde zurückgelegt hatte. Die Bewirthung, das Obdach, die Pferde und die Escorte wurden aus Gastfreiheit und Gefälligkeit völlig unentgeltlich gegeben, auch besaß Atkinson nichts entbehrliches was er ihnen hätte schenken können. Am nächsten Morgen gieng der Ritt abermals durch Viehheerden, und als man sie hinter sich hatte, zeigten sich anmuthige Antilopen auf der Grasfläche. Auch an diesem Abend erregte die Ankunft der Reisenden großen Aufruhr in einem Kirgisen-Aul, bis man von den friedlichen Absichten der Ankömmlinge sich überzeugt hatte.

Der Aul bei dem man Obdach gefunden hatte gehörte zu dem Stamm des berühmten Sultans Batyr, dem sogleich die Ankunft der Gäste gemeldet wurde, und nach dessen nahem Zeltlager man noch aufbrach. Der Sultan, ein frischer achtzigjähriger Greis, grüßte Atkinson, indem er die Zügel des Pferdes faßte und ihn in seine 40 Fuß im Durchmesser fassende hohe Jurte treten ließ, wo ein bucharischer Teppich und ein Tigerfell zum Sitz für ihn ausgebreitet wurde. In der Jurte stand der Thronsessel, den ein Kamel vor dem Sultan einherträgt wenn er sich auf dem Marsch befindet. Dieser Sessel ist an den vier Ecken mit Pfauenschweifen geschmückt, zum Zeichen daß Batyr ein Abkömmling von Timurlenk sey. Ein schöner Falke und ihm gegenüber ein schwarzer Adler saßen vor dem Zelte angekettet. Beide Thiere dienen den Kirgisen zur Jagd, der erste auf Fasanen und Geflügel, der andere für Füchse, Rehe und Wölfe. Abends und Morgens erschien die Sultana mit den Prinzessinnen um die Kühe, Schafe und Geißen zu melken. Diese Arbeit gilt nicht als erniedrigend, wenn auch die Steppenfürsten auf ihre Abkunft von den mongolischen Eroberern so stolz sind, wie die britische Aristokratie auf ihre normännische. Die Damen satteln ihre Pferde selbst und sitzen wie Amazonen zu Roß mit dem Sperber auf der Faust. Die Familiengeschichte Batyrs ist düster, aber für uns höchst belehrend. Etliche Jahre früher hatte nämlich der älteste Sohn des Sultans ein Alter erreicht, wo er eine eigene Horde führen konnte. Der Vater gab ihm daher 1000 Rosse aus seinem Gestüt und fügte 2000 Rinder und 5000 Schafe hinzu. Der Sohn hatte aber die Hälfte des wandelnden Vermögens erwartet, und war über die kärgliche Ausstattung so erbittert daß er die Jugend der Kirgisenstämme zu Barrantas oder Raubzügen unter sein Banner sammelte. Als er sich stark genug fühlte, ließ er weit und breit von seinen Plünderungen und Verwüstungen hören. Oftmals vernahm man im väterlichen Aul von den verwegenen Streichen des jungen Häuptlings, doch niemand besorgte daß er sich gegen seine Verwandten wenden werde. In einer Nacht jedoch machten die Hunde Lärm, der Aul verfammelte und bewaffnete sich, bald ertönte Hufschlag und nach dem Hufschlag der Waffenklang des Feindes. Während man an den Zelten des Auls bei den nächtlichen Feuern focht, war ein anderer Theil der Räuber in die Heerden gebrochen. Der Kampf erreichte erst ein Ende, als einer der Angreifer vom Pferde gethauen wurde und die Sultana mit dem Schrei der Verzweiflung einen ihrer Söhne erkannte. Auf diese Schauderkunde ließen Batyr und die Seinigen vom Widerstand ab, und die Räuber konnten 3000 Pferde und etliche Weiber entführen.

Großartig sind die Begräbnisse der Kirgisenhäuptlinge. Atkinson war gegenwärtig als Sultan Darma Syrym in der Nähe des Nor Zaisan jenseits der chinesischen Gränze starb. Er trug die Eulenfedern zum Zeichen seiner Abkunft von Tschingis Chan. Sowie sein Puls stillstand, wurden Eilboten nach den nächsten Horden, und von diesen andere Boten sogleich weiter gesandt, so daß in wenig Stunden die Nachricht sich auf 200 engl. Meilen im Umkreis verbreitet hatte. Die Frauen, Töchter und andern Weiber des Auls fassen vor dem Sultan um den Todtengesang anzustimmen. Sowie Männer oder Frauen der andern Auls ankamen, knieten sie nieder und stimmten in den Chor ein, der mächtiger und mächtiger anschwoll. Inzwischen schlachteten die Männer des Auls 10 Pferde und 100 Schafe für den Leichenschmaus. Diese Festlichkeiten dauerten sieben Tage lang, am achten aber ward der Sultan beerdigt. Der Leiche voraus wurde von einem Kamel der Pfauenthron getragen, am Grabe die beiden Lieblingspferde des Todten geschlachtet und an seiner Seite beerdigt. Mehr als 2000 Personen waren anwesend, zu deren Beköstigung 100 Pferde und 1000 Schafe geschlachtet werden mußten.

Die Kirgisensteppen am Altai sind ziemlich metallreich. Als daher im Jahr 1848 die Silbergruben bei Nertschinsk aufgegeben wurden, welche bisher das westliche Sibirien mit Blei versehen hatten, und deßwegen 250 Tonnen dieses Metalls mit unsäglichen Kosten aus England bezogen werden mußten, schickte man eine Expedition in die Gegend zwischen die Tarbagataikette und den Irtisch um nach silberhaltigem Bleiglanz zu forschen. Gold, Kupfer, Turmalin und Topas, aber keine Silbererze wurden gefunden. Glücklicher war eine Expedition im Jahr 1852, die in dem Tschingistau nordwestlich von

Ayagus Silber und Bleierze fand, reich genug um ein zehnfaches Bedürfniß zu befriedigen. Das Gebirge war indessen Eigenthum der mittleren Horde, und eine gewaltsame Besitzergreifung hätte sämmtliche Stämme den Russen auf den Hals ziehen können. Die Erzgänge welche die Bergleute aufgedeckt hatten, zeigten nur graues unscheinbares Gestein. Hätten die Kirgisen edles Metall darin erkannt, so würden sie um keinen Preis sich von den Bergen getrennt haben. Ein russischer Hüttenbeamter begab sich daher zu den Kirgisen, und zwar zu dem mächtigen Sultan Boulania um über die Abtretung der Berge zu feilschen. Die Berge, ohne Weiden, hatten für die Kirgisen keinen Werth, allein die Russen verlangten auch das Stück eines nahen Stromes, ohne welchen sie ihre Arbeit nicht hätten betreiben können. Dieses Wasser nun, welches zur Befruchtung der Weiden diente, hatte in den Augen der Kirgisen einen hohen Werth und machte die Abtretung schwierig. Die Verhandlungen begannen damit daß man sich zwei Tage gegenseitig Banketts gab. Am dritten Tage wurden die Unterhandlungen eröffnet. Der Sultan verlangte 100 Silberrubel für die kleinern Häuptlinge und 250 für sich, sowie eine goldene Medaille. Die Russen treiben nämlich mit großem Vortheil einen Decorationsschacher in der Kirgisensteppe, denn die Häuptlinge sind gierig nach Medaillen und Bändern. So wurde Atkinson von einem Häuptling, bei dem er übernachtete, bis aufs Blut gequält, ihm durch seinen vermutheten Einfluß in St. Petersburg vom Weißen Chan einen solchen Orden zu verschaffen, wie ihn ein andrer Häuptling und Nebenbuhler des Gastfreundes, nach seiner Behauptung ganz ohne Verdienste, kurz zuvor erhalten habe. Der begehrte Kaufschilling für die Berge wurde von den Russen sogleich aufgezählt, Sultan Boulania erklärte aber daß er nicht berechtigt sey auch den Stromantheil zu verkaufen. Der Minenbeamte fügte deßhalb zu dem ursprünglichen Kaufschilling als zweite Entschädigung für das Wasser noch einen goldgestickten Scharlachrock und einen Prachtsäbel für den Sultan, ein Goldstück und ein langes Gewand für jeden Häuptling hinzu. Der Sultan erklärte gleichwohl man müsse den Handel noch erwägen. Die Russen kannten aber diese Schliche. Sie wußten daß ihre Geduld zur Erpressung neuer Geschenke auf die Folter gespannt werden sollte, daß, wenn man einmal nachgäbe, die Forderungen beständig steigen und der Abschluß sich ins unendliche verschieben würde. Der Beamte erklärte daher den Kirgisen daß sie sich auf der Stelle entschließen müßten; man habe sie schon vor Monaten mit dem Antrag bekannt gemacht, und ein längeres Zögern könne nicht verstattet werden; er sey vielmehr entschlossen, wenn man sich nicht einige, in der nächsten Stunde abzureisen. Auf diese Drohung verlangte der Sultan die Geschenke wenigstens vorher untersuchen zu dürfen. Jetzt hatten die Russen ihren Vogel gefangen. Eiligst wurde ihm der Säbel umgeschnallt, die Medaille mit dem rothen Band auf der Brust befestigt und das Scharlachgewand angelegt. Der Sultan ließ sich von den Häuptlingen bewundern, bewunderte sich selbst, und wäre nicht mehr sähig gewesen etwas von dem Putz wieder abzutreten. Da auch die kleinen Häuptlinge nichts mehr einwendeten, so wurde den Russen der Besitz der reichen Silbergruben überlassen, die Kirgisen aber veranstalteten zu Ehren der Gäste noch ein großes Wettrennen um ein 10 Werst (1½ deutsche Meilen) entferntes Ziel; die Renner durchliefen die Strecke hin und zurück in 1 Stunde 40 Minuten, und acht Pferde kamen so gleichzeitig an daß keins auch nur eine „halbe Nase" nach der Epsom-Sprache voraus war. Bisweilen dehnen sie die Rennen bis auf 60 Werst (8½ deutsche Meilen) aus.

Atkinson besuchte auch die Steppe zu Füßen des Karatau, oder, wie der Name besagt, der schwarzen Berge; dort theilt der Fluß Bean die Weiden der großen und der mittleren Horde. Die dortigen Steppen sind sicherlich früher bevölkert gewesen, und zwar nicht von einem reitenden Hirtenvolk wie die Kirgisen, sondern von Ackerbauern. Spuren unzähliger Canäle bedeckten ehemals das Land in großer Ausdehnung mit einem Wassernetz. Noch fließt in einigen Rinnen Wasser, und wo es den sonst unergiebigen Boden überläuft, breiteten sich fette Wiesen mit wunderbar schönen Blumen aus. Außer vielen zerstreuten Grabhügeln stößt man auch auf ausgedehnte Schutzbauten, die Trümmer von Vesten oder von Stadtmauern. Ein solches Denkmal am Lepsou bildet ein Parallelogramm von 700 Ellen (Yards) Länge und 500 Ellen Breite. In den Bergen stieß Atkinson auf alte Gruben, und in der Nähe fand er ein Stück Malachit, so daß also wahrscheinlich auf Kupfer gebaut worden war. Bekanntlich haben die Russen die Steppen der Kirgisen durch eine Reihe von Forts eingefangen, und es erstrecken sich diese Zwingbauten jetzt schon bis hart an den Ysskul. Zu Atkinsons Zeiten aber sollte erst das nördlichere Fort Kopal erbaut werden, welches nur drei Tagereisen von Kuldscha, einer großen Stadt von 40,000 Einwohnern des chinesischen Kaschgariens, entfernt liegt.

Vier Jahre, ehe Atkinson dorthin kam, war ein russischer Artilleriecapitän Abakamoff mit sechs Geschützen und 100 Mann in den Alatau gesendet worden, um einen Gebirgspaß, acht engl. Meilen südlich von dem spätern Kopal, zu besetzen. Dieser Punkt lag 18 Tagereisen von Ayagus entfernt, und der Weg führte über die Steppen feindlicher Stämme; der Capitän aber brachte seine Batterie über die wegelosen Strecken nach schwerer Arbeit in 42 Tagen an Ort und Stelle. Noch trug alles umher die sommerliche Pracht, aber Abakamoff wußte wohl daß ein harter Winter dicht bevorstand. Für die Pferde war gesorgt, denn es gab in der Nähe geschützte grasreiche Thäler. Die asiatischen Rosse sind auch nicht durch Stall und Stallfütterung verwöhnt. Sie scharren mit den Hufen den Schnee vom Gras, und der Wald genügt ihnen als Obdach. Aus den Steinen am Paß errichteten die Russen die Mauern ihrer Winterhütten, Baumstämme wurden als flaches Dach quer darüber gelegt und mit einer 9 Zoll dicken Erdschicht bedeckt. Die Fensterscheiben bestanden in Ermangelung von Glas aus aufgespanntem chinesischen Seidenzeug, und die Thüren wurden aus Birkenrinde verfertigt. Wildpret schwärmte in Menge umher: Rehe in den Ebenen, Marals oder große Hirsche, sowie Argalis oder Bergschafe auf den Gebirgen. Als sich auf den Alpen der erste Winter einstellte, wurden die Thiere

genöthigt die Ebenen zu suchen. Jetzt versorgte man sich mit Vorräthen für den Winter, was leicht gelang, denn das Wild, dem nie ein Jäger nachgestellt hatte, war noch so arglos, daß mehrmals Marals von den Hüttenthüren aus geschossen werden konnten. Die Oede und Langeweile wäre einem gebildeten Officier gewiß dort unerträglich geworden, allein Abakamoff war Naturforscher und Sammler, so daß ihm die Jagd in den erhabenen Alpenlandschaften, die nach Atkinsons Zeichnungen vielfach an unser bayerisches Hochland erinnern, hinreichenden Genuß gewährte.

Unser Verfasser, der später dort einige Zeit zubrachte, redet voller Begeisterung über die hohen Reize des dortigen Lebens. „Oft lagerten wir mitten in einer Umgebung von wunderbarer Großartigkeit, mitunter auch im Sturm, wo der Kampf der erbitterten Elemente selbst die Beherzten mit Bangigkeit erfüllte, dann aber auch, wenn die scheidenden Sonnenlichter die Schneegipfel über uns in Rubinfarben badeten und sie mit der Glorie des sinkenden Tages verherrlichten. Schlich dann die Nacht herbei, so änderte sich der Anblick. Der Schein unsrer Feuer fiel auf Männergruppen, und die Stämme und Baumzweige unter denen wir lagerten, färbten sich mit dem Wiederschein der Lohe. Nach dem abendlichen Mahle rief mein Freund die Gesellschaft näher um sich, setzte sich in die Mitte und stimmte irgendeinen tieferregenden Gesang an. Wenn die Musik schwieg, wurde das Seufzen des Nachtwindes oder ein ferner Wasserfall hörbar. Diese besänftigenden Laute unterbrach dann zu Zeiten das Läuten der Glöckchen an den Köpfen unsrer Pferde. Es erinnerte die Männer an ihre Pflichten, und die Thiere wurden rasch neben den Reitern angepflöckt. Zuletzt fiel alles in Schweigen, ein jeder legte sich auf die Satteldecke, und lag bald in gesundem Schlaf." Ende Octobers brach der Winter für die Artillerisjen im Alatau an. Der Schnee bedeckte die Hütten und erschwerte anfangs den gegenseitigen Verkehr, namentlich hatten diejenigen welche weit abseits von der Küche lagen, viel Arbeit sich nach diesem gesegneten Erdenwinkel die Wege offen zu erhalten, bis endlich der Schnee so hoch lag, daß eine Gallerie unter der Decke hinweggeführt werden konnte. Der Schneefall währte bis zum 4 Dec., dann trat klarer Frost ein mit — 20° R., welcher den Schnee so hart machte, daß man wieder im Freien sich bewegen und auf die Jagd gehen konnte.

Nach diesen ersten Pionnieren wurden ein paar Generale in die Steppe gesendet, um den Platz zum neuen Fort auszuwählen. Zu ihrer Stärkung waren sie reichlich mit Champagner versehen, schickten ihre Köche jedesmal nach dem Lagerplatz voraus und kürzten die Tagereisen so viel als möglich. Auf einer Anhöhe etwa 400 Ellen (Yards) östlich vom Flusse Kopal, mitten unter alten Grabhügeln, welche die dortigen Räume als einen Völkerkirchhof erscheinen lassen, wurde der Platz zur Festung ausgewählt und Wundermärchen über die Fruchtbarkeit des Landes verbreitet, von welchen verführt 500 Kosaken mit ihren Familien gute Wohnsitze verließen, um sich um Kopal anzusiedeln, wo nur der Frühling vom Februar bis April den Boden mit Gras und Blumen bedeckt, während im Sommer die Sonne jeden Halm versengt. Atkinson kam am 20 August dort an, als gerade die Auswanderer enttäuscht den Ort erreicht hatten und mit Grauen in ihrer neuen Heimath sich umsahen. Mit ihnen war auch ein Ingenieur-Officier angekommen, der die Festung nach Planen, die in St. Petersburg gezeichnet worden waren, ausführen sollte. Man hatte ihm Schwarz auf Weiß gegeben daß sich in der Nähe Bauholz in Ueberfluß auf einer Entfernung von acht Werst fände. Dieß war eine grobe Lüge. Abakamoff zeigte ihnen das nächste Holz, wohin man aber einen Weg von 20 engl. Meilen über die Ebene und 3 engl. Meilen ein Regenbett aufwärts zurücklegen hatte. Unter diesen Umständen war es nicht möglich vor Anbruch des Winters mehr als ein gemeinschaftliches Haus zu erbauen, sondern mußte die Kosaken auf Erdlöcher verweisen.

Vorher brach Atkinson auf um den Ala-tau zu überschreiten und die oberen Thäler des Ac-taus zu besuchen. Es schloß sich ihm der Ingenieur-Officier an, um im Ala-tau nach weitern zugänglichem Bauholz zu forschen. Südlich vom Kopal fließt die Kora, ein Gewässer welches nach dem Balkasch-See abrinnt, und zwischen Kopal und die Kora schieben sich die Vorberge des Ala-tau. Als man ihren Kamm erreichte, sah man in einer senkrechten Tiefe von 5000′ die Kora als Silberfaden unter sich. Gegenüber stieg die Bergwand sanft und dicht bewaldet wieder auf. Man saß ab, nahm die Pferde an die Zügel und stieg mit ihnen vorsichtig in das Thal hinab. Nicht minder gefährlich war es über die reißende Kora zu setzen. Einen einzelnen Reiter würde das wüthende Wasser fortgespült und zerschmettert haben. Zu fünft jedoch und Roß an Roß gedrängt konnte man der Macht des Wassers trotzen und gelangte glücklich an das andere Ufer; später fand man bequemere Furten. Auf den Höhen dieser Schluchten trifft man überall den Maral oder großen Hirsch, dessen Geweih die Chinesen mit schwerem Gelde bezahlen. Nur im Winter und im Frühling verweilt er in den Thälern, sowie es warm wird treiben ihn die Fliegen nach der Nähe der Gletscher. Die Marals leben nicht heerdenweise, doch sieht man bisweilen Gesellschaften von 10 bis 12 Häuptern. Bei einer der damaligen Jagden verfolgten die Kosaken ein solches Thier nach dem Rande eines Felsenrückens, der steil auf allen Seiten in die Ebene fiel und von wo ihnen die Beute nicht entschlüpfen konnte. Da der Hirsch aber nach seinen Verfolgern sich umschaute und mehrmals Miene machte durch sie hindurch zu brechen, so merkten sie aus diesem ungewöhnlichen Benehmen daß der Maral noch andere Feinde fürchten mußte. Weil nun Tiger dort nicht selten sind, so vermutheten sie ein solches Raubthier in der Nähe und schossen nicht, sondern folgten vorsichtig. Als der Hirsch an ein paar Felsblöcken vorbeitrabte, sprangen ihn plötzlich zwei Bären an, der Maral aber setzte mit einem schönen Sprunge von der Felswand nach einer völlig losgetrennten Klippe hinüber. Einer der Bären, der ihm nachgesprungen war, kam zu kurz und fiel zerschmettert in die Tiefe, sein Camerad aber wurde von den Jägern erlegt. Der Maral schaute ohne Furcht nach seinen Verfolgern zurück, von denen ihn eine angeblich 33′ breite Schlucht trennte. Die

Kosaken bewunderten lange das schöne Thier welches jetzt ein bequemes Ziel gewesen wäre, allein obgleich sein Geweih wohl 120 Silberrubel werth gewesen wäre, so daß die fünf Jäger einen Jahressold unter sich hätten vertheilen können, waren sie doch edel genug um das Leben des kühnen Springers zu schonen.

Zu den Merkwürdigkeiten des Thales der obern Kora gehörten die Dschinnen- oder Teufelsgräber, an welche bei den Kirgisen sich die Sage einer Geisterschlacht knüpft, die einige Aehnlichkeit hat mit dem Himmelssturm der Titanen. Es sind fünf aufrecht stehende Steinblöcke, wovon der größte 76 Fuß über den Boden ragte, und an einer Seite 24, an der andern 19 Fuß maß. Daneben fand sich eine domartige Steinmasse von 42 Fuß Durchmesser und 28 Fuß Höhe, sichtbar das Werk von Menschenhänden, so daß auch dieses öde Thal einst bewohnt gewesen seyn muß. Die Kirgisen erzählen daß einer ihrer Sultane, der sich zu den Denkmälern gewagt, von einer Stimme aus den Wolken angeschnaubt worden sey: „Ungeheuer! du hast gewagt deine Knechte hieher zu bringen und diese heilige Stelle zu entweihen. Dafür sollst du sterben!“ Ein Donnerwetter habe dann ihn und seine Leute vernichtet. Trotzdem ließen sich Atkinsons kirgisische Begleiter bewegen mit ihm einen nahen Berg zu besteigen. Oben beherrschte der Blick die nahen und fernen Gebirgszüge des Ac-tau und Mus-tau (Mustag) sowie die Gipfel an den Jlliquellen und im Norden den Karatau. Das Gestein worauf man stand war hellgrüner Schiefer, höher oben aber wo die Felsen sich mit Schnee bedeckten, brach ein tiefrother Jaspis hindurch, der von Quarzadern durchsetzt war. Auch stieß man auf Rosenquarz und zwar auf Adern bis zu 18—20 Zoll Dicke welche Blöcke der schönsten Farbe hätten liefern können. In der Nähe der Koraquellen fand Atkinson zu Tage tretendes Blei. Das Metall war beinahe ganz gediegen und weich wie Büchsenkugeln. Da die Bleierze gewöhnlich silberhaltig sind, so haben die Russen Aussicht dort Schätze zu heben. Den Gedanken das Gebirge noch zu übersteigen, sollte der Reisende aber aufgeben, denn zuletzt kam er an einen Punkt wo die Kora auf einem Raume von ¼ engl. Meile in Wasserfällen 1500 Fuß tief stürzte. Auf diesem Wege wurde sie von Eis überbrückt, und zuletzt sah man sich vor einem prächtig seegrünen Gletscher, hinter welchem die hohen Schneegipfel der Kette aufragten; ein Weg über den Gletscher war aber bei der vorgerückten Jahreszeit nicht mehr rathsam. Der nächste Octobermorgen, der mit einem entzückenden Erglühen der Alpen anhob, war zwar verlockend genug, aber ein dünner Schleier, der sich an den Bergspitzen herabsenkte, wurde von den wetterkundigen Kirgisen als Vorläufer eines Schneesturmes gedeutet, und sie mahnten zum Rückzug, der auf den folgenden Morgen angesetzt ward. Aber noch in der nämlichen Nacht brach ein beängstigendes Gewitter los, dem sogleich ein starker Schneefall folgte, so daß man am 5 October Morgens sich mitten in fußtiefem Schnee befand. Um 10 Uhr hörte der Schneeniederschlag auf, doch blieb der Himmel noch überzogen, und Atkinson bemerkte daß die Wolken mit jäher Geschwindigkeit durch die Berggipfel zogen, während es in der Tiefe ganz still war. Die Kirgisen verkündigten das baldige Ausbrechen eines Orkans, nicht lange nachher fegte auch der Sturm schon den Schnee von den Felsenrändern, und bald darauf brach er verheerend in den Forst. Die Lage der Wanderer wurde höchst kritisch, als auch am nächsten Tage der Sturm ihnen nicht verstattete aufzubrechen. Erst um Mitternacht hörte der Kampf der Elemente auf, und am 7 machte man sich eilig auf den Rückweg. Da man die Vorberge wieder übersteigen mußte und auf den schwindligen Pfaden noch Schnee und Eis lag, mußte einer der Kosaken voraus gehen und an den schwierigen Stellen mit der Axt den glattgefrornen Boden aufhauen damit die Rosse festen Tritt hätten. Oben auf den Bergen lag kein Schnee, denn der Sturm hatte ihn in die Thäler gefegt, als man aber Kopal am Abend erreichte, waren die dortigen Freunde über die Gefahren der Alpenreisenden höchst verwundert, denn auf der Ebene hatte es nur geregnet.

Noch gab es etliche schöne Herbsttage, die gewissenhaft zu Jagden benutzt wurden. Auf einem dieser Ausflüge wurde Atkinson Zeuge eines aufregenden Schauspiels. Die Jäger stießen nämlich auf drei Wölfe, denen es eben gelungen war einen Maral niederzujagen. Der Hirsch rauchte noch, während die gierigen Thiere sich daran machten ihre Beute zu verzehren. Schon war gegen die Bestien Atkinsons Büchsenlauf gerichtet, als ihm sein Kosak ein Zeichen gab nicht zu schießen. Ueber den Wölfen nämlich zeigten sich ein paar Adler, die sich zu einem Fang vorbereiteten. Das erste der königlichen Thiere schoß herab, drückte einem Wolf den einen Fang ins Genick, den andern in den Rücken, daß sich das Thier nicht mehr rühren konnte, während der Adler ihm unter furchtbarem Gepeul die Leber aus der Seite hackte; der andre Adler hatte sich den zweiten Wolf ausersehen, während der dritte verschonte sich davon drückte. Jn kurzer Zeit waren beide Bestien leblos, und die Adler äßten sich nun von dem Hirschbraten, worin sie aus Dankbarkeit für die Scene um welche sie die Römer in den Thierzwingern beneidet haben würden, von den Jägern nicht gestört wurden.

Der Winter auf der Steppe ist ein unerbittlicher Gast. Nach Schneestürmen trat am 10 Nov. schon ein Frost bis 20° R. ein, und mit ihm brachen Seuchen in Kopal unter den Kosakenfamilien aus, deren Obdach meistens nur aus Erdlöchern bestand. Jm Laufe eines Monats starben 28 Personen. Wohl hatte man bereits ein Spital erbaut, aber von den Kranken, die hineingebracht wurden, starben die meisten in so kurzer Zeit daß eine wahre Spitalfurcht im Fort herrschte, und ein kranker Kosak, der vorschriftsmäßig hineingebracht werden sollte, statt dessen abseits gieng und sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Besuche in Kirgisenauls boten einige Zerstreuungen. Dabei bemerkte der Reisende daß auch dieses Steppenvolk dem Laster des Opiumrauchens verfallen ist. Das gefährliche Genußmittel wird über die chinesische Gränze geschmuggelt, ist aber deßhalb gottlob ziemlich kostspielig und nur den Reichen zugänglich.

Unter den Kosaken in Kopal befand sich ein verdorbenes Genie, welches ehemals dem geistlichen Stande angehört hatte,

wegen Erpressungen aber und, wie man behauptete, wegen eines an Heiligenbildern verübten Pretiosenraubs trotz seiner Gelehrsamkeit unter die Soldaten gesteckt worden war. Gegen Weihnachten hatte dieser Gesell in Kopal ein leidliches Theater errichtet, und führte mit seinen Cameraden und Schülern ein Stück auf. Ende Februar aber wo die Steppe bereits wieder zu grünen begann und der Humor der Kosaken mit dem bessern Wetter stieg, bereitete er für die Maslinitzfeste einen Hauptspaß vor. Da er unter dem Namen Proto-pope bekannt war, beschloß er sich in dieser Gestalt zu zeigen. Auf einem Wagen wurde ein Pfahl aufgerichtet und auf dem Pfahl eine Art Kanzel gezimmert. Diese bestieg der Proto-pope im Theaterornat und hielt sieben Tage lang den Kosaken spaßhafte Predigten voll Humor und Satyre, z. B. „über die Fasten und ihre Gründer," „über die Zehnten," „über die Beichte und ihre Folgen," endlich „über den Archimandriten, die Mönche und ihre Klöster," und als Bravour-Arie zum Schluß „über die Aebtissinnen, Nonnen und die Dummköpfe von Vätern, die ihre Töchter in das Kloster schicken." Die Sachen waren stark gewürzt und saftig, so daß es für den Proto-popen ein Glück war sich auf sibirischem Boden zu befinden, denn in Rußland hätte er den Spaß wahrscheinlich mit lebenslänglichen Arbeiten in den Bleigruben büßen müssen.

Erinnerungen aus dem Westen.

Von Frank Lorenz.

Der Red-River. — Eine neue Ansiedlung unter den Indianern.

Die überaus günstigen Erfolge der durch die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den letzten sechs Jahren ausgerüsteten Expeditionen (behufs Auffindung einer Linie zur Führung von Eisenbahnen quer durch den Continent bis an die Gestade des stillen Oceans) ermuthigten ein Paar unternehmende Handlungshäuser von New-Orleans eine neue Expedition auf dem wenig erforschten Red-River zu Stande zu bringen, zum Zweck der Anlegung einer Handelsagentur innerhalb des Indianergebiets, welche die Verbindung mit Neu-Mexico auf einem bedeutend kürzeren Wege als bisher ermöglichen würde.

Die Regierung von Louisiana hatte bereitwilligst alle nur erwünschte Hülfe gewährt; ein Commando der freiwilligen Louisiana Rifle Brigade (Scharfschützen), unter den Lieutenants Donelson und Simpson, wurden als „Pioniere des Westens" bereitwillig überlassen; die HH. A. und G. von New-York und G. von New-Orleans stellten die Geldmittel zur Verfügung und ernannten die Niederlassungscommission, bestehend aus neun Mitgliedern. So weit waren alle Vorbereitungen getroffen, als ich Ende Julius 1858 in Savannah (Georgia) von diesem Unternehmen hörte. In Amerika geht alles schnell, auch die Entschlüsse! Seit fast drei Monaten hatte ich die „alten Staaten" am atlantischen Ocean bereist, und dachte eben daran mich dem „fernen Westen" zu nähern, als diese Red-River-Expedition mir wie ein Fingerzeig erschien.

Durch die freundschaftliche Verwendung und dringende Empfehlung meines Freundes, Mr. St., Senators für Georgia, erhielt ich von Dr. Watson, dem Vertreter der HH. A. und G., die Zusicherung einer freien Fahrt auf des „Princeß of the West," unter der Bedingung (die ich vorgeschlagen hatte) der Gesellschaft meine Dienste als Surveying Civil-Engineer zu widmen.

Auf der Eisenbahn flog ich gen Westen. In Montgomery (Alabama) bestieg ich die „Metumpka," einen hübschen Flußdampfer, der mich auf einer sehr verzögerten Fahrt erst am dritten Tage nach Mobile brachte, dann abermals Eisenbahn bis Cedar Point, Dampfschiff bis Lake Station am Pontchartrain, und wieder Eisenbahn bis New-Orleans, wo ich am 14 August anlangte.

Im Hause des Mr. G. auf das wohlwollendste empfangen, wurde ich mit den Mitgliedern des Unternehmens bekannt, lauter intelligenten und kühnen jungen Männern, erhielt den besten Rath für meine Ausrüstung, und behielt auch noch Zeit New-Orleans gründlich kennen zu lernen. M. Clisfold, der Reporter (Berichterstatter) der Expedition und ich schlossen bald eine enge Freundschaft, er hatte in Heidelberg und Berlin studiert, sprach gern deutsch, und erinnerte sich mit großer Vorliebe an seinen Aufenthalt in Deutschland. Er machte meinen Cicerone und verschaffte mir durch seine ausgebreitete Bekanntschaft mehrere genußreiche Tage.

Am 17 August 1858, früh um 8 Uhr, verließen wir die Levee bei Carolton, drei englische Meilen oberhalb New-Orleans, und brausten wohlgemuth den Riesenstrom hinauf.

Die „Princeß" war ein mittelgroßer Dampfer von geringem Tiefgange, mit Doppeldeck und einer Außengallerie rund herum, so daß die Cabinen sich nach innen auf den Salon, nach außen auf die Gallerie öffneten. Zwischen den Radkasten befand sich über dem Maschinenraum ein Pavillon (das Lootsenhaus), der Aufenthaltsort für den Capitän Hillock. Den großen Salon nebst Cabinen bewohnten die Mitglieder und Leiter der Commission, den vorderen Salon die „Arbeiter," d. h. die freiwilligen Milizschützen. Der Schiffsraum war mit Waaren aller Art angefüllt.

Lieutenant Donelson, Ingenieur, war der technische Director, Dr. Watson der materielle und commercielle Agent, Lieut. Simpson befehligte speciell die Manuschaften.

Die Cabinen, größtentheils zu zwei Personen eingerichtet, waren nach Wahl vertheilt; Mr. Clisfold und ich bezogen freundschaftlich eins dieser kleinen netten Gemächer, rechts und links war je eine Lagerstelle (berth), in der Mitte blieb Platz für ein Tischchen, wollten wir aber z. B. Whist zu vieren spielen, so mußten je zwei sich aufs Bett legen!

Unsere Fahrt gieng ziemlich schnell, da nicht so häufig angehalten zu werden brauchte, wie andere Passagierdampfer es thun. Baton Rouge passirten wir bereits um 4 Uhr Nachmittags, als Sambo, der schwarze Steward (Oberkellner) eben zu Tisch läutete, höchlich erfreut, wie es schien, über seine

musikalischen Talente, denn mit dem glücklichsten Grinsen setzte er sein infernales Gebimmel noch fort als bereits alle versammelt waren!

Die Verpflegung auf der Princeß war einfach und gut, und nach Landesſitte das Mahl ſchnell abgethan. Die Amerikaner ſcheuen jeden Zeitverluſt, und eſſen mit ſolcher Haſt als ob die Ernährung des Leibes zu den unangenehmſten Beſchäftigungen des Lebens gehörte. Nach und nach erſt gewöhnten ſich die Bewohner der Princeß an mehr Ruhe, ja oft waren wir froh das Eſſen um eine Viertelſtunde zu verlängern, — da ſelbſt die großartigſten Schönheiten der Natur, wenn man ſie tagelang ununterbrochen vor Augen hat, einförmig werden.

Oberhalb Point Coupée legten wir vor einem Blockhauſe bei, um neuen Holzvorrath einzunehmen. Hier beſchreibt der Strom die größeſte Krümmung in ſeinem ganzen Lauf, indem er nach einem Wege von über 30 engl. Meilen ſich dieſem Holzplatze wieder bis auf eine Stunde Weges nähert. Douelſon, Watſon und Cliffold ſchlugen vor den Weg über dieſe Landenge zu Fuß zu machen — durch dichten Urwald — und am andern Ufer die Princeß zu erwarten, welche mehrere Stunden länger unterwegs ſeyn würde als wir. — Geſagt, gethan! Während alſo das Schiff ſich bereitete ſeinen Holzbedarf zu ergänzen, machte ſich eine Geſellſchaft von fünf Perſonen aus unſerer Mitte auf den Weg, es war meine erſte Wanderung in der Wildniß. Es iſt ein wunderbarer Zug in dem Charakter wie in der Geſchichte der Amerikaner, daß ſie gleichſam nur die Goldkörner und die Edelſteine auf ihrem Wege aufheben, alles von geringerem Werthe aber liegen laſſen; dieß liegt in der Natur der Sache: der Europäer — welcher aus ſeinem Ameiſenhauſen ſich hierher in eine unbewohnte Welt verſetzt glaubt, weil nicht auf Schritt und Tritt ſein Pfad von Geſährten gekreuzt wird, nicht bei jedem Thun und Treiben gleich hundert Concurrenten daſtehen — kann dieſen Reichthum der Natur nicht faſſen! Millionen von Aekern fruchtbaren Landes harren noch der Geſchickter welche ſie cultiviren ſollen; Millionen Klafter Holz verrotten hier aus Mangel an Verbrauch; das koſtbarſte Bauholz wird von den Flüſſen hinabgeriſſen, weil niemand die Ufer ſchützt, nach den Bäumen nur die Hand ausſtreckt; und wenn man all die von Anſiedlern verlaſſenen wohnlichen Blockhäuſer — die ſie aufgaben um an anderen Orten mit überflüſſig vorhandenem Material ſich neue Wohnungen zu bauen — zuſammenrechnen könnte, ſo würden darin die obdachloſen Proletarier ganz Frankreichs unterzubringen ſeyn!

Unſer Weg durch den Wald war höchſtens $^3/_4$ Stunden lang; da wir aber keiner gebahnten Straße folgen konnten, ſondern nur einem Büffelpfad nachgiengen, größtentheils einer hinter dem andern, und bei den Windungen im Dickicht einander oft nicht ſahen, ſo empfanden wir allgemein den Eindruck der Einſamkeit, und die Stunde in dieſem civiliſirten Urwalde bildete ein ganzes Capitel voll Betrachtungen in meinem Leben! Die Bäume waren nicht ſo rieſig hier, wie ich ſie mir vorgeſtellt hatte, aber die Undurchdringlichkeit des Unterholzes zu beiden Seiten war vollkommen; ſelbſt der Blick reichte oft nicht fünf Schritte weit. Wir waren zwar ſämmtlich mit Gewehren bewaffnet, Hr. Cliffold ſogar mit zwei ſechsläufigen Revolvern, aber wir bekamen kein lebendes Weſen zu ſehen, und vernahmen keinen Ton. Die Stille im Wald ſchien etwas ſo concretes, zwingendes, allgewaltiges, daß nach und nach jedes Wort verſtummte. Plötzlich rief Cliffold, der vor mir gieng: „Hallo! Was iſt das!?“ Und indem er ſeinen Revolver aus dem Gehäng riß, machte er einen Seitenſatz; ich ſah daß er feuern wollte, und ſprang herzu; ſein Ruf hatte die andern ebenfalls herbeigezogen, die ſämmtlich mit geſpannten Büchſen im Arm ankamen; ſo ſtanden wir denn ſchließlich mit Mordgedanken vor einem ſchwarzen Rankengewächs, das quer über den Pfad reichte; Cliffold hatte darauf getreten, den Zweig bewegt, der in trocknen Blättern geraſchelt, und ſeine lebhafte Phantaſie ſah ſich bereits von einer Klapperſchlange oder einer Boa-Conſtrictor angegriffen.

Bald erreichten wir den nördlichen Ausgang des Büffelpfades, aber zu unſrer unangenehmen Ueberraſchung mußten wir mindeſtens tauſend Schritte weit durch blankes Waſſer waten, welches einen halben Fuß hoch über dem Boden ſtand; erſt unmittelbar am Ufer des Stromes ſtieg der Grund wieder etwas an, ſo daß wir wenigſtens auf dem Trocknen die Ankunft der Princeß abwarten konnten. Indeſſen ſtörten unſre naſſen Füße die allgemeine Heiterkeit nicht, welche über Cliffolds Jagdabenteuer den geheimnißvollen Waldſchauern in unſren Gemüthern geſolgt war; im Nu war ein luſtiges Feuer angezündet, und es dauerte nicht lange, ſo fühlten wir uns ganz comfortabel, lagen um das Feuer hingeſtreckt, und wünſchten daß wir etwas zu eſſen mitgenommen hätten; daran aber hatte niemand gedacht. Ein Flatboot, eine Art großer Prahm (wie man ſich deren auf europäiſchen Flüſſen zum Ueberfahren von beſpannten Wagen bedient), mit Waaren beladen, fuhr an uns vorbei; wir riefen es an um Lebensmittel zu kaufen; die Leute mochten uns aber für Freibeuter halten, denn ſie gaben nicht einmal Antwort, ſo daß Cliffold nicht übel Luſt hatte den „Schurken“ einige Kugeln nachzuſenden.

Wir hatten bereits über eine Stunde gewartet, unſrer Rechnung nach mußte die Princeß bald da ſeyn, und noch war keine Spur von ihr zu ſehen, obgleich wir den Strom 3—4 engl. Meilen weit überblicken konnten.

Es vergieng noch eine Stunde, die Sonne mußte bald untergehen, und wir begannen uns fragend anzuſehen. Unſre Lage war lieblich: leicht gekleidet, ohne Nahrungsmittel, in einer kaum geſunden Gegend, mit bereits aufſteigenden Nebeln um uns herziehend, die Nacht vielleicht zubringen zu müſſen, das war eine unerquickliche Ausſicht! Wir hatten jetzt nur zu thun um für alle Fälle Brennholz herbeizutragen; denn wenn unſer Feuer ausgieng, ſo fuhr die Princeß wo möglich an uns vorüber!

Unſre Vermuthungen waren endlos, unſre Rathſchläge für die Nacht dagegen ſehr beſchränkt. Dr. Watſon, der größte und ſtärkſte Mann der Geſellſchaft, entbehrte nicht gern die leibliche Nahrung, und ſchlug daher vor, mindeſtens einen Alligator zu ſchießen und zu braten, worauf Douelſon erwiederte: „Wenn die Alligatoren uns nur nicht ungebraten freſ-

sen!“ Und erzählte uns nun ein Abenteuer aus seinen jüngeren Jahren, welches uns zerstreute, und nebenbei eine vortreffliche Moral enthielt.

„Ich war mit meinem Vater,“ hub er an, „nach Memphis (in Tennessee) gereist, um General Jefferson zu empfangen, der von einer Indianer-Expedition zurückkehrte. Wir wohnten auf der Plantation eines Verwandten meiner Mutter, eines Hrn. Josiah Smith, eines reichen Sklavenhalters. Der Tag war furchtbar heiß gewesen, so daß wir nicht aus den schattigen Veranden des reizenden Landhauses hinaus verlangten. Gegen Abend schlug mir Miß Mary, die Tochter des Hauses, vor, durch das „Indianerdorf“ (so hießen nach alten Ueberlieferungen die Negerhütten des Hrn. Smith, wo Wacotah mit den letzten Tuscaroras gewohnt haben soll), an den Creek zu gehen, um „Mayflower,“ ihr Hündchen, von einem Neger baden zu lassen. Nimrod, ein Negerbursch in unserm Alter, d. h. vielleicht 14 Jahre alt, wurde mitgenommen, und während die junge Mary sich etwas abseits unter den Schatten eines Baumes setzte, mußte Nimrod mit dem Hund in den Bach. Das Geplätscher in dem klaren kühlen Wasser lockte mich, und im Umsehen hatte ich meine drei Kleidungsstücke von mir geworfen, und lag mitten im Creek auf dem Rücken. Am jenseitigen Ufer des übrigens seichten Flüßchens dehnte sich ein Rohr- und Binsengebüsch bis an den Mississippi hinab, von woher man das Schnauben eines vorbeifahrenden Dampfers deutlich hören konnte. Ich schwamm bis an die Schleuse hinab, welche das Eindringen des schmutzigen Mississippiwassers verhinderte, und wollte mich eben unter den kleinen Wasserfall stellen, als ich aus dem Schilf dicht neben mir den scheußlichen Kopf eines Alligators hervorblicken sah. Ich konnte mich nicht enthalten einen Schrei des Entsetzens auszustoßen, und floh dann mit der Hast der Verzweiflung über den Rand der Schleuse an das andre Ufer zurück. Nimrod wußte nicht worum es sich handelte; er stand dicht am Ufer, noch im Wasser, mit dem Hund auf dem Arm, und grinste mich an, indem er mein Laufen und Schreien für Spaß hielt. Das Plätschern des Wassers hinter mir zog seine Blicke dahin, und nun kam das Schreien an ihn. Er warf der Bestie in seinem Schreck den Hund entgegen, einen braunen Wachtelhund, Spaniel genannt; der Alligator klappte mit seinen Kiefern daß ich es deutlich hören konnte, und wandte sich augenblick gegen Nimrod. Es ist eine bekannte Thatsache daß Alligatoren Negerfleisch allem andern vorziehen. Hatte der Bursche nun geglaubt ich sey der Verfolgte, oder war er gestohen und hingefallen (ich war so in Schrecken daß ich nur wie unsinnig schrie, und nichts weiter sah und hörte, indem ich nackt wie ich war der Negerwohnungen zulief); er hat selbst nie Rechenschaft darüber geben können; kurzum, ich hörte sein herzzerreißendes Geschrei, und konnte nur noch „Alligator“ und „Nimrod“ sagen, als ich im Dorf ohnmächtig in den Staub fiel. Die meisten Neger sind feige, aber der Vater Nimrods und einige andre, die eben von der Arbeit kamen, stürzten sammt dem Aufseher nach dem Creek, und es gelang ihnen in der That den armen Nimrod von einem scheußlichen Tode zu retten; sein rechter Fuß war aber im Fußgelenk abgebissen, und die Knochen bis zum Knie hinauf vom Fleisch entblößt; der Fuß wurde amputirt, und Nimrod lebt noch heute. Mayflower blieb verschwunden, wahrscheinlich fiel er einem andern Alligator zur Beute. Alis Mary ward halbtodt vor Schreck nach Hause gebracht, und ich kam mit genauer Noth um ein hitziges Nervenfieber herum. Ein Wort meines Vaters als man mich ins Haus brachte, kam mir immer wieder in meinen Phantasien vor: „he'll never chase them 'gators any more, I calculate,“ [1] und heute noch denke ich dran. „Ich werde keine Alligatoren wieder jagen, wenn ich's vermeiden kann!“

Die Geschichte war zu Ende, keine „Prinzeß“ zu sehen! Aber das Register der Erlebnisse war damit eröffnet, und wir mußten, wohl oder übel, damit fürlieb nehmen was ein jeder auftischen konnte, um Hunger und Ungeduld zu beschwichtigen.

Hr. Clifford begann eben ein Reise-Abenteuer in Mexico zu erzählen, als plötzlich mehrere Stimmen riefen: „Da ist sie!“ Und in der That bemerkten wir einen Dampfer, mit Licht im Lootsenhaus (dem mittleren hohen Theile des Decks, von wo aus der Capitän und Ingenieur dirigiren) und einer zweifarbigen Laterne am Bug, den Strom herauskommen. Es war 9 Uhr vorbei, und was besonderes mußte vorgefallen seyn die Fahrt so erheblich zu verzögern.

So war es auch. Lieutenant Simpson hatte nämlich unsre Soldaten- und Arbeiterbrigade folgendermaßen eingetheilt: 30 blieben Soldaten in arms, d. h. militärisch bewaffnet; 30 sollten „clearers“ oder „pioneers“ seyn, d. h. Arbeiter, mit Axt und Kreuzhaue ausgerüstet, und die 10 letzten waren den surveyors (Geometern) als Gehülfen bestimmt. Natürlich konnte diese Eintheilung erst in Kraft treten wo die Umstände es erforderten; als aber zum Einladen von Holz einige „Soldaten in arms“ mitcommandirt worden waren, hatten sich diese geweigert, indem sie verlangten, das sollten die „Arbeiter“ thun. Lieutenant Simpsons energisches Auftreten brachte die Leute zur Vernunft, und anscheinend alles ins Gleiche.

Dieß war unmittelbar nach unserm Abmarsch vom Blockhause, oberhalb Point-Coupée, geschehen. Als nun nach ungefähr einer halben Stunde Holz genug eingenommen war, und die Fahrt fortgesetzt werden sollte, ergab es sich daß drei Leute (Soldaten) fehlten. Lieut. Simpson schickte andere aus um sie zu rufen, zu suchen; von denen blieb wieder einer aus! Nun war eine Desertion nicht mehr zu verkennen. Alle Mann wurden auf Deck beordert, und bald ermittelte sich daß eine Verabredung unter den Soldaten bestanden nicht zu arbeiten, wenn sie zugleich Militärdienste thun müßten.

Lt. Simpson ließ zwei Böllerschüsse abfeuern, als Zeichen für uns zurückzukehren; in dem dichten Walde hatten wir keine Spur davon gehört. Nach vergeblichem Warten hatte die Prinzeß dann ihre Fahrt fortgesetzt, und durch den Flatbootführer erst „von Leuten am Ufer“ gehört, welches wir seyn mußten. Die einbrechende Dunkelheit aber nöthigte zu äußerst vorsichtigem Fahren; daher die Verspätung.

[1] (Kläubliches Patois), „er wird nicht wieder Alligatoren jagen, glaube ich.“

Wir waren froh die Nacht nicht im Freien zubringen zu müssen! Die Unannehmlichkeit mit den Soldaten war allerdings sehr bedeutend; wenn die Leute aber einmal unzufrieden waren, so blieb kein Zweifel daß es besser war es kam das jetzt zur Sprache, wo noch Abhülfe möglich war, und Vorkehrungen getroffen werden konnten, als späterhin.

Die Princeß legte für die Nacht bei; das Feuer am Ufer ward durch zuverlässige Leute während der Nacht unterhalten, und von Zeit zu Zeit Böllerschüsse abgefeuert, um den Ausreißern die Richtung anzugeben, falls sie freiwillig zurückkehren wollten. Nichts erfolgte.

Am nächsten Morgen wurden alle Leute noch einmal versammelt, und ihnen freigestellt zurückzubleiben, d. h. ins Lager von Carolton, und von da nach Matamoras eingeschifft zu werden; dann aber wurde ihnen nochmals bekannt gemacht daß die Gesellschaft sie für gute Dienste bei dem Unternehmen nach Vollbringung desselben mit besondern Gratificationen belohnen würde. Alle versicherten mit Handschlag daß sie freudig mitgingen, jede Art von Arbeit und Hülfe, die in ihren Kräften stände, leisten würden, und setzten hinzu daß die Unruhestifter unter ihnen die Desertirten seyen.

So setzten wir denn unsere Fahrt fort, und am 18 Aug. früh um 8 Uhr verließen wir die gelben Wogen des Mississippi, und traten in die Mündung des Red-River ein, der einen zweiten Mündungsarm, neben dem Mississippi her, fast hundert englische Meilen weit, direct ins Meer entsendet. Das Wasser des Red-River ist eigenthümlich roth gefärbt (woher der Name des Flusses) und arm an Fischen. Hr. Crawford versuchte kupferhaltige Bestandtheile in demselben nachzuweisen; es gelang ihm aber nicht.

Im Zusammenfluß des Red River und des Mississippi liegt eine Insel von fast 10 engl. Quadratmeilen Größe, welche snags oder auch snakes Insel genannt wird; ersteres würde Treibholz, letzteres Schlangen-Insel heißen. Die snags, welche gerade in dieser Gegend des Flusses massenweise angehäuft lagen, sind die furchtbarsten Feinde der Schifffahrt, indem sich die Stämme oft mit einem Ende auf dem Grunde festsetzen, und mit dem andern Ende bis dicht unter die Oberfläche heraufreichen, so daß die Schiffe in dem immer sprudelnden Wasser auf solchen snag aufrennen, wie ein Eber auf den Fangspieß, und rettungslos verloren sind. Die ungefährlichere Art der snags sind die sawyers oder Sägemänner, welche mit dem obern Ende über das Wasser heraufreichen, und durch die Kraft des Stromes beständig auf- und nieder bewegt werden. Diese Art hölzerner Klippen gibt sich durch die sägende Bewegung im Wasser deutlich kund, und ist daher zu vermeiden, während die snags, häufig eine ganze Bank von abgelagertem Treibholz bildend, äußerst gefährlich sind.

Unser Capitän, Hillock, war ein alter Mississippi- und Arkansas-Fahrer und mit diesen schlimmen Feinden wohl bekannt, worüber er manches Erlebniß mittheilte.

Von der Snags-Insel erzählte er, daß sie früher der Aufenthalt einer gefürchteten Räuberbande gewesen sey, die alle Gestrandeten ausgeraubt und oft ermordet habe, und da hier gerade der Staat Mississippi mit Louisiana (auf dem linken Ufer) zusammengränzt, so war es den Räubern leicht sich abwechselnd in einem oder dem andern derselben zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schifffahrt im rothen Meere.

(Schluß.)

Massaua war schon seit den ältesten Zeiten wegen seines sichern Hafens der Hauptplatz für den Exporthandel Habessiniens, und ist es auch noch. Hieher pflegen im Juni und Juli die großen Karawanen aus dem Innern zu kommen, und ihre Waaren, Kaffee, Elfenbein, Goldstaub, Hippopotamuszähne, Rhinocerushörner, Senna, Gummi, rohe Ochsenhäute Gewürz und Wachs sowie Sklaven zu bringen, für welche sie andere Artikel, zum größten Theil aber baares Geld (Maria-Theresia-Thaler) nach ihrem Vaterlande zurücknehmen. Der Import nach Massaua besteht aus roher Baumwolle, blauen und rothen baumwollenen Zeugen, Seidenstoffen, Tuch, Glaswaaren, Glasperlen, Messern, Spiegeln, Flintenläufen, Saffian und sonstigen Manufacturen, die für den habessinischen Markt bestimmt sind, während Reis und Durra aus Yemen, Datteln aus Basra, andere Lebensmittel und hauptsächlich Ghee (Butter) von dem gegenüberliegenden Küstenlande Samhar eingeführt werden.

Südlich von Massaua, in der Entfernung von kaum einer englischen Meile, liegt die kleine, mit dichtem Grün bekleidete Insel Szeid Scheik, nach der die Massauaner monatlich nächtliche Wallfahrten zu machen pflegen, um an dem Grabe eines dort verstorbenen Heiligen ihre Andacht zu verrichten. Auch bringt man dorthin die an den Blattern Erkrankten und soudert sie so von der übrigen Bevölkerung ab. Noch näher an Massaua, aber im Westen erstreckt sich von Norden nach Süden die bedeutend längere, aber ebenso schmale Insel Toalhut; auch sie ist mit Gebüschen über und über bedeckt und dient zum Begräbnißplatz der in Massaua sterbenden Christen. Auf Toalhut passirte uns eines Nachmittags ein Unfall. Wir waren mit unserm Boot um zu jagen hinübergefahren, und sauden auch wirklich in dem dichten Gebüsch und in den vielen von Gestrüpp halb versteckten Höhlen des Ufers wenn auch kein vierfüßiges Wild, so doch eine Menge Vögel, die uns mit Geschrei um den Kopf flatterten und so zahm waren daß wir sie mit einem Stock hätten todtschlagen können, wenn es uns nicht besser gedünkt hätte sie zu schießen, da wir doch einmal auf der Jagd waren. Unsere Beute bestand aus mehreren kleinen Geiern, einem reiherartigen großen Vogel mit stahlgrauem Gefieder, langem Hals und Schnabel, und einigen kleinen weißen Vögeln, die den Möven sehr ähnlich sahen, deren langer Schnabel aber an seinem äußern Ende wie ein runder Löffel gestaltet war.

Während wir dem Vergnügen der Jagd oblagen, wurde das Boot mittelst eines Steines dicht am Strande vor Anker gelegt; der noch überdieß zur Aufsicht zurückgelassene Matrose hatte sich jedoch entfernt, das Boot war durch den heftigen Wind, der gerade wehte, losgerissen worden, und trieb, als wir wieder zurückkehrten, sich selbst überlassen in weiter Ferne auf dem Meer. Rathlos standen wir am Strande, denn die Entfernung war für ungeübte Schwimmer wie wir zu groß, um entweder das Boot oder die Insel Massaua durch Schwimmen erreichen zu können, und da das Schiff noch an demselben Nachmittag unter Segel gehen sollte, so wuchs unsere Verlegenheit von Minute zu Minute. Endlich entdeckten wir nicht allzufern von uns einen Fischer, den wir durch Zeichen und Geschrei herbeiriefen. Die hiesigen von diesen Leuten benützten Fahrzeuge bestehen aus drei- bis vierfach nebeneinander liegenden und zusammen verbundenen leichten Stämmen mit einer nach vorn etwas erhobenen Spitze, außerdem sind sie, um das allzuleichte Umschlagen zu verhüten, auf beiden Seiten mit Auskreckern [1] versehen. In der Mitte kauert der Fischer, oder sitzt, indem er seine Beine zu beiden Seiten ins Wasser hinabhängen läßt, rittlings auf dem Floße, und rudert mit seinem kurzen Riemen, der an beiden Enden mit einem Blatte versehen ist, bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Einer von uns vertraute sich diesem erbärmlichen Fahrzeug an, brachte das Boot glücklich zurück, und so kamen wir denn gerade noch zur rechten Zeit an Bord unseres Schiffes an.

Während der schönen mondhellen Nächte beobachtete ich im Hafen ein sonderbares Phänomen; das ganze Wasser, bis auf den Grund durchsichtig, erschien nämlich alsdann in einer schönen milchweißen Farbe, und selbst die Fische schimmerten wenn sie schnell durch die Fluthen schossen, in derselben Färbung und ließen einen langen milchweiß glänzenden Streifen hinter sich zurück. Ob eine besondere Reflexion des Mondlichtes oder die Beschaffenheit des Grundes Ursache dieser Erscheinung war, die ich anderwärts noch nie beobachtete, vermochte ich nicht zu entscheiden.

Im Südwesten von Massaua, in ganz geringer Entfernung von dem Strande des Festlandes, liegt das Städtchen Arkiko, mit einem theilweise in Trümmern liegenden Castell. Es ist die Residenz des früher weit mächtigeren Naibs, des Oberhauptes der Belau, denen das Küstenland ungefähr 10 Meilen weit nach Süden bis zu dem Städtchen Zulla gehört. Hinter Arkiko breitet sich eine schmale sandige Küstenebene aus, nur spärlich mit Pflanzenwuchs bedeckt. Hinter ihr steigt das Land an, und erhebt sich in mehrern hinter einander liegenden Bergzügen bis zur Höhe der wildzerrissenen Felskuppen des unübersteiglichen Ajaauligebirges, einer der Bergketten, die sich an den Ufern des rothen Meeres bis zu den Ebenen Aegyptens hinziehen. Im Südosten Massaua's erhebt sich, von dem westlichen habessinischen Gebirg durch ein breites Thal geschieden, isolirt bis zu einer Höhe von 5000 Fuß die imposante Gebirgsmasse des Gedam, der, in seinen höhern Regionen schön bewaldet, steil nach der Bay von Anesley abfällt.

Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen in Massaua lichteten wir unsern Anker zur Rückfahrt nach Mocha. Hatten wir in den ersten Tagen unserer Reise durch flaue Winde, Windstille, widrige Strömungen und übermäßige Hitze viel zu leiden — denn was wir segelten oder aufkreuzten sobald sich etwas Wind erhob, trieben wir bei der nächsten Windstille wieder zurück, da an ein Ankern zwischen den steilen Koralleninseln und Riffen auf 40 bis 50 Faden Tiefe nicht zu denken war — und wir brauchten manchen Tag, ehe wir an dem gefährlichen Archipel der Dahlac-Inseln vorbei waren, so erwartete uns draußen auf offener See eine nicht minder große Unannehmlichkeit, ein steifer Südost, gegen den wir fortwährend ankreuzen mußten; einmal waren wir sogar genöthigt hinter Ras Belul Schutz zu suchen, um nicht wieder zu verlieren was wir bis jetzt gewonnen hatten. Die habessinische Küste fällt hier nach Westen ein und bildet eine ausgedehnte Bucht, die vor OSO. und allen südlichen Winden gut geschützt ist, selbst wenn es tüchtig weht, so wie es heute der Fall war. Der Anblick des Landes ist auch hier ein trauriger; düster und unheimlich erheben sich ringsum die kahlen, sturmumheulten Gipfel der hohen Berge, und nur weniges Grün ist hie und da an dem weißen Sandstrande zu bemerken. Es ist als ob die Gluth der tropischen Sonne das ganze Land verbrannt hätte.

Der nächste Tag, der 21 Oct., brachte uns endlich nach Mocha, und unsere Freude war nicht gering, als wir auf der ausgedehnten, ziemlich geschützten Rhede angesichts der romantischen Stadt ankerten. Leider ist indeß bei allen morgenländischen Städten nur der äußere Anblick schön; aller Reiz, alle Illusionen verschwinden, sobald man das Land selbst betritt. Dann verliert alles was von ferne glänzend aussah seine Pracht, seinen Schimmer, und die nüchterne Wirklichkeit folgt dem phantastischen Traum. Der Schmutz der engen winkeligen Gassen, die abscheulichen Ausdünstungen welche dem mitten in der Stadt liegenden Begräbnißplatz entströmen, beleidigen Auge und Nase zugleich, und machen den Aufenthalt in dieser Stadt zu keinem wünschenswerthen. Bei weitem angenehmer ist es draußen im Süden der Stadt, wo das kleine Palmenwäldchen mit seinen kühlen schattigen Wegen und der frischen reinen Luft zum Lustwandeln einladet, wo die kleinen freundlichen Villen der reichern Kaufleute halbversteckt aus dem üppigen Grün, das sie umgibt, hervorlauschen, und die bescheidenern Strohhütten sich nach und nach im Dunkel des Waldes verlieren.

Unter den Handelsartikeln welche von Mocha und Hodeida aus, jetzt den Hauptthäfen Yemens im rothen Meere, verschifft werden, sind die bedeutendsten Kaffee, Elfenbein, dessen Verschleiß ganz und gar in den Händen der Banjanen, Ochsenhäute, Schaf- und Ziegenfelle, ungereinigte Soda, Gummi, Krapp, Perlen, Perlenmutter, Myrrhen und Weihrauch, und während die ersten vier Artikel in bedeutenderer Menge von

[1] Zwei vielleicht 12 Fuß lange Stangen sind quer über das Fahrzeug befestigt, und tragen an ihrem Ende zwei andere Stämmchen in der Längenrichtung des Floßes.

Mocha exportirt werden, hat der Handel von Hodeida verhältnißmäßig mehr mit den letzteren zu thun. Mit Getreide, Durra und Hülsenfrüchten versorgt Aegypten diese Städte; von Indien und Europa kommen Reis, Zucker, Datteln, Gewürze, seidene und Baumwollenzeuge, Kaschmirshawls, persische Teppiche, Stahlwaaren, verschiedene Manufacturen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei. Durch das neue Emporblühen Adens hat indeß der Handel beider Städte gelitten; denn waren sie es früher allein die den Markt Yemens mit ausländischen Producten versorgten, so betheiligt sich Aden jetzt hieran auch; viele Waaren die früher nur dahin gebracht wurden um weiter verschifft zu werden, hat Aden an sich gezogen, und amerikanische wie europäische Schiffe gehen jetzt nur nach letzterem Platze, indem sie dadurch die schwierige Fahrt im rothen Meer vermeiden.

Nachdem wir unsere Ladung, welche aus Ochsenhäuten, Schaf- und Ziegenfellen und Perlenmuttermuscheln bestand, an Bord bekommen hatten, lichteten wir zum letztenmal im rothen Meer unsern Anker, und es begann jetzt eigentlich erst der schlimmste Theil unserer Reise, das Aufkreuzen gegen den steifen stürmischen Südost, der eine hohe See aufwühlte, und gegen einen Strom, der uns gar nicht vorwärts kommen ließ. Mehr als 10 Tage brauchten wir, um die kurze Strecke zwischen Mocha und Bab-el-mandeb, etwa 10 deutsche Meilen zurückzulegen, die man bei günstigem Wind in 5 Stunden absegeln kann, und konnten dann noch sagen daß es uns gut geglückt war, denn ein englisches Kriegsschiff kreuzte hier einmal drei Wochen erfolglos gegen den heftigen Monsun an. Bei Bab-el-mandeb angekommen wählten wir die große Straße, weil sie uns ihrer Breite wegen zum Kreuzen bequemer dünkte, und hatten sie eines Vormittags schon halb passirt, als der Wind etwas nachließ, der Strom uns mit erneuter Gewalt packte und binnen kurzer Zeit wieder in das stürmische rothe Meer zurücktrieb. Da entschlossen wir uns es mit der östlichen Passage zu versuchen; die Briese hatte wieder aufgefrischt, und wir kreuzten vier Stunden lang unter gereften Marssegeln, Fock-, Vorstengestagsegel und Besan in der kleinen Straße, zu beiden Seiten die hohen, drohenden Felsen von Perim und Bab-el-mandeb, an deren Fuß die Brandung tobte und mit einem breiten glänzenden Schaumgürtel umgab. Das Schiff brehte vorzüglich und versagte trotz der kurzen See nicht ein einzigesmal die Wendung, sonst wären wir in die gefährlichste Lage gerathen. Beim jedesmaligen Anlegen des Schiffes auf den andern Bug sahen wir indeß daß wir etwas vorwärts gekommen waren, und die Freude darüber gab uns frische Kräfte zu unserer anstrengenden Arbeit. Endlich hatten wir die gefährliche Straße hinter uns; von unserer Brust wälzte es sich wie eine Centnerlast, als wir erst wieder südlich von Perim auf dem blauen Wasser des Golfes von Aden schwammen, wo wir freien Seewind hatten und nicht wie im untern Theile des rothen Meeres genöthigt waren alle zwei Stunden zu wenden.

Der stürmische Südost hatte sich kurz, nachdem wir am 31 Oct. das rothe Meer verlassen, in einen sanften Ost-Ostsüdostwind verwandelt, die See war ruhig, der Himmel heiter, kurz, der ganze Anblick der Natur, nachdem wir uns so lange in einem stürmischen Meere herumgetrieben, ein freundlicher lachender. Gerade südlich von Perim in der ungefähren Entfernung von 10 deutschen Meilen wendet sich bei dem Vorgebirg Ras el Bir das Festland Afrika's nach Südwest und bildet eine tiefe Bucht, deren nördliche Ufer von den Danakils bewohnt werden. Hier liegt in einem wüsten Küstenstriche, von dem sich alles Leben zurückgezogen zu haben scheint, das alte Tadschurra, deren muselmännische Bevölkerung den Handel zwischen dem südlichen Habessinien und Arabien vermittelt. Die andere Seite der Bucht gehört schon zu dem Somanli-Lande, und an ihrem östlichsten Punkte, da wo die Küste sich wieder nach Südostsüd wendet, erhebt sich auf einer sandigen Uferspitze die Stadt Zeila — zur Zeit der hohen Fluthen wegen der Niedrigkeit des umliegenden Landes beinahe gänzlich von Wasser umgeben. Sechs weißscheinende, aus Stein errichtete Moscheen, bei denen ein kleiner Aufbau auf dem Dach die Stelle des Minarets vertritt, ragen über die anderen Gebäude der Stadt hinweg, die zum größten Theil aus Hütten mit hohen Giebeldächern und nur wenigen anderen Steinhäusern besteht. Eine 10—12 Fuß hohe Mauer aus Korallenstücken und Schlamm, hie und da mit kleinen runden Thürmen besetzt, umgibt den ganzen Häusercomplex, der ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm bildet, und gestattet nur durch fünf Thore auf den verschiedenen Seiten den Zugang zur Stadt. Ist schon die Einfahrt nach der offenen Rhede von Zeila, denn ein Hafen ist nicht vorhanden, wegen der Menge kleiner Inseln und Riffe, die man durchsegeln muß, gefährlich, so ist es der Ankerplatz selbst, dessen Boden aus Korallen besteht, nicht minder, und die Schiffe sind hier den zu Zeiten außerordentlich heftig stürmenden Nordwinden, die das Land zu einer Leeküste machen, ohne allen Schutz ausgesetzt. Die Bevölkerung der Stadt, mit Ausnahme desjenigen Theils der sowohl von jenseits des Meeres her als auch aus dem Innern Afrika's durch Handelsinteressen hieher gelockt wird, mag gegen 1500 Seelen betragen. Zeila war früher viel bedeutender als es jetzt ist, denn sowohl sein Handel als auch der von Berbera hat in der neueren Zeit durch die blutigen Fehden der verschiedenen Somali-Stämme unter sich sehr gelitten. Karawanen bringen die Erzeugnisse der südwestlichen und westlich gelegenen Länder Harar, Haussa, selbst aus dem entlegenen Esat durch die Gebiete der Isa- und Gudabursi-Somali hieher, und Sklaven, Kaffee, Elfenbein, Gummi, Häute, Honig, Ghee, die an der Küste häufig vorkommenden Schwämme, Korallen und kleinen Perlen, die durch arabische Taucher zu Tage gefördert werden, bilden die hauptsächlichsten Artikel für den Export.

Die Breite der Küstengegend des Somali-Landes von der obenerwähnten Bucht an bis einige Meilen östlich von Berbera, variirt zwischen 2—4 deutsche Meilen. Sie ist eine sandige Ebene, die nur spärlich mit Vegetation bedeckt ist, und nach dem Lande zu von einem 2—3000 Fuß hohen, vollständig kahlen Gebirgszuge begränzt wird. Hinter diesem erhebt sich ungefähr gerade südlich vom Cap St. Anthony in Arabien ein von Ost nach Westsüd hinstreichendes bedeutend höheres (4—6000 Fuß) Gebirge, die Ghauts, die im Gegen-

saß zu ihren Vorbergen den reichsten üppigsten Pflanzenwuchs zur Schau tragen. Auf ihnen wächst die das arabische Gummi gebende Akazie, die Bäume und Sträucher, welche Weihrauch und Myrrhen liefern, die Somali-Fichte und die wilde Feige, und sie bilden die nördliche Kante des großen Tafellandes, aus dem das Innere des nordöstlichen Afrika's besteht.

Zwei Tage reichten bei dem schönen Wetter, welches uns im Golf von Aden begünstigte, hin, uns von den Straßen Bab-el-Mandebs nach dem 40 deutsche Meilen entfernten Berbera, dem Haupthandelsplatz des Somali-Landes, zu bringen. Am 2 Nov. bekamen wir die schon vorher erwähnten Bergzüge, die Ghants in Sicht, und eine Stunde nachher tauchte auch das niedrige Küstenland an ihrem Fuß aus den blauen Fluthen auf. Die Sonne war ihrem Untergang nahe, das einsame Land erschien mit rosigem Schimmer übergossen, das Meer strahlte in den wunderbarsten Tinten, und die steilen isolirten Berge des Hintergrundes, welche durch eine breite Oeffnung in ihrer Gliederung einen Blick auf das ferne hohe Gebirge verstatteten, schimmerten in dem dunkelsten Violett als wir im Hafen von Berbera unsern Anker fallen ließen. Drohnend hallte der Schuß aus einem unserer Geschütze durch die stille Abendluft, aber nichts regte sich zur Erwiederung des Saluts, das ganze Land schien todt, und nur das heisere Geheul der wilden Hunde und Schakale, die zur Nachtzeit am Strand nach Beute umherstreifen, ließ sich, sobald es düster geworden, vernehmen.

Der Hafen von Berbera, eine ungefähr 3 engl. Meilen lange und ¾ deutsche Meilen breite Bucht, erstreckt sich von Westsüdwest nach Ostnordost; er hat seinen Eingang von Westen, wo die Tiefe des Wassers 9—10 Faden beträgt, und sich, je weiter man nach Osten kommt, allmählich immer mehr verringert. Eine schmale niedrige Landzunge, aus Korallengestein und Sand bestehend, schließt sie parallel mit der Küste laufend im Norden gegen das offene Meer ab, und schützt, wenn auch die Brecher über sie hinlaufen, die in der Bucht liegenden Schiffe vor den zu Zeiten schrecklich stürmenden Nordwinden. Die südlichen Ufer aus demselben Gestein erheben sich wohl zu einer Höhe von 12—15 Fuß über den vor ihnen flach ansteigenden Sandstrand, den die Fluth zum Theil mit Wasser bedeckt. Am östlichen Ende des Hafens stehen je nach der Höhe des Wassers bald als Insel von blauen Fluthen umgeben, bald zur Zeit der Ebbe auf dem Festland erscheinend, die traurigen Ueberreste von dem was früher die Stadt Berbera war, ein Haufen elender, kleiner, meist verfallener Mattenhütten und häufig nur die hölzernen Skelette derselben, ohne Ordnung zusammengewürfelt. Vier Thürme, die von Hajji Scharmarkay, der noch bis zum Jahr 1855 in Zeila herrschte, zum Schutz der Stadt und der Brunnen errichtet worden waren, liegen jetzt ebenfalls in Trümmern. Das Land jenseits der Stadt, in der Nähe des Strandes nebst der schmalen Landspitze als Begräbnißplatz benutzt, ist eine niedrige bei hohen Springfluthen theilweise überschwemmte Ebene, auf der sich mehrere Brunnen mit bitterem brackigen Wasser befinden; ein besseres Getränk erhält man indeß, wenn man einige Fuß tief in den ausgetrockneten Flußbetten nachgräbt, welche das höhere südliche Uferland durchfurchen, oder in dem gegen fünf Meilen östlich von Berbera liegenden kleinen Orte Siyaro, aus welchem die zum Markt hieher kommenden Banjanen sich gewöhnlich mit Wasser versorgen.

War der Handel Berbera's aus dem schon oben angeführten Grunde in den letzten Jahren auf beinahe nur ein Drittheil seiner früheren Ausdehnung vermindert worden, so lag er jetzt in Folge der Blokade des Hafens durch ein englisches Kriegsschiff, die durch den mörderischen Angriff eines der Stämme auf Capitän Burton und Speke hervorgerufen worden war, gänzlich darnieder. Der Hafen war vollkommen leer, kein einziges Fahrzeug ankerte hier, wo sonst zur jetzigen Zeit — denn wir schrieben schon November — das regste Leben geherrscht hatte.

Dieser Markt, der jährlich in den Monaten von October bis April in Berbera stattfindet, ist eines der interessantesten Schauspiele, die man an der ganzen Küste haben kann, nicht allein wegen der verschiedenen Völkerschaften und Stämme, die man dann hier für kurze Zeit vereinigt sieht, sondern auch wegen des Contrastes, den die frühere Einsamkeit des Ortes, nur durch wilde Thiere unterbrochen, die hier von den Ueberresten der vorhergehenden Tage ihr Festmahl halten, mit dem plötzlich wie durch einen Zauberschlag hervorgerufenen emsigen Treiben von Tausenden von Menschen bildet. Kaum hat im Beginn des Octobers der Monsun gewechselt, so beginnen die Stämme aus dem Innern des Somali-Landes von den Bergen herabzusteigen und die Hütten für ihre erwarteten Besucher zuzubereiten. Unter den Fahrzeugen, die bald darauf hier anlangen, sind die von der Küste Yemens die ersten; denn sie beeilen sich um den Vorkauf vor den anderen Schiffen des Golfes zu haben. Ihnen folgen 2—3 Wochen später ihre größeren Brüder von Muscat, Soar, Ras-el-Khima und die Buggalows weiter aus dem Innern des persischen Golfes von Bahrain, Kurein und Basra mit werthvoller Ladung. Zuletzt sieht man die wohlgenährten und wohlhabenden Banjanen, Kaufleute von Poorebunder, Mandavie und Bombay in den Hafen einlaufen und sich mit ihren plumpen Kotias, über deren Verschanzung lange Reihen leerer Gheetöpfe herabhängen, in die erste Reihe der hier liegenden Fahrzeuge drängen. Sie behaupten sich auch während des Marktes auf diesem Platz und gewinnen durch ihr Geld ihren Einfluß und ihre Schlauheit bald den Vorrang vor ihren Concurrenten.

Während der besten Marktzeit ist hier ein vollkommenes Babel, sowohl was die Verwirrung des geschäftigen Treibens als auch die Sprachen anlangt; man erkennt kein Oberhaupt an, die Gebräuche früherer Jahre sind die Gesetze des Tages. Jeder der hier ankommenden überseeischen Kaufleute muß sich aus den hier versammelten Somalis, denen das Territorium von Berbera gehört, einen Abban oder Beschützer wählen; derselbe ist für die Sicherheit der Person und des Eigenthums seines Schützlings verantwortlich, und bekommt außer seiner täglichen Nahrung gegen Ende des Marktes eine Tobe ein paar Sandalen und eine größere oder kleinere Geldsumme. Täglich kommen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen vor, die durch Speer und Dolch entschieden werden, doch

ziehen sich die kämpfenden Parteien, um den Verkehr nicht zu stören, stets nach dem Strand nicht weit von der Stadt zurück. Lange Züge Kamele kommen und gehen Tag und Nacht, in der Regel durch Frauen allein ein gutes Stück Weges von der Stadt begleitet, und gelegentlich, besonders gegen Ende des Marktes, zeigen Gruppen schwarzer von der Reise erschöpfter Kinder die Ankunft der großen Sklaven-Karawanen von Harar und Efat an.

In Berbera trifft der Guragie und Harar-Sklavenhändler seinen Handelsfreund von Bassora, Bagdad und Bender-Abbas; hier verhandelt der wilde Gudabirsi, der sein Haupt statt einer Perrücke geschmackvoll mit einem scharlachgefärbten Schaffelle geschmückt hat, sein Vieh, seine rohen und halbgegerbten Häute, sein Pelzwerk an den muselmännischen Kaufmann, während ihm sein Gummi und seine Straußenfedern von dem glattzüngigen Banjanen von Bombay abgenommen werden, der klug genug ist an Bord seiner Arche zu leben und unter einer elenden Mattenhütte am Strand nur einen ganz geringen Theil seiner Waaren auszustellen.

Zu den bedeutendsten Karawanen welche während des Marktes nach Berbera kommen, gehören die aus Ogadain. Sie bringen Sklaven aus der Arufagegend, große Heerden Vieh, alle Arten Gummi, Elfenbein, Straußenfedern, Rhinoceroshörner, die man zu Griffen an den Waffen verarbeitet und Ghee, und vertauschen ihre Producte gegen grobe und feine Baumwollenzeuge, schwarzen und indigofarbenen Calico (Stücke in der Länge von 24 Ellen), Filetnetze, die von den Frauen als Kopfputz getragen werden; Stahl und Eisen in kleinen Barren, Blei, Zink, verschiedene Sorten Perlen, buntes Glas, Datteln und Reis.

In den letzten Monaten der Marktzeit erscheinen die drei großen Hauptkarawanen aus Harar und Efat. Die ersten beiden bringen eine vorzügliche, der arabischen Bohne nicht weit nachstehende Sorte Kaffee, und einen Tabak von angenehmem Geruch — beide werden in den Ländern der westlichen Gallas cultivirt, der Kaffee besonders in Jarjar, einem Distrikt, der am Wege nach Efat sieben Tagereisen von Harar entfernt liegt — Gummi, Safflor (Carthamus tinctorius), Honig, Getreide, Ghee, Schaf- und Rindertalg und die so hoch geschätzten Toben, 8 Ellen lange, $1\frac{1}{2}$ Ellen breite Tücher mit schöner Scharlachkante, die sich weich wie Seide anfühlen, aber von der im Lande wachsenden langen feinen Baumwolle angefertigt sind und ziemlich hoch im Preise stehen. Die dritte bedeutendste dieser Karawanen, häufig an 3000 Seelen stark, langt gewöhnlich erst wenige Tage vor dem Ende der Marktzeit an; sie ist von einem der obersten Officiere des Emirs von Harar befehligt, und führt außer den eben erwähnten Producten besonders Sklaven, Maulthiere und Elfenbein mit sich; man theilt dieß Elfenbein je nach seiner Größe und Güte in drei verschiedene Sorten (viertel, halbes und ganzes), und sein Verkauf ist königliches Monopol in Harar. Die Artikel welche aus Berbera dorthin zurückgenommen werden, sind amerikanische Baumwollenzeuge und Shirtings von verschiedener Qualität, weiße und bunte Muslins, Seidenstoffe, rothe Shawls, Messing, Kupfer in Platten, Eisenwaaren, Birmigham-Geschmeide, Perlen, Korallen, verschiedene Manufacturen, Datteln und Reis.

Gegen Anfang des Monats April naht sich die Marktzeit ihrem Ende; tief gehende Fahrzeuge der verschiedensten Art und Größe verlassen in Partien zu drei und vier den Hafen, um ihre Heimreise zu beginnen. Die Szuri-Boote segeln zuletzt, und kurze Zeit nachher ist Berbera und die Küste ringsum wieder vereinsamt wie vor einem halben Jahre. Nichts bleibt von den 20,000 Menschen die noch kürzlich hier waren, zurück, als faulende Ueberreste und Knochen von geschlachteten Kamelen und Schafen, und die Hausen elender Hüttten, deren Dach, wenn es aus Fellen bestand, man mitgenommen, die man vielleicht ganz abgerissen und ihr Holzwerk sorgfältig am Strande aufgestapelt hat, um es im nächsten Jahre wieder benutzen zu können.

Da die Abbanschaft bei wenig Mühe ein sehr einträgliches Geschäft ist — denn außer den oben erwähnten Geschenken gebührt dem Abban noch von jedem Kauf und Verkauf 1 Proc. und 2 Dollars für jeden eingetauschten Sklaven — so drängen sich die Somalis sehr zu einer solchen Anstellung. Sobald sich ein Schiff im Hafen sehen läßt, schwimmen in Ermangelung von Booten eine Menge derselben an Bord. Wer dort zuerst ankommt, frägt nach dem Namen des Abbans, und erklärt, falls noch kein solcher vorhanden, indem er den Kapitän oder einen der Mannschaft berührt, sich selbst zum Beschützer. Auch wir wurden am nächsten Morgen mit der Gegenwart zweier dieser Tapfern beglückt, doch war die Zusammenkunft für keine von beiden Parteien von bedeutendem Nutzen, da wir einerseits keiner Handelsinteressen wegen hier eingelaufen waren, andrerseits am Lande wirklich gar kein Geschäft zu machen war.

In der letzten Nacht war einer unserer Leute gestorben, der schon seit mehreren Wochen erkrankt war; an was er litt, wußten wir nicht, vermutheten nur nachher daß es eine Unterleibsentzündung gewesen. Seinetwegen waren wir eigentlich nach Berbera gekommen, weil Aden des herrschenden Windes wegen nicht so leicht zu erreichen war und wir hier den englischen Blokade-Schooner Mahé anzutreffen gedachten. Leider war er gerade nicht anwesend, und als er im Laufe des Vormittags einlief, kam er zu spät um dem Kranken Hülfe zu schicken. Wir begruben unsern Todten auf der schmalen Landzunge und häuften Steine auf sein einsames Grab, um es vor der Raubsucht der wilden Thiere zu schützen.

Ueber die gesetzlichen Aichungen der Stimmhöhe musikalischer Instrumente.

Es ist nicht die Saite welche einen Ton hervorbringt, sondern die Luft welche durch die Schwingungen der Saite in Bewegung gesetzt wird. Der tiefste Ton erfordert 32, der

höchste unterscheidbare 16,000 Schwingungen in der Secunde. Erfordert ein Ton 500 Schwingungen, so wird seine Octave genau 1000 Schwingungen, die Octave der Octave aber 2000 Schwingungen verlangen. Um die Schwingungszahl zu ermitteln, besaß man zuerst ein Instrument von Chladni, einen langen Stahlstreifen, dessen Schwingungen (120 in der Minute) gezählt werden können. Man halbirt ihn dann, wodurch die Schwingungen sich verdoppeln u. s. f., bis man ihm den ersten Ton entlocken kann. Sichrere Ermittlungen aber liefert die von Caignard Latour erfundene Sirene. Bei ihr werden die Töne durch Unterbrechungen eines stetigen Luftstromes, die in gleichen Zeiträumen aufeinander folgen, erzeugt, so daß nach jeder Unterbrechung eine neue Luftwelle entsteht. Man hat dadurch ermittelt daß zum Anschlagen des C in der Mitte des Pianoforte, mag nun der Ton von der menschlichen Stimme, von einem Saiten- oder Blas-, von Blech- oder Holzinstrumenten herrühren, ungefähr 528 und für das aufwärts darauffolgende sogenannte Concert A, dann 880 Schwingungen erforderlich sind. Die Annahme von 528 Schwingungen ist aber ganz willkürlich, es könnten ebenso gut 540 oder 512, oder selbst weniger als 500 angenommen werden. In Wirklichkeit ist auch die Schwingungszahl örtlich sehr verschieden, weßhalb man von der Pariser-, Berliner-, Wiener-Stimmung (der musikalischen, versteht sich) spricht. In allen diesen Fällen ist es nur erforderlich daß, wenn einmal C 528 Schwingungen verlangt, das höhere A 880 und die Octave von C 1056 Schwingungen enthält. Unter Einer Schwingung versteht man die Bewegung nach Einer Richtung wie bei der Pendelschwingung, man könnte aber auch, wenn man sich verständigen wollte, unter Schwingung eine ganze Bewegung hin und zurück verstehen. Es hat sich nun ergeben daß die Schwingungszahl der Töne nach welchen die Instrumente gestimmt werden, immer im Wachsen begriffen ist, die Töne werden daher immer höher und höher, so daß die Musikstücke alter Meister in völlig andern Tonarten aufgeführt werden als in denen sie geschrieben waren. Man kennt die Größe dieser Veränderung ganz genau, denn die alten Orgeln, bei denen die Länge der Pfeifen die Höhe des Tones beherrschte, zeigen daß das Mittel-C oder Tenor-C im Jahr 1699 in Paris aus 489, in der Oper bis zum Jahr 1859 aber aus 538 Schwingungen bestand. Diese Verschiedenheit der Stimmhöhe hat bisweilen allgemeine Ursachen. Da die Wärme alle Körper mehr oder weniger ausdehnt, so leiden die musikalischen Instrumente, vor allem die Stimmgabeln unter diesem Naturgesetz. In der Kälte werden sie kürzer und ihre Töne höher, in der Wärme tritt das Umgekehrte ein. Eine Londoner Autorität behauptet daß die Stimmungshöhe der Orgel in St. Martins Hall beim Morgengottesdienst größer sey als beim Abendgottesdienst. Neben diesen bei etlichen Instrumenten unvermeidlichen, im ganzen geringfügigen Uebelständen gibt es aber noch den absichtlich herbeigeführten Unfug der Instrumentenmacher, die Stimmungshöhe immer weiter hinaufzuschrauben, weil dadurch die Tonabgabe brillanter erscheine. Will dann keiner hinter dem andern zurückbleiben, sondern jeder seinen Mitbewerber übertreffen, so würde man zuletzt noch die Musikstücke älterer Meister um eine Octave höher spielen; denn jetzt schon beträgt der Unterschied zwischen den Orgeln und den Concertinstrumenten oft mehr als einen vollen Ton, und als im vorigen Jahre in der Londoner Paulskirche eine geistliche Vocalmusik mit Orgel- und Orchesterbegleitung aufgeführt werden sollte, bedurfte es besondrer Vorkehrungen um den Dissonanzen zwischen der alten Orgel und den modernen Instrumenten aus dem Weg zu gehen. Madame Golbschmidt (Jenny Lind) hat öffentlich erklärt, daß innerhalb 12 Jahren die Tonaichung so gestiegen sey daß die Sängerinnen peinlich darunter litten. Die Pianofortefabrik der HH. Broadwood ist genöthigt Instrumente dreier Classen nach drei Stimmgabeln zu bauen, 1) nach der vor 30 Jahren beschlossenen Tonaichung der philharmonischen Gesellschaft (520 Schw. für C), 2) zur Begleitung für Concertsänger und Orchester, 3) für die Oper und die neue philharmonische Aichung. Ein moderner Concertspieler trieb aber die Gewissenhaftigkeit so weit daß er 13 Flügel mit sich führte um für die örtlich wechselnde Orchesterstimmung immer das entsprechende Instrument auswählen zu können!

Im Jahre 1834 beschloß in Stuttgart eine Versammlung von deutschen Musikern die Schwingungszahl für das A der mittleren Pianoforte-Octave auf 880 festzusetzen, was einer Schwingungszahl von 528 für das Tenor-C entsprach. Ein berühmter Singlehrer in London, Hr. Hullah, gieng noch weiter, indem er Stimmgabeln mit 512 Schwingungen für C unter seinen Schülern verbreitete. Die Zahl 512 ist auch die mathematisch beste, weil sie durch quadratisches Aufsteigen von 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512 entsteht. Die bequeme Halbirung der Schwingungszahlen ist aber deßwegen wichtig, weil die Länge der Saiten und der Wände bei Blasinstrumenten sich dann leicht berechnen läßt. In Frankreich, wo alles auf Befehl des Musti, selbst die Schwingungszahlen der Saiten einer Bauernfidel geregelt werden, wurde nach Vernehmen von musikalischen Autoritäten, wie Meyerbeer, Rossini, Auber (Auberle) Berlioz u. s. w. verordnet, daß in Paris vom 1 Juli, in den Provinzen vom 1 Dec. 1859 an die A-Stimmgabel für Opern von 896 auf 870 (also das C von 538 auf 522) Schwingungen herabzusetzen sey, und daß nach dieser Aichung künftig die Instrumente gebaut werden sollten. In England berief am 3 Jun. 1859 die Society of Arts ein Meeting, bei dem sich Concertgrößen wie Jenny Lind mit Naturforschern, wie Hr. Whewell, begegneten, und das eine Commission von 50 Personen niedersetzte. Diesem Ausschusse nun hat der große Astronom, Sir John Herrschel, dringend ans Herz gelegt, als Schwingungszahl für das Tenor-C 512 festzusetzen, nach zwölfmonatlichen Arbeiten beschloß aber der Ausschuß sich der Stuttgarter oder deutschen Aichung von 528 Schwingungen anzuschließen. Sie sahen wohl ein daß die Zahl 512 noch günstiger sey, obwohl 528 sich auch durch 2, 4, 8, 16 und durch 3 theilen läßt. Die Instrumentenmacher hatten jedoch erklärt daß sich die Stimmung der modernen Instrumente, welche nach der Aichung der Oper auf 546 Schwingungen gestellt waren, nicht wohl auf 512 erniedrigen ließe, aber ohne große Schwierigkeiten bis auf 528.

Bestände man auf 512, so würde entweder die Uebereinkunft der Sachverständigen unbeachtet bleiben, oder ein Theil der Instrumentenmacher und Instrumentenbesitzer unverkäufliche und unbrauchbare Instrumente in den Händen behalten. Uebrigens hat sich selbst Hr. Hullah dem Beschluß unterworfen und seine Stimmgabeln von 512 Schwingungen abgeschafft. Nur Sir John Herrschel blieb fest bei der angegebenen Schwingungszahl stehen und erklärte den Standard von 528 Schwingungen nur als einen zeitweiligen ansehen zu können, insofern man früher oder später doch auf die mathematisch so bedeutungsvolle Ziffer 512 übergehen werde.

Ueber Dschut (Jute) und Dschut-Garne.

Dschut, englisch Jute, kommt von dem bengalischen Wort chuti botanisch Corchorus capsularis, Kohlmußpflanze, die in ganz Ostindien, Ceylon und China wächst. Rumphius beschreibt die Pflanze unter dem Namen Canja (gania), deutsch Hanf, weßhalb sie auch die Engländer und Amerikaner Gunny, und die Säcke welche in Ostindien daraus verfertigt werden und worin Reis, Kaffee und andere Producte aus Ostindien kommen, Gunny bags nennen.

O'Rorke gibt folgende sehr belehrende Nachricht über die Benutzung des Dschut in Bengalen. Die Hauptplätze wo man Dschut-Gewebe verfertigt, sind Malda, Purnea, Natore, Bunghore und Dacca in Bengalen, wo die Handarbeit ungemein wohlfeil und der Dschutbau sehr verbreitet ist. Die größte Masse wird von den Personen selbst gebaut welche es verspinnen, verweben und gebrauchen. Fast alle kleinen Bauern in Ostindien weben ihre Kleidung aus jenem Stoffe.

Im Nordwesten von Bengalen und an der ganzen Gränze sind die Frauen in Dschutstoffe gekleidet. Auch gibt ihnen die Faser sonst noch Unterhalt, indem ein sehr großer Handel mit Dschutzeugen, welche zur Verpackung dienen, getrieben wird. Ihre Herstellung bildet die Hauptindustrie ganzer Provinzen. Alle Gegenden des unteren Bengalens, alle Volksclassen beschäftigen sich damit und in jede Wohnung bringt sie ein. Männer, Frauen und Kinder finden dadurch eine Beschäftigung. Arbeiter jeder Art spinnen die Gunnyfaser mit der Spindel in ihren Neben- und Freistunden. Hiervon sind jedoch die Muselmänner ausgenommen, welche lediglich Baumwolle verarbeiten und sich auch nur in baumwollene Stoffe kleiden. Die indischen Wittwen, nach der Aufhebung des Gebrauchs, gemäß welchem sie sich mit dem Körper ihres verstorbenen Gatten verbrennen mußten, verachtet und verlassen in den Häusern, wo sie kurz vorher noch als Herrinnen ein Wohlleben führten — denn die Sitte will noch immer daß sie sich verbrennen (Suttees werden) — müssen spinnen und Gunny weben um nicht zu verhungern, und die Gewebe werden dann fast so wohlfeil verkauft wie die rohe grobe Faser.

Die feineren Qualitäten der Dschutfaser werden meist zur Ausfuhr gebracht. Die Blätter ißt man als Gemüse, und gehört die Pflanze zur Familie der Tiliaceen. Bis vor etwa 25 Jahren kam Dschut im rohen Zustande und trocken nur als Unterlage von Reis, Kaffee, Baumwolle ꝛc. von Ostindien nach England, um diesen Producten auf der Reise gegen Seebeschädigung Schutz zu gewähren. Gerade zu jener Periode hatte die Flachsmaschinenspinnerei in England einen großen Aufschwung genommen, während die Flachscultur in Europa in demselben Maße nicht fortgeschritten war. Dieß ließ bald einen fühlbaren Mangel an Rohmaterial eintreten. Diesem zu begegnen suchte man ein Surrogat, und fand es im Dschut, mit dessen Verspinnen dann im Jahre 1834 bis 1835 die ersten Versuche gemacht wurden. Diese bewährten sich so außerordentlich daß die Fabrication von Dschut mit Riesenschritten vorwärts gieng.

Schon im Jahre 1845 betrug die Einfuhr nach Schottland, dem Sitze der britischen Dschut-Industrie, über 8300 Tonnen (à 20 Centner engl.); der Preis war damals 7 Pfd. Sterl. 10 Shill. bis 42 Pfd. St. per Tonne. Der Import steigerte sich aber durch den ungeheuren Bedarf der Art daß er, incl. einiger ähnlichen vegetabilischen ostindischen Pflanzen, im Jahre

1857	27,025	Tonnen vom 1 Jan. bis 31 Oct.
1858	34,941	„
1859	45,504	„

betrug.

Der Hauptexporthafen war Calcutta und die Hauptimportplätze Liverpool und London.

Der jetzige Preis von rohem Dschut ist 12 bis 23 Pfd. Sterl. per Tonne von 20 Centnern nach Qualität.

Das aus Jute gewonnene Gespinust ähnelt bekanntlich dem Hanfgarn oder Flachsgarn, ist jedoch unvergleichlich billiger und wird in Großbritannien zur Fabrication von Pack- und Sackleinen, Segeltuch, Hopfen- und Getreidesäcken, sowie zu Teppichen verwendet, da es sich sehr schön färben läßt.

Auch nach Deutschland sind in neuerer Zeit bei dem mehr und mehr sich fühlbar machenden Mangel an Flachswerg bedeutende Quantitäten schottischer Dschut- (Jute-) Garne importirt worden, weil der Preis dieser Garne, trotz dem Eingangszoll von 2 Thlr. per 100 Pfd. Zollgewicht, der ganz außer Verhältniß zum Werthe der Waare steht, dem Weber demnoch gute Rechnung gibt. Letzterer würde noch wesentlich günstiger gestellt seyn, wäre nicht durch eine Anomalie im Zolltarif das rohe Dschut-Gespinnst mit 2 Thlr. per 100 Pfd. (durchschnittlich circa 30 Proc.) belegt, während das fertige Fabricat (sofern nicht mehr als 24 Kettfäden im preuß. Zoll laufen) nur mit 20 Sgr. per 100 Pfd. besteuert ist. Um in Frankreich eine Tarifermäßigung für Dschut zu erzielen, hat eine Deputation schottischer Spinner und Kaufleute ganz vor kurzem eine Zusammenkunft mit Hrn. Milner Gibson, Präsident des Board of trade in England, gehabt. Man sucht den Kaiser Napoleon dazu zu bewegen, den Zoll auf Dschutgarne, jetzt 75 bis 100 Procent, auf 26 Proc. zu ermäßigen, weil in Frankreich diese Industrie noch ganz ruht und durch deren Einführung viel Flachsgarn zu feinerer Verwendung

geschont werden kann, das jetzt in Frankreich zu Sack- und Packleinen verarbeitet wird.

Trotz der enormen Einfuhr nach Großbritannien beträgt diese doch kaum den vierten Theil der Ernte in Ostindien, die in diesem Jahr sehr wenig ergiebig gewesen. Dieß und der immer mehr wachsende Dichut-Bedarf in Europa hat die Preise des Rohmaterials in den letzten Monaten schon bedeutend gesteigert. Die Dichut-Garnpreise stellen sich gegenwärtig, nach Leipzig gelegt, versteuert:

Jute-Werg oder Tow 30 bis 37 Pfennige per Zollpfund, je nach Stärke des Gespinnstes in 10 Nummern; Jute-Line oder Longs 43 bis 58 Pfennige per Zollpfund in 9 Nummern, und das Gewebe stellt sich je nach Qualität, von 17 bis 26 Pfennige per Berliner Elle für 32 Zoll englisch oder $^{17}/_{10}$ Berliner Ellen breite Waare.

Diese wird in allen Breiten, vornehmlich von 32—72 Zoll breit fabricirt, ist egaler als jedes Hanfgespinnst aus Flachsgarn, und zu allen gewöhnlichen Zwecken von gleicher Brauchbarkeit.

In neuerer Zeit hat man, um den aus Jute gefertigten Packleinen eine noch größere Dauerhaftigkeit zu verleihen, die Kette von Flachswerg-Garn und den Einschlag von Jute genommen, auch fängt man schon an Flachs, Hanf und Jute gemischt zu spinnen.

Außer Baumwolle kennen wir keinen Artikel, der in so kurzer Zeit einen so riesenhaften Aufschwung genommen, und dennoch ist diese Industrie erst im Entstehen, denn außer der größeren Anzahl in Schottland existirender Jute-Spinnereien gibt es deren nur drei in Frankreich, während dem Verfasser keine einzige in Deutschland bekannt ist.

Rohes Jute verliert beim Spinnen nur 5 bis 10 Proc., Flachs dagegen 20 bis 30 Procent, und der Anbau des Flachses dürfte sich dem Jute gegenüber kaum viel mehr lohnen. (Deutsche Gewerbsz.)

Canadisches Volkslied. [1]

A la claire fontaine,
M'en allant promener,
J'ai trouvé l'eau si belle
Que je m'y suis baigné.
Gai lou la, gai le rosier,
Du joli mois de Mai.

J'ai trouvé l'eau si belle
Que je m'y suis baigné;
Au dessus de ma tête
Le rosignol chantait.
Gai lou la, etc.

Au dessus de ma tête
Le rossignol chantait;
Chante, bel oiseau, chante
Toi, qui a le cœur gai.
Gai lou la, etc.

Chante, bel oiseau, chante
Toi, qui a le cœur gai;
J'ai perdu ma maitresse,
Et ne peut m'en consoler
Gai lou la, etc.

J'ai perdu ma maitresse,
Et ne peut m'en consoler,
Pour un bouquet de roses
Que je lui refusais.
Gai lou la, etc.

Pour un bouquet de roses
Que je lui refusais;
Je voudrais bien que les roses
Furent encore au rosier.
Gai lou la, etc.

Je voudrais bien que les roses
Furent encore au rosier,
Et que ma belle maitresse
Était à mon côté.
Gai lou la, etc.

[1] Die Melodie wurde jetzt überall aufgespielt wo sich der Prinz von Wales zeigte.

Miscellen.

Obst mit Zeichnungen. Seit kurzem wird in Wien in Obsthandlungen als Rarität Obst mit Zeichnungen verkauft, das zu hohen Preisen aus dem Auslande eingeführt wird. Das Verfahren, Obst mit Zeichnungen, Wappen, Buchstaben, Worten ꝛc. zu versehen, ist aber sehr einfach und dürfte auch anderwärts manchem Gärtner gute Einnahme gewähren. Es werden besonders schöne Früchte zur Zeit wenn sich dieselben färben, mit den in Papier fein ausgeschnittenen Buchstaben oder Zeichnungen beklebt. Wenn nun nach einiger Zeit das schützende Papier von der Oberfläche des Obstes, z. B. der Pfirsiche, des Apfels, der Birne oder Pflaume herabgenommen wird, erscheint die bedeckt gewesene Stelle in lebhaftem Weiß. (Agron. Ztg.).

Zusammenhang der Circulation zwischen Fötus und Mutter. Daß die Knochen eines lebendigen Geschöpfes roth gefärbt werden können wenn man seiner Nahrung Farbstoff beimischt, war eine längst bekannte Thatsache. Der Physiolog Flourens hat aber der Pariser Akademie angezeigt, daß auch die Knochen eines Fötus durch die Farbstoffe in der Nahrung der Mutter sich färben. Dieß ist insofern eine große Entdeckung als es bisher nicht gelungen war eine Verbindung zwischen der Stoffcirculation der Mutter und des Fotus nachzuweisen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. Augsburg, 21 October 1860.

San Antonio de Bexar, Texas.

Von C. Fr. Simienis.

Nach langer mühseliger Reise kamen wir am 17 März 1859 in Sicht der alten Stadt San Antonio. Es war ein klarer herrlicher Morgen, und die Scenerie, die sich unseren Blicken darbot, war eine vollkommen orientalische: von der Seeküste kommend, hatten wir sechs Tage lang die aller Spuren der Civilisation entbehrenden endlosen Prairien durchkreuzt, diese Wüsten von Texas; deßhalb erschien uns San Antonio, wie das gelobte Mekka der ermüdeten Karawane erscheinen mag. Der nähere Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen vergrößerte diese Aehnlichkeit. Hoch über einer Unzahl niederer weißer Häuser, die sich am Rande der endlosen Ebene hinzog, ragte die Kuppel der alten Missionskirche, während einzeln stehende Eichen- und Mesquitbäume die Stelle der Palmen und Datteln der östlichen Lande vertraten. Zwei Flüßchen, aus lebendigen Quellen dicht oberhalb der Stadt entspringend, winden sich in mannichfachen Krümmungen durch diese hindurch. Der eine, der San Antonio, entspringt in einem felsigen Bassin, moosige Steine und herabhängendes, südlich üppiges Laubwerk umschatten seine Geburtsstätte, gleich als wäre sie bestimmt zum erwünschten Tummelplatze schöner Nymphen und Najaden. Der andere, der San Pedro, fließt aus einem kleinen, durch fünf Quellen gebildetem Teich von seltener Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß man die zartesten Wurzeln der Wasserlilie und die kleinsten Kiesel auf seinem Grund deutlich unterscheiden kann.

Ueberlieferung sagt uns daß schon vor mehr als 200 Jahren spanische Settlements im San Antonio-Thale existirten. Mag dieß Wahrheit oder Dichtung seyn, das steht historisch fest daß im Jahr 1581 die Jesuitenväter, diese unermüdlichen Pioniere der Civilisation, im heutigen Neu-Mexico angesiedelt waren. Im Jahr 1715 aber wurde in der Nähe des heutigen San Antonio ein Fort, San Antonio de Valero genannt, angelegt, dessen Spuren die Zeit gänzlich vertilgt hat. Zehn Jahre später errichtete man ein Missionsgebäude, wie man sagt eines von den dreien deren Ruinen noch heute in nächster Nähe von San Antonio vorhanden sind, und legte gleichzeitig zur Bewässerung des umliegenden Landes Gräben oder Acequias an. Vom Jahr 1730 an können wir dann den alten, noch im County-Archiv aufbewahrten spanischen Records authentische Data entnehmen. In jenem Jahr, heißt es dort, kamen 12 Familien von ächtem spanischen Blute und gründeten die Stadt San Antonio; unter ihnen war ein Garzia, Flores, Navarro, Namen, die später eine so hervorragende Rolle in der Revolutionsgeschichte von Texas gespielt haben. Ein Jahr nach der Ankunft dieser Colonisten wurde mit Hülfe der Jesuitenväter und einer großen Anzahl indianischer Convertiten die schmucke Kirche errichtet, die nun, durch die Stürme von mehr als einem Jahrhundert entstellt, auf dem Hauptplatz der Stadt steht, ein ehrwürdiges Denkmal vergangener Zeiten. Noch tönen, wie damals, ihre Abendglocken in sanften Accorden über die Stadt dahin, und die Massen der Andächtigen knieen auf der alten Steinflur und beugen sich vor dem Bild der Kreuzigung, das matt und farblos über dem Altar hängt. Ueber dem Haupteingang befindet sich das Bildniß der heiligen Jungfrau in Stein gemeißelt; profane Ketzer haben Augen und Nase derselben benutzt um ihre Geschicklichkeit im Schießen darzuthun.

Geht man von dem Hauptplatz aus über den San Antonio-Fluß, so kommt man bald zu einem hohen alten Gebäude, dessen verwitterte Front eine nur zu große Bekanntschaft mit Kugeln verräth. Es war ursprünglich im maurischen Styl gebaut; heute hat man ein modernes Dach darauf gefügt, aber es ist dennoch immer das alte denkwürdige Gebäude, das Thermopylä der Freiheit von Texas; die Alamo, ein Name mit Kampf und Streit verknüpft, wie kein anderer in was immer für einem Staat Amerika's. Dort, in der Alamo, fiel Bowie, Travis, Crockett mit einer Schaar andrer braver Männer — nie haben bravere in irgendeinem Theil der Welt sinkende Freiheit gestützt. Die Kämpfe und Opfer, das Leiden und Martyrthum derer, die hier verbluteten in dem kurzen aber schrecklichen Vorspiel zur texanischen Unabhängigkeit, verdienen den Anspruch der Nachwelt als glorreiche Beispiele eines Patriotismus, der auch Leonidas, Tell und Hofer unsterblich gemacht hat.

Die Alamo war nie zu einer Citadelle bestimmt, und doch ist sie der Schauplatz mehrerer ernsten Kämpfe geworden. Im Jahre 1835 wurde General Kos, der Befehlshaber einer starken mexicanischen Macht, [1] von einer kleinen, irregulären Truppe von Texanern in San Antonio und der Alamo belagert; schon wollten ihre geringen Fortschritte die letzteren zum Aufgeben der Belagerung bestimmen. In dieser Krisis, und als man eben beinahe einstimmig beschlossen hatte keinen neuen Angriff zu unternehmen, bestieg Colonel Benjamin Millman sein Roß und ritt mit dem Rufe durch das Lager: „Wer will mit dem alten Ben nach San Antonio gehen?“ Alles schwieg, aber als der galante alte Held seine Aufforderung wiederholte, da wallte das feurige Blut der Gränzer auf und es rief in wildem Enthusiasmus: „Wir folgen Old Ben, und wenn sein Weg zur Hölle geht!“ Hunderte von Freiwilligen drängten sich herzu; Old Ben theilte die Sturmcolonnen ab und wählte die Officiere. Dann gieng's, Büchse und Bowiemesser in der Hand, zum Angriff. Ein lange dauernder, furchtbarer Zusammenstoß erfolgte: zwei Mexicaner kamen auf einen Mann der angreifenden Macht. Endlich nachdem beide Theile fast erschöpft und die Zugänge zur Stadt und zur Alamo mit Todten und Verwundeten bedeckt waren, ergab sich General Kos, und Old Ben gestattete ihm unter allen Kriegsehren mit seinen Truppen aus San Antonio und Texas hinauszumarschiren. Jeder glaubte daß eine so menschliche und großmüthige Handlung ihres Gleichen finden würde, wenn einst das Glück des Krieges Texaner in die Hände ihrer Feinde liefern würde. Diese Erwartung sollte bitter getäuscht werden.

Ein Jahr darauf kehrte Santa Ana mit zahlreichen Truppen aller Waffengattungen nach Texas zurück und drang in San Antonio ein. Das schwache Bataillon Texaner unter Colonel Travis, nur 187 Mann zählend, zog sich in die Alamo zurück. Schnell waren Schießscharten in den Mauern angebracht; die besten Schützen aber erhielten ihren Stand auf dem platten Dache. Santa Ana begann die Belagerung augenblicklich; hoch wehte die blutrothe Flagge, ein furchtbares Bombardement aus 6 und 12Pfündern begann. Die Texaner bestanden lediglich aus Büchsenmännern und führten die Vertheidigung mit wundervollem Geschicke und größter Bravour durch — kein Schuß geschah vergebens, kein Mexicaner entkam aus dem Bereiche der Kugeln mit dem Leben. Gar manche Anekdote wird in Bezug auf diesen tödtlichen Kampf erzählt. Ein Gränzer, Namens Hallett, soll in zwei Tagen 33 Feinde erschossen haben und jedes seiner Opfer war im Kopfe getroffen. Ein anderer schlich sich in das mexicanische Lager, tödtete und scalpirte zwei Hauptleute und gelangte sicher in die Alamo zurück, obschon eine ganze feindliche Compagnie auf ihn feuerte. Eine andere brave Seele, durch beide Schenkel geschossen und unfähig zum Stehen, ließ sich von seinen Cameraden zu einer Schießscharte tragen und feuerte unter den wildesten Schmerzen die ihm gereichten Büchsen ab, nie seinen Mann fehlend.

[1] Nicht nach europäischen Maßstäben.

In der Hoffnung, die Vertheidiger aus der Alamo auszutreiben, unterhielten die Mexicaner das Bombardement bei Tag und Nacht; Hunger und Durst begann die ersteren zu quälen und die Munition gieng dem Ende nahe. In dieser höchsten Noth schrieb Colonel Travis an die constitutionelle Convention von Texas um Hülfe. Colonel Fermin, der sie ihm bringen sollte, ward zum Gefangenen gemacht und mit seinen 300 Mann kaltblütig massacrirt. Nie hat eine gemeinere, grausigere Handlung eine Nation entehrt, aber der Tag der Rache erschien für das mexicanische Gouvernement. Als Travis die Schreckenskunde von Fermins Morde erhielt, schrieb er einem Freunde: „Sorg du für meinen Knaben, ich hinterlasse ihm nichts als das stolze Bewußtseyn, daß er der Sohn eines Mannes ist der für sein Vaterland starb.“

Endlich, nach langem und schrecklichem Bombardement schritt Santa Ana zum Hauptangriff. Seine Armee bestand aus 5300 Mann; die Besatzung der Alamo war auf 134 zusammengeschmolzen. Es war um zwei Uhr an einem Sonntag Morgen, als die Mexicaner die Alamo vollständig umgaben und zum letzten Angriff vorrückten. Santa Ana hatte die Cavallerie kreisförmig im Rücken seiner Infanterie aufgestellt mit dem Befehle, jeden nieder zu machen der ohne Ordre zurückgehen würde. So, zwischen zwei Alternativen gestellt, rückte die Infanterie mit einer Art von Verzweiflung vor, und mit dem bestimmten Befehle keinen Pardon zu geben. Travis und seine Braven bereiteten sich zum Todeskampfe vor, und manche der Männer drückten einander zum ewigen Abschied die Hände, bevor sie sich auf ihre Posten begaben. Die Kanonen schwiegen — die Mexicaner stürmten heran. Viermal wurden sie zurückgeschlagen — viermal bedeckte sich der Boden mit Todten und Verwundeten. Immer frische Truppen drangen vor — Santa Ana selbst, mit gezogenem Degen, feuerte die Zögernden an. Beim fünften Sturm hörte die Besatzung auf die Außenmauern zu vertheidigen, und zog sich, des Todesgeschickes gewiß, fechtend in den Hofraum zurück. Dort, in einer heute durch einen einfachen Stein geschmückten Ecke, fiel Colonel Crockett, das Bowiemesser in der Hand, aber nicht früher, als bis er den Boden um sich her mit Todten bedeckt hatte. Gerade gegenüber sank Colonel Travis zum Tode, ein Hurrah auf den Lippen; John Bowers, Ohio's edler Sohn, fiel mit dem Rufe: „Hoch für Texas und Freiheit.“ Jeder dieser braven Gränzer focht bis zum letzten Athemzuge; keiner bat um Pardon, keiner bebte, keiner floh, alle starben den Opfertod für das Vaterland. Kaum je hat die Welt ein edleres, ein heldenmüthigeres Schauspiel gesehen, als diese wahren Heiligen (!) und Märtyrer von Texas. Colonel Bowie, durch Krankheit an das Bett gefesselt, ward dort gefunden und hingeschlachtet — alle, alle starben, doch die viehische Wuth der Mexicaner wich nicht mit dem Tode aller Feinde. Die entseelten Körper wurden verstümmelt und verbrannt, Bowies, Crocketts und Travis Häupter auf den Mauern der Alamo aufgesteckt.

Aber es kam der Tag der Rache, als die Schaaren Santa Ana's auf dem Felde von San Jacinto den furchtbaren Schlachtruf vernahmen: „Gedenket der Alamo,“ als

sie vergebens in ihrer niedrigen Feigheit um Gnade flehten. Büchse und Bowiemesser thaten ihre Schuldigkeit — die Alamo wurde furchtbar gerächt. — Heute dient das alte, mit neuem Dach versehene Gebäude dem Quartiermeister-Departement der Vereinigten-Staaten-Armee als Vorrathshaus.

Die Denkmäler alter Zeit sind in San Antonio auf merkwürdige Weise mit denen neuerer Civilisation untermischt. Neben dem alten mexicanischen „jacal," dem Zeugen eines vergangenen Jahrhunderts, ragt das moderne, 4 bis 5 Stock hohe Yankee-Gebäude mit der gläsernen Front; zwischen elenden, zerfallenen Hütten erhebt sich das stattliche, für Texasbegriffe großartige deutsche Casino-Gebäude, und ein nach neuestem Styl angelegtes Hôtel ersten Ranges sieht in freundnachbarlicher Eintracht neben der altehrwürdigen Alamo. Doch im allgemeinen muß der Anblick von San Antonio auf das an nördlichere Städte Amerika's gewöhnte Auge einen nicht gerade empfehlenswerthen Eindruck machen; die Zahl einigermaßen in die Augen fallender Gebäude ist eine sehr geringe; beinahe allenthalben ist rücksichtlich der Wohnungen nur dem augenblicklichsten Bedürfnisse Rechnung getragen, und die in der überwiegenden Mehrzahl der Häuser herrschende ungemeine räumliche Beschränktheit hat mich aufs neue lebhaft an dasselbe im Orient herrschende Uebel zurückerinnert.

Die Bevölkerung von San Antonio besteht nach der dießjährigen (1860) Censusaufnahme aus 10,364 Seelen, und ist zu etwa gleichen Theilen aus dem amerikanischen, deutschen und mexicanischen Element zusammengesetzt. Das erstere bietet den gewöhnlichen Anblick, den es in jeder andern Stadt der Union gewährt: Durst nach business, Begierde nach making money und wenig oder keine Lust irgendwie zur Cultivirung des Landes beizutragen, wenn dieß nicht etwa zufällig mit den von ihnen verfolgten Zwecken correspondirt. Die Unzahl losen Volkes, die sich stets in den Straßen und Wirthshäusern der Stadt umhertreibt, deren einziges Besitzthum Blauquet und Sixshooter ist, gehört durchgehends diesem Elemente an. Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber ihr himmlischer Vater nähret sie doch — womit, das weiß nur er; uns Menschenkindern sind darüber nur Muthmaßungen erlaubt, die in das Gebiet der Criminaljustiz hineinschweifen möchten. Spieler, Falschmünzer, Pferdediebe — für sie alle ist San Antonio und Umgegend ein kleines Eldorado.

Das deutsche Element von Texas hat, vielleicht aus dem Grunde weil es weniger zahlreich als anderwärts ist, mit den Stammesgenossen in irgend einem Theile der Union den Vergleich nicht zu scheuen, und der in San Antonio lebende Theil desselben dürfte unserer Nation die größte Ehre im Staate Texas machen. Der bei weitem größte Theil der deutschen Bevölkerung der Stadt gehört der intelligenteren Volksclasse an, und zeichnet sich durch Fleiß und Industrie, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken, vortheilhaft aus; sie haben zugleich mit ihrem Lagerbier guten, alten Gewerbsfleiß mit in das Land ihrer Wahl gebracht, und sich dadurch eine ebenso unabhängige, als höchst achtenswerthe Stellung verschafft. Ihre netten, von wohlgepflegten Blumen- und Gemüsegärten umgebenen Landhäuser machen sich in den Vorstädten vortheilhaft bemerkbar; ihre Farmen sind blühend, ihre Viehheerden zahlreich, und — der alte Nationalsehler der Deutschen — die Uneinigkeit, scheint unter denen San Antonio's glücklicherweise beinahe gänzlich verschwunden zu seyn. Und ihre Einigkeit hat ihnen einen Einfluß in der Commune und in der Gesellschaft gegeben, dessen sie an andern Orten leider beinahe gänzlich entbehren. Das deutsche Casino, dessen Mitglied wohl jeder anständige amerikanische Einwohner ist, in dessen Geschäftsverhandlungen aber nur die deutsche Sprache gebraucht werden darf; die blühende, vierclassige deutsche Realschule, der so wohlthätig wirkende deutsche Krankenverein sind praktische und ehrende Zeugnisse dieser ihrer Eintracht. Das von den Deutschen im Casinogebäude durch Winter und Sommer unterhaltene deutsche Theater würde jeder größern Stadt des Nordens zur Zierde gereichen, und die von ihnen an Sonntagen außerhalb der Stadt besuchten Vergnügungsplätze erinnern nur zu sehr an die alte Heimath. Kurz — die Deutschen von San Antonio sind eine besere Classe von Einwanderern als man sie sonst in den größern Städten Nordamerika's findet, und sie verrichten für Texas ein sehr nothwendiges Werk der Civilisation.

Unter der mexicanischen Bevölkerung gibt es sehr wenig angesehene, intelligente und wohlhabende Familien. Die Mehrzahl gehört der untersten Populationsclasse an, und besitzt zwar alle Laster, aber keine der Tugenden der besser Situirten. Die Männer, wenn sie überhaupt arbeiten, sind als Teamster, Hirten oder Tagelöhner beschäftigt; eigentlich ist der Mexicaner zu nichts tauglich als zur Bewachung von Rindern, Pferden und Maulthieren, dann natürlich zum Boten, wobei seine Ansichten ausschließlich von der Schnapsflasche, dieser mächtigsten Waffe der Prohibitionistenpartei, influenzirt zu werden pflegen.

Die freie und leichte Lebensart der geringeren Classe der Mexicaner muß jeden Fremden mit Staunen erfüllen. Kinder beider Geschlechter im Alter von einem bis acht, zehn Jahren wandeln in den Straßen in den einzigen höchst ökonomischen Costüm umher, das Mutter Natur ihnen verliehen hat. Weiber von oft tadellosen Formen, allein angethan mit jenem gewöhnlichen Unterrock benannten Kleidungsstück, stehen in den Thüren der niederen Hütten und machen durchaus keine Miene sich den neugierigen Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Männer, Weiber und Kinder von jedem Alter baden gemeinschaftlich, ohne die Last irgendwelchen Kleidungsstückes, dicht außerhalb der Stadtgränzen im San Antonio-Flusse, ja bis vor wenigen Jahren sollen sie dieser edlen Sitte innerhalb der Stadt selbst gefröhnt haben. Der größte Theil der jüngern weiblichen mexicanischen Bevölkerung ist von rührender Zuvorkommenheit gegen das starke Geschlecht ohne Unterschied der Nation beseelt.

Mexicanische Vergnügungen, Hahnenkämpfe und Fandangos sind ganz geeignet den Theil der Bevölkerung San Antonio's zu heben und zu verfeinern, der etwa an ihnen

theilnehmen will. Jeden Sonntag Vormittag, unmittelbar nach beendigter Messe, finden dicht neben der alten Missionskirche zahlreich besuchte Hahnengefechte statt. Als ich eines Sonntags vor Beendigung der Messe an der Kirche vorbeiging, knieten zwei Mexicaner in gar andächtiger und recht christlicher Stellung in der Kirchthür, deren jeder einen hübschen Hahn unter dem Arm hielt. Fromme Seelen! Sie hielten auf dem Weg zum Hahnenkampf auf einen Augenblick inne, um sich von den kleinen Sünden der vergangenen Woche zu reinigen.

Die Fandangos finden beinahe an jedem Abend statt. Ein leeres, von spärlichen Laternen erleuchtetes Zimmer, ein paar Negerfiedler und 20 bis 30 sich am „Bolero" oder der Mexicaner Polka ergötzende Paare, die übrigens meist allen Nationen angehören, bilden die Hauptscene. In einer Ecke des Zimmers steht unter der Obhut eines alten, häßlichen Weibes ein Tisch mit Erfrischungen; Kaffee, Frijolen, Tortillas, Reis werden hier verkauft, aber kein Whiskey. Doch lassen die häufig stattfindenden Einzelraufereien und größeren Gefechte vermuthen daß dieser Artikel dennoch in irgendeiner mysteriösen Manier erlangt werden kann. Unter den Weibern erblickt man alle Farben und Alter von 10 bis zu 40 Jahren, Negerinnen, Poblanos, Quadronen, Creolinnen, Mexicanerinnen, selten eine Amerikanerin oder Deutsche, die dann gewöhnlich die Wittwe oder entlassene Geliebte irgendeines Mitgliedes der glorreichen Vereinigten Staatenarmee ist. Und nun werfen wir einen dichten Schleier über den weiteren Verlauf eines Fandango's, und bemerken nur noch daß die mexicanische Bevölkerung von San Antonio von Jahr zu Jahr in moralischer wie in pecuniärer Beziehung mehr und mehr herabkommt.

Es existirt in San Antonio keine Dampfmaschine, ja nicht einmal eine gute Mahlmühle. Alle Schnittwaaren, Groceriees und sonstigen für eine Stadt von 10,000 Einwohnern (deren Handel mit der Gränze sich jährlich auf Millionen Dollars beläuft) nöthigen Manufactrartikel müssen auf elenden, unbehülflichen Karren 150 Meilen weit von der Seeküste herangeschleppt werden. Selbst Mehl, Kartoffeln und Zwiebeln sind im Großen und Ganzen Importationsartikel. Keine gute Bäckerei befindet sich in der Stadt. Eis, wenn je eine Ladung desselben vorhanden ist, wird mit 50 bis 75 Cents (circa 1 Thlr.) per Ctr. verkauft. Die Gelegenheiten Geld zu machen sind daher für einen Mann mit geringem Capital mannichfach und leicht.

Ein Eisenweg von irgend einem Punkte der Küste ist unumgänglich erforderlich, um San Antonio's Handel und Wandel zu beleben und zu heben; bis zu seiner Vollendung ist das Wachsthum der Stadt sehr prekär.

Hudson, Ohio, den 10 August.

Wassiljiews Forschungen über den Buddhismus.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

(Schluß.)

Es scheint nun in der That daß die Lehre des großen Yana nicht aus dem Buddhismus allein erwachsen sey, wir finden in ihm manche Elemente die sich nicht aus dem alten Buddhismus erklären lassen. Die Umgestaltung in der neuen Lehre gieng aus von der Idee der Leerheit. In ihr sah der ältere Buddhismus das Aufgeben der persönlichen Existenz, die neue Lehre aber sieht in der Leerheit das Ding an sich, das allein dauerhafte von aller äußern Form entkleidete Seyn. Alle die Gegenstände welche schon früher der Buddhismus behandelte, werden nun von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus betrachtet. Die Welt ist nicht mehr ein Gegenstand der Entsagung weil sie qualvoll, sondern weil sie leer ist, und folglich kein Punkt in ihr sich findet welcher würdig wäre die Aufmerksamkeit dessen zu fesseln der nach höchster Vollendung strebt. Mehr noch, schon die Zulassung irgendeines subjectiven Begriffes wird als eine Verfinsterung des Geistes betrachtet. Die höchste Weisheit wäre demnach, gar nichts zu denken, auf gar nichts seine Aufmerksamkeit zu richten, und das wird denn auch geradezu gefordert, man soll gar nichts weiter thun als sich in die Betrachtung der Leerheit versenken. Noch ist es nicht klar wie es gekommen ist daß diese Schule des Buddhismus auf einmal ein von der alten Lehre so ganz abweichendes System aufstellte. Eine, wie mir scheint, nicht unwahrscheinliche Vermuthung läßt sich indeß jetzt schon wagen, der Buddhismus ist in seinem Ursprung, wie dieß längst schon erkannt ist, nahe verwandt mit der Sankhyalehre, einem der philosophischen Systeme der Inder. Diese Philosophie zerfällt in zwei Theile: in einen speculativen, mit ihm ist der ältere Buddhismus enge verwandt, namentlich die Lehre von den vier Wahrheiten. Der andere Theil, von dem wir noch sehr wenig wissen, ist mystisch und beschäftigt sich viel mit der Lehre von der Beschaulichkeit, ganz wie der nördliche Buddhismus. Es liegt nun nahe anzunehmen daß dieser sich ähnlich aus dem zweiten Theile der Sankhyalehre entwickelt habe wie der gewöhnliche Buddhismus aus dem ersten. Eine eingehende Untersuchung über den Zusammenhang der buddhistischen Speculation mit der des brahmanischen Indien muß auf jeden Fall unternommen werden, und sie wird uns auch über diesen Punkt Gewißheit bringen.

Die Idee von der Leerheit, wie sie im nördlichen Buddhismus gefaßt wurde, konnte in dieser Weise nicht lange bestehen bleiben, ohne alles Denken und alles geistige Streben vollkommen zu ersticken. Wir finden daher dort auch noch eine andere Wendung dieser Idee als die oben angegebene: man personificirte die Idee der Leerheit und machte diese dadurch zu etwas wirklich Existirendem. In Verbindung mit dieser Lehre tritt nun im Buddhismus zum erstenmal die Idee einer Seele auf, die seit unvordenklichen Zeiten existirt und in den Wiedergeburten umherkreist. Das Ziel dieser Lehre ist, diese Seele wieder zu ihrem ursprünglichen Zustande zurück-

zuführen. Die Mittel sind dieselben: dasselbe Nachdenken, dasselbe Nichtzulassen von irgendetwas in der Vorstellung, dasselbe Betrachten aller Dinge als leer, aber man sieht jetzt den Grund ein. Jede Vorstellung, jede Erwägung, worauf sie sich auch immer wendet, ist Unwissenheit, folglich befreien wir uns von der Unwissenheit und lehren zu unserer wahren Natur zurück, wenn wir dem Denken entsagen. Diese Natur ist nun freilich gleichfalls leer, da nichts was zur Welt gehört eine Existenz in ihr hat, ihr keine Vorstellung zugänglich ist und sie keiner Vorstellung. Aber mit um so größerer Wahrscheinlichkeit konnte man jetzt von der Existenz eines Buddha als Personification des Alls sprechen. Wenn schon der ältere Buddhismus sich nicht auf einen Buddha beschränkte, so hat die nördliche Schule die Lehre noch mehr ausgedehnt. Mit der Ausbreitung des Buddhismus außer Indien hatte derselbe eine andere Vorstellung von der Größe der Welt erhalten, er bevölkerte nicht bloß diese, sondern auch die unzähligen andern Welten, welche außer unserer Erde noch im Raum existirten mit Buddhas und ihren Gläubigen. Diese Buddhas sehen vermöge ihrer Allwissenheit was in allen Welten vorgeht, vermöge ihrer Barmherzigkeit sind sie geneigt den Geschöpfen aller Welten zu helfen. Es steht also nichts im Wege sich an die Buddhas andrer Welten zu wenden, wenn gerade in der gegenwärtigen Welt kein Buddha vorhanden ist. So erklärt sich die auffallende Erscheinung daß die Buddhas andrer Welten, wie Athschobya, Amitabha ꝛc., bei den Gläubigen von Tibet und der Mongolei eine größere Verehrung genießen als diejenigen von denen man glaubt daß sie auf dieser Welt gelebt haben.

Nicht die Zahl der Buddhas allein wurde im nördlichen Buddhismus vergrößert, die neue Lehre bereicherte das buddhistische Pantheon noch mit andern Wesen, denen man Verehrung zollt, so daß der oben erwähnte Vorwurf der Altgläubigen, die nördlichen Buddhisten begünstigten die Verehrung menschlicher Wesen, nicht ganz ungerechtfertigt erscheint. Der alte Glaube, der das Individuum der persönlichen Vernichtung zuführt, kannte keinen persönlichen Gott, aber er ließ die brahmanischen Götter als sinnliche Wesen immerhin höherer Art als die Menschen im Besitz ihres Ranges. Sie waren im Stande Reichthum, Gesundheit, langes Leben und ähnliche Glücksgüter zu verleihen, lauter endliche Dinge nach denen der Weise, der ihre Nichtigkeit erkannt hat, nicht streben soll. Es gab aber unter den buddhistischen Laien bald eine Menge von solchen welche die höheren Grade der Einsicht sich für künftige Wiedergeburten versparten, in ihrer jetzigen Existenz aber allerdings nach dem Besitz solcher sinnlicher Gegenstände trachteten. Die Zahl dieser Wesen, die von den Menschen angerufen werden konnten, mehrte sich nun auch innerhalb des Buddhismus. Zuerst bekam wie die Lehre von den Buddhas auch die von den Bodhisattwas eine neue Ausdehnung. Unter Bodhisattva versteht man dasjenige Individuum welches durch seine Verdienste auf einer solchen Stufe steht daß es die nächste Anwartschaft besitzt um Buddha zu werden. Die altgläubigen Buddhisten erwarteten nur noch einen Buddha kommen zu sehen, sie kannten darum auch nur einen Bodhisattva, dieser befindet sich aber nach ihnen nicht auf der Welt, auch nicht mit dem Buddha zugleich, sondern sitzt stets im Himmel, wo er wartet bis die Zeit gekommen seyn wird wo er als Buddha auf die Erde herabsteigen kann. Im nördlichen Buddhismus dagegen hat jeder Buddha eine ganz bedeutende Anzahl solcher Bodhisattwas, die mit ihm zugleich leben und das Gesetz von ihm hören. Sie sind mit übernatürlichen Kräften begabt und sind den Buddhas dienstbar, diese verwenden sie vornehmlich zu Botschaften an andere Buddhas die in andern Welten leben. Sie stehen an Rang den Buddhas fast gleich, sie können zum großen Theil in das Nirvana eingehen, wenn sie wollen, und nur ihre gränzenlose Liebe und Barmherzigkeit gegen die Geschöpfe läßt sie noch einstweilen freiwillig darauf verzichten. Auch diese Bodhisattwas sind zum Helfen stets bereit und werden häufig angerufen, am meisten verehrt ist in Tibet und China Mandschusri, der vielleicht eine historische Person gewesen seyn mag, und Avalokitesvara, die in allen möglichen Nöthen angerufen werden. Der Bodhisattwa der alten Lehre, Maitreya, gehört gleichfalls zu den angerufenen Wesen, und hat schon manchem gläubigen Schüler seines Vorgängers bei der Erklärung der heiligen Schriften wichtige Dienste geleistet. Die kahle Stellung des alten Buddhisten ist hier allerdings etwas geändert; dieser konnte nur seine Zuflucht zu einem nicht mehr existirenden Buddha nehmen, zu einer alles zerstörenden Lehre und einer alles vernichtenden Gemeine der Gläubigen. Im nördlichen Buddhismus ist das Gebet wenigstens als Wunsch möglich geworden. Aber auch so ist der Buddhismus noch weit entfernt von der Idee eines Schöpfers oder einer Vorsehung, wie wir sie in andern Religionen finden. Die Bodhisattwas sind Wesen höherer, aber doch nicht der höchsten Art, und auch der Buddha ist keineswegs Schöpfer der Welt.

Die Lehre des großen Yana hat sich auch wieder in zwei große Secten gespalten, auf deren feine Unterschiede wir aber hier nicht eingehen wollen. Nur die dritte und letzte Stufe, zu der sich der Buddhismus entwickelt und welche die Lehre von der großen Yana zur Voraussetzung hat, wollen wir noch näher betrachten. Wassiljew bezeichnet dieselbe passend als Mysticismus, und sagt sie sey mit dem Systeme des großen Yana in einer solchen Weise verwebt, daß man sie nicht gut davon trennen könne. Wir finden dieß sehr natürlich, denn bei dem ausgesprochenen Hange des nördlichen Buddhismus zur bloßen Contemplation war eigentlich das Entstehen einer mystischen Richtung von vorneherein wahrscheinlich. Der buddhistische Mysticismus ist eine Art von geistlicher oder religiöser Physik. Die ruhige unthätige Beschaulichkeit führt nach der Lehre des nördlichen Buddhismus auf der einen Seite zur vollkommenen Ruhe, bewirkt aber auf der andern zugleich ein gewisses Hellsehen, wodurch der beschauende Mensch ein höheres Wesen wird als andere Menschen und alle Dinge in einem andern Lichte sieht als diese. Diese Richtung hat nun eine Anzahl ihr eigenthümlicher Schriften hervorgebracht, die der Form und dem Wesen nach dem ursprünglichen Buddhismus ganz fremd sind. Die erste und ursprünglichste Classe dieser Schriften sind die sogenannten Dharanis. Man hat diese Schriften oft Zauberformeln genannt, das Wesen der-

selben wird aber durch diese Bezeichnung nicht erschöpfend ausgedrückt. Nach der Meinung der buddhistischen Mystiker hat jedes Wesen, jeder Begriff entsprechende Formeln, die ihn mit Zeichen und Worten ausdrücken. Wer nun diese Formeln nicht nur in das Gedächtniß aufnimmt, sondern auch durch Anschauung und Betrachtung der Buchstaben jenes Wesen oder jenen Begriff erfaßt, der erlangt dadurch eine vollständige Herrschaft über denselben. Auf diese Art gibt es Dharanis welche das Leben verlängern, solche welche alle Wünsche erfüllen, den Wind und Regen hemmen, Armuth, Leiden und alles Unglück abwenden, Dharanis welche von schlechten Wiedergeburten befreien oder die Bodhisattvas herbeirufen, vor Unglauben schützen u. a. m. Außerdem ist alles und jedes mit mystischen Formeln verbunden: das Abwaschen der Götzenbilder, das Räuchern mit Aromen, Darbringung von Blumen u. s. w. Nicht bloß Worte haben diese zauberische Kraft, man erfand auch gewisse symbolische Figuren, die man Mudras (Siegel) nannte, und schrieb diesen dieselben Kräfte zu. Da man sich aber bald nicht verhehlen konnte daß das bloße Anschauen dieser Formeln und Zeichen durchaus nicht immer die gewünschte Wirkung habe, so baute sich eine neue Lehre über dieselben auf und diese Lehre ist in der zweiten Classe der hieher gehörigen Schriften, den Tantras, enthalten, die den endlichen Schlußstein des Buddhismus bilden. Hier wird nun der Satz aufgestellt: es sey unumgänglich nöthig daß derjenige welcher sich mit den obengenannten Formeln beschäftigt, eine gewisse Reinheit besitzen, ein zu der Aufnahme der Mysterien passendes Gefäß seyn müsse um den gewünschten Erfolg haben zu können. Der Mensch besteht aber aus drei Theilen: dem Körper, der Seele und dem Wort; nur eine freundschaftliche Zusammenstimmung dieser drei Theile kann aus dem Menschen ein solches Wesen schaffen das begabt ist mit der reinsten Intelligenz, dem reinsten Körper und dem alldurchdringenden und beherrschenden Worte. Während die Seele auf die Anschauung irgend eines Buddha gerichtet ist, muß der Körper vermittelst der symbolischen Zeichen oder Mudras die Attribute desselben ausdrücken, die Sprache sich aber mit Wiederholung der mystischen Formeln beschäftigen. Indem man auf diese Art sich gewöhnt sich dem angerufenen Buddha gleichzusetzen, wird man zuletzt in ihm wiedergeboren, verwandelt sich selbst in eine Gottheit und erreicht zuletzt die höchste Vollendung seines Zweckes. Während man auf dem Wege des alten Buddhismus nur nach gewissenhafter Erfüllung aller seiner Pflichten und in Myriaden von Jahren zu der Würde eines Buddha aufsteigen konnte, sind auf diesem Wege nur drei, bisweilen nur eine einzige Wiedergeburt nöthig, um zu demselben Ziele zu gelangen. Kein Wunder daß dieser bequeme Weg namentlich in Tibet großen Anklang gefunden hat; in China ist er weniger verbreitet.

Wenn wir nun von diesen Endpunkten des Buddhismus auf seine Anfänge zurückblicken, so sieht man kaum eine Aehnlichkeit, und auch jetzt begreifen wir noch nicht vollständig den Weg den er genommen hat. Was wir hier vom Buddhismus erhalten, sind bloße Namen, diese Namen sind allerdings für uns jetzt das wichtigste, ein lebendiges Bild erhält man erst wenn dieselben ausgefüllt sind. Wir sehen den Buddhismus in seinen Ursprüngen aus dem indischen Leben entwachsen, er stellt dort dem schroffen Kastenwesen eine frische Opposition entgegen und sammelt die Massen um sich. Das Ziel auf das er gerichtet ist, die ewige Vernichtung, erscheint zwar unserer europäischen Anschauung sehr befremdlich, dem zur Ruhe geneigten Morgenländer war sie es weniger. Auch darf man nicht vergessen daß die Lehre von den Wiedergeburten nicht erst von den Buddhisten ersonnen, sondern aus der schon früher vorhandenen indischen Volksreligion in den Buddhismus herüber genommen ist. Nichts mußte in jenen heißen Klima unerträglicher scheinen als ein immerwährendes Wandern ohne Aufhören, gegen diese Vorstellung schien eine gänzliche Vernichtung noch ein Vorzug. Da nun aber der Buddhismus aus dem indischen Leben entstanden war und die ersten Jahrhunderte seiner Entwicklung ausschließlich in Indien verlebte, so konnte er sich auch dem Gange der indischen Bildung nicht entziehen, er wurde von ihr fortgerissen und zum Theil umgestaltet. Die Vorliebe der Inder für Speculation und beschauliche Ruhe ist bekannt, diese hat denn auch an der Bildung des nördlichen Buddhismus bedeutenden Antheil. Für die Weltgeschichte ist der nördliche Buddhismus, trotz seiner abstrusen Form, weit bedeutender als der südliche. Wenn dieser letztere darauf hinweisen kann daß er in Barma und Siam den Buddhismus und durch diesen die Cultur habe verbreiten helfen, so kann sich der nördliche nicht minder rühmen Tibet, die Mongolei und einen großen Theil von China zu seiner Ansicht bekehrt zu haben. Außerdem aber ist der nördliche Buddhismus durch seine frühere Verbreitung nach Persien thätig gewesen, als Verbreiter westlicher Ideen nach Osten und indischer Ansichten nach Westen. In letzterer Beziehung ist er bis jetzt am meisten anerkannt. Wir wissen längst daß unter der Herrschaft der Sassaniden buddhistische Ideen nicht nur in Persien selbst im Schwange waren, sondern auch noch weiter westwärts bei Gnostikern und Manichäern angetroffen werden. Anerkannt ist es auch jetzt daß es namentlich die Buddhisten waren welche die indischen Volksmärchen nach Westen vermittelten. Die Buddhisten nahmen an daß der Stifter ihrer Religion erst durch zahllose Wandlungen zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit emporgestiegen sey. In Tausenden von Wiedergeburten, als Mensch oder als Thier verkörpert, wurde er auf der Welt umher geworfen und hatte die Versuchung zur Sünde in allen möglichen Lagen überwunden. Sein Benehmen steht als Beispiel da für die Gläubigen, und jeder Priester weiß einen guten Theil dieser Geschichten auswendig, um sie den Gläubigen bei passenden Gelegenheiten zur Nachahmung vorhalten zu können. In diese Erzählungen von den Wiedergeburten Buddha's sind eine gute Anzahl von indischen Märchen, natürlich dem Zwecke angepaßt, aufgenommen worden, und der Buddhismus hat sie weiter nach Westen verbreitet. Auf diese Weise ist es gekommen daß selbst die Legende von Buddha's Leben dort sich einbürgerte und zu einem beliebten Romane des Mittelalters geworden ist. Aber auch die Kehrseite ist richtig: die westlichen Ideen, die durch den Buddhismus nach Osten verbrei-

tet worden sind; nur sind wir noch nicht im Stande diese Seite seiner Thätigkeit genau darzustellen. Daß die Zauberformeln des nördlichen Buddhismus fremden Ursprungs sind, wird auch von Wassiljew behauptet, sie sind, wie ich glaube, aus Persien eingewandert, dort treffen wir zu jener Zeit diese Ehrfurcht vor der Macht des Wortes, das allein als eine Waffe gedacht wird, mit der man geistige Wesen zu schlagen vermag. Auch das Verhältniß des Buddhismus zum Gnosticismus bedarf noch einer genauern Erforschung, bei dem einem jeden Theile sein Recht gewahrt wird; bisher war man nur zu geneigt alles was buddhistisch ist, für schlechthin älter zu halten.

Wenn wir somit hoffen dürfen daß die Geschichte des Ideengangs in der buddhistischen Religion in nicht langer Zeit schärfer und klarer heraustreten werde als jetzt der Fall ist, wenn nämlich auch in den sie begränzenden Religionen und philosophischen Systemen mehr Licht und Ordnung sich verbreitet, so können wir leider nicht dasselbe für die äußere Geschichte des Buddhismus sagen. Es ist zwar eine Geschichte des nördlichen Buddhismus in Tibet von einem Taranatha vorhanden, die Wassiljew in Uebersetzung uns zugänglich zu machen versprochen hat, allein die ältere Zeit, die uns eben am wichtigsten wäre, ist darin nur spärlich bedacht. Die Personen welche dazu beigetragen haben den Buddhismus aus- und umzubilden, werden uns immer räthselhaft bleiben, selbst da wo das Andenken ihrer Thätigkeit noch nicht ganz erloschen ist und uns Erzählungen über ihre Wirksamkeit erhalten sind, weil die Inder nicht nur ihre Lebensumstände durch Legenden verdunkelt, sondern oft auch einzelne Männer zu Trägern ganzer Culturperioden gemacht haben. Von vielen derselben sind uns zwar angeblich Schriften erhalten, allein die Fälschung ist hier sehr thätig gewesen, und wir haben keine Gewähr daß auch nur eine Zeile von den vorhandenen Schriften von den Verfassern herrührt denen sie zugeschrieben werden. Ein Beispiel solcher Art haben wir oben an Nagardschuna gesehen, ein anderes bietet uns sein Vorgänger Aswaghoscha, einer der berühmtesten Namen des Buddhismus. Die nördlichen Buddhisten rechnen ihn zu ihren Lehrern, wahrscheinlich mit Unrecht, er gehört einer etwas ältern Periode an, er erscheint schon etwas hochbetagt als das vierte Concil, auf dem die nördlichen Schriften redigirt wurden, abgehalten wurde, und konnte deswegen an demselben nicht theilnehmen, sondern sandte bloß einen seiner Schüler dahin. Von ihm besitzen wir angeblich noch sechs Schriften, nur eine ist bekannt, und auch von dieser ist es nichts weniger als sicher ob sie wirklich von ihm herrührt. Aber sie ist jedenfalls aus den bessern Zeiten des Buddhismus und enthält ein frisches Stück buddhistischer Polemik gegen das Kastenwesen. Mit großer Geschicklichkeit setzt sich der Verfasser auf den Standpunkt der Brahmanen und weist diesen aus ihren Gesetzbüchern und namentlich aus den epischen Gedichten die schreiendsten Widersprüche gegen die Kasteneinrichtung nach. Es scheint daher diese Schrift des berühmten Namens nicht unwürdig den sie trägt.

Atkinsons Wanderungen am Obern und Untern Amur.

2. Der Ala-tau und Ac-tau.

Im nächsten Frühjahr, als die Kirgisenhorden vom Balkaschsee aufbrachen um ihre Alpenweiden zu beziehen, verließ Atkinson Fort Kopal, um wo möglich den Kara-tau zu kreuzen. Er stieß bald zusammen mit einem Aul der auf dem Weg in den Ala-tau war. Von den Bewohnern vernahm er Klagen über die schlimmen Jahreszeiten der letzten Vergangenheit. So war im October 1849 der Schnee so früh gefallen, daß manche Horde den Balkaschsee nicht mehr erreichen konnte, und Mitte Weges überwintern mußte. Das Vieh fand dort zu wenig Gras unter dem Schnee, es fielen anfangs die Schafe in großer Zahl, im Frühjahr aber auch Rinder und Pferde. Dann waren die Nomaden auf der Steppe den grauenhaften Schneestürmen ausgesetzt, denn der Wind bläst über die asiatischen Ebenen mit einem Ungestüm welches sich nicht mit seinem europäischen Temperament vergleichen läßt. Gelingt es ihm gar die Jurten umzuwerfen, dann droht den Inwohnern die höchste Gefahr. Kinder werden bisweilen aus den Pelzdecken heraus und in den Schnee gerollt, wo sie kläglich erfrieren, denn — 20° R. ist die herkömmliche Wintertemperatur. Gefährlich für Männer wie für Frauen ist es sich allzuweit vom Aul zu entfernen, weil sie leicht im Schnee versinken, und 50 Schritt von den Ihrigen, die im Sturm ihre Noth nicht ahnen, umkommen. Atkinson drang dießmal östlicher als im frühern Jahr in den Ala-tau ein, und folgte dem Thale des Flüßchen Acsou, welches aus einer tiefen Gebirgsspalte herauskommt. Vor der Mündung dieser Schlucht wurden abermals Ruinen von Bauwerken des verschollenen mittelasiatischen Culturvolkes aus der vorkirgisischen Zeit entdeckt. Atkinson wagt nicht das Volk zu verrathen dem man diese Hinterlassenschaft zutrauen könnte. Offenbar muß man aber an die Tadschik denken, an die Urbevölkerung Persiens, welche in allen turkischen Reichen, in Bochara, Chiwa, in Kokand, in Kaschgarien, noch gegenwärtig seßhaft ist und Ackerbau treibt, von den rohen turkischen Eroberern aber als robotpflichtige rechtlose Raja behandelt wird.

Dieser Theil des Ala-tau hat wenig Aehnlichkeit mit den europäischen Alpen. Zwar fehlen ihm nicht im Hintergrunde die Schneehörner, die Gletscher und Gletscherbäche, vergeblich aber würde man die Basaltbauten des Ala-tau in unsern Alpen suchen. Die Thäler sind eng, tief eingeschnitten, und das Gestein steigt säulenförmig und kerzengerade empor, oder bildet, wo Vorgebirge die Thäler trennen, die Formen gothischer Bauwerke, nadelförmig in abgesetzten Thürmen aufsteigend. Tief in diesen Pässen und Schluchten stieß Atkinson schon auf die Kirgisen mit ihren Heerden. Dann belebte sich die öde und strenge Natur mit muntern Gestalten. Ueber Rinder und Pferde hinweg machten sich die Kamele mit ihren gekrümmten Hälsen und eckigen Köpfen bemerkbar. Eine Wolke von Schafen suchte die gewürzigen Kräuter an den Abhängen, anfangs geführt von den Geißen, die aber bald höher und höher die unwegsamen Felsen hinaufstiegen, wo

ihnen kein Thier mehr nachfolgen mochte. Die Frau eines Kirgisenhäuptlings, dessen Aul man mitten in einem Passe nach der großen Kette angetroffen hatte, sah stattlich in ihrem Anzug aus. Sie trug ein Obergewand von schwarzem chinesischen Atlaß, welches mit einem roth und grünen Shawl gegürtet war, eine Mütze von Fuchspelz, reichgestickte Pumyhosen und Männerstiefel. In diesem Putze beschäftigte sie sich eifrig mit ihrer Käsewirthschaft. Leider sind alle kirgisischen Geschirre im Zustande der höchsten Unreinlichkeit. Da die Melkgefäße nie gewaschen werden, so bilden sich mit der Zeit an ihren innern Wänden entsetzliche Sedimente, und verwegen muß die Nase seyn die sich zum zweitenmal in einen solchen Eimer hineinwagt.

Atkinsons Wunsch war es durch den östlichen Zweig des Passes, vor dessen Gabelung er stand, nach dem noch östlicheren Thale des Bascan hinüberzusetzen. Die Kirgisen gaben ihm Führer, die ihn über die steilen Gebirge hinübergeleiteten. Drüben betrat er ein Thal oder eine Schlucht, wo er die grauenhaften Verheerungen eines Buran oder Orkans vor sich sah. Das Thal war einst reich bewachsen gewesen mit Fichten und Cedern, jetzt aber stand nicht ein einziger Baum aufrecht. Zu Tausenden oder Zehntausenden lagen sie geknickt und ihre Stämme von Hitze und Frost gebleicht. Alle hatte sie ein einziger Luftstoß niedergeworfen: manche waren mit dem Wurzelfest jählings emporgefahren, andere Stämme waren über dem Boden umgeknickt worden. Durch diesen todten Wald hindurch und über eine bequeme Bergwand hinüber erreichte man das Hauptwasser des Bascan. Der Fluß ist dort zu wild um hindurchsetzen zu können. Die Kirgisen haben daher eine rohe Brücke hinüber geworfen, welche man benützen mußte, die sich aber als ein höchst gefährliches Verkehrsmittel bewährte, denn es brachen beim Uebergang ein paar Pferde ein, und einer von Atkinsons Leuten gerieth dabei in Lebensgefahr. Oberhalb im Thal traf man schon eine Horde, welche der stark geschwollene Bascan verhinderte ihre noch höher gelegenen Weiden zu beziehen. Dieses Alpenthal war von seltener Schönheit; zu beiden Seiten waren Gipfel sichtbar die hoch über die Schneelinie hinausragten. Die niedrigern Höhenzüge waren dicht mit Nadelholz bewachsen, die untern Abhänge aber mit den saftigsten Weiden überzogen und mit Gruppen von Birken und Pappeln geschmückt, während die Ufer des Flusses stellenweise mit großartigen Bäumen und die Wiesen mit bunten Blumen geziert waren. Weiter oberhalb verstattete eine Schlucht einen Blick nach der höchsten Kette, wo ehrwürdige Schneehäupter aus starren Gletschermassen sich erhoben. Der Besitzer des Auls, bei dem man Gastfreundschaft gefunden hatte, war ein kirgisischer Bi oder Richter, und ein günstiger Zufall wollte es daß Atkinson Zeuge wurde wie man gegen einen Mann verfuhr den ein anderer anklagte fünf Pferde und zwei Kamele gestohlen zu haben. Der Ankläger behauptete das vermißte Vieh in der Heerde des Diebes wiedergesehen, den Dieb selbst aber an seinem Sitz im Sattel, an seinem häßlichen Gesicht und an seinem roth, gelb und grünen Obergewande erkannt zu haben. Der Richter hielt sich an letztern Umstand, und fragte den Beklagten: wie viele Kalats (Obergewänder) er besitze. — Drei, war die Antwort. „Wo sind sie?“ — Ich trage sie auf dem Leibe. — „Alle?“ — Gewiß! — „So zeige sie!“ Der Angeklagte legte ein Gewand nach dem andern ab, da sich aber keines nach der Beschreibung des Klägers fand, erklärte der Bi den Mann für frei. Der Angeschuldigte brachte unter Schimpfreden auf seinen Gegner seinen Anzug wieder in Ordnung. Der Kläger und seine Zeugen jedoch, welche ihrer Sache sicher waren, begnügten sich nicht mit dem Richterspruch, und fiengen an den Verdächtigten noch einmal auszuziehen. Zuletzt entfernten sie, ohne auf die anwesenden Damen Rücksicht zu nehmen auch die Pumphosen, und aus diesem Schlupfwinkel wurde das fragliche Kleidungsstück triumphirend hervorgezogen, worauf der Richter den Angeklagten zur Rückgabe der entwendeten Habe und zur Leistung einer Buße des doppelten Werthes, nämlich zehn Pferde und vier Kamele, verurtheilte. Dieß nennen die Kirgisen Gerechtigkeit, es sieht auch beinahe so aus, nur Schade daß bloß das Stehlen auf eigene Faust verboten, der bandenweise Raub aber, die sogenannten Barrantas, oder die geselligen Diebstähle, erlaubt sind!

Mit einem Führer versehen stieg Atkinson abermals den Thalrand hinauf. Oben angekommen, hatte er eine Aussicht, die alles Bisherige in den Schatten stellte. Man blickte nämlich wieder in dämmernde Abgründe hinab, verdunkelt durch überhängende Felsen von blaugrauem Schiefer. [1] Nur wenige Gesträuche nisteten am Saume der Klippen, sonst bedeckte grün und braunes Moos die Felsenränder, und ganz in der Tiefe ruhte ein Weiher mit tintenblauem Wasser. Der alte kirgisische Führer wurde so zutraulich, daß er dem Reisenden gestand, er habe einst zu der Bande des geführteten Räubers Kinsara gehört, der, den Russen wie den Kirgisen gefährlich, in jenen Felsenschlünden sein Handwerk betrieben hatte. Man näherte sich jetzt den Sommerweiden der Kirgisen, von wo aus der Anblick der Schneekette des Ac-tau, mit ihren Gletschern und wilden Vorbergen in Abendlichtern strahlend, genossen werden konnte, und man unter einer Gruppe von Birken und Pictabäumen das Lager aufschlug. Am andern Morgen ritt man durch ein anmuthiges blumenreiches Thal, welchem verschiedene Arten von Anemonen den Anstrich eines Gartens gaben. Die Thalwände waren zu Bastionen und Thürmen gespalten, und stiegen bis zu 1000 Fuß auf. Nahe an den Quellen des Bascan zog ein besonders hoher Gipfel den Blick fest an sich. Er war ehedem wohl von Kegelgestalt gewesen, aber die eine Hälfte des Gipfels schien eingestürzt. Der Schnee von tausend Menschenaltern hatte sich am Schooße des Berges zu hohen Klippen aufgehäuft, die wie Alabaster schimmerten. Man war etwa 1000 Fuß im Thale höher gestiegen, und bemerkte jetzt daß dieser Elevationswechsel bedeutende Veränderungen im Pflanzenwuchs bewirkt hatte,

---

[1] Purple slate im Original. Der Ausdruck purple bedeutet in der englischen Malerei ein kaltes Violett, wie es bei Perspectiven und zu Duftlinien verwendet wird. Wir bemerken dieß, weil sich mancher Leser vielleicht darüber darüber wundern wird, wenn er bei seiner englischen Lectüre verwundert auf „purpurne Wolken“ stoßen sollte.

denn statt der üppigen Gräser und Kräuter überzog nur ein dünner Filz den Boden, doch fehlte es nicht an gelbblühenden Alpenrosen (Rhododendron chrysanthemum), die bis 3 Fuß Höhe erreichen und mit ihrem dunkeln immergrünen Laub oft große Gesteinflächen einhüllen. Von der Thalhöhe gieng es abwärts in den großen Schlund. Die Basaltmassen waren hier wieder durch enge Spalten getheilt, und fielen schroff und parallel zu beiden Seiten in die dunkle Tiefe hinab. Die Schlucht in welcher ein Alpenwasser tobte, öffnete sich jedoch bald in ein heiteres sonniges Thal, wo es die Reisenden drückend heiß fanden. Dieses Thal mußte einst ein See ausgefüllt haben, bevor ein Erdbeben den großen Schlund öffnete und dem Wasser einen Abzug verschaffte. Deutlich war an den Felsen die ehemalige Wasserlante wahrzunehmen, auch fanden sich noch etliche Muscheln an den frühern Uferwänden. In diesem Thale pflegte Kinsara seinen Aul aufzuschlagen. Oft genug war an jenen Felsen die Beute vertheilt worden, und mancher Gefangene sah dort zum letztenmal Weib und Kind unter die Sieger vertheilen, bevor er und sie in die Sklaverei verkauft wurden. Die Bande bestand zuweilen aus 300 Köpfen, und mehrte sich gewöhnlich durch entsprungene Sträflinge aus den chinesischen Zuchthäusern am Ili. Kinsara galt bei Anhängern und Feinden als kugelfest, weil er immer der erste mit geschwungener Streitaxt die Gegner anfiel, und heil davon kam.

Ein seltsames Spielwerk der Natur in diesem Thal ist ein 450 Fuß hoher und an seinen Basen fast ebenso breiter dreiseitiger Felsblock, der, inwendig ausgehöhlt, drei Spitzbogenthore zeigt, so daß die Masse eigentlich auf drei Füßen steht. Ein anderes Wunder sah man noch im Laufe desselben Tages. Man folgte nämlich einem unbenannten Gewässer des Thales abwärts bis zu einer Stelle wo Felsenwälle jedes Vordringen zu verschließen schienen; der kundige Führer bog indessen seitwärts durch eine finstere Felsenspalte. Als man aus diesem unheimlichen Schlund heraustrat, befand man sich neben dem Strom, an dessen Rand sich die Abgründe 1800 Fuß erhoben, während das Wasser selbst von einer Höhle im Hintergrunde verschlungen wurde. Die Kirgisen halten dieß für einen Mund der Hölle, und der alte Führer blieb schaudernd am Eingang zurück, als Atkinson mit einem Kosaken den Fluß entlang an einer Felsenschwelle sich in die Höhle wagte. Das Toben des Wassers füllte den engen Schlund so vollständig, daß die menschliche Stimme sich nicht mehr vernehmbar machen konnte. Als die Augen allmählich das Dunkel zu durchdringen vermochten, sah man daß 80 Ellen tiefer in der Höhle der Strom über einen Abgrund in die völlige Finsterniß fiel, nach welcher Entdeckung man sich gern auf den Rückweg aus der Teufelshöhle begab. Eine Wiederholung dieser Naturscene sah man am nächsten Tage. Es öffneten sich nämlich seitwärts nach Westen zu die Gesteinsmassen zu einem engen Spalt, in dessen Tiefen ein Wasserfall rauschte. Da der Führer sich nicht in dieses unheimliche Dunkel hineinwagte, ließ Atkinson einen Kosaken bei ihm zurück, und schritt nur von dem andern Kosaken begleitet vorwärts. Die Felsen stiegen 1000 bis 1200 Fuß zu beiden Seiten auf, nach 100 Schritten aber schlossen sie sich oben zusammen, daß der Himmel nicht mehr zu sehen war. Alles war in Dämmerung gehüllt, und selbst der Schaum des dahinbrausenden Wassers, welches Felsen und Steine schlüpfrig machte, leuchtete nur wenig. Endlich nachdem man 300 Schritt in völliger Dunkelheit weiter getappt war, öffnete sich plötzlich die Schlucht nach oben, wo die Sonne lustig die Gebüsche an den höchsten Felsenzäumen beschien. Die Schlucht erweiterte sich mehr und mehr, bis man zuletzt vor dem Gießbach stand, der mit seinem Gischt und seinem betäubenden Geräusch die Schlucht füllte.

Auch am nächsten Tage blieb sich der Charakter dieser Gebirgswelt treu. Man mußte auf schwindligen Pfaden steile Felswände erklettern, um auf der andern Seite in Abgründe zu schauen, wo in einer Tiefe von 1200 Fuß ein Alpenwasser tobte, und die Felswände an einzelnen Stellen oben sich so bedeutend näherten, daß man sie bequem durch Steinwürfe erreichen konnte, bei welchen Beschreibungen wohl sehr viele unsrer Leser an das Taminathal in der Schweiz und an den Weg nach den dortigen heißen Quellen erinnert worden seyn mögen. Auch Atkinson hatte jetzt genug von dieser Natur gesehen, und ließ sich von dem Führer wieder dahinbringen wo man die Pferde gelassen halte. Als Belohnung für seine Dienste erhielt der bemooste Räuber zwei Pfund Pulver und eine entsprechende Anzahl Kugeln, wofür er so dankbar war daß er Atkinson gern noch weiter begleitete. Seine Gefälligkeit war aber ganz unnütz, denn man näherte sich wieder der Steppe und stieß auf einen Kirgisen-Aul, der in einem Thal am Eingang in die Gebirge lagerte.

Am Morgen genoß man wieder das lustige Schauspiel, welches Heerden von 35,000 Häuptern gewährten. Der Aul bestand aus 13 Jurten und etwa 90 Personen. Die Männer saßen in eifriger Berathung, während Atkinson um eine Aussicht zu gewinnen einen kleinen Hügel hinaufritt. Von dort sah er auf der Steppe her dunkle Wolken heranrücken, Wolken von Heerden und Reitern, und hinter ihnen andre Geschwader bis die letzten nur wie kleine Flecke aussahen, so daß der Beschauer lebhaft an den Auszug der Kinder Israel erinnert wurde. Als Atkinson nach dem Aul zurückkehrte, erklärten ihm seine Gastfreunde, es seyen die ersten Kundschafter aus dem Ala-tau zurückgekehrt und hätten die Gebirgspässe wegsam erfunden. Diese wichtige Nachricht werde jetzt dem nächst entfernten Aul und von diesem wieder dem nächsten nach rückwärts mitgetheilt, damit sich die Horden für den Gebirgsmarsch nach den Weideplätzen jenseits des Ala-tau einrichten könnten. Atkinson schloß sich der Vorhut der Kirgisen nicht an, sondern zog ab nach der Steppe zu, um unter den herbeieilenden Heerden seinen Freund Dschani-Beg zu suchen. Unterwegs zeigte ihm der alte Führer, der noch nicht von seiner Seite gewichen war, wie er mit der Lanze umgehen könnte. Atkinsons Kosaken, die doch selbst mit dieser Waffe zu fechten verstanden, waren über die Geschicklichkeit und die Reitkünste des alten Räubers voller Bewunderung. Kinsara soll allerdings auch seine Bande förmlich eingeübt haben. Das Schauspiel aber erweckte politische Gedanken, denn jetzt

wo Rußland die Kirgisenhorden durch Forts im Zaum hält, kann es eine unübertreffliche leichte Cavallerie aus den Steppen ziehen.

Dschani-Beg wurde bald ausfindig gemacht, und noch an dem nämlichen Abend verkündigte eine aufsteigende Staubwolke die Ankunft von Gästen. Es war niemand anders als der erwartete künftige Schwiegersohn des Begs mit einigen Begleitern. Dschani führte ihn nach einer abseitsliegenden Jurte und ließ ihm eine chinesische Schale voll Kumis oder Roßmilch reichen, die, obgleich sie drei Pinten hielt, von dem Bräutigam mit vielem Behagen in Einem Zug geleert wurde. Er fragte hierauf nach dem Befinden des künftigen Papa und dann der Reihe nach, wie es die Etikette will, nach dem Befinden der Söhne des Schwiegervaters, dann seiner Kamele, Pferde, Rinder, Schafe, Geißen, des Falken, der Hunde und nach den Hunden, der Frau Schwiegermamma und ihrer Tochter, seiner Braut. So ist es Brauch bei den wohlerzogenen Kirgisen. Ihre Heirathen sind ein Handelsgeschäft zwischen Schwiegersohn und Schwiegereltern, doch kann man füglich nicht wohl sagen daß die Frauen verkauft werden, denn der Bräutigam bezahlt wohl seinen Schwiegervater mit einer Heerde, und die Sultane erheben bisweilen so unerschwingliche Forderungen daß ihre Töchter vor lauter Unerschwinglichkeit zur alten Jungfernschaft verurtheilt werden, allein jene Heerde bleibt das Eigenthum der Braut und soll für ihren Unterhalt dienen, im Fall sich ihr Gatte wieder von ihr scheidet, was nichts ungewöhnliches ist. Außerdem erhält auch die Braut von ihren Eltern eine Aussteuer. Ist man Handels einig geworden, so wird der Molla oder Priester gerufen um den Vertrag fest zu machen. Er fragt die Eltern um ihre Einwilligung, und liest, wenn diese erfolgt ist, etliche Gebete. Nach dieser feierlichen Verlobung liefert der Bräutigam oder sein Vater, wenn der erstere noch Haussohn ist, einen Theil der Hochzeitsgabe ab, und von diesem Augenblick an darf der Bräutigam die Braut allein besuchen, ja mit ihr in derselben Jurte bleiben. Genau auf dieser Stufe befand sich der angekommene künftige Schwiegersohn, der etwa 26 Jahr alt seyn und in den Augen der kirgischen Damen als ein Löwe gelten mochte, denn hinter den Oeffnungen in den Zelten lauschten überall höchst neugierige Augen. Der junge Mann saß nach dem nationalen Geschmack elegant im Sattel, nur wenn er absties und in den unbequemen Reiterstiefeln einherstumpelte, erschien er in den Augen des Europäers sehr unvortheilhaft. Er und seine Begleiter waren reich angeputzt, und es fehlte ihnen nichts an dem kirgisischen Comme-il-faut. Ganz vorzüglich schön waren die Zierathen der Pferdezäume, die aus Eisenblech mit eingelegtem Silber bestanden. Die Kirgisen verfertigen diesen Schmuck selber, und die Muster, sowie die Arbeit sind mit Recht weit berühmt geworden. Der Bräutigam begehrte nach einer Weile seine Braut zu sprechen, aber diese war, sowie die Reiter erkannt worden waren, in eine Jurte geschlüpft und von ihren Frauen versteckt worden, auch ließ sie seine Aufforderung, ihn in seiner Jurte zu besuchen, platt verneinen. Aber auch das war nur die vorgeschriebene sittsame Form, denn nachdem der Bräutigam ihre Frauen durch die üblichen Trinkgelder bestochen und die Braut den erwarteten Grad von Schüchternheit bezwungen hatte, gieng sie doch in die Jurte, wo man das Paar ungestört sich selber überließ.

In den Auls der großen Häuptlinge sieht man bisweilen Barden welche vor ihrem Herrn und seinen Leuten von den Thaten der Vorfahren singen. So lange diese Poeten der horchenden Versammlung Sommer oder Winter, die Alpen oder die Steppen mit ihren Nomadenerlebnissen beschreiben, lauscht alles still; wenn aber der Gesang sich dem Krieg und den Schlachten zuwendet, werden die Zuhörer unruhig, ihre Augen blitzen vor Thatenlust und zuletzt bemächtigt sich ihrer eine solche Leidenschaft daß sie auf die Füße springen und nach ihren Waffen greifen. Tief erschüttert werden sie, wenn der Gesang den Tod eines Helden und die Feierlichkeit bei seiner Bestattung beschreibt. Atkinson meint daher, wenn auch Homer als Dichter alle diese Barden hoch übertragt hätte, schwerlich möchten seine Gesänge einen solchen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben, als er es hier bei dem leicht erhitzten naiven Hirtenvolke wahrnahm.

Unser Autor schloß sich den Horden auf ihrer Wanderung durch die Alpenpässe an. Der Anblick selbst war eine Reise werth. Zu drei Stunden hatten die Nomaden ihre Habseligkeiten, sowie das Zelt, ihr Obdach, gepackt und verladen. Die Kamele trugen die Filzstücke der Jurten, die bauschig an beiden Flanken herausbiengen, so daß die Thiere in der Ferne wie eine Riesenart von Geflügel aussahen. Kleine Kinder wurden in Lederstücke gesteckt und diese einer verlässigen Kuh über das Genick gehängt, während je nach dem Alter beide Geschlechter auf Rossen oder Rindern sich beritten gemacht hatten. Als man die erste größere Anhöhe gewann, warf Atkinson einen letzten Blick nach der Ebene zurück. Obgleich die vorherigen Tage schon viele Horden vorbeigezogen waren, so war doch die Steppe so weit das Auge zu reichen vermochte noch mit heranziehenden Heerden bedeckt. Noch lebhafter war das Schauspiel in den Pässen selbst, wo alles durcheinander wimmelte, Reiter, Rosse, Kamele, Rinder, Geißen, Schafe. Die Thäler verengten sich mehr und mehr und bekamen zuletzt den classischen Ortscharakter, es wurden schmale Gassen zwischen kerzengeraden Basaltwänden, wo sich das Gewühl und Gedränge furchtbar mehrte. Der Ritt in dieser lebendigen Säule war nicht ohne Gefahren. Gerieth man unter die Pferde, so hatte man Ursache scharf Obacht zu geben. Gern hätten die boshaften Thiere mit den Hufen geschlagen, aber das Gedränge war für den Gebrauch dieser Waffe ungünstig, dafür bissen sie sich gegenseitig oder nach den Reitern wenn diese nicht mit Schlägen sie verscheuchten. Auch den Bullen war es rathsam aus dem Wege zu gehen. Welcher sonderbare Lärm in den hohlen Gassen entstand, wo von den Felswänden jeder Hufschlag wiederhallte, kann man sich schwer vorstellen, denn zu dem Getöse des Marsches und Rufen der Hirten mischte sich das Geschrei der Kamele, das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafsheerden. Wahrhaft gefährlich wurde der Marsch an einer Stelle wo mehrere Felsblöcke, die von oben herabgefallen waren, den Weg ver-

barricadirten und noch mehr einengten. Das Gedränge und die Hast der Thiere wurde dort vervielfacht. Fiel ein Roß, so war es verloren, denn über das gefallene hinweg ging der nachschiebende Troß. Niemand sprach ein Wort, aber jeder war froh als er die gefährliche Barriere hinter sich hatte. Die Kirgisen sind zu träg um dieses Hinderniß wegzuräumen, obgleich sie jährlich etliche Thiere dort verlieren, deren Reste freilich mitgenommen und auf dem Marsche verzehrt werden.

Aus diesen Schilderungen wird man sich eine klare Vorstellung von dem Hirtenleben der Kirgisen bilden, welche im Sommer tief in den Alpen ihre Almen beziehen, im Herbst dann langsam die Steppen abweiden um an den Seen zu überwintern. Wenn nicht die furchtbaren Stürme oder Burans wären, so möchte dieß gesunde Hirtenvolk um seine glückliche Lebensweise wohl beneidet werden. Der Buran aber ist ein entsetzlicher Feind. Er ist furchtbar im Gebirge, wo er ganze Wälder niederbricht, er ist furchtbar im Winter wenn er im Schnee wirbelt, aber am schrecklichsten ist er im Sommer auf der Steppe, wenn er Sand und Steine als Wolken bis zu 7—800' Höhe vor sich hertreibt. Sehen die Kirgisen ein solches schwarzes Gewölk aufsteigen, so lauscht alles ängstlich welche Richtung das Verderben einschlagen will. Glücklicherweise ist nämlich die Wolke gewöhnlich sehr schmal, doch sah Atkinson ein solches Ungethüm welches vier engl. Meilen breit sich einherwälzte. Karavanen die von einem solchen Sandsturm eingeholt werden, erleiden gewöhnlich eine schwere Niederlage an Mann und Vieh. Ist die Wolke aber schmal und ihre Richtung erkannt, so eilt alles um ihr auszuweichen.

Die Kirgisen sind gegenwärtig völlig unterworfen, nachdem sie vergebens versucht hatten die Zwingburgen der Russen zu brechen. Als nämlich Kopal erbaut war, unternahmen sie es das Fort zu stürmen, denn noch sollten sie die Wirkungen von Geschützen erst kennen lernen. Die Eingebornen musterten 6—7000 Reiter und im Fort lagen kaum 500 Soldaten. Im Vertrauen auf ihre Ueberzahl rückten die Kirgisen in zwei Säulen an. Capitän Abakamoff, der genau die Tragweite seiner Geschütze kannte, ließ sie ruhig heranreiten. Erst als sie in erreichbarer Nähe waren, ließ er mit Kartätschen unter sie feuern. Jeder Traubenschuß riß eine Gasse in die Geschwader, und entsetzt über diese Wirkung kehrten die Angreifer um. Als sie sich aus dem Bereich der Kanonen glaubten, sammelten sie sich wieder in dichte Massen, aber Abakamoff ließ sie jetzt mit Hohlkugeln bewerfen, die im Zerplatzen den Reitern schwere Verluste beibrachten, sie zum Rückzug und bald zur völligen Unterwerfung zwangen. Kopal, welches ein Marktplatz für das reiche Hirtenvolk wurde, hob sich rasch zu einer angesehenen Stadt, die heutigen Tages schon 11,000 Einwohner zählt, obgleich bald nachher 200 engl. Meilen südwestlich am Almati oder Apfelfluß ein zweites Fort Vernoje gegründet wurde, welches mit gleicher Geschwindigkeit aufwuchs. Der Russe ist, auch wie unser Verfasser es abermals bestätigt, zum Ansiedler und „Pionnier“ wie geschaffen, denn jeder von ihnen weiß so geschickt mit der Axt umzugehen daß er alle Zimmermanns- und Schreinerarbeiten für den eigenen Bedarf selbst verfertigt, er ist ferner sein eigener Schuster und Schneider, den selbstgebauten Flachs verspinnen seine Kinder und das Gespinnst verweben die Frauen. So kommt mit jeder russischen Familie die russische Civilisation in seine Räume, allein da diese Civilisation der Theilung der Arbeit nicht günstig ist, überschreitet sie auch nirgends oder nur ausnahmsweise eine gewisse Stufe der Entwicklung. Besorgte Baumwollengemüther in England haben schon gefürchtet daß die reichen Wasserkräfte der centralasiatischen Alpen in russischen Garnmühlen dienstbar gemacht werden möchten. Atkinson tröstet diese Gespensterseher, denn niemals wird ein so wohlhabendes und unabhängig gesinntes Hirtenvolk wie die Kirgisen sich in Fabriken verdingen, auch ist das Gedeihen der Steppenstädte sehr fraglich, weil es an Holz fehlt.

Zum Schluß und zum Abschied von dem tapfern und gastlichen Kirgisenvolk erzählt uns Atkinson die romantische Geschichte eines Liebespaares, für deren Wahrhaftigkeit er sich verbürgt und die uns auf das lebendigste mit den Sitten und der Sinnesart der Kirgisen vertraut macht.

Sultan Timur, der Vater des Helden in der Erzählung, war am Beginn unsers Jahrhunderts das Oberhaupt der großen Horde, also die höchste Person in der Steppe, und stolz auf seinen Stammbaum, der hinaufreichte bis zu Dschingischan und den Herrschern in Karakorum. Ein Zeitgenosse von ihm war Dschan-Ghir-Chan, das Oberhaupt der schwarzen (Kara-) Kirgisen, welche bekanntlich die Gebirge am Issy-kul und den obern Ili bewohnen. „Ich bin überzeugt, sagt Atkinson, daß diese letzten freien Kirgisenstämme jetzt bereits den Russen unterworfen sind.“ Es ist das nicht unmöglich, denn das neue Fort Vernoje dient den Russen als Zwingburg gegen die schwarzen Kirgisen, doch waren diese als Semenoff den Issy-kul entdeckte (das heißt zuerst besuchte) noch nicht dem Schicksal der andern Horden verfallen. Timur und Dschanghir Chan fürchteten sich gegenseitig, und lebten daher in Freundschaft wie sibirische Wölfe, welche gemeinsam jagen und sich gegenseitig nicht eher auffressen, als noch andere Beute in Aussicht ist. Sultan Timurs ältester Sohn Sout, der sich schon früh durch seine verwegenen Thaten bei den Barrantas oder Raubzügen zum Abgott der Horde gemacht hatte, warf sein Auge auf des schwarzen Chans liebliche Tochter, gefeiert von den Kirgisen wegen ihrer Schönheit, ihrer Reit- und Jagdkünste, und die auch die Neigung des Sultan-Sohnes leidenschaftlich erwiederte. Sultan Timur war mit der Wahl seines Sohnes einverstanden, und besuchte den Chan auf seinen Sommerweiden, um eine künftige Familienverbindung zu beantragen. Der Chan berief seine Häuptlinge zur Versammlung, welche wie er eine solche Heirath höchst wünschenswerth erklärten, theils wegen der Vornehmheit des Bewerbers, theils weil dadurch die Allianz der beiden Horden fester geknüpft werden würde. Nur eine Wolke schwebte noch vor der Erfüllung von Souts Wünschen, die Höhe des Kalyms oder des Kaufschillings für die Braut war noch nicht festgestellt worden. Es war zu erwarten daß der Chan als ein stolzer Herr ein großes Vermögen für seine Tochter begehren, und daß der Sultan wieder nur wenig be-

willigen würde, weil eben die Vornehmheit seines Hauses den Chan für größere Geschenke entschädigen sollte. Vorläufig stand jedoch die Sitte nicht im Wege daß Souk seine Braut besuchen, auf die Jagd reiten, und überhaupt in größter Freiheit mit ihr verkehren durfte. Souk machte sich daher im Juni auf den Weg, um Dschanghir Chan auf seinen Weideplätzen im Mus-tagh aufzusuchen. Der Weg dorthin wimmelte von Gefahren. Tiger schwärmen in den Bergen und der Ebene, auch war es vorgekommen daß sie schon Reiter angesprungen waren. Ferner führte eine Strecke über das Gebiet der Kalmüken, und Kalmüken und Kirgisen leben in tausendjähriger Fehde. Am meißten zu fürchten waren aber die kirgisischen Räuberbanden, besonders da der Juni die Saison der Barrantas ist. Gleichwohl begab sich Souk mit nur acht erprobten Begleitern furchtlos auf den Weg. Sie übernachteten am Ili und setzten am nächsten Morgen vorsichtig über den Fluß, denn jenseits lagen die Gebiete der Kalmüken. Ungestört erreichten sie die Gebirge, kreuzten die ersten Vorberge, und drangen in die nach Süden sich öffnenden Thäler. Es war schon spät am Tage als sie sich vor einem das Thal verriegelnden Bergrücken befanden, hinter welchem eine verdächtige Rauchsäule aufstieg. Sogleich saßen sie ab und brachten ihre Pferde in ein felsiges Versteck, während zwei Mann vorsichtig den Berg hinaufkrochen. Als diese oben angekommen waren, konnten sie bequem in das andere Thal hinabschauen, wo sie zahlreiche Mannschaften um Feuer gelagert und ihre Rosse angepflöckt sahen. Es war also kein Zweifel mehr daß man auf eine Barranta gestoßen war. Auch konnten sie noch sehen daß drei Reiter aus der Richtung, woher sie selbst gekommen waren, in das Lager sprengten, mit den Armen nach ihrem Versteck deuteten und sogleich eine Bewegung unter den Räubern entstand. Die Kundschafter kehrten schleunig zurück, und Souk ließ auf ihre Mittheilungen sogleich wieder aufsitzen. Man ritt eine Strecke rückwärts, dann aber schlug man in südöstlicher Richtung den Weg nach dem Gebirge wieder ein, wo der einzige noch offene Paß lag. Tief in die Nacht erstreckte sich die Reise bis man den Paß erreichte und an seiner Mündung ein lustiges Lagerfeuer anzündete. Etwaige Verfolger mußten jedenfalls das Tageslicht abwarten um die Spuren der Reisenden zu finden, auch stellte man abwechselnd Wachen aus, und endlich sind die kirgisischen Pferde die trefflichsten Wächter selbst, denn sie wittern die Gefahr auf große Strecken und wecken ihre Herren durch schnarchende Laute. Aber dießmal brach der Tag an und kein Feind war sichtbar. Man ritt scharf weiter und erreichte ungestört den nächsten Lagerplatz, wo man die üblichen Vorsichtsmaßregeln nicht versäumte. Gegen Tagesanbruch gaben die Rosse Zeichen von Unruhe, und die Wachsamkeit wurde deßhalb verdoppelt. Beim ersten Grauen des Morgens giengen zwei Kirgisen eine Strecke rückwärts, sahen aber nirgends etwas verdächtiges. Man brach nun auf und gerieth sehr bald in ein Labyrinth herabgerollter Steine. Dort stieß man auf Fußspuren, und bald wurde ermittelt daß auf ein paar Büchsenschußweiten vom letzten Nachtlager zwei Rosse angepflockt gestanden hatten, die vor wenigen Stunden erst die nämliche Stelle verlassen hatten. Da der Reitpfad sich bald in einen Felsenschlund senkte, schickte man einen Reiter als Vorhut voraus, und als dieser an eine Stelle kam wo der Schlund sich drehte und die Felsen eine Nase bildeten, hielt er still und winkte. Bei ihm angekommen, sahen die Kirgisen ihren Weg durch vier Reiter versperrt, welche Hülfe herbeizurufen schienen, auch hörte man deutlich den Hufschlag eines Geschwaders, welches in einem Hohlweg ins Thal herabsprengte. Souk gab das Commando zum Angriff und sprengte gegen die vier Reiter. Den ersten warf er durch einen Streich seiner Axt, die er meisterlich führte, vom Gaule, die andern entgiengen dem gleichen Schicksal, nur daß sie auseinander prallten, so daß Souk und seine Gefährten den Weg frei sahen, während hinter ihnen eine Schwadron rachgieriger Räuber nachsetzte. Die Flüchtlinge waren aber besser beritten, und gewannen einen so beträchtlichen Vorsprung daß sie absitzen konnten, um ihre Pferde zu wechseln. Sie ließen die Feinde bis auf 50 Schritt herankommen, dann schwangen sie sich auf und jagten davon, weiter und weiter ihre Verfolger hinter sich lassend.

Am siebenten Tage erreichte Souk die Weideplätze des Chans, bei dem sein kühner Ritt die verdiente Bewunderung fand, und der ihn, nach etlicher Zeit, verliebter denn je, auf einen östlicheren und sichreren Pfade zum väterlichen Aul durch eine starke Bedeckung begleiten ließ. Im nächsten Winter lagen die Quartiere des Sultans und des Chans nur drei Tagereisen auseinander. Timur schickte daher seine Unterhändler ab, um den Kalym für die Braut festzustellen. Nach kirgisischem Brauche sprachen die Diplomaten ein paar Tage von gleichgültigen Dingen, ehe sie ihre Aufträge laut werden ließen; der Chan verwies sie an seine Bevollmächtigten, den Mollah und etliche Häuptlinge. Die beiderseitigen Unterhändler lamen zu einer Sitzung zusammen, wo jeder die Verbindung als vortheilhaft für die andere Partei darzustellen sich bemühte, besonders legte der Mollah des Chans auf die Schönheit der Prinzessin großes Gewicht, so wie darauf daß der Chan von Badakschan bereits, aber vergeblich, um ihre Hand geworben habe. Zuletzt erklärte der Mollah, daß man 200 Kamele, 3000 Pferde, 5000 Rinder und 10,000 Schafe als Kalym begehre. Da die sultanischen Bevollmächtigten nur den dritten Theil zu bieten Auftrag hatten, und ihn auch anboten, weil die Kirgisen darin nichts verletzendes finden, der Chan seine Forderung aber nicht ermäßigte, so standen die Sachen für das Liebespaar sehr trübselig. Sultan Timur war aufgebracht über die hohen Ansprüche des Chans, und sah darin für sein Haus und für die große Horde eine Beschimpfung, welche er bei der nächsten Gelegenheit zu rächen sich vornahm, wenn er auch vorläufig die alte Freundschaft fortheuchelte.

Bei einem spätern Besuch den Souk seiner Braut abstattete, deren Verkehr mit ihm nach wie vor fortdauerte, erzählte ihm Ai-Khanym, wie sie hieß, daß ihr Vater Botschafter aus Badakschan empfangen, mit ihnen eine Heirath verabredet und den Kalym vom Chan bewilligt erhalten habe, so daß sie, die Prinzessin, unfehlbar im Frühjahr ausgeliefert

werde, aber entschlossen sey lieber den Tod als den Chan von Badakschan zu wählen. Sie rieth ihm sich nichts merken zu lassen, weil ihm sonst der Chan nachstellen möchte, und überhaupt jede Rettung davon abhieng daß man nicht beargwöhnt würde. Souk kehrte voller Sorgen wieder heim. Er schwieg gegen seinen Vater, denn hätte er ihn etwas ahnen lassen, so wäre die Fehde gegen die Schwarzen sogleich ausgebrochen und Ai-Khanym nie sein Weib geworden. Im Februar besuchte er noch einmal den Aul des Chans. Um nicht verdächtig zu werden, ritt er nicht sein Leibroß, und ein anderes als dieses war zu Wagnissen nicht geeignet. Er erfuhr nun daß Dschan-ghir in den nächsten Tagen nach seinen Sommerweiden im Mustagh aufzubrechen gedenke, daß dort der Kalym aus Badakschan überbracht und die Prinzessin dann heimgeführt werden sollte. Das Brautpaar verabredete daher einen Fluchtversuch vor dieser Zeit im Juni.

Als diese Zeit heranrückte, beurlaubte Souk sich von seinem Vater unter dem Vorwand, mit einem entfernten befreundeten Aul auf wilde Pferde zu jagen. Die wilden Pferde in den mittelasiatischen Alpen sind anders geartet als die zahmen, viel kleiner wie sie, ja nicht einmal so groß als die Esel, von schöner Gestalt, kleinem Kopf und kleinen Ohren, und schwarzer grauer, am seltensten von weißer Farbe. Zu ihrer Jagd versammeln sich die Kirgisen in großer Anzahl. Haben ihre Kundschafter eine Heerde ausgewittert, so bilden die Reiter einen großen Bogen, um die wilden Pferde nach den Bergen und in einen Engpaß zu drücken. Ist dieser von einer Bande Jäger besetzt worden, und haben diese ihre Gefährten durch Signale davon unterrichtet, so beginnt die wahre Jagd, indem der Bogen immer enger gezogen wird, bis man die Thiere im Engpaß von zwei Seiten faßt, und dort mit den Streitäxten eine Schlächterei beginnt, denn das Fleisch der wilden Pferde ist für die Kirgisen ein hoher Leckerbissen. Der Sultan, der die Absichten des Sohnes nicht erfahren durfte, weil er sonst hindernd dazwischen getreten wäre, ließ sich mit dem Vorwand einer solchen Jagd befriedigen, und Souk brach allein mit seinen beiden besten Pferden auf. Am fünften Tage erreichte er das Thal des Terrik-su, an welchem Gewässer der Chan um diese Jahreszeit weiden lassen wollte, aber nirgends war eine Spur seines Auls zu sehen. Souk brach daher nach dem Mustagh auf. Lange mußte er dort umherirren ehe er die Zeltlager der Schwarzen vom Kamm einer Bergkette in der Tiefe erblickte. Er stieß dort auf etliche Hirten des Chans, die ihn freundlich begleiteten und von den letzten Aufenthaltsorten ihres Oberhauptes erzählten, das zufällig abwesend sey und erst am nächsten Abend erwartet werde. Einer der Hirten zeigte dem jungen Sultan daß es einen kürzern Weg über die Gebirge gebe, der in zwei Tagen nach dem Terrik-su führe, freilich sey die letzte Strecke über das Joch höchst gefährlich.

Souk hätte die Gelegenheit nicht günstiger treffen können, denn er konnte jetzt seinen Plan mit Ai-Khanym unbewacht verabreden. Die einzige Aussicht auf Erfolg mußte auf der Schnelligkeit der Reise beruhen und die Prinzessin daher danach trachten ihres Vaters eigenes Lieblingsthier, das behendeste des Gestütes, sich zu verschaffen. Der Chan aber war so mißtrauisch daß er das Roß beständig mit sich führte, wenn er es auch gern seiner Tochter zur Jagd lieh. Man wußte ferner daß am Morgen nach Ankunft des Chans der Aul sich nach neuen Weideplätzen bewegen sollte, und daß gerade eine solche Gelegenheit, wo jedermann beschäftigt ist, zur Flucht sich eignet. Als nun der Chan heimkehrte und mit den Seinigen am nächsten Morgen aufbrach, bat Ai-Khanym um die Erlaubniß mit Souk auf die Falkenjagd reiten zu dürfen, um dann später die Horde wieder einzuholen. Der Vater gewährte ihr arglos das Vergnügen und das junge Paar konnte ungestört den Weg ins Weite nach einem gestügelreichen See suchen. Als die Prinzessin den Ihrigen aus den Augen war, ließ sie den Falken steigen zur Rimmerwiederkehr. Souk wollte den nahen Paß nach dem Terrik-su einschlagen, aber die Prinzessin wehrte sich dagegen, denn der Weg sey so gefährlich daß erst kürzlich von einer Partei die ihn benutzen wollte, beim Uebergang mehr als die Hälfte verunglückt seyen.

Souk beschloß also seinem alten Pfade nach dem Terrik-su treu zu bleiben. Oftmals blickte man rückwärts nach der Richtung wo die schwarzen Kirgisen abgezogen waren, aber nirgends war etwas beunruhigendes wahrzunehmen. Erst am Abend, sagten sie sich, wenn der Chan seinen Weideplatz erreicht haben und seine Tochter nicht finden sollte, würde er Verdacht schöpfen, dann aber müßte die einbrechende Nacht die Verfolgung hindern, doch hatten die Schwarzen die größere Zahl und die Kenntniß der Gebirge und Gebirgspässe voraus, so daß sie sich theilen und auf kürzern Wegen die Flüchtlinge abschneiden konnten. Da Ai-Khanym ihrem Entführer von einem dritten und westlichen Paß erzählte, der sehr rasch nach dem Terrik-su führe, so konnten die Kirgisen diesen benützen, und früher wie das Paar an dem Fluß ankommen. Souk beschloß daher am nächsten Morgen die Berge östlicher zu kreuzen als er es früher gethan hatte. Der Weg gieng eine Höhe von 5000 Fuß aufwärts, von Terrasse zu Terrasse ansteigend. Man hatte den Kamm noch nicht erreicht als man im Thale unten ein Geschwader gewahr wurde welches sich theilte, indem die eine Partei thalabwärts zog, die andere den Spuren der Flüchtlinge folgte. Diese saßen ab um weniger gesehen zu werden, und führten ihre Rosse die Höhe vollends hinauf, worauf Souk allein umkehrte um zu recognosciren. Seine Verfolger kamen ihm einmal so nahe daß er etliche erkennen konnte. Es waren 23 Kirgisen und darunter drei Häuptlinge, die sämmtlich nach den Spuren der Flüchtlinge suchten. Souk kehrte zurück und ritt dann mit seiner Braut dem Höhenzuge entlang, der sich gegen Nordwesten senkte und dessen Ausläufer mehrere Thäler bildeten. In diese gelangte man am Abend und hielt sich dort so sicher daß man ein Lagerfeuer anzuzünden sich getraute. Nach Sonnenaufgang setzte man sich abermals in Bewegung. Den Terrik-su hatte man bereits hinter sich, und es galt jetzt den Ili im Nordwesten zu erreichen, hinter welchem die Gränzen der großen Horde beginnen. Dorthin führte ein Gebirgspaß, den man frei finden mußte, sollte die Entführung gelingen, aber gerade als man sich ihm näherte, sah man zum

schlimmen Zeichen eine Rauchsäule in seiner Nähe aufsteigen. Der Paß lag nur noch zwei englische Meilen entfernt, als Souk zur Umschau eine Anhöhe erkletterte. Abseits im Thale lagerte ein kirgisisches Geschwader welches im Begriff schien aufzusitzen, während ein Trupp Reiter schon auf dem Wege nach dem Paß voraus und diesem näher war als die Flüchtlinge. Souk rief also seiner Gefährtin zu daß sie eilen sollte. Die beiden prächtigen Rosse stürmten vorwärts. Ai-Khampn überholte die Leute ihres Vaters und schoß an ihnen vorüber. Souk dagegen traf später ein, aber mit seiner Streitaxt schlug er den vordersten Reiter nieder, während der nächste schon zur Seite sprang. Der Engpaß war kurz und mündete in eine Ebene, wo die beiden edlen Renner rasch einen Vorsprung errangen. Eine Bande, die sie verfolgte, hielt am Nachmittag an einem Bach still, um die Pferde zu tränken. Souk that ein gleiches, so daß Verfolger und Verfolgte nur auf Kanonenschußweite eine Zeitlang sich beobachten. Später wurde der gewonnene Vorsprung immer größer, bis die Nacht einfiel, wo die Kirgisen nicht mehr die Spuren der Verfolgten entdecken konnten und Souk eine östlichere Richtung einschlug. Der junge Sultan saß nach etlicher Zeit ab und lauschte mit dem Ohr auf dem Boden. Er hörte Hufschlag, der sich ihnen etwa 10 Minuten lang näherte, dann aber erstarb. Sie ritten jetzt wieder weiter und wurden bald durch das Schnarchen ihrer Rosse gewarnt. Eine Heerde Rehe war aufgescheucht worden, und man hörte, wie sie das Weite suchten. Man verdoppelte daher die Vorsicht, weil man vermuthen mußte daß Kundschafter in der Ebene schweiften und die Rehe beunruhigt haben mußten. Erst als man einen Bach erreicht hatte, der durch den letzten Paß der Vorberge vor den Balkasch-See und den Ili führte, machte man Rast. Am Morgen sah man an verschiedenen Punkten Rauchsäulen aufsteigen, zum Zeichen daß zahlreiche Banden ihnen nachsetzten. Sie ritten gleichwohl entschlossen ihrem Ziel zu, denn der junge Sultan fühlte sich halb und halb in der Heimath, und seine Hoffnungen stiegen gewaltig, je mehr er sich dem Ili näherte. Als sie fünf engl. Meilen geritten waren, wurden sie zwei engl. Meilen gegen Westen eine Kirgisenbande gewahr, welche über eine Anhöhe herabsprengte und die Richtung nach dem Paß einschlug. Ob man von ihnen gesehen worden sey, konnte man nicht errathen. Kaum aber waren sie im Paß oder im Thal eine Strecke weiter geritten, als sie plötzlich vor- und rückwärts Banden sahen. Souk ließ Ai-Khampn abermals voraus und rieth ihr die rechte Flanke der Kirgisen zu umgehen. Sie führte den Rath als geübte Reiterin aus, indem sie anfangs gegen das Centrum des Cordons heranritt. Die Reiter an den Flanken eilten auf sie los, in der Hoffnung sie zu umkreisen, öffneten aber dadurch das Thal, so daß die Prinzessin rasch um sie herum schwenkend den Weg ins Weite fand. Nicht so Souk, der mehr auf seine Fechtergeschicklichkeit vertraute. Er ritt an den vordersten der schwarzen Kirgisen heran, der ihn mit erhobener Waffe erwartete. Souk aber war rascher als er, und traf ihn zuvor mit einem Streich daß er vom Roß sank. Der Gefallene war ein Häuptling, und die übrige Bande wich entsetzt auseinander, als Souk durch sie hindurch sprengte. Die Prinzessin war unterdessen von einem zweiten Häuptling und einem gemeinen Kirgisen eifrig verfolgt worden, die nicht bemerkten daß Souk sie einholte. Als der junge Sultan den Häuptling anschnaubte heimzukehren, ward dieser von dem gefürchteten Souk so eingeschüchtert daß er wirklich still hielt und das Paar entfliehen ließ. Erst gegen Mittag hielten die Flüchtlinge an um ihre Pferde zu tränken. Sie befanden sich auf der Steppe wo sie nicht leicht überrascht werden konnten, und vor ihnen lag der Ili — die Heimath. Als sie sich gegen Abend diesem Fluß näherten, mußten sie besorgen daß in dem Ufergebüsch ein Hinterhalt liegen möchte. Sie ritten daher mit größter Vorsicht weiter, besonders da sie auf frische Hufspuren stießen. Endlich fand man eine geeignete Stelle um den Strom zu kreuzen. Sie waren jetzt auf dem Gebiet der großen Horde einen Tagesmarsch vom Aul des Sultans entfernt. An einem versteckten Platze zündete Souk sein Feuer an, um das Nachtmahl zu bereiten. Ai-Khanym war inzwischen nach dem Fluß zu gegangen um, wie sie nie zu thun verfäumte, ihr Abendgebet zu verrichten. Souk hatte sie gehen und verschwinden gesehen. Plötzlich vernahm er einen Angstschrei. Er raffte seine Streitaxt auf und eilte nach der Richtung, wo er den Laut vernommen hatte. Niemand war da. Er rief. Keine Antwort. Endlich fand er nicht weit vom Fluß einen Fetzen vom Gewand seiner Geliebten mit Blut bedeckt, ein Tiger mußte also die Fromme in ihrer Andacht überrascht haben. Vergeblich durchsuchte er das Dickicht, die Dunkelheit verhinderte jedes Erkennen von Spuren. Am nächsten Morgen erst folgte er den Blutzeichen und den Tritten des Tigers. Die Bestie hatte ihre Beute eine halbe Meile weit nach einem Röhricht getragen, ohne sie niederzulegen. Dann führten die Spuren durch ein Dickicht nach dem Strom, wo sie gänzlich sich verloren, so daß Souk zuletzt die Forschungen aufgeben und allein in den väterlichen Aul zurückkehren mußte.

Das Wild in Australien.

(Aus Fraser's Magazine.)

(Schluß.)

Wer vermöchte die Herrlichkeit eines Sommerabends an den Ufern der großen Wasserläufe Australiens zu schildern; die Pracht mit welcher die Sonne bei ihrem Untergang noch den Gipfel der Bäume vergoldet, und ihre Strahlen von Zeit zu Zeit bis tief in die Thäler hinabsendet, um durch Lichtungen die Ufer des Flusses selbst zu erreichen! Oberhalb und unterhalb dieser glänzend beleuchteten Stellen stürzen sich die Gewässer unter die Bäume, deren gebeugte Aeste lange dunkelgrüne Bögen bilden; dann hört man das heitere Gezwitscher der Vögel, das Pfeifen der Elster, den Gesang der Baumgrille ꝛc. Bei den Freuden eines solchen Sommerabends aber schweige ich von den Mücken, einem ohnehin

nicht sehr anziehenden Thema, das nur schmerzhafte Erinnerungen hinterläßt.

Plötzlich erhob ich mich.

„Rüste deine Streitkräfte, sagte ich zu William, sey ruhig, und ich will dich die Eroberung eines schönen Fisches machen lassen.“

Wir giengen stromaufwärts und gelangten an eine ziemlich tiefe Biegung des Flusses. Gerade an der von der Krümmung gebildeten Winkelspitze lag schon seit mehreren Jahren ein Baumstamm unter Wasser, und bildete für einen großen Wasserbewohner den bequemsten und sichersten Zufluchtsplatz.

William versah meinen Weisungen gemäß seinen Angelhaken mit einem gewaltigen Wurm, und warf ihn oberhalb des Baumstamms aus; dann wartete er, voller Hoffnung, ungefähr 10 Minuten.

„Hier ist nichts,“ sagte er endlich. — „Warte, warte! Wenn es keinen großen Fisch da gäbe, würdest du bereits kleine gefangen haben. He! Halt ....“

Wirklich sank der grüne Kork, der angefangen hatte auf dem Wasser sich hin und herzubewegen, plötzlich ein.

Ums Himmelswillen nur jetzt die Angelschnur nicht nachgelassen rief ich. Es geschah dennoch, was dem Fisch gestattete aus dem Wasser zu springen; ich glaubte einen Silberklumpen von der Länge eines Mètre zu sehen.

„Du hast ihn durch eigenes Verschulden verloren,“ sagte ich zu ihm; „warum ihm auch Tau nachlassen? Wir müssen jetzt noch einen Versuch machen.“

Wir waren bald glücklicher als ich dachte. Nach Verfluß von 10 Minuten erschienen die Angelschnur und der Kork wieder, und William zog seinen Fisch ans Ufer. Mein Diener schob ihm einen gebogenen Zweig in die Kiemen und zog ihn auf diese Art leicht aus Land. Ich schätzte ihn auf 30 Pfund; wir überzeugten uns später daß er 27 Pfd. wog.

„Ein prächtiger Fisch!“ rief William, „er muß sehr schmackhaft seyn, denn seine Schuppen sind alle klein. Wie nennt ihr ihn hier? — „Mittling oder Stockfisch des Murray, weil man ihn nur in diesem Fluß, wo er zuweilen einen Centner wiegt, und auch in den Nebenflüßen des Murray, dem Seymour z. B., findet: ich habe einmal einen 500 Pfd. schweren fangen gesehen. Jenseits der Berge ist er gänzlich unbekannt.“ — „Und wie viel wiegen eure Barsche?“ — „Der größte den ich je gesehen wog neun Pfund; ich halte ihn aber für eine Seltenheit. Leute welche diesen Fisch für einen besondern Leckerbissen erklären, versichern er wandere aus wie der Lachs auswandert; ich zweifle aber daran.“

Wir zündeten Feuer an, unterhielten uns bis 10 Uhr Abends, und fiengen 64 Pfd. Fische.

„Was werden wir morgen treiben?“ fragte William als er mir gute Nacht wünschte. „Könnten wir wohl ein Emu jagen? — „Ich möchte lieber eine andere Jagd. Die Emus werden selten, und ich will, wo möglich, ihre Anzahl nicht auch noch vermindern. Ich möchte dir das Vergnügen einer Paramel-Jagd machen; sie würde dir besondere Freude gewähren.“ — „Meinethalben! Es wird mich freuen wenn ich deine alte Hündin Venus arbeiten sehe. Sie muß Nase haben. Was aber ist ein Paramel? Haben wir dieses Thier auch in Indien?“ — „Ich glaube nicht. Es gehört zur Gattung der Beuteltiere: es ist nicht ohne Analogie mit dem Opossum und dem Känguru, obwohl seine Vorder- und Hintertheile in geringerm Mißverhältniß zu einander stehen. Es hat viele Aehnlichkeiten mit der Ratte, sowohl seiner scheinbaren Formen als der Plünderungen wegen denen es sich in Speichern und Feldern überläßt. Obschon klein, ist es doch ungemein schmackhaft. Auf der Jagd benimmt es sich gerade wie der Fuchs. Ich habe es für ein Glück gehalten wenn ich eins von dreien, die ich aufjagte, tödten konnte.“

Wir brachen früh Morgens auf, und wanderten eine halbe Meile weit nach einem schmalen und langen Gebirgspasse, der von einem Bächlein durchfurcht wird, an dessen einem Ufer wir dahinzogen. Von einem Felsenkamm herab konnten wir leicht alles entdecken was sich etwa näherte, und uns unausgesetzt von ferne verständigen. Nachdem wir so unsere Stellungen genommen, schickte ich den Leithund, der wie ein Pfeil davon eilte, in ein junges Theerbaumgehölz; die Dachshunde, welche ich bei mir zurückbehielt, rührten sich nicht, wohl wissend daß auch an sie die Reihe kommen werde.

Kein Hund that es diesen beiden letztern zuvor. Jack, der größte, war von bester Race, hochbeinig und eisengrauhaarig. Er stammte von einer englischen Hündin und dem schönsten Hund den man je in Australien gesehen. Der arme Teufel hatte manches Mißgeschick durchzumachen; ein Baum war eines Tags auf ihn gefallen und hatte ihm seine Hinterbeine abgeschlagen. Diese Verwundung gieng weit über meine chirurgischen Kenntnisse; dennoch hatte ich, obgleich fast gewiß daß er zu Grunde gehen werde, nicht den Muth ihm seine Leiden abzukürzen; es war gut für uns beide, denn er genas von selbst wieder. Ein andermal griff er in Melbourne einen Hund an der ihn hätte verschlingen können; diese Großthierei zog ihm an der Seite eine schwere Wunde zu, die ich glücklicherweise zunähen konnte, so daß nur eine lange Narbe, keundbar an einer Spur weißer Haare, davon zurückblieb. Nettle, der kleinere, hatte zur Mutter eine berühmte Malteser Hündin, zum Vater einen vierpfotigen Hund, wie so viele andere; auch hatte ihm seine Abstammung den Beinamen „Malteser Kreuz“ zugezogen.

Um indeß auf unsere Jagd zurückzukommen, so hörte ich nach viertelstündigem Warten die „Venus“ eine Viertelmeile jenseits des Hohlwegs aus vollem Halse Laut geben, und sah sie gerade auf uns zulaufen.

Im Augenblick wo ich die Dachshunde für ihre Aufgabe vorbereitete, erschien der Leithund; er war in kräftiger Verfolgung eines Paramels begriffen, das ungefähr einen Mètre von seiner Nase sprang und sich wie eine Maikugel herumwälzte; bei diesem Anblick konnten sich Jack und Nettle nicht mehr bezähmen, sie sprangen auf, und verschwanden in Verfolgung des Wildes im Wald. Allein bald hörte dieser Lärm auf; sie waren augenscheinlich auf falscher Fährte; ich wartete auf neuen Laut von ihnen, als ganz nahe bei mir ein leich-

tes Geräusch in den dürren Aesten meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war das schlaue Thierchen, das unbemerkt vorbeizukommen suchte. Auf meine Rufe liefen die Hunde herbei, und nahmen den Weg wieder auf; allein da sie auf dem Platze bellten, kratzten und den Boden um ein Loch herum aufscharrten, so schloß ich daraus daß das Paramel dort eine Zufluchtsstätte werde gefunden haben. Ich steckte eine Stange hinein um die Richtung des Loches kennen zu lernen, und machte mich dann, mit einem Spaten bewaffnet, an die Oeffnung eines Quergrabens zehn Fuß weit davon. Ich stieß hierauf von neuem meine Stange in das Loch, und dießmal berührte ich das Thier, welches, wie eine Kanonenkugel hervorschießend, zwischen den Beinen des Leithunds hindurch rannte, und sich in einen Bach stürzte, ehe noch die Hunde Zeit gehabt hatten zu bellen.

William konnte sich eines kräftigen Lachens nicht enthalten. „Bravo," sagte er, „ich hoffe der Camerad wird uns entwischen; er wird gewonnen Spiel haben. Allein ich habe Hunger und möchte gern frühstücken."

Als wir tüchtig gefrühstückt hatten, fragte mich William welche Zerstreuung wir uns nun an diesem frischen und reizenden Märztage machen wollten. — „Willst du, erwiederte ich, daß wir irgendeinen Truthahn schießen?" — „Gern, ich habe gestern mehrere in deinem Hühnerhofe gesehen." — „Ich spreche nicht von diesen, sondern von wilden Truthühnern, von wahren Truthühnern, von Trappen, von Grieltrappen, welche zuweilen bis 30 Pfund schwer sind. Wenige Meilen von hier gibt es ihrer viele." — „Dieß verspricht eine schöne Jagd. Kann man euern Truthühnern beikommen?" — „Ja, wenn man zu Pferd ist; ich werde für zwei gut abgerichtete und im Feuer vollkommen ruhige Pferde sorgen."

Wir machten uns Nachmittags auf den Weg, William mit einer Doppelflinte, ich mit einer einfachen Peitsche bewaffnet.

„Wir werden, sagte ich zu ihm, auf unserm Marsch vielleicht ein Känguru tödten können. Du erinnerst dich daß wir zu Fuß diesen Thieren nur sehr schwer auf Schußweite nahe kamen; zu Pferd wird uns dieß leichter seyn. Seit mehreren Generationen haben ihnen die Maraudeurs dergestalt nachgesetzt, daß der Schrecken vor einem Fußgänger ihnen fast zur andern Natur geworden ist. In fünfzig Jahren werden sie zu begreifen anfangen daß ihr tödtlichster Feind jener Centaur ist den sie heute noch für ganz ungefährlich halten."

Wir rückten langsam auf einen hochgelegenen und anmuthig bewaldeten Landstrich vor, dessen Gras so hoch war daß es bis an unsere Steigbügel reichte. Das Gehölz stieß an eine mit Geißblatt bedeckte Lichtung, durch deren einzelne Oeffnungen man die Azurfarbe des Himmels sehen konnte; zu unserer Rechten erstreckte sich der Wald weithin; wir befanden uns in einer herbstlichen Atmosphäre, mehrere Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, dessenungeachtet aber glich dieser Ort dergestalt einem freien Waldplatze Englands, daß uns zur Vervollständigung der Illusion nichts als ein mitten in diesen verborgenen Abhängen unter dichtem und grünem Farnkraut liegendes Wachthäuschen fehlte.

Wir zündeten im Marschiren unsere Pfeifen an; ich beobachtete seit einiger Zeit, hundert Mètres von mir, einen Gegenstand der wie ein grauer Blod aussah, und der plötzlich ins Gras zu springen anfieng; ich erkannte alsbald ein Känguru. Bald bemerkte ich unter einer Cypresse noch ein anderes, das sich vorwärts neigte um zu weiden, ich wollte aber nichts darüber sagen bis William selbst sie seinerseits bemerkt haben würde. Wir waren bereits dem unter der Cypresse befindlichen nahe, als mein Bruder still hielt und ausrief: „Sieh doch!" — „Ich seh's schon lange, erwiederte ich lachend; aber du selbst, schau weiter hin . . . hier . . dort . . und dort . . ."

Und in der That belebte sich der Wald von einer Menge grauer Gestalten, die langsam nach allen Richtungen sich hin- und herbewegten.

„William," sagte ich zu meinem Bruder, „dieß sind nur junge Thiere, ganz unwürdig der Uebung unserer Schießfertigkeit; lassen wir sie machen; später, ich bin dessen gewiß, stoßen wir auf irgendein einzelnes altes . . . . Aber sieh . . . ."

Wir hatten eben den Kamm einer Hügelkette erreicht, wo sich auf einer Hochfläche von ungefähr zwanzig Mètres ein sechs Fuß großes Emu befand, das um sich schaute und sich mit Besorgniß zu fragen schien von woher die Gefahr komme.

„Dieß ein Emu?" rief William; „das nennen wir ja in Indien einen Casuar!" — Euer Casuar ist ein Inder wie du; das Emu ist in Australien einheimisch. Obschon sie sich in gewissen Beziehungen nahe stehen, weichen sie doch in andern wesentlich von einander ab. Sieh z. B. den Kopf von diesem da; er ist mit Federn bedeckt, und nicht, wie der des Casuar, nackt, auch nicht roth- und blaufarbig wie der des Truthahns."

Bei unserm Anblick und dem Rufe Williams hatte das Emu Reißaus genommen; allein ich ritt rasch ziemlich nahe zu ihm hinan, und suchte ihm meine Peitsche um den Hals zu werfen um es zu Fall zu bringen; ein Seitensprung meines Pferds, das durch einen umgestürzten Baum erschreckt wurde, vereitelte meine Absicht; der Vogel benützte die Frist; er schöpfte wieder Athem, senkte dann den Kopf, warf mit dem Stoß seiner Brust das Gras zu Boden, schüttelte sein Seidengefieder, warf seine Beine wie ein hitziger Wettrenner zurück, in der Sonne, im Schatten, auf den Höhen oder in den Tiefgründen, zerstreute die aufgefeuchteten Kängurus, jagte Wolken von Wachteln auf, die, bestürzt, unter der Nase unserer Pferde sich umwandten, gewann so das Land in einem Raum von mehr als sieben Meilen, und schien mich bald weit hinter sich zu lassen.

William, durch sein Gewehr im raschen Fortkommen einigermaßen gehemmt, konnte sich endlich neben mir aufstellen.

„Ich fürchte, sagte er zu mir, es wird den Sieg davon tragen; haben wir einige Aussicht auf Erfolg?" — „Ja, seiner Zeit; es wird nicht über zehn Meilen weit gehen; es ist der schönste Vogel den ich je gesehen."

Die Berge erletternd, die Thäler, die Felder, die Wälder durchziehend, hatten wir zu unserer Linken eine unermeßliche Ebene, zu unserer Rechten ein dichtes Gebüsch, welchem der

Vogel beständig folgte; wir setzten ihm unausgesetzt durch Wald und Ebene nach, und fort und fort floh die schwarze Gestalt unsers Emu vor uns.

Mein Pferd, ein Braun mit vier weißen Füßen, feurig indeß an sonderbar zu schnauben. Das meines Bruders, ein Abkömmling meiner Stute Jezabel und des Hengstes Mac Knight I, hatte sich bis jetzt untadelhaft benommen; sein Gang wurde aber allmählich langsamer. Ich zweifelte schon an dem Erfolg, als ich wahrnahm daß wir dem Vogel näher kamen; endlich schleuderte ich, da ich mich in passender Entfernung von ihm befand, meine Peitsche nach ihm, und warf es vor meinen Füßen zu Boden. Es suchte sich zwar, obwohl beläubt von dem Schlag, wieder zu erheben, allein ehe es seine Flucht von neuem fortsetzen konnte, eilte William als tüchtiger Soldat ihm voran, wandte dann kurz um, kehrte in gerader Linie auf den Vogel zurück, und schoß ihn mitten in die Brust. Das arme Thier fiel wüthend zappelnd zu Boden. Ein zweiter Schuß machte seinen Leiden ein Ende.

Wir sprangen von unsern Pferden herab und näherten uns dem Opfer, einem edlen Haufen schwarzer in hohem Grase liegender Federn.

„William," sagte ich traurig, wir sind zwei jämmerliche Mörder. Ich bin ganz trostlos daß wir diesen Vogel getödtet haben, der täglich seltener wird. Sieh welch prächtiges und unschuldiges Geschöpf!" — „Nach dich doch nicht so lächerlich," antwortete William; „du hast zwei Hundszähne, und deinem Instinct nach suchst du alles zu verzehren was zu deinem Lebensunterhalt dienen kann. Wo sind wir jetzt, und wie bringen wir dieses Thier in deine Wohnung? denn ich will seine Haut aufbewahren." — „Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt, auch weiß ich nicht genau wo wir sind; allein ich will später zwei Männer abschicken, welche unsern Spuren folgen und unsere Trophäe abholen sollen."

Wir stiegen, um uns zu orientiren, auf einen leicht bewaldeten Granithügel; inmitten der massiven Steinblöcke wuchsen junge Bäume und schwarze Cypressen, von denen herab Tausende von Papagaien plapperten und pfiffen, während ein paar braune Tauben bei unserer Annäherung davon flogen. Nachdem wir unsere Pferde auf den zwischen Felsenmauern eingeschlossenen steilen Abhängen gelassen hatten, erreichten wir den Gipfel, und wurden fast geblendet von dem herrlichen Anblick der sich vor unsern Augen aufthat.

Wie ich vermuthet, hatten wir das Reservoir der Gewässer zwischen dem Goulburn und der Yarra erreicht; zwei oder dreimal konnte ich sogar, hinter den Bäumen des jungfräulichen Waldes der sich zu unsern Füßen erhob, wahrnehmen wie dieser letztere Fluß die letzten Feuerstrahlen der untergehenden Sonne wiederspiegelte.

„William," sagte ich zu meinem Bruder, „wir sind fünfzehn Meilen von meiner Wohnung; es ist spät, unsere Pferde sind ermattet, wir wollen hier Nachtlager halten, wenn dir's recht ist." — „Mit großem Vergnügen; ich werde dadurch im Stande seyn auch die Haut des Emu mitzunehmen."

Es bedurfte nur einiger wenigen Augenblicke um den Vogel abzubalgen und dessen Haut auf eines der Pferde zu binden, dann stiegen wir den Abhang hinab, um wieder an unsern Wasserlauf zu kommen, der, je weiter wir an ihm abwärts gelangten, umsomehr anschwoll durch die Aufnahme anderer Bäche, die sich in ihn ergossen. Nach einem Marsch von ungefähr zwei Meilen stießen wir auf einen tiefen und prächtigen Teich.

Ich schickte meinen Bruder voraus: er solle einige Tauben tödten, aber, wie ich ihm, da es sich um unsere Abendmahlzeit handelte, besonders einprägte, sich sorgfältig hüten sie im Fluge zu schießen; er solle sie zuerst auf einen Baum aufsitzen lassen. Vollkommen überzeugt von der Nützlichkeit meiner Rathschläge, war er kaum ein Dutzend Mètres vom Bach, als eine Taube auffiog und auf einem benachbarten Baume Schutz suchte, wo sie augenblicklich getödtet ward. Fast im nämlichen Augenblick erhob sich ein Schwarm von Enten aus dem Reservoir; William schoß noch einmal, diesmal aber erfolglos — sie flogen insgesammt weithin davon.

„Wir werden sie am nächsten Teich wieder treffen," sagte ich zu meinem Bruder; „tröste dich, fesseln wir die Pferde, und gehen wir."

Wir tränkten die Thiere ohne ihre Füße ins Wasser zu bringen (eine sehr kluge Maßregel am Ende des Sommers, wo das Ufer der Teiche nur aus einem schwarzen Koth besteht, dessen Oberfläche von der Hitze bald aufgetrocknet ist), nahmen ihnen die Sättel ab, fesselten sie mit unsern Steigriemen, und gingen flußaufwärts um an einen andern Teich zu gelangen.

Weniger als fünfzig Mètres vom Bett des Baches stießen wir auf einen; allein es waren keine Enten da. Während wir sie zu entdecken suchten, zeigte sich zu ihrem Unstern eine Wasserschneyse, welche bald in Williams Waidtasche wanderte. Am folgenden Teiche fanden wir unsere Freunde die Enten wieder, von denen eine für alle zahlen mußte.

Hierauf kehrten wir zu unsern Pferden zurück, und zündeten Feuer an; einige Zwiebacke, zwei Fläschchen Whiskey, die Taube und die Ente gaben uns eine wahrhaft königliche Abendmahlzeit.

Als die Nacht hereingebrochen war, setzten wir uns an das Feuer, rauchten und plauderten lustig. William sagte zu mir: „Unser Campiren macht mir ziemlich viel Freude, es hat etwas so heiter romantisches." — „Ohne Zweifel ist es besser als viele andere derartige Lagerplätze, wo du in mitten unablässig in Bewegung befindlicher Thiere eine feuchte Nacht zubringen könntest, und jeden Augenblick gewöhnigt wärest dich mit Stiefeln voller Wasser in den Sattel zu setzen. Allein wir haben keine Decken um uns einzuhüllen, und du wirst bei Sonnenaufgang, wenn unser erlöschtes Feuer den Boden wieder kalt werden ließ, nicht sonderlich warm haben. Kurz, William, so wahr als ich morgen einen edlen Rheumatismus an meinen Schultern fühlen werde, glaube mir, je öfter ein Mann campirt hat, desto weniger gern campirt er. Auch liebe ich vor allem ein gutes weiches und warmes Bett." — „Was ist das für ein Geräusch das ich in den Bäumen höre?" — „Es sind Opossums; du kannst einige

schießen; allein es wäre eben so vortheilhaft Jagd auf Katzen zu machen welche auf den Dächern herumstreifen."

Er wollte durchaus ein Halbdutzend derselben schießen, während ich trockene Blätter sammelte, um uns ein Bett daraus zu machen. Es war 11 Uhr, als wir uns eng neben einander ausstreckten, um uns gegenseitig warm zu erhalten, den Kopf statt eines Kissens auf den Sattel gestützt.

Bei Tagesanbruch erwachten wir zitternd vor Kälte, allein das Frühstück und einige tüchtige Schlucke Whiskey gaben uns unsere Kräfte wieder; wir bestiegen unsere Pferde und kehrten in meine Wohnung zurück .....

Als endlich alles zu unserer Abreise bereit war, befanden wir uns eines Tags auf dem Verdeck des Schiffs „Anglesey," eines der schönsten der Welt.

„Wohlan, sagte ich zu William, „kennst du jetzt alle unsere Freuden in Port Philip; sprich offen, was hältst du davon?" — „Man könnte keine köstlicheren finden. Ihr fühlet sie kaum, ihr verachtet sie, weil ihr nur darauf denkt Geld zu gewinnen. Allein wenn ihr eines Tags auf den Einfall kömet Rebhühner, Haselhühner, Hasen ꝛc. in Australien einzuführen, so würde es nirgends so schöne Jagden geben. Was die Wachteln, Enten, Wasserschnepfen ꝛc. betrifft, so glaube ich nicht daß irgend ein Land mit Australien wetteifern kann; ohne meinen Aufenthalt in diesem Eldorado hätte ich nie eine richtige Anschauung von all dem bekommen wovon ich Zeuge gewesen bin."

Erinnerungen aus dem Westen.

Von Frank Lorey.

Der Red-River. — Eine neue Ansiedlung unter den Indianern.

(Fortsetzung.)

Von der Mündung des Red-River an fuhren wir inmitten des prächtigsten Urwaldes. Am Mississippi hat die Civilisation zwar schon sehr aufgeräumt, aber diese große Pulsader des Verkehrs scheint auch bisher die Gränze, wenigstens äußerlich, der Cultur gewesen zu seyn. Wenn man die ersten zwanzig [1] Meilen auf dem Red-River zurückgelegt hat, so weiß man was ein Urwald ist. Aber die Feder fühlt ihre Schwäche zu beschreiben was man mit „Staunen und Grauen" erschaut! Eine dichte undurchdringliche Laubwand steigt zu beiden Seiten bis zu einer schwindelnden Höhe auf, getragen von den herrlichsten Säulenstämmen tausendjähriger Baumriesen. Die langen Zweige des gigantischen Hickorybaumes sind hundertfältig umschlungen von unendlich hin und her verschürzten Ranken netzartig ausgebreiteter Schlingpflanzen, und hängen herabgezogen bis in den rauschenden Strom. Das Blättermeer erscheint wie die gekräuselten Wellen der grünen See, und man weiß nicht ob die Mannichfaltigkeit der Farben, oder die der Formen größer ist. Ueber einem Gewirr zarter Gräserchen und federartig gefächerter Farren breitet sich das Riesenblatt der Aristolochia; wilder Wein und fast schwarzgrüner Epheu scheinen zu wetteifern um die Spitze einer hochaufgeschossenen Kanjaseiche zu erklimmen, die, über das allgemeine Blätterdach noch hinausragend, ihre prachtvolle Krone mindestens gegen 200 Fuß hoch emporhebt; wo die üppige Vegetation des feuchten Bodens Moose von solcher Höhe austreibt daß Mensch und Thier in liegender Stellung ganz darin verschwinden, da folgt als nächste Stufe darüber die millionenfach variirte Gräserwelt; mit dieser verwebt sich das saftige Grün des jungen Baumnachwuchses, und wo man — darüber hinaus — die Stämme der ehrwürdigen Urbewohner dieser unberührten Pflanzenregion erblicken würde, da ist der Raum durch einen compacten Körper Netz in Netz verflochtener Rankenknäuel ausgefüllt. Hoch oben dann das allgemeine Laubdach über dieser wuchernden Verwirrung, durch die nur die kletternden Papagaien und die Affen ihren Weg finden, die aber das Auge des Beschauers nicht zu durchdringen vermag!

Auch die westwärts strebende Civilisation machte Halt vor der starren Majestät dieser Urschöpfung. Die ersten Ansiedler dieser Gegenden, „die Pionniere des Westens," legten nicht ihre ohnmächtigen Werkzeuge an die mit tausendjährigem Moose grau bepounenen Pfeiler dieser undurchdringlichen Vegetation; sie machten es wie wir, sie schlichen sich auf den flüssigen Adern dieses Urweltskörpers, den Strömen des Westens, durch den Wald, der ihren Fortschritt hemmte, und erspähten in seinem Rücken lichtere Stellen um ihre Hütten zu bauen, und die grünen Prärienteppiche am Fuße der Waldregion, um ihr Vieh zu weiden.

Von der Mündung des Washitaflusses in den Red-River folgten wir an 30 Meilen weit aufwärts seinen Schlangenwindungen durch eine sumpfige Gegend, in welcher die Vegetation nicht weniger üppig, aber die Bäume minder groß waren. Der erste Ort wo sich menschliche Wohnungen beisammen fanden, war die „Stadt" Alexandria, auf ansteigendem Boden, inmitten einer ausgedehnten „clearing" (Lichtung). Man ist hier, besonders weiter nach Westen, gern bereit wenige Häuser, so wie sich nur ein Wirthshaus dabei befindet, für eine Stadt auszugeben. Jede Grafschaft (Provinz) der westlichen Staaten enthält selten mehr als eine Stadt, wenn jene auch an Ausdehnung manches europäische Fürstenthum übertrifft. Es findet sich unter den Blockhäusern eines „Weilers" dann eine Schenke, ein Gerichtshaus, eine Schule, und — ein Gefängniß; damit ist die county town fertig, und oft zählt ein solcher Flecken nach Jahresfrist von seiner Gründung mehrere hundert Häuser und anderthalb tausend Bewohner, wie z. B. Alexandria.

Zwischen dieser Stadt und Natchitoches (spr. Näckitosch), 55 Meilen weiter oberhalb, sind die Ufer wenig interessant; der Urwald ist mehr zurückgetreten, wechselnde Terrainwellen sind hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bewachsen, und der Boden erscheint steinig, was sich auch durch Strudel und

[1] Es sind immer englische Meilen, 4¾ gleich einer deutschen gemeint.

Schnellen im Flußbett zeigte. Wunderbarerweise hatten wir gerade hier entsetzlich von den Moskitos zu leiden; der Nachmittag war furchtbar schwül, und wir verkrochen uns fast sämmtlich hinter unsern Gazenetzen, so daß für Naturbeobachtungen keine Gelegenheit blieb. Nur Hr. Clissold, unser Sportsman par excellence, blieb auf der Gallerie am Radkasten, seine Büchse stets neben sich. Er hatte schon mehreremale nach Geiern und Opossums, den amerikanischen Eichhörnchen, gefeuert, aber bisher ohne Erfolg.

Wir fuhren eben am rechten Ufer hin, unter einer felsigen Bank, als Clissold rief: „Beim Jupiter, ein Bär!“ worauf auch sogleich zwei Schüsse fielen. Wir stürzten hinaus, und ich war in der That so glücklich zum erstenmal einen Bären in der Wildniß zu sehen; ein mittelgroßer brauner Petz, wahrscheinlich von der Schwüle gepeinigt, hatte im Flusse gebadet, und trabte nun, wie es schien unversehrt und seinen zottigen Pelz schüttelnd, in das Dickicht zurück.

Hr. Clissold war verschiedentlich verhöhnt worden; bald hatte er Fischottern, bald Biber, bald Condoren gesehen! Nun war es aber an ihm zu triumphiren, und mit großer Wichtigkeit putzte und lud er seine Büchse von neuem.

Bei Natchitoches, der größten Stadt West-Luisiana's, und der frühesten Ansiedlung westlich des untern Mississippi, jetzt von 2½tausend Bewohnern, legten wir für die Nacht bei, und waren nicht wenig erstaunt fast in Procession empfangen zu werden. Lt. Douelson erlaubte ein allgemeines Anslandgehen, und kaum waren zwei Stunden vergangen, so feierten die Bewohner von Natchitoches zwei große improvisirte Feste, man kann sagen, des ersten und des zweiten Salons, denn sie schienen nach Zugrundelegung einer solchen Eintheilung in zwei Lager geschieden.

Der erste Salon hatte einen Ball in Mr. Bodkins Union Hôtel, und ich muß feierlich betheuern daß — wenn auch die Costüme der Herrenwelt nicht nach unsern Ansichten elegant waren — doch die Damen an Toilette und Schönheit überall hätten in die Schranken treten dürfen! Wir waren äußerst vergnügt, und ein wahrhaft deutscher Charakterzug der westlichen Schönen erzeigte mir, dem Fremdling von weit her, die Ehre einer besondern Aufwerksamkeit!

Du glückliches, glückliches Land!! Das Feuer der Spanierin, die Grazie der Französin und das tiefe Gefühl der Töchter Anglo-Germaniens findet sich in deinen lieblichen Blumen edler Weiblichkeit vereinigt, so daß der Frauensänger mit dem persischen Dichter rufen würde: „wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es hier!“

Erst bei anbrechendem Tag kehrten wir, von der halben Bevölkerung begleitet, an Bord zurück, und nahmen für die desertirten Soldaten vier Freiwillige mit, und schließlich noch einen Halbindianer, einen ächten Backwoodsman (Hinterwäldler), der als „Pfadfinder,“ als Maulthierzähmer und Dolmetsch dringend empfohlen wurde.

So waren wir denn wieder ganz complet, und nach einem herzlichen Abschied von Natchitoches, und nach dem tausendfach uns abgenommenen Versprechen auf der Rückreise wieder vorbeizukommen, gieng es abermals stromauf. Bis hieher fanden sich am Red River von Zeit zu Zeit Blockhäuser von Holzschlägern, die für Dampfer das Heizungsmaterial vorbereiten. Oberhalb Natchitoches, wo die Frequenz auf dem Strom unbedeutend ist, obgleich derselbe noch auf 800—1000 Meilen schiffbar geschätzt wird, hörte diese Bequemlichkeit auf; und weil daher täglich ein längerer Aufenthalt gemacht werden mußte — Abends oder Morgens — um das nöthige Holz durch unsre Arbeiter schlagen zu lassen, so wurden von nun an damit kleine Ausflüge verknüpft, die indessen weniger Abwechslung boten als wir erwartet hatten.

Außer einer 11½ Fuß langen Schlange von der Constrictor-Species und einem großen Geier oder Adler, der auf dem Aase eines Prairiewolfes von Clissold geschossen wurde, sahen wir in den nächsten nichts neues, interessantes.

Nördlich von Sulphur Fork, einem rechten Zufluß des Red River, der aus schwefelhaltigen Quellen in den steinigen Prairien des nördlichen Texas entspringt, kamen wir in den Staat Arkansas, zur Stadt Lafayette, wo wir anlegten, ohne ein Opfer der Gastfreundschaft von dem ärmlichen Oertchen anzunehmen.

25 Meilen oberhalb dieser Stadt mündet links der Saline-Fluß, der ganz salziges Wasser führt, und dessen Quellen zum Theil aus der Region der heißen Quellen von Arkansas gespeist werden, einem 50 deutsche Quadratmeilen großen Landstrich, von den südöstlichen Verzweigungen des Ozark-Gebirges durchzogen; eine Region die künftigen Geschlechtern Schätze eröffnen wird, wenn der leichte Gewinn der Goldländer nicht mehr fließt. Hier lagen die letzten Hütten von Ansiedlern innerhalb der „Staaten,“ vor wenigen Jahren von einem gewissen Fulton angelegt, und nach ihm benannt. Eine Straße (d. h. ein Weg, dessen Richtung ohne allzu große Schwierigkeit zu verfolgen seyn mag) führt von hier aus quer durch das Innere von Arkansas, nach Little Rock, welchen Weg die Auswanderer nach dem nördlichen Texas gewöhnlich einschlagen, da mit jener Hauptstadt des Staates Arkansas regelmäßige Dampfschiff-Verbindungen nach New-Orleans unterhalten werden.

Wir erfuhren daß eine Karawane von Auswanderern vor einigen Wochen bei Fulton eingetroffen war; da die Leute aber Verluste an Zugvieh erlitten, so mußten sie die Hälfte ihrer Habe hier zurücklassen, in der Absicht zurückzukehren und das übrige zu holen, wenn sie eine neue Heimath gefunden haben würden!

Auf dem Ausfing nach einem Berg in der Nähe, von wo wir eine Fernsicht zu haben hofften, nahmen die HH. Lewis, White, Crawford, Clissold und ich die Begleitung eines Deutschen an (Prederow oder Predentow, war sein Name, aus deutsch Netkow bei Crossen an der Oder), der seit Jahr und Tag in Fulton als Stellmacher (Wagenbauer) arbeitete, und guten Verdienst hatte, da der Zug der Auswanderung immer mächtiger wurde, und die „große Straße“ von Arkansas manches Wagenrad und manche Achse zum Opfer forderte. Der junge Mann war aber niedergeschlagen; seine Frau entlief ihm mit einem andern, und er sehnte sich unendlich nach der Heimath zurück; jeden Shilling sparte er um dereinst seine weite Rückreise nach Europa bestreiten zu können, obgleich ein

drohendes Geschick seiner harrte, da er sich daheim dem Militärdienste früher durch die Flucht entzogen.

Nach 2½stündiger Wanderung auf Indianer- und Büffelpfaden, ohne Aussicht und ohne irgendetwas lebendes begegnet zu haben, erreichten wir den Fuß von Stony Hill (steiniger Hügel); derselbe bestand aus deutlich erkennbaren Schichten von buntem Sandstein, die sich von Nordwesten gegen Südosten allmählich aufhoben, und in einer breiten Stirnfront, wie die Schichten einer Wiener Torte, etwas nach Norden zu geneigt, über einander lagen, gleichsam eine Rampe bildend. Wir kamen von Südosten her an den Hügel, und standen somit an der schroffsten Seite desselben; ein Umweg von einer Viertelstunde führte uns an eine leicht zugängliche Stelle, und nachdem wir mit einiger Anstrengung durch einen wahren Schutzwall von wilden Brombeerranken uns einen Weg gebahnt, fanden wir die Besteigung des Hügels leicht; derselbe war mit Geröll bedeckt und niedrigem Buschwerk bewachsen, und wurde nach der Höhe zu fast ganz kahl. Große Steine lagen in solcher kreisförmigen Ordnung unter dem Kies und Schutt, daß Menschenhände hier thätig gewesen seyn mußten; zum Ueberfluß fand Clissold einen Feuerplatz, und ganz offenbar befanden wir uns auf einem früheren Lagerplatz der Indianer.

Die Aussicht war ausgedehnt, aber unergiebig. Wie von der Mastspitze eines Schiffes im Weltmeer man rings umher Wasser und über sich den Himmel erblickt, so hier: so weit das Auge reichte, gen Westen, Norden und Osten, ein unendliches, unbegränztes, abwechslungsloses grünes Meer von Wald. Fern im Nordwesten schien der Horizont blauer, und wie von niedrigen wellenförmigen Wolken umlagert; dieses konnten die Ojark- und Binnenberge seyn; zu erkennen war nichts, trotz meines vorzüglichen Carey'schen Fernrohrs. An verschiedenen Stellen des Waldes schwebte ein so dichter blauer Dunst oder Nebel in der Atmosphäre, daß man diese Stellen oft sehr undeutlich sah, während offenbar entferntere dem Auge erkennbarer waren. Nach unsres Begleiters Aussagen mußten an jenen Stellen größere Ansiedlungen liegen. Im Südwesten dagegen verlor sich das Grün des Waldes in so unbestimmte Schattirungen von gelb und grau, daß wir allgemein der Ansicht waren hier schon einen Fernblick auf die ausgedehnten Prairien des nördlichen Texas zu haben.

Clissold hatte am Boden nach Indianer-Reliquien umhergesucht, und als er dabei einen Stein umwälzte, fuhr er entsetzt zurück, denn eine riesige schwarze Natter mit einem feuerrothen Kopf bäumte sich darunter auf, und bereitete sich zischend zum Sprung. Ein Axthieb des Begleiters zerschmetterte sie, wühlte aber ein ganzes Heer von Scorpionen auf, und als wir nun vorsichtig noch andre Steine umwälzten, fanden sich noch zwei jener Copperhead-Schlangen, die mit Vorsicht erlegt wurden. Das giftige Gewürm machte uns den Aufenthalt nicht lieblich, und wir gaben die Idee, hier oben zu rasten, auf.

Hr. White hatte die Lage von Stony Hill unterdessen berechnet auf 33° 38′ nördl. Br. und 93° 45′ westl. L. von Washington; seine Höhe über das umliegende Terrain auf 271 engl. Fuß.

(Schluß folgt.)

Volkswirthschaftliches aus Schweden.

Selbst beim geographischen Unterrichte verweilen wir anderwärts viel länger und eingehender als bei Schweden und Norwegen, die doch durch ihren geistigen Fortschritt und ihre wirthschaftliche Entwicklung sehr wohl unsere Beachtung verdienen, und uns selbst in manchen Dingen als schönes Beispiel voranleuchten können. Und doch gebietet uns unsere Pflicht diese so wichtigen Länder nicht aus dem Auge zu verlieren, und von Zeit zu Zeit uns genauer mit ihren Zuständen und Fortschritten bekannt zu machen. Wir meinen hier nicht die politischen Vorgänge, da hierüber die norddeutschen Zeitungen kurze Berichte zu bringen pflegen; auch nicht die literarischen Bestrebungen, die ebenfalls von Zeit zu Zeit einer Uebersicht bei uns gewürdigt worden, sondern die volkswirthschaftliche Entwicklung Schwedens in neuerer Zeit, wozu uns eine sehr interessante Schrift Veranlassung gibt, welche das Ministerium ausarbeiten ließ um bei den Berathungen über Anlage von Eisenbahnen zwischen Stockholm, Gothenburg und Malmö als Grundlage zu dienen. Die Schrift hat den Titel. „Underdånigt betänkande af den för undersökningar angående stambanornas lämpligaste sträckning i nader tillförordnade Committé. Stockholm 1859" und enthält ein ebenso reiches als schätzbares Material in statistischer Hinsicht.

Da die Schrift als Vorstudie zu Eisenbahnzwecken dient, so beschäftigt sie sich besonders mit den anzulegenden Eisenbahnen und steht das statistische Material in Beziehung zu denselben. Hier tritt uns denn sofort eine Reihe kerngesunder volkswirthschaftlicher Grundsätze entgegen, daß wir Schweden fast darüber beneiden können, weil es bei der Anlage dieser neuen Verkehrswege nicht nur jeden Fehler vermeiden, sondern geradezu das trefflichste System adoptiren und einführen kann. Wir Deutschen in unserem vielzerrissenen Vaterlande haben von vornherein gar nicht daran gedacht in unser Eisenbahnwesen System zu bringen, und nicht einmal die wichtigsten mercantilen und strategischen Interessen dabei zu Rath gezogen. Wir verbanden da und dort einzelne Städte und Gegenden mit einander, ohne darnach zu fragen wie sich die einzelnen großen Linien zu einem Ganzen gestalten würden, und so sind denn die schönsten von der Natur gleichsam vorgezeichneten großen Routen entweder in der Anlage verfehlt oder zum Theil noch gar nicht vorhanden, oder wo sie jetzt nachträglich gebaut werden sollen, da stemmen sich wegen der verspäteten Anlage nur Schwierigkeiten entgegen, oder sind sie nicht mehr rentabel. Wäre z. B. seiner Zeit, wo man erst schlechtern an Eisenbahnbauten bei uns dachte, das große Project von J. M. nicht am Widerstand einiger Regierungen gescheitert, so führte jetzt die herrlichste Schienenstraße von

Bremerhaven über Cassel, das Werrathal, Bayern, den Brenner und durch das Etschthal nach Venedig, und würde sich reichlich rentiren, während jetzt die Regierungen die Werrabahn subventioniren müssen, damit nur ein mäßiger Zins bezahlt werden kann. Aehnliche Beispiele könnten noch mehr angeführt werden. Ganz anders in Schweden, das vielleicht das einzige Land ist welches von Anfang an seine Eisenbahnanlagen nach einem genau bestimmten, das Wohl des Ganzen im Auge habenden System auszuführen vermochte, so daß dieses System schon von vornherein als ein gesundes erscheinen mußte. Der erste Entwurf erfolgte im Jahre 1856 und wurde vom Reichstage genehmigt; das Detail ist aber erst inzwischen festgestellt worden, und gibt die angezogene Schrift die Gründe an, die überall dafür maßgebend waren. Da Schweden reich an Binnenseen, Flüssen und Canälen ist, so stellte man vorerst den Grundsatz auf daß die Eisenbahnen diese bloß an geeigneten Verkehrsplätzen berühren und quer durchschneiden sollen, aber durchaus nicht neben ihnen herlaufen und ihnen Concurrenz machen dürfen, und daß die Eisenbahnen überhaupt und vorzugsweise nur dazu bestimmt sind die Handelsplätze an der Seeküste mit dem Innern zu verbinden und noch fehlende Communicationen zu ersetzen. Die Wasserstraßen im Innern Schwedens sind von sehr bedeutender Ausdehnung, und die Canäle so tief und breit, daß selbst größere Dampf- und Segelschiffe bequem darauf gehen und den Transport großer Gütermassen leicht, rasch und billig ausführen können, so daß es eine große Thorheit wäre, wollte man durch parallel laufende Eisenbahnen diesen Schifffahrtsverkehr beeinträchtigen und selbst eine Concurrenz zwischen Schifffahrt und Eisenbahnen hervorrufen, während das angenommene System beide sich einander in die Hände arbeiten und prosperiren läßt. Hierzu kommt noch der Umstand daß der schwere und große Massen umfassende Export Schwedens in Holz, Metallen und Getreide besteht, der weniger einen schnellen als vielmehr einen billigen Transport verlangt, wozu die Wasserwege viel mehr geeignet sind.

In dem vorliegenden System ist jede derartige Concurrenz ausgeschlossen, und die Regierung verfab daher selbst das starkbevölkerte Westergothland nicht mit einer Eisenbahn, da die zahlreichen Wasserstraßen doch den Hauptverkehr behielten; sie zieht aber eine Bahn durch das weniger bevölkerte Smaland, weil sie darauf rechnen kann daß dort aller Verkehr sich der Eisenbahn zuwenden muß. Diesem Princip entsprechen die West- und Südbahn in ihrer ganzen Anlage. Erstere geht von Stockholm westlich an Södertelge vorüber bis in die Nähe des Wener-Sees, zieht dann südwestlich zwischen dem Wener und Wetter über den Götha-Canal, und führt über Skövde, Falköping und Alingbas nach Gothenburg. Die Südbahn trennt sich westlich von Norrköping von der Westbahn, berührt dann diese Stadt, überschreitet östlich vom Rusken-See den Canal, und zieht dann in südwestlicher Richtung an Linköping vorüber durch Smaland nach Malmö gegenüber von Dänemark.

Besonders vortrefflich sind die Gesichtspunkte gewürdigt welche der Ausführung des Eisenbahnsystems theils durch den Staat, theils durch Private zu Grund liegen, und die gegenseitigen Verhältnisse derselben regeln. Die Eisenbahnanlagen zerfallen in vier Classen. Die erste derselben umfaßt alle Stammbahnen, welche der Staat selbst ausführen läßt, da bloß ausnahmsweise und unter bestimmten Bedingungen Theile solcher Stammlinien an Privatgesellschaften überlassen werden können. Die zweite Classe begreift die Privatbahnen, welche in der Richtung der Stammlinien gebaut werden und vom Staat angekauft werden können; dieselben müssen hinsichtlich der Richtung und Spurweite mit den Staatsbahnen übereinstimmen, auch ganz gleiches Betriebsmaterial haben, so daß nur ein Ankauf seitens des Staats genügt um sie ganz zu Staatsbahnen zu machen und in das gleichartige Netz einzureihen. Zur dritten Classe gehören die unabhängigen Communicationslinien, welche Private bauen oder auch der Staat subventionirt, und die dazu bestimmt sind einzelne Theile des Innern mit einander oder mit den Wasserstraßen zu verbinden, wie z. B. die Bahn Gefle-Dala und andere kleinere Bahnen in den Bergbistricten. Hinsichtlich der Anlage und Einrichtung sind dieselben nicht an die allgemeinen Vorschriften gebunden, sondern richten sich vielmehr nach den localen Verhältnissen. Die vierte Classe endlich umfaßt alle jene Bahnen welche entlegenere Gegenden, Fabrikdistricte, Bergwerke oder waldreiche Punkte mit den Stammbahnen in Verbindung setzen, also Nebenbahnen sind. In ihrer Erbauung soll erst geschritten werden, wenn die Stammbahnen fertig sind und sich dann ein näheres Bedürfniß zeigt. Sie können ebenfalls vom Staat subventionirt werden; indem sie aber erst nach den Stammbahnen an die Reihe kommen, entziehen sie letztern nicht die Mittel und Arbeitskräfte, und kann man schon vor deren Anlage die Wahrscheinlichkeit ihrer Rentabilität ermessen. Als Seitenbahnen werden sie gleiche Bauart und Betriebsmaterial wie die Hauptlinien erhalten.

Den bedeutendsten Verkehrsweg Schwedens bildet der Götha- und Trollhätta-Canal, welche Gothenburg am Sund vermittelst der Binnen-Seen Wener und Wetter mit Stockholm verbinden. Der größte Theil Getreide, Eisen- und Holzwaaren aus Elfsborgs, Skaraborgs, Karlstads Län, dem Westen von Oerebro und Linköpings Län und dem Norden von Jönköpings Län wird auf dem Trollhättacanal ausgeführt, und die Zahl der diese Wasserwege passirenden Schiffe nimmt von Jahr zu Jahr zu. Durchschnittlich passirten jährlich den

Trollhätta-Canal.

	Schiffe.	Abgabe.
1839—43	3271	138,451 Rdlr Rmt.
1844—48	4720	194,192 „
1849—53	4774	219,846 „
1854—58	6241	285,958 „

Götha-Canal.

Schiffe.	Abgabe.
1468	82,654 Rdlr Rmt.
1678	107,356 „
2093	124,518 „
3058	201,195 „

Südlich von diesem Canal fehlen solche Verkehrsmittel

und existiren bloß die Landwege, weßhalb die Westbahn den Verkehr zwischen dem Trollhätta-Canal und Wetter-See, und die Südbahn jenen von Schonen vermitteln soll. Im Norden von den großen Seen fehlt es weniger an guten Verkehrsmitteln, indem Wermland die schiffbare Byelf und Klarelf, und die Kristinehamen-Eisenbahn besitzt, die wieder mit andern schiffbaren Seen und Bahnen nördlich bis zum Lngbau-See und östlich bis Karlskoga zusammenhängt. Im mittlern Theile des Landes bilden der Mälare und Hjelmare, der Strömholm-Canal und die Eisenbahn zwischen Oerebro, Arboga und Nora ausreichende Verkehrsmittel, und nur die Mitte von Södermanland und der Norden von Ostgothland und Oerebro Län liegen derselben etwas fern. Für Dalarne hat die im vergangenen Jahre vollendete Gefle-Dalabahn eine leichte Verbindung mit der See hergestellt.

Ueber die von diesem Schienennetze bedeckten Gegenden enthält die Denkschrift folgende interessante Data. Am dichtesten ist die Bevölkerung in Schonen, besonders in Malmöhus Län, wo mehrmals 8—9000 Einwohner auf der Geviertmeile leben. Auf Schonen folgt die etwa eine Meile breite Küstenstrecke von Blekinge, sowie der Süden von Kalmar Län, Halland und Bohus Län, ferner die Gegend in der Nähe der Göta-Elf, den Ebenen von West- und Ostgothland zwischen Warborg, Borus und Falbygden, und im Flachland von Nerike, wo 3—5000 Menschen auf der Geviertmeile wohnen. Zu Södermanland, Upland, Westmanland, Dalarne und Wermland sind längs der Wasserstrecken ebenfalls Gegenden mit 3000 Bewohnern. Zwischen anderthalb und 3000 Bewohner auf der Meile findet man im Norden von Schonen, in der Mitte von Smaland, in Westgothland, Dalsland, der Mitte von Södermanland, auf der Nordseite des Mälare, in der Umgegend von Upsala, am Wener-See und sonst noch an einigen Punkten. Dann folgt auf einer Reihe von Strecken eine Bevölkerung von nur 500—1500 Bewohnern; die weiten Strecken zwischen dem See Silja in Dalarne und Fryksdalen in Wermland haben kaum 500 Bewohner, und es liegen da sogar einige Quadratmeilen ohne alle Bewohner.

Auch über die Zunahme der Bevölkerung in den letzten 25 Jahren sind in der Denkschrift ebenfalls Angaben enthalten. Am stärksten, nämlich um 30 bis 40 Proc., nahm sie zu in Schonen, Blekinge, Theilen von Kalmar und Kronobergs-Lan, Dalsland und im Westen und Norden von Wermland. Zunahmen von 20 Proc. zeigten sich in Malmöhus, Kristianstads, Karlskrona, Kalmar, in einem Theile von Jönköping, Halmstads Bohus, Elfsborgs, Skaraborgs, Karlstads, Oerebro, Finspangs, Vralbo, Memmings, Göstrings, Wisofka, Lysings und auf einzelnen Strecken von Linköpings und Kopparborgs, Gestritlands und Gefleborgs Län. Zehn Procent und weniger betrug die Zunahme in verschiedenen Theilen des Südens und der Mitte des Reichs; aber auch bei Upsala und Westeräs-Län nur 2—6 Proc.

Bezüglich des Reichthums an Ackerbauproducten hebt die Denkschrift die erfreuliche Thatsache hervor daß die Zahl der Districte welche Getreide verkaufen alljährlich sich vergrößert, und die der kaufenden abnimmt. Uebrigens kaufen auch nur die dichtbevölkerten Strecken des südlichen Westgothland, und der Norden von Wermland und Dalarne größere Mengen von Getreide. Einen Ueberfluß von Ackerbauproducten liefern die Ebenen von Schonen, das Innere von Smaland, die Küstengegend von Kalmar, Halland und Bohus-Län am Kattegat; ferner die Umgebung des Wener-Sees, die Ebenen von Ostgothland zwischen der Ostsee und dem Wetter-See, das Thal des Mälare und Hjelmare und eine kleinere Strecke von Stora Kopparborgs-Län. Die übrigen Landestheile haben noch einigen Getreidebedarf. An Holz haben eigentlich nur Mangel der größere Theil von Elfsborgs und Skaraborgs-Län, Ostgothland, Upland und die Küste von Halland und Bohus-Län; auch müssen Striche von Smaland, Södermanland, Nerike und Westmanland noch etwas Holz aus der Nachbarschaft beziehen. In den Bergbaudistricten des Wener-Sees und Gefle sowie in einigen andern Gegenden wird der Ueberschuß an Holz zu Kohlen verwendet. Der Hauptexport von Holz concentrirt sich in Dalsland, im Westen und Norden von Wermland und Dalarne, da daselbst die Wasserstraßen den Transport von Flößen gestatten. Viel Bauholz findet sich auch im Norden und Westen von Jönköpings-Län, zwischen Elfsborgs-Län und Halland, im Süden und Norden von Ostgothland, einem Theil von Södermanland, den Gränzdistricten von Kalmar, Jönköpings, Kronoborgs, Karlskrona und Kristianstads-Län. Doch fehlt es in den letztern Gegenden noch zu sehr an guten Verkehrswegen und flößbaren Wasserstraßen.

Schweden ist bekanntlich reich an Eisenerzlagern, und der Hauptdistrict ist 15 Meilen lang und 6 Meilen breit. Er dehnt sich von Filipstad in Wermland bis Svärdsjö in Dalarne und Thorsäcers in Gestritland aus, und umfaßt auch den südlichen Theil von Kopparborgs-Län, den Nordwesten von Westeräs und den äußersten Norden von Oerebro. Von den 8,457,417 Centnern Eisenerz, welches ganz Schweden producirt, kommen 7,100,000 Ctr. oder etwa 84 Proc. allein auf diesen District, der wieder 3,084,000 Ctr. oder 80 Proc. der Roheisenerzeugung des ganzen Landes von 3,840,336 Ctr. liefert. Es verbleiben daselbst etwa 6,600,000 Ctr. Eisenerz und geht ½ Million Ctr. nach andern Orten ab. Etwa 1,350,000 Ctr. Roheisen werden zur Erzeugung von etwa 1,080,000 Ctr. Stangeneisen verwendet, so daß dieser District auch 37 Proc. der gesammten Stangeneisenproduction Schwedens, die 2,891,262 Ctr. beträgt, liefert. Die Denkschrift ist der Ansicht daß der Stand der Wälder eine erhebliche Steigerung der Production von Roh- und Stangeneisen nicht wohl erwarten läßt, wogegen aber eine solche von Erz in Aussicht steht, denn die Erzlager von Grangärde, Linde, Narborg und Nora liefern Erze von 50 Proc. Eisengehalt, und zwar zu billigeren Preisen als in allen andern Theilen des Landes; auch bestehen daselbst schon einige kleine Eisenbahnverbindungen, so daß die nun entstehenden Eisenbahnen die Erze überall hin billig fördern können, wo die Gegenden zum Hüttenbetrieb geeignet sind. Namentlich wird dieß da stattfinden wo auf leichte und billige Weise Steinkohlen aus dem Auslande bezogen werden können, und große Werkstätten

entstehen, die bedeutende Mengen von Roheisen consumiren. Andere Arten von Industrie und Fabrication kommen, außer einigen zerstreuten Etablissements, vornehmlich auf die Küstenstädte Gothenborg, Malmö, Landskrona, Karlshamn, Norrköping, Nyköping, Stockholm und Gefle, sowie im Innern auf Borås, Jönköping, Orebro, Karlstad und Eskilstuna. Bezüglich des Waarenhandels stehen Gothenburg, Stockholm, Gefle und Malmö obenan, und werden die Eisenbahnen für die Haupthandelsplätze ziemlich genaue Districte abgränzen. Die Einfuhr erfolgt vorzugsweise in Bohus, Stockholm, Malmöhus, Linköpings, Kalmar, Karlskrona, Gefleborgs, Helmstads, Kristianstads und Jönköpings-Län. Getreide wird hauptsächlich exportirt in Malmöhus, Bohus, Stockholms, Linköpings, Kalmar, Nyköpings, Halmstads, Kristianstads und Karlskrona-Län. Holzwaaren exportiren Gothenburgs, Kalmar, Gefleborgs, Stockholms, Linköpings, Halmstads, Karlskrona, Malmöhus und Kristianstads-Län. Die Hauptausfuhr von Eisen findet statt in Stockholms, Gothenburgs, Gefleborgs, Linköpings und Kalmars-Län. Den Haupthandel mit Vieh betreibt Smaland.

Die Telegraphen in Indien und nach Indien.

Die Fortschritte des Telegraphenwesens im britischen Indien im vorigen Jahr waren so erheblich und so ermuthigend, daß einige nähere Angaben darüber von allgemeinerem Interesse seyn möchten. Wir entnehmen sie dem General Report of the Administration of the several Presidencies and Provinces of British India during the years 1850—1859. Der Telegraphendrath erstreckte sich am Ende der Periode bereits über 1676 engl. Meilen, und verschiedene neue Linien waren im Plane und manche schon im Bau begriffen. Zu Cunur war eine Schule zur Unterweisung der Signalmacher errichtet. Es waren sehr wenige Klagen über Unregelmäßigkeiten oder schlechtes Betragen der untern Beamten eingelaufen. Von 23,394 Depeschen, welche in dieser Zeit durch Madras giengen, waren über ¾ nichtamtlich, und diese letztern immer die kostspieligeren. Man sieht daraus daß das Publicum sparsam ist, während die Regierung dreimal so viel als ein Privatmann ausgibt. Der Zuwachs der Benutzung des Telegraphen durch Privatpersonen 1858—1859 gegen 1857—1858 betrug 20 Proc., und die ganze Einnahme aus dieser Quelle allein 1855—1859 133,956 Rupien. Nahe ein Viertel der telegraphischen Depeschen war von Eingebornen aufgegeben. Wie diese dieses neuen und wunderbaren Communcationsmittels sich immer mehr bedienen, geht aus der Thatsache hervor daß der Ertrag im vierten Jahre um 30,162 Rupien stärker war als im ersten. Der ganze Ertrag während dieser Periode betrug über 2½ Lacs, während die ganze Ausgabe mit der Anlage wenig mehr als 3 Lacs betrug. Man verdankt diese günstigen Resultate vor allem Sir William O'Schaughnessy, der die Telegraphenlinie anlegte und bis zu seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach England leitete, unterstützt von Männern die das Geschäft kannten. Er hat die weisesten Maßregeln ergriffen die Inconvenienzen, welche aus unvermeidlichen Zufällen entstehen, auf ein Minimum zu reduciren. Die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Officianten sind nicht die einzige Quelle von Störungen die vorkommen; Gewitter, Stürme, Baumfall können auch die Communication unterbrechen. Anfangs war in der Regel ein eingeborner Lascar für je 10 engl. Meilen angestellt, sie zu inspiciren und vorkommende Schäden auszubessern. Diese Patrouillen zeigten sich aber sehr unwirksam; es sind daher diese Eingebornen alle entlassen und durch einen Stab europäischer und ostindischer Patrouillen zu Pferde ersetzt, die sich bei jeder Telegraphenstation befinden, und für welche alle 20 engl. Meilen dauerhafte Hütten erbaut sind. Zweimal die Woche machen sie die Runde in ihrem District, und bei einer Unterbrechung der Linie sind sie mit Draht und Handwerkszeug immer gleich am Platz den Schaden auszubessern. In 12 Stunden spätestens können sie eine Section von 100 engl. Meilen durchreiten und vorkommende Schäden ausbessern. An jeder gefährlichen Stelle, wie bei Flußübergängen, sind Hütten angelegt um die Verbindung während des Monsun zu sichern. Diese sind vor Ausbruch des Monsun mit Batterien und Vorräthen wohl versehen, so daß man alle Fälle vorbedacht hat.

Die Wichtigkeit dieser ebenso schnellen als billigen Telegraphenverbindung für die englische Regierung zeigte sich besonders während des Aufstandes 1857 und 1858, indem nur durch sie die Regierung so leicht in weiter Ferne mit ihren Beamten communiciren konnte. Nicht geringer ist aber anzuschlagen der moralische Einfluß den sie auf das Volk hat und die wichtigen Dienste die sie dem Handel leistet, da England mehr noch durch moralische und intellectuelle Ueberlegenheit als durch physische Gewalt Indien beherrscht.

Für England fast noch wichtiger ist die Herstellung einer Telegraphen-Verbindung nach Indien. Man hat bekanntlich schon eine durch das rothe Meer versucht. Dieser Versuch ist aber so gut als fehlgeschlagen, und man möchte eine submarine Leitung jetzt möglichst vermeiden. Nicht nur die Korallenriffe und die scharfen Ecken unsichtbarer Felsen durchschneiden den Draht, sondern auch die Bekleidung desselben leidet zu sehr durch das Seewasser. Nichts war daher magerer als die Botschaften die man aus Indien seit der Vollendung der Telegraphenlinie durch das rothe Meer erhielt. Sie waren völlig unerheblich oder gänzlich unverständlich, und der mangelhafte Zustand des Kabels zwischen Marseille und Malta, und der Mangel einer telegraphischen Verbindung zwischen dieser Insel und Alexandria verzögerte die Communication noch sehr, und die Schwierigkeit ein submarines Kabel auszubessern ist so groß, daß Monate und Jahre darauf hingehen können. Man denkt daher daran eine Telegraphenlinie zu Lande herzustellen. Zwischen London und dem persischen Meerbusen braucht sie nur zweimal, und immer nur ein paar englische Meilen unter Seewasser durchzugehen. Physische Hindernisse gibt es nicht, nur die Eifersucht der Franzosen und die Rohheit und der Fanatismus der Bewoh-

ner der Provinzen durch welche sie gehen müßte, hinderten bisher die Ausführung. Die Euphrat-Telegraphen-Compagnie glaubt aber jetzt diese Hindernisse beseitigen zu können.

Miscellen.

Ein Cornwalliser Bergwerk. Das Bollatacker Bergwerk in Cornwallis ist eines der merkwürdigsten in Großbritannien. Es liegt auf dem Cap Cornwall, in 280 Fuß Höhe, und hat eine Tiefe von 425 Fuß. Man kann sich nichts malerischeres denken als dieses Bergwerk, dessen Oeffnung auf einem Felsen am Ufer des Meeres ist. Um an diese Oeffnung zu gelangen, über welcher aus dem Kamin eines Hauses ein dichter Rauch emporsteigt, muß man eine im Gestein angebrachte Treppe erklettern, und auf rohen, aus neben einander gelegten Baumstämmen gebildeten, von Querhölzern, welchen die Witterung schnell ihre Festigkeit raubt, gestützten Brücken über Abgründe gehen. Auf dem schmalen Weg über die schwankenden Brücken steigen Männer, den Stock in der Hand, und schwer beladene Esel unablässig auf und ab, und geben der öden Landschaft Leben, während der Lärm der Maschine welche das Erz herausschafft an diesen Felsen, die einst nur das eintönige Echo des Meeres hören ließen, wiederhallt. Kopf und Fuß müssen fest seyn wenn man in dem Bergwerk auf- und absteigen will; man muß, ist man kein Bergmann, einen sehr erprobten Muth haben um in die tief unter den Meereswogen liegenden Gallerien hinabzusteigen. Im Grunde des Bergwerks zeigt der Fahrenheit'sche Thermometer 85° über Null (23½° R.). Die Bergleute arbeiten in dieser heißen Atmosphäre täglich 8 Stunden. Die Auszehrung nützt sie ab, der Uebergang von der Kälte in die Wärme, von der Wärme in die Kälte tödtet sie; selten erreichen sie das Alter von fünfzig Jahren. Könige und Fürsten haben Bollatac besucht. Bollatac ist in der That ebenso sehenswerth als eine ägyptische Pyramide. Die Arbeit zur Errichtung der einen ist nicht beschwerlicher als die Ausgrabung des andern. Nur haben die Pyramiden bloß zur Bergung der Todten gedient, während das Bergwerk einem ganzen Bezirk Leben gibt. Es hat in sechs Jahren nicht weniger als 28,000 Arbeiter beschäftigt. Die Arbeit ist äußerst schwierig. Zwanzig oder dreißig Männer können diese Gallerien, welche jetzt mehrere Meilen Ausdehnung haben, in einem Tag kaum einige Zoll weit ausgraben. Das traurige, düstere Laternenlicht, das Herabtröpfeln des Wassers, der Staub, der Lärm der Hämmer und Picken, die Gestein-Explosionen, all dieß bildet ein wirres Schauspiel für die Augen und Ohren des Besuchers. Außerdem sind ihm Hitze und Druck unerträglich. Es gibt einen Director der unterirdischen Arbeiten, einen Director der äußern Arbeiten und, über beiden stehend, einen Hauptdirector. Man findet in dem Bollatacker Bergwerk Hornblende abwechselnd mit Schieferschichten; Eisenerz, arsenisaures Eisen, Schwefelwismuth, Kobalt und Kupfer. (Journal pour Tous)

*

Kohlenverbrauch einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft. In der vor kurzem stattgefundenen Generalversammlung der Peninsular- und Orientalgesellschaft wurde der gesteigerte Preis der Kohlen erwähnt. Welche Bedeutung derselbe für die Gesellschaft hat, geht daraus hervor daß in Folge des ausgedehnteren Betriebes die Schiffe der Gesellschaft im letzten Jahre nicht weniger als 300,000 Tonnen Kohlen verbrannt haben, deren durchschnittlicher Preis an den verschiedenen Kohlenlagerplätzen der Gesellschaft jetzt 51 Sh. 7 Pence per Tonne beträgt, während noch vor zwei Jahren 200,000 Tonnen genügten, die damals nur 40 Sh. per Tonne kosteten. Die dadurch erwachsenden Mehrkosten betragen im Ganzen 379,750 Pfd. St. per Jahr, oder etwa 2,5 Mill. Thlr. Durch die Anwendung des überhitzten Dampfes hofft man eine wesentliche Ersparniß an Kohlen herbeizuführen, indem auf einer Fahrt von Southampton nach Alexandria und zurück dadurch gegen früher nicht weniger als 500 Tonnen Kohlen erspart wurden. (Mining Journal 1860.)

*

Elektrisches Licht mit Quecksilber erzeugt. Die Times berichtet über Versuche die der Professor Way mit einem neuen elektrischen Lichte angestellt, das noch viel glänzender als seine Vorgänger ist, und dessen Glanz und Weiße sich nur mit dem Sonnenlicht vergleichen läßt. Der Versuch fand am 17 Aug. an Bord einer Yacht statt, welche Portsmouth am Abend verließ, und von da erst nach Cowes und dann nach Osborne, der Residenz der Königin Victoria auf der Insel Wight, steuerte. Der am Vordermast aufgehängte Apparat strahlte dabei ein so reines, so lebhaftes und so glänzendes Licht aus daß die Lichter der Stadt und der zahlreichen Schiffe wie rothe Flecken auf einem schwarzen Grunde erschienen. Das Licht war so intensiv daß man es mit bloßem Auge nicht betrachten konnte. Sah man es durch ein gefärbtes Glas, so hatte es dennoch nur den scheinbaren Durchmesser eines Dreipennystücks (etwas kleiner als ein Silbergroschen). Dieses Licht wird durch die Einwirkung eines galvanischen Stroms auf einen dünnen herabfallenden Quecksilberfaden erzeugt. Das Quecksilber ist in einer Glaskugel, etwa von der Größe einer Apfelsine enthalten, und fließt daraus durch eine kleine Oeffnung aus, die höchstens die Dicke der allerfeinsten Nadelspitze hat. Dieser Quecksilberfaden fällt in eine untenstehende kleine Schale herab, aus der das Quecksilber endlich in ein darunterstehendes Sammelgefäß abfließt, von wo man es wieder in die obere Kugel zurückgießt, so daß dieselbe Menge ohne Unterbrechung zu demselben Zwecke verwendet werden kann. Sobald die Batterierähre einerseits mit der obern Kugel, anderseits mit der auffangenden Schale in leitende Verbindung gebracht werden, erzeugt sich das Licht, das natürlich augenblicklich erlischt, sobald die Verbindung unterbrochen wird. Das merkwürdigste bleibt dabei daß trotz der enormen Licht- (und Hitze-) Entwickelung das Quecksilber nur unmerklich verdampfen soll. (Breslauer Gewerbeblatt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. Augsburg, 28 October 1860.

Reise durch Mexico im Frühjahr 1860.

Der deutsche Spießbürger möchte geneigt seyn ein Kreuz zu schlagen bei dem Gedanken sein theures Leben dem gelben Fieber am Anfangs- und Endpunkte dieser Reise, oder den Räubern und Revolutionsbanden des Innern Mexico's auszusetzen, nicht zu reden von dem giftigen Geschmeiß, welches die Frühlingssonne der Tropen ins Leben ruft. Allein einem alten Practicus würde alle Würze einer solchen Tour fehlen, wenn es nicht auch Abwechslungen dieser Art gäbe, zumal einem Californier gehören die verschiedenen „Excitements“ zum Lebensgenuß.

Der englische Dampfer entführte uns am 21 April dem regen Treiben der 200,000 Seelen des herrlichen Havana, der stolze Moro, das Fort bei Principe und die schwankenden Palmen der die schöne Bay umgebenden Haciendas, das frische Grün des Paseo, die unabsehbare Reihe der zum Theil palastartigen Gebäude, und im Centrum die bewimpelten Masten der Schiffe aller Nationen, boten dem Auge eines der schönsten Panoramas. Stundenlang behält man die hügeligen Ufer Cuba's im Gesicht bis die Sonne wie eine feurige Kugel ins Wasser sinkt, und der Himmel im schönsten Farbenspiel, wie ein den halben Horizont bedeckender Fächer, den Schatten der Nacht die Thore öffnet; mit ihnen erscheint im fernen Süden das schöne Sternbild des Kreuzes, im fernen Norden der heimische kleine Bär, und durch diese transparente Atmosphäre der ganze Himmel so besäet von leuchtenden Gestirnen, daß mein bischen Astronomie sich im Unendlichen verlor; auffallend war mir als Laien besonders daß die Venus einmal das Centrum der Mondsichel einnahm (?), ein gewiß seltener Fall. [1] Das Meer war wie ein Spiegel, die Nacht angenehm kühl nach der Hitze des Tags, und die Unterhaltung mancher Weitgereisten ließ einen ungern gegen Mitternacht die Coje suchen, um gegen 5 Uhr wieder auf dem Verdeck zu seyn, denn der Sonnenaufgang übertrifft noch im abwechselnden Farbenspiel das abendliche Scheiden.

Manchen erscheint eine Seereise als langweilig, aber man unterhält sich so gut es geht, und begrüßt jede Abwechslung; auf dieser Fahrt gehörten dahin: ferne Segel, die das Schiff begleitenden Fische und Vögel, auch das plötzliche Läuten der Feuerglocke, welche, gottlob, nur einer Probe der Disciplin und Pumpen galt, ferner das Sondiren der Meerestiefe auf der Campechebank um den gefährlichen Felsen der Alacranes zu entgehen (dieser spanische Name für Scorpionen bezeichnet die Klippenreihe, welche schon zwei britische Dampfer verschlungen), da die Störung der Magnetnadel, sowie der starke Golfstrom oft alle Berechnungen umstößt. Am vierten Tage flog ein armes Colibrichen über unser Schiff, 50 engl. Meilen vom Land, welches das liebe Thierchen wohl schwerlich erreicht hat.

Ein weißer glänzender Kegel erhebt sich im Westen über den niedrig am Horizont hängenden Wolken, es ist der Vulcan von Orizava und bald darauf tritt der Leuchtthurm des Forts von Ulua, ja das ganze niedrige Ufer hervor, mit den vor Sacrificios ankernden Kriegsschiffen, den Festungswerken und der Stadt Vera-Cruz. Ein farbiger Pilote brachte den Dampfer nach seinem Ankerplatz im innern Hafen und unter die Kanonen des Forts. [1]

Dieser Haupthafen der mexicanischen Republik macht einen sehr traurigen Eindruck auf den Besucher, welchem das emsige Getreide in den nordamerikanischen Häfen noch im lebhaften Andenken ist, auf den Straßen wächst Gras, während Hunderte von Zopilotes (Aasgeiern) ungestört sich herumtreiben und gleichsam die Straßenpolizei versehen. Die zum Theil sehr schönen Häuser werden selten von innen oder außen gemalt, weil der Aberglaube den Spinnen Glück zuschreibt und ihr Gewebe daher nicht zerstört werden darf; große Schutthaufen zeugten ferner von dem Schaden welchen die Bomben Miramons bei der letzten Belagerung den Gebäuden zugefügt, und

[1] Nach Humboldt werden unsere Ur-Urenkel nach einigen tausend Jahren das Vergnügen haben das Kreuz des Südens zu schauen, ohne den heimischen Boden zu verlassen, wie unsere Vorfahren diesen Genuß vor 2900 Jahren hatten. Ein Trost, womit sich die Gegenwart begnügen muß.

[1] Ein Privilegium, welches außer den Kauffahrern jetzt auch die amerikanischen Kriegsschiffe genießen, in Folge der Hülfe welche sie der constitutionellen Partei geleistet haben.

die freundlichen Vorstädte sind von den Autoritäten selbst in Schutt gelegt worden um das Weichbild mit Kanonen bestreichen zu können, welche man vom Fort auf die neuen Erdwälle schaffte, denen als Palisfaden die Drähte des Telegraphen dienen mußten, womit ein Netz um die Stadt gezogen, nachdem die ganze Linie nach Jalapa zerstört war.

An die Stelle der drückenden Hitze des ersten Tages trat während der darauffolgenden eine angenehme Kühle, verursacht durch einen heftigen Nordwind (Norther), welcher an dieser Küste keinem Schiff erlaubt ein- oder auszulaufen, und der mir daher sehr erwünscht kam, da ich mich auf „Terra Firma" befand; wäre er einen Tag früher eingetreten, so hätte ich bon gré mal gré eine Tour nach Tampico machen müssen.

Die Deutschen haben hier einen Club gegründet, mit guter Bibliothek, sie sind großentheils musikalisch, und im Winter soll es nicht an Gesellschaften fehlen, während im Sommer die meisten Familien nach dem schönen Medellin, oder dem paradiesischen Jalapa ziehen. Ein Bad in der brausenden See, ein Spazierritt nach den von Miramon befestigt gehaltenen Höhen und ein Besuch am Bord der amerikanischen Kriegsschiffe (sobald es der hohe Wellenschlag erlaubte) waren angenehme Intermezzi des höchst einförmigen Vera-Cruzer Lebens, dem ich auch am dritten Tage Adios sagte, indem ich die erst kürzlich wieder eingerichtete Diligence benützte.

Von den sieben Leguas Eisenbahn konnten wir nur vier benutzen, da Miramon die Schienen zum Theil hat aufnehmen lassen, und statt der Locomotive nahm man Maulthiere, dann gieng es fort, auf der — seit der spanischen Zeit nicht renovirten — Heerstraße, welche theilweise in fürchterlichsten Zustande war, mit zerstörten Brücken und verlassenen Dörfern.

Die Thäler prangen im schönsten Grün des verschiedenartigsten Laubes, namentlich vieler Mimosen, fast ebenso groß sind die Varietäten der Cactaceen und Palmen; Ricinus mit seinen schön geformten Blättern gibt es in solcher Menge daß man die ganze Welt mit Palma-Christiöl daraus versehen könnte, auch die verschiedenen Gummibäume, Higueras (ostindische Feigen) und Bignonien zeigen hier ihre ganze Blüthenpracht, welche in dem himmlischen Jalapa ihren Culminationspunkt erreicht. Am Abend vorher hatten wir in dem traurigen Plan del Rio unser Nachtquartier im Wagen aufschlagen müssen, da alle Betten des Hôtels vergeben waren, und freuten uns daß der amerikanische Kutscher deßhalb schon um Mitternacht zum Aufbruch bereit war.

Die schöne alte Brücke „Puente-Nacional" hatte gottlob die Zerstörungswuth der sich bekämpfenden Parteien verschont.

Jalapa liegt schon mehrere tausend Fuß über dem Meer, der westliche Abhang der Sierra schüttet hier häufiger seinen befruchtenden Regen auf dieß liebliche Plateau als in den Hochebenen Mexico's, und so ergänzt alles im frischen Grün, während jede Hütte von Blumengärten umgeben, jedes Feld von wohlriechendem Florisfundio, der kleinen Jalapa-Rose, Oleander und Flieder eingezäunt ist. Alle Früchte der Tropen gedeihen hier zur Vollkommenheit, das Laub der verschiedenen Zapote-Arten, die Bananen und Palmen bilden herrliche Gruppen zwischen grünen Feldern und freundlichen Villen, dabei die prachtvolle Fernsicht nach dem Orizava, dem Cofre de Perote und dem Meer über wellenförmige Hügel und bewaldete Bergrücken. Der Ort selbst liegt wie ein Juwel, freundliche Wohnungen zwischen ewigem Grün, Anlagen der Spanier aus den brillantesten Zeiten ihres Handels, bewohnt von einem gutmüthigen Menschenschlage, bei dem sich das weibliche Geschlecht durch Schönheit und Liebenswürdigkeit besonders auszeichnet. Kein Wunder daß gar manches Durchreisende sich gedrungen fühlte auszurufen: „Hier laßt uns Hütten bauen!" und daß manche Familie, welche auf dem Punkt war Mexico gegen ihre Heimath zu vertauschen, sich hier niederließ als dem schönsten Punkte auf Erden. Das Klima gleicht einem ewigen Frühling, und Krankheiten sind fast unbekannt, man lebt hier nur um zu genießen, denn der Arme braucht hier nicht zu arbeiten, damit sein Garten ihn ernähre, und Wohlhabenheit, ja Reichthum sind das Erbtheil der meisten seiner Bewohner.

In einem solchen Paradiese fliegen die Tage gleich Stunden! Ich konnte nicht dem Beispiel andrer folgen, wie gerne ich auch dort meine Tage beschließen möchte, und so wartete ich nur bis alle meine Reisegefährten weiter geeilt waren, um die Diligence zu benützen, sobald ich einziger Passagier war, in der Voraussetzung daß die „Señores Ladrones" es nicht der Mühe werth halten würden sich eines Individuums wegen zu bemühen. Die Richtigkeit dieser Hypothese fand sich dann auch bewährt, denn während alle Diligencen ausgeplündert wurden, war ich der einzige welcher während zweier Monate unberaubt die Hauptstadt Mexico's erreichte. [1]

Der Weg von Jalapa nach Perote führt durch eine malerische Gegend mit den herrlichsten Fernsichten, von dem sich bis auf 9000 Fuß erhebenden Bergrücken, über welchen die Landstraße führt. Die Vegetation nimmt einen mehr norddeutschen Charakter an, denn fast nur Fichten und Tannen wachsen zwischen den enormen Lavablöcken, welche vor Tausenden von Jahren dem Cofre entflossen, dessen Spitze hoch über den Wolken wie ein großer Kasten erscheint — daher sein Name. Von Bäumen der gemäßigten Zone findet man dort nur den Madroño oder Erdbeerbaum, und einzelne Gruppen immergrüner Eichen.

Die Stadt Perote mit ihrem gut befestigten Fort liegt schon in dem Plateau von Puebla, und enthielt zur Zeit eine starke Garnison der Kirchenpartei, welche als östlichste Punkte ihres Gebietes diesen Ort und Jalapa besetzt hält.

Es war herrlicher Mondschein, welcher Abends die schöne Bevölkerung ins Freie lockte um der vortrefflichen Regimentsmusik zu lauschen. Bei einem Besuch des Forts ließ man

[1] Viele Diligencen wurden zwei-, drei-, ja viermal an einem Tag beraubt; ein solches Schicksal widerfuhr den Passagieren welche Puebla am Tag vor meiner Ankunft erreichten, wobei ihnen erst ihr Geld, dann ihre Bagage und endlich ihre Kleidungsstücke, Stiefel, Rock und Hut abgenommen wurden; bei einem weitern Ueberfall gibt es entweder Hiebe, aus Verdruß über die Täuschung, oder die Passagiere werden mitgeschleppt, um ein Lösegeld zu erpressen, wie dieß namentlich in der letzten Zeit von den Pronunciados geschehen ist.

mich ruhig hinein aber nicht heraus, bis der Commandant erschien, und in mir einen ungefährlichen Reisenden erkannte, dessen Botanisirbüchse nicht zu fürchten war.

Der Weg nach Puebla führt durch eine von fernen Bergen begränzte Ebene, aus der sich einzelne vulcanische Kegel erheben; in vorgeschichtlichen Zeiten war dieß gewiß das Bett eines großen Sees, von dem jetzt nur einzelne Süß- und Salzwasser-Teiche bestehen, zum Theil durch Bäche verbunden, welche den zahlreichen Haciendas (Gütern) das nöthige Wasser liefern, um die enormen Quantitäten Getreide und Mais bauen zu können, welche hier namentlich für die Küste gezogen werden; auf den trockenen Höhen sieht man die ersten bedeutenden Maguey-Pflanzungen (eine Aloë-Art, welche den berauschenden Pulque liefert) und kugelrunde kurzbeinige Schweine liefern den Poblanern das zur Seifensiederei nöthige Schmalz, aber miserable Schinken, ihr Haupthandel.

Puebla, eine Stadt von 80,000 Einwohnern, am Fuße des Malinche (nach Cortes indianischer Gemahlin so benannt), ist wegen seiner vielen Klöster und Kirchen nicht weniger als wegen der schönen Poblanerinnen berühmt, welche am Abend der Vollmond ins Freie lockte. [1] Zu vielen Hunderten sah ich dieselben im größten Putze, theils auf den die Plaza umgebenden Bänken sitzend, theils spazierend, alle im bloßen Kopfe, ihr schönes Haar geglättet, mit Ausnahme einer Französin, deren modernes Hütchen nicht als Verschönerung erschien; die Musik war auch hier sehr gut und lieferte den Beweis daß es den Mexicanern nicht an Talent fehlt.

Die nächste Tagesreise brachte uns über den das Thal von Anahuac einschließenden 10,000 Fuß hohen Gebirgsrücken nach Mexico's Hauptstadt, zur Linken die schneegekrönten Vulcane Popocatepetl und Iztaccihuatl, im Thale reizende Dörfer zwischen den Seen von Chalco, Xochimilco und Tescuco, dann über die vier Leguas lange Calzada (einer der früher durch den See führenden, jetzt nur noch Wiesen berührenden Dämme). Bevor wir das Thor erreichten, ward die Diligence durch Lagarde (Miramons Adjutanten) angehalten und mein Gepäck aufs genaueste (sogar meine Taschen) untersucht, da der Regierung telegraphirt war, ein Fremder mit vielen Papieren sey durch Puebla gekommen, man hoffte nämlich versiegelte Briefe zu finden, worauf eine Strafe von 4 D. per Brief steht, wagte aber nicht die Siegel verschiedener diplomatischer Depeschen, deren Träger ich war, zu erbrechen.

Mit Herzklopfen betrat ich wieder diesen Ort, wo ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht habe. Trotz der ewigen Revolutionen fehlte es nicht in Mexico an einigen Fortschritten, zwei Eisenbahnen, verschiedenen Verschönerungen, aber dasselbe Elend in den Vorstädten, dieselbe Indolenz der Bewohner, dieselbe Bigotterie. Auch die Evangelistas (öffentliche Schreiber) saßen noch an ihrem alten Platze, sich von den Schönen de médio pélo Liebesbriefe dictiren zu lassen.

Die höhere mexicanische Geistlichkeit sowie die durch Wucher (Agiotage) sich bereichernden sogenannten Notabilitäten, zündeten hier vor drei Jahren die Fackel der Revolution von neuem an, um ihre Schätze und Privilegien zu retten welche sie durch die neue Constitution bedroht glaubten, ihre ungeheuren Reichthümer haben ihnen die Mittel gewährt Armeen zu schaffen und diesen Bürgerkrieg bis jetzt flammend zu erhalten; es ist der Krieg dreier Städte, Mexico's, Guadalajara's und Puebla's und seiner Dependencias gegen das ganze Land, da alle Fäden in Händen der liberalen Partei sind.

Fragt man nun wie dieß möglich ist? so kann man leider nur antworten daß das Centrum nicht nur durch Reichthum, sondern auch durch Intelligenz, Muth und Thätigkeit repräsentirt wird, während auf der liberalen Seite auch nicht ein hervorragendes Talent zu finden ist, ja zum Theil ächt mexicanische Indolenz herrscht, welche es vorzieht jeden Tag für sich selbst sorgen zu lassen; daher ihr passives Verhalten und das Nichtverfolgen errungener Vortheile, trotz der Tapferkeit des gemeinen Soldaten; daher die allgemein herrschende Anarchie.

In jedem anderen Lande würde ein fünfzigjähriger Bürgerkrieg alle Welt ruinirt haben, die Mexicaner haben aber schon seit 1810 fast ununterbrochen das Schwert in der Hand, und die Felder prangen nach wie vor im schönsten Grün, der Wohlstand hat nur theilweise gelitten, denn ein Jahr des Friedens reicht hin um die geschlagenen Wunden zu heilen und das Verlorene zu ersetzen, so fruchtbar ist ihr Boden, so reich sind ihre Minen, so gering ihre Bedürfnisse.

Nur die augenblickliche Gefahr vermag den Mexicaner zu afficiren; ich fand die Paseos gedrängt voll schöner Equipagen, die Theater fleißig besucht, Bälle und Concerte, als wenn der ewige Frieden herrsche, während ein Präsident den andern entführte und Mexico eigentlich ohne alle Regierung war. Glückliches Volk, dessen heiterer Sinn nur der Gegenwart zugewandt ist!

Während die Umgebung der Hauptstadt den Incursionen der Guerilla-Banden ausgesetzt war, beschäftigte man sich mit Projecten, den großen Salzsee von Tescuco trocken zu legen und die colossale Anlage einer Eisenbahn von Veracruz nach Acapulco wieder aufzunehmen. Dr. Manuel Escandon, dem für die letztere das Privilegium geworden, hatte durch Zerstörung seiner Werke von Veracruz wohl an eine Million Dollars verloren, dieß verhinderte ihn aber nicht, sich für mehrere hunderttausend Dollars in Tacubaya ein herrliches

[1] Die Nationaltracht der Poblanas besteht aus einem goldbrochirten weiten Rocke, der mit einer schwalbenreihen chinesischen Crep-Schärpe (Banda) um ihre schlanke Taille befestigt ist, darunter weiße gestickte Enaguas (Unterröcke), welche zuweilen ein bischen hervorgucken, seidene Strümpfe und Schuhe zeigen die schöne Form des Beines und des niedlichen Fußes, den Busen bedeckt ein feines leinenes Hemd mit sogenannten Bandas (eine sehr mühsame Nadelarbeit) verbrämt, während ein mit Gold oder Silber durchwirkter seidener Rebozo (eine Art Schawl) den halben Kopf und Oberkörper bedeckt, indem ein Ende über die linke Schulter geworfen wird. Die Rebozos werden im Lande gemacht und kosten bis 100 D. Die Damen brauchen oft drei paar Schuhe am Tage, da dieselben ihrer Zierlichkeit wegen nur für einen Kirchengang oder Besuch dienen. Die ärmeren Classen sind alle auf diese Weise gekleidet, aber von geringerem Material und ohne Strümpfe, die leichteren langen jetzt leider auch an (Tunicas) Kleider nach europäischem Style zu tragen, worin die unglückliche Mode schuld ist.

Landhaus zu bauen, dessen Gartenanlagen wohl in ganz Amerika ihres Gleichen suchen, auch wurde er, wie Lyperena und andere Capitalisten mehreremale arretirt, weil sie sich weigerten die bei den beliebten Zwangs-Anleihen von ihnen jedesmal verlangten 20—30,000 D. zu zahlen. Früher waren die Fremden hiervon befreit, die französischen und englischen Minister-Residenten gewährten aber neuerlich der Regierung das Recht solcher Contributionen.

Da der directe Weg über Cuernavaca nach Acapulco von den Pronunciados besetzt war, so schlug ich den über Toluca ein, wohin täglich vier Diligencen fahren. Die Concurrenz der verschiedenen Linien hatte die Passage auf einen D. herunter gedrückt nebst einem halben Peso für Escorte. Den Bulcan von Allisco zur Linken lassend erreicht man die Höhen der Cruces, wo ein Kreuz den Punkt bezeichnet von wo der Padre Hidalgo 1810 die Stadt Mexico bedrohte, nachdem er mit seinen 100,000 Indianern den damaligen spanischen Vicekönig aufs Haupt geschlagen. Auch hier war es der Erzbischof welcher durch Drohung mit Excommunication die ärmere Geistlichkeit und deren Gefolge einzuschüchtern wußte, wodurch der Indepentendenkrieg erst 1822 sein Ende erreichte, nachdem er Hunderttausenden das Leben gekostet.

Nach fünfstündiger Fahrt erreicht man das Plateau von Toluca, bewässert durch die Quellen des Lerma, welcher fast ganz Mexico durchschneidet, beim Austritt aus dem großen Chapala-See den Namen Rio de Santiago annimmt, und in der Nähe von San Blas sich in den stillen Ocean ergießt. [1]

Dieses schöne 8000 Fuß hohe über dem Meere gelegene Thal ist gleichfalls von Gebirgen eingeschlossen, deren höchste Spitze der schneegekrönte Vulcano de Toluca ist (14,750 Fuß u. d. M.), es enthält blühende Ortschaften und ist im ganzen gut bebaut, ja es liefert trotz seiner Höhe den besten Mais, welcher sich jahrelang hält, während der der Tierra Caliente schon nach sechs Monaten durch Motten werthlos wird, [2] Von hier muß man seinen Weg zu Pferde fortsetzen, nach den Minengegenden von Zacualpan, Temascaltepec, Istapan Anganguco, Tlalpujahua oder Oro (im Westen und Norden des Thals gelegen), seit 1814 von unternehmenden europäischen Compagnien abwechselnd bearbeitet. Wie durch schlechte Verwaltung oder Mangel an Geldmitteln nach und nach alle diese Unternehmungen eingestellt werden mußten, ist bekannt, und daß die gemachten Erfahrungen den jetzigen Besitzern zu gut kommen, welche zum Theil bedeutende Ausbeute liefern. Vor der gegenwärtigen Revolution mußte alles Silber nach der Münze der Hauptstadt gesandt werden um geprägt wieder zurückzufließen, jetzt bildet aber das Gebirge die Gränze der kriegführenden Parteien, und die constitutionelle Regierung gönnt den Conservativen nicht die gesetzlichen Abgaben, weßhalb die Barren nach der Küste transportirt werden müssen. Ich fand Gelegenheit mich einer dieser Conductas anzuschließen. Einige Tage weilte ich in einem dieser Minendistricte, die großartigen Werke anstaunend welche über und unter der Erde errichtet sind um das Erz zu fördern und durch Schmelzen und Amalgiren das Silber metallisch darzustellen.

Endlich setzte sich der lange Zug in Bewegung, hundert beladene Maulthiere und eine Escorte zuverläßiger bewaffneter mexicanischer Diener (Mozos), von denen jeder zwei Pferde mit sich führte, bildeten eine ganz respectable Karawane.

Das Bergwerk von Anganguco ist 9000 Fuß hoch gelegen (Tierra Fria), es besteht aus einem Hauptthale mit vielen Nebenthälern (Barancas), deinen die für den Betrieb so nöthigen Bäche entfließen, die Höhen sind dicht bewachsen mit Tannen, Fichten, Cedern, immergrünen Eichen und dem verschiedenartigsten Untergebüsche, die Ebenen sind gut bebaut, und ein reges Leben bezeichnet den Einfluß der hier ansäßigen Fremden.

Der Weg nach der Küste ist gewissermaßen ein fortwährendes Bergabsteigen, dessen man übrigens kaum gewahr würde, zeigte nicht häufig der Ritt weniger Stunden eine ganz andere Vegetation. Durch schattige Wälder und von Hügelreihen durchschnittene große Thäler, über steile Abhänge und durch das Bett zum Theil trockener Flüsse und Bäche führt die Landstraße, zu deren Verbesserungen nur an wenigen Punkten Hand angelegt worden. Die erste Tagreise führt durch das Thal von Tajimarva mit einem Klima der Tierra templada, zur Rechten der Vulcan von San Andres, dicht bewaldet mit allen Schattirungen des Grüns; [1] dann wieder durch Fichtenwälder und zuletzt über ein Plateau, dessen Vegetation baumhohes Heidekraut (hier Retama genannt, mit gelben Blumen), Cactus-Arten, Mesquite (woraus Gummi Arabicum gewonnen wird) und Gummibäume bilden.

Die Schilderung eines Nachtquartiers mag für alle dienen. An den meisten Orten findet man einen großen eingeschlossenen Raum, wo hinein man die Thiere treibt (Corral, dem sich in Städten das Meson anschließt); es werden Wachen ausgestellt, die kostbare Fracht aufgethürmt, die Artilleras ausgebreitet (ein aus der Aloefaser bereiteter grober Stoff), auf welchen

[1] Im Magazlan hat sich kürzlich eine Compagnie gebildet, um diesen Hafen mit jenem Zitufle durch einen Canal zu verbinden, welches vermittelst der an der Küste sich erstreckenden Salzlagunen leicht zu bewerkstelligen ist.

[2] Die Stadt Toluca ist noch durch den Manita-Baum (indianisch Macpalaochtli) berühmt, der einzige bekannte seiner Art, von welchem einige Ableger nach dem Jardin des Plantes in Paris geschafft, sowie im botanischen Garten Mexico's gepflanzt worden, die Blume hat die Form der fünf Finger der Hand. Bonpland sagt in seinen „Plantes Equinoziales," daß der Cheirostemen plataneides der Wälder Guatemalas dem Manita-Baum ähnlich sey, führt aber den von Toluca des Jahres 1801 einzig in seiner Art an.

[1] Dieß ist der einzige von mir besuchte Vulcan bei dem noch eine unterirdische Thätigkeit sichtbar ist, der Krater bildet ein kochendes Schlammbett, die Erde hat an den Seiten viele Spalten, denen Schwefeldämpfe entsteigen, welche sich in Krystallen dort ansetzen, und auf einem der Abhänge finden sich warme und kalte Quellen des klarsten Wassers, welche die Badelustigen von nah und fern anziehen. In der Nähe des San Andres bei Sinapecuaro ist ein förmlicher Steinbruch von Obsidian, von den Indianern vor der Eroberung bearbeitet am Pfeil- und Lanzenspitzen wie Messer zu gewinnen; ein ähnlicher Obsidiangang befindet sich in der Nähe von Real del Monte, der Cerro de los Pelados, und nach Humboldt Cerro de las Navajas (Messerberg). Bei Teotihuacan in der Nähe von Mexico findet man die alten Schlachtfelder noch jetzt von diesen Obsidian-Spitzen wie besäet.

man den Mais zur Fütterung schüttet; Abends beleuchten die Ocotefeuer die verschiedenen sich lagernden Gruppen (Ocote ist eine an Terpenthin sehr reiche Fichtenart), ein jeder sucht sein Mahl in einer benachbarten Fonda, oder bereitet es sich selbst (was nur an wenigen Orten nöthig war), und wirft sich endlich ermüdet auf seine Manta, den Sattel als Kopfkissen, sich einhüllend in die vielfarbige Serape (wollene Decke mit einem Loch in der Mitte um den Kopf hindurchzustecken), und ehe der Morgen graut, ist man schon wieder zu Pferde, um den brennenden Strahlen der Mittagssonne so viel als möglich zu entgehen. Was mich persönlich betrifft, so war ich mit einem guten Bett und hinreichendem Proviant für die ganze Reise versehen.

Am nächsten Tage stiegen wir hinab in das schöne Thal von Queréndaro, zur Rechten eine unübersehbare Ebene mit der Laguna von Araron (wo das feinste Salz gewonnen wird); unser Weg führte links durch Indeparapeo, und ein fruchtbares Thal nach der Hauptstadt des Staates Michoacan, Valladolid, jetzt Morelia genannt, zu Ehren des Freiheitshelden Morelos. Zur spanischen Zeit schätzte man die Einkünfte dieses Bischofssitzes auf 100,000 Dollars jährlich, und obgleich diese Revenüen seitdem durch Abschaffung der Zehnten sehr verringert wurden, so enthielt die Kathedrale doch noch ungeheure Reichthümer, bis die jetzige liberale Regierung für 400,000 D. Silber an Leuchtern, Geländern ꝛc. daraus entfernte; ungefähr die Hälfte dieser Summe nahm General Blanco, in Barren geschmolzen, vor zwei Jahren mit nach Tacubaya bei jenem unglücklichen Feldzuge gegen Mexico, und Miramon confiscirte dieselben trotz ihres kirchlichen Ursprungs für den Staat, als man sie (an einem gewissen Orte verborgen) im Hause des amerikanischen Gesandten entdeckte.

(Schluß folgt.)

Die Granate im Alterthum.

Die Frucht des Granatbaumes, *ῥοιὰ*, dialektisch auch *οἰδη* genannt, war eine der beliebtesten Speisen, welche die Griechen zum Nachtisch zu verzehren pflegten (Athen. deipnos X, p. 420 XIV, p. 560 f.). Mit Granaten, Mandeln, Wallnüssen, Haselnüssen und anderem Knupperwerk eine leckere Tafel zu beschließen, war alte griechische Sitte, die sich zäher als mancher andere viel lobenswerthere Brauch von den Tagen eines Solon und Themistokles bis tief in die Zeiten der Römerherrschaft hinein erhalten hat. Schon bei Homer taucht die Granate neben Feige und Olive als eine gewöhnliche Baumfrucht auf, und man wird annehmen dürfen daß sie, falls sie nicht von Anfang an auch im südlichen Europa wild gewachsen ist, bereits im grauen Alterthum durch griechische Volksstämme von Kleinasien in unsern Welttheil mitgebracht worden sey. Zum mindesten scheint es mir eine ganz verunglückte Hypothese Hüllmanns, wenn er in seiner Handelsgeschichte der Griechen S. 110 die hesperidischen Aepfel für Granatäpfel erklärt, als ob die Granatäpfel nicht schon in den frühesten kleinasiatischen Wohnsitzen der Griechen sich vorgefunden hätten, und als ob sie überhaupt solche Eigenschaften besäßen, daß man sich jemals hätte versucht fühlen können sie zu den goldenen Wunderäpfeln im Hesperidengarten zu stempeln (Apollodor. II, 5, 11.).

In Vorderasien, woher also wohl die Granate des europäischen Hellas stammte, gedieh sie, von Klima und Bodenverhältnissen begünstigt, in vielen Gegenden vortrefflich. Florentinus sagt (Geoponic. X, 29), sie liebe eine ziemlich hohe Temperatur und wasserarmes Land; und in der That treffen diese beiden Bedingungen zu in Kilikien, wo nach Theophrasts wiederholten Aussagen (Theophr. causs. plant. I, 9, 2. II, 13, 4. V, 3, 3. hist. plant. II, 2, 7. 10) eine eigenthümliche Sorte von delicatem Geschmack wuchs; in Pamphylien, wo die Stadt Side vom Granatenreichthum ihren Namen trug, und darum auf ihren Münzen den Granatapfel als Typus zu prägen pflegte (Eckhel, Discipl. num. I, 3, 14, 16. Grässe, ant. Münzk. Tf. XLIX, 8. L, 4.); in Lykien, wo besonders die betriebsame Seestadt Phaselis in diesem Handelszweig speculirt zu haben scheint, und wo noch heute ein berühmtes, in diesem Jahrhundert wieder aufgefundenes Kunstdenkmal, das sogenannte Harpyienmonument von Xanthos, uns lehrt daß hier einst in der Denkweise des Volkes dem Granatapfel eine mystisch-allegorische Bedeutung zukam als Zeichen der neue Keime enthaltenden Reife und Vollendung (Overbeck, Gesch. d. griech. Plast. I, 140, 141). Ferner waren große Partien Phrygiens durch ihre natürliche Beschaffenheit sehr einladend für Granatcultur, und es nimmt uns deßwegen auch nicht Wunder wenn wir bei dem pompösen Kybelecultus der Phrygier Granatzweige und Granatäpfel eine auffallende Rolle spielen sehen (Müller und Oesterley, Denkm. alt. K. II, 63, 817). Ebenso waren die höher gelegenen Striche Lydiens und Mysiens, namentlich die Gegenden des Tmolosgebirgs und des mysischen Olymps durch ihren Granatenreichthum ausgezeichnet (Theophr. hist. plant. IV, 5, 4.). Vielleicht daß aus Lydien oder Phrygien jene alte äsopische Fabel stammt, in der sich Granat- und Apfelbaum darüber zanken, welcher von beiden der fruchtbarste wäre, bis endlich der niedrige Dornbusch auftrat und sagte, sie sollen stille seyn (Fabul. Aesop. ed. Halm 385.). Auch im Innern Vorderasiens, wo jene beiden von Florentinus aufgestellten Bedingungen, trockener Boden und warmes Klima, so vielfach zutrafen, gedieh die Granate vortrefflich (vgl. Herodot IV, 143. VII, 41.), namentlich konnte man in den Prachtgärten der persischen Grossen, den sogenannten *παραδείσοις*, oft wahre Riesengranatäpfel anstaunen (Aelian. var. hist. I, 33.).

Wie die Bewohner Kleinasiens, so waren auch die Inselgriechen der Granatcultur zu allen Zeiten eifrig ergeben. Wir hören es von Cypern (Wachsmuth, hell. Alterth. I, 107.), dessen Früchte selbst nach Athen ausgeführt wurden, von Samos, welches nach Plinius Zeugniß (hist. nat. XIII, 19, 112.) eine eigene Art besaß, von Lesbos, dessen Granatgärten der Hirtendichter Longus erwähnt (pastor. 4, 2), von Kreta, das sich ebenfalls einer eigenthümlichen Sorte rühmte, die

von einem Sohne der Insel, Pranenes, den Namen Pranenische Granate trug (schol. Nicand. Alexipharm. 490.); endlich noch von Keos und Naxos (Wiskemann, ant. Landw. 9.), deren Granaten in dem nahen Athen auf guten Absatz rechnen konnten.

Eine Hauptstelle unter den ausländischen Sorten, die nach Athen und Rom kamen, haben aber besonders die afrikanischen Granaten eingenommen, und zwar bei den Griechen mehr die ägyptischen (Theophr hist plant. II, 2, 7, 10. causs. plant. I, 9, 2. II, 13, 4. V, 3, 3.), bei den Italienern dagegen die carthagischen (Plin. hist. nat. XIII, 19, 112. XXIII, 22, 188. Martial. epigr. XIII, 42, 43.), weßhalb ja die Römer der Frucht nur ausnahmsweise den Namen granatum gaben, und sie in der Regel „punischen Apfel" malum Punicum titulirten.

Indessen wäre es ganz unrichtig aus dieser letzten Thatsache zu folgern daß die Römer überhaupt eigentlich so gut wie keine Granatcultur auf italischem Boden getrieben hätten. Vielmehr erfahren wir aus der landwirthschaftlichen Schrift des alten Cato, daß schon zu seiner Zeit auf den italienischen Villen die Pflege des Granatbaumes ganz gewöhnlich war (Cat. de re rust. 133.). Plinius kannte nicht weniger als 8 verschiedene Sorten, und aus Columella (V, 10.) und Palladius (III, 29. IV, 10) sieht man daß ihre Cultur ein Hauptgegenstand der italienischen Landwirthschaft immer geblieben ist. Namentlich aber zeichnete sich die nähere Umgegend der Hauptstadt während der Kaiserzeit dadurch aus daß sie sich auf feine Sorten dieses Baumes legte. Ein besonders schöner Granatbaum in der sechsten Region der Stadt mag die Veranlassung dazu geworden seyn daß man jenen Platz ad malum Punicum, „zum Granatbaum" benannte (Sueton. Domit I.). Nach Martial wurden sogenannte apyrini, d. h. kernlose, richtiger aber (vgl. Senec. epist. 85, p. 281.) weichkernige Granaten 10 Meilen von Rom im ager Nomentanus gezogen, und in einem andern Epigramm sagt er, jetzt brauche man sich die kernlosen Granaten nicht mehr von Libyen kommen zu lassen, da man aus der nächsten Umgebung Roms die auserlesensten haben könne (XIII, 43).

Es scheint fast als habe man diese feinste Sorte der attischen Erfindsamkeit zu danken gehabt, denn zu Theophrasts Zeit ist offenbar Athen noch die einzige Stadt gewesen wo apyrini producirt wurden. Er schreibt (causs. plant. III, 17, 7), diese Granaten mit äußerst zartem Kern werden durch Begießen mit warmem Wasser zu Athen erzeugt. Ueberhaupt war die Granate eine Lieblingspflanze der griechischen Gärten, wie in Athen (Athen. deipnos, II, p. 47. Plat. de legg. 814, 845), so auch in Theben (Pausan. IX, 25, 1. Athen. XIV, 650. schol. Nicand. theriac. 887.) und Korinth. Indessen waren die böotischen Granaten bei den Athenern als σκληρόκοκκοι (Athen. l. c.), hartkernig, verrufen, während den Korinthern zu Athen nachgesagt wurde daß sich bei ihnen selbst vornehmer Leute Kinder auf dem Markte in der Nähe der Obstweiber herumtreiben, um die von den Fremden weggeworfenen Granatschalen aufzulesen und sorgfältig abzunagen (Alciphr. epist. III, 60, 2).

Wie außerordentlich beliebt die Granate bei den Griechen schon in der frühesten Zeit gewesen ist, zeigt sich daran daß bereits Homer bei der Schilderung von des Phäakenkönigs Alkinoos prachtvollem Garten auch die Granatbäume zu erwähnen nicht versäumt (Odyss. VII, 115), ja daß er sogar als Folter des Tantalos, d. i. des Erzbulders in der Unterwelt, angibt wie über sein Haupt Granaten, Birnen und Aepfel herabhängen, ohne daß es dem Unseligen vergönnt wäre mit einer der herrlichen Früchte seinen peinigenden Hunger zu beschwichtigen. Auch an einem der ältesten griechischen Kunstwerke, von welchem wir wissen, an der Lade des Kypselos, waren Granatbäume vorgestellt, im Verein mit Aepfelbäumen und Rebgewinden den Gott des Weines umgebend (Pausan. V, 19, 1). Ueberhaupt ist die Granate auf alten Monumenten verhältnißmäßig häufig zu sehen, was ohne Zweifel mit ihrer mehrfachen religiös-symbolischen Geltung zusammenhängt.

Wegen ihrer herrlich rothen Farbe und vielen Kerne galt sie bei den vorderasiatischen Völkerschaften, bei den Puniern in Afrika und bei den europäischen Hellenen, somit überall wo sie als freies Gebilde der Natur sich vorfand, für ein Symbol der bräutlichen Liebe und der Fruchtbarkeit. So erscheint sie ganz deutlich in der Sage von Akontios und Kydippe, die einst Kallimachos in einem eigenen Gedicht besungen hat, das aber leider im Original für uns verloren gegangen und nur in zwei Nachbildungen bei Ovid und Aristänet erhalten ist. Der Mythus lautet kurz wie folgt: Akontios, ein schöner Jüngling aus der Insel Keos, wohlhabend, aber nicht von vornehmer Herkunft, war zum jährlichen Fest nach Delos gekommen, und verliebte sich dort in Kydippe, die Tochter eines vornehmen Athenienfers. Als er sie vor dem Tempel der Artemis, des Opfers wartend, sitzen sah, warf er einen Granatapfel vor das Mädchen hin, auf welchen er die Worte geschrieben: „Beim Heiligthume der Artemis schwöre ich, mich mit Akontios zu vermählen." Arglos hebt die Jungfrau den Apfel auf, liest laut die Inschrift ab und wirft ihn weg. Akontios, verschmäht, von Liebesgram verzehrt, fuhr in sein heimathliches Eiland zurück. Allein die Göttin hatte die Worte gehört, mit denen sich Kydippe gebunden des Akontios Wünsche zu erfüllen. Als ihr Vater sie an einen andern verheirathen wollte, erkrankte sie, von Artemis Geschossen getroffen, plötzlich vor der hochzeitlichen Feier: dieß wiederholte sich dreimal. Auf die Kunde hievon eilt Akontios nach Athen; der Vater der Geliebten fragt beim delphischen Orakel nach, und dieses enthüllt ihm die wunderbaren Umstände, worin sich der Zorn der Göttin über Kydippe's Meineid zeige. Auch das Mädchen gesteht jetzt alles ihrer Mutter, und der Vater gibt, dem Winke der Artemis folgend, seine Einwilligung zur Vermählung Kydippe's mit Akontios (vgl. Buttem. Mythol. II, 115).

Als mystisches Symbol der Brautnacht, der Ehe, der Fruchtbarkeit tritt der Granatapfel namentlich auch in den Mythen von Hera und in den spätern Mysterien auf. Die polykletische Herastatue im Heräum hielt einen Granatapfel in der einen, den Kukuk in der andern Hand, und sicher hat

sich der große Meister bei der Zutheilung dieser beiden Attribute auf alte Sagen gestützt (Pausan. II, 17). Im Tempel des Zeus Kasios bei Pelusion stand Zeus als jugendlicher Gott, in der Rechten einen Granatapfel haltend, und Achilles Tatius setzt dieser Notiz bei, darin liege ein μυστικὸς λόγος (III, 6, p. 167). In den Mysterien wurde gelehrt daß er einem Blutstropfen des Bakchos entsprossen sey (Clemens Alexandr. Protreptic. p. 14 B.), was an die Sage von jenem Granatbaum am Grabmal des Menoikeus in Theben erinnert, dessen Früchte angeblich blutigrothes Fleisch gehabt haben sollen (Pausan. IX, 25, 1). Ueberhaupt aber war der Granatapfel als „ein natürliches Samenbehältniß mit besondern Vorstellungen von der Farbe, Gestalt und von den Eigenschaften dieser Frucht“ [1] ein zu passendes Object für die eigenthümliche Symbolik der spätern nur zu oft mit bacchantischer Zügellosigkeit gefeierten Mysterien, als daß ihm hier nicht eine Hauptrolle hätte zufallen müssen (vgl. Spanheim ad Callim. lavacr. Pall. 28). Noch heutzutage besteht bei den griechischen Hochzeiten der Brauch Granatäpfel zu vertheilen, und die Anspielungen dabei sind klar genug um den Sinn der Sitte nicht mißdeuten zu lassen. Dieselbe Symbolik des Granatapfels als Bild bräutlicher Liebe ist es welche, wie Preller (Demet. und Persèph. S. 116 f.) mit seinem Tact herausgefühlt hat, jener Sage von Persephone zu Grunde liegt. Als nämlich Demeter nach langem vergeblichen Suchen endlich ihre vom Beherrscher der Unterwelt geraubte Tochter aufgefunden, hätte sie gar zu gern ihr liebes einziges Kind wieder auf die obere Welt entrückt. Allein Persephone hatte wie der Mythus sich ausdrückt, im Schatteureiche schon von der Granate des Aidoneus gegessen, das bedeutet daß sie schon die Gattin, die eheliche Genossin des Pluton geworden war. So kann sie also nicht ganz zur Mutter zurückkehren; nur für einen Theil des Jahres bekommt sie Urlaub, in der Welt des Lichts, bei Demeter zu weilen. Mit jedem Frühjahr steigt sie empor, mit jedem Spätjahr steigt sie wieder hinab. Um dieser Legende willen war bei den alten eleusinischen Weihen dem Einzuweihenden der Genuß des Granatapfels untersagt (Porphyr. π. ἀπ. IV, 6).

Ebenfalls die symbolische Deutung der Granate auf Liebe und Fruchtbarkeit, aber auch auf Schönheit, liegt jener Sage der Cyprier zu Grunde, welche schon Antiphanes bei Athenäus (deipnos. III, p. 84) anführt, Aphrodite selbst habe sie auf ihrer Insel zuerst gepflanzt. Identisch mit dieser cyprischen Aphrodite ist die Astarte der punisch-syrischen Volksstämme, deren Symbol ebenfalls der Granatbaum und seine Frucht gewesen ist (Münter, Relig. der Carth. 78).

Die Bedeutung der Schönheit tritt da klar zu Tage, wenn, wie im Hohenlied (4, 2) die Wangen der Geliebten, oder wie in einem Hymnus des oben erwähnten alexandrinischen Epikers (Callim. lavacr. Pall. 27, 28) die Wangen einer Göttin mit dem rothen Rund des Granatapfels verglichen werden. Auch andre Stellen des Alten Testaments, als die aus dem Hohenlied, bezeugen die Vorliebe des israelitischen Volkes für diese schöne Frucht. Im Deuteronomium (28 33) verordnet deßhalb das mosaische Gesetz daß das Amtskleid des Hohenpriesters mit Granatäpfeln besetzt seyn solle, und in der hebräischen Baukunst ward die Form dieser Frucht zur Verzierung der Säulencapitäle angewendet (2. Kön. 25, 17). Die angebliche jüdische Symbolik des Granatapfels für „Wort Gottes, Gebote Gottes,“ welche Bähr (Symbolik des mosaischen Cult. S. 123) und nach ihm, wie es scheint, auch Friedrich (Symbol. und Myth. der Nat. S. 230 f.) statuiren wollen, halte ich für ebenso unnatürlich als unwahr. Alle angeblichen Belege aus dem Alten Testament, dem Talmud und dem Midrasch beweisen lediglich für die Bedeutung des Vollseyns, der Fruchtbarkeit oder der Schönheit.

Endlich ist noch einer Symbolik der Granate zu gedenken die sich auf die blutigrothe Farbe ihres Innern bezieht. Artemidor sagt nämlich (1, 75), die Granate bedeute dreierlei: Wunden, wegen der Blutfarbe, Qualen, wegen der Stacheln, und die Unterjochung (wegen jener eleusinischen Sage von Persephone). Hinsichtlich der ersten dieser drei Bedeutungen kann man mit Fug zwei thebanische Sagen anführen. Philostratus berichtet nämlich (Imagg. 2, 29), auf dem Grab des Eteokles und Polyneikes sey durch Kraft der Erinnyen ein Granatbaum erwachsen, aus dessen Früchten Blut floß, wenn man daran zog. Auch auf dem Grab des Menoikeus, der sich selbst ermordet hatte, war, wie oben erwähnt ist, ein Granatbaum, dessen reife Frucht, wenn man sie aufbrach, dem Blut ähnlich sah. Aber auch die Bildsäule der Nike Athena auf der Akropolis von Athen hieher beziehen zu wollen, als ob die Granate, welche sie nach Harpokrations und Photius Zeugniß in der Hand hielt, auf das im Krieg vergossene Blut anspiele, halte ich für einen mißlungenen Versuch. Mit mehr Recht wird man wohl mit Welcker (Griech. Götterl. II, 296) auch hier die Granate als Symbol der Fruchtbarkeit, des Kindersegens wiederfinden. Hält man diese Erklärung fest, so ist der Granatapfel in der Hand der siegbringenden kriegerischen Burggöttin Pallas Athene so gut an seiner Stelle als ein Olivenzweig.

O. Keller.

[1] Worte Creuzers in seiner Symbolik.

Erinnerungen aus dem Westen.

Von Franz Lorenz.

Der Red-River. — Eine neue Ansiedlung unter den Indianern.

(Schluß.)

Auf der Princeß hatte man uns ängstlich zurückerwartet; denn Hr. Fulton (beiläufig ein Großneffe desselben Fulton, der 1812 im December das erste Dampfschiff bauen ließ, das von Pittsburg nach New-Orleans fuhr) hatte erzählt daß die Gegend von Stony Hill eine wahre Giftgegend sey, so viel Scorpionen und giftige Schlangen sollte es dort geben. Nun,

wir waren froh unbeschädigt zurückzukehren, mit der Beute von zwei Copperhead Schlangenbälgen für Hrn. Crawfords Sammlung.

Am 22 August verließen wir Fulton und folgten dem Strom westwärts. Die Ufer wurden wechselnder, den großen Urwald hatten wir dahinten gelassen, an den steiniger werdenden Terrainwellen erkannten wir daß auch das „Broad Valley“ der Mississippi in unsrem Rücken geblieben, und 45 Meilen oberhalb Fulton fuhren wir aus den Vereinigten Staaten hinaus, in die „Wildniß“ hinein, in das Indianer-Territorium!

Es war doch ein eigenthümliches Gefühl nun endlich die civilisirte Welt verlassen zu haben! Und wenn auch mit den Indianern Friede und Freundschaft bestand, so erwartete meine gespannte Phantasie dennoch stündlich den „War Hoop“ (Kriegsgeschrei) zu hören, oder das Sausen des nach einem Blaßgesicht geschleuderten Tomahawk (spr. Tommehock). Auf dem rechten Ufer (d. h. links von uns) blieb das Land zwar von Texas beansprucht; indessen schweiften stets die Indianer da hinüber, und Lt. Donelsons Bemühungen gelang es später auch nicht feste Gränzen bestimmen zu lassen.

Bei Jonesborough wurde angelegt, und hier kamen sogleich drei Indianer an Bord, die ersten welche ich „in der Wildniß“ sah, dürftige Gestalten, in lederne Wamse gekleidet, mit ledernen kurzen Kniehosen u. dgl. hohen Gamaschen für die Unterschenkel, wie ich sie auch in Tirol habe tragen sehen. Sie hatten keine Waffen, sondern trugen jeder sein Blanket (wollene Decke) über der linken Schulter, der Kopf und die Füße unbedeckt; der kurze Rock und die Beinkleider waren ausgefranzt, und mit rothen und grünen Nähten verziert, auch mit dergleichen Farben bemalt. Der Vornehmere, dem die andern Ehrfurcht und Gehorsam bezeigten, war nur dadurch zu unterscheiden daß die andern sich entfernt von ihm setzten. Ich fand die Leute weit weniger roth als ich erwartet hatte, und durchaus weder kräftig noch unternehmend, sondern im Gegentheil elend und kränklich aussehend, abgezehrt und verlebt. Ich überzeugte mich bald daß es der Einfluß des Branntweins war, der diese unglücklichen Menschen entnervte! Diese drei Wilden waren Abgesandte der Pawnee-Pict-Indianer (einem Stamm der Chickasaws-Nation), welche darum petionirten die neue Agentur auf ihrem Territorium anzulegen; sie hatten die Reise von 260 Meilen bis Jonesboro zu Fuß, in sechs Tagen gemacht (d. h. mehr als 15 Stunden Wegs täglich!) Um einer Deputation der Musthogee-Choctaw und Kioways zuvorzukommen, welche mit dem gleichen Ansinnen in Raleigh, 50 Meilen weiter stromauf, uns erwarteten.

Nachdem ihnen Branntwein und Tabak gereicht worden, und sie eine halbe Stunde lang still gesessen, fiengen sie an ungeniert überall umherzugehen, alles anzufassen, und sich lebhaft in ihrer Sprache mit einander zu unterhalten. Lt. Donelson warnte uns vor ihren Diebereien, und befahl ihnen kurz sich auf das obere Vorderdeck zu begeben, wo ihre Lagerstelle sey. Sie giengen stillschweigend dahin, waren aber bald wieder bei uns, weil sie meinten bei uns sey es schöner. Unser Pfadfinder, der ihnen als Dolmetsch diente — da nur einer gebrochen Englisch redete — bat um mehr Branntwein, und versprach sie dann schon fest zu halten. Er wurde ihm gewährt, und richtig, nun fanden sie es vorne „schöner.“

In Jonesboro trafen wir den Regierungsagenten aus Fort Towson, der ersten Choctaw-Agentur, welcher versicherte daß die Ansiedlung daselbst nur noch spärlich von Indianern besucht werde; 15 Familien derselben hätten sich von ihrem Stamm losgesagt, und sich in der Agency dauernd niedergelassen; der Zuzug von Auswanderern sey sehr lebhaft; man habe eine Schule erbauen können, in der neben 40 weißen jetzt halb so viel Indianerkinder unterrichtet würden, und von Seiten des Richters seyen im Laufe als letzten Circuit nur fünf Fälle von „disorderly conduct,“ aber kein Verbrechen bestraft worden!

Auf der Weiterfahrt von Jonesboro hatten wir das Mißgeschick auf den Grund zu gerathen, und nur mit der ganzen Kraft der Maschinen und der Mannschaft konnten wir, rückwärts gehend, uns wieder frei machen. Eine Untersuchung des Flußbettes ergab eine Barre quer durch dasselbe, die bei niedrigem Wasserstand als Furt zu benutzen seyn muß; nur an einer schmalen Stelle konnte dieselbe jetzt passirt werden, doch nahm es fast den halben Tag in Anspruch, so daß wir, sehr contre cœur, nur 50 Meilen zurücklegten, und in der Nähe von Raleigh, einer Ansiedlung von wenigen Blockhäusern, ähnlich wie Jonesboro, abermals übernachteten.

Hier stellten sich am nächsten Morgen 25 Indianer ein, die alle erwarteten an Bord genommen und bewirthet zu werden; aber mit nichten. Hr. Donelson ließ ihnen „gin“ und „bacco“ reichen, und lud sie ein sich recht zahlreich am Falle Washita Creek einzufinden, den fünften Tag von heute an gerechnet; dort werde er vorläufig eine Station machen, und sondere sie auf ihren Häuptlingen Nachricht zu geben. Auch unsere Pawnee-Freunde wurden mit Widerstreben von ihrer Seite ausgesetzt, und gaben ein verhängnißvolles Schauspiel zum besten. Als wir nämlich von Raleigh abfuhren, eine riesige Fahne mit dem Adler und den Sternen und Streifen der United States mitten auf dem Oberdeck aufrichtend, wo wir alle versammelt standen, stürzten plötzlich die Pawnees vom Ufer herab mit einem gellenden Ausruf in den Strom, auf unser Schiff zuschwimmend; die Wellen schlugen bereits schäumend unter unsern Rädern auf und die Princeß bewegte sich langsam vorwärts. Die Ansiedler begrüßten mit lautem Zuruf das entfaltet flatternde Sternen-Banner, was von unserer ganzen Bemannung immer aufs neue erwidert wurde, so daß niemand den kühnen Sprung der Pawnees anfangs bemerkte, bis noch eine Anzahl anderer Indianer, schnell ihre Decken abwerfend, sich ebenfalls in den Strom stürzten und auf unsern Stern zuschwammen. Wir eilten nach hinten und fanden nun die Lösung des Räthsels: auf der Sterngallerie stand Cissoli, und warf Flaschen mit Branntwein in das Wasser, welche er den Indianern, sie erst hochschwingend, zeigte. „Feuerwasser“ ist die höchste nur denkbare Wonne des Genusses für diese Armen, und sie stürzten sich

„— — auf Leben und Sterben
hinab um den köstlichen Preis zu erwerben!“

Clissold mußte nun zwar seinen „good fun“ sogleich einstellen, aber ein halb Duzend der Wilden rangen bereits gegen die Fluthen. Endlich erhaschte einer eine Flasche und wollte sich eilig damit — nicht aus dem Staube — aber aus dem Wasser machen; doch sogleich warfen sich die andern auf ihn, und endlich wälzte sich der ganze Knäuel auf einem Haufen umher, unter dem Gelächter der am Ufer und an Bord der Princeß Zuschauenden. Der Strom führte die Ringenden stromab, und wir fuhren stromauf, so daß wir nicht mehr deutlich sahen wie der Kampf endete, nur gewahrten wir daß alle nach einiger Zeit das Ufer wieder gewannen.

Der Charakter der Gegend war ein ganz veränderter: die Ufer, steinig und felsig, waren oft 50, auch 100 Fuß hoch; von Urwald, üppiger Vegetation keine Spur! Ja überhaupt nur von Baumwuchs war selten mehr als ein Minimum zu sehen; wir geriethen in Verlegenheit wie den Bedarf für unsere Maschinen herbeizuschaffen! Auf dem nördlichen Ufer blieben in einer Entfernung von ungefähr 30 Meilen die südwestlichen Verzweigungen des Osarkgebirges sichtbar; fern am östlichen Horizont der dunkle Streifen bezeichnete die zusammenhängende Waldregion, an deren westlicher Gränze sich bisher die „Staaten“ ihr Ziel gesteckt. Die Pioniere des Westens mußten voraus in die Wildniß, um zu erkunden wo gut wohnen sey, wo man Hütten bauen könnte; dann rückt der Riesenleib von Uncle Sam [1] allmählich nach, bis er künftig — das unterliegt wohl keinem Zweifel!? — seine Füße ganz im stillen Ocean baden wird!

Südwärts, wenn wir die hohen Ufer erklommen, schweifte unser Blick in ungemessene Fernen über die Prairien von Texas, die wir schon von Stony Hill gesehen; die Ebene aber war nicht regelmäßig gestaltet, sondern gebrochen und wechselvoll. Merkwürdig gestaltete Felsen, wie gigantische Urmenschen, auch hin und wieder die erstorbenen Stämme riesenhafter Bäume schienen wie Gespenster auf einem Zuge durch diese Einöden begriffen. Während die Princeß am 25 August in der Nähe des 20sten Grads westlich von Washington beigelegt hatte und unsere Arbeiter mit Holzschlagen beschäftigt waren, machten mehrere von uns eine Wanderung durch die merkwürdig zerklüftete und zertrümmerte Gegend. Die Bodenbildung war durchweg bunter Sandstein; wo die Felsen in eigenthümlichen Gestalten vereinzelter aufragten, waren dieselben auf das wunderbarste verwittert; bald erschienen sie wie zum Trocknen aufgehängte riesige Fischernetze, bald wie gigantische menschliche oder thierische Gebilde, bald wieder wie die Ruinen von Tempeln oder Palästen. Cactusarten der allergrößesten Gattungen wuchsen vereinzelt umher, von denen manche gewiß eine Höhe von nahe an 100 Fuß erreichten. Ich skizirte mir eine wunderbare Gruppe dieser Gewächse, welche fast wie die Dreizacke des Neptun mit ungleich langen Spitzen gebildet waren. Die Gegend erinnerte mich lebhaft an Homs in der arabisch-syrischen Wüste. Während ich skizirte, entfernte sich Clissold mit Bis West, dem Pfadfinder (so nannten wir nach Clissolds Vorschlag [— „pioneer of the West“ —] den Halbindianer); bald kam er aber zurück, in der größten Aufregung über den Fluß nach Süden gesticulirend. Ich schaute der Richtung nach und sah in der Ferne einen dunkeln Schatten über die Prairie ziehen — eine Büffelheerde! — die Entfernung bis dahin betrug nach mäßiger Schätzung eine deutsche Meile, und es war daher nichts zu unterscheiden. Mit dem Fernrohr erkannte man eine dunkle sich bewegende Masse, aber kein einzelnes Thier. Die Zahl der Büffel mußte Tausende betragen und ihre Schnelligkeit der Bewegung unglaublich groß seyn, denn in der bedeutenden Entfernung konnte man ihr Vorrücken nach Westen deutlich wahrnehmen. Nach einiger Zeit entzog eine Terrainerhebung sie unsern Blicken, und Clissold war unglücklich ihnen nicht nachjagen zu können. Er bereute es sehr kein gutes Pferd mitgenommen zu haben, denn die Race der indianischen oder mexicanischen Mustangs wird von den Amerikanern nicht sehr geschätzt.

Die Hemmnisse im Flußbett vermehrten sich hier, so daß unsere Fahrt äußerst langsam gieng. Die Hitze war sehr groß; seit unserer Abreise von New-Orleans hatten wir keinen Regen gehabt, und wir lechzten nach Kühlung. Wir saßen größtentheils im großen Salon, alle Thüren nach den Cabinen und von diesen aus auf die Gallerie geöffnet, um etwas Zugluft zu erzeugen. Jeder beschäftigte sich nach Gefallen, einige mit Lesen, andere mit Kartenspielen, noch andere mit Rauchen und Nichtsthun. Ich zeichnete an meinen Skizzen des Urwaldes, die ich nach Clissolds und Hr. Blairs vorzüglichen Zeichnungen vervollständigte, wenn gerade nichts interessantes zu sehen war.

Plötzlich verdunkelte sich das Licht! ich glaubte es stäube jemand in der Thüre; da sagte Capitän Hillock von oben herein: „Meine Herren, würden Sie nicht gut thun „Ihren Laden“ zu schließen? Es wird ein schweres Wetter!“

Nun bemerkte ich daß ganz unerwartet der Himmel mit dunkeln Wolken bedeckt war, auch ließ sich fernes Donnern vernehmen. Schnell wurden alle Thüren geschlossen; wir begaben uns aber nach oben, um dem hehren Schauspiel beizuwohnen zu können.

Bald brach dann auch ein Gewitter los, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte! In der Schweiz und im Orient habe ich diese Naturerscheinungen beobachtet, und meine Seele sagen gefühlt vor der gewaltigen Stimme des Schöpfers; aber hier war es als ob das Urwetter noch tausendfach gewaltiger auftreten müsse, um mit den Massen der großartigen Naturverhältnisse gleichen Schritt zu halten. Der Donner betäubte mich vollkommen, die unbeschreiblichen Blitze welche das ganze Firmament mit Feuer füllten, schienen alles umher verzehren zu wollen; und der nun losbrechende Regen — Regen? nein! die solide Wassermasse welche auf einmal herabstürzte, hatte in einem Nu jeden Raum des Schiffes überschwemmt. Wir hatten uns bereits in den großen Salon

[1] So nennt man die Vereinigten Staaten von Nordamerika dort allgemein.

geflüchtet, wohin der Wasserstrom in Cascaden uns nachbrauste, und suchten vergeblich ein trockenes Fleckchen; da sagte Donelson, mit dem ich mich oft über die Vorzüge Amerika's stritt: „nun, mein Herr, haben Sie etwa solche Gewitter bei sich zu Lande?“ — Ich mußte über diese trockene Art lachen, mit der er auch diese gewaltige Naturerscheinung als einen besondern Vorzug seines Heimathlandes in Anspruch nahm!

Doch eben so schnell wie das Gewitter gekommen, war es auch vorüber. Die Luft war herrlich erfrischt, und Capitän Hillock versicherte daß der Regen unserm Schiffe einige Tonnen Ladungsfähigkeit werth sey.

Am andern Tag kamen wir wieder in eine Waldregion; zwar kein Urwald wie jener von Louisiana und Arkansas, aber dennoch ein Urwald, der sich von den Felsengebirgen Mexico's in nordöstlicher Richtung bis über den Missouri, ja wahrscheinlich bis zu den canadischen Seen in ununterbrochenem Zuge erstreckt! Durchströmt von den unzähligen Nebenflüssen des Missouri und Mississippi, und nur von Indianern und wilden Thieren bewohnt. An diese Waldregion hat der Weiße nur sehr vereinzelt seine Axt gelegt; sie ist noch recht eigentlich die terra incognita der neuen Welt, wie das Innere von Afrika die der alten ist.

Am 28 August erreichten wir die Mündung des Rio-Negro oder des falschen Washita-Flusses. Im vergangenen Jahr hatte Governor Steven hier ein „Fort“ anlegen lassen (d. h. einige Blockhäuser, auf drei Seiten mit einem Pallisadenzaun umgeben), woselbst ein Friedens- und Freundschaftsvertrag mit den nördlich des Red-River wohnenden Stämmen der Mobilianes (Indianer, Muskogees oder Creeks, Chickasaws und Choctaws) und den südlich wohnenden Comanchen abgeschlossen worden war. Dieser Ort war dazu ausersehen eine Agency oder Agentur zu gründen; es sollte eine Gerichtshalle gebaut werden, wo alle Theile ihre Klagen und Beschwerden anbringen könnten, und von wo aus Recht gesprochen werden würde, anfangs nach dem Gutbefinden unparteiischer Abgeordneter beider Theile, später sollte das Gesetz der Vereinigten Staaten dafür eintreten. Weiße konnten sich hier ansiedeln, indem sie einen bestimmten, geringen Satz per Acre bezahlten, welches Geld gleichmäßig im Interesse der neuen Ansiedlung und der Indianer verwendet werden sollte. In einer zu gründenden Schule erhielten Söhne und Töchter der Indianer unentgeltlichen Unterricht, doch mußten die Eltern sich verpflichten ihre Kinder mindestens sechs Monate in der Schule zu lassen; sie brauchten für Kleidung und Ernährung durchaus nicht zu sorgen, doch mußten sie bei der Errichtung der nothwendigen Räumlichkeiten Hülfe leisten.

Als wir uns dem Fort Washita näherten, gewahrten wir bereits eine Anzahl Zelte in der Nähe der Stockade errichtet; ein ganzer Trupp Indianer campirte sogar unter freiem Himmel.

Wir landeten, während die meisten Indianer sich dem Ufer näherten. Wir betraten das Ufer und schüttelten die Hände mit den Häuptlingen, meist schönen, großen Gestalten, alle bekleidet; nur mit der indianischen Kopfbinde und den darin steckenden Federn, der Auszeichnung des Häuptlings, geschmückt, sonst unterschieden sie sich wenig von den Ansiedlern dieser fernen Gegenden. Von den Männern und Kriegern der übrigen Indianer waren allerdings die wenigsten europäisch gekleidet; eine wollene Decke, ein Lendenschurz, lederne Gamaschen und Mocassins (indianische Schuhe, die mit Riemen um den Fuß geschnürt werden), bildeten schon einen recht vollständigen Anzug für diese rohen Kinder der Natur.

Es war strenger Befehl gegeben worden daß niemand das Schiff betreten dürfe, sonst wäre unser Hab und Gut nicht sicher gewesen, denn die Indianer „fiefeln“ zwar nicht allgemein, aber sie haben eine so dringende Art zu betteln und zu nehmen, daß man sie nicht los wird wenn sie ihr Herz auf einen Gegenstand gestellt haben.

Die Waarenladung der Expedition ward in die Blockhäuser der Ansiedlung geschafft, und die Indianer konnten die Eröffnung des Marktes kaum abwarten. Unsere bewaffnete Macht hatte vollauf zu thun um die neugierigen Zudringlinge in gemessener Entfernung zu halten, während die etwas verfallenen und unsaubern Räume in den „Logcabins“ wohnlich hergerichtet und mit Waaren gefüllt wurden. Es sprang sogleich in die Augen daß die Errichtung eines großen Gebäudes, eines Waarenspeichers, nothwendig sey, und die Hülfe der Indianer bei Errichtung desselben ward sogleich in Anspruch genommen.

So waren alle Hände voll zu thun; zuerst blieb noch keine Aussicht vorhanden topographische Arbeiten ausführen zu können, und während mindestens zwei Wochen darüber hingehen mußten, die Räumlichkeiten von „Washita Agency“ nach Bedürfniß zu erweitern und einzurichten, entschlossen sich Cliffold und ich unter Führung eines intelligenten, in den Vereinigten Staaten erzogenen jungen Indianerhäuptlings, einen Jagdausflug in das Gebiet der Pawnees und Kioways zu machen.

Schlittenfahrten in Kamtschatka.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Der Kasten des Schlittens eines Kamtschadalen ist aus einem Bachweidengeflecht gebildet, das sich vorn und hinten halbmondförmig erhebt, und mit roth oder blau angestrichenen Riemen stark angebunden ist. Dieser Kasten ist auf ein hohes Gestell befestigt, das seinerseits von einem breiten auf fischbeinbeschlagenen Läufen gleitenden Holzwerk getragen wird. Vorn hängen Glöckchen, welche die Bestimmung haben durch ihren Silberton das Gespann anzufeuern. Der ganze Schlitten wiegt nicht mehr als zwölf Pfund; sein einziger Fehler besteht darin daß er zu hoch und zu schmal ist; allein er hat deßhalb nur einen um so rascheren Gang. Uebrigens ist er mit so viel Zierlichkeit und Geschicklichkeit gebaut, daß der beste Mechaniker nichts daran zu tadeln fände.

Die Kamtschadalen spannen an ihren Schlitten gewöhnlich ein Paar Hunde, an deren Spitze ein Leithund einhergeht, auf dessen Sanftheit und Treue man glaubt zählen zu können. Diese Hunde tragen am Hals ein Bärenfellband, an welchem die Zügel befestigt sind, aber diese Zügel dienen fast nicht zur Leitung der Hunde; man läßt sie hängen.

Ein kamtschadalischer Schlitten trägt eine Last von ungefähr 200 bis 250 Kilogrammen; er hat aber nur für einen einzigen Mann Platz. Dieser setzt sich quer hinein, die Beine nach rechts gekehrt, um an gefährlichen Stellen leichter herausspringen zu können. Er hält einen gekrümmten, mit verschiedenfarbigen Riemen verzierten Stock in der Hand. Wenn er rechts fahren will, schlägt er mit seinem Stock an die linke Seite des Schlittens; will er links gehen, so thut er das Gegentheil; will er anhalten, so schlägt er mit dem Stock auf das Vordertheil. Wenn die Hunde unlenksam werden wollen, wirft er den Stock auf denjenigen der ihm der Urheber der Unordnung zu seyn scheint; allein er muß sicher seyn den Stock unterwegs wieder aufheben zu können, denn wenn die Hunde wahrnähmen daß er entwaffnet ist, würden sie ihm nicht mehr gehorchen. Der Stock ist dem reisenden Kamtschadalen eben so nothwendig wie dem Piloten das Steuerruder.

Die Hunde sind im Durchschnitt ziemlich schlecht gezogen. Sie bellen entsetzlich wenn man sie aufpannt; sie sind unempfindlich für Liebkosungen wie für Drohungen. Wenn der Reisende unglücklicherweise vom Schlitten fällt, sehen sie nichtsdestoweniger ihren Weg fort bis zu der Station wo sie gewöhnlich Halt machen. An steilen Stellen bieten sie wenig Sicherheit; man spannt ihrer dann mehr nicht als drei an. Das Fahren bergauf erschöpft sie; der Reisende muß zu Fuß hinaufgehen. Man gibt den Hunden vor der Abfahrt keine Nahrung; sie bekommen erst zu fressen an der Station wo sie Halt machen müssen; die Freßlust spornt sie zu rascherem Laufen an. Uebrigens kann man den sibirischen Hund hinsichtlich seiner Genügsamkeit mit dem Kamel der Wüste vergleichen; man hat sie mehrere Tage marschiren sehen ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen.

Ein kamtschadalisches Fuhrwerk, Schlitten und Hunde inbegriffen, kostet 300 bis 320 Francs. Die Hunde haben Aehnlichkeit mit den pommerischen; allein sie sind meist grau, schwarz oder weiß.

Ist der Weg ziemlich gut fahrbar, so legt der Kamtschadale täglich 150 Kilometer [1] zurück; ja er macht sogar 200 wenn die Schlittenbahn glatt und fest ist. Bei Thauwetter muß er mit langen Schneeschuhen versehene Leute vorausschicken welche ihm Bahn zu machen haben. Im allgemeinen ist eine Winterreise ins Innere von Kamtschatka voller Unannehmlichkeiten. Man muß Wälder durchwandern die durch dürre Aeste und Gebüsche fast unwegsam gemacht sind, was den Reisenden zwingt in jedem Augenblick sein Gesicht, seine Arme und Beine auf die Seite zu wenden; gerade an solchen Stellen aber beschleunigen die Hunde ihren Lauf am meisten, so daß es das Ansehen gewinnt als ob sie sich des Reisenden und des Fuhrwerks entledigen wollten, was ihnen übrigens ziemlich oft gelingt. Steller, der eine lange Reise in Kamtschatka gemacht hat, behauptete daß ein kurzer Ausflug im Schlitten ihm hundertmal beschwerlicher fiel als eine lange Fußwanderung, und daß er an den Stationen gewöhnlich eben so ermüdet ankam wie die Hunde.

Eine der großen Gefahren denen man bei dieser Art Reisen ausgesetzt ist, besteht darin daß man von furchtbaren Orkanen und Schneewirbeln überfallen wird. Man sucht dann Schutz im nächsten Gehölz, wo man oft eine ganze Woche bleiben muß bis wieder heiteres Wetter eintritt. Man duckt sich in Schneelöcher welche man mit Stranchwerk schließt; auch birgt man sich in Felsen-Vertiefungen, und legt sich dort in den Schnee, der übrigens ein sehr warmes Bett bietet; nur muß man Sorge tragen daß die Kleider nicht zu eng am Körper anliegen. In solchen traurigen Umständen macht man sich aus seinem Pelz einen Schild, unter dem man seinen Kopf und seine Arme versteckt, und bleibt unbeweglich. Der Athem bricht sich dann einen Weg durch den Schnee und hindert ihn am Gefrieren, und es ist etwas seltsames den Hauch des Mundes wie eine Rauchwolke aus diesem kleinen Kamin sich erheben zu sehen.

Wenn die von feuchtem Schnee begleiteten Süd-Ostwinde, oder die scharfkalten Nordwinde den Reisenden mitten auf den weiten Ebenen überraschen, ist die Gefahr für ihn viel größer, und es begegnet ihm oft ein Unglück. Er sucht, um sich zu schützen, irgend einen gewaltigen Schneehaufen, in dessen Seitenflächen er sich hineingräbt; allein er darf nicht schlafen, denn der Schnee könnte während seines Schlafs in solcher Menge auf ihn herabfallen, daß es ihm unmöglich wäre wieder aufzustehen. Er ist gezwungen sich fast alle Viertelstunden zu erheben um dann auf dem neu gefallenen Schnee wieder niederzuliegen. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln gehen aber in jedem Winter eine Menge Menschen zu Grunde, die theils erfrieren, theils ersticken.

Ist hingegen das Wetter schön, so kann sich der Reisende ohne Gefahr in den Schnee niederlegen. Seine Hunde kauern sich um ihn her, und erwärmen ihn wirksamer als die besten Eiderdunen.

März und April sind die Monate in welchen man in Kamtschatka am angenehmsten reist. Die Kälte ist um diese Zeit dort noch sehr streng; allein die Eingebornen kümmern sich wenig darum. Sie essen in Gesellschaft ihrer Hunde getrocknete und gefrorene Fische, löschen ihren Durst mit Schnee, und legen sich in denselben nieder, wo sie ruhig schlafen und frisch und heiter aufwachen. Sie entschließen sich während dieser beiden Monate nur höchst ungern Feuer zu machen. Thun sie es dennoch zuweilen, zu Ehren von Fremden welche mit ihnen reisen, so ziehen sie keinen Nutzen davon, sondern begeben sich abseits, wickeln sich in ihr Pelzwerk und bringen die Nächte kauernd und unbeweglich wie Bildsäulen zu. Am folgenden Tag treten sie dann ihre Wanderung eben so heiter und muthig an, als wenn sie in einem gut geheizten Zimmer geschlafen hätten. Wenn sie im Verlauf ihrer Reisen Feuer anzünden, so ist dieß stets ein großer Gluthhaufen; entschlie-

[1] 7 Kilometer = 1 deutsche Meile.

ßen sie sich an dasselbe hinanzugehen, so thun sie es in Leibesgröße, d. h. sie ziehen alle ihre Kleider aus, kehren der Flamme den nackten Rücken zu, und schlafen in dieser Stellung mehrere Stunden lang. Auffallend dabei ist daß, obwohl die Gluth lange vor Tagesanbruch erlöscht, sie doch nicht durch die Kälte aufgeweckt werden, und sich auch nicht über die Strenge derselben beklagen.

Ueber chinesische Romane und Analyse eines solchen.

In Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ (Bd. I. S. 322) lesen wir: „In diesen Tagen habe ich vieles und mancherlei gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich noch beschäftigt und der mir in hohem Grad merkwürdig erscheint.“ Chinesischen Roman? sagte ich, der muß wohl sehr fremdartig aussehen? „Nicht so sehr als man glauben sollte,“ sagte Goethe. „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung, und hat dadurch viel Aehnlichkeit mit meinem Herrmann und Dorothea, sowie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch daß bei ihnen die äußere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen immerfort zwitschern, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht wie der Tag selber. Und das Innere ihrer Häuser ist so nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B.: „„Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich sie zu Gesichte bekam, saßen sie auf seinen Rohrstühlen.““ Da haben Sie gleich die allerliebste Situation, denn Rohrstühle kann man sich gar nicht ohne die größte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprüchwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das so leicht und zierlich von Füßen war daß sie auf einer Blume balancieren konnte ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der sich so sittlich und brav hielt daß er in seinem dreißigsten Jahr die Ehre hatte mit dem Kaiser zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgang sich so enthaltsam bewiesen daß, als sie einst genöthigt waren eine Nacht in einem Zimmer mit einander zuzubringen, sie in Gesprächen die Stunden durchwachten, ohne sich zu berühren. Und so unzählige Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrhunderten erhalten und wird dadurch ferner bestehen.“

So Goethe. Uebereinstimmend hat sich Rückert schön dichterisch in der poetischen Vorrede zu den von ihm übersetzten chinesischen Liedern vernehmen lassen:

Denn was in Schauspiel und Roman
Mir kam vom Wesen der Chinesen
Das sprach mich doch auch gar nicht an,
Ich habs, aufrichtig, nie gelesen.
Und jetzo sah ichs um mich walten,
Sich glänzend einen Lenz entfalten,
Wie eine Neuwelt aufgethan
In der uralten alten.

Vernehmen wir noch, was der Hauptbahnbrecher im Chinesischen, der große, leider so früh hingegangene Sinologe, Abel Remusat, in der Vorrede zu dem von ihm übersetzten berühmten Roman, dessen Analyse wir nachher mittheilen werden, zur Charakterisirung der chinesischen Romane beigebracht hat.

„Der Mensch im Verhältniß mit seines Gleichen, mit seinen Lastern, seinen Neigungen, seinen Sitten, ja seine gesellschaftliche Sprache ist der gewöhnliche Gegenstand der Werke der Chinesen, ihrer Romane und Theaterstücke. Sie bewegen sich demnach innerhalb der Sphäre der wirklichen Gegenstände, und die Einbildungskraft der Schriftsteller hält sich in den Gränzen der sichtbaren Welt. Man darf bei ihnen nicht die Art der Unterhaltung suchen, wie sie die arabischen Erzählungen oder die Dichtungen der Hindus bieten. Ja man kann behaupten daß wenn die übrigen Asiaten, fortgerissen von ihrem Geschmack am Wunderbaren, die ehrwürdigsten Traditionen entstellten und selbst als Geschichtschreiber Romanschreiber wurden, die Chinesen selbst in ihren Romanen Geschichtschreiber geblieben seyen. In dieser Beziehung dienen uns die chinesischen Romane als genauere, vorzüglich aber als unterhaltendere Berichte als die der Reisenden. Keine Person tritt auf, ohne daß sich der Verfasser verpflichtet hielte sie einzuführen, mit einer Beschreibung ihres Aeußern, ihres Ganges, ihres Anzugs, ihrer Art aufzutreten. Ist es ein junger Mensch, so ist sein Gesicht gleich dem Mond in der Mitte des Herbstes, etwas literarisches, d. h. bescheidenes, gesetztes ist in allen seinen Zügen lesbar, und alles, bis auf die Farben seines hellfarbigen Gewandes, verkündet in ihm einen Gelehrten, der bestimmt ist einst den wohlriechenden Olivenzweig, die Palme der akademischen Prüfungen zu pflücken. Ist von einer Schönen die Rede, so wird der Glanz ihrer Augen, über denen sich gebogene Brauen wölben, verglichen dem klaren Wasser der Quelle im Herbste, auf dem ein Blatt der Trübungsweide schwimmt.

Ferner haben sie den Gebrauch, am Anfang und am Ende jedes Capitels eine Strophe zu setzen, die einem alten Dichter zugeschrieben wird, und in derselben den Inhalt der erzählten oder der zu erzählenden Begebenheiten in gekünstelten oder metaphorischen, man könnte sagen räthselhaften Worten zusammenzufassen. Die Personen welche gewöhnlich in einem Roman auftreten, gehören dem Mittelstande an; es sind Beamte, Gouverneure, Präfecten, Staatsräthe oder bloß Gelehrte, und die Sprache welche diese Personen sprechen, ist gewöhnlich ihrem Stande angepaßt. Der Held eines berühm-

ten Romans in 100 Bänden iſt ein reich gewordener Spezereihändler, der mittelſt Geld zu Aemtern gelangt iſt. Was die Begebenheiten betrifft welche in allen dieſen Werken erzählt werden, und die Hebel welche dabei in Bewegung geſetzt werden, ſo läßt ſich im allgemeinen folgendes bemerken: es gibt zwar einige, in denen der Beſtand übernatürlicher Weſen zur Knüpfung oder Entwirrung einer Intrigue entlehnt wird, in andern Fällen gibt eine geheimnißvolle Perſon dem Gang der Erzählung das ſchwankende Colorit und den Anſtrich von Ungewißheit, die an einigen neuern Poeſien ſo hoch geſchätzt werden; es ſind gewöhnlich Aſtrologen oder Phyſiognomiſten. Aber in dem größten Theil der chineſiſchen Romane bewegt ſich alles im Kreis des Möglichen, ſelbſt Wahrſcheinlichen. Beſuche und die Höflichkeitsbezeugungen die davon unzertrennlich ſind, Geſellſchaften und beſonders die Unterhaltungen, die ihre Würze ſind, Mahlzeiten, Geſellſchaftsſpiele die ſie verlängern, Spaziergänge von Liebhabern der ſchönen Natur, Reiſen, die Schliche der Ränkemacher, Proceſſe, gelehrte Concurſe, die Heirath am Ende: dieß ſind gewöhnlich die Elemente der Epiſoden und der Entwicklung. Der Held des Romans iſt gewöhnlich ein Student von den trefflichſten Anlagen, ausſchießlich beſchäftigt mit dem Studium der claſſiſchen Schriftſteller, keine Zerſtreuung kennend als die er in den Blumen, dem Wein und der Dichtkunſt findet. Promotion und Heirath ſind bei den Chineſen die zwei herrſchenden Ideen im bürgerlichen Leben wie im Reiche der Einbildungskraft. Es geſchieht bei ihnen kein Schritt, weder im Leben, noch in der Dichtung, der nicht einem dieſer zwei großen Ziele, meiſtens beiden, entgegen gienge."

Der Titel des Romans, deſſen Analyſe wir nun folgen laſſen, iſt: Fu-Kiao-Li, oder die beiden Baſen. Er umfaßt vier Bände.

1. Ein Gelehrter, der, um ſeinem Hauptvergnügen, dem Trinken und Dichten, mit Muße ſich widmen zu können, von den Staatsgeſchäften ſich zurückgezogen, dann aber um für ſeine Tochter einen würdigen Mann zu finden, ſich wieder in die Hauptſtadt begeben und ein öffentliches Amt dort angenommen hatte, findet ſich in ſeinem Haus mit ſeinem Schwager und einem Univerſitätsfreund zuſammen. Wie ihre Unterhaltung nach und nach lebhafter geworden war, und ſie ſich durchs Trinken erheitert hatten, kamen ſie auf ihre Lieblingsidee, Verſe zu machen. Einer gibt als Thema „die Königsafter" an. Da meldet ſich ein Beſuch, ein alter Studiengenoſſe des Hauswirths, ein eitler und eingebildeter Mann. Als dieſer auf die Politik zu ſprechen kam, wurde ihm ſofort bemerkt daß es am unrechten Ort ſey „unter blühenden Geſträuchen (ſie befinden ſich nämlich in einem mit Blumen geſchmückten Bibliothekſaal) vom Hof und der Regierung zu ſprechen, und man kam überein dieſen Herrn, Yang, zur Strafe für die dem Gott der Blumen zugefügte Schmach zu einer großen Taſſe zu verurtheilen. Dieſe Strafe ſollte jeden treffen dem ein Wort über Politik entfchlüpfte; dann wurde auch ausgemacht daß, wer ſeine Aufgabe nicht löſe, oder weſſen Verſe nicht zu rechter Zeit fertig ſeyen, um zehn große Taſſen geſtraft werden ſolle. Hr. Yang, der kein Versmacher war, ſucht auszuweichen, aber es hilft nichts. Um ſich zu begeiſtern, verſäumen die Herren nicht tapfer zu trinken. Der Hauswirth geht mit dem beſten Beiſpiel voran, bis er etwas betaumelt beiſeite gieng und einſchlief. Seine aufmerkſame Tochter wußte ſich durch einen Diener das Thema zu verſchaffen, macht in aller Eile dann vortreffliche Verſe und weiß dieſelben heimlich ihrem Vater zu hinterbringen, der bald von ſeinem Schläfchen erwachte. Im Triumph nähert er ſich ſeinen drei Gäſten und zeigt ihnen die gemachten Verſe, welche von dieſen nicht genug bewundert werden können. Hintendrein aber geſteht er daß ſeine Tochter die Verfaſſerin ſey. Die Gäſte erklären daß ſie ſich mit dem Mädchen nicht meſſen können, und einer macht den Vorſchlag daß jeder ſich zu drei großen Taſſen verdammen ſolle.

2. Hr. Yang aber, der einen Sohn hatte, kam auf den Gedanken daß dieſe treffliche Versmacherin keine üble Partie für ſeinen Sohn wäre. Unglücklicherweiſe hat aber dieſer wenig empfehlendes, in den Wiſſenſchaften und der Poeſie war er wenig bewandert, auch war er ſchon einmal im Examen durchgefallen; doch der Vater ſinnt auf Mittel dieſe Heirath zu Stande zu bringen. Da findet ſich ein Mann mit einem tüchtigen Empfehlungsbrief bei ihm ein, ein Gauner von Profeſſion, dabei ein großer Phyſiognom; dieſer geht im Auftrag des Hrn. Yang zu dem Vater des Mädchens, Hrn. Pe, um denſelben das Heirathsproject zu empfehlen. Hr. Pe war nicht abgeneigt, ſein Jawort zu geben; aber bei einer Zuſammenkunft entdeckt er noch zu rechter Zeit daß der junge Yang mit der Literatur wenig bekannt ſey, indem er ein Wort aus dem Liederbuch des Confucius, das wegen des Reims Ku auszuſprechen war, Ko ausſprach, und er verweigerte die Einwilligung.

3. Vergeblich ſchickt Hr. Yang einen zweiten Unterhändler; da ſinnt der an ſeinem Ehrgefühl Gekränkte auf Rache. Es galt einen Geſandten nach der Tatarei zu ſchicken, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Niemand wollte dieſen ſchweren Auftrag übernehmen. Hr. Yang, der Einflußreiche, empfahl nun den Hrn. Pe als den geeigneteſten für dieſe Geſandtſchaft, denn er rechnete darauf, dieſer werde bei der Gelegenheit ſeinen Untergang finden, oder doch nicht früher zurückkehren als bis die angefochtene Ehe vollzogen wäre. Hr. Pe, ein ehrenwerther und gut kaiſerlich geſinnter Mann, übernimmt die Geſandtſchaft, obwohl der Gedanke an die Trennung von ſeiner geliebten Tochter ihm faſt das Herz zerreißt; doch er ſcheidet beruhigt, da ſein Schwager ihm verſprochen Vaterſtelle an dem Mädchen übernehmen und einen ihrer würdigen Mann ſuchen zu wollen.

4. Der Schwager Pe's, Hr. Gu, hält es für gerathen, um allen Nachſtellungen der HH. Yang zu entgehen, die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich mit dem ſeiner Obhut anvertrauten Mädchen nach ſeiner Vaterſtadt zurückzuziehen. Hier auf einem Spaziergang gewahrte er an einer Gypswand ein „mit der Leichtigkeit des Drachen" geſchriebenes Gedicht, das ihn mit Bewunderung für deſſen Verfaſſer erfüllte. Ein Diener, beauftragt den Dichter aufzuſuchen und deſſen Verhältniſſe auszukundſchaften, brachte die erwünſchte Nachricht daß derſelbe ein

Student sey, vater- und mutterlos, im „Schwarzen-Kleider-Gäßchen“ wohnhaft. Später brachte er noch in Erfahrung daß der junge Mann in der Concursprüfung die erste Classe erhalten und nun Baccalaureus sey. Es wird nun von Hrn. Gu einer Unterhändlerin der Auftrag gegeben die Ehe des jungen großen Dichters mit der großen Dichterin einzuleiten. Auf den Rath der Vermittlerin versteckt sich der junge Mann in der Nähe eines Pavillons, um die öfters dorthin Wandelnde zu belauschen. Unglücklicherweise aber kam dieß mal nicht die schöne Schutzempfohlene, sondern die eigene, häßliche Tochter des Hrn. Gu. Der Baccalaureus erklärte deßhalb der wiedergekehrten Unterhändlerin, daß er sich nicht entschließen könne das ihm angepriesene Mädchen zu heirathen. Hr. Gu, nicht geneigt von seinem Plan gleich abzustehen, schickte hierauf einen seiner ehemaligen Schüler zur Bearbeitung des jungen Mannes.

5. Aber der Baccalaureus, Sie, bleibt unbeweglich. Entrüstet darüber schreibt Hr. Gu an den Oberexaminator, seinen Freund, daß er den unbiegsamen Mann durch Entziehung des ihm zu Theil gewordenen Rangs bestrafen möchte, indem er zugleich den jungen Gelehrten von der ihm drohenden Gefahr unterrichten ließ; dieser blieb auch auf diese Gefahr hin unerschütterlich. Seine Würde wurde ihm wirklich genommen. Aber er machte sich gar nichts daraus, sondern brachte nach wie vor seine Zeit zu Hause mit Trinken und Besingen der Weiden und Blumen zu. Mittlerweile kehrte Hr. Pe von seiner Gesandtschaft glücklich zurück und wurde wegen seiner Verdienste zu einer hohen Würde befördert. Auch sein Schwager Gu erhielt eine ehrenvolle Beförderung, indem er an den Hof berufen wurde. Die beiden Schwäger kommen nun zusammen und erzählen sich ihre Erlebnisse. Das standhafte Benehmen des jungen Baccalaureus fand bei Hrn. Pe, der seine Tochter jetzt wieder zu sich nahm, großes Wohlgefallen, der abgelegte Literat hatte unterdessen in ganz willkommener Weise eine Einladung von seinem Oheim, einem Generalinspector der Provinzen, erhalten mit ihm nach der Hauptstadt des Reichs sich zu begeben. Auf dem Weg zu dem Oheim, der am Bord eines Schiffes auf ihn wartet, sieht er sich veranlaßt den „Einsiedler der Dankbarkeit“ aufzusuchen, um sich bei demselben wegen Auffindens des „vollkommenen“ Weibes, das er sich wünschte, Raths zu erholen.

6. Aber er verirrt sich. Nach eingebrochener Nacht findet er in einem Kloster Aufnahme. Hier sagt ihm ein Mönch daß die in der Nähe des Klosters befindliche Capelle ein Bethaus sey, das Hr. Pe gestiftet, um die Gottheit dadurch zu bewegen ihm einen Sohn zu verleihen. Einen Sohn habe nun freilich, wurde ihm dann weiter von dem geistlichen Manne berichtet, Hr. Pe nicht erhalten, aber eine Tochter, „in Vergleich welcher 10 Knaben nichts wären,“ eine Schönheit welche die Fische entzücken und die Kraniche vom Himmel herablocken, deren Gesicht die Scheibe des Mondes verlöschen und die Blumen erröthen lassen könnte. Nach Anhörung dieser Worte glaubt Hr. Ese die Ersehnte gefunden zu haben. Liebetrunken begibt er sich auf sein Zimmer; da er aber keinen Schlaf finden kann, macht er sich, da es gerade schöner Mondschein war, zu einem Spaziergang auf. In nicht weiter Entfernung vom Kloster bemerkt er zwei junge Männer, welche mit Versemachen beschäftigt waren. Vom Wein etwas erhitzt, erklären ihm dieselben daß Thema und Reim von Fräulein Pe (der in der Nähe wohnenden) angegeben worden, und daß sie denjenigen zu ihrem Mann wählen werde, der ihr die besten Verse liefere.

7. Den andern Tag reute es die beiden Herrlein Hrn. Ese die Geschichte der Fräulein Pe mitgetheilt zu haben, weil er ihnen als gefährlicher Nebenbuhler erschien. Mit Hülfe eines Thürstehers wird nun Betrug gespielt, das von Ese verfaßte, aber von einem der andern, Tchang, heimlich abgeschriebene und mit seinem Namen bezeichnete Gedicht fand die Bewunderung des Hrn. Pe und seiner Tochter, während sie das von Tchang gedichtete, aber den Namen Ese's tragende nur verlachen konnten. Die kluge Tochter schöpft eben aus der groben und schlechten Schrift des seinen Gedichts Verdacht daß der Schreiber desselben nicht der Verfasser seyn möchte, und sie schlägt deßhalb ihrem Vater vor den angeblichen Dichter zu sich bitten, um ihn prüfen zu können.

8. Der trügerische Tchang besteht die erste Probe gut, denn er hatte glücklicherweise noch einige von Ese gedichtete Verse im Gedächtniß. Hr. Pe war daher ganz geneigt ihm seine Tochter zu geben. Aber diese war durch eine verschlagene Zofe mit Mißtrauen gegen den Mann erfüllt worden. Auf ihre Bitte versteht sich deßhalb ihr Vater zur Vornahme einer zweiten Probe. Er soll als Hofmeister in Hrn. Pe's Haus zur Unterrichtung seines Söhnleins eintreten. Der Antrag war nicht abzuweisen. Um nun aber stets mit guten Versen gerüstet zu seyn, pflegt er sorgsam die Freundschaft mit dem guten Dichter, und wirklich leisten ihm auch nochmals Hrn. Ese's Verse die besten Dienste. Es ward ihm wegen seines Liedes über den „blühenden Birnbaum“ von Hrn. Pe die höchste Bewunderung gezollt. Indessen war Fräulein Pe, von der Begierde getrieben den Dichter selbst zu sehen, ihrer Zofe entschlüpft. Sie versteckte sich in der Blumengallerie, und da den Dichter eine Lust anwandelte das Bibliothekzimmer des Hofmeisters zu verlassen und sich in der Blumengallerie zu ergehen, fand sie trefflich Gelegenheit den Ersehnten zu betrachten. Sie wurde von seiner Schönheit entzückt, und sie konnte die Zofe nicht begreifen welche ihr den Dichter als einen Menschen gemeinen Ansehens geschildert hatte. Die Zofe vermuthet eine Verwechslung, und weiß auch Rath derselben auf die Spur zu kommen. Um übrigens ganz sicher zu gehen, wird noch beschlossen daß dem Dichter ein sehr schweres Thema zu einem Gedicht zuzustellen sey.

10. Dieses durch die Zofe zu überbringende Thema war: „Das Lebewohl an den Kranich und der Willkomm an die Schwalbe,“ aus welchem der geniale Dichter sofort den Wunsch der Fräulein Pe herauslas, daß sie dem Kranich, Tchang, den Abschied geben wolle. Die Quelle seiner poetischen Gedanken quoll bald über, und im Verlangen seine Einbildungskraft glänzen zu lassen, ergriff er den Pinsel. Und „wie man die Drachen gängeln und springen sieht, oder

der Wind den Regen mit Ungestüm peitschen, so sah man ihn sein Papier mit köstlichen Steinen bedecken, die wie ganz zufällig niederfielen!“ Die Rose sprach bei der Ueberreichung des Gedichts an ihre Gebieterin sich dahin aus, daß man vor Liebe zu diesem Dichter fast sterben müsse. Bei Fräulein Pe stand es daher sofort fest daß sie keinen andern zum Gatten nehmen werde. Um den Zweck zu erreichen, wird von den Mädchen der Plan ausgesonnen, daß der Geliebte sich auf eine Zeitlang nach der Hauptstadt zu begeben habe. Dadurch würde der trügerische Tchang seines Versmachens beraubt werden und dann bald in seiner Blöße dastehen. In der Hauptstadt aber sollte Sie sich an den bekannten Onkel seiner Geliebten, den Hrn. Gu wenden, um mit einem Empfehlungsschreiben desselben versehen in das Haus der Liebenden zurückzukehren. Obwohl der Ausführung dieses Plans bedenkliche Hindernisse im Wege standen, wurde doch von dem Verliebten zu dessen Ausführung geschritten; er hatte nämlich durch einen Freund zufällig erfahren daß Herr Gu ihm nicht mehr gram sey, daß dieser sogar sich für ihn wegen Rehabilitirung an den Examinator gewendet habe.

11. Der Freund, der ihm die angenehme Nachricht mittheilte, hatte aber selbst ein Auge auf Fräulein Pe. Darum weist er den Nebenbuhler, der arglos ihm den Zweck seiner Reise nach der Hauptstadt geoffenbart hatte, fehl, d. h. er expedirt ihn nach der Hauptstadt zu einem andern Herrn Gu, während er wußte daß der rechte, durch eine Krankheit zurückgehaltene, Gu in der nächsten Nachbarstadt weile. Und er erschleicht für seine Person des Oheims Empfehlung in das Pe'sche Haus. So finden sich denn die zwei trügerischen Bursche in diesem Hause zusammen.

12. Bei einem gemeinschaftlichen Spaziergang im Garten bringt Hr. Pe das Versemachen aufs Tapet. Welches Unglück für die Unehrlichen! Es war „als ob ihre Lebensgeister von ihnen weichen und erlöschen wollten.“ Sie brachten alle möglichen Entschuldigungen vor daß sie heute keine Verse machen könnten; aber Hr. Pe schöpfte den schlimmsten Verdacht. Und die traurigen Poeten wurden jämmerlich entlarvt. Vor Verdruß wird der gute Pe krank, seine Tochter aber verbringt Tage und Nächte mit Seufzen, darum daß ihr Hochverehrter nicht zu erkundigen war, denn auf der Reise nach der Hauptstadt war er von Räubern angefallen und ausgeplündert, und namentlich auch seines Pferdes beraubt worden.

13. In das Gasthaus vom vorigen Abend zurückgekehrt, wird er von einem alten Mann, der ihn zu würdigen wußte, als Poet empfohlen. Es galt in dem Hause eines Hrn. Raths Li ein Gedicht zu machen, womit ein Sonnenschirm geziert werden sollte. Im Garten dieses Hrn. Li sich ergehend, trifft er mit einem jungen schönen Mann zusammen, und eine Unterredung mit demselben belehrte ihn daß der Mann angeblich eine Schwester habe, welche ihn, den Dichter, heimlich beobachtet und für ihn Interesse habe.

14. Bei einer zweiten Zusammenkunft gibt der Dichter seinem neuen Freunde, Lo, den Zweck seiner Reise zu erkennen. Dieser war nicht wenig betroffen als er von dem Verhältniß des Dichters zu Fräulein Pe hörte, denn der Vater dieses Fräuleins sey sein mütterlicher Oheim. Vor der Abreise wird dem Dichter von dem Verwundertsein noch eröffnet daß seine Schwester sterblich in ihn verliebt sey. Diese Eröffnung macht ihn fast närrisch vor Freude, und als sein Freund dasselbe nicht recht begreifen wollte, versetzte er demselben: „Ich bin ein Mensch. Würde ich versäumen das mir gebotene Glück zu ergreifen, gliche ich da nicht Pekang, welcher die gemalten Drachen gern hatte, aber floh wenn er wirkliche sah?“ Der Dichter will aber darum keineswegs der ersten Geliebten untreu werden, sondern nur zu derselben noch eine zweite nehmen, denn er meint daß ein weises Mädchen der Eifersucht nie Nahrung geben werde. Auf der Reise nach der Hauptstadt, welche nun fortgesetzt wird, trifft der doppelt Verliebte mit seinem Oheim, dem Generalinspector, zusammen, welcher ihm verspricht sich bei Hrn. Gu und Hrn. Pe für ihn verwenden zu wollen, ihm aber auch den Rath gibt, vor allem nun die Licentiatenprüfung zu machen, da Hr. Pe einem bloßen Baccalaureus seine Tochter nicht werde geben wollen.

15. Hr. Se präparirt sich in der Hauptstadt, wo er den auf einer Examinationsreise befindlichen Hrn Gu nicht gleich traf, fleißig aufs Examen und besteht dasselbige trefflich. Bald darauf bestand er auch noch zwei höhere Prüfungen, die Doctorprüfung und die „im Palast“ mit bestem Erfolg. Der Weg zu allen hohen Gelehrtenämtern war nun gebahnt. Zunächst wird ihm ein Richteramt in der Provinz übertragen. Auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsort berührt er wieder die Stadt, wo er die zweite Geliebte gefunden. Aber das Haus derselben war verschlossen. Frau Lo war nämlich mit ihrer Familie zu ihrem Bruder, dem Hrn. Pe, gezogen, um einem Verfolger zu entgehen und um den Bruder zu bitten einen Mann für ihre Tochter zu suchen, was ihr als Wittwe kaum gelingen könne. Die Bäschen bereiteten sich bald innig, denn beide hatten Freude am Versmachen. Hr. Pe gibt ihnen die Themata. Eifersüchtig ihr Talent leuchten zu lassen, beeifern sie sich, „die eine die Weiße des Schnees zu malen, die andere ihrem Styl die ganze Wärme des Frühlings einzugießen.“ Hr. Pe meinte bei der Beurtheilung ihrer Gedichte: man könne nicht sagen „welche Hand dem Hirsch den Todesstreich gegeben.“ Fräulein Pe äußerte sich aber über ein Gedicht der Fräulein Lo: „es ist wahrhaft ein Feuer ohne Rauch.“

16. Herr Pe sieht sich nun verpflichtet für zwei Mädchen Männer zu suchen. Er geht deßhalb extra zu einem Gelehrtencongreß, aber obwohl dort viele junge Gelehrte waren, konnte er doch auch nicht einen der Mädchen würdigen finden. Die zwei Mädchen hatten sich unterdessen die Herzen gegenseitig eröffnet, und waren übereingekommen daß sie beide den trefflichsten Se heirathen wollten. Jener junge schöne Mann im Garten des Hrn. Li war nämlich niemand anders gewesen als die verkleidete Fräulein Lo.

17. Der zum Richter beförderte Dichter sah sich nun einmal veranlaßt den Gouverneur der Provinz, Hrn. Yang, einen Besuch zu machen. Dieser kommt, da er hört daß der junge Beamte noch unverheirathet sey, auf den Gedanken ihm

seine eigene Tochter antragen zu lassen. Auf den ersten Unterhändler, der kurz abgewiesen wurde, wurde als zweiter Hr. Tchang gesendet, derselbe, für den Se früher die Verse gemacht hatte. Der Betrüger sinnt auf neuen Trug. Er vermeldet, Fräulein Pe sey gestorben. Aber Se weist den neuen Heirathsantrag mit den Worten zurück: „Eine entsetzliche Kraftlosigkeit, ein völliger Stumpfsinn hat sich meines Wesens bemächtigt, so daß es mir nicht mehr möglich ist von Heirath sprechen zu hören.“ Der beleidigte Gouverneur verfolgt nun aber den jungen Beamten der Art daß dieser es nicht mehr länger aushält und davonläuft. Auf einer neuen Irrfahrt begegnet Se wieder dem „Einsiedler der Dankbarkeit,“ und dieser wahrsagt ihm das höchste Glück, indem er ihm seine Räthe ertheilt.

18. Unter einem andern Namen reisend trifft er in einem alten Kloster mit Hrn. Pe zusammen, der immer noch Männer suchte für seine Tämlein, und der auch einen falschen Namen trug. Ein Gespräch auf einem Spaziergang „unter Wasser und Bergen“ führte sie auf die Geschichte der HH. Pe und Se, d. h. auf ihre eigene Geschichte, wo sie sich gegenseitig ausgezeichnet genaue Auskunft geben konnten. Hr. Pe findet an dem unerkannten Hrn. Se wieder das höchste Wohlgefallen und bietet ihm die beiden Mädchen, da sie ganz gleichen Sinnes und Charakters seyen und da er keine vor der andern bevorzugen wolle, an. Der doppelt Bedachte weiß sich, im Hinblick auf die ihm gewordene Prophezeiung, über alle Bedenklichkeiten zu erheben und schlägt ein. Hr. Tang hatte unterdessen seine gegen Se gethanen Schritte bereut, reiste ihm nach, versicherte ihn nicht nur seiner Gunst, sondern vermeldete ihm auch daß er zum Doctor an der Akademie ernannt sey. Auch der spitzbübische Tchang veränderte sein Benehmen gegen Se, er erklärte ihm daß die Meldung von dem Tod der Fräulein Pe nur Scherz gewesen sey und erbietet sich ihm nun sogar zum Unterhändler. Und er bekam wirklich den Auftrag, zunächst dem Freunden, der die Doppelheirath angeboten hatte, einen Brief zu überbringen, welcher besagte daß, da Fräulein Pe nicht gestorben sey, das gegebene Wort nicht gehalten werden könne, dann auch Hrn. Pe ein Schreiben zu übermachen.

19. Hr. Pe kam mit freudestrahlendem Gesicht nach Hause. Er habe, verkündigt er den Mädchen, den rechten Mann gefunden, aber sie müssen sich in denselben theilen. Der Mädchen Freude war unbeschreiblich, denn sie dachten nicht anders als daß der Gefundene ihr Geliebter sey. Als daher ein anderer Name genannt ward, wurden die beiden Basen „starr vor Schrecken.“ Die Entwirrung des Knotens begann, als Hr. Tchang mit den Briefen an den Fremden und an Hrn. Pe eintraf; denn es fügte sich daß der Brief an jenen auch in die Hände des Hrn. Pe kam. Da in dem einen der Briefe Hr. Se seine demnächstige Ankunft meldete, wurde beschlossen diese ruhig abzuwarten.

20. Und er kam in einer Kürze und beglückte unbeschreiblich das ganze Pe'sche Haus. Die Doppelheirath wurde unter allem denkbaren Pomp gefeiert. Die beiden Basen leben mit ihrem Mann stets in schönster Eintracht und fuhren fort in allen Mußestunden Verse zu machen.

Ist diese Geschichte am Ende, fragt ihr Verfasser, nicht würdig unter den schönen Geschichten die aus dem Alterthum übrig sind, sich sehen zu lassen?

Atkinsons Wanderungen am Obern und Untern Amur.

3. Ostsibirien.

Der Titel des englischen Reisewerkes scheint nur gegeben worden zu seyn, um mehr Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, denn erst im dritten Theile des Buches beginnt Atkinson seine Reiseerfahrungen aus Ostsibirien fragmentarisch und ohne chronologische Ordnung uns mitzutheilen. Auf dem Wege nach dem Amur besuhr er den Baikal-See, den er jedoch von früherher schon kannte, wo er an seinen Ufern einen Granitblock zum Grabmal eines geliebten sibirischen Freundes, Basil Murawieff, Neffen des Bezwingers von Kars, der im Kaukasus gefallen war, ausgesucht hatte. Der Baikal-See leidet an nichts weniger als an profanischen Ufern; da wo sich die Angara eine halbe Stunde breit in den See ergießt, ist der bis im Juni schneetragende Amar Daban sichtbar und erhebt sich der Schaman-Kamen, der, wie schon sein Name schließen läßt, ein heiliger Berg für die Eingebornen schamanischen Glaubens ist, an dem sie nie vorüberfahren ohne ihre Andacht zu verrichten, und auf dessen Gipfel einst Menschenopfer, Männer, Frauen und Kinder bluteten. Zur Zeit von Atkinsons Besuche wurde der Baikal bereits von einem Dampfboote befahren, welches ein unternehmender sibirischer Kaufmann hatte bauen und die Maschinentheile dazu 1000 engl. Meilen weit von Petersburg herkommen lassen. Die Eingebornen staunten nicht wenig als sie dieses seltsame Geschöpf gegen Wind und Wogen durch eigene Kraft den See durchschneiden sahen. Der nördliche Uferrand ist höher als der südliche und steigen die Wände bis zu 8 und 900 und hinter der Angaramündung bis zu 1200 Fuß empor, wo Basalt und andere vulcanische Bildungen auftreten. Die Insel Olthon theilt den See in eine südliche und eine nördliche Hälfte, welche letztere die Eingebornen die heilige See nennen. Nach einer örtlichen Legende soll Christus, als er Sibirien bereiste, einen Berg am Baikal bestiegen, alles nördliche Land gesegnet, mit der Hand gegen Süden deutend aber gesprochen haben: „Dort hinaus ist nichts,“ woraus man die Unfruchtbarkeit des Südens sich erklärt, insofern dort kein Brod wachsen will. Der Dampfer des Baikal wurde von einem Schweden befehligt, der acht Jahre auf der britischen Flotte unter Admiral Codrington gedient hatte. Er versicherte daß die Stürme auf dem Baikal mitunter höchst gefährlich und der See überhaupt schwieriger zu beschiffen sey als der Ocean. Der Grund des Sees hat sehr verschiedene Tiefen. So fand der Capitän einmal auf 100 Schritt von einer Sandbank bei 200 Saschenen (1400′) und zu einer

andern Gelegenheit bei 300 Saschenen keinen Grund, so daß also sehr tiefe und jähe Spalten in dem Becken vorhanden sind. Am Ufer liegen mehrere Klöster, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, also zur Zeit der kosakischen Eroberung Sibiriens, in freundlicher Umgebung und mit großem Geschmack erbaut, so daß sich auch hier wieder die alte Erfahrung von dem Kunst- und Natursinn der Mönche bestätigt. Die Stadt Barguzin, etwas binnenwärts am östlichen Ufer des Sees gelegen, ist berühmt wegen ihrer Zobel. An keinem Punkte der Welt finden sich schönere derartige Pelze, von tiefem Pechschwarz mit weißgespitzten Haaren, auf welchen letzteren ihre hohe Schönheit beruht. Atkinson sah ein solches Fell, für welches der Jäger 18 Pfd. St. (216 fl.) verlangte.

Ueber Selenginsk begab sich der Verfasser nach Petropawlowskoi, wo große Maschinenwerkstätten jetzt bestehen, die ersten Dampfer für den Amur gebaut und Kanonen gegossen wurden. Von dort überschritt Atkinson die Quellen des Onon, welchem Flusse er bis an die Schilka, die er bilden hilft, folgte. An der Schilka beim Einfluß der Nertsche liegt Nertschinsk. Auf einen Europäer der lange durch Nordasien gezogen ist, wirkt der Anblick dieser Stadt von 5000 Einwohnern mit ihren heimlichen Kirchen als wäre es die halbe Heimath. Nertschinsk aber hat in ganz Rußland einen Namen, an den sich der Schauder knüpft. Nach Nertschinsk werden nämlich alle „Unglücklichen," wie bekanntlich in Sibirien die Verbannten heißen, gebracht um von dort aus in die verschiedenen Straforte vertheilt zu werden. Das dortige Klima sey indessen, bemerkt der Reisende, nicht so schlimm als es geschildert werde. Die Sommer seyen heiß und heißer als bei uns, jedoch viel kürzer als in Europa. Das Land bringt eine glänzende Flora hervor und Garten- wie Feldbau können mit großem Erfolge betrieben werden, namentlich wird, obgleich die Stadt unter 51° 58′ liegt, Tabak gezogen, der weiten Absatz findet. Der Handel mit den Eingebornen geht flott, indem sie Thee, Pulver, Blei und andere Jagdbedürfnisse gegen Pelze eintauschen. Bis zum Jahre 1847 wurden in den Bleigruben von Nertschinsk 250 Pud Silber und 35,000 Pud (1 Pud = 40 Pfd.) Blei jährlich gewonnen. Seitdem aber Transbaikalien „annexirt" und die Minenbevölkerung als „Kosaken" dahin versetzt wurde, hat man die Gruben ruhen lassen. Auch Gold findet sich an der Schilka und ihren Nebenflüssen. Um nach diesem Metall zu jagen ließ sich 1851 ein Oberst von dem Finanzminister eine starke Bande „Unglücklicher" zutheilen. Er sorgte aber so schlecht für die Gesundheit der Verbannten daß man gegen ihn zuletzt einschreiten mußte, um ihre gänzliche Aufreibung zu verhindern. Gegen 70 Pud Gold überlieferte er dem Schatze in St. Petersburg, wovon jedes Pud dem Kaiser 13 Menschenleben gekostet hatte.

In Sibirien erwartete man allgemein daß der gewissenlose Oberst schwer bestraft werden würde, er fand jedoch Mittel und Wege daß niemals etwas von seinem Mord zum Ohr des Kaisers drang. Man kann sich nach diesem Beispiel denken welches Loos den Unglücklichen bevorstand, die Nikolaus in Folge der St. Petersburger Verschwörung in das östliche Sibirien schleuderte. Sie kamen nach einer Reise von 7029 Werst (1000 deutsche Meilen) am 30sten Tage in Nertschinsk an und wurden dann noch 279 Werst nach den Gruben weiter befördert. Die erste Dame welche ihrem Gemahl folgte, war die junge Fürstin Trubetskoi. Nur mit vielen Schwierigkeiten erhielt sie die Erlaubniß, nachdem vorher eine Verordnung erlassen worden war daß Frauen, welche den Verbannten folgten, nicht wieder in die Heimath zurückkehren dürften. Sie reiste mitten im Winter tausend deutsche Meilen weit, oft überfallen von den furchtbaren sibirischen Schneestürmen, und mehr als einmal verfolgt von Wolfsbanden, die nur darauf lauerten daß die Rosse ermüden oder vielleicht fallen sollten. Endlich kam sie in die Nähe der Bergwerke und verlangte von dem Aufseher der Unglücklichen daß sie jeden Tag ein paar Stunden ihren Gemahl sehen könnte. Sie hatte sich jedoch schwer verrechnet. Man erlaubte ihr nur unter der Bedingung zu bleiben daß sie wie eine Gefangene sich der Kerkerdisciplin unterwerfe. Als dieß geschehen, befahl der Beamte seinen Untergebenen sie zu Nummer so und so viel (denn die „Unglücklichen" verlieren ihren Namen und behalten nur noch eine Zahl) zu führen. Als sie nun die Grube hinabstuhr und in die Gallerie trat, stauten die Unglücklichen sie an wie ein Gespenst, ihr Gatte aber fiel ihr mit klirrenden Ketten in die Arme. Von diesem Tag ab wurde die Fürstin auf Gefängnißkost gesetzt und ihr selbst der Thee entzogen, auch durfte sie ihren Gemahl nur des Sonntags, dann aber ausserhalb der Minen sehen. Nach vier Wochen trafen zwei andre Damen ein, die sich den gleichen Prüfungen unterwarfen. Achtzehn Monate dauerte diese rohe Behandlung, dann starb der Beamte, und an seine Stelle kam ein Ehrenmann, welcher die Damen wie Familienangehörige behandelte, den Verbannten alle Erleichterungen gewährte die mit seinen Amtspflichten sich vertrugen, und es endlich nach zwei Jahren dahin brachte daß sie aus den Bergwerken entlassen und nach andern Sträflingsplätzen abgeführt wurden.

Seit der Besetzung des Amur ist die Wichtigkeit von Schilinskoi etwas unterhalb Nertschinsk beträchtlich gestiegen, denn bis dorthin ist die Schilka für kleine leichtbeladene Flahrzeuge schiffbar. Hinter Ust Strelka, dem Vereinigungspunkte der Schilka und des Argun, die zusammen den Amur bilden, ergießt sich in diesen auf dem linken Ufer das Flüßchen Gorbiza, welches früher vor der neuen Invasion der Russen den Chinesen als Gränze diente. An den Flüssen und Flüßchen umher gibt es verschiedene Punkte, wo die Kosaken mit Tungusen und andern Eingebornen Yermak oder Jahrmarkt halten. Die letzteren tauschen dort gegen Häute, Maral-Geweihe, etliche Zobel- und Fuchspelze von den Kosaken Mehl, Branntwein und Jagdmunition ein. Merkwürdig ist das pünktliche Zusammentreffen von Leuten aus so großen Entfernungen. Unter einigen Bäumen am Ufer des Stromes werden die Umsätze geschlossen, und am Ende des dritten Tages kehrt jeder in seine Heimath zurück.

Von 1689 bis 1854 war die Vereinigung der Schilka und des Argun, also die Bildung des Amur der östlichste Punkt des russischen Reiches, doch während dieser Zeit mach-

ten die Gränzkosaken beständig Streifzüge in die Mandschurei, und manche abenteuerliche Erzählung von ihren Thaten lebt noch jetzt im Mund des Volkes. Dann giengen auch viele entsprungene Sträflinge den Fluß hinab, aber nur um den Chinesen in die Hände zu fallen. Einem dieser Abenteurer glückte es indessen an allen mandschurischen Posten in seinem kleinen Canoe vorüberzufahren, indem er sich stets am Nordufer hielt. Er lebte vom Ertrag seines Jagdgewehres und gelangte endlich nach vieler Mühsal an die Mündung des Amur, wo er ein Schiff zu finden hoffte. Nachdem er lange vergeblich gewartet hatte, kehrte er wieder um und stieß auf eine Tunguſenbande, mit der er die Zeit der Jagden zubrachte. Schließlich giengen sie mit ihm über die obere Zeya zu einem Jahrmarkt der Kosaken, von denen der Vogel erkannt und nach Nertschinsk in die Bergwerke zurückgeschleppt wurde. Die Kenntniſſe, welche dieser Wiederentdecker sich erworben hatte, erschienen jedoch dem Präfecten so werthvoll daß er dem Sträfling die Freiheit verkündigte, unter der Bedingung einen zweiten Streifzug zu unternehmen. Die Kosaken nahmen ihn zum nächsten Jahrmarkt mit, wo er von seinen alten Gefährten den Tunguſen jubelnd begrüßt wurde, und mit ihnen auf die Zobeljagd abzog. Dießmal lernte er die Reviere und die Völkerschaften zwischen der Jablonoikette (der alten Gränze Rußlands) und dem Amur bis zu dessen Mündung kennen. Ein drittesmal wurde er mit den Tunguſen abgesendet, kehrte aber nicht mehr mit ihnen wieder, auch blieben alle Nachforschungen über sein Schicksal fruchtlos. Im Jahr 1848 nun wurde ein Officier mit vier Kosaken auf eine Bootfahrt stromabwärts geschickt, mit Waffen und Instrumenten versehen, und beauftragt nur von weitem die chinesischen Ortschaften auszuspähen, Reibungen aber zu vermeiden. Als neun Monate verstrichen waren, ohne daß die Leute heimkehrten, begann man bei den Eingebornen auf den Jahrmärkten ihnen nachzuforschen, aber keine Kunde war zu erlangen. Zuletzt wendete sich 1852 der Gouverneur von Kiachta an den chinesischen Amban (Statthalter) in Urga, und gebrauchte den Vorwand, es sey ein Officier und vier Mann mit Instrumenten und großen Summen Goldes entsprungen, und zwar müsse man vermuthen zu Wasser auf dem Amur, in welchem Fall um Auslieferung dieser Leute gebeten werde. Auch dieser Versuch blieb fruchtlos. Zwei Jahre darauf wurde die Amur-Expedition ausgerüstet. Sie war so stark daß die Chinesen sich wohl hüteten sie auszugreifen, und nach Vollendung der Fahrt hatte General Murawieff von allen Punkten sichern Besitz ergriffen, welche sein scharfes Auge für die Behauptung der neuen Eroberung als wichtig erkannte.

Etwas abwärts von der Vereinigung der Schilka und des Argun steht der erste mandschurische Posten. Diese Soldaten sind mit gespitzten Stangen und Bogen sammt Pfeilen bewehrt, und machen gegenüber den büchsenbewaffneten Kosaken einen schwächlichen Eindruck. Unter letzteren muß man sich Leute denken, wie die Pelzjäger und Hinterwäldler in den Vereinigten Staaten. Sie sind stolz auf ihre sibirische Geschichte, denn die Eroberung Ostasiens durch die Kosaken steht an Abenteuerlichkeit und Kühnheit der spanischen Eroberung Amerika's oder den Thaten der Buccanier durchaus nicht nach. Schon 1643 besuchten Kosaken den Amur bis zu seiner Mündung, und sie sind als die Entdecker des Stromes in gewissem Sinne zu betrachten. Sieben Jahre später kam ein anderer Ferdinand Cortes, der hochgefeierte Chabaroff mit einer Kosakenbande aus Jakutsk an den Amur und gründete am obern Theile des Stromes die berüchtigte und berühmte Veste Albazin (124° östl. L. v. Gr.), wo man Holz, Wasser und Weiden im Ueberfluß hatte. Im Jahr 1651 war dieser Zwingdrau, welcher wie eine Ritterburg den Strom beherrschte, vollendet. Und wie die Raubritter hausten die Kosaken unter den friedlichen Einwohnern, und plünderten den chinesischen Behörden zum Hohn die mandschurischen Ortschaften am rechten Stromufer. Endlich im Jahr 1657 schickten die Himmlischen eine Armee gegen das Raubnest ab, welches zur Uebergabe aufgefordert wurde. Da man mit Kugeln die Antwort gab, führten die Chinesen ihre Belagerungswerke auf einer gegenüberliegenden Insel auf, wo man noch jetzt die Reste davon sieht. Die Belagerung dauerte so lange wie die von Sebastopol, bis ins Jahr 1658, wo zuletzt der Mangel an Vorräthen die Kosaken zwang mit den Waffen in der Hand und unbelästigt von den Gegnern nach Sibirien abzuziehen. Im Jahr 1665 siedelte sich eine Anzahl russischer Jäger auf dem zerstörten Albazin an. Dießmal benahmen sie sich klüger und sittsamer; sie störten ihren Nachbarn den Frieden nicht und wurden nicht gestört. Erst als 1670 Tscherigowsky mit einer frischen Bande Kosaken anlangte, wurden die alten Befestigungen erneuert. Als man in Sibirien erfuhr Albazin stehe wieder, eilten neue Auswanderer herbei, so daß Tscherigowsky bald eine größere Macht musterte wie vormals Chabaroff. Dennoch vermied er Reibungen mit den Mandschuren. Um den Kosaken Zügel anzulegen, hatten die Chinesen damals die Hauptstadt der Mandschurei Aigun am mittleren Amur neu erbaut. Erst am 4 Juni 1685 aber erschienen sie mit Macht vor Albazin, und bezogen ihre ehemaligen Verschanzungen. Obgleich die Kosaken einer gegen zehn fochten, warfen sie unter ihrem Anführer Tolbuzin doch einen Sturm der Chinesen am 22 Juni zurück. Tolbuzin sah aber ein daß er auf die Dauer sich nicht behaupten könne, und verließ die nächste Nacht in aller Stille seine Burg. Die Chinesen zogen als Sieger ein, verließen aber voller Ueberraschung über ihre Heldenthat rasch den Platz und kehrten nach Aigun zurück. Kaum war Tolbuzin durch seine Kundschafter davon benachrichtigt worden, so kam er wieder und baute Albazin noch einmal auf. Die Himmlischen eben so geduldig als tapfer, kehrten im Frühling 1686 mit ihren Schaaren und einer Flotte zurück, aber Tolbuzin hatte noch früher Verstärkungen und Vorräthe aus Nertschinsk bezogen. Die Belagerung begann, und als nach etlichen Wochen die Chinesen Tolbuzin tödteten, stiegen ihre Aussichten beträchtlich. Der Oberbefehl gieng jedoch an Beaton, wie es scheint einen abenteuernden Engländer über, und dieser hielt sich so wacker daß der einbrechende Winter die Chinesen zur Einstellung der Belagerung nöthigte. Bei der Rückkehr der guten Jahreszeit setzten die Mandschuren

ihre Kämpfe fort. Beaton hielt indessen seinen Platz noch bis zum Jahre 1688, wo er endlich der Uebermacht wich. Am 27 August 1689 wurde dann mit den Chinesen der Vertrag von Nertschinsk geschlossen, worin Rußland alle seine Plätze in der Mandschurei aufgab, und beide Mächte sich einigten daß das Land nördlich vom Amur bis zu den Jablonoibergen neutral und unbesetzt bleiben sollte.

Die Bevölkerung auf dem linken (jetzt russischen) Ufer des obern Amur sind die Manjarken, die sich vom Fischfang und der Jagd ernähren. Auf der letzteren bedienen sie sich einer chinesischen Büchse mit einem sehr engen Lauf. Schrot wird nie gebraucht, möchte auch bei der Jagd auf Pelzthiere schlechte Dienste leisten. Die Pelze selbst cursiren als Münze, und zwar gilt ein Zobelfell so viel wie 70 Eichhörnchenfelle. Alle Manjarken unter mandschurischer Obrigkeit müssen, sobald sie das 20ste Jahr erreichen, jährlich ein Zobelfell als Steuer ablieferu. Zwischen 20 und 40 Jahren werden die Männer bisweilen als Recruten ausgehoben. Die Religion ist das Schamanenthum. Mit der Festsetzung der Russen werden aber wie in Amerika der Büffel und die Rothhäute, in der Mandschurei bald das Wild und die Jägerstämme verschwunden seyn.

Bei der Mündung des Flüßchens Gerbeljack macht der Amur einen Ellenbogen und kehrt sich entschlossen nach Süden. Von jenem Punkte an ändert und bessert sich sichtbar das Land. Die sibirischen Bäume verschwinden allmählich, und es treten Formen an ihre Stelle, die für ein milderes Klima zeugen. Wir gestehen offen daß wir den russischen Berichten über die Herrlichkeit ihrer neuen Eroberung nur halb glaubten, weil sie russisch waren, um so werthvoller ist es wenn Atkinson schreibt: „Man darf füglich behaupten daß dieses Land für jede Menschenclasse Reize besitzt; der Ackerbauer und der Viehzüchter würden es mit gleichem Jubel begrüßen in Voraussicht der Ernten und der Heerden, die es erzeugen möchte; der Winzer würde mit Begierde die sanft ausleigenden Hügel betrachten und an traubenbeschwerte Rebstöcke denken, denn der Weinbau muß gelingen wo die Rebe wild wächst; der Blumengärtner aber würde schwelgen im Reichthum und der Schönheit der Flora; der Bergmann dürfte mit großer Aussicht die Gebirge mustern und an die vorhandenen Mineralschätze denken; der Jäger könnte sich allen Leidenschaften überlassen, denn er findet dort jedes geflügelte und jedes Hochwild, vom Auerhahn bis zum Tiger; der Freund der Natur endlich würde berauscht auf den schönen Strom und seine Uferbilder blicken.“ Die Scene ändert sich noch einmal bei dem Einfluß der Zeya, des größten der linken Nebenflüsse des Amur, welcher in den Jablonoibergen entspringt und eine Länge von 700 engl. Meilen und an der Mündung 3000 Fuß Breite besitzt. Von dort bis in die Nähe des Ussuri werden die Ufer des Amur sonniger, die dunklen Nadelholzeinhüllungen hören jetzt gänzlich auf, und es zeigen sich in Gruppen Laubhölzer: Birken, Ulmen, Acacien, Ahorn. Blagowestschinsk, an der Zeyamündung erbaut, wird die Hauptstadt der russischen Mandschurei werden. Das Gedeihen des Ortes ist mit Sicherheit zu erwarten, denn nicht nur wird dorthin der Hauptmarkt des Pelzhandels sich verlegen, sondern es liegt auch die Stadt selbst in einem fruchtbaren, von ackerbautreibenden Völkerschaften ziemlich dicht bewohnten Gebiete. Ihm gegenüber aber, vier deutsche Meilen unterhalb, liegt am andern Ufer Aigun oder Saghaliau-Ula Choton, wo die chinesische Amurflotte, bestehend aus 36 Booten verschiedener Größe, ihren Hafen findet, und wo der Regierungssitz für die chinesische Mandschurei liegt. Atkinson sah diese chinesische Stadt nur von weitem. Sie liegt auf einer Landzunge, und ihre Häuser, die wie unsere neuen Städte nach der Schnur in Quadraten gebaut sind, bedecken einen Raum von 2 engl. Meilen Länge und 1800 Fuß Breite. Innerhalb einer Umnauerung steht das Ambanhaus oder Regierungsgebäude, und obgleich sonst noch manche Tempel sichtbar sind, so besitzt die Stadt doch wenig was einen Reisenden neugierig machen könnte. Unterhalb Aigun sind zahlreiche Dörfer über die Ebene gesäet, und halb versteckt zwischen dem üppigen Buchs der Laubhölzer, die dort völlig europäische Formen zeigen. Bereits wachsen am Ufer wilde Weinstöcke mit angeblich köstlichen Trauben, auch Korkeichen treten auf, und als Atkinson vorüberfuhr, waren die Thalgründe mit einem stark duftenden Lilienflor bedeckt. An dem kleinen Flüßchen Numan, mitten in fetten Prairien, entsteht jetzt schon eine zweite russische Stadt. Das Klima nimmt weiter unterhalb italischen Charakter an. Unter 47° 42′ n. Br. fand Atkinson am 25 Juni 31° R. im Zelt, 27° R. im Schatten und 41° in der Sonne. Wie heiß muß es dann im Juli werden! Auch zeigen sich dort Vögel, die aus Java, Sumatra und den benachbarten Inseln dorthin wandern. Daß auch Schmetterlinge von tropischem Glanz und tropischer Gestaltung sich daselbst finden, wissen wir aus russischen Berichten.

Diese südlichen Herrlichkeiten darf man aber nur in der Nähe der Mündung des Sungari suchen, wo die Chinesen im Dorfe Dschang-dschun eine starke Besatzung liegen haben. Der Amur und der Sungari mischen ihr Wasser lange Zeit nicht, sondern fließen hart neben einander fort, indem das rasche Amurwasser die trägen Sungarifluthen mit sich reißt. Das erstere war von lebhaftem durchsichtigen Rothbraun wie gebrannte Sienna, das andere ein tiefgrüner Schleim, wie er sehr viele andere Gewässer der Mandschurei im Juni und Juli erfüllt. Die Farbe rührt von Pflanzenstoffen her, und die Sibirier sagen dann bezeichnend „es blühen die Gewässer.“ Sie warnten Atkinson vor dem Genuß des blühenden Wassers, auch sollen Pferde es nie in diesem Zustande berühren. Das Thal des Sungari gehört zu den bevölkertsten Strichen der Mandschurei. Der Amur ohne den Sungari ist nur die Schale ohne die Orange. Der Sungari selbst soll 1000 engl. Meilen Stromentwicklung und fünf große Nebenflüsse, darunter den Nun selbst wieder von 500 Meilen Entwicklung, besitzen. Die Mandschuren behaupten daher der Sungari sey der Hauptstrom welcher den Amur aufnehme. Die Russen können sich diese geographische Lehre recht wohl gefallen lassen, denn da ihnen die Chinesen alles Land nördlich vom Amur abgetreten haben, so könnten sie recht wohl sagen der Amur sey nicht der Amur,

sondern der Sungari sey der Fluß den sie gemeint hätten. Der Amur trifft in einem rechten Winkel mit dem Sungari zusammen und macht einen Ellenbogen, während der andere seiner Richtung treu bleibt. Auch dieser Umstand gibt dem Sungari einen Vorrang. Wird der Amur jedoch in seinen geographischen Würden belassen, so sollte als Abnherr des Amur wieder, meint Atkinson, nicht der Onon und die Schilka, die zusammen nur 650 engl. Meilen, sondern der Argun und vor allem der Kerulun gelten, die zusammen 850 engl. Meilen Wasserentwicklung besitzen bis zu dem Punkte wo Argun und Schilka den Amur bilden. Der Kerulun ist auch beswegen ein vornehmer Fluß, weil an seinen Ufern der Welteroberer Dschingischan das Licht dieser Welt erblickte.

Schon 1651 wurde der Sungari von dem großen Kosakenhäuptling Chabaroff entdeckt und befahren, der dort, wie später sein Nachfolger Stepanoff, das Flußpiratenhandwerk betrieb, bis im Jahr 1658 die Chinesen diese Raubvögel fiengen. Sie ließen sie nämlich den Sungari hinaufgehen, und brachten sie dann oberhalb und unterhalb zwischen zwei Geschwader. Stepanoff hoffte mit der Gewalt des Stromes sich einen Weg durch das unterhalb liegende Geschwader zu brechen. Die Chinesen waren aber so zahlreich daß die Kosaken sämmtlich erschlagen oder gefangen wurden. Die Russen betreiben schon einen lebhaften Handel auf dem Sungari, so daß gegenwärtig allenthalben Scharlachtuch und Silberrubel als gangbare Zahlungsmittel gegen Zobelfelle curiren. Die russischen Dampfboote werden sich wenig um die Verbote der chinesischen Behörden kümmern, denn im Nothfall vermögen sie durch jede Flotte mandschurischer Fahrzeuge sich einen Weg zu bahnen. Alle Eingebornen sind lebhaft für die Russen gestimmt und friedliebender Natur, besonders die Tunguſen und noch mehr die Tuzemtz, ein höchst gewerbsfleißiger Tungusenstamm, der mandschurische Sitten und Trachten angenommen hat.

Zwischen Sungari und Ussuri breitet sich zunächst eine endlose Prairie aus, wo das Gras den Reiter bisweilen ganz einhüllt und auf Tausende von Einwanderern ein fetter Boden wartet, der jetzt nur ein einzelnes Dorf fischender und jagender Tunguſen trägt. Später tritt der Amur wieder in die Berge, und zwar hat er querlaufende Bergzüge zu steilen Borgebirgen zerspalten. In diesen Gebirgen liegen noch jungfräuliche Reviere für Pelzjäger. Es schwärmen nämlich so viel Tiger und Leoparden in den Bergen daß die Eingebornen mit ihren schwachen Flinten sich noch nicht an die Hebung der vierfüßigen Schätze gewagt haben. An einer inselreichen Stelle des Stromes liegen die Sommerplätze der Manjarken. Es sind conische Hütten aus zusammengebogenen Stäben mit Binsen bedeckt, die im Winter mit festeren Bauwerken aus Holz vertauscht werden. Die armen Schelme werden von den russischen Pelzhändlern schmählich ausgebeutet, die ihnen bunte Zeuge, falsches Geschmeide, Tabak oder wohl gar Branntwein gegen ihre kostbaren Felle geben. Atkinson ermuntert den General Murawieff daß er, wie er dieß bereits den Sayotten gegenüber gethan, die Manjarken durch ein Verbot des Branntweinverkaufes vom raschen Untergang retten möchte. Jetzt unter mandschurischer Hoheit führen die armen Pelzjäger ein trauriges Daseyn, denn die Steuern sind erdrückend, und wenn sie jemand nicht leistet, wird er den rohesten Mißhandlungen und Foltern ausgesetzt, so daß sich mancher Manjarke, um nur den Strafen zu entgehen, gegen ein Zobelfell, d. h. gegen eine Jahressklpsteuer in die Sklaverei verkauft hat. „Je bälder, setzt unser Brite hinzu, General Korsakoff und seine Kosaken die Chinesen aus der Mandschurei fegen, um so besser."

Der Amur theilt sich in mehrere Arme und verliert sich auf einer gränzenlosen Prairie, ehe er sich dem Ussuri nähert. Dieser Fluß begleitet im Süden eine Bergkette die für goldhaltig gilt, theils weil sie unter gleicher Breite wie die Südabhänge des Altai liegt, theils aber (und dieß ist der einzige tristige Grund), weil die Mandschuren dort schon Gold gewaschen haben sollen; die Manjarken, welche die Ufer bevölkern, treiben nur Jagd und Fischfang. Es findet sich in den Bergen das Elen, der Maral oder große Hirsch und wilde Geißen. Bisweilen begegnet man auch dem Meister Braun, den die Manjarken mit großer Verwegenheit angreifen, denn oft müssen sie gegen seine Tatzen mit der Faust kämpfen. Sie binden sich dabei noch an die Regel nie seinen Kopf zu verletzen weil dieses Stück der Beute makellos in Birkenrinde gewickelt den Göttern dargebracht, und dann als Schutzmittel gegen böse Geister an den Bäumen aufgehängt werden soll. Noch schlimmer als die Bären sind die Eber, die mit ihren Hauern oft schon Roß und Reiter gefährlich geworden sind. Bis zu den Uferbergen des Ussuri breitet sich eine große Ebene aus, das mandschurische Dorado, wo Atkinson schon Baumwolle dermaleinst angebaut sieht. Sowie sich der Amur seinem zweitgroßen südlichen Nebenfluß nähert, steigen Klippen auf. Nur eine tunguſische Ortschaft belebt die stille Gegend. Die Männer leben nur von Jagd und Fischfang, die Frauen dagegen sind außerordentlich betriebsam und gelehrig, auch halten sie ihr Haus sehr sauber und reinlich, was sich sonst die andern Tunguſenweiber nicht zu Schulden kommen lassen.

Vor der Mündung des Ussuri steigt ein steiles Vorgebirge auf, welches im Jahre 1651 von Chabaroff schon entdeckt und sogleich benutzt wurde. Er brachte seine Boote in einer Höhle am Wasserspiegel in Sicherheit, dann ließ er einen Pfad die Felsen hinaufführen und baute sich auf der Höhe eine Burg. Die Chinesen entdeckten im Herbst diese Werke, ehe sie noch vollendet waren, und eine mandschurische Armee rückte aus, um die Kosaken zu stören. Doch wagten sie sich nicht allzu nahe heran, sondern zogen bei Annäherung des Winters vorsichtig wieder ab. Chabaroff benutzte den Rest der Jahreszeit zu einer Plünderungsfahrt den Ussuri hinauf, und wirklich gelang es auch den koſakischen Piraten ein chinesisches Magazin zu erobern und auszuleeren. Als sie aber auf den Rückzug sich begaben, mußten sie gefaßt seyn zwischen den mittlerweile allarmirten Garnisonen der mandschurischen Ortschaften am Ufer Spießruthen zu laufen. Sie stießen auch bald auf eine Flottille, welche ihnen die Thalfahrt sperren wollte. Chabaroff hatte aber Wind und Strom für sich, mit denen er pfeilgeschwind sich seinen Gegnern näherte. Nach seinem Befehl hatten die Kosaken ihr Pulver gespart bis sie Bord an Bord sich befanden. Bei ihrem nahen Feuer geriethen die Mandschu-

ren in Verwirrung, und Chabaroff durchschnitt ihr Geschwader, freilich nicht ohne manche Verwundungen. Der Strom jedoch trug die Abenteurer bald aus dem Bereiche der chinesischen Geschosse. Solcher Thaten waren diese Eroberer fähig, und es ist nicht zu verwundern daß Chabaroffs Name jetzt noch von den sibirischen Kosaken mit gleichem Stolz genannt wird wie Nelsons Name von den britischen Matrosen. Durch seine tungusischen Spione wurde Chabaroff unterrichtet daß im Frühjahr eine Armee unter zwei der besten mandschurischen Generale gegen ihn ausrücken würde. Man ließ sie ruhig kommen, störte aber ihre Belagerungsbauten nach Kräften. Chabaroff führte ein paar kleine Kanonen mit sich, gefährlicher aber für die Chinesen waren die sichern Büchsenkugeln seiner Kosaken. Gleichwohl verlor Chabaroff täglich einen oder ein Paar seiner Leute, während die Chinesen ihre größeren Verluste kaum spürten und das Mißverhältniß der Kräfte sich mehr und mehr steigerte. Drei Wochen dauerte die Beschießung und immer mehr Verstärkungen trafen auf Seite der Mandschuren ein, während die Kosaken schon nicht mehr ihre Geschütze brauchten um das Pulver für die Büchsen zu sparen. Chabaroff beschloß daher, als Spione ihm die Annäherung eines Geschwaders meldeten, den Rückzug anzutreten. In der Nacht vorher schickte er sechs Freiwillige und einen Officier zu Wasser auf einem Umweg in den Rücken des mandschurischen Lagers. Als sie an dem Ort ihrer Bestimmung angekommen seyn mußten, führte Chabaroff seine Leute zu einem Ausfall, welcher bald die Belagerer in Verwirrung brachte und nach ihrer Vorpostenkette zog. Diesen plötzlichen Ausfall benutzten die Freiwilligen um das mandschurische Lager in Brand zu stecken. Die Chinesen hatten saure Arbeit bis sie das Feuer wieder erstickten. In der Dämmerung schifften sich mittlerweile die Kosaken ein und Chabaroff verließ der letzte seine Burg. Durch strenges Rudern waren die Russen bald in Sicherheit, ehe die Chinesen merkten daß die Beste verlassen worden und ihre Feinde gen Albazin entwicht waren.

Der Ussuri, welcher zwei beträchtliche Nebenflüsse, den Noro und Muren aufnimmt, besitzt 400 Meilen Stromentwicklung. Dort zeigen sich zum erstenmal Bewohner der Golde-Horde, und zahlreich sind ihre Ansiedlungen von lustigen Gärten umgeben am Saume der dunkeln Wälder. Auch hier wartet eine dankbare Erde künstiger Einwanderungen. Tiger und Panther streifen zahlreich in den Forsten, wo treffliches Schiffsbauholz, Eichen, Ulmen, Birken und Fichten wachsen und die Pelzthiere noch nicht ausgerottet sind. In den Dörfern der Golde sieht man häufig Adler und Bären in der Gefangenschaft. Die Bären führen ein Leben wie große Herren. Man bringt ihnen allerhand Leckerbissen, hält ihren Käfig sauber und gibt ihnen den Titel Herr Sohn und Herr Bruder, ja erweist ihnen religiöse Verehrungen. Dann kommt aber ein Tag wo diese Liebe ein Ende nimmt, denn der Gott und der Herr Bruder wird geschlachtet und das Opfer dann in gemeinschaftlicher Andacht verzehrt. Wie die meisten nordasiatischen Stämme, beerdigen die Golde die Todten mit ihrem Hausgeräth, so daß sie also sich das Leben nach dem Tode als eine Fortsetzung des diesseitigen denken. Ein wenig beschauliche Sternkunde ist bei den Golde wie bei den Kirgisen zu finden, denn beide Völker müssen ihre Wanderungen nach den Sternen einrichten. Die Golde halten viel auf Zierrathen, und es behängen sich die Schönen namentlich mit gewaltigen Ohrringen oder sogar Nasenringen. Ihre Nachbarn, die Mangunen, sind wie die Golde tungusischer Abkunft, und haben auch Sprache und Religion beibehalten. Der Schamanen ist bei ihnen eine wichtige Figur, denn er ist Arzt und Beschwörer in Einer Person. Im Jahr 1845 kamen ein paar katholische Missionäre, De la Brunière und Venault, nach der Mandschurei, und durchzogen predigend die Städte am Ussuri, wo sie in einer derselben überwinterten. Im nächsten Frühjahr begaben sie sich unter die Golde-Horde, um dem Schamanenthum herzhaft auf den Leib zu rücken. Die Golde empfiengen sie gastfrei und hörten schaudernd ihre Lästerung der Schamanen, ohne jedoch recht überzeugt zu werden. Die kühnen Priester zogen jetzt weiter unter die Mangunen, welche viel bigotter als die Golde sind, und wo das Schamanenthum hierarchisch einem Erzschamanen untergeordnet ist. Unerschrocken verkündeten sie das Betrügerische dieses falschen Priesterthums, und erregten dadurch die Bosheit des Erzschamanen. Auf sein Anstiften erlitten denn zuletzt die beiden Apostel bei einem Giljakenstamm den Märtyrertod.

Der wichtigste Platz in dem nördlichen und winterlichen Theile des Amur ist der Marienposten, wo zu Atkinsons Zeiten eine Schanze aufgeführt und mit Geschützen bewaffnet war. Der Stromlauf wird dort durch Inseln erschwert, hinter welchen eine Flotte sich mit größter Sicherheit vor jedem Verfolger verbergen könnte. Der Marienposten liegt nur 11 deutsche Meilen von der De Castries-Bay im tatarischen Golf. Man hat wohl davon gesprochen diese Punkte mit einem Canal zu verbinden, die Durchstechung aber stößt nach Atkinsons Geständnissen auf enorme Schwierigkeiten. Eine Eisenbahn aber, meint der Verfasser, würde außerordentlich kostspielig seyn und kaum die Unterhaltungskosten decken, bleibt also einer sehr fernen Zukunft vorbehalten. Zwanzig deutsche Meilen abwärts von Mariensk liegt das Dorf Pul. Dieß war ehemals ein großer Meßplatz, wie Nischne-Nowgorod. Tungusen von der Zeya, Giljaken von den ochotzkischen Gestaden, Mangunen und Golde vom Amur und Ussuri kamen dort zusammen mit mandschurischen Kaufleuten vom Sungari und japanesischen Kauffahrern aus Sagbalien. Im Jahre 1841 zeigten sich auf dieser Messe, in Pelze gehüllt wie die andern Jäger, etliche novi homines, drei polnische Sträflinge, die aus den Gruben von Nertschinsk entsprungen waren. Sie hatten sich nach ihrer Flucht an eine Tungusenbande angeschlossen, und wohnten mit diesen Cameraden friedlich und geehrt in denselben Winterquartieren. Nach zwei Jahren bezogen sie mit ihnen die Messe von Pul, und bewogen japanische Kauffahrer sie nach der Insel Sagbalien mitzunehmen. Hier starb einer ihrer Gefährten, die andern beiden aber setzten nach dem östlichen Ufer hinüber, und dort wollte es ein seltener Glücksfall daß sie ein Schiff unter dem Stern- und Streifenbanner antrafen, welches Holz und Wasser ein-

nahm. Die Leute des amerikanischen Bootes waren nicht wenig erstaunt plötzlich sich englisch angeredet zu hören. Der Amerikaner, ein Walfischfänger, nahm die Flüchtlinge an Bord und brachte sie nach den Vereinigten Staaten, wo Sammlungen veranstaltet wurden, mit deren Ertrage sie nach Europa zurückkehrten. Nikolajewsk an der Mündung des Amur wird für einen starken Platz erklärt, welcher jedem Feind das Einlaufen zu wehren vermöchte. Der dortige Hafen und überhaupt dem untern Amur spricht jedoch Atkinson eine große Bedeutung für den Welthandel ab, denn da der Strom sechs Monate im Jahr gefroren bleibt, so kann der Verkehr nie bedeutend sich entwickeln. Die De-Castries-Bay ist vielmehr das natürliche Thor für die reichen Thäler der Mandschurei. Nur in den drei Wintermonaten und selbst dann nur in seltneren Fällen laufen die Schiffe Gefahr dort einzufrieren. Hier haben wir also die nüchternen Beobachtungen, eines für Rußland und die Russen nichts weniger als feindselig gestimmten Briten, der uns die Erwerbung am Amur als das zeigt was sie ist, eine goldene und duftige Perspective. Vorläufig ist die Eroberung nur groß auf der Landkarte. Die Russen können viel aus ihrer Mandschurei machen, aber bis jetzt ist nur der Raum da für künftige Schöpfungen.

Ueber den Purpur der Alten.

Ueber wenige Gegenstände sind so viele Untersuchungen angestellt worden als über den Purpur, und doch ist man über die Natur dieses Farbstoffs bisher nicht ins Reine gekommen.

Die Untersuchungen welche Hr. Lacaze Duthiers der französischen Akademie der Wissenschaften einreichte, sind mit verschiedenen Muschelarten, der Purpura haemastoma, P. lapillus, Murex brandaris, M. trunculus und M. erinaceus angestellt worden und ergaben folgendes Resultat:

Die Purpurmaterie wird zuerst als farbloser Stoff von einem kleinen Theil des Mantels der Purpurschnecken hervorgebracht.

Dieser Theil nimmt den beschränkten Raum zwischen der Kieme und dem Rectum nach vorn und dem Bojanuskörper nach hinten ein; er bildet aber nicht, wie man bisher glaubte, einen Sack oder Behälter, sondern ist bloß auf der Oberfläche des Mantels ausgebreitet.

Große, längliche, nebeneinander liegende Zellen bilden in zwei oder drei Lagen ein Gewebe auf der Mantelhöhle; die äußerste Lage zeigt das ausgebildetste Zellengewebe. Haben die Zellen ihre vollständige Reife erlangt, so sinken sie in die Mantelhöhle, schwellen durch Endosmose auf, platzen und mischen ihren Inhalt mit den anderen schon vorhandenen Schleimtheilen. Diese Flüssigkeit bildet die Purpurmaterie, welche aber nicht das Product einer Drüse, oder selbst eine Drüse ist, sondern der körnige und lösliche Inhalt der Zellen welcher die Eigenthümlichkeit besitzt Purpur hervorzubringen.

Dieser farblose oder gelblichweiße Saft, welchen erst die Einwirkung der Sonne unter Mithülfe von Feuchtigkeit in ein schönes Violett verwandelt, muß, wenn wir nicht annehmen wollen daß die Natur der Schnecken sich seitdem verändert habe, der Purpur der Alten gewesen seyn. Plinius erwähnt z. B. des scharfen Knoblauchgeruchs, den auch wir bei Entwicklung der Purpurfarbe im Lichte beobachten. Es ist ein, selbst von Malern, besonders Historienmalern, angenommener Irrthum, unter Purpur die rothe Farbe zu verstehen. Die Farbenreihe, welche der Schneckensaft, ehe er zu Purpur wird, durchgeht, ist: Gelb, Blau und Roth, zwischen denen man als Mischungsresultat das Grün und Violett findet. Allmählich verschwindet das Gelb ganz, Blau aber bleibt immer zurück, weßhalb der Purpur immer mehr oder minder violett ist. Die ursprüngliche Purpurfarbe ist daher nicht roth, sondern violett; auch berichten Cornelius Nepos und Plinius, daß das reine Violett zuerst am meisten geschätzt wurde. Mit dem Geschmack und der Mode wechselten aber die Purpurnüancen; so färbte man z. B. den Stoff zweimal, um eine sattere und lebhaftere Farbe zu erzielen, und nannte diesen Purpur purpura dibapha. Solange man nur die besprochene thierische Substanz als Purpur verwendete, muß die Farbe immer mehr oder weniger violett gewesen seyn, als man sie aber durch Mineralfarben ersetzte, wurde sie mehr und mehr roth, und heutzutage versteht man unter Purpur das Roth eines Cardinalmantels.

Der beste Beweis für die Lichteinwirkung auf die Purpurmaterie ist, daß man damit auf Geweben (Seide, Batist ꝛc.) Photographien erzeugen kann; das Gelblichgrüne derselben entspricht dem Weiß, und das hellere oder dunklere Violett dem Schwarz der gewöhnlichen Photographien.

In der Entstehungsart des Purpurs liegt auch ein Grund weßhalb der Purpur bei den Alten so geschätzt wurde; da er ein Product des Lichtes ist, so verbleicht er nicht im Lichte wie das Cochenilleroth, und muß unter dem blendenden Lichthimmel Italiens und des Orients seine schöne Farbe unverändert beibehalten. (Polyt. Journ.)

Erörterungen über auswärtige Politik.

In unsern letzten Rückblicken bemühten wir uns zu zeigen daß Maria Theresia als gekrönter ungarischer König die letzten 16 Jahre ihrer Regierung Ungarn ohne Landtag völlig unbeschränkt, und thatsächlich als ob die Reichseinheit vorhanden gewesen wäre, beherrschte; daß Joseph II mit Ungestüm das nämliche Ziel verfolgte, aber ohne in Ofen auf den Krönungshügel geritten zu seyn, und ohne die Luft mit dem blanken Schwert nach den vier Himmelsgegenden gespalten zu haben, seine Regierung aber damit beschließen mußte daß Ungarn lockerer an dem Reiche hieng als vor dem Regie-

rungsantritt seiner erlauchten Mutter. Dann setzten wir [1] in Bezug auf die jetzige Regierung hinzu: „Eine Versäumniß war es schon, als die ungarische Krone aus dem Donauschlß ausgegraben worden war, daß keine Krönung vollzogen wurde. Sicherlich ließ sich damals jeder Krönungseid umgehen. Mit oder ohne Eid, immer wäre Franz Joseph König von Ungarn gewesen. Die Krönung selbst aber erschien damals in Wien wie eine Ketzerei gegen das Dogma der Reichseinheit, obgleich es sicherlich sehr klug gewesen wäre einer von Aeußerlichkeiten so besangenen Nation gegenüber an dem historischen Ceremoniell nichts fehlen zu lassen. So wenigstens hätte, wenn wir die große Monarchieu richtig verstanden haben, Maria Theresia gehandelt." Wir fügten dann noch hinzu: „Wenn der Kaiser auf längere Zwischenzeiten in Ofen sein Hoflager aufgeschlagen, wenn er sich einen eigenen ungarischen Hofstaat und ungarische Hofämter geschaffen hätte, wenn er, so oft er seinen Fuß über die Leitha setzte, als Erbe der Arpaden aufgetreten wäre, sich so zu sagen zeitenweis magyarisirt hätte, seine Macht als ungarischer König wäre wohl völlig absolut gewesen." Daß den Ungarn ein Theil ihrer alten Verfassung und ein Theil ihrer Selbstregierung wiedergegeben werden mußte, war freilich für den Augenblick nothwendig und verständig, und daß der neue Landtag ein Krönungslandtag werden soll, ist gerade dasjenige was wir am Beginn dieses Jahres so eifrig angepriesen haben. Auch die feierliche Art in welcher die Patente erlassen wurden, insofern sie durch Anknüpfung an die pragmatische Sanction etwas von der Kraft und Würde der Hausgesetze erhalten und für die Agnaten verbindlich erklärt werden, ist nur zu loben, denn soll eine solche Gabe versöhnen und die alte Loyalität auffrischen, so muß man sehen daß es dem Geber selbst ernst und loyal zu Muthe ist. Dennoch ist dieser Schritt, abgenöthigt durch auswärtige Spannungen, als Rettungsmittel für eine wichtige Provinz, sicherlich ein Rückschritt in der Machtentwicklung des österreichischen Staates, denn die Einberufung von Parlamenten bleibt immer ein Wagniß. Wohl kann von solchen Körperschaften der Regierung Stärke und Zuversicht verliehen werden, die sie sonst nicht besitzen würde; ein guter Gedanke, ein Plan, der auf die allgemeine Wohlfahrt zielt, wird sich, geistigt von dem vernehmbaren, lauteren Ausdruck der öffentlichen Meinung, über alle Hindernisse seinen Weg zu bahnen vermögen; aber im Schooße solcher Versammlungen lauern auch alle Kräfte die einen Staat wie Oesterreich zu zersetzen vermögen. Ein solcher Reichstag oder Reichsrath, denn die Namen sind hier gleichbedeutend, könnte leicht dazu benützt werden die sogenannte Autonomie der Kronländer zu erweitern, statt daß er alle Kronländer zu Einem Oesterreich verbinden sollte. Wenn der italienische Krieg und der Bruch Frankreichs nicht das Reich aus den Fugen gehoben hätten, das alte System würde noch heutigen Tages als „bewährt" gelten. Man unternahm nur zu viel und zu vieles gleichzeitig. So war es gewiß ein richtiger Gedanke die Länder der ungarischen Krone in fünf Verwaltungskreise aufzutheilen. Zur Zeit der ersten französischen Revolution geschah das nämliche in Frankreich, wo, um den Provinzialgeist vollständig auszulöschen, das Land in Departements eingetheilt wurde, bei welcher Arbeit bekanntlich Ludwig XVI aus geographischer Liebhaberei sich lebhaft betheiligte. In Ungarn verfah man nur eins. Wollte man den Provinzialgeist durch den Departementalgeist verdrängen, so mußte man einen solchen Departementalgeist erschaffen. Hätte man damals den fünf Kreisen eine gewisse Autonomie gegeben, hätte man Departementalinteressen, Departementalhauptstädte, Departementalräthe geschaffen, dann war Aussicht vorhanden daß man Ungarn wirklich getheilt hätte. Aber daran dachte man nicht, und die Fünftheilung blieb nur auf der Landkarte vollzogen, sie war ein Begriff der publicistischen Geographie, und jetzt beim ersten Anstoß erwachen das alte Königreich und die alten Grafschaften wieder, während von den Regierungsbezirken keine andre Spur zurückbleibt als eine Last zehnjähriger Archive.

Noch ist man indessen über alle Schwierigkeiten nicht hinweg. Ein König von Ungarn kann nicht gekrönt werden, bevor er nicht die alte Verfassung beschworen hat. Wie nun, wenn die Ungarn auf einer völligen Erneuerung des Zustandes vor 1848 bestehen? Gewiß hat man bereits Bürgschaften von den aristokratischen Führern der ungarischen Bewegung sich geben lassen, und wir zweifeln nicht daß diese Edelleute ihr Wort achten werden. Doch hat man schon einmal, nämlich gerade im Jahr 1847, gesehen daß eine ungarische Bewegung den Aristokraten oder sogenannten Altconservativen entschlüpfte, und in die Hände von Advocaten und Demagogen gerieth. Was dann, wenn der Geist der ungarischen Nation, den man heraufbeschworen, nicht mehr den Sprüchen der Adepten gehorchen will, wenn das Feuer, an dem sie sich ihre Pfoten zu wärmen gedachten, eine Feuersbrunst wird? Dann — meinen wir — ist der Kaiser von Oesterreich in derselben Lage wie nach der Waffenstreckung bei Vilagos und in einer Lage, die ihn vor Europa rechtfertigen würde wenn er den Ungarn noch einmal die gewährten Freiheiten entziehen müßte, weil sie nicht den Genuß, sondern nur den Mißbrauch solcher Güter kennen.

Da man Ungarn einen Theil seiner Selbständigkeit wieder geben mußte, so sind die Form in welcher es geschah, und das Maß welches beliebt wurde, unbedingt die richtigen, und es hat sich wieder das Sprüchwort bestätigt daß nur gut wird was lange währt. Gegen einen ungarischen Landtag konnte man als Gegengewicht nur einen österreichischen Reichstag aufstellen. Man erklärte auch für Reichsangelegenheiten die drei großen Fächer der Wehr- und der Zehrmittel: Diplomatie, Heer und Finanzen. Die Ungarn können nicht mehr verlangen, denn die nämlichen staatsrechtlichen Gränzen finden sich in der nordamerikanischen Union zwischen Bundesgewalt und Souveränetät der einzelnen Staaten. Ein außerordentlich bedenkliches Symptom für die Verderblichkeit des bisherigen Systems war ganz sicherlich das Liebäugeln der Croaten oder Südslaven mit ihren geschichtlichen Feinden, den Magyaren. Den Geist der in Agram, in Semlin, im Banat, in Siebenbürgen in dem Jahr 1848 für das österreichische Haus auf-

[1] S. Ausland 1860. S. 42.

loderte, hätte man nicht verfliegen lassen sollen. Wenn man nämlich theilen und herrschen wollte, so mußte man recht croatisch in Croatien, recht serbisch in Serbien, recht rumänisch im Banat, recht sächsisch in Siebenbürgen auftreten. Man mußte diesen Völkern eine gewisse öffentliche Bewegung, eine gewisse Autonomie, gewisse nationale und provinziale Privilegien gönnen, damit sie gar nicht daran dachten magyarisch zu werden. So aber verstand man unter der sogenannten Gleichberechtigung der Nationalitäten nichts als die gleichmäßig centralisirte Beherrschung sämmtlicher Völkerschaften. Jetzt ist man besserer Einsicht geworden. Die Einberufung der serbischen Synode ist ein wichtiger Anfang, denn es ist die Gewährung einer serbischen Selbstgesetzgebung auf kirchlichem Gebiet, und das Kirchengebiet ist in östlichen Ländern beinahe so wichtig als das politische Gebiet. Kroulandtage werden dann ebenfalls zur Auffrischung des alten Provinzialgeistes mitwirken, den man in Wien so fleißig begießen sollte, wie ehrsame Jungfrauen ihre Myrtenbäumchen.

Daß die Verfassung vor der Abreise nach Warschau gegeben wurde, ist eine bedeutungsvolle Kundgebung, um alle verleumderischen Vergleiche des aufkeimenden Drei Kronen-Bündnisses mit der heiligen Allianz abzuschneiden. Wir müssen indessen gestehen daß wir von Warschau aus nichts entscheidendes, und nur den einen Gewinn, eine Aussöhnung Oesterreichs und Rußlands, erwarten, so daß Kaiser Franz Joseph im Rücken völlig frei, alle seine Kräfte nach Italien werfen kann. Ein Bündniß mit Rußland hat Frankreich und Piemont gegenüber wenig Werth im jetzigen Augenblick. Rußland braucht ein halbes Jahr ehe es mit Kräften auf denjenigen Kriegsschauplätzen erscheinen könnte wo die nächsten Entscheidungen fallen und rasch fallen werden. Rußland kommt auch in der Regel nicht zu Hülfe, ohne zugleich die Türkei mit einem Einfall heimzusuchen, und endlich ist Rußland nicht Rußland mehr, nicht jener Koloß mit den thönernen Füßen und dem weitreichenden Schatten wie unter Nikolaus, von dem man ungünstiges selbst in Deutschland nur zu flüstern wagte, sondern nur noch eine Macht, wie manche Mächte. Beim Beginn des Krieges in der Krim vermaßen sich die Alliirten Rußland zehn Jahre in seiner Machtentwicklung zurückzuwerfen. Sie haben redlich Wort gehalten, denn Rußland wiegt jetzt nicht so schwer wie 1844, und nicht so schwer wie 1834, sondern es ist noch hinter 1813 zurückgeworfen worden. Man darf nie vergessen daß der Kaiser seit 1856 nicht gewagt hat eine Recrutenaushebung in Rußland vorzunehmen, und daß er jetzt vollends gar nicht daran denken darf, oder höchstens zu einem Kreuzzug gegen die Türken. Man hat gehofft der Krieg werde Rußland intellectuell und geistig emporbringen. Nun wohl! Er hat gerüttelt, aber bis jetzt sieht man nur eine Trübung von Schlamm und Hefe, ein Wühlen in schwarzer Wäsche, Parteien und Zwietrachten, die kaiserliche Gewalt an eine unabsehbare Reihe von Verlegenheiten gekettet und innerlich geschwächt, niemand befriedigt, alle verstimmt, die Finanzen in einen bodenlosen Papiergeldsumpf gerathen, und alles vorbereitet für den Aufruhr eines sehr unreifen, eines sehr wenig tugendhaften und eines sehr leichtsinnigen Volkes. Dabeygen wiegt ein Bündniß mit dieser Macht im Augenblick sehr wenig, und ist mehr für die ungarischen als für die italienischen Verwicklungen von Vortheit.

Um so werthvoller sind die warmen Beziehungen zu Preußen, welches doch viel wackerer und loyaler zu Oesterreich hält und gehalten hat, als die Oesterreicher in unsteliger Verblendung nicht sehen wollten. Als kurz nach dem Friedensschluß bei Villafranca Preußen des Verrathes angeklagt wurde, und die unübertroffene süddeutsche Presse noch schwarzer und gelber als die Oesterreicher selbst diesen Vorwurf ausbeutete, haben wir ängstlich vor den Folgen gewarnt.[1] Hätte man sich damals belehren, hätte man die zögernde Annäherung Preußens seit dem Besuche des Erzherzogs Albrecht in Berlin inniger werden lassen, anstatt den Prinz-Regenten zu beleidigen, hätte man die französischen Einflüsterungen als Mystification erklärt, was sie im Grunde waren, um wie vieles besser stände jetzt alles! Frankreich hätte viel rascher den Frieden in Zürich schließen, und hätte ihn besser halten oder hätte wenigstens mehr Umstände machen müssen mit Nizza und Savoyen, wenn es Preußen und Oesterreich gecinigt, wenn es Oesterreich nicht völlig von allen Mächten isolirt gesehen hätte. Da hatte wieder einmal der Eifer, den sich der weise Talleyrand so höchlich verbat, in der Politik viel verdorben!

Großes Brennglas. Hr. Breitell in Islington bei London hat ein Brennglas von 3 Fuß Durchmesser hergestellt, dessen Wirkungen ganz außerordentlich sind. Platin, Eisen, Stahl, Quarz schmilzt in dem Brennpunkt in wenigen Secunden. Ein Diamant von 10 Gran wog nach einer halben Stunde Verweilen im Brennpunkt nur noch 6 Gran, wobei er einen weißlichen Rauch ausstieß und sich auflöste, und wie eine Blumenknospe aufblätterte. (Brest. Gewerbebl.)

[1] S. Ausland 1859. S. 886. „Was das Motto der nationalen Agitation daß der Rhein am Po vertheidigt werden müsse, daß überhaupt der Rhein im „dritten Acte" bedroht war, ernsthaft gemeint gewesen, so mußten doch aufrichtige Patrioten nach dem Fall Oesterreichs alles anwenden um Preußen zu retten; sie mußten, wenn es geschah bone, es schonen; sie mußten seine Blößen verdecken, nicht aber vor dem Auslande schmutzige Wäsche waschen und gerade die Rolle übernehmen welche beliebtem Mitalliirten Napoleons III gegiemt hätte, nämlich Preußen in Deutschland zu steifen. Wir gaben damals (kurz nach dem Friedensschluß bei Villafranca) zu bedenken: daß es wohl möglich sey Preußen könne sich bald nach österreichischer Hülfe umsehen, aber doch auch der Fall eintreten könnte wo Oesterreich Preußens bedürfe, dessen Erbitterung man so voreilig herausforderte."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. Augsburg, 4 November 1860.

Ein Winter in Lappland.

(Aus Chambers's Journal.)

Der kurze aber herrliche Sommer Lapplands nahte ſeinem Ende, und ich dachte mit Bedauern daran daß die Stunde meiner Abreiſe von Kublitz bevorſtehe. Immer noch zögerte ich, denn ich hatte mehrere der glücklichſten Wochen meines Lebens in dieſem wundervollen, von jeder Spur des geſchäftigen britiſchen Touriſten ſo entlegenen Fleck Erde zugebracht. Ich hatte meine gutherzigen Wirthe liebgenommen, und ihre beſtändige Freundlichkeit, ihre Heiterkeit und gute Laune, ſo wie die Friſche und Neuheit des Feſttagslebens hatten unbeſchreibliche Reize für mich. Kublitz iſt ein wenig bekannter Ort. Er liegt in Schwediſch-Lappland, etwa hundertfünfzig (engl.) Meilen jenſeits der norwegiſchen Gränze, und um ſeinen prächtigen Fluß und ſeine üppiggrünen Weiden erſtrecken ſich weithin Moorgründe, aus denen der größte Theil des Landes beſteht. Weit hinweg gen Süden kann man an einem hellen Tage, dunkel ſich erhebend über den unſungreichen Purpur-Mooren, eine Reihe blauer Bergſpitzen am fernen Horizont ſehen. Dieß ſind die Kohl-Gebirge, die mächtigen ſcandinaviſchen Alpen, welche Norwegen von Schweden trennen, und deren nördlichſte Gipfel, wenn ich von den lappländiſchen Wüſten aus ſie überſchaute, mir als die leibhaftigen Vorpoſten europäiſcher Geſittung vorkamen. Nach Norden unterbrach eine Reihe niedriger Hügel die ferne Himmelslinie — die letzte Gebirgskette zwiſchen dem ſchönen Kublitz und den grimmen Eisbergen des einſamen Polarmeers. Dort, unter jenen Bergen, ſchweifte unbehelligt der Eisbär in ſeiner zottigen Kraft umher, heulte der ungejagte Wolf längs der tiefen Schluchten, klammerte ſich der Marder an den Pinienaſt, und durchſtreifte das Elenthier die Gebüſche, frei von aller Furcht vor einem eindringenden Menſchen. Nichts hätte meine freundlichen lappländiſchen Wirthe in Verſuchung führen können dieſe Gebirgsreihe zu erforſchen, die durch tauſend abergläubiſche Sagen gehütet und in der bilderreichen Sprache der Lappländer die „Hexenhügel“ genannt wird. Doch ich will verſuchen Kublitz ſelbſt zu ſchildern, wie ich es zuerſt ſah, ſich ſonnend in dem kurzdauernden Lächeln des arktiſchen Sommers, wo die Natur es durch eine wunderbare Verſchwendung von Liebe und Sorgfalt zu entſchädigen ſcheint für den ephemeren Charakter des Genuſſes.

Das ganze Felſenthal in welchem das Dorf erbaut iſt, alle jenen grünen Auen die es rings umgaben, jene Strauchgehölze welche die Wieſen umgürteten und ihrerſeits von ſpaltloſen Mooren begränzt wurden, hatten geblüht wie ein Garten im Feenland. Früchte und Blumen, überall Früchte und Blumen! Die grauen Felſen welche ſich über den Häuſern erhoben waren buchſtäblich in Carmeſinroth gekleidet von den wilden Erdbeeren — jenen wunderbaren Erdbeeren die allwärts in Lappland emporſprießen, und in ſolcher Ueberfülle wachſen daß ſie die Hufe des Rennthiers und den Schlitten des Reiſenden färben, und doch ſo zart und unvergleichlich ſchmackhaft ſind, daß der Czar ſelbſt ſie durch Eilboten von dieſen fernen Stätten in ſeinen Sommer-Palaſt von Zarskoje-Selo holen läßt. Allein die Erdbeeren ſind nicht die einzigen Gaben welche der gnädige Sommer mit vollen Händen über Lappland ausſtreut. Die Klippen, die Wieſen, die Dickichte glühen und blühen in einer vieltauſendfarbigen Blumenpracht; die Seen und Sümpfe ſind mit weißen Lilien überdeckt; die Wälder ſind voller ſonderbaren Früchte, und belebt von den fröhlichen Geſängen der Vögel; das Gras keimt in üppiger Pracht; die Farrenkräuter, die Mooſe, die Flechten haben alle ihre verſchiedenen Färbungen eines tieferen oder helleren Grüns; die Moore ſind teppichartig mit rothem und purpurnem Heidekraut überdeckt, und ſelbſt die gefährlichen Quabben röthlich gefärbt von der verführeriſchen Frucht der wilden Maulbeere. Man weiß in Wirklichkeit nie was ein Sommer iſt, welche Ueberfülle von Luſt die Welt genießen kann wenn der Winter entſchwunden, bis man Lappland geſehen hat.

Und das Volk? Nun, alles was ich von ihm zu ſagen vermag, iſt daß ich es liebte und von ihm wieder geliebt wurde. Nie traf ich ein junges oder ein altes Geſicht unter dieſen einfachen Leuten, das nicht ein freundliches Lächeln für den Fremden hatte; nie trat ich in eine lappländiſche Hütte ohne einen freundlichen Willkomm zu finden, denn meine würdigen kleinen Wirthe zeigten ſich voller Geſchäftigkeit den

größten Napf mit Milch, den größten Korb mit Beeren zu füllen, und große Haufen „Smolke“ und getrockneter Fische von der Meeresküste und — ein Luxus ohne Gleichen — vielleicht sogar einen großen schwarzen Laib Brod, den sie aus Norwegen geholt (denn Lappland hat kein Brod), aufzutragen, um den fremden Gast zu ehren. Wie hätte ich anders als freundlich gesinnt werden können für dieses eigenthümliche, elfenhaft aussehende, gutmüthige Volk? Ich hatte unter den Schweden und Norwegern häßliche Geschichten über sie gehört: sie wurden Wilde, Götzendiener, Zauberer, selbst Kannibalen genannt; allein ich kann nur sagen daß sie mich nicht nur nicht aßen, sondern sich sogar enthielten mich zu scheeren, wie viele geschliffenere und gebildetere Nationen Reisenden gegenüber zu thun pflegen. Das Dorf Kublik war aus grünem Ast- und Zweigwerk gebaut, nur die Pfosten welche jeder Hütte zur Stütze dienten waren aus Tannenholz. In der That waren diese Wohnungen keine eigentlichen Hütten, sondern vielmehr eine Art Lauben, wie die herumschweifenden Tataren sie zuweilen bauen: diese Sommerpaläste von lebendigem Grün erhöhten das seltsätzliche Aussehen des Platzes, und ließen glauben als schmause man hier Tag und Nacht. Die eigentlichen Häuser waren nicht über, sondern unter der Oberfläche der Erde. Die grünen Hütten welche ich geschildert, waren bloß zeitweilige Pavillons; unterhalb derselben, mit nur einem niedrigen Kamin, wie ein vergrößerter Maulwurfshaufen über dem Grunde zum Vorschein kommend, befanden sich die eigentlichen Häuser der Lappländer, die mit Höhlen versehenen Vorrathskammern für all ihren weltlichen Reichthum, und ihre Wohnungen für mehr als neun Monate des Jahrs. Und nun nahte die Zeit heran wo man die grünen Laubhütten verließ, wo die Sonne verschwand, und das sonderbare unterirdische Leben, gleich dem eines Maulwurfs, wieder seinen Anfang nahm für den langen strengen arktischen Winter. Peter Wow, der vornehmste Mann des Dorfes, in dessen Wigwam ich wohnte, sagte mir warnend: mit dem Tageslicht werde es bald ein Ende haben, er müsse das Boot besser herrichten um mich flußabwärts zu führen, damit ich Norwegen erreichen könne „bevor es dunkel werde.“ Ein sonderbarer Gedanke fuhr mir bei diesen Worten durch den Kopf — der Gedanke: wie, wenn ich diese Zeit über, diese ganze Nacht hindurch dablieb!

Es ist eine ziemlich lange Nacht — eine Nacht die in den ersten Tagen Octobers beginnt, und im Juni endigt. Nachdem ich den Versuch mit beständigem Tageslicht gemacht, wollte ich nun sehen wie mir dessen Antipode behagte. Peter Wow suchte mir diesen Gedanken auszureden; allein ich bestand darauf, und sagte ihm: ich sey entschlossen auch diese Erfahrung zu machen. Peter zuckte die Achseln; Madame Wow, oder, genauer gesprochen, Hausfrau Wow (denn Lappland ist kein Land der Titel, und es gibt nur eine Classe, die der Freisaßen, mit ihren Angehörigen und Dienern) hob Augen und Hände erstaunt empor; alle Töchter kicherten, und alle Söhne stierten mich an bei diesem merkwürdigen Entschlusse meinerseits. Allein da ich den Peter Wow nicht nur für Tisch und Wohnung nach einem unvergleichlich freigebigen Maßstab von vier Silber-Reichsthalern wöchentlich bezahlte, sondern auch schwedisch und norwegisch sprechen und gelegentlich singen konnte, die lappländische Sprache ein wenig verstand, und die Geige und Flöte spielte, außerdem noch Eigenthümer einer musikalischen Spieldose war, so war ich bei meinen fremdlichen Bewirthern sehr beliebt, und mein Entschluß den ganzen Winter bei ihnen zu verbleiben, wurde als ein Compliment für die ganze Gemeinde aufgenommen. Wir bezogen demnach unsere Winterquartiere.

Eine lappländische Winterhütte hat gemeiniglich zwei für Europäer sonst unerträgliche Uebelstände: sie ist von zu vielen Leuten bewohnt, und schauderhaft rauchig. Allein Peter Wow, der Ortsvorstand, war in seiner Weise ein reicher Mann, und hatte eine geräumige und bequeme Reihe von Höhlen für seine Wohnung, mit Pelzwerken und Eiderdunen-Decken in Fülle, wie es sich für den Besitzer von fünfhundert Rennthieren schickte. Die Familie schlief in einer zierlichen Reihe kleiner Kistenbetten, die, wie die Schlafstellen an Bord eines Paketschiffs, in die Thonwände eingelassen waren. Ich aber, als ein ausgezeichneter Fremder, hatte eine Höhle für mich allein, von der Art etwa wie sie ein sich streng casteiender Eremit gebaut haben würde; denn sie hatte keinerlei Art Fenster, und Luft fand nur Zutritt durch den hohlen Strunk eines Erlenbaumes, welcher durch das Dach der Höhle eingefügt worden war und oben eine Art hölzernen Schachts bildete. Der Boden war indeß mit weichem getrockneten Moos bedeckt, weicher und üppiger als der kostbarste Sammet den je ein Webstuhl wob; das Bett war ein Haufen zubereiteter Rennthierfelle, so geschmeidig und biegsam wie Seide; eine kupferne Lampe hieng an einer Kette vom Dach herab; ich hatte Kissen und Polster die mit dem Federwerk der Eidergans und des wilden Schwans ausgestopft waren; zwei Bärendecken und mindestens ein Dutzend weicher Eiderdunen-Decken; der ganzen Herrlichkeit aber setzte die Krone auf ein altmodischer Commodkasten mit eichenen Schubladen, messingenen Handgriffen und Schlüsselplätthchen, auf welche Peter Wow mit Stolz hinwies als auf einen Beweis für seinen Verkehr mit der civilisirten Welt des neuern Europa's. Diese Geräthschaft war augenscheinlich die Reliquie irgendeines auf der Höhe des Nordcaps gestrandeten Schiffs, und von einem geduldigen Rennthier, das die Schlitten zog, viele Meilen weit mühsam an Ort und Stelle geschleppt worden. Ich glaubte der Seegeruch klebe noch daran.

Kaum hatten wir uns in unseren unterirdischen Wohnungen fest niedergelassen, als ich eines schönen Abends aufgefordert wurde mich der feierlichen Procession anzuschließen die alljährlich, einer unvordenklichen Gewohnheit gemäß, einen benachbarten Hügel bestieg, um zum letztenmal für das laufende Jahr die Sonne untergehen zu sehen, und dem Tagesgestirn „Lebewohl“ zu sagen. Es war ein eigenthümlich malerischer Anblick, und es hat etwas rührend erhabenes diese Versammlung von Dorfbewohnern jeden Alters, von dem runzelvollen Großvater, der auf seinen Stab gestützt einherwankte, und mit gichtgelähmter Hand seine gealterten Augen beschattete, als ob er jene rasch sich neigende Sonne bewache die nicht für eine Nacht bloß, sondern für einen traurigen

Winter untergieng, und die er kaum hoffen durfte wieder zu erblicken, bis herab zu dem Kinde, dessen bewundernde Augen zum erstenmal seit dem Erwachen seiner Vernunft Zeuge dieser Scene waren. Alle waren da: die Jungfrauen und die Jünglinge, die ehrwürdigen Aelterväter, die schwachen Matronen, die bereits vor Kälte zitterten, die abgehärteten Jäger, die nicht minder abgehärteten Rennthierhirten — Alt und Jung betrachteten in gemeinschaftlicher Absicht und gemeinschaftlicher Gefühlsinnigkeit das untergehende Lichtgestirn.

Ich muß gestehen daß mich ein ungewöhnliches Gefühl überkam, ein Gefühl wie das eines erschreckten Kindes welches man allein im Dunkeln ließ, und ich bedauerte meine Grille einen langen Winter hindurch unter den Lappländern bleiben zu wollen. Hätte ich mich nicht geschämt, ich würde, glaub' ich, den Vorschlag gemacht haben: Peter Wow solle mir sein Boot leihen, um, ehe das Eis See und Fluß verschloß, wie ein Wandervogel der Sonne nachzueilen. Das Land schien mir in dem ungewohnten Zwielicht sein Aussehen zu verändern; die vertrauten Felsen des Thals, die fernen Moorgründe, die Tannen-Dickichte nahmen einen gespenstischen Anblick an; selbst die Gesichter meiner Wirthe hatten ein sonderbares und groteskes Aussehen in dem tiefen Schatten. Peter Wow, als Vorstand des Dorfs, besaß in seinen gastlichen unterirdischen Hallen alles Schöne und allen Reichthum (eben sowohl aber auch alles Häßliche) von Kubliz. Fackeln flammten und sprühten; Lampen, mit Robbenthran und Rennthierfett gespeist, wurden angezündet, und hiengen an allen Enden und Ecken in der ganzen unterirdischen Wohnung umher, und in einer sehr frühen Stunde rief das monotone, aber ungeduldige Schlagen der lappländischen Trommel die Gäste zusammen. Ganz Kublik war da, Jung und Alt, im Festgewande. Es gab Spiele und Leckereien für die Kinder, Tanz für die Jünglinge und Jungfrauen, und Tabak, Geplauder und starke Branntweine für die Aelteren des Dorfs in Fülle. Ein kleines Rennthier — ein liebliches milchweißes Geschöpf, fast versteckt unter der Masse Blumen mit denen man es geschmückt, wurde an einem von sechs jungen Mädchen gehaltenen Rosenseil durch die Räume geführt. Sechs junge Jäger folgten, jeder mit gezücktem Schwert, mit dem sie sogleich in dem alten scandinavischen Schwerttanz figuriren sollten. Das Orchester, aus den sonderbarst aussehenden Instrumenten bestehend, spielte — denn die Lappländer sind sehr musikalische Leute — ununterbrochen seine bald in ein wildes Pathos übergehenden, bald voll heiterm und aufregenden süßen Weisen. Ein so herzhaftes, kräftiges, gewandtes Tanzen sah ich nie. Selbst in den heitersten Kreisen von Stockholm, einer primitiven Hauptstadt, in welcher die elegante Welt noch nicht zu schwach geworden ist für Genuß, würden diese lappländischen Tänzer Wunder gewesen seyn, und doch lag nichts ungestümes oder abstoßendes in ihren Bewegungen. In der That waren die Tänzerinnen so lebhaft und fast eben so klein wie Feen, und hatten in allen ihren Tänzen etwas von der einschmeichelnden Elasticität und Anmuth der Kindheit.

Peter Wow, der größte Mann in der Gemeinde, hat die riesenhafte Statur von 5 Fuß 4 Zoll erreicht, und glich mit seiner hohen, leichtfertig auf die grauen Locken gesetzten rothen Mütze, mit seinem gewaltigen weißen Kinn- und Knebelbart, der wie ein gefrorner Fluß hinabfloß, und in seiner einförmigen Kleidung von rötlich braunem Tuch dem König der Elfen oder Gnomen, wie die norwegischen Sagen ihn schildern. Die noch zwerghaftere Versammlung zeigte die ganze bunte Mannichfaltigkeit von dem Grotesken und der herzartigen Häßlichkeit der kobodartigen alten Weiber bis zu der kindlichen und niedlichen Schönheit einiger der jungen Mädchen. Die Kinder sind fast insgesammt hübsch und von rosiger Gesichtsfarbe, allein das Alter rückt, wie es scheint, mit ebenso schrecklich schnellen Schritten an diese Bewohner der Eiswelt heran, wie an den sonnversengten Asiaten, und vergebens sah ich mich nach jenen angenehmen matronenhaften Gesichtern um die man in einem gemäßigten Klima so häufig trifft. Der Uebergang von zarter Jugend zu gespenstigem Alter scheint ein überaus rascher zu seyn. Einige der Männer waren schöne thätige kleine Bursche, wundervoll stark, trotz ihrer Pygmäen-Gestalt, und voller Leben und Feuer. Man hat mehr als einmal versucht Truppen unter den Lappländern auszuheben; allein vergeblich, denn die kleinen Krieger können den Spott ihrer großen schwedischen und norwegischen Cameraden nicht ertragen, und endlose Händel herrschen unter einer Besatzung wenn ein Lappländer eingereiht ist. Es gibt in Schwedisch-Lappland Corps von Scharfschützen, welche auf Schneeschuhen dienen und eine Gränzmiliz bilden, und dort sind die empfindlichen kleinen Helden um ihrer geringen Körpergröße willen weniger dem Spott ausgesetzt. Die Lappländer sagen offen daß sie alle Schweden, Norweger und Südländer überhaupt verachten, als einen schwerfälligen und dummen Menschenschlag, deren große Gliedmaßen und hohe Gestalten ihnen gegeben seyen als Entschädigung für ihren dürftigen Vorrath an Gehirn. Und in der That sagen auch die Norweger: „Wer mit einem Lappländer verkehrt, darf darauf rechnen übervortheilt zu werden.“ Denn diese kleinen Leute besitzen trotz ihres einfachen Benehmens eine wundervolle Verstandesschärfe. Allein ich glaube daß dieser kleine Volksstamm im geheimen Herzen eine hohe Körpergestalt über alles schätzt. So ist z. B. Peter Wow ungeheuer eitel darauf daß sein Kopf fast an meine Schulter reichte, und mancher junge Bursche, glaub' ich, würde seine Jugend für meine sechs Fuß senkrechter Höhe dahin gegeben haben, die seinem Besitzer anderwärts nie eine besondere Popularität erwarb.

Am nächsten Morgen hatte ich in der That eine Ueberraschung. Ein Freudengeschrei von oberhalb der Erde erweckte mich, und als ich an die äußere Luft hinaufgelangt war, sah ich die Felsen, die schwarzen Tannengebüsche und gränzenlosen Moorgründe ganz mit blendendweißem Schnee überdeckt. Alles war nun dahin! Die schönen Blumen, die Singvögel, die naturwüchsigen Früchte, die sich überall in verschwenderischer Fülle dargeboten hatten, das blühende Heidekraut und das grüne Gras — alles war verschwunden; begraben, bis der nächste Sommer das Tageslicht zurückbrachte, unter einer fleckenlosen, gleichförmigen Decke jungfräulichen Schnees. Zu meinem großen Troste war es aber doch nicht

so dunkel als ich erwartet hatte. Eine Art trüben Lichtschimmers, gleich den durch einen Nebel dringenden Mondstrahlen, herrschte vor. Der Nordwind wehte scharf, und eben als ich die frische Schneedecke in Augenschein nahm, wurden die blendenden Flocken wirbelnd wieder herniedergetrieben, und schienen den dahingeschiedenen Sommer mit jedem Augenblick tiefer zu begraben.

Wir legten unsere Sommerkleider beiseite, zogen unsere Pelze und Wollenhüllen an, und wendeten uns den Winterbeschäftigungen zu. Und nun kam eine sonderbare Jahreszeit, wo es schwer war zu sagen ob es Tag sey oder Nacht, oder beides, oder keines von beiden. Die Lampen brannten unaufhörlich; die Geigen und Trommeln, die Beinflöte und das Bisam-Ochsenhorn schwiegen drei Stunden lang nie; auch schien es keine regelmäßigen Zeiten zum Speisen oder Schlafen, zum Arbeiten oder zur Erholung zu geben. Im Gegentheil, Musik und solche einfache Arbeiten welche unterirdisch verrichtet werden können, Tanzen und Kochen, zu geschweigen vom Essen, Trinken und Plaudern, giengen in buntem Untereinander unausgesetzt fort. Wer sich ermüdet oder schläfrig fühlte, Mannsen oder Weibsen, legte sich zum Schlafe nieder; der Hungrige aß, der Durstige trank; die ewigen Feuer kochten beständig die fremdartigsten Gerichte; die Geigen und Trommeln ertönten ununterbrochen, als ob sie von selbst spielten; das Rennthier wurde gefüttert, gepflegt und gemolken; Birkenschüsseln wurden ausgeschnitten, Hornbecher ciselirt, und Geschichten erzählt den gaffenden Zuhörern, alles auf einmal, und alles für immer.

Wir waren nicht stets unter dem Boden. Bei schönem Wetter wurden die Rennthiere hinausgetrieben um die Flechten und Moose unter dem Schnee, den sie mit ihren Vorderfüßen wegscharrten, abzuweiden. Es gab auch Jagdpartieen auf weiße Wölfe, weiße Hasen, Marder, Rothwild, Vögel. Wir hatten eine Hermelin-Jagd, die Jagd auf den weißen Fuchs und eine große Schlacht mit einem alten riesenhaften Bären, der sich auf die abergläubische Achtung verließ welche die Lappländer für den „Alt-Großvater Zauberer" haben, wie sie ihn nennen, und der ihre Vorrathshäuser beraubte, bis seine Diebereien unerträglich wurden. Die Wolfsjagden waren ziemlich gefährlich; allein der Bär war ein schrecklicher Kerl: er verwundete vier unserer besten Jäger, setzte die Hunde mit seinen Bärentatzen in Schrecken, und jagte beinahe die ganze Gemeinde in die Flucht. Ein glücklicher Schuß streckte ihn endlich zu Boden. Dann gab es auch herrliche Schlittenfahrten. O der Freude! über den gefrornen Schnee in einem von Rennthieren gezogenen Schlitten so schnell hinwegzueilen wie der Falke auf seinen Schwingen, jedes Glöckchen klingelnd, der wilde Führer unter Gesängen sein gehörntes Gespann anfeuernd, daß es dahinbrauste wie der Wind über die blendendweißen Moore. Das schlimmste ist daß eine solche Fahrt ungewöhnlich den Athem hemmt, und als ich zuversichtlicher wurde und selbst einen Schlitten leiten wollte, giengen die Thiere mit mir durch, warfen mich um, und stürzten mich in eine fünf Faden tiefe Schlucht, wo ich, unter vielem Gelächter des kleinen Volks, das sich in Menge um den ungeschickten Gulliver gesammelt hatte, ausgegraben wurde. Dennoch waren diese Fahrten ein prächtiger Zeitvertreib. Zweimal unterlag ich fast der Kälte, und wurde durch Schneereibung wieder ins Leben gerufen; schlimmer aber als dieß war daß ich schneeblind wurde, denn ich mußte vierzehn Tage lang in meiner Höhle in absoluter Dunkelheit zubringen, und der Gedanke daß ich mir dieses Uebel durch meine hartnäckige Weigerung Schneebrillen zu tragen selbst zugezogen, machte mich nur um so unglücklicher. Die kleinen freundlichen Leute zeigten sich indeß sehr geschäftig um mich, sie erzählten mir die wundersamsten Märchen von Gnomen, Hexen, Genien und dergleichen, und zwar mit vollkommen kindlichem Glauben und Ernst, sie sangen und spielten mit mir, und erleichterten mir meine Einsamkeit beträchtlich. Als ich wieder genas, war ich dankbar für die Brillen, und hatte von dem Schneeglanze nie mehr zu leiden.

So vergieng der Winter. Die Lappländer waren stets artig, freundlich und heiter, in ihrer sonderbaren halbheidnischen Weise, obgleich ich zitterte bei dem Gedanken daß mich eine ihre einfachen Heilmittel übersteigende Krankheit befallen und ich dann ihrem Zauberer preisgegeben seyn könnte. Dieser ist eine Art Medicin-Mann, der seine magische Trommel schlägt, und Zaubersprüche über dem Kranken murmelt, wie dieß unter den amerikanischen Indianern Brauch ist. Die Lappländer sind jetzt keine Götzendiener mehr, obgleich noch im Jahr 1700 der Bischof Gunner einige wenige Heiden unter ihnen fand, welche einen schwarzen Stein anbeteten. Wir hatten im Gegentheil einen Prediger der schwedischen Kirche in Kubliz; er war ein geborner Lappländer, ein sanfter kleiner Mann, der seinen in Upsala erworbenen geringen Vorrath von Gelehrsamkeit halb vergessen hatte; auch bin ich überzeugt daß er der geheimnißvollen Macht des Zauberers vollkommen Glauben schenkte, und nicht der Mann ist um den Aberglauben, den er eingestandenermaßen selbst theilt, auszurotten. Außer dem Zauberer besaßen wir zwei Hexen, koboldartige alte Weiber, in spitzen Mützen von weißem Fuchsfell, welche die Furcht der Gemeinde vor ihnen zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Meine Wirthe indeß betrachteten sich selbst als civilisirte Leute im Vergleich mit ihren nördlichern Nachbarn. „Lauter schlechte Stämme im Norden oben," pflegte Peter Wow in seinem gebrochenen Schwedisch zu sagen; „schießt sie nieder wenn Ihr dahin kommt, sie könnten sonst Euch Leid anthun! Kannibalen da oben! und Ihr wisset die lappländischen Gewehre fehlen nie!" In der That, auf mäßige Schußweite fehlen sie nie.

Reise durch Mexico im Frühjahr 1860.

(Schluß.)

Morelia ist ein sehr freundlicher Ort, mit guter Gesellschaft und vielem Reichthum, von welchem man der Conducta einen Theil in harten Thalern mitgab, um diese sichere Gelegenheit zur Exportation zu benutzen. Die herrliche Wasser-

leitung und die Alameda mit ihren ſchattigen Eſchen gaben der Stadt ein ſehr maleriſches Anſehen.

Von hier nahmen wir noch einige zwanzig Mann Regierungstruppen mit, welche uns bis an den Balſas-Fluß begleiteten, mehr um den Bewohnern dieſer Gegend Reſpect einzuflößen als der Sicherheit wegen, da von denſelben nichts zu fürchten war.

Der Weg nach Pascuaro, der alten Indianerſtadt, bietet wenig Abwechslung dar, allein die Ufer des gleichnamigen Sees mit ſeinen hundert Inſeln ſind allein eine Reiſe werth. Hier thronte zur Zeit des Cortes der König Calzonzi, Haupt der Chichimecos, welcher dem Montezuma täglich friſche Fiſche des Sees liefern mußte; damals muß die Gegend ſtärker bevölkert geweſen ſeyn als jetzt, wenn die Fabel wahr iſt daß dieſe Abgabe von Hand zu Hand gereicht nach der Stadt Mexico gelangte (Diſtanz 74 Leguas). Ich beſuchte die Ruinen des auf einer Landzunge in den See gebauten Palaſtes der alten Indianerſtadt Tſinſunfan, vermochte aber keine Antiquitäten dort aufzutreiben. Die Indianer ſprechen in dieſer Gegend die Taraskoſprache, während in den übrigen Theilen Michoacans von ihnen das Otomi geſprochen wird; nicht ohne Mühe verfaſſte ich mir Grammatiken dieſer ſehr verſchiedenen Sprachen.

Am vierten Tage gieng der Zug an den Kupferwerken Santa Clara's vorüber nach Arios, der Gränze von tierra templada; ich benutzte die Gelegenheit (zum Gebrauche auf der Weiterreiſe) um zu dem billigen Preis von einem Dollar einen Kupferkeſſel zu kaufen, wie deren in Santa Clara von allen Größen fabricirt werden. Die Indianer dieſer Gegend ſind ein hübſcher Menſchenſchlag, welches um ſo mehr auffällt, wenn man bedenkt daß wenige Meilen weiter, in tierra caliente, die ſogenannten Pintos wohnen, deren blaue Flecke auf Händen und Geſicht denſelben ein ſo wunderliches Ausſehen geben; demnoch iſt dieſer Indianerſtamm ſtolz auf ſolche Auszeichnung, und würde eine Heirath mit den ſchönen Töchtern von Arios als eine Mesalliance betrachten. [1]

[1] Von den ſieben bis acht Millionen Einwohnern Mexico's ſind faſt zwei Dritttheile Indianer, welche — ungleich der nordamerikaniſchen Conſtitution — hier mit der weißen Bevölkerung gleiche Rechte genießen. Die Spanier nannten die indigene Bevölkerung „gente sin razon,“ im Gegenſatz zu den „vernünftigen“ Weißen, während der jetzige Mexicaner nur den Unterſchied von Indios mansos und Indios bravos macht, erſterer Name ſchließt die fleißige, friedfertige Race ein, welche ihre Felder und Minen bebauen, während letzterer die ungezähmten Apaches und Comanches bezeichnet.

In langen Zügen ſieht man dieſe immer hüttigen Indios mansos ſchwer beladen nach den Städten traben, im Laufe oft noch Strümpfe ſtrickend, die Frauen tragen dabei noch ihre kleinen Kinder; ihre Zeug ſpinnen und weben ſie ſelbſt; eine Tortilla (Maiskuchen) iſt ihre ganze Nahrung, welche ſie mit Salz, einer Zwiebel, auch wohl einem Talglicht würzen, und trotz dieſer geringen Bedürfniſſe ſind ſie durchgängig arm, weil auf der einen Seite die Pfaffen ihnen ihre Erſparniſſe zu Kirchenfeſten abnehmen, auf der andern Pulque und Branntwein eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausüben; ihre Zahl nimmt eher ab als zu, denn die Indianer liefern faſt das einzige Contingent für die Revolutionskriege, indem ſie gewaltſam zu Soldaten gepreßt werden, und die Cholera und die Blattern haben wiederholt fürchterliche Verwüſtungen unter ihnen angerichtet.

Des Pfingſtfeſtes wegen war hier großer Markttag, zu dem man außer allen Früchten der Tropen auch kleine miſerable Kartoffeln von Toluca gebracht hatte (70 Leguas weit) und zu einem halben Thaler per Pfund feil hielt; überhaupt iſt dieſe indigene Frucht Mexico's in ihrem wilden Zuſtande ganz ungenießbar, wird erſt auf den höchſten Plateaux zur anſtändigen Knolle, und wurde von den Mexicanern verachtet, bis man neuerlich von San Francisco die mehrere Pfund ſchwere Kartoffel Californiens nach mexicaniſchen Häfen brachte.

Ein fußtiefer feiner Staub bezeichnet die Landſtraße von Arios nach dem Vulcan Jorullo, welcher vor hundert Jahren mit fürchterlichem Getöſe aus den Tiefen der Erde hervortrat, aus einer blühenden Hacienda einen 2000 Fuß hohen Kegel bildete, und die ganze fruchtbare Umgegend mit einem Lavaſtrom überſchüttete. Humboldt hat in ſeinen „Essai politique sur la nouvelle Espagne,“ dieſe Kataſtrophe auf das genaueſte beſchrieben, und durch eigene Anſchauung intereſſante geologiſche Bemerkungen hinzugefügt (deren Richtigkeit übrigens ſpäter beſtritten worden). Mich intereſſirte nur die Flüſſe wieder aufzuſuchen deren er als verſchwunden erwähnt, und welche jetzt auch wieder ein liebliches Thal bewäſſern, und den Hitzegrad der Thermen zu erforſchen welche 1803 noch 53 Grad (Celſius) hatten, während ich dieſelben zu 33 und 34 Grad abgekühlt fand, was faſt mit der Atmoſphäre gleich kam, auch forſchte ich vergebens nach Solfataren, obgleich noch hie und da Schwefeldämpfe der Erde entſteigen ſollen.

Hier tritt man ſchon in die Region der Palmen, deren Schickſal ich aber namentlich am Jorullo bedauern mußte, denn eine Feigenart (Amatis) hatte ſich dieſelben faſt durchgängig zum Sklaven gemacht, indem ein durch Vögel oder Wind in ihre rauhe Borke geworfenes Samenkorn dort gewuchert, Zweige nach oben und Wurzeln nach unten geſchoſſen hatte, bis der ganze Palmenſtamm eingeſchloſſen war; über der etwa 300 Fuß hohen Palme erhob ſich dann eine mächtige Laubkrone, welche einen Kreis von mehrern hundert Fuß beſchattete. Noch erſcheint im Centrum das fächerartige Blatt jener Königin der Tropen, allein bald iſt der letzte Keim des Lebens erſtickt. Die Cacteen trugen hier ſchon reife Früchte (tunas und pitayas), in den Dörfern gab es Zapotes, Mameyes, Platanos und ganze Felder mit Sandias (Waſſermelonen), der Wald lieferte Mahagony und Farbholz — Bäume, deren Schatten uns faſt bis zum Ballas Fluſſe begleiteten. Dieſer ſchöne Strom, welcher auf 150 Leguas (als Rio-Meſcala) mit Canoas befahren wird, heißt 50 Leguas von der Mündung Rio de las Balſas und hält 5 Fuß Waſſer, iſt leider bis jetzt aber noch der Schifffahrt verſchloſſen; es beſteht nicht einmal eine Fähre an den ſechs oder acht Punkten, wo derſelbe die Landſtraße durchſchneidet. An dem Orte Balſas, wo wir den Fluß berührten, gab es zwei Canoas, in welche man die Reiſenden, Sättel und Silberbarren lud, um das andere Ufer zu erreichen, während die Pferde und Maulthiere hinüberſchwimmen mußten. An andern Punkten hat man ſtatt der Canoas (ausgehöhlte Baumſtämme) ſogenannte Balſas, nämlich ein Floß, welches aus Bambusröhren beſteht, unter

welche man getrocknete Kürbisse gebunden; obgleich dasselbe so leicht ist daß der Indianer es auf den Schultern forttrügt, so hält ein solches Floß doch das Gewicht mehrerer Personen oder Waarenballen. Sind nun Reisende oder Güter überzusetzen, so schwimmt der Indianer nackt neben seiner Fracht, um das gebrechliche Fahrzeug durch den reißenden Strom zu steuern, welches weiter unten aus Ufer treibt, falls nicht ein Gegenstrom ihm zu Hülfe kommt. Der Floß wird den Fluß dann aufwärts getragen, um auf dieselbe Weise das andere Ufer wieder zu erreichen. Ein großer Waarentransport wird auf diese Weise zuweilen tagelang aufgehalten, und in der Regenzeit bei dem starken Schwellen der Flüsse ist diese Beförderungsweise nicht ohne Gefahr, wenn überhaupt praktikabel.

Zwischen dem Rio de las Balsas (so genannt nachdem der Fluß sich mit dem Rio Mescala vereinigt) und dem Meer liegt der Hauptarm der Cordilleren; der Weg ist zum Theil sehr beschwerlich, ein begegnender Maulthierzug vermag das Fortkommen stundenlang zu hemmen, große Felsmassen verengen oft den schmalen Pfad, und an manchen Punkten möchte man gern vom Pferde steigen, wenn der Raum es nur erlaubte. Die Pferde und Maulthiere Mexico's sind aber diese Wege gewohnt, und geben mit solcher Sicherheit daß man sich denselben guten Muthes anvertrauen kann. [1]

Obgleich hier aller Civilisation entrückt, ist diese Tour doch unstreitig die schönste der ganzen Reise. Die Höhen waren zwar der Trockenzeit wegen noch größtentheils blattlos, die Barancas oder Thäler prangten dagegen im schönsten, saftigsten Grün, und einzelne Baumarten in den glänzendsten Farben der ihnen eigenthümlichen Blüthen, der Gummi-Baum (Suchitl) mit seiner wohlriechenden weißen Blume, der Colorin mit der feuerrothen fingerartigen Blüthe, eine Sirenenart [2] mit schönen violetten Blumenbüscheln, eine Schlehenart mit Blüthen des schönsten Blaues, die verschiedenen Bignonien als Schlingpflanzen in violetten und Rosafarben, während sie als Baum mit ihrer gelben Blüthe die meisten Flußbette besetzt hielten. Dazwischen blühende Orchideen (Vanilla) und Tillandsien auf Stämmen und Zweigen der Riesen des Urwaldes; Fuchsien, baumhohe Farrenkräuter, Weißdorn (Tejocote, mit eßbarer Frucht) als Untergebüsch, so wie unter den armsdicken Schlingpflanzen reife Weintrauben von der Größe eines Taubeneies; ferner die größte Varietät der Fruchtbäume, worunter die Bonetas (wie Klingelbeutel an den blattlosen Bäumen hängend), drei verschiedene Pflaumenarten (ciruelo), mit rother, gelber und blauer Frucht, Limonen, Guayavas, Anonas, Chirimoyas, Capolin (mexic. Kirsche), Zapotillas ꝛc; ferner die flachelige Achotefrucht, die großen Striares, Mapoles und Pinicueles, Colcha und wie sie alle heißen mögen, von denen die meisten als officinell gerühmt werden. Ein ganzes Maulthier belud ich mit Sämereien, Früchten und Pflanzen, von denen ich viele hundert verschiedene Arten sammelte, um damit einen deutschen botanischen Garten zu beglücken.

Das für unsere Thiere (160 an der Zahl) nöthige Futter mußte von den einzelnen Haciendas mitgenommen werden, da die Indianerdörfer nur Vorräthe für den eigenen Bedarf besäßen; erreichte die Conducta ein solches Dorf oder mitten im Walde gelegenen Weiler, so wurden sofort einige Duzend Hühner geschlachtet um das Abendessen zu bereiten und ein Fandango arrangirt, um den Herren Conductores einen angenehmen Abend zu bereiten. Die etwas dunkeln Schönen des Ortes warfen sich dann in ihren besten Putz, ein 6 Fuß langes Brett ward hingelegt, worauf ein Paar zur Zeit tanzte bei dem Tone einer Guitarre und Violine, welche wie die kleinen mexicanischen Harfen nebst Saiten von den Künstlern selbst verfertigt werden. An einigen dieser Orte wurden die hübschen mexicanischen National-Melodien wirklich meisterhaft vorgetragen, allein die sie abwechselnd begleitende näselnde Fistelstimme der Sänger und das oft bis Mitternacht fortgesetzte Spiel mit obligatem Mescal (dem aus der Aloe destillirten Branntwein) machte es doch den müden Reisenden zu einer wahren Plage, weßhalb ich mein Zelt gewöhnlich unter einem fernen Baum aufschlagen ließ. Die Hütten bestehen in dieser ganzen Gegend aus Bambusstämmen welche mit Palmblättern gedeckt sind, in Tierra Templada und in Tierra Fria aus rauhen zusammengebundenen Brettern und Tajamanil-Dächern (Schindeln aus Fichtenholz), in den Dörfern aus Adobe (an der Sonne gebrannten Lehmziegeln), und in den Städten und größeren Haciendas aus Ziegelsteinen oder Lava-Blöcken mit flachem Dache (azotea). Die Küche besteht meistens aus einem besonderen Gebäude desselben Materials, wo die Frauen beschäftigt sind Tortillas zu machen, während die Männer sich träge in der Hängematte wiegen; als Brennmaterial benutzt man durch ganz Mexico fast nur Holzkohlen. Jedes Dorf hat sein Temascal oder Schwitzbad, und Abends werden die Flüsse und Bäche fleißig von Badenden besucht, ohne Furcht vor den Caimans (dem amerikanischen Crocodil), da häufige Waschungen der Hauptgenuß des Volkes sind. Der Mexicaner hat eine besondere Scheu zu Fuße zu gehen und sattelt für den kleinsten Weg sein Pferd, reitet auch wohl seinen Ochsen (wenn er keinen Gaul besitzt, namentlich die Pintos), dem dann durch jeden Nasenflügel ein eiserner Ring gezogen

[1] Diese Maulthierzüge (reconos) bringen in langer Reihe von mehreren hundert Thieren die Producte der tierra caliente (namentlich Baumwolle, aber auch Reis, Indigo, Cerfalz ꝛc.) und fremde Waaren ins Innere; sie tragen Lasten von 300—400 Pfd. jedes, mit denen sie 5—6 Leguas per Tag machen; die Rückfracht besteht in Chili (spanischem Pfeffer), Zucker, Mais ꝛc. Im Innern werden gleichfalls fast alle Güter durch Maulthiere befördert, da Karren nur auf wenigen Heerstraßen benutzt werden können; in der Nähe der Hauptstadt begegnet man auch Zügen von 500 und mehr Eseln, welche das Getreide, Holzkohlen, Pulque und andere Producte auf den Markt bringen. Durch fortwährende Requisition der kriegführenden Parteien ist der Preis der Maulthiere in der letzten Zeit bedeutend gestiegen, und in Folge dessen die Frachten. Die Maulthiertreiber (arrieros) sind ihrer Ehrlichkeit wegen berühmt, man kann ihnen die werthvollsten Ladungen anvertrauen und sie schonen keine Mühe, machen die größten Umwege um den Räubern zu entgehen, ertragen die fürchterliche Hitze des Tages, indem sie den Thieren zur Seite gehen, wie die Kälte der Nacht, indem sie ihr Lager stets im Freien neben denselben aufschlagen. Was die Ehrlichkeit betrifft, so genießt der mexicanische Wasserträger (aguador) denselben guten Ruf — ein sehr wichtiger Punkt, da ihm alle Häuser offen stehen.

[2] Springenart?

wird, an welchem man den Zügel befestigt, die Indianer dagegen sind gut zu Fuß, und ein indianischer Bote macht für wenige Reale 30 Leguas in 24 Stunden.

Fünf Tage dauerte diese Reise durchs Gebirge, obgleich wir täglich 15—16 Leguas machten, und wie viel Abwechslung dieselbe auch darbot, so begrüßten wir dennoch mit einem Hurrah den ersten Blick auf den stillen Ocean. und bald darauf die liebliche Bay von Sihuantanejo, wie ein Juwel eingefaßt im glänzenden Grün der sie umgebenden Berge. Aber dieser schöne Hafen, von der Natur wie geschaffen um die tausendfältigen Producte Mexico's gegen fremde Manufacturen einzutauschen, zeigte keine menschliche Wohnung als zwei verlassene Hütten (von einem hier kurze Zeit etablirt gewesenen Franzosen errichtet); eine amerikanische Barke lag vor Anker, um Brasilholz zu laden, und wir mußten drei Leguas weiter reiten, um Obdach zu finden, da das von Acapulco beorderte Fahrzeug noch nicht eingetroffen, und die Forderung des Amerikaners uns nach jenem Hafen zu schaffen zu übertrieben war.

Die Küste bildet auf dem Wege nach Acapulco eine wenige Meilen breite fruchtbare Ebene, auf welcher hier und da das Unterholz abgebrannt war, um während der im Juni beginnenden Regenzeit Mais oder Baumwolle zu pflanzen, eine Operation die jedes Jahr wiederholt werden muß, da ein Wachsthum von 10—20 Fuß in einer Jahreszeit etwas gewöhnliches ist. Die Hitze ward jetzt unerträglich, nur dann und wann von Seewinden gemäßigt, oder wenn ein kühler Palmenwald Schatten gewährte. Aber die Palmen dieser Gegend (Cayuca genannt) sind auch das schönste was man sehen kann, ein schnurgerader Stamm mit 10—15 Fuß langen Blättern eine dichte Krone bildend, über welcher sich noch hoch die schlanke Cocospalme erhebt. Der Boden ist dicht besät mit der sehr ölreichen Frucht, welche hier aber nur in geringem Maße benutzt wird, da es durchgängig an Händen zur Arbeit fehlt. Eine Oelpresse würde bei sehr geringem Capital eine Quelle des Reichthums seyn.

Der Weg führt meilenweit am Meeresufer hin, dessen Brandung die Pferde scheuen macht, bis eine Klippe oder ein bewachsener Bergrücken in die Wogen schneidet, um welche sich der Weg im Zickzack windet, zum Theil auf losen Steinen, wo der geringste Fehltritt Roß und Reiter in die Brandung werfen würde.

Die verschiedenen Flüsse, die man passirt, hatten trotz der lange ausbleibenden Regenzeit zum Theil noch hinreichend Wasser um an ihren tiefsten Stellen Alligatoren (Caimans) zu bergen, von denen wir einen acht Fuß langen erlegten, dessen lange Reihen scharfer Zähne in seinem ungeheuren Rachen eben nicht zu näherer Bekanntschaft einladen. Die größten Exemplare dieses häßlichen Thieres fanden wir in der Laguna von Coyuca, wo ich deren Mittags vierundzwanzig zu gleicher Zeit schwimmen sah, während andere sich mit Geräusch ins Wasser stürzten; sie sollen dort bis 15 Fuß Länge erreichen. Als wir in der Boca de Coyuca unser vorletztes Nachtquartier hielten, nahm ich Abends ein Bad im Meere, fand aber die Brandung so mächtig daß es unmöglich war hindurch zu schwimmen. Nachts fuhr ich mit einem der Conductoren in einer kleinen Canoa auf der Laguna, eine Fackel in der Hand, doch eine leichte Bewegung ließ das jämmerliche Fahrzeug umschlagen, schwimmend erreichten wir glücklich das Ufer, die noch brennende Fackel hoch haltend, um die Alligatoren zu verscheuchen.

Den Vollmond benutzend machten wir diese sechs Tage Küstenreise von Sihuantanejo nach Acapulco größtentheils bei Nacht und überstiegen endlich am 9 Jun. den sehr steilen Cerro, welcher den schönen Hafen von Acapulco einschließt. In diesem Kessel leidet man von der fürchterlichsten Hitze, welche in diesem Frühjahr ein Fieber erzeugt hatte, woran 465 der 4000 Einwohner starben, die Eingebornen nannten es Vomito, doch die Aerzte erklärten die Krankheit verschieden vom eigentlichen „gelben Fieber.“ Die verticalen Strahlen der Sonne machen den Menschen hier unfähig zu aller körperlichen Arbeit, ein Spaziergang von Sonnenaufgang und Bad in der herrlichen Bay, und ähnliche Unterhaltung des Abends, ist fast das einzige wozu man hier Neigung fühlt; die verschiedenen Mahlzeiten und die Siesta füllen fast den ganzen Rest des Tages aus, ohne Ruhe zu gewähren, da der Biß der Ameisen, Sanjudor, Mosquitos etc. einen fortwährend in fieberhafter Aufregung erhält.

Am Fronleichnamstage (oder vielmehr der octava von corpus Christi) war hier große Procession, Hunderte von Weibern knieten vor den in den Straßen errichteten Altären, und hinterher tanzten — Oh, der Profanation! — zwanzig Diablos (Teufelchen) maskirte Männer (auf das groteskeste costümirt, mit Schwanz, Zopf, Hörnern und Pferdefuß), worunter drei mit dem Yankee-Bonnett und Crinoline die nordamerikanischen Schönen parodirten; am San Juantage (den 24 Juni) pflegt alle Welt hier Excursionen zu Pferde zu machen, denen Abends Fandango in den Straßen und Wohnungen folgt; wenige Tage später am 29sten (San Pablo und San Pedro) wird daselbe Vergnügen auf Eseln wiederholt, was zu den amüsantesten Scenen führen soll. So hat hier jeder der mexicanischen Heiligen sein Fest, bei welchem viel Pulver und noch mehr Raketen verschossen werden, in dem Glauben daß dieß den göttlichen Fürbittern der beste Weihrauch sey.

Doch ehe ich von Mexico Abschied nehme, will ich noch ein Wort über die Thiere sagen, denen man auf dieser Reise begegnet. Von Vögeln gibt es eine große Artenzahl, deren Ruf und Gesang bis spät in die Nacht ertönt, oft in tief klagenden Lauten; des Morgens früh erschallte die kräftende Stimme des wilden Guajalote (welschen Hahns), und der Chichilacas und Corre caminos (Fasanarten), bei Tage freut man sich an dem Farbenspiel der Colibris, Spechte, Elstern und anderer dem Namen nach mir unbekannter Vögel, welche im schönsten Blau, Roth, Gelb und wiederum alle diese Farben gemischt, den Reisenden begleiten; die großen und kleinen Papagaien findet man bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß, wo sie die jungen Tannenzapfen fressen; ihre (den Wohnungen des Biberß ähnlichen) Nester findet man aber nur in den heißeren Gegenden, wo die Bäume auch mit den verschiedenen

sackförmigen Reitern anderer Vögel behangen sind; Adler, Geier und Falken gibt es in Menge, und die Lach- und Turteltaube findet man auf dem ganzen Wege. Von wilden Thieren gibt es Löwen (pumas), eine Leopardenart (tigre genannt), und die Tigerkatze (gato montes) welche ich indeß nicht in Natura sah, sondern nur einige Felle derselben kaufte. Die lieben Rehe mit ihren schönen Augen sieht man heerdenweise, auch einen sehr langbeinigen Hasen, das Armadillo (Schuppenthier), Zorillo (Stinkthier), welches die Atmosphäre eine halbe Stunde weit zu verpesten vermag, graue Eichhörnchen von zum Theil diminutiver Größe. Den Schlangen blieb ich so fern als möglich, wie den Taranteln und Scorpionen; die Landeidechsen sind größtentheils unschädlich und haben hübsches Farbenspiel bis zu dem zwei Fuß langen Iguano, welcher eßbar ist, und von dem die größte Art blaue und schwarze Streifen hat; in Acapulco gibt es in jedem Hause eine kleine röthliche Eidechse, welche singt und unverfolgt die Mauerritzen bewohnt; auf den Lavafeldern (malpais genannt) findet man das changirende Chamäleon.

Das Pflanzenreich bietet in Mexico einen solchen Reichthum der Varietäten, wegen seines so verschiedenen Klima's daß es eines gründlichen Botanikers bedürfte, um nur eine einigermaßen genügende Beschreibung zu liefern. Die Wälder könnten alle Flotten der Erde mit Nutzhölzern füllen, so unerschöpflich sind dieselben, doch nur weniges wird bisher davon ausgeführt, wie von Jalapa und Michoacan: Wurzeln, Indigo, Sassaparilla, Vanilla und ähnlichen Producten; welch unermeßlicher Nutzen dem mexicanischen Handel hieraus erwachsen könnte, liegt auf der Hand, allein es ist späteren Generationen vorbehalten diese Industrie-Quellen auszubeuten, wenn gute Landstraßen und Eisenbahnen die Communication erleichtern, oder wenigstens Dampfer die Flüsse des Landes befahren werden.

Da das von Panama erwartete Dampfschiff länger ausblieb, so machte ich noch eine Excursion nach der Hacienda des mehr als 80jährigen Generals Alvarez, welcher mit einer Ehrenwache von 30 mexicanischen Soldaten dort patriarchalisch residirt und den Staat Guerrero (welchen er vor mehreren Jahren aus einem Theil Mexico's und Puebla's gebildet) als Gouverneur regiert. Man hat ihn der größten Verbrechen angeklagt, deren mir dieser einfache alte Mann (ein reiner Indianer) jedoch unfähig zu seyn scheint; wohl aber glaube ich daß viele seine Gutmüthigkeit mißbraucht haben, um ihn Befehle zeichnen zu lassen, deren Inhalt er nicht kannte; Mexico verdankt ihm viel daß er seinen Einfluß unter dieser noch ziemlich unvermischten Bevölkerung benutzt hat um erst das spanische Joch abschütteln zu helfen, und später Santa Ana und andere kleine Tyrannen zu vertreiben.

Einem späteren Berichte behalte ich es vor von der Seereise nach San Francisco und des hier jetzt herrschenden Lebens zu reden, da sich diese Zeilen schon über Gebühr ausgedehnt haben. W. S.

San Francisco im Juli 1860.

Die wissenschaftlichen Leistungen im indischen Archipel im Jahr 1857.

(Von Dr. Friedmann.)

Die Thätigkeit zur Erforschung des indischen Archipels in naturhistorischer, ethnographischer und archäologischer Beziehung schreitet unter dem Schutz und der kräftigen Unterstützung der Regierung stetig fort, und jedes Jahr treibt neue Blüthen und kommen neue Früchte zur Reife am Baum der Wissenschaft. Was zuerst die Kartographie betrifft, so besteht sowohl unter den Officieren der Landmacht eine aus tüchtigen Ingenieuren zusammengesetzte Commission, welche sich die genaue Aufnahme einzelner Länder und Districte zur Aufgabe macht, als auch die in dieser Zeitschrift öfters erwähnte Commission zur Verbesserung der Seekarten im indischen Archipel noch immer eifrig wirksam ist den Seefahrern von jedem Riff, jeder Klippe, den zahlreichen kleinen Inseln und insbesondere von dem Küstensaum der größern Ländermassen und den Meerestiefen in seiner Nähe Kenntniß zu verschaffen. Die von dieser Commission gemachten Entdeckungen werden jedesmal ohne Säumniß vorläufig in den öffentlichen Blättern bekannt gegeben, sowie die Residenten und Hafenmeister der dem Ort der Entdeckung nahen Plätze beauftragt werden die Schiffs-Capitäne auf die gemachte Entdeckung aufmerksam zu machen.

Zum Oberingenieur für den geographischen Dienst in Niederländisch-Indien wurde im Jahr 1857 der bisherige Professor der Mathematik und Naturlehre an der hohen Schule zu Utrecht, J. A. C. Oudemans ernannt. Er kam am 26 Dec. zum Antritt seines neuen Amtes in Batavia an. Zur Vollendung des großen Atlasses von Niederländisch-Indien wurde der Genie-Capitän Versteeg an die Stelle des verstorbenen Melvill van Carubee ernannt. Es wurden von ihm im Jahr 1857 die Karten von Banjumas, Tagal, Cheribon und Militen vollendet. Das Werk sollte im Laufe des Jahres 1860 dem vorgesetzten Plane gemäß vollendet seyn.

Vom hydrographischen Bureau wurden im genannten Jahre ausgegeben die Karten des Fahrwassers von Tjilatjap, der Straße von Makassar, der Inseln bei Padang, und des nördlichen und südlichen Theiles der Insel Sumatra. Hiemit wurden im hydrographischen Bureau die allgemeinen Karten des indischen Archipels vollendet. Die zur Bereicherung der Wissenschaft von den verschiedenen Commissionen verfertigten Land- und Seekarten verdienen umsomehr allgemein gekannt zu werden, als dieselben keineswegs bloß in den Besitz einzelner Gesellschaften und Anstalten oder der Regierung gelangen, sondern auf Kosten der letztern durch Steindruck vervielfältigt, und jedermann gegen geringe Vergütung zur Verfügung gestellt werden. Vom hydrographischen Bureau wurden den Seefahrern und Freunden der Hydrographie im genannten Jahre 2593 Karten über verschiedene Theile des Archipels für die Summe von 7953 Gulden ausgehändigt. Die Ver-

abfolgung von Karten aus diesem Bureau hat sich seit dem Jahr 1840 in regelmäßiger Weise gesteigert, und die neuen Karten, in zahlreichen Exemplaren vervielfältigt, haben sich nach allen Welttheilen verbreitet, so daß die Kenntniß der indischen Gewässer hiedurch bedeutend gefördert wurde.

Von den Ingenieuren der Landmacht wurde eine Militärkarte der Districte Bagelen und Bonjumas versertigt, sowie mit der Aufnahme der nördlichen Districte von Celebes und der noch unabhängigen Provinzen von Süd-Sumatra der Anfang gemacht wurde. Bei Gelegenheit der letztern Aufnahme ward ein bei der Commission beschäftigter Sapeur-Sergeant in dem District Merigi von den Einwohnern ermordet. Unvorsichtiges Betragen des Ermordeten beim Ausgebot der Kulis soll Veranlassung zu dieser That gegeben haben, deren Urheber indessen der verdienten Strafe nicht entgiengen.

Unter den Districten Java's, welche zum Theil wegen ihrer geringen Bevölkerung und theils wegen der mit dichten Wäldern bedeckten Gebirge, die noch von keinem Europäer nach verschiedenen Richtungen durchtreuzt wurden, noch am wenigsten bekannt sind, gehören die Peranger Regentschaften am südlichen Theile der Insel. Es kann deßhalb der interessante und ziemlich ausführliche Reisebericht des Controleurs Hoogeveen, den derselbe als Manuscript der Regierung angeboten und von welchem wir demnächst einen Auszug geben wollen, als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur nähern Kenntniß dieses Districts betrachtet werden. Auch der Assistent-Resident von Sumedang und Sukapura unternahm eine Reise nach diesen wilden, von zahlreichen Tigern noch bewohnten Gebirgsgegenden, und entdeckte an dem nordwestlichen Abhange des Tampomas ein freies unbewaldetes, sanft sich abdachendes Terrain von ungefähr 90 Quadratpale (10 Quadratmeilen), beinahe unbewohnt, von zahlreichen krystallhellen Bächen durchströmt, das sich für die Reis- und Kaffee-Cultur sehr eignen würde. Die Höhen sind meistens mit Djati-Wäldern (Tectona grandis) bedeckt.

Interessante ethnographische und historische Berichte über die noch von der niederländischen Regierung unabhängige Bevölkerung des nordwestlichen Theils von Celebes lieferte der Resident von Menado, welcher jenen Theil von Celebes im Jahre 1857 bereiste. Der nördliche, eine Halbinsel bildende Theil von Celebes hat in seinem Centraltheil einen mit den Küsten parallel laufenden Gebirgszug, der sich bis zur Nordspitze der Insel erstreckt. Südlich vom Districte Menado hat die Küste und der von einem Längenthal durchfurchte Gebirgszug eine Richtung von Ost nach West. Dort breiten sich, und zwar südlich vom Centralgebirge, die beiden Küstenländer Bolang-Mongondo und Kotabuna aus. Die Herrschaft über diese beiden Länder führt ein Radja, dem einige Räthe zur Seite stehen und der seine Residenz in dem Orte Bolang an der Nordküste hat. In den Gebirgsländern zwischen der Nord- und Südküste ist aber die politische Verfassung eine andere, und ist der Einfluß des Radja zu Bolang ein beschränkter. Die verschiedenen Oberhäupter der einzelnen Districte und Ortschaften stehen dort unter drei Panghulus,[1] von welchen zwei in Mongondo wohnen und der eine Panghulu Seblos Rata, der andere Panghulu Seblos Gunung zur Unterscheidung ihrer im Thale und auf den Bergen gelegenen Districte genannt werden. Der dritte Panghulu wohnt zu Kotabuna, und hat insbesondere die in seinem Districte sich vorfindenden Goldminen zu überwachen. Der Resident von Menado glaubt daß die Bewohner der Centralheile des Landes die ursprüngliche Bevölkerung seyen, die sich früher auch bis an die Küsten ausgestreckt hätten, daß aber die Bolangen von außen gekommen, das Land erobert und sich an den Küsten niedergelassen haben, während die besiegten Ureinwohner sich mehr ins Innere des Landes zurückzogen. Obgleich die drei Panghulus an der Spitze der Gebirgsbevölkerung stehend die Oberherrschaft des Radja von Bolang anerkennen, so wissen sie doch durch geistige Ueberlegenheit und dadurch daß die zahlreichen Gebirgsbewohner ihnen zur Seite stehen, sich ihrerseits einen bedeutenden Einfluß auf den Radja zu verschaffen. Die geordneten Zustände und die Wohlfahrt welche sich im Reiche Mongondo finden, sind eine Folge der Gesittung und der Arbeitsamkeit der Mongondonesen, während der mehr wilde Stamm der Bolangen durch die übrwundenen Ureinwohner zu einer höhern Culturstufe gelangt zu seyn scheint.

Auch die Sanggir- und Talaut-Inseln bereiste der genannte Resident in ethnographischer und staatsökonomischer Hinsicht. Die Sanggir-Inseln wurden bekanntlich im Jahre 1856 durch eine furchtbare Eruption des Gunung Awu größtentheils zerstört, wobei zahlreiche Individuen umkamen und zahlreiche Dörfer sowie ausgestreckte Waldungen von Lava bedeckt wurden. Die Einwohner werden im Ganzen als träge und arbeitsscheu geschildert, doch sind sie kühne Seefahrer und wagen auf ihren kleinen Fahrzeugen weite Reisen nach Borneo und Celebes zu unternehmen, um Oel und andere Producte ihrer Inseln zu verkaufen, und sich dafür Reis und verschiedene andere Artikel hiefür einzutauschen.

Von größerer Wichtigkeit ist eine im Jahre 1857 unternommene wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea. Schon im Jahre 1853 kam vom Colonial-Ministerium der Auftrag an den General-Gouverneur das ausgestreckte und noch wenig gekannte Eiland einer nähern Untersuchung zu unterwerfen, und so bald es thunlich ist eine mit einer hinlänglichen Macht versehene wissenschaftliche Commission dahin zu senden und zum Vortheile des Staates und der Wissenschaft Land und Leute näher kennen zu lernen. Erst im genannten Jahre konnte diesem Auftrage nachgekommen werden. Der wissenschaftlichen Commission stand der Resident von Banda H. D. A. Van der Goes als Director vor, während der Commandant des Dampfschiffes Retna mit seinen Officieren die hydrographischen Arbeiten unternahm. Außerdem begleitete die

[1] Panghulu heißt im Malayischen „Priester," und wird dieser Titel auf Java in keiner andern Bedeutung gebraucht. Ob aber auch hier das Wort diese Bedeutung hat und die drei Häupter dem geistlichen Stande angehören, ist mir aus dem Berichte nicht ganz klar geworden. A. d. Red.

Expedition Dr. Crockewit als Naturforscher, Capitän Beckmann als Geometer und ein Hr. Van Rosenberg als Zeichner. Außer der gewöhnlichen Bemannung des Kriegsdampfers begleiteten noch 50 Mann die Expedition um bei Landungen und Reisen ins Innere des Landes zum Schutze zu dienen. Das Dampfschiff Aetna konnte indessen erst im Monate Januar 1858 die Rhede von Amboina verlassen um ihrem Bestimmungsorte sich zu nähern. Allem Anschein nach wird die wissenschaftliche Ausbeute dieser Expedition keine geringe seyn. Die beiden Missionäre Ottow und Geißler haben der Regierung eine werthvolle Schrift über die Bewohner der Nordostküste von Neuguinea übergeben, und wurde dieselbe in der Zeitschrift „de Vereeniging, Christelyke Stemmen" veröffentlicht.

In Bezug auf das Studium der ostasiatischen Sprachen wurde unter dem Schutz der Regierung ebenfalls Ersprießliches geleistet. Van Dewall arbeitete noch an seinem malayisch-niederländischen und niederländisch-malayischen Wörterbuch sammt Grammatik der malayischen Sprache, sowie Professor Roorda sich mit dem Studium der sunda- und maduresischen Sprache beschäftigte, und A. U. Blokreyl vieles zur Kenntniß und Verbreitung der balinesischen Sprache beitrug.

Von besondrer Wichtigkeit für die Förderung der Klimatologie sind die mit jedem Jahr sich ausbreitenden Stationen für meteorologische Untersuchungen. Mehrjährige Beobachtungen über Zustände und Vorgänge im Luftmeer liegen jetzt von Buitenzorg und Banjuwangie auf Java, von Padang an Sumatra's Westküste und von Palembang an der Ostküste jener ausgestreckten Insel vor. Ueber die klimatischen Verhältnisse von Buitenzorg und Padang habe ich in einem so eben erschienenen Werke [1] berichtet. Die Beobachtungen auf Palembang und Banjuwangie sind aber erst vor kurzer Zeit dem meteorologischen Institut zu Utrecht übergeben worden, so daß sie in dem genannten Werke nicht benutzt werden konnten. Die klimatischen Verhältnisse der beiden Punkte sind eben von besonderem Interesse, und zwar jene von Palembang wegen des Gegensatzes den sie in vieler Hinsicht zum Klima der Westküste Sumatra's bilden, sowie Banjuwangie wegen seiner vorherrschend östlichen Luftströmung einen Gegensatz zu Westjava bildet, wo der halbjährige Wechsel des Monsoon deutlich hervortritt.

Die Stadt Palembang liegt nach den neuesten Bestimmungen 2° 50′ südl. Br. und 104° 53′ östl. L. v. Gr. in einer ausgebreiteten Alluvialebene, welche mit dichten Wäldern bedeckt, und von zahlreichen nepförmig verschlungenen Flüssen und deren Armen durchschnitten ist. Der vorzüglichste dieser Flüsse ist der Musi, in welchen die Flüsse Lamatang, Ogan, Komering, Blitang und Babatan sich ergießen. In einem Abstand von ungefähr 12 Meilen vom Strand vereinigen sich alle diese Flüsse mit dem Hauptfluß Musi, der hiedurch eine Breite von 330 Meter erhält. Nahe bei diesem Zusammenfluß liegt Palembang, kaum 18 Fuß über der Meeresfläche erhoben. Aus dieser Lage der Hauptstadt von Ost-Sumatra in einer weiten Alluvialebene, in großem Abstand von dem Centralgebirg der Insel, läßt sich schon entnehmen daß die klimatischen und insbesondere auch die sanitätischen Verhältnisse sich anders als zu Padang gestalten müssen, das nahe dem Centralgebirg auf tertiärem Boden liegt, und wo die Flüsse und Quellen raschen Laufes dem Meer zueilen.

Am deutlichsten zeigt sich dieser Gegensatz in der Windrichtung, wie aus folgenden, aus fünfjährigen Wahrnehmungen (1850—1856) berechneter Tabelle ersichtlich ist.

Mittlere Winddrehung zu Palembang.

Januar	W	7° N.	Intensität 27.6
Februar	W	20° N.	„ 25.1
März	W	30° N.	„ 11.5
April	N	28° O.	„ 6.0
Mai	N	79° O.	„ 16.5
Juni	N	85° O.	„ 24.5
Juli	O	6° Z.	„ 20.2
August	O	21° Z.	„ 23.8
Sept.	O	18° Z.	„ 30.4
Oct.	O	25 Z.	„ 18.4
Nov.	Z	30 W.	„ 7.3
Dec.	W	4° N.	„ 22.6.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung der monatlichen mittlern Windrichtung daß der Wind im Laufe des Jahres eine regelmäßige Drehung um den ganzen Compaß von links nach rechts macht, und zwar in Folge der hier deutlich hervortretenden Monsoons. Denken wir uns nämlich im Monat Juni oder Juli bei der nördlichen Sonnendeclination die Länder des asiatischen Continents stark erwärmt, so wird aus dem kältern indischen Ocean eine Luftströmung dahin stattfinden, die mit der Aenderung des Sonnenstandes ebenfalls ihre Richtung verändern wird. An unserm Punkt wird daher in Anbetracht seiner Lage zur Hauptmasse des südasiatischen Continents der Wind in den Sommermonaten der nördlichen Hemisphäre östlich seyn, wogegen bei südlicher Sonnendeclination das Verhältniß ein umgekehrtes ist. Daß die Musons in Palembang deutlich hervortreten, in Padang hingegen kaum eine Spur derselben beobachtet werden kann, liegt in der Nähe des letztern Ortes am Fuße der Gebirge, welche die Ost- und Südostwinde auffangen, so daß sie erst in einem größern Abstande wieder zum Vorschein kommen. Die Temperaturverhältnisse anlangend, so finden wir den Gang derselben in folgenden, aus den fünfjährigen Beobachtungen sich ergebenden Mitteln zusammengestellt:

Gang der Temperatur zu Palembang in Celsius-Graden:

[1] Niederländisch Ost- und Westindien ꝛc. München 1860.

Stunde.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.	Mittel.
6 Uhr Morg.	24.34	24.49	24.66	24.91	24.99	24.36	24.05	23.84	24.09	24.40	24.81	24.31	24.49
9 Uhr Morg.	27.16	27.47	27.33	27.32	27.41	27.07	26.98	27.11	27.68	27.70	27.59	27.05	27.32
3 Uhr Nachm.	29.22	29.40	30.59	30.59	30.66	30.25	30.31	30.20	31.23	30.76	30.11	29.61	30.18
10 Uhr Ab.	25.26	25.33	25.60	25.47	26.08	25.90	25.45	25.37	25.88	25.79	25.30	25.36	25.58
Mittel	26.49	26.67	27.05	27.07	27.28	26.84	26.69	26.63	27.22	27.16	26.95	26.58	26.89
	Mn.				Mr.			Mn.	Mr.				

Aus dieser Tabelle ergibt sich daß sowohl Morgens 6 Uhr als in den mittlern monatlichen Temperaturen von Januar bis Mai ein regelmäßiges Steigen der Temperatur stattfindet, bis im Monate Juni, wie die obige Tabelle der Windrichtung lehrt, der Ostmousson mit bedeutender Intensität hervortritt und kühlere Lüfte aus den höhern Breiten des indischen Oceans herbeibringt. Im ganzen ist aber die Schwankung in der jährlichen Temperatur gering und übersteigt die tägliche Schwankung die jährliche bedeutend. Das größere Maximum im Monate Mai differirt nämlich mit dem kleinsten Minimum im August nur um 1.25 Grade, während aus dem Mittel der täglichen Schwankung sich eine Differenz der Wärme von 5.69° ergibt. Diese ewig gleichmäßige Wärme, verbunden mit einer bedeutenden relativen Feuchtigkeit, und irrsbesondere der sumpfige Boden bewirken daß beständig eine bedeutende Quantität von Gasen, die aus den sich zersetzenden organischen Stoffen entstehen, den untern Luftschichten sich beigesellen und das Klima zum ungesunden machen.

Der Dunstdruck beträgt zu Palembang im Mittel des Jahres 21,67 Millimeter,

die relative Feuchtigkeit des Morgens 6 Uhr 913—951
Nachmittags 3 Uhr 656—743
Abends 10 Uhr 859—927

Die Regen zu Palembang sind auf alle Monate des Jahres vertheilt, doch fallen die meisten Niederschläge in den Monaten November bis Januar, während das Minimum des Regens auf September kommt.

Was endlich die Zahl der Gewitter anbelangt, so vertheilen sich dieselben in den verschiedenen Monaten des Jahres nach den Beobachtungen vom Jahre 1851—1856 in folgender Weise:

Jan. 3.7. Febr. 7. März 12. April 14. Mai 9.8. Juni 7.8. Juli 9.8. August 9.7. Sept. 6. Oct. 11.5. Nov. 14.5. Dec. 9.3.

Wir haben oben aus der Tabelle über Richtung und Stärke der Luftströmungen gesehen daß die mittlere Intensität des Windes in den Monaten April und November am geringsten ist, da beim Wechsel der Jahreszeiten die oft entgegengesetzten Luftströmungen in ihrer Wirkung sich aufheben. Dieselbe Ursache des Zusammenstoßes entgegengesetzter Luftströme mit verschiedenen Electricitäten und Temperaturen bewirkt aber auch die Gewitter, weßhalb denn in den genannten Monaten die Maxima in der Zahl der Gewitter sich finden.

Banjuwangie ist in klimatologischer Hinsicht von ganz besonderem Interesse. An diesem Punkte bemerkt man weder Land- und Seewinde, wie seine Lage am östlichsten Theile Java's an der Straße Bali vermuthen ließe, noch beobachtet man, wenigstens in der Windrichtung, eine Spur vom halbjährigen Monsoon. Es erklären sich diese Erscheinungen durch die den Ort umgebenden Terrainverhältnisse. Nur gegen Osten ist die wenig umfangreiche alluviale Fläche von Banjuwangie frei, und haben die Luftströme aus dem indischen Ocean freien Zugang, während das Land sich nach den übrigen Seiten ziemlich steil erhebt, und theils vulcanische Kegel bildet, theils sich der tertiären Kette von Südjava anschließt. Der Ort liegt 18° 16′ 30″ s. B. und 114° 26′ 30″, ö. L. v. Gr. an der Straße von Bali, und schon in einer Entfernung von 2 Meilen gegen Nordwesten erheben sich die beiden Vulcane Gunong Idjan und Rante, die auf zwei Drittel ihrer Höhe durch eine sattelförmige Ebene wie der Merapi und Merbabu am westlichen Theile Java's mit einander verbunden sind. Die Höhe dieser beiden Gipfel beläuft sich zwischen 7 und 8000 Fuß über dem Meer. Mehr gegen Westen steigt das Land zu den Höhen des Gunong Raon auf, zwischen welchem und den Gunong Rante noch eine vierte Spitze, der Gunong Pentil sich erhebt.

Einige von den Bergen im Westen und Nordwesten kommende Bäche stürzen sich raschen Laufes ins Meer, schwellen in den Monaten December und Januar bedeutend an, während sie in der trockenen Jahreszeit fast austrocknen. Die Windrichtung ist dieser Lage des Ortes gemäß das ganze Jahr hindurch Südost mit überwiegender Neigung nach Süden, indem der Südostpassat sich hier ungestört äußern kann, da entgegengesetzte Stürme, durch die Gebirge aufgehalten, ihm nicht entgegentreten. Die folgende Tabelle über die mittlere Windrichtung in den einzelnen Monaten, welche aus den vorliegenden Beobachtungen im Jahre 1850—1857 entnommen und nach der Lambert'schen Formel berechnet sind, macht das Angeführte anschaulich.

Mittlere Windrichtung zu Banjuwangie und Stärke derselben.

Januar	0	88°	Z	Intensität	17
Febr.	„	46	„	„	6
März	„	29	„	„	12
April	„	51	„	„	13
Mai	„	55	„	„	17
Juni	„	70	„	„	18
Juli	„	76	„	„	24
August	„	72	„	„	31
Sept.	„	72	„	„	28
Oct.	„	81	„	„	36
Nov.	„	72	„	„	22
Dec.	„	82	„	„	19

Die mittlere Windrichtung ist daher ziemlich stationär. In den Monaten December und Januar ist sie nahezu südlich, geht im Februar nach Südost, neigt sich in den Monaten März und Juli mehr südlich, bleibt in den Monaten August und September stationär, und wird mit Schwankungen noch weiter südlich.

Die mittlere jährliche Temperatur stellt sich für Banjuwangie heraus zu 26.57° C., und zwar:

Morgens	6 Uhr	= 23°.76
„	9 Uhr	= 27°.87
Nachm.	3 Uhr	= 28°.89
Abends	10 Uhr	= 25°.75

Der Dunstdruck hält einen hinlänglich regelmäßigen Gang in der täglichen und jährlichen Periode ein. Es zeigt sich ein Maximum im Monat März, ein Minimum im Monat August, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Mittlerer Dunstdruck zu Banjuwangie in Millimetern.

Januar	23.29
Febr.	23.16
März	23.88
April	23.40
Mai	23.18
Juni	22.78
Juli	21.73
August	21.52
Sept.	22.18
Oct.	22.82
Nov.	22.75
Dec.	22.76

Beobachtungen über den Druck der Atmosphäre sind der Regierung noch nicht übergeben worden.

Zur Leitung der meteorologischen Beobachtungen in Niederländisch-Indien wurde in Folge eines Beschlusses des Colonial-Ministeriums vom August 1858 der Lector der Naturkunde und Mathematik zu Deventer, Dr. Bergsma, ernannt, und reiste derselbe noch in jenem Jahre nach Indien ab.

Zum Inspector des chemischen Laboratoriums in Batavia wurde im Jahre 1857 de Bry aus Rotterdam ernannt. Bei dieser Ernennung eines in Holland rühmlich bekannten Chemikers zum Vorsteher einer Schule für Chemie in Indien beabsichtigte man vorzüglich die Chemie zum Vortheil des Landbaues und des Bergbaues in Indien anzuwenden.

Briefe aus der Ferne.

2. Eine Hinrichtung von chinesischen Piraten in Tschu-san.

Tschusan, die Hauptinsel des chinesischen Archipels gleichen Namens, der sich längs der chinesischen Küste, zwischen 29° 39′ und 30° 50′ nördl. Breite dahinzieht, hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen des Westens auf sich gezogen. Englische Kaufleute, Agenten der ostindischen Compagnie, haben sich zu verschiedenenmalen dort niedergelassen, und auch Portugal und Spanien haben in alten Zeiten in Tschusan Factoreien gehabt, durch die ein regelmäßiger Verkehr mit den reichen Kaufleuten des benachbarten Ning-po unterhalten wurde. Heute, da Schanghai den ganzen Handel des Westens mit Nord-China an sich reißt, wird Ning-po mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, und verliert dadurch auch Tschusan an Wichtigkeit als Handelsplatz. Aber diese Insel befindet sich zwischen den Mündungen zweier großen Ströme, des Yang-tse und des Tsian-tschang, und kann dadurch den ungeheuren Küstenhandel, der in den dicht bevölkerten reichen Thee- und Seidenprovinzen von Kiang-su und Tscheliang betrieben wird, überwachen. Die verbündeten Franzosen und Engländer haben daher auch die Feindseligkeiten gegen China mit der Besitznahme von Tschusan begonnen, und augenblicklich herrscht dort eine Commission, aus zwei Engländern und zwei Franzosen bestehend, als Obrigkeit.

Tschusan hat sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, auf Gnade und Ungnade ergeben, und befindet sich anscheinend ganz wohl unter seiner neuen und energischen Regierung. Dieselbe hat es sich denn auch angelegen seyn lassen mehrere heilsame Reformen in das Verwaltungswesen der Insel einzuführen, und hat sich ganz besonders mit dem Ausrotten der Piraterie beschäftigt, welche die Schifffahrt in und um Ning-po und in der Nachbarschaft des Tschusan-Archipels zu einer höchst unsichern machte.

Die Seeräuber waren während langer Zeit berüchtigt und glücklich gewesen. Die chinesischen Dschunken boten so leichte und oft so reiche Beute dar, daß verwegene Halunken aus allen Theilen der Welt herbeieilten um bei der Theilung derselben zugegen seyn zu dürfen. Malayen, die kühnsten Matrosen des Ostens, Insulaner von Manilla, Malteser und Portugiesen aus Macao waren in jeder Piraten-Borcha zu finden. Aber Europäer und Amerikaner fehlten dort auch nicht, und man spricht von mehreren Weißen die sich durch geistige und körperliche Ueberlegenheit dermaßen unter den chinesischen Piraten ausgezeichnet hatten, daß sie als Führer von wahrhaften Räuberflotten zu betrachten waren. Seitdem die Europäer und Amerikaner sich in Schanghai niedergelassen hatten, war den Piraten das Handwerk leidlich sauer gemacht

worden. Sie hatten sich zwar nicht von dem Kampfplatz zurückgezogen, aber es ist theuer bezahlen müssen sich an einen englischen oder amerikanischen Opiumklipper gewagt zu haben. Statt der muthlosen chinesischen Mannschaften mit denen sie immer so leicht fertig geworden waren, hatten sie kaltblütige, halsstarrige, unerschrockene, gut bewaffnete Angelsachsen gefunden, die sich in der Regel nicht damit begnügt sich zu vertheidigen und einen Angriff zurückzuschlagen, sondern die es ganz natürlich gefunden in die Offensive überzugehen, und die mehr als eine stark bemannte Lorcha ins Schlepptau genommen und nach Schanghai oder Hongkong gebracht hatten, wo alsdann den Piraten immer sehr kurzer Proceß gemacht worden war.

Dessenungeachtet jedoch und in Vertrauen auf die zahlreichen Schlupfwinkel die sie im Archipel von Tschusan fanden, hatten die Seeräuber dem alten, liebgewonnenen Handwerk nicht entsagen wollen, und fortwährend, noch bis ganz in die neueste Zeit, hörte man von den Gewaltthaten die sie verübten.

Als ich mich vor einigen Wochen in Tschusan befand, und mich von dort nach Ningpo begeben wollte, was bei günstigem Wind und mit der Fluth in 8—10 Stunden gethan werden kann, anempfahl man mir von allen Seiten mich nur einem von Europäern benannten Boote anzuvertrauen. Selbige, sagte man mir, würden gar nicht mehr von den Piraten molestirt, wogegen vor einigen Tagen erst wieder eine chinesische Dschunke gecapert und die ganze Mannschaft ermordet worden sey. Ich mußte dessenungeachtet, da ich keine andere Gelegenheit fand, mit einem chinesischen Boote nach Ningpo gehen, aber ich interessirte mich während meiner 10stündigen Ueberfahrt so sehr für das chinesische Piratenwesen, und mein Bootsführer wußte mir so viel davon zu erzählen, daß ich seitdem immer aufmerksam zuhörte wenn von Tschusan-Seeräubern die Rede war.

Einer meiner Bekannten, ein französischer Officier, der jetzt in Ting-hai, der Hauptstadt von Tschusan in Garnison liegt, hatte mein Interesse an diesen Leuten kennen gelernt, und schrieb mir deßhalb neulich daß sich eine Gelegenheit darbiete einer Expedition gegen die Piraten beizuwohnen. Ich verließ Schanghai sofort, aber kam doch zu spät nach Tschusan. Die kleine Expedition war in kurzer Zeit beendet worden. Die Engländer und Franzosen hatten am ersten Tage bereits sieben Piraten-Lorchas gesehen, dieselben ohne große Mühe gecapert und dabei 18 Gefangene gemacht. Der Rest der Mannschaften hatte sich ans Land flüchten können, wo Verfolgung unmöglich geworden war. Mein Freund, der mich in Ting-hai empfieng, erzählte mir dieß. „Aber Sie haben Ihre Reise doch nicht ganz umsonst gemacht, fügte er hinzu, heute werden die Gefangenen verhört und verurtheilt, und es sollte mich sehr wundern wenn nicht fünf oder sechs von ihnen hingerichtet würden.“ Ich beschloß nach kurzem Ueberlegen dem Gericht und seiner Vollstreckung beizuwohnen.

Es hatte sich herausgestellt daß sich unter den Gefangenen drei Tagals und vier Malayen befanden. Sie sollten nach Manilla und nach Singapore transportirt und dort von competenten Behörden verurtheilt werden. Es blieben demnach elf Chinesen übrig, und diese erschienen in dem chinesischen Gerichtssaal, in dem sich ein Mandarin, der Oberrichter von Ting-hai und mehrere Unterbeamte, sowie auch einige fremde Neugierige versammelt hatten. Die Piraten waren von einer abschreckenden Häßlichkeit. Halbnackt oder in erbärmliche Lumpen gehüllt, Todesangst oder blödsinnige Gleichgültigkeit auf den fahlen Gesichtern, erinnerten sie mich an die gefangenen Rebellen, die ich vor mehreren Wochen in Schanghai bei ähnlicher Gelegenheit gesehen hatte. Das Verhör, in chinesischer Sprache geführt, war kurz. Nach 1½ Stunden, so daß also jedem einzelnen der Gefangenen nur zehn Minuten gewidmet worden waren, um ihn seiner Schuld zu überführen, wurde das Urtheil ausgesprochen. Dasselbe lautete auf harte körperliche Züchtigung und Gefängnißstrafe für acht der Piraten und auf Todesstrafe für die drei Hauptverbrecher. Gleichzeitig wurde angekündigt daß das Urtheil an letztern am morgenden Tage vollzogen werden würde. Die Gefangenen wurden sodann sofort abgeführt, und ich wollte mich auch zurückziehen, als mich mein Führer fragte ob ich nicht dem Complement dieser Gerichtsscene beiwohnen, d. h. zusehen wollte wie die körperliche Züchtigung an den acht dazu verurtheilten Piraten vollstreckt werden würde. Ich hatte mir nun vorgenommen so viel als möglich von der chinesischen „Gerechtigkeit“ zu sehen, und nach kurzem Kampf gegen den natürlichen Widerwillen vor einem abschreckenden Schauspiel folgte ich meinem Freund in das Gefängniß, in das mir die Uniform meines Begleiters sofortigen Eintritt verschaffte. Die Art und Weise wie die Prügelstrafe in China vollzogen wird, ist allgemein bekannt, und ich enthalte mich der Beschreibung derselben. Bemerken will ich nur daß die Leute die ungeheuren Schmerzen die sie zu erdulden hatten mit erstaunlicher Kraft und Ruhe ertragen. Die scharfen Bambusröhre, von unbarmherzigen starken Armen geschwungen, zerrissen die nackten blutigen Körper. Aber nicht einen Schrei hörte ich, nur ein tiefes, herzzerreißendes Stöhnen. Es bleibt mir, nach dem was ich gesehen, gar kein Zweifel darüber daß die chinesische Natur größere Kraft zum Ertragen körperlicher Schmerzen oder geringere Empfänglichkeit dafür als die Natur der Weißen hat.

Am andern Morgen befand ich mich rechtzeitig vor dem Gefängniß, um dem Abführen der drei Verurtheilten nach dem Richtplatze beiwohnen zu können. Sie erschienen bald, die Hände gefesselt, und jeder von einem Soldaten geführt, der sie am Zopfe hielt. Zwei der Unglücklichen waren ganz ruhig und gelassen und marschirten festen Schrittes; dem dritten aber fehlte es an jeder Kraft. Er taumelte wie ein Trunkener und stürzte nach einigen Minuten zusammen. Man band ihm darauf die Hände und Füße zusammen, und hieng ihn, ganz wie ein Vieh das man zur Schlachtbank trägt, an einen dicken Stock, den sich zwei kräftige Kulis auf die Schultern legten, und von dem man ihm, wie einen Sack, zur Erde warf, als der Richtplatz erreicht worden war. Ich sehe noch den Jammerblick mit dem der Elende die Henker betrachtete, die ihm die Stricke abnahmen um ihn in die Stellung zu bringen in der er hingerichtet werden sollte.

Die Vollziehung der Todesstrafe in China ist so einfach als möglich. Da ist kein Block, kein Stuhl, kein Rad, keine Guillotine. Der Verurtheilte, die Hände auf den Rücken gebunden, kniet auf der bloßen Erde nieder. Ein Henkersknecht hält ihm die Hände etwas in die Höhe, und zwingt ihn dadurch den Körper so weit vorzubeugen, daß der Hals parallel mit dem Erdboden ist. Der Scharfrichter hält ein ungefähr drei Zoll breites und zwei Fuß langes Schwert, oder vielmehr Schlachtmesser, mit beiden Händen, und steht zur Linken des Verbrechers.— Scharfrichter, Henkersknechte und Verurtheilte waren in weniger als fünf Minuten jeder an seinem Platze. Ein anwesender Beamter gab das Zeichen zur Vollstreckung des Urtheils, indem er das gebräuchliche „Pan“ (Strafe)! rief; der Scharfrichter stieß ein Geheul aus gleich einer wilden Bestie, legte das Messer langsam auf den Nacken des ihm zunächst knienden Piraten, um sicher zu seyn daß er sich in gehöriger Entfernung von demselben befinde, brachte das Messer rasch mit beiden ausgestreckten Arme in die Höhe, und ließ es alsdann mit ganzer Kraft auf den Nacken des ersten der Verurtheilten niederfallen. Der Kopf rollte in das Gras, der Rumpf blieb noch einige Secunden in kniender Stellung, und fiel dann schwer zur Seite. Der Scharfrichter wartete dieß jedoch nicht einmal ab, sondern sprang, indem er wieder sein viehisches Geheul ausstieß, zum zweiten Verbrecher, und von diesem zum dritten, und hatte in weniger als einer halben Minute sein blutiges Werk vollendet. Er schien auch nicht im geringsten davon ergriffen, und begann sofort nach der Execution lachend mit den ihn begleitenden Knechten zu sprechen.

Lebensgeschichte eines Druſen.

(Nach Chasseaud's Werke. The Druses of the Lebanon.)

Das Druſen-Haus, in das wir treten, ist ein starkes, viereckiges, unscheinbares Gebäude auf einer festen Grundlage aus solidem Material, harten, viereckigen Steinen erbaut, mit rohgearbeiteten Thüren und Fenstern, und einem Terrassendache von ungehobelten Fichtenstämmen getragen und aus Zweigen, Sträuchern und Enden von Brettern bestehend, über welche ein dichter Hause Erde, gut gewalzt und mit Mörtel bedeckt, ausgebreitet ist. In der Mitte sieht man ein Rauchloch aus zwei losen Steinen, die mit einem dritten bedeckt sind. Vor der Fronte des Hauses ist ein ebener Platz festgestampft, der durch häufiges Kehren und Besprengen mit Wasser rein und sauber erhalten wird. Hier versammelt sich die Familie gewöhnlich in der Abendkühle; der Mann sitzt und raucht seine Pfeife, während seine Frau und seine Kinder sich einander Geschichten erzählen, oder letztere harmlose Lustsprünge machen. Die Frau mahlt auch wohl auf einer Handmühle, wie sie in der Bibel schon vorkommt, Korn für die Küche. Das rosige, frische Ansehen der Kinder spricht für das gesunde Klima.

Beim Eintritt eines Europäers, der gastlich empfangen wird, ist dieser und sein Costüm, namentlich sein Hut, für die Kinder ein Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung, obwohl durch die vielen Europäer, die sich in Beyrut niedergelassen haben und mit den Druſen in häufigen Verkehr getreten sind, der europäische Hut nicht mehr so verabscheut ist als zu Burckhardts Zeit, wo der Wunsch eines Druſen: „Gott möge dir einen Hut aufsetzen,“ für den andern die größte Beleidigung war. Jetzt vertauschen sie ihn wohl selbst einmal mit ihrem Turban und lachen dann herzlich über die groteske Figur, die sie so machen.

Treten wir in das Innere des Hauses, so sehen wir es durch rohe Matten in vier Abtheilungen getheilt. Die größte ist das Wohnzimmer, wo wir uns auf einem schmutzigen Divan in der hintern Ecke niederlassen. Ein zweites Gemach ist für die nöthigen Vorräthe, ein drittes das Schlafzimmer der Tochter und der übrigen Kinder, das letzte das des Druſen, seiner Frau und auch unseres. Wie in Irland findet auch das Vieh wohl Schutz unter demselben Dache. Während wir mit Pfeifen bedient werden, sind Frau und Tochter emsig beschäftigt die Abendmahlzeit zu bereiten. In der Mitte des Zimmers ist eine Aushöhlung im Boden sorgfältig mit Mörtel überzogen, in welcher ein Holzfeuer brennt und die Frau, nachdem sie das Mehl geknetet hat, das Brod in langen, ovalen Blättern von der Dicke gewöhnlichen braunen Papiers, nachdem die Grube geheizt ist, schnell bäckt. Vor der Thür ist inzwischen das Mahl bereitet; ein runder Tisch, nicht über sechs Zoll hoch, mit Schüsseln und hölzernen Löffeln wird vor den Gast gesetzt, der mit untergeschlagenen Beinen auf dem niedrigen Divan sitzt. Reis, Fleisch und gedämpftes Gemüse mit geronnener Milch sind die Hauptbestandtheile des Mahls; sehr schmackhaft ist ein eigenthümliches Gericht der Druſen aus gekochtem Weizen mit Zucker, Milch oder Wasser. Die Frauen essen nicht mit, sondern bedienen nur den Hausherrn und seine Gäste, und reichen ihm Wasser, wenn er trinken will. Die Kinder sehen hungrig zu; als besondere Gunst erhalten sie vom Vater wohl gelegentlich einen halbabgenagten Knochen und theilen ihn wieder mit der Lieblingskatze, nachdem sie das Fleisch daran verzehrt haben, so daß am Ende des Mahles der ganze Boden voller Knochen und Speiseüberreste liegt. Man nimmt die Schüsseln nicht weg, sondern häuft sie eine auf die andere, um Raum zu machen für den Nachtisch aus Früchten der Jahreszeit, oder wenn diese keine bietet, aus getrockneten Feigen, Wallnüssen, Pistazien und Süßigkeiten ꝛc. Der Tisch verschwindet dann, und vor dem Hause fallen Frau und Kinder über die Reste des Mahles her. Während dessen wird der Boden gekehrt, Pfeifen und Kaffee gebracht, und man streckt sich auf dem Divan aus.

Der Aufenthalt in der Stube ist nicht angenehm; Mauern und Dach sehen schmutzig aus, der einzige Hausrath sind unförmliche Büchsen und Körbe, Haufen von Matrazen und Festons von Zwiebeln und Knoblauch, die keinen angenehmen Duft verbreiten. Man läßt sich daher lieber Kissen und Teppiche ins Freie hinaustragen und sieht, die köstliche Bergluft einathmend, den Tag sich neigen. Die Frauen breiten drin-

nen die Matrazen aus für das Nachtlager. Die Kinder, deren Neugierde befriedigt und deren Bauch gefüllt iſt, ruhen bald in Morpheus Armen. Eine einſame alte Lampe in einer Niſche wird angeſteckt und brennt trübe im Innern. Der Druſe klopft die Aſche ſeiner ausgebrannten Pfeife aus, füllt ſie wieder mit Tabak und erzählte dann ſeine nicht unintereſſante Lebensgeſchichte.

Ich war ein junger Mann, der kaum 18 Sommer zählte, und beſaß nichts auf der Welt als eine alte Abaya und ein ſtarkes Paar Stiefel. Allah ſey geprieſen für die Gnade, die er mir ſpäter erwieſen hat! Eines Tages kam ich müde und erſchöpft von des Tages Hitze von Beyrut und ſetzte mich unter jenen Charrubebaum, um einen Augenblick auszuruhen und mir die großen Schweißtropfen von der Stirne zu wiſchen. Durſtig und ermüdet wünſchte ich daß ein Engel käme und mir einen Tropfen friſchen Quellwaſſers in meinen ausgedörrten Mund ſpendete. Eine Quelle war nicht 20 Ellen davon; aber ich war ſo ermüdet daß ich nicht hinkriechen mochte meinen Durſt zu löſchen. Allah Kerim, ſagte ich, es geht gewiß ein Mädchen aus dem Dorf mit einem Waſſerkrug vorbei und dann werde ich ſie um einen Trunk angehen. Kaum geſagt, kam denn auch die Tochter eines Druſen aus dem Dorf und füllte ihren Krug an der nahen Quelle. Als ſie zurückkam und ſie gewahrte daß ein Fremder ſie bemerkte, zog ſie verſchämt den Schleier über ihr Geſichtchen; aber ich hatte es ſchon geſehen; wie ſchön war ſie doch! Ich war ein armer Burſche, ohne Freunde und faſt ohne Subſiſtenzmittel; aber ich weiß nicht, etwas raunte mir zu, wenn ich nur einen kühnen Verſuch machte, könnte ich das Mädel zur Frau bekommen und dann ein comfortables Leben führen! Ich ſprang auf von meinem Sitz und bat ſie um des Himmelswillen mich aus ihrem Krug trinken zu laſſen; das Mädchen überraſcht und verletzt wies auf die nahe Quelle, da ſey ja Waſſer genug. Gewiß, ſchönes Mädchen, erwiederte ich, aber dieß alles iſt unſchmackhaftes Waſſer, während der Glanz deines Lächelns dem in deinem Krug Honigſüße mitgetheilt hat. Sie lächelte über die blumenreiche Rhetorik ihres Verehrers und konnte mir es nicht länger abſchlagen mich aus ihrem Krug trinken zu laſſen. Der Schleier fiel von ihrem Geſicht und enthüllte ihre vollkommene Schönheit. Ich ſagte ihr alles was, wie ich meinte, auf ſie Eindruck zu machen vermöchte; ich ſey jung und willig, ſtark und rüſtig, und doch auch nicht eben übelausſehend, wie ich meine, und wenn ſie einwillige, ſolle ſie, ehe der Monat ende, meine Braut ſeyn. Sie ſchien mir nicht abgeneigt; wir ſahen uns öfter heimlich und es wurden Zuſammenkünfte an dieſem Fleck zu gewiſſen Perioden verabredet. Nachdem ich von einem Nachbar einige Zeit darauf einen Anzug geborgt, trat ich möglichſt frei und keck vor des Mädchens Eltern und machte ihnen meinen Heirathsantrag. Aber ihr Vater, ein ſtolzer, hochmüthiger Mann, häufte Schimpfworte auf meines verſtorbenen Vaters Bart, nannte mich den unverſchämten Sohn eines Verſchwenders und einen Sprößling eines armſeligen Stammes, der zuſammen nicht 50 Piaſter für die Koſten der Hochzeit aufbringen könne. Ich geſtand ihm demüthig daß ich nicht über drei Farthing (Heller) in der Taſche habe; aber ich ſey geſund und ſtark und gutwillig, und Gott ſey Dank im Gebirg gebe es für rüſtige Hände genug Beſchäftigung. Aber alle meine Argumente waren vergebens; der Vater wurde immer wüthender und die Mutter drohte ihren Bebug nach mir zu werfen. Im kritiſchen Momente trat die Tochter ein, und da ſie meine mißliche Lage ſah, brach ſie in Thränen aus. Ich ſagte nun den Eltern daß ihr Widerſtand vergebens ſey. Ich und ihre Tochter hätten einander Treue gelobt, und wenn ein Mädchen ſich einmal etwas vorgenommen habe, vermöge keine phyſiſche Gewalt ſie an der Ausführung deſſelben zu hindern.

Aber noch dieſelbe Nacht wurde das Mädchen in ein anderes Dorf Brummana geſchickt, um dort von Verwandten ſtreng bewacht zu werden, bis ſie gezwungen werde einen alten reichen Scheikh, der ſchon früher ſein Auge auf ſie geworfen hatte, zu heirathen. Zwei volle Wochen wußte ich nicht wohin ſie gekommen war, wurde von Faſten und Schlaflosigkeit ganz elend, und zweifelte ſchon an ihrer Treue, als ich von einem alten, blinden Bettler, der an der Straße am Fuße des Deir il Karkaſe lebte, und dem ich trotz meiner Armuth von meinen Erſparniſſen öfter eine Kleinigkeit hatte zukommen laſſen, erfuhr daß er ſie ihr Loos laut habe beklagen hören, als ſie durch mehrere Bergbewohner nach Brummana gebracht wurde. Dieß war genug für mich: mit einem tüchtigen Prügel und einem guten ſtarken Seile eilte ich dahin, erreichte das Dorf bei Sonnenuntergang, erfuhr von einem Hirten ihren Aufenthalt, und gewahrte das Haus umlauernd, wie ein alter Mann mit einer Laterne von einer Frau mit einem Kruge gefolgt ihr das Nachteſſen brachte und dann die Thüre wieder verſchloß und verriegelte, nachdem er ihre kleine Lampe angezündet hatte. Nachdem ringsum alles ſtill geworden, kletterte ich verſtohlen das Dach hinauf, ſteckte meinen Kopf durch das Rauchloch, wiſperte ihren Namen, und beſchwor ſie Muth zu faſſen. Sie konnte zuerſt nicht glauben daß ich es ſey, und meinte es wäre ein Geiſt (Dſchin); ich ſteckte meinen Kopf noch weiter hinein, und beim ſchwachen Lampenlicht erkannte ſie mich, und ihre Freude überwog nun ihre frühere Furcht. Die ſeſt verriegelte Thür zu öffnen, daran war nicht zu denken. Glücklicherweiſe gewahrte ich einen Spaten in der Stube, den ein Bauer zurückgelaſſen hatte; ſie reichte ihn mir, damit räumte ich geräuſchlos die Erde vom Dache weg, und erweiterte das Loch ſo weit, daß ſie hindurch konnte, legte dann den Knittel über die Oeffnung, befeſtigte den Strick daran, hieß ſie das andere Ende um ihren Gürtel binden, um ſie ſo herauszuziehen. Da hörte ich eine Truppe hungriger Schakals heulen, ich warf mich aufs Geſicht, hielt meinen Athem an, und glücklicherweiſe zogen ſie vorüber, ohne das Dorf wach gemacht zu haben; nur einige Dorfköter bellten. Nachdem ich ſie ſanft herausgezogen und dann vom Dach herabgeholen hatte, giengen wir beim Mondſchein über die rauhen Bergpfade, bis wir die Ebene erreichten, und waren die erſten die am Morgen durch das Thor von Beyrut eintraten. Dieß iſt mein Weib, ſagte er, auf ſeine Frau zeigend.

Nachdem er ſich durch eine Taſſe Kaffee geſtärkt, fuhr

er in seiner Erzählung fort. Treue Liebe findet oft keine gebneten Pfade. Die Juwelen meiner Frau wurden nach und nach verkauft, und trotz meiner Gesundheit und meiner Stärke und meines guten Willens fand ich keine Arbeit. Die Kaufleute und Ladenbesitzer, die ich um Arbeit angieng, meinten, mein Anzug sey so zerlumpt daß ich besser aufs Land gienge um im Felde als Vogelscheuche zu dienen, es gebe Arbeiter genug. Als Bootsmann wollte es auch nicht gehen; ohne Uebung verlor ich das Gleichgewicht, bespritzte alle beim Rudern, und konnte die Bewegung des Boots auch nicht ertragen. Zuletzt gab ein Cafetier zu Nahr Beyrut mir indeß mitleidig Unterhalt und eine Anstellung; ich machte nun Kaffee und stopfte den Reisenden ihre Pfeifen. Meine Frau hatte auch vergebens in einer europäischen Familie eine Stelle zu erhalten versucht. Zu meinen Mußestunden bebaute ich daneben einen kleinen Fleck Land am Fluße, zog Gurken und Melonen, die an die Reisenden verkauft wurden, und bekam so etwas Geld.

Eben schien es etwas besser zu gehen, da erschien plötzlich eine dunkle Wolke am Horizont unseres Glücks und drohte alle unsere künftigen Plane zu vernichten. Eine allgemeine Conscription wurde in Syrien ausgeschrieben. Ich sah voraus daß ich dieser nicht entgehen konnte, wenn ich nicht den raschen Entschluß faßte mich zu verstümmeln, indem ich mich des Daumens der Rechten oder eines Auges, oder meiner Vorderzähne beraubte. Ein schwerer eiserner Hammer war zur Hand; in der Verzweiflung ergriff ich ihn, und indem er den Mund öffnete, zeigte er mir wie die ganze Reihe Vorderzähne ihm fehlte. Dieß rettete mich vor der Conscription; der Anführer einer Truppe betrunkener Soldaten, der mich einreihen wollte, erklärte, ich könne das Ende der Patrone nicht abbeißen. Dieß war nun aber auch mein letztes Mißgeschick; nach diesem gieng es besser.

Eines Tages da ich nach Beyrut gieng, einen Korb Gurken an den Gärtner, der die Tische der europäischen Kaufleute damit versieht, zu verkaufen, fixirte mich, erzählte er weiter, ein Fremder, fragte dann nach meinem Namen und nach dem meines Geburtsorts, und als er den vernommen, umarmte er mich; er sey mit meines Vaters Familie, sagte er, verwandt, und habe mich an der Familienähnlichkeit erkannt. Ich mußte mit ihm in das nächste Kaffeehaus gehen. Er ließ mir Kaffee und Pfeife (Nargbile) reichen. Ich mußte ihm meine Geschichte erzählen und ihm meine Lage auseinandersetzen, und er versprach dann zu meinem Schwiegervater zu gehen, um die Sache in Ordnung zu bringen, daß wir wieder in unser Dorf zurückkehren könnten; er habe eine Zeitlang in Beyrut Geschäfte, aber in drei Wochen wolle er mich wieder in dem Kaffeehause treffen, und mir dann mittheilen wie die Sache verlaufen. Als ich mit dieser Nachricht nach Hause kam, war meine Frau hocherfreut. Ihr Franken, sagte er, reisel Monate und Jahre lang Tausende von Meilen von eurem Geburtsorte weg, ohne daß ihr darunter leidet. Wir Druſen gehen ohne Noth, und wenn nicht ein Geschäft uns treibt, nicht über eine Tagreise von unserm Dorfe, und finden uns erst wohl wenn wir wieder daheim sind, während unsere Freunde zu Hause uns von Gefahren und Schwierigkeiten bedroht glauben. Doch gab ich auf die Hoffnung der Heimkehr nicht allzuviel, und besorgte die Alten möchten zu verhärtet seyn um unsern Ungehorsam zu verzeihen. Um daher nicht nach einem Schatten zu haschen, setzte ich meinen Gartenbau unermüdet fort, bepflanzte noch ein Stück unbebauten Bodens, kaufte mir Sämereien, die ich säete, und wenn meine Beschäftigung im Kaffeehause mich hinderte, half meine Frau den Garten jäten und die Pflanzen bewässern. Der Fremde blieb lange aus, und ich verlor schon die Hoffnung daß seine Verwendung Erfolg gehabt habe. Unsere Pflanzung schlug indeß gut ein, wir brachten die besten Batinjans und Bamias auf den Gemüsemarkt, und gewannen damit so viel daß ich nicht nur die nöthigen Wintervorräthe und Kleider, sondern meiner Frau auch einen respectabeln Tantour (das Horn, das die Druſen tragen), Kleider von lebhaften Farben kaufen konnte, einen neuen Tarbusch, neue Pantoffeln und einen neuen Tzar, und zuletzt blieben noch einige Gazis und einige 20 Paras übrig, die ich durchbohrte, auf eine Schnur zog und ihr dann die ersten um die Stirn wand, während die letztern an den Enden ihrer schönen langen Haarflechten befestigt wurden. Wenn ich sie so sich graziös hin- und herbewegen sah und dabei meine Pfeife rauchte, meinte ich unser größter Scheikh brauche sich nicht zu schämen, wenn er uns so respectabel und comfortabel auftreten sehe.

Indeß war der Herbst eingebrochen. Die Consuln und Gentlemen kehrten aus dem Gebirge in ihre Stadthäuser nach Beyrut zurück, und für jede Schale Kaffee und für jede Pfeife war ich sicher einen Bakschisch (ein Geschenk) zu bekommen. Das brachte mir den Winter mehrere hundert Piaster ein. Ich war aber auch nicht faul, kaufte in den benachbarten Dörfern dafür eine Anzahl Geflügel, und baute ihnen einen guten Stall. Der Unterhalt kostete mir nichts. Ich ließ sie morgens aus. Außer den Würmern und Maden die sie aufpickten, ließ jede Karawane von Maulern und jedes Pferd das vorbeikam, aus dem Habersack immer so viel Korn fallen, daß sie ein reichliches Mahl hatten. Meine Hühner wurden fett und dick; alle Tage legten sie Eier. Diese und die Hühner selbst wurden auf dem Markte von Beyrut verkauft, und als die Zeit kam wo die Hühner brüten, hatte ich über ein Duzend Bruthennen sitzen.

Ich war jetzt ein verhältnißmäßig reicher Mann, und dachte schon daran mit dem Kaffeehausbesitzer in Compagnie zu treten, als ich davon durch das Folgende abgebracht wurde.

Es war gegen das Ende des Winters, der Wind wehte in mächtigen Stößen von den Bergen herab; da trat der Fremde, den ich fast schon vergessen hatte und für einen falschen Freund hielt der mich zum Besten gehabt habe, eines Abends in das Kaffeehaus, seine feuchten Kleider abwerfend; ich fuhr ihn an wegen seiner Unredlichkeit, er aber schwor bei seinem langen weißen Barte, daß keine Woche vergangen sey in der er sich nicht für uns verwendet habe. Die Mutter habe schon lange von ihrer Strenge nachgelassen, und ihr Herz sehne sich nach der so lange abwesenden Tochter, aber

der Vater ſey noch gleich ſtreng und hartnäckig: „ſeine Tochter habe einen Bettler geheirathet, und ein Bettler ſolle ſie all ihr Lebelang bleiben.“

Die beſte Antwort auf dieſe barſche Aeußerung ſchien mir den Fremden bei der Hand zu nehmen und ihn in meine Wohnung zu führen. Das Ausſehen von Comfort und ſelbſt Wohlſtand ſchien ihn zu überraſchen und ihm über die Maßen wohlzuthun. Die Nacht blieb er unſer Gaſt. Das fetteſte Huhn wurde ihm vorgeſetzt und ihm das wärmſte Bett bereitet. Den nächſten Morgen ſtand er früh auf, beſtieg ſein Pferd und ritt davon, ohne auch nur für unſere Gaſtfreundſchaft zu danken. „Das iſt doch ein ſchlechter Kerl,“ rief meine Frau, und ich ſelbſt dachte er verdiene den Namen eines Druſen nicht. Aber den nächſten Tag kam eine Truppe wohlgekleideter Reiter aus dem Gebirge herab, und an der Spitze ritt mein Schwiegervater. Thränen und Bitten, und das Elend der Armuth hatten ſeinen Sinn nicht zu erweichen vermocht; aber kaum hatte er vom Fremden gehört daß wir im verhältnißmäßigen Wohlſtand lebten und meine Frau Schnüre von Gazis um ihren Tarbuſch trage, da war ſein hartes Herz erweicht. Der Mann, dachte er, iſt werth mein Schwiegerſohn zu ſeyn, und ſoll mit geziemender Würde und Ehre nach Hauſe geleitet werden. Gold zeigte hier, wie in aller Welt, ſeinen unwiderſtehlichen Einfluß; der Schlüſſel zu ſeiner Zuneigung und der Probirſtein ſeines Herzens war ein goldener Gazi.

Den nächſten Tag kamen wir in dieſes Dorf; im Laufe der Jahre wurden meine Kinder geboren. Der alte Mann lebte über die Jahre ſeiner Kraft hinaus, und wurde dann an der Seite ſeines Weibes begraben. Mögen ſie in Frieden ruhen! — Ich erbte alle ſeine Beſitzungen, da meine Frau ſein einziges Kind war das ihn überlebte, und vermehrte nach und nach mein Erbtheil noch. Das alte Haus verfiel, ich baute das neue mit einer feſten Thür gegen Wind und Kälte und ſchlechte Eindringlinge, aber weit genug alle Gäſte die mich mit ihrem Beſuche beehren, aufzunehmen. Ich frage nicht weß Glaubens ſie ſind, ob Scheikh oder Bettler.

Der Druſe, wie alle anderen Secten, die den Libanon bewohnen, ſteht, wenn der erſte Morgen graut, in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter auf und geht an ſein Tagewerk. Seine Frau, ebenſo thätig, beſorgt währenddeß mehrere nöthige Geſchäfte, ehe die Kinder aufwachen und ſie dabei ſtören. Der Druſe geht an die nächſte Quelle, ſeine Morgenabwaſchungen zu verrichten, und ſitzt dann wohl eine Weile auf dem Mühlſtein im Hofraume vor ſeinem Hauſe und raucht ſein Pfeifchen. Seine Frau bereitet indeß ſein Frühſtück, da er, ein Landbauer, früh ins Feld muß; es ſind dieß die Ueberreſte des geſtrigen Abendmahls, mit wenigen Laiben Brod und einem Biſſen Käſe. Seine Frau ißt gewöhnlich nicht mit, da ſie ſeine Handarbeit thut, bedarf ſie deſſen nicht gleich, hat auch zu viel im Hauſe zu thun, um an die Stillung ihres Appetits zu denken. Während ihr Mann alſo das Mahl verzehrt, ſchüttet ſie den Ochſen Futter auf, gibt dem Pferde ſeinen Haber, läßt die Ziegen und das Geflügel aus und ſtreuet dieſen etwas Gerſte hin, hilft dann auch wohl dem Schäfer die Ziegen melken. Währenddeß hat ihr Mann den Pflug auf die Schultern genommen, treibt die Ochſen aufs Ackerfeld und ackert dort bis Mittag, gelegentlich mit dem Pflüger des benachbarten Feldes ein Wort ſprechend oder durch einen wilden Geſang ſich die Stunden erheiternd. Wenn die Hitze gar zu arg wird, ruht er wohl auf die Pflugbeichſel geſtützt eine Weile aus, und ſein älteſter Sohn füllt dann ſeine Pfeife und zündet ſie ihm an, da er Zunder, Stahl und Flintenſteine immer zur Hand hat.

Die Frau hat allerlei zu beſorgen und läßt uns mit der Tochter allein. Es iſt dieß ein munteres Mädchen von 16—17 Jahren, ſie ſetzt ſich neben uns und läßt ſich ohne alle Zurückhaltung und Affectation mit uns in ein Geſpräch ein. Man ſieht die Druſen ſind nicht ſo eiferſüchtig, wie man ſie wohl ſchildert, und ihre Frauen, wenigſtens Chriſten und Europäern gegenüber nicht ſo abgeſchloſſen vom Verkehr mit Männern, wie bei den Muhammedanern. Dieſe Abgeſchloſſenheit findet nur im Verkehr mit Druſen und Türken ſtatt. Es fehlt den Druſen und namentlich den Weibern ſelbſt in den rauheſten Gebirgen nicht an einer gewiſſen Politeſſe, einer eleganten Haltung, feinen Manieren und einer delicaten Sprache, wie man ſie in Frankreich und England bei der gleichen Claſſe nicht findet. Man ſieht keine ſolchen Tölpel und Klötze. Dieſe Tochter z. B. hat nie eine Erziehung erhalten, kennt Bücher nur dem Namen nach und hat von gelehrten Leuten, die einen Brief ſchreiben können, nur eben gehört; ihre geographiſchen Kenntniſſe gehen nicht über fünf engl. Meilen über ihren Geburtsort hinaus. Aus der Naturgeſchichte kennt ſie nur ihre Hausthiere und einiges wilde Vieh; ſie hat nie von Vögeln mit ſchönem Gefieder und ſchönem Geſang gehört, noch von den vielen mannichfaltigen köſtlich duftenden Blumen, Früchten und Vegetabilien. Wollte man ihr von Dampfſchiffen, Eiſenbahnen, Ballons, Glaspaläſten und Kathedralen erzählen, ſo würde ſie meinen, man ſchwätze Unſinn. Der Schlamm- und Steinpalaſt von Emir M'rad iſt das Höchſte was ſie ſich von Gebäuden denken kann. Aber bei alledem würde ſie, in Seide und Atlaß gekleidet, mit Juwelen und Schmuck behängt, in den Palaſt eines Großen aufgenommen, durch dieſen plötzlichen Wechſel keineswegs betroffen, ſich ganz würdig und angemeſſen bewegen, wie es unſere Mädchen, unter gleichen Verhältniſſen erzogen, nicht vermöchten.

Abenteuer eines Koſaken unter den Kirgiſen des Alatau.

(Aus Atkinſons Travels in the Regions of the Upper and Lower Amoor.)

Unſere Gefährten ſaßen bereits bei dem flackernden Feuer; ſie waren auf ihrer Jagd glücklicher geweſen als wir, indem ſie einen ſchönen Maral und eine wilde Ziege erbeutet

hatten; ein zweiter Maral war verwundet worden, in der Dunkelheit jedoch entwischt. Dieß war ein schlechter Jagdtag, wir hatten nur wenige Thiere gesehen. Sergae und die Kosaken gaben als Grund dafür an: die Wölfe hätten auf die Maral's Jagd gemacht, und dieselben in höher gelegene Thäler hinaufgetrieben, und wir könnten uns darauf verlassen daß wir, noch ehe der Morgen graue, einen Besuch von diesen räuberischen Bestien erhalten würden. Wir zündeten große Feuer an, stellten die Pferde in der Nähe derselben auf, und postirten zwei Schildwachen in einiger Entfernung davon zum Schutz unsers Lagerplatzes — alle anderen, mit Ausnahme Sergae's und meiner selbst, überließen sich dem Schlafe. Sergae saß auf einem Baumstamm, und blies Rauchwolken aus seiner kurzen chinesischen Peise in die Luft; alle paar Minuten hörte er zu rauchen auf, um meine Fragen in Bezug auf seinen Dienst in andern Theilen der Steppe zu beantworten.

Nachdem er einige starke Züge aus seiner Pfeife gethan, begann er eine Erzählung seiner frühern Laufbahn unter den Stämmen, mit den Worten: „Ich gehörte zu der ersten Mannschaft die abgesendet wurde um Pikete auf dem Karkaralla zu errichten — einer kleinen Gebirgskette in der Seradne- (mittleren) Horde, nördlich von Balkasch. Die Kirgisen setzten unserm Vorrücken auf ihrem Gebiete Widerstand entgegen, und in verschiedenen Stellungen gab es mehrfache ernste Zusammenstöße; allein wir behaupteten unsern Boden, obgleich man uns oft nur mit großer Mühe Lebensmittel zukommen lassen konnte. Damals gab es auf dem Karkaralla eine Menge Hochwild — Marals, Argalis, Cazeoles und wilde Ziegen. So oft einer von unsern Kosaken auf die Jagd ging, war große Sorgfalt nöthig um dessen Gefangennehmung zu vermeiden, und viele meiner Cameraden wurden von den Kirgisen aufgehoben, und als Sklaven nach Bochara, Taschkend und Chokand verkauft; nicht einer von ihnen kehrte jemals zurück.

„Mit knapper Noth war ich einmal einem ähnlichen Loos entronnen, nachdem ich mich von zweien meiner Gefährten, während wir im Karkaralla auf der Jagd waren, getrennt hatte. Die Gefahr eines Versuchs allein zurückkehren zu wollen kennend, suchte ich nach ihnen, aber ohne Erfolg, und endlich brach ich nach dem Piket auf. Als ich eine der Schluchten hinabzog und bereits nahe an der Ausmündung derselben in die Ebene war, sah ich in der Entfernung von etwa 200 Schritten eine Abtheilung Kirgisen. Einige saßen auf dem Boden, andere standen neben ihren Pferden. Mein Erscheinen brachte die Abtheilung augenblicklich in Thätigkeit: mehrere sprangen in ihre Sättel, andere eilten zu ihren Rossen. Ich erkannte alsbald daß meine Lage eine kritische war, und daß sie es auf meine Gefangennehmung abgesehen hatten.

„Es war unmöglich an ihnen vorbeizukommen; ein Rückzug die Schlucht hinauf war ebenfalls gefährlich, da sie gute Pferde hatten, welche mich bald eingeholt haben würden. Da ich einen großen Maral auf mein Pferd gebunden hatte, und dieses dadurch in seiner Schnelligkeit gehemmt wurde, so schnitt ich mit meinem Messer die Riemen, welche es festhielten, entzwei und stieß es hinab. Mittlerweile ritten mehrere Männer rasch auf mich zu, ich wandte daher mein Pferd um, und galoppirte paßaufwärts. Ich hatte keine Zeit rückwärts zu schauen, an ihrem Geschrei aber konnte ich erkennen daß sie mir immer näher kamen. Schnell nahm ich mein Gewehr zur Hand, und faßte den Entschluß den ersten der sich mir nähern würde die Strafe dafür zahlen zu lassen. Wie ich mein Pferd antrieb, schrien sie hinter mir wie Tschorts (Teufel).

„Als ich den Ausgang einer sehr schmalen Schlucht erreicht hatte, die von der rechten Seite aus in den Engpaß sich öffnete, galoppirte ich hinein, und ritt aufwärts in dem Bett eines kleinen nur wenig Wasser haltenden Flusses. Noch hatte ich nicht mehr als zwanzig Schritte gemacht, als auch schon die Kirgisen an dessen Mündung waren, und meiner bereits sicher zu seyn glaubten. Ich sprang von meinem Pferde, und legte mein Gewehr auf sie an; da sie sich mir aber nur einer hinter dem andern nähern konnten, so getraute sich keiner in die Schußlinie.

„Eine Felsmasse bildete in der Schlucht ein wenig höher oben einen Vorsprung. Ich erkannte daß, wenn ich dieselbe erreichte, ich eine Belagerung gegen dreimal so viel Leute aushalten könnte, und daß mein Pferd hinter derselben geborgen wäre. Es aufwärts führend, zog ich mich langsam zurück, achtete aber darauf mit meinem Gewehr jeden Mann zu decken der den Versuch machen sollte mir zu folgen. Dieß hielt sie im Schach, und binnen kurzem befand ich mich wohlbehalten in einer Veste etwa dreißig Fuß oberhalb des kleinen Flusses. Von diesem Platz aus vermochte ich die Leute, wie sie sich mir näherten, niederzuschießen, und wieder zu laden ehe ein Anfall auf meine Stellung gemacht werden konnte. Alles war ungefähr eine halbe Stunde lang ruhig geblieben; da nahm ich wahr daß mehrere Männer die Vorderseite der Klippen unterzuchten, augenscheinlich um sie zu erklettern. Ihre Absicht war klar; allein ich beschloß keinen Schuß zu thun wenn ich nicht dazu gezwungen würde. Die Leute kamen aus der Schlucht heraus, ich hielt aber ein aufmerksames Auge sowohl nach vorn hin als auf die Klippen.

„Ich erkannte ihr Vorschreiten bald an einigen Felsstücken, die sich ablösten und in die Schlucht stürzten, woraus ich schließen konnte daß sie weit oben waren. Der Platz wurde von mir aufmerksam beobachtet als ob ich auf das Auge des Jobels lauerte, und es dauerte nicht lange, so sah ich zwei Männer den Felsrändern entlang nach einem Punkt oberhalb meiner Stellung kriechen. Ich rief ihnen zu: „Ihr solltet euch besser in Obacht nehmen; ihr werdet mich nicht fangen wie einen Marder in dieser Höhle, ohne euch eure Finger verbrannt zu haben.“

„Die Kirgisen in dem Engpaß fiengen nun an zu schreien, um meine Aufmerksamkeit auf sie abzulenken, allein mein Auge blieb an der Klippe haften, und endlich sah ich eines Mannes Hand einen hervorragenden Felsenpunkt ergreifen. Mein Gewehr ward augenblicklich erhoben; in wenigen Augenblicken erschien der Kopf des Mannes, und sein Auge ruhte eine Zeit lang auf mir; es war genug. Ich drückte los, er machte einen Sprung in die Schlucht, und fiel nicht weit von seinen

Cameraden zu Boden, deren mehrere herbeieilten und ihn davontrugen. Jetzt erhoben sie ein furchtbares Geschrei, blieben aber sorgfältig außer Schußlinie."

Nachdem mein Gefährte in seiner Erzählung so weit gelangt war, that er einige Minuten lang wieder kräftige Züge aus seiner Pfeife, und fuhr dann folgendermaßen fort:

„Dieß war eine Lehre die ihnen nicht behagte, und der andere Mann duckte sich fest hinter den Felsenrand. Hätte ich ihn einige Momente fest ins Auge fassen können, so würde er denselben Sprung gemacht haben wie sein Camerad vor ihm. Sie hatten nun gesehen daß ich beißen konnte, und ließen mich allein, hielten aber Wache im Paß, und schauten häufig nach, um zu sehen was ich thue. Da sie sich stets in gehöriger Entfernung hielten, so fieng ich an zu rauchen, und wünschte daß es dunkel würde, um dann zu Fuß entkommen zu können. Ich hatte ungestört mehrere Pfeifen geraucht, als ich plötzlich eine Bewegung wahrnahm; mehrere Kirgisen galoppirten paßaufwärts, und andere folgten ihnen schnell. Sie waren noch nicht weit gelangt, als der Knall eines Gewehrs unter den Felsen wiederhallte, und ich das Gerassel rückkehrender Hufe hörte. Ich erkannte nun daß meine Cameraden zur Hand seyen, und entschloß mich eines der Pferde unserer Feinde, wenn sie an meiner Veste vorbeikämen, niederzuschießen. In wenigen Minuten waren sie in der Nähe der Schlucht; der erste Mann galoppirte vorbei, den zweiten aber brachte ich zum Stehen, und schoß Pferd und Reiter über den Haufen. Als mein Gewehr krachte, erhoben meine Cameraden ein Freudengeschrei; ich antwortete, und bald war ich im Paß wieder bei ihnen. Sie hatten einen der Kirgisen verwundet, und diese dadurch zum Rückzug veranlaßt. Von nun an hielten sie sich außer unserm Bereich."

Notizen über zoologische Gärten.

Das Interesse an den zoologischen Gärten nimmt offenbar zu. In Paris ist außer dem Jardin des Plantes ein anderer Thiergarten im Bois de Boulogne entstanden, in Dresden, in Berlin, in Stuttgart sind zoologische Gärten im Entstehen, der Handel mit fremden Thieren wird jetzt als ein geordneter Geschäftszweig betrieben, ferner sorgt man auch für Acclimatisation, in Frankreich durch eine Gesellschaft unter allerhöchsten Gönnern, in England auf den Besitzungen reicher Liebhaber, endlich haben wir in Deutschland eine eigene Zeitung, der zoologische Garten, [1] die von Dr. Weinland, dem Vorstand des Frankfurter zoologischen Gartens, redigirt und von der dortigen zoologischen Gesellschaft herausgegeben wird, aus deren reichem Material wir sogleich einige Proben mittheilen wollen. Ein tieferes Studium der Thierwelt befördert aber sicherlich auch die neue Schule des Ausstopfens. Der Maler allein vermochte uns früher das lebende Thier lebendig darzustellen, jetzt sucht es ihm der Kürschner zuvorzuthun. Der erste Meister dieser neuen und edlen Kunst ist Plouequet in Stuttgart, der jetzt eine herrliche Gruppe componirt haben soll, einen Araber auf bäumendem Roß, den zwei Tiger anspringen. In Stuttgart wird das Ausstopfen künstlerisch und wissenschaftlich streng betrieben, denn wie vom Bildhauer wird zuerst der Thierkörper mit allen Muskelnüancen aus Thon modellirt und die Haut dann erst darüber gezogen. Dazu gehört natürlich auch ein Studium der Thierstitten und Beobachtungen in der freien Natur, künstlerisches Gedächtniß und eine künstlerische Hand.

Das Thier in der Gefangenschaft ist freilich anders geartet als das Thier in der Freiheit. Wohl legt es viele seiner Gewohnheiten und Sitten ab, aber was sich in der Freiheit wie in der Gefangenschaft gleich bleibt, sind die physiologischen Vorgänge, und darum sind zoologische Gärten für die vergleichende Physiologie ganz unschätzbare Anstalten. So hatte man im Frühjahr 1860 in Frankfurt Gelegenheit die Geburt eines Känguruh zu beobachten. Die Vorgänge waren früher lange Zeit ein Räthsel gewesen. Owen beobachtete eine Riesenkänguruh-Mutter (Halmaturus giganteus) im Jahre 1834. Leider fand die Geburt in der Nacht statt, und am Morgen sah man den 1 Zoll 2 Linien langen Fötus bereits im Beutel an der Zitze hängen. Der Fötus athmete und bewegte sich. Man zog ihn von der Zitze weg um zu beobachten was die Mutter oder er selbst thun werde. Die Mutter zeigte sogleich großes Mißbehagen und fuhr mit dem Kopfe in dem Beutel hin und her, offenbar um den Fötus wieder an die Zitze zu setzen. In diesem Falle nun starb der Fötus, später hat man aber an andern Känguruhjungen den Versuch des Abziehens von der und des Ansetzens an die Zitze mit Glück wiederholt. Es besteht nämlich nicht, wie Geoffroy St. Hilaire annahm, ein wirklicher Gefäßzusammenhang zwischen Brustfötus und Zitze, und es findet auch nicht, wie er phantasirte, noch eine zweite Geburt, eine „Marsupialgeburt" statt, sondern die Mutter, welche mit ihrem Munde bequem nicht nur den Beutel sondern auch die Vagina erreichen kann, erfaßt den Fötus nach der Geburt mit den Lippen und hält ihn so lange an die Zitze bis sie merkt daß er festgesogen hat. Es ist also der Beutel nur als Schutz- und Transportmittel für die Jungen vorhanden. Die Tragezeit im Mutterleib dauert 39 Tage; sieben Monate nach der Empfängniß streckt das Junge zum erstenmale den Kopf aus dem Beutel, neun Wochen später verläßt es zum erstenmale, und in abermals neun Wochen verläßt es auf immer den Beutel, so daß also die Uterinal- und Marsupial-Tragezeit zusammen auf eilf Monate sich beläuft. Owen hat beobachtet daß die Känguruhs wiederkäuen, so daß sie also unter den Beutelthieren die Ruminantia vertreten würden. Ihr Magen besitzt auch Vorrichtungen zum Wiederkauen, aber viel schwächer ausgebildet als bei den ächten Wiederkäuern. Känguruhratten (Hypsiprymus murinus) oder Potorus scheinen sich in Frankfurt acclimatisiren zu wollen, wenigstens hat ein altes Paar und ein Junges einen vergnügten Winter dort zugebracht. Man ver-

[1] S. Ausland 1860. Nr. 21.

dächtigt übrigens das Thier durch seinen Namen, denn es hat mit Ratten keine Aehnlichkeit, sondern weit eher mit dem Känguruh. Die Poturus sind nächtliche Thiere und verbergen sich am Tage in ihrem Häuschen. Merkwürdig ist es daß sie ihren Schwanz, wie die amerikanischen Affen, dazu gebrauchen um ihn rüsselartig zusammenzurollen und Heu oder dergleichen zum Nestbau fortzutragen.

Neu angekommen in Frankfurt war ein silbergrauer Pavian (Cynocephalus Hamadryas) ein ernstes, hypochondrisches Thier, das seine arabische Heimath nicht vergessen kann und dabei wohl an den Heine'schen Vers denkt

Schöner Süden wie verehr' ich
Deine Menschen, Deine Götter
Sein ich diesen Menschenknechtrich'
Wiederseh' und dieses Wetter.

Von solchen Pavianen die Ehrenberg in Ostafrika beobachtete, erzählt der berühmte Mikroskopist, daß sie weder die braunen Abessinier, noch die schwarzen Gallas sehr fürchten, wahrscheinlich weil sie sich ihnen näher fühlen, die weißhäutigen Europäer sie aber besorgt und stutzig machten. Ehrenberg brachte einen Pavian oder vielmehr eine Paviana nach der Pfaueninsel bei Potsdam, wo sie wie alle Affen nach einigen Jahren dem Klima zum Opfer fiel. Die männlichen Pavians werden den Menschen durch ihre starken Galanterien gegen das schönere Geschlecht lästig oder sogar gefährlich, so daß, wie erst Burton wieder aus Ostafrika berichtete, keine Negerin einen Wald betritt wo die Herren Pavians hausen. Die Pavians wurden von den alten Aegyptern hoch verehrt, wie denn nach Ehrenberg die Sphinx ein Pavianweibchen vorstellen soll, während Weinland eher den Babuin hinter diesem „Mäskchen" erkennen möchte. Der Pavian ist übrigens kein verächtlicher Gegner, und das Frankfurter Exemplar hat seinem Wärter eine Probe von der Kraft seines Gebisses und der Muskelkraft seiner Arme abgegeben, welche als völlig erschöpfend betrachtet wurde. Die Pavians lieben saftige Früchte und saftige Wurzeln, aber auch Insecten, Vogeleier und selbst Vögel verschmähen sie nicht. Der „neueste" Affe, mit dem uns ein afrikanischer Reisender, Thomson, am alten Calabarfluß zuerst bekannt gemacht hat, ist der graue Zwergaffe, Galago murinus. Da er nicht größer ist als eine Maus, so ist er unbedingt der kleinste der Familie und eine lebendige Illustration zum Märchen vom Däumerling.

Aus Indien neu angekommen ist auch ein Gepard (Cynailurus guttatus), die liebenswürdigste aller Tigerkatzen, schlank und fein gebaut und ein Mittelding zwischen Hund und Katze: Katze in Bezug auf das Gebiß, auf das Schnurren und leidenschaftliche Spielen, Hund insofern sie beim Gehen nicht die Krallen so weit zurückzieht daß sie ihre Schärfe behalten würden; solche beim Treten den Boden berührende Krallen sind aber charakteristisch für das Hundegeschlecht. Man hat früher zwei Arten Felis jubata und guttata unterschieden, und wenn dieser Artenunterschied haltbar ist, so gehört das Frankfurter Exemplar der mähnenlosen Species mit weißer Schwanenspitze (guttata) an. In Indien heißt das Thier Tschitah und wird zur Antilopenjagd abgerichtet. Man trägt es mit einer Haube oder Maske bedeckt in die Nähe der Antilopen, nimmt ihm die Verhüllung ab, und zeigt ihm die Richtung des Wildes, welches es nicht wie die Hunde nach dem Geruch, sondern wie alle Katzen, nach dem Gesicht jagt. Es schleicht an den Feind heran und springt einem einzelnen Thier auf den Nacken. Die Antilope von Schreck gefesselt, denkt nicht an die Flucht, und der Tiger zerbeißt ihr rasch die Halsader. Der Jäger wirft dem Gepard dann etwas Fleisch zu und fesselt ihn aufs neue.

Die Tendenz der Natur, wenn man so sprechen darf, bei der Bildung von Wiederkäuern war nach Weinland folgende. Es sind beinahe sämmtliche Wiederkäuer wehr- und waffenlose Thiere, auffallend durch ihre Größe und von lauernden Feinden umgeben. Ihr bester Freund ist daher ihr Pansen oder Vormagen, den sie mit ängstlicher Wachsamkeit rasch auf den sonnigen Weiden anfüllen, um sich dann in ihr Dickicht und ihre Verstecke zurückzuziehen, wo sie das Genossene nun erst zu verdauen beginnen. Der Pansen oder erste Magen ist demnach nur eine provisorische Vorrathskammer für die nachfolgende Verdauung, und verrichtet die nämlichen Leistungen wie die Backentaschen bei Affen und Nagethieren. Zu den Wiederkäuern gehören auch die Antilopen, an denen Europa so arm ist, von denen aber jetzt in englischen Parks mehrere Arten als Ziergeschöpfe wie als Jagdthiere heimisch gemacht worden sind. Die einzige deutsche Antilope ist die Gemse, die durch den trefflichen Waidschutz des Königs in den bayerischen Gebirgen neuerdings viel häufiger als jemals angetroffen wird. Gemsen sollen sich auch in den Karpathen, im Kaukasus, in den Abbruzzen und in Griechenland finden. Die Saiga- oder Steppenantilope (Antilope Saiga), von Damhirschgröße, dehnt ihre Verbreitung vom Altai bis ins östliche Polen aus. Zu Frankfurt hat jetzt auch eine Kubantilope (A. bubalis) geworfen, deren Formen mehr seltsam als schön zu nennen sind. Die Mutter fraß nach einigen Stunden ihre eigne Placenta auf und trabte sogleich mit dem neugebornen Kalb durch den Park. Das Junge ist die erste deutsche Antilope, denn Antilopen im engern Sinne sind bisher nur im Park des verstorbenen Grafen Derby in England und des Fürsten Demidoff bei Florenz gezogen worden. Sehr viel, versichert Dr. Weinland, hängt von der Behandlung der Thiere ab, wenn die Acclimatisation gelingen soll. Die Wärter müssen besonders begabt seyn um mit den Thieren auf die rechte Art umzugehen; dann aber ändern auch die Thiere völlig ihr Wesen. Der Affenbesitzer Broekman verkehrte hinter den Coulissen mit seinem Affen stets auf die verbindlichste Weise, und in Gegenwart von Dr. Weinland nahm er einen ausgewachsenen 4 Fuß hohen Mandril, sonst ein beinahe unbändiges und übel beleumundetes Thier, am Arm aus seinem Käfig, und der Affe gab sich alle Mühe auszudrücken wie sehr er sich durch die Aufmerksamkeit seines Herrn geehrt fühlte, bulbete es auch gern daß jeder von uns seinen Arm anfaßte, um sich von dessen enormer Muskelstärke zu überzeugen. Die Nahrung dieses Affen wurde sorgfältig und appetitlich zubereitet. Gelbe Rüben, geschält und gewetzt, sowie dampfende Kartoffeln wurden auf Tellern servirt, so daß jeder der Herren

Künstler nach Appetit zulangen konnte. Ganz gewiß ist daß Thiere für Aufmerksamkeiten ihrer Principale außerordentlich empfänglich und dankbar sind.

Auch einige Exemplare von Antilope picta oder Nilghans, wie sie im Hindostani heißen, sind in Frankfurt zu sehen. Der Name bedeutet „blauer Ochse," der freilich bei uns sehr unglücklich gefunden werden muß, weil die Thiere durch ihre Gestalt weit eher an die Hirsche als an die Ochsen erinnern. In Indien aber kommen nicht unsere „schwerwandelnden" Rinder, sondern nur die schlankeren Zebus vor, die jener Antilope auch durch ihren Höcker sehr nahe stehen. Blau heißt die Antilope, wegen ihrer blaugrauen Haare, und picta wegen der schön gemalten weißen Binden an den Fesseln. Obgleich Lord Clyde 1767 schon ein Paar dieser Thiere nach England brachte, kannten es die ältern Zoologen bis auf Pallas noch nicht. In der Freiheit flieht dieses Thier jeden Feind, sieht es aber keine Rettung mehr, dann wirft es sich in die Kniee, rutscht auf ihnen eine Strecke vor, und springt dann mit gesenktem Haupt blitzschnell gegen den Feind, so daß schon mancher Jäger seinen Angriff mit dem Leben hat büßen müssen. In Frankfurt hat man beobachtet, daß das Männchen die Jungen in dieser Fechtart förmlich unterrichtet. Sie rutschen alsdann auf den Knieen liegend mit gesenktem Kopfe auf einander los, stemmen die Stirnen gegen einander, und suchen sich anscheinend gegenseitig zurückzudrängen, wobei sich das Alte oft so stellt als sey es der überwundene und weichende Theil. Als Seitenstück zu diesen blauen Ochsen hat der Kaiser von Oesterreich ein paar Säbelantilopen (Antilope leucoryx, auch als ensicornis beschrieben) aus Nubien zum Geschenk gemacht, doch sind diese Geschenke keine gebornen Nubier, sondern Wiener oder genauer Schönbrunner Kinder. Sie sind von der Größe einer Hirschkuh, nähern sich aber in der Gestalt am meisten den Ziegen. Diese Antilope wird für das Oryx der alten Römer gehalten, die bei ihren Thierkämpfen sich an dem Todesmuth dieser Antilope ergötzten. Der römische Oryx kann aber auch die Beisa-Antilope oder eine noch südlichere Art gewesen seyn, oder die Römer mögen alle drei Arten unter Oryx verstanden haben.

Die Küsten von Neu-Granada.

In ein Segel gewickelt und die Stirne umspielt von dem leichten Winde welcher das Meer streifte, sah ich von dem Vorderdeck des Dampfers Philadelphia wie das erste Morgengrauen die Berge von Portobello entdecken ließ. Schon seit einigen Stunden hatte ich die Augen unablässig auf den dunkeln Horizont gerichtet, an dem da und dort die Sterne flimmerten; endlich erloschen diese, einer nach dem andern, die Milchstraße mit ihrem schwachen Schimmer verschwand, und der Wiederschein der Morgenröthe breitete sich wie ein weißes weites Zelt über die Berge gegen Westen hin. Die Masse der Sierras lag noch im Schatten, aber stufenweise stieg das Licht längs der Abhänge herab und färbte die entferntesten Bergspitzen mit tiefem Blau, während an den nähern die Wälder wie ein grüner Prachtmantel um ihre Felsenschultern hiengen, und gegen das Meer hin die Nebel in rosigen Tinten schimmerten. Bald zerriß dieser Dunstschleier und hieng in Fetzen um die Klippen und über den Wogen; wir konnten nun die weite Bay von Aspinwall oder Navy-Bay weich hingelagert sehen zwischen den beiden grünen Vorgebirgen von Chagres und Limon. Zu gleicher Zeit glitten die Strahlen der aufgehenden Sonne schräg über die Wellen hin, und trafen nur ihre Kämme, die eine goldene Furche zogen um die Brandung an die Kais von Aspinwall.

Von der See aus gesehen ist die Stadt allen übrigen amerikanischen Städten ähnlich, welche in Eile, im Lauf einiger Jahre entstanden sind. Die Häuser, von ungleicher Höhe, liegen auf einem niedern sumpfigen Strande zerstreut, und nur auf der westlichen Seite rücken sie nahe genug zusammen um Straßen zu bilden. Auf dem nicht überbauten Terrain stehen einzelne astlose Bäume, welche ungeheuren Galgen gleichen. Jenseits der schmalen Lichtung welche die Stadt einfaßt, dunkelt das Laubgewirre des Urwaldes. Ein großes Dampfschiff und einige Goeletten, die vor Anker liegen, wiegen sich auf den Wellen neben gestrandeten Fahrzeugen, welche ihre wurmzerfressenen Masten, die ganz mit Muscheln überzogen sind, aus dem Wasser strecken. An dem Kai erwartet ein unbrauchbares Schiff, mit verfaulten Wänden, die erste Springfluth um zu versinken und zur Versperrung des Hafens beizutragen; die Dämme und Ausladplätze sind mit Steinkohlen, Reißigbüscheln und zerstreuten Fässern versperrt. Karren, welche von Menschenhänden geschoben oder durch Maulthiere gezogen werden, gehen und kommen unablässig zwischen den Schiffen und der Station der Eisenbahn von Panama hin und her; diese besteht aus einem hübschen zierlichen Gebäude, das von Palmen beschattet ist, und seine weiße Façade grell von dem Dunkelgrün des Waldes abhebt.

Aspinwall gemießt in ganz Amerika eines so schlimmen Rufes in Beziehung auf seine Luft, daß ich in dieser Stadt nur einen großen Kirchhof zu sehen erwartete, in welchen einige Menschenschatten vom Fieber verzehrt umherwanken. Die Neger, welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, haben ein Ansehen von Wohlbefinden und Zufriedenheit welches das Herz erfreut; sie finden sich hier in einem Lande, ähnlich dem aus welchem ihre Väter gekommen sind, und gleich den Tropenpflanzen wachsen sie üppig in diesem fetten sumpfigen Boden, der von dem Sonnenfeuer durchglüht wird. Die Weißen aber und die Chinesen, welche dem schrecklichen Fieber zu widerstehen vermochten, scheinen getragen oder gesenken durch den Durst nach Gewinn, der alleiu sie nach diesem Lande des Todes getrieben haben kann. Ein düsteres Feuer glüht in ihren wilden Blicken, auf ihren gelben abgemagerten Gesichtern. Ihre hastigen krampfhaften Bewegungen zeigen daß sie nicht ein naturgemäßes Leben führen und dem Gewinn jedes ruhige Glück aufgeopfert haben. Der Vater welcher seine Kinder in diese Stadt bringt, tödtet eines oder das an-

dere derselben so gewiß als wenn er ihnen das Messer in das Herz stieße; aber er bedenkt sich nicht, und trotz für sich und die Seinigen der Augenblick dieses schrecklichen Klima's, indem er zu Aspinwall jene Zugvögel abwartet, zu deren Beraubung die Gefahren, denen er sich aussetzt, ihm gleichsam ein Recht geben. Wenn er nicht unterliegt, kann er nach einigen Jahren sich als ein sehr reicher Mann nach Saint-Louis oder New-York zurückziehen. Das größte Gebäude der Stadt ist das Hospital, wo der Eintritt 100 Fr., und der Aufenthalt 25 täglich kostet; wer diese Summe nicht aufzubringen vermag, kann sich auf der Straße niederlegen und dort verkommen.

Die Hauptstraße der Stadt bietet einen seltsamen Anblick dar: Flaggen und Fähnchen flattern von allen Häusern wie zu Peking; Weiße, Schwarze, Chinesen schreien, fahren durch einander und prügeln sich; nackte Kinder wälzen sich in Staub und Schmutz; Schweine, Hunde und selbst Schafe verschlingen neben einander den aufgehäuften Unrath, während die Geier von den Dächern herab gierig zusehen; angebundene Affen heulen, Papageien und Cacadus erheben ihr schrilles Geschrei; es ist ein sonderbares Gewühl, in welches man sich nur mit Schrecken hineinwagt. In diesem Babel fehlen nur die Indianer, welche, durch die Eindringlinge aus ihrem Gebiete verscheucht, kaum die Umgegend der Stadt zu durchstreifen wagen, die wie durch Zauberei aus der Mitte der Sümpfe sich erhoben hat.

Die dreifarbige Fahne von Neu-Granada weht von einem Hause zu Aspinwall; allein weit entfernt zu regieren, muß die granadinische Behörde froh seyn wenn sie geduldet wird. Die Eisenbahngesellschaft ist durch ihre Agenten die Beherrscherin des atlantischen Abhanges der Landenge, und ihre Beschlüsse, ob sie der gesetzlichen Gutheißen mag oder nicht, haben Gesetzeskraft. Furchtlose Amerikaner waren es zuerst welche es wagten Fuß zu fassen auf dem ungesunden Inselchen von Manzanillo, und welche Pfähle einrammten, wo der Tod mit den Pflanzen in dem von Miasmen dampfenden Morast keimt, worauf die Stadt ruhen sollte; sie waren es welche von allen Punkten der Erde die Habgierigen herbeilockten, indem sie sagten: „Thut wie wir, waget euer Leben für den Reichthum!“ Und jetzt sehen sie es für ein Recht an diese Stadt zu beherrschen, welche ihre Schöpfung ist, und welcher sie den Namen eines der Hauptactionäre, des Kaufmanns Aspinwall, gegeben haben. Die Agenten der amerikanischen Gesellschaft sind darum auch allein verantwortlich für den Gesundheitszustand derselben; wünschen sie ihn zu verbessern bemüht seyn, nähme ihre Bevölkerung von vier bis fünf tausend Einwohnern alsbald um das doppelte zu.

Die Eisenbahn mit einfachem Geleise welche Aspinwall mit Panama verbindet, hat nur 72 Kilometer in der Länge, und ist in beinahe ganz gerader Richtung über die Erdenge geführt. Sie hat 500,000 Fr. für den Kilometer gekostet, eine ungeheure Summe gegen die Anlagekosten anderer Schienenwege in Amerika, obgleich die Arbeiten nicht großartig sind. Die Insel Manzanillo mußte durch einen Viaduct, der auf Pfahlwerk ruht, mit dem Festlande verbunden werden, dann mußten mehrere Sümpfe überschritten, starke Auffüllungen in der Nähe der Flüsse Gatun und Chagres gemacht, und mehrere Durchschnitte angelegt werden, besonders auf dem Culminationspunkt der Bahn, der aber nur 16 Meter über dem Niveau des Oceans liegt. Das größte Hinderniß bei der Ausführung dieses Baues war die erschreckliche Sterblichkeit welche die Arbeiter hinraffte. Nur der verheißene hohe Arbeitslohn war im Stande Tausende von Menschen aller Farbe und jeder Race herbeizuziehen, die, mit den Füßen in dem glühenden stinkenden Schlamme steckend, die Pfähle in den Morast einbohrten, und Sand und Kies in das stagnirende Wasser warfen. Es ist in Amerika sprüchwörtlich geworden daß auf der Eisenbahn von Panama jede zu legende Schwelle ein Menschenleben gefostet hat. Wenn diese Annahme auch sehr übertrieben ist, da sie eine Zahl von 60—70,000 Menschen ausmachen würde, so hat die Compagnie doch niemals geeignet gefunden die Zahl derjenigen zu veröffentlichen die in ihrem Dienste gestorben sind. Am stärksten wütheten die Krankheiten unter den vollblütigen Irländern, die beinahe alle unterlagen, so daß die Compagnie keine weiter herbeizuziehen wagte. Selbst die Neger aus den Antillen litten viel von den Unbilden des Klima's, und kehrten unbekümmert um den Gewinn in Masse nach ihren Wohnstätten zurück, um sich den Süßigkeiten des far niente hinzugeben. Die Chinesen aber, welche im Vertrauen auf die großartigen Versprechungen ihr Land verlassen hatten um jenseits des stillen Oceans sich durch amerikanische Piaster zu bereichern, sah man hundertweise vor Erschöpfung und Verzweiflung hinsterben. Viele unter ihnen gaben sich den Tod, um den Leiden der Krankheit zu entgehen welche ihre Glieder verrenkte. Man erzählt daß, als die Epidemie am heftigsten wüthete, eine Menge dieser armen Heimathlosen sich zu Ende des Tages auf den Sand der Bay von Panama niedergesetzt habe als die Ebbe ihn bloßgelegt hatte. Schweigend, den starren Blick auf die Sonne im Westen gerichtet, welche über ihrem fernen Vaterlande niedergieng, warteten sie so bis die Fluth zurückkehrte. Bald wirbelten die Wogen über den Sand hin, und die Unglücklichen ließen sich ohne einen einzigen Angstschrei von ihnen verschlingen.

Der Schienenweg des Isthmus leistet übrigens weder dem Handel noch der Menschheit die Dienste die man von ihm erwarten konnte. Der Fehler liegt sicher in dem Monopol und den übertriebenen Preisen welche die Compagnie einzieht, indem sie den Reisenden 125 Fr. abnimmt für eine Ueberfahrt von 72 Kilometern, während die Kaufmannsgüter ähnlichen Taxen unterliegen. Auch führt der Bahnzug von Meer zu Meer im Durchschnitt täglich nur siebzig oder jährlich fünfundzwanzigtausend Reisende, deren Fahrgeld und die Versendung edler Metalle die einzige Einnahmsquelle der Compagnie ausmachen, denn die umfangreichern Waaren verfolgen noch die Wasserstraße um das Cap Horn und legen so auf ungeheuern Umweg 9600 Kilometer zurück.

Ich wünschte bis Panama zu gehen um die Erdenge in ihrer ganzen Breite und die Gewässer des stillen Oceans zu sehen; aber ich hätte einen ganzen Tag und eine Nacht auf

den Abgang eines Zuges warten müssen, und der Aufenthalt in einem Gasthaus am Rand eines Sumpfes wollte mir nicht gefallen. Ueberdieß hatte ich Eile an den Fuß der Sierra-Nevada zu gelangen, und sah mich in dem Hafen nach einem Fahrzeug um das nach Cartagena auslaufen wollte. Zum Glück erblickte ich eine Nußschale, die gerade die Anker hob, und mich mit meinem Gepäck auf einem Kahn einschiffend war ich bald an Bord der Goëlette, die schon Alpinwall gegenüber zu laviren begann.

Der „Narciß" war ein kleines zerfallenes Fahrzeug von 21 Tonnen, und so schlecht eingerichtet daß der einzige Raum auf dem man sich ergehen konnte nicht zwei Meter lang war; seine Mannschaft bestand aus dem Eigenthümer, dem Capitän, dem Matrosen und dem Schiffsjungen. Der erstere war ein riesenhafter Neger, mit einem kräftigen und gutmüthigen Gesichte; auf dem Verdeck liegend, sah er mit tiefer Zufriedenheit auf die Segel seines Schiffes, welche der Wind aufblähte; auf die Cacaosäcke, die in seinem Raum aufgehäuft lagen, und selbst auf den bescheidenen Passagier an seiner Seite; er genoß wollüstig den Vorzug des Besitzens, und beschäftigte sich nur selten mit der Führung, wenn es galt ein Tau aufzuziehen oder das Schiff zu wenden. Uebrigens war er unbeschreiblich sanftmüthig, und wünschte alle seine Geschäften so vergnügt zu sehen wie er es selber war. Der wahre Typus eines Antillenegers, hielt er sich für einen Kosmopoliten, und schwamm von Woge zu Woge, von Land zu Land wie ein Eisvogel; er redete alle Sprachen, alle Dialekte der Völker in dem karaibischen Meere gleich schlecht, und nannte sich abwechselnd Don Jorge, John und Jean-Jaques. Der Capitän, jung, hübsch, thätig, aber schwatzhaft, ungeduldig, zornmüthig verbarg die Mißachtung gegen seinen friedfertigen Schiffsherrn nur wenig, war aber so klug ihn nicht zu reizen. Sohn eines Franzosen, der sich zu Cartagena verheirathet hatte, besaß er ohne Zweifel die Gesichtszüge, die Lebhaftigkeit und das Wesen des Vaters, während er alle Gewohnheiten und allen Aberglauben des Landes angenommen hatte, und kein Wort mehr von der Sprache seiner Voreltern verstand. Zu seiner Rede war etwas herausforderndes, und diese milderte sich nur wenn er zu dem Matrosen sprach. Dieser, immer schweigsam, errieth im voraus alle seine Wünsche, war unablässig an den Segeln, dem Tauwerk, den Ketten beschäftigt, und schien mir ein räthselhaftes Wesen zu seyn, das kaum sprach, niemals um sich blickte und sich wie ein Schatten auf der Goëlette hin- und herbewegte, ohne daß sein Schritt gehört wurde. War er ein Neger, Spanier oder Mestize? Seine schwarze Haut konnte auch durch Regen, Gewitter, Nebel und Sonnenschein gebräunt seyn; so wie er war, glich er dem fliegenden Holländer, der im Sturm den Fahrzeugen erscheint, und Tod und Verderben verkündigt. Der Schiffsjunge dagegen war ein schmutziger träger Bursche, der immer schlief, und nur durch Fußtritte von dem Capitän geweckt werden konnte.

Von Jorge, dessen Mahlzeiten häufig und reichlich waren, beschäftigte sich die übrige Zeit damit daß er nach den Angelschnüren sah, die er an der Schiffswand befestigt hatte, und die ihm reichliche Beute gewährten. Unter anderm fieng man auch einen jungen Haifisch, der alsbald zerstückt und gebraten wurde, und sich wohlschmeckend erwies.

Ein heftiger Regenguß trieb uns mit einbrechender Nacht in den Schiffsraum hinab, wo wir auf den Cacaosäcken unsere Lagerstätte finden sollten. An diese gewöhnt, schliefen meine Gefährten bald ganz fest, während es mir unmöglich war auf den harten Schalen der Cacaobohnen, deren durchdringender Geruch mich beinahe erstickte, zur Ruhe zu kommen, die überdieß durch scheußliche Käfer gestört wurde, welche mir über Gesicht und Hände krochen, und mich bissen und zwickten. Erst gegen Morgen, von Müdigkeit erschöpft, entschlummerte ich fieberud und aufgeregt.

Als ich erwachte, umschiffte der Narciß eines der waldigen Vorgebirge welche die Einfahrt von Porto-Bello bewachen, ehedem die goldene Pforte der Spanier, wo die Galionen sich mit den Schätzen Peru's befrachteten. Der Regen hatte aufgehört; ein leichter Dunstschleier flog noch um die Berge, Schaumgarben zersprühten an dem Ufer. Meer und Berge boten, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, ein herrliches Schauspiel dar; mehr noch wurden meine Blicke von den Tropenwäldern angezogen, die mir zum erstenmal in ihrer ganzen Pracht erschienen. In der heißen Zone existirt der Baum eigentlich nicht; er hat seine Individualität eingebüßt, und besteht gleichsam nur als Bruchtheil der Masse von Pflanzenleben welcher er angehört. Die europäische Eiche dagegen mit ihren breiten Aesten und der brüchigen Rinde, deren Wurzeln in weitem Umkreis durch den Boden dringen, auf den sie ihren Blätterreichthum ausschüttet, erscheint in der dichtesten Waldung immer unabhängig und frei, während die schönsten Bäume eines südamerikanischen Urwaldes niemals sich isolirt zeigen. Durcheinander gekrümmt, von Lianenstricken gefesselt, halbverborgen unter Wucherpflanzen, welche sie aussaugen und umhüllen, scheinen sie kein eigenes Daseyn zu haben.

Wir kamen der schmalen Hafeneinfahrt immer näher, und die Umgebung wurde mehr und mehr prachtvoll. An dem Fuße zweier Hügel, auf denen sich Trümmer alter Befestigungen erheben, neigen sich Cocospalmen über das Wasser; Tauchervögel sitzen ernsthaft und unbeweglich auf den zerstreuten Felsen. Vom Gipfel dieser Hügel bis an deren Fuß wogt es wie ein Blättermeer, das über den steilen Wänden gleich einer Kataralte niederhängt, während der Grund auf dem diese Pflanzenmassen zum Theil wurzeln, unter dem dichten Gewirre von Blättern, Blüthen und Ranken dem Auge verborgen bleibt. Endlich warf der Narciß seinen Anker aus, beinahe unter dem Schatten dieser geheimnißvollen Waldesnacht; das Canot wurde niedergelassen, und von dem schweigsamen Matrosen uns bedeutet daß es einen kleinen Halt am Lande gebe. Zu wenig Secunden hatte ich die Mündung eines Baches erreicht, der schlummend des Tiefen des Waldes entstürzte; ich folgte diesem von den Wassern gebahnten Pfade, und verlor mich unter die dunkle Wölbung welche vor mir sich auftbat. Wenig Schritte von dem Meer entfernt, konnte ich mich Hunderte von Meilen weit mitten in einem Continent wähnen, in diesem undurchdringlichen Dickicht von Aesten

und Zweigen, mit den geheimnißvollen Tiefen, in welche das Auge kaum einzudringen wagt; rings um mich Felsen, deren Wände unter der Blätterfülle sich verbargen, über mir ein grünes Kuppeldach, durch welches einzelne Lichter spielten!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Erdölquelllen in Nordamerika. Die Auffindung derselben in West-Pennsylvanien, die bedeutende Menge (18, 25—90 Barrels à 127 preuß. Quart per Tag), welche daraus an Oel gewonnen wird, hat die Speculation darin auf eine schwindelhafte Höhe getrieben. Sollten sich diese Angaben bestätigen, und wirklich, was wir bezweifeln, die Ergiebigkeit andauern, so ist eine bedeutende Concurrenz in diesem Producte, sowohl in England als auch in Deutschland zu fürchten. Schon seit dem Jahre 1855 hat sich in Nordamerika die Darstellung der Kohlenöle, besonders aus der Cannelkohle der westlichen Staaten, entwickelt. Der Preis des Photogens fiel allmählich von 1 Doll. 50 Cents bis auf 55 Cents per Gallon, und wurde dem Referenten mitgetheilt daß man halbgereinigtes Solaröl noch viel billiger erhalten könnte. Bedenkt man daß außer diesen Erdölquellen noch das Erdöl von Rangoon, das von Galizien und der Moldau, endlich von Baku am caspischen Meere, das aus dem Schiefer von Neuschottland und dem Peche von Trinidad, endlich das aus der Boghead'kohle erhaltene Destillationsproduct einander Concurrenz machen, so begreift man daß die Darstellung dieser Producte aus armen Torf- und Braunkohlensorten bald ganz unmöglich seyn wird. Nur die Photogenfabriken, welche die reichen Braunkohlensorten der Provinz Sachsen verarbeiten, sind einigermaßen durch den großen Paraffingehalt ihres Theers begünstigt, der indessen bei dem russischen Nephthgil, dem galizischen Ozokerit noch bedeutender ist. Zum Glück für dieselben scheint es nicht zu gelingen das Harzöl zum Brennen ohne Außenentwicklung zu bringen. Ebenso dürfte der Steinkohlengastheer bei der fast ausschließlichen Anwendung von Chamotteretorten bald nur noch als Gemisch von Kohlentheilchen, Kreosot und Naphthalin zu betrachten seyn, wodurch seine Benutzung zu Beleuchtungsölen ebenfalls unmöglich wird. Dr. H. Schwarz. (Breslauer Gewerbeblatt.)

*

Die Narym'sche Nessel. Der General-Gouverneur von West-Sibirien, Hahfort, hat der kaiserl. russ. geogr. Gesellschaft eine Mittheilung darüber zugehen lassen, wie die Ostjaken im Gouvernement Tomsk eine dort wachsende Nesselart zu Garn verarbeiten. Wir entnehmen dem Mjäsnik der russ. geogr. Gesellschaft (1858, Heft 8) darüber folgendes: Die Nessel welche von den Ostjaken zu Garn verarbeitet wird, wächst in großer Menge auf allen höher gelegenen Punkten im ganzen Kreise Narym, sowohl im Buschwald unter Ebereschen, Hagebutten, Sandweiden u. a. Gebüschen, wie in Gemüsegärten, auf Ackerfeldern und verlassenen Viehhöfen. Viele versichern daß sie sich auch ohne Samen durch Wurzelschößlinge fortpflanzt. Sie verlangt einen kräftigen schwarzen Boden; auf Sandboden kommt sie zwar auch fort, sie bleibt hier aber schwächlich und wird nicht benutzt, so daß der Unterschied in der Qualität zwischen ihr und der auf gutem Boden gewachsenen Nessel nicht bekannt ist. Als ausgemacht wird ferner betrachtet daß die in der Wildniß wachsende Nessel die um menschliche Wohnungen, auf Feldern und in Gärten vorkommende an Qualität übertrifft. Die Faser der ersteren ist weißer, stärker und weicher als die der letzteren. Wenn die Nessel vollkommen reif ist, reißen die Eingebornen sie bis an die Wurzel aus, binden sie in Büschel und trocknen sie an der freien Luft; dann breiten sie die Stengel auseinander, und ziehen vom unteren Ende derselben die Fasern heraus; die letztern werden darauf in Wasser gelegt, damit das Garn weich wird. Aus mehreren Fasern bildet man dann mit den Händen einen zusammenhängenden Faden von ausreichender Länge, und zwei bis drei Fäden werden am Rocken zu Garn zusammengedreht. Wenn man die Nesselfaser sowie die Hanffaser bearbeiten wollte, d. h. wenn man sie vollständig durchweichen, reinigen und dann verspinnen wollte, so würde sie nach der Meinung des Volks ein noch weißeres, festeres und weicheres Garn liefern. Das auf diese Weise gewonnene Garn ist im Kreise Narym unter dem Namen „ostjakischer Hanf" bekannt; an Stärke und Dauerhaftigkeit übertrifft es das gewöhnliche Hanfgarn. Die Ostjaken verwenden es zu ihren Fischernetzen, zu Peitschen und zu Zwirn; bei sorgfältiger Bearbeitung kann man aus ihm auch Hausleinen weben. Es ist Fürsorge getroffen diese Nessel auch nach der Provinz Semipalatinsk und dem Gebiet der sibirischen Kirgisen zu verpflanzen, da Hanf und Flachs in diesen Gegenden noch nicht cultivirt werden. (Zeitschr. für Erdkunde.)

*

New-York im 17ten Jahrhundert. In London ist kürzlich ein älteres Reisewerk von Charles Wooley aufgelegt worden, der im Jahr 1678 die Vereinigten Staaten besuchte; der damalige Staat New-York erschien ihm als ein „ärmliches, ödes und beinahe verkehrloses Land." Die Stadt New-York wird beschrieben als „von geringer Ausdehnung und dünn bevölkert," die Häuser seyen meist aus Holz, und nur wenige aus Stein oder Ziegeln aufgeführt. Zehn bis fünfzehn Schiffe von je 100 Tonnen besuchten jährlich den Hafen, und vier darunter waren auf den städtischen Werften gebaut worden. Die jährlichen Einfuhren beliefen sich auf 50,000 Pfd. St., und ein Kaufmann der 500—1000 Pfd. St. umsetzte, führte ein großes Geschäft. „Geistliche, bemerkt der Tourist weiter, sind dünn gesäet, religiöse Bekenntnisse aber gibt es in Ueberfluß."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. Augsburg, 11 November 1860.

Die Arier und die arische Einwanderung in Indien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

Nichts scheint auf den ersten Blick für uns Europäer ferner zu liegen als die Frage: von woher und wann Indien einen Theil seiner jetzigen Einwohner erhalten hat, daß aber diese Frage in der That mit unseren eigenen Ursprüngen im innigsten Zusammenhange steht, ist eine Thatsache die keinem Gebildeten unbekannt seyn sollte. Es gehört unter die wichtigsten Errungenschaften der vergleichenden Sprachforschung: den Beweis geführt zu haben daß zwischen den Indern und Persern einerseits und den wichtigsten Völkern Europa's andrerseits ein verwandtschaftlicher Zusammenhang bestehe. Was gleich anfangs für die Griechen, Römer und Germanen ausgemacht erschien, das erwies sich bald auch für die Litthauer und die Slaven, sowie für die verschiedenen Stämme der Celten. Diese neue Entdeckung übte natürlicherweise zuerst und hauptsächlich ihren Einfluß auf die Sprachforschung selbst aus, aber ihr Werth mußte noch steigen, als man wahrnahm daß man durch die Sprache auch hinlänglich sichere Mittel besitze um bis in jene alte Zeit hinaufzusteigen, als alle jene oben genannten Völkerstämme noch ungetrennt beisammen wohnten, und sich ein Bild zu entwerfen, welches der Stand der Cultur in jener Zeit gewesen sey — ein Bild das freilich der Natur der Sache nach manche Lücken haben mußte, aber doch reich war an höchst interessanten Einzelnheiten. Es lag nahe, nachdem man einmal gefunden hatte daß eine gute Anzahl von Wörtern in sämmtlichen verwandten Sprachen übereinstimme, auch einmal nach den Begriffen zu fragen welche diesen Wörtern zu Grunde liegen, und sich aus diesen gemeinsamen Begriffen ein Bild zu entwerfen von dem Culturzustande des alten indogermanischen Volkes. Diese Forschungen, die in kleinen aber scharfsinnigen Abhandlungen begonnen wurden, erregten bald auch die Aufmerksamkeit des Auslandes, selbst bis nach Indien. Mit der regeren Theilnahme wuchs auch das Material, das jetzt schon Bände zu füllen geeignet ist, und es dürfte darum nicht unpassend erscheinen eine kurze Uebersicht der gesicherten Resultate auch in diesen Blättern niederzulegen.

M. Müller hat sehr passend, um die Art und Weise dieser Forschungen an einem bekannten Beispiele zu veranschaulichen, an die romanischen Sprachen erinnert. Man nehme einmal an, die Kunde von der Existenz des Lateins sey uns verloren gegangen, wir besäßen aber die sämmtlichen neueren romanischen Sprachen, so würde man aus vielen allen diesen Sprachen gemeinsamen Wörtern den sichern Schluß ziehen können: es müsse einmal eine Sprache gegeben haben welcher alle diese Sprachen ihren Ursprung verdanken. So ist es denn auch mit den ältern Sprachen unseres Sprachstammes: das Sanskrit, das Altpersische, das Griechische, Gothische und Litthauische stehen sich in vielen Dingen so nahe, daß man auch ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung zuschreiben muß. Keine der genannten Sprachen ist die Mutter der andern, sie stehen alle unter sich in dem Verhältniß von Geschwistern, wiewohl Geschwister verschiedenen Alters. Die gemeinsame Mutter aller dieser Sprachen ist zwar verschwunden, aber ihre Züge können wir uns vergegenwärtigen, wenn wir die Eigenschaften mustern die sämmtlichen Töchtern gemeinsam sind. Am ergiebigsten ist für solche Untersuchungen die Formenlehre, aber auch das Wörterbuch kann wichtige Beiträge liefern; für die älteste Culturgeschichte sind diese sogar die wichtigsten. Aus dem Wörterbuch sehen wir daß die Namen der nächsten Verwandten: die Namen des Vaters, der Mutter, des Bruders, der Schwester, in allen indogermanischen Sprachen mit unbedeutenden Ausnahmen dieselben sind. Man wird hieraus also schließen müssen daß die Indogermanen sich schon in Familien gesondert hatten ehe sie sich trennten. Für einen Beweis großer Cultur wird dieß niemand halten, denn auch sonst ganz rohe Völker sind so weit fortgeschritten. Bedeutsamer ist es schon daß auch die entfernteren Verwandtschaftsgrade mit gleichen Namen benannt werden; die Namen des Schwiegervaters, der Schwiegermutter, der Schwiegertochter und des Schwagers erweisen sich wieder als identisch. Die große Uebereinstimmung unter den Namen für Haus zeigt uns weiter daß diese Familien auch schon in geschlossenen Häusern zusammenwohnten. Sie kannten in jenen frühen Zeiten auch schon den Namen für Geschlecht; für Herr, Herrscher ist ein Name durchgängig vorhanden (es ist dieß

skr. alty. patis, gr. πόσις, lat. potis, goth. faths — noch in Composition erhalten — litth. patis). Der Name für König (skr. rājā, lat. rex, goth. reiks) ist wenigstens mehreren der Hauptsprachen verblieben. Diese Thatsachen weisen unwiderleglich auf geordnete politische Zustände hin. Sogar daß man in jenen Zeiten schon Städte kannte, ließe sich aus den Andeutungen mancher Sprachen (cf. skr. puri, griech. πόλις) nicht unwahrscheinlich schließen.

Bei so wohl geordneten Zuständen der Familie und des Staatslebens kann es uns nun nicht wundern wenn wir auch sonst die alten Indogermanen nicht mehr auf der untersten Stufe der Civilisation finden. Einen noch tiefern Einblick in die inneren Verhältnisse als die bloße äußerliche Vergleichung der Wörter gibt uns die Etymologie derselben. Die Etymologie lehrt uns daß das Wort für Vater eigentlich den Beschützer bezeichnet, daß die Tochter eigentlich „die Melkerin" heißt, eine Hindeutung auf das Geschäft das ihr in den ältesten Zeiten oblag. Im Zusammenhang damit steht denn nun auch daß uns die Vergleichung des ältesten Wortschatzes lehrt: die alten Indogermanen müßten sich vorzugsweise dem Ackerbau gewidmet und nicht ein kriegerisches, sondern ein friedliches Leben geführt haben. Was Niebuhr früher von den Griechen und Römern schon bemerkt hatte, das gilt auch für die Indogermanen im weitern Kreise; die Namen für Geräthe des Ackerbaues und der Viehzucht stimmen zusammen, während die welche Jagdgeräthschaften oder Kriegsrüstung bezeichnen auseinander zu gehen pflegen. Die Namen für Vieh überhaupt, wie für die einzelnen Hausthiere, als Ochse, Stier, Pferd, Hund, Schaf, Schwein u. a., sowie die Namen für Maus, Fliege, Gans stimmen auf das merkwürdigste überein, und zeigen also daß sie schon in uralter Zeit den Indogermanen bekannt waren. Die Namen für das Meer, obwohl auch vielfach zusammenstimmend, bewiesen nicht daß die Indogermanen am Meer gewohnt haben müssen, denn diese Wörter bezeichnen ursprünglich nur etwas wüstes. Die Schifffahrt aber war dessenungeachtet schon in jener Zeit bekannt, denn der älteste Name für das Schiff ist fast in allen Sprachen derselbe. Nicht vergessen dürfen wir hier auch auf die große Uebereinstimmung des Zahlensystems aufmerksam zu machen. Alle Indogermanen folgen dem Decimalsystem (einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, wo fremder Einfluß zu erweisen ist), und die Namen der einzelnen Zahlen sind dieselben. Allein diese Uebereinstimmung geht nur bis 900, die Zahl für Eintausend haben nur die beiden asiatischen Glieder unseres Sprachstammes mit einander gemein, alle übrigen weichen ab. Es scheint demnach daß die Indogermanen nur bis 900 zu zählen vermochten, zur Zeit als sie sich trennten.

Wenn nun nach diesem allem nicht bezweifelt werden kann daß das indogermanische Volk, was die materiellen Dinge betrifft, schon eine gewisse Stufe der Cultur erstiegen hatte, so liegt es nahe zu vermuthen daß es auch in geistiger Beziehung nicht zurückgeblieben seyn werde, und daß die Anfänge der Religion schon in jenen Zeiten wurzeln müssen. Diese Anfänge der Religion wieder aus dem Gewirre der Mythologien herauszufinden welches sie später überwuchert hat, ist eine zwar sehr lohnende, aber auch sehr schwierige Aufgabe, für welche Vorsicht nicht genug empfohlen werden kann. Zweierlei ist es was den Gebilden späterer Religionen Ansprüche auf ein so hohes Alterthum verleihen kann. Erstens ist es der Nachweis gemeinsamer Züge die sich bei einer mythischen Gestalt in den verschiedenen indogermanischen Mythologien gleichmäßig wiederfinden. Hier ist aber der bestimmte Beweis zu liefern daß die verglichenen Gestalten nicht bloß ähnlich, sondern wirklich identisch sind. Es muß die Möglichkeit ausgeschlossen werden daß nicht etwa bloß eine Entlehnung stattgefunden, und daß auch nicht aus gleichen Anschauungen bei verschiedenen Völkern sich naturgemäß dasselbe entwickelt habe. Die Fälle in welchen es gelingt alle Zweifel zu entfernen, werden nicht sehr zahlreich seyn. Sicherer ist es auch hier den zweiten Weg zu gehen, wenn man kann, nämlich die Forschung an gemeinsame Wörter, besonders bedeutsame Namen anzuknüpfen, und von der Bedeutung derselben aus Schlüsse auf den Charakter zu ziehen welcher der mythologischen Persönlichkeit ursprünglich eigen gewesen seyn muß. Entlehnung ist auch hier nicht ganz ausgeschlossen, aber viel leichter nachzuweisen als auf dem ersten Wege. Auch bei solchen Forschungen leisten das älteste Sanskrit und die Anschauungen der Vedas höchst bedeutende Dienste. Es existirt kein anderes indogermanisches Volk, dessen Litteraturdenkmale so hoch hinaufgiengen wie es bei den Indern der Fall ist, und es läßt sich voraussetzen daß die Lebensweise und die Anschauungen des Urvolkes denen der vedischen Inder am nächsten standen. Mit Hülfe der Sprachvergleichung ist nun ermittelt worden daß der älteste Name für Gott bei den indogermanischen Völkern gemeinsam war, und auf die Idee des Leuchtens und Glänzens zurückgeht; daß es also die helle Seite der Natur war welcher die alten Indogermanen ihre Verehrung bezeigten. Nicht minder wichtig ist es daß diese älteste Bezeichnung für Gott in den sämmtlichen zu vergleichenden Sprachen auch einen Plural hat, und man demnach annehmen muß daß die alten Indogermanen nicht bloß einen einzigen Gott verehrten. Welcher Art aber nun die einzelnen dieser indogermanischen Götter waren, das hat uns namentlich A. Kuhn durch seine gediegenen Forschungen über einzelne derselben gezeigt, die er vornehmlich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung niedergelegt hat. Es ist hier nicht der Ort diese Mythen ausführlich zu besprechen, wir können hier bloß auf die Untersuchungen des genannten Gelehrten verweisen über Saraṇyu und Erinnys, über Gandharven und Kentauren, über Manu, Minos und Mannus, und besonders auf seine ausführliche Arbeit über den Mythus von der Herabholung des Feuers und des Götterrankes (Berlin 1859). Man wird daraus erkennen daß der Rest dieses gemeinsamen indogermanischen Erbgutes keineswegs so ganz unbedeutend ist als es auf den ersten Anblick wohl scheinen könnte. Nicht minder reichhaltig, wievohl noch weniger ausgebeutet, ist die Uebereinstimmung in Recht und Sitte. Wir wollen hier nur an die alte Sitte der Gottesurtheile erinnern, die allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind. Namentlich das Ge-

biet des Volksaberglaubens wird noch reiche Ausbeute gewähren wenn es zu diesem Zwecke durchforscht wird.

So gewiß nun diese durchgängige Uebereinstimmung in Sprache, Religion und Sitte nicht nur die gemeinsame Abstammung, sondern auch eine theilweis gemeinsame Entwicklung nachweist, so gewiß ist es nun auch daß die beiden in Asien wohnenden Stämme der Indogermanen, die Inder und Perser, noch ein besonderes Band umschließt, welches darauf hindeutet daß sie länger vereinigt blieben als die übrigen Indogermanen. Zu den allen indogermanischen Völkern gemeinsamen Zügen treten noch andere, die nur diesen beiden Völkerstämmen gemeinsam sind. Die Uebereinstimmung der beiden Sprachen ist eine äußerst genaue, namentlich was die Formenlehre betrift, nur in der Syntax weichen sie mehr von einander ab. Daß es nur die Perser sind welche die Zahl 1000 mit den Indern gemeinsam haben, ist oben schon gesagt worden. Außerdem gibt es auch leicht nachweisbare mythologische Gestalten die in beiden Mythologien unter denselben Namen vorkommen, und deßwegen ursprünglich identisch gewesen seyn müssen. Freilich würde es eine Verkennung des Sachverhaltes seyn, wenn wir annehmen wollten, die Vorstellung die man sich von diesen mythischen Personen machte, welche beide Völker mit denselben Namen bezeichneten, sey darum auch dieselbe gewesen. Sie war bei beiden Völkern wesentlich verschieden, und die Einheit liegt auch hier in einer frühern Zeit. Aber auch hier gilt der Satz: daß die vedischen Vorstellungen, den Persern gegenüber, als weitaus die ursprünglichsten gelten müssen. Wie die gemeinsamen Mythen, so schließen auch gemeinsame Sitten und Gebräuche diese beiden Völker näher aneinander. Der Gebrauch eines heiligen Getränkes, des Soma oder Haoma ist beiden Völkern gemeinschaftlich, und obwohl auch hier wieder Abweichungen in der Auffassung stattfinden, so sind doch andererseits die übereinstimmenden Züge noch so überraschend ähnlich, daß an einer ursprünglichen Identität gar nicht zu zweifeln ist. Beiden Völkern gilt er als der ursprünglich aus dem Himmel geholte Göttertrank, seine Verbreitung wird mit den Vögeln in Verbindung gesetzt. Ein anderer bedeutsamer Gebrauch, der beiden Völkern angehört, ist die symbolische Aufnahme der jungen Leute durch Umhängung einer Schnur, die sie dann nicht mehr ablegen dürfen. In Indien ist dieser Gebrauch auf die drei oberen Kasten beschränkt, denn nur sie sind die eigentlichen Indogermanen, während die vierte Kaste ursprünglich aus unterworfenen Völkerschaften bestand. Zu allen diesen Aehnlichkeiten kommt noch daß sich diese beiden Völker mit dem gemeinsamen Namen Arier benennen, der bei den übrigen Indogermanen wenigstens nicht mit völliger Sicherheit nachzuweisen ist. Sogar den Grund glaubt man noch zu wissen aus dem dieses Volk der Arier sich in zwei Völkerschaften spaltete: es sollen religiöse Spaltungen gewesen seyn, denn in der That setzen die Perser einen Theil der gemeinsamen Gottheiten in die Hölle, während sie die Inder im Himmel belassen. Wir wagen diese Annahme nicht zu verneinen, aber auch nicht zu bejahen.

Eine wichtige Frage, die sofort sich jedem aufdrängt, aber eine nicht so leicht zu beantwortende, ist natürlich die nach den Wohnsitzen dieses merkwürdigen Volks, dem wir alle unsern Ursprung verdanken. Wir müssen annehmen daß dasselbe, seyes daß die Zahl des Volkes allzu rasch zunahm und der heimathliche Boden nicht mehr alle ernähren konnte, sey es aus irgend einem andern uns unbekannten Grunde, zu verschiedenen Zeiten Colonien aussandte. Die zuerst Ausgewanderten zogen weiter und weiter, indem sie entweder freiwillig sich nach neuen passenden Wohnplätzen umsahen oder auch durch nachrückende neue Auswanderer vorwärts getrieben wurden. Demnach darf man annehmen daß die ältesten Auswanderer am weitesten von dem Urstze des Urvolks entfernt waren, daß sie wegen ihrer frühern Auswanderung und der wachsenden Schwierigkeit eines Zusammenhanges mit dem Mutterlande der Mutter selbst, was Sprache und Sitten betrift, am unähnlichsten seyn und am meisten neue Gebilde hervorgebracht haben werden. Sind diese Annahmen richtig, so wird man schließen müssen daß die Wanderungen der Indogermanen von Osten nach Westen stattgefunden haben, denn wie Inder und Perser am meisten ursprüngliches Sprachgut erhalten haben, so haben die Celten am wenigsten. Wie viele Jahrhunderte oder gar Jahrtausende dazu gehört haben mögen bis die Indogermanen ihre jetzigen Wohnsitze eingenommen hatten, läßt sich jetzt nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, ebensowenig das Land, von dem aus sie ihre Wanderungen begannen. Wenn man bedenkt, welche wichtige Rolle gerade das Sanskrit bei diesen Forschungen spielt, und wie oft daran erinnert werden muß daß diese Sprache dem Urzustande am nächsten geblieben ist, so liegt es nahe zu vermuthen daß Indien das Urland sey, von dem die Indogermanen ursprünglich ausgezogen seyen, und so ist es auch von einem Engländer, Curzon, vermuthet worden. Indeß, bei näherer Betrachtung spricht doch eigentlich nichts für diese Ansicht und manches dagegen. Es ist schon oben gesagt worden daß die verschiedenen indogermanischen Sprachen keine Töchtersprachen des Sanskrit sind, sondern Schwestersprachen; sie können also nicht vom Sanskrit abstammen. Es ist aber auch mißlich diese ganze weit verbreitete Völkermasse gerade von dem äußersten Gliede der ganzen Kette abzuleiten, man muß für die Urstze einen Punkt wählen von dem aus die Auswanderung nach verschiedenen Richtungen hin möglich erscheint. Es müßten endlich, wenn Indien das ursprüngliche Vaterland der Indogermanen, nicht bloß sprachliche Erscheinungen sondern auch Einzelnheiten in Sitte und Anschauung auf jenes ehemalige Heimathland hinweisen; denn Indien ist ein so eigenthümliches von allen den andern Ländern welche Indogermanen bewohnen abweichendes Land, daß es höchst auffällig genannt werden müßte wenn sich bei gar keinem dieser Völker Spuren finden sollten daß es einmal in Indien zu Hause gewesen sey. Solche Spuren hat man jedoch nirgends entdecken können, es spricht aber manche Erinnerung dafür daß die Indogermanen ursprünglich in einem Lande mit rauherem Klima zu Hause waren, es stimmen z. B. die Namen für Sommer, Frühling und Winter in den indogermanischen Sprachen zusammen, nicht aber für Herbst. Nur drei Jahreszeiten

kannte der alte Indogermane und sogar noch die vedischen Inder nehmen deren nicht mehr an, während die spätern, im eigentlichen Indien lebenden, Inder nicht weniger als sechs kennen. Aus allen diesen Gründen kann also Indien als ursprüngliches Stammland gar nicht in Frage kommen, und wir müssen ein anderes mehr gegen Nordwesten gelegenes suchen. Allein bei der näheren Bestimmung lassen uns alle directen Nachrichten völlig im Stiche. Man glaubte zwar lange ein vollkommen historisches Zeugniß zu haben für die Einwanderung der Indogermanen nach Persien, zum wenigsten in der Aufzählung der Orte und Plätze, die im ersten Capitel des Vendidad sich findet. Man glaubte daß die Einwanderung der Iranier in ihre jetzigen Wohnsitze in der Reihenfolge geschehen sey, wie der Vendidad die Länder aufzählt, und daß das Land allmählich von seinen jetzigen Bewohnern in Besitz genommen und die Eroberung noch nicht einmal vollendet gewesen als jene Urkunde geschrieben worden sey. Leider findet sich aber weder vom Eroberu oder von einer sonstigen Besitznahme in diesem Texte kein Wort, und auch die Wanderung von einem Orte zum andern läßt sich ohne Gewaltsamkeit nicht durchführen. Es wird sich immer klarer herausstellen daß diese Hypothese, wie verbreitet sie auch immer ist, sich nicht halten läßt. In Ermanglung von directen Urkunden wandte man sich an die indirecten Beweise. Einen eigenthümlichen Weg hat neuerlich Pictet in seinem scharfsinnigen und gelehrten aber leider nicht immer ganz zuverlässigen Buche [1] eingeschlagen. Wenn man die Namen für Gegenstände des Mineralreichs, des Pflanzen- und Thierreichs vergleicht welche allen Indogermanen gemeinsam sind, so scheint es daß man doch zu einem ziemlich positiven Ergebnisse über das Land kommen müßte, in welchem alle heimisch sind. Doch es entsprechen aber auch hier die Resultate den Erwartungen nicht. Es stellt sich heraus daß sich weder für Mineralien noch für Pflanzen vollkommen übereinstimmende Benennungen finden; selbst wenn größere Uebereinstimmung sich findet, so tritt diese doch nur gruppenweise auf, auch mag vielfältig einer dieser Gegenstände zugleich mit dem Namen von einem dieser Völker zum andern gewandert seyn; endlich bezeichnen auch solche übereinstimmende Namen bei verschiedenen Völkern sowohl der Gattung als der Art nach verschiedene Pflanzen. Was die Uebereinstimmung der Namen im Thierreiche betrifft, so erstreckt sie sich eben hauptsächlich auf die Namen der Hausthiere. Wir können somit auch auf diesem Wege nicht dazu gelangen das Vaterland der Indogermanen näher zu bestimmen und bleiben also auf Vermuthungen angewiesen. Am wahrscheinlichsten ist immer noch die Ansicht Lassens, daß die Ebenen Centralasiens, welche schon so manche Völker ausgesendet die große Theile der Welt überfluthet haben, auch die Wiege der Indogermanen seyn mögen. Freilich muß man dann annehmen, das alt indogermanische Volk habe sich durch fortgesetzte Auswanderungen vollkommen erschöpft und sey in seinem Vaterlande vollkommen verschwunden. Die Völker mit blonden Haaren und blauen Augen, von denen uns chinesische Schriftsteller erzählen daß sie in der Zeit nach Alexander westwärts gewandert seyen, haben weder mit den Gothen noch sonst mit den Indogermanen etwas zu thun, wie wir aus den von ihnen erhaltenen Münzen mit Sicherheit wissen, sie gehören einem ganz andern Stamme an. Uebrigens sind, wie schon Prichard bemerkt hat, blonde Haare und blaue Augen keineswegs das ausschließliche Eigenthum der Germanen. — Pictet hat eine von Lassen etwas abweichende Ansicht aufgestellt und will die Ursitze der Indogermanen in das nördliche Bactrien verlegt wissen. Unmöglich ist auch diese Ansicht nicht, strenge beweisen läßt sich keine.

Der Weg nun, den die indogermanischen Inder von ihrem ursprünglichen Sitze aus zu nehmen hatten um in ihr jetziges Vaterland zu gelangen, war, mag man nun Centralasien oder das nördliche Bactrien als den Ursitz annehmen, durch das Cabulthal und des Fünfstromland am oberen Indus. Um zu beweisen daß die sanskritredenden Inder nicht Autochthonen in Indien sind, braucht man nur sie selbst zu hören. Die Vedas sind zwar nicht so alt wie die Einwanderung selbst, aber doch wohl nicht sehr lange nachher entstanden. Unter den Localitäten nun welche die Vedas nennen, tritt der Indus und der benachbarte Cabulstrom entschieden hervor, der später so heilige Ganges wird nur spät und obenhin genannt, die Flüsse des Fünfstromlandes sind für den vedischen Inder von weit größerer Bedeutung. Keine Anspielungen in diesen Hymnen weisen auf Gegenden hin die in Mittel- oder gar in Südindien liegen. Die indischen Arier wohnen im Nordwesten, während der Nordosten von feindlichen Völkern fremder Zunge angefüllt ist. Während die sanskritredenden Inder sich selbst als Arier bezeichnen, werden die von ihnen verschiedenen Völkerschaften unter dem Namen dasyu zusammengefaßt und als in Sprache, Sitte und Religion verschieden geschildert. Auch die äußere physische Erscheinung scheint eine fremdartige gewesen zu seyn; eine dunkle Hautfarbe und stumpfe Nasen unterscheiden die Eingebornen augenfällig von den Ariern. Das Gebiet dieser Völkerschaften, in das die Arier nun einzudringen anfiengen, scheint mit dichtem Wald angefüllt gewesen zu seyn; in diesen Wäldern drangen die Arier nach und nach immer mehr in südöstlicher Richtung vor und bemächtigten sich der Dörfer und Felder der Eingebornen. Diese, obwohl im ganzen zurückweichend, benützten doch natürlicherweise jedes Mittel um die unwillkommenen Gäste vom weitern Vordringen abzuhalten. Ihr wilder Blick und ihre barbarischen Sitten, ihre schnellen und unerwarteten Angriffe geben ihnen in den Augen der Arier ein dämonisches Ansehen, und dieß schadet der genauen Beschreibung, weil sie leicht als vollkommene, übernatürliche Unholde dargestellt werden. [1] Während dieser Kämpfe, die durch Jahrhunderte angedauert haben mögen, wurden die vedischen Hymnen gedichtet. Allmählich rückten die Arier vor bis an die Sarasvati

[1] A. Pictet: les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs Vol. I. Paris 1859.

[1] Eine erschöpfende Sammlung der vedischen Stellen über die Dasyus nebst englischer Uebersetzung findet man in dem eben erschienenen Werke J. Muirs: Sanscrit texts on the origin and history of the people of India. London 1860. p. 384. fg.

und Drischadvati, zwei kleine Flüßchen noch im Westen der Yamuna gelegen. Hier scheinen sie, aus uns unbekannten Gründen, längere Rast gehalten zu haben, der kleine Raum zwischen den beiden genannten Flüßchen ist daher auch in den späteren Vorstellungen ein heiliges Land geblieben. Man scheint die eingetretene Ruhe namentlich in geistiger Hinsicht benützt zu haben; hier wurde die Redaction der vedischen Hymnen vorgenommen und die älteste an die Vedas sich anschließende Literatur geschrieben. Spätere Werke, die aber immer noch zu den älteren gehören, zeigen uns die Arier wieder weiter fortgeschritten, aber die Hindernisse im Osten sind nur theilweise überwunden, denn während die arische Völkermasse von Norden gegen Süden schon vom Himalaya bis zum Vindhyagebirge reicht, macht gegen Osten die Gegend des heutigen Allahabad die Gränze. Erst das Gesetzbuch des Manu zeigt uns ganz Nordindien von den Ariern erfüllt, nach den dort bestimmt ausgesprochenen Gränzen bildet nach wie vor im Norden der Himalaya, im Süden der Vindhya die Gränze, aber von Westen gegen Osten reicht das arische Gebiet vom Indus bis zum Meerbusen von Bengalen. Es ist von den Forschern auf dem Gebiet der altindischen Geschichte ziemlich einstimmig angenommen daß die Besitznahme des nördlichen Indien die kriegerische Kraft der indischen Arier erschöpft, und die Masse des arischen Volkes kaum hingereicht habe um dieses weite Gebiet zu bevölkern. Wir finden daher daß die allmähliche Besitznahme des südlich vom Vindhya gelegenen Landes mehr durch friedliche Colonien als durch kriegerische Eroberungszüge erfolgte. Diese friedliche Besitznahme des Landes durch nordindische Civilisation war freilich eine vollständige, wenn auch die ursprünglichen Einwohner im Besitze der ihnen gehörenden Gebiete blieben. Der Zug des nordindischen Königs Rama nach Ceylon, wie er in einem der epischen Gedichte der Inder, dem Ramayana, besungen wird, steht mit dieser Colonisation des Südens in Verbindung, er zeigt uns wie dieser König nur durch Bündnisse mit den eingebornen Herrschern Südindiens zu seinem Ziele gelangt. Aber Rama ist nicht der erste der Nordinder der gegen Süden zieht. Noch decken ungeheure Wälder auch das ganze Gebiet Südindiens, aber inmitten derselben findet Rama überall kleine Colonien brahmanischer Inder friedlich leben, die, ohne politische Macht, daher auch von den zahlreichen Ureinwohnern öfter bedrückt werden. Diese Ureinwohner werden als roh und ungesittet geschildert, häufig kehren sogar dieselben Ausdrücke wieder mit welchen in den Vedas die Dasyus bezeichnet werden. Auch diese Völker, deren Art zu leben zum Theil eine ganz ähnliche gewesen zu seyn scheint als wir sie bei den Khands und Gonds noch heutzutage finden, machen auf den gebildeten Arier wieder den Eindruck dämonischer Unholde, und selbst die mit Rama verbündeten Könige müssen es sich ihres abweichenden Aussehens halber gefallen lassen zu Affen gestempelt zu werden. Die physische Erscheinung des Südinders ist in der That heute noch von der des arischen Inders im Norden verschieden, früher mag auch der Unterschied weit auffallender gewesen seyn.

(Schluß folgt.)

Reisen und Abenteuer des Dr. Joseph Wolff im Orient.

Das Buch des Dr. Wolff [1] gehört zu den originellsten Erscheinungen die uns seit Jahren vorgekommen sind. Der Verfasser oder Selbstbiograph erzählt nicht Cäsar seine Thaten in der dritten Person. Er stammt, wie der Name vermuthen läßt, aus einer Judenfamilie, und wurde 1795 in Weilersbach bei Forchheim in Franken geboren, trat in Wien zur katholischen Religion, später zur englischen Hochkirche über, besuchte Rom, gieng nach England, studierte in Cambridge und wurde mit dem Geld einer Missionsgesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden nach dem Orient geschickt. Da der Verfasser eine in England unter dem Namen Bucharа-Wolff gut gekannte Persönlichkeit ist, so kann man sich schon deßwegen nicht wundern daß die erste Auflage seines Buches vergriffen war ehe noch der zweite Band erscheinen konnte. Das Buch ist aber, abgesehen von einer Ueberfülle religiöser Polemik, für welche nur Engländer den richtigen Heißhunger besitzen, voll von äußerst lebendigen Schilderungen der orientalischen Gesellschaft.

Am 17 April 1821 schiffte sich Wolff nach Gibraltar ein, welche Stadt er glücklich erreichte „nach einem Sturm um welchen sich andre wahrscheinlich wenig gekümmert haben würden, der aber Wolff höchlich bange machte, denn auf dem Wasser war er eine Memme.“ Die Juden in Gibraltar standen, obgleich sie gegen Wolff es läugnen wollten, heimlich unter einem selbstgewählten und gesalbten König, Namens Carthosa, von liberalen Gesinnungen, der aber damals gerade nach England verreist war. Wolff, der unter seiner christlichen Haut noch immer der alte Jude geblieben war, verständigte sich damals mit seinen Leuten von Gibraltar daß Christus nicht der Messias gewesen sey, sondern der Messias von dem die Propheten sprechen erst kommen sollte. In Malta kam Wolff in Verkehr mit dem Dr. Cleardo Naudi, Agenten der britischen Bibelgesellschaft. Diese Gesellschaft scheint nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Agenten gewesen zu seyn, entschieden unglücklich war sie mit Cleardo Naudi, den sie auch später entlassen mußte. Nach dem Tod seiner ersten Frau heirathete der Agent nämlich eine Engländerin, die er für römisch-katholisch ausgab und den Wesleyanischen Missionären zuführte, als sey sie begierig zum Protestantismus überzutreten. Gleichzeitig schickte er sie als angebliche Wesleyanerin zu katholischen Geistlichen, um sie zur Rückkehr in den Schooß der christlichen Kirche vorzubereiten. An gewissen Tagesstunden hörte sie also den Wesleyaner, zu andern den Römer. Sonntags 9 Uhr Morgens begleitete sie ihren Gemahl in die Wesleyanische Capelle und schwor die Irrlehren der Papisten ab, und drei Stunden später in der Capelle des katholischen Bischofs widerrief sie die verdammlichen Ketzereien der Methodisten. Alle Wochen gieng sie zum Abendmahl bei den Katholiken, um Abends in der „Classe“

[1] Travels and Adventures of the Rev. Joseph Wolff. London 2d ed. Saunders.

der Wesleyaner ihre „innern Erfahrungen“ mitzutheilen und zu erzählen, wie „ihr die Schuppen von den Augen gefallen seyen.“ Im Jahr 1834 wurde dieses Spiel entlarvt und Naudi verlor das Brod der Bibelgesellschaft. Was aber die Methodisten verworfen hatten, das lasen die Irvingianer noch begierig auf, bei denen Naudi christliche Aufnahme fand. Beim Ausbruch der Cholera zeichnete er sich als unerschrockener Arzt aus und fiel dabei in seinem Beruf.

In Alexandria wurde Wolff mit dem jüdischen Leibarzt des Pascha, Dr. Marpurgo, bekannt, denn im Orient sind die Juden als Aerzte noch sehr hoch gestellt. Marpurgo oder Marburger, wie vermuthlich der wackere Mann geheißen haben wird, hatte nach Wolffs Meinung sich ungeschickt verheirathet, nämlich mit einer ägyptischen Jüdin, „da kein Frauenzimmer im Orient für einen gebildeten Europäer passend sey, denn ihr Gespräch dreht sich nur um Putz, sie wandeln einher wie die Elephanten, und sind sämmtlich nach Dr. Marpurgo's eignen Worten, Teufelsbrut.“ Marpurgo rieth Wolff dringend ab ins heilige Land zu gehen um Juden oder Muhammedaner zu bekehren, denn er solle nur das Benehmen der dortigen Christen verschiedener Bekenntnisse betrachten, die immer auf dem Sprung seyen sich vor dem Altar zu erwürgen, während Juden und Muhammedaner im tiefsten Frieden lebten, so würde er gern abstehen, die Juden in den Schooß solcher Kirchen zu ziehen. Eine bittre Wahrheit — aber Wahrheit! Die Juden im Orient leben übrigens nach Altväter-Brauch in Polygamie, wenigstens wurde Wolff einem reichen Mann Sananas vorgestellt, der, nachdem seine erste Frau bejahrt geworden war, ein zweites junges Blut heimgeführt hatte. Zu der alexandrinischen Gesellschaft gehörte auch Muhammed Effendi, ursprünglich Hr. George Bethel geheißen und in den Vereinigten Staaten geboren, der „aus Ueberzeugung“ Türke geworden war.

Kaum nach Kairo gekommen, gerieth Wolff in die Hände eines andern orientalischen „Charakters,“ des Hrn. Santini, Kanzlers des britischen Consulates. „Santini, ein Italiener, war kein braver Mann; er betrog Wolff, indem er ihm weis machte, das erwünschteste Geschenk welches man einem Beduinenhäuptling machen könne, sey ein Fläschchen mit Ricinusöl. Also kaufte Wolff von ihm etliche hundert Fläschchen für 10 Pfd. St., worüber alle Engländer von Kairo bis London in das größte Gelächter ausbrachen, wie es Wolff nach der Heimkehr viele Jahre nachher von Henry Drummond hörte, der zu ihm sagte: „Wie konntest du so ein Esel seyn daß man dich mit Ricinusöl anschmierte? Hättest du ihm doch gesagt daß du ihm 10 Pfd. St. geben wolltest, wenn er es selbst söffe.“ Dieß beiläufig als Probe des Latein unter den Heiligen der Bekehrungsgesellschaften.

Wolff glaubt auch an schwarze Kunst, „denn er glaubt alles was in der Bibel steht,“ und in der Bibel steht gar manches von Hexen und klugen Frauen und Geistern in der Luft. Da nun sehr wenige Leute noch unter uns an die schwarze Kunst glauben, so ist es gewiß erbaulich einen Gläubigen über ägyptische Magie reden zu hören. In einer europäischen Gesellschaft zu Kairo im Haus des Engländers Hrn. Salt begann der Hauswirth: „Wenn ich nur wüßte, wer mir ein Dutzend silberne Löffel, ein Dutzend silberne Messer und ein Dutzend silberne Gabeln gestohlen hätte.“ Aus Spaß rieth man ihm zu einem Zauberer zu schicken. Es wurde daher Osman, der Consulatsjanitischar, ein schottischer Renegat und sonst Lohnbedienter für die Fremden, gerufen daß er einen Zauberer bringe. Der Hexenmeister kam, ein Mann „mit wildfunkelnden Augen und langen Haaren,“ der, nachdem ihm der Fall vorgetragen war, feierlich erklärte, man müsse bis morgen Vormittag entweder eine Mutter mit einem Kind oder einen siebenjährigen Knaben auftreiben, der den Dieb bezeichnen werde. Der anwesende schwedische General-Consul Bokhti, den Wolff einen Atheisten schilt, vermaß sich den Betrüger zu entlarven, und versprach einen noch nicht siebenjährigen Knaben zu bringen, der kein Arabisch, die Sprache des Hexenmeisters, verstände. Als am nächsten Vormittag alle beisammen waren, rief der Zauberer dem Knaben arabisch zu: strecke deine Hand aus, was sogleich geschah, nachdem der Befehl von Wolff ins Italienische übersetzt worden war. Der Zauberer goß dem Knaben aus einer Pfanne etwas von einem dunkeln Saft in die Hand und fragte ihn, was er sehe: Vedo niente — ich sehe nichts! Abermals goß der Zauberer Saft in die Hand, und abermals sah der Knabe nichts. Das drittemal jedoch sah der Knabe „einen Mann,“ das viertemal „einen Mann mit einem Hut,“ und durch fortwährendes Aufgießen sah er zuletzt einen Mann, der seiner Beschreibung nach vollständig Hrn. Santini, dem Ricinusölhändler glich, in dessen Behausung auch wirklich die silbernen Tischgeräthe gefunden wurden.

Wolff erzählt uns auch daß „ein gewisser Reisender Burckhardt aus der Schweiz“ (der berühmte Burckhardt) unter der Maske eines Scheich Ibrahim vor Mehemet Ali Pascha erschienen sey, der ihn gefragt habe, wohin er reise, und auf die Antwort: nach Mekka, hinzugesetzt habe: „Ich bitte Euch nur um eine Gefälligkeit, will Euch auch allen Beistand zu Eurer Reise nach Mekka angedeihen lassen —: wenn Ihr Euer Buch schreibt, sagt nur nicht daß ich Euch für einen Muhammedaner gehalten habe, denn ich weiß, Ihr seyd keiner.“ Unser Wolff ist überhaupt erzürnt über die Europäer die in muhammedanischer Verkleidung reisen, und hinterdrein glauben machen wollen sie seyen nicht erkannt worden. „Sie werden stets erkannt, und in Wahrheit ist es auch völlig unnöthig incognito zu reisen, denn in dem Augenblick wo jemand sagt: Gott ist Gott und Muhammed ist der Prophet Gottes (was nämlich zur Maske so oft gehört), so ist er ipso facto Muhammedaner geworden.“ Jene Reisenden also fügen nur noch Lüge zur Glaubensverläugnung hinzu, wenn sie behaupten sie seyen nicht erkannt worden. Das ist nun möglich, indessen glauben wir Burton doch recht gern daß ihn, als er sich dem schwarzen Stein der Kaba näherte, der Pilgerpöbel Mekka's in Stücke zerrissen hätte, wenn er als Christ erkannt worden wäre.

Von Kairo gieng Wolff mit etlichen Kamelen und einem deutschen Bedienten, Franz Sitz, die und den er gemiethet hatte, nach dem Sinai, obgleich ihm Rabbi Samuel versichert

hatte, der Sinai der jetzigen Geographie sey nicht und könne nicht jener Sinai seyn auf dessen Gipfel Gott zu Moses gesprochen, denn wäre das so, wie würde Gott dulden daß ein Mönchskloster auf dem Berge stände den er betreten? Wolff hinterließ den griechischen Mönchen des Katharinenklosters etliche Bibeln, die er 15 Jahre nach seiner Rückkehr, wahrscheinlich sehr geschont, da fand wo er sie hingestellt hatte. Als er mit seiner Reisegesellschaft das Kloster verlassen hatte, ritt ein Beduine heran und rief den Leuten zu: Ihr seyd meine Gefangenen! Einer der Herrn, Namens Clarke, zog ein Pistol, welches Wolff ihm jedoch aus der Hand schlug. Er hatte christlich und klug gehandelt, denn auf das Pfeifen des Beduinen war die kleine Karawane bald von einem Schwarm Bewaffneter umzingelt. Einer der Räuber hob das Pistol gegen Clarke auf, aber Wolff rief ihm zu: „Bedenke daß wir Briten sind," worauf die Araber geschmeidiger wurden. Sie hatten die Reisenden nur überfallen um sie an das Kloster zurückzubegleiten, wo sie verlangten sie sollten den Mönchen gebieten aus dem Buche Moses (einer uralten hebräischen Handschrift, die sich im Kloster befand) zu beten, damit Regen fallen möge, denn die abergläubischen Araber waren völlig überzeugt daß durch Beten und Nicht-Beten die Mönche das Wetter völlig in den Händen hätten. Als man am Kloster ankam, schrien die Beduinen: „Hunde, wollt ihr beten?" worauf die Mönche erwiederten: „Kinder! wir beten ja, allein es bleibt dem Rathschlusse Gottes vorbehalten, ob es regnen solle oder nicht." Nach nutzlosem Gezänk zogen die Räuber mit ihren Gefangenen nach ihrem Lager und schlugen dort für diese ein erbärmliches Zelt neben dem Weiberzelte auf. Eine der Frauen streckte ihre Hand durch die Risse in der Zeltwand und stahl unserm Wolff buchstäblich die Cravatte vom Halse. Als Wolff nach 15 Jahren wieder mit diesem Clan zusammentraf, erzählten ihm die viel später gebornen Kinder mit Nennung seines und der Dame Namen genau die Geschichte von der Cravatte. Sie wußten auch noch daß Wolff einen Diener bei sich hatte der Franz Six geheißen habe. Wolff macht uns auf den tiefen Werth dieser Anekdote aufmerksam: „Wir sehen daraus, wie diese Söhne der Wüste die geringfügigsten Umstände vom Vater auf den Sohn überliefern, und Dr. Wolff sagt beßhalb, daß er mehr Vertrauen in die Ueberlieferungen der Araber als in alle kritischen Arbeiten Robinsons und Stanley's setzt." Wolff fand es wegen des Ungeziefers höchst nöthig daß er sich den Bart scheeren müsse. Einer der Beduinen machte den Barbier, ohne Wasser und Seife, schor aber ganz sauber und ohne die geringste Pein zu verursachen. Nach 15 Jahren erinnerte ihn der Bursche an diesen Vorfall, sowie daß er damals nur ein Stück Brod und Käse als Lohn erhalten habe, weßhalb ihm Wolff für das wunderbare Gedächtniß noch einen Thaler nachträglich schenkte. Die Beduinen verlangten jetzt, Wolff solle an Mehemet Ali schreiben, ihm die Halsstarrigkeit und Bosheit der Katharinennönche, die nicht um Regen bitten wollten, schildern, und um Execution gegen das Kloster bitten. Wolff erklärte daß es ihm nicht gezieme an den Pascha zu schreiben, erbot sich aber einen Brief an den englischen Consul Salt zu verfassen. In diesem Briefe schilderte er seine und seiner Gefährten Lage, und als ein Courier mit diesem Schreiben etwa sechs Tage unterwegs war, bekannte Wolff den Beduinen was er geschrieben habe, und gab ihnen zu bedenken welche Strafe bei längerer Festhaltung der Reisenden über sie verhängt werden möchte. Die Scheichs sahen ihre üble Lage ein und beeilten sich die Gefangenen nach Kairo abzuliefern. Wolff, halb in arabischen halb in europäischen Kleidern, mußte auf einem Kamel durch die Stadt reiten, „und diente zur Erheiterung sowohl der Europäer wie der Araber." Als der Wadre nun am Tische des Consuls seine Abenteuer erzählte, behielt er als der Pudding vorgesetzt wurde, die ganze Schüssel vor sich und aß zum unendlichen Ergötzen der andern Gäste nach und nach das Gericht allein auf, bis ihn ein allgemeines Gelächter aus seiner Zerstreutheit riß. Am nächsten Tag ließ ihm Hr. Salt eine ungerlegte Gans auf den Teller setzen, damit der Scherz sich wiederholen solle. Wolff dankte aber „weil er den Pudding noch nicht völlig verdaut habe." Wiederum fand sich ein Original in der Gesellschaft, ein Amerikaner, George Napelye, der die „Hypothese" aufstellte, die Hieroglyphen seyen nichts als rohe Verzierungen, wie wir sie jetzt noch auf Lebkuchen anbringen. Wenn — setzte er charakteristisch hinzu — die Pyramiden in Amerika lägen, so hätte man längst aus ihnen großartige — Hötels gemacht!

Wolff brach nach Jerusalem auf „mit zwanzig Kameladungen Bibeln." Unterwegs an einem Freitag Abend machte die Karavane, obgleich sie der Mehrzahl nach aus Muhammedanern bestand, Halt, weil sich ein Jude darunter befand, dem die Gelegenheit nicht entzogen werden sollte seinen Sabbath zu feiern. Als Wolff verwundert sich bei den Arabern erkundigte, weßhalb sie hier gegen die sonst verachteten Juden solche Rücksichten zeigten, sprachen sie: „Dieß ist ein altes Herkommen, denn Abraham — der Friede Gottes sey mit ihm! — beobachtete den jüdischen Sabbath, und niemand wird einen Juden stören in der Sabbathfeier, ja der Jude möchte erschlagen werden, wenn er sie vernachlässigte." So heilig ist auch sonst den Arabern das alte Herkommen, daß die Juden noch immer den Tempel Jerusalems betreten können, während die Christen sich dem Heiligthum nicht nahen durften. [1] — Als Wolff nach Gaza kam, erinnerte er sich daß es dort war wo Simson die Philister schlug, die Stadtthore aushob und sie mit sich fortnahm. Durch das ganze Morgenland geht nämlich der sinnreiche Brauch daß die Eroberer einer Stadt die Thore entführen. Deßwegen ließ auch Lord Ellenborough das Thor Samnauth in Afghanistan ausheben und als Trophäe fortschaffen. An die Karawane schloß sich später ein Samaritaner an, und als Wolff ihn fragte ob sein Volk jetzt nicht Umgang mit den Juden habe, rief er: „Nein! eine Feindschaft von der Zeit Josephs, des Sohns von Jacob, dessen Abkömmlinge wir sind, trennt uns. Mögen sie verflucht seyn, sie und ihre Nachkommen!" So etwas findet sich nur im Orient, daß sich Stämme noch hassen weil vor mehreren Jahrtausenden in der Patriarchenzeit Geschwisterhaß die

[1] In allerneuester Zeit sind einige Ausnahmen gestattet worden.

angeblichen Ahnherrn trennte! Ein anderer Reisegefährte war ein levantinischer Christ, der ein Weizenkorn besaß, auf welchem ein sechs Zeilen langes Gebet geschrieben stand, das man unter dem Mikroskop lesen konnte. Der glückliche Besitzer befand sich auf der Reise nach England um sich mit diesem Weizenkorn ein Vermögen zu erwerben. Wolff sah ihn nach 15 Jahren in Konstantinopel wieder noch immer im Besitz des Weizenkorns und noch immer in der Erwartung eines Vermögens. Dieser Levantiner suchte Wolffs Begleiter, Carne, eine schöne Damascenerin zur Frau aufzuschwätzen, aber unser Selbstbiograph sprach zu seinem Freunde: „Es ist leicht möglich daß ihr eine Dame mit einem süßen Mund und mit gelbgeschminkten Augenbrauen findet, aber sicherlich ist sie dann dumm wie eine Kuh, und hat eine hintere Front wie die Elephanten."

Am 8 März 1822 zog der Reisende in Jerusalem ein. Die Thore waren aber geschlossen aus Furcht vor Abu Gusch, dem Räuber der bisweilen die Stadt heimsuchte und plünderte, weßhalb die Karawane etliche Zeit warten mußte, ehe geöffnet ward. Wolff wohnte anfangs bei den Franziskanern, dann bei den Armeniern. Als er versuchte den Patriarchen zu bewegen mit dem Erzbischof von Canterbury in Verkehr zu treten, rief einer der anwesenden Armenier: „Laßt Euer Gnaden gewarnt seyn, die Engländer sind der Mehrzahl nach Atheisten, Jünger Voltaire's, oder eines Mannes noch schlimmer als Voltaire, Martinus Lutherus, der einen Hahnen anbetete." Ein anderer Armenier rief dazwischen: „Nein! einen Hahnen nicht, aber einen Schwanen, und vor ihm war ein anderer da, der eine Gans anbetete." Man sieht daß die Armenier etwas von Luther und Hussens Prophezeiung gehört oder vielmehr verhört haben. Zuletzt gelang es Wolff den Armenier zu überzeugen, daß es eine beträchtliche Anzahl frommer Christen in England gebe, daß diese Voltaire verabscheuen, zu Luther sich nicht bekennen, und auch Luther weder Hahn noch Gans angebetet habe. — Die Judenschaft Jerusalems bestand damals aus vier Abtheilungen, worunter die Sephardim, Nachkömmlinge der unter Ferdinand und Isabelle aus Spanien vertriebenen Juden, durch Reichthum und Mangel an Gelehrsamkeit sich hervorthaten, die Aschkenazim aber uns insofern am nächsten stehen, als sie, wie der Name sie schon bezeichnet, deutsche (und polnische) Juden sind. Zu diesen zählte auch Rabbi Mendel, mit dem Wolff viel verkehrte. Er war ein Schüler des berühmten Rabbi Eliahu von Wilna, der, wie uns der Selbstbiograph versichert, in der Magie so bewandert war daß er schon im 19ten Jahre ein Mädchen, in das er verliebt war und die er heirathen wollte, in weniger denn drei Minuten herbeikommen ließ, obgleich sie 800 englische Meilen entfernt war, und sie flugs heirathete. (Wie Schade! daß sein Recept verloren gegangen zu seyn scheint, denn wie manchem könnte dann geholfen werden.) Wolff ersuhr bei dieser Gelegenheit daß die Judenknaben Jerusalems schon mit 13 oder 14 Jahren heirathen, und zwar wie Mendel erklärte, zur Verherrlichung der Worte Davids im Psalm 127: „Wie die Pfeile in der Hand des Starken, so sind die Kinder in der Jugend." Nicht bloß solchen kühlen Blödsinn sprach der Schüler des großen Hexenmeisters, sondern wir verdanken ihm auch folgende wunderbar schöne Legende: „Kurz nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus trafen zwei heidnische Kaufleute in einem Wirthshaus in der Wüste zusammen. „Ich habe einen Sklavenknaben, begann der eine zum andern, dessen gleichen an Schönheit in der ganzen Welt nicht zu sehen ist." Der andere: „Ich habe eine Sklavendirne, deren gleichen an Schönheit in der ganzen Welt nicht zu sehen ist." Sie kamen nun überein diese beiden zu verheirathen und ihre Kinder unter sich zu theilen. Am Abend wurden dann beide in Ein Gemach gesperrt. Der eine stand in einem Winkel, die andere im andern, da hob der Knabe an: „Ich ein Priester und Hohenpriestersohn sollte eine Sklavendirne zum Weib nehmen?" und die Dirne sprach im andern Winkel: „Ich eine Priesterin und Hohenpriesterstochter sollte einen Sklavenbuben zum Mann nehmen?" Als aber der Morgen kam, erkannten sie sich als Bruder und Schwester. Sie sanken einander am Hals und weinten, bis die Seelen beider dahin geflossen waren. Und in Anspielung darauf hat Jeremias schon geklagt: „Ueber diese ich weine, ich weine; mein Auge, mein Auge rinnt hernieder in Wasser!"

In Trablus (Tripolis) gerieth Wolff in Gefahr sich zu verheirathen. Er sah nämlich Mrs. Kaptiltis, die er, obgleich ihre beiden Zwillingssöhne schon zu englischen und österreichischen Consuln erwachsen waren, für die schönste Frau der Levante erklärt, und bei der er ganz vergessen zu haben scheint, daß die Morgenländerinnen „einfältig wie Kühe" seyen und hintere Fronten wie die Elephanten besäßen. Er entzog sich den tripolitanischen Reizen noch rechtzeitig, um zwischen Aleppo und Latakia einem jähen Tod ins Antlitz zu schauen. Lustaneau, der Leibprophet der Lady Esther Stanhope, hatte seine Gebieterin, und diese wieder es dem französischen Consulat verrathen daß Kleinasien, und ganz besonders Aleppo binnen 14 Tagen von einem Erdbeben heimgesucht werden sollten. Gleichwohl war Wolff seine Straße dorthin gezogen. Beim Dorf Dschunia, vor Latakia, versammelte Wolff die Eingeborenen um das Lagerfeuer und las ihnen aus der Bibel vor. Plötzlich war es ihm als würde der Boden unter seinen Füßen weggezogen, und gleichzeitig brach ein Geheul aus, und ein Knall wie von Kanonen als ob die Höllenpforten sich öffneten. Alle sprangen auf und sahen vor ihren Augen das Dorf verschwinden. Die unglücklichen Männer riefen aus: „Barmherziger Gott! unsere Häuser sind dahin, unsere Weiber, unsere Kinder, unser Vieh — alles ist dahin!" Der erste Erdstoß dauerte zwei Minuten, dann folgten aller halben Stunden Wiederholungen. „Welcher Wechsel war über die Wüste gekommen! Wenige Augenblicke vorher war alles still wie die Nacht, und jetzt war sie bedeckt mit den wilden Arabern und Beduinen, die auf ihren Rossen und in ihren Burnussen über die Ebene flohen, die Kapuzen über den Köpfen und die Luft durchschneidend wie die Falken! Einer wie der andere, als er an Wolff vorüber kam, rief ihm zu: „Das kommt vom Herrn! das kommt vom Herrn!" Das ist im Morgenlande so herrlich, daß das Volk immer gleich zur ersten Ursache der Dinge — zu Gott selbst gelangt. Sie hängen sich nicht wie die

Europäer an die secundären Ursachen, sondern beziehen alles sogleich auf „dem Weltregierer.“ Damals wurden Aleppo, Antiochien, Latakia, Hums und Hama zerstört, und mehr als 60,000 Menschen ins Grab geschleudert.

Wolffs Wanderungen führten ihn über Cypern nach Jerusalem zurück, wo er in Folge eines Rechtshandels mit dem türkischen Statthalter zu verkehren hatte und dabei die auffallende Bemerkung macht: „Der Gouverneur, ein äußerst höflicher und wohlerzogener Mann, behandelte uns mit der größten Achtung, wie denn alle Gouverneure die von Konstantinopel kommen und an der hohen Pforte erzogen worden sind, vollkommene Muster von Gentlemen sind, ja selbst die Franzosen an feinen Manieren übertreffen.“

Damascus sah Wolff im Jahr 1823, und damals schon, nicht erst in neuester Zeit, war die Stadt als die fanatischeste des türkischen Reiches verrufen, und stolz auf ihren Titel „Pforte Mekka's.“ Als der Selbstbiograph im nächsten Jahre nach Latakia und Aleppo zurückkehrte, fand er noch alles in Schutt, und die Ueberlebenden sprachen noch die nämliche Klage: „O Gott! o Gott! Du hast uns Bein und Freude gebrochen, und die Fröhlichkeit hinweggenommen.“ Alle Muhammedaner hatten ihre Bärte wachsen lassen, und das Haupt nicht geschoren, zum Zeichen ihrer Zerknirschung. Die europäischen Juden und Katholiken dagegen hatten das Ereigniß schon abgeschüttelt und lachten über den bußpredigenden Wolff, weßhalb er mit Bezug auf die Gegenwart erklärt: „Ich werde nie etwas gutes von den Reformen erwarten, welche die kläglichen Revolutionsmacher Italiens und Frankreichs zuwege bringen.“ Am Abend von Wolffs Ankunft wurde in Aleppo wieder ein starker Stoß verspürt, der aber keinen Schaden anrichtete. In dieser Stadt grassirte damals eine reiche jüdische Familie, die sieben Gebrüder Picciotto, sämmtlich als europäische Consuln. Nur dem siebenten, der große Reichthümer, unter andern auch an Unverstand besaß, wurde es sehr schwer sich bis zu diesem Rang hinaufzuschwindeln. „Hr. Masseyt, sprach er zum niederländischen General-Consul, wie lange ich es an daß ich Consul werde wie alle meine Brüder, daß ich möchte tragen wie sie eine Uniform, und nennen andre Consuln meine Collegen?“ Der Holländer gab ihm den Rath dem preußischen Gesandten in Konstantinopel ein Geschenk zu schicken und sich zum preußischen Consul erheben zu lassen. So geschah es, und bald trug auch der letzte Picciotto eine Uniform und nannte die Consuln seine Collegen.

Von Aleppo gieng Wolff an den Euphrat und von Biri nach Orpha (Edessa). Als er dort ankam (man vergesse nicht daß unter dieser Zeit der griechische Aufstand die Pforte lähmte), traf ein Tatar mit einem Befehl des Sultans ein daß die Einwohner Tribut zahlen sollten, was sie seit 25 Jahren vergessen hatten. Als der Statthalter dem Divan der Gemeinde den Befehl mittheilte, verfluchte dieser einstimmig den Sultan, seinen Großvater, seine Großmutter und seine Enkel, worauf sie den Tatar auf öffentlichem Platze mit dem Befehl des Sultans in der Hand aufknüpften! Die dortige controverssüchtige Judenschaft lud Wolff zu einer Religionsdisputation ein, mit der sinnigen Redensart: wenn sich zwei weise Männer begegnen, dann stoßen sie mit den Hörnern wie die Ochsen. Wolff immer kampffertig rief ihnen zu: also senkt eure Hörner! Nach einer Erörterung über Esther und Ahasverus fragten sie, wie sie „gestoßen“ hätten, und waren sehr geschmeichelt als ihnen Wolf versicherte: wie die Ochsen. Alle solche Anekdoten erhalten insofern noch einen besondern Werth, als Wolff uns wie alle Kenner des Orients wiederholt, daß alle jene Völkerstämme Kleinasiens Jahrhunderte auf Jahrhunderte hindurch ihren Typus unverwischt sich erhalten haben. So auch die Kurden, mit denen er vor Mardin bekannt wurde. Sturm und Regenwetter hatten die Pfadspuren nach dieser Stadt verwischt, und die Karawane mit der Wolff reiste, sich verirrt. Da kam ein Kurde mit der Tabakspfeife im Munde daher gesprengt. Bruder, rief ihn Wolff an, zeige uns den Weg nach Mardin. „Erst gib mir einen Real“ antwortete der Kurde. Als er das Geldstück empfangen hatte, ritt er ohne Abschied davon. Wolff schrie ihm nach: „Meinen Real wieder her!“ worauf der Kurde, dem es wie seinem Volke nicht an Witz fehlte, zurückrief: „Wenn du so lange lebst, bis du diesen Real wieder siehst, dann sollst du das ewige Leben haben.“ Bald darauf kam eine Kurdenfrau zu Pferd vorbei. Wolff rief auch sie an, gab auch ihr einen Real, und sah auch sie davon reiten: „Gib mir meinen Real wieder!“ rief er ihr nach. „An deinem Hochzeitstag!“ war die Antwort. Zuletzt kam aber eine ganze Bande Kurden, nahm die Karawane gefangen, plünderte und bedrohte Wolff obendrein mit 200 Streichen auf die Fußsohlen, weil er die Jesidis (Teufelsanbeter) zu bekehren versucht habe. So wurde er erschöpft, beraubt an die Thore von Mardin geschleppt, die verschlossen waren und vor denen er eine Nacht zubringen mußte ehe man sie öffnete, denn aus Furcht vor den Kurden geschah dieß erst am Morgen. In Mardin lernte Wolff die Schamsia, eine wenig bekannte Secte Mesopotamiens, kennen. Aeußerlich geben sie sich für jacobitische Christen aus, und zwar seit den Zeiten des Sultan Murad Bajasids Vater, welcher befahl daß alle Völkerschaften in seinem Reiche die keine Schrift hätten (d. h. weder Bibel, noch Evangelien, noch Koran), zum Islam übertreten oder erwürgt werden sollten. Da giengen die Schamsia zur jacobitischen Kirche und ließen sich taufen. Fragt man sie jetzt ob sie Christen sind, so nicken sie wohl, sie schlagen aber nicht das Kreuz wie es bei allen Christen der Levante üblich ist. Fragt man sie dagegen was ihre Väter glaubten, so rufen sie voll Feuer: „Wir dienten der Sonne, dem Mond und den Sternen. Die Sonne war unser Malech (Moloch), unser König.“ Bekannter sind die Jesidis oder Teufelsanbeter, unter denen es wieder ein halbes Dugend Secten gibt. Der Stifter war Jesid Ibn Moawea. Einmal im Jahre in der „Nacht des Lebens“ wird unter freiem Himmel gebetet. Von Manes, nach dem die Manichäer genannt werden, wollten die Jesidis nichts wissen. Von Christus sagten sie, vielleicht aber nur aus Höflichkeit gegen den Frager: er sey Gott gewesen und werde Jod Nurani (Jesus der Erleuchtete) genannt. Als Wolff dann weiter forschte: was denkt Ihr von dem Teufel? blickte sich der Jesid scheu um und erwiederte: ich kann von

dem Ding nicht sprechen. Ebenso wie die Armenier vor Luther, so haben die Jacobiten Mesopotamiens vor dem Papst Abscheu, und zwar weil er ein Kreuz auf dem Pantoffel trage. Die Jacobiten erzählen sich dabei, es sey einmal ein getaufter Jude Papst geworden, im Herzen aber Jude geblieben. Deßhalb habe er Schuhe mit Kreuzen getragen um mit dem einen Schuh auf den andern zu treten! Wolff suchte diese Märchen zu widerlegen, aber solche Sagen sind so schwer vertilgbar wie die Fettflecken.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur äußern Geschichte der irischen Sprache.

Von Dr. Julius Rodenberg.

Die celtische Sprache hat zwei Hauptstämme: den hibernischen (gaelischen, irisch-schottischen) und den britannischen, welcher letztere als Dialecte in sich begreift: den cambrischen in Wales, den cornischen, der in Cornwallis erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausstarb, und den armorischen in der Bretagne. [1] Trotz kleiner Unterschiede dieser Sprachen mit ihren Dialecten verstanden sich zu Cäsar's, Strabo's, ja noch zu Tacitus' Zeiten, die einzelnen Völkerschaften, welche sie redeten, unter einander; und Ricardus Corinensis sagt (I. 8, 9), daß die alte Sprache der Iren der altbritischen und gallischen durchaus gleiche. Erst im 8ten oder 9ten Jahrhundert trat dieser Unterschied stärker und immer wachsend hervor; wie der Verkehr der celtischen Völker schwächer und durch die zwischen sie geschobenen germanischen Völkerkeile unterbrochen ward, war auch der sprachliche Connex allmählich lockerer geworden, und da jeder der beiden Hauptstämme sich in der Isolation inzwischen weiter fortgebildet hatte, wichen endlich die Formen so von einander ab daß ein Verständniß nicht länger möglich war. „Sowohl die britannischen als die cambrischen und armorischen Bücher differiren schon zu jener Zeit nicht bloß im Wortlaut, welcher mit dem der älteren britannischen und gallischen Bücher übereinstimmt, sondern auch in den grammatischen Formen so sehr von dem Wortlaut und den Formen der hibernischen Schriftdenkmale aus derselben Zeit, daß ein lebendiger Sprachverkehr zwischen Briten und Hibernen, ja sogar in einer längeren Zeit vorher schon, nicht angenommen werden kann, obwohl beide Dialecte oder Sprachen (welchen Wortes ich mich wegen jener Verschiedenheit absichtlich bediene) unbestreitbar einem gemeinsamen Quell entsprungen sind. Der Unterschied zwischen der hibernischen Sprache und der britannischen ist größer als der zwischen der alt-slavdinavischen oder isländischen und den übrigen germanischen Dialecten, aber kaum so groß als der zwischen der lithauischen oder alt-preußischen und slavischen Sprache..... Es gibt mithin zwei verschiedene celtische Sprachstämme. Der eine davon ist der hibernische, aus welcher zwei Sprachen entsprungen sind: das moderne Irisch in Irland, und das Gaelische in den schottischen Hochlanden (welche bekanntlich von Irland, der alten Scotia aus, colonisirt worden sind). Der andere Sprachstamm ist der britannische, welcher dem ursprünglich gallischen durchaus nahe verwandt ist." (Zeuss, Grammatica Celtica, praefatio.)

Während die gallische Sprache nach den sich folgenden Invasionen der Römer und der Germanen allmählich der französischen Sprache gewichen ist und sich in ihrem letzten Reste nur noch an der bretonischen Küste erhalten hat; geschah ein gleiches mit der britannischen Sprache, welche von der anglo-normannischen Mischsprache gleichfalls an die Westküste gedrängt ward, wo sie in Cornwallis, wie bereits gesagt, ausgestorben, [1] in Wales aber und den menevischen Eilanden Anglesea und Man noch als Volkssprache neben der englischen in Uebung ist. Und während der walisische Bauer heut noch mit jedem bretonischen Matrosen der an seinen Küsten ankert, sich in der alten Volkssprache unterhalten kann: bietet sie diesen — obwohl die Aehnlichkeit beider Sprachstämme immer noch sehr groß, und fast ein Drittel des gesammten Wortschatzes beiden gemeinsam ist — kein Mittel der Verständigung mit Iren und Schotten, die für ihren Theil jedoch noch heute dieselbe, nur schwach dialectisch verschiedene Sprache reden. Die irische Sprache hat daher — abgesehen von ihren Literatur- und Poesiedenkmalen, den reichsten und bedeutendsten des ganzen Celtenthums — auch von allen noch lebenden celtischen Sprachen das weiteste Gebiet. In Irland allein (ohne die Inseln und abgesehen von Hochschottland) ergab der jüngste Census (von 1851, vgl. die amtlichen Mittheilungen im „Irish Directory") noch 319,602 Menschen, die keine andere Sprache verstanden als Irisch; und 1,204,684, welche Irisch und Englisch sprachen. Im Süden und Westen hat sich die irische Sprache am besten conservirt; in den Kerry-Bergen (Südwest) reden von 238,254 Einwohner 146,493, in der Grafschaft Galway (West) von 297,897 207,649 E., und in Mayo (Nordwesten) von 274,499 E. 180,078 Irisch.

[1] Giraldus Cambrensis theilt (Descript. Cambriae, c. 6) diese drei Dialecte folgendermaßen ein: der in Nordwales war der reinste, der in Südwales der angelsehendste, der in Cornwallis und der Bretagne der am weitesten entfernte, aber doch noch den Cymren verständlich.

[1] Bis zur Regierung Heinrich's VIII hatten sich die Bewohner von Cornwallis, die sogenannten dammonischen Briten unvermischt erhalten, und sie redeten bis dahin nur ihre alte Sprache. Von da ab jedoch gerieth diese so rasch in Vergessenheit, daß sie zur Zeit der Königin Anna nur noch in wenigen Dörfern, in der Nähe von Land's End verstanden ward. Die Kinder lernten, indem sie heranwuchsen, Englisch; und jemehr die alten cornischen Leute starben, gieng auch die alte Sprache allmählich mit ihnen dahin, so daß um die Mitte der Regierung von Georg III eine gewisse Dolly Pentreath, ein altes Fischweib, welches ungefähr drei Meilen weit von Mevelebe, bei Penzance wohnte, das einzige Wesen in der Welt war, welche sich in der Sprache der alten dammonischen Briten unterhalten konnte. Sie soll jedoch von dieser Mundart nicht den besten Gebrauch gemacht haben, indem sie dieselbe hauptsächlich dazu anwandte, zu schwören und zu fluchen, wenn sie für ihre Fische nicht genug Geld bekommen konnte, oder zu schimpfen, wenn man sie beleidigt hatte. Als Dolly Pentrath 1778, in dem gesegneten Alter von 102 Jahren starb, da konnte man sagen, mit ihr sey die celtische Sprache von Cornwallis gestorben, und werde mit ihr zu Grabe getragen. — (Vgl. Palgrave, History of England I.)

In dieser beschränkten Weise wird die irische Sprache noch von einem Theil des irischen Volkes als Muttersprache geredet, während sie von allen als die ehrwürdige Sprache der Vorzeit heilig gehalten und geliebt wird; und da ist kein irischer Mann und keine irische Frau, die nicht wenigstens einige Reste derselben bewahrt hätte, die sie oft und gerne in ihr Gespräch und in ihren Gesang mischen, ganz so wie die Juden, welche nach fast 2000jährigen Exil noch die Sprache der fernen Heimath als die heilige betrachten, in welcher sie sich mit dem Gott ihrer Väter unterhalten. Darum war die irische Sprache allen englischen Souveräns und deren Berathern ein Gegenstand des Hasses und unüberwindlichen Abscheus. Bis zu Heinrich VIII — dessen Regierungszeit auch für die cornische Sprache, wie wir gesehen, den Anfang des Verfalls bezeichnete — hatte sie sich in ihrer Integrität als Volks- und Landessprache erhalten. Das im Jahr 1541 zu Dublin gehaltene Parlament, welches dem genannten Monarchen den Titel eines „Königs von Irland" verlieh, debattirte in beiden Häusern noch in irischer Sprache, und die betreffende Bill ward dreimal auf Irisch verlesen; und bis ins 17te Jahrhundert hinein ward im Südosten von Irland, wo jetzt die irische Sprache gänzlich ausgestorben ist, der Gottesdienst noch ausschließlich in derselben gehalten. Seit dieser Zeit aber und besonders seit Cromwell wich sie vor der englischen Sprache und den englischen Strafgesetzen mehr und mehr. Das letzte in irischer Sprache verfaßte Prosawerk ist die „Geschichte von Irland" des Dr. Keating, welcher 1644 starb; und der letzte, welcher irische Verse zu schreiben verstand, war zu Ende des vorigen Jahrhunderts, der Schulmeister O'Cullane in der Grafschaft Cork, von welchem wir noch eine herrliche „Elegie auf den Trümmern der Abtei Teach-Molaga" besitzen. Zwar versuchte Elisabeth sich der irischen Sprache als Mittel der Propaganda für die Zwecke der Reformation zu bedienen. Sie ließ 1571 auf Kosten ihres eigenen Staatsschatzes eine irische Druckerei herstellen, um die Herausgabe einer irischen Bibelübersetzung zu ermöglichen. Allein das Mittel, welches in zweiter Linie auch zur Hebung und Neubelebung der irischen Sprache hätte führen müssen, schlug fehl, weil man seine nächste Absicht merkte. Die Presse ward von den Jesuiten nach Douay in Frankreich entführt, wo ein Collegium für irisch-katholische Flüchtlinge von ihnen gestiftet worden war. (Vgl. Collier, Staats- und Kirchengeschichte Irlands, p. 68.)

Nach diesem mißlungenen Versuch blieb es fortan bis in die neueste Zeit ein Gegenstand eifriger Sorge für das englische Gouvernement, alle Reste der irischen Sprache und Literatur, sowie jedes andre Denkmal dieses Volkes, das den Geist der Nationalität wahren konnte, zu zerstören. Ja, unter Karl II gieng man sogar damit um, ihnen die alten Orts- und Städtenamen, die zum größten Theil aus der Urzeit Irlands datiren, zu nehmen. In einem Actenstück aus jener Zeit (abgedruckt bei Hardiman, Irish Minstrelsy, II, 132) wird der Rath von Irland angewiesen: daß „beim Erlaß aller Patentbriefe in diesem Königreich für die Zukunft neue und geeignete Namen, welche sich mehr für die englische Zunge schicken, mit einem „alias" für alle Städte, Landbezirke und Grundstücke eingerückt werden sollen . . ., welche neue Namen von hier ab und weiter ausschließlich zu gebrauchen sind." Mit dieser Maßregel drang das Gouvernement allerdings nicht durch; aber es kennzeichnet doch seinen Geist. Das Resultat war daß die irische Sprache gegen den Anfang des 18ten Jahrhunderts wirklich aufhörte Sprache der Literatur zu seyn, und folglich auch als Schriftsprache außer Uebung kam. In Wales ist das anders; während die alte Landessprache hier nur ein äußerst beschränktes Territorium in den nördlichen Gebirgen um den Snowdon hat, erscheinen in ihr nichtsdestoweniger noch jahrleiche neue Bücher der mannichfaltigsten Art und sogar mehrere Zeitschriften. Eine lebendige irische Literatur dagegen gibt es nicht mehr; weder eine irische Zeitung, noch ein irisches Buch — außer etwa einem Gebetbuch — wird in Irland gedruckt, so daß der Süden und Westen buchstäblich von aller Cultur, so weit sie durch die Literatur genährt und verbreitet wird, ausgeschlossen ist; daher die unbeschreibliche Unwissenheit in diesen Theilen von Irland, und die Herrschaft des Märchens und des Aberglaubens, die in der ganzen Welt kaum ein günstigeres Feld haben. Dabei, wie das kaum anders zu erwarten, ist die irische Sprache selber in einen Zustand der äußersten Verwilderung gerathen. Während sie als gesprochene Sprache sich ganz aus der Uebung der Gebildetern verlor, und zur organischen Fortbildung lediglich in die Hände von Bauern und Fischersleuten sank, den elendesten und uncultivirtesten vielleicht in Europa, blieb sie als Schriftsprache auf dem Standpunkt des 17ten Jahrhunderts stehen. Auf diese Weise entstand eine klaffende Differenz zwischen beiden, die nicht mehr auszugleichen und vor allem Schuld daran ist daß das irische Volk im Süden und Westen wohl noch Irisch sprechen kann, aber nur mit der größten Schwierigkeit Irisch lesen, und gar nicht mehr Irisch schreiben lernt. Ein großes Hinderniß in dieser letzteren Beziehung bildet auch das Alphabet. Denn während die andern Sprachen des Celtenthums, so weit sie heutzutage noch existiren, seit dem 17ten Jahrhundert sogar die Hochschotten, sich der lateinischen Lettern bedienen, ist das noch jetzt bei Schrift und Druck der irischen Sprache gebräuchliche Alphabet das alte aus dem römischen verdorbene Mönchsalphabet, welches mit den römischen Missionären nach England kam, wo es jedoch nur noch in alten von Mönchen geschriebenen Manuscripten gefunden wird, wogegen es sich in Irland, wohin Patrick es brachte, in der angegebenen Weise erhalten hat.

Mag man nun auch von den jahrhundertelang mit der gleichen Hartnäckigkeit verfolgten Bestrebungen der Engländer dem armen Volke von Irland Schritt vor Schritt alles, Freiheit, Eigenthum, Nationalität, Recht — und zuletzt sogar seine Sprache zu rauben, denken, wie man will: das Urtheil darüber gehört nicht mehr uns, sondern bereits der Geschichte an. Wie die Sachen aber einmal stehen, und da sie in ihrer heutigen Beschaffenheit nichts ist als ein Hemmniß der vordringenden englischen Cultur, die denn doch einmal berufen ist das verrottete irische Wesen neu zu beleben: kann der Wunsch aller Einsichtsvollen nur dahingehen daß die irische Sprache bald ganz aufhören möge Sprache eines verhältnißmäßig

noch großen Theiles des irischen Volkes zu seyn. Diesen Wunsch theilen sogar die besten irischen Patrioten, und mehr als einmal auf meinen Wanderungen im fernen Westen habe ich ihn von würdigen Geistlichen, die den Zustand des Volkes in seinem ganzen Elend richtiger und zugleich schonender beurtheilen als sonst ein anderer, wiederholen gehört.

In demselben Maße jedoch wie wir die irische Sprache aus Umgang und Gebrauch der Menschen langsam schwinden und hinsterben sehen, beginnt in einer anderen und höheren Sphäre ihre geistige Neugeburt. Während ihre letzten Reste in den westlichsten Moorstädten und an den Außenrändern des atlantischen Oceans traurig verklingen, hat die Wissenschaft in ihr den Schlüssel zur Lösung des großen celtischen Räthsels entdeckt, und — ausgegangen aus den Thalschluchten des Himalaya — sie zum glorreichen Ziel ihrer Forschungen gemacht. Die neuerwachte Thätigkeit in Irland selbst zu ihrer wissenschaftlichen Wiederbelebung ist überaus großartig. Schon 1807 wurde die „Gaelische Gesellschaft von Dublin" gegründet, um das „Studium der irischen Literatur zu befördern, und jedes in der gaelischen Sprache existirende Fragment zu publiciren." Im J. 1840 folgte die „Irische archäologische Gesellschaft," deren Programm als ihren nächsten Zweck angab: „Den Druck der genealogischen, kirchlichen, poetischen (bardic), topographischen und historischen Ueberreste von Irland." Die „Archäologische Gesellschaft von Kilkenny," einer Grafschaft im Südosten, besonders reich an Alterthümern, schloß sich, mit der besondern Aufgabe der Localforschung, 1849 an; und eine Thätigkeit im größten Maßstab eröffnete die „Ossianische Gesellschaft," gegründet auf St. Patrids Tag (17 März) 1853, „zum Zweck der Erhaltung und Veröffentlichung von Manuscripten in der irischen Sprache, soweit sie die finische Periode der irischen Geschichte ꝛc. illustriren, nebst buchstäblichen Uebersetzungen und Anmerkungen." Außer den Arbeiten dieser sogenannten „publishing societies" gibt es noch eine ganze Reihe periodischer Schriften, die ähnliche Aufgaben verfolgen, so das „Ulster Journal of Archaeologia," welches monatlich, die „Atlantis," eine von Mitgliedern der katholischen Universität zu Dublin geleitete Revüe, die halbjährig erscheint; gelegentlich auch beschäftigt sich mit dem in Rede stehenden Gegenstande das „Dublin University Magazine," und viele andere.

Freilich ist, im Hinblick auf die Masse des zu Ueberwältigenden immer noch wenig genug gethan, so wenig daß weder ein Lexikon über die alte Sprache, noch eine annähernd vernünftige Ueberschau der alten poetischen Gebilde, noch eine Zusammenstellung des historischen Materials, geschweige eine kritische Analyse irgend welcher Art vorhanden wäre. Aber der Umschwung ist im Werk, und wir Deutschen dürfen stolz seyn auch hier den kräftigsten und entscheidenden Anstoß gegeben zu haben! Mit seiner „Grammatica Celtica" (Lipsiae, apud Weidmannos 1853. II. Vol.) hat Caspar Zeuß die celtische Philologie als Wissenschaft geschaffen. „Linguae quae inter cognatas linguas ab India per Asiam et Europam dilatas extrema est in occidente, naturam, varietatem, formasque e fundamento monumentorum exstantium vetustorum exponere aggredior." Dieses sind die Worte — des Stolzes und der Bescheidenheit zugleich — mit welchen Zeuß sein unsterbliches Werk eröffnet; ein Werk das man nur mit der tiefsten Bewegung und der erhebendsten Bewunderung für den aufschlagen kann der sein ganzes Leben an die Vollendung desselben gesetzt und — in wie viel mühsam durcharbeiteten Tagen, in wie viel schlaflosen Nächten, in wie vielen Zweifeln und Kämpfen zwischen dem Unwerfen des bereits Erbauten und dem entschlossenen Wieder-von-Vornbeginnen! — aus den verfahrenen Schachten alter vermodernder Manuscripte diesen unvergänglichen Schatz an das Tageslicht gefördert hat. Zeuß ist zunächst anerkannt und bewundert in Irland, man nennt ihn dort — uns Deutschen in zweifachem Sinne rühmlich — „den Humboldt der Celteologie," und es ehrt den Präsidenten der königl. irischen Akademie zu Dublin, der dem Gelehrten, welcher als nicht gar zu glänzend gestellter Professor der Geschichte am Bamberger bischöflichen Gymnasium seine celtischen Studien nicht über das Kloster von St. Gallen und die Bodleiana von Oxford hinaus erstreden konnte, eine Botschaft sandte nach Dublin zu kommen und zwei Jahre bei ihm zu leben, um die dort aufgehäuften Manuscripten-Schätze zu sichten, und die erwachende Wissenschaft zu beleben und zu leiten. Leider traf diese Botschaft, deren Ueberbringer Dr. Siegfried (Professor des Sanskrit und Custos der Dubliner Universitätsbibliothek), ein geborner Deutscher und begeisterter Schüler von Zeuß war, diesen letzteren schon auf dem Todtenbett in Cronach (Franken), wohin er sich zur Erholung zurückgezogen hatte.

Zeuß' That ist mit einem Wort zu bezeichnen: er hat das große celtische Räthsel durch die Sprache gelöst. Vor ihm wußte man nicht wer die Celten waren; Bopp, Pictet, Diefenbach waren nicht im Stande gewesen das Problem derselben zu lösen. Ihr Resultat, oder vielmehr ihr Verzweifeln an einem Resultat, ließ die Frage so: die celtischen Sprachen hätten Bezüge zum Indo-Europäischen, doch nicht in derselben Weise wie die fünf andern Familien (Arisch, Griechisch, Italisch, Germanisch, Slavisch). Damit war nichts geholfen. Wenn die Celten nicht im strengen Sinne Indo-Europäer waren, dann waren noch alle ethnologischen Möglichkeiten vorhanden. Dann konnten noch ägyptische, phönizische, baskische, kymmerische ꝛc. Beziehungen stattfinden. Und so blieb der große celtische Tummelplatz ethnologischer Phantasien von Rechtswegen offen. Wie man sich darauf getummelt habe, mag manch' Einer zu seinem Schrecken noch wissen. Keine Absurdität, keine historische Monstrosität, noch so groß und noch so lächerlich, ist unversucht geblieben. Das Ende war Verzweiflung.

Zeuß hat Licht geschafft. Er hat uns bewiesen daß Celtisch allerdings im strictesten Sinn Indo-Europäisch ist; daß die Celten ebenso vom asiatischen Hochlande gekommen sind, wie wir Germanen, daß sie ganz dieselbe Grammatik, dasselbe japhetische Glossar und dasselbe Erbthum beginnender Civilisation haben, wie Adalbert Kuhn es so schön in seinem bekannten Aufsatze (Webers indische Studien, I) geschildert hat. Zeuß war dieß gelungen nicht bloß durch sein Genie, nicht

bloß durch die von ihm befolgte Methode Grimms und Bopps, sondern allerdings auch durch den glücklichen Umstand — und zu welchem Erfolg auf dieser Welt müßte das Glück nicht secundiren? — daß er zuerst die wirklich ältesten Monumente des Celtenthums, die wir haben, studieren konnte. Verhinderte ihn seine Stellung gleich ins Weite zu schweifen, so that diesmal die Beschränkung das Beste zu seinem Erfolg.

Als Irland die „Insel der Heiligen," die Insula Sanctorum war (500—800), da schickte es Missionäre nach Frankreich, Deutschland, Italien und der Schweiz. St. Gallen und Bobbeo (in Sardinien) wurden Pflanzstätten schottischer, d. h. irischer Gelehrsamkeit, und die in diesen Klöstern von den Mönchen geschriebenen Manuscripte, die bis auf den heutigen Tag erhalten sind, bilden die kostbarsten Reste der irischen Literatur. Aus diesen Pergamenten lernte Zeuß die ursprüngliche Natur der später, zum Theil in Folge der am Anfang unsres Aufsatzes geschilderten Umstände, sehr abnorm fortgebildeten und innerlich verwildernden irischen Sprache kennen, und aus dieser war es ihm möglich zu beweisen was Bopp und Pictet nicht beweisen konnten: daß Irisch, Britisch und Gallisch wirklich verschwistert mit Lateinisch, Deutsch ꝛc. sey.

Die Früchte von Zeuß' Entdeckung reifen; eine junge Schule in Irland, die sich nach seinem Namen nennt, wird fortan das aufgehäufte celtische Material von diesem Standpunkt aus untersuchen. Das wichtigste was uns vor allem noththut, ist vielleicht auch das schwierigste: der Thesaurus der irischen Sprache. Die Schwierigkeit ist so groß, daß sogar denen der Muth fast sinkt, welchen das Werk obliegt. Es wäre nur gerecht und wohl auch der Sache förderlich, wenn von Deutschland aus den national-irischen Gelehrten zur Unternehmung dieses Werkes Muth eingesprochen würde. Denn an Wichtigkeit wird der künftige irische Thesaurus höchstens dem althochdeutschen und sanskritischen nachstehen. Diese Wichtigkeit besteht vorwiegend in der vollständigen Isolirtheit und Originalität der irischen Cultur und Literatur. Wir sind geneigt, obschon wir die literarische Bedeutung altirischer Poesie nicht geringschätzen, den höchsten Gewinn, den die Universalgeschichte hier erzielen kann, in der vergleichenden Sprachforschung und Mythologie zu suchen. Welchem unsrer Leser es von Interesse seyn sollte, schon jetzt — wo nur die jüngeren und leichteren Werke gaelischer Poesie gedruckt sind — sich einen Begriff der ungefähren Ausbeute zu machen, dem rathen wir die ersten drei oder vier Bände in die Hand zu nehmen, welche von der Ossianischen Gesellschaft herausgegeben worden sind.

Das eigentlich antiquarische Studium in Irland ist schon vor Zeuß auf der rechten Fährte gewesen. Der Führer in in dieser Disciplin war Dr. George Petrie, der Verfasser des berühmten Praiseſsays „über die Rundthürme von Irland." Die herrliche Antiquitätensammlung der Dubliner Akademie hat in Dr. Wilde — einem der geistvollsten Männer Irlands — eine ordnende Hand gefunden. Der erste Band seines Katalogs (vor drei Jahren erschienen) wird allen continentalen Archäologen bekannt seyn.

So sehen wir überall nun in Irland den gesunden Sinn erwacht, der sich zunächst darin äußert: das massenhafte Material des Celtenthums ohne Hypothesenbauerei, zunächst auf dem Wege der Sprachforschung, zu ordnen und zu bewältigen. Auch in Deutschland haben sich schöne Kräfte der celtischen Philologie zugewandt. Neben dem großen Bopp und Grimm erwähnen wir die Arbeiten von Glück, Ebel und Dieffenbach, die alle in Zeuß' Sinne weiter bauen; und in Dublin muß von den jüngeren Kräften, neben Dr. Siegfried, besonders noch Dr. Stokes genannt werden.

So bedeutend die andere Hälfte celtischen Alterthums, die in dem britisch-wälischen Zweige niedergelegt ist, auch seyn mag, das Größere liegt doch in Irland, darüber kann kein Zweifel seyn; und wenn es einst zu Tage gefördert seyn wird, dann wird das gebildete Europa erkennen, daß die Celten nicht spurlos existirt haben!

Die Bewegung der Gletscher.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn man an dem Rand oder auf der Oberfläche der harten starren Masse steht, so ist die Behauptung daß sie sich bewege eine auffallende und fast unglaubliche. Beobachtung und Nachdenken beseitigen indeß schnell unsere Zweifel. Wir brauchen unser Auge nur auf einen der Steinblöcke auf dem Eise, in einer Linie mit zwei festen Punkten — einem Baum oder einem Felsenrand — an den entgegengesetzten Seiten des Gletschers zu richten, um die Ueberzeugung zu gewinnen daß der Stein seine Stellung verändert, und mit dem Eis abwärts geführt wird. Ueberdieß erzählt der Gletscher seine Geschichte in einer Sprache die nicht mißverstanden werden kann. Er schreibt den Bericht seiner Tagfahrt auf die härtesten Felsen ein, und trägt auf seiner Brust, oder an seinem Fuß Bruchstücke ferner Berge, welche, wie die Jakobsmuschel am Hute des Wallfahrers, Zeugniß ablegen von ihren Wanderungen. In der That beruht selbst die Existenz des Gletschers auf seiner Bewegung. Wenn das Eis unterhalb der Schneelinie, das im Laufe jeglichen Sommers an den Strahlen der Sonne schmilzt, nicht ersetzt würde, der untere Theil des Gletschers verschwände in einigen Jahren. Während sich das Eis am Fuße allmählich in Wasser verwandelt, fällt auf dem Gipfel des Berges frischer Schnee, und verrückt frühere Ablagerungen, welche im Herabsteigen in Eis verwandelt und dem Gletscher beigefügt werden. Renolu zufolge vermehrt die Anhäufung des Gebirgsschnees den Gletscher alljährlich um 58 Zoll Eis. Dieß würde den Montblanc in einem Jahrhundert um 400 Fuß, in tausend Jahren um 4000 Fuß höher machen. Auflösung und Ersetzung gehen solchergestalt beständig vor sich, und die Abwärtsbewegung der Masse verhindert daß man irgend eine Verminderung bemerkt. Starr und unbeuglam also, wie der Gletscher scheint, ist er in Wirklichkeit ein ruheloser Körper, einer beständigen Bewegung und

einem ewigen Wechsel unterworfen, stets von seinem Geburtsplatz im Bergesschoß oben seinem Grab im Weltegrund unten entgegeneilend. Es ist etwas mehr als eine bloße Metapher wenn man einen Gletscher ein „Eismeer" nennt. Die Aehnlichkeit erstreckt sich weit über das bloße wellenartige Aussehen der Oberfläche hinaus. Die Tiefen und Untiefen, die Erweiterungen und Verengerungen, die Stromschnellen und die trägen Theile, das schnellere Fließen des Centrums als der Seiten, die Depression welche eintritt wenn die Strömung sich den Weg um einen Strebepfeiler bahnt, die Verbindung von Neben- und Zuflüssen — alles läßt sich bei dem Gletscher wie bei dem Flusse finden.

Die allgemeine Thatsache daß die Gletscher sich bewegen, ist schon seit langer Zeit den Bewohnern der Gebirge bekannt; allein erst seit den letzten Jahren hat man Versuche angestellt zur Schätzung des Verhältnißes in welchem diese Bewegung stattfindet. Hugi fand daß sich seine Hütte auf dem Aar-Gletscher von 1827 bis 1830 um etwa 110 Ellen (Yards) abwärts bewegt hatte; während sie im Jahr 1841 in eine Entfernung von ungefähr 1570 Ellen von ihrer ursprünglichen Stellung gelangt war. Beobachtungen auf demselben Punkte sind später von Hrn. Agassiz, Prof. J. D. Forbes, Prof. Tyndall und andern gemacht worden, aus den verschiedenen Resultaten aber, die man erzielte, entstand einige Verwirrung. Die Wahrheit ist daß auf die Bewegung eines Gletschers die Abschüssigkeit der Fläche auf welcher er ruht, und die Hindernisse welche er auf seinem Wege zu bewältigen hat, Einfluß üben; daher ist für jeden einzelnen Fall eine besondere Messung erforderlich. Es ist indessen der Beweis geführt worden daß sich die Mitte des Gletschers nicht nur schneller bewegt als die Seitenflächen, sondern daß die Linie der schnellsten Bewegung dem nämlichen Gesetze folgt wie beim Fließen der Flüsse: sie schießt sich von der einen Seite der Mitte nach der andern, wie die Richtung des Thales wechselt. „Die Lagen von Städten längs der Ufer eines schiffbaren Flusses," schreibt Professor Tyndall, „werden hauptsächlich durch diesen Umstand bestimmt. Sie liegen in den meisten Fällen auf den convexen Seiten der Biegungen, wo die Stärke der Wasserströmung das Verschlämmen verhindert. Kann es nun seyn daß das Eis ein ähnliches Verhalten zeigt? daß dasselbe Princip welches die Vertheilung der Bevölkerung längs den Ufern der Themse regelt, mit stillschweigender Energie auch inmitten der Gletscher der Alpen wirkt?"

Nachdem die Bewegung der Gletscher als Thatsache festgestellt war, erhob sich eine, noch jetzt nicht beendigte, lebhafte Controvers über die physische Beschaffenheit des Eises, kraft welcher ein Gletscher sich wie ein Fluß bewegt. Die erste Theorie war die de Saussure's, des großen Alpen-Reisenden: daß Gletscher sich wie starre Körper bewegen, hinabgleitend über die geneigten Lager auf denen sie ruhen, dort durch die Winterkälte erstarren und durch das Thauwetter im Frühling und Sommer wieder frei gemacht werden. Eine andere, von Charpentier aufgestellte und von Agassiz unterstützte Theorie war die: daß die ausgesetzteren Theile des Gletschers allmählich schmelzen und die Capillarspalten des Eises mit Wasser füllen, dessen Ausdehnung, wenn es gefroren ist, die Kraft liefert mit welcher der Gletscher abwärts treibt. Die erste dieser Theorien war angenügend, und der zweiten widersprachen die späteren Beobachtungen auf dem Eise.

Den mühevollen Forschungen und dem philosophischen Geiste des Prof. J. D. Forbes in Edinburg verdanken wir die befriedigendste Theorie der Gletscherbewegung. Nachdem Agassiz die Aufmerksamkeit des Professors Forbes im Jahr 1841 auf diesen Gegenstand gelenkt hatte, widmete sich letzterer dieser Sache mit einer Begeisterung und Ausdauer welche wenigstens Erfolg verdiente. Jahr um Jahr begab er sich in die Schweiz um seine Wohnung auf dem Eis aufzuschlagen, erforschte die Gletscher in allen Richtungen, und stellte, als Ergebniß seiner Beobachtungen, die sogenannte „Viscose Theorie" (von viscus, Leim) auf. „Ein Gletscher," sagt er, „ist eine unvollkommene Flüssigkeit oder ein viscoser (klebriger) Körper, welcher durch den wechselseitigen Druck seiner Theile über Abhänge von einer gewissen Neigung hinabgetrieben wird .... Man denke sich einen langen schmalen Trog oder Canal, an beiden Enden verstopft, und bis zu beträchtlicher Tiefe mit Theriat, Honig, Theer oder irgendeiner derartigen klebrigen Flüssigkeit gefüllt. Man denke sich daß das eine Ende des Trogs nachgebe, der Boden aber immer noch horizontal bleibe: wenn die Friction der Flüssigkeit gegen den Boden größer ist als die Friction gegen ihre eigenen Theilchen, so werden die obern Schichten über die niedrigern hinübertrollen und in einem convexen Abhang vordringen, der sich rückwärts gegen das andere oder geschlossene Ende des Trogs fortpflanzen wird. „Wäre die Materie ganz flüssig gewesen, so würde die ganze Masse ausgelaufen seyn und sich auf einer ebenen Fläche ausgebreitet haben: wie sie ist, nimmt sie genau die Bedingungen an welche wir bei einem Gletscher als vorhanden vermuthen."

Der Gebrauch des Wortes „viscos" hat viel Aergernß gemacht. Die Behauptung daß das Gletscher-Eis Viscosität oder die Fähigkeit besitzt gestreckt (drawn out) zu werden, wenn man es einer Spannungskraft unterwirft, ist von Prof. Tyndall und andern kräftig bekämpft worden, welche darauf bestehen daß das Eis nicht „viscos," sondern plastisch sey. „Dem aufmerksamen Gletscher-Beobachter," schreibt Professor Tyndall, „zeigen sich zwei Classen von Thatsachen: die eine deutet auf Viscosität, die andere auf das Gegentheil. Die ersteren sieht man da wo Druck ins Spiel kommt, die letzteren da wo Spannung in Wirksamkeit ist. Durch Druck kann Eis in irgendeine Gestalt umgeformt werden, während dasselbe Eis scharf abbricht wenn es der Spannung ausgesetzt wird. Wäre das Resultat der Mühe werth, so könnte man Eis in Gefäße und Statuetten umbilden, in spiralförmige Stäbe biegen und ohne Zweifel auch durch die geeignete Anwendung von Druck ein Eistau bilden und in einen Knoten aufwickeln. Allein nicht eines dieser Experimente würde im geringsten beweisen daß das Eis wirklich ein viscoser Körper ist." Tyndall hebt hervor daß der Gletscher, wenn einer Spannung unterworfen, nicht dadurch nachgibt daß er sich streckt, sondern daß er bricht. Wenn die Theilchen des Eises in enger

Berührung gehalten werden, so werden sie wieder vereinigt durch das Gefrieren des Feuchtigkeitshäutchens zwischen ihnen; wenn sie aber zu weit von einander sind, so bilden sich Spalte. Die Continuität der Masse rührt also, wie er behauptet, nicht von der Viscosität des Eises, sondern von dem Wiedergefrieren der neuen angräuzenden Oberflächen her."

Kurz, der Streit ist in hohem Grad ein Wortkrieg. Es ist wohl bekannt daß eine anerkanntermaßen viscose Substanz durch einen plötzlichen Stoß oder eine Spannung gebrochen werden kann. Ein Stück Siegellack wird, wie Prof. Forbes bemerkt, im Verlauf der Zeit, in gemäßigten Temperaturen, die zartesten Ungleichheiten der Oberfläche annehmen auf der es ruht, kann aber gleichzeitig durch einen Hammer in tausend Stücken zersplittert werden. Auf dieselbe Weise können sich selbst im Theer, wenn er eine gewisse Consistenz hat, Spälte bilden. Das Wiedergefrieren, von welchem Prof. Tyndall so viel Aufhebens macht, ist in sehr hohem Grad eine Sache der Einbildung. Daß das Eis diese Kraft besitzt, ist außer allem Streit; allein wir haben ebensoweuig einen positiven Beweis dafür daß sie bei der Bewegung eines Gletschers mitwirkt, als dafür daß etwas ähnliches bei Theer, Honig, Theriak und andern viscosen Substanzen nicht vorkommt.

Ueber das Alter des Menschengeschlechtes.

Als die Mathematik noch nicht ihre jetzige Entwicklung erreicht hatte, konnte man über die Quadratur des Cirkels sinnen und schreiben; als man die Gesetze der Mechanik noch nicht völlig erkannt hatte, mochte mancher die Hoffnung tragen ein Perpetuum mobile zu finden. So kommt vielleicht eine Zeit wo ein Vorrücken der Wissenschaft uns einsehen lassen wird daß sich so etwas wie das Alter des Menschengeschlechtes vielleicht gar nicht bestimmen läßt. Bis vor drei oder vier Jahren galt es als ausgemacht daß der Mensch, geologisch gedacht, eine der modernsten organischen Formen sey, weil noch kein fossiler Mensch oder keine fossilen Menschenspuren entdeckt worden waren, oder was dafür ausgegeben wurde der Wissenschaft als verdächtig galt. So wurde in den vierziger Jahren die fossile Rippe eines irischen Elenn (Megaceros Hibernicus) gefunden, an der man eine unregelmäßige Knorpelentwicklung entdeckte, die von einer Entzündung herrührte, wie sie nach Verwundungen mit einem spitzen Instrument eintritt. Es war höchst wahrscheinlich daß sie einem Pfeil oder Wurfspieß verdankt wurde, allein die irischen Elenn sind längst ausgestorben, und zwar früher als man den Menschen auftreten ließ, weßhalb der große Owen allgemeinen Beifall erntete als er die Verwundung durch das Geweih eines Collegen während eines Brunstgefechtes dem Hirsch zuzügen ließ. Dann wurden in den Knochenhöhlen menschliche Gebeine untermischt mit Ueberresten ausgestorbener Thiergeschlechter gefunden. Da aber nach den damals gültigen Ansichten der Mensch nicht Zeitgenosse dieser Thiere gewesen seyn konnte, so erklärte man sich diese Thatsache damit daß sich die menschlichen Gebeine erst später in diesen geologischen Kirchhof verirrt hätten. Als schon im Jahr 1849 Hr. Boucher de Perthes der gelehrten Welt mittheilte daß er Kieselinstrumente in tertiärem Gestein zwischen Amiens und Abbeville gefunden habe, wurde auch diese Entdeckung damit abgefertigt daß man die Instrumente als nicht in situ, d. h. eingebacken in einer noch ungestörten Erdschicht, gefunden erklärte. Dann endlich im Jahr 1858 brachte L. Horner 39 Fuß unter der Nilschlammschicht auf welcher die kolossale Statue von Memphis steht, einen Töpferscherben hervor, welcher beweisen würde, da der Nil sein Thal in einem Jahrhundert um 73½ Zoll aufschwemmt, daß schon vor 13,371 Jahren am Nil ein Volk gelebt habe welches Thongeschirre drehte. Auch darauf wurde erwiedert daß Flußanschwemmungen oft gewaltsam und jäh erfolgen, und daß der obige Maßstab des hundertjährigen Wachsthums ziemlich willkürlich gefunden sey. Schließlich kam auch noch Darwin mit seiner Lehre daß Arten bei Pflanzen und Thieren vergängliche Erscheinungen, daß individuelle Verschiedenheit, Abart oder Race, Art, Gattung, Familie u. s. w. nur schwächere oder stärkere Schattirungen der beständig nach neuen Formen drängenden organischen Welt seyen; daß die Arten beständig wechseln, ja daß sie sich in gewissem Sinn vervollkommnen. Im Hintergrund dieser Lehre lag für uns die Bescheruug daß wir von den Simiä, auf Deutsch von den Affen, oder vielmehr daß die Affen und wir von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammen, und erstere nur unsre minder talentvollen und mißrathenen Brüder sind. So viel Troysen höhlten allmählich den Stein aus. Die tertiären Schichten bei Amiens und Abbeville wurden von Geologen ersten Ranges untersucht, von den Kieselsteinen wurden viele als Instrumente erkannt, sie wurden in situ gefunden, ja man entdeckte ähnliche Reliquien sehr rasch auch in Belgien und in Devonshire, so daß schon auf dem vorjährigen Meeting der British Association der Mensch als ein Geschöpf der letzten tertiären Abschnitte und als ein Zeitgenosse ausgestorbener französischer Dickhäuterarten anerkannt wurde.

Seitdem darf man sich mit Recht sagen daß der Mensch, wenn auch geologisch noch immer homo novus, historisch ein sehr altes Geschöpf sey, ja die Geologen erlauben uns an Zeiträume zu denken die nach Jahrzehntausenden gezählt werden. Wenn man aber unserer Phantasie nur die Zeit ungemessen zubilligt, so können die Anhänger der Darwin'schen Lehre uns beweisen daß die sogenannten Arten- oder Racenunterschiede recht wohl im Laufe dieser Zeit sich ausgebildet haben können, daß es ursprünglich nur eine Menschenart, jetzt Menschenarten gebe. Gegen eine solche Vorstellung hatten die amerikanischen Ethnologen Nott und Gliddon den schlimmen Einwurf erhoben daß auf den ägyptischen Denkmälern die Nilbevölkerungen abgebildet worden sind, und daß zufolge dieser Illustrationen seit 3 bis 4000 Jahren keine typische Veränderung an dem Nubier oder an dem Fellah, dem Nachkömmling der pharaonischen Unterthanen, zu bemerken ist. Dieser Einwand hat auch uns lange als höchst bedeutlich, wenn auch nicht als vernichtend gegolten.

Ein scharfsinniger Essayist im neuesten Westminster Review, der sich mit dem außerordentlich dunkeln Problem der Chronologie des Menschengeschlechts beschäftigt, hat aber diesen Stein völlig aus dem Weg gestoßen. Die Zeit allein, sagt er, hat keine Macht zur ethnologischen Veränderung, sie ist die Bedingung des Gelingens, aber nicht die Kraft und Ursache. Der Ibis zu Zeiten der Pharaonen ist derselbe Ibis wie zu Zeiten der französischen Gelehrtenexpedition, allein auch das Nilthal der Pharaonen ist noch dasselbe wie das Nilthal unter den Nachfolgern Mehemet Ali's. Nichts hat sich geändert als daß die Ufer durch Anschwemmungen vielleicht um Haufes Höhe gewachsen sind. Dieselben Winde wehen nach wie vor, die Temperatur, die Regenmenge — alles ist noch wie damals oder wenigstens nicht merklich anders. Die Zeit allein aber vermag den Völkertypus nicht umzugestalten. Tritt aber ein Wechsel des Bodens und des Klima's ein, und kann dieser lange Zeit wirken, dann mögen sich recht wohl typische Abweichungen einstellen. Ein Beispiel sind die Juden Indiens, deren Haut sich völlig gefärbt hat. Freilich ist auch diese Thatsache rasch bei Seite zu schieben, wo sie nicht zu den beliebten Theorien paßt; man sagt nämlich diese indischen Juden seyen nicht reines Blut, sondern hätten sich mit Eingeborenen vermischt. Wer kann es beweisen? wer kann das Gegentheil erhärten? Was eine lange Zeit und starke klimatische Gegensätze bewirken können, sieht man indessen deutlich an den einzelnen indogermanischen Völkerschaften. Unsere Sprachenkenntniß ist so weit gereift, daß wir den Schweden und den arischen Hindu Indiens eine gemeinsame Abkunft zuschreiben, daß wir uns deuten dürfen sämmtliche Glieder der arischen Familie hätten bevor sie ihre Wanderungen antraten, eine gemeinsame Heimath bewohnt, vielleicht die Räume im Osten und Südosten des kaspischen Meeres. Wenn wir jetzt die Extreme, den Schweden oder Norweger, Bewohner des arktischen Zirkels und den Hindu, einen Bewohner der Wendekreise, die ursprünglich eine Race, ja vielleicht ein Volk bildeten, neben einander stellen, dann vermögen wir zu ermessen welche Wechsel eine lange Zeit und große Ortsveränderungen in den ethnologischen Charakterzügen hervorzubringen vermögen. Die Gegner solcher Ansichten berufen sich gern darauf daß man seit 3½ Jahrhunderten an den Einwanderern Amerika's keine typische Aenderung wahrnehme. Erstens sind aber 3½ Jahrhunderte für solche Erscheinungen eine kurze Zeit, und dann darf man nicht vergessen daß durch das beständige Zuströmen frischer Einwanderer der amerikanische Typus immer wieder von neuem europäisirt wurde; ferner daß der klimatische Wechsel zwischen Nordamerika und Europa nicht sehr groß ist. Dennoch sind wirklich solche typische Wechsel bemerklich. Der Bewohner der Verein. Staaten als zoologisches Geschöpf betrachtet, ist etwas anderes als der Europäer. Wenn die Reisenden behaupten daß in den spanischen Creolenstaaten wenig oder gar kein reines Blut mehr zu finden ist, so ist dieß eine Annahme die sich nicht beweisen und leicht bestreiten läßt; weit wahrscheinlicher ist es jedoch daß sich der Typus europäischer Ablömmlinge dem Typus der Eingebornen allmählich so weit genähert hat daß ein flüchtiger Beobachter leicht geneigt ist, wo er typische Aehnlichkeiten sieht, an Verunreinigung des Blutes zu glauben. Daß die in der Sklaverei gebornen Neger Amerika's viel heller sind als die frische afrikanische Zufuhr, viel aufgeweckter und intelligenter wie diese, ist eine sehr bekannte Thatsache.

Auch damit ist wenig ausgerichtet daß man behauptet nie und unter keinen Umständen werde ein Däne oder ein Schotte zum Neger werden. Wohl wird das nie geschehen, denn wahrscheinlich, ehe es Weiße und Schwarze gab, waren braune Menschen vorhanden, weil die extremen Formen im Sinn der Darwin'schen Lehre jünger sind als die verbindenden Glieder. Um Neger zu werden, müßten Weiße nach dem gemeinschaftlichen Urtypus umkehren, in der Natur ist aber das Umkehren nicht erlaubt, weil es dazu immer zu spät, weil die Entwicklung beständig vorwärts gerichtet ist. Es genügt auch für das ethnologische Problem vollständig, wenn nur zugegeben werden muß daß ein Wechsel des Orts und des Klima's auch ohne Verunreinigung des Blutes den Typus der Einwandrer dem der Eingebornen ein wenig näher bringen könne. Das läugnet nun wohl niemand, und mehr braucht man nicht als zugegeben zu besitzen, denn die Uebergänge zwischen den Racen sind nicht plötzliche, sondern gehen durch eine Reihe von Mitteltönen in einander über.

Selbst wenn alle diese Zweifel sich lösen ließen, bliebe doch vor der Bestimmung des Alters unsres Geschlechtes noch mancher Nebel liegen. Lösen könnte sie nur ein Gelehrter der zugleich Geolog, Zoolog, Ethnolog, Archäolog, Culturhistoriker und Philolog, und zwar alles höchst profund wäre. Der Geolog würde noch am leichtesten sich ersetzen lassen, denn da die Geologen mit ihren Millionen Jahren nicht allzu haushälterisch sind, so würde der Zoolog und Ethnolog von ihnen vielleicht die nöthige Zeit gewährt erhalten, innerhalb welcher das Genus Homo mit seinen Arten oder Racen sich ausbilden könnte. Der Archäolog hätte uns zu sagen, wie lange und unter welchen Bedingungen früchteessende Menschen bis zur Anfertigung von Jagdwaffen schreiten werden, und wie lange es dauere bis sie das erste Feuer anzünden. Der Philolog endlich, der erkannt hat daß es ein Paar Jahrtausende bedurfte ehe aus dem Lateinischen das Italienische sich entwickelte, müßte uns sagen können wie viel Zeit es gebraucht habe, ehe das sprachlose Menschengeschlecht so viel Redebestandtheile schuf, daß aus ihnen wieder einmal das Lateinische werden konnte. So verwickelt sind diese Untersuchungen, aus denen bis jetzt nichts anders zu gewinnen ist als die Vorstellung daß das Menschengeschlecht „sehr alt" ist, viel älter als es sich mit den Vorstellungen von der Schnelligkeit unsrer „Fortschrittsbeine" verträgt.

Nicht alle Geologen bekennen sich übrigens zur Ansicht daß die Kieselinstrumente zwischen Amiens und Abbeville nothwendig in der Zeit der ausgestorbenen Elephanten und Flußpferde angefertigt worden seyen. Ein schottischer Gelehrter hat erst kürzlich in Blackwoods Magazine seine Bedenken veröffentlicht. Voller Zweifel über die Entdeckungen begab er sich nach den französischen Kiesgruben: er überzeugte sich an Ort und Stelle daß die Kieselinstrumente ziemlich häufig gefunden

würden. Die Anzahl der bisher gewonnenen Exemplare belief sich bereits auf 1500—2000 Stück. Der Entdecker Boucher de Perthes hatte nach solchen Curiositäten seit 1838, wo er ein gelehrtes Werk De la Création herausgegeben, gesucht. Er hatte, wie eben schon bemerkt wurde, bereits 1847 seine Entdeckungen veröffentlicht, war aber völlig mit seinen Ansichten durchgefallen, bis Joseph Prestwich, ein Geolog, der sich besonders durch seine Erforschungen moderner Gebilde ausgezeichnet hatte, den Fundort besuchte und Perthes' Entdeckung bestätigte. Seitdem haben Alex. Bronngiart, Bigollot, Gaudry, Buteux, de Saulcy, Sir Charles Lyell, Godwin Austin, W. Milne, J. Evans, theils ausgezeichnete Geologen, theils Archäologen, die Thatsachen bestätigt. Das Bett oder das Muttergestirn im Thal der Somme, wo die Thierknochen und die Kieselwerkzeuge eingebacken liegen, besteht aus Feuersteinen, etwas Kieselsand und ein wenig Kreidepulver, untermengt von Blöcken eines harten quarzhaltigen Sandsteines eocäner Bildung. Ueber diesem offenbar diluvialen Muttergestein liegen nicht weniger als drei andere Flötzschichten, und zwar zunächst ein weißgrauer und brauner Sand mit Mustern von jetzt noch in der Umgegend lebenden Süßwasser- und Landmuschelarten. Vereinzelte, um nicht zu sagen verirrte, Kieselinstrumente und Thierknochen werden auf dem Boden auch dieser Schicht noch angetroffen. Sie scheint übrigens rasch niedergeschlagen worden zu seyn, denn die Sandkörner, obwohl sehr fein, sind noch nicht völlig abgeschliffen, auch unduliren die Schichten, um sich den welligen Flächen ihrer Unterlage anzubequemen. Auf dieser Schicht liegt ein Kies aus Feuersteinen von 2 bis 5 Fuß Mächtigkeit. Auch dieser Niederschlag scheint von sehr heftigen Wassern herbeigetragen worden zu seyn, die noch trichterförmige oder spiralförmige Vertiefungen hinterlassen haben, wie sie sich unter den Wirbeln eines Stromes zu bilden pflegen. Auf diesem Kies endlich ruht eine Bank brauner Ziegelerde, oder eines eisenhaltigen sandigen Thones oder Lehms. In dieser Schicht trifft man noch gut erhaltene Römergräber, so daß also zwischen diesen Römergräbern und den Kieselgeräthschaften drei geologische Acte und Zwischenacte verliefen.

Man könnte nun vielleicht glauben die Kieselinstrumente seyen Erzeugniße des Zufalls, denen nur die archäologische Phantasie eine Beziehung zum Menschengeschlecht gegeben habe. Auch unser Schotte betrat die Sammlungen des Hrn. Perthes voller Zweifel, verließ sie aber als völlig Ueberzeugter, denn die manchen Hunderte solcher Geräthe tragen die deutlichsten Spuren menschlicher Industrie. Kieselsteine mögen recht wohl von der Natur gespalten und geformt werden, und es finden sich auch solche Proben genug. Allein ihr Schnitt und ihre Formen sind dann mannichfach, während die archäologisch wichtigen Exemplare sämmtlich nach wenigen Mustern geformt sind, und nicht im Styl ihres Bruches abweichen. Die eine Art sieht aus wie eine verlängerte Birne, die in eine stumpfe Spitze ausläuft und unten einen rohen Knopf als Handhabe besitzt. Die sogenannten Aexte dagegen haben eine Form als ob zwei Eßlöffel mit ihren Rändern zusammengelöthet würden. Sieht man eine solche Art von der breiten Seite an, so erscheint die Schneide unregelmäßig wie eine Säge. Sieht man sie dagegen in der Richtung der Schneide selbst, so erscheint diese als eine correcte gerade Linie. Daß nur Menschen diese Instrumente formten, ergibt sich aus dem ovalen Ebenmaß und dem Gleichgewicht der beiden Seiten. Es kann daher kein Zweifel entstehen daß die Kieselinstrumente von vernünftigen Geschöpfen angefertigt wurden. Auch darüber vermag kein Zweifel zu entstehen daß sie gleichzeitig mit den tertiären Thierknochen in das Muttergestein eingebacken wurden. Man könnte vielleicht denken sie seyen durch Risse der geborstenen Schichten allmählich in den fossilen Kirchhof hineingesunken, aber nirgends sieht man solche Risse, und das Kiesbett ist so fest daß die Arbeitsleute schwere Eisenhacken gebrauchen um die zusammengemauerten und gebackenen Schichten zu trennen.

Dennoch, meint unser Beobachter, ist es noch nicht nöthig zu glauben daß jene Kieselverfertiger und die tertiären Thiere Zeitgenossen gewesen seyn müßten. Die Elephanten und die Flußpferde konnten bereits ausgestorben und geologisch beerdigt gewesen seyn, als ungestüme Wasserfluthen ihre Gräber wieder aufrissen, die alten Schichten zerwühlten, die Kieselwerkzeuge hineinmengten, und nun beides als geologische Synchronismen zusammenschichteten. Wenigstens ist die Bildung des Muttergesteins unter stürmischer Erregung des Wassers erfolgt, denn die Flötze liegen nicht in regelmäßigen Bändern, nicht fortirt wie bei allmählichen ungestörten Niederschlägen, sondern ihre Flächen neigen sich nach allen Strichen des Compasses und in Winkeln von 30—40° zum Horizont. Endlich sind auch noch die Quarzblöcke dazwischen gebacken, die manchmal 1 Fuß im Durchmesser, und Flächen von 3 Fuß Länge und ebensoviel Breite besitzen. Die Kieselwerkzeuge selbst sind bisweilen so stark abgerieben und beschädigt daß nur leise Spuren menschlicher Industrie noch wahrnehmbar sind. Unter diesen Umständen kann man sagen daß bei den Kieselverfertigern auf der Soumme noch Zweifel übrig bleiben ob sie von gleichem Alter mit den tertiären Thieren gelten können.

Selbst wenn sich dieß deutlich an andern Fundorten an der Seine, in Belgien und bei Hoxne in Suffolk bestätigen sollte, so bleibt doch kein rechter Gewinn für anthropologische Chronologie übrig, denn man weiß dann nur daß der Mensch so alt wie die nordeuropäischen Dickhäuter oder vielmehr diese so jung als die Menschen gewesen sind, denn die Zeitrechnung der Geologie ist eine relative, keine absolute. Weil man keine fossilen Menschenspuren bisher in den diluvialen Schichten, in den Mammuthlieferbetten gefunden hatte, schrieb man den fossilen Dickhäutern ein sehr hohes Alter zu. Jetzt würde man höchstens wissen daß sie das Auftreten des Menschen noch erlebt haben. Wie lange Zeit es braucht daß Thiergeschlechter aussterben, sagt uns kein Zoolog. Es kann dieß auch außerordentlich rasch erfolgen, und erfolgt rasch wo der Mensch selbst als die vernichtende Ursache, als Beendiger geologischer Zeitabschnitte auftritt. Nicht nothwendig ist es zu denken daß der Untergang der nordeuropäischen Dickhäuter einem Wechsel des Klima's zugeschrieben werden müsse, also eine unsäglich lange Zeit erfordert habe, denn auch das sibirische Mammuth gehörte, wie Charles Lyell nachgewiesen hat, viel

rauheren Klimaten als die des nördlichen Frankreich an und war mit einem Pelz bekleidet. Auch ist man durchaus nicht zu der Annahme berechtigt daß ausgestorbene Arten dasselbe Klima verlangt hätten, wie dasjenige unter dem die noch lebenden Arten derselben Gattung angetroffen werden.

Dieß ist nun alles möglich und verdient gehört zu werden, allein noch bleibt uns übrig daß jedenfalls zwischen jenem Zeitalter der Kieselwerkzeuge und den Römergräbern zwei geologische Acte und Zwischenacte eingeschaltet wurden. Auch hier ist es unendlich schwer zu irgend einem Maß des Zeitraumes zu gelangen, denn die Geologen selbst werden verschieden antworten, je nachdem sie den verschiedenen Schulen der Quietisten oder Paroxysmisten angehören. Die einen lassen bekanntlich keine andern plastischen Kräfte zu, als die noch gegenwärtig thätigen. Bei ihnen werden die Gebirge langsang beleckt und thalabwärts gespült, die Küsten benagt, die Länder gehoben oder versenkt, und neue Schichten niedergeschlagen. Die andern denken nur an Erdbeben und Ueberfluthungen. Wenn der Quietist hört daß die Kieselwerkzeuge unter 20 Fuß tiefen Schichten liegen, und daß der Kies selbst seinem Aeußern nach lange gebraucht hat um im Wasser geschliffen zu werden, wird er einen Zeitraum und ein Alterthum von unfaßlicher Länge bewilligen. Der Paroxysmist dagegen hält sich nicht an die Dicke der Schichten, sondern fragt nach der Geschwindigkeit des Niederschlages, nach der Stärke der anschwemmenden Kräfte, und in seinen Augen genügen die großen Quarzblöcke, um sich das Wasser äußerst wild erregt zu denken. Und wenn wir uns entschließen dem einen oder dem andern zu glauben, wie lange dauerten dann die Zwischenacte zwischen den Schichtungen der Flöze? Darauf gibt niemand, kann niemand eine Antwort geben.

Doch bleibt es immer dabei, wenn man auch für nicht bewiesen erachtet daß die französischen Kieselverfertiger die Zeitgenossen waren des vorweltlichen Stieres, der Elephanten, Flußpferde und anderer Dickhäuter, daß sie jedenfalls in „sehr alten“ Zeiten lebten, weil sie eine dreifache geologische Rinde, von denen jede wie die Jahresringe der Bäume so viel wie ein geologischer Zeitabschnitt gilt, von den Römergräbern trennt. Die Dauer des Zeitverlaufes aber quantitativ zu bestimmen vermag noch keine menschliche Erkenntniß.

Barbierkünste der Javanen.

In den Augen der Javaneu ist ein starker Bart keineswegs des Mannes Zierde, und obschon auch viele derselben Lippenbärte zu tragen pflegen und sich damit gefallen, so erblicken die javanischen Schönen doch an den mit Bart bewachsenen Lippen, Kinn oder Backen — ähnlich wie die deutschen Damen an grauen Haaren — ein Zeichen des Alteruß; denn derjeuige welcher einen Bart hat, ist bei den Eingebornen Java's kein junger Mann mehr. Das Rasiren — oder richtiger das Abrupfen des Bartes — wird daher nicht nur „Djukur“ (scheeren), sondern meist „Pekin muda“ (sich jung machen, sich verjüngen) genannt. Selbst dem schönen Geschlecht ist alles bartähnliche Haar am eigenen Körper mißliebig, weßhalb auch junge Frauen und Jungfrauen ihre Haare unter den Armen [1], am Unterleib und selbst an den Genitalien abzurupfen pflegen. Allein einzelne auf Warzen oder auf Malen wachsende starke lange Haare werden von den Inhabern — gleichviel ob diese dem schönen oder dem starken Geschlechte angehören — nicht leicht beseitigt, weil manche Personen diese Auszeichnung für eine Schönheit halten, während abergläubische darin ein Zeichen des zu erwartenden Glücks erblicken.

Den Bart und alles andere mißliebige bartähnliche Haar vom Gesicht und Körper zu entfernen, kann mit javanischen Barbierinstrumenten aber wohl schwerlich so schnell, und bei dem Neuling auch wohl nicht so schmerzlos wie bei uns zu Lande mit dem Messer erzielt werden. Die Javanen bedienen sich hierzu weder scharfer Messer noch der Scheeren, sondern sie benützen beim Sichjungmachen entweder kleine eiserne Zangen, oder ein Stück von einem jungen grünen Bambus. Die javanischen eisernen Bartzangen sind etwa einen Finger lang, sie sind so dünn und oben ähnlich denjenigen welche unsere Goldarbeiter Kornzangen nennen, unten sind sie wie Kneipzangen geformt und nicht sehr scharf. Mit einem solchen Instrument kneipt man sich selbst den Bart und anderes bartähnliche Haar ab; da nun aber die Zange, wenn sie auch scharf ist, doch nicht sämmtliche erfaßte Haare völlig durchschneidet, so muß auch noch an der Zange mit einem Ruck gezogen werden, wodurch bei weitem das meiste Haar zerrissen (nicht ausgerissen) wird. Das javanische Barbieren eines bärtigen Gesichts dauert wenigstens eine halbe Stunde; jedoch ist es üblich sich nicht den ganzen Bart in einer und derselben Stunde abzurupfen, sondern man benutzt gewöhnlich dann und wann einige müßige Minuten um sich wenigstens theilweis zu verjüngen; es wird auch am häufigsten in kauernder Stellung der Bart abgerupft, ohne dabei einen Spiegel zu gebrauchen.

Dem Neuling muß ein solches „Pekin muda“ gewiß Schmerzen verursachen, und mehrere europäische Soldaten welche sich auf diese Art ihres Bartes zu entledigen versuchten, hörte ich sagen daß sie lieber 25 Riedslagen (Ruthenhiebe) erdulden wollten als sich den Bart mit der Zange abreißen zu müssen.

Die Stücke junger Bambu, welche die Javanen — und zwar noch häufiger als Zangen — zu ihrem Sichjungmachen gebrauchen, sind je 6 — 8 Zoll lang, etwa ½ Zoll breit, ¼ Zoll dick, und sind an dem einen Ende mit einem Stückchen des Knotens [2] versehen. Von dem andern Ende bis an

[1] Die Javaninnen bekleiden häufig ihren Oberleib nur mit einem Slintang (Shawl), womit Busen und Rücken umwunden werden, Arme und Schultern aber unbedeckt bleiben, so daß das mißliebige Haar unter den Armen der Frau von fremden Leuten gesehen werden könnte, was man nicht gern wünscht.

[2] Der Bambus besitzt ähnlich den Gras- und Strohhalmen Knoten, wo er dergleichen hat, ist er nicht hohl und auch viel fester als auf andern Stellen; bei jungem Bambusrohr von 2 Zoll Durchmesser sind die Knoten etwa einen Fuß von einander entfernt; je größer der Bambus wird, desto weiter entfernen sich auch die Knoten von einander.

den Knoten wird der Bambu in mehrere dünne Streifen gespalten, die nur auf dieser Seite fest zusammenhängen, während die vielen Kanten, welche das Stück Bambus durch Zerspalten bekommt, an Schärfe zerbrochenem Glas gleichen. Um sich nun mit diesem Bambusinstrument seines Bartes zu entledigen, wird dasselbe an beiden Enden angefaßt, und von diesen beiden Seiten ein wenig nach der Mitte hin gedrückt, wodurch die verschiedenen Spalten sich öffnen; alsdann drückt man die äußere (grüne) Seite sanft an seine mit Bart bestandene Haut an, und zieht nachher mit einem Ruck beider Hände die Bambusstreifen schnell zusammen, indem man beide Enden nach unten biegt. Dadurch wird der Bart, welcher sich zwischen den Bambusstreifen befindet, bis an die Haut des Inhabers abgeschnitten oder abgerissen, oder rasirt, oder wie man anders dieses Barbieren zu nennen beliebe. Kindern werden auf Java die Haare mit Messern vom Kopf geschoren und dazu die Haare erst naß gemacht, aber nicht eingeseift; javanische Soldaten werden großentheils nach europäischer Manier barbirt, auch bei vornehmen Eingebornen kommt dieses immer mehr in Gebrauch, obschon denselben das Einseifen höchst unangenehm zu seyn scheint. Die Barbiere heißen Dukandjukur, in größern Ortschaften sind es meist Chinesen, die nach europäischer Manier rasiren. Das Haarschneiden, welches manche Barbiere in deutschen Städten auch verrichten, thun die chinesischen Dukan-djukur zur Zeit auf Java noch nicht; dahingegen beschäftigen sich viele derselben auch mit Reinigen der Ohren erwachsener Personen — d. i. ein Metier wie man es bei uns gar nicht kennt — sie benutzen dazu lange Ohrlöffel, dünne Zangen und Pinsel, aber kein Wasser. Mich kitzelte das Hantieren mit einem Pinsel in meinen Ohren aber sehr, weßhalb ich mich auch nur einmal chinesischer Ohrenreinigung unterzogen habe.

Notizen über Australien und Neu-Seeland.

Am 20 August d. J. sollte die neue große Expedition zur Erforschung des innern Australiens von Melbourne abgehen. Im Jahr 1859 hatte ein Ungenannter 1000 Pfd. St. für die Erforschung des Festlandes ausgesetzt, wenn binnen Einem Jahr eine ebenso große Summe durch Subscriptionen aufgebracht würde. Erst im zwölften Monate kamen Unterschriften zusammen, dann aber wurden sogleich 2000 Pfd. St. gezeichnet, wozu das Parlament noch 6000 Pfd. St. bewilligte. Etliche Wochen zuvor waren denn auch 24 kräftige Kamele aus Indien angekommen, die bei dieser Erforschung verwendet werden sollten. In Folge eines Aufrufes zur Theilnahme fanden sich für die 25 Plätze 700 Bewerber, und zwar nicht bloß aus Wissensdurst oder Wissenschaftsliebe, sondern zum Theil in Folge der jetzt herrschenden Arbeitslosigkeit, einer unerklärlichen Erscheinung in einem Land wo es Goldwäschereien gibt und Millionen Acres guten Bodens unbebaut liegen. Die Expedition wird ein ehemaliger englischer Beamte O'Hara Burke befehligen, der sich bis jetzt noch keinen Namen als Entdecker gemacht hat. Der Zeichner und Naturforscher der Expedition, sowie der Arzt sind Deutsche, ersterer Dr. Ludwig Becker aus Darmstadt, der andre Dr. Beckler, ein Freund des australischen Reisenden und Entdeckers Müller. Die Expedition führt 25 Kamele und 25 Pferde mit sich, ist mit Instrumenten reichlich und mit Proviant auf 18 Monate ausgerüstet. Der Zug geht zunächst von Melbourne nach der Darling-Mündung, dann diesen Fluß aufwärts bis in die Gegend von Minindee und von da wo möglich nach Coopers Creek, von wo es dem Führer überlassen bleibt, entweder nordwärts durch die Wüste zu dringen, um den Golf von Carpentaria zu erreichen und von da in einem Umweg nach Coopers Creek zurückzukehren, oder von Coopers Creek, wo ein Depot gebildet werden soll, westwärts durch die Sturts-Wüste und dann in nordwestlicher Richtung bis zur nordwestlichen Küste zu ziehen, d. h. so oder so, das Festland zu durchkreuzen.

Wir entnehmen diese Angaben der „Australischen Monatszeitung für die Colonien und Deutschland," dem dritten deutschen Journal Australiens, von welchen wir Proben gesehen haben. In dieser Nummer wird sehr bitter über die britische Colonialpolitik in Australien geklagt. Die Aussichten daß es dermaleinst unabhängige „Vereinigte Staaten von Australien" geben werde, seyen sehr in die Ferne gerückt, denn um die Vereinigung und den Abfall zu verhüten, bemühe sich die englische Regierung immer neue selbständige Colonien, erst kürzlich wieder Queensland zu schaffen, um zu theilen und zu herrschen. Die australischen „Staatsmänner" aber gefallen sich in dieser Zersplitterung und kommen der Regierung auf halbem Weg entgegen. Sonst gedeiht das Land (Victoria) ganz im amerikanischen Style, und große Beruhigung gewährt es daß im letzten Jahre wieder 324,450 Acres eingesetzt und 58,804 mehr bebaut wurden, die Weizenproduction auch von 1,564,792 auf 2,290,935 Buishel gestiegen war. Wie in Californien wird jetzt auch in Victoria Weinbau betrieben. Ende 1859 betrug der Flächenraum des Weinbaues 547 Acres, dieses Jahr ist er um 226 Acres vermehrt und sind 13,954 Gallonen Wein erzeugt, sowie 790,000 neue Rebstöcke angepflanzt worden. Diese Mengen sind nun freilich noch nicht achtunggebietend, wohl aber das Verhältniß ihres Wachsthums. Sonderbarerweise wird der Weinbau von Gesellschaften mit Actiencapital betrieben. Der australische Wein wird den deutschen Auswanderern besser munden als den britischen, denn während die Engländer am Cap ein Gewächs erzielen welches den Madeiraweinen sich nähert, sind die australischen Weine leichterer und feinerer Art, und gleichen mehr den Rhein- und Moselweinen. Die Colonie Victoria, welche am 25 Mai 1836, dem Tage der ersten Volkszählung, (in Port Philipp) 177 weiße Bewohner, 1846 aber deren erst 32,789 besaß, zählt jetzt 515,960 Köpfe; ihr Wachsthum übertrifft daher an Schnelligkeit selbst das californische.

Ueber den neuen Aufstand der Maori in Neu-Seeland erfährt man bis jetzt wenig tröstliches. Landverkäufe waren, wie bisher noch immer, die Ursache auch dieses Ausbruches. Auch diesesmal erlitten die Engländer bei Puketakavere eine

schimpfliche Niederlage. Sie haben wohl 120 loyale Häuptlinge versammelt und von ihnen eine Beschwichtigungsadresse an die Maoris verfassen lassen, die Insurgenten aber liegen noch ungestraft in ihren Pa's und werden wohl nicht eher wieder zahm werden als bis die Engländer zu dem erprobten Mittel der Bestechung greifen.

Die Küsten von Neu-Granada.

(Fortsetzung.)

Nach stundenlangem Verweilen in dieser Waldesstille gieng ich nach der Stadt Portobello, wo der Capitän in seinen Festkleidern, wie er sagte, einige Säcke Cacao kaufen wollte, in der That aber eine Señorita besuchte, um mit dieser sich zu vergnügen. Vergeblich suchte ich in den Straßen von Portobello die Spuren seines ehemaligen Glanzes. Elende Hütten mit Rohr oder Palmblättern gedeckt, stehen an der Stelle der weiten Gebäude, welche die Spanier errichtet hatten; da und dort erheben sich einige Mauertrümmer in welchen Schlangen und Eidechsen nisten; die Bäume haben in den Bastionen der Festung, welche die Stadt beherrschte, ihre Wurzeln eingetrieben, und bald wird kein Stein mehr auf dem andern geblieben seyn.

Die Bevölkerung, aus Negern und Mestizen bestehend, zählt ungefähr 8—900 Seelen; sie ist äußerst zerlumpt und schmutzig, und trägt hochmüthig ihre Faulheit längs des Strandes zur Schau. Nur die Weiber arbeiten, stoßen den Mais und rösten Bananen zu der Mahlzeit ihrer Herren und Gebieter, füllen die Säcke mit Cacaoschooten, tragen auf dem Kopf schwere Krüge mit Wasser, das sie an einer entfernten Quelle schöpfen. Anstatt der Galionenflottille, welche sich ehedem in dem Hafen sammelte, durch die Kanonen der Veste geschützt, wiegen sich drei oder vier Goeletten, welche einem Handelsmann auf Jamaica, dem Juden Abraham, gehören, träge an ihren Ankern, unserne von den kleinen Waarenhäusern, die auch in seinem Besitz sind. Alle 14 Tage fährt das englische Dampfboot, welches den Verkehr zwischen St. Thomas und Aspinwall vermittelt, in den Hafen ein, nicht um Passagiere abzusetzen oder aufzunehmen, sondern nur um sich mit Wasser zu versehen. Von dem Bau der Eisenbahn über den Isthmus bezeichnete eine erste Tracirung Portobello als Ausgangspunkt des Schienengeleises. Der Handel hätte dort den unschätzbaren Vortheil eines trefflichen Hafens gefunden, und die Ingenieure hätten nur der alten Straße der Spanier, die jetzt, ein elender Fußpfad, unter dem Gras verborgen ist, folgen dürfen. Indeß änderte die ungesunde Lage von Portobello, die noch schlimmer ist als zu Aspinwall, die Pläne der Compagnie. Im Osten der Stadt dehnen sich weite Sümpfe aus, wo das Süßwasser und das salzige mit der Ebbe und Fluth faule Pflanzentheile anschwemmen; ganze Wälder von Manglebäumen wachsen in dem schlammigen Boden wenige Schritte von den Hütten, und die Hügel am Eingang des Hafens hindern die Seewinde die verdorbene Luft zu erneuen, welche über der Stadt lagert. Aus diesem geschlossenen Becken welches durch kein Lüftchen erfrischt wird, steigen beständig Wolken auf und fallen in täglichen Regen nieder. Der Capitän hatte erst mit eindrechendet Nacht den wichtigen Kauf von drei Cacaosäcken abgeschlossen, und als unser Canot die Wände der Goelette berührte, glänzten schon die Sterne am Himmel.

Mit Anbruch des Tages ließ der Capitän den Anker heben und die Segel aufziehen; aber das Fahrzeug, ohnehin schwerfällig, vermochte nicht gegen den Seewind anzukämpfen, der es immer wieder zurückwarf, und so lavirten wir bis gegen Mittag, bis wir das Vorgebirge von Salmedina umschifft hatten, und uns längs der Küste hielten, welche ihre ungeheuren Wälder ununterbrochen am Horizont hinzieht.

Das Meer war ruhig, die Brise schwellte unmerklich die Segel unserer Goelette, welche mühselig die Wogen durchschnitt. So verfolgten wir unsern Weg den ganzen Tag lang, und wurden von der Nacht überrascht, bevor wir das Cap San-Blas hinter uns hatten.

Am folgenden Morgen besanden wir uns mitten in dem Archipel der Muletas, dessen Inseln, „zahlreicher als die Tage eines Jahres," das Meer auf eine weite Strecke hin übersäen. Alle diese niedrigen Eilande sind mit Cocospalmen bedeckt, deren Samen ihnen durch die Wogen zugeführt wurden, seitdem die Spanier diesen Baum auf das amerikanische Festland verpflanzt hatten. Einige dieser Inselchen sind so klein, daß mit ihren fünf oder sechs Cocosbäumen sie großen grünen Fächern ähnlich sehen, die über der durchsichtigen See ausgebreitet liegen. Andere dagegen, von größerer Ausdehnung, bergen da und dort Indianerhütten unter dem Schatten ihrer Gebüsche.

Als unser Fahrzeug an einem Dorfe vorüberschiffte, nahte sich ein Canoe von dem Ufer her, das drei oder vier Indianer trug. Je näher sie uns kamen, desto eifriger wurden ihre Begrüßungen und die Versicherungen friedlicher Absichten; dann, als sie an unsere Goelette angelegt hatten, sprangen sie an Bord, hüpften auf dem Verdeck umher mit lachenden Gebärden, und boten, um uns ihnen geneigt zu machen, einschmeichelnd ihre Cacaosäcke, ihre Bananen, und niedliche kleine Papagaien in Calabassen gebettet zum Geschenk an. Diese Indianer sind von kleiner Gestalt, kräftig, untersetzt und beleibt; sie haben runde Wangen, vorstehende Backenknochen, schwarze glänzende Haare, durchdringende Augen, eine ziegelrothe Hautfarbe, aber heller als die des Festlandes. Bis in ein sehr vorgerücktes Alter bewahren sie das Aussehen muthwilliger Kinder, und die Lust am Leben glänzt in ihren Blicken. Bei dem Anschauen ihrer reizenden Inseln, ihrer Hütten unter den Palmenschatten, möchte man die Frage stellen ob es wünschenswerth wäre daß dereinst Amerikaner oder Engländer, jene Bahnbrecher des Handels, kämen, um diese Palmenwälder auszubeuten, um das Reich des Mammons, ohnehin so ausgebreitet durch diese glückseligen Inseln, zu vergrößern, deren Bewohner gegen ihr ruhiges Glück bald die wilden Freuden des Gin oder Brandy eintauschen würden.

Gern wäre ich diesen Indianern gefolgt um wenigstens auf einige Stunden ihrer Republik anzugehören, aber Don Jorge wollte seinen Fischfang nicht unterbrechen, der nur beim Lauf des Fahrzeuges ergiebig war, und so blieb mir nichts übrig als diese Inseln mit Betrübniß eine nach der andern verschwinden zu sehen.

Die Fahrt von dem Archipel nach Cartagena dauerte acht Tage, da unsere Goelette langsamer als eine Meerschildkröte, ungefähr eine Meile in der Stunde, zurücklegte. Indeß waren Strömung und Wind uns günstig; aber der Narciß war so schwerfällig von Gestalt, so gebrechlich in seinen Gliedern, daß er kaum schneller als ein Treibholz, das von den Wellen getrieben wird, hinschwamm. In jedem andern Meere, wo schnelle Wechsel des Windes und Ströme vorkommen, hätte er nicht seine Fahrt unternehmen können ohne die Gefahr des Scheiterns, während in dem Golf von Uraba und dem ganzen Küstenstrich von Neu-Granada es niemals Gewitterstürme gibt (*), deren Vorüberziehen in den kleinen und großen Antillen oft so verderblich ist; sie beginnen gewöhnlich an dem Eingang des caribischen Meeres, über der großen Aequatorialströmung, und treiben ihre Wirbel, die immer anwachsen, bis nach den Vereinigten Staaten, oder den Sandbänken von Neufundland, wo sie ermatten, nachdem sie Schiffe zertrümmert, Dörfer und Wälder verwüstet haben.

Am siebenten Tage erreichten wir den Archipel von San Bernardo, dessen Inseln meist niedrig und bewachsen, wie die Muletas nördlich von dem Golf vom Morosquillo liegen. Nach einer mühseligen Fahrt durch dieses Insel-Labyrinth giengen wir in einer Bucht der Insel Baru, nicht weit von Boca-Chica, dem Eingang der Rhede vom Cartagena, vor Anker.

Bei Sonnenaufgang ließ der Narciß, den Wind hinter sich, in den Canal von Boca-Chica (enge Mündung) ein, der kaum einige Ellen breit, aber so tief ist um die stärksten Kriegsschiffe aufzunehmen. Auf beiden Seiten sieht man spitze Felsen, welche aus dem weißschäumenden Wasser aufstarren; je weiter man vorwärts kommt, desto enger schließt sich der Klippengürtel um die gekrümmte Einfahrt; einige Meter entfernt, links am Fuß eines Vorgebirges der Insel Tierra-Bomba, erheben sich die weißen Mauern eines Forts, das jetzt mit Strauchwerk und Dorngestrüpp überzogen ist; rechts steht auf einem gelben Felseninselchen, von Klippen umgeben, eine Citadelle mit ihren von der Brandung angefressenen Bastionen; weiterhin auf der mit Mangledäumen überwachsenen Insel Baru erscheinen die Ruinen eines eben so ausgedehnten Forts. Dieß war die erste Befestigungslinie welche den Hafen von Cartagena beschützte; im vorigen Jahrhundert wurde sie durch den Admiral Vernon forcirt, dem sie, besser vertheidigt, einen unübersteiglichen Widerstand entgegengesetzt hätte. Freilich scheiterte der Admiral an der zweiten Linie von Fortifications, wo siebentausend Engländer sein kühnes Unternehmen mit dem Leben bezahlten.

Nachdem wir einige Minuten lavirt hatten, fuhren wir in die Rhede ein, deren ruhige Gewässer eine Ausdehnung von 18 Quadratmeilen haben. Vollkommen geschützt nach der Meeresseite, im Süden durch die Insel Baru, gegen Westen durch Tierra-Bomba, Klippen und Sandbänke, gegen Norden durch den Archipel, auf welchem die Stadt Cartagena erbaut ist, dehnt sich diese Rhede in einem prächtigen Halbkreise hin, der sich bis an das Innere des Landes erstreckt. Sie könnte Flotten aufnehmen, ich sah aber nur elende Kähne darin. Auf den Hügeln wird keine Arbeit von Menschenhand sichtbar; sie sind dicht übervachsen, und nur einzelne Stellen liegen kahl und öde da; zwei oder drei Indianerdörfer gruppiren sich am westlichen Rande; an der östlichen Spitze von Tierra Bomba stehen die Hütten von Loro, die nur von armen Aussätzigen bewohnt werden. Nun zeigte sich uns plötzlich die alte Stadt, die ehedem den stolzen Namen „Königin von Indien“ trug, in prächtiger Lage auf den Inseln zwischen dem hohen Meer und den Lagunen, welche den Hafen bilden. In seinem Gürtel von Cocospalmen scheint Cartagena zu schlummern — es schläft leider nur zu fest — in dem Schatten der Popa, eines steilen Hügels, der es gegen Osten beherrscht. Zwei große Kirchen, deren Schiffe und Thürme die übrige Stadt weit überragen, schauen sich an wie ruhende Löwen, und die lange Reihe der Wälle zieht sich in unübersehbarer Ferne um den Hafen und die Meeresgestade hin. In der Nähe ändert sich das Schauspiel; Kletterpflanzen überziehen die Mauern, auf denen einige Schildkröten hin- und wiedergehen; Steinmassen, welche aus den Mauerzinnen niedergestürzt sind, bilden Klippen, an denen die Welle sich bricht; Trümmer von Fahrzeugen versanken auf dem Sande des Hafens, in welchem einige Goeletten schwimmen. Zwischen den Fenstern der hohen Gebäude hindurch, deren Dachwerk zerfallen ist, sieht man die Wolken des Himmels. Diese halbzertrümmerte Stadt erregt zugleich Bewunderung und Trauer, und man kann sich bei ihrem Anblick und den großen Kundgebungen eines erloschenen Lebens einer tiefen Wehmuth nicht erwehren.

Der Matrose ließ den Anker des Narciß fallen, und ich stieg mit dem Capitän in das Canot. Don Jorge aber war nicht ein Mal aufgestanden um die Stadt zu sehen, und nachdem er mir zum Abschiede zugenickt, kehrte er sich auf die andere Seite, um seine Siesta fortzusetzen. Einige Ruderschläge führten uns an die Treppenstufe der Kaimauern, und ich befand mich bald in der Stadt, deren Eingang eine Pforte in dem Walle bildet. Der erste Auftritt, dessen Zeuge ich war, als ich den Fuß auf das Pflaster von Cartagena setzte, verdoppelte noch die Traurigkeit welche mir der Anblick der zerfallenen Bauten erregt hatte.

Auf einem Platze, von schwarzen Häusern mit hohen Bogengängen umgeben, hatten sich zwei Männer mit starken Haaren, funkelnden Augen, von unbestimmter Hautfarbe, an den flatternden Fetzen ihrer Ruanas [1] gepackt, und zogen mit lautem Geschrei ihre schrecklichen Machetes aus der Scheide, mit denen sie sich anfielen. Ringsumher drängte sich eine schmutzige betrunkene Menschenmenge, die einen heulten in Wuth: Matalo! matalo! (bring ihn um), andere faßten die

[1] Kleidungsstücke, dem Poncho der Mexicaner ähnlich.

Arme der Kämpfenden zur Abwehr. Mehrere Minuten lang sah ich wie die blinkenden Messer sich über diesem Menschenknäuel bald hoben, bald senkten, bis es endlich gelang die Streitenden zu trennen, die nun begleitet von ihren Anhängern, der eine dahin der andere dorthin, sich in irgend eine Tienda (Branntweinbude) verloren, wo sie sich, die Flasche in der Hand, gegenseitig verfluchten. Alsbald verlief sich das Gedränge unter den Arcaden, ich fragte nach der Ursache dieses Tumults: Es la fiesta! (es ist das Kirchenfest) antwortete man mir mit Achselzucken.

Wenn eine Stadt in Zerfall geräth, ist es als ob die Einwohner dazu beitrügen. Alles altert zugleich, Menschen und Bauwerke, Naturerscheinungen und Krankheiten wirken mit ein. In den öden Straßen, welche an den dunkeln Wällen endigen, und mit baufälligen Klöstern und hohen Kirchen mit wankenden Mauern besetzt sind, sah ich Hinkende, Einäugige, Aussätzige, Krüppel aller Art umhergehen. Ich suchte das edle Cartagena auf, und fand nur eine Bettlerherberge. Unwillkürlich dachte ich an jene Seehäfen, wo während der Fluth die Wogen tanzen, und Schiffe mit vollen Segeln einlaufen, und Kähne mit lustigen Matrosen sich kreuzen; alles ist Bewegung und Leben, aber sobald die Ebbe eintritt, bleibt nichts übrig als übelriechender Schlamm, worin die Würmer nach ihrem Fraße sich krümmen. Vor zweihundert Jahren besaß Cartagena zum großen Theil den Handel der Philippinen und von Peru; es monopolisirte den von Central-Amerika und Neu-Granada. Damals mußte jeder große Handelshafen auch Kriegshafen seyn, besonders in einem Meere wie das der Cariben, wo jede Woge einen Seeräuber trug. Von allen Punkten der Küste, wo die Erzeugnisse des Bassins des Magdaleneflusses nach Europa eingeschifft werden konnten, war nur ein einziger, Cartagena, leicht zu vertheidigen, und deßhalb hatte die spanische Regierung ihn gewählt, und ihm das Monopol des Tauschhandels auf eine Küstenstrecke von 3000 Kilometer verliehen. Seitdem ist es anders geworden, die spanischen Colonien haben sich von dem Mutterlande abgelöst, Freihäfen sind dem Welthandel an allen Küsten des caribischen Meeres und des mexicanischen Golfs ausgeschlossen; der Friede ist der Normalzustand der Völker geworden, und es ist gestattet Waaren außer dem Bereiche der Feuerschlünde zu vertauschen. So schwand die künstliche Wohlfahrt dieser Stadt dahin, die, auf dem Monopol gegründet, der Freiheit weichen mußte. Die verarmende Bevölkerung nahm um zwei Drittheile ab, und gegenwärtig beträgt sie kaum mehr zehntausend Seelen.

Indeß wird diese alte Königin von Indien sich wieder aus ihren Ruinen erheben, denn ihre geographische Lage ist bewundernswerth. An den Ufern eines Meeres ohne Stürme gegründet, ist sie zwischen den Deltas des Rio-Magdalena und Rio-Atrato gelegen, und wird also früher oder später als Vermittlerin des Handels zwischen diesen beiden Flußbecken dienen; sie ist von Aspinwall und den andern Häfen des Isthmus nur durch die Breite des Golfs von Uraba getrennt, und kann mit diesen verschiedenen Punkten rascher verkehren als alle übrigen Städte der Republik.

Die Kathedrale ist das Hauptbauwerk von Cartagena, aber sie bietet nur Reste ihres vergangenen Glanzes dar. Klöster, Hospitäler und die übrigen Kirchen sind sehr umfangreich und nehmen einen großen Theil der Stadt ein; aber sie zerfallen, und gewinnen dabei wie alle Ruinen, wenn sie von ferne gesehen werden. Auch beeilte ich mich auf die Wälle zu steigen, wo ich zugleich das Meer und die Stadt mit ihrer malerischsten Seite übersehen konnte. Die nicht hohen und sehr breiten Mauern bieten ringsum einen schönen Spaziergang dar und sind mit langen Steinplatten gepflastert. Noch sind sie fest wie ehedem, obgleich die Fluth allmählich ihre Grundlagen anfrißt, aber die Kanonen, welche ihre Schlünde durch die Schießscharten streckten, sind verschwunden. Die Regierung von Neu-Granada, zu schwach ihre Seehäfen ernstlich zu vertheidigen, hat Pulver und Kanonen für die runde Summe von 120,000 Piaster verkauft, und die Lafetten zerhauen lassen, um sie als Brennholz unter die Armen zu vertheilen.

(Schluß folgt.)

Erörterungen über auswärtige Politik.

Man muß dem Grafen Cavour die Gerechtigkeit widerfahren lassen daß er den rechten Augenblick des Ueberfalls immer zu treffen versteht. Hätten die Piemontesen mit Ende im October die Maske abgelegt und wären sie mit Ueberrumpelung Ancona's Garibaldi zu Hülfe gezogen, der Freibeuterzug der Rothhemden hätte aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt schon sein Ende gefunden. Anfangs freilich schien es als sollte der neapolitanische Staat umkommen wie die arabischen Kauffahrer, wenn sie sich dem Magnetfelsen näherten. Ein Nagel nach dem andern flog der neuen Zugkraft zu, bis auf die wenigen Getreuen, die sich nach Gaeta zurückzogen. So sind die Südeuropäer! Sie verlassen das sinkende Schiff und retten sich auf die siegreiche Seite. So sind die Italiener, die Spanier, die Franzosen. Keine Scham verwirrt sie einen König zu verlassen in der Stunde der Bedrängniß, und sie verrathen ihn gerade deßwegen weil er im Unglück ist, während an ihrer Stelle deutsche und britische Officiere und Beamten sicherlich gedacht hätten: jetzt wo er im Unglück ist, müssen wir bleiben, selbst gegen unsre innere Regung. Das ist aber das Verhängnißvolle der piemontesischen Politik, daß niemals hält was mit Verrath gekittet wurde. Welche Stütze wird der König von Italien in den Personen finden, die wie die Lakaien König Ferdinand dienten und wie die Lakaien um ein Trinkgeld sich aus dem Dienst seines Sohnes ausmiethen ließen? Noch nie ist es in der Geschichte erhört worden daß im Lauf einer Handvoll Jahre eine Großmacht ersten Ranges entstanden, oder wenn sie entstand, nicht ebenso rasch vergangen wäre. Wenn irgend jemand in der italienischen Bewegung Achtung verdiente, war es Joseph Garibaldi, der uneigennützig einer Idee diente, und, wie alle beschränkten

Köpfe, in der Meinung dieser reinen Idee zu dienen, das Werkzeug selbstsüchtiger Schlauköpfe wurde. Sechs Monate sind noch nicht verflossen, seit er bei Marsala landete, die dreieckige Insel und den größten Theil des Festlandes eroberte, und die Revolution hat auch dieses Kind schon verschlungen!

Ein Königreich Italien ohne Venedig wäre immer ein Königreich Italien, aber Italien ohne Rom wäre wie ein Frankreich ohne Paris. Wenn der Papst und seine Cardinäle fest bleiben, bekommen die Italiener Rom nicht vor Venedig. Wollte der Papst Rom verlassen, so würde das allgemeine Stimmrecht dort einziehen und der Galantuomo im Vatican speisen. Die Franzosen können Schande halber nicht abziehen, denn alle Welt würde ihnen ins Gesicht schreien, sie hätten 12 Jahre den Papst geschützt um ihn in der Stunde der Noth preiszugeben. Aber sie werden es versuchen ihn auf sanfte Weise aus dem Patrimonium hinauszuwiegeln. Die Römer werden zu einigen sittsamen Demonstrationen das Losungswort erhalten und der französische Gesandte den Papst um politische Zugeständnisse bestürmen. Gibt er nach, so nimmt die Sache ihren Verlauf wie in Neapel. Ein Liborio Romano, ein „Patriot" wird Minister, und der Minister verräth aus lauter Patriotismus seinen Herrn an den Galantuomo. Gibt der heilige Vater nicht nach, so werden die Franzosen mit ihrem Abzug drohen und die Drohung vielleicht vollziehen. Es werden dann harte Tage für die Curie kommen, aber sie müssen überstanden werden, denn eine hellere Zukunft ist nur dann zu erwarten wenn man den Gegner nöthigt von Unrecht zu Unrecht weiter zu schreiten und zu immer grelleren Mitteln zu greifen, bis die Zeit kommt wo der Becher überläuft und das Pendel wieder umkehrt nach seinem Ruhepunkt. Es ist aber sehr wahrscheinlich daß die Piemontesen zuvor das Venetianische angreifen werden, ehe sie dem Papst zumuthen er solle ausstehen, damit sie sich setzen können. Solange das Schwert der Oesterreicher an einem Haar über dem Po hängt, wird weder Cavour noch Victor Emmanuel in Rom oder Neapel tafeln können. Solange überhaupt die Oesterreicher noch einen Fußbreit italienische Erde besitzen, bestehen alle geschehenen Dinge nur auf Ruf und Widerruf. Können die Piemontesen mit ehrlichen oder schimpflichen Mitteln das Venetianische sich holen, dann möchte die „Vorenthaltung" des Patrimonium Petri als „Anomalie" bezeichnet und der Papst viel eher genöthigt werden können eine souveräne Enclave, vielleicht das alte Fürstenthum Benevent als Ersatz für die ewige Stadt hinzunehmen.

Deßhalb hegen wir die Ansicht daß die Piemontesen früher an Venedig als an Rom sich machen werden. Und nicht bloß früher, sondern so früh als möglich. Es ist wahr daß das Venetianische nicht nothwendig zu einem Königreich Italien, so wenig wie Belgien zu Frankreich gehört. Das belgische Gleichniß aber ist nur in Turin erfunden worden, zu einer Zeit wo man einen Bruch mit Oesterreich zu vermeiden von den Umständen gezwungen wurde. Wäre Venedig ein kleines Königreich neben dem großen Königreich Italien, dann wäre es wie Belgien und Frankreich. Venedig bleibt aber immer die österreichische Macht neben welcher Italien, selbst das große Italien, doch sehr unerwachsen sich ausnimmt. Also müssen die Piemontesen Venedig besitzen, sonst ist ihr Raub kein Jahr mehr sicher. Weil sie nun müssen, kann man mit Sicherheit darauf zählen daß sie so eilig wie möglich loschlagen werden. Ließen sie die Dinge nämlich wie sie wären, so würden Garibaldi und alle Einheitsdränger von Piemont abfallen, und fallen diese einmal, wer wird dann noch eine royalistisch-municipale Reaction verhindern? Die Einigkeit der Italiener ist jetzt 18 Monate alt — ein schönes Alter für die italienische Einigkeit, besonders wenn wir die Dauer unserer eigenen daran messen. Aber alle guten Dinge nehmen ein Ende, daher werden sich die Piemontesen beeilen die Eintracht und Begeisterung der Italiener noch vor dem Auslöschen zu benutzen. Das Aufschieben überhaupt ist weder Victor Emmanuels noch Cavours, am wenigsten Garibaldi's Sache, und sobald man mit Neapel fertig ist, wird man mit den Oesterreichern anfangen. Der Zustand läßt sich überhaupt gar nicht verlängern, da er mit tiefen Zügen die Geld- und die Wehrkräfte des Landes erschöpft, die man doch für den Kampf der Entscheidung zusammenhalten muß. Die Nationalgarden, welche man einmal unter den Waffen hat, werden nach Hause oder werden rasche Entscheidungen verlangen, ebenso wäre es nicht rathsam die Freiwilligen zu verabschieden, um sie später wieder aufzurufen; endlich aber ist es besser, was einmal geschehen muß, sobald als möglich auszuführen, denn bis jetzt beruht das neue Reich hauptsächlich auf der Gnade Napoleons III. Der aber ist sterblich wie alle andern Monarchen, und nicht bloß sterblich, sondern auch veränderlich in Planen und Absichten. Alle diese Gründe müssen die Piemontesen bestimmen unmittelbar nach Sicherung des neapolitanischen Raubes die Oesterreicher in Norditalien anzupacken. Die einzige Aussicht auf Erfolg beruht dann aber nur auf zwei Möglichkeiten: einer Unterstützung Frankreichs, oder eines Aufruhrs in Ungarn.

Wenn irgend etwas in Warschau zu Stande gekommen ist, so wird es in der Zusage militärischer Hülfe für den Fall eines vereinigten Angriffes von Frankreich und Piemont gegen Oesterreich bestanden haben, vorausgesetzt daß dieses sich nicht in die italienischen Händel gemischt und seine vertheidigende Stellung nicht verlassen habe. Aus dieser Stellung es herauszulocken, wird Piemont mit aller Arglist und Dreistigkeit versuchen. Zu Reibungen und Herausforderungen wird es nicht fehlen, bis endlich die Geduld der Oesterreicher erschöpft ist. Oder man wird mit dem erprobten Mittel eines Congreßvorschlages auftreten und aus der Zulassung Piemonts eine Principienfrage machen. Weigert sich Oesterreich den Congreß zu beschicken, so wird es der Hartnäckigkeit angeklagt und „für die Folgen verantwortlich" gemacht werden. Erscheint es aber auf dem Congreß, dann wird es an der Gelegenheit zu einem Kriegsfall nicht mehr fehlen. Ausbleiben kann dieser überhaupt nicht, denn eine Regierung wie die piemontesische, welche sich offen lossagt von den Grundsätzen des Völkerrechts und darüber von zwei Großmächten applaudirt worden ist, darf sich alles gegen seinen feindlichen Nachbar erlauben.

Eilen muß die piemontesische Regierung mit ihrem Angriff, weil ihr sonst die Aussicht auf eine Revolution Ungarns

verloren gehen könnte. Welches schwere Opfer der Kaiser mit der Wiederherstellung des ungarischen Reiches gebracht hat, wird täglich fühlbarer. So bald einmal die beiden Tafeln oder ein ungarischer Landtag versammelt ist, wird der Kaiser ohne Bewilligung dieser ständischen Körperschaften keine Recrutirung in Ungarn mehr vornehmen können. Die Ungarn betrachten das Recht die Conscription zu verweigern als eines der Hauptstücke ihrer Autonomie, und sie werden, einmal im Besitz ihrer alten Ausnahmsstellung, der Versuchung nicht widerstehen können, von jenem Rechte Gebrauch zu machen. Weiser freilich würden sie handeln, wenn sie durch Loyalität alle Besorgnisse ihrer Gegner beschämten; Weisheit und Mäßigung gehören aber nicht zu den gewöhnlichen Schwächen souverän sich dünkender Körperschaften. Die Herren die jetzt an der Spitze der Bewegung stehen werden die redlichsten Absichten haben, aber sie werden von dem Moment nicht mehr an der Spitze stehen wo sie der Bewegung entgegentreten. Man stelle sich jetzt folgenden Fall vor: die Regierung verordnet eine Conscription, der ungarische Landtag oder die beiden Tafeln bewilligen sie nicht, das Land wird aufgewiegelt und läßt sich nie leichter aufwiegeln als wenn ihm Ausssicht geboten wird einer Pflicht sich zu entziehen. Der Stuhlrichter meldet dem Gespan, der Gespan dem Hofkanzler, der Hofkanzler dem Kaiser daß ein Aufruhr auszubrechen drohe wenn die Aushebung erfolge. Sämmtliche Beamte Ungarns sind jetzt Magyaren, gehören zur nationalen Partei und werden in einem solchen Fall sich auf Seite der Bewegung halten. Was kann die Wiener Regierung dann thun? Gewalt brauchen? Die Beamten in Ungarn absetzen? Die Nation wirklich zu einem Abfall reizen? Gibt sie aber nach, dann werden die Ungarn fordern, was sie 1848 forderten, Zurückberufung der ungarischen Regimenter in die Heimath. Solche Versuche bleiben sicherlich nicht aus, denn die Männer der Revolution in Ungarn werden Piemontesen und Italiener als ihre Alliirten betrachten und ihnen zu helfen suchen, indem sie der österreichischen Regierung Verlegenheiten über Verlegenheiten bereiteten. Setzen die Ungarn durch daß ihr Land der Conscriptionspflicht entbunden wird, dann werden sie an der neuen Besteuerung rütteln, und die Einheit des Reiches im Geld- und Heerwesen ist dann auf lange Zeit verloren. Das sind die trüben Folgen der Nachgiebigkeit, die, wo nur ein Schatten äußeren Zwanges vorhanden ist, nicht als Verdienst, sondern als Schwäche gedeutet werden. Wie die Dinge sich entwickelt hatten, durften freilich die Zugeständnisse nicht länger vorenthalten werden, sie kamen vielmehr für die beabsichtigte Wirkung zu spät.

Auf der andern Seite rechtfertigt das Verhalten der Ungarn und der übrigen Oesterreicher in vielen Beziehungen das verlassene System, denn allen Nachrichten zufolge beschäftigen sich die Oesterreicher eifrig damit Verfassungsparagraphen und das Maß der papiernen Freiheiten zu kritisiren. Jeder politische Kopf aber wird die Zeit für solche Grübeleien nutzlos verschwendet halten. Stände, ständische Versammlungen und Verfassungen, welcher Art immer, sind die Hüter der Selbstregierung nicht, sondern es ist dieß eine wachsame, lautere und starke öffentliche Meinung. Daß diese Meinung sich hörbar mache, darauf kommt alles an. Die letzthin verabschiedeten Reichsräthe waren gewiß mit dem geringsten Schatten parlamentarischer Gerechtsame bekleidet, und doch sind ihre „Wünsche“ und „Gutachten“ Gesetze geworden, weil die öffentliche Meinung hinter ihnen stand. Fehlt diese aber, dann kann neben allem constitutionellen Apparat der schmutzigste Despotismus gedeihen. Beispiel: Frankreich. Die Paragraphen einer heiß aus dem Ofen geschobenen Verfassung zu benagen, zeugt daher von unglaublicher Unreife der politischen Bildung. Solche Dinge haben nur Werth nach langer constitutioneller Praxis, wo großes Gewicht auf präjudicirende Vorgänge gelegt werden muß.

Die Ungarn wollends sollten sich glücklich schätzen daß sie ihr altes Palladium errungen haben und Concessionen auch dem Kaiser gewähren, denn wie Macaulay es gesagt hat, alle Politik besteht nur in dem Ausmaß und der Zeitwahl der Zugeständnisse. Täuschen wir uns nicht, so ist die Bewegung in Ungarn bereits den revolutionären Kammerherren entschlüpft, und befindet sich schon in den Händen der sogenannten Gesinnungstüchtigen, auf deren Schultern wieder die Aufgeregten zu steigen erwarten. Man hoffe jetzt noch daß der hundertköpfige Reichsrath in Wien eine gebieterische Stimme über erhitzte Magyaren haben werde! In Pesth oder Preßburg wird man bald so wenig nach den Beschlüssen des österreichischen Reichstags fragen als die Berliner-Demokratie im Jahr 1848 nach dem Willen des Frankfurter Parlaments. Kommen doch jetzt sogar, wenn auch noch bald verschämt, auch die Czechen in Prag wieder mit Nachklängen der Slovanska Lipa zum Vorschein, und beginnen nach den Pesther Recepten eine nationale Bewegung einzuleiten. So werden die Aussichten täglich trostloser, so daß man fast wünschen möchte die Piemontesen schlügen los, denn die erste glückliche Waffenthat der Oesterreicher wird rasch wieder den alten Zauber der kaiserlichen Macht beleben und Vertrauen in die Stärke der Regierung geben.

Flourens angebliche Entdeckung des Gefäßzusammenhanges zwischen Fötus und Mutter. In Betreff der Angabe im Ausland, in Nr. 42, Prof. Flourens in Paris habe neulich die neue und große Entdeckung gemacht daß der Mutter eingegebene Stoffe wirklich auf den Fötus übergehen, ist zu bemerken daß bereits im Jahr 1817 Prof. Mayer in Bonn diesen Beweis lieferte, indem er nach Einflößung von cyansaurem Kali in die Lungen des trächtigen Mutterthieres die Flüssigkeiten und festen Theile des Fötus durch Hinzutröpfeln von Eisensalzen ganz blau (vermöge des Niederschlages von Berlinerblau) färben konnte. (Siehe Meckels Archiv für Anatomie und Physiologie 1817. 4. H. S. 503.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. Augsburg, 18 November 1860.

Die Jagd auf Tantia Topi.

Die Vernichtung des zähen Tantia Topi und seiner Schaaren war die Schlußscene des indischen Aufstandes, welche wiederum eine ganz geschlossene Episode bildet. Eine zusammenhängende Darstellung des Feldzuges oder der Feldzüge gegen den kühnen Parteigänger, der den Briten 16 Schlachten lieferte, ist zuerst in Blackwoods Magazine erschienen und äußerst lehrreich, weil sie uns ein treues Bild von den Schwierigkeiten der indischen Kriegführung liefert. Am 25 März 1858 nämlich wurde die Rani oder Fürstin von Dschansi, der sich 60 Europäer auf Gnade ergeben hatten, und trotzdem, Männer und Frauen in zwei Reihen aufgestellt, erwürgt worden waren, in ihrer Stadt von den Truppen des Generals Sir Hugh Rose belagert. Vier Tage nach Eröffnung der Laufgräben war alles zum Sturm bereit, als die Nachricht kam, es nahe sich eine Streitmacht der Rebellen unter Tantia Topi. Damals wurde dieser Name zum erstenmal gehört. Tantia, von Geburt ein Mahratte, seiner Kaste nach Brahmine, hatte vor Ausbruch des Aufstandes eine Compagnie von Nena Sahibs Leibgarde in Bittur befehligt, und war dann sein Agent bei dem empörten Contingent des Sindia, des Beherrschers von Gwalior, geworden. General Rose ließ eine Brigade in den Transcheen vor Dschansi, marschirte mit dem Rest der Truppen in der Richtung von Kalpi den Rebellen entgegen, schlug sie zurück und nahm Dschansi am 3 April; doch entschlüpfte ihm die Rani, die sich zu Tantia Topi rettete. Obgleich im Mai von Rose wieder bedrängt, an den sie etliche Kanonen verloren, wagten die Rebellen gleichwohl einen Streich gegen Gwalior, die Hauptstadt des Sindia. Dieser den Briten aus Berechnung ergebene Fürst floh nach Agra, denn von allen seinen Truppen leistete nur seine Leibwache einigen Widerstand. Die Herrlichkeit in Gwalior dauerte aber für die Sipahis nur kurze Zeit, denn nach dreitägigen Gefechten, während welcher die Rani gefallen war, zog Sir Hugh Rose in die Stadt und Sindia wieder in seinen Palast ein. Brigadier Napier folgte den Rebellen in westlicher Richtung, und holte sie am 21 bei Dschaura (Jowra) ein, wo er ihnen etliche Kanonen abnahm. Diese Ortschaft liegt zwischen Gwalior und dem Tschambal (Chumbul), dem geschwisterlichen rechten Seitenstrom der Dschamna. Dennoch entschlüpften 4000 Reiter und 3000 Fußgänger, die mit Geld in Fülle und mit Juwelen aus dem Schatz des Sindia versehen waren. Der militärische Anführer dieser Trümmer war Tantia Topi, ihr politisches Oberhaupt aber Rao Sahib, ein Adoptiv-Vetter des Nena. Der letzte Peischwa der Mahratten hatte bekanntlich den Nena Sahib adoptirt, und nach dem Tod des Badschi Rao, des letzten Peischwa, war der Nena in den Augen aller Hindu der rechtmäßige Nachfolger in der Würde des Peischwa, denn die Adoption wird in Indien wo möglich heiliger gehalten als die Bande des Blutes. Weil die Briten aber damals nichts von Adoption und Adoptiv-Peischwa wissen, das heißt die Pensionen nicht fortbezahlen wollten, wurde der Nena Sahib das Haupt der Soldatenverschwörung. Rao Sahib, der obengenannte Begleiter des Tantia, war wiederum von Bimruk Rao, dem Brudersohn des letzten Peischwa, adoptirt worden, und lebte vor dem Aufstand am Hofe des Nena in Bittur. Rao Sahib, der Mahrattenprinz, verfaß alle politischen Schriften der Rebellen mit seiner Unterschrift, so daß Tantia Topi nur den Kriegsbefehl führte.

Die flüchtigen Rebellen warfen sich jetzt nach Radschputana, das heißt in die Gebiete zwischen Dschamna, Tschambal und Indus. Die Briten besitzen nur wenig von diesen Räumen, denn es liegen dort noch zweiundzwanzig unabhängige Herrschaften. Auch Malwa, das Land am Nordabhang der Vindhyakette, ist nicht britisches Gebiet, sondern es theilen sich die beiden Mahrattenfürsten, der Sindia von Gwalior und der Holkar von Indore, darein. Mit Ausnahme dieser beiden größeren Fürsten waren sämmtliche Radschputenhäuptlinge, wenn auch nicht offen, doch im Herzen auf Seiten der Flüchtlinge. Anfangs freilich machten sie viel Lärm von ihrer Anhänglichkeit an die britische Herrschaft, heimlich aber schickten sie Boten an die Rebellen, so daß sie für jede Wendung der Dinge vorbereitet waren. Tantia Topi hatte seine Truppen auf das linke oder östliche Ufer des Tschambal geführt, wohin Sir Hugh Rose mit seinen von ihren frühern Märschen erschöpften Truppen nicht mehr folgen konnte. Er über-

ließ es jetzt den britischen Garnisonen in Radschputana den Tantia zu empfangen. Am 28 Jun. brach auch General Roberts mit der Garnison von Nassirabad, 900 Mann Europäer, 900 Sipahis aus der Bombay-Armee, ein paar Schwadronen leichter Reiter und 300 Mann irregulärer Beludschen unter Lieut. Macaulay auf.[1] Zur Erfüllung seiner Aufgabe fehlte es diesem Heer an Cavallerie, denn was konnte man mit Infanterie einem Feind anhaben welcher der Mehrzahl nach beritten war? Der Tantia hatte sich anfangs nach Dscheipur (Jeypore) werfen wollen, war aber, weil ihm von dort General Roberts entgegen kam, so daß er im Westen vor sich diesen Feind, im Rücken oder im Osten den Tschambal und hinter diesem den General Rose hatte, nach Süden in das Fürstenthum Tonk entwichen, welches einem muhammedanischen Häuptling gehörte. Die Hitze war auf dem Marsche so unerträglich, daß in Roberts' Armee innerhalb dreier Tage nicht weniger als 42 Mann dem Sonnenstich erlagen. Der General sah daher ein daß er nicht weiter marschiren könnte, und begnügte sich dem Feind nur eine leichte Colonne entgegen zu schicken: Cavallerie, reitende Artillerie, Sipahis und 200 Hochländer, letztere zum Theil auf Wagen. Der Nabob von Tonk hatte nichts weniger im Sinn als sich auf Seiten von Rebellen zu schlagen, denen die Briten schon auf den Fersen waren. Er schloß sich daher in seiner Burg ein, und sah zu wie sein Contingent mit den Sipahis fraternisirte, sobald die grüne Fahne wehte und der Ruf Din! Din! (Glauben) erscholl. Der Tantia hielt indessen nur kurze Rast, und wich nach dem oberu Tschambal zurück, um diesen Fluß bei Jndergurh zu überschreiten, und dann sich über die Nerbudda nach dem Dekan zu ziehen. Der Plan war gut, denn jene Gegenden waren bisher von Kriegsgetümmel noch verschont gewesen, für den Aufstand aber durch die intriguirenden Brahminen Puna's und Sattara's bestens vorbereitet. Nur das Landvolk wäre, wie sich später zeigte, den Rebellen aufsässig gewesen. Der Marsch wurde aber vereitelt, weil der Tschambal durch die Monsunregen so angeschwollen war, daß jeder Uebergang aufgegeben werden mußte. Tantia machte daher Kehrt, und statt nach Süden gieng der Marsch östlich auf Bundi. Während 14 Tagen lagen, von den Regengüssen gefesselt, Verfolger und Verfolgte still. Aller Verkehr war unterbrochen, da die Regengüsse, welche etwas stärker eingetreten waren, um so reichlicher flossen. Nur einzelne Boten mit hohlen Kürbissen als Schwimmgürtel am Leibe vermochten die geschwollenen Gewässer zu durchkreuzen und Nachrichten zu bringen. Sobald man sich wieder bewegen konnte, war General Roberts, während die Rebellen einen großen Bogen beschrieben hatten, auf der Sehne dieses Bogens gegen Südwesten marschirt, und holten den Tantia zwischen den Städten Sanganir und Bhilwara ein. Bevor das Gefecht begann, brachte ein Beludsche einen Gefangenen, welcher auf der Stelle erschossen wurde. Als der Leichnam ausgeplündert war, näherte sich ihm ein Eingeborner, durchsuchte aus Neugierde die Kleider und fand sieben Sovereigns im Aermel. Des Beludschen Schrecken bei diesem Anblick war höchst ergötzlich, und zwar galt er weniger dem Verluste des Geldes als der Beschämung, denn dieselbe Verachtung wie bei uns einen Dieb, trifft in der Beludschen-Gesellschaft einen Pfuscher im Plündern. Die Engländer mußten das kleine Flüßchen Kotaria, hinter welchem die Feinde sich aufgestellt hatten, unter ihrem Geschützfeuer durchschreiten. Kaum aber war die britische Artillerie jenseits angekommen, als die Rebellen sich zurückzogen. Roberts hatte nur etwa 1000 Mann Jnfanterie bei sich, weil er seine Reiterei als fliegende Colonne abgelöst hatte, konnte daher an eine Verfolgung nicht denken. Der Tantia marschirte jetzt immer gegen Westen bis er vor der Arawellikette stand, welche die Ganges- und die Jndus-wasser scheidet. Er verlor einige Zeit durch Unentschlossenheit welche Richtung er nehmen sollte, schwenkte dann aber wieder nach Süden. General Roberts war ihm jetzt wieder nachgekommen, und die Beludschen saßen den Sipahis beständig auf dem Nacken. Als die Rebellen den Bunnas erreichten, einen linken Nebenfluß des Tschambal, verloren sie einen vollen Tag, den sie mit Wallfahrten zu einer weit berühmten Capelle von Rathdwarra, die seitwärts lag, verbrachten. Die Briten erreichten sie daher vollständig. Als die frommen Rebellen um Mitternacht heimkehrten, wollte der Tantia sogleich weiter marschiren, aber Jnfanterie und Artillerie verweigerten den Gehorsam. An der Jnfanterie lag nun freilich wenig, aber sehr viel an der Artillerie, denn obgleich die Geschütze gewöhnlich nach den ersten paar Salven den Feinden in die Hände fielen, so legen die Sipahis auf den Besitz von Kanonen doch einen ungeheuren Werth.

Am 14 August um 7 Uhr Morgens erreichten die englischen Truppen die Rebellen, die sie auf dem andern, dem rechten Ufer des Bunnas erwarteten, welches, höher gelegen, das linke Ufer beherrschte. Anfangs hielt sich die feindliche Artillerie standhaft, als aber die Briten ungeachtet aller Verluste durch das Wasser giengen und die Ueberhöhen erstiegen, wandten sich die Rebellen zur Flucht, dießmal erbittert von Husaren und Ulanen verfolgt. Als die reitende Artillerie durch den Bunnas gegangen war und eine steile Fläche hinaufuhr, trat ihr ein einzeluer muhammedanischer Sipahi, in der Rechten den Säbel, in der Linken ein geladenes Gewehr, entgegen. Als man ihm zurief die Waffen niederzulegen, weigerte er sich und verlangte getödtet zu werden, was ihm auch augenblicklich widerfuhr. An diesem Beispiel zeigt sich der Unterschied zwischen europäischer und asiatischer Todesverachtung, denn ein Brite in der gleichen Lage hätte gewiß sein Leben theuer verkauft, die Sipahis dagegen, sobald sie keine Rettung mehr sahen, giengen phlegmatisch in den Tod. Die Reiterei setzte die Verfolgung noch 15 engl. Meilen fort, hieb alle Nachzügler nieder, erbeutete Gepäck und drei Elephanten, hielt aber inne als gegen 4 Uhr die Sipahis in einem Dschungeldorf wieder Front machten.

Nach dieser Niederlage flohen die Rebellen in wahren Wundermärschen, dießmal gegen Osten, also wieder in der

[1] Diese Beludschen, welche nur durch Beutelust angezogen wurden, waren gute Reiter, aber ein berüchtigtes Corps, so daß jeder Lump unter den andern Truppen Raub und Plünderung, die er begangen, regelmäßig den Beludschen in die Schuhe schob.

Richtung wo sie hergekommen waren. Sie hatten jetzt Roberts gegen Westen und im Rücken, und als sie bald darauf den Tschambal kreuzten, konnten ihnen nur die Truppen die in Mhau (Mhow) standen, den Weg verrennen. Mhau ist ein britisches Cantonnement nicht weit von Indore, der Hauptstadt des Mahrattenfürsten Holkar. In der That brachen auch von dort etwa 1000 Mann unter Oberst Lockhardt gen Norden auf, um den Rebellen in die rechte Flanke zu fallen. Tantia war inzwischen nach Dschalra Patun am Tschambal eingerückt. Der Radscha dieser Stadt hielt aus Klugheitsrücksichten zu den Briten, aber vergebens befahl er seinen Truppen gegen die Rebellen zu feuern, mit denen sie sogleich fraternisirten. Der Radscha selbst entwischte nach Mhau, nachdem er seinem Weib und seinen Kindern noch etliche Pulverfässer hinterlassen hatte, um sich, wenn ihnen Beschimpfung drohe, in die Luft zu sprengen; doch kamen sie nicht in die Verlegenheit von diesem Unterpfand der Zärtlichkeit ihres Gebieters Gebrauch zu machen. Dschalra Patun ist kein Fürst ersten Ranges unter den Radschputen, gleichwohl konnte Tantia von der Stadt 60,000 Pfd. St. Brandschatzung erheben, weitere 40,000 fanden sich in den öffentlichen Cassen, sowie in den Arsenalen das beste Kriegsmaterial, 30 Geschütze mit einem Ueberfluß an Munition, an Zugochsen und Artilleriepferden. So stand Tantia an der Spitze eines durch die Ueberläufer wieder auf 8—10,000 Mann gewachsenen, aufs beste bewaffneten Heeres, und beschloß jetzt nach Süden gegen Indore, die Hauptstadt des Holkar, zu marschiren, an dessen Hof alles reif war zu den Rebellen abzufallen, da Rao Sahib, der Bevollmächtigte des Nena oder des wahren Peischwa, auf allgemeinen Gehorsam, sowie auf den Uebergang der einheimischen Truppen rechnen durfte. Der Tantia überschritt also abermals den Tschambal und zog südwärts. Inzwischen hatte General Michel den Befehl über die Truppen von Malwa, welche Indore deckten, übernommen, und rückte den Rebellen entgegen. Der Boden Malwa's ist eine sogenannte „Baumwollenerde," und besteht aus schwarzem, verwittertem, vulcanischem Gestein, welches bei Regen sich in Brei verwandelt, bei heißem Wetter in tiefen Spalten auseinander berstet. Am schwersten leiden in der Feuchtigkeit die Kamele, welche, den Sand der Wüste gewöhnt, auf schlüpfrigen Flächen gern ausgleiten, auch sonst der Nässe rasch als Opfer fallen. Trotzdem ereilte Michel die Rebellen Ende Septembers bei der Stadt Radschgurh, südöstlich von Dschalra Patun. Tantia hatte zwei Linien formirt: die hintere hielt die Höhen mit Geschützen besetzt, welche über die Köpfe der vordern Reihe hinwegschießen konnten. Allein die Sipahis bewiesen sich dießmal auf eine äußerst memmenhafte Art, denn kaum rückte die britische Infanterie mit der Artillerie in der Mitte und der Cavallerie auf der Rechten au, so verließen, bevor noch ein Tropfen Blut geflossen war, die Rebellen vor dieser sechsfachen Minderheit ihre Stellungen. Diese Feigheit bei den unter englischer Führung so tapfern Sipahis ist höchst bezeichnend. Sie besaßen 30 Pfünder aus einem der besten indischen Arsenal, ihre Gewehre trugen sämmtlich den Tower-Stempel, ihre Reiterei führte Klingen, um die sie unacher britische Dragoner beneiden durfte. Noch hatten sie nichts vergessen was sie von den britischen Exercliermeistern gelernt hatten. Ihre Fronten waren wie mit dem Lineal gezogen. Man konnte dieß nämlich durch folgenden Umstand beobachten. Wenn die Hindu leicht marschiren wollen, ziehen sie die Schuhe aus, und nach der Schlacht bei Radschgurh fand man ganze Compagnien Schuhe in taktischer Ordnung. Dennoch liefen sie davon, weil ihnen die europäischen Officiere fehlten. Hätte Michel bei Radschgurh mehr Cavallerie besessen, der verwirrte Feind wäre gänzlich zersprengt worden. Entscheidend wurde aber diese Niederlage insofern, als sich jetzt die Hindu besser besannen, ehe sie abfielen. Die Rebellen gingen jetzt in eckigen Märschen nordöstlich an die Betwa, einen Nebenfluß der Dschamna, plünderten unterwegs die Stadt Essagurh, wo sie wieder 10 Kanonen erbeuteten, wurden aber bei Mangroli (Mungrowlee) eingeholt. Hier hielten sie mit mehr Muth Stand, aber sowie die Infanterie gegen ihre sechs Stücke stürmte und sie genommen hatte, gieng alles wieder rückwärts. Sie kreuzten hierauf die Betwa, und erlitten eine ähnliche Niederlage wie die letzte, bei Siubwaho, wo sie ihre übrigen vier Geschütze und eine Menge Leute auf der Flucht verloren. Nach einem Irrmarsch gegen Nordwesten kehrte Tantia plötzlich um, und marschirte wieder gegen Süden. Am 25 October faßte ihn aber Michel wieder bei Khoraie unvermuthet in der Flanke. Der Angriff seiner Cavallerie und Artillerie erfolgte so plötzlich, daß sich die Feinde theilten. Michel hielt den Haufen zur Rechten für das Hauptheer, griff diesen an und zersprengte 3—4000 Mann in die Dschungeln. Inzwischen war die andere Bande, bei der sich die Anführer befanden, glücklich entwischt. Zwar stießen sie bei ihrer Flucht auf Oberst Becher, welcher zufällig aus dem Dekan Recruten dem General Michel zuführte, und sie keck mit bieben angriff; sie entkamen aber mit einer leichten Schlappe, und eilten nun in prächtigen Märschen nach dem ihnen offenen Süden, nach dem Dekan über die Vindhya-Berge. Zum erstenmal wurden die südlichen Präsidentschaften Zeugen des merkwürdigen Soldatenaufstandes. Da ein großer Theil der Präsidentschaft Bombay von Mahratten bewohnt wird, so konnte das Erscheinen von Leuten des Nena leicht die bisher bewahrte Treue erschüttern. Der Tantia näherte sich jetzt auch dem Reich des Nizam, nach dem Fall Audhs der letzte große unabhängige Staat Indiens, dessen Hauptstadt von Arabern und Rohilla-Söldnern schwärmte, so daß für sie viel zu fürchten gewesen wäre, wenn auch bisher der Wessir Salar Dschung die Bevölkerung in Ergebenheit gehalten hatte. Tantia rückte zunächst in das Gebiet von Nagpur, wo er die Nerbudda überschritt. Der Stadt Nagpur selbst hätte er sich gern bemächtigt, aber er fand dort eine starke Besatzung, vor der er schwenkte, und jetzt, statt weiter nach Süden vorzudringen, wieder westwärts zwischen den Küstenflüssen Nerbudda und Tapti nach dem Meer zu marschirte. Am 19 Nov. hielt er, weit seinen Verfolgern voraus, in Kurgun, um etwas zu schnaufen. Bisher hatte er Indore immer südlich gehabt, jetzt lag es nördlich und dazwischen die Vindhyakette. Erreichte er jene Stadt, wo er alles gefunden hätte was ihm fehlte, Artillerie, Munition und frische An-

hänger, so mußte die Jagd geradezu wieder von vorn begonnen werden. Die große Straße durch die Vindhyas bedte Major Sutherland nur mit 200 Mann Infanterie. Am 21 Nov. stieß jedoch zu ihm ein Corps von 50 Kamelen und ebenso viel Hochländern. Diese Kamele waren nämlich mit zwei Sitzen, einem vor, einem hinter dem Höcker, versehen, so daß ein Treiber und ein Soldat gleichzeitig aufsitzen konnten. Sie kamen aus Mhau und hatten in 30 Stunden 70 engl. Meilen zurückgelegt, für indische Geschwindigkeiten eine ungeheure Strede; die Hochländer schworen aber auch daß sie nie wieder ein Kamel besteigen wollten, denn da diese Thiere immer mit den Füßen derselben Flanke gleichzeitig ausschreiten, so wird der Reiter zuletzt völlig wund gescheuert. Unterwegs erfuhr Sutherland daß die Rebellen bereits die große Straße von Bombay nach Indore gekreuzt und die Telegraphendrähte zerschnitten hatten. Bei Radschpur holte seine fliegende Colonne den Tantia ein, der sich an einem Abhang aufstellte, aber sowie die Hochländer absaßen, seine Stellung verließ, um eine zweite steilere zu besetzen, die links und rechts von dichtem Wald geschützt war, und wo er die Straße mit seinen beiden Kanonen bestreichen konnte. Nach einem kurzen Plänklergefecht giengen unter dem Kartätschenfeuer die Hochländer gegen die Kanonen vor, deren Wegnahme die Rebellen sogleich in die Flucht trieb — 3—4000 gut bewaffnete und berittene Leute mit zwei Geschützen vor 200 Füsilieren! Die Verfolgung wurde jetzt durch den frisch angekommenen Brigadier Parke mit Reitern und berittener Infanterie aufgenommen, er saud aber den Tantia bereits hinter, das heißt auf der Nordseite der Nerbudda und auf dem Marsch nach Baroda, einer reichen und wohlhabenden Stadt in der Nähe des Golfes von Cambay, der Hauptstadt des Geicowar, eines der reichsten indischen Fürsten, an dessen Hof es wie überall eine Partei gab die mit den Rebellen im Einverständniß stand, während die Treue des einheimischen Contingentes im höchsten Grade verdächtig seyn mußte. Da erreichte noch rechtzeitig in der Nacht vom 30 Nov. Parke den Tantia bei Tschota-Udeipur, und griff ihn am nächsten Tag in der Frühe mit drei Reiterschwärmen an, welche alles auseinander und in die Dschungeln sprengten. Etliche dieser Flüchtigen brachen im Rücken ihrer Verfolger aus, erreichten die Straße wo sie herkommen waren, und erschlugen dort in einer Sänfte einen Hochländer sammt seinen Kulis und etlichen Kameltreibern. Diese That verbreitete einen panischen Schrecken unter dem indischen Lagertroß, und als die Neuigkeit bei den Wachtfeuern, nachdem das Mehl und der Zucker den das Commissariat geliefert hatte gehörig kritisirt worden waren, an die Reihe kam, da erzählten die Untwallas oder Kameltreiber und die Hattiwallas oder Elephantreiber, den Ghorewallas, Dulewallas und der zahlreichen anderen Familie der Wallas, daß der Tantia im Rücken der Armee, dem Parke Sahib 4 bis 500 Mann erwürgt habe. Wäre es dem Tantia überhaupt in den Sinn gekommen mit seiner Reiterei Stirn, Flanken und Rücken der Feinde zu beunruhigen, er hätte bei der Erregbarkeit der Gemüther in einem indischen Lager öfter als einmal die höchste Verwirrung unter seine Verfolger bringen können. Aber an so etwas dachte der Rebellenhäuptling nicht, sondern war froh in dem nur von Bhils oder wilden Ureinwohnern bewohnten Banswara-Dschungel seine Trümmer wieder zusammenlesen zu dürfen.

General Michel, der mittlerweile in Mhau wieder den Befehl übernommen hatte, ließ von Niematsch aus Udeipur und Salumbur besetzen, und als dieß die Rebellen inne wurden, welche gern in dieser Richtung aus dem Dschungel gebrochen wären, kehrten sie erst nach Südosten um und giengen dann östlich gegen den Tschambal wieder vor. Als sie noch im Dschungel staken, beriethen sie ob sie sich nicht unterwerfen sollten, da ja die Engländer allen Sipahis mit Ausnahme der Britenmörder Amnestie verkündet hatten. Die Häuptlinge, die aber sämmtlich Blut auf dem Gewissen hatten, überredeten ihre Leute zum Bleiben, bei denen wohl der Besitz der Kriegsbeute für das Ausharren entschied. Am Weihnachtstag 1858 brachen die Flüchtlinge plötzlich bei Pertabgurh heraus und überfielen Major Rode, der dort mit 200 Mann Infanterie und einer Handvoll Reiter lag. Dieß war das einzigemal wo die Rebellen die Offensive ergriffen, es geschah auch nur um den Gegner so lange zu beschäftigen bis die Elephanten und Packthiere den Paß hinter sich hatten. Sie kamen aber hinter den Tschambal nur bis Sitrapur, als sie am 29 Dec. schon wieder von Oberst Benson eingeholt und ihnen ein paar Elephanten abgejagt wurden. Aber nicht 48 Stunden hatten sie Ruhe als sie einem andern Jäger, Brigadier Somerset, bei Barrode in den Weg kamen. Ihre Cavallerie machte Front als wollte sie fechten; aber kaum hatten die Briten ein paar Hohlkugeln in die Geschwader geworfen, als wieder der Haufen sich auf die Flucht begab. Bei Jndergurh am Tschambal gelang es dem Tantia endlich sich mit Firos Schah zu vereinigen. Dieser Häuptling, der seinen Prinzentitel auf eine angebliche Abstammung von der Moguldynastie Delhi's gründete, war dem Tantia vom Nena und der Begum (Königin-Mutter) von Audh zu Hülfe geschickt worden, hatte auch glücklich die Postenkette der Briten in Audh durchbrochen, war über den Ganges und die Dschamna gegangen, und führte in Radschputana einen ähnlichen „Krieg" wie der Tantia. Während ihrer Jagd, oder genauer ihres Gejagtwerdens, hatten die Rebellen immer Gelegenheit gefunden durch Cossids, d. h. sehr rasch gehende Fußboten, deren sich die Kanslente bedienen, und die in Jndien ungehindert reisen können, mit dem Nena Briefe zu wechseln; der Tantia schrieb nach Audh glänzende Depeschen über seine Thaten, namentlich über die Einnahme von Dschalra Patun, verschwieg aber was er vorher oder nachher leiden mußte. Die indischen Zeitungen, welche die Preßfreiheit benutzten um die Thaten Tantia's zu vergrößern, hatten das ihrige beigetragen bei Nena hohe Erwartungen zu erregen. Firos Schah, der im Gebiet von Gwalior von Sir Robert Napier überfallen wurde und nur mit 1000 Mann sich rettete, mochte umgekehrt auch den Tantia und Rao Sahib in den Briefen über seine Erfolge getäuscht haben. So war man wohl beiderseitig beim Wiedersehen sehr betroffen.

Unterdessen war General Michel wieder von Mhau auf-

gebrochen. Auf seinem Marsch trug sich ein in Indien öfter vorkommendes Unglück zu. Einige Elephanten sind nämlich wiederkehrenden Anfällen von Geschlechtstollheit unterworfen. In diesem unzurechnungsfähigen Zustand ist ihnen nichts mehr heilig, selbst nicht ihr Lenker, mit dem sie sonst sehr cameradschaftlich leben. Eine solche Gefahr müßte das Geschäft der Mahauts oder Elephantenführer nervösen Personen überhaupt verleiden, wenn nicht in der indischen Gesellschaft ein Elephantentreiber alle andern Treiber um Elephantenhöhe überragte, und der Ehrgeiz eine große Concurrenz um einen solchen hohen Posten erzeugte. Bei Augur befam einer von Michels Elephanten einen derartigen Anfall der Geschlechtswuth, doch schlüpfte der Treiber noch zeitig genug vom Rücken herab; der Elephant packte dafür einen Hochländer und trampelte ihn todt. Dann erschreckte er einen mit Ochsen bespannten Brodkarren, den die geängstigten Thiere in einen Graben warfen. Der Elephant benutzte diesen neuen Sieg um in Zeit von fünf Minuten 200 der ausgeschütteten Brodlaibe zu verzehren, und als Nachtisch nach diesem nahrhaften Mahl brach er in ein Zuckerfeld um Rohre zu naschen, worauf er in einem benachbarten Tank seinen Durst stillte. Der Mahaut folgte dem Thier drei volle Wochen, bis es endlich zur Besinnung und Sittsamkeit zurückkehrte.

Als Michel nach Augur kam, und hörte daß der Tantia aus dem Banswaradschungel ausgebrochen sey, gab er den Truppen von Nassirabad Befehl die Furten des Tschambal bei Indergurh zu besetzen, allein sie kamen um einen Tag später als der Tantia dort den Fluß gekreuzt und in nordöstlicher Richtung, also nach dem Pendschab zu gezogen war. Die beständigen Verfolgungen hatten indessen die Rebellen bis auf 2000 Mann aufgerieben, auch ihre Rosse litten entsetzlich, und oft fand man die edelsten Thiere am Wege bedeckt mit Fliegen und die Hufe abgetreten bis auf eine dünne Sohle. Am 15 Jan. 1859 stießen sie bei Dewassa auf Brigadier Showers, der von Agra her eine Colonne in ihre rechte Flanke geführt hatte und ihnen ihre letzten beiden Elephanten abnahm. Noch schlimmer gieng es ihnen am 21. Oberst Holmes war ihnen nämlich von Nassirabad mit einheimischen Truppen gefolgt, hatte in 24 Stunden die unglaubliche Entfernung von 54 engl. Meilen auf saubigem Boden zurückgelegt und überraschte die Flüchtlinge vollständig, so daß sie sich nur mit Zurücklassung ihrer meisten Pferde und Kamele retten konnten, denn da sie sich jetzt den Sandwüsten am Nordwestrande Radschputana's näherten, so hatten sie schon früher ihre Rosse zum Theil mit Kamelen vertauscht. Nach dieser empfindlichsten Niederlage verließ der Tantia mit 30—40 Reitern seine Gefährten und entwischte glücklich wieder auf das östliche Ufer des Dschambal, wo er sich in den Dschungeln von Sironge versteckte. Gleichzeitig streckten 600 Mann vor dem Radscha von Bikanir die Waffen, welcher Radschputenfürst ihnen Gnade von den Briten zu erwirken versprach, die auch allen, nur den Mördern nicht, bewilligt wurde. General Michel, der mit seinem fliegenden Corps von Mhau, der Südspitze Malwas, nach dem Nordwestrande Radschputana's geeilt war, fürchtete die Rebellen möchten jetzt das Kunststück umdrehen, zwischen der Wüste und den Aravelligebirgen südwärts ziehen und über die Gebirge wieder nach dem Süden Radschputana's durchbrechen. Er befahl daher dem Brigadier Somerset den Tschatterbhudschi-Paß der Aravelligebirge zu besetzen. Die Rebellen unter Firos Schah und Rao Sahib befolgten auch genau den Plan welchen Michel errathen hatte, und durchzogen das Gebiet von Dschudpur gegen Süden. Dort holte sie Oberst Holmes am 10 Februar ein, nachdem er wieder 145 engl. Meilen in vier Tagen marschirt war, erschlug 200 Mann und erbeutete eine Anzahl Kamele. Bei dieser Verfolgung kam es vor daß einer der Rebellenführer von Lieut. Stourton erschossen wurde, und zwar daß die Kugel dem Reiter durch den Leib und dem Kamel durch den Kopf gieng, so daß Mann und Thier maustodt niederstürzten. Rao Sahib, der nach Tantia's Entfernung selbst befehligte, erreichte am 15 Februar dennoch den Tschatterbhudschi-Paß um etliche Stunden früher als Somerset, der sich ihm erst näherte, als ihn die Rebellen verlassen hatten, um sich wieder in die Banswara-Dschungel zu werfen. Aber hier gönnte man ihnen keine Ruhe, sondern jagte sie noch 250 Meilen gegen Osten, wo abermals 200 Mann die Waffen streckten, während der Rest 300 Mann mit Rao Sahib und Firos-Schah im Sironge-Dschungel sich versteckten und zerstreuten. Anfangs hatten die Rebellen ihre Schätze auf Kamele und Elephanten geladen. Das Silber wurde aber bald verbraucht, Gold und Juwelen später auf Pferde geladen und liegen jetzt wohl verscharrt in den Dschungeln.

Dreimal wurden die Rebellen durch Radschputana und die angränzenden Länder im Kreis herumgehetzt. Die Jagd dauerte vom 20 Juni bis 1 März 1859, und erstreckte sich auf 3000 engl. Meilen, innerhalb welcher Zeit General Michel 1700 und Parke 2000 Meilen marschirte. Die indischen Blätter haben glauben machen wollen daß Tantia ein großer Feldherr gewesen sey, auf den ein Duzend englischer Corps Jagd machten, ohne ihn fangen zu können. Allein seine Meisterschaft bestand doch nur in der Geschwindigkeit seiner Bewegungen mit denen kein britisches Corps Schritt halten konnte. Die vielen Hunde waren auch hier des Hasen Tod. Der Tantia entwischte nur einer Abtheilung um einer andern, frischen, in die Hände zu fallen, und so wurde er von einem dem andern zu, dreimal im Kreis herumgejagt bis sich zu zwei und drei seine Soldaten davon und in ihre Heimath stahlen, denen dann unterwegs von den Bauern ihre erbeuteten Goldmohurs abgenommen wurden.

Zuletzt kam Mahn (Maun) Sing in das Lager des Brigadier Smith, und erbot sich gegen eine Belohnung den Tantia gefangen zu überliefern. Dieser Löwe [1] war nämlich Eigenthümer eines beträchtlichen Gebietes bei Gunah gewesen, welches im letzten Jahrhundert von den Mahratten erobert worden war, und noch jetzt dem Sindia gehört. Mahn Sing hatte sich gegen diesen Lehnsherrn empört, war aber von den Briten, obgleich er diesen sich immer freundlich gezeigt hatte, ihrem Alliirten, dem Sindia zulieb vertrieben worden.

[1] Sing = Löwe.

Um nun wieder Gnade zu finden, erbot er sich zum Verrath an dem Tantia, für den er, ein Nadschput für einen Mahratta-Brahminen, seine Sympathien haben konnte. Er bat sich nur 20 Bombay-Sipahis aus, weil das britische Lager, sagte er, von Spionen wimmle, und jede Entfernung von europäischen Soldaten Verdacht erregen würde. In einer warmen Aprilnacht wachte denn auch Tantia von einem Schlaf nach großer Ermüdung auf um sich an Händen und Füßen gebunden nach dem englischen Lager gebracht zu sehen. Er starb am Galgen mit großer Fassung. Sein Gebieter Rao Sahib ist indessen lange „nicht mehr gehört" worden, während Firos Schah sich jetzt noch zum Spott der indischen Polizei in Bandelkand umhertreibt.

Der Bettler von Rio-Janeiro.

Nach dem Französischen. (Recits et types américains.)

In Frankreich ist die Bettelei kein Gewerbe, das freiwillig gewählt und ausgeübt wird, wie eine Speculation oder ein Zeitvertreib der Faulheit. Sie ist eine peinliche Nothwendigkeit, die letzte Hülfsquelle jener welche das Elend niederdrückt. Darum das Mitleid das uns ergreift, das traurige Gefühl das uns beim Anblick eines Bettlers überkommt. Unwillkürlich denken wir der Leiden die er erduldet haben mußte, der Entbehrungen die ihn endlich nöthigten sich vor seinen Nebenmenschen zu demüthigen und seine Hand nach einer Gabe auszustrecken.

Die Bettler von Rio-Janeiro erregen keine solche Betrachtungen und gleichen durchaus nicht den unsrigen, und das ist gut für sie, wenn auch die Moral dabei verlieren muß. Bei uns würde ein Mann von Erziehung, oder einer der in anscheinendem Wohlstand lebt, sich eher ins Wasser stürzen, eher sich eine Kugel vor den Kopf schießen, als daß er seine Armuth enthüllte, oder sie mit Uebertreibung schilderte, um das Mitleid eines Unbekannten zu versuchen. Er würde fürchten sich zu erniedrigen. Die Südamerikaner sind anderer Sinnesart. Es liegt in ihnen ein Gemisch von kindischer Eitelkeit und ungemeiner Schmiegsamkeit. Dieser oder jener vollkommen gut gekleidete Brasilianer, Argentiner oder Peruvianer, behandschuht, mit einem Stöckchen mit goldenem Knopf bewehrt, der auf den Trottoirs einherstolziert und die Vorübergehenden von oben bis unten mißt, ist nichts weiter als ein Schmarotzer und darum nicht weniger hochmüthig. Er tritt in das nächste beste Haus ein, das einem angesehenen Manne gehört, setzt seine Lage in blühender Sprache auseinander und bittet in demselben Tone um Unterstützung, wie er einen Dienst anbieten würde. Es ist erlaubt mit ihm zu rechten, denn er hat eine Antwort auf alles, und seine Würde verläugnet sich niemals. Auch möchte ich nicht dafür stehen wenn der Hausherr sich herbeiläßt daß sein freiwilliger Beitrag, für den Bäcker oder den Monatslohn der Amme bestimmt, nicht zu dem Juwelier oder dem Sorbettverkäufer wandert, oder sich in ein ungeheures Bouquet verwandelt, welches der leichtfertige Bettler Abends einer beliebten Primadonna zu Füßen zu werfen sich vorgesetzt hat.

Nach diesen Bettelbaronen, welche sich bis in die Salons und Boudoirs einschleichen, kommen die wahrhaften Bettler, die in den Straßen verkehren und nicht über die Schwelle treten. Sie bilden die zweite Kategorie und sind selten zu Rio-Janeiro, im Verhältniß zur Einwohnerzahl, indeß ersetzt hier die Qualität was an der Quantität abgeht. Während die Bettler ersterer Kategorie, deren wir nicht mehr erwähnen werden, die Früchte ihrer Hausbesuche im Spiel, in Tand und Leckereien vergeuden, ein verhältnißmäßig dürftiges Leben führen, haben die andern eine wahre Sybaritenexistenz. Sie begnügen sich mit einem bescheidenen Anzuge, besitzen aber gewöhnlich ein hübsches Landhaus, Sklaven, und spielen an der Börse. Dabei haben sie dessen kein Hehl, ohne daß sich irgendjemand darüber aufhält. Diese Bettler führen genaue Register über ihre Clienten, und man weiß daß sie an diesem Tage, zu dieser Stunde, in jenen Straßen, vor jenem Haus erscheinen werden um eine Gabe einzusammeln, welche den Charakter einer festen und obligatorischen Besteuerung annimmt. Niemals lassen sie auf sich warten, und enthalten sich gewöhnlich ein hübsches Landhaus, Sklaven, und spielen an der Börse. Dabei haben sie dessen kein Hehl, ohne daß sich irgendjemand darüber aufhält. Diese Bettler führen genaue Register über ihre Clienten, und man weiß daß sie an diesem Tage, zu dieser Stunde, in jenen Straßen, vor jenem Haus erscheinen werden um eine Gabe einzusammeln, welche den Charakter einer festen und obligatorischen Besteuerung annimmt. Niemals lassen sie auf sich warten, und enthalten sich gewöhnlich Gebete zu näseln oder mit kläglicher Stimme den Beweggrund ihres Erscheinens auseinanderzusetzen. Nachdem sie guter oder schlechter Laune sind, knüpfen sie mit den barmherzigen Seelen welche sie ernähren, vertrauliche Gespräche an, oder sie schauen verschmitzt darein und rauchen schweigend ihre Cigarre. Das Geld in der Tasche, entfernen sie sich ohne Dank zu sagen, oder sich nur umzusehen. Wehe dem Unbesonnenen, der einen Bettler mit leeren Händen fortschieben oder seinem Gewerbe etwas anhaben wollte! Der Bettler wird ihn zuerst mit seinem Blick niederschmettern, und bald wird ein dumpfes Knurren einen Sturm von Schimpfreden ankünden daß die Fensterscheiben klirren .... was indeß unser Individuum nicht verhindern wird in bestimmten Augenblicken wieder zu erscheinen, Lächeln auf den Lippen als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Ein Bettler von Rio, mag er zur weißen oder brasilianischen Race gehören, muß großes Unglück gehabt haben um zu Fuß seinen periodischen Umlauf anzutreten. Gewöhnlich thut er es zu Pferde, wenn er nicht vorzieht sich von zwei Sklaven tragen zu lassen, in einer bequemen Hängematte durch farbige Vorhänge vor der Sonne geschützt. Diese Art von Promenade ist besonders beliebt bei träumerischen sentimentalen Bettlern, welche wenig zu reden oder selbst zu schlummern wünschen, während die Neger die Ernte einsammeln. Unter dem Duzend von Bettlern welche ich zu Rio aufmerksam beobachtet habe, erinnere ich mich besonders an einen, der Goldes werth war. Er war etwa 35 Jahre alt, gut gekleidet und ritt mit Anstand ein falbes Pferd. Seinem Gesicht fehlte es nicht an Auszeichnung, und er sprach sehr gut, wenn es ihm darum zu thun war. Er hielt Montags und Donnerstags vor einem Magazin der Straße Ouvidor, wo ich beschäftigt war. Zum erstenmal als ich ihn sah, hielt ich ihn für einen Kunden,

und war hoch erstaunt als ich ihn mit dem leichtesten Tone, „das Almosen das man ihm schuldig sey,“ verlangen hörte. Er wiederholte seine Forderung mit einer Barschheit, die an Unverschämtheit streifte. In meiner Naivität — ich kannte die Sitten des Landes noch nicht — wollte ich ihn auf französische Weise abfertigen, indem ich ihm mein Staunen ausdrückte einen jungen kräftigen Mann, gut gekleidet mit sauberem Hut und einem werthvollen Pferde, ohne Scham, anstatt zu arbeiten, betteln zu sehen. Er errieth sogleich an meiner Rede Sinn und der Art wie ich das Portugiesische mißhandelte, daß ich neu angekommen sey. Dieser Umstand mochte ihn wohl nachsichtiger stimmen, doch nicht so sehr daß er die begonnene Zurechtweisung mich hätte vollenden lassen.

Wenn Ihr nicht fremd wäret, unterbrach er mich, würdet Ihr nicht so reden, wie Ihr es thut. Wisset daß ich der Senhor Dom Pedro bin, seit drei Jahren in diesem Haus bekannt, und daß ich nicht hieher komme Moral einzusammeln, sondern Münze. Man gibt mir vier Vintems (25 Centimes), was nicht gar viel ist, denke ich!

Uebrigens war Dom Pedro nicht rachsüchtig. Er war ein guter Teufel im ganzen Sinn des Wortes. Sobald man ihm seine Abgabe entrichtete ohne sich mahnen zu lassen, und ihn wie seines Gleichen behandelte, war er von äußerster Höflichkeit und Freundlichkeit, und wußte seine Unterhaltung mit den zweideutigsten Späßen und Histörchen zu würzen. Er hatte die Zurechtweisung bald vergessen, welche ich so unklug gewesen ihm bei unserem ersten Begegnen angedeihen zu lassen, und zeigte niemals einen Groll in unsern Begegnungen zweimal in der Woche.

Nach dem Vorbild Heinrich des IV und Sixtus V halte ich den Freitag heilig. Ich feierte diesen Glückstag zu Rio, indem ich in einer casa di pasto (Speisehaus), die wegen ihrer Austernsuppe und des Stockfisches à la valencienne berühmt war, zu Mittag aß. Es geschah oft daß die enge Räumlichkeit, besonders von brasilianischen Officieren besucht, die Gäste nicht fassen konnte. Nun eines Freitags, als ich mich in eine Ecke setzte, an das letzte der kleinen Tischchen von Tannenholz, das frei war, geschah es daß jemand, den ich noch nicht bemerkt hatte, der nach mir hereinkam, mich um Erlaubniß bat sich mir gegenuber setzen zu dürfen. Dieser Jemand war Dom Pedro, mein Bettler. Er hatte einem Neger die Obhut seines Pferdes vor der Thür überlassen, und sagte mir daß auch er Austernsuppe und Stockfisch verehre.

Ich fühlte mich durch diesen Vorschlag nicht sehr geschmeichelt, und hätte einen andern Tischgenossen vorgezogen, aber ich hatte keine Wahl, denn ich wußte daß Frankreich nicht Amerika ist, und daß hier Annäherungen berechtigt sind welche bei uns kaum geduldet werden. Ich ergab mich daher drein, und erwiederte dem Bettler:

Warum nicht?

Dom Pedro hatte eine freundlichere Aufnahme erwartet, oder er vermuthete meine Verlegenheit, denn er entgegnete mir mit ironischem Stolz:

Solltet Ihr es nicht gern zugeben? O Ihr dürft Euch nicht schämen an einem Tisch mit mir zu sitzen. So wie Ihr mich sehet, besitze ich ein Landhaus zu Larengeiras, und eine Kaffeeplantage zu Tijuka, dazu zehn weibliche und männliche Sklaven, und bin gesonnen dieser Tage mir Rentenscheine zu kaufen.

Ich wünsche Euch Glück zu Eurem Wohlstand, aber ich bedurfte nicht dieses Nachweises um Eure Gesellschaft anzunehmen. Ich verachte niemanden.

Der Bettler verschlang die rauchende Suppe, welche ein Aufwärter mit braunem Gesicht, starken Haaren und schmutzigem Aussehen auf den Tisch gesetzt hatte. Als er damit zu Ende war, fuhr er fort:

Jetzt, da Ihr mein Vermögen kennt, mein Herr, würde ich mich geschmeichelt fühlen wenn Ihr irgend einen Dienst von mir begehren würdet. Ihr dürft versichert seyn daß ich ihn Euch bestens erweisen würde. Uebrigens seht in meinen Worten keinesweges nichtssagende Anerbietungen, wie man sie hier zu verschwenden pflegt; was mich betrifft, so wünsche ich nur auf die Probe gesetzt zu werden.

Wirklich, sagte ich zu Dom Pedro, Ihr beschämt mich. Ich hätte nicht gedacht Euch so viel Theilnahme einzuflößen. Ich danke Euch herzlich, und . . . .

Hört mich, unterbrach er. Es ist lange her seit ich Gelegenheit suchte Euch meine besondere Achtung zu bezeugen, und ich segne den Zufall der mir sie gegeben hat. Vergeßt nicht daß ich ganz zu Euren Diensten stehe.

Noch einmal meinen Dank, Dom Pedro, stammelte ich. Würdet Ihr meine Wünsche belehnen, wenn ich Euch die Art und Weise dazu angäbe? fragte der Bettler.

So erklärt Euch zuerst.

Es sey. Ich ruhe Sonntags aus und arbeite nicht an Festtagen, wie jeder gute Christ es thun sollte. Diesen Tag verlasse ich mein Landhaus nicht. Wohlan, ich wäre entzückt und sehr geehrt, wenn Ihr mich dort besuchen wolltet.

Ein Besuch zu Larengeiras! rief ich aus.

Ja. Ihr kennt die Freguezia. Es gibt köstliche Villen dort, und ich versichere Euch daß die meinige nicht die geringste darunter ist. Besucht mich an einem Feiertag, damit ich sie Euch mit Muße zeigen kann. Wir werden im Schatten eines Orangenhains speisen, am Rand eines kühlen Baches, und uns bedienen lassen von zwei jungen Mulatinnen, schön wie die Liebesgöttin. Ich verheiße Euch ein treffliches Huhn mit Reis, rothe Bananen, unvergleichliche Doces (Confect), Kaffee von Tijuka, von erster Sorte, und Cigarren von Matanzas. Wir werden den Abend in unsern Hängmatten mitten unter Blüthen zubringen, das Gebirg vor uns, und wenn Ihr Lust dazu habt . . . können wir von Litteratur sprechen.

Ich war starr vor Staunen. Einen Augenblick argwöhnte ich, mein Tischgenosse wolle sich auf meine Kosten belustigen. Der Blick den ich ihm zuwarf, verrieth wahrscheinlich meine Besorgniß, denn der Bettler fuhr also fort:

Es scheint Euch befremdlich daß ich die schönen Wissenschaften pflege, nicht wahr? Gelehrte sind freilich selten, ich

gesteh's unter den Bürgern meines Gewerbes; aber ich, mein Herr, bin Baccalaureus und Doctor der Rechte.

Baccalaureus und Doctor der Rechte! rief ich aus.

Wenn Ihr es nicht ungütig nehmt, Herr, fuhr Dom Pedro mit stolzer Gebärde fort. Ich habe acht Jahre den Vorlesungen auf der Universität von San-Paulo gefolgt, ich habe sogar dort etwas geglänzt, und wenn Ihr Euch herablaßt mich zu Larengeiras zu besuchen, werde ich Euch meine Diplome vorzeigen, wie auch meine kleine Bibliothek, die nicht ohne Werth ist.

Das Lesen ist eine der Leidenschaften, denen ich meine Muße widme.

Weil Ihr zu Mittheilungen aufgelegt seyd, fragte ich meinen Gesellschafter, wolltet Ihr mir nicht auch sagen durch welche Reihenfolge von Unglücksfällen Ihr es bis zum Betteln gebracht habt, denn ich kann durchaus nicht annehmen daß Ihr bloß zu Eurem Vergnügen von dem öffentlichen Almosen lebtet?

Unglücksfälle! entgegnete der Bettler, ich habe, Dank dem Himmel, nie welche erlebt. Mein Unglück, ein geringes, weil es gut gemacht ist, lag in meinen Lastern. Ich hatte vom achtzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre deren drei gehabt: ich liebte über die Maßen die Weiber, das Spiel und die Freuden der Tafel. Das Geld welches nicht das Monte und die nächtlichen Orgien verschlangen, wurde mit der Liebe vertan, denn die Paulistas sind entzückend. Das Kartenspiel, der gequckte Ponto und das Guitarreklimper unter den Fenstern haben mein Erbtheil erschöpft. Ich erwachte eines schönen Tages als Baccalaureus und Doctor der Rechte, nicht einen Vintem in der Tasche . . . . und ohne Credit.

Es war der Augenblick, bemerkte ich, Eure Grade von der Universität nutzbar zu machen.

Es war zu spät. Der Leichtsinn meiner Jugend hatte mich mit meiner Familie entzweit, und die Beschützer mir entzogen, deren ich bedurft hätte. Es war mir nichts geblieben als die Dürftigkeit und Gläubiger, welche mich hetzten wie die rothen Indianer den Jaguar verfolgen. Damals machte ich mir moralische Gedanken, schwur in Zukunft klüger zu seyn, und kam nach Rio, ohne recht zu wissen was ich hier beginnen sollte. Ich sondirte nun den Boden, und erhielt die Gewißheit daß die Vortheile des Bettels alle seine Uebelstände überwiegen. So war mir eine Laufbahn eröffnet, ich betrat sie.

Ihr nennt also die Bettelei eine Laufbahn, nehmt es nicht für ungut? fragte ich Dom Pedro.

Mein Gott, erwiederte er, alle Berufe sind gleich. Es handelt sich einzig darum sich ein angenehmes Leben zu verschaffen, in dem man so wenig als möglich arbeitet. Jedes Gewerbe ist anständig, vorausgesetzt daß der welcher es treibt, andern nicht dadurch schadet. Was das meinige betrifft, so seht es philosophisch an, und Ihr müßt gewahr werden daß es ehrenhafter ist als mancher andere Beruf, den ich nicht möchte, weil er meine Unabhängigkeit beeinträchtigen oder mir Gewissensbisse verursachen würde. Ich liebe tausendmal mehr die Freiheit und Ruhe, deren ich als Bettler genieße, als zum Beispiel das goldbesetzte Kleid eines Höflings, oder das stumpfe Gewissen eines Negerhändlers. Was denkt Ihr davon?

Ich denke nichts, ich höre nur Euch zu.

Aus dem Gesichtspunkte des Gewinns, setzte er hinzu, ist der Beweis, daß ich nicht übel gewählt habe, wie ich mein Ziel erreichte: ich bin fortan vor Armuth geschützt, habe die aurea mediocritas des Horaz erreicht, und genieße sie unter einem Himmel, glänzender als der Italiens. Es war das Geschäft einiger Jahre. Uebrigens da mein Ehrgeiz beschränkt ist, gedenke ich mich bald zurückzuziehen. Schon jetzt vernachlässige ich eine Menge meiner Clienten und verkehre nur mit den besten, indem ich sie wöchentlich noch einmal sehe, anstatt zweimal. Ihr habt es gewahr werden müssen?

Ja, in der That, antwortete ich; aber erlaubt mir noch eine Frage: was seyd Ihr zu thun gesonnen, wenn Ihr Euch vom Bett . . . vom Verkehr zurückgezogen habt?

Ich werde literarische Arbeiten unternehmen. Ich habe den Plan, eine Geschichte der Tupinambas zu schreiben. Es ist wahrscheinlich daß ich mich auch mit Politik beschäftigen werde.

Solltet Ihr nach dem Amte eines Deputirten streben? fragte ich halb ernst, halb im Scherz.

Daran hab ich noch nicht gedacht, aber ich sehe nicht ein warum ich es nicht thun sollte. Es gibt manchen Deputirten in der Kammer, der mir nicht gleich kommt.

Ja, der Bettler zählte mir ein halbduzend Mitglieder der Partei Saquerema oder des Rückschritts auf, die er tief verachtete. Dann leerte er seinen Teller, grüßte mit liebreicher Artigkeit und entfernte sich, indem er aufs neue in mich drang, ihn doch ja eines Sonntags zu Larengeiras zu besuchen . . . . .

Bis jetzt bin ich nicht dort gewesen.

Die Arier und die arische Einwanderung in Indien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

(Schluß.)

Wie gestalteten sich aber nun während dieser Kämpfe um das Land die sprachlichen Verhältnisse der Arier in Indien? Wir haben gesehen daß die Sprache der Vedas, obwohl schon eigenthümlich indisch, der Ursprache noch sehr nahe steht. Daß die Sprache in welcher die vedischen Lieder gedichtet wurden, Volkssprache war, das kann niemand bezweifeln. Wie diese Lieder selbst aus den innersten, oft noch nicht einmal klaren Gefühlen und Anschauungen des Volks hervorquollen, so konnten sie auch nur in seiner Sprache gesungen werden, eine Gelehrtensprache und gelehrtes Wesen überhaupt lag jenem jugendlichen Volk noch fern. Anders ist es nun freilich mit der heiligen Sprache der spätern Inder, welche man, ehe die Sprache der Vedas bekannt wurde, allein unter Sanskrit verstand. Im

Grund ist auch das vedische Sanskrit dieselbe Sprache wie das spätere Sanskrit, und unterscheidet sich von diesem nur durch eine gute Anzahl von Archaismen sowohl in der Grammatik als im Wortschatz. Wie ist aber nun das Sanskrit aus der alten Vedensprache entstanden? Hier lassen sich mehrere Möglichkeiten denken. Es könnte sich das Sanskrit, durch Ausschließung alles Dialektischen, aus der alten Sprache verfeinert und zu einer Schriftsprache ausgebildet haben. Dann brauchte diese Sprache an keiner bestimmten Stelle Volkssprache gewesen zu seyn, und würde in ähnlicher Weise sich zu den Dialekten verhalten wie bei uns die hochdeutsche Schriftsprache neben den Volksdialekten steht. Für diese Annahme könnte zu sprechen scheinen daß die spätern nordindischen Volksdialekte, sobald sie auftraten, wieder an die vedischen Archaismen anknüpfen, die doch im Sanskrit — welches zwischen den Vedas und den Dialekten in der Mitte liegen muß — gänzlich verschwunden sind. Wie wäre dieß denkbar, wären diese Alterthümlichkeiten wirklich erstorben gewesen? Offenbar müssen sie noch im Mund des Volkes fortgelebt haben, obwohl das Sanskrit keine Spur von ihnen zeigt. Es läßt sich auch gar nicht läugnen daß wirklich noch Sanskrit geschrieben wurde und noch geschrieben wird, in Zeiten wo gar nicht daran zu denken ist daß diese Sprache irgendwo sich lebend erhalten habe. Trotz diesem allem neigen wir uns doch der Ansicht zu daß das Sanskrit eine wirklich gesprochene Sprache war, die in der Hauptsache so wie sie ist, durch Jahrhunderte im Mund des Volks lebte, womit wir natürlich nicht sagen wollen daß man sich nicht im Leben mancher Ausdrücke und Redewendungen bedient haben möchte die man in Büchern vermied, oder daß alle Classen der indischen Gesellschaft die Sprache in gleicher Reinheit gesprochen haben. Die vedische Sprache hat, wie gesagt, vor dem spätern Sanskrit den Vorzug größerer Alterthümlichkeit voraus, ist aber nicht etwa dialektisch von ihm verschieden, vedische Dialekte gibt es nicht. Es ist auch durchaus nöthig eine Form der indischen Sprache anzunehmen in welcher diese gesprochen wurde in der Zeit die zwischen den Vedas und dem Auftreten der Volksdialekte liegt, und diese Form kann keine andere seyn als das uns bekannte Sanskrit. Auch fehlt es für diese Annahme nicht an äußern Zeugnissen. Indische Grammatiker unterscheiden immer neben dem Dialekt der Vedas noch die gesprochene Sprache des Volkes, und verstehen darunter unser Sanskrit. Noch in den epischen Gedichten finden sich ausdrückliche Erwähnungen daß man Sanskrit sprach und dieß sogar von Frauen verstanden wurde; in einem der ältesten der uns erhaltenen Dramen heißt es dagegen, Sanskrit von Frauen gesprochen, klinge lächerlich. Wie wäre es auch denkbar daß man eine Sprache heutzutage noch fließend sprechen und schreiben könne, wenn diese gar niemals darauf berechnet war gesprochen zu werden! Wir werden also am besten thun wenn wir uns vorstellen daß die Sanskritsprache einen ähnlichen Verlauf genommen habe wie das Lateinische. Wie es keinem Zweifel unterliegen kann daß das Lateinische in den blühenden Zeiten des Römerreiches wirklich in Italien gesprochen wurde, so muß auch in den ersten Jahrhunderten nach der arischen Einwanderung das Sanskrit die Sprache der nordindischen Arier gewesen seyn. Wie aus dem Latein die romanischen, so entwickeln sich aus dem Sanskrit die Prakritsprachen, wie uns in den romanischen Sprachen so manche Formen, Ausdrücke und Redewendungen vor die Augen treten welche uns das classische Latein nirgends zeigt, ebenso treten auch in den indischen Volksdialekten solche Formen und Wendungen wieder hervor welche die classische Sprache abgestreift, das Volk aber erhalten hatte. Die Parallele zwischen diesen beiden Sprachen läßt sich noch weiter fortführen: wie das Latein im Mittelalter und bis zum heutigen Tag als Gelehrtensprache theils gesprochen, theils geschrieben wird, so hat sich auch der Gebrauch des Sanskrit bei gelehrten Brahmanen bis auf den heutigen Tag erhalten. Es versteht sich übrigens von selbst daß das Sanskrit, solange es als Sprache lebendig war, nicht starr auf demselben Standpunkt stehen blieb, und zuletzt mit einem Schlage in die Volksdialekte übergieng. Es lassen sich namentlich in den ältern Schriften sprachliche Schwankungen nachweisen, und die ganze ältere Literatur zerfällt nach M. Müllers Annahme (in seiner Geschichte der ältern Sanskritliteratur) in vier Zeiträume, nämlich 1) die Zeit der älteren Vedahymnen, etwa von 1200—1000 v. Chr.; 2) die Zeit der jüngern Hymnen, von 1000—500; 3) die Zeit der Brahmanas von 800—600, und endlich 4) die Zeit der Sutras von 600 bis 200 v. Chr. Die beiden ersten Zeiträume bei Müller sind für uns die Periode welche von der Einwanderung der arischen Inder in das Fünfstromland bis zu ihrem Vordringen an die Sarasvati dauert. Die Brahmanas, der Zeit nach die ältesten Schriften nach den Vedahymnen, welche sie symbolisch auszudeuten suchen, sind aber sowohl dem Geiste als der Sprache nach so weit von der vorhergehenden Periode verschieden, daß man zu der Annahme genöthigt wird, es müsse eine geraume Zeit zwischen beiden Perioden der Literatur in der Mitte liegen. Der Geist der Vedahymnen ist den Verfassern der Brahmanas schon ganz fremdartig und unverständlich, sie betrachten die ihnen vorliegenden Texte schon ganz von priesterlichem Standpunkte aus, die Sprache dieser Bücher steht dem gewöhnlichen Sanskrit schon sehr nahe, doch ist der Styl etwas alterthümlicher und es finden sich grammatische Formen die der spätern Sprache abgehen.

Die indischen Arier haben die fremdartige Bevölkerung welche sie in Nordindien antrafen, nicht vollständig ausgerottet, sondern unterjocht und als dienende Kaste mit sich verschmolzen. Die Unterworfenen giengen nach und nach als Volk unter, sie nahmen die Sprache ihrer Herrscher an und verlernten die eigene, sie trugen dadurch wesentlich dazu bei, die Reinheit der Sanskritsprache zu gefährden. Es kann uns daher nicht wundern, wenn wir schon frühe in Indien Dialekte auftauchen sehen. Sie beginnen so ziemlich mit dem Auftreten des Buddhismus, wir wissen daß dieser sich zum Theil auf das niedere Volk stützte. In manchen Schriften des nördlichen Buddhismus finden sich Verse, die in einem Jargon abgefaßt sind, der einen Uebergang von dem reinen Sanskrit zu den Volkssprachen zu bekunden scheint. Die Sprache dieser Verse ist im Ganzen genommen noch Sanskrit, aber es finden

sich darin unrichtige Formen, die zum Theil diesen Stücken eigenthümlich sind, zum Theil auch mit den Formen der spätern Dialekte übereinstimmen; Burnouf vermuthete, diese seltsamen Verwirrungen möchten aus Unkenntniß der Sprache stammen, und die Verfasser dieser Verse könnten außerhalb Indiens zu Hause gewesen seyn und das Sanskrit nur ungenügend verstanden haben. Allein die Verfasser dieser Stücke handhaben sonst die Sprache mit Leichtigkeit, sie schreiben ihre Verse meist in den verwickelten Versmaßen der Kunstpoesie, es ist nicht denkbar daß ganz ungeübte Hände solche schwierige und doch regelrechte Verse geschrieben haben sollten, abgesehen davon daß sich diese incorrecte Poesie stets mitten unter correcter Prosa findet. Wahrscheinlicher ist es daß gerade diese Verse aus der ältesten Zeit des Buddhismus stammen und ganz in der Weise geschrieben wurden wie das Volk sprach. Etwas später, im 3ten Jahrhundert v. Chr., zur Zeit des Königs Açoka, finden wir die Volksdialekte vollständig entwickelt. Dieser König hat uns Inschriften in verschiedenen Theilen Indiens und in drei Dialekten hinterlassen, die alle bereits vom Sanskrit abweichen, aber doch dieser Sprache noch sehr nahe stehen. Eine Reihe derselben findet sich in Girnar in Guzerate und dürfte wohl auch der Dialekt in dem sie geschrieben sind jener Gegend angehören. Die andere Reihe findet sich mehr im östlichen Indien, theils in Dhauli (Cuttak) theils bei Allahabad. Dieser Dialekt stimmt am genauesten mit demjenigen welcher in den indischen Dramen die Sprache von Magadha heißt, durchgängige Verwandlung des r in l ist das charakteristische Kennzeichen desselben. Eine dritte Reihe von Inschriften von demselben Könige findet sich endlich in Kapurdigiri in Kabul und bestättigt uns die wichtige Thatsache, die wir auch schon aus den Münzen der griechisch-baktrischen Könige wissen, daß die Sprache jener Gegend eine indische war. Als gleichaltrig mit den eben genannten drei Dialekten darf man die sogenannte Palisprache ansehen. In ihr sind die heiligen Schriften der südlichen Buddhisten geschrieben und sie hat das eigenthümliche Schicksal gehabt, in ihrem Heimathlande ganz vergessen zu werden, aber als heilige Sprache in Ceylon, Barma und Siam fortzuleben. Nach den einheimischen Grammatikern soll sie älter als das Sanskrit und ihre Heimath die Provinz Magadha, das heutige Behar, seyn. Die erstere Behauptung ist ganz gewiß unrichtig und dieß macht uns auch die letztere verdächtig: die Eigenthümlichkeiten dieser Sprache stimmen nicht mit denen der frühern und spätern Sprache von Magadha, sie kennt nicht die Verwandlung des r in l. In Ermanglung aller anderweitigen Zeugnisse für das Vaterland dieser Sprache glaubt Lassen ihre Entstehung in den jetzt Malva genannten Landstrich setzen zu dürfen; dem sprachlichen Charakter nach hält das Pali ziemlich die Mitte zwischen dem westlichen Dialekte von Girnar und dem östlichen von Dhauli, sein Vaterland dürfte also auch zwischen beiden zu suchen seyn. Alle diese Dialekte sind mit dem Buddhismus auf das innigste verflechten, sie erscheinen nur auf buddhistischen Denkmalen und in buddhistischen Werken. Es sind uns aber auch in brahmanischen Schriften Reste von indischen Dialekten erhalten, die etwas später als die oben erwähnten buddhistischen gesprochen worden seyn müssen. In den indischen Dramen nämlich sprechen nur die obersten Classen der Gesellschaft in Sanskrit, die niederen aber in verschiedenen Volksdialekten. Die frühere Ansicht Wilsons, daß diese Dialekte gar nicht wirklich gesprochen, sondern nur von den Verfassern dieser Dramen erfunden worden seyen, ist längst von Lassen widerlegt; es genügt dagegen schon die einzige Thatsache, daß die jetzt gebräuchlichen Dialekte sich daran anschließen. Diese scenischen Dialekte (gewöhnlich Prakrit genannt) sind nur nicht bloß mit Rücksicht auf das Sanskrit jünger als die oben genannten buddhistischen, sie sind auch weniger rein als diese, und zeigen, wie die heutigen Sprachen Nordindiens, Bestandtheile die sich nicht auf das Sanskrit zurückführen lassen, nur sind sie im Prakrit weniger häufig als in diesen. Es ist gar nicht schwierig einzusehen, woher dieses fremde Element in den Volkssprachen Indiens kommt: es sind dieß die Ueberbleibsel der Sprachen der Urvölker, die sich mit den Ariern verschmolzen, und nur diese wenigen Reste ihrer Existenz zurückgelassen haben. Ueber diese Urbevölkerung wollen wir zum Schluß nur noch einige Worte sagen.

Die gewöhnliche Annahme ist daß sich die Arier mit der Urbevölkerung in der Art verschmolzen haben, daß diese die vierte oder dienende Kaste bildete, aus den Ariern aber die drei obern Kasten bestanden. Diese Ansicht hat Lassen zuerst aufgestellt, er hat gefunden daß der Name Sudra, den die vierte Kaste führt, als Name eines Volkes am Indus vorkomme, und daraus geschlossen, es möchte dieses das erste der von den Ariern unterworfenen Völker gewesen seyn, später habe man dann alle unterworfenen Völkerschaften unter dem Namen Sudras zusammengefaßt. Diese Ansicht hat große Wahrscheinlichkeit, allein es ist darum noch nicht erwiesen daß dieß Volk der Sudras ein den Indern unverwandtes war. Es ist zwar zugegeben daß die Völkerschaften welche in den Vedas unter Dasyu verstanden werden, zumeist Fremde gewesen sind, werden sie doch in den Vedas selbst oft genug den Ariern gegenübergestellt. Aber dieß schließt nicht aus daß auch abtrünnige Stämme des arischen Volkes, die aus irgendeinem Grund mit der Hauptmasse des Volkes in Zwiespalt gerathen waren, besiegt und unter die dienende Classe gestellt wurden. Man wird daher immer annehmen dürfen daß die zahlreiche Kaste der Sudras nicht aus fremden Stämmen allein bestand, sondern daß die Inder ebenso gut Hörige des eigenen Stammes hatten als dieß bei den alten Deutschen, Slaven u. s. w. der Fall war. Eine zweite, auf den ersten Anblick sehr ansprechende Annahme ist die, daß die nordindischen Stämme, auf welche die hereinstürzenden Arier sich warfen, demselben Völkerstamme angehört haben als die südindischen, daß also die Arier als ein Keil in die südindische Bevölkerung hineingetrieben worden seyen und sich von der letztern in Nordindien nur schwache Ueberreste in den Gebirgen erhalten haben, wohin ihnen die Arier nicht folgten. Indessen Caldwell, einer der vorzüglichsten Kenner der südindischen Sprachen, behauptet daß das fremde Element, das sich in den nordindischen Volkssprachen erhalten habe, durchaus nicht den südindischen Sprachen angehöre, und daß überhaupt keine

Legende oder sonst ein Zeugniß vorhanden sey, das einen andern als friedlichen Verkehr der Südinder mit den Ariern bekundete. Es sey auch unrichtig, versichert uns Caldwell daß die Südinder früher alle auf dem niedern Culturstandpunkte sich befanden, wie heutzutage die Khands und Gonds. Mit denselben Mitteln, durch die wir oben den Culturzustand der alten Indogermanen zu erforschen suchten, hat Caldwell die Cultur der ältesten Südinder untersucht, und erweist, auf das älteste keiner Beeinflussung von außenher verdächtige Material gestützt, daß diese Cultur keine so unbedeutende war. Sie hatten damals schon Könige die in Festungen wohnten, sie hatten zwar keine Bücher, keine Schrift, wohl aber Barden die bei öffentlichen Festlichkeiten ihre Lieder vortrugen. Sie kannten einen Gott und errichteten ihm Tempel, es scheint aber nicht daß sie ihm Opfer darbrachten. Sie waren mit dem Gebrauch der Metalle vertraut, mit Ausnahme des Zinns und des Zinks, sie kannten die Planeten mit Ausnahme des Mercur und Saturn. Sie konnten bis 100, einzelne sogar bis 1000 zählen, höhere Zahlen waren ihnen unbekannt. Sie kannten Heilmittel, aber keine Aerzte, sie hatten Dörfer, aber keine Städte, sie hatten Boote und selbst Schiffe, aber keinen Handel, keine Bekanntschaft mit überseeischen Gegenden, mit Ausnahme von Ceylon, wohin man bei niedrigem Wasserstand zu Fuß gelangen kann. Sie waren bekannt mit Ackerbau und mit Kriegsgeräthschaften, sie kannten die gewöhnlichen für das Leben nöthigen Handwerke, aber keine Künste höherer Art. Einem solchen Volke konnten die Arier, wie sie bei ihrer Einwanderung in Indien beschaffen waren, nicht viel lehren. Es drängen uns also sprachliche und andre Zeugnisse zu der Annahme, daß Nordindien vor Ankunft der Arier von einer andern schwachen Race bewohnt war, nicht von Südindiern. Hier entsteht aber nun die Frage: Wie kamen die Südindier in ihre heutigen Wohnsitze? Denn auch sie scheinen vom Norden gekommen zu seyn. Sind sie zuerst vom Norden per eingewandert und hat dann eine von Nordosten kommende Völkermasse sie nach Süden geworfen? Diese Fragen sind gewiß für die Geschichte der Menschheit nicht ohne Wichtigkeit; auf sie einzugehen ist aber gegenwärtig weder die Geschichte noch die Sprachwissenschaft gerüstet, wir müssen sie also der Zukunft überlassen.

Reisen und Abenteuer des Dr. Joseph Wolff im Orient.

(Schluß.)

Erschöpft, beraubt und verwundet erreichte Wolff Bagdad, wo er glücklicher Weise britische Beamte antraf, die sich seiner kräftig annahmen. Die dortige Judenschaft ist reich und angesehen, auch führt ihr Oberhaupt den officiellen Titel: „Fürst in der Gefangenschaft.“ Der dortige britische Resident war ein Schwiegersohn des Sir James Mackintosh, Hr. Claudius Rich, welcher eines Tages, weil er sich vom Pascha beleidigt fühlte, gegen den Palast dieses Statthalters auf der Terrasse seines Gartens das einzige Geschütz, welches er besaß, richten ließ, und den Pascha einer Stadt von 200,000 Köpfen in seinem Palaste zu beschießen drohte, obgleich er nur dreißig Sipahis und drei andere Europäer zur Verfügung hatte, bis ihm Genugthuung widerfahren war! Auch zur Judenschaft in Basra machte Wolff eine Geschäftsreise, welche Gelegenheit er benützte um mit Erlaubniß der syrischen Priester vor der dortigen Gemeinde zu predigen, wobei er die Bischofsmitra, die Stola und das Cingulum trug. In Basra gibt es auch eine Gemeinde baptistischer Sabbäer, welche Johannes den Täufer als Religionsstifter verehren. Vor 130 Jahren suchte der katholische Missionär sie zur römischen Kirche zu bekehren. Sie zeigten sich auch willig, stellten aber vier Bedingungen: 1) daß der Papst durch schriftliche Verwendung beim Sultan sie von der Kopfsteuer befreie, 2) daß er ihnen Geldunterstützungen zufließen lasse, 3) daß sich dem Bett eines Sterbenden kein katholischer Priester nähern solle, 4) daß sie ungestört ihre eigene Religion noch fortbehalten dürften! Wolff hatte von der damaligen Mrs. Taylor und jetzigen Lady Congleton an ihre Schwester Mrs. Lazar in Basra Briefe und durch diese Briefe Zutritt in einem der armenischen Harems erhalten. Beide Damen waren Kinder einer armenischen Familie in Schiras gewesen und auf Befehl des dortigen persischen Prinzen [1] in zartem Alter nach seinem Harem gebracht, dann aber durch Bestechung der Dienerschaft in einem Korb wieder aus diesem Kerker herabgelassen und nach Buschir gestüchtet worden, wo die eine den Obristen Taylor, die andere den Armenier Lazar heirathete. Als Mrs. Taylor ihrem Gemahl nach Bombay, wohin er vorausgegangen war, folgen sollte, fiel sie arabischen Piraten von Muscate in die Hände, denen sie jedoch in der Nacht mit ihrer getreuen Dienerin in einem Boot entfloh. So trieben sie hinaus auf die See, wo sie bald, wie sie gehofft hatten, von einem britischen Schiffe des Küstenblokadegeschwaders erkannt und aufgenommen wurden. Nach dem Tode des Obristen Taylor heirathete seine Wittwe Hrn. Parnell, der später zur Lordschaft von Congleton succedirte.

Auf dem Wege nach Schiras, in Borrasgun und Kasserun, fiel es dem Missionär besonders auf in den Häusern der persischen Edelleute Wandgemälde zu sehen, denn er wußte noch nicht daß nur die sunnitischen Muhammedaner, nicht aber die Schiiten jedes Bildwerk für verdammlich halten. In Schiras selbst fand Wolff eine Schilderung bestätigt die ihm kurz zuvor ein muhammedanischer Perser gemacht hatte. „Erstens: jedes Haus in Schiras mit einem niedern engen Eingang ist ein Judenhaus. Zweitens: jeder Mann mit einem schmutzigen wollenen, oder schmutzigen kamelhärnen Turban ist ein Jude. Drittens: jedes abgeschabte, auf dem Rücken geflickte und an den Aermeln zerrissene Kleid ist ein Judenkleid. Viertens: jeder der Glasscherben aufliest, ist ein Jude. Fünftens: jeder der nach alten Kleidern, alten Schu-

[1] In Persien sind die Prinzen gewöhnlich Statthalter der Provinzen.

hen und alten Sandalen forscht, ist ein Jude. Sechstens: das Haus wo kein anderes vierfüßiges Thier als eine Geiß hineingeht, ist des Juden Obdach." Nirgends sah Wolff so viel Elend beisammen als unter den Juden von Schiras. Alle Alter und Geschlechter lagen nackt oder in Lumpen auf der kalten winterlichen Straße, weil das Erdbeben ihre Häuser zerstört hatte, und überall wurden Hände ausgestreckt, nach einem Pul. (Heller). In Schiras entgieng Wolff nur durch ein Wunder dem sichern Tod. Er hatte sich mit orthodoxen Sufis in Streit eingelassen, und diese Leute waren so bornirt daß sie sich bei Wolff erkundigten, wie er denn geschlafen habe, nachdem er ihre mächtigen Beweisführungen gehört habe, worauf ihnen unser Autor versicherte, daß Beweisführungen seinen gesunden Schlaf noch nie gestört hätten. Nun begab sich aber einer der angesehensten Mollahs zu dem Prinzen-Statthalter, und verlangte Wolff sollte zu einer öffentlichen Disputation aufgefordert werden, im Unterliegungsfalle aber zum Islam übertreten oder sterben. Glücklicherweise hatte der Orthodoxe kaum gesprochen, als er einen Anfall der Fallsucht bekam, so daß sein Vorschlag wegen der üblen Vorbedeutung nicht zur Ausführung kam.

Von Schiras begab sich Wolff nach Ispahan, welche Stadt durch das persische Sprüchwort „Ispahan die halbe Welt" gepriesen wird. Nach der Volkssage hatte niemand anderer als Salomo, der große Zauberer, die Stadt erbaut. Die Juden Ispahans bewahren übrigens eine vortreffliche Legende um den israelitischen König von manchen galanten Flecken seines Lebenswandels zu reinigen. Salomo, erzählen sie, führte beständig Aschmeday, einen der gefallenen Engel, an einer Hundekette mit sich. Laß mich nur einmal los, bat Aschmeday, und du sollst die Wunder sehen die ich verrichten werde. Als aber Salomo los ließ, gab ihm der Böse einen Tritt daß er viele tausend Meilen davon flog und lange Zeit als Bettler in der Fremde umherirrte, während welcher Zeit Aschmeday in der Gestalt Salomo's sich tausend Weiber anschaffte und Götzendienst trieb, bis der wahre König wieder nach Zion kam und Aschmeday an seinem Hahnenfuß vor der Judenschaft entlarvt wurde. Wolff setzt hinzu daß einer seiner Vorfahren Rabbi Jonathan Eubeschütz diesen selben Aschmeday völlig in seinen Händen hatte. Als der Unhold einmal jüdischen Eltern ein Neugeborenes entführte, befahl der Rabbi auf der Posaune zu blasen, wie am Neujahrstag. Anfangs wollte es nichts helfen, als der Trompeter aber die Backen immer voller nahm, kam Aschmeday, brachte das Kind und sprach: „Da! Nehmt's und laßt mich gehen! Aber macht keinen solchen Lärm! Nur meine Ruhe will ich haben." (Anything for a quiet life!) Man sieht also daraus daß die gefallenen Engel in Bezug auf Lebensruhe ächt Münchnerisch denken und sich ähnlich ausdrücken.

Ueber Teheran, Casbin, Urumia und Eriwan begab sich Wolff nach der Abtei Etschmiazin, dem Sitz des armenischen Patriarchen, und von da nach Tiflis. In der Nähe besuchte er ein völlig deutsches Dorf, dessen württembergische Einwohner noch fest an dem Glauben Jakob Böhme's hielten. Von Tiflis gieng er nach Wladikaukas. Die berühmte Militärstraße der Russen, welche den Kaukasus halbirt, war damals noch so unsicher daß die Post stets von Artillerie begleitet wurde. Nachdem Wolff in Wladikaukas ein Nervenfieber überstanden hatte, reiste er über Nikolajeff und Cherson nach Taganrog, wo ihm Kaiser Alexander auf die nächsten Tage eine Audienz zusagen ließ, aber zuvor starb.

Wolff kehrte über Konstantinopel nach der Heimath zurück, befand sich im December 1827 aber schon wieder auf einer zweiten Missionsreise in Smyrna und bald darauf in Athen, wo er mit dem Fürsten Maurokordatos und mit Hrn. Trikupis, dem Geschichtschreiber, viel verkehrte. Er versichert uns bei dieser Gelegenheit daß die griechische Geistlichkeit bei weitem nicht so unwissend und abergläubisch sey als man gewöhnlich behaupte, weil gar mancher unter ihr in Göttingen und Heidelberg studiert habe. Schade daß sich nur Wolff dafür verbürgt, der an Aschmeday und ägyptische Magie glaubt, ja der später sagt, er wolle mit jedem streiten daß die Bibel und der Aberglaube nicht feindlich sich verhalten, denn nur in zwei Stellen des Neuen Testamentes, und zwar in der Apostelgeschichte, sey vom Aberglauben und keineswegs in mißbilligender Weise die Rede! Die Griechen Athens machten unserm Wolff den Hof: „daß er nicht nöthig hatte weder in den Kaffeehäusern noch in den Hötels einen Heller auszugeben." In dankbarer Erinnerung bessen verheißt er auch den Neuhellenen Byzanz, „denn der Hattischerif des betrunkenen (sic) Sultans Abdül Medschid werde dem Leichnam des Osmanenreiches kein Leben einhauchen." Im Mai 1828 finden wir Wolff wieder in Alexandria und kurz darauf in Kairo. Dort begegnete er wieder einem morgenländischen Original nach der Goethe'schen Definition.[1] Es war ein Jude, der sich an Wolffs Gemahlin, die ihn begleitete, heranbrängte und sagte: „Ich bin Mathematiker und will die Wahrheit der Christenlehre auf mathematischem Wege beweisen." Lady Georgiana Wolff fertigte ihn folgenderwaßen ab: „Eßt Ihr bisweilen?" — Ja. — „Warum?" — Weil ich hungrig bin. — „Beweist mir also zuvor mathematisch daß Ihr hungrig seyd."

Ohne sonderliche Zufälle erreichte Wolff abermals Jerusalem. Er klagt nur über die Beduinen seiner Bedeckung, deren Gespräche sich sehr viel um die Weiber drehten, und auf eine kaum neunbare Art profan seyen. Dazu folge nach jedem Wort und nach der gröbsten Lüge ein Eid, und hundertmal in einer Viertelstunde kehre das Wort Geld wieder. In Jerusalem wurde Wolff in einem Kaffeehaus, wie er anzudeuten scheint auf Anstiften von Juden, eine vergiftete Tasse aufgetragen, das Gift jedoch durch Brechmittel wieder beseitigt. Während seines spätern dortigen Aufenthaltes trug sich aber ein Vorfall zu, der uns belehren sollte daß, wenn wir von fanatischen Ausbrüchen im Orient hören, nicht immer alle Schuld auf Seiten der Muhammedaner ist.

Dr. Stormont ein Wundarzt der britischen Marine, kam nach Jerusalem. Er, ein Mann von 50 Jahren und von hoher Körpergestalt, trug ein grünes türkisches Gewand, einen weißen Turban und europäische Stiefeln, wollte aber aus

[1] „Ein Original ist ein Narr auf eigene Faust."

Geiz keinen Führer bezahlen. Als ihn Wolff warnte die Omarmoschee zu betreten, rief er: „Narrenspossen! Die Muhammedaner sind nicht so bigott wie ihr sie macht.“ Nächsten Mittag als man sich bei Tisch sah, erzählte Stormont daß er in der Omarmoschee gewesen sey. Dann rathe ich Euch, sagte Wolff, Jerusalem so rasch wie möglich zu verlassen. Stormont lachte ihn aus, gieng am nächsten Tag wieder in die Moschee, erzählte sein Wagniß wieder bei Tisch und verspottete nochmals Wolffs ängstliche Warnungen. Am dritten Tage stahl sich der Wundarzt wieder in die Moschee und versuchte seinen Namen an die Wände zu schreiben! Stormont gelangte nun wohl heil aus der Omarmoschee, aber die Kunde von dem Frevel verbreitete sich durch die Stadt, der Pöbel bemächtigte sich des Engländers, riß dem Civis romanus Turban und Kleider vom Leibe, und sperrte ihn nackt in einen Kuhstall, wo er nichts zu essen und zu trinken bekam, und wo er, wie Crösus auf dem Scheiterhaufen nach Solon, beständig: Wolff, Wolff, Wolff! rief. Unser wackerer Missionär war einstweilen zum Kadi gelaufen, und machte diesem Angst vor der britischen Flotte die bei Jaffa lag und zu deren Officieren der Eingesperrte zählte. Der Kadi ließ den Frevler vorführen, und fragte ihn weßhalb er die Omarmoschee besucht habe, worauf er nichts erwiederte als daß er barsch seine Kleider zurückverlangte. Der Kadi drückte endlich ein Auge zu und ließ Stormont entwischen, Wolff aber mußte für diese Gefälligkeit 30 Thaler Bakschisch zahlen, die er nie wieder zurück empfing, denn Stormont sagte ihm grob: Er sey ein Thor gewesen daß er gezahlt habe; sie hätten ihn mißhandelt und wollten noch Bezahlung; eher ließe er sich hängen als daß er einen Heller gäbe. Es ist gut sich so etwas zu merken, denn von den Muthausbrüchen der Muhammedaner ist gar viel, von den brutalen Herausforderungen der Europäer nie die Rede.

Aber auch Wolff, obgleich schon so viel gewandert im Orient, begieng gröbliche Verstöße. Als er sich im Juli 1829 in Alexandria befand, verfaßte er eine arabische Adresse an die muhammedanischen Großen, worin er sie zur Bereuung ihrer Irrthümer und zur Bekehrung zum Christenthum aufforderte. Mit diesem Schreiben schickte er einen Maulthiertreiber zum Gouverneur Alexandria's, wo der Ueberbringer natürlich eine billige Tracht Schläge empfieng. Wüthend kehrte er zu Wolff zurück, und hätte diesem das Empfangene gewiß heimgezahlt, wenn er nicht mit zwei Thalern besänftigt worden wäre. So oft ihm Wolff aber auf der Straße begegnete, rief er ihm zu: „Daß Ihr mich nie wieder mit einem solchen Wisch zum Gouverneur schickt!“ Und wenn Wolff dann entgegnete: „Es hat Euch doch zwei Thaler eingetragen,“ erwiederte er stets: „Wenigstens zehn hättet Ihr mir geben sollen.“ Wolff gieng jetzt von Alexandria hinweg, wo seine Frau ihrer Entbindung entgegensah, besuchte die Mönche des Hagios Oros, des heiligen Berges Athos, gerieth dann an der kleinasiatischen Küste unter Kleften, und kam ausgeplündert nach Salonich. In dieser Stadt gibt es eine merkwürdige jüdische Secte, gestiftet von Schabatay Sebi aus Smyrna in Bulgarien, einem gelehrten Juden, der sich für den Messias ausgab, und um dem Spruch des Propheten (Jer. XXXI, 31) zu erfüllen, das mosaische Gesetz abschaffte. Er zählte Anhänger in Aleppo, Smyrna, Jerusalem, Prag und Wien, und zwar zu Tausenden und Tausenden, über die er mit unbegränzter Macht herrschte und die ihm willig Tribut zahlten. Er soll alle Laster geheiligt haben, bis der Sultan, des Unfugs überdrüssig, ihn nach Konstantinopel bringen ließ, wo er sich durch Uebertritt zum Islam vom Tod, aber nur auf kurze Frist, rettete, denn der Sultan ließ ihm bald nachher den Kopf abschlagen. Dennoch leben jetzt noch mehr als 200,000 seiner Anhänger, von den Türken Donma, die Abgefallenen, geheißen. Man sagt daß sie in ihren geheimen Zusammenkünften allerhand Ausschweifungen verüben sollen, aber Wolff bemerkt sehr kritisch daß man dieß fast jeder Secte nachsage, und daß er es von keiner mehr glaube, seit man auch die Irvingianer auf diese Art verdächtigt habe.

In Malta sah Wolff seine Gemahlin wieder, sowie sein inzwischen gebornes Söhnchen. Er wohnte damals im Hause des Hrn. J. H. Frere, vormaligen Botschafters in Madrid, der den feurigen Missionär bestimmte plötzlich nach Buchara zu reisen. Dort nämlich werde er nicht bloß Juden, sondern die zehn verlornen Judenstämme finden. Als Beweis zeigte er ihm eine Karte wo die Sitze dieser Stämme mit Namen angegeben waren. Wolffs Entschluß stand jetzt fest, und zwar führte er ihn gegen den ausdrücklichen Befehl seiner Vorgesetzten von der englischen Propaganda aus. In Malta nämlich fand er die Ordre nach Hause zu kommen und sich zu rechtfertigen. Er hatte so viel gegen andere Missionäre polemisirt und so viel über moderne Mirakel gefaselt, daß man in London sich sagte: „Wolff ist aus der Art geschlagen!“ Der Missionär gehorchte aber nicht, sondern gieng auf eigene Verantwortung am 31 Dec. 1830 unter Segel nach der Levante.

Von Konstantinopel reiste er über Angora nach Tokat. Als er sich bei seinem Tataren (Kawassen) nach dem Ursprung der dortigen vermuthlich Genuesischen Ruinen erkundigte, und sich wunderte daß diese Schlösser nicht wieder aufgebaut würden, gab der Kawaß die classische Antwort: die Völker des Islam bauen nie auf; die Völker des Islam zerstören stets. Ueber Erzerum und Tabris kam Wolff nach Chpi, wo ihn ein Tachtrwan oder eine persische Sänfte erwartete, die ihm die britische Gesandtschaft in Teheran entgegengeschickt hatte. Er erfuhr nun daß in Persien selbst eine Pestilenz wüthete, und Abbas Mirza, der Thronprinz, mit 20,000 Mann und in Begleitung von zwei britischen Officieren und fünf Sergeanten gegen die Turkmenen Chorassans ausgezogen sey, um dem Menschenraub und Sklavenhandel dieser Raubstämme ein Ende zu machen. Der Hof war nach Ispahan in die Gebirge geflohen, um der Ansteckung in Teheran auszuweichen. Auch die britische Gesandtschaft hatte die Hauptstadt verlassen und sich in die Nähe nach Astara begeben, wo Wolff mit ihr zusammentraf und gastfrei von Oberst Campbell, dem Botschafter, und Dr. Mc. Neil, seinem Secretär, empfangen wurde. Letzterer schilderte Wolff ausführlich alle Gefahren einer Reise durch die Turkmenenländer und setzte dann scherzhaft hinzu: „Jetzt

haben Sie die prächtigsten Empfehlungsbriefe, und trotz ihnen werden wir in einigen Wochen die Botschaft empfangen daß Joseph Wolff von den Turkmenen um sechs Schay (20 Schay = ¾ Dukaten) verkauft worden sey." Wolff gieng indessen getrost nach Teheran, wo er in dem leerstehenden britischen Botschafterpalast wohnte. Dort machte er die Bekanntschaft eines Afghanen, der schon in Buchara gewesen war und dorthin zu reisen beabsichtigte. Er umarmte ihn auf morgenländische Art und lud ihn ein neben sich zum Thee niederzusitzen. Da bemerkte Wolff daß hinter dem Ohr seines Gastes im Nacken die Haut schneeweiß schimmerte. Er berührte den Fleck mit dem Finger und fragte was das sey, worauf der andere gelassen antwortete: das ist Piß (Aussatz, Pestilenz). Natürlich fuhr Wolff zurück als hätte er eine Natter berührt, und mochte nichts weiter mit diesem Cameraden zu schaffen haben.

Wolffs Unternehmen verlangte ungewöhnliche Kühnheit und, da diese Wolff von Natur fehlte, statt dessen, Frömmigkeit und Gottesvertrauen von ungewöhnlicher Stärke. Die Bewohner der Gränzlande Persiens gehören bekanntlich einem andern muhammedanischen Bekenntniß an. Die Perser und die Chorassaner sind Schiiten, das heißt sie glauben daß Ali der erste rechtmäßige Nachfolger im Chalifat nach Muhammed, und daß Abubekr, Omar und Osman Usurpatoren gewesen seyen. Wie immer bei Religionsspaltungen hassen denn auch die Schiiten die Sunniten oder Anhänger der Ueberlieferung bitterer als völlig Andersgläubige, und die Sunniten wieder bleiben ihnen nichts zur Erwiederung schuldig. Die Turkmenen Chorassans und die Usbeken Chiwa's, gleicher Abstammung wie die Türcken, sind auch wie diese und die Araber Sunniten, und machen sich kein Gewissen daraus jährlich die schiitischen Lande zu überfallen, die Bewohner in die Sklaverei zu schleppen und in Chiwa oder Buchara zu verkaufen. Chorassan aber stand nur dem Namen nach unter der Herrschaft des Schahinschah von Persien, sondern gehorchte etlichen vierzig Chans oder Ortshäuptlingen. Im Grunde befindet sich dieses Land noch heutigen Tages in demselben Zustande: je nachdem ein kräftiger oder schläfriger Despot in Teheran herrscht, gehorchen die Häuptlinge Chorassans mehr oder weniger. In jenes faustrechtliche Wirrsal begab sich Wolff in Begleitung eines schiitischen Priesters und Hadschi's (Mekkapilgers) mit dem er Bekanntschaft gemacht hatte. Er nannte sich selbst einen Derwisch und erklärte offen, wer es hören wollte, daß er an die „drei Bücher" glaube: an die Bücher Mosis, die Psalmen Davids und die Evangelien. Die Muhammedaner verlangen freilich noch als viertes den Koran, indessen da ihnen Moses und David außerordentlich viel gelten, so fand Wolff in ihren Augen, wenn auch nicht als Rechtgläubiger, doch viel höher als ein Ungläubiger. Mit vier Kamelladungen orientalischer Bibelübersetzungen und zwei persischen Dienern stieß Wolff zu dem Hadschi, der seinen Harem mit sich führte. Der Selbstbiograph klagt daß er auf seinen Reisen nie verlässige Dienstboten gefunden habe. Nur auf seiner zweiten Reise nach Buchara 1843 nahm er in Konstantinopel einen Russen in Dienst, mit dem er außerordentlich zufrieden war, bis sie nach Täbris kamen, wo der Russe sich betrank und seinen Herrn unbarmherzig durchprügelte. Wolff hätte ihn selbst nach diesem Vorfall noch im Dienst behalten, wenn er ihm nur versprochen hätte sich nie wieder zu betrinken. Der ehrliche Russe aber weigerte sich etwas derartiges zu geloben, weil er sest entschlossen war sich zu betrinken, so oft ein Marientag gefeiert werde.

An der Gränze Chorassans stieß eine Karawane von 50 Persern zu den Wanderern, und mit ihnen setzte man sonder Fährlichkeiten vier Tage die Reise auf dem gefürchteten Boden fort. Am vierten Tag aber kam die Karawane zum Stehen, alles schrie verzweifelt, und der Hadschi rief weinend: „Jetzt ist alles verloren, wir sind Sklaven auf Lebenszeiten, dort kommen die Al-Amman." [1] Dieß ist einer der schlimmsten Turkmenenstämme, von dem das Sprüchwort sagt: Ein Al-Ammau im Sattel kennt seinen eigenen Vater nicht. Wenn diese Räuber eine Karawane einholen, geben sie zuerst eine Gewehrsalve in den dichten Haufen, um jeden Gedanken an Widerstand zu brechen. Die Ueberfallenen werfen sich dann regelmäßig in die Knie und flehen um Gnade. Die Räuber plündern nun und ziehen die Gefangenen völlig aus, binden sie mit einem Seil an ihre Pferde und zwingen sie bis nach den Sklavenmärkten Turkistans zu laufen. Acht oder neunhundert solche Reiter sprengten an die Karawane heran, gaben aber zu aller Ueberraschung nicht Feuer. Schweigend beobachteten sich beide Theile. Dann riefen die Turkmenen: „Wo kommt ihr her?" „Von dem Lande Aschem" (Persien) gab Wolff zur Antwort. „Dann ist es nicht geheuer, sprachen sie unter einander, denn die Pestilenz herrscht dort." Als Wolff merkte daß sie sich vor Ansteckung fürchteten, schritt er dreist auf sie los, die Turkmenen aber wendeten ihre Rosse und sprengten davon.

Die Geretteten zogen jetzt nach Damaghan, welcher Platz nach Nischapur, und nach Balch, der Mutter der Städte im Morgenland, für die drittälteste Stadt gehalten wird. Auf der nächsten Station, Bostan, warnte man Wolff und den Hadschi die Reise nach Buchara fortzusetzen. Die Turkmenen, sagten die Bostani, haben Euch aus Furcht vor der Pestilenz einmal entschlüpfen lassen, aber ihre Spione werden sie bereits unterrichtet haben daß kein Krankheitsfall seither unter Euch vorgekommen sey, und das zweitemal werden sie sicherlich zugreifen. Der Hadschi beschloß daher in der Stadt ein Haus zu miethen. Wolff aber begab sich zum Statthalter Ismael Mirza, an den er vom Schah ein Empfehlungsschreiben hatte. Dieses empfieng und küßte der Prinz in gebührender Demuth und sprach dann: „Euer gehorsamer Diener! verlangt was Ihr wollt und ich will es thun." Wolff begehrte nur heil nach Buchara gesendet zu werden, gleichviel ob als Freier oder als Sklave, denn einmal in Buchara brauche er

[1] Wolff ist außerordentlich freigebig mit unglücklichen archäologischen Hypothesen, die er mit eben so großer Geschwindigkeit als Unbekümmertheit verfertigt. Um eine Probe zum Lachen zu geben, hält er die Al-Amman für die Vorfahren der Alemannen. Einen andern Turkmenenstamm, die Sakas, macht er zu Sachsen, einen dritten, die Garaman, zu Germanen, und aus Turan und Turanier meint der gelehrte Böotier, hätten die Griechen das Wort τύραννος gebildet.

nur an den Statthalter in Orenburg zu schreiben und das Geld zu seinem Freikauf angewiesen zu erhalten. Der Prinz sagte: „Es ist ganz unnöthig daß ihr als Sklave reist, auch bedarf es gar keiner Bedeckung, ein einziger Mann, wenn ich will, bringt Euch unversehrt nach Buchara. Ich begehre von Euch nur ein Schreiben daß wenn Ihr unverletzt in Buchara ankommt, mir der König von England einen Jahrgehalt von 6000 Tomans (1 Toman ungefähr 6 fl.) verleihe." Wolff erwiederte, er könne wohl auch einen Wechsel auf 40,000 Tomans ausstellen, aber es sey die Frage ob der König von England ihn honoriren werde. „Ich fürchte," sprach der Prinz, „daß ein solches Papier ein Wisch wäre." „Das ist auch meine Besorgniß," sagte Wolff. „Dann," rief er, „scheert Euch zum Teufel!" Der Prinz nämlich stand mit den Turkmenen in Cartell, und bezog heimlich einen Antheil ihrer Beute dafür daß er durch die Finger sah, er hätte also Wolff sehr leicht einen Freibrief ausstellen können.

Man rieth jetzt dem Wanderer über Cayen, Barchand, Herat, Samarkand, also auf einem cirkelförmigen Umweg nach Buchara zu gehen, weil er sicher war auf dieser Straße von den Turkmenen nicht belästigt zu werden. Es fand sich bald ein Gefährte der einen Enkel in Barchand zu besuchen, und dann einer der seine dortige Amme seit 20 Jahren nicht gesehen hatte, bis zuletzt eine ganze Karawane beisammen war. Die erste Nacht brachte man in den Ruinen eines verfallenen Schlosses zu. Als man am nächsten Tag unterwegs war, rief der alte Mann der seinen Enkel besuchen wollte: „O Gott, o Gott! was muß mir in meinen alten Tagen widerfahren!" Als man sich nach der Ursache seines Jammers erkundigte, sagte er: „Ich habe in den Ruinen eine halbe Rupie (36 kr.) verloren, die muß ich suchen." Wolff hätte ihm gern zwei Rupien statt der halben gegeben, aber er hütete sich wohl, denn ein Mann der im Morgenland zwei Rupien verschenkt, ist seines Lebens vor Nachstellungen nicht mehr sicher. Der Alte kehrte also um und versprach die Karawane einzuholen, aber jedermann erwartete daß er von den Ruinen aus nach Bostan zurückkehren werde. Um so überraschter war man als am Abend der Alte erschien, beständig ausrufend: „Preis Gott, dem Schöpfer der Welt, dem Allmächtigen und Glorreichen! Ich habe meine halbe Rupie gefunden!" So geizig ist man nur im Orient!

Als die Karawane Barchand erreicht hatte, schlief Wolff im Karawanserai und gieng den nächsten Morgen in aller Stille mit seinen Dienern weiter. Er fürchtete nämlich dem Häuptling Emir Asfad-Ullah-Beyk von Barchand in die Hände zu fallen. Dieser Emir lebte nämlich schon lange Zeit in „Rebellion" gegen den Schahinschah, das heißt er zahlte keinen Tribut und hielt deßhalb in seinem bösen Gewissen jeden Reisenden der aus Persien kam für einen Spion seines Oberherrn. Wolff machte einen Marsch von 40 englischen Meilen, aber gerade als die Nacht einbrach, kamen zwei Reiter herangeritten, die, wie sich ergab, Beludschen im Sold des Emir waren, und Wolff im Namen ihres Herrn einluden nach Barchand umzukehren, denn Asfad Ullah fürchtete Wolff sey ein Abgesandter des persischen Prinzen Abbas, der, wie oben bemerkt wurde, in Chorassan mit 20,000 Mann stand, und ihn nach Herat geschickt haben möge um ein Bündniß mit dem Todfeind des Emir, dem Afghanen-Schah Kamran, abzuschließen. So wurde der Missionär nach Barchand zurückgeführt und dort auf die Burg geschleppt. In einem finstern Saal thronte der Emir, umgeben von Häuptlingen und Mollahs so wie etlichen Leibwächtern, die mit alten Gewehren und brennenden Lunten bewaffnet waren. Der Emir fragte den Reisenden, was ihn denn nach Buchara führe? Als Wolff erwiederte daß er dort die zehn verlornen Judenstämme suche um ihnen das christliche Evangelium zu verkündigen, riefen alle: der Mann ist vom Teufel besessen! nur Hadschi Muhammed Dschewad, der oberste der Mollahs, gebot Stille und begann den Selbstbiographen zu verhören. Er fragte ihn ob er Sir John Malcolm, Sir Gore Ouseley, und Lord Hastings, den Statthalter Indiens; endlich ob er die „Padri" (Missionäre) in Calcutta, Serampur, Madras und Bombay kenne, und als Wolff alles bejahte, rief er triumphirend über seinen eigenen Scharfsinn aus, der Gefangene sey ein Missionär. Wolff gestand dieß zu, beobachtete aber bei allen seinen Reden den fingenden Ton und die wiegende Haltung der Derwische, denn einen christlichen Derwisch vorzustellen hielt Wolff für gestattet, da nach seiner Ansicht die alttestamentlichen Propheten auch nichts anderes gewesen seyen als jüdische Derwische, und Derwische im Morgenland zu allen Zeiten vorhanden waren. Als der Emir ihn verwundert fragte, warum er so weit gereist sey, rief Wolff: „Sadi sagt: Die Welt, o Bruder, bleibet nicht bei irgendwem, hefte dein Herz daher an den Schöpfer dieser Welt und es ist genug." Er schilderte dann die Segnungen des Christenthums in wunderlichen morgenländischen Bildern, so daß als er geendet hatte, die Versammlung sich erhob und ausrief: „Ein Mann Gottes! Von Gottes Liebe trunken! Ein Derwisch in der That! Setzt Euch!" Man hielt Wolff wirklich für einen Derwisch, und der Charakter dieser frommen Verrücktheit ist der beste Paß im Morgenland. Der Emir rieth dem Missionär, er solle geraden Weges nach Buchara ziehen, und gab ihm zwei Mann Bedeckung nach Terschisch mit, dessen Häuptling dann für seine Weiterreise nach Nischapur sorgen werde, wo Abbas Mirza mit seinen 20,000 stand. Diesen Rath benutzte er und nahm Abschied von dem wackern Emir, welcher damals einer der wenigen chorassanischen Häuptlinge war die der persische Prinz nicht unterwerfen konnte. Zur Zeit von Wolffs zweiter Reise 1844, wo Abbas Sohn, Schah Mahmud, regierte, war der Emir jedoch gefangen und nach Teheran gebracht worden, wo ihn der Schahinschah zur Blendung „begnadigte." In Terschisch übergab Wolff des Emirs Empfehlungsbriefe an den Häuptling Muhammed Taki-Chan. Dieser erklärte indessen freimüthig daß er Wolff keine Bedeckung nach Nischapur zum Lager Abbas Mirza's geben könne, weil er selbst zu den Rebellen zähle. Wolff brach also ohne Bedeckung mit 15 Maulthiertreibern auf. Als er das Dorf Ruschne-Abad erreichte, warnten ihn die Eingebornen vor einer neuen Gefahr. Die Gegend umher wurde nämlich nicht von Turkmenen, sondern von Kirahe beunruhigt, einem Stamm, welcher Muhammed Chan von Türbet-Haideri, dem Schädel-

zerquetſcher gehorchte, und die, obwohl der perſiſchen Hoheit unterworfen und ſchiitiſchen Bekenntniſſes, gleichwohl Erwerbs halber auf Menſchenraub ausgegegen waren, weil ſich ihr Gebieter, der Chan, zufällig entfernt hatte. Aus Vorſicht ließ deßhalb Wolff in Aſchme-Abad eine Anzahl Bibeln zurück, in welche jede er theils perſiſch, theils engliſch hineinſchrieb daß, wenn er Aſchapur nicht rechtzeitig erreiche, er den Prinzen Abbas benachrichtigen wolle daß er von den Kirake gefangen worden ſey. Die Karawane brach jetzt auf, hatte aber kaum etliche Meilen zurückgelegt, als von allen Seiten Schüſſe knallten und ein Höllengeſchrei von den Angreifern erhoben wurde. Die Ueberfallenen warfen ſich in die Kniee und baten um Ammaan (Sicherheit, Pardon). Man nahm Wolff ſein Geld ab, zog ihm die Kleider vom Leibe und band ihn im paradieſiſchen Coſtüm bei winterlichem Wetter mit einem Seil an ein Pferd. Als aber der Anführer der Bande erfuhr daß Wolff ein Chriſt ſey, ließ er ihn losbinden, gab ihm ein paar Fetzen zur Bekleidung und ein Pferd zu reiten. Am Abend tagirten die Räuber ihre Beute, die ſie durchſchnittlich auf 10 Toman berechneten, meinten aber bei Wolff: dieſer Geſell „der ſie ſo ausſtiere," ſey keine fünf Toman, ja nicht einmal die Hälfte (1 Toman = 6 fl.) werth. Als ſie aber Wolffs Briefe fanden und er ihnen geſagt hatte, es ſeyen Schreiben an Abbas Mirza und Beglaubigungen vom Statthalter Indiens, beriethen ſie ob ſie nicht dieſen gefährlichen Menſchen beſſer umbrächten. Wolff, der alles mitanhörte, trat heran und erzählte ihnen was er mit den Bibeln gethan habe, ließ auch über dieſe Vorſichtsmaßregel die Mauthtreiber verhören, ſo daß die Räuber einſahen daß wenn ſie ihn tödteten, Nachforſchungen und Strafen nicht ausbleiben würden. Wolff ſchlug ihnen vielmehr vor ihn nach Türbet Haideri zu bringen, wo gewiſſe jüdiſche Familien wohnen und für ihn ein Löſegeld von 100 Toman zahlen würden. Die Räuber waren mit Recht erſtaunt über die Perſonenkenntniß des Fremdlings, Wolff aber hatte Liſten über die perſiſchen Judenſchaften bei ſich, ſo daß er recht wohl die Namen der Vornehmſten innerhalb der Gemeinden wiſſen konnte. Wolff ließ ſich zwei Bibeln geben und ſchrieb hebräiſch an die beiden angeſehenſten Juden Türbet Haideri's was ihm widerfahren ſey, und daß er von ihnen 100 Toman Löſegeld entlehnen wolle. Mit dieſer Botſchaft giengen zwei Reiter voraus, während die übrigen am nächſten Tage folgten. Die Juden von Türbet Haideri kamen der Karawane vor der Stadt entgegen und Wolff bat ſie auf hebräiſch, damit die Räuber es nicht verſtehen ſollten, daß ſie augenblicklich einen Eilboten mit der Anzeige des Vorgefallenen an Abbas Mirza nach Aſchapur ſenden möchten. Die Juden verſprachen übrigens am nächſten Morgen die Sache mit dem Löſegeld zu verhandeln, erhalten ſich aber Wolff über Nacht als Gaſt behalten zu dürfen. Die Räuber, welche bei den Juden verſchuldet waren, mußten die Bedingungen ſich gefallen laſſen, und Wolff erzählte die Nacht über der lauſchenden Judengemeinde die heilige Geſchichte des Chriſtenthums, die jenen Juden etwas völlig neues war, ſo daß ſie mit athemloſer Spannung bis zum Sonnenaufgang horchten, bis die Räuber Wolff abholten und ihn in einen Kerker ſperrten, wo er ſeine Reiſegefährten nackt und in Ketten in Geſellſchaft von 50 andern Unglücklichen wieder ſah. Die Juden hatten das Syſammtlein das Löſegeld nicht gezahlt und die Lage Wolffs dadurch beträchtlich verſchlimmert, alſo daß der Anführer des Gefängniſſes beim Brodausſtheilen ihn böswillig übergieng. Etliche Stunden lag er ſo in Ketten als zu aller Ueberraſchung Kanonendonner die Ankunft Muhammed Jſchak Chans verkündete. Auch erſchien ſehr bald ein perſiſcher Officier, der Wolff und ſeine ſämmtlichen Leidensgefährten in Freiheit ſetzte. Später wurde er vor den Chan ſelbſt geführt. Dieſes Ungeheuer ſoll mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schweſter und Schwiegerſohn umgebracht haben, und von ſolcher Stärke geweſen ſeyn daß er bisweilen einen Gefangenen anpackte und ſeinen Schädel entzwei quetſchte, womit er ſich den Namen des Schädelquetſchers verdient hatte. Wenn er früher ſchon 60,000 Perſer ſeines eigenen, des ſchiitiſchen Bekenntniſſes als Sklaven nach Chiwa verkauft hatte, ſo paßte doch der hinter ſeinem Rücken verübte Menſchenraub nicht zu ſeinem Plan, beſonders da Prinz Abbas ihm auf dem Nacken ſaß. Er ſprach zu Wolff: „Ich habe keine Religion, aber dafür eine gute Eigenſchaft, ich bin ein Mann der Gerechtigkeit. Wie viel Geld haben dir dieſe Schufte abgenommen?" — Achtzig Toman! — „Achtzig?" — Ja. „So ſollſt du jetzt meine Gerechtigkeit ſehen." Er befahl daß Haſſan, der Anführer der Bande, unbarmherzig geprügelt würde, dann nöthigte er ihn das Geld bis zum letzten Heller herauszugeben, zählte es durch und ſprach: „Jetzt ſollſt du meine Gerechtigkeit ſehen," ſchob dabei das Geld in ſeine Tasche und ſetzte hinzu: „Ziehe nun in Frieden!"

Mit etlichen jüdiſchen Begleitern ſchloß ſich Wolff einer Karawane an, welche nach dem heiligen Meſched zog. Heilig iſt nämlich dieſe Stadt, weil dort Jmam Reſa begraben liegt, und heilig in einem ſolchen Grade daß, als auf dem Marſche die Kuppel der großen Moſchee ſichtbar wurde, die Karawane in die Kniee fiel und betete: „O Jmam Reſa, habe Gnade mit deinen Hunden, denn wir kommen hieher um zu beweiſen daß wir deine Sklaven ſind!" Wenn alſo, meint Wolff, in Europa die muhammedaniſche Religion für ein reiner Monotheismus gehalten wird, ſo weiß man eben nicht daß es auch im Jslam Heiligen- und Reliquiendienſt gibt.[1] Jn Meſched traf Wolff Abbas Mirza, und unter den europäiſchen Officieren auch Borowsky, der kurz zuvor Oberſt Sheiwan auf ſeiner berühmt gewordenen Euphratreiſe begleitet hatte. Meſched iſt eine Stadt von 100,000 Einwohnern, darunter 2000 Juden, die ſich durch Reinlichkeit und Gaſtfreundſchaft vor allen perſiſchen Glaubensgenoſſen günſtig auszeichnen.

Die Wege nach Buchara ebneten ſich jetzt für Wolff vollkommen. Es hatten ſich nämlich, erſchreckt über Abbas Mirzas Kriegsmacht, ſechzehn Häuptlinge der Turkmenen aus den Wüſten von Merw und Chiwa in Meſched als Deputirten eingefunden, um mit dem Prinzen einen Vertrag zu ſchließen. Jhnen nun legte dieſer die Aufgabe auf, Wolff ſicher nach

[1] Von Jmam Reza heißt es ſogar daß „durch ſeine fürbittenden Gebete ſchwangere, kranke Männer und Kamele geſund werden."

Buchara geleiten zu lassen und behielt größerer Sicherheit halber zwei von ihnen als Geiseln zurück. So konnte jetzt der Missionär unbesorgt von zwei Turkmenen begleitet nach seinem großen Ziele aufbrechen. Von Serachs aus wanderten mit Wolff ein paar persische Knaben in die Gefangenschaft, die unterwegs beständig ein trauriges, auf ihre Lage passendes Lied sangen. Wolff kaufte, als er nach Merw kam, ein paar solche Sklaven los, doch bemerkte er später daß die Sklaven der Turkmenen, was sehr für ihre Herren spricht, nicht nur zufrieden sind, sondern sich sogar glücklich fühlen. Oft schicken Turkmenen ihre Sklaven als Handelsleute nach ihrer Heimath zurück, und stets kehren sie mit dem erlösten Gewinn zu ihrem Herrn wieder, obgleich sie frei wären sowie sie persischen Boden betreten. Sie fürchten aber die Rache, im Falle sie noch einmal gefangen würden, lieben die frische Luft der Wüste, leben unter den Turkmenen viel sicherer als in Persien, und behaupten sie würden als Sklaven viel besser von ihren Herren behandelt als in Persien die freien Leute von den Statthaltern und Satrapen. Dieß spricht sehr viel für die Turkmenen und gegen die Perser. Oft werden sie freigelassen und gelangen zu Wohlstand. Wolff sah auf seinem Marsch prächtige Sommerhäuser und Paläste die solchen Leuten gehörten, und da sie sonst auch zu hohen Staatswürden gelangen und es an 300,000 Sklaven in Buchara allein gibt, so hält es Wolff nicht für unmöglich daß sich diese Sklaven einmal erheben könnten. In der Wüste lag Schnee, und der Amu (Oxus) mit Eis bedeckt, bot eine schwierige Ueberfahrt dar. Sonst gieng die Reise gut von statten, und Wolff schließt mit seinem Einzug in Buchara den ersten Band seiner Memoiren.

Die Küsten von Neu-Granada.

(Schluß.)

Es war Nacht als ich wieder auf den Hauptplatz Cartagena's gelangte; der Palast der Gobernacion war glänzend erleuchtet, Musikanten auf einer Estrade zerarbeiteten aus allen Kräften ihre Streich- und Blasinstrumente; der ganze Platz war in einen Ball- und Spielsaal verwandelt. Männer und Weiber in enger Umschlingung bewegten sich in der Runde, in jenem Tanze der im spanischen Amerika so verbreitet ist, der darin besteht, beinahe unmerklich über den Boden zu gleiten, indem der Oberkörper auf den Hüften schaukelt. Als ich so beim Scheine der flackernden Lichter an den Pfeilern diese feuchenden rückwärts gebogenen Leiber langsam vorüberschleifen, und diese schwarzen, gelben oder bemalten Gesichter ihre wirren Haare aus der Stirne schütteln sah, ergriff mich ein Entsetzen vor diesem dämonischen Tanze, diesem Hexensabbath! Lange Spieltische, mit abgezirkelten Karten belegt, umgaben den Platz, und waren beständig von Männern, Weibern und Kindern belagert, welche ihre Cuartillos und Pesetos um die Wette zu verlieren kamen. Ein schrecklicher Aufruhr erhob sich bei jedem unglücklichen Wurf; die entsetzlichsten Drohungen kreuzten sich, indeß sah ich nirgend die Machetes blinken. Aus diesem Gewühle, in welchem man kaum zu athmen vermochte, flüchtete ich abermals auf die einsamen Wälle, wo ein erhabenes Schweigen herrschte, kaum unterbrochen durch das langsame Athemholen des Meeres.

Ich hatte anfänglich vorgehabt, mehrere Tage zu Cartagena zu verweilen, um das Indianerdorf Turbaco und den Schlammvulcan, welchen Humboldt beschrieben hat, besuchen zu können. Indeß hatte ich von einer trefflichen Goelette, die nach Savanilla abzugehen im Begriff stand, vernommen, von wo ich sodann durch die Flüsse und Wälder des Innern mich gegen die Sierra Nevada wenden wollte.

Das Fahrzeug, zu Curaçao gebaut, hatte einen vorzüglichen Gang und durchschnitt bewundernswürdig das Meer. In einigen Minuten hatten wir das steile Gestade von Tierra-Bomba hinter uns, fuhren an der Landzunge hin welche gegen Westen den Hafen von Cartagena beschützt, und sahen dann die königliche Stadt wieder, wie auf einem Fußgestell über ihren Wällen erhaben, bis sie endlich hinter dem hohen Vorgebirg von Punta-Canon verschwand.

Diese Raschheit der Bewegung, die schöne Haltung der Goelette versetzten den Capitän Jansen in gute Laune, der mehr als einmal die Chichaflasche (Zuckerbranntwein) unter seinen Matrosen kreisen ließ. Der Señor Jansen, ein Kosmopolite, der in seinen Adern das Blut aller Racen vereinigte welche seit alter Zeit in den Antillen sich angesiedelt haben, war ein von Don Jorge sehr verschiedener Mann. Wie dieser, ließ er die Matrosen etwas gelten, und behandelte sie als seinesgleichen; aber er begnügte sich nicht damit das Leben so zu genießen, wie das Schicksal es ihm gab, sondern arbeitete unablässig und gönnte sich nicht einen Augenblick Ruhe, bald beschäftigt den Compaß zu Rath zu ziehen, bald seine Beobachtungen aufzuzeichnen.

An der Seite des Señor Jansen fand sich ein junger Mann, halbtodt gepeinigt durch die Seekrankheit. Ich setzte mich an sein Lager und suchte ihm einige Hülfe zu geben. Als ich ihn über das Ziel seiner Reise befragte, sagte er mit schwacher Stimme: Soy el capitan (ich bin der Capitän!) Wie, der den Compaß untersucht, ist nicht der Capitän? Si, pero yo soy el capitan del papel! (Doch; aber ich bin der Capitän auf dem Papier). Und er zeigte mir ein gestempeltes Certificat, das ihm diesen Titel verlieh. Dieser arme Gefangene, der sich so, durch Gott weiß welche legale Fiction an Bord eines Fahrzeugs gefesselt sah, wo er beständig ein Martyrthum erduldete, hatte dadurch nicht so viel Gewalt ein Tau aufziehen zu lassen, und war wahrlich sehr zu beklagen.

Nach einer achtstündigen Ueberfahrt gelangten wir an die weite Mündung der Boca-Ceniza, dem Hauptarm des Magdalena, der durch Untiefen und Mangle-Inseln versperrt ist. Der Capitän machte sich ans Steuer und richtete sein Fahrzeug gegen die Spitze einer dieser Inseln. Vor uns zwischen einem Eiland und den röthlichen Felsen an der Küste dehnte sich eine große Lagune aus, in der mehrere Schiffe vor Anker lagen; es war der Hafen von Savanilla, aus dem alle Erzeugnisse des granadinischen Ackerbaues und Gewerbfleißes versendet werden; ich suchte mit den Augen nach der Stadt

und ihren Gebäuden, sah jedoch nur ein neuerbautes Haus, das für die Douane bestimmt, aber noch nicht bezogen war. Endlich zeigte man mir am Rand des Wassers eine lange Reihe von Hütten mit Palmblättern bedeckt, die sich in der Ferne wenig von dem röthlichen Boden unterscheiden, auf dem sie erbaut sind; es war das blühende Dorf, dessen Hafen Erbe des Handels von Cartagena geworden ist. Da ich noch nicht an jede Art von Obdach gewöhnt war, bebte ich zurück bei dem Anblick dieser erbärmlichen Hütten. Es handelte sich darum von weitem auszufinden in welcher dieser elenden Behausungen ich freiwillig oder mit Gewalt die angemessene Gastfreundschaft würde erhalten können. Meine Wahl fiel auf eine Hütte, etwas größer als die andern, deren Blätterdach sich auf die Pfosten einer Veranda stützte. Sie gehörte, wie man mir sagte, dem Señor Hasselbrink, preußischen Consul, und einzigen fremden Residenz zu Savanilla. Kaum an einer der kleinen hölzernen Dämme von dem Dorf gelandet, wies ich dem Neger der mein Gepäck trug auf das Haus des Consuls, und folgte ihm ohne an dem Posten der Zollwächter anzuhalten, welche ohne Zweifel in ihren Hängematten sich dem Schlaf überließen. An dem Geslade ergieng sich ein schöner alter Mann, den ich an seinen altdeutschen Zügen sogleich als den Consul erkannte. Ich gieng ohne weiters auf sein Haus zu, trat ein, und empfieng dann den erstaunten Eigenthümer auf der Schwelle, den ich in seiner Muttersprache um Entschuldigung für meine Kühnheit bat. Diese wenigen deutschen Worte genügten um den trefflichen Mann zu beschwichtigen, der meine beiden Hände in die seinen fassend mich willkommen hieß: Mi casa es à la disposicion de Vmd. Während des ganzen Abends überhäufte er mich mit Zuvorkommenheiten, gab mir gefällig alle Auskünfte um die ich ihn befragte, und stellte dagegen an mich zahlreiche Fragen über Europa, das er seit dem Jahr der Gnade 1829 verlassen hatte. Als die Schlafenszeit kam, ließ er unsere beiden Feldbetten nebeneinander stellen um das Gespräch fortsetzen zu können. Am folgenden Morgen bemühte er sich selber darum mir ein Fahrzeug nach Barranquilla zu verschaffen, und gab mir einen Brief an seinen Sohn mit, einen Agenten bei der englischen Dampfboot-Gesellschaft des Rio-Magdalena.

Das Dorf Savanilla verdankt seine Existenz nur der Nähe der Hauptmündung des Stromes, mit welcher sein Hafen durch die Sümpfe des Delta in Verbindung steht. Da die Barre kaum einen Meter Tiefe hat, so müssen alle Erzeugnisse der Ufergegenden, Tabak, Chinarinde, Kaffee oberhalb der Mündung in den Magazinen von Barranquilla niedergelegt, und von da mühselig auf engen Canälen nach dem Hafen von Savanilla gebracht werden, wo man sie auf Schiffen verladet, die weniger als vier Meter Tiefgang haben.

Das Fahrzeug, welches mir el Señor Hasselbrink verschafft hatte, war ein großer Bongo, eine Art Barke von rohem Gefüge, und einem Verdeck das von dem Vordertheil bis auf einen Meter gegen das Hintertheil reichte. Vier riesenhafte Sambos,[1] halbnackt, zwei und zwei auf jeder Seite nach rückwärts gewendet, standen auf dem Verdeck, und stützten ihre Schultern auf hohe Ruderstangen, mit denen sie das Boot vorwärts schoben. Sobald durch Händeklatschen das Zeichen zur Abfahrt gegeben war, legten sie sich mit ihrem ganzen Gewicht auf die Stangen, und indem sie nach dem Tact Jesus, Jesus! ausriefen, bewegten sie sich in Sätzen gegen das Hintertheil des Bongo und kehrten dann langsam nach vornen zurück, stets mit demselben Geschrei. Von diesen vier kräftigen Schultern geschoben, durchschnitt der schwere Bongo eilig das grünliche Wasser des Hafens, und in wenig Augenblicken waren die Hütten von Savanilla verschwunden.

Wir schifften so mehr als eine Stunde auf der Salzwasserbucht hin, die von kleinblättrigen Mangleäumen beschattet war. Nachdem wir die elenden Hütten von Playa-Grande vorüber waren, machte der Bongo plötzlich eine Wendung gegen Norden, wo die Landschaft rasch eine andere Ansicht gewann. Wir waren auf den gelben Wassern eines Sumpfes am Eingang des Caños-Hondo. [1] Hohes Gerölpricht schoß rings um uns seine gedrängten Stengel auf, die bald schirmförmig, bald als Federbüsche endigten; die Oberfläche des Wassers war unter breiten Blättern von allen Gestalten, und diese wieder unter den Blüthen verborgen, die wie darüber ausgestreut sich entfalteten. Tauchervögel ließen sich in Flügen zwischen dem Schilf nieder, und in der Ferne rundete sich ein weiter Horizont von großen Bäumen. In diesem Sumpf, über den eine warme und saulige Luft drückte, machten die Sambos Halt um zu frühstücken. Sie zogen aus einem Schnappsack einige Maniocwurzeln, die in der Asche geröstet worden, Fischreste, eine Flasche Chicha, und als sie die Calebasse in der Runde gehen ließen, luden sie mich großmüthig ein ihr frugales Mahl zu theilen.

Nun griffen die Sambos wieder nach ihren Stangen, begannen ihren Gesang und brachen mühsam dem Bongo Bahn zwischen Schilf und Wasserpflanzen, welche die Einfahrt des Caños-Hondo versperrten. Dieser Canal, der sich wie ein breiter Laubgang unter dem Wald hinzieht, ist je zuweilen mehr als sechs Meter tief, so daß die Stangen kaum den Schlamm erreichten. Zum Glück trieb das Wasser noch von der Fluth bewegt in leichter Strömung das Fahrzeug vorwärts.

Indeß mußte ich bald darauf verzichten meinen Weg in dem Bongo fortzusetzen. Auf einer seiner zahlreichen Krümmungen war der Canal, dem wir folgten, völlig versperrt durch einen ungeheuern Dampfkessel, der von Liverpool geschickt worden war für ein Boot das zu Baranquilla erbaut wurde. Der Bongo den derselbe mit seiner Masse ausfüllte, war festgefahren; um ihn flott zu machen, mußte Hülfe oder vielleicht gar ein Anschwellen der Magdalena abgewartet werden. Ich hatte bald mich entschlossen, und während meine Gefährten unter den Bäumen ihren neuen Fischzug verzehrten, sprang ich in einen ausgehöhlten Baumstamm, der einem Indianer gehörte, und befahl diesem, welcher der Mannschaft des Dampfkessels Lebensmittel gebracht hatte, dem Fluß zuzurudern, und in weniger als einer halben Stunde fand sich der schwache

[1] Abkömmlinge von Negern und Mulatten; in Neu-Granada aber auch die Benennung jedes farbigen Taglöhners.

[1] Die Caños gang den Bayous in Louisiana gleich, sind Canäle von stehenden Wassern, welche die Flußarme mit dem Meer verbinden.

Kahn auf der weiten Fläche der Magdalena. Dieser Strom steht in Südamerika nur dem Amazonenfluß, dem Orinoco und La-Plata nach, allein ich sah ihn nicht in seiner ganzen Größe; es war nur einer seiner Arme, der Rio-Cenize, dessen Wasser sich einige Kilometer mehr westlich ins Meer ergießen. Dieser Flußarm ist beinahe so breit als der Mississipi.

Als wir näher gegen Baranquilla kamen, wurde meine Aufmerksamkeit von den Stromufern, welche bewaldet und wenig bewohnt sind, abgezogen und auf die Stadt gerichtet, deren lange weiße Häuserreihen oberhalb der Lehmufer erscheinen. Kleine Bassins an den Ufern des Canon gegraben, sind mit Bongos, Lanchas und Canoas angefüllt; Werkplätze unter Palmdächern, Waarenniederlagen, wo Indianer und Neger Erzeugnisse aller Art aufhäufen, Dämme vor denen Dampfschiffe liegen; Schiffskiele von Eisen, an denen Hunderte von Arbeitern hämmern, alles das kündigte eine Handelsstadt an, ähnlich denen in Europa oder Nordamerika. Auf dem Kai an welchem ich landete, dieselbe Bewegung wie in dem Hafen; Matrosen, welche zwischen den Bongos und den Magazinen hin- und hergehen, und Fässer und Kisten abladen; Weiber, welche Körbe mit Bananen und andern Früchten auf dem Kopfe tragen; Krämer an kleinen Tischen stehend und ihre Waare ausrufend, und mitten in diesem Gewühl halbnackte Jungen, welche die Fremden mit englischen Flüchen begrüßten, die sie merkwürdig gut zu betonen verstehen.

An dem linken Ufer einer der zahlreichen Verzweigungen des Rio-Magdalena gelegen, datirt Baranquilla eigentlich erst von gestern; aber seine Fortschritte können nur mit einer Stadt in den Vereinigten Staaten verglichen werden, so rasch waren sie. Man sieht nach allen Seiten nur Baugerüste, Ziegelsteine und Mörtel. Schon ist seine Bevölkerung, wenn die bewegliche Kopfzahl dazugeschlagen wird, beträchtlicher als die von Cartagena; überdieß kann das alte Soledad, einige Kilometer flußaufwärts gelegen, als eine Vorstadt von Baranquilla angesehen werden, dessen Einwohner einzig von den verschiedenen Gewerben leben welche ihnen die werdende Großstadt zukommen läßt. Nach allen Seiten hin streckt diese in das offene Land ihre nach der Richtschnur angelegten Straßen, die freilich meist nur von Hütten und Gärten eingefaßt sind, worin die Kokospalme und die Papayafeige sich gruppiren. Die steinernen Häuser mit Säulenhallen erheben sich alle in in der Nähe des Hafens und um den Hauptplatz. Die umliegende Ebene ist nicht malerisch, und ihr röthlicher Thonboden, von Sandadern durchzogen, nur in den sumpfigen Niederungen fruchtbar.

Die Wichtigkeit von Baranquilla ist beinahe gänzlich den fremden Kaufleuten, Engländern, Amerikanern, Deutschen, Holländern zu verdanken, welche sich in den letzten Jahren dort niedergelassen und es zum Mittelpunkt des Tauschhandels mit dem Innern und zum Hauptmarkt von Neugranada gemacht haben; während die Eingebornen minder angetrieben von der Lust nach Gewinn, und noch nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Speculation, sehr wenig zu dem Aufblühen dieses Emporiums der Magdalena beigetragen haben. Bei meiner Durchreise waren zehn Dampfboote theils in Thätigkeit, theils im Bau begriffen auf dem Fluß; fünf englische, drei amerikanische, ein deutsches, und dann nur ein weiteres, das einer anglo-granadinischen Compagnie angehörte. In dem großen Hôtel, wo man nur Reisende sieht die von allen Theilen der Welt herkommen und englisch sprechen, ist alles europäisch eingerichtet; doch hatte unsere Wirthin, Mrs. Hughes, den guten Einfall uns in einem Patio unter duftenden Bäumen, um welche leuchtende Colibris schwirrten, das Diner serviren zu lassen.

Von Apsinwall nach Savanilla hatte ich unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten die Küsten von Neu-Granada beobachten können; hier Seehäfen durch den Handel, und die eroberude Einwirkung der angelsächsischen Race belebt; dort alte Städte in Trümmern oder düstere Einöden. Von Baranquilla aus mußte ich auf den Canälen meinen Weg nach der Sierra-Nevada fortsetzen, durch Gegenden, wo meist die Natur in ihrem Urzustand mich umgeben sollte. Ich mußte nun einen Bongo aufsuchen, der nach Pueblo-Viejo, einem Flecken am Fuß der Sierra, abgieng. Der einzige Schiffer welcher sich dazu bereit erklärte, war ein Mann von schlimmem Aussehen, und ich war beinahe entschlossen den Postbongo abzuwarten, der in drei Tagen abfahren sollte, als ein Blick auf den Horizont mich eine blaue Linie hoch an den Himmelsbogen erkennnen ließ, die Umrisse der Schneegipfel dieser Sierra, die ich zu meiner künftigen Heimath erwählt hatte, und der ich schon so lange zustrebte. Nun zauderte ich nicht länger; mein Gepäck wurde auf den Bonguito geschafft; der Patron rief die beiden Ruderer herbei, und löste das Seil, welches das kleine Fahrzeug am Ufer festhielt.

Gegen Mittag hielten die Ruderer den Bonguito an, um eine Siesta zu beginnen, und wählten dazu einen äußerst unangenehmen Ort, ein Gehölz von Mangrillobäumen, das nach allen Richtungen die Wege des Rindviehs eines nahen Rancho's durchschnitten. Die Bäume mit ihrem spärlichen Laubwerk ließen die Sonnenstrahlen in ihrer ganzen Macht durchdringen, und hielten den Wind ab. Wolken von Moskitos schwärmten um ihre Stämme, nirgends ein Grashalm sichtbar, nur der sonnenbeschienene Boden mit zertretenen oder faulen Früchten überstreut. Meine Gefährten schliefen fest. Ich aber trat umher um den Moskitos zu entgehen, und las einige der grünen Früchte auf, deren Duft so köstlich ist, und die dennoch dem der sie genießt den Tod bringen; ein nur zu getreues Bild der trügerischen und begaubernden Natur in den Tropenländern.

Bei dem letzten Dämmerlicht ankerte der Bonguito in den schwarzen Gewässern des Sees von Cuatro-Horcas, oder den vier Gabeln, der seinen Namen von vier Cagons entlehnt, welche sich darein ergießen. Der Mond und das Zodiakallicht glänzten mit seltener Intensität; der Nachtwind blies heftig und hielt die Moskitos in dem Gerüchricht zurück; während das Geheul der Brüll-Affen mich die ganze Nacht am Einschlafen hinderte.

Die Natur nahm stufenweise einen großartigen Charakter an wegen der prächtigen Vegetation welche die Ränder der Cagons einfaßt. Die Wurzeln der Manglebäume im Bogen

über einanderstehend, vereinigen sich fünf oder sechs Meter über dem Wasser und bilden ungeheure Dreifüße, aus denen die glatten Stämme wie Schiffsmasten in die Höhe streben. Hinter diesem Gewirr von Luftwurzeln der Manglebäume erscheinen andere Laubstämme, die in einem minder schwammigen Boden wachsen als das Gestade. Es ist dieß der ungeheure und furchtbare Wald, der einen großen Theil des Stromdassins einnimmt, und sich ohne Unterbrechung hundert Stunden gegen Süden bis zu den Höhen von Ocaña ausdehnt. Dieser Wald wurde nach allen Richtungen von den spanischen Eroberern durchstreift. Aber wie viele sind auch von den Krokodilen und Jaguars zerrissen worden! Wie viele in den Sümpfen erstickt oder an Fiebern hingestorben, schrecklicher als die Giftpfeile der Cocinas-Indianer!

Des andern Tages machten wir Halt an der Halbinsel Salamanca, am Anfange der Cienega (Sumpf) von Santa-Marta gelegen, eine Lagune mit Inselchen besäet, die eine Oberfläche von mehr als 800 Kilometer einnimmt. Im Osten erheben sich die steilen Höhen der Sierra-Nevada wie ein ungeheures Bollwerk; nach den übrigen Seiten hin dehnen sich die Wälder welche in den Anschwemmungen des Rio-Magdalena wurzeln. Die Halbinsel welche das hohe Meer von der Cienega scheidet, gleicht den Wohnungen am baltischen Meer und der Landzunge von Arabat, die auf einer Seite durch das Azowsche, auf der andern durch das faule Meer bespült wird. Während der Nacht fegelten wir über die schwärzlichen Wasser mit schwimmenden Häusern überwachsen und warfen, als es Morgen wurde, in einem kleinen Hafen neben andern Fahrzeugen den Anker aus. An dem Gestade sah ich die Hütten von Pueblo-Viejo. Es war Markttag und Schwarze und Indianer boten mit betäubendem Geschrei ihre Fische feil.

Ich setzte nun meinen Weg nach Santa-Marta, 40 Kilometer entfernt, zu Fuße fort, nachdem ich mir einen Führer und ein Maulthier für mein Gepäck verschafft hatte. In weniger als einer Viertelstunde hatten wir ein Gehölz von großen Bäumen umgangen, und sahen Pueblo-Nuevo de la Cienega vor uns liegen. Diese Stadt erhebt sich aus einer Fläche am Fuße der Sierra, die von schattigen Thälern durchschnitten ist. Gegen das Meer hin ist der Boden fast kahl und wie mit Salzkräutern bewachsen, aber rings um die Häuser breiten sich dichtbelaubte Bäume aus, welche die Stadt wie in ein grünes Laubnest einfassen, über dem die Cocosschirme sich ausbreiten. Auch im Innern hält La Cienega, was es von weitem verheißt: die breiten geraden Straßen sind belebt, die weißgetünchten Häuser beinahe alle mit Ziegeln gedeckt, und die Gärten mit blühendem Buschwerk bepflanzt. Von allen Seiten sieht man neue Bauten sich erheben, zum Zeugniß des materiellen Fortschrittes dieses Ortes, dessen Bevölkerung von 6000 Seelen, die von Santa-Marta, Hauptstadt des souveränen Staates von Magdalena, übertrifft, indeß zählt Cienega unter seinen Bewohnern weder Weiße noch fremde Kaufleute, wie letzteres und Barranquilla, und ist nur von Indianern und Mestizen bewohnt, die ihren Wohlstand allein sich selber verdanken. Auf den Hochebenen im Innern von Neu-Granada brachte gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Racenfeindschaft den Aufstand der Communeros hervor, und führte zuletzt zu dem Unabhängigkeitskrieg und der Vertreibung der Spanier; seit dieser Zeit haben die Abkömmlinge der Muyscas [1] ihre Nationalität wieder erobert und bilden die Mehrzahl der Einwohner, während die Weißen allmählich abnehmen, mit denen sie jetzt zu einem einzigen Volke verbunden sind. An den Ufern des Meeres ist es nicht so, dort besteht der Haß noch zwischen beiden Racen, und so stehen sich auch Santa-Marta und Cienega feindlich gegenüber. Ersteres hat den ungeheuren Vortheil eines weiten Hafens und des directen Verkehrs mit der übrigen Welt, während letzteres nur kleinen Küstenhandel in seiner Lagune treiben kann, aber seine indianischen Einwohner sind an das Klima gewöhnt und scheuen sich nicht vor der Arbeit, wie die meisten Weißen des Littorals es thun.

Jenseits des Torribio, den wir nun auf dem Rücken des geduldigen Maulthiers überschritten, eines der wildesten Bergströme des westlichen Abhanges der Sierra, änderte sich die Landschaft. Die Berge rücken näher gegen das Meer und strecken steile Vorgebirge in die Wogen, die auf schmalen Pfaden in beständigem Auf- und Abwärtssteigen umgangen werden müssen. Hier sieht man keine Pflanzungen von Fruchtbäumen mehr, nur stachlichte Mimosen und Gupaks, deren eisenhartes Holz auf dem dürrsten Boden wächst. Allenthalben tritt der nackte Fels zu Tage, der Weg führt manchmal in eine der Barrancas, tiefe Schluchten mit rothen verbrannten Wänden, welche in der Regenzeit durch wüthende Wildwasser angefüllt sind, in der trockenen Zeit aber auch nicht einen Wassertropfen bieten. In der erstickenden Hitze dieser Felsenrisse wurde ich plötzlich von großer Müdigkeit befallen, besonders da der Weg jetzt über den Sand am Meere hinlief, und nur von hohen Cactusstauden, die wie Pfahlwände emporstarrten, eingefaßt war, welche nicht die Sonne, wohl aber die Luft abwehrten. Mein Führer, der mich auf die Frage, ob wir noch nicht nach dem Dorfe Gaira kommen würden, mit einem „bald" vertröstete, schien auch ermüdet, schwang sich auf das Maulthier und ließ mich allein.

Wie diese mühselige Wanderung endete, wie ich durch die glühende Einöde an den Rand eines kühlen Baches gelangte, wo junge Mädchen und Kinder ihre Krüge füllten, wie ich schwindelnd die Schwelle einer Hütte betrat, wo einige Augenblicke Ruhe und Schlaf mir das Leben wieder zurückgaben, könnte ich wahrhaft nicht sagen. Nur so viel erinnere ich mich daß eine Stunde nachdem ich die Hütte verlassen, ich nach Santa-Marta gelangte, an den Fuß dieser Sierra, wo die Tropennatur mir neben neuen Mühsalen neue Gegenstände der Bewunderung vorbehalten hatte.

[1] Die Muyscas auf den Hochebenen von Cundinamarca waren bei der Invasion der Spanier kaum weniger civilisirt als die Azteken.

Miani's Entdeckungen am weißen Nil.

Wiederum ist ein Stückchen des räthselhaften Stromes entdeckt worden, aber nicht von einem wissenschaftlichen Reisenden, sondern von G. C. Miani, wie es scheint einem italienischen Elfenbeinhändler, wir schließen es wenigstens daraus daß er in Gemeinschaft mit Andrea del Bono reiste, dessen kühne Elfenbeinjagden unlängst geschildert wurden.[1] Miani verließ im Jahre 1859 Europa, und es hatten sich ihm Georges Poussel, d'Avignon, der Capitän Peyboux und der Maler Dumas, dessen Tod seiner Zeit gemeldet wurde, angeschlossen. In Chartum traf diese Expedition das chronische Leiden der meisten Nilfahrten: man zaukte und trennte sich. Am 22 Aug. 1859 schrieb aber Miani aus Chartum daß er entschlossen sey allein sein Vorhaben auszuführen, später reiste er mit dem erwähnten bei Bono ab, und will zufolge eines Reiseberichtes, den er am 1 Sept. 1860 an die Nouv. Ann. des Voyages aus Cairo abfertigte, bis zum 2° n. Br. am weißen Nil vorgedrungen seyn. Er hat auch eine Karte eingeschickt, die sich bis zum Aequator erstreckt, aber dilettantenhaft entworfen seyn soll. Unter 4° 44′ n. Br. liegt bekanntlich Gondokoro, die berühmte Mission des Pater Knoblecher und seiner österreichischen Gefährten. Diese hatten von dort aus den Nil noch weiter erforscht bis zu einem Ort Logwek 4° 9′ n. Br., so daß also Miani's Verdienst darin besteht die Enthüllung um 2° der Breite nach fortgesetzt zu haben. Ein erster Versuch von Gondokoro mit 25 gemietheten Soldaten (?) vorzudringen schlug fehl, denn als Miani Makedo erreichte, wo Katarakte den Nil völlig unschiffbar machen, verließen ihn seine Söldlinge. Nach Gondokoro zurückgekehrt, miethete er wieder 100 Soldaten und 150 Barineger als Kulis. Mit diesen über Land marschirend erreichte er den Nil an den Fällen, und zwar durchbricht dort der Fluß in einer Reihe von Absätzen die Gnirkette, hinter welcher er noch einmal schiffbar wird. Von den Eingebornen, den Awidi, erfuhr Miani daß der Assia, wie der Nil bei den Barinegern heißt, oberhalb der Fälle den Namen Meri annehme, was im Koptischen — vielleicht zufällig — Süden oder Ueberschwemmung bedeutet; ferner daß die Quellen des Nils „über Patico hinaus, das heißt über ihre eigene Gränzortschaft hinaus“ lägen, wo dann das Gebiet der Gallasstämme beginne. Miani glaubt daher nicht daß man die Nilquellen, wie Arnaud will, unter 29° östl. L., sondern unter dem 33° suchen müsse, und zwar in der Nähe des Vulcans Kenia, den merkwürdigerweise auch Capitän Speke als einen geeigneten Platz für die Nilquelle empfohlen hat. Auf der Arnaud'schen Karte war in äquatorialer Nähe ein Stamm der Madi angegeben, Miani fand aber unter diesem Namen nur eine große Stadt der Awidi 2° 30′ Lat. am rechten Nilufer, die er, weil ihn der dortige König den Weg verrennen wollte, zerstörte. Galuffi heißt der äußerste Punkt am Nil, den dieser Reisende erreichte.

Zum Schluß bemerkt er noch beiläufig daß die Nyam-Nyam keine Menschenfresser und keine geschwänzten Menschen seyen. Ueber diese angeblichen Monstra des Sudan enthalten die Nouv. Annales des Voyages genaue Berichte von dem Nilreisenden Lejean aus Chartum. Nyam-Nyam heißen eine große Anzahl Stämme westlich vom weißen Fluß und südlich von Darfur. Der Nilreisende Petherick, der jetzt mit Speke zur Aufsuchung der Nilquellen unterwegs ist, besitzt ein Comptoir, welches nicht ganz eine Tagereise von dem Gebiet der Nyam-Nyam entfernt liegt. Kurz vor seiner Abreise erfuhr er (was auch Hrn. Miani zu Ohren kam), daß etwa 15 Tagereisen gegen Westen ein großer Strom fließe, daß auf diesem zwei weiße Menschen abwärts gesahren wären, daß man sie angegriffen, den einen erschlagen, den andern gefangen habe. Petherick schickte vor seiner Abreise seinen Wekil oder Agenten mit 25 Mann ins Innere um den Gefangenen auszulösen. Fünf Tagereisen weit im Innern stieß diese Expedition auf einen großen Fluß und allenthalben auf eine dichte Bevölkerung. Beim achten Tagemarsch, nachdem die Expedition kaum noch 4—5 Märsche von dem Ort jener Katastrophe entfernt war, kehrte sie aus unbekannten Gründen um. Daß die Nyam-Nyam keine Schwänze haben, kann nach diesem Besuch als ermittelt gelten. Wie man es schon früher erklärte, hat ihr Lendenschurz aus Fellen, von denen sie einen Zipfel herabhängen lassen, wahrscheinlich die Fabel veranlaßt. Die Nyam-Nyam und die Schelukeu sind die einzigen Nilneger, welche unter monarchischer Verfassung leben. Unter ihrem König, Namens Mufiu, stehen eine Mehrzahl ziemlich unabhängiger Ortshäuptlinge. Uebrigens sind die Nyam-Nyam friedfertiger Natur, und wenn auf ihnen noch der Verdacht der Menschenfresserei haften bleiben soll, so trifft es höchstens nur einen einzigen Stamm, die Bindschie. Sie führen weder Lanze noch Bogen, dagegen den Trombach, ein Wurfgeschoß, welches gefährlich wie der australische Bumerang ist, insofern es im parabolischen Fluge Kopf, Arme und Beine des Feindes zerschlagen kann. Am 2 August d. J. kam eine 25jährige Nyam-Nyam nach Chartum. Sie ist wie die Dor am Nil und wie die Stämme die Dr. Barth auf der Reise nach Bagirmi antraf, kupferfarbig. Ihre Gesichtsbildung ist negerhaft, aber nicht übertrieben typisch, der Ausdruck sanft und die Augen schön. Sie ist ganz nackt bis auf ein vorgebundenes Schürzchen, doch bedeckt sie im Gefühl ihrer Blöße die Brüste mit den Armen. Sonst wird in Bezug auf Sittsamkeit nur gerühmt daß sie wenigstens nicht so verderbt ist, wie die „civilisirten“ Nubierinnen.

[1] S. Ausland 1860. Nr. 1.

Amtliche Ermittelungen über das Aussterben der Neuseeländer.

Die Regierung von Neu-Seeland hat, wie das Athenäum meldet, einen Bericht veröffentlicht über den Zustand und die Aussichten der Ureinwohner dieser Insel. Diesem Bericht zufolge hat die Abnahme der Urbevölkerung seit der Einwanderung der Weißen reißende Fortschritte gemacht. So weit

man Gewißheit erlangen kann, betrug die Abnahme zwischen 1811 und 1844 13.9 Procent, und während der letzten zehn Jahre, in welchen die Einwanderung der Europäer weit stärker war als im Laufe der frühern Periode, belief sich die Verminderung auf 19.42 Procent. Eine sehr sorgfältige Zählung der einheimischen Bevölkerung der neuseeländischen Inseln wurde am Schlusse des Jahrs 1858 vorgenommen. Sie betrug danach 31,667 mannliche und 56,099 weibliche, also zusammen 87,766 Einwohner. Dieß kommt wahrscheinlich dem wirklichen Stande derselben ziemlich nahe, denn es scheint daß nur ein Stamm sich weigerte den geforderten Nachweis bezüglich seiner Kopfzahl zu geben.

Die rasche Verminderung der neuseeländischen Ureinwohner ist um so merkwürdiger, weil die Blattern, diese schreckliche Geißel der Jägerstämme Nordamerika's, in Neu-Seeland noch nicht aufgetreten sind, und auch noch keine andere europäische Krankheit größere Wirkungen hervorgebracht hat als diejenigen welche gewöhnlich den Ausbruch gewisser heftigen Epidemien in Europa begleiteten. Auch scheint es nicht daß geistige Getränke einen ungewöhnlich verderblichen Einfluß ausübten. In den letzten Jahren hat sich sogar der Verbrauch derselben vermindert. In der Inseln-Bay bildet der Branntweintrinker die Ausnahme; ja höchst zuverlässige Gewährsmänner behaupten nachdrücklichst daß Gelegenheiten sich dieses Reizmittel in solcher Menge zu verschaffen daß es nachtheilig auf die ganze Race wirke, gar nicht vorhanden seyen. Der Gebrauch des Tabaks scheint ebenfalls keinen schädlichen Einfluß auszuüben, sondern eher das Gegentheil, denn es ist gewiß daß die Maori-Weiber, welche sehr häufig mit Europäern zusammen leben, und welche mehr Tabak verbrauchen als solche die in den einheimischen Niederlassungen bleiben, einfach aus dem Grunde weil sie sich denselben leichter und in größerer Menge verschaffen können, mehr Kinder gebären als die letzteren. Familien von sechs, neun und selbst dreizehn Halbkastenkinder trifft man nicht selten, und sie liefern den schlagendsten Beweis von der Falschheit der Doctrin daß Tabak die Reproductionsverrichtungen materiell schwäche.

Es scheint somach daß es keinen absoluten Beweis dafür gibt daß die Ursache der Abnahme der Ureinwohner von den durch Europäer eingeführten Krankheiten, oder von Gewohnheiten herrühre welche die Ureinwohner von den Europäern angenommen haben. Eine Menge Thatsachen scheinen zu beweisen daß, in Folge eines geheimnißvollen Naturgesetzes, der Verkehr zwischen Nationen hin und wieder Krankheit erzeugen kann, und wirklich erzeugt, selbst wenn beide Theile vollkommener Gesundheit genießen, hauptsächlich aber wenn die Parteien ganz verschiedenen Völkerstämmen angehören. Der Rev. J. Williams, der vielfach Gelegenheit gehabt die Ureinwohner zu beobachten, sagt in seinem interessanten Werke „Narrative of Missionary Enterprise:“ „Es ist eine gewiß nicht zu widerstreitende Thatsache daß die meisten Krankheiten welche während meines Aufenthalts die Inseln verheerten von Schiffen eingeschleppt wurden, und was diese Thatsache bemerkenswerth macht, ist der Umstand daß unter der Schiffsmannschaft selbst welche diesen verheerenden Einfuhrartikel mitbrachte keine Krankheit auftrat. Dr. Livingstone bestätigt dieß. Er sagt: vor etwa zehn Jahren habe eine Abtheilung Boeren aus dem Innern des Landes einen Besuch in der Delagoa-Bay gemacht, um sich einen Hafen für ihren Handelsverkehr zu sichern. Sie befanden sich in vortrefflicher Gesundheit, allein kurz nach ihrer Ankunft wurde die portugiesische Bevölkerung vom Keuchhusten befallen, dem mehrere Erwachsene erlagen. Bei näherem Nachforschen ergab sich daß die Boeren aus einem Theil Afrika's kamen wo diese Krankheit vorherrscht.

Es ist nicht wenig merkwürdig daß die Maori ihren Verfall gewissermaßen der Einführung neuer Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, so wie der daraus folgenden Sittenveränderung zuschreiben. Sie behaupten daß in früheren Zeiten, solange sie noch gewohnt waren mit wenig Kleidung ins Freie zu gehen, und ihre gewöhnlichen Beschäftigungen in einem Zustande fast völliger Nacktheit abzumachen, ihre Haut dicker und weniger empfindlich für die Wirkungen der Kälte oder der Wärme geworden sey, und überdieß bildeten in jenen Tagen, welche ihnen glücklichere gewesen zu seyn dünken als die jetzigen, Farnkrautwurzeln und andere Pflanzenerzeugnisse ihre hauptsächlichsten Nahrungsmittel, und ihre Gesundheit war vortrefflich.

Wenn wir uns nun zu den Angaben wenden welche die von der Regierung unter die Ureinwohner gesandten Agenten als Ergebnisse ihrer Forschungen aufstellen, so scheinen die Hauptursachen der Abnahme der Ureinwohner folgende zu seyn: 1) entwöllernde innere Kriege, 2) häufiger Kindsmord. Daß diese Gewohnheit ein sehr wichtiges Hinderniß für die Vermehrung der Maori-Race gewesen ist, läßt sich aus der Thatsache entnehmen daß Hr. Fenton, der von der Regierung zur Abfassung des obenerwähnten Berichts aufgestellt wurde, anführt: er habe viele Weiber getroffen welche sechs und selbst sieben Kindern, ihren eigenen Sprößlingen, das Leben genommen. Es ist indeß billig beizufügen daß der Kindsmord jetzt nahezu, wenn nicht ganz, vertilgt ist. Fälle davon sind wohl ohne Zweifel auch in den jüngsten Zeiten noch vorgekommen, allein sie sind der Zahl nach so unerheblich, daß sie auf den Stand der Bevölkerung keine wesentliche Wirkung ausüben können. 3) Der unerlaubte Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, der indeß, obgleich er auch jetzt noch in ausgedehntem Maße besteht, doch gegen früher bedeutend abgenommen hat. 4) Unreinliche Gewohnheiten. Obgleich diese an und für sich unzureichend sind die außerordentliche Sterblichkeit zu erklären welcher die Neu-Seeländer in der letzten Zeit ausgesetzt waren, so müssen sie doch, neben andern mit einem tiefen Civilisationsstand in Verbindung stehenden Gewohnheiten, beträchtliche Wirkung auf die Abkürzung der Dauer menschlichen Lebens gehabt haben, und haben sie noch. 5) Beständige Blutsvermischung. Diese ist in der That, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine der mächtigsten Ursachen der Abnahme der einheimischen Bevölkerung gewesen. Wie beharrlich dieser Volksstamm in dieser Beziehung sich gezeigt hat, mag aus dem Umstand hervorgehen daß wohlbekannte Häuptlinge von jetzt weit getrennten und selbst zuweilen einander feindlichen Stämmen als Verwandte anerkannt werden kön-

nen, da sie in der That eine große Familie bildeten. Der Ausdruck „Ausläufer“ (wie man ihn von den Schößlingen der Pflanzen gebraucht) läßt sich mit Fug auf die neuseeländischen Ureinwohner anwenden, deren physische Eigenschaften ausgeartet sind, und deren Hauptmerkmale jetzt gänzlicher Verlust von Energie und Lebenskraft zu seyn scheinen. 6) Gebrauch ungesunder Nahrung. Diese, die letzte unter den für die Sterblichkeit der Ureinwohner angeführten Ursachen, scheint große und verderbliche Macht ausgeübt zu haben. Es ist gewiß daß die hervorgehobene tückschreitende Veränderung in der Bevölkerung erst seit 1830 eintrat: ungefähr um diese Zeit machten sich die Eingebornen eine eben so anwiderude als ungesunde Gewohnheit zu eigen, eine krankhafte Liebe für faules Korn. Im Jahr 1830 entdeckte nämlich die Maori-Bevölkerung die Kunst faules Korn durch beständiges Eintauchen in Wasser zu bereiten, und von dieser Zeit an kam dieses Nahrungsmittel, das in einem Zustaude der abstoßendsten Fäulniß gegessen wird, rasch in allgemeinen Gebrauch. Jeder Maori welcher das Alter von 40 Jahren erlangt hat, kann sich noch der Einführung dieser schädlichen Substanz erinnern, und es ist bemerkenswerth daß in Bezirken wo durch den Einfluß und die Ueberredung der Missionäre gesunder Weizen das „Kaangakopiro,“ wie mau dieses faule Gericht nennt, verdrängt wurde, die Sterblichkeit unter den Eingebornen um 33 Proc. unter den früheren durchschnittlichen Betrag gesunken ist. Das Datum dieser unglücklichen Entdeckung ist vollkommener festgestellt worden durch eine Reihe von Fragen die man an eine Frau stellte deren Arm mit den Buchstaben J. T. und der Jahrszahl 1824 tätuirt war. Sie gibt an: diese Zeichen seyen von einem Engländer, mit dem sie zusammenlebte, gemacht worden, und ihr Stamm habe sehr bald nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit dem englischen Matrosen angefangen faules Korn zu essen.

Ueber den Militäraufstand auf Java.

Die jüngsten Berichte von Java melden den Aufstandsversuch der s. g. Schweizer zu Salvarang, das Gemetzel an der württembergischen Caserne daselbst, und die zahlreichen fortdauernden Hinrichtungen im Monat August und September dieses Jahres.

Es ist befremdend daß die Deutschen, welche von der Einheit des deutschen Volkes stets so viel faseln, diese Barbareien stillschweigend hinnehmen, ja daß kaum eine Stimme es wagte eine schüchterne Erwiederung auf die holländischen Expectorationen, womit sie diese barbarischen Metzeleien beschönigen wollen, folgen zu lassen.

Während des Krimkrieges und nachher waren die deutschen Regierungen mit löblichem Eifer darauf bedacht die Werbungen zur englischen Fremdenlegion zu verhindern — ja es wurden sogar in dem deutschen Bundesgebiet einige englische Freiwerber abgefaßt. Zu derselben Zeit ließ man jedoch ein holländisches Werbebureau ganz ungestört im badischen Oberland sich etabliren, und die unglücklichen Deutschen Enfants perdus wurden unter dem Namen „Schweizer“ von Lörrach aus nach den holländischen Depôts für die Colonien weiter transportirt. Diese verlorenen Söhne Deutschlands nennen die holländischen Berichterstatter: den Abschaum der europäischen Bevölkerung, während wir sie nur die Enthusiasten für die deutsche Freiheit, die Märtyrer für die allgemeinen Menschenrechte nennen können (!). Es scheint demnach daß die holländischen Berichterstatter sie noch unter jene Militärzöglinge stellen, welche aus holländischen Zucht- und Arbeitshäusern in das noble ostindische Leger eingereiht und nach der „Ost“ expedirt werden. Die Seelenverkäuferei von deutschen Recruten an die Colonien als gesuchtes Kanonenfutter dauert nun schon zweihundert und fünfzig Jahre. Die Eingebornen der ostindischen Inseln waren weniger langmüthig. Um das zu liefernde Contingent aufzubringen, wofür die inländischen Fürsten von „Jan Compagnie“ bezahlt wurden, machten diese alle der Justiz verfallenen Subjecte zu Sklaven und lieferten sie als Recruten an die Drang wolanda ab. Der Sultan von Ajhantee machte es noch kürzer, überzog seine Nachbarn mit Krieg und lieferte die Gefangenen den Holländern aus, welche diese Neger als Soldaten nach Indien schleppten. Ein Aufstand auf einem Transportschiff im J. 1828 machte der balinesischen Menschenlieferung ein Ende, und die Einsprache Englands war hinreichend dem Handel mit Menschenfleisch auf der Goldküste ein Ziel zu setzen. Seit dieser Zeit war die deutsche Werbung wieder in vollem Flor. Der niederländische Krämer erinnerte sich zu rechter Zeit daß er mit dem sonst so verachteten „Mos“ stammverwandt sey, und überredete seinen hochdeutschen Bruder mit einer wahren Schlangenberedsamkeit „in sein Land zu ziehen, wo die Citronen blühen.“

Besonders bei dem Ausbruch des Aufstandes in Bengalen waren die Holländer bedacht ihre Militärmacht in Indien zu verstärken und den deutschen Brüdern wieder die Arme zu öffnen. Das Märtyrium zu schildern, welches diese Unglücklichen in den Colonien erwartete, ist hier der Raum zu kurz. Es sey nur gesagt daß die Enttäuschung jener Menschen die Ursache ist von den häufigen Selbstmorden in den Garnisonsplätzen Indiens. Die Feder weigert sich die infame Behandlung zu schildern welche so vielen Deutschen dort widerfährt. Sie ist die Ursache des Militäraufstandes auf Java, der Gährung der Truppen durch den ganzen Archipel, und soll uns Stoff liefern zu einer größern Abhandlung über diesen Gegenstand.

Dr. Epp.

Der „Teufel“ in Konstantinopel.

(Aus W. Thornbury's Turkish Life and Character.)

An einem heißen Tage begab ich mich mit einem meiner Freunde auf den Lieblingsplatz der „Flaneurs,“ d. h. nach den Bazars, wo tausend offene Läden ein buntes Schauspiel darbieten, und wo dichte Gewölbe Schatten und Kühlung geben. Wir gingen von dem Comptoir eines Nudelfabricanten zu dem eines Rosen- und Jasmin-Essenzhändlers; wir

schauten bald dem Drechsler zu welcher hölzerne Köpfe fabricirte um die in allen Ecken der Welt unter dem Namen Fes bekannten rothen Mützen zu probiren, bald dem Armenier welcher die mit Gold und Seide durchwirkten Stoffe verkaufte die man in Lyon webt, aber nur in Stambul kauft, als wir in der benachbarten Straße die schrillen Töne einer Clarinette vernahmen. Man konnte sich über diese Art Musik und über den Zweck derselben nicht täuschen: es war die Ankündigung irgend eines Charlatans, die Bajazzo-Clarinette. Die Neugierde ergriff uns, und mit einigen Schritten standen wir an der Thüre des ambulanten Theaters. Dort befand sich ein Grieche in großer auf allen Räthen galonnirter Nationaltracht, die aber darum nicht weniger voller Löcher und Schmutzflecken war. Mit der einen Hand hielt er das wohlklingende Instrument das wir so eben gehört, und mit der andern deutete er auf zwei auf seinem Rücken hängende große Papierstücke, auf denen mit Kohle zwei zweifüßige, mit Tatzen, Hörnern und einem Schwanz ausgestattete Ungethüme abgebildet waren, die das leibhaftige Ausſehen des Satanas hatten: die beiden Ungethüme waren entsetzlich behaart, und um die Mitte des Leibes zog sich eine Kette herum, mit der sie gefesselt waren. Der Abkömmling des Leonidas zeigte und die Abkömmlinge Muhammeds betrachteten diese Gemälde ohne Lachen. Der erstere hielt an die letztern, welche mit hochgläubiger Miene um ihn herſtanden, folgende kleine Anrede: „Treten Sie ein, meine Herren! treten Sie ein, Sie werden zwei Ungeheuer oder vielmehr zwei Teufel sehen, welche in den Wüsten Anatoliens lebendig gefangen wurden: es sind prächtige und herrliche Menschenfresser, an deren Zähmung man aber nicht verzweifeln darf; sie haben uns sehr viel Sorgen und viele Tausend Piaster gekostet, um sie mit der Erlaubniß Sr. Hoheit nach Stambul zu führen. Treten Sie ein, meine Herren, Sie können dieses Wunder um einen Para (ein halber Kreuzer) sehen.“ Einer oder zwei graubärtige Türken antworteten: „Ruhm sey Allah!“ Allein das Publicum trat nicht ein, weil einige Christen aus Pera da waren welche darüber spotteten. „Gehen wir hinein, sagte mein Freund zu mir, und machen wir uns den Spaß das Spectakel ein wenig zu beleben.“ Ich folgte ihm, und der Grieche führte uns, mit dem allerliebſten Bückling und einer Fanfare auf seiner Clarinette, hinter den schmutzigen Vorhang welcher die angekündigten Wunder verbarg. Ich konnte mir nicht wohl einbilden was wir sehen würden; ich rechnete auf irgend einen ausgestopften Bären, einen Orangutang oder einen falschen Wilden, wie man ihn in England den betrunkenen Matrosen, in Frankreich auf den Dorfmärkten zeigt; allein daß die Unverschämtheit so weit gehen könnte uns den leibhaften lebendigen Teufel zu zeigen, das hatte ich nicht erwartet. Es war also ein Teufel den wir zu begrüßen die Ehre hatten. Er war da, unter unsern Augen, in Person, in seiner ganzen Teufelhaftigkeit: es war nur einer da, weil der andere, vor Verdruß sich eingesperrt zu sehen, wie uns der Führer sagte, mit Tod abgegangen war. Der Teufel spazierte in einer Art Käfig oder Verschlag, den man wie für einen wilden Tiger oder wüthenden Narren vergittert und verbarricadirt hatte, auf und ab und hin und her. Beim Eintritt gestattete mir die Dunkelheit welche in dieser Barracke herrschte nicht irgend etwas deutlich zu unterscheiden; als jedoch meine Augen an dieses Düster gewöhnt waren, sah ich daß das Ungethüm ein Mensch war, den man in eine grauwollene grobe Decke eingenäht hatte, welche einen Theil des Kopfs, die Arme, die Hände und den übrigen Theil des Körpers verhüllte, die menschlichen Formen aber doch nur schlecht verbarg: Büffelhörner, ein Geyerschnabel, große Glasaugen und ein mit einem Stachel versehener Schwanz vollendeten die Maskerade. Ich suchte den Teufel mittelst einiger übelklingenden neugriechischen Worte in Zorn zu bringen, und mein Freund gab ihm, um diesen Zweck sicherer zu erreichen, mit seinem spanischen Rohr einige Stöße durch die Gitterstangen. Der Teufel fieng dann an seine Ketten zu schütteln, um sich zu gebärden als ob er uns mit Haut und Haar verzehren wollte; allein trotz allem dem gelang es ihm nicht sich ein wahrhaft teuflisches Ansehen zu geben. Wir entfernten uns bald wieder aus dieser Bretter- und Tuchhölle. Mein Freund raunte dann den in der Straße unherstehenden muhammedanischen Maulaffen vertraulich zu, wir hätten Wunder gesehen. Die Worte verfiengen, und die Gefoppten ließen uns ebenfalls sich zum besten halten.

Wilsons Acclimatisationsversuche in Australien. Große Hoffnung setzt man in Neu-Süd-Wales und Victoria auf die Einfuhr von 300 Stück Llamas und Alpacas, die aus Peru im Laufe dieses Jahres dort angekommen waren, doch ist es sehr fraglich ob man diesen Thieren die Hochebenen ihrer Heimath in Australien bieten kann. Wilson und seine Freunde brachten 600 Pf. St. zusammen um Lachse in die Gewässer Australiens zu versetzen. Bereits waren auch 30,000 Stück solcher Fischeier unterwegs und wurden beständig mit einem Strom eiskalten Wassers auf der Fahrt begossen um ihre Entwicklung aufzuhalten. Allein es gieng das Eis auf die Reise, die Eier verdarben und der Versuch schlug fehl. Man will ihn aber jetzt erneuern, da es schon gelungen ist Karpfen und Goldfische in die Weiher Australiens zu versetzen. Englische Fasane, die man eingeführt hat, werden jetzt zahlreich gezüchtet, und Rebhühner werden bald wie in der Heimath gejagt werden können. Der Pfau ist völlig eingebürgert und brütet wild in den Gebüschen. Da überhaupt Vögel sich leicht verpflanzen lassen, so gedenkt die Acclimatisations-Gesellschaft einen Singvogel nach dem andern aus England mitzunehmen, gleichfam als sollten die Colonisten bei ihrem Umzug in die neue Wohnung das organische Mobiliar der alten Heimath mit sich schleppen. Als Entschädigung hat bisher England nur die gut gedeihenden schwarzen Schwanen, ferner die Känguruhs im Zoological Garden erhalten. Aber auch eine Elster könnte Australien schicken, deren Gesang wunderbar klar und melodienreich seyn soll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. Augsburg, 25 November 1860.

Der falſche Montezuma. [1]

Eine Erzählung aus den Prairien.

An einem Junimittag des Jahres 1834 ſaßen drei Weiße vor einem Feuer am Mescha-Schebe oder am Vater der Gewäſſer, dem Miſſiſippi, um von einem erlegten Elennthier zu ſpeiſen. Der eine von ihnen war ein halbblütiger Canadier, Ballefranche mit ſeinem Prairienamen, als Jäger und als „Voyageur“ der Pelzhandelsgeſellſchaften unter den Leuten ſeines Stammes weit berühmt, ein magerer muskulöſer Mann von 40 Jahren. Er diente jetzt einem vornehmen Herrn als Begleiter auf den Jagden im fernen Weſten. Dieß war ein Hr. v. Beaulieu, aus legitimiſtiſcher Familie, der, um ſich die Zeit zu vertreiben, während der orleaniſtiſchen Herrſchaft auf den Prairien, wie der Herzog Paul v. Würtemberg, [2] umherzog, und ſich dort den Beinamen des „Glasauges“ von den Rothhäuten zugezogen hatte, weil er ſehr häufig eine Brillenſcheibe eingeklemmt vor dem einen Auge trug. Die dritte Perſon, Ivon Kergollec, ein Bretone, fromm und furchtſam, hatte ſeinen Herrn aus Bedienteninſtinct begleitet. Nach etlicher Zeit wurde die Aufmerkſamkeit des Canadiers durch eine Rauchſäule erregt, die in der fernen Prairie aufſtieg. Nachdem ſeine Begleiter dieſe Erſcheinung gleichfalls wahrgenommen, bemerkte Ballefranche, das Feuer ſey weder von Rothhäuten, noch von Jägern, ſondern von weißen Fremdlingen, vielleicht von Auswanderern angezündet worden. Als nun Beaulieu etwas ſpöttiſch fragte, wie man einem Feuer ſo etwas an der Naſe anſehen könnte, gab der „Voyageur“ die einfache Antwort: daß die Rothhäute und alle Weißen der Prairie, ehe ſie Feuer anzünden, äußerſt ſorgſam das trockenſte Holz auswählten, welches nur einen dünnen blauen Rauch gibt, damit dieſer völlig mit dem Aether zuſammenſchmelze und nur auf geringe Entfernungen ſichtbar ſey. Nur Neulinge nehmen feuchtes Holz, welches in dichtem weißen Dampf aufſteigt und ihre Gegenwart meilenweit verkündigt, und deßhalb möchten es Emigranten ſeyn, die jenen Verſtoß gegen die Prairienregeln begangen hätten. Die Jäger brachen auch ſogleich auf um ſich über die Ankömmlinge Gewißheit zu verſchaffen. Ballefranche übernahm das Kundſchafteramt, fand aber das Feuer bereits verlaſſen, denn die Geſellſchaft war ſchon abgezogen. In den Spuren vor und hinter dem Feuer las er aber alles was er zu wiſſen wünſchte. Es waren zwei Frauenzimmer und vier Männer mit einem Wagen, und mit Vieh des Weges gezogen, alſo Auswanderer. Es fanden ſich aber auch auf dem gleichen Pfade friſche Spuren von Rothhäuten und zwar von Schwarzfüßen, auf deren Jagdgründen man ſich gerade befand. Die Emigranten wurden alſo verfolgt und ſchwebten in Gefahr, weßhalb die Abenteurer beſchloſſen die Nacht in ihrer Nähe zuzubringen.

Als es dunkel wurde, ſah man das Feuer der Emigranten deutlich von der Höhe eines Hügels leuchten, und die drei Reiſenden ſchlugen ihm gegenüber am Saum eines Waldes ihr Lager auf, hüteten ſich aber, weil ſie wußten daß das Land von Schwarzfüßen ſchwärmte, ſelbſt ein Feuer anzuzünden, vielmehr hielt Ballefranche, während ſeine Gefährten ſich niederſtreckten, ſcharf Wache. Nach etlicher Zeit erregte ein leiſes Geräuſch in den Zweigen ſeine Aufmerkſamkeit, und der Jäger hatte kaum ſeine Büchſe gepaunt, ſo ſtand ein Eingeborner vor ihm. Es war Natah-Otann oder der graue Bär, Häuptling der Kenhas, eines Zweiges der Schwarzfüße.

---

[1] Das Nachfolgende iſt der hiſtoriſche Kern, der mit Weglaſſung des Phantaſtiſchen und Melodramatiſchen aus einem Prairien-Roman von Guſtave Aimard, der unter dem Titel Ballefranche in dieſem Jahr erſchienen iſt, herausgeſchält wurde. Er ſchildert jenen merkwürdigen Häuptling der Schwarzfüße, welcher halb europäiſch erzogen in den dreißiger Jahren von einem Indianerſtamm zum andern reiste um die Fehden der einzelnen „Nationen“ zu ſchlichten, und ſie ſämmtlich zu einem gemeinſamen Bund zu vereinigen um die Weißen völlig aus dem nördlichen Feſtlande zu vertreiben. Bekanntlich war der Frieden den er ſtiftete, nur ein ſcheinbarer, und der Schlag den er dann führte, endigte, da er vereinzelt blieb, höchſt kläglich. Die Schilderungen Aimards, der die Rothhäute lange Zeit beſuchte, in der Abſicht ein zweiter Cooper für den fernen Weſten zu werden, ſind außerordentlich getreu, es hat ſich aber auch der Autor nicht verdrießen laſſen etliche der Prairienſprachen zu erlernen, die Sagen der Jägervölker und namentlich ihren abergläubiſchen Charakter zu ſtudieren.

[2] Ueber die romanhaften Abenteuer des Herzogs Paul, die noch alles übertreffen was in Erzählungen ſonſt geboten wurde, hat ſein Begleiter, der rühmlich bekannte B. Möllhauſen, in ſeinen „Reiſen in die Felſengebirge“ mehrfache Einzelnheiten mitgetheilt.

Er und Ballefranche kannten sich nur zu gut, denn der letztere war einmal den Kenthas in die Hände gefallen.

Dieser Natah Otann oder graue Bär war jedenfalls die merkwürdigste Persönlichkeit rother Hautfarbe der damaligen Zeit. Er war der Zögling des „weißen Bison“ gewesen, eines indianisirten Europäers, der sich wie so viele seiner Art zum Häuptling aufgeschwungen hatte. Der „graue Bär“ kannte die Weißen nur zu gut, er hatte vieles von ihnen und durch sie gelernt, er war aber doch eine Rothhaut und ein Wilder geblieben. Von ihm erzählte man sich im fernen Westen eine schaudervolle That. Am Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts hatte nämlich eine Emigrantenfamilie, Vater, Mutter und mehrere kleine Kinder sammt etlichen Begleitern ein „gekauftes“ Gebiet am obern Missouri bezogen. Die Männer hatten in den Kriegen gegen England 1813 gedient, und hegten wenig Furcht vor den Rothhäuten; sie machten sich sogar, weil sich in der ersten Zeit niemand von den Eingebornen zeigte, nur lustig über die Besorgnisse von Hinterhalten und Ueberfällen, welche gute Freunde ihnen mit auf die Reise gegeben hatten. In einer Nacht aber, wo die Wachen schliefen, kamen die Rothhäute, und die Unglücklichen fielen ihnen in die Hände. Natah Otann, der Anführer der Bande, ließ die Amerikaner sämmtlich entkleiden und an Bäume fesseln, dann wurde ein Feuer angezündet und vor den Augen der Eltern die Kinder in die glühenden Kohlen geworfen; nur Ein Kind, ein Mädchen war noch übrig. Dieses nahm der „graue Bär“ in die Arme und näherte sich dem unglücklichen Vater. Willst du mir, sprach er, dieses Kind abkaufen? Der gefesselte Unglückliche wußte nicht wie er diesen Spott verstehen sollte. Natah Otann klärte ihn aber auf. „Deine Gefährten an den Bäumen,“ sagte er, „werden vor Deinen Augen erwürgt werden. Dir aber wollen wir die Haut abziehen, damit wir aus dem Fell Schürzen machen können. Wenn du nun Kraft hast keinen Schmerzenslaut auszustoßen, dann versprech ich dir das Leben dieses Kindes zu schonen und es als das meinige zu adoptiren.“ Das Kleine, erschreckt über die nächtliche Scene, hatte sich an den Kopf des Vaters geklammert und küßte ihn lebhaft. Der Amerikaner nahm die Herausforderung an und überstand die furchtbarsten Qualen ohne einen Schmerzenslaut. Da rief ihm Natah Otann zu: „Jetzt kannst du ruhig sterben. Dein Kind bleibt am Leben, ich halte Wort!“ Zugleich schoß er ihm eine Kugel durch den Kopf und beendigte damit die Qualen des lebendig Geschundenen.[1] Das Kind aber wuchs unter dem Namen Lauenblüthe unter den Schwarzfüßen auf.

Dieser selbe Natah Otann war es aber auch, der aus tödlicher Feindschaft gegen die Weißen es unternehmen wollte sämmtliche Stämme zur Vertreibung der Europäer zu vereinigen. Unermüdlich war er hin- und hergereist um die alten Zehden der einzelnen Stämme für etliche Zeit wenigstens zu schlichten. Es war ihm endlich gelungen die vornehmsten Nationen zu einem Kriegsrath am Missouri bei dem „Baum des Herrn des Lebens“ am 4ten Tag des Monats des harten Schnees, Ubani Kisis zu versammeln. Natah Otann gab das Zeichen mit einer Pfeife, aus einem Menschenwirbel geschnitten, die er am Halse trug. Die Häuptlinge ordneten sich dann zu einem Tanz um den Baum des Herrn des Lebens, und nach Beendigung dessen hieng Natah Otann als Weihgeschenk für den Baum ein indianisches Kleinod, ein Halsband aus Klauen des grauen Bären an den Aesten auf. Da namentlich die südlichen und westlichen Stämme vertreten waren, Comantschen, Apatschen und Sioux, und es galt auf ihre Einbildungskraft zu wirken, so benutzte Natah Otann eine Legende von Montezuma oder Moctezhzoma, dem Kaiser Mexico's, den Ferdinand Cortes gefangen nahm. Montezuma spielt bekanntlich bei allen Indianerstämmen Neu-Mexico's und Texas in der Sagenwelt dieselbe Rolle wie bei uns Friedrich der Rothbart. Dermaleinst, glauben die Indianer, werde er zurückkehren, Amerika von den Europäern reinigen und seinen braunen Kindern ihr altes Erbe zurückgeben. Der graue Bär erinnerte deßhalb die Versammlung daran daß Montezuma in der Gefangenschaft der Spanier seinen Häuptlingen gerathen hatte das heilige Feuer, welches die Sonne selbst einst angezündet habe und seit undenklichen Zeiten auf der Höhe der Tempelpyramiden gehütet werde, unter sich zu vertheilen und es gewissenhaft aufzubewahren. Jeden Morgen sollten sie es dantbar verehren und dann auf das Dach ihres Hauses steigen um gen Osten zu schauen, denn es werde ein Tag kommen wo man ihn wiederkehren, und seinem Vater, der Sonne, die rechte Hand reichen sehen werde. Die mexicanischen Häuptlinge hätten nun wirklich das heilige Feuer getheilt, und als dann später Montezuma, von einem Steinwurf eines Mexicaners getroffen, auf dem Sterbelager gelegen wäre, seyen seine letzten Worte gewesen: „Das Feuer! vergeßt das Feuer nicht!“ Vergebens hätten die Spanier seinen Getreuen durch Foltern den geheimen Sinn dieser Worte abpressen wollen, niemand habe ihn verrathen, und das heilige Feuer sey gehütet worden bis auf ihre Tage. Die Zeit, schloß Natah Otann, wo Montezuma wieder kommen und die Rothhäute von ihren Unterdrückern befreien werde, nahe jetzt mit raschen Schritten, und es bedürfe nur der Einigkeit um an allen Gränzen zu gleicher Zeit auf die bleichen Gesichter loszuschlagen. Die Stämme des fernen Westens, Comantschen, Pahnis und Sioux glauben alle an diese Sage, glaubten daher auch dem Propheten, und so wurde denn schließlich unter dem Baum des Herrn des Lebens Natah Otann, der Häuptling der Schwarzfüße, der „Vetter der Sonne,“ zum „Statthalter Montezuma's“ erwählt, sogleich das Kriegswampum an alle Stämme versendet, und ihnen die Zahl der Monde bis zum allgemeinen Angriff gegen die Bleichgesichter angezeigt.

Dieser Natah Otann stand damals vor dem canadischen Voyageur und sagte ruhig: er sey gekommen um die Friedenspfeife mit seinen weißen Brüdern in der Prairie zu rauchen. Auf diese Erklärung wurden die Pfeifen angezündet und es begann ein gleichgültiges Gespräch, im Laufe dessen der „graue Bär“ zu erfahren wünschte was Hrn. v. Beaulieu oder das „Glasauge“ auf die Prairien geführt habe. Ballefranche wußte selbst nicht mehr, als den Ekel an dem Städteleben und die

[1] Historisch verbürgt.

Jagdlust auf den Prairien als Gründe anzugeben. Schließlich kam Natah Otann mit seinem letzten Gedanken heraus: er rieth Ballefrauche mit seinen Gefährten augenblicklich zu Pferd zu steigen und davonzujagen, da ihnen eine der größten Gefahren drohe. Da der Wilde sich nicht näher erklären wollte und der Canadier zweifelte, ob Hr. v. Beaulieu einem solchen Wink gehorchen werde, so stand Natah Otann auf und meinte zum Abschied, Ballefrauche möge mit dem „Glasauge" sich berathen und nähme man seine Warnung an, ihn durch einen doppelten Ruf der Krähe, im andern Fall durch das Geschrei der Eule benachrichtigen.

Als der Häuptling sich entfernt hatte, weckte der Canadier seinen europamüden Gefährten und theilte ihm die Warnungen des grauen Bären mit. Hr. v. Beaulieu war aber kurz entschlossen. „Die Schwarzfüße, meinte er sehr richtig, sind den Auswanderern auf der Ferse und wollen heute Nacht einen Streich führen. Wir sind ihnen im Wege, und wollten sie uns mit Gewalt beiseite schaffen, so möchte es zu viel Lärm machen. Daher die Warnung daß wir gehen sollten, und gerade deßwegen dürfen wir die Auswanderer nicht im Stiche lassen." Als man sich über dieses Vorhaben geeinigt hatte, gab Ballefrauche das verabredete Signal des Eulenrufes, aber kaum hatte er den zweiten Laut ausgestoßen, als etliche zwanzig Indianer durch die Gebüsche sprangen, und ehe sie sich noch zur Wehre setzen konnten, die Jäger umringt und entwaffnet hatten. Damit begnügten sie sich aber auch, denn seltsamer Weise hatte Hr. v. Beaulieu, als er sich schon einmal in den Händen dieses Stammes befand, von Natah Otann nur Höflichkeiten erfahren. Kaltblütig in sein Schicksal sich fügend, zog der legitimistische Abenteurer Cigarren aus der Tasche und brannte sie mit einem Phosphorhölzchen an, damals noch eine neue Erfindung, die zum erstenmal wohl in den Prairien gesehen wurde. Die Rothhäute waren starr vor Erstaunen, als sie das Experiment sahen und betrachteten die Schwefelflämmchen wie den Franzosen mit abergläubischer Furcht. Darin bestärkte sie, wahrscheinlich absichtlich, der hinzugetretene Natah Otann. „Als der erste Mensch, sprach er, eine alte Sage auffrischend, an den Ufern des Meschaschebe wandelte, trat der Herr des Lebens zu ihm und sprach: du bist mein Sohn. Nein, rief der erste Mensch, du bist vielmehr mein Sohn. Da beschlossen sie mit einander zu streiten. Der Herr des Lebens steckte seinen Medicinstecken in den Boden, setzte sich daneben und schaute den Gegner an, denn besiegt sollte der gelten welcher zuerst aufstehen würde. Jahrmal zehn Monde und zehn darüber schauten sie sich ins Gesicht, endlich erbleichte der Herr des Lebens, das Fleisch schwand ihm von den Knochen, und er sank leblos zu Boden. Da erhob sich der erste Mensch, zog den Medicinstecken aus der Erde und sprach: „So! Jetzt ist er sicherlich todt. Er war mein Sohn und ich sein Vater." Aber der erste Mensch hatte im Wettstreite verloren, denn der Herr des Lebens erhob sich, nahm ihm den Stab und rief: Halt! Du bist doch mein Sohn! Der erste Mensch bekannte daß er überwunden worden war, der Herr des Lebens aber sprach: „Du sollst nicht mehr sterben erster Mensch. Nimm diesen Medicinstecken, und so oft ich meinen Kindern, den Rothhäuten, etwas zu offenbaren habe, werde ich dich senden." Jene Feuerhölzchen aber kommen von jenem Medicinstecken des ersten Menschen." Beaulieu verstand so viel von den Prairiensprachen um den Sinn dieser Fabel zu fassen, es konnte ihm aber nur willkommen seyn, wenn er in den Augen dieser blutdürstigen Geschöpfe einen Wunderschein besitzen sollte.

Unterdessen war es in der fernen Prairie laut geworden. Die Emigranten bestanden, wie Ballefrauche es errathen hatte, aus sechs Personen. John Bright kam aus den östlichen Staaten, von wo er nach Verkauf seiner unbeweglichen Habe mit seiner Frau und seinen beiden erwachsenen Kindern, Sohn und Tochter, sammt zwei Knechten aufgebrochen war um im fernen Westen frische Ländereien auszusuchen. Uebrigens war es ein Sprachfehler zu sagen, er sey von zwei Knechten begleitet gewesen, denn in den Freistaaten gibt es nicht Herr und nicht Knecht, sondern lauter Souveräne, so daß Leute, die sich in einer Lage befinden daß man sie bei uns Dienstboten nennen würde, euphemistisch dort „Helfer" heißen. Man dient nämlich niemanden, sondern man hilft nur in der Küche oder im Stall. So wie die Emigranten die Prairie betreten hatten, waren die Schwarzfüße auf ihren Spuren gewesen. Die Männer schritten daher immer Gewehr im Arm neben ihrem Vieh und ihrem Wagen her. Da die Schwarzfüße indessen sie nur umsichwärmten, nie angriffen, so hätten die Amerikaner bei ihrer Sorglosigkeit bald die Wachsamkeit einschlafen lassen. An jenem Tage hatte man aber ungewöhnlich viele Rothhäute gesehen, und sie hatten sich dreister denn je genähert. Deßhalb suchte man sich zum Lagerplatz einen freien Hügel der Prairie aus, auf dessen Kamm man mit Hülfe des Wagens und der abgeladenen Kisten eine gute Brustwehr zusammenstellte. Die Schwarzfüße hatten den Aufgang des Mondes zum gemeinsamen Angriff abgewartet, aber die Wache im Lager der Emigranten bemerkte sie rechtzeitig, machte Lärm, und als die ersten kecken Krieger aus dem Grase sprangen, wurden sie blutig begrüßt, denn die Hinterwäldler sind bessere Schützen als die Rothhäute. Nach diesem ersten Versuche trat eine Pause ein, die plötzlich durch ein infernalisches Kriegsgeschrei unterbrochen wurde. Die Schwarzfüße stürmten gleichzeitig von allen Seiten herbei, und wenn auch mancher unterwegs fiel, die Mehrzahl gelangte bis an die Wagenburg, wo sich ein erbitterter Kampf mit dem Gewehrkolben und kurzen Waffen entspann. Ein Pistolenschuß der dazwischen fiel und den ersten Schwarzfuß welcher auf der Brüstung stand niederschmetterte, erregte aber ein allgemeines Klaggeheul bei den Angreifern, die mit der Leiche davonflohen. Die Auswanderer hatten jetzt Ruhe bis der Tag anbrach, ihre Rettung jedoch dankten sie nur der guten Kugel die den Anführer der Bande getroffen und das Gefecht beendigt hatte. Wie es aber Tag wurde, entdeckten die Auswanderer voller Verzweiflung daß ihr Vieh bis auf wenige Stücke davongetrieben worden war.

Als die Schwarzfüße nach ihrer Niederlage mit den geringen Spolien in den Wald zurückkehrten, wo sie Natah Otann bei seinen Gefangenen erwartete, empfiengen sie eine

beschämende Strafrede über ihre geringe Ausdauer in dem Kampf, allein die Schwarzfüße entschuldigten sich mit dem Tod des Anführers und hatten allerhand abergläubische Ausflüchte für ihren Rückzug, sie wollten sogar die falsche Wölfin, ein weibliches Nationalgespenst, welches den Schwarzfüßen noch immer Unheil verkündend erschienen war, auf Seiten der Auswanderer fechten gesehen haben. Natah Otann gab sich mit diesem Grund zufrieden, denn der Aberglaube der Rothhäute schien das Mittel zu seyn, dessen er für seine Plane bedurfte. Mittlerweile hatte er aber nähere Bekanntschaft mit seinem vornehmen europäischen Gast geschlossen, den er sogar durch ein wenig Französisch, welches er von dem „weißen Bison" gelernt hatte, überraschte. Natah Otann drang in Hrn. v. Beaulieu daß er ihn nach seinem Heimathsdorfe begleiten sollte, nicht als Gefangener, sondern als Gast, und versprach ihm dort Jagdvergnügungen der ersten Sorte. Der Franzose, obgleich ihn Ballefrauche vor der Verrätherei der Wilden gewarnt hatte, gieng auf diesen Vorschlag ein, knüpfte aber, dreist geworden, da er sich von Natah Otann und den Schwarzfüßen mit einem unerklärlichen Respect behandelt sah, die Bedingung daran daß man den Auswanderern das geraubte Vieh zurückgeben sollte, denn er wollte ihnen, weil er ihnen sonst nicht hatte beistehen können, wenigstens auf diese Art nützlich werden.

Die Emigranten beriethen ob sie den Räubern nachjagen oder ob sie wieder nach der verlassenen Heimath zurückkehren sollten, denn ohne Vieh war kein gedeihlicher Anfang einer Farm denkbar. Sie erstaunten daher nicht wenig als sie deutlich und deutlicher aus der Ferne ihre Heerde von etlichen Reitern herbeigetrieben sahen. Sie vermutheten aber nur eine neue Hinterlist der Rothhäute und machten sich bereit zum Gefecht. Als aber Beaulieu mit seinen Begleitern und etlichen Schwarzfüßen sich auf Schußweite genähert hatte, vor den Augen der Auswanderer seine Waffen ablegte und auf ihr Lager zuschritt, faßten sie mehr Zutrauen, es bedurfte aber immer noch einiger Ueberredung, damit die Amerikaner den Zusammenhang der Dinge begriffen und an die ehrliche Rückgabe der Kriegsbeute glaubten. Dann begrüßte man sich auf beiden Seiten, und nachdem Mr. und Mrs. Bright die vermißten Häupter gezählt und keines vermißt hatten, wurde der Patriarch der Emigranten so guter Laune daß er erklärte, gerade an dem Ort wo er sich befand, seinen „Claim" zu wählen. Natah Otann aber warnte ihn sehr ernst vor einem solchen Wagniß. „Diese Prairien, sprach er, gehören den Piekanns von der Nation der Schwarzfüße, und sie werden sicherlich mit eurem Scalp sich bezahlt machen." Beaulieu aus einer Anwandlung von Großmuth erbot sich die Ländereien der Rothhäuten abzukaufen, worauf Natah Otann bemerkte: hier habe er kein Recht auf den Boden, aber wenn man mit ihm ziehen wolle an den Missouri, so wolle er nicht den Emigranten, wohl aber seinem Gast, dem Glasauge, 800 Acres fruchtbares Land verkaufen. Und der Preis? fragte der Amerikaner, dessen Pulse rascher zu gehen anfiengen, sobald das Gespräch den Charakter eines Handelsgeschäftes annahm. Ein Dollar! rief der Häuptling spöttisch. Beaulieu zog lachend einen Thaler heraus, bezahlte den Schwarzfuß und schenkte dann den Auswanderern das Gebiet. Für John Bright war aber die Sache noch nicht ganz in Ordnung. Er holte Papier und Schreibzeug aus dem Gepäck und setzte eine Kauf- und Schenkungs-Urkunde auf, die er von Natah Otann mit einer Hieroglyphe, dann von Beaulieu, ferner als Zeugen von Ballefrauche, von dem bretonischen Bedienten und zuletzt von seinen „Helfern" unterzeichnen ließ. Dann brachen alle gemeinsam nach dem Missouri auf, wo der „graue Bär" den Amerikanern ihre Ländergeschenke zeigen wollte. Diese lagen insofern günstig für die Familie, als nur ein paar Meilen entfernt erst vor zwei Jahren das Fort Mackenzie erbaut worden war, dessen Schutz sie daher genossen.

Als man dort den wackern Ansiedler verlassen hatte, gieng es im scharfen Ritt den Missouri aufwärts nach der Heimath der Kenhas. Je mehr man sich dieser näherte, desto mehr beschleunigten die Schwarzfüße ihre Geschwindigkeit. Die Flinten, wie Bogen und Pfeile wurden in Bereitschaft gesetzt, und als das Dorf endlich sichtbar wurde, erschallten die Ikkschetas oder Pfeifen aus Menschenknochen, das Kriegsgeschrei wurde ausgestoßen, Büchsen und Pfeile abgeschossen, und die Waffen geschwenkt als gieng es zum Kampf. Aus dem Dorf stürzte eine Bande Krieger ihnen berittenen entgegen als wollten sie Angriff mit Angriff erwidern, und nur 10 Schritt von einander ließen die Geschwader ihre Pferde prallen und stehen. Nun folgte ein stürmisches Wiedersehen, nach dessen Beendigung die Gäste in das Dorf geführt und dem „weißen Bisou," dem ältesten Häuptling, vorgestellt wurden. Dieser, ein ehemaliger deportirter Jakobiner, der aus Cayenne geflüchtet war und bei den Rothhäuten sich indianisirt hatte, lächelte spöttisch und ein Legitimist in freiwilliger Verbannung bei ihm als Gast erschien. Das Dorf selbst war auf indianische Art mit Pfählen gut verschanzt und uneinnehmbar für jeden Feind der keine Geschütze besaß. Außerhalb des Pfahlwerkes sah man in Zwischenräumen viele Maschotte's oder Gerüste, auf welchen die Schwarzfüße wie die verwandten Sioux und Dacotah ihre Todten auszusetzen pflegen. Auch große Pfosten waren eingesenkt, an welchen Felle, Scalpe u. dgl. als Weihgeschenke für Omahok-Numaskchi, den Herrn des Lebens, oder für Numank-Maschana den ersten Menschen aufgehängt waren. Im Dorf selbst wurden die Gäste dem „Gabelfuß," einem berühmten Häuptling der Kenhas, vorgestellt. Er trug indianische Trauer, d. h. er hatte sich in Fetzen gehüllt, die Haare kurz geschnitten und sie mit Thon bestrichen. Man setzte sich dann in einen Kreis und die Friedenspfeife gieng Reih' um, worauf der Gabelfuß seine Gäste willkommen hieß und sie nach ihrem Oti oder Wigwam, einem warmen und saubern Lederzelte begleitete. Am Zelteingang stand ein junges Mädchen, indianisch gekleidet, von ungewöhnlicher Schönheit, welches Natah Otann schelmend hinwegjagte, weil sie voller Verwunderung die drei Weißen, vor allen den französischen Edelmann anstarrte. Als sie im Zelt allein waren, erzählte der canadische „Voyageur" seinem Gebieter die traurige Geschichte dieses Mädchens, der Lianenblüthe und Adoptivtochter Natah Otanns, desselben Kindes welchem der Vater am Marter-

stamm durch seinen Heroismus das Leben gerettet hatte, und die völlig indianisirt ohne Kenntniß ihrer Abkunft aufgewachsen war. Nach dieser Erzählung streckten sich die drei Abenteurer auf ihr Lager und schliefen ruhig mitten in der Höhle des Löwen.

Draußen aber schweifte noch in tiefster Nacht eine Rothhaut umher, augenscheinlich um zu spioniren, denn keine Wände haben so viel Ohren als die Zeltwände eines Wigwams. Der Lauscher entfernte sich aber nicht wenig als er eine zweite Gestalt durch das Zelt schreiten sah. „Wer ist das? sprach er zu sich, sollte es die Jungfrau der schwarzen Nächte seyn, die im Dorf irrt? Welches entsetzliche Unglück droht uns dann?“ Die Gespensterfurcht des Kenha entflog aber wieder als er die Lianenblüthe erkannte, welche sich dem Oti der Gäste näherte, das Zelt öffnete und hineinschlüpfte. Die Rothhaut schlich jetzt leise an das Oti heran und schnitt mit dem Messer eine Oeffnung um besser hören und sehen zu können. Wer nach dem Eintreten des Mädchens von den Schläfern zuerst erwachte und Lärm machte, war diesmal der Bretone Ivou; Ballefranche aber, der gleichfalls auffuhr, hieß ihn sich ruhig verhalten, um seinen Herrn nicht zu wecken. Er blies dann die Gluth im Zelt wieder wach, legte Moos und trockenes Holz hinzu, so daß das Feuer bald hell brannte und der nächtliche Besuch erkannt werden konnte. Der Jäger hatte zu viel mit Rothhäuten verkehrt, um den Besuch eines Mädchens unter so seltsamen Umständen irgendeinem zweideutigen Motiv zuzuschreiben, sondern er errieth daß Lianenblüthe irgendetwas wichtiges mitzutheilen habe. Das Mädchen war aber so völlig indianisirt daß sie in Bezug auf Sinn und Sitte sich nicht von den Rothhäuten unterschied. Der Jäger merkte auch daß es schwer halten würde sie nur zum Sprechen zu bewegen, denn die rothen Menschen sind verschlossen und lassen sich selbst wenn sie sprechen wollen, jedes Wort abfragen. Aus Ish holte er daher Pelzwerk aus der Ecke und bereitete ein viertes Lager. „Mein bleicher Bruder, sprach das Mädchen, bereitet ein viertes Lager; wozu?“ „Sind wir nicht vier?“ „Ich sehe nur die beiden bleichen Jäger und meinen Bruder.“ „Aber ich dachte Lianenblüthe wollte die Gastfreundschaft ihrer bleichen Brüder aufsprechen.“ „Die Frauen unseres Stammes haben ihre eigenen Otis und übernachten nicht in den Hütten der Krieger.“ Einmal zum Sprechen gebracht, erzählte nun das Mädchen daß die Alten im Dorf sich verständigt hätten Glasauge sey ein Mensch von übernatürlichen Gaben, der den Gang künftiger Ereignisse bestimmen könne. Der weiße Bison, dessen Medicin weit und breit als die größte gelte, habe gesagt, Glasauge sey der Mann, dessen Ankunft nun seit tausend Monden und länger die Medicinmänner den rothen Stämmen verkündigt hätten, der sich an die Spitze der rothen Krieger stellen und sie von den Bleichgesichtern befreien werde. Das alles war aber noch nicht das wichtigste was Lianenblüthe sagen wollte, denn zuletzt vertraute sie dem Canadier, daß Glasauge eine Freundin unter den Kenhas habe nämlich sie selbst. Das Gespräch wurde bei dieser sentimentalen Wendung unterbrochen. Der Lauscher an der Wand sprang hastig herein, und wurde als der rothe Wolf, des Mädchens guter Freund und ein versteckter ehrgeiziger Gegner Natab Otanus erkannt. „Der graue Bär kommt, rief er rasch, und darf das Mädchen hier nicht finden.“ Lianenblüthe warf sich auf diese Warnung in einen Winkel des Zeltes und ließ sich mit Pelzwerk überdecken, der rothe Wolf aber wickelte sich in die Falten der Zeltöffnung und schlüpfte hinaus, sowie Natab Otann eintrat und ihm den Rücken kehrte. Der Häuptling warf einen mißtrauischen Blick in das Zelt, mahnte die Schläfer zum Aufstehen, da sie zu einer Jagdpartie aufbrechen sollten, und entfernte sich dann, ohne, wie es schien, das Mädchen entdeckt zu haben.

Zur Zeit dieser Begebenheiten waren die Schwarzfüße, obgleich sie die nämliche Sprache redeten und sich sämmtlich durch ihre geschickten Pferde-Diebstähle und durch ihren verrätherischen Charakter auszeichneten, als Nation zerfallen. Früher hatte nämlich einmal eine Bande Schwarzfüße etliche Zelte von befreundeten Sassi-Indianern tückisch überfallen und alle ermordet, auch die Weiber und Kinder. Diese That war gegen die Prairiennmoral, und es trat eine Spaltung der Nation ein. Die Mörder und ihre Anhänger hießen seitdem Kenhas oder Blutindianer, ihre Gegner waren die Piekannes. Die dritte Abtheilung, die Sixekas oder die Schwarzfüße im engern Sinne, hatten sich fern von dem Streite gehalten und waren auch sonst die friedfertigsten und erträglichsten Leute ihrer Nation. Die Schwarzfüße, weit zerstreut auf den Ebenen vor den Felsengebirgen, könnten 8000 Krieger mustern und zählen daher etwa 25,000 Köpfe. Diese Stämme nun und ihre Verwandten sollten sich in den nächsten Tagen massenhaft in der Nähe jenes Kenhas-Dorfes versammeln, denn der erste Schlag zur Befreiung der Indianer war dem Fort Mackenzie zugedacht. Dieses befestigte Pelzmagazin war 1832 erbaut worden, bildete ein Viereck von je 45 Fuß Front, war mit zwei Blockhäusern versehen und mit 20 Kanonen bewaffnet. Im Jahre 1834 stand es unter dem Befehl des Major Melvil, eines Officiers auf den General Jockson große Stücke gesetzt hatte. Mehr wie 70 Mann musterte die Garnison indessen nicht, und zwar waren darunter noch zwanzig Pelzjäger eingerechnet, die in der Nähe des Forts wohnten und in dringenden Fällen einberufen werden konnten. Der Fall dieses Forts lag Natab Otann sehr am Herzen. Er hoffte, wenn die Rothhäute an allen Gränzen gleichzeitig angriffen, daß eine dieser Befestigungen nach der andern sich ergeben müßte. Dann, so wähnten die Rothhäute, welche immer nur die wenigen Garnisonen an den Gränzen der Civilisation sahen, würden sie leicht die unkriegerischen Massen der Bleichgesichter hinter dieses Forts bis ins Meer jagen können. Der verabredete Tag des Angriffs rückte aber immer näher, und die beiden Häuptlinge, der weiße Bison und der graue Bär, beschlossen ihren seltsamen Anschlag dem französischen Edelmann zu offenbaren. Er sollte sich, war ihr Wille, an die Spitze der Banden stellen, und sie würden dafür sorgen daß er als jener lang verkündigte Erretter, als der rückkehrende Montezuma in der Vorstellung der südlichen Stämme gelten solle. Die geheimnißvolle Unterthänigkeit welche Natab Otann bisher seinem europäischen Gaste erwiesen hatte, war

nur berechnet gewesen um ihm in den Augen der abergläubischen Rothhäute einen Nimbus zu geben, damit sie unter seiner Führung an dem Siege nicht mehr zweifelten.

Seitdem aber Beaulieu und Ballefranche von der Lianenblüthe, die forthin sehr deutlich ihr Wohlgefallen an dem hübschen Franzosen zu erkennen zu geben, über diese Pläne halb und halb aufgeklärt worden waren, fühlten sie sich nicht mehr heimlich bei ihren Gastfreunden. Ballefranche, der sonst auf seinen Glücksstern so viel Vertrauen setzte, wurde immer unruhiger, und man kann sich denken daß die Jagden welche die Schwarzfüße ihnen zu Ehren veranstalteten, nur halben Genuß für sie hatten. Es war nach dem Ende einer solchen Jagd, daß die drei Europäer, die aus Vorsicht nicht von einander wichen, am Walde sich niedergelassen hatten und die beiden Häuptlinge an sie herantraten. Sie lenkten das Gespräch, welches französisch geführt wurde, auf das Schicksal der rothen Race, und als Beaulieu aus vollem Herzen das Verhängniß der Prairiestämme beklagte, rückten die beiden Verschwornen mit dem Antrag heraus daß er sich an ihre Spitze stellen sollte. Beaulieu wußte zu gut daß die Rothhäute im Krieg Bestien sind und daß er eine traurige Rolle an der Spitze solcher gegen die Civilisation bewaffneter Unholde spielen würde. Auf seine trockene Ablehnung antworteten die Schwarzfüße mit Drohungen, und als die Jäger nach ihren Waffen fuhren, gab Natah Otann ein Zeichen mit der Signalpfeife, auf welches die drei Bleichgesichter sich von einer Bande Schwarzfüße umringt sahen. Allein sie deckten sich gegenseitig den Rücken und machten mit ihren Gewehren nach drei Seiten Front. Da Natah Otann seinen Kriegern verboten hatte von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen, damit man die Europäer lebendig fienge, so befanden sich die Abenteurer in großem Vortheil, da sie Wunden austheilten ohne welche zu empfangen. Lange indessen konnte dieses seltsame Gefecht nicht fortgesetzt werden, denn die drei Jäger fühlten sich bald ermüdet. Ballefranche rieth daher leise daß sich die drei, immer Front gegen ihre Angreifer machend, nach dem Platz zurückziehen sollten wo ihre Rosse standen, daß Ivon dann aufsitzen und in der Richtung des Fort Mackenzie davonsprengen sollte. Seine Flucht wollten die andern beiden decken, und sich so lange gegen die Schwarzfüße halten bis der Bretone einen ausreichenden Vorsprung gewonnen habe. Dieser Plan wurde glücklich ausgeführt, die Rosse erreicht und die Fesseln des einen losgeschnitten, während Ivon sich in den Sattel schwang. Mit ein paar Sätzen war er aus dem Bereich der Schwarzfüße, die ihn übrigens wenig beachteten, sondern die günstige Gelegenheit benützten um sich auf die beiden andern Jäger zu werfen und sie zu entwaffnen. Natah Otann und der weiße Bison behandelten ihre Gegner wieder mit höflichster Höflichkeit. „Ist jetzt mein bleicher Bruder entschlossen, fragte der erstere, auf sechsunddreißig Stunden sich an die Spitze der Rothhäute zu stellen?“ Beaulieu verneinte. „Dann werden wir morgen Früh die bleichen Gesichter an den Marterpfahl schnüren. Eine halbe Stunde geb' ich Euch Zeit zur Ueberlegung?“ Damit ließen die Häuptlinge die beiden Jäger allein und begaben sich zu den Kriegern die abseits saßen, und denen die Häuptlinge weismachten, der Kampf, dem sie eben beigewohnt hätten, sey ein Wettkampf gewesen um die wunderbare Tapferkeit des neuen Anführers leuchten zu lassen. Die Jäger unterdessen waren zu dem Entschluß gekommen daß jetzt, wo Ivon unterwegs war, das Fort Mackenzie rechtzeitig erreichen und die Besatzung warnen würde, Beaulieu die Rolle des „Montezuma“ wohl übernehmen dürfe. Als daher Natah Otann kam um seine Antwort zu holen, erklärte ihm der Franzose daß er die Rothhäute anführen wolle, jedoch unter den Bedingungen daß man ihn nach abgelaufener Frist ziehen lasse und daß er in das Gefecht selbst nur unbewaffnet gehen dürfe, denn es lag ihm daran in den Augen der Amerikaner nicht als Bandenführer von Blut-Indianern zu erscheinen. Die Bedingungen wurden nicht nur bewilligt, sondern die Häuptlinge setzten von freien Stücken hinzu, daß Ballefranche vor dem Sturm auf das Fort ziehen könne wohin er wolle. Nach diesem Einverständniß gab man den Jägern die Waffen wieder und kehrte in das Dorf zurück. Am Abend wohnten die beiden Abenteurer einer Feierlichkeit bei, die bei den Rothhäuten „Pferde errauchen“ heißt. Es galt nämlich diejenigen Krieger welche ihre Pferde verloren hatten, wieder beritten zu machen, und zwar beschenkten die Wohlhabenden die Bedürftigen. Diese aber mußten dafür in einem Kreis um das Feuer sitzen, während die Geschenkgeber auf den Gäulen, die sie den Gefährten bestimmt hatten, heranritten und mit Geißelhieben die entblößten Rücken der zu Beschenkenden zerfleischten, welche ihrerseits die Pfeifen fortrauchten, die Streiche aber entweder gar nicht oder nur höflich lächelnd beachteten. Hatte dann die Schmerzensprobe lange genug gedauert, so gab der vornehmste Häuptling ein Zeichen, die Geißelschwinger saßen ab und die Beschenkten griffen vergnügt nach den Pferden, die sie sich „erraucht“ hatten.

An diesem Abend füllte sich die Gegend bereits mit fremden Kriegsbanden, denn die Frist bis zu dem großen Schlage war jetzt abgelaufen. Ivon inzwischen, der die Nacht allein im Walde zugebracht hatte, war am Morgen bei der Ansiedlung des Hrn. Bright's vorbeigekommen, den die schlimmen Nachrichten Ivons höchst besorgt machten, obgleich kein Blockhaus, von Pfahlwerk schon umgeben, gegen Handstreiche sicher war. Der Bretone eilte dann in das Fort selbst und benachrichtigte den Commandanten von der drohenden Gefahr sowie von der Lage seines Herrn. Diesem konnte Major Melvil nicht helfen, aber die Warnung beschloß er zu benützen, denn er kannte seine Nachbarn, die Kenhas, obgleich er zwei Jahre mit ihnen friedlich verkehrt hatte, zu gut um nicht alles Schlimme ihnen zuzutrauen. Melvil beschloß jetzt seine Kräfte zu theilen. Er ließ die Jäger, die zum Fort gehörten, anweisen, sich vereinzelt nach dem Blockhaus des wackern Bright zu schleichen und dort versteckt zu bleiben. Im Fall sie angegriffen würden, wollte Melvil ihnen Unterstützung schicken, im andern Fall konnten sie von dort aus bei einem Sturm auf das Fort den Angreifern in den Rücken fallen. Der Plan wäre gut gewesen für den Fall daß Melvil nur mit den Kenhas zu thun gehabt hätte, aber er war falsch gegenüber der dichten Masse die sich in aller Stille dem Missouri

näherte. Ballesranche war entlassen worden, nachdem man bereits alle Zugänge zum Fort besetzt hatte, und er schlug daher den Weg nach der Bright'schen Ansiedlung ein, wo er auch Ivon fand, der sich dorthin begeben hatte, um seinem Herrn wieder nahe zu seyn. Bei den Squattern und Jägern im Blockhaus herrschte die größte Entmuthigung. Ein Geschwader Rothhäute nach dem andern war an ihnen vorübergezogen, so daß sie wohl sahen, der Kampf sey nicht mit Hunderten sondern mit Tausenden zu bestehen. Die Rothhäute waren spöttisch und lachend an dem Blockhaus vorbeigeritten, sey es daß Natah Otann die Ansiedler, denen er Land verkauft hatte, nicht gestört wissen wollte, sey es aus Kriegsraison, um nicht durch den Lärm des Gefechtes das Fort zu warnen und weil, wenn dieses einmal gefallen war, die Leute im Blockhaus ihnen nicht mehr entschlüpfen konnten. Die Jäger sahen ein daß jede Diversion von etlichen 20 Flinten hinter dem Rücken solcher Massen keinen Sinn hatte und es vielmehr ihre Pflicht sey die beiden Frauenzimmer in dem Blockhaus wo möglich durch einen rechtzeitigen Rückzug zu retten.

Der weiße Bison und Natah Otann hatten ihren Angriffsplan rasch entworfen, und als es dunkelte, krochen vorsichtig und geräuschlos wie die Eidechsen ihre Krieger dem Fort so nahe als es die Vorsicht zuließ und lauschten dort stunden lang auf das Zeichen zum Angriff. Natah Otann, der um seine Anordnung zu treffen in größerer Entfernung hinter den Banden um das Fort schlich, stieß dort unerwartet auf die Lianenblüthe, seine Adoptivtochter. Frauen und Mädchen begleiten die Krieger oft auf ihren Zügen, ja nehmen am Gefecht bisweilen selbst Theil. Der Häuptling, dem seine Adoptivtochter gar wohl gefiel und der daran gedacht hatte sie zum Weib zu nehmen, bildete sich ein sie möchte wohl aus Zärtlichkeit gegen ihn auf den Kriegspfad sich begeben haben. „Hat mein Kind, sprach er sanft, schon den kleinen Vogel gehört der so süß in den Herzen der jungen Mädchen singt?“ [1] „Den kleinen Vogel, von dem mein Vater spricht, habe ich ganz nah an meinem Herzen gesehen,“ gestand das Mädchen offen, denn in der Prairie macht man kein Geheimniß aus Dingen, die niemanden zur Schande gereichen. „Also hat einer von unsern braunen Kriegern das Herz meines Kindes gewonnen?“ forschte der graue Bär weiter. „Kein brauner Krieger,“ erwiederte die Befragte. Jetzt erriet Natah Otann das übrige: „Also ein Bleichgesicht? Glasauge vielleicht?“ Das Kind nickte. Der Häuptling war zu sehr von seinen kriegerischen Planen erfüllt als daß ihn dieser Schlag zu hart getroffen hätte. Bei den Rothhäuten werden die Heirathen zwar durch Kauf geschlossen, doch bleiben Herzensneigungen nicht ganz unbeachtet, und die Eltern wenden nicht gern Zwang gegen ihre Töchter an. Der graue Bär hieß sein Pflegkind aus dem Bereich des Gefechtes sich entfernen und schritt dann hastig nach der Stelle wo er Beaulieu zurückgelassen hatte. Er fragte ob er zu Erfüllung seines Versprechens bereit sey, und als dieser bejahte, stieß er einen Vogelruf aus als Signal zum Angriff.

Die Amerikaner im Fort waren auf ihre Gegner vorbereitet. Niemand hatte sich über dem Rande der Pfähle gezeigt, aber dahinter war jeder auf seinem Posten. Ein heftiges Feuergefecht entspann sich auf allen Punkten, denn die Rothhäute griffen das Fort überall von der Landseite an Anfangs erlitten sie starke Verluste von dem gedeckten Feind, allein das Fort selbst, fehlerhaft angelegt, wurde von einer nahen Anhöhe beherrscht, und die Besatzung litt von den Kugeln, die dort herabkamen, auf die empfindlichste Art. Zuletzt wagten die Rothhäute einen Sturm, Beaulieu und die Kenhas-Häuptlinge an der Spitze. Bereits war die kleine Besatzung hinter dem Pfahlwerk so zusammengeschmolzen, daß sie der Ueberzahl nicht mehr widerstehen konnten und die Rothhäute in die Verschanzung hineindrangen. Die Häuser und Hütten der Ansiedlung giengen augenblicklich in Feuer auf, in dem engen Raum dazwischen begann aber ein Morden und blutiges Handgemenge. Melvil sah zuletzt keine andere Rettung als sich mit etlichen 20 Soldaten, die ihm noch übrig blieben, durchzuschlagen. Er ließ das Thor öffnen und gewann, immer fechtend, das Freie.

Als Natah Otann Meister des Forts war, ließ er das Banner der Vereinigten Staaten herabnehmen und an dem Flaggenstock sein Totem gleichsam als Wappen befestigen. Er suchte dann Beaulieu auf, der mitten in dem dichtesten Kugelregen wunderbarerweise verschont geblieben war, jetzt aber beschämt der Zeuge grauenhafter Bluttaten an den unglücklichen Frauen im Fort werden mußte. „Mein bleicher Bruder, sprach er zu ihm, kann jetzt gehen. Das Fort ist unser und dieser Sieg macht uns den Montezuma entbehrlich. Mein Bruder kann auch seine Schwester Lianenblüthe mit sich nehmen und sie zu den Frauen seiner Nation bringen. Sie wartet draußen und folgt ihm gern.“ So schieden die beiden Männer. Beaulieu sah sich nach dem Adoptivkind des Häuptlings um und fand es rasch, denn das Mädchen suchte eifrig nach ihm und erkundigte sich bei den Kriegern ob der Mann ihrer Sehnsucht unversehrt in dem Kampf geblieben wäre. Beide stiegen zu Pferd und hatten rasch in östlicher Richtung das brennende Fort verlassen. Nicht lange, so stießen sie auf Major Melvil mit dem Rest der abziehenden Truppen und gleich darauf auf Ballesranche an der Spitze der Trapper und der Familie Bright. Sowie es dunkel geworden war, hatten nämlich die Ansiedler ihr Blockhaus verlassen und sich hinter den Rücken der Rothhäute herumgeschlichen. Es war Zeit gewesen daß sie ihre Behausung aufgaben, denn kaum hatte der Kampf um das Fort begonnen, so war eine plünderungssüchtige Bande Sioux in ihre Wohnung gefallen und hatte sie angezündet. Melvil, der sich wieder an der Spitze eines so tüchtigen Häufleins sah, wollte vom Rückzug nichts wissen, und darin bestärkte ihn Beaulieu, der darnach lechzte die erlittene Schmach den Schwarzfüßen zu vergelten. Die beiden Frauen der Ansiedler wurden der prairiekundigen Lianenblüthe anvertraut und sollten ihre Flucht fortsetzen, die Männer näherten sich wieder dem Fort.

[1] Eine häufig wiederkehrende verblümte Rede der Prairiensprache, die so viel bedeutet, wie wenn wir von Amors Pfeilabdrücken sprechen.

In der Ansiedlung Brights befanden sich große Vorräthe von Branntwein, die für indianische Pelzhandelsgeschäfte bestimmt waren. Sie wurden angebrochen und verzecht. Im Fort selbst aber gieng es noch grauenhafter her. Auch dort waren die Branntweinfässer aus den Kellern geschafft worden und die Sieger im Begriff sich völlig zu berauschen. Natah Otann, der die Gefahr sah, beschloß Gewalt zu gebrauchen, und mit etlichen Getreuen warf er, um dem Gelag ein Ende zu machen, die Banden zum Fort hinaus und ließ die Thore verschließen. Allein jetzt erwachte bei den fremden Stämmen die alte Eifersucht, sie schrieen Verrath, weil sich die Schwarzfüße allein im Besitz des Forts halten wollten. Zu ihnen gesellten sich die betrunkenen Banden, welche aus der Bright'schen Ansiedlung kamen, und ehe es noch dämmerte, begann von neuem der Kampf um Mackenzie, diesmal aber zwischen Rothhäuten und Rothhäuten.

Natah Otanns großer Plan war fehlgeschlagen. Schon wenige Stunden nach dem ersten Siege war die Einigkeit der Stämme vernichtet und die alte Fehdelust erwacht. Mit seinen 600 Kriegern im Fort konnte er nicht widerstehen, denn die Mehrzahl davon war schon in Trunkenheit erstarrt. Diesen günstigen Moment ergriff Major Melvil, um durch das wieder geöffnete Thor in das Fort einzudringen, wo ein schauderhaftes Würgen bei den Branntweinfässern stattfand. Natah Otann und der weiße Bison waren bereits gefallen, niemand beschäftigte, niemand gehorchte. Melvil ließ ein paar Geschütze umdrehen und mit Kartätschen in den dichten Knäuel feuern. Der Schrecken der Rothhäute artete in abergläubische Furcht aus, als sie an der Spitze der Bleichgesichter den falschen Montezuma sahen. Was noch fliehen konnte, rettete sich in die Prairie, und die Amerikaner ließen bald wieder ihr Banner wehen. So endigte der Racenaufstand der Prairievölker!

Der Hauran und die angränzenden Gebiete.

Die Zeitungen berichten daß es den Drusen des Libanon gelungen sey dem Netz mit welchem die Franko-Türken in brüderlichem Verein sie umstricken wollten, zu entschlüpfen, und den Hauran, woselbst viele ihrer Brüder wohnen, zu erreichen.

Uns hat das nicht überrascht. Wir haben vor Monaten uns dahin ausgesprochen daß die Franzosen, wenn sie in Syrien etwas erreichen wollen, nicht nur „den Köcher Gottes und die Kuppel des Islams," Damascus, aufzusuchen, sondern daß sie nach dem Lebscha und dem Hauran zu marschiren haben, daß der mit den Drusen angesaugene Strauß in den genannten Gegenden auszumachen sey.

Da nun also voraussichtlich in einiger Zeit das Haurangebirge mit seinen angränzenden Gebieten unsere besondern Blicke auf sich ziehen dürfte, kommt uns zu unserer Belehrung der kürzlich erschienene Reisebericht des Dr. Wetzstein, preußischen Consuls von Damascus (desselben, dem wir den classischen, höchst lehrreichen Artikel „der Markt in Damascus" — in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. XI. S. 475 bis 525 — zu verdanken haben), „über Hauran und die Trachonen [1] höchst gelegen, denn dieser Bericht läßt uns offene Blicke in jene Gegenden thun und löst manches Räthsel.

Reiste ja doch Wetzstein unter zu Erreichung wissenschaftlicher Zwecke höchst vortheilhaften Verhältnissen, und mit äußern und innern Mitteln jeder Art, wie nicht leicht ein Reisender, ausgestattet. Es stauden ihm zu seiner Begleitung nicht nur Kawassen (Gendarmen), tüchtige Beduinenscheichs und angesehene Damascener zu Gebote (im ganzen hatte er 13 Begleiter); er war nicht bloß von dem Glanz amtlichen Ansehens umgeben, sondern er hatte einen ganz besondern Vortheil darin daß er der arabischen Sprache vollkommen mächtig, und mit den arabischen Sitten innigst vertraut war. Er, seit mehr als einem Decennium in Damascus residirend und von Haus aus tüchtiger Arabist, war seit Jahren schon zu einem ganzen Araber geworden.

Der Weg gieng von Damascus zunächst über Sekka und Ghassule, zwei unserm Reisenden angehörige Dörfer (das letztgenannte hat er neu erbaut), am östlichen Saum des Merdsch — d. i. Wiesenlandes von Damascus gelegen, durch „die Straße der Raubzüge" nach dem Safa, dem Mittelpunkt einer Vulcanregion im Osten der Damascener Landseen und des Hauran, die, meint Wetzstein, vielleicht an Extenstät, aber schwerlich an Intensität von einer ähnlichen Formation auf der Erde übertroffen werden dürfte. Das Safa, „ein von den Syrern vielgenanntes und allen unbekanntes Land," ein von Europäern noch nie betretenes Gebiet, hat keinen Tropfen Wasser und keine Vegetation, daher sein Name: das leere, nackte Gebirg. Nur in den Einsenkungen und den klaffenden Brüchen der Lava bilden sich zur Regenzeit wochenlang Pfützen und sproßt eine spärliche Flora. Es ist ein beinahe sieben Stunden langes und ebenso breites Gebirg, d. h. die aus den Kratern strömende schwarze Masse häufte sich Welle auf Welle, so daß die Mitte die Höhe eines Gebirgs annahm, ohne jene sanften Formen gewöhnlicher Gebirge zu bekommen. Seine Formation hat etwas höllisches, und sein Anblick beengt die Brust und erfüllt mit Grauen. Es ist noch wie am Tag seiner Entstehung, der schwarze, mattglänzende Lavaguß, voll zahlloser, mit dünnen Gewölben überbrückter Ströme versteinerter schwarzer, oft auch hellrother Wellen, die sich aus den Kratern über das Hochplateau die Abhänge herabwälzen. Die höchsten Partien sind ungefähr 1800 Fuß über der Ruhbe, dem daran im Osten fließenden Thal. Sämmtliche Spitzen sind Vulcane. Einen dieser Vulcane bestieg Wetzstein, was aber seine große Schwierigkeiten hatte. Sein höchst in-

[1] Der vollständige Titel lautet: Reisebericht über Hauran und die Trachonen nebst einem Anhang über die safaitischen Denkmäler in Ostsyrien. Von Dr. Johann Gottfried Wetzstein, Königl. preuß. Consul in Damascus. Mit Karte, Inschriftentafel und Holzschnitten. Berlin. Verlag von Dietrich Reimer 1860.

teressanter Bericht darüber lautet also: „Am dritten Tag Abends waren wir als Gäste im Zelt unseres Reisegefährten Humejid unmittelbar am Rand des Safa abgestiegen, und hier wollte ich den Beduinen gegenüber, die eine Besteigung des Safa für unmöglich erklärten, meinen Willen durchsetzen. Humejid schien mir als Wirth zu meiner Begleitung verpflichtet, aber er entschuldigte sich daß das Safa den Ghejat gehöre, und ihm nicht das Recht zustehe daselbst meinen Führer zu machen. Seine Entschuldigung war gegründet. Jetzt wandte ich mich an Dscherbu, den Ghejati, einen jenem Stamm angehörigen Beduinen. Er weigerte sich, mit der Erklärung daß nur die Lebensgefahr den Menschen ins Safa treiben könne. Da ließ ich ein seidenes Ehrenkleid (Beßtein brauchte bei seiner 44tägigen Reise 80 solcher Kleider) ausspacken, und sagte den zahlreich anwesenden Ghejat daß es derjenige bekommen würde der mich begleitete. Man betrachtete es mit sehnsüchtigen Blicken, aber keiner wollte es verdienen, selbst dann nicht als ich noch eine englische Lire (Souverän) darauf zu legen versprach. Die Sache verwirrte mich, und auch meine Damasceuer Begleiter wußten sie nicht zu erklären. Ich mußte endlich zu einem Mittel greifen, gegen welches der Beduine keine Waffen hat. Ich wendete mich gegen Dscherbu und sagte mit dem nöthigen Pathos, indem ich meinen Kinnbart in die rechte Hand nahm: Willst Du nicht mit mir gehen, Dscherbu, diesem Bart zu Gefallen? Da schnellte der Mann empor und rief, indem er die Hand auf seinen Kopf legte: „Von Herzen gern!“ Am andern Morgen vor Sonnenaufgang brachen wir auf. Es waren eigenthümliche Gefühle die mich bewegten als ich mit Dscherbu, der den Wasserschlauch, und meinem Jäger Ali, der die Meßinstrumente trug, zu Fuß über die klingende Decke der kohlschwarzen Wellen, über die weitgespannten Brücken, über die Sprünge und Versenkungen der Masse hinschritt, um einen der höchsten Vulcane zu besteigen. Um 9 Uhr erreichten wir das Hochplateau. Da rief Dscherbu: „Hier ist der Anfang der Krater. Steig hinauf.“ Ich begriff ihn nicht, stieg aber rasch einen Wall schwarzer Blöcke hinauf, und stand am Rand eines ungeheuern Kraters und schaute mit Grauen in das Chaos seines Schlundes hinein. Es war der erste Krater den ich sah, und meine Verwunderung war um so größer als ich die fire Vorstellung mitgebracht hatte, ein Krater könne nur in der Spitze eines Berges seyn. Hier war er auf der Hochebene. Endlich dachte ich über ein Mittel nach Umfang und Tiefe zu messen, als mich Dscherbu lachend den Damm der ausgeschleuderten, oft viele Klafter diken Steine hinabjog und sagte: „Bedsch (das türkische Beg), willst du jeden Krater in unserm Laude messen, so brauchst du Wochen dazu.“ Wie, ist euer Land die Hölle? „E billah (Ja, bei Gott)! Es lehte bei uns ein Dichter, der sagte in einer Kaside (Zweckgedicht): das Safa ist ein Stück von der Hölle und die Ruhbe ein Stück des Paradieses.“ Nach sechs oder acht Minuten stand ich auf dem Steinkranz eines zweiten Kraters von ebenso grauenhaftem Anblicke; nach einer gleichen Entfernung an einem dritten, vierten und fünften. Beßtein beschaute nacheinander 18 solcher Krater. Am Rand des achtzehnten steht die unheimliche Snetaa, d. h. der Galgen des Safa. Sie ist das nackte, mit einer glänzend rothen Masse überzogene Gerippe eines feuerspeienden Berges, einer der schauerlichsten Orte auf Erden.

Ueber die Ruhbe finden wir folgende Mittheilungen: „Die Ruhbe (das Wort bedeutet ein weites üppiges Saatfeld) ist eine beiläufig 2½ Stunden breite und 3½ Stunden lange Ebene. Sie wird von vier Flüssen (die hier Amlud heißen) bewässert. Am nordwestlichen Ende der Ruhbe bilden diese vier Flüsse zur Winterzeit einen schmalen länglichen See, der im Mai und Juni vertrocknet. Die westliche Hälfte der Ruhbe ist niedriger als die östliche, also leichter zu bewässern, und darum wird sie in ihrer ganzen Ausdehnung mit Weizen und Gerste besäet, während in dem östlichen Theile die Heerden geweidet und die Zelte aufgestellt werden; weder in der Ruhbe noch in den benachbarten Lavaplateaux und Steinfeldern mit Einschluß der Harra (der wolligen, mit vulcanischen Steinen bedeckten Ebene, ungefähr den halben Flächenraum des östlichen Vulcangebiets einnehmend und seine Lavaplateaux im Süden und Osten umgebend) gibt es einen Baum oder Strauch, und es hat dergleichen daselbst wohl niemals gegeben. Die Ruhbe ist das fruchtbarste Land in Syrien. Der Weizen gibt die Aussaat durchschnittlich achtzig- und die Gerste hundertfältig zurück. Nach der glaubwürdigen Versicherung der Bewohner soll der Mudd Weizen sehr oft selbst 120 Mudd gegeben haben. Ich zog, ohne alzulang zu wählen, aus einem Weizenfeld eine Pflanze aus, die 26 ährentragende Halme hatte. Der Boden hat die hochgelbe Farbe des Humus der Kas (so heißen die freien Pläße auf einem mit Lava überfluteten Terrain), aber er ist viel leckerer als dieser, dergestalt daß die Einwohner nicht auf ihm dreschen können; die Körner würden sich mit der Erde mischen. Sie bringen daher die Ernten auf die Lavaplatten des Safa, die vortreffliche Tennen abgeben. Sie haben keine Ackerwerkzeuge und pflügen den Boden auch nicht. Nachdem sie einige Tage nach dem ersten Frühregen (im December) den Samen ausgestreut haben, ziehen sie mit einer Art Schleh- oder Weißdorn über die besäete Flur um den Samen zu bedecken. Nach wenigen Tagen geht dieser auf und wird dann wohl von jenen vier Flüssen überschwemmt, so daß er bei anhaltendem Regen oft Wochen unter Wasser steht, ohne daß ihm dieses nachtheilig wäre. Als ich den zehnten April in die Ruhbe kam, standen Weizen und Gerste bereits in voller Blüthe, während sie in Damascus noch nicht geschosst hatten. Da das einzelne Saatkorn hier sehr viele Halme treibt, so säet man Weizen und Gerste wie man in Damascus den Sesam säet, d. h. man mischt ihn mit Erde und streuet diese Mischung aus. In der Mitte der Saatfelder steht von Fähnchen umflattert das Grab des Localheiligen Scheich Serat, des unsichtbaren Handhabers von Recht und Ordnung unter diesen Raubvölkern, der Menschen und Thiere ihrem Glauben nach augenblicklich mit dem Tod bestraft, die sich an fremder Saat vergreifen sollten. . . Gegen Ende Mai oder in der ersten Hälfte des Monats Juni wird die Ruhbe und ihre Umgebung wegen der großen Hitze und des Mangels an Wasser und grüner Weide von ihren Bewohnern verlassen, die dann mit den Heerden an die östlichen Abhänge des Haurangebirges

ziehen. Dann lassen sie ruhig ihre Wintervorräthe an Getreide in den Höhlen beim weißen Schloß, wohl wissend daß es niemand wagen würde von einem dem Scheich Serak anvertrauten Gut etwas zu stehlen. Die Regierung des Landes ist eine patriarchalische."

Eine weitere nicht unbedeutende Gruppe von Vulcanen findet sich im Norden des Safagebirges, welche von den Bauern des Merdsch — d. h. Wiesenlandes von Damascus — mitunter Diret und Talul, d. h. das Hügelland genannt wird. Die Namen einzelner dieser Vulcane sind recht charakteristisch, wie z. B. folgende: „Der Rabe, die Vereinten, die Einöhrige, das Rußtöpfchen, die Hyäne, die Nebenbuhlerinnen, die Kamelin mit den Jungen, der Schwarzäugige." Wetzstein, der dieser Gruppe diesesmal keinen Besuch machen konnte, erklärt über sie: „Hier gibt es noch ein weites Feld für geognostische Studien, einen jungfräulichen Boden, den wohl noch niemand zu wissenschaftlichen Zwecken betreten hat, weder im Alterthum, noch in unserer Zeit. Aber es ist keine Spielerei dort zu wandern, wo weder ein lebendes Wesen, noch 9 Monate lang ein Tropfen Wasser zu finden ist."

Nach zehn in der Gluth der Harra und um das Schreckbild der Safa zugebrachten Nächten begab sich Wetzstein von Nemara aus (einst einer römischen Garnison) nach dem Hauran. Auf der ersten Station, in Tema, verlebte er „bei der großen Aufmerksamkeit welche die hauranischen Drusen für alle Bedürfnisse ihrer Gäste haben," einen seiner schönsten Tage. Hier entließ er denn auch seine Beduinen, und suchte sich aus den dreißig Reitern, mit denen der ritterliche Drusenscheich, Abbas el Kala'ani, am frühen Morgen aus der Stadt Schakka gekommen war, um ihm seine Dienste anzubieten, zehn kräftige und gut bewaffnete Männer aus, mit denen er den Ritt in die „Städtewüste" machen wollte. Die östliche und südliche Abdachung des Hauran allein enthält nämlich ungefähr 300 verödete Städte und Dörfer, während es nur 14 bewohnte Orte hat.

Es wurde nun zunächst wieder eine ganze Anzahl vulcanischer Berge bestiegen, darunter die Umm Ufchbuch, „das schönste Musterbild eines vollkommenen hauranischen Vulcans." Als geologisch merkwürdige Punkte im Osten des Gebirgs werden bezeichnet: der Habis, der Doppelhügel Schibbite mit einer Troglodytenstadt, der hohe Kegel Scha'i auch mit einer Troglodytenstadt und der Chitm el Hoje mit einem großen Troglodytendorf, der hohe vereinzelte Kegel Chidr Imtan, auf dessen steiler Spitze ein Wallfahrtsort des Chidr ist. Der letzte Punkt im östlichen Hauran, zu dem Wetzstein vorgedrungen, ist die aus schwarzem Stein erbaute Stadt Enak, von deren Thürmen der Palmenwald bei Ezrat, der letzten hauranischen Grenzveste, zu erschauen war. Am südlichsten Punkt seiner Route, zu Umm el Kuten (Stadt der Feigenbäume) sah er gegen Süden zwei Hügel, die noch vulcanisch seyn müssen; aber dicht hinter ihnen endet diese Region und beginnt der Hamad (die große syrische Steppe). Als westliche Gränze der vulcanischen Region erkannte er den nicht mehr vulcanischen Gebirgszug Jumle: das ganze Haurangebirg umreisend, befand er sich fortwährend auf ausschließlich vulcanischem Boden.

In das Ledscha drang Wetzstein bei Dur ein, und reiste von dort über Harran nach Damet el Alja (das hohe Dama). Hier machte er die für die Erdkunde gewiß interessante Beobachtung daß die Ledschafläche eine Ausströmung der Krater des Haurangebirges ist.

Am Schluß seiner geologischen Bemerkungen gibt unser Reisende Antwort auf die Frage: „Wie kann ein etwa 13 Stunden langes und etwa 8 bis 9 Stunden breites, mitten in einer Ebene liegendes, und seinem Gesammtcharakter nach gleichfalls ebenes Lavaplateau nicht zu erobern seyn (Ibrahim Pascha hat diese Eroberung bekanntlich vergeblich versucht)? Mit dieser Antwort, welche wir den Lesern dieses Blattes nicht glauben vorenthalten zu dürfen glauben, wollen wir diesen Artikel schließen, andere Mittheilungen aus dem Wetzstein'schen Reisebericht, wie über seinen Besuch der unterirdischen labyrinthartigen Residenz des Königs Og, über die Stadt Bosra, das er für das Astarot der Bibel hält, über die hauranischen Baudenkmäler, über die Heereseinrichtung der Beduinen u. dgl. für einen andern Artikel vorbehaltend. Jene höchst bedeutende Antwort, welche dem Kaiser Napoleon, wenn er sie kennen lernte, ernstliche Scrupel machen dürfte, lautet also: „1) Hat in ihm die Lava viele Kas gebildet, die man in der nächsten Nähe nicht sieht. Geht man an ihnen vorüber, so hat man den Feind der darinnen versteckt lag, im Rücken. 2) Hat das Zusammenstoßen der Wellen an vielen Orten eine zackige, schneidende Oberfläche gebildet, die sich nicht überschreiten läßt. 3) Hat die Lavadecke viele steile Einbrüche die umgangen werden müssen, wobei man oft wieder auf andere Hindernisse stößt. 4) Hatte man in den vergangenen Jahrtausenden als die Ortschaften im Innern noch bewohnt waren, in dem fruchtbaren Humus der Kas Reben- oder Fruchtbaumpflanzungen. Diese sind verschwunden, aber die rohen Mauern womit sie zum Schutz gegen die Heerden umfriedigt waren, stehen noch zu Tausenden, und würden von Schützen besetzt einem vordringenden Feind starke Hindernisse bieten. 5) Liegen im Lohf (dem äußern erhöhten Rand rings um die Lavafläche des Vulcangebiets) etwa acht Städte und 25 Dörfer, und im Innern vier Städte und etwa 14 Dörfer, die alle hohe und aus gewaltigen Quadern aufgeführte Mauern haben. Sie würden sich selbst gegen Artillerie vertheidigen lassen. 6) Es läßt sich nachweisen daß die Ortschaften im Innern des Ledscha bereits in den ersten Zeiten des Islams von ihren Einwohnern verlassen worden sind, und seit dieser Zeit nur Nomaden im Ledscha wohnen, deren constante Sitte es ist, jede Stelle wo sie ihre Zelte aufschlagen, mit einer Sira, d. h. mit einem mannshohen Gehöfte von Steinen zu umfriedigen, damit sich die Heerden des Nachts nicht zerstreuen, und damit man am Geräusch der einstürzenden obern, aus kleinern Steinen bestehenden Schicht wissen kann wenn des Nachts ein Wolf, deren es hier viele gibt, in das Gehöft eindrechen will. Nimmt man an daß der Beduine nur achtmal des Jahrs die Weide und die Lagerplätze wechselt, so würden bei nur 600 Zelten jährlich fast 5000 Gehöfte gebaut werden, was für eine Zeit

von 800 Jahren, während der die Beduinen hier wohnen dürften, 4 Millionen Gehöfte geben würde. Immerhin mag dieses Facit falsch seyn, da man oft auch eine schon vorhandene Sira wieder benutzen wird; dennoch versichere ich daß im Lobscha nirgends ein größerer Raum gefunden wird, auf dem man nicht eine oder mehrere antrifft, in deren Aufbau, wozu die Rinde der Lava verwendet wird, die Sulut-Beduinen große Fertigkeit besitzen. Diese Gehöfte sind gewiß von großer strategischer Wichtigkeit. 7) Die engen Mündungen der unterirdischen Wasserreservoirs bei den verödeten Ortschaften, welche im Winter fürs ganze Jahr gefüllt werden, lassen sich leicht mit einem einzigen großen Stein zudecken und verheimlichen. 8) Die Bewohner des Lobscha sind durchwegs gute Schützen, und haben, da in den Ruinen viel Salpeter gefunden wird, eine Menge Pulverfabriken."

Lejean's Reise nach dem weißen Nil.

(Nouvelles Annales des Voyages.)

Wir erhalten von Hrn. G. Lejean einen Brief aus Chartum, d. d. 2 Aug., in welchem er uns eine traurige Schilderung von dem gegenwärtigen Zustand der Verhältnisse macht welche zwischen den Europäern und den arabischen Handelsleuten einerseits und den schwarzen Uferbewohnern des weißen Flusses andererseits bestehen. Die meisten Handeltreibenden der Colonie unternehmen, unter dem Vorwand des Elfenbeinhandels, insgeheim bewaffnete Züge um Schwarze aufzukaufen. Die Folge davon ist daß die unglücklichen Negerstämme südlich von Chartum, welche anfangs friedlich gesinnt, gastfreundlich und zum Austausch ihrer Elephantenzähne gegen Baumwollzeuge, Glaswaaren und andere europäische Ausfuhrartikel gerne geneigt waren, jetzt dergestalt feindlich gesinnt sind, daß man ihr Land nur noch mit einem bewaffneten Geleite von 150 bis 200 Mann durchwandern kann, und überdieß oft den Durchgang erzwingen muß.

Bei der Unmöglichkeit einer friedlichen Reise durch diese feindlichen Stämme, wofern er nicht einen jener Freibeuter-Züge benützen wollte, was dem Charakter Hrn. Lejeans ganz widerstrebt, faßte er den Entschluß sich zuerst nach Kordofan zu begeben, und den Versuch zu machen ob er nicht wieder südöstlich bis an den weißen Fluß hinab gelangen könne.

„Ich reise," schreibt er uns, „am Montag, 6 Aug., nach Kordofan ab. Ich kann dort interessante Studien über Darfur machen, und wenn ich auf irgendeinem Wege den Südwesten und Fertit zu erreichen im Stande bin, so werde ich meinen Marsch südsüdöstlich dergestalt fortsetzen, daß ich etwa unterm 2ten Grad nördlicher Breite an den weißen Nil gelange. Die Bevölkerungen, welche von den Negerhändlern nicht gezehntet worden, sind zugänglich und selbst gastfreundlich. Lange Zeit haben die unglücklichen Schwarzen eine übertriebene Furcht vor den Feuerwaffen gehabt; allein seit sie wissen daß die Kugeln sehr häufig ihr Ziel verfehlen, wagen sie sich zu vertheidigen, und zwar mit Erfolg. Zeuge davon ist das erst jüngst bei Liria vorgefallene Treffen, in welchem von einem Trupp von 155 Barbarins 96 auf dem Platze blieben. Zwei Völkerschaften des weißen Flusses haben sich bis jetzt von der Geißel der Sklavenhändlerexpeditionen frei erhalten: die Bhors und die Nuers, indem sie sich weigerten mit den Weißen irgendwie in Verkehr zu treten, und indem sie die sie belästigenden Negerhändler mit Meisterhand zurechtwiesen. Der Handelsmann Scheho nämlich hatte den Bhors Kühe gestohlen, worauf diese die Thiere an der Jeriba des Diebs wieder einfiengen, und letztern sammt allen seinen Leuten tödteten. Seine Mitbrüder und Nachbarn, die Serkis und Schenuba, versuchten dafür Rache an den Bhors zu nehmen, sie erhielten aber eine Lehre welche ihnen alle Kriegslust benahm. Was die Nuers betrifft, so sind dieß kraftvolle, stolzeinherschreitende Krieger, welche die Wurfwaffen verachten, und nur die Lanze kennen; allein in ihren Händen wird diese Lanze zu einem wahren französischen Bajonnett, das zu allem gut ist, und die Negerhändler haben die Schwäche keine Freunde von Unternehmungen zu seyn bei welchen sie Schläge erhalten können.

„Die Geldfrage macht mir übrigens keine Verlegenheit. Mit 3000 Fr. kann ich 40 Mann für sechs Monate in meinen Sold nehmen, und 40 Mann, wenn sie gut bewaffnet sind, können von Chartum bis nach Congo gelangen. Allein nichts gleicht der Insubordination der Barbarins, außer etwa ihre Feigheit. Hr. Miani drang mit 80 Mann bis zum 2ten Grad nördl. Breite, bis zu den Madi, vor; dort angekommen, wollten sie nicht mehr weiter gehen. Sie werden mir sagen, man könne sich hiegegen sicherstellen; allein hiezu bedürfte es einer Justiz und einer Verwaltung in Chartum. Der letzte Mudir, Arakel Nubar Bey, war ein Armenier, ein Administrator der von Mehemed Ali gesendet worden war; er ist vor zwei Jahren gestorben, und Chartum wird ihn nie zu sehr beweinen. . . . .

„Ich mußte seit drei Monaten mehrmals an die geographische Gesellschaft schreiben: ich werde dieß oder jenes thun; und kurz, ich komme wenig voran. Ich bitte dieselbe mir zu verzeihen, und zu berücksichtigen daß ich hier an einem der entlegensten Gränzpunkte Aegyptens, in einem Lande bin das in Folge der Barbareien der Eroberer und der Verbrechen der Menschenfleischhändler von lauter erbitterten Bevölkerungen umgeben ist, die einem friedlichen Manne das Reisen unter ihnen ungemein erschweren. Es ist so weit gekommen daß, sobald sich am weißen Nil, am Saubat, am Keilak ein weißes Gesicht zeigt, jeder Schwarze ohne alle Umstände aus dem hohen Grase heraus seinen Pfeil auf ihn abschießt. Eine Ausnahme hievon bilden die Nuers, ritterliche Leute, welche es für unzart halten würden euch zu tödten ohne einen Mann abgesendet zu haben, um zehn Schritte von euch den Kriegstanz aufzuführen. Ich kann nur für eins stehen — das ist daß ich irgendwohin gehen werde."

Ein neuer Bericht eines Augenzeugen über das große Erdbeben Lissabons 1755.

Ein merkwürdiger Bericht eines Hrn. Chase an seine Schwester über die furchtbare Katastrophe, welche Lissabon vor einem Jahrhundert traf, woraus wir einige merkwürdige Stellen benutzen wollen, ist in England aufgefunden und in Blackwoods Magazine veröffentlicht worden. Der Verfasser befand sich am 1 Nov. Morgens 9¾ Uhr in seiner Schlafkammer im vierten Stock, und öffnete seinen Schreibtisch als er ein Erzittern des Bodens fühlte, welches er sogleich für ein Erdbeben hielt und welches, anfangs sanft, immer heftiger wurde. Da ihm das Schicksal von Callao im Gedächtniß war, sprang er eine Stiege höher auf den Söller, welcher nach allen Seiten Fenster und steinerne Pfeiler besaß, und wo er sich umschauen wollte. Als er aber oben war, begann das Haus derart zu schwanken daß er, um nicht zu fallen, sich an der Fensterbrüstung halten mußte. Jeder Stein in der Mauer schob sich und kreischte mit einem ohrzerreißenden Lärm. Die angränzende Mauer des Nachbarhauses fiel zuerst, dann der ganze obere Theil, dann die Dächer sämmtlicher Häuser bis zum Schloß. „Als ich nun meine Blicke wieder der Front des Söllers zukehrte, sah ich wie die Häupter zweier Pfeiler sich zusammenneigten und sah nichts mehr.“ Er fühlte daß er fiel, aber die Besinnung verließ ihn. Als er wie von einem schweren Traum erwachte, fühlte er daß sein Mund mit etwas vollgeklopft war. Es kostete ihm Anstrengung, ehe Arm, Mund und Kopf von dem Schutt, der sie bedeckte, frei wurden. Als er endlich zur Besinnung kam, sah er sich zwischen vier 50 Fuß hohen Wänden ohne Thür und Fenster in einem Raum etwa 10 Fuß in der Länge und zwei Fuß breit eingeschlossen. Er erinnerte sich jetzt daß ein solcher Zwischenraum zwischen dem Nachbarhaus vorhanden gewesen war, und daß als die Häuser oben zusammenstürzten, er dort herabgefallen seyn mußte, so daß er jetzt wie eingemauert einem furchtbaren Tod entgegengieng. Da noch immer Ziegel und Steine fielen, so machte er seinen Körper vom Schutt los und flüchtete unter einen Bogen der Nachbarmauer. Unter dem Bogen war ein Loch in der Mauer, durch welches Chase hindurchschlüpfte, um 2 Fuß tief in einen Keller zu fallen. Von dort kroch er in einen zweiten Raum, wo er einen mit Schutt bedeckten Portugiesen fand, der mit der Frage: „Jesus Maria und Joseph! Wer seyd Ihr?“ entsetzt zurücksprang. Jetzt erst konnte der Engländer über seinen Zustand Musterung halten. Sein rechter Arm hieng bewegungslos herab, die Schulter war ausgerenkt und das Armbein gebrochen, die Füße waren bedeckt mit Wunden, der rechte Knöchel, furchtbar aufgeschwollen, triefte von Blut, das Knie war gescheuert und in der linken Seite lag ein Schmerz als ob sie eingestoßen worden wäre, so daß der Athem schwer gieng. Gesicht und Kopf waren überall beschunden, und eine starke Wunde blutete über, eine geringere unter dem Auge. Als ein neuer Erdstoß fühlbar wurde, eilte der Portugiese fort und ließ Chase allein. Dieser merkte jetzt daß der Raum, wo er sich befand eine Stiege sey, die zu seiner großen Freude ihn auf die Straße führte. Hier sah er lauter eingestürzte Häuser, deren Trümmer die Gassen so hoch füllten als die Mauern noch stehen geblieben waren. Allenthalben lag das Volk betend auf den Knieen, bedeckt mit Staub, während die Luft düster schien wie an einem wolkigen Tage. Chase suchte sich in der Richtung des Tejo weiter zu schleppen, blieb aber an einer Stelle liegen wo drei Straßen zusammentrafen. Dort fand ihn Johann Ernst Jorg, ein Hamburger Kaufmann, der ihn in seinen nahen Hausgarten bringen und dann in das unversehrte erste Stockwerk ins Bett legen ließ. Man glaubte jetzt das Schlimmste überstanden zu haben, aber bald erfolgte wieder ein Stoß der allen Kalk von der Decke warf, so daß Chase beinahe erstickt wäre, ehe er die Thüre öffnen konnte. Man brachte ihn wieder in den Garten und dann auf die Trümmer eines Hauses, von wo aus er die Stadt und die Fortschritte der nächsten Feuersbrunst beobachten konnte, denn Feuer war bald an drei Punkten aufgegangen. Gegen zwei Uhr als die Erde etwas Ruhe gehabt und der Staub sich niedergeschlagen hatte, schien die Sonne wieder hell und man glaubte jetzt daß das Aergste vorüber sey. So war es auch in Bezug auf das Erdbeben selbst; doch kamen immer noch Stöße nach, die zwar kein Unheil anrichteten, aber doch alle Bewohner in neuen Schrecken stürzten. In dem deutschen Hause war das Mittagessen fertig geworden, und die Leute aßen um sich zu stärken. Dann giengen die meisten fort, und zuletzt befand sich in Jorgs Hause, wohin Chase zurückgebracht worden war, nur dieser, der Eigenthümer, sein alter Onkel, eine alte lahme Dame und ein paar Dienstboten. Der alte Onkel hatte während des Erdbebens keinen Fuß aus dem Hause gesetzt. Er sagte er sey so alt und auf den Tod so vorbereitet daß er es für unnütz halte ihm aus dem Wege zu gehen. Gegen 5 Uhr rückte die Feuersbrunst immer näher, wie Chase von seinem Zimmer aus beobachten konnte. Jorg trat zu ihm herein, sah sich nach dem Patienten um, gieng ohne ein Wort zu sprechen davon und drückte die Thüre hinter sich zu. In solchen Zeiten vergessen die Menschen jede studierte Freundlichkeit, alle Leute hatten auch dem Briten ins Gesicht gesagt daß sie seinen Zustand für hoffnungslos hielten und er nur wenige Stunden leben könne. Da nun alles im Nebengemach still blieb, kam dem Patienten der entsetzliche Gedanke, Jorg habe ihn, den Aettungslosen, ganz allein gelassen, weil niemand aufzutreiben gewesen wäre der ihn fortbrächte. Der Gedanke von der Feuersbrunst eingeholt zu werden gab dem Unglücklichen die Kraft zur Thüre zu kriechen und sie aufzustoßen. Dort aber saßen noch alle Hausbewohner schweigend, und der wackere Jorg versicherte dem Engländer daß er ihn eher auf seinem eigenen Rücken davonschleppen als ihn zurücklassen werde, und daß das Feuer bisher ihnen noch immer den Rückzug nach dem Terreiro do Paço, das heißt nach dem großen Schloßplatz offen lasse. Chase zog vor mit den andern in einem Zimmer zu bleiben, was ihm auch gern gestattet wurde. Jorg gieng aller halben Stunden hinaus um sich von den Fortschritten der Feuersbrunst zu unterrichten, bis er um eilf Uhr, wo sich zwei deutsche Diener seines Neffen einfanden, er es gerathen fand mit ihrer Hülfe den Rückzug

auszutreten. Er nahm Uhr und Hut mit größter Seelenruhe und ließ den Engländer auf den großen Platz tragen um dann umzukehren und die andern hülflosen Personen abzuholen. Chase wurde in einem Sessel fortgeschafft und bemerkte unterwegs, als man an einer Klosterkirche vorüberkam, daß Lichter am Altar brannten und die Mönche eifrig ihrem Gottesdienst oblagen. Auch die Maria Magdalenenkirche stand noch und war besucht. Das Feuer wälzte sich jetzt nach dem Dom zu, in der Silberschmiedstraße aber wo die Häuser noch nicht ganz eingefallen waren, retteten Leute Bündel mit Habseligkeiten durch die Fenster. Auf dem Schloßplatz sah er daß die königliche Residenz, welche eine Leiste des Viereck bildete, in Flammen stand, und daß das Feuer, weil alles windstill war, nur langsam noch an einer zweiten Seite des Platzes hinschlich. Dort im Freien kam Chase der erste Gedanke an eine mögliche Rettung, doch ängstigten ihn neue Schrecken. Es war viel Volk auf dem Platze versammelt, und da sämmtliche Personen den Glauben theilten das jüngste Gericht sey angebrochen, so hatten sie sich mit Heiligenbildern und Crucifixen versehen, und sangen entweder oder suchten den Sterbenden geistlichen Trost zuzusprechen. So oft aber die Erde wieder zitterte, warf sich alles in die Kniee und rief Misericordia! Chase fürchtete daß er vielleicht als Ketzer erkannt und von der hocherregten Volksmenge in einem solchen Augenblick erschlagen werden möchte. Es fanden sich indessen die Hamburger Freunde und die Graves, eine andere englische Familie, mit Bündeln beladen auf dem Platze zusammen. Ein Schrecken folgte jetzt dem andern. Das Erdbeben hatte die Kaimauern eingeworfen, und in Folge dessen konnte eine starke Fluth den Platz überschwemmen. Das Feuer näherte sich jetzt einer Reihe Stallungen, die eilig eingerissen wurden. In Folge dessen mußten die Unglücklichen ihren Platz wechseln. „Es wird uns wenig helfen, sprach Mrs. Graves, die ebenfalls den Tag des jüngsten Gerichtes gekommen wähnte, denn das Feuer nähert sich jetzt den Pulverladen gegenüber.“ Mit neuer Angst waren die Augen auf die gefährdeten Magazine gerichtet. Drei Explosionen erfolgten nach einander, die einen furchtbaren Knall verursachten, aber sonst keinen Schaden anrichteten. Um diese Zeit hatte ein altes irisches Weib im Vertrauen auf den Heiligen, den sie bei sich trug, es gewagt in die Rua Nova zu gehen und aus einem dortigen Keller Wein zu holen, der jetzt zur Stärkung herumgereicht wurde. Man wollte das Weib belohnen, aber sie mochte in solcher Zeit und für einen solchen Dienst kein Trinkgeld nehmen.

Am Sonntag Morgens 5 Uhr wurde der Wind frischer und trieb das Feuer vom Dom her mit großer Geschwindigkeit nach der noch unversehrten Seite des Platzes wo der Verfasser lag, ja es hatte kaum das dortige Zollgebäude ergriffen, als es auch in heißer Gluth stand. Chase lag in der Nähe, vermochte aber nicht sich zu rühren, und litt so lange von der Nähe der Feuersbrunst, bis ihn zwei Sklaven einer andern englischen Familie hinwegtrugen. Man befand sich jetzt wieder in der Nähe der Residenz, die man für ausgebrannt hielt. Um neun Uhr kamen etliche Boote an das Ufer, und Jörg, der sich nach ihnen umsah, rieth seinen Leidensgefährten sich dem Wasser zu nähern, wenn sie einen Platz in den Fahrzeugen gewinnen wollten, die sich immer so wie sie landeten, mit Menschen füllten. Kaum näherte man sich aber dem Tejo, als die Feuersbrunst die niedrigen Häuser zwischen ihnen und dem Tejo ergriff und die auflodernde Gluth sie schleunigst nach ihrem alten Platz zurückdrängte. Das Feuer war durch diese Fortschritte an die Holzlager längs dem Flusse gelangt, wälzte sich auf ihnen fort und sprang dann hinüber nach dem für erloschen gehaltenen Flügel der Residenz, welcher dem Wasser zunächst lag und der zum größten Erstaunen von frischem wieder zu brennen anfieng. So waren die Unglücklichen zuletzt rings von Feuer umgeben und zugleich fielen solche Schauer von Asche auf den Platz herab daß trotz der erstickenden Hitze Chase sich in seine Decke einhüllte. Um die Schrecken der Scene zu vermehren, liefen ein paar herrenlose bepackte Maulthiere umher und hatte das Sattelzeug des einen Feuer gefangen, so daß das geängstigte Thier tolle Sprünge machte und alles umrannte, während sein Gefährte ihm auf Schritt und Tritt folgte. Chase unfähig ihnen auszuweichen, hörte bald das Geschrei: Ihr brennt! ihr brennt! Irgend ein hülfreicher Nebenmann riß dem Patienten die Decke vom Kopf, die in Flammen stand und stampfte das Feuer auf dem Boden aus. Nach dieser Episode gerieth Chase unter die Hände eines bigotten portugiesischen Weibes, die ihn für einen Sterbenden hielt, seinen Kopf mit einem Crucifix bedeckte und eine Litanei anzustimmen begann. Eine Menge Volks schloß sich dieser Sterbefeier an, und bald lag Chase in einem Kreis Kniender. Da ertönte von neuem der Ruf: Misericordia! Chase erwartete einen neuen Erdstoß, wie sie bisher zahllos nachgefolgt waren, jetzt aber wo vom Feuer die schlimmste Gefahr drohte, kaum mehr beachtet wurden. Da aber kein Stoß erfolgte, hob er die Decke von den Augen, und sah nur daß das Feuer die auf dem Platz aufgehäuften Bündel ergriffen hatte, und der Platz selbst mit Ausnahme des Winkels wo er sich befand, in Flammen stand. Von diesen drohte jeden Augenblick der sichere Tod, aber glücklicherweise wurde es bald ganz windstill und das Feuer machte keine weiteren Fortschritte.

Wie nun Chase endlich glücklich ein Boot erreichte und für die ungeheure Summe von 18 Shilling die Person aus der Stadt gefahren und am Ufer oberhalb abgesetzt wurde, wie er dann zunächst in die Hände eines Baders fiel der ihm den Arm, und dann in die Behandlung eines Wundarztes der ihm die Schulter einrichtete, übergehen wir, weil es von keinem allgemeinen Interesse ist. Etliche Zeit später klärte sich manches Räthselhafte auf. Von dem Haus welches Chase bewohnte, war nur der Söller eingestürzt, alles übrige stehen geblieben. Von sämmtlichen Bewohnern wurde niemand getödtet, und nur der Hausmeister sowie ein Bedienter beschädigt. Daß Chase selbst vier Stockwerke tief fiel und nicht augenblicklich todt war, ist das größte Wunder. Allgemein wurde behauptet daß der erste Stoß drei volle Minuten dauerte und eine undulirende Bewegung hatte. Drei Stöße, wovon der erste um 9¾, der zweite um 10, der dritte um 12 Uhr erfolgte, richteten allein großen Schaden an, die übrigen waren harmlos. Da gerade der Allerheiligentag gefeiert wurde, so

waren die Straßen und die Kirchen gefüllt, so daß die Verheerung von Menschenleben beim Einsturz der Kirchen viel beträchtlicher ausfiel als es sonst der Fall gewesen wäre. Der Tejo stieg dreimal auf die heftigste Art. Er drohte die Stadt zu überschwemmen, und gleich nachher die Schiffe mitten in seinem Bett auf das Trockene zu legen. Wie bei allen öffentlichen Katastrophen fühlte der Auswurf der Gesellschaft daß er freie Hand zu Verbrechen habe. Unter der Garnison befand sich viel fremdes Gesindel welches plündernd in die Häuser brach, und wie etliche später gestanden, Feuer anlegte. Weder aber spaltete sich die Erde, noch schlugen Flammen aus dem Boden, wie man wohl gesagt hat, nur der Kai sank ein, und in der Nähe dieses Platzes war der Boden vielfach aufgerissen. Der Hof, der in Belem war, und von dem Erdbeben sehr gnädig behandelt wurde, schickte die nächste Garnison nach der Stadt. Niemand durfte sie mehr ohne Paß verlassen. Die untern Classen wurden von den Truppen mit dem Säbel in der Faust gezwungen die Todten zu beerdigen, denn der Leichengeruch drohte pestartig zu werden. Allenthalben saßen Richter mit standrechtlichen Befugnissen gegen Diebe und Mörder, und in wenig Tagen hiengen schon 80 Verurtheilte an dem Galgen. Nur die innere Stadt, und zwar der reichste und prächtigste Theil, wurde zerstört, die Vorstädte litten nur wenig. Wie viel Menschen umgekommen, wird wohl nie ermittelt werden. Die damalige Einwohnerzahl wird auf 250,000 von den Engländern, auf 350,000 von den Portugiesen angegeben. Man schätzte später die Zahl der Erschlagenen auf 15,000, Chase aber will aus amtlicher Quelle gehört haben daß die Zahl der Beerdigten allein 22,000 und etliche Hundert betrug. Von 300 Engländern die sich in der Stadt aufhielten, kamen nur 12—13 um, also vier Procent. Eine Mrs. Hake darunter wurde von der Front ihres Hauses erschlagen, und ihr Leichnam Monate später unter dem Schutt noch völlig frisch gefunden. Als sich Bekannte nach und nach wieder sahen, war die Freude und das Vergnügen äußerst lebhaft. Jeder war glücklich das Leben gerettet zu haben und vergaß alles andere darüber. Als aber diese erste Regung vorüber war, hörte man allerwärts Klagen daß die Katastrophe nicht auch das Leben denen genommen habe deren Habe und Daseynsmittel, deren vivendi causas gänzlich zerstört waren.

Atlantische Erinnerungen.

(Von E. H.)

Der Ohio,

dessen wilden Namen ich so gern wiederhole, der schöne Strom, wie er einst von den alten Franzosen genannt wurde, durchfließt und befruchtet eine Menge Staaten, deren bedeutendster den Namen Ohio erhalten hat. Dieser zieht sich am rechten Ufer hin, während auf dem linken Virginien den unermeßlichen Staat Pennsylvanien fortsetzt. Wir befanden uns, von Pittsburg kommend, zwischen zwei Staaten. Obgleich nur durch so kleinen Raum getrennt, bemerkt man doch einen auffallenden Unterschied in den Farms und Pflanzungen diesseits und jenseits des Flusses. Ohio ist ein freier Staat, keine Sklaven drinn und deßhalb der große Wetteifer unter den Colonisten, und jene bis in das kleinste bemerkbare Sorgfalt in den Wohnungen, welche man von dem bedrängten Neger nicht erwarten kann; keine Spur jener dunkeln Hütten welche den Sklaven, wie den Thieren die Ställe, angewiesen sind. Am Ufer des Stromes sieht man zwischen den Städten eine Menge Besitzungen, zumeist in den Händen von Deutschen, die von Baumgärten und fruchtreichen Obstpflanzungen umgeben sind. Die Bewohner kommen hervor um die Schiffe auf dem breiten Strome vorübergleiten zu sehen; die Eltern stellen, auf ihren Stab oder auf das Joch zweier ungeheuern Ochsen gestützt, einen Augenblick die Arbeit ein, ein vor der Thür sitzender Großvater ruft eine Schaar der kleineren Kinder herbei mit den Worten: „seht hier wieder Landsleute aus Deutschland!“ Dann eilen in lustigen Sprüngen, wie ihre Schafheerden, kräftige Knaben und frische junge Mädchen herbei, ein treues Bild der alten Zeiten mit ihren Patriarchen und zahlreichen Nachkommen. Es sind die Geschlechter der ersten deutschen Einwanderer, die mit dem Willen und den Mitteln zu erwerben es schon zu was rechtem gebracht haben.

Auf der virginischen Seite sieht man seltener die Bewohner. Der über die Einsamkeit der Wälder mißvergnügte Neger macht nur langsam den Boden urbar, den er mit seinem Schweiße benetzt, denn er würde diese schreckliche Isolirung diesem einsamen Zusammensepn mit einem strengen Herrn, die launenhafte, selbst tyrannische Zucht eines Aufsehers in den südlichen Staaten vorziehen, weil er dort meistens Schicksalsgenossen in Menge findet, die Abends ein Lied mit ihm singen, und ein Mädchen seines Volkes, das er lieben könnte.

Die Ansiedler an beiden Ufern des Ohio haben bis zu einem gewissen Grade das Malerische der Gegend empfunden welche sie in solcher Ausdehnung durchschneiden. Rings um die Wohnungen haben sie gewaltige Platanen, die sich wie Sonnenschirme über die Dächer neigen, grün belaubte Sicomoren und Zuckerahornbäume stehen lassen, welche letztere einen nicht geringen Theil ihres Wohlstandes ausmachen. Sorgfältig in dicken Gruppen um die Felder erhalten und stets nachgepflanzt, scheinen sie von fern gesehen eine der Councilgroves [1] der fünf Nationen zu seyn.

Die Ahornzuckerernte findet gegen Ende des Februars statt, dann ist der Saft in seiner höchsten Fülle. Es gibt ein Fest fast wie am Rheinstrom die Weinlese, eine allgemeine Lustbarkeit, zumal bei den deutschen Ansiedlern, zu welcher sich ganze Familien, d. h. etwa 40—50 Menschen, versammeln. Man macht einen Einschnitt in das Herz des Baumes und fängt vermittelst einer in die Oeffnung gesteck-

[1] Haine, in denen sich die Indianer zu ihren Berathungen zu versammeln pflegen.

ten Rinne in großen Gefäßen die kostbare Flüssigkeit auf, welche ohne Aufhören fünf bis sechs Tage in starken Tropfen herabfließt. Bei Nacht zündet man Fackeln in dem Zuckerwald an und bewacht die zu der Aufnahme des Saftes bestimmten Tonnen. Es bilden sich Kreise, und mitten in der allgemeinen Fröhlichkeit, bei Spiel und Gesang, sieht der Pflanzer, weniger ernst als gewöhnlich und zufrieden lächelnd über sein Glück, die Schätze des Jahres ohne große Mühe sich mehren. Dann erleuchten Feuer die Ufer, die Berge zeichnen sich schwarz am glänzenden Himmel ab; die aufgescheuchten Kraniche stoßen im Fluge ihr rauhes Geschrei aus, umkreisen hoch in den Lüften diese Gestirne der Erde, und fliehen endlich davon, um in den öden Buchten des Vaters der Flüsse eine zeitweilige Zuflucht zu suchen.

Aber nichts gleicht der Schönheit jener alljährlich seltener werdenden Gegenden, wo der Ohio noch so ist wie Gott ihn geschaffen hat. Grüne, üppige, vom Strome gerundete Inseln folgen einander in kurzer Entfernung, bald in einer Reihe von Wäldchen ineinander fließend, welche sich in der Ferne verlieren, bald von einander getrennt, wie eben so viele majestätische Bäume mit ihren gigantischen Zweigen, mit ihren Lianen und ihren hohen Wipfeln, welche der Wind im leisen Murmeln durchrauscht. Die hohen Kräuter welche die Büffel der ersten Jahrhunderte so begierig fraßen, die Blumen welche nie eine europäische Hand getrocknet und analysirt hatte, die Vögel mit purpur- und azurnem Gefieder, die Haubenhühner, die Truthühner von enormer Größe in dichten Schaaren, die wandernd und ziehend diesen bezaubernden Steppen folgten, die Spottdrossel, jetzt den Menschen bestreundet, weil der Mensch ihr das Nest bewahrt um ihren Jungen die Freiheit zu nehmen; die flinken scheuen Hirsche und Rehe, die sich wie in Lust in die silbernen Wellen stürzten; und vor allem die Indianer, sanft und ruhig im Frieden, gastfrei gegen die ersten europäischen Ankömmlinge, ein Schrecken der Feinde ihres Stammes, und mitten unter den schrecklichsten Martern dem Freunde treu, — sagt, Menschen von heute, redet, die ihr so stolz seyd auf die Civilisation, welche sich mit der Schnelligkeit einer Feuersbrunst über den ungeheuren Continent des Westens verbreitet, antwortet, was habt ihr aus dem allem gemacht?

Was mir diese eitlen Klagen eines Europäers auspreßten, der sich der Werke der Menschen in zwei Welttheilen müde gesehen, das waren eben diese herrlichen Bilder, diese raschen Blitze von naher Zerstörung bedrohter uralter Naturschönheit, die mich, als ich den Ohio hinabfuhr, fast mit jedem Augenblicke trafen. Plötzlich fuhr das Schiff fest, und man beschloß ein Boot ans Land zu schicken um einige Bäume zu fällen und das Dampfboot wieder flott zu machen. Ich nahm Theil an dem Zuge, erhielt wie die übrigen ein Beil, und wir landeten in einer Bucht, die von einer vielfach ausgezackten Insel gebildet wurde.

Bis dahin hatte ich jene wunderbaren Platanen, welche den Ohio von den Inseln her beschatten, immer nur aus weiter Entfernung gesehen. Als der Kahn am Fuß dieser Söhne der Urwelt anlegte, blieb ich beim Anblick der weißen riesigen Stämme, welche bei sieben Klafter Umfang sich bis zu einer Höhe von sechzig bis achtzig Fuß kerzengerade, dann etwas gebogen erheben, stumm und unbeweglich in Bewunderung stehen. Bald stolz zum Himmel aufstrebend, bald wie antike Statuen sich im Wasser spiegelnd, kosten ihre herabhängenden Zweige mit den blühenden Kräutern und den Wellen des Stromes. Eine einzige dieser Platanen wäre im Stande mit ihren mächtigen Aesten einen mäßigen europäischen Garten zu beschatten. Aber wenn sich mit ihr üppige Lianen verbinden, welche von Blumen und unermeßlichen Blättergewölben schwellen, und sich in beweglichen Spiralen bis zum Gipfel hinaufschlingen; wenn der alte Baum, durch den hundertfachen Gürtel ewigen Grüns gegen Reif und Sonne geschützt, seine hohen Aeste achtzig Fuß hoch über der Wurzel auf kühn sich hebende Nebenstämme stützt, dann glaubt man einen jener Tempel des Orients, mit sonderbar phantastischen Hieroglyphen und Zeichnungen zu sehen, oder einen jener gothischen Dome, welche eine einzige Säule mit dem Palmcapitäl und den gekreuzten Gewölbrippen stützt, die von allen Seiten mit dem einfachen Mauerwerk zurückfallen.

Das Hauen der Art tönte bald darauf auf einem der geringeren Bäume; der erste Ton gleicht dem Seufzen eines zum Tode verwundeten Menschen, während das übrige nur ein Rocheln ist, das sich nach der Kraft des Sterbenden verlängert. Blitzend zuckte das scharfe Yankeebeil, die Schneide drang tiefer in das Mark der schlanken Platane, und man floh eilig davon; denn unter ihrem Sturz würde sie noch mehrere Pygmäen begraben haben als um sie zu fällen nöthig waren. Endlich stürzte sie unter einem dumpfen Krachen, welches, wie eine unheimliche Kunde, hundertmal vom Echo dem Wald wiederholt wurde, in das Wasser, und zog ihr grünes Haupt mit sich, dessen man sie beraubte. Dann banden wir den nun zum blätterlosen Balken gewordenen Baum an die Seite des Canots und fuhren zurück.

Das Schicksal wollte es daß mich ein heftiges Fieber während der Nacht ergriff. Der, welcher selbst gereist ist, begreift alles Furchtbare der Lage, seinen Körper auf dem herrlichsten Punkt der Fahrt die Kraft verlieren zu sehen, und voll Begierde eine ihm fremde Welt zu schauen, neue Eindrücke in sich aufzunehmen, auf ein Bett hingestreckt zu liegen, ohne Kraft, ohne Bewegung, ohne Besinnung. Das Fieber zeigte mir tausend sinnverwirrende Schreckgestalten, und warf mich ohnmächtig nieder. Aber als ich ruhiger wurde, obgleich ich dann mehr litt, war es mir als müsse es sich hier auf dem Ohio, mitten zwischen seinen schweigenden Ufern, süß sterben; wo man zum Grab ein büschen Laub am Fuß eines alten Baumes, auf welchem die Singdrossel und die Willpoor Will sich singend niederlassen, neben einem Strauch, an welchem die blaue Grasmücke ihr Nest von Moos aufhängt, und wo am Abend keine andere Stimme ertönt als die melancholische Klage des Windes in den Wäldern und den Blumenkelchen zu ihren Füßen.

Louisville.

Wieder ein französischer Name in der neuen Welt, wieder eine Spur alter französischer Soldaten, welche nicht Speculanten wie die Engländer, nicht Farmers wie die ächten Amerikaner, sondern fröhliche Kriegsleute waren, die ein Fort und eine Stadt gründeten und dann nach geschlossenem Frieden Freunde eben jener Indianer wurden die sie die Tage zuvor bekämpft hatten.

Louisville ist jetzt ein bedeutender Ort mit 90,000 Einwohnern. Es gibt dort ein Grand Café Napoléon, wo die ansässigen Franzosen und diejenigen Kentucker sich einfinden die gern Billard spielen. Es ist ein comfortabel eingerichtetes Haus, und ich verweilte hier einige Tage um mich von der Krankheit zu erholen.

Die Stadt ist wie alle übrigen, geräuschvoll, lebendig durch den bedeutenden Handelsverkehr, und an Sonn- und Festtagen weniger schläfrig und todt, indem sie so die Wirkung jener sonderbaren Sitten zeigt welche Kentucky auszeichnen. Gäbe es hier mehr rauhe Gebirge, herrschte bei den Einwohnern weniger diese Leidenschaftslosigkeit vor, welche indeß noch weit von der südlicheren Indolenz entfernt ist, so könnte man diesen Staat das amerikanische Corsica nennen.

Im Innern des Landes, auf eine weite Entfernung von einander zerstreut, wenig gebildet, noch weniger den Gesetzen sich fügend, groß und stark, stolz und Republicaner bis zur Manie, Liebhaber der Jagd und aller körperlichen Uebungen, gern ihren Wohnsitz ändernd und einige Tage in der Stadt zubringend, um sich nachher um so tiefer in ihre Wälder zu vergraben, geht der Kentucker fast beständig mit einem langen Messer, welches am Gürtel hängt, und mit einer Flinte bewaffnet, welche einen blankpolirten Kolben und ein gezogenes Rohr hat. Ist man bewaffnet, so wünscht man von seinen Waffen Gebrauch machen zu können. Die kleinste Injurie wird gesteigert und zur tödtlichen Beleidigung; die Flinte ist geladen zur Hand, die Wälder sind dicht; die Gerechtigkeit hat unter dem dumpfen Echo des Waldes kein scharfes Ohr; die Kugel fährt dahin; man ist gerächt, ohne Proceß, ohne Aufschub. Wir dürfen uns daher nicht sehr wundern daß die Bewohner des wilden Kentucky etwas stark in dem Rufe stehen sich selbst Recht zu verschaffen. In einem Staat wo die Besitznahme der Länderei fast jetzt noch willkürlich ist, wo das Familienhaupt den Wagen anhält, die Ochsen abschirrt, und sogleich das Zelt und bald darauf das Blockhaus aufschlägt, muß beständig Streit stattfinden mit jedem welcher, ohne es zu wissen, über dieses gewählte Terrain geht. Daher der Zuruf: take care Sir, he is a Kentuckyman! — nehmt Euch in Acht, Herr, er ist ein Mann aus Kentucky. — Und wo ist der sechs Fuß hohe Kentucker, welcher auf seine Lieblingsbüchse gestützt nicht an irgend eine Vendetta dächte? Man lese übrigens nur „die Prairien" von Cooper, und man hat im Ismael Busch den Typus dieser kräftigen Amerikaner sprechend ähnlich vor den Augen.

Sie sind noch fortwährend die ächten Söhne ihrer Provinz, jene unermüdlichen, über das ungeheure, so geschickt von ihnen gehandhabte Steuer hingebeugten Ruderer; oft schiffen sie ganz allein auf langen Flößen dahin, überlassen sich dem Lauf des Stromes, und landen endlich nach vielen Wochen am Kai von New-Orleans. Man muß sie sehen, wenn sie wie rasend auf die Strudel des Ohio zufahren, wenn sie mitten im Brausen und Donnern des Mississippi, auf ihren nur nothdürftig verbundenen Balken ihre Lieder singen; man sehe sie in der Junisonne, gebückt und mit gekreuzten Armen, oft mit dem Fieber ringend, auf den Strand springen, die im Wasser schwimmenden Bären erschießen und den flüchtigen Rehen nacheilen, um die Langeweile der weiten Fahrt zu verscheuchen, und man wird begreifen lernen was ein ächter Kentuckymann ist. Sie sind es die mit den, je nach der Jahreszeit trägen oder energischen Creolen die Gefahren der Winterjagden, die Streifzüge gegen die Osagen und Miamis, die Strapatzen der Karawanen nach New-Mexico theilen. Aber sie sind es auch welche Nachts die Straßen von New-Orleans durchstreichen, und erstaunt und fröhlich, wie einst die Kosaken auf dem Pflaster von Paris, ihre Schatten auf den Trottoirs spazieren führen. Kommt dann ein Spanier mit seinen Goldketten, ein Franzose gekleidet nach neuester Mode, ein reichgeschmückter Creole, so müssen sie diese Zierrathen, diese Uhren, diese Diamanten haben; ein Messerstoß, ein wenig Blut, welches im Mississippi abgewaschen wird, und sie kehren zurück in ihre Wälder!

Für Leute ihrer Genügsamkeit gibt es keine Freude als Jagd, Streit und Kampf. Die Eichhörnchen, fast so zahlreich als die Nüsse in den Wäldern des Ohio und des Cumberlandflusses, sind das Probezeil ihrer Geschicklichkeit. Die Jäger kommen in großer Menge mit ihren treuen Büchsen zusammen, zerstreuen sich in die Wälder, und tödten alles was ihnen vorkommt. Jeder bringt mit was er geschossen, und das Comité entscheidet über den besten Mann. Man glaube aber nicht etwa daß es hinreichend sey ein Eichhörnchen, nicht größer als eine Ratte, mit der Kugel zu treffen, wenn es, von Zweig zu Zweig hüpfend, sich 90 Fuß hoch unter einem Blatt verbirgt. Um den besten Schuß gethan zu haben, muß die Kugel durch den Kopf gegangen seyn. Beleidigt man aber solche Leute, so riskirt man den eigenen Kopf. Eins ihrer Hauptvergnügen besteht auch im Boxen, einander Rippen, Arme und Zähne zu zerbrechen, und blutunterlaufene Augen weit aus den Höhlen herauszutreiben. Und kehren sie dann Abends zu ihren Blockhäusern heim, so sagen sie: „O, welche Lust! Großer Gott! Wie prächtig haben wir uns heute geschlagen!"

Obgleich Verbrechen in diesen Gegenden häufiger vorkommen als in andern Staaten, so ist das Hängen zum großen Verdruß der Liebhaber dieser schrecklichen Procedur sehr selten, weil die Schuldigen sich in den Wäldern verflecken, oder auf einem Baumstamm oder in einer Platanenrinde über den Strom schwimmen, und dann ist alles aus. Es ereignete sich indessen daß im Jahr 1842 ein Bewohner des Districtes Villefranche, an der Gränze von Tennessee, in einem Anfall von Wahnsinn seinen eigenen Sohn tödtete und sich von den Gerichten festnehmen ließ. Diese aber ließen die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen ihren Mitbürgern das langersehnte Schau-

spiel zu geben. Es war ein angesehener in dem Ort der That nicht aufsässiger Farmer. Von allen Seiten strömte man zum Richtplatz. Wagen jagten die Abhänge hinab, fuhren in rasselnder Eile über die vom Regen ausgespülten Wege; Männer galoppirten daher mit der Büchse unter dem Arm, und Mütter zu Fuß zogen ihre didbackigen Buben hinter sich her, die für ihre eigene Ungeduld viel zu langsam trotteten. Endlich kam man zum Platz, und der welcher von allen zuerst angelangt war, war ein von der Sonne des Mississippi gebräunter Ansiedler mit treuherziger Miene, dem die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen parallele Furchen, wie der Totem eines Indianers, über die Stirn gezogen hatten. Er saß voller Erwartung der kommenden Dinge im Schatten eines Gebüsches.

Eine lange wohlgedrehte Schnur von Bast, mit einer Schlinge, wehete im Wind und beschrieb in der Luft Bogen und Kreise. Sie hieng an einem starken Ast einer weißen, ihrer Rinde beraubten Platane, der, als sey sie mit dem Zeichen der Verdammniß gebrandmarkt, daraus hervorragte. Sie gipfelte sich indessen über andere Bäume weit empor, und zog die durch Aussicht auf Fraß herangelockten Geier auf ihre höheren Aeste. Sicherlich hatte Ludwig XI nie einen schöneren Baum in seinem Wald von Plessis-les-Tours, nie eine schönere Eiche, seine Eicheln durch den Gevattersmann daran aufhängen zu lassen.

Zur bestimmten Stunde führte man den Greis, zitternd, halbtodt herbei; seine glanzlosen Augen blickten rings in der versammelten Menge umher; überall begegneten sie Augen die starr auf ihn gerichtet waren. „Gut, gut," sagte eine Stimme — „der wenigstens wird uns nicht entgehen; er schneidet schon schöne Gesichter." „Er ist zu alt: rief ein anderer — er wird wie ein Rohr brechen, und dann ist der Spaß vorbei." „Thut nichts — Gevatter," schrie ein dritter, der aus dem Süden gekommen war — „ist doch noch immer besser als ein Neger, deren ich auf meiner letzten Reise nach New-Orleans, von Natchez bis Baton Rouge wohl 15 habe hängen sehen; aber das ist nichts, dieser ist wenigstens ein Mensch, ein ächter Weißer von reinem Blut, ein Mann wie's sich gehört" — er wollte noch ein „ehrlicher Mann" hinzusetzen, als er aber sah, wie der Henker eben sein Opfer vom Karren herunterstieß, brach er kurz ab. Die Schnur begann sich zu dehnen, vom Gewicht des Körpers zu zittern, als jener sonnenverbrannte Kentuckyer, der auf alles genau Acht gegeben hatte, zum sechstenmal das Gewehr an die Schulter legte. „Es ist ein gutes Ziel, entstehe daraus was da wolle," brummte er vor sich hin. Der Hahn knackte, die Kugel pfiff durch die Luft; die dicht am Baum abgeschossene Schnur fiel mit dem Unglücklichen nieder, und der Jäger wischte, als sey nichts geschehen, seine Büchse ab, und setzte sich ruhig wieder nieder.

Von ihm bis zu dem Gehängten waren nahe an 180 Schritte. Er sah anfänglich das Resultat seiner Geschicklichkeit nicht; er hatte die Schnur abgeschossen gesehen, und das übrige kümmerte ihn wenig. Sechs Fuß hoch herabgefallen, stürzte der Greis besinnungslos nieder. Man gieng mißvergnügt auseinander; denn der verwünschte Schütze hatte durch seinen Einfall das ganze Schauspiel verdorben. Der Constable machte sich an ihn, und hatte große Lust den Vorwegenen zu züchtigen; aber die Constables haben in der Regel wenig Muth, weil sie nichts als ihren Stab einer Kugel entgegenzusetzen haben, die von einem Kentucker abgeschossen selten ihr Ziel verfehlt.

Allmählich kam der Greis wieder zu sich; der Jäger näherte sich ihm ganz erstaunt; er sah ihn die Glieder recken, sich ohne Kraft auf der Erde hinschleppen, den Mund öffnen und mit einem lauten Lallen wieder schließen. „Hört" — sagte er endlich, was wollt ihr mit ihm anfangen, Constable? Er ist gehangen, damit gut; gebt ihn mir, und wir wollen Freunde seyn fortan."

Der Constable sah um sich her, und überzeugte sich daß außer einigen unbedeutenden Milizen fast niemand mehr zugegen war. Die Schaulustigen waren, wie sie gekommen, wieder nach allen Winden davongeeilt. Bussiness was done! Er benutzte daher die Gelegenheit, sich, was nicht zu erwarten war, der Freundschaft eines so bewährten Schützen zu versichern. Zwei Tage nachher sah man einen Mann mit weißem Haar in einer Pirogue den Strom hinabfahren, in der Gegend von Trinidad landen und im Wald verschwinden. Niemand hat wieder von ihm gehört.

Shipping Port.

Louisville liegt am linken Ufer des Ohio; unterhalb der Stadt wird der Strom breiter, und scheint sich, mitten unter felsenbedeckten und von Bäumen überragten Inseln, in eine tiefe Bucht zu verlieren; dann wendet er sich, wogt über spitze Kieselriffe dahin, und stürzt sich 30 Fuß in einen schäumenden Schlund hinab, oder er rollt zur Zeit der Ueberschwemmungen uferlos und majestätisch über die ganze Umgegend dahin. Das sind die Fälle des Ohio. Ihr Anblick vom Kai von Louisville aus ist imposant. Umgestürzte Bäume, zertrümmerte Flöße werden vom Strom dahingerissen; man sieht sie zuerst langsam sich drehen, dann plötzlich vom Strudel ergriffen, senkrecht in die Tiefe gezogen, wieder hervorkommen, von neuem verschwinden, endlich zum zweitenmal aus dem Schaum hervor, auf den jetzt ruhigeren Wogen des Ohio erscheinend, der sie dann sanft dahinwiegt. An den unersteiglichen Felsenwänden versammeln sich Abends die Reiher, in zahlreichen Schaaren stellen sie sich wie ein Trupp Soldaten auf; von einem Stein zum andern hüpfend, bedecken sie den Sand und verschwinden unter den Weiden der kleinen Eilande; aber bei dem Geschrei eines Adlers, bei der Bewegung einer Pirogue wird es lebendig unter den Schaaren dieser großen Vögel, ihre schwanken Beine strecken sich vorwärts, sie beugen den schlanken dünnen Hals, ihre runden Flügel schlagen die Luft, und aus diesen schweren Rudern streckt sich der spitze Schnabel hervor; allmählich erheben sie sich, erreichen die Wolken und sind kaum nichts mehr als zackige, kaum bemerkbare Pünktchen.

Von Shipping-Port, dem Einschiffungsplatz unterhalb der Strömungen aus gesehen, zeigen die Wasserfälle einen

verschiedenen Charakter: die Stadt birgt sich amphitheatralisch unter einer Masse von Dächern, von denen die großen, vor Anker liegenden Dampfer sich sondern; eine kleine Insel, fern von allen Bewohnern, mit denen sie nur durch den Mühlenweg des Hrn. Tarascon, eines Franzosen, verbunden ist, welcher dort eine ungeheure Wassermühle anlegte, trennt den Katarakt. Nachdem man lange gegen die furchtbar brüllenden Strudel gekämpft hat, kommt man mit der Pirogue auf der Insel an. Dort findet man einen Wald von knotigen dickborkigen Weiden, von sonderbarer Gestalt und Gruppirung. Die Steine über welche das Wasser im Winter fließt, sind mit seltsamen Petrefacten bedeckt, Abdrücken von Fischen, Büffelhörnern und schönen Konchylien von besonderer Größe. Eine Einfassung von feinem weißem Sand umgibt den Weidenwald, in dem ich einen herrlichen Abend in Betrachtung des erhabenen Schauspieles zubrachte. Die tiefen Schatten der Bäume machen das Innere dieses Platzes sehr dunkel, und um so schauerlicher klingen dann die Donner des Stromfalles, dessen Brandung zu den Füßen man kaum noch erkennt. Diese versteinerten Ueberreste von Thieren und Zweigen fesseln die Betrachtung geraume Zeit; man freut sich in der Hand die Wurzelstöcke einer von den Alleghanies herabgetriebenen Ceder zusammenzusetzen, und es gibt nichts als den Menschen, das nicht sein Skelett unter diesen Versteinerungen aller Art zurückgelassen hätte. Je tiefer die Nacht sinkt, desto betäubender wird das Brausen der Fälle, weil dann die tiefe Ruhe nur noch durch jene feierliche Stimme unterbrochen wird, welche seit Erschaffung der Welt ihren hohen Ursprung verkündet; weil dann der Wanderer allein mit dem donnernden Strom, allein mit in leisem Säuseln schlummernden Bäumen, in seiner atomistischen Winzigkeit zu verschwinden, und mit dem Sand den er betritt zu verrinnen wähnt.

Die Schifffahrt ward lange von den Stromfällen unterbrochen. Aber die Amerikaner haben eine so schöne Gelegenheit ihren Gemeinsinn in der Anlage eines Canales zu beweisen, nicht vorübergehen lassen. Dieses große Werk fängt unter Louisville an, und zieht sich zwei Meilen weit durch einen zur glatten Ebene umgeschäften Urwald, um den Ohio mit Shipping-Port zu verbinden. Dieses in seinen gigantischen Verhältnissen so bewundernswürdige Werk gehört zu den bedeutendsten Unternehmungen in den Ver. Staaten. Der Canal ist achtzig Fuß breit, dreißig tief und durch fußdicke eichene Schleußen gesperrt, welche gleich Festungsthoren mit dicken Eisenstäben belegt sind. Von Zeit zu Zeit sind Passins angelegt, damit die Schiffe sich bequem wenden können, eine um so nothwendigere Einrichtung, da die in neuester Zeit gebauten Dampfschiffe an Größe den Kriegsfregatten nicht nachstehen, und an 2000 Tonnen Last tragen.

Als ich sah wie viele Bäume man zu diesem Riesenbau hatte opfern müssen, beschlich mich neben der Bewunderung auch ein Gefühl der Trauer. Wie die Säulen der prachtvollen Tempel im Orient einst durch die Belagerung fanatischer Horden gestürzt wurden, so bedeckten die übrig gebliebenen Stämme der Platanen noch ganze Morgen Landes, und erregten selbst im Staube noch Bewunderung. Einer von ihnen war stehen geblieben; ein Franzose, der ein großer Gartenfreund war, hat ihn dem seinigen einverleibt. Seine Kinder haben ein Haus in seinen mächtigen Aesten erbaut, so daß das Ganze derselben einen Pavillon bildet, zweimal so groß wie die Rotunde vor dem Braunschweiger Bahnhof.

Shipping Port ist einer der besuchtesten, ja ausschließlicher Hafen für die nach und von Orleans sich hier sammelnden Dampfschiffe. Sie liegen wie auf einer weiten Rhede, aber gegen alle Unfälle gesichert, in dem weiten Bassin vor Anker. Hier sieht man wenige Segel, wenige Barken, desto mehr Räder und rauchende Schlote, und ohne Unterlaß kracht die Kanone der Ankunft oder Abfahrt. In der Bauart herrscht eine große Verschiedenheit; viele haben noch ein Rad unter dem Kiel, andere vorn; der größere Theil wird zu Schraubenschiffen eingerichtet. Einige haben nur eine Gallerie, die größeren zwei und drei Stockwerke mit Pferdeställen und zahllosen Treppen. Der Washington, den ich hier zuerst sah, jetzt lange nicht mehr der größte unter den amerikanischen Dampfern, hat zwischen 60 und 90 Cajüten, außer dem großen Salon das große Damenzimmer, 10 State Rooms, ein großes, für Familien bestimmtes Gemach, außerdem die Cajüte des Capitäns, des Geistlichen, des Barkeepers des Barrooms, der verschiedenen Küchen und des Platzes für die Matrosen. Er consumirt an jedem Reisetag in drei Maschinen und drei Schornsteinen gegen 30 Malter Holz, und kann 900 Personen fassen, daneben eine große Anzahl Pferde und anderes Vieh, wofür noch ein ansehnlicher Platz für Fourrage und Futter erforderlich ist.

Bei den Franzosen, welche sich in Shipping Port niedergelassen, ist, sowie bei den erst hier angesiedelten Deutschen, die Erinnerung an das Vaterland fast erloschen; kaum haben sie die Muttersprache bewahrt. Kinder von 12—15 Jahren verstehen fast kein Wort mehr davon. Die Häuser nur allein tragen wie bei den Deutschen so bei den Franzosen einen etwas heimathlichen Anstrich. Sie sind solider gebaut als es bei den Yankees der Fall ist, die ihren Wohnort aufgeben, sobald sie einen Profit dabei sehen. Die Kaffeehäuser sind geräumig und lustig, fast in der Art erbaut wie man sie in den südlichsten Provinzen sieht, alle mit Veranden, von Wohlgerüchen süß durchduftet, und Marasckino und Rosollio sind nebst Eis und Confituren an der Tagesordnung.

Ich hatte Louisville und seine nächste Umgebung nur flüchtig angeschaut, um zeitig genug an Bord des Trenton zu kommen, da man uns sagte daß derselbe stündlich zur Abfahrt bereit sey. Aber die Ladung wurde durch plötzlich eintretende Regengüsse verzögert, das Wetter wurde so stürmisch daß man nicht einmal gut ans Land kommen konnte. Endlich mußten noch sechsundfünfzig Pferde und eine Menge Wagen in dem Raum untergebracht werden. Die Pferde schlugen sich in ihren engen Behältern, die zu ihrer Wartung bieneuden Neger erhielten Fußtritte, die sie mit Peitschenhieben vergalten. Fluchen, Wiehern, neues Umsichschlagen ohne Aufhören — es war ein grauenvolles Getöse. Dann schritt man zur Einschiffung der Lebensmittel und des Futters, bei einer fünfhundert Meilen weiten Fahrt, die sich auf langen Strecken

zwischen einem Meere unbewohnter Wälder hinzieht, eine sehr wichtige Angelegenheit! Die Hühner-, Puter- und Enteubauer, die Behälter für die kleinen Schweine wurden auf das Verdeck, die Fourrage und der Mais in die unteren Räume geschafft, und obgleich das alles von der gewandten Mannschaft mit Schnelligkeit ausgeführt wurde, so gebrauchte man doch zwei volle Tage. Als endlich alles geordnet war, war es Nacht geworden. Die Vögel hatten ihren Stand auf dem Ufersande wieder eingenommen. Die Insel, welche sich vor Shipping-Port hinzieht, war mit Brachvögeln und Reihern bedeckt, und in den Zweigen machten Drosseln mit Willpoorwill um die Wette ihr Abendconcert. Endlich brauste der Schlot, die Räder knarrten, man wandte den Kiel auf den Curs, die Kanone erschütterte die Wölbung des Dampfschiffes, ... und südwärts gieng's nach New-Orleans!

Eine Fahrt auf dem Sarapiqui (Mosquitia.)

Hr. Felix Belly, welcher in Geschäften des Weltmeer-Canales — der durch den Nicaragua-See gehen soll, und der wie der Suez-Canal nicht leben und nicht sterben kann — den San-Juan und Sarapiqui bereiste um sich nach San-José in Costa-Rica zu begeben, hat uns seine Fahrt durch diese tropischen Paradiese in der Science Pittoresque beschrieben. Er brach von Greytown am 21 März in einer Pirogue auf, die er mit einem schattigen Verdeck hatte schützen lassen und die von vier kräftigen Mosküto-Indianern gerudert wurde. Gegen Mittag hielt das Fahrzeug am Ufer des San-Juan neben einer einsamen Laubhütte, wo der Reisende zu seinem Erstaunen einen Landsmann aus der Bretagne antraf, der dort völlig zum Robinson geworden war. Die Hütte war ein auf Baumstämmen ruhendes Palmenblätterdach mit Wänden von Flechtwerk versehen. Innen war durch eine Rohrwand ein Raum abgesondert, wo drei Lager mit Moskitonetzen sich befanden. Ein Koffer für die Wäsche und etliche Küchengeräthe bildeten allen Reichthum dieser Ansiedler. Unter der Veranda des Hauses saß eine junge Mulattin von frischen Farben, deren Hemdchen sehr wenig ihre starken Reize verhüllte und die mit ihren freundlichen schwarzen Augen verwundert den Gast anschaute. Der Bretone war vor drei Jahren nach San-Juan del Norte gekommen, und hatte gedacht von den Erträgnissen seiner Jagd zu leben, bis er zuletzt zum Indianer in diesem lachenden Erdenwinkel herabgesunken war und nur durch den Verkauf von Bananen an vorüberfahrende Schiffer etwas Geld verdiente. Dafür erzeugte oder erbeutete er alle seine Bedürfnisse selbst: Bananen, Sapota-Aepfel, Fische und Mais zu Tortillas oder geröfteten Kuchen; Fleisch kam in seine Töpfe nur wenn es ihm gelang ein paar Eichhörnchen oder ein Aguti, oder gar ein Nabelschwein zu tödten. Uebrigens war er kräftig und noch keine Minute krank gewesen, seine Mulattin aber brachte ein 15 Monate altes Kind mit blauen Augen und einer Haut so weiß als die einer Irländerin herbei. Ein ungeheurer Sapota-Apfelbaum, dessen Stamm 30 Meter vom Boden bis zum ersten Zweig maß, beschattete die Hütte, und die Bananenpflanzung wie ein Riesensonnenschirm. Das kostbarste Möbel in dieser Niederlassung war eine Hängematte mit rothen Fransen, so aufgeknüpft daß der Ruhende den Anblick auf das Haus, die Pflanzung, den Fluß und den tropischen Hochwald genießen konnte.

Nach zwei Stunden erreichte das Fahrzeug die Gabel des San-Juan und des Colorado, denn der Fluß bildet vor seiner Mündung ein Delta, und die beiden Arme werden durch verschiedene Namen unterschieden. Als man das Delta hinter sich hatte, bot der Fluß eine majestätische Fläche von 600 Meter Breite. Allmählich im Aufwärtsfahren hoben sich die Ufer und der Pflanzenwuchs nahm an Kraft zu. An zwei oder drei Wohnungen kam man vorüber, darunter eine mit einer weißen Mauer und einer grün angestrichenen Gallerie, auf welcher eine Dame in Weiß gekleidet erschien, um neugierig das Boot zu betrachten, während am Ufer ein elegantes Fahrzeug mit lateinischem Segel, wie zu einer Spazierfahrt gerüstet lag. Das Ganze wirkte wie ein Blick in das Paradies, auf eine irdische Glückseligkeit, und zwar eine Glückseligkeit um die geringsten Kosten. Dann kam die tropische Nacht und zog leuchtend am Himmel herauf das südliche Kreuz, in dessen Anblick schwelgend der Reisende sich auf seine Polster streckte und sanft von der Barke in den Schlaf wiegen ließ. Als er erwachte, fühlte er sich durchnäßt in Folge eines vorübergeflüchteten Regengusses, wie sie jene Gegenden heimsuchen. Schwärme von Leuchtkäfern sprühten in der Luft, aber keine Moskitos quälten den Reisenden, obgleich man ihm vor dieser Plage Angst gemacht hatte. Dieß hat aber wahrscheinlich an der Jahreszeit gelegen, denn da der Autor in den Hütten am Ufer überall Moskitonetze sah, so wird Mosquitia sicherlich seinem Namen zu andern Zeiten Ehre machen. Die Ruderer schliefen nach 15stündiger Arbeit den Schlummer der Gerechten, nachdem sie das Fahrzeug an einem Baumstamm des Ufers befestigt hatten. Aber schon um 5 Uhr des nächsten Morgens gieng es wieder fort. Belly fand den San-Juan noch herrlicher als am vergangenen Tage, obgleich die Wipfel der Laubwände im Nebel ruhten. Nach 2—300 Metern Weges rief der Patron: Sarapiqui! Und das Wasser theilte sich in zwei Arme. Der Sarapiqui ist ein prächtiger Fluß, minder breit, minder tief und minder großartig wie der San-Juan, aber zu beiden Seiten umwallt von 100 Fuß hohen Bäumen. Da man nie weiter als 200 Schritt vor sich sieht und der Schatten der Bäume schwarz auf den hellen Strom fällt, so glaubt man beständig das Fahrzeug fahre einem Abgrund zu. Ueberall auf dem Wasser trieben Baumstämme oder auch kleine abgerissene Inseln, bedeckt mit lustigem Pflanzenleben. Nichts herrlicheres hätte sich träumen lassen als unter dem Schatten der überhängenden Bäume sortzuschwimmen, unglücklicherweise aber fiel dem Reisenden ein von einem Bekannten gehört zu haben daß von den Zweigen eine höchst gefährliche Art schwarzer Nattern herabzuhängen pflege, von denen eine in sein Boot gefallen, und während die Ruderer entseht über Bord sprangen, von ihm kaltblütig

mit einem Schrotschuß zerschmettert worden war. Kaimane waren nicht zu sehen oder höchstens in größter Ferne, denn das Plätschern der Pagayen (Ruder) jagte sie rasch unter das Wasser. Um so häufiger waren am Ufer die großen grauen Iguanen, harmlose Saurier, von denen unterwegs drei Stück erbeutet wurden, denn die Eingebornen zählen diese Eidechse unter die größten Leckerbissen, und auch die Creolen wissen sie zu schätzen. Dieses Jagdglück aber veranlaßte die Mosquitoruderer schon um 3 Uhr Halt zu machen. Einige erkletterten die nächsten Fruchtbäume und holten eine Ladung Bananen herab. Dann wurde ein Feuer angezündet und die Iguanen in die Kohlen geworfen. Dieß geschah nur um ihre Haut zu rösten und zu lockern, worauf sie sich abziehen ließ. Die Thiere wurden dann gewaschen und gereinigt, Kopf und Pfoten, die man verschmäht, entfernt, und das Fleisch zerstückt in den Kessel geworfen, wo bereits ein Ragout von Bananen sott. Eine der Eidechsen war ein Weibchen gewesen und hatte 16 Eier im Leib, die gleichfalls gesotten wurden. Belly wagte sich, wie alle Neulinge, nicht an dieses Gericht, denn die Iguanen haben ein widerwärtiges, ekelerregendes Aussehen. Zur Strafe fand er daß seine mitgenommenen Conserven bei 22° R. sich nicht conservirt hatten, und daß daher seine Kost auf Brod, Wein und Zucker beschränkt worden war.

Als man am nächsten Morgen erwachte, wurde man unangenehm von der Veränderung des Sarapiqui überrascht. Der Fluß war hoch geschwollen, hatte die Piroque entführt und sie zwischen Gesträuch hineingeworfen. Die Ruderer hatten jetzt ihre gestrigen Ferien zu bereuen, denn sie mußten schwer arbeiten und im Zickzack gegen den Strom fahren, so daß es zweifelhaft blieb ob man noch Muelle am Sarapiqui, das Reiseziel an diesem Tage erreichen werde. Sechs Stunden fuhr man in dem schlammigen ungestümen Fluß aufwärts, als um Mittag die Scene wieder wechselte. Abermals hatte man zwei Flüsse vor sich, denn die Mündung des Sucio, eines Seitengewässers, wurde erreicht und seitwärts gelassen. Als man aber in den Sarapiqui einbog, schwamm man wieder auf klarem ruhigen Wasser, denn der Sucio allein war es gewesen der, durch tropische Güsse gefüllt, das Hochwasser und den trüben Schlamm gebracht hatte.

Hinter dem Sucio hörten die Unbequemlichkeiten der Fahrt vollständig auf, nur daß der Fluß noch schmaler und noch mehr von den Laubwänden eingeengt wurde. Seitdem man den San-Juan verlassen, war auch nicht Eine menschliche Wohnung sichtbar geworden und die vollkommenste Einsamkeit herrschte an beiden Ufern, bis man eine frisch gelichtete Stelle erreichte und ein Palmendach das Ufer überragte. Etwas erstaunt erfuhr Belly daß er sich am Reiseziel, dem Zollhaus Muelle befände. Etliche Stufen, die in die Erde gegraben worden waren, stellten den Landungsplatz vor. Oben lag ein geräumiger Rancho, unter dem fünf oder sechs Personen geschäftt vor dem fallenden Regen arbeiteten. Belly ließ sich dem „Commandanten“ des Postens vorstellen, dem er Briefe aus Paris brachte. Zu der Wohnung des letzteren fehlte es an jedem Hausgeräth, nur durch einen sehr durchsichtigen Rohrverschlag, welcher des Nachts als Schlafkammer diente, war ein Bett mit einem Mosquitovorhang und eine hübsche Frau sichtbar, die beim Eintritt des Fremden sich eilig entschnürte und in ihre europäischen Kleider warf. Der Commandant, ein spanisches Gesicht, trug eine sehr bescheidene Kleidung, dafür aber eine goldene Brille. Er erklärte dem Ankömmling daß er für seine Weiterreise über Land nur ein Roß, aber keinen Arriero oder Treiber ihm anbieten könne, und er daher in Muelle über Nacht bleiben möchte, bis die von ihm durch einen Courier bestellten Thiere ankommen würden.

Da die Pfade den Sarapiqui aufwärts nach San-José sehr beschwerlich sind, so benützen diese Straße noch wenig Reisende und noch weniger Waaren, so daß nach den Aussagen des „Commandanten“ selbst der Transit sich auf etwa 2000 Centner jährlich und die Zolleinnahmen auf 5000 Piaster belaufen. Da nun die Amtsverrichtungen des Commandanten darin bestanden die Waarenpäße für jene 2000 Centner auszufertigen und die Handelsbewegung in seine Listen einzutragen, so hatte er im Jahr etwa zwei Stunden Beschäftigung und Feierabend in den Nebenstunden. Gleichwohl genoß er den Titel eines Commandanten, denn Titelsucht und Aemtergier ist der Fluch aller Creolenstaaten, obgleich Costa Rica in diesem Punkt sich noch auszeichnet, denn es zählt z. B. nur zwei Generale, während Mexico und Columbien ihre Generale zu zählen längst sich abgewöhnt haben.

Dem Reisenden wurde in einem zweiten Hause ein Obdach und ein Bett angewiesen. Dort sah es schon besser aus. Es fanden sich zwei Bänke, ein Schrank und sechs Betten, letztere waren freilich nur Tische mit nach oben verlängerten Füßen um das Moskitonetz zu befestigen. An das Haus stieß ein eingezäunter Garten, besetzt mit Cacao und Kaffeesträuchern, Bananen, Gopayen, Jgnamen und selbst europäischen Gemüsen. Eine Kuh weidete in der Nähe und versah den Gaste den Luxus von Milch zu seinem Kaffee. Die Wirthe empfiengen den Fremden gastfrei und gemüthlich, gaben sich auch bald als ehrsame deutsche Auswanderer zu erkennen. Besonders vertraut wurde Belly mit einem von ihnen, der aus Zürich stammte und dessen Lebensgeschichte nicht ohne Interesse ist.

Er hatte sich früher in Louisiana durch Schlagen von Nutz- und Farbhölzern ein Stück Geld verdient, dann aber sich nach Granada in Nicaragua eingeschifft auf die Nachricht hin daß Walker dort zum Präsidenten erwählt worden sey, und in dem frommen Glauben daß für Mittel-Amerika ein gesegnetes Zeitalter jetzt anbrechen müsse. In Granada angekommen, machte der Schweizer aber die Erfahrung daß Walker nichts war als ein herzloser Räuber. Dem Entschlossenen wurde obendrein eine Muskete in die Hand gedrückt und er gezwungen „das Vaterland zu vertheidigen,“ obgleich er erst frisch angekommen war. Er erlebte dann daß Walker mit großer Gelassenheit dreißig seiner „Waffengefährten“ erschießen ließ, weil sie in dem Verdacht flauden deserriren zu wollen. Auf die Gefahr eines gleichen Schicksals hin entfloh dennoch der Schweizer und gelangte glücklich nach dem idyllischen Costa-Rica, wo er sich Grund und Boden kaufte, und zwar am

einen ſpaniſchen Thaler für jede hundert Meter ins Geviert, und mit dem Anſpruch erſt nach ſechs Jahren zahlen zu brauchen! Seit ſechs Monaten war er nun ein großer Grundbeſitzer zu Muelle am Sarapiqui. Anfangs waren es nur drei Landsleute, dann fanden ſich zwei andere dazu. Die drei erſten hatten den Grund geſichtet und die Baumrieſen gefällt, worauf in aller Eile 1500 Bananenreiſer gepflanzt wurden. Dann bauten ſie ſich ein Haus, eigentlich nur ein auf Pfoſten ruhendes Palmendach, denn erſt ſpäter erſchien der vierte, ein Schreiner, welcher die Betten, den Schrank, die Bänke verfertigt hatte. Das ſechste Bett, für durchreiſende Fremde beſtimmt, war eben erſt fertig geworden. Als ſich nun Welly erkundigte ob die Anſiedler mit dem Boden zufrieden ſeyen, ſprach der Schweizer: „Urtheilen Sie ſelbſt. Unſere Bananenpflanzung die erſt zwei Monate alt iſt, wird am Ende des Jahres tragen, und zwar 80—200 Stück jede Pflanze von der herrlichen 1 Fuß langen Sorte, die in meinen Augen die beſte Frucht in ganz Amerika iſt. So könnten jetzt 15 Familien von dem Ertrag dieſes Feldſtückes von Geſchlecht zu Geſchlecht leben, wenn ſie nur wenige Tage im Jahre arbeiten wollen. Dann haben wir aber auch Kartoffeln, Ignamen, grüne und ſchwarze Erbſen gepflanzt, denn letztere ſind einmal das nationale Leibgericht der Coſtaricaner. Alles iſt gleichzeitig aufgegangen. Wir hoffen Ignamen von erſter Größe zu ziehen, die 60—100 Pfund wiegen. Unſere Govaven wachſen jeden Tag ſechs Zoll. Jetzt ſind wir daran Kaffee zu ſäen und in drei Jahren haben wir dann die erſte Ernte. Der Cacao wird länger warten laſſen, trägt er aber einmal, dann verlangt er wie die Bananen nur daß man die Früchte pflückt. Nichts läßt ſich mit der Fruchtbarkeit dieſes Bodens vergleichen. Ich habe Löcher von 15 Fuß Tiefe gegraben und bin überall auf die nämliche ſchwarze Humuserde geſtoßen.“ Weiter erzählte der Schweizer daß die Anſiedler bereits zwei Neger für 15 Dollars monatlichen Lohn und gleiche Koſt wie ihre Herren gemiethet hätten. Er zeigte den Platz der für ein neues Gebäude geebnet worden war, und wollte, wenn es ſtände, aus San José Matratzen und Leinenzeug holen, um den durchreiſenden Fremden ein anſtändiges Unterkommen zu bieten. So golden waren die Ausſichten dieſer Leute, nur an eins dachten ſie nicht, an das Fieber!

Die Inſel Bali und ihre Bewohner.

(Aus den Fastes militaires des Indes Orientales néerlandaises.)

Bali, die erſte jener großen Reihe von Inſeln welche ſich öſtlich von Java bis nach Timor erſtrecken, liegt zwiſchen 8° 3′ 30″ und 8° 53′ 30″ ſüdlicher Breite, und zwiſchen 114° 26′ und 115° 40′ öſtlicher Länge von Greenwich. Dieſe Inſel hat einen Flächenraum von 1053 geographiſchen Quadrat-Lieues, oder 578 Quadrat-Myriameter. Im Norden vom Meer von Java, im Süden von dem indiſchen Meer beſpült, iſt ſie von Java durch die Meerenge von Bali, von Lombok durch die dieſen Namen führende Meerenge getrennt. Dieſe ſehr unebene Inſel ſchließt hohe Berge in ſich, zwiſchen welchen der Pic von Bali oder der Gunong Agung auf mehr als 3450 Meter über den Meeresſpiegel ſich erhebt. Die Savalis, der von tiefen Schlichten durchſchnittene Boden, das Klima und der Waſſermangel machen die Kriegführung daſelbſt ſchwer; der Transport von Lebensmitteln geſchieht auf Menſchenarmen oder auf dem Rücken der Pferde. Auf dem nördlichen Abhang der Gebirgskette welche die Mitte der Inſel einnimmt, liegt das Königreich Bleling oder Boleleng; auf dem nach Süden ſehenden befinden ſich die Königreiche Tabanan und Mengui; den öſtlichen Abhang nehmen Karang Aſſem und Klongkong ein. In der Mitte iſt das Königreich Bangli, und im Süden ſind Gianjar und Badong. Eine große Anzahl im Vergleich zur Ausdehnung der Inſel ziemlich beträchtlicher Flüſſe entſtrömt den Gebirgen des Geſtades; ſie bewäſſern die Reisfelder oder andere angebaute Gründe, und geben dem Lande jene wundervolle Fruchtbarkeit welche bewirkt daß der Anbau des Reiſes nirgends von gewiſſen Jahreszeiten abzuhängen ſcheint; zwei Jahresernten mindeſtens ſind die Frucht davon. Was die Flora betrifft, ſo iſt der Boden von Bali eben ſo reich als mannichfaltig.

Der größte Theil der Bevölkerung welche das Innere der Länder bewohnt, bekennt ſich zur hinduiſchen Religion, die ſich indeß dem Einfluß des Islam nicht ganz entziehen konnte, da die Balineſen in vielfache Berührung mit den Völkern des Archipels kamen. Der Tempel gibt es eine Menge, die Anhänger Siwa's oder Buddha's aber leben im beſten Einverſtändniß miteinander, und die Brahminen oder Prieſter, die in Bali hoher Achtung genießen, üben einen großen Einfluß auf das Volk aus. Der König von Klongkong iſt durch Erbrecht Oberhaupt aller Prieſter der Inſel, und als ſolcher führt er den Titel Dewa Agong Betara; die übrigen Fürſten erweiſen ihm Ehrenbezeugungen welche ihm eine Art Oberherrlichkeit über alle Herrſcher Bali's ſichern, unter dem Titel Tjukurdea.

Die Regierungsform iſt despotiſch und willkürlich; obſchon indeß ein aus Prieſtern und den vornehmſten Häuptlingen beſtehender Rath der Regierung zur Seite ſteht, iſt es doch der König welcher entſcheidet.

Die Balineſen, größer und beſſer gebaut als die Javaneſen, haben eine regelmäßige Geſichtsbildung, einen verſtändigen Blick, ein gutes Naturell und ſind tapfer, thatkräftig, ausdauernd, unterwürfig und ihren Herren anhänglich. Allein es gibt ihrer viele, beſonders unter den Großen oder Guſti, bei welchen der Gebrauch des Opiums und ſtarker Getränke, unter andern einer von den Chineſen Java's gebrannten Art Araks, eine frühzeitige Erſchöpfung herbeiführt. Ihre geiſtigen Fähigkeiten werden ſtumpf; die Trägheit, zu der ſie von Natur aus geneigt ſind, wird ihr normaler Zuſtand; ihre ſchlimmen Neigungen entwickeln ſich, und bald verſchwinden mit dem Opiumrauch alle ihre guten Eigenſchaften. In Beziehung auf ſeine Sitten, ſeine Gewohnheiten und ſeine Religion ſteht dieſes Volk im indiſchen Archipel eigenthümlich da. Da

es nur sehr wenige Verbindungen mit andern Bevölkerungen hat, weil seine Küsten fast unzugänglich sind, so gibt die beinahe unbeschränkte Unabhängigkeit dieser ihre Nationalität wahrenden Insulaner ihnen einen hohen Begriff von ihren Streitkräften und eine große Abneigung gegen jene Fremdherrschaft.

Ihre Tracht ist sehr einfach. Gewöhnlich ist der Kopf unbedeckt, und sie tragen um den Leib nur ein Stück Baumwollenzeug, oder einen Schurz (Sarong), der bis auf die Mitte des Schenkels hinabreicht. Was die Industrie betrifft, so haben ihre Schmieden in Verfertigung der Dolche und der Piken einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; sie verstehen die Griffe und die Scheiden mit bewundernswerther Geschicklichkeit zu ciseliren, und geben ihrem Stahl eine Härte welche ihm den Vorzug vor dem javanischen verschafft. Ihre Feuerwaffen sind von sehr untergeordneter Beschaffenheit.

Eine der verbreitetsten Belustigungen zu Bali, wie im ganzen Archipel, sind die Hahnenkämpfe. Es gibt keinen Balinesen der nicht seinen mit der größten Sorgfalt genährten und abgerichteten Kampfhahn besitzt. In allen Dörfern findet man Hunderte, ja Tausende dieser Thiere längs der Wege in besondern Käfigen zur Schau ausgestellt. Die Fürsten besitzen zuweilen 300 solcher Hähne. Jeden Tag, Nachmittags, dienen die öffentlichen Plätze und die Höfe der Paläste als Versammlungsort für die Hahnenkämpfe, welche oft zu beträchtlichen Wetten Veranlassung geben.

Man kann die Bevölkerung Bali's auf ungefähr 700,000 Seelen schätzen. Bezüglich der Oberfläche findet man für die Insel 6640 Einwohner auf die Quadratlieue, und die kleinen Fürstenthümer scheinen hinsichtlich der Bevölkerung also aufeinander zu folgen: Gianjar, Badoung, Tabanan, Mengui, Klonkong, Karang Asem, Bangli, Pajangang und Bleling. Im Fall eines Kriegs ist jeder Balinese Soldat, und ohne Uebertreibung kann man das balinesische Heer auf 100,000 Mann schätzen.

Die mittelalterlichen Missionen in Afrika.

Die Geschichten des Handels, der Erdkunde und der Missionen schöpfen im Mittelalter aus denselben Quellen und beschäftigen sich meist mit den nämlichen Begebenheiten. Aber mühselig, wenn auch verdienstvoll, ist die Arbeit, die, weit zerstreuten und spärlichen, Notizen über die Missionsbestrebungen im Mittelalter zu sammeln, wie dieß von Friedrich Kunstmann geschehen ist. [1] Die älteste Urkunde über Aegypten vom Jahre 1247 betrifft eine Gesandtschft von Dominikanern, die den Sultan bekehren sollten, doch findet sich keine Nachricht daß Missionen im 13ten oder 14ten Jahrhundert in Aegypten gestattet wurden. Die italienischen Handelsstädte hatten übrigens schon seit dem 12ten Jahrhundert in Alexandrien Comptoire errichtet, obgleich die Päpste wiederholt den Handel dorthin verboten. Sie mußten sich übrigens von den Muhammedanern sehr viel bieten lassen, denn wie der Dominikaner Simon erzählt, der 1322 seinen Weg nach Jerusalem durch Alexandrien nahm, wurde er und seine Begleiter unter den Stadtthoren im Namen Jesu angespien, mit Steinen geworfen und einen ganzen Tag lang mißhandelt. Heiligenbilder und Crucifixe waren stets in Gefahr angespien zu werden, und anders als Hunde oder Schweine wurden die Christen von den Bekennern des Islams nicht genannt, wie sie denn auch seit 1301 genöthigt waren einen blauen Turban als christliche Firma zu tragen, und weder Pferd noch Maulthier besteigen durften. Ausnahmsweise nur verstatteten die Mamlukkensultane einzelnen Pilgern, wie dem Dominikaner Wilhelm von Boldensleve 1336 durch Aegypten, nach dem heiligen Grab unbelästigt und unbesteuert zu ziehen. Durch die Intoleranz in Aegypten waren auch die Verbindungen mit den Christen in Nubien und Habesch sehr erschwert. Innocenz IV (1243) und seine Nachfolger standen gleichwohl in fortgesetztem Briefwechsel mit den Kaisern von Aethiopien, d. h. mit den christlichen Beherrschern Abessiniens, in den mittelalterlichen Quellen die „Erzpriester Johannes“ genannt, deren Länder das eigentliche Ziel der portugiesischen Entdecker bei Umschiffung Afrika's gewesen sind. Von den Sendschreiben der spätern Päpste sind nur zwei bis jetzt durch Abdruck zugänglich geworden. Merkwürdig ist aber daß abessinische Gesandte nach Peking zu dem berühmten Missionär Johannes von Montecorvo 1306 kamen und ihn baten eine Mission von Minoriten nach ihrem Land zu veranlassen, da sie seit ihrer Bekehrung durch den Evangelisten Matthäus nicht wieder den Genuß von Predigern aus der christlichen Kirche gehabt hätten. Man hat aus Verwunderung wie Abessinier nach Peking kommen sollten, die „Aethiopier,“ von denen Montecorvino spricht, schlechtweg nur für Neger erklären wollen, allein der Ausdruck Aethiopien ist in der Sprache des Mittelalters kein allgemein geographischer, sondern ein politischer, und die Erwähnung des heiligen Matthäus insofern entscheidend als der Evangelist nach Abessinien das Christenthum gebracht hat. Jenes Zusammentreffen in Peking belehrt uns vielmehr daß die Abessinier mit den damaligen christlichen Gemeinden in China Verkehr hatten. Johann XXII befriedigte übrigens ihre christliche Sehnsucht, und schickte 1316 acht Dominikaner nach Nubien und Abessinien. Wichtig für die Handelsgeschichte ist es daß diese Missionäre ihren Weg über Cairo und Suakim, also durch das rothe Meer nahmen, denn Suakim war und ist für Nubien, wie Massowah für Abessinien, stets das Thor des Handels gewesen. Der nämliche Papst weihte bald nachher den Dominikaner Bartholomäus zum Bischof von Dongola in Nubien, der ein Kloster seines Ordens, Alleluja genannt, dessen noch Urkunden des 16ten Jahrhunderts gedenken, gestiftet haben soll. In Nubien verlor übrigens bald darauf das Christenthum viel an Boden seit dem Uebertritt des dortigen Sultans, welches Ereigniß Kunstmann, gestützt auf eine Bemerkung Ibn Batuta's, in die

[1] Die mittelalterlichen Missionen in Afrika. Historisch politische Blätter 1857. 6tes Heft. 1860. 2tes und 3tes Heft.

Zeit von 1307—1341 setzt. Eingeborne Abessinier traten selbst wieder als Missionäre auf, und vor dem Schluß des 14ten Jahrhunderts wurde die abessinische Dominikanerin Clara heilig gesprochen und ihr Kalenderfest auf den 2 Juli verlegt.

Viel lebhafter waren die Verbindungen mit dem westlichen Nordafrika. Als von Innocenz III am Ende des 12ten Jahrhunderts ein geistlicher Orden der heil. Dreifaltigkeit (Trinitarier) zum Loskauf gefangener Christensklaven gestiftet worden war, gieng Johann von Matha, der Großmeister, dreimal nach Tunis zur Erfüllung von Ordenspflichten. Seine Nachfolger setzten die Loskäufe fort, an die sich auch Versuche zum Predigen anknüpften. Dazu fand sich insofern eine günstige Gelegenheit als die muhammedanischen Herrscher in Nordafrika christliche Leibwachen hielten, ähnlich wie ehemals und noch kürzlich Schweizergarden an europäischen Höfen dienten. Da muhammedanische Herrscher in Folge der Haremsintriguen beständigen Nachstellungen ausgesetzt sind und einheimische Truppen immer am leichtesten zu verführen seyn werden, so waren jene christlichen Leibwachen gewiß die sicherste Stütze der Herrschaft, und es lag im politischen Interesse ihrer Gebieter sie im Christenthum zu erhalten, weil dieses die Wache von den übrigen Muhammedanern isolirte und an den Thron knüpfte. Außerdem lebten aber in den Berberstaaten eingeborne Christen und zwar in der Sklaverei. So kaufte Roger von Sicilien einen Bischof von Carthago, der als unfreier Mann nach Rom kam, aus der Knechtschaft los. Christenbekehrungen wurden indessen nicht verstattet, oder wo solche versucht wurden, wie dieß 1219 auf Betrieb des heil. Franciscus durch Missionäre seines Ordens geschah, mit Gewalt vereitelt. Die Lage der Christen besserte sich nach dem Sturz der Almohaden. Friedrich II schloß mit Tunis 1231 einen Friedens- und Handelsvertrag, mit dem eine Auswechslung von christlichen und muhammedanischen Sklaven auf beiden Seiten verknüpft wurde. Zur Auslösung von Christensklaven war übrigens um diese Zeit in Barcelona 1223 (10 August) ein neuer Orden, diesmal ein Ritterorden der Trinitarier, auf Betrieb Raymunds von Pennaforte gestiftet worden. Von diesem später heilig gesprochenen Dominikaner besitzen wir ein Actenstück aus der Zeit von 1230—1234, welches uns wichtige Aufschlüsse über die Missionen und die Lage der Christen in der Berberei eröffnet. Die Missionäre klagen darüber daß die afrikanischen Christen leichtsinnige Gelübde und Eidschwüre eingiengen und sie dann ohne Gewissensscrupel unerfüllt ließen, daß sie ebenso leichtsinnig an den Kindern der Muhammedaner heimlich die Taufe vollzögen, ohne Aussicht daß das Sacrament dermaleinst anerkannt werden würde. Die christlichen Leibgarden und die andern Christen pflogen Umgang mit den Muhammedanern, sie verpfändeten ihnen oft ohne Noth ihre Familie, so daß dann Knaben und Mädchen zum Islam überzutreten genöthigt waren. Die einheimischen Geistlichen hatten das Gelübde der Keuschheit gebrochen und waren in kirchlich eingesegnete Ehen getreten, gegen welche Unordnung man jedoch aus Furcht vor öffentlichem Aergerniß oder vor dem Abfall der Betreffenden nicht einzuschreiten rieth. Am meisten gesündigt wurde aber gegen die päpstliche Handelssperre. Die Kirchenversammlung im Lateran 1179 hatte nämlich allen Christen untersagt nach muhammedanischen Ländern solche Artikel auszuführen die als Contrebande auch nach dem jetzigen Seekriegsrecht gelten: nämlich Waffen, Eisen, Schiffsbauholz, Tauwerk. Später wurde auch der Getreidehandel und der Handel mit Sklaven verboten. Endlich giengen die Päpste so weit jeden Handel mit einzelnen muhammedanischen Staaten überhaupt zu verpönen. Als unter den Mamlukken Aegypten die erste Großmacht in der Levante geworden war, wurde die kirchliche Handelssperre gegen diesen Staat erklärt, mit der großartigen politischen Absicht den Mamlukken ihre Geldquellen, die ihnen aus dem indisch-alexandrinischen Handel flossen, und dann die Recruten für das Corps selbst, welche aus christlichen Sklaven, theils Tscherkessen, theils Leuten aus Rumanien bestanden, abzuschneiden. Die Strafen welche die Päpste verhiengen, hatten nicht bloß kirchliche, sondern auch bürgerliche Folgen, denn jeden Zuwiderhandelnden traf das heutigen Tages einen Piraten oder Negerhändler treffen würde: sein Vermögen wurde eingezogen und er selbst zum bürgerlichen Tode verurtheilt, d. h. denjenigen der den Schleichhändler als Prise aufgebracht hatte, als Sklave zugesprochen. Der Eigennutz war aber stärker als die päpstlichen Strahlen, und es ist ganz gewiß daß Venedig und Genua trotz der immer wieder erneuerten Verbote ihre Comptoire in Alexandria nicht aufgaben. Nach Tunis verkauften damals die Spanier (Catalanen) Zäume und Sättel, die Genueser alte Schiffe, ferner einzelne gewissenlose Kauffahrer Christen in muhammedanische Gefangenschaft, oder Juden und Muhammedaner die sie für Christen ausgaben. Aber nicht bloß auf Tunis blieben die Christengemeinden beschränkt, auch in Tlemsen gab es eine christliche Leibwache, sowie Missionsstationen in Bugia und Caysa (Gassa). Der Kreuzzug Ludwigs des Heiligen hatte nur vorübergehend den im allgemeinen freundlicheren Verkehr zwischen Christen und Muhammedanern der Berberei gestört, denn bald nach des Königs Tode wurden in Tunis ihnen wieder die größten Freiheiten, der Bau von Kirchen und Kirchhöfen, das Predigen und das Chorsingen innerhalb der Kirchen verstattet. In Tunis stand sogar ein Franciskanerkloster seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts, dasselbe Franciskanerkloster in welchem Karl V 1535 das Fest des heiligen Jakob feierte. Zu Missionären den den Märtyrertod litten, fehlt es freilich nicht, allein die Muhammedaner strafen nur dann wenn Versuche der Propaganda gemacht wurden, sonst ließen sie die Christen gewähren — große Vergünstigungen im Vergleich zu Aegypten und Syrien, wo die härteste Intoleranz herrschte.

Sehr zahlreich seit 1230 sind die Handelsverträge der See- und Handelsmächte des Mittelmeeres mit Tunis; aber wie das schwarze Meer als eine Art Domäne von den Genuesern, Alexandria wiederum vorzüglich von den Venetianern ausgebeutet wurde, so war Pisa in den Zeiten seiner Blüthe diejenige Stadt, welche am lebhaftesten mit Tunis Verkehr trieb. Für die Missionen bedeutsamer war die Eroberung der Insel Majorka aus saracenischen Händen, da dort nicht bloß

Schifffahrt und Handel blühten, sondern ein eigenes Institut für Missionen gegründet wurde. Von Majorka kam auch Raymund Lullus, von alchymistischer Verrücktheit dem in früheren Zeiten wohl gar das Verdienst der Erfindung des Compasses zugewendet worden ist, und trat dreimal predigend in der Berberei auf, wurde in Bugia beßwegen gesteinigt, halbtodt auf ein Schiff gebracht und starb auf der Ueberfahrt nach der Heimath (1315). Die Zahl der Christensklaven hatte sich in den Berberstaaten sehr stark vermehrt, aus einer interessanten Bemerkung Ibn Chaldums sehen wir sogar daß Raubschiffe für den Menschenfang nach Art unsrer Actienunternehmungen ausgerüstet wurden.

Nach Marokko hatten schon 1199 zwei geistliche Trinitarier ein päpstliches Schreiben überbracht und 180 Christengefangene ausgelöst. Den ältesten Handelsvertrag mit Marokko der bis jetzt aufgefunden worden ist, schloß Pisa 1134. Genua folgte im Jahr 1160. Auch in Marokko gab es eine christliche Leibwache, ja an ihrer Spitze stand (1216—1220) eine Zeitlang ein portugiesischer Prinz, der landesverwiesene Infant Dom Pedro, Bruder des Königs Alphons II. Christliche Propaganda und Missionen unter den Rechtgläubigen duldeten aber die Chalifen des Magrib nicht, und im Jahr 1220 und 1221 litten eine große Anzahl Missionäre wegen öffentlicher Predigten in Marokko den Tod als Blutzeugen. Die einheimischen Christen dagegen die unter einem Bischof standen, wurden in ihrem Gottesdienst nicht gestört, durften sogar eine Kirche erbauen und des Glockengeläutes sich bedienen. Der Sturz der Almohaden scheint anfangs nachtheilig auf die Lage der Christen gewirkt zu haben, allein die nachfolgende Dynastie der Beni Merini bedurfte so gut wie ihre Vorgänger einer christlichen Leibwache, und mußte daher aus politischen Gründen Toleranz üben.

Ein neues Feld für die Missionen wurde aber durch die Entdeckung der canarischen Inseln erschlossen, für die bereits 1345 ein Bischof erwähnt wird. Wirkliche Missionsversuche fanden jedoch erst 1369 und 1391 statt; befestigt wurde aber das Christenthum erst durch Bethencourts Eroberungen (1402), denen zwei Jahr später die Gründung des Bisthums Rubicon auf Lanzarote nachfolgte.

Ein Brief M'Clintocks über seine Sondirungsreise im nördlichen atlantischen Meer.

(Aus dem Athenäum.)

Bulldog, bei Rockall, 6 Nov. Geschlossen in Killibeg's, 11 Nov. Ich war oben (im Schiff) bis zum Vorgebirge von Hamilton-Inlet, allein wir fanden Süd-Grönland in eine ungewöhnliche Masse Packeis eingehüllt, so zwar daß ich bis nach Godthaab (64° Nord) hinaufgehen mußte, ehe ich in einen Hafen gelangen konnte. Am 29 Sept. glückte es mir nach Julianshaab zu kommen, wo ich den „Fox" zu finden hoffte, aber keinerlei Nachricht von ihm zu erhalten vermochte. Unser Schiff war das erste das in dieser Jahreszeit dort ankam; das Eis war undurchdringlich gewesen. Der Fox (mit Capt. Allan Young, Oberst Shafner und Dr. Rae an Bord) war am 17 Sept. in Hamilton-Inlet noch nicht eingetroffen, und ich fürchte daß er vom Eis an der grönländischen Küste zurückgehalten worden ist, obgleich Young in einem zu Reikiavik für mich zurückgelassenen Briefe sagt: er gedenke zuerst nach Julianshaab zu gehen, um einen Dolmetscher für die Oststüte zu erhalten. Wir haben seit Anfang Octobers verzweifeltes Wetter gehabt. Ein Wind am 8 October lähmte und beinahe; wir verloren zwei Boote, und unser Bugspriet wurde von der See abgerissen; da jedoch das Wühling-Tau es festhielt, ward das Fahrzeug seitdem wieder „zurecht gemacht," und sieht jetzt wenigstens wie ein Schiff aus. Der Eisspitzer wurde ebenfalls zerbrochen, und an den Ruderrädern, den äußern Schiffsbekleidungen ꝛc. großer Schaden angerichtet. Eine Sondirungslinie vom Cap Farewell bis Rockall zu vollenden, erwies sich in der späten Jahreszeit, und bei fortdauerndem schlechten Wetter, das uns oft nicht einmal zu kochen gestattete, über unsere Kräfte; in Zwischenräumen hatten wir jedoch den ganzen Weg fondirt, und zwar, glaub' ich, genügend für gewöhnliche Zwecke. Südwestlich von Island, wo wir 2000 Faden erwartet hatten, fanden wir nur 748 Faden, und in 1260 Faden brachten wir einen lebendigen Sternfisch herauf. Ich machte Versuche im Juli, August, September und October, konnte aber Cap Farewell von Südwest her nicht auf 45 Meilen nahe kommen, indem der dazwischen liegende Raum voller Packeis war. Zugleich ist das gegenwärtige Jahr ein so schlechtes, daß die Dänen in Grönland sagen: sie hätten seit nahezu dreißig Jahren kein ähnliches gehabt. In Labrador ist das Jahr ein sehr günstiges gewesen, und man hat nur wenig Eis dort gesehen. Auch in Island war der Sommer sehr schön. Wir haben weit mehr Eisarbeit gehabt als ich erwartete; das Schiff hat also sehr gelitten, und bedarf einer tüchtigen Kalfaterung. Wir haben, denk' ich, unsere Arbeit gut verrichtet; wenigstens haben wir alles gethan was in unsern Kräften stand. Ein tiefer Canal führt nicht in Hamilton-Inlet, ja ich zweifle ob sich 45 Faden Wasser auf der innern Seite der äußern Inseln finden lassen, und möchte die Breite des Hauptcanals auf etwa fünf Meilen beschränken; eine äußere Bank längs dieses Theils der Küste aber hat zwischen 100 und 200 Faden Wasser. Ich habe die Sondirungen nach Rockall hinüber vollendet, allein sie sind in langen Zwischenräumen und in keiner so geraden Linie vorgenommen, wie es der Fall gewesen seyn würde wenn das Wetter günstiger gewesen wäre. Ich bekam tiefes Wasser wieder innerhalb der Rockall-Bank, 1310 Faden ungefähr halbwegs. Immer noch weht der nämliche Südostwind, welcher seit dem 18 Oct. kaum je aufgehört hat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. Augsburg, 2 December 1860.

Unter den Indianern.

Von Frank Lorenz.

Nach meiner Ankunft in Washita Agency am Red River fühlte ich bald den lebhaften Wunsch den umwohnenden Nationen befreundeter Indianer einen Besuch abzustatten; ich hätte sie gern „bei sich zu Hause“ kennen gelernt, da fast jedes Volk (wie auch jeder einzelne Mensch) ein doppeltes Wesen ist, zu Hause und außer dem Hause, und mir die Manieren dieser Naturföhne in der bisher beobachteten Berührung mit Weißen nichts besonders originelles dargeboten hatten.

Unter den zur Berathung mit den Regierungscommissären gekommenen Häuptlingen war mir Wim North als ein hübscher und intelligenter Mensch aufgefallen, unter seinem Volk, den Kiowahs, Chat-tum-tat-we-hoo-chee („der die Gegner mit der Rede besiegt“) genannt. Er war der einzige welcher, der englischen Sprache vollkommen mächtig, auch ganz beleidet gieng, und seine Anhänger hatten wenigstens augenscheinlich den Versuch gemacht ihm in der letzteren Beziehung nachzufolgen; nur muß ich sagen daß ihm ein übel zugerichteter alter schwarzer Hut, von ganz roßigem Aussehen, nicht besonders gut stand. — Wim (seine Art „William“ auszusprechen) hatte seine „Erziehung“ in den „Staaten“ genossen; war aber gern zu seinem Volk zurückgekehrt, und nach dem Tod seines Vaters Häuptling dieses Stammes, der Chickasaws, einer Familie der ehemals so mächtigen Mobilians, geworden.

Schon vor vielen Jahren hatte ich daheim, so viel über die Geschichte der Indianer bekannt ist (Bancroft, Jones), mit großem Interesse studiert, ohne je zu ahnen daß ich diesen melancholischen Ueberresten einer geheimnißvollen Urbevölkerung der neuen Welt einst so nah kommen würde. Jones' und auch Marryat's Speculationen über die wahrscheinliche Abstammung der Urbewohner Amerika's von den verloren gegangenen 10 Stämmen der Israeliten hatte ich mit gläubigem Schülersinn gelesen, und bedauerte nun aufrichtig von der hebräischen Sprache nichts zu verstehen, um sogleich die unwahrscheinlichsten Schlüsse auf Sprachverwandtschaft (indessen jedenfalls zu meiner Befriedigung!) machen zu können; wie jener deutsche Handwerksbursche Analogien in seiner Muttersprache mit der französischen fand!

Mein Entschluß stand also fest Wim auf seiner Heimwanderung zu begleiten, und nicht sobald hatte ich denselben meinen bisherigen Gefährten mitgetheilt, als auch einer derselben, Hr. Clissold, seine Absicht erklärte „mit unter die Rothhäute zu gehen.“ Unsere Ausrüstung wurde nun durch den Ankauf zweier Pferde vervollständigt, und als es sich ergab daß ich unnöthige Sachen besaß, packte ich dieselben zusammen und übergab sie (so wie einen Restüberschuß von baarem Geld) an Lieut. Donelson, der mir versprach alles an ein befreundetes Haus in New-Orleans („till called for,“ d. h. bis ich es abholen würde) abzugeben. Sehr angenehm fanden wir den Erwerb eines vollständigen Lederwamses, wie die Cherokees und Creeks sie verfertigen, und deren die Amerikaner in den Backwoods sich gern bedienen.

Am Tag vor unserm bestimmten Aufbruch zogen wir mit Wim in sein Lager, welches wir bis dahin noch nicht betreten hatten; es stand einige Büchsenschuß weit von der Agency, getrennt von dem der zahlreicher anwesenden Pawnees und Choctaws, inmitten einer Gruppe riesiger Eichen. Die Zelte waren geräumig, aus doppelten Wänden von Thierfellen errichtet, von pyramidenartiger Gestalt, und ganz mit indianischen Hieroglyphen bemalt. Nun erfuhren wir zuerst daß Wim seine Frau mitgebracht hatte; denn in der Agency zeigte sie sich bisher nicht. Eleisa war nicht schön, auch nicht mehr jung, aber freundlich und reinlich gekleidet wie eine Bauersfrau, die hie und da einen Anflug von städtischer Bekanntschaft verräth; sie kam uns entgegen, reichte uns die Hand und hieß uns „willkommen;“ mit einem Wort, Eleisa war „unangenehm civilisirt!“ darauf zog sie sich zurück und ließ die Männer allein. Nach einiger Zeit erschien sie mit einem gerösteten Maiskuchen und frischer Milch zur Abendmahlzeit, und wir aßen davon mit großem Behagen, wobei Eleisa uns Gesellschaft leistete, und nicht wie die Frauen anderer Indianerstämme Sklavendienste verrichtete; überhaupt benahm sie sich merkwürdig ruhig, bescheiden und doch dabei selbstbewußt. Nach und nach schien sie sich an uns zu gewöhnen, mehr Zu-

trauen zu gewinnen, und während sie jede Scheu ablegte und frei auf alle Fragen mit Klarheit und Urtheilsfähigkeit antwortete, sprach sie doch nie zuerst; auch wenn sie — nach europäischer Sitte — zum Essen aufgefordert wollte, so drehte sie nur die schildartig flache, irdene Schüssel dem Gast mehr zu, ohne ein Wort dabei zu reden. Wir saßen auf der Erde (wobei mir meine Beine sehr im Weg waren!), ein Baumstumpf in der Mitte des Zeltes diente als Tisch. Messer und Gabel, so wie einen eisernen Löffel mit runder Kelle (der mitunter zum Kugelugießen dient!) führt jeder Reisende bei sich — oder er würde sich auf seine „fünfzinkige“ Gabel beschränkt sehen.

Unsere Pferde besanden sich bei denen Wim's; zwei Indianer bot er uns zur persönlichen Hülfeleistung an. Als die Sonne untergieng, verließen Wim und Cleisa uns mit ernstem Gruß und der Mahnung schnell zu schlafen, da wir vor der Sonne fort wollten.

Also meine erste Bivouaknacht in einem Indianerlager! Unsern lieben Gefährten in der Agency hatten wir Adieu gesagt, und bereiteten eben unser Lager als sich draußen Stimmen vernehmen ließen, und wir gleich darauf Lieut. Donelson und Dr. Watson ihre Köpfe lachend hereinstrecken sahen.

„Whoop-ho!“ riefen sie, unseren rothen Freunden nachahmend.

Nur herein, Freunde; Ihr seht uns bereits indianisirt! „Aber so müssen Sie das Lager nicht machen. Lassen Sie mich's Ihnen zeigen; ich bin ein alter Gränzbewohner! Sehen Sie, so machten wir's in Prairie du chien!“ sprach Donelson, und schneller als ich's erzähle, lag er ganz comfortabel in die wollene Decke gehüllt, den Kopf auf dem Sattelkissen. Ich lernte diese einzig praktische Art sehr schätzen; man liegt wie in einer spitzen Kaufmannsdüte, von oben und von unten geschützt, kann augenblicklich die Arme frei haben, auch seine Waffen mit in dem Lager verbergen, um sie gegen den feuchten Nachthau zu sichern. Wir rauchten mit den Gefährten noch eine Abschiedscigarre, und trennten uns dann um uns nie wieder zu sehen.

Unsere Ruhe war kurz. Schlummer kam nicht in unsere Augen. Als von fern Hundegebell erschallte, lange vor Sonnenaufgang — ein Zeichen daß die Indianer ihre Pferde ins Lager trieben, entpuppten wir uns schnell, und noch ehe Freund Wim vorsichtig einen Zipfel der Zelthüre hob, waren wir all right. Als wir ins Freie traten, war das Lager bereits verschwunden, unser Zelt das einzig noch stehende. Wim bemerkte unsere Verwunderung und sagte: „die Squaw ist fort mit unseren Leuten. Ich habe nur euren Schlaf abgewartet.“ Mit großer Schnelligkeit war nun das Zelt in zwei Pakete gewickelt, und als jeder von uns sein Pferd gesattelt hatte — das Blanket (die Schlafdecke) unter dem mexicanischen Sattel — waren die zwei Indianer mit ihren Pferden und dem Zelt auch schon verschwunden. So blieben Wim, Clissold und ich allein. Der Morgen war recht kühl, so daß wir unsere zweite Decke wie einen mexicanischen Poncho benutzten, d. h. wir schnitten genau in der Mitte derselben einen Schlitz, so groß um den Kopf hindurchstecken zu können, und erhielten so einen weiten Mantel, der den Gebrauch der Hände und Füße durchaus nicht behindert, und besonders zu Pferde sehr angenehm gegen Kälte und Regen schützt.

Dann setzten wir uns zu Pferd und in Marsch. Wim und ich ritten Schimmel, Clissold einen Braunen, kleine Thiere, aber kräftig und thätig, langhaarig und überhaupt nicht schön, auch wohl wenig in ihrem Leben geputzt, dafür kosteten sie auch nicht so viel wie bei uns zu Lande ein mittelmäßiger Esel, und leisteten ganz unschätzbare Dienste.

Wim ritt voran; ich wollte gern neben ihm bleiben, um mich mit tausend Fragen über das Land und die Indianer zu unterrichten; einmal aber hatte ich die größte Mühe das Pferd vorzutreiben, fürs andere fand ich Wim so einsylbig daß nichts aus ihm herauszubekommen war, und endlich waren die gangbaren Pfade so schmal daß nicht zwei neben einander Platz hatten. So blieb ich denn zurück, Clissold hinter mir folgend, und wir bildeten mithin die indianische Marschordnung, indian file [1] genannt.

Der Pfad, dem wir gen Norden folgten, lag auf dem linken Ufer des Falsе Washita-Flusses, machte aber in dem dichten Wald, und um unebenen Boden zu vermeiden, so vielfache und weite Windungen daß wir erst nach einem fünfstündigen Ritt zum erstenmal an den Fluß kamen, wo wir rasteten und unsere Thiere tränkten.

Wir waren ziemlich scharf geritten, und da Wim gesagt hatte bis zur „Stadt“ seines Volkes wären es vier oder fünf Tagereisen, so schloß ich daß wir mindestens 200 engl. Meilen vor uns hatten. In Bezug auf Zeit- und Entfernungsrechnung sind die Indianer nämlich unzuverlässig; entweder entstellen sie in ihrer blumenreichen Ausdrucksweise die Wahrheit gewohnheitsmäßig, oder sie haben wirklich kein Urtheil, oder leiden an Gedächtnißschwäche in Bezug hierauf; denn nach ihren Angaben müßte jeder ein Methusalem seyn, und die Erde wenigstens zweimal zu Fuß umwandert haben.

Der Wald war abwechselnd dicht und licht, aber durchgehends von einem üppigen Grün. Das Unterholz bestand aus Buschwerk, mit wildem Wein reichlich durchwachsen, an dem schon gelbliche Trauben in außerordentlichen Massen hiengen. Die großen Bäume, meistentheils Eichenarten, erhoben sich oft bis zu einer erstaunlichen Höhe; und auf einem freien Platze am Fluß, wo wir unsere erste Rast hielten, war ich nicht wenig erstaunt texanische Palmen in verschiedenen Exemplaren zu finden! „Hier verlassen wir den Fluß,“ sagte Wim; „trinkt euch satt, denn bis zur Nacht sehen wir kein Wasser.“

Zu essen hatten wir nichts bei uns; die Indianer und Jäger nehmen nur Lebensmittel in ihrem Knapsack mit, wenn sie Excursionen auf mehrere Tage unternehmen; vom Morgen bis zum Abend denkt niemand an Verproviantirung! Ich war zum Glück an langes Fasten gewöhnt, aber mein Freund Clissold meinte: „Nun, wenn die Kerls (die vorausgerittenen Indianer meinend) nicht wenigstens einen ganzen Buffalo rösten, so werde ich nicht satt werden!“ „Ta-ta-wap läßt uns

[1] Bei uns „Gänsemarsch.“

nie im Stich!“ sagte Wim. „Er findet wo kein andrer!“ (Tatawap heißt: „Wespe der Wüste.“)

Unsere Pferde hatten weidend in unsrer Nähe gestanden; nach einiger Zeit waren sie verschwunden. „Wo sind die Pferde!?“ rief ich ängstlich. „Nicht fern,“ entgegnete Wim. „Pferde sind klug, fürchten Panther.“

„Gibt's hier Panther? beim Zeus!“ rief Cliffold, „das ist guter Sport! Laß uns einen schießen, Wim!“

„Panther sehr scheu. Mit Büchse schießen, nicht mit Stimme; Reisende [1] sprechen zu viel. Jäger nicht sprechen!“ antwortete unser halbwilder Freund.

„Erzähle uns etwas aus deinem Leben, Wim,“ bat ich ihn; „wir werden doch nichts schießen.“ „Ja, thue es, auf alle Fälle; laß uns vom Panther hören,“ setzte Cliffold hinzu. Wir füllten Wims Pfeife, und er hub folgendermaßen an:

„Kein Thier des großen Waldes fürchten unsere Jäger mehr als den Panther. Sein Tritt ist heimlich, schleichend, verstohlen wie der Katze; er raschelt nicht im dürren Laub, knickt keinen dürren Zweig, er kommt wie ein Gespenst.

Sein Sprung ist furchtbar sicher, seine Klauen wie lange scharfe Messer; nie läßt er seine Beute fahren, solange noch Leben in einem von ihnen beiden ist. Der Bär ist zwar stärker, und der Wolf beutegieriger; aber des Panthers Schnelligkeit und die Wuth seines Angriffs überholt sie beide. Sein heiserer Schrei jagt dem muthigsten Jäger einen unheimlichen Schauder über den Rücken, wie das Rasseln der Klapperschlange, und doch jagt man kein Thier mit größerem Eifer und größerer Aufregung.

Vor einigen Jahren jagte ich mit den besten Jägern unseres Stammes am Rand der großen Wüste. Wir hatten eine Büffelheerde verfolgt, und lagerten am Nejuketonga um mit Beute reichlich beladen am andern Morgen heimzukehren. Plötzlich bricht in der Nacht ein Gewitter auf uns herein, wie ein Gewitter; wir kannten das Stampfen der Büffel, und wußten daß entweder der Prairiewolf oder der Panther hinter ihnen sey. Der Sturm der Büffelheerde machte unsere Pferde wild und sie flohen. Einige Schüsse unter die schwarzen Dämonen gefeuert, trennte die Heerde und scheuchte die Panther. Früh am Morgen trennten wir uns um die Fährten abzusuchen; nicht weit lag ein Büffel, offenbar von einem Panther angefressen; ein zweiter war blutend der Heerde langsamer gefolgt. Meine Leute zogen diesem nach, ich setzte Waki, meinen treuen Hund, auf die Fährte des Panthers, er gieng mit gesenkter Nase auf und ab, und hatte sich bald zurecht gefunden. Ich so schnell wie möglich ihm nach. Das Dickicht von Hamlockgeträuchen, wildem Lorbeer und anderem Gestrüpp hemmte meinen Lauf und gab mir mühevolle Arbeit. Die Panther — denn ich spürte drei — waren flüchtig, hielten sich aber stets zusammen. Oft führen die Thiere den Jäger meilenweit; ich hatte aber beschlossen sie nicht aufzugeben, und folgte unverdrossen. Waki gab nur noch selten Laut, aber genug um mir seine Richtung zu zeigen. Leider fieng ein feiner Schnee an zu fallen, ich mußte Waki abrufen, was mir endlich gelang; ich nahm ihn an die Leine, und wir folgten nun suchend, aber langsamer. Gegen Abend hatte ich sie noch nicht; ich machte ein Feuer und bivouakirte; wir hatten wohl 10—12 Meilen gemacht. Es hatte zu schneien aufgehört, doch war es recht kalt. Noch vor Tage wurde Waki unruhig, knurrte und schnupperte in der Luft; ich wußte daß er was hatte. Sobald ich sehen konnte, machte ich mich auf, Waki gab die Richtung an, da der Schnee die Fährte verwischt. Nach ungefähr zwei engl. Meilen führte die Spur über eine Lichtung, wo die Fährte wieder deutlich zu sehen war, also waren die Panther hier nach dem Aufhören des Schneefalles gewesen; sie waren noch alle drei beisammen. Plötzlich zog Waki mich vorwärts, und ich fand einen schönen feisten Rehbock, den die Panther getödtet und theilweise gefressen hatten. Ich schnitt für Waki etwas davon ab, und auch für mich einige gute Scheiben. Ich esse kein Wild das vom Wolf getödtet worden; aber mit dem Panther ist es ein ander Ding; er tödtet, wie der geschickteste Schlächter. Die Panther schienen nach ihrem Mahl sehr guter Laune gewesen zu seyn, denn sie waren vielfach umhergesprungen, und an all den niedrigen Bäumen auf und ab. Sie wußten nicht wer sie verfolgte! Gleich darauf überzeugte ich mich daß ich sie eben erst mußte fortgescheucht haben, denn plötzlich hatten sie sich nach verschiedenen Richtungen getrennt, und ihre Sprünge waren weiter als bisher. Ich dachte eben daran welcher Fährte ich zuerst folgen wollte, als Waki, den ich zufällig losgelassen, ins Gebüsch sprang, und ich — nicht 10 Schritt von mir — eine der Bestien losgehen hörte. Denken Sie nur! Das Thier mußte mir also aufgelauert haben! Das Dickicht war aber so undurchdringlich daß ich nichts sah. So stand ich still, horchend; Waki, laut bellend hinter dem Panther. Plötzlich hörte ich deutlich den krallenden Schlag mit dem der Panther aufbäumt, und nun stürzte ich eilig der Richtung nach, stolpernd und kriechend, bis ich Waki erblickte, wie er sprang und heulte, den Schweif wedelte, und augenscheinlich mächtig aufgeregt war den Panther fest zu haben.

Auf einem sehr großen Tannenbaum lag die Bestie der Länge nach auf einen Zweig gedückt; sein Schweif hieng leise krümmend und wedelnd herab, mit den Augen verschlang er bald mich, bald den Hund. Ich erhob die Büchse und schoß. Er rückte und rührte sich nicht, aber ich sah daß er die Augen schloß, und den Schweif still hielt. „Ich habe dich! sagte ich zu mir selbst — „ein zweiter Schuß wäre unnütz.“ Nach kurzer Zeit sah ich ein Zucken in dem herabhängenden Schweif, und hörte wie seine Krallen in der Rinde scharrten; zugleich glitt der langgestreckte schlanke Leib langsam herum und hieng endlich unter dem Zweig, nur von den Klauen gehalten; und einen Augenblick später, paxz! fiel er herab. Ich rannte um Waki festzuhalten (denn ein Panther reißt noch sterbend den stärksten Hund in Stücke!), aber er war todt wie ein Kieselstein. Die Haut ab! Und fort gieng es den andern Cameraden nach!

Die erste Fährte, der ich nun folgte, gieng bald im Kreise herum. Aha, dachte ich, er liebt nicht allein zu reisen, er sucht seinen Cameraden! und so war es; nach einer

[1] Wir galten in des Indianers Augen nicht als „Jäger!“

halben Meile, oder so, waren sie endlich wieder beisammen und hatten nun Reiseaus genommen. Ich folgte ihnen bis gegen Mittag, und fieng an hungrig zu werden, denn die Schnitten von dem Rehbock hatte ich noch roh im Ranzen (Kugeltasche) — da plötzlich giengen sie, nicht eine Viertelmeile vor mir, wieder frisch los, und Waki und ich ihnen nach so schnell wir konnten. Nach einer Viertelmeile — husch! Einer weicher auf einen Baum hinauf! — Waki aber dem anderen nach, als ob er wüßte, diesen hier hätte ich sicher. Als ich herankam, saß der Panther richtig auf einem niedrigen Zweig, schüttelte seinen Schwanz, glotzte mich an, und knurrte zähnefletschend wie eine Katze die auf mich herabspringen wollte. Doch auf! mit der Büchse — und plump! der Panther herunter als ob er sein Lebtage todt gewesen wäre. Ich gieng vorsichtig näher, denn ich kenne ihre Art, sie sind schwer todt zu kriegen, die Katzenarten. Ich war ihm ungefähr auf zwei Schritt nahe, als er mit einem Ruck auf den Füßen war, und in deuselben Augenblick fühlte ich seine Zähne und Klauen in meine linke Schulter schlagen. Ich bin nicht schnach oder furchtsam, aber bei dem plötzlichen Angriff hatte ich meine Büchse fallen lassen, und hatte große Mühe mich unter der Last des Panthers auf den Füßen zu halten. Mein Messer hatte ich in einem Nu heraus, und grub es wiederholt in des Panthers Leib, doch ließ er nicht locker. Der Boden war unieben, und wir taumelten ringend umher, wobei ich die linke Seite der Bestie so zerfetzte daß sein Blut über mich strömte. Schon fühlte ich seinen Griff lose werdeud, da strauchelte ich und fiel gegen einen liegenden Baumstamm, der Panther so auf mich daß ich völlig eingeschlossen war, den Arm mit dem Messer konnte ich nicht rühren und sah daß ich verloren war. Eine Art Schwindel kam über mich — Schmerzen hatte ich in der Aufregung nicht gefühlt — doch gieng er bald vorüber, und nun merkte ich daß der Panther losgelassen hatte — er war todt. Ich sprang auf die Füße, nach meiner Büchse und lud beide Läufe, denn ich hörte deutlich Waki's Stimme, und die Lust auch den dritten Panther zu bekommen machte mich ganz frisch.

Nach einer Viertelstunde schon erreichte ich den Fleck wo mein braver Waki den dritten Kerl festgemacht hatte. Dieser schien ohne seine Gefährten nicht weiter zu wollen, und baher einen Baum als Ruhepunkt erkoren zu haben. Ich war auch der Meinung ihn mit seinen Freunden zu vereinigen. Als ich in die Nähe kam wo Waki tobte, gewahrte ich auf einem schräg liegenden Baum, auf dessen Rinde der Schnee gehaftet, die Spuren des Panthers, und kaum zehn Schritte weiter durch das Dickicht kam ich zu dem Hunde, der unter einer mächtigen Hauldecktanne einen Höllenlärm schlug. Aber kein Panther war zu sehen, so sehr ich auch mein Auge anstrengte, ich mußte zurück zu dem schrägen Baume wo ich die letzte Fährte gefunden, — und, an demselben aufsehend, richtig! da saß die Bestie in den Winkel geduckt, wo der fallende Baum sich gerade an einen andern lehnte, und so versteckt unter den dicken Zweigen daß ich nur einen kleinen Theil seines Körpers sehen konnte. Ich wartete indessen nicht um mehr von ihm zu sehen, sondern nahm die Büchse an den Backen und drückte ab. Wie der erste, so rührte er sich nicht. Ich sah einige Zeit geduldig hin — keine Bewegung, — ich wußte daß er von einer meine Kugel schwerer war, kein Zweifel! Sein Schwanz hieng über den Baum herab, und ich wollte eben auf dem schrägen Baum in die Höhe klettern, um ihn am Schwanz herunterzuziehen, als ich eine Bewegung merkte, — und noch ehe ich wieder am Boden war, glitt der Panther von dem Stamm herunter, so todt wie ein rostiger Thürnagel. Als ich ihn häutete, merkte ich zuerst einigen Schmerz und Steifheit in meiner verwundeten Schulter, doch die Bewegung und heftiges Reiben mit Schnee thaten gut, und ehe ich nicht den liegen gelassenen zweiten Panther enthäutet, gieng ich nicht auf den Heimweg."

Wim North schwieg, klopfte seine Pfeife aus und sah sich nach den Pferden um. Clifford und ich waren höchlich ergötzt von dem interessanten Jagdabenteuer und der überaus originellen Ausdrucksweise Wims, in der sich die alltäglichen Slang-Phrasen der Yankees mit den ernsten einfachen und doch so bezeichnenden Worten der Indianersprache vermischten. Wim, sonst einsilbig und wortkarg, beschrieb seine Erlebnisse so anziehend und lebhaft daß man alles vor sich sah, und so redete er auch vor Versammlungen, was ihm seinen indianischen Namen zugezogen hatte. — Er gieng nun den Pferden nach.

Bald kam er mit allen dreien zurück. „Hier ist unsicher," sagte er, „Comanchen stehlen gern Pferde. Comanchen schlimm wie Wolf und Panther. Comanchen weißen Manns Feind. Kein Vertrag, kein Palawer." Es war richtig, die Comanchen hatten von der Regierung Geschenke an Decken und Flinten angenommen, erschienen aber bei den Verhandlungen in Fort Waschita nicht, und wurden von den andern Indianern offen des Betruges und des Verraths beschuldigt. Die Comanchen sind mexicanische Indianer, Urbewohner der westlichen Gebirgsdistricte, und allen Stämmen der ehemals acht großen Nationen feindlich gesinnt.

Während wir auf einem langen und mühsamen Ritte den westlichen Rand der großen Waldungen durchstreifen, und uns am Nachmittag, etwas nordwestlich wendend, allmählich der großen amerikanischen Wüste näher kommen (die sich vom 34. Grad n. Br. bis zu den schwarzen Hügeln nordwärts erstreckt, und in einer durchschnittlichen Breite von 25 bis 30 deutschen Meilen den östlichen Abhängen der Felsengebirge [Rocky mountains] vorgelagert ist), wo wir an einem Zuflusse des Canadian-Flusses unser Lager bereitet finden sollen — wollen wir einen Blick auf die Urgeschichte der Indianer werfen — wie wenig (?) davon auch bekannt ist.

Die ersten Ansiedler auf dem Continente Nordamerika's fanden, zwischen dem atlantischen Ocean und dem Mississippi, das Land vornehmlich unter drei Hauptnationen getheilt: 1) die Algonquins hatten den ganzen Norden inne, vom 36° n. Br. nordwärts, 2) die Huron-Irokesen am Erie- und Ontario-See; diese vollständig unschließend, und südlich des 36° n. Br. bis zum mexicanischen Golf bewohnten 3) die Mobilians alles Land. Außerdem waren noch Nationen von geringerer Zahl, 4) die Cherokees in dem heutigen Staate Tennessee,

5) die Catawba-Nation in dem Staate Virginia, 6) die Uchee-Nation in Georgia, 7) die Natchez, die kleinste Nation, im Staate Mississippi, an dem großen Vater der Flüsse, und endlich 8) die Dahcota, westlich des Mississippi.

Die Algonquins zählten 30, die Huron-Irokesen 8, die Mobilians 7 besondere Völkerfamilien unter eigenen Häuptlingen; im ganzen sind heute über 70 gesonderte Stämme bekannt, die unter sich keine Verbindung mehr halten, aber nach Sprachstämmen und besonderen Gebräuchen auf jene acht Hauptnationen zurückzuführen sind.

Theils durch äußere Gewalt, theils durch Verträge, hauptsächlich durch die Macht der von Osten kommenden Civilisation, wurden die Indianer allmählich westwärts gedrängt; zuerst gewann man ihnen die Indianer allmählich westwärts gedrängt; zuerst gewann man ihnen die Küsten ab, im Jahre 1770 waren sie schon hinter die Alleghany-Gebirge zurückgewiesen, und seit 1844 zogen die Jowas, die letzten Stammesbrüder der Mohegans, aus den Jagdgründen ihrer Väter über den Mississippi westwärts. Seitdem sind die Indianer durch Verträge auf bestimmte Territorien beschränkt, aber unaufhaltsam dringt die Cultur ihnen nach, und ihr Untergang bereitet sich vor. Eines Tages werden sie vom Angesicht der Erde verschwunden seyn, wie andere Schöpfungen der Urwelt, und wie die Urbewohner Peru's (?) und Mittelamerika's (?) vor ihnen verschwunden sind!

Ich fragte Wim ob er etwas von Tecumsah, Wildcat und Logan wisse — Namen von indianischen Häuptlingen, die mit der Geschichte Amerika's unzertrennlich verwachsen sind, und die jedes Kind lernt und weiß, wie die Washingtons, Franklins und Jeffersons — er hatte von ihnen gehört während seines Aufenthalts in den östlichen Staaten, in seinem Volk existirten keine Traditionen über diese größesten und edelsten Menschen, die unter allen christlichen Völkern groß gewesen seyn würden!

Es war spät geworden; die sinkende Sonne schien unter den Bauwipfeln hindurch, der Wald lichtete sich nach Westen immer mehr; das Unterholz hatte aufgehört, an Stelle des dichten Laubwerks waren stachlige Tannenzweige getreten, die häufig beim Durchreiten lästig wurden. Der Boden stieg vor uns allmählich an, und als wir uns noch durch ein dickes Tannenbuschwerk gewunden hatten, lag — wie ein künstlicher Wall — eine niedrige Hügelreihe, kahl und mit Steintrümmern bedeckt, vor uns. Wim sprengte hinauf, wir waren bald neben ihm, und ein wunderbares Schauspiel bot sich unsern Augen dar: eine offene, unendlich ausgedehnte Ebene lag vor uns; hie und da der Boden gebrochen und wellenförmig, aber vollständig vegetationslos, denn die phantastischen Bildungen von Cacteen der verschiedensten Art sahen in ihrer Starrheit aus wie Sandsteinsäulen, und erinnerten von ferne nicht an Pflanzenleben.

Weit, weit von Nordwesten begränzten blaue Hügelreihen den Blick, die Canadian- und Arkansas-Ranges (Ketten), südliche Ausläufer der Rocky mountains, und nur ganz vereinzelt deuteten dunklere Schatten auf der weiten Fläche vor uns die Existenz von Baumgruppen an; sonst war alles kahl, todt, öde. Nach den Frühjahrsregen soll übrigens Gras an den meisten Stellen wachsen, so daß die Comanchen, Pawnees und Kioways mit ihren Heerden in diese Prairienwüste (denn ein solches Doppelwesen ist diese Region) ziehen, und mit den wilden Büffelheerden die freiwillige Vegetation den Sommer über theilen; gegen den Herbst treten dann die Prairienbrände ein. Häufig aus Unvorsichtigkeit, eben so oft aber aus Absicht, zünden die Indianer das trocken werdende Gras an, und mit Gedankenschnelle wälzt sich dann ein Flammenmeer unaufhaltsam nach allen Richtungen über die Ebene, was eben noch Grün war, in wüsten Boden — einer Scheunentenne ähnlich — verwandelnd. Aber aus dieser Asche dann steigt das verjüngte Phönixkleid einer neuen Vegetation, so daß die Natur den Indianern diese Methode der Cultivirung selbst lehrte. Oft aber wird das Abbrennen des Grases den Bewohnern — Nomaden und Thieren — sehr verhängnißvoll; denn nicht die schnellste Flucht vermag sie zu retten wenn hinter ihnen die Ebene in Flammen aufwogt: von der heißen Luft und dem Dampf erstickt, fallen sie dem jüngenden Elemente zum Opfer, wovon unzählige Knochenüberreste in dieser merkwürdigen Zone Zeugniß ablegen.

Während wir auf einer kleinen Anhöhe hielten und das interessante Spiel der hinabsinkenden Sonne über den Rand der Wüste beobachteten, wie die Sonnenstrahlen Leben in der Einöde zu verbreiten schienen — hier einen langen Schatten hinter einem Hügel herzogen, dort Thäler und Hügel unterscheiden ließen, die man aber noch für eine vollkommene Fläche gehalten — überhaupt eine geheimnißvolle Bewegung über der Scenerie ausgossen, hatte Wim unverwandt nach einer Richtung geschaut — und als er endlich die Hand ausstreckte und „dort!“ rief, sahen wir uns um, und gewahrten in ziemlicher Ferne einen leichten bläulichen Rauch aufsteigen. „Was ist da, Wim?“ Tataway! Nun, Gott sey Dank daß wir uns der Lagerstelle näherten, denn in jeder Beziehung freute ich mich darauf; hungrig, durstig und müde verlangte es mich nach Nahrung und Ruhe. Wir folgten der Richtung die der Rauch angab, und erreichten endlich die Lagerstätte als es bereits völlig dunkel war.

(Schluß folgt.)

Aus dem westlichen Ostindien.

(Von Dr. Martin Haug. Aus einem Brief an Hrn. Pfarrverweser G. W. Hermann in Schussenried, Württemberg.)

Poona, bei Bombay, den 6 Oct. 1860.

Jndische Daten: 6 Krishna Paksha — dunkle Hälfte — des Monats Adhik Ashvin.

Jahr 4962 Kali Yug; Jahr 1917 Vikramâditya; Jahr 1782 Shâlivâhan Shak.

Pârsische: Tag des Sternes Tistria, Monat Fravardin.

Jahr 2250 Zoroaster; Jahr 1230 Yezdigird.

Seit meinem Bericht vom April dieses Jahres bin ich weit mehr mit orientalischem Wesen und Treiben bekannt ge-

worden, und kann deßhalb auch über manche Dinge jetzt Auskunft geben, worüber ich früher ganz im unklaren war, wie z. B. über den gegenwärtigen Zustand der brahmanischen und parsischen Religionen und deren Verhältniß zur europäischen Bildung, die Resultate europäisch eingerichteter Bildungsanstalten ꝛc. Doch ehe ich mich etwas ausführlicher über diese interessanten Gegenstände verbreite, will ich auch etwas vom Klima mittheilen, worüber in Europa manchmal so sonderbare Vorurtheile laut werden. Viele denken sich das indische Klima als ein die Gesundheit sicher ruinirendes, theils durch übermäßige Hitze in der heißen, theils durch die warm feuchte Luft während der Regenzeit. Von all diesen angenommenen schädlichen Einflüssen habe ich seit meinem beinahe einjährigen Aufenthalt nicht das geringste erfahren; ich erfreute mich stets der besten Gesundheit und war im ganzen frischer als in Europa. Die Lebensweise übt hier den größten Einfluß auf die Erhaltung oder Zerstörung der Gesundheit aus. Leider ist die Lebensweise der meisten Europäer in Indien so eingerichtet daß sie für die Länge nicht gesund bleiben können. Sie nehmen die Hauptmahlzeit, bestehend aus einer Reihe fetter und schwer verdaulicher Speisen, uebst starken Getränken, erst 7 oder 8 Uhr Abends, machen sich verhältnißmäßig wenig körperliche Bewegung (man macht selten einen großen Spaziergang, sondern fährt fast immer, und bleibt, wenn der Wagen hält, ruhig eine halbe Stunde sitzen) und schlafen wie die Eingebornen oft bei Tage. Bei einer solchen Lebensweise fangen sehr bald die Verdauungsorgane zu leiden an; man wird leberkrank. Die Kur ist hier viel kostspieliger als in Europa. Helfen die paar ersten Arzneien nichts, so verordnet der Arzt sofort Luftveränderung, 1—2 monatlichen Aufenthalt an der Seeküste oder auf den Gebirgen; kommt der genesene Patient gestärkt zurück und wird er in Folge seiner Lebensweise wieder krank, so wird eine Spazierfahrt nach Europa oder Australien verordnet, die Tausende von Gulden kostet. Auf diese Weise kann man schnell um alle seine Ersparnisse kommen. Der einzige Weg gesund in Indien zu bleiben, ist: viel und angestrengt zu arbeiten, bei Tag, selbst in der heißesten Zeit nie zu schlafen (man kann die matten Glieder durch fleißiges Baden und Einreiben mit geistem Wasser erfrischen), später als 4 Uhr Mittags nie die Hauptmahlzeit nehmen, jeden Abend einige Stunden zu gehen (nicht fahren), früh zu Bette gehen und sehr früh aufzustehen. Morgenspaziergänge finde ich nicht nothwendig, die schöne Morgenzeit widme ich stets den Studien; dagegen nach eingenommener Hauptmahlzeit gehe ich mehrere Stunden ununterbrochen, was nur sehr wenige Engländer thun; die wenigen die es thun, sind aber auch stets gesund geblieben.

Die Hitze in der heißen Zeit (März bis Anfang Juni) war sehr bedeutend, doch beobachtete ich in meiner Veranda im heißesten Monat, im Mai, nie mehr als 30° Reaumur Mittags, in meinem Arbeitszimmer nie mehr als 27°. Mit Eintritt der Regenzeit begann die Temperatur bedeutend zu sinken. Von Juni bis Ende September hatten wir nur 17 bis 20° im Durchschnitt, eine recht angenehme europäische Sommertemperatur. Vom Regen haben wir hier nichts zu leiden, da es gar nicht viel regnet. Beinahe eine Woche konnte manchmal vergehen bis ein einziger Regenschauer kam; der Regen, wenn er kam, hielt selten länger an als 2—3 Tage. Jetzt ist die Regenzeit so ziemlich vorüber; wir sind gerade in der Zeit der Gewitter, mit welchen die Regenzeit schließt (und anfängt). Nun ist die kühle Zeit vor der Thür, das Thermometer sinkt dann auf 12—16°, + 12° R. war der niederste Stand des Thermometers (im Januar) und + 27° der höchste (im Mai) in meinem Arbeitszimmer. Wir haben hier nur drei Monate heiß (die Hitze ist dann freilich anduernd, kein Tropfen Regen fällt), die übrigen neun Monate des Jahres sind wie die Sommer- und warmen Frühlings- und Herbstmonate in Europa. Von den Plagen des Winters, nach Zoroaster vom Ahriman oder Teufel geschaffen, sind wir hier ganz frei. Schnee ist den Eingebornen ein ganz unbekanntes Ding, sie haben kein eigenes Wort dafür; man hat das Wort (barph) von den Persern geborgt.

Das Leben ist hier, verglichen mit Bombay, Madras und Calcutta, wohlfeil. Die Lebensmittel sind viel wohlfeiler als in den wohlfeilsten Gegenden Deutschlands; die Qualität ist gut, ausgenommen die des Rindfleisches. Thee, Kaffee, Zimmt ist selbstverständlich besser und wohlfeiler hier zu bekommen als in Europa. Die Getränke dagegen sind bedeutend theurer. Man trinkt hier gewöhnlich Indian Pale Ale und Sherry oder Portwein, auch Bordeaux, Burgunder und Champagner. Unter 36 kr. ist keine Flasche Bier zu haben; die Flasche Wein kommt stets über 2 fl. Indeß noch mehr als durch die Getränke wird das Leben hier durch die Diener vertheuert, die man halten muß. In den Hauptstädten der Präsidentschaften halten sich die „Big Gentlemen," die ein Einkommen von monatlich 1200 fl. und mehr haben, 20—30 Diener, und haben denselben gegen 300 fl. monatlich zu bezahlen; für Hausrente bezahlt man außerdem 200—300 fl. monatlich, für Bagar, Getränke [1] 300—400 fl., und fast das ganze Einkommen ist aufgezehrt. Sie fahren natürlich nur mit ächten Vollblut-Arabern in prachtvollen Chaisen, die mit denen der deutschen Fürsten keck wetteifern dürfen, aus. In Folge dieses übertriebenen Luxus, der von den indischen Journalisten, Eingebornen, sowohl als Engländern, aufs stärkste gerügt wird, haben sich schon viele trotz eines kolossalen Einkommens ruinirt. Hier kann man viel einfacher leben; in einem einfachen Haushalt kann man sich mit 4—5 ständigen Dienern begnügen, d. i. solchen die im compound wohnen, was in Bombay und Calcutta unmöglich seyn würde.

Nach diesen flüchtigen Bemerkungen über Klima und Lebensweise will ich dir nun Mittheilungen über das Treiben der Brahmanen und meinen Verkehr mit ihnen machen. Während das Leben der Europäer durchschnittlich ein ziemlich kostspieliges ist, leben die Brahmanen nach altväterlicher Weise, nur Milch, Brod, Reis, geklärte Butter, einige Gemüse und

[1] Guter Champagner kommt per Flasche auf 8—12 fl. zu stehen; bei einem Big Dinner, das der Big Gentleman sehr oft zu geben hat, werden immer 8—10 Flaschen von diesem „theuren Naß" geleert, ausgenommen die verschiedenen andern theuren Weine und Liqueure.

etwas Backwerk (letztere nur bei ihren Big Dinners!) genießend, erstaunlich wohlfeil. Die Brahmanen sind durchschnittlich sehr arm, und dasjenige Mitglied einer Familie das eine Anstellung als Lehrer oder Schreiber hat, muß die ganze Familie ernähren. So kommt es daß junge Brahmanen, die ein Einkommen von monatlich 30—40 fl. beziehen, oft 15—20 Personen damit zu ernähren haben, d. i. Vater, Mutter, Brüder, Weib und Kinder, alle Brahmanen sind verheirathet; das Heirathen ist von der Religion geboten und daher ein Glaubenswerk; die Erzeugung eines Sohnes ist für den rechtgläubigen Brahmanen die nothwendige Bedingung um nach Vollendung der irdischen Laufbahn in den Himmel aufsteigen zu können; der Sohn muß das Manenopfer bringen! Die Brahmanen können nicht begreifen daß nicht alle Europäer verheirathet sind, und fragen mich oft hierüber ob das unsere Religion nicht geböte! Selbst diejenigen unter den Brahmanen, die eine Reihe von Jahren englische Bildungsanstalten besucht haben und englische Zeitungen lesen, haben oft ganz sonderbare Begriffe über die socialen Verhältnisse Europa's. So bin ich schon oft von ihnen gefragt worden ob die Vielweiberei den Christen nicht erlaubt sey und Fälle derselben in Europa nicht häufig vorkämen. Wenn ich ihnen sage daß Bigamie und Polygamie in unseren Gesetzbüchern als wirkliche Verbrechen verboten seyen und mit Zuchthaus gestraft würden, so finden sie das höchst sonderbar. Sie klagen oft daß die Europäer ihnen vorwürfen, sie ständen auf einer viel niedern sittlichen Stufe, und suchen sich auf alle Weise zu rechtfertigen. Sowie man auf dieses Capitel zu sprechen kommt, so bringen sie sogleich vor was sie über die sittlichen Zustände von London und Paris aus Büchern oder Zeitungen vernommen haben und sagen: so rasfinirt schlecht sind wir noch nicht.

Die europäische Bildung hat natürlich schon etwas auf die Brahmanen eingewirkt, aber noch lange nicht nachhaltig genug, um eine wirkliche sociale Reform ihrer Zustände, die im Verlauf der Zeit unausbleiblich ist, hervorzurufen. Die in englischen Schulen und Colleges erzogenen Brahmanen haben bis jetzt der europäischen Bildung mehr nur einen äußerlichen Anstrich als einen wirklichen Einfluß gestattet. Die Kastenvorurtheile haften zu tief in ihren Gemüthern, und ich habe manchmal beobachtet daß die englisch-sprechenden Brahmanen ebenso abergläubisch sind als die Stockbrahmanen, die nach einem alten Spruche es für eine Entweihung ihrer Kehle halten, nur einen einzigen Ton der verhaßten Barbarensprache von sich zu geben. So haben viele dieser englisch-Gebildeten noch einen wirklichen Glauben an die Wirkung der Thieropfer, und einer meiner nähern Bekannten äußerte mir einst sein Bedauern daß er zu arm sey um zum Heil seiner Seele, zur Erlangung der höchsten Stufe in Brahma's Himmel ein feierliches Geißenopfer zu bringen. Er sagte mir, es würde ihn tausend Rupien (1200 fl.) kosten. Auf mein Befragen ob solche feierliche Opfer noch jetzt gebracht würden, erhielt ich zur Antwort daß das letzte hier in Poona von einem seiner Heiligkeit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wegen hochgefeierten Brahmanen, dem seligen Trimbuk Schastri, vor 10 Jahren gebracht worden sey. Nach allem was ich bis jetzt erfahren konnte, war es ein zehntägiges feierliches Soma-Opfer, wobei der Saft der Somapflanze (einer Asclepiasart, deren Saft berauschend wirkt) in altüblicher Weise ausgepreßt und getrunken und einige Ziegen geschlachtet wurden, von deren Fleisch die diensthuenden Brahmanen einige Stückchen genießen mußten. Sechzehn Priester waren dabei thätig; einer derselben lebt noch, und ich hoffe durch Vermittlung eines brahmanischen Freundes noch genaueres über das Opfer zu erfahren. Das Bringen solch feierlicher Opfer war eine der Haupteinkommensquellen der armen Brahmanen; sie klagen sehr daß sie jetzt so wenig mehr begehrt würden, weil die Welt immer gottloser werde.

Wenn die von europäischer Bildung etwas oberflächlich berührten Brahmanen auch die Nutzlosigkeit von Thieropfern zugeben und manche sie sogar eine Barbarei nennen, so betrachten doch alle orthodoxen wie heterodoxen die Vedas als heilige Bücher, als eine wirkliche Offenbarung der Gottheit an die Menschen oder speciell an die bevorzugtesten aller Sterblichen, die Brahmanen. Dieser Glaube ist so tief in den indischen Gemüthern gewurzelt daß schon allein dadurch die Erfolglosigkeit aller Bekehrungsversuche der Brahmanen (denn wenn da oder dort hie und da einmal ein junger Brahmane übertritt — hier ist es noch nie geschehen — so kann man das wahrlich keinen Erfolg nennen) zur Genüge erklärt werden kann. Die Beweise, sagen sie, die uns die Bekehrer von der göttlichen Offenbarung des alten und neuen Testamentes vorbringen, überzeugen uns gar nicht; ganz dieselben können wir für die Göttlichkeit der Vedas vorbringen. Auch in unsern Schriften ist gesagt daß sie besonders erleuchteten Männern von Brahma geoffenbart seyen; und außerdem haben unsere großen Rischis und Heilige mehr und größere Wunder gethan als Moses und die Propheten. Wenn die Missionäre uns entgegenhalten daß diese Wunder erlogen und erdichtet wären, so sollen sie uns handgreifliche Beweise geben daß die von ihnen erzählten wahr seyen, sonst können wir sie nicht glauben. Nie, sagen sie, werden wir uns mit dem semitischen oder jüdisch muhammedanisch-christlichen Geiste befreunden; wir glauben an keinen überweltlichen, sondern nur an einen innenweltlichen Gott. Vor einigen Jahren gaben zwei intelligente Brahmanen hier eine Zeitschrift „die Wage der Vernunft" in mahrattischer Sprache heraus, worin sie verschiedene Stücke des alten und neuen Testamentes, namentlich die Schöpfungsgeschichte, mit den Resultaten der modernen Geologie verglichen, und die völlige Unrichtigkeit der biblischen Angaben behaupteten, und im ganzen zu beweisen suchten daß die jüdischen Religionsansichten weder das Product von Offenbarung noch tiefen Denkens, sondern von Geistesbeschränktheit seyen. Die Zeitschrift fand unter den Brahmanen großen Beifall und wurde mit Begierde verschlungen, obschon die Verfasser nicht sehr orthodox waren und im Grund genommen an ihre eigene Religion ebensowenig als an das Christenthum glaubten, mußte aber aufhören, da die Verfasser (Angestellte) in Gefahr kamen ihre Posten zu verlieren.

Die europäischen Forschungen über die Vedas fanden

bereits einige Beachtung unter den jüngern Brahmanen, doch lange nicht in dem Grade als die über den Zend-Avesta unter den Parsen. Die Brahmanen bestreiten nämlich das Recht der Auslegung von Brahmas Offenbarungen, den „Barbaren“ (Mletschas oder Yavans), und einem wirklich orthodoxen Brahmanen kommt ein Schauder und geheimes Grauen an, wenn er einen Fremden die heiligen Vedaworte aussprechen hört, und er selbst hält es für eine Schändung seiner Religion, einen heiligen Spruch vor einem Barbaren herzusagen. Trotz meiner Stellung an der Spitze der Sanskritstudien wurde es mir ungemein schwer, einen Brahmanen zu bewegen vedische Hymnen mir zu recitiren; ich wünschte zu wissen, wie die Accente ausgesprochen werden. Vor kurzem gelang es mir einen in seiner Art sehr gelehrten Schastri, der nur Sanskrit und Mahrattisch spricht, dazu zu vermögen; vom richtigen Recitiren haben die europäischen Gelehrten gar keinen Begriff, ebensowenig von der richtigen Aussprache des Sanskrit, die, wie man sie in Europa lernt, ganz falsch ist und von niemand hier verstanden wird. Es kostet mich nicht wenig Mühe, mich an die richtige zu gewöhnen, was hier von praktischer Consequenz ist, da die richtige Aussprache der neueren indischen Dialekte des Mahratti, Guzerati ꝛc., die man sprechen lernen muß, eng damit zusammenhängt.

Handschriften der Vedas gibt es hier als dem Hauptsitze des Brahmanismus für das ganze Dekhan (es leben hier mehr als 10,000 Brahmanen, die theils dem Rigveda, theils dem weißen und schwarzen Yadschurveda folgen; Sámavedi und Atharvavedi sind keine hier) ziemlich viele, aber bei der abergläubischen Verehrung, mit denen diese Bücher betrachtet werden (an einem der Feste werden die Bücher förmlich angebetet, wie Götter!), ist es ungemein schwer eines zu bekommen. Ich habe monatelang alles aufbieten müssen um in den Besitz einiger Handschriften zu kommen. Zuletzt war ich doch so glücklich einige sehr werthvolle gute alte Handschriften des Rigveda, des schwarzen Yadschurveda (beide im zusammenhängenden oder Samhitá und getrennten oder Pada-Text alles sorgfältig accentuirt) nebst einer Reihe dazu gehöriger liturgischer Schriften als mein Eigenthum zu erwerben. Das Bestellen von Abschriften heiliger Bücher oder Commentare ist nicht anzurathen, da die Abschreiber, sobald sie inne werden daß das Buch zu den Mletschas geschickt werden soll, absichtlich Wörter und Sätze auslassen und eigene einsetzen, da es dem orthodoxe brahmanischen Geiste in seinem Innersten widerstrebt die Barbaren mit Materialien zum Verständniß seiner heiligen Bücher zu versehen. Man muß nur solche Copien kaufen, die von einem Bhatt oder Priester auswendig gelernt worden sind, dann allein ist man sicher eine fehlerfreie zu erhalten.

Da bei der abergläubischen Verehrung die man hier diesen Büchern zollt, jeder Accent für bedeutungsvoll gilt und einer gewissen Wunderkraft theilhaftig geglaubt wird, so wird natürlich die größte Sorgfalt auf eine Abschrift verwendet, die zu religiösen Zwecken gemacht wird. Trotzdem daß den Brahmanen das wirkliche oder auch nur ein annäherndes halbes Verständniß der Vedas abhanden gekommen ist und man sagen kann daß sie so ziemlich allen versiegelte Bücher sind, so widmen doch noch Hunderte junger Brahmanen 10—15 Jahre dem mechanischen Auswendiglernen der heiligen Bücher. Es ist wirklich erstaunlich welche Unmasse völlig unverstandener Verse diese jungen Leute ihrem Gedächtniß einprägen. So müssen diejenigen die dem Rigveda folgen, nicht bloß die 10,000 Verse der an der Spitze dieses Veda stehenden uralten Liedersammlung, mit der dazu gehörigen liturgischen Auslegung und Legendensammlung (gewöhnlich Brahmana genannt) und den darüber angestellten philosophischen Speculationen (Upanishads), sondern auch alle zur Erklärung gehörigen, Vedángas genannten Schriften (darunter eine alte Auslegung einzelner vedischer Lieder verse, Nirukti genannt, und Pánini's acht Bücher Sanskritgrammatik) Wort für Wort auswendig lernen. Und in der That sind hier gegen 300 oder mehr, die wirklich alle diese Bücher auswendig wissen, und wie mir meine Freunde versicherten, im Stande sind ein ganzes Buch ohne den geringsten Verstoß herzusagen. Solche, die diese Riesenarbeit (der Umfang der auswendig zu lernenden Bücher mag beinahe das doppelte der christlichen Bibel betragen) wirklich vollenden, können dann Bhatts oder Priester werden. Sie haben kein öffentliches Einkommen und die mühevolle Arbeit wird schlecht belohnt. Die besten Verfasser des Veda nehmen das ganze Jahr höchstens 150—200 fl., viele nur 30—40 fl. ein; sie werden für ihre geistlichen Dienste, die bei Geburten, Hochzeiten ꝛc. nothwendig sind, meist nur mit Einladungen zum Essen abgefunden. Der Oberpriester des heiligen Feuers erfreut sich dagegen einer sehr beträchtlichen Einnahme (gegen 500—600 fl. monatlich), da die Parsen durchschnittlich reich, die Söhne Brahma's dagegen sehr arm sind.

Während der Regenzeit hatte ich den Brahmanen im speciellen Auftrage des Directors des öffentlichen Unterrichts der Präsidentschaft Bombay Vorlesungen über arische Alterthümer mit specieller Rücksicht auf die Entstehung des Brahmanismus zu halten. Das war ihnen etwas ganz neues, sie besuchten sie mit großem Interesse, und viele, die bereits das College schon seit Jahren verlassen hatten, baten mich um die Erlaubniß meinen Vorlesungen anwohnen zu dürfen. Ich zeigte den Brahmanen vor allem in einer Reihe von Lectionen daß die Brahmanen, Perser, Griechen, Römer, Engländer, Deutschen, Russen ꝛc. die sogenannten Arier, vor vielen tausend Jahren ein und dasselbe Volk gewesen seyen. Dieß war um so nothwendiger, da der brahmanische Stolz nicht zugeben kann daß die Europäer dasselben Ursprungs wie sie selbst seyen. Vor zwei Jahren veröffentlichte ein gelehrter Brahmane in einer Mahrattischen Zeitschrift folgende Ansicht über den Ursprung der Engländer, die gewöhnlich Yavans (früher die Griechen, dann die Muselmanns und jetzt die Engländer bezeichnend) genannt werden. Diese Yavans, die jetzt hier herrschen, sind schöne Wasserthiere und Nachkommen von Affen. Ihre Vorfahren haben einst großen Dienst unserm großen Helden Ráma (Incarnation des Gottes Wischnu) geleistet, als er im Kriege gegen den Herrscher der bösen Geister, Rávana begriffen war. Für diese Dienste erhielten sie

den Segen von Râma's schöner Gattin Sîtâ, und nur diesen Segnungen verdanken sie die Eroberung Indiens.

Um die Brahmanen von dem gemeinsamen Ursprung der Europäer und der Söhne Brahma's dauernd zu überzeugen, wird vergleichende Grammatik nunmehr ein Unterrichts- und Examensgegenstand werden. Zur Beförderung der Sanskritstudien und Aufklärung über ihre eigene Religion soll im nächsten Jahr ein Sanskritseminar auf meinen Antrag eröffnet werden, worin indische Literatur, Grammatik und Philosophie, namentlich aber die verschiedenen Vedas gelehrt werden sollen, die meisten Lectionen habe ich natürlich selbst zu geben, da ich keinen Mann hier finden kann, der hierüber zu lesen im Stande wäre. Für die Brahmanen ist es freilich bis jetzt etwas unerhörtes von Fremden in ihrer heiligen Sprache und gar in ihren heiligen Schriften unterrichtet zu werden, und ich hatte nicht wenig Schwierigkeiten zu überwinden, da die Masse der Brahmanen durchaus nicht glauben will daß es in Europa wirkliche Sanskritkenner gebe. Doch habe ich bereits vieles überwunden und die jüngern fangen nun an mir wirklich Zutrauen zu schenken.

Ueber meinen regen Verkehr mit den Parsen und meine fleißigen Studien im Feuertempel ein andersmal.

Wechselnde Schicksale eines englischen Colonisten und Goldgräbers in Australien und Californien. [1]

Hr. Simpson Davison wurde zu Burlington an der Ostküste von Yorkshire, er sagt nicht in welchem Jahre, geboren. Die Localität, meint er, habe ihn schon in früher Jugend auf die Untersuchung der Gesteine hingeführt. Dieß ist aber wohl eine bloße spätere Einbildung, die ihm nicht eingefallen, wenn er nicht in Californien aufs Goldsuchen gekommen wäre. Sein Vater hatte die Unionsbank zu Burlington gegründet, und für den Kaufmannsstand bestimmt, war er mehrere Jahre abwesend. Dieß gefiel ihm aber nicht, und er trat bei der Bank als Sub-Manager ein, und besuchte in freien Zeiten Schottland, Frankreich, Belgien und den Rhein. Das Reisen gefiel ihm, er wollte die weite Welt sehen. Aus einem kleinen Legat, dessen Ertrag er durch Anlage in Eisenbahnpapieren vermehrt hatte, und einem Zuschusse seines Bruders besaß er 1000 Pf. St., und gieng mit diesem Gelde nach London zu einem Bekannten, einem Geschäftsmann, der Güter nach Jamaica verschiffte. Der nahm ihn mit zu den verschiedenen Waarenniederlagen, wo er seine Güter auswählte, und er überlegte mit den Kaufleuten welches auswärtige Land einem jungen unternehmenden Manne wohl die besten Aussichten gewähre. Einer rieth zu Canada, wo die Ausfuhr von Tuch nach den Vereinigten Staaten viel Gewinn versprach, ein anderer schlug Hong-kong vor, welches die Briten eben erworben hatten. Er entschied sich für Australien, welches ein dritter ihm empfohlen hatte. Es war damals dort die furchtbare Handels- und Geldkrisis gewesen, die alles Eigenthum entwerthet hatte. Schafe die das Jahr zuvor das Stück zwei Guineen werth gewesen waren, wurden für 1 Sh. verkauft; Rindvieh statt 10 Pf. St. für ebenso viele Sh.; Land und Häuser waren ähnlich im Werthe gesunken; das könne nur vorübergehend seyn, und wer sein Geld auf Schafe, Rindvieh und Land verwende, müsse sicher bald ein reicher Mann werden. Dieß war im Jahre 1844. An Australien hatte er selbst am wenigsten gedacht. Man hatte in England damals über Australien nur die vage Vorstellung daß in Botany-Bay eine Verbrecher-Colonie sey und das übrige eine große sandige Wüste mit Schafheerden, die viel Wolle lieferten. Aber die oben hervorgehobenen Gründe bestimmten ihn dort hinzugehen.

Auf dem Templar von Liverpool schiffte er sich ein, und nach einer Fahrt von 102 Tagen gewahrte er zuerst das Land bei Cap Bridgewater in der Bassstraße. Die sandige Bank mit ihren verkrüppelten Sträuchern gewährte einen wenig ermunternden Anblick, und der ungünstige Eindruck wurde bei der Landung in dem prächtigen Hafen von Sydney oder Port Jackson nicht verwischt; denn wenn auch die umliegenden Höhen mit einer einigermaßen tropischen Vegetation bekleidet und jede Anhöhe mit reizenden Villen geschmückt ist, ist doch die Umgegend viele Meilen über unfruchtbar und wenig einladend für den Anbauer, obwohl das Klima trocken, gesund und angenehm ist. Man muß die prächtigen Ebenen und das fruchtbare Land im Innern sehen, um einen richtigen Begriff über die Hülfsquellen dieses erblühenden Reiches des Südens zu bekommen.

An einen alten einflußreichen Ansiedler in Sydney, Capt. D—, empfohlen, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und dieser rieth ihm daß es am besten sey sein Geld in Schafen oder Rindvieh anzulegen. Es war damals Sitte in Sydney Schafe und Rindvieh, das auf dem Kronlande jenseits der Gränzen der Ansiedlungen weidete, stückweise in Auctionen zu kaufen, das Weiderecht und die Gebäude auf dem betreffenden Grund und Boden giengen mit über. Diese Weidegründe hatten bestimmte Gränzen. Man hatte sie in jährlicher Pacht von der Krone für 10 Pf. St. das Jahr. Die Zahlung dieser Summe gewährte kein Eigenthumsrecht, aber das ausschließliche Recht sie zu beweiden, und gieng auf Empfehlung des Verkäufers der Heerde mit auf den Käufer über. Er konnte damals eine Heerde von 1050 Stück Hornvieh oder 5000 feinwollige Schafe erstehen. Er zog die Schafe vor, aber sie giengen etwas höher weg als er geben wollte, für 5 Sh. per Kopf. Er dachte nun das Hornvieh zu kaufen. Dieses weidete aber 400 engl. Meilen im Innern, und die eingebornen Schwarzen waren dort zahlreich und feindlich gesinnt. Der Besitzer war in Concurs gerathen. Die Ankündigung war sehr prahlerisch, die Weidegründe seyen 30 engl.

[1] The discovery and geognosy of gold deposits in Australia; with comparisons and accounts of the gold regions in California, Russia, India, Brazil etc., including a philosophical disquisition on the origin of gold in placer-deposits and in quartz-veins. by Simpson Davison. London 1860. 8°.

Meilen lang, der Fluß Mac Intyre, dem es nicht an Waſſer fehle, durchfließe ſie, die Lagunen ſeyen voll von Fiſchen und Waſſervögeln, das Gras ſo gut wie in England, und die Gebäude zu Carbuchy eine ſchöne Zugabe. Er kaufte das Stück zu 15 Sh., darunter den engliſchen Bullen „Jasper,“ der mit einem Koſtenaufwande von 300 Pf. St. eingeführt war, und 12 Arbeitsochſen, alle zu demſelben Preiſe, zwei Stück Pferde, die Hütte u. ſ. w. giengen mit in den Kaufpreis. Der Kauf ſchien ihm ſehr vortheilhaft. Er kaufte in Sydney zwei Sattelpferde à 10 Pf. St. und machte ſich dann mit zwei Genoſſen auf den Weg nach Carbucky. Durch das Thal des Hunter gieng es über die Cordillera längs der Liverpool-Ebene, die grün und ſchön erſchien, und er erreichte ohne Unfall den Mac Intyre-Fluß. Hier erhielt Davison aber die unangenehme Nachricht daß die Schwarzen in Abweſenheit des Oberaufſehers der Heerde die zwei weißen Aufſeher ermordet hatten und alles Vieh zerſtreut worden war. In der Nähe von Carbuchy waren die Gräber von fünf Weißen, die meuchleriſch von den Wilden umgebracht worden waren. Das hätte entmuthigen und ihn veranlaſſen können den Kauf rückgängig zu machen. Er ließ ſich aber nicht abſchrecken, die Uebernahme der Heerde konnte nicht gleich geſchehen, doch erhielt er alsbald 800 Köpfe und nach ſechs Wochen noch 150, wofür er im ganzen 700 Pf. St. zahlte, ſpäter brachte er noch 100 Stück zuſammen, die ſich weiter hin zerſtreut hatten. Um einen recht großen Weidegrund ſich zu ſichern, hatte ſein Vorgänger Carbuchy ſeinen Sitz am äußerſten Ende ſeiner Pachtung angelegt, wo es keine Weißen mehr gab. Dieß benutzten die Schwarzen, und erſchienen wenige Wochen nach Davisons Niederlaſſung ſchon wieder in feindlicher Abſicht, obwohl ſie freundlich thaten. Der Commiſſioner rieth ihm ſeine Reſidenz zu verlegen, und dieß ſchien ihm denn auch zweckmäßig, und er verlegte ſeinen Sitz von da an den See oder die Lagune von Bubara, am andern Ende der Weidegründe (Run), wo er ſicherer war. Bei aller Wildheit waren mehrere Krieger unter den Schwarzen doch ſchöne Burſche, und er vertrug ſich ſpäter gut mit mehreren von ihnen, und fand daß die Räubereien mehr von einigen Unverbeſſerlichen ausgiengen, da keine erblichen Häuptlinge ihr Betragen controliren. Mit ihren bloß hölzernen Speeren tödten ſie verhältnißmäßig wenig Vieh, aber ſie verwunden und erſchrecken viele Thiere, ſo daß dieſe ſchwer fett werden. Siebenzig fette vierjährige Ochſen trieb er dann nach Maitland am Hunterfluß zum Verkaufe. Es währte einen Monat bis ſie hinkamen, und er erhielt für das Stück von 700 Pfund nur 37 Sh. Er gieng dann mit dem Dampfboote nach Sydney, um nach eines Jahres einſamem Leben im Binnenlande ſich dort zu erluſtigen. Auf der Rückreiſe zu Pferde brachte er die Nächte, wie es dort üblich iſt, im Freien zu, ſtatt einzukehren.

Die Schwarzen beläſtigten ihn aber fortwährend; er ſchreckte und verjagte ſie oft, aber ſelten kam es zu einem ernſtlichen Gefechte. Sie bargen ſich meiſt im Buſch. Ohne anſäſſig zu ſeyn, wandern ſie wie die Zigeuner von Ort zu Ort umher, ſchlafen unter dem Himmelszelte, und ſind daher weder mit Gewalt noch durch Ueberredung zu bezwingen. Im ganzen iſt es eine unſchädliche Race, und ihre Unthaten ſind oft nur wie die dummen Streiche ungezogener Schulbuben, die einen Obſtgarten plündern. Mangel an Lebensmitteln iſt nicht der Grund wenn ſie das Vieh tödten, ſie ziehen nur mitunter Ochſenfleiſch dem Känguruſleiſche vor. Die Gränzpolizei, meiſt nur zwei Mann zu Pferde, war den Anſiedlern von geringem Nutzen, ſie verſtärkte nur ihre Macht und gab ihrem Unternehmen einen geſetzlichen Anſtrich. Die Regierung beſchützt das Leben und das Eigenthum weder der Weißen noch der Schwarzen an der Gränze. Die Schwarzen ſind eigentlich ebenſo Ihrer Majeſtät Unterthanen als die Weißen, und ſie tödten iſt eigentlich Mord. Aber wenn einer oder der andere in Folge von Räubereien von den Weißen umgebracht wurde, ſo drückten die Kroncommiſſäre ein Auge zu, ſchützten aber die Weißen ebenſowenig. Später wählte man zweckmäßiger die Beamten aus den Heerdenbeſitzern. So hörten denn die Züge gegen die Schwarzen nicht auf, und das verleidete ihm den Beſitz, zumal er in Sydney auf ſeine Rinderheerde nicht einmal ein kleines Anlehen erhalten konnte, was ihn verwunderte, da er an 1000 Pf. St. daran verwandt hatte, und die Heerde zwei Jahr zuvor zehnmal ſo viel werth geweſen war. Er verkaufte ſie daher um denſelben Preis, den er gegeben, hatte aber im erſten Jahr über 500 Kälber gezeichnet und zwei Heerden fettes Vieh davon verkauft. Wir übergehen das Detail über die Ablieferung des Viehes. Er ſchied ungern von den prächtigen graśreichen Ebenen und ſeinen wilden Freunden.

Im Jahr 1846 blieb er in Sydney; er wollte nun Schafe kaufen, ſah ſich nach mehreren Heerden um; ſie waren aber inzwiſchen im Preiſe geſtiegen, das Stück ſollte 8 Sh. koſten. Das war ihm zu viel, doch 20—30 Pfd. St. zu verreiſen, um noch andere Heerden zu beſehen, war auch nicht angemeſſen. So kaufte er dann eine hübſche Heerde von 1200 feinwolligen half bred Merino, Schafmüttern mit acht Monat Wolle auf dem Rücken und mit einer Zugabe von 400 Lämmern, das Stück zu 3 Sh. 6 P. Der Weideplatz Goodgood iſt auch in geologiſcher Hinſicht merkwürdig, und erweckte ſeine Aufmerkſamkeit auf den goldreichen Charakter des Innern von Neu-Süd-Wales. Er liegt am Weſtabhang der Cordillera. Da der Käufer ſeiner Rinderheerde auf der Ueberfahrt nach Sydney mit dem Dampfſchiff, auf welchem er die Reiſe machte, bei der Moreton-Bay umgekommen war, mußte er nochmals eine Reiſe an den Mac-Intyre unternehmen, und machte ſo über 1000 engl. Meilen zu Pferde, dann von der Moreton-Bay auf einem kleinen Küſtenfahrzeuge nach Sydney zurückkehrend. Er lernte dabei die graśreichen Ebenen von Darling-Downs und die am Condamine-Fluſſe kennen, die einen Grascean zu bilden ſchienen. Dieſe Norddiſtricte bilden jetzt eine neue Colonie Queensland, und die Stadt Brisbane-Down an der Moreton-Bay wetteifert mit Maryborough an der Wide-Bay und mit Gladſtone bei Port Curtis, wer von ihnen Regierungsſitz werden wird.

Er lebte nun zwei Jahre zu Goodgood, ſüdlich von Sydney, hatte zwei Schafſcheren und zwei Ernten von Lämmern, die nächſte Poſtſtation war Cuma. Er kam hier wieder auf

seinen Reisen durch goldreiche Gegenden, kaufte noch die Nimitybelle run mit 1100 Stück Vieh, machte aber den Kauf wegen Täuschung rückgängig, da er bei näherer Untersuchung fand daß 4—5 Nachbarn sein Gebiet überschritten, mit denen er erst lange hätte streiten müssen. Namentlich einer seiner Schafhirten suchte schon während seines Aufenthaltes zu Goodgood immer nach Gold, indem er weiße Flintensteine aufbrach.

Eben wollte er wieder nach Sydney gehen um seine zweite Wollschur nach England zu verschiffen, als im März 1849 die ersten Nachrichten von der wundervollen Goldgräberei in Californien nach Sydney kamen. Alle Zeitungen waren voll davon. Die Quarzadern zu Goodgood schienen ganz denen in Californien, die das Gold lieferten, zu entsprechen, aber dort fand sich kein Gold. 5—6 Schiffe lagen in Sydney im Hafen um nach Californien zu gehen, und wer nur das Passagegeld aufbringen konnte, gieng in das Goldland. Das California-Fieber raste unter allen Classen und ergriff auch ihn. Nachdem er seine Wolle verschifft hatte, übertrug er seinem Nachbar die Aufsicht über seine Heerde, nachdem er 600 Stück zum Schlachten nach Goulburn geschickt und sie so vermindert hatte. Er hatte noch immer Geld zur Disposition, und da in Californien Lebensmittel und Zeug enorm im Preis gestiegen seyn sollten, legte er 300 Pfd. St. in solchen Waaren an und fuhr im Juli 1849 auf der Barke Elizabeth Archer mit E. Hammond Hargraves, mit dem er hier zuerst persönlich bekannt wurde, ab. Drei Tage mußten sie im Hafen noch liegen bleiben, und merkwürdigerweise erschien gerade zu der Zeit in einem Sydney-Journal ein Artikel Port Philip a Gold Field; ein Junge hatte zwischen Melbourne und den Pyrenäen einen Goldklumpen gefunden!

Auf der Reise nach San Francisco landeten sie, um Gemüse einzunehmen, auf der interessanten Pitcairn-Insel von nur 3 engl. Meilen Länge und 2 Breite, wo Isaac Christian, ein Nachkomme in der dritten Generation von dem berühmten Anführer der Meuterer, Fletcher Christian, sein Wirth war. Später wurde die ganze Bevölkerung nach der großen fruchtbaren Norfolk-Insel, 1000 engl. Meilen von Sydney, versetzt, wo der General-Gouverneur von Australien, William Denison, sie 1856 besuchte und sie förmlich unter britischen Schutz nahm. Auf dem Schiff herrschte schon die größte Aufregung. Jeder Arbeiter, hieß es, verdiene bei den Goldwäschen mindestens 2 Pfd. St. den Tag. Kein Wunder daß daher die Schiffsmannschaft schon den ersten Tag nach der Landung in der San Francisco-Bay desertirte. Da der Capitän Cobb sich bei den Passagieren beliebt gemacht hatte, so halfen sie ihm seine Ladung löschen, ehe sie zu den Goldminen aufbrachen. Davison verkaufte seine Waaren mit 50 Procent Profit, bis auf 2 Faß Rum, ½ Tonne Schiffszwieback und ¾ Rindfleisch, die in der Stadt nicht zu verkaufen waren, und die er bis auf den Rum mitnahm, und schickte 30 Unzen Goldstaub für unvorgesehene Ausgaben bei seiner Schäferei nach Sydney, deponirte das übrige in einer versiegelten Büchse in der Bank von San Francisco, und gieng dann mit Hargraves und andern zu den Goldminen.

Auf einem kleinen Schooner schifften sie den San Joachim-Fluß hinauf, wo eben Stockton gebaut wurde. Sie brauchten 8 Tage zu einer Fahrt die man jetzt auf einem Dampfschiff in 6 Stunden zurücklegt. Es geht erst durch ein sumpfiges Land, bis man Stockton erreicht, das auf einem hohen fruchtbaren Ufer liegt. Hier mietheten sie Pferde und Mäuler für 16 Cents (8 Pence) das Pfd., um das Geräthe und Gepäck nach den Goldwäschen am Wood's Creek zu bringen. Den ersten Tag gieng es durch einen offenen Eichenwald; der Regen fiel in Strömen herab, ein beladener Wagen mußte zurückgelassen werden, das Protestiren half nichts, sie mußten zum Theil die Tour zu Fuß machen; so gieng es 10 Tage hindurch. Der eine schoß Geflügel und Wild, der andere sammelte etwas Brennholz; unserm Autor kamen seine Schiffszwiebacke gut zu statten; sein Rindfleisch aber, das er gut hätte brauchen können, hatte er in Stockton gelassen, wo es verdarb Sie begegneten schon zurückkehrenden, unglücklichen Goldgräbern; der ganze Grund und Boden, sagten sie, sey vergeben. Nach eingetretenem Regen eilten Tausende nach San Francisco um den Winter dort zuzubringen. Die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen, und für drei Schiffszwiebacke nöthigte einer ihm Gold im Werth von 10 Sh. auf. Die armen, zerlumpten Mexicaner zeigten sich am liberalsten. Die Fuhrleute waren desto unverschämter, verlangten Zulage gegen den Contract, und drohten sie zu verlassen wenn sie es nicht gäben. Er widerstand, mußte aber doch zuletzt noch 60 Doll. zulegen. Ein Hr. Wolf, ein amerikanischer Beamter, unterwies sie wie man Gold in einer zinnernen Schüssel auswasche, wies ihnen auch einen guten Platz, wo sie die Arbeit beginnen konnten, an, und sie schlugen dann auch ihr Zelt an einem kleinen goldführenden Creek zwischen James- und York Town, 5 engl. Meilen von Sonora, auf. Die Goldgräber waren freundlich und mittheilsam. Die Gesellschaft theilte sich in zwei Arbeiter-Abtheilungen. Gerätschaften jeder Art hatten sie mitgebracht, nur das Geräth, welches die Engländer Craddle nennen, mußten sie für 12 Pfd. St. kaufen, da man sonst nicht mehr als ebenso viele Sh. dafür gibt. Er und Hr. Potts wurden ausgesandt 5 engl. Meilen in der Runde zu untersuchen wo man noch nach Gold graben könne. Durch den Verkehr mit den Goldgräbern wurde ihnen manche Belehrung. Ihm fiel die Aehnlichkeit der Umgegend um Wood's Creek mit der von Goodgood in Australien auf, und es wurde viel von ihm mit Hargraves darüber disputirt daß auch in Australien sich Gold finden müsse. Besonders als sein Gefährte Potts eines Tages ein größeres Stück Gold fand, untersuchte er die Lagerung desselben näher und speculirte über das Vorkommen des Goldes. Die Zeit für welche ihre Verbindung geschlossen war, gieng indeß zu Ende, und es schien zweckmäßiger sich künftig nur zu kleineren Partien von 2—3 Mann zu verbinden. Das Wetter wurde rauher; bei Schnee auf dem Boden und Eis im Wasser war unter einem bloßen leichten Calico-Zelt als Obdach für die Nacht das Leben des Goldgräbers nichts weniger als angenehm. Viele, namentlich die Weißen, giengen daher den Winter über wieder nach San Francisco zurück. Die Hälfte waren aber Farbige, die spanisch sprachen. Die Lebensmittel wurden im Winter sehr theuer.

Seine Schiffszwiebacke, die durch den Regen bedeutend beschädigt waren, hatte er das Pfund zu 50 Cents (2 Sh.) verkauft. Obwohl sie als Anfänger erst hatten lernen müssen, hatten sie doch im Durchschnitt den Tag 20 Sh. verdient. Davinsen gieng auch nach San Francisco zurück, war aber so zufrieden mit seinem ersten Versuch daß er in Californien den nächsten Sommer zu bleiben und das Goldgraben fortzusetzen beschloß. Er gab daher Auftrag seine Schafe in Australien zu verkaufen und ihm den Ertrag in gewissen Waaren nach San Francisco zu übersenden. Hr. Hargraves, der etwas später nach San Francisco zurückkam, schrieb schon den 5 März 1850 nach Sydney: „er sey überzeugt daß er in Neu-Süd-Wales, 300 engl. Meilen von Sydney, in einer Goldregion gewesen sey; aber wenn man das Gold nicht zu finden wisse, könne man 100 Jahre in einer Gegend leben ohne von seiner Existenz etwas zu wissen.“ Davison will ihn auf den Gedanken gebracht haben.

Den folgenden Sommer wurde am Juba-Fluß gearbeitet. Da für den Transport seiner Waaren von San Francisco dorthin das Pfund 8 Cents (4 Pence) gefordert wurde, schien es ihm besser sich eine kleine Yacht zu kaufen und seine Waaren damit zu befrachten; für ⅓ des Gewinnes an den Waaren übernahm Hargraves die Führung derselben. Hr. Rudder und seine zwei Söhne waren indeß auch von Sydney nach Californien gekommen um Gold zu graben, und hatten eine Maschine mitgebracht, die sich aber als unpraktisch erwies. Sie besuchten unterwegs die Stadt Sacramento, in deren Nähe ein Hr. Marshall auf dem Grund und Boden des Capitäns Suttor das erste Alluvialgold in Californien entdeckt hatte. Sie trafen auch mehrere Dörfer von nackten californischen Indianern, elender als die australischen Ureinwohner, welche die Spanier in eine Art Sklaverei- oder Hörigkeitsverhältniß gebracht hatten.

Der Landerwerb in Californien ist ganz verschieden von dem in Australien. Hier verkauft die Localregierung den Acre zu einem Minimumpreis von 20 Sh. oder mehr, den man aber nur in Auctionen kaufen kann, und man weiß auch nicht einmal genau wo das Land im Innern liegt, und wie es beschaffen ist; in den Vereinigten Staaten zahlt man 1¼ Dollars oder 5 englische Sh. für den Acre herrenloses Land. In Californien dagegen nimmt man sich eine vacante 4tel Section von 160 Acres, und macht bloß auf den Bäumen an der Gränze eine schriftliche Notiz daß man es sich zugeeignet habe. Dadurch erhält man das Vorrecht zu irgendeiner künftigen Zeit 1 Acre zum Minimumpreis von 1¼ Dollars kaufen zu können. Man bebaut nun seine Farm sofort, und mit der wachsenden Bevölkerung steigt der Werth des Landes, besonders wenn auf dem Platz eine Stadt entsteht.

An Fosters-Bar gewannen sie den Tag über etwa eine halbe Unze Gold; Davinsen's Waaren wurden leicht verkauft, und er gieng dann nach San Francisco zurück um neue zu kaufen. Der Handel gieng aber schlecht. Hargraves erhielt eigentlich nach dem Vertrag für seinen Antheil jetzt nichts; da Davison das zu hart fand, gab er ihm indeß doch 100 Dollars. Es wurden wieder Ausflüge gemacht um goldreiches Land zu erspähen, ohne erheblichen Erfolg, und auch wieder viel über den Ursprung des Goldes speculirt. Die Parteien trennten sich. Davison und Hargraves blieben beisammen, und theilten, wie es dort üblich ist, Abends den gemachten Gewinn. Ersterer kaufte sich in die Nachtcompany ein. Sie bestand aus 13 arbeitenden Mitgliedern, meist aus den Sklavenstaaten der Union, die noch 8—10 Mann dazu mietheten, welche den Tag 2 Pf. St. Lohn bekamen. Dieß ist der gewöhnliche Taglohn da. Zwischen gemietheten und andern selbständigen Arbeitern herrscht kein Unterschied. Die Abdämmung seiner Compagnie wurde durch die Arbeiten der Compagnie, die nächst ihm unterhalb am Fluß arbeitete, aufgehalten. Darüber gieng aber ein Theil des Sommers hin; jeder arbeitete indeß auf eigene Rechnung am Flußufer. Er gewann im Durchschnitt den Tag 1 Unze, einmal sogar 12 Unzen, 40 Pf. St. werth. Bei den harten Winter mußte man aber am 1 Nov. die Arbeit wieder unterbrechen. Viele Zelte und Werkzeuge ließ man zurück, da sie die Kosten des Transports nicht werth schienen. Die Ankunft seiner Waaren nöthigte Davinson dießmal länger in San Francisco zu bleiben, während Hargraves, der eine Frau mit fünf Kindern in Neu-Süd Wales zurückgelassen hatte, dahin zurückzehrte. Auf die Bemerkung eines Freundes: „in dem Lande in welches er gehe, gebe es kein Gold, und wenn auch, werde seine Königin es ihn nicht graben lassen,“ nahm er seinen Hut ab und eine theatralische Stellung an, und erwiederte in einem pathetischen Ton: „In dem Lande wohin ich gehe, ist ebenso viel Gold als hier in Californien, und die Königin, Gott segne sie, wird mich zu einem ihrer Goldcommissäre ernennen,“ und sich an Davison wendend, sagte er: „Dann werde ich meinem Freund hier eine gleiche Anstellung verschaffen.“ Der Ton seiner Rede erregte damals viel Heiterkeit, und die Protectionsmiene welche er gegen ihn annahm, gefiel Davison. Uebrigens hatte Hargraves schon zuvor seine Absicht kundgegeben sich ein Pferd zu kaufen und sich nach Gold in Australien umzusehen. Davison hatte ihm Goodgood, den Peel-River und den Wellington-District speciell dazu empfohlen, und da er die Anstellung als Gold-Commissioner von Anfang an als eine würdige Belohnung sich dachte, hatte er ihm gerathen, wenn er nur die kleinste Probe von Waschgold in Australien gefunden, gleich um eine solche Stelle anzuhalten, und es anderen zu überlassen die reicheren Fundörter aufzusuchen. Hargraves reiste plötzlich ab, fand auch alsbald in Australien Gold, erhielt 500 Pf. St. zur Belohnung für die Entdeckung von Gold im Bathurst-District, und nicht lange darauf auch eine Anstellung als Gold-Commissioner mit 1000 Pf. Sterl. Gehalt, reiste dann in Australien als Kroncommissär zur Entdeckung der Goldfelder umher, wurde vielfach fetirt, und als die Entdeckung des Goldreichthums Australiens so bedeutend zunahm, erhielt er noch mehrere andere Belohnungen. [1]

Davison war es indessen in Californien schlecht gegangen; sein jüngerer Bruder war mit seinen Waaren aus Austra-

[1] Er schrieb: Australia and its Goldfields, an Historical Sketch of the progress of the Australian Colonies from the earliest times to the present day, with a particular account of the recent Gold-discoveries etc. by Edw. Hammond *Hargraves*.

lien angekommen; aber der Markt hier zeigte solche Wechsel, daß, während die Waaren als er sie bestellte fabelhafte Preise galten, der Verkauf jetzt kaum die Kosten deckte. Diese große Schwankung in den Preisen entstand nach ihm aus dem dort angenommenen System der Baarzahlung, im Gegensatz des ausgedehnten Creditsystems in Australien. Selbst die Localbankiers in Californien dürfen nach der Constitution keine Creditpapiere oder Banknoten ausgeben, während in den englischen Colonien die Banken von großem Einfluß sind, und eine derselben die Neu-Süd-Wales-Bank allein 1 Mill. Pf. Sterl. promises to pay on demand ausgab.

Er versuchte nun eine andere Speculation mit seinem Geld, und kaufte mit Vortheil englisches Ale und Porter auf. Da traf ihn aber ein großes Unglück! Die Stadt San Francisco bestand damals (1851) bloß aus hölzernen Häusern, die Straßen waren selbst mit holzernen Brettern belegt, und die Abzugscanäle nur aus Holz gebaut. Die Stadt war daher häufigen Feuersbrünsten ausgesetzt. Man schützte sich dagegen durch einige große, sehr kostbare, feuerfeste Gebäude ganz aus Backsteinen und Eisen. Am 4 Mai 1851 legte das große Feuer die ganze Stadt in Asche und vernichtete für 10 Mill. Dollars Waaren. Von seinen Waaren verbrannten zwei Theile, die er ganz bezahlt, obwohl er sie in feuerfesten Gebäuden aufgespeichert hatte. Der dritte Theil, der auf dem Schiff noch lag, blieb ihm allein übrig; aber leider hastete auf diesen ein Retentionsrecht. Auch seinem Bankier, bei dem er ziemlich viel Geld stehen hatte, verbrannten viele Bücher und Papiere, obwohl das Haus in welchem er wohnte feuerfest seyn sollte. Er stellte daher seine Zahlungen ein. Eine Compensation für den Verlust war noch daß der Werth seiner ihm erhaltenen Güter sich verdoppelte; doch bedurfte er der Freundes-Unterstützung um die darauf haftende Schuld zu bezahlen, fand sie indeß auch. Aber im Juni traf ihn schon wieder ein neues Unglück, die einzigen Waaren die er noch besaß, verbrannten auch eines Sonntags Morgens. Hatte er schon vorher daran gedacht Californien zu verlassen, so beschleunigte dieses Mißgeschick nur seinen Entschluß. Er schickte seinen Bruder zunächst mit mehreren Waaren nach Sydney zurück, und wollte selbst England zuvor besuchen; aber die neue Einstellung der Zahlung seines Bankiers, die dieser wieder aufgenommen hatte, hinderte ihn daran. Das Goldgraben, sagte er, habe er bisher nur aus wissenschaftlichem Interesse betrieben und nicht um Geld zu machen. In allen Goldgegenden entstand großer Reichthum nur durch den Handel, durch Speculation in Land, und dadurch daß der frühere Grundbesitz durch die goldgrabende Bevölkerung so enorm im Preise stieg; jetzt war er aber so herumgekommen, daß er sich in der Stadt hätte als Lohnarbeiter vermiethen müssen. Dafür zog er vor lieber wieder Goldgräber zu werden, und jetzt gieng er zum drittenmal zu den Goldminen, bloß in der Absicht des Gewinnes. Er hatte die Nord- und Südminen besucht, und wählte nun den Mokelumne-Hill zu seinem augenblicklichen Aufenthalt, obwohl unterwegs zu Stockton ein unglücklicher Goldgräber ihn abhalten wollte dahin zu gehen. Das Gold lagerte hier ganz verschieden von den früheren Orten. Man machte durch eine weiße Substanz, die das Volk Lava nannte, Schächte von 50—100 Tiefe, und kam dann auf den Waschstoff, der gewöhnlich auf krystallinischen und schieferigen Felsbetten ruhte. Das Gold lagerte aber auch in Canälen, welche die Goldgräber dort Leads nannten, die aber bei der Höhe des Landes keine alten Flußbette seyn konnten. Er meint die Hügel seyen vulcanischen Ursprungs. Goldreiche Quarzadern fand er in der nächsten Nähe nicht. Es war hier schon lange gegraben worden, und obwohl er Gold überall fand, war es doch nicht in genügender Menge. Sie waren nur zu zwei, und einen tiefen Schaft zu graben, schien für so wenige doch eine zu furchtbare Arbeit. Zuletzt versuchten sie es aber doch auf dem Corral-Hill, arbeiteten über einen Monat sehr anstrengend und zuletzt doch ganz vergebens. Der Goldwäscher aber muß Ausdauer haben. Er traf dann auch in der Nähe alte Freunde die 70′ tief gegangen waren, und nun mit guter Aussicht arbeiteten. Der Grund und Boden aber in der Nähe war vacant. Er steckte also gleich einen großen District (claim) ab, und begann denselben Abend mit seinem Genossen die Arbeit, um ihren Rechtstitel zu sichern. Da für zwei die Arbeit aber zu viel war, nahmen sie noch einen Kopenhagener und einem New-Yorker zu Theilnehmern an, arbeiteten Tag und Nacht bis der Schaft fertig war, und trafen auf 75′ Tiefe gutes Waschgold, und gewannen dieses, solange er noch in Californien blieb, mehrere Monate. Jeder gewann den Tag über im Durchschnitt über ½ Unze oder 2 Pf. St. Die Nachrichten von den reichen Goldfunden in Australien, welche die Goldgräber indessen erreichte, veranlaßte dann eine Exodus dahin. Auch er fuhr auf dem amerikanischen Schiff Orpheus nach Sydney, wo er im September 1852 nach mehr als dreijähriger Abwesenheit ankam. Auf dem Schiff waren an 50 Passagiere in der Cajüte, und dreimal so viel auf dem Verdeck. Man wußte in Sydney nicht genug von dem Goldreichthum des Landes zu erzählen. Den Taglohn fand er nur 10 Shilling den Tag. Es war hier noch eine ansässige Bevölkerung, während in Californien, wo sie mehr aus nomadischen Abenteurern besteht, der Lohn wenigstens das Doppelte betrug. Dennoch klagte man in Sydney bitter über den hohen Taglohn. Er besuchte dann die Goldgrädereien in Australien. In Bendigo, wo er einige alte Bekannte traf, klagten sie daß sie den Tag über nur 1 Unze oder 4 Pfund Sterling gewännen, und sie wollten nach Moonlight-Flat, um dort mehr zu gewinnen, obwohl man mit 3 Pf. Sterl. die Woche leben konnte. Manche Hügel waren als ausgebeutet schon verlassen, während er mit Kennerauge noch eine reiche Nachlese hielt, und während seines viermonatlichen Aufenthalts den Tag in Bendigo 2—10 Pf. Sterl. oder im Durchschnitt 1 Unze oder 4 Pf. St. gewann. Die Goldgräber sind aber das unruhigste Volk. Kaum kam das Gerücht zu „Ovens-River," 200 englische Meilen näher bei Sydney seyen noch reichere Goldlager entdeckt, so zogen die meisten sofort dahin. Er blieb und bereute es nicht, da ein Drittel der Goldgräber alsbald unbefriedigt zurückkehrte. Hier sah er auch Hrn. Hargraves wieder; aber leider dachte der nicht daran seinem Freund eine gleich einträgliche Stelle als Goldcommissioner

zu verschaffen, obwohl Davison meint daß er an der Entdeckung der Goldschätze in Australien mindestens eben so vielen Antheil habe als jener. Hätte er nur sein Vieh behalten gehabt, so wäre es jetzt im Preise so gestiegen gewesen, daß er aus seinem Viehstand mit dem natürlichen Zuwachs wenigstens 30,000 Pf. St. hätte lösen können. Er hatte aber jetzt nur das bittere Nachsehen, da sein Goldsuchen ihm das nicht eingebracht hatte!

Simancas und seine Archive.

(Aus dem Athenäum.)

Simancas, 20 Sept. 1860. So bin ich denn endlich in den Archiven von Simancas, der einzige dem es um wissenschaftliche Zwecke in diesen Räumen zu thun ist. Als ich früh Morgens am 20 Aug. die ersten Blicke auf Simancas warf, wurde ich, ich muß es gestehen, ein wenig kleinmüthig. Simancas ist auf einem Hügel erbaut, der in steilem Abhange sich an den Ufersrand der Piscurga hinabsenkt. Die schmale altmodische Steinbrücke mit ihren siebenzehn Bögen ist nicht ohne „Grandeza," und das Schloß und die Dorfkirche, welche in einsamer Sorglosigkeit auf dem Gipfel ruhen, nehmen sich ziemlich stattlich aus in dem reichen und doch lichten und hohen Himmel Castiliens. Der Platz, obgleich ohne einen einzigen Baum, hat kein melancholisches Aussehen. Der Platz! Aber wo ist der Platz? Wo sind die Häuser? Außer dem Schloß und der Kirche kann ich nichts unterscheiden als kleine unregelmäßige Erhöhungen, von demselben hellfarbigen Thon gebildet aus welchem der Hügel besteht, mit da und dort dunklen Flecken. Sind jene Erhöhungen die Häuser, und die Flecke die Fenster und Thüren? Es sieht mehr einem Kaninchengehäge ähnlich. Eine wenig verheißende Aussicht! Mittlerweile bewegte sich mein Wagen langsam bergauf. Genüber der rothbemalten Zugbrücke des Schlosses steht ein Haus, dessen Vorderseite einige Spuren zeigt daß man es weiß übertünchen wollte. Es ist der Parador della Luna, der einzige Gasthof von Simancas. Man hatte mich davor gewarnt. Er ist geräuschvoll, schmutzig, theuer; er schwärmt von Flöhen und anderm Ungeziefer, und doch sind, sagte man, alle diese Unzukömmlichkeiten nur geringfügige Dinge im Vergleich mit den musikalischen Liebhabereien der Frau Gastwirthin. Sie spielt die Guitarre. Ich kenne die guitarrespielenden spanischen Frauen nur aus Büchern, worin sie als ziemlich interessante schwarzäugige Geschöpfe geschildert sind. Alle diejenigen aber welche aus dem wirklichen Leben mit dieser Frau bekannt sind, versicherten mir im Tone der tiefsten Ueberzeugung daß nur Ochsenkarrenführer im Stande seyen eine einzige Nacht lang die Musik der Señora della Luna zu ertragen. Ich fuhr daher weiter nach der Plaza.

Die Plaza ist ein offener viereckiger Raum, gebildet aus zwölf der oben erwähnten Erhöhungen, welche, von dieser Seite gesehen, unzweifelhaft als Häuser erkennbar sind. Jedes Haus hat zwei Stockwerke, und jedes obere Stockwerk ist mit einem Balcon versehen. Dem Aputantamiento oder der Gullhall von Simancas zunächst ist das Estanco Nacional, d. h. der sehr beschiedene Laden in welchem Pedro den schlechten Tabak und die noch schlechteren Regierungscigarren verkauft. Seine gesellschaftliche Stellung ist halb die eines Farmers, halb die eines Taglöhners. Der Ausdruck seines Gesichts hat nichts anziehendes für mich: er deutet auf Brutalität. Allein ich bin ihm empfohlen, und kenne keine andere Seele auf hundert Meilen im Umkreise. So war ich denn nach fünf Minuten ein Inwohner seines Hauses, und da ich ihm seine „Gastfreundlichkeit" ein wenig theurer bezahle als es in einem Gasthof erster Classe am Rhein oder im Schweizerland der Fall seyn würde, so wird er mich gegen alle andern Hausbesitzer in Simancas mit dem Ungestüm eines Raubthiers vertheidigen.

Ich habe ein „Gesellschaftszimmer." Es ist nicht sehr groß, nur neunzehn Fuß lang und elf Fuß breit. Die Thüre besteht aus einem einfachen hölzernen Rahmwerk, über welches ein bereits beträchtlich abgenütztes weißes Segeltuch gespannt ist. Ich besserte gestern die größten Löcher der Thüre mit Nadel und Faden aus, die ich mit mir aus London gebracht hatte. Die Stiche waren vielleicht ein wenig weit, im ganzen aber sahen Pedro und seine Frau Mamerta sich genöthigt anzuerkennen daß ich dem Zimmer ein besseres Aussehen gegeben hatte. Von wie kurzer Dauer aber sind Verbesserungen, wenn sie dem Geiste des Landes zuwiderlaufen! Die Haustaze, ihr Lebenlang genöhnt durch die fraglichen Löcher in meinem Zimmer ein- und auszugehen, ward so bestürzt durch meine Neuerungen, daß sie sich mit einem verzweifelten Sprung durch das halbverfaulte Segeltuch hindurch Bahn brach, und die Löcher nun größer wurden denn zuvor. Gleichgültig! Ueber der Thüre hängt ein Porträt von „San Ignacio de Loyola," mit der Inschrift: „Laß den Bösen nicht eintreten durch diese Thür." Sonach ist von dieser Seite alles sicher. Der Thüre gegenüber ist das Fenster, oder vielmehr eine zweite Thüre, die sich auf den Balcon öffnet und statt eines Segeltuchs mit schweren hölzernen Läden versehen ist. Wenn ich den Winter über in Simancas bleibe, hat mir Pedro versprochen — was? — einen Ofen oder einen Kamin? — nein; einige Glasscheiben, damit ich das Fenster schließen könne ohne das Licht ganz abzusperren. Der Winter ist hier so kalt, daß der Fluß oft mit Eis bedeckt ist.

Hinter meinem Gesellschaftszimmer ist eine dunkle Flur mit noch dunkleren Höhlen zu beiden Seiten, welche als Schlafgemächer dienen. Sie haben keine Thüren. Ein Stück Leinwand hängt vor der Oeffnung; das ist alles. Die erste Höhle, oder der Alcove, wie man sie nennt, enthält mein Bett, und die Flur selbst dient als gemeinschaftliches Ankleidezimmer. So ist das Haus beschaffen, und die Ausstattung ist in vollkommenem Einklang damit. Sie ist sehr ursprünglicher Art, und keineswegs reichlich. Die Betten allein machen eine Ausnahme. Sie sind gut, und das Linnenzeug ist so fein und weiß wie in reichen englischen Häusern. Meine Bettdecke und

die Kissen sind mit einer reichen Einfassung von im Lande selbst gearbeiteten Spitzen versehen.

Hätte ich mein Wohnzimmer allein für mich, so könnte ich immer noch einige Unabhängigkeit behaupten, und bis zu einem gewissen Grad nach meiner Art und Weise leben. Von solcher Ausschließlichkeit kann indeß keine Rede seyn. Mamerta kommt in mein Zimmer so oft es ihr beliebt, und marktet von meinem Balcon herab mit den Männern und Weibern welche geduldige und hochverständige, mit Zaudias (kleinen Wassermelonen), Garbanzos und anderu spanischen Lebensbedürfnissen beladene Esel von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf treiben. Solche Eselstreiber werden uun gelegentlich unter meinem Fenster Halt machen, und mit gellender Stimme die „Señora“ herausrufen. Das beste was ich unter solchen Umständen thun kann, ist daß ich meine Bücher verlasse, und der Mamerta, wenn sie sich in der Küche befindet, sage sie sey dunnöthen auf dem Balcon. Allein meine Geduld wird an gewissen Tagen noch härter auf die Probe gestellt: wenn nämlich Athanasia, ein robustes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, meine und der ganzen Familie Wäsche zum Trocknen an meinem Balcon aufhängt, und dann, mit lobenswerther Entschlossenheit, sie auf meinem Schreibtisch zu bügeln anfängt.

Es ist indeß Zeit daß ich meine Leser in die Archive führe — ein altes Schloß mit creuelirten und schießscharten-versehenen Mauern, tiefen Gräben und Zugbrücken! An den Gränzen von Castilien und Leon gelegen, war es in früheren Zeiten ein Platz von großer militärischer Bedeutung, und als solcher der Obhut der erblichen Admirale von Castilien anvertraut, bis Isabella die Katholische das Schloß und seine reichen Zubehörden für die Krone in Beschlag nahm, und Karl V und Philipp II es mit Papieren und Pergamenten statt mit Kanonen und Hellebardeu füllten. Obgleich solchergestalt die Bestimmung des Platzes eine ganz andere geworden war, so identificirten sich die erblichen Archiveros oder Oberbibliothekare der Familie Ayala doch so sehr mit ihren Vorgängern, den Admiralen, daß sie es als ihre Hauptaufgabe ansahen die in ihrer Obhut befindlichen literarischen Schätze gegen alle literarischen Sturmläufer zu vertheidigen. Als Robertson seine Geschichte Karls V schrieb, und hiezu die Archive benutzen wollte, wurde auch ihm der Zutritt verjagt. Es ist überflüssig beizufügen daß die Ayalas nur die Befehle aus Madrid vollzogen, und daß in jenen Zeiten, glaub' ich, keine europäische Regierung aufgeklärt genug war um den Geschichtsforschern die Quellen ihrer Wissenschaft zugänglich zu machen. Die stärksten Festungen können sich indeß nicht halten gegen eine regelmäßige Belagerung auf unbestimmte Zeit. So war auch der Fall von Simancas unvermeidlich als der „Geist des Jahrhunderts“ es ernstlich angriff. Simancas ergab sich im Jahr 1844. Hr. Gachard, den die belgische Regierung, und Hr. Tirant, den das französische Ministerium absandte, betraten die Archive, und durchstöberten mehr als ein Jahr lang ihren staubigen Inhalt. Don Hilarion Ayala, der Archivero — es möge nebenbei erwähnt werden daß er einer der ehrenwerthesten und freundlichsten Männer war — überlebte den Fall des alten Systems nicht lange. Er starb im nächsten Jahr.

Sein Nachfolger war nicht Don Jacobo Ayala, sein Neffe und rechtmäßiger Erbe, sondern Don Manuel Garcia, der erste Beamte der Archive. Don Manuel, der sich nahezu fünfzig Jahre lang mit dem Lesen der Urkunden beschäftigt hatte, kennt dieselben besser als irgendein jetzt lebender Mensch. Ich habe ihn und alle anderu Angestellten, bis herab zu Zamora, dem stattlichen Thürhüter, stets bereit gefunden mir allen möglichen Beistand zu leisten. Ueberdieß sind die Papiere in guter Ordnung, und waren es, glaub' ich, stets, auch ist der Katalog, obgleich weitaus nicht vollständig, immer uoch ziemlich brauchbar.

Simancas enthält beträchtlich mehr als 100,000 Legajos, oder Fascikel. Die Zahl der Urkunden welche einen Legajo bilden, schwankt von 10 oder 12 bis auf mehr als 100. Es ist sonach schwierig, auch nur annäherungsweise, die Zahl der Staatspapiere zu berechnen die in den sechshundvierzig Zimmern des alten Schlosses aufbewahrt werden; sie müssen sich auf einige Millionen belaufen. Die Saumlung ist daher sehr beträchtlich. Es gibt jedoch umfassendere Archive als die von Simancas. Die älteste bedeutende Urkunde ist eine Art Landbuch von Castilien, welches unter der Regierung Peters des Grausamen verfaßt wurde. Es enthält eine Beschreibung des gesammten Grundeigenthums in diesem Königreich, sowie die Namen der Eigenthümer und die Steuern und andern Abgaben welche darauf lasten. Zu Plan und Ausführung hat es Oehnlichkeit mit dem englischen Lehensbuch, nur ist es ausführlicher. Da indeß die Regierung Peters des Grausamen im Jahr 1350 ihren Anfang nahm, so können sich die Archive von Simancas nicht eben eines hohen Alters berühmen. Es gibt Samnlungen viel älterer Urkunden selbst in Spanien. Uebrigens bleibt, für mehr als ein Jahrhundert nach Peter dem Grausamen, die Kunde welche man sich in Simancas sammeln kann eine dürftige. Die Actenstücke gewinnen Reichthum und Vollständigkeit erst von der Regierung Ferdinands und Isabella's der Katholischen an. Einmal aber zu dieser Periode gelangt, geräth man in Erstaunen über die Massenhaftigkeit und den hohen geschichtlichen Werth der hier zu findenden Papiere. Sie nehmen an Zahl und Bedeutung ununterbrochen so lang und fast in demselben Verhältniß zu in welchem Spaniens Macht wuchs, erreichen ihre höchste Vollkommenheit unter Philipp I, und verlieren ihr Interesse allgemach wie wir zu denjenigen Regierungen kommen unter welchen Spanien bereits zur Stellung einer Macht zweiten Rangs in Europa herabgesunken war. Ich hege keinen Zweifel daß von ungefähr 1480 bis zum Ende des ersten Viertels des 17ten Jahrhunderts die Archive von Simancas alle andern mir bekannten Archive übertreffen.

Rom mag reicher seyn. Ich habe mir große Mühe gegeben Zutritt zu den päpstlichen Urkunden zu erlangen. Die Eminenzen und Monsignori sind viel zu liebenswürdig um mit einer unhöflichen Verneinung zu antworten. Sie beauftragten Leute mir einige Kleinigkeiten zu zeigen, und versicherten mir dann daß ihre Archive über den fraglichen Gegenstand

mehr nicht enthielten als was ich gesehen habe. Ein reiner Spott! Thatsache ist daß die römischen Archive jedem unabhängigen Gelehrten unzugänglich sind. Belgien und die Niederlande besaßen dereinst vortreffliche öffentliche Urkunden, allein Spanien hat sie hinweggebracht. Die belgische Regierung war genöthigt Hrn. Gachard nach Simancas zu senden, um sich Abschriften von ihren eigenen Staatspapieren machen zu lassen. Das Schicksal der englischen Archive ist hinreichend bekannt. Es gab eine Zeit in welcher die mit der Obhut derselben betrauten Beamten sie wenig besser behandelten denn als einen Haufen wüsten Papiers. Ein Theil ist verfault, und ein größerer Theil wurde entwendet. Die Cotton-Manuscripte in ihrem gegenwärtigen Zustand zeigen, obgleich sie eine sehr große Anzahl höchst interessanter Documente enthalten, nur die Größe des Verlustes. In Frankreich herrschte die Gewohnheit die Verträge und Freibriefe im Trésor des Chartres aufzubewahren, während der Briefwechsel und die Denkschriften bezüglich derselben in der Chambre des Comptes von Paris ihre Hinterlegung fanden. Die werthvollste Sammlung des Trésor des Chartres ist, glaub' ich, unversehrt, während die Papiere in der Chambre des Comptes durch Feuer zerstört wurden. Die kaiserlich österreichischen Archive, enthalteud die Staatspapiere Maximilians I und Karls V, soweit sie Deutschland betreffen, wurden vor etwa fünfzehn Jahren von Innsbruck nach Wien transportirt, und die Akademie dieser letzteren Stadt hat eine höchst werthvolle Auswahl aus denselben unter dem Titel „Monumenta Habsburgica“ veröffentlicht. Viele Urkunden sind von allgemeinem geschichtlichen Interesse, und viele merkwürdige Notizen, selbst in Bezug auf England, lassen sich aus denselben sammeln. Im ganzen aber stehen die Bände der „Monumenta Habsburgica“ den Legajos von Simancas, ausgenommen für den Verfasser einer Specialgeschichte Oesterreichs, weit nach.

* Die Urkunden von Simancas sind dem Schicksal der englischen und der französischen Staatspapiere entgangen. Sie wurden nie in solchem Grade vernachlässigt daß sie durch Fäulniß oder Wurmfraß hätten zu Grunde gehen können. Die Gräben und die dicken Steinmauern des Schlosses sicherten sie gegen Feuer. Privatpersonen (ihre Namen sind in Simancas eben so gut bekannt wie in dem „Manuscript Department“ des britischen Museums) haben einige interessante Briefe hinweggebracht, allein das Nichtvorhandenseyn dieser Documente ist bei der ungeheuren Masse ähnlicher Briefe kaum merkbar. Das einzige große Unglück welches die Archive von Simancas befallen hat, ist der Halbinselkrieg. Es bestand, der beglaubigsten Meinung nach, in zwei besondern Thatsachen: nämlich 1) in der Beraubung der Archive durch den Kaiser Napoleon I, und 2) in der leichtfertigen Vernichtung zahlreicher Urkunden durch die im Schlosse einquartierten französischen Soldaten. Was die Beraubung betrifft, so läßt sich nicht daran zweifeln, und es ist eben so gewiß daß die französische Regierung, als sie genöthigt war ihren Raub zurückzuerstatten, dieser ihrer Verpflichtung nur sehr unvollständig nachkam. Es gibt jetzt gewisse Tauben-Löcher in den Archiven von Simancas, die mit einem Papier überdeckt sind auf welchem geschrieben steht: „Los Documientos estan en Paris;“ und Hr. Teulet, von den Archiven Frankreichs, welcher, nebenbei bemerkt, der Meinung ist daß sämmtliche Staatspapiere von Simancas größeren Nutzen gewähren würden wenn sie unter seiner Obhut ständen, behandelt sie mit zärtlicher Sorgfalt. Dieser Verlust umfaßt ungefähr 300 Legajos, die gewiß nicht die mindest interessanten sind. Da sie sich indessen nur auf die Unterhandlungen zwischen Spanien und Frankreich beziehen, und da von 100,000 Legajos 300 nur einen kleinen Theil bilden, so ist der Charakter der Archive als Ganzes durch ihre Verschleppung nicht wesentlich verändert.

Was die Vernichtung von Staatspapieren durch französische Soldaten betrifft, so muß ich meine Ungläubigkeit bekennen. Ich habe alles mögliche gethan um zuverlässige Kunde über diesen Gegenstand zu erhalten, und das Ergebniß meiner Erkundigung war folgendes: Kein Beamter der Archive und auch keine andere Person von einigermaßen wissenschaftlicher Bildung, die Zeuge des Benehmens der französischen Soldaten gewesen, lebt jetzt noch in Simancas oder dessen Umgegend. Im ganzen habe ich nur drei Augenzeugen ausfindig gemacht. Der eine davon ist eine Dame, welche früher reich war, jetzt aber in dem Dorf Arroyo in sehr herabgekommenen Umständen lebt. Sie geht so weit daß sie mich beschuldigt: ich habe in Gesellschaft mit Napoleon I Spanien geplündert. Sie ist bereits kindisch. Die andern Zeugen sind zwei ziemlich verständige Bauern in Simancas. Ich habe sie abgesondert vernommen, allein ihre Aussagen stimmen übereiu. Sie sagen: „Als eines Tags ein starker Wind wehte, beschlugen sich die französischen Soldaten im Schlosse damit Legajos vom obersten Balcon herabzuwerfen, und die Papiere wurden natürlich vom Wind hinweggeführt. Das benachbarte Feld sah aus als ob es mit Schnee bedeckt wäre. Sobald indessen der befehlgende Officier von dem Vorgang in Kenntniß gesetzt wurde, that er diesem eigenthümlichen Verfahren nicht nur Einhalt, sondern befahl auch daß unter seiner Oberaufsicht sämmtliche Urkunden gesammelt und den Archiven zurückgegeben wurden. Noch ein andrer Umstand, führen meine Zeugen fort, erregte damals sehr unangenehme Empfindungen unter den Spaniern. Die französischen Soldaten rauchten ihre Pfeifen im Schloß, und zündeten sie mit brennendem Papier an. Welcher Art dieses Papier war, konnte keiner mit Gewißheit sagen, allein fast allgemein glaubte man daß die Franzosen Urkunden verbrannten.

So weit die Zeugen. Ihre Aussagen gehen nicht so weit daß sie positiv behaupten: die Franzosen hätten vernichtende Hand an die Archive gelegt. Aller Verdacht aber muß verschwinden, wenn wir berücksichtigen daß weder die Beamten noch die Leser in den Archiven während des Zeitraums von fünfzig Jahren irgendwelche Papiere vermißten, mit Ausnahme derjenigen die in Paris sind, oder der von den obenangedeuteten Herren entwendeten. Don Manuel Garcia, der nur wenige Jahre nach der französischen Occupation den Dienst in den Archiven antrat, ist der Meinung daß die von den französischen Soldaten verbrannten Papiere, wenn sie überhaupt den Archiven angehörten, nicht aus der Zahl der

Urkunden, sondern aus der „Conteria," d. h. aus dem Bureau des die Ausgaben der Verwaltung, z. B. Papier, Dinte und andere in den Archiven gebrauchte Dinge, verrechnenden Beamten genommen seyn konnten. Ein solcher Verlust wäre nicht groß.

Fassen wir alles zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse: daß die Archive von Simancas, obgleich sie nicht unversehrt geblieben, doch weit weniger gelitten haben als diejenigen Englands, Frankreichs und Belgiens. Die Folge ist daß der Leser in denselben im allgemeinen die die großen politischen Verhandlungen während des sechzehnten Jahrhunderts betreffenden Papiere eben so vollständig findet, als es der Fall seyn würde wenn er über eine neuere Unterhandlung Studien im „Foreign Office" machte.

Titus Toblers dritte Wanderung nach Palästina im Jahr 1857.

Titus Tobler hatte seine erste Reise nach dem bezeichneten Land in einem beschreibenen Bande mit dem Titel „Lustreise ins Morgenland" (Zürich 1839) beschrieben. Es war das eine leicht und angenehm geschriebene Touristen-Arbeit, welche übrigens bereits manche hellere Blicke eröffnete. Seine zweite Wanderung hat ihm Stoff zu sieben Büchern gegeben, welche fast 4000 Seiten umfassen und welche mit verschiedenen Illustrationen versehen sind. Ueberdieß hat er zweimal einen Plan der Stadt Jerusalem mit einem sehr genauen Gassennetze herausgegeben. Das erste jener Bücher (St. Gallen und Bern 1849) bespricht Bethlehem; das andere (St. Gallen und Bern 1851) Golgatha, seine Kirchen und Klöster; das dritte (St. Gallen 1852) die Siloahquelle und den Oelberg; das vierte (St. Gallen und Konstanz 1853) mit dem Titel „Denkblätter aus Jerusalem" gibt Kunde über die innern Verhältnisse der „Heiligen," die Bauart ihrer Häuser, die Kleidung, Ernährung und Beschäftigung ihrer Einwohner, über religiöse und politische Einrichtungen der Stadt und über allerlei praktische Dinge; das fünfte Buch (Berlin 1853) gibt, nach Voranschickung eines ausführlichen Literaturberichts, eine Topographie von Jerusalem; das sechste (Berlin 1854) eine Topographie seiner Umgebungen; das siebente endlich (Berlin 1855) liefert einen Beitrag zur medicinischen Topographie von Jerusalem. In diesen Büchern, welche sämmtlich mit tüchtigen Registern ausgestattet sind, ist, mit Ausnahme des letztern, alles mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, man kann sagen historisch erschöpfend behandelt. Es wird darum auch kaum ein Sterblicher diese Bücher vollständig, Blatt um Blatt, gelesen haben oder lesen, aber für jeden Fachmann werden sie stets unschätzbare Repertorien seyn.

Die Schrift Toblers über seine dritte Wanderung nach Palästina, Gotha 1859, von dem Verleger J. Perthes fein ausgestattet, nimmt eine seine andern Schriften überstrahlende Stellung ein. Denn Tobler hat sich hier bemüht wissenschaftliche Gründlichkeit mit unterhaltender Darstellung zu verbinden. Auch die Sprache ist eine gefeiltere geworden, doch fehlt es auch in diesem Werk nicht an eigenthümlichen, schweizerischen Worten und Ausdrücken. So lesen wir z. B. (S. 160) von einem pflügerbelebten Thale, S. 173 von einem glockenganzen Himmel, S. 184: „man rieth mir, hier rathend und thatend zu wohnen," S. 294: „was zur Folge hatte daß der preußische Beamtete gar so handum fußum ihn in Verwahrsam bringen ließ," S. 389: „die Straßen durchquert."

Das Werk zerfällt in drei Theile: der erste gibt Bericht über einen Ritt durch Philistäa, der andere schildert Fußreisen im Gebirg Judäa's, der dritte liefert eine „Nachlese in Jerusalem." Die beiden ersten Theile enthalten außer interessanten Untersuchungen über verschiedene Ruinen und Alterthümer, z. B. von Jbna (dem Jadne der Bibel), Esdûd (Asdod), Battâni, Dêr el Benat, Bettir, Chirbet el Jehud (Judenruinen), Chirbet Bûkus (d. h. Paulusruine), Bêt Nettif, Dschibrin, Tell Santa Hanne, wo zweierlei Höhlen von Columbarien entdeckt wurden, El Kubêbe u. s. f., sowie über eine neue Straße nach der Meeresküste, eine ganze Anzahl höchst anziehender, lebensfrischer Bilder, von welchen wir unten einige mittheilen wollen. Im dritten, umfangreichsten Theile werden namentlich abgehandelt: Jerusalems Klima, Wasser, Bodengestaltung, Höhlen (wo die Baumwollenhöhle eine besondere Beleuchtung gefunden hat), Ringmauern, Gassen, Kirchen und Klöster, Moscheen, Synagogen, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, Alterthümer, Gräber u. s. f. Die großen Streitfragen über die Aechtheit der Grabesstätte, über den Lauf des Tyropöon, die Lage von Akra sind auch in diesem Werk unerledigt geblieben. Tobler glaubte seine frühern Ansichten in dieser Beziehung „einstweilen" festhalten zu dürfen.

Beigegeben sind dem Werk: eine interessante Abhandlung über das Pilgerwesen; recht brauchbare „Reisewinke," mit denen wir, die Empfehlung der Winterszeit zum Reisen ausgenommen, vollkommen einverstanden sind; Francisci Pipini tractatulus de locis terrae sanctae; Beiträge zur Literatur, mit kurzer, feinscharfer Kritik, und eine Sammlung von nicht weniger als 930 Anmerkungen, in welchen viele Gelehrsamkeit verborgen ist. Die Herbeischaffung des gelehrten Materials, dessen Tobler zu seinen Werken bedurfte, nach dem kleinen Bade-Ort Horn am Bodensee, woselbst er als vielbeschäftigter Arzt wohnt, ist etwas staunenswerthes. Fast hätten wir vergessen zu bemerken daß das VI und 514 Seiten umfassende Werk auch mit einer Karte des Landes „zwischen Jerusalem offeits, Bêt Dschibrin und Er Ramleh westseits," und mit 31 Holzschnitten geziert ist.

Wir lassen nun von den erwähnten Lebensbildern einige folgen, nur vorher noch bemerkend daß Toblers Polemik in seiner neuesten Schrift eine mildere geworden, daß er aber in der Wahrheitsliebe treu geblieben ist.

1. Bei gutem Wetter langten wir in Bet Dschibrin an, ich ebenso wenig müde als gestern in Bet Nettif. An beiden Tagen war ich jedoch vom Durst ziemlich geplagt, den ich auch mit Regenwasser aus Felslöchern löschte. Ich kehrte

beim Kohlenhändler, der uns begleitete, zu. Der Empfang war ein ganz freundlicher, und heute wird meine Bettstelle weniger karg zugemessen seyn als die gestrige. Ich machte die Beobachtung daß die Männer hier und in Bet Nettif weit schöner als die Frauen sind, was wohl daher rührt daß diese so viele und auch die schmutzigsten Arbeiten verrichten müssen, und auf ihre geistige und leibliche Cultur fast gar keine Zeit verwenden können. Indeß sahen die Frauen unseres Hauses, welche keinen Schleier trugen und besonders freundlich sich benahmen, nicht gerade so übel aus; keine verbarg sich vor den Männern. Unsere Hausleute sind gute Mohammedaner; allein sehr unangenehm berührte mich hier und in Bet Nettif die Zerstreutheit, in der man während des Gebets andere Sachen hineinzog oder schwätzte. . . . . Ich finde es bemerkenswerth daß die Leute im Hause so wenig schlafen. Sie waren gestern etwa bis 11 Uhr auf, und schon Morgens etwa vier Uhr hörte ich das Geschnirr und Geschnarr der Handmühle. Wie wonnevoll ist es Morgens in der Frühe, da es noch Nacht ist, den schweren Mühlstein treiben und die genügsamen Frauen dazu absatzweise singen zu hören, bis die heimliche Taube mit ihrem friedlichen Girren sie ablöset! Was doch der Mann der fleißigen Frauenhand verdankt!

2. Werfen wir jetzt einen Blick in das häusliche Leben. In unserm Zimmer (in Bet Dschibrin) bemerkte ich eine besondere Einrichtung zur Aufnahme des Wassertopfes. Auf dem erhöhten Platz war an einem Pfeiler ein halb cirkelrunder, auf vier Füßen stehender Ring aus Mist und Lehm gemauert, und da hinein der Topf gestellt. Einmal spuckte der Alte auf meinen Mantel, was ich begreiflich nicht zu seinen Gunsten mir notirte. Das Kupfergeld, das offen in meinem unbewachten Tornister lag, blieb unangetastet. Ueberhaupt sind die Leute recht brav. · Während ich dieß schreibe, sitzen neugierig und plaudernd drei mohammedanische Frauen um mich her, und wie die Kinder schauen sie meinem Schreiben, einer Art Hexenmeisterei in ihren Augen, so gerne zu. Ich stehle dabei das Licht von der Lampe, die ausßicht wie ein höflich herunterngenommener Dreizipfelhut mit einem Zipfel für den Docht nach vornen. Eine junge Frau benahm sich immer besonders höflich gegen mich, und ließ nichts von Christenhaß durchblicken. Später werde ich wieder das tactmäßige, gar nicht unangenehme Wiederkauen des Kamels hören, das im Hof unangebunden die Krippe bewacht, indem es seinen bureaukratisch schmollenden Kopf ehrfurchtgebietend hin und her dreht. Einmal wollte es sogar meinen fränkischen Hut verkosten, und wohl mehr den Umstehenden als seinem Gaumen eine Freude bereiten. Nach und nach wurde ich doch als Arzt bekannt, und es kam ein Augenkranker nach dem andern — chronische Augenliderentzündung, grauer Staar. Auf weit und breit betet kein Priester vor, und fühlt kein Arzt den Puls und secundirt ihm keine plauderhafte Hebamme, und es geht dennoch.

3. Wir bekamen gleich (zu Nuba) Herberge in einem Bauernhäuschen. Eine junge, schöne, wenn auch tätowirte Frau zeigte sich ungemein rührig, um meinen Reisewünschen zuvorzukommen. Auch hier wäre es besser hin und wieder die Augen nicht aufzuthun, der Wasserschlauch rann, daß das Wasser den Boden im Zimmer theilweise überschwemmte, und mit beiden Händen schöpfte sie dasselbe in einen Krug, auf daß jener, uns zum Vortheile, um so schneller wieder trocken werde. Wie doch die wunderbaren Hände hier zu Lande nicht bloß Löffel und Gabel, sondern selbst Bodenlumpen vertreten! Als ich mich da satt gesehen, bemerkte ich auch daß den Boden auf einmal ein paar Rinder einnahmen. Die primitiven Krippen, eine zur Rechten und die andere zur Linken, hätten mir zu verstehen geben können, was der niedrigere Theil des Zimmers bedeute. Auf einem Gestelle oben, damit der Bauer es ja nicht einsam haben sollte, thronten die lieben Tauben, und eine Gluchenne ermangelte nicht mit den pipenden Küchlein mir einen Besuch abzustatten, und später schlich eine Katze herum. Außen war Kindergeschrei und Weiberlärm, innen Männergeplauder. Der Gaumenweide sollte eine etwas zweifelhafte Augenweide vorangehen. Einem Hahne, den ich kaufte, schnitt man kurzen Processes den Kopf ab, rupfte und kochte ihn, natürlich die Köchin mit den gleichen Händen, welche das dem Mistwasser ähnliche Wasser aufschöpften, und unter dem Kochgeschirr brannte und flackerte die Flamme wie wild im Freien vor dem Hause. Ich darf nicht vergessen zu berichten daß die geschäftigen und vielvermögenden Hände der Köchin auch bald Napf und Mehl hervornahmen, den Teig tüchtig kneteten, und von dem Backwerke, unserm täglichen Brode, stiegen die abgerissenen Brocken lustig in den Mund. Das ist wieder ein Stück Arbeitleben im heiligen Lande . . . . . Und eben ergötzt es mich, wie mein Hauspatron, in weißem Hemde und Turban, mit schwarzem Auge und Langbarte und Bognase (gebogener Nase) sein krauskköpfiges, blau und etwas schmutzig aussehendes Kind herzte und küßte, das dann zur Mutter übergieng und nun reitlings (rittlings) auf der linken Schulter am Kopfe sich hält, während Männer und Frauen meinem Schreiben zusehen. Die nachbarlichen Kinder betrachtend, frage ich: soll man dieses Nutzthier scheuen? Ist etwa ein Schoosthündchen besser, oder eine Katze? . . . Am Licht der Lampe gab der Bauer dem Vieh Strohhäcksel und dann Gerste, auch die Frau fütterte, wie denn auch die Weiber beim Ackern helfen. Den seinern Theil vom Strohhäcksel ließ man durch ein Sieb auf den Boden fallen, und den andern ward man in die Krippe. Im Napfe, aus dem man den Thieren zu saufen gab, knetete wahrscheinlich unsere Hausfrau den Teig, und aus demselben aßen auch die Leute. Wenn man reist, muß man Philosophie, die selbst in den Cynismus abartet, üben; die Studierten bleiben in der Studierstube, wie das Weiß und Gelb in der Eischale.

4. Unter einem Feigenbaume (bei Ain ed-Dib) aßen wir zu Mittag und ruhten aus. Es gesellten sich auch freundliche Leute dieser Landschaft zu uns, und besonders gesprächig und fröhlich war ein Greis, dessen Kleidung bewies daß er einen höhern Rang einnahm. Im Flusse seiner Rede rührte er sich drei Weiber zu besitzen, eines auf der rechten Seite, ein anderes auf der linken und das dritte für das Herz, was er zugleich mit der Hand andeutete.

5. Das saft die ganze Nacht unterhaltene Feuer im Chan (zu Sarah, wohl das alte Zorah, Simsons Geburtsort) verbreitete eine große, wenigstens unbehagliche Wärme, weit mehr aber als diese belästigte das fast ununterbrochene Geplauder, das bis gegen Morgen andauerte, und das Ein- und Ausgehen, ohne daß dieses je ein Ende nehmen wollte. Zur Unterhaltung sah ich die eigenthümliche Selbstmusterung, um über dem Feuer die Läuse los zu werden. Sobald die Hitze weniger erträglich ist, fallen sie ins Feuer herunter. Diese Nacht wurde mir auch etwas seltsames klar. Gestern Abend sah ich auf dem Boden mehrere Steine herumliegen, und brauchte einen zum Sitzen, allein die Leute machten einen ganz andern Gebrauch davon, die Steine dienten ihnen als Kopfkissen. Jakob schlief ja auch auf einem Steine.

Menschenfresserei in Brasilien.

Es hat die cannibalische Sitte, Menschen zu fressen, etwas so grausiges für den Europäer, daß er, wenn auch zu den wildesten Nationen sein Schritt gelenkt worden ist, sich nicht entschließen kann daran zu glauben, daß dieser und jener Mund der ihn umstehenden Wilden schon Menschenfleisch genossen habe, oder selbst gern noch die blutigen Knochen eines erlegten Feindes abnagen möchte, wenn nicht eben das Herandringen der Culturmenschen ihn daran verhinderte. Diese Verhinderung ist nun entweder ein moralischer Zwang, den die Cultur dadurch dem Cannibalen auferlegt, daß sie mit Schaudern und Entsetzen zurückfährt vor dem grausigen Gastmahl, und sich mit Entschiedenheit zwischen dem Schlächter und sein Schlachtopfer stellt, bis bei ersterem ein gewisses Mitleid gegen letzteres wach wird und den blutigen Mord nicht mehr gestattet — oder die Cultur hemmt dadurch die Menschenfresserei, daß sie — und das ist sehr zu beherzigen beim Cultiviren ganz wilder brutaler Menschenstämme — den nach Fleisch und Blut lechzenden Barbaren Schlachtvieh zuführt, und auf diesem Wege der Raubthiernatur solcher Cannibalen Genüge leistet. Erstere Art, der Menschenfresserei entgegen zu treten, mag mehr auf Continentalküsten gelungen seyn, letztere vielleicht mehr auf kleinen Inseln, auf denen alles warmblütige Thierleben bis dahin fehlte, und beide mit einander vereinigt haben es allerdings dahin gebracht daß das notorische Menschenfressen ziemlich ganz aufgehört zu haben scheint.

Und dennoch begegnet der Reisende, zumal der durch manche Continentalstrecken Reisende, so manchem Gerücht von Menschenfresserei, was er indeß nicht glauben mag. So gieng es mir auf so manchen Punkten meiner Reise. Am Rio Negro erzählte man mir mit großer Bestimmtheit daß an einzelnen Zuströmungen dieses „parana pixuna“ des „schwarzen Flusses“ noch Cannibalen stecken, die ihre Feinde brieten und verzehrten. Ueber die Araras am Rio da Madeira, eigentlich Caiari genannt, hatte ich vor Jahren in Rio de Janeiro die officielle Nachricht gelesen daß sie sich einige Muras, deren Hauptstamm am Rio das Uautas in der Albeia von Pantaleao jetzt vereint unter einem Director dos Indios lebt, eingefangen, gebraten und gefressen hätten.

Doch das war ein schon vor Jahren vorgekommener Vorfall, und er hinderte mich keineswegs daß ich nicht von Manaos am Rio Negro aus ganz allein und ohne alle Spur von Waffen in einem Cano mit drei uncultivirten Indianern den Amazonenstrom hinabgieng, um von diesem „parana acu“ dem „großen Fluß“ aus jene Albeia von Pantaleao am Rio das Uautas aufzusuchen, und daß ich erst dann etwas befangen wurde als ich nach einer ununterbrochenen Fahrt von 48 Stunden, während welcher wir auf dem ungeheuren Strome keiner Menschenseele begegnet waren, mich von meinen braunen Waldmenschen — sey es aus Unkenntniß, sey es in absichtlicher und nicht wohlgemeinter Irrfahrt — in den Rio da Madeira hinaufgerudert sah, und mich in Folge eines augenblicklich gefaßten Entschlusses nach einer forcirten Fahrt von 15 Stunden schon wieder bei freundlichen Culturmenschen in Itacoatiara am Amazonenstrom befand, nicht ohne von ihnen einen kleinen Verweis zu bekommen daß ich dem Indianervolk gar zu viel Zutrauen schenkte.

Wie weit solcher Wink mit einiger Furcht vor Menschenfresserei zusammenhieng, kann ich nicht sagen. Außer jenen Muras sind auch die Gummisucher, die „Seringueiros“ am Rio da Madeira vielfach von den Araras belästigt worden, doch ist mir in neueren Zeiten außer jenem notorischen Vorfall mit den Muras nichts vom Cannibalismus in jenen Gegenden vorgekommen. Was indeß im Dickicht der Wälder am Caiari und seinen Confluenten geschieht unter den dort fern vom gesitteten Einfluß lebenden Barbaren, dafür läßt sich kein sicheres Zeugniß ablegen.

Als ich am Rio das Pedras, einer kleinen Zuströmung des Mucuri, jene ganz nackte Botocudenhorde unter ihrem Kaiken Inquirana antraf, und mit mehr Spannung, als ich je in meinem Leben eine Menschenfraction betrachtet hatte, diese seltsamen Waldscheuen durchmusterte (s. m. brasil. Nordreise I. S. 293), da flüsterte man mir ebenfalls etwas von Menschenfresserei dieser Botocuden zu, so daß ich, als ich eben selbst mein kleines Mahl hielt, den vor mir in seiner vollsten Nacktheit dastehenden Wilden mit dem Zeichen des Essens fragte: Oh Inquirana, chiporoka ampiep? — Chiporoka ampiep, erwiederte mir sehr ruhig und langsam der Botocude mit leisem Klopfen seiner Hand auf den Magen, — „ein Feind ist gut.“ — Und dennoch ließ er mich in Zweifel, ob er den Gestus eines Menschenfressers oder eines nachahmenden Affen gemacht hätte. Und in diesem Zweifel bin ich bis zur Ankunft des letzten englischen Southamptonpakets, welches Nachrichten aus Rio vom 8 October bringt, geblieben.

Ich habe in meiner Nordreise (Bd. I. S. 163) des Rio Doce unter 19° s. Br. Erwähnung gethan als eines Küstenflusses, an welchem, nachdem dort schon vor 20—30 Jahren ausgedehnte Culturversuche ziemlich vergeblich gemacht waren,

in den neuesten Zeiten ein Dr. França Leite den Versuch zur Belebung jener Gegenden wieder aufgenommen hat. Unter dem Namen Francisbania hat er dort eine Colonie angelegt, welche beiläufig gesagt so schlecht geht als Privatspeculation, daß der Unternehmer seine mit der Regierung eingegangenen Verbindlichkeiten nicht hat erfüllen können, und dieselbe Regierung das erbärmliche Unternehmen hat übernehmen müssen, „als welches Regierungsunternehmen es in den künftigen Relatorien figuriren wird, falls nicht aus Mangel an Anregung der Kern, der sich dort gebildet hat, wieder zerfällt." (Relatorio da repartiçaõ geral das terras publicas vom 31 März 1860. S. 47.)

Nun meldet uns eine Rio-Zeitung: „Als sich ein Neffe des genannten Herrn, nur von einem Sklaven begleitet — gerade wie ich bei den Botocuden des Inquirana — in jener Gegend befand, wurden beide von den Pankas-Indianern angefallen und barbarisch ermordet. Die drei oder vier Soldaten des Detachements waren bei dieser Gelegenheit abwesend; sie hatten sich nach dem Ort Linhares begeben um Nahrungsmittel zu holen. Die wilden Cannibalen begnügten sich nicht mit dem doppelten Todtschlag; um ihren Blutdurst noch besser zu stillen, ergriffen sie den Körper des unglücklichen jungen Mannes, hiengen ihn auch über der Flamme eines bereitgehaltenen Scheiterhaufens, und richteten so, nachdem sie ihr entsetzliches Mahl fertig gemacht hatten, ein grausiges Fest mit dem Fleisch ihres Schlachtopfers an, als Zeugniß dieser blutigen Scene abgenagte Knochen auf einem Aschenhaufen zurücklassend. Die Leiche des Negers blieb verschont, und der Gefräßigkeit der wilden Thiere und Raubvögel überlassen.

Ein armer Colonist welcher sich ebenfalls an jener Stelle befand, entfloh bei so gräßlichem Anblick, und versteckte sich, mit sich tragend sein kleines Kind, im Wald und blieb von Entsetzen gefesselt und ohne alle Nahrungsmittel drei Tage daselbst; erst am vierten Tag kamen sie nach Linhares.

Dieser schauderhafte Vorfall darf nicht allein Thränen des Schmerzes und Jammers bei der Familie dieses in so jugendlichem Alter dem schändlichsten Tod unterlegenen jungen Mannes erwecken; in unserm Land verlangt er die ernsthafte Aufmerksamkeit unserer Regierung und fordert wirksame Vorsichtsmaßregeln gegen die Erneuerung so empörender und so schändlicher Vorfälle, die ganz in der Nähe des Anbaues, der Hauptstadt und der Civilisation vorkommen — und das in einem Lande, in welchem die Bekehrung und Civilisirung der Indianer alljährlich die Zuertheilung einer gewissen Geldsumme im Budget verlangt, von welcher die Regierung sorgsamerweise doch einige Resultate ziehen sollte."

So weit die Rio-Zeitung. — „Chiporoca Ampiep" hatte mir Inquirana am Rio das Pedras, etwa 15 Meilen nördlich in gerader Richtung vom Rio Doce, ganz treuherzig versichert. — Ich weiß nicht ob ich heute, nachdem ich diesen Vorfall gelesen habe, noch einmal mit einem Neger allein, gerade wie jener Neffe des Colonievirectors França Leite durch das Gebiet der Botocuden in unbefangener Stimmung reiten würde. Aber ich glaube auch nicht daß die Lage eines Colonisten, der mit seinem Kind auf dem Arm in den Wald springen und dort hungernd versteckt bleiben muß nach dem Anblick der scheußlichen Menschenfresserei, eben viele Auswanderer nach dem Lande der Botocuden hinzulocken vermag.

Dr. Robert Avé Lallemant.

Ueber Californiens Legislatur.

Schon im Jahre 1848, kurze Zeit nach der Cession Californiens an die Vereinigten Staaten durch den Frieden von Guadalupe-Hidalgo, traten die Notabilitäten dieses Staates zusammen, um demselben eine Constitution zu geben, welche so vortrefflich abgefaßt ward, daß sie sich mit Ehren denjenigen der anderen Unionsstaaten an die Seite stellen kann, auch von der Central-Regierung anerkannt ward, als wenige Jahre darauf Californien als selbständiger Staat in die nordamerikanische Conföderation aufgenommen wurde. Die Urheber jenes ersten Schrittes zum Uebergang von einem fast rohen Naturzustand zu einer neuen Aera waren, außer heruntergekommenen Politikern welche im Osten einer siegreichen Partei hatten weichen müssen, die ersten Ansiedler des Landes: Amerikaner und Mexicaner, welch letztere durch einen Artikel obigen Friedenstractats sich in amerikanische Bürger, mit gleichen Rechten, verwandelt sahen.

Um dem neuen Staat Gesetze zu geben, schritt man zur Wahl der Mitglieder der ersten Legislatur; die Electionen des südlichen, von Ansiedlern spanischer Abkunft bewohnten Theiles fielen auf respectable Mexicaner (welche, der englischen Sprache unkundig, ihre Reden in den späteren Sessionen verdolmetschen lassen mußten), während das Centrum und der Norden Californiens von Amerikanern repräsentirt wurden. — Dem 60 englische Meilen von San Francisco entfernt gelegenen Ort Pueblo de San José ward der Titel „Hauptstadt Californiens," und dessen Bürger beeilten sich durch Erbauung eines Capitols dieser Ehre zu entsprechen; dieses Gebäude war freilich nur von Adobe (an der Sonne gebrannten Ziegelsteinen) erbaut, entsprach aber provisorisch vollkommen dem Zweck. [1]

[1] Seitdem wetteiferten verschiedene Orte um die Ehre einer Residenzstadt. Der erste Vorschlag der Art wurde vom General Vallejo, einem alten Californier, gemacht, welcher der Legislatur anbot in der von ihm erst zu erbauenden neuen Hauptstadt „Vallejo" (in der Nähe Benicia's an der San Pablo-Bay) für ungefähr eine halbe Million Dollars Staatsgebäude für seine Rechnung zu errichten, wie Capitol, Stadthaus, Gefängnisse, Kaserne ꝛc., und dieselben dem Staat nebst bedeutendem Grundeigenthum zu schenken. Diese Offerte ward angenommen, und die nächste Sitzung sollte dort stattfinden, auch wurden die Kosten, nach dem im Jahr darauf errichteten Capitol gesandt; allein den Herren Legislatoren gefiel es dort nicht in den kahlen Wänden, umgeben von Urwald oder öden Flächen, wo kein Kaffeehaus, Billard, Theater, ja nicht einmal ein Familienkreis ihnen Unterhaltung bieten konnte, und so nahmen sie nach wenigen Tagen das Anerbieten der Stadt Sacramento an, wo die Bürger gleichfalls ein Ständehaus errichtet hatten, und seitdem ist dieser Ort die Hauptstadt des Landes. Noch nach Jahren stand Vallejo's „Capitol" einsam und verlassen auf seiner Anhöhe, bis die Flammen auch diesem Denkmal seiner geräumten Größe ein Ende machten.

Diese erste, im Winter von 1849/50 stattfindende Session zeichnete sich darin vor den nachfolgenden aus daß bei dem Mangel an Candidaten bei den Wahlen keine besondere Rücksicht auf die Parteien genommen war, welche sich sonst in den Vereinigten Staaten so grell gegenüber zu stehen pflegen, und daß aus Mangel an Stoff zur Berathung — da allen die Verhältnisse des Landes noch fremd waren — man mehr auf Unterhaltung als auf ein ernsthaftes Wirken zum Besten des Staates Bedacht war.

Die erste Sorge der Legislatoren war sich selbst, dem Gouverneur und anderen Staatsbeamten hohe Salare zu votiren (den Deputirten 16 Dollars per Tag und Reisegelder, allen Beamten von 8000—12,000 Doll. jährlich), und um die Mittel zur Zahlung zu finden, wurden Staatsschuldscheine zum Betrage von 300,000 Doll. ausgefertigt (das Ultimatum der durch die Constitution erlaubten Staatsschuld). Ferner wurden verschiedene Steuern ausgeschrieben und alle fremden Mineurs mit 16 Dollars per Monat taxirt. Dieses letztere Gesetz (miners tax) würde den Goldwäschereien einen Todesstoß gegeben haben, wäre es möglich gewesen demselben Kraft zu verleihen; von den mit der Eincassirung beauftragten Beamten (tax collectors) lieferte auch nicht Einer die empfangenen Summen ab; mehrere entflohen mit ihrem Raub, einige wurden ermordet, und die meisten gaben solche Abrechnungen daß dem Staat nichts verblieb. Spätere Legislaturen reducirten diesen Ansatz auf 2 Doll. per Monat, wodurch sich die Schatzkammer weit besser stand, und als die Einwanderung der Chinesen zunahm, erhob man ihn wieder auf 4 Doll. per Monat, welche Summe bis heute oft auf das grausamste von diesen armen Teufeln erhoben wird.

In anderen Ländern ist es mehr die Ehre welche den Candidaten zur Vertretung seiner Mitbürger alles aufbieten läßt damit die Wahl auf ihn falle; ja in England haben Particuliers bis 20,000 Pf. St. verausgabt und einzelne Stimmen auf ihre Kosten vom Continent kommen lassen, um das heißersehnte M. P. ihrem Namen nachsetzen zu können. In den Vereinigten Staaten ist dieses Verhältniß durchaus verschieden: der Yankee ist zu sehr Geschäftsmann um seine Zeit einer dreimonatlichen Session zu widmen, deren Remuneration, selbst zu californischem Ansatz, ihm kein Aequivalent für aufgegebene Praxis oder vernachlässigtes Geschäft bieten würde; der Titel „Honorable" ist seiner Ambition auch nicht genügend, zumal derselbe in dieser Stellung nur zu oft das Gegentheil bedeutet: es sind daher die Geschäfte welche solche Stellungen mit sich bringen, und welche, wie sich leicht denken läßt, nur auf Corruption begründet seyn können, die ihn anziehen sich darum zu bewerben; hier und da ist es auch wohl der politische Einfluß der ihn bewegt, und welcher zu einem guten Amt führen kann. Es mag hievon ehrenwerthe Ausnahmen geben, doch ist mir kaum ein Beispiel vorgekommen.

Wir finden daher auch daß nach der ersten obenerwähnten Legislatur ganz andere Elemente ins Feld traten, um bei den jährlich wiederkehrenden Wahlen sich zu betriegen. Einige Monate vor den — in Californien im Monat September stattfindenden — Electionen ernennen die verschiedenen Parteien ihre Repräsentanten zu einer Convention (primary election), welche dann über die Candidaten zu den Staats- und Localwahlen abstimmen. Kaum liegen diese Namen vor, so erscheinen dieselben in großen Lettern an der Spitze der den verschiedenen Parteien verkauften Journale, welche die Sache ihrer Candidaten aufs Blut vertheidigen, und die der Gegner in den Koth zu ziehen suchen. Ferner beginnen die besten Redner unter diesen Candidaten einen politischen Feldzug im Lande, um ihre respectiven Glaubensbekenntnisse (Platform) dem Volk vorzuhalten, und oft sind Monate im voraus die Tage und Stunden bestimmt an welchen diese Reden an den verschiedenen Orten gehalten werden sollen.

Je näher der Wahltag kommt, desto größer wird der Eifer der sich bekämpfenden Secten, die Zahl der Parteiblätter vermehrt sich, und Tausende von Exemplaren werden unentgeltlich vertheilt; es werden Volksversammlungen (public meetings) ausgeschrieben, Processionen ziehen durch die Straßen mit fliegenden Fahnen, Musik, Fackeln und Fassenden — oft sehr witzigen — Transparenten; auf den für diesen Zweck schnell errichteten Tribünen erscheinen die Redner, und die Gegenpartei sendet häufig Musikbanden und Spectakelmacher in das feindliche Quartier, um durch Pauken und Geschrei die Stimme der Sprecher zu übertönen.

Am Wahltag selbst fahren Wagen, mit Flaggen oder den Namen der verschiedenen Candidaten versehen, durch alle Straßen der Stadt, um die Wähler nach den Stimmorten (polls) zu befördern, wo ihnen die verschiedenen Wahlzettel von den Agenten der Parteien aufgedrungen, und nöthigenfalls noch durch ein Glas Whiskey unterstützt werden. Daß hierbei viel Mißbrauch getrieben und Unberechtigte zum Stimmen zugelassen werden, auch wohl der Wähler bestochen wird seine Stimme an mehr als einem „Poll" abzugeben, ist leider nur zu wahr, und San Francisco ist wohl der einzige Ort Nordamerika's welcher sich — freilich auf ungesetzlichem Weg, durch die Vigilance Committee — von diesem Unfug befreit hat. [1]

Wie bei den Staatswahlen Amtswechsel (rotation of office) das leitende Princip ist, indem der Erwählte die von ihm abhängenden Stellen unter dem Schwarm seiner Freunde vertheilt, so erwartet der Senator wie der Deputirte (Assemblyman in den einzelnen Staaten, Member of Congress, beim Congreß in Washington) seinen Theil an der zu hoffen-

[1] Manche Candidaten der einen Partei lassen ihre Namen auf die Stimmzettel der anderen drucken, wobei Papier und Druck genau nachgeahmt ist, um die Wähler zu täuschen; sie halten ihre Agenten an den verschiedenen „Polls" um ihnen feindliche Stimmgeber zu verschaffen, oder durch lästige Fragen (challenges) zu verwirren; sie selbst sind dabei immer zu Pferde und reiten von einem Stimmort zum andern, die Wähler freihaltend und eine weite Area durchreitend.

Die enormen Unkosten welche diese Wahlen den verschiedenen Parteien verursachen, werden (außer einem bei der Administrationspartei üblichen Abzuge von 10 Prec. des Gehaltes) bei allen Parteien durch Subscription und große Geldopfer der Candidaten bestritten. Wenn man berücksichtigt daß oft eine einzelne Zeitung 10—20,000 Doll. und mehr kostet, daß Tausende nur von der Ernte leben welche ihnen die Electionen abwerfen (zur Classe der Loafers und Rowdies gehörend), so kann man auf Millionen anschlagen was jährlich diesem corrupten System geopfert wird.

den Ernte. Dem amerikanischen Diplomaten gleich, welcher durch einen neuen Tractat irgendeiner Art seinen Namen vor das Publicum zu bringen sucht — tritt jeder dieser Gesetzgeber mit einem halben Dutzend Gesetzvorschlägen (bills) ins Capitol, oft ohne das Interesse seiner Constituenten im geringsten zu berücksichtigen. Die Zahl dieser in den jährlichen Sessionen Californiens vorgebrachten „Bills" beläuft sich durchschnittlich auf fünfhundert; die meisten betreffen locale Verhältnisse: Privilegien zu Brücken, Wegen, Fähren und Dampflinien, zur Errichtung von Banken, Compagnien und Vereinen mit persönlichen Rechten; zur Anlage von Städten, deren auf eine Million Einwohner berechnete Pläne vorgelegt werden, und welche man nach Jahren oft vergebens in den Prairien sucht. Auf Platte's großer Karte Nordamerika's sind z. B. viele solcher Städte verzeichnet, von denen keine Spur vorhanden, wie New-York on the Pacific in der Nähe San Francisco's, wo nicht einmal eine Fischerhütte zu finden ist, während schnell emporgewachsene Städte, wie Marysville und Nevada, sowie die früheren Hauptstädte Californiens — Los Angeles und San José — gar nicht aufgeführt sind.

Fast alle diese Gesetzvorschläge rühren nicht von den Mitgliedern der Kammern her, sondern von der Gallerie, wo die Interessenten (Lobby-members) ihr Spiel treiben, und durch Versprechungen, Tractiren, ja selbst Bestechung eine Majorität für ihre Pläne zu gewinnen suchen. Viele ehrenwerthe Mitglieder der Legislatur pflegen sich dahin zu verständigen ihre respectiven Bills gegenseitig zu unterstützen, und dieß ist die Ursache daß manches Gesetz gegen den ausgesprochenen Willen des Volkes durchgedrückt wird. Einiger dieser letzteren Gesetze werde ich hier erwähnen: um Freunden Stellen zu verschaffen, wurden unter anderen Fleisch-, Mehl-, Maß- und Gewicht-Inspectoren angestellt, zum großen Nachtheile des Handels, denn der unredliche Kaufmann findet immer Wege solche Gesetze zu umgehen; auch ein statistisches Bureau für Geburten, Ehen und Ehescheidungen wie Todesfälle ward errichtet, doch die dabei dem Publicum aufgelegte Abgabe war so hoch (das Salair der Agenten würde dadurch etwa 100,000 Dollars betragen haben), daß nur wenige den Bestimmungen dieses Gesetzes Folge leisteten, trotz der Wichtigkeit eines solchen Etablissements.

Ueberhaupt haben die meisten der dem allgemeinen Wohle bestimmten Gesetze Californiens total ihren Zweck verfehlt, und stehen wie ein todter Buchstabe in unserem Codex. Einige waren so mangelhaft abgefaßt, daß der höchste Gerichtshof dieselben als inconstitutionell erklärte, wie das Sonntags-Gesetz; andere konnten nicht zur Ausführung gebracht werden, weil die sich widersprechenden Clauseln vor den gewöhnlichen Tribunalen nicht Stich hielten, und endlich zeigte sich der persönliche Einfluß der Contravenienten mächtiger als das Gesetz selbst, wie die letzten Duellprocesse zeigten. [1] Die fehlerhafte

[1] Als das genannte Sonntagsgesetz in Kraft trat, wurden zwar die Tanzlocale Sonntags geschlossen, doch die Theater blieben offen, und da der Beweis leicht geführt war es sey keine Lärmende Unterhaltung (noisy amusement), so blieb dieser Theil des Gesetzes außer Kraft. Um nun ferner den Deutschen nicht Sonntags den Genuß des Bieres zu entziehen, kam ein speculativer Wirth auf die Idee einen deutschen Geistlichen zu ersuchen eine Bestunde (prayer-meeting) bei ihm zu halten; es erfolgte eine Anzeige folgenden Inhalts in allen Zeitungen und in verschiedenen Sprachen: Große Procession nach dem deutschen „Camp-Meeting" im Volksgarten; Ecke Second und Folsom-Straße, und darunter folgende Einladung: „Alle ordentlichen und friedfertigen deutschen Bewohner dieser Stadt und Umgegend sind ergebenst ersucht sich am Sonntag, 1 Uhr p. m., vor der deutsch-lutherischen Kirche in Sutter-Straße zu versammeln, um an der Procession theilzunehmen, welche nach genannutem Garten sich in Bewegung setzen wird, wo der sehr ehrwürdige Pastor M. sich erboten hat eine Predigt zu halten." (Org.) Viele fromme und ehrbare deutsche Bürger.

Die an jenem Betsitzungsort gehaltene Capucinerpredigt ward denn auch der Attractionspunkt für eine große Menschenmenge, und trotz des enormen Bier-Consums wagte die Polizei nicht einzuschreiten. Als bald darauf das Fraser River-Fieber an 30,000 Menschen von Californien nach den Goldregionen Neu-Columbiens zog, da erklärte endlich die „Supreme-Court" dieses Gesetz für inconstitutionell, aus Furcht alle Fremden möchten das Land verlassen.

So ward das Gesetz gegen Lotterien dadurch umgangen daß es kein Provisum gegen das Verkaufen von Loosen fremder Staatslotterien enthält, und jetzt sieht man diesen Unfug in allen Straßen San Francisco's, wo große Ausbängeschilde dieses Geschäft bezeichnen.

Auch das Duellgesetz hat sich bis jetzt noch nicht in seiner Strenge zeigen können; wer seinen Gegner im Zweikampf tödtet, würde nach demselben in mehrere Jahre Zuchthausstrafe verfallen, und außerdem der Familie des Getödteten 10,000 Doll. zu zahlen haben, doch bis jetzt trugen alle Duelle hier einen politischen Charakter, und der Einfluß der Delinquenten schützte sie vor Verurtheilung, wie z. B. der U. S. Commissioner Johnson, nachdem er Ferguson getödtet, sich in einer andern County retten ließ, wo er auf Freunde rechnen konnte, indem er vorgab in San Francisco sey keine unvoreingenommene Jury zu erlangen. Das merkwürdige bei der Sache war daß Johnsen selbst der Verfasser des Duellgesetzes ist welches er der Art umgieng.

und lose Abfassung so mancher Gesetzentwürfe, ist um so mehr zu verwundern, als die Majorität der Legislatoren aus Advocaten besteht.

Am nachtheiligsten auf unseren Handel wirkten die folgenden Gesetze, welche, trotz des manchen Guten das sie enthalten, doch dem Betruge nur zu sehr die Thore öffneten:

Das Insolvenz-Gesetz erlaubt dem Gläubiger durch Beschlagnahme des Eigenthums eines Zahlungsunfähigen, sich auf Kosten der übrigen Creditoren zu decken, und dadurch eine Cessio bonorum, wenn nicht zu verhindern, doch der Concurs-Masse ihre besten Activa zu entziehen. Während in einigen Fällen der furchtsame Gläubiger durch frühzeitiges Embargo den Credit seines Schuldners zerstörte, haben fraudulente Bankerottirer nicht nur ihren Freunden erlaubt sich im voraus sicherzustellen, sondern auch durch fingirte Schuldforderungen bedeutende Summen der Masse entzogen. Der Beweis des Betruges ist in diesen Fällen fast nie zu führen, und die Leichtigkeit mit der daher die Speculanten sich aller Verpflichtungen entziehen konnten, ist die Hauptursache daß der Yankee sich oft in die gewagtesten Unternehmungen einläßt, bei denen er viel zu gewinnen, aber nichts zu risiciren hat. Seit 1855 sind ungefähr 500 Bankerotte vor die Tribunale San Francisco's gebracht worden, deren Passiva über 12,000,000 Dollars betrugen; die daraus gewonnenen Dividenden waren größtentheils nominell, und nur in einem Falle ward der

Schuldner der Betrügerei überführt, während alle anderen sofort ihre Geschäfte unangefochten wieder aufnehmen konnten.

Das Gesetz welches den verheiratheten Frauen erlaubt auf ihren eigenen Namen Handel zu treiben, hat hier auch im ganzen aufs nachtheiligste gewirkt, denn schlechte Zahler übertrugen ihr Geschäft dem Weibe, der Firma ward ein Mrs. vorgesetzt, es erfolgte eine betreffende Annonce in der Zeitung, und der Mann figurirte sofort als Commis seiner Frau, betrog auf diese Weise seine Gläubiger, oder zwang sie zu einem Vergleiche. Der eigentliche Zweck des Gesetzes, der Frau Schutz gegen die Liederlichkeit des Mannes zu gewähren, ward dadurch total verfehlt.

Das Lootsen-Gesetz ist auch ein Fleck auf den Statuten Californiens, die bewilligten Gebühren sind so enorm daß die Wallfischfänger, sowie Schiffe in Ballast, unseren Hafen nicht zu besuchen wagen; ferner hat der Gouverneur das Recht die Piloten zu ernennen, und der dadurch entstandene Mißbrauch zeigte sich besonders grell in diesem Sommer, indem tüchtige Lootsen aus politischen Rücksichten ihres Amtes entsetzt und Ignoranten an deren Stelle ernannt wurden. Es bedurfte der ernsthaftesten Vorstellungen unserer Handelskammer (ein hier nicht gesetzliches, aber einstimmig anerkanntes Institut) um diese Ernennungen rückgängig zu machen, sonst würden die Assecuranz-Compagnien bei Versicherungen von und nach San-Francisco zweifelsohne ihre Prämie erhöht haben.

Ueberhaupt ist die größere Repräsentation der Minengegenden Californiens (welche fast gar nicht besteuert sind) die Ursache gewesen daß dieser Legislatur manches gethan hat dem Handel San Francisco's zu schaden, wie es folgende Gesetzvorschläge darthun, nämlich: die „Extension Bill," welche bezweckte den — durch Verkauf des halben Hafens zu Bauplätzen — schon sehr beschränkten Ankerplatz noch ferner zu reduciren, indem man die Fronte noch weiter 600 Yards hinausschob; und die Bulkhead-Bill, indem das sast zum Bedürfniß gewordene Project den Hafen durch eine Mauer vor fernerem Versanden zu schützen, nur dazu dienen sollte einigen Speculanten ein fünfzigjähriges Privilegium zu gewähren, ohne daß der Stadt eine erhebliche Rente daraus erwüchse.

Der ganze Staat hatte auch unter manchen Beschlüssen unserer Legislatur zu leiden, so der Contract, welchen dieselbe mit einem Privatmann abschloß, dem das Staatsgefängniß verpachtet wurde. Dieser Contract gewährte ihm für den Unterhalt der 5—600 Verbrecher die monatliche Vergütung von 10,000 Doll. — mit dem Privilegium: deren Arbeit zum Nachtheil der Industrie auszubeuten. Die schlechte Bewachung der Gefangenen, von denen fast wöchentlich mehr oder weniger entwichen (vielleicht auch absichtlich entlassen wurden), sowie die elende Beköstigung und Kleidung derselben, bewog eine spätere Legislatur diesen Contract aufzuheben, und den Gouverneur zu ermächtigen sich mit Gewalt in den Besitz des Gefängnisses zu setzen, was denn auch durch einen schlauen Streich gelang; allein der höchste Gerichtshof erklärte den ersten Contract für gültig, weil der gesetzgebende Körper versäumt hatte den Contrahenten zu indemnificiren, und so befindet sich diese Strafanstalt jetzt wieder in Privathänden.

So überschritten denn auch alle Legislaturen, mit Ausnahme der ersten, den Artikel der Constitution, wonach der Staat keine größere Schuld als 300,000 Doll. contrahiren durfte, sie autorisirten Indianerkriege (zu deren Kostenbestreitung die Central-Regierung 900,000 Doll. übernahm) und stürzten im ganzen den Staat in eine Schuldenlast von ungefähr vier Mill. Doll. Doch ungleich anderen Staaten der nordamerikanischen Union, welche in mehreren Fällen ihre Schulden verläugneten, haben Californiens Bürger am Wahltag des Jahres 1858 diese auf illegale Weise contrahirte Schuld in Toto anerkannt; dieselbe ist jetzt capitalisirt, trägt 6—7 Proc. Zinsen, und genießt an der Börse des besten Credites.

Aber auch gegen die Menschheit hat unsere Legislatur gesündigt, denn empörend ist das Gesetz nach welchem Farbige — worunter Neger, Mulatten, Indianer und Chinesen begriffen werden — von dem Schutz der Gesetze gleichsam ausgeschlossen sind, obgleich man sie zwingt die Lasten des Staates tragen zu helfen. Diesem Gesetz zufolge vermochte ein Weißer irgendeinen der genannten zu ermorden oder zu berauben, ohne der Strafe zu verfallen, wenn nicht das Zeugniß eines Weißen ihn verdammte, denn der Eid und das Testimonium eines Farbigen war nur gegen seinesgleichen gültig. Doch zur Ehre der Californier sey es gesagt daß in Fällen wo die Schuld moralisch erwiesen war, „Judge Lynch" die Sache in die Hand zu nehmen und den Verbrecher zu bestrafen oder des Landes zu verweisen pflegte. Durch einen Beschluß des höchsten Gerichtshofes sind jetzt die Chinesen diesem Gesetz nicht mehr unterworfen, obgleich dieselben im Innern des Landes noch stets der Verfolgung ausgesetzt sind. [1]

[1] Ueberhaupt sind die Chinesen von der Legislatur Californiens schmählich bedrückt und verfolgt worden. So veränderte sie in Betreff der Chinesen das Hospitalgesetz (wonach jedem Fremden gegen Zahlung von 5 Doll. — „commutation money," während zweier Jahre freie Verpflegung zugesichert wird), dahin daß die Söhne des himmlischen Reiches beim Landen 50 Doll. — zahlen mußten, eine doppelte Ungerechtigkeit, weil dieselben nur die Hospitäler der fünf großen chinesischen Compagnien benutzen, und nie dem Staat zur Last fallen. Doch auch diese hohe Auflage genügte den Gesetzgebern nicht, welche, durch die Eifersucht der amerikanischen Goldwäscher aufgeregt, die Landung der Chinesen auf californischem Boden ganz und gar unterlagen. Dieß bewog indeß endlich den höchsten Gerichtshof einzuschreiten, welcher beide Gesetze für unconstitutionell erklärte, da die Regierung der Vereinigten Staaten mit China einen auf Reciprocität begründeten Tractat abgeschlossen hat.

Es dürfte hier von Interesse seyn ein Wort über die Chinesen im allgemeinen zu sagen, wie sich dieselben in Californien organisirt haben.

Die nach verschiedenen Departements China's hier etablirten großen Gesellschaften sind: 1) die See-Yah-Comp. mit 15,700 Mitgliedern (von der Provinz Canton). 2) Die Hong-Shan oder Yong-Wo-Comp. mit 18,500 Mitgliedern (von der Provinz Macao). 3) Die Sam-Yah-Comp. mit 9200 Mitgliedern (von der Provinz Canton). 4) Die King-Yong-Comp. mit 3600 Mitgliedern (vom Südwesten Cantons). 5) Die Sun-On-Comp. mit 7400 Mitgliedern (von Hongkong). Im ganzen 54,400 eingeschriebene Mitglieder, von denen aber ungefähr 10,000 theils gestorben, theils nach China zurückgekehrt sind. Die Hauptbureaux sind in San Francisco, mit Agenturen in Sacramento, Marysville und Stockton. Jede Compagnie hat einen Presidenten (Salair 80—100 Doll. per Monat), einen Marine-Agenten und Secretär (Salair 50 Doll. per Monat), Aufseher ꝛc., welche sechsmonatlich durch Ballotage gewählt werden. Jeder Chinese kann Mit-

Das Verbot des Hazardspieles — worauf mehrere Jahre Zuchthausstrafe steht — verdient alle Anerkennung, hat aber außer in San Francisco noch wenig gute Früchte getragen, da die Richter nur zu häufig die Delinquenten entfliehen lassen, weil die für ihr Erscheinen angesetzte Caution zu gering genommen wird; auch mußten manche im Act des Spielens arretirte Croupiers entlassen, und die Klage niedergeschlagen werden, weil die Zeugen nicht beweisen konnten welcher Art das belauschte Spiel gewesen, für welches oft ein neuer Name erfunden wird; in den meisten Fällen erkaufen übrigens die Spieler das Stillschweigen der Zeugen.

Ferner verdanken wir dem Gesetz gegen Banknoten irgendeiner Art an Geldesstatt daß wir nicht wie der ganze Osten mit Papiergeld überschwemmt sind, denn alle derartigen Versuche scheiterten an der allgemeinen Weigerung daßelbe an Zahlungsstatt anzunehmen; im Fall einer Krisis würde der Besitzer solcher Gelder keinen Regreß nehmen können, und im Land des Goldes bedurfte es keiner papiernen Tauschmittel.

Auch die Fremdengesetze sind hier in mancher Hinsicht lobenswerth zu nennen. Wie in ganz Amerika, so sind auch hier die Gewerke frei, und der Goldgräber braucht so wenig wie der Handwerker und Kaufmann einen Gewerbschein zu lösen, noch sich bei den Autoritäten zu melden; will der Staat ihn besteuern, so muß er ihn aufsuchen und sein Geschäft erforschen. Die Constitution erlaubt jedem im Land ansässigen Ausländer den Besitz von Grundeigenthum ohne amerikanischer Bürger werden zu müssen. Viele der ersten Einwanderer kauften demzufolge hier Besitzungen, und kehrten später in ihre Heimath zurück, um dort von den hier erworbenen Revenüen zu leben, indem sie ihr Besitzthum durch Bevollmächtigte verwalten ließen. Sollte nun aber ein solcher Nichtbürger im Ausland sterben, so könnte es leicht kommen daß die Regierung Beschlag auf die ihm gehörenden Grundstücke legen läßt, wenn dieselben auf den Namen eines Nichtresidenten eingeschrieben sind. Bis jetzt ist freilich von den Behörden noch kein Schritt der Art geschehen, allein es ist den Interessenten zu rathen das Gesetz zu umgehen, indem sie ihr Grundeigenthum auf den Namen in Californien Ansässiger schreiben, und von demselben sich einen Hypothekenschein auf daßelbe geben lassen,

glied einer dieser Compagnien werden, er hat keinen Eid zu leisten, muß aber von 7—20 Doll. Eintrittsgeld zahlen, je nachdem er zu einer oder der anderen Gesellschaft gehört.

Diese großen Compagnien controliren die Bewegung der Chinesen nicht, noch machen sie Gesetze; sie sorgen nur für den Unterhalt der Hospitäler und Tempel, sowie der Begräbnißplätze; sie geben Unterstützung an Nothleidende, und schaffen die Leichen der Verstorbenen zum Theil wieder zurück ins himmlische Reich. Ihr Zweck ist nur der der Wohlthätigkeit. Die Compagnie-Gebäude dienen den Chinesen als Börsen und zur Unterhaltung.

So führen die Chinesen in Californien ein durchaus abgeschlossenes Leben, sie sind äußerst thätig, und das Chinesenquartier gleicht einem Ameisenhaufen, sie haben dort ihre eigenen Handwerker und Händler; die Kaufleute besitzen zum Theil schöne Steinhäuser. Viele treiben Fischfang und Gärtnerei, die meisten aber gehen nach den Minen.

durch welche legale Operation ihr Besitz nicht gefährdet würde. Auch das Erbschaftsgesetz ist jetzt in Californien viel günstiger als dieß in früheren Jahren der Fall war. Dem im Ausland lebenden Verwandten eines in Californien gestorbenen Fremden sind fünf Jahre Zeit gelassen sein Erbtheil anzutreten, welches inzwischen durch den „Public Administrator" oder den testamentarischen Executor verwaltet wird. Nach Verlauf dieser Zeit wird solches Eigenthum öffentlich versteigert und der Erlös nach Abzug der Kosten dem Fiscus übergeben, wo er fernere fünf Jahre zur Disposition der Erben steht; sollte es dann noch nicht beansprucht seyn, so verfällt solche Erbschaft dem Staatsschatz.

Mit jedem Jahr hofft der amerikanische Bürger daß das Resultat der Wahlen ein besseres als das vorhergehende werde, und so hofft denn jetzt auch Californien daß die in kurzem in Sacramento City sich versammelnden Legislatoren das Interesse des Staates mehr berücksichtigen werden als ihre Vorgänger, welche die Hülfte ihrer kostbaren Zeit der Verbesserung oder Annullirung früherer Gesetze widmen mußten. Möge dieß keine eitle Hoffnung seyn!

Die Administrationspartei, welche durchgängig in der ganzen Republik ihren Einfluß verloren, seit die Regierung durch elende Finanzverwaltung, den Mormonen- und Paraguaykrieg, die kleinliche Neigung Englands in der San Juan Angelegenheit und die Sklavenfrage in Kansas in jeder Hinsicht Fiasco gemacht — sucht nun in Californien dem Süden neue Stärke zu verleihen, indem sie auf Theilung dieses Staates dringt, was ihr indeß so wenig gelingen dürfte als der Versuch mit Mexico wieder anzubinden.

Es handelt sich nämlich darum aus der südlichen Hälfte Californiens und dem Arizona-Territorium einen neuen Sklavenstaat zu bilden, der von der mexicanischen Gränze bis zum 36sten Grad nördlicher Breite gehen soll; ein Vorhaben welches nicht nur dem Friedenstractat mit Mexico, sondern auch dem ganzen Geist der californischen Bevölkerung zuwider ist.

Obgleich nun bei den letzten Wahlen der aufs äußerste angespannte Einfluß der Beamten der Central-Regierung den Demokraten hier wieder scheinbar zum Sieg verholfen, so sind doch die Anti-Lecomptonisßts (oder Renegaten, wie man sie in Washington schilt) und Republicaner in hinreichender Anzahl vorhanden um ihre Plane zu durchkreuzen.

In einem Punkt aber hoffe ich daß alle Parteien Hand in Hand gehen mögen, und dieß ist das große Lebenselement woran der fernere Entwickelung unseres Staates besonders gelegen — „einer Eisenbahnverbindung durch den nordamerikanischen Continent!" —

Der Antheil Californiens an diesem Unternehmen wird sicherlich in der nächsten Session einen Hauptpunkt der Verhandlungen abgeben, und sollten unsere Gesetzgeber darin dem allgemein ausgesprochenen Wunsch nachkommen, so mögen ihnen viele Sünden verziehen seyn! W. S.

San Francisco, 5 Dec. 1859.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. Augsburg, 9 December 1860.

Die Veden.

Von M. Carriere.

Die erste Niederlassung der Indier, die bis zuletzt nach dem Abzug der Kelten, Gräco-Romanen, Germanen und Slawen noch mit den Parsen im alten Stammlande verweilt hatten und dann südwärts gezogen waren, fand im Pendschab statt. Da lebten sie wohl ein halb Jahrtausend lang und bewahrten die Cultur und das Erbe der arischen Gemeinsamkeit am treuesten, wenigstens haben wir durch sie die erste und ausführlichste Kunde und die ältesten Denkmale für jene Zeit nach der Trennung erhalten in den Liedern der Veda's. Hier haben wir Gesänge aus der vorepischen Zeit, wo uns die Griechen nur mythische Namen wie Orpheus und Linos nennen, hier nicht sowohl die Trümmer von Bauten und Bildwerken als die lebendigen Worte selbst, in welchen die alten Gedanken, Hoffnungen, Wünsche der jugendlichen Menschheit mit wunderbarer Frische, mit tiefsinniger Klarheit offenbart wurden; unser eigenes Nachdenken wie unser eigenes dichterisches Gefühl wird angeregt den Sinn zu verstehen, indem wir uns in die kindliche Anschauungsweise versetzen, der die Wunder der Welt ebenso freudig und genußbringend wie räthselhaft entgegentreten. Veda und Avesta, die Religionsbücher der Indier und Perser, sind zwei Ströme, die aus demselben Quell sich nach verschiedenen Richtungen ergießen und andere Wellen bewegen oder in sich aufnehmen, aber die Veden sind ursprünglicher, dichterischer.

Veda heißt Wissen. Der Name stammt erst aus der priesterlichen Zeit, nachdem man den alten Liedern die theologischen Auslegungen, die liturgischen Erläuterungen gesellt und sie zum brahmanischen Religionsbuch gemacht hatte. Die allgemeine und umfassende Sammlung heißt Rig-Veda; sie enthält 1017 Gesänge in 10,580 Versen (Rig), eingetheilt in 10 Mandala (Kreise) und 35 Anuwala (Abschnitte) nach den Geschlechtern der Sänger denen man sie zuschreibt. Von den beiden andern Veden enthält die Sama-Veda diejenigen Lieder welche beim Opfer gesungen werden, und die Yajur-Veda stellt die Sprüche zusammen die beim Opfer gesprochen werden. Die viel jüngere Atharva-Veda enthält Beschwörungen, Besprechungen gegen Krankheit, Zauberformeln, Verwünschungen, Bitten um Schutz und Glück, wie Sprüche bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens. Hier zeigt sich aber schon eine Verkümmerung der Geistesfrische unter einem ceremoniösen Priesterthum; an die Stelle der Naturfreude tritt eine kleinliche Angst vor Zeichen und Wundern, und das Bestreben den großartigen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde zum Vortheil des endlichen Menschen zu begegnen. Die Rig-Veda also betrachten wir als die Sammlung, welche neben den für die Cultuszwecke geordneten Sama- und Yajur-Veden in einem mehr historischen Sinn das Denkmal jener Jahrhunderte ist, und halten uns an sie. Die Fassung mancher Lieder zeigt daß sie im Volksmund noch herumbewegt, und eine und die andere Form noch abgeschliffen wurde, während sie in den liturgischen Sammlungen schon unverändert feststanden.

Schon fühlen die Indier sich als ein Volk durch Sprache und Glauben, schon beginnt ein heroischer Sinn zu erwachen im Kampf gegen die Umwohnenden, wie in der Befehdung der einzelnen Genossenschaften und Stämme unter einander. Sie sind seßhaft, das patriarchalische Hirtenleben verbindet sich mit der Freude am häuslichen Herd. Der Hausvater ist Priester. Das Opfer aber soll nicht ohne den Schmuck des Liedes seyn, das Gebet in wohlgefälliger Rede ertönen. Männer daher die gesangeskundig und gesangesmächtig sind, werden von den Stammeshäuptern berufen, bei feierlichem Opfer zu wirken, Berather in Krieg und Frieden zu seyn, und so bilden sich früh bevorzugte priesterliche Sängerfamilien. Auch Dichterinnen werden unter diesen genannt. Unter den Liedern selbst weisen jüngere auf ältere hin, und tragen manche bereits das Gepräge der Betrachtung, wie es der Zeit der Zusammenstellung angehört, wo der Dichter schon Vorhandenes vor Augen hat, das er nachbildet, das er zu deuten sucht. Die alten Sänger selbst werden schon verehrt, ihre Namen in den spätern Hymnen schon von Legenden umspielt; damals die geistigen Führer ihrer Stämme, galten sie bald als die heiligen Rischi, auf welche die spätere Sage den Glauben und die erste Ordnung der Gesellschaft zurückführt. Was bei einem Opfer für ein bevorstehendes Ereigniß die Begeisterung des Augenblicks

oder die Lage der Dinge in Worten oder heiligen Handlungen reflexionslos hervorgerufen, das hielt man in der Erinnerung fest, wenn der Ausgang und Erfolg ein glücklicher war, und wiederholte es in der Hoffnung gleich günstiger Wirkung. So bildeten sich die Ceremonien eines Cultus, der in Indien auch dann verblieb als in der Verehrung Brahma's, Wischnu's, Siva's neue religiöse Ideen herrschend wurden, und das träumerisch ruheliebende Volk wiederholte Sang und Brauch seiner muthigen Jugendtage.

Die ältesten Lieder kennen schon mehrere Götter, aber jeder ruft den Gott an von welchem er sich gerade ergriffen fühlt, und in diesem ist ihm die ganze Gottheit als solche gegenwärtig; auf einer zweiten Stufe der geistigen Entwicklung sucht der Dichter die vielen Götter dadurch wieder zur Einheit zusammenzubringen, daß er mit einem besondern Gott auch Wesen und Namen des andern verbindet; ja es beginnt ein Sinnen über das Göttliche selbst, und an den religiösen Aufschwung des Gemüthes reihen sich Stimmungen des Nachdenkens, denen die ersten Keime einer Gedankendichtung, einer poetischen Philosophie entsprießen. Auch in den ältesten Hymnen sind Namen und Eigenschaften Gottes schon besondere Götter geworden; aber zugleich sehen wir wie das noch vor sich geht, wir sehen wie ein Dichter neue Worte zur Bezeichnung göttlicher Eigenschaften, neue Thatsachen zur Anerkennung des göttlichen Waltens, neue Bilder zur Versinnlichung der Ideen bringt; sie tauchen auf und tauchen wieder unter, aber ein oder das andere Wort haftet im Gemüth der Hörer, es erscheint besonders treffend, es hat klar gemacht was alle ahnten und empfanden, es wird von andern wiederholt, es wird beibehalten und zu einer Grundlage genommen auf der man weiter baut. Der eine begrüßt die Sonne als himmlischen Schwan, im folgenden Vers erscheint sie als ein weißes strahlenmähniges Roß, das der Himmelsgott aussendet; ein zweiter Dichter besingt die Sonne als das Roß Daßkra, der dritte aber schirrt es an den Wagen des nun in menschlicher Gestalt vorgestellten Sonnengottes. Ein Dichter personificirt einmal die Wirkung der abgeschossenen Pfeile in der Schlacht, und singt:

> Pfeilgöttin, durch Gebet geschärft,
> Fliog abgeschossen an uns vorbei,
> Erreich die Feinde, bohr dich in sie,
> Auch nicht einer entgehe dir!

Sonst ist aber nicht weiter die Rede von dieser Göttin, die nur ein Werk des Dichters war. Noch besteht kein Lehrsystem; wer Glaubwürdiges von den Göttern zu singen und sagen weiß, ist willkommen. Die Beziehung der Götter auf einander, ihre Verbindung unter einander ist noch frei. Das eine Lied nennt die Schwester, wo das andere die Mutter, das dritte die Gattin oder Tochter erkennt; so im Verhältniß der Sonne und Morgenröthe. Die Nacht ist Tochter des Tags, der Tag Sohn der Nacht.

Der Ton der alten Lieder ist ein einfacher Erguß des Herzens. Die Sänger wollen sich selbst klar werden, sie streben nicht andern zu gefallen, sondern im Gedanken wahr zu seyn, die Wirklichkeit treu im Geist zu spiegeln, und das rechte Wort für den Eindruck der Dinge auf die Seele zu finden. Die Worte leben noch, das Wurzelbewußtseyn ist noch nicht erloschen, man empfindet noch die tiefen Begriffe, die kühnen Bilder die in den ererbten Ausdrücken liegen, und eifert ihnen nach in der Prägung neuer Bezeichnungen für neue Gedanken. Die Worte sind noch mehr Symbol als bloßes Zeichen für den Begriff, das Bild wird noch unmittelbar angeschaut, ist noch nicht verblaßt, der Sinn wird noch frisch empfunden. Der Gedanke ist einfach, der Ausdruck schlicht und innig. Dann treten die Bilder als Gleichnisse neben das was sie veranschaulichen sollen. Wie Rosse und Kühe den Reichthum des Volkes ausmachen, so weiß die Poesie dieselben überall zu verwerthen. Wie ein Stier eilt Indra zum Somatrank, wie Kälber nach den Kühen eilen die Bäche zum Meer. Die Winde ziehen sorglos am Himmel hin wie Kühe ohne Hirten, da sammelt sie Indra's Ruf, und nun tummeln sie ihre buntfarbigen Gespanne, die Wolken, um dem Gott zu Hülfe zu eilen. Am liebsten werden die regenspendenden Wolken als milchgebende Kühe bezeichnet, aber auch die Sonnenstrahlen. Entlegenere Bilder sind ebenfalls nicht selten. Wie ein überwallender Kessel den Schaum ausspritzt, soll der Gott die Feinde ausspeien; die Pferdehufe sollen sie besiegt ihm auf der Walstatt als Weihegabe zurücklassen. Das Gewebe des Gebets soll nicht reißen, und die Nadel soll nicht brechen mit welcher die Götter das Gewand der Ehre für den Beter nähen. Wie die Gestalt der Götter noch im Bewußtseyn schwankt, noch keine plastische Festigkeit und Bestimmtheit erlangt hat, so verschweben und verschwimmen auch die Umrisse der Bilder. Mehrere getrennt von einander von Verschiedenen gefundene Bilder stellt ein Dritter zusammen: „Das Auge Mitra's glänzt, die große Fahne Surja's ist erhoben, die Sonne ist aufgegangen," beginnt ein Lied und drückt mit diesen drei Sätzen denselben Gedanken aus. Die Phantasie ist nicht so plastisch wie die hellenische und erinnert in ihrer Beweglichkeit an die Semiten des Orients, namentlich an die Hebräer. Nicht nach ihrer Erscheinung fürs Auge, sondern nach ihrer Wirkung werden Wolken und Sonnenstrahlen zu Kühen, während dieselben Wolken jetzt als Wasserfrauen die Erde aus ihren Brüsten tränken, jetzt als Berge sich aufthürmen, jetzt als verhüllende Ungeheuer die Sonnenstrahlen rauben und mit dem Lichtgott kämpfen. Die Gebete, seine Geliebten oder Frauen, sind zugleich die Geschosse mit denen Indra seine Feinde schlägt. Die Morgenröthe kommt, eine himmlische Kuh, schirrt ihre Rosse an, und wie die Zweige eines Baumes ergießen sich die Strahlen ihres Lichts. Agni lebt in jedem angezündeten Feuer, die Flammen weben seine Gestalt, und sind der Arm, die Zunge, womit er das Opfer ergreift, und daneben ist er zugleich der menschlich gestaltete Gott. So folgt ein Bild dem andern in lyrischer Bewegung nach dem Flug der Vorstellung und wird keines in epischer Ruhe der Betrachtung ausgemalt; es ist als ob stets in jedem Besondern das Ganze mitbegriffen und das wechselnde Leben mit seinen mannichfachen Beziehungen dargestellt werden sollte; Sinnliches und Geistiges, Bild und Sache gehen rastlos in einander über. Der Begriff alldurchherrschender Gesetze, einer unveränderlichen Ordnung der

Dinge ist überhaupt noch nicht gefunden, und alle Erscheinungen gelten als freie Thaten persönlicher Willenskräfte, die nach ihrem Belieben wohl auch anders handeln könnten. Jetzt berechnen wir die Brechung der Lichtstrahlen in der Luft, und messen die mögliche Dauer der Morgenröthe in jeder Zone; der Aufgang der Sonne erweckt uns kein Erstaunen, wir wissen er erfolgt mit mathematischer Nothwendigkeit. Aber wenn für uns die Sonne noch ein Wesen wäre gleich uns selbst, wenn in der Morgenröthe noch eine Seele lebte voll Mitgefühl, wenn diese Mächte uns noch persönlich, anbetungswürdig, selbständig frei erschienen, würden dann unsere Empfindungen beim Anbruch des Tages nicht ganz andere seyn? Darum warnt Max Müller davor daß man es kindisch finde, wenn es in den Veden heißt: „Wird die Sonne kommen und aufgehen? Unsere Freundin, die Morgenröthe, wird sie zurückkehren? Die Unholde der Nacht, werden sie besiegt werden auch heute vom Gott des Lichts?“ Man muß sich vielmehr in die kindliche Stimmung der Vorzeit versetzen, um ihr freudiges Erstaunen und ihre herzliche Dankbarkeit für das Walten der Götter zu verstehen, deren Gnade immer wieder den Menschen das Heil des Tages gewährt.

Aus solch einer freudigen und harmonischen Stimmung der Seele entspringt die Harmonie des Verses. Wenn das Grundgefühl, wenn der Hauptgedanke sich wiederholt aufdrängt, so führt das wie von selbst den Dichter dazu daß er den Satz in welchem das Lied gipfelt, am Ende jeder Strophe immer wieder ausspreche, und so erhalten wir häufig den Refrain. Einigemal finden wir schon die lyrische Wechselrede, die zugleich einen Fortgang der Handlung bildet und Begebenheitliches darstellt, den Keim des Drama's in balladenartigem Volksgesang. Der erste Zauber des Maßes wird im Vers empfunden, so daß man später glauben kann die Welt sey nach diesen Versmaßen und kraft derselben geordnet, und man könne mittelst derselben magische Wirkungen ausüben. Zunächst werden die Sylben gezählt, und für jede Verszeile oder für alle einander entsprechenden, bei strophischer Gliederung, wird die gleiche Sylbenzahl gefordert; längere Verse zerfallen in zwei Hälften, und es gilt für jede derselben was für das Ganze; nur der zweite Theil hat seine bestimmte Regelmäßigkeit im Wechsel der Längen und Kürzen, gewöhnlich bilden ihn zwei Jamben, auch Trochäen; der erste Theil aber gibt für Längen oder Kürzen, für auf- oder absteigenden Tonfall völlige Freiheit. Also aus dem nur der Zahl nach Bestimmten, sonst aber noch Unregelmäßigen, erhebt sich eine gesetzmäßige Ordnung in regelmäßiger Wiederkehr; Freiheit und Ordnung, die aller Schönheit Elemente bilden und im vollendeten Vers einander durchdringen, sind noch neben einander vorhanden, aber Ordnung und Harmonie herrschen dadurch daß sie das Ziel des Mannichfaltigen und Willkürlichen sind, das in ihnen seine Ruhe findet. Wie ein Falk, heißt es in den Veden, trägt der Vers durch die Lüfte das Gebet und Opfer zu Gott empor. Propheten des Heils, wie der Vogel welcher Regen und fernen Sturm ansagt, willkommen wie Ströme die aus den Wolken niederrauschen, so loben die Sänger den Gott.

Welcher Gott gerade angerufen wird, sagte ich, dessen Macht wird von keinem andern beschränkt, der ist der König der Welt. Werden mehrere nebeneinander genannt, Indra und Agni, Varuna und Mitra, so erscheinen sie als die mannichfaltigen Personificationen der göttlichen Wirksamkeit, als das himmlische und irdische Feuer, als der sternige Nachthimmel und der freundliche Tag. Mit dem Glauben an Gott verknüpft sich der Gedanke daß er gut ist, das Gute liebt und lohnt, das Böse haßt und straft. Mit kindlichem Sinn meint daher der Mensch in seinem Wohlergehen die Bürgschaft des göttlichen Wohlgefallens zu haben, und sucht im Unglück die Götter zu versöhnen durch Opfer und Gebet um sie sich wieder geneigt zu machen. Da klingt es freilich sehr naiv wenn wir in einem Lied an Indra lesen: „Wär' ich Herr wie du, Reichthumspender, ich würde den Sänger nicht hülflos darben lassen,“ — oder wenn der Gott Spende um Spende geben soll, auf daß auch der Mensch bis an die Kniee im Ueberfluß waten könne; oder wenn man dem Gott gelobt daß wenn er Rosse und Rinder in Fülle, langes Leben und Gesundheit verleihe, ihm auch seine Opfer nicht mangeln sollen, während es der Macht der Himmlischen nicht zur Ehre gereiche, wenn sie die Gaben der Menschen hinnehmen, die Bitten aber unerfüllt bleiben. Es gibt aber auch unter den Säugern Altindiens oberflächlichere und tiefere Gemüther, und so wird dann auch hervorgehoben wie Indra den Ruchlosen wegstößt gleich einem Pilz den der Fuß zertritt, und wir vernehmen den Ton der Psalmen zu vernehmen, wenn das Gebet an Varuna anhebt:

Ja weis' und groß sind deine Schöpferthaten,
Der Erd' und Himmel auseinander stützte;
Er stieß hinauf den hellen weiten Lichtraum,
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech' ich denn dieß zu meinem eigenen Leide?
Wie kann zu Varuna hinein ich dringen?
Wird ohne Zorn er meine Gab' empfangen?
Wie schon ich reinen Geist's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forsch ich ernst und eifrig,
O Varuna, die Weisen geh' ich fragen,
Dasselbe nur verkünden mir die Seher:
Der Allumfasser ist es der die zürnet.

O Varuna, sag welche Sünde war es,
Daß Du den alten frommen Freund verfolgest?
Du Unbesiegter, Mächtiger, verkünd es,
Dann will entsündigt ich mit Preis die nahen.

Erlaß uns Du die väterlichen Fehler,
Und die wir selbst mit eigener Hand begangen;
Entlaß o König, diesen Sänger freundlich,
Wie einen Dieb, ja wie ein Kalb vom Strange.

Nicht war es eigues Thun, nein Hast nur war es,
Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergessen, —
Ein Aelterer naht den Jungen zu verführen —
Ja selbst der Schlaf wird uns des Uebels Bringer.

Laßt wie ein Sklave mich dem Gotte dienen,
Sündlos dem reichen Geber, dem Erhalter, —
Der hehre Gott erleuchtete die Thoren,
Der Weise bringt zum Heil die frommen Dichter.

Einen zweiten innigen Ruf der Seele geben wir gleichfalls (mit kleinen Aenderungen) in Max Müllers Ueberſetzung, und bemerken dabei, daß der nachgeborne Mond der dreizehnte, der Schaltmonat iſt, daß unter den höher Hauſenden die Götter zu verſtehen ſind:

Ob wir auch oft, o Varuna,
Verletzen Dein Gebot, o Gott,
Wir Menſchenkinder Tag auf Tag:

O gib uns nicht dem Tode preis,
Nicht preis dem Schlag des Raſenden,
Und nicht des Wüthrichs wildem Zorn!

Dich zu befänftigen feſſeln wir,
Wie Krieger ihr geſchirrtes Roß,
Mit Liedern Dir den Sinn, o Gott.

Nach Schätzen lüſternd flieh'n ſie all,
Die Zorngemuthen weg von mir,
Wie Vögel in die Neſter ziehn.

Wann werden wir befänftigen ihn,
Den Helden, Weitumblickenden,
Den Heerbeglücker Varuna?

Dieß Opfer nehmen freudig an,
Die beiden, Mitra, Varuna,
Dem treuen Geber treugeſinnt.

Er der den Pfad der Vögel kennt,
Die durch die hellen Lüfte ziehn,
Der auf dem Meer die Schiffe kennt.

Er der die zwölf der Monden kennt,
Mit ihrer Frucht, der Saatung Herr,
Und auch den nachgebornen Mond.

Er der des Windes Fährte kennt,
Des weiten prächtig mächtigen,
Und auch die höher Hauſenden.

Im Kreis der Seinen ſitzet er,
Der Satzung Hüter, Varuna,
Zur Herrſchaft ſetzt der Weiſe ſich.

Von dannen ſchaut er forſchend hin,
Auf all der Weſen Wunderwerk,
Was ſchon geſchah und noch geſchieht.

Mög' er der Sohn der Ewigkeit
Tagtäglich ſegnen unſern Lauf,
Und mehren unſrer Tage Zahl.

Mit goldnem Panzer angethan,
Hüllt ſich der Gott im Mantel ein,
Die Späher ſitzen rings im Kreis.

Zu ihm, dem kein Bezwogner wagt
Zu nahn, kein liſtger Hinterhalt,
Kein Zauberer aus der Männer Schaar.

Zu ihm der ſeinen Ruhm bewährt
Ob allen Menſchen weit und breit,
Selbſt hier in unſerm eignen Leib.

Zu ihm dem Weitumblickenden
Ziehn meine Lieder wunſcherfüllt,
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Laß mit einander uns aufs neu,
Jetzt reden, — Honig bracht ich Dir.
Du ſitzeſt was Dir lieb als Gaſt.

Den Allſichtbaren ſah ich jetzt,
Hoch droben ſah den Wagen ich,
Fürwahr er hat mein Lied erhört.

So höre jetzt o Varuna,
Hör meinen Ruf und ſegne mich,
Schutzflehend rief ich Dich herbei.

Du Weiſer biſt der Herr des Alls,
Des Himmels und der Erde Herr,
Auf Deinem Wege höre mich.

Auf daß wir leben löſe uns,
Den Strick vom Hals, nimm weg den Strick,
Von unſerm Leib, von unſerm Fuß!

Gott hat das Sittengeſetz aufgeſtellt, doch darf ſich der Sünder an ſeine Gnade wenden wie es in einem andern Liede heißt:

Laß mich noch nicht, o Baruna,
Eingehen in des Standes Haus,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ich gieng, Du ſtarker lichter Gott,
Aus Schwachheit auf dem falſchen Weg,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ob ich in Waſſers Mitte ſtand,
Kam über mich des Durſtes Noth,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Wann Dein Geſetz wir brechen je,
Gedankenlos in Schuld verſtrickt,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

(Fortſetzung folgt.)

Das ehemalige „Miſſionsconvent“ Groß bei Cartago, in Coſta-Rica.

Da wo der Reventazon, der größte Fluß Coſta-Rica's, deſſen oberer Lauf bereits den Namen Rio Grande, d. h. der große Fluß führt, das Hochgebirge verläßt und in ein breites Thal tritt, liegt mitten in einem geräumigen Thalkeſſel das von einem unanſehnlichen Indianerdorfe umgebene Conventgebäude von Groß, zwei Leguas entfernt von Cartago, der früheren Hauptſtadt des Landes. Das vor vierzig Jahren noch blühende Kloſter, im vorigen Jahrhundert von bekehrungseifrigen Franziscanermönchen gegründet, beſteht jetzt nur noch aus unwohnlichen halbverfallenen Gebäuden und einer ihres ehemaligen reichen Schmuckes entkleideten Kirche, eingeſchloſſen von rohen zum Theil umgeſtürzten Lehmwänden. Das durch den Anblick des bereits weit vorgeſchrittenen Verfalls der genannten Baulichkeiten hervorgerufene unheimliche Gefühl wird jedoch ſchnell verſcheucht, ſobald man den Blick auf die mit friſchem Grün geſchmückten, das Thal umſchlie-

ßenden Waldgebirge schweifen läßt, die nur nach Norden offen einen herrlichen Fernblick auf die imposanten Berggipfel des Irazu und Turrialbavulcans gewähren, während ein gleichmäßiges Rauschen uns die Nähe eines ansehnlichen Flusses verräth. Solche Eindrücke versetzen denjenigen, der in der trockenen Jahreszeit den in der Hauptstadt San José beständig aufwirbelnden Straßenstaub fliehend in Orosi eine erfrischende Zufluchtstätte sucht, plötzlich in eine andere Welt. Schlimmer als zur Zeit der Hundstage in den Hauptstädten Europa's ist der Aufenthalt in den Monaten Februar und März in der Hauptstadt Costa-Rica's.

Wenn drei Monate hindurch der alles ausdörrende Nord-Ost Tag und Nacht geheult hat, jedes Regenwölkchen verscheuchend, den Staub selbst in die wohlverschlossenen Zimmer hineintreibend, verlassen viele Familien die Stadt und ziehen sich theils auf ihre Kaffeehacienden zurück, theils gehen sie nach dem nur um diese Zeit durch einige Schiffe belebten Hafen Puntarenas, um hier am Meeresstrande, wenn sich die glühende Sonne hinter den Gebirgen von Nicoya verborgen hat, während einiger Stunden die erquickende Meeresluft zu athmen. In San José hört um diese Zeit alle Geselligkeit auf. Alles lebt nur für den Kaffee — den einzigen Handelsartikel Costa-Rica's. Frauen und Kinder pflücken die reifen Beeren von den Bäumen, Männer sind mit dem Reinigen derselben beschäftigt, die Landleute, denen der trockene Boden keine Beschäftigung bietet, benutzen diese Zeit um als Fuhrleute den Kaffee auf ihren schwerfälligen zweirädrigen Ochsenkarren nach dem Hafen zu fahren und die neuangekommenen Waaren heraufzubringen. Selbst die Beamten verlassen nach vierstündiger Arbeitszeit eilig ihre Amtsstuben und eilen auf ihre Kaffeehacienden, am schwersten aber von allen ist um diese Zeit das Loos der Kaufleute. Beständig kommen Karren an, welche Kaffee bringen, der gewogen, von Frauen ausgelesen und in Säcke verpackt nach dem Hafen geschickt wird, andere bringen Waaren, die abgeladen, ausgepackt, theils auf die Waarenlager gebracht, theils an die Kleinhändler verkauft werden; so bleibt dem geplagten Kaufmann um diese Zeit kaum des Nachts die Ruhe zum Schlaf.

Hart ist das Loos desjenigen der bei diesem Leid und Seele ausdörrenden Treiben das Bedürfniß nach Erfrischung fühlt, und dessen Berufsgeschäfte es nicht gestatten in den das Thal von San José umgebenden Gebirgen, dessen dunkles Grün beständig ihm zuwinkt, die ersehnte Erholung zu suchen, ebenso glücklich aber darf sich derjenige schätzen dem es vergönnt ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, dem Straßenstaube zu entfliehen.

Als auch ich in hohem Maße bei alle dem geschäftigen Treiben, das die Kaffeezeit hervorruft, die unerträgliche Oede empfand, die jeden erdrücken muß der nicht selbst bei dem Kaffeegeschäft betheiligt ist, schien mir kein Ort so geeignet durch eine wohlthuende Abwechselung Geist und Körper zu erfrischen, als Orosi mit seinem frischen Walduft. Bald fand sich eine kleine Gesellschaft zusammen und schnell machten wir uns zu Pferde auf den Weg nach Cartago. Da es Sonnabend Nachmittag war, fanden wir denselben durch eine Menge Landleute, die theils zu Fuß theils zu Pferde von dem an diesem Tage in San José abgehaltenen Wochenmarkte heimkehrten, ungewöhnlich belebt. Auf der ersten Hälfte des Weges bis zum Dorfe Tresrios findet man zu beiden Seiten zahlreiche Häuser, meistens von grünen Kaffeepflanzungen umgeben, so daß die Erinnerung an die Hauptstadt, wo alles für und durch den Kaffee lebt, uns erst verließ als der Weg jenseits dem Dorfe Tresrios allmählich sich erhebend über den Gebirgskamm hinüberführt, der das Thal von San José von dem von Cartago scheidet. Hier beginnt eine ganz andere Scenerie. Zwar ist dieselbe wegen Mangels an üppiger Vegetation viel weniger freundlich als der zurückgelegte Theil des Weges, doch gewährt er viel mehr Abwechslung, da die Berge hier viel näher an den Weg herantreten. Nachdem wir die Laguna de Ochomopa, eine große zum Theil unter Wasser stehende, von weißen Reihern belebte Wiese passirt hatten, eröffnete sich uns die herrliche Aussicht auf die zu unseren Füßen ausgebreitete Ebene von Cartago mit den fernen Gebirgen im Hintergrunde, unter denen die Chirripo sich als flache Kuppe in duftigem Blau über die übrigen Gebirgsrücken erhebt. Von hier an geht der Weg bergab, und in kurzem befanden wir uns in Cartago selbst.

Zwar ist diese Stadt, seitdem sie im Jahre 1823 aufhörte Hauptstadt des Landes zu seyn und der Sitz der Regierung nach San José verlegt wurde, bedeutend zurückgekommen, indessen erkennt man in den Ruinen der durch das Erdbeben im Jahre 1841 eingestürzten alten Gebäude und der Kathedrale, von der noch das Portal auf dem Markte steht, sowie in den noch erhaltenen älteren und neueren Gebäuden eine weit größere Solidität der Bauart als man sie in San José und den übrigen Städten Costa-Rica's findet.

Wir blieben die Nacht in Cartago in einem Gasthause, welches erst seit zwei Jahren hier besteht. Früher gab es in Costa-Rica überhaupt keine Gasthäuser, erst seit sechs bis acht Jahren sind dergleichen daselbst entstanden, seitdem die Zahl der Fremden sich vermehrte und dadurch mehr Leben und Verkehr im Lande hrrvorgerufen wurde. In früheren Zeiten war man auf Reisen genöthigt, die auch durch die Constitution des Landes gesetzlich gebotene Gastfreundschaft eines Bekannten in Anspruch zu nehmen, oder man mußte sich durch einen Freund bei einem Bekannten desselben einführen lassen.

Der dichte Nebel welcher den andern Morgen das Thal von Cartago bedeckte und sich bald in einen dichten Staubregen auflöste, erlaubte uns erst nach dem Frühstück unsere Reise fortzusetzen. Dergleichen seine Morgennebel sind bei der hohen Lage Cartago's, die 4318 Fuß Meereshöhe beträgt, nicht ungewöhnlich. Daher ist hier alles, auch die Vegetation selbst, in der trockenen Jahreszeit viel frischer, und nie tritt eine solche Dürre ein wie in den tiefer gelegenen Theilen Costa-Rica's. Im ganzen ist das Klima von Cartago daher auch weit kühler und angenehmer als das von San José. Zöge nicht der größere Verkehr der Hauptstadt gerade die ersten Familien und die meisten Fremden nach San José, so würden viele es vorziehen in Cartago zu wohnen, das in jeder

Beziehung viel mehr Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten für den Lebensbedarf bietet als San José.

Der Weg von Cartago nach Orosi, der anfangs etwas uneben und öde iſt, wird immer ſchöner und maleriſcher, jemehr man ſich Orosi nähert. Anfangs ſieht man nur mit Steinmauern umſchloſſene Viehweiden, die jetzt mit trockenem gelben Gras bedeckt waren, doch bald befindet man ſich auf einer ſchönen Ebene und reitet an einigen Zuckerrohrpflanzungen vorbei, deren lichtes Grün grell gegen die ferngelegenen dunklen Urwaldsberge abſticht. Leider hatten wir dießmal wenig Ausſicht auf die fernen Berggipfel, nur der Irazu ließ für Augenblicke ſeine breite Kuppe und die Schlucht der Laguna del Derrumbo blicken, da um ſeinen Gipfel, und um die zackigen und zerriſſenen Ausläufer, die ihn mit dem Turrialbavulcan verbinden, loſes Gewölk ſpielte. Nachdem wir eine Strecke auf der Ebene in öſtlicher Richtung fortgeritten waren, wendeten wir uns nach Süden, und hier gieng es hinab ins Thal von Navarro. Eine friſche Waldluft wehte uns entgegen, und die Vegetation nahm immer mehr den Charakter des Urwaldes an. Der Weg war dießmal zum Glück ziemlich trocken, denn er iſt hier ſo abſchüſſig und ſteil daß bei Regenwetter auf dem ſchlüpfrigen Boden nur ganz ſichere Thiere fortkommen. Der Weg mündet ſich in zickzackförmigen Windungen bis zur Thalſohle hinunter, wo man nahe an dem von einem kürzlich verſtorbenen Engländer, Namens Anderſon, eröffneten, jetzt aber verlaſſenen Kupferbergwerk vorbeikommt. Ungefähr hundert Schritte bevor man die Brücke erreicht, welche über den Fluß Navarro führt, bemerkt man hart am Wege, am Fuß eines Bergabhanges, eine tropfſteinartige Kalkmaſſe, aus der eine ſtarkfließende Quelle entſpringt, die auf ihrem kurzem Weg zum genannten Fluſſe und an der Einmündungsſtelle in denſelben überall Kalkmaſſen ablagert. Es iſt dieß eine der vielen warmen Quellen, die ſich beſonders ſüdlich von Cartago und auch an anderen Orten Costa-Rica's finden. Die warme Quelle bei Navarro, deren klares Waſſer völlig geſchmacklos iſt, und nach den Kalkablagerungen zu ſchließen einen bedeutenden Kalkgehalt zu beſitzen ſcheint, hat eine Temperatur von 25,8° R.

Kaum hatten wir die Brücke des Navarroflusſes überſchritten, ſo lag das ſchöne Wohnhaus der Anderſon'ſchen Hacienda vor uns, welche ſchon mehrfach Fremden zum Aufenthalt gedient und von dieſen beſchrieben worden iſt. [1] Nachdem wir an dem zur Hacienda gehörigen Kalkbruch, Kalkofen, der Zucker- und Sägemühle vorbeigeritten waren und auch das freundliche Wohnhaus zur Linken liegen gelaſſen hatten, gieng es längs demſelben Fluſſe, an deſſen Ufer ſich die Zuckerrohrfelder befinden, noch weiter bergab. Da wo ſich das bisher enge Thal erweitert und in das Thal von Orosi übergeht, liegt die große Zuckerhacienda von Jeſus Jimenes, einem der intelligenteſten Männer in Costa-Rica, der kürzlich Unterrichtsminiſter war, gegenwärtig aber Gobernador der Provinz Cartago iſt. Er hat bereits viel für Orosi gethan, und namentlich durch Anlage einer Waſſerleitung, welche die ganze Thalebene von Orosi durchſchneidet, zur Trockenlegung des in der Regenzeit an vielen Stellen ſumpfigen Bodens viel beigetragen. Eine kurze Strecke reitet man zwiſchen hohen Hecken, die aus einer Bromeliacee gebildet ſind, und deren lange, ſchmale, ſtachlige Blätter einen feinen Faſerſtoff liefern, welcher wie unſer Flachs und Hanf zu Netzen, Stricken u. dgl. verarbeitet wird; zwiſchen dieſer Heckenpflanze, welche in Costa-Rica den Namen Pita führt und deren rothe Blüthenkolben aus dem Herz der Pflanze hervorbrechen, ſchlingt ſich eine ſchöne gelbblühende Convolvolacee bis an die höchſten Aeſte der dazwiſchen ſtehenden Korallenbäume (Erythrina corallodendron) empor, die hier den Namen Porro führen und als Zaunpflanze von großer Wichtigkeit ſind. Plötzlich wendet ſich der Weg nach Süden und öffnet ſich in eine große Ebene, auf welcher man eine Anzahl mit Palmblättern gedeckter Indianerhütten gewahr wird, und zwiſchen denen auf dem grünen Wieſengrunde eine Menge Vieh weidet. Am ſüdweſtlichen Ende dieſer Ebene ſieht man ein größeres Gebäude mit weißem Glockenthurm, das Ganze aber rings umſchloſſen von grünen, dichtbewaldeten Berggehängen. Wir trabten nun, im Vorbeyreiten unſer Ziel erreicht zu haben, zwiſchen den zerſtreutliegenden Hütten luſtig über die Ebene hin, und am Convent sgebäude angelangt ließen wir uns die für uns beſtimmten Räumlichkeiten zeigen, die der Geiſtliche durch freundliche Empfehlung des Gobernadors uns überlaſſen hatte. Die Zimmer, wo wir für einige Tage wohnen ſollten, hatten jedoch wenig einladendes; Fenſter waren nicht vorhanden, nur die Thüren ließen, wenn ſie geöffnet waren, das Tageslicht herein; nach Tiſchen, Bänken und Betten ſahen wir uns vergebens um. Der Ortsalcalde war uns jedoch behülflich dem fühlbarſten Mangel abzuhelfen, und ließ vermöge ſeiner Amtswürde einige der nöthigſten Möbel durch die Indianer herbeiſchaffen; für Brennholz hatte derſelbe wohlweislich ſchon vorher geſorgt. Die nöthigen Lebensmittel hatten wir auf einem Ochſenkarren vorausgeſchickt, und da dieſer glücklicherweiſe bereits angelangt war, ſo loderte bald ein luſtiges Feuer auf dem Herd der verfallenen Kloſterküche, und in einer halben Stunde war bereits ein ſchmackhaftes Mahl für uns bereitet. Nach dem Eſſen machten wir einen Spaziergang um die nächſte Umgebung kennen zu lernen, und die uns als gute Schützen empfohlenen Indianer zu beauftragen uns während unſerer Abweſenheit Vögel und andere Thiere des Urwaldes herbeizuſchaffen. Darauf wendeten wir uns dem Fluß zu, deſſen gleichmäßiges Rauſchen uns vor allem angezogen hatte. Nachdem wir das am Ufer befindliche Unterholz und Buſchwerk durchſchritten hatten, befanden wir uns auf dem Steingerölle, welches zu beiden Seiten des Fluſſes ſein Bett bedeckt. Hier ſahen wir zum erſtenmal die merkwürdigen Hängebrücken, welche von den Indianern aus Schlingpflanzen angefertigt werden. Da das Material, aus welchem die Brücken zuſammengefügt werden, wenig dauerhaft iſt, ſo müſſen dieſelben jedes Jahr erneuert werden, doch ſind ſie ſo ſtark daß die Indianer mit ihren Laſten auf dem Rücken ohne Gefahr darüber hinweg-

[1] S. Wagner und Scherzer: die Republik Costa-Rica pag. 250 und Th. Fr. Meagher: Holidays in Costa-Rica in Harpers New monthly magazine. Febr. 1860. pag. 322.

gehen können. Solcher Hängebrücken finden sich in der Umgegend von Orosi noch zwei andere. Sie werden hier Puentes de Hamaca genannt, d. h. Hängemattenbrücken, denn sie gleichen in der That einer Hängematte. Sie bestehen aus drei langen armdicken Bündeln von Schlingpflanzen, die durch Querverbindungen in gleichmäßiger Entfernung zusammengefügt sind. An starke am Ufer eingegrabene Baumpfähle sind die beiden Enden der Brücke befestigt, doch ist die Spannung derselben so gering daß sie in der Mitte bogenförmig ziemlich tief herabhängt. Man geht auf dem unteren Bündel, wie ein Seiltänzer auf dem Seil, während man sich an den beiden oberen Seitenbündeln hält.

Abends besuchte uns der Ortsalcalde, ebenfalls ein Indianer, und einige andere der vornehmsten Indianer, die es in ihrer Civilisation bereits bis zu Jacke und Hose gebracht hatten. Von ihnen erhielten wir manche interessante Mittheilungen über die hiesigen Oertlichkeiten. Ein schöner heller Morgen begrüßte uns den folgenden Tag; erst spät erhebt sich hier die Sonne bis über die waldigen Berggipfel, lange bleibt daher das frische Wiesengras des Thalgrundes vom Nachtthau getränkt. Als wir früh Morgens unsere dunkeln Gemächer verließen, da lag wie mit einem Zauberschlag in blendender Klarheit ein herrliches Bild vor uns; ernst winkten uns aus der Ferne die mächtigen Gipfel des Irazu und Turrialbavulcans mit ihren zackigen Gipfeln entgegen. In prachtvollen Farbenschattirungen lagern sich die waldigen Bergmassen davor, die den Fuß des letzteren Vulcans umgürten, und in bläulichen Duft gehüllt sieht man unter demselben die Ebene von Ujarraz, ein Fortsetzung des Orosithals, während im Vordergrund die zerstreuten Strohhütten der Indianer und dazwischen einige schlanke Pejebayapalmen den malerischen Eindruck des Ganzen erhöhen. Wie von einem Rahmen wird dieß herrliche Gemälde durch die nahen das Thal umgebenden Berge abgeschlossen und zwar links von dem Abhang, an welchem sich der Weg von Cartago hinaufwindet, rechts von den gründewaldeten Bergen von Cachi, die sich nach Südost in das obere Thal des Rio Grande verlieren, wo man ein neues, gänzlich verschiedens Bild vor sich hat, indem man weit in das genannte Thal hineinblickt, wo man die Nebenthäler des Purizil und Rio Macho deutlich erkennt, und an dessen Eingange sich ein kleiner regelmäßiger Kegel erhebt; alles ist gleichmäßig mit dichtem Hochwald bedeckt. Nur ein gänzlich abgestumpftes Gemüth kann bei dem Anblick solcher Naturbilder, in welchen sich gleichzeitig erhabene Ruhe und frisches Leben ausspricht, unempfindlich bleiben.

Wir benutzten den frischen Morgen, um uns in der nur einige hundert Schritte vom Convent gelegenen lauwarmen Quelle zu baden. Unmittelbar am Fuß des Bergabhanges quillt hier ein klares Wasser unter schattigem Strauchwerk hervor mit zartem Farrenkraut und weißblüthigen Begonien umgeben, in ein natürliches Becken, welches Raum genug gewährt um sich bequem darin zu baden. Die Temperatur dieser Quelle beträgt 27,6° R., eine dem Körper höchst wohlthuende Wärme. Durch dieses Bad erfrischt, besuchten wir nach dem zuvor eingenommenen Frühstück den Besitzer einer unmittelbar an das Kloster anstoßenden Kaffeehacienda. Dieselbe ist von ihm selbst vor neun Jahren mit geringem Anlagecapital angelegt worden, und gab in diesem Jahr bereits einen Ertrag von 300 Centnern Kaffee. Don Lucas, der Besitzer dieser Hacienda, ist Arzt in Cartago und wohnt schon seit zwei Monaten mit seiner zahlreichen Familie dieselbst, um persönlich die Kaffee-Ernte zu leiten und zu überwachen. Er ist ein großer Freund der Naturwissenschaften, besitzt selbst einige Sammlungen, und hatte die Wände seines Zimmers mit einigen der seltensten Vögel der Umgebung geschmückt. Er gilt als großer Beschützer der Indianer, die auch hin und wieder ihm ihre Dankbarkeit durch Geschenke und andere Gegendienste bezeigen. In seinem nahe am Hause befindlichen Garten hatte er auch verschiedene Nutzpflanzen gezogen, so fand ich einige Baumwollensträucher, die hier sehr gut gedeihen sollen, die aber wegen Mangels an Arbeitskräften nirgends in Costa-Rica im Großen angebaut werden können; ferner sah ich den Ricinusstrauch, der hier wie überall üppig gedeiht, dessen Oel jedoch, da man es nicht zu rafiniren weiß, nur zum Brennen benutzt wird. Eine Menge Maulbeersträucher standen nahe am Hause, die schon lange auf die Einführung der Seidenraupe warten, welche in früheren Jahren zwar schon einmal mit Erfolg in Costa-Rica gezogen wurde, die man aber wieder zu Grunde gehen ließ. Auch einige der vielen in Costa-Rica vorkommenden Bienensorten fand ich hier, von denen einige die Stelle der ungarischen zahmen Bienen vollständig ersetzen. Auch diese letzteren wurden früher in Costa-Rica eingeführt, doch ließ man sie ebenso wie die Seidenraupe aus Mangel an Sorgfalt und Pflege zu Grunde gehen. Die Bienen Costa-Rica's haben den großen Vortheil vor den europäischen voraus daß sie keine Stachel besitzen, und da sie das ganze Jahr hindurch Honig sammeln können, so ist die Ausbeute desselben, der auch in Bezug auf die Güte dem europäischen keineswegs nachsteht, sehr ergiebig. Nur das Wachs der einheimischen Bienenarten hat eine dunkle, schwärzliche Farbe, die sich durch Bleichen nicht fortschaffen läßt. Man zieht die Bienen in Costa-Rica nicht in Bienenstöcken, sondern man nimmt das Stück vom Baum heraus in welchem sie hausen, und hängt dasselbe an einem geschützten Ort auf. Ihre Vermehrung ist eben so einfach: man nimmt einen Theil der mit Larven gefüllten Brutzellen und thut ihn in ein Stück von einem ausgehöhlten Baumstamm, ohne sich darum zu kümmern ob eine Königin dabei ist oder nicht. Don Lucas forderte uns auf mit ihm einen Ausflug nach den bereits genannten Nebenthälern des Rio Grande, dem Rio Macho und dem Purizil, zu machen. Bevor wir das Ende der Ebene erreicht hatten, zeigte er uns eine heiße Quelle, die hier aus einer kleinen Vertiefung des flachen Bodens hervorquillt. In einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten merkten wir schon einen schwachen Schwefelwasserstoffgeruch. Das Wasser brodelt hier mit bedeutender Gasentwickelung empor, und besitzt eine Temperatur von 41,2° R. Es ist fast geschmacklos, doch verträgt er an den vom Wasser bespülten Steinen abgesetzte krystallinische Niederschlag einen geringen Gehalt an Kochsalz. Die stets unter Wasser befindlichen Steine waren

von einer dunkelgrünen Oscillatorie bedeckt. Diese feinhaarige Alge scheint in keiner der vielen von mir in Costa-Rica aufgefundenen Kochsalzthermen zu fehlen.

Don Lucas theilte mir seine Absicht mit ein Badehaus in der Nähe dieser Quelle zu errichten, um dieselbe als Heilquelle nutzbar zu machen. Dieser Plan verdient um so mehr Beachtung, da die Natur hier viele günstige Bedingungen vereint hat um Orosi zu einem angenehmen Badeaufenthalt zu machen. Von Bergen umschlossen, hat es eine vor den an anderen Orten in der trockenen Zeit so lästigen Winden geschützte Lage. In Orosi ist es zwar wärmer als in San José, aber trotzdem viel frischer und lange nicht so drückend heiß als an anderen Orten. Seine Höhe über dem Meer beträgt nach meinen barometrischen Messungen 3210 Pariser Fuß und seine mittlere Temperatur 15,4° R. Gewiß würde dieser von der Natur so reich ausgestattete Ort schon vielfach von Badegästen besucht worden seyn, sowohl von solchen die Heilung für ein bestimmtes Uebel, als auch von andern die in einem Ortswechsel Erholung und Vergnügen suchen, wäre nur einigermaßen für eine passende Unterkunft gesorgt worden. Die kahlen Wände der düsteren Conventszellen und die engen dunkeln Indianerhütten sind gewiß nicht einladend um längere Zeit in Orosi zu wohnen. Möge Don Lucas' Unternehmen recht bald zur Ausführung kommen, der Erfolg wird gewiß für ihn ein lohnender seyn.

Wir ritten nun in das Thal des Rio Grande oberhalb der Ebene hinein, den Strom zur Linken lassend, während rechts zur Seite des Weges die obenerwähnte Wasserleitung an uns vorüberrieselte. Das Ziel unseres Ausfluges war die neu angelegte Viehpacienda des Generals Montero, die sich eine halbe Stunde oberhalb im Thal befindet. Der Weg ist einer der reizendsten von den mir bekannten. Der Urwald ist hier zum Theil durch vereinzelte Anpflanzungen der Indianer gelichtet, die hier ihre Pflanzanpflanzungen haben, weßhalb dieser Ort auch den Namen „Las Platanares" führt. Wir ritten in eine solche Anpflanzung hinein, wo wir die Platanen in seltener Ueppigkeit stehen sahen. In Mitte des Platanenbaims stand eine elende Hütte, die an einer Seite von der Chapote (Sechium edule) umrankt war. Dieses Schlinggewächs bildet eines der am meisten geschätzten einheimischen Gemüsearten, deren birnförmige gurkenartige Früchte fast zu keiner Zeit im Jahr und auf keiner Tafel fehlen.

Ein paar Schritte davon befand sich eine schöne kalte Quelle, deren Temperatur 15,5° R. betrug, was der oben angegebenen mittleren Ortstemperatur sehr gleichkommt. Weiterhin wurde der Wald dichter. Wie überall unter den Tropen, zeigte der Wald auch hier eine unendliche Mannichfaltigkeit der verschiedensten Bäume im Gegensatz zu unseren europäischen gleichförmigen Eichen-, Buchen- und Fichtenwaldungen. In dem Schatten der hohen Urwaldsbäume, deren Aeste mit Guirlanden von Schlingpflanzen der mannichfaltigsten Art behangen waren, und auf welchen Bromeliaceen mit herrlichen Blüthentrauben wucherten, strebt ein dichtes Unterholz aus jungen Waldbäumen und Strauchwerk der verschiedensten Pflanzenfamilien empor. Hier sah man schönblühende Melastomeen, Cecropien, sowie baumförmige Euphorbiaceen und Solaneen. Unmittelbar am feuchten Erdboden wucherten üppig Begonien der verschiedensten Form und Blüthe, mit weißen, rosenrothen und rothen Blüthen, klein- und großblüthig, mit kleinen und großen Blättern, niedrig am Boden bleibend und stolz an bemoosten Stämmen schmarotzerartig sich emporschlingend. Die Stille dieser herrlichen Waldespracht ward nur durch die Fußtritte unserer Thiere durchbrochen und durch den einförmigen melancholischen oder schrillenden Ruf einiger Urwaldsvögel. Diejenigen, deren einförmiger Ruf unsere Aufmerksamkeit am meisten fesselte, waren der Quezal, die Calandria, der Jilguero und die Oropendula; außerdem hörte man verschiedene Arten Pfefferfresser, wilde Tauben und die auch an einigen Orten häufigen Drosseln, und eine prächtig scharlachroth und schwarzgefärbte Tangana. Der Quezal (Trogon resplendens) gilt als der schönste Vogel Costa-Rica's; er hat die Größe einer Taube und auf dem Kopf einen strahlenförmigen Federkamm. Die ganze Oberseite desselben ist grüngoldig, während Brust und Bauch scharlachroth gefärbt sind; sein schönster Schmuck aber sind zwei dünne lange grüngoldene Schwanzfedern von wenigstens zwei Fuß Länge. Die Calandria (Chasmarhynchus) ist etwas größer als der Quezal, oberhalb zimmetfarbig, unten schneeweiß, den Schnabel kann sie, wie unsere Nachtschwalbe, bis weit nach hinten öffnen. Eigenthümlich sind bei diesem Vogel drei lange, dünne, fleischige Zipfel von schiefergrauer Farbe, von denen der eine oberhalb des Schnabels, wie beim welschen Hahn, die andern beiden seitwärts desselben herabhängen. Einer der merkwürdigsten Vögel Costa-Rica's ist der Jilguero; seine zauberhaften Flötentöne sind jedem bekannt, der in höheren Bergregionen in den Urwald eindringt; dennoch läßt er sich nirgends sehen. Befahrte Leute die sich in ihrem Leben viel im Urwald aufgehalten haben, versicherten mich daß sie niemals diesen Vogel zu Gesicht bekommen haben, und auch ich, obgleich ich häufig die Töne desselben in ziemlicher Nähe vernommen habe, suchte vergebens in den Wipfeln der hohen Urwaldsbäume diesen Meister der Töne zu erspähen. Von dem merkwürdigen Cephalopterus ornatus, der zwar in den ferner gelegenen Theilen des dichten Urwaldes vorkommt, konnte ich leider kein Exemplar von den damit beauftragten Schützen erlangen.

An offenen Stellen wo die warmen Sonnenstrahlen unseren Weg beschienen, flatterte eine Schaar der schönfarbigsten Schmetterlinge umher, unter welchen der große Prometheus und ein anderer durch seinen Azurglanz ausgezeichneter Tagfalter unsere Aufmerksamkeit fesselte. Plötzlich wurde unser Weg lichter, und wir befanden uns am Ufer des über gewaltige Steinblöcke dahindrausenden Nebenflusses des Rio Grande, am Rio Macho. Auch über diesen Fluß ist noch niemals eine feste Brücke geschlagen worden; man reitet entweder durch den Fluß oder geht über die auch hier angebrachte Hängemattenbrücke. Als wir jenseits des Flusses einen schmalen Pfad emporgestiegen waren, lag auf einem grünen Wiesengrunde die hübsche, aus einem einfachen Blockhause bestehende Wohnung des Generals Montero vor uns, umgeben von einer

sorgfältig aus rohen Steinen zusammengefügten Einfriedigung, und rings umher das weidende Vieh. Der General, den wir bei der Arbeit überraschten, kam uns nach Landessitte, wie alle diejenigen welche im Freien arbeiten, in Hemdsärmeln entgegen und mit der Machete in der Hand. Im Urwald entfernt man sich nämlich nicht gerne von seiner Wohnung, ohne ein Messer oder eine Machete bei sich zu haben, da sich jeden Augenblick Gelegenheit bietet ein derartiges Werkzeug zu gebrauchen.

Nachdem uns der General in seine Wohnung eingeführt hatte, erzählte er uns manches Interessante über die Umgegend. Er hatte kürzlich bei der Anlage eines Weges eine Menge Indianergräber entdeckt, in welchen er namentlich seine Thonwaaren gefunden hatte, von denen einige Gegenstände noch deutlich die darauf gemalten rothen Figuren zeigten, ebenso hatte er eine Menge meißelartiger steinerner Werkzeuge gefunden und auch einige blaue Glasperlen, ein Beweis daß die hier begrabenen Indianer schon mit den Spaniern Verkehr gehabt haben müssen. Wir erfuhren von dem General daß das ihm gehörige Land, welches im Jahr 1838 von einem englischen Ingenieur vom Staat gekauft wurde, seit vier Jahren in seinen Besitz kam und daß ein großer Theil des früher dichten Urwalds von ihm durch Lichtung zu schönem Wiesengrund umgeschaffen worden sey, so daß sein Viehbestand bereits aus ungefähr 300 Stücken besteht. Sein Grundstück hat wesentliche natürliche Vorzüge: von drei Seiten ist es von reißenden Gebirgsströmen umschlossen, so daß die Unkosten des Einzäunens erspart wurden; ferner bleibt der Graswuchs das ganze Jahr hindurch grün, so daß das Vieh stets hinreichendes Futter hat; endlich findet sich auch hier eine heiße Quelle, die das für das Vieh so nothwendige Salz in hinreichender Menge absetzt. Nach dieser heißen Quelle, die südlich von dem obenerwähnten kleinen kegelförmigen Hügel entspringt, ritten wir darauf mit dem General. Man sieht daselbst in einer Ausdehnung von ungefähr 50 Schritten den ganzen etwas nach Norden abschüssigen Boden mit einer Menge von Quellen überrieselt, doch so daß das heiße Wasser an keiner Stelle in bedeutender Menge hervorquillt. Die Temperatur beträgt an den Stellen wo das Wasser am stärksten hervorbricht, 44,7° R., an anderen Stellen dagegen nur 40° R. Kalkincrustationen, wie an anderen Quellen, kommen hier nicht vor, dagegen fehlt hier nicht die obenerwähnte dunkelgrüne Alge. Obgleich das Wasser eine beträchtliche Menge Kochsalz, welches begierig von dem Vieh aufgeleckt wird, an den Steinen absetzt, so hat das Wasser dennoch keinen salzigen Geschmack. Von hier ritten wir mit dem General nach der nächsten und zugleich letzten Hacienda, die durch den Rio Blanco von dem Grundstück des Generals geschieden ist und bis zum Purisil, ebenfalls einem Nebenfluß des Rio Grande reicht. Hier regnet es schon weit häufiger; wir fanden daher den Weg nicht mehr so trocken wie den bisher zurückgelegten, und mußten einige arge Kothpfützen durchreiten, wie man sie nur in der Regenzeit auf schlechten Wegen an anderen Orten findet. Auch der Urwald war hier noch weit dichter, der Hauptgrund weßhalb der Weg hier nicht so leicht trocknet.

Als wir den Rio Blanco durchritten hatten und an der anderen Seite am steilen Ufer hinaufgeritten waren, sahen wir ein einfaches Bretterhäuschen vor uns, die bescheidene Wohnung des Besitzers, eines jungen Mannes aus Cartago, der die Anlage erst vor zwei Jahren begonnen hatte. Seine junge Frau, die nur bei gutem Wetter ihrem Mann in diese Waldeinsamkeit folgt, sandten wir hier mit einem Kinde an der Brust, und konnten nicht umhin ein gewisses Mitleid zu empfinden, indem wir sahen welche Entbehrungen die junge Frau hier zu erdulden hatte. Der Besitzer war bis jetzt noch damit beschäftigt den Urwald zu lichten. Da sich unter den Urwaldsbäumen eine Menge nützlicher Stämme findet, unter welchen die Ceder obenan steht, so werden die Kosten des Reinigens zum großen Theil durch den Verkauf der Nutzhölzer gedeckt. Wir hörten die Axthiebe der fernen Holzarbeiter zu uns hinüberschallen; die von diesen zugehauenen Stämme werden von Ochsen nach Navarro geschleift und daselbst zu Brettern geschnitten. Später gedenkt der Besitzer selbst eine Brettmühle anzulegen, wozu die Lage des Ortes sehr große Vortheile bietet. Zu einer Viehhacienda ist das Terrain eben so geeignet wie das des Generals.

(Schluß folgt.)

Skizzen und Erinnerungen aus dem niederländischen Australien.

Von Julius Kögel.

Da ich den Perlenhandel auf den Aru-Inseln und die Gerechtigkeitspflege im niederländischen Australien aus eigener Anschauung kennen zu lernen wünschte, beschloß ich, auf Ersuchen des Ex-Radscha Laos, von Tanah-Banjang (wörtlich lange Erde, d. i. der Name einer südöstlich von Ceram gelegenen Insel), mit demselben auf einer Orembai (mit einem Dach versehenes Ruderfahrzeug) von Banda aus nach den Aru-Inseln zu reisen. Ich hatte Laos schon vor Jahren, und zwar bevor er noch degradirt worden war, zu Banda-Neira kennen gelernt, derselbe liebte die Gesellschaft der Weißen und Mischlinge, und obschon er ein Oran-Slam (d. i. das verkürzte Oran-Islam und bedeutet Mohammedaner) ist, trinkt er doch ebenso gern Spirituosen und ißt Schinken so gut wie die hiesigen Europäer. Sehr oft ist er auch europäisch gekleidet, nur trägt er weder Hemden noch Strümpfe. Um sich vollkommen zu hollandisiren, beliebte Laos täglich auch einigemal ein Tabakpriemchen zwischen Backen und Backzähnen zu bergen — ähnlich wie die holländischen Marine-Officiere es thun — aber er kaute nichtsdestoweniger des Tags auch einmal Siri und Betel, weil dieses — wie er mich belehrte — ein probates Mittel wider übelriechenden Athem sey.

Als Ortshäuptling hatte er häufig vornehmen holländischen Staatsdienern Geschenke gemacht und sich dadurch deren Gunst erworben; Laos hatte deßhalb vermeint gegen benachbarte Collegen in Streitsachen das Recht des Stärkern un-

gestraft geltend machen zu können, fand sich hierin aber bitter getäuscht, denn wegen solcher Eigenhülfe war er vom Gouverneuents-Commissär, Hr. Boscher, der 1851 in jenen Ländern Gerichtstage abhielt, vorerst im Amt suspendirt und im darauffolgenden Jahre völlig seines Ranges verlustig erklärt worden. Nichtsdestoweniger bekleidete man ihn auf den Banda-Inseln noch immer den Radscha Laos, und er hoffte früher oder später wieder zum Radscha [1] von Tanah-Banjang zu avanciren.

Am meisten schmerzte den Ex-Radscha daß er auf Tanah-Banjang sein ihm eigenthümlich zugehörendes, massives (mit Steinmauern versehenes) Haus nunmehr nicht selbst bewohnen durfte, weil eine solche Begünstigung nur Häuptlingen und Europäern, aber keinem eingebornen Plebejer Tanah-Banjangs gebühre. Der neue Häuptling logirte manchmal in diesem Haus ohne den Eigenthümer zu fragen.

Dem Laos war es daher sehr wünschenswerth wenn ich mein Quartier in seinem massiven Gebäude auf Tanah-Banjang aufschlüge, denn dadurch wurde auch ihm gestattet während meines dortigen Aufenthalts darin zu wohnen, weßhalb er mich ersuchte die Abreise von Neira möglichst zu beschleunigen und mich lieber längere Zeit in seiner Heimath aufzuhalten.

Die Orembai auf welcher wir unsere Reise antraten, war Eigenthum des Laos; unsere Equipage bestand (ohne mich) aus nur acht Personen, da wir erwarteten daß wir Ende gegenwärtigen Monsuns (Februar bis ultimo April) fast immer günstigen Wind, und deßhalb wenig zu rudern haben würden. Unser Fahrzeug, worauf wir die wenigstens 60 geographische Meilen weite Reise nach den Aru-Inseln unternahmen, war 15 Ellen lang, in der Mitte 7—8 Fuß breit und ebenso tief; sowohl nach dem Bug als nach dem Steuerruder hin lief die Orembai spitz zu; am ganzen Fahrzeug war kein Stückchen Eisen, sondern alles aus Holz oder Bambus gebaut. Wohl aber vertrat eine acht Pfund schwere, an einem Bambustau (das sind zusammengedrehte und an einander gebundene Bambusstücke) befestigte Kanonenkugel die Stelle des Ankers, während in der Nähe des Ruders ein Lilar (Kanone von 2 Pfd. Kaliber) postirt war, mit welchem wir uns nöthigenfalls gegen Corsaren zu vertheidigen gedachten. In der Mitte, wo das Fahrzeug am breitesten war, war mein und des Eigenthümers Schlafplatz hergerichtet — also die Cajüte. Am Bug befand sich die Küche, aus einer mit Sand gefüllten Kiste und drei Steinen bestehend, auf letztere stellte man die Töpfe. Zwischen Cajüte und Küche standen die drei Masten (Bambuspfähle) in schräger Richtung und waren oben zusammengebunden, so daß sie ein nach oben spitz zulaufendes Dreieck bildeten. Die Segel waren aus Bast gefertigt und sind etwa dreimal so lang wie breit. Wenn man sich ihrer bedient, so werden die Segel auf einer Seite höher als auf der andern aufgezogen, wodurch sie in schiefer Richtung vor das Mastendreieck zu hängen kommen. Nun hatte ich geglaubt daß man mit derartigen Fahrzeugen nicht so schnell wie mit europäischen Schiffen segeln könne; allein sehr bald überzeugte ich mich daß die mit einem Mastendreieck versehenen inländischen Fahrzeuge viel bessere Segler in dem hiesigen Archipel sind als die hier fahrenden europäischen Schiffe, des Lärmens der europäischen Seeleute bei dem (sehr oft benöthigten) Laviren gar nicht zu gedenken; denn solches Schreien und Toben hört man bei den Inländern auf See fast niemals, und gewöhnlich bringen sie ihre Fahrzeuge schneller als jene an den Bestimmungsort. Hiezu kommt noch daß die kleinen Ruderfahrzeuge fast täglich vor Anker gehen, und man bei widrigem Wind oder bei der hier gar sehr häufigen Windstille durch schnelles Rudern die Reise beschleunigen kann. Freilich entfernt man sich mit den Orembais auch gewöhnlich nicht so weit vom Lande, daß man dasselbe nicht mehr sieht, sondern fährt von Insel zu Insel, oft auf großen Umwegen zum Reiseziel; dahingegen kommt man auf solchen Fahrzeugen nicht in die (unangenehme) Lage, tage- oder selbst wochenlang auf der spiegelglatten See still liegen, oder vor einer Strahe lange Zeit herumkreuzen zu müssen. Das sind zwei Uebelstände, welche die mit europäischen Schiffen und mit java'schen Küstenfahrern auf den hiesigen Wassern Reisenden nur zu oft ennuyiren.

Wir verließen Neira beim Aufgang der Sonne und ankerten vier Stunden später bei der Insel Rosengyn: [1] beim Antmann, Hrn. de Bouville (einem französischen Deserteur), speisten wir zu Mittag, verließen hierauf das Eiland wieder, und schon vor Untergang der Sonne hatten wir uns der Insel Seramlaut genähert, worauf wir bei Galewaru, dem Hauptort der Insel, vor Anker giengen. Auf der Rhede vor diesem Campong lagen 10—12 Patiwakan (buginesische Fahrzeuge, diese sind mit einem Mastendreidreck versehen, sie sind unten, so tief sie im Wasser gehen, gekupfert, ihre Cajüte befindet sich am hintern Theile des Fahrzeugs), ein Küstenfahrer von Java und der niederländische Kriegsschooner „Egmont." Auf diesem befand sich außer der Equipage auch ein Detachement Militär und der Gouvernements-Commissär, welcher an verschiedenen Orten des niederländischen Australiens Raad (Gerichtstag) abhalten sollte.

Galewaru ist ein recht lebhafter Ort, die Buginesen betragen hier den dritten Theil der Einwohner, sehr zahlreich sind auch die Buschbusch- (Papua-) Sklaven. Die hiesigen Bambushütten sind denen zu Makassar und Sumbauwa sehr ähnlich, will sagen in den Parterrelocalen befanden sich meist die Hausthiere oder wohl gar kleine Fische bei hoher Fluth, während in den Piecen des obern Stockwerks, in welches man auf einer Leiter gelangt, der Hausherr nebst Familie und Dienstboten wohnen.

Am nächsten Tage wurde Raad zu Gessing (ein $1\frac{1}{2}$ Stunde

[1] Radscha bedeutet hier so viel wie Dorfschulze oder Richter; übrigens werden im malayischen Archipel die Könige und andere regierende Fürsten — mit Ausnahme der Kaiser, die man Sultan nennt — „Radscha" betitelt. Der Radscha Walanda (König von Holland) gilt auf den Molukken und benachbarten Inseln für den mächtigsten Herrn der Erde.

[1] Rosengyn ist eine kleine Insel, die Anzahl ihrer Bewohner beträgt etwa 100 Seelen, darunter sind begriffen: 1) die 15 Mann starke Garnison und 2) 20—30 javanische Bannelinge, die hier Kalk und Ziegel brennen müssen.

weit von Galewaru entfernter, ebenfalls auf Seramlaut gelegener Ort) abgehalten, wohin wir uns auch gegen Mittag begaben. Schon am frühen Morgen noch ehe wir unsere Dremdai verließen, gewahrten wir daß mehrere Frauen, welche mit Ziegen, Papageien und Baumfrüchten beladen waren, sich dem Egmont näherten. Diese Gegenstände wurden dem Commissär zum Geschenk gemacht, sie gehörten Leuten die entweder klagen wollten, oder solche die verklagt zu werden befürchteten, weil man in hiesigen Gestaden vermeint daß derjenige welcher die europäischen Herren am besten beschenkt, auch den Proceß gewinnt.

In der geräumigen Hütte worin der Raad abgehalten ward, saß der Commissär hinter einem Tisch auf einem Stuhl; die eingebornen Häuptlinge dieser und benachbarter Inseln saßen auf Bänken, sie hatten ihre Rangzeichen, nämlich Stöcke, die ihnen von den holländischen Behörden verliehen worden waren, in den Händen. An seinem Stock war zu erkennen ob der Häuptling Radscha oder ob er Oran-Kaya (zu deutsch reicher Mensch), oder ob er Oran-Dua (wörtlich alter Mensch) betitelt werden mußte. Der Commissär sprach hier zu den Eingebornen in malayischer Sprache, alle Häuptlinge müssen dieser ebenfalls mächtig seyn. Ein 12 Mann starkes Militärdetaschement (ein europäischer Sergeant und 11 javanische Soldaten) hatten sich vor der Thür aufgestellt, worauf der Commissär die Sitzung mit folgender Ansprache eröffnete: „ich bin zu euch gekommen um eure Streitigkeiten zu schlichten, vor mir kann jeder sein Recht erlangen, gleichviel ob er ein Vornehmer oder ein Geringer ist;“ hierauf begannen die Verhandlungen.

Da es den Ortshäuptlingen zuweilen Bagatellprocesse selbst zu schlichten, so gab es auf diesem Gerichtstag nur größere Klagesachen zu verhandeln: nämlich einen Todtschlag; ferner: Gewaltthätigkeiten, welche die Bewohner des einen gegen die eines anderen Campongs gemeinschaftlich verübt hatten, und Klagen wider Häuptlinge, weil man doch nicht sein eigener Richter seyn kann.

Kläger und Beklagte stellten sich neben einander, mit unterschlagenen Armen in der Mitte der Hütte auf, worauf erst der eine seine Klage, alsdann der andere seine Entschuldigung vorbrachten; diejenigen welche der malayischen Sprache nicht mächtig waren, mußten sich eines Dolmetschers bedienen.

Der Todtschläger wurde nach dem hier geltenden Gesetze (Adat Ceram) verurtheilt der Familie des Erschlagenen Sachen im Werth von 120 fl. zu entrichten, wofür er, da er kein Geld hatte, ein Lilar an Geldes Statt gab. Schwieriger war der Proceß zu schlichten den die Bewohner zweier Campongs wider einander führten; die einen gaben vor daß die des andern Campongs ihnen ihre Baumpflanzungen zerstört hätten, und brachten von jeder gefällten Palme ein Blatt mit. Es war dieß ein recht zahlreiches Bündel Blätter, und der Hr. Commissär bezweifelte daß man so sehr viele Bäume gefällt haben sollte, er verordnete deßhalb daß eine Commission — aus unparteiischen Häuptlingen bestehend — die Wurzelstöcke nachzählen sollte. Das war ein Geschäft welches für gegenwärtige Sitzung zu lange Zeit in Anspruch nahm, weßhalb im nächsten Jahr die Kläger für jede gefällte Cocos- oder Sagopalme mit dem Werth von 2 fl. entschädigt werden sollten.

Die Gegner läugneten nicht das Zerstören von Baumculturen die den Klägern eigenthümlich zugehörten, brachten aber als Ursache dieser Gewaltthat vor, wie die Kläger den Beklagten ja vorher die Fische und Schildkröten aus ihrem Seru (Zaun worein sich die Fische bei hoher Fluth verirren und während der Ebbe leicht zu fangen sind) gestohlen hätten, und verlangten nun dafür auch Entschädigung. Wie gesagt, die Klagesache wurde bis zum nächsten Gerichtstag in Geffing verschoben.

Die andern Klagesachen die heute hier verhandelt wurden, betrafen Schuldforderungen, welche fremde Handelsleute an Häuptlinge machten; unter andern hatte einer der Radschas einem buginesischen Handelsmann Waaren im Betrag von 1200 fl. schon vor drei Jahren abgekauft und seitdem noch gar nichts darauf bezahlt. Der Beklagte läugnete nicht, erklärte aber insolvent, jedoch willig zu seyn so viel als möglich abzutragen; sogleich wurden eine Menge Gegenstände herbeigeholt, diese von den beistehenden Häuptlingen taxirt und dem Gläubiger auf Abschlag übergeben. Endlich wurde auch ein Buschbuschknabe herbeigeholt welchen der Schuldner auf 600 fl. schätzte, der Gläubiger aber nicht für den dritten Theil dieses Preises annehmen wollte. Der Commissär sagte hierauf: „so ein Kind kostet auf Amboina nur 70—80 fl., soll der gutmüthige Gläubiger für sein langes Warten auch noch betrogen werden? denkt ihr ich weiß nicht wie ihr zu solchen Sklaven kommt?“ Dem Hrn. Beamten schien also doch bekannt zu seyn daß der Knabe ein gestohlenes Kind war, und verbriefetes Eigenthumsrecht konnte der Radscha nicht herbeibringen, aber nichtsdestoweniger nahm der Bugines den Knaben für 150 fl. an.

Zwei Tage später war Gerichtstag zu Galewaru; hier kamen sonstagen nur geringfügige Rechtssachen zur Verhandlung. Die Galewaruaner beklagten sich daß Fremdlinge im Campongsrayon fischten, was diesen seitens des Commissärs verboten ward. Ein buginesischer Schiffer hatte britischindische Kupfermünzen mit holländischen Deuten vermengt und so als holländisches Geld ausgegeben; er wurde als Arrestant nach dem Egmont gebracht, aber schon zwei Stunden später seines Arrestes entlassen. Ein galewaru'scher Fischhändler war geladen worden vor dem Gericht zu Banda zu erscheinen (warum blieb unbekannt). Sarbai, so hieß der Fischhändler, hatte nicht Folge geleistet, und entschuldigte sich seine Reisegelegenheit gehabt zu haben; er wurde aber nach dem Kriegsschooner gebracht, und mußte nun erst die Reise nach Aru und Timorlaut machen, bevor er in Banda ankam. Sarbai hatte zwar nichts für Transport und Kost auf dem Egmont zu bezahlen, mußte aber auf dessen Verdeck unter freiem Himmel schlafen, und bekam unschuldigerweise gleich am dritten Tag der Reise ein derbes Herri (Hiebe mit Tauen); denn er hatte einen Matrosen mit dem Fuß gestoßen, und zwar weil dieser ihn erst auf seinen Schenkel trat, wo Sarbai einen Schwör hatte, welcher ihn sehr schmerzte.

Wir verließen die Rhede von Galewaru einen Tag früher als der Egmont, nämlich den 2 März; am Abend desselben Tages ankerten wir in der Bucht eines unbewohnten Eilandes. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise theils rudernd, theils segelnd in der Richtung nach Gorom fort, konnten diese Insel an demselben Tag aber nicht erreichen, sondern übernachteten auf einer Bank die nur während der Fluth unter Wasser steht. Hier fanden wir unerwartet treffliche Leckerbissen, denn es lagen daselbst einige 2—3 Fuß lange und 1—1½ Fuß breite Muscheln, welche das Wohnhaus sehr wohlschmeckender Thiere sind. Diese Riesenaustern wurden in unserer Küche über dem Feuer gebraten. Wenn sie gar sind, öffnen die Schalen sich von selbst, eine gebratene Riesenauster sieht alsdann aus wie das Gehirn eines Rindes, schmeckt delicat und ist hinreichend einen hungrigen Mann zu sättigen. Beim Aufheben solcher großen Muscheln muß man sehr vorsichtig seyn, da sie gewöhnlich offen daliegen; bringt man nun zufällig zwischen beide Schalen einen Finger, so läuft man Gefahr denselben zu verlieren, weil das kleine Thier sein Wohnhaus mit solcher Kraft zu schließen vermag, daß ein zarter Finger dadurch abgequetscht werden kann.

Am 4 März langten wir zu Gorom an, unsere Ankunft erregte hier große Freude, denn wir bestätigten was schon andere erzählt hatten, nämlich daß Radscha Mahamat — der vor drei Jahren angeklagt und nach Banda abgeführt aber nunmehr unschuldig befunden worden — nach Gorom zurückkehre und sich am Bord des Egmont befinde. Sein Sohn, der interimistisch Radscha war, nahm uns daher sehr freundschaftlich auf und ließ eine am Strande stehende Hütte für den zu erwartenden Raab herrichten; da hier Mangel an beweglichen Stühlen und Bänken war, so wurden Kisten in die erwähnte Hütte am Strande gebracht und dieselben mit großen Kattuntüchern behangen um als Sitzplätze für den Gouvernementscommissär und die inländischen Notabeln zu dienen.

Am 6 März gelangte der Kriegsschooner mit dem Commissär vor Gorom und kündigte seine Ankunft daselbst durch einen Kanonenschuß an. Hierauf versammelten sich die Bewohner Goroms in Menge am Strande, und mehrere dort geankerte, aus einander gebundenen Bambusspfählen bestehende Fähren wurden bestiegen. Der Radscha ad interim hatte nebst andern Häuptlingen in einer Praw Platz genommen, und fuhr, gefolgt von den reichlich mit Menschen bestandenen Bambusfähren, dem Egmont entgegen. Die Praw allein umfuhr das königl. niederländische Fahrzeug dreimal, wobei Flintenschüsse ertönten, hierauf begaben sich die goromschen Notabeln an Bord des Egmont.

Den 7 März wurde Gerichtstag in der dazu eingerichteten Hütte abgehalten. Der Commissär eröffnete die Sitzung mit einer ähnlichen Rede wie zu Geling und fügte alsdann bei, indem er der versammelten Menge den mitgebrachten Mahamat vorstellte: „dieser Mann ist fortan wieder Radscha von Gorom und Kram; er ist ein rechtschaffener Mann und nicht ein Mordbrenner, seine Unschuld hat sich erwiesen, und es thut mir leid daß er beinahe drei Jahre unschuldig in Arrest gesessen hat.“ Hierauf gab er dem Mahamat die Hand, und der interimistische Radscha mußte das Rangzeichen, den Stock, seinem Vater einhändigen; während dieses in der Hütte vorfiel, mußte das vor derselben aufgestellte javanische Militär drei Gewehrsalven geben. Uebrigens kamen in diesem Raab nur kleine Streitigkeiten zur Verhandlung, welche der Commissär mit folgenden Worten beendigte: „Soll ich mich hier mit solchen Kleinigkeiten befassen, dergleichen gehören vor den Radscha.“

Am Nachmittag des 8 März wurde Raab zu Kram, auf einer 3—4 geogr. Meilen weit von Gorom entfernten Insel, gehalten. Der Commissär nebst Militär wurden auf zwei Bambusfähren dahin befördert, worauf man entnehmen kann wie ruhig die See hier gewöhnlich ist. Beim Rudern sangen die Ruderer der Fähren ihre, die Ohren des europäischen Neulings beleidigenden Gesänge, und auf einer Trommel wurde Tact dazu geschlagen.

Aehnlich wie zu Gorom wurde vom Commissär auch zu Kram der Raab eröffnet, der Radscha Mahamat der Versammlung vorgestellt und Gewehrsalven dazu abgefeuert. Einer der beißenden Häuptlinge war besonders dadurch auffällig daß er die Kopfbedeckung und Uniform — nicht aber die Epaulette — eines holländischen Marineofficiers trug, die er irgendwo geschenkt bekommen oder eingetauscht hatte. Dieser Häuptling wurde von einem Fremden verklagt ihm sein Erbtheil unterschlagen zu wollen. Vor kurzem war nämlich in der Behausung des Häuptlings ein buginesischer Handelsmann gestorben, der Hausherr hatte sich selbst zum Erben des in seiner Hütte Verstorbenen eingesetzt, und verweigerte die Herausgabe des Nachlasses, wurde aber vom Commissär, unter Androhung der Degradation, veranlaßt das Erbe den rechtmäßigen Erben schleunigst auszuhändigen. Außerdem kam auf diesem Gerichtstage nichts weiter in Verhandlung, und der Commissär kehrte noch am Abend auf den Fähren nach dem Egmont bei Gorom zurück.

Am 9 März verließen wir mit unserm Orembai Gorom und erreichten nach 36stündiger Fahrt die Küste von Neu-Guinea, welches Land meine braunen Reisegenossen Negri-Paru (neues Land) und Negri-Papua (Land der Papuas) nannten. In der Nähe unseres Ankerplatzes zeigte sich keine Spur von Eingebornen, dahingegen waren hier Krontauben zahlreich vorhanden, auch sahen wir ein paar große Bäume welche mit den niederländischen Nationalfarben bemalt waren, zum Zeichen daß es hier Holländisch sey. Ich schoß eine Krontaube vom Baume, sie wurde gebraten und schmeckte recht gut. Die sogenannte Krontaube ist unserer Taube ähnlich, hat die Farbe der blauen Feldtaube, eine Krone auf dem Kopfe, ist aber beinahe so groß wie eine Gans; wenn sich die Krontauben beißen, haben sie ganz die Manieren unserer Tauben, sie erfassen sich mit den Schnäbeln bei den Köpfen und schlagen sich mit ihren Flügeln.

Am 10 März, noch bevor die Sonne aufgegangen, hatten wir den Anker — oder eigentlich die Kugel — gelichtet und segelten nach den Aru-Inseln, die am Abend erreicht wurden, auf einem unbewohnten kleinen Eilande ward übernachtet. Am folgenden Tage wurde immer zwischen Inseln hin die

Reise fortgesetzt bis wir in der Nacht vom 12 bis 13 März den Ankerplatz bei Tobu erreichten. Hier lagen zwei Schiffe, eine Menge Pativatan und Orembais bereits vor Anker, und der Cygnet kam wenige Stunden nach uns auch noch an.

Tobu wird nicht fortwährend von Menschen bewohnt, sondern nur in der ersten Hälfte jeden Jahrs, und zwar von Ausländern welche Hütten (deren Gebälke aus Bambus, Wände und Dächer aber aus Palmblättern bestehen) hier aufschlagen, die nach wenigen Monaten wieder verlassen werden und einfallen.

Wir fanden hier nicht nur Weiße, sondern auch Chinesen, Araber und buginesische Handelsleute, und selbst von Timorlaut war eine Orembai angekommen, deren Seeleute sämmtlich rothgebrizte Haare hatten.

Die Chinesen beschäftigen sich hier großentheils mit Sieden und Räuchern der Tripang; große Haufen solcher Thiere lagen in und vor ihren Hütten. Gedörrte Paradiesvögel jedoch ohne Köpfe, waren ebenfalls haufenweis hier zu finden; Buginesen tauschen dieselben meist ein und führen sie nach Makassar und Singapur aus. Schildkrot wird von Timorlaut und benachbarten Inseln ebenfalls hieher gebracht. Eßbare Vogelnester holen die Händler auf Neu-Guinea selbst, wohin sie mit ihren Prauen sich von hier aus begeben.

Die Bewohner der Aru-Inseln, Arunesen genannt, ähneln den Negern, ihr wolliges Haar steht kerzengerad, so daß es aussieht als trüge die Person eine breite Bärenmütze auf dem Kopfe. Ihre Kleidung ist (für Männer und Frauen) ein Rock, der von den Hüften bis zum Knie reicht. Diese Leute beschäftigen sich meist mit Fisch- und Tripangfang und der Perlenfischerei; sie lieben Spirituosen, essen nur zuweilen Reis und leben so zu sagen den größten Theil des Jahrs in Armuth. In ihren Hütten sieht es sehr ärmlich aus, sie haben fast keine Möbel, und doch sagte mir der Kaufmann Riskin aus Makassar: „ich besuche schon seit beinahe zwanzig Jahren alljährlich die Aru-Inseln und habe jedesmal wenigstens für 50,000 fl. Perlen hier eingetauscht.“ Die Arunesen tauschen für ihre Waaren Arac, Reis, Kupferdrath (zu Angelhaken), Kattun, Schießwaffen und Schießpulver, auch amerikanische Seife und Goldtressen von den Fremden ein. Diese letztern begeben sich von Tobu aus, wo sie für die kurze Zeit ihres Aufenthalts ihre Magazine haben, sich mit Kähnen (Prauen) nach den in der Nähe gelegenen Ortschaften um die Bewohner mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, auch geben sie diesen Vorschüsse. Auf diese Weise gelingt es den schlauen Fremdlingen häufig die unkundigern Arunesen zu übervortheilen. Uebrigens muß man sich nicht etwa einbilden daß der Neuling Perlen hier billig eintauschen könne; ich fand daß kleine Perlen hier (nämlich aus der zweiten Hand) theurer wie auf der Leipziger Messe bezahlt wurden.

Weil Geld hier nicht gangbar ist, so kann man leicht begreifen daß der Tauschhandel viele Streitigkeiten zur Folge hat, zumal da keine europäischen Gerichtsbehörden oder Garnisonen in der Nähe sind. Der betrogene Fremdling ist stets auf die Ankunft des holländischen Commissärs angewiesen, was aber dann thun, wenn die Beklagten nicht vor Gericht erscheinen?

Im Monat März wurde zu Tobu mehrmals Raad gehalten, dabei verschiedene Missethäter wegen verübter Eigenhülfe auf das Kriegsfahrzeug gebracht und dort in Ketten gelegt. Einige Bewohner des Campong Lobulingan waren geladen worden vor Gericht zu erscheinen, aber vergebens, diese erschienen nicht, weßhalb der Commissär beschloß die Widerspenstigen dort abholen zu lassen. Zu Folge dessen wurden 25 bewaffnete Matrosen und 13 Soldaten, unter Anführung des Adelborst (Portepeejunker der Marine), Hrn. Sluiterman, auf zwei Booten nach Lobulingan gesandt. Der Kaufmann Niskin, ich und der Schulmeister von Wafu — wo sich eine christliche Gemeinde befindet — folgten bewaffnet in einer Prau diesem Expeditionscorps.

Nach sechsstündiger Seereise kamen wir in der Morgendämmerung des 4 April in der Nähe Lobulingans an, stießen hier aber auf ein nicht erwartetes Hinderniß; es war nämlich Ebbe und wir mußten 1000 Schritte weit über eine Bank marschiren, die zwar nur $1/2$—$1^1/2$ Fuß tief unter Wasser stand, der Schlamm aber der hier lag war sehr weich und sah wie Thon aus; unter dem Schlamm waren scharfe, spitzige Bimssteine verborgen, welche uns nicht nur die Fußbekleidung zerstachen und zerschnitten, sondern den meisten Theilnehmern der Expedition und auch mir die Füße blutig ritzten, weßhalb der Marsch hier sehr langsam vorwärts gieng. Als wir den Strand erreicht hatten, war noch keine Hütte zu sehen; erst nach einem halbstündigen Marsche durch einen großentheils morastigen Wald erreichten wir einige leerstehende Hütten. Nicht weit davon loderten Flammen auf und einige Hütten sahen wir brennen. Ein Weib sahen wir in der Ferne laufen, aber niemand anders; wir fanden nachher noch 14 leerstehende Hütten im Wald und vier Prauen am Strand, kehrten aber gegen Mittag nach Tobu zurück, ohne die Widerspenstigen mitzubringen.

Den 5 April verließen wir mit unserer Orembai Tobu und segelten nach Tanah-Banjang; daselbst verweilte ich drei Wochen im obenerwähnten Gebäude des Laos, und kehrte von dort nach Banda zurück.

Ring-Geld.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn die Etymologie des Worts money (Geld) viel Meinungsverschiedenheit veranlaßt hat, indem die einen es auf das hebräische Wort monah oder mineh, das der Name eines Gewichts und einer Art Verkehrsmünze ist, zurückführen wollten, andere behaupteten es werde von monere, erinnern, abgeleitet, „quia nota inscripta de valore admonet,“ und wieder andere glaubten der Name stamme davon her daß schon in sehr früher Zeit im Tempel der Juno Moneta in Rom Silber gemünzt worden sey, so hat die Speculation ebenfalls

darüber geſchwankt in welchem Lande, von welchem Volk und in welcher Zeit die Kunſt Geld zu prägen ausgegangen ſey. Herodot ſchreibt ſie den Königen von Lydien zu, etwa ſechshundert Jahre vor Chriſti Geburt, von wo aus ſie ſich, ſagt er, unter dieſenigen Nationen verbreitet habe mit welchen die Lydier Handelsverkehr pflogen. Andere Schriftſteller ſchreiben die Erfindung dem Pheidon I, König von Argos, um Jahr 750 v. Chr., zu; allein es iſt höchſt wahrſcheinlich daß die Griechen ihre erſte Kenntniß von gemünztem Geld von einigen der Nationen erhielten mit denen ſie in Kleinaſien in Berührung kamen. Dem Plinius zufolge — der als Gewährsmann ſeiner Behauptung den Timäus, einen ſicilichen Geſchichtſchreiber, anführt, welcher nahezu drei Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung lebte — waren die Römer mit einem gemünzten Kupfergeld ſchon unter der Regierung des Servius Tullius, des ſechsten der ſagenhaften Könige Roms (578—535 v. Chr.), bekannt, welcher eine die Geſtalt eines Schafs tragende Münze einführt haben ſoll. Von dieſem Umſtand habe das Geld den Namen pecunia, vom lateiniſchen pecus, das Vieh, erhalten, indem in den Jahrhunderten des Hirten- und Nomadenlebens der Geſellſchaft das Geld gemeiniglich durch Schaf- und andere Thierheerden vertreten wurde. Wir haben das Zeugniß von Gronovius, in ſeinem Werk über griechiſche Alterthümer, daß das urſprüngliche Metallgeld Griechenlands die Form von Ringen gehabt habe. Als Gold und Silber zuerſt als circulirende Medien ausgetauſcht wurden, hatten ſie nie eine künſtliche Form — es waren Stangen oder rohe Barren mittelſt deren die Handelsgeſchäfte abgemacht wurden, indem die Quantität des Metalls in genaues Verhältniß gebracht ward mit der Quantität welche die Waare erheiſchte, welcher Art dieſe auch ſeyn mochte. Dieſe Gewohnheit war allgemein unter den Nationen des ſogenannten claſiſchen Alterthums, die heiligen Schriften aber geben die ſchlagendſten und belehrendſten Erläuterungen hierüber aus den früheſten Zeiten von denen ſie berichten. Abraham ſoll „ſehr reich an Vieh, Silber und Gold“ geweſen ſeyn; indeß geſchieht dieſer Metalle als allgemeiner Handelswerkzeuge erſt Erwähnung nach des Patriarchen Rückkehr aus Aegypten, wo als Beiſpiel von dem Gebrauch des Silbers — das im urſprünglichen Hebräiſchen oft dem neueren Ausdruck Geld entſpricht, und wegen ſeiner vergleichsweiſen Reinheit im Erz, und weil es in größerer Fülle vorhanden iſt als Gold, wahrſcheinlich das erſte Metall war welches man zur Verfertigung von Nützlichkeits- und Schmuckgegenſtänden verwendete — der Kauf angeführt wird den er mit den Söhnen Heths über den Acker Ephrons mit der Höhle Machpelah abſchloß, die er zur Grabeshöhle für Sarah beſtimmte. Als Entgelt für dieſen Boden wog der Gründer der jüdiſchen Nation „vierhundert Schekel Silbers, das im Kauf gäng und gäbe war“ (1 Moſ. 23, 16) — ein Ausdruck der augenſcheinlich auf etwas mehr hindeuten ſollte als bloß auf Reinheit des Metalls. Wäre es gemünztes Silber geweſen, oder hätte es irgendeinen autoriſirten Stempel getragen, durch welchen man ſein Gewicht und ſeine Beſchaffenheit ſogleich hätte erkennen können, ſo wäre es natürlich nicht nothwendig geweſen es dem Criterium der Wagſchalen zu unterwerfen — eine Probe die, von der früheſten Zeit auf welche authentiſche Geſchichte zurückreicht, bis ſehr ſpät herauf unter morgenländiſchen Nationen gewöhnlich war, und wozu öffentliche Wäger und Schreiber oder Notare verwendet wurden. Es war in Folge dieſer vorherrſchenden Gewohnheit daß, als die Söhne Jakobs entdeckten daß das Geld welches ſie für das von ihnen gekaufte Getreide bezahlt hatten, auf Befehl des erſten Miniſters Pharao's wieder in ihre Säcke gelegt worden war, und ſie es nach Aegypten zurückbrachten, ſie beſonders bemerkten: es ſey unverſehrt — „in vollem Gewicht“ — zurückgegeben worden. Die alten Aegyptier legten jeglicher Fälſchung von Gewichten und Maßen eine ſolche Bedeutung bei, daß ihr Strafgeſetzbuch derartige Verbrecher zum Verluſt der beiden Hände verurtheilte. Abgeſehen indeß von der langwierigen und heiklen Prüfung, welche früher nöthig war um das Gewicht und die Feinheit der Edelmetalle zu beſtimmen, hatte ihr Gebrauch in roher Form als Handelsmünze noch eine andere Unzukömmlichkeit — die nämlich daß ſie ſo ungemein ſchwer zu tragen waren. Aus der Angabe daß das Kaufgeld des Ackers Ephrons „im Kauf gäng und gäbe“ war, läßt ſich nicht ohne Grund annehmen daß es von einer Art geweſen die man ihrem Zweck, leichteren Tragen, angepaßt hatte. Annulare perſönliche Schmuckſachen, als Ringe, Armſpangen und Armbänder, dürften natürliche Austauſchgegenſtände geweſen ſeyn, und ohne Zweifel kam man durch ſie auf die Idee ſtrafe Gold- und Silberbarren in einer Art zu biegen daß man ſie zuſammenreihen und „in Bündeln“ tragen konnte, wie wir ſehen daß die Söhne Jakobs das Geld für das Getreide nach Aegypten hinabgebracht haben; auch verdient bemerkt zu werden daß das Wort Schekel, welches im Hebräiſchen die Bedeutung von wägen hat, im Aethiopiſchen buchſtäblich aufhängen oder anhängen bedeutet. Das Geld der Aegyptier — unter allen Völkern des fernen Alterthums das in den Künſten und Wiſſenſchaften gebildetſte — hatte die Form von Ringen zur Zeit der Einverleibung dieſes Landes in das koloſſale Perſerreich, deſſen früheſte Münze alſo ringförmig war, wie die auf den verſtümmelten Säulen von Perſepolis, ſeiner alten Hauptſtadt, noch vorhandenen merkwürdigen Basreliefs beweiſen. Die Frescogemälde auf den Gräbern von Theben ſtellen häufig Geſtalten dar welche damit beſchäftigt ſind Gold- und Silberringe auf dem Markte zu wägen, oder ſie in feierlichem Zuge als Tributanerbietungen an den Fuß des Throns des Monarchen zu tragen, und zwar Jahrhunderte vor dem Auszug der Iſraeliten (1706 v. Chr.): auffallend aber iſt es einigermaßen daß, obgleich Täfelchen die gewichtlich ſpecificirter Geldzahlungen Erwähnung thun in beträchtlicher Anzahl entdeckt worden ſind, doch nicht ein einziger Ring oder eine Spur einer Münze die neuern, ſonſt mit ſo großem Erfolg unternommenen Forſchungen unter den Ruinen dieſer Stadt belohnt hat, welche ſelbſt in ihren traurigen Reſten noch umfangreiche, einfache und erhabene Kunſt zeigt.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich daß die Seefahrt der Phönicier von Tyrus — die, dem Herodot zufolge, das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifften — den Senat von Car-

thago, mehr als fünf Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, auf den Gedanken brachten eine Expedition unter Hanno abzusenden zum Zweck der Erforschung der Westküste Libyens (Afrika's) jenseits der Meerenge von Gibraltar. Während der Jahre 1836—38 wurde eine eigenthümliche Art Ringe, die als Manillas bekannt sind, in großer Menge zu Birmingham und Bristol für die Ausfuhr von Liverpool nach dem Meerbusen von Guinea verfertigt; sie waren dem als Schmuck getragenen unlegirten Gold nachgeahmt, und galten im Gebiet von Sennaar, an den Gränzen Abessiniens und den benachbarten Ländern als Metallmünze. Im Laufe des Sommers von 1836 litt der Magnificent, ein Afrikafahrer, Schiffbruch an der Ballycotton-Küste, bei Cork, und unter seiner Ladung waren mehrere Kisten dieser nachgemachten Ringe — von denen die einen aus Gußeisen, die andern aus einer Composition von ungefähr neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn bestanden. Die Verfertigung derselben hat seit dem Jahr 1838 aufgehört, weil die afrikanischen Fürsten und Häuptlinge sich weigerten sie länger als circulirendes Medium anzuerkennen. Früher schon hatte sich über in Irland sowohl als in Schottland aufgefundene penannulare Goldartikel ein fruchtloser Streit entsponnen. So groß war indeß, in Form und Zügen welche sie zeigten, die Aehnlichkeit derselben mit diesen Manillas, daß man jetzt zu der Ueberzeugung gelangt ist, sie seyen eine frühe Form von Geld gewesen.

Der verstorbene Sir William Bentham, Bewahrer der Birmingham-Tower-Urkunden im Dubliner Schloß, war der erste welcher Nachforschungen anstellte über die Natur und die Geschichte des Ringgeldes der Celten; die Resultate derselben sind in zwei Essays niedergelegt die in der k. irischen Akademie im Nov. 1836 und im Januar 1837 vorgelesen wurden; ihr Hauptverdienst war die Originalität des Gegenstands, denn die Theorien des Verfassers waren wahrhaft seltsam. Er suchte mit großer Sorgfalt den Ausdruck Manilla auf zwei celtisch-phönicische Wörter zurückzuführen: main, Reichthümer, Patrimonium, oder Werth, und callac, Vieh, d. h. es vertrete den Werth von Vieh oder Eigenthum. Nun aber verdankt Europa den Portugiesen, die im 15ten Jahrhundert die Goldküste entdeckten, diesen Ausdruck. In der portugiesischen Sprache sowohl als in der spanischen bedeutet Manilla buchstäblich eine Armspange. Als die Römer ihren Einfall in Britannien machten, fanden sie die Bewohner im Besitz von eisernen Ringgeld, das nach gewissen Gewichten geregelt war, und auf das Cäsar in einer sehr flüchtigen und unbestimmten Weise anspielte, indem er sagt: „Utuntur aut aere, aut annulis ferreis ad certum pondus examinatis, pro nummo.“

Obgleich es einigermaßen schwer ist genau die Zeit zu bestimmen in der gemünztes Geld in Irland eingeführt wurde, so kann doch kein Bedenken herrschen als unbestreitbar anzunehmen daß zur Erleichterung des Tauschhandels viele Jahrhunderte vor der Ankunft der Dänen im Land ein Name für solches Geld vorhanden war. Von der frühesten vorgeschichtlichen Zeit, selbst bis zum Schluß des 12ten Jahrhunderts, waren die edlen Metalle gangbar in der Form von Stangen und Ringen von specifischem Gewicht und Werth, welche auch dem Zweck persönlichen Schmucks dienten, den man, wenn er zur Umlegung um den Hals bestimmt war, Muintorcs nannte, wenn er aber als Armbänder oder Fußspangen getragen wurde, als failghe bezeichnete; daher das Epitheton „exactors of rings (Ringerpresser),“ das ihre Scalden oder Barden in den nordischen metrischen Romanzen so häufig den Wikingern beilegten, welche Irland im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert plünderten, und welche selbst, wie wir aus den alten Chroniken der Könige von Norwegen erfahren, bis lange nach der Einführung des Christenthums ähnliche circulirende Medien besaßen. Alle die grausamen teutonischen Eroberer der Briten, welche

With their red seaxes from the southward shores
Carved realms for Hengist,

(mit ihren rothen Krummschwertern aus den südgelegenen Küsten Königreiche für Hengist schnitten) brachten eine Ringmünze mit sich, wie aus dem Gedicht Beowarf zu ersehen ist, das den Hrothgar, einen dänischen Häuptling, als einen „Ringvertheiler“ und „den Bewahrer des Ringhorts“ schildert. Der Gebrauch dieses Schmuckgeldes ist sehr interessant erläutert in einer Stelle über die Bedeutung des Worts Righ, eines der alten Namen des Flusses Boyne, die sich in einer Handschrift der in der Bibliothek von Trinity College, in Dublin, aufbewahrten Brehon Laws findet. Es geht daraus hervor daß Boann, oder Bóinn, die Gemahlin Nuadha Neacht's, Königs von Leinster im ersten Jahrhundert, ihr Handgelenk oder ihren Arm (Righ) „mit Goldringen zu Geschenken an Dichter“ zu schmücken pflegte. Einige Sagen behaupten daß diese Fürstin später im Boyne ertrünkt wurde, der von diesem Ereigniß seinen Namen erhielt. In ihrer Form zeigen diese Ringe, die, wie Vallancey behauptet, mit dem irischen Ausdruck boillrean (von boill, kreisförmig, und reann, ein Verkauf oder Vertrag) verwandt sind, zwei getrennte Typen — den annularen und den penannularen, oder offenen — und sind entweder durch einen gänzlichen Mangel an Symmetrie oder Zeichnung, oder durch eine Grazie und Eleganz des Umrisses und vollendete Ausarbeitung gekennzeichnet, welcher weder der Zahn der Zeit noch die Gewaltthätigkeit des Barbarenthums Eintrag gethan hat. Die Schwere der bisher ausgefundenen schwankte zwischen 56 Unzen und einem HalbpennyGewicht Troy; auch ist es merkwürdig daß sie im allgemeinen regelmäßig graduirt sind, und daß, wenn man sie einer sorgfältigen Probung unterzog, sie sich als richtige Vielfache von zwölf Gran erwiesen. Die irischen Annalen liefern eine wahre Fundgrube interessanter Angaben über die Bezahlung von Ringen eines specifischen Gewichts als Gaben und Bußen, oder „Fesselunze.“ So schenkte, etwa fünf Jahre vor der Schlacht von Clontarf, Brian Borumha, König von Irland, der Kathedrale von Armagh einen Goldring, welcher 20 Unccas (die lateinische Uncia und die genaue Troy-Unze) wog, die vollkommen einer im letzten Jahrhundert bei Craobh Ruadh, der Lage des Palastes von Emania, aufgefundenen entsprechen soll. Sechzig Unccas Gold wurden erpreßt von dem Volk

von Leinſter im Jahr 1152 durch Tirdelvac O'Connor, als Lösegeld für ihren Häuptling, und im Jahr 1157 machte der Monarch O'Lochlainn den Mönchen von Mellifont-Abtei, bei der Einweihung dieſes Gebäudes, mit einer ähnlichen Anzahl ein königliches Geſchenk — ein Beiſpiel das nachgeahmt wurde von Dearbhſorgail, der Gemahlin Tiernan O'Ruarks, Fürſten von Breffny, jener Helena, deren Reize ſich den Geſchicken ihres Landes ſo verderblich erwieſen. In dem Leabhar na g-Ceart, oder „Rechtebuch," einem über das zehnte Jahrhundert hinaufreichenden Werke, bilden goldene Ketten oder Ringe einen großen Theil der Artikel welche als Cis all, oder Tributrente, an die iriſchen Fürſten bezahlt wurden. Nachbildungen dieſer Ringe, zuſammengeſetzt aus Meſſing, oder einem ihm auffallend ähnlichen gemiſchten Metall, gleich dem aus welchem die griechiſch-aſiatiſch geſtalteten Waffen der Celten verfertigt wurden, hat man häufig gefunden. Ihr wirklicher Charakter war ſo ſchlau mit dünnen Goldplättchen maskirt, daß eine Entdeckung des Betrugs unmöglich war wenn man ſie nicht durch Abwägung prüfte. Stein-, Gagat- oder Ebenholzringe ſind ebenfalls gewöhnlich; ſie zeigten denſelben Typus wie die der edlen Metalle, ſind aber, wie man vermuthet, eine geringere Art Münze geweſen.

Unter den Indianern.

Von Frank Lorenz.

(Schluß.)

Die Indianer hatten ein Zelt aufgeſchlagen, Feuer angemacht und eine Hirſchkeule auf einem ſchräg ſtehenden Pfahl an dasſelbe gebracht. Ich konnte dieſe Art Bratens am Spieß nicht köſtlich finden, denn erſtens lief aller Saft ins Feuer, und zweitens wurde durch den unſtäten Luftzug ſo oft der Rauch gegen das rohe Fleiſch geweht, daß es nachher halb geräuchert und halb gebraten war, dennoch freute ich mich ſehr auf dieſes Indianer-Mahl. Ehe es aber noch fertig war, fühlte ich mich unwohl, und kroch, in doppelte Decken gewickelt, ins Zelt. Mein Kopf brannte, und meine Glieder waren alle wie zerſchlagen; ein verdorrender Durſt plagte mich, und das Waſſer aus dem Creek an dem wir lagerten ſchmeckte abſcheulich ſalzig und erdig, wie Medicin. Cliſſold vermochte mich ein Stück halbrohes Hirſchfleiſch zu kauen, und in der That wurde mir beſſer danach, ſo daß ich einſchlief. Kaum hatte ich die Augen geſchloſſen (ſo ſchien es mir wenigſtens) als ſich eine furchtbare Schlange unter der Zeltwand durchwand, ihre Ringeln um meinen Hals legte und mit ihrem kalten Kopf meinen Mund zudeckte, eine namenloſe Angſt laſtete auf meiner Bruſt, ich konnte mich nicht rühren, konnte nicht ſchreien, obgleich ich beides verſuchte, denn nun kam ich zu vollem Bewußtſeyn und fühlte den Druck auf Bruſt und Mund deutlich, eine verzweifelte Anſtrengung machte meinen Mund frei, und ich wollte eben ſchreien, als ich einen warmen Athem an meinem Ohr fühlte und Cliſſolds Stimme flüſternd vernahm: „um Gotteswillen, ſeyd ruhig!" Aller Schlaf war fort, jedes Unwohlſeyn vergeſſen! „Was iſt?" flüſterte ich eben ſo leiſe. „Comanchen!" war die Antwort, und Cliſſold kroch hinaus. Ich folgte ſo ſchnell ich konnte. Das Feuer war aus, jedes Zeichen wurde ſich, ich ſchien allein zu ſeyn. Inſtinctartig hielt ich meine Doppelbüchſe „fertig," die kühle Nachtluft fächelte meine Stirn, und ich bemerkte nun erſt daß ich ohne Kopfbedeckung war. Meine Augen gewöhnten ſich nach und nach an die Dunkelheit, ich bemerkte einen Schatten an der Erde, fühlte mich am Fuß ergriffen, und hörte das Wort „down!" (nieder!) Sogleich duckte ich mich, und in demſelben Augenblick pfiffen auch ſchon mehrere Kugeln über meinen Kopf dahin, faſt noch ehe ich das Knallen von Gewehren gehört, aber auch eben ſo ſchnell folgten Schüſſe um mich her, und ein Wuth- und Schmerzgeheul von dem Rande des Creeks überzeugte uns daß unſere Gewehre Wirkung gethan.

Mehrere Comanchen, die uns nachgeſchlichen waren um unſere Pferde zu ſtehlen, hatten ſich dort verſteckt, aber Tatawap fand ſie aus, war jedoch auch von den diebiſchen Feinden bemerkt worden; ſo hatten ſie nun beobachtend uns gegenüber gelegen, bis mein Kopf gegen den etwas helleren Nachthimmel ihnen ein Ziel geboten, und als ſie gefeuert hatten war das Blitzen ihrer Gewehre die Zielſcheibe unſererſeits geworden. Fünf Comanchen waren geſehen worden, wir waren an Zahl ihnen gleich, folglich ohne Beſorgniß, aber die Dunkelheit war ihnen günſtiger, da Cliſſold und ich keine Indianernaturen hatten.

Unmittelbar nach dem Feuern waren alle nach dem Rande des Creeks geſprungen; Wims ſchnelles Auge erſpähte den ganzen Zuſammenhang, während das Feuer einiger Comanchen uns wenigſtens beſchäftigen ſollte, entflohen die übrigen mit unſeren Pferden; ein Wink von ihm genügte, und Tatawap mit dem andern Indianer flog in die Dunkelheit hinein. Cliſſold und ich blieben bei Wim und ſuchten die Stelle ab woher die Comanchen gefeuert, plötzlich rief Wim: „dodge!" (duck dich!) aber noch ehe ich ſeinen Ausruf recht verſtand, fiel ein Schuß, und ich fühlte einen Schmerz in der linken Seite. Nun ſah ich auch zwei Geſtalten die in einer Vertiefung kauerten, durch einige große Steine gedeckt; in ihrer Nähe ſtand ein alter verdorrter Baumſtumpf, und einer der Comanchen ſprang hinter denſelben, indem er verſuchte ſein Gewehr wieder zu laden, der andere deckte ſich ſo gut daß er wie in die Erde verſchwunden ſchien. Ich fühlte daß meine Wunde nicht bedeutend war, konnte aber den linken Arm mit der Büchſe nicht ohne viel Schmerzen heben; Wim und Cliſſold hatten mit einem flüchtigen Blick geſehen daß es nicht ſchlimm mit mir ſtand, und wandten nun kein Auge von den Feinden. Wim lag etwas links vor mir, Cliſſold rechts in gleicher Höhe; der erſte Comanche, der entweder eine abgeſchoſſene Flinte hatte oder ſeinen Schuß aufſparte, lag nicht zwanzig Schritte von uns in der erwähnten Vertiefung; der zweite, deſſen Schuß mich getroffen, ſtand vielleicht fünf Schritt weiter zurück und rechts hinter dem Baumſtumpf, der ſeinen halbnackten Leib aber nicht ganz deckte. Ich drückte mit der rech-

ten Hand auf die schmerzhafte Stelle in meiner linken Seite, in der Gegend der kurzen Rippen, und fühlte nun wie das Blut hervorquoll, auch schmerzte mich der linke Arm, welcher mit Anspannung die schwere Doppelbüchse hielt. Eben sah ich wie der Comanche hinter dem Baumstumpf den Rücken krümmte, bei der Anstrengung die Kugel in den Lauf zu stoßen, da knallte Clissolds Büchse, und mit einem entsetzlichen Schrei stürzte der Elende mit zerschmettertem Rücken hintenüber, zugleich erhob sich der vordere Comanche, eine Riesengestalt, und ergriff mit Blitzesschnelle das Gewehr seines verwundeten Genossen, ein Zeichen daß das seinige ungeladen war; als er sich aber erhob, hatte ich auch die Büchse schon am Kopf, und meine erste Kugel zerschmetterte ihm die linke Hand, da ich unsicher schoß. Ich rief Clissold zu meine Büchse zu nehmen, doch verstand er mich nicht; Wim war mit dem Sprunge eines Löwen, seine Flinte wie eine Keule schwingend, auf den Comanchen losgesprungen, und führte einen furchtbaren Schlag nach dessen Kopf, als derselbe seinen Tomahawk mit saufendem Wurf nach mir schleuderte, dieser traf aber einen Stein und ricochettirte weit hinter mir zurück. Auch Wim schlug fehl, da der Comanche geschickt auswich, und zersplitterte seinen Kolben an dem Baumstumpf; ein zweiter Schlag, mit noch größerer Wuth geführt, mußte den Angegriffenen zerschmettert haben, wenn er nicht abermals ausgewichen wäre, so daß der glatte Lauf Wims Händen entfuhr und ein ganzes Stück hinter den Kämpfern in die Erde schlug. Zugleich sprang nun der riesige Comanche auf Wim ein, und sie umschlangen sich ringend. „Clissold, mein zweiter Lauf ist geladen!“ rief ich nun mit Anstrengung aller Kräfte, da ich mich schwach werden fühlte, dieser ergriff meine Büchse und legte sich in Anschlag, vermochte aber nicht zu schießen, aus Furcht Wim zu treffen. Plötzlich aber schoß er doch, und wie ich nun erst gewahr wurde, nach dem an der Erde liegenden Comanchen, der sich halb mit dem Oberkörper aufrichtend, und auf den Ellenbogen gestützt, seine Flinte (die sein Gefährte wieder fallen gelassen) auf Clissold anschlug, doch die Kugel aus meiner Büchse, von diesem sicher angebracht, legte ihn nieder. Clissold sprang nun gegen die Ringenden hin und führte einen kräftigen Boxer-Faustschlag gegen die Schläfe des Comanchen, er schwankte, und Wim warf ihn mit Gewalt zu Boden, doch fast in demselben Augenblick war er wieder auf, plötzlich mit seinem Messer in der Hand, und stieß es gegen Wims Hals; ein zweiter Schlag Clissolds machte ihn abermals taumeln, und ehe er wieder sicher stand, warf ein dritter furchtbarer Faustschlag ihn mit einem gellenden Schrei zu Boden. Wims Faust umklammerte seinen Hals; ein letzter Versuch des Comanchen sein langes Messer in Wims Brust zu stoßen, endete in einem krampfhaften Zucken, und ohne ein Röcheln oder einen ferneren Laut gab er seinen Geist auf. Der ganze Kampf hatte wohl keine Viertelsstunde gedauert, und doch ist es mir als müßte ich ganze Bände darüber schreiben, so vielerlei Empfindungen stürmten auf mich ein, so mächtig waren die wechselnden Eindrücke die ich — die Todesforten vor mir geöffnet sehend — in dieser Spanne Zeit empfand!

Bei dem grauen Dämmerlicht übersahen wir die Kampfesstätte, und Wim fand bald eine blutige Spur, die nach dem Creek hinunterführte, er lud schnell meine Büchse und folgte derselben, kam aber nach wenigen Augenblicken zurück, uns schweigend mit der Hand winkend. Ich konnte mich erheben und gieng mit Clissold hinab; dicht am Wasser lag ein todter Comanche (durch unsere erste Salve verwundet) der sich hier hergeschleppt haben mußte. Nun untersuchten die zwei, Wim und Clissold, meine Wunden. Ich hatte noch meine englischen Kleidungsstücke angehabt, ein Shooting-Treß von dickem Stoff, deren elastische Natur die sonst tödliche Kugel wahrscheinlich abgelenkt hatte, denn die Wunde war eine Fleischwunde unter der linken Brust, und zugleich durch das dicke Fleisch an der unteren Seite des linken Oberarms. Meine Gefährten entkleideten mich, wuschen meine Wunden bis ich vor Kälte erstarrte, wonach der Blutverlust aufhörte, und verbanden dieselben mit überflüssigen Fetzen meines Hemdes. Darauf legte ich den indianischen Lederanzug an (den Clissold — wie ich nun erst bemerkte — bereits gestern Abend angethan hatte), damit das dicke Tuch die Wunden nicht erhitze, und legte mich, auf meiner Freunde Rath, nieder. Wim machte nun das Feuer wieder an, welches bei der Annäherung der Comanchen ausgelöscht worden war, und in der Besprechung des eben Erlebten giengen die Stunden schnell dahin.

Ich fühlte mich matt, ließ mich mit noch einer Decke zudecken, und schlief bald ein.

Ich konnte nicht lange geschlafen haben als laute Stimmen mich weckten; zugleich schlug Clissold die als Thür dienende Fallbede des Zeltes zurück und fragte herein: „wie geht's Ihnen, Frau!?“ — Besser, sagte ich, richtete mich auf, und kroch hinaus. Hier bot sich ein ganz neuer Anblick. Die andern Indianer waren zurückgekehrt, nachdem sie die Räuber eingeholt, die Pferde wiedergewonnen und einen Comanchen ergriffen hatten. Zwischen die Pferde gebunden, welche sie selbst bestiegen, hatten sie den Unglücklichen im schnellsten Lauf hierhergeschleppt, und jetzt lag derselbe geknebelt, über und über blutig geschunden und mit geschlossenen Augen vor dem Zelt, während Tatanwap nicht müde wurde den Räuber zu schmähen und ihm ganz ächte norddeutsche Ohrfeigen zu ertheilen. Zu unserer besonderen Genugthuung redete Tatanwap größtentheils in gebrochenem Englisch, was unendlich viel komisches hatte, so daß Clissold und ich uns oft nicht des Lachens enthalten konnten, während Wim uns durch Würde und Ernst völlig beschämte. Uebrigens war es wenig schmeichelhaft für uns daß in der Klimax von Tatanwaps Schimpfwörtern „Blaßgesicht“ hinter einer Menge despectirlicher Namen kam als etwas ganz böses; ungefähr als ob man jemanden „rabenschwarzer Schuft von einem Neger“ nennen wollte, der übrigens weiß ist; denn der also geschimpfte Comanche war bronzebraun wie Tatanwap selbst.

Wim fragte mich ob wir weiter könnten? Als ich es bejahte, war im Nu unser kleines Lager aufgepackt; etwas Maiskuchen, ein Stück geröstetes Hirschfleisch und — ein Becher voll Thee!! oh! welche Erquickung, welche freudige Ueberraschung! machten unser Luculliſches Frühstück aus, und

ſtellten meine Kräfte und Lebensgeiſter völlig wieder her. Cliſſold hatte Waſſer aus dem Creek geholt, ſchnell abgekühlt, abgegoſſen, und den Proceß mehreremale wiederholt bis kein Bodenſatz mehr niederſchlug; ſo war denn für den Thee brauchbares Waſſer hergeſtellt, und ſogar abgekühlt war es leidlich trinkbar geworden.

Wim hielt es für gerathen daß wir alle beiſammen blieben, und ſo ſetzten wir uns in Bewegung. Die beiden Indianer mit dem Zelt, und dem gebundenen Comanchen zwiſchen ſich, voraus. Der Gefangene widerſetzte ſich nicht, obgleich er wußte daß ſein Loos vielleicht ein ſehr hartes war. Aber es liegt in dem Charakter der ganzen Indianernationen das Unabwendbare mit Gleichmuth zu ertragen, und es iſt wahr daß ſie das mit ritterlichem Heldenmuth zu thun wiſſen. Oft ſteht ihnen mit Schreklichſte bevor, und dennoch werden ſie nie verſuchen durch Selbſtmord oder einen abſichtlich ſchnell herbeigeführten Tod ihre vorausſichtlichen Leiden abzuwarten.

Faſt alle Indianerſtämme haben noch die Sitte daß ſie Gefangene im Triumph heimführen, wobei dieſelben durch eine von dem ganzen Stamm gebildete Gaſſe Spießruthen zu laufen haben, welche Procedur häufig mit dem Tod des Opfers endet. Ueberlebt es dieſe Marter, ſo wird es der Sklave des Häuptlings, wenn ſein Stamm ihn nicht auslöst.

Ich muß geſtehen daß im gegenwärtigen Fall eine ſolche Behandlung des Comanchen mich wohl hart gebäukt hätte, und ich fragte Wim um ſeine Abſichten mit demſelben.

„Unſere Geſetze ſind beſtimmt,“ ſagte er; „Raub und Mord beſtrafen wir mit dem Tod, wenn der Verbrecher kein Weißer iſt; in dieſem Fall müſſen wir ihn ausliefern. Auch in den Gränzdiſtricten wo Agentien ſind, wird nach neuerlichem Uebereinkommen die ſtrafende Gerechtigkeit von gemiſchten Commiſſionen gehandhabt. Spießruthenſtrafe darf dort nicht mehr ſeyn; aber Hängen geſchieht ſchnell.

Unſer Stamm hat keine Agency, we lynch, you know, [1] ſetzte Wim ſcherzhaft hinzu.

„Heißt das etwa, ihr wollt den Elenden erſt ſpießruthen und dann hängen?“ fragte ich.

Wim nickte ruhig mit dem Kopf, während er ſich indeſſen abwendete.

„Dann kehre ich ſogleich nach der Agency zurück!“ rief ich, indem ich mein Pferd anhielt. Wim ſah mich groß an, und Cliſſold, der voraus war, kehrte um und rief: „was iſt los?“ Ich ſagte ihm meine Meinung in wenigen Worten.

„Oh ſtuff!! (Unſinn!)“ rief er in ſeiner drolligen Weiſe, „don't spoil the only real sport of these poor devils“ (verderben Sie doch dieſen armen Teufeln nicht ihren einzigen Scherz!) Sie brauchen ja nicht dabei zu ſeyn; denken Sie nur daß die Schurken Sie verwundet haben, und deren Schuld iſt es nicht daß ſie Ihnen nicht das Licht ausbliesen. „Ich ſtehe Ihnen gut dafür, wenn Sie dieſen Schuft von Comanchen jetzt laufen laſſen, ſo ſchneidet er Ihnen mit Freuden zum Dank Ihr ſchönes blondes Scalp herunter ſobald er nur irgend kann.“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte Wim. „Wenn ich ihn in Freiheit ſetze, ſo mache ich Tatawap und Semerone zu meinen Feinden. Sie haben ihn gefangen; er gehört ihnen.“

Dieſe beiden waren mit dem Gefangenen zu weit voraus, und ich folgte nun ſchweigend, beſchloß aber dieſes Menſchen Leben nicht wegen eines verſuchten Pferdediebſtahls zu opfern. Seine Gefährten, die uns feindlich angegriffen, hatten faſt alle mit dem Leben gebüßt; das ſchien mir Rache und Strafe genug, wenn ich auch als der einzige Leidende aus dem Kampf hervorgegangen war.

Meine Wunden brannten, beſonders am Arm. Die Hand war mir geſchwollen und ſteif, ſo daß wir einen Halt machen mußten um den Verband zu ändern. Abermals wurde ein Streifen von meinem Hemd abgeſchnitten, und der friſche Verband erleichterte das Gefühl bedeutend; aber ich fühlte mich erſchrecklich unbehüllich. Die Büchſe konnte ich über der linken Schulter nicht tragen, mußte ſie alſo über der rechten hängen laſſen, mit der rechten Hand auch das Pferd führen, ebenſo hiengen Jagdtaſche und Rickfänger rechts — eine höchſt unbequeme Stellung zu Pferd!

So folgten wir eine Zeitlang ſchweigend dem Büffelpfad im dichteren Gebüſch, da Wim zu unſerer Sicherheit den offenen Rand der Prairie verlaſſen hatte. Der Wald ſchien unbelebt und unintereſſant, der Unterwuchs war ſo dicht daß man nicht fünf Schritte weit rechts und links ſehen konnte, die Folge eines Waldbrandes aus früherer Zeit, der ſich von der Prairie fortgeſetzt hatte. Den großen Bäumen ſah man allerdings wenig davon an; die Stämme, größtentheils bemoost, und rauhrindige Texaseichen, waren ohnehin dunkelfarbig; nur fiel der Mangel an beſonders ſtarken und alten Bäumen auf. Wim behauptete nun ſein Vater habe den Brand erlebt; nach mäßiger Schätzung waren aber die Bäume unter ſiebzig- bis achtzigjährig, wenn nicht älter — alſo ein Beleg für die Unzuverläſſigkeit der Zeitrechnung der Indianer.

In Gedanken verſunken ritt ich hinter Wim her, als plötzlich der langgezogene Schrei eines Geiers oder Raubvogels mich aufſchreckte. Als ich aufblickte, flog Wim im Galop davon, indem er mir ſchnell winkte ohne Geräuſch zu folgen. Mein Thier ſchien unruhig geworden und drängte dem voranreiteuden nach; ſo ließ ich es gehen. Cliſſold folgte dicht hinter mir, und ich hörte beide Hähne an ſeiner Doppelbüchſe knacken. In demſelben Augenblick fiel vor uns ein Schuß, ich hörte zugleich deutlich einen dumpfen Ton als ob man mit einem Hammer auf faules Holz ſchlägt — einen Aufſchrei — und gleich darauf den markerſchütternden war-hoop (Kriegsgeſchrei der Indianer). Ich fühlte meine vollſtändige Hülfloſigkeit, und geſtehe daß mir einen Augenblick ſchwindelte; aber in geſtrecktem Galop ſchoß mein Thier dahin. Auf einmal warf es ſich ſeitwärts, ſo daß ich faſt in den dichten Zweigen eines dornigen Rankengewächſes hängen blieb, bäumte ſich, und machte einen hohen Satz — wie ich nun im Flug erſt bemerkte — über den ſich windenden und zuckenden Kör-

[1] „Lynch“ heißt das Verfahren der Selbſthandhabung der Geſetze, wie es in den ſüdweſtlichen Staaten der Union „erfunden“ worden (von einem gewiſſen Lynch), und leider noch heutigen Tages ſchrecklicherweiſe beſteht; denn es iſt faſt gleichbedeutend geworden mit „Hängen!“

per des gefangenen Comanchen. Cliffold, durch das Manöver meines Pferdes aufmerksam gemacht, konnte genauer hinsehen, und rief aus: „bei Jupiter! — sie haben ihm den Schädel zerschmettert!“

Da fielen noch zwei Schüsse. Wir erreichten bei einer Biegung des sich in eine Schlucht senkenden Pfades den anscheinend leblosen Körper eines zweiten Comanchen halb hinter einem großen Baumstumpf zusammengesunken, und vor uns in der steiler werdenden Schlucht ertönten die flüchtigen Hufschläge unfrer Indianer. Hinab stürmten unsere Pferde in rasendem Lauf; alle Augenblicke glaubte ich das Pferd müßte stürzen, aber die Steine und Kiesel rasselten unter seinen kleinen Hufen ohne es zu Fall zu bringen. Noch fünf Minuten lang flogen wir so dahin, als die Schlucht sich mehr öffnete und ich nun wahrnahm daß unser Pfad in einem fast trockenen Creeklauf hinabführte. Eine abermalige scharfe Wendung des Creek brachte uns ins Freie, und zu unserem drei Indianern, die abgesessen waren und beschäftigt schienen zwei an der Erde liegende Comanchen zu knebeln. Als ich herankam, stieß einer derselben einen entsetzlichen Schrei aus, und Tatawap schwang zugleich seine Rechte hoch in der Luft mit einem blutigen Fetzen — dem Scalp des Elenden! Ein scheußlicher Anblick! Mir wurde ganz übel, obgleich ich nicht an allzuschwachen Nerven leide. Indem ich mein Gesicht abwendete, hörte ich einen gurgelnden, röchelnden Ton, und der Unglückliche hatte geendet. Wim sah daß Cliffold und ich bleich geworden, und fühlte sich zu einer Erklärung veranlaßt. Der Comanche war schwer verwundet, mußte sterben, und gegen grausame und schlimme Feinde wenden die Indianer die Mode an sie lebendig zu scalpiren. Nun sah ich auch erst daß Tatawap ebenfalls die Scalpe der im nächtlichen Kampfe getödteten beiden Comanchen am Gürtel trug.

Mit wenigen Worten erklärte mir nun Wim daß die Comanchen, Pueros von Neu-Mexico, versucht hätten uns zu überfallen und ihren Gefährten zu befreien. Der Geierschrei war von einem Vorposten derselben als Zeichen ausgestoßen worden, worauf Tatawaps Kugel ihn an jenem Baumstumpf niederstreckte, und Semerone dem Gefangenen den Schädel einschlug. Die eigentliche Streitmacht der Feinde schien uns noch gar nicht erreicht zu haben, so daß wir eilen wollten den Canadian — den nächsten großen Fluß vor uns, hinter welchem das Gebiet der Kiowapys (Wims Stamm) anfieng — zu durchschwimmen. Der gefangene Puerco weigerte sich aber aufzustehen; überhaupt war es unthunlich einen Gefangenen wider Willen über den Fluß zu bringen, und — ein noch gräßlicherer Schrei als vorhin — ein Geheul der Wuth und des furchtbarsten Schmerzes — erschütterte die Luft — ich wußte was geschehen! Die Indianer gaben keinen Laut von sich, Wim hatte mein Pferd am Zügel erfaßt und führte es an den etwa 7—9 Fuß hohen scharfen und steinigen Rand des Flusses. Ich mußte alles geschehen lassen, obgleich ich am liebsten in der Agency gewesen wäre. Wim schien meine Gedanken zu errathen, denn er sagte:

„Zurück geht nicht mehr; alles feind. Durch Wasser ist einziger Weg. Pferd schwimmt gut. Kein Furcht.“ — In der That war mir das Gefühl nicht ganz angenehm in die lehmige Fluth des Canadian von solcher Höhe hinabzuspringen. und mein Pferd machte auch keine Anstalten dazu. Wim war unterdessen aufgesitzegen und kam mit Cliffold heran, sie ließen ihre Pferde gehen, und das meinige folgte; die Thiere waren solche Sprünge gewohnt. Sie plumpsten mit einer merkwürdigen Ruhe in den Fluß hinein, giengen kaum so tief unter daß die Nasen unter Wasser kamen, und paddelten dann mit großem Eifer in den Strom hinein, der uns schnell mit sich hinabriß. Die Strömung war ziemlich hart, aber doch arbeiteten die kleinen Thierchen dem anderen Ufer zu, und wir kamen sichtlich näher, so daß bei ungefähr 250 Schritt Breite des Stromes die Pferde vielleicht 7—800 Schritte unterhalb der Creekschlucht das andere Ufer erreichten. Eine Schwierigkeit war aber die auf den steilen Rand hinaufzukommen. Wims und Cliffolds Pferde waren 50 Schritte oberhalb gelandet, von da wo mein Pferd auf einer Uferbank festen Fuß faßte, und sie erreichten an jener Stelle das feste Land bequem; aber so weit ich am Strom hinabblickte, sah ich das Ufer nur steiler und höher werden, und doch war hier keine Möglichkeit zu landen; mein Pferd stand auch noch bis an den Leib im Wasser, und mein nasses Lederwams gab mir kein behagliches Gefühl. Meine Jagdtasche hatte Wim auf den Kopf genommen, aber meine Büchse war natürlich ganz naß geworden. Ich schaute mich in der bedrängten Lage um, sah wie Wim und Cliffold das Ufer wohlbehalten erklommen, Tatawap und Semerone dagegen noch an der Stelle wo wir in den Fluß gegangen waren hielten, ohne uns zu folgen. Es ist dieß eine Taktik der Indianer, nie alle zugleich in der Nähe des Feindes einen Fluß zu durchschwimmen; die letzten halten Wacht diesseits, und die ersten drüben schützen wiederum den Uebergang der Nachhut. Ich rief Wim und Cliffold zu, und sie hörten mich endlich. Sie eilten schnell herbei, sprangen von den Pferden, aber hier war guter Rath theuer! Das Ufer, ziemlich von Wald entblößt, hatte hier gar keine jener Schlingpflanzen deren Ranken hinlänglich stark sind um einen Menschen daran herauszuziehen; und zu versuchen auf dem ziemlich ermüdeten Pferde die 50—60 Schritte gegen den Strom zu schwimmen, war eine gewagte Sache. So mußte ich denn, klappernd vor Frost, im Wasser ausharren bis Tatawap herübergekommen war; dann wurden schleunigst die Stricke und Schnüre des Zeltes zu einem starken Seile verknüpft, und zu mir herabgelassen; neue Schwierigkeit! Es war zu kurz um meinen Leib zu knüpfen, und es allein mit einer Hand festzuhalten, daran durfte ich nicht denken; auch meinem Gewehrriemen traute ich nicht. Was half's? Ich mußte, schon halb erstarrt, warten bis meine Freunde von den Fellen der Zeltdecken Streifen abgeschnitten und zu einem verlängerten Ende des Seiles verknüpft hatten; dann schlang ich mir das Ende um den Leib, und wurde so direct aus dem Sattel die 20 Fuß in die Höhe gezogen. Mein Pferd schwamm sofort die Strecke zurück bis dahin wo die andern gelandet waren, und auch dieses Indianerstück war glücklich beendet. Ein gutes Feuer trocknete uns zwar schnell; wir konnten aber hier nicht lagern, da nicht die Spur von Lebensmitteln zu beschaffen

gewesen wäre. Die Sonne hatte sich den ganzen Tag ziemlich versteckt gehalten, und Wim prophezeite Regen für die Nacht, so daß er aus mehreren Gründen darauf drang sobald als möglich wieder aufzubrechen. Zu 2—3 Stunden konnten wir — vielleicht noch vor Einbruch der völligen Finsterniß — das erste Kiowaydorf erreichen, wo uns Wim alle möglichen Bequemlichkeiten versprach. Daher entschlossen wir uns denn das warme Feuer zu verlassen, und trabten bald wieder in unsrer alten Marschordnung — nur daß Tatawap und Semerone jetzt den Zug schlossen — in das jetzt offene Land hinein. Wunderbar erschienen mir diese weiten Strecken der „Wüstenprairie," welche aussahen als ob Erdbeben den Boden gebrochen, hier gehoben, da gesenkt und dort mit Trümmergestein bedeckt hätten. Dabei keimte hie und da ein grünlicher Schimmer über der sonst braunen und öden Erde, die Verheißung einer gewöhnlich reichlichen Herbstvegetation, ohne welche die Heerden der Kioways Hungers sterben müßten.

Weit und breit war aber kein Baum zu sehen, und nur die uns schon bekannten Riesencacteen standen wie Wegweiser in einzelnen Gruppen und Linien über die dürre Oede bis in unabsehbare Ferne verstreut. Kein lebendes Wesen, kein Ton unterbrach die Einförmigkeit ringsum, und wir ritten schweigend dahin. Die Erlebnisse der letzten 24 Stunden boten auch wohl einem jeden Stoff zur Gedankenbeschäftigung! Eine Stunde war so vergangen als wir — gegen Abend hin, wo die hinter einem grauen Schleier niedergehende Sonne das Firmament mit einem schwachrothen Schimmer beleuchtete — Rauch aufkräuseln sahen. Die Indianer hatten denselben längst bemerkt, denn sie haben Falkenaugen, auch wenn sie nicht gewußt hätten daß dort „Daniels Town" läge. Ich sehnte mich recht nach Ruhe und Erholung, und diese willkommene Aussicht gab mir vorläufig frische Kräfte zu der letzten Anstrengung. Als wir uns diesem Indianerdorf so weit genähert hatten daß die einzelnen spitzen Hütten dem Auge erkennbar wurden, zeigte sich zugleich eine Anzahl der Bewohner welche uns entgegenkamen. Vor ihnen her sprangen eine große Menge Hunde, wenigstens 10, Schäferhundrasse, aber von braungelber Farbe und wildem Aussehen. Diese Indianer vom Kiowaystamm waren sehr dürftig mit alten wollenen Decken bekleidet; ja einzelne derselben giengen fast nackend, mit einer schmalen Schürze um die Lenden. Alle waren tättowirt, oder doch mit blauer, rother und weißer Farbe bemalt, während unsere Begleiter diesen Schmuck verschmäht zu haben schienen. Wim empfieng diese Abgesandten seines „Vetters" mit vieler Würde, und nahm für sich und in unserem Namen dessen Einladung, in sein Wigwam zu kommen, für die Nacht an. Eleisa mit dem Rest der Abgesandten, die von der Agency zurückgekehrt, waren früh am Tag bereits durchgezogen, gen Williams Town.

Culturgeschichtliche Bilder aus Griechenland.

Wie zur Genüge aus der allgemeinen Geschichte der Türkei und der Griechen unter der türkischen Herrschaft bekannt ist, hatte, wenigstens in früheren Zeiten, da der türkische Despotismus noch in schönster Blüthe stand, ein jeder Türke, auch der gemeinste, das Recht die mit ihm zusammenlebenden Christen auf alle mögliche Weise zu tyrannisiren, zu schlagen und sogar zu tödten, und alles dieß geschah ungestraft. Bei solchem Verhältniß kann man sich denn auch nicht wundern daß, als namentlich im vorigen Jahrhundert der Sinn für Aufklärung und das Streben nach Bildung unter dem griechischen Volk mit größerer Lebhaftigkeit erwachte, und in Folge davon Schulen errichtet wurden, diese Schulen der Gegenstand des Verdachts und Argwohns, sowie einer fortwährenden Verfolgungswuth seitens der Türken waren. Der Vater eines noch gegenwärtig in Athen lebenden gelehrten Griechen, der vor einigen Jahren dort starb, äußert sich in dieser Hinsicht in den von ihm hinterlassenen, von seinem Sohn bruchstückweise veröffentlichten Denkwürdigkeiten, welche für die Culturgeschichte des griechischen Volks aus der Zeit vor dem Freiheitskampf vom J. 1821 manches interessante Bild enthalten, in folgender Weise: „Unsere Väter lernten in den Schulen nicht bloß mit großer Anstrengung, sondern auch unter vielfachen Gefahren. Die Schulen erregten den Argwohn der Türken, und sie verfolgten dieselben auf alle mögliche Weise, so daß Lehrer und Schüler gezwungen waren die verschiedenartigsten Mittel anzuwenden um ihrem Zorn zu entgehen und ihren Argwohn zu täuschen. So oft unsere Väter in der Schule waren, stand einer von den Schülern vor der Thüre Wache, um zu sehen ob ein Türke etwa der Schule sich nähere, und sofort gab er ein Zeichen wenn dieß der Fall war. Dann ward in der Schulstube alles still; denn wehe den Lehrenden und Lernenden wenn der übermüthige Türke irgendwie Geräusch und Lärm hörte, der von der Stimme eines die andern unterrichtenden herrührte! Wüthend drang er in die absichtlich verdunkelte Schulstube, und schlug auf alles los was er da traf, und verschonte dabei auch den Lehrer nicht, an dessen Bart, den damals die griechischen Lehrer gewöhnlich trugen, er es vorzugsweise liebte sich zu vergreifen, indem er ihm die Haare ausraufte.

Gewöhnlich kamen die Griechen, um sich zu unterrichten, des Abends, oft aber auch in der Nacht in dunklen, versteckten Räumen, nicht selten auch in ihren Kirchen zusammen, wenn sie nämlich überhaupt dergleichen im Ort oder in der Nähe hatten, um unter dem Vorwande gottesdienstlicher Uebungen Schule halten zu können. Wie Diebe und Räuber giengen sie in der Dunkelheit der Nacht aus und zum Lehrer, um von ihm zu lernen. Hieraus erklärt sich auch jenes bekannte neugriechische Volkslied an den Mond, das eben so voll kindlicher Naivetät ist, als es ein gewisses Selbstgefühl des lernbegierigen Schülers athmet. Es mag hier in einer möglichst treuen Verdeutschung folgen, wenngleich der Reiz und die Lieblichkeit des Originals schwer wiederzugeben ist.

Lieber Mond, so klar und rein,
Leuchte mir auf meinem Weg,
Daß zur Schule bin ich geh',
Daß viel Gutes ich da hör',
Hör' viel und lerne viel,
Gottes Wort und Thaten all.

Nachdem in Folge des Falles von Konstantinopel am 29 Mai 1543 und der gänzlichen Unterjochung Griechenlands durch die Türken die griechische Wissenschaft eine Zuflucht in Italien, Frankreich und Spanien gefunden hatte, war sie gleichwohl von dem Boden Griechenlands nicht ganz verschwunden. Namentlich die Bewohner des alten Griechenlands, obgleich sie unter verschiedenen fremden Gewalthabern lebten, zeichneten sich fortwährend durch natürliche Talente und durch eine gewisse angeborne Neigung zu den Wissenschaften aus, und in denjenigen Theilen wo die Aristokratie von Venedig herrschte, wurden Künste und Wissenschaften von den Griechen geehrt und mit Glück gepflegt, und der Eifer für wissenschaftliche Bildung und Unterricht machte sich vielfach geltend. Die Griechen wetteiferten mit anderen europäischen Nationen in der Schifffahrt, sowie in der Kunst des Bücherdrucks. Unter den spanischen, holländischen und englischen Seefahrern des 16ten Jahrhunderts werden auch Griechen aufgeführt, und der Cephalonier Johannes Pholas entdeckte damals unbekannte Meere und Vorgebirge. Ebenso finden sich unter den ersten Buchdruckern Italiens nach der Erfindung des Bücherdrucks durch Gutenberg im 15ten und 16ten Jahrhundert auch Griechen von Kreta, aus dem Peloponnes und von den jonischen Inseln, die mit den Aldus und mit anderen Typographen Venedigs und Roms wetteifern. Mehr als man glauben sollte, unterstützte die venetianische Regierung wenigstens daheim die Errichtung griechischer Unterrichtsanstalten, und wir haben aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts die Reisebeschreibung eines gelehrten Griechen aus Macedonien, Anastasios Michael, vor uns liegen, der mehrere Länder des Morgen- und Abendlandes, auch namentlich fast ganz Europa durchreist war, und in seinem Werk die „griechenfreundliche" Gesinnung des venetianischen Adels rühmt, weil derselbe zur Gründung des griechischen Gymnasiums in Padua beigetragen hatte, die von einem Griechen ausgegangen war. Zugleich bemerkt er zum Lob des unterjochten Griechenlands daß daselbe „bereits in den meisten Städten von Epirus, Macedonien, Thessalien, Thracien, des Peloponneses, Kreta's und auf den jonischen Inseln, im ganzen gegen 40 Bildungsanstalten besitze."

Besonders zeichnete sich unter den einzelnen Theilen des alten Griechenlands die Provinz Epirus theils durch den dort herrschenden, freieren und kräftigeren Geist des Volks, theils dadurch vor anderen aus daß auch in geistiger Hinsicht das Licht der Wiedergeburt für Griechenland von hier am frühesten ausging. Schon um die Mitte des 17ten Jahrhunderts gab es in Jannina, der Hauptstadt der Provinz, eine Lehranstalt, und um das Jahr 1675 ward dort die sogenannte Schule des Oikuma errichtet. Jedenfalls war hiebei die Nähe der unter der Herrschaft von Venedig stehenden jonischen Inseln, sowie der Einfluß wirksam der von Europa aus gerade auf diesen durch den Handel mit Venedig und dadurch mit Europa verbundenen Theil der europäischen Türkei zurückwirkte. Der ergiebige Handel führte Reichthum und Wohlhabenheit nach Jannina, und der Patriotismus der Bewohner wußte gar bald die Mittel und Wege ausfindig zu machen um diese materielle Wohlfahrt Einzelner auch zum allgemeinen Besten zweckmäßig anzuwenden. Viele reiche, bildungsliebende Einwohner von Jannina gaben von Zeit zu Zeit große Summen für die Lehranstalten ihrer Vaterstadt her. Noch jetzt stehen aus einer früheren Zeit die Namen Kaplanis und Zosimas als der ausgezeichnetsten Nationalwohlthäter in gutem und ehrenvollem Andenken bei der griechischen Nation, indem diese nicht nur ihrer Vaterstadt durch ihre reichlichen Beiträge große Vortheile verschafften, sondern dem gesammten Vaterlande nützten, da sie auf ihre Kosten verschiedene Werke gelehrter Griechen drucken ließen, und dieselben an die Lehranstalten und an unbemittelte Schüler vertheilten.

Aus dem obenerwähnten Gymnasium in Jannina und anderen damaligen Lehranstalten Griechenlands giengen manche ausgezeichnete Gelehrte hervor. Ihre Schriften, wodurch sie auf die Bildung und auf die geistige Wiedergeburt ihrer Nation einzuwirken benützt waren, wurden, wenn sie der Philologie angehörten, meistens in Venedig, waren sie dagegen theologischen Inhalts und wider die römisch-katholische Kirche gerichtet, in Holland, England und Sachsen zum Druck gebracht. Die Schriften der morgenländisch-orthodoxen Kirche wurden durchgängig in Venedig von griechischen Buchdruckern gedruckt welche im 17ten und 18ten Jahrhundert sich dorthin gewendet hatten, und ursprünglich Kaufleute aus Jannina gewesen waren. Besonders waren Michael und Nikolaus Glyky außerordentlich thätige Buchdrucker, und sie unterließen es auch nicht von Zeit zu Zeit Verzeichnisse der griechischen Bücher ihrer Buchdruckerei in Venedig zu veröffentlichen. Ein solches Verzeichniß aus dem Jahr 1821 findet sich verdeutscht in der reichhaltigen, auch jetzt noch sehr brauchbaren, wenn schon etwas ungeordneten Sammlung von Briefen eines gebornen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neueren Griechenlands, unter dem Titel: „Leukothea," von Dr. Karl Iken (Zwei Bde. Leipzig 1825), im zweiten Bde. S. 141 bis 162.

Als Kyrillos Lukaris im 17ten Jahrhundert Patriarch der morgenländischen Kirche in Konstantinopel war — ein Mann der in Venedig studiert und bei einer Reise durch einen Theil des protestantischen Deutschlands an dessen religiösen Meinungen Geschmack gefunden hatte, so daß er dieselben, noch ehe er zur Patriarchenwürde erhoben ward, in der Türkei zu verbreiten suchte, deßhalb jedoch, sowie wegen seiner Gelehrsamkeit und aufgeklärten Gesinnungen vielfach verleumdet ward — veranlaßte er die Errichtung einer Buchdruckerei im Patriarchatsgebäude in Konstantinopel, welche im Jahr 1627 von einem griechischen Geistlichen dorthin gebracht worden war; allein sie bestand nur ein Jahr lang. Dagegen wurden gegen Ende des 17ten Jahrhunderts Buchdruckereien in Jassy und Bucharest mit Unterstützung der griechischen Fürsten der Moldau und Walachei errichtet, und in der Mitte des

18ten Jahrhunderts legten Georg Vendoti aus Zante und später die Brüder Markidis Pulin aus Thessalien griechische Buchdruckereien in Wien an. Nachdem die venetianische Herrschaft über die jonischen Inseln mit dem Sturze der Republik Venedig selbst aufgehört hatte, ward auch in Corfu, der Hauptstadt der Siebeninsel-Republik, eine griechische Buchdruckerei errichtet.

Alle jene Druckereien förderten vom Ende des 15ten Jahrhunderts an bis zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts zahllose griechische Bücher auf dem Gebiete der Kirche, sowie der profanen Wissenschaften zu Tage; aber man wußte davon im Auslande so viel wie nichts, und es kann daher niemand wundernehmen wenn die Meinung in Europa Platz griff, und sogar als Behauptung öffentlich ausgesprochen ward, daß „die Griechen Barbaren und ohne Bildung seyen, und daß sie noch unter den Juden ständen (s. Saggio su gli Ebrei e su i Greci dell' Abbate Compagnoni. Mailand, 1802). Zwar hatte schon im 16ten Jahrhundert der gelehrte Tübinger Professor Martin Crusius, der selbst in Griechenland gewesen war, in seiner „Turcograecia" darauf hingewiesen daß es in Griechenland gelehrte Männer gebe die altgriechische Bildung besäßen, und er hatte auch als Beweis dafür aus ihren Schriften manches mitgetheilt, wie er denn auch in Folge seiner Reise mit einigen gelehrten Griechen in Konstantinopel selbst in Briefwechsel getreten war, aus welchem im J. 1833 das in der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung erscheinende „Morgenblatt" einiges mittheilte; aber die ungünstige Meinung über und gegen die Griechen, besonders in Ansehung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen, blieb fortwährend die nämliche, und sie hat sich fast bis in die neuesten Zeiten unverändert erhalten. Vergeblich hatte der obgenannte griechische Gelehrte Anastasios Michael in seiner erwähnten Reisebeschreibung, welche er der „brandenburgischen Akademie der Wissenschaften" gewidmet hatte weil er zu deren Mitglied ernannt worden war, den deutschen Gelehrten von den Schul- und Bildungsanstalten in Griechenland und von den gelehrten Männern daselbst mitgetheilt; und ebenso vergeblich war es gewesen daß der gelehrte Leipziger Literator Johann Albert Fabricius in seiner Bibliotheca graeca (1705—1708) die von den gelehrten Griechen der neueren Zeit geschriebenen und gedruckten Bücher wiederholt aufgeführt hatte. In neuester Zeit hat es nun ein gelehrter Grieche selbst unternommen die Titel der von Griechen in griechischer Sprache verfaßten und gedruckten Bücher von 1453 an zusammenzustellen, und er hat das Verzeichniß bis zum Jahre 1832 fortgeführt. Dasselbe enthält 1278 Büchertitel, und es weist, wenn schon es unvollständig ist, doch so viel nach daß auch unter der türkischen Herrschaft die Griechen „keine Barbaren und nicht ohne alle Bildung" gewesen sind. Der Volksunterricht stand freilich bis fast in die jüngste Vergangenheit herab auf einer niedrigen Stufe; allein dieß konnte unter der türkischen Herrschaft und bei den sonstigen öffentlichen Verhältnissen des Landes und Volkes nicht anders seyn.

Wie schon in Vorstehendem bemerkt ward, befand sich früher der Volksunterricht in Griechenland und bei den in größerer oder in kleinerer Anzahl in der Türkei zerstreut lebenden Griechen, selbst an den Orten wo sie für sich allein wohnten oder doch die Mehrzahl bildeten, in einem mangelhaften Zustande. Innere und äußere Verhältnisse waren die Ursache davon. Im allgemeinen standen die Volks- und Gemeinde- oder Elementarschulen, wo sich dergleichen befanden, unter dem Einflusse der Kirche und unter der Leitung der Ortsgeistlichen, und die Lehrgegenstände waren ebenso einfach wie die geistigen Bedürfnisse und die Interessen des Volks. Der Unterricht beschränkte sich auf die allernothwendigsten Bedürfnisse des Wissens; allein die Schüler zeichneten sich durch kirchliche Gesinnung und eine gewisse fromme Ergebung, die sie manches ertragen ließ und wobei sie zugleich um der Leiden des Vaterlandes willen, die sie frühzeitig empfanden, auch dieses selbst lieben lernten, sowie durch Ehrbarkeit und Achtung gegen den Lehrer aus. Schon vor dem Jahre 1821, ehe noch der damals begonnene Freiheitskampf der Griechen alle öffentlichen Verhältnisse des Volks wesentlich umgestaltete, war die wechselseitige oder Bell-Lancaster'sche Lehrmethode fast allgemein in den Elementarschulen Griechenlands eingeführt, und besonders war es der Grieche Georg Kleobulos, der sich in dieser Beziehung große Verdienste erwarb.

Neben den Elementarschulen gab es sogenannte „hellenische" Schulen, in denen die altgriechische Sprache grammatisch vorgetragen und auf diese Weise die Grundlage für das Studium eines Theils der altgriechischen Classiker, wie der Dichter, Redner und Geschichtschreiber, gewonnen ward. Außer diesen hellenischen Schulen befanden sich an verschiedenen Orten der europäischen und asiatischen Türkei höhere griechische Lehranstalten unter dem Namen von Gymnasien oder Lyceen, deren mehrere in Jannina, Bucharest, Jassy, Konstantinopel, Smyrna, Kydonia (in Kleinasien), Chios, Athen und Odessa einen vorzüglichen Ruf genossen. Für viele, die später als Lehrer oder Schriftsteller um ihre Nation sich verdient gemacht haben, vertraten diese Gymnasien die Stelle einer Universität; andere bildeten sich auf den griechischen Unterrichtsanstalten des Auslandes weiter aus, deren es z. B. in Venedig, Triest, Livorno, Wien u. s. w. gab, oder sie besuchten auch die Universitäten Italiens, Deutschlands und Frankreichs.

In den griechischen Volksschulen, wie sie früher beschaffen waren, namentlich unter dem Einfluß einer gewissermaßen gebotenen Scheu und geheimen Furcht vor dem Argwohn des türkischen Despotismus, war der gesammte Unterricht von einem nationalen Geist und Charakter durchdrungen, dem das einfache Leben in den einzelnen Familien und in der Gesellschaft wesentlich entsprach. Denn dieser Unterricht ward weniger von der Aufklärung der europäischen Wissenschaft beherrscht, und hatte er auch in seiner ganzen, auf bloßer Gewohnheit beruhenden Methode etwas schwerfälliges, so lagen doch in ihm die Keime zu einer nationalen Entwicklung verborgen, welche wiederum die Kirche bis zu einem bestimmten Punkte zu pflegen sich angelegen seyn ließ, und sogar gebrungen fühlte. Der griechische Volkslehrer betrachtete sich als einen Apostel der Religion und des Vaterlandes, und er war mit einer Art Heiligenschein umgeben; bei großer Einfachheit

des Wissens besaß er Verstand und beharrlichen Sinn, und die Sache selbst nahm er um so ernster und gewissenhafter. Selbst seine einfachen Kenntnisse hatten etwas altehrwürdiges und gedrungenes, und der lebendige Mittelpunkt von allem waren und blieben fort und fort das Vaterland und die Religion als die beiden feststehenden Angelpunkte und Endpole, um welche die Praxis der damaligen Interessen sich drehte. Dieser Charakter durchdrang auch die gegenseitigen Verhältnisse der Lehrer und Schüler, und er machte die Schulen selbst zu sittlich-religiösen Anstalten; die Pflege des Nationalunterrichts stand unter dem Einfluß der Kirche, die schon im allgemeinen, durch den unmittelbaren Schutz welchen sie der unterdrückten griechischen Nation den türkischen Gewalthabern gegenüber gewährte, die Arche der Nationalbildung rettete und sicherte. Gewisse Einflüsse dieses Charakters reichen bis in die Zeit des Freiheitskampfes und bis in die Gegenwart des griechischen Volks herein; allein sie sind nicht mehr allmächtig, sie sind vielmehr durch die mannichfachen und wechselnden Bedürfnisse des Tages beherrscht, und werden durch die Forderungen der europäischen Cultur und Civilisation offen zurückgedrängt. Gilt dieß auch zunächst nur von den vermehrten Gegenständen des Unterrichts und von deren Behandlungsweise, so ist doch durch diesen Einfluß der veränderten Verhältnisse die ganze Grundlage der vormaligen Volksschulen in Griechenland, jene sichere und solide nationale Basis, verloren gegangen und deren wesentlicher Charakter gänzlich umgestaltet worden. Das kirchlich-religiöse Element wird dadurch in gleicher Weise geschwächt, als auch der nationale Charakter der griechischen Volksschulen unter dem Einfluß der vielseitigen Interessen der alltäglichen Praxis leidet, und dagegen die Interessen des Vaterlands in einem anderen Sinn und nach weiteren Begriffen aufgefaßt werden als dieß früher der Fall war und seyn konnte. Die Griechen selbst empfinden dieß schmerzlich, und sie beklagen laut die offenbaren Nachtheile die in beiden Beziehungen damit verbunden sind.

Ueber die peruanische Coca.

Es ist in der neuesten Zeit in der Allgem. Ztg. vielfach von einer ziemlich alten Geschichte[1] die Rede, von der Coca, den Blättern des weitberufenen Erythroxylon Coca — la famosa planta del Perú — worauf die Peruaner ebenso stolz sind wie die Bewohner von Paraguay auf ihre „Yerva," die so weit verbreitete Mate von S. Paulo und Rio Grande do Sul, über deren Eigenthümlichkeit und einen gewissen freimaurerischen Fetischismus, der meines Erachtens damit getrieben wird, ich in meiner brasilianischen Südreise gesprochen habe.

Auch im nördlichen Brasilien, am Amazonenstrom vom Rio Negro aufwärts ist die Coca bekannt genug, nur daß sie daselbst Ipadu genannt wird. Um dieses Ipadu zu bereiten, rösten die Indianer die Blätter des Erythroxylon, und vermischen sie mit der Asche der verbrannten Imbaubablätter, einer Cecropienart, welches Pulver Erebolopulver genannt wird. Ferner thun sie Tigioca, ein Satzmehl der Mandiocawurzel hinzu, oder den scharfen, giftigen Saft derselben Wurzel, welcher Tucupi genannt wird, welches Tucupi ich in dem Nationalgetränk der Muras, der Cacaca, hinter Itacoatiara oder Serga, getrunken habe; ein Wort, welches wohl mit dem Wort Coca zusammenhängen mag. Sehr gern vermischen die Indianer ihr Ipadu auch mit etwas Kalk; ja sie sollen manchmal selbst Lehm hinzuthun, so daß mich ihr Leckerbissen fast an die Lehmkugeln der thonfressenden Otomaken erinnert, von denen Humboldt so hübsch erzählt hat.

Das so entstandene Analepticum wird gerade wie der Kautabak unserer Matrosen, vulgo „Prümtje" genannt, im Mund der Genießenden umhergewälzt und zuletzt selbst hinuntergeschluckt. Seit vielen Jahren, ja seit der Entdeckung von Amerika hat man das endemische Laster oder Bedürfniß des Cocakauens und Ipadufressens gekannt, fast eben so lange wie die Chinesen Opium rauchen, die Leute am Tapajoz Guarana trinken, Matrosen Tabak kauen und schmauchen, die Paulisten „Mate nehmen," und das hysterische Geschlecht Chá, Thee schlürft, des Betbels und anderer widerlicher Reizmittel gar nicht zu gedenken, gegen welche die Cultur einen vergeblichen Krieg führt, namentlich gegen das widerliche Tabakrauchen.

Die Coca ist in unsern Tagen wieder berühmt geworden durch Tschudi und Scherzer, welche sogar eine kleine, ziemlich verstecke, aber einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehende Fehde darüber mit einander hatten.

Scherzer hat so eminente Wirkung davon gesehen, daß ein Mann mit der Coca im Mund in vier Tagen 60 deutsche Meilen zu Fuß gemacht hat — eine Kraftäußerung, die mir, einem tüchtigen Fußgänger, unglaublich erscheinen würde, wenn Scherzer sie uns nicht berichtete. In Folge davon empfiehlt Scherzer das peruanische Analepticum bei der k.k. österreichischen Flotte, gewiß nur scherzando.

Mir scheint die Wirkung der Coca, des Ipadupulvers mit allen Gourmandmodificationen nicht weit hinauszugehen über die Wirkungen einiger anderer Substanzen die Scherzer zum Beispiel, jener Cotyledonen der Nectandra, welches Purerry auch einmal mit einem großen Anlauf auf den pharmaceutischen Markt als „Pichurimbohnen" gebracht wurde, einige Handelschaneen zu bieten schien, und dann wieder ziemlich ins Dunkel gerieth. So mag auch das Ipadu mehr eine interessante Uebung im Alcaloidbereiten einem Pharmaceuten als ein bedeutendes Heilmittel einem Arzt darbieten. Einem Admiral aber die Coca als Analepticum für die gesunkene Kraft seiner Matrosen anzurathen, möchte eben so außerordentlich erscheinen (?) als jener allen Ernstes gegebene Rath für Naturforscher, sie möchten, falls sie einmal einem Krokodil in den Rachen geriethen, dem Unthier nur ein Auge zudrücken; dann drücke es das andere von selbst zu und ließe seine Beute wieder fahren.

[1] Neu ist jedenfalls die Entdeckung des Cocains, einer neuen organischen Base durch Albert Niemann, s. Ueber eine neue organische Base in den Cocablättern. Göttingen 1860. D. R.

Miscellen.

Alumin. Das neue Metall Aluminium kommt mehr und mehr in Gebrauch: eine Firma in New-Castle-on-Tyne hat die Verarbeitung desselben, in reinem Zustand und als Erz, in großem Maßstab begonnen. Unerwartete Resultate sind beim Experimentiren mit demselben als einer Legirung erzielt worden: 20 Theile Alumin mit 80 Theilen Kupfer erzeugen ein Metall welches für das Auge ganz das Aussehen des Goldes hat. Welch eine Hülfsquelle ist dadurch den Künsten, den nützlichen wie den ornamentalen, geboten! Man ändere die Verhältnisse, und mische 10 Theile Alumin mit 90 Theilen Kupfer, und das Resultat ist ein eigenthümlich hartes Metall, das sich vortrefflich zur Verwendung von Zapfen und andern Dingen beim Maschinenbau eignet. Wie wir hören, läßt sich das Alumin wahrscheinlich noch auf andere Weise für das Verkehrs- und das häusliche Leben nutzbar machen: in einer Hinsicht, da es nämlich seinen Glanz und seine Farbe durch äußere Einwirkung nicht verliert, hat es den Vortheil über das Silber. (Athenäum.)

*

Das preußische Hospiz in Jerusalem. Ueber dasselbe schreibt ein deutscher Reisender, der im Frühjahr 1859 dort war, mancherlei lobenswerthes. Das Hospiz gränzt unmittelbar an das preußische Consulat und ist eine neue Schöpfung, die zu den Bestrebungen der protestantischen Missionen im Orient gehört. Wenn auch, wie der Reisende bemerkt, diese Missionen bei allzu großem Eifer oft über das vernünftige Ziel hinausgegangen sind, so haben sie doch viel gutes und zweckmäßiges geschaffen, nachdem England und Preußen zu gemeinsamem Wirken sich vereinigt haben. Ueber die gemeinschaftliche Wirksamkeit der preußisch-englischen Mission in Jerusalem sind jedoch viele unwahre Entstellungen in Europa verbreitet worden, denen der gedachte Reisende entgegentritt. Er rühmt ihre unläugbaren Verdienste um die Erziehung des Volks, ihre Schulen seyen ohne Widerrede die besten, und für Krankenpflege lasse die dortige Diaconissenanstalt nichts zu wünschen übrig. Zwar verfügt das preußische Hospiz zur Zeit nur über die schwachen Mittel welche die Beiträge des Johanniter-Ordens gewähren, aber es hat damit schon viel geleistet. Es übt Gastfreundschaft ohne Unterschied des religiösen Glaubens, und der Gast wird durch Conventikel oder Betstunden nicht belästigt. Jeder denkt, glaubt und spricht wie er will, und wenn anderswo den Fremden mit Bekehrungsversuchen zugesetzt wird, so weiß man hier davon nichts. Kein Geistlicher wohnt im Hause; der deutsche Reisende war dort fast nur mit Touristen, die reisen um fremde Länder kennen zu lernen, und mit Handwerkern zusammen, die in der Fremde Arbeit suchen, während dagegen in den Klöstern meistentheils Pilger einkehren, deren ausschließlicher Zweck die Andacht ist. Zugleich erwähnt der Reisende daß auf den hochgelegenen Plateaux von Judäa deutsche Einwanderer die Kartoffel mit Erfolg angepflanzt haben, und auch den weißen Wein von bethlemitischen Trauben, nach rheinischer Art bereitet, rühmt er. Das Hospiz selbst, das mitten in der Stadt eine günstige und gesicherte Lage habe, empfiehlt er allen Reisenden; die Pension werde zwar dort bezahlt, jedoch in bescheidenster Weise.

*

Führer durch das neue Athen. Ein solcher gedruckter Führer ist kürzlich unter dem Titel: Athènes moderne, in Athen selbst (1860), übrigens zugleich in griechischer Sprache neben der französischen, erschienen. Er gewährt in einer übersichtlichen Zusammenstellung die nöthige Kenntniß von allen interessanten und sehenswürdigen Gegenständen Athens, so wie von dem was einem Reisenden nach Griechenland überhaupt und nach Athen insbesondere zu wissen nöthig ist. Der Führer gibt Aufschluß über die Geschichte Athens, über Klima, Alterthümer (der Architektur und Sculptur), öffentliche Gebäude (Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten, Schulen u. s. w.), gelehrte Gesellschaften, Buchdruckereien und Buchhandlungen, Journale u. s. w., Gewerbe und die Umgebungen von Athen, ferner über den Werth der griechischen Münzen im Verhältnisse zu den französischen und andern Geldsorten, über Maß und Gewicht, über den Abgang der Dampfschiffe, über die polizeiliche Fahrtaxe für Fuhrwerke u. s. w. Die Mittheilungen sind möglichst genau, und können wohl auch allenthalben für zuverläßig gelten. Ausdrücklich will dieser Führer dem Gewäsche der officiellen Fremdenführer und Lohndiener, der sogenannten Ciceroni, der Kutscher und der Wächter der Denkmäler im Interesse der Fremden entgegentreten.

*

Versteinerte Thiere in Griechenland. In einem Dorf Bikerni (Bikernàs auf der Kiepert'schen Karte des Königreichs Griechenland), östlich von Athen, werden seit einiger Zeit in weitem Umfang und in großer Menge versteinerte Knochen und vollständige Gerippe von Thieren aufgefunden, die zum Theil ganz unbekannt sind, zum Theil wenigstens heutzutage in den heißen Ländern Asiens, Afrika's und Amerika's leben, wie Tiger, Löwen, Affen, Panther, Bären u. s. w. Auch wenn sich annehmen läßt daß die Existenz aller dieser Thiere in Griechenland der vorsündfluthlichen Zeit angehört, so bleibt doch unerklärlich wie es gekommen sey daß an jener Stelle so viele Tausende von Thieren verschiedener Gattung gewesen, und von der Sündfluth haben betroffen und versteinert werden können. Die französische Regierung läßt dort bereits seit längerer Zeit Ausgrabungen veranstalten, und schon viele Kisten mit solchen versteinerten Knochen und Thiergerippen sind von dort nach Frankreich geschafft worden. So berichtete die in Athen erscheinende Zeitschrift, Ἑλπίς, in ihrem Blatt vom 4 Oct. 1860, und sprach zugleich einen heftigen, wohl auch an sich gerechtfertigten Tadel wider die griechische Regierung aus, daß sie selbst nicht ebenfalls Ausgrabungen daselbst veranstalte, um auch für die wissenschaftlichen Sammlungen ihres eigenen Landes Nutzen davon zu ziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redactien: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. Augsburg, 16 December 1860.

Rückblicke auf die politische Geschichte der großen Mächte.

1. Die Vereinigten Staaten.

Was sich in Nord-Amerika zugetragen und ferner vorbereitet, ist für uns Deutsche gewiß das erquicklichste von dem was das ablaufende Jahr über uns verhängt hat. Auch liegt es uns viel näher als wir denken, denn vielleicht gelingt es uns bei der Musterung der englischen Politik zu zeigen in welchem ungeahnten Grad unsere europäischen Erlebnisse von den Erscheinungen der großen transatlantischen Gesellschaft beherrscht werden. Die Wahl Lincolns zum Präsidenten, welche nach dem Herkommen jetzt gesichert ist, die Wahl eines „Nordländers“ der Geburt und der Gesinnung nach, die Wahl eines Republicaners, also wenn auch nicht eines Abolitionisten, doch eines Antisklavereimannes, muß nothwendig die völlige Vernichtung der demokratischen Partei zur Folge haben, welche so lange die Geschicke der Vereinigten Staaten lenkte, und deren Herrschaft bisher als das stärkste Band zwischen den Sklaven- und den Freibodenstaaten betrachtet wurde. Denn ist einmal eine Partei in den Vereinigten Staaten unterlegen, so folgt ihre gänzliche Zersetzung und Machtlosigkeit rasch nach. Dieß kommt daher daß ein großer Theil der Parteien selbst aus Aemterjägern besteht, welche die sinkende Fahne mit Behendigkeit verlassen. Außerdem aber wurden die Demokraten in Folge innerer Spaltung besiegt, und die Douglas-Männer oder nördlichen Demokraten welche durch ihren Abfall den Sieg der Gegner entschieden, werden fortan den südlichen Demokraten verhaßter seyn als selbst die Republicaner, im amerikanischen Parteiwesen aber gibt es weder Erbarmen noch Vergessen für den Abtrünnigen.

Buchanan war der 18te Präsident der Vereinigten Staaten. Zwölfmal wurde das oberste Amt mit Südländern und Sklavenhaltern besetzt, sechsmal mit Nordländern, aber Nordländern mit „südlichen“ Gemüthern. Kein Nordländer ist jemals wieder erwählt worden, wohl aber haben fünf Sklavenhalter zweimal als Präsidenten gedient. Lincoln wird der erste Nordländer mit einem „nördlichen“ Bekenntnisse seyn, dem die oberste Gewalt zu Theil wird. Daß die Sklavereipartei überhaupt so lange herrschen konnte, mag vielen ein Räthsel scheinen, denn die Freibodenstaaten sind es welche stets die Entscheidung gaben und geben werden. Im Jahr 1859 zählte man 18 freie und 15 Sklavenstaaten, folglich 36 und 30 Senatoren auf beiden Seiten, während der Norden 149, der Süden nur 90 Deputirte zum Congreß wählt, so daß bei der Präsidentenwahl 185 Stimmen dem Norden und 120 dem Süden zufallen. Selbst bei dieser Stimmenvertheilung ist der Süden noch im Vortheil, denn da jeder Staat, er mag groß oder klein seyn, dennoch zwei Senatoren ernennt, so wird dadurch der Süden in Betracht seiner Einwohnerzahl vor dem Norden begünstigt, denn bei Buchanans Wahl waren im Norden 4,637,714, im Süden nur 1,090,240 Wähler eingeschrieben, und die letztere Zahl würde noch unendlich zusammenschwinden, wenn nicht die Sklavenhalter bekanntlich für jeden ihrer Neger eine $^3/_5$ Stimme führten. Der Staat New-York allein verfügt über 35, Pennsylvanien über 27 Stimmen, beide zusammen also ungefähr die Hälfte so viel wie der gesammte Süden. Pennsylvanien galt auch früher als derjenige Staat der bei der Wahl den Ausschlag gebe, weßhalb Buchanan seine pennsylvanische Abkunft so sehr zu statten kam. Die letzte Wahl (1856) zeigte übrigens eine solche Kraftfülle der demokratischen Partei, daß der Sieg der Gegner höchlich überraschen muß. Es wählten nämlich in den Freibodenstaaten:

Fremont (Republicaner)	Fillmore (Nativisti)	Buchanan (Demokrat)
1,340,618	393,590	2,958,958
in den Sklavenstaaten:		
1194	479,465	609,587
Zusammen 1,341,812		3,568,545.

Wir haben bei Fillmore, dem Knownothinghäuptling, die Stimmen nicht zusammengezählt, weil es widersinnig gewesen wäre. Der Name Fillmore hatte in den südlichen Staaten seinen besondern geheimen, jedenfalls einen andern Sinn als im Norden. Da nämlich kein Südländer Fremont wählen durfte, wenn er nicht „getheert und gefedert“ werden wollte,

und ein südlicher Gegensklavereimann Buchanan nicht wählen wollte, so wurden die Stimmen auf Fillmore gelenkt. Siehe da! Es fand sich selbst im Süden eine Majorität weißer Antisklavereimänner gegen die Sklavenhalter, wenn man nur von ihren 609,587 Stimmen die ⅓ Stimmen für die Neger abzieht.

Die nördlichen Demokraten also waren es die Buchanan den Sieg erwarben, und auf weitere vier Jahre die Herrschaft der südlichen Grundsätze verlängerten. Manchem dem amerikanische Verhältnisse nicht geläufig sind, wird es unerklärlich seyn daß die Nordländer gegen ihre örtlichen Grundsätze stimmten und sich von der Sklavenpartei beherrschen, ja mißhandeln ließen. Das Räthsel löst sich aber sehr einfach. Der Südländer ist an politischen Talenten den Neu-Engländern und den Bewohnern des Westens weit überlegen. Er tritt rücksichtloser und kräftiger auf, scheut sich auch nicht vor Brutalitäten, wie Sumners Mißhandlung und andere Rauereien im Capitol genugsam beweisen. Dann aber fürchteten die Nordländer trotz allem christlichen Abscheu vor der Sklaverei die Abolition und die Abolitionisten. Sie besorgten eine Lostrennung des Südens, einen Negeraufruhr, aber mehr als beides wohl die Emancipation, denn die Baumwolle welche der Süden erzeugt, geht durch die Hände der New-Yorker Häuser, und die Gewerbserzeugnisse, sowie die mangelnden Brodstoffe welche der Süden begehrt, liefert ihm der Norden. Baumwolle ist eine gesuchte Rimesse für beinahe alle Länder der Welt, Baumwolle ist daher so gut wie baar Geld. Gewiß ist nun derjenige welcher das Geld im Beutel hat, viel unabhängiger als derjenige welcher die Waaren feilbietet. In diesem Sinn ist der Süden völlig sein eigener Herr: er kann für sich allein bestehen, denn was ihm der Norden nicht sendet, erhält er für Baumwolle bereitwillig aus England, Frankreich, Deutschland. Was soll aber der Norden anfangen, wenn ihm der südliche Absatz fehlt? In den Vereinigten Staaten, wo jeder Ansiedler und jeder Bürger rechnet und speculirt, beherrschen die Geldrücksichten beinahe alle Gewissen, und daher kommt es daß im Norden selbst die Mehrzahl der Stimmen auf einen Mann fiel, der nichts anderes gewesen ist als eine Creatur der brutalsten Sklavereimänner.

Das ist aber so erbaulich in der jüngsten amerikanischen Geschichte daß die Demokraten vernichtet wurden, weil sie gegen ihre eigenen Grundsätze frevelten. Der Name Demokrat verräth freilich nichts vom Credo der Partei, denn der oberste Grundsatz der Demokraten war nur der Schutz des Föderalismus: sie vertraten die Autonomie oder Selbständigkeit der einzelnen Staaten gegenüber den Bundesgewalten, so weit sich überhaupt Union und Autonomie vertragen können. Nun versteht man auch weßhalb die Südländer Demokraten waren, denn solange sie nur autonom in ihren Staaten blieben, hatte der Abolitionismus jenseits der Gränzen keine Gefahr für sie. Wären sie ihren Grundsätzen treu, wären sie Demokraten geblieben, sie wären nicht so rasch gerichtet worden. So aber war Buchanans Herrschaft nur eine Reihenfolge von Verletzungen der Autonomie amerikanischer Bürger und Gemeinden.

Sein Amtsantritt begann mit der Entscheidung des obersten Gerichtshofes in dem Dred Scott Processe. Buchanan heuchelte in seiner Eröffnungsadresse den Inhalt des Erkenntnisses nicht zu wissen, ermahnte aber salbungsvoll das Urtel zu achten, möge es ausfallen wie es wolle. Die Entscheidung des obersten Gerichtshofes, welche vier Tage nachher erfolgte, bestand aber bekanntlich darin die Sklaverei als eine Bundesinstitution zu erklären. Gesetzliche Folgen hatte übrigens das Erkenntniß nicht, denn die Mehrzahl des Gerichtshofes hatte sich für incompetent erklärt und nur ein juristisches Gutachten, kein Urtel abzugeben gemeint. Buchanan und die Häupter der Demokraten waren notorisch von dieser Komödie unterrichtet gewesen, folglich kam von ihnen der erste Eingriff in die Autonomie der Freibodenstaaten dadurch daß die Sklaverei als Bundesinstitution erklärt wurde.

Weit wichtiger aber war Buchanans schimpfliche Behandlung von Kansas. Es lag in den Grundsätzen der demokratischen Partei daß die Bewohner von Staatsgebieten (Territorien) dieselben Rechte genießen mußten wie die Bürger erwachsener Staaten. Sobald also die Einwohnerzahl eines Territoriums die herkömmliche Höhe zum Eintritt in die Reihe der Staaten erreicht hatte, mußten die Bewohner autonom sich über ihre politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, vor allem über die Zulässigkeit von Sklavenarbeit entscheiden. Für diese Freiheit hatte man den Ausdruck Squatter-Souveränetät in Umlauf gebracht, und Douglas als ächter Demokrat war immer für die Squatter-Souveränetät eingestanden. Buchanan dagegen hielt die Lecompton-Verfassung in Kansas aufrecht. Diese Verfassung, welche die Sklaverei bis auf weiteres verstattete, war dem Territorium mit unrechten Dingen aufgedrungen worden, indem die blauen oder Profsklavereilogen in Missouri am Tage der Abstimmung gemietete Kanaden von Rowdies oder Loafers, das heißt der weißen Lazaroni in den Sklavenhalterstaaten — mean whites, weißes Pack in der Sklavenhaltersprache — nach Kansas hinüberschickten. Der Betrug aber kam auf, denn in einem Ort wo nur 43 Wähler wohnten, waren 400, in einem andern (Oxford), wo nur 42 wohnten, tausend Wahlstimmen eingesammelt worden. Der Gouverneur, welchen Buchanan nach Kansas sendete, Hr. Walker, war ein gewissenhafter Demokrat, welcher alle diese Umtriebe aufdeckte. Anfangs wollte Buchanan ihn stützen, er schrieb sogar an Walker daß er über die Verfassung in Kansas nur von den bona fide- oder ächten Ansiedlern abstimmen lassen werde, „möchten Georgia, Alabama und Mississippi auch heulen," aber erfüllen konnte er sein Gelöbniß nicht, denn er war bereits zum willenlosen Werkzeug der Sklavenhalter herabgesunken. Die Folge war die Spaltung der Demokraten in südliche und nördliche oder sogenannte Douglas-Demokraten, welche jetzt zur Vernichtung der Partei geführt hat.

Auch das hat dieser Partei tief geschadet daß ihre Präsidenten so rasch der öffentlichen Verachtung verfielen. Franklin Pierce war ein Hanswurst, über den die eigenen Anhänger sich lustig machten. Buchanan dagegen sollte diesen Vorgänger durch großartige Regierungsthaten verdunkeln. Sein Ziel war stets Cuba gewesen, und einen Kaufantrag machte

er Spanien schon in seiner ersten Adresse. Zum Unglück für ihn war aber Spanien gerade aus langer Erstarrung wieder erwacht, und erfreut sich jetzt viel größeren Credits und viel größerer Stärke als jemals seit dem Halbinselkrieg. Dann wurde Buchanan durch seine Verbindungen mit dem Filibustier Walker stark compromittirt. Hr. Floyd, einer von Buchanans Staatssecretären, ließ sich zu einer Besprechung mit einem Officier Walkers bereit finden, suchte die Freischaaren zu einer Beschimpfung der spanischen Flagge zu verführen und stellte Gelder in Aussicht. Man konnte sich indessen nicht verständigen, und Walker wurde zum großen Verdruße Buchanans von einem wackern Seemann, Commodore Paulding, der sich an seine Befehle hielt, gefangen und nach den Vereinigten Staaten heimgebracht. Als mit Spanien kein Krieg sich herbeiziehen ließ, versuchte man mit England anzubinden, denn ein auswärtiger Krieg würde Norden und Süden sogleich vereinigen und den Südländern auf etliche Zeit wieder freien Spielraum gewähren. Aber auch der Zank wegen der herrenlosen Insel San Juan zwischen Vancouver und dem Festlande wollte nicht recht aufblühen, weil die Briten mit kaltblütiger Vorsicht vor Gewaltschritten sich hüteten, und der Urheber der Fehde, General Harney, zuletzt vor einem Kriegsgericht in Washington sich rechtfertigen mußte. Dieser Harney ist übrigens, beiläufig bemerkt, früher bei einer gerichtlichen Todtenbeschau in New-Orleans als Mörder zweier Neger bezeichnet worden. Mehr als alle diese kleinen Mißgeschicke schadete Buchanan die schamlose Bestechlichkeit welche unter seiner Verwaltung um sich griff, sowie in Folge dessen die Entkräftung der ehemals so üppigen Finanzen. Bestochen wird in den Vereinigten Staaten nach wie vorher werden, und wer sich einbildet daß mit den Republicanern Tugend und Verschämtheit einkehren werde, der thut den smarten Yankees großes Unrecht. Unter Buchanan aber ward die Verschleuderung des öffentlichen Gutes alle Feigenblätter hinweg, der Präsident selbst bekannte in einer öffentlichen Ansprache die besorgliche Größe dieses Uebels, von dem er sogar den Untergang des großen Gemeinwesens befürchtete. Der Heuchler wurde aber bald darauf öffentlich entlarvt, denn es war dem Senator Sumner das Schreiben eines Obristen Patterson aus Philadelphia zugespielt worden, worin Buchanan ermahnt wird einer Maschinenfabrik in Philadelphia, welche großen Einfluß auf die Wahlen besitze, Bestellungen zu ertheilen. Derselbe Buchanan nun, der erst kurz zuvor im Jugurthischen Prophetenton O urbem venalem et matureperituram si emtorem invenerit! gerufen hatte, schickte den Brief mit einer Randbemerkung und seiner Unterschrift versehen zur Beachtung an das Flottenamt! Großes Aufsehen hat es auch erregt daß beim Beginn des neuen Wahlfeldzuges sämmtlichen höheren demokratischen Beamten, wenn sie wieder angestellt werden wollten, eine Steuer von 50 Dollars zu Parteizwecken auferlegt worden war.

Während nun die Sklavereipartei Kansas als verloren aufgeben, und von den sogenannten fünf sklavenzüchtenden Staaten an der nördlichen Gränze einen Ausverkauf der schwarzen Waare und einen Uebertritt zum Freibodengebiet befürchten muß, hat innerhalb der Sklavenstaaten selbst sich die „biblische" Institution bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Es ist schon längst für einen Nordländer gefährlich geworden im Süden zu reisen. Kundschafterwesen, Angebereien und Pöbeljustiz sind so entwickelt, daß die geringste Unvorsichtigkeit genügt um entweder aus dem Lande geworfen oder vorher eingesperrt, auch wohl nackend mit Theer bestrichen und dann in Federn gewälzt zu werden, eine sehr beliebte ornithologische Strafart der „ritterlichen" Südländer. Am schlimmsten fuhren die freien Neger und freien Farbigen im Süden. Sie wurden in kürzester Frist, wenn sie nicht in die Sklaverei zurückfallen wollten, außer Landes getrieben — eine unmenschliche That wie sie seit 1491, seit der Austreibung der Juden und Moren aus Spanien, die doch wenigstens aus religiösem Eifer, nicht aus Eigennutz geschah, nicht wieder da gewesen ist. Auch folgte die Strafe rasch nach, denn die Sklavenhalter im Süden hatten bald keine ruhige Nacht mehr. Seit dem Sklavenaufruhr 1832 hatte man von den Negern nichts zu besorgen gehabt. Jetzt aber spukt es wirklich in sechs oder sieben Staaten. Die Furcht macht scheu und grausam, und aus Furcht vor einem Negeraufstand brach in Texas ein blutiger Terrorismus aus. Wie bei einer Sonntagsrauferei der Bauern in der Schenke, um die Schläge unparteiisch auszutheilen, die Lichter ausgelöscht werden, so vergriff sich in Texas, wie im Finstern, der Pöbel an dem nächsten Besten, so daß niemand seines Lebens mehr sicher war. Eine traurige Berühmtheit hat das Schicksal eines literarischen Hausirers oder sogenannten fliegenden Buchhändlers erlangt, der sich ganz harmlos neben seinem Karren mit Tractätchen befand, als ein entsprungener Sklave in seiner Nähe eingeholt wurde. Die Verfolger drohten dem Neger mit dem Tod wenn er nicht augenblicklich seinen Verführer nennen werde, und der erbärmliche Schelm wies mit dem Finger auf den Buchhändler, den er und der ihn wahrscheinlich zum erstenmal sah. Der Unglückliche wurde sogleich ergriffen, auf seinen Karren gebunden, der Karren getheert, in Brand gesteckt, und der unschuldig Verdächtigte unter solchen Qualen gemordet, daß niemand außer den Henkern das Wehgeschrei des muthwillig Verbrannten zu ertragen vermochte. Solcher Opfer fielen aber nicht Duzende, sondern Hunderte in Texas, welches — nicht zu vergessen! — bevor es die Amerikaner eroberten, nichts von der „biblischen" Institution der Sklaverei wußte.

Der vorjährige Einfall in Virginien durch John Brown bei Harpers Ferry schien umgekehrt die republicanische Partei tief beschädigen zu sollen, denn wenn etwas in den Vereinigten Staaten verhaßt ist, so ist es der Versuch die Sklaverei durch Gewalt zu brechen. Browns Narrenstreich war ein politisches Capital für die südlichen Demokraten, welches, wenn sie sparsam gewesen wären, bis zur nächsten Präsidentenwahl ausgereicht hätte. Sie zehrten aber in wenigen Wochen das Vermögen auf und stürzten sich obendrein in Schulden. John Brown wurde bald zum Martyrer verklärt, und erregte das Mitleid des gesammten Nordens. Die Sklavereimänner waren aber noch nicht durch das Blut der Anführer und Theilnehmer an dem sinnlosen Putsch gesättigt — sondern der

Senat setzte einen Ausschuß nieder, welcher ermächtigt war aus allen Theilen der Union „Zeugen“ zu laden. So verzweigte sich die Untersuchung nach Massachusetts, New-York und einer Menge anderer Staaten. Man lud Personen vor, die gar nie von Brown etwas zuvor gehört hatten. Weigerten sie sich zu erscheinen, so ließ man sie durch Gerichtsdiener herbeischleppen; weigerte sich aber ein Zeuge die vorgelegten Fragen zu beantworten, so warf man ihn in den Kerker. Das größte Aufsehen erregte der Fall eines Thaddäus Hyatt aus New-York, der nicht bas mindeste von Harpers Ferry wußte, gleichwohl aber mehrere Monate eingesperrt gehalten wurde. Sein Portrait und Abbildungen seines Gefängnisses in Washington wurden von der Presse verbreitet, und als der Sommer kam und Hyatt zu kränkeln anfieng, entließ man ihn in aller Stille, aber zum lauten Triumph der Gegenpartei. In Massachusetts dagegen kam es zu Aufruhr und Gewaltmaßregeln, weil der Marschall der Vereinigten Staaten das Hausrecht verletzt hatte um sich eines andern Zeugen zu bemächtigen.

Nach diesen Vorfällen wird sich niemand über den Bankerott der Demokraten wundern. Wunderbar wäre vielmehr ein anderer Ausgang gewesen. Mittlerweile hat auch die Sklaverei mehr als je in der öffentlichen Meinung verloren, und zwar hauptsächlich durch zwei Bücher, durch Olmsteds Schilderungen der Sklavenstaaten, denen der Verfasser ein neueres Buch hat folgen lassen, und durch die noch berühmtere Schrift von Helper. [1] Miß Beecher Stowe hatte es auf die sentimentalen Gemüther an beiden Ufer des atlantischen Meeres abgesehen, sie hatte manche Augen (weiblichen Geschlechts) feucht gemacht, den Zorn des Südens erregt, und sich die Ehre erworben von der demokratischen Bücherinquisition (denn eine solche gibt es allen Ernstes) auf den Proskriptionsindex gesetzt zu werden; allein im Grund hatte sie doch wenig ausgerichtet, denn es galt nicht die Herzen, sondern die amerikanischen Gewissen zu rühren, die amerikanischen Gewissen aber stecken im Geldbeutel. Das ist nun Hrn. Helper gelungen, der ohne gründlichen Schulunterricht und ohne jede Fachbildung einen statistischen Apparat gegen die Sklaverei geschaffen, und in einem trüben Mischmasch von Blödsinn und Scharfsinn die empfindlichsten Stellen des Südens tödlich durchbohrt hat. Das schlimmste ist daß Helper selbst aus den Sklavenstaaten stammt und einer weiland reichen Pflanzerfamilie angehörte, die von Geschlecht zu Geschlecht tiefer und tiefer herabsank, so daß der Verfasser zu dem „weißen Pack“ (mean whites) oder den sklavenlosen Bewohnern der südlichen Sklaven gehörte. Die Lage dieser Lazzaroni hat sich mehr und mehr verschlimmert, denn das ist eben der Fluch der Sklaverei daß sie jede Arbeit, auch die freie, ächten und beschimpfen muß. Wer sich selbst sein Brod erwirbt, gleichviel auf welche Art, der gehört zu dem „weißen Pack,“ wird verachtet und nahezu dem „schwarzen Pack“ gleichgestellt — wie denn mehr als einmal die Sklavenhalter geäußert haben daß die besitzlosen Weißen von Rechtswegen Leibeigene werden müßten. Nach dem Census von 1850, dem letzten bekannten, der aber freilich schon sehr veraltet ist, gab es 9,612,909 Einwohner in den Sklavenstaaten, darunter 3,200,304 Sklaven und 228,128 freie Farbige, Weiße dagegen 6,184,477. Es fand sich aber daß nur 347,525 Personen Sklavenarbeit verwendeten. Dieß ist jedoch nicht etwa die Zahl der Sklavenhalter, denn viele Pflanzer besitzen in verschiedenen Staaten oder verschiedenen Grafschaften Plantagen, und wurden dann doppelt oder mehrfach gezählt. Ferner sind in obiger Ziffer die Sklavenmiether von den Eigenthümern nicht unterschieden; man nimmt aber an daß die Anzahl der erstern 180,000, der andern 160,000 betrage. Dieser Unterschied ändert jedoch nichts an dem was wir sagen wollen. Angenommen daß es 350,000 Familien gebe die von Sklavenarbeit leben, so zählen, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, 1,500,000 Personen zur Landesaristokratie und 4½ Millionen Weiße zu den Lazzaroni. Von den Sklavenhaltern besitzen (als Eigenthümer oder Miether) 86,000 nur einen, 105,683 weniger als 5, nur 9 zwischen 500 und 1000, nur 2 mehr als 1000 Sklaven. Die Zahl der reicheren Sklavenhalter ist also außerordentlich gering, ihre Zahl in der gesammten Union ein lächerliches Bruchtheil: dennoch beherrschen sie örtlich alles um sich her. Der Geistliche muß im Prosklavereisinn predigen, und der Klerus ist durchschnittlich niederträchtig genug nicht nur es zu thun, sondern sogar mit theologischer Sophistik das Wort Gottes für die Plantagenwirthschaft zeugen zu lassen. Der Arzt ist auch Prosklavereimann, er ist es wie alle Wohlhabenden schon deßwegen weil es keine oder äußerst wenige und obendrein übelbelaumdete weiße Dienstboten gibt, die häuslichen Geschäfte also von eigenen oder gemietheten Negern des einen oder andern Geschlechtes verrichtet werden müssen. Sklavenpraxis ist ferner die goldene, ist die einzig lohnende Praxis eines Arztes, und ein abolitionistischer Mediciner müßte in den Sklavenstaaten verhungern, wenn er nicht zuvor schon getheert und gefedert worden wäre. Von Advocaten und Literaten gilt das nämliche: sie alle dienen und müssen der Sklavereipartei dienen. Importeure und Exporteure arbeiten und leben von und für die „biblische Institution,“ also daß die gelehrten Stände und die Kaufleute, die gesammte höhere städtische Gesellschaft auch ohne Sklavenbesitz das Prosklavereisch trägt. Was weder ein gelehrtes noch ein mercantiles Gewerbe treibt, gehört par excellence zu den mean whites, denn Handwerker fehlen im Süden beinahe gänzlich, [1] und wer sein eigenes oder ein fremdes Feld bestellt, der ist ein Sklave und wird zu dem white cattle, zum weißen Vieh, im Gegensatz zum black cattle, dem schwarzen Vieh (Farbigen), gerechnet.

Zu diesem „weißen Pack“ gehörte Hr. Helper, und durch sein eigenes Schicksal belehrt, verkündigte er in der Union: die Sklaverei führt an den Bettelstab. Er bewieß es durch einige glückliche und unglückliche Vergleiche, zwischen nördlichen und südlichen Staaten. Es besaßen unter andern

[1] Wir besitzen davon eine deutsche Uebersetzung von Gittermann: Revolution oder Abolition, frei bearbeitet nach H. R. Helpers „Die dem Süden bevorstehende Krisis.“ Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1860.

[1] Man zählt nur 80,000 Handwerker in den südlichen Staaten.

	New-York.	Virginien.
	Einwohner.	
im Jahr 1790	340,120	748,308
„ 1850	3,097,394	1,421,661
	Ausfuhr.	
„ 1791	2,505,465 Doll.	3,130,865
„ 1852	87,484,456 „	2,724,657

Die Einfuhren, die 1791 in beiden Staaten gleichen Werth erreichten, waren 1852 für New-York auf 178,270,999 Doll. gestiegen, betrugen aber für Virginien nur 399,004 Dollars. Die Ziffern wirken, wie man sieht, zerschmetternd, aber wenn auf Seiten Helpers keine Bosheit anzunehmen ist, so steckt er in tiefer Ignoranz, denn die Ausfuhr aus New-York besteht großentheils in Producten aus, und die Einfuhr in Producten für den Süden. Virginien kann daher sehr viel fremde Artikel verzehren, wenn auch der Werth der directen Einfuhr nur eine Bagatelle beträgt. Wahren Werth hat indessen die Angabe daß im Jahr 1850 das geschätzte Vermögen New-Yorks 1080 Mill., das Virginiens mit Einschluß der Neger nur 391 Mill. Doll. betrug. Helper fährt nun fort zwischen Massachusetts und Nord-Carolina u. s. w. zu vergleichen. Der Süden hatte sich seiner großartigen Production von Feldfrüchten gerühmt, Helper zeigt aus der amtlichen Statistik daß an Früchten der Norden ebenso viel, ja noch etwas mehr erzeugt, ferner daß die Heu-Ernte im Norden nach der niedrigsten Schätzung mehr werth sey als die Summe der Heu-, Baumwollen-, Tabak- und Zuckerernten des Südens. Wer nicht Sachverständiger ist, wird durch den Sophismus solcher Ziffern vollständig überwältigt werden, denn wer berechnet auf der Stelle daß bei gleichen Werthen und Quantitäten der Süden mit seinen 3½ Mill. Farbigen und seinen 6 Mill. Weißen doch unendlich mehr leistet als der Norden mit 13½ Mill. Köpfen, daß die Heu-Ernte im Norden zwar ein gewaltiges Item bildet, aber kein Bündel Heu nach Europa sich ausführen läßt, während Baumwolle, Zucker und Tabak baar Geld sind? Es bedarf aber solcher Sophismen gar nicht um die wirthschaftliche Schädlichkeit der Sklaverei zu beweisen, denn die Sklaverei führt nothwendig zur Verarmung, weil neben ihr die freie Arbeit wie eine Beschimpfung aussieht. Nicht allein materiell, sondern auch geistig läßt sich aber eine Verarmung des Südens nachweisen, denn auf 13½ Mill. Einwohner im Norden kamen 2,769,901 schulbesuchende Kinder, im Süden auf 9½ Mill. Einwohner, worunter 6 Mill. Weiße, nur 581,861 schulbesuchende Kinder. So hat denn Helpers Buch so weit gedient, daß jedermann in der Union einsehen muß wie nach und nach die Sklaverei zur geistigen und materiellen Verbuttung des Südens geführt hat.

Bisher haben die Sklavenhalter den Norden immer durch die Drohung einer Trennung geschreckt. Diesmal aber scheinen die Freibodenstaaten entschlossen es biegen oder brechen zu lassen. Uebrigens hat noch immer vor einer Präsidentenwahl die Stimmung so geschienen als befände sich die große Republik am Vorabend eines Bürgerkrieges, und immer hat es auch nur so geschienen. Statt daß dann das Wahlergebniß das Signal zum Losschlagen wurde, beschwichtigte es vielmehr die rauhen Wogen, und nach dem Lärmen vor der Wahl trat eine beruhigende Pause ein. So wird abermals nach Lincolns Wahl der hohe Ton in den Sklavenstaaten, namentlich in Süd-Carolina, der festen Burg der „biblischen Institution," sich rasch herabstimmen. Denn der Abfall der Sklavenstaaten ist nicht so leicht als man sich denkt. Zunächst würden sich die mittleren Sklavenstaaten, wo die Plantagenwirthschaft aufgehört hat und nur die Sklavenzüchtung fortgesetzt wird, besinnen ob sie vom Norden sich trennen sollten, oder sie würden sich vielmehr gar nicht besinnen, sondern bleiben. Mit Sicherheit gilt dieß von Missouri, dessen nördliche Hälfte factisch schon ein Freibodenstaat geworden ist, und von Maryland; ziemlich gewiß ist auch daß Virginien und Kentucky, wo die Sklaverei längst schon erlöschen will, nicht zum Süden halten könnten. Sowie aber die Trennung vollzogen wäre, müßte der Süden doppelt für einen Negeraufruhr fürchten, während die Flucht von Sklaven auf die Freibodengränze hinüber massenhaft eintreten möchte. Der Süden würde sich in seiner Vereinzelung so schwach fühlen, daß er um der eigenen Selbsterhaltung willen monarchische Staatseinrichtungen brauchte, und auf seine lang genossenen bürgerlichen Freiheiten verzichten müßte. Alle diese Gründe lassen einen Abfall der Sklavenstaaten wenig befürchten, vorausgesetzt daß die Republicaner nach ihrem Sieg nicht im Angriff weiter schreiten.

Bleiben sie ihren alten gemäßigten Grundsätzen treu, so werden sie nur eine weitere Ausbreitung der Sklaverei nördlich vom Breitengrad der Ohiomündung verhindern. Sie werden Kansas und vielleicht noch andere Gebiete in die Union als Freibodenstaaten aufnehmen, und dadurch die Minorität der Provsklavereiparteien auf alle Zeiten befestigen. Sie werden die Gesetze abschaffen oder nicht vollstrecken, welche in den letzten acht Jahren dem Norden auferlegt wurden, und die sämmtlich den Sinn hatten daß die Sklaverei zu den Bundeseinrichtungen gehöre. Sie werden vor allen Dingen den heimischen Sklavenhandel ausrotten, denn unter Buchanans Herrschaft wurden notorisch in New-York die meisten Sklavenschiffe ausgerüstet und abgeschickt. Das Geschwader, welches die Union vertragsmäßig zur Ueberwachung der afrikanischen Küsten absenden sollte, war schwächer als die Verträge es festsetzten, und seit die Briten kein Schiff unter den amerikanischen Farben mehr durchsuchen dürfen wenn sie nicht ganz sicher sind daß Sklaven an Bord sich befinden, so hängt von der Stärke des Unionsgeschwaders an den Sklavenverschiffungsplätzen aller Erfolg einer Ueberwachung Afrika's ab.

Die Republicaner aber werden sicherlich weiter gedrängt werden von den Abolitionisten, wie denn Helper in seiner Schrift erklärt daß er nur für Lincoln stimmen werde, weil er eine abolitionistische Politik von ihm erwarte, und zwar verlangt der radicale Mann daß die Emancipation entschädigungslos erfolge. Zu solchen Eingriffen in das Eigenthum werden sich hoffentlich die Republicaner nicht fortreißen lassen, besonders da man in neuerer Zeit an der Möglichkeit einer friedlichen Abschaffung der Sklaverei weniger zweifelt als früher. Die Preise für die Sklaven sind nämlich so hoch

gestiegen, daß die Sklavenarbeit fast zu theuer geworden ist, wenn es auch nicht so schlimm seyn mag, wie Helper behauptet, daß das Capital in „schwarzem Vieh" nur ein Procent Nutzen abwerfe. Wenn man den Sklavenhaltern eine angemessene Entschädigung von 3—400 Dollars für den Kopf durchschnittlich anbieten würde, so würde die unendliche Mehrzahl begierig zugreifen.

Ohne Neger keine Baumwolle, ohne Baumwolle keine Rimessen nach Europa, hieß es ehemals allgemein und heißt es noch jetzt an vielen Orten. Diese Befürchtungen haben am schlagendsten die Deutschen in Texas widerlegt. Dort wird die Baumwolle von Weißen und namentlich weißen Frauen gebaut, und so vortrefflich gereinigt daß deutsche Baumwolle wegen ihrer Qualität um 1—10 Cents das Pfund höher bezahlt wird als Negerbaumwolle. Außer diesem Beweis für die Möglichkeit daß Weiße in den heißen Ländern recht gut arbeiten können, [1] überzeugt man sich auch daß die trostlosen Erfahrungen der Negeremancipation im britischen Westindien sich nicht nothwendig in der Union wiederholen müßten. Unterscheiden sich schon in den Tropen der Creolenneger und der frisch importirte Afrikaner, so haben in den Vereinigten Staaten die Schwarzen ganz entschieden an Intelligenz und an Strebsamkeit gewonnen. Olmsted erzählt in seinem neuen Buche (A Journey in the Back Country) von einem Pflanzer in Texas, der sich vortrefflich auf die Behandlung von Negern verstand. Er war in kurzer Zeit reich geworden, seine Pflanzungen und seine Producte zeichneten sich durch blühenden Zustand und Sauberkeit aus. Er hielt für seine zwanzig Neger keinen Aufseher, und die Peitsche wurde nie gebraucht, denn die Schwarzen thaten ungeheißen und mit großer Behendigkeit ihre Pflicht. Das Geheimniß dieses Wohlstandes bestand darin daß die Neger für ihre Arbeit bezahlt wurden, und sie diese Bezahlung dem Herrn vielfältig vergalten. Während dieser selbst schwer oder gar nicht lesen konnte, hatten seine Neger diese Fertigkeit sämmtlich in kurzer Zeit und zwar durch Ansteckung einer vom andern gelernt. Auch rühmte der Herr ihre sonstige Geschicklichkeit für Handwerke. Sie brauchten nur einmal zu sehen wie etwas gemacht werde, um sogleich die nämliche Leistung fertig zu bringen.

Die ganze Freiheit dem Neger zu gewähren, würde zu ihrem eigenen Heil jetzt nicht rathsam seyn, denn ähnliche Erfahrungen wie die britischen auf Jamaica könnten an vielen Orten der Union nicht ausbleiben. Als die beste Lösung des schwierigen Problems ist uns bei dem Studium von Trollope's berühmtem Buch über Westindien folgendes erschienen. Sämmtliche Antillen haben durch die Emancipation mehr oder weniger an Wohlstand und Leistungsfähigkeit gelitten, mit einziger glänzender Ausnahme von Barbados, welche Insel fortwährend ihre Production steigerte, weil sie über Angebot von Arbeit in Fülle verfügte. Dieß kam daher daß die Insel, stark übervölkert, völlig urbar gemacht worden war, der Grund und Boden aber in den Händen der Weißen sich befand, und nie ein Stück davon an Farbige veräußert worden ist. Die freien Neger, wollten sie nicht verhungern, mußten daher auf den Plantagen ihrer frühern Herren arbeiten. Umgekehrt ist das Elend von Jamaica hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben daß die Neger im Innern der Insel noch eine Menge herrenloser Räume finden, wo sie als Negerquatter sich ansiedeln, das heißt wie die Affen von der Generosität der tropischen Natur leben. Darauf ist also zu sehen daß nach Abschaffung der Peitsche den Neger ein anderes Reizmittel zur Arbeit treibe. Auch wir Europäer würden schwerlich arbeiten und erfinden wenn wir nicht eine unsichtbare Peitsche beständig fühlten, nämlich unsere Bedürfnisse. Unter den Tropen hat der Neger wenig Bedürfnisse, und die wenigen kann er spielend befriedigen, in der Union zwingt ihn indessen schon das Klima sich kräftiger zu regen. Nun ließe sich durch Gesetze sehr leicht vorsorgen daß der befreite Neger immer und immer die Peitsche der Bedürfnisse fühlte. Man brauchte erstens nur seine Freizügigkeit zu beschränken, damit die Emancipirten nicht maßenhaft dem Süden zuwandern um dort in das afrikanische Schlaraffenthum zurückzusinken, und man müßte zweitens ihnen verwehren Grundeigenthum zu besitzen, so daß sie gezwungen wären für ihren Unterhalt auf den Plantagen zu arbeiten. Dieß wäre der sicherste Weg aus der Sklaverei zunächst in die beschränkte Freiheit zu gelangen. Was die Pflanzer dann in Folge allzugeringer Entschädigung an dem Capital ihres „schwarzen Viehes" verloren hätten, würde durch das Steigen des Bodenwerthes sich wieder ausgleichen, der Neger aber wäre verhindert in einen Affenzustand zu versinken, während dem betriebsamen Schwarzen Aussicht eröffnet wäre zu den besten Gütern dieser Welt zu gelangen.

[1] De Bow, ein Prosfaveretechtsschriftsteller, rechnet daß 100,000 Weiße in der Union mit Baumwollenbau sich beschäftigen, also ein Neuntel sämmtlicher Baumwollenbauer.

Ueber die Töpferkunst bei den alten Griechen und über einige sehr interessante neu aufgefundene Gegenstände.

Von L. Landerer.

Ein Handwerk das, wegen der unscheinbaren Geräthe die es für sich genommen liefert, weniger erwähnt wird als es seines Zusammenhanges wegen mit der plastischen Kunst verdient, ist die Töpferkunst, *Κεραμευική*. Sie blühte in den althellenischen Zeiten als ein sehr ansehnliches Gewerbe besonders zu Korinth, zu Aegina, Samos und Athen, wo die Töpfer seit alten Zeiten einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten. Homer beschreibt die Töpferscheibe, den Ofen, *Κάμινος* und *Κεραμίς*, (?) die Minerva beschützt, aber viele feindliche Dämonen bedrohen. In Korinth, der Töpferstadt, wurde dieses Gewerbe zeitig ausgebildet, und von da dehnte es sich auf Aegina aus. Kôrobos soll die ersten Töpferwerkstätten, Hyperbios und Eurykles die ersten Backsteinmauern errichtet haben. In Korinth beschäftigten sich die Thonbildner mit der Ausschmückung der Giebel der Tempel

durch Reliefs aus Thon, und an deren Stelle traten in spätern Zeiten Statuengruppen; ebenso machte man Stirnsiegel mit nledlichen Zierathen, und auch die Felderdecken, φαννώματα. Lacunaria, genannt, wurden aus Thon gefertigt.

Aus den Werkstätten der Töpfer giengen auch Götterbilder hervor, wie auch einiges für den Tempeldienst, als für den häuslichen Gebrauch; ebenso finden sich noch Ueberreste von Thonreliefs, die für Gräber dienten, und solche wurden auch in attischen Gräbern aufgefunden. Die sich mit solchen Arbeiten beschäftigenden Meister wurden Πλοπλάσται oder Προσωπεῖς genannt. Auch zum Schmuck von Häusern und Hallen wurden zeitig, besonders in Korinth und im Attischen, Kerameikos, Figuren und Reliefs von Thon, gefertigt. Ein solches Relief aus Thon, welches die Größe eines Bogens Papier hatte, wurde als große Seltenheit vor einiger Zeit in Korinth aufgefunden. Auf demselben waren fünf Personen dargestellt, und zwar der Gegenstand war daß Elektra mit ihrem Bruder Orestes und seinem Freund Pylades, sowie einem Diener und einer Dienerin das Grab ihres Vetters, des Agamemnon, beweinten. Dieses Relief war aus Thon, und was das Interesse für diesen seltenen Fund erhöhte, war daß sich daselbe mit Farben bemalt fand. Was den Thon betrifft, den die ältern Keramiker, die berühmten Plyoplathen zu ihren Arbeiten verwendeten, so existirten in der Nähe dieser Städte, in denen diese Künste am meisten ausgeübt wurden, z. B. auf Aegina, auf Samos, in Korinth, in Phräeus, in Athen, auch Thongruben, aus denen sich die Meister ihren Thon holten, Samia terra, S. vasa — V. et terra Aeginetica. — Um jedoch denselben zu verbessern, ihn eine schöne Farbe zu geben, vermischten sie ihn mit Ocher, mit Röthel, mit Miltos, oder mit Bleiglätte und mit Mennig. Sehr interessant nun war die Färbung dieser Figuren, die nach dem vorliegenden Exemplar auf folgende Weise zu geschehen pflegte:

Das ganze Bild wurde mit einer weißen Farbesubstanz, die aus weißem Thon und Gyps bestand, übertüncht, und sodann wahrscheinlich bis zur Schmelzung dieser Masse, die den Grund zum Auftragen der Farbe bildete, gebrannt. Dadurch bildete sich eine Unterlage, und durch dieselbe wurden alle Theile die eine weiße Farbe haben sollten, z. B. der Chiton der Elektra, die Toga des Orestes ꝛc., hervorgebracht. Auf diese weiße Unterlage wurden sodann die andern Farben aufgetragen und hernach darauf eingebrannt. Diese untersuchten Farben bestanden in Zinnober, eine andere in Miltos, Mennige. Den natürlichen Zinnober sollen sich die Alten aus den Silbergbergwerken von Laurion geholt haben, und ein gewisser Kallias verstand um die 21. Olympiade künstlichen Zinnober in Athen zu bereiten. Eine blaue und grüne Farbe waren kupferhaltig, und aus Vitruv erhellt daß die Alten solche Farben aus Aegypten nach Griechenland brachten, oder auch aus Cypern und Chalkis, wo sich Kupferbergwerke fanden — man nannte sie Chrysokolla. [1]

[1] Die blaue Farbe Caeruleum wurde aus Sand und Kupfer in Alexandrien bereitet.

Außerdem fanden sich verschiedene Nüancen von gelben und rothbraunen Farben die alle eisenhaltig sich zeigten, und nur in verschiedenen Sorten von Ocher bestanden haben dürften, wahrscheinlich war es die Sinopis oder Rubrica die man aus Cappadocien holte. Zur weißen Farbe bedienten sie sich der Erde aus Milos, die aus weißem Thon ist, und von den Alten Miliias, nach dem Fundort, nämlich der Insel Mylos, — Melos — genannt wurde, so daß gewiß die weiße Farbe auf diesem Relief aus dieser Farbe bestand. — Als Weiß gebrauchte man auch das Bleiweiß, Psimithion genannt, das sich jedoch nicht unter der weißen Farbe fand.

Unter den aufgefundenen Gegenständen wurde ein Stück eines Thongefäßes aufgefunden, das von dem höchsten archäologischen Interesse war, und zwar aus dem Grunde, indem es sich ergab daß daselbe ein Maß des Demos war, und wenn nicht einige Buchstaben fehlten, die sich auf den fehlenden Scherben befanden — wurde ermittelt die Aufschrift:

Δημόσιον Μέτρον — und da sich auch das alte Siegel der Athener darauf fand, so ergab sich daß daselbe das Maß der Athener war. Das erste seiner Art das bisher aufgefunden wurde und von unschätzbarem Werth für die Wissenschaft und für die sich mit dem Maß und Gewicht der Alten beschäftigenden Archäologen, indem dadurch Hunderte von Zweifeln leicht sich lösen lassen.

Die Buchstaben, die noch wohl erhalten und ganz leicht leserlich sind, sind mit tiefschwarzbrauner Farbe in die Thonmasse eingebrannt; sie enthalten nur Kohlenstoff, und wahrscheinlich wurden sie auf die nämliche Weise gleich wie die schwarze Farbe der Vasen hervorgebracht, nämlich durch eine Lösung von Asphalt in Cl. Pissinum oder Naphtha.

Endlich ist auch noch eine Vase zu erwähnen die wahrscheinlich zum Aufbewahren der Schminke gedient haben dürfte; auf diesen schönen und wohlerhaltenen Gefäß, mit verschiedenen Zierathen und Figürchen bemalt, fanden sich alle Buchstaben des griechischen Alphabets, und zwar wie sie in den ältesten Zeiten existirten und in Gebrauche waren. Dieses Gefäß ist ein Kleinod für die griechischen Philologen.

Amerikanische Karawanen.

(Aus dem Journal pour Tous.)

So zahlreich auch die Eisenbahnen in Amerika sind, umfaßt ihr Netz dieses umfangreiche Land doch nicht mit so geschlossenen Maschen, daß man nicht noch Reisen zu Land und selbst — wegen der Ausdehnung der Wälder und Savannen, wegen des Vorhandenseyns noch furchtbarer kriegerischer Indianer, wegen der Unmöglichkeit so beträchtliche Entfernungen alleinig zu durchwandern — in Karawanen machte. Ein Reisender aus Missouri in Chihuahua hat die Karawane an welcher er theilnahm in folgenden Worten geschildert:

Die Wägen tragen gemeiniglich 5—6000 Pfund, und werden von sechs Paar Maulthieren gezogen. Ein einziger Fuhrmann leitet jedes Gespann, bald auf dem Rücken eines Maulthiers sitzend, bald neben seinen Thieren einhergehend. An schwierigen Stellen leisten sich diese Wagenlenker gegenseitig Beistand, und verdoppeln, ja verdreifachen und vervierfachen, um über eine jähe Steigung hinüberzugelangen, die Gespanne. Da die Elemente aus denen eine solche Karavane besteht sich nicht trennen können, so legt man mittelst dieser Art zu reisen kaum einige Meilen täglich zurück. So hat es sich einmal zugetragen daß man fünfzehn Tage brauchte um sechsundzwanzig Wägen zwölf englische Meilen weiter zu bringen. Andererseits dagegen sind die Bodenverhältnisse, über die Prairien z. B., so günstig, daß man siebzig bis achtzig (engl.) Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegen kann.

Die Fuhrwerke sind sehr solid gebaut; auch sind sie außerordentlich lang haltbar. Sie erleiden Schaden besonders durch die Trockenheit der Luft, wenn man die hochgelegenen Gegenden des Westens durchwandert, und man muß, um dieser Unzukömmlichkeit auszuweichen, die Räder, so oft es nöthig ist, netzen. Wenn kein unvorgesehener Unfall eintritt, vermag ein guter Fuhrmann das Festland in seinem Wagen zu durchreisen ohne daß sich Ausbesserungen an seinem Fuhrwerk fühlbar machen. Dessenungeachtet nimmt eine Karavane die hauptsächlichsten Bestandtheile der Wägen und das Geschirrwerk der Maulthiere mit sich, so zwar daß, wenn ein Halsband, ein Rad, eine Kette brechen sollten, diese Dinge sogleich ersetzt werden können.

Eisen für die Maulthiere, Schaufeln, Hauen, Wellbäume, Hebestangen und Hebeisen, Naben, Beile um Holz zu hauen, sind die für die Karavanen unbedingt nothwendigen Geräthschaften. Die Lebensmittel bestehen in Mehl, Speck, Bohnen, Kaffee, Zucker. Geistige Getränke werden unterwegs nicht ausgetheilt, wenn der Führer der Karavane es nicht für geboten hält seinen durch Mühsale und Entbehrungen übermäßig erschöpften Leuten ein Stärkungsmittel zu geben. Der Branntwein wird nur als Arznei genommen, der Kaffee dagegen ist ein unumgänglich nöthiger Artikel, und wird zweimal täglich in großer Menge vertheilt.

Die erfrischende und kräftigende Wirkung dieses Getränks, bei heißem wie bei kaltem, bei regnerischem wie bei trockenem Wetter, ist wahrhaft außerordentlich. Die Bohnen bilden die Hauptnahrung der Mexicaner und aller andern spanischen Amerikaner, alles aber kommt auf die Auswahl der Bohnen und auf die Art ihrer Bereitung an. Sie werden im Wasser gekocht bis sie weich sind; ist ein Theil des Wassers verdunstet, so wird eine Pfanne mit Fett darin auf das Feuer gestellt; in diese Pfanne werden die Bohnen gelegt, gesalzen, einige Augenblicke schmoren gelassen, und liefern dann dem hungrigen Reisenden eine so schmackhafte und nährende Speise wie er sie nur wünschen kann. Brod wird täglich gebacken und gemeiniglich warm gegessen.

Indeß ist die Hauptmahlzeit der Karavane keineswegs eine sehr spärliche: Fleischconserven, ausgewählte Gemüse, Blumenkohl, Spargeln, Austern, Seekrebse, Sardellen in Oel, Schinken, eingemachte Früchte, Thee, Chocolade, Claret und Champagner bilden die Hauptspeisen. Die Sardellen sind besonders beliebt, und der Verbrauch derselben in den Prairien ist so groß, daß die von den Karavanen weggeworfenen Eisenblechbüchsen genügen um den Weg nach Santa-Fe anzudeuten.

Die Karavane muß reichlich mit Waffen und Schießbedarf versehen seyn. Jeder Führer, jeder Maulthiertreiber muß sein in gutem Zustande befindliches Gewehr haben, wozu bei einigen noch Pistolen kommen. Die Karavane muß einen Vorrath von Schuhen, Hüten, Messern, Tabak und andern täglichen Gebrauchsartikeln besitzen; der Eigenthümer oder der Karavanenführer übernimmt gewöhnlich die Lieferung aller Ausrüstungsgegenstände, läßt sie sich aber sehr theuer bezahlen. Man findet auf dem Weg über die Prairien und an den Haltplätzen eine stets wechselnde Bevölkerung von Maulthiertreibern und Führern, vergleichbar der der Matrosen in einem Hafen.

Der Befehlshaber der Karavane wird von den Mexicanern „Mayordomo“ genannt. Wenn der Eigenthümer nicht selbst den Oberbefehl über die Karavane übernimmt, so steht er zu dem Befehlshaber in demselben Verhältniß wie der Supercargo zu dem Capitän an Bord eines Schiffs. Die Anglo-Amerikaner sind die besten Wagenführer, die Maulthiertreiber sind Mexicaner, die Deutschen hält man für unbrauchbar zu diesen Dingen; sie werden durch Strapazen und Entbehrungen reizbar und mürrisch gemacht. Die Mexicaner zeigen in der Gefahr den passiven Muth des Fatalisten; indessen ist Heldenmuth nicht selten bei ihnen. Sie ertragen Strapazen und Entbehrungen mit unglaublicher Geduld.

Gehen wir von den Führern und Maulthiertreibern zu ihren Thieren über, welche in gewisser Hinsicht größeren Interesses würdig sind. Eines der charakteristischsten Zeichen des Maulthiers ist seine Abneigung gegen den Esel und seine Zuneigung zu dem Pferde. Wenn ein Esel, der eigenthümlichen Eitelkeit seiner Race nachgebend, sich Maulthieren nähert, so kann er darauf rechnen daß er eine gute Anjahl Fußtritte erhält, und seine Vermessenheit lange Zeit zu bedauern hat. Ein Pferd hingegen ist in einem Trupp Maulthiere sehr geachtet. Man umringt es, beneidet es, man ist eifersüchtig über dasselbe, man sucht ihm zu gleichen. Eine Stute ist sicher eine ganze Heerde Maulthiere um sich zu haben, und kann sie hinführen wohin es ihr beliebt.

Während der Ruhezeit bildet man ein Lager, in welchem die Wägen in so guter Ordnung aufgestellt sind wie auf der Straße. Niemand sucht den andern zuvorzukommen; jeder bleibt an der Stelle welche ihm im Zug einmal angewiesen ist. Die Gefahr vor einem Angriff durch die Indianer zwingt die Karavane möglichst enggeschlossen beisammen zu bleiben; auch reist man zuweilen in doppelter Reihe, weil der Weg nach Santa Fe doppelte Fahrbahn hat. Hiebei verdient bemerkt zu werden daß die Straßen in den Prairien meist gut angelegt sind, und daß man im Irrthum wäre wenn man vermuthete man reise über eine jungfräuliche Ebene und fast aufs Gerathewohl. Zwar öffnen die Führer zuweilen einen neuen Weg, um einen unnützen Winkel abzuschneiden,

eine Anhöhe zu umgehen, ſich einer Quelle zu nähern; allein die Wagenräder laſſen Spuren zurück welche Heere kaum vertilgen könnten, und eine ganz anders gefärbte Vegetation keimt in den von den Fuhrwerken geöffneten Geleiſen auf.

Gewöhnlich reifen die Karawanen vom Sonnenaufgang bis 11 Uhr. Dann macht man Halt, beſorgt die Küche, ißt, tränkt die Maulthiere und läßt ſie weiden. Nachmittags wird die Reiſe wieder fortgeſetzt. Der Befehlshaber marſchirt voran, um den zur Ruhe günſtigen Platz aufzuſuchen. Er wählt hiezu einen Ort an welchem die Thiere der Karawane gutes Futter finden, nicht weit von einer Quelle und in einer gegen die Angriffe der Indianer geſchützten Lage.

Sobald die Maulthiere abgeſchirrt ſind, wird ein Mann als Schildwache aufgeſtellt, während andere ſich mit Anzündung von Feuern und der Zubereitung der Nahrung beſchäftigen. Andere ruhen aus, und warten auf die Mahlzeit oder die Stunde in der ſie die Wache und das Lager zu übernehmen haben.

Die Nachtwache iſt das allerbeſchwerlichſte auf der Reiſe, und es koſtet den Schildwachen nach einem ermüdenden Tagmarſch große Mühe auf ihrem Poſten nicht einzuſchlafen. Die Furcht von den Indianern ſcalpirt zu werden, kann die Leute nicht immer wach erhalten. Dennoch ſind die Reiſen durch die Prairien voller Reize, die Natur iſt dort ſchön, und die Erinnerung an ihre Herrlichkeiten, an die erduldeten Mühſale und an die Gefahren denen man ausgeſetzt geweſen, iſt etwas ſehr angenehmes für den Reiſenden wenn er an ſeinen häuslichen Herd zurückgekehrt iſt.

Das ehemalige „Miſſionsconvent“ Oroſi bei Cartago, in Coſta-Rica.

(Schluß.)

Das von Süden her in das Rio-Grandethal ſich einmündende Thal des Purizil verſpricht einmal als Verbindungsweg mit den ſüdlicher gelegenen Indianerdörfern Terraba und Borruca eine Wichtigkeit zu erlangen. Dieſe beiden Orte liegen gerade in ſüdlicher Richtung in einer Entfernung von höchſtens 18— 20 Leguas. Das Thal von Terraba erſtreckt ſich in einer Breite von ungefähr fünf Leguas mit ſchönem ebenen Savannenboden von der Mündung des Terrabafluſſes, deſſen Laufe entlang, ziemlich weit nach Norden hinauf, ſo daß es vom Thal des Purizil durch eine freilich ziemlich mächtige Bergmaſſe geſchieden iſt, welche zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen dem Reventazon und Terrabafluſſe bildet. Daß die Entfernung zwiſchen beiden Orten nicht ſo groß ſey, wußte man ſchon lange; denn vor ungefähr 60 Jahren gelangte einer der Mönche, von den Indianern geführt, in drei Tagen von Terraba bis nach Oroſi. Erſt ſeit zwei Jahren hat man dieſer Thatſache wieder einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, und ſich bemüht den alten ſeither nicht wieder betretenen Weg aufzufinden.

Im Mai 1859 gieng eine Expedition, aus 16 Mann beſtehend, in das Thal des Purizil hinein, um von hier aus die Waſſerſcheide zu überſchreiten und Terraba zu erreichen. Leider hatte ſchon die Regenzeit mit ungewöhnlicher Heftigkeit begonnen, und da der Weg zuerſt immer bergauf zu bedeutenden Höhen hinanführte, wo die Leute beſtändig in Regenwolken eingehüllt waren, ſo hatten ſie weder einen freien Blick in die Ferne, noch war es möglich in der Näſſe und Feuchtigkeit des Urwaldes nach Wunſch vorwärts zu kommen. Endlich glaubte man bereits die Waſſerſcheide überſchritten zu haben, und die hier entſpringenden Flüſſe ſchienen nach Süden zu fließen, doch mußte man jetzt, da der Muth der Leute geſunken und der größte Theil derſelben erkrankt und zurückgeſchickt worden war, den Rückweg antreten. Hoffentlich wird dieſer fehlgeſchlagene Verſuch andere nicht abhalten das wichtige Unternehmen fortzuſetzen.

Die ſchönen Thalebenen von Terraba ſind ihrer Savannennatur wegen für Viehzucht ganz beſonders geeignet; die Bevölkerung, die ihrer Natur nach äußerſt arbeitsſcheu iſt, hat ſich trotz der beſtändigen Anweſenheit von Geiſtlichen mit ſolcher Zähigkeit auf ihrem Urzuſtand zu erhalten gewußt, daß in den letzten 50 Jahren von einem Fortſchritt in der Bildung gar nicht die Rede ſeyn kann. Der Verkehr mit dieſen Indianerdörfern wird gegenwärtig nur auf einem äußerſt beſchwerlichen Umweg unterhalten, und beſteht nur in den langſamen, monatlich einmal hin- und herwandernden Fußboten, welche die Correſpondenz zwiſchen der Regierung und dem Geiſtlichen unterhalten. Würde man dagegen, ſtatt auf dem beſchwerlichen Wege auf welchen man gewöhnlich 10 Tage verwendet, den noch aufzufindenden Weg benutzen können, ſo wäre man im Stande in Terraba Viehhacienden anzulegen und das Vieh mit Leichtigkeit in wenigen Tagen nach Cartago zu treiben. Auf dieſe Weiſe würde ein Theil Coſta-Rica's, der gegenwärtig der Staatscaſſe nur Unkoſten verurſacht und durchaus keine Einkünfte liefert, ſehr bald für das übrige Land von großem Nutzen und Vortheil werden. Der Verkehr der Terraba-Indianer beſteht gegenwärtig nur in einem Tauſchhandel mit dem noch roheren, weiter öſtlich bei Boca del Toro wohnenden Indianerſtamme der Viceitas; die wenigen Luxusartikel die ſie bedürfen, laufen ſie in Chiriqui. Eine Verbindung zur See mit Puntarenas exiſtirt ſo gut wie gar nicht. Ueberhaupt darf von Handel keine Rede ſeyn bei einer Bevölkerung die einmal keine eigenen Producte beſitzt, und deren Lebensbedürfniſſe auf der andern Seite auf ein ſo geringes Maß beſchränkt ſind wie es hier der Fall iſt.

Der folgende Tag wurde zu einem Ausflug nach dem jenſeitigen Ufer des Rio Grande beſtimmt, wo ſich weit zahlreichere Indianeranſiedlungen finden. Das Wetter begünſtigte uns wie den Tag vorher. Obgleich der Fluß zu dieſer Jahreszeit ſehr wenig Waſſer hatte, und wir auf guten Maulthieren ritten, ſo mußten die armen Thiere, denen das Waſſer bis an den Bauch reichte, ſich gewaltig anſtrengen um nicht bei einem falſchen Tritt im ſteinigen Flußbette vom ſtarken Strom fortgeriſſen zu werden. Als wir glücklich auf der andern Seite angelangt waren, befanden wir uns auf dem der Ge-

meinde gehörigen Weideland, dem sogenannten Palomar, welches auf einer hübschen kleinen, halbgelichteten Ebene gelegen ist. Früher hatten auch hier die Indianer ihre Platanenanpflanzungen, doch ist das Land jetzt nur zur Viehweide bestimmt, und zwar zum Besten der Ortsschule, indem jeder der in Oroší wohnenden Indianer für sein Vieh, das er auf diese Weide schickt, eine kleine Abgabe zahlt. Wie schlecht indessen dieser Gemeindesonds verwaltet wird, läßt sich daraus ersehen daß im letzten Jahre bloß 25 Dollars eingekommen waren, womit die Schule nur während dreier Monate unterhalten werden konnte.

Obgleich das Palomar sich nicht durch die üppige Vegetation auszeichnet, wie die gegenüber liegenden Platanares, so macht es doch einen höchst freundlichen Eindruck, indem man wie in einem Park zwischen lichtem Strauchwerk und einzeln stehenden Bäumen hindurchreitet, während hin und wieder ein klarer Bach den Weg kreuzt. Auch hier werden in den anstoßenden noch dicht bewaldeten Bergen Nußhölzer gefällt; wir sahen hier einige frischgefällte Cedernstämme von kolossalem Umfang.

Von hier ritten wir nach Cachi, nordöstlich von Oroší gelegen, am rechten Ufer des Rio Grande, gerade der Ebene von Ujarraz gegenüber. Die früher weit zahlreichere indianische Bevölkerung von Oroší hat sich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, weil die Indianer so viel wie möglich den Verkehr mit den Weißen meiden, und sich nach dem mehr abgelegenen Cachi zurückgezogen haben, wo sie ihrem scheuen Charakter gemäß weit ungestörter leben können; besonders ist dieß der Fall gewesen, seitdem die genannten Haciendas in Oroší angelegt wurden. Die Hütten der Indianer sanden wir hier stets vereinzelt stehen, so daß man in Cachi, obgleich sich das Thal stundenlang fortzieht, nirgends eine Ortschaft findet. Die Hütten sind sehr einfach gebaut, und eine gleicht der andern. Sie sind entweder rund oder oval, und ihr Inneres ist in 2—3 Abtheilungen getheilt. Küche und Schlafgemach sind nicht geschieden, mitten auf dem Boden liegen einige Steine, welche die Stelle des Herdes vertreten. Kochgeschirr gebrauchen die Indianer nicht, die Bananen und Yuccawurzeln, welche die Hauptnahrung der Indianer bilden, werden in der Asche, und das Wildpret welches sie erlegen über dem Feuer gebraten. Eine breite Art Bank, deren mehrere längs den Wänden fortlaufen, und auf welchen ungegerbte Kuhhäute ausgebreitet sind, dient als Bett.

Erzeugnisse europäischer Industrie scheinen die Indianer so viel wie möglich zu meiden, nur die Axt und Machete findet man fast in jeder Hütte, dagegen sucht man vergebens nach einem eisernen Nagel. Die runden, sorgfältig abgeschälten Baumstämme, aus welchen der Dachstuhl der Hütte besteht, sind mit Schlingpflanzen zusammengebunden. Mit demselben Stoff sorgfältig zusammengeknüpft und daran hängend findet man an den Wänden allerlei Bündelchen mit Kräutern und sonstigen nützlichen Gegenständen. Hübsche feingeflochtene Körbe von birnförmiger Gestalt vertreten die Stelle von Koffern und Kisten. Gegenstände zu welchen ihnen selbst das Material fehlt, tauschen oder kaufen sie von andern Indianerstämmen ein, so namentlich die viereckigen Strohtäschen und die Strohhüte von Pacaca, die Netze, Tragebeutel und Hängematten von Terraba und Viceita.

Die Oroší-Indianer sind keineswegs von schöner Körperbildung, sie sind meistens etwas untersetzt, und die Frauen, besonders die jüngern, sehr fettleibig. Sie haben runde breite Gesichter mit etwas hervorstehenden Backenknochen; ihre Hautfarbe ist gelbbraun, und ihr Haar ist schwarz und schlicht. Die Frauen verrichten fast alle Arbeiten der Männer. Während diese in gänzlicher Unthätigkeit zu Hause sitzen, geht die Frau allein oder mit einem kleinen Kind auf dem Rücken nach den in den Bergen gelegenen Pflanzungen um Nahrungsmittel und das nöthige Brennholz herabzuholen, auch erlegen sie bei dieser Gelegenheit mit ihren Pfeilen Vögel und anderes Wildpret. Alle Lasten tragen sie auf dem Rücken und gebrauchen dabei ein Stirnband zum Tragen derselben.

Als die spanischen Mönche im Conventsgebäude lebten, geschah vieles für die Cultur der Indianer, man hielt sie zur Feldarbeit an, veranlaßte sie in der Nähe des Convents beisammenzuwohnen und unterrichtete die Kinder in den Schulen. Die seit der Aufhebung des Missionsconvents seit dem Jahre 1823 eingetretene Verwilderung der Indianer ist zum großen Theil dem früheren Minister Calvo zuzuschreiben, der, selbst von indianischer Abkunft, seine Stellung wenig benutzte um die Bildung seiner Stammesgenossen zu fördern, vielmehr ließ er sich dazu herbei zweckmäßige Regierungsmaßregeln, wenn sie den Indianern unbequem waren, zu hintertreiben und ihren Erfolg zu hemmen. Bei der angeborenen Abneigung gegen jede Civilisation kann die Regierung nur dieselbe Maßregel besolgen die sie in anderen Indianerdörfern, z. B. in Curridabat, Aserri und Pacaca befolgt hat. Der Ankauf der Grundstücke wurde dasselbst auch den Nichtindianern gestattet, was zur Folge hatte daß sich ein Theil der Indianer nach und nach freiwillig zurückzog, während der andere sich mit den Weißen vermischte. Es wäre daher gewiß nur zum allgemeinen Besten wenn die Regierung den Verkauf der schönen Grundstücke von Oroší veranlaßte, die jetzt zum größten Theil unbenutzt daliegen. Sie würden dann als wirkliches Eigenthum in die Hände von fleißigen Besitzern kommen, welche den gehörigen Nutzen daraus zu ziehen wüßten. Geschieht dieß jedoch nicht sehr bald so wird auch die Kirche und das Conventsgebäude in kurzer Zeit vollständig zu Grunde gehen, weil die Indianer nicht die Mittel herbeizuschaffen vermögen um diese Gebäude zu unterhalten. Der Grundbesitz der Indianer von Oroší und Cachi kann, nach den Privilegien welche dieselben besitzen, nicht wie der Grundbesitz an anderen Orten beliebig veräußert werden. Der ganze Distrikt, dessen Umfang ungefähr sechzig Caballerien beträgt, gehört der Gemeinde; jede einzelne Familie kann sich daher überall niederlassen und anbauen wo es ihr beliebt; wo schon andere gearbeitet haben, muß sie sich mit dem Vorgänger abfinden, wenn derselbe nicht auf seine Ansprüche verzichtet. Nur Indianer ihrer Gemeinde haben dieses Vorrecht, Leute dagegen aus andern Orten erlangen nur dann die Erlaubniß sich hier niederzulassen, wenn die Gemeinde ihre Zustimmung dazu gibt; doch erwerben sie auch niemals wirk-

liches Eigenthumsrecht, sondern erlangen nur das zeitweilige Nutznießungsrecht.

Sämmtliche Indianer von Orosi und Cachi, deren Anzahl sich auf etwas mehr als 600 beläuft, haben nur einen Alcalden, der in Orosi wohnt, ebenso findet sich hiefelbst nur eine Schule. Zum Gottesdienst müssen die Indianer von Cachi ebenfalls bis nach Orosi gehen. Hier wohnt zwar auch kein Geistlicher, doch kommt jeden Sonntag ein solcher von dem nahen Paraiso um den Gottesdienst abzuhalten, der jedoch von den Indianern nur sehr spärlich besucht wird. Man bekommt daher selbst bei dieser Gelegenheit nicht viele Indianer zu sehen, und die wenigen, meist schon mehr civilisirten, erscheinen dann nicht in ihrer Nationaltracht, sondern ahmen, soviel sie können, die neuesten Moden nach.

Wer die Indianer von Orosi und Cachi in Menge beieinander und in ihren Nationaltrachten sehen will, darf nicht versäumen dem großen Fischfang beizuwohnen der alle Jahre zu Ostern stattfindet. Orosi ist überhaupt wegen seiner trefflichen Flußfische berühmt, die in den übrigen Flüssen Costa-Rica's fast gänzlich fehlen. Der geschätzteste Fisch welcher im Rio-Grande gefangen wird, ist der Bobo; außerdem kommen daselbst noch einige andere Fische vor, nämlich eine große Art Aal, Anguilla genannt, eine kleine Art Wels, Barbudo, und ein dem Bobo ähnlicher Fisch Tepemechin. Der Bobo ist äußerst schwierig zu fangen, weil er nicht anbeißt. Die Indianer schießen ihn daher entweder mit dem Pfeil, und stürzen sich dann in den Fluß um den verwundeten Fisch herauszuholen, oder sie legen eine aus Schlingpflanzen gefertigte Art Fischreuse, die sie Atarraya nennen, in welche sich der Fisch verirrt, und so gefangen wird, auf den Grund des Wassers. Die leichteste Art, auf welche gewöhnlich eine große Anzahl von Fischen auf einmal gefangen wird, ist die durch Vergiftung des Wassers mittelst des sogenannten Barbasco's. Man benutzt dazu zwei Pflanzen, entweder eine strauchförmige Euphorbiacea, deren Zweige von Milchsaft strotzen, oder eine Art Schlingpflanze, welche weit wirksamer ist als die vorige. Der Fischfang findet stets bei Nacht statt; es kommen dann alle Indianer aus der ganzen Umgegend mit Weibern und Kindern zusammen, lagern sich in Gruppen zu beiden Seiten des Flusses, zünden eine Menge Feuer an um Speisen und Getränke zu kochen, und bereiten alles für den Fischfang vor. Da es wie immer bei solchen Gelegenheiten nicht an Branntwein fehlt, so gerathen alle, selbst die Frauen und Kinder, in eine mehr als heitere und höchst ausgelassene Stimmung. Die Vorbereitungen bestehen darin daß man an einer bestimmten Stelle des Flusses mittelst Baumscheiten eine Art doppeltes Wehr bildet, welches sich allmählich über das Wasser erhebt, so daß die betäubten Fische von dem Strom in dasselbe hineingeworfen werden. Die Indianer nennen dasselbe Canta (Bett) oder Chinchorra. Um Mitternacht beginnt der eigentliche Fischfang. Es ist einer der malerischsten und interessantesten Anblicke diesem Schauspiel bei Vollmondbeleuchtung beizuwohnen. Kurze Zeit nachdem der Barbasco möglichst weit stromaufwärts in den Fluß geworfen ist, langen die ersten, zum Schwimmen unfähig gewordenen Fische in der Chinchorra an. Mit großem Jubel und wildem Geschrei werden sie von den halbbetrunkenen, in aufgeregter Spannung begriffenen Indianern begrüßt. Die taumelnden Männer stürzen sich jetzt ins Wasser um die betäubten Fische herauszuholen, während der röthliche Schein der am Ufer flackernden Feuer und der hellleuchtende Mond die nackten, dunkelfarbigen Leiber derselben grell beleuchtet. Gewiß müßte diese Scene einem geschickten Maler Stoff zu einem interessanten Gemälde liefern. Die gefangenen Fische werden, nachdem zuerst der Alcalde seinen Antheil erhalten, unter sämmtliche Indianer vertheilt, welche die meisten selbst verzehren, obgleich die wenigen nach San José und Cartago zum Verkauf gebrachten Fische sehr gut bezahlt werden.

Es ist überhaupt für die Indianer charakteristisch daß das Geld für sie keine Anziehungskraft besitzt, sie leben daher lieber auf die elendeste Weise ohne zu arbeiten, als daß sie in den nahegelegenen Haciendas als Taglöhner arbeiten und sich etwas verdienen. Ihr arbeitsscheuer Charakter und ihre Neigung zum Müßiggehen und Umherirren scheint auch der Grund zu seyn weßhalb sie gern als Lastträger nach dem Hafen von Matina gehen, von wo sie den dort wachsenden Cacao heraufholen. Da der Weg nach diesem Hafen sich gegenwärtig in so schlechtem Zustande befindet, daß er oft nicht einmal für Maulthiere gangbar ist, so muß der Verkehr dann durch Lastträger vermittelt werden. Eine andere freilich nicht erlaubte Einnahmequelle ist der Anbau des Tabaks, der hier ausgezeichnet gut gedeiht, jedoch, da er ein Regierungsmonopol bildet, nirgends im Land angebaut werden darf. In dem unzugänglichen Walddickicht und in den Schluchten wissen sie ihre Anpflanzungen so gut zu verbergen, daß sie fast immer der Wachsamkeit der damit beauftragten Beamten entgehen. Unter den Frauen suchen nur wenige als Dienstboten einen Unterhalt in den Städten; sehr gesucht sind aber die Ammen von Orosi, da sie sich sowohl durch Kinderliebe als auch durch gesunde Körperbeschaffenheit auszeichnen, und ihrer früheren Lebensweise gemäß äußerst mäßig sind.

Wir passirten auf dem Heimwege den Fluß unterhalb der zuerst erwähnten Hängemattenbrücke, nahe an der Stelle wo sich der Aguacalientefluß mit dem Rio Grande verbindet. Hier strömt das Wasser bei einem überragenden Felsen vorbei, einen starken Strudel bildend. An dieser Stelle, so geht die Sage, liegt ein Schatz von unermeßlichem Werth versenkt. Die Indianer sind überhaupt wie alle unwissenden Menschen äußerst abergläubisch, man findet daher bei denselben viele Sagen welche jedoch nicht altindianischen Ursprungs sind, sondern meistens noch von den Missionsmönchen herrühren. Manche ihrer Sagen erinnern an Tausend und eine Nacht. Die Kinder schrecken sie mit der Coyota Uorona, d. h. mit der heulenden schwarzen Wölfin; sie erzählen daß eine Indianerin, die einst ihr Kind umbrachte, in eine schwarze Wölfin verwandelt worden sey, und seitdem Nachts umherirre und die Menschen durch ihr Geheul erschrecke. Ein anderes Ungethüm spielt in ihren Märchen eine Hauptrolle, sie nennen es den „Wassertiger." Dieses Wesen hat die Gestalt der Klauen und den Schwanz eines Mauati, es ist stark

behaart wie ein Faulthier, und mit einer Mähne versehen und gefleckt wie ein Tiger. Wenn Leute über die Hängematten-brücke gehen, so macht es zuweilen den Fluß anschwellen, erzeugt eine Wolke und verschlingt die Menschen — es soll nur von denjenigen gesehen werden die es verschlingt.

Als wir im Convent anlangten, fanden wir einige unserer Jäger mit verschiedenen geschossenen Vögeln auf uns warten, wir hatten daher den ganzen Abend mit dem Abbalgen der Vögel zu thun. Bei dieser Arbeit wurden wir plötzlich unterbro-chen, indem ein Stinkthier durch seinen durchdringenden Geruch seine Anwesenheit verrieth. Nach kurzem Suchen fanden wir dasselbe auf der Wiese vor dem Conventgebäude. Mit ein paar Schlägen auf den Nacken war das Thier zwar schnell getödtet, aber der Gestank den es verbreitete war gar zu unerträglich. Don Lucas, der uns den folgenden Morgen besuchte, theilte uns mit daß er den Geruch selbst bis zu seiner nicht ganz nahe gelegenen Wohnung gespürt habe. Der Geruch haftet so stark, daß mein Taschenmesser, welches zum Abbalgen benutzt worden war, noch Monate lang den Geruch beibehielt, obgleich ich es einige Tage lang in dem fließenden Wasser eines Baches hatte liegen lassen. Das in Costa-Rica vorkommende Stinkthier (Mephitis chinga) ist seinem äußern Ansehen nach keineswegs ein häßliches Thier, von der Größe eines nützigen Spanferkels, besitzt eine spitze rüsselförmige Schnauze und kleine hervorstehende Augen. Auf dem kohl-schwarzen glänzenden Rücken laufen zwei schneeweiße Längs-streifen vom Nacken bis zum Hintertheil herab, die, vorne mit einander verbunden, nach hinten zu sich verschmälern und aus-einander weichen. Starke Klauen an den Vorderfüßen machen es zum Graben geschickt, es gräbt sich daher Höhlen, die es nur des Nachts verläßt.

Wir waren den andern Morgen noch mit den bisher gefundenen Naturalien beschäftigt, als man uns mittheilte daß einige Vieeita-Indianer angelangt seyen. Wir giengen nach der uns bezeichneten Hütte, und fanden hier vier Indianer auf einer Bank sitzen, die ihre Bündel vor sich auf den Boden niedergelegt hatten. Sie waren sämmtlich ohne Kopfbedeckung, zwei davon hatten kurzes, schwarzes Haar, die andern hatten ihr langes Haar in einen großen Knoten geschlungen. Dieser Knoten und das bartlose Gesicht nebst dem scheuen und etwas verschämten Blick, der keineswegs, wie man bei so uncivilisir-ten Waldbewohnern glauben sollte, etwas wildes verrieth, gaben denselben eher einen weibischen Ausdruck, doch zeigte der zum größten Theil entblößte Körper und die durch seltene Entwicklung der Musculatur ausgezeichneten Glieder eine her-culische Männergestalt an. Sie trugen durchaus keinen Schmuck am Leibe, ihre Kleidung bestand nur aus einem Schaumgürtel, Pampanilla genannt, und einem kurzen Hemd ohne Aermel aus blauem, grobem Baumwollenzeuge. Sie hatten verschie-dene Sachen zum Tausch bei sich, Geld aber nehmen sie nie-mals an, da es in ihren Waldungen keinen Werth hat. Ihre Tauschartikel befanden sich in großen feingeflochtenen Körben, die sie auf dem Rücken tragen, und bestanden aus Mastate, einer Art Bastrinde, die so zubereitet ist daß sie ein mehrere Ellen langes und eine Elle breites Stück Zeug bildet; ferner aus den aus Pita geflochtenen netzartigen Tragesäcken und aus roher Baumwolle. Einige Fächer, aus den Federn des Waldpfauen zusammengefügt, zum Anfachen des Feuers waren das einzige Geräth welches sie bei sich führten, eine Axt war so eben erst von ihnen eingetauscht worden. Für die Gegen-stände die ich von denselben erhielt, verlangten sie Salz und einen Hund, statt dessen gab ich ihnen Branntwein, Zucker und Brod. Da ihre Sprache von den Orosi-Indianern nicht mehr gut verstanden wird, so hatten sie einen jungen Men-schen aus Tucurrique bei sich, der ihnen als Dolmetscher diente. Später giengen die Indianer nach Cartago, wo sie sich gewöhnlich taufen lassen müssen.

Den folgenden Tag verließen wir Orosi, wo wir einige der genußreichsten Tage verlebt hatten, nicht ohne den leb-haften Wunsch recht bald einen zweiten Besuch dahin machen zu können. Erst ein Jahr später wurde uns dieser Wunsch erfüllt. Dießmal fanden wir aber eine freundlichere Aufnahme im Convent als im vergangenen Jahr, denn einige befreun-dete Familien hatten das Conventsgebäude für einige Monate zu ihrem Sommeraufenthalt ausersehen, und hatten daher die unwirthlichen Räume einigermaßen wohnlich eingerichtet. Ich ritt dießmal direct über die Ebene nach der Hängematten-brücke, und da das Wetter hell und schön war, so hatten wir von der Ebene aus stets den herrlichen Blick ins grüne Thal des Purizil vor uns. Als wir an der der Brücke entspre-chenden Stelle angelangt waren, wo ein steiniger Weg in beständigen Zickzackwindungen den steilen Abhang bis zum Fluß hinabführt, hatten wir eine unbeschreiblich schöne Aus-sicht, indem bei jeder der Zickzackwendungen sich eine ganz andere Landschaft unsern Blicken eröffnete. Schon von der Mitte des Abhanges erkannten wir die am jenseitigen Ufer im Grase lagernden buntfarbigen Gewänder der uns erwar-tenden Gesellschaft. Bald wurden wir von derselben erkannt und durch freudige Rufe begrüßt, während unsere Erwiede-rungen vom rauschenden Strome übertönt wurden. Nachdem wir durch den Fluß geritten, der dießmal nicht viel Wasser hatte, und von den Anwesenden herzlich bewillkommt waren, stieg alles zu Pferde, die Kleinen wurden von den Reitern vorn auf den Schooß genommen, und so galoppirten wir fröhlich über die Ebene zum Conventsgebäude, wo wir die älteren Mitglieder der Familien antrafen. Wir waren gerade mit Sonnenuntergang angelangt, und da wir einen fünfstün-digen tüchtigen Ritt gemacht hatten, so schmeckte uns die für uns bereitgehaltene Mahlzeit vortrefflich. Während des Essens hörten wir das Geläute der hellen Glocken der Conventskirche, und bald versammelten sich die Indianer und Indiane-rinnen zum Abendgebet. Die Stille des Thals, die nach dem Geläute der Abendglocken eingetreten war, wurde nur von dem einförmigen Ruf des Coyeo, der amerikanischen Nacht-schwalbe, und von dem zu dieser nächtlichen Zeit weit vernehm-licheren Rauschen des Flusses unterbrochen, während der Voll-mond das stille Thal beleuchtete und die umherschwirrenden Leuchtkäfer, trotz dem hellen Mondlichte, aus weiter Ferne ihr Licht in plötzlich aufglimmenden Funken strahlen ließen.

Ein herrlicher Sonntagsmorgen gewährte uns wieder den

Genuß die majestätischen Gipfel des Irazu und Turrialba in ihrer ganzen Klarheit zu erblicken. Ungemein deutlich konnte man die verschiedenen Abstufungen der zu den Füßen derselben liegenden Waldgebirge unterscheiden und die bereits angebauten Stellen bei Cervantes und Birris erkennen, sowie das nahe Thal von Ujarras mit seinen beilgrünschimmernden Zuckerrohrfeldern. Bald ertönten wieder die Kirchenglocken, welche die Indianer zur Sonntagsmesse herbeiriefen.

Nachdem der Gottesdienst beendigt war, besahen wir das Innere der Kirche. Dieselbe ist, wie wenige Gebäude in Costa-Rica, sehr solid gebaut, so daß sie während eines ganzen Jahrhunderts sämmtlichen Erdbeben getrotzt hat. Die Kirche ist klein und von sehr einfacher Bauart, bis vor Aufhebung des Klosters soll sie sehr reich an jeglichem Kirchenschmuck gewesen seyn; jetzt findet man jedoch nur noch einige größere Oelgemälde, die in Guatemala gemalt seyn sollen, die aber, obgleich keine Meisterwerke, dennoch besser sind als sämmtliche Gemälde in den übrigen Kirchen.

Der Geistliche, welcher mit uns frühstückte, gab uns über die Entstehung und Geschichte des Convents manche interessante Auskunft. Vor hundert Jahren war die ganze Umgegend von Orosi noch mit Urwald bedeckt. Alles zu Orosi gehörige Land war damals Eigenthum einer alten reichen Wittwe, die ihre Güter dem Franciscanerorden vermachte; dieser gründete ungefähr um das Jahr 1760 das Missionskloster und zog, um den Ort zu bevölkern, eine Anzahl der weiter im Süden wohnenden Biceitas-Indianer hieher, um dieselben zu gleicher Zeit zu bekehren und zu civilisiren. Das Kloster blühte schnell empor, die Mönche bemühten sich die arbeitsscheuen, das Umherirren im Wald liebenden Indianer zu anständigen und arbeitsamen Ansiedlern zu machen, und da sie die Indianer zu verschiedenen Arbeiten des Landbaues verwendeten, so erwuchs auch wieder für das Kloster ein bedeutender Gewinn. Die Mönche, die meistens direct aus Spanien hieher kamen, führten ihrerseits kein schlechtes Leben, wenigstens was Küche und Keller betraf. Fische, die auf Befehl von den Indianern gefangen werden mußten, lieferte der Fluß; der Wald war reich an Wildpret jeder Art, und die schönen Viehheerden gaben Fleisch, Milch und Käse im Ueberfluß. Die gut ausgestattete Bibliothek verscheuchte die Langeweile, und ein am Convent befindlicher Garten, der Gelegenheit zu angenehmer Beschäftigung gab, lieferte zu gleicher Zeit Gemüse und Früchte für den Tisch.

Während die Mönche nicht nur für sich, sondern auch für die Bildung der Indianer vieles thaten und sich besonders durch den Schulunterricht verdient machten, selbst die Mädchen in weiblichen Handarbeiten unterrichten ließen, ist seit der Aufhebung des Klosters von Seiten der Regierung durchaus nichts für die weitere Fortbildung der Indianer geschehen. Man kümmerte sich nicht im mindesten um die Kirche und das Conventsgebäude und die damals gut verwalteten Grundstücke, ebensowenig um die dem Kloster gehörige Bibliothek und das Archiv, in welchem sich interessante Tagebücher und wichtige Documente befanden. Diese Bücher und Handschriften blieben, als die Mönche Costa-Rica verließen, theils in Händen des Klostermayordomo, theils wurden sie von den Mönchen nach Guatemala und nach Havana mitgenommen. Die zurückgebliebenen Papiere, denen niemand einen Werth beilegte, wurden von der Familie des Mayordomo zu beliebigen Zwecken verwendet. Auch hier kann man mit Recht fragen: „war die Unabhängigkeitserklärung für die spanischen Provinzen ein Vortheil?“

Ich benutzte die mir kurz zugemessene Zeit um einige der im vorigen Jahr gemachten Ausflüge zu wiederholen. Im Navarro wurde ein ländliches Mittagsmahl veranstaltet, wozu sämmtliche Gäste aus dem Convent eingeladen waren. Don Lucas gab in seiner Hacienda einen Ball, wo man auch die spanischen Landestänze tanzte, welche durch die von den tonangebenden Fremden eingeführten modernen Tänze fast gänzlich aus den Gesellschaften der gebildeten Classe verdrängt worden sind, obgleich sie dem spanischen Charakter viel angemessener und viel besser gelanzt werden als die fremden Tänze. Der General theilte uns mit daß er damit umgehe ein größeres und bequemeres Haus zu bauen, und auch in Purizil fanden wir den Besitzer mit seiner jungen Frau und dem kleinen Kinde wieder in demselben einfachen und bescheidenen Waldhäuschen anwesend.

Als ich auf dem Rückweg den obenerwähnten Abhang hinanjagen war, von wo man die herrliche Aussicht über das ganze Thal von Orosi, Ujarras und Cachi vor sich hat, heftete ich meine Aufmerksamkeit besonders auf die Thalbildung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel daß das Thal von Orosi früher ein See war, der sich nach Osten bis zur Puente de Fajardo erstreckte, und auf diese Weise auch die Ebenen von Ujarras, Cachi und Urrasca bedeckte. Erst als das Wasser den bei der Puente de Fajardo befindlichen natürlichen Felsdamm durchbrach und der große See sich entleerte, entstanden die genannten fruchtbaren Thalebenen, von denen Ujarras und Cachi bis heute noch wegen ihres Fiebermiasma's als äußerst ungesund gelten. Die häufig vorkommenden Fieberepidemien veranlaßten die Regierung im Jahr 1849 die ganze Bevölkerung von Ujarras nach dem höher gelegenen Paraiso zu verlegen. Das Miasma bringt in Ujarras so schnell seine nachtheilige Wirkung hervor, daß bei einigen Leuten schon nach 24stündigem Aufenthalt der erste Fieberanfall eintritt.

Der weitere Lauf des Rio Grande, der in der Nähe von Turrialba den Namen Reventazon führt, bildet in diesem Theil Costa-Rica's die Gränze zwischen dem cultivirten Theil und den von wilden Indianern bewohnten Urwaldsregionen. Oestlich von Cartago, wo das Land sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnet, finden sich besonders große Viehheerden, die letzte von diesen, an der Stelle wo sich das alte untergegangene Indianerdorf Tollotique befand, von welchem man noch jetzt häufig Ueberreste von Sculpturarbeiten und Thonwaaren findet, ist die erst seit vier Jahren von einem Schweizer angelegte Viehhacienda, die derselbe in den wenigen Jahren durch eine seltene Ausdauer und Energie ohne großes Anlagecapital so weit gebracht hat, daß sie bereits einen erträglichen Nutzen abwirft.

Auf der andern Seite des Flusses östlich von Cachi folgt das Thal von Tucurrique, jetzt nur noch von einer sehr zusammengeschmolzenen Indianerbevölkerung bewohnt. Man siedelte früher häufig Indianerstämme von einem Ort zum andern über, namentlich wenn die Bevölkerung zu gering war um daselbst einen besonderen Geistlichen zu unterhalten; so wurde auch der Rest der Tuisindianer nach Atirro verlegt, und als die Bevölkerung dieses Ortes sich immer mehr verringerte, so versetzte man den Ueberrest nach Tucurrique. Auch hier scheinen die äußeren Lebensbedingungen der Zunahme der Bevölkerung keineswegs günstig gewesen zu seyn, denn die Sterblichkeit dauerte in solchem Grad fort, daß man jetzt bereits daran denkt die noch übrigen nach Coat, einem nördlich von Cartago gelegenen Indianerdorf mit sehr betriebsamer Bevölkerung, zu verlegen. Noch weiter südöstlich von Tucurrique liegt das große Jagdrevier der wilden Stämme, die unter dem Namen der Viceitas und Talamancas bekannt sind, die sich früher beständig bekriegten, jetzt aber friedlich neben einander leben. Der Stamm der Talamancas war es der im siebzehnten Jahrhundert, nachdem bereits mehrere Missionäre, unter welchen sich der Frai Antonio Marjil [1] auszeichnete, sich plötzlich erhob und sämmtliche Spanier tödtete, so daß die bereits um das Jahr 1600 gegründeten Städte Tusingal und Estrella, woselbst die Spanier reiche Goldminen besaßen, wieder zerstört wurden.

Seitdem sich nach Eröffnung eines Handelsweges nach dem stillen Ocean der ganze Handel Costa-Rica's dem Meßen zulenkte, hat man unverantwortlicher Weise jene an der Ostküste gelegenen so viel versprechenden Theile des Landes gänzlich unbeachtet gelassen und sie vollständig vernachlässigt. Der einzige Verbindungsweg dorthin war von jeher der Weg nach dem Hafen von Matina, der früher überhaupt die wichtigste Handelsstraße des Landes bildete. Jetzt ist derselbe gänzlich ungangbar, und doch liegt in der Eröffnung eines Handelsweges nach einem an der atlantischen Küste gelegenen Hafen die ganze Hoffnung für das Aufblühen Costa-Rica's. Leider war die Regierungsdauer des einzigen Präsidenten der Costa-Rica's Entwicklung in diesem Weg richtig erkannte, und anzubahnen begann, zu kurz. [2] Der vom Baron von Bülow im Jahre 1850 wieder aufgenommene Plan diesen Weg nach dem Hafen von Limon zu Ende zu führen, fand zu viele Opposition in der Eifersucht der mächtigen Hauptstadt San José, so daß er sehr bald gänzlich scheiterte. Erst neuerdings, also nach zehnjährigem kostbaren Zeitverlust, fühlt man wieder den Mangel eines directen Weges nach der Küste des atlantischen Oceans. Mögen daher endlich diejenigen Männer welche das wahre Wohl des Landes im Auge haben, soviel Kraft, Energie und Einfluß erlangen um dem durch Eigennutz Einzelner in seiner natürlichen Entwicklung gestörten Staat eine neue Lebensader zu eröffnen, die ein bessere Zukunft für das Land hervorrufen wird!

[1] Von ihm existirt ein Werk: Vida de Frai Antonio Marjil de Jesus.

[2] Der Name dieses ausgezeichneten Mannes ist Carillo; er war von 1838 bis 1842 Präsident von Costa-Rica und starb in der Verbannung in Salvador, im Jahre 1845 durch bezahlte Meuchelmörder.

Die Veden.

Von M. Carriere.

(Fortsetzung.)

So beten allerdings die alten Indier um Schutz für ihre Heerden, um Gesundheit und Reichthum, um Sieg über ihre Feinde, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beistand gegen die Versuchung zum Bösen. Wohl werden die Götter angerufen daß sie kommen mit dem Flug des wilden Vogels, den der Hunger nach unsern Wohnungen zieht; wohl sagt ein Sänger zu Indra:

Beitrag'ster, du und ich sind durch Gaben verbunden,
Bildtragender Held, wer dir wichts gibt, der kennt dich nicht.

Ebenso sehr aber wird um Vergebung der Sünden gebetet, um Errettung vom Unheil, wie man einen Wagen vom Abgrund zurückreißt. Die Götter mögen den Opfernden verleihen was sie selber für das Beste halten. Sie sind freigebiger in ihrer Huld als ein Geliebter oder als ein Bruder der Braut; so mögen sie die Stimme der Menschen gern hören wie Jünglinge der Mädchen Stimme. Auch ein Gott des Würfelspiels wird um Gewinn angerufen, aber zugleich kommt in diesem Gedicht die Stelle vor:

Rühre, o Mensch, die Würfel nicht an!
Bebaue lieber die Erde,
Und genieße das Glück, das die Frucht der Wirthsch ist;
Ich kleide mich in meinem Web und meiner Heerde,
Da daß ich den Schutz, den der Sonnengott mir schent.

Wer die Ewigen ehrt, der sieht sein Glück wachsen, der fährt reich und berühmt, gabenspendend auf seinem Wagen dahin — es ist das natürliche Gefühl, welches das Gute und das Glück verkettet, wie auch bei den Juden; dem Gerechten ergeht es wohl, diese Wahrheit wird erkannt, das Wohlergehen aber allerdings auch in das äußere Gedeihen gesetzt. „Du plünderst das reiche Haus des Gottlosen und gibst das Gut dem Frommen," so äußert sich auf naive Weise der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und verlangte nicht auch Immanuel Kant mit Recht die Einheit von Tugend und Glückseligkeit? Die Götter sind mit dem Rechtschaffenen, sie kennen den Menschen in seinem Herzen. Der Reichthum des Wohlthätigen wird nicht enden, der Böse aber bringt einen unfruchtbaren Ueberfluß, ihm selbst zum Tode. Wie wir auch gesehlt haben, betet ein Lied zu Indra, laß nicht die lange Finsterniß über uns kommen, gib uns das weite sichere Licht des Tages. Wer mag den angreifen, der reich in dir ist? Durch den Glauben an dich gewinnt der Starke die Beute am Tage der Schlacht. Wir haben keinen andern Freund,

kein anderes Glück als dich, den Ordner des Beweglichen und Unbeweglichen. Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind seinen Vater, er setzt sein Vertrauen auf ihn wie den Fuß auf einen Wagen, der ihn sicher ans Ziel trägt, oder die göttliche Gnade ist ihm das Schiff auf dem er durch die Wogen der Zeit dahinsteuert, auf dem die Seele dereinst über den Strom gelangen wird, welcher Himmel und Erde scheidet. Ein kurzes Gebet lautet:

> Heilsames, Götter, laßt uns mit den Ohren hören,
> Heilsames mit den Augen sehn, ihr Erw'gen;
> Mit festen Gliedern, Leibern euch lobpreisend,
> Laßt leben uns das gottverliehene Leben.

So sind die Götter allerdings Naturmächte, aber die Verehrung derselben steigt gerade über das nur Sinnliche empor, und erhebt sich zu dem Geistigen, von dem sie ausgegangen. Der Geist waltet im Element, es ist sein Organ oder seine Verkörperung, die göttliche Persönlichkeit steht auch neben und über demselben, wie Savitri auf der Sonne thront, und durch sie Klarheit und Leben in alle Welt verbreitet. Die bereits mitgetheilten Stellen beweisen hinlänglich daß allerdings auch die sittlichen Ideen, ohne welche ja die Mythologie gar nicht Religion wäre, im Bewußtseyn erwachen und mit dem Glauben an die Götter verbunden sind. Der eine Gott des urſprünglichen Ariertums, Diaus (Himmel, Licht) ist als Divaspati, Diupati (Jupiter, Himmelvater) in der Erinnerung erhalten, aber schon Beinamen für einen neuen Gott, für Indra, geworden, der bei dem allmählich sich vordrängenden heroischen Geiste im Bewußtseyn des Volks hoch empor wuchs. Alterthümlicher und stets mit den tiefsten Ideen verknüpft ist die Verehrung Varuna's, des Umfassers, wie sein Name besagt, den wir im griechischen Uranos wieder finden; er weist auf das allumspannende lichte Himmelsgewölbe hin und stellt sich dadurch als den urſprünglichen Träger des Gottesgefühles dar. Diaus der Leuchtende und Varuna der Umfasser waren die ersten Bezeichnungen eines und desselben Wesens, Gottes. Varuna erscheint in den Veden am wenigsten in menschlicher Personification, er wird am meisten mit ehrfurchtsvoller Scheu vor seiner Majestät in seinem geheimnißvollen Walten, in seiner Offenbarung durch das Ganze des Himmels verehrt, wie wenn Vasischta singt:

> Wenn in seinen Anblick ich mich versenke,
> So däucht sein Antlitz mir wie Feuergluthen,
> Wo am Himmel der Herr des Lichtes und Dunkels
> Seinen schönen Leib zum Schauen mir bietet.

Tag und Nacht sind wie ein Gewand mit einer hellen und einer dunklen Seite; je nachdem der Allkönig es wechselt, verbreitet sich Finsterniß oder Licht über die Welten. Varuna gleicht dem unermeßlichen Meer, das alle Ströme mit ihren Wellen nicht erfüllen; seine Strahlen fließen von oben herab, ihr Quell bleibt in der Höhe. Jener Schauer des Unendlichen gepaart mit dem Aufblick zur göttlichen Huld ergreift den Menschen am meisten unter dem Sternenhimmel, und so wird dieser vorzugsweise Varuna's Gebiet, und neben ihm steht dann Mitra, der die Menschen zu den Freuden und Mühen des Daseyns leitet, das sonnige Tageslicht. Mitra sitzt wie Varuna auf goldenem Wagen, und beide schauen von dort Vergängliches und Unvergängliches. Der Mund heißt Varuna's Hauch, die Sonne sein Auge, und wie die mitgetheilten Hymnen lehren, wird er besonders als Herr der Naturordnung angerufen, als der Schöpfer der Welt, der jedem Wesen seine Kraft und Art verleiht, seine Bahn anweist, sein Ziel setzt; die alten Sänger preisen die Unerschütterlichkeit seiner Satzungen, wie überhaupt die Menschheit den Gedanken eines Weltgesetzes zunächst an den Sternenhimmel knüpft. Varuna hat Fesseln und Stricke die Uebertreter zu binden und jegliches innerhalb seiner Gränze zu halten, er ist der Herr über Leben und Tod. Und das führt zur sittlichen Weltordnung; er hat sie aufgerichtet und hält sie aufrecht; er strait das Unrecht und belohnt das Recht, der Mensch bekennt vor ihm seine Sünde und wendet sich an sein Erbarmen. Die ganze Welt ist in Varuna; er durchdringt alles, und kennt jede That und jeden Gedanken; sein weites Haus hat tausend Thore, er ist der Wächter der Unsterblichkeit. Ohne ihn fühlen wir uns nicht eines Augenblickes Herr. Er ist in aller Bekümmerniß Trost und Heil.

Um Varuna sind die Lichtgenien versammelt, die Aditjas, die Ewigen, den Amschaspands der Parsen verwandt, Mitra, der Freund, Arjaman der Ehrwürdige, der Wohlthäter, Bhaga der Segner, Daschka der Einsichtige, und andere, sie sind ganz hell und rein, sie sind die im Licht, dem Quell des Lebens, offenbare geistige Wesenheit, die persönlichen Principien aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse für den einzelnen und für die Gemeinschaft der Menschen. So heißen sie nicht bloß die ewigen, sondern auch die geistigen, Asuren. Und wenn bei Homer die Götter als die Uranionen angerufen werden, bei den Germanen als die Tyvar und Vaneu, die Lichten und Glänzenden, wenn die Perser den einen wahren Gott Ahuramasda nennen und einem idealen Lichtcultus huldigen, so werden wir in dieser Uebereinstimmung auf ein Urgemeinsames hingewiesen, und dürfen in Varuna und den um ihn versammelten Wohlthätern als Ausstrahlungen seiner Macht und Herrlichkeit die älteste Gottesanschauung der Veden erkennen.

Wie wir in materieller Gebiete kommen, wie das Göttliche in den näher liegenden irdischen Erscheinungen wahrgenommen wird, findet sich auch im Mythus ein mehr himmlisches Element und eine mehr menschenähnliche Gestaltung der Götter. Das Licht hat in der Sonne einen Mittelpunkt und Kern, sie strahlt es aus und weckt damit das Leben der Erde, und darum wird sie angerufen als der Erzeuger, Savitar, als der Bildner, Dvaschtar, der allen Dingen Kraft und Form verleiht, als der Leuchtende, Surya (gleich Helios), der seine Goldhand früh am Morgen aus dem Dunkel hervorstreckt und die Nachtgespenster verscheucht, der mit strahlendem Haupthaar auf feurigem Wagen durch die Räume des Himmels fährt, alles schauend, alles wissend. Ein Sänger, der gerade ihn feiert, begrüßt ihn als den Vorsitzenden der Götter durch Majestät, herrlich in unverletzlichem Licht. Er wird als Reiniger, Schützer, als König des Weltalls angerufen; sein Kleid

ist ein goldener Panzer. Wie den Wagen die Achse, so trägt und hält die Sonne alles Unsterbliche. Dann aber heißt sie wieder die Fackel der Götter, ein weißes Roß, ein weißer Hirsch, und der lenkende Gott waltet über ihr. Wenn die Sonne auch unterſinkt und die Nacht ihren Schleier webt, ſo weiß der Weiſe doch die Macht des Gottes nicht erloſchen, daß er am Morgen wiederkehrt.

Die Verkündiger dieſer Wiederkehr ſind die erſten Strahlen die aus der Morgendämmerung oder aus Sturmwolken hervorbrechen, in denen man alſo rettende Genien aus Nacht und Noth erblickt, die Aśvinen; hülfreiche Jünglinge auf weißen Roſſen ſehen die Dichter in ihnen, oder ſie kommen auf goldenen von Falken gezogenen Wagen, das eine Rad rührt die Bergesgipfel, das andere rollt am Firmament; ſie kommen ſchnell wie Gedanken, wie zwei Fackeln, wie zwei lichte Wolken, wie zwei Flügel eines Vogels, zwei Roſſe an einem Wagen. Zu ihnen ruft der Bedrängte, und die Hymnen erzählen von der Hülfe und Rettung die ſie in Gefahren gebracht. Wenn die Krieger ſich ſammeln auf dem Felde der Schlacht, ſieht man den Wagen der Aśvinen niederfahren zu dem Führer, den ſie begünſtigen. Sie ſind eins mit den Dioskuren, mit Caſtor und Pollux bei Griechen und Römern, und erklären deren Weſen. Sie bringen das Licht, des Himmels Preis, und das von Anfang an ethiſche Element im Lichtcultus der Arier tritt auch bei ihnen hervor, wenn ſie als die Wahrhaftigen, als die Herren der Reinheit angerufen werden, wenn ſie die Gebete eindringlicher machen ſollen, wie man die Axt am Stein ſchärft, wenn man Geſundheit, Glück und Sündenvergebung von ihnen hofft, und eines der Lieder ſingt: Bleibet bei uns, macht fruchtbar unſer Wort und unſere Gedanken!

Den Aśvinen folgt die Morgenröthe. Sie heißt die Schweſter der Nacht. Beide der Sonne verbunden wie Tochter und Mutter, beide unſterblich folgen ſie einander, Geſchwiſter von gleichem Sinn und von ungleicher Farbe, mit ſanftem Thau bedeckt, ſtets denſelben Weg zurücklegend ohne je einander zu ſtoßen oder zu hemmen. Die Morgenröthe wird als eine leuchtende Jungfrau gedacht, Uśha iſt ihr Name; die roſigen Wolken vor ihr erſcheinen als rothe Kühe oder Roſſe, die ihren Wagen ziehen angeſchirrt durch die Strahlen der Sonne oder durch die Gebete der Menſchen. Alle Götter lieben ſie, aber im Wettlauf ſie zu gewinnen haben die Aśvinen geſiegt, die ſie nach anderer Auffaſſung aus dem Rachen des Wolfes der Finſterniß befreien. Sie hemmt den Flug der Nachtgeſpenſter, und Feindin der Trägheit weckt ſie die Armen wie die Reichen zur Arbeit und die Vögel zum Morgenlied; wie ſie aufglänzt immer neugeboren wird ſie der Lebensathem der Welt. Sie lächelt und wie eine Braut, wie eine Tänzerin entkleidet ſie alle Formen und entfaltet ſie ihre Reize. Sie verleiht alle Gaben deren der Menſch beim Anbruch des Tages in der Sichtbarkeit wieder theilhaftig wird.

Strahlend kommt ſie gleich dem jungen Weibe,
Weckt zum Tagwerke die Lebend'gen;
Keiner fänden wir auf dem Altare,
Und ihr Licht verſcheucht die Finſternisse.
Wie ſie wächst in Schönheit, glanzbekleidet,

Sie die Glückliche! Sie bringt des Gottes
Auge, bringt das Roß, das ſonnenhelle,
Ihre Schätze ſpendend allerwegen,
Tagerſpähend hat ſie aufgeſchloſſen,
Lehrt uns wieder des Gebetes Werke.
Seit wann kommſt du doch und zu besuchen?
Die du heute ſcheinſt, du ahmeſt jene
Nach, die uns zuvor gelenchtet haben,
Und die folgen die zum Heil uns leuchten werden.
Menſchen, die die früheren Morgenröthen
Glänzen ſahn, ſie ſind geſtorben, werden
Werden die die heut'gen ſehn, die Morgenröthen
Selbſt ſind ewig! Kennst die Göttin doch ſein Alter,
Kommſt in früher Jugend immer wieder,
Trägſt der Sonne goldne Strahlen-Fahne.
Bring herbei das Schöne, Menſchenerquickte,
Du der Götter Mutter, Auge der Erde,
Opferherrin, alles Weſen Wende,
Gib uns Heil, und ſegnet uns, ihr Ew'gen.

Die drei Welten ſind den alten Indiern die Regionen des Lichts, des Luftmeers und der Erde. Die Luft iſt urſprünglich Indra's Gebiet; der Name heißt entweder der Raum oder der Regende; ich ziehe die letzte Ableitung vor, denn Indra iſt die im Gewitter ſich offenbarende Gottesmacht; als ſolche wuchs er zum Götterfürſten empor. Wie die Römer Jupiter pluvius ſagen, ſo konnten die alten Indier Indra als Beiwort des Himmelsgottes gebrauchen (Dyauṣ Indra); aus dem Namen des Regners entſtand der ſelbſtändige Regen- und Gewittergott. Auf Indra werden nun jene artiſchen Urſagen übertragen vom Kampf mit den Tümenen, welche die Kühe des Himmels oder die Wolkenfrauen geraubt, die er ihnen wieder abjagt, oder vom Kampf mit Áhi, dem Wolkendrachen, den er erſchlägt, daß das Naß des Regens das derſelbe zurückhalten wollte, wieder erquickend herniederſtrömt. Dieſe Kämpfe werden nicht als eine Sache der Vergangenheit dargeſtellt, ſondern ſtets von neuem wird Indra angerufen daß er ſie ſiegreich beſtehe. Die Schwüle, die Dürre bedroht das Land, der Regenzeit gibt der erſchöpften Natur das Leben wieder. Wenn er auftritt in ſeinem Glanz, erbeben die Wogen des Himmels und fragen ſich: Was iſt dieß Wunder? Und ſie rauſchen hervor aus dem Berg der ſie umſchloſſen hielt. Der ſiegreiche Gewittergott wird dann, als das Volk ſich zu Krieg und Abenteuer wendet, der Gott der Schlachten, den die Männer im Streit anrufen. In ſich ſelbſt findet er ſeine Kraft, der ruhmreiche Herr, welcher der Hort ſeines Volkes iſt. Mit tauſend Tugenden gerüſtet ſteht er feſt wie ein Felſendelg in der Wellenbrandung. Das eherne Geſchoß in ſeiner Hand iſt der Blitz, ſo oft er ihn ſchwingt und ſchleudert, er kehrt in ſeine Hand zurück. Er iſt der Herr der Kraft, und wenn er den goldrothen Bart (die Blitzflamme) ſchüttelt, ſo erbebt die Erde mit ihren Bergen. Wann er die Wolkenthore geſprengt hat, dann gewinnt er den Schatz des Sonnengoldes wieder, und ſo iſt er der Reiche, der Reichthumſpender, der im Regen und Sonnenſchein allen Segen verleiht. Wie die Geſtirne wieder ſichtbar werden wenn Indra das Gewölk zertheilt, ſo laſſen die Lieder ihn Sonne und Morgenröthe erzeugen, und die Sterne am Himmel befeſtigen.

Indra wird häufig als Stier angerufen:

Wahrhaftig ja du bist der Stier
Du bist der stierstürmische Hort!

Der Stier ist das Sinnbild der Stärke, der befruchtenden Lebenskraft. Ja einmal sagt ein Sänger: Ich rufe den Indra heute an unter der Gestalt der fruchtbaren Kuh, der himmlischen, die uns die nährende Milch spendet, und den Schmuck der Natur bereitet. Gewöhnlich ist er aber der in menschlicher Gestalt vorgestellte Kämpfer und Siegesheld. Er ist der Allherrscher, der die Berge befestigt und den Himmel stützt, der Allumfasser der alle Dinge in sich trägt wie die Speichen eines Rades, und es heißt:

Wenn Indra hundert Himmel die wären und hundert Erden auch,
Nicht tausend Sonnen, o Büßgschlenderer, lassen dich,
Nicht das Geschaffene, Welten nicht.

Seine Hand umspannt Himmel und Erde; seine Macht breitet sich gleich dem Himmel über uns zu unserm Schirm, und er macht die Erde zum Bild seiner Größe. Er allein hat alles geschaffen was ist. Wunderbar und zahllos sind seine Werke, alle Götter könnten sie nicht zerstören. Alle Kräfte sind in ihm vereint, er ist der Quell deß Segenguß niemand hemmen kann. Wie aus unversiegten Brunnen quellen aus allen Gliedern seines Leibes heilsame Werke und Wohlthaten für uns; Sonne und Mond erscheinen wechselsweise, damit wir Indra schauen und ihm vertrauen. Wie eine Fahne entrollt er auf Erden das Feuer und am Himmel den Sonnenschein. Der Rosse Mehrer, der Rinde Segner ist die Zuflucht der Dürftigen. Voll Muth erschreckt er die Feinde und blinzelt nicht. Er gibt Liebe um Liebe und zerbricht nicht die Schalen unserer Hoffnung. Er trifft den Bösen, der dem Eisel gleich eine verhaßte Stimme zu erheben wagt, aber für seine rechten Sänger erobert er ewigen Ruhm. Er ist der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. Seine Wohlthaten sind so wenig zu zählen wie die vergangenen Morgenröthen früherer Tage. „Den Löwengleichen hat er durch den Schwachen geschlagen, mit einer Nadel hat Indra Speere zerbrochen. Wie gewaltig auch die Wasser wachsen, er macht gangbare Furten für seine Freunde," heißt es in einem Kriegslied.

Drin, Indra, sind wir, drin, du Wiegerzrielener!
Den Menschenbort, den reichen, zu besingenden,
Den Indra singen hehe Lieder an,
Den wiegerzrufenen, der durch reinen Sang erstarkt,
Den Menschenfreund, deß Himmel nicht vergehn,
Zur Freude preist den Weisen, den Freigebigsten.
Zu Indra singen himmelstrebend auf
Vereinigt liebend die Gedanken allesammt,
Umkosen ihn wie Frauen den Gemahl,
Wie einen Wohrtigam, den Reinen, Mächtigen.

Aber wenn Indra auch stark wird durch Lobgesänge, so ist doch er es der sie den Dichtern eingibt, und mit lebendigen Farben schmückt. Was wäre die Welt ohne Indra? In ihm ruhen alle Kräfte, zu ihm kommen alle Opfer. Die ganze Schöpfung ist Indra's Gestalt.

Der Gott, der erstgeborene,
Der durch sein Werk die andern Götter schmückt,
Vor dessen Kraft erbeben Erd' und Himmel,
O Völker, ist Indra.

Der fest die Erde gründete,
Deß Blitz den finstern Wellendrachen schlug,
Der ausgespannt die Luft, des Himmels Veste.
O Völker, ist Indra.

Der Helden Sieg im Kampf verleiht,
Der alles formt und schafft nach seinem Bild,
Der Leben und Bewegung gibt den Wesen,
O Völker, ist Indra.
(Fortsetzung folgt.)

Das Kriegswesen und die Kriegsmacht der Chinesen.

Die vereinte Flotte der Engländer und Franzosen ist mit der größten europäischen Macht welche China noch gesehen hat, dem Pei-ho zugesteuert, um mit dem Uebergewichte europäischer Kriegskunde China ihr Gesetz aufzulegen. Man fragt natürlich nach der Militärmacht welche dieses große Reich ihr entgegenzusetzen habe. Der Capt. Dabry, [1] der beim Generalstabe der französischen Expedition angestellt ist, hat daher geglaubt über die Militärorganisation der Chinesen ein eigenes Werk herausgeben zu müssen. Die reichen Pariser Bibliotheken bieten mancherlei Hülfsmittel in dieser Hinsicht, und man hört einen Mann vom Fach natürlich gerne über diese Materie.

Er erörtert zunächst die Gründe der Schwäche des chinesischen Reiches. Man sey manchmal versucht zu fragen, ob es überall in China eine Armee gebe; aber das Civil- und Militär-Handbuch Tsio-tschi tsüen-lan und andere Sammlungen von Gesetzen und Verordnungen, welche die Zahl, die Namen, den Rang, den Sold und die Functionen der zahlreichen Aufseher und Soldaten im einzelnen aufführten, ließen daran keinen Zweifel. Woher dann aber diese militärische Schwäche, die an die der Indier welche gegen die Eroberung Amerika's auftraten, erinnere? Er findet den Grund derselben einmal in der geographischen Lage des Landes, und dann in der Politik seiner Regierung. Ringsum von hohen schützenden Gebirgen im Westen und Nordwesten, im S. und O. aber vom Meere umgeben und nur halbwilde Völker zu Nachbarn habend, hatte die Natur selbst gewissermaßen für die Vertheidigung dieses unermeßlichen Reiches gesorgt und die Bewohner konnten sich daher dessen überheben. Die Principien des chinesischen Staates, die durchaus auf den Anbau des Landes und ein friedliches Leben basirt sind, ließen sie nie auf Angriffe und Unterwerfung der Nachbarvölker denken, sondern sie wurden nur durch die Einfälle der Tataren zu Zeiten gezwungen zu ihrer Vertheidigung die Angriffe zu erwiedern. Sie beherrschten sie — setzen wir hinzu — zeitweise, wie noch jetzt, doch mehr durch ihre überlegene Klugheit und Schlauheit, die sie zu trennen und gegen einander zu brauchen wußte, als durch

[1] Organisation militaire des Chinois ou la Chine et ses armées suivi d'un aperçu sur l'administration civile de la Chine par P. Dabry. Paris 1859. 8°.

eigene überlegene Tapferkeit. Der Krieg galt ihnen immer für die schrecklichste Calamität und für eine Schmach der Menschheit. Eine Armee schien ihnen nur nothwendig zum Schutze der Gesetze und zur Vertheidigung des Landes; sie wollten keine übermüthige Soldateske aufziehen, die das Volk nur zu leicht unterdrückt. Der Soldatenstand hat daher in China nur ein geringes Ansehen. Die Literaten sind alles. Sie haben selbst die oberste Leitung der Militärangelegenheiten, und man kann daher leicht ermessen wie das ausfallen muß wenn diese Chinesen jetzt mit wirklich kriegerischen Völkern und der neuern so ausgebildeten europäischen Taktik in Conflict gerathen.

Die Mandschu, die 1644 China eroberten, waren kriegerischer als die Chinesen, aber zu schwach an Zahl und zu uncultivirt, konnten sie sich nur in das Chinesische Wesen fügen und einleben und nur als eine Art Kriegerstand sich das Waffenhandwerk vorbehalten, aber auch dieses nicht ausschließlich.

Das chinesische Heer zerfällt 1) in die acht Banner der Mandschu mit den Mongolen und Chinesen (Han-lün), die sich ihnen gleich anfangs anschlossen; 2) die chinesischen Truppen des grünen Banners (Lu-yng), zusammen an 900,000 Mann. Außer diesen gibt es in China noch 3) eine Municipalgarde (Hu-wei-lün) unter den Befehlen der Stadtgouverneure (Tschi-hien). Im Kriege bildet sich beim Aufruf des Kaisers auch noch eine Art Landsturm (Yi-lün) von Freiwilligen (Yung). Die Nebenländer: die Mongolei, Tibet u. s. w., haben noch ihre besonderen Lehnstruppen. Aber diese große Zahl gewährt keine Sicherheit. Von ihrer Moral, ihrem Ceremonienwesen und dem Despotismus ihrer Gesetze niedergedrückt, fehlen allen die Eigenschaften europäischer Soldaten und die Liebe zum Vaterlande. Die Anführer sind unfähig und habgierig. Das Spionirsystem welches herrscht, kann die Redlichkeit, die Ehre und den Muth nicht beleben, und die Mandschu sind von dem chinesischen Wesen bereits angesteckt. Der chinesische Soldat ist zudem meist verheirathet, und der Staat erlaubt ihm durch den Anbau des Landes für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen.

Was nun die einzelnen Truppentheile betrifft, so sind die acht Banner durch die Farben ihrer Fahnen unterschieden in die gelbe, weiße, rothe und blaue Fahne, und in solche mit rother, die rothe aber mit weißem Rande. Die gelbe, die gelbe mit rothem Rande und die weiße begreifen die Mandschu und etliche Mongolen; gelten auch für die angesehenern. Vor 1644 gab es nur vier Banner, die 30,000 Mann stark waren. Nach der Zeit wurde die Zahl verdoppelt und die Mannschaft auf etwa 250,000 Mann — mehr oder minder — gebracht. Sie bilden die Besatzung der Hauptstadt, stehen unter 24 Tu-tungs mit Civil- und Militärgerichtsbarkeit und zerfallen in Compagnien von 150 Mann unter einem Tso-ling. Die Kinder werden gleich bei der Geburt in die Listen eingetragen und wenn einer seine Kinder hat, kann er einen Verwandten oder bei Abgang dessen einen Tataren aus seinem Banner, nur keinen Chinesen, adoptiren. Ihre ganze Kriegskunst besteht aber fast nur in der geschickten Führung von Bogen und Pfeil zu Fuß und zu Pferde. Die Flinten und Kanonen spielen nur eine sehr untergeordnete Rolle. Um Officier zu werden, wird ein erblicher Rang erfordert, oder es muß einer das Militärexamen gemacht und einen der drei Grade erlangt haben.

Die Prüfungen finden vor Literaten (Hio-tai) in den Provinzial-Hauptstädten nach Anleitung der schon erwähnten sechs Militärclassiker statt, und bestehen vornehmlich in Gewandtheit des Körpers und im Bogenschießen nach einem Ziel und Handhabung von Lanze und Säbel gegen eine Puppe; sechs Pfeile müssen in einer Entfernung von 500 Meter abgeschossen werden. Es gibt auch hier wie beim Civilstand drei Grade, die etwa unsern Baccalaureus-, Licentiaten- und Doctorengraden entsprechen. Um alle drei zu erlangen, müssen drei Prüfungen in drei hinter einander folgenden Jahren, die letzte, das Doctorexamen, in der Hauptstadt bestanden werden. Auch hier ist wie bei den Civilisten, die Zahl der Baccalaurei und Licentiaten, die jedesmal promovirt werden können, für jede Provinz bestimmt; Dabry p. 32 gibt die Zahl. Die Graduirten concurriren nun bei Anstellungen, mit denen die einen erblichen Rang haben und mit den Söhnen der Officiere, denen ein solcher beigelegt ist. Die Civilbeamten der Banner können zu subalternen Officieren ernannt werden; die Officiere gehören also keinem besondern Corps an, sondern fallen nach den Bedürfnissen des Dienstes und nach ihrem Rang verschwindende Vacanzen aus. Dabry gibt S. 36 aus Wade [1] eine Uebersicht der Anzahl und Stellung der Truppen der acht Banner in den einzelnen Provinzen im Jahr 1825. Die ganze Zahl belief sich auf 271,835 Mann, nämlich 214,414 Unterofficiere und Soldaten, 41,361 Cleven, 5523 Quereres, die übrigen sind die Officiere nach neun Rangklassen.

In Peking stehen sieben verschiedene Corps von den acht Bannern. Das erste ist die kaiserliche Garde (Tsin-kün-yng) 1756 Unterofficiere und Soldaten, und 1201 Officiere der ersten sechs Ränge. Sie bewachen, wenn der Kaiser in Peking ist, die 24 Thore der verbotenen Stadt, und gelten ihre, wenn er das Lustschloß Yuen-ming-yuen besucht. Es sind alles die auf wenige Chinesen Söhne von Mandschu und Mongolen der drei ersten oder angesehenern Banner. Der Eintritt in die verbotene Stadt und in die Gärten des Kaisers ohne Erlaubniß ist bei 100 Hieben Strafe und Verbannung verboten. Es werden über alle Personen die den Palast betreten, Listen geführt. Wer gar außer der Wache mit Waffen den Palast betreten wollte, wird erdrosselt, und die Garden, die dieses Verbot aufrecht zu halten haben, erhalten bis 100 Stabe. Das Strafgesetzbuch enthält detaillirte Bestimmungen darüber, die Dabry mittheilt. Auch die Arbeiter im Schloß werden streng beaufsichtigt, einregistrirt, visitirt u. s. w. Die General-Capitäne der Garde können aus den Ministern, deren Adjuncten und den General-Capitänen der übrigen Corps gewählt werden. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen, Säbeln, Dolch, Hellebarden, einer Art Dreizad von 10—12' Länge, neuerdings auch aus Musketen. Jeden Monat werden sie sechs Tage im Bogenschießen geübt. Das zweite Corps (Tien-tsung

[1] The army of the Chinese empire by T. F. Wade.

yng) von 1764 Soldaten und Unterofficieren ohne die Officiere ist halb mit Luntenflinten, die andere Hälfte mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; sie bewachen ebenfalls die Thore der verbotenen Stadt (King-tsching). Es sind durchaus Mandschu und Mongolen, so auch das dritte Corps (Hu-kiün-yng), das stärker ist und 14,075 Unterofficiere und Soldaten zählt. Sie bewachen die verbotene Stadt theils von innen, theils von außen, sie machen die Runde Nachts, und wer das Thor passiren will, muß eine halbe Marke aufweisen, wovon die andere Hälfte in den fünf Hauptausgängen aufbewahrt wird. Morgens wird über die Passanten ein Bericht abgestattet. Noch zahlreicher ist das folgende Corps (Hiao-ki-yng); es besteht aus 36,342 Unterofficieren und Soldaten, 26,598 Eleven, 2497 Arbeitern und über 3000 Officieren, und versieht auch die Feuerwachen. Sie haben die Inventarz der acht Banner, die Einregistrirung, den Unterhalt, die Buchführung über die Erbfolge der Familien u. s. w. unter sich, und vertheilen den Sold und die Rationen. Die Eleven werden im 10ten Jahre aus den Kindern der Subaltern-Officiere gewählt; es sind meist Mandschu. Die Arbeiter fabriciren Bogen, Pfeile, Sättel, Holz- und Metallsachen. Jedes Banner hat 90 Bogenmacher und Schmiede, und jedes der drei obern Banner sieben Zeltmacher, lauter Mongolen. Auch Falkoniers und Hunde-Aufseher für die Jagd gehören dazu. Die folgende leichte Division (Kien-jui-yng) wurde 1749 gebildet und besteht ohne die Officiere aus 3098 Unterofficieren und Soldaten und 830 Eleven; sie escortiren den Kaiser bei seinen Excursionen, und thun Wachen im Lustgarten von Tsing-i, auf halbem Wege zu dem obenerwähnten Lustschlosse. Das folgende Corps Tsin-kiün-yng, aus 6164 Unterofficieren und Soldaten und 1650 Eleven außer den Officieren bestehend, liegt theils in der innern Stadt, theils außer derselben. Sie begleiten den Kaiser auf seinen Jagden. Alle diese fünf Corps tragen einen vergoldeten Helm. Die Officiere führen einen kleinen Säbel und zwei Bogen mit einem Köcher, mit mehr oder minder vielen Pfeilen nach ihrem Rang. Andere haben auch Musketen und jedes Banner fünf große Kanonen.

Ein besonderes Corps bildet die Gendarmerie (Pu-tsiün-yng), 23,013 Unterofficiere und Soldaten, ungerechnet die Officiere. Sie patrouilliren Nachts bezeichnen die Stunden durch Anschlagen an einen hohlen Bambu, und controliren alle Passanten. Die Hauptstadt Peking hat keine Municipalverfassung wie die andern chinesischen Städte, sondern steht unter Kriegscommando; Dabry theilt darüber Details aus Bazin mit. Noch gibt es in Peking ein Corps Chinesen, 4000 Mann Cavallerie und 6000 Infanterie. Sie sorgen auch für die öffentliche Sicherheit, lagern aber nur in der äußern Stadt südlich der Ringmauer der neun Pforten. Die Gendarmerie hat 90 Posten in der Kaiserstadt welche die verbotene umgibt. Die Kanonen dienen zum Allarmiren, aber nur auf ausdrückliches Geheiß des Kaisers. Das schon erwähnte Lustschloß Yuen-ming-yuen hat seine besondere Garde, ohne die Officiere, 4122 Unterofficiere und Soldaten und 1986 Eleven. Die Regierung sorgt für den Unterricht einiger Soldaten, der Banner hier und in der Hauptstadt, in der Mandschu, und in der chinesischen Sprache und im Bogenschießen zu Pferde. Die Soldaten der Banner bewohnen Casernen, jeder ein kleines Haus von 10 Quadratfuß, vorne mit einem kleinen Hofe und hinten mit einem Gärtchen, die mit einander nicht in Verbindung stehen, sondern durch 6—7′ hohe Mauern von einander getrennt sind, daß die Frauen ungesehen ihre Arbeit verrichten können. Solcher Casernen gibt es 16,000 alte und 3200 neue unter besonderm Administrationen. Jede Caserne hat ihre öffentlichen Schulen zum Unterricht der Jugend. In den Provinzen bewohnen sie Privatwohnungen, die sie miethen müssen; fast alle treiben etwas Ackerbau.

Die Garnisonssoldaten der Banner in den Provinzen (Tschu-fang) vererben ihre Stellen von Geschlecht zu Geschlecht. Dabry S. 117 gibt eine Uebersicht der Vertheilung der Truppen der acht Banner in den 25 Garnisons von Tschili 1849. Sie bilden eine Nordlinie von Kalgan in der großen Mauer, nordwestlich von Peking, bis Schan-hai-kuan am Rand des Meeres und eine südlichere unregelmäßigere.

Endlich kommen die Garnisonen der Provinzen; Dabry p. 129 nennt die einzelnen Garnisonsstädte und die Stärke ihrer Besatzung; andere stehen noch in Ili und Turkestan (S. 134 die Liste), dann in der Mandschurei (eine Liste S. 141 fgg.). Einige haben hier die kaiserlichen Gräber in Mukden und King-ling zu bewachen, die Truppen der Mongolei sind Eingeborne. Der Liste S. 158 nach sind in der innern Mongolei allein 205,694 Mann.

Die zweite Haupttabtheilung bildet dann die chinesische Armee von der grünen Fahne. Er rechnet 1825 im Ganzen 611,626 Mann und gibt S. 174 eine Uebersicht von deren Vertheilung in den einzelnen chinesischen Provinzen. (Man kann diese Angaben mit unseren früheren [Plath Geschichte des östlichen Asiens II, 739] vergleichen. Klaproth rechnete 450,000 Mann, Timkowski 500,000 Mann Chinesen. Thoms Chinesen und Tataren zusammen 1,263,000 Mann, nämlich 822,000 Mann Infanterie, 410,000 Mann Cavallerie und 310,000 Mann Marine; wir setzen noch hinzu Gützlaff [China opened. London 1838. T. II. 437], 592,553 Mann Chinesen, 160,000 Mann in den acht Bannern mit 12,669 Officieren, zusammen 765,222 Mann, aber ohne die Miliz, wie er sagt, und ohne die mongolischen Hülfstruppen. Pauthier [Chine moderne. Paris 1853. p. 222] rechnet 659,331 Mann Infanterie und mit der Cavallerie zusammen 888,725 Mann im Jahr 1812. Die Zahl und die Vertheilung in den Provinzen sieht man, wechselt wohl etwas, aber nicht bedeutend.) Während wir in andern Ländern die Armeen zum Angriff fremder Staaten oder zur Vertheidigung ihres eigenen Gebietes gegen Einfälle verwendet sehen, legt der Tschung-tschi-tsching-kao diesen grünen Banner so viele Verpflichtungen als Polizeimacht auf, daß wir sie mehr als eine ungeheure Truppe Constabler als für eine Armee von Combattanten ansehen möchten. Allerdings verstärken sie die Gränzgarnisonen der Banner, einige Detaschements halten im Innern die Unreinwohner im Zaum, und an den Küsten und auf den Flüssen kreuzen einige zum Schutz des Handels; aber die weit größere Menge dient

nur dazu Diebe, Räuber und Schmuggler zu entdecken und zu hindern Silber, das aus den Minen kommt, Lebensmittel, transportirte Verbrecher und Couriere mit Depeschen zu escortiren.

Ihre Eintheilung ist viel einfacher als die der Truppen der Banner. Sie zerfallen einfach in Reiter (Ma-ping), Infanteristen (Pu-ping) und Garnisonssoldaten (Schen-ping). Sie haben Officiere, die unserm General en Chef oder Admiral (Titu), Divisionsgeneral oder Viceadmiral (Tsung-ping), Brigadegeneral oder Contre-Admiral, Oberst oder Schiffscapitän, Oberstlieutenant oder Fregatten-Capitän, Major oder Commandanten, Capitän oder Schiffslieutenant, Lieutenant oder Schiffsfähnrich, Unterlieutenant, Sergeant und Corporal entsprechen. Es wird nicht nöthig seyn die chinesischen Namen für alle diese Aemter und seine Angaben über ihre Vertheilung in den einzelnen Provinzen mitzutheilen. Wir bemerken nur, derselbe Officier wird von der Landarmee ohne weiters auf die Flotte versetzt und umgekehrt. Fünfundzwanzig Mann bilden eine Compagnie und vierzig Compagnien ein Regiment. Davon sind sechs Cavallerie, acht Bogenschützen, 5 mit Schwert und Schild bewaffnet (zu welchen noch 50 Lanciers kommen, 5 Compagnien führen Partisanen oder lange Schwerter, 12 sind mit Luntenflinten bewaffnet und endlich 4 Compagnien Artillerie. Jede Compagnie hat ihre Fahne und die ganze Brigade eine Militärmusik aus kleinen Trommeln, Gongs und großen Hörnern. Eine Division besteht aus dem rechten und linken Flügel, dem Centrum, 2 Vordertreffen und der Nachhut. Jeder Soldat hat den Namen seiner Division vorne auf seine Jacke geschrieben und die Ränder derselben sowie die Farbe ihrer Fahnen bezeichnen die Division zu der er gehört. Es findet in China keine Conscription statt. Die chinesische Armee recrutirt sich durch Freiwillige, die sich anwerben lassen, und durch die Kinder der alten Soldaten, die sehr lange im Dienst bleiben. Diese chinesischen Soldaten dienen, wie schon erwähnt, auch bei den Dammbauten, obwohl es dafür besondere Arbeiter, die auch Pang heißen, gibt. Die den Getreidetransport beaufsichtigen, dürfen einiges Korn auf ihre eigene Rechnung mitführen. Für ihre Reise erhalten sie eine Quantität Korn.

Was die Beförderungen betrifft, so können die untersten Grade des chinesischen Adels, die Tse und Nan ohne weiters zu Brigade-Generalen ernannt werden, und so erhalten gewisse Rangstufen bestimmte Stellen. Das Kriegsministerium schlägt dem Kaiser zu den Stellen die geeigneten Leute vor. Einige werden auch auf Empfehlung der Provinzial-Behörden ernannt. Es gibt aber darüber sehr mannichfaltige Bestimmungen oft sonderbarer Art, z. B. in Schaltmonaten dürfen keine Beförderungen stattfinden, einer kann nur in den ungleichen, ein anderer in den gleichen Monaten befördert werden; während die Mandschu und mongolischen Officiere den fünften Tag der ersten Dekade ernannt und bgl. mehr. Ancienneté und Dauer des Dienstes geben Ansprüche auf Beförderung. Auf 10 Mann, die geübt sind zu Fuß und zu Pferd mit Bogen und Muskete zu fechten, kommen zwei Reiter, die, wenn sie zu alt werden das Pferd zu besteigen, wieder in die Infanterie eintreten können. Alle fünf Jahre findet zum Behuf des Avancements durch den Minister eine Generalcontrole statt über ihr Alter, ihre Geschicklichkeit u. s. w. Ein gutes Zeugniß gewährt einen Anspruch auf Beförderung drei Jahre über. Ein Divisionsgeneral visitirt jährlich seine Division. Nach und nach werden auch die verschiedenen Provinzen, oft auch zwei Provinzen von einem hohen Militärbeamten inspicirt. Achtzehn verschiedene Auszeichnungen werden ertheilt, welche die Officiere nicht verfäumen auf ihre Visitenkarten zu schreiben. Dabry gibt sie an. Auch ihre Frauen nehmen an diesen Ehren Theil. Für eine Wunde erster Art erhält ein Officier oder Soldat der Banner 50 Taels, ein chinesischer nur 30. Stirbt einer unbemittelt, so trägt die Regierung die Kosten seiner Beerdigung in seiner Heimath. Für die Kinder der im Kampf Gefallenen wird gut gesorgt. Ein Sohn eines Tse oder General-Capitän der Garde der Banner erhält 1000 Taels, die Familie eines Reiters der Banner 150 Taels, einer der chinesischen Truppe 70, und einer der Infanterie hier 50 Taels, bei einem gewissen Alter erhalten Soldaten und Officiere auch Pensionen.

Ueber die Besoldung der einzelnen Officiere gibt Dabry S. 237—245 ausführliche Tabellen. Wir bemerken nur daß die höchste Besoldung 605 Taels durchschnittlich beträgt, aber die Vergütungen steigen einzeln bis auf 4000 Taels und es gibt auch noch Extravergütungen, auch Kornlieferungen. 1) Die Officiere erhalten ihren Sold in den Garnisonsstädten aus dem Ertrage der Grundsteuer, die in Geld verwandelt ist, ihre Naturaleinnahmen aus dem Ertrage der Salinen und der Abgaben von verschiedenen Kaufmannswaaren. Der Sold der Officiere der vier ersten Rangclassen und der ersten Classe des fünften Ranges besteht außer dem eigentlichen Solde 2) in Lieferung von Brennmaterial und Wasser, 3) von Hülsenfrüchten, Kohlen und Licht, und 4) in Geld für Dinte, Feder und Papier. Die folgenden $2\frac{1}{2}$ Rangclassen erhalten nur die beiden ersten Posten, die 8te und 9te Rangclasse nicht mehr als ein Reiter. Die eingebornen Officiere erhalten ihren Sold in Geld oder in Natura und eine Indemnität für Dinte, Feder, Papier und Bureaukosten. Die Ehane der Kalkas und der Minister in Tübet haben ihre besonderen Einkünfte. Der höchste ist 2500 Taels und 40 Stück Seide.

Dabry p. 249 schätzt die Militärausgabe für den Banner auf 16—18 Mill. Taels. In den untern Rängen erhält der Reiter zwei Taels, der Combattant und Infanterist $1\frac{1}{2}$, der Garnisons- und Seesoldat 1 Tael ($7\frac{1}{2}$ Fr. oder etwa zwei Thaler) den Monat. In mehreren Theilen Tschili's bekommen sie aber eine Soldzulage, außerdem den Monat drei Tao (Teu) oder $\frac{1}{10}$ Schi Reis, doch mit Ausnahme einiger Provinzen. Ziehen sie ins Feld, so soll jeder sechs Monate Besoldung vorausbekommen! Einen Theil davon erhalten sie, einen Theil ihre Familie Tag für Tag. Bei Mißernten leiht ihnen die Militärcasse auch Korn und Geld — natürlich aber nur wenn sie selber etwas hat! — Die im Kampf Gefallenen werden sorgfältig einregistrirt und ihre Wittwen und Kinder erhalten — wenigstens gesetzlich — eine gewisse Summe, die Soldaten

in einem gewissen Alter, wenn sie erkranken, auch eine Pension. Die tatarischen Soldaten genießen noch den Vorzug daß sie, da ihre Kinder als Soldaten geboren werden, schon sehr jung einen Sold empfangen, wie auch zwei Monate Sold extra, wenn sie sich verheirathen oder ihr Vater oder Großvater stirbt; die Militärcasse leiht ihnen auch immer Geld gegen Zinsen, für welches ihre Besoldung haftet, welche Schuld aber ihre Kinder bei ihrem Tod nicht zu übernehmen haben. Die ganzen Kosten der Banner schätzt Dabry p. 252 auf 16,000,900 Taels, die des chinesischen Heeres auf 14,662,950 Taels, mit dem Gehalt einiger adeligen Mongolen 173,960 Taels, und für Residenten, Räthe u. s. w. noch 37,000 Taels, die Gesammtkosten des chinesischen Kriegswesens auf 30,874,510 Taels.

Die Soldaten sind in China in allem was das Eigenthum und den Respect gegen Personen betrifft, denselben Gesetzen wie alle anderen Classen von Bürgern unterworfen. Die Untersuchung haben aber ihre Chefs. Diese wie alle anderen Beamten unterliegen alle drei Jahre einer großen Untersuchung in Peking, die sich auf sechs Hauptpunkte erstreckt. Nachlässigkeit und Trägheit im Dienst, Mangel an Würde im Betragen, leichtsinnige Aufführung, Unfähigkeit, hohes Alter und Krankheit. Habgier und Grausamkeit kommen noch besonders in Betracht. Die obern und untern Officiere können sich selber anklagen; dieß mindert ihre Schuld. Sie werden degradirt, können aber durch bezeigten Eifer ihre Stellung wieder erlangen. Die Soldaten werden wie das gemeine Volk oder mit Soldentziehung bestraft. Der Militärcodex ist sehr streng, er bedroht mit Enthauptung jeden der im Kampf nicht vorgeht, murrt, dem Befehl nicht gehorcht, falsche Gerüchte verbreitet, das Volk bedrückt und viele andere Verbrechen. Die andern Strafen für kleinere Vergehen sind Durchbohren der Nase oder des Ohres mit einem kleinen Pfeil, und die Peitsche bei den Bannern der Mandschu, das dicke Ende des Bambu für die chinesischen Truppen.

Für die Sicherheit jedes Districts hat noch eine Municipalgarde (Ju-wei-lüin) zu sorgen. Sie steht unter dem Gouverneur des Districts, dem Tschi-hien; in größeren Districten befehligt sie ein Capitän, in kleineren ein Lieutenant. Sie hat die Stadtpolizei zu versehen und den Commissär zu escortiren wenn er die Runde macht. Jeder Municipalgardist erhält den Monat zwei Taels und kann dabei einen Kleinhandel oder ein Handwerk treiben.

Waffen der Neu-Caledonier.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Die in Caledonien im Gebrauch befindlichen Waffen sind, außer den sich allmählich mehr verbreitenden Gewehren: die Schleuder, die Lanze oder Sagaye, die Keule und das Beil. Diese Waffen sind zu sehr bekannt als daß es nöthig wäre sie hier näher zu schildern; die Sagayen allein verdienen es unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Es sind harthölzerne, sechs bis zehn Fuß lange Stangen; ihr Durchmesser beträgt zwei bis drei Centimètres in der Mitte, und nimmt gegen die beiden Enden hin, welche spitzig sind, allmählich ab; allein sie sind nie vergiftet. Die Länge, der Durchmesser und die Beschaffenheit dieser Sagayen sind sehr veränderlich, alle aber werden mittelst eines und desselben weniger unvollkommenen und mehr scharfsinnigen Mechanismus geschleudert als derjenige ist welcher sich bei fast allen Völkern der Inseln Oceaniens im Gebrauch befindet. Anstatt die Sagaye einfach mit voller Hand zu fassen, den Arm lebhaft vorwärts zu stoßen und sie dann fortzuschleudern, nachdem man sie zuvor eine Zeitlang balancirt und mehrmals geschwenkt hat um die Ueberzeugung zu gewinnen daß sie im Mittelpunkt der Schwerkraft gefaßt ist, sichern die Neu-Caledonier ihrer Waffe mittelst eines „Lanceurs“ eine bessere Richtung und einen längern Lauf. Dieses Beiwerk ist nichts anderes als ein kleines ungefähr drei Zoll langes Seil, welches an einem seiner Enden ein Oehr hat, in das man den kleinen Finger legt; das andere endigt in einem Knoten; der Kanac (so heißen die Eingebornen) legt diesen Knoten auf das Holz, rollt den „Lanceur“ um die Sagaye, und schleudert sie, nachdem er dieselbe, wie wir oben angedeutet, eine Zeitlang balancirt und geschwenkt hat.

Meiner Schätzung nach beträgt die Tragweite der caledonischen Waffen ungefähr 50 Mètres für die Sagayen, und 200 Mètres höchstens für die durch die Schleuder geworfenen Steine; allein diese beiden Wurfgeschosse erzeugen auf solche Entfernung nur noch unbedeutende Quetschungen. Was die Beile und die verschiedenen Keulen betrifft, so hat ein durch seine Bajonnette geschütztes Truppencorps sie nicht zu fürchten; übrigens erwartet der Kanac, welcher die Tragweite und Genauigkeit unserer Feuerwaffen fürchtet, uns niemals, und alle Leute welche die Neu-Caledonier von nahem gesehen haben, geben zu daß es wahrscheinlich noch lange unmöglich seyn wird diesen Wilden mit dem Bajonnett zu Leibe zu gehen, wofern dieß nicht, was sehr schwierig ist, durch einen Ueberfall geschieht. Die von den Sagayen hervorgebrachten Wunden können, wenn diese Geschosse das Auge, das Gesicht oder selbst die Brust und den Unterleib treffen, sehr gefährlich seyn: ich habe eine Sagaye gesehen die, nachdem sie einen ledernen Gürtel, Tuchhosen und zwei Hemden durchdrungen, die Haut des Unterleibs eines Zahliers aufgerissen hatte; eine andere drang, nachdem sie den Arm eines Matrosen an einem fleischigen Theil durchbohrt hatte, noch einen Centimètre tief in die Brustwände; eine dritte brachte eine große Wunde unterhalb des rechten innern Fußknöchels hervor. Diese drei Männer wurden geheilt. Meist indeß verursachen die Sagayen nur ziemlich schwache, obgleich im allgemeinen langsam heilende Wunden, weil sie den betroffenen Körpertheil unregelmäßig zerreißen.

Die Schleudersteine scheinen mir ebenso furchtbar wie die Lanzen; die Quetschungen oder gequetschten Wunden welche sie erzeugen sind stets sehr gefährlich wenn sie am Kopf sitzen, und oft auch wenn das Wurfgeschoß einen andern Körper-

theil getroffen hat; die Wunde kann, wegen der länglichen Form des Steins und der Geschwindigkeit welche er auf mehr als 100 Mètres noch besitzt, lang und tief seyn. Ich habe zu Hienguen eine von einem Schleuderstein hervorgebrachte tiefe Wunde an einem Schenkel gesehen, welche an drei verschiedenen Punkten zusammengenäht werden mußte. Ein zweiter hatte eine ziemlich ausgedehnte Wunde der Haarhaut hervorgebracht.

Die Neu-Caledonier werfen die Sagaye mit großer Genauigkeit, und treffen meistens einen Cocosnußstamm auf dreißig Schritt; die Schleuder dagegen gibt, obgleich sie weiter trägt, in Beziehung auf die Genauigkeit sicherlich keine so glänzenden Resultate. Wenn man außerdem bemerkt daß die Neu-Caledonier der Tragweite unserer Carabiner, die sie aus Erfahrung kennen gelernt haben, mißtrauen, und sich uns gewöhnlich nur dann zu nähern wagen wenn sie durch Gebüsche geschützt sind hinter welchen sie sich verbergen können, die aber ihren Bewegungen hinderlich sind: so wird man nicht erstaunt seyn daß achtzig Franzosen während der viertägigen Gefechte von Hienguen nur zwei Todte und dreiundzwanzig Verwundete hatten (eine Verwundung durch eine Feuerwaffe, acht Verwundungen durch Lanzen oder Steine, und vierzehn Quetschungen durch dieselben Waffen). Die Franzosen hatten indeß bei dieser Gelegenheit gegen nahezu tausend Insulaner zu kämpfen, und zwar in einem von vielen Schluchten durchschnittenen Lande, das die Eingebornen vollkommen kannten, und in welchem man in jedem Augenblick genöthigt war sehr schmale Engpäße und sehr versteckte Punkte zu durchziehen, von wo aus die Eingebornen fast sicher ihren Mann tödten konnten, ohne daß es möglich gewesen sie wahrzunehmen.

Aus allen Erkundigungen die ich eingezogen, und aus dem was ich selbst während eines fast einjährigen Aufenthalts in Neu-Caledonien gesehen habe, mußte ich schließen daß die Eingebornen schnell dazu kommen sich der Flinte mit großer Geschicklichkeit zu bedienen; glücklicherweise sind diese Waffen unter ihnen noch ziemlich selten, indem die Sandalenmacher, die Tripang-Fischer und die Cocosöl-Fabricanten sie nur gegen bedeutende Werthe abtreten, und überdieß sind die ihnen als Tauschmittel dienenden Waffen meist in sehr schlechtem Zustand.

Vor allem aber muß man sich, wenn man mit den Neu-Caledoniern im Krieg ist, davor hüten nicht überfallen zu werden, was besonders die Beamten zu fürchten haben welche man unklugerweise vereinzelt lassen würde; behend wie das Eichhörnchen, gewandt wie die Schlange, kriechen diese Wilden ungesehen mitten in die Gebüsche und selbst in das nicht sehr hohe Gras hinein, und erwarten den Augenblick in welchem ihr Feind ihnen den Rücken gewendet hat; dann springen sie, schnell wie der Tiger der auf seine Beute losstürzt, auf ihn zu, schwingen ihre Keule oder ihr Beil, und versetzen ihrem Opfer einen Hieb auf die Hirnschale. Die gewöhnlichen serpentinsteinernen oder eisernen Beile (letztere verbreiten sich durch Vermittlung der Europäer täglich mehr) können gleichfalls tödtliche Wunden machen, wenn der Hieb gut geführt wird. Unter den Schädeln von Eingebornen die ich besitze, habe ich mehrere Beispiele von Brüchen gefunden die offenbar durch diese Waffen herbeigeführt wurden, und ich habe in der ständigen Ausstellung Algeriens und der Colonien einen Kopf hinterlegt der hierüber keinen Zweifel gestattet.

Weihnachtsliteratur.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern von H. Berlepsch (Leipzig, Costenoble). Dieses treffliche, dem großen Alpenkenner v. Tschudi gewidmete Buch ist mit 17 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Rittmeyer geziert und enthält sehr anziehende Schilderungen der Alpen und namentlich ihrer Bewohner. Wer die Schweiz und Tyrol kennt, oder wer sie kennen lernen will, dem empfehlen wir um zum Verständniß seiner Reisegenüsse, also zum doppelten Genuß zu gelangen, Berlepsch' Buch auf das angelegentlichste. Der Verfasser ist in den Naturwissenschaften, namentlich in der Geologie zu Hause, und weiß uns vortrefflich das Charakteristische der Alpenlandschaften und ihre ästhetischen Wirkungen nach großen Naturgesetzen zu erklären, er eröffnet uns gleichsam das geologische Verständniß des Erhabenen oder Schönen, den naturhistorischen Sinn der Formen und ihrer Wechsel. Um eine Probe des Inhalts zu geben, lassen wir einen kleinen Abschnitt aus dem Capitel über die Gletscher folgen: „Alles was im Sommer von den Höhen der Schneeregion und eingeschaltet in die Gebirgsrinnen weiß ins Thal, ins Alpendorf herableuchtet, nennt der deutsche Schweizerbauer summarisch „Gletscher," der Tyroler „Ferner," der Romane „Vadret," der Unterwalliser und Savoyarde „Glacier." Er macht keinen physikalischen Unterschied zwischen Schnee und Eis, ihm ist beides ziemlich identisch. Anders die Wissenschaft; sie unterscheidet, dem Material und seiner Dichtheit, seiner Höhenlage nach, den lockeren Hochgebirgsschnee über 10,000 Fuß Höhe, von dem tiefer vorkommenden, grieselich-körnigen, älteren „Firnschnee" (der eben seinen Namen von der Bezeichnung „Fern," welches im Idiom „vorjährig" bedeutet, erhielt) — und diesen wieder vom eigentlichen durchsichtigen, compacten Gletschereis. Letzteres entsteht aus ersterem durch eine Menge unvermerkt vor sich gehender Umwandlungen dieser krystallinischen Wasserformen. Es repräsentirt somit der feine Hochschnee in den höchsten Regionen gleichsam die Periode der Kindheit. Durch eigene Schwere und Druck der hinterliegenden Massen gleitet er langsam tiefer, und wird nach und nach durch Wärme-Einwirkung inniger zu körnigen Conglomeraten verbunden, er tritt ins Jünglingsalter des Firnes über. Abermals zwischen den Felsengassen tiefer geschoben und somit in immer wärmere Regionen hinabwandernd, geht er weiteren neuen Umgestaltungsphasen entgegen, schluckt niederfallenden Regen auf, bindet diesen durch die innewohnende Kälte ebenfalls zu Krystallen und verdichtet sich endlich zum porösen Eis; er tritt ins Mannesalter über und wird das Material des Gletschers. Jetzt hat er, wie der Mann im Leben, die größten Drangsale zu bestehen. Eingeklemmt in tiefe Gebirgs-

ſchluchten muß der Gletſcher den Windungen und dem Fall ſeines Flußbettes folgen, gegebene Verhältniſſe zwingen ihn. Wir ſagen abſichtlich Flußbett; denn nicht nur daß ſein Körper einem zwiſchen Berg- und Felſenketten herabkommenden, zu Eis erſtarrten Strome gleicht, ſondern der Gletſcher fließt auch, er bewegt ſich, dem Fluß gleich, nach der Tiefe fort, freilich nur mit jener geringen Geſchwindigkeit, mittelſt welcher der Datumzeiger auf großen Wanduhren ſeine Wanderung fortſetzt.

Paul de Jouvencel, Geſchichte der Schöpfung (deutſch mit einer Vorrede von Roßmäßler. Berlin. Haſſelberg). Wir kennen nur den zweiten Theil dieſes Werkes: „Das Leben,“ welcher ſich mit Pflanzen und Thierphyſiologie beſchäftigt. Das Werk ſelbſt iſt für Damen oder völlig unvorbereitete Leſer und mit den neidenswerthen Vorzügen der Franzoſen, nämlich mit Klarheit und Faßlichkeit des Vortrages geſchrieben worden. Wir wollen hier des Verfaſſers eigenthümliche Anſichten über den Begriff des Lebens wiedergeben. Sie entſtanden bei ihm als er noch ein Schüler im Präparirſaal an der glattraſirten Leiche eines Zimmermanns im Laufe etlicher Tage einen reichlichen Bartwuchs entwickelt fand, und auf ſein Erſtaunen von einem Mitſchüler die Antwort erhielt: es ſey einmal ſo daß nach dem Tode Haare und Nägel noch fortwachſen: „Ich ſchlug in allen möglichen Büchern nach, ſie ſagten mir nicht viel mehr als mein College. Ich aber wagte andere Folgerungen zu ziehen: ich ſchloß aus der beobachteten Thatſache daß nach dem Tod des Menſchen der Haarwuchsapparat noch lebendig iſt, daß alſo die Gelehrten über die Natur des Lebens ſich täuſchten. Es hat indeſſen für mich zwanzig Jahre Studiums bedurft, um in meinen eigenen Augen dieſe vernunftgemäße Theorie zu rechtfertigen, von der ich hier das nothwendigſte vortragen will.

a) Wir haben geſehen daß das Athmungsorgan, obwohl es mit den anderen Hauptorganen in enger Verbindung ſteht, mit einem eigenen Leben begabt iſt, und daß es, nachdem der übrige Körper des Weſens todt iſt, noch einige Augenblicke ſeine Functionen fortſetzen, leben kann.

Ebenſo haben wir geſehen daß der Circulationsapparat auch mit einem eigenen Leben begabt und bis auf einen gewiſſen Punkt unabhängig von dem Leben des übrigen Thieres iſt.

Wir haben ferner geſehen daß das allgemeine Grundelement bei den Thieren wie bei den Pflanzen die Zelle iſt; daß die Zelle in den Knochen, den Nerven, der Lymphe, dem Blut, den Muskeln deutlich wahrzunehmen iſt, daß man in den drei letztgenannten Syſtemen des Organismus das Erſcheinen, die Entwickelung und das Verſchwinden der Zellenelemente verfolgen kann bei Bildung der Kügelchen und Fibrillen.

Wir haben geſehen daß jede dieſer Zellenarten ihre beſonderen Eigenſchaften hat (Auffaugung von Sauerſtoff bei den Kügelchen, Zuſammenziehung bei den Fibrillen u. ſ. w.); daß bei ihnen dieſe Eigenſchaften unabhängig ſind vom Leben des übrigen Thieres, da ſie ſich noch nach dem Tod desſelben kundgeben, und nachdem ſie von dem Thier abgetrennt ſind.

b) Aus dem vorhergehenden müſſen wir folgern daß ein vollkommenes Thier, wie das Pferd, aus mehreren lebendigen, beſtimmten, beſonderen, d. h. mit bis zu einem gewiſſen Grad unabhängigen Leben verſehenen Syſtemen beſteht; und daß jedes dieſer lebendigen Syſteme oder Organe ſelber aus einer unermeßlichen Anzahl kleiner zellenartiger Weſen beſteht, die ein vermaßen individuelles Leben beſitzen daß ſie ganz erheblich ihre Zahl verändern können, wie die Blutkügelchen und die Fibrillen der Muskeln, ohne daß darum das Geſammtweſen, das Pferd z. B., zu leben aufhöre. — Gerade ſo, wie in einer Stadt die Einwohnerzahl von einem Tag zum andern ſich verändern kann, ohne das Beſtehen derſelben zu gefährden.

Dieſe verſchiedenen Syſteme ſterben nach einander, wenn nicht beſondere Umſtände obwalten, und das organiſche Haarſyſtem überlebt alle anderen: es ſtirbt zuletzt.

c) Alſo iſt es nicht eine beſondere, das Leben genannte Kraft, welche die verſchiedenen im Thier vorgehenden Phänomene verurſacht, ſondern es ſind dieſe verſchiedenen Phänomene welche in ihrer Geſammtheit das Leben des Thieres bilden.

So zeigt ſich uns das Leben, in dem vollſtändigen Thier betrachtet, als eine Wirkung und nicht als Urſache; d. h. ſein Geſammtleben iſt die Reſultante des individuellen Lebens aller dieſer Millionen von zellenartigen kleinen Weſen, aus denen es faſt ganz zuſammengeſetzt iſt. Ganz genau ſo, wie die Macht einer Stadt die Reſultante der Kräfte, des Muthes, des Reichthums ſeiner Einwohner iſt.

Maleriſche Feierſtunden. Erſte Serie. Naturwiſſenſchaften. Leipzig. Otto Spamer. Dieſe rührige Verlagshandlung, welche ſich mit Glück auf die Verbreitung nützlicher populärer und vor allem wohlfeiler Bücher geworfen hat, liefert dießmal drei anziehende naturwiſſenſchaftliche Originalwerke, zuerſt das rühmlich bekannte „Buch der Geologie“ von K. Ludwig oder vielmehr einen erſten Band dieſes Werkes in zweiter Auflage mit 127 Abbildungen,[1] von denen viele von dem Verfaſſer ſelbſt gezeichnet wurden. Der erſte Band enthält die drei Abſchnitte Petrographie, Geotektonik und Petrogenie, iſt alſo der Geognoſie gewidmet, während der zweite Theil mit der Entſtehungsgeſchichte der Erdrinde, alſo mit der Geologie im engern Sinne, ſich beſchäftigen ſoll. Das zweite Buch in dieſer Serie iſt die „maleriſche Botanik“ von Hermann Wagner, ein höchſt anziehendes Buch, welches ſich bemüht Intereſſe an der Wiſſenſchaft beim Laien zu erwecken. In dieſem Sinne ſind vorzüglich die Abſchnitte über die heiligen Bäume, Baumrieſen und Baumgreiſe, das Nutzholz, des Holzes Untergang, Dornen und Stacheln zu empfehlen. Auch hier begleiten wieder 140 Abbildungen den Text, darunter eine höchſt originelle graphiſche Vergleichung der höchſten oder merkwürdigſten Pflanzenformen und der menſchlichen Bauwerke. Die Reihe iſt nach dieſem Blatt folgende: 1) Pyramide des Cheops, 2) Straßburger Münſter, 3) Peters-

[1] Ein Band dieſer Serie koſtet zwiſchen 1 bis 1½ Thlr.

kirche in Rom, 4) Paulskirche in London, 5) californische Mammuthsfichte, 6) Eucalyptus von Vandiemensland. Das dritte Buch in dieser Reihe ist die zweite Auflage von Moriz Willkomms vortrefflichen „Wundern des Mikroskopes“ mit 190 Holzschnitten. Nach einer Anleitung zum Gebrauch und zur Behandlung des Mikroskopes schildert der Verfasser die kleinste Welt im Wasser, im Erdboden, in der Luft und geht dann über auf physiologische Gegenstände, auf den mikroskopischen Bau des Pflanzen-, des Thier- und des Menschenleibes. Eine Abhandlung über mikroskopische Waarenkunde als Hülfsmittel gegen Verfälschungen beschließt das vortreffliche Werk. Etwas anziehenderes als mikroskopische Forschungen läßt sich nicht wohl denken, namentlich der spätere Theil über den Bau der Thiere und vorzüglich das reiche Capitel über die Insecten und ihre wunderbaren Werkzeuge ist ein dankbarer Stoff. Der Text bei Willkomm ist klar und leicht verständlich, unmerklich aber wird derjenige Leser welcher nur Zerstreuung oder Anregung sucht, eine Menge überraschender Belehrungen und der Zoologie und der Physiologie empfangen. In letzterer Beziehung ist besonders wieder die Darstellung der menschlichen Haut ein Glanzpunkt.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang (Leipzig 1861, O. Spamer). Dieß ist eine Zusammenstellung von Franklins drei Polarreisen und eine Geschichte der Versuche die Leute vom Erebus und Terror zu retten. Mc. Clintocks Reise bildet dann den Abschluß dieser Reihe kühner Fahrten. Zuletzt folgt eine Schilderung der Polarwelt nach der Literatur der Franklins-Expeditionen. Die 116 Abbildungen sind den britischen Reisewerken oder Mittheilungen illustrirter Blätter entlehnt, und aus diesen immer das Beste ausgesucht worden. Ueber diese Art Originalzeichnungen zu annehmen, hat der Verleger einen öffentlichen Streit geführt. Ohne uns auf die schwierige Rechtsfrage des geistigen Eigenthums einzulassen, wollen wir hier zur Entschuldigung nur anführen daß ohne dieses Genre von Verlagsartikeln ein großer Theil unsres Volkes solche gewiß äußerst nützliche und belehrende Schriften entbehren müßte, wenigstens die Holzschnitte darin, die oft mehr wirken als der Text. Uebrigens entgeht auch wohl den ursprünglichen Eigenthümern kein Nutzen, denn wer das Geld hat, wird sich Originale anschaffen, und wer diese nicht zahlen kann, kauft entweder gar nicht oder nur das Wohlfeile. Wir müssen uns aber einer kleinen Rüge von A. Petermann anschließen, daß nämlich der Verleger, wenn er etwas an den Originalen ändern läßt, nicht Dinge hinzufügen möge die wissenschaftlich neben einander sich nicht vertragen, wie dieß früher einmal bei einem Pflanzenbild geschehen und jetzt vermieden zu werden scheint.

Die Nippon-Fahrten, im nämlichen Verlag und in dem nämlichen Styl gehalten, sind ein Ueberblick über die neuen Reisen nach Japan, vorzüglich die des Commodore Perry und Lord Elgins, mit Benutzung des classischen Werkes von Siebold. Aus diesen Quellen sowie aus illustrirten Zeitschriften sind die 117 Abbildungen gewählt, unter denen die Sachen nach Siebold durch Leben und Correctheit entschieden hervorstechen. Karten fehlen diesem Buch so wenig wie den oben erwähnten Franklinexpeditionen. Unsere Freude über diese Erscheinungen können wir nicht unterdrücken, denn würde sich für diese Literatur nicht ein großer Absatz finden, so wäre sie nicht vorhanden. Ihr Daseyn aber zeugt für einen weitverbreiteten mächtigen Bildungstrieb im Volk und für einen ersteren Geschmack, insofern die saden Romane nicht mehr ausschließlich die Aufmerksamkeit beschäftigen, sondern das Publicum etwas dauernderes als leere Zerstreuung sucht.

Miscellen.

Nachrichten von Capitän Speke. In der letzten Novembersitzung der britischen geographischen Gesellschaft las Galton Briefe von Capitän Speke, d.d. Sansibar 22 Sept., und Lager Bagamoya 1 Oct. vor, worin angezeigt wird daß die beiden Entdecker Speke und Grant bereits in Afrika gelandet waren und auf dem Weg ins Innere sich befanden. Speke war voller Hoffnung vom Ukerewe-See aus den Nil zu erreichen und in Gondokoro mit Petherick, dem Nilreisenden, zusammenzutreffen, der bekanntlich gleichzeitig mit ihm aufbrach um nilaufwärts nach dem Ukerewe-See vorzudringen.

*

Französische Expedition nach dem Amur. Eine Expedition von Franzosen, unter Anführung des Dr. G. Meynier und des Ethnographen Louis v. Eichthal, ist im Begriff Europa zu verlassen um Ostsibirien und die Amurländer zu erforschen. Die Pariser Akademie hat sie mit wissenschaftlichen Instructionen versehen.

*

Ueber die ägyptische Sothisperiode hat der britische Astronom Henry Hennessy höchst überraschende Aufschlüsse gegeben. Ein Historiker habe dem andern nachgeschrieben daß die Sothisperiode ein Zeitlauf von 1461 Jahren gewesen sey. Ein solches Zeitmaß ist in der Astronomie unerhört und gänzlich sinnlos, aber sinnvoll wird es, sobald man statt „Jahren“ „Tage“ liest. Ein Jahr besteht nämlich aus 365¼ Tagen, welche mit 4 multiplicirt 1461 Tage liefern, so viel wie unser heutiger bissertile Cyclus. So entsprach eine Sothisperiode den griechischen Olympiaden, und der ursprüngliche Ansetz zu den olympischen Festen, die alle vier Jahre gefeiert wurden, war, wie Hr. Hennessy nicht zweifelt, die Einschaltung und populäre Anerkennung des Tages den wir jetzt alle vier Jahre dem Monat Februar anfügen. „Dieß ist einer der vielen Fälle,“ fügt unser Gelehrter hinzu, „die mich überzeugt haben daß das Wissen der Alten von der Bewegung der Himmelskörper, wenigstens der mit unbewaffneten Augen sichtbaren, und selbst von der Umdrehung der Erde um ihre Achse viel bedeutender gewesen sey als man es gemeiniglich glaubt.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redactien: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. Augsburg, 23 December 1860.

Streifereien im Yemen.

(Von A. B.)

Am dreizehnten Tag unserer Abreise von Dschidda landete unsere gebrechliche Barke, nachdem sie die Camaran-Inseln passirt hatte, im Hafen von Hodeida. Bald war alles in Bewegung die Ausschiffung vorzubereiten um aus unserm engen Gefängniß zu entkommen. Der Nachoda sprach sein Gebet, und Schiffsmannschaft wie Passagiere folgten eifrig seinem Beispiel. Allen war eine große Last vom Herzen genommen. Wir waren in den letzten Tagen längs der Küste hingesegelt, an der sich die von den Yyr bewohnten Berge hinzogen. Man deutete mir die Stelle an wo die Hauptstadt ihres Scheichs liege, und Araber wie Türken sprachen nur mit Entsetzen von den wilden Fanatikern, die schonungslos jeden niedermetzeln würden, wenn das Schiff auf seiner gefahrvollen Klippenfahrt ein Unfall treffen sollte. Nur ein indischer Derwisch, der in dem doppelten Charakter eines Arztes und eines Heiligen verschiedene Länder Asiens durchzogen hatte, nahm sie zuweilen in Schutz, wenn er mich in Hindustani, ohne daß es die übrigen verstanden, von seinen Abenteuern unterhielt. Er hatte längere Zeit an dem Hof des Afyreufürsten gelebt, der, gleich den „Beni Joktan" des Innern, dem Glauben der Wahaby folgte, und schien keinen Grund zur Klage über seine Aufnahme zu haben. Schwer wäre ihm nur das Verbot des Rauchens angekommen, denn jeder Uebertreter desselben würde unerbittlich mit dem Tod bestraft werden. Im übrigen herrsche in dem Lande die trefflichste Ordnung, und wer einmal unter dem Schutz der Regierung stünde, könnte nirgends sicherer reisen als dort. Der heilige Mann mochte unter den frommen Leuten seine gute Rechnung gefunden haben, und hatte sich wahrscheinlich dort wohler gefühlt als in Hodeida, wo uns ein türkisches Zollhaus und auch eine Art Paßvisitation erwartete. Er machte verschiedene Manöver ihr zu entgehen, gab sich bei der Landung für meinen Diener aus, und war plötzlich verschwunden, während die Kaufleute aus Syrien und Mekka die Officianten freudig bewillkommten, und sich mit ihren Waaren in verhältnißmäßiger Sicherheit wußten unter dem Schutz der Polizei. Außer meinem arabischen Gastfreund in Dschidda hatte mich auch der griechische Kaufmann dort, der das Schiff befrachtet hatte, mit Empfehlungsbriefen versehen, und auf Grund derselben fand ich freundliche Aufnahme in dem Haus eines jungen Chioten, der seit mehreren Jahren in Hodeida ansässig war. Das Haus war ein weitläufiges Steingebäude mit einer breiten Flur, die fast das ganze Parterre einnahm, und mit höheren und niederen Divanen zum Sitzen versehen war, während dazwischen Waaren aufgestapelt lagen. Die Wohnzimmer fanden sich in den oberen Etagen, zum Theil an umlaufenden Gallerien. Meine erste Begegnung war eine unangenehme, obwohl ich später vielfach darüber habe lachen müssen. Ein Bekannter des genannten Kaufmanns, gleichfalls ein in Hodeida ansässiger Grieche, kam zu demselben um den Franken, von dessen Ankunft er gehört hatte, zu bewillkommnen. Ich war froh zu hören daß er französisch sprach, da meine Kenntniß der arabischen Dialekte zu gering war um eine fließende Unterhaltung mit meinem Wirth zu führen, und das Italienische desselben wieder zu sehr nach der Lingua franca schmeckte als daß ich es leicht verstanden hätte. Die Kenntniß des Französischen war bei dem Hinzukommenden allerdings auch nur eine sehr beschränkte. Ich hoffte jetzt mit Hülfe des Aegytisch-Arabischen eines Dieners (aus Barabra, der ein paar Brocken Englisch und Französisch aufgesammelt hatte) jeder Schwierigkeit auf die eine oder andere Weise nachhelfen zu können. Die erste Frage meines neuen Bekannten war, sehr im Widerspruch mit dem Brauch seiner Homerischen Vorväter, nach meiner Herkunft, die ich ihm damit beantwortete daß ich mich als Alemannen bezeichnete, und ihm auf weitere Fragen insofern erklärte daß die Alemannen eine Art von Engländer, oder die Engländer eine Art Alemannen seyen. Dieses hörend, schüttelte er den Kopf und sagte mit dürren Worten: das sey nicht wahr. Nicht wenig erstaunt blickte ich auf, und meinte scherzend daß er glauben könne was ihm beliebe, daß ich ihn aber ersuche keinen Zweifel in meine Aussagen zu setzen. Ich wiederholte dann meine Versicherung, mußte da aufs neue hören daß sich das nicht so verhalten könne. Verwundert und erbittert über diesen nochmaligen Widerspruch überfah ich ganz die von mir selbst oft genug

erprobte Nothwendigkeit bei Unterhaltungen die sich in solchen Mischdialekten bewegen jedes Ding direct bei seinem Namen zu nennen, ohne daß die unvollkommene Sprachkenntniß die höflichen Umschweife in conjunctivischen oder hypothetischen Urtheilen des Möchten, Meinen und Scheinen erlaubt. Ohnedieß hatte ich den ganzen Morgen, sowohl bei der Ausschiffung als während der Weitläufigkeiten im Zollhause, in der heißen Sonne gestanden, und eine tropische Insolation wirkt äußerst aufregend und reizend, so daß der kleinste Aerger der hinzutritt zu Wuthausbrüchen führen kann. Schon zitternd vor Zorn fragte ich grimmig nach dem Grund der geäußerten Zweifel, und wofür er mich denn hielte, als mein guter Freund mir sehr kühl entgegnete: „Für einen Juden.“ Leider haben wir alle noch eine unwillkürliche Aversion gegen dieses auserwählte Volk, das im Orient eine sehr ehrenvolle Stellung einnimmt, eingesogen, und kaum traf das fatale Wort mein Ohr, als ich wuthschäumend nach der Kehle des Mannes sprang, der mich zweimal einen Lügner genannt hatte. Der gewandte Grieche hatte glücklicherweise meine Bewegungen erspäht, und rannte, rasch seinen Nargyhleschlauch wegwerfend, zur Hausthür hinaus, wo er bald um eine Straßenecke verschwunden war. Von der Verfolgung zurückkehrend, gab ich meinem Diener Befehl das Gepäck zusammenzusuchen und nach dem nächsten Khan zu bringen, kam indeß allmählich zur Besinnung, um auf die Zureden meines Wirthes zu hören, welcher der ganzen Scene staunend zugesehen hatte ohne etwas davon zu verstehen. Er meinte daß ein Mißverständniß vorgekommen seyn müsse, und schickte seinen Aufwärter dem Flüchtling nach, der nach einiger Zeit behutsam wieder an der Thür erschien, und sich dicht neben derselben niederhockte. Nach langem Durcheinanderreden im Französischen, Italienischen und Neugriechischen kam dann die Sache schließlich in Ordnung. Ich wurde belehrt daß nach den Ethnographen dortiger Gegend das abendländische Europa von drei Stämmen bewohnt würde, den Katholiken oder Leuten mit Schnurrbart, den Juden oder Leuten mit Kinnbart, und den Protestanten oder Leuten ohne Bart. Da die Inglesi (und also auch die Alemannen, zu denen ich mich gerechnet) zu den letztern gehörten (während wahrscheinlich die Franzosen das Prototyp der Katholiken bildeten), so war mein Schicksal entschieden, und ich hielt für das beste nicht weiter gegen diesen Ausspruch der Wissenschaft zu protestiren.

Der Hafen Hodeida's ist erst seit kurzer Zeit in Aufnahme gekommen und beginnt sich auf Kosten Mocha's zu entwickeln, das freilich einen noch gefährlicheren Gegner an Aden hat. Es ist jetzt der Hauptsitz des arabischen Sklavenhandels, und in den großen Barraken, die für denselben gebaut sind, sollen sich oft viele Hunderte finden. Die meisten Hausssklaven waren aus verschiedenen Gegenden Abessiniens, und auch ihre langen, platten Gesichter auf den ersten Blick von den Negern zu unterscheiden. Auf dem Sklavenmarkt zu Dschidda sah ich hauptsächlich nubische Knaben, die indeß gleichfalls von den Arabern unter dem allgemeinen Namen von Habesch begriffen wurden. Mein Wirth machte mich im stillen auf diesen Vertragebruch der Türken aufmerksam, die sich gegen die Engländer verpflichtet hätten den Menschenhandel zu unterdrücken, war aber doch zu vorsichtig und ängstlich um mir die hinlänglichen Belege an die Hand zu geben, damit die Sache in Aden geeigneten Ortes vorgestellt werden könnte.

Von der Küste aus macht die weiße Häuserreihe Hodeida's, überragt von schlanken Minarets und eingefaßt mit crenelirten Wällen, einen freundlichen Eindruck auf das Auge, das bisher durch den einförmigen Küstensand ermüdet wurde. Doch ist die Umgegend flach und die Vegetation nur spärlich. Einige der Häuser sind künstlich mit Mörtel verziert, und auf den platten Dächern vieler sind Strohhütten aufgerichtet, um zum Wohnen und Schlafen zu dienen; daßelbe sieht man in Abuschir (im persischen Meerbusen), wo außerdem hohe Windfänge aus den Dächern emporragen; um einen frischen Luftzug zu vermitteln. In den vom Meer entfernteren Städten schläft man dagegen meistens im Freien, wie in Bagdad, wo man für die Dauer der heißen Jahreszeit den Tag über im Souterrain oder im Keller zubringt, den Abend und die Nacht auf dem Dache, während das eigentliche Haus (oft von mehreren Etagen) nur für den Winter bewohnt wird.

Der Bazar Hodeida's ist ziemlich wohl versehen, aber sehr eng, so daß man Mühe hat den schwer beladenen Kamelen auszuweichen. Bettler wanderten umher, ihr Räucherfaß schwingend und Allah murmelnd, bis sie von den Vorübergehenden bedacht waren. Außerhalb der Mauern breitete sich eine Vorstadt niedriger Hütten aus, die leicht aus Aesten und Zweigen zusammengesteckt waren und wohl nur eine vorübergehende Niederlassung bildeten. Gegen das rohe Aeußere abstechend, war das Innere oft bunt mit Matten ausgelegt.

Abendliche Besuche, bei denen sich türkische Beamte zum Schachspielen oder zum versteckten Weintrinken einzufinden pflegten, empfieng der griechische Kaufmann in seinem obern Zimmern, der ganze Tag dagegen ward auf der Hausflur zugebracht, wo gegen Mittag eine Art Börse abgehalten wurde. Die verschiedenen Mäkler und Agenten kamen dort zusammen um über den Stand des Kaffee-Markts zu berathen. Der erste den ich erscheinen sah, trug ein großes Bündel grünes Gebüsch unter dem Arm, das mich an die Alsalsa erinnerte, wie man sie in spanischen Ländern für die Maulesel kauft. Ich hielt es für eine Species besonders ausgewählten Viehfutters, mit welchem Leckerbissen der gute Mann seinem Lieblingsthiere gütlich zu thun beabsichtigte. Die nachfolgenden Herren waren aber in gleicher Weise beladen, und nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, jeder vor einer der auf der Erde stehenden Wasserpfeifen, begannen sie ihre Grasbündel mit Gemüthlichkeit auszubinden und einen Strunk derselben nach dem andern zu verzehren. Das vorher einsylbige Gespräch wurde belebter, man besprach die von Dschidda angekommenen Nachrichten, klagte über die säumigen Kaufleute in Beith el Fakih, oder spottete über das uebenbuhlerische Loheia, klatschte die letzten Stadtneuigkeiten durch, und schien sich dann zu noch höheren Regionen zu verstiegen, bis am Ende einer ½ bis ¾ Stunde einer nach dem andern einige tiefe Züge aus der Wasserpfeife that, und sogleich in

ruhigen Schlaf fiel. Als ich nach einer kurzen Abwesenheit in das Haus zurückkehrte, sah ich ein halbes Dutzend Schläfer, längs der Wände auf den Divanen ausgestreckt und den Fußboden hoch mit zerrissenen Zweigbüscheln bestreut, wie es in einem Ziegenstalle nicht besser aussehen konnte. Dieses in großen Mengen auf den Bazaren von Hodeida und Mochya verkaufte Gewächs ist der Katt oder Kaad genannte Strauch (Celastrus edulis), dessen Blätter eine oberflächliche Aehnlichkeit mit der Theepflanze haben. Sein Verbrauch ist jetzt sehr local und nur auf Yemen beschränkt, aber vor der Einführung des Kaffee's und Tabaks war es ein weit verbreitetes Narcoticum unter den Anhängern der Mäßigkeitsreligion im Orient, besonders für solche denen das Opium zu theuer war, und die sich nicht an den täglichen Genuß von Haschisch wagten, wie weiland Kaiser Baber und seine treuen Genossen in Leid und Freud, oder der Emir des Berges Karmel, den d'Arvieux besuchte. Früher pflegte man auch einen Aufguß davon zu machen und das Getränk zu verwenden, wie die Peruaner die Cocablätter nicht nur kauen, sondern auch trinken. Der würdige Pfarrer Rosas, bei dem ich längere Zeit in Cuzco wohnte, ließ sie sich häufig zum Abendessen bereiten, und auch ich zog den Aufguß derselben dem des chinesischen Thees vor, der sich dort auftreiben ließ. Das Katt hat indessen bei weitem nicht die culturhistorische Bedeutung (wenigstens gegenwärtig nicht) wie die Coca. Während jenes nur als Luxusartikel von den Reicheren gekauft werden kann, ist das letztere in den Händen eines jeden Peruaners, und auch dem Aermsten zugängig. Unsere schwerbepackten Lastträger in der Montaña von Paucartambo führten kaum einige Provisionen bei sich, in Gestalt von gefrorenen Kartoffeln oder geröstetem Mais, kauten aber täglich 5—6 mal ihre Cocablätter mit der entsprechenden Kalkzuthat. Außerdem wird das Katt nur frisch genossen, während die Coca im getrockneten Zustand auf jede Entfernung hin verführbar ist. Als die Incas erobernd in die Andes vordrangen, bauten sie dieses Kraut an, das in ihren religiösen Ceremonien eine ebenso wichtige Rolle spielte als die Homa- oder Somapflanze unter den Ariern, und sollte es, wie es allen Anschein hat, in Europa zur Mode-Medicin werden und eine größere Ausfuhr veranlassen, könnte es als anregendes Cultur-Element auf die apathische Bevölkerung des peruanischen Hochlandes wirken, die nur, soweit ihre Coca-Plantagen reichen, unter die wilde Bevölkerung der Montaña vorzudringen Veranlassung finden. Der Genuß des Katt ist jetzt, wie schon bemerkt, meistens mit dem der Wasserpfeife verbunden, indem der Kauer, wenn er den Beginn der Wirkungen fühlt, ein paar Züge aus dieser thut und dann in Schlaf fällt.

Ermüdet von der langen Schifffahrt auf dem rothen Meer, das ich von Kosseir an bereist hatte, sollte der Weg nach Mochya zu Lande gemacht werden. Da ich nur wenig Gepäck führte, war ein Kamel für daßelbe und meinem Diener (Daud genannt) genügend, während ich mir zum Reiten einen Maulesel miethete; der Führer gieng zu Fuß. Um Sonnenuntergang war die Abreise bestimmt, aber die Nacht dunkelte schon tief als wir gegen 9 Uhr in Ordnung kamen, und nach herzlichem Abschied von meinem gütigen Wirth durch die leeren Straßen der Stadt trabten. Es war eine sandige Fläche, mit dünnem Gestrüpp bewachsen, die wir jenseits des Thores durchzogen. Ein einsames Kaffeehaus stand am Weg, d. h. ein aus trockenen Zweigen aufgerichteter Schuppen, der an zusammengewehte Sandhügel lehnte. Gegen Mitternacht bemerkte ich, so weit es das unbestimmte Mondenlicht erlaubte, eine Innahme der Vegetation. Die Gegend wurde gebrochen und von Einschnitten durchzogen, den trockenen Betten der Küstenflüsse, die sich nur in der Regenzeit mit Wasser füllen. Bald traten wir in ein dichtes Gehölz, aus dem tropische Blätterformationen auf uns niederhiengen, und in der Nähe des betriebsamen Fabrikortes Dreheml wurde in einem andern Kaffeehaus gerastet; dort war noch reges Leben, da am nächsten Morgen ein Jahrmarkt abgehalten werden sollte und die verschiedenen Verkäufer mit ihren Waaren eintrafen. Eine andere Karawane zog in derselben Richtung mit uns weiter, und Daud, der müde geworden war, band das von ihm geritene Kamel an die Reihe der übrigen, um ungestört dem Schlaf nachgeben zu können. Solche Karawanen ziehen gewöhnlich im Gänsemarsch, indem man den Halfter jedes nachfolgenden Kamels an das Gepäck des ihm vorausgehenden befestigt, und dann braucht nur der Leiter des vorderste wach zu bleiben, da alle übrigen von selbst folgen; der Schritt eines Reitkameles ist ein sehr gleichförmiger und ruhiger, so daß man bequem auf demselben seine Pfeife rauchen kann, und auch bei Nachtreisen, wie es mir mehrfach passirt ist, ungescheut auf demselben einschlafen mag, ohne daß ein Abweichen vom Weg zu befürchten wäre, wenn das Kamel denselben schon früher machte. Auf einem Packkamel wird man dagegen auf die elendeste Weise zerstoßen, so daß ein ungeübter Europäer es anfangs nicht lange erträgt. Dann ist es am bequemsten nach Art der Frauen zu reisen, indem man, statt sich direct auf den Sattel zu setzen, über den Höcker eine steife Matraze oder etwas ähnliches legt, was an beiden Enden, wie ein Wiegebett, hervorragt, und so entweder zweien zur Beförderung dient, oder auch einem einzelnen Reisenden, der sich auf der andern Seite durch sein Gepäck balancirt. Natürlich wird ein solcher Sitz mit einer Lehne versehen, und bei Frauen auch mit einem Schutzdach, so daß man wie in einem Zimmer oder in einer Sänfte reist, und Provisionen oder selbst Kochgeschirr mitführen mag.

Die Kaffeehäuser, von denen wir noch ein drittes bei Lauja passirten, sind, wie erwähnt, in diesem Theil Arabiens einfache Schuppen, meistens aus trockenen Aesten aufgerichtet, oder auch aus Matten. Gewöhnlich stehen sie in einer niedrigen Umzäunung, in die man hineinreitet und innerhalb welcher dann die Thiere gefüttert werden, da bei längerem Aufenthalt auch das Gepäck abgenommen werden kann. Der Schenkwirth wird von nächtlichen Ankömmlingen auch dem Schlaf geweckt, sacht die Kohlen an, auf denen die Kaffeekanne steht, und bringt die Bunie, die rohe Nachahmung der geschmückten Nargyhle der Städte, aus einer hohlen Cocosnuß mit angesteckten Holzrohre bestehend. Ueberflochtene Bettschragen liegen umher, von denen sich der Reisende einen aufrichtet

und auf demselben zum halbstündlichen Schlafe ausstreckt, bis die Thiere zur Weiterreise fertig sind.

Als der Morgen dämmerte, sah ich mich auf einem steinigen Wege, aber ohne Führer, noch Diener. Ich ließ das Maulthier langsam angehen und wurde bald von ein paar Kaufleuten überholt, die gleichfalls nach Beit el Fakih wollten. Ich schloß mich ihnen an, und hörte auf mein Fragen nach der Karawane daß dieselbe den Weg ins Gebirge eingeschlagen, und wahrscheinlich den schlaftrunkenen Daud mitgenommen hatte. So war es in der That, und erst nach längerem Warten auf der Landstraße sah ich erst den Führer heranGelaufen kommen, der hinter dem Kamel aufgehockt war, und dann dieses selbst.

Bald nach Sonnenaufgang erblickten wir in der Ferne Beit el Fakih auf welligen Mulden, zu einem Hügelland aufsteigend, hinter dem sich eine hohe Bergwand hinzog. Die Umgegend war gut angebaut und zwischen den Feldern standen runde Reisighütten, mit einem kuppelartigen Spitzdach überwölbt; die meisten waren gleichzeitig mit Reisig umgäunt. Auf dem erhabensten Punkte Beit el Fakih's steht die Citadelle, woran sich die Stadtmauer anschließt. Wir stiegen in einen Kahne ab, und nachdem die Hitze des Tages vorüber war, nahm ich einen Cicerone um die Stadt zu durchwandern. Die Straßen sind dem hügeligen Terrain gufolge uneben, enge und dunkel, enthalten aber einige stattliche Häuser aus Backsteinen. Der Bazar zeigte nur wenige und unscheinbare Läden für den Detailhandel, dagegen ist Beit el Fakih noch immer ein sehr bedeutsamer Stapelplatz für den Kaffeehandel, wenn es denselben auch nicht mehr wie in früheren Zeiten monopolisirt. Es kam besonders in die Höhe seit Ghalefla, der alte Hafen Zebid's, durch die Korallen des Schiffen unzugänglich gemacht ist, und mit ihm hob sich dagegen Hodeida als Hafenplatz. Loheia wird von der nördlicheren, wie Mochha von der südlicheren Gebirgsgegend versehen. Die Kaffeehäuser waren belebt, und in einem derselben lärmten mehrere mit Schild und Schwert bewaffnete Araber, deren Begegnung mein Cicerone aber behutsam auswich. Vielfach traf man, wie in allen arabischen Handelsstädten, Kaufleute aus dem Beland el ulm wa bellad eddin (dem Sitz der Wissenschaften und der Religion), oder aus Hadramaut. Neben dem mit Kaffee ist besonders der Handel mit Sennesblätter bedeutsam, die in großen Säcken aufgestapelt lagen.

Beit el Fakih, das Haus des Gelehrten oder des Fakiren (ein wandernder Heiliger, der das Gelübde der Armuth abgelegt hat), ist so benannt nach Achmed Ibn Musa, einem sunnitischen Heiliger, der außerhalb der Stadt begraben liegt und dem zu Ehren ein jährliches Fest gefeiert wird. Fast jede bedeutsame Stadt im Land der Zeiditen knüpft an einen solchen Heiligen an, wie Aden das Grab des Edrisi Ibn Abdullah enthält und Mochha im 14ten Jahrhundert durch den heiligen Schädeli (Ali Ibn Omar) gegründet wurde.

Als Beit el Fakih durch Scherif Hamud dem Imamat von Sana entrissen war, brach der blutige Krieg mit den Asyr aus, die unter Abu Nokta wiederholt von ihren Gebirgen herabstiegen und die Städte des Yemens verwüsteten. Noch vor wenigen Jahren wurden solche Plünderungen wiederholt und Hodeida längere Zeit belagert. Wie mir die dortigen Einwohner erzählten, würde es unfehlbar in die Hände der Feinde gefallen sepn, wenn nicht ein Engel des Herrn das Lager der Asyr geschlagen hätte. Man kennt den verzweifelten Widerstand, den sie den türkischen Truppen unter ihrem Häuptlinge Tamy leisteten, und nachdem sie endlich (1815) bei Byssel unterlegen waren, fand man (wie Burckhardt erzählt) in den Bergen ganze Abtheilungen, die, an den Beinen mit Stricken zusammengebunden, sich hatten niedermetzeln lassen um ihren Schwur, nur siegreich zurückzukehren, nicht zu brechen. Niebuhr bemerkt (1762) von den wilden Araberstämmen des Landes zwischen Abu-Arisch und dem Hedschaz, von deren grausamer Beschneidung ihm erzählt wurde, daß sie von den übrigen Moslemmen für Ketzer gehalten würden und einer besondern Religion folgten, die weit durch das Innere Arabiens verbreitet scheine. Die Blüthe des Wahabitenreichs fällt aber erst unter die Herrschaft Sauds II, der 1803 seinem Vater Abd el Aziz folgte. In Persien hörte Niebuhr den nüchternen Reformator von Derayeh (im Nedjed) mit Mekkrami (dem zauberkünstlerischen Scheich von Medsjeran in Yemen), „der das Paradies ellenweis verkaufte," identificiren; der letztere, der sich aus einer niedrigen Stellung, ohne zum alt-arabischen Adel zu gehören, aufgeschwungen hatte, machte damals seine Waffen in Abu-Arisch, wie am persischen Meerbusen gefürchtet.

Nach Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und gelangten in dichtem Gehölz zu einem Ziehbrunnen, wo sich die Heerden zum Tränken versammelt hatten; Tröge waren vorgerichtet und daneben standen bedeckte Wasserreservoirs. Zum Mitführen an Wasser sind die aus poröser Thonerde gefertigten Krüge (Gorgolets oder Barbals) die angenehmste Vorrichtung, da sich das Wasser in ihnen kühl erhält, und zwar um so kühler, je heißer der Wind weht. Wegen ihrer leichten Zerbrechlichkeit müssen sie mit Stroh überflochten werden, aber auch dann geht man sicherer, auf weiteren Entfernungen die Lederschläuche mitzuführen, die auf jedem orientalischen Bazar in allen Größen und Formen zum Verkauf aushängen. Vor dem Gebrauch müssen sie erst mehrere Tage in Wasser eingeweicht werden.

Nachdem wir einen Theil der Nacht in dem Kaffeehaus von Hosseinji geschlafen hatten, zeigten sich bei der Morgendämmerung die Festungswerke von Zebid, während wir auf schmalen Dämmen, zwischen den Feldern hinritten. Vielgestaltige Hügelketten durchschnitten den Gesichtskreis. Als wir durch das Thor zogen, das zwei halbrunde Zinnen-Thürme flankiren, war die Sonne eben aufgegangen und die Stadt noch ohne Leben. Nur hie und da kauchte ein Wasserträger vorüber oder rechte ein verschlafener Bettelzunge seine Glieder aus. Ich hatte einen Brief an den Agenten des Kaufmannes zu Hodeida, kam aber erst an einige unrechte Häuser, bis ich Habschi Selim fand, der mit seinem Bruder den Hintertheil eines größeren Gebäudes bewohnte. In der Nähe fand sich eine stattliche Moschee mit Bäumen umgeben, deren Kronen über die hohe Gartenmauer hervorschauten. Zebid enthält

einige breite und reinliche Straßen, obwohl die des Bazars auch hier eng und dunkel sind; die Häuser aus rohen Backsteinen aufgebaut, stellen oft ansehnliche Gebäude dar. Sie zeigen mannichfaltige Verzierungen in Arabesken und tragen mitunter abgestumpfte Thürme, die treppenartig von der Mauer aufsteigen. In den entlegeneren Theilen der Stadt wechseln sie aber mit niedrigen Akhütten ab, die dazwischen stehen. In den Gärten des Pascha, wie der türkische Gouverneur genannt wurde, spazierten einige Strauße umher, durch eine Einhegung von den Blumenbeeten getrennt; Blumen wurden in mannichfaltiger Auswahl auf dem Bazar ausgeboten und viele der Araber trugen solche in den Haaren; die Frauen giengen häufig unverschleiert, wie man es sonst nur bei den von Süden entfernteren Beduinenstämmen antrifft. Ich sah viele derselben, die mit lautem Geschrei einem Ochsen folgten, der unter dem Jubel der Straßenjugend zum Schlachthaus gejagt wurde, um dort unter den vorgeschriebenen Ceremonien der Religion vom Leben zum Tod befördert zu werden.

Zebid, die alte Hauptstadt von Tehama, war in früheren Zeiten als die Wiege arabischer Gelehrsamkeit weithin berühmt. Seine Akademie war einst die Stütze der rechtgläubigen Sunniten, die in den Ländern Yemens zerstreut leben, und erst nach der Wiedereroberung des schon von Sultan Soliman in Besitz genommenen Landes durch Sinan Pascha (1568) einen Rückhalt an der türkischen Regierung gewonnen haben. Noch steht der alte Thurm eines Minarets in dem vertieften Hofe einer Moschee, in den man von der Straße hinabblickt. Zu Niebuhrs Zeit standen die sunnitischen Unterthanen des Imam unter der Gerichtsbarkeit des Mufti von Zebid, Sabæ, urbs magna, prope mare rubrum et castellum (bei Stephanus). Abulfeda rühmt Zebid, das er die Metropolis des ganzen Seestriches von Yemen nennt wegen seiner Brunnen und seiner Palmen.

Als ich nach dreitägigem Aufenthalt in Zebid mich zur Abreise anschickte, hörte ich daß der Wakil des türkischen Beamten sich derselben entgegensetze, da die in der Gebirgsgegend von Haly oder Weil schon seit länger ausgebrochenen Unruhen in der letzten Zeit an Ausdehnung zugenommen hätten und die Straße nach Mochha nicht mehr sicher sey. Er zog seine Soldaten in Zebid zusammen um eine Expedition dahin zu unternehmen, und verlangte daß ich so lang warten solle um in deren Begleitung zu gehen. Da mir eine solche Aussicht aber etwas zu unsicher zu seyn schien, miethete ich ein paar Kamele und einen langhaarigen Beduinen als Führer, der mich auf sicheren Wegen zu führen versprach.

Die beste Tracht für diese Reisen ist die einheimische Abba, eine Art Burnus, der den größten Theil des Körpers bedeckt, und durch seine Dicke sowohl gegen Hitze als gegen Kälte schützt. Der Kopf wird mit der (meist gelb und rothen) Kefsiah bedeckt, von der ein Zipfel nach hinten herunterfällt, während zwei andere über die Vorderseite der Schultern herabhängen, und zur Bedeckung des Gesichts gegen Staub oder Regen dienen. Zur Befestigung wird eine aus Kamelhaaren verfertigte Schnur (akal) um den Kopf gebunden. Die weiten orientalischen Schuhe aus weichem rothen Leder wird bald jeder den unsrigen vorziehen lernen, wenn es sich nicht um gepflasterte Straßen handelt.

Habschi Selim brachte uns auf sein Maulthier bis vors Thor. Wir hielten uns eine Zeitlang neben der Stadtmauer, und ritten dann ins Land und in die Nacht hinein. Das Land schien anfangs sehr wohl angebaut. In der Nähe vom Wadi Zebid sahen wir viele Feuer auf den Hügeln flackern, aber bald verschwanden diese, sowie jeder Lärm von Menschen und gieng der Weg zwischen niedrigem Gesträuch hin. Der Führer hatte von der Hauptstraße abgelenkt, und suchte sich mit Hülfe eines andern Beduinen der sich zu ihm gesellt hatte, so gut es gieng nach den Sternen zu orientiren. Nachdem wir einige Stunden fortgeritten waren, wurden sie indeß unsicher. Der eine rieth auf diese, der andere auf jene Richtung, und solche verfehlte Versuche machten ihr Urtheil nur um so schwankender. Der Führer blieb endlich stehen, überlas noch einmal die Sternbilder, und drehte sich dann mit verschlossenen Augen dreimal im Kreise, indem er einige unverständliche Formeln murmelte. Dann begann er die Observationen aufs neue, da er aber nichts besonderes hinzugelernt zu haben schien, protestirte ich dagegen länger aufs Gerathewohl umherzukreuzen, stieg ab, und befahl einen Halt bis der Mond aufgehen würde. Bei dessen Schein erkannte der Araber dann bald unsere Lage, und daß wir einige Meilen abgewichen waren. Der Führer griff das Kamel beim Halfter und zog es durch dick und dünn, bis er auf die richtige Wegespur traf. Gegen Morgen kehrten wir auf die Heerstraße zurück, da wir die dem Streifen der Aufrührerbanden ausgesetzte Gegend hinter uns hatten, und machten Halt auf den Trümmern eines zerstörten Dorfes, wo neben einer Kaffeehütte eine Moschee mit Brunnen stand, umgeben von verzierten Grabsteinen, die theilweise verstümmelt waren. Bei einer Karawane die dort lagerte ließ ich das Packamel nebst Diener, und ritt vom Führer begleitet voran. Seitlich erschien bald darauf das Meer; Gärten mit Fruchtbäumen und Blumen, die in viereckigen Beeten ausgelegt waren, umgaben die Hütten, und gegen Abend erblickten wir die schattigen Baumlauben von Mauszid, das von einigen für das Muza bei Ptolemäus gehalten wird. Der weite Hof des Kaffeehauses beherbergte manche Gäste, in deren Unterhaltung die Zeit hingebracht wurde, bis wir Nachts mit dem Aufgang des Mondes weiterzogen.

Am andern Morgen ritten wir am flachen Meeresstrande hin. Ein arabisches Schiff schaukelte auf seinen Ankern in einer kleinen Bucht, und Fischer hatten ihre Netze ausgehängt neben den roh aus Baumstämmen zusammengebundenen Flößen, den Wahrzeichen des verspreugten Stammes der Heiteymi. Neben dem Dorf lag eine Kaffeehütte, in der man uns Fische zum Frühstück bereitete. Bäume und Büsche wechselten auf dem Weg, der uns noch ferner längs des Strandes hinführte. Aus einer Palmenpflanzung brachte man frische Datteln zum Verkauf, die aber kaum genießbar waren. Dann schlug sich die Straße ins Innere und verlor sich, nachdem wir in einem ärmlichen Kaffeeschuppen etwas gerastet, später ganz in losem

Flugsand, der dünenartig um die verkrüppelten Bäume aufgeweht lag, die hie und da umherstanden. Der knorrige Stamm war nach Norden gebogen, wohin auch seine dürren Zweige zeigten, in Folge der heftigen Südwinde die den größten Theil des Jahres dort wehen. Uns war eine kleine Probe derselben zugedacht, denn um Mittag erhob sich ein solcher Sturm, daß ich in den aufgewirbelten Staubwolken kaum die Gestalt des Führers zu erkennen vermochte, obwohl er dicht vor dem Kamel hertrabte. Ich zog die Kefieh dicht über das Gesicht, aber dennoch füllten sich Augen, Nase und Ohren mit dem feinen Staub, so daß ich, ohne etwas sehen oder hören zu können, mich ganz dem Instinct des Kamels überließ. In einem Augenblick der Unachtsamkeit aber riß mir der Wind das flatternde Tuch vom Kopf, und kaum gelang es mir das Geheul des Sturmes zu überschreien um den Führer aufmerksam zu machen. Glücklicherweise hatte es sich an dem zackigen Dorngestrüpp gehalten, wie jetzt nur einzelne aus dem Sand hervorragten. Unter einem der Sträucher stand ein Wasserkrug, wohlzugedeckt, der dort für den Gebrauch der Vorüberreisenden hingesetzt war. Sonst war nichts zu sehen vor dem grauen Regen der die Luft erfüllte, und der Führer, der durch das Zurücklaufen nach dem Tuch aus dem Concept gebracht war, hätte fast die Spur des Weges verloren. Mit vertrocknetem Gaumen und pergamentartig ausgedörrter Haut erreichten wir endlich in glühendster Sonnenhitze die Palmengärten Mochha's, wo sich gerade einige Bataillone türkischer Soldaten zum Auszug fertig machten, die nach Zebid beordert waren. In dem gastlichen Haus eines arabischen Kaufmanns (Abdel Kader) erfrischte mich bald das Labsal eines kalten Bades, und nach der Ankunft des Packkamels der Wechsel der bestaubten Kleider.

Als ich neu erquickt neben meinem Wirth auf dem Divan saß und das kühle Aroma der Wasserpfeife einsog, sah ich mit doppelter Spannung der Erscheinung des im Orient unvermeidlichen Kaffees entgegen, um den Moka auch an seiner Quelle getrunken zu haben. Zu meiner Enttäuschung fehlte er gerade hier, indem man im ganzen Yemen den als Ausfuhrartikel zu verwerthenden Bohnenkaffee (Bunie), unter dem Vorwand daß er zu bluterhitzend sey, verweidet und statt dessen ein Gischer genanntes Getränk auftischt, das aus den Schalen der Frucht mit Zimmet und andern Gewürzen bereitet wird. Zu de la Roque's Zeit hieß es Café à la Sultane. Erst auf meinen speciell deßfalls geäußerten Wunsch ließ mir mein Wirth wirklichen Kaffee bereiten, an dem dann allerdings nichts zu tadeln war. Aehnlich könnte es dem Reisenden an der Westküste Arabiens mit den Pferden gehen, die er, mit Ausnahme einiger Luxusartikel im Besitz türkischer Officiere, dort vergebens suchen würde. Nur im Nedsjed ist ihre Heimath, denn dort wurzeln die Stammbäume jener edlen Racen die von den Aeneze (den göttergeliebten Beni Wayl) im Hauran oder auf den Triften des Euphrats geweidet werden. In der Barke auf der ich von Dschidda nach Hodeida hinunterfuhr, war unter vieler Sorge und Noth ein unscheinbar kleines Ding von Pferd eingeschifft, das eben eine andere Seereise von Suez nach Dschidda überstanden hatte, und schon vorher nicht ohne unbedeutende Kosten von Tripolis nach Suez geschafft worden war, so daß es sich also besser zu verlohnen scheint Pferde nach Arabien zu bringen als Eulen nach Athen. In Mochha hatte ich längere Zeit zu verweilen um Vorbereitungen zu der Reise nach Aden zu treffen, da die ungünstige Jahreszeit keine Seereise erlaubte.

Die Veden.

Von M. Carriere.

(Fortsetzung.)

In der Luft wehen die Winde, die Genossen Indra's im Kampf, die Maruts, die Söhne des Rudra, des glänzenden Himmelsebers, des Flechtentragenden nach dem Knäuel dunkler Wolken, die er durch einander wirrt; auch er schleudert den Speer des Blitzes oder schwingt ihn wie eine Geißel auf die regentriefende Wolkenmasse und ruft sie mit der Donnerstimme; auch er heißt der Weise, Wohlthätige, Starke, und wird als der Lebensgeist und bewegende Herr der Welt aufgefaßt. Die Maruts sind in der Luft waltende und verkörperte geistige Mächte, geschickt verschiedene Formen anzunehmen. Sie erzeugen und vervielfältigen sich selbst wie Wogen im Luftmeer; niemand weiß woher sie kommen, wohin sie gehen. Bald schütteln sie thautriefend den Regen von ihren Schwingen, bald melken sie die Wolkenkuhe, bald rütteln sie die Wolkenbäume, bald schießen sie die Regenpfeile von ihrem Bogen, bald ist der Regen ein Schatz, den sie aus den Wolkenbergen hervorholen und herabschütteln. Sie sind brüllende Löwen im Zorn, Elephanten welche die Wälder brechen. Sie ermuthigen sich mit Gesang, wenn der Kampf beginnt. Ihre Arme sind goldgeschmückt, in schimmernden Harnischen mit Pfeil und Bogen auf rollenden Wagen fahren sie einher, die Bäume neigen sich und beugen sich, die Berge beben vor ihnen, sie bewegen Himmel und Erde. Sie sind von furchtbarer Gewalt, aber zugleich wohlthätig und segenspendend, wenn sie sowohl das düstre lichtraubende Gewölk verscheuchen als den ersehnten Regen bringen. Das Brausen des Sturmes ist ihr Gesang, ihr Loblied das sie Indra dem Sieger anstimmen.

Milderer Natur als die stürmischen Maruts, die Winde, sind die Ribhus, gleich ihnen Elementargeister oder in der Natur fortwaltende Seelen der Ahnen. Sie erinnern an Elfen und Zwerge, sind mehr ätherischer feuriger Art, kunstreiche Bildner, die den Göttern Wagen und Waffen verfertigen, liebliche Sänger und Freunde der Musik. Die Brighus, die Angirasen sind ebenfalls Genossen der Wolkenfrauen und der Winde; man will in ihnen die Blitzesgenien erkennen. Die Apsarasen, die als Heldenbräute oder Schwanenjungfrauen im Luftmeer schwimmen, sind selber lichte Wolken.

Wie die seligen Todten in Jama's Reich eingehen, wo alles Verlangen gestillt und jeder Wunsch befriedigt ist, so gelangen die Bösen nach Nirukti; wie jene den guten Geistern

der Natur, so gesellen ſich dieſe den Dämonen der Finſterniß. Die Geſtalt derſelben bleibt nächtlich, düſter, nebelhaft unbeſtimmt. Sie heißen Rakſhaſa's und werden häufig als unheimliches Nachtgevögel oder als gierige Hunde und Wölfe vorgeſtellt. Dann wachſen ſie zu rieſigen Ungeheimen empor — Vritra erfüllt die Luft wie ein weites Gebirge — ſie ſind gefräßige Unholde, die einem Gewölk ähnlich mit ſcharfen Zähnen Menſchenfleiſch witternd einherſchweifen, ſuchend wen ſie verſchlingen. Sie vermögen ihre Geſtalt zu wandeln, wie eben vor dem Auge des Phantaſievollen ſolche Wolkenformen oder nächtlich unbeſtimmte Eindrücke wechſeln, ihre Kraft wächſt im Dunkel.

Die Erde ſelbſt ward anfänglich als die dem Himmelsgott vereinte Gattin, als die Mutter der Weſen angeſehen. In unſern Liedern heißt es daß alte Sänger ſie geehrt haben, und wenn andere beſtimmte göttliche Mächte mehr hervorgetreten ſind, ſo bleibt die Erinnerung daß Himmel und Erde als Vater und Mutter, als die erſten Gründe der Dinge angebetet wurden, wie Zeus und Dione oder Uranos und Gäa in Griechenland. Zugleich vereint und getrennt, fern und nah bewahren ſie die ihnen anvertraute Stelle. Wie ſie in ihrer Jugend ſich vermählten, da brachten ſie die Götter hervor, da regten ſich die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, ſagt ein Sänger und fügt hinzu: Ich ſinge dieſe alte immerwährende Schöpfung. Eine andere Hymne hebt an:

Wer iſt der Aeltere, wer iſt der Jüngere?
Wie ſind ſie geboren? Ihr Sänger, wer weiß es?
Sie ſind gemacht die Weſen all zu tragen,
So lange Tag und Nacht wie Räder rollen.

Sie ruhen beide, ſind unbewegliſch,
Was ſich beweget und regt, ſie tragen's.
Wie liebe Eltern tren ihr Kind bewahren,
Bewahrt vor Uebel uns, o Erd' und Himmel.

Auf Erden iſt das Feuer Hauptgegenſtand der Verehrung. Sein Name iſt Agni (ignis). Gemäß der verſchiedenen Feuererzeugung wird Agni in unſern Häuſern geboren und iſt zugleich der Buſen des Himmels ſeine Wiege. Mitten in der Wolke entſtanden, hat er nicht Haud noch Fuß und birgt ſeine Glieder in dunklem Dunſt, bis er aus dem Waſſerbett hervorſpringt als der leuchtende Blitz. Er ſchläft verſteckt im Doppelholz er iſt der Sohn zweier Mütter, der Hölzer, aus denen ihn die Reibung erweckt, und die Prieſter heißen darum ſeine Väter, und er wiederum der Sohn oder Enkel der Kraft, welcher die Hölzer an einander reibt. Brauſende Flammen erneuen und erhalten ſeine Jugend. Ein leuchtender unantaſtbarer Rieſe, glänzt er wie die Sonne unter den Wolken oder wie ein goldener Wagen in der Schlacht. Bald iſt der Rauch ſein Harniſch, bald erhebt er den Rauch als ſeine Fahne. Er verzehrt die Speiſe mit goldenem Zahn, mit feuriger Zunge, und läßt die ſchwarze Spur ſeiner Wanderung hinter ſich zurück. Die Flammen ſind ſein Lockentranz, er wirft ſie wie eine ſtürmiſche Welle um ſich herum. Agni, der goldbärtige, ſchießt die Strahlen als Pfeile von ſeinem Bogen, und die Sonne ſchwirrt dazu; wenn er aufſteigt, entflieht der Feind, das nächtliche Dunkel, aber der Gott ſendet ihm ſeinen funkelnden Pfeil nach, und ſein Licht fliegt wie eine Lanze bis empor zu ſeiner Tochter, der Morgenröthe. Als die in der irdiſchen Natur waltende Kraft des Lichts und der Wärme heißt Agni das Haupt des Himmels und der Nabel der Erde; das Weltall erkennt in ihm den Herrn, der es erhält. Wie die Strahlen in der Sonne, ſo liegen in ihm alle Schätze, die ſich in den Bergen und Pflanzen, in den Waſſern und bei den Menſchen finden. Aus der Wolke macht er den Strom, der die Luft befeuchtet, und bedeckt die Erde mit träufelndem Waſſer; in ſeiner Bruſt trägt er alle Keime des Ueberfluſſes und geht in neue Pflanzen ein. Agni iſt der Urheber der Werke, die mit Hülfe des Feuers bereitet werden, er hält in ſeiner Hand alle Güter der Menſchen. Seine Kinder, die Feuerſtrahlen, ſind die Hirten der Völker und leiten Menſch und Thier. Er führt die Verirrten auf den rechten Weg. Er iſt ein ewig junger Freudenquell für die Menſchen, er iſt der Stamm der alle Güter als Zweige trägt.

Agni iſt als Herdflamme der weitſchauende Hausherr, der Verſammler der Familie, der Freund der Menſchen, der Gaſt der ſich in unſerm Hauſe wohlgefällt, der ſpeiſeverleihende Genuß, ein ſchöner Jüngling von großer Stärke. Er wird angerufen daß er das Haus ſchirme vor Dieben und vor böſen Geiſtern, daß er Reichthum verleihe. Das Feuer iſt das reine und reinigende, helle und erleuchtende Element, daran reiht ſich das Sittliche, es wird Symbol der Reinheit, Mittel der Reinigung. Agni wird angerufen daß er die Seele durch Erkenntniß erhelle, daß er ſie vor Sünden bewahre oder entfündige, daß er Kraft zum Handeln gebe und den Feinden mit ſeiner zuckenden Flamme furchtbar ſey. Er wird als der Herr der Reinheit geprieſen; glückſeliges Gemüth, Stärke und Vernunft ſoll er den Menſchen zulächeln.

„Zu dem menſchenholden, wahrhaftigen,
Dem Gebieter des wahren Lichts,
Zum ewigen Feuer ſtehen wir.
In geliebten Wohnungen freudig
Des Geworduen und Werdenden Liebe,
Agni als einziger Herr.

Das Feuer kommt im Blitz oder Sonnenſtrahl vom Himmel herab auf die Erde, und ſo iſt Agni ein Bote den die Götter zu den Menſchen ſenden; das auf Erden angezündete Feuer flammt wieder himmelwärts, und darum brennt es auf den Altären daß Agni ein Bote von den Menſchen an die Götter ſey, Opfer und Gebete zum Himmel emportrage. So wird Agni der rechte Prieſter, der Mittler zwiſchen Göttern und Menſchen. Er iſt der Opferherold; reine Butter wird in die Flamme gegoſſen, und wenn ſie aufpraſſelt trägt Agni die Gabe des Frommen zum Himmel hinan. Agni heißt der Becher mit welchem die Götter das Opfer genießen.

Wie dem Brandopfer ſich das Trankopfer geſellt, ſo gelangt neben Agni auch Soma zur göttlichen Verehrung. Die Somapflanze wird zwiſchen Steinen gerieben — mit Steinen bedrängen die Prieſter ihn — dann vom goldberingten zehn Schweſtern — den Fingern — durch ein Sieb getrieben; über einen Widderſchweif träufelt der Saft in eine Schale mit Milch

— einem Stier gleich ſtürzt er zu den Kühen. Der goldgelbe Tropfen ſchwimmt in der Milch wie der Mond am Abendhimmel. Sein klingendes Herabfallen in die metallene Schale iſt das Wiehern des Roſſes, das Brüllen des Stiers, es iſt ein Lobgeſang der ſich dem Hymnus der Sänger geſellt. Die naive Anſchauung meint aber nun mit dem Opfer den Göttern nicht bloß einen ſichtbaren Dank, ein Zeichen der Ergebung zu bringen, ſondern das Opfer iſt auch die Nahrung der Götter deren ſie ſich erfreuen, durch die ſie wachſen und Kraft gewinnen. Indra namentlich ſoll ſich im Soma berauſchen, damit er begeiſterungstrunken in den Kampf mit Vritra ſtürme, oder den Männern in der Schlacht beiſtehe und den Sieg erringe. Der Soma, der die Götter labt und ſtärkt, wird dadurch ſelber eine göttliche Kraft und Weſenheit, es wird ihm zugeſchrieben was der von ihm Erquickte thut. Viele Lieder werden ihm geſungen. Da heißt es: Beſieger der Feinde, Vritratödter, in dir paart ſich Stärke mit Süßigkeit; du erhöhſt unſer Glück, biſt die Kraft der Helden, der Tod der Feinde; komme in unſere Wohnungen, wachſe für den Trank der Unſterblichkeit, werde im Himmel für uns der köſtlichſte Nahrungsquell. Soma's Thau iſt reinigend, in ihm iſt Freude, Ruhm und Herrlichkeit. Er beflügelt den Geiſt daß er jedes Hinderniß überſchreitet, er bekleidet die Nackten, er heilt die Kranken, der Blinde ſieht, der Lahme geht durch ihn. Der Rauſch einer erhöhten Seelenſtimmung iſt Soma, iſt ſein Werk. Er ſoll in unſerer Bruſt glücklich ſeyn wie das Rind auf der Weide, wie der Hausvater im Schooß der Familie. Zu ihm rollen die Lobgeſänge wie Waſſerwogen voll Ehrfurcht und ſtürzen ſich liebend in den Liebenden.

„Du biſt der Prieſter, Weiſe du,
In deinem Meth trägſt du das All;
Zu dir geſellen alle ſich
Die Götter freudevoll zum Trank;
O Held, verleih uns Heldenkraft."

So wird die Vorſtellung ſchon in den Veden angebahnt daß man durch das Opfer Einfluß und Macht auf die Götter gewinne, daß der Prieſter der es recht zubereiten, das rechte Lied zu ſingen wiſſe, damit die Götter zum Dienſt der Menſchen bewege. Das Gebet, die heilige Handlung ſelbſt, erhält den Namen vom eifrigen Ringen, es iſt die gewaltige Erregung, die innere Anſtrengung des Menſchen, der durch Aeußerung ſeines Willens Gott für ſich beſtimmen will. Roth hat dieß durch die Ableitung des Wortes Brama (das Heilige, das Gebet) von Bri. (Ringen) dargethan; der Beweis liegt in den Veden klar vor, wenn der Herr des Gebets, Brahmanaspati, ebenſo auch Brihaspati heißt. Der Geſang, das Gebet iſt die Kraft die Indra aufrüttelt zu großen Thaten. Der Gott Brahmanaspati, die perſonificirte Macht des Gebets, gehört der ſpätern Periode der Veden an, in welcher auch Freigebigkeit und Frömmigkeit vergöttert werden; es liegt ihm keine Naturanſchauung zu Grunde, er iſt ein Gebilde des ſich ſchon entwickelnden Prieſterthums, die Kraft und Würde der Andacht wird in ihm verehrt, und Brama gilt überhaupt für das Heilige. Brahmanaspati hilft den Göttern das vollbringen wofür ſie angerufen werden. Das Gebet dringt durch zu dem Gegenſtand den es ſucht, und erobert ihn. Es iſt Brahmanaspati, der dem Beter, dem Brahmanen, in der Stimme des Donners antwortet, wenn Indra zum Kampf gegen die Dämonen angerufen wird. Brahamanaspati iſt die Seele des Opfers, deſſen Herr und Schmuck, Lobgeſang, Gebet, die heiligen Versmaße ſind für ihn was die Strahlen für die Sonne. Wer den Herrn des Heiligen als ſeinen Freund erkennt, der beſitzt eine unbezwingliche Kraft, der triumphirt. Ja endlich heißt es von Brahamanaspati, daß er die Morgenröthe gefunden und den Himmelsglanz, daß er in Sonne und Mond wechſelweis aufgehe und von der Andacht der Väter wird geſungen ſie habe den Himmel mit Sternen geſchmückt wie mit Zierath ein dunkelfarbiges Roß, in die Nacht haben ſie Finſterniß, Licht in den Tag geſetzt.

Das Gebet, das vom Herzen kommt, erhebt ſich durch die Phantaſie verſchönt zu Indra und ruft: Vernimm, o Gott, was von dir eingegeben iſt! Das Gebet wird vom Himmel mit der Morgenröthe erzeugt; es nimmt ſein ſilbernes Gewand, und ſchirrt den Göttern die Roſſe an den Wagen, oder iſt der Wagen ſelbſt der die Götter zum Opfer heranführt. Wie eine Kuh die den Hirten verloren hat, wendet es ſich zu Gott, und läßt den Verirrten im Walde die Quelle finden.

Dazwiſchen ſchlagen einige Lieder einen Ton ironiſchen Humors an. Wie Fliegen um den Honigtopf ſitzen die Prieſter um das Opfer. Wenn die Waſſer vom Himmel in den trockenen Teich gefallen, dann erheben die Fröſche ihr Gequack wie Kühe von der Stimme der Kälber begleitet. Ein Froſch kommt zum andern, und der gelbe unterhält ſich mit dem grünen. Wenn der eine dem andern geantwortet hat, wie der Schüler dem Lehrer, dann erhebt ſich ein großes Geſchrei, und alle reden auf einmal. Der eine brüllt wie die Kuh, der andere ſchreit wie der Hirſch, der eine iſt gelb, der andere grün. Verſchiedener Geſtalt führen ſie alle denſelben Namen. Von allen Orten ausgehend bilden ihre Stimmen einen ununterbrochenen Zuſammenklang. Die Prieſterſöhne, die den Soma ausgießen und um den Teich, die Opferſchale, ihre Gebete murmeln, ſind euch gleich, ihr Fröſche, mögen ſie gelb oder grün, mit der Stimme des Hirſches oder der Kuh, uns fruchtbare Weiden und langes Leben erflehen.

Doch hindert das nicht, das heilige Wort (vac), in welchem der Geiſt offenbar wird, mit gedankenvollem Ernſt zu feiern. Es iſt ſchon ein Vorklang der Johanneiſchen Lehre vom Wort als der ſich ausſprechenden Vernunft Gottes, wenn es heißt: das Wort ſey allem vorangeſetzt, ſein Name der heilvollſte. Wie der Weizen ſich reinigt im Sieb, ſo bildet es ſich in der Seele des Weiſen. Es hat Geſtalt gewonnen in den Sängern der Vorzeit, und die Prieſter ſind ſeine Träger geworden. Oder das Wort ſelber ſpricht: Ich gehe mit den Geiſtern des Lichts und der Winde, ich trage den Nachthimmel und die Sonne; ich bin Königin, ich bin Herrin des Reichthums; wen ich liebe, den mache ich weiſe, fromm und groß. Ich reiche zum Himmel und über den Himmel, und bin in allen Welten; ich athme in allem Lebendigen, ich durchdringe die Weſen alle.

Die Macht des Worts tritt in sinnlicher Auffassung durch die Besprechungen und Zauberformeln hervor; sie sind dem begreiflich der mit den Indiern eine innere geistige Macht als das Wesen der Dinge erkennt, die also das Wort hört und dadurch beeinflußt werden kann; zugleich wirkt der Glaube mit daß die Dinge das Vermögen besitzen einander ähnlich zu machen, das Aehnliche an sich zu ziehen, die eigene Art auf andere zu übertragen. Bei der Weihung des Königs sagt man: der Himmel ist fest, die Erde fest, die Berge fest, sey der König auch fest. Gegen die Gelbsucht hat die Atharvaveda den Spruch:

Nach der Sonne hebe sich von dir der gelbe Glanz, die gelbe Farb',
Mit der Farbe der rothen Kuh dafür bedecken wir dich ganz.
Mit rother Farbe decken wir dich rings, damit du lang noch lebst.
Wir geben deine gelbe Farb' den Papageien, den Sittichen,
Und in die Gelbwurz legen wir nieder die gelbe Farbe dein.

Der Jüngling der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen will, wendet sich zuerst an die Pflanze, einen Zuckerrohrstengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte.

Dieß Kraut hier ist honiggesegnet, mit Honig graben wir nach dir;
Von Honigheim bist du gezeugt, mache du uns nun honigsüß.
Auf meiner Zungenspitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigheim,
Damit du mir zu Willen seyst, meinem Geiste du an dich schmiegst;
Mein Eintritt sey dir honigsüß, honigsüß meine Rede dir,
Honigsüß sey dir mein Wort, daß mich allein du lieben magst.
Mit sich unsichmiegendem Zuckerrohr ungeb ich dich zum Liebeszwang,
Damit du mich nur lieben magst, damit du nimmer von mir gehst.

Sinnvoller, geistiger, dichterischer tritt aber der Glaube an die Macht des Gesanges und der Phantasie vielfältig in der Rigveda auf. Das Bewußtseyn erwacht daß es der Mensch ist welcher der Idee des Göttlichen durch die Phantasie die bestimmte Gestaltung gibt. Der Stoff ist da, die objective Wahrheit, von der es heißt daß sie die Erde gründete, der Dichter aber formt ihn wie das Beil das Holz zum Wagen behaut. Wir wollen, sagt ein späterer Sänger, wie unsere großen Väter arbeiten am Werke des Opfers. Sie giengen das Licht in seiner Quelle suchen; kraft ihrer Hymnen haben sie Himmel und Erde geschieden und die Pforte der Morgenstrahlen aufgethan. Fleißige Werkmeister in ihrem Verlangen die Götter zu ehren, haben sie deren Formen gebildet wie man das Erz gestaltet, dem Agni den Klarheitsglanz, dem Indra die Stärke verliehen. Mit des Geistes Auge sieht der Sänger die Götter zum Opfer kommen, und sein Mund schildert sie dem Volk, sein Lied ist der Götter Schmuck. Himmel und Erde, Fluthen und Berge vermehren Indra's Kraft, indem sie ihn lieben; er erstarkt durch reine Worte, der Lobgesang schärft ihm den Donnerkeil, Lobgesänge sind eine Nahrung der Götter, geben ihnen Kraft und Lust, und dehnen der Unsterblichen Herrschaft aus. In einer Hymne an Agni heißt es:

Gleichwie die Wasser von des Berges Rücken
Cultsprangen dir durch Saug, o Agni, Götter;
Und dich bestürmen lobreiche Heere,
Wie eine Schlacht gewonnen sich sangtragende Rosse.
(Schluß folgt.)

Die portugiesischen Weine.

Außer den Weinen welche die Portugiesen zu Madeira erzeugen, ziehen sie auch vortreffliche Sorten auf den verschiedenen Inseln die sie im Ocean besitzen; den wichtigsten Zweig ihres Weinhandels aber bilden die in Portugal selbst hervorgebrachten Weine. Aus einer vor zehn Jahren abgefaßten Uebersicht geht hervor daß siebzehn portugiesische Städte sich hauptsächlich mit dem Weinhandel beschäftigen, nämlich Viana do Castello, Braga, Porto oder Oporto, Villa Real, Braganza, Aveiro, Coimbra, Vifen, Guarda, Castello Branco, Leira, Lissabon, Santarem, Porto Alegre, Evora, Baja und Faro, welche damals ungefähr 502,040 Pipen reifen, 306,900 Pipen grünen Weins und 4850 Pipen Branntwein lieferten. Man darf daher sagen daß die Cultur des Weinstocks der wichtigste agricole Reichthum Portugals ist.

Die portugiesischen Reben haben eine Menge Arten, deren Entwicklung theils von der Natur des Bodens, theils von der mehr oder minder der Sonne ausgesetzten Lage des Erdreichs abhängt. In den Provinzen Minho, Estremadura und Nieder-Beira baut man die Rebe in Ranken. In Ober-Douro wird sie durch kleine Pfähle gestützt; man läßt sie nicht über 100—130 Centimètres über den Boden steigen. Wenn die Traube reift, bindet man die Aeste der Stöcke an den Pfahl, so daß die Frucht 10—12 Centimètres vom Boden absteht. Die jährlichen Ausgaben für diese Cultur können auf 20 bis 75 Fr. die Pipe geschätzt werden, je nach dem Grund und Boden. Im Innern der Provinz Tras-os-Montes ist die Rebe kriechend oder laufend, und man läßt zwischen den Rebstöcken so viel Raum daß ein Pflug hindurch kann. Endlich findet man in fast ganz Portugal laubenartig gepflanzte Reben. Die Vervielfältigung geschieht durch Fechser oder Steckreiser.

Die rothen Weine Portugals sind im allgemeinen sehr reich an Alkohol und von dunkler Farbe, und es gibt so viele Varietäten davon, daß hier nur die geschätztesten Sorten Erwähnung finden können; die übrigen, welche fast unbekannt sind, werden an Ort und Stelle verbraucht.

In Entre-Douro und Minho muß man zuvörderst die Weine von Lima und Moncão anführen, die stark gefärbt und von vortrefflichem Geschmack sind. Sie kommen den Burgunder Weinen am nächsten. Ihre ehemals so blühende Ausfuhr hat heutzutag aus unerklärten Ursachen beträchtlich abgenommen. Sie erhalten sich in Flaschen mehrere Jahre; wenn man sie aber in Fässern läßt, muß man alljährlich Branntwein beimischen.

Der privilegirte Bezirk, welcher die unter dem allgemeinen Namen „Portwein“ bekannten Weine erzeugt, liegt in den Provinzen Tras-os-Montes und Ober-Beira. Man theilt ihn in Ober-Corgo und Nieder-Corgo. Die Reben Nieder-Corgo's stammen aus Burgund; der Wein welchen sie liefern ist leichter als der von Ober-Corgo; die geschätzteren Sorten sind der Avarilhão und der Baſtardo. In Ober-Corgo haben die Weine Aehnlichkeit mit den französischen der Hermitage,

allein sie sind stärker und dunkler gefärbt; es kommt viel Branntwein dazu. Die berühmtesten sind: Turriga, Tinta Francesca, Tinto Cao, Tinta Lameira.

Ueber Porto allein können die Gewächse des privilegirten Bezirks eingeführt werden; keine Pipe darf von dort weggehen ohne Begleitscheine, die von den Behörden in Vegoa, dem Hauptort dieses Bezirks, ausgestellt werden; denn der Weinhandel dieser Provinz ist annoch gewissen gesetzlichen Bestimmungen unterworfen. Dieß ist alles was glücklicherweise von der berühmten Wein-Gesellschaft von Ober-Douro noch übrig ist. Diese Gesellschaft wurde im Jahr 1756 von dem Marques v. Pombal gegründet, der dadurch das Mönchswesen und die Majorate vermindern, dann aber auch den Mißcredit, in welchen die Porto-Weine in Folge der vielfachen Verfälschungen gerathen waren, beseitigen wollte; er bewilligte der Gesellschaft daher die ausgedehntesten Privilegien. Nach der Weinlese verfügten sich die Agenten der Compagnie an die Erzeugungsorte, um den Werth der Weine zu schätzen; der Handelsstand konnte nur zu den von ihnen festgesetzten Preisen kaufen; die Ausfuhr wurde auf gewisse Gegenden beschränkt. Dieses Monopol, das unerträglich ward, besteht seit 1834 nicht mehr; allein die Gesellschaft hatte, als ihre Auflösung ausgesprochen wurde, beträchtliche Schulden. Um sie zu bezahlen, mußte eine neue, aus den Actionären der alten frei gebildete, den Weinhandel im Wettbewerb mit den andern Kaufleuten fortsetzen. Es sind daher in dem gegenwärtigen Regime einige Ueberreste der alten Organisation beibehalten, und sonach besteht immer noch ein privilegirtes Gebiet von Ober-Douro. Dieser Bezirk, welcher von Norden nach Süden vier portugiesische Meilen lang und von Westen nach Osten eben so breit ist, umfaßt 16,193 Feuerstellen und 64,772 Einwohner. Sein mittleres Jahreserzeugniß beträgt 100,000 Pipen (527,000 Hektoliter); ausgeführt darf aber nur so viel werden als im Jahr zuvor erzeugt worden ist.

Porto liegt vier Meilen von der Mündung des Douro; es hat 5—6000 Häuser und mehr als 80,000 Einwohner. Es ist, nach Lissabon, die bedeutendste Seestadt Portugals und der Sitz eines Bischofs; man zählt in der Stadt eine Menge Kirchen, Klöster, Spitäler, viele Manufacturen und mehrere merkwürdige öffentliche Denkmäler. In einer der Vorstädte, zu Villanova de Gaja, dem Bercy von Porto, ist der Sitz des Weinhandels. Der Ertrag an Portweinen belief sich im Jahr 1858 auf 11,592 Pipen; im Jahr 1692 hatte sie 12,465 Pipen betragen. Der stärkste Ertrag fiel auf das Jahr 1798 mit 51,421 Pipen. Man ist gegenwärtig mit der Aufsuchung der Ursachen dieses Verfalls beschäftigt.

Rückblicke auf die politische Geschichte der großen Mächte.

2. Großbritannien.

Ein Inselstaat und eine Seemacht wie England, hat an den Händeln des Festlandes, von welchem es durch einen breiten Wassergraben getrennt ist, den noch keine Kanonenkugel durchmessen hat, wohl keinen anderen Antheil als daß es für eine gute Vertheilung des Gleichgewichtes sorgen sollte, damit nicht ein Baum über die andern Bäume in den Himmel wachse. Vor allem aber sollte es zu solchen Staaten sich neigen, die keine oder geringe Gelegenheit haben Seemächte zu werden. Nach diesen einfachen Grundsätzen möchte man denken, müßte England nichts mehr am Herzen liegen als die Erhaltung einer österreichischen Großmacht, denn fällt Oesterreich, so gibt es auf dem Festland nur noch einen Gegensatz: Frankreich und Rußland, welche beide Mächte jedoch England gegenüber nur so leicht sich die Hand reichen möchten. Oesterreich ist die einzige Macht welche Frankreichs Erweiterungsgelüsten den Zügel anlegen könnte, Oesterreich ist die einzige und die nächste Macht welche ihren Degen zwischen Rußland und Konstantinopel zu strecken vermöchte. Oesterreich ist endlich eine Festlandsmacht, die nie stark zur See werden wird, der nur die Vertiefung der Meereszunge eines Binnenmeeres gehört, während ein großes Italien, eine Halbinselnation, von nautischem Ruhm in vergangenen Jahrhunderten naturgemäß zur Ausbildung einer Seemacht schreiten muß, dann aber — zwar nicht für sich allein, wohl aber in Verbindung mit Frankreich — die Briten dermaleinst von der Herrschaft des Mittelmeeres auszuschließen vermöchte. Was England stets gescheut hatte, waren die Keime von Kriegsflotten zweiten Ranges, weil es immer von diesen eine Allianz mit Frankreich befürchtete. So vernichtete es kurz vor dem Halbinselkrieg die spanische Flotte, so die dänische vor Kopenhagen, so vor wenigen Jahren die russische im Pontus. Wenn aber England die Flotten zweiten Ranges so unbequem sind, so thut es sich sehr wehe wenn es ein Ei mit ausbrüten half aus welchem eine solche Seemacht zweiten Ranges unfehlbar ausschlüpfen muß.

Nun gibt es gar viele Staatskluge unter uns welche die Wendungen auswärtiger Politik den Launen oder dem bösen Willen einzelner Staatsmänner zuschreiben, und welche sich einbilden mit der Entfernung dieses oder jenes Namens aus einem Cabinet sey allem Kummer abgeholfen. So hatten die Gönner der Russen beim Ausbruch der letzten orientalischen Streitigkeiten Sir Stratford de Redcliffe, den damaligen britischen Gesandten in Konstantinopel, besonders scharf aufs Korn genommen, als ob er allein der Störer des Weltfriedens gewesen wäre.

Wir dagegen halten weder Lord Palmerston, noch Lord John Russell, den im Battel so beliebenen Schwiegersohn Lord Minto's, noch Hrn. Gladstone, Poerio's guten Freund, noch alle drei zusammen, noch sonst einen Matador in und außer dem Parlament, auch nicht die große literarische Garküche in Printing

Square, wo täglich eine Times aus der Pfanne kommt, noch sonst irgendeine Anstalt mit Dampfpressen, Papier und Literaten ohne Ende für den Gang der britischen Politik verantwortlich. Politische Stimmungen sind wie Frost und Thauwetter, die niemand verschuldet hat, sie kommen und gehen wie Rheumatismen und Katarrhe. Nur das ist ganz sicher daß das ächte conservative Wetter in England mehr und mehr Abschied nimmt, und die herrschende Stimmung nicht die Stimmung der ehemals herrschenden Kreise mehr ist, die Inspiration auch nicht mehr von oben in die untern Schichten der Gesellschaft filtrirt, sondern umgekehrt die obern Schichten nach dem Geist oder Instinct der mittleren Classen sich leiten lassen. Die britische Nation wandelt seit einem halben Jahrhundert mehr und mehr aus monarchischen und oligarchischen Zeiten hinaus auf den Pfad zur kahlen Demokratie. Die Monarchie in England ist nur noch eine Erinnerung, ein geschnitztes Möbel, das man nur beibehält, weil man Pietät für goldene Kutschen fühlt. Das Veto des Souveräns ist zwar in England noch immer eine Zierde der königlichen Macht oder Ohnmacht, aber eine Zierde nur. Die besten modernen Staatsmänner Englands haben trotz ihrem Schimmer von Loyalität kein royalistisches, nicht einmal monarchisches Zartgefühl gezeigt, fehlte ihnen doch sogar die Geduld einen Hofstaat nach freier Wahl des Souveräns bestehen zu lassen. Seit Sir Robert Peel den Brauch eingeführt hat daß die Königin ihre Bedienung im Palast und ihren Unterhaltungskreis aus den Familien der herrschenden Partei wählen und mit dem Sturz der Parteien wechseln muß, ist die Monarchin zur Dulderin für alle Parlamentsschlachten geworden, und muß sich heute whiggistisch und morgen torystisch von ihren Damen langweilen lassen. Ja es können noch Tage kommen wo diese Langeweile ihr wie das goldene Zeitalter erscheinen wird, denn wenn dermaleinst die HH. Cobden, Bright und Roebuck zu den Aemtern dieser Welt gelangen, dann gibt es eine radicale Tafelrunde im Windsor-Palast.

Die Königin kann sich trösten daß sie nicht der einzige hohle Götze im britischen Reiche ist. Auch das Oberhaus fängt an thönern zu klingen; die Lords besitzen zwar noch die Freiheit Gespräche zu halten und sich gegenseitig anzuhören, auch ihre oratorischen Leitartikel dann im Hansard abgedruckt zu lesen, aber factisch besteht die Macht der Lords höchstens noch in einem aufschiebenden Veto anstößigen Gesetzen gegenüber. So mußte das Oberhaus die Juden ins Parlament lassen, obgleich jeder einzelne Lord wenn er Lord seines parlamentarischen Ja oder Nein gewesen wäre, ganz sicherlich gegen die Zulassung gestimmt hätte. Als das Unterhaus forderte, war der Widerstand zuletzt nicht mehr räthlich. In diesem Sommer noch als das Oberhaus die Papiersteuer durch sein Veto rettete, weil beinahe die gesammte außerparlamentarische öffentliche Meinung es wünschte, und im Parlament selbst trotz der abgezählten Majorität für die Abschaffung eine clandestine Mehrheit gegen die Abschaffung vorhanden war, selbst damals wagte das Oberhaus sehr viel durch seinen verwegenen Beschluß, und hätte nicht Lord Palmerston, der unbeschadet seiner Eigenschaft als Whighäuptling in Verfassungsdingen streng conservativ denkt, wenn er auch manchmal anders handeln muß, durch seine tactvolle Verwahrung den losbrechenden Sturm wieder beschwichtigt, wahrscheinlich wäre aus den Reihen der Radicalen ein: Nieder mit den Lords! erschollen.

Das Haus der Gemeinen ist ebenfalls im Laufe dieses Jahrhunderts seiner Bezeichnung immer gerechter geworden. Durch die Test- und Corporationsacte wurde zuerst den Dissentern die Thür zum Unterhaus geöffnet, und dann folgte mit logischer Consequenz die Zulassung der Katholiken nach. Ganz sicherlich sind die Grundsätze religiöser Toleranz die letzten die wir tadeln wollen, hier hatten sie aber ganz sicher den Erfolg das Wahlrecht immer flacher auszudehnen. Dann kam Lord John Russells große Reformbill mit der Herabsetzung des Census auf zehn Pfund und die Einziehung der Wahlrechte einer Menge verrotteter Burgflecken. Und doch haben selbst diese faulen Wahlplätze der britischen Nation manche gute Dienste geleistet. Es waren doch nur eine Anzahl Reviere wo die Bestechung zur Institution geworden war, bestechen konnten nur sehr reiche Männer oder Familien, und es war immerhin gut daß ausnahmsweise auch der blanke Reichthum an sich schon in das Parlament führte. Wichtiger noch war es daß dadurch junge Männer angesehener Familien außerordentlich früh ins Parlament und selbst in die Regierung gelangten. Durch die Pforten bestechlicher Wahlflecken sind der zweite Pitt, Sir Robert Peel und Lord Palmerston, welcher als junger Mann von etlichen zwanzig Jahren bereits Minister wurde, in das Parlament getreten. Durch so frühzeitiges Zuhören, Beobachten und Versuchen bildeten sich dann jene sicheren Staatsmänner, zu denen unbestritten Lord Palmerston zählt, die nichts mehr in Verlegenheit setzt, die so oft beschämt wurden daß sie sich das Verlegenwerden abgewöhnt haben, die so vielmal schon siegten und so vielmal unterlagen um nicht mehr den Gleichmuth und die Ironie zu verlieren. Die parlamentarischen Cadetten werden jetzt nach Vertilgung der faulen Wahlplätze wohl wegfallen müssen. Zwar ist es nichts unerhörtes daß auch demokratische Körperschaften junges Blut ins Parlament wählen, das sind dann aber in der Regel oratorische Coulissenreißer, wie sie in der Menschenschwüle öffentlicher Versammlungen ein Meer von Köpfen und Hüten zu dummen Streichen zu begeistern pflegen, niemals aber wird es einer nüchternen und gut genährten Wählerschaft einfallen einen jungen Menschen weil einmal etwas aus ihm werden könnte ins Unterhaus zu schicken, damit er während seiner Flegeljahre mit aufgesperrtem Mund und Ohren die Geister des Westminsterpalastes auf einander schlagen höre.

Nach der großen Reform folgte noch die Zulassung der Juden, und im letzten Jahr die todtgeborne Bill Lord John Russells mit einer Herabsetzung des Census auf sechs Pfund. Noch bewahren freilich die Briten große Unterschiede vor der Verfassung der Vereinigten Staaten. Die laute Abstimmung sichert den herrschenden Classen noch immer großen Einfluß über die abhängigen. Die Wahlrechte sind noch immer wie Privilegien über das Land nach dem historischen Rang und

nicht nach der Kopfzahl vertheilt. Schon darin liegt ein aristokratischer Trieb der wohlthätig wirken kann, wenn man nur immer mit der Zeit nachbessert und Wahlrechte erlöschen läßt die zur Lächerlichkeit geworden sind. In England sind die Wahlen auch auf einzelne kleine Körperschaften vertheilt, nicht wie in den Vereinigten Staaten, wo jeder Wähler sämmtliche Deputirte eines Staates bezeichnet, so daß aus einem Staat entweder nur Demokraten oder nur Republicaner als Vertreter hervorgehen, und die höher zählende Partei auch die ausschließend herrschende wird.

Hat also das britische Volk noch gar manche Schranken vor sich bis zur flachen aller Demokratien, so kann man doch alljährlich eine immer größere Charakterannäherung an die Vettern über den dicken Wassern wahrnehmen. Die Radicalen im Parlament suchen ihre Muster nicht mehr daheim, sondern längst in der atlantischen Perspective. Jetzt freilich sind die Parlamentssitze über die sie verfügen noch gering an Zahl, aber sowie das Wahlrecht so erniedrigt wird daß die Lohnarbeiter es erreichen können — und dieß geschieht ganz sicherlich bei einem 6 Pfd. Maßstabe — dann wird in England die kahle Demokratie unbedingt zur Herrschaft gelangen. Gar vieles ist jetzt schon anders geworden. Genügt doch die Anwesenheit eines radicalen Bruchtheiles im Parlament um die Politik conservativer Staatsmänner zu brechen. Wer vor einer öffentlichen Kritik erscheinen muß, selbst wenn er eine ungestüme Mehrzahl auf seiner Seite hätte, macht unwillkürlich im Stillen Zugeständnisse. Das ist umgekehrt das Geheimniß der festländischen amtlichen Presse. In der Regel findet diese Literatur keinen oder nur einen sehr geringen Absatz, und es mag wohl manchem Minister schon der Gedanke gekommen seyn, warum der Staat so viel Geld für dieses kostbare Fließpapier ausgebe. Wenn aber die amtliche Presse nicht wäre, so könnte die unbezahlte Presse leicht ins Maßlose sich verirren, denn wenigstens die Journalisten müssen die amtlichen Blätter lesen, und niemand sieht sich gern einer öffentlichen Mißbilligung ausgesetzt wenn sie nur den geringsten Schein der Berechtigung trüge. Aehnlich aber in viel stärkerem Grade wirkt die Vertretung des radicalen Englands im Parlament auf conservative Staatsmänner.

Wie mehr und mehr die Briten sich amerikanisiren, kann man an dem Tone ihrer großen Zeitungen merken. Zeitungen wie sie in England erscheinen, stützen sich auf großen Absatz und müssen dann dem Geschmacke ihrer Abnehmer gehorchen. Nun hat in England der Wohlstand der untern Classen seit zehn Jahren beträchtlich zugenommen, die Menge welche Zeitungen bezahlt hat sich daher in gleichem Grade vermehrt. Auch dadurch daß der Volksunterricht immer mehr sich ausgebreitet hat, wird unter die Massen politisches Verständniß verbreitet. Dieß wäre nun freilich kein Unglück sondern ein Segen, wenn man ihnen das volle Verständniß geben könnte. Das Halbwissen ist aber für jedermann gefährlich, und besser wäre das Garnichtswissen, wenn man nicht nothwendig durch das Halbwissen zum Ganzwissen vordringen müßte. Wenn man englische Urtheile vor der alten Gediegenheit, von klarem unbestechlichen Blick und ohne Leidenschaft lesen will, so muß man die große Presse der Hauptstadt jetzt ganz bei Seite legen und nach Wochen- oder Monatsblättern greifen, die in einem kleinen Kreis gesammelter Leser circuliren. Auch in den Vereinigten Staaten gibt es noch solche weiße Raben, wie es dort noch manche staatsmännische Kraft gibt, aber alle solche Hochbegabten, die nur ein wenig Selbstachtung besitzen, haben sich dort aus dem tiefsiefen Schmutz des öffentlichen Lebens längst nach der Stille Bostons gerettet und räumen gern den „Mäuern des Volkes“ den Platz, woher es kommt daß in letzter Zeit nicht Ein bedeutender Staatsmann in den Vereinigten Staaten zur öffentlichen Gewalt gelangt ist, vielmehr sämmtliche Präsidenten, Minister und Senatoren nur handfeste Parteihäuptlinge waren. Aber auch im britischen Parlament droht eine merkwürdige Oede einzubrechen, wenn das jetzige Geschlecht der parlamentarischen Triarier ausgestorben seyn wird. Mit Ausnahme von Bulwer ist kein einziger jüngerer Mann in den letzten zehn Jahren aufgetreten, dem man eine Zukunft zutrauen könnte. Zukunft haben nur Leute wie Cobden und Bright, denn nicht einmal der gesunde Schlag von Radicalen, zu dem Hr. Roebuck zählt, will frische Schößlinge treiben. Gewiß muß der wahre Freund britischer Größe trauern wenn solche Quäker- und Webermeisterseelen den normannischen Geist aus der englischen Politik mehr und mehr verdrängen. Die Radicalen waren es vorzüglich durch deren Hülfe das letzte Torycabinet nach Ausbruch des italienischen Krieges stürzte. Bright und Cobden hatten indessen weniger Theilnahme für die Italiener als Furcht in einen großen Continentalkrieg verwickelt zu werden. Selbst die Einverleibung Savoyens dünkte ihnen ein geringes Uebel wenn man nur dem schlimmeren, einer Vermehrung der Staatsschuld entgienge. Die nämlichen Leute sind es welche beständig Friede und Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon predigen, nicht weil sie den Mann der Staatsstreiche lieben, sondern weil sie seine Macht zu schaden, vor allem aber die Kostspieligkeit kriegerischer Vergeltungen fürchten: aus Geiz möchten sie Heer und Flotte auf dem möglich niedersten Stand lassen und allen Kriegeshändeln lumpig und bescheiden aus dem Wege gehen, geistesverwandt mit den Holländern, deren afiatische Geschichte reich ist an glänzenden Beispielen, wie viele Beschimpfungen man in Geduld zu ertragen vermag, ohne sich in die Unkosten süßer Rache zu stürzen. Daß ein großer Staat seinen Rang und seine Geltung oft sündlich theuer bezahlen muß, wollen diese schneidverhaften Staatsmänner nicht mehr gelten lassen, sie bringen gegenüber der ritterlich-liederlichen Staatsführung während der Festlandskriege vielmehr darauf daß alles sauber und kläglich verlaufe.

Daß schon das Urtheil und die Leidenschaft der Massen sich überall geltend machen, nicht der Wille klarsehender, zum Herrschen geborner Männer, bewies uns das Lärmen und Trommeln über die Züchtigung eines unerzogenen britischen Reisenden auf einer deutschen Eisenbahn. Wenn wir gern glauben daß auch die preußische Polizei in jenem Fall wieder einmal sich Anstrengungen nicht verdrießen ließ um sich unerträglich zu machen, so stand doch die Erbitterung der „britischen Nation“

in keinem Verhältniß zum Gegenstand. Wäre zu Pitts Zeiten im Land eines Alliirten einem Briten eine wahre Unbill von jenen Dimensionen widerfahren, niemand als die Betheiligten hätten von einer solchen Bagatelle etwas vernommen, auch würde man sich in Zeiten aristokratischer Herrschaft nicht leicht einer Person angenommen haben die sich durch einen allzubehenden Gebrauch von Arm und Faust Widerwärtigkeiten zugezogen hatte. Gerade über solche internationale Bagatellen krähen aber die demokratischen Hähne am hellsten, sie sind die Leibgerichte der Massen, welche gern bereit sind die „Ehre der Nation“ bei der Bestrafung von Unarten verletzt zu sehen, uneingedenk des goldenen Spruches in Polonius' Munde daß man sich nicht regen solle ohne große Ursach. Der Aerger schwoll bis zu dem Grad, daß ein ganzer Staat die Impertinenz eines seiner Polizeibedienten entgelten mußte, und es fehlte wenig daran daß die Engländer den Preußen nicht den Verlust der Rheinlande gegönnt hätten, bloß weil ein Civis Romanus ins Carcer gesperrt worden war. Ein solches pueriles Aufbrausen der öffentlichen Stimmung und Vergessen aller nationalen Zurückhaltung, die sich große Nationen auferlegen müssen, ist ein deutliches Merkmal daß in England die Presse rein dem Temperament unreifer Massen folgt.

Auf solchen Wassern schaukeln sich auch die englischen Staatsmänner, wohl bedacht die Richtung der öffentlichen Meinung zu errathen oder ihr zu dienen, oder ihr wenigstens nicht in den Weg zu treten. Wir sehen deutlich daß selbst die Parteihäupter nicht mehr die Wege gehen die sie, sondern die Wege die andere wollen. Lord Derby und die conservative Partei hätten, wäre ihr Wille frei gewesen, gewiß beim Einrücken der Franzosen in Italien sich bewaffnet auf die Seite Oesterreichs geschlagen, aber ihr Gebieter, die despotischen Massen, verlangten das Fernbleiben von jenen Händeln. Lord Palmerston umgekehrt hat für Lord John Russells Reformbill stimmen müssen, obwohl er, Aristokrat von Fleisch und Blut, jede weitere Verstachung des Wahlrechts innerlich verabscheuen muß. Wir tadeln dieses Abstumpfen der eigenen Grundsätze nicht, denn im Entsagen liegt vielfach die höchste politische Kunst. Haben die Zeiten einmal die Richtung zur Demokratie, so ist es äußerst gefährlich durch Zwangsmittel diese Bewegung hemmen zu wollen, weil durch die äußerliche Spannung die feindlichen Kräfte sich sammeln, bis sie gewaltsam sich den Weg brechen, und dann gewöhnlich über das anfängliche Ziel hinausgehen. England hat in den Vereinigten Staaten eine unvergeßliche Lehre empfangen daß man Völkern die eines festen Willens fähig sind, auf die Dauer kein Joch auferlegen kann. Oesterreich erfährt jetzt wie gefährlich es war eine Revolution niederzuschlagen ohne sie zu befriedigen. Man mag trauern daß die Zeiten Wandlungen vorbereiten die uns nicht gefallen wollen, aber wer diese Wandlungen verhindern will, der verbraucht seine besten Kräfte in einem Kampf mit Windmühlen.

Bei dieser Lage der englischen Gesellschaft ist es höchst müßig einzelne Minister für die auswärtige Politik verantwortlich zu machen. Sie müßten, selbst wenn es gegen ihren Geschmack wäre, für das sardinische Italien Theilnahme blicken lassen und Battel studieren, sonst könnte es ihnen den Platz auf dem Wollsack und auf andern Säcken kosten. Der einzige britische Minister von dem man sagen kann daß er mehr als andere die öffentliche Stimmung in England verwelscht habe, ist Hr. Gladstone, der talentvolle Verfasser des letzten verunglückten Budgets, sowie noch unvergeßlich durch seine frühere mißrathene Sendung nach der jonischen Republik. Gladstone steht seit 10 Jahren und länger im Verkehr mit den ehemaligen italienischen Verbannten. Er hauptsächlich hat sehr viele Märchen [1] von den Foltern und Kerkern Königs Ferdinands von Neapel in Umlauf gesetzt oder wenigstens sich mit seinem Namen dafür verbürgt. Fast jeder Engländer übrigens der längere Zeit in Italien gelebt hat oder gereist ist, mußte von dort als ein Feind der absoluten Regierungen und ein Emissär der stillen Revolution heimkehren. Schon die Plage der Päße und Paßpolizei kann sehr fromme und conservative Gemüther in Nattern verwandeln, jedenfalls hatten Reisende von den vielen Regierungen Italiens nichts als Unannehmlichkeiten zu spüren, und mußten merken daß man sie für ungebetene und nicht gern gesehene Gäste hielt. Alles Anstößige das den Engländern in Italien auffiel, kam bei gereizter Stimmung dann auf Rechnung der absoluten Regierungen. Endlich aber war die italienische Erhebung eine Sache des „Volkes“ gegen den „Despotismus,“ und das ist allüberall für den Liberalismus von reinem Wasser oder für das Wasser des reinen Liberalismus hinreichend, um sich über eine Frage des gesammten Weltheils zu entscheiden; dazu kommt daß die Revolution dießmal leichtes Spiel fand, und anfangs die Fürsten durch Flucht und Rettung ihres Privateigenthums der Würde ihrer hohen Stellung tief schadeten, bis der Papst durch reßgirtes Ausharren und König Franz von Neapel durch zähes, zollbreites Zurückweichen ein besseres Beispiel gaben. Die öffentliche Meinung in England wird

[1] Welche Albernheiten und offenbaren Erfindungen die Engländer glauben, beweist folgende Anekdote. Man wird sich erinnern in diesem Frühjahr in englischen Blättern die schauerhafte Geschichte gelesen zu haben daß neapolitanische Kerkermeister so grausam gewesen seyen eine Nachtigall zu blenden, deren Gesang der einzige Trost eines politischen Büßers in Eisen gewesen war. Diese Thatsache können wir selbst als historisch verbürgen, doch war es kein Kerkermeister der den Singvogel blendete, sondern ein Bogenschütze, auch scheint sich die Unthat nicht in Neapel, sondern in Spanien, auch nicht in diesem Jahrhundert, sondern jedenfalls vor dem Jahr 1511 zugetragen zu haben, wo die unter dem Namen „alter Romancero“ bekannte spanische Volksliedersammlung bereits gedruckt wurde und wo das schöne Lied folgendermaßen klingt:

Que por mayo era, por mayo,
cuando los grandes calores,
cuando los enamorados
van servir á sus amores,
sino yo, triste mezquino,
que yago en estas prisiones,
que ni sé cuándo es de dia,
ni ménos cuándo es de noche
sino por una avecilla
que me cantaba al albor:
matómela un ballestero;
¡déle Dios mal galardon!

nur gar zu leicht von dem Erfolg beherrscht. Solange die Dinge gut gehen, haben die Sympathien über dem Canal niemanden gefehlt. Wäre dagegen der dießmalige Aufstand der Italiener so kläglich verlaufen wie 1821 oder 1849, so hätten für Spott, Hohn und politische Belehrung in Großbritannien, wenigstens die Verunglückten nicht zu sorgen gebraucht. Wenn sich für Oesterreich das Glück wieder wenden sollte, so würden die stolzen Briten gleich bei der Hand seyn und die Unverwüstlichkeit des Kaiserstaates wieder anerkennen. Das beste ist daher sich um das Urtheil der wankelmüthigen Abonnenten der Times nicht zu kümmern, besonders da das heutige Geschlecht der Engländer entschlossen zu seyn scheint seine Sterlinge nicht in europäischen Gleichgewichtsfragen zu verpuffen, solange es keine Flotten oder keine Häfen zu zerstören gibt.

Auch das sieht das heitere Völkchen nicht daß niemand mit der Revolution ungestraft spielt. Wir wollen gar nicht nachschlagen was Battel über die Siebeninselrepublik, über das halb saracenische, halb italienische Malta, über die brittischen Kunstbauten auf der europäischen Seite der Straße von Gibraltar sagt, denn wenn wir nicht irren, starb der gelehrte Holländer zu vorschnell um über diese Dinge seine Meistersprüche hören zu lassen. Aber es sind nicht im Mittelmeer allein solche Widersprüche der britischen Herrschaft mit dem Dogma der Völkerautonomie zu besürchten, sondern auch die Canadier könnten trotz aller Gastrollen ihres Kronprinzen später einmal über den Genuß einer Abhängigkeit von England anders Sinnes werden, während die gestissentlich so zerspaltenen Staaten Australiens einen freien Staatenbund selbst den gelegentlichen Gastrollen eines Prinzen vorziehen möchten. Der wunde Fleck der britischen Herrschaft liegt jedoch nicht in den atlantischen oder pacifischen Ländern, sondern zwischen Indus und Ganges. Die Revolution welche 1848 in Oesterreich ausbrach, war ein Mahnruf für diesen Staat sich zu verjüngen. Man zog aber aus dem Erlebten nicht die Lehre daß das Metternich'sche System die Quelle des Unheils, sondern daß man noch viel zu wenig Metternich gewesen sey. Man hatte den Mahnruf mißhört, und das Schicksal ließ nicht mehr auf sich warten. Ganz ähnlich hat die Revolution in Indien geklopft. Sie hat die Briten gemahnt daß ihre Eroberungen größer geworden sind als die Kräfte sie zu erhalten, daß sie rascher einverleiben als verdauen konnten und ihren Magen mit Steinen angefüllt haben. Nach Besiegung der italienischen Revolution sannen die Oesterreicher nicht wie sie ihre Unterthanen versöhnen und befriedigen könnten, sondern lähmten das Land durch einen fortwährenden Kriegszustand. Aehnlich handeln die Engländer in Indien. Anstatt die Zahl der Schutzstaaten wieder zu mehren und das Gebiet der britischen Herrschaft einzuschränken, schicken sie 80,000 Mann nach den Präsidentschaften um einen zweiten Aufstand niederschlagen zu können, leider nur zum rettungslosen Ruin der indischen Finanzen. Die Engländer haben daher kein Recht den Oesterreichern vorzuwerfen daß sie von ihren frühern Erlebnissen nichts gelernt haben, denn sie selbst, die Briten, haben weder von den Sipahis in Indien noch von den Oesterreichern in Italien etwas gelernt. Geradeso verhängnißvoll wie es für Oesterreich wurde daß es mit Begierde unpopulären Interventionen nachjagte, während es daheim in entkräftende Verschuldung fiel und die eigene Revolution nicht bewältigen konnte, ebenso muthwillig sind die Briten, ehe sie überhaupt in Indien etwas gethan haben als ihre Herrschaft drückender zu machen, in den Krieg gegen die „verrätherischen" Chinesen gestürzt. Wir sind überzeugt daß die Engländer nicht an Eroberungen in China denken, sonst hätten sie nicht die Franzosen sich beigesellt. Wenn man aber nicht erobern will, was helfen dann alle Siege sobald der Gegner nicht um Frieden bittet, und man zuletzt unverrichteter Dinge abziehen müßte? Die Alliirten sind nach Peking gerathen wie Napoleon einst nach Moskau. Freilich haben die Seemächte nicht wie Napoleon eine große Armee zu verlieren weil sie keine aufs Spiel gesetzt haben, auch keinen Winter auf den sarmatischen Ebenen wie er zu fürchten. Wie aber Napoleons glänzender Eroberungszug in Zerrüttung ausartete von dem Augenblick an wo der Gegner nicht um Gnade in die Kniee fiel, so fragt es sich jetzt auch für die Alliirten ob der himmlische Kaiser bitten wird oder nicht. Warum die Briten, die doch in solchen Verwicklungen stecken, so flott auch äußerlich ihre Machtstellung aussieht, ihre alten Alliirten auf dem Continent im Unglück verlassen, und sich um die Freundschaft eines Volks bewerben welches bis jetzt nur seine Fertigkeit im Verschwören und im Verrathen seiner Fürsten gezeigt hat, das findet nur der erklärlich welcher in England das Herrschen der unüberlegten demokratischen Elemente an der Stelle berechnender Staatskunst wahrnimmt.

Der Feigenbaum.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Der Feigenbaum stammt aus Asien; er hat die älteste Genealogie, denn die Genesis macht ihn zu einem Zeitgenossen des irdischen Paradieses. Er scheut die Kälte, und zeigt sich gegen dieselbe ebenso empfindlich wie der Oelbaum; wie dieser schießt er mit wundervoller Kraft aus seiner Wurzel auf, welche durch die Erniedrigung der Temperatur nie abstirbt.

In den Gegenden Afrika's in welchen der Feigenbaum am verbreitetsten ist, gibt es eine große Anzahl von Arten, allein die meisten sind uns nur botanisch bekannt; im Süden Europa's, besonders in Griechenland, Sicilien und Spanien, baut man ebenfalls viele Varietäten, von denen mehrere in Frankreich eingeführt zu werden verdienten; diejenigen welche man in der Provence anpflanzt, zerfallen in zwei Abtheilungen: die weißen und die gefärbten Feigen. Die geschätzteste in der ersten Kategorie ist ohne Widerspruch die Marseille'sche, eine kleine, runde, sehr feine und ungemein zuckerhaltige Feige, die gegen Ende Augusts reift; dann kommen die bourjasoite und die verdale, beide sehr gesucht als Feigen zum Dörren; die pécoyule der Antiben, eine ausgezeichnete fühlende Frucht, und der Col de Segnore, besonders ein-

heimisch im Departement der Ostpyrenäen. Die zweite Kategorie umfaßt unter andern die poulette, die Goldfeige oder Jägerhorn, die bernissotte, die Salerner Feige (mouissonne), harthäutig, im Handel wenig gesucht, aber von vortrefflicher Beschaffenheit; endlich die graue Feige oder die observantine.

Der Feigenbaum kommt fast in jedem Erdreich fort, mit Ausnahme des feuchten; dessenungeachtet gedeiht er in reichen und kühlen Feldern am besten. Seine Entwicklung und seine Früchte stehen stets in unmittelbarem Verhältniß zu der Fruchtbarkeit des Bodens. Hierin liegt der Grund warum die mitten in die angebauten Felder gepflanzten Bäume, die auf diese Art von dem Dünger und der den andern Gewächsen zu Theil gewordenen sonstigen Behandlungsweise Nutzen ziehen können, sich fruchtbarer zeigen als die in unangebauten Feldern oder zwischen nie gedüngten Aeben wachsenden Feigenbäume.

Der Feigenbaum ist mit zahlreichen und starken Wurzeln ausgestattet, die sich gewöhnlich mehr in der pflugbaren Erdschicht ausbreiten als sich tief in den Boden einsenken; sie nehmen diese letztere Richtung nur in so weit, als sie nahe an der Oberfläche die Kühle nicht finden die sie so gern aufsuchen.

Der Feigenbaum pflanzt sich mit derselben Leichtigkeit fort mit der er aus seiner Wurzel wieder ausschlägt. Das Ziehen der Feigenbäume aus Samen ist ungebräuchlich; es entstehen daraus nur Wildlinge die sehr langsam wachsen. Man vervielfältigt diesen Baum nur durch Steckreiser. Hiezu wählt man nicht einfache aufs Gerathewohl genommene Schößlinge, sondern einen jungen 1 Mètre langen Zweig, der an seinem untern Ende mehrere Verästelungen zeigt. Nachdem man eine 1 Mètre 50 Centimètres breite und 50—60 Centimètres tiefe Grube gegraben, pflanzt man das Steckreis hinein, indem man seine Aeste rechts und links ausbreitet, und sie sorgfältig festmacht; sodann richtet man den Mittelzweig bis zur Bodenfläche auf und füllt die Grube mit Erde aus, so zwar daß das Auge oder die Knospe des Schößlings auswärts schaut. Pflanzt man den Baum in der Nähe einer Mauer, so verfährt man auf dieselbe Weise, mit dem einzigen Unterschied daß man den Mittelzweig des jungen Schößlings in einiger Entfernung von der Mauer, und nicht in unmittelbarer Berührung mit derselben, einsetzt. Man kann den Feigenbaum auch durch gut eingewurzelte Stücke oder durch die Wurzeln fortpflanzen welche außerhalb des Bodens angetrieben haben; allein Hrn. Gasparin zufolge haben die aus solchen Auslänfern gezogenen Feigenbäume den Fehler daß sie selbst wieder eine große Anzahl solcher Triebe hervorbringen.

Februar und März sind die gewöhnliche Anpflanzungszeit des Feigenbaums; einigen Schriftstellern zufolge würde der Herbst vorzuziehen seyn. Im ersten und zweiten Jahr muß man den Boden weich und von schlechtem Grase rein erhalten. Wenn der Jahrgang oder der Boden allzutrocken ist, begünstigt das Begießen das Wurzelfassen der Steckreiser ausnehmend; sind diese gut eingewurzelt, so kann man den Feigenbaum sich selbst überlassen — er ist hart genug um besonderer Pflege zu entbehren, und man hat ihn nur von den Augtrieben zu befreien, die oft in großer Menge aus seinem Wurzelstock hervorwachsen und ihn wie wahre Schmarotzerpflanzen aushungern und erschöpfen.

Der Feigenbaum ist ungemein fruchtbar: er trägt jährlich stets zwei Ernten; jedes Blatt läßt, wenn es im Herbste fällt, an der Stelle die es einnahm eine oder mehrere Feigen im Embryo-Zustande zurück, die während des Schlafs des Saftes unthätig bleiben, bei dessen Erwachen aber der Belaubung zuvorkommen, wachsen, sich entwickeln und unter dem Namen „Blumenfeigen" im Juni und Juli reifen: diese Feigen bilden die erste Ernte. Die zweite Befruchtung zeigt sich am neuen Holz des Frühlingstriebs; sie erlangt ihre Vollkommenheit erst lange nach der der Blumenfeigen — zuweilen, bei den frühzeitigsten Arten, zu Ende Augusts, am gewöhnlichsten im Laufe oder zu Ende Septembers, und oft auch, bei den späten Arten, im October; das Sinken der Temperatur allein scheint der auf einander folgenden Früchte-Erzeugung Einhalt zu thun; auch zeigt sich gegen Ende Octobers der Baum mit Feigen jedes Alters und jeder Größe beladen, von denen aber nur ein Theil zur vollen Reife gelangt.

Sämmtliche Sommer- oder Blumenfeigen sind sehr wässerig, und würden sich zum Dörren nicht eignen. Man pflückt sie daher frisch um unverzüglich verkauft oder gegessen zu werden, sobald sie die gehörige Reife erlangt haben, denn in diesem Stadium werden sie von Schimmel befallen. Die Feigen der zweiten Ernte haben weniger wässerige Bestandtheile; sie halten sich besser, eignen sich aber nicht sehr zum Aufbewahren wenn man sie für den täglichen Verbrauch pflückt: die Feige ist eine zarte und flüchtige Frucht, welche keine Verzögerung im Einheimsen zuläßt wenn sie vollreif ist; auch wenn sie frisch verkauft werden soll, pflückt man sie einige Zeit vor der Vollreife. Anders verhält es sich damit wenn man sie in eine gedörrte, haltbare Frucht verwandeln will; es ist dann nothwendig ihre unbedingte Reife abzuwarten, um die Austrocknung der Frucht erfolgreich bewirken zu können.

Die auf dem Baume vollständig reif gewordene Frucht verwelkt dort allmählich ehe sie vertrocknet, und wird gewissermaßen syrupartig. Unter dem abwechselnden Einfluß der Sonnenwärme und der kühlen und feuchten Herbstnächte ändert sich ihr Fleisch, es gährt, und würde sich bald vollständig zersetzen um den diesen beiden Vernichtungsagentien unzugänglichen Körnern einen Austrittsweg zu verschaffen, wenn die Betriebsamkeit des Menschen sich nicht der Frucht bemächtigte um sie einer künstlichen Austrocknung zu unterziehen, und sich ihren Genuß für längere Zeit zu sichern.

Die zum Dörren bestimmten Feigen pflückt man im September, wenn sie sich an ihrem Stiel zu senken anfangen. Es gibt nichts einfacheres als ihr Austrocknen, wenn schönes Wetter es begünstigt; es genügt sie an der Sonne auszubreiten, und sie, indem man sie Abends wegnimmt, vor jeder Feuchtigkeit zu schützen. Wird dieses Geschäft sorgfam geleitet, so entgeht die Feige dem innerlichen Schimmel, und behält ihre angenehme Süße ohne den mindesten Beischmack von Bitterkeit. Allein hiezu muß man in der zweiten Hälfte Septembers eine Reihenfolge schöner Tage haben, die man zu dieser Zeit jedoch nicht immer erhält; Regen oder eine feuchte

Atmosphäre hindern manchmal die Austrocknung, so daß ein Viertheil oder selbst ein Drittheil der Ernte verloren geht. Sowie die Feigen den größten Theil ihrer wässerigen Bestandtheile verloren und den gewünschten Grad der Trockenheit erreicht haben, schützt man sie in der Vorrathskammer vor Feuchtigkeit bis die Ernte gedörrt ist.

Ist die Jahreszeit kalt oder verschafft die Sonne keine genügende Austrocknung, so bestreut man die Feigen leicht mit Mehl; man entfernt so die letzten Ueberreste der an der Frucht noch haftenden Feuchtigkeit. Wer besondere Sorgfalt auf dieses Geschäft wenden will, fördert die Austrocknung auch dadurch daß die Feigen, eine nach der andern, an Dorngesträuchen aufgehängt werden. Dieß ist zwar ein vortreffliches Mittel, allein nur kleine Grundeigenthümer können Gebrauch davon machen; im großen ist es unanwendbar.

Wenn das Dörrungsgeschäft vollendet ist, schreitet man zum Auslesen. Die erste Qualität besteht aus vollkommen fehlerfreien Feigen; man reiht sie lagenweise in Kisten übereinander, macht aber jede einzelne Lage sorgfältig eben. Bei den Feigen zweiter und dritter Qualität gibt man sich nicht so viel Mühe. Die Feigen erster und zweiter Auswahl werden zum Verbrauch verkauft, die letzten Qualitäten sind zur Nahrung der Drosseln und Amseln bestimmt, wovon kein Marseiller ermangelt sich einen Vorrath für seine Lieblingsjagd mit den Lockvögeln anzuschaffen.

Es ist sehr schwer den Höchstertrag des Feigenbaums anzugeben; im Winter von 1820 sind alle alten Feigenbäume der Provence zu Grunde gegangen, so zwar daß die ältesten Schößlinge derselben jetzt mehr nicht als vierzig Jahre alt sind. In der Umgegend von Tunis und in der Levante soll es Bäume geben welche 12 Mètres im Durchmesser haben und 150 Kilogramme dürre Feigen liefern; in Frankreich erzeugt ein vierzigjähriger Baum, der mit seinem Schatten eine Fläche von 7 Q. Mètres bedeckt, unter gewöhnlichen Verhältnissen ungefähr 12 Kilogramme dürrer Feigen.

Der Anbau des Feigenbaumes hat in Südfrankreich seit vierzig Jahren so sehr abgenommen, daß an vielen Punkten, im Arrondissement Aix z. B., der Gebrauch des Dörrens der Feigen ganz aufgegeben worden ist; man ißt sie nur noch frisch, und sie sind kaum noch ein Handelsartikel. Die Cantone Aix, Lambesc und Salon genießen indeß in der Feigenerzeugung noch eines großen Rufs; derselbe Fall ist es mit dem Gestade des Mittelmeers, von Perpignan bis zur italienischen Gränze; Roquevaire und Aubagne, im Arrondissement Marseille, sind die beiden Cantone in denen man sich mit dem größten Erfolg und Nutzen diesem alten provençalischen Handelszweig widmet; im Var-Departement bauen Antibes, Cannes, Grasse, Salerne und die Umgegend von Lorgues den Feigenbaum mit Vortheil an. Diese Gegenden werden daraus ohne Zweifel großen Nutzen ziehen, wenn die verschiedenen Eisenbahnnetze einmal die Entfernung aufgehoben haben durch die sie bis jetzt noch von den großen Städten des Binnenlandes und des Nordens getrennt sind. Statt der dürren Feigen, für welche sie einen furchtbaren Wettbewerb in den Einfuhren aus Griechenland, Spanien und Italien fanden, werden sie uns bald im frischen und schmackhaften Zustand eine Frucht senden, welche vielen Leuten etwas ganz neues seyn wird. Die armen Feigenhändler von Argenteuil werden dann aus dem Felde geschlagen seyn. Ist dieß aber zu bedauern? Ist es nicht besser von außen her das zu beziehen was man daheim nur unvollkommen und kostspieliger erzeugen kann?

Der Feigenbaum erleidet Schaden nur von dem Coccus ficus caricae, in der Provence bekannt unter dem Namen Ciron (eine Art Laus). Dieses Insect hängt sich überall an die Zweige an; es saugt den Saft aus, gibt dem Baum ein ärmliches und abgezehrtes Aussehen, verursacht das Abfallen der Früchte, und führt ihn, wenn er in großer Anzahl von diesen Thierchen angefallen wird, dem Absterben zu. Ein Baum des Armen, wächst und gedeiht der Feigenbaum vor dessen Hütte, gewährt ihm Schatten, liefert ihm den Nachtisch, erneuert ihm denselben jedes Jahr reichlich vom Monat August bis zum Ende Octobers, und erfreut ihn so mit einem Luxusartikel den gar mancher Reiche nicht kennt. Wenn der Feigenbaum nicht seit langer Zeit schon in Frankreich einheimisch geworden wäre, so würde man ihn mit Recht als ein Wunder der Pflanzenwelt betrachten; allein er gedeiht ohne Cultur, er erheischt keine Pflege: dieß genügt um seinen Werth vergessen zu machen — geht es aber den besten Dingen hienieden nicht ebenso?

Die deutschen Soldaten in Niederländisch-Indien.

Seit den frühesten Zeiten ihrer Festigung in Indien nahmen die Holländer in ihre Dienste Ausländer, besonders Deutsche, welche dort sowohl im Militär- als Civilstand nicht wenig zu der Ausbreitung und Stärke der niederländischen Macht beigetragen haben.

Zum Lohn dafür ernteten die Deutschen den Fluch der unterdrückten Nationen, den Undank, den Haß und die Verachtung der Holländer, welche wohl die Dienste der Deutschen zur Ergreifung der Beute sich gefallen lassen, diese aber nicht mit jenen theilen wollten und sich stets den Löwenantheil zu sichern wußten.

Traurig lauteten deßhalb die Nachrichten über das Loos der in holländischen Diensten stehenden Deutschen von dem Beginn der holländischen Herrschaft in Indien bis auf die neueste Zeit, in welcher ein verabschiedeter Colonialer in eisiger Januarsnacht in den dünnen, blauleinenen Anzug und mit aus den zerrissenen Schuhen hervorstehenden bloßen Zehen unter dem freien Himmel in einer holländischen Stadt friert.

Die Berichte von In- und Ausländern über das Loos jener Unglücklichen sind gleich betrübend. Man lese das Werk von Lord Macartheney über seine Gesandtschaftsreise nach China; die Andeutungen welche französische und englische Weltumsegler geben, oder die Erlebnisse von verabschiedeten Colonialen. Welch eine Behandlung konnte auch der Deutsche

von Menſchen erwarten, deren ſanftmüthigſte und humanſte noch von einem finſtern fanatiſchen Geiſt erfüllt waren und ſind? Man leſe das Werk von Valentyn, jenen frommen Diener von Gottes Wort, wie er ſich ſelbſt nennt, wie er das altzuſachte Ende von dem ternataniſchen Prinzen Saidi erzählt, welcher für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes und ſeines Glaubens focht, und denn dafür der holländiſche Oberbefehlshaber höchſteigenhändig, nachdem ihm bei lebendigem Leib Arme und Beine abgehackt waren, die Pike in den Mund ſtieß bis er verendete; und nicht zufrieden mit dieſer Schändung einer berſerkerwüthigen Rache auch noch eine Abbildung von dieſer Gräuelsſcene gibt!! — — oder das ſchreckliche Ende des Peter Erbveldt, eines „inländiſchen Kindes, wahrſcheinlich von deutſcher Herkunft,“ deſſen Schädel heute noch auf einer Mauer zu Batavia bleicht, und unter welchem eine Votivtafel mit gräulicher Verfluchung gegen Kind und Kindeskind in derſelben Mauer eingemauert iſt. Jener fromme Diener von Gottes Wort erzählt ferner ſehr naiv, wie ihm der Gewiſſensſkrupel Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen daß er nämlich einen Soldaten, der das Unglück hatte aus Zufall einen andern zu tödten, nicht an den Galgen und auf den Rabenſtein bringen ſollte; der mit wahrem Seelenvergnügen jedes Reſt nennt welches das Vorrecht des Blutbannes genießt. Die Peſtgruben der Europäer: Batavia, Onruſt, Bantam, Samarang, Bezucki, Banjuwangi, Patjitan, Tjilatjap; die Weſtküſte von Sumatra: Benkulen, Padang, Sinkel; die Molukken: Banda und Amboina bleichten von jeher und bleichen noch die Gebeine jener Unglücklichen welche dort im bitterſten Elend endeten.

Die Bedeutung des Wortes „Seelenverkäufer“ erkennt der Coloniale erſt dann, wenn er nach Indien geſchleppt iſt. Vorerſt ſchwebt ihm nur eine Capitulation vor daß er gegen Handgeld und ſo und ſo viel Löhnung auf ſechs Jahre als Soldat ſich engagirt habe und als ſolcher in der Colonie dienen werde; aber welche Behandlung ihm während dieſer Zeit widerfahrt, kann er freilich nicht ahnen. Er weiß nur von zu Haus daß man den Soldaten per Sie anredet und ihm in jeder Hinſicht anſtändig begegnet, daß man von dem Heer nur mit Achtung ſpricht, daß ſelbſt ein König es nicht anders als mein herrliches Kriegsheer nannte. In holländiſchem Dienſt ſchnauzt man ihn mit Yann und Jej an, nennt ihn Beroerling, verdoemeling, malenger, godverdoemden mof; die Armee in Indien betitelt man mit dem Namen: Abſchaum der europäiſchen Bevölkerung, freſſendes Capital u. ſ. w.; — kurz alles was den Soldaten adelt, was den Kriegerſtand erhebt und veredelt, wird hier mit Füßen und in den Koth getreten, und nach einem Leben voll Täuſchung, Entſagung und Entbehrung, voll Elend und Jammer kehrt er endlich, wenn er nicht durch typhöſes Fieber, Ruhr oder Cholera, durch Strapazen in ungeſunden Gegenden und Angriffe von Feinden hinweggerafft iſt, wenn man ihn nicht bei Ablauf der Dienſtzeit immer und immer wieder getäuſcht und hingehalten hat, bis er wieder auf eine weitere Anzahl Jahre Dienſte nahm und zeichnete, als verſtenzter Invalide nach Europa zurück.

Hat ein ſolcher Colonialer gar einmal das Glück als Nabob nach der Heimath zurückzukehren, ſo wird er mit Recht als eine rara avis angeſtaunt. In ſeinem Dienſtverhältniß hat er aber ſicherlich den Reichthum nicht erworben. Es mag ſeyn daß er als Hofpitalmeiſter, als Armeelieferant oder als Waiſenkammerverwalter ſich bereichert hat, niemals aber als Soldat oder Subalternofficier. Denn um dieſe dienſtbaren Geiſter in ſteter Unabhängigkeit zu erhalten, erſchwert man ihnen die Gründung eines eigenen Hausſtandes, verbietet ihnen Handel und Wandel, hält ſie durch häufige Verſetzungen in Athem, übthigt ſie ihren Gehalt drauf gehen zu laſſen — und haben ſie dennoch etwas von dem ſauer verdienten Tractament erſpart und zurückgelegt, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten daß nach ihrem Ableben ihre Familie und ihre nähern Verwandten die Baarſchaft nicht empfangen. Müßte das holländiſche Colonialbeſtüür alle Erbſchaften herausgeben welche es ſeit 200 Jahren zurückbehalten (?) und eincaſſirt hat, ſo würde man mit der Summe ein ganzes Königreich kaufen können.

Es iſt jetzt 25 Jahre her, ſeit ich nach Harderwyk mitten in das Leben und Treiben der Colonialen hineinkam. Es iſt ein Jahrzehnt, ſeit ich den Zuſtand des Militärs in Niederländiſch-Indien in einem Aufſatz zu ſchildern verſucht habe, den ich dem Kammermitglied Baron v. H. anbot, und der wenigſtens den guten Erfolg hatte daß kurz nachher ein Beſchluß des Königs veröffentlicht wurde, der die Prügelſtrafe bei dem Militär in Indien aufhob, obgleich ſpätere Erkundigungen, die ich einzog, dahin lauteten: auf den indiſchen Außenpoſten würde noch ſo wacker drauf losgehauen wie früher. Auch beweiſen die neueſten Vorgänge in Indien daß dort noch manches faul iſt im Staate Dänemark. Würden in unſern vaterländiſchen Journalen die weniger glänzend und angenehm klingenden Nachrichten über Indien ebenſo bereitwillig und getreu veröffentlicht wie die mit vergoldeten Federn geſchriebenen Lobhudeleien über indiſche Zuſtände, ſo wäre manches Deutſche von dem Schritt der ihn dorthin geführt, zurückgehalten worden, manche Lebensexiſtenz wäre nicht verſehlt, manche Thräne von Eltern und theuern Anverwandten nicht vergoſſen werden; doch viel kann noch geſchehen, manches gut gemacht werden, und ich hoffe daß dieſe Beiträge einigen Nutzen ſtiften und die Deutſchen, welche in holländiſche Dienſte treten wollen, über ihre Zukunft aufklären mögen, damit die glänzenden Illuſionen, welche ſie dahin ziehen, nicht erſt dann verſchwinden, wenn es zu ſpät iſt.

Nach meiner Ankunft zu Harderwyk meldete ich mich bei dem Commandanten, einem alten ehrwürdigen Schweizer, der mich leutſelig empfieng, und dann bei dem Chirurgymajoor, einem dickköpfigen Stockholländer mit Glotzaugen und einem Haifiſchrachen, der durch ſein barſches Weſen mich zu verſchlingen drohte, und gar kein Hehl daraus machte daß er jeden nicht in dem Häringsland gebornen Muſſon perhorrescire wie den Limburger Käſe, der bekanntlich dem holländiſchen den Vorrang ſtreitig macht. Die Deutſchen ſchien er mit dem Luikerwater in eine Rubrik zu ſtellen; dieſer Fremdenhaß galt damals bei den Holländern als patriotiſches Verdienſt, und wurde ziemlich wohlfeil zur Schau getragen. Mynheer konnte es nicht

verschmerzen daß der Hochdeutsche nicht für seinen niederdeutschen Bruder in die belgische Bresche gesprungen war. Ein Colonialer hat es beschrieben wie ihm sofort bei seiner Einkleidung die seinen civilen Kleider von dem Adjutanten abgeschwindelt wurden. Der Sousché, ein kurzer, dicker Holländer mit einem hochtrabenden französischen Namen und einer Physiognomie, so martialisch wie die jenes Londoner Spießbürgers der bei der Installation des Lordmayors das Schwert der Gerechtigkeit zu tragen pflegt, wußte jeden seiner Untergebenen in Contribution zu versetzen. Verlangte man Urlaub, so hatte er stets dorthin wohin man sich begeben wollte Commissionen; bald wünschte er einen Meerschaumpfeifenkopf, bald westphälischen Schinken, bald Braunschweiger Würste, bald eine Partie Rheinwein; einem Officier mußte er selbst zu ihm eine Matraze von Amsterdam mitzubringen. Einmal begehrte ein Lieutenant einige Tage Urlaub nach Deventer. „Den sollen Sie haben, Mynheer, aber vergessen Sie nicht für meine Damen Deventerkoek mitzubringen." Der Lieutenant versprach dieß und reiste ab. Als er wieder kam und sich meldete, rief der Sousché: „wel mynheer, hoe gaat het." Sehr wohl, Major. „Ach, darnach frage ich nicht." Wie steht es mit dem Deventerkuk? Der Officier, der den Auftrag rein vergessen hatte, erklärte, der Honigkuchen liege noch im Koffer eingepackt. „Dadelyk naar huis, myn heer." Der Officier eilte hinweg, kaufte bei dem ersten besten Bäcker ein paar Ladenhüter, die vielleicht schon jahrelang am Fenster paradirt, packte sie ein und schickte sie dem Major. Einige Tage nachher begegnete er diesem Sousché auf der Straße. „Heerlyk, overheerlyk, rief dieser ihm zu, het gaat niets over echte Deventerkoek!" Er hatte eine weiße Ziege, die er einmal durch den Bock einer armen Frau besprungen ließ. Die Frau begehrte ein Dubbelsa (6 fr.). Ein Stuvartje, Frau ist genug. Wel myn heer, erwiederte die Frau, als uwe geit weder den boek noodig heeft, 6. sp. ze deen zelfs.

Ich erhielt den Dienst als Garnisonsarzt und begann meine anthropologischen Studien. Es fiel mir auf daß die in dem zuchthausähnlichen Anzug von Pfeffer und Salz gekleideten Colonialen mit Stöcken die Wache bezogen, weil man ihnen keine Waffen anvertraute. Ein Cadettunteroffizier, der kaum 16 Jahre alt und 4 Zuß hoch seyn mochte, drillte die Mannschaften am Seestrand, indem er sie auf eine tyrannische Weise im Gebrauch der Waffe unterrichtete. Einmal schnauzte er einen 6 Zuß hohen Mann, der ihn immer höhnisch lächelnd betrachtet hatte, mit den Worten an: „Gyk regt nit, flankeur, of ik zal ye den tschakko in je hoofd donderen, dat je de hersenen over bord vliegen." Nu dan Sergeant, varwel op eeuwig, antwortete der Mann, indem er sich gerade richtete und über den Buben wegsah. Die Colonialen wurden von den Einwohnern nur die „Ongelukkigen" genannt. Je elender man diese „Unglücklichen" behandelte, desto prahlerischer bliesen sich die Superioren auf. Die Officiere trugen wohl Gold auf der Schulter, aber keins in der Tasche. Sie brüsteten sich nicht wenig mit ihren Heldenthaten, welche sie in dem „tiendugigschen veldtogt" gegen die belgischen muitelinge in den nordbrabantischen Hähnerställen und in den Boudoirs der Bauernbirnen ausgeführt hatten. Sie waren gränzenlos patriotisch, und ließen in den blauen Dunst der Gondaerpfeifen gehüllt mit ächtem Schiedamer unter donnernden hip hip hip hurrah! den König hoch leben, welchen sie fünf Jahre später wegen der kühnen Griffe in den holländischen Säckel so sehr verhorrescirt haben. Sie hatten fast alle den zehntägigen Feldzug mitgemacht, trugen deßhalb den kupfernen Verlustorden im Knopfloch und waren in Schilderungen ihrer Bravour unerschöpflich. Verirrten sie sich auf das Feld der Wissenschaften, so gieng es ihnen, wie dem Neger auf dem Eis, der zum erstenmal Schlittschuh laufen soll.

Holland nannten sie Europa, alles übrige Land war terra incognita oder Mofrika, welches ins Deutsche übersetzt unser Vaterland bedeutet.

Hinsichtlich der Officiere, welche mit meinem Transport reisen sollten, kann ich wohl sagen daß sie zu den Gebildetern gehörten, ja einige machten als Schöngeister und Sprachkenner mir nicht wenig zu schaffen, indem sie behaupteten, holländisch sey schöner als deutsch, worauf ich zu erwiedern pflegte, ich könne nicht finden daß aardkloot, allvleesch, slokdarm besser klinge als Erdkugel, Baushspeichelbrüse, Speiseröhre; daß die Travestie der Eigennamen ins Holländische nur einem holländischen Ohre wohllautend vorkommen könne, wie Keer statt Cornelius, Klaas=Nikolaus, Jan=Johann, Kaatje=Katharina, Naatje=Anna, Meintje=Rina, Grietje=Margaretha, Nolletje=Arnoldina u. s. w. Daß ihre gepriesenen Poeten und Deutschen ungenießbar seyen, weil sie auf holperichten Alexandrinern einherstolperten und die vor Jahrzehnten auf dem Boden Deutschlands, Englands und Frankreichs aufschießende Geistessucht, welche seidem als leere Spreu auf den literarischen Dünger geworfen, aus diesem als goldglänzendes Geistesfutter hervorzögen, noch einmal abdreschen und wiederkäuen. Ueberhaupt möchten sie bei der rasenden Vergötterung ihrer Helden, bei der überschränglichen Lobpreisung des niederländischen Ruhmes, der nach ihrer Ansicht den Ruhm aller andern Nationen auslöscht und verschlingt, das omne nimium vertitur in vitium beherzigen. Das war freilich unhöflich und pflegte diese Widersacher in eine Berserkerwuth zu versetzen. Sie priesen deßhalb lieber die Vorzüge ihres „Mutterlandes," Deutschland war nach ihrer Ansicht ein armseliges Land, aus welchem die hannecke manijer (die westphälischen Grasmäher) kämen, und in ihrem gelobten Land Arbeit suchten, weil bei ihnen zu Hause nichts zu verdienen war.

Da ich an ihrer Unterhaltung, welche sich ewig um Venus oder Bacchus, um die „tiende en zeventiende afdeeling" drehte, keinen Geschmack fand, so schloß ich mich einigen Landgenossen an, von welchen Dr. Jungbuhn schon nach wenigen Tagen mit dem Obersten Cleerens abreiste und jetzt ein in der Wissenschaft bekannter Name ist; Lieutenant Gewloht, ein Bremer, der unter Dom Pedro in Brasilien Capitän gewesen war, jetzt nach Indien gieng, wo er von einem steckholländischen Redouten-Commandanten dergestalt malträtirt worden ist daß er Hand an sich selbst gelegt hat, und G. v. H., ein preußischer gewesener Cavallerie-Officier, der in Indien

wegen vorgerückter Jahre lange nicht Officier werden konnte, bis er bei der Affaire zu Baros durch ausgezeichnete Tapferkeit mit dem Verlust zweier Finger sich die Epauletten verdient hat, aber auch den militärischen Willensorden reclamirte, welchem er, wäre er ein Holländer gewesen, nicht hätte entgehen können, der dem Mossen aber versagt wurde, weßwegen er milz- und leberſüchtig von Sumatra zurückkam und griesgrämig und waſſerſüchtig in dem Hospitale zu Samarang gestorben iſt. Dieſe drei Herren waren meine erſte Bekanntſchaft.

Während unſeres Aufenthaltes zu Harderwyk recrutirten ſich die colonialen Truppen aus holländiſchen, deutſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Mannſchaften, wir ſahen ſogar Schweizer in ihrer neapolitaniſchen Uniform ankommen. Mit zunehmender Wärme ſuchte man die Reinlichkeit zu befördern und die Leute zu erquicken dadurch daß man ſie zum Baden an die See führte. Es war ein eigener Anblick, wenn die vielen hundert Männer aufs Commando ſich auskleideten und die Weißen hier und da mit einigen ſchwarzen Afrikanern untermiſcht ins Waſſer fliegen. Wie viele von dieſen lebenskräftigen Geſtalten haben nur zu bald den heimathlichen Boden verlaſſen, um nie mehr dahin zurückzukehren; wie manche ſollten, ach! ſo elend die fremde Erde düngen indem ſie ungeliebt und unbeweint unter der glühenden Sonne Indiens in den Hoſpitälern zu Grunde gegangen ſind. Wie wenige haben Europa wieder geſehen!

Alle dieſe Leute wünſchten ſehnſuchtsvoll den Augenblick herbei, der ſie dieſem Strande entführen ſollte. Jeden Monat giengen Transporte von einigen hundert Mann nach Oſt- und Weſtindien ab, und nach zwei Monaten kam die Reihe an uns. Vor der Abreiſe erhielten wir noch eine Gratification von einigen hundert Gulden zur Equipirung, womit die Officiere ihre Verbindlichkeiten löſen konnten. Die volle Börſe hob die Stimmung dieſer jungen Leute, und es wurden zum Abſchiede fröhliche Gelage veranſtaltet, wo es laut hergieng und manche Freundſchaft geſchloſſen wurde. Dieſe Gelage hatten wenigſtens das Gute daß die Zurückhaltung der einzelnen verſchwand, ein gewiſſer Corpsgeiſt uns ergriff und das gleiche Loos, die gleiche Beſtimmung uns näher zuſammenführte, ſo daß wir mit einem gewiſſen Troſt die Reiſe antraten, nämlich dem: in der Ferne nicht ganz allein zu ſtehen, ſondern Bekannte zu treffen. Das jugendliche Gemüth erſchließt ſich ja ſo gerne gleimgeſtimmten Seelen.

Der Abſchied aus der Heimath, die ungewiſſe Zukunft, der wir entgegen giengen, würden uns noch ſchmerzlicher gefallen ſeyn, wenn man uns den Fehler daß wir Ausländer und zwar Deutſche waren, in ſeiner ganzen Schwere hätte fühlen laſſen. Aber bei dieſen Gelagen fand eine allgemeine Verbrüderung ſtatt — und wohl, wenn dieſe Stand gehalten haben würde.

Holland befand ſich damals noch im Kriegszuſtande mit Belgien und es war jeder Arm willkommen der ſich dem Dienſte Niederlands widmete. Seit dem Jahre 1839 hat ſich dieſes aber bedeutend geändert. Nachdem der König Willem I. in die förmliche Lostrennung Belgiens von Holland gewilligt hatte, giengen geborne Holländer in großer Zahl nach den Colonien und wurden vor den Ausländern natürlich bevorzugt. Jetzt begann jene grimme berſerkerwüthige Verfolgung der Deutſchen, jene ungerechte Zurückſetzung, der rohe Haß, unter dem auch wir ſo ſehr haben leiden müſſen, der nur zeitweiſe nachließ, wenn Jantje Kaas in die Klemme gerieth. Selbſt der Chef des Stabes ſprach es damals laut und öffentlich aus: ſolange noch geborne Holländer vorhanden ſeyen, dürfe kein Ausländer avanciren. Wir fühlten dieſe Zurückſetzung um ſo ſchmerzlicher, als man bei unſerer Anſtellung uns mit den Officieren, die geborne Niederländer waren, auf eine Stufe zu ſtellen ſchien, die uns gleiches Recht zum Avancement eröffnete.

Jetzt ſollten wir uns von jedem Stockholländer trillen laſſen, und wie der Gemeine ſeinen Körper mißhandeln ließ, ſo mußte der wiſſenſchaftlich gebildete Mann ſeinen Geiſt von jedem holländiſchen Ignoranten in ſpaniſche Stiefel zwängen laſſen.

Selbſt bei Duellen zeigte ſich der Fremdenhaß darin daß es nicht mehr ehrlich zugieng und mancher Deutſche ſein Leben laſſen mußte. Ein Sergeant zu S., der einen todten Soldaten ins Hoſpital brachte, antwortete dem mit dem Verunglückten mitleidhabenden deutſchen Hoſpitaldirector: an dem liegt nichts, es iſt nur ein Moff. Freilich fand man allenthalben im Militär und in dem Civildienſt Deutſche. Der ſtammverwandte Niederdeutſche ſchien dem Hochdeutſchen näher zu ſtehen als der Romane, Slave oder Türke. Wo man auch in Holländiſch-Indien reiſen mochte, gewiß traf man Deutſche an. Man konnte jenem reiſenden Geſellen glauben, der da erzählt:

Zu Madras in dem Hindoſtan
Kam ich vor einer Kneipe an.
Trat ein und ſchrie:
Ich keiner von Wöllingen hie?
„Nein, aber von Ellwangen“
Rief ganz hinten ein alter Brahmine.

Die prahleriſche Ueberhebung, welche lieber zu dem afrikaniſchen als zu dem germaniſchen Menſchenfleiſch ihre Zuflucht nahm, mußte als ein verblümter Menſchenhandel auf Einſprache Englands bald aufhören — und die Seelenverkäuferei kam wieder vor den Thoren Deutſchlands in Flor.

Bei meiner Abreiſe aus Indien war der Zuſtand der Deutſchen noch der Art, wie ich ihn in obengenanntem Aufſatz geſchildert habe. Es iſt zu wünſchen daß die Colonialregierung dieſen Zuſtand wie ſo manchen andern gemildert und gebeſſert habe. Gewiß hat auch der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar als Chef der Armee nach Kräften dazu beigetragen das Loos ſeiner Landsleute beſſer zu ſtellen, und die Holländer den Deutſchen geneigter zu machen.

Die Andalusier.

Andalusien ist der Theil Spaniens welchen die Mauren zuletzt verließen, und daher finden sich in Sitten, Trachten, Ortsnamen u. s. w. noch viele maurische Anklänge, ja selbst die Bau-Art der Häuser zeigt deutlich daß sie nur eine Abänderung der maurischen ist, indem die späteren Bewohner die Häuser ihrer maurischen Vorfahren nach ihren Bedürfnissen modificirten, ohne aber ihnen ihren eigenthümlichen Charakter zu rauben.

Das Königreich Andalusien besteht aus den Provinzen Sevilla, Granada, Cordoba, Jaen, Malaga und Almeria. Im Süden wird es von dem mittelländischen Meer und dem atlantischen Ocean begränzt, im Osten vom Königreich Murcia, im Norden von Estremadura und Neu-Castilien, und im Westen von dem Königreich Portugal.

Das Land ist meist gebirgig, nur im Norden befinden sich größere Ebenen, die beiden Hauptgebirgszüge sind die Sierra Morena und die Sierra Nevada mit ihren Abzweigungen Sierra de Gador und Sierra Almagnera. Nahe bei Granada hat die Sierra Nevada ihre größte Höhe, wo einige Gipfel sich befinden die mit immerwährendem Schnee bedeckt sind, und die nicht wenig zu der romantischen Lage Granada's, der Stadt der tausend Thürme und des letzten Mauren, beitragen.

Größere Flüsse besitzt das Land nur zwei, den Guadiana und Guadalquivir, ersterer bildet die Gränze mit Portugal, letzterer bespült die Mauern Sevilla's und Cordoba's.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Ackerbau und die Viehzucht. Im Norden und Westen des Landes werden die berühmten andalusischen Pferde und Stiere gezogen, der Süden und Osten beschäftigt sich mehr mit der Zucht der Ziegen und Schafe, welche letztere aber nicht die feine Wolle der Schafe von Estremadura und Leon haben. In einzelnen Theilen des Landes wird auch vorzugsweise die Weberei und in der Provinz Almeria der Bergbau betrieben.

Die Andalusier sind im ganzen genommen ein schöner Menschenschlag, die Männer meist groß und stark, mit schönen Backenbärten, die sie mit großer Sorgfalt pflegen, von der Sonne gebräunt. Die Frauen haben meist sehr feine Gesichter und prächtige Gestalten. Ihre Haare tragen sie beinahe alle in zwei großen Buckeln hinter den Ohren, die durch zwei silberne oder vergoldete Nadeln festgehalten werden, während das Haar des Hinterkopfes in einen breiten Zopf geflochten wird, der durch den Kamm im Nacken mehrfach zusammengelegt festgehalten wird.

Die Landestracht bietet, je nach den verschiedenen Provinzen und den Jahreszeiten, mehrfache Verschiedenheiten dar. In den südöstlichen Theilen des Landes tragen die Männer im Sommer weiter nichts als das Hemd, eine Weste, die unentbehrliche Faja um den Leib und die Zaraguelles an den Beinen. Diese Zaraguelles sind weiße leinene Beinkleider, die indeß nur vom Gürtel bis kurz über die Kniee reichen, sie sind ungemein weit, so daß sie eher einer Art Frauenrock als Männerkleidern gleichen.

Die Faja, eines der in Spanien verbreitetsten Kleidungsstücke, besteht aus einer fußbreiten und oft fünf bis sechs Ellen langen Binde aus Wollenstoff, beide Enden haben Franzen, das eine ist oft durch Zusammennähen der beiden Ränder und durch einen übergeschobenen Ring in einen Geldbeutel umgewandelt. Die Farbe dieser Faja ist bei weitem am häufigsten roth mit verschiedenen Mustern! An den Füßen tragen beide Geschlechter entweder Alpargatas oder Esparteñas. Die Alpargatas sind Schuhe mit einer Sohle aus Hanfstricken, der Vordertheil des Fußes ist durch ein weißleinenes Oberthei geschützt, die Ferse wird durch ein querüberliegendes Band an der Sohle des Schuhes festgehalten. Die Esparteñas sind aus Esparto gemacht, den wir später betrachten werden und von derselben Gestalt wie die Alpargatas.

Die Frauen tragen Kleider von baumwollenem Zeug, und auf dem Kopf ein Schnupftuch gebunden.

Im Winter ändert sich diese Tracht, die Männer tragen dann über der Weste die Chaqueta, eine kurze Jacke, auf deren Aermeln und Rücken mit andersfarbigem Tuch allerlei Muster aufgenäht sind; über den Zaraguelles tragen sie das andalusische Beinkleid, welches nur bis kurz über das Knie reicht und an der äußeren Seite des Beins von den Taschen an bis an das untere Ende mit Knöpfen versehen ist. Das Bein vom Knie abwärts wird durch Strümpfe von Wolle, die indeß keinen Fuß, sondern nur eine Art Steg haben, geschützt.

Auf dem Kopf tragen die Männer den Sombrero de Calaña, oder andalusischen Hut mit breiter Krämpe, die umgeschlagen ist, im Winter oft die Montera oder spitze Filzmütze ohne Krämpe. Als Mantel dient allgemein die Manta, ein vier Ellen langes Tuch, das an der einen langen Seite zusammengenäht ist.

Die Frauen tragen im Winter Kleider von braunem oder dunkelblauem Wollenzeuge, zu denen sie die Wolle meist selbst spinnen, weben und färben, der braune Stoff heißt Cayeta, der blaue Sayeta. Das braune Zeug liefert meist auch den Stoff zu den Beinkleidern und Jacken der Männer.

Die Festkleidung ist verschieden und im höchsten Grade malerisch und kleidsam. Die Männer tragen dann sehr reich gestickte Jacken, Beinkleider und Weste dicht mit silbernen Knöpfen und Anhängseln besetzt, an den Unterschenkeln die Botas, d. h. Gamaschen von Leder, die sehr reich benäht und mit einer Menge Troddeln besetzt sind, darunter weiße Strümpfe und Schuhe. Die Faja ist dann meist von Seide, in ihr wird außer andern Kleinigkeiten stets die Navaja aufbewahrt. Die Navaja ist das in Spanien durchgehend übliche Messer mit langer, etwas gekrümmter Klinge und oben solchem Heft, in welches sie sich einlegt. Trotz des Verbots es zu tragen, wird man selten einen Andalusier ohne dasselbe finden.

Die Frauen tragen dann einen kurzen Rock, der bis auf die Knöchel reicht und Saga oder Zagalejo heißt, eine Art Spencer, die Mantilla, und an dem Halse eine Kette von wirklichen oder Glasperlen.

Die Andalusier sind im allgemeinen gutmüthig, doch haben sie wie alle Spanier sehr heißes Blut und brausen leicht auf. In ihrer Rede lieben sie gar sehr die Wortspiele

und beißenden Redensarten. Sie lieben über alles Festlichkeiten und Vergnügungen, auf der andern Seite sind sie aber auch wieder arbeitsam und höchst genügsam.

Die Wohnungen der Andalusier sind verschieden, je nachdem sie sich in den Städten, Dörfern oder auf dem Lande befinden.

Die Städte haben meist enge Straßen, die Häuser platte Dächer, anstatt der Fenster Balcone auf die Straße und im Innern stets einen Hof, den in jedem Stockwerk eine Gallerie umgibt, auf welche die Thüren der Wohnungen und der Treppen münden. Die Häuser sind meist mehrstöckig, und viele haben noch die maurische Bauart in Fenstern und Thüren. Das platte Dach dient Abends als Versammlungsort und als Spaziergang.

Auf den Dörfern sind die Häuser meist einstöckig, mit plattem Dach, oder wie in einigen Gegenden mit flachen Steinplatten belegt.

Ein großer Theil der Andalusier, die vom Ackerbau leben, wohnt nicht in den Städten oder Dörfern, sondern in der Mitte seines Besitzthums in Maiereien, Cortijos genannt.

In solch einem Cortijo lebt die ganze Familie des Besitzers, die Knechte und Mägde, der Viehstand u. s. w. Jeder Cortijo besteht gewöhnlich aus mehreren Gebäuden, die nach und nach, wie der Wohlstand oder die Familie des Besitzers sich vermehrte, entstanden sind.

Im Hauptgebäude befindet sich unmittelbar am Eingange das Familienzimmer, dessen unentbehrlicher Bestandtheil der Herd oder Chiminea, auch Foyon ist. Es ist dieß in der Regel eine große und weite Esse, in der verschiedene Eisenstangen angebracht sind um den Dieben den Eintritt zu verwehren, mit ihrem Mantel. Unter dieser sind in den Fußboden, der meist aus gestampfter Erde, selten aus Ziegelpflaster besteht, mehrere große Steinplatten eingelassen, auf denen das Feuer brennt. An der Hintermauer hängen die Dreifüße, Pfannen und Kessel, sowie eine Kette um den Stiel der Pfannen zu halten, wenn diese auf dem Dreifuße stehen.

Den Rand des Essenmantels verzieren gewöhnlich die Schüsseln, Töpfe u. s. w., sowie als Seltenheiten einige Gläser und Flaschen. Hier am Feuer ist der Platz der Hausfrau und der Töchter des Hauses, hier befinden sich mehrere Stühle mit niedrigem Sitz und Lehne, Butacas genannt, meist mit Espartogeflecht als Sitz.

Die eine Wand nimmt die Cantarera, das Gestell für die Wasserkrüge, ein, welche von Thon in der Form der antiken Amphoren sind.

Daneben befindet sich die Arca, eine große hölzerne Kiste mit Klappendeckel, worin der Sonntagsstaat und die sonstigen Habseligkeiten aufbewahrt werden. Die übrigen Wände und die Decke sind meist mit den Producten der vorhergehenden Ernte dicht bedeckt; hier finden sich die Reihen Zwiebeln und Knoblauch, getrocknete Pimientos, Tomates, Judicas und Mais.

Oft ist eine Ecke dieses Zimmers von einem mutterlosen Lamm, Zicklein oder Schwein eingenommen, welches die Familie künstlich aufzuziehen bemüht ist. Selten ist ein Fenster vorhanden, alles Licht dringt gewöhnlich nur durch die Esse und die Thüre ein.

In einem Nebenzimmer befindet sich die Lagerstätte der Familie, darunter und dazwischen oft der Vorrath von Getreide, Schaffellen u. s. w.

Hinter dem Haus ist der Stall für die Pferde, Maulthiere oder Ochsen des Besitzers, daneben ein halbbedeckter Hof, worin die Schafe und Ziegen übernachten.

In einiger Entfernung vom Hause befindet sich gewöhnlich der Backofen.

In den gebirgigen Theilen des Landes sind diese Cortijos gewöhnlich auf vorspringenden Bergrücken erbaut, am Abhange des Berges liegen die Felder und Pflanzungen des Besitzers.

Dieser kurze Blick auf die Wohnungen der Landleute Andalusiens führt uns darauf den Ackerbau etwas näher zu betrachten, den ich mich bemühen werde so zu schildern wie ich ihn in der Provinz Almeria im Gebirge der Sierra Nevada, nahe der kleinen Stadt Purchena, gefunden habe.

Die Producte des andalusischen Ackerbaues sind folgende: Feldfrüchte: Roggen, Weizen, Gerste, Mais, Flachs, Kürbisse, Bohnen, Paradiesäpfel, spanischen Pfeffer, Pferde- oder Saubohnen, Knoblauch und Zwiebeln, Kartoffeln.

Fruchtbäume: Oelbaum, Mandelbaum, Feigen, Kirschen, Cactusfeigen, Pfirsiche, Weinstöcke, Granatbäume, Citronen, Apfelsinen, Birnen, Aepfel, eine Art mehliger Frucht, zwischen der Mispel und dem Apfel stehend, Cerva genannt u. s. w.

Die Vorbereitung des Feldes geschieht stets durch Ackern, selbst an sehr steilen Hängen, der Pflug ist von höchst einfacher Construction und reißt nur die Erdoberfläche auf, ohne sie umzuwenden.

Der Hauptbestandtheil ist ein krummes Stück Holz, an welches ein Bodenstück angefügt wird, welches der langenförmigen Pflugschar als Unterlage dient. Es ist dieses Bodenstück in das Ende des Krummholzes eingefügt, und wird außerdem durch einen eisernen Stab mit Schraubenmutter in seiner Stellung erhalten. In dieses Bodenstück sind zwei Pflöcke eingetrieben, die dazu dienen sollen die aufgehobenen Erdschollen umzuwenden. Ueber diesem Bodenstück ragt auf der hinteren Seite des Krummholzes der Pflugsterz in die Höhe, der gewöhnlich aus einem Brett geschnitten ist; an das vordere Ende des Krummholzes ist mit zwei eisernen Ringen die Deichsel befestigt.

In diesem Pflug gehört das Joch, verschieden in seiner Construction, je nachdem der Pflug für Maulthiere oder Esel, oder Ochsen kommen soll.

Für den ersteren Zweck besteht es aus einem dreifach gekrümmten Stück Holz, in welches vier Pflöcke befestigt sind, ungefähr so wie in Sachsen auf dem Lande die Joche für die Ochsen sind, die dem Polster für die Kummete zur Unterlage dienen. In der Mitte befindet sich eine Schlinge aus starkem Strick, worein die Deichsel zu liegen kommt, die durch einen vorgeschobenen Holzpflock am Herausrutschen gehindert wird.

Da der Pflug seiner wenigen Eisentheile halber sehr leicht ist, dringt er fast gar nicht in die Erdoberfläche ein; deßhalb ist der Pflüger stets bemüht ihn durch das Gewicht

seines Körpers tiefer eindringen zu machen, was er dadurch hervorbringt daß er mit einem Fuß zwischen Krummholz und Sterz tritt und so hüpfend das Feld bestellt.

Das Pflügen geschieht stets nach einem Regen der die Erdoberfläche etwas erweicht hat

Dem Pflügen folgt das Säen; der Samen wird sehr dünn ausgestreut, und zwar so daß die einzelnen Pflanzen durchschnittlich vier bis sechs Zoll von einander entfernt zu stehen kommen. Nach dem Säen geschieht das Unterbringen des Samens, was man auf mehrfache Weise zu bewerkstelligen sucht. Einmal nämlich übergeht man das Feld mit einer Art Egge aus Dornsträuchern, und sodann mit einem Brett, welches durch zwei Maulthiere oder Ochsen gezogen wird und auf dem der Bauer steht.

Die Felder welche an Bergabhängen liegen, geben nun ihren Herren bis zur Ernte nichts mehr zu thun, jene aber die auf den ebenen Stellen eines Thales oder einer Schlucht liegen und Bancales heißen, die gewöhnlich mit Mais, Bohnen u. s. w. bestellt werden, sind ein fortwährender Gegenstand der Aufmerksamkeit ihres Besitzers, der sie häufig bewässert, wie denn fast alle Thäler und Schluchten in denen sich Bancales finden auf beiden Seiten Wasserleitungen, Azequias, haben.

Das Ernten des Getreides geschieht stets mit der Sichel, hoz, die sehr groß und in weitem Bogen gekrümmt, sowie auf der inneren Seite gezähnt ist. Nur in sehr wenigen Districten Andalusiens, wie in der Vega von Granada und in einigen Theilen des nördlichen Andalusiens kennt man die Sense, guadaña.

Das geschnittene Getreide wird nach dem Dreschplatz, trilla, gebracht, der in der Regel nahe an dem Cortijo des Besitzers gelegen ist. Es besteht derselbe aus einem runden ebenen, etwa 30 bis 40 Fuß Durchmesser haltenden Platz, der mit breiten Steinplatten belegt ist. Auf diesem wird das Getreide, die Aehren dem Mittelpunkt zugekehrt, ausgebreitet, und nun darauf sechs bis acht Maulthiere oder Esel im Kreise herumgetrieben. Sind so beinahe alle Körner aus den Aehren entfernt, so werden dieselben nach der Mitte zugekehrt, sodann zwei Maulthiere an ein Brett gespannt, auf welches sich einer der Arbeiter stellt, und das nun solange auf dem Getreide herumschleift, bis die Körner alle aus den Aehren entfernt, und das Stroh in kurze Stücke von zwei bis sechs Zoll Länge gerieben ist.

Das Korn wird dann durch Werfen gegen den Wind von der Spreu gereinigt und ist zum Verkauf fertig.

Um das erhaltene Getreide in Mehl zu verwandeln, sind überall Mühlen vorhanden, in den waſſerarmen Gegenden Windmühlen, die meiſt Segelflügel haben, in den waſſerreichen Waſſermühlen, die alle durch horizontale Waſſerräder, Turbinen, betrieben werden.

Der Bodenſtein liegt feſt, der Mühlſtein wird von ſeiner Achſe, die den Bodenſtein durchdringt, bewegt. Im Mittelpunkt des Mühlſteins fällt das Getreide durch einen coniſchen Kaſten ein, der Bodenſtein iſt mit einer Matte von Eſparto umgeben, und hat eine Rinne, aus der das Mehl mit der Kleie vermengt in einen andern Kaſten fällt.

Auf dem Land und in den Dörfern iſt das Mehl keine Handelswaare, ſondern nur das Getreide, welches dann jeder Beſitzer für ſeine Rechnung mahlen läßt, und vor dem Verbacken die Kleie durch Sieben vom Mehl trennt.

In den Bancales, welche alle bewäſſert werden können, werden weniger Getreidearten gebaut, ſondern meiſt Bohnen, judicas habichuelas und habas genannt, Mais, Hanf, Rüben und verſchiedene Gemüſearten, ſowie Kürbiſſe, calabazas.

Der Mais wird ſehr weitläufig gepflanzt, in jedes Pflanzloch kommen zwei bis drei Maiskörner und ebenſo viele Bohnen, welche dann an den Maisſtengeln ihre Stütze finden.

Während des Sommers wird das Feld von Zeit zu Zeit bewäſſert; ſind die Bohnen in ihren Hülſen völlig ausgebildet, letztere aber noch grün, ſo werden ſie gepflückt und mittelſt einer Nadel auf Fäden gezogen, und in den Häuſern ſo als Ingredienz für den Puchero, die Olla oder das Cocido, die tägliche Mahlzeit des Spaniers, für den Winter aufbewahrt.

Der Mais, gewöhnlich Panizo genannt, wird zum Theil ſchon vor ſeiner völligen Reife als Nahrungsmittel verwendet, die Kolben, Panochas genannt, werden, wenn die Körner noch milchig ſind, geröſtet und ſo gegeſſen.

Bei weitem der größte Theil des Maiſes wird nach ſeiner völligen Reife mit den umhüllenden Blättern geerntet, die ſie dann im Hauſe bis auf einige wenige abtrennen, die letzteren zuſammenbinden, und ſo die Kolben auf dünnen Stangen aufhängen, die ſaſt in allen Cortijos die Decke der Zimmer verzieren. In dem Maß als er gebraucht wird, wird der Mais gemahlen und zu der täglichen Mahlzeit der ärmeren Claſſe, den Gachas, verwendet.

Notiz über die Falaſchas oder Juden in Abeſſinien.

Aus einem Brief eines abeſſiniſchen Miſſionärs an Dr. L. Krapf.

Schließlich möchte ich noch einige Einzelheiten über die Falaſchas [1] oder Juden in Abeſſinien mittheilen. Ich habe ſie oft beſucht und viele Unterredungen mit ihnen gehabt, aber es war mir unmöglich ganz befriedigende Aufſchlüſſe über ihre Sitten, Gebräuche und Gottesdienſt zu erhalten, da ſie ſich über dieſe Dinge ſehr zurückhaltend äußern und geneigt ſind unſere Fragen auszuweichend zu beantworten. Sie ſind ſehr zahlreich in den Provinzen Kuara und Godſcham. Ihr Oberrabiner wohnt in Kuara. Man findet ſie auch zerſtreut in den Provinzen Tſchelga, Dembea, Woggera und ſelbſt in Schoa. Jedes jüdiſche Dorf hat ſeine Mesdſchid (Synagoge) mit einem einzigen Thor, das gegen Oſten gekehrt iſt. Nicht alle Dörfer haben Prieſter. In der Synagoge haben ſie ſtets ein Licht brennend. Innerhalb des Gebäudes, gegen Weſten, ſind Matten oder Teppiche ausgebreitet, auf welchen der Prieſter beim Gebet ſteht. Die Prieſter ſind gewöhnlich Eunuchen. Ihre Prieſterkleidung beſteht aus weiten

[1] Falaſcha iſt abzuleiten von dem amharischen Wort „Fälläſä“ auswandern, Falaſcha der Auswanderer.

weißen Hosen, einem Hemd von feinem weißen Stoff, und einem Gürtel aus weißem abessinischen Tuch um die Lenden. Auch tragen sie einen weißen Turban. Beim Gebet gebrauchen sie die Psalmen. Außer dem Sabbat feiern sie strenge verschiedene andere Feste welche in dem Gesetz Mosis geboten sind. Von Freitag Abend bis Samstag Abend wird kein äußeres Geschäft verrichtet. Sie verwenden Muhammedaner als ihre Schafhirten. Sie feiern eine Woche lang das Fest der ungesäuerten Brode zur Erinnerung an den Auszug aus Aegypten. Sie halten auch das Hüttenfest und das der Neumonde. Jeden Sabbat wird ein Lamm in der Synagoge geopfert. Das gebratene Fleisch wird von der Versammlung gegessen, die Gebeine und Eingeweide werden verbrannt. Wenn sie nicht im Stande sind ein Lamm zu opfern, so bringen sie Brod in die Synagoge, welches sie mit einander essen. Dieses Brod heißt ein Opfer. Die Aermeren essen zuerst. Die Priester erhalten den Zehnten von allem. Sie haben nur wenige Schulen, da die meisten Kinder in den christlichen Schulen lesen lernen. Nur Knaben lassen sie unterrichten, für Mädchen schicke sich das Lernen nicht. Sie leben in einer ordentlichen und gesetzlichen Ehe, und Sünden der Unkeuschheit sind fast gänzlich unbekannt unter ihnen.

Ihre Todtengräber sind sieben Tage unrein nachdem sie ein Grab gemacht haben. Niemand darf in ihren Häusern sterben, da sie der Ansicht sind, eine Seele könne sich nicht frei zum Himmel erheben. Wenn daher jemand dem Tode nahe ist, so tragen sie ihn in ein Zelt das vor dem Haus errichtet wird, und lassen ihn dort verweilen bis er stirbt. Wenn er ein frommes Leben geführt, das heißt, wenn er das Gesetz gehalten und seinem Nächsten nichts Böses gethan hat, so fliegt seine Seele an den Ort wo Abraham und David sich befinden. Wenn er aber Böses gethan hat, geht sie abwärts.

Eine Wöchnerin ist 40 Tage lang unrein. Wenn ein Stück Vieh von wilden Thieren zerrissen wird, so ist es unrein und wird den Muhammedanern gegeben. Wer mit andern in Feindschaft lebt wird vom Gottesdienst ausgeschlossen bis er sich vor einem Priester mit denselben versöhnt hat. Die Juden sind industriöser als die Christen. Sie treiben alle Ackerbau und haben sich zu diesem Ende Land geben lassen von dem gegenwärtigen König, der sehr freundlich gegen sie ist. Außer Ackerbau treiben sie auch das Handwerk von Maurern, Schmieden, Webern u. s. w., aber nie geben sie sich mit Handel ab, was merkwürdig ist. Mit den Christen essen sie nicht, noch genießen sie irgend etwas was von denselben kommt. Wenn sie mit Christen zusammengekommen sind, waschen sie sich und ihre Kleider siebenmal. Sie erlauben den Christen nicht in ihre Häuser zu gehen. Der Platz wo ein Christ gesessen ist, oder den er betreten hat, wird siebenmal gewaschen.

Was das Missionswerk unter ihnen betrifft, so können wir bezeugen daß sie ein großes Verlangen nach dem Wort Gottes im Alten Testament haben. Hätten wir letztes Jahr Hunderte von Bibeln gehabt, so hätten wir sie unter die Falaschas austheilen und gewiß seyn können daß sie dieselben lesen werden. Sie glauben daß Christus der große Prophet war von welchem Moses Deut. 18, 15 gesprochen hat — der Sohn der Jungfrau Jesaias 7, 14 — der Schilo Genesis 49, 10, und der Sohn Jesaias 9, 6. Auf die Frage: warum hört ihr Ihn nicht Deut. 18, 15—19, antworten sie, „weil es unsere Väter nicht thaten.“ Unsere Hoffnung ist daß dieses interessante Volk sich von seiner gegenwärtigen tiefen Erniedrigung erheben und ein Salz für die abessinische Kirche werden wird. Wir wollen sie unterrichten so viel wir können. Die Abessinier freilich verzweifeln an der Bekehrung eines Juden, indem sie sagen, die Kamanten und Schankalas würden sich eher bekehren als die Juden.

Ich habe so eben unsere jüdische Schule besucht und examinirt, und war sehr damit zufrieden. Sie enthält gegenwärtig 23 Knaben, alle wollen lernen, beides die Alten und die Jungen. Der Schulmeister versichert mich daß manche Juden aus weiter Ferne kommen und ihn ersuchen ihre Kinder zu unterrichten. Ich bemerkte mit Vergnügen daß alle Kinder fließend lesen konnten. Neulich hat der König selbst einen unserer Knaben examinirt und war sehr mit ihm zufrieden.

Der König Theodoros hat neulich den frühern Gouverneur von Tigre, Ubie, in Freiheit gesetzt, den er seit 1855 gefangen gehalten hatte. Er hat Ubie's Dochter geheirathet und ihm sein Stammland Semien zurückgegeben mit dem Auftrag, die Rebellion in Tigre zu unterdrücken. Dieser politische Schritt kann von großen Folgen seyn. Tritt Ubie gegen die Rebellen auf, so sind sie verloren, vereinigt er sich aber mit ihnen, so wird des Königs Lage noch schwieriger werden als sie gegenwärtig ist. Er hat Feinde auf allen Seiten, und Abessinien ist eben noch immer was sein Name sagt: „Habeschi d. h. Verwirrung, Durcheinander.“

Miscellen.

Die fossile Fauna Europa's. In Pikermi in Griechenland, woher Wagner einen fossilen europäischen Affen beschrieb, der sich neuerdings als ein ächter Cercopitheus herausgestellt hat, hat man bei weiteren Nachgrabungen nach Fossilien siebzehn weitere Affenschädel, wovon acht in einem Raum von drei Kubikmeter zusammen, gefunden; außerdem Kiefer und Knochen von Hyaena, Thalassactis, Pseudocyon, einer Zibethkatze (Viverra Orbignyi u. s. f.); ferner vier Schädel eines kolossalen Schweines (Sus erymanthius, Wagner); sodann vier Schädel von alten, zwei von jungen Rhinoceros; ferner Kiefer von Mastodon, Dinotherium, und ein gigantisches Wadenbein, vielleicht zu Dinotherium gehörig. — Die Existenz von Giraffen in Europa, kurz vor der jetzigen Epoche, war schon vorher aus einigen Kieferstücken und Zähnen bekannt. Gaudry aber, der die neuesten Ausgrabungen leitete, fand nun zwei Arten von Giraffen bei Pikermi; eine an die jetzt lebende afrikanische, die andere schon an die ostindische Gattung Sivatherium sich anschließend. Ferner wurden entdeckt acht Schädel verschiedener Antilopenarten; auch Knochen von hühnerartigen und reiherartigen Vögeln; eine Schildkröte u. s. w.

*

Acclimatisation von Schildkröten. Ein Franzose, Dr. Rusz, schlägt vor, Seeschildkröten ins Mittelmeer zu

verpflanzen, und will zu diesem Zwecke junge Schildkröten in Menge fangen und nach dem Mittelmeer transportiren lassen. Er hat wohl hiebei besonders die westindischen Arten im Auge, nämlich die Karette (Caretta imbricata), die das schöne Schildpatt liefert, und die gewöhnliche Antillenschildkröte (Chelonia mydas), die zu Hunderten jährlich nach Europa eingeführt und in der Form von Turtle-Soup verspeist wird. — Von der im Mittelmeer einheimischen Chelonia Chaouana ist das Schildpatt nicht zu gebrauchen und auch das Fleisch weniger fein; überdieß scheint sie aber noch ziemlich selten zu seyn. Eine Frage ist nur, ob jene Schildkröten aus dem warmen mexicanischen Golf im Mittelmeer leben können. (Zoolog. Garten.)

*

Die neue Aera der Stahlerzeugung. In den letzten zwei oder drei Jahren sind zahlreiche Theorien in Bezug auf Erzeugung von Stahl und anderen Producten, welche dem Stahl ähnlich sind, aufgestellt, und obwohl jede verschiedene Mängel zu haben scheint, die noch abgestellt werden müssen, so hat ihre praktische Ausführung doch schon den Nutzen gehabt daß man mehr als früher seine Aufmerksamkeit auf die eigentliche chemische Constitution des Stahls gerichtet hat. Bessemer's Proceß verdankt seinen Erfolg der Chemie, und die Processe von Birks, Clay, Saunderson, Musket, Spence, die allerdings zum Theil sich als unbrauchbar erwiesen haben oder nicht weiter verfolgt wurden, gründen sich auf die nämliche Wissenschaft. Ungeachtet des beständigen Spottes daß ihre Methoden werthlos seyen, sind Bessemer, Musket, Clay und Spence unermüdlich in ihren Arbeiten gewesen, und ihre Erfolge fangen jetzt an bemerkbar zu werden, indem Bessemer seine Producte schon auf dem Markt hat, und Spence nicht allein durchaus günstigen Erfolg erzielt hat, sondern auch glücklich genug gewesen ist seinen neuen Producten so ausgedehnte Anwendung zu sichern daß die Lieferung eben nur den Nachfragen genügt. Die Preise sind — wenigstens von dem Bessemer'schen Fabricat — jedoch nicht ganz so niedrig wie man gewöhnlich glaubt, immer jedoch noch 30—40 Proc. geringer als gewöhnlich. Was Spence's Product betrifft, so glaubt man daß er es zu einem so niedrigen Preise auf den Markt bringen werde daß der Gebrauch von Schmiede-Eisen — mit wenigen Ausnahmen — aufhören müsse. Alle Stahlfabricanten der neueren Schule haben bei der Behandlung von britischem Kohksroheisen mit einer Schwierigkeit zu kämpfen gehabt die fast unüberwindlich scheint: die Anwesenheit von Schwefel und Phosphor hat jeden Erfolg, wenn er auch ganz sicher schien, vereitelt. So z. B. hat sich der Uchatius'sche Proceß, welcher bei Holzkohleneisen so herrliche Resultate gab daß er einen der erfahrensten Hüttenbesitzer in Südwales dahin brachte, die Erfindung für eine bedeutende Summe zu kaufen, als vollkommen unbrauchbar erwiesen, und ist, wie wir glauben, jetzt längst aufgegeben, obwohl es keinem Zweifel unterliegt daß er für jede Art Eisen sehr anwendbar seyn würde wenn man den Schwefel und Phosphor entfernen könnte. Es wird daher eine Erfindung, deren alleiniger Zweck die Entfernung der erwähnten Bestandtheile ist, manchen von Nutzen seyn deren Erfindungen jetzt todt liegen. Von einer solchen Erfindung berichtet das Mechanics-Magazine als bei der Damascusstahl- und Eisencompagnie in New-York in Anwendung stehend. Im Mining-Journal, welchem überhaupt diese Bemerkungen entnommen sind, ist angezeigt daß einem Hrn. Farrar für diese Erfindung ein vorläufiger Schutz bewilligt sey, und wird darüber folgendes bemerkt: Die Damascuscompagnie macht jetzt nach dieser Methode täglich drei bis sechs Tonnen besten Gußstahl zu einem Preise von nicht über 28 Pf. Sterl. pro Tonne. Aus einem Puddeleisen, welches sie direct aus den Erzen erzeugt, und bei Anthracitfeuerung macht sie einen Stahl, der zum besten Maschinenstahl, zu Sägen u. s. w. hinreichend gut ist. Das Eisen kostet nicht mehr als 8 Pfd. St. pro Tonne, und wenn es nach dieser Methode verarbeitet ist, 20 Pfd. St. Durch Farrars Erfindung werden wir statt des langwierigen Cementationsprocesses Eisen binnen 3 Stunden in Stahl verwandeln können. Aus Roheisen, ganz ähnlich dem was er bisher angewendet hat, erzeugt der Erfinder ein vorzüglicheres, gleichmäßigeres, zähes und dehnbares Eisen und von einem gegebenen Quantum Eisen dieselbe Menge Stahl, indem beim Schmelzen gar kein Verlust stattfindet. Die Entfernung des Schwefels und Phosphors ist aber bei weitem das wichtigste an der Erfindung, und diese wird dem Erfinder bedeutenden Nutzen bringen. Wenn sie so vollkommen ist wie angegeben wird, so ist sie unschätzbar in ihrer Anwendung auf Uchatius', Bessemers und eine Reihe anderer Processe, zu welchen ein auch nur Spuren der schädlichen Substanzen enthaltendes Eisen — wie das englische — immer gänzlich unbrauchbar ist. (Mining Journal, Nr. 1250; berg- und hüttenmännische Zeitung 1860. Nr. 4.) In der Revue universelle des mines 1860, t. VII. p. 520 wird über Farrars Verfahren zur Gußstahlerzeugung folgendes mitgetheilt: „Die Methode ist sehr einfach. Das Puddeleisen wird in Stücke von 2— 3 Zoll Länge zerschlagen, und in einem Graphittiegel mit Salmiak, Blutlaugensalz und Braunstein beschickt. Die chemischen Reactionen welche zwischen diesen Substanzen während des Schmelzens stattfinden, scheiden den Schwefel und den Phosphor aus. Man wendet 1 Pfd. Blutlaugensalz und 2 Pfd. Salmiak auf 20 Ctr. Puddeleisen an; der Werth dieser Substanzen ist verschwindend klein gegen denjenigen des erhaltenen Products. Nach Farrar soll der Salmiak den Zweck haben, das Eisen, welches man zur Schweißhitze bringt, in teigartigen Zustand zu versetzen, wornach das Blutlaugensalz seine Wirkung ausübt und die Cementation hervorbringt, auf welche unmittelbar das Schmelzen des so gebildeten Stahls folgt. Abgesehen von der Richtigkeit dieser Theorie, ist es auffallend welche Rolle hier der Stickstoff zur Umwandlung des Eisens in Stahl spielt, und das praktische Resultat bestätigt hier die Versuche von Saunderson, aus welchen man schließen muß daß der Stahl kein bloßes Kohlenstoff-Eisen, sondern wirklich ein Kohlenstickstoff-Eisen ist." (Polytech. J.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5115